ORDER CONTINUED

FROM PREVIOUS REEL

Heimgarten.



Eine Monatsschrift

gegründet von

Peter Rosegger,

geleitet von

Hans Ludwig Rosegger.

XXXV. Jahrgang.



Graz.

Druck und Verlag von „Leykam“.

1911.

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XXXV. Jahrgang.

Romane, Novellen, Geschichten und Dramatisches.

Alpines und Volkstümliches aus den Alpen.

*

Seite

Kultur- und Naturgeschichtliches.

Land und Leute, Charakterbilder.

Zeitgeschichtliches, Plaudersames.

Heimgärtners Tagebuch.

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Gedichte.



Zur Neujahrszeit im Pfarrhof von Nöddebo.

Erzählung von **Henrik Scharling.**

Du stilles, freundliches Pfarrhaus, dir gilt mein Gruß. Wie das scheue Märzveilchen sich zwischen dem üppig wachsenden Grase verbirgt, so verbirgst du dich hinter den schattigen Kronen der mächtigen Buchen, und der Wanderer sieht nur einen Schimmer deiner weißen Mauer durch das grüne Laub. Eilig geht er an dir vorüber, er weiß nicht, welche Schätze du in deinem Innern birgst. Aber ich, ich weiß es, ich kenne dich! Ich kam zu dir an heißen Sommertagen, da die Strahlen der Sonne sengend auf die staubige Landstraße fielen und jeder Grashalm nach einem erquickenden Regentropfen lechzte; müde und erschöpft war ich, aber in deinen Mauern fand ich Schatten und Ruhe, wenn deine Töchter mich mit fröhlichem Willkommengruß aufnahmen, während mir die Mutter des Hauses den erfrischenden Labetrunk bot. Und ich kam zu dir an drückenden dunklen Wintertagen, Nebel und Wolken lagen über Feld und Wiese, und Nebel und Wolken lagen über meinen Gedanken; aber in deinen Armen fand ich Sommerfrische und Sommerfreude, und wie ein kräftiger Nordwind verjagten die munteren Worte des Pastors die drückenden, trüben Gedanken. Darum danke ich dir und bringe dir meine Grüße dar. Weilte ich fern von dir, ich würde dein nie vergessen — auf den Resten von Hellas verschwundener Pracht würde ich dein gedenken, stünde ich im

Kleine Geschichten, Schwänke, Anekdoten, Sagen, Märchen, Sprüche.

Verschiedenes.

jemand tiefe psychologische Beobachtungen zu finden erwartet, große weltbewegende Ereignisse oder vielleicht gar dämonische Gedanken, so wird er sich schmählich betrogen sehen. Nein, es ist nicht das geringste Dämonische weder an mir noch an meinem Buche, sondern, wie die Taschenspieler zu sagen pflegen, ehe sie ihre Kunststücke zeigen: es geht alles mit ganz natürlichen Dingen zu. Schlimmer war hingegen der Einwand, den Corpus Juris gegen mein Buch machte, daß nicht genug Handlung darin sei; aber darauf entgegnete Gamling, daß das in der Natur der Sache gelegen sei, denn ein Pfarrhof ist nicht der Schauplatz für ein fünfaktiges Drama, sondern nur für ein kleines Idyll, in einem Pfarrhofe handelt man nicht — man fühlt sich nur wohl. Das war ein goldenes Wort von Gamling. Denn in meinem Buche handelt man nicht, nein, man fühlt sich wohl. Ja, ich will erzählen, wie man an einem kalten Winterabend erzählt, wenn man im vertrauten Kreise von Freunden sitzt und scherzt in der Stunde, da der Tag langsam zu Ende geht und die Nacht kommt, und die Hände über die Augen deckt und fragt: wer ist es? Ich will erzählen, wie der murmelnde Bach: niemand weiß, woher er kommt, niemand weiß, wohin er geht, man hört ihn nur murmeln und murmeln und murmeln — geradeso will ich erzählen, und fällt der eine oder der andere darüber in Schlaf, nun, dann laßt ihn schlafen und — träumen!

Aber wer ist Gamling und wer ist Corpus Juris? Ja, das habe ich ganz zu sagen vergessen — das sind meine beiden älteren Brüder. Es wird jedermann klar sein, daß sie nicht Gamling und Corpus Juris getauft sind, aber ich habe sie so benannt, weil mir scheint, daß diese Namen sehr gut auf sie passen. Wir sind drei Brüder: Gamling, Corpus Juris und ich. Ich, Nicolai, bin achtzehn Jahre alt, Student der Theologie, das heißt zukünftiger, denn heuer bin ich erst neugebackener Student. Ich bin sehr fröhlich und munter und sehe wahrhaftig keine Ursache, warum ich unsere Erde ein Jammertal nennen sollte. Dazu, bemerkte Corpus Juris, hätte ich Ursache genug, wenn ich mehr Ernst in mir hätte, aber ich sei trotz meiner achtzehn Jahre noch das reine Kind und sollte mich dessen schämen. Gamling aber meint, daß ich dazu gar keine Ursache habe, denn es sei nach mancher Hinsicht gut, seinen kindlichen Sinn so lange als möglich zu bewahren. Überhaupt muß ich zu Gamlings Ruhm sagen, daß er viel humaner ist als Corpus Juris, was er auch bei der Beurteilung meines Buches bewies. Gamling ist mein ältester Bruder, er heißt eigentlich Christopher, aber ich habe ihn Gamling genannt, erstens weil er Kandidat der Theologie ist und es mir scheint, als hätten alle Kandidaten der Theologie etwas Altes an sich: es ist, als sähe man die zukünftige Ehrwürdigkeit sich schon entwickeln. Ferner liest er Kol-

alten Reich der Pharaonen, so würde doch dein niedriges Strohdach höher aufragen in meinen Gedanken als Ägyptens höchste Pyramide!

So, das ist die Einleitung, aber die ist nicht von mir, sie ist von Gamling. Das kam so: Nachdem ich die zweite Hälfte meiner Weihnachtsferien im Pfarrhofe zu Röddebo zugebracht hatte, bekam ich Lust, niederzuschreiben, was ich dort erlebt hatte, und nachdem ich es niedergeschrieben hatte, bekam ich Lust, es drucken zu lassen; denn so geht das immer. Schritt für Schritt geht man vorwärts auf der breiten Straße des Verderbens, bis man endlich so weit gekommen ist, Schriftsteller zu sein. Indessen fühlte ich selbst, daß der Schritt, den ich zu tun im Begriff stand, ein sehr bedenklicher war, und darum beschloß ich, erst zu hören, was Corpus Juris zu meinem Vorhaben sagen würde. Corpus Juris ist nämlich ein großer Kritiker, und wenn er meinen Plan billigte, so konnte ich über das weitere Schicksal meiner Arbeit ziemlich ruhig sein, So schrieb ich sie erst sorgfältig ab, damit keine krumme Zeile Corpus Juris' Mißfallen erwecken konnte, und dann übergab ich ihm das Buch und sprach ihm meine Absicht aus. Corpus Juris nahm mein Buch; zwei Tage lang sagte er gar nichts; ich glaube nicht, daß Noah ungeduldiger auf die Rückkunft seiner Taube warten konnte als ich auf mein Buch — aber ich wagte nicht zu fragen. Am dritten Tage reichte mir Corpus Juris das Buch und sagte: „Es wird ja jetzt so viel Plunder gedruckt, so kannst du den deinen auch ganz gut drucken lassen." Das war nicht sehr ermutigend für einen jungen Schriftsteller und gleichzeitig war ich nicht klüger als vorher. Ich beschloß daher, an den obersten Gerichtshof zu appellieren, das heißt, Gamling um seine Meinung zu befragen. Gamling war humaner in seinem Urteil, er sagte, das Buch sei recht hübsch, aber man könne recht wohl bemerken, daß der Autor noch ziemlich jung sei. Aber dem wäre ja abzuhelfen: ich könnte ja auf das Titelblatt drucken lassen, wie alt ich sei, dann wüßten die Leute, daß sie nicht zu große Erwartungen stellen durften, und kauften sie dennoch das Buch, so hatten sie sich selbst alle Schuld zuzuschreiben. Nur das eine verlangte Gamling, daß er, da das Buch unter anderen ja auch von ihm handelte, eine kleine Einleitung schreiben dürfe, die eine Art Prolog bilden könnte. Darüber erschrak ich sehr, denn ich konnte mir wohl denken, wie dieser Prolog ausfallen würde, aber ich mußte Gamling gehorchen. Jetzt steht der Prolog hier, und wenn man ihn gelesen hat und dann mein Buch liest, wird man sicherlich ebenso überrascht sein, als bekäme man nach dem Prolog zu „Hakon Jarl" eine Aufführung von „König Salomo und Jörgen Hutmacher" zu sehen.

Denn ebenso feierlich, wie Gamling die Saiten der Harfe gestimmt hat, ebenso lustig und leicht gedenke ich darauf zu spielen. Wenn

Juris auch bemerkte, man könne mich eher für einen verirrten Bauernjungen halten als für einen akademischen Bürger. — Wir wohnen an der Ecke der Venstergasse und des Vensterplatzes, im fünften Stock, oder, wie man auch zu sagen pflegt, in der Mansarde. Ich bin sehr einverstanden damit, daß wir so hoch oben wohnen, denn man hat da eine sehr schöne Aussicht auf die Küste, und wenn Gamling und Corpus Juris ausgegangen sind, kann ich mich rittlings auf den Fensterrahmen setzen, das eine Bein auf dem Dach, in die klare blaue Luft blicken und mit den Vögeln um die Wette singen, ohne daß mich jemand bittet zu schweigen. Auch Corpus Juris ist mit der Lage sehr zufrieden; die vielen Treppen hinauf und hinab verschaffen gesunde Bewegung, man erspart eine ganze Stunde für das Spaziergehen damit. Gamling endlich sagt, es sei ihm ganz gleichgültig, ob er im Keller oder auf dem Dachboden wohne, wenn er nur überhaupt irgendwo wohne.

Was die Verwaltung des Hauses betrifft, so ist dieselbe so verteilt, daß Gamling als dem Ältesten der allgemeine Teil obliegt, was so viel heißt, als daß er gar nichts tut. Er ist nämlich sehr unpraktisch und lebt hauptsächlich in seinen Gedanken und ist dadurch in den Geschäften dieser Welt sehr ungeschickt; darum geht eigentlich alles nach Corpus Juris' Kopf, so daß das Verhältnis zwischen Gamling und Corpus Juris sich so gestaltet hat, wie es in jeder wohlgeordneten Ehe der Fall zu sein pflegt: der Mann führt das Oberkommando, aber die Frau kommandiert. Aber ich muß sagen, wenn Gamling einmal gleichsam erwacht und sagt, wie er etwas haben will, dann geschieht es nach seinem Willen, wie viel Corpus Juris auch dagegen einzuwenden haben mag. Ich, als der Jüngste, habe natürlich nichts zu sagen, ja, ich darf nicht einmal kritisieren, ohne daß Corpus Juris mir zu hören gibt, daß ich ein Topfgucker bin, der nichts versteht. Auch die Obsorge für die verschiedenen Sphären des geistigen Lebens ist unter uns verteilt: Gamling steht den kirchlichen Angelegenheiten in des Wortes buchstäblicher Bedeutung vor, insofern er streng darüber wacht, daß wir jeden Sonn- und Feiertag in die Kirche gehen. Die Ästhetik ist mir anvertraut, soweit man unter einem ästhetischen Leben ein solches versteht, bei dem man frei und ungebunden durch Gassen und Gäßchen streift, inmitten einer eiligen Menschenmenge und sich an der Betrachtung des bunten Lebens erfreut, manchmal stehen bleibt und außerdem durch das Fenster hinausblickt und in den grauen Herbstwolken Luftschlösser baut. Corpus Juris besorgt die politische Tätigkeit, d. h. er liest jeden Tag — die Zeitung und teilt uns ihren Inhalt mit und schließt einen aufklärenden Vortrag darüber an, wie die Sachen in Kürze kommen werden, beides ist für Gamling und mich von großem Nutzen, da keiner von uns je Zeitungen liest. Ich habe keine Zeit dazu, denn wenn man

legien für mich oder besser gesagt, wird es tun, denn bisher habe ich mich noch nicht an der Theologie vergriffen. Schließlich ist er der Älteste, der höchste Lenker des Hauses, derjenige, an den man sich in allen zweifelhaften Fällen wendet und dessen Urteil dann feststeht, ohne Möglichkeit der Abänderung. Hinsichtlich seines Temperaments möchte ich fast glauben, daß Gamling Phlegmatikus ist; aber es ist möglich, daß ich ihm damit unrecht tue, denn Gamling ist mir in vielen Beziehungen ein Rätsel, aus dem ich noch nie recht klug geworden bin. Corpus Juris ist der zweite in der Reihe und heißt eigentlich Frederik; er ist, wie sein Name andeutet, Jurist, und zwar Jurist bis in die Spitzen seiner Haare; damit habe ich alles gesagt, was zu seinem Ruhm und zu seiner Schande gesagt werden kann. Er ist ausgesprochen cholerisch, daran kann kein Zweifel sein: fiat justitia pereat mundus ist sein Wahlspruch. Wenn ich seinen sicheren, bestimmten Gang sehe, ist es mir, als sähe ich das Gesetzbuch Christians V. lebendig an mir vorbeispazieren. Gamling ist 24, Corpus Juris 23 Jahre, beide haben vor einem Jahr das Staatsexamen gemacht und doch ist keiner von ihnen verlobt. „Ja, dann werden sie sich auch nie verloben", sagte ich oft zu mir, „denn wenn man 24 Jahre alt ist und sein Staatsexamen gemacht hat, was hat man da noch zu bedenken?" Aber ich ärgere mich darüber im stillen, denn da ich keine Schwester habe, hätte ich gerne eine Schwägerin. Woher in aller Welt soll die aber kommen, wenn meine Brüder sich nicht verloben wollen? Einmal, als wir Tee getrunken hatten und wie gewöhnlich plaudernd beisammen saßen — Corpus Juris war in ungewöhnlich guter Laune — ließ ich ein paar Worte darüber fallen, daß es mir jetzt für beide an der Zeit schiene, daran zu denken, aber Gamling antwortete nur ganz ruhig: „das ist etwas, was du nicht verstehst, Nicolai" — worüber ich so verblüfft war, daß ich sofort schwieg und niemals wieder mit ihnen darüber zu sprechen wagte. Was mich selbst anbetrifft, so wage ich es nicht, mich als Student zu verloben — denn Gamling hat oft gesagt, das sei das Schrecklichste, was ein Mensch tun könne — aber ich habe mir selbst versprochen, an dem Tage, an dem ich vormittags das Staatsexamen gemacht habe, nachmittags hinzugehen und mich zu verloben, denn ich will wahrhaftig nicht ein alter Hagestolz werden wie meine Brüder.

Wir drei Brüder sind die Söhne eines Vogtes in Jütland. Vor sechs Jahren kamen Gamling und Corpus Juris hierher, um zu studieren und haben vor einem Jahr das Staatsexamen gemacht; im Sommer kam ich hierher und bin noch immer ganz bezaubert von all den Herrlichkeiten, die ich hier sehe; trotzdem ich fünf Monate da bin, kann ich noch immer stundenlang umhergehen und auf die großen Häuser sehen, auf die prachtvollen Läden und die vielen Menschen, weshalb Corpus

worauf Gamling seinen majestätischen Kopf vom Buch erhebt und sagt: „Still, Nicolai!“, oder auch, daß ich in meinem Zorn und meiner Erbitterung darüber, daß ich die Propädeutik nicht verstehen kann, den Professor der Philosophie auf dem Galgen hängend abkonterfeie, was mir eine strenge Strafpredigt von Corpus Juris einträgt, der es höchst unpassend findet, einen Universitätsprofessor in dieser Stellung abzubilden, worin ich ihm auch recht geben muß. Solche kleine Zusammenstöße kommen häufig vor, aber sie sind immer sogleich beigelegt und darum rechne ich sie nicht.

— — Es war an einem Dienstagnachmittag während der Weihnachtsferien und beide Weihnachtsfeiertage waren schon vorüber. Es ging auf vier Uhr, es begann zu dämmern, alle Gegenstände nahmen das unsichere, nebelhafte Aussehen an, das sie in der Dämmerung oft haben, als wären sie im Begriff, sich im Dunkel aufzulösen und selbst Dunkelheit zu werden. Gamling lag im dunklen Teil des Zimmers auf dem Sofa; man konnte nur etwas Helles an ihm unterscheiden, das war sein Kragen und sein Gesicht, alles übrige war durch die Dunkelheit mit dem Sofa in eins verschmolzen. Gamling lag in seine Betrachtungen versunken, in welchem Zustand er sich am wohlsten fühlt; seine Pfeife war zum drittenmal ausgegangen. Gamling will nämlich gern eine Pfeife im Munde haben, dann denkt er besser, sagt er — wenn er aber erst zu denken beginnt, so geht die Pfeife aus, und muß von neuem angezündet werden, weshalb ich überzeugt davon bin, daß er viel mehr Geld für Schwefelhölzchen als für Tabak ausgibt. Also wie gesagt, Gamling lag auf dem Sofa, Corpus Juris saß im Schaukelstuhl, alle Tagblätter des verflossenen Jahres vor sich, und erquickte sich augenscheinlich bei dem Gedanken an die vielen glücklichen Morgenstunden, die die Lektüre derselben ihm verschafft hatte. Ich stand am Fenster, blickte auf die dunkelvioletten Wolken, hinter denen die Sonne untergegangen war und trommelte leise auf die Fensterscheiben.

Plötzlich sagte Gamling: „Höre, Frederik, sollen wir Nicolai morgen nach Nöddebo mitnehmen?“

„Nicolai hat gewiß kein Geld“, erwiderte Corpus Juris.

Nein, es war sonnenklar, daß ich kein Geld haben konnte, es sei denn, ich hätte es Corpus Juris gestohlen; am achtundzwanzigsten des Monats, wie wäre es da möglich, einen Schilling in der Tasche zu haben?

„Wenn Nicolai kein Geld hat“, sagte Gamling, „so werde ich die Reise für ihn bezahlen.“

Ich war durch diese Freigebigkeit von Gamling sehr überrascht, sie kam mir ganz unerwartet.

„Aber er wird ja da draußen nicht erwartet, er wird nur ungelegen kommen“, wendete Corpus Juris ein.

jeden Tag seine Vorlesungen besuchen, in den Studentenverein gehen, bei allen möglichen Vorkommnissen dabei sein, und zum Überfluß auch noch ein wenig studieren soll, wie soll man da die Zeit finden, Zeitungen zu lesen? Gamling liest aus Prinzip keine Zeitung und das gibt Anlaß zu beständigen Disputen zwischen ihm und Corpus Juris. Dieser verwendet nämlich jeden Morgen beim Tee eine ganze Stunde darauf, das Tagblatt zu studieren und diese Lektüre übt eine außerordentlich belebende Wirkung auf ihn aus, denn wenn er vorher wortkarg und unzugänglich ist, so ist er nach der Lektüre des Tagblattes der umgänglichste und angenehmste Mensch. Nun ist das aber eine von den Lieblingsbehauptungen Gamlings, daß die Zeitungen nur die Leute die Zeit vergeuden machen; in früheren Tagen, sagt er, schrieb und las man große Bücher, heute tut man keines von beiden, weil man Zeitungen lesen muß. Corpus Juris hingegen preist die Zeitungen so sehr, als ginge alles geistige Leben von ihnen allein aus. Wer von ihnen recht hat, weiß ich nicht, aber ich glaube, daß Gamling etwas einseitig ist, denn nach meiner Meinung besteht der Unterschied zwischen den jetzigen und den früheren Zeiten nur darin, daß die Leute, die jetzt nur Zeitungen lesen, früher gar nichts lasen. Dazu kommt, daß während Corpus Juris ein sehr eifriger Politiker ist, Gamling dies durchaus nicht ist. Gamling meint nämlich, es sei die Hauptsache, daß alle gute Christen würden und wenn es erst so weit gekommen wäre, so sei es ganz gleichgültig, ob die Bauernfreunde oder die Professorenpartei am Ruder stünde, denn „wenn jeder seine Arbeit tut, so geht alles gut, was immer uns begegnet", gelte auch vom Staat. Aber Gamling hat ja so viele wunderliche Ansichten. Es ist natürlich, daß diese Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und Corpus Juris Anlaß zu beständigen Zwistigkeiten bieten, die meist beim Mittagtisch zum Ausbruch kommen (wie ich überhaupt bemerkt habe, daß die Menschen meist beim Mittagtisch geneigt sind zu disputieren, des Morgens und des Abends ist man viel fügsamer und nachgiebiger, aber mittags weicht man nicht um Haaresbreite von seiner Meinung ab; worin das seinen Grund haben kann, überlasse ich den Psychologen zu beurteilen, aber jedermann wird sicherlich Gelegenheit finden, sich von der Richtigkeit dieser Bemerkung zu überzeugen). Abgesehen davon leben wir übrigens in brüderlicher Eintracht, wie es sich gehört. Bisweilen kommt es wohl vor, daß ich die überströmende Freude, die mich erfüllt, nicht länger bändigen kann und ihr in meinem Lieblingsgesang, einem Bruchteil eines norwegischen Matrosenliedes, das ich einmal draußen in Toldboden hörte, Luft machen muß:

Stoßt langsam vom Land, stoßet langsam vom Land —
Wir wollen die bergensischen Jungfrauen noch sehen —
Ohi ohoi! Ohi ohoi!

vollständig wach zu werden und auch Gamling zu ermuntern, stimmte ich mit kräftiger Stimme das alte Lied an: Erwache, erwache, dänischer Held! Erwache, zieh' mutig zum Kampf ins Feld! wurde aber von Corpus Juris unterbrochen: „Ach, höre doch auf mit dem Geschrei, mußt du schon am Morgen singen? Glaubst du, das schicke sich?“ Ich schwieg, denn ich erinnerte mich, daß Corpus Juris ja das Tagblatt noch nicht gelesen hatte, aber ich sagte mit einem Seufzer zu mir selbst: „Angenommen, daß sie in Nöddebo das Tagblatt nicht halten, dann wird ja Corpus Juris den ganzen Tag schlechter Laune sein.“ Ja, wäre nur Zeit gewesen, so hätte ich gern einige alte Tagblatt-Nummern zusammengenommen, damit er sie schlimmstenfalls da draußen lesen konnte. Aber es war keine Zeit zu verlieren, wir mußten uns in der größten Eile ankleiden. Corpus Juris stand bereits reisefertig mit der Hand an der Türklinke und mahnte uns zur Eile. Gamling hatte kaum Zeit, seine Galoschen anzuziehen und seinen unvergleichlichen Regenschirm zu ergreifen. Ja, in seinem Eifer fortzukommen, warf Corpus Juris ein leeres Tintenfaß um und benutzte diesen Anlaß, um mich zu schelten, weil ich seit drei Tagen vergessen hatte, Tinte einzufüllen, was mir unter den gegenwärtigen Umständen eher Lob zu verdienen schien. Endlich waren wir alle fertig und verließen das Zimmer.

Als wir auf die Straße kamen, schlug uns eine beißende Kälte entgegen, eine echte Weihnachtskälte. Der Himmel war dunkelblau, der Mond war noch nicht untergegangen, sondern stand bleich und erfroren am Himmel, und sah blaß und fahl aus, als hätte er die ganze Nacht gezecht. Der Schnee knirschte unter unseren Füßen, wie wir so mehr liefen als wir gingen: wir kamen doch noch zur rechten Zeit, wie wir aber noch Billetts erhielten, in den Wagen kamen und Platz fanden, könnte nur Corpus Juris erzählen, denn er besorgte das; ich weiß nur, daß es hastig und lustig zuging und daß ich erst wieder so recht zu mir kam, als wir schon in Valdby waren. Von der Eisenbahnfahrt ist übrigens nichts weiter zu sagen; was sollte auch von einer Reise im Bahnzug zu erzählen sein, wo man das eine Mal genau so fährt wie das nächste Mal? Wir drei Brüder waren allein im Coupé, Gamling und Corpus Juris setzten sich jeder an sein Fenster und keiner von ihnen versprach, besonders unterhaltend zu sein. Bei der nächsten Station stiegen Passagiere ein, ein junges Mädchen mit seiner Mutter. Das junge Mädchen hatte die schönsten hellblauen Augen, die man sich denken kann, weshalb ich mich natürlich ihr gerade gegenübersetzte und die größte Lust empfand, sie anzusprechen, aber doch nicht ganz sicher war, ob sich das schicke, denn wir kannten einander ja gar nicht. So saß ich ganz still und sah sie an; daß ich das durfte, wußte ich. Plötzlich schlug sie aber die Augen auf und sah mich an. Ich wurde etwas ver-

„Im Pfarrhaus von Nöddebo kommt nie jemand ungelegen, am wenigsten ein Sohn unseres Vaters.“

Jetzt war ich schon fest überzeugt davon, daß ich nach Nöddebo mitgenommen werden würde, was immer Corpus Juris sagen mochte, denn es war klar, daß Gamling es wollte.

„Aber Nicolais Kleider sind nicht in Ordnung“, bemerkte Corpus Juris, der nicht so rasch nachgeben wollte.

„Dann leihen wir ihm von den unseren“, antwortete Gamling und damit war die Sache erledigt.

„Jetzt muß ich aber gestehen, daß ich, ehrlich gesagt, keine besonders große Lust hatte, nach Nöddebo zu fahren. — Der Pfarrhof von Nöddebo liegt zwei Meilen von Roeskilde am Roeskildefjord und der Pfarrer war ein alter Jugendfreund meines Vaters. Gamling und Corpus Juris hatten die beiden letzten Sommerferien dort zugebracht und auch im Herbst häufig dort Besuche gemacht. Ich war niemals in Nöddebo zu Gast gewesen und war auch nicht besonders erpicht darauf, denn als ich Gamling frug, was für interessante Sachen es denn dort gäbe, antwortete er mir, daß der Propst eine sehr gute Bibliothek habe, und frug ich Corpus Juris, so erhielt ich dieselbe Antwort, was mich ein wenig in Staunen versetzte, da dieser sonst kein besonders eifriger Theologe war, aber er sagte auch, daß die Bibliothek besonders in Rücksicht auf das Kirchenrecht gut ausgestattet sei. Da ich auf einige Fragen nie etwas anderes zur Antwort erhalten hatte als: Bibliothek und Kirchenrecht, machte ich mir vom Pfarrhof in Nöddebo zuletzt die Vorstellung, daß man dort nichts anderes täte, als in der Bibliothek sitzen und Kirchenrecht studieren vom Morgen bis zum Abend. Da man das ebensogut in Kopenhagen tun kann, so schien es mir, die Unbequemlichkeit hinzureisen, nicht wert. Aber da Gamling sich erbot, mir die Reise zu zahlen und ich nicht recht wußte, was ich mit meinen Weihnachtsferien anfangen sollte, wenn die Brüder fort waren, so nahm ich die Einladung mit dem Gedanken an, daß sich in der Bibliothek vielleicht auch etwas finden würde, was mich interessierte.

So begannen wir unsere Sachen einzupacken und als ich die Koffer und Reisesäcke auf dem Boden stehen sah, fühlte ich den heftigen Drang, nach Nöddebo zu fahren, denn ich kann keinen Koffer sehen, ohne Lust zum Reisen zu bekommen.

Am nächsten Morgen weckte uns ein lautes Klopfen an der Tür; es war der Mann, der die Sachen zum Bahnhof tragen sollte. Corpus Juris fuhr auf: „O, zum Teufel, es ist schon mehr als ein Viertel sieben, auf, Christopher! auf, Nicolai!“ Ich für mein Teil hätte mehr Lust gehabt, im Bett zu bleiben und zu singen: Stoßt langsam vom Land — — aber da half kein Bitten, ich mußte aus dem Bett. Um

„Mir zuliebe! Hahaha! Du willst wohl da drinnen die Jahreszahlen studieren", und Corpus Juris blinzelte zu Gamling hinüber.

„Nicolai soll sich die Domkirche ansehen", sagte Gamling, der selbst lachen mußte, und nahm mich unterm Arm, während Corpus Juris wieder aus dem Wagen sprang, um uns zu folgen.

Eine der Kirchentüren stand glücklicherweise offen und wir traten ein. Corpus Juris führte mich umher, zeigte und erklärte mir alles. Gamling hingegen, der sich erboten hatte, mir die Kirche zu zeigen, verschwand augenblicklich; vermutlich hatte er sich zurückgezogen, um Jahreszahlen zu studieren. Ich vermißte ihn übrigens nicht, denn ich war von dem Schönen und Herrlichen, das ich sah, ganz in Anspruch genommen. Ich dachte an alle die berühmten Männer, deren Gebeine hier ruhten, und es schien mir, als umschwebten uns ihre Geister unter den hohen Wölbungen der Kirche und flüsterten leise von der Größe vergangener Zeiten. Corpus Juris erzählte und erzählte und ich hörte zu, und es war mir, als würden die Toten vor mir lebendig, als sähe ich die in Purpur gekleideten Könige, die Kleriker im einfachen Mantel uns entgegentreten — ich vergaß Röddebo und mich selbst, bis Corpus Juris endlich sagte: „Ja, aber jetzt dürfen wir uns nicht länger aufhalten." Es war mir, als erwachte ich aus einem tiefen Traum; ich wurde von der Vergangenheit in die Gegenwart zurückgerufen.

„Aber wo ist Christopher?" fragte ich.

„Da kommt er, er ist jetzt fertig."

„Hat er wirklich die ganze Zeit Jahreszahlen studiert?"

„Ja, gewiß", erwiderte Corpus Juris lächelnd. „Du weißt, er interessiert sich für dergleichen."

„Arbeitet er vielleicht an einer Abhandlung, diese Jahreszahlen betreffend."

„Ja, er arbeitet mit allen Kräften daran", antwortete Corpus Juris, der seine Fröhlichkeit mit Mühe zurückhielt. Ich sah ihn verwundert an, aber er ging von mir zu Gamling hinüber, den er unter dem Arm faßte, und sie gingen dem Wagen zu, während ich ihnen langsam folgte, ergriffen von allem, was ich gesehen und gehört hatte.

Aber jetzt hieß es, sich im Wagen Platz zu verschaffen. Gamling sollte auf dem Vordersitz neben Nils sitzen, Corpus Juris auf dem Rücksitz neben einem riesigen Haufen von Paketen und ich hinter dem Wagen auf dem Koffer.

Corpus Juris und ich kamen leicht auf unsere Plätze, Gamling aber nicht. Er ist kein guter Turner, ein paarmal sprang er auf das Rad hinauf, fiel aber jedesmal wieder hinunter. Da mußte ihm Corpus Juris also helfen und ihren gemeinsamen Anstrengungen gelang es, die Lehne des Vordersitzes zu zerbrechen.

legen, denn sie hatte bestimmt bemerkt, daß ich sie betrachtet hatte. Darum wendete ich schnell meinen Blick zum Fenster, fühlte aber, wie sie mich ansah. „Darfst du mich betrachten, so darf ich wohl auch dich betrachten", dachte ich und blickte sie wieder an, aber da wandte sie hastig den Blick auf das andere Fenster, als hätte sie durchaus nicht zu mir hingesehen. So konnte ich sie denn wieder eine Weile betrachten, bis sie mich wieder ansah und ich nach dem Fenster blickte. So führten wir denn die ganze Zeit einen stillen Augenkrieg: der eine sah den anderen an, bis der andere es bemerkte, und dann sah der andere auf den einen und so fort, bis wir nach Roeskilde kamen. Hier stieg die Mutter aus und das Mädchen folgte ihr. Als sie an mir vorbeikamen, konnte ich mich nicht enthalten, ihr „adieu" zu sagen. „Adieu!" erwiderte sie mit so freundlicher Stimme, daß ich bitter bereute, sie nicht früher angesprochen zu haben. Aber jetzt war es zu spät, ich sah noch einen Schimmer ihres blauen Seidenhutes in der Menge, dann war sie verschwunden. Wir anderen stiegen jetzt auch aus und sahen uns um, ob der Wagen des Propstes gekommen war — ja, da hielt er! Als der Kutscher uns sah, stand er auf und während er mit der einen Hand die beiden übermütigen Pferde zurückhielt, zog er mit der anderen die Pelzmütze.

„Guten Tag, Nils", rief Corpus Juris, „wie geht es im Pfarrhaus?"

„Danke, sehr gut", antwortete Nils, „sie haben schon lange die Herren erwartet."

„Darum kommen wir auch drei Mann hoch, denn was kommt, kommt immer auf einmal."

„So so", antwortete Nils, „das ist sehr schlimm."

„Warum denn? Ist im Pfarrhaus kein Platz?"

„Ach, dort wäre für zwanzig Platz, wenn's sein müßte — aber hier im Wagen", und Nils sah sich bedenklich um, „ich habe so viele Sachen heute eingekauft und da — —"

„Wenn's nichts ist als der Wagen", rief ich, „so werden wir dem gleich abhelfen. Wir stellen hier den Koffer rückwärts auf den Wagen und ich setze mich drauf."

„Ja, das können wir tun", rief Corpus Juris und sprang in den Wagen, „kommt jetzt, schnell!"

„Wir wollen uns erst die Domkirche ansehen", entgegnete Gamling ruhig, „Nicolai hat die Domkirche noch nicht gesehen."

„Die kann er ja ein anderes Mal ansehen, laßt jetzt Nils nicht mehr warten."

„Nicolai soll sich die Domkirche ansehen", lautete Gamlings Antwort. „Nils wartet wohl mir zuliebe so lange."

„Er ist verheiratet?“ rief ich aus. „Er hat vielleicht auch Kinder?“

„Zwei Töchter.“

Zwei Töchter! Aber du großer chinesischer Kaiser mit den drei Haaren auf dem kahlen Schädel, davon hatten ja Gamling und Corpus Juris niemals etwas erzählt!

„Sind sie schön?“

„O ja“, antwortete Nils mit einem verschmitzten Lächeln.

„Und lustig?“

„Ja, das werden Sie selbst sehen, Herr.“

Zwei Töchter, schön und lustig. Und da vergraben sich Gamling und Corpus Juris in die Bibliothek und ins Kirchenrecht! Ja, es war wirklich höchste Zeit, daß ich nach Nöddebo kam, um die Ehre der Familie zu retten und zu beweisen, daß sie nicht nur aus Bücherwürmern bestand.

Wir fuhren über einen kleinen Hügel, auf dem eine Bank stand, von welcher man eine prachtvolle Aussicht über den Fjord haben mußte. Ob es die Töchter des Pastors waren oder was sonst die Ursache war, ich weiß es nicht — genug, es schien mir plötzlich, als würde es ein mildes und warmes Sommerwetter, als wären die Büsche hinter der Lehne voll Blätter und beschatteten die Bank und auf der Bank sitzt (ja, ich muß wohl nicht erst sagen, wer) und an seiner Seite ein junges Mädchen; Hand in Hand saßen sie und sahen auf den Issefjord, dessen leise murmelnde Wellen von der untergehenden Abendsonne vergoldet wurden, und sie blickten einander in die Augen und — — —

„Halt, hier steige ich ab“, rief Corpus Juris.

„Wie?“ sagte Gamling, „willst du jetzt vielleicht auch Jahreszahlen studieren?“

„Gewiß, gewiß“, antwortete Corpus Juris, der in ein paar Sprüngen auf dem Gipfel des Hügels war, sorgfältig die Rinde einer alten Linde untersuchte und wieder herunterkam, worauf die Fahrt fortgesetzt wurde. Aber ich war verstimmt und geärgert, ich war in einem meiner angenehmsten Träume unterbrochen worden, einem jener Träume, für die man Apollo und den neun Musen danken muß, wenn sie einem kommen, und warum? nur weil Corpus Juris hinaufgehen und auf einige alte Jahreszahlen fahnden wollte. Ich weiß wohl, daß die Roeskildener Gegend an alten Erinnerungen reich ist, aber leben wir denn nur in der Vergangenheit und gar nicht in der Gegenwart? Und ist denn die ganze Welt nur ein großes Buch, in dem wir lesen sollen, was unsere Vorfahren getan haben und dabei ganz vergessen, daß es jetzt für uns Zeit ist zu handeln? Nun, das konnten schöne Tage in Nöddebo werden — vermutlich würden wir den ganzen Tag in der Bibliothek hocken und uns in alte staubige Folianten vergraben.

„Nun, weißt du, Christopher“, sagte ich, „laß mich bei Nils sitzen, dann kannst du dich auf den Koffer hier setzen.“ So geschah es auch und wir rollten davon.

Als wir aus der Stadt hinausgekommen waren, mußte ich mich fortwährend umwenden, um die Domkirche anzusehen, die alle meine Gedanken gefangen nahm. Dort stand sie und erhob ihre Türme hoch über das Gewimmel der kleinen Häuschen. Ich sah nach rückwärts in den Wagen auf meine beiden Brüder; dort saß Corpus Juris, eingehüllt in seinen großen Mantel, den Hut etwas schief, etwas Keckes und Verwegenes lag in seinem Aussehen, als wolle er die ganze Welt zum Kampf herausfordern. Hinter ihm saß Gamling auf dem Koffer, das Knie in die Hand gestützt und grübelte.

„Das ist doch sonderbar von Gamling“, sagte ich zu mir selbst, „er denkt und denkt und denkt doch immer. Was er wohl so viel zu denken hat? Oder denkt er vielleicht an die Domkirche, an die Jahreszahlen, die er darin festgestellt hat?“

„Nun, Gamling, schläfst du jetzt wieder?“ rief Nils. Ich erschrak förmlich, daß er meinen Bruder so anzusprechen wagte, entdeckte aber rasch, daß die Ansprache dem einen der Pferde galt.

„Heißt es Gamling“, fragte ich verwundert.

„Jawohl.“

„Wie alt ist es denn?“

„Ach, es ist nicht gerade so alt, aber es spekuliert so viel und fällt oft in Gedanken, wenn es lieber den Wagen ziehen sollte. Aber das wollen wir ihm schon austreiben.“ Nils führte einen heftigen Schlag mit der Peitsche, so daß beide Gamlings, der vorne und der hinten, auffuhren und der erstere sich etwas mehr beeilte.

Jetzt war das Gespräch auf den Gegenstand gekommen, mit dem man bei Kutschern immer beginnt, nämlich auf die Pferde. Da ich aber kein besonderer Pferdekenner bin, suchte ich es davon abzulenken, um etwas über das Pfarrhaus zu erfahren, was mir viel interessanter war.

„Der Propst ist wohl ein sehr gelehrter Mann?“

„Ja, so viel ist sicher.“

„Er hat wohl viele Bücher?“

„Ja, mehr als ich lesen kann.“ (Dazu mußte die Bibliothek nicht gerade so besonders reichhaltig sein.)

„Aber er hat nicht geheiratet?“

„Warum sollte er nicht geheiratet haben?“ Ich war etwas verwundert über diese Frage, denn ich konnte doch nicht wissen, warum der Propst nicht geheiratet hatte.

Nils sann eine Weile darüber nach, dann sagte er: „Übrigens sind ja alle Pröpste verheiratet.“

Nils zu beschuldigen, er habe meine Phantasie durch feurige, enthusiastische Beschreibung erhitzt, denn er schwieg fast vollständig; welcher Weise aber vermöchte auch Rechenschaft zu geben über alle die wunderlichen Gedanken, die in der Menschenseele entstehen können?!

Je länger wir fuhren, desto lebendiger wurden diese Gedanken, ein liebliches Bild nach dem andern stieg vor mir auf und zuletzt mußte ich meinen überströmenden Gefühlen Luft machen und sang darum mit der vollen Kraft gesunder Lungen:

Im Dorf, in den stillen Winkeln
Der Student ist ein lieber Gast,
Ihr schönen Mädchen aufgepaßt,
Daß er nicht euer Gut verpraßt!

Bescheiden und stille kehrt er ein,
Verlangt nicht viel,
Kommt doch ans Ziel,
Denn eh' ihr euch besinnet schier,
Nimmt er in eurem Herz Quartier.

Ich war gerade zum Schluß des Liedes gekommen und wollte den Vers wiederholen, denn es schien mir, daß er so gut zur Situation passe, da hörten wir einen dumpfen Fall hinter uns.

„Wir haben gewiß den Herrn auf dem Koffer verloren", sagte Nils.

Ich sah mich um, ja, ganz richtig! Gamling und der Koffer waren vom Wagen gefallen. Ich sprang schnell ab, um zu sehen, ob Gamling keinen Schaden genommen hätte — nein: er lag ganz ruhig und sah den Koffer an, als erwarte er, daß dieser zuerst wieder aufsteigen würde. Aber Corpus Juris begann zu schelten: „Kannst du nicht einmal ruhig auf einem Wagen sitzen?" — ja, er hatte es nicht schwer, er saß bequem und gut im Wagen und nicht wie Gamling auf einem Koffer. Mit Hilfe von Nils brachten wir den Koffer und Gamling wieder hinauf und Juris übernahm es, den Koffer festzuhalten, damit sich das Unglück nicht wiederhole. Jedesmal, wenn wir nun über einen Hügel fuhren, rief ich Corpus Juris an: „Hältst du ihn?" und jedesmal antwortete nicht Corpus Juris, sondern Gamling: „Ja, ich halte ihn", als ob das den Koffer gehindert hätte, zu fallen, wenn er, der selbst darauf saß, die eine Handhabe festhielt.

Es war ein ganz unvergleichliches Wetter, der Himmel breitete sich strahlend über unseren Häuptern aus; auf beiden Seiten des Weges standen Bäume und Büsche in ihrem Weihnachtskleid, das heißt, mit Reif auf allen Zweigen und Ästen und nickten uns zu; die Luft war frisch und dünn, es war, als könnte man fliegen, es war unmöglich, zu schweigen, ich mußte mein Lieblingslied singen: „Stoßt langsam vom Land!" Selbst Corpus Juris stimmte ein: „Wir wollen die bergensischen Jungfrauen sehen", während Gamling abwechselnd: „Ohi ohoi! ohi ohoi!"

Glücklicherweise wandten sich meine Gedanken wieder dem letzten Objekt zu, das den Gegenstand des Gespräches zwischen mir und Nils gebildet hatte; ich suchte von Nils einen etwas genaueren Bescheid über die jungen Mädchen zu erhalten. Nils beobachtete jedoch ein diplomatisches Stillschweigen, antwortete nur einsilbig und mit stillem Lächeln, so daß alles, was ich erfuhr, war, daß die eine Emmi heiße und zwanzig Jahre alt sei, die andere Andrea Margarete und achtzehn Jahre sei.

Diese Erklärungen versetzten mich in eine aus Unruhe und Freude gemischte Stimmung. Denn ich hatte bemerkt, daß ich eine gewiß sonderbare Eigenschaft habe, von der ich fast glaube, daß sie nur mir zukommt, die Eigenschaft nämlich, mich in alle jungen Mädchen zu verlieben, die ich sehe. Ich habe manchmal ältere Leute sagen gehört, daß die Ursache, weshalb sie unvermählt geblieben waren, darin gelegen sei, daß sie niemand finden konnten, der zu ihnen gepaßt hatte. Das ist doch merkwürdig! Mir geht es gerade umgekehrt und wenn ich unverheiratet bliebe, wäre es, weil mir alle so gut gefallen, daß ich nicht wüßte, welche ich wählen sollte. Denn wenn ich eine bevorzuge, setze ich zehn andere beiseite, die ich doch auch sehr gern habe. Darum ist es mir immer direkt ein Vergnügen, wenn sich die eine oder die andere verlobt hat, denn da ist doch eine weniger, die ich in meine Wahl einzubeziehen hätte. Aber was hilft das? Es ist wie mit den Köpfen der Hydra, denn für jedes junge Mädchen meiner Bekanntschaft, das sich verlobt, lerne ich zehn andere kennen und so bleibt die Not gleich groß. Ich fürchte wirklich oft, daß es mir wie Buridans Esel gehen wird, besonders da Corpus Juris behauptet, ich hätte mehrere Eigenschaften mit besagtem Esel gemeinsam. Einmal sprach ich mit Gamling darüber, als wir Arm in Arm von einem Ball nach Hause gingen, auf dem ich bei meinem Kommen noch keine einzige Dame gekannt hatte und ehe ich ging, mich in alle verliebt hatte, aber Gamling tröstete mich, ich solle nur ruhig sein: wenn die Zeit gekommen sein würde, würde ich schon wissen, welche es sein sollte. Und so habe ich mich bei dem Gedanken getröstet, daß bis zu meinem Beamtenexamen ja noch fünf Jahre Zeit sind. — Aber jetzt würde ich wieder zwei junge Mädchen kennen lernen und es war vorauszusehen, daß meine Unruhe dadurch wieder um zwei Grad steigen würde. Andrerseits aber flüsterte eine Stimme in meinem Innern: „Tröste dich, Nicolai, die Zeit ist gekommen, da alle deine Unruhe ein Ende haben soll. Denn was du jetzt sehen wirst, ist so lieblich, daß es hoch über allem steht, was du bisher gesehen hast. Was du lange gesucht hast, wirst du jetzt finden — alle deine Zweifel werden verflogen sein.“ Diese Stimme sprach mit solcher Sicherheit, daß ich von der Wahrheit der Worte völlig überzeugt wurde. Wie diese Überzeugung entstand, weiß ich nicht; es wäre eine Sünde gewesen,

ergriff und drückte, war bedeutend größer, als ihn die gewöhnliche Höflichkeit erfordert.

„Aber warum kommen Sie so spät? Wir haben Sie bestimmt in den Weihnachtstagen erwartet", sagte Andrea Margarete.

„Sie haben doch Vater versprochen, am zweiten Weihnachtstag zu predigen", sagte Emmi zu Gamling.

„Habe ich das getan? Davon weiß ich nichts."

„Ja, so geht's", sagte Andrea Margarete, „Sie versprechen und versprechen, aber — — —"

„Das darfst du nicht sagen", sagte Emmi, „du weißt ja nicht, was Christopher in der Stadt zu tun gehabt hat."

Christopher! O, welcher liebliche Klang lag nicht in diesem Wort! Der Zuname und das formelle „Herr" blieb fort — so mußte es ja auch zwischen angehendem Schwager und Schwägerin sein — noch sagten sie einander „Sie", aber das würde ich rasch abstellen. Denn ich hatte im Wagen nicht unwahr geträumt; was ich jetzt vor mir sah, übertraf an Frische und Lebendigkeit alles, was ich bisher gesehen hatte; ich fühlte, hier würde ich finden, was ich suchte. Andrea Margarete war klein von Wuchs, aber sie hatte ein paar glänzende braune Augen, prachtvolles kastanienbraunes Haar und ein so frohes Lächeln, daß man, wenn sie sprach, ganz vergaß, ob sie groß oder klein war; man sah nur Leben und Gesundheit und Jugend. Emmi war bleicher, ihr schwarzes Haar lag glattgekämmt über der weißen klaren Stirn, die Augen waren groß und blaugrau und hatten einen unbeschreiblichen Ausdruck von Liebe und Zärtlichkeit. Sie war klein und schlank, aber sie hatte etwas so Feines und Zartes an sich, daß ich keinen besseren Vergleich für sie weiß als eine Lotosblume, obwohl ich eigentlich nicht genau weiß, wie eine Lotosblume aussieht. Sie trug ein stahlblaues Kleid und Andrea Margarete ein dunkelbraunes; was für ein Stoff es war, kann ich nicht sagen. Gamling behauptete, es sei Baumwollstoff gewesen, aber ich glaube doch, daß er sich darin irrt, denn Baumwollstoff ist ja der, aus dem man Taschentücher näht; trotzdem behauptet er es mit großer Bestimmtheit, aber Gamling spricht immer mit großer Bestimmtheit, besonders wenn es sich um Dinge handelt, von denen er nichts versteht.

(Fortsetzung folgt.)

---

auf seinem ein und einen halben Ton brummte, denn einen größeren Umfang hat seine Stimme nicht. — Jetzt schwenkten wir nach rechts und kamen zu dem letzten Hügel, auf dessen Höhe der Pfarrhof steht, der, wie auch die Kirche, ein wenig außerhalb des Dorfes liegt. Nils peitschte auf Gamling ein (natürlich auf den vor dem Wagen) und in munterem Trab näherten wir uns dem Pfarrhofe. Vor der Tür standen zwei große Bäume, dichtes Gebüsch umgab ihn von allen Seiten, das Laub war jetzt überall abgefallen, so daß man durch die nackten Zweige hindurch sehen konnte, aber im Sommer mußte der Pfarrhof anmutig eingebettet, wie ein Vogelnest in den grünen Baumkronen liegen, die ihn von allen Seiten beschatteten. Ich besah ihn mir genau; er hatte nichts in seinem Äußeren, was die Gedanken auf die Universitätsbibliothek lenkte oder auf die königliche Bibliothek — „aber desto mehr in seinem Innern“, dachte ich mit einem stillen Seufzer. Vor dem Hofe lag ein zugefrorener Teich, auf dem die Jugend des Dorfes mit oder ohne Schlittschuhen — je nach den Mitteln und der sozialen Stellung — umherlief. Ein kleines Bürschchen von fünf Jahren, mit einer großen roten Mütze auf dem Kopf, hielt mitten in einer Schwenkung inne und blieb vor Verwunderung auf einem Bein stehen, als wir vorbeifuhren; das war das Weihnachtsmännchen, das uns empfing. Jetzt schwenkten wir durch das Tor und einige dumme Enten, die dort gelagert hatten, fuhren wie schnatternde Vorreiter in den Hof hinein, um unsere Ankunft anzumelden, die außerdem durch das laute Gebell eines Kettenhundes angekündigt wurde.

„Da ist Andrea Margarete!“ hörte ich Gamling Corpus Juris zuflüstern, indem er auf ein junges Mädchen wies, das aus der Tür trat, und „da ist Emmi!“ flüsterte Corpus Juris zurück, als ein zweites junges Mädchen sich zu dem ersten gesellte. „Willkommen! Willkommen!“ klang es durch die große Tür des Vorhauses und „Hurra!“ rief ich, als gelte der Willkommengruß mir in erster Linie, trotzdem keines der jungen Mädchen schon das Vergnügen gehabt hatte, mich zu sehen. Jetzt hielten wir vor der Tür; im Nu waren wir vom Wagen, und ich begreife jetzt noch nicht, wie Gamling so rasch von seinem Koffer herunterkam. Aber er ist doch immer zerstreut und statt Andrea Margarete, dem reizenden Mädchen, die uns beide Hände entgegenstreckte, die Hand zu reichen, stürmte er Hals über Kopf in das Vorhaus. Ich hatte gerade noch Zeit, ihm einen Puff in den Rücken zu geben, um ihn zur Besinnung zu bringen und das gelang mir auch. Aber wie man immer von einem Extrem ins andere verfällt, so geschah es auch hier; hatte Gamling Andrea Margarete gegenüber zu große Gleichgültigkeit gezeigt, so wollte er das jetzt gut machen, indem er Emmi gegenüber eine allzugroße Herzlichkeit an den Tag legte, denn der Eifer, mit dem er ihre Hände

demselben alltägigen Maßstab, den sie bei den Darbietungen Blumenthals oder Lehars anwenden — es wäre unerträglich. Es wäre zum Explodieren. Es wird sich ja — ich nehme das zur Beschwichtigung an — mancher Zunftrezensent, der nach Oberammergau kommt, im voraus sagen: das, was man da sehen wird, ist wohl nicht mit der Theaterschnur zu messen, da muß man Nachsicht haben und nicht vergessen, daß es Dilettanten sind. Und schon das ist ein gründlich gefehlter Standpunkt. Das sind keine Dilettanten, das sind biblische Menschen, die es nicht spielen, die es erleben. Auf diesem Felde ist der gepriesenste Hofschauspieler der Dilettant und der Oberammergauer das Vorbild. — Der Rezensent mag ungefähr so was empfinden, aber er wird nicht umhinkönnen, doch seine weisen Bemerkungen zu machen über Haltung, Mimik, Aussprache, Ensemble, Kostümierung u. s. w. Es liegt ihm in den Nerven, er kann gar nicht anders, er ist auch in Oberammergau nichts anderes als in Wien oder in Berlin. Einen Wiener Rezensenten weiß ich aber doch, der aus Oberammergau mit ehrlicher Begeisterung heimkam. Der kritisierte gar nicht, er lobte auch nicht, er schwieg. Er sagte nur: Das gehört nicht in unser Fach, das ist etwas anderes. — Von diesem Grunde aus könnte wohl auch der Städter — falls er überhaupt einiges Verständnis für Volksempfinden hat — in Oberammergau wirklichen Genuß, ich sage lieber Erbauung finden. Für Fremde ist übrigens von allem Anfang an das Passionsspiel gar nicht berechnet; und wenn dieses schöne oberbayrische Dorf auch sonst mit demselben Plangen nach Fremden ausschaut wie alle anderen Ortschaften im Gebirge, man hat für die Gäste sogar eine große Passionsspielhalle gebaut: das Spiel selbst, hört man, macht den Kunstgebildeten keine Konzession.

Die Mitwirkenden horchen auch nicht aus nach Beifall, der sonst den Artisten so notwendig, obschon jeder weiß, was vom Theaterapplaus zu halten ist. Man verachtet ihn (besonders wenn er anderen gilt) und kann ihn doch nicht entbehren. Dem Dämon Lobsucht scheinen die Mitwirkenden des Oberammergauer Passionsspieles noch nicht verfallen zu sein; allmählich, fürchte ich, wird das von den Millionen eitler Seelen hereingetragene Gift schon wirken. Jetzt noch beschützt sie davor der fromme Geist der Vorfahren, die aus Pestzeiten das heilige Gelöbnis durch zweihundert Jahre gehalten und bis auf unsere Zeit übertragen haben. Für die Einwohner ist diese Passion auch ein Hort des ehrenhaften Charakters, der Sittlichkeit. Wer etwas Bedenkliches auf dem Kerbholz hat, der wird nicht zugelassen zur Mitwirkung. So ist den Oberammergauern — dessen Beruf bäuerliche Arbeit und vorwiegend Holzschnitzerei ist — die Passion zur zweiten Lebensaufgabe geworden, der sie den Zehent ihres Lebens, jedes zehnte Jahr, selbstlos

Warum ich nicht nach Oberammergau ging.

Von **Peter Rosegger.**

„Gehen denn Sie nicht nach Oberammergau, Sie alter Bibelreiter?" Diese Frage bekam ich dies Jahr wieder zu hören, wie früher, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Und ich ging nicht nach Oberammergau, ich alter Bibelreiter. Und wäre doch so gern, so überaus gern gegangen.

Mir fehlte der Mut dazu. Ich fürchtete zwar nicht den Kampf ums Dasein, als daß kein guter Platz bei dem Spiele zu bekommen sein könnte, oder kein Quartier, oder daß mich die Darstellung enttäuschen möchte, nachdem die halbe Erdkugel von ihrem Rufe widerhallt. Wohl etwas mehr fürchtete ich mich selbst. Schon bei gewöhnlichen Theatervorstellungen habe ich Gemütserschütterungen erleben müssen, denen ich kaum gewachsen war, so daß die größte und schwerste Selbstüberwindung nötig wurde, um vor den Leuten die Bewegung und ihre Empfindungslaute zu verbergen. Wenn man vom wirklichen Leide der Mitmenschen so leicht gerührt wäre wie von dem durch die Kunst erzeugten, eingebildeten! Ich fürchtete also ein wenig, die Passionsdarstellung könnte unbändig die religiösen Anbilder meiner Kindheit angreifen und jene mir allein eigenen Empfindungen in Form eines Aufstöhnens vor die Menge schütten, zum Gaudium des verehrungswürdigen Publikums.

Was ich aber am meisten fürchtete und weshalb ich nie zu den Passionsspielen ging, das ist eben dieses verehrungswürdige Publikum. Wenn die Zuschauer Leute aus dem Landvolke wären, wie es die Spielenden sind, dann hätte mich nichts zurückgehalten, dann wäre ich nach Oberammergau gegangen als Bauer unter Bauern — wie Gläubige zum Gottesdienste gehen. Was dort auf der Bühne vorgeht, das ist Gottesdienst, aber die städtischen Zuschauer haben ihn zum Theater gemacht. Es gibt natürlich auch unter den Städtern Leute, die den Sinn dieser durch Gesinnung und Tradition geheiligten Passionsdarstellung verstehen und fühlen. Die Mehrzahl der hier zusammengeströmten Städter aus ganz Europa ist Theaterpublikum mit allen Mängeln und Fehlern desselben. Es mangelt ihm vor allem die Naivität, die unmittelbare, vertrauende Hingabe an das Kunstwerk, das der natürliche, der unverkünstelte Mensch in so reichem Maße besitzt. Dieser versteht das Kunstwerk zumeist gar nicht, am wenigsten theoretisch, er empfindet unwillkürlich und hat in dieser Empfindung unvergleichlich mehr Genuß als der skeptische, kritische und zynische Zuschauer. In Oberammergau von den Nebensitzern dieselben Bemerkungen zu hören, wie man sie in den Theatern zu hören bekommt; von zünftigen Kritikern Rezensionen zu lesen, als handle es sich um eine Komödie von Sudermann oder Ibsen, mit

Er warf 18!

Und richtig wurde er am nächsten Tage unter die sechs Kandidaten eingereiht, aus denen der Schularzt als oberste und unwiderrufliche Instanz die zwei Glücklichen auswählen würde, die auf vier lange Wochen das unsägliche Glück haben sollten, in einem grünen Gebirgsdorf zu leben, fern von den engen Straßen und dumpfen Höfen der Großstadt.

Der kleine Trupp der sechs Kandidaten machte sich auf den ziemlich weiten Weg zum Schularzt. Auch Moritz Cohn gehörte zu ihnen. Vornweg stelzte Karl Perschke mit seinem lahmen Bein. Wie ein Anführer zog er daher, überzeugt, daß ihn sein sichtliches Malheur zum Siege führen würde. Fritz Neumann prahlte mit den eiterigen Mandelentzündungen, die er hinter sich hatte.

„Das ist noch gar nichts“, warf Gottlieb Scharfenberger ein, „zweimal Diphtherie, einmal Scharlach und einen Leistenbruch, das soll mir erst mal einer nachmachen. Die Zahnkrämpfe gar nicht mitgerechnet.“

Dagegen kam sich allerdings Heinrich Menzel mit seinen lumpigen Masern und seinem Ziegenpeter geradezu ärmlich vor.

„Der Max Scholz, der sollte erst gar nicht mitmachen“, sagte einer verächtlich; „er ist bloß zweimal übers Treppengeländer gefallen.“

„Aber einmal vom zweiten Stock herunter, und da hat der Kopp gelitten“, verteidigte sich Scholz.

„Ach was Kopp! Kopp ist nicht so schlimm!“

„Ich hab' auch was für mich“, dachte Moritz Cohn. „Ich bin der einzige Jude in der Schule, und ganz können sie unsere Religion auch nicht ausschließen. Wir müssen berücksichtigt werden!“

So zog der kleine Trupp dahin in Hoffen und Bangen, und keiner der vielen reichen Leute, die ihm begegneten, dachte daran, daß da sechs auszögen, um vier Wochen grüne Waldjugend zu suchen.

„Es gibt doch gute Leute“, sagte einer; „Leute, die für so was das Geld geben. Es kostet 30 Mark pro Mann. Ein schweres Geld!“

„Oh“, sagte Moritz Cohn, „30 Mark for 'ne vierwöchige Sommerfrische is immmer noch 'n reeller Preis!“...

Sie kamen zum Arzt, wurden untersucht und über vielerlei gefragt, und endlich fällte der Mann mit der goldenen Brille den entscheidenden Spruch: „In die Ferienkolonie werden mitgenommen: Gottlieb Scharfenberger und der Kleine da, der Heinrich Menzel.“

Heinrich entfuhr ein kleiner Freudenschrei, und der Arzt lächelte. Dann sagte er freundlich: „Es tut mir ja leid, daß ich euch nicht alle sechs schicken kann. Am liebsten schickte ich die ganze Schule. Na vielleicht kommt ihr anderen in einem der nächsten Jahre dran. Jetzt könnt ihr gehen.“

darbringen. Denn mit der „Gage“ schaut es für den einzelnen Mitspieler windig aus, sie verlohnt nicht das Jahr, in dem er sich der Sache hingeben muß. Man sagt, die Ehrengabe sei für den einzelnen Mitwirkenden durchschnittlich nicht viel über vierhundert Mark. Da verdiente er sich beim „Schnitzeln“ mehr. Indes denkt er an Gotteslohn, und nicht ganz ohne Unrecht an sein „höheres Künstlertum“, das ihn aufrichtet und mit einigem Stolze beseelt.

Zu diesem Oberammergau nun und seinen Bewohnern habe ich seit vierzig Jahren die lebhafteste Neigung, aber mir ist es nicht gegönnt gewesen, den so berühmt gewordenen Ort je einmal zu sehen. Natürlich wollte man gerade in den Spieljahren dabei sein, und da war es nun — wie gesagt — das fremde Publikum, das mich stets zurückgeschreckt hat. Es gibt ja gewiß Tausende darunter, die so meinen wie ich, das Gros aber ist jene städtische Menge, die überall dabei sein muß, wo es wie Sensation riecht, sind jene Modemenschen, die mit ihrem Skeptizismus und Zynismus alle schöne Natürlichkeit und Menscheninnerlichkeit verderben.

Die Ferienkolonisten.

Skizze von **Paul Keller.**

„Durch die Güte freigebiger Menschen kann auch in diesem Jahre wieder eine Anzahl bedürftiger Kinder in die Ferienkolonien geschickt werden.“

Es gab einen Tumult in der Klasse, als der Lehrer das sagte. Doch er setzte bald einen Dämpfer auf die Freude.

„Pst! Wir haben 400 Kinder in der Schule, und davon dürfen wir nur sechs Kinder vorschlagen, von denen wieder der Schularzt nur zwei auswählt. Also, von den 400 Kindern unserer Schule können nur zwei in die Ferienkolonie mitgenommen werden.“

„Heißt 'n halbes Perzent“, brummte Moritz Cohn auf der hintersten Bank. Er beschloß, bei so schlechten Chancen auf dieses Geschäft erst gar nicht zu reflektieren.

Anders Heinrich Menzel. Er saß ganz vorn, war der kleinste und schwächlichste von allen. Tagelang zerbrach er sich den Kopf, ob er zu den zwei Auserwählten gehören würde, betete inständig zum lieben Gott um diese Gnade, verfiel zuletzt sogar in Aberglauben, indem er des Vaters alten Würfelbecher zum Orakel machte. Einen Wurf mit den drei Würfeln! Wenn es über 16 wären, würde es mit der Ferienkolonie glücken. Schon hatte er den Becher in der Hand, da setzte er die Schicksalszahl von 16 auf 14 herab.

Die Firnen waren weiß vom Sternenlicht, und rundum der Himmel war wie dunkelgrünes Wiesenland. Ob dort drüben das liebe, gesegnete Land der Waldfreiheit war?

Zwei Tage vor der Abreise in den Sommeraufenthalt sagte der Lehrer in der Schule: „Da also leider der kleine Heinrich Menzel an schwerer Lungenentzündung erkrankt ist, wird Moritz Cohn an seiner Statt in die Ferienkolonie mitgenommen."

Moritz Cohn bedankte sich und dachte im stillen: „Man soll also nie eine Sache voreilig aufgeben; 's kann immer noch werden."

Moritz war ein ganz guter Junge. Anfangs beschloß er, Heinrich Menzel aufzusuchen; aber dann dachte er: „Was sollste sagen? Daß der's leidtut? Das wird er nich glauben. Er wird bloß einen Gift auf der haben. Wirst ihm eine Ansichtskarte schicken, wenn se dort nich zu teuer sind."

Im Fiebertraum war der kleine Heinrich immer in den Bergen. Er ging auf die Jagd, fischte, kämpfte mit Rittern und Räubern. Manchmal lachte er zwischen dem Röcheln und Stöhnen seiner Schmerzen selig auf.

Und einmal, als er einige Minuten unbewacht war, sprang er aus dem Bett, öffnete das Fenster, streckte die Arme aus und wollte hinaussteigen und mitten durch die Luft ins grüne Land wandern. Die Mutter erfaßte ihn noch, und es war ein Wunder, daß kein Rückschlag der Krankheit eintrat.

* * *

In der vierten Ferienwoche, als Heinrich schon auf dem Wege der Genesung war, bekam er einen Brief von Moritz Cohn:

„Eulenhausen, den . . . .

Lieber Heinrich!

Die Ansichtskarten sind hier schlecht und teuer. Den Briefbogen hat der Wirt umsonst hergegeben, und die 10 Pfennige auf die Marke kannst du mir einmal wiedergeben, wenn du wirst Geld haben.

Lieber Heinrich, Räuber und Hechte gibt es hier nicht. Es ist überhaupt nichts los, nichts wie lauter Buschwerk, Kühe, Stallmägde und Heuwiesen. Die anderen helfen auf dem Felde; ich bin zur Erholung hier. Ein paarmal war ich beim Kaufmann, welcher Krämer heißt. Es ist ein jämmerliches Geschäft. 3 Mk. 50 Pfg. Losung hat der Mann einmal auf den ganzen Tag gehabt. Ich wundere mich, wo er den Kredit hernimmt. Der Laden hat zwar eine gute Lage, aber Eulenhausen ist überhaupt kein Geschäftsort. Für Zucker nimmt der Mann bloß 2% und wieviel wiegt er ein!

Draußen vor der Haustür sagte Moritz Cohn, der nicht mit „ausgehoben“ worden war: „Der Mann is 'n Antisemit.“

Der Lahme aber fing in ohnmächtigem Zorn an zu heulen.

* * *

Der Mond schien in die Stube, in der Heinrich Menzel mit seinen Geschwistern schlief. So eng die Klause — und doch vor dem träumenden Kinderauge die Welt so weit. Ein Waldtal stand vor der jungen Seele, wie es phantastische Bilder zeigen: himmelhohe Berge, ein klarblauer See, eine Sägemühle am silbernen Bach, im Hintergrund eine drohende finstere Burg.

„Du“, fragte ihn sein jüngerer Bruder, „ob es da auch Wölfe und Löwen gibt?“

„Du bist dumm“, sagte Heinrich im Tone aufgeklärter Leute, „Wölfe und Löwen gibt es nicht, aber Hirsche in Menge und gewiß auch Räuber und Wilddiebe.“

„Da würd' ich mich fürchten!“ sagte der Kleine.

„Oh, ich fürchte mich gar nicht!“ rief Heinrich und setzte sich im Bette auf.

Er reckte seine dünnen, schwachen Ärmchen, wie er an die Räuber und Wilddiebe dachte, die es möglicherweise im Gebirge gab, und beschloß, seine kleine braune Büchse mitzunehmen, die er von dem reichen Hauswirtssohn bekommen hatte. Die Büchse ging zwar nicht mehr los, weil die Feder schon zerbrochen war, als er sie bekam, aber gut würde es sich ausnehmen, wenn er sie auf dem Rücken trüge. Die Hasen, Füchse und Adler würden einen Schreck bekommen und schleunigst die Flucht ergreifen, und das würde ein Spaß sein, Augen würde er da machen. — Oh! Wer sich nicht vor der Flinte fürchtete, sollte vor den Augen ein Gruseln bekommen!

Und dann konnte er mit dem Munde so täuschend einen Flintenschuß nachmachen, daß der Effekt gewiß nicht fehlen konnte. Und fischen wollte er! Hechte fangen und Karpfen! Eine Schnur für die Angel besaß er schon; einen Stecken schnitt er sich aus dem Walde, und nur der Angelhaken fehlte. Aber der würde sich wohl finden; im schlimmsten Falle bog man eine Stecknadel krumm. Da würden aber die Hechte was zu zappeln haben! Blumen pflücken, Pilze sammeln, nach dem Hexenhause im Walde suchen und womöglich einen Räuber fangen helfen! — Oh!

Wieder reckte er die dünnen Ärmchen, und in seiner Erregung sprang er aus dem Bett, öffnete weit das Fenster und schaute hinaus.

Die goldenen Sterne funkelten in die Kinderaugen; hinten am Horizont stand eine Wolke, die sah aus wie ein zerklüftetes Bergland.

Ab und zu öffneten sie die Augen, schlossen aber die des Lichtes nicht gewohnten gleich wieder, begierig, noch länger wohlig hinzudämmern; ab und zu streckten sie zur Kraftprobe die ausgeruhten Glieder . . . ah!

Und der Bewußtseinsmomente wurden immer mehr und schlossen sich immer näher aneinander, also daß Gedanke an Gedanke sich reihen konnte, aus dem Glücksgefühle geborene Gedanken.

„Ein gutes Weib, ein eig'ner Herd
Ist mehr denn Gold und Silber wert."

Das waren, in einen Reim zusammengefaßt, die Gedanken des Dorfschullehrers Fridolin Gutmann, da er sich in dem wohnlichen Schlafzimmer mit den lichten Gardinen an den rebenumrankten Fenstern und den Heiligenbildern an den säuberlich getünchten Wänden umsah und mit einer Wendung des Kopfes einen zärtlichen Blick auf die, wie er meinte, noch schlummernde Gattin warf.

Ach ja, er war nach einer sorgenvollen Jugend und entbehrungsreichen Studienzeit glücklich in seinem schönen Berufe, hatte mit dem braven, herzlieben Weibchen ein eigen Häuschen sich erheiratet, pflanzte, ein großer Naturfreund, fern vom Getriebe und Gejage der entnervenden Stadt, seinen eigenen Kohl, und so er seines Weibes Lob sang, geschah es im wesentlichen mit all den herrlichen Worten, die der weise Salomo im 31. Kapitel seiner Sprüche, dem goldenen Alphabet der Frauen, den guten Weibern widmet.

Höchstens daß zum Vollglücke ein süßes Kindlein fehlte; aber Eheleute ohne Kinder schließen sich noch inniger aneinander, und nach erst fünfjähriger, durch keine Wolke getrübter Ehe braucht man die Hoffnung und das Vertrauen auf Gevatter Storch noch lange nicht aufzugeben.

Und sie, die er im Scherze seine Fridola nannte, gedachte mit Stolz des wackeren Gatten, der trotz seiner Jugend bereits dem Gemeinderate angehörte und sie binnen kurzem zur Frau Oberlehrer machen würde, gedachte mit Rührung des guten Mannes, der ihr jeden Wunsch ab den Augen las, gedachte der Zukunft, wie es sein würde, wenn erst beider Herzenswunsch erfüllt wäre.

‚Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß', ihre Rechte faßte des Mannes linke Hand mit liebendem Drucke, vier helle Augensterne sandten sich ihre Strahlen zu, zwei muntere Gesichter lachten einander an.

„Guten Morgen, Fridolin!"

„Guten Morgen, Fridola, . . . hast wohl recht gut geschlafen, gelt?!"

„Gut . . . ach ja! Und gegen Morgen gar so schön geträumt . . . von dir, du lieber, bester Mann. Doch sage mir, wie spät mag's etwa sein? Schon schaut die Sommersonne zum Fenster herein und bald wird nach der erquickenden Ruhe die Arbeit rufen."

Lieber Heinrich, da du so gern nach Eulenhausen willst, so habe ich an meinen Vater geschrieben. Wir werden's machen! Ich habe mit dem Wirt gesprochen. 30 M. bekommt er pro Mann (da kommt er gut auf seine Rechnung). Für dich wollte er auch 30 haben. Da habe ich ihn ausgelacht. „Spaß“, habe ich gesagt, „30 Mk., wo die Ferien vorbei sind, und es ist bloß die lumpige Nachsaison“.

12 habe ich ihm geboten. Er hat gelacht und hat noch hin und her geschmust, und für 15 will er's machen. Der Lehrer hat mich auch ein bißchen unterstützt. Aber mit der Ferienkolonie ist das nun vorbei, die zahlt nicht. Da macht's mein Vater. 15 Mk. kostet es, mit Reisespesen 18 Mk. Da hat sich Vater mit sechs anderen zusammengetan, von denen gibt jeder einen Taler. Du kannst also, wenn du gesund sein wirst, vier Wochen hierher kommen; im September ist noch das schönste Wetter.

Es grüßt dich dein Freund Moritz Cohn.“

Selig lächelnd lag Heinrich Menzel mit dem Brief im Bette. Nun sollte er doch noch in sein geliebtes Waldtal! Er sollte dann ganz allein dort der Herr aller Berge sein . . . Räuber und Hechte gäb's nicht? Oh, Moritz hat sie bloß nicht gesehn, hat den ganzen Tag beim Krämer gesteckt und zugesehn, was der einnimmt.

Die große Freude trat als Wundertäterin an Heinrichs Bett und machte ihn gesund.

„Ja“, sagte aber einmal Heinrichs Schwester nachdenklich, „wenn es 18 Mk. kostet und wenn Moritz' Vater sich noch mit sechs anderen zusammengetan hat, von denen jeder einen Taler gibt, da hat er ja selber gar nichts gegeben!“

„Laß nur“, sagte Heinrich, „die Hauptsache ist: er macht's. Die Hauptsache ist: ich kann in den Wald!“

Fridolin-Fridola.

Eine Ehe- und Wehestandsgeschichte von **Josef Wichner-Krems.**

Sie waren soeben erwacht oder lagen vielmehr in jenem wohligen Halbschlummer, in dem man mit Bewußtsein schläft und unbewußt wach ist.

Im dämmernden Verlangen, einen süßen Traum fortzuspinnen, den das Licht der erstehenden Sonne verscheuchen will, im prickelnden Innewerden im Schlafe gewonnener Lebenskraft, im tiefen Einatmen der durch das geöffnete Fenster einquellenden ozonreichen Morgenluft . . . ah!

willst, so steh halt auf und schau selber nach und gesteh beschämt, daß ich im Recht bin und daher nicht nachgeben kann."

Fridola vollführte mit staunenswerter Raschheit die halbe Wendung nach rechts und klagte: „Wie ich mich in dir getäuscht habe! Du bist nicht um ein Haar besser wie die Männer alle, die ihre Frauen knechten wollen. Und jetzt steh ich grad extra nicht auf . . . hast ja selber gesagt, wir können uns noch ein Stündchen ausfaulenzen. Und . . . was ich weiß, weiß ich . . . es ist über halb und nicht über ganz."

„Na . . . meintwegen, wenn's schon nicht anders haben willst, so sei es denn ins Dreiteufels Namen über halb . . . ich werde mich wegen dem Schmarren doch nicht in aller Herrgottsfrühe gelb und grün ärgern! Und jetzt laß mir meine Ruhe, daß ich mich erhole, sonst steckt mir die Aufregung den ganzen Tag über in den Gliedern, als ob ich die Gicht hätte!"

Aber was eine rechte und gerechte Frau ist, die begnügt sich nicht mit einem halben Rückzug des Mannes.

„So sei es denn, so sei es denn über halb, sagst du; ich aber sage: es ist, und wenn du mich ein bißchen lieb hast, so mußt du nicht nur zum Scheine nachgeben, sondern die Überzeugung haben, daß ich im Recht bin."

Nun . . . das war dem Fridolin trotz seiner zwei sanften Namen denn doch zu dumm, daß er seiner Frau auch noch das Opfer des Intellektes bringen und gegen seine Überzeugung von ihrer Überzeugung überzeugt sein sollte, er, der in der Schule die kleinen Geister beherrschte, der in der Gemeinde als klarer Kopf galt und eigentlich selbst den Vorsteher nach seiner besseren Kenntnis und Einsicht klug zu lenken wußte. Man kann einem Weibe, das man lieb hat, viel zu gut halten, man kann, was ein Lehrer in der Schule nie und nimmer tun darf, des lieben Friedens halber öfters fünfe gerade sein lassen, aber den denkenden und das Wahre erkennenden Geist wie einen Handschuh umstülpen, das kann man nicht, das hieße die Manneswürde preisgeben . . . hier können wir uns nicht biegen lassen — lieber mag's brechen!

Und Fridolin sprang aus dem Bett und kleidete sich mit einer Hast an, als ob der Feuerwehrhornist sich die Seele aus dem Leibe blase, wusch sich, Becken und Glas aneinander schlagend, daß es nur so klirrte, mit Ingrimm, drückte die Füße mit Gewalt in die noch ungeputzten Schuhe, riß den Hut vom Nagel und sprach, bereits unter der geöffneten Türe, nach Schulmeisterart jede Silbe fast unnatürlich betonend: „Weib, merk' dir's, ich hab' dir mein Herz geschenkt, nicht aber meinen Geist, und der kann und darf nicht nachgeben, wenn er im Recht ist. Ich will dir Zeit zur Besinnung lassen, und so wirst du mich vor dem Mittagessen nicht mehr sehen; hoffentlich belehrt dich

Fridolin drehte sich als ein frommer Knecht gehorsam nach links, richtete sich halb auf und blickte auf seine Taschenuhr, die am Ständer auf dem Nachtkästchen leise — leise tickte.

„Fünf Minuten über fünf Uhr, lieber Schatz. Da können wir, ist's ja Sonntag, schon noch ein Stündchen ausfaulenzen."

„Was? Fünf Minuten über fünf Uhr? Das ist nicht möglich, Fridolin! Ich bin schon längere Zeit wach und habe erst vor ungefähr zehn Minuten die Uhr im Wohnzimmer nebenan einmal schlagen gehört. Und da sie nur die ganzen und die halben Stunden schlägt, kann und muß es ungefähr zehn Minuten nach irgendeiner halben Stunde sein. Du bist wohl noch etwas schlaftrunken und hast nicht genau nachgesehen . . . bitte . . . bemüh' dich noch einmal!"

Fridolin bemühte sich noch einmal und bohrte seine Augen völlig in das Zifferblatt:

„Fünf oder, wenn du's genau wissen willst, nunmehr acht Minuten über fünf Uhr."

„Na . . . dann steht deine Uhr . . . hast sie wohl aufzuziehen vergessen, weil dir gestern abends das Bier beim Tarock mit dem Herrn Pfarrer und dem alten Herrn Oberlehrer besser als sonst geschmeckt hat."

„Aber Fridola! Ich höre sie ja ticken, und wenn sie tickt, geht sie, und wenn sie soeben um drei Minuten weiter marschiert ist, steht sie nicht, und . . . das war auch nicht nötig, daß du die Gelegenheit benutztest, mir das Krügl Bier vorzuhalten, das ich vielleicht über den Durst getrunken habe. Übrigens . . . da meine Uhr sich nicht irrt, könnte sich vielleicht doch mein Frauerl geirrt haben . . . im Halbschlummer kann man sich leicht täuschen."

„Nein, mein gescheiter Gatte, ich habe mich nicht geirrt. Ich bin schon lange vollkommen wach und klar munter und habe mich nur nicht gerührt, um dich nicht aufzuwecken. Und also hat die Uhr im Wohnzimmer bestimmt einmal geschlagen und es kann bestimmt nicht so an der Zeit sein, wie du sagst. Ist mir übrigens nicht im Traum eingefallen, dir das oder die Krügl vorzuhalten . . . sei nicht böse, aber deine Empfindlichkeit läßt beinahe auf ein schlechtes Gewissen schließen. Hast 'leicht gar einen kleinen Spitz heimgetragen . . . was weiß ich . . . ich habe fest geschlafen und dich nicht hereinpoltern gehört und hereinwanken gesehen."

Da warf sich Fridolin, der sich der rechthaberischen Gattin versöhnlich zugekehrt hatte, mit einem Rucke um seine Achse (halbe Wendung links!) und brummte: „Na . . . daß du mir zutraust, ich sei ein Saufaus und komme so betrunken nach Hause, daß ich am andern Morgen nicht einmal die Uhr kenne, das ist denn doch . . .! Es hat alles seine Grenzen . . . meine Geduld auch. Wenn du mir nicht glauben

Ich gehe jetzt und komme erst spät in der Nacht heim. Hast du dich bis dahin besonnen, ist's recht und wir wollen den ersten Unglückstag in unserer sonst so glücklichen Ehe mit einem Seufzer der Erleichterung aus dem Kalender streichen; beharrst du aber bei deinem unbilligen Verlangen, so sind wir von morgen an geschiedene Leute ... ich kann nicht mehr mit dir leben!"

Und er ging nnd kam erst lange nach Mitternacht.

Fridola hatte sich den ganzen Nachmittag in die schmerzliche Vorstellung, was ihr Mann eigentlich für ein Ungeheuer sei, hineingebohrt. Fridola wälzte sich ruhelos Stunde für Stunde auf ihrem Lager und hörte jeden Stundenschlag und jeden Schlag der halben Stunden und es ging ihr jeder Schlag wie ein glühender Dolch mitten durchs zuckende Herz. Fridola rührte und regte sich nicht, als Fridolin auf leisen Socken durchs Wohnzimmer hereinschlich, sich, ohne Licht zu machen, geräuschlos entkleidete und nur ein Ächzen des Bettgestelles und ein Knistern der Decke verriet, daß er sich niedergelegt hatte.

Und Fridolin rührte sich ebensowenig und es war heiliger Nachtfriede stundenlang im Schlafgemache des unfriedlichen Ehepaares, bis die ersten Amseln vom First des Schulgebäudes den grauenden Morgen einsangen, die Spatzen im Rebenspalier sich um die Käfer und Würmer mißtönig schreiend zankten und die verläßliche, nach Aussage des Händlers auf die Minute regulierte Uhr im Wohnzimmer wieder einmal ganz deutlich *einmal* schlug.

Da konnte sich Fridola nicht mehr halten. Jetzt mußte sie triumphieren, jetzt mußte der Dickkopf von Mann, der sich eher scheiden ließ, als daß er nachgab, zur Erkenntnis seines Unrechtes kommen.

„Fridolin?"

Keine Antwort.

„Herr Lehrer?"

Nun knisterte die Decke ein klein wenig.

„Herr Lehrer Gutmann, bitte, wie spät mag's etwa sein?"

Fridolin brauchte sich nicht nach links zu drehen ... er lag schon seit Stunden von der böseren Hälfte abgewendet. So richtete er sich halb auf, stemmte sich auf den linken Ellbogen und blickte auf die leise, leise tickende Uhr.

„Genau eine Minute nach fünf Uhr, Frau ..."

Die Stimme des Antwortenden kam nicht aus Menschenmund, sie kam aus der Tiefe einer Eishöhle.

Fridola aber gefror nicht an dem eisigen Hauche. Sie sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette, im Nachtgewande stürmte sie

einsames Nachdenken eines Besseren und du verlangst nicht weiter, daß sich dein Mann vor dir und der ganzen Welt verächtlich mache!"

Und schlug die Türe zu.

Selbstverständlich kümmerte sich die ganze Welt nicht im mindesten um den Streit des als ungemein friedlich bekannten Paares, nur unter den Schulkindern, die er zur Kirche führte, flüsterten sich ein paar kecke Buben zu: „Guck, der Herr Lehrer ist mit dem linken Fuß aufg'standen, der versteht heut' keinen Spaß!" Und das Eichhörnchen im Walde, wohin sich der in seiner Manneswürde so schwer gekränkte Mann nach dem Gottesdienste geflüchtet hatte, gluckste, mit seinen großen Augen neugierig — ängstlich aus dem Geäste lugend: Hui . . . hui der Humor!"

Die Leiden der armen Frau aber zu beschreiben, sträubt sich die Feder. Heute griff sie, die doch sonst im Hause so tüchtig schaltete, alles verkehrt an und, was beim Kochen Verliebte zuviel tun, das tat sie zu wenig . . . die Suppe blieb völlig ungesalzen.

Es war aber auch zu arg: der Mann, der als blutarmer Schlucker ins Dorf gekommen und mit dem Besitze ihrer Hand und ihres Herzens Hausbesitzer und Grundbesitzer und sogar ein klein wenig Kapitalist geworden war (Gott behüte, daß sie es ihm je vorgehalten hätte oder unter die Nase reiben würde!), der hatte nicht einmal so viel Liebe zu ihr, daß er sich in dieser an sich ja so kleinlichen Sache nachgiebig zeigte. „Meintwegen sei es über halb", das klang doch gerade wie Hohn, da es doch wirklich und wahrhaft über halb war. Ja, ja, wenn dem Tiger die Krallen gewachsen sind, dann zeigt er sie, und so war der weitere Verlauf dieser . . . Unglücksehe leicht vorauszusehen. Mein Gott und Herr, wie lieb hatte sie ihn . . . gehabt, und nun . . .? Meintwegen, Herr Gutmann, meintwegen mag auseinandergehen, was sich wegen deiner Halsstarrigkeit und Rechthaberei nicht vertragen kann!

Aber über das „Meintwegen" rannen gar viele Tränen, ja Frau Gutmann machte sich zum erstenmal der Sünde schuldig, daß sie nicht zur Messe ging . . . sie konnte und konnte sich mit den verweinten Augen nicht sehen lassen.

Mittags kam ein stummer Gast . . . ohne Gruß. Er setzte sich zu Tisch und spürte beim ersten Löffel Suppe, daß heute die Liebe nicht gekocht hatte. Da hatte er auch ohne Braten genug. Er stand auf, nahm den Hut und sagte kalt: „Du verlangst also noch, daß ich die Überzeugung haben müsse, du seiest im Recht?"

Und sie unter einem neuerlichen Strom von Tränen: „Wenn du mich ein wenig lieb hättest, könntest du schon . . ."

„Genug", unterbrach er sie, „gerade weil ich dich lieb habe . . . gehabt habe, kann ich auf deine wahnwitzige Forderung, die nur einem vertrackten Weiberkopf entspringen kann, ein für allemal nicht eingehen.

Dackels Lust und Leid.

Von **Bertha v. Molo.***)

Der pensionierte Professor Kramer saß mit seiner Frau am Frühstücktisch in denkbar schlechter Laune. Erst gestern — es war schon Mitte Oktober, waren sie von ihrer Sommerfrische, dem so hübsch gelegenen Rekawinkel, in die Stadt zurückgekehrt.

Nur widerwillig war der alte Herr hineingezogen, denn der Herbst im Wienerwald mit seinem bunten Kleide, dieser lachende goldene Herbst, machte ihm den Abschied gar schwer. — Beinahe täglich brachte dem Professor die Post Karten seiner Freunde, die ihn aufforderten, doch endlich den Platz am Stammtisch wieder einzunehmen, und obwohl er ein großer Freund einer feinen Tarockpartie war, schob er die Rückkehr doch immer wieder hinaus. Es war so ruhig und schön in der einsamen Waldpracht. Hier hörte man nur gedämpft das Tuten der unten auf der Straße hinsausenden Automobile, das Pfeifen der Züge nur bei schlechtem Wetter, hier herrschte himmlische Ruhe und Kramer konnte ungehindert seinen Passionen leben.

Begleitet von seinem treuen Michel, einem schönen, schwarzhaarigen Dackel mit gelbem Brustschild und entzückend krummen Beinen, zog er durch die Wälder und lagerte sich oft am Rande der Waldwiesen, von wo aus er mit seinem Feldstecher die Rehe beobachtete, die mit ihren Familien im Grase lagen. Natürlich mußte Michel dann an die Leine genommen werden und kauerte sich zu Füßen seines Herrn, mit der Nase in der Luft gar gewaltig schnuppernd.

In Rekawinkel gab es keinen Maulkorbzwang, hier konnte Michel seine Liebhabereien pflegen. Besonders liebte er es, die Eichhörnchen anzukläffen, die so behende von Baum zu Baum sprangen. Schmunzelnd stand der Professor dabei und freute sich seines Dackels, der so possierlich auf den Hinterfüßen saß und die Tierchen, die er nicht erwischen konnte, mit Ausdauer anbellte.

Grub er, unternehmungslustig, ein Mäuschen auf der Wiese aus, stieß er es mit der Schnauze vor sich her; wehrte es sich seines Lebens allzulange, so warf er sich rücklings auf sein Opfer und wälzte es tot. Dann ließ er es liegen und sprang bellend vor Freude, ob seiner Tapferkeit, an seinem Herrn empor.

*) Oft, in stillen, weihevollen Andachtsstunden der Seele habe ich nachgesonnen, woher mir die Fabulierkunst kam — „. . . Die Lust zum Fabulieren . . .“ Nun weiß ich's; in einer Schreibtischlade ward mir die Kunde —: es soll ans Licht, was die strenge Frau — meine Mutter — verborgen schrieb, ein bedenksam Aufzeigen der Blutlinien, ein Zeichen, daß jede Mutter mehr gibt, als wir meinen, ein Zeichen des Reichtums der Frau, die mir die Welt zeigte, auch ein Beitrag — ein stiller — zum Frauenrecht. Walter v. Molo.

ins Wohnzimmer und schaute siegesgewiß auf die brave Wanduhr, die soeben einmal geschlagen und somit den Ablauf der ersten Hälfte der durch die Zeiger bestimmten Stunde verkündet hatte.

Sie zeigte . . . genau zwei Minuten nach fünf Uhr!!

Mäuschenstill schlich Fridola in ihr Bett zurück und lag und lag und kämpfte mit sich und netzte ihr Kissen mit Tränen. Wie hatte sie doch ihrem Manne unrecht getan . . . sie war also doch im Halbschlummer gelegen und hatte nur den letzten Schlag der Stunde gehört . . . gestern wie heute . . . sonderbar . . . aber doch wahr!

Und der gute Fridolin? Der biß sich die Lippen fast blutig und summte . . . den Mund unter der Decke . . . vor sich hin:

„Dunst' nur, Weiberl,
Dunst' nur, Weiberl,
Dunsten ist dir g'sund!"

Und nach einer Weile kam eine zarte Hand, ängstlich tastend, auf Besuch, schmiegte sich sanft in des gekränkten Gatten willige Rechte und spürte (Gott sei tausendmal gedankt!) einen schwachen Gegendruck.

„Fridolin, kannst du deinem Weiberl verzeihen?"

Und Fridolin (wie leicht sind doch die Männer zu gewinnen, wenn's die Frauen nur anzugehen wissen!), Fridolin setzte sich auf, beugte sich zur weinenden Gattin hinüber, nahm den gebrochenen Trotzkopf in beide Hände und küßte die lieben Augen, bis der bei Frauen so leicht fließende Quell versiegte.

„O, du Närrchen du, meinst, ich könnte ohne dich leben?"

Und wieder war das Glück eingekehrt im trauten, rebenumrankten Heim des Herrn Lehrers Fridolin Gutmann.

Daß der Schalk in jener Nacht, bevor er ins Schlafzimmer schlich, das Schlagwerk der gefügigen Wanduhr verstellt hatte, das hat er seinem Weiberl bis heute noch nicht gesagt. Ebenso nicht, daß er nur deshalb kurz vor halb sechs aufstand und im Wohnzimmer sich zu schaffen machte, um zu verhüten, daß die Uhr mit lärmenden Schlägen zur Verräterin werde. Während die Frau den Hühnerstall nach Eiern absuchte, ließ sich die Sache ja wieder auf gleich bringen, und so ist Fridola heute noch von ihrem Irrtum fest überzeugt und erschöpft sich dem geliebten Gatten gegenüber in zarten Aufmerksamkeiten.

Gott verhüte, daß sie diese Geschichte zur Hand bekommt, sonst geht die Rechthaberei aufs neue los und die letzten Dinge werden schlimmer als die ersten!

die einsamen Eltern umzusehen. So übertrugen die alten Leute ihre ganze Liebe auf den vierbeinigen Freund. Der Dackel saß auf einem Stuhle zwischen Herrle und Fraule, bekam hie und da ein Stückchen Buttersemmel, bis sein Tee, den er ungezuckert, nur mit Milch bekam, ausgekühlt war. Nach dem Frühstück läutete man Marie, der Köchin, die schon einige Jahre im Hause war und der man großes Vertrauen schenkte. „Aber Marie, gut aufpassen, denn verlieren Sie den Hund, so brauchen Sie nicht mehr zu erscheinen“, brummte das Herrl. Michel wurde angeschirrt und der Maulkorb angelegt, den er nun so lange Zeit nicht mehr gebraucht, und der dem kleinen Kerl ein Greuel war. Nur widerwillig ließ er diese Prozedur über sich ergehen.

Marie war etwas verträumt und in schlechter Stimmung, weil sie ihren Schatz in Rekawinkel zurückgelassen hatte und sie die abendlichen Promenaden im schönen dunklen Wald schmerzlich vermißte.

Ein Tratsch beim Greisler sollte ein kleiner Trost sein. Während Michel die ihm liebgewordenen Plätze aufsuchte und überall seine Visitenkarte abgab, huschte Marie in das Geschäft, um all die Neuigkeiten aus der Nachbarschaft zu erfahren. — Michel, sich selbst überlassen, versuchte den ihm lästigen Maulkorb abzustreifen, was ihm nach vieler Mühe auch wirklich gelang. Und fröhlich ob der Erlösung, trottete er weiter und versenkte sich förmlich in die Spuren seiner Freunde. In den Anlagen mit dem schönen Rasen hielt er sich am liebsten auf, und da er keine Wächter sah, vor denen er gewaltigen Respekt hatte, seit sie ihn einmal erwischt und durchgehaut hatten, rannte er, toll vor Freude, in dem weichen Gras herum.

An der Ecke der gegenüberliegenden Gasse hielt ein Wagen und viele Leute waren ringsum. Es war der Wagen der Hundefänger, die inzwischen in einem Volkscafé ihr Frühstück einnahmen. Nun traten sie gestärkt heraus und hielten nach einem Opfer Umschau. Ihre gewöhnliche Begleitung, ein Haufen Kinder, die ihnen die Hunde zutrieben, fehlte diesmal, da es Schulzeit war.

Michel sah nicht die Gefahr, in der er schwebte, wohl aber einige Herren, die ihn verscheuchen wollten und die er, in grober Verkennung ihrer humanen Absicht, fest anbellte. Aber halt, plötzlich sah er etwas sich nähern, ein gar sonderbares Ding, die Drahtschlinge des Hundefängers. — Nun gab er Fersengeld, und mit flatternden Ohren sprang Michel davon, der Hundefänger ihm nach. Jetzt kam dem Dackel die Hasenjagd zustatten, die er auf den Waldwiesen in Rekawinkel abgehalten. Er übersprang die Einfassung der Anlage und husch ging's in die Gassen, der Hundefänger ihm dicht auf den Fersen.

Inzwischen hatte Marie den ergiebigen Plausch beendet und trat aus der Greislerei.

Sogar einen kleinen Hasen holte er sich einmal aus einem Brombeergebüsch; mit vieler Mühe zwängte er sich durch und brachte triumphierend den kleinen Kerl, der jämmerlich schrie, heraus. Nur hatte er ihn so kräftig gepackt, daß er bald darauf einging.

Freilich ganz glatt war der Aufenthalt in Rekawinkel für Michel nicht immer verlaufen, und einmal schwebte er sogar in Todesgefahr. Der Jagdherr hatte die Jagd bis nach Preßbaum gepachtet und hielt streng auf Waldzucht. Da geschah es, daß Michel in jugendlichem Übermut seine gute Erziehung vergaß und einem Reh nachsetzte, das aus dem Gebüsch hervorbrach und seinen Weg kreuzte. Er kehrte auch nicht auf den Ruf seines Herrn zurück — er war ja ein Dackel. Gerade da kam der Jagdherr in Sicht und forderte in brüskem Tone den Professor auf, seinen Hund sofort zurückzurufen, sonst knalle er den Köter nieder.

Ganz entsetzt ob der Gefahr, in der sein Liebling schwebte, ließ Kramer den Pfiff ertönen, der Michel stets zum Fressen rief. Und die Freßgier war größer als die Jagdlust; Michel kehrte zurück und sah mit demütig falschen Augen zu seinem Herrn auf.

Für einige Zeit war dem Herrn der Wald verleidet. Aber bald packte ihn die Sehnsucht nach den ihm lieb gewordenen Plätzen und er suchte sie von neuem auf.

Michel kannte die Gewohnheiten seines Herrn sehr gut und wußte, daß er sich ruhig verhalten müsse, wann das Herrle seine Zeitung las, denn sonst gab es Sturm und Herr und Hund vermieden jede Aufregung. War das Leibjournal des Professors gelesen, kam Michel wieder zum Wort. Nun mußte er Wachmann machen, d. h. er setzte sich auf die Hinterfüße und brummte; verlangte aber das Herrle gar eine Arie zu hören, so leckte er sich zuerst das Maul, wie ein Sänger sich vorher die Lippen befeuchtet, machte einen schiefen Kopf und sang dann mit Überzeugung.

Über diese Künste zeigte sich der Professor stets sehr gerührt, und Michel, der ein großer Näscher war, bekam ein Stückchen Zucker als Belohnung. — —

Aber endlich mußte man sich doch entschließen, wieder in die Stadt zu ziehen.

Die Nebel am Morgen wollten oft lange nicht weichen, auch fing es an, in den Zimmern, trotz der geheizten Öfen, ungemütlich zu werden, es wurde allzufrüh dunkel und die Abende dadurch zu lang. Und so war man nach mancher Arbeit und Aufregungen aller Art wieder in der Stadtwohnung.

— Ein Frühstück zu dritt: das alte Ehepaar und der vierbeinige Sohn, denn Michel hatte mit der Zeit Kindesrechte bekommen, da die Söhne des Hauses verheiratet waren und wenig Zeit fanden, sich um

Gegen Mittag erwachte der Professor, und als er den gedeckten Tisch sah, sagte er: „Unnötige Mühe, Mama, ich kann keinen Bissen essen.“ Dessenungeachtet ließ die Frau die Suppe auftragen und brachte es mit vielem Zureden so weit, daß der Professor doch etwas zu sich nahm.

Aber was war das? Er ließ den Löffel fallen und horchte. Ein Kratzen und jetzt sogar ein Bellen an der Vorzimmertür. — Mit ein paar Schritten war der alte Mann draußen und stieß mit der Köchin, die aus der Küche geeilt war, zusammen.

Sprechen konnte er nicht, er riß die Gangtüre auf und der gefangen geglaubte Michel stürzte mit heraushängender Zunge, über und über mit Kot bespritzt, herein.

„Ja, Michel, mein Liebling, nun hab' ich dich wieder.“

Und das Tier, halb toll vor Freude, rannte mit fliegenden Ohren durch die Zimmer und sprang an seinem Herrl empor, um es zu küssen.

Schnell wurde für Michel ein Mahl gerichtet und nachdem er gesäubert worden, feierten Herrl und Hund ihr Wiedersehen.

Aber Michel bekam am selben Tage einen unheimlichen Maulkorb, ein festes Ding, das nicht abzustreifen war, ein kleines Ungetüm, schier wie ein alter Turnierhelm.

Berchtesgaden.

Von **Richard Voß.**

Der Name hat einen eigentümlichen Wohllaut, wie eine Melodie. Es klingt und singt förmlich darin: ein Berglied, ein Bergpsalm! Wer Berchtesgaden in all seiner heiteren und zugleich feierlichen Schönheit kennt, der weiß: dieser bergumtürmte, waldumrauschte, wiesengrüne Erdenfleck ist ein Hohelied der Schöpfung, vom göttlichen Geiste selber gedichtet. Wie etwas ganz Köstliches und Herrliches liegt er verborgen hinter gewaltigen Felsenmauern, als sollte der Ort Menschenaugen entrückt werden; als sollte Menschenqual von ihm fern bleiben: eine Weihestätte und ein Bergasyl.

Von welcher Seite der Fremde sich nähern mag: von jeder gleicht der Zugang der Introduktion zu einem symphonischen Festspiel deutscher Alpennatur . . . Von Reichenhall her! Aus reichbebauter Talsohle steigt die Bergbahn steil aufwärts. Ein Tannenwald, wie Urwald hoch und dicht, nimmt sie auf; und die Weite engt sich zur Schlucht. Schroffe Felswände zur Rechten und zur Linken. Dort das zerklüftete Lattengebirge, hier der sagenumwobene, wildschöne Untersberg.

In purpurroter Marmorhalle, die wie ein Dom sich wölbt, an steinerner Tafel, sitzt Kaiser Karl, in Schlummer versunken, die Zeiten

Jetzt erst fiel ihr Michel wieder ein und suchend schweifte ihr Auge die Straße entlang. Ein bekannter Wachmann meinte: „Der ist versorgt, den hat der Schinder erwischt."

„Aber mein Gott, er hatte doch einen Maulkorb", schrie sie, laut aufheulend.

„Abgestreift hatte er ihn und zwei Hundefänger waren hinter ihm her", schrie eine dicke Frau aus der Nachbarschaft, und atemlos setzte sie hinzu: „Schade um den schönen Dackel, der wird noch heute vertilgt."

Nun stürmte Marie zitternd die Stiegen hinauf und schreiend stürzte sie ins Speisezimmer, wo der Professor ruhig seine Zeitung las und sein Pfeifchen schmauchte. „Herr Professor, der Michel ist fort, der Schinder hat ihn gefangen."

„Meinen Michel hat der Hundefänger erwischt! — O, Sie Ungeheuer, Sie wissen ja nicht, was Sie mir angetan. — Mama, komm' schnell, der Michel ist fort."

Ein förmlicher Krampf packte den alten Herrn und als die Frau aus dem Schlafzimmer trat, fand sie ihren Mann blaurot im Gesicht. Nach vielen Bemühungen fand der Professor die Sprache wieder: „Ich bitte, Mama, tu' alles fort, was mich an Michel erinnert, mir ist, als hätte ich meinen besten Freund verloren, auch sein Bild nimm weg, ich kann es nicht mehr ansehen."

Als die Frau den Professor beruhigt verlassen konnte, eilte sie schnell zur Polizei, um den ihr bekannten Tierarzt zu sprechen, der um diese Zeit dort zu finden war.

„Eine böse Geschichte, Frau Professor, tut mir wirklich leid um den klugen Dackel, noch mehr bedaure ich den Herrn Gemahl. Leider ist bei den bestehenden Gesetzen nicht viel zu machen, aber das kann ich Ihnen versprechen, daß ich sofort an den Wasenmeister telephonieren will, er möge bei Übernahme der eingebrachten Hunde, Michel, der ja sein Halsband mit Namen trägt, separieren, und ich will, falls Sie es wünschen, den Hund mit Blausäure vergiften, damit er nicht lange leiden muß."

„Im vorhinein meinen Dank, Herr Doktor, wann kann ich weiteres hören zur Beruhigung meines Mannes?"

„Ich komme selbst gegen Abend zum Herrn Gemahl." — Die Frau Professor eilte weinend mit beflügelten Schritten ihrem Heim zu und fand ihren Mann vor Ermattung eingeschlafen.

Leise räumte die besorgte Frau alles weg, was an Michel erinnern konnte.

Der Korb, worin er sein Mittagschläfchen gehalten, und die weich ausgestattete Hundehütte, die im Vorzimmer stand, wurden auf den Boden gebracht, sein Spielzeug, Katzen und Hasen aus Plüsch, verbrannt.

bei umwölkten Sonnenuntergängen, wenn bei feuchter Atmosphäre das scheidende Sonnenlicht noch einmal die dichte Dunstschicht durchbricht. Der Göll im Alpenglühen, von der grünen Ramsau, dem schwermütigen Hintersee aus gesehen, ist ein Schauspiel von dramatischer Wirkung . . . Plötzlich wird der weiße Gipfel zum Feuerberge. Er flammt auf, er lodert. Die Sonnenuntergangsgluten bedecken ihn mit kaiserlichem — nicht doch: mit himmlischem Purpur. Und wenn beim feierlichen Schweigen der anbrechenden Dunkelheit das Glühen langsam verblaßt, die Riesenfackel von den schwarzen Fittichen der Nacht ausgelöscht wird, so ist es vollends wie die letzte Szene einer Alpentragödie . . . Matt und matter der Purpurschein, blaß und blasser der Glanz! Es ist ein Hinsterben in Herrlichkeit, als ob eine Majestät schiede. Grau und leichenhaft steht der Berg. Plötzlich — ein Wunder! Der königliche Tote belebt sich. Aufstrahlt der Göll! „Nachglühen“ wird die wundersame Erscheinung genannt.

Und der höchste Gipfel des Berges glüht noch, nachdem es längst Nacht geworden. Dann gleicht der Göll einem Traumbilde der schlafenden Mutter Erde.

An den grünen Geländen dieses Gebirgsstockes, hoch über der weltberühmten Villen-Bergstadt Berchtesgaden, liegt nach der Salzburger Seite zu eine Ortschaft, die einer großen Zukunft entgegengeht. Es ist der „Obersalzberg“. Von diesem köstlichen Erdenfleck wird noch zu reden sein. Er ist Berchtesgadens zukünftiges Pontresina.

Auch wer nach köstlicher Fahrt durch die reiche Salzburger Ebene nach Berchtesgaden kommt, muß durch einen flußdurchrauschten Engpaß, gleichsam durch ein düsteres Tor in den Festsaal eingehen, zu dem Wundertäterin Natur diese Stätte schuf. Denn — festliche Schönheit ist der richtige Ausdruck für diesen von den Göttern nnd Menschen geliebten Ort — allerdings auch von Gott Pluvius geliebt . . .

Als Berchtesgaden geschaffen und mit all seiner Anmut beliehen ward, schienen selbst den gütigen Himmlischen der auf einen Fleck zusammengehäuften Erdenschönheiten zu viele zu sein. Also machten sie in Gottes Namen den feucht-traurigen Regengott zum Paten von Bayerns holdseligster Tochter. Da schmunzelte der Griesgram: „Das gefällt mir! Da kann ich's mir bei meinem lieben Patenkinde bequem machen!“ Er wollte sich denn auch wahrhaftig in Berchtesgaden häuslich niederlassen, der greuliche Alte! Aber Berchtesgadens Schönheit verdarb ihm die schlechte Laune, daß er schier ganz vergnügt wurde, was für einen Regengott höchst unpassend gewesen wäre. Um seinen Ruf als alter, ekliger Herr zu wahren, mußte er seinen lieben Berchtesgadenern das Quartier kündigen. So zog er denn fort: nach Tegernsee, Ischl und sonst wohin. Jetzt kommt er nur noch zeitweise aus alter Anhänglichkeit

durchträumend; und seine Raben umflattern ruhelos, ruhelos den Berg. Kaiser Karl darf erwachen! Die schwarzen Vögel dürfen mit müden Fittichen zur Erde sich senken: das Deutsche Reich ist erstanden, ein machtvolles Ganzes; und Bayern mit dem Smaragd seiner Seen, dem Brillantgefunkel seiner Firnen, dem Rubinfeuer seines Alpenglühens, strahlt in dem Diadem deutscher Staaten als Kronjuwel.

Auf der Paßhöhe weicht das Waldesdunkel dem Tagesglanz. Es weitet sich das Hochtal. Die Fluren leuchten von Frühlingsblüten, gleich wilden Gärten: blau und gelb, rot und violett — Felder von Gentianen und Primeln, von Federnelken und Alpenverbenen. Auf diesen wonnigen Auen kann das harmlose Völklein der Gnomen vom Untersberg sein lustiges Wesen treiben, und in silberhellen Vollmondnächten tanzen hier die Wildfrauen den Geisterreigen, den Wanderer lockend mit süßem, wehmütigem Gesang . . . In deutschen Landen gibt es nichts so Märchenschönes als Berchtesgadens Wiesen im Mai!

Die bunten Gefilde säumt der knospende Laubwald: Buche und Ahorn, Esche und Linde. In breiten Strömen wogt aus der Tannennacht die lichte Flut des jungen Grüns von hoch herab nach allen Seiten zu Tal, im Sonnenschein ein Zauberhain aus Gold und Smaragd. Der Lenzesglanz durchstrahlt das ganze Berchtesgadener Land, umhüllt alle Höhen, erfüllt alle Tiefen.

Liebliche Wahrzeichen des Frühlings sind auch die sprießenden Lärchen. Ihre langen, feinen, mit den zartesten Nadeln befiederten Zweige wehen im Winde wie lichte Schleier, leuchtende Fäden durch das düstere Nadelholz ziehend, und das graue Gestein mit Schimmer umwebend.

Über Wiese und Wald steigt das Hochgebirge himmelan: Grat an Grat, Gipfel an Gipfel, eine Runde von königlichen Felsenhäuptern, eine Versammlung von Alpenmajestäten. In diesem weiten Kreise ist jeder Berg eine Persönlichkeit; denn kein Berg dieses Gebietes gleicht dem anderen; und wer die Gebirge des Südens kennt, ist betroffen, die reine Linienschönheit jener edelsten Fermate hier wiederzufinden. . . . Der Untersberg, von Berchtesgaden aus gesehen, mit seinen roten und gelben Marmorwänden, seiner klaren und kühnen Kontur könnte in Griechenland aufragen, über dem in Azurbläuen aufleuchtenden jonischen Meere.

Und „klassisch" schön ist das Massiv des Gölls, breit hingelagert über Berchtesgadens Idyll, ein Berg, wie ein Kolossalmonument der Alpennatur. Sein Kalkgestein besitzt eine Leuchtkraft, daß er der weiße, der leuchtende Berg genannt werden sollte. Seine Lichtwirkungen sind oft magischer Art. Es gibt Stimmungen, darin der Göll transparent erscheint, als sei er aus Alabaster gebildet. Und dann — sein Erglühen

Aber — daß sie aus aller Herren Ländern nur im Hochsommer kommen! Viel zu spät kommen, um viel zu früh wieder zu gehen! Wer nicht sah, in welcher Herrlichkeit Gott Frühling in die noch mit Winterschnee bedeckten Berchtesgadener Alpen einzieht, weiß nicht, wie schön sie sind; und nicht weiß es, wer seine Herbstpracht nicht schaute. . . . Schimmernder Neuschnee auf allen Gipfeln; die Fluren ein einziger frischgrüner Teppich, tausendfältig mit kleinen, ultramarinblauen Genzianen und mattvioletten Herbstzeitlosen bestickt; die Laubwälder strahlend in allen Schattierungen von Braun und Gelb, Scharlach und Purpur. Die lichten Frühlingsfluten haben sich in leuchtende Farbenströme verwandelt! Und die Luft ist so kraftvoll, so köstlich, daß die Brust sie atmet wie Lebenselixir.

Wenn es ein schöner Herbst ist — und er ist es gewöhnlich — so wird das Tal von Tag zu Tag verklärter, traumhafter, unirdischer. Es kann freilich geschehen, daß über Nacht Winter wird. Es schneit und schneit! Es schneit so unaufhaltsam, so ausgiebig, wie es „nur in Berchtesgaden" schneien — oder regnen — kann. Tagelang strömt der weiche Glanz aus einem weißen Himmel herab. Da bricht ein heller Tag an. Die weißen Alpen erglühen mystisch im Frührot, und in einem wolkenlosen Äther vom Azur der Genziane steigt die himmlische Siegerin „Sonne" empor. Glanz ist alles! Jeder Halm strahlt im Rauhreif als Wunderblüte. Jeder Zweig ist ein funkelnder, flimmernder Zauberstab. Kein Lüftchen regt sich. Es herrscht eine Feierlichkeit, als würde Hochamt gehalten; und die Schönheit wird zur Erhabenheit.

Zur hellen Lust aber gestaltet sich das stille Winterleben der Gebirgsbewohner, wenn die Schneebahnen eröffnet sind, der Königsee gefroren ist. Man muß Berchtesgadens Winterherrlichkeit erlebt haben, um immer wieder danach sich zu sehnen. Eine sausende Rodelfahrt vom Obersalzberg herab; eine fröhliche Schlittenfahrt zum Hintersee; oder gar ein Eislauf über den Königsee nach St. Bartholomä und zum Obersee — dieser Alpentragödie.

Oder eine Vollmondnacht; oder die heilige Weihnacht; wenn von den höchstgelegenen Höfen herab die Burschen mit brennenden Fackeln zur Christmette ziehen; wenn der Donner der während des Niederstiegs abgeschossenen Büchsen die Schluchten füllt und das Echo weckt; wenn es Mitternacht schlägt, plötzlich Lautlosigkeit eintritt und durch den wie Nebel wallenden Pulverdampf die Weihnachtsglocken zu läuten beginnen: „Euch wird heute der Heiland geboren!" . . . Das ist dann eine Christfeier!

Einer kennt die winterliche Schönheit Berchtesgadens und genießt sie mit immer neuer Freude; genießt sie mit dem Empfinden des Künstlers für Schönheit. Das ist Bayerns geliebter Prinz-Regent. Immer wieder kommt der Herrscher im Winter nach dem Ort, der ihm von allen Orten

in die ehemalige fürstlich-bischöfliche Klosterabtei. Aus besonderer Tücke — denn er kann sein wieder eingebüßtes Vergnügtsein nicht verschmerzen — mit Vorliebe als sommerlicher Logiergast, um dann freilich alle seine feuchten Gaben in Strömen über das liebliche Patenkind auszuschütten. Dieses aber lächelt den Unhold an: „Meine leuchtende Schönheit ist machtvoller als deine graue Häßlichkeit! Selbst du kannst mir nichts anhaben!"

Von Salzburg kommend, erhebt sich der Watzmann wie ein gigantisches, ägyptisches Königsgrab, als läge in seiner mit Firnschnee umglänzten Pyramide die Majestät der Alpen selbst bestattet . . . Weiter vordringend, jetzt Bild auf Bild! Der edelgeformte Hochkalter mit dem Koloß des Reitergebirges, das anmutigste der Berchtesgadener Täler umschließend, dessen grüne Einsamkeiten mit brutalem Lärm, Staubmassen aufwirbelnd, die neue Zeit in der Auto—post durchrast, den feinen Reiz dieses Lieblings der Natur erbarmungslos zerstörend. Als ob Anmut bleiben könnte, wo der „Fortschritt" vorstürmt!

Aber wenn dieser allmächtige, allbezwingende Geist der Ramsau und dem Hintersee in Gestalt der Autopost hätte fernbleiben können, so ist der Hochvermögende dem Berchtesgadener Ländchen in anderer Form sehr willkommen — mag romantischer Sinn auch noch so leidenschaftlich darüber klagen, daß eine elektrische Bahn die Völkerwanderung der Fremden bis an das Ufer des Königsees führt und schlanke Motorboote halb Deutschland nach St. Bartholomä und bis zum Seeende tragen.

Die bescheidene Bahnlinie wird das Bild der Landschaft nicht schädigen; denn sie läuft im tiefen, kühlen Grunde längs der Ache, deren jugendlich unbändiges Rauschen das Getöse des Lebens siegreich übertönt. Vollends der Königsee kann die Motorboote vertragen. Er bleibt voll Majestät, bleibt voll unantastbarer Monarchenhoheit. Denn wo Natur voll solcher Größe ist, kann kleines Menschenwerk nichts verderben. Darum sei der neuen Zeit von dem König der Bergseen — es gibt für diesen See keinen anderen, bezeichnenderen Namen — festlich froher Einzug bereitet: Seine Majestät geruht die allgebietende Dame huldvollst zu empfangen!

Im Hochsommer ergießt sich der Fremdenstrom als lebendige Sturmflut über das Tal der vielen Hügel. Sie füllt Hotels, Villen, Pensionen; füllt die Häuser der Bürger, jedem das bietend und gebend, was jeder für sich verlangt. In Berchtesgaden kann der Fürst wohnen wie ein „Fürst", und die Geld-Aristokratie kann es Seiner Durchlaucht nachtun. Im umwaldeten, weißen Hause findet der Gelehrte sein stilles Studierzimmer; findet der bescheidene Naturfreund, der Hochtourist und Bergspaziergänger bei freundlichen Leuten sein von Sauberkeit glänzendes Kämmerlein.

legte nur mehr, ob ich zur Heimbeförderung der zu erwartenden Menge sogleich einen Dienstmann engagieren solle oder zuerst versuchen könnte, die eigenen Kräfte an den Papierlasten zu versuchen. Da ich in einem Amateurpreisstemmen in Linz eine „lobende Anerkennung" eingestemmt hatte, entschloß ich mich, auf einen Packträger zu verzichten und getreulich dem Axiom: selbst ist der Mann, zu handeln.

Ich wies in der Expedition meinen Schein vor: „Bitte, liebes Fräulein, folgen Sie mir gefälligst den Einlauf aus."

Das liebe Fräulein kramte endlos in Stößen von Postkarten, Kartenbriefen und ähnlichem Getier herum und reichte mir schließlich zwischen zwei Fingerspitzen — e i n e n Brief.

„Liebes, liebes Fräulein, das ist doch . . .", aber schon schob mich höchst energisch ein sehr korpulenter und langbärtiger Herr beiseite: „Machen S' Platz und geben S' Fried . . ." Das galt mir; und von der Dame hinter dem Gitter forderte er die Briefe unter der Marke „Seelenadel und Gentleman". Ich hätte den seelenadeligen Gentleman ohrfeigen mögen; aber derlei rentiert sich nicht und so unterdrückte ich mannhaft meinen Zorn. Voll Begierde riß ich das Kuvert meiner Zuschrift auf; der Inhalt soll der Mitwelt nicht vorenthalten bleiben:

„Eier vollgeborn!

Zwahr wonne ich net im IV. besirg, den der is mi su deier doch hab i eine ser scheene Wonunk in der Ganiglgase u. vermitte inen gern ein hofgabined um fir gulden monadlich hochachdungfol

Wenzl Přemisl."

Die neue originelle Orthographie imponierte mir, nur war ihr Reiz nicht stark genug, mich für das „hofgabined" genügend zu begeistern, sondern ich schlich betrübt ins Hotel zu meiner Frau: „Paula, es hat sich leider nichts Passendes gefunden, wir müssen persönlich Umschau halten. Sei so freundlich, zieh dich halbwegs elegant an, damit wir etwas gleichschauen, und gehen wir."

Es wurde ein bitterer Gang.

Von Haus zu Haus; an jeder Tür, die ein weißer Zettel schmückte, machten wir Halt und prüften kritisch, was darauf geschrieben stand.

Die meisten erledigten sich von selbst, da ich weder gesonnen war, „eine Garage für drei Automobile", noch einen „Stall, vierzig, allenfalls fünfzig Pferde umfassend", zu mieten; auch mit einem „Atelier", trotz seiner verschiedenartigen Schreibweisen (z. B.: „Adelir", „Adje", „Atelet") wüßten wir für unsere Zwecke nicht sonderlich viel anzufangen, ebensowenig mit einem „Bett", das sich einsam und leer nach einem „solüden Herrn" oder einem „anschtändigen Mödchen" sehnte. Nicht einmal ein „drockener Keller samt Holzlage" genügte meinen

seines schönen Landes als allerschönster gilt. Dann rodelt der Fürst wie ein „Junger“, schlittet zur Wildfütterung nach dem Hintersee und dem Königsee, wo sich auf dem „Reitel“, gegenüber von Bartholomä, die Hirsche wie fromme Herden sammeln. In diesen fröhlichen Wintertagen wird Berchtesgaden dem greisen Herrn zum Jungbrunnen, darin er Leib und Seele badet. Denn auch des Menschen Seele verjüngt sich in der kraftvollen Frische unter einem durch Wochen und Wochen immerfort leuchtenden Himmel.

Schreiber dieses denkt heute zurück an die vielen Winter, die er — lang', lang' ist's her — in seiner Berchtesgadener Waldklause verlebt hat, bevor ihm, hoch über der Campagna Roms, die Circe Fraskati ihr lockendes Lied sang. Da nun der Mann kein weiser Odysseus war, ließ er sich nicht von treuen Gesellen an den Mast seines Lebensschiffleins festbinden, mußte also auf das Sirenenlied lauschen, mußte der Zauberin, „Roms Schönheit“, mit Leib und Seele verfallen . . .

Aber seine Berchtesgadener Jugendwinter kann der von Italien in Banden Geschlagene nicht vergessen. Sie durchleuchten die dunkel werdenden Tage des Alternden, der seinem Lebenswinter entgegengeht, wie der Glanz der Erinnerungen an vergangenes Glück.

Zwei möblierte Zimmer.

Zwei möblierte Zimmer
im IV. Bezirk zu mieten gesucht, per sofort.
Anträge mit Preisangabe erbeten unter „K. V.“
an die Expedition des Blattes.

„Du wirst schauen!“ sagte ich zu meiner Frau. „Bisher, wenn wir irgendwo Zimmer suchten, haben wir es ganz falsch gemacht, jetzt annonciere ich einfach, von den Zuschriften darauf wählen wir in aller Ruhe die Zusagenden aus und sehen uns die Wohnungen an . . .“

Na, also ja. In Zürich nahmen sie uns vor zwei Jahren erst auf, bis ich einen heiligen Eid geschworen hatte, weder selbst Bomben zu werfen, noch diese unliebsame Tätigkeit bei anderen durch Worte, Taten oder auch nur durch Stillschweigen zu unterstützen, in Paris . . . nein, es würde zu weit führen, wollte ich die Leidenserfahrungen meines obdachbedürftigen Suchens in Mitteleuropa erzählen; es mag genügen, wenn ich unsere letzten Erlebnisse chronologisch kurz skizziere.

Drei Tage, nachdem mein Inserat erschienen war — man muß den Leuten Zeit gönnen, über ihre Vermietungsabsichten ins Reine zu kommen — machte ich mich auf den Weg in die Zeitungsexpedition, um die unter der Chiffre „K. V.“ eingetroffenen Briefe zu beheben, und über-

charakterisiert — aber dafür brüstete sich ein zweistöckiges Haus damit, über einige „möblierte Zimmer“ zu verfügen.

„Siehst du“, baute ich den Bedenken Paulas weitblickend vor, „hier könnte es sehr angenehm zu wohnen sein — still, abgelegen vom Brausen des Verkehrs, gemütlich, ein Stück heimlichen Mittelalters in die Neuzeit versetzt, gewiß nicht sehr teuer . . .“

„Und Wanzen!“ Meine Frau begutachtete argwöhnisch den abbröckelnden Anstrich im Stiegenhaus und die ausgetretenen Stufen.

„I wo! Gerade in diesen ehrwürdigen Patrizierhäusern der Vorstadt ist Sauberkeit der liebste Gast.“ Ich war schon so müde, daß ich poetisch zu werden begann.

„Wir werden ja sehen . . .“, in einem undurchdringlichen Ton wurden die Worte gesprochen.

Eine behäbige, gutgenährte Dame öffnete uns auf unser Klopfen (die Klingel funktionierte nicht): „Was wollen S' denn?“

„Wir möchten uns die Freiheit nehmen, den bei Ihnen angekündigten Salon . . .“

„Treten S' ein.“

Ein säuerlicher Duft von geschmackvollem Sauerkraut und ein süßlicher Odeur von Apfelstrudel umschmeichelte meine Nase. „Pardon!“ entschuldigte ich mich, als ich irgendwo anstieß; es war aber nur ein ausrangierter Kasten gewesen, der die freie Passage behinderte. „Da ist das Schlafkabinett und da ist das Wohnzimmer.“ Eine großartige Gebärde. Vergleichbar der stolzen Geste Sven Hedins, der auf seine Erfolge der Tibetreise hinwies, begleitete die Offenbarung. Heute sage ich mir, die Räume waren finster, ungelüftet, die Möbel altersschwach und hinfällig, die Bettwäsche — nein, ich bin zu sehr Idealist, um in dem Schmutz des Alltags zu wühlen; damals war ich so mutlos, daß ich mich durch einen flehenden Blick mit meiner Gattin verständigte: „Nehmen wir's . . . wir finden doch nichts besseres . . .“ Ich habe mir erzählen lassen, daß zum Tode Verurteilte vor der Hinrichtung einander so resigniert zublinzeln.

„Und der Preis, gnädige Frau?“ Der ganze mir verfügbare Schmelz flötete in den sieben Silben.

„Hundertdreißig Kronen.“ Zielbewußt klang es zurück.

„Vierteljährlich?“ Man muß sicher gehen.

„Monatlich natürlich.“ Schweigend und zerknirscht über den Vorwurf meines Unverständnisses senkte ich den Kopf.

Meine heldenhafte Frau trat in Aktion! „Ist der Preis nicht ein wenig hoch? Ich meine nur, weil die Fenster in den Lichthof schauen und . . .“

Die Gestalt der Vermieterin wuchs zusehends: „Drei Grafen und ein Baron haben acht Jahre bei mir gewohnt und sind zufrieden gewesen!

anspruchsvollen Wünschen, und er lag doch, wie ich erfuhr, pikanterweise im dritten Stock . . .

Endlich: „Zimmer und Kabinett, womöglich an Ehepaar.“

Heureka!

Auf der dunklen Stiege verknaxte ich mir den rechten Fuß und meine Frau knickte an einem heimtückisch vorstehenden Gasarm eine Straußenfeder ihres Hutes; wir trugen die Unglücksfälle mit möglichster Gelassenheit und läuteten an der Wohnungstür, die uns eine junge Köchin als die gesuchte verriet.

Zuerst lange kein Geräusch, das auf die Anwesenheit mitfühlender Menschen schließen ließ. Erneuertes stürmisches Schellen unserseits; ein Scharren wurde hörbar; ein Manipulieren am Schlosse, ein uralter Männerkopf mit schwarzen Brillen vor den Augen tauchte aus einem sparsamen Türspalt und eine Stimme, die gewiß niemals einem Tenor gehörte, kreischte: „Gebettelt wird hier nicht . . .“

Schluß. Der Herr hat unser Anliegen gar nicht erst untersucht und wir stiegen verkannt und deprimiert die sechs Treppen wieder unverrichteter Dinge hinab.

Gott sei Dank befand sich im Nebenhaus eine Modistin, die es mir ermöglichte, den Schmerz meiner Gattin über den ruinierten Kopfschmuck (mit einem Aufwand von zehn Kronen) zu beheben. Ganz nebenbei bemerkt, scheint mir die Straußenzucht eine recht einträgliche Beschäftigung zu sein, und sollte mich mein geehrter Chef jemals entlassen, so werde ich mich dieser Branche zuwenden.

Fortsetzung der Zimmerentdeckungsreise.

Abermals eine empörend lange Reihe von „Garçonwohnungen“, „insektenfreien Bettstellen“, „Herrschaftsapartements mit sechzehn Prunkzimmern und allem erdenklichen Zubehör“ und mannigfache „Ateliers“ . . .

Da . . .: „Zwei Zimmer für zwei solide Herren“ . . .

„Paula, die sehen wir 'an!“

Meine Frau wendete bescheiden ein, daß allenfalls ich ein „Herr“ wäre, aber sie . . . Ich konnte mit einiger Aussicht auf Erfolg nicht widersprechen und zog betrübt weiter.

Zwei Stunden irrten wir bereits umher, und sah ich von meiner verrenkten Hinterpfote und der erneuerten Straußenfeder meine Frau ab, so war der Erfolg unseres Suchens gleich Null. Immer drängten sich auf den Wohnungstaferln die möblierten und unmöblierten Kabinette mit und ohne Bedienung, mit und ohne Frühstück, mit und ohne Garantie für Reinlichkeit vor, die lüstern nach diversen „stabilen Herren“ auslugten.

Ein Hoffnungsstrahl leuchtete erst wieder am Gitterplatz; die Gegend war zwar nicht besonders, die Straßenreinigung scheinbar noch nicht bis hierher ausgedehnt und die Beleuchtung durch Abwesenheit von Laternen

und entzifferten heroisch gequälte Schriftzüge ebenfalls auf weißer Unterlage . . . Hoffnungslos zogen in langen Reihen die „gut bürgerlichen Mittagstische“, „Souterrainlokale“, „Räumlichkeiten, die sich für ein Kabarett oder eine Sonntagsschule eignen“, „Speicher“, „Bodenkammern“, „Vorratshäuser“ und „Säle, in denen Hochzeiten abgehalten werden können“ an uns vorbei, abgesehen von den bereits erwähnten vereinzelnden Wohngelegenheiten für besonders qualifizierte Angehörige des Menschengeschlechtes, wie „hoch“, „sehr“ und bloß einfach „anständige Damen“, ditto Herren . . .

Und fand sich eine Ankündigung, die scheinbar für meine Frau und mich paßte, um zwei müden Häuptern Ruhe zu gönnen, so fehlte gewiß der enttäuschende Rückschlag nicht.

Ein etwas robuster Herr versicherte mich, er nehme keine „Perser“ mehr bei sich auf, denn die letzten „Peruaner“, die er als Mieter hatte, ruinierten seine Teppiche. Ewig unklar wird uns der Zusammenhang zwischen Peru, Persien und unseren Wenigkeiten bleiben, aber Gottes Fügungen sind wunderbar und nach Shakespeare gibt es gar manche Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich eine bornierte Schulweisheit nichts träumen läßt! Von einem zwölfjährigen Mädchen, das in Abwesenheit der Eltern die Mietlustigen abfertigte, mußte ich hören, daß sie nur auf anständige Leute Gewicht legen, und ich war froh, meine Gattin darauf von der Begehung eines Deliktes zurückzuhalten, dessen Sühnung zumeist fünf Gulden kostet. Eine Dame mutete uns zu, tagsüber die Zimmer mit dem Sohn des Hauses zu teilen, der ein Virtuos im Grammophonspielen sei, wogegen eine andere verlangte, daß wir täglich vor acht Uhr morgens aufstünden und vor neun Uhr abends schlafen gingen, weil ihr gestrenger Herr Gemahl ein Anhänger der naturgemäßen Lebensweise wäre . . .

Gegen zehn Uhr nachts kehrten wir ins Hotel zurück und ich verfiel in einen von Fieberträumen geplagten Schlaf.

Wie die Wohnungssuche, das heiße Streben nach zwei möblierten Zimmern endete?

Da ich in den nächstfolgenden Tagen von möblierten Herren phantasierte, die in trockenen Betten untergebracht werden sollten, von Pferden, die weder Perser noch Automobile waren und eine lichte Dachkammer zur Veranstaltung von Sonntagskabaretts suchten, von Klavieren, welche eine insektenfreie Verköstigung beanspruchten, und k. k. provisorischen Ministerwitwen, die einen Sport darin sehen, sowohl helle Mädchen an anständige Kabinetts zu vermieten, wie auch von Ateliers, die nachts daheim schlafen, so sah sich meine besorgte Gattin gezwungen, zwei Appartements in einem renommierten Nervensanatorium telephonisch zu bestellen und meine schleunige Überführung zu veranlassen . . .

Der Baron hat geweint, wie er hat ausziehen müssen, um das Majorat in Böhmen zu übernehmen, aber wenn's den Herrschaften zu teuer ist . . . Ich steh' auf die paar Kronen nicht an! Mein seliger Gemahl war k. k. provisorische Hilfskraft beim Steueramt und ich bezieh' eine Pension . . . Ich vergeb' die Zimmer nur, weil mir allein oft so einsam ist . . . Nötig hab ich's nicht!"

Augenblicklich lenkte ich ein: „Gewiß, verehrte gnädige Frau . . ."

Nun setzte die Inquisition von ihrer Seite ein: „Ich vertrag' keinen Lärm. Haben Sie Kinder?"

„O nein, im Gegenteil! Gott sei Dank . . ."

„Einen Hund?"

„Oh, wo denken Sie hin, Verehrungswürdige . . ."

„Schade . . . ich hab Viecher so gern und die sechs Pinscher von dem einen Grafen waren so zutunlich . . ."

„Wir könnten uns vielleicht einen bescheidenen Zwinger anschaffen, wenn Sie wünschen!" entgegnete ich konziliant.

Die k. k. provisorische Steueramtshilfskraftwitwe ging auf mein höfliches Anerbieten nicht ein, sondern forschte weiter: „Klavier? Spielen Sie Klavier?"

Ausweichend manövrierte meine Antwort: „Eine sehr liebe Tante meiner Frau lernte in ihrer Jugend die Behandlung eines kleinen Pianinos . . .

„Klavier dulde ich nicht!" Kategorisch, bestimmt, imperatorenhaft.

„Die Tante, nur die liebe Tante in Prag!" stammelte meine Frau.

Mir war alles egal und so steuerte ich auf das Ziel los: „Wann können wir also einziehen, sehr geehrte Frau Inspektor?"

„Einziehen?" Nie in meinem Leben werde ich das Erstaunen, das in diesem einzigen, elenden Worte übermächtig pulsierte, vergessen: „Einziehen? Vor einer Stunde hab ich die Zimmer an einen Sektionschef im Ministerium des Innern vermietet . . ."

Erst auf einem kantigen Eckstein des Gitterplatzes kauernd, kam ich zu mir und überwand den Seelenschmerz einer getäuschten Hoffnung; Tränen flossen über meine Wangen und meine treue Frau sprach mir neuen Lebensmut zu.

Selbst ein Polizeimann erbarmte sich meiner und sagte tröstend: „Wenn S' Hunger haben — in der nächsten Gassen links, gradaus, um die Ecke, ist eine Volksküche . . ."

Ich dankte und wir wanderten weiter.

Und wir wanderten weiter und weiter von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, lasen schwarze Druckbuchstaben auf weißem Grund

„übergeben“, wenn ein Bauerssohn „einheiratet“, die Alten gehen in den „Austrag“, d. h. sie ziehen in das für sie bestimmte Nebengebäude, stellen sich jedoch jährlich so und soviel für Kost, Kleidung und Biergeld sicher.

Nun beginnt die Arbeit des „Hochzeitladers“, der von Hof zu Hof geht und in gezierter Sprache, sehr häufig in wohlgereimten Versen, zur Hochzeit einladet. Der Hochzeitlader muß ein „ganz Gewappelter“ sein, er muß die Sprüche und Schnurren nur so aus dem Ärmel schütteln können und in den bäuerlichen Zeremonien wohl erfahren sein. Für sein Geschäft ist er aber auch beim Mahl zechfrei und hat überdies von jedem Gaste 30 Pfennig Trinkgeld zu beanspruchen. Nicht selten ist er hoch zu Roß, ausgestattet mit einem silberbeschlagenen Wanderstock, der mit bunten Seidenbändern geziert ist. Seine Einladung zur Hochzeit bringt er in folgender, umständlicher Weise vor: „Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes, hat sich der ehrbare Jungherr Martin Vordermeier, Bauerssohn von Wimpasing, nach reiflichem Bedenken entschlossen, die tugendreiche Jungfrau Kreszentia Mitterhuber, Bauerntochter von Altenerding, zu seinem christlichen Eheweibe zu nehmen. Er wird am Dienstag nach Maria Verkündigung im Kollmannsbergerschen Gasthaus zu Altenerding Hochzeit halten und dazu bitten wir uns von euch einen gewissen Gast aus.“ Wird die Teilnahme an der Hochzeit zugesagt, so zieht er seine Kreide aus der Westentasche und malt an die Stubentür einen hochkünstlerischen Strauß. Darunter schreibt er „5 Mark“, denn dies ist das Mahlgeld, welches Wirt und Hochzeiter vereinbart haben.

Vor der Hochzeit ist für die Brautleute das unentbehrliche „Stuhlfest“, ein Examen aus dem Katechismus nebst Belehrung seitens des Ortspfarrers. Nach dem Stuhlfest ist im Wirtshaus ein kleines Mahl — das „Krautessen“. Sauerkraut spielt nämlich auf einem altbayerischen Bauernhof eine große Rolle, daher bringt die Kellnerin eine Schüssel mit Kraut und fragt den Hochzeiter: „Wieviel zahlst du mir für dös Kraut?“ „Ich brauch keins“, ist die ausweichende Antwort. Nach und nach läßt er sich aber doch auf den Handel ein, wird jedoch von der Kellnerin immer weiter hinaufgesteigert und wirft am Schlusse, scheinbar unwillig, einige Silbermünzen in die Krautschüssel, ein Trinkgeld für die Kellnerin.

Der Tag der Hochzeit rückt nun immer näher, seit Monaten sind bereits die verschiedenen Handwerksleute, Näherin, Schuhmacher, Schneider, Tischler auf dem Hofe mit der „Ausfertigung“ beschäftigt. Am Vorabende der Hochzeit wird die Aussteuer der Braut — wenn diese in einen andern Hof einheiratet — auf den geschmückten „Kam-

Dort hausten wir zwei Monate und mein erster Weg nach der Entlassung galt der Administration eines großen Tagblattes, wo ich annoncierte:

„Zwei möblierte Zimmer zu mieten gesucht . . .“

Das geschah gestern.

Was steht uns noch bevor?

H. L. R.

Altbayerische Bauernhochzeit.

Von **Fritz Schleifer-München.***)

Heiratn möcht i wohl,
Tats recht gern a,
Wenn nur dös Kindergschroa
Auszhalten war.

Wenn auch des Dichters Worte: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet“ auf dem Lande in den meisten Fällen zutrifft, so spielen doch sehr häufig bei einer richtigen Großbauernhochzeit Haus und Hof, die Tagwerkzahl, der Viehstand, der Dunghaufen, die harten Taler und nicht zum wenigsten der große Familienrat der Vettern und Basen eine sehr große Rolle. Hat man also nicht vorher schon auf dem Tanzboden oder bei sonstiger Gelegenheit heimlich „Bekanntschaft“ gemacht, so muß der heiratsfähige Bauernsohn unbedingt die Hilfe des „Heiratsmachers“ in Anspruch nehmen. Dieser ist in der Regel ein Handwerksmann, ein Zimmermann, Schuster oder Schneider, Leute, die auf den verschiedenen Einzelhöfen herumarbeiten und so den besten Einblick in die Vermögens- und sonstigen Verhältnisse einer heiratsfähigen Bauerstochter gewinnen können. Daß für den „Heiratsmacher“, wenn die Sache zustandekommt, ein ordentlicher, meist tarifmäßiger „Heiratsschmus“ in Gestalt blanker Goldfuchsen abfallen muß, versteht sich wohl von selbst.

Ist also die „Hauptsache“ so weit eingeleitet, so ist es das erste Geschäft des Freiers, sich selbst über die zukünftige Braut und ihre Verhältnisse zu erkundigen — es wird auf die „Bschau“ gegangen. Haus und Hof und besonders der Stall werden gründlich untersucht; erscheinen sie geeignet, so kommen Verwandte als „Beiständer und Vermittler“. Wenn man sich nach langem Streiten über jedes Stück Vieh und jede Rolle Leinwand geeinigt hat, dann gibt der Freier zum Einverständnis als Ehrung ein paar harte Taler, worauf man alsbald in die Stadt zum „Richtigmachen“ fährt. Haus und Hof werden

*) Der Autor schreibt uns: „Die geschilderten Bräuche sind noch heute bei großen Bauernhochzeiten in Ober- und Niederbayern gang und gäbe“.

schneidigen und schlagfertigen Burschen brauchen, dem es auf ein paar Goldfuchsen für die Musikanten nicht ankommt.

Und a paar junge Madeln, sans reich oder arm,
Dö san ma viel lieba wia da schönste Gendarm. Juhu!

Unter solchen Gesangeln bewegt sich der Zug dem Bräutigamshofe zu. Braut und Bräutigam gehen nun gemeinsam in die Kirche zum Beichten, währenddessen die Gäste die Aussteuer der Braut, Haus und Hof betrachten und sich's wohlgehen lassen. Nach Rückkunft der Brautleute formiert sich alles zum gemeinschaftlichen Hochzeitszug. Ist etwa die Mutter der Braut nicht mehr am Leben, so gedenkt ihrer der Hochzeitlader durch folgenden Spruch:

Sind wir alle festlich geschmückt und beisammen,
Aber eine, ihr lieben Hochzeitsgäste,
Die uns besonders abgehet, das ist uns're vielgeliebte Mutter.
Wir durchgehen alle Gassen und Straßen, alle Dörfer und Städte —
Wir finden sie halt nicht mehr.
Ich glaub', sie ist uns hinübergereist in die Ewigkeit,
Dahin ist uns aber allen der Weg zu weit,
Jetzt wollen wir niederfallen auf uns're Knie
Und beten ein andächtiges Vaterunser samt Ave Marie.

Die beiden Brautleute knien dabei auf einem mit weißem Tuch bedeckten Schemel. Nun geht es in die Kirche.

A Ringerl am Finger und a Kranzerl im Haar,
So gehn ma zum Pfarrer, ja so wern ma a Paar.

Voran schreiten die Musikanten, dann kommen Braut und Brautführer. Letzterer trägt in den verschlungenen Armen als Brautführerstab einen mit langen Bändern geschmückten Säbel, welcher beim Mahl oberhalb des Brauttisches aufgehängt wird. Hierauf folgen die Kranzljungfern, dann der Bräutigam inmitten der beiden „Ehrenväter", der Tauf- und Firmpate, die nächsten Verwandten und geladenen Gäste, zuerst die Männer, dann die Weiber. Ein Verstoß gegen die Etikette würde lebenslängliche Feindschaft nach sich ziehen. Der Hochzeitlader braucht in der Kirche eine geraume Zeit, bis er alle Gäste, namentlich die weiblichen, in die Betstühle eingeordnet hat. Bräutigam und Braut begeben sich nun mit ihren Zeugen zum Altar, wobei alles darauf achtet, ob nicht etwa die Braut einmal ihren Fuß dem Hochzeiter voraus hat. Vergißt sie sich so weit, dann heißt es: „Aha, sie tritt ihm voraus, sie hat die Herrschaft schon." Beim Opfergang führt der Brautführer die Braut hin und zurück, vielfach war früher Sitte, daß er auch den Hochzeiter führen mußte — jedoch am Ohrwaschel, um ihm seine am Trauungsaltare gegebenen Schwüre auf lebenslänglich einzuschärfen. Nach Schluß der Trauung nimmt der Brautführer im letzten Kirchenstuhl Platz und wartet, bis alle Leute das Gotteshaus verlassen haben, dann erst führt er die Braut hinaus.

merwagen“ verladen. Alles zum Hausstand Nötige, das zweischläfrige Himmelbett, schön bemalte Kleiderkästen, Spinnrad und Wiege, Leinwand u. s. w. werden aufgestapelt. Hoch oben auf dem Kanapee thront die Näherin, hinter dem von zwei prächtigen Pferden gezogenen Wagen folgt die buntbekränzte Brautkuh, geführt von der Magd. Auf der Straße wird der Wagen von den Dorfburschen mit Stricken und Stangen aufgehalten und so der Vater der Braut gezwungen, ein Faß Bier zu spendieren. Hierauf kommt in einer neuen Chaise die Braut selbst mit ihrer Mutter und streut frischgebackene Nudeln unter die Kinderschar. An jedem Wirtshaus wird gehalten und ein paar „Maß“ getrunken; was Augen hat, schaut zum Fenster hinaus, besonders die Mädchen rennen und betrachten den prächtigen Kammerwagen, die Burschen feuern ihre Terzerole ab, während die verheirateten Leute ihr Haupt schütteln und dabei denken: „O ihr Narren“. Ein besonders Ausgelassener singt:

Zur Braut sagt ma Schneckerl, kriagst alles, was d sagst,
Zur Frau sagt ma „Alte“, ja Schnecken, wannst magst. Dulje!

Der Hochzeiter wartet indessen vor seinem Hof, hebt die Braut aus dem Wagen, dann werden die Sachen abgeladen. Die Betten muß der Arme selbst hineintragen, der Schreiner hängt sie ein, aber weil er auch ein Schalk ist, macht er nur halbe Arbeit. Dann wird gegessen und getrunken, abends fährt die Braut mit ihren Leuten wieder nach Hause.

Der eigentliche Hochzeitstag wird in beiden Häusern mit einer kräftigen Morgensuppe eingeleitet. Von allen Seiten kommen Verwandte und Gäste angefahren, meist in prächtigen Kutschen. Wer zum Bräutigam befreundet ist, findet sich dort ein, die zur Braut gehören, sammeln sich im Elternhaus derselben. Das bestbesetzte Musikkorps hat sich geteilt, die eine Hälfte spielt beim Hochzeiter, die andre bei der Hochzeiterin. Wer des Weges zieht, wird von den Musikanten mit einem Tusch empfangen und muß aus dem dargereichten Krug trinken. Da kommt es nicht selten vor, daß ein vagierender Landstrolch die Gelegenheit beim Schopf faßt, sich von den Musikanten eins aufspielen läßt und auf Kosten der Hochzeitsgesellschaft eine gründliche Stärkung zu sich nimmt. Endlich naht die Abschiedsstunde, mit Tränen verläßt die Braut das Elternhaus, dann gruppiert sich alles zum Zuge. In der ersten Kutsche sitzen Brautführer und Hochzeiterin, dann folgen dem Range nach die Gäste, den Schluß bildet ein Leiterwagen mit den Musikanten. Der Brautführer ist eigentlich die wichtigste Person bei einer richtigen Hochzeit, er ist Oberzeremonienmeister, er leitet den ganzen Gang der Hochzeit und muß beim Mahl für die nötige Unterhaltung sorgen. Daher kann man zu diesem Amte nur einen jungen,

Abends um 6 Uhr folgt das zweite Mahl, geschnittene Nudelsuppe, Blaukraut, Sulz, Preßsack. Lustige Lieder und auch Schnaderhüpfel beleben die Unterhaltung.

Nach dem Abendessen sind noch drei Maß Bier frei, jede weitere muß bezahlt werden.

Nun geht es an das „Abdanken“, das heißt an das Zahlen des Mahlgeldes, das je nach den Verhältnissen 5 bis 10 Mark beträgt und in eine große Schüssel gelegt wird. Der Hochzeitlader erhebt sich und verkündet in feierlichem Ton: „Da ich Dinge von Wichtigkeit vorzubringen habe, so bitt' ich alle anwesenden Hochzeitsgäste um gefälliges Stillschweigen.“ Er bedankt sich nun in weitschweifiger Weise für das herrliche Mahl und meint am Schlusse:

Drum tua ma glei a Schüßl auf n Brauttisch 'rein setzen,
Da kann a jeder sein Geldbeutel brav wetzen,
Greifts nein in enkere Beutel und werds net gar eitl ...

Fürs zweite kommt jetzt unser Hochzeiter Jungherr Vordermaier, Bauerssohn, aber angehender Bauer von Wimpasing:

Laßts den vielgeehrten Hochzeiter zu Ehren
Ein lustiges Vivat hören.

Sogleich schallen aus der Mitte ein paar Schnaderhüpfel:

Mei liaber Hochzeiter, i wünsch dir halt Glück —
A Stubn voll Kinder, vorn Fenstern ganz dick.

Ebenso wird die Hochzeiterin geehrt, lustige und schwermütige Schnaderhüpfeln folgen:

Hochzeiterin, hast gheirat, und in an andern Hof, o mein.
Bis heut in an Jahr kannst im Friedhof drin sein.

So geht es nach der Rangliste weiter, jeder wird geehrt und wirft seine Ehrengabe in die Schüssel, wobei jedoch der Hochzeitlader meist dreimal soviel schreit, als wirklich gegeben wurde. Jeden Kleinbauern stempelt er übrigens zum Großgrundbesitzer, jeden Großbauern zum Ökonomierat. Jeder wird mit einem Schnaderhüpfel angesungen und muß seinerseits schlagfertig erwidern. Nun kommt die Schlußrede des Hochzeitladers, er bittet um Vergebung, wenn er nicht jedem Gast den entsprechenden Titel und Respekt gezollt hat. Dann gibt es noch Extrageschenke aus besonderer Freundschaft, Küchensachen, Kinderwäsche, meistens recht originelle Geschenke, endlich tanzt noch die Näherin mit der großen Brauttorte herein, welche ringsherum mit Lichtern besteckt ist. Sie singt ein Schnaderhüpfel nach dem andern und löscht dabei jedesmal ein Lichtl aus.

An solchen Brautführer habn ma noch net ghabt,
Der unter da Nasen koa Schnauzbartl tragt.

In derselben Reihenfolge wie zum Kirchgang geht's unter heiteren Marschklängen ins Wirtshaus, wo bereits der Hochzeitlader wartet und jedem Gast nach Rang und Titel seinen Platz anweist. Lustig schallt die Musik vom anstoßenden Tanzboden, wie elektrisiert eilen die jungen Leute dorthin, um den sogenannten „Hungertanz" zu walzen, denn dieser muß ordentlich Appetit und Lust machen.

Das eigentliche Mahl wird durch eine sinnvolle Zeremonie, das sogenannte „Suppensalzen", eingeleitet. Die junge Frau muß nämlich in die Küche gehen, kostet ein Gericht und salzt es je nach Bedarf nach, wodurch sie ihre Eigenschaft als künftige Hausfrau bekundet.

Nun wird ordentlich gegessen, meist derbe Gerichte, Knödel, Würste, Spanferkelbraten, Backwerk u. s. f. Zwischen jedem Gang wird zur besseren Verdauung eins getanzt. Lärmende Bauernspäße und lustige Schnaderhüpfel schallen dazwischen.

Der Hochzeiter hat gsagt, i soll mit der Hochzeiterin tanzen,
Dulje, dulje, haho,
Nachat kriag i sechs Bratwürst und an Knödl an ganzen,
Dulje, dulje, haho.

Oder mit Anspielung auf einen langweiligen Brautführer:

Dös is a Brautführer, der net singt und net pfeift,
Man kann ihm net gutstehn, ob er d Hennen net greift!

Aber der Brautführer weiß einen Trumpf:

Du därfst di schon braucha, du lausigs Bürscherl,
Hast eh a paar Wadl wie Kreuzerwürstl.

Was von der Hochzeitsportion nicht verzehrt wird, wickelt man als sogenanntes „Bschoad" in die Serviette ein für diejenigen, welche zu Hause bleiben, außerdem erhält jeder Gast noch zwei bis drei Pfund ungekochtes Rindfleisch. Die junge Frau muß auch zum Pfarrhof eine Schüssel voll Speisen hinauftragen. Großen Spaß bereitet in der Regel das „Brautstehlen; während des Tanzes verschwinden nämlich plötzlich einige übermütige Burschen mit der Braut und gehen in ein anderes Dorfwirtshaus, dort wird eine große Zeche gemacht, die der Brautführer berappen muß, um die Braut auszulösen.

Der Brautführer dirigiert im Tanzsaale die Musikanten, er schafft jeden Tanz an und läßt dabei einen Taler nach dem andern springen. Dafür bekommt er auch vom Hochzeiter ein Paar funkelnagelneue Tanzstiefel und von der Kranzeljungfrau ein gesticktes Hemd. Nachmittags trägt der Brautführer einen schön gezierten Schweinskopf in den Hochzeitssaal und singt dazu:

Wia i in d Kuchel bin kumma, hat mi d Wirtin glei gfragt,
Bist du dersel Bua, der s Bratl aufitragt?
Dö Sau hat an schweinern Kopf, vier Füß hats a
Und wenns auf an Streit ankimmt, so hats an Schwoaf a.

Heimgärtners Tagebuch.

Am 18. August.

Für das, was uns am höchsten steht,
Für das, was uns am nächsten geht,
Ward uns kein Sang zu eigen.
Da hat man nur ein fromm' Gebet
Und — Schweigen.

Jetzt ist es wieder einmal die Königsberger Rede des deutschen Kaisers. Hat man denn wirklich Angst, daß Kaiser Wilhelm eines Tages Staatsstreich machen und die Verfassung aufheben könnte? Nein, man hat keine Angst, nicht die mindeste, darauf kennt man die Begründung der Konstitution und den Kaiser zu gut. Man will nur darüber sprechen. Aber hätte man die Kaiserrede nicht auch von dem nächstliegenden Standpunkte aus betrachten können? Ich finde es höchst interessant, wenn ein Fürst seinem Volke zeitweilig sein innerstes Empfinden und Denken klarlegt. Ein solches Vertrauen zum Volke müßte eigentlich nur das Vertrauen zum Fürsten noch erhöhen, der als Mensch zu Menschen spricht. Der Kaiser hat gesagt, daß er sich als Werkzeug Gottes fühlt. Was weiter? Ein Fürst, der das nicht kann, soll nur gleich abdanken. Soll doch jeder Mensch in gewissenhafter Erfüllung seiner Aufgabe ein Werkzeug Gottes sein. Persönlich wäre es wahrscheinlich manchem konstitutionellen König lieber, wenn er allein regieren könnte; aber als Werkzeug Gottes, das in der Volksstimme Gottesstimme hört, wird er nach den Bedürfnissen seines Volkes regieren. Denn er ist nicht das Werkzeug seiner persönlichen Wünsche, wie die allermeisten Leute es sind, sondern das Werkzeug der Vorsehung. — Wenn der Kaiser ferner sagt, daß die deutsche Hausfrau sich mehr um Haus und Familie kümmern soll als um öffentliche Angelegenheiten, so werden wohl die meisten Ehemänner damit einverstanden sein. Diese Bemerkung Wilhelms hat den deutschen Kaiser gar nicht gehindert, der Frau, die ihre naturgemäße Versorgung nicht finden kann, Ausbildung für andere Ämter möglich zu machen.

Der Kaiser hat frisch von der Leber weg eine Festrede gehalten.

Wollen wir denn, daß unsere Fürsten wie die absolutistischen Könige der alten Zeit sich in Wolken hüllen und in ewig verschleierter Majestät über uns ragen sollen? Ist es nicht menschlich würdiger und liebenswürdiger, wenn der König seinem Volke sich auch als Mensch zeigt, der nebst dem festgelegten Berufe auch seine persönlichen Gedanken und Wünsche hat? — Kaiser Wilhelm liebt es, geradeaus zum Volke

In wohlgeformter Rede bedankt sich nunmehr der Hochzeiter selbst für die zahlreiche Beteiligung, dann nimmt er die Schüssel mit dem Geld, stürzt eine Serviette darauf und übergibt sie der neuen Hausfrau in Verwahr.

Der Tanz nimmt kein Ende mehr, die Stimmung wird immer gehobener, die Schnaderhüpfeln immer kecker. Die älteren Leute nehmen jedoch nach dem offiziellen Schluß Abschied, die Spielleute stehen vor jeder Kutsche und blasen ein Abschiedsstücklein, wobei es nur so Trinkgelder regnet.

Allmählich finden sich auch die Ehehalten (Gesinde) ein, um auch noch etwas von der Feier zu profitieren, ängstlich zupft die Braut am Hochzeiter, dann läßt auch dieser einspannen und fährt mit seiner neugebackenen Hausfrau fort, daß die Funken davonstieben.

Lustig geht es zu bei einer richtig arrangierten Hochzeit, doch kommt es nicht selten vor, daß die ganze Gesellschaft bei besonders traurigen Vorträgen in Tränen aufgelöst ist, um jedoch nach einem feschen Schnaderhüpfel wieder hell aufzujubeln.

Am nächsten Tage wird eine Messe gelesen für die Verstorbenen, nachmittags wird — Geld gezählt, dann geht es wieder ins Wirtshaus, wo sich jedoch nur mehr die nächsten Verwandten treffen. Am darauffolgenden Sonntag wird bei den Eltern der Braut die Glückssuppe gegessen, dann nimmt die Braut nochmals unter Tränen Abschied. Zum Austeilen für das Gesinde bekommt sie von zu Hause verschiedenerlei nützliche Gegenstände mit.

In besonders gesegneten Gegenden, wie im niederbayerischen Geiboden, der Kornkammer Bayerns, dauert so eine Hochzeit oft drei Tage, und es ist keine Seltenheit, daß 300—400 Personen daran teilnehmen, ja, da hat man den Champagner schon aus Maßkrügen getrunken.

Die Bräuche sind natürlich allerorts wieder verschieden, auf Etikette wird jedoch überall strenge gesehen. Das beweist nachstehende Episode. Gelegentlich einer Beerdigung fragte eine Bäuerin, die von weit hergekommen war, ihre Base: „Frau Bas, wie is denn dös hier Brauch, woant (weint) man bei euch schon im Haus oder erst am Friedhof?“

„Land.“

Ich halte dafür, daß es möglich ist, ein sprachliches internationales Verständigungsmittel praktisch einzuführen. Aber nur für die Bedürfnisse des Alltags. Als ein Gefäß der Persönlichkeit, des Seelenlebens, der geistigen Welt kann ich mir eine künstlich verfertigte Sprache nicht denken. So wie Seele und Geist einem unbekannten Ursprung entsteigen und aus sich selber wachsen müssen, so auch ihre Sprache. Es ist auch kein Unglück, daß die Sprachen ihre abgegrenzten Bereiche haben. Das gibt der Menschheit und ihrem geistigen Leben jene Mannigfaltigkeit, die auch in der äußeren Natur überall vorkommt und wohl vorkommen muß, um die Welt in einem entwickelungsfähigen Gleichgewicht zu halten. Das Esperanto kann eine Völkerbrücke werden, aber nicht eine Völkerverschmelzung. Eine künstliche Sprache macht vielleicht, daß die Völker sich flüchtig finden; daß sie sich kennen lernen und wirklich verstehen, das wird wohl immer die vorurteilslose Wechselwirkung der natürlichen Sprachen besorgen müssen.

Was ich aus Trutz vollbracht,
Wuchs voll Pracht
Über Nacht
Und ward — verregnet.
Was ich aus Lieb' gesäet,
Keimte stät, reifte spät
Und ist gesegnet.

Vor zwanzig Jahren, bei der Uraufführung meines Stückes „Am Tage des Gerichts" im Grazer Stadttheater, ist ein Mann rings um das Theater herumgerannt, händeringend und sich die Ohren verhaltend vor dem Applaus, der drinnen schallte. „Ein Unglück! Ein Unglück!" hatte er ausgerufen. „Jetzt wird dieser Mensch alle Vierteljahre ein Theaterstück werfen und für die Stücke von unsereinem bleibt keine Bühne übrig!" Ein paar Tage später hat dieser Mann seine Verzweiflung mir selber mitgeteilt. Es war Karl Morre, der durch meinen Erstlingserfolg um den Erfolg seiner prächtigen Volksstücke fürchtete, die in Graz zur Zeit häufig gegeben wurden.

„Aber Mensch!" lachte ich. „Was glaubst du denn? Ich bin froh, das eine Mal mit heiler Haut davongekommen zu sein und kann dir versprechen, nie wieder ein Theaterstück zu schreiben. Mir ist das Getue mit diesem ganzen Apparat zuwider."

„Aber Geld trägt's, Freund! Mehr als du glaubst!"

„Die paar hundert Gulden werden schon auch sonst noch hereinzubringen sein."

zu sprechen. Und diesen demokratischen Zug verübeln ihm die Demokraten! Dafür, daß der Herrscher seinem Volke das freie Wort sichert, soll er selbst unter Zensur gestellt sein? — Die Könige werden unter der Tyrannei ihrer Völker noch Anarchisten werden.

Einer Bewegung gegen unsere deutsche Buchstabenschrift (in der fast die ganze deutsche Literatur gedruckt war und gedruckt ist) kann ich mich nicht anschließen. Mehr international veranlagte Leute wollen die Lateinschrift haben, die sie jetzt die Altschrift nennen. Der Vorzug dieser Schrift wäre ihre Weltbürgerlichkeit und diesen Vorzug verdankt sie ihrer Charakterlosigkeit. Ich könnte mich mein Lebtag nicht trennen von der Schrift, in der mir die deutsche Geschichte übermittelt wurde, in der ich Schiller und Goethe gelesen, und all die anderen Lieben, Teuren, Großen. Diese gotische Frakturschrift ist so deutsch, so dem deutschen Geschmack, der deutschen Seele entsprechend, daß der Deutsche trotz mancher kaum zu leugnender Nachteile es nicht übers Herz bringen kann, sich von ihr zu trennen. Wenn er an dieser Schrift etwas ändert, so ist er sogar geneigt, sie noch komplizierter, verbogener zu machen, wie der neuerliche Aufschwung der Schwabacher Schrift und leider auch manche sezessionistischen Frechheiten zeigen. Dieses Extrem ist töricht und schädlich; bleiben wir bei der einfacheren, deutlichen Schrift, wie sie z. B. auch der „Heimgarten" hat und die unser Auge einmal gewohnt ist. Unser Auge liest unter allen Umständen die deutsche Schrift leichter als die Lateinschrift, in der alle Buchstaben bestrebt sind, einander möglichst ähnlich zu sein. — In internationalen Sachen wird bei uns ja so die Lateinschrift angewendet; für unsere deutsche Literatur bestehen wir auf unserer trauten, ausschließlich von den Deutschen gebrauchten, also deutschen Schrift, und das aus Gefühlsgründen, die schließlich ja die ausschlaggebenden sind. Daß unsere Schulkinder die beiden Schriften lesen und schreiben lernen müssen, ist, wie wir alle aus Erfahrung wissen, eine ganz leichte Sache. — Wenn gleichwohl die Lateinschrift auch als notwendig erscheint, so ist deshalb die deutsche Schrift noch lange nicht überflüssig.

Ähnliches ist hier schon wiederholt gesagt worden und wenn man mich trotzdem immer wieder angeht zur Mitwirkung im Kriege gegen die deutsche Schrift, so werde ich einmal grob werden und mit den Knütteln der Frakturbuchstaben ganz kannibalisch dreinhauen.

Ich wurde aus Rostock um meine Meinung über das Esperanto befragt. Und von näherer Seite besonders darüber, ob es nach meiner Meinung die Völker verbindende Weltsprache werden könne oder nicht.

Er schlug das Buch — in schwarzes Leder war es gebunden — er schlug es auf und es war — die Bibel. Das hebräische alte Testament.

Und so kommt's heraus, daß unser Heiland einst und ich in meiner Kindheit dasselbe Schulbuch gehabt haben. Aus der gleichen Quelle haben wir geschöpft, er vor fast 2000 Jahren, ich jetzt. — Ach, wären die beiden Schüler doch auch gleich geraten! — Manches Blatt dieses uralten Buches ist mir widerlich, und doch lese ich nun wieder mit erneutem Interesse darin, seitdem ich mir vorstelle, daß es auch Jesus Christus' wichtigstes, vielleicht einziges Lehrbuch gewesen ist. Auf den Seiten des ersten Buches Mosis' sehe ich ordentlich das Fingerchen des kleinen Jesus, das die Zeilen schiebt.

Es ist kindisch, von seinem Taschenmesser zu erzählen. Macht nichts. Ist es doch ein sehr hübsches Taschenmesser, Kapfenberger Stahl, Perlmutterschale, eine Klinge, ein Stiftschneidemesser, eine Hackenspitze und ein Stoppelzieher, der zwar selten dazukommt, seinen Beruf auszuüben. Und die Hauptsache: es ist das Geschenk eines lieben Freundes. Und es ist das treueste Taschenmesser, das je in meinem Hosensacke gewohnt hat. So oft ich es schon verloren habe, es ist allemal wieder zurückgekommen. Einmal vertat ich es im wilden Waldgebirge, im weglosen Gestrüppe; nach mehreren Tagen fragte in meinem Sommerhause ein Halter an, ob ich nicht auf meiner letzten Partie ein Messer verloren hätte, Perlmutterschale usw. Er hatte es mit. Ein anderes Mal brachte mir mein Sohn aus dem Berggraben das Messer, wo ich es Tags vorher auf einer Rast angebaut hatte. Noch ein anderes Mal fehlte das Messer wieder in der Hosentasche; ich hatte einen langen Spaziergang gemacht und kehrte nun um, es zu suchen. Es lag nicht auf dem Wege, und als ich anfing, schneller zu gehen, klopfte mir jemand auf die Abachseite. Es stand aber niemand hinter mir. Ich ging noch schneller und schaute scharf vor mich hin auf den Boden, wo überall Platz genug war, daß das verlorene Messer liegen konnte. Jetzt der Sprung über einen Graben, da bekam ich von hinten einen Schlag. Und das war mein Taschenmesser, das ich — als vorhin im Walde der Stock geschnitten worden — anstatt in die Hosentasche unversehens in den rückwärtigen Rocksack gesteckt hatte. Sein graues Futteral war freilich längst fort und auch seine Schneide war im langjährigen Dienste stumpf geworden. Aber in alter Treue blieb es mir zugetan und das feinste Stückel leistete mein Taschenmesser in diesem Sommer.

Auf einer Eisenbahnfahrt nach dem Unterlande verlor ich wieder einmal das Messer. Nun machte ich das Kreuz darüber, jetzt — auf

Da packte mich Morre an der Hand: „Willst du mir die Tantiemen deines neuen Stückes ein- für allemal verkaufen? Ich lege dir auf der Stelle sechstausend Gulden dafür auf die Hand!“ Er langte schon in den Sack.

„Tu' es nicht, ich könnte sie annehmen!“ sagte ich.

„Nimm sie nicht, ich könnte sie nicht haben!“ Damit zog er die leere Hand lachend aus dem Sacke zurück.

Würde damals Karl Morre mir die Theatertantieme für mein Stück um die genannte Summe abgekauft haben, so hätte er gerade kein schlechtes Geschäft gemacht. Freilich, ein weit besseres machte er, indem er selber fleißig Theaterstücke schrieb und sie aufführen ließ. Ich habe ihn hierin wahrlich nicht gestört. Sein „Nullerl“ hat zwar anfangs vor den Rezensenten auch nicht viel mehr Gnade gefunden als mein Volksstück, aber sozial hat es mehr ausgerichtet als zehn korrekt geschriebene Buchdramen und ein Dutzend Reichsratsredner, die mit dem ganzen Alphabet für die Armen sprechen. Die Tantiemen waren dem Dichter Karl Morre so wenig Hauptsache als mir, und jener „Verzweiflungs“-Umzug um das Stadttheater war nichts als eine theatralische Geste, die er so sehr liebte und mit der er mich dann unterhalten hat.

Mit dem Bücheragenten hatte ich ein kleines Geschäft gemacht und sagte nun: „Also leben Sie wohl!“ Er lebte wohl, aber er blieb stehen mit seinem Pack und ging nicht davon.

„Ich hätte noch etwas, das Ihnen gefallen möchte, lieber Herr!“ sagte er, zog aus der Brusttasche etwas hervor und begann, es aus dem Papier zu wickeln.

„Na, bemühen Sie sich nicht, ich kaufe nichts mehr.“

„Ansehen kostet nichts“, sagte er und hielt geheimnisvoll inne. „Sie werden nicht denken, lieber Herr, was es ist. Wollen Sie raten? Ich würde Ihnen nicht raten, daß Sie raten; Sie erraten es nicht. Ich will es Ihnen freiwillig sagen. Sehen Sie, was ich da in meiner leiblichen Hand habe, in ganz gewöhnliches Packpapier geschlagen, und was auch Sie in zwei Minuten in der leiblichen Hand haben werden, das ist nichts anderes als“ — der Mann blickte rings um sich, ob uns nicht jemand belausche — „das ist nichts anderes als das Schulbüchel des Herrn Jesu. Bei meiner Ehr' und Paradiesesseligkeit auch noch, es ist nichts anderes. Das Schulbüchel des Herrn. Aus dem hat er gelernt, gelesen ganz die nämlichen Worte und Zeilen, wie sie da stehen, ganz dieselben Geschichten und Lehren, nicht mehr und nicht weniger, als es Sie noch heute d'raus lesen können, genau so und nicht anders. Und jetzt tun Sie fromm sein und sehen her.“

Darauf nahm ein anderer der Studenten eine feierliche Stellung an und sagte: „Meine Herren! Um diesen Hofunrat fortzuschaffen, weiß unser weiser Kollege einen guten Rat, weshalb ich ihn zum Hofrat ernenne!“

Der weise Kollege ist heute Schreiber bei einem Advokaten, aber der Titel „Hofrat“ ist ihm geblieben. — Nur gut, daß der Mann kein Bauer geworden ist mit seinem Rat, den Dünger in den Bach zu schwemmen.

Wie in der Bauernschaft so ein Ehrenbeleidigungsprozeß aussieht, das konnte man hier diese Woche wieder sehen. Die alte Straßgaukin hatte den Nachbar Wuisel „was geheißen“. Daraufhin hatte der Wuisel die Straßgaukin auch „was geheißen“. Da ging die Straßgaukin zu Gericht und der Wuisel dachte, wenn sie mich klagt, klag' auch ich sie. Drei Wochen nachher standen sie vor dem Herrn Bezirksrichter, all beide nahe nebeneinander.

„Also was hat's denn bei euch!“ fragte der Richter.

Die Bäuerin wollte gleich dreinfahren mit geladener Red'.

„Na, Na, der Mann soll zuerst reden. Wuisel, was ist es denn?“

„Jo, an oltn Weiberkittelschmecker hat s mih ghoassn, und dös loß ih ma nit gfolln.“

„Und er hot mih an olti Hulzknechtpfoad ghoassn!“ schrie sie.

„Nun also“, sagte der Richter, „so gleicht sichs ja aus“.

„Ih loß n einspirn!“ rief die Straßgaukin.

„Eine alte Holzknechtpfaid hat er euch genannt“, erinnerte der Richter, „sagt mir einmal, Frau, was euch an diesem Ausdruck so sehr beleidigt hat? Holzknechtpfaid oder Pfoad, was heißt das?“

„Nau, wen Se dos nit wissn?“

„Es müßte nur sein, daß Sie das Wörtlein ‚alte‘ gekränkt hat?“

„Is s wia da wöll, ih loß n einspirrn.“

„Is scha recht“, redete nun der Bauer drein, „so muaß die Stroßgaukin ah ihrn Weiberkittlschmecker ohsitzn“.

„Ja, wahrlich, Leutln, ich müßte euch beide einsperren lassen. Heißt das, wenn ihr euch nicht ausgleicht. Ihr seid euch beide ja nichts schuldig geblieben, nun so seid ihr gleich und könnt verträglich miteinander nach Hause gehen. Ich rate es euch, es ist unterhaltsamer in Feld und Wald heimzuspazieren als im finstern Kotter sitzen. Ich ließe euch lang sitzen, seid versichert. Und dann, wenn ihr endlich wieder draußen wäret, die Schande und die ewige Feindschaft untereinander. Schaut's, seids g'scheidt! Im Ärger sagt der Mensch oft was Ungutes,

internationale Bahnen geraten — ist es endgültig dahin. Gar keine Mutmaßung, wo und wie es entkommen sein konnte. Was geschah? Zwei Tage später kam das Messer lachend auf dem Postwagen daher — aus Wien. Es war neu auf den Glanz geputzt, es hatte eine frische Schneide und ein neues Kleid. Es hatte einen Gönner gefunden, der es schleifen ließ und ihm ein fellenes Säckchen kaufte zur festlichen Heimkehr zu seinem Herrn. Da das Messer weder eine Inschrift noch sonst eine Legitimation bei sich hatte, so weiß ich nicht, wie der unbekannte Finder seine Zuständigkeit erkannte. Jedenfalls aber ist das Taschenmesser richtig angekommen, was ich hiemit dem liebenswürdigen Gönner dankend kund und zu wissen tue.

Da gibt es Leute, die haben die Pausenscheu. Was das ist? Das ist eine Geselligkeitskrankheit. Sobald in einer Gesellschaft das Gespräch stockt, wenn auch nur auf eine Viertelminute, wird gleich eines oder das ander im Kreise unruhig, es wird ihm unbehaglich, die Sache tut sich so verstimmt, so verstimmend, so geistlos. Als ob die Köpfe gesperrt wären. Es muß um jeden Preis ein Gespräch vom Zaune gebrochen werden, das oft viel geistloser ist als das kurze Schweigen. dieses kann ja sehr geistreich sein, sehr pikant. Jedenfalls sind die Gesprächspausen etwas Natürlicheres als das ununterbrochene Gerede, das oft etwas Gezwungenes hat, das seiner Natur nach keine Tiefe und keinen Höhepunkt haben kann, das wie ein klapperndes Mühlrad ist. — Ich habe mich nie behaglich fühlen können in einer Gesellschaft, in der so ängstlich die Gesprächspausen vermieden werden. Unter Ungezwungenheit — und das ist bei einer anregenden Unterhaltung wohl die Hauptsache — verstehe ich nicht bloß, daß jeder darauf hin reden kann, was ihm einfällt, sondern auch, daß er schweigen kann nach Belieben. Und wenn es Augenblicke gibt, da das alle zugleich tun, so — geht ein Engel durch das Zimmer. Laßt ihn ruhig gehen, laßt ihn zweimal durch das Zimmer gehen, es kommt ein Segen. Ganz von selbst fällt da oder dort ein kluges Wort und eine frische Gesprächsära beginnt. Und wenn wirklich keinem was einfällt, so ist es erst recht gut, daß sie schweigen.

Studenten auf Ferien zogen über Land und kamen zu einem großen Bauernhaus. Das war gut bestellt, nur im Hofe lag angesammelter Unrat aus den Ställen. „Dieser Schweinerei wollte ich ein Ende machen, wenn mir das Gut gehörte“, sagte einer der Studenten. „Auf ein paar Stunden den Bach durch den Hof leiten, den ganzen Dreck in den Graben hinabschwemmen!“

Als Künstler und Dichter müssen wir freilich aller Menschheit leben, die zu uns kommen will. Persönlich gehören wir dem Kreise, der uns umgibt. Was wir Echtes für diesen leisten, kommt allmählich dem ganzen Erdkreis zugute.

Mein Lebtag habe ich äußere Ehrungen für ein bißchen windig gehalten, auch wenn sie aus Stein oder Erz sind. Alles ist eitel. Nur sehe ich nicht ein, weshalb man auf Eitles nicht eitel sein soll. Darf man sich nicht auch über Ehrungen, die dankbare oder nachsichtige Mitmenschen uns geben, erfreuen? Je kindischer eine Freude ist, je herziger. Man kann mit solchen Ehrungen sich ja auch einmal ein wenig prahlen, was doch einer Ehrung der Ehrungen gleichkommt. — Hockt der Alte nun da, am Feierabend, und zählt seine Sterne, so viele er deren mit freiem Auge sehen kann.

Ehrenbürger von fünf schönen Städten und Märkten, Ehrenmitglied von 41 Vereinen in nah und fern, Namenspatron von 17 Häusern, Villen und Schutzhütten, von 9 Stübeln, von 38 Gassen und Straßen, von 4 Türmen und Warten, von 8 Plätzen und Gärten, von Schulen, Quellen, Loden und Seifen, von 5 Denkmälern bei lebendigem Leibe. — Wie das Kind die Bausteinchen, so legt jetzt der Alte die schönen Dinge übereinander zu einem Ruhmestempel. Die kaiserlichen Auszeichnungen geben den stolzen Turm, an dessen Spitze als Siegesfahne flattert das Doktordiplom von Heidelberg! — Dann hebt er den Kopf und betrachtet vergnügt die Herrlichkeit, dann langt aus der Ewigkeit eine Knochenhand herüber, rückt den Tisch und alles stürzt zusammen. — Wenn nun aber der Alte sich und seine Denkmäler überlebte? —

Glücklich der, dessen Ehrungen ihn überleben, dessen Denkmäler lebendig sind und Segen geben. So die Alpenhäuser, die Unterstand bieten, die Warten, die das schöne Land aufzeigen, der Garten, der Schatten, Blumen und Früchte schenkt; so der Brunnen, die erfrischende Quelle, so der Turm mit dem lodernden Kreutfeuer, weithin mahnend, der Gefahr nicht zu vergessen. So die Schulen, künftige Geschlechter erziehend, so die gemeinnützigen Anstalten aller Art. Sogar der Ehrenloden ist zu was nutz, er gibt zum Geschrei auch die Wolle und versorgt die armen Kinder der Waldschule zum Weihnachtsbaum mit warmem Gewand.

Derlei Denkmäler sollten Mode werden. Sie verbürgen über den Tod hinaus noch eine Weile das, was man Unsterblichkeit nennt; sie sind nicht eitel und nicht Eitelkeit ist es, sich darüber zu freuen.

Und doch. Dieses öffentliche Register der Ehrungen wäre für den Schreiber wie für den Leser unerträglich, wenn es nicht zum Lebensbekenntnis gehörte und wenn anderseits nicht an hundert Stellen auch die Unehren einbekannt worden wären.

das nicht so schlimm gemeint ist. An dieser Stelle, wo ihr jetzt steht, hat vor einigen Tagen mich einer was geheißen, das ihm sechs Wochen Kotter getragen haben würde, wenn wir nicht einen Ausgleich gemacht hätten. Ich hab den Mann hinausschmeißen lassen. Euch muß ich leider da behalten, gut aufheben unten in den Kellerkammerln, wenn ihr euch nicht verzeiht und vergleicht. Tuts gescheit sein, Leutln!"

Lange mußte er ihnen zureden, bis sie sich endlich einander die Hand gaben, der Wuisel und die Straßengaukin, und verträglich, wo nicht allzuverträglich, miteinander nach Hause gingen.

Mit ähnlichen Kleinigkeiten wird ein Bezirksrichter, der wichtigere Dinge zu tun hätte, als sich in Tratsch und Zank von allerhand ihm unbekanntem Volk einmischen zu müssen, behelligt. Wäre es nicht richtig, in jeder Gemeinde einen aus ihr und durch sie gewählten Schieds- und Friedensrichter aufzustellen, der solch kleine Händel entscheidet und schlichtet? Einem, der die Leute und ihre Verhältnisse persönlich kennt, würde es leichter sein, mit den Leuten auf gute Art fertig zu werden. So ein Einheimischer wüßte auch stets am besten, was im Orte z. B. als Ehrenbeleidigung gilt; der amtliche, nicht immer mit Ortskenntnissen ausgerüstete Richter muß allzuoft nach dem Gesetzbuchstaben urteilen, was den Zeit- und Ortsumständen nicht immer angemessen ist. (Obschon mein obiger Richter seine Leute recht gut kennt.) Also für kleine Sachen örtliche Vertrauensmänner und Friedensrichter. Nur dann, wenn vor solchen kein Ausgleich möglich oder am Platze ist, hätte der Friedensrichter die Parteien zum k. k. Gericht zu schicken — Ein solches Ausgleichs- und Friedensamt in jeder Gemeinde, wäre das nicht ein Vorschlag zur Güte?

Einem Freunde, der den Internationalismus dem Nationalismus vorzieht, hatte ich zu schreiben:

„Du stehst dort, Freund, wo ich einst gestanden bin und wieder zu stehen hoffe, persönlich, als Mensch. Bei der ganzen Menschheit. Ich liebte in meiner Jugend nur die Menschheit, das tat mir wohl, trug Nimbus ein und kostete nichts. Allmählich habe ich erfahren, daß das Menschheitsideal ohne besondere Liebe zum Stammvolke keine Basis hat und unfruchtbar ist. Die Liebe zum eigenen Volke muß vorausgehen, sie fordert persönliche Opfer, sie zwingt dazu, sie erzieht zum Altruisten. Ich glaube ganz entschieden, der Gesamtmenschheit am besten zu nützen, wenn ich für meine Familie, für meine Gemeinde, für mein Stammvolk lebe und wirke, sind sie doch jener Teil der Menschheit, der mir am nächsten steht, also von mir erreichbar ist. So deckt sich auch Stammvolkliebe mit christlicher Nächstenliebe."

Hastig eilte er davon, mir fiel seine plötzliche Verlegenheit auf. — Mein Knabe erklärte sie mir.

„Kennst du diesen Herrn, Vater?“

„Flüchtig. Er schickte mir einmal seine Photographie und bat mich, ihm eines meiner Bücher zu verehren.“

„Dem muß man ins Gesicht spucken!“ sagte der Junge.

„Ei, welche Manieren, mein Sohn!“

„Ich werde dir was erzählen, Vater.“

„Erst gib hier die Fahrkarte ab. Wie geht's dir, Bübel?“

„Oh, ich hatte interessante Reisegesellschaft. Neben mir saßen zwei Geistliche und der Herr, der dich eben begrüßt hat. Die haben von dir gesprochen.“

„Wohl doch nichts Schlimmes.“

„Die Geistlichen so halb und halb. Bissel mehr Schlimmes als Gutes. Dieser Herr, der dich so verehrt, hat grauslich über dich geredet. Du hättest ihm — nein, ich mag's gar nicht sagen.“

„Na, heraus damit!“

„Dein Machwerk hättest du ihm aufgedrängt, er habe versucht es zu lesen, konnte aber nicht zu Ende kommen damit. So langweilig. Sich in alles dreinmischen, was man nicht versteht, hat der Herr gesagt. Und weil die Geistlichen beifällig dazu genickt, so ist er noch mehr gestiegen und hat gesagt, du hättest Schuster werden sollen, anstatt Dichter. — Ich hab' gemeint, ich müßte ihm Eine herabhauen!“

„Ho, ho, Junge. Das war ja einer, von dem wir was lernen können.“

„Sogar die Geistlichen haben dich schließlich verteidigt, so ekelhaft hat er geschimpft.“

„Laß gut sein. Solch Loben und Schimpfen hebt sich gegenseitig auf. Weg damit. — Willkommen, mein Kind, zu Hause.“

„Aber der Kerl muß mir fort!“ sagte der Junge schon ganz studentisch schneidig.

Jener war schon fort. Er war, als sich sein kleiner Fahrgenosse als mein Sohn zeigte, wieder in den Zug gesprungen und weitergefahren.

An unseren neuen Hundertkronennoten haben wir endlich einmal ein Geld, das sittigend erzieherisch wirkt. Das Hasten und Drängen nach Geld war schon ekelhaft. Nun, man muß eben sehr häßliche Banknoten machen, daß die Leute abgeschreckt werden. Wer trotzdem einen solchen Hunderter hat, der betrachte ihn. Das etwas abgelebte und etwas hochmütige Frauenzimmer mit den verkrüppelten Fingern ist nicht unsere liebe Austria, die sonst so schön und vornehm

Es war ja freilich einmal eine Zeit, da der Ehrgeiz mit mir gespielt hat. Jetzt spiele ich mit ihm.

In Schlesien hat man mir vor kurzem auf Waldeshöhe ein Denkmal gesetzt wegen der Millionensammlung. Es ist ein sechs Meter hoher Obelisk mit einem Flammenherd an der Spitze und einer Porträtmedaille. Das konnte nicht lange geduldet werden. Irgend ein Wohltäter der Menschheit hat sich beeilt, an meinem Porträt mir die Nase abzuschlagen, die sich bekanntlich in alles steckt. So bin ich gemartert worden, ohne daß es mir wehtut. Woraus man sieht, daß Denkmäler bei lebendigem Leibe auch zu was gut sind. Ansonsten hätte es an die höchsteigene Nase gehen können!

Doch seltsam, daß zur stolzen Ehre, die mir von den hochherzigen Stiftern des Denkmales zuteil geworden ist, nun auch noch der Strahlenkranz des Märtyrtums kommt. — Woher verdiene ich nur so viel Auszeichnung!

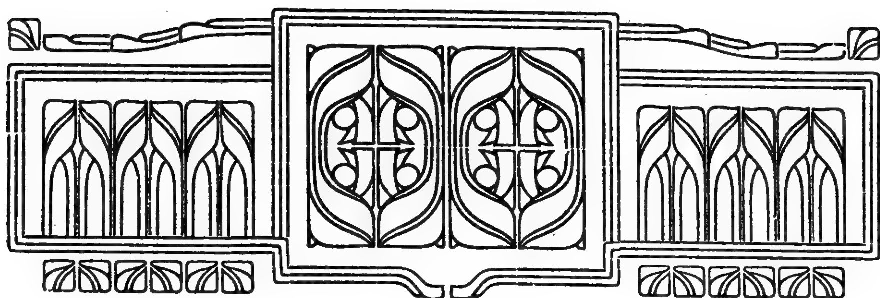
Gelobt zu werden, das ist ganz nett. Nur muß man sich just nicht allemal was darauf einbilden. Ich erinnere mich an ein kleines Erlebnis in früheren Jahren.

Auf dem Bahnhofe zu Krieglach war's. Ich erwartete den Zug, der meinen Gymnasialstudenten aus der Stadt bringen sollte auf die Ferien. Der Zug fuhr ein, der Knabe stieg aus und mit ihm ein Handelsagent. Kaum ich den Knaben kurz begrüßt, kam der Agent rasch auf mich zu, schüttelte mit beiden Händen lebhaft die meine und rief freudestrahlend: „Ach, Herr, das freut mich, Sie als den Ersten hier zu sehen, das bedeutet Gutes. Sie wissen nicht, *wie sehr ich Sie verehre* — wahrhaftig! Ihr schönes, schönes Werk — ach, wie danke ich Ihnen nochmals dafür — soll mir ein ewiges Andenken sein. Ich gedenke einige Tage in Ihrem schönen Krieglach zu weilen. Sie haben es berühmt gemacht — ja wahrhaftig! Wie geht's Ihrer werten Familie? Alles gesund? Ja? Kinderln auch? Ja? Sehr erfreut. Sie kommen wohl manchmal ins Gasthaus, nicht wahr? Na, da werden wir uns hoffentlich sehen. Ich möchte nicht verzichten auf das Vergnügen. Sie wissen nicht, wie sehr ich Sie verehre — wahrhaftig!"

Nur mit sanfter Gewalt gelang es mir, meine Hand von der seinen frei zu machen, um mich meinem Knaben zuzuwenden.

„Entschuldigen Sie!" sagte ich, „mein Sohn. Er kommt eben nach längerer Abwesenheit . . ."

„Das — das — Ihr Sohn? — Ihr Sohn?" fragte er stotternd und erblassend. „Na, dann — dann will ich nicht stören."



Kleine Laube.

Das ganze —.

Zwei Halbe sind ein Ganzes, ja,
Bei Mann und Weib, da stimmt es schier.
Traun, eines ist ein halber Mensch,
Zwei Halbe sind ein ganzes — Tier.

Ein römischer Papst und ein protestantischer König.

Pius IX. an Kaiser Wilhelm.

Im Vatikan, den 7. August 1873.

Majestät!

Sämtliche Maßregeln, welche seit einiger Zeit von Eurer Majestät ergriffen worden sind, zielen mehr und mehr auf die Vernichtung des Katholizismus ab. Wenn ich mit mir selber darüber zu Rate gehe, welche Ursachen diese sehr harten Maßregeln verursacht haben mögen, so bekenne ich, daß ich keine Gründe aufzufinden imstande bin. Andererseits wird mir mitgeteilt, daß Eure Majestät das Verfahren Ihrer Regierung nicht billigen und die Härte der Maßregeln wider die katholische Religion nicht gutheißen. Wenn es aber wahr ist, daß Eure Majestät es nicht billigen — und die Schreiben, welche Allerhöchstdieselben früher an mich gerichtet haben, dürfen zur Genüge dartun, daß Sie dasjenige, was gegenwärtig vorgeht, nicht billigen können — wenn, sage ich, Eure Majestät es nicht billigen, daß Ihre Regierung auf den eingeschlagenen Bahnen fortfährt, die rigorosen Maßregeln gegen die Religion Jesu Christi immer weiter auszudehnen, und letztere hierdurch so schwer schädigt: werden dann Eure Majestät nicht die Überzeugung gewinnen, daß diese Maßregeln keine andere Wirkung haben als diejenige, den eigenen Thron Eurer Majestät zu untergraben? Ich rede mit Freimut: denn mein Panier ist Wahrheit und ich rede, um eine meiner Pflichten zu erfüllen, welche darin besteht, allen die Wahrheit zu sagen, auch denen, die nicht Katholiken sind. Denn jeder, welcher die Taufe empfangen hat, gehört in irgendeiner Beziehung oder auf irgendeine Weise, welche hier näher darzulegen nicht der Ort ist, gehört, sage ich, dem Papste an. Ich gebe mich der Überzeugung hin, daß Eure Majestät meine Betrachtungen mit der gewohnten Güte aufnehmen und die in dem vorliegenden Falle erforderlichen Maßregeln treffen werde.

für den Schein gutgestanden. Wer ist sie aber und was bedeutet die Schlangenbändigerin am Schachbrett? Dieses Schachbrett soll vielleicht die vielen verschiedensprachigen Länder und Ländchen vorstellen. Für die Riesenschlange, die den weiblichen Laokoon umschlingt und zu erdrücken droht, wüßte ich keine andere Erklärung, als daß sie trotz ihrer schönen Blümleinzier den giftigen Völkerzwist versinnlichen soll. — Leider hatte ich mit dem ersten neuen Hunderter kein Glück. Ich wollte damit meinem Milchlieferanten die Sommerrechnung bezahlen, und er nahm ihn nicht an. Der Mann hat etwas ungeübte alte Augen und fragte erst, was das für ein blauer Zettel sei. Er konnte die wunderschön klobige Schrift nicht lesen und die Ziffern 100, die sah er gar nicht. Diese Ziffern auf dem neuen Hunderter wollen nicht entdeckt sein und machen es wie jene Tierchen, die sich an ihnen gleichfärbige Pflanzen hinschmiegen, damit sie nicht leicht bemerkt werden können. — So geschah mit dieser neuesten Leistung ziemlich alles, auf daß solches Geld *nicht* begehrenswert sei. Überdies hat es auch noch das Gute, daß uns *diesen* Hunderter niemand nachmacht.

Das große Wehe des menschlichen Lebens ist die *Frage*. Jede Frage fängt mit einem W an. Was? Wo? Wer? Wann? Wie? Warum? — Nicht sosehr darin liegt das Wehe, daß wir nichts wissen, vielmehr darin, daß wir fragen müssen, immer fragen, und nicht wissen, wer uns Antwort geben kann, daß wir fragend schon bangen, ob wir der Antwort, wenn uns überhaupt eine wird, auch werden glauben können. Ob die Antwort nicht ein Irrlicht ist. Nicht das Fragen an sich ist das Verhängnis, sondern das an jeder Antwort Zweifelnmüssen. Wer dem großen W ausweicht, wer sich angewöhnt, ohne Fragen den dunklen Weg dahinzutappen, der geht sicherer, als der sich immer fremdes Licht ausborgt, oft ein Licht, das ihm nichts anderes zeigt, als daß er irre geht. — Meine Lebenserfahrung ist die, daß ich fast allemal dann am weitesten irre gegangen bin, wenn ich viel gefragt habe.

Wir Eintagsfliegen spielen heut'
Gern mit dem Wörtlein: *Ewigkeit*.
Die wäre, sagt man, etwas lang.
Warum? Wozu? — Fast wird mir bang. —

O Menschenseele, leg' dich du
An Gottes Herz zur trauten Ruh'
Und laß' nicht kümmern deinen Sinn,
Daß du nicht weißt, woher, wohin.

Noch eine Äußerung in dem Schreiben Eurer Heiligkeit kann ich nicht ohne Widerspruch übergehen, wenn sie auch nicht von irrigen Berichterstattern, sondern auf Eurer Heiligkeit Glauben beruht, die Äußerung nämlich, daß jeder, der die Taufe empfangen hat, dem Papste angehöre. Der evangelische Glaube, zu dem Ich Mich, wie Eurer Heiligkeit bekannt sein muß, gleich meinen Vorfahren und mit der Mehrheit Meiner Untertanen bekenne, gestattet uns nicht, in dem Verhältnis zu Gott einen andern Vermittler als unsern Herrn Jesum Christum anzunehmen.

Diese Verschiedenheit des Glaubens hält Mich nicht ab, mit denen, welche den unsern nicht teilen, in Frieden zu leben und Eurer Heiligkeit den Ausdruck Meiner persönlichen Ergebenheit und Verehrung darzubringen. Wilhelm.

Die Minister vor dem Kaiser.

Nicht Hochgefühle allein bewegen die Brust des Bureaukraten und Politikers, der, endlich am Ziele seines Ehrgeizes angelangt, als Ministerkandidat stündlich das Handschreiben erwartet, in dem der Kaiser ihn mit der Führung eines Portefeuilles betraut. In zwei Kategorien kann man die Sorgen scheiden, vor denen dem in Parteikämpfen ergrauten Parlamentarier ebenso bangt wie dem durch Glück und Pflichttreue im Dienst zu ministrablem Rang emporgehobenen Bureaukraten — oder dem Sproß aus hochadeliger Familie, den der Kaiser aus persönlichem Vertrauen zum Minister macht. Denn der Minister hat zwei Herren: den Monarchen, den Auftraggeber, dessen Anforderungen er gerecht werden muß, und die Bevölkerung, die mit Ungestüm die Erfüllung ihrer Wünsche heischt. Schwieriger als in anderen Staaten noch ist die Stellung österreichischer Minister; manchem leuchtete die Sonne kaiserlicher Gnade nur kurz; denn der Monarch ist rasch in seinen Entschlüssen, denen niemals Merkmale persönlicher Sympathien oder Antipathien anhaften; ihn leitet ganz und gar die Staatsräson, die keine Rücksicht auf Personen kennt.

Diese Herrschereigenschaft des Kaisers drückt naturgemäß auch seinem Verkehr mit den Ministern den Stempel auf: Jedes Erscheinen des Kabinettschefs, der Gesamtheit der Minister oder eines einzelnen Ministers ist ein offizieller Akt, der sich in streng vorgeschriebenen Formen vollzieht, von denen niemals abgewichen werden darf. Die Vorstellung der Minister und die besonderen Audienzen gehen nach einem bestimmten Zeremoniell vor sich, das zwar nicht kodifiziert ist, sich jedoch durch Überlieferung unverändert erhalten hat.

Die matinale Lebensweise des Monarchen hat zur Folge, daß die wichtigsten Staatsgeschäfte am frühen Morgen und im Verlaufe des Vormittags abgewickelt werden. Der Kaiser begibt sich bekanntlich spätestens um 7 Uhr früh in sein Arbeitszimmer, wo für ihn die Post (nur Privatbriefe höchster Persönlichkeiten werden uneröffnet vorgelegt) und die Berichte seiner Kanzleien — der Militär- und der Kabinettskanzlei — vorbereitet sind. In dringenden Fällen befiehlt der Kaiser seine Minister schon für die Frühstunden in Audienz. Ministerempfänge um 9 Uhr morgens sind nicht selten. Die gewöhnliche Zeit für Referate ist 10 Uhr vormittags.

Die Minister legen für Audienzen beim Kaiser regelmäßig Galauniform an. Der Minister des Äußern Graf Ährenthal, der häufig im Frack vor dem Monarchen erscheint, bildet eine Ausnahme. Ähnliche Ausnahmen kommen zuweilen auch bei den Kabinettschefs vor.

Die dienstlichen Gespräche zwischen Kaiser und Minister wickeln sich ohne Zeugen ab, was den Ministern manchmal recht erwünscht sein mag. Denn ihre Berichte

Indem ich Allerhöchstdenselben den Ausdruck meiner Ergebenheit und Verehrung darbringe, bitte ich Gott, daß er Eure Majestät und mich mit den Banden der gleichen Barmherzigkeit umfassen möge. Pio P. M.

Kaiser Wilhelm I. an Papst Pius IX.

Berlin, den 3. September 1873.

Ich bin erfreut, daß Eure Heiligkeit Mir, wie in früheren Zeiten, die Ehre erwiesen, Mir zu schreiben; Ich bin es um so mehr, als Mir dadurch die Gelegenheit zuteil wird, Irrtümer zu berichtigen, welche nach Inhalt des Schreibens Eurer Heiligkeit vom 7. August in den Ihnen über deutsche Verhältnisse zugegangenen Meldungen vorgekommen sein müssen. Wenn die Berichte, welche Eurer Heiligkeit über deutsche Verhältnisse erstattet werden, nur Wahrheit meldeten, so wäre es nicht möglich, daß Eure Heiligkeit der Vermutung Raum geben könnten, Meine Regierung schlüge Bahnen ein, welche ich nicht billige. Nach der Verfassung Meiner Staaten kann ein solcher Fall nicht eintreten, da die Gesetze und Regierungsmaßregeln in Preußen Meiner landesherrlichen Zustimmung bedürfen.

Zu Meinem tiefen Schmerze hat ein Teil Meiner katholischen Untertanen seit zwei Jahren eine politische Partei organisiert, welche den in Preußen seit Jahrhunderten bestehenden konfessionellen Frieden durch staatsfeindliche Umtriebe zu stören sucht. Leider haben höhere katholische Geistliche diese Bewegung nicht nur gebilligt, sondern ihr sich, bis zur offenen Auflehnung gegen die bestehenden Landesgesetze, angeschlossen.

Der Wahrnehmung Eurer Heiligkeit wird nicht entgangen sein, daß ähnliche Erscheinungen sich gegenwärtig in der Mehrzahl der europäischen und in einigen überseeischen Staaten wiederholen.

Es ist nicht Meine Aufgabe, die Ursachen zu untersuchen, durch welche Priester und Gläubige einer der christlichen Konfessionen bewogen werden können, den Feinden jeder staatlichen Ordnung in Bekämpfung der letzteren behilflich zu sein; wohl aber ist es Meine Aufgabe, in den Staaten, deren Regierung Mir von Gott anvertraut ist, den inneren Frieden zu schützen und das Ansehen der Gesetze zu wahren. Ich bin Mir bewußt, daß Ich über Erfüllung dieser Meiner Königlichen Pflicht Gott Rechenschaft schuldig bin, und Ich werde Ordnung und Gesetz in Meinen Staaten jeder Anfechtung gegenüber aufrecht halten, solange Gott Mir die Macht dazu verleiht; Ich bin als christlicher Monarch dazu verpflichtet, auch da, wo ich zu Meinem Schmerz diesen königlichen Beruf gegen die Diener einer Kirche zu erfüllen habe, von der ich annehme, daß sie nicht minder, wie die evangelische Kirche, das Gebot des Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit als einen Ausfluß des uns geoffenbarten göttlichen Willens erkennt.

Zu Meinem Bedauern verleugnen viele der Eurer Heiligkeit unterworfenen Geistlichkeit in Preußen die christliche Lehre in dieser Richtung und setzen Meine Regierung in die Notwendigkeit, gestützt auf die große Mehrzahl Meiner treuen katholischen und evangelischen Untertanen, die Befolgung der Landesgesetze durch weltliche Mittel zu erzwingen.

Ich gebe mich gern der Hoffnung hin, daß Eure Heiligkeit, wenn von der wahren Lage der Dinge unterrichtet, Ihre Autorität werden anwenden wollen, um der, unter bedauerlicher Entstellung der Wahrheit und unter Mißbrauch des priesterlichen Ansehens betriebenen Agitation ein Ende zu machen. Die Religion Jesu Christi hat, wie ich Eurer Heiligkeit vor Gott bezeuge, mit diesen Umtrieben nichts zu tun, auch nicht die Wahrheit, zu deren von Eurer Heiligkeit angerufenem Panier Ich mich rückhaltslos bekenne.

gibt kaum einen Ort, kaum einen Berg, einen Fluß, der dem Kaiser nicht wohl bekannt wäre. Diese Eigenschaften des Kaisers muß jeder Minister bei seinen Berichten gewissenhaft berücksichtigen, denn er gewärtigt sonst eine sofortige, sehr unverblümte Richtigstellung des Kaisers und muß sich mit dem peinlichen Gefühl verabschieden, daß nicht er dem Kaiser berichten konnte, sondern der Kaiser ihn zu informieren hatte.

Der Kaiser ist im persönlichen Verkehr gewöhnt, genau zu individualisieren. Es ist daher ein Unterschied, ob er einem parlamentarischen Minister gegenübersteht oder einem Beamten. Der Verkehr mit Bureaukraten, die sich ihrer bedingungslosen Loyalitätspflichten schon aus dienstlich-disziplinaren Gründen bewußt sein müssen, ist mehr militärisch, kurz und offen gehalten. In Parlamentariern sieht der Monarch bei politischen Erörterungen auch den Parteiführer, und die Auseinandersetzungen gewinnen dadurch oft einen polemisierenden, immer aber reservierteren Charakter. Der Kaiser fürchtet den Widerspruch nicht, er geht ihm auch nicht aus dem Wege. Ihm geht Sachlichkeit und Zweckmäßigkeit über alles, und aus diesem Grunde läßt er sich gern auch überzeugen. Manchen Minister, der sich mit seinen abweichenden Anschauungen nicht offen vorwagte, munterte der Kaiser zu rücksichtsloser Aussprache auf. Nur eines duldet er niemals: Unklarheiten und Unaufrichtigkeiten.

Der Kaiser liebt es im allgemeinen, sich in allen wichtigeren Geschäften durch die Minister mündlichen Bericht erstatten zu lassen. Doch kommt es auch vor, daß er sich mit einem schriftlichen Bericht begnügt, auf Grund dessen er dann an die Erledigung schreitet. In eiligen Fällen läßt er auch durch die Flügeladjutanten telephonisch Informationen einholen. Der ihm in der Arbeitskanzlei zur Verfügung stehende Apparat ist in einer Mauernische angebracht und trägt die Nummer 6. Der Kaiser selbst bedient sich nie des Telephons.

Es bedarf wohl keiner besonderen Betonung, daß der Kaiser den Rat der verschiedenen Minister sehr verschieden einschätzt und niemals überschätzt. Er begnügt sich selten damit, die Meinung eines einzelnen anzuhören, und vermeidet es, auf Grund einer einzigen Unterredung wichtigere Beschlüsse zu fassen. Selten weiß ein Minister nach Schluß der Audienz, ob seine Ausführungen den Monarchen zu überzeugen vermochten. Oft genug aber sahen sich Minister, deren Vorträge vom Kaiser wortlos und scheinbar zustimmend angehört worden waren, durch die nachfolgende kaiserliche Entscheidung auf das peinlichste überrascht. Solche Vorkommnisse pflegen allerdings die sicheren Anzeichen für das Herannahen des Endes ministerieller Herrlichkeit zu sein. —

Diese interessante Schilderung brachte die Beilage der Wiener Tageszeitung „Die Zeit" anläßlich des achtzigsten Geburtstages unseres Kaisers. Vielleicht wird im Anschluß daran mancher Ministerkandidat — seine Kandidatur zurückziehen! Mit leeren Phrasen kann er bei Kaiser Franz Josef I. übel ankommen.

Die Stadt im Abend.

Auch die Klassiker der Lyrik hatten ihre Nachfahren, die Oftgesagtes in alter, wenn auch bewährter Form wiederholten, weil sie kleinmütig nicht wagten, von jenen Wegen abzuirren, die vor ihnen Größere mit ihrer Flöte gezogen waren. Dadurch begann die zarte Lyrik in der Schablone, wie im Unkraut, zu ersticken und wurde langweilig, manieriert und kam überhaupt in Verruf. Der Mensch sucht besonders in der Kunst nach neuen Ausdrucksformen, und gegen die Erstarrung der Lyrik zogen endlich die modernen Stürmer zu Felde und setzten eine gewollte Regellosigkeit an

finden nicht immer eine gnädige Beurteilung, und der Kaiser hält mit seiner Meinung keineswegs zurück. Die jeweilige Stimmung des Monarchen äußert sich im kleinsten Detail, schon beim Empfang des Ministers. In der Regel gestaltet sich aber die Begrüßung freundlich, ja herzlich. Kaiser Franz Josef, der zumeist in brauner militärischer Bluse vor dem Schreibtische sitzt, erhebt sich, geht dem Minister entgegen, reicht ihm die Hand und lädt ihn zum Platznehmen auf dem an der Schmalseite des Arbeitstisches stehenden Stuhl ein. Es muß aber nicht so sein. Oft hat es mit einem kurzen Gruß sein Bewenden, und alles Weitere wickelt sich dann in den Formen eines kalten militärischen Rapports ab. Man weiß von Ministeraudienzen zu erzählen, bei denen des Kaisers scharfe, schneidende Stimme durch die Kammertüren vernehmbar ward. Sprichwörtlich ist die Kürze der Abschiedsaudienzen jener aus dem Amte scheidenden Minister, deren Tätigkeit den kaiserlichen Erwartungen nicht entsprach. Einige Worte des Bedauerns aus dem Munde des Kaisers, ein kühles Kopfnicken, und die Audienz ist beendet.

Von diesen Ausnahmefällen abgesehen, lassen sich bei den Audienzen der Minister in der Regel zwei Phasen unterscheiden: Zunächst die geschäftliche Auseinandersetzung, ernst und sachlich; dann aber findet der Monarch fast regelmäßig Gelegenheit, sich in freundlichster Weise nach den privaten Angelegenheiten des Ministers zu erkundigen und sich in oft humorvoller Weise über allerlei Tagesereignisse, gesellschaftliche Affären, sportliche und sonstige Angelegenheiten zu äußern.

Die dienstliche Unterredung stellt an die Aufmerksamkeit und die Fähigkeiten des referierenden Ministers die höchsten Anforderungen. Bei jüngeren Ministern und in gewöhnlicheren Angelegenheiten liebt der Kaiser den mündlichen, freien Vortrag. Älteren Herren ist das Mitnehmen der Akten gestattet, sie können sich auch schriftlicher Vormerke bedienen und dem Monarchen vorlesen. Der Kaiser stellt zahlreiche Fragen, auf die er kurze und sachliche Antworten verlangt. Phrasen und Verhüllungen lehnt er in oft sehr energischer Form ab. Es ist bekannt, daß er die verwickeltsten Materien genau beherrscht und jedem Detail große Beachtung schenkt. Er verfügt über ein immenses Wissen und muß nie nach Einzelheiten suchen. Alles liegt zum schlagfertigen Gebrauch bereit an der Oberfläche seines ausgezeichneten, sehr getreuen Gedächtnisses. Dem Vortrag des Referenten folgt er mit gespannter Aufmerksamkeit, häufig Notizen machend, manchmal mit einer Zwischenfrage den Redner unterbrechend. Der Kaiser liebt die Besprechung wichtiger Angelegenheiten in Form von Dialogen; er selbst hält niemals längere Reden.

Ungenauigkeiten im Vortrag eines Ministers, ein Abirren vom Gegenstand duldet er nicht. Der Kaiser verfügt über eine verblüffend genaue Kenntnis der persönlichen Verhältnisse aller bedeutenderen Personen, ist ein vorzüglicher Beobachter und merkt sich bezeichnende Details von Leuten, mit denen er nur einmal und oft vor langen Jahren in Berührung getreten war. Für die persönlichen Angelegenheiten von Personen, denen irgendeine Bedeutung zukommt, bekundet er viel Interesse. Nicht allein die geistigen Fähigkeiten, auch die Familienverhältnisse, die Vermögenslage und oft sogar körperliche Eigenschaften zieht der Monarch bei der Erledigung von wichtigeren Vorschlägen auf dem Gebiete der Personalien in Erwägung.

In politischen und wirtschaftlichen Fragen besitzt der Kaiser ein auf detailliertester Kenntnis ruhendes festes Urteil. So ist bekannt, daß er die Bankfrage ausgezeichnet beherrscht, daß in Finanzangelegenheiten und besonders auch in Steuerfragen die Finanzminister sehr sattelfest sein müssen, um den Kaiser durch ihre Informationen zu befriedigen. Sein eigenstes Gebiet sind naturgemäß die militärischen Fragen, in denen er übrigens weniger der Beratene als der Berater zu sein pflegt. Damit hängt auch die genaueste geographische Kenntnis des Reiches zusammen. Es

Rausch erfaßt den erwachenden Tag,
Bäume tanzen und Hügel.
Schon ist die Erde vom Wirbel gepackt,
Stählern knattert der Motor den Takt
Und der Wagen hat Flügel.

Pfeilschnell reißt er die Straße zurück,
Fliegt in die schimmernde Ferne.
Bilderbuchdörfer mit Kirchengewühl
Huschen vorüber — o Weltengefühl,
Seliger Taumel der Sterne!

Sonntag und Morgen und Wälder und Herbst.
Sonne durchbricht nun die Dünste —
Halt! hier den Fußsteig von Eichen umweht!
Zwei Musikanten und ein Poet
Feiern Natur und die Künste!

Rokoko-Abend.

In Boschetten schnäbeln weiße Tauben.
Fernher tönt der Schrei verliebter Pfaue.
Lilaabend. Und im Schattenblaue
Stehn diskret verschwiegne Gartenlauben.

In der Lüfte sommerlauem Fächeln
Träumt ein unbestimmter Duft von Blüten
Und verstohlen blitzt am halbverglühten
Atlashimmel ein geziertes Lächeln.

Die Alleen mit gradgeschnittnen Rändern
Füllt ein reges, heimliches Getue,
Wie ein Trippeln seidner Frauenschuhe,
Wie ein Wehn von hellen Rosabändern.

H. L. R.

Vom Zeitungsdeutsch.

In dem „Grenzboten" veröffentlicht Adolf Petrenz einen Aufsatz über Zeitungskultur und Reporterpsyche, dessen frische Vorstigkeit er jedoch in der Einleitung ein wenig abschwächt. Da sagt er, daß er durchaus nicht alle Zeitungsschreiber meine, sondern nur die, die — sich getroffen fühlen.

Im Aufsatz heißt es unter anderem: Unsere guten Journalisten sind allemal bessere Schriftsteller als die meisten guten Professoren, haben oft mehr Kultur und weniger Langeweile im Leibe.

Und doch! Besieht man sich etwa den lokalen Teil einer beliebigen Gazette, so wird man nicht behaupten können, daß sein Stil, sein Satzbau, die Suggestionskraft seiner Wortbildung, die Reichhaltigkeit seiner Ausdrucksmittel auf sonderlicher Höhe ständen. All die Entsetzlichkeiten, die ein vorsintflutliches Papierdeutsch zuwege bringt, finden sich auch hier. Hie und da eine frisch geschriebene kleine Plauderei, eine eigenartige Spitzmarke, das ist alles. Der Rest ist im günstigsten Falle wesenlose Alltäglichkeit. Dazwischen wirbeln Satz- und Wortungeheuer unerträgliche Banalitäten und Geschmacklosigkeiten. Von einigermaßen individueller Behandlung kaum eine Spur. Stil ist mehr als Satzbau und Wortform, Stil ist Psyche. Und die Psyche des landläufigen lokalen Teiles ist die des mäßigen Reporters und des behaglichen Spießbürgers. Nicht als ob der „Reporter" an sich etwas Geringwertiges wäre. Italiens größter Journalist war nichts anderes. Er kann ein Künstler sein, nur ist er es meistens nicht.

Es ist weiß Gott nicht leicht, irgendeinen wirklich guten Bericht zu schreiben, bei der ewigen Wiederkehr gleicher Ereignisse wechselnde Formen zu finden. Deshalb braucht man sich kaum darüber aufzuregen, daß bei jedem Kommers „ein reicher Damenflor" von den Tribünen herabschaut, daß man sich bei solchen Gelegenheiten erst „in früher Morgenstunde" trennt, daß solche und ähnliche Feste stets einen „ungetrübten harmonischen Verlauf" nehmen. Der eine Redner „feiert" eben „in begeisterten Worten", der andere spricht „in heiterer und gemütvoller" oder gar in „feinsinniger" Weise. Die „kulinarischen Genüsse" stammen natürlich stets aus der „trefflichen Ökonomie" oder der „renommierten Küche" des Herrn X. Jeder Jubilar dankt „sichtlich gerührt", während es sich für einen Leidtragenden schickt „mit tränenerstickter Stimme" zu sprechen. Ein Vorsitzender ist bekanntlich immer „bewährt" und „verdienstvoll". Eine junge Dame, die einen Prolog vorträgt, tut das „mit warmer Empfindung" und ist stets „anmutig". Das ließe sich endlos vermehren, ist aber verhältnismäßig belanglos. Schlimmer ist anderes. Wer mehrere oder gar viele Zei-

die Stelle der bis zum Überdruß wiederholten Nachahmungen; befriedigte ihr Schaffen auch nicht, so wühlten die dichterischen Revolutionäre den Kunstacker doch tüchtig auf und eine dritte Generation von Poeten säte in die lockeren Furchen sorgsam einen guten Samen, der jetzt schön und farbenfroh reift. Wir können uns an den klassischen und an den neuen Weisen freuen, die einander ergänzen und die Lyrik bereichern, welche aus verhältnismäßig wenig Gefühlen ihre Motive schöpft. Unsere Jungen haben sie mannigfaltiger und bunter gemacht.

Die Österreicher halfen tapfer bei der Wiederbelebung mit und kürzlich brachte ein junger Wiener, Wladmir v. Hartlieb, sein Gedichtenbuch „Die Stadt im Abend“ (Verlag Hugo Heller & Cie., Wien), das neben kleinen Bedenklichkeiten — ich meine das Überquellen der „großen, unbestimmten Sehnsucht“ und des allzu reichlichen Weltschmerzes — empfindsam beobachtete Bilder und außerordentlich fein gesagte Gedanken enthält.

Es ist besser, Lyrik, wenn man in Stimmung ist, selbst zu lesen, als sich darüber erzählen zu lassen — deshalb hier einige Proben:

Einführung.

Poetenart, die nur den Blick nach oben
Gerichtet hält und in der Hand die Hefte,
Die ängstlich flieht die Mühen der Geschäfte —
Die Welt von heute will sie nicht mehr loben.

Getürmte Wirklichkeit ist vorgeschoben
Und fordert eines jeden ganze Kräfte.
Wen nicht ein falsches Wahngebilde äffte,
Wird sich im Ringen unsrer Zeit erproben.

Doch muß der Kampf uns nicht die Kunst vergällen:
Sie ist der Garten ewigen Vergnügens,
Den heitre Götter unserm Leid bestellen.

Und mag denn auch in Stunden guten Fügens
Ein Vers zum andern heimlich sich gesellen!
Es währt nur kurz das Glück des Selbstbelügens.

Mahnung.

Sei noch geduldig,
Trockne die Tränen,
Sammle dein Sehnen,
Trage den Schmerz!
Sei noch geduldig,
Ringendes Herz!

Werde nicht schuldig!
Alle Gemeinheit
Müht sich vergebens.
Nur durch die Reinheit
Rastlosen Strebens
Steigst du zur Einheit
Alles Erlebens —
Sei noch geduldig,
Werde nicht schuldig,
Glühendes Herz!

Um Mitternacht.

Durch Schlafes Macht
Zur Ruh gebracht,
Was sind wir Menschen um Mitternacht?

Die Sterne leuchten klar und weit
Wie in ur-uralter Vormenschenzeit.
Die Flüsse rauschen ungehört,
Nachtfalter schwirren ungestört,
Die Wälder stehen regungslos,
Es spielt der Mond im Wiesenschoß —
Unendliche Stille webt und schwebt,
Als wäre die Erde ganz unbelebt,
Und Menschenglück und Menschenqual
Sind ausgelöscht von Berg und Tal —

Durch Schlafes Macht
Zur Ruh gebracht,
Was sind wir Menschen um Mitternacht?

Über den Tag.

Siehst du die Sonne schon scheiden?
Und der Weltenglanz bricht —
Aber tief in uns beiden
Flammt noch das ewige Licht.

Flammte in uns, als der Frühe
Dämmer auf Erden noch lag,
Trägt noch in leuchtender Glühe
Weit uns über den Tag.

Fröhliche Fahrt.

Sonntag und Morgen und Wälder und Herbst,
Silbern umzogene Weiten.
Herrlicher Himmel aus Seide genäht,
Zwei Musikanten und ein Poet,
Spielend in Versen und Saiten.

Bursche". Und der Lokalredakteur ändert nichts. Solche Überschriften sind ihm vielleicht sogar ganz angenehm.

Wer ist schuld an diesen Zuständen? Die Reporter? Kaum. Niemand kann sie zwingen, durchweg Geschmack zu besitzen, und der Lokalredakteur braucht ihre Arbeit ja nicht in der Urform aufzunehmen. Also der Lokalredakteur? Auch nur scheinbar. Er hat in der Regel viel zu viel zu tun, als daß er Zeit hätte, und ist in der Regel viel zu kärglich bezahlt, als daß er Lust verspürte, jeder Notiz eigenes Gepräge zu geben. Notabene, wenn er kann. Also der Verlag, der den Lokalredakteur so schlecht bezahlt? Auch nur scheinbar. Er kann sehr oft nicht mehr bezahlen, weil mit wenigen Ausnahmen die Berliner Zeitungen zwischen Tod und Leben baumeln. Die ganze Sache ist also eine Geldfrage und die Kultur klebt am Groschen. Die Dürre des lokalen Teils läßt sich mithin in folgende Legende fassen: In einem ostpreußischen Dorfkrug sitzen zwei Bauern. Am Ofen liegt ein völlig vermagerter Köter. Zwischen den beiden Bauern entspinnt sich folgender Dialog: „Du, wems is dei Hund?" „Dat is uns' Hund." „Woso is dei Hund so dürr?" „Na hei frett ja nuscht." „Na woso frett hei nuscht?" „Na hei kriegt ja nuscht." „Na woso kriegt hei nuscht?" „Na wi gewe em nuscht." „Na woso gewt ju em nuscht?" „Na wi hebbe doch nuscht!" Das ist der ganze Circulus vitiosus. Vielleicht sollten doch wenigstens die großen Zeitungen versuchen, ihre Spalten leidlich gebildeten Menschen erträglicher zu machen, denn der lokale Teil ist zwar die größte, aber nicht die einzige Wüste.

Eine alte Geschichte.

Unsere Humoristen haben aus dem Kapitel „Geschichtsunterricht" und speziell aus dem Unterkapitel „Griechische und römische Geschichte" reiches Kapital geschlagen. Die Trockenheit schematischen Vortrags, der sich in Anführung von Zahlen und Schlachtendaten erschöpfte, die Gleichgültigkeit und Uninteressiertheit der Schüler, die komischen Mißverständnisse, die sich aus solchen Gegensätzen ergeben, sie haben ungezählte Situationen und Schulwitze erzeugt. Die Moral aller dieser Schulhistörchen war und blieb aber, daß es auf Erden nichts Gleichgültigeres und Langweiligeres geben könne als die ehrwürdigen Historien von den „klassischen" Griechen und Römern, von den Ägyptern, Persern, Babyloniern und anderen längst vergangenen Völkerschaften. Wie die grammatikalische Sezierung Homers und Ovids, des Sophokles und des Horaz den Schülern meist die frische Empfänglichkeit für die dichterischen Schönheiten der nüchtern zergliederten Werke raubte, ja vielen einen Haß gegen die alten Literaturen einprägte, so ist natürlich nicht der wundervolle Lauf der Geschichte des Altertums schuld an dessen Unbeliebtheit und der geringen Kenntnis von ihm, sondern eben die trockene, nach hergebrachter Schablone ausgeführte Behandlung.

Das ist ja nun in letzter Zeit vielfach anders geworden; die großen Entdeckungen gerade auf dem Gebiete der alten Geschichte und Eintritt der naturwissenschaftlichen Erforschung der Vorgeschichte der Menschheit in das Reich der Weltgeschichte, die Ablösung der biblischen Ideen von der Entstehung von Welt und Menschen durch die modernen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse, diese ganze Umwälzung unserer Begriffe von der Urzeit des Menschengeschlechtes haben auch unser Interesse gerade für die älteste Geschichte ungleich höher gespannt als an den Begebenheiten der neuen Zeit. Der Begriff von „alter Geschichte" hat jetzt einen andern Inhalt bekommen. Da wird es nun in den weitesten Kreisen des gebildeten und bildungsbedürftigen Publikums mit Freude begrüßt werden, wenn jetzt in dem soeben erschienenen neuesten Bande von Ullsteins Weltgeschichte, der die Geschichte des Alterstums behandelt, die modernen

tungen liest, findet die stereotypen Lokalnotizen überall wieder. Meistens in dem gleichen Wortlaut und mit der nämlichen Spitzmarke. Hier ist Burgfriede, hier schweigt der Haß der Fraktionen. Die Zeitungen abonnieren eben fast alle auf dieselben Korrespondenzen, deren Inhaber nicht durchweg Geistesheroen und Stilkünstler ersten Ranges sind. Der Lokalredakteur, mag er sonst durchaus befähigt sein, hat einfach keine Muße, alles umzuschreiben, zu feilen und zuzuspitzen. Er begnügt sich damit, allzu zeilenhungrige Nichtigkeiten zu streichen.

Was grau vor Alter ist, das ist dem Durchschnittsreporter heilig. Der Lokalredakteur aber rüttelt ebenfalls nicht gern an alten Bräuchen. Teils aus Bequemlichkeit, teils weil er wirklich nicht so lange Zeit hat, bis ihm etwas Besseres einfällt, teils weil ihm überhaupt nichts Besseres einfällt. So schleppen sich denn wie die Seeschlange jahraus jahrein dieselben Überschriften und klischierten Floskeln spaltenwärts. Hat die Feuerwehr einmal einen Liebesdienst getan, der streng genommen nicht zu ihrem Ressort gehört, kann man mit tödlicher Sicherheit auf die Überschrift gefaßt sein: „Das Mädchen für alles". Jeder Exzeß gegen einen Schutzmann heißt „Blaukoller". Nun soll gegen solche Bezeichnungen gar nichts einmal gesagt sein. Sie sind wenigstens nicht unsinnig und waren, als sie zum erstenmal gebraucht wurden, sogar ganz hübsch. Ja, alte Lokalredakteure rühmen sich noch heute in diesem oder jenem Falle der Vaterschaft und sind stolz darauf, ihren Kindern lange Jahre hindurch allerorten zu begegnen. Anders ist es mit folgendem lieben alten Bekannten: „Wie die Vandalen hausten neulich in der Schankwirtschaft von . . . .". Bis zum Überdruß ist von den verschiedensten Seiten darauf hingewiesen worden, daß die Vandalen ein edles germanisches Volk waren, daß die ihnen angedichteten banausischen Roheiten Schwindel sind. Tut nichts. Jahraus, jahrein werden selbst in deutschnationalen Blättern unsere Vorfahren beschimpft, indem man ihnen die widerlichsten Rowdys und Kaschemmenlümmel gleichsetzt oder gar noch überordnet. Der lokale Teil kennt von den verschiedenen Dichtern und Schriftstellern immer nur eine ganz bestimmte Kostprobe. Von Zola: „Die Bestie im Menschen". Bei Gutzkow ist der alte Ben Akiba noch immer Favorit. „Es ist alles schon dagewesen, sagt Rabbi Ben Akiba, aber ein derartig frecher Einbruchsdiebstahl, wie er neulich in der Mulackstraße . . ." Es gibt Lokalredaktionen, die gar noch mit „Jupiter Pluvius", mit den „Kindern Florens" und anderen mythologischen Werten arbeiten. Einer der Herren Berichterstatter äußert sich vornehmlich über Brände. Ob es sich nun um Groß- oder Mittelfeuer oder gar nur um einen Gardinenbrand handelt, jedesmal „gab die Feuerwehr kräftig Wasser". „Der Spitzhacke zum Opfer gefallen" hieß es, wenn ein altes Haus daran glauben mußte. Da besann sich plötzlich jemand auf Schiller, und seit der Zeit sind die Meinungen gespalten. Die einen bleiben der Spitzhacke treu, die andern sagen: „Das Alte stürzt!" (Man wüßte noch viel drastischere Beispiele des verrotteten Deutsch der Zeitungen, die — nebenbei gesagt — sich manchmal so spießig lustig machen gegen das Deutsch eigenartiger Schriftsteller.)

„Einen guten Fang machte neulich die Kriminalpolizei . . . ." Die sichtliche Freude des loyalen Staatsbürgers über solch ein Vorkommnis wirkt etwas abgestanden, wenn sie wöchentlich mindestens einmal mit genau derselben Vokabel auftaucht. Geradezu peinlich aber wird der Durchschnittsreporter, wenn er es ganz rite und richtig mit der Moral bekommt. Denn auch für seine tiefste sittliche Entrüstung hat er streng vorgeschriebene Formen und Formeln, von denen beileibe nicht abgewichen wird. „Ein nettes Früchtchen scheint der vierzehnjährige Sohn des Bauunternehmers X. zu sein . . . ." Der Junge hat vielleicht aus unreifem Lebensdrang eine verhältnismäßig ganz geringfügige Dummheit gemacht. Am Lokalpranger aber heißt er sofort „der Bursche". Und wagt er es gar, zu leugnen, so ist er „der freche

Nationale Opferwilligkeit der Tschechen.

Die Einnahmen des tschechischen Schulvereins betrugen im abgelaufenen Jahre ohne die Millionenspende 1,402.219 K 25 h, die Ausgaben 1,216.172 K 30 h, der Überschuß also 186.046 K 95 h. Ortsgruppen zählt die Matice školská 655, davon 59 neugegründete. Der Voranschlag für 1911 beträgt 1,445.000 K. Die Matice školská hat ein eigenes Verwaltungsgebäude in Prag bezogen, das ihr als Legat zugefallen ist.

Wenn man bedenkt, daß auch die außerordentliche Sammlung über eine Million Kronen einbrachte, ferner, daß die Tschechen ein der Zahl nach verhältnismäßig kleiner slavischer Volksstamm sind, muß man ihren Opfermut bewundern, der den Deutschen nur zum Vorbild dienen kann.

Singvögel.

Friede.

Junge Brüste, die sich atmend heben.
Süßes Leben!

Friede ruht nun über dir und mir;
Friede zwischen mir und dir.

Hat die Lieb' uns hold vereint,
Hat der Haß es bös gemeint —
Geschieden
Sind wir in Frieden.

Hans Mittendorfer.

Der Teufelsschütz.

Eine Ballade.

Der Wildschütz Jörg beim Teufel stand:
„Brauch' Kugeln nicht, die treffen,
Ich ziele gut mit sich'rer Hand;
Doch jene möcht' ich äffen,
Die alles Wild, das blindlings rennt,
Nicht Herrengut noch Grenze kennt,
Als Eigentum betrachten,
Und die ich muß verachten.
Zu narren Herrn und Jägersmann,
Verhilf du mir. Die Seel', wohlan,
Sei, Schwarzer, dir verschrieben.“

Geschlossen ward der grause Pakt,
Sie reichten sich die Hände.
Und Jörg ging froh und unverzagt
In seinen Wald behende.
Ein Vierzehnender sauste her;
Jörg legte an und traf ihn schwer.
Der Hirsch fiel meuchlings nieder.
Und regte nicht die Glieder.
Im Gut vom Grafen und Baron
Lag je die Hälfte nun davon,
Der Schütz lauscht im Verstecke.

Da kommen schon die Jägersleut'
Vom Schuß geschreckt in Scharen,
Graf und Baron mitsamt der Meut',
Die auf der Jagd grad waren.
Wer schoß? Und wem gehört das Tier?
Sie streiten heiß im Grenzrevier
Und wollen ohne Zagen
Zuletzt ein Sträußlein wagen,
Daß, wer der Sieger blieb' im Streit',
Den Hirsch behalte ohne Neid,
Der beider Gut bedeckte.

Doch eh' zum Kampfe trennen sich
Der Herren tapf're Mannen,
Da brüllt der Hirsch gar fürchterlich,
Springt auf und eilt von dannen.
Zur Hälfte links, zur Hälfte rechts
Stürmt hin ein Zweibein mit Geächz';
Die Jäger seh'n mit Grausen
Zwei neue Untier' hausen.
Baron und Graf wird leichenblaß,
So was ist arger Teufelsspaß;
Der Jörg lacht im Gebüsche.

Hat's ihnen oft noch so gemacht,
Bis um die Lust am Birschen
Graf sowie Baron gebracht.
Wer jagt nach halben Hirschen?
Der Jörg blieb Herr nun weit und breit
Bis an das Ende seiner Zeit. —
Das Wild wird stets doch wandern
Von einem Wald zum andern.
Wem es gehört? Wer also fragt,
Der deute Jörgens Teufelsjagd,
Dann werden's alle wissen.

Artur Dworzak.

Forschungsresultate zum überhaupt ersten Male in einem großen Geschichtswerk nicht nur „verwendet" erscheinen, sondern die Grundlage eines ganz neuen Systems des historischen Aufbaues bilden. Hier tritt uns zum ersten Male eine wissenschaftlich-moderne Geschichte der alten Welt entgegen und umgibt uns sofort mit dem ganzen Zauber, die der Lüftung der dichten Schleier eignet, die von den Geheimnissen versunkener Epochen gezogen werden.

An diesem soeben erschienenen neuen (ersten) Bande von Ullsteins Weltgeschichte haben sich die berühmtesten Spezialisten wieder vereinigt, die Hergänge der frühen Menschheitsgeschichte dem modernen Leser zu erzählen. Professor Walther-Halle a. S. schildert die Vorzeit der Erde, Exzellenz Haeckel die Entwicklungsgeschichte des Menschen, Professor v. Luschan-Berlin Rassen und Völker, Professor Hoernes-Wien die Anfänge menschlicher Kultur, Professor Beloch-Rom die Griechen bis auf Alexander d. Gr., Professor K. J. Neumann-Straßburg den Hellenismus und die römische Republik, Professor R. von Poehlmann-München die römische Kaiserzeit und den Untergang der antiken Welt.

Welchen wesentlichen Anteil die Illustrierung der Ullsteinschen Weltgeschichte an der einzigartigen Bedeutung des Werkes hat, ist bei allen früheren Bänden in gleicher Weise hervorgehoben worden. Aber diesmal genügt es nicht, auf die überreiche Fülle an neuem Material, auf den hohen ästhetischen Wert, auf die künstlerische Ausführung hinzuweisen. Hier ist eine Legende zerstört worden: Die Legende vom farblosen Altertum. So wie wir von den Historikern eine gänzlich veränderte Auffassung der alten Geschichte erfahren, so empfangen wir aus diesen Bildern eine ganz neue Anschauung von der Kunst des Altertums. Diese Porträts aus den Gräbern von Fayum mit ihrer der modernsten Malerei entsprechenden Höhe der Bildniskunst, die Madonnen- und Heilandsdarstellungen aus den Gräbern der Katakomben sprechen mehr als ganze Bände kunstgeschichtlicher Untersuchungen. Die farbigen Skulpturen von der Architektur der Akropolis oder die entzückenden Interieurs der pompejanischen Häuser in ihrem delikaten Farbensinn offenbaren ungeahnte Reize. Ein so reiches und dabei geschlossenes Bild des klassischen Altertums ist nicht mehr zu übertreffen.

Von des Lebens Leid und Lust.

Ein Volksbuch von Josef Wichner. (Wien. Heinrich Kirsch. 1910.)

Wichner gehört nicht zu jenen Schriftstellern, die sich darüber beklagen sollten, daß sie zutode gelobt werden. Und auch nicht zu denen, die so sehr verschimpft werden, bis alle Welt nach ihren Büchern greift. Von ihm gilt das vielleicht, wie von jenen Frauen, von denen am wenigsten gesprochen wird. Aber das Schweigen über einen guten Dichter ist auch nicht das Rechte. Der „Heimgarten" hat schon vor vielen Jahren, als Wichners erstes Buch „Alraunwurzeln" erschienen, gesagt: Josef Wichner ist der österreichische Peter Hebel. Seither ist von diesem Autor ein prächtiges Volksbuch ums andere erschienen, und dieses neueste ist so urfrisch, wie das erste war. Es enthält 22 Stücke, Erzählungen, Betrachtungen und anderlei, ernster und heiterer Art. Man lese die Geschichten: „Lieber Herrgott, du mußt", „Freiheit, die ich meine", „Das Verbrechen des Lehrlings", „Das ‚Ich' beklagt sich", „Ein Hoch den Damen!", um die weite Tonleiter dieses Autors zu ermessen: von schwerer Tragik bis zum keckſten Humor. Das ist wieder ein echtes Volksbuch, besonders für Volksbibliotheken zu empfehlen. Aber auch der verwöhnte Literat wird an der frischen, gesunden Art und Heiterkeit der Sammlung sein Vergnügen haben.



Bücher

Milan reitet in die Nacht. Von Roda Roda. (Berlin und Leipzig. Schuster und Loeffler.)

Wenn Humoristen das Bedürfnis fühlen, eine ernste Geschichte zu schreiben, so schlägt ihre angeborene Komik gern in Sentimentalität um. Roda Roda entging glücklich dieser Gefahr und er mischt in seinen „Milan", in eine fast tragische Erzählung, ein gutes Maß Humor, der nur ein bißchen weniger grotesk ist, als es sonst zur Eigenart dieses Schriftstellers gehört. Manche werden vielleicht finden, es sei hübscher und amüsanter, wenn ein Humorist nur Humorist bleibt, aber für jeden Spaßmacher — siehe Wilhelm Busch — kommt der Moment, daß er die Masken vertauscht und unter den Lesern eine kleine Verwirrung anrichtet. Roda Roda ist in seiner nachdenklichen Geschichte tiefer als in seinen Scherzen und er wird damit wohl denselben Erfolg einstreichen, wie wenn er die Leute lachen macht. Ich denke aber trotzdem, er bleibt im großen und ganzen seiner ursprünglichen Richtung treu. Nach einem kurzen Exkurs nach links oder rechts. H. L. R.

Die törichte Welt. Roman von Walter v. Molo. (Berlin und Leipzig. Schuster und Loeffler.)

Das Problem von den Kindern, von den ehrgeizigen Kindern großer Männer, die das Licht ihrer Väter in den Schatten stellt — denn wo Licht, dort Schatten —, dieses Problem ist schon oft seziert worden; auch Maximilian Harden rührte beim Tode Herbert Bismarcks daran; löste es beinahe — psychologisch. Molo griff es belletristisch auf und verknüpfte den unwandelbaren Stoff mit der akuten Tagesfrage der Protektion minder Fähiger, die einen klangvollen Namen haben. Die Personen sind lebenswahr charakterisiert und das Milieu ist dem Autor gut gelungen. — Vielleicht hat der Verfasser die Skizzierungsstriche zuweilen etwas dick und stark gemacht, um die im Buche schlummernde Tendenz deutlicher zu markieren, doch weiß er zu fesseln, zu klären — „aufzudecken", was nach der Ansicht vieler Denker der Endzweck eines Werkes sein soll. H. L. R.

Der kleine Schwab'. Abenteuer eines Knaben. Von Adam Müller-Guttenbrunn. (Leipzig. L. Staackmann. 1910.)

Wenn mich jemand fragt nach einem guten Volksbuche, das auch für die deutsche Jugend passe, so nenne ich ihm mit Freude dieses Büchlein. Es erzählt in schöner Volksweise von einem deutschen Bauernknaben im Banat, seine Gefahr, magyarisiert zu werden, seine Wanderung nach Siebenbürgen zu den Deutschen, wo er ein Gymnasium besucht. Die Geschichte seiner ersten einfältigen Liebe, die Geschichte vom hochmütigen Schneider. der Napoleon III. zum Paten seines Söhnleins bittet und wie es dabei zugeht. Aber der Glanz der Erzählung ist des Knaben Vater schwäbischer Abstammung, eine urdeutsche Kerngestalt, seine Reiseabenteuer, seine Ermordung und wie der Sohn heldenmütiger Weise die Mörder entdeckt, was dem armen Studenten freilich sein weiteres Studium kostet. — Im Hintergrunde dieser persönlichen Geschehnisse stehen die großen Ereignisse von 1870 und 1871 und das Ganze ist ein Sagen von fast antiker Tüchtigkeit und Kraft. Das Buch muß in die Volks- und in die Jugendbüchereien R.

Buch der Torheit. Von Fritz v. Ostini. Mit Buchschmuck von A. Schmidhammer. (Leipzig. L. Staackmann.)

Ostini ist dem Leser der „Jugend" schon lange als feiner Humorist bekannt und jetzt liegen seine hübsch pointierten, teils rein komischen, teils satyrischen und teils liebenswürdig-tendenziösen Geschichten in einem Buch gesammelt vor, das Schmidhammer eigenartig und übermütig, ganz dem Inhalte entsprechend, illustrierte — tatsächlich: illustrierte, denn die Bildchen sind mehr als bloß anspruchsloser Buchschmuck. Der „Heimgarten" wird demnächst ein Probe-(u. Meister-)Stücklein aus der Sammlung bringen und das soll besser für den Autor und sein Werk sprechen, als es eine formelle Besprechung, welche die mannigfaltige Komik der Geschichten doch niemals erschöpfen kann, zustandebringt.

Soldatenleben im Frieden. Ein zensurgerechtes Militärstück, in das jede Offizierstochter ihren Vater ohne Bedenken führen kann. Von Alfred Polgar und Egon Friedell. (Wien. Hugo Heller u. Komp.)

Wehe dem, der den Parodisten Polgar und Friedell in die Hände fällt! In der einziggelungenen Satyre „Goethe" schlachteten sie die Literaturbeamten ab und diesmal — bekommen eben ein paar andere Kleine Rippenstöße weg, die so köstlich verabreicht werden, daß die Betroffenen — vorausgesetzt, daß sie Humor haben — darüber

Dankbarkeit.

In Wald drein steahn zwoa Bam in d Höh,
Der grad, der ander krump,
Der oane spielt n großn Herrn
Und hoaßt n andern Lump.

A niadre Staudn hat s wachsn gsehgn
Vo kloan auf so in d Höh,
Hiaz, wias der oane gar so treibt,
Da gibt s eahm zan verstehn:

„Hätt sih dein Nachbar net so bogn
Und stad auf d Seiten gschobn,
So warst wohl du, däs mirk dr guat,
Gwiß net so hoch da drobn.

Wann er sih gwierht hätt, warst du ah
Akrat so schelch und krump!
Hiaz, weil er dr schön Platz gmacht hat,
War er zan Dank a Lump.

K. Pschorn.

Lustige Zeitung.

Böse Antwort.

Ein Dorfarzt hatte mit dem Totengräber Konflikt wegen eines Grabes. Sie wurden heftig und der Totengräber blieb nichts schuldig, er wurde derb.

„Gemach, gemach, mein Lieber", sagte der Arzt, „Sie scheinen zu vergessen, wer ich bin!"

„Oh na, das vergesse ich nit", sagte der Totengräber, „Sö san ja mei Geschäftsreisender".

Er kennt ihn besser.

Sami Rebhahn will seinen bei der Sanitätstruppe dienenden Sohn im Brucker Lager besuchen.

Es ist gerade eine größere Übung.

Rebhahn geht den Truppen nach und fragt bei einem Sanitätswagen einen der Soldaten nach seinem Sohne.

„Der ist vorne in der Feuerlinie!" wird ihm zur Antwort.

Darauf Rebhahn: „Her'n Se, Herr Sanitätsleben, do kennen Se aber mei' Sohn sehr schlecht!" („Muskete.")

Polizeiliches.

Gehorsamster Bericht.

Der Hochwohllöblichen Polizeidirektion berichte ich ganz gehorsamst, daß mir zu Ohren gekommen ist, daß der Böttchermeister Friedrich Schulze, Mondstraße 11a^IV wohnhaft, sich im Rausche dahin geäußert haben soll, daß derselbe, falls derselbe das große Los gewinnen würde, vom Fenster seiner Wohnung herunter allen Leuten auf den Kopf spucken würde.

Ganz gehorsamst
Meier XX, Schutzmann Nr. 234.

Verfügung.

1. Die gesamte Schutzmannschaft wird angewiesen, fortgesetzt zu kontrollieren, ob der pp. Schulze, Mondstraße 11a^IV, das große Los gewonnen hat. Sobald der pp. Schulze das große Los gewonnen hat, ist dem unterzeichneten Polizeidirektor schleunigst telephonisch oder telegraphisch zu berichten, damit derselbe die erforderlichen Maßnahmen zur Sicherheit des Publikums treffen kann.
2. Personalakten über den pp. Schulze anzulegen.
3. Allwöchentlich ist ausführlicher Bericht zu erstatten.
4. Notiz zum General-Terminkalender.

Dr. v. Lehmann, Polizeidirektor.

(„Guckkasten.") H. R.

und fördernd an die Hand gehen wie das bewährte und oft prämiierte „Schaubek“, von dem besonders die Permanent- und Europa-Ausgaben geradezu ideal genannt werden müssen!

Biologisches Skizzenbuch für die Adria. Von Privatdozent Dr. A. Stur. (Leipzig. B. G. Teubner. 1910.)

Für das große, internationale Reisepublikum waren die herrlichen österreichischen Küstenländer noch bis vor kurzem vollkommen Neuland. Nur unter den Naturforschern sind sie manch einem längst zur vertrauten „zweiten Heimat“ geworden. Angehenden Naturforschern und Naturfreunden im weitesten Sinne, den vielen, die an den Gestaden der Adria zum ersten Male südliches Leben kennen lernen wollen, wird dies Büchlein vorzügliche Mentordienste leisten. Es gibt vor allem dem Leser Antwort auf die Frage: Was kann ich ohne Schwierigkeit auf Spaziergängen am Strande, während des Badens, auf Bootsfahrten und dergleichen vom marinen Leben sehen und wie, nach welchen Gesichtspunkten, kann ich es am besten betrachten? So lernt der Leser das Tier- und Pflanzenleben auf den Lagunen, in den Salinen, die Anpassungsformen mariner Organismen an das Leben innerhalb der Brandungszone, ferner markante Fälle von Genossenschaftsleben und Mimikry beobachten. V.

Wanderkunst—Lebenskunst. Die jüngste Zeit hat den Beweis gebracht, daß trotz Eisenbahn, Fahrrad und Automobil das Fußgehen oder, um es mit einem lieben guten deutschen Wort zu benennen, das Wandern, wieder zu Ehren gekommen ist. Und warum kommt gerade in einer Zeit der größten technischen Fortschritte, der luxuriösesten Lebensführung und der raffiniertesten Sportsbetätigung die bewußte Rückkehr zu scheinbar primitiven Verhältnissen, die als Schrulle und Marotte zu bezeichnen der moderne Mensch leicht geneigt ist? — Die Antwort darauf finden wir in dem soeben erschienenen Werkchen „Wanderkunst—Lebenskunst“, geschrieben von E. W. Trojan. (München. Gustav Lammers.)

Die Leiden der katholisch Geschiedenen in Östreich! Die Präsidentin des Vereines „Fortschrittlicher Katholiken“ (für ein zeitgemäßes Ehegesetz), Frau Leopoldine Poklitar, hat ein Buch unter dem Titel **Katholisch geschiedene Leute in Östreich** herausgegeben.

In zahlreichen Kapiteln weist die Verfasserin auf das namenlose Elend hin, das die Unlösbarkeit der katholischen Ehe über hunderttausend Katholiken bringt. (Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.)

Kehrt zur Natur zurück! Die wahre naturgemäße Heil- und Lebensweise: Wasser, Licht, Luft, Erde (Lehm), Früchte — wirkliches Christentum. Von Adolf Just. (Jungborn-Stapelburg [Harz]. Rudolf Just [Jungborn-Verlag]).

Namhafte Persönlichkeiten und Kritiker sagen über dieses Werk:

Osk. Peterson: Buch ist wunderbar; die höchste Einfachheit, die höchste Wahrheit.

Dr. med. Katz, Oberstabsarzt: Ich halte Ihre Weise für die richtige. Ich werde dieselbe hier auch auf alle Fälle zur Ausführung bringen, denn die Wahrheit muß schließlich siegen.

A. P. in F.: Man empfindet den Inhalt des Buches fast wie eine höhere Offenbarung. Hier ist alles wahr. Aus der Natur spricht Gottes Stimme und die betrügt nicht.

F. K., Architekt in A.: Ich freue mich, Ihr ausgezeichnetes Werk kennen gelernt zu haben. Ich bin beim Lesen desselben wie ein Närrischer in meinem Zimmer herumgesprungen vor lauter Freude, nachdem ich schon längst das Ungenügende meiner vorherigen vegetarischen Lebensweise empfunden hatte.

U. s. w.

Wir leben. Monatsschrift zur Pflege schöngeistiger und künstlerischer Bestrebungen, herausgegeben von Josef Geißler. Schriftleitung: Else Kastner-Michalitschke, Wien, 18/1, Währingerstraße 113.

Eine neue Monatsschrift, die sich bemüht, den literarischen Nachwuchs zu Wort kommen zu lassen. Den bisher erschienenen Nummern nach zu schließen, hat sie ganz das Zeug, das Interesse weiterer Kreise zu fesseln.

Im Kampf um die Ideale. Die Geschichte eines Suchenden. Von Georg Bonne. (München. Ernst Reinhardt. 1910.)

Der Verfasser ist ein bekannter Hamburger Arzt und Menschenfreund, der mit der ruhigen Festigkeit, die sein Beruf ihn lehrte, den Leser an der Schulter herumwendet, damit er den Blick aus dem enggezogenen Kreise des eigenen Daseins heraus in die endlosen Stätten seines Volkslebens schweifen lasse.

Ob der Verfasser mit leiser Eindringlichkeit oder aufrüttelndem Zorneseifer schreibt — jedes Wort wirbt um eine Mitarbeiterschaft an dem mächtigen Werk der Nächstenliebe, das nur vollbracht werden kann, wenn jeder einzelne gewillt ist, einige wenige, aber für das große Ganze so wichtige Handgriffe zu tun. V.

Büchereinlauf.

Das Kreuz im Moor. Roman von Fritz Gantzer. (Charlottenburg. Alex Juncker.)

Aus meiner Studienzeit. Von Heinrich Hansjakob. 2. Band der ausgewählten Schriften. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1910.)

wohl selbst am herzlichsten lachen. In siebzehn Szenen werden rosige Bilder aus dem Soldatenleben vorgeführt, nicht gerade naturalistisch, aber da der Zensor Roda Rodas „Feldherrnhügel" verbot, schufen Polgar und Friedell sofort ein Militärstück, an dem der, der es ernst nimmt, gewiß nichts auszusetzen hat. — Und wer es nicht so bitterernst auffaßt? Der unterhält sich königlich.

Wahnsinnige als Herrscher und Führer der Völker. Von Prof. P. J. Kowalewsky, I. Teil, übersetzt von Wilhelm Henckel. (München. Verlag der „Ärztlichen Rundschau", Otto Gmelin.)

Die Spuren, die eine abnorme Individualität hinterläßt, sind leichter zu erkennen als die normaler, wenn auch außerordentlicher Persönlichkeiten, und es wäre eine dankbare Aufgabe, den Einfluß kranker Herrscherpsychen auf ihre Zeit klarzulegen; leider aber hat der in Rußland als Psychiater und Psychologe geschätzte Verfasser die Gestalten Peters III., Pauls I., Nebukadnezars, Sauls und Ludwigs II. von Bayern nur ziemlich oberflächlich besprochen und dann versucht, dem Krankheitsbilde einen fachlichen Namen zu geben. Da Kowalewsky sein Untersuchungsmaterial dem Hoftratsch, Gerüchten, unbeglaubigten Zeitungsnachrichten oder bilderreichen und sagenumsponnenen Überlieferungen entnimmt, so enttäuscht die Abhandlung, deren interessanter Titel so viel verspricht.

Blattl-Lieder. Nach Wort und Weise verfaßt von dem Tiroler Bauerndichter Christian Blattl. Bearbeitet von Professor Dr. Josef Pommer. (Wien, Adolf Robitschek.)

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebte bei St. Johann in Tirol ein Bauer Christian Blattl, Sohn eines 1809er Helden. Dieser Christian war Naturdichter, verfaßte eine große Anzahl Lieder in Hochdeutsch und Tiroler Mundart und komponierte sie selbst. Bisher scheinen diese Poesien nur in der Verwandschaft des Dichters kultiviert worden zu sein, nun hat sich Professor Dr. Pommer ihrer angenommen, sie mit seiner bekannten Einsicht und Gewissenhaftigkeit redigiert und unter geldlicher Mitwirkung eines Sohnes des Dichters drucken lassen. Text und Noten liegen uns vor. Freunden des Volkes, Forschern des bäuerlichen Seelenlebens ist dieses Buch eine Schatzgrube. Die Lieder sind voller Humor und Witz, fast immer mit ernstem, oft religiösem Hintergrund. Da wird kein Gedanke verleugnet, kein treffender Ausdruck verschluckt; nach derber Bauernart beim Glas Wein geht es her. Es sind keine echten Volkslieder des sattsam unbekannten Verfassers, aber es sind echte Volksdichtungen bäuerlicher Natur, ob sie nun hochdeutsch oder mundartlich singen. Dieses banale, rührend ernstgemeinte und rührend fehlerhafte Bauernhochdeutsch hat wohl Eines vor vielen akademischen Kunstdichtungen voraus — den Kern. Der Mann hat immer was zu sagen. Er dichtet nicht des schönen Klanges wegen, sondern weil er was zu sagen hat, sei es ein Herzensschrei, sei es eine Naturdarstellung, ein Wahrwort, eine in Schalkheit gekleidete Weisheit. Die Weisen der Blattl-Lieder habe ich noch nicht hören können, es werden wahrscheinlich leicht singbare, sich an andere Volkslieder lehnende Arien sein, unterweilen etwas Ursprüngliches dabei. — Als Anhang finden wir im Buche noch volkstümliche Lieder anderer Verfasser, die der Christian Blattl gern gesungen hat. R.

Wiener Bilder und andere Gedichte. Von Richard Sokl. (Wien. Druck J. Seywald.)

Die lyrische Seite dieser Gedichte ist nicht viel wert, doch verrät der junge Verfasser eine satyrische Begabung.

Schaubeks Briefmarkenalbum. (Leipzig. C. F. Lücke.)

Das Briefmarkensammeln gewinnt immer mehr Anhänger und mit Recht, bietet es doch eine angenehme und anregende Tätigkeit, die, richtig ausgeübt, auch Gewinn bringen kann.

Der Sammler von früher hatte es freilich leichter als der von heute. Vor 40 Jahren noch genügte ein mäßiges Schreibheft, um „alle" Marken unterzubringen, während heute dicke Albums von tausend und mehr Seiten für die jetzt existierenden zirka 20.000 verschiedenen Marken, ohne die Abarten, erforderlich sind.

Die Wahl eines gut bearbeiteten, vollständigen Albums ist daher von größter Bedeutung, denn ein solches ist die Vorbedingung, wenn das Briefmarkensammeln dauernden Genuß bereiten soll.

Der Verlag Lücke stellt schon seit langem die bekannten Schaubek-Albums her, die jeder Geschmacksrichtung und allen Wünschen der Sammler Rechnung tragen. Die Ausstattung ist eine ganz vorzügliche, die Einteilung noch von niemandem übertroffen und die Preise sind verhältnismäßig bescheiden. Vieles wurde schon gegen das Markensammeln geschrieben — wogegen wurde denn noch nicht geeifert? — aber die Menschen vergessen, daß der Sammeltrieb in fast Allen von uns wurzelt und es nur darauf ankommt, ihn in vernünftigen Grenzen zu halten; zur grenzenlosen Leidenschaftlichkeit gesteigert, schadet ja jeder Sport, jede Beschäftigung. Es ist erstaunlich, wie das Markensammeln die Beobachtungsgabe ausbildet, wie es dem von schwerer Arbeit Abgemühten aufmuntert und erfrischt, und wie es geographische und geschichtliche Kenntnisse fördert.

Und kaum ein zweites Album kann den jungen und alten Markenfreunden so hilfreich



Zur Neujahrszeit im Pfarrhof von Röddebo.

Erzählung von **Henrik Scharling.**

(Fortsetzung.)

Die Tür zum Wohnzimmer öffnete sich und der Propst trat heraus. Er war ein hochgewachsener kräftiger Mann in den Sechzigern, trug ein Käppchen auf dem Kopf und war grauhaarig, aber in den klaren blauen Augen glänzte noch jugendliche Freundlichkeit. „Tandem venere bubulci“ rief er mit einer Stimme, die die Fensterscheiben erzittern machte, „ist es jetzt an der Zeit, Weihnachten zu feiern, wo die Weihnachtsgrütze und die Weihnachtsgänse verzehrt sind? Jetzt kommen Sie zu leeren Schüsseln, aber das ist Ihre eigene Schuld.“ Der Propst hatte mich noch nie gesehen, weshalb Gamling mich als das jüngste Familienmitglied vorstellte.

„Also dritte Auflage“, antwortete der Propst, „vermutlich voll Druckfehler wie die anderen, aber wenn wir hier draußen die letzte Korrektur vornehmen, so wird sie noch ganz gut werden. Übrigens ist sie sehr schön eingebunden. Wie lautet der Titel?“

„Nicolai, Student der Theologie“, erwiderte ich.

„Nicolai, doch wohl nicht verwandt mit den Nicolaitern, drittes Buch der Offenbarung, welche sagen, daß man kein Weib nehmen soll?“

„Meinen Sie, ob ich Mormone bin?“ antwortete ich, denn ich verstand den Propst nicht.

Verlorenes Glück. Erzählung von Stephan Milow. (Prachatitz. Karl Pohl: in Pohls „Allgemeiner Volksbücherei deutsch-österr. Schriftsteller.")

Der erstickte Ruf. Aus einem Leben. Von Rud. Jul. Lehner. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.)

Im Garten der Venus. Eine weinfrohe Geschichte von Rud. Jul. Lehner. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.)

Lederstrumpf-Erzählungen in der ursprünglichen Form. Von James Fenimore. Bd. IV. **Die Ansiedler**, Band V. **Die Prärie.** (Berlin. Paul Cassirer's Verlag.)

Gobineau und die deutsche Kultur. Von Ludwig Schemann. (Leipzig. Fritz Eckardt. 1910.)

Die Heldenkämpfe der Camisarden. Von F. Vetter. (Striegau. Theod. Urban. 1910.)

Über die Weiber. Von Arthur Schopenhauer. Neu herausgegeben und mit Vorrede versehen von Benedikt Friedlaender. (Treptow-Berlin. B. Zack.)

Pastille gege Grill. Hesse-Nassauer Geschichterchen und Gedichterchen von Karl Heinz Hill. (Darmstadt. H. L. Schlapp.)

Um den Nazarener. Seine Predigt, ein Brief des Paulus, Briefe der Anderen. Eine freie Übersetzung und Bearbeitung von Paul Eberhardt. (Leipzig. Verlag für Kunst und Musik. 1910.)

Von Dr. R Grabowsky sind bei Max Spohr in Leipzig neue Ausgaben folgender Schriften erschienen: **Enthaltsamkeit.** Die Bekämpfung des niederen Sinnentriebes zugunsten höher-geistigen Lebens. **Bühnenstücke philosophischer Erkenntnis**, ein Höherstreben über die Welt des bisherigen Klassischen hinaus, und die Bedeutung der neuen Bühnenstücke für den geistigen Fortschritt der Menschheit. — **Segen der Einsamkeit.** Ein Schauspiel philosophischen Erkenntnisgehalts in einem Aufzuge. — **Höchste Kunst und höchste Wissenschaft.** Ein Schauspiel philosophischen Erkenntnisgehalts in zwei Aufzügen. — **Die Entdeckung der Wirklichkeit unserer geistigen Innenwelt.** Eine Großtat von weltbewegender Bedeutung für den geistigen Fortschritt der Menschheit.

Gott, Wahrheit und Recht. (Dresden. Alwin Arnold & Gröschel.)

Klänge aus dem Pfrontnertal. Ein Lebensbild in Liedern von Anton Eberle. (Nesselwang. Druck von Jak. Gimler.)

Was soll aus der Volksschule werden? Eine Stimme von unten. Von G. O. Müller. (Freiburg. Sa. Mönchsstraß.)

Baum-Zeichnungen. Staffage-Federzeichnen. Von Eugen John. (Ravensburg. Otto Maier.)

Die Evangelisationskraft der ärztlichen Mission. Von Aug. Bettin, rheinischer Missionär in China. (Barmen. Verlag des Missionshauses.)

Illusionstheater nennt sich das vierte Heft der bekannten Sammlung Spiel und Arbeit (Ravensburg, Otto Maier), welches eine Anleitung gibt, wie sich unsere Jungens allerhand Vorrichtungen und Apparate selbst herstellen können, wie sie zu Vorstellungen auf dem Gebiete der „Zauberei" benützt werden.

Telegraphenapparat. Leichtverständliche Anleitung zur Selbstherstellung. Von F. J. Gemmert. (Ravensburg. Otto Maier.)

☛ Vorstehend besprochene Werke 2c. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten"

H. R., Graz. Weil so wenig Fremde nach Graz kommen, schlagen Sie vor, einige neue Aussichtswarten zu bauen! Seien Sie versichert, die Türme tun es nicht. Aber wenn Sie sich die Wohnungs- und Pensionspreise, die hier gefordert werden, sagen lassen und dann einen Blick auf die Zugsverbindungen von Westdeutschland nach Graz werfen, so werden Sie sofort begreifen, warum alle Bestrebungen zur Hebung des Fremdenverkehrs fehlschlagen müssen. Ein Pessimist behauptete einmal, ein Herr, der vor fünf Jahren von München über St. Michael nach Graz reisen wollte, sei heute noch nicht angekommen. Aber das dürfte wohl ein wenig übertrieben sein.

H. H., Wien. Die Rechtschreibung mancher Eheleute ist folgende: Er schreibt »meine Frau« mit Gänsefüßchen, sie schreibt „mein Mann" mit — Anführungszeichen.

☛ Alle redaktionellen Zuschriften sind an Dr. **H. L. Rosegger, Krieglach** (Steiermark) zu richten. Unverlangt eingeschickten Manuskripten ist Rückporto beizulegen, aber auch im Falle ihrer Annahme erfolgt Honorierung nur auf Grund besonderer Vereinbarung. Gedichte pflegen nicht honoriert zu werden.

(Geschlossen am 20. September 1910.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Möck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

„Ach, so sehen Menschen aus? Hören Sie, Nicolai, morgen müssen Sie sich von Andrea Margarete eine Krinoline ausleihen, damit Sie auch wie ein Mensch aussehen.“

Auf die Aufforderung der Pröpstin nahmen wir jetzt um den Kaffeetisch herum Platz, um etwas Warmes nach der kalten Reise zu uns zu nehmen.

„Essen Sie, liebe Freunde“, sagte sie, „und nehmen Sie mit dem vorlieb, was unser Haus bieten kann“.

„Ja, eßt, eßt“, sagte der Propst, „besonders empfehle ich diesen Käse, der ist großartig, er schmeckt so prächtig nach Talg“.

„O, das ist nicht wahr, Vater, der Käse ist ganz gut.“

„Ja, gewiß ist der Käse gut, das habe ich doch gerade gesagt; wenn wir sonst Besuch von Kopenhagenern bekommen, so essen sie einen solchen Käse in acht Tagen auf, dieser hier reicht nun schon acht Monate aus, und ich hoffe, daß er nochmals acht Monate reichen wird, denn keiner findet daran Geschmack. Es ist, wie gesagt, ein außergewöhnlicher Käse.“

Ich schnitt mir ein Stück Käse ab und mußte der Pröpstin recht geben: der Käse war tadellos.

„Sie müssen nicht alles glauben, was Vater sagt“, sagte Andrea Margarete, „der Käse ist sehr gut“.

„Ja, wenn du so sprichst, so schweige ich“, sagte der Propst. Mulier taceat in ecclesia, d. h. ausgelegt: in der Kirche redet der Vater und wir schweigen, zu Hause reden wir und der Vater schweigt.“

„Jetzt können ja unsere Gäste selbst hören“, sagte Emmi, „wer zu Hause am meisten schweigt“.

„Ja, jetzt; wenn Fremde hier sind, so versteht ihr es wohl, euch so zu stellen, daß es aussieht, als wäre alles eingerichtet, wie es sich ziemt, wenn sie aber am Alltag herkämen, so würden sie sehen, wie es zugeht. Emmi steht an dem einen Ende des Pfarrhofes und Andrea Margarete an dem anderen und da kommandieren sie: hei, hopp! und da muß ich armer alter Mann hin und her galoppieren und Befehle ausführen.“

Das sagte der Propst mit der ernstesten Miene, so daß ich ganz verwundert wurde und ihn ansah. Emmi, dieses feine, zarte junge Mädchen kommandierend und der Propst, dieser große, starke Mann mit der Stimme, die das Rollen des Donners übertönen konnte, hin und her laufend und Befehle ausführend! Die Pröpstin mochte meine Verwunderung sehen, denn sie sagte: „Ich hoffe, Sie werden oft zu uns kommen, damit Sie selbst sehen, wie es am Alltag bei uns zugeht.“

„Ja, das hoffe ich auch“, sagte der Propst, „und jetzt könnten Sie uns etwas Neues aus Kopenhagen erzählen. Haben Sie mir vielleicht heute etwas Interessantes zu berichten?“

„Mormone? Lehren die Mormonen, daß man kein Weib nehmen soll? Lieber Freund, wie steht es mit Ihrer Kenntnis des Christentums? Und Sie sind Student der Theologie?“

Ich war etwas beschämt über meine Unkenntnis, aber zum Glück legte sich Gamling ins Mittel.

„Es wird gar nicht von den Nicolaitern gesagt, daß sie lehrten, man solle kein Weib nehmen, und im übrigen sind sie nicht im dritten Buch der Offenbarung genannt, sondern im zweiten.“

„Das ist mein Mann“, rief der Propst und trat drei Schritt zurück. „ὧδε ἡ σοφία ἐστίν hier ist Wissen. Jetzt werden wir auf echtem Gold speisen an der Tafel der Seele, das ist etwas anderes für einen armen Landpfarrer, als Zehnten und Armenabgaben zu berechnen. — Nun, wenn Sie das Zaumzeug abgelegt haben, so kommen Sie hinein zur Fütterung“, und damit führte er uns in das Wohnzimmer, in dem der Frühstückstisch gedeckt stand. Hier kam uns die Pastorin entgegen, die dieselben freundlichen Augen hatte wie Andrea Margarete und umarmte uns so herzlich, als wäre sie unsere Mutter.

„Ja, Mutter, jetzt hast du Numero drei, um ihn zu verhätscheln und zu verziehen“, sagte der Propst. „Wenn Mutter nur die Jungens streicheln und küssen kann, ist sie zufrieden, ich kann für mich selbst sorgen! — Ja, aber wie wird Nicolai ein Nachtlager bekommen? Nun, ich biete ihm meine Fußbank als Kopfkissen an und mein Schachbrett als Decke und glaube damit alle Pflichten der Gastfreundschaft gegen ihn erfüllt zu haben.“

„Nicolai wird ein so gutes Bett bekommen, als man sich nur wünschen kann“, entgegnete die Pastorin.

„Ja, ja, ich frage nur der Ordnung halber. Übrigens hat das ganze Haus drei Tage auf eure Ankunft gewartet und Andrea Margarete hat zur Feier des Tages eine Krinoline bekommen.“

„Das ist doch gar nicht wahr, Vater“, sagte Andrea Margarete, „die habe ich doch schon lange getragen“.

„Wirklich? Ja, ich zweifle nicht daran, denn wenn ihr nur etwas findet, was mir Geld aus der Tasche ziehen kann, so seid ihr ja zufrieden. ‚Vögelchen fliege, fliege, morgen haben wir schlechtes Wetter‘, singt ihr, jedesmal wenn mir ein Taler aus der Tasche fliegt, und zuletzt werdet ihr singen ‚aber wer zuletzt kommt, muß in den schwarzen Kessel‘. — Das werde ich selbst sein, denn ich erlebe gewiß noch den Tag, an dem zwei Gerichtsdiener kommen und mich ins Schuldgefängnis führen.“

„Aber lieber Vater, wir sind doch gezwungen, ordentlich gekleidet zu gehen; wenn man unter Menschen leben will, muß man doch auch aussehen wie ein Mensch.“

„Haben Sie also für ihn gepredigt?“ fragte der Propst.

„Nein, denn es wurde so kalt.“

„Kalt? Nun, das habe ich auch noch nicht gehört! Nun, wissen Sie, mein Alterchen, ich verstehe schon, wie es war; mir sagen Sie, daß Sie nicht für mich predigen können, weil Sie für den Pastor Olleson predigen müssen, und dem Pastor Olleson sagen Sie vermutlich, daß Sie nicht für ihn predigen können, weil Sie für mich predigen müssen; so halten Sie uns beide zum Narren und liegen dabei in schönster Ruhe auf Ihrem Sofa. — Aber wenn Sie schon nicht predigen wollten, so hätten Sie doch kommen können und Weihnachten in der guten alten Weise mit uns feiern, statt vornehm jetzt zu kommen, wenn alles vorbei ist.“

Gamling sagte, er hätte gefürchtet, ungelegen zu kommen.

Ungelegen? Sind Sie uns schon einmal ungelegen gekommen? Haben Sie uns schon einmal mit dem Besen in der Tür stehen gesehen und rufen: Marsch, rechts um! Zurück nach Hause! Nun, es müßte denn Emmi das in meiner Abwesenheit getan haben, das sähe ihr ganz ähnlich.“

Ich sah Emmi an, die in diesem Augenblick Gamling einen Brotkorb hinüberreichte, ich sah die kleine feine Hand, an der die blauen Adern durch die Haut schimmerten — und sich zu denken, daß diese Hand einen gewaltigen Besen schwang, um Gamling, den ehrenwerten Gamling, der in Gedanken versunken herankam, von der Tür zu verscheuchen: nein, es war ganz unmöglich, das auch nur auszudenken.

„Aber ich weiß schon, was es war“, setzte der Propst hinzu, „Sie wollten lieber in Sodom und Gomorrha bleiben, um Tanzfeste und Spielsäle zu besuchen, als zu einem ehrbaren Landpastor zu kommen und mit ihm Weihnachten auf sittsame und gewohnte Weise zu feiern“.

— — Das Gespräch wendete sich jetzt gemeinsamen Bekannten zu, von denen man abwechselnd Neues hörte und erzählte. —

Ich kann nun nicht leugnen, daß es eine meiner Schwächen ist, mich allen Menschen von der vorteilhaftesten Seite zeigen zu wollen, in welcher Absicht ich mich manchmal allerhand kleiner, unschuldiger Hilfsmittel bediene. Da ich nun wußte, daß die Bibliothek der Augapfel des Pastors war, dachte ich, es sei das Sicherste, Interesse für die Bibliothek zu zeigen und dadurch seine Gunst zu gewinnen und darum bat ich ihn um die Erlaubnis, sie anzusehen.

„Meine Bibliothek? Was wollen Sie dort?“

Ich erklärte, großes Interesse für Bücher und Sammlungen zu haben.

„Ach, steht es so?“ rief der Propst. „Sie gehören auch zu der Art von Menschen, die den Tag, an dem sie kein Buch gelesen haben, für verloren halten.“

Ich erwiderte, daß das leider nicht der Fall sei, wenn er sich aber an Frederik wenden würde, dieser seinen Wunsch vielleicht eher erfüllen könnte, da er die Tagesereignisse aufmerksamer verfolge als ich.

„Frederik erzählt nie etwas, was ich nicht vorher schon wüßte", sagte der Propst, „aber ich kann ja einen Versuch machen. Jurist, quod novi ex Africa?"

„Wie befehlen Sie?" fuhr Corpus Juris auf, er war mitten im eifrigen Gespräch mit Andrea Margarete.

„Ich bitte um Verzeihung! Ich sah nicht, daß Sie anderwärts in Anspruch genommen seien. Ich wollte nur wissen, ob sich in der Hauptstadt etwas Bemerkenswertes ereignet hätte."

„Ja, da wäre — —" und jetzt wiederholte Corpus Juris den Vortrag über die letzten politischen Ereignisse, den er vor zwei Tagen Gamling und mir gehalten hatte. Aber der Propst war kein dankbarer Zuhörer. „Das weiß ich alles", unterbrach er ihn, „das kann ich ja selbst in der Zeitung lesen".

„Sonst habe ich nichts Neues zu erzählen."

„Aber was macht ihr denn da drinnen in Kopenhagen? Ihr geht sicher den lieben langen Tag in den Hörsälen herum mit den Händen in den Taschen und raucht Zigarren. Könnt ihr denn nichts Nützliches beginnen? Warum macht ihr nicht einen kleinen Aufruhr, so daß man z. B. am nächsten Tage in der Zeitung lesen könnte: Gestern fand auf dem Königsplatz eine große Schlägerei zwischen Studenten und Matrosen statt. Ein junger Mann, namens Nicolai, wurde an einem Laternenpfahl aufgehängt. Seht, so etwas würde mich freuen! Aber so geht ihr da drinnen herum und eßt und trinkt und schlaft und laßt die Welt ihren Weg gehen: das ist gar nicht unterhaltend. Habt ihr nicht wenigstens auf der heutigen Reise etwas Neues und Merkwürdiges erlebt?"

„Ja, das ist wahr, ich muß vielmals um Entschuldigung bitten", sagte Gamling, „ich habe leider die Lehne des Vordersitzes zerbrochen".

„Das macht gar nichts, im Gegenteil, ich bin Ihnen sehr verbunden. Ich habe schon längst zu Nils gesagt, daß der Sitz zerbrechen wird, wenn er ihn nicht ordentlich ausbessert. Nils meinte: nein, er hält noch. Jetzt hat sich gezeigt, daß ich recht hatte und ich bin Ihnen sehr dankbar dafür. Aber sagen Sie mir jetzt, warum kamen Sie nicht am zweiten Weihnachtstag und predigten für mich, wie Sie es versprochen hatten."

Gamling meinte, er habe kein bestimmtes Versprechen gegeben, sondern nur versprochen, einmal bei Gelegenheit zu kommen und für den Propst zu predigen. Außerdem hätte er schon vorher dem Pastor Peterson in Ollerup versprochen, für ihn am zweiten Weihnachtstag zu predigen.

Zusammensein mit ihnen eine angenehme Stunde. Ich fand die ganze Gesellschaft im Wohnzimmer versammelt, wo ein lustiges Feuer im Kachelofen brannte, denn es war draußen strenger Winter. Das konnte man hier drinnen indessen kaum glauben, wenn man sah, wie hell die Sonne durch die roten Vorhänge schien, wie die Fenster voll blühender Hyazinthen und gelber und blauer Krokusse standen und vor allem, wenn man Andrea Margarete ansah, so war man versucht zu glauben, daß draußen ebenso heller und warmer Sommer sei wie drinnen, ja, ich wäre sicher hingegangen und hätte das Fenster, das auf den Obstgarten ging, geöffnet, wenn nicht die langen Eiszapfen, die vom Dach herunterhingen und in tausendfarbigem Spiel in der Sonne glitzerten, mir klargemacht hätten, daß draußen fünf Grad Kälte waren. Die Pröpstin, Emmi und Andrea Margarete saßen alle drei mit ihren Handarbeiten, Gamling saß neben Emmi, Corpus Juris neben Andrea Margarete. Aber zwischen Emmi und Andrea Margarete stand ein leerer Stuhl, und den nahm ich in Beschlag; trotzdem ich zuletzt gekommen war, hatte ich doch den besten Platz bekommen.

Meine erste Anfrage galt natürlich Corpus Juris, wie hatte er behaupten können, der Propst hätte eine so außerordentliche Bibliothek über das Kirchenrecht? Ich sah, daß ihn diese Frage in Verlegenheit setzte, aber Corpus Juris ist nicht der Mann, der, wenn er etwas einmal gesagt hat, von seinem Wort zurücktritt.

„Ja“, entgegnete er langgezogen, fast als suche er nach Worten, „der Propst hat wirklich gute Bücher über das Kirchenrecht, denn — denn lasse es dir gesagt sein, es kommt nicht auf die Quantität, sondern auf die Qualität der Bücher an.“

„Das ist ganz richtig, aber es müßte doch eine, wenn auch noch so geringe Quantität vorhanden sein und weißt du, wie viele Bücher er hat?“

„Nun er — er hat ja nur ein paar, das sind aber auch die vorzüglichsten Werke auf diesem Gebiet.“

„Nein, er hat nur eins, nur ein einziges!“ rief ich triumphierend, denn jetzt war es ja offenbar, daß ich Corpus Juris gefangen hatte.

„Ja, aber das ist das allerbeste, wenn man das so recht gründlich studiert hat, so braucht man nicht mehr.“

„So, welches Buch ist es denn?“

„Es ist — es ist Kolderup Rosenvinges — — —“

„Nein, es ist Propst Möllers Handbuch für Priester“, antwortete ich, stolz, Corpus Juris in jeder Hinsicht seines Irrtums überwiesen zu haben. Aber man soll sich seiner Siege nicht allzufrüh freuen, ich erhielt plötzlich einen neuen Widersacher in Andrea Margarete, die sich

Wie erschrocken ich war, mein lebhaftes Interesse für die Bibliothek so aufgenommen zu sehen, kann man sich wohl denken.

„Ein junger Mensch wie Sie", fuhr der Propst fort, „soll sich in der Welt und im Leben umsehen. — Die Zeit kommt schon, wo man sitzen muß und sich an Büchern blind lesen."

Aber das waren ja vollständig meine eigenen Ansichten, die der Propst aussprach, — ich war da wirklich in eine äußerst unbehagliche Situation geraten; ich hätte mit größtem Vergnügen der Bibliothek und der Wissenschaft ade gesagt, aber es ging doch nicht an, so plötzlich meine Meinung zu ändern, und Ehren und Schanden halber mußte ich auf meinem Verlangen bestehen.

„Also Sie wollen es dennoch? Nun, so kommen Sie?" sagte der Propst und ging voraus. Ich folgte ihm in sein Arbeitszimmer, aber hier harrte meiner eine neue Enttäuschung. Ich hatte mir nämlich nach der Beschreibung meiner Brüder die Bibliothek als etwas ganz besonders Kolossales vorgestellt, in der man sich schier verlor unter lauter Büchern — aber ich fand hier nur drei Fächer mit Büchern, die man mit Leichtigkeit übersehen konnte. War das wirklich die Bibliothek, von der die Brüder so viel gesprochen hatten? Ich konnte mein Erstaunen nicht verbergen, sondern ich rief aus: „Ist das alles?"

„Sind Sie nicht zufrieden? Wenn Sie die Bücher gründlich lesen, so glaube ich, daß Sie für den Anfang genug haben."

„Aber — aber das Kirchenrecht", stammelte ich.

„Das Kirchenrecht? Das steht hier: ‚Propst Möllers Handbuch für Priester', mehr brauche ich nicht vom Kirchenrecht."

„Aber Frederik — Frederik sagte mir, Sie besäßen so viele Bücher — über — über — Kirchenrecht."

„Frederik? Ach, jetzt verstehe ich — der Jurist kommt mit seinem Kirchenrecht, um den Priester und seine Gemeinde miteinander in einen Prozeß zu verwickeln und das Geld in seine Tasche zu stecken. Nein, grüßen Sie Frederik von mir und sagen Sie ihm, wir lebten hier draußen wie gute Christen und vertrügen uns wie Brüder. Das ist unser Kirchenrecht. Jetzt muß ich an meine Arbeit, aber wenn es Ihnen Vergnügen macht, so können Sie sich hierher setzen und in Propst Möllers Handbuch für Priester blättern."

Bei aller Achtung für Propst Möller und sein Handbuch konnte ich doch nicht leugnen, daß ich Emmis und Andrea Margaretes Gesellschaft vorzog.

„Ja so, Sie wollen lieber zu den anderen Herumtreibern gehen?" sagte der Propst. „Gehen Sie nur, ich dachte mir wohl, daß Sie sich nicht allzu eifrig dem Studium des Kirchenrechtes widmen würden."

Ich ging also zu den anderen Herumtreibern, das heißt zu Emmi und Andrea Margarete, denn ich versprach mir insbesondere vom

„Ihre Schwester beschäftigt sich vielleicht nicht gern mit dem Haushalt?“ fragte ich.

„Nein, sie liest lieber.“

„Lesen Sie nicht so gern?“

„Ach ja, wenn ich nichts anderes zu tun habe, aber — — sehen Sie, da kommt Gamling, um sich Brot zu erbetteln.“

Ich sah mich erstaunt um, da ich aber keinen Menschen sah, sondern nur einen Pferdekopf, der durch das offene Fenster hereingesteckt wurde, begriff ich, daß es sich um den vierfüßigen Gamling handle.

Andrea Margarete gab dem Pferde ein Stück Brot, streichelte es und sprach freundlich mit ihm.

„Wie alt ist es eigentlich?“ fragte ich.

„Es ist gerade so alt wie ich; wir feiern unseren Geburtstag zusammen.“

„Wie wird denn der Geburtstag des Pferdes gefeiert?“

„Ich flechte ihm einen Kranz, den ich ihm aufsetze und den er dann auffressen darf. — Aber kommen Sie jetzt in die Speisekammer.“

Ich folgte ihr in die Kammer, aus der mir ein starker aromatischer Duft von Kuchen und eingelegten Früchten entgegenströmte, und meine Phantasie begann sich in allerlei unbestimmten Vorstellungen von einem Schlaraffenland zu ergehen, in dem die Häuser aus Pfannkuchen gebaut waren und die Straßen mit Pfeffernüssen gepflastert.

„Haben Sie Judenkuchen gern?“ fragte Andrea Margarete.

Ich wußte nicht, was Judenkuchen seien, da ich aber alles ausnahmslos gern esse, was auf „kuchen“ endigt, antwortete ich augenblicklich „ja“.

„Also versuchen Sie diesen — ich habe ihn selbst gebacken: ist er nicht gut?“

„Ausgezeichnet“, antwortete ich, den Mund voll Kuchen, „aber etwas trocken“.

„Dann trinken Sie etwas Met dazu“, sagte Andrea Margarete, nahm eine Flasche herunter und gab mir ein volles Glas, „so, jetzt können Sie sich einbilden, daß Sie in Walhalla sind, Met trinken und Kuchen essen“.

„Und von schönen Walküren bedient werden“, dachte ich, aber ich wagte nicht, es laut zu sagen, denn Andrea Margarete hatte etwas an sich, was mir den Mut benahm, ihr Komplimente zu sagen, obwohl ich sonst in solchen Fällen nicht blöde zu sein pflegte.

„Jetzt gehen wir hinunter in die Milchkammer — dahier — halten Sie sich am Geländer fest, die Treppe ist steil“ — Andrea Margarete selbst lief aber so leichtfüßig hinab, daß sie schon ganz unten war, als ich noch über die obersten Stufen stolperte. Unten stand

dadurch beleidigt fühlte, daß ich, wie sie sagte, die Bibliothek ihres Vaters lächerlich mache.

„Ich will durchaus nichts Nachteiliges über die Bibliothek sagen", sagte ich, „sie ist für mich sicherlich mehr als groß genug, aber ich will nur, daß Frederik einsehen soll, daß er unrecht hat. Sowohl Christoffer als er haben mir ganz falsche Vorstellungen von dem Pfarrhaus erweckt; denken Sie sich, Sie haben mir nicht einmal erzählt, daß der Propst verheiratet sei und Kinder habe, so daß ich bis zum heutigen Tage nicht einmal von Ihrer oder Ihrer Schwester Existenz gewußt habe. Was sagen Sie dazu?" Andrea Margarete sagte nichts, die anderen schwiegen gleichfalls und so entstand eine Pause. Ich fühlte mich etwas unbehaglich, denn ich hatte das Gefühl, etwas Dummes gesagt zu haben, warum hätten die anderen sonst geschwiegen? Ich grübelte über die Bibliothek nach, denn da lag ja unbedingt der Fehler, aber ich wußte nicht recht, wie ich ihn gutmachen sollte.

Andrea Margarete fragte mich, ob ich nicht Lust habe, den Garten anzusehen und Küche, Keller, Tenne und Scheune.

„Da kann man jetzt nichts zeigen, da ist ja nichts zu sehen", wandte die Hausfrau ein, „Sie müssen im Sommer wieder herkommen, Nicolai, dann werden Sie sehen, wie schön es hier ist".

„O, gewiß gibt es etwas zu sehen," antwortete Andrea Margarete. „Die Aussicht über den Fjord vom Lindenhügel ist immer gleich schön und außerdem haben Sie gewiß so viel Phantasie, um sich vorzustellen, wie es im Sommer aussieht."

Ja, so viel Phantasie hatte ich und im stillen dachte ich bei mir, daß, wenn es auch sonst nichts zu sehen gebe, doch jedenfalls Andrea Margarete da wäre und mir in ihrer Gesellschaft selbst eine Reise nach Sibirien als kleiner Sommerausflug erscheinen würde.

Andrea Margarete warf rasch einen Mantel um, setzte einen kleinen Hut auf, der sie womöglich noch schöner machte, und dann gingen wir hinaus, zuerst in die Küche, wo Teller und Schüsseln in einer Ordnung standen, die jedes hausmütterliche Herz vor Freude schwellen machen mußte.

„Hier unten kommandiere ich", sagte Andrea Margarete, während sie sich mit einem gewissen Stolz umsah.

„Das heißt zusammen mit Ihrer Mutter und Schwester", fügte ich hinzu.

„Nein, die haben hier nicht viel dreinzureden, denn Emmi und ich haben uns die Hausverwaltung so eingeteilt, daß wir abwechselnd jede unsere Woche haben, aber Emmi wird schwer allein fertig, ich muß ihr immer in ihrer Woche helfen."

entrichte, genau wie jedes andere Mitglied der Gemeinde, denn er brachte jedes zweite Jahr ein Ei und jedes zweite Jahr ein Junges.

Aber das alles nahm Zeit in Anspruch, denn Andrea Margarete haßte die Eile, und ich konnte auch durchaus nicht finden, daß irgendein Anlaß vorhanden sei, sich zu beeilen, solange ich ihre klaren, braunen Augen sehen konnte und ihre frische, muntere Stimme hören. Endlich kamen wir in den Garten. Anfangs sah ich nichts als nackte Bäume, Schnee und Eis, aber Andrea Margarete verstand es rasch, mir den richtigen Eindruck von den Dingen zu verschaffen. Dort drüben wuchsen im Sommer die schönsten Moosrosen, in diesem Blumenbeet, das von Aurikeln eingefaßt war, stand ein Myrtenstock, hier war eine Jasminlaube und hier wuchsen Erdbeeren, ja, es war, als sei auf einmal schöner warmer Sommer geworden, es war mir, als wandere ich unter großen, schützenden Walnußbäumen und fühlte den angenehmsten Duft von Rosen und Nelken und Levkoyen.

„Hier unten herrschen Sie wohl auch?“ fragte ich, denn ich hatte unwillkürlich die Vorstellung empfangen, daß Andrea Margarete hier die Königin war, nach deren Willen sich alles richten mußte, um derentwillen alles errichtet war und zu deren Dienst allein der Propst, die Pröpstin, die Knechte und Mägde da waren.

Ich war etwas überrascht, als Andrea Margarete verneinte.

„Nicht?“

„Nein, hier herrscht meine Mutter und wir anderen haben nichts drein zu reden. Das ist übrigens schade, denn ich hätte so viele prachtvolle Ideen, aber Mutter will meinem Rate nicht folgen.“

„Was wollten Sie denn geändert haben?“

„Was ich geändert haben wollte? Sehen Sie dort die große Tanne? Die sollte entfernt werden, dann hätte man von hier eine wundervolle Aussicht über den Fjord.“

„Ja, da haben Sie recht; dann sollten Sie aber auch die Walnußbäume umhauen lassen, dann würde es hier heller und freier.“

„Die alten Stachelbeerbüsche müßten auch fort, das wäre dann eine wunderschöne Wiese“, meinte Andrea Margarete. „Aber dann müßten wir auch dort die Hecke von Haselnußsträuchern wegnehmen, damit ein freier offener Platz entsteht.“

So viel war also gewiß, daß, hätten Andrea Margarete und ich zu befehlen gehabt, alles bald ein ganz anderes Aussehen bekommen hätte. Aber es war gut, daß die Pröpstin unsere ausgezeichneten Ideen nicht zu hören bekam, denn sie hätten gewiß ihr Entsetzen im höchsten Grade erregt. Es mag auch wohl sein, daß wir in unseren Reformen etwas weit gingen, aber teils war es so angenehm, mit Andrea Margarete Pläne zu schmieden, teils bin ich ein großer Freund der

ein Milchfaß neben dem anderen und meine Gedanken ertranken in einem Ozean von Milch, Sahne und Erdbeeren mit Rahm. Aber Andrea Margarete gab sich nicht ähnlichen Phantasien hin, ihre Gedanken waren dem Praktischen zugewendet, sie bemühte sich, mir alles so genau als möglich zu zeigen — ja, das war wahrhaftig eine ganz andere Bibliothek und eine ganz andere Bibliothekarin, als ich mir hatte träumen lassen, und ich muß gestehen, ich fand die Bibliothek viel interessanter als die Universitätsbibliothek, und die Bibliothekarin viel liebenswerter, als jene der königlichen Bibliothek. — Das Dienerzimmer, die Keller, alles mußte ich mir ansehen, „denn Sie müssen alles kennen lernen“, sagte Andrea Margarete, „Sie werden ja selbst einmal Pastor werden und da müssen Sie doch wissen, wie es in einem Pfarrhofe aussieht, damit Sie den Ihrigen danach einrichten können.“

Ja, ich wußte jetzt nicht nur, wie mein Pfarrhaus, sondern auch, wie meine Pastorsfrau aussehen würde.

„Dort drüben liegt die Dreschtenne und der Stall, die kann Ihnen Nils zeigen“, sagte Andrea Margarete, während sie auf die entgegengesetzte Seite des Hauses zeigte.

„Aber das ist ja nicht so eilig“, beeilte ich mich zu sagen, da mir gar nicht daran gelegen war, Nils an Stelle von Andrea Margarete zum Führer zu bekommen. „Gehen wir jetzt noch hinaus und sehen wir den Garten an.“ Aber so rasch konnte man dorthin nicht gelangen. Nicht, daß besondere Hindernisse zu überwinden gewesen wären — nein, es waren weder Berge noch Flüsse zu überschreiten, und wenn man wirklich wollte, so konnte man in zwei Minuten dort sein — aber es war so viel auf dem Wege, was untersucht und betrachtet werden mußte. Erst begegneten wir Semiramis, der weißen Katze, und bei dieser Gelegenheit mußte mir Andrea Margarete einen kurzen Auszug aus ihrer Lebensgeschichte geben und ich mußte sehen, wie sie spinnen und „turnen“ konnte, welch letzteres darin bestand, daß sie, wenn man ihr beide Hände vorhielt, darüber springen konnte. Dann kamen wir zum Brunnen und da mußten wir prüfen, ob ich ein gutes Augenmaß habe und sagen konnte, wie tief er sei; zu Andrea Margaretes größter Freude riet ich auf die Hälfte der Tiefe, denn der Brunnen war der Stolz des Pfarrhofes, da ihn der Propst selbst hatte bohren lassen. Dann mußte ich versuchen, ob ich den Pumpenschwengel herunterziehen konnte und das hätte sicher damit geendet, daß der Pumpenschwengel mich hinaufgezogen hätte, wenn mir nicht Andrea Margarete zu Hilfe gekommen wäre. Zuletzt mußte ich einen Blick auf das Storchnest werfen, damit ich sehen sollte, daß es ein echter und rechter Pfarrhof sei, „denn zu einem Pfarrhofe gehört immer ein Storchnest“, wie Andrea Margarete sagte — dabei wurde mir mitgeteilt, daß der Storch seine Opfergaben

machte, sie doch ihre Füße doppelt so rasch zu bewegen verstand, so daß ich mich aufs äußerste anstrengen mußte, um nicht zurückzubleiben. Jetzt waren wir beim Walnußbaum — wem es gelang, zuerst herumzukommen, der hatte eigentlich gewonnen, denn von dort an konnte man sich dann die ganze Zeit vorne halten. Darum machte ich doppelt so lange Schritte wie früher, jetzt nur ein Sprung noch und ich — fiel über eine der Wurzeln, die sich über den Weg streckten, direkt in Corpus Juris' Arme, der von der anderen Seite kam und über diese brüderliche Umarmung sehr verwundert war.

„Ich war die Erste, ich war die Erste!“ rief Andrea Margarete und tanzte um mich herum, wie ein Indianer seinen gefallenen Feind umtanzt, „nicht wahr, Frederik, ich war die Erste?“

„Ja gewiß, Sie kamen zuerst“, antwortete er, „und darum komme ich auch mit dem Siegespreis. Hier habe ich einige Hyazinthenzwiebeln, die sehr selten sind und besonders schöne Blüten haben.“

„Wirklich? O, wie freundlich von Ihnen! Ich liebe Hyazinthen so sehr. Danke, Frederik, danke, wir müssen gleich hinauf und sie Mutter zeigen, sie wird sich ebenso freuen wie ich.“

„Wir sind noch nicht beim Pfarrhofe“, sagte ich.

„Sie wollen sich also noch nicht als überwunden erklären? Nun, so versuchen wir es nochmals.“

Aber diesmal wollte ich keine unangebrachte Schonung zeigen; vom ersten Moment lief ich aus vollen Kräften und rannte blindlings dahin, so daß die Stachelbeerzweige gegen meine Beine schlugen und die Kirschbaumzweige gegen meinen Kopf; es war, als habe sich der ganze Garten gegen mich verschworen, um Andrea Margarete zu helfen. Aber ich kümmerte mich um nichts, lief über Stock und Stein — jetzt war ich im Hofe, aber beständig hatte ich Andrea Margarete neben mir, es war, als würde sie von unsichtbaren Geistern getragen, im selben Moment erreichten wir beide die Treppe, aber hier konnte ich drei Stufen auf einmal nehmen, während sie nur eine nehmen konnte; mit einem gewaltigen Ruck riß ich die Tür auf und stieß direkt auf den Propst, der friedlich heranspazierte, in aller Ruhe und Behaglichkeit seine Meerschaumpfeife rauchend. Der Zusammenstoß war so heftig, daß der Propst gegen die eine Wand taumelte und dabei seine Pfeife verlor und ich gegen die andere.

„Hoho! Hilfe! Gewalt! Gewalt!“ schrie der Propst, so daß die Pröpstin, Emmi und Gamling erschrocken aus dem Wohnzimmer stürzten im selben Moment als Andrea Margarete und Corpus Juris durch die Tür des Vorhauses traten.

„Was ist geschehen? Was ist geschehen?“

Veränderung, und da es viel leichter ist, niederzureißen als aufzubauen, so zog ich immerhin das erstere vor.

„Aber das Allerschönste haben Sie noch nicht gesehen", sagte Andrea Margarete, „das ist der Lindenhügel — kommen Sie jetzt hin".

Und wir gingen zum Lindenhügel, der am Ende des Gartens lag und seinen Namen von einer großen Linde hatte, die auf seinem Gipfel stand. Außerhalb des Gartens ging ein jäher Abhang zum Meer hinab, dessen blanke, eisbedeckte Fläche sich wie ein breites, glitzerndes Band zwischen den schneebedeckten Höhen auf beiden Seiten hinzog.

„Setzen Sie sich jetzt auf meine Bank", sagte Andrea Margarete, „dann werden Sie eine schöne Aussicht haben". Ich sah mich um, ich konnte keine Bank entdecken. Andrea Margarete lachte: „Nein, Sie müssen auf den Baum hinauf", sagte sie endlich. „Da oben ist meine Bank. Fassen Sie hier diesen Strick und setzen Sie die Füße auf diesen Einschnitt, so kommen Sie hinauf, ich komme Ihnen gleich nach, denn es ist oben reichlich Platz für zwei." Ich schwankte mit einiger Anstrengung hinauf und hatte mich kaum niedergelassen, als Andrea Margarete, flink wie ein Eichhörnchen, schon an meiner Seite saß. „Stellen Sie sich jetzt vor, daß Sommer ist", sagte sie, „und ein leiser Wind den Baum hin und her schaukelt, können Sie sich etwas Angenehmeres denken, als hier oben zu sitzen wie in einer Wiege, umgeben von lauter grünen Zweigen, und Vogelgezwitscher auf allen Seiten zu hören — ja, Sie werden ja selbst kommen und es versuchen, denn, nicht wahr, von jetzt ab kommen Sie ja immer mit Ihren Brüdern her?" Ja, dessen konnte Andrea Margarete sicher sein. „Hier oben kann ich ganze Stunden sitzen und lesen", sagte sie.

„Und lesen?" fragte ich erschreckt, denn es war mir, als sähe ich unten das dunkle Gespenst der Bibliothek auftauchen.

„Ja, ich meine eigentlich, mit einem Buch in der Hand dasitzen, denn lese ich nur ein wenig, so versinke ich in Gedanken und sehe in die grünen Blätter hinauf, sehe, wie der Himmel durch sie hindurchguckt und die Sonnenstrahlen auf mein Kleid fallen wie große gelbe Blumen. — Aber mich friert", brach sie plötzlich ab und sprang hinunter, „laufen wir bis zum Pfarrhof um die Wette".

Diesen Vorschlag fand ich sehr vernünftig, denn es war, als hätte der Winter, in seinem Zorn darüber, daß wir nur vom Sommer sprachen, als ob ein Winter überhaupt nicht existierte, Lust bekommen, uns seine Anwesenheit auf recht fühlbare Art zu erkennen zu geben. Um die Wette laufen wollte ich übrigens nicht, denn warum hätte ich von Andrea Margarete fortlaufen sollen? Das wäre ja höchst unartig gewesen! Ich wollte neben ihr laufen. Aber ich merkte rasch, daß, wenn Andrea Margarete auch zwei Schritte machte, während ich einen

„Sie möchten die alten prächtigen Walnußbäume umhauen? Nein, das kann nicht Ihr Ernst sein?“ sagte Emmi.

Nein, es war nicht mein Ernst, das merkte ich sogleich, als ich nur den Ton hörte, in dem Emmi diese Frage stellte.

„Und die Haselnußhecke! Da wäre ja die ganze Allee zerstört!“ fuhr Emmi fort. „Sie sollten nur wissen, wie angenehm es im Sommer in dieser Allee ist!“

Und im selben Augenblick fiel mir ein, wie lieblich es sein mußte an einem stillen Sommerabend, wenn die Sonne ihre letzten roten Strahlen durch das dunkle Laub sandte, dort an Emmis Seite zu wandeln und ihren Worten zu lauschen, die milde und erquickend waren wie die Dämmerung nach einem sonnendurchglühten Tage; ich bereute meine ungeschickten Reformpläne bitter und erklärte, daß ich meine Worte nicht so genau überlegt hätte, ich hätte ja den Garten nicht im Sommer gesehen, vielleicht daß ich dann anderer Ansicht würde.

„Anderer Ansicht!“ brach Andrea Margarete aus. „Sie sind mir ein guter Bundesgefährte! Draußen sind Sie derselben Meinung wie ich und hier, wo Sie mir gegen die Mutter und Emmi helfen sollten, gehen Sie ins feindliche Lager über. So lange Mutter und Emmi herrschen, wird nicht das Geringste verändert. Alles soll stehen bleiben, einen Tag wie den anderen, bis es schließlich aus lauter Langweile einstürzt.“

„Lieben Sie das Alte so sehr?“ fragte ich Emmi.

„Ja“, sagte sie, „ich liebe das Alte, es ist so reich an Erinnerungen, und in der Erinnerung wohnt Friede und Ruhe. Es gibt keinen Baum im Garten, mit dem nicht die Erinnerung an eine glückliche Stunde verbunden wäre. Ich bin unter diesen Bäumen aufgewachsen, ich habe dort meine Kindheitssorgen und Kindheitsfreuden erlebt, sie erscheinen mir wie alte Freunde, und wenn ich den Wind leise in den Kronen säuseln höre, so ist es mir, als brächte er mir einen Gruß aus vergangenen Zeiten; wie sollte ich da den Mut haben, sie umhauen zu lassen?“

„Aber ich liebe das Neue“, sagte Andrea Margarete eifrig, „darin ist Leben und Gesundheit, ja ich glaube sicher, daß unser Herr derselben Meinung war, sonst hätte er uns nicht vier Jahreszeiten gegeben, sondern nur eine.“

„Wäre unser Herr deiner Meinung gewesen“, erwiderte Emmi, „so hätte er in dem einen Sommer das Gras grün und in dem nächsten rot werden lassen, statt — — — —“

„Knack!“ sagte es im selben Moment, es war Emmis Schere, mit der Gamling gespielt hatte und die jetzt mitten entzwei brach. Wie König Midas die sonderbare Gabe hatte, alles, was er berührte, in

„Was geschehen ist? Nicolai hat mich niedergeschlagen."

„Wo hast du dich angestoßen? Hast du dich verletzt?"

„Ob ich mich verletzt habe? Ich habe mich so verletzt, daß ich jetzt hingehe und eine Leichenpredigt für mich schreibe, die kann Christoffer dann an Stelle der Weihnachtspredigt halten, die er nicht gehalten hat. Und seht meine Pfeife, meine schöne Pfeife — nein, Nicolai, Nicolai, daß Sie mich niederschlagen wollten, kann ich verzeihen, denn ich bin nur ein sündhafter Mensch, aber daß Sie meine Pfeife zerbrochen haben, die nie jemand Sorge bereitet hat, sondern mir nur Freude und Ermunterung, das verzeihe ich Ihnen nicht!"

„Aber sieh, Vater, nur der Pfeifenkopf ist entzwei", sagte Andrea Margarete, die die Stücke gesammelt hatte, „wir können sie mit einer Schnur zusammenbinden, dann ist sie wieder so gut wie neu."

„Ja, binde sie zusammen und laß mich dann noch sehen, daß du Nicolai hilfst, alle Fensterscheiben zu zerbrechen, damit ihr bis zum Mittagessen fertig seid", sagte er und ging in sein Zimmer.

„Ist er böse?" flüsterte ich Andrea Margarete zu.

„Böse? Nein, da hätte er, wie Sie sich denken können, wohl anders gesprochen; nein, er ist durchaus nicht böse, Sie können ganz ruhig sein."

„Sieh, Mutter, was für schöne Hyazinthenzwiebeln Frederik mir gegeben hat."

„Und sieh, was Christoffer mir gegeben hat", sagte Emmi und reichte Andrea Margarete ein Buch.

„Was ist das? Claudius' Wandsbeker Boten! Nun, Christoffer, da haben Sie ein gutes Werk getan, denn von diesem Buch spricht Emmi schon, ich weiß nicht wie lange. Jetzt wollen wir sehen, ob es wirklich so vortrefflich ist — über die Unsterblichkeit der Seele — Spinoza — Jacobi — das ist sicher viel zu gelehrt für mich, davon verstehe ich nichts. Was meinen Sie, Frederik?"

„Ja, das geht mir gerade so; ich habe Christoffer das Buch lange und außerordentlich lebhaft anpreisen gehört, aber ich gehöre vermutlich nicht zu den Erwählten, denn es ging über meinen Verstand und ich konnte es nicht genügend würdigen."

„Ja, wenn es über Ihren Verstand geht, dann geht es natürlich weit über den meinigen; nein, da ziehe ich Hyazinthen vor, davon verstehe ich doch etwas. Mutter, du hättest nur hören sollen, Nicolai meint auch, daß im Garten sehr vieles zu ändern wäre."

„Könnten Sie meinen armen Garten nicht lieber in Ruhe lassen?" sagte die Pröpstin mit einem freundlichen Lächeln.

„Und er geht viel weiter als ich", fuhr Andrea Margarete fort, „er will nicht nur die Tanne und die alten Stachelbeersträucher wegnehmen, sondern auch die Walnußbäume und die Haselnußstauden".

„Sie haben recht“, sagte Corpus Juris, „diese Lieder werden niemals alt. In früheren Zeiten verstand man zu dichten, jetzt ist es schlecht bestellt um die Dichtkunst.“

„Das weiß ich doch nicht“, sagte Gamling, „ich möchte im Gegenteil glauben, daß, was in diesen Liedern als schwacher Keim verborgen liegt, sich in unserer Zeit in einer neuen und vielgestaltigen Lyrik entwickelt hat, die in klaren Tönen, bald der Wehmut und des Schmerzes, bald der lebensvollen, schwellenden Freude auszudrücken vermag, was die Sänger früherer Zeiten nur schwach hervorzustammeln imstande waren.“

Jetzt war der Disput in vollem Gang. Gamling und Corpus Juris waren die Anführer, Emmi und Andrea Margarete sekundierten. Die letzteren hatten eigentlich ihren Standpunkt gewechselt, denn jetzt war es Emmi, die, Gamlings Meinung teilend, das Neue verteidigte, während hingegen Andrea Margarete, die auf Corpus Juris Seite war, das Alte verteidigte. Der Streit wurde ziemlich heftig geführt, besonders von seiten Corpus Juris, nicht so sehr weil ihm so viel daran gelegen war, die Partei der alten Kampfeslieder zu ergreifen, sondern weil er Andrea Margaretes Ansicht verteidigen wollte. Natürlich mußten auch die Pröpstin und ich unser Wort mitreden, und schließlich erreichte der Disput den Punkt, wo jeder zufrieden ist, wenn er nur sich selbst sprechen hört und ganz taub dafür ist, was die anderen möglicherweise zu sagen haben könnten, und da ich nun einmal die stärkste Stimme hatte, war ich auch derjenige, der sich dabei am zufriedensten fühlte. Mitten in der heftigsten Debatte trat der Propst ein.

„Werden wir bald zu Mittag essen?“ fragte er.

„Gleich“, antwortete Andrea Margarete und ging hinaus.

„Worüber streiten Sie denn?“ fragte der Propst und nahm in dem großen Lehnstuhl Platz.

Corpus Juris erklärte ihm die Streitfrage, und er hörte aufmerksam zu. „Nun, ich halte es mit Christoffer“, sagte der Propst endlich, „ich glaube auch beinahe, daß man mit diesen Kampfweisen zu viel Wesens macht. Wenn Sie sie untereinander vergleichen, so werden Sie auf zehn oder zwölf stoßen, die ganz denselben Inhalt und dieselben Gedanken aufweisen. Darum will ich aber durchaus nicht leugnen, daß sie reiche poetische Schätze bergen, aber oft liegen sie wie ein roher unbearbeiteter Stoff, der noch auf seine künstlerische Behandlung wartet. — Sie sehen so zerstreut aus, Nicolai, was denken Sie darüber?“

„Ja“, antwortete ich gedankenlos, der Streit hatte für mich das Interesse verloren, seitdem Andrea Margarete gegangen war.

Gold zu verwandeln, so hat Gamling die Eigenschaft, alles, was er berührt, zu zerbrechen. Er war sehr erschrocken und bat Emmi tausendmal um Entschuldigung.

„O, das macht nichts“, antwortete sie, „die Schere war alt und stumpf.“

„Ich werde sie mit in die Stadt nehmen und reparieren lassen.“

„Das lohnt sich nicht der Mühe; ich habe überdies noch eine Schere.“

Dadurch ließ sich Gamling trösten und nahm die Stücke wieder an sich; ich glaube fast, um zu sehen, ob er sie nicht noch mehr zerbrechen könne.

Corpus Juris ging zum Klavier und schlug ein paar Akkorde an. „Wollen wir ein wenig singen?“ fragte er.

„Ach ja, ein Lied, ein Lied!“ stimmte Andrea Margarete sogleich zu.

„Singen Sie?“ fragte ich.

„Ja, natürlich singe ich“, antwortete Andrea Margarete verwundert, als hätte ich sie gefragt, ob sie sprechen könne.

„Was singen Sie denn?“

„Wir singen verschiedene Lieder, wir kennen die alten Kampfgesänge.“

„Kampfgesänge? die kennen Sie wirklich?“

„Ja, gewiß. An den langen Sommertagen, wenn Emmi und ich mit unseren Handarbeiten in der Jasminlaube sitzen, lernen wir sie auswendig. Wollen Sie das Lied von den Achtundsiebzigen hören, die aus Hald auszogen — wir können alle achtundsiebzig Verse — oder: Sven Bonved oder das Lied von Sven Felding?“

„Wir wollen alle hören, eines nach dem anderen“, sagte Corpus Juris, der sich ans Klavier gesetzt hatte, um zu begleiten. „Beginnen wir mit Sven Bonved.“

So sangen wir von Sven Bonved und dann von Ramundes dem jungen und dann von der Jungfrau Kerstin — Andrea Margarete war unermüdlich, und wir mußten alle vom Anfang bis zum Ende singen, denn „man kann die Lieder nicht verstehen, wenn man nicht alle Verse singt“, sagte Andrea Margarete.

„Sehen Sie, da lieben Sie doch auch das Alte“, sagte ich zu ihr.

„Aber diese Lieder sind nicht alt“, antwortete sie, „sie werden nie alt, sondern sind immer jung und frisch. Oder glauben Sie, daß ich sie darum lieber habe, weil sie drei oder vier Jahrhunderte alt sind? Ach nein, es ist mir gleichgültig, ob sie gestern oder vor vierzehnhundert Jahren geschrieben sind, wenn sie nur schön sind, so habe ich sie gern.“

Vater um etwas bitte, so schließe ich immer: sic volo, sic jubeo, stat pro natione voluntas."

„Ratione nicht natione," verbesserte Gamling wieder, natione hätte ja gar keinen Sinn."

„Ja, aber Vater sagt natione."

„Meinetwegen könntest du ruhig dein Küchenlatein plappern", sagte der Propst, „wenn du es nur unterlassen wolltest, mich zu beschuldigen, es dich gelehrt zu haben, denn es zeugt wahrlich nicht von töchterlicher Liebe, daß du mich auf diese Weise meines guten Namens und Rufes beraubst."

Aber das Hauptgefecht wurde dadurch veranlaßt, daß gemeldet wurde, die Halta-Anna befinde sich in der Küche und bitte um ein paar Schillinge. Gamling ging hinaus und gab ihr etwas, wurde aber darob von Corpus Juris hart angegriffen, der die Halta-Anna nicht leiden konnte und behauptete, sie vertrinke alles, was sie erhalte.

„Man sollte strenger gegen solche Landstreicher vorgehen", sagte er schließlich, „jetzt läßt man sie ganz in Frieden und darum wimmeln auch alle Wege auf dem Lande von ihnen."

„Ja, gewiß sollte man mit größerer Strenge vorgehen", sagte Gamling mit einer gewissen Bitterkeit, „man stecke die Armen und Unglücklichen ins Gefängnis, dann erspart man sich ihren Anblick."

„Nicht ins Gefängnis", antwortete Corpus Juris, „sondern ins Armenhaus, dort werden sie reichlich unterstützt".

„Hast du kennen gelernt, was es heißt, in Armenpflege zu stehen?" fragte Gamling, „da du von ‚reichlich' unterstützt sprichst?"

„Das Armenhaus kann natürlich kein Palast sein", war die Antwort, „aber es ist Schuld dieser allgemeinen Weinerlichkeit und Weichherzigkeit, daß man, statt den Krebsschaden fortzuschneiden, ihn in Ruhe sich ausbreiten und das Ganze verderben läßt."

Damit war das Signal zu einem Disput gegeben und alle rüsteten sich aufs eifrigste. Aber Corpus Juris hatte seine Ansicht mit so großer Einseitigkeit ausgedrückt, daß sie allgemein Mißbilligung fand; selbst Andrea Margarete, die früher seine Partei genommen hatte, konnte seine Ansichten nicht weiter teilen, sondern schloß sich der Gegenpartei an und so stand Corpus Juris ganz allein gegen die Pröpstin, Emmi, Andrea Margarete, Gamling und mich, die wir alle gleich begehrlich waren, zu Wort zu kommen, so daß Corpus Juris keine Zeit fand, eine Frage zu beantworten, ehe ihm drei oder vier neue Fragen vorgelegt wurden, und wäre Corpus Juris ein dreimal so großer Dialektiker gewesen als er war, so hätte er doch der Übermacht nicht standhalten können, wenn aus keinem anderen Grund, so doch weil es zuletzt unmöglich war, zu hören, was gesagt wurde. Der einzige, der sich

„Das war vernünftig geantwortet“, sagte der Propst, „Sie denken an die Poesie, die im Mittagessen liegt. Glücklicherweise kommt da Andrea Margarete, um uns zu Tisch zu rufen. Darf ich um die Ehre bitten?“ und er bot mir feierlich den Arm und wies mir den Ehrenplatz auf dem Sofa neben sich an.

„Nein, dort muß Christoffer als der Älteste sitzen“, wandte die Pröpstin ein.

„Nein, hier soll Nicolai sitzen“, antwortete der Propst, „er wollte mich heute vormittag niederschlagen, darum biete ich ihm den Platz an meiner rechten Seite, denn wir sollen Böses mit Gutem vergelten.“

Dabei blieb es, besonders da Gamling kein ehrgeiziges Verlangen nach dem Ehrenplatz bezeigte, sondern sich mit dem Platz, den er zwischen der Pröpstin uud Emmi einnahm, sehr zufrieden erklärte.

Andrea Margarete saß zwischen Corpus Juris und mir, und ich war gerade im Begriff, ihr etwas Lustiges zu erzählen, als sie ernsthaft den Finger auf den Mund legte; der Propst hatte begonnen, das Tischgebet zu sagen.

„Hören Sie, Nicolai“, sagte der Propst, nachdem er das Tischgebet vollendet hatte, „da ist jetzt gleich ein Druckfehler bei Ihnen, den ich korrigieren muß: in dem großen Babel pflegt man kein Tischgebet zu sagen, wohl aber hier bei uns.“

„Aber das konnte Nicolai doch nicht wissen“, sagte die Pröpstin.

„Darum sage ich es ihm ja auch“, entgegnete der Propst.

Ich habe schon früher die Bemerkung gemacht, daß die Menschen im allgemeinen gern beim Mittagtisch disputieren, und diese Erfahrung wurde mir auch hier bestätigt. Erst entstanden einige kleine Vorpostengefechte zwischen dem Propst und Andrea Margarete über das Mittagessen, das der Propst ziemlich streng kritisierte. Und Andrea Margarete gehörte durchaus nicht zu jenen, die eine Kritik geduldig hingenommen hätten, die ihren hausmütterlichen Stolz in so hohem Grade verletzte.

„Ich muß sagen“, schloß der Propst, „daß unsere Gäste eine recht einfache Bewirtung erfahren. Aber vielleicht tut Andrea Margarete das nur, um sie später um so mehr zu überraschen.“

„Die Bewirtung ist einfach, aber gut“, antwortete Andrea Margarete. „Persicos odi semper separatus.“

„Apparatus“, verbesserte Gamling.

„So? Vater sagt immer separatus.“

„Sprechen Sie oft lateinisch?“ fragte ich.

„Ja“, antwortete Andrea Margarete, „es geht nie ein Teller entzwei, ohne daß ich sage: sic transit gloria mundi, und wenn ich

„Daß ihr Bauern euch aber doch alles vom Gericht richten lassen müßt!“ tadelte der Doktor, um zu zeigen, daß er nicht an sich und seinen Vorteil denkt, nur an das Wohl des Volkes. „Könnt ihr euch denn selber gar nix richten? Beim Gericht richtet man auch nicht allemal was aus, immer einmal wär's richtiger ohne Gericht. Meint ihr nicht?“

„Hon ih denn ongfongg?“ rief der Schachner. „Mei Nochbar hot mih verklogg, der Pechbartl.“

„Was hat denn der Schachner angestellt?“

„Ih hon nix ongstellt, ih nit!“ lachte der Alte bitter auf. „In Pechbartl seini Sau, seini zwoa Sau hobns ongstellt, de mar ollaweil über mein Krautgortn, über mein Erdäpfelgortn sein kema, die zaun-dürrn Luadern, bis s zeckfoast sein gwen. Olli Tog seins übra kemen übers Grabl und olli Tog hon ihs hoamgjoad mit der Garschtn. Und wia de zwoa Sau sa long gfressn hobn va mein Kraut, va meini Erdäpfel, bis s foast sein gwen, do hon ih eahms neama hoamgjoad, mein Nochbarn in Pechbartl, do hon ih die Butscherln (Schweine) in mein Hof eina triebn und hons ohgstochn. Nit? Hon ih nit recht ghobb? — Do geht da Todl her und verklogg mih ban Gricht.“

„Der Pechbartl? Na das glaub ich, daß er klaghaft wird, wenn ihm der Schachner seine Säue schlachtet und am Ende sogar Haut, Fleisch und Speck für sich behalten will!“

„Wos denn? Freilih Fleisch und Speck! Wanns auf mein Gortn foast wordn sein, seini Sau, sa wern die foastn Sau wul mei ghörn — nit? Haut und Knochn konn er jo huln, de ghörn sein. Däs is mei Stondpunkt, däs gib ih ban Gricht zu Pradakull — und Recht muaß ih kriagn!“

„Meint der Schachner?“

„Freilih wul, an Doktorn brauch ih, der ma däs mocht und der vorn Gricht s Gsetz auslegg, daß ih Recht kriag. Und derawegn tat ih hiaz do sei, wann der Herr Doktor sa guat war und übernahm mein Prozeß.“

Der Doktor schritt, beide Hände in den Hosentaschen, im Zimmer auf und ab. „Übernehmen will ich dem Schachner seine Sach schon“, sagte er nachher, „aber viel wird nit zu machen sein bei dieser Geschichte. Der Schachner hätt die Schweine, die in seinen Garten gekommen, pfänden können und ein Lösegeld, eine Entschädigung dafür zu verlangen das Recht gehabt, aber gleich schlachten und das Fleisch behalten — na, das wird schwerlich gehen. Probieren können wir's ja“.

„Wos war's denn, wenn“ — murmelte der Schachner vertraulich und blinzelt dem Doktor verschmitzt zu. „I hät a schwari Henn. A morbs, a softigs Fleischerl wurds hobn, sogg mein Olti. — De liaß ih ma kosten.“

ruhig verhielt, war der Propst; er sagte kein Wort, sondern kreuzte die Arme und sah bald auf den einen, bald auf den anderen der eifrigen Redner mit der verwundertsten Miene der Welt, als wollte er sagen: „Nein, niemals habe ich noch dergleichen gehört.“ Endlich, nachdem Andrea Margarete und ich Corpus Juris bewiesen hatten, daß wir alle schwache Menschen seien (was eigentlich niemand geleugnet hatte) und die Pröpstin ihm vorgehalten hatte, daß es auch unverschuldet Arme gäbe, und Gamling und Emmi entwickelt, daß die Gesellschaft Gerechtigkeit ausüben solle, der einzelne aber Barmherzigkeit — wurde Corpus Juris zur Vernunft gebracht; er wandte sich an Andrea Margarete und sagte: „Ich bitte um Entschuldigung, falls ich in meinen Ansichten zu eigensinnig gewesen bin, und um durch die Tat zu beweisen, daß ich im Grunde Ihre Ansichten teile, verurteile ich mich selbst, Halta-Anna zwei Mark zu zahlen.“ Darauf ging er hinaus und gab Halta-Anna das Geld, wofür er auch bei seiner Rückkunft mit lauten Jubelrufen empfangen wurde; und jetzt war die gefährliche Mittagsstunde vorbei, so daß für den Tag keine weiteren Dispute zu befürchten waren.

(Fortsetzung folgt.)

Die schwar Henn.

Ein keck Geschichtel aus Abelsberg von **Peter Rosegger**.

Der Doktor Jochschlager zu Abelsberg kann's nicht leiden, wenn die Leute allzu verträglich sind. Wovon sollen denn die Friedensstifter leben, wenn niemand streiten will? Der Mann hat sich im allgemeinen ja nicht zu beklagen, dafür sind auch noch unsere braven Bauern-Dickschädel da, fleißig trachtend, daß die Advokaten nicht verhungern.

Der Doktor Jochschlager hatte Bauernbesuche nicht ungern. Es klärte sich daher sein ernstes Gesicht, als der alte Schachner an seinem Fenster vorbeibuckelte und im nächsten Augenblicke an die Tür klopfte. Nach dem ersten „Herein“ noch einmal klopfte, der doppelten Höflichkeit wegen. Denn wenn der Bauer einmal höflich ist, so ist er's zweifach, was besser hält.

„Nau, was bringt mir heut der Schachner Schönes?“ fragte der Doktor. „Tu sich der Schachner niedersetzen. Nix müd geworden vom Graben heraus?“

„Donk schön. Bin holt gleih sa grob und setz mih. Ah — do sitzt ma hisch woach, do steht ma hort auf — he, he.“ So der Bauer, dann hub er an, sein frisch rasiertes Kinn zu reiben. — „A zwiders Soch is s, dos mih herjogg. Mit n Gricht hon ih holt wieder ztoan, mit n Gricht — jo.“

wo Gott hoch und das Gericht weit ist. Wohl an zehnmal, sagt mein Klient, dem — man braucht ihm nur in sein arbeitsverwittertes, ehrliches Gesicht zu sehen — die Rechtlichkeit auf der Stirn steht, der sagt, wohl an zehnmal habe er die Schweine des Nachbars aus seinen Fruchtgärten gejagt und auch dem vulgo Pechbartl sagen lassen, er solle seine Säue hüten. Als sie jedoch immer wieder kamen und die kümmerlichen Früchte seines Fleißes und Schweißes vernichteten, da hat er sie eben eingefangen und geschlachtet und ist somit vielleicht um einen Schritt zu weit gegangen. Aber, mein hoher Gerichtshof, Pechbartls Schweine sind um tausend Schritte zu weit gegangen mit ihren acht Klauen und zwei Rüsseln! Ich glaube, es kann kein Zweifel obwalten, an welcher Seite das Recht ist. Ich ergreife keine Partei, ich verlange nur ein gerechtes Urteil!"

So hatte der Advokat gar schlau gesprochen, ohne sich was zu vergeben und doch in den Ohren seines Klienten schön zu klingen. Daß dieser wegen eigenmächtigen Schlachtens fremder Schweine und wegen Vorenthaltens des Fleisches, Speckes und der Haut sachfällig werden mußte, war ihm klar.

„Hat der Kläger etwas zu sagen?" fragte der Richter scharf auf den Pechbartl hin.

Dieser knurrte träge: „Der hot mir ka Sau zan derstechn." —

„Wenn sie mit dem Richter sprechen, haben Sie aufzustehen!" schnauzte ihn der Richter an.

Schwerfällig hob sich der Pechbartl in die Höhe: „Meini Sau seins gwesen und nit seini! Hät mih jo klogn gehn kinna, wenn eahm um die por Blutschn Kraut so viel load is." —

„Mir scheint, Pechbartl, Sie haben aus Bosheit Ihre Schweine in des Nachbars Garten laufen lassen. Eine besonders vornehme Gesinnungsart möchte ich Ihnen nicht zutrauen, Sie verzeihen schon."

Und dann sprach der Richter das Urteil: „Der angeklagte Schachner-Bauer hat von den zwei geschlachteten Schweinen Haut und Knochen dem Pechbartl-Bauern zurückzugeben, denn das gehört diesem. Fleisch und Speck haben die Schweine sich in des Angeklagten Kraut- und Kartoffelgärten angefressen, folglich gehören diese Dinge dem angeklagten Schachner. Die Gerichtskosten wird der Pechbartl-Bauer bezahlen."

Also freigesprochen.

Der Doktor Jochschlager verwunderte sich nicht gering.

„Gelns, Herr Dokter!" lachte ihm der alte Schachner zu, als sie die Treppe herabstiegen, „die schwar Henn hot holt doh wos ausgricht!"

„Was, Sie haben es gewagt, dem Richter die Henne zu schicken?"

„Freilih wul, freilih wul, Herr Dokter. Ober nit in mein Nom. In Pechbartl sein Nom hon ihs gschickt, die schwar Henn."

„Die Alte?“

„Oba na. Der Herr Dokter tuat gspoaseln. D Henn liaß ih ma kostn. Wenn ih s in Herrn Bezirksrichter tat schickn, a so zan ar Aufmirksomkeit, zan a Präsentl. Wos moant denn der Herr Dokter?“

„Eine fette Henne will der Schachner dem Richter schicken? Na, besser könnte er seine Sache nit zu Grund richten, als mit einem solchen Bestechungsversuch.“

„War nit aus!“

„Wenn der Herr just nit gut aufgelegt wär, könnt's dem Schachner leicht vierundzwanzig Stunden im Spitzbubenkastel eintragen.“

Der Alte glurte jetzt schweigend ins Leere.

„Wenn ma na wissad, wos ma n ontoan kunt, dem sikraments Toifel, dem treckign!“

„Nau, nau, Schachner! So spricht man von keinem Richter, auch nicht wenn man sachfällig wird.“

„n Pechbartl moan ih! Der steigg ma hiaz scha bis do auffa!“ Er legte die Hand wagrecht an den Hals. „Joad mir der Lauskerl seini Sau auf mein Gortn und geht her und verklogg mih. Und ih sul verspieln? — Na, na, Herr Dokter, Se san a gscheiter Monn, auf Eahna setz ih mei Vertrau. Wiar Eahner nit z kluag sein, werns es sechn.“

„Wollen wir halt sehen, was sich machen läßt. Gut stehe ich für nichts, Schachner, das sag ich ihm im voraus.“

„Daß s gor so groß ohgfahlt war mit da schwarn Henn, moans?“

„Das laß der Schachner bleiben, ich sag ihm's!“

„Jo, jo, jo, jo. Ih loß s scha bleibn ih.“

Als der Bauer fort war, reute es den Doktor Jochschlager, die dumme Geschichte übernommen zu haben. Er blamiert sich ja damit! Aber wer läßt sich den Verdienst entgehen bei den schlechten Zeiten. Ob die Sporteln der Pechbartl zahlt oder der Schachner, das ist ihm gleich. Und eine Verteidigungsrede kann man ja danach einrichten.

Drei Wochen lang dauerte es, da kam die Tagsatzung. Vor Gericht stand der Schachner mit seinem Doktor Jochschlager, und der dicke Pechbartl. Der saß auf seiner Bank halbverschlafen da und klammte über dem Bauch die Finger zusammen. Er hatte nicht einmal einen Rechtsfreund mitgebracht, die Sache ist ja sicher.

Der Richter, ein strenger Herr mit grauem Schnurrbartfetzen, rief den Schachner auf, der solle sich gegen die schwere Anklage verantworten. Der Schachner brachte ungefähr dasselbe vor, wie früher bei dem Advokaten. Dann bat dieser ums Wort.

„Hoher Gerichtshof! Was läßt sich zu diesem Falle viel sagen? Mein Klient hat einfach vom Rechte der Notwehr Gebrauch gemacht. Die Notwehr ist ein urewiges Menschenrecht, überall dort anwendbar,

kann's tun, und ist schon der fatale Usus eingeführt, daß auf so und so vielen Quadratklaftern „Grund“ alles pêle-mêle durcheinanderliegt, und hart neben einem Obersten Mundschenk oder Erblandvorschneider auch ein gewöhnlicher Wirt oder ein gewöhnlicher Schneider, falls ihre Mittel es ihnen erlauben, gebettet werden kann, so finde ich es begreiflich, daß doch mindestens durch Entfaltung jedes nur zu ersinnenden Pompes auch an dieser Stelle der nicht wegzuleugnende „Unterschied der Stände“ klargemacht werden muß, und daß man nichts dagegen haben wird, wenn sogar die Schabracken und das Geschirre der Pferde an der schwarzlackierten Equipage die schmerzliche Stimmung manifestieren sollen, und der in die Trauerlivree gesteckte Bediente einen mit schwarzem Tuch überzogenen Schemel für die hochadeligen Knie an das vergoldete Gruftgitter postieren muß. Wie gesagt, mich kümmern diese exquisiten feinfühligen Trauerkundgebungen des „pur sang“ nicht im mindesten und ich richte mein Augenmerk viel lieber auf die Gebräuche der großen Masse. Aber auch da habe ich meist nur leere Äußerlichkeiten, nur ein Rivalisieren im Prunke, ein Überbieten des Nachbars gefunden.

Ich kann es nicht oft genug wiederholen, daß ich den unzweifelhaften Schmerz, der so manche stille Familiengruppe, so manches verwaiste Herz vor jenem imposanten Grabsteine oder diesem einfachen Kreuze erfüllt, zu ehren weiß, aber die Absicht, die so manche überladene Mise-en-scène der obligaten Tagestrauer leitete, springt doch zu grell in die Augen und der Anblick der mit Lärm arrangierten, bereits auf dem „ganzen Grund“ besprochenen und zischend kolportierten Friedhofsvisite der „X.'schen“ wirkt vielleicht eher — erheiternd als erhebend.

Ich glaube nämlich, daß es z. B. die Fleischselcherin Soundso schon lange wurmte, daß die Bäckerin (ihre „Todfeindin“) ihrem „Seligen“ zwei blaue Grablaternen spendierte, und daß erstere deshalb den „Ihrigen“ so lange sekkierte, bis er einwilligte, daß ihrem „Ersten“ drei blaue Grablaternen gesetzt werden.

Ich glaube ferners, daß diese zweistöckige Hausfrau sich „unbändig giftete“, als sie sah, wie die einstöckige Nachbarin ihrem „Ferdl“ einen gipsernen Engel aufs Grab setzen ließ, und weil ihr diese „alles z Fleiß“ tut, so tat sie ihr heuer auch „was zFleiß“, denn ihre „Zenzi“ „darf nit zruckbleibn“ und deshalb nahm sie den Amor — der „der Zenzi eh so gleichschaut, als ob sie's selber wär“, vom schwedischen Ofen herab, und die Hausmeisterin trug den unbewußten „Engel“ in Begleitung der „Gnädigen“ hinaus, stellte ihn auf das Grab, umgeben von sechs „Lamperln“, und „am ganzen Grund“ war nur eine Stimme, daß das Grab heuer „s allerschönste war in der ganzen Reih“.

Weiters glaube ich, daß an diesem Obelisk nur deshalb ein volles Dutzend der kostbarsten Kränze hängt, weil die „untröstliche Witwe“

Allerseelen im alten Wien.

Von **Friedrich Schlögl.***)

Ich bitte, nicht zu erschrecken. Es fällt mir nicht ein, ein larmoyantes, auf den Tag berechnetes Schablonenfeuilleton zu schreiben, worin so recht auf die Tränendrüsen der weichherzigsten Familienmütter spekuliert und auf ein Unisonoschluchzen meiner verehrten Leserinnen losgearbeitet wird. Ich wiederhole es, davon ist in meinen heutigen Betrachtungen nichts zu befürchten, obwohl es ein Leichtes wäre, nach der altherkömmlichen Methode einen Trauermarsch zu intonieren, alle Register der höheren Gefühlsmarterei zu ziehen, mit einem Worte, „recht schön" zu schreiben. Aber das „Schönschreiben" in diesem Sinne, die handwerksmäßige Gemütsduselei ist nicht meine Sache.

Nach dem Kalender und dem überlieferten Gebrauche haben wir heute „unserer Lieben" zu gedenken. Dieser Gebrauch ist uns Befehl und so kommen wir denn — weil es Sitte, zu den Gräbern unserer Angehörigen und Freunde, und legen die Kränze und sonstigen Blumenschmuck auf den Erdenhügel, der oft unser Teuerstes birgt. Ich bin nun weit davon entfernt, um an dieser schönen, ehrwürdigen Sitte herumzumäkeln, aber — der Apparat gefällt mir nicht ganz, der dazu verwendet wird, um die Erinnerungsfeier pflichtschuldigst zu begehen, und eben in dieser Beziehung habe ich meine, freilich höchst subjektiven Ansichten.

Wir rüsten uns für die zwei Friedhofstage, d. h. für die „Saison der Toten" schon eine Woche vorher. Bei dieser Ausrüstung haben wir nun nicht nur die möglichste Verschönerung des betreffenden Grabes im Auge — auch unser wertes Selbst, unsere eigene, nicht minder geliebte Persönlichkeit hat da ihr spezifisches Festkleid anzuziehen, und wir ziehen jene „Trauerkleider" an, wie sie das letzte Modejournal der „Antigone" oder des Herrn Gunkel oder ein sonstiges Organ für die jeweilige Diätenklasse des „Leidtragenden" diktiert. Denn wir glauben, damit den „Toten zu ehren" wenn wir — haben wir uns auch das ganze Jahr um ihn nicht bekümmert — wenigstens doch an diesem Tage in tadelloser Trauertoilette an dem Orte der ewigen Ruhe erscheinen, und wir sind so gewissenhaft in diesem Punkte, daß sogar der unentbehrliche „Schmuck": die Ohrgehänge, Bracelets, ja selbst die Lorgnons, zwar in der modernsten Fasson, aber doch im vorgeschriebenen „Schwarz" an uns zu bewundern seien.

Nun kümmerts mich blutwenig, wie ein hoher Adel und was sich dazu rechnet, seine üble „Allerseelentrauer" in Szene setzt. Wer's hat,

*) Aus „Wiener Blut". Kleine Kulturbilder von Friedrich Schlögl. (Wien. A. Hartleben.)

sogenannte „gebildete“ Teil der Bevölkerung, geht jedoch, damit die Aufgabe der Tagestrauer ganz gelöst werde, ins Theater, um den herkömmlichen „Müller und sein Kind“ zu genießen und an einem soi-disant „Nachschauer“ das eigentlich erst zu empfinden, was man als ordentlicher Gräberbesucher am „Allerseelentage“ zu empfinden hat.

Und wie bequem und auch erprobt diese dramaturgische Tränenstimulanz ist! Da kenne ich z. B. eine „trostlose“, aber noch immer reizende Witwe, die alle möglichen Marien von der unvergeßlichen Peche angefangen, bis herab zu Fräulein X. sterben, ein paar Dutzend Reinholde am Keuchhusten elendiglich zugrunde gehen gesehen und eben so viele Konrads vom hinreißend idealisierenden Löwe bis Herrn Leuchert die Flöte blasen gehört, aber sie ist noch immer nicht „Müller und sein Kind“-satt und sitzt heute vielleicht, wenn sie sonst nirgends Platz findet, sogar im Rudolfsheimer Theater, um ihrem edlen Gelüste fröhnen zu können. Sie erklärte mir einst diese Inklination für den Schauer-Raupach in aufrichtigster Weise, indem sie sagte: „Sehen Sie, seit dem Tode meines Mannes habe ich das — Weinen verlernt. Am Allerseelentage soll man aber doch weinen, da gehe ich in meinen ‚Müller und sein Kind‘ und weine mich wieder auf ein Jahr aus!“ — Die Ärmste hat Recht. Für ihre Tränenverlegenheit wüßte ich ihr auch kein anderes Mittel, und wenn Zschokke, wie Menzel behauptet, seine „Stunden der Andacht“ nur zu dem Zwecke geschrieben, damit die Leute kommod, d. h. gleich während des Lesens beten können, so anerkenne ich auch die Berechtigung von „Müller und sein Kind“, denn da am Allerseelentage schon einmal geweint werden muß, so ist’s doch immerhin angenehmer, auf einem Sperrsitze seine „Schuldigkeit“ zu tun, d. h. zu weinen als auf einem feuchten Grabhügel oder daheim in einem düsteren Kämmerlein. Raupach for ever!

Tiefrote Rosen.

Ich will dir, Mädchen, dunkle Rosen schenken,
Tiefrote Rosen, die im Herbst erglühten,
Und in den Duft will ich mein Sein versenken
Mit allen Frühlingsträumen, die uns blühten.

Tiefrote Rosen duften sehnsuchtskrank
Den süßen, welken Atem des Vergehens,
Herbstschöne Töne, die uns winterbang
Verklingen in den Hauch des Auferstehens.

Und morgen werden dunkle Blätter sinken
Und letzter Blütenstaub im Wind zerfliegen,
Und morgen werden wir die letzten Küsse trinken,
Und morgen muß das letzte Wort versiegen. —

Dann werden graue Winternebel sinken
Und dürre Dornenzweige niederbiegen.

Bernhard Baumgartner.

---

dem „niederträchtigen Tratsch“ ein Ende machen will, als wäre sie froh, daß der „alte Herr“, den sie vor einem halben Jahre geheiratet, so plötzlich gestorben sei.

Weiters, daß dieser Grabstein endlich nur deshalb frisch mit Ölfarbe angestrichen und überhaupt ausgebessert wurde, weil sich „die Leut schon s Maul zrissen haben“, daß die „Frau Schwiegertochter, die doch s ganze Geld geerbt hat, fürs Grab gar nichts mehr tut“. U. s. w.

Ich habe mir erlaubt zu behaupten, daß der Gräberbesuch am Allerseelentage für viele nur eine Modesache sei; ich gehe weiter und erkläre, daß er für ebenso viele sogar nichts weiter als — — „a Hetz“ ist. Ich will nicht reden von den teilnahmslosen Passanten, von den indifferenten Schaulustigen, welche durch die Gräberreihen „flanieren“, als wären sie auf dem Graben oder Kohlmarkt, auch von jenen Neugierigen nicht, die nur zur Befriedigung ihrer persönlichen Klatschtendenzen als Bezirksreporter auf und ab rennen, um zu sehen und zu berichten, ob und wie dieses oder jenes Grab „aufgeputzt“ sei — auch nicht von dem Professionsbettel, dem spekulativen Geplärr und Geschrei der wirklichen und Pseudokrüppel und den mit dem „Branntweinflaschel“ adjustierten Lampenhüterinnen und bezahlten „Beterinnen“, dann dem Stoßen und Drängen der Diebe und Beutelschneider, dem Treiben der Demimondlerinnen und des sonstigen Gelichters, das sich an diesen Tagen auf den Friedhöfen zur Ausbeutung seiner Berufszwecke herumtreibt und die geweihte Stätte entweiht — aber das rüde Lärmen vor den Friedhöfen, das rohe Gelächter, der Spektakel der dort Hausierenden und Hantierenden beweist nur, daß die tiefernste Bedeutung des Tages Hunderten, ja Tausenden völlig gleichgiltig, ja fremd ist, und daß sie diese Totenfeier zu einem — Kirchtagsjux oder Jahrmarktsfeste benützen.

Abgesehen von dem widerlichen Eindruck, den das brutale Geschrei der Ausrufer und Ausruferinnen, womit diese an den endlosen Reihen von Verkaufsständen ihre Ware: die Totenkränze, unter den profanierendsten Späßen feilbieten, auf jedes nicht ganz verwilderte Gemüt hervorbringen muß, ist es doch geradezu empörend, daß sich — wie bei einem lustigen Feldmanöver, auch noch jene gewisse Gattung von Verkäufern einfindet, welche für eine gewisse Gattung Menschen stets ein Bedürfnis sind und die mit den gellenden Ausrufen: „Frische Salzbrezen, brennhaße Kästen, Arme-Seelen-Würschtel, an Schnaps u. s. w.“ ein ohrenzerreißendes Charivari bilden. Vor ein paar Jahren waren an den Kirchhofmauern sogar die „Mariandelgspiel“ postiert und fanden reißenden Zuspruch.

Nach dem Gräberbesuch wandert meist ein großer Teil der „Leidtragenden“ „zum Heurigen“ oder zur „Flaschen“, zum „Aug Gottes“, in die „Hühnersteign“ oder wie die „Anfallspunkte“ heißen, um, wie bei einem Leichenbegängnisse, „s Lad“ zu vertrinken. Ein anderer, der

Inzwischen hatte das kleine Mädchen auf dem rechten Knie freilich erfahren, warum sie damals noch keine vernünftige Antwort bekommen hatten. Sie fand das auch ganz richtig.

„Ja, warum denn nicht, Lottchen?“

„Weil wir damals wirklich noch zu dumm waren und weil so dumme kleine Mädchen doch mal hinlaufen könnten und sich eins holen oder bestellen. Denke mal, Tante, so eine lebendige Puppe, die schreien kann und ganz warm ist und ganz weich!“

„Und dann würden sie vergessen, ihm zu trinken zu geben, und es nackt liegen lassen, bis es ganz tot wäre, das arme, kleine Kind!“ bestätigte das Schwesterchen auf dem linken Knie. Es hieß Trudchen und war so voll Eifer und Entrüstung, daß der Bruder eine Pause in der Dressur der Stuhllehne machen mußte, um seine Meinung ebenfalls abzugeben.

„Ja, und einen Vater hätte es dann auch nicht. Ein Kind kann doch nicht ohne Vater sein. Die Mütter sind dazu da, daß sie es herumtragen und ihm Milch geben. Aber die Väter, die müssen arbeiten, weil doch die Milch bezahlt werden muß.“

„Und dann muß doch auch ganz gewiß jemand zu Hause sein, wenn zum Beispiel der Storch mit einem kleinen Kinde ankommt! Wir könnten doch nicht immer sitzen und warten. Wir gehen in den Wald spazieren oder spielen im Garten oder sind in der Schule. Und wenn nun die Fenster zu wären und kein Mensch da, wenn der Storch anklopfte — — denn es ist doch der Storch, nicht wahr, Tante?“

Die Tante hatte sich ganz tief in ihren Stuhl zurückgesetzt. Der Feuerschein traf ihr Gesicht nicht mehr und deshalb konnte man auch nicht genau sehen, was sie für eins machte. Bloß, daß sie nickte, war ganz deutlich zu erkennen. Darum saßen alle drei Kinder plötzlich ganz still und erwartungsvoll, und es war eigentlich nicht sehr nett von der Tante, daß sie zuerst weiter nichts sagte, als daß der Hans vor allen Dingen von der Stuhllehne herunter müßte, sonst gebe es ein Unglück — so oder so!

Er gehorchte aber sofort, was sonst nicht seine Art war. Daß er von hinten ganz leise wieder heraufstieg, merkte die Tante zum Glück nicht, denn sie war mit ihren Gedanken schon ganz bei der Geschichte, die sie erzählen wollte.

So fing sie an: „Ja, Kinder, beschwören will ich ja nicht, daß sich alles genau so verhält, wie ich euch jetzt sagen werde. Aber viel Wahres ist sicher daran, denn meine Mutter behauptete, ich hätte ihr das alles selbst erzählt, damals, als ich eben erst auf die Welt gekommen war und nicht sprechen, sondern nur schreien konnte. Aber Mütter verstehen auch, was ihre Kinder schreien, und kleine Kinder sollen immer

Wo die Kinder herkommen!

Von **Marie zur Megede.**

Es war an einem Novemberabend. Draußen regnete es, der Wind stöhnte im Schornstein und die Bratäpfel in der Röhre. Das Mädchen hatte eben einen frischen Arm voll Holz in den Ofen gesteckt, denn der Ofen stand in einer Stube auf dem Lande, wo noch mit Holz geheizt wurde. Das knackte und knisterte nun sehr lustig, und die Kinder sahen zu, wie die Funken an den langen Scheiten auf und nieder sprangen. Aber lange hatten sie keinen Spaß daran, denn sie waren Kinder, und Kinder finden alles bald langweilig, besonders wenn sie darauf warten, daß die Bratäpfel fertig werden sollen. Deshalb kletterten sie der Tante auf den Schoß, die auch vor dem Ofen saß und in das Feuer hineinblickte. Das heißt, auf den Schoß kletterten nur zwei, das dritte stieg von hinten auf den Stuhl, und das war natürlich ein Junge.

„Erzähle uns was!" sagte das kleine Mädchen, das sich auf dem rechten Knie zurechtgesetzt hatte.

Aber die Tante behauptete, sie wüßte nichts. Sie hätte schon alles erzählt: vom Aschenbrödel, vom Dornröschen und vom Rotkäppchen und dem Wolf.

„Dann kannst du dir ja etwas ausdenken!" meinte das andere kleine Mädchen. Es war das, was auf dem linken Knie saß.

„Ich höre lieber was Wahres!" ließ sich der Junge vernehmen. Er machte gerade Reitversuche auf der Stullehne. Und die Tante gab gar keine Antwort auf seine Bemerkung, sondern prophezeite ihm nur, daß er demnächst herunterfallen oder heruntergeworfen werden würde.

Aber die kleinen Mädchen, die immer alles nachredeten, was ihr großer Bruder vorsprach, wiederholten auch diesmal: „Ach, ja, was Wahres, liebe Tante, zum Beispiel . . ."

„Ja, was denn zum Beispiel? . . ."

„Zum Beispiel? . . ."

„Zum Beispiel . . ., wo die Kinder herkommen."

Die Tante antwortete nicht gleich. Sie mußte sich gewiß erst besinnen. So recht wußte sie es wohl selbst nicht. Sie hatte nämlich keine.

„Ja, wißt ihr, danach solltet ihr eure Mama oder euren Papa fragen. Die können euch das viel besser sagen."

Aber das hatten die Kinder schon einmal getan und keine vernünftige Antwort bekommen, wie sie behaupteten. Die Mama hatte ein ganz verdutztes Gesicht gemacht und der Papa ärgerlich etwas gebrummt: von einem Dummen, der mehr fragen könne, als zehn Weise beantworten.

Schrecken, Enttäuschungen und Kummer. Die Kinder werden zu Leuten getragen, denen es noch gar nicht paßt oder die sie überhaupt nicht wollen und andere haben sie wieder ganz umsonst gewünscht und sich darauf gefreut.

Davon hat dann aber auch der Herr Storch große Unannehmlichkeiten, erstens mit den Eltern und dann auch oben beim lieben Gott, der ihm vorwirft, daß er alt und schwachsichtig würde. Er hat überhaupt schon ein paarmal wegen Fahrlässigkeit und Konfusionen aus dem Dienste entlassen werden sollen. Aber weil er mit Fröschefangen nicht wie gewöhnliche Störche Bescheid wußte und auch sonst nicht gleich eine andere lohnende Beschäftigung finden konnte, hatte er sehr gebeten. Und der liebe Gott, der trotz allen Suchens ebenfalls keinen andern für das schwere Storchgeschäft auftreiben konnte, hat sich immer wieder mit ihm vertragen müssen.

Und nun hört mal, was das kleine Mädchen, das damals eben aus dem Storchenteich kam und noch gar nichts vergessen hatte, seiner Mama weitererzählt hat.

Das kleine Mädchen gehörte nämlich auch zu denen, die nicht ruhig sitzen können, und die alles anfassen müssen, deshalb war die Schrift auf seinen Kelchblättern total verdorben, und da es dem Storch auch viel größer vorkam, als es eigentlich war, ergriff er es mit seinem Schnabel, steckte es unter einen seiner großen, weichen, warmen Flügel, sagte, daß es sich nur recht festhalten möge, und fort war er! In seiner Brusttasche trug er ein Notizbuch, in dem standen all die Adressen, die er sich an diesem Morgen vom lieben Gott geholt hatte, — er meldete sich jeden Morgen beim lieben Gotte, um seine Befehle zu empfangen — und der nahm es mit den Adressen sehr genau. Diesmal aber kam vieles zusammen. Der liebe Gott hatte schrecklich viel zu tun. Er war auch ein bißchen ärgerlich auf den Herrn Storch, weil der ein paar Eltern schon vierzehn Tage auf das Kindchen warten ließ, das ihnen versprochen war. Der Storch selber aber war schon seit drei Nächten nicht ins Bett gekommen und davon ganz wirr im Kopfe. Er sah deshalb weder in sein Notizbuch, noch in das Kursbuch oder die Generalstabskarte, die er in der andern Brusttasche hatte, sondern dachte nur:

„Ach was, es wird schon alles stimmen!“

Es war im Juni und sehr heiß, und da der Storch müde und durstig geworden war, kehrte er in ein Wirtshaus ein, bestellte sich ein Glas Bier und legte das kleine Mädchen auf den Rasen im Garten. Als er ausgetrunken hatte, stand er noch eine Weile auf einem Bein, um zu ruhen, dann ging er zu dem kleinen Mädchen, das jämmerlich weinte und davon krebsrot über sein ganzes Körperchen

sehr klug sein, deshalb sehen sie auch so alt aus. Sie dummen erst nachher wieder zurück und verschlafen und verschwitzen, was sie früher erlebt haben. Ganz zu Anfang wissen sie noch alles genau, denn es ist ja noch gar nicht lange her.

Also die Kinder kommen samt und sonders aus dem Kinderteich. Der liegt ganz hinten am Ende der Welt. Grade an der Stelle, wo sie mit Brettern vernagelt ist. Hingehen darf man nicht und etwa versuchen, durch irgendein Astloch zu blicken. Denn erstens wäre das Neugierde, und artige Kinder sind niemals neugierig, und dann hat der Zaun überhaupt keine Astlöcher, und wenn er welche hätte, würde man sich ganz sicher seine Finger und seine Nase darin beklemmen.

Über dem Kinderteich wölbt sich ein ewig blauer Himmel. Immer scheint die Sonne, das Wasser ist ganz warm und schlägt auch nicht das kleinste Wellchen. So oft er es in seiner Weisheit für nötig hält, schickt der liebe Gott einen seiner ältesten und geschicktesten Oberengel, der muß viele, zarte Körnerchen in das blaue Wasser hineinstreuen. Die fallen auf den weichen Grund, fangen an zu keimen und zu wachsen, bis eines Tages eine große Knospe an der Oberfläche erscheint, die küßt die Sonne, bis sie ein wenig aufblüht und zwischen den weißen Kelchblättern ein kleines Kinderköpfchen hervorsieht. Dies Köpfchen hat blonde oder schwarze Haare, manchmal auch gar keine, seine Augen sind geschlossen und sein zahnloses Mündchen kann noch nicht reden, aber es träumt dafür um so schöner von der Zukunft, von der Welt, in die es nun bald hinausgetragen werden soll. Von der Welt hat ihm die alte Frau Storch erzählt, die immer so viel um den Kinderteich herumklappert und plappert. Richtig ist das nicht von ihr, denn oft verdreht sie dadurch den winzig kleinen Leuten die winzig kleinen Köpfe. Sie finden es nachher gar nicht so schön in ihrer Wiege, wie sie gedacht haben, machen kreuzunglückliche, kleine Gesichter und weinen und jammern, daß sie wieder zurück wollen.

Frau Storch ist die Gattin des Herrn Storch, der als Wächter am Kinderteiche wohnt, ziemlich lange schon, so ungefähr seit der Erschaffung der Welt. Er hat sehr viel zu tun, denn er muß seine Pfleglinge nicht nur in Ordnung halten, sondern sie zuletzt auch austragen. Vor dem Herrn Storch haben die Kinder einen großen Respekt. Er kann sehr schelten und mit seinem langen, roten Schnabel hacken. Besonders böse wird er jedesmal, wenn eins der kleinen Dinger sich naseweis aus seiner Knospe herausreckt oder unvorsichtig mit den weißen Kelchblättern spielt. Auf den weißen Blättern steht nämlich ganz genau der Tag, an dem das Kindchen auf die Welt gebracht werden soll, und natürlich auch der Name und die richtige Adresse der Eltern. Diese Schrift darf beileibe nicht verwischt werden, denn sonst gibt es nur

daß die Mutter des Hauses geholt werden müßte, die denn auch kam — ganz bleich und erschrocken. Sie hatte grade mit einigen Gästen ganz vergnügt beim Abendtisch gesessen.

Die arme Mama wurde nun sehr ausgescholten, daß sie nicht gleich zum Empfang des Herrn Storch dagewesen wäre. Er hätte ihr doch erst neulich mitgeteilt, daß er ihr das Kindchen nun ganz bestimmt bringen würde — im Juni. Aber die Mutter behauptete, das wäre nicht wahr. Er hätte „im Juli" gesagt! Und nun zankten sie sich noch ein bischen, und zuletzt wurde der alte Storch, der wirklich schon etwas grämlich war und überhaupt keinen Spaß vertragen konnte, so wütend, daß er der armen Mama ein paar schreckliche Schnabelhiebe versetzte und das kleine Mädchen der alten Frau in den Arm warf, die so gut mit kleinen Kindern umzugehen verstehen sollte.

So sehr gut verstand sie das aber wohl doch nicht. Denn als die Mama, die ohnmächtig geworden war, und die man zu Bette gebracht hatte, wieder zu sich kam, sah sie voll Entsetzen, wie ihr Kindchen in einer kleinen Wanne gebadet wurde, und mit den Händchen um sich griff, aus Angst, daß es in diesem häßlichen Wasser, das lange nicht so blau und so klar und so sonnenbeschienen war wie der Kinderteich, elendiglich ertrinken müßte. Da rief sie, daß man es schnell anziehen und in ein Bettchen einpacken möchte, und ließ es sich geben und nahm es in ihren Arm. So lagen sie denn beide zusammen, und die Mama sagte dem Kindchen, wie lieb sie es haben wollte. Und das Kindchen erzählte, wie schön es im großen Teich gewesen sei, und wie der Storch sich ihm gegenüber benommen habe. Das sei ein ganz greulich rücksichtsloser Vogel! Aber das hätte es seiner Mama gar nicht erst zu versichern brauchen, denn das wußte die selbst sehr genau aus eigener, böser Erfahrung.

Zuletzt fiel dem kleinen Mädchen auch wieder ein, daß es keine richtige Nase besäße. Es wollte schon zu weinen anfangen, aber seine Mutter versicherte ihm, die Erbse wäre schon fest angewachsen und sähe ganz allerliebst aus. Und das sagte auch der Vater, der inzwischen auch erschienen war und nur das kleine Mädchen nicht anfassen wollte, aus Furcht, etwas an ihm zu zerbrechen. Das gefiel der Kleinen, sie fand ihren Vater viel netter als den Herrn Storch und beschloß nun, doch hier zu bleiben, und nicht wieder in den Kinderteich zurückzukehren, wie es schon ihre heimliche Absicht gewesen war.

Sie streckte sich in ihrem Bettchen aus, dessen Kissen so weiß, weich und warm waren, wie die Kelchblätter in ihrer Knospe, und schlief und schlief, bis sie den Kinderteich und den Storch und die Reise, kurz ihre ganze Vergangenheit vergessen hatte."

geworden war. Zum erstenmal sah er es sich genau an und bekam einen furchtbaren Schreck. Er hatte wieder ein Kindchen zu früh aus dem Teich genommen.

„Aber um Gottes willen“, schrie er, „du hast ja keine Nase“.

Das kleine Mädchen weinte noch jämmerlicher, erstens weil der gestrenge Herr Storch es so anfuhr und zweitens weil man ohne Nase nicht gut auf der Welt fortkommen kann. So klug war es schon.

Der Storch war jedoch auf solchen Fall schon vorbereitet.

Er zog aus seiner hintern Flügeltasche eine Pillenschachtel, auf der mit großen Buchstaben zu lesen stand: „Nasen nach Verordnung“. Als er sie aber öffnete, erschrak er zum zweiten Male: die Schachtel war leer. Ärgerlich kratzte er sich hinter dem Ohr, denn er wußte genau, daß der liebe Gott über solche Sachen ernstlich böse werden konnte. Hilfesuchend blickte er sich nach allen Seiten um, da gewahrte er auf der einen Seite des Wirtsgartens ein Bohnenfeld und auf der andern Seite ein Erbsenfeld.

„Was willst du haben, Bohne oder Erbse,“ fragte er das kleine Mädchen, das ihn zwar nicht verstand und nur froh war, irgendeine Art von Nase zu bekommen.

„Erbse!“ schluchzte die Kleine. Da nahm er sie auf, flog nach dem Erbsenfeld herüber, pflückte eine Schote, öffnete sie und drückte den kleinen, runden Knopf mitten in das kleine verheulte Gesichtchen. Dann breitete er seine Flügel aus und flog, so schnell er konnte, davon. Das kleine Mädchen aber war vom Weinen so müde geworden, daß es sofort einschlief und von der Weiterreise nichts merkte. Es wachte nur ein bißchen auf, als sie vor einem großen, dunklen Hause ankamen, dessen Türen alle verschlossen waren, und wo der Portier sehr zornig wurde, als der Storch mit seinem Schnabel so frech anpochte. Hier wohnten lauter Leute, die keine Kinder bestellt haben konnten, denn sie waren alt und hatten es sämtlich im Mietskontrakt stehen, daß sie keine haben durften.

Unwillig flog der Storch weiter und klapperte halblaute Vorwürfe, warum er nicht in seinem Notizbuche nachgesehen hätte und auch nicht auf der Generalstabskarte oder im neuen Sommerfahrplan, den ihm seine Frau noch vorgestern extra zu diesem Zwecke besorgen ließ. Wieder schlief das kleine Mädchen ein. Dann aber wachte es ganz auf. Es war ein helles Haus, das es diesmal erblickte, alle Fenster leuchteten und glänzten, bloß das Schlafzimmer war dunkel, und da hinein wollte der Storch doch gerade und machte einen großen Lärm. Doch es erschien nur eine ältliche Frau, die ihm das Kindchen gern abnehmen wollte. Er gab es ihr aber nicht, obgleich sie ihm versicherte, daß sie sehr gut mit kleinen Kindern umzugehen verstünde. Er bestand darauf,

Engel, und die haben große, weiße Flügel und deshalb denken die Leute gewiß immer, daß es Storchenflügel sind. Denn Störche haben sie schon alle gesehen, aber Engel . . ."

„Hast du denn schon einmal einen Engel gesehen, Lottchen?"

„Einen Engel — ich? ja siehst du, das ist es ja eben, was mir manchmal so ist als ob . . .! Und dann kann doch auch der Engel immer gleich bei seinem Kinde bleiben . . . ich meine als Schutzengel."

Die Legion.

Von **Hans Ludwig Rosegger.***)

Knapp nach Mitternacht schon schrillte der Alarm und gellte durch die Kasernenmauern bis ins vornehme Viertel von Sidi-bel-Abbes; die elfte Kompanie der Fremdenlegion stob auf, wie die Ameisen eines Ameisenstaates, in den ein Kaguar tappt; die Leute wälzten sich aus den Betten, sprangen mit vor Schlaf verklebten Augen heraus, schrien einander an, stritten, fragten . . . Kommandos befahlen und Kapitän Boniface de Maillard, der sonst nie um diese Stunde da war, drängte die Legionäre zur Eile und trieb die Korporäle und Feldwebel: „Wird es! Wird es denn nicht? Na, wird es endlich!" Ununterbrochen keifte seine parfümierte Boulevardschreierstimme: „Ja, wann wird es denn? Zum Teufel . . ." und das Gebrüll vermischte sich mit dem Lärmen der hundert trappenden Beine, die in die Schnürstiefel fuhren und fest niederstampften, mit dem raschelnden Gemengsel der hundert Arme, die Tornister über die Rücken schnallten, mit dem hastigen Wirrwarr der Menschen, die ihre Köpfe pustend in die Wasserbottiche steckten.

„Marschadjustierung!"

„Ä Krieg gibt's, Krieg!" lamentierte der Allerängstlichste der Fremdenlegionäre, der Moriz Wachsmann aus Frankfurt, und trippelte ziellos zwischen Fenster und Tür hin und her.

„Endlich, du Jammerhahn!" fuhr von Grimpitz den Juden an. „Wärst du in deinem Getto geblieben."

Gluckſend tranken die Menschen den trübbraunen Kaffee aus den gebauchten, beuligen Blechschalen, warfen die Gewehre über und drängten durch die riesige Gitterpforte der Kaserne ins Freie.

Sidi-bel-Abbes schlief noch, schlief die kurze Tropennacht zur Neige. Kaum, daß der Osten in einem fahlen Schauer auflohte, im magischen Morgengrauen des Orients.

---

*) Aus dem eben erschienenen Novellenbande „Von Königen und Jakobinern" von Hans Ludwig Rosegger. (Köstritz. C. Seifert.)

Die Tante schwieg. Und die Kinder, die mit großen Augen zugehört hatten, schwiegen auch. Der Regen schlug noch immer gegen die Fenster, der Wind stöhnte im Schornstein, aber die Bratäpfel hatten aufgehört und die Scheite waren im Ofen zusammengesunken. Auf dem Fußboden lag der Widerschein ihrer sanften, roten Glut.

Plötzlich sprang der Hans geräuschvoll von seiner Stuhllehne herunter. Ihm war eingefallen, daß die Bratäpfel fertig sein könnten und während er nach der Röhre ging, meinte er etwas geringschätzig: „Ja, aber wenn es nun Winter ist? Hier erfrieren die Störche, deshalb ziehen sie im Herbst fort — nach Ägypten".

„Allerdings — nach Ägypten! Das heißt nur mit Ausnahme des Kinderstorches. Der bleibt, kauft sich einen Mantel oder einen Pelz, und wenn irgendwo sehr schönes Eis ist, fährt er sogar auf Schlittschuhen."

„Ach so."

Das kleine Trudchen auf dem linken Knie der Tante hatte jetzt auch keine Ruhe mehr. Aber ehe es dem Bruder zu den Bratäpfeln folgte, schlang es seinen Arm um den Hals der Tante und gab ihr einen Kuß.

„Das war sehr schön, Tante. Und ich bin so froh, daß ich jetzt alles ganz genau weiß und es auch den andern kleinen Mädchen erzählen kann. Die zerbrechen sich auch immer so sehr den Kopf darüber."

Sie hüpfte fort und nur die kleine Lotte blieb noch auf dem rechten Knie der Tante sitzen. Sie sah sehr nachdenklich aus.

„Du, ob sie auch wirklich immer alles ganz und gar vergessen? Mir ist doch manchmal ganz genau so als ob . . ."

„Ja, ist dir manchmal genau so als ob . . .?"

Die Tante beugte sich über das blonde Köpfchen und drückte ihr Gesicht in das weiche, feine Kinderhaar.

„Na, das kann schon sein. Du bist ja ein ganz besonders kluges kleines Mädel. Besinne dich doch mal. Ist es dir nicht vielleicht vor sieben Jahren genau ebenso gegangen wie mir vor siebenunddreißig? Aber als dich der Herr Storch fragte: „Bohne oder Erbse?", hast du sicher „Bohne" gesagt. So eine kleine Bohnennase ist ja auch viel niedlicher. Der Storch . . ."

„Ach Tante der Storch!! Was du uns sonst erzählt hast, das ist ganz gewiß wahr. So was merkt man immer gleich. Aber der Storch ist aus einer Märchengeschichte. Der liebe Gott braucht doch gar keine Störche, um Kinder auf die Welt zu bringen. Er hat ja so viele

hielt, kroch den Windungen der bald sandigen, bald lehmigen Straße nach; wie der Buckel dem Dromedar, waren den Rücken der Menschen die schwarzlackierten Säcke aufgepackt und darüber Zelttücher und Wollendecken, Eßtöpfe, Brennholz und die Kochgeräte; die Schärpenenden wehten von den Leibern und die weißen Nackentücher flatterten.

Je höher die Sonne stieg, je sengender glühte sie.

Die elfte Kompanie der Fremdenlegion, die Truppe der heimatlosen Deutschen, marschierte dahin, übel gestimmt, mißmutig, reizbar; die einen trugen den Mantel offen, andere zogen die Mütze in die Stirne; ein Unrasierter zählte die trägen Kilometersteine, die im gleichmäßigen Wechsel, fünf während der Stunde, vorbeiwanderten.

„Woaßt", raisonierte der lange Bruggraber aus Knittelfeld zum Schwaben Wetterle, dem der fette Schweiß über die prallen Wangen rann, „woaßt, dös is a Mordsblödsinn, oan wia'r an Ochsen anz'schirren in dera Hitz, statt daß ma das leinerne G'wand anlegat. Ob dö Schinderei an Zweck und an Sinn hat, frag i . . . Da rucken ma aus, als sollt ma den Arabern eine einilangen und dann hatscht ma für nix und wieder nix in Afrika umanand . . ."

Wetterle zuckte gottergeben die Achseln.

Der Sergeantmajor stimmte zur Aufheiterung ein Lied an: „Nous sommes les légionaires d'Afrique . . .", aber keiner tat mit.

Ein Feldwebel versuchte es zum Takt der stampfenden Schritte: „Le sac, ma fois, toujours au dos . . ." Und der einzige Wachsmann krähte den Refrain: „Le sac, ma fois, toujours au dos . . ."

So erreichten sie ein häßliches, gelbgefärbtes Eingeborenendorf und die Bewohner liefen zusammen; die Legion marschierte durch.

Ein Pfiff: Kolonne halt!

Nach jeder Stunde fünf Minuten Pause und die Leute warfen sich in den warmen Sand neben dem Weg.

Fünf Minuten Ruhe — dann ging's weiter, weiter südwärts . . . und hernach eine Schwenkung, die Menschenschlange krümmte sich zu einem bewegten Halbkreis und der Kapitän wies mit gezogenem Säbel die Richtung: Norden. Aber der glitzernde Säbelstich zeigte an Sidi-bel-Abbes vorbei, unbestimmt in die Wüste hinein.

Man murrte leise, protestierte flüsternd in allen deutschen Dialekten der Ostsee und der Drau gegen das unsinnige Dahin und Dorthin in den zitternden Sonnenstrahlen, die von Minute zu Minute unerträglicher durch die Kappen und Nackenfetzen in den Schädeln wühlten.

Grimpitz krampfte die Faust und schob den Unterkiefer vor; sein linker Nebenmann, der Hannoveraner Frehse beruhigte ihn: „Wozu das Aufbegehren! Die Herren Offiziere tun, was ihnen paßt; sei s-till, vielleicht wird es doch ernst."

Die Unteroffiziere verteilten die Patronenrollen, leere, verpuffende Platzpatronen.

„Der Kuckuck hol' den Krempel! Wieder nur eine Manöverkomödie!“ Grimpitz fluchte laut.

Dafür wurde es dem Wachsmann recht leicht zumute: „Versündigen Se sich nicht, Herr Leitenant; was hat ma davon, wenn se einem ä Kugel, ä echte Bleikugel in den Bauch bohren — und das is so Sitte im Krieg!“

„Ich bin nicht Leutnant, dummer Jud'! Halt's Maul!“

„Aber Se waren Leitenant, Herr Baron, eh' Se gekommen sind in die französische Legion der Fremden.“

„Was geht das dich an.“

Es waren fast lauter Deutsche in der elften Kompanie; sie marschierten in den anbrechenden Tag; die anderen Kompanien besetzten irgendwo verlassene Forts bei El Arischa oder plänkelten mit Raubstämmen am Schott-esch-Schergi. In unregelmäßigen Viererreihen zogen die bunten Uniformen durch die Straßen; im Europäerquartier rührte sich nichts, aber es summte schon und surrte in der Negervorstadt. Dazwischen schleppten Araberinnen mit hochgeschürzten Röcken, schiefschultrig, wasservolle Tonkrüge; bis an die Knie entblößt, schritten die schlanken Beine, die wie aus alter Bronze aussahen, durch den Staub. Der Charlottenburger Borstenfeld riß dazu gemeine Witze. Ein paar schwarze Jungen zerrten einen störrischen Esel bei den Ohren und heulten gezogen klagend, als ob man sie selbst quälte.

„All' il Allah!“ betete der feiste Muezim vom Minarett.

Ein nackter, dottergelber Negerbub schlug Purzelbäume.

Die Palmen, die Oliven, die längs des Weges wuchsen, waren wie grau verschimmelt und über das Grün der Gärten lag ein weißlicher Schmutz geblasen.

Kapitän Maillard ritt vor der Kompanie.

Die Trommeln knatterten ihr aufreizendes Ram-ram-ram-tata-ram; die Fahne wurde entfaltet und die jungen Legionäre entzifferten den Regimentsspruch: „Valeur et Discipline“, die spröde Mahnung für Söldlinge, die der großen Nation die tödlichste Grenze schützen.

Die Kompanie marschierte aus der Stadt gegen Ras-el-Ma, ließ den steinernen Saum der klotzigen Festungsmauern hinter sich, und rechts gleich links in den Weinbergen hing die sattbläureife Traubenernte.

Allmählich leuchtete der klare Sommermorgen.

Ein Julimorgen des schwülen Jahres 1870.

Und die trottende Masse mit den roten Käppis, die den blutigen Kämmen wütender Truthähne glichen, mit den pluderweiten Hosen und den gefütterten blauen Mänteln, deren Schöße eine Reihe Knöpfe zurück-

Streich, Jugendsünden, seichte Ritzer am Kerbholz trieben sie fort!“ Maillard hatte eine unhöfliche Ironie: „Und der Wachsmann leerte eine Kasse aus, die zufällig nicht ihm gehörte, und der Berger,“ — der Kapitän sagte weich „Berschö“ — „der mit dem Hammer statt auf den Nagelkopf auf den Kopf seines Werkmeisters lostrommelte!“

In diesem Stadium des Gespräches pflegte der Kolonel der Diskussion müde zu werden: „Meines Wissens sprach ich vom Grimpitz und den anderen anständigen Elementen, die Handgeld nehmen.“ —

Jedenfalls kochte das Blut in der Legion.

Die zermürbenden Arbeiten verstimmten, der Gamaschendienst wiegelte auf und der Cafard, der heiße Tropenkoller Nordafrikas, machte die Leute verrückt; manche desertierten, manche lachten krampfhaft hysterisch, weinten bitterlich, gerührt von einem abgerissenen Knopf, oder deklamierten pathetisch Kindergedichte; die Kränksten schlichen totenblaß und torkelnd mit verquollenen Lidern und des Denkens überdrüssig dahin; hochgespannte, zweibeinige Maschinen.

„Gibt es denn keinen Krieg? Wenn's nur Krieg gäbe!“ zischelte es; es zischelte auch wütend auf diesem Zickzackmarsch süd-nord-süd und die Schultern wechselten das pendelnde Gewehr.

Wachsmann stichelte den knirschenden Grimpitz, dessen Bildung ihm antipathisch imponierte, dessen Fäuste er fürchtete, und vorsichtig reizte er den Kameraden, der ihn duzte, den er aber respektvoll „Baron“ nannte: „Se hätten in Preußen bleiben sollen, Herr Leitenant; da führen se immer Krieg; gegen de Dänemärker und gegen de Österreicher. Heute könnten Se Premierleitenant sein oder gar Rittmeister und hätten ä schöne Frau Gemahlin, Pferde, Hunde, Kinder und ä prachtvolles Schloß.“

„Kusch Jud!“ Am wenigsten vertrug Grimpitz das Herumtasten an seiner Vergangenheit.

Die da als Fremdenlegionäre unter dem giftigen Sonnenbrodem Afrikas hinkrochen und die Brücken zur Heimat zähneknirschend sprengten, breiteten ein sattes Vergessen über das gewesene Leben; erzählte einer einmal etwas davon, so erzählte er eine bauschige Lüge, und die Wahrheit im Rausch verleugnete die schmerzende Nüchternheit des nächsten Tages; und mehr als einer nahm mit dem französischen Rock auch einen neuen Namen. Darum kümmerte sich niemand; es genügte, daß man seinen Dienst versah und seine Nummer hatte, die am Bettpfosten klebte, in die Montur, in die Wäsche genäht war. Diese wesenlosen Nummern! 12.573 — Wachsmann, 13.112 — Grimpitz und so weiter; leere Zahlen ohne Wert; beinahe ohne Wert; schnell ersetzte Ziffern, wenn ihr Träger starb, austrat, davonlief. Auch in der Fremdenlegion ist keiner unersetzlich; gerade da nicht. Sterben, austreten, auch

„Ernst — mit Platzpatronen!"

„Man wird später die scharfe Munition austeilen, nur Geduld; der Kabylen-Kaid Si-Hamze, sagen sie . . ."

„Ah, Schwindel!"

Maillard und die Subalternen überhörten absichtlich das widerwillige Branden und Brodeln in der Kompanie.

Daß es da gährte, das wußten ja alle, vom Gouverneur in Sidi-bel-Abbes abwärts, aber die großen Herren an der Seine konnten doch nicht für die Fremdenlegion Händel suchen, damit sich die Abenteurer nicht mit Brunnengraben und Häuserbauten, mit dem Ausschöpfen der Kanäle im Arabergefängnis und mit Straßenanlagen die Zeit zu vertreiben brauchten; die wüsten Raufbolde wollten immer nur massakrieren und Beute machen . . . Und überhaupt, der Kaiser war gerade jetzt den Beni-Jenni, Beni-Raten und Beni-Amer sehr friedlich gesinnt. Aber auch nicht einmal besaufen sollte sich die Legion, um ihr Elend zu ertränken!

Von diesem schleichenden, durstigen Elend sprach zuweilen der Kolonel Maurice de Déglier, der ein wenig nierenkranke und der nachdenklichste Kommandant, der jemals die Fremdenlegion führte; er sprach zum Kapitän Maillard und spreizte dazu den Zeigefinger seiner rechten Hand gegen den Oberschenkel — eine affektierte Pose, die er Mac Mahon abgeguckt hatte; die nervöse Linke ringelte wohlgefällig blasiert das spitz gehaltene Ende des gelockten Bartes oder die gedrehten Haare auf der Oberlippe: „Sonderbar von Frankreich, daß es sich für fünf Centimes täglich von Menschen bedienen läßt, die anderswo ausrissen, einbrachen, stahlen, töteten oder sonstwie mit irgendeiner Autorität in Konflikt gerieten; sonderbarer noch, daß uns immer wieder Individuen zulaufen, welche die härteste Strapaz nicht schreckt, die ihr Leder zum Schinder tragen . . . Wirklich eigentümlich." Maillard polterte stiernackig borniert, apoplektisch blau: „Bagage, nichts weiter! Bagage, die hier säuft und frißt und faullenzt, froh, daß wir ihr den Staatsanwalt vom Leibe halten." „Bagage? Vielleicht wohl nur zum Teil." Der Oberst liebte es, dem pöbelhaften Gröhlen des Kapitäns die feinstgeschliffene Form gegenüberzustellen: „Dieser und jener fände gewiß ein besseres Unterkommen in der Union, die auch nicht skrupelvoll ist und energische Deutsche, wenn sie rasch zu Amerikanern werden, stets brauchen kann. Schauen Sie zum Beispiel Herrn von Grimpitz an, lieber Freund — preußischer Junker, Leutnant! . . ." „Kassiert!" „Gewiß, kassiert; wegen einer Bagatelle wahrscheinlich, denn bekanntlich sind sie jenseits des Rheins in punkto Offiziersehre sehr kritisch und was bei uns drei Tage Mittelarrest absetzt, zerbricht drüben den Degen . . . Und dann der Bruggraber, der Wetterle — eine Unbesonnenheit, ein dummer

Kapitän Maillard lobte ein solches Training bis zum äußersten; und heute wollte man am wenigsten eine frischgestärkte Legion.

Das hatte er erreicht.

Die Legionäre kauerten stumm, die Mattesten verlernten selbst das empörte Denken und auch das Elend sog der brennende Sand in sich. Nur im Fieber wimmerte eine dünne, gebrochene Stimme: „Ich will sterben . . . sterben . . . sterben . . .“

„Verreck, aber marschier!“ wiederholte ein Unteroffizier den unantastbaren Legionsspruch, dem die Rücksicht fremd, fremd Gnade und Schonung. Es sollte spaßhaft klingen und klang brutal.

Was liegt daran, wenn sie verrecken! Verendet am Weg, Kreaturen! Heimatloses, rechtloses, ehrloses, verachtetes Gesindel, das sein Vaterland verleugnet; Banditen, die ihr Vaterland verraten!

Abseits von der Masse saß Kapitän Maillard zu Pferd und nervös blickten die geblendeten Augen durch den Feldstecher; geblendet und verdrossen. Überflüssige Vorsicht, eine Marotte des weichlichen Obersten. Die Menschen reizte man damit nicht . . .

Endlich krabbelten dunkle Reitersilhouetten aus dem hellen Himmelshintergrund; eine Sandwelle hob sie, ein Sandtal verschlang den Knäuel.

Sie kamen näher, wuchsen.

„Die Spahi hat er mit!“ höhnte Maillard. „Etwas viel Umstände mit diesen Gaunern!“ Er ließ den strotzenden Gaul tänzeln.

Die Legionäre hoben erstaunt die Köpfe — Zuaven da . . . Und der lange Bruggraber schimpfte: „Dö Schimpansen haben uns no gfehlt. Dös kann a schöne Sauce werden, dös Manöver mit die verteilten Rollen.“ Wachsmann schob den Kopf unter den Arm — wenn es nun doch gegen die rebellischen Kabylen ginge . . .

Maillard salutierte, Déglier dankte und der etwas nierenkranke Kolonel winkte mit der Hand — die arabischen, dürren, kaffeebraunen Spahi verstanden den schweigsamen Befehl und zogen einen Kreis um die elfte Kompagnie.

Der Kapitän fragte halblaut, der Oberst antwortete halblaut.

Dann galoppierte er mitten unter die Legionäre und parierte den Rappen auf dem Fleck: „Guten Tag, Soldaten!“ Die standen schwerfällig auf und rückten an den Käppis herum. „For die Leutseligkeit kof ik mir'n Taler“, knurrte Borstenfeld.

Déglier kniff die Augen, sah rechts, sah links, geradeaus und zurück — überall alle am Platz; die Zuaven Reiter an Reiter, die Büchsen in beiden Händen, und so schöpfte er eine Lunge Luft und sagte schneidend scharf: „Soldaten, Frankreich hat Krieg.“

Und die mürrischen, verelendeten cafardgequälten Menschen johlten, tobten, schleuderten die Mützen in die Luft, schwangen die Gewehre,

ausreißen, aber nur im Frieden; im Kriege blieben sie bei der Fahne, die für sie keine Ehre bedeutete, scharten sich um die bunten Fetzen eines zerschlissenen Dreifarbentuches und standen zäh auf dem verlorensten Posten: schätzbares Kanonenfutter ohne Ballast für Ministergewissen vor einem neugierigen Parlament.

Ach Fremdenlegionäre! Nur Fremdenlegionäre!

Diese stählernen, gekauften Landsknechte, die zusammengeknallt erst umfielen, wenn ein Kolbenstoß nachhalf.

„Bagage!“ so Kapitän Maillard.

„Desperados!“ der nachdenkliche Kolonel ...

Fünf, sechs, sieben Stunden marschierte die elfte Kompagnie, fünfundzwanzig, dreißig, fünfunddreißig Kilometer zertrampelten die wundgelaufenen Füße und griffen ruhelos aus, weiter, weiter, immer weiter, solange die Sehnen aushielten.

Der schmächtige Plankenege schwankte und wimmerte: „Warum bin ich fort von daheim ... Warum bin ich da ... Auch in Mecklenburg ist Sand zum krepieren!“ Die Kameraden lachten grob: „Halt's Maul, verfluchter Kerl! Die Pickelhaube bist du los!“ Und die eklige Erbitterung spie gehässig: „Nieder mit Preußen!“ „Nieder mit Mecklenburg!“

Das war der Augenblick und der Sergeantmajor intonierte: „Nous sommes les légionaires d'Afrique ...“ und ein heiserer Chor drei Dutzend gedörrter Kehlen brüllte: „Nous sommes ... nous sommes ...“

Eine Straße war es nicht mehr, die sie gingen.

Die spitzigen Steine eines vom Sturm verwehten Kamelpfades, eines gelben Pfades in einer gelben Wüste, rissen in das Oberleder der Stiefel klaffende Löcher, und etwas Tropfrotes sickerte aus den Schrammen. Gelb, entsetzlich schmierig gelb und öd und unendlich drohte diese Wüste mit diesem erstickenden Sand ohne Absehen — Sand im Norden, im Süden, im Osten, im Westen. Kein Baum, kein Strauch, keine Faserwolke, die den Brand kühlte ... Die fahlen Sandkörner vibrierten in den glühheiß zitternden Strahlen des bleischwülen Mittags und ein unbestimmtes, meertanggrünes Farbenband trennte den rauchenden Wüstenhorizont vom hellblauen Himmelsrand.

Die elfte Kompanie schleppte ächzend die Körper, die Glieder, das Gepäck; die Tornister quetschten die Schulterblätter blutrünstig, die Flinten lähmten die Arme, die Kappen preßten die Schädel und der Schweiß fraß sich durch die Mäntel.

Um Mittag schrillte das Pfeifensignal und jeder fiel zur Rast nieder, wie er war und wo er war.

„Alles wegen der verdammten Platzpatronen!“ keuchte Grimpitz; der Jude stöhnte todesmatt; in den Feldflaschen verdunstete der trübe Tropfen, und in Meilenrunde keine Quelle, kein Ziehbrunnen, keine Lache.

Die Zuavenflinten knallten knatternd, unregelmäßig; von allen Seiten klatschte das Blei in die elfte Kompanie.

Déglier wandte sich ab.

Auch der preußische Leutnant in der Uniform eines gekauften Legionärs kommandierte: „Feuer!"

„Platzpatronen . . ." stammelte Wachsmann, der in die Knie brach, mit den gekrümmten Fingern in die Luft krallte, den Mund aufsperrte und die Augäpfel weißlich verdrehte; kraftlos plumpste der zerschmetterte Schädel des Juden in den Sand, in den gelben, körnigen Sand, den die Zähne knirschend zerbissen, der ein rotes Bächlein trank.

„Bajonette gefällt!" brüllte Grimpitz.

Es kam nicht zum Sturmlauf. Eine zweite, eine dritte . . . eine sechste Salve der Spahis in die gepreßte Masse der wehrlosen Kompanie; reihenweise taumelten, stürzten die Legionäre, der Vorstenfeld klappte ein, Frehse bellte heulend wie ein wunder Fuchs, dem die Kugel das Rückgrat lähmt, der Bruggraber zuckte, Wetterle atmete Blut, Plankeneges Kopf schwand zwischen den beiden Schultern der noch Lebenden . . . Einige Deutsche suchten dennoch zu stürmen; den feuernden, unerbittlichen Gegner, der hinzielte, wo nur einer sich noch regte oder im Sande wand, erreichte keiner mit der Spitze seines Bajonettes.

Dem halbtot hinwankenden Grimpitz gab Kapitän Maillard eigenhändig den Fangschuß aus dem Revolver.

Drei Minuten genügten.

Die elfte Kompanie war gewesen. Bei den Sterbenden halfen die Spahis mit den krummen Messern nach.

Immer noch hatte Oberst de Déglier nicht hingesehen; erst als kein Schuß mehr knallte, rief er: „Kapitän, ich bitte."

„Zu Befehl." Maillards Augen glänzten.

„Herr Kapitän, ich gratuliere Ihnen zu der herrlichen Waffentat . . ." Es paßte so gar nicht zu einem Offizier der großen Armee, daß die schwammigen Wangen des alten Kolonels zuckten; tiefernst fuhr er fort: „Vielleicht war wirklich nicht zu vermeiden, was geschehen ist, Kapitän . . . vielleicht . . . Sie taten, was Sie für recht hielten. Ein unparteiisches Kriegsgericht wird über das Faktum urteilen und falls Ihr Handeln in den Augen der Richter einer Entlastung bedarf, so mag die Tatsache, daß i c h zur rechten Zeit das richtige Wort nicht fand, für Sie sprechen . . . Das gehört eigentlich nicht hierher . . . Jetzt sorgen Sie für die Bestattung der Gefallenen."

Da brauste Maillard auf: „Die Hunde auch noch einscharren . . ."

Die mürben Züge des Obersten wurden hart und recht metallen klingend sagte Déglier: „Ich muß Sie höflichst bitten, Herr Kapitän, meine Worte nicht zu verdrehen. Ich befahl ausdrücklich, die G e f a l-

gestikulierten mit Armen und Beinen, jauchzten und aus dem unverständlichen Gerase frohlockte die Freude: „Krieg! Gott sei Dank, Gott sei Dank — Krieg!“

Na, na — dachte der Kapitän und grinste.

Der einzige Wachsmann kraute die Lockenhaare der Schläfen und schlich an den Kommandanten heran: „Mit wem sollen mer fechten, wenn's zu fragen erlaubt ist, mein Herr Kolonel?“ Aber fürs erste wartete der Oberst eine schwache Pause ab, und da er endlich sprach, sprach er unsicher, leise, wie einer, dem ein Geständnis im Halse steckt: „Soldaten ... Frankreich ist dazu gezwungen worden ... und erwartet von seiner treuen Legion, daß sie ihre Pflicht tun wird, wie stets ... Frankreich hat an Deutschland den Krieg erklärt ...“

Oberst Maurice de Déglier wollte noch manches sagen, vom dankbaren und so erhabenen Kaiser Napoleon, von Auszeichnungen und Ruhm, aber er hatte geglaubt, ein wildes Tosen und Dröhnen überschreien zu müssen und jetzt verwirrte ihn diese bewegungslose, tote Stille in der Kompanie. Auch Maillard verstand das Schweigen und legte die Finger fester um den Säbelgriff; es schien, als wichen vor dieser Lautlosigkeit die Gäule der Offiziere von selbst zurück, näher zu den Spahis hin.

„Legionäre ...“ zaghaft begann der Kolonel.

Grimpitz bog den Kopf vor und alle Muskeln im abgezehrten Gesicht strafften sich: „Herr Oberst, habe ich Sie recht verstanden, gegen wen ...“

Die Erstarrung wich von der Kompanie, die Leidenschaften barsten, eine entfesselte Raserei schüttelte die Menschen: „Wir sind Deutsche ...“

Wir sind Deutsche — was sie lange nicht mehr wußten, was dieser und jener nie gewußt hatte, das gebar dieser Augenblick als die große, einfache Selbstverständlichkeit.

Ein paar Schritte der französischen Unteroffiziere aus der Mitte der Legionäre und die Scheidung war vollzogen: Deutsche standen gegen Franzosen. Hie, Herr von Grimpitz, der aus der preußischen Armee weggejagte Leutnant, hie, Monsieur Maurice de Déglier, Kolonel und Ritter der Ehrenlegion.

„Kameraden!“ Der, der im Innersten ein deutscher Offizier geblieben war, brauchte nicht zu sprechen, denn die Bayern, die Sachsen die Badenser, die Württemberger, die Hannoveraner und der Österreicher, alle Vaterlandslosen, die das Schicksal im Weltenbecher zusammenwürfelte, rissen die Gewehre auf: Deutsche gegen Franzosen.

Der Oberst schaute zu Boden, da ihn der Kapitän fragend anstarrte; und schnell entschlossen, so schnell entschlossen, wie der Krieg es verlangt, gab Maillard auf eigene Faust den Befehl.

Der Kaiserjäger und sein Schatz.

Innsbruck im Tirol,
Schöne Stadt, jawohl!
Wo die Kaiserjäger stehen
Stramm und schmuck. Der Federhut
Sitzt den Alpensöhnen gut
Und die Dirndel gern sie sehen.

Machte einen Gang
Heut' den Inn entlang
Durch das kühle Abendrauschen.
Und da stand im Frühlingstann
So ein Kaiserjägersmann,
Tät mit seinem Dirndel plauschen.

Dirndel in der Tracht
War auch eine Pracht,
Für den Burschen wie geschaffen.
Jäger, bleib' der Liebsten treu,
Mit dem Herzen immer neu,
Wie dem Kaiser mit der Waffen!

Als ich schritt vorbei,
Wurden stumm die zwei;
Doch dann hört' ich wieder regen
Sich ihr Lachen und es war
Busserln auch dabei. Dem Paar
Gab ich meinen Schweizersegen.

Pfeifen.

Mit den Pfeifen kommen
Die Tiroler, seht!
Ohne Tabakpfeife
Selten einer geht.
Ganz gemütlich in der Hand
Er sie halblang hält,
Ohne sie sein schönes Land
Gar nicht ihm gefällt.

Mit den Pfeifen kommen
Die Tiroler, seht!
Ohne Tabakpfeife
An der Arbeit steht
Nicht einmal der Maschinist
Auf der Eisenbahn.
„Hab' die Ehr'!" kein guter Christ
Hindert ihn daran.

Mit den Pfeifen kommen
Die Tiroler, seht!
Ohne Tabakpfeife
Sich im Tanze dreht
Nicht der Bursch mit seinem Schatz.
Erst noch einen Zug,
Dann dem Dirndel einen Schmatz,
Juch! und fort im Flug.

Mit den Pfeifen kommen
Die Tiroler, seht!
Durch die Städt' und Dörfer
's Tabakdüfterl weht.
Trafik, liest man überall,
Trafik ist Parol'
Bis zum höchsten Alpenwall,
Juchhu! im Tirol.

Mit den Pfeifen kommen
Die Tiroler, seht!
Doch mit denen auch, wo
Pulverrauch drausgeht
Und die sich're Kugel pfeift.
Droht der Feind, jawohl,
Nach den Stutzenpfeifen greift
Alles im Tirol.

Am Lanserseelein bei Igls (Innsbruck).

Am Lansersee lieg ich, juchhe!
Was könnt' es Schön'res geben?
Die Berge sich erheben
Aus Waldesgrün, die Matten blüh'n
Und tiefer, tiefer Frieden
Ist meiner Seel' beschieden.

Am Lansersee — und doch ein Weh,
Bei aller Freud' ein Bangen
Will leise mich umfangen:
Die Einsamkeit! Wie sind so weit
Die Lieben mein, die Treuen!
Kommt, euch mit mir zu freuen!

Am Lansersee — ei, was ich seh'
Halb träumend: Dort gegangen,
Von Maienduft umfangen,
Kommst, Mutter, du, und, ei, dazu
Mit frohem Jubelschalle
Die lieben Kinder alle!

Am Lansersee — jetzt erst, juchhe,
Da ihr auch seid zugegen
Ist voll der Gottessegen.
Setzt euch zu mir! Jetzt bleiben wir,
Fern von des Lebens Plage,
Hier viele, viele Tage!

Innsbrucker Studenten am Lansersee.

Blaue Mützen, große Hüte
Schwärmen um den kleinen See,
Schäkern, Lachen und Juchhe —
Besenbummel*) erster Güte!

Jetzt besteigen sie den Nachen,
Schaukeln, spritzen, kreischen laut:
Aus dem Grund manch Nixlein schaut
Neidisch, möchte auch mitmachen.

Überall das gleiche Wesen
Ist der Bruder Studio
Auf der Welt, und ebenso
Sind vom gleichen Strauch die — Besen.

Zillertal.

(In Mayrhofen.)

„Zillertal, du bist mei Freud!"
Hab' ich oft gesungen.
Ob ich dich auch nie geseh'n,
Hat's doch gut geklungen.

*) In der Studentensprache der schweizerischen Hochschulen heißen die Fräulein — „Besen" und die Ausflüge mit den Verbindungsdamen — „Besenbummel".

lenen zu bestatten.“ Der Rappe trippelte unruhig. „Bis zum Abend erwarte ich Sie in Sidi-bel-Abbes; unser Truppentransport ist um neun Uhr fällig — und in acht Tagen stehen wir, so Gott will, am rechten Rheinufer. Ich danke“.

In edlem Schritt trabte der prächtige Araber des Kolonel über den weichen, gelben Sand und die unbeschlagenen Hufe wühlten darin Löcher; der Reiter hing lose im Sattel; es war ihm, als schmerzten die kranken Nieren, und die Zügel pendelten schlaff. —

Am 3. Dezember 1870 tötete vor Orléans der Splitter einer preußischen Granate den Obersten der Fremdenlegion und Kommandeur der Ehrenlegion Maurice de Déglier.

Ich fahr' nach Wien!

Momentaufnahmen eines Schweizer Pfarrers im Frühling 1910.

I. Teil.

Ich fahr' nach Wien!

Jetzt fahr' ich in die Welt hinaus,
Die weite, auch einmal.
Lebt wohl, ihr Lieben all' zu Haus,
Leb' wohl, mein Gletschertal!
Welch' Glück ist mir verlieh'n:
Ich fahr' nach Wien!

Mein Sehnen war von Kindheit an
Die schöne Donaustadt.
Jetzt ist der Weg mir aufgetan;
Bevor ich altersmatt,
Ist mir das Glück verlieh'n:
Ich fahr' nach Wien!

Ich fahr' zu meinem lieben Kind,
Das ich schon lachen seh'.
Der Maienwind umweht mich lind,
Mein Herz jauchzt laut Juchhe,
Daß mir solch' Glück verlieh'n:
Ich fahr' nach Wien!

Bern längst vorüber ... Zürich ... Buchs ...
Mein Schweizerland, leb' wohl!
Kein schön'res Land auf Erden wuchs;
Doch Gruß auch dir, Tirol!
Welch' Glück ist mir verlieh'n:
Ich fahr' nach Wien!

Über die Grenze.

Über die Grenze, über den Rhein
Donnert der Zug — nach Öst'reich hinein.

Schweizerherz, ruhig! Was ficht dich das an?
Freu' dich jetzt doch auf die Arlbergerbahn!

Werd' ich auch. Aber die Grenze, verzeih' ...
Laß mich! es wird mir so eigen dabei.

Berge wie drüben und Volk! Lach' mich aus:
Aber ich fühle mich nicht mehr zu Haus!

Zwiegespräch jenseits der Grenze.

Ausländer: So klein ist die Schweiz,
Fällt ein Schweizer drin um,
Schlägt außer der Grenz'
Schon den Kopf er sich krumm.

Schweizer: So groß ist die Schweiz,
Fällt ein fremdes Heer ein,
Hat Platz sie genug
Für sein Totengebein.

Ausländer: So eng ist die Schweiz
Eingebunden — ach die
Sich vergrößern nicht kann,
Für ihr Leben lang nie!

Schweizer: Vergrößern? Jawohl!
Wenn es ringsum nicht geht,
Nach oben im Weg ihr
Keine Großmacht nicht steht.

Sanna.

Sanna, du munteres Arlbergerkind,
Sag' doch, was hüpfst du zu Tal so geschwind,
Jauchzest vor Wonne? Was hast du im Sinn?
„Muß doch zum Schatz! Muß nach Landeck zum Inn!“

„Hat mich geladen auf heute, juchhei!
Heute noch Hochzeit wir halten, wir zwei,
Reisen selbander dann weit in die Welt,
Reisen nach Wien! Wie mein Herzel sich schwellt!“

Spring nur und sing nur! ich gönn' dir das Glück.
Aber ich weiß schon, gern kehrst du zurück
Einst aus der Fremde auf Wolken und Wind,
Heim mit dem Liebsten, du Arlbergerkind.

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Die Wahrheit wird nicht stumm,
Den Sieg behält trotz Hohn und Spott
Das Evangelium
Von Gottes Sohn. Kyrie eleison!

O Salzburg, Gott verläßt dich nicht,
Wie weh uns auch darum,
Die Himmelsheimat uns verspricht
Das Evangelium
Von Gottes Sohn. Kyrie eleison!

Der Psalmen verhallte stets weiter und weiter . . .
Jetzt lacht durch das Fenster das Morgenlicht heiter,
Da strahlt in der Maienpracht Salzburg, das neue.
O Helden des Glaubens, wie stark eure Treue,
Aus Liebe zum Heiland das Herbste zu leiden
Und solch eine Heimat auf immer zu meiden!
Es hat sich erwahrt euer Trost, ihr Verbannten:
Noch gibt es in Salzburg ein Volk Protestanten.
Am Bergstrom erhebt sich ihr Gotteshaus schmuck,
Gott hat sie erlöst aus dem römischen Druck,
Und ihr, Emigranten, ihr truget das Salz
Der Freiheit hinaus in die Welt. Gott erhalt's!

Inn darin.

(Auf der Donaufahrt von Linz nach Wien.)

Vom Deck des Dampfers schau ich in die Wogen
Des Donaustroms und lausche ihrem Sausen,
Stets neue Stimmen kommen hergezogen,
Vom sanften Flüstern bis zum lauten Brausen.
Doch eine Melodie
Verstummt mir nie:
„Inn darin! Inn darin!"

Horch, horch! aus jenen schaumgekrönten Wellen
Und hier am Bug, wo hoch die Wasser spritzen —
Jetzt in den Strudeln dort und wilden Schnellen
Und wo aus stillen Auen Seen blitzen.
Es täuscht mich nicht, allüberall
Hör' ich den einen Schall:
„Inn darin! Inn darin!"

Wie Alpenjauchzer tönt's: Ich bin zu brauchen!
Es strömt die Freiheit auch zum Schwarzen Meere.
Und muß mein Schweizername untertauchen —
Mehr als der Name bringt das Wirken Ehre.
So weit die Flut der Donau dringt,
Das Volk es spürt und singt:
„Inn darin! Inn darin!"

Vision.

(Auf der Donau.)

Jetzt Pöchlarn — Bechelaren,
Wo Markgraf Rüdiger saß!
Was seh' ich? Kommt gefahren
Ein Wimpelschiff mit Scharen
Von riesenhaftem Maß.

Noch eines, ihrer viele!
Es glänzt die Waffenwehr
Weithin im Sonnenspiele.
Was haben sie zum Ziele?
Wohin der Recken Heer?

Auf jedem Schiff verschlungen
Sie stehen Hand in Hand.
Jetzt lösen sich die Zungen:
„Wir sind die Nibelungen,
Wir fahren nach Hunnenland.

Zu Etzel und Kriemhilden,
Sie ist von unserm Stamm!"
Hei, wie sich Feuer bilden
Seltsam auf ihren Schilden! . . .
Wie Blut die Donau schwamm.

Die Wachau.

„Wachau, wach auf!"
Der Ruf erschallt.
O wecket sie doch nicht!
Laßt träumen sie!
Die Industrie
Ihr die Romantik bricht.

Wenn wie beim Rhein
Ein Schleppzug drängt
Den andern und der Rauch
Die Luft erfüllt,
Den Reiz verhüllt,
Bedauert ihr es auch.

Vom Aggstein bis
Zum Dürnstein seht
Die Wachaupoesie
So schön, bis jetzt
Noch unverletzt —
Verschandelt sie doch nie!

Die Städtchen und
Die Burgen laßt,
Die Ufer, wie sie sind.
Zur Dame nicht
Mit Schminkgesicht
Erzieht das Wachaukind!

Die Donauflut
Schwemm' wuchtig weg
Die Sucht, modern zu sein!
Weit, weit zurück
Liegt oft das Glück.
„Wachau, wach auf!" Nein, nein!

Aber heut' ist echt die Freud:
Was in all den Jahren
Ich von dir mir ausgemalt,
Kann ich heut' erfahren.

Zillertal, du bist mei Freud
Mit den grünen Matten,
Mit den Bauernhöfen schmuck
Zwischen Waldesschatten.

Zillertal, du bist mei Freud
Mit den Alpengründen
Und den Fernern blitz und blank.
Jetzt will ich verkünden,

Zillertal, erst recht die Freud'
Aus dem Herzen allen.
Auch die Zillertalerleut'
Juchhu, mir gefallen.

Ja, die haben „sakrisch Schneid",
Sind vom echten Adel.
Schau, dort geht ein Buab vorbei
Just mit seinem Madel.

Juchhu, eine Augenweid'.
Denen zu begegnen!
Sie und dich, mein Zillertal,
Soll der Herrgott segnen.

Ideale Fahrt.

(Von Wörgl über Kitzbühel, Saalfelden, Zell am See, den Pinzgau nach Salzburg.)

Eine Fahrt
Schönster Art,
Die es nur kann geben!
Einmal, zweimal, vielmal noch
Möcht' ich sie erleben.

Nicht so schnell
Von der Stell',
D-Zug! Laß genießen
Mich die Bilder rechts und links,
Die vorüberfließen!

Pracht um Pracht!
Schlucht und Schacht,
Wälder, Berge, Matten,
See und Schnee und Dorf und Stadt,
Stimmung, Licht und Schatten!

Immer neu
Ich mich freu',
Selig, so zu gleiten
Staunend durch der Gotteswelt
Reiche Herrlichkeiten!

Passagier,
Du da hier,
Schnarchen? Sünd' und Schande!
Fährst gefühllos wie ein Klotz
Durch die schönsten Lande!

Nein, er reckt
Sich und streckt.
Bald wird ihm behagen
Auch die Aussicht. — Nix, der schlurft
In den Speisewagen!

Salzburg.

(Auf der Hohensalzburg.)

O schöne Welt! mein Herz sich schwellt
In unsagbarer Wonne.
Der Frühling lacht und alle Pracht
Strahlt auf das Land die Sonne.
O Salzburg, Salzburg, Wunderstadt,
Der Schweizer weiß zu messen,
Was schön. Nie würd' ich deiner satt,
Nie kann ich dich vergessen.

O schöne Welt! Salzach, halt ein!
Warum von dannen eilen?
Auf deiner Fahrt kann schöner sein
Kein Ort doch zum Verweilen.
Dort unten dehne dich zum See,
Der sich in Buchten wendet,
Und hoch herein schaut ew'ger Schnee —
Dann ist das Bild vollendet.

O schöne Welt! Dem Bergstrom gleich
Muß eilend ich von dannen.
Salzburg, in deinem Zauberreich
Die Stunden mir zerannen,
Ach, viel zu schnell! Dich, Städtezier,
Will überall ich preisen.
Leb' wohl! . . . Nein, nein! ich bleib' noch hier!
Ich kann erst morgen reisen!

Traum in Salzburg.

Ich schreck' aus dem Schlaf vor Stimmengewirr,
Tumult in den Gassen und Waffengeklirr.
Ich stürze zum Fenster, ich forsche hinaus.
Was seh' ich im Fackelschein? Schrecken und Graus!
Des Fürstbischofs Firmian rauhe Trabanten
Vertreiben aus Salzburg ein Volk Protestanten,
So Frauen wie Männer und Kinder und Greise.
Mir gellt in die Ohren die Exodusweise:

O Salzburg, liebes Heimatland!
Gewalt bringt uns darum,
Weil wir nicht lassen aus der Hand
Das Evangelium
Von Gottes Sohn. Kyrie eleison!

So schöne Heimat gibt es nicht
In aller Welt herum.
Doch höher gilt die Glaubenspflicht,
Das Evangelium
Von Gottes Sohn. Kyrie eleison!

Des Höchsten Szepter ist gerad',
Des Bischofs Stab ist krumm.
Wir tauschen nicht um seine Gnad'
Das Evangelium
Von Gottes Sohn. Kyrie eleison!

Und wirft der Fürst das Salz hinaus,
So wird es doch nicht dumm.
Uns bleibt, raubt er auch Hof und Haus,
Das Evangelium
Von Gottes Sohn. Kyrie eleison!

Die Straßenbahner.

„Gemütlichkeit und Schlendrian
In Wien!“ Nicht auf die Straßenbahn
Läßt sich die Neckerei bezieh'n.
Da klappt es schneidig. Schönes Wien
Vor deinen Trambahnangestellten
Hut ab! Die soll mir niemand schelten!

Auch beim gewaltigsten Betrieb
Exakt und höflich alles blieb.
Es schenkte freundlich mir Gehör
Und Antwort jeder Kondukteur.
Hut ab! Gewiß sind schnauzig selten
Die Wiener Trambahnangestellten!

Und was am meisten für sie spricht:
Sie tun auch trinkgeldlos die Pflicht
Gefällig, nicht mit saurer Mien',
Das ist ein Wunder fast in Wien.
Hut ab! Als Muster sollen gelten
Die Wiener Trambahnangestellten.

Nachtleben.

Da les' ich, daß noch nicht verdien'
Den Namen einer Weltstadt Wien.
Noch halt' es die Moral zu hoch,
Der echte Hautgout fehl' ihm noch.
Es müsse sehr viel mehr noch geben
Auf echtes, prickelndes Nachtleben.

Ich denke, Wien, du gibst genug.
Wer sich zur Nacht der Ruh' entschlug,
Dafür in Schlaf sich warf am Tag,
Stund bald mit seiner Kraft am Hag.
Das wird wohl auch von Städten gelten.
Wien, laß dich gern Nachtmütze schelten.

Ungarisch.

In der Jagdausstellung fragte ich
Vor dem Ungarnhause, das mich freute,
Einen Diener und v rneigte mich:
„Nicht wahr, Sie besucht der Kaiser heute?“

Huh! da schaute bös der Heiduk drein,
Daß ich fast vor seinen Augen scheute,
Und er schnarrte: „Kaiser? nix da! nein!
Majestät der König kommen heute.“

Nur immer herein ins Vergnügen!

„Gschamster Diener!“
Wie der Wiener
Ist kein zweiter auf der Welt.
So gemütlich
Tut sich gütlich
Niemand unterm Himmelszelt.
Wenn sie Öst'reich heut' zerschlügen,
Er: Herein nur ins Vergnügen!

„Hab' die Ehre!“
Keine Schwere
Läßt ihn lange traurig sein.
Wär' der Prater
Auch ein Krater,
Hoppla! ging er doch hinein,
Wenn heraus sie Tote trügen,
Er: Herein nur ins Vergnügen!

„Euer Gnaden“,
s wird nix schaden,
Wenn man sich recht lustig macht.
Andre klagen
Und verzagen.
Gut ist's, wenn der Wiener lacht,
Wenn dem Schmerz sich alle fügen,
Er: Herein nur ins Vergnügen!

Siesta.

Sie graben in der Straße
Dort einen tiefen Schacht.
Handlangerdienste leisten
Auch Frauen bei Tag und Nacht.

Jetzt schlägt die Mittagsstunde.
Wie schnell das Werkzeug fällt!
Seht dort beim Backsteinhaufen
Ein Paar Siesta hält.

Wohl Böhmen oder Slowaken,
Ein braunes, junges Paar.
Sie reicht aus einem Kessel
Dem Mann den Imbiß dar.

Er will, daß sie erst nehme.
Das Spiel geht hin und her
Mit Lachen und mit Schäkern ...
So ist der Tag nicht schwer.

Der „Pülcherchor“.

Tschimmtärrä! Die Burgmusik
Mit der Wache zieht durchs Tor,
Vornedran der Pülcherchor —
Strizzistrazzi schnickschnackschnick!

Tschimmtärrä! Heh, hab' die Ehr'.
Pülcher, sagt, in welchem Schacht,
Welchem Park habt ihr die Nacht
Zugebracht? Wo kommt ihr her?

Tschimmtärrä! Montur ganz nett!
Etwas schlodrig, Talmi-Wien —
Stammt aus welchem Magazin?
Und die duft'ge Zigarett'?

Tschimmtärrä! Die Pülcherdirn,
Ziemlich lose eingepackt,
Eine Schramme auf der Stirn,
Dreht den Sonnenschirm im Takt.

Tschimmtärrä! Und ihr am Arm
Jederseits ein Kamerad;
Einer krumm, der andre grad,
Hochaufragend aus dem Schwarm.

Tschimmtärrä! Wo dem wohl stand
Seine Wiege? Was geschah,
Bis er sich da unten sah,
Tänzelnd an des Abgrunds Rand?

Wiedersehen.

(In Nußdorf bei Wien.)

Jetzt wendet sich der Donaustrom.
Nach Wien, nach Wien
Die Wogen zieh'n.

„Franz Joseph", schneller noch die Fahrt!
Dampf auf! Dampf auf!
Zu vollem Lauf!

Dort Nußdorf! Rasch dem Ufer zu!
Und dann — und dann —
Brav, Steuermann!

Jetzt, gutes Schiff, jetzt halt! Leg an
Geschwind, geschwind!
Dort winkt mein Kind.

Mein liebes, gutes, treues Kind,
Hanna, Hanna,
Ich bin schon da!

Die Brücke liegt. Der Erste ich —
Und und, und und —
O sel'ge Stund!

Erster Eindruck.

Wie im Blütenbaum die Bien'
Schwelgt' ich heute herum in Wien.
Über den Ring; der Bauten Zahl,
Monumental und pyramidal,
Staunte ich an bis zum Stephansdom.
Ließ mich treiben vom Menschenstrom
Hierhin, dorthin, die Kreuz und Quer,
Huschte und stand und gaffte umher,
Wurde ganz wirr von dem Lärm und Gebraus,
Hielt einen stärkenden Mittagsschmaus,
Setzte mich auch in ein Kaffeehaus,
Schlürfte Melangsch und viel Wasser aus,
Wiener Hochquell, ein köstliches Naß!
Merkte mir auch schon den Trinkgeldspaß.

Dann ging das Bummeln von neuem an,
Mit und ohne die Straßenbahn:
Parkring, Stubenring, Donaukanal!
Prater verspart für ein nächstes Mal.
Wieder zurück in das Zentrum der Stadt:
Rotenturm, Graben — und jetzt bin ich satt,
Müder als hätt' ich das Schreckhorn gemacht,
Vollgepropft von der Großstadtpracht.
Döbling zu fahrend ich hör' ein Getön
Immerfort: Wien, du bist schön, du bist schön!

Wiener Hochquell.

Wasserhasser
Werden schier
Wasserprasser hier.

Wien, wie lohnen
Sich die Kronen,
Die Millionen,
Die du angelegt in Quellen!
Ihre frischen, reinen Wellen,
Hergeführt aus fernen Weiten,
Die Gesundheit dir bereiten.
Bringen Sie ein Glas mir noch,
Kellner! Hoch der Hochquell! Hoch!
Jeder, der verholfen hat
Zu dem Heil der Kaiserstadt!
Ἄριστον μὲν ὕδωρ Ράξ.
Vindobona, tecum pax!

Ring und Gürtel.

Vindobona, Kaiserstadt,
Schöne, sei nur guter Ruh!
Mag an Schmuck dir gleichen
Manche von den reichen,
Stolzen Schwestern — so wie du
Ring und Gürtel keine hat.

Vindobona, sieh doch, sieh:
Gleich Smaragdgeschmeid die zwei
Wie mit grünen Kränzen
Herrlich dich umglänzen,
Und ein Zauber ist dabei:
Wer sie trägt, ermattet nie.

Vindobona, wahr' mit Fleiß
Ring und Gürtel Tag und Nacht!
Niemals laß abstreifen
Dir den Edelreifen,
Und der starken Spange Pracht
Keiner dir vom Busen reiß!

Im Wienerwald.

Ausflug auf das Eiserne Tor (Hoher Lindkogel).

Wien ohne Wienerwald
Wär' bald
Ein großes Siechenhaus.
Heraus, heraus
Aus der Großstadtluft!
Taucht unter, Wiener, im Waldesduft!

Nie dieser Tag mich reut,
Er freut
Mich bis in Ewigkeit.
Der Wald so weit,
Seine Hallen still,
Kommt, eure Nerven er heilen will!

Wie wenn zum Himmelstor
Empor
Ich stiege, freu' ich mich.
Was öffnet sich
Dort dem Blick ringsum!
O Weltstadtjammer, verstumm, verstumm!

Puuh — Hoob!

Puuh — puuh! „Vertrackter Quacker!"
Flucht grimmig der Fiaker,
Ein Auto schnurrt vorbei.
„Du Malefiz-Krakehler,
Verdammter Brotabstehler!
Moderne Protzerei!
Mein altes Wien ich lob',
Hüh, Rösser, hüh! . . . Hoob — hoob!"

Wie manche Wunde man ihm schlug
Und wie er standhaft alles trug.

Kein Großer auf dem Schlachtenfeld
Und doch ein sturmerprobter Held.

Wie auch das Unheil sich gebläht,
Er wahrte seine Majestät.

Der Kaiser auf dem stolzen Thron
Ist auch ein schwacher Erdensohn.

Der Apostolischen Majestät
Ist auch ein Staubgewand genäht.

Doch wer mit achtzig Jahren noch
Von seinen Pflichten denkt so hoch,

An jedem Morgen früh aufsteht
Und rüstig an die Arbeit geht,

An alle seine Völker denkt,
Das Schiff fest durch die Strudel lenkt,

Noch täglich Segenssaaten sät —
Verdient den Namen Majestät.

Und hart ihm droben kaum gerät
Der Spruch der höchsten Majestät ...

Lang sah ich seinem Wagen nach
Und beste Wünsche ich ihm sprach:

Noch manches Jahr werd' ihm zuteil
Für Österreich: Franz Joseph, Heil!

An einen Freund von Meister Brahms sel.

(Kartengruß vom Zentralfriedhof in Wien.)

Zu den Stillen hab' ich mich geflüchtet
Aus dem Lärm der Weltstadt heut',
Auf den Friedhof. Heil'ge Stunde,
Die wie Gottesdienst mich freut.

Brahms — an seinem schönen Grabe
Ich entblößten Hauptes stand,
Nach den Höhen lauschend, und ich spürte
In der meinen Ihre Hand.

In den Museen.

„Museum So und So — hochint'ressant!
Ich bin hindurchgerannt
Durch zwei und drei
Und schon ist meine Wienerzeit vorbei.

Was da für Schätze aufgestapelt sind!
Ich nahm davon geschwind
Paar Augen voll.
Wer Jahre bleibt, es besser machen soll.

Was lebt und webt doch mehr mich int'ressiert.
Ist's auch nicht numeriert,
Als alle Pracht
Und Herrlichkeit, die tote Augen macht.

Wien war Museum mir und Galerie,
Ganz voll Ethnologie,
Mein Bildersaal,
Und weiter streif' ich jetzt durch Berg und Tal.

Der Heimat treu.

Glaub' ja nicht, üppige Schöne Wien,
Ich sei der deine bald.
Nein, nie und nimmer! Treu ich bleib'
Dem Dirndel Grindelwald.

Und hat es keinen Riesenhut
Und kann nicht tun so dick
Und kokettieren flott wie du
Mit Walzertanz und Blick —

Nicht tausch' an deine volle Pracht
Ich seinen herben Reiz,
An Dame Vindobona nicht
Mein Dirndel in der Schweiz.

Begegnung im Prater.

Fremd bin ich in der großen Stadt,
Ob Wien gar keine Schweizer hat?
Rinnt denn in dieser Völkerflut
Nicht auch ein Tropfen Schweizerblut?
Ich schaue manchem ins Gesicht
Und lausch', ob er nicht schweiz'risch spricht.
Horch! Berndeutsch hab' ich dort gehört,
Ach nein, schon wiederum betört.

Im lustigen Wien ein Schmerzgefühl!
Doch heut im Prater-Volksgewühl,
In dem Geschwirr und tollen Lärm,
Dem sinnverwirrenden Geschwärm
Ein Mädchen plötzlich vor mir stand
Und faßte eifrig mir die Hand:
„Eh grüeß di! Du hie?“ spricht sie leis.
„Du o hie z'Wien! E wyti Reis'!“

So traurig war ihr Angesicht,
Ich frug: „Syt d' Ihr vo Bärn vielleicht?“
„Eh, wi du so vergeßlich bisch!
Heiweh, Heiweh my Name—n isch.“
„Gäll, jetze kennsch mi? Chumm, mir wei
Gschwind us däm Höllelärme hei!“
„Ja, furt u hei!“ ... Eng Arm in Arm
Wir flohen aus dem Völkerschwarm
Und aus der Weltstadt Rausch und Reiz
Den Bergen zu heim in die Schweiz.

Das weiße Haus an der Lannerstraße.

Dank dir, Refugium
Im Lärm der großen Stadt!
Du liebes, trautes Haus.
Ging wirr mir das Gebraus
Im Kopf herum,
Dein Frieden mich beruhigt hat.

Dank dir! Im Grün versteckt
Wie auf dem Dorf, doch nah'
Dem raschen Tram — wie hast
Du gut versorgt den Gast!
Was mir geschah
Durch dich, den Dank stets neu mir weckt.

Tschimmtärrä! Ein Veteran
Dort mit struppigweißem Bart!
Hält wohl Jubiläumsfahrt
Heut zur Burg, hat Freud' daran.

Tschimmtärrä! Der „Pülcherchor"
Eine Wienerlustigkeit;
Aber Großstadtelend schreit
Mir ins Herz aus dem Humor.

Tschimmtärrä! Das Publikum
Lacht auf die „verlorne Schar".
Was sie sein wird, was sie war,
Niemand kümmert sich darum.

Tschimmtärrä! Sie wiederum
Mit der Bande ab. Noch lang
Aus der Ferne dumpf es klang
Wie ein Totenmarsch: Bum — bum!

Los von Rom!

Los von Rom?
Der Stephansdom
Seinen Hochturm schüttelt:
„Wer am Papsttum rüttelt,
An der römischen Amtsgewalt,
Raubt der Welt den festen Halt."

Tausend Kirchen und Kapellen
Sich dem Dom zur Seite stellen,
Hunderttausend Glocken gellen:
„Los von Rom
Ist los vom Strom
Aller Himmelsgnaden!
Los von Rom
Ist Absalom,
Nimmt ein Ende auch wie er,
Bleibt am Satanshaare hangen,
Kann zum Siege nie gelangen.
Rom, dem Papst allein sei Ehr'!"

Himmelhoch hebt sich der Dom,
Wuchtig spricht das heilige Rom . . .
Ob ich mich erdrücken lasse?

An der Dorotheergasse,
Ab vom großen Stadtgebraus,
Steht ein schlichtes Gotteshaus.
„Confessio Helvetica"
Steht in Stein zu lesen da.
„Soli Deo Gloria!"
Hier ich lausche. Ringsherum
Lauscht dem Evangelium,
Vorgetragen klar und wahr,
Mit mir eine gute Schar
Wienerleute jung und alt.

Herzergreifende Gewalt
Hat die Predigt. „Christus spricht:
„Um zu herrschen kam ich nicht,
Um zu dienen." Dienet auch!
Das ist echter Christenbrauch.
Liebe nur das Dunkel hellt,
Liebe nur erlöst die Welt!"

Wie ich lausche, dehnt sich hoch,
Höher als der Stephan noch,
Über Stadt und Land hinaus
Weit das schlichte Gotteshaus.
Seht, es überwölbt auch Rom
Mit dem stolzen Petersdom,
Überwölbt die Erde ganz
Wunderbar mit Himmelsglanz!
Jene Schrift steht nicht mehr da:
„Confessio Helvetica";
Doch die andre hell und hehr:
Gott dem Herrn allein die Ehr'.

„Los von Rom!"
Zum Himmelsdom
Schau ich jetzt, hör' ich den Ruf,
Auf zu Dem, der alles schuf,
Zu sich hin, zum Gott der Liebe —
Und ich glaube, es zerstiebe
Mählich alles auf der Welt,
Was sich wider die Liebe stellt.

Auf der Gloriette zu Schönbrunn.

Nie noch hab' ich gewünscht,
Kaiser zu sein,
Irgend ein Kaiser.
Hier aber, hier,
Hier in Schönbrunn,
Als ich den Parkwald durchschritt,
All' seine lauschigen Gänge,
Träumende Matten und Teiche entdeckte,
Dicht bei der Weltstadt
Nichts aus der Stille, dem Frieden mich weckte.

Als ich zur Gloriette kam,
Stieg auf die Zinne und — Wunder ringsum!
Wien sich mir zeigte, das große, das weite,
Freundlich umgeben von Dörfern,
Wäldern und blauenden Bergen —
Heute, da sagte ich doch:
Kaiser von Österreich möchte ich sein!
All diese Herrlichkeit wäre dann mein.
Kaiser, so hör': einen Vorschlag ich hab':
Kaufe Schönbrunn dir heut abend noch ab,
Geb' dir dein Stammschloß, die Habsburg dagegen
Und deinem Alter den Schweizerlandsegen.

Majestät gesehen.

Ich hoffte, daß in Wien ich treff'
Den greisen Kaiser Franz Joseph.

Und zweimal mir der Wunsch geschah,
Aus nächster Nähe ich ihn sah:

In off'nem Wagen fuhr vorbei
Er schlicht, ein Adjutant dabei.

Der alte Mann gefiel mir gut,
Tief zog ich ab den Schweizerhut.

Ich sah, was alles er erlebt
An Leid, wie oft sein Herz gebebt.

orte, auf einem reizenden kleinen Landsitze, auf dem er heute noch wohnt, seine dauernde Heimatstätte.

Ich habe zu Beginn dieser Zeilen Naaff einen König des Liedes genannt, weil es keinen zweiten deutschen Dichter gibt, dessen Dichtungen so oft und so vielfach vertont und gesungen worden wären wie Naaffs herrliche Lieder, in denen in erster Linie seine Bedeutung als Dichter beruht. Die Vertonungen seiner Gedichte haben das Tausend in Bälde erreicht. Tondichter wie Dr. Wilhelm Kienzl, Plüddemann, Hugo Jüngst, Kirchl, Kamillo Horn, Franz Abt, Jak. Ed. Schmölzer, um nur einige Namen herauszugreifen, haben zu Naaffs schönen Texten herrliche Tondichtungen geschaffen. Ferdinand v. Saar hat diese einzig dastehende Art unseres Dichters richtig besungen:

„Ernst und schlicht im ganzen Wesen
Wirst du wenig nur gelesen
Doch man hört als tönend Lied,
Was durch deine Seele zieht."

Ich glaube, Naaff kann gerade mit diesem Geschicke zufrieden sein, denn ein Dichter, der gesungen wird, lebt und kann nicht vergessen werden. Wenn auch Naaffs Dichtungen der Umstand zugute kam, daß ihr Dichter der Herausgeber und Leiter der deutschen Sängerzeitschrift „Die Lyra", die sich mit dem 25. Bande mit der „Deutschen Sängerzeitung" vereinigt hat, war, so hat doch in erster Linie der geborene Lyriker Naaff, wie sein Freund Franz Keim richtig sagt, die Tonsetzer angezogen wie Magneteisenstein das Metall.

Von seinen lyrischen Werken sind bisher sechs starke Sammlungen erschienen. 1882 erschien sein erster Gedichtsband Von stiller Insel, von dem Robert Hamerling schrieb: „Überall begegnet man Äußerungen eines zarten Gemütes und eines sinnigen Geistes." Zwei Jahre später folgten die deutschen Volksgeschichten aus Österreich Von schwarzer Erde, in denen besonders „Der Lotteriekönig" die Begeisterung Paul Heyses erregte. Die Gedichtsammlung Aus dem Dornbusch gibt seine Poesien aus den Jahren 1889—1890, der Naaffs volkstümlichstes Liederbuch Gartheil und Krausenmiz (1891—1892) folgte. Der Sonne zu! betitelte sich die nächste Sammlung seiner Lieder und Dichtungen (1894—1895), an die sich Gerda (1896—1897), ein Dichtungsreigen für Jahr und Tag mit reizenden Zeichnungen von H. C. Kosel schloß. Die jüngste Liedersammlung des Dichters betitelt sich Zehn Sommer (1895—1906). Naaff als Lyriker hat am schönsten und besten wohl Peter Rosegger beurteilt, der ihn einen der liederfrischesten nationalen Sänger Deutschösterreichs nannte, und Männer wie Saar, Felix Dahn, Keim, Müller-Guttenbrunn und viele andere haben ihm ihre Anerkennung zuteil werden lassen.

Dank dir! Du birgst mein Kind.
Ein jäher Todesschmerz,
Der Gottesfügung Hand,
Erschloß im fremden Land
Ihm hier ein Herz
Wie wenige auf Erden sind.

Dank dir, du Ruheport!
Ich seh' dich stets im Geist,
Mir ist, ich kehre matt
Zu dir heim aus der Stadt.
Mein Herz dich preist
Und deine Herrin fort und fort.

Zwei Dichtergedenktage.

I. Anton August Naaff. (Zu seinem 60. Geburtstage.)

Von **Franz Wastian.**

Als ich noch als junger Knabe einmal die Bücherstände meines seligen Vaters durchstöberte, da fiel mir eine Reihe von schlicht aussehenden Büchern in die Hände, deren Inhalt mich mächtig ergriff. Und als ich später, herangereift, Konzerte, Liederfeste besuchte, da tönten mir alle die Lieder, die ich damals gelesen, auf herrlichen Liedschwingen getragen, wieder mächtig entgegen und nahmen mir neuerdings Herz und Seele gefangen. Da dachte ich mir, das muß ein König des Liedes sein, der diese Lieder gesungen hat. Und er ist es auch, Anton August Naaff, den ich mit diesen Zeilen an seinem 60. Geburtstage als treuen Freund meines Vaters, durch den ich ihn und seine Werke so früh kennen lernte, begrüßen möchte. Naaff ist ein Sohn des heute heiß umstrittenen Deutschböhmerlandes. In der heute leider nicht mehr erscheinenden Monatsschrift „Böhmens deutsche Poesie und Kunst“ hat er 1893 seine interessante Lebens- und Schaffensgeschichte niedergelegt. Zu Weitentrebetitsch im Saazer Hopfen- und Weizenlande, dem fruchtbarsten „schwarzen Boden“ seines Heimatlandes, von dem er in seiner späteren Novellensammlung „Von schwarzer Erde“ erzählt hat, kam er am 28. November 1850 zur Welt auf einem stattlichen Bauernhofe. Sein Geschlecht geht weit in die Vergangenheit zurück. Er besuchte die Lateinschule der Prämonstratenser in Saaz und später das Obergymnasium zu Komotau. Im Herbste 1871 bezog er die Universität Wien, später Prag, um Jurisprudenz zu studieren. Früh erwachte in Naaff der Poet. Als Schüler der ersten Untergymnasialklasse hatte er bereits seine ersten Verse gedrechselt für ein Stammbuchblatt, denen kleine Namenstagsgedichte und Gelegenheitsverse folgten. Schon im Obergymnasium wurde er Mitarbeiter eines Wochenblattes in Komotau, dessen politischen Teil er später leitete. Auf der Hochschule gründete er dann auch das Jahrbuch „Comotovia“ und den „Egerboten“. Nach einem ruhelosen Wanderleben, das ihn bis in die Schweiz und nach Italien führte, fand er endlich in Wien in Neu-Gersthof, dem damaligen Vor-

wirklich politisch reif gemacht werden. Ein hervorragendes Mittel dazu sind der Ausbau und die Verbesserung der Volksschule. Aber kaum weniger wichtig scheint die Anpassung unserer höheren Lehranstalten an die Forderungen der Praxis. Mit Erlässen, die den „Handkatalog" abschaffen, mit Bestimmungen, welche die Ferien um zwei Wochen verlegen oder gar mit der Einführung österlicher Exerzitien ist nichts geleistet — im Gegenteil; solche sogenannte Neuerungen sind zum Teil ein Rückschritt, zum Teil erwecken sie den gefährlichen Irrglauben, als sei etwas Wichtiges geschehen, und die berechtigte Opposition gegen unser veraltetes und vergilbtes System läßt sich durch Spielereien einlullen.

Aus allen Reformen — das muß betont werden — darf nie herauskommen, daß das Studium einseitig erleichtert wird; es soll sogar erschwert werden, denn ein unausstehliches geistiges Proletariat, das zwar seine Examina bestand, aber gleichwohl geistig minderwertig ist, wuchert heute schon üppig empor und verstellt, oft noch durch Protektion geschoben, den Fähigen den Weg zum Weiterschreiten. Darunter leidet schließlich die Allgemeinheit, welche in die führenden Stellen Ignoranten, Pedanten und Schwachköpfe bekommt. Die Erschwerung, die ich meine, soll jedoch nicht in einer erhöhten Belastung des Gedächtnisses bestehen, sondern in einem Appell, in einer gesteigerten Inanspruchnahme der Auffassungsgabe, der Denkreife, des Verständnisses und des Pflichtbewußtseins. Unbrauchbaren zur Matura, zum Doktor und in eine akademische Stellung zu verhelfen, das mag im Interesse ehrgeiziger Eltern liegen, die Gesellschaft hat gewiß keine Ursache, sie darin zu unterstützen und muß sich ausschließlich von einem gesunden Egoismus leiten lassen. Eine Schulreform, die auf den oben angedeuteten Grundsätzen beruht, wird nicht etwa durchwegs den „Frettern" der heutigen Gymnasien und Realschulen den Hals brechen; diese stolpern zumeist über die grammatikalischen Regeln der verschiedenen Sprachen, besonders der klassischen, und sind oft in den praktisch-modernen Fächern ganz brave Arbeiter.

Wir wollen durch die Mittelschulbildung erreichen, daß die Schüler zu eigenem Denken und Urteilen erzogen werden und ihr Verstand so weit selbständig funktioniert, daß er den Anforderungen des pulsierenden Lebens und der diesem dienenden Hochschulwissenschaft gewachsen ist. Aber weder Leben noch Wissenschaft sind „lernbar" — im Schulsinn des Wortes —, nur die angeborenen Fähigkeiten dazu lassen sich wecken, ausbilden und unterstützen. Das zu erreichen, ist die vornehmste Aufgabe der Mittelschule — die vornehmste und die fast allgemein verkannte.

Mit wenigen und doch scharfen Strichen kann ich in großen Zügen die Reform, wie ich sie mir vorstelle, charakterisieren:

Es darf — abgesehen von Fachanstalten — nur eine einzige Art der Mittelschule geben, damit den jungen Menschen bis zur Reifeprüfung

Möge die Feier seines 60. Geburtstages dem Dichter beweisen, daß er nicht umsonst gesungen hat, und möge er selbst seinen zahlreichen Verehrern die Verse Martin Greifs in der Festschrift*) zu seinem 50. Wiegenfeste erfüllen:

„Des deutschen Liedes Pflege
War immer deine Lust,
So singe fort und hege
Die Lieder deiner Brust."

Mittelschulreform.

Wir leben in einer durchaus reformbedürftigen Zeit.

Die Erfindungen, die Wandlungen, welche Industrie und Verkehr in den vergangenen Jahrzehnten durchmachten, und die damit zusammenhängenden Veränderungen führten auf allen Lebensgebieten, in sozialer, politischer und kultureller Beziehung einen Umschwung herbei, so daß die alten Formen des Gemeinlebens der anders gewordenen staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung nicht mehr entsprechen. Alles muß gedehnt und geweitet werden, um sich den praktischen Bedürfnissen anzupassen.

Arg vernachlässigt wurde bisher die Neuordnung des Schulwesens; eine gründliche Neuordnung steht noch aus, während z. B. die Reform der politischen Organisation des Staates so ziemlich vollendet ist; durch die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes, das im streng demokratischen Geiste den breitesten Schichten eine starke Einflußnahme auf die Bildung des Staatswillens gewährt. Es ist immerhin fraglich, ob es vernünftig war, den Analphabeten ausnahmslos dasselbe Stimmrecht zu gewähren wie den wenigstens elementar Gebildeten, die durch die Fähigkeit des Lesens die Möglichkeit haben, sich über alles zu orientieren, während der Analphabet rettungslos dem Treiben der wortgewandten Demagogie anheimfällt. In manchen Südstaaten der Union hat sich jeder Wähler einer Prüfung aus „Staatsrecht" zu unterziehen und nur, wer sie besteht, darf zur Urne schreiten. Freilich handelt es sich hier bloß um eine Schikane der gesetzlich gleichberechtigten Schwarzen, denn es pflegen genau so viel Neger „reprobiert" zu werden, als zum Sieg des weißen Kandidaten notwendig ist! — Ob also das gleiche und direkte Wahlrecht in Österreich vernünftig war? Darum handelt es sich leider nicht, weil in der Politik nicht die Vernunft, sondern die sozialpolitischen Kräfte den Ausschlag geben. Jedenfalls muß nachträglich, für die Zukunft, das Volk, das für politisch reif erklärt wurde, auch

*) Die schönste Arbeit über Naaff hat Fräulein Luise Hackl in der Prager „Deutschen Arbeit", IX. Jahrg., 11. Heft, vor kurzem erscheinen lassen, auf die ich alle Freunde des Dichters verweise.

auswendig verlangt, aber von den Prinzipien unserer Rechtsordnung erfährt der Studierende so gut wie nichts, und die große Menge des Volkes lebt recht und schlecht in einem Gemeinwesen, dessen regelnde Normen ihr ein Buch, mit sieben Siegeln verschlossen, bleiben. Dieser oder jener Geschichtslehrer möchte vielleicht ganz gern von den geltenden Grundlagen unseres Staates und unseres Kulturkreises sprechen, doch pflegen die privilegierten Lehrbücher den historischen Stoff mit dem Jahre 1830 als abgeschlossen zu betrachten, die Gegenwart zu ignorieren und die moderne Geschichte als „Politik“ zu brandmarken, welche aus der Schule unerbittlich verbannt wird. Die Epoche der Römerherrschaft an der Donau und in den Alpen, die Periode der Babenberger, die Reformtätigkeit Maximilians I. und Maria Theresias lernt der Durchschnittsstudent, weil er darüber „ausgefragt“ wird, die geltenden Staatsgrundgesetze dagegen sind ihm fremd. Später, als Philosoph, Mediziner oder Theolog, hört er auch nicht allzu viel davon, und nur der Jurist beschäftigt sich der Examina wegen oberflächlich damit. Die Allgemeinheit schöpft in dieser (und auch in manch anderer) Beziehung ihr Wissen aus einer tendenziösen Parteipresse, aus Bierbankgesprächen und Flugblättern. Dann geht man hin, wählt, wird sogar gewählt und hilft regieren.

Viele sind sich schon darüber klar, daß unsere Mittelschule reformbedürftig ist, einige auch, daß es da mit ein paar „Verordnungen“ nicht getan ist, aber die berufenen Kreise müssen die Initiative ergreifen, müssen die Schere nehmen und den pädagogischen Zopf abschneiden, zu Nutz und Frommen der Jugend, deren Köpfe mit Kleinkram vollgepfropft werden statt mit gedeihlichen Kenntnissen, zu Nutz und Frommen des Staates und der Gesellschaft, die sich ihres moralischen Rechtes auf eine praktische Schule bewußter sein sollten.

Mit welchem Ruf pilgerten doch Kleriker und Laien zum Konzil von Trient? Reformatio in capite et membris! Dr. H. L. R.

Heimgärtners Tagebuch.

Mein Bankgenosse in der Handelsschule war einmal der Fritz Meier, ein nachdenklicher und auch wieder bummelwitziger Junge, der sich auch mit den Professoren manches erlauben konnte, denn er war ein sehr talentierter und fleißiger Schüler. Unser Religionslehrer war damals Professor Falb, der nachmalige Erdbeben- und Wetterforscher, gewesen. Bei einer längeren Abwesenheit dieses Lehrers, schon gegen Ende des Schuljahres, wurde er von einem anderen Katecheten bei uns vertreten, der ein etwas bitzeliger Herr war. Dieser diktierte uns in einer der

alle Hochschulen offen stehen; es ist unsinnig, von einem Zehnjährigen die Entscheidung zu verlangen, ob er mit Hilfe der Realschule Ingenieur oder durch das Gymnasium „humanistischer" Doktor werden will! Die Berufswahl bietet noch dem weltfremden Achtzehnjährigen, der sich im alten Rom besser auskennt als im neuen Europa, ungeheure Schwierigkeiten, und ich glaube, drei Viertel unserer Studierten haben ihren Beruf schändlich verfehlt. Aus manchem schlechten Beamten wäre zu seinem eigenen und aller Nutzen ein guter Arzt geworden und umgekehrt. Nicht zu rechnen jene Doktores, denen das Schusterhandwerk am besten läge.

Die Hauptfächer der von mir gedachten Einheitsmittelschule, die mit sieben Jahren ein reichliches Auskommen fände, sind: Deutsche Sprache mit besonderer Kenntnis der Literatur und der nachhaltigsten philosophischen Systeme; Sprechen, Lesen und Schreiben der englischen und französischen Sprache; Mathematik; ein großzügiger Unterricht in Geschichte und Geographie; Naturlehre; Naturgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Entwicklungslehre; Psychologie, Logik, die Grundzüge der Sozialwissenschaft und Bürgerkunde.

Latein und Griechisch werden Freigegenstände, die klassischen Schriftsteller und Philosophen, an welche unsere Kultur anknüpft, sind gut deutsch übersetzt im Anschluß an den Geschichtsunterricht zu lesen. Niemand darf sich der Täuschung hingeben, daß der Durchschnittsstudent von heute, der Römer und Griechen in der Ursprache „liest", den Sinn der Lektüre in sich aufnimmt; sein Denken und seine Konzentration sind von den grammatischen Regeln und den Schlingen, welche gewisse Herren Pädagogen damit legen, vollauf in Anspruch genommen. Was Juristen und Mediziner vernünftigerweise an antiker Fremdsprachigkeit benötigen, läßt sich leicht in einigen Monaten aneignen.

Die bisherige sinnwidrige Scheidung in Unter- und Obergymnasium, beziehungsweise in Unter- und Oberrealschule fällt weg.

Daß die übliche Art des Unterrichtes in den historischen und naturwissenschaftlichen Fächern von Grund auf modernisiert werden muß, mag nur angedeutet werden, aber die neu in den Lehrplan aufzunehmenden Materien, Sozialwissenschaft und Bürgerkunde, sind ein wenig zu erörtern. Jetzt, da jedermann durch das aktive Wahlrecht am öffentlichen Leben teilzunehmen imstande ist, muß auch dafür gesorgt werden, daß er die Gesetze und Tendenzen des sozialen und staatlichen Lebens kennen lernt. Sie zu vermitteln, ist Aufgabe der Schule, sonderlich der Mittelschule. Unglaublich, welche Ignoranz heute selbst unter den „Gebildeten" auch bezüglich der wichtigsten gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Probleme herrscht. Hier müßte die Unterrichtsverwaltung rasch und energisch eingreifen. Die Zahnformeln der Raub- und Nagetiere — als ob damit der Geist der Zoologie erschlossen würde! — werden

In meiner Waldheimat einst, wenn der Tag der Osterbeichte kam, da mußten wir früh aufstehen. In noch dunkler Morgenstunde den drei Stunden weiten Weg nach Krieglach antreten, der oft noch vor Schnee und Eis strotzte. Für das Frühstück brauchten wir zum Glück keine Zeit, denn der Kommunion wegen war nüchterner Magen vorgeschrieben. In der Kirche dann mußten viele von uns eine Stunde und länger vor dem Beichtstuhl stehen, ehe sie drankamen. Da gab es für die schlechtgekleideten Kleinen im Kirchenfrost erkleckliches Zähneklappern. Nach der Beichte war das „Abbeten" der fünf Altäre. Vor jedem mußte das Beichtkind ein Gebet tun. Endlich, wenn es einmal der Gottesdienst zuließ, kam die Kommunion; erst nach dieser konnte an eine warme Suppe gedacht werden.

Da geschah es denn bisweilen, daß so ein achtjähriges, vielleicht ohnehin schlechtgenährtes Beichtkind still in sich zusammensank, totenblaß bis in den Mund, und wie ein Leichlein aus der Kirche getragen werden mußte, bis es, in einem barmherzigen Bürgershause gelabt, wieder zum Leben erwachte.

Da beschwerte sich der Viertelrichter von Alpel einfältigerweise einmal beim Kaplan, und ob man den Beichttag nicht anders einrichten könn, so daß er für die armen Hascherln weniger gesundheitsgefährlich wäre.

„Ja, meine lieben Leute," antwortete der Kaplan, „wenn ihr nicht einmal *das* unserm Herrgott zulieb' tun wollt! Wo ist denn eine so köstliche, stärkende Nahrung als der Leib des Herrn?"

Es ist meines Wissens ja an einem solchen Beichttag keines gestorben, wohl aber manches erkrankt. Die Osterbeichte war nur einmal im Jahre, und so konnte sie zur Not überwunden werden Die seltene Feier dieses Tages hat uns immer so aufgeregt, daß wir während derselben Frost und Hunger nicht einmal so arg spürten, bis die Ohnmacht da war.

Und jetzt kommt der Papst drauf, daß man damals, vor sechzig Jahren, und auch seither viel zu wenig fromm war. Man hatte die erste Beichte und Kommunion allmählich auf das zehnte, ja sogar auf das zwölfte Lebensjahr hinausgeschoben. So hat der Papst in seiner väterlichen Güte verordnet, daß die Kinder künftig von ihrem *siebenten* Lebensjahr an nicht etwa bloß zu Ostern und zu den Quatemberzeiten zur Kommunion zu gehen hätten, sondern *täglich*. — Das wird, wenn's dazu kommt, die armen Büblein und Dirnlein entlegener Gegenden schon katholisch machen.

Das tägliche Fasten würde ihnen durch die Gewohnheit ja endlich gleichgültig werden — und die Kommunion auch.

Die Handel-Mazzetti hat so lange *herrlichste Vorbilder christlicher Liebe* gedichtet, bis es dem Vatikan zu bunt geworden

Religionsstunden die drei Reiche der Kirche: „Auf Erden ist die streitende Kirche, im Fegefeuer die leidende und im Himmel die triumphierende."

„Und wo ist die liebende, Herr Professor?" fragte der Fritz Meier lustig auf.

Der Katechet stutzte anfangs, dann sagte er unheimlich leise: „Meier! Mit dieser Perfidie haben Sie sich Ihr Zeugnis verdorben."

Ob es der Junge nun wußte, wo die liebende Kirche ist?

Dieser Fritz Meier nun hat mich vor kurzem einmal besucht. Ein würdiger alter Herr, hat sich viel umgesehen in der Welt. Ich fragte ihn — auf unser Jugendleben zurückkommend — ob er es nun endlich wisse, wo die liebende Kirche ist?"

Er lachte. Er wußte es immer noch nicht.

Die Liebe ist da. Aber wie wird sie bestraft? Ein Landpfarrer segnet einen Selbstmörder ein, aus Erbarmen mit der trostlosen Witwe. Er wird gemaßregelt. Ein anderer Pfarrer geleitet einen verstorbenen Protestanten zum Grabe, weil kein Pastor vorhanden ist und weil die alte Mutter händeringend für den Liebling um die christlichen Ehren bittet. Der Pfarrer wird seines Amtes entsetzt. Noch ein anderer Pfarrer traut vielleicht gar ein sich treu liebendes Paar, wovon das eine evangelisch ist. Oder er erkennt die sittliche Notwendigkeit einer Ehescheidung, wenn sich die zwei hassen und betrügen. Er verschwindet von der Bildfläche und büßt in einem Priestergefängnis — seine Nächstenliebe ab.

Man begreift es ja, wenn bei der so furchtbar eingerissenen Verwilderung der Menge die geistlichen wie die weltlichen Autoritäten ein strengeres Regiment anbahnen. Nur nach der gefehlten Seite hin sollte es nicht geschehen. Die Strenge richtet nur was Gutes aus, wenn sie mit Vernunft und Liebe vereint ist.

Was die Kirche angeht! es wird ihr manchmal unrecht getan, sie übt unstreitig viele und große Liebeswerke aus, aber sie werden neuerdings ganz verdunkelt durch die Unduldsamkeit, durch die Art des Kampfes. Überall, auch in gewissenhaft urteilenden, billig denkenden Kreisen stehen ihr heftige Gegner auf, von Tag zu Tag neue und leidenschaftlichere. Und ihre neuesten Verordnungen sind nicht einmal so, als ob die Kirche sich noch ausbreiten wolle, sie engt sich damit vielmehr ein und zieht sich in sich zusammen, zornig das ganz abstoßend, was nur halb an ihr hängt. Sie ist nervös gereizt durch die ihr widerfahrenen heftigen Angriffe. Aber sind diese immer grundlos? Man möge doch einmal nachdenken.

---

gesagt. Es lag die Besorgnis nahe, daß ein solches Ja den Antisemiten nicht recht sein würde. Die haben diesmal geschwiegen. Hingegen sind Juden gegen mich losgegangen. Sonst haben die Juden, die unter uns leben, immer gesagt, sie wollten mit uns deutsch sein und haben sich tausendmal als deutsche Kulturförderer vorgestellt. Nun gibt es aber unter uns und von uns lebende, unsere Sprache redende Juden, die nicht deutsch sein wollen und es klar und scharf sagen, sie wären Juden und nicht Deutsche. Das sind die Zionisten, und solche haben wegen meiner angedeuteten, ganz unmaßgeblichen Meinung, daß ein Jude unter Umständen auch deutsch sein könne, in ihren Blättern eine kleine Hetze gegen mich veranstaltet. Eigentlich galt sie dem Deutschen Schulverein. Vor diesem warnten sie ihre Volksgenossen, er sei antisemitisch, und selbst wenn er das nicht wäre, würden sie es nie mit ihm und seiner deutschen Sache halten, weil sie eben keine Deutschen wären, sondern Juden. Die Zionisten verlangten also von allen Juden, ja für die deutsche Millionensammlung nichts, nicht einen Heller zu geben, sondern das Geld lieber ihrem zionistischen Zwecke zuzuwenden.

Ich weiß nicht, ob sie mit dieser Warnung vor dem Deutschtum bei ihren in Österreich lebenden Stammesgenossen viel Glück gehabt haben; wir freuen uns mancher gerne geleisteten Bausteine aus jüdischen Kreisen. Übrigens gebe ich den Zionisten ganz recht, wenn sie von uns nichts wissen wollen, sich ferne von Deutschen irgendwo ein jüdisches Königreich gründen; möge es ihnen nur recht bald gelingen. Wir werden auf ihre Bausteine mit Freuden verzichten. Nur an solche Juden, die bei uns bleiben wollen und deutsche Kultur genießen, glaubt der Deutsche Schulverein sich manchmal auch um eine Beisteuer wenden zu dürfen.

Ich — allem Parteigetriebe fernestehend — büßte nur wieder einmal meinen kindischen Optimismus, es geschieht mir eigentlich ganz recht.

Einen merkwürdigen Zeitroman habe ich jetzt gelesen. „Jung Österreich. Roman eines Burschenschafters" von H. v. Schullern. (München. Georg Müller, 1910.) Eine tiefgehende Schilderung deutschnationalen Studentenlebens in Österreich, besonders in Innsbruck und Graz. Ich weiß mir kaum etwas Erfrischenderes, Tröstlicheres als lebenslustige, von den höchsten Idealen gesitteter Freiheit des deutschen Volkes und des Vaterlandes erfüllte Studenten. Das Treiben der Burschenschafter aber war nie nach meinem Geschmack. Daß es aber so arg sein soll, wie dieses Buch darstellt, mit förmlichen Hinweisen auf die Quellen, das hätte ich mir nicht gedacht. Festorganisierte Anstalten der Roheit, der Feindseligkeit, der Berempelungen und sinnloser Raufereien, des Vaterlandsverrates, und als gemeinsamer Untergrund die ekelhaftesten Kloaken

ist. Er hat sie als eine Modernistin verworfen. Ein Theologie-Professor Decourtius in Freiburg hat den Roman „Jesse und Maria“ für den Typus eines modernistischen Romans erklärt. Der Papst hat diesem Urteile beigestimmt. Kein Katholik dürfte also den Roman „Jesse und Maria“ und wohl auch die übrigen Romane dieser genialen Dichterin lesen. Handel-Mazetti hat zwar ungezählte Male erklärt und bewiesen, daß sie von ganzem Herzen Katholikin sei. Aber sie hat dargestellt, daß es auch außerhalb des Katholizismus echte Christenliebe geben kann. Das hat man im Vatikan übersehen.

Nein, in geistigen Genüssen ist die Kirche doch ein wenig gar zu asketisch. Wenn die Kirche mit ihren besten Talenten so verfährt, da wird freilich keiner, der was kann, ein katholischer Schriftsteller werden wollen.

Bei den jetzigen, fast unerhörten Entladungen aus dem Vatikan erbarmt mich vor allem jener Teil der Geistlichkeit, der dem Ansturme der Welt, der Verwirrung der Gläubigen ausgesetzt ist. Der muß dafür büßen. Wie vielen dieser Einsamen krampft sich das Herz vor Leid, vielleicht auch vor Entrüstung, während sie die neuen Verordnungen noch verteidigen, rechtfertigen müssen. Sie sehen, wie die Menschheit hungert und müssen Steine geben statt Brot. Das Volk dürstet nach den Sittenlehren des Evangeliums, nach den Trostworten des Heilandes, und nichts — mit wenigen Ausnahmen — nichts bekommt es zu hören und zu fühlen als von kirchlichen Dogmen, von Dogmen und immer wieder von Dogmen! Bekräftigt mit Herabsetzung Andersgläubiger. Das ist trostlos, und gewiß am trostlosesten für manchen dazu verurteilten Priester selbst.

Und dann diese neue Pfarrerguillotine. „Könnt ihr euch da nicht wehren?“ fragte ich einen Landgeistlichen. — Er zuckte die Achseln: „Wir müssen gehorchen. Wenn nicht die Laien, der Staat . . .“ Er stockte ab und schwieg. — Ich glaube, wir ahnen nicht, was mancher Priester leidet. Hier die steinharten Satzungen, da die klerusfeindliche Welt, die es allzuoft den Unschuldigen entgelten läßt.

Es ist möglich, daß einer von ihnen mir widerspricht, widersprechen muß. Ich werde es verstehen.

Vor einiger Zeit bin ich von einem Juden befragt worden. Etwa, ob man schuldig sei, dem Kaiser Zins zu geben? Nein. Sondern befragt um meine Meinung darüber, ob Juden, die unter Deutschen leben, deutsch sprechen, deutsch fühlen und für die deutsche Sache Opfer bringen, als Deutsche zu betrachten seien? — Ich habe unbedenklich ja

Gut gefällt es mir, das neue Königreicherl. Das kann noch einmal was werden, so arm und rauh das Volk auch ist, im wilden Lande. Eben diese Armut und Bedürfnislosigkeit läßt hoffen. Die Montenegriner bewohnen nicht Häuser, sondern Hütten. Die Hauptstadt hat kaum 3000 Einwohner und besteht größtenteils aus Hütten. Etwas abseits steht ein Haus, man kann denken, es wohne der Pfarrer drinnen, oder ein mittlerer Gutsbesitzer. Das ist der Königspalast. Dann ist noch etwas wie ein Rathäuschen, das hat ein Theater, und wenn just einmal nicht gespielt wird, kommen dort Bauern und Hirten zusammen und machen Gesetze, und das ist das Parlament von Montenegro. Da drin ist auch das Land zum Königreich erklärt worden. In der Umgebung stehen noch ein paar Villen, die gehören aber nicht zu Montenegro. Sie gehören den europäischen Mächten für ihre Gesandten. Ich war nie dort und habe das vom „Kunstwart", der dort gewesen ist. Den Zaunkönig Nikolaus nennt der russische Zar seinen einzigen Freund und der König von Italien hat von ihm seine Königin geholt. Die Großmutter dieser Königin hat noch in Cattaro auf dem Markte kleine Brennholzbündelchen verkauft. — In diesem Lande ist noch nichts von Adelsstolz, Hofzeremoniel, Prunk und derlei Torheiten; ein freies, arbeitsames, abgehärtetes, gesundes, schönes, redliches Volk, unter einem bürgerlich schlichten Fürsten, so steigt es jetzt in die Kulturwelt ein. Aus steinigen Heimaten kommen die Starken. Heute herzt Europa noch das neue, slawische Königreichlein, wer weiß, ob man es nicht einmal zu fürchten haben wird.

Da ist ein König. Edel veranlagt, aber herrisch und besessen vom Größenwahn. Sein Handeln und Regieren, obschon von bestem Willen beseelt, ist oft töricht und unselig, aber er verträgt keinen redlichen Rat. Auf einer Fahrt über Land kommt dieser König in eine gräßliche Todesgefahr und ein armer Spielmann rettet mit Einsatz seines eigenen Lebens das königliche.

Zu ihm sagt der König: „Spielmann! Verlange was du willst, wenn es in meiner Macht steht, soll es dir werden."

„König, ich möchte Hofnarr sein, und die Wahrheit sagen dürfen. Höflich und gestreng, wenn du was nicht recht machst."

Da stutzte der König. Weil er es aber versprochen hatte, so sagte er: „Gut, du sollst unter vier Augen freimütig zu mir reden dürfen."

„So meine ich es nicht, mein König. Ich möchte ein humoristisches Blatt herausgeben, geheißen „Der Hofnarr", und in demselben lustig alles sagen dürfen, was uns an dem König recht und nicht recht ist."

Ein Witzblatt. Von dem erträgt man's noch fast am leichtesten. Der König sagt zu und der Spielmann spricht es wöchentlich einmal in alle

geschlechtlicher Ausschreitungen. In Graz bekommen im Buche auch die übrigen Stadtbewohner oder Bewohnerinnen einen bedenklichen Anstrich. Nein, das ist unerlaubt übertrieben, weit über die „poetische Lizenz" hinaus! — Schade um das sonst bedeutsame Werk. Die Schilderung und seelische Begründung des Helden ist meisterhaft. Ein junger Innsbrucker, aus einem Hause, in welchem der liberale Geist von 1848 herrscht, ein sinnlich veranlagter Mensch mit gutem Kern aber großer Willensschwäche, kommt in deutschnationale Studentenkreise, in Burschenschaften. Lauter Österreichhasser und Preußenschwärmer. Nichts als Trinken, Schimpfen, sich schlagen und Weiberjagern, oft bis zur völligen, anhaltenden Erschöpfung. Nicht das mindeste Interesse am Studium, an den geistigen und sittlichen Vorzügen des deutschen Volkes, dem sie in Phrasen so leidenschaftlich zujubeln. Schon physisch und geistig am Rande des Abgrundes verläßt unser Innsbrucker das verhaßte Österreich und bezieht eine Universität im angebeteten Deutschen Reich. Die Alpennatur, das Heimweh waren es schon früher gewesen, sowie auch das Einjährig-Freiwilligenjahr, die sein besseres Selbst nicht ganz verlöschen ließen, und nun in der Fremde bemerkte er manche Vorzüge Österreichs, die er stets übersehen und die er in Deutschland nicht wiederfindet. Bei einer antiösterreichischen Rede, die er in Deutschland gehalten, mußte er sich sagen lassen, daß es ein schlechter Vogel sei, der sein eigenes Nest beschmutzt. Man spricht dort von Österreich mit hoher Achtung, ja mit Liebe, wie er es bisher in Studentenkreisen nie gehört. Allmählich kommt er zur Besinnung, zur Schwärmerei für sein Heimatland, und mit einem anmaßenden Preußen, der Österreich verhöhnt, schlägt sich unser deutschnationaler Student deshalb auf Leben und Tod. Später, nach einer glücklichen Heirat und trotz einer guten medizinischen Praxis, der sich der Innsbrucker als Arzt erfreut, bittet er, der einstige fanatische Gegner österreichischer Soldaten, um Aufnahme in das kaiserlich-königliche militärärztliche Offizierskorps. — Damit hätte es der Verfasser genug sein lassen sollen. Diese Fabel hätte ein einheitliches Kunstwerk werden können, wenn v. Schullern nicht vorgezogen hätte, eine Tendenzschrift zu liefern. So wird das Buch eine parteiische Übersicht der deutschnationalen Bewegung in Österreich seit 25 Jahren. Daß wir in der Literatur wieder die Liebe zu unserem Österreich erwachen sehen, endlich wieder! Das ist hoch erfreulich; wenn es aber auf Kosten des Deutschen Reiches, besonders der Norddeutschen geschieht, so ist das eine Geschmacklosigkeit, die der patriotischen Absicht mehr schadet als nützt. Die Züchtung der Scheelsucht zwischen dem Süden und dem Norden wäre der Beginn eines neuen Leidensweges unseres Volkes. Es wäre wieder der Weg, der — nach Königgrätz führt.

---

eine Schale Erbsensuppe, dann, aber nicht täglich, ein ganz kleines Stück gebratenes Fleisch mit viel Gemüse und dann noch eine leichte Mehlspeise. Zur Jause eine Schale Kneippkaffee mit einem Kipfel und des Abends einen kleinen Teller Griessterz mit gekochten Zwetschgen. Dazu ein Kelchgläschen Tiroler Rotwein. Schamrot werde ich im Aufzählen dieser Menge, es ist ja fast schwelgerisch, vielleicht würde die Hälfte davon genügen. Der Magen hat sich nie so brav aufgeführt als nun, da ich größtenteils vegetarisch lebe. — Nein, ich bin an der Fleischteuerung gewiß nicht schuld. Doch am Billigerwerden möchte es schon beitragen, wenn man meinen Rat befolgen wollte.

Im „Tagebuch“, Jahrg. XXXIV., Seite 948, habe ich Ausfrage getan nach einem Liede „Das ländliche Leben“, das auf mich einst von Einfluß gewesen und das seither meinem Gedächtnisse entschwunden war. Wie verbreitet dieses Lied ist, das beweisen mehrere Zuschriften aus verschiedenen deutschen Ländern, die mir große Teile desselben mitteilen konnten. Vollständig kam der Text nur aus Mähren, der sich fast genau mit meiner wieder erwachten Erinnerung deckt. Ich kann es mir nicht versagen, das schöne Lied hier wiederzugeben:

Wie schön ist das ländliche Leben,
Mein Häuschen steht auf grüner Flur,
Von schattigen Bäumen umgeben,
Wie glücklich macht mich die Natur;
Im Schatten der blühenden Bäume,
Da sitz' ich so gern allein,
Da wiegen mich gold'ne Träume
Der schönen Vergangenheit ein.

Zufrieden leb' ich auf dem Lande,
Obgleich ich kein Edelmann bin,
Mir schwinden im mittleren Stande
Die Tage so fröhlich dahin;
Ein Strahl der erwachenden Sonne
Drängt sich in mein Stübchen herein,
Ich fühle unsägliche Wonne,
Kein Herr selbst kann glücklicher sein.

Die Schwalbe, die sitzt auf dem Dache
Und zwitschert ihr Morgenlied vor,
Ich höre, so oft ich erwache,
Der Vögelein schwärmenden Chor;
Die Wachtel, sie schlägt im Getreide,
Die Nachtigall im grünen Hain,
Es stimmet auf blühender Heide
Die Lerche so fröhlich mit ein.

Ach soll ich die Städter beneiden,
Die Luxus und Ehrgeiz beseelt;
Es sind ja vergängliche Freuden
Und werden von Kummer gequält;
Ich lob' meinen prunklosen Kittel,
Der ist ja ganz simpel gemacht,
Er strebt nicht nach Glanz, nicht nach Titel,
Und ist keine scheinende Pracht.

Ein lieblicher Abend voll Wonne
Strömt mir neue Seligkeit zu,
Ein Goldstrahl der sinkenden Sonne
Begleitet den Landmann zur Ruh';
Wie glänzend scheint doch durch das Fenster
Der Mond in mein Stübchen herein,
Was könnte noch Schöneres auf Erden,
Als eine so schöne Nacht sein!

Dazu folgende Bemerkung: Dieses Lied ist hier unter der deutschen Landbevölkerung allgemein bekannt und wird bei Unterhaltungen und Hochzeiten gern gesungen und von den Musikanten als Ländler gespielt. Der Schöpfer des Liedes ist auch hier nicht bekannt. Auf meinen literarischen Streifzügen bin ich demselben nicht begegnet.

Neutitschein. Fr. Köller, Hutmacher.

Welt hinaus, was der König Gutes vollführt und was er für Torheiten macht.

Anfangs ist der Hofnarr hübsch artig, um den Herrn nicht kopfscheu zu machen, sondern nach und nach abzuhärten. Der König ergötzt sich zuerst an der Kritik, ärgert sich, lacht wieder, nimmt manchen derben Rat an, und befolgt ihn. Der Hofnarr wird dreister, rügt nicht allein des Königs Torheiten, bespöttelt auch dessen Weisheit, er freut sich am Spott an sich und endlich verhöhnt und verreißt er alles mit giftigem Witz, was der König tut und der Fürst wird zum Gelächter seines Volkes. Er kann machen, was er will, alles wird verhöhnt. Da verfällt er in ein tiefes Grimmen.

Aber er hat sein Wort gegeben und will es nicht brechen. Er läßt eines Tages den Herausgeber des „Hofnarren" zu sich rufen und sagt: „Liebes Lästermaul! Tauschen wir unsere Ämter. Du regierst das Reich und ich schreibe die Kritik."

Dieser Märchenstoff ist mir gestern während des Rasierens angeflogen. Seither umgaukelt er mich. Wer was Gutes daraus zu machen weiß, ich schenke ihn her. Den Schluß könnte man vielleicht so machen, daß die beiden wirklich ihre Ämter tauschen und daß der regierende Hofnarr-König den kritisierenden König-Hofnarren ein bißchen — hängen läßt. Man weiß ja, daß niemand weniger eine Kritik verträgt als der Kritiker.

Gegen die ganz brutale Fleischteuerung ist schon vielerlei versucht worden, nur nicht das Richtige. Vegetarier werden! Freilich bekommt man auch die Pflanzenkost nicht umsonst, ja mit der Nachfrage steigert sich auch ihr Preis. Doch mindestens um ein Drittel billiger als wir uns jetzt mit dem schlechten Fleisch, dazu köstlich und bekömmlich, nährt sich der Vegetarier. Wenigstens auf ein halbes Jahr könnten es gemeinsam die Hausfrauen versuchen, derweil werden die Ochsen billiger. Und dann, denke ich, werden viele sein, die nicht mehr zu den Ochsen zurückwollen, weil sie es nun wissen, daß man auch ohne sein Stück Fleisch und ohne seine Rindsuppe leben kann, und noch dazu recht gut. Die teuerste Kost ist nicht immer die nahrhafteste. Die soziale Frage wäre zum Teil geschlichtet, wenn wir nicht so viel überflüssiges und überschüssiges Zeug durch die Gurgel in den Magen jagten.

Nie so sehr wurde ich von den Leuten mit schlecht verhehlter Verblüffung angeschaut als zur Zeit, da ich täglich zweimal reichlich Fleisch aß. Nichts als Haut und Knochen. Jetzt, sagen sie, sähe ich trotz mancherlei aus wie ein „Blasengel". Meine Nahrung ist folgende: Des Morgens einen Teller Rahmsuppe mit geröstetem Roggenbrot. Am Vormittag ein Glas saure Milch mit einem Stückchen Roggenbrot. Mittags

Heute klingt er wie eine Silbermünze, die man auf eine Marmorplatte wirft. Alles reißt die Augen auf, wenn ein Buch von Rudolf Hans Bartsch erscheint. Am erstauntesten sind noch die Dichter. Um seine Stoffe beneide ich diesen Erzähler nicht arg, sie sind zumeist nur stückweise so aus dem Leben gerissen, wohl aufs feinste ziseliert. Aber um die Form, um den Stil! Er ist zwar das Entsetzen der Germanisten, denn er verlebendigt die Sprache, befruchtet sie zu tausend tanzenden Geisterlein, wie sie uns ähnlich noch nie umgaukelt hatten. Jetzt weiß man erst, was sich in unserem gottgebenedeiten Deutsch alles sagen läßt. So, daß man es sieht, erlebt. Die Genien Mozarts hört man musizieren beim Lesen Bartschischer Poesie. Das habe ich wieder bei seinem neuesten Buche erfahren. „Bittersüße Liebesgeschichten." Der Titel läßt nicht im entferntesten die Wonnen ahnen, die den empfänglichen Leser im Buche erwarten. Stellenweise ist das Buch gründlich sittenlos, aber es kann dabei gar so unschuldig lachen. Es hat aber auch eine Geschichte aus den Tiroler Freiheitskriegen, die uns zeigt, wie fromm der Dichter das menschblutige Verzichten und den heilandsfreudigen Opfermut zu bekränzen weiß. Manchem Kollegen werden diese Liebesgeschichten deshalb so süßsäuerlich sein, weil er sich vielleicht trotz der redlichen Freude daran sagen muß: Das kannst du nicht, so kannst du es nicht. Es ist schließlich aber doch ganz gleich, wer es kann, wenn's nur überhaupt einer kann. Man soll zufrieden sein, wenn man es durchaus verstehen, nachempfinden und mitleben kann, was ein anderer dichtet. Schon das ist poetische Produktion. Freilich nur für sich allein. Und es ist doch so köstlich, an dem, was man sich selbst zur Freude schafft, auch andere teilnehmen zu lassen.

Mark Twain soll über Steiermark einmal folgenden Ausspruch getan haben: „Das Land — ja; das Volk — nein!" — Wenn man einen Spaßmacher ernst nehmen dürfte, wäre da etwa zu sagen: Das Land kann man auf einer flüchtigen Durchfahrt kennen lernen; mit einem Volk muß man ein Leben lang vertraut die Schicksale geteilt haben, um es zu kennen und zu verstehen. Wo kann der reisende Amerikaner die Steirer studiert haben? Wohl in einem Hotel und in ein paar Wirtshäusern der Stadt. Im Wirtshaus! da sage ich offen gestanden auch: „Das Volk — nein!"

Übrigens fällt mir ein ähnlicher Ausspruch — doch mit anderem Sinn — ein. Als einst ein bekannter Berliner Humorist gefragt wurde, ob er denn nicht auch Mark Twain liebe, antwortete er: Mark — ja, Twain — nein.

Die Bayern haben den Bauernlegern und Güterzertrümmerern ein wenig das Handwerk verdorben. Die Bauern dort können jetzt nicht mehr ganz so eigenmächtig — dumm sein, als anderswo. Bayern hat ein neues Gesetz zur Erschwerung des Gutsverkaufes erhalten. Das ist so:

Zunächst das sogenannte Vorkaufsrecht. Es wird nämlich, wenn Grundstücke ganz oder teilweise an Güterhändler verkauft werden, den Gemeinden, den Darlehenskassenvereinen und der bayerischen Zentral-Darlehenskasse das Recht des Vorkaufs eingeräumt. Mit ihm ist aufs engste die Anzeigepflicht verbunden, die darin besteht, daß jeder Güterhändler binnen drei Tagen nach Abschluß eines Kaufvertrages der Distriktsverwaltungsbehörde Anzeige machen muß. Diese gibt die Nachricht des güterhändlerischen Verkaufes an die betreffenden Gemeinden, die Darlehenskassenvereine oder an die Zentral-Darlehenskasse, d. h. den Vorkaufsberechtigten, weiter, denen sich dadurch die Möglichkeit bietet, selbsttätig aufzutreten.

Dem Vorkaufsrecht und der Anzeigepflicht fügt sich sinngemäß ein das Rücktrittsrecht. Mit ihm hat es folgende Bewandtnis. Wer sich verpflichtet, das Eigentum an geschlossen bewirtschafteten landwirtschaftlichen Grundstücken an einen Güterhändler zu übertragen, ist berechtigt, innerhalb einer Woche nach dem Abschlusse des Vertrages zurückzutreten. Wenn derartige Grundstücke durch den Eigentümer auf Rechnung eines Güterhändlers oder durch einen Güterhändler stückweise veräußert (zertrümmert) werden, steht jedem, der die Verpflichtung übernimmt, eines der Grundstücke zu erwerben, die Berechtigung zu, innerhalb fünf Tagen nach dem Abschlusse des Vertrages davon abzustehen. Der Rücktritt erfolgt durch Erklärung gegenüber dem Notariat, durch das der Vertrag beurkundet wurde. Das Notariat seinerseits muß die Erklärung dem Güterhändler unverzüglich mitteilen.

Könnten nicht auch wir ein ähnliches Gesetz brauchen? Die Regierung versichert immer, daß sie die Bauernschaft schützen will. Wenn es ihr ernst ist, so soll sie ein solches Gesetz einbringen. Der Reichsrat größtenteils beteuert heilig, die Landwirtschaft sei die wichtigste Grundlage des Staates. Wenn ihm das ernst ist, wird er das Gesetz annehmen. Bei Gutsverkäufen, dieser für das Gemeinsame so wichtigen Sache, hat auch die Gemeinde mitzusprechen und nach der vorgeschriebenen Beratung mit ihr hat der benachteilte Verkäufer das Recht, den abgeschlossenen Verkauf rückgängig zu machen. Jetzt werden bei uns mindestens zwei Dritteile der Verkäufe bereut, nachdem es zu spät ist.

Bartsch! Vor vier Jahren klang dieser Name noch wenig literaturgerecht. Etwa bloß so, wie wenn ein feuchter Hut auf die Dielen fällt.

weg mit der Budelhaube, jetzt im Sommer! Zusammenschlagen den Ofen und in die frische Luft hinaus mit dir! Narr, dir zergeht ja das Hirn!"

Er gab ihm einen Geist zum Einreiben in den Kopf, er verordnete Bewegung und Luft. Also stand der Kranke, gewissenhaft dem Arzt vertrauend nachher probeweise ohne Kopfbedeckung in der freien Luft und es schien ihm schier, das Hirn tät schon ein bissel fester werden.

„Nun also, Klippelspatz, so geh jetzt und tu mir schön folgen."

Der Mann ging fast leichtschrittig davon. Jetzt war er voller Trost.

Ich habe solches Ereignis mitangesehen und gehört. „So sind die Kerle", lachte der Arzt. „Was sagst denn dazu?"

„Ich glaube auch, daß diesem Kopf ein Geist zum Einreiben not tut", war mein Entgegnen.

„Das ist ein Hypochonder, ein fauler Ofenhocker, ich kenne ihn. Mit Vernunftgründen richtet man bei solchen Patienten nichts aus, sie glauben nur den Unsinn. Jetzt, wenn du aufpassen willst, das zergehend' Hirn wirkt. Das ist in ihm einleuchtend, barhaupt wird er jetzt im Freien herumgehen den ganzen Tag, wird in der kühlen Stube schlafen, wird vielleicht ein wenig das Reißen kriegen, aber das Kopfweh und der Schwindel werden nachlassen."

„Und der Geist?"

„Der schadet nichts."

R.

Gebet eines Franzosen vor vierzig Jahren.

Im Straßburger „Evangelischen Sonntagsblatt", am 6. November 1870, unter der Überschrift „Ein Bekenntnis Frankreichs", war folgendes zu lesen:

„Wir, das Volk von Frankreich, wir, die Gott mit seinen reichsten Gaben überschüttet hatte, wir, die wir so lange diesen heiligen Namen verachteten, wir haben endlich seine Langmut erschöpft und wir finden uns heute unter seiner mächtig züchtigenden Hand.

Herr, wir erkennen es, Deine Gerichte sind gerecht. Die Strafe, die Du über uns verhängst, so schwer sie ist, sie ist verdient.

Wir waren stolz und übermütig, wir rühmten uns, das erste Volk der Erde zu sein, und verachteten alle anderen Nationen; sie sollten alles von uns lernen, wir nichts von ihnen.

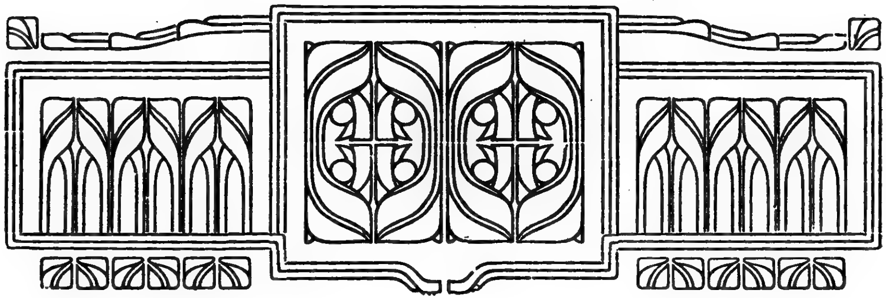
Nach eitlem Ruhme lüstern, besonders nach dem unseligen Ruhme, den der Krieg gewährt, haben wir ihn gierig gesucht. In unserem Wahne der Unüberwindlichkeit ließen wir uns hinreißen zur übermütigsten Herausforderung, immer bereit, das Schwert zu ziehen und das Blut zu vergießen, wenn es nicht das unsrige galt.

Darum hast Du uns gedemütigt durch unerhörte Niederlagen. Die Armee, auf die wir so stolz waren, ist geschmolzen wie Wachs unter der Sonne. Die Zerstörungswerkzeuge, auf die wir unser Vertrauen setzten, wurden unsern Händen durch die Feinde entrissen.

Herr, Du bist gerecht und unser Hochmut verdiente diese Demütigung.

Wir waren versunken in Selbstsucht und Üppigkeit. Von dem Bedürfnis nach Genuß gestachelt, sehnten wir uns nach Reichtum und suchten zu erwerben ohne Ängstlichkeit in der Wahl der Mittel.

Wir liebten die Pracht, die Genüsse des Gaumens, die Huldigungen, die man dem gut oder schlecht erworbenen Gelde erweist. Die Reichen unter uns waren unbarmherzig gegen die Dürftigen, die Armen verzehrt von Neid und Mißgunst über das Glück der Reichen; gesättigt oder unbefriedigt in unseren Begierden waren wir alle gleich strafbar.



Kleine Laube.

Von der Ebenbürtigkeit.

Sprach zum schmucken Kürbis die Melone:
„Deine Ehewerbung ist nicht ohne,
Aber leider muß ich sagen nein;
Denn du kannst zwar immer der Melone
Liebster bleiben, aber niemals ohne
Adel ebenbürt'ger Gatte sein.“

B. P.

Der Bauernarzt.

Zum Bauernarzt Knull kam einmal ein verelendeter Mensch, noch nicht alt, aber krank zum Versterben. Trotzdem ein sehr heißer Tag war, hatte der Kranke dicke modrigriechende Lodenkleider am Leibe und der Kopf war mit unterschiedlichen Tüchern so umwunden und gebunden, daß es der Knull nur aus der mutvoll hervorragenden Nase erkennen konnte, wer es war.

„Ja, Klippelspatz-Bauer, wo fehlts denn?“ fragte der Knull.

„Mei wo fahlts! In Kopf hon ihs, in Kopf. So viel Kopfweh ollerweil, und tonzn tuats, und blow vor den Augna, daß ih frei nix siach.“

„Das glaub ich, weil du s Gesicht verbunden hast wie ein Mumel. Herab mit den Fetzen!“

Der Klippelspatz wollte sein Haupt nicht entschälen. Er hatte Bedenken. „Wirds nit eppa z küahl sein in der Stubn?“

„Bei achtzehn Grad? Mensch, willst dich denn braten lassen?“

„Mei Weib tuat fleißi einhoazn. Ban warmen Ofn taugats ma frei, hon so viel gern worm. Dennach wul gibts nix aus und olleweil schlechter wirds. Ich woaß nit, daß mar ollaweil da Kopf sa weh tuat. Tua ma helfn, Knull!“

Als er die Tücher endlich zögernd losgewickelt hatte, war noch eine Pelzhaube über das Haupt gestülpt. Das Gesicht gerötet und aufgedunsen.

„Ja Freund, da glaub ichs!“ rief der Knull wie erschrocken aus, während er diesen Kopf untersuchte, „In dera Hitz, d a z e r g e h t u n s j a s H i r n! Das wird freilich weh tun.“

„s Hirn zgehn?“ fragt der Bauer angstvoll auf.

„Wie Butter in der Sonn zergehts, wenn du immer so in den Hitzen bist.“

Der Klippelspatz mußte sich schneuzen.

„Siehst du, siehst du wie es schon flüssig wird!“ sagte der Knull lebhaft, da muß fürgebeugt werden, s ist höchste Zeit. Weg mit den Tüchern und Kotzen,

Allerseelen der Lebendigen.

Wenn ich, Brüder, euch und Schwestern
Auf dem letzten Lager denke,
Müde von dem langen Gestern
Bleich und still in Blumen schlafend,
Wie daneben eure Seelen
Weiterglühen in den Kerzen,
Wie die Augen nimmer wissen
Von dem totenstillen Herzen,
Und die fromm verschränkten Hände
Aller Arbeit sind am Ende, —
Wenn ich euch, die fern und nahe
Ihr den Tag lebendig wirket,
Leert und füllt die raschen Stunden,
Leid und Lust zum Strauß gebunden
Als Geschick mir überlasset,
Wenn ich euch so liegen denke,
Wie ihr nimmer liebt noch hasset
Und die eingestellte Wage
Nie und ewig nimmer fasset, —
Wenn ich euch gestorben denke,
Beug ich tief mein ganzes Wesen,
Fühl mich von dem Wahn genesen,
Daß der Mensch die Welten lenke,
Schau empor, wo eure Sterne
Schwach und hell, die klein und großen,
Näher nun und wieder ferne,
Sich begegnen jetzt und lieben
Oder aus dem Himmel stoßen:
Ob sie steigen oder fallen —
Ich erkenne Gott in allen.

(„Hochland.")

Josef Bernhart.

Glaube und Heimat.

Die Tragödie eines Volkes von Karl Schönherr. (Leipzig. L. Staackmann. 1910.)

Gegenreformation. Vertreibung der evangelischen Bauern aus den Alpenländern. Zu diesem hochtragischen Stoffe hat sich endlich eines Dramatikers wuchtige Kraft gefunden. Die letzten Tage einer Bauernfamilie vor ihrer Vertreibung in unbekannte Länder. So einfach und gewaltig ist der Konflikt zwischen Glaube und Heimat sicher nicht oft geschildert worden als in diesen drei gedrängten Akten. „Red' nit und geh' dem Glauben nach!" nach diesem Spruch einer Bäuerin halten sie sich, nach langen Kämpfen entschlossen, Besitztum, Verwandtschaft und Heimat ihrem evangelischen Bekenntnisse zu opfern. Nur der alte schwerkranke Großvater sucht durch Wanken und Leugnen so lange zu verzögern, bis der Tod eintrete, um erst in der Sterbestunde das laute Bekenntnis zu tun, damit er in der Heimat könnte begraben werden. Als er aber erfährt, daß eine tote Lutherische auf dem Schindanger verscharrt wird, ist er der erste, der seiner Väter geliebte Erde verläßt, um ein ehrliches Grab in den „Fremden" zu finden. Der einzige, der sich auf die Auswanderung kindlich freut, ist das Söhnlein — und gerade das soll schließlich von den Eltern getrennt und mit Gewalt daheim zurückgehalten werden, um seine Seele zu „retten". Der Kleine sucht den Häschern zu entkommen, wird ins Mühlwasser gehetzt, wo er ertrinkt. Darauf fährt der Vater wütend über den Anführer der Häscher her, kriegt ihn unter, will ihn mit einer Axt erschlagen.

Aber im letzten Augenblick erinnert sich der Lutheraner an Christi Wort: Dem Feinde verzeihen! Er läßt die Hacke sinken, den Anführer los und dieser — von solchem Beispiele erweckt — das Schwert, mit dem er die Evangelischen verfolgt hat, er tritt es mitten entzwei. — Das sind einige Hauptzüge des Dramas von der Verbannung der Bekenner aus ihrer Heimat. — Die Behandlung des grausamen Geschehnisses, besonders die Sprache, erinnert an Handel-Mazzetti; auch äußerlich so ganz tendenzlos, obschon im Stoffe selbst die schreiendste Tendenz liegt.

Die Bühnenwirkung dieser Tragödie muß — besonders in unserer Zeit — eine tiefe sein.

Dann hast Du Dich erhoben; unsere Reichtümer sind verfault, unsere Freuden hast Du vergiftet und uns statt der Feste und Gelage Angst und Tränen gegeben; Du hast uns gezwungen, mit Asche diese verweichlichten Körper zu bedecken, deren Sklave die Seele geworden war.

Herr, Du bist gerecht; unsere Selbstsucht verdient diese Strafe!

Unsere Grundsätze, unsere Sitten waren verdorben; wir haben den Meineid entschuldigt, gepriesen und gekrönt; wir haben Wahrheit und Gewissen für Vorurteile gehalten und über alles Reine und Heilige gespottet.

Das Weib, die Ehe und ihre heiligen Pflichten, alle häuslichen Tugenden waren uns ein Gespött. Unsere Bühne, unsere Literatur sind eine Schule der Unsittlichkeit geworden. Durch unsere Leichtfertigkeit, unsere lange Knechtung unter die Leidenschaften, durch die Niedrigkeit unserer Neigungen, unsere schamlosen Moden, unsere schmutzigen Lieder, haben wir unsere Zeit entehrt und der Welt ein Ärgernis gegeben. In allen Schichten unserer Gesellschaft ging das Laster in vollem Schwunge, schamlos vor aller Augen das zur Schau tragend, was nicht einmal erlaubt ist zu nennen.

Dann ist Dein Zorn entbrannt und Du hast Feuer und Schwefel regnen lassen auf dieses Sodom und Gomorra, zu dem wir geworden.

Herr, Du bist gerecht, unsere Verbrechen haben diese Strafe verdient.

Wir waren ungläubig, gottlos, heuchlerisch und abergläubisch; die einen ganz ohne Religion, die anderen nur deren äußere Formen an sich tragend. Wir haben gespottet über ein Evangelium, das wir nicht kannten, und wenn wir es kannten, haben wir die anderen gelehrt, nicht daran zu glauben. Durch schmähliche Berechnung geleitet, haben wir in der Nähe und Ferne Irrtümer und Gebräuche begünstigt, an die wir nicht glaubten, nur darauf bedacht, hinter der Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der Armen unsere Macht und unsere unrecht erworbenen Güter zu sichern. Statt Dir zu dienen, wollten wir Deinen heiligen Namen mißbrauchen zum Deckmantel unserer schweren Verschuldungen.

Darum hast Du uns verlassen, hast uns in die Hände eines harten, trügerischen Herrn gegeben, der unsere Reichtümer vergeudet, das Blut unserer Söhne vergossen, unsere starken Männer der Knechtschaft überliefert und unsern Namen unter den Völkern entehrt hat.

Herr, Du bist gerecht in Deinen Gerichten. Doch die Schläge Deiner Hand, der klägliche Zustand, in den Du uns versetzt hast, vermochten noch nicht unsere Augen zu öffnen über die Sünden, die unser Verderben waren; wir sind erbittert, nicht bußfertig. Jeder klagt den Nächsten an statt sich selbst, und als ob wir nicht schuldig wären, murren wir gegen Deine Strenge.

Herr, befreie uns von unserer Verblendung! Gib zu der Demütigung, die unsere Feinde uns zufügen, eine heilsame Demütigung unserer Herzen vor Dir und, nachdem Du uns im Feuer der Trübsal geläutert, gib unserem Vaterland den Frieden wieder, damit es zu Dir zurückgekehrt, umgewandelt durch die schwere Prüfung in der Welt erscheine als ein Zeuge Deiner Gnade, nachdem es dazu gedient, die Strenge Deiner Gerechtigkeit zu verkündigen.

Um von Dir unsere verlorenen Güter, Frieden und Wohlfahrt wieder zu erlangen, berufen wir uns nicht auf die rauchenden Trümmer unserer Städte, nicht auf die Verheerung unserer Gefilde, nicht auf das vergossene Blut unserer Brüder. Vergebung und Friede, o Herr, erflehen wir allein im Namen unseres Heilandes Jesu Christi und seines für das Heil der Welt auf Golgatha vergossenen Blutes."

Dieses Bekenntnis ist wohl geeignet, im Leser eine Fülle von Gedanken, Empfindungen und — Hoffnungen zu wecken.

Rasch gibt ihm das Königsfräulein die Hand:
„Gott segne dich für dein Wort!
Wenn der Sturm einst braust durchs deutsche Land,
Dann kenn' ich den sichern Port:
Wer der Heimat Art
In Freiheit wahrt,
Bei dem ist in Not man am besten verwahrt."

Not- und Liebeswerke.

Da Dechant Bogner z Obergfehr
Halt in da Kircha Christnlehr
Und kimmt auf das Kapitl grad,
Das d Not- und Liebeswerke hat.
Er fragt: „Sag du mir, liebes Kind,
Was Not- und Liebeswerke sind!"
Sein Blick is auf die Schein Friederl gfalln,
Der aus dem kloan, frischrotn Mund
Und aus n Augnan kuglrund
Nu Kindaspiel und Himml strahln.
„Was sind wohl Not- und Liebeswerke?
Du weißt es", sagt a, „wie ich merke",
Und is recht freundli mit da Kloan.
Und d Friederl guckt den frommen Mann
So recht vertraut unschuldi an:
„„Das is, wann zwoa heiratn toan!""

Hans Mittendorfer.

Des Müllers Ännchen.

(Volksballade.)

Im Dorf steht die Mühle als letztes Haus,
Da gibt es heut Jubel und Hochzeitsschmaus,
Des Müllers Ännchen, die schönste Braut,
Ward dem reichsten Bauer angetraut.

Weit wandert im Dunkeln ein bleicher Gesell.
In der Mühle blinken die Lichter so hell,
Und im wallenden Schleier und Myrtenkranz
Schwebt Müllers Ännchen in bräutlichem Tanz.

Die Braut ist so schön und der Bräutigam reich
Es macht wohl das Glück ihre Wangen so bleich? — —
Als der Morgen graut war das Tanzen aus.
Sie zogen die Braut aus dem Mühlbach heraus ...

Ella Triebnigg.

Lustige Zeitung.

In der dritten Mädchen-Volksschulklasse wird in der Naturgeschichte die Klapperschlange beschrieben. Der Lehrer sagt: „Könnt Ihr mir noch ein Tier nennen, dem man ebenso wie der Klapperschlange auch nicht trauen darf?" Nach langem Schweigen meldet sich ein Mädchen und sagt: „Der Klapperstorch!" („Jugend.")

Frau des Hauses, die eben von einer längeren Reise zurückgekehrt ist, zu ihrem Bruder: „Sag mal, Fritz, wie hat eigentlich mein Mann die Trennung von mir ertragen? Hat er sich sehr gegrämt?" — Fritz: „Na, anfangs ging's; aber gestern war er ganz verzweifelt." („Guckkasten.")

Programm-Musik. Gestern war ich im Kinematographentheater. Man gab den Stapellauf des ersten italienischen Dreadnoughts mit Klavierbegleitung. Und was spielte der Herr Musikus? „Kinder, wer ka' Geld hat, der bleibt z' Haus." („Muskete.")

Singvögel.

Dämmerung.

Deine Geige klang
Wie frühlingssüßes Sehnen,
Wie leise Kinderstimmen,
So keusch und blütenrein.

Meine Seele weinte. —
Ich lehnte im Dunkel,
Sah deine Wangen glüh'n,
Die blonden Haare deine Stirne küssen.

Du sahst ins Weite. —
Deine Gedanken sangen in den Saiten,
Sie zogen deinen Blicken nach. —
Wohin? —

Novemberregen rauschte an den Scheiben. B. P.

Fritz Reuters Lied von der plattdeutschen Sprache.

Hochdeutsch übertragen von O. G. Ernst. [Nachdruck verboten.]

Ich kenn' eine Eiche, die steht an der See,
Ins Geäst braust der Nordsturm hinein,
Stolz reckt sie die mächtige Kron' in die Höh';
Tausend Jahre durch wird's schon so sein;
Sie ward nicht gepflanzt
Von Menschenhand;
Sie reckt sich von Pommern bis Niederland.

Ich kenn' eine Eiche mit knorr'gem Geäst,
Der schadet kein Beil, keine Axt.
Die Rinde so rauh und das Holz so fest,
Als wär' sie gebannt und behext.
Nichts ist ihr geschehen,
Sie wird noch stehen,
Wenn wieder 'mal tausend Jahre vergehen.

Einst gehen König und Königin
Und Königstochter am Strand:
„Woher nur der mächtige Eichenbaum,
Der die Zweige reckt übers Land?
Wer hat ihn gepflegt,
Wer hat ihn gehegt,
Daß er die Blätter so fröhlich regt?"

Wie nun der König Antwort begehrt,
Tritt vor ihn ein junger Gesell:
„Herr König, er war euch doch sonst nichts wert,
Auch nicht eurer Frau und Mamsell!*)
Nicht vornehme Leut'
Nahmen sich Zeit,
Dafür zu sorgen, daß er gedeiht.

Und dennoch grünt so herrlich der Baum,
Von uns Arbeitsleuten gewahrt,
Die stolze Eiche auf weitem Raum
Ist plattdeutsche Sprache und Art.
Die vornehme Kunst
Hat sie nicht verhunzt,
Frei wuchs sie empor ohn' Königsgunst."

*) „Mamsell", volkstümlicher Ausdruck für Fräulein.

richtigen Bahnen zurückzubringen. Allein er ist ihr durch Mangel an Schwärmsinn unsympathisch geworden und leider den Sommer über geschäftshalber in der Stadt, so daß er weder mit Psychologie noch mit der Faust dem Unheil Einhalt tun kann, das sich philosophierend in der Gestalt Dr. Elischer-Tristans naht und endlich nach langen geistigen Exzessen das lungenkranke Mädel in einer herbstkühlen Nacht dem ohnehin schon balde bevorstehenden Tod noch näherrückt, der wenige Seiten nach Schluß des Buches in Italien tatsächlich eintreten dürfte. Aber auch Dr. Elischer ist unheilbar leidend, ans Heiraten ist daher nicht zu denken, und so zerfließt der Roman gegen Ende in unreelle Liebesphilosophien und unbefriedigende Sentimentalitäten. Die heilige Maria, ein Bild in einer kleinen Kapelle, ist nur Folie, sie lächelt über die beiden. Vielleicht voll Milde. Aber das sei dem Leser überlassen. Die Idee des Buches ist zweifellos nicht schlecht, allein sie hätte einer stärkeren und gesünder fühlenden Hand bedurft. Letzteres insbesondere für die Liebesszenen, gerade um die Krankheit der beiden nicht unerträglich zu machen. Auch die Nebenfiguren sind farblos, die Handlung verliert des öfteren ihren straffen Zusammenhang. Dr. Elischer denkt zu viel, d. h. zu viel Unnötiges. B. P.

Das goldene Bett. Roman von Olga Wohlbrück. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

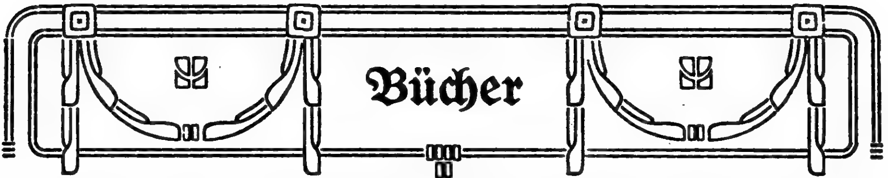
In den letzten Jahren waren „Jörn Uhl" und die „Buddenbrooks", die am meisten Schule machten. Fast endlos ist die Serie der Nachfahren, die oft nur mehr an scheinbaren Nebensächlichkeiten als Blut von anderem — besserem Blut zu erkennen sind. Auch vom „goldenen Bett" kann man sagen, ohne Manns Roman wäre es nicht geschrieben worden, aber es enthält doch so viel Neues, Schönes und Interessantes und hat so viel Urpersönliches der Verfasserin (eine Österreicherin) eingepflanzt, daß es ein Werk aus der Unsumme der deutschen literarischen Jahresproduktion ist, welches anerkannt werden muß. Es gibt ein gutes Bild der Berliner Künstler-, Finanz- und Spekulationskreise mit kleinen Seitenhieben — die weniger Olga Wohlbrück austeilt, die eher der Leser empfindet — auf eine gewisse Art „wacher Wiener", und der Süddeutsche sollte über manche unaufdringliche Wahrheit in dem Roman ernstlich nachdenken. Also: ein anregendes und ein nachdenkliches Buch, voll Objektivität und Verständnis. H. L. R.

Liebesmusik. Eine Alt-Wiener Geschichte von Hans Hart. (Leipzig. L. Staackmann.)

Hart hat mich mit seinem neuen Roman angenehm überrascht, denn sein Buch „Das heilige Feuer", das viel Anklang fand, gefiel mir wenig. Diesmal verzichtete er auf „unterlegte Personen", denen das Odium der Schlüsselromanhaftigkeit anhaftet, und er verzichtete auf die Betonung einer äußerlichen Tendenz, die ich immer für unkünstlerisch halte. „Liebesmusik" ist ein fein ausgefeilter Biedermeierroman voll Poesie und Milieufreudigkeit; vielleicht der Stil hie und da zu gesucht, aber nie süßlich. Und süßlich werden die Menschen gar so gern, wenn sie von Alt-Wiener Terzetten und Spinetten erzählen. Biedermeier ist für mich nicht kandiertes Vegetieren, sondern ein beschauliches und auch von der hohen Polizei niedergehaltenes Leben, dem es gewiß nicht an Leidenschaften fehlte, doch widersprachen die Leidenschaften dem bon ton und den Absichten der abgeklärten Staatsmaxime. Man beherrschte sich besser, sah auf Haltung. So ähnlich dürfte es gewesen sein. Hart hat in das Milieu einen nicht allzu wilden Renaissancecharakter gestellt, der die Onkel, Tanten, Papas und Mamas gehörig aufmischt; natürlich auch die Töchter. Er bringt einen frischen Zug in die Metternichsche Stagnation der braven Bürgerlichkeit. Nur eines: die Handlung zielt vom Anfang an auf ein übles Ende ab — aber ein Roman aus dem tanzenden alten Wien mit schlechtem Ausgang?! Das mag den Autor bestimmt haben; da knickte er lieber die Linie der natürlichen Entwicklung zum Guten hin. Eine entschuldbare Deus ex machina-Tat. „Liebesmusik" ist eines der traulichsten Bücher, die ich seit langem gelesen habe. H. L. Rosegger.

Der Mutter Blut. Roman von Robert Kurpiun. 2.—4. Aufl. (Breslau-Kattowitz-Leipzig. „Phönix-Verlag.")

Dieser „Ostmarken-Roman", der den Kampf der Deutschen gegen das Großpolentum in Preußisch-Schlesien schildert, zog sogleich bei seinem Erscheinen das Interesse weiter Kreise auf sich und verdient auch in Österreich gelesen zu werden. Der Verfasser, kein Chauvinist, der etwa den Polen das natürliche Recht auf Nationalismus abspricht, aber er — ein Kenner der Verhältnisse — weiß durch die spannende Anordnung der Verhältnisse zum Ergebnis hinzuleiten, daß ein ehrenvoller, auf gegenseitige Achtung gegründeter Friede zwischen beiden Nationen durchführbar und wünschenswert ist. Vorderhand wird dieser, von vielen heiß ersehnte Friede von polnischer Seite mutwillig gestört, was zu Repressalien und Abwehraktionen des Reiches führte, das sich seiner Pflicht gegenüber der erdrückenden Mehrheit der deutschen Staatsbürger, die begreiflicherweise Herren im eigenen Staat sein wollen, wohl bewußt ist. In Kurpiun taucht ein starkes, plastisches Erzählertalent auf, welches nur noch einiger Verfeinerung und



Die alte Krone. Roman aus dem Wendenland von Paul Keller. (München. Allgemeine Verlagsgesellschaft.)

Kellers Geschichte von der alten Krone ist ein liebes und ein ernstes Buch. Lieb ist die Erzählungsweise, ernst und bedeutsam der Gedanke an Liebe und Versöhnung unter den Menschen, die sich in nationaler Leidenschaft befehden. Mit Ernst und Rührung liest man auch von den Opfern, die es kostet, bis in den erbitterten Gemütern der Gedanke an Liebe und Schonung lebendig wird.

Von Berlin nicht allzuweit spreeaufwärts erhielt sich durch alle Stürme der Jahrhunderte hindurch eine kleine slawische Sprachinsel, die Wendei. Hier lebte ein armes, schlichtes, abergläubisches Völklein in Weltabgeschiedenheit und romantischer Verträumnis dahin, ein Stamm, der von seiner Sprache und Sitte niemals ein Fäserchen preisgeben wollte. So blieb es bis in die jüngsten Jahrzehnte, wo die übermächtigen Wandlungen in unserem Kulturleben auch diesen alten Volksrest ergriffen und wie das Meer die Halligen zernagten. Das alte trotzige Stammesbewußtsein der wendischen Ansiedler hatte sich einst ein poetisches und sinnreiches Symbol im heimlichen König, dem „Kral der Wenden", geschaffen, dessen Geschlecht unter ihnen fortlebt, an welches alle Volksgenossen wie an etwas Großes und Heiliges unerschüttert bis in die jüngste Zeit glaubten. Für diesen heimlichen König gibt es auch eine alte, in einem Waldhügel vergrabene Silberkrone, die dereinst eine Jungfrau mit silberner Schaufel aus der Erde graben wird und die sich dann der mächtige Wendenkönig auf das Haupt setzt.

Früher oder später schlägt jedoch die Sterbestunde für solche schöne Traditionen. Der Kampf zwischen altgeheiligter Überlieferung und der harten Notwendigkeit der neuen Zeit, zwischen sagenumflüsterter Romantik und nüchterner Aufklärung wurde schon oft poetisch gestaltet. P. Keller führt uns den nämlichen Kampf in seiner originellen Weise an den Menschen der Wendei vor, an denen sich vor unseren Augen all das zutrug, was bei großen Nationen sich in langen Zeiten vollzieht. Kellers Buch zeigt uns, wie sich unter den eigenen Volksgenossen ein hartnäckiger Kampf zwischen dem Alten und Neuen entspinnt und zu elegisch-versöhnlichem Austrag kommt. Liebe und Schonung allen ehrwürdigen Traditionen, aber kein engherziges, selbstmörderisches Zurückweichen vor den Forderungen einer neuen Zeit! Das ist wohl der Sinn des wehmütigen Schlusses in der „Alten Krone". Keller, das zarte lyrische Gemüt und der feine Idyllenerzähler, zeichnet auch im neuen Buche wieder reizende Stimmungsbilder und Volksszenen, er läßt prächtige Bauernköpfe vor uns erscheinen und gruppiert vielfältige, behaglich ausgemalte Szenen um sein Hauptproblem, den Kampf zwischen Altem und Neuem. Gegen Schluß zu verengt sich der breite Fluß der Erzählung allerdings gar zu bedenklich. Am meisten wird jeden Leser, der Heimat und Volkstum liebt und der den Geist eines Volkes im Spiegel von Sage und Überlieferung zu sehen und zu empfinden weiß, die Atmosphäre der Wendei entzücken, die ganz von Romantik geschwängert ist. Denn ein seltsames, halb poetisches, halb religiöses Phantasieleben umrankt, verklärt oder verdüstert jeden Schritt und Tritt dieser Menschen. Leben und Tod, jeder Kummer und jede Freude werden von uralten, sinnvollen, manchmal auch bizarren Gebräuchen, Weiheformeln und Segenssprüchen begleitet, und mit tiefer Teilnahme sieht man, wie die guten Leute an diesem poetischen Erbgut wie an einem unentbehrlichen Lebenselement hängen, wie jede Störung dieses Heiligtums ihnen bitteren Schmerz bereitet, ja wie die Vernichtung des Glaubens an ihr Palladium den Kern ihres Wesens selbst zerstört.

Möge Kellers liebes, ernstes Buch von der „Alten Krone", das den Nationalitätenkampf gleichsam in einem Miniaturbildchen und in der Form eines halben Märchens zeigt, vielen Lesern die Freude am echten und guten Volkstum stärken und die nationalen Kämpfer zu ähnlichen Gedanken von Gerechtigkeit und Liebe anregen, wie sie Juro, der Vertreter der deutschen Kultur unter den Wenden, am Ende des Buches ausspricht.

Dr. Johann Ranftl.

Das Lächeln Mariae. Eine stille Geschichte vom Sommer von Hermann Wagner. (Berlin-Charlottenburg. Carl Juncker.)

In gut gezeichneter deutscher Sommerlandschaft eine krankhafte Liebesgeschichte mit etwas orientalisch angehauchter Sinnlichkeit. Etwa Tristan und Isolde. Aber leider umgemodelt. Pörnensen, König Marke, Agnes' Verlobter ist der einzige Gesunde und Starke unter den dreien und würde schon Kraft und Energie genug besitzen, seine Braut in die

nicht heißen, daß es wertlos ist. Die sehr routiniert erzählten Geschichten, so verschieden sie auch sonst untereinander sind, variieren dasselbe Grundthema: vom unüberwindlichen Einfluß der Frau auf den Mann. Der Sammeltitel „Cherchez la femme" wäre auch recht passend. Die weibliche Macht ist hier keine dämonische, eher eine liebenswürdige; ein Lächeln, ein freundliches, boshaftes oder höhnisches Lächeln ist das Signum, mit dem und in dem gesiegt wird. Aus dem Widerspruch zwischen der scheinbar so unschuldigen Waffe und den schweren Wunden, die sie schlägt, weiß der Autor viel zu machen und erzählt auch die ernsten Geschichten mit einem leisen Spötteln um die Mundwinkel. Damit erzielt er hübsche Wirkungen und sein Buch wirkt nachhaltender, als man zuerst glaubt. H.

Erlebnisse einer Polizeiassistentin. Von Schwester Henriette Arendt, früherer Polizeiassistentin in Stuttgart. (München. Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H. 1910.)

Ein interessantes Buch, das für die Notwendigkeit, der Frau in gewisse Berufe Eingang zu verschaffen, eindringlicher spricht als manches gelehrte Elaborat für Frauenemanzipation. Gerade als Hilfskraft der Polizei kann sie ersprießlich wirken; hier, weiblichen Häftlingen, jungen Männern gegenüber, die den Weg verfehlten, und bei Kindern, denen zu helfen wäre, ist sie am Platz. Das beweisen die Aufzeichnungen Henriette Arendts, die allen, welche sich für die soziale Frage interessieren, wärmstens empfohlen werden können. Die Polemik gegen den Bureaukratismus der Stuttgarter Polizei wäre aus den „Erlebnissen" besser weggeblieben, aber schließlich scheint es begreiflich, daß die Autorin sich, wo und wann sie es vermag, gegen das Übelwollen und die üble Auffassung, die ihre ernste Arbeit leider erntete, aus ganzer Kraft wehrt.

Deutsche Kunst und Dekoration. Illustrierte Monatshefte für moderne Malerei, Plastik, Architektur, Wohnungskunst und künstlerische Frauenarbeiten Herausgegeben und redigiert von Hofrat Alexander Koch. (Darmstadt. Verlagsanstalt Alexander Koch.)

Es liegt uns das Oktoberheft 1910 vor. Hengeler (München) leitet es gleich mit einigen reizenden, vorzüglich vervielfältigten Bildern und Roeßler (Wien) mit seinem interessanten Artikel „Kunst, Kunstgewerbe und Publikum" aufs günstigste ein. Und auf derselben Höhe halten sich auch die anderen Beiträge illustrativer und beschreibender Art. Die Zeitschrift ist vielseitig und bringt neben absoluter Kunst Kunstgewerbliches und überhaupt Anregungen auf allen Gebieten der Dekoration. Besonders hinweisen möchten wir auf die „Kleinbeamten- und Arbeiterwohnungen" (im Museum für Kunst und Industrie in Wien), die geeignet scheinen, mit der heute leider üblichen Wohnungsgeschmacklosigkeit gründlich aufzuräumen. Hier wird Hübsches und Wohlfeiles gezeigt. „Deutsche Kunst und Dekoration" ist eine Publikation, die ernste Beachtung verdient und gewiß auch finden wird.

Glück und Glanz. Gedichte von Hans Herbert Ulrich. Mit einem Geleitwort von Viktor Blüthgen. (Schweidnitz. L. Heege.)

Etwas von Liliencronschem Geiste weht durch dieses Buch, gesunde, phrasenlose Natürlichkeit, kein Suchen nach fernen unfruchtbaren Problemen; das Nächstliegende, und wäre es auch ein unscheinbares Ereignis, wird mit liebevoller Hand erfaßt, geformt und so zum dichterisch Erlebten, zum Kunstwerk. Man vergleiche einmal die anmutigen und präzisen Milieuschilderungen modernen Gesellschaftlebens — der Autor hat sie unter dem Titel „Aus Bronzeleuchtern stilles Kerzenschimmern" zusammengefaßt — mit weichkranken Gedichten Felix Dörmanns, die annähernd gleichen Stoff behandeln. Es ist, als führte uns der gesunde Humor und die Farbenfreudigkeit in unserem Buche über die Decadence unserer Zeit hinweg, und die Bilder aus Klub, Rauchzimmer, Damenboudoir und Ballsaal könnten in ihrer Romantik aus der Eichendorffschen Zeit sein.

Ein Beitrag mehr zur Rettung der Poesie der Großstadt. Man lese nur dieses „Nachtbild":

In ferner Straße schlummermüdes Singen . . .
Nur aus der Bar noch leises Geigenklingen —
Und dumpfes Murmeln durch die Nachtluft geht,
Wenn ein Portier verschlafne Türen dreht.

Einzelne Pärchen, innig, Hand in Hand,
Gehn nach dem nahen Taxameterstand:
Ein Ruf — ein Kichern, dann ein schwerer Klang,
Und tappend fährt es den Asphalt entlang . . .

Die Ecke glüht buntkreisende Reklame —
Ein Herr grüßt lächelnd eine lila Dame.

Und wieder den ergötzlichen Ausschnitt aus einem Sommernachtsball:

„Auf der Terrasse Lichter, rotverhangen,
Ein Huschen über zierlich weiße Stühle,
Die Saaltür ist ganz leise aufgegangen,
Und Walzerklänge taumeln durch die Schwüle.
Ein Paar tritt langsam in das Zauberdunkel.
Verschlafne Rosen nicken dann und wann . . .
Sie träumt hinauf zum Sterngefunkel — —
Er sieht sie lächelnd durch sein Einglas an."

Aber auch der arbeitschweren Natur des Landes und den Lippen der Kinder weiß der Dichter Worte abzuringen voll Zauber und Farbe.

„Heut' ging die Sonne übers Ackerland
Und hielt die ersten Blüten in der Hand.
Ein Landmann hob den Kopf und sah ins Licht —
Ein Leuchten war in seinem Angesicht."

Selbstzucht bedarf. Zu fesseln und anzuregen versteht er bereits in diesem seinen Erstlingsroman. —r.

Das Geschlechtsleben in der deutschen Vergangenheit von Max Bauer. (Berlin und Leipzig. Herm. Seemann Nachf.)

„Für den ernsten Laien ist mein Werkchen bestimmt, für den gebildeten Mann und die reife, denkende Frau," sagt der Autor, der sein umfassendes Buch auf Grund der historischen Quellen und der einschlägigen Literatur ausarbeitete. Mancher Idealist, der die „deutsche Vergangenheit" nur in der für Schulen umgelogenen Art kennt, wird durch die wahrheitsgetreue Darstellung deprimiert werden, denn unsere Vorfahren waren nichts weniger als „sittsam", und Adel, Bürgertum und Bauernschaft übertrafen einander an „Sündhaftigkeit des Leibes". Aber wir erkennen daraus, daß eine laxe Moralität, mag sie auch durch Epochen andauern und die mannigfachsten schädlichen Nebenwirkungen erzeugen, dem gesamten Volkstum doch nicht so gefährlich ist, wie man allgemein annimmt. Freilich, wenn mit ihr Korruption des öffentlichen Lebens und ein Ermatten des Gemeinsinnes Hand in Hand gehen, dann läuft ein Volk, eine Rasse Gefahr, gänzlich zu verkommen und unterzugehen. Die etwas roh geratenen Deutschen des Mittelalters waren derb und sinnlich, sogar ausschweifend und verweichlicht (man siehe das Bäderwesen und Bäderunwesen), doch sie hielten sich kulturell und politisch — an ihren Nachbarn gemessen — recht tapfer, was, da man alles aus seiner Zeit heraus beurteilen muß, einen Lichtblick in den scheußlichen Zeiten der „Tanzwut" und der „Hexenprozesse" gewährt. Man nennt unsere Gegenwart gerne dekadent, und gewiß weist sie Symptome auf, die bedenklich sind, aber solche Bedenklichkeiten gab es schon vor einem Jahrtausend in Menge. Und sie sind überwunden worden. — Viel Schatten zeigt Bauers interessantes und ohne Prüderie geschriebenes Werk auf — nur, daß es den Lesern freisteht, auch nach dem Licht auszulugen, das diese Schatten warf. Wer die Menschen kennt, wird sich an dem Licht freuen und begreifen, daß das Dunkel daneben naturgesetzlich notwendig war.

Die untere Million. Gestalten und Geschichten vom Donaustrand von Fritz Stüber-Günther. (Berlin. Verlag des Vereines der Bücherfreunde.)

Stüber-Günther kann etwas — und zwar sehr viel; das hat er mit seinem Roman „C. I." bewiesen und jedes neue Buch von ihm bestätigt es. Die Geschichten, die er „Die untere Million" betitelt, spielen im Volk, besonders im Wiener Volk, sind bald ernst, bald heiter, manchmal satyrisch angehaucht, manchmal freundlich humoristisch oder warminnig. Immer sind sie künstlerisch und lebenswahr ohne Übertreibung. In ihrer Art die besten und charakteristischesten scheinen mir „Die Schweig", „Der Rebell" und „Die Törische" zu sein. Auch dort, wo Stüber-Günther mit seinen Erzählungen einen, ich möchte sagen, sozialen Zweck verfolgt, hält er sich von unangenehmer Tendenzschreiberei fern und läßt den Stoff allein durch eine fein pointierte Form wirken. Er verdient mehr Beachtung und Förderung als mancher andere österreichische Schriftsteller, der sich mit äußerlichem Tamtam durchzusetzen weiß!

Nachdenkliches Bilderbuch. Ernste und heitere Geschichten von Emil Ertl. (Leipzig. L. Staackmann. 1910.)

Die feine Marke kennen wir. Aber immer wieder neu anmutend ist uns die Meisterschaft in Stil und Stimmung des Verfassers, der in den verschiedenartigsten Bereichen der Welt und des Lebens daheim ist. Und auch im Menschenherzen ist ihm kein Winkelchen fremd. Geschichten voll ruhigen Ernstes, andere voll tiefer Tragik, wieder andere sprudelnd von übermütigem Humor. Man lese die düstere Erzählung „Auswanderer" oder die Hundegeschichte „Barbana" (die wir vor einiger Zeit vom Verfasser selbst vortragen gehört) oder die Schwänke. „Die Stierschau" sowie „Das Grand Hotel zum Schwarzen Adler". Letzteres Stück ist bei weitem nicht das wertvollste der Sammlung, aber wir würden uns kaum wundern, wenn es die meisten Liebhaber fände. Alles in allem, das Buch ist wieder eine dankenswerte Gabe.

Die Erziehung zur Hetäre; Ausflüge ins Dunkelrote. Von Max Brod. (Stuttgart-Leipzig-Berlin. Axel Juncker.) Vor dem Titel der ersten Novelle soll sich niemand schrecken, und den der zweiten finde ich sehr hübsch. Es sind zwei feine Satiren auf die moderne Decadence; die „Erziehung" ist mehr komisch angelegt, die „Ausflüge" werden durch das Ende tragisch. In beiden siegt die gesunde Natürlichkeit über die bornierte Pose. Max Brod schreibt seine Gedanken in einem feinen Stil, der sich stark vom Alltagston unterscheidet und dem Inhalt zierlich angepaßt ist. Am besten gelingen ihm die schwächlichen Mannescharaktere, die ihre Nichtigkeit hinter dem Pathos verbarrikadieren, und gesunde Weibsnaturen, die sich dadurch nicht irreführen lassen. H. L. R.

Wenn Frauen lächeln. Novellen von Felix Josky. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Weltliteratur wird dieses Buch gewiß nicht zugeschlagen werden, aber das soll

Lieben und geliebt zu werden. Roman von F. A. Geißler. (Dresden und Leipzig. E. Pierson.)

Das Romanschiff. Heitere Liebesgeschichten von Heinrich Teweles. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Die geistlichen Übungen des Ignatius von Loyola. Übersetzt von Bernhard Köhler; eingeleitet und herausgegeben von René Schickele. (Berlin und Leipzig. Hermann Seemann Nachf.)

Renaissance. Der Tod Raffaels. Dramatische Bilder aus der Renaissancezeit von Dr. Alois Lanner. (Dresden und Leipzig. E. Pierson.)

Ave Caesar! Deutsche Luftschiffe im Kampfe um Marokko von Maurus. (Leipig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. 1909.)

Bisher erschienen im Verlage von Enßlin & Laiblin in Reutlingen folgende Hefte der „Bunten Jugendbücher": **Der Toni von Kandergrund.** Erzählung von Johanna Spyri. Mit Bildern von Otto Gebhardt. — **In Sturmesfluten.** Erzählung von Th. Justus. Mit Bildern von Gg. A. Stroedel. — **Von den Apenninen zu den Anden.** Erzählung von Edmondo de Amicis. Mit Bildern von Arpad Schmidhammer. — **Die Streiche der Schildbürger.** Von Gustav Schwab. Mit Bildern von Arpad Schmidhammer. — **Vom Feuervogel und dem grauen Wolf** und andere russische Märchen. Alten Volksmärchen nacherzählt von Gerhard Krügel. Mit Bildern von Otto Gebhardt. — **Till Eulenspiegel.** Mit Bildern von Arpad Schmidhammer. — **Hans Lustig** und andere Erzählungen. Von Reinick. Mit Bildern von A. Schmidhammer.

Die Geschichte des Stabstrompeters Kostmann. Nach seinen Aufzeichnungen dargestellt von Wilhelm Kotzde. Mit Bildern von Arthur Lehmann-Ajax. Mainzer Volks- und Jugendbücher, Buch 11. (Mainz. Jos. Scholz.)

Klaus Bärlappe. Von Gustav Falke. Mit Bildern von Otto Gebhardt. Mainzer Volks- und Jugendbücher, Band 12. (Mainz. Jos. Scholz.)

Der Jugend Weihe. Ein Festspiel zum achtzigsten Geburtstag Seiner Majestät des Kaisers von Edith Sigl. (Wien. Josef Grünfeld.)

Lichtglaube und Zukunftssonnen. Gedichte von Robert Seidel. 2. Band. (Berlin. Hans Weler, Buchhandlung „Vorwärts".)

Stille und Sturm. Gedichte von Otto Sattler. (New-York. Reltana-Verlag.)

Glück und Glanz. Gedichte von Hans Herbert Ulrich. Mit einem Geleitwort von Viktor Blüthgen. (Schweidnitz. L. Heege.)

Der Neue Walther von der Vogelweide. Ein Sängerduell in geharnischten und beschaulichen Versen von Aug. Ludwig. Mit Buchschmuck. (Dresden-A. Deutscher Lieder- und Musikmärchenverlag. Leipzig. F. Hofmeister.)

Jahresringe. Neue Verse von Emil Faktor. (Berlin-Stuttgart-Leipzig. Axel Juncker.)

Stille Lieder. Gedichte von Ludwig Müller. (Dresden u. Leipzig. E. Pierson.)

Meine ersten Gedichte. Von Andreas Christ. (Leipzig. Druck von Oskar Brandstetter.)

Der deutsche Michel. Eine Denkschrift in Versen über Michel Östermeier und Michel Reichsmeier von R. Duoderich. Mit Bildern von Walther Sighart. (Leipzig. „Teutonia", Verlag Karl R. Vogelsberg. Deutschvölkischer Verlag.)

Historisches Jahrbuch des Kriegerdenkmal-Ausschusses in Deutsch-Wagram. Herausgegeben von Anton Pfalz d. Ä. Fünfter Jahrgang 1911. (Deutsch-Wagram. Verlag des Kriegerdenkmal-Ausschusses. Für den Buchhandel: K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlagsbuchhandlung Karl Fromme, Wien.)

Einführung in die deutschösterreichische Politik. Von Dr. V. Wießner. (Dresden und Leipzig. Richard Lincke.)

Die Bilderschrift der Ario-Germanen. (Ario-Germanische Hieroglyphik.) Von Guido List. Mit über tausend Figuren, mehreren Textabbildungen, drei Tafeln und dem Bildnisse des Verfassers. (Verlag der Guido v. List-Gesellschaft zu Wien.)

Kunst und Heim, Pflege des Kunstsinns, Wohnungseinrichtung, Zimmerschmuck. Von F. X. Füsser. Der Sammlung „Wort und Bild" Nr. 2—3. (M.-Gladbach. Volksvereinsverlag.)

Natur- und Kunstschaffen. Eine Schöpfungsstunde von Dr. Adolf Harpf. (Jena. Hermann Costenoble.)

25 Jahre deutsche Minderheitsschule. Zum 25jährigen Bestande der deutschen Volksschule zu Eibenschütz. (Brünn. Druck von Josef Klär. Selbstverlag.)

Kaiserjubiläum und Sozialreform 1908. Ein Vortrag, gehalten von Gymnasialprofessor Anton Sobota. (Baden bei Wien. Kommissionsverlag Ferdinand Schütze.)

Kultur und Sitte. Die soziale Menschwerdung des Volkes. Von Franz Ernst. I. Band: Die Gebrechen unserer Gesellschaftsordnung. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.)

Wie das Kind das Rechnen lernt. Einfache, sichere, spielende Methode von P. Wews. (Ravensburg. Otto Maier.)

Das ist etwa die Grundstimmung in allen diesen Gedichten. Kein Wunder, daß ein angenehmer und herzenswarmer Nachhall den unbefangenen Lesern dieses Buches bleiben muß. B P.

Dideldumdei! Verse für die Kleinen von Albert Sergel. Mit Bildern von Hans v. Volkmann und Kompositionen von Engelbert Humperdinck. (Reutlingen. Enßlins u. Laiblins Verlagsbuchhandlung.)

Dideldumdei! ist ein ganz reizendes Kinderbuch, das die gute Aufnahme, welche es allgemein findet, vollauf verdient. Verse, Illustrationen und Musik ergänzen einander vorzüglich. Kurz, ein prächtiges Weihnachtsgeschenk für die Kleinen. M. T.

Goethe-Kalender. Begründet von Otto Julius Bierbaum, auf das Jahr 1911. Herausgegeben von Karl Schüddekopf. (Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher.)

Der Goethe-Kalender auf das Jahr 1911 ist der Erinnerung an seinen Begründer Otto Julius Bierbaum gewidmet und in dessen Sinne von Professor Dr. Karl Schüddekopf in Weimar weitergeführt. Die neue, durch Professor Walter Tiemann besorgte Ausstattung ändert nichts an dem alten Plane, vielmehr ist der ursprüngliche Gedanke, in erster Linie Goethe selbst zu Worte kommen zu lassen, wieder aufgenommen und durch eine Gegenüberstellung höchst charakteristischer, heute nur zum Teil veralteter Urteile über die Deutschen und Engländer als Nation, durch Äußerungen Goethes über die Reformation, durch unbekannte Briefe über die Juli-Revolution und anderes zur Ausführung gebracht. Daneben ist, um den intimen Charakter des Kalenders zu wahren, dem Anekdotischen in Goethes Leben ein breiter Raum gewährt; seine Besuche mit dem Herzog Karl August in Stützerbach und auf dem Kyffhäuser, seine Brockenreise im Winter, Erlebnisse mit Lenz und Gleim in Weimar wechseln mit zahlreichen lustigen Geschichten, die auf ihre Glaubwürdigkeit geprüft werden. Eine der wenig bekannten kleinen Novellen aus den „Wanderjahren" schließt den neuen Jahrgang, der mit acht seltenen, zum Teil unbekannten Bildnissen und Handzeichnungen Goethes sowie zahlreichen Faksimiles seiner Handschrift geschmückt ist. V.

Vogelschutz-Büchlein und Kalender 1911 mit allerhand Tiergeschichten. Herausgegeben vom österreichischen Bund der Vogelfreunde, redigiert von Sophie v. Khuenberg. (Verlag des österreichischen Bundes der Vogelfreunde in Graz.)

Dieses Büchlein um den Preis von nur 10 Hellern ist eine ausgezeichnete Propagandaschrift, um unsere Vögel zu schützen. Hoffentlich gelingt der Kunst, was der humanen Aufklärung allein bisher noch nicht gelang: die breitesten Schichten für den Tierschutz überhaupt zu gewinnen.

Von **deutschen Zeitschriften** können wir die folgenden besonders empfehlen: Westermanns Illustrierte Monatshefte (Braunschweig), Velhagen und Klasings Monatshefte (Berlin), Kunstwart (München), Die Grenzboten (Berlin), Deutsche Rundschau (Berlin), Österreichische Rundschau (Wien), Hochland (München), Türmer (Berlin), Der Merker (Wien), Daheim (Berlin), Gartenlaube (Leipzig), Universum (Berlin), Die Woche (Berlin), Wiener Bilder (Wien), Volkserzieher (Berlin), Karpathen (Hermannstadt), Die Lese (München), Das Land (Berlin), Touristenzeitung (Wien), Die Wacht an der Donau (Wien), Die Quelle (Wien), Christliche Welt (Marburg i. H.), Guckkasten (Berlin), Jugend (München), Muskete (Wien).

Heimkehr. Stille Gedanken von Dr. Adolf Donders. (M.-Gladbach. Volksvereinsverlag. 1910.) Inhalt: Stille der Seele. Sehnsucht nach Erlösung. Weihnachtsfrieden. Tage der Einkehr. Die heilige Woche: Passionsbilder. Osterbotschaft und Osterglaube. Vom Pfingstfest und der Kirche. Gott und die Natur. Die Arbeit ein Gottesdienst. Vom Helfen und Heilen. Gott und die Seele. Zum ewigen Leben.

In das Hasten und Schaffen der Zeit möchten diese 140 kurzen Lesungen zuweilen einen höheren Gedanken hineindringen lassen, der die Seele aus dem Getriebe dieser Welt zu ihrer ewigen Heimat wieder emporzieht. V.

Büchereinlauf.

Marianne. Die Geschichte einer Liebe von Max Ludwig. (München. Albert Langen.)

Gesund und frohen Mutes. Eine Auswahl aus den Werken von Otto Ernst. Im Auftrage der Hamburger Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung herausgegeben von Guido Höller. (Leipzig. L. Staackmann.)

Der letzte Komödiant. Von Karl von Holtei. 3. Aufl. Durchgesehen von Paul Barsch. (Schweidnitz. L. Heege.)

Hans Schönbichler. Roman von Ernst Lohwag. (Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.)



Zur Neujahrszeit im Pfarrhof von Nöddebo.

Erzählung von Henrik Scharling.

(Fortsetzung.)

Die Dämmerstunde war gekommen, die stille, freundliche Dämmerstunde; wieder saßen wir im vertraulichen Gespräch um den großen Kachelofen herum, der in dem dunklen Winkel wie ein großes weißes Gespenst aussah. Bald fielen die Worte leicht und munter, dann führte Andrea Margarete das Gespräch, bald wurde es ruhig und nachdenklich geführt, dann wurde es von Gamling und Emmi beherrscht.

„Aber Sie haben ja Emmis Zimmer noch nicht gesehen“, sagte Andrea Margarete zu mir.

„Auch das Ihrige noch nicht“, antwortete ich.

„O, an dem meinen ist nicht viel zu sehen, ich habe fast nie Zeit, mich drin aufzuhalten, ich habe immer viel zu viel hier unten zu besorgen.“

„Wenn Sie Lust haben, sich mein Zimmer anzusehen“, sagte Emmi, „so sollten wir jetzt hinaufgehen, ehe es ganz finster wird“.

Ich folgte also Emmi hinauf auf den Boden, denn dort lag ihr Zimmer. „Hier ist es etwas finster“, sagte sie, „geben Sie acht, daß Sie nicht an etwas stoßen; reichen Sie mir die Hand, dann werde ich Sie führen“. Und damit legte sie ihre feine, weiche Hand in die meine, und zog mich langsam mit sich; ja, sie mochte wohl ein sicherer Führer durch alle drohenden dunklen Schatten sein, dachte ich bei mir. „Bücken

Die junge Frau. Betrachtungen und Gedanken über Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett. Von Dr. Wilhelm Huber Spezialarzt für Frauenkrankheiten u. Geburtshilfe in Leipzig. (Leipzig. J. J. Weber.)

Das Opfer. Das Grundgesetz der Welt. Von F. Gerstung. (Oßmannstadt b. Weimar. F. Gerstung und Genossen.)

Vereinfachung der Notenschrift und der Einführung in die Musiklehre. Von Dr. Karl Laker. (Graz. Leuschner u. Lubensky, k. k. Universitäts-Buchhandlung.)

Verzeichnis populär-wissenschaftlicher Werke. Herausgegeben vom Wiener Volksbildungsverein. (Wien. Im Selbstverlag des Vereines. Kommissionsverlag von Hugo Heller u. Cie.)

Berichtigung. Im 12. (September-) Heft wurde unter den Bücherbesprechungen bei dem Buche „Drei Humoresken" von Karl Bienenstein als Verleger irrtümlich Max Gisse angegeben; derselbe ist aber richtig Max Hesse in Leipzig, was hiermit berichtigt wird.

☛ Vorstehend besprochene Werke 2c. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten"

O. H. Die „wunderbar anheimelnde Erzählung", wie sie sich ausdrücken, „Zur Neujahrszeit im Pfarrhaus von Nöddebo", von Henrik Scharling, einem Professor der Theologie, ist von Ilse und Klara Mautner aus dem Dänischen ins Deutsche übertragen. — Es dürfte Sie auch das Gedicht interessieren, das ihr der Verfasser als Geleitwort mitgab:

An meine Lieben daheim.

Am Bord, im Februar 1861.

Der Tag verschwindet, die Sonne versinkt,
Mit letztem Kuß auf der Palmen Grün,
Die Nilflut wogt um des Bootes Kiel,
Flüstert so wunderlich stillen Sang.
Aegyptens Nachthimmel hell sich schmückt
Mit tausend Sternen, so funkelnd hell,
Des Abends Schatten stumm und schwer,
Über die spiegelnde Flut sich legt.

Einsam ich sitze, fern von euch,
Hinauf zum Nord die Gedanken fliegen,
Ziehn mit der Liebe glühender Sehnsucht,
Wieder zu Dänemarks heiligem Boden.
Selbst vor Ägyptens prächtigen Tempeln,
Kann ich der Hütten doch nicht vergessen,
Der krummen Weiden am Strande daheim,
Des friedlichen Heims und der Muttersprach' Klang.

Still, ich will lauschen — leis höre ich
Vertraute Stimmen vom Heimatland,
Gleich einem Echo tönt mir im Ohr
Ein Klingen von Jubel, von Leben und Lust —
Es sind die euern, nun kenn' ich sie wieder,
Der Stimmen alten, vertraulichen Klang,
Worte, die klingen, in Scherz und in Lachen
Oder in ernsten Gesanges Weise.

Seht, was ich hörte, ich schrieb es auf,
Hastig gefaßt, in beschwingte Worte,
Als sich nun Bilder rasch geformt
Faßte mich Freude, unendlich groß;
Oft, wenn mich Heimweh und Wehmut und Sehnen
Brannten mit flüssigen Bleies Kraft
Nahm ich die Bilder — mein Grämen verblich,
Wieder erwachte die Lebenslust.

Nun heim zu euch die Bilder ich sende,
Gedanken der Liebe erschufen sie.
Nehmt sie als Gruß für Freunde, Geliebte,
Für waldumschlossene stille Dörfer.
Dort weilt mein Sehnen, wenn Sterne erstrahlen
Am südlichen Himmel in herrlicher Pracht,
Dort weilt mein Träumen, wenn nächtliches Dunkel
Über die spiegelnde Flut sich gelegt.

Shavel in Wien. Sie dichten:

Parabel.

Am Straßenrand, wo die Sonne blendet,
Liegt eine Raupe, halb verendet:
Ein Zeiserlwagen fuhr vorbei
Und „rutsch", die Raupe war ein Brei.
Das kommt, weil sie den Klee verlassen,
Nun hat sie auf der Straßen
Statt Sonnenglanz und Sonnenwärme
Die Gedärme.

Doch ihr, vielliebe Leser, habet acht,
Daß ihr nicht ganz das Gleiche macht.
Ein bißchen Sehnsucht und Vergnügen:
Da bleibt ihr auf der Straße liegen;
Ihr träumt und streckt euch vor Behagen,
Da kommt der Zeiserlwagen
Und Sonnenglanz und Farbenklatsch:
Ein Matsch.

Ihre „Parabel" ist ein wenig unappetitlich, finden Sie' nicht auch? Ich vermute, daß die Klassiker den lehrhaften Grundgedanken ein bißchen anders zum Ausdruck gebracht hätten!

☛ Alle redaktionellen Zuschriften sind an Dr. H. L. Rosegger, Krieglach (Steiermark) zu richten. Unverlangt eingeschickten Manuskripten ist Rückporto beizulegen, aber auch im Falle ihrer Annahme erfolgt Honorierung nur auf Grund besonderer Vereinbarung. Gedichte pflegen nicht honoriert zu werden.

(Geschlossen am 20. Oktober 1910.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

und danken Gott für das, was er gegeben hat. Erst wenn wir es verstehen, in der Hoffnung zu leben, erst dann leben wir auf die rechte Weise."

Das sagte Emmi in ihrer gewohnten milden, freundlichen Weise; es klang, als spräche sie mit sich, spräche alle ihre Gedanken aus. Ich hörte sie gern, denn nicht nur in ihren Worten, auch in ihrer Stimme, in ihren Bewegungen war ein Ausdruck von Ruhe und stillem Frieden, der sich mir unwillkürlich mitteilte, so daß ich, wenn ich mit ihr sprach, ein Gefühl hatte, als würde ich in eine höhere und bessere Welt erhoben, die die Unruhe und Angst nicht erreichen konnte, die hier unten herrscht, wo sich alles leise und still bewegte, wie die roten Abendwolken, wenn sie an der sinkenden Sonne vorüberziehen. Und ein Etwas in Emmis Wesen schien mir so bekannt, als hätte ich lange, lange Zeit mit ihr zusammen gelebt; sie erinnerte mich lebhaft an irgend jemand, aber wer war es doch nur? Wer war es nur, der wie Emmi in sich selbst seine Ruhe zu finden schien und die wilde, lärmende Welt an sich vorüberbrausen ließ wie einen Wasserfall, ohne sich von der Strömung fortreißen zu lassen? Ich sann und sann, es war mir unmöglich, es zu finden — jedesmal wenn ich von Emmi wegsah, glaubte ich auf der Spur zu sein, aber jedesmal wenn ich meinen Blick wieder auf ihr feines ausdrucksvolles Gesicht heftete, verschwand die Ahnung wieder.

Es war jetzt ganz dunkel geworden, nur ein schwacher Lichtschimmer zeigte, wo sich das Fenster befand, alles andere war nicht zu erkennen; ich konnte selbst Emmi, die sich neben mich gesetzt hatte, nicht mehr sehen, ich hörte nur ihre Stimme. Sie erzählte und ich hörte zu; ich hatte in diesem Moment den Propst und die Pröpstin vergessen, Corpus Juris und Andrea Margarete und Gamling, ich hatte alle vergessen; es gab in diesem Moment nichts für mich als Emmi.

„Wohin ist denn der Totschläger Nicolai hingeraten?" klang plötzlich eine laute Stimme vom Korridor. Ich fuhr ganz erschrocken auf. — Diese Worte bildeten einen schreienden Kontrast zu den Gedanken, die sich in diesem Moment in mir regten.

„Vater ruft Sie", sagte Emmi und stand auf, „kommen Sie, gehen wir hinunter, es ist ja auch ganz finster geworden".

Wieder ergriff sie meine Hand, um mich sicher durch die Dunkelheit zu führen; es war, als geleite mich ein guter Engel.

Unten im Vorhause trafen wir den Propst, seine Studierlampe in der Hand haltend, und Gamling: „Ah, da sind Sie also!" rief mir der Propst entgegen, „über welche Taten der Nacht grübeln Sie wieder? Kommen Sie mit mir in mein Arbeitszimmer, dann wollen wir eine behagliche Plauderstunde abhalten, denn jetzt darf ich wohl nach der Arbeit des Tages ruhen."

Sie sich, damit Sie Ihren Kopf nicht anstoßen", sagte sie, während sie die Tür des Zimmers öffnete, „da ist alles klein, aber man muß lernen, sich mit Kleinem zu begnügen".

Ja, das Zimmer war wohl klein, aber mir schien es so reich. Ich weiß nicht, worin dieser Reichtum eigentlich bestand, denn es gab keine kostbaren Möbel, reich gestickte Teppiche oder große Spiegel mit reich vergoldeten Rahmen: nein, alles war einfach und bescheiden. Aber alles stimmte zusammen, und eine Ruhe und ein Frieden lag über dem ganzen Zimmer, daß es mir fast vorkam, als wären dieser Tisch und diese Stühle lebende Wesen, als könnte man Stunden in ihrer Gesellschaft verbringen, ohne sich zu langweilen. An der Wand hing ein Gemälde, eine Engelsschar darstellend, die ein schlafendes junges Mädchen beschützt: das schien mir ein Symbol für das ganze Zimmer zu sein; auch hier wachten gute Engel und gewährten jedem, der eintrat, Ruhe und Frieden. Ich setzte mich auf das kleine Sofa und sah mich langsam nach allen Seiten um, als wollte ich mir, was ich sah, so recht einprägen, um es unauslöschlich in meinem Gedächtnis zu bewahren. An der Wand mir gegenüber hing eine alte Geige, von einem Immortellenkranz umgeben. Ich sah die Geige an, ich sah den Immortellenkranz an, ohne eigentlich so recht zu wissen, woran ich in diesem Augenblick dachte.

„Sie sehen die Geige an", sagte Emmi, „Sie wollen vielleicht wissen, was sie hier bei mir zu tun hat: sie hat meinem Großvater gehört und darum bewahre ich sie auf".

„So . . . spielte er Geige?" fragte ich. Das war natürlich eine dumme Frage, aber es schien mir, daß ich etwas sagen sollte und ich wußte nicht recht, was.

„Ja, er spielte Geige — ich kann mich seiner noch ganz deutlich erinnern, ich war zehn Jahre alt, als er starb. Ich erinnere mich, wie er dasaß und mit seiner Geige sprach, als wäre sie ein Kind, und wie er auf ihr spielen konnte, so daß mir die Tränen in die Augen traten; darum bewahre ich die Geige auf; Sie wissen ja, daß ich das Alte liebe", setzte sie mit einem feinen Lächeln hinzu.

„Ja, ich weiß es", erwiderte ich, „aber ich kann nicht begreifen, wie Sie die Zeit finden, so viel an das Alte zu denken. Ich denke immer an das Neue, an das, was kommen wird; es liegt so viel vor mir, so viel, was getan werden soll — was hinter mir liegt, ist doch vorbei und dabei ist nichts mehr zu tun."

„So geht es den meisten", sagte Emmi, „und darum empfinden sie so viele Unruhe, so wenig Befriedigung. In der Erinnerung liegt der Frieden und die Ruhe, die uns nicht geraubt werden können. Blicken wir vorwärts im Leben, so müssen wir oft bangen und beben vor dem, was kommen wird, blicken wir aber zurück, so sind wir sicher und zufrieden

Besuch bei einem meiner Verwandten, der Pastor auf dem Lande war, zu begleiten; was ihn aber am meisten wunderte war, daß die Knechte nie von Cicero gehört hatten. Und solch ein Mensch will Seelsorger auf dem Lande werden, wie ist das möglich?"

„Man muß ja nicht ins Extrem gehen", sagte Gamling, „es gibt einen Mittelweg: man kann aus dem Leben und aus den Büchern lernen".

In diesem Moment klopfte es an die Tür und ein alter Kätner trat ein. Gamling und ich wollten uns entfernen, aber der Probst sagte: „Bleiben Sie nur, das ist eines meiner Pfarrkinder, durch das Sie sich nicht stören lassen müssen. — Bitte, setzt Euch, Per; wie geht's bei Euch zu Hause?"

„Ich danke der Nachfrage", sagte Per, blieb aber bei der Tür stehen. „Ich komme mit etwas Geld für den Herrn Propst".

„Das ist recht, Per, aber das solltet Ihr etwas öfter tun."

„Der Herr Propst darf nicht böse sein, daß ich so lange damit gezögert habe."

„Nein, Ihr wißt schon, wenn Ihr mit Geld kommt, bin ich nie böse. — Wie geht es Frau und Kind?"

„Ach, es könnt' schlimmer, es könnt' aber auch besser gehen."

„Was ist das für ein Geschwätz? Müßt Ihr nicht unserem Herrn danken, daß es ist, wie es ist? Erinnert Ihr Euch nicht mehr an das vorige Jahr, wo Ihr den Arm gebrochen hattet, welche Not und welches Elend war — aber heuer, wo Ihr gesund und stark seid und Euer tägliches Brot habt, solltet Ihr da nicht Gott aus vollem Herzen danken?"

„Ja", antwortete Per verzagt, „aber wir sind ja nicht alle, wie wir sein sollten".

„Das war ein wahres Wort, Per, wenn wir nicht zufrieden und froh sind, so ist das unsere eigene Schuld. Der Herr schickt uns nur Gutes, wir wenden es zum Bösen." Der Propst ging ein paarmal schweigend auf und ab, als wollte er Per Zeit geben, näher zu bedenken, was er gesagt hatte. Dann ging er aber plötzlich auf ein anderes Thema über und fragte: Lest Ihr manchmal die Zeitungen, die ich Euch schicke?"

„Ja, ich danke sehr, Herr Propst, wir unterhalten uns sehr gut dabei."

„Lest Ihr sie auch wirklich gründlich?"

„Ja, alles vom Inland und Ausland und wer gestorben ist und das Feuilleton. — Alles lesen wir."

„Das ist recht. — Nun, Gott sei mit Euch, Per, grüßt die Mutter von mir."

„Danke, Vater, lebt wohl!" und mit einem höflichen Bückling ging Per seines Wegs.

Ich folgte ihm, wenn auch halb widerwillig; ich hätte mehr Lust gehabt, das Gespräch mit Emmi fortzusetzen, aber es ging doch nicht an, nein zu sagen. Als wir ins Arbeitszimmer gekommen waren, sagte der Propst, während er die Lampe niedersetzte: „Sie rauchen wohl eine Pfeife Tabak, Nicolai?" Das gehörte nicht zu meinen Lieblingsbeschäftigungen. „Denn ich will nicht annehmen, daß Sie eine Zigarre vorziehen?" Ja, ich konnte nicht leugnen, daß ich eine Zigarre vorzog. „O, schämen Sie sich", sagte der Propst. „Sie gehören also auch zu diesen verfeinerten jungen Herrchen, die sich zu gut dünken, um eine ehrliche Pfeife zu rauchen! Jetzt begreife ich, warum Sie vormittags meine arme Meerschaumpfeife zerbrachen, das war nur Haß und Neid. Da Sie aber lieber Zigarren rauchen, so ist es ein großes Glück", hier unterbrach er sich und nahm eine Pfeife von der Wand, um sie zu untersuchen, ich glaubte er würde sagen: „daß ich Zigarren habe", aber er setzte fort: „daß ich keine Zigarren habe, denn ich möchte Sie ungern in Ihrem Übermut bestärken. Bitte, dort stehen die Pfeifen — nehmen Sie, welche Sie wollen und tun Sie, als ob Sie zu Hause wären."

„Sie fragten vormittags nach meiner Bibliothek", sagte der Propst, setzte sich in seinen Lehnstuhl und tat ein paar lange Züge aus seiner Pfeife. „Nun, um die Wahrheit zu sagen, so war ich niemals ein Freund des vielen Lesens: lies wenig und lies gut! oder lies ein gutes Buch lieber zehnmal als zehn mittelmäßige Bücher einmal — das sind meine Grundsätze."

„Dann sind Sie also der Meinung des arabischen Feldherrn, daß man am besten täte, alle Bücher zu verbrennen?" sagte Gamling.

„Ein großer Teil könnte ohne großen Schaden verbrannt werden. Im übrigen habe ich nicht das Lesen an und für sich verdammt, sondern nur das übermäßige Lesen. Man soll aus dem Leben lernen, da lernt man mehr und besser als aus Büchern."

„Aber das ist ein rauher und beschwerlicher Weg", sagte Gamling, „und viele würden auf diese Weise nicht einmal so weit kommen, zu wissen, wie sie lernen sollen".

„Das mag wohl wahr sein, aber auf der anderen Seite wissen jene, die viel lesen, oft vor lauter Gelehrsamkeit nicht einmal, was leben heißt. Ich erinnere mich aus meiner Studentenzeit eines Bekannten, der ein echter Bücherwurm war. Da mitunter ein ganzer Monat vergehen konnte, ohne daß ich ihn sah, so frug ich ihn, wenn wir einander wieder begegneten, nicht, wie viele Bücher er, seitdem wir uns gesehen, gelesen hatte, sondern wie viele Ellen Bücher. Er wollte Landgeistlicher werden wie ich, hatte aber seinen Fuß noch nicht aus den Mauern der Hauptstadt herausgesetzt. Endlich brachte ich ihn dazu, mich auf einem

zur Abwechslung ‚Jeppe auf dem Berg' lesen solle. Der Mann sah mich wohl sehr erstaunt an, aber da er großen Respekt vor mir hatte, gehorchte er. Tags darauf kam ich wieder zu ihm und ‚Jeppe vom Berge' hatte vorläufig seine Pflicht getan: der Mann hatte in diesem Moment den Teufel vergessen und dachte nur an ‚Jeppe auf dem Berg'. Nun bat ich ihn so gelegentlich, mir bei einer Wegarbeit zu helfen, und das versprach er mir sogleich, denn die Leute hier sind äußerst dienstwillig. Dann lieh ich ihm ein paar kleine Erzählungen, die ihn übrigens nicht so beschäftigten wie ‚Jeppe auf dem Berg'. Ich sprach täglich mit ihm über das, was er gelesen hatte, und brachte ihn so langsam wieder dazu, seine Arbeit aufzunehmen, die Grillen verschwanden und zuletzt war die ganze Teufelsgeschichte vergessen."

Gamling ließ sich jedoch noch nicht überzeugen, sondern meinte, daß man sich jedenfalls an historische Schriften halten und diese dem Volke zu lesen geben sollte.

„Ja, das ist ganz schön und gut, aber Sie dürfen nicht glauben, daß man den Bauer ohne weiteres dazu bringt, das zu lesen. Geben Sie Per einen Räuberroman über Alexander den Großen: diese Art Geschichte liest er, aber geben Sie ihm ein gut geschriebenes Geschichtswerk, so legt er es beiseite. Das ist nichts für ihn. Nein, man muß langsam, sehr langsam vorgehen. Die guten Kopenhagener leben in der Einbildung, daß alle Menschen in die Lateinschule gegangen sind und die Klassiker studiert haben wie sie selbst. Nein, hier müssen erst noch Gedanken und Interesse für verschiedene Richtungen erweckt werden und dazu sind, wie gesagt, die Zeitungen sehr geeignet, wenn man sie auf die richtige Weise zu benützen versteht — auf diesem Grund kann man dann immerhin weiterbauen."

Ich bedauerte im stillen, daß Corpus Juris nicht zugegen war; es hätte sein Herz erfreut, diesen Vortrag anzuhören, obwohl er seine Zeitungen nicht auf dieselbe Weise las wie der Propst und Per.

„Vor allem", begann der Propst wieder nach einer kleinen Pause, „müssen wir uns dessen erinnern, daß wir Menschen schwache Gefäße sind und kleine Gefäße, die leicht überfließen, wenn zu viel in sie hineinkommt. Es gilt darum, das richtige Maß zu finden. Ich bin sehr vorsichtig nach dieser Richtung, auch bei meinen Töchtern habe ich sehr acht gegeben und mich überwacht, daß ich nicht zu viel in sie hineinpfropfe. Ich glaube nicht, daß es schwer fallen würde, die Bücher zusammenzuzählen, die Andrea Margarete gelesen hat, und doch glaube ich, daß sie sich mit der Ladung Weisheit, die sie an Bord hat, ganz gut durch die Welt helfen wird."

„Aber Emmi?" sagte ich, denn die milde, ruhige Stimmung, die das Gespräch mit ihr erweckt hatte, währte noch fort.

„Da sehen Sie, was wir hier studieren", sagte der Propst zu uns, „wir lesen die Zeitung von vorne nach rückwärts und umgekehrt, was sagen Sie dazu?"

Das war nun die allerunglücklichste Lektüre, die der Propst für seine Pfarrkinder wählen konnte, denn nach Gamlings Meinung führten ja Zeitungen nur zur Verderbnis. Doch beschränkte sich Gamling aus Achtung vor dem Propst darauf zu sagen, daß man für die Bauern wohl eine bessere Lektüre finden könnte als Zeitungen.

„Gewiß", antwortete der Probst, „Per hätte gewiß viel mehr Nutzen von seinen Studien, wenn ich ihm Schleiermachers Dogmatik und Richard Rothes Ethik leihen würde".

„Es gibt fromme Bücher und Andachtsbücher in ausreichender Zahl, die man im Volke verbreiten könnte", sagte Gamling, ohne sich durch die Äußerung des Propstes verwirren zu lassen.

„Ja, da haben Sie recht, und zuletzt hätten wir so viele Andachtsbücher, daß kein Platz für die Andacht bliebe. Man überhäufe das Volk mit Katechismen und Psalmenbüchern und Predigten und Postillen, so wird es dessen zuletzt ebenso überdrüssig wie die Bäckerkinder des Weizenbrotes. Nein, man gebe ihnen das nur hie und da, dann haben sie beständig Lust auf mehr."

„Nun, was soll man ihnen denn zu lesen geben?" fragte Gamling.

„Das hörten Sie ja gerade: Zeitungen. Dort finden sie einen reichen Inhalt, der auf verschiedene Weise verarbeitet werden kann. Sie sollten hören, welch fromme Betrachtungen Per und ich manchmal über die Zeitung anstellen. Einmal ist Krieg zwischen Frankreich und Österreich ausgebrochen und da untersuchen wir, ob es zulässig ist, Krieg zu führen oder nicht, einmal stirbt der eine oder der andere große General und da denken wir daran, wie alles hier vergänglich ist, einmal ist in Deutschland eine große Hungersnot, da danken wir Gott, daß er uns ein so gutes Jahr geschenkt hat. Heute war Per nicht recht in Stimmung, aber sonst muß ich zu meiner Schande gestehen, daß er in der Zeitung oft viel mehr zu finden weiß als ich. Es kommt eigentlich nicht so sehr darauf an, was man liest als wie man liest. — Voriges Jahr war hier ein Mann im Kirchspiel, der las so viel in der Bibel, daß er zuletzt durch die Mithilfe einiger wohlwollender Baptisten erkannte, er sei vom Teufel besessen. Infolgedessen wollte er nicht mehr arbeiten, denn da der Teufel in ihm steckte, war ja alles, was er tat, ein Werk des Bösen. Die Frau kam zu mir und klagte mir ihre Not; wissen Sie, wie ich ihn kurierte?"

„Nein."

„Mit Hilfe von ‚Jeppe auf dem Berg'. Ich ging zu ihm, nahm ihm die Bibel und die anderen Schriften fort und sagte ihm, daß er jetzt

stören lassen solle. Es schien nicht, daß Corpus Juris rechte Lust hatte, fortzufahren, aber er tat es dennoch auf Andrea Margaretes Aufforderung hin, las aber so schlecht, daß sie mich zuletzt bat, an seiner Stelle zu lesen. Das versetzte indessen Corpus Juris nicht in bessere Laune und er begann jetzt eine so beißende Kritik meines Lesens, daß wir sicherlich zuletzt in heftigen Streit geraten wären, wenn Andrea Margarete es nicht verstanden hätte, uns mit ihrer fröhlichen Laune wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Ich versuchte vergeblich, die Ursache von Corpus Juris' schlechter Laune zu ergründen, denn früher war er die ganze Zeit munter und aufgeräumt gewesen. Zuletzt legte ich das Buch nieder in der Hoffnung, auf diese Weise wieder Frieden zu schließen' aber vergebens, denn jetzt war Corpus Juris einmal in seine Kritikerlaune gekommen und wehe allem, was dann in seine Hände fällt, es wird ohne Gnade und Barmherzigkeit von Anfang bis zu Ende herabgezogen und wäre es das Schönste und Beste; denn mit gutem Willen kann man wohl überall Fehler finden. Jetzt kritisierte er nicht nur mein Lesen, sondern begann auch mit den Gedichten, die ich gelesen hatte. So erinnere ich mich unter anderem eines Gedichts, das mit den Worten begann: „Flieg, Vogel, flieg über die Wellen des Furusees", ein Gedicht, das ich immer außerordentlich geliebt habe, das aber jetzt böswillig mißhandelt wurde, besonders die letzten vier Zeilen:

Hast du gelauscht dem klagenden Schmerze
Der Vögel tief drinnen im Wald?
Sag' gute Nacht meinem bebenden Herze
Sag' ihm, was du erlauscht.

„Meinem bebenden Herze", wiederholte Corpus Juris im höchsten Grade erregt, als wäre das eine persönliche Beleidigung für ihn, „wessen bebendem Herzen soll man denn gute Nacht sagen? Ist es das Herz des Verfassers, was mir fast der Sinn zu sein scheint, was bedeutet dann die letzte Zeile: ‚Sag' ihm, was du erlauscht', soll ihm der Vogel sagen, was er selbst ebensogut vorher schon weiß?"

„Die Worte sind wohl etwas undeutlich", erlaubte ich mir einzuwenden, „doch glaube ich, daß man sie verteidigen kann. Natürlich ist nicht das eigene Herz des Dichters gemeint, sondern das seiner Geliebten, ebenso wie in einem anderen seiner Gedichte, wo er sagt: ‚Mein süßes Herzchen, woran denkst du?'"

„Was für ein Geschwätz", rief Corpus Juris, „ich kann begreifen, daß man seiner Liebsten sagt ‚mein süßes Herzchen', aber zu sagen ‚mein bebendes Herze', das ist ja purer Nonsens".

Im selben Moment trat Gamling ein und ich beeilte mich, ihm die Streitfrage vorzulegen. Nachdem er die verschiedenen Ansichten angehört hatte. erklärte er sehr ruhig, daß das nichts Bemerkenswertes

„Mit Emmi ist es eine andere Sache", antwortete der Propst, „sie ist immer ihre eigenen Wege gegangen, ja, ich wäre fast versucht zu sagen, sie hat sich selbst erzogen. Sie hat immer Lust zu lesen — im Anfang suchte ich dem eine Grenze zu setzen, aber es half nichts; da dachte ich mir: jedem muß gestattet sein, seinen eigenen Weg zu gehen, ich will sie nach keiner Richtung zwingen und so ließ ich ihr ruhig ihre Bücher. Aber besonders seitdem Christoffer hierher gekommen ist, ist das viel ärger geworden und er hat viel auf dem Gewissen; er schleppt ein Buch nach dem anderen heraus, so daß ich zuletzt gezwungen sein werde, ein kleines Nebengebäude zu errichten, um für die vielen Bücher Platz zu schaffen."

Gamling lächelte in seiner stillen Weise, machte aber keinen Versuch, sich zu verteidigen, seine Pfeife war erloschen und er schien auch seiner Wege gegangen zu sein, d. h. seine Gedanken, denn während der Propst von verschiedenen Unannehmlichkeiten erzählte, die er in seiner Gemeinde gehabt hatte und sein Bedauern darüber aussprach, sah Gamling höchst zufrieden aus, als freue ihn das ganz besonders, und spielte mit den Fransen des Sofapolsters und überließ es mir, die gebührenden: „So?", „nein wirklich?" u. s. w. an passenden Stellen anzubringen. Zum Glück machte ich das so geschickt, daß der Propst Gamlings Zerstreutheit nicht bemerkte, ehe diesem unglücklicherweise eine Ahnung kam, es wäre doch wohl schicklich, eine gewisse Teilnahme zu bezeugen, und er darum, gerade als der Propst mit der Schilderung einer Bewegung, die ein paar Mormonen in der ganzen Gemeinde hervorgerufen hatten, zu Ende gekommen war, fragte, ob man in der Gegend etwas von den Mormonen gemerkt hätte. So waren denn alle meine Bemühungen vergeblich gewesen und ich erwartete schon, daß ein schweres Ungewitter über den unglückseligen Gamling losbrechen würde, aber zu meinem größten Staunen begann der Propst seine lange Erzählung aufs neue, was mir ein außerordentlicher Beweis für die Achtung war, die er Gamling entgegenbrachte, während ich bei mir dachte: „Das hättest du nur tun sollen, Nicolai . . ."

Gamling erwachte nun aus seinen Träumen und zeigte mehr Interesse für die Sache, worauf ich annahm, daß meine Anwesenheit nicht weiter notwendig war und mich in aller Stille hinausschlich, in der Hoffnung, Andrea Margarete oder Emmi zu treffen. Als ich ins Wohnzimmer kam, fand ich Andrea Margarete und Corpus Juris allein. Letzterer stand im Begriff, einige lyrische Gedichte vorzulesen, aber ich glaube nicht, daß er sich in besonders lyrischer Stimmung befand, denn als er meiner ansichtig wurde, fragte er in ziemlich brummigem Ton, was ich wolle. Ich erwiderte, daß ich seine und Andrea Margaretes angenehme Gesellschaft genießen wolle, daß er sich übrigens im Lesen nicht

„Sagte ich nicht, daß Nicolai davon etwas versteht? Seht wie ihm die Augen leuchten, als trüge er ein paar Sterne im Kopf — ja, Nicolai, wir werden eine Tanzerei haben, das ist nur allzu sicher, zur Sorge für mich, zum Ärgernis für die ganze Gemeinde und zur ungeheuer großen Freude für Andrea Margarete, die eigentlich diejenige ist, die die Sache zustande gebracht hat — und daran können Sie selbst erkennen, daß das, was ich sage, wahr ist und daß nicht ich, sondern Andrea Margarete hier das Kommando führt und ich gezwungen bin, mich ihr zu fügen."

Gamling erhob seine Stimme, um Andrea Margarete zu verteidigen und behauptete, daß der Tanz ein sehr unschuldiges Vergnügen sei.

„Auch du, mein Sohn Brutus!" sagte der Propst. „Ja, ich wußte es wohl, richtete ich mich nicht nach Andrea Margaretes Willen, so hätte ich vierzehn Tage in meinem eigenen Hause keinen Frieden, darum gebe ich nach, denn wir Menschen sind insgesamt schwache Geschöpfe, besonders wenn wir Töchter haben wie Andrea Margarete."

Ich konnte vor lauter Freude meinen Tee nicht trinken. Einen Ball zu besuchen, mit Emmi und Andrea Margarete zu tanzen, das war ja großartig!

„Woran denken Sie?" sagte der Propst. „Sie sehen so verliebt aus, Sie gedenken wohl, sich zu verloben?"

„Du mußt auch immer mit der Jugend vom Verloben sprechen", sagte die Pröpstin, „du setzest ihnen doch nur Grillen in den Kopf".

„Sage ich, daß sie sich verloben sollen?" fragte der Propst, „nein, Christoffer und Frederik sind meine Zeugen — habe ich sie nicht oft genug gewarnt, habe ich sie nicht auf mein unglückliches Beispiel verwiesen? Der ich eine Frau und zwei Töchter habe, bloß weil ich in meiner Jugend ein einziges Mal die Unvorsichtigkeit beging, mich zu verloben? Habe ich nicht wieder und immer wieder gesagt: Liebe Freunde, eßt, aber übereßt euch nicht — lobt, aber verlobt euch nicht!"

„Aber du legst es doch immer darauf an, so lange über die Sache zu reden, daß sie zuletzt wirklich hingehen werden und sich verloben. Es war ja gar kein Anlaß vorhanden, mit Nicolai darüber zu sprechen."

„Mit Nicolai", sagte der Propst, „ist es eine andere Sache. Ein Mensch, der versucht, mich niederzuschlagen, der während des Tischgebets laut spricht und statt einer Pfeife Zigarren raucht — für solch einen Menschen gibt es keine andere Rettung als eine Verlobung. Sehen Sie, da sitzt Andrea Margarete, die sollten Sie nehmen, da bekämen Sie eine Frau, die Sie schon wieder zurechtrücken würde. Und die Trauung bekommen sie gratis, so machen Sie noch ein gutes Geschäft dabei."

sei, denn die Worte hätten eigentlich keinen Sinn, gehörten aber zu jenen, die man bei unseren Dichtern nicht selten antreffe. Dieses ruhige Urteil war übrigens weit davon entfernt, Corpus Juris zufriedenzustellen; er behauptete, dazu hätten die Dichter nicht das Recht, ja, sie müßten dafür zur Verantwortung gezogen werden, denn wenn man von allen Menschen verlange, daß sie meinten, was sie sagten, so könnte man es auch von den Dichtern verlangen, aber es wäre ihnen ja unmöglich, zu meinen, was sie sagten, da in dem, was sie sagten, überhaupt kein Sinn läge. Ja, er behauptete sogar, wolle man die Sache auf die Spitze treiben, so könnte man die Dichter des Betruges anklagen, weil sie der Menschheit weismachten, in dem was sie sagten wäre ein Sinn. (Ich dachte bei mir selbst, daß man das ebensogut Corpus Juris gegenüber tun könnte, denn mir schien in dem, was er sagte, gar kein Sinn zu sein, aber diesen Gedanken behielt ich wohlweislich für mich, um keinen weiteren Streit hervorzurufen.) Andrea Margarete, die just keine Freundin von Disputen war, war indessen hinausgegangen und kam jetzt mit Weihnachtskuchen und Met zurück, in der Hoffnung, auf diese Weise dem Streit ein Ende zu machen, und ihre Hoffnung erwies sich nicht als trügerisch, denn entweder war es der anregende Met oder waren es Andrea Margaretes milde klare Augen, in die man nicht blicken konnte, ohne guter Laune zu werden, genug an dem, Corpus Juris wurde milder und erklärte, daß sich übrigens abgesehen davon viel Schönes in dem Gedicht fände, und das war ein großes Zugeständnis von seiner Seite, denn sonst hätte er immer lieber sein Leben hingegeben, als auch nur um eines Haaresbreite von dem abzuweichen, was er „seine aufrichtige Überzeugung“ nannte.

Beim Abendessen nahmen wir dieselben Plätze ein, mit Ausnahme von Andrea Margarete, die hinter dem Teekessel Platz genommen hatte, zu meinem großen Leidwesen, da das große kupferne Ding ihr freundliches Gesicht ganz und gar verdeckte, so daß ich nur hie und da ihre muntere Stimme hören konnte.

„Nun, Nicolai“, sagte der Propst, „wie oft sind Sie heuer auf dem Tanzboden gewesen?“

„Auf dem Tanzboden?“ fragte ich verwundert.

„Ja, warum gebrauchst du auch solch ein Wort“, sagte die Pröpstin, „Nicolai weiß gar nicht, was er von uns halten soll — mein Mann meint, ob Sie im Winter oft auf dem Ball waren“.

„O, Nicolai weiß schon, was das heißt, auf den Tanzboden gehen. Ich liebe es, die Sachen und Dinge bei ihrem rechten Namen zu nennen. Wir sollen uns nicht besser machen, als wir sind. Sonntags soll hier eine Tanzerei stattfinden, zum Ärger der ganzen Gemeinde.“

„Hier wird getanzt werden?“ fragte ich überrascht.

„Und den ersten Tanz nach dem Souper möchte ich mit Ihnen beiden tanzen“, fuhr ich fort.

„Aber gerade diesen soll ich mit Frederik tanzen“, sagte Andrea Margarete.

„Und ich soll ihn mit Christoffer tanzen“, sagte Emmi.

„Nun, dann fordere ich niemand zu dem Tanz nach dem Essen auf, sondern tanze nur mit Ihnen eine kleine Runde dazwischen“, sagte ich hastig und machte dabei im stillen folgenden Überschlag: „Zwei Tänze mit Emmi und zwei mit Andrea Margarete sind vier Tänze, einen mit beiden, daß sind fünf Tänze, so bleiben wohl noch zwei oder drei übrig, aber zu diesen fordere ich niemand auf, sondern stelle mich hinter Emmi oder Andrea Margarete und fordere sie auf, wenn sich Gelegenheit dazu ergibt, und so tanze ich den ganzen Abend mit Emmi und Andrea Margarete — o, das läßt sich vortrefflich machen!“

„Tanzen Sie sehr gern?“ fragte ich Andrea Margarete.

„Ich könnte vom Morgen bis zum Abend tanzen und doch nicht müde werden“, antwortete sie.

„Das glaubst du doch selbst nicht“, sagte Emmi.

„O, gewiß glaube ich es — und du tanzt auch gern, du wagst nur nicht, es vor Vater zu sagen.“

„Ich habe nie verschwiegen, daß ich gern tanze,“ antwortete Emmi.

„Jedesmal wenn wir zu einem Ball geladen werden, machst du aber Einwendungen.“

„Das hat nichts zu sagen; wenn wir nach Hause kommen und uns gut unterhalten haben, freut sich Vater doch auch.“

„Sollten wir nicht einen kleinen Tanz versuchen?“ fragte ich Andrea Margarete.

„Nein, das geht nicht, da wecken wir Vater.“

„Aber, wir können ja leise tanzen — Frederik, tanze mit Emmi, ich tanze mit Andrea Margarete — Christoffer, du kannst singen: ‚Ach, du lieber Augustin‘, und wir tanzen einen stillen Walzer darnach, das kann niemand hören.“

„Aber sehr leise“, bat Andrea Margarete, die der Versuchung nicht widerstehen konnte. „Und wir löschen die Lampe aus und ziehen die Rouleaus auf und tanzen im Mondschein.“

Mit diesen Worten löschte sie die Lampe aus und zog die Gardinen auf, so daß das helle klare Mondlicht zu uns hereinflutete.

Dann begannen Andrea Margarete und ich, Corpus Juris und Emmi im Mondschein zu tanzen, während Gamling auf dem Sofa saß und „Ach, du lieber Augustin“ nach einer ganz falschen Melodie brummte.

„Du singst falsch, Christoffer“, rief ich, und jetzt begann Andrea Margarete einzustimmen, erst leise, aber allmählich lauter und lauter:

Es war doch gut, daß mir Gamling so ernstlich vorgestellt hatte, das Dümmste, was ein Mensch tun könne, sei, sich als Student zu verloben, sonst hätte ich mich sicher in diesem Momente verlobt.

Der Propst saß noch etwa eine Stunde am Tisch und scherzte mit uns, dann wünschte er uns gute Nacht und ging, indem er noch den Wunsch aussprach, morgen früh um sieben Uhr das Vergnügen zu haben uns wiederzusehen. Ich dachte, daß wir anderen nun auch zu Bett gehen müßten, aber Andrea Margarete versicherte mir, daß gar keine Eile sei; das Schlafzimmer des Propstes lag durch zwei Zimmer vom Wohnzimmer, in dem wir uns befanden, getrennt, so daß wir ruhig noch eine Weile aufbleiben konnten, wenn wir nur nicht zu laut sprachen und nicht disputierten. Das versprachen wir und dann ging auch die Pröpstin, nachdem sie uns die Notwendigkeit leise zu sprechen nochmals eingeschärft hatte.

Meine Gedanken wendeten sich alle dem bevorstehenden Ball zu, und da die Gedanken Andrea Margaretes denselben Weg nahmen, war es sehr natürlich, daß sie einander begegneten.

„Sie müssen wissen, daß ich einen harten Kampf gekämpft habe“, sagte Andrea Margarete, „und ich stand wie gewöhnlich ganz allein, denn Emmi wagt nie etwas anderes zu sagen, als der Vater hören will“.

„Vaters Bedenken sind ja nicht grundlos“, sagte Emmi. „Du weißt doch, daß hier in der Gemeinde so viele immer gegen Vater sind und jede Gelegenheit mit Freuden ergreifen, um ihn zu tadeln.“

„Wollte man sich darum kümmern, was diese Menschen sagen“, meinte Andrea Margarete, „so dürfte man weder stehen, noch gehen, noch irgend etwas hier in der Welt tun“.

„Aber du weißt doch auch, daß Vater selbst Ball und Tanz nicht liebt und daß er nie sehr erfreut ist, wenn wir zum Tanz eingeladen werden.“

„Ach, das ist nur Scherz von ihm“, sagte Andrea Margarete, „was sollte denn am Tanzen Böses sein? Das Einfachste ist, zu tun, als merke man nichts, und zu tun, was man will.“

Nun, die Erlaubnis zum Ball war ja gegeben und das war für mich die Hauptsache. Ich kümmerte mich nicht weiter darum, wer oder wie viele dabei sein würden, Emmi und Andrea Margarete waren dabei, das war für mich „instar omnium“, und um nicht zu spät zu kommen, bat ich jede sogleich um zwei Tänze.

„Zwei Tänze!“ sagte Andrea Margarete, „und ich habe Frederik auch zwei versprochen und Christoffer einen!“

„Haben Sie Frederik zwei versprochen, so können Sie mir auch zwei versprechen — warum soll er mehr haben als ich?“

So versprach mir denn Andrea Margarete zwei Tänze und ebenso Emmi.

Leichte Nachtnebel schwebten so lautlos und still über Bäume und Büsche, daß es uns erschien, als könnten wir die Stille der Nacht hören. Eine Weile schwiegen wir alle; keiner wollte sprechen. Endlich brach Corpus Juris aus:

„Der stille Winterabend sinkt
Der Nacht in ihre Arme,
Und süßes Flüstern leis erklingt
Zur mitternächt'gen Stunde.
Beschirme ihn, du heil'ge Nacht,
Bis strahlend kommt das junge Licht,"

Hier fiel Gamling plötzlich ein:

„Träumt' einer süß von seinem Lieb,
Erweck' aus seinem Traum ihn nicht."

Und mit diesen Worten wendete er sich rasch um, sagte flüchtig gute Nacht und eilte davon.

Ich sah ihm verwundert nach; was sollte das bedeuten? Ich sah Andrea Margarete und Emmi an, und zu meinem Staunen sah ich, trotz des bleichen Mondscheines, der ein blauweißes, gespenstisches Licht auf alles warf, wie ihre Wangen sich dunkelrot färbten. Es schien mir, als müßte ich mich ebenso als ritterlicher Troubadour zeigen wie meine Brüder — ich durchsuchte meinen ganzen Erinnerungsschrein, um etwas Passendes zu finden: ich wußte doch eine Menge Lieder auswendig — aber in diesem Moment waren sie alle wie verschwunden, alle meine Anstrengungen waren vergeblich, ich hustete ein paarmal und dann — sagte ich gute Nacht und ging meiner Wege, sehr verdrießlich über meine Vergeßlichkeit und Unbeholfenheit.

Als ich die Treppe hinaufging, hörte ich Gamling und Corpus Juris oben leise miteinander sprechen, aber ich war in diesem Moment nicht in der Simmung zu einer jener behaglichen Plauderstunden, wie wir sie in Kopenhagen abzuhalten pflegten. Auch verstummten die Brüder, als ich hinaufkam. — Es waren drei Gastzimmer, jedes mit einem eigenen Ausgang auf den Korridor, der an ihnen vorbeiführte, aber es führten auch Türen von einem Zimmer ins andere, und diese ließen wir offen, um miteinander reden zu können. Übrigens zeigte an diesem Abend keiner von uns eine besondere Redseligkeit. Wir sagten einander rasch gute Nacht und begaben uns in unsere Zimmer.

Ich war über meinen letzten mißglückten Versuch etwas verstimmt, aber diese Verstimmung ging rasch vorüber. Denn erstens liegt das Grübeln nicht in meiner Natur, und zweitens hatte ich an diesen ersten Tag in Nöddebo so viele angenehme Erinnerungen, die beständig wechselnd vor meinen Gedanken auftauchten, so daß ich nicht schlafen konnte. Welch gesegneter Ort war doch dieser Pfarrhof, welche Munterkeit und Freudigkeit wohnten hier — und welches Glück mußte es doch

„Ach, du lieber Augustin,
Alles ist hin, hin, hin!“

„Schneller“, rief Corpus Juris, der jetzt auch eifrig zu werden begann und miteinstimmte. Ohne es selbst zu merken, sangen wir immer lauter und lauter und immer schneller und schneller:

„Alles ist hin, hin, hin,
Hin, hin, hin,
Alles ist hin!“

Aber wie laut wir auch das letzte „hin“ schrien, es war doch eine Stimme hinter der Tür, die es noch lauter schrie — wir wendeten uns erschreckt um — da stand der Propst in Schlafrock und Nachtmütze und starrte uns an wie ein Toter, der aus dem Grabe erstanden ist.

„Ach, du lieber Augustin, alles ist hin!“ rief er. „Ja, das könnte ich singen! Hier ist ja ein Spektakel, als hätte das ganze Dorf miteingestimmt. Und Nicolai wie gewöhnlich an der Spitze! Und ihr löscht auch noch die Lampe aus, damit niemand sehen kann, welche Untaten ihr begeht.“

„Hast du es wirklich gehört?“ fragte Andrea Margarete, die zuerst den nötigen Mut wiederfand, um sprechen zu können.

„Ob ich es gehört habe? Ich stehe dafür gut, daß man es im ganzen Kirchspiel gehört hat, so daß man sagen wird, daß es jetzt im Pfarrhof rein närrisch zugeht, sie tanzen und lärmen jede Nacht in der heiligen Weihnachtswoche.“

„Es tut mir leid“, begann Gamling — —

„Ja, es tut mir leid“, unterbrach ihn der Propst, „daß ich mich genötigt sehe, diese angenehme Abendunterhaltung zu stören, aber ich muß die hohen Herrschaften wirklich ersuchen, sich ins Bett zu verfügen. Geruhsame gute Nacht!“ und damit ging er.

„Da ist es wohl am besten, wenn wir gehen“, sagte Andrea Margarete mit einem leisen Seufzer, „hier ist Licht, Sie wissen ja selbst den Weg zu dem grünen und blauen Gastzimmer. Nicolai soll im Zimmer nebenan schlafen; Ihre Brüder werden Ihnen zeigen, wo es ist.“

Aber eigentlich hatte keiner von uns Lust, zu Bett zu gehen, nicht einmal Gamling. Corpus Juris hatte sich zum offenen Fenster gestellt, um sich abzukühlen. Wir beide traten schweigend zu ihm und sahen in die herrliche Winterlandschaft hinaus, die sich vor uns ausbreitete. Die blauweiße Schneedecke lag über Feld und Wiesen, Stille und Friede ruhten allüberall und bildeten einen auffallenden Gegensatz zu dem Lärm, den wir vor kurzem verursacht hatten. Hoch oben am dunkelblauen Himmel strahlte der Vollmond, und glänzende Sterne sahen zu uns herab, als wollten sie Frieden und Ruhe in unsere Herzen bringen.

würde der Lohn kommen. Ich würde das Examen im Sommer machen, nicht zu Weihnachten, denn im Sommer ist die beste Zeit, sich zu verloben. Wenn ich damit fertig bin, reise ich noch am selben Tage mit dem Zug um halb zwei Uhr nach Roeskilde — dort verschaffe ich mir ein Pferd und dann mache ich einen wunderbaren Ritt durch den stillen Sommerabend längs des Roeskildefjordes — Schritt für Schritt reite ich gedankenvoll dahin — bis ich mich dem Pfarrhof nähere, da setze ich mich plötzlich in Galopp; alle laufen zur Türe bei dem dröhnenden Hufschlag, ich springe vom Pferd und erzähle, wie es mir gegangen ist und dann sage ich — — ja, was ich dann sage, konnte ich nicht recht feststellen, denn jedesmal, wenn ich so weit kam, wandten sich meine Gedanken wieder nach Roeskilde zurück, wo ich das Pferd besteige und wieder längs des Fjordes reite und zum Pfarrhof komme und vom Pferd springe — und dann wieder zurück nach Roeskilde — und so fuhr ich fort, hin und her zu reiten, mich aufs Pferd zu schwingen, bis ich in Schlaf fiel und träumte, daß ich im Turnsaal aufs Pferd springen sollte, aber jedesmal, wenn ich den entscheidenden Sprung machen wollte, saßen Gamling und Corpus Juris krummbeinig vor mir darauf, so daß ich fiel und es nochmals mit demselben unglücklichen Resultat versuchen mußte. (Fortsetzung folgt.)

Am Wasser.

Die Geschichte eines Hausknechtswehs von **Rudolf Hans Bartsch.**

Wunderbar, was Landschaft in einer Kinderseele bewirkt! Die kleine Brigitte war voller Fabeln.

Tagelang saß sie an den alten Festungsgräben von Friesach und träumte abgründig und heiß in das merkwürdige Wasser dort hinunter. Denn obwohl auch über diesem Wasser die froschgrünen Schlamminseln schwimmen, denen die stillen, reinlichen Schwäne im Bogen ausweichen, so ist dieses hier beryllgrüne, dort smaragdne und drüben saphirleuchtende Wasser nicht faul, nicht tot und brütend. Denn die Festungsgräben gehen bis in den Felsgrund, und das reinste Quellgeriesel füllt sie in stets neuer Klarheit. Darum leuchtet das Wasser so nixenschauerlich, so unirdisch durchsichtig, daß die Augen zu vergehen glauben, die den fernen, tödlich stillen Grund so nahe sehen wie des Kaisers Krone im Traum.

Und traumstill auch schießen die Äschen in dem Fabelwasser umher, stehen die rotpunktigen Forellen darin. Dieses Reich aus einer andern Welt aber murmelte hundert Zauberrunen in die Phantasie des schweigsamen kleinen Mädchens, das festgebannt am Rande dieser schauerlichen

sein, jeden Tag diese Menschen sehen zu können, jeden Tag mit ihnen zu sprechen! Am meisten beschäftigten sich meine Gedanken mit den Töchtern. Ich dachte an Emmi; es war mir, als ob die ruhige und friedliche Sinnesstimmung, die mich im Gespräch mit ihr überkommen hatte, noch immer über mir lag; beständig klangen ihre Worte mir in den Ohren: „Ich liebe das Alte, denn im Alten liegt der Frieden und die Ruhe der Erinnerung."

Ja, in der Erinnerung liegt Frieden, das fühlte ich jetzt auch, als ich den langen Tag im Gedanken an mir vorüberziehen ließ und meine Erinnerungen zusammenfaßte. Und ich dachte an Andrea Margarete; wie munter und gesprächig war sie doch! Wie konnte sie lachen, ganz merkwürdig! Aber Gamling sagt auch, daß es niemand gibt, der so lachen kann wie junge Mädchen. Daraus habe ich den Schluß gezogen, daß junge Mädchen die vollkommensten Menschen sind. Der berühmte Doktor Swift hat nämlich gesagt, daß sich der Mensch dadurch vom Tier unterscheidet, daß er lachen kann, und daraus schließe ich, daß je mehr ein Mensch lachen kann, desto vollkommener muß er sein, und da junge Mädchen am meisten lachen, so müssen sie auch die vollkommensten Menschen sein. Aber Corpus Juris sagt, daß in dieser Schlußfolgerung die Prämissen ebenso falsch sind wie die Konklusion und daß sich nur ein achtzehnjähriger Student eines derartigen Fehlschlusses schuldig machen könne.

Ich konnte nicht schlafen, ich lag im Bett und dachte an den Pfarrhof, in dessen Mauern ich mich den ganzen Tag so wohl befunden hatte. Und auf einmal stand es hell und klar vor meiner Seele, was ich bisher nur dunkel geahnt hatte, und eine innere Stimme sagte mir mit großer Bestimmtheit: „Nicolai, hier wirst du dich verloben!" Ja, so mußte es sein, es war kein Zweifel möglich! Darum waren Pfarrhöfe meinen Gedanken stets in so herrlichem Licht erschienen, darum war ich immer froh geworden, wenn ich das Wort „Pfarrhof" nur hörte — weil ich mich einmal in einem Pfarrhof verloben sollte. Und solch ein Pfarrhof mußte es just sein, das fühlte ich nun wohl. Welche gesegneten Menschen waren doch hier! Sie hatten mich vom ersten Moment aufgenommen, als ob ich der Sohn des Hauses wäre, sie hatten sicher auch ein Vorgefühl davon, daß ich mich hier verloben würde. Ja, der Propst hatte mir ja selbst gesagt, ich sollte mich verloben; gewiß, er hatte es im Scherz gesagt, aber „hac nuga et ad seria ducunt" der Tag würde noch kommen, da es Ernst werden sollte; der Propst hatte, ohne es zu wissen, eine Prophezeiung ausgesprochen. Aber vier oder fünf lange Jahre würden vorher noch vergehen, denn ich wollte mich nicht als Student verloben, das stand bei mir fest; während dieser Jahre würde ich arbeiten, hart arbeiten, aber dann

Augenblick war das sinkende Kind im dunkelgrünen Wasser wie eine große Seerose. Ringsum die sich schließenden weißen Röcke und inmitten das goldblonde Köpflein schon halb verborgen. Da griff der kleine Michel zu und zog sie heraus.

Sie stand und zitterte vor Kälte und Schreck. „Lauf nach Haus, was du kannst“, rief er sie an. Da lief sie, und er lief mit. Ihre Kleider klatschten und schlugen, und eine kleine Wassergasse blieb hinter ihnen. Die Leute schrien ‚hoho!‘ — und dann war sie im Laden ihres Vaters, der ein Papiergeschäft hatte. Sie kam ins Bett, der kleine Michel erzählte, erhielt einen Kuß, einen Silbergulden, Kaffee, Kuchen und Lob und durfte am Bette der kleinen Brigitte essen.

So waren sie Freunde geworden, und die Kleine erzählte ihm die Sagen jener Kristalltiefe, zu der sie bald eingegangen wäre.

Michel machte Mund und Ohren hoch auf. „Davon hab' ich nie gehört“, staunte er.

„Lies nur in den Büchern nach; es steht alles drin“, mahnte sie ihn.

Ja so, lesen. Michel hatte bisher aus der Schule recht schlechte Zensuren gebracht, und die Waschfrau wußte nicht, was sie damit beginnen sollte.

Nun begann er eigentlich erst in den Büchern lesen zu lernen, die Brigittchen ihm aus dem Laden des Vaters lieh. Das war viel besser als die Fibel, und der arme Bub wurde damit neugierig, aufmerksam und ein guter Schüler, ohne daß er es selber wußte.

Als er aus der Schule kam, blieb der Eifer in ihm. Er trat bei einem Wirt als Laufbursch ein, half beim Einschenken und putzte den Gästen die Stiefel, aber das Lesen vergaß er nicht. Er las alle Kalender und suchte sich mehr und mehr das Wirtschaftliche hervor: Wie man Kürbisse züchtet und Schweine mästet, wie man Obstbäume okuliert und was die Mistbeetwirtschaft abwirft. Michel wollte zu Haus und Garten kommen. Davon erzählte er Brigitten, und die freute sich sehr. Sie machten zusammen die Pläne, und alle Sonntag zeigte ihr der Laufbursch des Wirtes „zum Herzogsstuhl“ sein Erspartes.

Brigitte wollte sein Haus altdeutsch haben, und der Garten beschäftigte sie dabei am meisten. Etwas Kohl und Obst wäre ja sehr gut. Aber Blumen, Blumen müßten alles andere überdecken.

„Wirft das so viel ab?“ fragte der Michel Schrotkopf.

„In der großen Stadt ja“, sagte sie. „Weißt du, in Klagenfurt; im Fasching. Da kaufen die jungen Herren mit Silbergeld die schönen Blumensträuße und schenken sie den Mädchen.“

Michel wurde rot. Er war nun fünfzehn und Brigitte dreizehn. Am anderen Sonntag brachte er ihr ein Sträußchen Ringelblumen, Zinien und Reseda. Zwei Kreuzer hatte es gekostet. Sie freute sich still und ein wenig mit Schelmerei. Da brachte er so einen kleinen

Schönheit saß und wartete, ob hinter den jäh erschreckenden Fischen nicht still und mit traurig blauen Augen Wassermann dahergezogen käme oder eine grauenhaft schöne Undine. Und wenn die ihr am Ende winkten? Entsetzlich!

Aber sie saß und schaute in den leuchtend klaren Abgrund, und wenn ein Windlein den stillen Spiegel in tausend Wellchen zerrieb, so ward ihr gespanntes Gesicht vom Widerscheine zitternd und rieselnd und war grünblau angeleuchtet, als sähe es selber aus einer Seetiefe herauf.

Und was diese Stadtgrabentiefe der Welt über ihr für Sagen zurückspiegelte! Das Städtchen liegt verschüchtert unter den hohldrohenden Ruinen ehemaliger Größe. „Ihr Berge, fallet über mich!" Über allen Häusern schauen Ruinen von den anspringenden Felsen herab. Von allen Seiten klafft und verwittert hoch über ihr viel altes Gemäuer, und die Siedelung liegt da, als sei sie eingebrochen und in ihrer Bürgerkleinheit versunken in einem Kreise von Burgen und Domen und Stadtmauern aus eiserner, riesiger Herrenzeit.

Turm und gotische Kirchenfensterrippen, gezinnte Mauer, halbaufstarrendes Spitzbogengewölbe über allen Hausdächern. Die Welt der Vergangenheit ist dort mächtiger als das klein zusammengeduckte Heute.

Und alles spiegelte sich in dem durchleuchtenden Wasser der Stadtgräben und in Brigittleins gedicht-zitternder Seele.

Drüben johlten und balgten die Buben. Denen war das Ruinengewirr lieb und recht für Räuberhöhlen und Kletterwagnisse. Sie merkten gar nicht, wie stillere Augen das gleiche so ganz anders sahen. Nur einer kam manchmal zur kleinen Brigitte gelaufen, sah ihr zu, fragte stürmisch: „Tust nicht mit uns?" und lief wieder weg.

Es war der Michele von der Waschfrau Schrotkopf; ein armer Bub, den irgendein leichtsinniger Kärntnerbursch bei dem derben Weib sozusagen verloren hatte, wie das dort eben Brauch ist. Von seinen Genossen war die Hälfte wie er außer Ehe zur Welt gelangt, und die andere Hälfte jubelte und sprang und balgte mit ihnen als ganz zur Sache gehörig. Derlei hat dort gar nichts mit Ehr' oder Schande zu tun. Traurig war nur, daß der Michele keinen Vater hatte. Die Mutter, Tag und Nacht in Arbeit, konnte nicht zusehen, was der Bub lernte. Sie konnte selber nicht schreiben.

Einmal stand der kleine Michel wieder ratlos hinter dem Kinde, das stets so angenagelt am Wasser hockte. Da bekam Brigitte eine kühne Minute. Sie hatte nahe vor sich eine Forelle stehen sehen, deren Haut war wie mit Rubinen eingelegt. Da krempelte sie das Ärmelchen zurück und griff tief in das Wasser. Der Fisch rückte seitwärts ab, sie langte ihm nach, rutschte und glitt mit leisem Schreckruf in die eiskühle Fremdheit ihrer Traumwelt hinein. Die Kleider breiteten sich aus, und einen

und dann mit ihr ins Dunkle schleichen.' Aber wenn er sie sich recht deutlich vorstellte, so fürchtete er ihre hellen, ernsten, weltfernen Augen.

Zwei Dinge trieb er also, um sich zu trösten? Singen und Briefe schreiben. Alle Sonntag schrieb er ihr einen Brief voll Sehnsucht und Scheu, in dem er nichts sagen wollte und dennoch zwischen den Zeilen alles verriet, was ihm im Herzen lag.

Und das Singen ersetzte ihm, was sonst andere junge Leute vollauf können: das Gedichtemachen.

Denn die Kärntnerlieder erwiesen sich, als er ihnen nachsuchte, doch nicht alle so wie die, die er bisher gekannt und schalkslustig gesungen hatte. Sie haben für jedes Herz einen Ton; sie können schwerbeladen, treu, scheu und traurig sein. Sie können von der Liebsten singen wie ein frommes Kirchenlied und vermögen so rein und wehmütig zu sein wie ein klarer weithimmeliger Abend.

Eins, das ging wie auf sie:

Mit m Munderl is s still,
Mit die Augen sagt s viel;
Mit der Hand drängt s mi weg,
Wann s moant, i wär z keck.

Und das sang er oft, und sang noch viele schöne traurige Lieder und wurde der sangreichste Lauf- und Schankbursch in ganz Friesach. Aber die Leute merkten es, weil er gar so schön und innig sang, und neckten ihn sehr mit der schönen Brigitte. Zuletzt wußte das kleine Städtchen in allen Gassen, wie sehr verliebt Michel Schrotkopf sei. Von den Gästen des Herzogsstuhles ging es aus, aber bald sangen ihm die kleinen Kinder hinter Haustoren und Prellsteinen nach:

„Wo i geh, wo i steh,
Tut mir s Herzele weh."

Es war die größte Liebe in ganz Friesach, die seine, und so wurde sie gebührend behandelt. Die Leute höhnten ihn mit einer gewissen Zärtlichkeit, aber sie verhöhnten ihn.

Zuerst lächelte er in seliger Wehmut, aber dann hielt er es nicht mehr aus. Er schämte sich sehr, und Brigitte war in Klagenfurt, wo die feinen Herren umgehen, allzu schutzlos.

Eines Tages hieß es im „Herzogsstuhl", der Michele Schrotkopf sei fort und sei Hausknecht im „Weißen Ochsen" zu Klagenfurt an der Villacher Lend geworden.

Dort im „Weißen Ochsen" kehrten die Flößer und Seeschiffsleute ein, die Heizer von den Dampfern des Wörthersees löschten hier große Dürste, und wenn Markt war, wohnten hier großmächtige Viehhändler. Reich sah das Wirtshaus nicht aus; trotz des schönen Wirtsschildes; aber der Michel ersparte gute, schwere Trinkgelder. Denn was ihm in

farbigen Buschen alle Sonntage, bis sie sechzehn war und er achtzehn. Sie waren aneinander gewöhnt, ihre Eltern ließen den braven Jungen ohne Arg zur Tochter kommen, und Brigittens stille Art ließ keines auf andere Dinge geraten als auf ein heiteres Pläneschmieden, jedes für sich. Michel wollte Haus und Garten, Brigitte wollte Bücher lesen und Blumen und kleine Kinder pflegen. Das konnte ja in einem hingehen, dachte Michel.

Dann aber auf einmal sagten ihre Eltern: „So, nun muß Brigitte in die Welt." Eine Familie in Klagenfurt brauchte ein feines Stubenmädchen; es waren Hofratsleute; und da ging denn das liebe, stille, blonde Kind fort und trat seinen ersten Dienst an.

Nun war Michel allein zu Friesach im Gasthause „zum Herzogsstuhl", und sein Herz riß ihn großmächtig hin und her.

Am anderen Sonntag ging er und kaufte Blumen wie seit je. Aber das kleine Fenster am Platz wurde nicht mehr hell von ihrem freundlich geneigten blonden Haar, als er hinaufsah.

Da begann seine Seele zu brennen, ach zu brennen.

Erst ließ er die heimliche Angst still in sich nagen und ging um den Marmorbrunnen mit den schönen heidnischen Geschichten, die ihm Brigitte mit einer Verlegenheit letzthin ausgelegt und erzählt hatte. Die Entführung der Dejanira, der Europa, der Brautkampf der Lapithen: eigentlich lauter nackte Weibergeschichten. Nun brannte auch sein Blut, und er dachte daran, wie schön Brigitte war; wie selig still und klar und schön. Er suchte ein Lied auf sie; aber die Kärntnerlieder gehen alle gleich aufs Ganze los. Da zürnte er sich selber und rannte fort bis an den Stadtgraben. Dort, wo einst das Kind weißüberbauscht ins Dunkelgrüne der Flut hätte versinken müssen, dort warf er die Blumen ins Wasser, und sein wildgewordenes Herz rief: „O Fremde, o Weite, du bist tiefer und unzwingbarer als die Flut. Könnt' ich das Mädel so aus der Ferne zurückgreifen wie damals. Ach wie sehr bist du versunken, allerschönste Brigitte!"

Nun war auf einmal Poesie über und über in ihm, den sie oft von der Seite angesehen hatte ob mannigfacher Nüchternheit. Jede Welle, jede Ruine, jedes alte Haus sprach von ihr, und die alten Sagen und Rittergeschichten, die sie ihm erzählt hatte, die waren ihm jetzt so farbig und deutlich wie bunte Kirchenfenster um einen wehevoll Betenden. Es war eine Einsamkeit, die nicht zu ertragen war, und eine Liebe, so selig und unselig, wie sie nur in einer halb reinen, halb unkrautvollen Jungenseele wuchern kann. Bald kam ihm vor, er habe eine Heilige von sich ziehen lassen, rührend rein und geweiht. Dann aber dachte er, daß sie auch vom Fasching zu erzählen gewußt. Und nie hatte er mit ihr getanzt. ‚Jetzt, tanzen und Wein trinken und immer glühender werden

„Es ist Hallegg, gleich vom Schrotturm am See ein halbes Stündlein in die Berge. Du kannst auch übers Zollfeld kommen, weißt du, wo die alte Römerstadt unter der Erde liegt.“

„Ja“, sagte er etwas erleichtert. „Und ich komme dich alle Sonntage besuchen.“

„Das wird nun nicht gehen“, widersprach sie leise. „Ich bin bei einer ganz alten Dame; die kennt mich von der Rätin aus und ist mir gut geworden. Ich muß ihr vorlesen; auch im Klavierspielen habe ich ein wenig zugelernt. Nun denk' du, wenn sie dort meinten, ich hätte einen Schatz!“

„Und wenn sie es meinten?“

„Dann wäre alles aus.“

„Es wird nicht aus; nichts wird aus“, sagte er vergnügt. Er konnte ihr ja noch nicht alles gestehen. Noch war nichts einig. Erst mußte er sich des „Grünen Fassels“ versichert haben; dann konnte er ihr sagen, daß Michel Schrotkopf, ein freier Mann und Wirt, um Jungfer Brigittens Hand zum Ehebund anhalten wolle. Also schwieg er trotz allem Stolz und aller Freude und sagte nur: „Gut. Wann kann ich dich also besuchen?“

„Wohl erst im Herbst“, sagte sie traurig.

Er verbiß sein Leid. Es war kaum Frühling geworden in der kleinen Stadt am See.

* * *

Nun war er wieder einsam.

Brigitte war bei der feinen alten Dame, und als er schrieb: nun hab ich zweitausend und neunhundert Gulden, weil er von seiner Mutter einiges geerbt hatte, da antwortete sie: „Dein Brief hat mich sehr erfreut. Hier ist es schön und still. Von Hornstein bis an das Zollfeld ist nichts als Waldrauschen, und wenn der Wald schweigt, so rauscht der Brunnen im Schloßhof. Das liebe ich so sehr; es ist alles Musik. Und auch wir machen viel Musik, Michel, ach, so schön wie du nie im Leben welche hörtest. Sie ist aus ganz alten Zeiten. Es ist ein Leben wie im Traum, die alte Baronin nennt mich Kind und will mich nie mehr von sich lassen. Da kommt sich denn deine Freundin wie eine verwunschene Prinzessin vor.“

Dem Michel war unbehaglich zumute. So ward sie ihm immer gebildeter. Aber seine dreitausend Gulden waren doch noch feiner, und was die Musik angeht, so werden sie ihr, alle viere, an einem schönen Sommerausflugsabend ein Ständchen bringen: „Verlassen bin i“ und „Es blüht beim schwarzen Felsen“; sie und die alte Baronin aber werden oben heulen vor Rührung. Dann wird er auf die Tasche schlagen und wird sagen: Na, Brigitte? Und was sagst du zu *der* Musik!

Friesach Spott eingetragen hatte, galt in der Hauptstadt hoch. Alle Abend mußte er in die Wirtsstube kommen und mit seiner schönen, treuen, hellen Stimme den Gästen vorsingen. Bald fand sich ein Kellner, der die zweite Stimme hielt. Der Rasierergehilfe vom Laibacher Ring kam mit einem Bariton dazu, der Spengler nebenan mit einem Fundament von Prachtbaß, und nun sangen sie vierstimmig, daß es berühmt wurde in ganz Klagenfurt. Samstag und Sonntag abends war der „Weiße Ochs“ überfüllt, und Michel war froh, denn er war Sieger.

Wahrlich, einmal kam die Hofrätin selber mit ihren Töchtern und ließ sich von Brigitte ins Gasthaus führen. Das Mädchen, das stets mehr Zofe und Gespielin als Dienstmagd gewesen war, saß mit zu Tische, hatte die Hände gefaltet, lächelte und sah auf das Tafelleinen, Michel und die drei anderen aber sangen wie vier Weihnachtstrompeten von einem Turm das Heil der Welt in alle vier Winde hinaus. Es war großartig, und sogar ein Professor war da, der schrieb sich alle Lieder auf. Da sangen sie auch nicht lauter traurige Lieder mehr, sondern viele, viele voll Übermut und Jauchzen.

Das war die Zeit, wo Brigitte fast ein wenig stolz auf ihren Freund war, den berühmten krausköpfigen Hausknecht beim „Weißen Ochsen“.

Noch eine saß dort, hörte ihn voll Inbrunst an und sah dem hübschen Burschen in die blitzbraunen Augen. Das war die Wirtin vom „Grünen Fassel“, aus der nächsten Nachbarschaft, Witwe in den besten Jahren. Das „Grüne Fassel“ lag gleich über Eck und war ein winziges Häuschen mit einem Stockwerk und zwei Fenstern Front. Kleiner und zierlicher kann man kein Wirtshaus haben, und da Michel einige Groschen erspart hatte, meinte er, das kleine Ding gar wohl kaufen zu können. Weil er nun so oft nach dem Hause herübersah, bezog's die Frau Wirtin auf sich und war viel beim größeren Nachbarwirt zu Gaste.

Es war eine Gesangspause, und Michel trug Bier umher, kam auch zur Frau Hofrat und ließ sich loben. Da bat ihn Brigitte ein wenig beiseite, und er dachte, nun käme es. Sie standen im dunklen Hof, aber Brigitte sagte: „Wir müssen von neuem Abschied nehmen, Michel.“

Er blieb ganz still, seine Kehle war zu Stein, sein Herz zu Blei geworden.

„Die Rätin heiratet ihre Töchter aus und verreist“, fuhr Brigitte fort. „Ich habe eine neue Stelle in einem Schloß.“

In einem Schloß! Freilich, dahin gehörte sie.

„Nicht weit von hier, Michel“, sagte sie freundlich. „Nicht weit von hier.“

„Gott sei Dank“, brach er hervor.

geriet. Da ward es waldig und moorig, seltene Heidekornfelder lagen zwischen Fichtenwäldchen, dann kam wieder Hutweide, Birkenmoor und Föhrenhain. Feucht und wild war all die Welt hier drinnen in den Bergen.

Und dann, höher oben ein paar ganz verlorene Bauernhäuser und dann ein kleiner See, voll Wasserrosen, aber ganz verlassen, ganz verloren. Die Straße führte genau an seinem Rande vorbei und bildete einen Damm. Der gestaute See donnerte unter einem Brücklein über ein Mühlwehr hinunter in die Schlucht zur Mühle. Aber die stand still, und wie aus toter alter Zeit hingen die Räder traurig voll Flechten und Moos.

Dann kam, höher als der erste See, sogleich ein zweiter; bloß ein dichtüberbuschter Damm lag zwischen beiden, und der zweite war voll Rohr, voll Moos und Binsen. Kaum sah man noch ein Endchen Wasser. Und moorig blieb der Wald um den Weg bis zum Schlößlein hinauf, dann aber begannen plötzlich Kieswege, geschnittene Buchenwände und Taxus. Und Michel, der die Gartenkunst des Rokoko noch nicht kannte, zog den Hut ab, weil er in den glatten, hohen Baumwänden das Gefühl hatte, als sei er in ein fremdes, nobles Zimmer geraten.

Da war auch schon das Schloß. Goldrot hing breite Sonne an seiner Abendwand mit dem dreifach gekuppelten Rundbogenfenster und den Säulen hoch oben, das weit, weithin der scheidenden Sonne nachsah.

Dann ging Michel durch das Tor in den ersten Schloßhof, der ganz in den Fels hinuntergehauen ist, tief, jähumwandet, moosgrün, kühl und feucht. Der Brunnen rauschte unheimlich und respektlos laut in einen gewaltigen Steintrog, der zum Überfließen voll war, und oben in der Burgwand stand in einer Nische ein kleiner, römischer Mann aus Marmor. Er hielt eine Rolle in der Hand.

Michel erinnerte sich, wieviel ihm Brigitte von den schönen alten Römerstatuen gesagt hatte. Er drehte seinen Hut befangen in Händen und schaute zu dem Bildwerk empor. ‚Wahrscheinlich so ein Schreiber‘, dachte er mit leisem Magendrücken.

Hinter ihm waren hoch oben Bogengänge, und von dort rief ihn wer an, was er wolle. Es war eine alte Dame, und sie hatte eine Frisur wie die Maria Stuart auf den Bilderbogen, die er einst im Papiergeschäft der kleinen Brigitte gesehen.

„Ich möchte die Brigitte besuchen.“

Die alte Dame sah eigentümlich gutmütig herab. „Ei so“, sagte sie dann sehr langsam „Sie sind wohl der Michel Schrotkopf, der Brigitten so oft Briefe schreibt? Nun, kommen Sie nur. Dort durch den Torbogen, vor dem zweiten Hof rechts finden Sie die Treppe.“

Michel stampfte bergan. Der zweite Hof war viel freundlicher und heller, auch ganz trocken. Da ward sein Herz etwas freier. Ringsum

Dreitausend Gulden!

Der Sommerabend war still und schwül. Im Westen stand der hochflammende Sonnentod am Himmel. Da stand Michel auf der Straße in Hemdärmeln und blauer Schürze. Die Gäste kamen erst spät, er hatte ein wenig frei.

Hinter ihm von der Ecke des Hauses ragte das alte Wirtsschild über den kleinen Platz heraus. Reiche Schmiedeeisenarbeit aus Urgroßvaters stiller, hochanständiger Zeit, wunderschöne Ranken, Zapfen und Knospen, und in einem Kränzlein hing in Blech getrieben der weiße Ochs, anderthalb Schuh lang und sorglich bemalt. Durch sein Milchweiß schlug nur da und dort ein wenig Rost, aber das machte ihn noch treuherziger. Da stand er oben, steif, lieb und blöd wie die gute alte Zeit und sah so fromm und dumm und tapsig auf den kleinen Platz hernieder, als wäre er seiner Sache ganz sicher; genau so wie Michel.

Und drüben ragte, ebenfalls an schönem Schmiedeeisengerank, ein schöner Vogelkopf aus der Wand, der trug im Schnabel ein Fäßchen mit einer Traube, das Fäßchen länglich und wohlgebildet; alles hoffnungsgrün gestrichen. Und unter dem grünen kleinen Faß stand die Wirtin und sah und winkte herüber. Sie war beruhigend rund. Das „Grüne Fassel“ vermochte eine Frau zu ernähren, so klein es aussah. Als er sie einmal gefragt hatte, ob sie denn das kleine Haus nicht hergäbe, allein wie sie sei, da hatte sie freudevoll gerufen: „O gern, tausendmal gern. Nur lei reden müßt' man drüber können.“

„Kommt die Zeit, kommt die Sprach“, hatte der Hausknecht vom weißen Ochsen erwidert. Die Wirtin gab ihm noch einen langen, langen, langen Blick, und getröstet trollte Michel ab. Das war so gut wie gemacht.

Nun stand er sicher und fest, vom Ochsen übersegnet, und sah sich sein künftiges Wirtshaus behaglich prüfend an.

Da kam auch schon der erste Gast. „Hausknecht, is frisch angeschlagen?“

„Wohl, wohl“, sagte Michel und begann sein Amt.

*
*　　*

Ein Herbstsonntag am Wörthersee! Silbern und dreimal so weithin als sonst schläft der windstillste aller Seen durch die Berge hin, in lauter bunte, bläulich übermilchte Wälder gewickelt. Michel geht im Festtagsfrack mit Reseden und Veilchen, mit Veilchen, die in diesen endlos weiten, endlos stillen Tagen zum zweitenmal an sonnigen Rainen blühen. Er tut einen schönen, herzfrohen, kühnen Gang. Freien geht er, nach Hallegg.

Es war ein lieber, schöner Weg; aber er wurde immer verzauberter, je mehr Michel in die einsamen abseitigen Höhen südlich vom See hinein-

Am untern See stiegen sie in ein Boot, und da faßte sich Michel gewaltig zusammen, jagte die unnützen Bilder allesamt davon und fing ihr erstmalig an, vorzurechnen, daß er das Haus zum grünen Faßel gut kaufen könnte, und weshalb. Da nun aber ein Wirt ohne Wirtin nicht zu sein vermöge — — —

„Michel“, sagte Brigitte, „für heute kein Wort davon. Du bleibst eine halbe Stunde bei mir, und es wird schön sein, schöner, als wenn du mir von solchen Dingen daherrechnest. Wir wollen ein wenig im Kahn fahren, damit du die Welt siehst, die ich so sehr liebe und die ich nicht lassen kann. Dann geh und überlege dir gut, ob ich zu einer Wirtin tauge. Ich sage dir kein Nein; ich will dir nicht wehe tun. Darum laß uns beim Wasser sein und hineinschauen, wie einst in der Kinderzeit.“

Und er ließ den Krauskopf hängen und griff nach dem Ruder. Ganz still war es, und sie fuhren wie über ein klares Firmament. Ja, sogar eine herrlich leuchtende rote Wolke stand als Spiegelung im Wasser, und die fuhr mit ihnen mit und war wie sein blutendes Leid, so still und schön, groß und klagend.

Aber auch das wußte er nicht mit Worten zu sagen, wie er, der den Kopf stets hängend und beladen zu Boden trug, der hochlodernden roten Abendwolke erst im See gewahr worden war, der Wolke oben am Himmel, der sie, Brigitte, schon lange mit hellen Augen und still gefalteten Händen zugesehen hatte.

Es blieb ruhevoll, heidnisch schweigsam und verzaubert über dem See, und keines von beiden brach den Bann. Und vom Lande kamen nur Laute, die die große Einsamkeit der beiden noch größer machten.

Auf der Bergheide über dem See weideten die Schafe, und das Mühlwehr brauste von fern. Einmal nur tat der Schafbub einen verlorenen, unbeantworteten Ruf hinüber nach dem Kühbuben, dessen Glocken jenseits läuteten, dort, wo ein friedvoller Herdrauch hinter den Fichten aufkräuselte. Aber sonst war die Natur wie in heidnische Urerinnerung verhüllt, und das nervöse Herübermahnen eines Abendglöckleins aus dem fernen Zollfelde zertrieb ein Wind, der hoch über der stillbrauenden Luft dieser Tiefe umherstieß. Man erkannte ihn nur an der roten Wolke, die wie ein großes Schiff dahinzog, und von der ringsum leuchtende Flocken abwirbelten, trifteten und in nichts zergingen.

So fuhren sie über den See und wieder zurück. Sie saß in ihrer lieblichen Bläße mit dem klar gescheitelten blonden Haar und war fromm und dennoch versteckt und verschlossen anzusehen. Nur wenn Michel ihren Blick angstvoll suchte, sah sie ihn ernst und sehr traurig an. Dann wandte sie sich wieder nach dem Bilderbuch des Himmels, von dem man aus dem Waldkranze des Sees nur ein Kreisrund sah, das einen Teil von dem lodernden Todeskampfe des Tages zeigte.

gingen schöne Bogenhallen, eine über der anderen. Ja, Brigitte wohnte wie in einem Märchen.

Auf der Stiege ging ein ruhiger, schöner junger Mann an ihm vorbei hinab, ohne ihn anzusehen. Michel grüßte ihn nicht; er hatte augenblicklich das Gefühl einer Feindschaft.

Oben stand die alte Dame. „Sie dürfen in den Rittersaal gehen; Brigitte wird gleich kommen", sagte sie ruhig, sah ihn noch einmal ernst und wie voll Mitleid an, lächelte dann leise, ging voran, tat ihm die Türe zu einem langen und fast kahlen Raum auf und ließ ihn allein.

Er trat an das Fenster. Ja, das war wirklich das dreifache Abendfenster mit den Rundbogen, zu dem er so ehrfürchtig emporgesehen hatte. Nun stand er selber oben und war im Schloß und konnte hoch über alle Menschheit hinausschauen.

Der Ausblick ging über Fichten und Wälder, die ihm unsäglich einsam schienen. Fern über den Wipfeln verblutete der Abend; unten die gestutzten Buchen standen schon ganz in kühlem Duftblau.

Er dachte an seine Lieder. Für diese Welt fiel ihm aber keines ein; es paßte nicht eines. Inzwischen trat Brigitte ein.

„Grüß Gott, Michel. Gefällt dir das?"

„Es ist da alles so alt und entlegen und wehmütig; mir ist gar nicht gut bei der Sache", sagte er gedrückt.

Brigitte blieb lange am Fenster stehen. „Eichendorff", sagte sie dann.

„Ist das ein Ort?" fragte er.

„Meine alte Dame hat uns gestattet, ein wenig spazieren zu gehen", fuhr sie wie aus Träumen empor. „Das wird dir ja auch lieb sein?"

„O sehr", sagte er.

Da gingen sie und schritten am ersten See vorbei, wo ein einsamer Felsblock ins Wasser ragte, und Michel getraute sich nicht zu sagen, daß ihm der so schwer und stumm vorkäme wie sein Herz. Überhaupt der ganze See, vollgewachsen, verbinst und verschilft, der war wie sein Leben, das von kleinen Sorgen, Geldbeschwerden, Kaufgedanken, Buchführung, Viehhandel, Bierbezug und Küchenerwägungen so gedrängt voll war, daß das stille Glück der schauenden Seele davon ganz verwachsen und überwuchert war.

Sie aber war still und schauend wie ein Spiegel, der gegen die ziehenden Wolken des Himmels gewandt ist. Wie der andere, untere See, zu dem sie jetzt kamen, in dem nur herrliche Wasserrosen ihr stilles, heiliges, weitausgebreitetes Blühen hatten.

So ähnlich fühlte er es, aber ganz traumhaft und fremdhin, und er wußte es auf keine Weise zu sagen. Und das war sehr schade, um Brigittens willen. Denn die hätte hoch aufgehorcht, wenn Michel sich solcher Dinge fähig gezeigt hätte.

rissige Windwolkenstriche geschrieben standen. Aber links von ihm, über dem Birkenmoor, da waren schon ganz glatt ausgehauchte Milchnebel hingebreitet, wie das Gespenst des kleinen Sees, der ehedem auch hier war. Die Birken ragten aus dem schummernden Vorpostenvolk der aufsteigenden Nachtgeister noch in trauriger Reinheit und schienen zu weinen.

Da schritt er schneller aus und kam in menschenumwohnte Gegend. Erst kam links am Weg die beruhigende Großmacht eines Wirtshauses mit Meierhof. Da grunzten Schweine, und ihm ward wieder freier um die Seele.

Dann aber kam rechts das Häuschen, wo die Freunde der adligen Dame wohnten, und das diese in leisem Scherz die Blumenvilla genannt hatte. Es war dort vom Wege zurückgerückt und, ein nobles Stüfchen höher, der Vorgarten aufgemauert. Die roten, reichen Nelken, die Malven, die Pappelrosen und hochgemuter Rittersporn standen wie zur Heerschau. Dem armen Michel kam es vor, als müßten die vielen hochherrschaftlichen Farben Millionen kosten. Und doch war es nur ein ganz schlichtes, liebes Landhäuschen.

Die Gardinen waren zugezogen, drinnen war schon Licht angesteckt.

Da hatte er sie also in dem Häuschen und stand unten an der Straße. In seinem Herzen war ein Krampf von Angst und Weh. Denn es klang eine Musik auf die abendfeuchte Straße heraus, die ihm abermals erschien, als käme sie von den Überirdischen her.

Da drinnen spielte eine tastende Hand fein, zärtlich und besorgt ihren Johann Sebastian Bach. Es war eine ernste, alte Sarabande, königlich und wehmutvoll, großherrlich gebietend und doch so weich und schmiegend und süß.

Er horchte hochauf, und sein Herz stand still wie ein gebücktes Bürgerlein, wenn Majestät ihren Einzug in seine Gasse hält.

Ja, das war sie, die Musik aus dem Reiche der Unbedrängten, der Zurückgelehnten, derer, die sich ausruhen und fächeln dürfen. Das waren Töne aus der Welt derer, deren Sohlen nicht mehr im Lehm der Alltagsqualen hängen blieben.

Und seine Seele trank und trank, diebisch, scheu und neidvoll draußen von der Gasse her die fremden, über alles schönen Töne.

Ach Gott. D a s, d a s hat sie?

Und nun, da stand er in großer Erkenntnis draußen, er mit seinen Kärntnerliedern, und hörte zum erstenmal die Welt, die er „die feine“ nannte, und erkannte und fühlte diese Welt, an die er sie verloren.

Und noch einmal, als sie ausstiegen, sagte sie: „Denk' doch, Michel, bevor du ans Werben gerätst; denke auch über mich nach, warum ich nur gerne neben dir bin, wenn du schweigst wie heute."

Er verstand noch nicht, was sie meinte; aber schweigsam, scheu und treu fragte er gar nicht nach dem, was sie beide trennte, und es blieb in größter Zartheit unausgesprochen.

Die alte Baronin war an den See gekommen. „Seid ihr fertig?" fragte sie, als die beiden ans Land stiegen.

„Ja", sagte Brigitte leise.

„Dann begleitest du mich die kleine Straße hinab bis zur Blumenvilla, Brigitte. Wir brauchen wieder etwas Musik dort bei unsern Freunden. Ja? — Herr Michel, Sie haben Ihren Überrock im Schlosse vergessen. Holen Sie ihn noch? Sie haben dann ohnehin denselben Weg wie wir und holen uns wohl ein?"

„Ich weiß nicht, ob ich nicht den Weg übers Zollfeld mache", überlegte er schwerblütig.

„Dann adieu, Herr Michel." Und die alte adlige Dame hielt ihm die Hand hin, so mitleidvoll und absagend, daß er einen Stich im Herzen fühlte: hier sei er nicht gefährlich.

„Gut' Nacht auch du, Brigitte."

„Gut' Nacht", sagte sie leise.

Dann ging er aufs Schloß, seinen Rock holen. Zweimal kehrte er sich um und sah den Frauen nach. Die gingen Arm in Arm dahin wie Mutter und Tochter. Langsam, dort, wo der Herdrauch war, unter den Ulmen am See, verschwanden sie. Das Mühlwehr brauste und donnerte, als hätte es sie verschlungen. —

Er brachte es nicht über sich, den Weg übers Zollfeld einzuschlagen. Hatte er nie, nie wieder einen Hauch von ihr, so wollte er doch den Weg gehen, der noch jung beglückt war von ihrem leichten Tritt. Langsam schritt er, um die beiden nicht einzuholen, und blieb oft und oft stehen, so bleich und sterbend das allerletzte Abendlicht auch war. Das Herz brannte ihm vor übergroßem, ganz und gar hilflosem Leid.

Was war das nur? Wie geschah das nur?

Er sah einen Felsblock im Heidekornfeld, an dem er früher schon vorbeigekommen. Ja. So wäre sein Herz unter ihre Blumen geplumpst. So schwer und fruchtlos hätte sein Leben in dem ihren gelegen!

Es ward ihm scheuer und scheuer zumute, als wäre in dieser Gegend niemand zu Hause als Überirdische. Wohl sah über den Fichten am Wege der Turm des waldeinsamen Schlößchens von Hornstein herüber. Er ragte vor dem apfelgrünen Abendhimmel, in dem noch ein paar gold-

Das Beweisstück, das Madame Boulet für ihre Behauptung vorgelegt hatte, war die Liste ihrer Mieter, die von ihrem Neffen und Buchhalter in schönster Kalligraphie geführt wurde und zur Kenntnisnahme für die etwaigen polizeilichen Nachfragen aufwies: „Im zweiten Stock Monsieur L'Anglais, Rentier". — Klar und deutlich stand es da.

Madame Boulet tippte nochmal mit dem Zeigefinger auf den Namen, nickte noch einmal sehr energisch mit dem Kopf und ging dann vors Haus, um vom Platz aus zu den Fenstern des Herrn Englishman hinaufzuspähen.

Der Eigentümer des Namens sah aber zufälligerweise auch gerade zum Fenster hinaus, und da nickte Madame Boulet grüßend, hielt nach rechts und nach links Umschau, um ihm gegenüber ihr Erscheinen zu rechtfertigen, und nachdem sie so scheinbar vergebens nach jemand ausgespäht hatte, ging sie wieder in ihr Haus zurück.

Madame Boulet vermietete ihr ganzes Haus von oben bis unten; je ein oder mehrere möblierte Zimmer nach Bedarf waren zu haben.

Sie selbst lebte auf dem Hof mit ihrem Gatten Monsieur Boulet, der ein großer Billardspieler war und ein ererbtes Brauereigeschäft betrieb.

In den nach dem Hof zu gelegenen Räumen lebte ferner ein Neffe, eine verheiratete Schwester, die an der Brauerei beteiligt war, der Mann und zwei Kinder eben der Schwester, zwei Soldaten, die in Einquartierung lagen, mehrere Dienstboten und Tagelöhner.

An Getier war ferner auf dem Hof einige Hühner, ein Hund, viele Tauben, ein Papagei und eine Katze vorhanden.

Das tote Inventar des Hofes bestand in zwei Wagen, einer großen Hundehütte, einer Trommel, welche dem kleinen Knaben der verheirateten Schwester gehörte, einer Flöte, die der Neffe blies, einem Weinspalier, einer künstlich angelegten Grotte aus Tropfsteinen, mit einem ganz kleinen Springbrunnen und einem halben Dutzend Sonnenblumen als Garten. Über dem allen schwebte dauernd ein Geruch von Malz, Suppe und Kaffee.

Der Engländer hatte wirklich, als er die zweite Etage mietete, seinen Namen der Wahrheit gemäß mit „Langley" angegeben. Da er aber die allen Engländern eigentümliche Art hatte, auf dem Kontinent den Mund nur dann weit aufzumachen, wenn es sich um Essen und Trinken handelte, so hatten die Brauereibesitzer verstanden „L'Anglais", und somit war der neue Zimmerherr ein- für allemal zum „Monsieur Englishman" geworden.

„Habe noch nie in meinem Leben solche Menschen gesehen", murmelte Monsieur Englishman, als er jetzt zum Fenster hinausschaute, „nein, wirklich noch nie in meinem Leben!"

Monsieur Englishman.

Eine Geschichte aus den Weihnachtserzählungen von **Charles Dickens.**

„Nein, Monsieur Mutuel, ich kann Ihnen nichts anderes sagen und nichts anderes versichern ... der Mann heißt Monsieur Englishman."

„Aber ich bitte Sie, das ist doch ganz unmöglich", antwortete Monsieur Mutuel, ein alter, kleiner Herr mit einer Brille und Schnupftabaksdose, Gamaschenstiefeln und einer Schirmmütze, in weitem, blauem Überrock, sehr breitem, weißem Vorhemd und weißer Krawatte. Die beiden letzteren Gegenstände waren am Sonntag blütenweiß und spielten im Laufe der Woche allmählich immer mehr ins Graue über.

„Nein, Madame Boulet", sprach der alte Herr und verzog sein kleines, runzliges Nußknackergesicht zu einem freundlichen Lächeln. „Nein, Madame Boulet, das kommt mir ganz undenkbar, ganz unmöglich vor."

„Ach was!" Im ärgerlichen Tonfall und mit ärgerlichem Kopfschütteln sagte es die rundliche, kleine Madame Boulet, die vielleicht fünfunddreißig Jahre alt sein mochte, „dann überzeugen Sie sich doch selbst ... hier lesen Sie im Buch: im zweiten Stock Monsieur L'Anglais. Na, finden Sie es oder finden Sie es nicht?"

„Jawohl", sagte Monsieur Mutuel.

„Na, also ... dann machen Sie gefälligst jetzt Ihren Morgenspaziergang, Adieu."

Madame Boulet nickte ziemlich ungnädig und Monsieur Mutuel war damit entlassen.

Der Morgenspaziergang Monsieur Mutuels fand in dem breiten Streifen Sonne statt, der auf den „Platz" einer kleinen französischen Festung fiel. Monsieur Mutuel ging stets mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen; in der einen hielt er seinen Schirm, in der andern seine Schnupftabaksdose. Mit schlürfenden Schritten, die viel Ähnlichkeit mit der Gangart der Elefanten hatten, sonnte sich der alte Herr, sobald Sonne vorhanden war, täglich und regelmäßig und trug damit auch das rote Bändchen im Knopfloch spazieren. Dafür war er ja doch ein alter, ausgedienter Franzose.

Als ihm so von einer Vertreterin des schönen Geschlechts gesagt worden war, seiner Wege zu gehen, lachte Monsieur Mutuel über sein ganzes altes Nußknackergesicht, grüßte mit abgezogener Mütze und weit vorgestrecktem Arm und setzte seine Mütze erst wieder auf, als er schon eine ganze Weile aus dem Gesichtskreis der kleinen, dicken Madame Boulet verschwunden war, denn als alter, ausgedienter Franzose war Monsieur Mutuel stets außerordentlich chevaleresk.

„Überall wohnen die Soldaten und überall helfen sie und sind ‚Mädchen für alles‘; habe so was in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen ... wenn ich nur an den Soldaten beim Barbier nebenan denke, der ist doch gewiß wieder da ... nein ...“, ein Blick nach dem Barbierladen hatte Monsieur Englishman gezeigt, daß der Soldat nicht da war ..., „aber das Kind ist da“, setzte er sein Selbstgespräch fort.

Ja, vor dem Laden stand ein ganz winziges, kleines Mädchen und sah auf den „Platz“. Es war eigentlich noch ein Baby und hatte einen kleinen, weißen Schutenhut auf, wie ihn ganz kleine Kinder tragen, und ein blaues Kleidchen hatte das Kind an, das war oben am runden, dicken Hals mit einer Schnur zusammengezogen und fiel wie eine Glocke um die kleine Gestalt ...

„Das Kind ist aber da!“

Nach der Art, wie das kleine Mädchen sich mit den dicken Fäustchen die Augen rieb, hatte es bis eben geschlafen und bediente sich jetzt erst wieder der Augen, wozu sie eigentlich da sind, nämlich zum Umschauhalten. Und das taten die Kinderaugen so eifrig, daß auch der Englishman am Fenster auf dem „Platz“ Umschau hielt.

„Natürlich! ... das habe ich mir gedacht ... da drüben ist der Korporal“, sagte er gleich darauf.

Der Korporal, ein draller, geschmeidiger Mann, Mitte der Dreißiger, vielleicht ein bißchen unter Mittelgröße, aber sehr patent aussehend, mit wettergebräuntem Gesicht und dunklen Augen und dito Bart, war damit beschäftigt, seine Untergebenen zu drillen. Der Korporal war ganz Soldat, vom Kopf bis zur Zehe; die Schirmmütze saß nach Vorschrift, die Hosen hatten oben die richtige Weite und schlossen unten nach Vorschrift eng an, und die Tunika saß gerade so, wie sie sitzen mußte.

Monsieur Englishman und das Kind schauten auf den Korporal und der schaute auch, das heißt, nur auf seine Leute, bis die Übung zu Ende und der kleine Trupp Soldaten sich nach allen Himmelsgegenden hin verzogen hatte.

„Nun wird's kommen ... natürlich! habe ich's mir doch gedacht“, brummte der Englishman und sah, wie der Korporal über den Platz gesprungen kam nach dem Barbierladen zu, die weit ausgestreckten Arme dem Kind entgegenhielt, es aufhob, hoch in der Luft zappeln ließ, um es dann zärtlich zu küssen und mit dem Kind auf dem Arm in dem Hause des Barbiers zu verschwinden.

Nun traf es sich aber gerade, daß Monsieur Englishman sich mit seiner ungehorsamen Tochter entzweit hatte, daß auch so ein kleines Kind dabei beteiligt war und daß das kleine Kind seiner Tochter davongeflattert war über seinen Kopf fort, aber mit Engelsflügeln ...

Und das stimmte auch, denn er war bisher noch nie über die Grenzen seiner heimatlichen Insel hinausgekommen, die ja sehr hübsch ist, aber doch nicht die Welt bedeutet.

„Die Jungens da sehen doch wahrhaftig gar nicht wie Soldaten aus, ebensogut könnte man“ . . . Monsieur Englishman dachte den Satz nicht zu Ende, als er so vom Fenster aus zusah, wie kleine Trupps Militär auf dem „Platz“ übten.

Und von seinem Gesichtspunkt aus hatte Monsieur Englishman wieder recht. Obgleich sehr viel Militär in der Stadt und Umgegend verteilt war, sah man doch nirgends einen Soldaten, der knapp in seine Uniform eingezwängt war oder der durch zu enge Stiefel bei jedem Schritt lahmte oder der durch allerhand Knöpfe am freien Gebrauch seiner Gliedmaßen gehemmt war oder der bei allen Vorkommnissen des Lebens, die nicht gerade seinen Stand, das heißt den als Soldat, betraf, vollständig rat- und hilflos war. Alle waren muntere, lustige, flinke, geschickte, lachende, plaudernde, lebhafte Burschen, die alles und jedes verstanden: die Belagerung einer Festung und die Bereitung von Suppe; die mit großen Kanonen und mit Nadel und Faden umzugehen wußten; die breite Schwerter handhaben konnten und kunstgerecht Zwiebeln schälten; die als Soldaten dreinschlugen und Schaum zu Kuchen schlugen, die, kurz und gut, alles und noch mehr konnten!

Und wie viele da auf dem Platz herumwimmelten! Mehrere kleine Trupps von Rekruten wurden eingedrillt, und über den Platz fort und über die Häuser fort sah Monsieur Englishman Soldaten auf den Wällen üben und Soldaten auf der Landstraße hin- und herziehen, und auf dem sandigen Platz vor dem Tor turnten Soldaten . . ., allenthalben waren Soldaten und wieder Soldaten. Und eigentlich war das für die kleine alte Stadt ein Segen, denn ohne die Soldaten wäre sie noch schläfriger und altmodischer geworden, als sie es schon war . . ., die Soldaten übten und die Einwohner sahen zu und lebten mit und von den Soldaten einen Tag wie alle Tage.

Nur wenn Markt war, kam Leben in die kleine Stadt und dann sah der „Platz“ ganz anders aus. Dann kamen die Landleute mit ihren Waren herein, Gemüse und Geflügel und Gänse und Eier und Ackergerät und Kleiderstoffe und Kinderspielzeug und Kochgeschirr und Bücher und Möbel, alles wurde auf dem „Platz“ feilgeboten, und wenn die Sonne zur Rüste ging, dann wurden die Buden und Zelte und Brettertische wieder abgebrochen, die Händler zogen davon und auf dem „Platz“ war es ganz still, bis die Soldaten ihre Übungen wieder aufnahmen.

Als Monsieur Englishman zum Fenster hinaussah, gehörte der „Platz“ dem Militär.

für sich und Zézette das Frühstück vor die Ladentür gebracht. Immer war der Korporal und Zézette zusammen; nie war der Korporal ohne Zézette; nie Zézette ohne den Korporal.

Monsieur Englishman beherrschte die französische Sprache nur sehr notdürftig, und daher mußte er all sein Können zusammenraffen, um mit Madame Boulet über den Korporal und Zézette zu sprechen.

Es war eines Morgens, als Madame Boulet bei ihrem Zimmerherrn erschien, um sich bei ihm zu entschuldigen, daß leider der Klempner die Lampe, die er reparieren sollte, nicht pünktlich zurückgebracht habe . . . daß all und jeder über die Unpünktlichkeit des Klempners klage . . . es ihr sehr leid tue u. s. w. u. s. w." Da sagte Monsieur Englishman:

„Madame, das Baby . . ."

„Verzeihung, Monsieur L'Anglais . . ., die Lampe."

„Nein, nein . . ., das kleine Mädchen."

„Verzeihen Sie, Monsieur L'Anglais", sagte Madame Boulet, die sich abmühte, den Gedankengang ihres Zimmerherrn zu erfassen, „ein kleines Mädchen kann ich nicht anstecken oder zum Ausbessern schicken".

„Das kleine Mädchen . . . beim Barbier . . ."

„Ach so!" rief Madame Boulet und hatte glücklich den Gedankengang gefunden . . . „die kleine Zézette? Ja, ja! Und ihr Freund, der Korporal? . . . Ja, jawohl . . . ist so lieb von ihm, nicht wahr?"

„Ist er nicht . . .?"

„Nein, nein, bewahre! . . . Er ist gar nicht mit ihr verwandt . . . nicht die Spur!"

„Warum aber . . ."

Jawohl", rief Madame Boulet, „Sie haben ganz recht, Monsieur, es ist wirklich sehr lieb von ihm . . . gerade weil er gar nicht mit dem Kind verwandt ist."

„Sie ist . . .?"

„Das Kind des Barbiers? . . . Nein, nein, auch nicht! Sie ist eigentlich niemandes Kind . . . gehört niemand zu eigen."

„Die Frau des Barbiers . . .?"

Jawohl . . . Sie haben ganz recht . . . die Frau des Barbiers bekommt von der Stadt etwas, um für das Kind zu sorgen . . . viel ist es ja nicht . . . sehr wenig ist es sogar . . . aber wir sind alle arm."

Monsieur Englishman schluckte und japste wie ein Fisch, der aus seinem Element genommen wird, und schien, wie Madame Boulet aus solchen Anzeichen annahm, die Unterhaltung fortsetzen zu wollen. Da sagte sie denn mit großer Sicherheit, als wenn ihr Zimmermieter eine regelrechte Frage an sie gerichtet hätte:

„Nein, Monsieur L'Anglais, absolut nicht. Die Barbierfrau ist nicht schlecht zu dem Kind . . . sie ist nur nachlässig . . . die Frau

„Er ist ein verfl . . . Narr!“ brummte der Englishman und machte das Fenster zu.

Aber die Fenster, hinter denen die Erinnerung und die Reue verwahrt sind, lassen sich nicht so leicht schließen wie Fenster, die aus Glas und Holzrahmen bestehen. Ganz unerwartet fliegen sie auf; und nachts klappern sie ordentlich; sie müßten zugenagelt werden, wenn das beides vermieden werden soll. Monsieur Englishman hatte auch versucht, sie zuzunageln, aber die Nägel hatten nicht ordentlich gefaßt. Und so kam es, daß Monsieur Englishman einen sehr unbehaglichen Abend und eine recht schlechte Nacht verbrachte.

Im ersten Zorn hatte Monsieur Englishman seine Tochter verfluchen wollen . . . dann aber war ihm eingefallen, daß sich das auf dem Theater ganz gut ausnimmt, aber im Himmel gar keine Wirkung hervorbringt . . . und so hatte er sich denn entschlossen, seine Heimat zu verlassen und nicht wieder dahin zurückzukehren. Und nun war er in dem kleinen französischen Städtchen.

Ganz im Geheimen seines Herzens ärgerte sich Monsieur Englishman nur deshalb so, daß der Korporal Théophile an der kleinen Zézette, dem Kind aus dem Barbierladen, hing, und in einer zornigen Aufwallung hatte er ganz laut gesagt: „Der verfl . . . Mensch . . ., das ist doch nicht der Vater des Kindes!“ Und die Worte drangen ihm wie ein Stachel in das eigene Herz und machten ihn nur noch verdrießlicher. Und mit aller Energie, deren er fähig war, hatte er den Korporal noch einmal „einen ganz verfl . . . Menschen“ genannt und sich fest vorgenommen, gar nicht mehr an solchen albernen Menschen zu denken.

Aber merkwürdigerweise konnte Monsieur Englishman den Korporal absolut nicht los werden. Wenn der jede Herzensfiber und jeden geheimsten Gedanken des Englishman gekannt hätte, während er in Wirklichkeit doch gar nichts von ihm wußte, und wenn er der eigensinnigste, rücksichtsloseste Soldat der ganzen französischen Armee und nicht ein so guter und freundlicher Mann gewesen wäre, so hätte er sich nicht den Gedanken des Englishman mehr aufdrängen können, als es der Fall war.

Wo Monsieur Englishman stand und ging, wohin er blickte, da war auch der Korporal. Sah er zum Fenster hinaus, stand der Korporal mit der kleinen Zézette vor dem Haus des Barbiers; ging er spazieren, begegnete er dem Korporal, der mit der kleinen Zézette spazieren ging; kehrte er verdrießlich um, so war der Korporal und die kleine Zézette bereits wieder auf dem „Platz“, wenn er seiner Wohnung zuschritt. Wenn er des Morgens früh aus dem Hoffenster sah, erblickte er den Korporal, der im Nebenhof die kleine Zézette wusch und anzog und ihr die Haare glättete. Flüchtete er an die Fenster der Vorderstube, so hatte der Korporal

Geburts- und Sterbetag der Platz für Namen, Geburts- und Sterbetag des Überlebenden freigelassen. Und viele von diesen trauernden Gatten — Männer und Frauen — hatten sicherlich wieder geheiratet! Der ganze Kirchhof sah so bunt aus und das Auge fand so viel darauf zu sehen, daß Monsieur Englishman, als er denselben verließ, für sich sagte: „Nichts von der Feierlichkeit des Todes ist hier zu finden . . . und doch sind die Menschen hier alle so verfl . . . sentimental."

Auf seinem Heimweg mußte Monsieur Englishman beim Militärturnplatz vorbei. Und natürlich mußte er wieder dort den Korporal sehen, der seinen Leuten Turnunterricht gab, und er mußte auch Zézette sehen, die — wahrscheinlich hatte der Korporal sie dort installiert — auf einem behüteten Platz saß und mit ihren großen, blauen Kinderaugen den Turnübungen der Soldaten zusah.

„Wenn das Kind sterben würde — dem albernen Menschen geschähe es ganz recht; wenn es der Fall wäre, so würde er höchstwahrscheinlich auch einen Palmzweig und eine Gedenktafel dort anbringen lassen", dachte Monsieur Englishman.

Als er aber zwei oder drei Tage später über den Platz ging und den Korporal und die kleine Zézette dort traf, faßte er grüßend an den Hut und wünschte ihm „einen guten Morgen" — was für Monsieur Englishman schon sehr viel war.

„Guten Morgen, Monsieur."

„Ein ganz niedliches Kind", sagte Monsieur Englishman, „da neben Ihnen" und hob der Kleinen das Kinn in die Höhe und sah ihr in die vor Erstaunen weit aufgerissenen, blauen Augen.

„Sie ist ein sehr niedliches Kind", antwortete der Korporal mit besonderer Betonung des „sehr".

„Und auch artig?" fragte der Englishman.

„Sehr artig . . . das arme, kleine Wurm."

„Hm!" Der Engländer bückte sich und streichelte der Kleinen das Bäckchen; es wurde ihm sehr schwer, sich bis zu einer Berührung herabzulassen, als wenn er sich etwas dadurch vergäbe, so sah es aus.

Dann fragte er aber: „Was hast du denn da für eine Medaille am Halskettchen, Kleine?"

Zézette antwortete nicht, und hielt die kleine, runde Kinderhand zur Faust geballt fest auf den rosigen Mund gepreßt, als wenn sie sich selbst am Antworten verhindern wollte.

Der Korporal trat als Vermittler ein: „Zézette, Monsieur fragt, was das ist?" Damit faßte Théophile die Medaille zwischen Zeigefinger und Daumen der rechten Hand.

„Das ist die heilige Jungfrau", erklärte Zézette.

„Und wer hat dir die Medaille geschenkt?" fragte der Engländer.

ist viel krank und da sitzt sie denn den ganzen Tag am Fenster und tut nichts ... ja, natürlich! Als der Korporal herkam, da war die arme, kleine Zézette ziemlich verwahrlost."

„Es ist ein merkwürdiger ...", begann Monsieur Englishman.

„Ein merkwürdiger Name? Zézette? Jawohl, Sie haben ganz recht, Monsieur ... es ist ein Kosename für Isabelle."

„Und der Korporal hat an dem Kind nun einen Narren gefressen", brachte der Zimmerherr Madame Boulets ganz zusammenhängend und in sehr verdrießlichem Tone hervor.

„Nun ja ..." Mitleidig sagte es die kleine, rundliche Frau und mitleidig und erklärend fügte sie hinzu: „Sehen Sie, Monsieur, etwas muß der Mensch doch lieb haben ... wir sind nun mal so, wir Menschen, ganz schwache Kreaturen."

„Versl ... Kreaturen", murmelte der Englishman in seiner Muttersprache.

„Und", fuhr Madame Boulet fort, „da der Korporal beim Barbier einquartiert ist — und wahrscheinlich wird er dort lange bleiben, denn er gehört zu der Suite des Generals — und weil er das arme, elternlose Kind so liebebedürftig fand und selbst jemand liebhaben mußte ... nun, da hat er eben ... Sie verstehen die Sachlage vollständig?"

Monsieur Englishman nahm diese Würdigung von seiten Madame Boulets sehr gleichgültig auf und als er wieder allein war, brummte er für sich: „Ich würd' mich ja gar nicht um die Sache kümmern, wenn die Menschen hier nicht so versl ... sentimental wären!"

Außerhalb der Stadt lag der Kirchhof, und für den Ruf, insofern er die übergroße Sentimentalität der Bevölkerung betraf, war es nicht günstig, daß Monsieur Englishman gerade an demselben Tage, an dem die Unterhaltung mit Madame Boulet stattgefunden hatte, den Kirchhof besichtigte.

Er hatte viel Merkwürdiges, vom Standpunkt des Engländers aus betrachtet, und in ganz England wäre kein Kirchhof in der Art zu finden gewesen. Überall waren Blumen und überall hingen Kränze aus Perlen und überall lagen Palmenzweige mit Inschriften: „Meiner Tochter", „meinem Vater", „meinem Bruder", „meinem Freund", „meiner Schwester". Und an den Zweigen war ganz deutlich zu sehen, wie lange sie auf den Gräbern lagen; viele waren ganz frisch und wohl erst einen Tag dort, andere wieder lagen Jahr und Tag und waren ganz zusammengeschrumpft und die Inschrift war halb verwischt. Und Denkmäler waren in Menge da auf dem Kirchhof. Und viele überlebende Frauen hatten den Männern einen Stein zur Erinnerung gesetzt und viele überlebende Männer hatten das für ihre toten Frauen getan. Und auf den Steinen waren neben dem Namen des Verstorbenen und seinem

Und dann war auch Zézette nicht mehr sichtbar; das heißt, Monsieur Englishman hatte sie noch nach dem Korporal gesehen, verwahrlost in ihrer Kleidung, nicht gewaschen und nicht gekämmt, und er hatte das Kind sogar ansprechen wollen, aber da hatte es ihn scheu angesehen und war fortgelaufen. Und nun schien sie ganz und gar fortgelaufen zu sein. Und der große „Platz“ kam Monsieur Englishman schrecklich leer und öde vor.

In seiner Menschenscheu aber fragte Monsieur Englishman niemand, wo der Korporal und das Kind seien. Doch er spähte zu den Fenstern hinaus, die nach dem Hof gingen, und er spähte zu den Fenstern hinaus, die nach dem „Platz“ gingen und er spähte in den Barbierladen, und bei alledem tat er immer so, als wenn er gar keinen bestimmten Zweck damit verfolge und für ihn alles in der schönsten Ordnung sei. Da, eines Nachmittags, begegnete er Monsieur Mutuel, der, da keine Sonne war, im Schatten spazieren ging und der schon wieder auf zehn Schritte Entfernung seine Mütze vom Kopfe riß.

Monsieur Englishman hatte schon wieder den Satz angefangen: „Was gehen den meine ...“

Da brach er ab, denn der kleine, lebhafte Franzose rief ihm zu: „Nicht wahr, es ist zu traurig! ... Wirklich gar zu traurig! ...“ Und dabei schüttelte der kleine Mann seinen grauen Kopf.

„Was gehen ... nein, ich wollte sagen ... was meinen Sie, Monsieur Mutuel?“

„Unser Korporal ... ach, unser lieber Korporal.“

„Was ist ihm passiert?“

„Haben Sie es noch nicht gehört?“

„Nein.“

„Beim Feuer ... ja, er war zu tapfer, zu hilfsbereit ... ja, ja, zu tapfer und zu hilfsbereit!“

„Der Teufel soll Sie holen“... unterbrach Monsieur Englishman den Sprecher, zum Glück in seiner Muttersprache, so daß der andere es nicht verstand und nichts weiter begriff, als daß Monsieur Englishman sagte: „Ich meine ... ich wollte sagen ... bitte, sprechen Sie doch weiter.“

„Und ein herabstürzender Balken ...“

„Großer Gott!“ rief Monsieur Englishman ... „ich dachte, es wäre jemand von der Feuerwehr gewesen.“

„Nein ... ein Soldat ... unser Korporal ... unser guter Korporal ... den alle Kameraden so lieb hatten ... den wir alle lieb hatten ... nun liegt er draußen auf dem Kirchhof ... Es ist zu traurig ... Ihnen sind auch die Tränen in die Augen gekommen, Monsieur Englishman.“

„Théophile “

„Wer ist Théophile.“

Zézette lachte plötzlich hell und lustig auf, und alles an ihr lachte mit, die Händchen klatschten lustig zusammen, die Füßchen trampelten vergnügt auf dem Pflaster, als sie ganz laut rief: „Er weiß nicht, wer Théophile ist! . . . Er weiß ja gar nichts . . . kennt ja nichts!“ . . . Dann fiel ihr aber ein, daß ihr Betragen nicht ganz korrekt sein möge, und Zézette steckte ihr Händchen in das weite Beinkleid ihres Thèophile, legte das Köpfchen dagegen und drückte ihre Lippen auf die Stelle.

„Nicht wahr, Herr Théophile?“ wandte sich der Engländer an den Korporal.

„Jawohl, der bin ich.“

„Gestatten Sie.“ Monsieur Englishman führte ein kräftiges Händeschütteln mit dem Korporal aus und ging dann seiner Wege. Aber er war sehr verstimmt, als er Monsieur Mutuel sah, der sich und sein rotes Bändchen sonnte und schon auf zehn Schritt Entfernung vor Monsieur L'Anglais seine Mütze vom Kopfe riß und ihn so ansah, als ob er sehr mit ihm zufrieden sei. Und Monsieur Englishman brummte in seiner Muttersprache: „Alter Nußknacker . . . gehen denn den meine Angelegenheiten an!“

Mehrere Wochen gingen ins Land, und Monsieur Englishman verbrachte mehr oder weniger schlechte Nächte in betreff der Fenster, die er nicht ordentlich geschlossen hatte. Und tagsüber lernte er Zézette und den Korporal besser kennen, das heißt, er faßte Zézette ans Kinn und den Korporal bei der Hand; und Zézette gab er Geld und dem Korporal Zigarren, und schließlich kam er so weit, daß er mit dem Korporal Pfeifen anrauchte und dann austauschte und Zézette küßte. Aber das alles geschah wie ängstlich und heimlich, und er nahm es sehr übel, wenn Monsieur Mutuel etwas von seinem Tun und Treiben bemerkte. Dann sagte er jedesmal in seiner Muttersprache: „Da ist der alte Nußknacker wahrhaftig schon wieder . . . was gehen den meine Angelegenheiten an!“

Kurz und gut, im Laufe der Zeit drehte sich des Engländers Tagewerk und Leben nur noch um den Korporal und die kleine Zézette und um Monsieur Mutuel, über den er sich ärgerte, weil er von ihm beobachtet wurde.

Ganz gleichmäßig ging das Leben seinen Gang, bis eines Tages etwas passierte, und zwar brach Feuer in der kleinen Stadt aus, und es war sehr windig, und alles, was helfen konnte, mußte helfen, um die Feuersbrunst zu löschen.

Und danach war mit einemmal der Korporal nicht mehr auf dem „Platz“ zu sehen.

„Zézette schlug die großen, blauen Augen auf, die noch von Tränen feucht waren, und erschrak zuerst. Als sie aber sah, wer sie hielt, duldete sie es ruhig und sah mit ihrem Kinderblick dem Mann starr ins Gesicht.

„Mein Kleines, hier mußt du nicht liegen . . . du mußt mit mir kommen . . .“

„Nein, nein . . . ich will bei Théophile bleiben . . . bei meinem lieben, guten Théophile.“

„Wir wollen zu meiner Tochter gehen, Zézette, und da nach Théophile suchen.“

„Ist er da?“

„Sein besseres Selbst ist dort . . . komm mit mir, du armes, kleines, verlassenes Wesen . . . Gott ist mein Zeuge“ — Monsieur Englishman hatte sich dem Hügel des Korporals zugewandt und sprach leise und feierlich: „daß ich dein Vermächtnis dankbaren Herzens annehme“.

Das kleine Mädchen war von dem weiten Weg bis zum Kirchhof ermüdet. Ihre Ärmchen schlangen sich um den Hals Monsieur Englishmans, ihr Köpfchen ruhte an seiner Schulter, und die Augenlider mit den langen Wimpern legten sich über die großen Kinderaugen: Zézette schlief.

Monsieur Englishman betrachtete die abgeschabten Stiefel, die kleinen, zerschrammten Beinchen, das müde, blasse Gesichtchen, und dachte bei sich, daß die Kleine wahrscheinlich tagtäglich am Grabe des Korporals gewesen sei.

Schon hatte Monsieur Englishman mit der schlafenden Zézette sich zum Gehen gewandt, da warf er einen Blick auf das Grab, blickte auf die anderen Gräber und sagte dann für sich: „Es ist hierzulande Sitte . . ., ich möchte es auch tun . . ., es sieht ja niemand.“

Ganz vorsichtig trug er Zézette bis zum Haus des Kirchhofwärters und kaufte zwei Schleifen. Eine blau und weiß, mit der in Silber gehaltenen Inschrift: „Meinem Freund“; die andere dunkler: rot und schwarz, mit den Goldlettern: „Meinem Freund“.

Mit diesen Schleifen kehrte er zum Grabe zurück und kniete wieder daneben nieder. Mit der hellen Schleife berührte er sanft die Lippen des Kindes und führte die Kinderhand so, daß scheinbar sie es war, die die Schleife an das Kreuz hing. Dann hing er die andere daneben, und dann fuhr er wie liebkosend über die Stelle, wo unter Blumen und Erde das brave Herz des Korporals ruhen mochte, und dann stand er auf und sah sich noch mehrmals um, als er dem Ausgang zustrebte: „Meinem Freund“, „meinem Freund“. Das war das letzte, was er vom Grab des Korporals sah.

Monsieur Englishman nahm es sehr übel, daß er, mit Zézette auf dem Arm, bei vorsichtigem Umschauaushalten, an der Ecke der Straße,

„Was geht das . . ."

„O, Monsieur Englishman, das Gefühl ehrt Sie . . . genehmigen Sie den Ausdruck meiner aufrichtigen Hochachtung . . . ich will Ihnen jetzt durch meine Gegenwart nicht länger lästig fallen . . .", und Monsieur Mutuel, Kavalier vom Scheitel bis zur kleinen Zehe, grüßte verbindlichst und ging seiner Wege.

Monsieur Englishman ging auch seiner Wege und mußte während der nächsten paar Minuten öfters das Taschentuch benutzen, und sagte für sich: „Das hätt' ich nicht gedacht, als ich mir vor einiger Zeit den Kirchhof ansah . . . ich will hingehen."

Und er schlug sofort den Weg nach dem Kirchhof ein; doch als er vor dem Tor stand, hielt er einen Augenblick an, bevor er hindurchschritt, und überlegte, ob er den Totengräber fragen sollte, wo das Grab des Korporals sei. Aber Monsieur Englishman war mehr denn je menschenscheu und verschlossen und konnte sich zu keiner Frage entschließen. „Es wird schon durch irgendetwas kenntlich sein", dachte er bei sich und ging zwischen den Gräbern entlang.

Und er wanderte lange Reihen hinab und wieder durch andere zurück, und überall hingen Kränze mit Inschriften, und überall waren Blumen, und überall standen Gedenktafeln.

Und wie Monsieur Englishman so eine ganze Zeit zwischen den Gräbern hin und her gewandert war — die Sonne war längst untergegangen und die Dunkelheit war schon ganz bemerkbar — da dachte Monsieur Englishman für sich, daß doch eigentlich schrecklich viele Menschen tot seien . . . so viele hatte er gar nicht gedacht . . . und schließlich kam es ihm vor, als wenn außer ihm selbst kein lebendes Wesen auf der Welt mehr existiere.

Aber es war doch noch ein lebendes Wesen vorhanden, und zwar ein kleines Mädchen, das auf einem Grabhügel lag und fest schlief. Und als Monsieur Englishman das sah, da wußte er, daß er das Grab des Korporals gefunden hatte.

Mitten auf all den Blumen, die dem Korporal auf das Grab gelegt worden und dasselbe zu einem bunten Beet gestalteten, lag Zézette. Das eine Ärmchen hatte sie um ein einfaches, ungestrichenes Holzkreuz geschlungen, so wie sie sonst den Korporal umschlungen hatte, und gerade über dem Köpfchen des Kindes steckte an dem kleinen Holzkreuz ein Lorbeerzweig und ein Fähnchen mit den Nationalfarben.

Monsieur Englishman entblößte sein Haupt und stand ein Weilchen ganz still. Dann setzte er den Hut wieder auf, ließ sich auf ein Knie nieder und nahm das Kind vorsichtig in die Arme.

„Zézette, mein Kleines!"

im Knopfloch, seinem Regenschirm, seiner Mütze, kurz: Monsieur Mutuel, so wie er ihn immer gesehen hatte.

„Entschuldigen Sie, Monsieur Englishman“, sagte Monsieur Mutuel, und hielt seine Schnupftabakdose so hoch er konnte . . . „mir wird meine kleine Dose, so lange ich lebe, ein Heiligtum sein, wenn ein so edler Menschenfreund, wie Sie es sind, eine Prise daraus nehmen wollte.“

Monsieur Englishman bog sich weit zum Fenster hinaus, und ohne seine übliche Rede: „Was gehen denn den meine Angelegenheiten an“, schüttelte er kräftig Monsieur Mutuels Hand und sagte: „Adieu! Adieu! . . . Gott sei mit Ihnen!“

„Gott sei mit Ihnen, Monsieur L'Anglais!“ rief Madame Boulet, die auch da urplötzlich auf der Plattform stand . . . „Gottes Segen über das, was sie dem armen, heimatlosen Kind Gutes tun . . . Ihnen und den Ihrigen wird es Segen bringen . . . und bitte, hier . . . das nehmen Sie doch von mir zum Andenken!“. . .

Monsieur Englishman blieb kaum Zeit, ein Bukett zu ergreifen, das ihm Madame Boulet auf den Zehenspitzen stehend entgegenreichte, da fuhr der Zug schon aus der Halle hinaus.

Monsieur Englishman hielt das Bukett in der Hand und sah, daß ein Zettel daran hing, auf dem stand in schönster, klarer Handschrift — höchstwahrscheinlich von dem Neffen des Brauereibesitzers — „in Dankbarkeit dem Freund und Wohltäter der Freudlosen . . .“

„Sind ganz nette Menschen, Zézette“, sagte Monsieur Englishman und zog vorsichtig so viel des schützenden Tuches von Zézettes Gesichtchen, um das kleine Mädchen küssen zu können . . . „sind ganz nett, nur so sehr . . .“

Das Wort „gefühlvoll“ sprach Monsieur Englishman nicht aus, denn sein eigenes Gefühl übermannte ihn . . . er seufzte so tief auf, daß es fast wie ein Schluchzen klang, legte die Hand über die Augen und fuhr so in die klare Mondnacht hinein.

Ein Weihnachtserlebnis.

Von **Richard Voß.**

Es war im Jahre deutscher Größe 1870. Von Sedan fort war die Sanitätskolonne, der ich zugesellt war, vor Paris gezogen. Einen vollen Monat hatte ich auf dem großen, dem gräßlichen Schlachtfelde zugebracht, hatte Wunden verbunden, Typhuskranke gepflegt; hatte bei Sterbenden gewacht und Gestorbene begraben. Des Lebens ganzer Jammer hatte mich, der ich fast noch ein Knabe war, gepackt

die auf den „Platz“ mündete, Monsieur Mutuels ansichtig wurde. Er gab sich undenkliche Mühe und brauchte viel Zeit und Überlegung, bis er sich endlich wie ein Verbrecher in seine eigene Wohnung eingeschlichen hatte. Als er glücklich dort gelandet war, machte er Zézettes Toilette gerade so, wie er es unzählige Male den armen Korporal hatte tun sehen, und als er dem kleinen Mädchen Milch und Weißbrot zum Essen gegeben hatte, da legte er Zézette in sein Bett und stand dabei, bis sie eingeschlafen war. Darauf schlich er sich abermals zum Hause hinaus und ging zu dem Barbier. Dort hatte er eine kurze Unterredung mit der Barbierfrau, und nachdem sein Portemonnaie in Anspruch genommen worden war und er seiner Visitenkartentasche eine Karte mit seinem Namen und seiner Adresse entnommen hatte, kam er mit Zézettes Eigentum, das heißt einem ganz kleinen Päckchen, in seine Wohnung wieder zurück.

Da es seinem Charakter und seinem Wesen vollständig entgegenlief, Zézette im Triumph mit sich zu nehmen, und sich über seine Handlungsweise beglückwünschen und dazu gratulieren zu lassen, verbrachte Monsieur Englishman den nächsten Tag damit, sein geringes Gepäck heimlich aus dem Hause zu schaffen, und benahm sich so, als wenn er bei Nacht und Nebel mit Hinterlassung großer Schulden auf und davon gehen wollte. Allerdings hatte er im Laufe des Tages ein paar Kleinigkeiten in verschiedenen Läden noch bezahlt und einen Brief an Madame Boulet bereitgelegt, in dem er einen ansehnlichen Betrag als Reugeld für Aufgabe der Wohnung ohne vorhergegangene Kündigung eingeschlossen hatte.

Zwischen elf und zwölf Uhr nachts schlich sich Monsieur Englishman wie ein Verbrecher aus dem Hause von Frau Boulet; statt eines Dolches preßte er Zézette an seine Brust. Ringsherum war alles lautlos still. Still lag der „Platz“ da; still lagen die Straßen, die Cafés waren geschlossen . . . alles schlief.

Und Monsieur Englishman schlich zum Tor hinaus . . . über die Zugbrücke . . . über die Wälle und kam endlich glücklich und unangefochten mit der schlafenden Zézette auf dem Bahnhof an.

Der Zug fuhr ein.

Monsieur Englishman stieg in ein leeres Coupé und bettete Zézette sich gegenüber auf den Polstern und deckte sie sorgfältig zu.

Dann sah er befriedigt auf das schlafende Kind und auf das von ihm zurechtgelegte Lager und lehnte sich in seine Ecke mit einem Seufzer der Befriedigung zurück, als er urplötzlich im Rahmen des Fensters eine merkwürdige Erscheinung sah: eine Schnupftabakdose, die in der Luft zu schweben schien.

Monsieur Englishman erhob sich, sah zum Fenster hinaus. Auf der Plattform unter sich sah er Monsieur Mutuel mit einem roten Band

So wurde uns die Richtung gewiesen: weit und weiter in das weiße Land hinein, neuen Schlachten, neuem Entsetzen zu.

Es war damals, daß ich jenes Abenteuer erlebte, welches mir unvergeßlich blieb. . . .

Eines Tages geschah es, daß wir uns auf der weiten weißen Fläche wirklich verirrten. Ein starker Schneefall, der in einen Schneesturm ausartete, war schuld daran. Längst hatten wir den Weg verloren und irrten nun weglos umher. Weiße Nebel stiegen auf, die der Sturm bald auseinanderriß, bald zusammenballte. Sie wurden dicht und dichter, hüllten uns ein wie eine weiße himmelhohe Mauer. Es schien kein Ausweg, kein Entrinnen. Dann wurde es Nacht, eine bleiche, gespenstische Mondnacht, darin die vom Sturm gejagten Nebel Geisterkolonnen glichen, die uns den Weg weisen wollten: neuen Schlachtfeldern, neuem Entsetzen zu. Dabei eine erstarrende Kälte . . .

Endlich ein Haus!

Endlich ein Mensch!

Die Bewohner des einsamen Hauses schliefen, wenn sie nicht entflohen waren. Dieser Gedanke kam uns erst, als wir vor dem Hause, an dem wir bei dem dichten Nebel fast vorübergefahren wären, anhielten und darauf zueilten. Es war verschlossen. Wir pochten, lärmten. Endlich Stimmen. Also wirklich lebende Wesen! Endlich würden wir auf den rechten Weg kommen.

Unser Klopfen und Rufen weckte ein altes Ehepaar. Die beiden schienen uralt wie Philemon und Baucis zu sein. So ehrwürdig standen sie vor uns in dem bleichen Mondlicht, von dem rötlichen Glanz unserer Laternen bestrahlt. Der Mann war ein Wegarbeiter. Also wußte er gut Bescheid.

„Wir sind verirrt. Wo ist der Weg? Weist uns zurecht. Führt uns."

„Ich weiß nicht den Weg."

„So wißt Ihr nicht Bescheid?"

„Bescheid weiß ich. Aber den Weg weise ich Euch nicht. Ihr seid Feinde."

„Nehmt Vernunft an, alter Mann!"

Er nahm keine Vernunft an. Wir waren Prussiens, und die Prussiens waren Frankreichs Feinde. Er konnte für Frankreich nichts anderes tun, als Frankreichs Feinden in der Nebelnacht den Weg nicht zu weisen. Es war die einzige Heldentat des Greises, seinem Vaterlande zuliebe begangen.

Wir redeten auf ihn ein; es half nichts. Wir boten ihm Geld; es half nichts; wir baten, drohten — es half nichts. Er sollte niedergeschossen werden, wenn er uns den Weg nicht wies.

Niederschießen konnten wir ihn; aber den Weg wies er uns nicht. Sein Weib stand daneben, hörte alles, sah alles, sprach kein Wort.

und für das Leben vorbereitet. Mir war's, als hätte ich in dem Entsetzen des Krieges die heiligen Weihen empfangen: „Du sollst der Menschheit Leiden fühlen und der Menschheit Freuden entsagen, dieses Große, dieses Grausige erlebend!“ Und mir war's, als würde ich nicht mehr lachen können, als würde ich selbst den Glanz der himmlischen Sonne fortan beständig durch den Blutdunst sehen müssen, der von den Schlachtfeldern Frankreichs aufstieg.

Langsam, sehr langsam rückten wir von Sedan vor. Jetzt befand ich mich in diesem, jetzt in jenem Lazarett, und in jedem wurden Wunden verbunden, Typhuskranke gepflegt, bei Sterbenden gewacht, Gestorbene begraben. Jeden Tag dasselbe Elend, derselbe Jammer. Die ganze Menschheit schien mir aus Todeswunden zu bluten — trotz des Wunderbaren und Herrlichen, des Gewaltigen und Unsterblichen, das dieser Krieg Deutschlands mit Frankreich uns Deutschen gebracht hatte und jeden Tag von neuem brachte.

Ich ward nach Versailles geschickt. Im Schlosse von Versailles, unter den Gemälden von Horace Vernet, die Frankreichs Ruhm verherrlichten, lagen die verwundeten deutschen Krieger, die Frankreichs Ruhm eine Wunde beigebracht hatten: mitten in seinem glänzendsten Stern. Ich war in dem lieblichen Bougival gewesen und hatte Tag für Tag von Mont Valerien die Donner der französischen Kanonen gehört. Auch dort immer dasselbe: Verwundete, Kranke, Sterbende.

Dann ward es Winter. Ein Winter mit tiefem Schneefall, mit Eiseskälte, mit allen Schrecken eines harten Winters. Und dabei Krieg. Fast war es, als wäre Frankreich zu — Rußland geworden.

Um die Weihnachtszeit erhielten wir Befehl, zur Loire-Armee zu stoßen: bei Orleans wurden neue Kämpfe, neue Schlachten erwartet. Noch immer war es des Blutes, des Jammers nicht genug; denn noch immer wollte Frankreich nicht Frieden schließen, noch immer fühlte es sich nicht besiegt und geschlagen.

Das flache Land, das wir zu Wagen durchzogen, war eine einzige weite weiße Fläche. Schnee, nichts als Schnee: flimmernd und funkelnd, trostlos wie hoffnungslos. Oft sahen wir halbe Tage lang kein Dorf und kein Haus. Oft waren wir außer den Raben, die wie ein schwarzes Gewölk auf dem blassen Gefilde lagen, die einzigen lebenden Wesen in den weiten, weißen, flimmernden, funkelnden Steppen.

Und so langsam kamen wir vorwärts! Wir krochen dahin wie in tiefer Ermattung. Manchesmal hätten wir den Weg verloren, wäre er für uns nicht bezeichnet gewesen durch deutsche Soldaten, die erschöpft zusammengebrochen waren, die wir erquickten und aufluden. Und bezeichnet ward unsere Marschroute durch die vielen Pferdekadaver am Wege.

Heiliger Abend! Weihnacht in Frankreich, im Kriege! Wir nächtigten in einem Landhause. Es lag in tiefer Einsamkeit, die einer Einöde glich. Gerade heute wurden wir durch Gerüchte von Freischärlern in nächster Nähe beunruhigt; gerade in dieser Nacht mußten wir wachen und warten.

Jetzt feierten sie in der Heimat Weihnacht!! Christbäume, Lichterglanz, Kinderlachen, Kindererwartung, Kinderseligkeit! Nicht in allen Häusern. Gewiß nur in wenigen. Fast in allen Häusern hatten sie einen Geliebten, der das Weihnachtsfest auf Frankreichs Boden verbrachte oder — er lag in Frankreichs Erde gebettet.

Es war darum doch heilige Nacht.

Auch wir wollten die Köpfe nicht hängen lassen, wollten kein trauriges Weihnachten feiern. Ein Punsch sollte gebraut werden; von Frankreichs gutem Wein. Lichter wollten wir anzünden; so viele wir ihrer anzünden konnten. Bei dem Lichtglanz, vor der dampfenden Punschbowle wollten wir unserer Lieben gedenken zu Hause — zu Hause! Es war so seltsam, zu wissen, daß in der nämlichen Stunde auch unser gedacht ward. Mit welcher Sehnsucht, welchem Bangen!

Und wieder, gerade bei Anbruch der Nacht, neue Gerüchte von umherschweifenden Mörderbanden. Denn Mörder waren es, Tiger, Bestien, die auf Menschen sich stürzten, um sie zu zerfleischen, in Stücke zu reißen.

Trotzdem wollten wir uns in unserer Weihnachtsfeier nicht stören lassen.

*
* *

Das Landhaus lag in einem weiten Park. Dieser Park war gefährlich. Wie leicht konnte sich darin eine Bande verstecken. Er wurde mit Laternen durchsucht, doch darin nichts Verdächtiges gefunden. Wir kehrten in das behaglich durchwärmte Haus zurück, dessen Bewohner geflohen waren, und bereiteten beruhigten, fast freudigen Gemütes unsere Weihnachtsfeier.

Wir saßen beisammen, tranken Punsch, gedachten unserer Lieben, sprachen von unseren Lieben — dachten an nichts anderes, sprachen von nichts anderem. Die Herzen wurden uns weit und weh. Wie wir sie liebten, sie alle, die zu Hause waren und unser in dieser Stunde gedachten — mit solcher Sehnsucht, solcher Liebe! Wie schön es sein würde, die nächste Weihnacht unter dem strahlenden Christbaum bei heimatlichem Pfefferkuchen, heimatlichen polnischen Karpfen zu sitzen, die Herzen voll von heimatlicher Weihnachtsseligkeit! Gab es auf der Welt etwas so Schönes, konnte der Mensch so glücklich sein? Weihnacht zu Hause mit allen unseren Lieben. . . .

Hundert Jahr alt schien sie zu sein. Sie mochte Enkel haben, deren Söhne für Frankreich gefallen waren. Ihr uralter Mann sollte für das Vaterland sterben: sie würde nicht versuchen, ihn von dem Heldentode für das Vaterland abzuhalten. Kein Wort würde sie sagen. Wenn wir ihren Mann erschossen hätten, würde sie ihn begraben und nicht um ihn trauern. Was konnte ihm Besseres geschehen, als nach Söhnen, Enkeln und Urenkeln in diesem Krieg zu fallen; er, der für Frankreich nichts anderes tun konnte, als — zu schweigen.

Niedergeschossen worden wäre der Greis, der Held, wenn sein Heldentum uns nicht ergriffen hätte, nicht bis in die tiefste Seele erschüttert. Denn auch, als ihm die Pistole vorgehalten wurde, sagte er nichts. Und auch dann schwieg sein Weib.

Wir ließen sie stehen, die beiden Uralten vor ihrem einsamen Hause im bleichen Mondlicht. Fast hätte ich mich vor ihnen verneigt. Wir gingen und sie — ließen uns gehen. Wir bestiegen wieder die Wagen, fuhren wieder weiter in der Irre durch die fahle kalte Mondnacht, durch den heulenden Schneesturm, geführt von dem Geisterheer der wallenden wirbelnden Winternebel. Wir irrten, bis der Tag graute, erreichten fast erstarrt irgendeinen Ort. Aber die Unbilden der Nacht verblaßten gegen die Erinnerung an das Große, das wir in dieser einen Nacht erlebt hatten.

*
* *

Wir zogen weiter und weiter durch das weiße, trostlose Land. Vor uns her, hinter uns drein zogen Franktireursbanden. Jeden Tag vernahmen wir von neu verübten Greueltaten. Sie überfielen die Ambulanzen, töteten die Verwundeten — nein! Sie töteten sie nicht, marterten sie zu Tode; marterten sie lebendigen Leibes, bevor sie die Unseligen sterben ließen. Wir stießen auf unseren Wegen auf solche grausig Gemordete. Damals — es geschah zum ersten Male in meinem jungen Leben — begriff ich, was Haß war.

Auch uns drohte die Gefahr vor den Franktireurs. . . . Wir mußten beständig vorbereitet sein, überfallen und zu Tode gemartert zu werden. Mit schußbereiten Waffen mußten wir unseres Weges ziehen, durften nachts in unseren Quartieren nicht schlafen. Oder nur dann, wenn ein Teil von uns Wache hielt. Und immer in der Furcht, meuchlings niedergemetzelt zu werden; immer die gräßlichen Rächer ihres besiegten Vaterlandes erwartend; immer darauf vorbereitet, eines schändlichen Todes zu sterben.

Nach mancher Nacht erkannten wir früh morgens in dem frischen Schnee Spuren; wir waren während der Nacht umzingelt gewesen, hatten die ganze Nacht in Todesgefahr geschwebt. . . .

Ich fahr' nach Wien!

Momentaufnahmen eines Schweizer Pfarrers im Frühling 1910.

II. Teil.

Kirchgang nach Krieglach.

's ist Sonntag heut. Herrgott, verzeih',
Wenn ich zur Kirch' nicht komm!
Du weißt, ich bin sonst gern dabei,
Heut' bin ich anders fromm.

Nach Krieglach fahr' ich zu dem Mann,
Der dich so gut versteht
Und mir schon längst das Herz gewann.
Du weißt: Der Waldpoet!

Das ist des heil'gen Geistes Weh'n,
Dort wirst du recht verehrt.
Herrgott, nicht wahr, zu ihm zu gehn,
Ist manchen Kirchgang wert?

Die Schweizerfamilie in Krieglach.

Neugierig auch die Steirer sind.
Im Krieglachwirtshaus hat geschwind
Der Wirt mich ausgefragt: „Woher
Der fremde Herr? woher kommt Er?"

„Vom Schweizerland." „Ei", rief er aus,
„Ei was! Es wohnt bei uns im Haus
Ein Schweizer auch mit Weib und Kind.
Gar liebe, brave Leut' es sind!"

Und eilends macht' er sich davon . . .
Minuten nur, da bringt er schon
Den Landsmann mir zur Tür herein.
Wer mag der Bärtige wohl sein?

Wir schütteln kräftig uns die Hand.
Dann erst der Name und der Stand.
Er: Schnitzler Berchtold! Straßer — ich —
Von Grindelwald! Da faßt er mich:

„Der Gletscherpfarrer seid Ihr?" „Ja!"
Ei, welche Freude da geschah!
Hinauf die Stiege mußt' ich. „Frau!
Der Gletscherpfarrer bei uns, schau!"

Das Kind er aus der Wiege nahm,
Damit ein Küßlein ich bekam.
Wie hat das Küßlein wohlgetan!
Und dann ging das Erzählen an.

Auf Schweizerdeutsch vom Schweizerland,
Von Steiermark und allerhand . . .
So hier das Glück den Anfang nahm,
Bis eines nach dem andern kam.

Unter des Poeten Dach.

(Vor dem Einschlafen.)

Dacht' oft daheim, wie schön es wär',
Des Dichters Gast zu sein.
Zu treten auf ein Stündlein nur
In sein Daheim hinein,

Zu schauen in die Augen ihm,
Der aller Herz gewann,
Zu hören, wie er spricht und lacht,
Der liebe Steirermann.

Jetzt ist, nicht nur in Geist und Traum,
Der Wunsch erfüllt, und wie!
Gott mir auf meiner Östreichreis'
Viel Freude schon verlieh.
Jetzt die dazu! Zum Wiederseh'n
In Wien der beste Reim:
Ich bin des Waldpoeten Gast,
Ich wohn' in seinem Heim!

Wie nahm er mich so freundlich auf!
Wiewohl noch bleich und matt,
Hat er geplaudert lieb mit mir
Auf seiner Liegestatt.
So wie ich ihn mir vorgestellt,
So ist er ganz und gar.
Der Blick! Aus seinen Augen wird
Er völlig offenbar!

Und seine Lieben! Gut zu mir
Gleich ohne Ziererei.
Das „Mutterl" und die Kinder all'
Wie Schweizer frank und frei.
Von Fremdheit nichts in diesem Haus!
Hier ist mir wohl zu Mut.
Welch trautes „Stüberl"! Ganz gewiß
Es hier sich herrlich ruht.

O güt'ger Gott, ich danke dir
Aus tiefstem Herzensgrund,
Daß du zu ihm mich hast geführt.
O mach' ihn bald gesund
Und schenk' ihm noch der Jahre viel,
Daß er sich freuen kann
Nach seinem freien frommen Sinn,
Der liebe, liebe Mann.

Erhalt' ihm seinen regen Geist,
Der freudig glüht und sprüht,
Erhalt' ihm die Schalkhaftigkeit,
Das tiefe Herzgemüt!
Laß leuchten ihm das ew'ge Licht
Des Friedens immerdar.
Sein Heimatland, die Steiermark,
Sein Österreich bewahr!

Auch seiner Lieben nah und fern
O Gott, nimm gnädig wahr,
Der Kinder und des Mütterleins,
Der frohen Enkelschar.
Auch all die Meinen in der Schweiz
Vertrau ich deiner Macht.
Gut Nacht, gut Nacht! Schlaft alle wohl!
Mein Dichter, gute Nacht!

Und da geschah es.

Wir wurden von Franktireurs überfallen. Es war nutzlos, sich zu wehren, vollkommen nutzlos. Sie hatten uns überrascht, und sie überwältigten uns. Ein Diener des Hauses hatte uns an sie verraten, hatte sie heimlich in das Haus geführt und — jetzt war es geschehen.

Sie sagten uns, daß wir sterben müßten: noch diese Nacht. Sterben in der Weihnacht, sterben in der Nacht, in der der Menschheit das göttliche Heil geboren war; so sterben; fern von der Heimat, eines grausigen, eines schändlichen Todes! Aber seltsam, sehr seltsam — wir waren ganz ruhig. Wir waren so ruhig, als sollten wir Weihnacht fröhlich weiter feiern, als sollten wir schon nächsten Tages nach Deutschland zurückkehren: nach Hause, zu den Unseren. Keinem von uns allen schlug das Herz rascher, banger; keiner von uns allen fühlte Todesgrauen, keiner fürchtete sich vor dem Sterben.

Nein, nicht ein einziger!

Wir hatten zuviel des Grausigen, des Großen erlebt, hatten zu viele sterben gesehen, sterben als Helden.

Sollten wir etwa feige sein?

Und so bereiteten wir uns denn vor auf unsere letzte Stunde, auf das Ende — auf ein solches Ende!

Und jeder von uns blieb ruhig. . . . Der große Krieg hatte uns alle gelehrt, groß zu empfinden.

*
* *

Da ich von jener Weihnacht erzählen kann, da ich heute wieder Weihnachten feiere: in Deutschland, zu Hause, mit den Meinen, so muß ich damals in Frankreich gerettet worden sein.

Wir alle wurden es. Aber die Rettung geschah wie durch ein Wunder. Bei der Überrumpelung fielen einige Schüsse, und diese wurden von einer Trainkolonne gehört, die noch in später Weihnacht des Weges daherzog.

Unsere braven Landsleute befreiten uns von der Bande, retteten uns vor dem schändlichen Tode.

Seltsam, sehr seltsam! Unsere wunderbare Rettung erweckte in uns keinen Lebensjubel. Auch nach unserer Rettung blieben wir ruhig. Nur, daß aus unserer Weihnachtsfeier eine Weihnachtsandacht ward.

So weit die deutsche Zunge klingt,
Eilt! Springt der Südmark bei!
Heran! den deutschen Schulen helft,
Daß jede Bollwerk sei!
Ein jeder Hand anlege
Zur Wacht! Deutsch allerwege!

Austria und Helvetia.

Austria:

Nachbarin, kleine, komm schnell, mir zu sagen,
Weshalb so friedlich bei dir sich vertragen
Deutsch, Italienisch, Französisch, Romanisch,
Während bei mir, ach, bei mir infernalisch
Sprachenkampf tobt zwischen all meinen Kindern,
Nachbarin, rat' mir, wie kann ich ihn hindern?

Helvetia:

Austria, große, wie tust du mir leid!
Aber nicht leicht geb' ich rechten Bescheid,
Schwerer noch ist es, dir Hilfe zu reichen —
Schweiz läßt mit Österreich kaum sich vergleichen.

Klein ist mein Häuschen. Da muß man sich leiden,
Brüderlich helfen, geduldig bescheiden.
Deutsch, Italienisch, Französisch, Romanisch
Wuchsen zusammen und bilden organisch
Eine Familie, eine Nation,
Einen Akkord, wenn auch vierfach der Ton.

Alle vier lieben mich feurig und treu,
Drängen zum Mütterlein immer auf's neu,
Trauen, daß ich ihre Gegenwart kenne,
Jedes in seiner Sprach' liebes Kind nenne,
Jedes auch weise, wenn nötig, in Schranken
Ihnen verwehre das Züngeln und Zanken.

Aber noch mehr: Auch die Freiheit hilft mit,
Ist für die Eintracht der Meinen ein Kitt,
Wetterhart, der durch Jahrtausende hält,
Daß die Nation nicht nach Sprachen zerfällt
Und nicht nach Stämmen, Parteien und Glauben.
Freiheit entwenden heißt Einigkeit rauben.

Und dann das Schönste noch leuchtet mir hell:
Gott will den Schweizerbund! Providentiell
Ist er geordnet: Der Welt soll er zeigen,
Wie vor dem Kreuze die Feindschaft muß schweigen,
Wie es wohl möglich ist, daß die Nationen
Selbstbewußt friedlich beisammen doch wohnen

Nachbarin, aufgeschaut! nur nicht verzagen!
Siehst du auch Hoffnung noch wenig entragen
Deinem Gewirr und Gewühl, deinem Staat —
Austria, dir einst die Freude auch naht,
Daß deine Kinder sich anders gebaren,
Sich um die Mutter geschwisterlich scharen,
Wie auch die Sprache und Stammesart sei.
Liebe nur alle und mache sie frei!
Laß den Allmächt'gen das andre entscheiden!
Seine Hand waltet recht über uns beiden.

Auf dem Wörthersee bei Klagenfurt.

1. Kartengruß an A. und M. Rosegger.

Holdrieh juchhe!
Schön ist der Wörthersee,
Schön, daß ich mein' bereits,
Hier sei die Schweiz.

Holdrieh juchhe!
Nur etwas fehlt dazu
In meinem Schifflein heut':
D' Roseggerleut'!

2. Röserl vom Wörthersee.

Ein Nachen dort. Ein Dirndl drin.
Sie führt das Ruder gut.
Halt an! Was fährt mir durch den Sinn?
Sie ist ein frisches Blut
Und lacht und singt. In mir erwacht
Ein Jugendlied mit jäher Macht:
„Röserl vom Wörthersee."

Wie sangen wir's so manches Mal
Romantisch hin und her!
Den „Jager aus dem Lessachtal"
Beneideten wir sehr;
Ein jeder hätt' an seinem Platz
Von Herzen gern gehabt zum Schatz
„Röserl vom Wörthersee."

„Halt an! Den Nachen beigedreht,
Daß man dich grüßen kann!"
„Nix!" Richtig dort am Ufer steht
Auch schon der Jägersmann
Und küßt sie schon . . . der alte Neid!
Verzeih' dem Graukopf, liebe Maid,
„Röserl vom Wörthersee."

Kärtner Bergbäuerlein.

Fahr' ich daheim im Schweizerland?
Hoch oben an den Lehnen
Berghäuschen, seht, mit schmalem Stand!
Steil sich die Gütlein dehnen,
Darüber Wald und Fluh,
Streitbarer Weg dazu.

Ein Leben in der Einsamkeit,
Ein bis aufs Blut sich Wehren,
Durch lange Monde tief verschneit
Und wenig zu verzehren,
Schon früh der Rücken krumm
Vom Alltagsheldentum.

Da bei'r Station steht eine Schar,
Sie will zu Markt wohl fahren.
Seht, Schweizerleute ganz und gar,
Ganz ähnliches Gebaren!
Nur eig'ne Sprach und Tracht
Sie etwas anders macht.

Was ich den Steirerbauern wünsche.

„Bess're Zions wüste Wege!"
Heißt ein Kirchenliedgebet.
Keinen bessern Wunsch ich hege,
Als daß es in Zukunft steht
Auch im Steiermarkbrevier:
Bess're Wege schaffe hier
Euch der Staat auf alle Seiten,
Um Verkehr euch zu bereiten!

Doch die besten Wege schafft
Euch der Eintracht ei'gne Kraft.
Steirerbauern, wenn zusammen
Lodernd eure Scheiter flammen,
Macht zunicht der Feuerbrand
Auch den stärksten Widerstand.

Steirerbauern, abgetan
Allen faulen Schlendrian!
Fort der Vorurteile Mauern!
Anders müßt ihr heute bauern
Als zu Urgroßvaters Zeiten,
Müßt die Zukunft euch erstreiten
In den alten Arbeitskitteln,
Aber mit modernen Mitteln,
Nicht mit Korn, mit Milchwirtschaft.
Losung sei: Genossenschaft!

O du grüne Steiermark,
Helf' dir Gott und werde stark!
Eine Heimat kannst du werden
Für die Bauern, wie auf Erden
Eine zweite Heimat kaum.
Schaff' dem wahren Fortschritt Raum!
Steiermark, dein Wahlspruch sei:
Wahrhaft fromm und wahrhaft frei!
Vorwärts auf den neuen Wegen,
Liebes Land, mit Gottes Segen!

An meine lieben Gastfreunde in Graz.

„Graz, Gratias!"

Graz entschwindet. Auch der Schloßberg
Mit dem Urturm grüßt nicht mehr!
Graz, noch kaum von einem Orte
War der Abschied mir so schwer.

Graz, so malerisch gebettet
In die Steiermarknatur!
Schöner noch die Steirerliebe,
Die dem Schweizer widerfuhr!

Trautes Paar am Ruckerlberge,
Dank dir für die Gastfreundschaft!
Keine Zeit und keine Ferne
Die Erinn'rung mir entrafft.

An die sonnighelle Freude,
Die mir dort beschieden war.
In der Schweiz auf Wiedersehen
Bald, du liebes Grazerpaar!

Willkommen, Graz!

(Herr Lehrer Meyer und Frau, deren Gastfreundschaft ich im Juni in Graz genossen, kamen im Juli mit einer Schar Gymnasiasten und Studenten nach Grindelwald.)

Willkommen, Graz, im Grindelwald!
Grüß Gott, ihr Steirerleut'!
Ich hatte Freud' noch nicht so bald
An Gästen so wie heut',
Dieweil ich kürzlich auch in Graz -
Gastrecht genoß. Fürwahr, ich tat's.
Willkommen, Graz!

Willkommen, Graz! Die schöne Stadt!
Wie denk ich stets daran!
Am Ruckerlberg daselbst sich hat
Ein Heim mir aufgetan
So lieb, so traut! Seither ich rat's
Den Freunden all: Reist auch nach Graz!
Willkommen, Graz!

Willkommen, Graz! Doch herbe Qual:
Gern hätt' ich vorgestellt
Im schönsten Glanze euch mein Tal,
Die hehre Gletscherwelt.
Und jetzt des Regens und Unflats
So viel! Geb' Gott, mit Bess'rung naht's.
Willkommen, Graz!

Willkommen, Graz! Mein Glas gilt dir,
Du junge Wanderschar,
Und dir, da du so teuer mir,
Du Ruckerlberger Paar.
Du bleibst das Liebste mir von Graz.
Was fragt die Freundschaft auch weß' Staat's.
Willkommen, Graz!

Willkommen, Graz! Die Freundschaft schlingt
Um Steiermark und Schweiz
Ein Band. So hier wie dort erklingt
Des deutschen Liedes Reiz.
Die Gläser hoch! Die Freundschaft hoch!
Recht frohe Wandertage noch!
Und kommt ihr heim, grüßt mir mein Graz,
Das schöne Graz!

Österreichs Südmark.

(In Marburg an der Drau.)

Der Sprachenkampf in Österreich
Ließ in der Schweiz mich kalt.
Da steh' ich plötzlich mitten drin,
Sein Tosen ringsum schallt,
Das Feldgeschrei ist rege:
Zur Wacht! Deutsch allerwege!

Jetzt, wo ich selbst den Einbruch seh,
Der deutschem Stammgut droht
Von übermüt'ger Slawengier,
Mir auch das Feuer loht
Und rasch mein Schwert ich fege
Zur Wacht! Deutsch allerwege!

München.

Nach dreißig Jahren o Wiederseh'n,
Du schönes, gemütliches Isar-Athen!
Potztausend, das Kindl, das hat sich gemacht,
Potztausend, mit Kunst und neumodischer Pracht!
Doch im Hofbräuhaus
Geht's noch ein und aus
So wie einst. Das Bier
Ist Regent noch hier.
Noch die gleichen Glanzgestalten
Ihre Bänke innehalten;
Dort gewackelt kommt noch, schau,
Resi, unsere Radifrau.

Jetzt fahr' ich heim!

„Das ist der Zug nach der Schweiz doch?" „Ja!"
Ein gutes Plätzchen ich mir ersah.

Der Zeiger rückt schon auf Mitternacht.
Ein Lager hurtig zurechtgemacht!

Jetzt streck' ich mich hin auf den Polster zur Ruh,
Will schlummernd gleiten der Heimat zu.

Was säumen sie noch? Los, Schnellzug, los!
Leb' wohl, schönes München! Du warst famos.

Jetzt schrillt es . . . ein Licht an das andre sich reiht.
Sie schwinden und weichen der Dunkelheit.

Der Regen singt mir den Schlummerreim;
Die Räder begleiten ihn: heim — heim — heim!

Ihr Lieben, ich komme. Habt gute Ruh! . . .
Einst geht es auch schlummernd der Heimat zu.

Ein Ruck! Gelärm . . . was soll das sein?
Lindau! „Nichts zu verzollen?" „Nein!"

Lindau! Wo ist der Bodensee?
Vor einem Nebelmeer ich steh'.

Und wieder weiter eilt der Zug
Der Heimat zu in raschem Flug.

Noch einmal Österreich ein Stück:
Ich laß ihm herzlichen Dank zurück.

Und jetzt — Grüß Gott! und jetzt der Rhein!
Und jetzt in mein Schweizerland hinein!

Vier Wochen nur, daß ich dir fern,
Und seh' dich wieder doch so gern.

O mein Heimatland, o mein Schweizerland,
Hab' erkannt der Fremde Reiz und Wert.
Doch nur treuer dich mein Herz verehrt.
Neu zum Dienst nimm meine schwache Hand!

Menschenkraft zerrinnt wie im Strom der Sand.
Gott muß Helfer dir und Hüter sein
In der Sturmnacht wie im Sonnenschein,
O mein kleines, großes Schweizerland!

Wermut in den Freudenkelch.

Weh und Leid! Was muß ich schauen
In den schönen Heimatgauen?
Regenflut und wilde Wogen
Weithin ihre Furchen zogen.
Verheerung überall!
Noch treibt der trübe Schwall,
O Trauerbild!
Durch Dörfer, Matten, Fruchtgefild.

Dieweil ich Freuden nur erlebt,
Hat Tausenden das Herz gebebt
Daheim vor Schrecken, Angst und Not.
Die Flut riß weg ihr Heim, ihr Brot,
Wer weiß, vielleicht schlang sie hinab
Hier, dort ihr Liebstes in das Grab.

Weh und Leid! Wir Unversehrten
Wollen helfen den Beschwerten.
Dankbar wollen wir Beglückten
Opfer bringen den Bedrückten.
Nach den grausen Wasserwogen
Kommt die Liebesflut gezogen.
Durch das ganze Schweizerland
Geht der Ruf: Auf Herz und Hand!

Rückblick.

(Am Sonntag nach der Heimkehr auf der Kanzel.)

Weit von der Heimat war ich, weit
In dieser letzten Zeit,
Die große Welt hab' ich geseh'n
Und ihre Herrlichkeit.

Ich dankte Gott: Nach Österreich
Ließ er mich fröhlich zieh'n,
Ich sah Tirol, die Steiermark,
Ich sah das stolze Wien.

Gott hat die Erde schön gemacht
Nicht nur in unsrer Schweiz,
Er hat sie auch im Nachbarland
Begabt mit reichem Reiz.

Und liebe Menschen traf ich dort,
Die alles mir getan,
Was Güte tun kann. Lebenslang
Sinn' dankbar ich daran.

Und doch und doch — lacht mich nicht aus!
Bei aller Pracht kam bald
Mich schon ein stilles Sehnen an
Nach meinem Grindelwald.

Dort in der Weltstadtherrlichkeit
Wie sah ich manches Mal
Die liebe Heimat vor mir stehn,
Mein schönes Gletschertal!

Hoch ragt in Wien der Stephansdom,
Der stolze Bau empor;
Doch neben unserm Wetterhorn
Wie klein kam er mir vor!

Sie steigen dicht sich drängend ein,
Ich rasch in ihren Wagen.
's ist Volk von unserm Fleisch und Bein,
Mich faßt ein Wohlbehagen.
Wie hab' ich rings gelauscht,
Mit ihnen auch geplauscht!

Lebt wohl, ihr Kärtnerbäuerlein!
Möcht' jedem etwas sagen
Zum Abschied tief ins Herz hinein,
Was Kraft gibt zum Ertragen.
Wohnt ihr auch karg und steil,
Nie sei das Heim euch feil!

Im ganzen weiten Alpenland
Bis zu den Karawanken
Beschütze Gott den Bauernstand!
Nie soll die Kraft ihm kranken.
Auf ihm zum besten Teil
Beruht der Völker Heil!

Feldschießen in Toblach.

Tiroler Landesschützen,
Die halten Tag und Nacht
Hier an der welschen Grenze
Die Dolomitenwacht.

Schmuck sitzt die graue Joppe,
Die Feder keck sich stützt.
Heut' wollen sie es zeigen
Wie man die Heimat schützt.

Bestschießen wird gehalten
Dort auf dem grünen Plan.
Es sieht sich wie zu Hause
Im Schweizerlande an.

Die Flaggen lustig flattern,
Sie sind auch weiß und rot,
Der Zeiger winkt: an Treffern,
Holla! ist keine Not.

Gern möcht' ich hier verweilen;
Doch heim muß ich in Eil'.
Tiroler Landesschützen,
Der Schweizer grüßt euch: Heil!

Lockung bei Franzensfeste.

Siehst du dort die Eisenbahn?
Brixen, Bozen und Meran,
Auch den Gardasee
Und Italien schau' dir an!
Hast doch je und je
Nach dem Süden dich gesehnt.
Keck die Reise ausgedehnt!

Rasch ein Telegramm nach Haus:
„Bleib' noch eine Woche aus!"
Geht's doch wieder lang,
Bis entwischen kann die Maus,
Und, entrückt dem Strang,
Sich das Pferd der Freiheit freut.
Wag' es nur! Nie oder heut!

Denk ... Meran! o sei doch klug!
Hast Moneten noch genug.
Umgestiegen schnell! ...
Ungestüm das Herz mir schlug.
Da auf einmal hell
Stand vor mir im Sonnenschein
Brennerwärts ein Bergkirchlein.

Und sein Glöcklein rief: Bim bam!
Heim, fahr' heim! Kein Telegramm!
Kehr' zur Pflicht zurück!
Pfarrer, ganze Wendung, stramm!
Schönstes Reiseglück,
Mehr als Bozen und Meran,
Wenn man Einhalt sich getan.

Semmering und Brenner.

Dem Semmering
Mein Lob ich sing',
Und ohne Neid den Brenner
Lobt auch der Gotthardkenner.
Dort Gloggnitz, Payerbach, Schottwien
Und Mürzzuschlag vorüberzieh'n;
Hier Sterzing, Gossensaß, Matrei —
Zuletzt kommt Innsbruck noch, juchhei!
Dank, Eisenroß! mit mir erspring'
Noch oft den schönen Semmering
Und malerischen Brenner,
Du vielgewandter Renner!

Abschied von Innsbruck.

(Auf der Hungerburg.)

Hungerburg! Ei, welche Pracht!
Hungerburg: stets neu erwacht
Hier der Hunger, nimmersatt
Wird man hier der schönen Stadt
Innsbruck in Tirol.
Innsbruck, lebe wohl!

Hab' gesehen schönster Art
Vieles auf der Reisefahrt;
Doch die allerschönste Zier,
Möcht' ich jauchzen, die ist hier
Innsbruck in Tirol.
Innsbruck, lebe wohl!

Schon mich trennen? Kann ich nicht,
Bleibe, bis die Nacht einbricht.
Aber jetzt dein Lichterschein,
Zauberin! O Abschiedspein!
Innsbruck in Tirol,
Innsbruck, lebe wohl!

Mißgeschick — Sonnenblick!

Am Arlberg schmiß der Regen zu
Zur Heimat mir die Tür.
Ach, welch ein Pech! Doch nein, ich fahr'
Über München jetzt dafür.

So wird mir ein geheimer Wunsch
Durch Mißgeschick erfüllt.
Verzage nie! Aus Unglück oft
Sich dir ein Glück enthüllt.

„Land, das mich geboren,
Heil'ge Erde mein,
Dir hab' ich geschworen:
Ewig bin ich dein!

Was kann's Größ'res geben,
Was ist schön'rer Lohn,
Als für dich zu leb'n?
Land, ich bin dein Sohn!“

In diesem Lande wurde Franz Keim am 28. Dezember 1840 — ein Weihnachtskind — seinen Eltern Franz und Luise Keim zu Alt-Lambach (Stadl-Paura) geboren. Freunde und Verehrer seiner späteren Muse haben 1897 die Geburtsstätte des Dichters mit einer Marmorgedenktafel mit goldenen Lettern geschmückt. Sein Vater, ein begüterter Landwirt und Pächter, späterer Besitzer von Schloß Lindach, war ein geborener Wiener und stammte aus Franken, seine Mutter, eine geborene Linzerin, stammte väterlicherseits aus der bayrischen Pfalz und war eine Edle von Steinhauser aus altem deutschen Reichsadel. Noch heute bewahrt der Dichter das Wappensiegel als ein kostbares Familienstück. So mischte sich gut deutsches Blut in den Adern unseres Dichters, und Keim hat diese glückliche Abstammung weder in seinem Wesen noch in seinen Werken verleugnet. Er genoß nur eine sehr kurze glückliche Jugendzeit. Er besuchte die Volksschule in Paura nur kurze Zeit, hatte dann einen Hauslehrer, legte die Normalschulprüfung in Wels ab und kam mit zwölf Jahren an das Obergymnasium der alten Benediktinerabtei Kremsmünster. Hier übte der als Dialektdichter bekannte Professor P. Amandus Baumgarten einen großen Einfluß auf den talentvollen jungen Schüler und Dichter aus. Nach dem Verkaufe des väterlichen Besitzes übersiedelte Keim mit seinen Eltern nach Gmunden, allein der frühere Wohlstand seiner Familie ging trotz emsiger Arbeit immer mehr zurück. Schwere Sorgen und Verarmung brachen herein und störten seine Zukunft. Dennoch absolvierte er das Gymnasium und besuchte die Universität in Wien, um zuerst Jus, später Philosophie zu studieren. Später ging er nach Heidelberg, von dort nach Zürich, wo er den Dichter und Professor Fr. Th. Vischer kennen lernte, der von großem Einflusse auf das Werk seines Lebens: „Mephistopheles in Rom“ war. Die gänzliche Verarmung seiner Eltern zwang ihn, seine Studien zu unterbrechen und Beamter zu werden, zuerst bei der Marineverwaltung in Triest, später bei der Südbahn in Wien. Früh hatte er schon gedichtet. Noch als Gymnasiast hatte er 1858 im „Welser Anzeiger“ unter dem Pseudonym Franz Moor seinen Opus I, den Studentenulk: „Quod licet Jovi, non licet bovi!“ erscheinen lassen.

In dieser trübsten Zeit seines Lebens schuf er nun sein erstes großes Werk, die mächtige Tragödie: „Sulamith“, die ihm einen großen Erfolg brachte, seinen Namen mit einem Schlage berühmt machte und ihn von seiner traurigen Stellung befreite. Heinrich Laube, der Unvergeßliche, war sein Entdecker, er hat die „Sulamith“ 1875 aufs damalige Wiener Stadttheater gebracht und die Buchausgabe mit einer prächtigen Vorrede versehen.

Und, glaubt es nur, von Tag zu Tag
Sah ich es besser ein:
Es kann auf Gottes schöner Welt
Kein schön'res Plätzchen sein

Als Grindelwald. Ich kehrte heim
Zu dir von Herzen gern,
Gemeinde mein, die Wochen all'
War ich dir niemals fern.

Und dachte oft: Führt mich der Herr
Gesund zu dir zurück,
So will ich besser noch bemüh'n
Mich um dein Heil und Glück.

Jetzt bin ich wieder da. Grüß Gott!
Zu Gottes Ehr' und Preis
Will wirken ich, ihr Lieben all',
Bis zu der letzten Reis'.

Zwei Dichtergedenktage.

II. Franz Keim. (Zu seinem 70. Geburtstage.)

Von **Franz Wastian.**

In diesen Tagen feiert in seinem Döblinger Poetenheime ein stiller und doch einer der besten Dichter Deutschösterreichs seinen 70. Geburstag. Franz Keim, der Dramatiker, der feinfühlende Lyriker und Dialektdichter, der kräftige Epiker, von dem Ernst von Wildenbruch in richtiger Würdigung seiner literarischen Verdienste gesagt, daß er in erster Reihe derjenigen Dichter Deutschösterreichs stehe, die den großen Zusammenhang mit den unsterblichen Elementen der deutschen Literatur aufrecht erhalten, und der Heinrich Bulthaupt zu dem Ausrufe hinriß: „In welche Niederungen sich das Drama unserer Tage verirrt hat — Gott sei Dank, daß wir noch Poeten haben, die uns auf solche Höhen führen!"

Franz Keim ist ein Oberösterreicher, ein echter Sohn seines heißgeliebten, vielbesungenen Heimatlandes, ein Landsmann seines großen Zeitgenossen Franz Stelzhamer, mit dem er die köstliche, seltene Gabe teilt, in der Sprache seines Volkes zu singen und zu sagen:

„I hab mei Landl gar so gern,
Es gfallt ma halt so guat;
Es hat a greane Joppen an
Und tragt an n stoanan Huat.

Drei Tröffa hab i gmacht dahoam:
Mei Müaderl, das nöt lüagt,
Mei Schnabl is ma gwachsen brav,
Mei Dirnderl hab i kriagt.

Und deanat, wir i greßa war,
Da hats mi außitriebn
In d weite Welt, in d weite Welt,
I bin net hocka bliebn.

Was hab i ghert? was hab i gsegn?
Es is an alte Gschicht:
Mein liabe kloane Welt dahoam
Hat do das schenste Gsicht!

Da gibts a ganz an andre Sunn
Da gibts ganz andre Stern.
Da Teufel hol die ganze Welt!
I hab mein Landl gern!"

Das ist dieselbe Heimatsliebe und Schollentreue, die Keim später in neuhochdeutschen Versen besungen hat, die ihn auszeichnet und sein ganzes literarisches Schaffen kennzeichnet:

Roms 1527 durch die Frundsbergischen kaiserlichen Landsknechte. In diese Zeitepoche stellt nun Keim seinen Vollendungs-Faust, als Feldherrn Kaiser Karl V., doch nicht den Greis, der in unhistorischer Zeit dahinschwindet, sondern den Mann in der Blüte seines Lebens, als geschichtlich vorstellbare Persönlichkeit einer historischen Epoche, in welcher Faust als Reformator für die geistige Befreiung der Menschheit mit seinem Leben eintritt und so im Dienste der Menschheit sühnt, was er als einzelner an Gretchen in der Jugend einst verbrochen hat. Das ist in weiten Umrissen der Grundgedanke des Dramas, um den sich die historischen Ereignisse reichlich ranken. Das Drama ist Artur Fitger, dem Dichter der „Hexe" und der „Rosen von Tyburn", gewidmet, der, wie er mir mitteilte, Keim rückhaltlos seine Bewunderung für die tief philosophische Dichtung zollte. Ich werde später einmal, vielleicht im „Goethe-Jahrbuche", Gelegenheit haben, über diese seltene Tragödie, ihre eigenartige Entstehung, ihre Zusammenhänge mit Goethes Faust, I., II. Teil, über ihr Verhältnis zu den ästhetischen Forderungen Vischers genau zu berichten, teils auf Grund der Mitteilungen des Dichters, und teils der Artur Fitgers. An dieser Stelle seien nur alle Freunde Goethes und seines „Faust" auf diese ergreifende Tragödie aufmerksam gemacht. Als Dramatiker kann Keim als Reformator des österreichischen Volksschauspieles bezeichnet werden, der im Volksschauspielhause zu Krems an der Donau im Kleinen das erreichte, was das Harzer Bergtheater, Fritz Lienhards Wartburg und Bartels Luther-Festspiele und ähnliche Kunststätten für das deutsche Volk im Großen anstrebte. Von großen Meistern war Keim ausgegangen. Otto Ludwig, Friedrich Hebbel und Franz Grillparzer waren sein dramatisches Dreigestirn! Auch Ludwig Anzengruber, mit dem er befreundet war und für dessen Aufführung des „Meineidbauer" durch Studenten er eine Apotheose „Ehrestane" 1877 geschrieben hatte, hat ihn mächtig beeinflußt. Friedrich Hebbel und dessen jüngst erst verstorbene Gattin hatte er in Gmunden kennen gelernt. Er berichtet hierüber in seinen Hebbelerinnerungen: „Wohl dem, der so glücklich war, einem der Unsterblichen auf seiner Lebensbahn durch Zufall oder freie Wahl zu begegnen! Doppelt glücklich, wenn es in der frühesten Jugendzeit geschah, wo seine Seele durstig nach dem Edelsten begehrte, wo seine Sehnsucht nach dem höchsten Ziel verlangte, wo seine Kräfte noch rein und ungebrochen waren. Mag ihn später noch so dunkle Nacht umgeben, er tröstet sich, er lacht der schlimmsten Gegenwart und sagt sich selbst zum Troste: Was tut's, ich habe meinen Stern gesehen! Solche Gedanken steigen mir immer und immer wieder tröstlich auf, wenn ich manchmal zufällig und unfreiwillig das überlaute und vordringliche Geschrei des Alltages höre oder die Blasen sich blähen und zerplatzen sehe, die aus dem ewigen Grundwasser der geistigen Zersetzung

Innerlich befreit, raffte sich Keim zur staatlichen Lehramtsprüfung auf, zu der ihn Dr. Rob. Zimmermann und sein späterer Freund, der Hebbelforscher Dr. R. M. Werner, ermunterten. 1876 wurde Keim Professor für deutsche Sprache und Literatur, Geographie, Geschichte und Philosphie am Landesgymnasium in St. Pölten, in welcher Stellung er bis zu seiner 1898 erfolgten Ehrenpensionierung verdienstvoll wirkte. Unter seinen zahlreichen Schülern ist besonders Hans Fraungruber, der bekannte Dichter, zu nennen. Seit seinem Rücktritte vom Lehramte lebt Keim ganz seiner Muse an der Seite seiner lieben Gemahlin Hermine in Döbling bei Wien.

In seinem literarischen Schaffen ist Keim in erster Linie Dramatiker. Der „Sulamith" folgte eine Reihe lebenskräftiger dramatischer Arbeiten, die bis auf eine längst ihre Feuerproben rühmlich bestanden haben. Ich nenne: „Der Königsrichter", „Der Meisterschüler", „Die Spinnerin am Kreuz", die Rosegger so begeisterte, „Der Schmied von Rolandseck", „Der Schenk von Dürnstein", „Das Steinfeldmärchen", „Der Schelm vom Kahlenberge", „Fridolin", „Die Sünde von Gottestal", sein großes Heldenspiel „Die Amelungen", das er Ernst von Wildenbruch widmete, „Münchhausens letzte Lüge" und „Der Weg zum Glück". Als das Werk seines Lebens bezeichnet er seine Fausttragödie „Mephistopheles in Rom", im Titel an Hamerlings „Ahasver in Rom" gemahnend, das heuer Freiherr von Berger auf das Burgtheater zu bringen beabsichtigt. Ich gehe darum darauf etwas näher ein.

Der Dichter des „Mephistopheles in Rom" ist, um Irrtümer gleich im voraus zu verhindern, ein warmer Verehrer und Kenner Goethes und seines „Faust". Aber gerade aus dieser Verehrung für Goethes „Faust" hat Keim sein „Vollendungs-Faustdrama" geschrieben mit Beziehung auf das Wort Lenaus: „Faust ist zwar von Goethe geschrieben, aber deshalb kein Monopol Goethes, von dem jeder andere ausgeschlossen wäre. Dieser Faust ist Gemeingut der Menschheit." Keim nimmt in seinem Werke die von Goethe in seinem zweiten Teile des „Faust" ins Höchste und Allegorische ausgesponnenen Fäden wieder auf und gestaltet, angeregt durch Schillers Forderungen an Goethe, den Faust ins handelnde Leben einzuführen, sowie beeinflußt durch die Ansichten seines einstigen Züricher Lehrers Fr. Th. Vischer in seinen „Kritischen Gängen" (1861), ein selbständiges Vollendungs-Faustdrama, das er selbst als das Werk seiner reichen Lebensarbeit bezeichnet. Bestimmt wurde der Dichter zur Ausführung seiner kühnen Idee durch die Lektüre von Gregorovius' „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter", besonders der beiden herrlichen Kapitel aus der Zeit der Schlacht von Pavia und den Ereignissen vor und nach der Belagerung und Erstürmung

vielen anderen, würdig an. Seine großen Verdienste um die mundartliche Dichtung seines Heimatlandes haben der Stelzhamerbund in Linz in seinem großen Werke: „Aus der Hoamat“ und der Bund oberösterreichischer Mundartdichter in Steyr in seinem Buche: „Hoamatgsang“, in denen beiden Keim würdig vertreten ist, längst in schönster Weise anerkannt.

Sein Lied vom „Weltverdruß“ ist längst zum Volksliede geworden und hat den Namen seines Dichters verloren. Man hört es in Stadt und Land,*) aber die wenigsten, die es singen, wissen, wer es gedichtet hat. Recht so! Das ist der schönste Sieg eines Dichters! Unvergeßlich bleibt mir jene Stunde, in der mir Keim dieses Lied in der volksfümlichen Originalvertonung, in der es überall gesungen wird, unter Klavierbegleitung vorsang, denn Keim hat das Schicksal neben der Gabe der Poesie in besonderer Huld auch eine reiche Begabung für Musik und Malerei in die Wiege gelegt. Damals äußerte mir Keim seine Stellung zum echten Volksliede, das er himmelhoch über das Kunstlied stellte. Unvergeßlich sind für seine Freunde auch die trauten Stunden, in denen er in übersprudelndem Humore nach seiner „Karikaturenmappe“ greift und seinen Umkreis in Vers und Bild auf das köstlichste zu unterhalten weiß. Eine Wilhelm Busch-Natur steckt in diesen köstlichen Zeichnungen und Bildern. Jeder seiner vielen Freunde hat seinen eigenen Spitznamen. Ich greife einen heraus, einen wohlbekannten Heimgärtner, Professor Hans Brandstetter, seinen bekannten Bildner, der Keims Züge am besten in seinem Relief festgehalten hat, von ihm — „Pygmalion“ genannt:

„In Liebe, Kunst und Glück emporgereift,
Hast du die Kinderschuhe abgestreift.
Und sind's auch zweimal fünfundzwanzig schon,
Du bliebst ein Jüngling — o Pygmalion —
Natur hat dich so glücklich modelliert,
Daß unser Herz dich nie vergessen wird.“

Und wie schrieb er ihm so schön in sein berühmtes Stammbuch:

„Mein lieber Freund und junger Meister,
Du Sohn der grünen Steiermark,
Im flotten „Capua der Geister“
Bleib wie du bist, so treu und stark!

Sei frohen Muts und schaffe weiter
Mit Meißelzug und Hammerschlag:
Wir brauchen Männer, brauchen Streiter
Zu des Jahrhunderts jüngstem Tag.“

Selbst der Heimgärtner, sein lieber Poetenbruder Peter Rosegger, kommt nicht ungeschoren davon, und die Briefe, welche die beiden wechseln, gehören zu den lustigsten und humorvollsten, die Keim und Rosegger je geschrieben haben. Wilhelm Kienzl, der Evangelimann, hat in seinen Erinnerungen an Keim, die er zuerst in Velhagen und Klasings Monats-

*) Im Musikalienverlag von Josef Blaha, Wien, I., Weihburggasse 7, ist eine Vertonung des „Weltverdruß“ von Ludwig Gruber erschienen, der ein ganz verstümmelter Text dieses prächtigen Liedes zugrunde gelegt ist und von Volkssängern mit Vorliebe gesungen wird. Eine schöne Vertonung und den richtigen Text geben Hans Schnopfhagen und F. S. Reiter in: „Aus der Hoamat“.

ihre Gase treiben. Die Erinnerung ist dann das Meer, in dem ich meinen Stern erglänzen sehe."

Hebbels unsterbliche Werke, Briefe und Tagebücher bilden in der Monumentalausgabe seines Freundes Professor Werner nebst Wildenbruchs Werken die schönste Zierde seiner Handbücherei, und als ich ihn einmal einen Band Hebbel lesend traf, es waren die Tagebücher — sagte Keim zu mir: „Darin lebe ich meine eigene Jugend wieder!" Eine große Reihe von dramaturgischen Arbeiten in verschiedenen Theaterzeitschriften sind seiner Feder entflossen, von denen ich nur seine beiden großen Programmarbeiten: „Die Elemente der tragischen Spannung" und seine Stellung zu Otto Ludwig, dessen „Shakespearestudien" mächtig auf ihn wirkten: Das Kunstideal und die Schillerkritik Otto Ludwigs nenne. — Trotzdem Keims Bühnenwerke auf den meisten österreichischen und reichsdeutschen Bühnen in Berlin, München, Wien, Graz, Brünn und vielen anderen gegeben wurden, sind unsere Bühnenleiter dem lebensfrischen Dramatiker tief im Rückstand geblieben, und auch er scheint den Dornenpfad, den Dramatiker wie Hebbel, Grillparzer, Anzengruber, Wildenbruch und viele andere wandern mußten, durchschreiten zu müssen. Aber auch an ihm wird sich erfüllen, was Ottokar Kernstock nach den „Amelungen" ihm zugerufen hat: „Das Drama gehört zu dem Besten, was ich von Ihnen kenne, und bekräftigt meine Überzeugung, daß Sie der einzige österreichische Dichter sind, der nach dem Hinscheiden Grillparzers würdig war, das Szepter aufzunehmen, das dem toten Dichterkönig entsunken ist. Sie sind sein dramatischer Universalerbe, auf den der Reichtum des Erblassers: die Melodie der Sprache, die klassische Formenreinheit, die musterhafte Kunst der Individualisierung übergegangen ist. — Wir Deutsche sind wie knorriges Buchenholz; lang braucht's, bis das zum Brennen kommt. Wenn's aber einmal in Flammen steht, dann gibt's ein braves Feuer und eine dauerhafte Glut. Warten Sie nur, bis wir lichterloh brennen — die Besten, die Gipfel Ihres Volkes glühen schon — dann sollen Sie sehen, welche Brände der Begeisterung über Sie und Ihre Werke zusammenschlagen." — Möge die Zeit noch bei Lebzeiten des Dichters kommen! Als Lyriker hat Keim bisher zwei Bände herausgegeben: „Aus dem Sturmgesang des Lebens", Robert Hamerling zugeeignet, und: „Lieder aus der weiten Welt", seiner unvergleichlichen Frau Hermine gewidmet. Der größte Teil seiner Lyrik aber liegt noch verstreut in vielen Zeitschriften vor, denn Keim gibt gern aus seiner Mappe, wenn sie gefüllt ist. Als Lyriker singt Keim in seiner von ihm besungenen und heilig gepriesenen deutschen Muttersprache und in dem Dialekte seines Heimatlandes ob der Enns und reiht sich hierin den besten österreichischen Mundartdichtern, wie Stelzhamer, Rosegger, Matosch, Fraungruber und

schöne eigenhändige Aquarellstudie aus seiner engeren Heimat oder aus seinem Aufenthalte im Süden schmückt die Tapetenwände seines behaglichen Döblinger Poetenheimes, in dem er die Wintermonate verlebt, während ihn der Frühling, Sommer und Herbst in seiner Heimat Gmunden findet. Mit dem Traunstein ist sein Herz auf das innigste verwachsen, nach ihm hegt er stets ein Heimweh:

„Da Traunstoan war mein ersta Schatz,
Da war i nu a Bua,
Da Traunstoan wird mei lötzta Platz,
Da find i gwiß mein Ruah."

Noch in diesem Sommer schrieb er mir, bezeichnend für seine Heimatliebe: „Meine Fensteraussicht ist reizend. Schloßteich, Wiesen, Wälder längs der Ager, in der Ferne das Gebirge mit dem Traunstein." Diese Heimatliebe und Schollentreue ließ auch nebst seinen mundartlichen Dichtungen seine epische Dichtung: „Stefan Fadinger" reifen, den volkstümlichsten Stoff seiner Heimat, und an diesem kräftigen Bauernliede auf fliegenden Blättern hatte noch Meister Josephus Scheffel seine helle Freude. Um das literarische Bild Keims zu vollenden, erwähne ich noch, daß er für die deutsche Jugend von Wien ein prächtiges Schillerbuch herausgab und in der bekannten Gerlachschen Jugendbücherei der deutschen Jugend „Die Nibelungen" meisterlich nacherzählte.

Wer Keim persönlich kennt und das Vergnügen hat, in seinen persönlichen Kreis zu treten, wird in dem Dichter kaum den Siebziger vermuten. Trotz vieler und schwerer Krankheiten hat sich der Dichter eine geradezu jugendliche Frische bewahrt, die wohl in erster Linie auf seine geistige Elastizität zurückzuführen ist. Ununterbrochen arbeitet er noch in geistiger Frische in Vers und Prosa, und in den letzten Sommertagen hat er sich in wenigen Tagen (7. bis 15. Juli) ein neues dreiaktiges Stück von der Seele geschrieben. Gegenwärtig arbeitet er an den Erinnerungen seines Lebens, die unter dem Titel: „Blätter aus meinem Lebensbilderbuche" den ersten Band seiner Gesamtausgabe*), bilden werden.

Der Anerkennung der Größten und Besten unseres Volkes, wie Hebbel, Laube, Anzengruber, Rosegger, Wildenbruch, Fitger, Schlögl, Ottokar Kernstock und vieler anderer, hat er sich stets erfreut und viel von diesen Männern und anderen Persönlichkeiten wird er in seiner Selbstbiographie erzählen. Herzliche Bande der Freundschaft verbinden ihn mit der grünen Mark und der steirischen Murstadt, in die er, wie er mir selbst sagte, am liebsten übersiedeln möchte. Die steirischen Dichter,

*) Die Ausgabe erscheint bei Georg Müller in München, Josephplatz Nr. 7, in fünf Bänden, à geb. 5 M., kart. 4·50 M. Subskriptionen sind dahin zu richten. Näheres gibt meine Arbeit im Julihefte: Eine Franz Keim-Gesamtausgabe.

heften (April 1908) erscheinen ließ und die hernach in sein neues Buch: „Betrachtungen und Erinnerungen"*) übergegangen sind, eine köstliche Probe dieses prächtigen Bilderhumors im Druck wiedergegeben. Er schreibt hierüber: „In demselben Sommer (1893) war es, daß auch der Verfasser der ‚Sulamith', der ‚Spinnerin am Kreuz', des ‚Schmiedes von Rolandseck' und des ‚Mephistopheles in Rom', Professor Franz Keim, als geborener Oberösterreicher ein engerer Landsmann von mir, mit seiner schönen, jungen Frau seine Sommerfrische ebenfalls in Lofer genoß, und zwar — wie wir — im Hause des Bäckermeisters Soder und seiner ehrsamen Gattin Barbara. Eines Tages fand ich Keims Schauspiel ‚Die Spinnerin am Kreuz' mit einer liebenswürdigen Widmung des mir persönlich noch unbekannt gewesenen Dichters auf meinem Tische liegen. Ich wollte dem Spender danken, und so machte ich Keims Bekanntschaft. Bald fanden sich unsere verwandten Seelen. Auf Spaziergängen in den herrlichen Wegen, Auen und Naturparken Lofers teilten wir uns unsere künstlerischen Pläne mit. Eines Tages machte ich Keim auch mit dem Entwurfe zum ‚Evangelimann' bekannt. Seine Begeisterung gab den Ausschlag zur Ausarbeitung. Es wird mir ewig unvergeßlich bleiben, wie mich der gemütvolle Dichter umarmte und mir unter Tränen der Rührung das traute Du antrug. Seither sind wir Freunde geblieben. Aus jener Loferer Zeit aber hat sich in meiner Mappe eine köstliche humoristische Aquarellzeichnung erhalten, Keim mit seinem langen, schlichten Haar (das er drastisch als ‚Schnittlauch' zu bezeichnen pflegt), und mich in meinem damals noch blonden Lockenwald darstellend, beide in weite, graue Regenmäntel gehüllt, begeistert im Anblicke der Loferer Steinberge schwelgend und uns unsere Dichterpläne mitteilend. Darunter steht: ‚Zwei Jenseitige'. Keim ist nämlich nicht nur Dramatiker, sondern auch ein vortrefflicher Karikaturenzeichner. In der Seißenbergklamm (ich wendete mich nach München, er nach Salzburg) nahmen wir für viele Jahre Abschied. Als fast zwei Jahre später (1895) in Berlin die Uraufführung des ‚Evangelimann' stattfand, prangte an einer Anschlagsäule unmittelbar neben dem Theaterzettel des ‚Evangelimann' der der Uraufführung von Keims Volksschauspiel: ‚Der Schmied von Rolandseck'. Welch Zufall: Am gleichen Tage erblickten die dramatischen Werke der beiden Loferer Freunde zum ersten Male das Licht der Rampen in der deutschen Reichshauptstadt. Ich befand mich in Berlin, Keim aber war, lebensgefährlich erkrankt, in der fernen Heimat ans Bett gefesselt." —

Aber nicht nur ein ausgezeichneter Karikaturenzeichner, dem ich unter den Dichtern nur Eduard Mörike in seinem prächtigen „Wirtschaftsbuch" an die Seite stellen möchte, ist Keim, sondern auch manche

*) Berlin. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1910.

der Hand hält, ohne daß ihm bisher was passiert wäre. Ich verwechselte einmal den nördlichen Sternenhimmel mit dem südlichen, so daß der ganze Tierkreis des Vortragenden in Unordnung geriet. Einmal stellte ich das Sonnensystem auf den Kopf, was dem Herrn Professor nur ein leichtes Schmunzeln entlockte, und er mich damit vor dem Publikum entschuldigte, daß ich in der Handhabung der Himmelskörper eben noch Neuling sei. Als mir aber ein anderesmal der Mond auskam und rauschend hinabfiel auf ein paar reizende Damenfrisuren, da winkte mir Falb, abzutreten, nächstesmal würde er mich nicht im Kosmos, sondern in der Garderobe beschäftigen, um den Herren die Pelze und den Damen die Muffe abzunehmen. Zum Glück kam es nicht dazu; ein solcher Sturz aus den Sternen in die Gewandkammer wäre selbst für einen verwichenen Schneiderlehrling unerträglich gewesen.

Aber auch Rudolf Falb hat in den hohen Regionen weder Glück noch Stern gehabt. Als steirischer Dorfkaplan war er einst Lehrer an der Handelsakademie geworden, und als solcher wagte sein unbändiger Forschergeist den Flug zur Sternenwelt. Aber dort war — soweit bisher Gelehrte langen konnten — schon alles abgegrast, da kehrte er wieder zur Erde zurück, drang in dieselbe ein, um zu untersuchen, inwieweit die Wirkung der Gestirne auf das flüssige Erdinnere in bezug auf Erdbeben von Einfluß sei. Dann machte er eine Reise nach Südamerika und glaubte, durch Sprachstudien im Lande der Inka die Wiege des Menschengeschlechtes entdeckt zu haben. Endlich kehrte Falb aus dem fernsten wieder in den heimischen Alltag zurück und sagte den Deutschen das Wetter voraus. Das alles war Unrast. Das Beste tat er damit, daß er (weltlich geworden) ein braves Weib nahm und gesunde Kinder erzog. *Dieser* Sternenhimmel, für den er keinen Kartenhalter brauchte, ist endlich der rechte gewesen. — Die geeichten Wissenschafter waren diesem Autodidakten natürlich nicht gewogen, aber sie haben ihm zahllose und wichtige Anregungen zu verdanken, sowie besonders auch jeder, der persönlich ihm näher stand.

Zu meinen schlechten Schriftstellergewohnheiten gehört auch *das Ändern der Titel*. Bei unterschiedlichen Abdrücken oder Ausgaben ändere ich an den Erzählungen manchmal die Aufschrift. Da erschien vor vielen Jahren mein Buch: „In der Einöde“. Bei späteren Auflagen heißt dieselbe erweiterte Geschichte „Heidepeters Gabriel“. Dann schrieb ich einen Roman „Der Flammering“. Drucken ließ ich ihn unter dem Titel: „Der Gottsucher“. Mein „Peter Mayr“ hieß ursprünglich im Heimgarten „Der Rebell“. „I. N. R. I.“ erschien zuerst unter dem Titel „Leben“. Die „Drei Augen“ werden als Buch wahrscheinlich

Rosegger und Kernstock voran, sind ihm die liebsten. Wie sagt er von letzterem, dem Zauberer von Festenburg, durch unseres Herrgotts Mund:

„Dein Herz ist stark, dein Geist ist licht,
Dein Wort erfreut die Welt,
Ja, du bist selber ein Gedicht,
Von meinem Geist beseelt!

Ging alle Welt aus Rand und Band,
Wär' alles wüst und wund —
Mein Wille und dein Steirerland
Erhalten dich gesund!"

Und mit diesem Herzenswunsch für seine eigene Person will ich diese Zeilen beenden mit einem herzlichen Glückwunsch für den liebenswürdigen Siebziger, der uns noch recht lange erhalten bleiben möge. Mit seinen eigenen Versen rufe ich ihm zu:

„I wollt, daß i geign kunnt,
I wollt, daß i steign kunnt
Hochaus über d Öbn.

I geigat s alln Leuten,
I ruafat s in d Weiten:
Der Franzl soll löbn!"

Heimgärtners Tagebuch.

Vor 45 Jahren, kurze Zeit nach meiner Vertauschung des Bauerndaseins mit dem Studentenleben in Graz, wurde ich in öffentliche Wirksamkeit gezogen. Nie wieder seither hatte ich einen so erhabenen Beruf als damals. In Gegenwart von 300 Menschen hatte ich das Firmament aufzuspannen, den Sternenhimmel einzuhängen. Dazu kam es also: die Professoren der Handelsakademie veranstalteten in der Fastenzeit öffentliche Vorlesungen, anfangs im Festsaale der Akademie, später, als der Besuch sich steigerte, im Landschaftlichen Rittersaal. So las Direktor Dawidowski über das Leben der Blume; Professor Bischof über den Frauenkultus im Mittelalter; Professor Winter über gotische Baukunst; Professor Subić über Telegraphie und das erste Kabel, das zur Zeit durch den Atlantischen Ozean gelegt wurde; Professor Rudolf Falb (der spätere Wetterforscher) las über den Sternenhimmel. Ich hatte aus fernen Waldbergen den Ruf eines Naturzeichners mitgebracht, der den meiner dichterischen Fähigkeit weit überhallte. So hat Professor Falb mich auserlesen, ihm die großen Sternkarten zeichnen zu helfen, die er bei seinen öffentlichen Vorlesungen zu Demonstrationen bedurfte. Besonders stellten wir auf einem Blatt, das so groß war wie ein Bettlaken, einen Riesenmond dar, mit all seinen Berggipfeln, Kratern und Flächen. Und so war es auch mein Amt, während seines Vortrages die Karten zu entrollen und an den Schragen zu halten, eine nach der andern, wie sie im Texte eben drankamen. Da die Blätter keine Henkel hatten, so mußte ich auf den Schemel steigen und sie hoch mit der Hand festhalten, wobei ich nicht die Geschicklichkeit besaß, wie sie Gottvater hat, der seit undenklichen Zeiten das Weltensystem in

Solche Konflikte sind sicher ein berechtigter Stoff für das Kunstwerk, und sie aus diesem zu streichen, hieße, das ganze Werk vernichten. Es könnte sich also tatsächlich nur um das Mildern handeln, wie Müller-Guttenbrunn meint. Man sagt heutzutage gern, daß der Dichter das Leben, Streben und Kämpfen *seiner Zeit* künstlerisch für die Zukunft festhalten solle. Anzengruber hat's getan, hat die religiösen Gährungen der siebziger und achtziger Jahre gestaltet, obschon zwar insofern verzerrt, als er das, was damals die gebildeten Zweifler und Kritiker meinten, den Bauern in den Mund gelegt hat. Will man nun in dem Dichter einen Zeugen seiner Zeit sehen, so muß man auch die Zeitmerkzeichen an ihm gelten lassen, man muß ihn selbst — sein Wesen und Schaffen — als ein Beispiel seiner Zeit annehmen. Solche Zeugen der Zeit sind wir, insofern wir wahrhaftig sind und das, gerade das zu gestalten suchen, was uns persönlich zu Lust und Leid oder zu peinigenden Konflikten wird. Ich glaube, daß man es auch von den Klassikern sagen kann, sie hätten das Sehen und Empfinden und Sehnen ihrer Zeit ins Werk gesetzt, ohne zu beanspruchen, daß ihre Zeittendenzen ewige Gültigkeit haben. Sollte man sie deshalb streichen dürfen? Es *gibt* in der Dichtung Ewigkeitswerte, die sich nicht ändern und nicht ändern lassen — sie bestehen in dem künstlerischen Bekenntnisse und der künstlerischen Verherrlichung jener Sittengesetze, die dem einzelnen und der Gesellschaft das Leben auf Erden möglich und gedeihlich machen. Und diese Ewigkeitswerte können nicht anders Kunst werden, als daß sie in Gestaltungen und Vorstellungen irgendeiner Zeit vor uns treten. Das gilt auch bei Ludwig Anzengruber. Aber ich gebe zu, daß von diesem Dichter mancher scharfe Ausfall gegen geheiligte Dinge irgendeiner momentanen Wirkung wegen gemacht wurde, und solche Stellen wird Müller-Guttenbrunn gemeint haben, wenn er von der Sänftigung des Allzustreitbaren sprach. Größtenteils hat das ja schon die Zensur besorgt.

Seit einigen Jahren ist das Schlagwort von „*Bekämpfung der Schundliteratur*" aufgekommen. An sich eine wackere, überaus wichtige Bewegung, die aber bereits vielfach ihr Ziel aus den Augen verloren hat. — An einem runden Tische saßen sieben Männer, Literaten, Pädagogen, die stritten darüber, was unter Schundliteratur zu verstehen sei. Jeder meinte darunter was anderes. Einer sagte: das sei die lüsterne, unzüchtige Literatur. Dem entgegnete ein Zweiter, dann müsse man vieles von Goethe und anderen Klassikern verbrennen. Der unzüchtig beschaffene Leser finde in jedem Liebesroman Wasser auf seine Mühle. Weitere Stimmen erklärten die Romantik, dann wieder die Naturalistik für Schund. Ein weiterer bezeichnete jede Literatur, die nicht moralische

unter dem Titel „Die beiden Hänse" erscheinen. Ähnlich habe ich es mit anderen Erzählungen und Aufsätzen gehalten. Es ist natürlich des Verfassers gutes Recht, das zu tun, aber es könnte doch einmal einer fragen: „Weshalb tun Sie es? Etwa, um die Leser zu veranlassen, das Werk zweimal zu kaufen?" — Das wäre eine schlechte Spekulation. Ich wüßte keinen Fall einer solchen, wenn auch unabsichtlichen, Irreführung. — Also weshalb tut man es? Einfach, weil einem der erste Titel nicht gefällt, weil man später zur Einsicht kommt, daß ein anderer Titel besser deckt, der Sache angemessener ist. Bei den „Försterbuben" bereue ich es, daß auch für die Buchausgabe dieser Titel beibehalten wurde, während die Bezeichnung „Der Michelwirt" den Leser schon vorwegs auf die richtige Fährte führen würde, die er jetzt in dem Roman etwas schwer findet. Das ist auch in anderen Fällen so gewesen, daß es manchmal lang gedauert hat, bis ich einen großen Fehler einsah; bisweilen war es möglich, ihn zu verbessern, sehr oft aber nicht mehr. So leicht auch Titeländerungen auf dem Sprung von dem Zeitschriftabdruck bis zum Buche zu machen sind, ohne daß sich auch nur eine Seele dagegen beschwert, so gewagt ist es, an einem schon bekannt gewordenen Buche den Titel zu ändern, außer es hat eine tiefgehende Umarbeitung erfahren.

Der Titel, das versteht sich, soll dem Inhalte entsprechend sein. Ist er zu glänzend, so kann er leicht das Buch in Schatten stellen; deckt er nicht, so kann er verwirren. Der deckende Titel ist also wichtig, aber man ist ihm nicht dem Buche, sondern dem Leser schuldig. Also suche und brauche ich oft jahrelang, bis der richtige Titel gefunden wird. Einmal kam er zu spät — es war das Buch nicht mehr da.

Müller-Guttenbrunn hat gelegentlich des 20. Todestages Anzengrubers den Wunsch ausgesprochen, es möchte sich einer finden, der in Anzengrubers Dramen das Agitatorische und Streitbare sänftige, um so das Ewige in späte Zeiten hinüberzuretten. Nun fordert ein katholisches Blatt mich auf, diese Arbeit zu übernehmen. Wäre ich dazu wohl der Richtige? Müßte ich nicht bei meinen eigenen Schriften anfangen, um das, was kirchliche Gemüter als Tendenz empfinden, auszustreichen? Ich habe an mir manches schon gemildert, was jugendliches Draufgehen an greller Zeitfärbung in die Erzählungen und Romane gelegt hat, aber ganz könnte und dürfte ich das, was sie in meinen Schriften antikirchlich nennen, nicht austilgen. Es handelt sich ja zumeist auch bei Anzengruber nicht um Tagespolitik, sondern um tiefe menschliche Konflikte, wie sie aus dem Zwiespalt zwischen Kirche, Gesellschaft und Gewissen seit jeher im einzelnen entstanden sind und noch entstehen.

die bohre ich mich zuerst widerwillig, hernach mit Eifer hinein, bis ich neue Standpunkte nicht bloß begreife, sondern auch liebe und neue Weltanschauungen zu den meinen mache. Nur so kann man sich entwickeln und immer wieder ein neuer Mensch werden. — Diesem Grundsatze nach hätte ich seine Schrift sofort wegwerfen müssen, denn ich verstehe sie genau. Allerdings stimme ich ihr nicht bei. Darf man denn der erstbesten Meinung eines Fremden nachlaufen und so leichthin der Verräter an seiner eigenen Persönlichkeit werden? Man läßt sich wohl von Erfahrungen erziehen, und ist der Kern ein gesunder, so folgt die Entwicklung schon von innen heraus und nicht von außen herein, etwa durch Schrullen, die irgendein Verblüffer in ein Buch schreibt Aus Überredung eine andere Weltanschauung annehmen — was wäre denn das? Macht nicht die ursprüngliche Einheit des Charakters, die dadurch bedingte Festigkeit und Verläßlichkeit den Mann? Wenn von philosophischen Büchern die Rede ist, so glaube ich, können wir nur solche Meinungen anderer annehmen, die unseren persönlichen Erfahrungen entsprechen. So, daß derlei Meinungen höchstens in uns vorhandene Keime zu reifen vermögen.

Es ist eine Eigenschaft Halbgebildeter, daß sie — ihres eigenen Wesens vergessend — fremden Stimmen zu leicht folgen und ihre Lehren nicht aus dem Leben, vielmehr aus Büchern und Meinungen anderer ziehen.

Doch mein obiger Berufsgenosse denkt im Grunde wohl nur, daß er fremde Meinungen und Philosophien ja nicht gleich annehmen, bloß einmal verstehen lernen wolle. — Und das ist freilich das beste, was er tun kann.

In meiner Jugend, wenn wir Landleute einmal nach Graz kamen, war das Wichtigste, Seltsamste und Schönste, ins Theater zu gehen. Da sahen wir einmal was Neues: Von Menschen nachgespielte Menschen. Es war oft eine Lust und eine Lehr zugleich. So was hatte man sonstwo nicht wieder. Das ist anders geworden, jetzt läuft alles ins Orpheum: Bauern wie Stadtleute. Das Buden-Komödiantenvolk mit dem erweiterten und modernisierten Taschenspieler-Clowntum der alten Jahrmärkte und den lachenden Sünden muten sie mehr an als die reinere Kunst. Das Theater selbst ist nicht ohne Schuld, daß es eine solche Volksflucht erfahren muß. Es hat sich veräußerlicht auf grobe Effekte hin, ist zynisch geworden, hat angefangen, das Hohe und Reine, das es einst verherrlicht, zu bespötteln, die Liederlichkeit zu bekränzen und statt harmloser Lustigkeit, giftige, verbitternde und trostlose Szenen aus dem Leben zu bringen, dort wo es am erbärmlichsten ist. Nur daß das Theater diese Richtung lange nicht so gut betreiben kann als ein Tingeltangel, das sich alles erlauben darf. — So mußte man es seit einem

Grundsätze verkörpere, verherrliche als Schund. Dem schrie ein Gegner platt ins Gesicht, die größte, verwerflichste Schundliteratur sei die moralisierende. Dann ritt ein Schöngeist seine Ästhetik vor und sagte, nur das Schönheitsgesetz entscheide, ob eine Dichtung Schund oder Nichtschund sei. Worauf er zur schneidigen Antwort erhielt, mit Kunst habe man noch nie ein Volk gerettet! — Eine Behauptung war, vielfach bekämpfe man jetzt die sogenannte Schundliteratur mit einer, die ein noch größerer Schund sei. Die Ritter- und Räubergeschichten, die Indianergeschichten seien erzieherisch zehnmal mehr wert als die heutige Dekadenzliteratur. Ein Parteimensch aus dem Parlament war dabei, der erklärte alles, was nicht auf seine Partei eingewerkelt war, für Schundliteratur. In der Gesellschaft war auch ein Buchhändler, der nannte alles, was in seinem Verlag erscheint, „Werke zur Bekämpfung der Schundliteratur". Denn unter dieser verstand der Mann alles, was — ihm Konkurrenz machte. Stundenlang währte der hitzige Streit, und als sie auseinandergingen, war die Verwirrung über Schundliteratur größer als anfangs.

Man sollte mit dieser Bezeichnung vorsichtiger sein. Wenn ein Leser von einem Buche verdorben wird, so ist nicht immer gerade das Buch daran schuld. Je nach Anlage des Lesers kann ein sogenanntes schlechtes Dichterwerk edle Regungen auslösen und umgekehrt. Ich habe als Kind vielleicht das erstemal eine sittliche Freude in mir verspürt, als unser alter Knecht Markus die Geschichte vom bußfertigen Räuberhauptmann erzählte, den die Engel in den Himmel begleiteten, während der formfromme, hochmütige Einsiedler von den Teufeln in die Hölle geholt wurde. Und lüsterne Erregungen empfand ich bei mehreren Stellen — des alten Testaments. Sogar der Katechismus mit seinen wiederholten Hinweisen auf die Unkeuschheit kann Gefahr bringen. Wie soll also eine zweckmäßige Erziehungs- und Volksliteratur beschaffen sein? Es ist nicht leicht zu sagen. Unser Volk braucht harmlose Freude an der Natur, Tüchtigkeit in der Arbeit, Mut in der Gefahr, Frohsinn, Humor und Wahrhaftigkeit im geselligen Leben, Güte im Glück, Treue in der Not, Vertrauen auf die Vorsehung. Ein Buch, das in künstlerischen Gestalten Liebe und Begeisterung zu diesen Eigenschaften wecken kann, mag man unbedenklich ausschicken, um Jugend und Volk zu — ergötzen. Ich sage absichtlich nicht, zu belehren; wer ließe sich heutzutage Belehrung gefallen! Nicht einmal der Abcschütz.

Ein nachdenklicher Berufsgenosse hat also geschrieben: Bücher, die ich ganz verstehe und mit denen ich einverstanden bin, werfe ich ohne weiteres weg. Sie nützen mir nichts. Bücher, die ich anfangs gar nicht verstehe, die mir ganz gegen den Strich gehen, in

Dieser Zeitpunkt ist gekommen. Heute regen sich tausend neue Kräfte im Dienste der neuen Aufgaben und geben der lebhaft pulsierenden Bewegung etwas hoffnungsvoll Aufstrebendes, Zukunftfrohes. Noch aber fehlen vielfach Männer, welche die entscheidenden Anregungen zu geben vermögen, welche den überschäumenden Drang in die rechten Bahnen zu leiten wissen. Wäre es nicht für Sie eine verlockende Aufgabe, mit dem, was Sie von Ihrer Warte aus über die Welt der Technik zu sagen haben, vor einen zahlreichen Kreis akademisch gebildeter Ingenieure hinzutreten?"

Dem freundlichen Briefschreiber ist bekannt, daß ich vor ein paar Jahren in der „Leipziger Illustrierten Zeitung" einen Aufsatz über „Die Schönheit der Technik" veröffentlicht habe. Die Leser des Heimgartens' fanden ihn im 33. Jahrgang. Man braucht es kaum zu wiederholen: Unsere fabelhaften Leistungen der Technik sind nur dann ein Gewinn für die Menschheit, wenn sie sittlicher, zufriedener, herzensglücklicher machen können. Was auch in der äußeren Natur entdeckt, erfunden werden mag, nichts kann heranreichen an die „Technik" des menschlichen Körpers mit seinem urgöttlichen Ichbewußtsein. Und dieses Sich-selber-wieder-finden ist ein Zug, der im jetzigen Menschen allmählich lebendig und lebendiger werden muß, je mehr der technische Fortschritt das Herz übersättigt haben wird.

Die Frage der Schulreform rückt uns immer näher und beginnt schon heiß zu werden. „Die Glaubenssätze des alten Schulideals sind fast durchgängig überwunden: man glaubt nicht mehr an die erziehende Macht des bloßen Wissens, urteilt gering über ein Wissen, das sich aus den verschiedensten Wissensbrocken zusammenzieht, verlangt Erziehung zur Arbeit und durch Arbeit, stellt nicht mehr den Lehrstoff, sondern die Natur des Kindes in den Vordergrund, sucht diese emsig zu studieren und auf Grund der erhaltenen Ergebnisse die Lehrpläne zu reformieren." Diesmal schreibt dies nicht der Heimgärtner, sondern ein gewiegter Schulmann. Er beruft sich in dieser Sache nicht bloß auf die Vernunft, sondern auch auf die Bedürfnisse der Zeit und auch auf die Richtung, die das Volksschulwesen in anderen Ländern, besonders in Deutschland, nimmt. Im Leben stehende Pädagogen verlangen immer lauter eine Schulreform. Auch ich — der beobachtend in die Welt schaut — ich predige seit vielen Jahren ähnliches und meine kleine Waldschule in Krieglach-Alpl sucht, soweit es die amtlichen Vorschriften gestatten, das Lernen je nach dem Auffassungsvermögen der Kinder aus der umgebenden Natur, Übung in den gewerblichen Handarbeiten und Erziehung durch beides zu verwirklichen. Die Kinder

halben Jahrhundert erleben, wie die Schauspielkunst allmählich abwärts glitt in die sumpfigen Niederungen. Es ist ja weitaus einträglicher, anstatt das Volk höhenwärts zu locken, zu ihm hinabzusteigen und ihm mit grinsendem Behagen seine niedrigsten Leidenschaften vorzuspielen und immer wieder anzuschmeicheln. Es hat derlei freilich irgendwo stets gegeben. Nun hat aber auch das Theater angefangen, mit dem Gemeinen zu liebäugeln und hat trotzdem die Konkurrenz nicht bestanden. Genug, es haben sich die sogenannten Gebildeten besonnen und ihrem Geschmack die Richtung nach der Marktbudenkunst gegeben. Das Landvolk — wenn es einmal seine heiligen Zeiten, seine wenigen Kunstmöglichkeiten hat — läuft den Vornehmeren nach — in die irrlichternden Sümpfe.

Wer noch die Menge nicht als Bestie kennt,
Der seh' einmal die blutigen Bahnen,
Die unsere Weltgeschichte trauernd nennt,
Er wird es ahnen.
Den Volksbefreier preist sie jubelnd heut',
Und morgen den Tyrannen.

Zur Bändigung des Pöbels, laßt mal sehen,
War höllisch schwer des Teufels zu entraten.
Der Teufel kam auch billiger zu stehen
Als jetzt — die Million Soldaten.

Von einem hervorragenden Techniker in Berlin erhielt ich das folgende Schreiben:

„Sehr geehrter Herr Doktor!

Die Ingenieure fühlen, daß ihnen die Welt, in der sie bisher fast ausschließlich gelebt haben, zu eng wird. Lange Zeit glaubten sie, höchste Anspannung aller Kräfte im Dienst des technischen Fortschrittes allein sei ihnen Pflicht und Aufgabe. Sie waren Fachleute und wollten es sein. Was sie damit erreicht haben, liegt klar vor aller Augen. Mit Stolz sehen sie auf ihr Werk, aber glücklich sind sie dabei nicht geworden. Über dem Zeichnen, Konstruieren, Bauen ging ihnen die Fühlung mit der übrigen Welt verloren, die ihrerseits fast glauben lernte, die technischen Werke unserer Zeit seien mehr das Produkt unpersönlicher Kräfte denn tätig schaffender Menschen.

Das mußte anders werden. Auf die Dauer läßt sich unter den Ingenieuren das Bedürfnis nach Teilnahme an den allgemeinen Fragen der Zeit, an allem, was über den Berufskreis des einzelnen hinaus den Zusammenhang seiner Arbeit mit dem großen Ganzen der Entwicklung herstellt und verbürgt, weder verkennen noch hintansetzen.

Ideales! — Derlei Schäden hat's wohl immer gegeben, aber mit den energischen und größtenteils gewissenhaften Arbeiten unserer so reich ausgestatteten Bildungsanstalten und der allgemeinen Schulpflicht seit vielen Jahren hätte es mit der gesitteten Lebensführung doch merklich besser werden müssen. Es ist nicht besser geworden, es ist schlechter geworden. Es ist viel schlechter geworden. Wenn auch natürlich nicht für alles, für vieles muß man die Schule mitverantwortlich machen. Die Lehrer arbeiten, kümmern und mühen sich ab und erreichen trotzdem so wenig. Da muß doch an dem System etwas nicht klappen. Erstens einmal das: der Unterricht ist zu wenig den Anlagen und Notwendigkeiten der einzelnen Schüler angepaßt. Dann: man lernt zu vieles, was man nicht braucht, und zu wenig von dem, was man braucht. Das eine wird in kurzer Zeit wieder vergessen, das andere nicht mehr nachgelernt. Ferner ist der Unterricht noch immer zu papieren, zu wenig praktisch, zu wenig werkig möchte ich sagen. Und zu wenig hochsinnig! Endlich setzt die Schule im Kindesalter zu früh ein und hört zu früh auf. — Aber das alles muß der Fachmann besser klarstellen können als der Beobachter. Ich sage nur, daß wir uns für eine große, grundlegende Schulreform vorbereiten müssen, die da kommt, weil sie kommen muß. — Der klerikalen Gefahr wegen die jetzige Schule nicht anrühren? Ja, hat uns diese Schule denn vor „klerikaler Gefahr" geschützt?

„Neudeutscher Kulturbund in Österreich." So nennt sich eine Bestrebung, die von Dr. Gustav Rösler in Reichenberg ausgeht. Rösler schreibt mir darüber unter anderem: „Wir Nationalen haben noch nicht die Einheitlichkeit, um etwas Großes zu schaffen. Diese Einheitlichkeit ergäbe sich sogleich, wenn sich die verschiedenen nationalen Vereine kartellieren, und zwar auf Grund eines gemeinsamen Programmes, dessen Hauptbestandteil unsere Kulturbundbestrebungen bilden sollen, das heißt, die innerliche (gesundheitliche, geistige und sittliche Kräftigung) des Volkstums. In jedem größeren Orte ein Ortsrat (Bestandteil des Volksrates), ein Kartell der völkisch-freiheitlichen Vereine und ein Vereinsheim (Volksheim), und eine Volksakademie, die diese peripheren Organe mit geistiger Nahrung versorgt, das Volk in Verbindung setzt mit den Stätten der Wissenschaft — erst dann gewinnt der Nationalismus Kraft und volles Leben, erst dann läßt er sich veredeln und vertiefen."

Diese Sache finde ich wichtig. Vor allem packt mich der Satz von der gesundheitlichen und sittlichen Kräftigung des Volkes. Zahllos zwar sind die Schriften, Bücher, Vorträge, Schulen und Vereine, die eine sittliche Wiedergeburt unseres Volkes verlangen. Aber vereinzelt wirken sie nicht, die Gegnerschaft ist zu groß. Der äußere Aufschwung, die gewissenlosen

gehen leidenschaftlich gern in die Schule, haben ein gesundes Aussehen, sind voll Frische und Heiterkeit, eignen sich Zucht und Ordnung in der geselligen Arbeit an. Fertigkeit im Mauern, Zimmern, Tischlern, Schlossern, Korbflechten. Dann Gartenzucht, Bienenzucht u. s. w. Solches strebt die Waldschule an. Das Buch ist freilich auch in dieser Schule vorhanden, aber es regiert nicht allein, es tritt stellenweise zurück, um der Theorie die Möglichkeit zu lassen, sich in die Praxis umzusetzen. — Vielleicht, daß eine solche Schule für Stadtkinder nicht taugte, sicher aber taugt die jetzige Stadtvolksschule nicht für Bauernkinder. Lesen, Schreiben und Rechnen muß hier wie dort gelernt werden; weiter aber soll sich in der Volksschule das Kind nicht unfruchtbar zerbröckeln in allerhand Wissenszweigen, oft gegen das Interesse der Gemeinden, sondern beizeiten jene Lehrrichtungen und Werktätigkeiten pflegen, die schon auf seinen wahrscheinlichen Beruf hinzielen. Man kann hierüber in voraus ja keine festen Grundsätze aufstellen. Je nach Verhältnissen und Bedarf. Vielleicht wäre nach neuer Schulreform bloß der Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion vom Staate festzustellen; alles weitere, was und wie gelehrt wird, könnte, unter einer gewissen Aufsicht, dem jeweiligen Ortsschulrate überlassen werden. — Man möge nachdenken, ob das unter Umständen nicht zweckmäßig wäre.

Nach meinem Empfinden müssen die nächstfolgenden Jahre eine große Schulreform bringen. Weder Hochschule, noch Mittelschule, noch Volksschule ist zeitgemäß; die letztere am wenigsten, trotzdem sie von den dreien noch immer das meiste leistet. Unser vierzigjähriges Volksschulgesetz ist einmal zeitgemäß gewesen. Aber jetzt, da die Zeiten sich ganz und gar geändert haben? Diese Schule ist theoretisch kaum anfechtbar und praktisch — nicht haltbar! Die heute im Amt sitzenden Schulmänner wollen bei ihrer gelernten und gewohnten Sache bleiben — das ist natürlich und man nimmt es ihnen nicht übel. Große Reformen gehen auch nicht vom grünen Tisch aus, sondern vom grünen Baum des Lebens. Die Zeitungspresse! Sie gehört zum grünen Lebensbaum. Aber an ihr, besonders der deutschösterreichischen, tonangebenden Presse, ist seit langem eine Stagnation zu bemerken, ein prinzipielles Festhalten an Parteidogmen, die sich überlebt haben. Wenn das mir, dem konservativ veranlagten Bauernkerl einmal auffällt! — Die Presse hätte sich mit aller Kraft einzusetzen für eine Reform des Schulwesens, die eine Wiedergeburt wahrer Kultur erzielen muß.

Was sind das für widerwärtige Erscheinungen heutzutage: Halbbildungsdünkel, Scheu vor körperlicher Arbeit, Landflucht, Geld- und Genußsucht, Rassen- und Klassenhaß, Parteiwütigkeit und Unduldsamkeit gegen Andersgesinnte, Mangel an naiver Lebensfreudigkeit und seelischen

In den östlichen Alpenländern reift die Luftschiffahrt ein bißchen langsam. So habe ich erst heute (29. Oktober 1910) das erste lenkbare Luftschiff fliegen gesehen. Mich wundert es, daß ich nicht erstaunter war. Die Idee des Fliegens ist eben schon zu alt, ich hörte mein Lebtag davon, daß die Leute das Fliegen lernen wollen. Mittlerweile sind unvergleichlich wunderbare Erfindungen gemacht worden. Zum Beispiel das elektrische Licht, der drahtlose Telegraph. Bei dem letzteren kann ich mir nur noch eine Steigerung denken, und vielleicht kommt auch die. Jedes Menschenhaupt ist ein telegraphischer Apparat. Braucht von dem einen zum andern nur die Verbindung hergestellt zu werden, wenn sie aufeinander eingestellt sind. Mein Freund ist fern, ich weiß, was er sich in diesem Augenblick denkt, sein Gedanke denkt sich mittelst der geheimnisvollen Kraft (die wir zum Teil jetzt schon ausnützen) in meinem Kopfe nach! — Kommt das noch?

Einstweilen müssen diese Druckzeichen die Verbindung sein, durch die es sich im Kopfe meines Lesers nachproduziert, wenn ich an ein unmittelbares, ungeheures, allgemeines Gedankenlesen denke, das die Menschheit zu einem einzigen, wissenden Geiste macht.

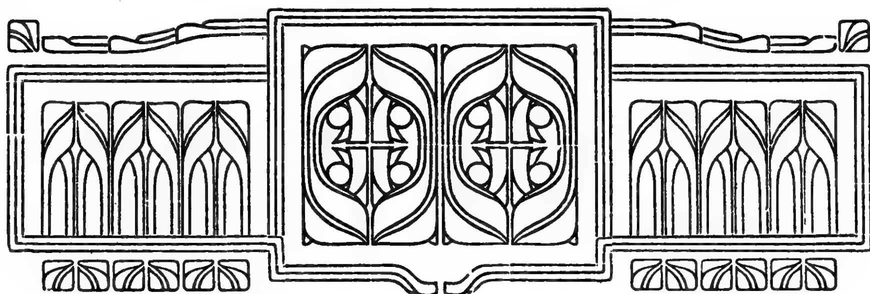
Vor einiger Zeit hat ein nachbarlicher Literat drucken lassen, ich sei der erste und größte Dichter im Vaterlande. Das kann ein Spaß gewesen sein, aber ich nehme es anders. Und ich bitte den Mann kniefällig, mit gefalteten Händen und ineinandergekrampften Fingern, künftig solche Bemerkungen zu unterdrücken. Sie besagen nichts, sie taugen nichts, sie erregen im Publikum ein Schmunzeln und bei den Mitstrebenden Ärger. Am liebsten möchte ich öffentlich gar nicht mehr genannt werden, außer es sei zu sachlichen und gemeinnützigen Zwecken nötig. In diesem Fall bin ich von Herzen dankbar, wenn meine Absichten und Arbeiten von der Presse unterstützt werden.

Nicht einmal unser Herrgott, unstreitig der erste und der größte Dichter, hat es gerne, wenn er zu oft eitel genannt wird; um wie weniger kommt das unsereinem armen Federvieh zu, das ruhebedürftig in seinem Käfig das Restchen Leben verträumen will. Wenn ich manchmal auch noch mitreite, so fällt es mir doch nicht ein, und ist es mir nie eingefallen, in der Arena anderen den Vorritt streitig machen zu wollen. Wenn ich in meinen Schriften ja selbst so oft von mir selber spreche, so ist das zumeist nur scheinbar. Es ist bloß die Ichform, und wer da von sich spricht, ist durchaus nicht allemal der Peter Rosegger, sondern vielmehr der Mensch als solcher. Ich persönlich fühle mich am wohlsten im Hintergrunde, wo ja nicht gerade allemal die Kleinsten

Parteikämpfe, moderne Philosophen und vieles andere haben unsere moralischen Kräfte arg geschwächt. Das heillose Plangen nach Geld und Genuß, denen zulieb viele Eheleute sogar auf den größten Teil ihrer leiblicheu Nachkommenschaft verzichten, führt das deutsche Volk dorthin, wo es — die slawischen Völker haben wollen. Die Rufer in der Wüste, die Kleinarbeiten hundertfacher Art zur Wiedergesundung richten nichts aus, wenn diese Kräfte nicht vereinigt, nicht organisiert werden. Und diese Vereinigung aller deutschvölkischen Arbeit, die gemeinsame planmäßige und zielbewußte Tätigkeit auf allen Gebieten deutschen Lebens — es mag im Einzelnen und Nebensächlichen noch so verschieden sein — wird die Aufgabe des neudeutschen Nationalismus sein müssen. Dem Rufe nach Geld für deutsche Grenzschulen sind viele Deutsche begeistert gefolgt. Wenn wir nun aber noch mehr und Schwereres verlangen — werden die Deutschen standhalten? Werden sie Lust haben zu einer einfacheren Lebensführung, die uns abhärten und kräftigen soll; zur Arbeit, an sich, ohne immer nur ans Gelderwerben und Genießen zu denken — besonders zur körperlichen Arbeit auf heimischer Scholle? Werden sie Lust haben zu einem großen Kindersegen, der ihnen die persönliche Bequemlichkeit schmälert, aber die Zukunft sichert? Werden sie stark genug sein, im Geschäftsleben strenge Gediegenheit und Gewissenhaftigkeit zu wahren? Werden sie in allem Wandel hochhalten die Treue, die ihre Vorfahren so heilig gehalten, ihre Dichter so begeistert besungen haben, daß sie geradezu das Wahrzeichen des Germanentums geworden ist? Werden sie nicht bloß den Mut zum Kampfe, sondern auch den Mut zur Wahrheit und Wahrhaftigkeit haben, auch wenn er Nachteil bringt? Werden sie im Geschlechtsleben gesunden Wesens und reinen Herzens sein können? Werden sie in ihrem Gemüt wieder jene kindliche heroische Frömmigkeit haben, die das beständige Verneinen verachtet und sich hoffnungsfreudig idealen Hochzielen zuwendet?

Wenn wir das alles und mehr verlangen — werden die Deutschen dafür zu haben sein? Werden sie einstweilen auch nur den Willen bekunden, in dieser Art national zu sein? Und endlich, werden sie alle derlei jetzt vereinzelten Bestrebungen zur deutschen Wiedergeburt so zu vereinigen und zu leiten wissen, daß sie auf gesitteteren Wegen zur echten Kultur führen? — Dann wird es der praktische Nationalismus sein.

Hüte, starkes Volk der Ehre,
Manneswort und Weibesreinheit,
Kindeslust und Greiseslehre,
Kraft und Huld in steter Einheit.
Stolz und fest und treu bewache
Vaterland und Muttersprache.



Kleine Laube.

Mixed-double.

Zwei Pärchen wollten in die Au,
Die mußten mitsammen wandern,
Denn beide nahmen es sehr genau
Und die einen gardierten die andern.

Doch schließlich ward man ungenau,
Das kommt vom müßigen Wandern,
Nun ist die andre des einen Frau
Und der eine der Mann von der andern.

B. P.

Ein neues Werk von Hans Trunk.

Der „Kunstwart“ brachte unlängst einen trefflichen Aufsatz, in dem nachgewiesen wird, auf wie mannigfache Art der Lehrer des Volkes dem ihm innewohnenden Drange nach Fortbildung gerecht wird, je nachdem ihn sein Schicksal in die Stadt mit ihren zahlreichen Bildungsgelegenheiten führte oder in den einsamen Waldwinkel, das entlegene Gebirgsdörflein warf, wo ihm als nahezu einzige Fortbildungsmöglichkeit das Buch geblieben ist. Und auf ein solch funkelnagelneues Buch, in dem reichste Anregung zu beruflicher Selbstvervollkommnung gegeben ist, möchte ich heute hinweisen. Es ist das bei Deuticke, Wien und Leipzig, 1910 erschienene, neueste Werk von Hans Trunk, des ersten unserer heimischen pädagogischen Schriftsteller aus dem Stande der Volks- und Bürgerschullehrer, und betitelt sich „Ratschläge und Erfahrungen aus der Schule und für die Schule“.

Der sehr glücklich gewählte Titel sagt uns schon, daß wir es mit einem echt bodenständigen Werke zu tun haben, demselben Boden entsprossen, den es in reichem Maße befruchten soll. Der Verfasser, der jene Höhe des Lebens erklommen, von der man gerne Rückschau hält und die Garben vom Felde der Lebensarbeit gesammelt hat, will dieses Werk als sein „pädagogisches Testament“ betrachtet wissen. Was er darin niedergelegt, soll in erster Linie den jungen Lehrern zugute kommen, denen er einen Spiegel vorhalten und zeigen will, wie es sein sollte, aber nicht immer ist. Aber auch der im Schuldienst Erfahrene, der Inspektor, wird vieles darin finden, was ihn als mitnehmenswert dünkt; er wird seine Freude haben und selbst erstarken an dem schönen Freimute, mit dem die Schäden bloßgelegt sind, an denen unser Unterrichtsbetrieb krankt — bloßgelegt in der Absicht, eine gründliche Besserung herbeizuführen — und das Herz wird ihm warm werden, weil aus jeder Zeile die Liebe des Verfassers zu seinem Stande und vor allem seine im tiefsten Verständnis der Kindesseele wurzelnde herzliche Zuneigung für die Jugend spricht. Das ist vielleicht unter den vielen Vorzügen des Buches der größte: dieses warmherzige Eingehen auf des Kindes Eigenart und die von wahrer Herzensgüte diktierten erziehlichen Maßregeln, die den, der sie beherzigt, ganz sicher zum erwünschten schönen Ziele führen: zur Heranbildung einer lebens- und lernfrohen, sittlich tüchtigen Jugend.

stehen, die über die Köpfe anderer hin einen Blick ins Weite offen haben wollen.

Eine kirchliche Zeitung der Schweiz nannte mich meines „ersten Beichttages“ (Heimgarten, Seite 139) wegen einen Lügner. Ich zwang sie sofort zum Widerruf. Um dieselbe Zeit hat ein oberbayerisches Blatt mich einen Tropf geheißen. Daraufhin bin ich mäuserlstill gewesen. Es ist ja nicht unmöglich, daß es recht hat.

Dieser Tage feierte ein bäuerliches Ehepaar in eisgrauem Haar seine goldene Hochzeit. Bei seiner Verlobung einst habe ich von ferne zugeschaut, aber nicht viel gesehen. Auf dem Dorffriedhof war damals ein Grab zu graben, und in Ermanglung eines Totengräbers, der in jener Gegend nicht leben kann, mußten stets Dienstboten der Nachbarschaft das Grab herstellen, wenn jemand schlafen ging. Diesmal war es der Knecht vom Joselbauern und die Magd vom Grünweider, die auf den Kirchhof geschickt worden. Wir ackerten auf dem Felde daneben und sahen bequem über dem Heckenzaun, wie die beiden jungen Leute gruben und schaufelten. Sie waren emsig dabei, und weil sie selber in der Grube standen, aus der sie die Erde hoben, so schien es uns, als sänken sie allmählich in den Boden, bis nur mehr der blonde Haarkranz des Mädchens und der Kopf des schwarzlockigen Burschen zu sehen war. Endlich sahen wir gar nichts mehr, als die Erdknollen, die aus der Tiefe flogen, und auf einmal sind auch die ausgeblieben. Und da unten, den Augen der Gaffer entzogen — haben sie sich verlobt.

Bei ihrer Hochzeit nachher sagte einer, ein erzschlechter Kunde war's, sie hätten sich im Grabe die Wiege bestellt, und andere meinten, allzulange würde ein in solch unzukömmlicher Umgebung geschlossenes Bündnis nicht dauern. — Die damals so sprachen, sind längst aus ihren Gräbern wieder ausgeschaufelt worden. Auch ich, obschon ein Trauzeuge, konnte nicht mehr mittun, als nun das greise Paar sein Ehrentänzlein reigte.

Der Dichter und die andern.

Wie die Welt verschieden richtet,
Habt ihr's schon einmal erwogen?
Lügen wir, so heißt's gedichtet,
Dichtet ihr, so heißt's gelogen.

Erkenntnis.

Was ist das Glück? — ich hab' mich's oft gefragt,
Und nimmer den Begriff gewußt zu deuten;
Zu dem und jenem hab' ich „Glück" gesagt,
Zu Dingen, die nur kurz die Sinne freuten;
Und immer sah ich's ein: das Glück, das echte,
Nicht ist es dies, wie ich's bislang geträumt;
Ganz anders muß es sein, das wahre, rechte,
Wo Herz und Sinn vor Jubel überschäumt.

Dann dacht' ich wieder: Gott hat frische Kraft
Und and're Güter gnädig mir gegeben,
Und manchmal, wenn ich flink den Tag durchschafft,
Vermeint' ich, maßlos froh zu sein im Leben...
Doch da ich dich zum erstenmal erblickt,
Und, bebend, deinen lieben Namen nannte,
Zur selben Stunde wußt' ich, hochentzückt,
Daß ich das Glück, das große Glück, jetzt kannte!

E. Barger.

Sehnsucht — die Wand'rin.

Wenn die letzte Nacht gegangen,
Kommt die Ewigkeit voll Prangen
Wie ein großes Sommerleuchten.
Meine Sehnsucht steht auf feuchten
Wolkenbergen. Lauter Klopfen
Ist das Herz. Die Tränentropfen
Schwimmen in den schönsten Farben
Wie ein reiner Regenbogen
Über reifen Roggengarben.

Und so schaut sie scheu entgegen,
Bis sich plötzlich Flügel regen,
Und das Herz schon heimgeflogen.
Wieder geht die Sehnsucht wandern
Und erwählt sich — einen andern,
Bis sie aller Herz geweitet
Und den Letzten heimgeleitet.

Karl Ernst Knodt.

Blumen.

Viel zarte Blumen sprießen
Vor meinem Fensterlein,
Sie blitzen und sie blinken
Im goldnen Sonnenschein.
Man sieht sie nur im Winter,
Wenn's draußen bitter kalt,

An Fensterscheiben blühen
In mancherlei Gestalt.
Doch bald sind sie verschwunden;
Die Sonne schien zu heiß,
Dies darf euch nicht verwundern,
Die Blumen sind von Eis.

Marie Emma Morsey.

Ist Liebe Schuld?

Ein Lied von Max Geißler.*)

„Unsre Tränen, Herrin, fließen, schlagen
Heiß in eins.
Laßt mich Euer tiefes Leid mit tragen
Als wär's meins.
„Reicht zum Kuß mir Eure blassen Hände,
Habt Geduld!
Wartet, daß das herbe Weh sich wende —
Ist Liebe Schuld?"

„„Wenn dein Mitleid tags mir Tröstung brächte
Hundertmal —
Durch die Nächte, durch die schwarzen Nächte
Weint die Qual.
„„Hieß ich reiten täglich tausend Boten
Nach dem Glück —
Strom und Erde geben meine Toten
Nicht zurück.""

Lustige Zeitung.

Neulich belauschte ich meine Jüngste, welche ihrer Puppe folgende Strafpredigt hielt: „Wenn du jetzt nicht ganz artig bist, nehme ich dich nicht mit. Aber ich mache es nicht so wie meine Mama und nehme dich doch nachher mit." („Jugend.")

Der Herr Kommerzienrat X. will sich in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche aufnehmen lassen. Vor der Taufe kommen ihm aber schwere Bedenken bezüglich der der heiligen Handlung entsprechenden Toilette. Er wendet sich mit seinen Zweifeln an seinen Taufpaten: „Sagen Sie, kommt man zur Taufe im Gehrock oder im Frack?" — „Das kann ich Ihnen nicht genau sagen", war die Antwort, „wir kommen gewöhnlich in Windeln". („Jugend.")

„Es ist wirklich unglaublich", entrüstete sich Frau Lydia Motordefekt ihrer Freundin Magda Knoblauchwurzel gegenüber, „welchen Kultus wir schon mit unsern Künstlern treiben. Bald wird es kein Kleidungsstück mehr geben, das nicht mit

---

*) Aus dem wunderschönen altdeutschen Sang: „Die Rosen von Schottland" von Max Geißler. (Leipzig. L. Staackmann.)

Selbstverständlich gibt der Verfasser keine gebundene Marschroute für das schwierige Erziehungswerk; kundig weist er auf die mannigfach verschlungenen Wege hin, es jedem einzelnen überlassend, den für ihn gangbarsten Pfad zu wählen.

Die „Ratschläge und Erfahrungen“ sind — wie das nach ihrem Entstehen kaum anders möglich — eine frisch und lebendig geschriebene Erziehungs- und Unterrichtslehre und als solche von vorneherein geeignet zur Einführung an den Lehrerbildungsanstalten; aber keine solche, die man aufatmend, des trocknen Tons nun satt, aus der Hand legt, sondern eine, nach der man immer wieder greift, die uns treulich Auskunft bietet, wenn wir ratlos im Getriebe stehen, die mit der Zeit aus dem überlegenen Führer zum lieben Freunde wird und die uns vor allem eines gibt: die förmlich zwingende Lust zur Fortbildung und uns dadurch vor dem selbstgefälligen „Nur-Praktikertum“ bewahrt. — Wer uns aber einmal auf diesen Weg geleitet hat, der hat jene Kraft in uns wachgerufen, die den Lehrer aufrecht hält in guten und bösen Tagen und die ihn dem nivellierenden Einfluß seiner Umgebung und des Alltages nicht unterliegen läßt. Die staunenswert reiche Belesenheit des Verfassers setzt ihn auch in den Stand, hinzuweisen auf das Wertvolle, was die moderne Reformbewegung auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichtes an einschlägiger Literatur zutage gefördert hat, und so ist das Buch auch in dieser Hinsicht ein treuer, verläßlicher Ratgeber.

Es gliedert sich in fünf Hauptabschnitte, die von der Persönlichkeit des Lehrers, der Schulzucht, dem Unterrichte im allgemeinen, den einzelnen Unterrichtsgegenständen und den schriftlichen Arbeiten handeln. Dem Sprachunterrichte hat der Verfasser als seinem Spezialgebiet einen breiteren Raum gegönnt. Im Anhange werden noch verschiedene allgemeine Fragen besprochen. Die Ausstattung ist eine gediegene, vornehme und macht dem Verleger alle Ehre; der Preis des gebundenen Buches ist im Vergleiche hiezu ein geringer, er beträgt nur 6 Kronen.

Der Wunsch des Verfassers, daß das Buch Freunde finden und Nutzen stiften möge, wird gewiß in Erfüllung gehen, die Ratschläge werden gehört und beherzigt, die Erfahrungen verwertet — werden und so wird, was aus der Schule gekommen ist, zum Heile werden für die Schule!

Irma Bammer.

Singvögel.

Da richti Grund.

Alls hat sein Grund auf dera Welt.
Muaßt netta drum den Richtign fragn,
An Pfiffign, aft gehst gwiß nöt gfehlt,
Der woaßn bstimmt und wird dir n sagn.
A Pfiffiga is nia verlegn,
Er bringt dar Grund und Ursach zwegn.

A hoher Herr, der kimmt nach Jahrn wieda,
Wo a studiert hat, in das liabi Nest
Und geht mit n Herrn von Firmann auf und nieda,
Z Graz auf n Jakominiplatz is s gwest.
Da siahgt er an Professer, an bekanntn,
Bei dem er damals in da Lehr is gstandn,
Vorbeigehn, der vor eahm glei voll Respekt
Ön Huat abziahgt bis tiaf auf d Erden bal.
Da hat er gsehgn, daß dem sei Kopf so kahl
Und blank is gwest, als hättn ahn d Hund abgschleckt.
„Ei, Herr von Firmann, als ich hier noch war“,
Sagt unser Herr, „da hatt er noch sein Haar,
Zwar grau, doch einen vollen Schopf —
Woher hat er den kahlen Kopf?“ —
Da Herr von Firmann steht und suacht ön Grund
Und steht und denkt, wia das wohl zuagehn kunnt,
Und endli hat er d Antwort ghabt, die rechte.
Und spricht: „Soll ich mich, Hoheit, unterfangen
Zu sagen, was ich fast vermuten möchte? —
Die Haare, mein ich, sind ihm ausgegangen.“

Hans Mittendorfer.

Ehegemahl durch das erdichtete Geständnis ihrer Untreue aus seinem Phlegma reißen will. Kretzer (ich denke an seine „Sphynx in Trauer") hätte aus der Szene manches herausgeholt. „Die Spielerin" wird hoffentlich ein vorübergehender Irrtum im Schaffen Saudeks bleiben.

Die drei Dollarjäger aus Berlin. Eine heitere New-Yorker Geschichte von Henry F. Urban. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Urbans angenehmer Humor ist schon von seinen humoristischen Novellen her bekannt. In diesem heiteren Roman bringt er aber mehr als grotesken Witz, nämlich manche beherzigenswerte Beobachtung, die ein Deutscher machen kann, der „Dollarika" — so nennt Urban die vereinigten Staaten — ohne Vorurteil betrachtet. Man unterhält sich ausgezeichnet bei den Abenteuern der drei Brüder Ruppig aus Berlin in New-York.

Evangelienharmonie. Von Hans Benzmann. Mit Holzschnitten von Albrecht Dürer, Lucas Cranach d. Ä., Altdorfer und Burgkmann. (Leipzig. Fritz Eckardt. 1909.)

Hans Benzmann, einer der größten Denker unter den Lyrikern von heute, hat seine Weltanschauung in ihrem Werden und Reifen in diesen Gedichten zum Ausdruck gebracht. Sie bilden kein Christusepos, sondern jedes zeigt in anderer Weise, wie die sich entwickelnde Seele eines Gottsuchers den Sinn des Lebens immer tiefer erfaßt.

Christus ist als Mensch seiner Zeit und aller Zeiten hingestellt und der Dichter läßt ihn große Gedanken auch denken und durchfühlen, um seinen lebenbejahenden Idealismus uns wiederzugewinnen.

Zu seinen Helfern erkor Benzmann die alten deutschen Maler, denn er fand seine eigenen Gedanken nirgends anschaulicher dargestellt als in diesen alten Symbolen und Holzschnitten, deren Motive unmittelbar aus der Tiefe des deutschen Gemütes hervorgeholt wurden. Und zwar vor dem großen Krieg, also zu einer Zeit, da unser Volk noch viel unberührter war.

Es ist also deutsches Christentum, das hier nach Ausdruck ringt, und wäre dies Buch zum Volksbuch, zum Laienbrevier wie geschaffen.

J. A.

Fähnrich Stahls Kriegsgeschichten. Von Johann Ludwig Runeberg. Verdeutscht von Fr. Ohnesorge. (Selbstverlag des Verfassers. In Kommission: Leipzig, bei Oskar Leiner.)

Es sind markige Kriegs- und Kampfgeschichten in Reimen, die durch die Übertragung ins Deutsche scheinbar nichts einbüßten. Sie werden ihren Weg machen und verdienen es.

Büchereinlauf.

Allerseelen. Ein Tiroler Roman von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann.)

Das Buch von den Kleinen. Den Eltern zur Freude, den Liebenden zur Hoffnung, den Junggesellen zur Mahnung und den Weltweisen zur Lehre von Peter Rosegger. [Ein Auszug aus seinen Schriften.] (Leipzig. L. Staackmann.)

Der Schneider von Ulm. Geschichte eines zweihundert Jahre zu früh Geborenen. Von Max Eyth. Volksausgabe in einem Bande. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Fritjof Reimarus. Fünf Tage im Leben der Großstadtleute. Sozialer Roman von Walther Classen. (Hamburg. C. Boysen.)

Der König von Rothenburg. Eine alte Reichsstadtgeschichte von Paul Schreckenbach. (Leipzig. L. Staackmann.)

Oberlin. Ein Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß von Friedrich Lienhard. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.)

Der Knabe Wlaß. Roman von Ossip Dymow. Autorisierte Übersetzung von Sonya Wermer. (Berlin. Paul Cassirers Verlag.)

Bauernblut. Erzählungen aus dem Schwarzwald von Heinrich Hansjakob. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Heimwehland. Geschichten aus einsamer Welt von Josef Reinhart. (Berlin. Wiegandt u. Grieben. G. K. Sarasin.)

An den Gletscherbächen. Erzählungen von J. Jegerlehner. (Bern. A. Francke.)

Orlog. Novellen von der Pad von Hans Walther. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Mit Blitzlicht und Büchse im Zauber des Eleléscho. Von C. G. Schillings. Kleine Ausgabe der beiden Werke „Mit Blitzlicht und Büchse" und „Der Zauber des Eleléscho". Mit dem Faksimile eines Briefes von Theodore Roosevelt an Professor C. G. Schillings. 512 Seiten Groß-8° mit 83 der besten, urkundtreu wiedergegebenen photographischen Original-Tag- und -Nachtaufnahmen des Verfassers. (Leipzig. R. Voigtländer.)

Mannelin. Das Schattenspiel einer Jugend von Otto Frommel. (Berlin. Gebrüder Paetel.)

Gräsers Schulausgaben klassischer Werke: **Schlachtenbilder.** Der Richtungspunkt. Novelle von Detlev v. Liliencron. — Die zweite Schwere bei Gravelotte. Aus Gustav Frenssens Roman „Jörn Uhl". — Lebold und Melcher. Aus Emil Ertls Roman „Die Leute vom Blauen Guguckshaus". Herausgegeben von Dr. Alfred Walheim. (Wien. Karl Gräser u. Cie.)

Carl Hilty. Blätter zur Geschichte seines Lebens und Wirkens. Gesammelt und zum Kranz gewunden von Heinrich Auer. (Bern. K. J. Wyß.)

dem Namen eines Schauspielers oder Tonkünstlers verknüpft ist: Girardi-Hüte, Kainz-Krägen, Caruso-Manschetten, Lehar-Stiefel . . ." — „Strauß-Federn", ergänzte Frau Knoblauchwurzel. („Muskete.")

Die sparsame Maid. „Wie, sogar die Seife kriegst du von deiner Herrschaft geliefert?" — „Jede Woche ein Stück . . . Dreißig Stücke habe ich jetzt schon!" („Meggendorfer.")



Die vier Liebsten des Christian Enevold Brandt. Von Agnes Henningsen. (Berlin, Stuttgart, Leipzig. Axel Juncker.)

Von hundert Lesern dieses Buches wird die Hälfte damit nichts anzufangen wissen, vierzig werden es „unpassend", neun „schlecht" und ein einziger „ausgezeichnet" finden. Einer dieser einzigen bin ich. Agnes Henningsen ist eine große Künstlerin und schaut den Menschen — das sieht man schon dem Porträt der Schriftstellerin an — durch die Westen und Korsette ins Herz und auf die Sinne. Manchem wird bei diesem scharfen Blick gewiß unbehaglich zumute, denn es ist nicht angenehm, mit bloßgelegtem Blutkreislauf durch die Welt zu stolpern. Aber wer an dem Durchdringen der Dinge seine Freude hat, muß auch an der Gabe von Agnes Henningsen seine Freude haben. Sie schreibt tendenzlos, gibt dem Roman nicht einmal einen eigentlichen Schluß und scheint nur sagen zu wollen: So seid Ihr! Oder wenigstens sehr ähnlich. — Das stimmt, wenn sie auch Dänen und dänische Rassenqualitäten vorführt. Ganz tief im Innern gleichen sich jedoch die Kulturmenschen, ebenso wie ganz oberflächlich, ob sie nun diese oder jene Sprache sprechen, dieser oder jener Nation angehören. In dem Buche dreht sich alles um die Charakteristik des Gutsbesitzers Christian Enevold Brandt mit seinem weiten Herzen und den Frauen, die nebeneinander und nacheinander darin Platz finden. — Die Übersetzung könnte aber, besonders mit Interpunktionszeichen, ein wenig generöser sein! H. L. R.

Der Herr des Todes. Roman von Karl Rosner. (Leipzig, Berlin, Frankfurt, Paris. Grethlein & Co.)

Mit dem Urteil etwa: ein vornehmes Unterhaltungsbuch, ist hier viel zu wenig gesagt. Rosner bietet in seinem Werk ganz feine Psychologie, der man gern einige groteske Sprünge verzeiht, und auch die Milieuschilderung, die an Megedesche Kunst erinnert, ohne sie freilich zu erreichen, ist gut. Eine Inhaltsangabe unterdrücke ich, um künftigen Lesern das Vergnügen der Anspannung bei der Lektüre nicht zu nehmen; nur so viel, daß die Handlung zwischen einem Variétéclou und der verfeinerter Gesellschaft hin und her geht. Ohne düster zu wirken, ist der Roman tragisch; die Sprache ist gemäßigt modern, aber das Wort „seltsam", in den verschiedensten Beziehungen auf jeder Seite wiederholt, stört. Daß sich auch der Verlag manches vom „Herrn des Todes" verspricht, beweist die Note auf dem Titelblatt: 1. bis 5. Tausend. H. L. R.

Blaues Blut. Roman von Eva Gräfin Baudissin. (Stuttgart u. Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.)

Eine krause Geschichte mit viel Humor und Sentiment. Unterhaltend, spannend und sogar zum Nachdenken anregend — was will man mehr? Ein Rassemädel aus verarmtem Aristokratengeschlecht, das reich heiraten soll, um die Familie zu retten, verzichtet denn auch auf den wirklich Geliebten und vermählt sich mit einem rundwangigen Diplomatenbübchen; ihr Bruder hat Unglück in die Familie des jungen Attachés gebracht und das will sie mit ihrem Jawort sühnen. Ob das auf die Dauer gelingt? Eva Baudissin möchte es dem Leser suggerieren und schließt den Roman in dem Moment ab, da ein neuer, größerer Konflikt entsteht. Damit muß man zufrieden sein und darf die Fortsetzung für sich weiterspinnen. Aber sie hat die Geschichte hübsch aufgebaut, hübsch erzählt und ausgeschmückt.

Die Spielerin. Roman von Robert Saudek. (Dresden. Karl Reißner.)

Saudek hat sich diesmal im Stoff vergriffen und in der Form. Das kann jedem einmal passieren. Wenn ein Ehepaar sich liebt, der Mann über Arbeiten seine Frau vernachlässigt und schließlich doch zu ihr zurückfindet, so ist das kein Problem, aus dem sich viel machen läßt. Auch die eingefügte Gestalt des Dichters Wüster macht die Sache nicht interessanter. Einige gute und aparte Einfälle nützt Saudek nicht aus — ich meine z. B. die niedliche Idee, daß die Gattin den

Heimgarten

Jänner 1911.

4. Heft. 35. Jahrg.

Zur Neujahrszeit im Pfarrhof von Nöddebo.

Erzählung von **Henrik Scharling.**

(Fortsetzung.)

„Befehlen Eure Durchlaucht ein Regen- oder ein Duschebad?" Mit diesen Worten wurde ich am nächsten Morgen erweckt, während mir gleichzeitig ein paar kalte Tropfen, die auf meine Nase fielen, verkündeten, daß man mir zum Abschied nicht lange Zeit lassen würde. Ich fuhr auf — da stand der Propst und hielt die Wasserkanne über meinem Kopf.

„Es ist — es ist gewiß noch nicht acht Uhr", sagte ich und streckte mich mit Wohlbehagen im Bett.

„Und glauben Sie, daß Sie hier herausgekommen sind, um lange in den Vormittag hinein zu schlafen?" lautete die Antwort. „Wir anderen Christenmenschen haben schon unseren Morgenpsalm gesungen, aber das haben Sie ja natürlich nicht nötig."

„Ist Gam — Christoffer will ich sagen, und Frederik schon aufgestanden?"

„Kümmert es Sie, was Christoffer und Frederik tun? — Eilen Sie sich — dann machen wir zusammen einen Morgenspaziergang und ich zeige Ihnen die Sehenswürdigkeiten der Stadt Nöddebo."

Da es aussah, als hätte sich der Propst vorgenommen, mich nicht zu verlassen, ehe ich angekleidet war, so machte ich mich rasch fertig.

Meister Anton. Monologe. (Wien. L. Steckler.)

Die Thurnbacherin. Ein Tiroler Stück in drei Akten von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann.)

Nietzsches Zarathustra und seine Bedeutung für die moderne Schule. Von Marie Melde. (Berlin-Friedenau. Fischers Verlag.)

Der Tribun. Drama in 5 Aufzügen von Walter Loewig. (Schweidnitz. L. Heege.)

Gedichte von Ernst Zahn. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Zwischen Dunkel und Tag. Gedichte von Adele Ahues. (Bremen. Gustav Winter.)

Da Hoamat öns Gwissn — Da Hoamat öns Gmüat! Gedichte in oberösterreichischer Mundart von Karl Zeitlinger. (Zu beziehen von der Geschäftsstelle der „Worte der Wahrheit und Liebe“ in Krems a. d. Donau.)

Gedichte. Von Wilhelm Schallas. (Gießen. Kommissionsverlag der Freesschen Hof- und Universitätsbuchhandlung, Hermann Behrendt.)

Tiefe Stunde. Die letzten Lieder und Balladen von Josef Schicht. Herausgegeben von seiner Frau. (Leipzig. L. Staackmann.)

Kunst und Leben. 3. Jahrgang 1911. Ein Kalender mit 53 Originalzeichnungen deutscher Künstler und Versen und Sprüchen deutscher Dichter und Denker. Mit einem Titelbilde von Prof. Franz v. Stuck. Schrift, Schmuck und Satzanordnung von Prof. Peter Behrens. (Berlin. F. Heyder.)

Wolkenschatten und Höhenglanz. Von Gottfried Schwab. Mit Steinzeichnungen und Buchschmuck von J. V. Cissarz. (Augsburg. Lampart & Comp.)

Naturwissenschaftliche Unterhaltungen für Knaben. Unter Mitwirkung mehrerer Fachmänner herausgegeben von E. Witting. Band II: Beschäftigungen und Beobachtungen aus dem Gebiet der Zoologie, Botanik und Mineralogie. (Ravensburg. Otto Meier.)

Scherzfragen, Wortspiele und allerlei Kurzweil. Mit einem Anhang: Auflösungen. Herausgegeben von A. Czepa. Der Sammlung „Spielbücher“ 4. Bändchen. (Ravensburg Otto Maier.)

Kopfzeichnen. Kurzgefaßte Anleitung zur zeichnerischen Darstellung des menschlichen Kopfes. Mit zahlreichen Bildern und Vorlagen. Herausgegeben von K. Wellner. (Ravensburg. Otto Maier.)

Perspektive nach der Natur. Eine leichtfaßliche Anleitung für den Anfänger mit einem Anhang über Feder- und Bleistiftzeichnungen von A. Gruber, Diplom-Ing. (Ravensburg. Otto Maier.)

O. Hübners Geographisch-statistische Tabellen. Fortgeführt und ausgestaltet von Universitätsprofessor Dr. Fr. v. Juraschek †. 59. Ausgabe, für 1910. (Frankfurt a. M. Heinrich Keller.)

Wie gestaltet man landwirtschaftliche Nutzbauten zugleich ästhetisch und praktisch? Theoretische Betrachtungen und praktische Vorschläge von Paul Bröcker (Hamburg). Mit 16 Abbildungen, davon 2 nach Aquarellen von Ferdinand Schopp. (Hamburg. Ruberoid-Gesellschaft m. b. H.)

Jahrbuch des literarischen Vereines in Breslau. 1. Jahrgang, 1910. (Schweidnitz. L. Heege.)

Jahrbuch (Zeitweiser) des Bundes der Deutschen in Niederösterreich für das Jahr 1911. 5. Jahrgang. Geleitet von Matth. Lepschi. (Wien. Verlag des Bundes der Deutschen in Niederösterreich.)

☞ Vorstehend besprochene Werke 2c. können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten“

G. L., Hermannstadt. Sie sind der Ansicht, daß Ihre Gedichte nicht schlechter sind als Hunderte von denen, die täglich gedruckt werden? Schon möglich; aber unsere Zeit fließt von Reimen über, die jeder Gebildete zusammensetzen kann und leider auch zusammensetzt. Davon können die Zeitschriften nicht ein Tausendstel veröffentlichen, wenn sie nur einige Rücksicht auf ihre Leser nehmen. Besonders die Lyrik, in größeren Dosen genossen, wirkt giftig. Unser Giftschrank ist jetzt für lange Zeit komplett.

☞ Alle redaktionellen Zuschriften sind an Dr. **H. L. Rosegger**, Graz, Haydngasse Nr. 7/III, zu richten. Unverlangt eingeschickten Manuskripten ist Rückporto beizulegen, aber auch im Falle ihrer Annahme erfolgt Honorierung nur auf Grund besonderer Vereinbarung. Gedichte pflegen nicht honoriert zu werden.

(Geschlossen am 20. November 1910.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Möck.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Der Tag begann wieder mit einem strahlenden Morgen. Die lange Weidenallee, die zum Pfarrhof führte und die im Sommer unansehnlich und unbedeutend war, glitzerte jetzt in ihrer winterlichen Pracht, von oben bis unten mit Reif bedeckt, in dem sich die Sonnenstrahlen in tausendfarbigem Spiel brachen. Die Sonne war schon ein Stück gestiegen und überflutete die winterliche Erde mit ihrem Flammenmeer.

„Öffnen Sie jetzt Ihre Augen und sehen Sie sich ordentlich um", sagte der Propst, „und danken Sie unserem Herrn, der Ihnen Augen gegeben hat, all diese Herrlichkeit zu schauen, und danken Sie mir, der Sie Ihnen öffnet. Sehen Sie dorthin", setzte er hinzu und streckte die Hand gegen die schneebedeckten Höhen und den zugefrorenen Fjord aus:

Vides, ut alta stet nive candidum
Nöddebö, nec jam sustineant onus
Silvae laborantes, geluque
Flumina constiterint acanto."

Wie schön das aber auch war, ich dachte doch, daß es zu Hause noch viel schöner wäre, wo ich ungestört mit Emmi und Andrea Margarete plaudern könnte, und ich äußerte darum ein paar Worte, daß es doch noch ziemlich kalt sei und daß es besser sein würde, später spazieren zu gehen, weil es dann milder sein würde.

„Später am Tage?" sagte der Propst, „es ist wahr, ich habe ja ganz vergessen, daß Sie in der Nacht bei Tanz und Lustbarkeit gewesen sind. Ja, wenn Sie nach Hause und wieder ins Bett wollen, so können wir vielleicht um sieben Uhr abends einen kleinen Morgenspaziergang machen und dann nach Hause gehen und aufs neue dideldumdei. Das ist eine recht schöne, christliche Art, Weihnachten zu feiern."

Da ich nicht wünschte, daß der Propst sich über dieses Thema weiter verbreite, beeilte ich mich, ihm zu versichern, daß ich sehr froh sei, so früh herausgekommen zu sein, denn der Morgen sei doch das Schönste am Tage, und alles so herrlich und frisch.

„Das ist sehr vernünftig gesprochen", sagte er, „schade nur, daß es zu dem, was Sie vor einem Augenblick gesagt haben, im schroffsten Gegensatze steht, aber das macht ja nichts."

Wir waren jetzt über die Hügel hinunter zum Fjord gekommen. Längs des Fjordes ging ein Fußweg, zu dessen beiden Seiten hie und da Haselnußsträucher standen.

„Hier sehen Sie die Lange Linie", sagte der Propst, „am Vormittag treffen Sie hier die beau monde von Nöddebo, das heißt meine Frau und meine Töchter, denn die übrige Bevölkerung der Stadt sieht spazieren gehen als einen unstatthaften Luxus an."

Wir gingen an einem kleinen Hause vorüber, das ziemlich verfallen aussah. Der Propst wendete sich plötzlich mit der Frage an mich, ob ich Bauernfreund sei.

Gamling war schon auf, aber als ich an Corpus Juris' Zimmer vorbeiging, sah ich, daß er noch im Bette lag und süß schlief. Ich hatte die größte Lust, hineinzulaufen und ihn zu wecken, denn warum sollte er es besser haben als ich? Aber der Propst nahm mich am Arm und sagte: „Wollen Sie jetzt gefälligst nur an sich denken und Frederik in Frieden lassen!"

Als wir durch das Vorhaus gingen, trafen wir Andrea Margarete. Sie schien in voller Tätigkeit begriffen, hatte eine große weiße Küchenschürze vorgebunden und sah womöglich noch fröhlicher aus als tags vorher. „Guten Morgen", rief sie mir zu, „wollen Sie nicht eine Tasse Tee trinken, ehe Sie ausgehen?"

„Nicolai soll zuerst mit mir ausgehen und die Sehenswürdigkeiten von Nöddebo ansehen", sagte der Probst, „dann kann er immerhin nach Hause gehen und Teewasser trinken."

Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß ich mich nicht im mindesten für die Sehenswürdigkeiten Nöddebos interessierte, sondern viel lieber zu Hause geblieben wäre und mit Andrea Margarete Tee getrunken hätte, aber ich hatte schon bemerkt, daß man dem Propst nicht widersprechen durfte, und folgte ihm daher.

„Im Pfarrhofe ist gerade nichts Besonderes zu sehen", begann er. „Nur die Hundehütte bitte ich Sie zu betrachten, Sie sehen, daß der Eingang im Rundbogenstil gebaut ist, was darauf hinweist, daß sie sehr alt sein muß."

„Wohin ist denn der Kettenhund gekommen?" fragte ich.

„Der Kettenhund geht frei herum und nährt sich von Küchlein."

„Warum läßt man ihn dann los?"

„Weil Mutter und Kinder es so haben wollen und da muß ich schweigen. Das werden Sie schon auch noch kennen lernen, wenn Sie einmal verheiratet sind und Frau und Kinder haben."

Es kam mir sonderbar vor, daß der Propst so viel davon sprach, daß Frau und Töchter das Kommando führten, da doch alles nach seinem Willen ging, ja es schien mir fast, als spräche er mit einer gewissen Härte von ihnen. Ich konnte es nicht unterlassen, ein paar Worte darüber zu sagen.

„So, so", sagte er und sah mich mit einem durchdringenden Blicke an, so daß ich die Augen niederschlagen mußte; aber ich sah dennoch, daß ein munteres Lächeln um seine Lippen spielte. „Das ist also Ihre hochzuverehrende Meinung? — Wenn Sie nicht aus der Schule schwatzen wollen, so will ich Ihnen ein Geheimnis mitteilen, und das ist, daß, wenn man mit Frauenzimmern zu tun hat, es am besten ist, vor ihnen nicht zu zeigen, wie lieb man sie hat, denn das können sie nicht hören. Aber das gehört auch zu den Sachen, die Sie noch lernen werden, wenn Sie verheiratet sind." Damit wendete er sich ab und wir gingen weiter.

mit einer roten Nase, der in diesem Moment aus dem Schulhaus trat. „Er ist nicht uniformiert, aber illuminiert, wie Sie sehen.“

„Trinkt er?“ fragte ich.

„Nicht mehr als nötig ist, um seinen Geist zum Leben zu erwecken, wenn er seine Amtsobliegenheiten erfüllen soll, wie er zu sagen pflegt.“

Inzwischen kam der Schullehrer auf uns zu und nachdem er uns begrüßt hatte, erbot er sich, mir die Schule zu zeigen. Diese war rasch besichtigt und der Propst bat um die Schlüssel zur Kirche, um mir diese zu zeigen.

Die Kirche stand am äußersten Ende des Dorfes, so daß der Friedhof durch eine kleine Lindenallee mit dem Garten des Pfarrhofes in Verbindung stand. Der Friedhof schien wohl gepflegt zu sein, aber augenblicklich waren alle Grabhügel mit einer weißen Schneedecke überzogen, über die hier und dort ein Kreuz oder ein Grabstein hinausragte.

Die Kirche selbst hatte nichts besonderes an sich, sie sah aus wie alle unsere Landkirchen. Das einzige, was meine Aufmerksamkeit erregte, war eine kleine Orgel, weshalb ich den Propst frug, ob der Schullehrer gut Orgel spiele.

„Er spielt nicht schlecht“, antwortete er, „er liebt es nur zu sehr, künstliche Triller anzubringen. Ganz eigentümlich ist aber unser Glockengeläute. Jedesmal, wenn er zum Begräbnis läuten soll, läutet die Glocke munter und lustig: lingelingelingeling, soll es aber zur Hochzeit läuten, so klingt sie ganz getragen und ernst: bimbam, bimbam.“

„Warum läutet er so?“

„Der Mann ist Philosoph“, antwortete der Propst, „er selbst hat sich mit achtzehn Jahren verheiratet, es sind die Früchte seiner Lebenserfahrung, die er im Glockengeläute niederlegt.“

Ich bekam Lust, selbst die Orgel zu versuchen und ging auf das Chor, während sich der Propst unten in eine Bank setzte. Obwohl die Orgel nur klein war, klangen die Töne doch schön und harmonisch. Nachdem ich einige Melodien von alten Psalmen und zuletzt „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ gespielt hatte, ging ich wieder in die Kirche hinab, wo ich den Propst sehr ernst sitzen sah, den Kopf in die Hand gestützt, tief versunken in seine Gedanken.

„Ja, wer nur den Herrn walten läßt“, brach er aus, als ich zu ihm trat, „aber das ist eine Kunst, die man schwer lernt. Wir wollen alles selbst einrichten und darum geht alles verkehrt. Wir machen große Pläne für die Zukunft, heuer wollen wir das tun, nächstes Jahr das und im dritten Jahr jenes; und geht dann nicht alles nach unserem Kopf, so werden wir verstimmt und mißmutig und glauben uns im höchsten Grad vom Schicksal benachteiligt. Der Kaufmann will so und

„O ja, gewissermaßen“, erwiderte ich zögernd. Denn trotz aller Bemühungen Corpus Juris' war ich über meine politischen Ansichten noch nicht zur Klarheit gekommen.

„Nun, Sie wissen es wohl selbst nicht recht“, sagte der Propst. „Sonst hätte ich Ihnen gesagt, daß Sie sich in diesem Hause durch ein Gespräch mit einer Freundesseele erbauen könnten. Peder Sörensen, der hier wohnt, ist der erste Politiker der Stadt, dem es eine wahre Freude sein würde, Ihnen in einem lichtvollen Vortrage auseinanderzusetzen, daß die Bände der Universitätsbibliothek verwendet werden sollten, um Tüten daraus zu drehen, daß die Professoren in die Leibgarde des Königs gesteckt werden sollten und die Geistlichen dazu verwendet, Gänse zu hüten. Was das letztere betrifft, glaube ich nicht, daß ein Anlaß zu klagen vorliegt, solange wir viele von der Art des Peder Sörensen in unseren Kirchspielen haben.“

Nachdem wir ein Stück längs des Fjordes gegangen waren, bogen wir über Äcker ab und näherten uns dem Dorfe. Die weißen Gehöfte lagen dicht nebeneinander, hie und da stieg eine Rauchsäule langsam in die Luft. Auf einer kleinen Anhöhe im Dorfe erhob sich ein Ziegelsteinbau, dessen gelbe Mauern stark in der Sonne glänzten und von den weißen Häusern rundumher abstachen.

„Das ist wohl die Schule?“ fragte ich und wies hinauf.

„Das ist die Universität“, antwortete der Propst korrigierend, „dort kommt einer der Söhne Pallas Athenes, ein junger Student“, fügte er hinzu und zeigte auf einen vierjährigen Jungen, der, an einem großen Apfel knabbernd uns entgegenkam.

„Guten Tag, mein Junge“, sagte der Propst zu ihm, „bitte, ziehe vor deinem Propst die Mütze, Höflichkeit kleidet einen jungen Mann wie dich sehr gut.“ Der Junge riß hastig die Mütze herunter und starrte uns an, den Apfel in der einen, die Mütze in der anderen Hand. „Wie geht es deinem Vater? Ist er gesund?“ fuhr der Propst fort. Der Junge antwortete nicht, stumm vor Staunen und Schrecken stand er unbeweglich in derselben Stellung.

„Nun, stören wir ihn nicht“, sagte der Propst, nahm meinen Arm und zog mich weiter. „Wie Sie sehen, ist er in seine politischen Betrachtungen versunken und grübelt ohne Zweifel darüber, welche Veränderungen am Wahlgesetz vorgenommen werden müßten, damit es den Forderungen der Zeit am besten entspräche. Glauben Sie mir, aus dem Jungen wird ein Minister oder zum mindesten ein Journalist, er hat von beidem etwas an sich. — — Aber sehen Sie, da kommt der Rector magnificus in höchsteigener Person“, mit diesen Worten wies der Propst auf einen langen, mageren Mann in fadenscheinigem Rocke

genommen. Emmi wünschte mir guten Morgen, als ich eintrat; ein Sonnenstrahl fiel gerade auf ihre weiße, klare Stirn, Friede und Ruhe lagen auf ihrem Gesicht und schienen sich jedem, der in ihre Nähe kam, mitzuteilen. Gamling, der an ihrer Seite saß, sah auch unbeschreiblich glücklich aus; in der einen Hand hielt er seine Pfeife, die wie gewöhnlich erloschen war, in der anderen einen Schlüsselbund, mit dem er unaufhörlich klapperte, als wollte er auf diese Weise das Gespräch der Anwesenden begleiten. Auch Corpus Juris, der neben Andrea Margarete saß, schien in einer wahrhaft sonnigen Laune zu sein. Er plauderte und lachte, so daß ich ganz erstaunt war, denn das war ein ganz anderer Corpus Juris, als ich ihn sonst am Morgen zu sehen gewohnt war. Übrigens zeigte sich Corpus Juris nicht nur diesmal so liebenswürdig, sondern an allen Morgen, die wir in Nöddebo zubrachten und das, trotzdem er das Tagblatt nicht zu Gesicht bekam, denn der Propst hielt es nicht. Ich war versucht zu glauben, daß Andrea Margarete auf ihn dieselbe Wirkung ausübte wie sonst das Tagblatt, ja, in noch viel höherem Grade, denn wenn er das Tagblatt mindestens eine Stunde studieren mußte, um in gute Laune zu kommen, so mußte er Andrea Margarete nur einen einzigen Augenblick ansehen und sogleich war er ein anderer Mensch.

Ich stand mitten im Zimmer und betrachtete die beiden Gruppen am Fenster und auf dem Sofa und wußte selbst nicht recht, welcher ich mich anschließen sollte, als Andrea Margarete die Frage für mich entschied, indem sie mich einlud, mich zu Corpus Juris an den Teetisch zu setzen. Aber damit war es auch um seine gute Laune geschehen und er wurde wieder brummig und verdrießlich. Erst klagte er darüber, daß ich ihm auf den Fuß getreten habe, während ich mich setzte, dann erteilte er mir eine Zurechtweisung, weil ich zu viel Zucker in meinen Tee tat, kurz, er sprach so mit mir, daß Andrea Margarete ihn bitten mußte, sich zu erinnern, daß ich kein Kind mehr sei, sondern mich selbst in schicklicher Weise zu betragen wisse. Überhaupt war das Benehmen Corpus Juris' gegen mich während dieser Tage ein auffallendes. Zu Hause in der Vestergade waren wir die besten Freunde und hier in Nöddebo konnte ich mich ihm nicht auf drei Schritt nähern, ohne daß er mich anherrschte. Es war mir unmöglich herauszufinden, was die Ursache hiervon war; ich ging in Gedanken alle meine Worte und Handlungen durch, um zu finden, ob ich ihn möglicherweise durch das eine oder andere gereizt hatte — vergebens, ich fand nichts. Andrerseits war es natürlich, daß ein so unfreundliches Betragen auf seiten Corpus Juris' eine ähnliche Stimmung bei mir erzeugen mußte. Ich begann Groll gegen ihn zu hegen; als ich am Morgen aus meinem guten Bett heraus mußte, durfte Corpus Juris liegen bleiben und sich nach Herzens-

so viel Geld verdienen, der Gelehrte so und so viele Bücher schreiben, der Staatsmann will diese oder jene Reformen durchführen, und gelingt das nicht, so fühlen sie sich äußerst unglücklich und es ist ihr gutes Recht, über den Lenker alles Irdischen zu klagen. Sehen Sie, darüber habe ich nun alle die Jahre, die ich hier war, gepredigt, und doch, so alt ich bin, gehe ich beständig herum und baue Luftschlösser und mache Zukunftspläne und werde kleinmütig, wenn sie mir nicht gelingen — denn ich kann wohl richtig predigen, aber richtig handeln kann ich nicht".

„Aber", erlaubte ich mir einzuwenden, während ich an meine eigenen Zukunftspläne dachte, die ich in der vergangenen Nacht geschmiedet hatte und die sich auch ziemlich weit in die Zukunft erstreckten, „es ist doch notwendig, daß man sich einen gewissen Plan macht, sonst handelt man ja blind, nur nach der Eingebung des Augenblickes."

„Natürlich muß man nach einem bestimmten Plan handeln, das habe ich ja niemals geleugnet, aber wir müssen uns deshalb nicht unbedingt vornehmen, daß es nur auf die Weise gehen darf, die unsere Weisheit als die beste erachtet. Aber gerade darin tritt unsere Halsstarrigkeit und Eigenwilligkeit zutage. Denn eigentlich weckt nicht der Umstand, daß unsere Wünsche nicht in Erfüllung gegangen sind, unseren Unwillen und Zorn, sondern die Tatsache, daß unser Wille nicht durchgedrungen ist, daß wir nicht alles so lenken können, wie wir es wollen. Und was sind alle unsere vielen Pläne? Torheiten und Nichtigkeiten — es sieht wohl närrisch genug in der Welt aus, aber noch schlimmer würde es aussehen, wenn alles nach unserem Willen ginge. Darum ist es gut, daß einer sich das Veto vorbehalten hat und uns manchmal hindert, wenn wir allzu hitzig werden. Kommen Sie jetzt, wir wollen nach Hause gehen und Tee trinken."

Mit dieser plötzlichen Wendung erhob sich der Propst und wir verließen die Kirche. Still gingen wir nebeneinander über den Friedhof durch die kleine Lindenallee in den Garten des Pfarrhofes. Jeder von uns war mit seinen Gedanken beschäftigt. Ich dachte an meine Träume vom gestrigen Abend, die nicht besonders gut mit den Worten des Propstes übereinstimmten. Wenn man aber nicht einmal Luftschlösser bauen darf, so lange man jung ist, woran soll man sich dann erfreuen? Das Alltagsleben ist zu einförmig, man kann es nicht ertragen, tagaus, tagein in der Tretmühle zu gehen — da muß man sich schon manchmal zur Aufmunterung die Zukunft ausmalen dürfen, wie es sein würde, wenn wir einmal die Herrschenden sein würden.

Wir traten nun wieder ins Wohnzimmer. Auf dem Sofa hinter dem Teetisch saßen Corpus Juris und Andrea Margarete, während Emmi, die Pröpstin und Gamling an dem kleinen Nähtisch am Fenster Platz

vernünftig von Ihnen, daß Sie erst die notwendigen Vorbereitungen treffen wollen, ehe Sie die große Schlacht wagen. Glück zu, Nicolai!"

Als der Propst gegangen war, entstand eine kleine Pause. Ich war durch seine letzten Worte sehr in Verlegenheit geraten; ich fühlte, wie mir alles Blut zum Herzen strömte. Anders Andrea Margarete und Emmi: sie blieben beide ganz ruhig, als wäre nichts gesagt worden. Was Emmi betrifft, so war das nicht so auffallend, denn sie bewahrte immer ihre Ruhe, aber mit Andrea Margarete war es eine andere Sache. Sie pflegte sonst nicht zu schweigen, wenn der Propst etwas sagte, was ihr unangenehm war, sondern antwortete unverzagt. Da sie jetzt schwieg, so war es klar, daß sowohl sie als Emmi über die Sache nachgedacht hatten und beide zu dem Resultat gekommen waren wie ich: jetzt wäre es nicht am Platz, aber nach drei, vier Jahren würde es Zeit sein, offen und ohne Verstellung zu sprechen. Ich sah auch, daß Andrea Margarete Corpus Juris ein verstohlenes Lächeln zusandte, als wollte sie ihren künftigen Schwager begrüßen. Dieser schien das indessen nicht zu bemerken, er erhob sich und ging mit hastigen Schritten ein paarmal auf und ab, als erwarte er etwas mit Ungeduld und fragte dann plötzlich, ob wir nicht spazieren gehen wollten.

„Ja, gehen wir und laufen wir auf dem Fjord Schlittschuh", sagte Margarte. „Sie können doch auch Eislaufen, Nicolai?"

„Ja", antwortete ich mit Entschiedenheit, ich hatte es wohl niemals versucht, aber da Andrea Margarete und Emmi liefen, würde ich wohl mitkommen können.

„Das ist angenehm", sagte Andrea Margarete, „denn keiner Ihrer Brüder kann es."

„Ich glaube", sagte Corpus Juris, „daß ich es auch kann".

Ich war ziemlich überrascht, das zu hören, denn ich hatte niemals bemerkt, daß sich Corpus Juris im Schlittschuhlaufen geübt hätte.

Die einzige, die gegen unser Schlittschuhlaufen Einwendungen erhob, war die Pröpstin. Sie mußte unbedingt eine Ahnung davon haben, wie es um meine Kunstfertigkeit bestellt war, denn sie bat mich eindringlich, es zu unterlassen. Andrea Margarete hingegen versicherte, daß nicht die allergeringste Gefahr dabei sei; wenn ich fiele, würde sie mir schon wieder aufhelfen. So gab die Pröpstin endlich nach. — Eine neue Schwierigkeit entstand hingegen durch die Schlittschuhe. Denn Andrea Margarete und Emmi besaßen wohl jede zwei Paare, aber es stellte sich rasch heraus, daß ihre Füße durchaus nicht dieselben Dimensionen aufwiesen wie die unsrigen. Auch in diesem Fall fand Andrea Margarete einen Ausweg, wir sollten zum Schullehrer gehen und uns die Schlittschuhe seiner Söhne ausleihen.

luft dehnen und strecken; dann konnte er ungestört ein fröhliches Gespräch mit Andrea Margarete führen und als ich jetzt kam und teilnehmen wollte, wurde ich auf so unfreundliche Art empfangen — das war doch wohl nicht brüderlich gehandelt. Andrea Margarete plauderte indessen so freundlich und lachte so munter, daß eine unbehagliche oder verdrießliche Stimmung unmöglich andauern konnte.

Als ich zufälligerweise einen Blick durch das Fenster warf, sah ich den früher genannten Kettenhund vorbeispazieren und ich fragte daher Andrea Margarete, warum man ihn frei herum gehen lasse, wenn er nach Aussage des Propstes so viele Küchlein verzehre.

„Er frißt gar keine Küchlein“, antwortete Andrea Margarete, „nur einmal, als er noch jung war, wollte er mit einem Küchlein spielen und biß es entzwei, das ist alles.“

„Nun, dann dauert seine ‚junge Hundezeit‘ ziemlich lange“, meinte der Propst, „denn erst vorige Woche habe ich ihn im Hühnerhof getroffen und mußte ihn davonjagen.“

„Da war er dort, um Ratten zu fangen“, antwortete Andrea Margarete, die nie um eine Antwort verlegen war. „Es sind so viele Ratten im Hühnerhof.“

„Ratten?“ sagte der Propst, „das sind wohl zweibeinige Ratten mit Flügeln — ich möchte wünschen, einmal solche Ratten zu Mittag zu bekommen! — Aber wo ist denn mein großer gelber Hahn geblieben?“ fuhr er fort und sah zum Fenster hinaus, wo die Hühner gerade gefüttert wurden, „hat Trofast ihn vielleicht für eine Ratte gehalten?“

„Da kommt er ja“, sagte Andrea Margarete und zeigte auf einen prächtigen Hahn, der langsam mit majestätischen Schritten durch das Tor kam und sich zu dem übrigen Federvieh gesellte.

„Nun, ist das nicht ein prächtiges Tier?“ sagte der Propst und wandte sich zu mir, „im ganzen Kirchspiel gibt es nicht seinesgleichen; sehen Sie, wie er mit den Flügeln schlägt und sich inmitten seiner Weiber brüstet; das ist aber auch der einzige Mormone, den ich auf dem Pfarrhof dulde.“ Als ich den Hahn sah, durchzog ein Gedanke meinen Kopf, der später am Tage zu voller Klarheit reifte.

Eine Weile darauf zog der Propst seine Uhr aus der Tasche und sagte: „Jetzt ist's Zeit an die Arbeit zu gehen, es ist schon neun Uhr vorüber. Was beabsichtigen Sie zu tun, beabsichtigen Sie vielleicht, sich nochmals niederzulegen?“

„Ich beabsichtige zu bleiben, wo ich bin“, antwortete ich und blieb auf meinem Platz sitzen.

„So, so, Sie wollen bei Andrea Margarete bleiben. Ja, denken Sie nur an das, was ich Ihnen gestern abend sagte. Es ist sehr

„O, denken Sie doch: fliegen zu können weit fort, fremde Länder sehen zu können, das müßte doch herrlich sein!“ Und Andrea Margarete folgte dem Flug des Vogels mit sehnsüchtigen Blicken.

Wir kamen jetzt an den Fjord und während Corpus Juris und ich sorgfältig das Terrain untersuchten, wo man den Lauf wagen könnte, waren Emmi und Andrea Margarete schon längst draußen auf dem blanken Eis. Sie liefen mit einer Leichtigkeit und Sicherheit, die mein und Corpus Juris' Herz beklommen machte bei dem Gedanken an den Anblick, den wir bieten würden.

„Jetzt werde ich meinen Namen einritzen“, rief uns Andrea Margarete zu und lief in kecken, raschen Schwenkungen ein ‚Andrea Margarete‘, „und jetzt den Ihrigen“, und augenblicklich stand ein zierliches „Frederik“ daneben.

„Wollen Sie nicht auch meinen Namen ritzen?“ bat ich.

„Sie können ja selbst herauskommen und ihn schreiben“, lautete ihre Antwort. „Sie beabsichtigen doch wohl nicht, die ganze Zeit am Ufer zu stehen?“

Es sah fast aus, als hätten Corpus Juris und ich Lust gehabt, am Strande stehen zu bleiben; jedenfalls machte keiner von uns Vorbereitungen, aufs Eis hinauszukommen. Gamling hatte sich auf einen großen Stein unter einen Baum gesetzt, aber er hatte ja auch nicht gesagt, daß er Eislaufen könne. Corpus Juris erklärte als kluger Feldherr, daß er anfangs auf dem Lande bleiben wolle, um mir, falls mir ein Unfall zustoßen sollte, sogleich zu Hilfe eilen zu können. Ich meinesteils dachte, daß man ebensogut rasch ins Unglück eilen könne, als langsam hineinkriechen und begann daher, mir die Schlittschuhe anzuschnallen. So kam ich aufs Eis und — das Glück ist dem Kühnen hold, das ist ein wahres Wort — ich war ganz erstaunt darüber, so gut laufen zu können. Gewiß waren meine ersten Schwenkungen etwas unsicher und ich schwankte hin und her, wie ein Mast im Sturm, aber ich gewann rasch mehr Macht über meinen Körper, so daß Andrea Margarete erklärte, mit etwas Übung würde ich bald so gut laufen wie sie selbst. Sie schlug nun vor, ich solle ihr die Hand reichen und wir wollten beide Emmi entgegenlaufen, die den Fjord ein gutes Stück hinaufgelaufen war. Ich war sogleich einverstanden und wir eilten davon. Je weiter wir kamen, desto rascher ging es — jetzt kam Emmi in Sicht. Sie rief uns etwas zu, was wir nicht verstehen konnten. Ihr Ruf wurde lauter und es schien uns als rufe sie: „Eine Ente! Eine Ente!“ Wir sahen darin keinen Grund stehen zu bleiben und liefen weiter. Sie hatte aber gerufen: „Ein Loch! Ein Loch!“ Es war nämlich vor uns eine Wake, die sich tags vorher geöffnet, aber während der Nacht mit einer dünnen Eisschicht überzogen hatte, so daß

So machten wir uns auf den Weg, begleitet von den Ermahnungen der Pröpstin; sie stand in der Tür und rief mir noch einmal zu, ich sollte nur ja vorsichtig sein.

Wir gingen die Weidenallee hinunter. „Sehen Sie nur die alten Weiden an“, sagte Andrea Margarete, „könnte Vater sie nicht fällen lassen? Sie stehen so schief und ungleich nebeneinander, wäre es da nicht viel besser, sie zu fällen und eine schöne Lindenallee an ihre Stelle zu pflanzen?“

Aber die alten Weiden fanden an Emmi einen warmen Verteidiger. Zwischen diesen alten Weiden ist der Großvater so manchmal des Abends auf und ab gewandelt“, sagte sie, „und hat die Sonne am Rand des Fjordes dort im Westen untergehen gesehen — und jetzt willst du sie fällen lassen?“

„Wenn wir alles stehen lassen sollten, was noch aus Großvaters Zeit stammt“, meinte Andrea Margarete, „so wären wir zuletzt gezwungen, selbst aus dem Pfarrhof zu flüchten, denn sonst weiß ich nicht, wie wir für alle die alten Bäume und Möbel, die du aufbewahren willst, Platz schaffen sollten. Habe ich nicht recht, Frederik?“

„Ja, gewiß haben Sie recht“, antwortete er, indem er sich bückte und einen kleinen Weidenschößling aus der Erde zog, als wollte er dazu beitragen, daß so rasch als möglich mit dem Alten ein Ende gemacht würde. „Aber nicht nur hier, sondern in allen möglichen Fällen behalten wir viel zu viel vom Alten bei. Wir schreiten viel zu langsam vorwärts, wir haben zu viel von dem alten Schlendrian beibehalten; oft genug möchte ich ausrufen:

Wann wird doch das Blatt sich wenden
Und das Reich des Alten enden!

Aber warten Sie nur, bald kommt das junge Geschlecht an die Reihe und dann sollen Sie sehen, wie es anders wird; das hat die Kraft in sich — — —“

„Zeitungen zu schreiben“, vollendete Gamling in ziemlich scharfem Ton. Corpus Juris war nicht gesonnen, den in dieser Weise hingeworfenen Handschuh ruhig liegen zu lassen, aber zum Glück waren wir in diesem Moment beim Hause des Schullehrers angelangt und während wir die Schlittschuhe anprobierten, wurde die Streitfrage vergessen.

Als wir uns dem Fjord näherten, flog ein großer Vogel über ihn davon.

„Eine Fischmöwe! Eine Fischmöwe!“ rief Andrea Margarete.

„Ist das etwas so Besonderes?“ fragte ich.

„Es ist nichts Besonderes, aber etwas Hübsches. Ich kann niemals einen Vogel sehen, ohne ihn zu beneiden.“

„Und warum beneiden Sie ihn?“

eingegeben. Ich hatte nämlich oft davon sprechen gehört, wie lustig es sei, einen Hahn im Schlafzimmer unterzubringen und den Schrecken des Bewohners zu sehen, wenn er plötzlich durch dessen Krähen erwachte. Das gedachte ich am nächsten Morgen bei Corpus Juris zu versuchen, denn es hatte mich ein wenig geärgert, zu sehen, wie er in aller Behaglichkeit sein Morgenschläfchen hielt, während ich aufstehen mußte, um mit dem Propst spazieren zu gehen. Da es aber bei solchen Plänen gut ist, einen Verbündeten zu haben, beschloß ich, mit Andrea Margarete darüber zu sprechen; sie würde mir wohl gerne helfen. Wirklich ging sie auch mit großer Bereitwilligkeit auf meinen Plan ein, als ich ihr erzählte, wie sich die Menschen in solchen Fällen benehmen sollten. Aber als ich ihr sagte, daß Corpus Juris das Opfer des Schabernacks sein sollte, veruneinigten wir uns, da sie den Hahn in Gamlings Zimmer bringen wollte. Das war ganz gegen meine Absicht, denn ich hatte keine Ursache, Gamling zu wecken, der sich durchaus nicht unfreundlich gegen mich gezeigt hatte, ja, dem ich es sogar zu verdanken hatte, daß ich nach Nöddebo gekommen war. Aber Andrea Margarete hielt hartnäckig an ihrer Ansicht fest, ja sie drohte, wenn ich nicht nachgeben würde, wollte sie Corpus Juris alles entdecken. Das war eigentlich Verräterei von ihr und ich war gezwungen nachzugeben, doch tröstete ich mich bei dem Gedanken, daß es ja gleichgültig sei, in wessen Zimmer sich der Hahn befand; da die Tür zwischen den Schlafzimmern offen stand, würden jedenfalls beide geweckt werden. — Nachdem wir in diesem Punkt einig geworden, kamen wir überein, daß wir am Abend, nachdem die Sonne untergegangen und ehe der Mond aufgegangen war, beide leise in den Hühnerhof schleichen und uns des Hahnes bemächtigen wollten. Das war die beste Zeit, da es dann dunkel war und der Hahn also schlief; da konnten wir es am besten unbemerkt tun, was für uns von großer Wichtigkeit war, damit nichts unser Vorhaben Gamling und Corpus Juris verraten könnte.

Jedermann, der einen Plan gemacht hat, er sei groß oder klein, erwartet den Augenblick, in dem er ihn zur Ausführung bringen kann, mit Ungeduld; und so wartete auch ich mit größter Ungeduld auf den Einbruch der Dämmerung. Endlich begann es zu dämmern; ich wollte sogleich hinauseilen, aber Andrea Margarete meinte, es sei doch sicherer, bis nach fünf Uhr zu warten, wo es ganz finster sei. Ich mußte mich also noch eine Stunde gedulden, aber dann entstanden neue Hindernisse. Corpus Juris wachte nämlich wie ein Argus über jede Bewegung von mir und Andrea Margarete, so daß ich schon im Begriff stand zu glauben, er habe den Plan entdeckt, obwohl es mir unmöglich war herauszufinden, auf welche Weise. Kaum ging Andrea Margarete zur Tür und ich erhob mich, um ihr zu folgen, so fragte Corpus Juris, wohin wir gingen.

wir sie nicht sehen konnten. Wir wären unfehlbar beide hineingelaufen, wenn nicht derselbe gute Geist, der über Palnatoke gewacht hatte, als er den Hügel heruntergelaufen war, auch über uns gewacht hätte. Plötzlich riß einer der Riemen an meinen Schlittschuhen und ich fiel so lang ich war vor Andrea Margarete hin, die stehen bleiben mußte. Sie half mir wieder auf und jetzt kam auch Emmi und erklärte uns, was sie gemeint hatte. So steuerten wir alle drei dem Ufer zu, wo wir Corpus Juris im Begriff fanden, seine Schlittschuhe anzuschnallen, um mir zu Hilfe zu kommen, wie er versprochen hatte. Wir erreichten fast im selben Moment das Land, als sich Corpus Juris äußerst vorsichtig, sich an einigen Weidenbüschen anhaltend, aufs Eis wagte; ich flößte ihm durch Zurufe Mut ein, und da ich nun selbst in Sicherheit war, wäre es mir eine aufrichtige Freude gewesen, Corpus Juris auf dem Glatteis zu sehen. Aber Andrea Margarete widersetzte sich, sie erklärte, daß möglicherweise noch mehrere Öffnungen im Eise sein könnten und daß wir daher ein andermal abwarten sollten, wo wir das Eis etwas genauer untersucht hätten und daß wir für diesmal nach Hause gehen sollten. Gamling und Emmi waren derselben Meinung, und da Corpus Juris selbst keine besondere Lust bezeugte, aufs Eis hinauszukommen, machten wir uns auf den Heimweg.

Trotz des kleinen Mißgeschickes am Ende war ich sehr zufrieden mit mir. Ich hatte bewiesen, daß ich Eislaufen konnte, das allein gewährte mir eine große Befriedigung. Was mich aber noch mehr erfreute, war die Aussicht, dieses Vergnügen oft in Emmis und Andrea Margaretes Gesellschaft genießen zu können. Letztere wollte sogar, daß wir am selben Abend nochmals hingehen sollten, um im Mondschein zu laufen, was sie als besonders angenehm schilderte. Gamling widersetzte sich dem und meinte, daß das höchst unvorsichtig wäre, wenn wir schon bei Tageslicht uns einer so großen Gefahr ausgesetzt hätten, um wie viel leichter könnte sie uns nicht bei dem unsicheren Mondschein erreichen. Aber Andrea Margarete erklärte, das sei eine übertriebene Vorsicht, jetzt wüßten wir ja, wo die Wake sei und hatten sie also nicht weiter zu fürchten, außerdem laufe ich ja so gut, daß ich nichts zu fürchten brauche. Ich erklärte, in dieser Beziehung nicht die leiseste Furcht zu hegen, sondern mit dem größten Vergnügen abends gehen zu wollen, was auch wahr war, denn ich stellte mir vor, daß weder Gamling noch Corpus Juris mit uns gehen würden und ich also allein mit Andrea Margarete laufen würde.

— — — Ich erwähnte vorhin, daß ich mir beim Anblick des großen Hahnes einen Plan ausgedacht hatte. Zwischen mir und Corpus Juris war ein gespanntes Verhältnis entstanden und ich glaubte mich von ihm beleidigt. Der Anblick des Hahnes hatte mir einen Racheplan

herum, wobei sie mit ihren Flügeln an meinen Kopf streiften, so daß mir ganz schwindlig wurde. Mitten in diesem Tumult hörten wir ein Fenster öffnen und die Stentorstimme des Propstes in den Hof rufen: „Nils, Trofast ist sicher wieder in den Hühnerstall gegangen, lauf' hin und treibe ihn hinaus und gib ihm ein paar tüchtige Schläge!“ Weder Andrea Margarete noch ich hatten Lust, in diesem Fall Trofasts Rolle zu spielen, und da wir auch nicht wünschten, von Nils im Tete-a-tete im Hühnerstall angetroffen zu werden, beschlossen wir, die Flucht zu ergreifen. Aber durch ein paar klappernde Holzschuhe, die näher und näher kamen, erfuhren wir, daß Nils schon ins Feld gezogen war und es unmöglich war, unbemerkt zu entkommen: „Verstecken wir uns, kommen Sie!“ wisperte Andrea Margarete, ergriff mich am Arm und zog mich nach sich in einen dunklen Raum, dessen Tür sie hinter uns wieder schloß. Sie hatte mich in die Holzkammer geführt, die an den Hühnerstall stieß und in der gerade so viel Raum war, daß wir beide Platz zum Stehen fanden.

Gleich darauf hörten wir, daß Nils in den Hühnerstall eingerückt war, aber es hatte nicht den Anschein, als ob seine Gegenwart die aufgeregten Sinne beruhigen würde. Lärm und Unruhe hielten an, während Nils alles aufs sorgfältigste untersuchte. Schließlich ging er wieder hinaus und rief dem Propst zu, daß er nichts finden könne und daß Trofast sicher wieder hinausgelaufen sei. „Ja, ja“, lautete die Antwort, „so kannst du ihm ein paar Schläge geben, wenn du ihn erwischst, übrigens ist es am besten, du legst wieder den Riegel vor die Türe, damit sie nicht aufgeht und Trofast nicht wieder hinein kann.“

Nils kam dem Befehl nach und bald darauf hörten wir, wie er sich mit großen Schritten entfernte. Wir schlichen uns aus unserem Versteck — aber was sollten wir jetzt machen? Dank der Vorsicht des Propstes standen wir als Gefangene hier, die nicht in den Hof entwischen konnten. Die Tür der Holzkammer, die in den Hof hinausführte, war versperrt und jetzt hatte Nils auch die Tür des Hühnerstalles geschlossen. Wir suchten nach einem kleinen Sprung in der Tür, durch den man möglicherweise einen kleinen Holzpflock stecken und auf diese Weise den Riegel zurückschieben konnte, aber vergebens, es war nicht ein Löchlein oder eine Ritze zu entdecken; sie schien so gut gemacht, daß sie als Gefängnistür dienen konnte. Ich schlug vor, daß wir dagegen pochen sollten und jemand zu Hilfe rufen, unser Rufen und Pochen würde gleich gehört werden, da die Küche und das Leutezimmer in der Nähe war. Aber gerade darum verbot es Andrea Margarete, denn die Folge des Rufens und Pochens zu so ungewohnter Zeit würde nur sein, daß die Leute alle Knechte und Mägde herausrufen würden und

Wohl entzog sich Andrea Margarete ihm mehrmals, indem sie angab, Haushaltsbesorgungen zu haben, aber die Folge davon war, daß ich zurückbleiben mußte, und als ich einmal den Versuch machte, mit ihr zu entkommen, indem ich mich erbot, ihr Gesellschaft zu leisten, erklärte Corpus Juris, daß er mitgehen wolle. Endlich fand Andrea Margarete einen unbemerkten Augenblick, um mir zuzuflüstern, ich solle hinausgehen und im Vorhaus auf sie warten, sie käme mir gleich nach. Auf diese Weise gelang es uns, Corpus Juris Wachsamkeit zu täuschen, obwohl ich fürchtete, er würde uns durch das Fenster sehen. Aber als wir in den Hof kamen, sah ich, daß alle Fenster fest verschlossen waren, so daß wir in dieser Hinsicht ruhig sein konnten.

Übrigens war es nicht so finster, wie wir es gewünscht hatten. Über uns leuchteten die Sterne und unter uns hatte der Schnee seine helle Decke über alles ausgebreitet, so daß man jedermann, der über den Hof ging, mit Leichtigkeit sehen konnte. Wir blieben daher einen Moment stehen und sahen uns um, aber es war nichts Beunruhigendes zu sehen. Alle Türen und Fensterläden waren geschlossen, nur durch die Rollgardinen im Zimmer des Propstes sahen wir Licht, aber aus dem Schatten, der sich hin und her bewegte, konnten wir schließen, daß der Propst auf und ab ging, wahrscheinlich in seine Neujahrspredigt vertieft, so daß wir auch von dieser Seite nichts zu fürchten hatten. Tiefes Schweigen herrschte allüberall, nur hie und da hörten wir das entfernte Gebell eines Hundes. Der Augenblick war günstig; mit hastigen Schritten eilten wir über den Hof zum Hühnerstall. Vorsichtig öffneten wir die Tür, auch hier war alles still, die Enten lagen auf der Erde und schliefen, den Kopf unter dem Gefieder — oben in der Steige saßen die Hühner in dichten Reihen und nur das eine oder andere Huhn wendete den Kopf, als wir die Tür öffneten. Andrea Margarete sollte vorausgehen und den Hahn ergreifen, da sie behender war und den Platz besser kannte. Aber die Hühner saßen zu hoch oben, so daß sie sie nicht erreichen konnte. So mußte ich an ihrer Stelle hineingehen, während Andrea Margarete an der Tür Wache hielt und achtgab, daß sich niemand nähere — mir zuflüsternd, ich solle jedenfalls vorsichtig sein und keinen Lärm machen. Diesem Auftrag suchte ich aufs beste nachzukommen, aber das war keine leichte Sache, denn es war drinnen sehr finster, so daß es mir schwer fiel, achtsam zu sein. Doch war ich glücklich bis zur Hühnersteige vorgedrungen und wollte gerade den Hahn ergreifen, als ich im selben Moment unglücklicherweise auf eine Ente trat, die auf dem Boden lag und schlief.

Diese stieß einige laute Schreie aus, in die der ganze Haufen sogleich einstimmte, und jetzt entstand eine grenzenlose Verwirrung. Alle Hühner flogen auf, schrien mit den Enten um die Wette, flatterten

mußte. Wieder mußten wir uns gedulden; die Leute würden wohl einmal zurückkommen und dann wollten wir uns ihnen auf Gnade und Ungnade übergeben. Nachdem wir wieder eine Weile gewartet hatten, hörte ich plötzlich leichte Schritte vorbeieilen. „Hallo", rief ich, so laut ich konnte — der Vorbeieilende hielt an — und beantwortete das Hallo mit „wo?" Es war Corpus Juris' Stimme. „Hier, hier", rief ich, „wo, wo?" rief er zurück. „Hier, im Hühnerstall." — „Im Hühner — —" aber ehe Corpus Juris das Wort in seiner Verwunderung aussprechen konnte, stand er schon bei der Tür, schloß sie eilig auf und heraus stürzte ich, wie ein Toter — nein, ich meine, wie ein Nicht-Toter aus dem Sarg, wenn er geöffnet wird. „Aber wo, wo ist Andrea Margarete?" fragte Corpus Juris entsetzt, „dort", antwortete ich und Andrea Margarete, die sich erst zurückgezogen hatte, kam heraus. Aber was ging mit Corpus Juris vor? Anfangs fürchtete ich, er stünde im Begriffe, den Verstand zu verlieren — er kniete beinahe vor ihr nieder, ergriff ihre Hände, drückte sie und stieß einen Strom unzusammenhängender Worte aus, von denen ich nur einzelne verstand, wie: Eis — Schlittschuhe — offene Stelle — ertrinken u. s. w. Dann zog er uns mit, ohne daß es möglich gewesen wäre, zu verstehen, was er meinte, ehe wir im Wohnzimmer anlangten. Hier ging der Propst mit den Händen auf dem Rücken auf und ab in sichtbarer Unruhe, als warte er; die Pröpstin und Emmi standen an einem Fenster, das in den Garten ging, hatten die Rollgardinen aufgezogen, die Luken geöffnet und schienen eifrig auszuspähen. „Hier sind sie!" rief Corpus Juris triumphierend, während er uns hineinzog, wie ein siegreicher Feldherr seine gefangenen Feinde hinter sich herführt.

„Woher kommen sie?" fragte der Propst überrascht.

„Aus dem Hühnerstall", antwortete Corpus Juris selbstzufrieden, als hätte man seinem Scharfsinn die Entdeckung zu verdanken, obwohl er uns doch gar nicht bemerkt hätte, wenn ich ihn nicht angerufen hätte.

„Aus dem Hühnerstall!" rief der Propst aus, „und was" — — mehr konnte er nicht sagen, denn die Pröpstin war ganz außer sich vor Freude, uns wiederzusehen, ja, selbst Emmi schien sehr erregt zu sein — ich sah sogar eine Träne in ihren großen, klaren Augen glänzen.

Aber waren die anderen darüber verwundert, wo wir gewesen waren, so war unsere Verwunderung nicht geringer, sie so aufgeregt zu finden. Erst nachdem die Pröpstin uns vier-, fünfmal umarmt und die erste Freude über das Wiedersehen sich Luft gemacht hatte, erhielten wir eine Erklärung des Sachverhaltes. Corpus Juris hatte unsere Abwesenheit sogleich bemerkt und seine Unruhe geäußert, ohne daß die anderen sich weiter darum bekümmert hatten. Aber als eine halbe Stunde

wir das Ziel des allgemeinen Spottes werden würden. Sie wollte darum, daß wir uns gedulden sollten; es konnte nicht lange dauern, bis man unsere Abwesenheit im Wohnzimmer bemerke und entweder die Pröpstin oder Emmi oder einer meiner Brüder herauskamen, um uns zu suchen, und dann wollten wir rufen und uns die Tür öffnen lassen. So mußten wir warten, aber das war nicht angenehm; der Platz war im höchsten Grade unbehaglich, es war stockfinster, die Luft war dumpf und der Raum so eng, daß wir kaum nebeneinander stehen konnten, und wir durften uns nicht von der Stelle rühren aus Furcht, einen allgemeinen Aufruhr zu erregen. Dazu kam eine gewisse Unruhe, in der wir uns beide, besonders Adrea Margarete, befanden. Um auf irgendeine Weise die Zeit zu vertreiben, begannen wir Rätsel zu raten. Aber auch das wollte nichts helfen; jeden Augenblick hielten wir inne, um zu horchen, ob noch niemand käme. Vergebens — es schien, als sei der ganze Garten ausgestorben. Zufälligerweise kam mir ein Streichholz in die Hand, ich beschloß, es anzuzünden, obwohl Andrea Margarete mich eifrig ermahnte, vorsichtig zu sein, damit ich nicht den Pfarrhof anzünde und wir lebend verbrennen müßten. Ich machte Feuer — für einen Augenblick wurde es hell, so daß ich alles überblicken konnte. Andrea Margarete stand dicht neben mir, mit der einen Hand stützte sie sich auf meine Schulter, mit der anderen hielt sie sich an einem alten Hanfseil fest, das an der Wand hing. Hinter uns saßen alle Hühner und starrten uns verwundert an, während die Enten unten am Boden aneinandergedrückt lagen und leise darüber schnatterten, was uns wohl dazu bewogen haben mochte, bei ihnen Quartier zu suchen. Im selben Moment erlosch das Streichholz und wir standen wieder im Finstern. Wie lange wir eigentlich so standen, weiß ich nicht; mir schien es eine wahre Ewigkeit. Zuletzt konnte ich es nicht mehr aushalten, ich erhob den Arm, um einen gewaltigen Schlag auszuführen — als sich im selben Moment eine Tür auf der anderen Seite des Pfarrhofes öffnete und wir viele Stimmen hörten, die alle zugleich sprachen und unter denen die Stimmen Gamlings und Corpus Juris' alle übertönten. Kurz darauf hörten wir ein Regiment Schuhe über den Hof zur Tür hinaus galoppieren — und dann wurde es wieder still. Wir warteten, daß jemand in unsere Nähe kommen würde, aber nein, niemand kam — alles blieb still. Wahrscheinlich waren die Hausleute ausgeschickt worden, um uns zu suchen, also konnten wir beginnen, zu pochen und zu rufen, ohne von ihnen überrascht zu werden. Aber andererseits war es nicht gerade wahrscheinlich, daß man uns hören würde, denn das Wohnzimmer lag zu weit und die Fenster waren geschlossen. Dazu kam, daß bei dem ersten Schlag, den ich gegen die Tür führte, die Hühner zu gackern begannen, so daß ich aufhören

sich wieder aufgerafft und war weitergelaufen, bis er jetzt nach Hause gekommen war und uns beide außer Gefahr gefunden hatte.

Gamling und ich starrten einander an; es war schwer zu entscheiden, wer ärger aussah.

„Da steht das Original“, sagte der Propst und zeigte auf Gamling, „und da die Kopie“, und dabei zeigte er auf mich, „die Ähnlichkeit ist sprechend, es ist nur schade, daß die Buchdruckerkunst schon erfunden ist, sonst wäre es uns beschieden gewesen, der Welt diese herrliche Erfindung zu schenken.“

Die Pröpstin hatte indessen Wasser und Essig geholt, um Gamlings Stirn zu waschen und die Wunde erwies sich als unbedeutend. Wir gingen nun beide in unsere Zimmer, um die Kleider zu wechseln. Es war gut, daß ich Gamling helfen konnte, denn er war noch so aufgeregt, daß er nicht wußte, was er tat und seine Gedanken nicht sammeln konnte. Erst wollte er Corpus Juris' Kleider nehmen und als ich ihn auf seinen Irrtum aufmerksam gemacht hatte, wollte er den Rock vor der Weste anziehen. Endlich war er fertig und ging wieder hinunter. Nachdem ich mich dann in Hast umgekleidet hatte, zögerte ich einen Moment: „Noch ist es Zeit“, dachte ich. „Die Schlacht ist noch nicht verloren. Eigentlich weiß niemand von unserem Plane; unser Vorhaben ist noch nicht vereitelt. Es kann noch ausgeführt werden: ich gehe hin — kann hinein und nehme den Hahn, setze ihn in Corpus Juris' Zimmer und gehe hinunter, ohne daß irgend jemand, nicht einmal Andrea Margarete, davon erfährt.“ Gesagt, getan; ich lief zum Hühnerstall, sah mich noch vorsichtig nach allen Seiten um, ob nicht Nils oder Trofast in der Nähe wären, hütete mich, wieder auf die Enten zu treten, und erwischte glücklich den Hahn. Jetzt zurück in Corpus Juris' Zimmer; dort stand ein großer Kleiderschrank, der fast bis an die Decke reichte, in diesem konnte ich den Hahn am besten verbergen. Der Raum war wohl sehr knapp, aber ich drückte ihm den Kopf ein wenig nieder und dann hatte er Platz genug. Bequem saß er natürlich nicht, aber ein Hahn muß es wohl nicht gerade besonders bequem haben; um so früher würde er erwachen und Corpus Juris mit seinem nächtlichen Gesang erfreuen.

Als ich hinunterkam, fand ich die Familie um den Tisch versammelt. „Nicolai“, sagte der Propst, „darf ich jetzt wissen, was Sie im Hühnerstall zu tun hatten?“

Ich hatte nicht gedacht, daß ich aufs neue einem Verhör unterworfen werden würde und hatte mir darum keine Antwort ausgedacht. Ich mußte nun trachten, mich so gut es ging, aus der Klemme zu ziehen, aber das wollte nicht recht gelingen, und ich merkte bald, daß meine Erzählung ziemlich unzusammenhängend und sinnlos wurde.

verflossen war und wir noch nicht zurückgekommen waren, begannen auch die anderen sich zu wundern. Als der Propst hereinkam und uns nicht sah, fragte er nach uns, aber niemand konnte ihm Auskunft geben. Doch nahm die Pröpstin an, daß wir spazieren gegangen seien, obwohl es dem Propst schien, daß wir eine merkwürdige Zeit für unseren Spaziergang gewählt hätten. Man hatte im Garten nach uns gerufen in der Annahme, daß wir möglicherweise dort wären, aber keine Antwort erhalten. Während man nun hin und her riet, wohin wir gegangen sein konnten, kam Gamling plötzlich die unglückselige Idee, wir wären zum Fjord gegangen, um Eis zu laufen. Er erinnerte sich, daß wir morgens davon gesprochen hatten, es müßte schön sein, im Mondenschein auf dem Eise zu laufen, und gleichzeitig erinnerte er sich der Wake, in die wir beinahe hineingefallen wären; durch all das kam er zu dem Resultat, daß ein Unglück geschehen sein müsse. Der Propst behauptete wohl, es sei keine Gefahr, denn „Unkraut verdirbt nicht", aber das beruhigte Gamling nicht, sondern er ging selbst hinunter zum Fjord, um nach uns zu sehen. Als er uns nicht sah, kam er ganz verzweifelt zurück, er war sicher, daß wir ertrunken wären. Der Propst selbst war jetzt durch unsere lange Abwesenheit unruhig geworden und hatte darum die Hausleute ausgeschickt, um uns zu suchen. Das war der allgemeine Aufbruch gewesen, den wir in unserem Versteck gehört hatten. Nachdem man eine lange Weile am Fjord fruchtlose Untersuchungen angestellt hatte, war Corpus Juris wieder ins Pfarrhaus zurückgelaufen, um zu sehen, ob wir nicht gekommen wären. Da hatten wir ihn gerufen und waren gefunden worden.

Gerade als die Pröpstin und Corpus Juris zu Ende erzählt hatten, öffnete sich die Tür und Gamling trat ein. Aber wie sah er aus! Von Kopf bis zu Fuß war er mit Lehm und Erde bedeckt und dazwischen lagen Schneehäufchen, die zu schmelzen begonnen hatten und wie Bergströme an ihm hinabliefen. Auch das Gesicht war mit Schmutz und Erde bedeckt, an der Stirn hatte er sich eine Wunde geschlagen, aus der Blut über die rechte Wange lief. Ich stand stumm vor Schrecken bei diesem Anblick, aber kaum entdeckte mich Gamling, als er auf mich zustürzte, mich umarmte und mich nicht eher losließ, als bis ich vollständig ein Ebenbild seiner selbst geworden war. Darauf eilte er auf Andrea Margarete zu, aber glücklicherweise trat ihm der Propst in den Weg und sagte, daß sie seine Glückwünsche lieber aus der Entfernung entgegennehmen wolle. Jetzt erst bemerkte Gamling, wie er aussah. Er erzählte, daß er, nachdem man uns am Strand vergebens gesucht hatte, fest überzeugt davon gewesen wäre, daß wir ertrunken seien und außer sich vor Sorge und Verzweiflung in den Pfarrhof zurückgelaufen war; auf dem Wege war er gestrauchelt und in einen tiefen Graben gestürzt und hatte für einen Moment die Besinnung verloren. Darauf hatte er

der Erde vorüberziehen werde. Diese Menschen würden sterben – ahnungslos. Wäre es nicht der Frevel größter, dem gnadenvollen Schicksal vorzugreifen und diese Sterblichen alle ihrem sicheren und bewußten Tode aufzusparen?! Nicht der Tod, nur die Furcht vor dem Tode ist schrecklich.

So rang er mit sich und seiner Menschenliebe und schwieg. Und grub seine Höhle im Innern der Erde.

Denn er! Er sollte, er mußte den Untergang überleben! Mußte sehen und wissen. Das Wissen war ihm nicht die geduldige Flamme, die zweckmäßig die Suppe im Topfe kocht. Das Wissen war das Ding an sich, für das er leben wollte oder sterben.

* * *

Einen engen Schlurf ließ Meister Andreas bohren; und tief im Erdinnern einen Raum aushöhlen. Die Wände des Schlurfes und der Höhle überzog er mit der undurchdringlichen Masse. Und wer hinabstieg, hatte auf dem Wege zehn schwere, luftdicht schließende Tore zu öffnen.

Allerlei Lebensmittel schaffte Andreas zur Stelle. Und Lampen und Gerätschaft. Und am Ende die kleine neue Maschine, die aus verbrauchter Luft frischen Sauerstoff erzeugt.

* * *

Die Sonne war hinab. Dunkelblau und wohlig wehte die Nacht vom feierlichen Firmamente.

In seinem Garten stand Andreas. Neben ihm die fremde Frau. Matte Schallwellen trugen den Lärm der großen Stadt zu ihnen. Den Lärm der sorglosen großen Stadt . . .

„Sie werden heute sterben“, sagte Andreas mit ruhiger Stimme „und ahnen es nicht. Ist das nicht Glück?“

Die junge Frau schüttelte ein Grauen.

Andreas blickte zu Boden: „Wir sind ausgestoßen. War es nicht grausam, daß ich dich in mein Wissen zog?“

Marie hing sich bebend an seinen Arm.

„Nicht sterben!“ — Es klang wie ein flehender Hilferuf.

Andreas nickte: „Ja, die Liebe ist grausam. Sie überlistet die Barmherzigkeit des Weltgeistes, der alle diese Millionen Menschen in ihrer wundervollen Unbewußtheit schmerzlos ans Ziel trägt. Wie spielende Kinder gehen sie arglos in den Tod. Ihnen allen wird zu Teil, was in Jahrtausenden nur wenigen gegönnt war: das Ende ohne Schrecken und Todesfurcht. Und ich — ich selbstsüchtiger Tor! Dich, mein Liebstes, habe ich dem gütigen Geschick entrissen. Du allein — wir allein werden einst sterben müssen mit der Verzweiflung im Auge. Die Todesfurcht habe ich dir gerettet, deren Augenblicke schwer sind wie Ewigkeiten. Weil ich dich liebe . . ., weil ich dich liebe . . .“

„So, so", sagte der Propst, als ich endlich geschlossen hatte, „solche Geschichten glauben Sie mir aufbinden zu können? Nein, mein junger Freund, ich sehe schon, wie es steht! Sie sind ein Don Juan, ein rechter Don Juan, obwohl es schrecklich ist, sich vorzustellen, daß ein Mensch in so jungen Jahren schon so verdorben ist! Gestern versuchten Sie den Vater niederzuschlagen, heute haben Sie eine nächtliche Begegnung mit der Tochter im Hühnerstall. Aber es ist das beste, da schnell ein Ende zu machen, seien Sie also so gut, sich jetzt ohne weiteren Aufschub auf der Stelle mit Andrea Margarete zu verloben!"

Ich war mit diesem Urteil ebenso zufrieden als der Aal, da er zum Ertränktwerden verdammt wurde. Was hingegen Andrea Margarete darüber dachte, konnte ich nicht recht herausfinden. Sie beschäftigte sich eifrig mit dem Teekochen und schien darüber alles zu vergessen. Ihr Gesicht drückte keinen Unwillen, aber auch keinen Beifall aus. Nichtsdestoweniger glaubte ich in seinen Linien lesen zu können; sie dachte zweifellos dasselbe wie vormittags, als der Propst dasselbe Thema berührt hatte: jetzt kann es nicht sein, aber in drei oder vier Jahren, wenn Nicolai das Staatsexamen gemacht hat, kann man ernsthaft über die Sache reden.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Mensch.

Von **Hermann Kienzl-Berlin.**

In dem Bruchteil einer Sekunde schwand dem Gehirn von 1505 Millionen Menschen das Bewußtsein. Der Geist der Welt erlosch — wie im gleichen Augenblick alles Licht in Lampen und Laternen. Erstickt in der Sintflut des Kometengiftes.

*
* *

Kein Vogel singt; kein Hammer dröhnt; kein Rad rasselt; keine Stimme spricht.

Nur der Fluß rauscht, und die Winde sausen durch die Totenstille.

Aus dem Schoß der Erde steigt ein Mann.

*
* *

Als vor Jahresfrist Andreas, der gelehrte Meister, im Garten, der neben der großen Stadt sich ausdehnte, mit seinem Tiefbau begann, da fragten sich die Leute: Sucht er Gold im Sandboden der Ebene?

Er rang mit sich. Sollte er ihnen sagen, was er allein wußte? Er, der der kosmischen Willkür das bisher unerforschte Gesetz abgerungen hat? Die Menschen der Erde glaubten nicht an das Ende. Ihre Astronomen hatten berechnet, daß der Giftstrom des Kometen unschädlich an

Mühsam setzen die beiden ihre Füße in den schweren Staub. Der Regen mancher Woche — wie lange wohl waren die Geretteten aus der Welt? — hat die Masse da und dort zu Brei geknetet. Aber soweit sie blicken: kein Weg, keine Straße. Doch in der Ferne ragen die grauen Türme der großen Stadt. Dorthin suchen Sie zu gelangen.

Da — ein Schrei! Maries Fuß ist an einen länglichen Körper gestoßen . . . Ein toter Mensch.

Und wie sie der Stadt sich nähern, sehen sie da und dort erstarrte Klumpen. Menschen! In den Gassen der Stadt häufen sich die Leichen. Zu Hunderten, zu Tausenden liegen sie, Männer und Frauen, einzeln und in Bündeln, jeder an dem Fleck, wo der blitzschnelle Augenblick des Todes sie niedergeworfen hat. Ein ungeheures Leichenfeld, dessen Maß und Schrecken die Phantasie der Friedhofswanderer nicht fassen kann . . .

Und kein Laut regt sich. Auch die Luft schweigt in den Straßen der toten Stadt.

Andreas und Marie flüchten in ein Haus, dessen Tor offen steht. Sie öffnen die nächste Tür und treten in einen großen Saal. Die schwermüden Füße fühlen festen Stand. Hier deckt die luftige Lava nur als dünne Schicht den Boden. Noch können die beiden in dem fast dunklen Raum — ein matter Schein dringt durch die herabgelassenen Gardinen — nichts unterscheiden. Ein fürchterlicher Geruch betäubt sie. Aber wie sich jetzt ihr Auge gewöhnt, bietet sich Entsetzenvolles. An die tausend stumme Menschen füllen den Prunksaal. Sitzen in festlicher Kleidung an feingedeckten Tafeln, in die Lehne zurückgefallen oder über die Platte des Tisches gebeugt. Viele sind vom Stuhle gesunken, und mancher Jüngling liegt zu seines Mädchens Füßen. Sie alle haben dunkle Gesichter, vom kosmischen Staube und vom Tode geschwärzt. Der Mund ist aufgerissen, der Unterkiefer hängt schlapp herab, verglaste Augen starren. Und Totenstille . . .

Da stößt Marie einen hallenden Schrei aus, und ohnmächtig bricht die tapfere kleine Frau in den Armen des Gefährten zusammen.

Andreas nimmt die Geliebte auf die Schulter und tastet mit wirren Sinnen nach dem Ausgang. Die Treppe hinan eilt er und öffnet gewaltsam die Tür einer Wohnung. Hier in diesem Zimmer ist ein Bett. Hier wird er die arme Beute seines Retterwahnes bergen und pflegen; hier soll Marie ruhen. Andreas schlägt die Bettgardine zurück — und taumelt. Ein junges Mädchen liegt starr mit geschlossenen Lidern. Der Tod hat sie im Schlafe gesegnet.

Von Stube zu Stube jagt der Mann mit der bewußtlosen Frau. Unerträglich folgt ihm die Pestilenz der Verwesung. Endlich findet er den Raum, der keine Menschenleiche birgt. Aufs Ruhebett legt er Marie, und wildes Schluchzen durchrüttelt seinen Körper.

* * *

Da warf sich ihm die junge Frau an die Brust. Angstvoll umschlangen ihn ihre Arme und stammelnd rief sie: „Fliehen! — Fliehen!“

„Es ist noch Zeit“, sagte Andreas und strich ihr mit mitleidiger Hand über den blonden Scheitel. „Du bist so jung! Mein Haar beginnt grau zu werden. Und wenn ich dich in der furchtbaren Einsamkeit verlassen werde . . .?“

Er atmete schwer und faßte ihre Hand: „Wir wissen, was die nächsten Stunden bringen. Es abwarten, nein, das können wir nicht. Das geht über die Kraft! Aber ein Drittes gibt es . . .“

Sich zu ihrem Ohre beugend, flüsterte er: „Zuvorkommen!“

Die Frau wich entsetzt zurück: „Nein!“ stöhnte sie, „nein! Lass' mich leben!“

Andreas hielt noch immer ihre Hand. Dann, als drängte ihn die Gewalt des Augenblicks zu rückhaltlosen Bekenntnissen, rang er sich mühsam die Worte ab: „Glaubst du denn, daß es für dich geschieht, wenn ich uns heute rette? . . .“

Sie hörte seine Worte kaum. Wie ein irr flatternder Vogel hastete sie von ihm fort und suchte die Stelle, wo die Erde sie verschlingen, vor dem Entsetzlichen verbergen sollte . . .

Wie er nun die Geliebte in dieser Qual und Not vor sich sah, strömte ihm das Blut zum Herzen. Das Gefühl des Augenblicks erschlug die bangenden Gedanken.

Er wußte nichts weiter mehr als das eine: Hier ist der selige Besitz! Die Welt ertrinkt im Tode — was kümmert's dich — deine Liebste lebt! . . . Und hell und jubelnd rief er: „Komm'!“

Die Nachtigallen sangen — und über den beiden schlug die Falltür zu . . .

* * *

Andreas ist aus der Unterwelt wieder emporgeklommen ins Reich der Lebenden . . . Der Lebenden? . . .

Sein geblendetes Auge schließt sich. Mächtig dehnt sich die Brust. Die Wonne des Wunders erfüllt ihn.

Er eilt zurück zur Tiefe, wo das Liebste seiner wartet. Und mit der strahlenden Frau grüßt er, dem Tage wiedergegeben, in einem unendlichen Kusse das Leben . . . Das Leben?

Nun erst wandern ihre Blicke in die Runde. Andreas und Marie prallen vor dem Anblick zurück. Die Farben der Erde sind verschwunden. Da ist kein grüner Rasen mehr, keine rote Blume, kein weißer Stein. Eingehüllt Natur und Bauwerk in eine dichte Decke gleichfarbigen grauen Staubes, der bläulich schimmert. Die Formen der Bäume und Häuser halbverdeckt unter gespenstigen Nebelkappen. Ein Leichentuch ist über die Erde gebreitet . . .

der Jahrtausende, mehr war, als eine sinnlose Blase des Makrokosmus. Wissen, daß es nicht spurlos verweht.

Einen Menschen will er suchen . . .

*
* *

Meister Andreas zieht durch die Länder. Die Fluren sind kahl. Der Pesthauch der Verwesung verkündigt ihm, wo die Leichenstädte liegen. Er wandert von Massengrab zu Massengrab.

In Jahr und Tag ist die Luft rein geworden. Die Zeugen der untergegangenen Menschheit sind jetzt Gerippe, von der Sonne blank gebleicht.

Meister Andreas wandert. Wahrheit ist heute das Wort des Versuchers: Sein sind die Schätze und Länder der Welt. Die Paläste und Königsburgen, die Stahlkammern des Reichtums, das Gold und die Edelsteine sein — alles sein . . .

Einen lebenden Menschen findet er nicht.

*
* *

Zehn Jahre später. Auf der Sternwarte der großen Stadt steht der greise Meister.

Die Instrumente sind vom Sturm zerschlagen. An den Mauern bröckelt das Gestein.

Ehe er zur Zinne sich hinaufgeschleppt, war Andreas in der Bibliothek der Akademie. Der letzte Mensch, für den das Wissen der Menschheit dort aufgestapelt lag . . . Der letzte!

Und nun steht er im brennenden Mittagssonnenschein.

Die Gestirne gehen ihre alte Bahn. Die Menschen hatten diesen Kreislauf in schlaflosen Nächten berechnet und gemessen.

Er selbst, Meister Andreas, hat einst den letzten Triumph des Menschengeistes errungen. Er hat das Geschehende vorauserkannt. Hat das Geschehene gesehen und gelebt. Hat das höchste Wissen und die tiefste Einsamkeit erworben. Mit dem letzten Atemzuge dieser Brust flieht das Wissen in das Nichts zurück.

Meister Andreas, der zehn Jahre lang nicht den Klang einer Stimme hörte, richtet sein weißes Haupt empor und schreit in den heulenden Sturm ein jammerndes: „Wozu?!“

Dann stürzt er sich von dem Rande des Turmes in die Tiefe.

„Marie! . . . schlägst du die Augen auf? . . . Gott Lob! . . . O du Trost! . . . Blick nicht wirr! Blick auf mich! . . . Ja, ich bin's . . . Du Trost! Du Trost! . . . Da, deine Hand, da greif mir zum Herzen . . . Fühlst du's, Marie? Ja, Liebes, wir leben! —

Schließ' nicht wieder . . . Du! du! hörst du? . . . schließ nicht die Augen wieder zu! Ich kann es nicht ertragen! Kann nicht. . . . Ein Gedanke schleicht heran und der ist Wahnsinn . . . Gott Lob, du blickst mich an! . . . Ich schmiege mich an dich. Deine Wärme muß ich fühlen . . . Du mußt, du mußt mich schützen vor dieser Lebensfurcht . . .

So bleich bist du!

Marie! meine Frau! Ach, still will ich zu dir flüstern: du Frau! Sieh nur: alles ist vergangen — die Menschen und ihr Gesetz — alles . . . Auf der weiten Welt nur du und ich. Niemand mehr, der uns wehrt . . . Weinst du? Fließe, Quelle der Schmerzen und des Lebens! Weine, mein Liebstes, und dann blick auf mich! Nicht auf die toten Menschen — auf mich! Wir wollen leben!

Marie, du allein mein Sein und Zweck! O du bist mehr! Jetzt bist du der Zweck der ganzen Schöpfung. Jahrtausende und Jahrtausende haben ihr Sein und ihre Kraft auf dich allein vererbt. Du Mutter der Welt! Was sich in dir regt, was du gebären wirst, das soll durch Jahrtausende wandern. Du Geliebte! Du Mächtige! Du Mutter! Bruder und Schwester bauen ein neues Reich ins Grenzenlose. Und du bist die Mutter! Es wird das Reich der Liebe sein.

Ja, du liebe Frau, wir wollen leben! . . ."

*
* *

Ein Tag später.

Marie ist tot.

An ihrer Leiche sitzt Meister Andreas. Streicht ihr blondes Haar und -- schweigt.

Zu wem denn sollte er reden?

*
* *

Andreas lebt. Lebt immer noch. Monate sind verflossen. Warum ließ er seinen Weg sich trennen von dem der Frau? Warum lebt er bei den Leichen? Er weiß es nicht. Für wen lebt er? Er weiß es nicht. Todesfurcht hält ihn nicht. Sein Dasein ist ein unsagbares Grauen. In seinem Erdloch, das ihn und — sie gerettet hat, verbrütet er die Tage. In Lebensangst.

Doch allmählich dämmert ihm, was ihn am Leben hält. Eine letzte Sehnsucht ist's. Einen Menschen will er suchen. Noch einmal mit einem Menschen sprechen. Wissen, das all das Gewesene, die Saat

tadelloser, von den berühmtesten männlichen und weiblichen Opernkoryphäen „besungener" Schallplatten gehörten, wäre ihr auch lieber gewesen. Aber so einer war ja für sie unerschwinglich, selbst wenn sie sich — Gott behüte — auf Ratenzahlungen eingelassen hätte. Und die Tante öfter besuchen durfte sie auch nicht, denn der Stephan mochte sie wegen ihres angeblichen Hochmutes nicht leiden . . .

Der Rakoczy-Marsch war zu Ende. Frau Herbeck wartete noch ein Weilchen umsonst auf eine Zugabe, dann schloß sie das Fenster und ging in die Küche, um nach der Suppe zu sehen. Denn in einer Stunde, um drei Uhr, kam der Gatte aus dem Amte, und vor vier ging er schon wieder fort, in seine „Nebenbeschäftigung".

Da klingelte es an der Außentür. Am End' der Briefträger — der Paketbote — am Ende gar eine Weihnachtsüberraschung! dachte die lebhafte, phantasievolle kleine Frau. Rasch schob sie den Riegel zurück. Nein, von der Post war es niemand, es war eine dunkelgekleidete ältere Dame — die verwitwete Tante.

Erstaunt zugleich und erfreut, überbot Frau Herbeck sich in höflichen Begrüßungen und führte die Tante ins Speisezimmer und wollte ihr Boa und Jacke abnehmen. Jene aber wehrte sich:

„Nein, nein! Niedersetzen tu' ich mich wegen meiner auf fünf Minuten, damit ich euch nicht den Schlaf austrag', aber ausziehen tu' ich mich nicht, ich geh' gleich wieder. Ich bin nämlich zu dir 'kommen, weil ich mich alsdann doch entschlossen hab', meine große Wohnung aufzugeben und mir eine viel kleinere zu nehmen, ja, na ja, es ist mir zu traurig und zu entrisch d'rin. Und da kann ich natürlich auch die vielen Sachen nicht brauchen, all das alte und neue Graffelwerk, was wir uns im Lauf der Jahre erwirtschaftet haben, mein Seliger und ich. Da muß ich schauen, daß ich was losbring' davon. Ein bißl was verkauf' ich, ein bißl was verschenk' ich — und beim Verschenken hab' ich auch an dich denkt. Also für dich und deine verheirat'te Schwester, die Mali, sind der große Hängkasten — weißt, der nussene neben der Vorzimmertür — und das Grammophon bestimmt. Zu dir bin ich zuerst fragen 'kommen, du hast die Vorhand, du kannst dir nach Belieben eines von den zwei Stückeln aussuchen.

„Ich — ich kann mir's aussuchen?"

„Ja . . ."

Wie das wahre Glück beschaffen ist, hat bekanntlich noch kein Weiser ergründet. Doch wie ein wahrhaft glückliches Menschenkind aussehe, das hätte sich dem Einfältigsten geoffenbart, der die junge Frau Herbeck, nachdem ihre Tante sie wieder verlassen, beobachtete. Mit der Unrast eines Wirbelsturmes fuhr sie aus der Küche ins Speisezimmer, aus dem Speisezimmer ins Schlafgemach und wieder hinaus in die

Das Grammophon.

Von **Fritz Stüber-Gunther.***)

Am offenen Fenster ihres Speisezimmers stand die junge, kleine Frau Herbeck und blickte und lauschte in den Garten hinab.

Das Speisezimmer war eigentlich nicht mehr als ein größeres Kabinett von trapezoidischem Grundriß, der Garten in Wirklichkeit nur der nüchterne, durch ein schütteres Rasenbeet und einen langästigen, verzweifelt nach oben strebenden Ailanthusbaum mäßig „belebte" Hof eines drei Stock hohen Vorstadthauses. Gras und Zweige waren jetzt, kaum acht Tage vor Weihnachten, verdorrt und kahl. Aber wenn der frühe Dezembernachmittag so klarblau und so sonnigfrisch durch das Mauer- und Dächerviereck niederlacht, dann betrachtet und benennt man eben alle Dinge einbißchen optimistisch.

Frau Herbeck bildete sich — es war wohl ein wenig wunderlich — wahrhaftig ein, sie lehne an einem Gartenfenster und genieße ein Gartenkonzert. Diese zweite Illusion rief das Grammophon des Möbeltischlers im Vorderhaus hervor, das soeben, zwar bei geschlossenem Fenster, aber doch deutlich vernehmbar, Liszts Rakoczy-Marsch-Variationen herunterschnarrte. Der tischlerische Spiel-Sing-Sprech-Apparat war von älterer, überholter Konstruktion. Frau Herbeck hörte ihn trotzdem herzlich gern, sehr im Gegensatz zu ihrem Gemahl, dem Kanzleioffizianten Stephan Herbeck, der über das „gottverlassene, heisere, stotternde und gicksende Kropfwerkel" nicht genug schelten konnte. Unrecht hatte er ja nicht, das sah die kleine Frau selber ein. Aber wenn man halt so leidenschaftlich für Musik schwärmte wie sie und, in den ärmlichsten Verhältnissen erzogen, niemals Gelegenheit hatte, diesen Drang ausübend oder auch nur zuhörend voll zu befriedigen, wenn man hierauf rein aus unbedenklicher Liebe Hals über Kopf verheiratet, erst recht nichts anderes vom Schicksal zugemessen erhielt als die kleinlichen Sorgen des Alltags, die schon durch höhere Kohl- oder Erdäpfelpreise ins Ungeheure gesteigert wurden, wenn man von früh bis abends einsam in seinen bescheidenen vier Wänden hauste — dann war man eben dankbar, fühlte sich gar erheitert und erhoben, vernahm das Ohr nur die Klänge eines ausgeleierten alten Grammophons. Das wollte der Stephan, der ja sonst gewiß zehnmal klüger war als sie, nicht einsehen. Daß ein Unterschied war, das wußte sie ja selber. Der elegante, moderne, kostbare Sprechapparat, den der verstorbene Onkel seiner Frau gekauft hatte, und zu dem ein paar Dutzend

*) Aus dem soeben erschienenen Büchlein: „Draußt und drin", Skizzen aus Wien von Fritz Stüber-Gunther. Verlag von Robert Mohr, Wien. Mit Titelbild von Theo Zasche.

werkel gehen mir auf die Nerven, die sind mir zuwider wie eine nasse Zigarre oder ein gestriges Abzugbier. Nicht genug, daß der Tischler vorn eins hat . . ."

„Aber das ist ja ein alter Schmarrn, der Tant' ihr Grammophon wär' ein viel besseres, vollkommeneres", wendete Frau Herbeck mit dem Mut der Verzweiflung ein.

„Kropfwerkel bleibt Kropfwerkel!"

„Wann man halt keine andere Musik im Hause haben kann . . ."

„Dann verzichtet man eben ganz darauf, wenn man ein gebildeter Mensch ist!" Herrn Herbecks hochstrebender Bildungsgang hatte im zweiten Semester der sechsten Gymnasialklasse wegen ganz ungenügender Zensuren im Griechischen und in der „Geschichte" ein jähes Ende gefunden. „An einem Kropfwerkel kann nur ein geistiger Proletarier Gefallen finden. Kurz und gut, wir nehmen den Hängkasten, den wir brauchen und der keinen sinnlosen Krawall macht. Darüber kann doch gar kein Zweifel sein. Hoffentlich hast du es auch der Tante gleich gesagt, wie?"

„Ja", hauchte Frau Herbeck, nachdem sie eine Viertelminute, nicht länger, gezögert hatte. „Ja, natürlich habe ich das getan."

Aber es war natürlich gar nicht wahr . . .

Als der Kanzleioffiziant Stephan Herbeck wieder draußen war, auf dem Wege nach seiner Nebenbeschäftigung, nahm seine Frau sofort Papier und Feder und schrieb der Tante, sie habe sich die Sache nochmals reiflich überlegt, überlasse das Grammophon doch ihrer Schwester Mali und bitte um den schönen Hängkasten. Aber sie mußte den Brief dreimal beginnen, denn zweimal wurde er ihr trotz aller Sorgfalt durch große Wassertropfen verwischt und verdorben. Sie sahen haargenau aus wie Tränen — aber so kindisch konnte doch die kleine Frau nicht sein. Doch das ist sicher, als sie den Brief persönlich ins schwarzgelbe Käftchen warf, da waren ihre Augen rot und ihre Hände zitterten.

Wer hätte auch gedacht, daß sie sich wegen eines dummen Kropfwerkels ernstlich kränken würde! Ihr Stephan dachte es am wenigsten.

Der hatte, kaum daß er auf der Gasse war, alle Nervosität verloren, alle gute Laune wiedergefunden. Denn von dem Stahlkettenfabrikanten, dessen Geschäftsbücher er nachmittags revidierte und in Ordnung hielt, sollte er heute schon seine Weihnachtsremuneration erhalten. Seiner Frau hatte er es nicht angekündigt, damit sie nachträglich um so freudiger überrascht sei. Zehn Kronen wollte er ihr als Weihnachtsgeschenk überreichen — in Gold vielleicht, das sah besonders feierlich aus —, darum konnte sie sich dann selber kaufen, was sie wollte, einen warmen Unterrock für den Winter oder ein Paar Schuhe oder auch ein Küchengerät; einerlei, nur etwas Gescheites, Praktisches mußte es sein. Er war in der Tat ein braver Gatte, der Herr Herbeck.

Küche und sprach und trällerte vor sich hin und wußte, hochrot im Gesicht, vor freudiger Aufregung nicht, was beginnen. Für einen Traum hielt sie's, kaum fassen konnte sie es, was für ein herrliches Weihnachtsgeschenk ihr am hellen, klaren Mittag ins Haus geschneit war. Ihr heißester Herzenswunsch sollte sich nun plötzlich erfüllen, und nicht einen Heller sollte die Erfüllung kosten! Am liebsten wäre sie der Tante nachgelaufen, das versprochene Prachtstück gleich persönlich mitzunehmen. Aber das wäre wohl recht unpassend gewesen, sie mußte sich schon gedulden, bis die Tante das freigebige Geschenk schickte. Und ihr Mann, der Stephan, mußte ja auch bald kommen.

Endlich kam er. Als er seine Frau so voll nicht zu unterdrückender Fröhlichkeit sah, huschte es wie eine Wolke über sein schönes Gesicht. Er war kein böser Mensch, nicht im mindesten, aber die üble Gewohnheit hatte er nun einmal an sich, daß er fremde Heiterkeit nicht vertragen konnte, sondern sie durch möglichste Grämlichkeit seinerseits wettzumachen suchte. Er nannte das seine Nervosität.

Frau Herbeck wartete keine mehr oder minder freundliche Frage ab. Noch bevor sich der Gemahl ordentlich am gedeckten Tisch niedergelassen hatte, wußte er bereits, wer dagewesen und vor welche Wahl sein Frauchen gestellt worden war.

Herr Herbeck wischte mit der Serviette methodisch den Löffel rein:

„So? Na also. Du hast natürlich . . ."

„Ich hab' natürlich . . ."

„Den Hängekasten gewählt", ergänzte Herbeck seelenruhig und entschieden. „Den brauchen wir wirklich dringend, das war die erste vernünftige Idee von deiner hoppatatschigen Frau Tant'. Dafür soll ihr etliches verziehen sein. Ich hab' zwar gewiß nicht viel G'wand, aber auch für das wenige ist, das weißt du eh', schon lang kein Platz mehr in unseren zwei schmalen Kästen. Wo werden wir denn den neuen hinstellen? Im Speisezimmer geht's absolut nicht! — aber im Schlafzimmer, zwischen den zwei Fenstern, muß es sich machen lassen. Schickt die Alte — die Tant', will ich sagen, den Kasten oder müssen wir den Dienstmann zahlen, der ihn abholt?"

Frau Herbecks Gesicht war schon nach den ersten Worten dieser verständigen Rede blaß und blässer geworden.

„Aber Stephan . . ." stammelte sie jetzt.

„Was gibt's denn da für ein Aber?"

„Nämlich — ich hab' mir gedacht — weil ich mir halt schon längst ein Grammophon gewünscht hab' — und weil es uns jetzt keinen Kreuzer kosten tät' . . ."

„Red' keinen Unsinn, mach' mich nicht bös! Bedenk' meine Nervosität! Du weißt, was ich von so einem Kropfwerkel halt'. Die Kropf-

Herrgott — sind die Weiber schlecht!

Von **Fritz v. Ostini.***)

Süddeutsche Großstadt. Eine Bar. Max, ein Jüngling, elegant und mager. Rasiert. Seitwärts gescheiteltes Haar. Sieht aus wie das Junge von einem leibhaften Amerikaner und trägt selbstverständlich ein Monokel.

Max: Pikkolo, du bist ein Tepp! Du wärst jetzt auch schon groß genug, um zu wissen, daß ich im Whiskey-Kocktail keine Zitronenscheibe mag! Orang-Utan! Trag' das Gesöff wieder zurück — das bringt einen Droschkenkutscher um! — Jesses, der Friedel — Servus!

Friedel (auch ein deutscher Jüngling mit amerikanischem Scheitel und Einglas): Tschau!

Max: Was machst denn heut' für ein giftiges Gesicht?

Friedel: Machst ja auch eins! Aber springgiftig bin ich schon! Adolf, mir einen Wermut mit Angosturabitter! Viel Bitter! Am liebsten tät ich noch Galle und Pikrinsäure hinein und was sonst noch bitter schmeckt auf der Welt!

Max: Lass' dir gleich ein Flaschel Hunyadi Janos bringen!

Friedel: Geh, sei nicht fad, bitte! Ja? (Er schlürft die ganze Bitternis des Wermutbechers in einem Zuge.) Noch einen, Adolf — aber mehr Angostura! — Herrgott, sind die Weiber schlecht!

Max: Davon kann ich auch ein Lied singen!

Friedel: Und dumm!

Max: Das ist noch das beste an ihnen!

Friedel: Und aufdringlich!

Max: Aber bloß, wenn man's nicht haben will!

Friedel: Ja! Dann aber schon sehr! Und das ist mein Fall, jetzt! Du kennst die Tini? Und weißt, wie lange ich schon mit ihr geh?

Max: Und ob! Ich glaub', ihr könnt' schon bald silberne Liebschaft feiern.

Friedel: Also! Aber man kriegt doch schließlich einmal genug! Man will doch nicht alle Tage perdrix haben! Nicht alle Tag' Kalbfleisch, heißt das auf Deutsch! Der Mensch hat ein unveräußerliches Recht auf Abwechslung! Er ist sie sich schuldig . . .

Max: Sonst versumpft er!

Friedel: Kurz und gut — ich hab' die Tini satt!

Max: Aha: und sie läßt sich nicht abwimmeln?

Friedel: Nicht um ein Eckhaus! Nicht ums Sterben!

Max: Das ist charakterlos! Und warum denn eigentlich nicht? Sie ist schließlich doch nicht auf dich angewiesen und bildsauber dazu. Die findet doch morgen wieder einen!

*) Aus dessen köstlichem „Buch der Torheit“. (Leipzig. L. Staackmann. 1910.)

Als er am Abend aus dem Fabrikskontor heimging, hatte er wirklich die erhoffte Remuneration in der Tasche. Da machte er einen kleinen Umweg über die Mariahilferstraße und trat in die Filiale des k. k. Spezialitätenverschleißgeschäftes ein und kaufte dort, wonach er schon seit geraumer Zeit ungestilltes Verlangen hatte: eine kurze, echt englische Stummelpfeife und zwei Büchsen importierten englischen Rauchtabaks. Das war seine eigene Weihnachtsbescherung.

Zwar erinnerte er sich, daß seine Frau von allen Gerüchen den Geruch der Tabakspfeife am mindesten leiden konnte. Aber er wäre sich selber lächerlich vorgekommen, wenn er etwa auf solch eine lächerliche Marotte Rücksicht genommen hätte. Ihm bedeutete der Nasenwärmer einen aparten Genuß, und da mußte sich eben auch seine Gattin dreinfinden. So eine kleine Unbequemlichkeit konnte sie um seinetwillen schon ertragen. Und — er zweifelte ja keinen Augenblick, daß sie sie gern ertragen würde. Denn sie war eine nicht sehr gebildete und manchmal ein bißchen unvernünftige, aber doch im ganzen eine gute, brave Frau.

Am Grabe Lenaus.

Wie in dem sommermüden Buchenlaub
Es heimlich rauscht! So leise, daß kein Hauch
Die Schläfer weckt, die von dem Kampf des Lebens
Hier ausruh'n in dem waldumsäumten Kirchhof.
Der Tag entschlummert! Nur die Höh'n noch glüh'n
Im letzten Sonnenblick — nur hin und wieder
Ein Strahl, der Kreuz' und Gräber leicht umspielt
Und jetzt die Runen deines Namens streift,
Die hellauf leuchten — —
Ein Greis, von einem Kind
Geleitet, steht versonnen an dem Grabe,
Die welken Züge andachtsvoll verklärt —
Das Mädchen faltet im Gebet die Hände —
So still ist's rings — kein Laut — kein Vogelruf —
Die Nachtigall selbst zagt mit ihren Liedern,
Da keine neuen Weisen sie mehr fand,
Seit deine süßberedten Lippen schweigen.
Schon dunkelt es im Waldgelände — suchend
Naht ein Student sich deinem Ruheplatz —
Das Riedgras, taubenäßt, wiegt sich im West,
Der von dem Rosenstrauche Blüten pflückt,
Sie auf die heil'ge Erde hinzutragen.
Von Ahnungsschauern überwältigt, steht
Der Bursche hier — sein Auge feuchtet sich —
Er fühlt, was du der ganzen Welt geworden. —
Nun hebt ein Flüstern an — er horcht — vor ihm
Erglüht weltferner Zukunft Bild — er hört
Den Wunderbronnen deiner Lieder quellen,
Die trotz des Wechsels in dem Flug der Zeiten
Wie Himmelskunde unvergänglich blüh'n
Gleich dem urewigen Gesetz der Schönheit.

Anton Reymond.

---

als gefallene Frau! Denn das ist sie doch schließlich, nicht? Einem so guten Mann durchgehen! Ich hab' mir widerspruchslos ihr Geld aufdrängen lassen, damals, als ich mit meinem Alten übers Kreuz war. Ihren letzten Groschen hab' ich mit ihr geteilt — glaubst du, daß ich für diese Selbsterniedrigung einen Dank hab'? Ja, ein Weib und Dankbarkeit! — Pah!

Max: Wem sagst du das! Undankbare Kröten sind sie alle. Meine Molly schon gar!

Friedel: Für die hätt' ich meine Hand ins Feuer gelegt! Sie hat dich doch nicht etwa? (Markiert einen Zehnender mit den ausgespreizten Fingern.)

Max: Jawohl, sie hat mich! Seit heute weiß ich's! Und mit wem glaubst du?

Friedel: Am Ende mit dem alten Prinzen Bensheim? Der ist ihr doch immer nachgestiegen?

Max: Ha ha! Mit einem Prinzen! Wenn's noch das wäre! Mit einem Postassistenten betrügt sich mich: Ob du's glaubst, oder nicht!

Friedel: Mit einem Po — Post —

Max: Assistenten! Mit einem Menschen, der in gewichsten Stiefeln herumläuft und Plastronkrawatten trägt! Und baumwollene Handschuh im Sommer! Mit einem Menschen, der am Sonntag Rad fährt in einem Flanellhemd!

Friedel: Max, das kann ich von der Molly nicht glauben. Die hat doch immer Schick gehabt!

Max: Freunderl, ich hab' eine große Wahrheit eingesehen: Wenn du eine solche Kreatur noch so liebevoll aus dem Sumpf heraus und zu dir emporhebst — sie plumpst doch wieder zurück in den Dreck!

Friedel: Recht hast du — sie plumpsen alle! Und was hast du für das Mädel getan!

Max: Ein blödsinniges Geld hab' ich für sie gebraucht. Von dem Geld, das mich allein die Tinte für Wechselschreiben gekostet hat, könnt' eine kleine Familie anständig leben! Nach Monte Carlo hab' ich sie genommen, nach Paris! Französisch hab' ich sie lernen lassen!

Friedel: Wo du es doch selber nicht einmal kannst!

Max: Automobilfahren hat sie dürfen mit mir! Im Hotel hab' ich sie für meine Frau ausgegeben! Ein Persianerjackett hat sie, Spitzenhemden hat sie, ein Empireschlafzimmer hat sie, mordsgroße Brillantboutons hat sie —

Friedel: Sie sehen aus wie echte!

Max: Und im vorigen Winter — unter uns gesagt! — da wär' dem dummen Ding beinahe was passiert —

Friedel: Aha, damals! Wie ihr auf der Redout' einmal plötzlich so schlecht geworden ist?

Friedel: In mich vernarrt ist sie! Nicht leben kann sie ohne mich — die Gans! Ist das nicht wahnsinnig?

Max: Jedenfalls geschmacklos!

Friedel: Ich hab' ihr zugeredet wie einem kranken Dackel! Ich hab' ihr gesagt, daß sie mich in meiner seelischen Entwicklung aufhält! Ich hab' ihr gedroht — sogar mit der Polizei. Ich hab' ihr begreiflich gemacht, daß wir eine katholische Familie sind und daß ich sie ja doch nie heiraten kann, weil sie eine Geschiedene ist — alles umsonst! Immer die eine blödsinnige Antwort: Ich will nichts als dich! Und wenn du von mir gehst, so geh' ich ins Wasser.

Max: Geh', das sagen sie alle und nie tut's eine! — Oder doch selten.

Friedel: Mit Vitriol hat sie mir auch gedroht, die rabiate Person!

Max: Das ist schlimmer, freilich! Das tun sie manchmal! Aber warum willst du sie eigentlich nicht mehr? Fesch ist sie, treu wie Vogelleim und kostet dich keinen Heller!

Friedel: Erstens hab' ich was Frisches in petto und dann ist sie bodenlos langweilig geworden. Schau, damals, wie ich sie ihrem Mann ausgespannt hab', da hab' ich die Geschichte mit der Emanzipation gedeixelt und mit der neuen Moral. Ich hab' ihr gezeigt, daß ein Prachtweib wie sie nicht in der Ehesklaverei bei einem Strumpfwarenhändler zugrunde gehen darf! Daß sie ihr Selbstbestimmungsrecht nicht aufgegeben hat! Ihre Seele hab' ich befreit! Nietzsche hab' ich mit ihr gelesen —

Max: Armer Kerl! Und jetzt?

Friedel: Sie liest immer noch Nietzsche und solche Sachen! Bei jedem Schmarren ist sie dabei mit Frauenrecht und so weiter. Reformkleider trägt sie, in Vorlesungen soll ich mit ihr laufen. Das mopst mich! Bei so was tut man mit, bis man hat, was man will, aber zuletzt hat das seine Grenzen! Man ist doch nur einmal jung und will sich amüsieren und nicht einrosten in so einer Gewissensehe, wie sie's nennt. Ich glaub', sie hat das Wort von Schiller —

Max: Von Goethe glaub' ich — übrigens ist es Wurst! Weißt du was: simuliere Gewissensbisse! Vielleicht steckst du sie damit an. Ich wett', der Strumpfwarenhändler nimmt sie zurück — sie ist ja noch wie neu!

Friedel: Meinst du, das hätt' ich noch nicht versucht? Aber auf die alte Moral fällt sie nicht mehr herein, seit ich ihr die neue beigebracht habe. Eine Rückkehr zu ihrem Mann wär' ein Ehebruch an mir, sagt sie! Und so bleibt mir das meschuggene Frauenzimmer auf dem Hals.

Max: Du hast eine Schlange an deinem Busen genährt!

Friedel: Jahrelang hab' ich sie glücklich gemacht! Ich hab' ihr den Standesunterschied so wenig fühlen lassen, wie ihre prekäre Stellung

Nein — der Stein wechselt seine Farbe. In jeder Stunde, mit jedem Wolkenschatten, der über die Höhen fliegt. Hier leben selbst die Felsen.

Manchmal zucken durch die Mittagsstille verworrene Laute. Sie haben in dieser Orgie von Licht etwas Gespenstisches. Vielleicht ist es ein Faun, der herüberlacht.

Aber schon ist wieder alles öde. Nur die Wellen schmeicheln um Klippen, und das widerstrahlende Geröll schmerzt unser Auge.

*
* *

Sebenico.

Die dalmatinischen Städte drücken sich noch heute so düster in die Tiefen ihrer Fjorde wie zur Zeit der Normannen und Sarazenen.

Klimmende Gassen, ruinenhafte Häuser und verfallene Festungen Der Markuslöwe über den Toren. O rauschende Zeit der Freiheiten, da die Dromonen flogen und die Schilde über weinrote Sturmsee fahlten! Auf dem knirschenden Steuerbaum zu liegen, mit allem Blut die Städte der Romäer suchend! — Und dann seltsamen Goldschmuck und schwarzäugige Griechinnen zu Füßen der Herrin zu legen, die auf sizilischer Burg zwischen Orangen und Zitronen thront. Welcher Taumel von Schwerterrasseln, Goldhaar, Harfenschwirren und Seeraub. Schöne Torheit, wie bist du weit!

Heute ist von allem nur das morschende Gerippe geblieben. Und die Felsen.

Die Einfahrt ist schmal, daß man anzustoßen meint. Steinwände sperren den Blick, eine Kapelle schwebt über uns vorbei. Es geht wie auf einem türkisnen Fluß, zu dessen Wassern sich gelbe Blüten und schlanke Binsen neigen, ins Land hinein.

Plötzlich springt die Perspektive auf. In Schroffen schmiegt sich die Stadt, überragt von ihrem gotischen Dom. Der Ort ist klein, aber diese Kirche wäre der Stolz einer rheinischen Reichsstadt. So edel in der Form, so geschlossen in der Linie. Und so deutsch-gotisch wie nirgends anders im Süden, Mailand ausgenommen. Ihr gegenüber steht eine venezianische Loggia. Warum nicht auch eine türkische Moschee und römische Säulen? — Ein eigenes Land: Vermittler und Kampfziel zwischen Orient und Okzident seit der Teilung des Imperiums.

Die italienische Küste der Adria war in festen Händen, die östliche sich zu erobern, die natürliche Politik Venedigs und der Balkanvölker. Die Steine Dalmatiens haben viel Blut getrunken. Erst der Zusammenbruch der Lagunenstadt schenkte ihnen Frieden. Ob wohl mit der Schlacht bei Lissa das alte Spiel wieder beginnt? Es scheint so. Denn das alte Problem ist wieder da: soll die Adria ein Meer oder ein Binnenwasser sein? Und es ist heute um so bedeutungsvoller, als in der Gegenwart

Max: Na ja! Und da war mir wieder kein Opfer zu groß! Ich hab' sie zu einem Doktor nach Budapest gebracht — weißt du: Rat und Hilfe in diskreten Angelegenheiten! Drei Monate hat sie bei ihm gelegen — viertausend Kronen hab' ich dafür geblutet! Wenn ich nicht gewesen wäre, säß' sie jetzt da mit einem kleinen Kind!

Friedel: Du bist ein nobler Mensch, das muß wahr sein! Und zum Dank betrügt sie dich jetzt . . .

Max: Schon seit vier Wochen! Und mit einem Postassistenten!

Friedel: Ausgerechnet mit einem Postassistenten!

Max: Ich glaube sogar, sie will ihn heiraten!

Friedel: Die Sorte hat kein Schamgefühl: — Wie hat sie es übrigens nur angestellt, daß du so gar nichts bemerkt hast?

Max: Ja, weißt du, jetzt kommt die ganz ungeheuerliche Niedertracht: sie hat in ihrer Perfidie zum Rendezvous immer genau die Zeit benützt, die ich wegen meiner Verlobung mit der kleinen Eppstein im Hause meines künftigen Schwiegervaters angenagelt war! Du bist sprachlos — gelt?!

Friedel: Eine solche Gemeinheit bringt nur ein Frauenzimmer fertig!

Phantastische Reise.

Von **Alfred Kottauscher.**

I. Norddalmatien.

Auf der Fahrt.

Eine Steinwüste, von kobaltblauer See mit Kanälen und Buchten durchschlungen. Man sieht ein Gebirge, aber es ist Insel, man glaubt eine Insel zu erkennen und sie ist Festland. Eine Fahrt voll steter Überraschungen. Nur eins bleibt sich immer gleich: Stein und Meer. Der Kalk ist blendend, als läge Schnee darauf. Die wenigen Stauden werden zu schwarzen Fleckchen, die die Hänge übersäen.

Über das Verdeck sind die Plachen gespannt. Man könnte stundenlang, die Pfeife im Mund, vorwärts schauen. Felskulissen öffnen sich, Blöcke drohen herabzustürzen, — dann wieder die offene See.

Welch berauschender Duft von Rosmarin und Myrthen! Das ist der Atem der Heimat, den Odysseus ersehnte.

Chioggiotenbarken kommen entgegen, den Bug hoch gebogen, die Segel bald orangefarben, bald brennend rot. Bilder der Madonna schmücken sie.

Wir streifen beinahe Bord an Bord. Die Leute kauern auf Deck. Von einem kleinen Feuerchen steigt dünner Rauch. Die Luft darüber zittert.

Homer!

* * *

Stil haben, bevor wir nicht pietätsloser geworden sind. Rücksichtsloses Selbstbewußtsein ist charakteristisch für die Gesundheit.

* * *

Ob jeder Mensch die physiologische Entwicklung des Menschengeschlechtes an seinem Leibe erlebt, mag bestritten werden. Eins aber scheint mir sicher: psychisch wächst jedes Kind aus historischer Dämmerung zur Gegenwart. Seine sozialen Begriffe sind die primitiven ursprünglicher Zeit. Die Sklaverei ist ihm faßbar, der Dienstvertrag fremd, die Omnipotenz des Königs bis zur freien Verfügung über Privateigentum selbstverständlich. Das Interessanteste aber ist die Gleichheit zwischen den Erscheinungen des Niederganges bei Völkern und Einzelnen. Rom und Hellas in der Periode des Verfalls sind wie dekadente Genies. Erst maßlose Konzeptionen, deren Erfolge an innerer Leere versagen, dann das Zersplittern in nervöse Kleinigkeiten. Doch es waren Genies, sterbende Giganten. Selbst der kranke Leib hatte noch genug Säfte, um in frischem Boden neue Keime zu bilden.

Vielleicht ist es also Unrecht, das häßliche Wort Dekadenz zu gebrauchen. Denn jede Blütezeit ist Beginn des Verfalles, jeder Verfall der Same von Blüten. Auch Spalato mit seinem Diocletianspalast ist nur Kettenglied. Das nächste heißt Ravenna, das dritte ist der „romanische" Kulturkreis. Wir schelten die plumpen Gestalten dieser Reliefs. Man betrachte nur das Mausoleum, den jetzigen Dom der Stadt! Verzerrte Abklätsche einer einst heilig hohen Kunst wimmeln an den Friesen hin. Kaum daß das Dämmer der Rotonde die verletzende Wirkung schwächt. Und doch ist jene pausbäckige Viktoria mit dem plumpen Faltenwurf dort eine Schwester irgend einer Königin in einem deutschen Konvent. Es ist kaum ein Schritt. Äußerlich wenigstens. Innerlich? Ich glaube an dieser Gegenüberstellung könnte einer bekehrt werden, der die Kraft des Ideals leugnet. Aber auch der, der von Dekadenz spricht. Objektiv ist alles nur Teil eines Ganzen. Und so muß man Werte beurteilen. Nicht in ihrer Existenz, sondern in ihren Wirkungen.

* * *

Wie gut die Sprache eines sterbenden Weltreiches zu der Umgebung paßt. Karst, Karst, nichts als Karst. Hohe Berge. Nichts Grünes. Ein großer Friedhof, den das Meer bespült.

Da ist ein Platz vor einem niedrigen Stadttor. Die Sonne brennt, ein zerzauster Johannisbrotbaum bricht aus den Trümmern. Auf gestürzten Säulen hocken Bauern in ihrer phantastischen Tracht. Maultiere stehen dazwischen.

Von einem Grabstein blickt ein verwitterter Legionär.

das Staatswohl enger mit dem Reichtum der Person verknüpft ist als im Mittelalter.

*
* *

Auf der Fahrt.

Möven taumeln. Ich lehne im Liegstuhl. Das Schiff zieht. Die Wellen flimmern, der Himmel ist blau. Weiße Wolkenflocken stehen regungslos. Das ist Unendlichkeit. Man möchte ewig so weitergleiten, kaum bewegt, die Welt im Lenz geglichen. Dieser südliche Frühling steht nicht sehnsuchtsvoll auf wie der unsere. Er ist gleich einer schönen, geläuterten Frau. Man lehnt in seinen Armen und weiß nichts von Gärungen.

Ich denke einer Hochzeitsfahrt auf einem alten Bilde. Auf grünem Segel dehnt der Wappenlöwe seine Pranken, edle Becher, mit Veilchen gekränzt, kreisen, man schlägt Lauten in den Abend, Mohren kredenzen. Welche Erkenntnis! Wissen und sich wahren, das ist Genuß. Und dann in diese Fahrt hinüberdenken, mit lächelndem Blick auf ruhigerer Bahn der Klarheit entgegen. Bis in die Weiten des Vergessens. Ist das wirklich das Ende? Es gibt kein Sterben. Wir waren und sind ewig in uns und der Welt.

*
* *

Spalato.

Die Entstehung Spalatos ist für das frühe Mittelalter typisch. Nach der Zerstörung der byzantinischen Städte des Litorales durch die Avaren nisteten sich die Bewohner des verwüsteten Salona in den mächtigen Mauern ein, die von dem einstigen Landsitze des Kaisers Diocletian zu jener Zeit noch standen: reichere in Stuben und Badegemächern, ärmere in Öfen, unter Stiegen und in Kellern. Hier und dort wurden Stützen aufgeführt. Bis heute ist diese fröhliche Einquartierung erhalten. Säulenkollonaden, in denen venezianische Palazzi eingebacken sind, Torbogen, die den Häuschen Unterschlupf geben, eine Throneſtrade, auf der ein Kirchlein steht. In liebenswürdigem Verwildern fallen Ranken aus dem Gemäuer, Gras weht um Tropaia und von den Zinnen. Und alles ist im Innersten wesenseins: eine Erscheinung.

Die Vergangenheit, die aus den Marmorplatten Bastionen baute, aus Votivsteinen Geschützkugeln meißelte, war gesund wie dieses Grün in den finsteren Gassen. Tote Menschen sind keine Menschen mehr.

Heute haben wir eine Zentralkommission für Erhaltung historischer Denkmale und man ist künstlerisch so feige geworden, daß man Stilgefühl besitzt. Anno Rokoko klebte man Putten in Gothik. Es stimmte sehr gut und wir empfinden es nicht mehr störend. Welche Geschmacklosigkeit aber wäre es, ein altes Schloß von der Wiener Werkstatt einrichten zu lassen. Wir werden nicht eher einen volkstümlichen neuen

Der Abend sinkt. Alle Farbenspiele des Wüstenwindes beginnen. Funken hacken sich ins wälzende Gewölk, ferne Inseln werden violett und umklammern graugrüne Buchten.

Das Schiff stößt. Strömungen kommen, kreuzen sich im Gewirr der Felsen.

Farben, rasende Farben! Nun ist das Firmament ein aufgerollter, fliederfarbener Mantel, durch den auf Augenblicke ein unwahrscheinlich blauer Himmel blinkt.

Vorgebirge decken für kurze Zeit.

Aber schon stampft wieder der Dampfer gegen die Wassermassen, die zwischen Solta und Brazza in den Bergkessel drängen. Eine See klatscht auf. Wasserfetzen plätschern auf Deck. In den Drahtseilen singt der Scirocco und läßt den Rauch zerstieben.

Der Busen von Milná öffnet sich wie ein liebliches Wunder. Eben noch wirft uns das Meer — nun gleiten wir in Goldschein über kaum gekräuselte Flut. Sie spiegelt die brennenden Wolken. Aveglocken läuten, Oliven ragen über Treppen, Zypressen umdunkeln die weiße Stadt.

Der Abend ist selig.

* * *

Wir rollen durch die Nacht. Längst sind die Konturen der Inseln verschwunden. Das Verdeck trieft. In den Lichtstreifen des Schiffes huschen Gischtkämme auf.

Tief im West steht noch ein lichter Streif.

* * *

Lissa.

Ich sitze in der Stube eines Bootsmanns. Zwei Kerzen auf dem wackligen Tisch. War das ein Suchen nach Unterkunft! In triefendem Regen mit Windlichtern gassenauf und -ab.

Fratzenhafte Schatten dehnten sich, gespenstisch hohe Bogen und sturmgepeitschte Zweige.

Ich lege mich ins Fenster. Die Laden ächzen. Das Donnern der See füllt die Nacht.

Meine Heimat ist weit. Meer und Berge trennen mich von den Lieben.

Ist das alles wahr, wenn ich es ganz ausdenke, nicht eine Täuschung wie die, daß ich in einer Stadt wohne, vor der eine Schlacht geschlagen wurde? Ich könnte mir das alles logisch nicht beweisen.

Warum suchen wir die weite Welt? Unser Eigenstes liegt doch im Persönlichen. — Eine Mandelblüte schwebt durch den Lichtkreis. Morgen wird ein Kind sie auf der Straße sehen und mit ihr spielen. Dieselbe Blüte, die gleich einer Schneeflocke vor meinem Auge taumelte, dieselbe, die ich nicht mehr finden kann.

Die Schatten sind haarscharf.
Mittagsglut drückt.

* * *

Ein müder Augustus hat sich hierher zurückgezogen. Der knorrige Soldat war dem Weltgift erlegen. War dieses wirklich Sittenlosigkeit? Die ist nur ein Ergebnis. Der Grund war ein anderer: der Kampf zwischen Illusionslosigkeit und der Sehnsucht nach Idealen, das Schicksal des Menschen, der nichts mehr zu erringen hat. Mangel an Gefahr in den ersten zwei Jahrhunderten hat Rom getötet.

Auf dem Hauptplatz liegt eine Basaltsphinx — ein ägyptisches Kultidol.

Man suchte Religionen, wie ein Knabe Kieselsteine, um sie morgen wieder wegzuwerfen. In Afrika, in Syrien, Kleinasien und Gallien. Und man fand keine, weil man skeptisch suchte, weil Zeremonien den Glauben ersetzen sollten und je peinlicher die Zeremonie, um so geringer der Glaube ist.

* * *

Der Morgen war grau. Dumpfe Luft ist in den Häuserschluchten. Staubwolken wälzen sich über die Riva. Scirocco!

Er hat die Gerüche des Hafens gelöst. Schmutziges Wasser schlägt an die Trabakel. Kahle Höhen kriechen zusammen.

Eine seltsame Stimmung, da auf dem Molo zu stehen. Die Steinplatten sind feucht, obgleich es nicht regnet. Zwischen den Booten treibt der Unrat aller Weltteile, faule Orangen und Kokosfasern, Bananenschalen. Eine Qualle schlägt ans Ufer, eine Glasglocke, mit rosafarbenen Spitzen behangen.

Die Schwüle macht träg und schläfrig. Sehnsucht naht.

Dort hinter den Inseln liegt die dunkle See. Man wird zum Kinde und sieht die rückrauschende Welle verrollen und sich fortpflanzen, weiter, immer weiter. Afrika wird ein Land voll Palmen. Neger jagen auf Löwen. Ein Kaufherr mit grauem Bart tauscht Glasperlen gegen Kautschukkugeln. Wie in bunten Bilderbüchern.

Die Pfiffe eines Zollkutters gellen.

Der Süd wühlt in dürren Sträuchen.

Und man wird sich der melancholischen Seele des Landes bewußt. Man versteht die eintönigen Sänge, die auf öden Plätzen hallen, wenn der Nachtwind streicht und das Meer seufzt.

* * *

Auf der Fahrt.

Wie leicht wir das Wort „Gewohnheit“ nehmen! Einsamer Leuchtturm! Tagaus, tagein da oben vegetieren! — Ich schauere. Und doch! Leben wir anders, ertrügen wir das Leben anders als durch Gewohnheit?

Vorbei!

könig von der deutschen Nationalversammlung angetragen. Friedrich Wilhelm IV. wollte sie aus den Händen des Volkes nicht nehmen. Es leitete ihn ein richtiger Instinkt, denn die deutschen Fürsten waren nicht zu umgehen, sie waren als Stammesfürsten mit ihren Völkern verwachsen und stellten ganz andere Wirklichkeiten dar als beispielsweise die Fürsten Italiens, die mit Ausnahme der savoyischen Dynastie in Italien fremd waren. Leicht vollzog sich daher in Italien die Einigung, aber schwer und unter erschütternden Kriegskrämpfen die in Deutschland.

Das Verlangen nach der deutschen Kaiserkrone erwachte im Volke, und zwar lebhafter im Süden als im Norden, schon nach der Schlacht bei Wörth. Es ward allgemeiner und stürmischer nach dem Gottesgerichte von Sedan und Bismarck mußte dazu Stellung nehmen. Aber derjenige, dem einzig die Kaiserwürde zufallen konnte, der schlichte Heldenkönig Wilhelm I., war solcher Ehrung abgeneigt. Als König von Preußen wußte er, was er war, nicht was er als Kaiser bedeutete.

„Was soll mir der ‚Charakter-Major'", sagte er bei den ersten Erörterungen zu Bismarck in Versailles über die Kaiserwürde. „Euer Majestät wollen doch nicht ewig ein Neutrum bleiben, das ‚Präsidium'? In dem Ausdrucke ‚Präsidium' liegt eine Abstraktion, in dem Worte ‚Kaiser' eine große Schwungkraft", sagte Bismarck darauf. Der Widerstand des hohen Herrn wurde nur allmählich überwunden. Auch in dem Kronprinzen fand Bismarck anfänglich keine Stütze für den Kaisergedanken, so sehr der Erstere eine Erhöhung des Preußenkönigs über alle übrigen deutschen Fürsten wünschte. Der Kronprinz verlangte ganz ernstlich, daß es nur einen König in Deutschland geben sollte, den deutschen König, und alle übrigen Könige sollten wieder Herzöge von Bayern, Sachsen und Schwaben werden. Es war dies eine unpraktische Schwärmerei, hervorgerufen durch die geschichtliche Erwägung, daß einst der durch Karl den Großen wiedererweckte römische Kaisertitel das Unglück Deutschlands gewesen sei, ein ausländischer, für die Nation ungesunder Gedanke. Das Ungesunde lag aber nicht im Titel, sondern an dem transalpinen Ehrgeiz der deutschen Kaiser, welcher die Kräfte Deutschlands fremden Interessen dienstbar machte. Eine ähnliche Gefahr war für das neue Reich nicht zu besorgen, dasselbe sollte kein römisches Reich deutscher Nation mehr sein, sondern ein deutsches Reich deutscher Nation werden, in welchem die Deutschen nur für sich leben wollten. Als endlich der Widerstand des Königs und des Kronprinzen historische Sondergedanken überwunden waren, entstand für Bismarck neue Mühe. Es galt nun, den König von Bayern für die Kaiseridee zu gewinnen, als den Größten nächst Preußen. Sehr bereitwillig war dieser von seiner Herrscherwürde besonders eingenommene Fürst nicht. Erst als Bismarck persönlich an ihn schrieb und ihm vorstellte, daß er

Und Menschen gehen um, die wir geliebt haben und die uns gestorben sind. Nach Jahren hören wir wieder ihren Namen und staunen, daß sie noch leben, die Toten unserer Seele. Es ist grauenvoll, daß alles Augenblick, daß jede Vergangenheit Einbildung ist.

Nein, nicht denken, nicht denken!

Der Inselwein glüht im Glase wie dunkler Topas. Gib mir Vergessen, du lieber, lieber Freund!

* * *

Sonne, Licht!

Auf den Trümmern des Forts klettern Ziegen.

Unten braut der schaumumbänderte Strand. Dunstige See in aller Weite. Das heilige Meer.

Ich kauere im Schatten einer zerschossenen Mauer.

Das ist die Welt, aus der Aphrodite geboren wurde. Mit triefendem Goldhaar schwebte sie empor, von ihren schlanken Lenden rieselten die Wassertropfen. In Asphodeln gebettet, träumt sie mit grausamen Kinderaugen ihr Königsdasein, die brutale Vereinerin von Liebe und Tod. Aphrodite!

Der Salzhauch beißt die Lippen. Geist und Glut ist in meinen Adern, aus dampfendem Fels strömt Gesunden. Ich dehne jauchzend die Arme.

Wir müssen das Tierische in uns finden, um Menschen zu sein. Vererben heißt leben!

Aloen stehen im Brand. Über den Bergen liegt das große Schweigen. Ein Seeadler kreischt.

Zum vierzigsten Geburtstag des neuen Deutschen Reiches.

Von **Friedrich Hofmann**, Mitkämpfer des großen Krieges.

Durch die Gründung des Rheinbundes unter Napoleon I. als Protektor war das tausendjährige Deutsche Reich als politisches Gebilde untergegangen. Franz I. gab den inhaltslosen deutschen Kaisertitel auf und nannte sich Kaiser von Österreich. Zum erstenmal, seit es eine deutsche Geschichte gibt, standen alle deutschen Stämme unter fremder Botmäßigkeit und folgten dem Zwingherrn nach — Moskau. Diese Schande schien die Geduld des Himmels erschöpft zu haben und Leipzig und Belle-Alliance brachten die Abrechnung mit dem korsischen Condottiere. Der darauffolgende „Deutsche Bund“ war aber keine Wiederherstellung des Deutschen Reiches und die Kaiserkrone blieb ein Ziel der Sehnsucht im deutschen Volke. Zu früh ward sie 1848 dem Preußen-

lichkeiten, die im selben Saale speisten. Das Schloß selbst war fast in allen Räumen mit Verwundeten belegt und wenn König Wilhelm, wie es oft geschah, diese besuchte, so fiel sein Auge auf die prahlerischen Schlachtengemälde, welche alle Wände bedecken. Sinnend stand er dann vor jenem Bilde, das den schwersten Gang der Königin Luise, seiner Mutter, darstellt, den demütigenden Gang zu Napoleon I. in Tilsit, zur Zeit des tiefsten Falles von Preußen. Mußte er nicht an Gottes Fügung glauben, die den letzten Napoleon bei Sedan in seine Hand gegeben hatte als Gefangenen?

Am 18. Jänner deutete starkes militärisches Aufgebot auf etwas Besonderes hin. Truppen besetzten um 11 Uhr die Place d'Armes vor dem Schloß, und um das Gitter herum drängten sich die Versailler. Weiße Kürassiere zogen auf, strahlend im lichten Glanze wie Lohengrin und bildeten Spalier auf der großen Prachtstiege, die zur Spiegelgalerie emporführt. Diese 72 m lange, 13 m hohe und 10 m breite Galerie liegt nach dem Garten zu und nimmt die ganze Hinterfront des Mittelbaues des Schlosses ein. Dreiundzwanzig Fenster öffnen sich aus der Galerie nach dem Garten, die entsprechenden Felder der Gegenseite sind mit Spiegeln besetzt. Überreich verziert sind die Wände und das Tonnengewölbe der Decke. Die Felder des Gewölbes sind von Bruns Meisterhand mit Gemälden geschmückt, die zumeist Schlachtenszenen darstellen. Es mutet an wie eine Ironie der Geschichte, daß in dieser Galerie, wo so oft Kriegspläne gegen Deutschland geschmiedet wurden, die Kaiserkrönung vor sich gehen sollte. (Das Schloß auf Herren-Chiemsee, das König Ludwig II. von Bayern gebaut hat, das aber nur halb vollendet ist, ist ein getreues Nachbild des Versailler Schlosses.)

In der Mitte der Fensterwand der Spiegelgalerie war ein Altar errichtet, an der einen Schmalseite nahm eine Bühne die ganze Breite des Saales ein, auf welcher von 11 Uhr an die militärischen Abordnungen mit den Fahnen sich aufstellten. Im Saale herrschte um diese Zeit schon ein dichtes Gewühl von Offizieren aller Grade und Waffengattungen. Sie schauten zur Decke empor auf Bruns großes Gemälde: „Übergang über den Rhein vor dem Feinde.“ Heute, 200 Jahre später, waren die Deutschen da, allein, ohne Verbündete, aus eigener Kraft, um sich Ruhe und Sicherheit zu erkämpfen vor ferneren Rheinübergängen.

Um 12 Uhr verkündeten Hurrahrufe aus dem Schloßhof die Ankunft des Königs. An der Spitze der Fürsten trat er ein und nahm Stellung gegenüber dem Altar, wo der Hofprediger Rogge mit sechs Geistlichen stand. Die Feier begann mit einem Gottesdienst und Choral, den Soldatenchöre sangen. Prediger Rogge sprach über Psalm 21. (Denn sie gedachten dir Übles zu tun und machten Anschläge, die sie nicht ausführen konnten.) Der König stand während dieser Rede in

die Präsidialrechte nur einem deutschen Kaiser, nicht dem König von Preußen einräumen könne, entschloß er sich und schrieb nach dem Wortlaut von Bismarcks Aufsatz in seinem Schlosse zu Hohenschwangau den entscheidenden Brief, der dem König Wilhelm am 3. Dezember 1870 durch den jetzigen Prinzregenten von Bayern überreicht wurde. Nachdem so alles geebnet war, entstand noch Streit über den Titel selbst. König Wilhelm wollte „Kaiser von Deutschland" genannt sein, nicht „Deutscher Kaiser", und es gelang Bismarck nicht, ihn zu überzeugen, daß der erstere Titel die Anerkennung einer Territorialhoheit enthalte, welche die Fürsten nicht gewillt seien, zuzugestehen. Diese Meinungsverschiedenheit war auch am Vortage der Kaiserproklamation noch nicht beigelegt, allein die Feier war vorbereitet; die Ereignisse hatten ihren Lauf. Mit begreiflicher Spannung wartete daher Bismarck, als das Hoch auf den Kaiser vom Großherzog von Baden ausgebracht wurde, auf den Titel. Der Großherzog ging jedem Konflikt aus dem Wege, indem er sein Hoch nicht auf den Kaiser von Deutschland und nicht auf den deutschen Kaiser, sondern auf den Kaiser Wilhelm den Siegreichen ausbrachte. Aber diese Dinge spielten sich hinter den Kulissen ab und nahmen der Feier nichts von ihrer Bedeutung und ihrem Glanze.

Die Vorbereitungen dazu waren geheimgehalten worden, dennoch scheint ein Gerücht davon nach Paris gedrungen zu sein. Denn am Tage darauf, am 19. Jänner, geschah der letzte große Ausfall der Pariser gerade in der Richtung auf Versailles.

Am 18. Jänner in der Früh versammelten sich in dieser alten Königsstadt Abordnungen von allen Regimentern, die um Paris lagen, mit ihren Fahnen. Auch von meinem Bataillon ging ein Hauptmann, ein Oberjäger und ein Korporal nach Versailles ab. Wie wurden diese Auserwählten beneidet und wie wurden sie bei der Rückkehr bestürmt mit Fragen! Die Hauptstraßen von Versailles laufen aus drei Richtungen auf das große, im Grundriß hufeisenförmige Schloß zu, das seinen offenen Hof jenen Straßen zukehrt. Vor dem Schlosse steht das Reiterstandbild Ludwigs XIV. und von den vorspringenden Flügeln des Gebäudes glänzt die Inschrift: „A toutes les gloires de la France." Das im Frieden so stille Versailles glich während der Belagerung von Paris einem schwärmenden Bienenstock. Das große Hauptquartier des Königs lag hier mit seinen Fürstlichkeiten, Stäben und fremden Offizieren, zu schweigen von der starken Besatzung. Es war die einzige Stadt innerhalb der Einschließungslinie, deren Bewohner nicht geflüchtet waren, und deshalb war sie das Ausflugsziel aller dienstfreien Offiziere, die einmal wieder menschenwürdig essen wollten. Im Hotel „Reservoire" neben dem Schlosse konnte man täglich abends Moltke an der Wirtstafel präsidieren sehen, er zog mehr die Blicke auf sich als die Fürst-

Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermutigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterland die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.

Gegeben, Hauptquartier Versailles, 17. Januar 1871.

Wilhelm."

Die Stille in der Versammlung hielt nach dieser Verkündigung noch einen Augenblick an. Dann verneigte sich der Großherzog von Baden gegen den Kaiser und bat um Erlaubnis, sich an die Versammlung wenden zu dürfen. Mit lauter klangvoller Stimme rief er in den Saal: „Seine kaiserliche und königliche Majestät, Kaiser Wilhelm der Siegreiche, lebe hoch! hoch! hoch!" und entzündete damit eine Begeisterung, die sich in brausenden Hoch- und Hurrah-Rufen Luft machte, wie sie mit solcher Gewalt diese Wände sicherlich noch nicht gehört hatten.

Der Kronprinz beugte sich, um als Erster dem Kaiser kniend zu huldigen. Aber gerührt zog ihn der Vater schnell an seine Brust und küßte ihn auf beide Wangen. Er war so bewegt, daß er sich mit dem Handschuh wiederholt die nassen Augen trocknen mußte. Dann stieg er die Stufen herab, zog die Generäle ins Gespräch und begrüßte auch die mit dem eisernen Kreuz geschmückten Mannschaften. Er verließ unter den Klängen des feierlichen Hohenfriedberger Marsches den Saal und ward im Vorsaal mit kräftigen Hurrah-Rufen der Kürassier-Leibwache empfangen. Der Jubel setzte sich fort, die Stiege hinab, in den Schloßhof und hinter dem Wagen her, bis der Kaiser in den Hof der Präfektur einbog, wo er wohnte. Um 5 Uhr fand hier ein Festmahl statt, zu dem alle anwesenden Fürsten, die Generäle und die Spitzen der Hof- und Staatsbehörden eingeladen waren.

So war ein weltgeschichtlich bedeutender Akt in der Hochburg des Feindes zur Tat geworden und was in der Erinnerung und Sehnsucht des Volkes unauslöschlich gelebt hatte, das Deutsche Reich und die deutsche Kaiserwürde waren neu erstanden.

Andacht versunken, den Blick zu Boden geheftet. Die Musik spielte hierauf den Choral: „Nun danket alle Gott“ und die ganze Versammlung erhob ihre Stimme nach dem schönen evangelischen Brauch zum gemeinschaftlichen Gesang. Auch der Kronprinz und Bismarck sangen die drei Strophen des alten Liedes kräftig mit. Zwischen seinem Sohne und dem Großherzog von Baden, seinem Schwiegersohne, schritt hierauf der König der Bühne zu und bat alle Fürsten, sie vor ihm zu betreten. Die siegreichen Fahnen bildeten den würdigen Hintergrund zu der erlauchten Versammlung, an die sich nun der König wandte mit der Verlesung folgender Ansprache:

„Durchlauchtigste Fürsten und Bundesgenossen! In Gemeinschaft mit der Gesamtheit der deutschen Fürsten und freien Städte haben Sie sich der von des Königs von Bayern Majestät an Mich gerichteten Aufforderung angeschlossen, mit Wiederherstellung des Deutschen Reiches die deutsche Kaiserwürde für Mich und Meine Nachfolger an der Krone Preußen zu übernehmen. Ich haben Ihnen, durchlauchtigste Fürsten, und Meinen anderen hohen Bundesgenossen bereits schriftlich Meinen Dank für das Mir kundgegebene Vertrauen und Meinen Entschluß ausgesprochen, Ihrer Aufforderung Folge zu leisten. Diesen Entschluß habe ich gefaßt in der Hoffnung, daß es mir unter Gottes Beistand gelingen werde, die mit der Kaiserlichen Würde verbundenen Pflichten zum Segen Deutschlands zu erfüllen. Dem deutschen Volke gebe ich Meinen Entschluß durch eine heute von Mir erlassene Proklamation kund, zu deren Verlesung Ich Meinen Kanzler auffordere.“

Alle Augen wandten sich nun dem Grafen Bismarck zu, der nahe an die Stufen herantrat. Er trug den dunkelblauen Rock seiner Magdeburger Kürassiere und die hohen Reiterstiefel. In der Linken hielt er den blinkenden Stahlhelm, in der Rechten die Urkunde, die er nun dem König zugewendet mit kräftiger Stimme verlas, die Proklamation an das deutsche Volk:

„Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr als sechzig Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiemit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Ruf der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den kaiserlichen Titel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen

hoch, die breitere, abgeschlossene „Reichenau“: Ortschaft an Ortschaft, Wald und Weide, felsige Hänge und steile Wiesen darüber, hin und her einsame Bauernsitze, droben die Almen, wo Sommers scheckige Mölltaler in Herden gehen, und Halter und Halterin ein menschenfernes Naturleben führen.

Der Reichenauer Menschenschlag, der bis zur hohen steirischen Grenzscheide hin, sechs Stunden weit, Tal und Bergwände gerodet hat, gibt sich selbst das Zeugnis, daß er „zacher“ sei als die „vom milderen Lande“. Geht draußen der Aprilstaub, so stäuben hier vielleicht sturmgehetzte Schneewolken über die Dächer und manches Jahr hat auch der August noch den Höherwohnenden Heimstätte und reifendes Kornfeld weiß zugedeckt.

Wo Tal und Fluß sich nordwärts wenden, steht, weithin leuchtend, ein schlankes Kirchlein; in seinem Schatten birgt sich ein braunes, balkengezimmertes Häuschen, echt und recht eine kärntnerische Bauernkeusche — das ist Kirche und Pfarrhof von Wiedweg, Sammelpunkt der Evangelischen im obersten Gurktal. Einen Ruhm haben sie nicht, höchstens den, daß sie bei fünf- bis achtstündigem Marsch nach fünf verschiedenen Richtungen Anschluß an den Weltverkehr haben können, und den, daß das Häuflein Evangelischer ringsum einst auch wie ein brennendes Scheit aus dem großen Brande der vergangenen Jahrhunderte gerettet worden ist und weiterglimmend einen Rest alter Glut bewahrt. Die Zeugen jener Tage sind längst im Grabe verstummt. Die Erinnerung lebt noch; oft genug geht das Gespräch am Gasthaustisch zwischen Bauern, Knechten und Handwerkern auch heute noch hin und her um Luther und sein Werk, um Schuld und Unschuld am Dreißigjährigen Krieg, um Priesterehe und Bibelwort, um Geistesknechtung und „Aufklärung“ — wie man hier die freie Belehrung in Glaubenssachen nennt. Manch einer, der sonst nur Holz schlägt oder Ochsen treibt, sucht sich zur Feierstunde eine Welt- oder Kirchengeschichte, um gierig daraus zu zehren. Wenn dann im Gasthause die Köpfe rot und die Sinne heiß geworden waren, so sind auch schon Fäuste und Gläser von beiden Seiten als beweiskräftige Mittel im Geisteskampfe um die gegnerischen Häupter gesaust.

Auch aus dem Dämmerlicht der Vergangenheit selbst treten da und dort noch Zeugen hervor an den hellen Tag der Gegenwart. Das freundliche Kloster, das aus dem Seitengraben des Görzbaches von halber Höhe herabgrüßt, und die Pfarrkirche zu St. Martin in der Ebene Reichenau sind nicht die einzigen. Die hat Maria Theresia einst als Wachposten am Anfang und Ende des Gaues errichten lassen, da des heimlichen Treibens, des Bücherlesens, des Briefwechsels mit deutschen Glaubensgenossen, des Beherbergens wandernder Boten zu

Wohl konnte das Fest nach der Lage der Dinge nur ein militärisches sein, allein es war das ganze Volk in Waffen, das Volk der allgemeinen und gleichen Wehrpflicht, das auf dem Schlachtfeld angesichts der feindlichen Hauptstadt seinem Kaiser zuerst gehuldigt hatte.

Der jedem Übermute so abholde Sinn Wilhelms wollte diese Feier bis nach Beendigung des Krieges verschoben wissen, weil man der Vorsehung nicht in die Karten blicken könne. Allein der Kronprinz, dem die Anordnung des Festes obgelegen hatte, wählte dazu den 18. Jänner, den 170. Geburtstag des preußischen Königtums und die Beendigung des Krieges war ja ganz nahe. Am nächsten Tag standen dieselben Truppen, die das Fest gefeiert hatten, wieder im Feuer, um den letzten Ausfall der Pariser Armee zurückzuschlagen. Genau eine Woche später fand sich der französische Minister des Äußern, Jules Favre, bei Bismarck ein und bat um Waffenstillstand für Paris und Frankreich mit Ausnahme Belforts. Dort war eine Bewegung im Zuge, von der sich die Franzosen einen Erfolg versprachen. Sie endete bekanntlich mit dem Hinüberdrängen der ganzen Bourbaki-Armee in die Schweiz.

Als Bismarck am 26. Jänner bis in die Nacht mit Favre verhandelt hatte und dann noch zu seinen Mitarbeitern ins Zimmer trat, um mit ihnen noch einen Abendtrunk zu tun, hingen alle Blicke fragend an ihm. Er aber sagte kein Wort, sondern pfiff fröhlich das Jagdsignal „Halali“, und sie verstanden, daß es das Ende des großen Krieges bedeutete. — Und mit dem Gefühl eines Menschen, der schwere Last getragen und nun davon befreit ist, sagte Bismarck in jenen Tagen zu seiner Umgebung: „Die Einheit ist nun gemacht und der Kaiser auch. Aber nun werden die Kritiker sagen: Der dumme Kerl hätte mehr verlangen sollen bei den Verträgen mit den Süddeutschen; die letzteren hätten gemußt. Ich aber sage, was sind Verträge, wenn man muß. Mir kam es darauf an, daß sie gerne in das Reich eintraten und zufrieden waren. Zwang und die Anwendung der preußischen Stärke wäre die zukünftige Schwäche Deutschlands gewesen.“

Weise und genügsam mit dem Erreichbaren hat Bismarck so über sein Leben hinaus die Deutschen ohne Zwang verbunden. Es gibt keinen größeren Irrtum, als ihn den Handlanger König Wilhelms zu nennen. Mit- und Nachwelt erkennen ihn als den Reichsschöpfer.

Zeugen alter Tage.

Weltverloren strecken sich zwischen den Kuppen der „Nock“-Berge Kärntens stundenlang die engen Täler hin, die das Alpenvolk „Graben“ nennt. Wo man, bergwärts steigend, das enge, schroffwandige Felsenbett der Gurk wieder verläßt, beginnt, tausend Meter

fangbücher, Arndts „Wahres Christentum“, Müllers „Herzensspiegel“, Schaidtbergers „Sendbrief“ und manche andre, bis um das Jahr 1600 hinauf. Ähnliche treu behütete Bücherschätze birgt manches Haus.

Bedenkt man, daß Einfuhr und Halten von Büchern verfolgt wurden, daß die Verkehrsverhältnisse höchst unvollkommene waren, dazu die Entfernungen nach dem Reich sehr groß, so fragt man erstaunt: Wie war es möglich, daß die Leute zu allen Zeiten, auch in den schwersten, sich immer wieder von neuem versorgen konnten, daß auch das letzte Bauernhaus angeschlossen war an den fernen Quell des neuen Glaubenslebens? Was für ein zäher Wille und treues Festhalten am verbotenen, liebgewordenen Geistestum!

Eine andere Frage drängt sich auf. Woher kommen in einem Hause die gleichen Schriften in mehrfacher Ausgabe? Auch das ist zu deuten als rührendes Zeugnis vergangener Tage. Vor einigen Monaten starb einer der letzten Evangelischen im Turracher Seitental der Mur, ein alter Taglöhner, sechs Stunden weit von hier. Er war weithin bekannt als eifriger Leser und Besitzer vieler Bücher. Kaum war er begraben, so traten die katholischen Nachbarn an sein katholisches Weib heran, mit der Forderung, die Bücher in den Bach zu werfen, der unter dem Hüttlein talabwärts fließt. Sie war nicht hart genug, dem Toten das anzutun. Ein anderer evangelischer Knecht und Freund des Entschlafenen zog an jenem Tag über das Gebirge herüber zu uns. Den ließ sie das meiste davon mitnehmen; einer unserer Bauern will eigens einmal hinüber, um im Rucksack den Rest über die Alp zu retten. Die Schmach soll man uns antun dürfen, daß man unsere Bücher in den Bach wirft? Genau so ist's früher gewesen in den harten, alten Zeiten. Damals war's nur zehnfach notwendiger und darum treuer geübt. Die Auswandernden ließen Freunden ihre gedruckten Schätze zurück, Sterbenden gab man das Versprechen, die Bücher im Stillen hinüberzutragen ins Nachbarhaus und zu hüten für die Waisen. Vor nahenden Untersuchern mag man alles zusammengetragen haben auf einen der hohen, schwer zugänglichen Höfe, um die Neugierigen zu täuschen. Unzuverlässigen Erben mag oft genug ein eifriger Bücherfreund, wie es heute noch geschieht, den hinterlassenen Bücherbesitz abgekauft haben, um ihn zu wahren, auch wenn er selbst längst die gleichen Schriften besaß.

Dieser vorsorglichen Treue allein ist es zu danken, wenn vor mir auf meinem Tische mehrere Folianten besonders ehrwürdigen Alters liegen: drei Bände aus der ersten Gesamtausgabe der Werke unseres Dr. Luther 1551, 1555, 1568, unversehrt bis auf die letzten Blätter! Daneben, noch mehr zum Staunen: von einem ordnungsliebenden Leser in einen Band zusammengefügt, einundzwanzig reformatorische Flugschriften Luthers und „Andresen Bodenstein von Carolstadt“ aus den

viel wurde. Könnten die Steine sprechen, aus denen man sie gebaut, sie müßten von manchem Herzweh und bitterem Scheiden berichten, dessen sie Zeugen waren, von zerrissenen Familien, von fliegender Sehnsucht und heißem Heimweh, das zwischen den siebenbürgischen Landen und unserem Hochtal vergebens den Weg suchte. Die starken Gefühle sind vergangen, aber da und dort weiß eine Familie noch von entfernter Freundschaft in Siebenbürgen, und bei der höchsten Hube unserer Gemeinde, am Waldsaum droben, zeigt der allein dort hausende Knecht, der glaubenstreue Anderle, am Wiesenhang ein verwildertes Grab mit vermodertem Kreuzholz. Die Erinnerung des Volkes sagt, da hätten sie einen Vater beerdigt, dem man die Söhne hinaus ins Elend geführt hat; ihm sei daheim im Elend das Herz gebrochen. Einsam liegt die Stätte.

Derselbe Anderle führt einen aber auch auf den Heustadl hinauf, stellt eine Leiter bereit und heißt einen, da er selber vom stolzen Radetzkyreiter zum hinkenden Greis geworden, hinaufsteigen auf die großen Querbalken. In deren einen ist von obenher ein tiefes Loch eingeschnitten, das verdeckt werden kann. Da haben sie einst, wenn die Spürer kamen, die „heiligen“ Bücher, Erbstücke der Vorväter, hineingetan und durchgerettet.

Die alten Bücher! Wenn die erst erzählen könnten, wie es ihnen ergangen. Nicht wie den meisten Büchern unserer Tage; sie sind gelesen und zerlesen worden und finden heute noch fromme Beter und nachdenkende Gemüter, die sich Sonntags über die große, derbe Schrift beugen und morgens und abends ihre Gedanken hineinversenken.

Da bringt mir eines Tages eine Bäuerin ein Buch mit braunem Lederband und eisernen Schnallen: Arndts „Paradiesgärtlein“. Auch innen ist es braun und grau geworden. Einige Registerblätter hinten soll ich wieder herstellen; sie sind durch jahrhundertelangen Gebrauch so ausgefranst, daß nur die Hälfte jedes Blattes noch vorhanden ist. Die jetzige Besitzerin kennt jedes Gebet in seinen Schönheiten und Kraftstellen; darum mag sie das Buch nicht missen; so war es gewiß erst recht bei den früheren Inhabern. Da war ihre geistige Welt, ihre Kunst, ihre Ewigkeit, ihr Seelenland. Der modernde Duft, der den Blättern entsteigt, ist nur das Vergängliche. Geist und Leben ist aus ihnen oft genug in suchende Seelen aufgestiegen. Der Klang ihrer Worte hat oft genug der im Stillen versammelten Hausgemeinde die Herzen als Ewigkeitsklang erfüllt, wenn der Hausvater als Priester Familie und Gesinde zusammenrief.

Im selben Bauernhof steht in der guten Stube ein Schränkchen, das ist voll von Büchern aus alter Zeit; dasselbe Paradiesgärtlein in sechs verschiedenen Ausgaben, Bibeln, Augsburger und Preßburger Ge-

Zum Hohn saß oben an einem Fenster auch noch ein Inquisitor und schaute zu. Wie es da prasselt, trägt ihm eine Rauchwolke mitten aus dem Feuer heraus ein Blatt auf den Schoß. Darauf stand unversehrt zu lesen: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen." Der Mann las, erschrak und gab sofort Befehl, das Feuer zu ersticken. Die noch erhaltenen Bücher trug man hinein in das Gebäude, und dort sind sie vielleicht jetzt noch zu sehen. Des Großvaters Bruder, so sagte die Erzählerin dieses Ereignisses, ist selbst drüben gewesen und hat noch die Bücher gesehen, manche mit den Spuren des Brandes.

Ein längst verstorbener, aber im heutigen Geschlecht noch um seiner Belesenheit, Gläubigkeit und Weltoffenheit willen oft genannter Bauer unserer Gemeinde hat mit eigener Hand vor Jahrzehnten in eines seiner Bücher (von 1666, gedruckt 1706) folgende „Meldung der wunderbaren Erhaltung dieses vorliegenden Buches in der Feuersbrunst" eingetragen: „Man kann es nicht ohne Bestürzung des Gemüts melden, was sich am 4. März **52 zugetragen hat. Nämlich es trug sich zu, daß um die Zeit der Mittagsstunde . . . in dem Hause der Steinacher Hube plötzlich das Feuer ausbrach. Und da alle menschliche Hilfe, dem Feuer zu wehren, vergeblich war, so stand das ganze Wohnhaus in wenigen Minuten ganz in Flammen und es wurde von denselben das ganze hölzerne Haus verzehrt. Und als sie des anderen Tages die Asche durchsuchten, haben sie des seligen Herrn Philippus Ehrenreich Widerus geistreich tröstendes Lesebuch mit dem Titel „Postilla oder evangelische Kreutz- und Trostschule", welche auf dem Tische in der Wohnstube nebst anderen Büchern gelegen sei, in der Asche gefunden, so daß zur größten Verwunderung der großen Allmacht Gottes und seiner gnädigen Erhaltung in der Feuersbrunst der Rücken der Anfangsblätter zwar ein wenig verbraunt wurde, aber es wurde kein Buchstabe verletzt, so daß alles noch deutlich zu lesen ist. Es ist ebenso erfreulich als traurig, so wunderbar als seltsam, daß durch Gottes Güte und Allmacht im stärksten Feuer das Buch erhalten wurde, während er alles Irdische und Vergängliche vom Feuer verzehren ließ. Das ganze Haus nahm es hinweg, aber sein Wort nicht. Alles, was Gott erhalten will, das ist ihm ein Leichtes zu erhalten . . . So ist es kein Zweifel, Gott lasse ihm des seligen Herrn Ph. Ehrenreich Widerus christlich tröstendes Lesebuch sonderlich gefallen und wolle dasselbe mit dieser herrlichen Wundergeschichte gleichfalls approbiert und bekräftigt haben . . . Es ist auch an diesem Buch das prophetische Wort Jesu Christi erfüllt, was er bei Lukas 21, Vers 33, gesprochen hat: ‚Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen . . .' Wir können es billig für ein großes Gnadenzeichen Gottes achten, um der frohen Überzeugung zu leben, daß

Jahren 1520 und 1521. Also bis in unsere fernen Gräben herauf kamen die ersten Schwalben geflogen, den Lenz zu verkünden in den Holzhütten! Auch das Singen der Nachtigall fand Widerhall an unseren Bergwänden. Des zum Zeugen ein „Gsangbüchlin“, mit beigefügten Melodien, gedruckt zu Augsburg 1555 (?), und damit zusammengebundenen Katechismus und Agende; im gleichen Besitz wie die anderen Bücher. Soweit festzustellen möglich, haben diese beredten Zeugen der Vergangenheit bis vor einigen Menschenaltern im versteckteften Winkel der Reichenau ihr stilles Dasein geführt, im Görzgraben, wo man vor 150 Jahren den Kapuzinern das Kloster baute. Fingerzeige, von ungeschickter, nur pfluggewohnter Hand da und dort an den Rand gefügt, weisen darauf, daß sie auch wirklich geredet haben zu empfänglichen Herzen — bis heute, denn der stattliche, sechsundachtzigjährige Bergmann, bei dem sie ihr jetziges Obdach gefunden, saß oft genug über einen Lutherband gebeugt und freute sich an manchem klaren Licht, das ihm seine Priester nie angezündet.

Schaut man in diese alten Schätze hinein, so ist einem, als ginge ein Hauch des Lebens von ihnen aus, wie er einst geweht, als streifte einem der Geistesadler, wie er damals jung, kraftbewußt, die Schwingen prüfend reckte, die Stirn mit seinem Fittich. Man fragt unwillkürlich: Mußte es so sein, daß man dir so früh die Sehne zerschnitt? Wärst du frei geflogen über Berg und Tal der Sonne zu — es wäre ein Stück Weltgeschichte und Völkerleben anders geworden, lichter, reiner!

Woran der Menschen Herz hängt, das umwinden die dankbaren Gemüter mit dem goldenen Kranz verehrender Liebe. Es konnte nicht anders sein mit den alten Büchern. Die waren des unterdrückten Geistes treue Berater, Freunde in der Not des Lebens, Licht auf dunkeln Pfaden, Tröster zum Sterben, Boten der Ewigkeit in Stunden ernster, stiller Vertiefung. In ihren hohen, schönen Worten stammelte das Kind an Vaters Hand die Anfänge irdischer Weisheit, aus ihnen lallte der Sterbende sein letztes Bekennen Sie waren Genossen jedes Leides und verfolgt wie die Menschen selbst. Was wunder, daß heute noch allerlei Merkwürdiges im Volksmunde erzählt wird von ihren Schicksalen.

Im Orte Reichenau drin wurden einmal die Bücher zum Vernichten zusammengetragen. Man warf die ersten in den Fluß, und siehe, keines wollte untergehen; kein Bemühen half. Was das Wasser nicht vermochte, sollte das Feuer ausrichten. Man warf sie in die lodernden Flammen, und siehe, keines wollte brennen! Gottes wahrhaftiges Zeichen, daß die Wahrheit nicht vernichtet werden kann! In Gmünd drüben war's, im Liesertal. Da war vom Papst derselbe Befehl gekommen: alle Bücher zu zerstören! Vor dem Gericht wurde alles zusammengebracht, dessen man habhaft werden konnte. Lichterloh schlugen die Flammen gen Himmel.

Heimgärtners Tagebuch.

Wie gefährlich es ist, allzu strenge Lebensgrundsätze aufzustellen, das Christentum allzustraff zu spannen, das zeigt sich an Tolstoi. Dieser starke Mann hat strenge Lehren gegeben, strengere und immer strengere, bis ihm am Ende auch die Willigsten nicht mehr zu folgen vermochten. Es blieben seine Verehrer zurück, es blieben seine Freunde zurück, es blieb seine Familie zurück. und endlich mußte er gestehen, daß auch sein eigenes Leben seiner Lehre nicht mehr entsprechen konnte. Wenigstens nicht, solange er unter Menschen lebte. Erst Einsiedler mußte er werden, und das mußte er, um sich nicht selber untreu zu werden und um zu zeigen, wie heiliger Ernst ihm seine Sache ist. Tatsächlich ist er aber damit angekommen — jenseits des Christentums. Denn Christus selbst hat menschlich unter Menschen gelebt, seine Lehre war nicht für Einsiedler, nicht bloß für ein eigennütziges persönliches Erlöstwerden, nein, diese große Lehre war eine soziale, war für die beisammen und füreinander lebende menschliche Gesellschaft gegeben.

So denke ich mir oft, wer was Rechtes erreichen will, wer nicht bloß einzelnen, wer vielen Mitmenschen nützen will, der soll nicht extrem werden, soll nicht Übermenschliches verlangen. Es werden ja immer einzelne aufstehen, die der Menschheit in Lehre und Leben das höchste Ideal zeigen. Tolstoi ist ein solcher, man bewundert ihn, man vergöttert ihn, aber — man folgt ihm nicht.

Mich hat man gelegentlich den deutschen Tolstoi genannt. Beileibe nicht in der Kunst, die „kann“ ich nicht und ist mir ja ziemlich gleichgültig, als vielmehr in der Sehnsucht nach sittlicher Vollkommenheit an mir und den Mitmenschen. Hierin mag ich wohl so ein kleines Tolstoiserl sein. Allerdings ein recht zahmes und bequemes, mit dem großen verglichen. Aber selbst dieser bequeme, scheint es, wäre noch zu unkomfortabel. Mich deucht, die Lebensvorschläge, die ich mache, müßten die allermeisten Leute an sich durchführen können. Und wie oft ertappe ich mich dabei, daß ich sie selber nicht zu halten vermag. Na, wenigstens strengt man sich an, Erreichbares zu erreichen, während man sich vor dem Unerreichbaren keine Mühe mehr gibt.

Wer die Menge aufwärts bringen will, der muß breitere Straßen wählen, die in sachten Schlangenwindungen vielleicht auf den Rigi führen können, nie aber auf das Matterhorn. Man muß es bei Beginn der Wanderung ja nicht gleich sagen, wie hoch man hinauf will. — Persönliche Neigung hätte auch ich (wie Tolstoi) für das Matterhorn. Aber was macht man allein dort oben? Ich erinnere mich an ein Wort meiner Mutter, als sie schon sterbenskrank war: „Wenn nicht auch ihr alle nachkommen tätet, ich allein möcht' nit im Himmel oben sein.“

Gott sein gnädiges Auge auch auf uns gerichtet hat, die wir evangelisch sind. Denn wenn er uns sein Wort erhält, so will er auch uns erhalten, wenn wir nur sein Wort gerne hören und ehren, so wie er unsere ersten Bekenner der evangelischen Wahrheit erhalten hat, zur Zeit des ersten Auftretens unserer Reformatoren Johannes Huß, Petrus Waldus und Dr. Luther. Und so werden sich die Evangelischen bei frommer Übung seines Wortes in Zukunft wie in der Vergangenheit, sowie auch Freunde und Feinde Gottes, seine Anhänger und Verächter, stets erprobt fühlen, daß Gottes Wort bleibet in Ewigkeit."

So weit der weiland Steinacher Huber. Er ist auch in seinem „Paradiesgärtlein" gut bewandert gewesen, denn von da holte er sich zum Teil das Gewand, in das er seine wunderliche Geschichte kleiden wollte, da seine eigene Zunge zu schwer war, das Erlebte in Worte zu fassen.

Mit Verehrung soll das lebende Geschlecht auf die verstaubten, unbeholfenen Bücher der alten Zeit schauen, denn sie sind auch eine Quelle der Geistesbildung gewesen und gaben dem ungebildeten Manne vieles von dem, was die brachliegende Schule nicht geben konnte. Es ist ein Stück Wahrheit daran, wenn ein österreichischer Schullehrer neuerer Zeit bemerkt haben will, daß die Kinder der Evangelischen die Sprache besser zu handhaben verstehen als die andern. Komme ich da jüngst im wirbelnden Schnee eines Sonntag nachmittags hoch hinauf zur einsamen Ronacherhube. Da sitzt das sechzehnjährige Bürschchen gebeugt über Martini Molleri, weiland Oberpredigers zu Görlitz, Fest-Postille vom Jahre 1601, während das Schwesterchen den tanzenden Flocken zuschaut. Ein Bild, als wäre es von drei Jahrhunderten her festgebannt in der altertümlichen Stube mit den kümmerlichen, spannenweiten Gucklöchern.

Mit noch größerer Verehrung sollen die Lebenden hinaufschauen an der Glaubenseinfalt, die diese stummen Gefährten früheren Geschlechtern eingepflanzt haben. Was für ein schöner Glaube: mit dem Auge sieht der Steinacher Bauer zehrende Flamme, vernichtetes Eigentum, stäubende Asche, — mit der Seele fühlt er ein deutliches Winken der ewigen Hand — und ist darob still. Heute ist andere Zeit. Ein neuer Geist stürmt herauf durch das Tal. Er macht aus Bauern Glaubenslose und aus Holzknechten Darwinisten. Die neuen sagen: Es ist kein Gott, der Mensch ist ein Tier, der Affe sein Vorfahr. Ob wieder eine Zeit kommt, da dem irrenden Volk jeder Konfession Propheten erstehen, die nicht den Buchstaben, wohl aber den Geist der alten Zeugen wachrufen? Gott weiß es. Das ist gewiß: der Steinacher hatte das Herz auf dem rechten Fleck.

E.

Als die vorhergehenden Zeilen geschrieben wurden, war Tolstoi auf der Flucht in die Einsamkeit. In der Klosterzelle war es für ihn nichts, er zog weiter und unterwegs, in einem einsamstehenden Bahnhofgebäude, ist der 82jährige Dichter und Prophet gestorben. — Soll ich das Wort vom „harten Herzen“ stehen lassen? Seine Gattin, die ihm nachgeeilt, die sich vor sein Krankenlager verzweifelt flehend auf die Knie geworfen, hat er nicht mehr angehört; unversöhnt ist er von ihr gegangen, die seit fast 50 Jahren seine Lebensgefährtin gewesen, die seine „Schrullen“ und „Absonderlichkeiten“ mit kaum ausreichender Kraft ertragen hat. Dafür, daß er sich in der Wahl seiner Frau geirrt hatte, schied er von ihr als herzloser Fremdling. Ist das nicht grausam hart? Aber man weiß ja nicht, was zwischen ihnen war. Vielleicht nichts als das Bibelwort: Du sollst deine Familie verlassen und mir nachfolgen? — Tolstoi hat auch noch eine andere Familie verlassen, seine Kirche. Denn auch die Kirche war ihm hinderlich bei seiner Nachfolge Christi. Darob hat sie ihn exkommuniziert und verweigerte ihm den Sterbesegen, da er nicht widerrief. Ich möchte nur wissen, was Leo Tolstoi vor seiner Kirche zu widerrufen gehabt hätte? Daß er das Christentum weit strenger und tiefer auffaßte, als sie es tut? Daß er das Christentum mit heiligem Ernste zu leben trachtete, ohne dazu die Zeugenschaft der orthodoxen Kirche in Anspruch zu nehmen? Hätte er das widerrufen sollen? Weil er es nicht tat, so wäre dieser größte, erschütterndste Büßer unserer Zeit im Sinne der Kirche unbußfertig gestorben?

Ein wahres Glück, daß Jesus Christus nicht der griechisch-orthodoxen Kirche angehörte, er wäre unfehlbar exkommuniziert worden.

Tolstoi schöpfte in der zweiten Hälfte seines Lebens seinen Glauben und seine Weltanschauung aus dem Evangelium. Ein kirchliches Blatt meinte nun, er habe sich die Lehre Jesu nach seinem eigenen Wunsch und persönlicher Willkür zurechtgemacht. Da — sollte man meinen — wäre sie wohl sehr kommod ausgefallen. Schauet nun aber einmal hin, wie Tolstoi gelebt hat! In der Heiligen Synode sitzt keiner, der es ihm nachmachen könnte und wollte. Die Lehre des Herrn in ihrem allerstrengsten Sinne! Und weil der russische Dichter auch der Auferstehung und dem ewigen Leben einen besonderen, ihm persönlich faßbaren, lebendigen Sinn gab, so hat die Heilige Synode geglaubt, ihn von ihrer Kirche ausschließen zu sollen.

Und schließlich hat sie ihn wieder haben wollen. Aber Tolstoi hat es so gemacht, wie der freisinnige Bauer Konrad Deubler in Goisern. Der fürchtete, daß man ihn in der Seelenschwäche des Sterbenden zur Kirche überreden könnte. So erklärte er in gesunden Tagen alles, was er etwa zuletzt, seiner Vernunft nicht mehr mächtig, widerrufen oder zuge-

Man hat viel herumgeraten, warum Tolstoi in die Einsamkeit geflohen ist Hat er es getan, um seine Schriften zu bestätigen? Wollte er als Büßer zu seiner Kirche zurückkehren? Hat er es im Delirium der Einbildung getan oder im Schwachsinn des Alters? Hat er sich mit seiner Frau nicht vertragen? So frägt und rät man. Wer Tolstois Leben und Lehren überblickt und seinen persönlichen Charakter erwägt, für den ist es doch klar, daß er für sich endlich die äußerste Konsequenz zog. Ich hatte so etwas bei Tolstoi schon lange erwartet. Altersschwäche ist nach meiner Meinung nicht zu spüren in seiner heldenmütigen Flucht. Eher der Wahnsinn des Genies, am wahrscheinlichsten ist es die Starrheit seines Willens. Nicht infolge seiner Schriften, als ob seine Schriften ihn bekehrt, gezwungen hätten, entfloh er der Welt; was er in seine Werke legte, das war er, war in ihm doch schon vorher gewesen. Ferner — als Büßer zur Kirche zurückkehren — ein Tolstoi! Dann hätte er nicht noch in der letzten Zeit seine antikirchlichen Schriften zur möglichst größten Verbreitung der Menschheit honorarlos hingegeben, was eben zum Bruche mit seiner Familie führte. Sich mit seiner Frau entzweit, natürlich, weil sie als Hausfrau und sorgende Familienmutter mit seinem Gebaren nicht einverstanden war, weil sie ihm zu Hause das asketische Leben nicht möglich machte, so wie er es wünschte. Dieser Mann war dessen, was wir Zivilisation, Kultur, Gesellschaft nennen, satt bis zum Erbrechen. Ich kann es ihm teilweise nachfühlen. Der Reichtum seines inneren Lebens entschädigte ihn zehnfach für das äußere. Dichter sind ganz eigentümliche Leute, ob Christen oder Atheisten, sie bergen in ihrem Herzen ein Himmelreich, das dem, von welchem Christus sprach, nicht sehr unähnlich ist. Diese innere selige Welt nun wollte der sterbende Tolstoi, von allem Erdenkehricht gereinigt, seinem Schöpfer zurückgeben. In eine Anachoretenhöhle des Sinai oder sonst wohin hätte er sich eigentlich flüchten müssen, aber seine körperliche Kraft trug ihn nur noch bis zur nächsten Klosterzelle, wo er nicht als „Bekehrter“, sondern als flüchtiger Gast Zuflucht suchte, um einmal ungestört bei sich selber sein zu können. Das bei sich selber sein, das Wohnen im eigenen Himmelreiche ist solcher Leute Endziel.

Dazu kommt hier noch die religiöse Schwärmerei, die im Alter so häufig zum Fanatismus wird. Ein Fanatismus, der übers Ziel schießt — über die Menschenliebe hinaus. Die Leiden, die der alte, todkranke Leo Tolstoi jetzt seinem Weibe, seinen Kindern angetan hat — sie lassen uns vermuten, daß in diesem grundsätzlich aufgebauten Urchristen — ein hartes Herz schlägt.

Häusern dargeboten wurde. Ich war auch nicht des Essens wegen da, sondern sozusagen des Lernens und eigentlich des Theaters wegen, das ich täglich unzahlend besuchen durfte, und von dem ich für meine Richtung mehr zu profitieren glaubte als von der Arithmetik und der leidigen Grammatik. Wenn ich nun nach dem Theater nach Hause kam, um mich ohne weiteres schlafen zu legen, fanden sich auf dem Nachtkästchen köstliche Dinge. Salat, saure Bohnen, einmal sogar eine halbe Wurst, und stets ein Stück Brot dabei. Fast allabendlich, daß die alte, windische, herzensgute Köchin Marie mir derlei zuschanzte, so, daß ich schon immer meinen Hunger drauf zuspitzte. Da kam einmal meine Mutter nach Graz, um zu sehen, wie es ihrem Buben gehe und in welche Hände er gefallen sei. Ihr erzählte ich unter anderem auch von den Nachtmahlspenden der alten Marie. Die Mutter schaute nachdenklich drein und dann sagte sie: „Darf denn das die Köchin? Du mußt sie einmal fragen, ob der Herr davon weiß, daß sie dir zusteckt.“ — Jetzt, von dieser Rede an wollte mir das Nachtmahl nicht mehr recht schmecken. Und eines Tages fragte ich: „Marie! Weiß der gnädige Herr davon, daß Sie mir oft ein Abendbrot schenken?“ Daraufhin gab es Verdruß. Kaum eine Stunde verging, da kam der alte Finanzrat zu mir ins Zimmer: Die Marie habe den Dienst gekündigt. Sie bleibe nicht in einem Hause, wo sie verdächtigt werde, der Herrschaft Speisen zu vertragen. „Lassen Sie das, Rosegger“, setzte er mit seiner heiseren Stimme bei, „seien Sie versichert, daß es mir ganz gleich ist, ob die Köchin die Speiseresteln in den Ausschüttbottich tut oder auf Ihr Zimmer trägt.“ — Ich habe der alten Marie Abbitte geleistet, da sprach sie: „Gar nix wahr ist es. Dem gnädigen Herrn ist nix gleich, er habn s mi zweimal gsagt, vielleicht mögens die Speiseresteln der Student. Ist er selbe schuld! Mir sagn S me nix meh so was!“ Ich versprach es und sie hat ihre Kündigung rückgängig gemacht. Und der Abendtisch blieb aufrecht.

Mein Zimmerherr war überhaupt so Einmal ersuchte er mich ganz knurrig, ich möchte ihm doch von dem vielen alten Leder abhelfen. Er habe halbvertretene Stiefel, für die er keinen Platz finde. Ob ich denn gar keine Verwendung für sie wüßte! — Die alte Marie hatte ihm nämlich beigebracht, daß nicht bloß der Student, sondern auch seine Stiefel alle zwei das Maul auftäten. Natürlich wußte ich für Finanzrats altes Leder Verwendung.

Solche Menschen habe ich gefunden zu einer Zeit, da es mir ordnungsgemäß hätte schlecht gehen sollen.

„Es sollte jeder Kranke in allen Fällen zuerst einmal die Kleider oder das Bett vom Leibe entfernen, wenn nicht im Freien, so doch wenigstens im Zimmer bei möglichst viel geöffneten Fenstern auch im

stehen möchte, für null und nichtig. Tolstoi hatte seiner Familie vorwegs aufgetragen, von seinem Sterbebette die Gefahr einer Bekehrung fern zu halten.

Bekehrung! So einer soll zur Stunde, als er sein gegenwärtiges Leben verliert, auch sein vergangenes Leben verleugnen, das erfüllt von edlen Absichten und von Opfermut gewesen — es ist viel verlangt. Und wozu? Um den erbaulichen Stoff zu liefern für hunderttausend orthodoxe Predigten.

Ein Tagebuchblatt etwa aus dem Jahre 1864:

Des Katholiken Gebet.

Der Landmann säet das Weizenkorn.
— „O Maid, ich bin dir gut!"
Er mäht das reife Weizenkorn,
Und küßt sie bis aufs Blut.
Der Stein zermalmt das Weizenkorn,
Die Maid liegt auf der Bahr'.
Als Hostie thront das Weizenkorn
Auf heiligem Altar. —
„Wie stiegst du hoch, mein Weizenkorn!
Und wer und wo blieb ich?
O Brot, der ewigen Liebe Born,
Erbarme dich!"

Unter dieses Gedicht hatte damals jemand das Wort „Häresie" geschrieben. Ich wußte nicht warum, und weiß es noch immer nicht.

In meinen alten Papieren fand sich eine kleine Sammlung von religiösen Einfältigkeiten. Ein paar Beispiele: In einem der biblischen Schauspiele des Mittelalters kniet Adam vor Gottvater und bittet, daß er ihn erschaffen möge. — In einem andern lehrt Gottvater dem Adam das Vaterunser und den Katechismus. — Wieder in einer Volksszene sitzt Gottvater an der Tafel und der Adam wünscht: „Gesegen euch Gott das Mittagessen". — Auf einem alten Gemälde lesen Adam und Eva die Bibel. — In einem Passionsspiele tritt Judas zu den Pharisäern und es entspinnt sich folgendes Gespräch: Judas: „Gelobt sei Jesu Christ, ihr lieben Herren!" „In Ewigkeit Amen. Judas, was ist dein Begehren?" Judas: „Ich will euch verraten den Herrn Jesum Christ, der für uns am Kreuz gestorben ist." — Ich habe in meiner Kindheit ein Bild gesehen, auf welchem ein Mönch dem am Kreuz sterbenden Christus ein Kruzifix vorhält. — Über derartige Frömmigkeit wird doch der liebe Gott selber lachen müssen.

Vor 45 Jahren, als ich vom Gebirge nach Graz kam, hatte ich bei einem alten verwitweten Pensionisten ein Zimmerchen gemietet. Meine Verköstigung suchte ich außer Haus, am Mittagstisch, der mir in verschiedenen

In der Nachbarschaft vergiftete sich eine Magd mit einem Waschmittel, „Lysol“ genannt, konnte aber gerettet werden. Befragt, weshalb sie gerade dieses für solchen Zweck ungewöhnliche Mittel angewendet habe, gab sie zur Antwort, in der Zeitung hätte sie gelesen, daß sich irgendwo auch eine Frau mit Lysol umgebracht habe. — Wenn die Zeitungsleute einmal darüber nachdenken wollten, was sie mit ihren Selbstmordberichten und Verbrecherchroniken für Unheil anrichten! Es ist nachgerade ein anarchistisches Treiben! — Man muß nicht glauben, daß just die Cholera, die Blattern, die orientalische Pest und dergleichen ansteckungsgefährlich sind. Auch die Druckerschwärze, in gewisse Formen gebracht, ist ein Gift, dem fort und fort Tausende von geistigen und leiblichen Leben zum Opfer fallen.

Zuerst zerfetzte ich das Zeitungsblatt. Das war das erste. Dann warf ich den Lehnsessel um. Dann knurrte ich das Mädchen an, das gerade mein Glas Milch brachte. Dann war mir, als müßte ich die Fensterscheiben zertrümmern und den Wandspiegel und die ganze Welt. — Eine Notiz hatte ich gelesen: wörtlich weiß ich sie nicht, das Blatt ist kaput! Sie berichtete von dem Selbstmorde eines Aristokraten. Derselbe hatte eine Amerikanerin geheiratet, mit der er seit einigen Jahren in glücklichster Ehe lebte. Die Frau war von ganz eigenartiger Schönheit. Da kam es plötzlich auf, daß sie im dritten Gliede von Negern abstammte. Von diesem Augenblicke an war sie wie ihr Gatte in der vornehmen Welt, in der sie ja stets verkehrt hatten, unmöglich. Das Paar wurde gemieden, als hätte es die Pest in sich, und waren es doch zwei anständige, liebenswürdige Menschen. Der arme Aristokrat in seinem unbegreiflichen Vorurteile empfand die Schmach als so ungeheuerlich, daß er sich das Leben nahm.

Solche Vorkommnisse können mich wütend machen. Wenn eine Menschenschichte mit solchen Grundsätzen die „gute Gesellschaft“ heißt, wie müssen erst die anderen sein!

Wir wohnten in Berlin. Unser achtzehnjähriger Sohn Ricki war in Petersburg als Schriftsetzer. Ein lieber, leider immer kränklicher Junge. Da erhielten wir eines Tages aus dem Zentralhospital in Petersburg die Depesche, daß dort unser Sohn am 15. September, nach gregorianischem Kalender, gestorben sei. Wir reisten mit dem nächsten Expreßzug nach Petersburg, konnten aber unsern Ricki nicht mehr sehen, der Sarg war schon geschlossen, nur daß wir ihn — wohl als die einzigen — noch zu Grabe begleitet haben. Dann in tiefster Trauer zurück nach Berlin. Zehn Tage später erhielten wir aus Petersburg das Schreiben eines seiner Zimmergenossen im Zentral-

Zugwinde, und Fieberkranke selbst an den kältesten Wintertagen, je nach Temperatur 10 bis 20 Minuten, im Sommer 1 bis 3 Stunden und nach Belieben länger nackt gehen oder liegen.

O, ich wollte, Gott schickte einmal einen großen Mann, der alle Weisheit besäße und mit Engelszungen redete, damit er die Furcht vor Erkältungen, vor Licht und Luft, des Menschen natürliche Lebenselemente, verscheuchte. Wie manches Unglück würde da vermieden, wie manches Leben gerettet!

Die kalte Luft schadet niemals, wir leiden nur durch unsere warmen Kleider und sonstige künstliche Wärme. Es kann kein Mensch durch sogenannte Erkältung krank werden, sondern höchstens durch künstliche Erhitzung. Man gehe nur bei einer Erkältung eine Zeitlang nackt, selbst mitten im Winter, und man wird sehen, wie bald sie verschwindet. Junge wie alte Leute, die bis dahin durch viele wollene Unterkleider und sonstigen Abschluß von Licht und Luft vollständig verweichlicht waren, gingen in unserer Anstalt sofort, ohne irgendwelche Übergangsstadien in Wind und Wetter, bei Regen und Schneegestöber, sogar bei mehreren Grad Kälte, nackt im Freien." — —

Ich habe natürliches Leben und Naturheilkunde gern, es wird einem nur nicht immer möglich gemacht, oder fast gar nie, besonders in der Stadt. Obige Sätze, die ich dem Buche „Kehrt zur Natur zurück!" von Adolf Just entnehme, scheinen mir aber doch übertrieben zu sein. Nackt im kalten Winde! Ein Kranker! Ein Fieberkranker! Ich habe es zwar nie versucht, wie das tut, doch unsere Ärzte würden die heftigsten Proteste dagegen erheben und solche Kur mit der Bezeichnung „Mord! Selbstmord!" belegen. — Aber wenn es das ist, warum lassen die Ärzte, die über Gesundheit der Leute wachen sollen, solche weitverbreitete mörderische Volksbücher nicht durch den Staatsanwalt maßregeln? — Da das nicht geschieht, so wird es mit derlei Naturkuren vielleicht doch nicht ganz so weit gefehlt sein, als man glaubt. Daß man sich während des Fiebers nicht erkälten kann, hat mir selbst einmal ein kluger Arzt (nicht Naturarzt) gesagt, nun so dürfte sich ein schwer fiebernder Kranker vielleicht wirklich mutternackend in den kalten Wintertag hinausstellen, ohne daß er deshalb stirbt. — Unser Leben in gesunden und in kranken Tagen ist oft maßlos zweckwidrig. Ich wünsche der Natur-Heil-Bewegung besten Erfolg. Nur das Übers-Zielschießen ist mißlich. Die Naturheilpartei hält sich für die Quelle des Lebens und die Gegnerschaft für die Ursache des Todes. Die Kunstheilpartei macht es umgekehrt ebenso. Ich stehe zwischen beiden — bin daher nicht gesund und nicht tot.

gibt die Perlenschnüre und Diamanten ihrer Kammerzofe, aber unter der Bedingung, daß diese den Schmuck jeden Tag trage. Denn die Frau will die Schönheit jeden Tag vor Augen haben, was sie nicht kann, wenn sie ihn am eigenen Leibe trägt. — Jawohl, ein merkwürdiges Weib, das nicht weiß, daß es — einen Spiegel gibt.

Ein boshafter Nachbar sagte mir: „Die modernen Frauenhüte müßten gerade Ihnen sympathisch sein."

„Wieso?"

„Weil sie ihre Motive vorwiegend aus der Bauernküche nehmen."

Nochmals „wieso?"

„Sie erinnern sich an den Damenhut, der einen Grünzeugkorb darstellte. Dann kam die Schmalzbutten, dann kam das Milchsieberl. Jetzt haben wir den umgekehrten Saukessel und demnächst kommt das Nudelbrett dran."

Plastisch war der Mann in seinen Vergleichen. Doch will wegen dieser ungalanten Vergleiche — das Küchengeschirr klagbar werden.

Haben die Frauen Humor? heißt die neueste Rundfrage, die jetzt in Deutschland kreist. Ich vermute, daß diese Frage von einer humorvollen Frau gestellt wurde, um sich dann lustig zu machen über jene Männer, die darüber, ob Frauen Humor haben, mit blutigem Ernste eine gelehrte Abhandlung schreiben.

Jemand fand einen Lottokonto mit drei Nummern. Und als er wundershalber diese Nummern mit den roten Ziffern am Eingang der Lottokollektur verglich, sah er, daß auf seinem gefundenen Zettel ein fetter Terno lag. Was wollte nun der Jemand machen? Sein erster Gedanke: der Terno gehört mein. Ich brauche ihn bloß zu beheben. Wie denn auch sonst? Ich weiß ja nicht, wer den Zettel verloren hat, und kann ihn nicht zurückgeben. Vielleicht hat man ihn auch zufleiß weggeworfen, weil man eh nie was gewinnt. Jedenfalls weiß der Lottosetzer nichts von diesem Gewinne, hat ihn ja nicht, und nie gehabt, und was man nicht hat, kann einem nicht genommen werden; er hat keinen Verlust oder höchstens einen um die paar Kreuzer Einsatz und den hat er längst vergessen. Es ist nichts als ein Glücksfall. Vielleicht ist der Verlierer nicht würdig gewesen. Das Glück hat sich besonnen und den Treffer mir eingehändigt, als es mich den Lottoschein hat finden lassen. Das Geld gehört mein. — So hat sich der Finder gedacht und Hunderte an seiner Stelle würden ebenso gedacht haben. Zwischen diesem Denken und dem Behebungstage lag aber eine Nacht. Vor dem

hospital, der uns mitteilte, daß unser Sohn Heinrich dort nach mehr wöchentlicher Krankheit am 19. September, nach gregorianischem Kalender, verschieden sei. Er habe sich so sehr nach seinen Eltern gesehnt, habe nicht mehr schreiben können und ihn — den Bettnachbarn — vor seinem Tode gebeten, die letzten Grüße zu übermitteln. — Hernach hat sich's herausgestellt, daß in demselben Zentralhospitale ein großer Irrtum geschehen ist, daß der am 15. September Verstorbene nicht unser Sohn gewesen, und daß wir einen stockfremden Menschen in Trauer bestattet haben, während unser Heinrich in derselben Stadt mit dem Tode ringend nach seinen fernen Eltern verlangt hat, die ihm an demselben Tage so nahe gewesen und die wieder in die ferne Heimat abgereist waren, ohne daß sie sich noch einmal haben sehen können . . .

Diesen Traum hatte ich in der Nacht vom 15. auf den 16. September. Zum Teile träumte ich ihn, zum Teile hing ich ihm halbwachend nach. Er rüttelte an meiner wehrlosen Seele wie ein wirkliches Erlebnis. Das ist ja kein Novellenstoff, wenigstens kein guter, aber er läßt nicht los. So drängen sich mir Stoffe auf und es ist schwer, keine Novellen zu schreiben. Wenigstens müssen sie flüchtig hingelegt werden, um wieder befreit zu sein.

Die Welt, die das Strahlende zu schwärzen liebt, hat uns in unseren Wohnungen einen Sonnenschein ausgelöscht. Schon vor Jahren; wir sehnen uns danach und kommen doch bis heute nicht dazu, ihn wieder anzuzünden. Die Mode erlaubt es uns nicht. „Man macht's nicht mehr!" mit diesem blöde herrischen Bescheid müssen wir uns zufriedenstellen. Die Goldrahmen unserer Bilder, die freundlich lachend Räume mit dem warmen, heimlichen Lichte erfüllt hatten, sie mußten in die Rumpelkammer. Mausgraue und wanzenbraune Balken umrahmen plump die modernen Bilder, die freilich oft auch keiner würdigeren Einfassung ebenbürtig sind. Aber auch schöne, kunstvolle Gemälde, die durch feinziselierte Goldrahmen mit heiterer Würde gekrönt an unseren Wänden hingen, mußten in die braunen Holzjöcher und erblinden die Räume. Ich bin sonst doch nicht allzu goldgierig, allein die Goldrahmen um meine Lieblingsbilder lasse ich mir nicht nehmen, und rate auch anderen, der Mode zuliebe nicht ihren persönlichen Geschmack zu verleugnen. Wer immer der leichtfertigen Vettel nachlauft, der verliert sich selber.

Das muß eine merkwürdige Frau sein, von der ich da höre. Sie ist schön, sie ist reich, sie hat viel Schmuck an Perlen und Diamanten. Sie liebt diesen Schmuck und kann sich daran nicht satt sehen. Und sie

als Lueger, Schönerer, Adler, Weitloff, Kielmannsegg, um ein paar hervorragende Namen zu nennen, sondern auch geradeweg und herb über Pfarrer, Äbte und Bischöfe. Keinen ihrer Fehler, die er kennt, schenkt er ihnen und gesteht zu, daß auch er seine Fehler hat. Solch freimütige Lebensbekenntnisse sind was wert. Zu weitläufig plaudersam wird der Alte manchmal, aber sein guter Humor läßt keine Langweile aufkommen. Wie es im Innern der politischen Parteien zugeht, wie's gemacht wird, wie viel Niedertracht da mitspielt und wie viel Kraft und guter Wille verschwendet wird dafür, daß die Abgründe zwischen unterschiedlich interessierten Menschengruppen noch tiefer werden. Das ist in diesen Scheicherschen Erinnerungen gar erbaulich und gar ärgerlich zu lesen.

„Herrlich, wie am ersten Tag!" Davon träumen die Dichter und auch eine neue Bewegung, in unseren Alpen einen Naturschutzpark zu gründen, ist auf denselben Hochklang gestimmt. Man will irgendwo eine Landschaft haben zur Wiederzüchtung und Erhaltung altständiger Pflanzen und Tiere, die das moderne Wirtschaftsleben ausgerottet hat oder auszurotten droht. Sogar die Formen der Berge, die alten Eigentümlichkeiten der Wasserfälle, Flüsse, Seen u. s. w. sollen wieder hergestellt, beziehungsweise beschützt werden. Hamerling sagte mir einmal, die Dichter wären die größten Praktiker, weil sie Dinge anreißen, an die früher noch niemand gedacht hat, weil sie es sind, die den ersten Anstoß geben von Größen und Werten, die früher nicht gewesen. Aber wenn sie gar zu schön singen, wie in diesem Naturschutzpark-Projekt, dann muß man ihnen doch den Puls fühlen. Es wäre ja zu schön! In unseren, vom Rauche der Schlote umschleierten Ländern will man die Herrlichkeit der Weltjugend haben.

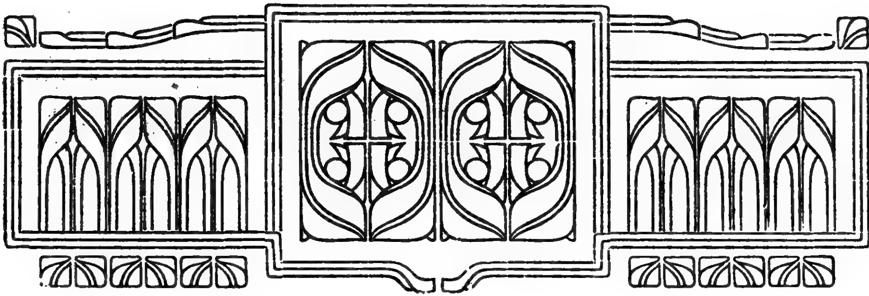
Ich habe in unzähligen Schriften die Erhaltung des alten Natur- und Volkstums verlangt, solange das noch vorhanden war. Aber mir fehlt der Mut, die ganz neue Wiederkehr dieser Dinge zu erhoffen. Unsere brutale Zeit läßt nichts neben sich bestehen, was nicht ihren Zwecken dient — der rücksichtslosen Ausbeutung aller Werte für die künstlich ins Ungeheure gesteigerten Bedürfnisse ihres Tages. Und was etwa der übersättigte Luxus noch übrig läßt, das nagt die Armut kahl.

Aber wir wollen in unserer Heimat eine Gegend, wo es herrlich ist wie am ersten Tage. Eine beschützte Landschaft mit den ursprünglichen Wesen der Natur! — Wie nun einen solchen Naturschutzpark ausführen? Darüber möchte ich lieber den Praktikus als den Dichter sprechen hören.

Wie groß soll der „Park" sein? Doch wohl wenigstens ein paar Geviertmeilen, damit die Tierwelt sich entsprechend entwickeln kann. Man

Einschlafen pflegte der Jemand sein Gewissen zu erforschen. Und das war diesmal unruhig und begann eindringlich und immer eindringlicher zu reden: Du darfst das Geld nicht beheben. Es gehört nicht dein. Wer etwas findet, ohne den Verlierer zu kennen, der hat die Sache amtlich zu hinterlegen und darf, wenn jener sich meldet, einen zehnprozentigen Finderlohn verlangen. Dieser redliche kleine Betrag wird dir mehr Glück bringen, als der große unredliche. Und am nächsten Tage hat unser Jemand die Sache angezeigt und den Lottoschein amtlich hinterlegt. Der Fund wurde hierauf öffentlich ausgeschrieben. Es verging eine lange Zeit, aber es hat sich niemand gemeldet. Dann bekam der Finder den Treffer ausbezahlt und konnte ihn mit gutem Gewissen behalten. Er freute sich an dem Gelde, aber noch weit mehr an der gelungenen Probebelastung seiner Ehrlichkeit.

Es ist immer schade, daß Pater Scheicher der Politik verfiel. Er selbst hat keine rechte Befriedigung davongetragen, obschon er als Draufgeher seinen Mann stellte. Er gehörte zu den Gründern und Hauptstützen der christlichsozialen Partei. Er war aber kein eigentlicher Parteimensch, war immer noch mehr Mensch als Partei. Den Konservativen war er zu liberal, den Liberalen zu demokratisch, den Sozialdemokraten zu kirchlich und den Ultramontanen zu deutschnational. Er bekam und verteilte Rippenstöße nach allen Seiten. Dann ist er zu sich gekommen und jetzt zieht er das Fazit seiner „Erlebnisse und Erinnerungen“ (Wien, Karl Fromme), deren vierter Band seine politischen Erfahrungen enthält. Und kommt zu dem Schlusse, daß es vielleicht besser gewesen wäre, wenn er sich nicht dem Parteileben ergeben hätte, sondern als schlichter Leutpriester in Geduld und Liebe die Lehre Jesu verkündet hätte. Und in vielfachem Hinweise darauf, wie sehr auch die kirchlichen Zustände und Einrichtungen oft das wahrhaft christliche Lehramt stören, frägt er sich, ob er, falls er noch einmal auf die Welt käme, wieder katholischer Priester werden würde? Er schüttelt den Kopf. Und ist doch Prälat, Monsignore geworden! Aber auf derlei gibt er nicht viel. Er ist Volksmann. Die Mündigmachung des Volkes, die Befreiung des Volkes von der Tyrannei der Liberalen, von der Übermacht der Juden, von der Gottlosigkeit der Sozialdemokraten — schreibt er — wäre sein Streben gewesen. Für den Ultramontanismus hatte dieser Priester das Volk nicht einfangen wollen. Nach seiner ganzen Anlage ist das glaubhaft, aber die Partei wird ihn gar manchmal zu weit gedrängt haben. Man wird lange suchen dürfen, um einen Monsignore zu finden, der so unbefangen über die Kirche und so frei und persönlich über seine Kollegen spricht. Nicht bloß über weltliche Parteigenossen und Gegner,



Kleine Laube.

Das Lebenslied.

Möglich, daß du selbst den Text machst,
Auch die Melodie wählst du,
Doch das Schicksal schlägt ironisch
Seinen eigenen Takt dazu. H. L. R.

Der hölzerne Vogel.

Es war einmal ein Vogel. Er war von Holz und konnte nicht fliegen. Aber er konnte piepsen. Und so piepste er eines Tages eine Volksversammlung zusammen in Pilzebach und piepste eine große Rede. Er redete von der Tüchtigkeit der Pilzebacher, von dem Gewerbsfleiße der Bürger und daß sie für ihren Fleiß auch den entsprechenden Lohn ernten sollten. Es müsse sich ein gescheiter Kopf, ein warmfühlendes Herz finden, sich emporschwingen und der Welt das Lied der braven Pilzebacher singen. „Bravo!“ riefen die Pilzebacher und wählten unter besonderer Tätigkeit des Bürgermeisters den hölzernen Vogel zum Vertreter von Pilzebach.

„Wenn ich fliegen könnte“, sagte der Vogel, „so würde ich wie die Lerche mich erheben, ich würde nicht bloß singen, sondern auf Feld und Bäumen auch die Insekten vertilgen und sehr vielseitig nützen können. Leihet mir Federn, Freunde, und ich werde fliegen.“

Da lieh ihm die „Pilzebacher Zeitung“ ihre Feder.

Der Vogel flatterte in die Luft und piepste einiges und verzehrte etliche Fliegen, die sonst gewiß das Obst gefressen hätten. Im übrigen kam er unverrichteter Dinge zurück, er sei zu wenig hoch gewesen, man sehe, man höre ihn nicht weit genug. Er müsse sich bis zu den Geiern erheben können, um sie zu beeinflußen, daß sie nicht immer auf die Hühner herabstürzen, oder gar auf junge Lämmer, wie das besonders im Gebirge schon geschehen sei. In höheren Kreisen ließe sich überhaupt leichter etwas für das arme Volk durchsetzen. Wenn er noch mehr Federn hätte, wolle er schon was ausrichten.

Als der Vogel so volksfreundlich gesprochen hatte, da wurden alle Zeitungsblätter Pilzebachs begeistert und boten ihm ihre Federn an.

Nun flog der Vogel und flog hoch. Er flog bis zu den Habichten und bis zu den Adlern. Um sich mit diesen gut zu stellen, zeigte er ihnen manche gute Futterstelle auf dem Erdboden und verriet ihnen manche Jägerlist, daß sie ihr ausweichen konnten. Um solcher Verdienste willen wurde der hölzerne Vogel von den Adlern in den Adelsstand erhoben.

will ja auch einige Wölfe- und Bärenfamilien drin haben, auf die an den Grenzen freilich die grimmigsten Feinde lauern würden. Wie viel und woher Geld, um eine solche Landschaft zu kaufen? Oder zu pachten? Soll sie auf einen Ertrag ihrer Forst-, Jagd-, Weide- und Wasserwirtschaft verwaltet werden? Nein. Es sollen die Bäume unbenützt wie im Urwald zusammenbrechen und vermodern, es sollen sich die Tiere gegenseitig verzehren, die Weiden verwuchern und vermuhren, die Wässer nach wildem Müssen die Berge gestalten, die Landschaft formen. Herrlich wie am ersten Tage?! Wird dieser göttliche Anachronismus möglich sein?

Ich sehe andere Wege dazu, aber sie führen nicht bis ans äußerste Ziel. Wir haben Heimatsvereine zur Erhaltung guter und schöner alter Zustände. Es könnten die Gutsbesitzer besonders geeigneter Landschaften unter Bedingungen gesetzlich oder ehrenwörtlich verpflichtet werden, die landständigen Tiere, Pflanzen und Mineralien systematisch zu schützen und zu pflegen, ohne die endliche Nutznießung auszuschließen. Und dann die kommunalen Landstriche: die Gemeindewaldungen, die Landesforste, die Staatsdomänen, wären nicht das die berufenen Pflanzstätten zur Erhaltung gefährdeter, heimischer Naturarten? Es muß ja nicht gerade eine Wildnis mit Raubtieren und Überschwemmungswüsten sein; ich würde mein Heimatland am liebsten sehen im friedlichen Lichte einer ländlich kultivierten Natur, in der es für den arbeitenden Menschen gedeihlich zu leben ist. Ein botanischer Park, ein Tiergarten, gleichsam als lebendiges Archiv der Vergangenheit, wäre besonders zu Lehrzwecken, wohl auch wünschenswert, wenn die Mittel dafür aufgebracht werden könnten, ohne daß es auf Kosten notwendigerer Dinge geschieht.

Wie oft soll man es denn noch sagen, wer der eigentliche Zerstörer der Natur, der heimatlichen Landschaft ist! Der Fabriksschlot ist es mit seinem Anhang. Setzt nur den Landwirt wieder ein mit seiner Kultur, den Landwirt, der naturgemäß wünschen muß, daß sein Geschlecht jahrhundertelang in derselben Gegend bleibe — der wird schon sparsamer sein mit der Ausbeutung aller Art, wird nicht den Raubbau betreiben, wie ihn die Industrie für ihre augenblickliche Gefräßigkeit braucht. Die Industrie kümmert sich nicht um die Zukunft; sobald eine Landschaft ausgebeutet ist, bricht sie ab und zieht weiter. Und läßt eine Wüste zurück, aber nicht eine solche, wie sie die Naturpark-Schutzleute meinen. Interesse an der Erhaltung einer den Menschen angemessenen schönen und fruchtbaren Natur hat nur der Landmann. Freilich müßte er die notwendige Stütze, vernünftige landwirtschaftliche Bildung haben, um die man sich immer noch viel zu wenig kümmert. Bauernschutz — Naturschutz!

Die einzelnen Figuren sind fein charakterisierte Typen zeitloser Menschenklassen; der Autor zeichnete z. B. Rokokomenschen, er hätte auch moderne nehmen können. Als „Repräsentanten" verschiedenster Geistesrichtungen wurreln sie durcheinander, der scharfäugige Kanzler, Detlev III. und seine Freundin die Baronin Rüsel-Süchel (die geborene Prinz), eine graue Erbprinzessin, der „liberale" Staatsminister Graf Schlichtweg, der Landesbischof, ein jesuitischer Beichtvater Pafnutius und andere. Gegenüber die Gegenspieler, die „Revolutionäre" Schaudium, Fallawi, Rülps und Professor Papinian, nicht zu vergessen der Redakteur Anselm Mayer!

Der Autor, der sich pseudonym „Nitram" nennt, steht über den Parteien und beobachtete scharf die Wege, die das öffentliche Leben nimmt, die breiten wohlerlaubten Wege und auch die seitlichen geheimen Irrgänge. Keine Zeitfrage ließ er außer acht und kein Problem unerörtert. Warum, könnte man nun fragen, zieht er nicht mit ernsteren Waffen gegen ernste Mißstände zu Felde? Ich meine, daß eine ehrliche Satire in ihrer Art auch etwas ganz, ganz Ernstes ist — wenn sie nebenbei noch unterhält, amüsiert und sich wie eine köstliche Humoreske liest, um so besser! — Wer soll das Büchlein lesen? „Alle anständigen Leute", rate ich.

Zwei Gedichte von Anton August Naaff.

Der Kreuzweg-Bettler.

(Vor einem Kreuze in der Großstadtstraße.)

Noch immer stehst du hier und wartest?
Den Blick zur Himmelshöh' erhoben,
Willst weisen du den Wetthastmenschen
Die Bahn zum höchsten Ziel des Lebens?

Sie lassen stehn dich, Kreuzwegweiser,
Gleich dem von Holz am Straßenrande;
Sie suchen selber sich die Wege
Zu vollem satten Erdenleben.

Was stehst du noch und breitest sehnend
Die Arme aus am Opferkreuze,
Mit unermess'ner heil'ger Liebe
Die ganze Menschheit zu umfangen?

Du bist kein Milliardenbringer,
Bist kein Prophet der Macht des Fleisches,
Du bist nur Schaum nach grauer Sage,
Du bist ein Nichts den Allesfindern!

Sie gehn vorbei mit toten Herzen . . .
Es hat der Haß dich einst gekreuzigt;
Die Neusten tun dir mehr, das Ärgste:
Sie lassen dich ganz achtlos harren!

Was stehst du noch und hoffst und bettelst
Um Liebe bei den Liebelosen?
So viel du Lieb' auch hast geboten,
Sie lassen dich vergeblich betteln!

Nimm auf das Kreuz und wirf's ins Meer gleich,
Die Menschen selbst sind Götter worden!
Du wartest weiter, reich an Liebe,
Du hoffst, sie müsse neu stets siegen?

* * *

Ich steh' betäubt; ich glaube, hoffe:
Das Idealste kann nicht sterben!
Die Liebe, diese wundergroße,
Ist göttlich und muß — Götter beugen!

Der Jugendweg.

(Im Abendschatten.)

Hier bin ich einst im Morgenrot
Den trauten Weg gegangen,
Die junge Stirn von Sonn' umloht
Im reichsten Blütenprangen.

Zum Jungwald froh der Wildbach sprang,
Voll Lust die Drosseln sangen,
Die Gräser und die Blumen schlank
In Liebe sich umschlangen.

Ich eilt' dahin, die Welt war mein
Mit allen Lebenssonnen,
Mir ging das Glück so lieblich ein
Mit allen Hoffnungwonnen.

Und heute sah im Herbstesgrau
Das Tal ich endlich wieder;
Im Abendschatten lag die Au,
Und Nebel krochen nieder.

Im Staub der Straße sucht' ich lang'
Den Pfad, den frühlingslinden;
Der Nebel sank aufs Herz mir bang,
Den Weg konnt's nimmer finden! . . .

In Pilzebach, der gewerbsfleißigen Stadt, hat man ihn seitdem nicht wieder gesehen. Und als die Blätter ihn erinnern wollten an seine Versprechen und an ihre Federn, da kam aus hohen Kreisen einmal etwas herab, eine Kleinigkeit, und gerade auf den Hut des Bürgermeisters. R.

Ein ungedrucktes Gedicht Anzengrubers.

Mitgeteilt von Anton Bettelheim.

Als ich jüngst, durch die Güte des Herrn Sektionsrates Friedrich Schlögl gefördert, wieder einmal in den Anzengruber-Sammlungen — Zeitungsausschnitte, Zettel, erste Ausgaben — des Vaters Friedrich Schlögl Umschau halten durfte, fiel mir auch das folgende Blatt in die Hand; Verse, die Ludwig Anzengruber dem Verfasser von „Wiener Blut" gewidmet hatte. Die beiden waren einige Zeit nach der ersten Aufführung des „Pfarrers von Kirchfeld" (5. November 1870) miteinander — ich glaube in der Weinstube Zeb — bekannt und bald befreundet worden. Ich wiederhole die Verse genau in der Schreibung Anzengrubers: auch den Strich in der Mitte setz' ich, wie das Anzengruber getan.

Soll die Bühne, soll das Leben
Euch Genuß, Erfahrung schenken,
Müßt Ihr keck dem Ernst und Frohsinn
Folgen bis ins letzte Denken.
Merket Alle, 's ist nur Eines,
Was uns lachen macht und weinen:

Keiner darf sich was Besonders
Dünken in dem Allgemeinen!
Lernt Ihr nicht euch gegenseitig
Führen, gegenseitig stützen,
Wird Euch aller Weisen Weisheit
Aller Schelme Witz nichts nützen;

Wien, den 21/8 871 L Anzengruber.

Zuletzt ist noch auf rotes Siegellack mit dem Siegelstöckel L. A. petschiert. Die Denkart Anzengrubers würde ein Kenner seines Wesens auch ohne Namenszug und Insiegel aus diesen Versen herausfinden.

Eine zeitgemäße Satire.

Es ist leider nicht zu leugnen, daß sich in unser öffentliches Leben allmählich immer mehr und mehr Elemente von Protektion — manche sagen schonungsloser „Korruption" — eingeschlichen haben. Die „große Revolution" und ihr bescheideneres Nachwehen wollten gerade diesen Schaden austilgen und Idealisten meinten, das probateste Vertilgungsmittel sei die „Demokratisierung des Staates". Und der Erfolg? Daß es mancherorts in gewisser Beziehung sogar schlechter wurde, als es ehemals war. Man spricht nicht gern davon, aber der Verfasser der Satire „Kanzler Itzehu" (Verlag Rich. Eckstein Nachf., Berlin, W. — Zehlendorf) spürt den Giftpilzen nach und deckt rücksichtslos, doch mit blinzelndem Humor und in einem historischen Gewande auf; nichts richtet sich gegen bestimmte Personen, alles gegen Tatsachen. Er schildert die Revolution im Kurfürstentum Hengisttum, die den als reaktionär verschrieenen Kanzler Itzehu stürzt und Detlev III. eine Konstitution abringt; schade nur, daß die hübsche papierene Verfassung sogar keinen rechten Erfolg hat — alles bleibt, genau genommen, beim alten, und ein neuer Aufstand bricht los, bis Itzehu, der Helfer in der Not, den rettenden Rat gibt: „Man setze die Parteihäuptlinge an reichdotierte Stellen". Wirklich, jetzt tritt Ruhe ein und „alle sind zufrieden — bis auf die anständigen Leute". Das ist der harte Kern des Ganzen, in eine amüsante Form gekleidet.

deutsche Heimat war? Die Poesie, und darunter vor allem Roseggers Schriften. Er gab mir Englisch-Unterricht und wußte nichts von unserem Freundschaftsverhältnis, aber das Herz ging ihm auf, da er von R's Werken sprach. Mich hat's sehr gefreut. —

Hier sind ganz andere Vögel wie daheim, meist schwarze und graue kleine Bürschchen und manche singen sehr süß. Blumen gibt es viele, wo fleißig begossen wird, sonst wächst nichts. Kein Saatfeld, kein Obstbaum, — das ist nur im Inland und dort nicht in den heißen Tälern, sondern auf den Bergen, die der Schnee befeuchtet. Erst zur Regenzeit wird's grün. Wir haben schon öfters im Auto weite Landstrecken durchsaust, überall nur dürre Flächen, kahle Berge, auf denen nur Kaktus mit rosafarbenen Blüten in Unmenge wächst. Nur dort und da grünt es um eine Farm, wo es Wasser gibt, aber lieber Heimgärtner, die goldene Frucht des Orangenbaumes ist nicht so schön wie der rotwangige oder gelbglänzende Apfel der Heimat, und die Palmen, die ja recht friedlich rascheln, sie haben nicht die weihevolle Melodie, die in den Kronen des Fichten- und Tannenbaumes saust. Nirgends, so weit ich fuhr, sah ich so gesegnete Täler und herrliche Berge wie die Steiermark besitzt.

Doch irgendwo muß der Reichtum herkommen, ich weiß nicht von wo, und weil die Leute Geld haben, steht ihnen noch alles Angenehme zu Gebote und so hat man's gut auch hier. Ach, lieber Heimgärtner! Mit Sehnsucht warteten meine Freundin und ich auf den „Heimgarten". Sie können nicht denken, mit welcher Freude man in der Fremde nach dem trauten Bekannten greift.

Ihre Rosa Fischer.

Coronado, den 12. Oktober 1910.

Glocken der Heimat.

Roman von Adam Müller-Guttenbrunn. (Leipzig. L. Staackmann. 1911.)

Von demselben Verfasser ist vor kurzem eine Erzählung „Der kleine Schwab" erschienen. Das war eine Art Präludium zu diesem großen Kulturbild aus dem deutschen Banat. In jenem Tieflande zwischen der Donau und der Theiß, wo die beiden Ströme sich vereinigen, liegt das große, schwäbische Dorf Karlsdorf. Ringsum von den Magyaren eingeschlossen herrscht die schwäbische Mundart wie im Schwarzwald. Persönliche Schicksale vieler Dorfgenossen flechten die Fabel des Romans; gründliche Schilderung erfährt die Arbeit dieses tapferen Völkchens, besonders die Seidenzucht und die Stromschutztätigkeit. Über all das legt sich das brutale Magyarisierungswerk der Ungarn, dem die Karlsdorfer Helden fest standhalten. Erschütternd ist die Geschichte vom Knaben, der durch List in eine magyarische Schule gesteckt und dort jahrelang festgehalten wird, bis er, keines deutschen Wortes mehr mächtig, heimkehrt. Und der Schmerz der deutschen Mutter! — Zuspitzt sich alles auf eine gewaltige Überschwemmungskatastrophe, bei der die Leute, von den Behörden fast verlassen, aus eigener Kraft, Frauen wie Männer in höchster Gefahr ringend, sich selber retten.

Selbst die gefallenen Dorfschönen, die in Kirche und Haus den Ehrenplatz verloren hatten, erringen ihn wieder auf den Dämmen der wütenden Wässer. Aber das große blühende Dorf versinkt in den Wellen der Donau, im Schlamme der Theiß. Die Karlsdorfer ergeben sich weder den Magyaren noch dem Gewässer, Sieger bleiben sie über diese furchtbaren Feinde — trotzigen Ernstes, neuen Mutes fangen sie wieder an zu bauen. — Die kunstvolle Charakterisierung der verschiedenartigen

Rosa Fischer in Amerika an den Heimgärtner.

Lieber Heimgärtner!

Man kommt hier in Amerika nicht zum Schreiben — man mag nicht — man mag nicht — man mag nicht.

Ich weiß nicht, was schuld ist daran; ist es die Luft, ist es, weil man in den freien Stunden Englisch lernen will, ist es, daß man „schnellebiger“ wird, wie es von den Amerikanern heißt? — ich weiß nur, daß alle Deutschen hier mit Sehnsucht Briefe von daheim erwarten, selber aber keinen schreiben wollen; dies sei die Entschuldigung für mein langes Schweigen.

Ich bin glücklich hieher gekommen, hatte, ausgenommen die ersten Tage auf dem Schiff, eine schöne Reise und dort unterwegs dachte ich öfters, ich möchte Ihnen dies und jenes für den Heimgarten schreiben, aber jetzt ist alles verflogen.

Ich bin hier in einem reichen Haus, es ist recht schön; wir haben es gut, meine Freundin und ich. Wir stehen ja in dienstlichem Verhältnis, aber dies merkt man hier gar nicht; die Amerikaner anerkennen keinen Rangunterschied. Man tut seine Pflicht und ist in anderer Beziehung unabhängig; wer bezahlt, der befiehlt, aber weiter hinaus hat jeder das gleiche Recht; sehr verlacht und verurteilt wird der kleinliche Kastengeist der „old country“.

Ich weiß gar nicht, wie das ist; es frägt einen hier gar niemand, wer man ist, woher und wohin; man braucht sich nicht zu melden, man kann für die Außenwelt verschollen sein, wenn man will — kein Mensch kennt und findet einen. Ich finde das ganz bequem, doch will mir scheinen, das deutsche und österreichische Vaterland nimmt sich im Notfall seiner Kinder an, während hier für kranke und alte Leute gar nicht oder sehr schlecht vorgesorgt sein soll, wenn ihnen nicht der Allesregierer Geld zur Seite steht.

Darum, einmal will ja jedes heim, das hieher ging, sein Glück zu versuchen — ich wohl; ich möcht' mir ein paar tausend Gulden verdienen, dann geh' ich heim und nimmer fort. Nur dürfte dies drei oder vier Jahre dauern und wenn ich so im voraus denke, kommt's mir unmöglich vor. Doch kommt Zeit, kommt Rat, — wenn ich nur gesund bleibe, wird's recht werden. Ich will's billiger machen und, wenn ich einmal das Reisegeld zurück verdient habe, tun, wie's mich freut — bleiben oder heimgehen. Die Fremde ist halt die Fremde und Heim ist daheim. —

Wir wohnen hier dicht am Meere; auf einer Seite blaut die bay dicht vor unserem Garten, auf der anderen nur eine kleine Strecke hinunter brandet der Ozean. O, das donnert und grollt in der stillen Nacht; wie schön ist der Spaziergang am Strande, wie schön das Sitzen auf den Steinen und das Zusehen, wie die Fluten anbrausen, sanft flüsternd zurückgehen, dann, von ankommmenden Wogen vorwärts getrieben, wieder donnernd an die Steinwälle schlagen, um machtlos daran abzuprallen. Es ist Revolution, und einmal hat sie ja auch schon die Schranken durchbrochen und ein gutes Stück Land mitgerissen.

Das Klima hier ist sehr milde und doch nicht heiß im Sommer; die Seeluft ist frisch. Es gibt eine Tent-City hier, eine Zeltstadt, wo in kleinen Hüttchen für großes Geld die Kurgäste wohnen; auch ein großes herrliches Hotel ist da und wunderbar schöne Parkanlagen mit Palmen und Blumen. Musik gibts und Tanzsalons.

Es gehört alles Mr. Spreckels, unserem Herrn, und sonst gehört noch allerhand sein — aber wir leben hier privat in einem Haus. Ich lernte hier einen jungen Menschen aus dem Elsaß kennen, aus gutem Haus, mit guter Schulbildung, aber ein verlorener Sohn. Wissen Sie, was ihm die teuerste Erinnerung an die

genügenden Schutz gegen frivole und ungerechte Angriffe, denen selbst der Friedlichste ausgesetzt ist. Nur so könnte auch dem Unfuge der Duelle allmählich gesteuert werden.

Wie nun einerseits, besonders von Frauen, die sich beim Stiegenkehren (eine unerschöpfliche Quelle der Ehrenbeleidigungsklagen und Gegenklagen, die gewöhnlich mit einem tränenreichen Ausgleich enden!), beim Wäschewaschen, Einkaufen und Kleiderklopfen zanken, viel zu viel geklagt wird, wagt man anderseits leider so selten eine in der Presse gefallene Beleidigung gerichtlich zu verfolgen, weil der Angreifer dann sofort das gesamte Privatleben des Klägers aufwühlt. Von allem Anfang an rechnet er damit, daß der Gekränkte lieber ganz still ist, nur um in der Öffentlichkeit nicht rundum beschnüffelt zu werden, denn der Usus der Gerichte, fast alles, selbst das Fernstliegende, das den Charakter des Klägers betrifft, vor ihren Schranken besprechen zu lassen, ist eine mißverstandene Liberalität, die sich jeder Schmutzwerfer zunutze macht und „Illustrationsfakten" sammelt, um seinen Gegner einzuschüchtern.

Deshalb: selbst weniger schimpfen und nicht für jede eingesteckte Grobheit zum Richter laufen, aber statt dessen erhebliche Angriffe gegen die Ehre mitleidslos und energisch verfolgen. Damit würde sich der rohe Ton, der im öffentlichen Leben immer unerträglicher einreißt, bald bessern.

Vom Freisinn.*)

Herrgott, war das eine Freude, als der Liberalismus ausgerechnet auch in Mitteleuropa siegreich aus dem Feldzuge — oder war's sogar ein Krieg? — mit fliegenden Fahnen und nur ganz wenig verstimmten Trompeten heimkehrte. Gesiegt! Der Klerikalismus überwunden! Freiheit, Toleranz, Konstitution u. s. w. garantiert! Das war so ungefähr um 1848 herum, als das Bürgertum seine gar nicht üble Revolution hatte. Die Freiheitsdichter reimten rührende Worte, die komponiert und gesungen wurden, man ließ die Bärte wachsen, setzte Schlapphüte auf lockige Mähnen und fühlte sich als „Staatsbürger". Ein neuer Name, neue Menschen, eine neue Zeit. Schade, daß der Sieg kein vollständiger war; manche meinten, es sei überhaupt nur ein kleiner Erfolg in einem Scharmützel gewesen, und unerwartet, über Nacht, saß denn auch der Klerikalismus richtig schon wieder im Sattel. In Österreich fiel er erst 1866 wieder herunter, und nun brach zum zweitenmal — „endgültig", sagten die, die noch immer Schlagworte liebten — die „goldene Zeit" an. Freilich war die Begeisterung inzwischen ein wenig abgeflaut, aber die Bewegung schnitt gleichwohl tiefe Furchen ins Land, bäuerliche Bezirke wählten liberal, und die Städte waren durch die Bank Hochburgen des Freisinns, der weder mit Links noch mit Rechts paktierte.

Jetzt hieß es arbeiten und zeigen, was man konnte.

Wie schön hatten doch die Worte geklungen! Die sollten nun zur Tat werden. Aber die Gedanken hatten im Kopfe friedlich nebeneinander gehaust, ganz so, wie vor Zeiten ein gewisser Friedrich konstatierte, selbst die Worte flossen geölt von den Lippen, doch die tückischen Dinge, die umzustellen waren, um das Weltbild zu renovieren, steiften sich auf das Gesetz von der Schwerkraft und der Trägheit der Materie. Langsam, sehr langsam, zu langsam — garnicht, sagten Pessimisten — gings vorwärts. Unzufriedene murmelten, der Liberalismus halte nicht, was er versprochen. Die Zeit verging. Der Unzufriedenen wurde täglich mehr. Im

*) Wir haben aus dem verbissenen Lamento eines Altliberalen, der uns diese Reflexion zur Verfügung stellte, ein gutes Stück herausgestrichen, aber auch der Rest genügt reichlich, um nachdenklich zu machen. Auch wenn man nicht mit allem einverstanden ist.

Menschen und ihrer oft seltsamen Geschicke verdämmert fast im Schatten nationaler Not und des riesigen Ereignisses, das im einzelnen mit bewundernswerter Sachkenntnis, im ganzen mit einer wahrhaft bange machenden Wucht dargestellt ist. — Als wäre es von klingendem Stahl in Wehr und Waffen, so mutet dieses Buch an, obschon keine Schlünde donnern und keine Säbel blinken. Und über allem Kampf durch Tüchtigkeit und Arbeit, in weichen Lüften klingen zart und trostvoll die deutschen Sehnsuchten — die Glocken der Heimat.

Ich möchte sagen: Dieses Buch ist mehr als ein Buch, es ist ein ragendes Zeichen der Zeit. Es muß die verdiente Würdigung finden, es wird in manche Sprachen übersetzt werden. Ins Ungarische kaum.

Ehrenbeleidigungen.

Der „Türmer" schreibt: Eine häßliche Unart des deutschen Volkscharakters, die sich mit jedem Tage aufdringlicher geltend macht, ist, wie die „Frankfurter Zeitung" kürzlich ausführte, die Sucht, Beleidigungsklagen anzustrengen: „Wenn heute eine Frau Müller oder Schulze ihre Hausgenossin, über die sie vielleicht mit Recht erzürnt ist, im Ärger ein ‚dummes Frauenzimmer' nennt, und die so Gescholtene zum Kadi läuft, so muß der Richter mit ernsthafter Miene eine Beweisaufnahme stattfinden lassen, sich liebevoll mit dem Klatsch und Tratsch einer solchen Staatsaffäre befassen und dann im Namen des Königs ein gestrenges Urteil fällen. Was ginge verloren, wenn solche Scheltworte ungesühnt blieben, deren Rubrizierung als Beleidigung den ganzen Beleidigungsparagraphen nur diskreditieren kann?" Am Morgen schimpfe man, und zum guten Teil mit Recht, über Polizei und Bevormundung; wenn aber dann nachmittags die eben noch Einträchtigen sich über irgend etwas veruneinigen, dann können Polizei und Staatsanwalt nicht schnell genug zu Hilfe gerufen werden. Die Erlösung der Gerichte von der Untersuchung solcher Nichtigkeiten sei die wichtigste Reform, die an den Beleidigungsbestimmungen vorzunehmen wäre. Wie aber im kleinen, so auch im großen. So hat einmal der bekannte Leipziger Staatsrechtslehrer Karl Binding im Anschlusse an das bekannte Wort Bismarcks: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt" in einem älteren Vortrage über Ehre und Beleidigung bemerkt: „Bismarck hat eins dabei vergessen: des Deutschen ewige Angst, seine Ehre könne ihm jeden Augenblick von jedem frivolen Gesellen geraubt werden, seine bebende Sorge, sie sei vielleicht schon durch das Naserümpfen oder das spöttische Wort eines Laffen in die Brüche gegangen. Wen diese Angst schütteln kann, der darbt der Gewißheit seines Werts: ihm hat jene Wahrheit noch nicht die Seele gestählt. Wie weiß er von der wahren Ehre wenig!" . . . „Dieser ewige Argwohn, daß es jemand auf unsere Ehre abgesehen hätte, diese Angst, daß über Nacht ein Gauch mit ihr durchgehen könnte, sie sind für den Völkerpsychologen kein Zeichen der Stärke eines Volkes, sondern der Überreiztheit; er muß darin etwas Ungesundes, eine Schwäche des individuellen Selbstgefühls erblicken."

Es ist nun zweifellos richtig, daß die Bestimmungen über Ehrenbeleidigungen sowohl im Deutschen Reiche wie in Österreich einer ausgiebigen Reform bedürfen. Einmal müßten die gewöhnlichen Schimpfereien — in denen der Deutsche leider groß ist, was schon Robert Hamerling in einem satirischen Gedichte geißelte — vor Friedensrichter, die ihr Amt als Ehrenposten ausfüllen, kommen, um die ordentlichen Gerichte zu entlasten, dann aber muß man auch eine Erschwerung der Strafen für alle *ernsten* Ehrenkränkungen fordern. Das heute geltende Gesetz gewährt keinen

baumelt. Und die Menschheit stürzte ins Bodenlose, fehlte ein einziges dieser Zwischenglieder.

Der Freisinn hat abgewirtschaftet und keucht mit den letzten Atemzügen. Wir erleben an uns, was die von uns einst Überwundenen an sich erlebten. Wer heute jung ist, wird wahrscheinlich noch dabei sein, wenn die Sieger von jetzt ihre fliegenden Fahnen einrollen und die nur ganz wenig verstimmten Trompeten versorgen; und auch abtreten. Dann darf er lächelnd die alte Weisheit sagen: „Alles schon dagewesen! Notwendige Zwischenglieder einer Kette, welche die Menschheit über dem Abgrunde festhält.“

Wer hat nun das andere Ende dieser großen Kette in der Hand? L. M.

Singvögel.

Der Kranke.

Mit deinen Händen tust du mir weh,
Streichle mich dann, bis ich vergeh',
Bis ich gebettet in Blütenschnee
Nicht mehr die grünende Erde seh'.

Jetzt laß mich liegen in stummer Ruh',
Decke mich langsam und sorgsam zu
Und spiele mir vor ein Schlummerlied,
Daß leise ein Hauch durch die Seele zieht.

Vielleicht schlaf ich ein, vielleicht schlaf ich gut
Und träume von funkelnder flammender Glut,
Die mich umfaßt und entgegenträgt
Dem Leben, das tausendfältig sich regt.

Dann fühle ich mich auf sausenden Schwingen
Und hör' in den Lüften ein goldiges Klingen
Und sehe empor zu Sonnen und Sternen
Und blicke hinab in Schlünde und Fernen.

Doch jetzt laß mich liegen in stummer Ruh',
Decke mich langsam und sorgsam zu
Und spiele mir vor ein Schlummerlied,
Vielleicht, daß ein Hauch durch die Seele mir zieht.

Adolf Ryba.

Reinheit.

Ringsum rauscht das laute Leben
In urew'gem Einerlei
Wie ein breiter Strom vorbei;
Und ein wirres Lied von Klage,
Zorn und Sehnen, Fluch und Plage
Schrillt durch lange laute Tage;
Wir nur stehen ganz allein
Und schau'n still und fremd hinein
In das laute Leben.

Du mit deinen weiten Augen,
Die so tief und dunkel schau'n
Und so bang von hohen Brau'n.
Du mit deinen sanften Armen,
Du mit deinem weichen, warmen,
Zarten, kindlichen Erbarmen,
Hast mich einmal angeschaut
Und da waren ganz betaut
Deine weiten Augen.

Einst, als fern das Leben rauschte
Und die Welt versunken lag,
War ein wunderhafter Tag;
Hatten uns die Hand gegeben
Und ich sprach, daß Menschen leben,
Die nach Licht und Reinheit streben
Und die gut und heilig sind.
... alles schwieg und nur der Wind
In den Halmen rauschte.

— — — — — — — — —

Da, wie ich plötzlich aufgeschaut,
War dein Auge ganz betaut,
Und da, auf deinem weichen Arm,
Ward ich frei von allem Harm.
Und wir schluchzten und wir bebten
Und wir weinten und erlebten
Einen wunderhaften Traum.

Friedrich Pock.

Freisinn krachte es; die braven Altliberalen, die in ihrer Jugend Barrikaden bauten, begriffen nicht, die forschen Jungliberalen wußten auch nichts Rechtes anzufangen, und alle, die einst glaubten, die Welt drehe sich, wie sie orgelten, merkten staunend, daß sie sich selbst drehten, wie eine unbekannte Macht die Maschine ankurbelte. Sonderbar! Mit der reinen Logik kam man nicht aus, und die böse Naturwissenschaft begann zu beweisen, daß nicht die Vernunft, sondern daß ganz andere Kräfte Menschen und Sachen durcheinanderwirbelten und das verursachten, was so schön „Entwicklung“ hieß und nur „Bewegung“ war.

Da spaltete sich der Freisinn in zwei, in drei, in fünf — in zehn Teile; und die Teile haßten einander, und wenn zehn Rösser nach zehn verschiedenen Seiten ziehen, bleibt der Karren stecken, wo er anfangs stak.

Götzendämmerung!

Nun war der Liberalismus doch nicht das Ende aller Weisheit, sondern da tauchten linker Hand noch langbärtigere Gestalten auf und entfalteten eine rote Fahne, die auch „das“ Glück versprach, und zur Rechten sammelte sich der totgeglaubte Klerikalismus — piepte, rief, brüllte sogar: „Ich lebe wieder!“ (oder: „noch!“)

Geisterspuk!

Weil der Freisinn seinen Beruf verfehlte und seine Schulden nicht zahlte. Mit dem Herrenrecht des Grund und Bodens in Staat und Gesellschaft räumte er auf, aber statt der Arbeit den ersten Platz einzuräumen, stellte er das Kapital auf ein Piedestal. Rundherum darf tanzen, wer dazu Lust und gesunde Beine hat. In der Börse, die ehemals — wie schön klingt der Vergleich! — „das Barometer der politischen Witterung“ war, lagen nun die Generalstäbler der großen Politik selbst einquartiert und wollten vom Throne der Kurszettel, Bankaktien und langsichtiger Wechsel herab die fünf Erdteile regieren.

Die Klerikalen meinten, da sei es „bei ihnen“ besser gewesen; und viele glaubten ihnen.

Die mit der roten Fahne (man weiß schon!), die Bastarde des Liberalismus, auch nicht mehr ganz neue Leutchen, wollten nicht „reformieren“, sondern Staat und Gesellschaft von Grund aus neu aufbauen. Wenn nur die süße Gewohnheit nicht so sehr am Hergebrachten hinge — und man mehr Vertrauen zum roten Baumeister hätte! In sein Gebäude will er — sagt er — die „Arbeit“ einlogieren, und wir zittern angstklappernd, daß er schließlich eine Maschine aufstellt, die alles nach einem Leisten werkt.

Wir sind aber, wenn auch sehr abgeblaßt, Individualisten, erbberechtigt am Freisinn, und wir wehren uns gegen das Maschinelle, das uns glattbügelt.

Freilich beklagen wir täglich einen ungetreuen Gesinnungsgenossen, der abschwenkte; wer nobel ist, macht eine elegante Wendung zu den Konservativen, und wer als Liberaler ohne Portemonnaie umfällt, steht als Sozialdemokrat wieder auf.

Sonderbar.

Wir sind die letzten Zehn vom siebenten Regiment.

Und nichts so natürlich, als daß auch der Freisinn bankerott machte wie eine fallite Gesellschaft m. b. H. Weltanschauungen setzen sich durch und verschwinden dann, oder zeigen ihre Lebensunfähigkeit und verschwinden auch.

Wenn der Bösewicht nun Recht hatte, der nur dem „Wechsel“ Dauer zusprach?

Paradox genug wäre die Phrase, um wahr zu sein.

Gott sei Dank, daß niemand umsonst lebte und niemand umsonst starb, und jeder und alles ein Zwischenglied in jener Kette ist, an deren Ende die Menschheit

schichte einer Persönlichkeit, eines großen Ereignisses wählt, die im Mittelpunkte seiner zu studierenden Epoche stehen und um die die Eigentümlichkeiten der Zeit sich gleichsam gruppieren. In der fast unermeßlichen Literatur über die französische Revolution kenne ich nicht allzuviele Schriften, die den Geist jener Zeit in Frankreich verdichteter und schärfer wiedergeben als dieses 274 Druckseiten starke Buch „Von Königen und Jakobinern“. Die zwölf Kulturbilder, die es enthält, geben sich uns nicht wie ein fleißiges, gründliches Studium, sondern geradezu wie Erlebnisse aus jenen unbegreiflichen Tagen. Was die Geschichte in trockenen Worten darlegt, das weckt die Kunst zu wirklichem Leben auf. Die Briefe Lieselottes und des Leibarztes der Pompadour, obschon der Herausgeber fast an ihrer völligen Echtheit zweifeln möchte, eröffnen uns ungeahnte Einblicke; die Abschnitte über Kaiser Josef II. in Paris und seiner Bekanntschaft mit Cagliostro, sowie die Begegnung mit Guilletin frappieren durch ihre Plastik der Gestalten und der Geschehnisse und durch das Milieu einer außerordentlichen Zeit. In den Kapiteln „Marseillaise“, „L'Egalité“ und anderen wetteifert eine ausgelassene Phantasie mit den Unerhörtheiten der Revolutionszeit. Napoleon, der wie eine gewaltige Ahnung im Hintergrunde steht, begegnet uns als kleiner Leutnant. — Über die Wahl dieser Stoffe mag sich jeder seine Meinung bilden. Vielleicht, daß mancher Leser bei mancher Exkursion den Kopf schüttelt, daß aber diese Kulturbilder im ganzen auch künstlerisch ernst zu nehmen sind, das dürfte kaum bezweifelt werden. H. M.

Draußt' und drin. Skizzen aus Wien von Fritz Stüber-Gunther. (Wien. Robert Mohr.)

Das Wiener Leben ist eine unerschöpfliche Quelle des Humors und — Stüber-Gunther schöpft daraus mit einem reichen Maß. Der Wiener ist halb Großstädter, halb Provinzler (die Stadt zerfällt ja in eine Reihe von Bezirken, von denen jedes seinen „eigenen Geist“ hat!), schlagfertig, witzig und temperamentvoll, dabei derb aber gemütlich und diese Mischung prädestiniert eine gewisse Art der „Residenzler“ zu Possenfiguren und Lustspielgestalten. Stüber-Gunther ist ein sehr feiner Beobachter und ein ebensolcher Erzähler; das wissen wir schon lange und das bestätigt er uns abermals mit diesem famosen Skizzenbuch. H. L. R.

Die Frau Sopherl vom Naschmarkt. Von Vincenz Chiavacci. (Wien. Robert Mohr.)

Wer kennt sie nicht, die zungengewandte Dame vom Stande, die seit dreißig Jahren allwöchentlich in verschiedenen Zeitungen Wiens ihrer politischen, wirtschaftlichen und sozialen Meinung in der reschen, urwüchsigen Form ihres wienerischen Schnabels Ausdruck verleiht und dabei fast immer den Nagel auf den Kopf trifft? Sie ist zwar nicht allzu „b'lerht und b'lesen“, wie ihr weiblicher Anhang immer behauptet, aber sie geht den Dingen der Politik und des öffentlichen Lebens resolut zu Leibe und weiß mit ihrem gesunden Menschenverstand zumeist das richtige herauszufinden. Dabei kommt ihr die bilderreiche Muttersprache mit ihrer unerschöpflichen Spruchweisheit sehr zu statten.

Bummelei. Von Ed. Pötzl. (Wien. Robert Mohr.)

Dieses Skizzenbuch erscheint heuer in neuer, vermehrter Auflage und empfiehlt sich sozusagen als geistige Arznei für erheiterungsbedürftige Menschen und als sinniges Geschenksbüchlein für Liebhaber echten Humors.

Jahresringe. Neue Verse von Emil Faktor. (Stuttgart. Axel Junckers Verlag.)

Vielleicht gibt das Gedicht, das der Autor zu Anfang des nachdenklichen Buches gestellt hat, die Art seiner Kunst am besten wieder (ein Suchen, Anhalten auf halbem Wege und Schauen mit halbgeschlossenen Augen, dann wieder ein Weiterwandern in eine rötliche schleierhafte Weite hinein. Aber das alles aus einer nicht verkünstelten mystischen Natur heraus, der wir die schattenhaften Wege gerne glauben).

Seltsamkeiten.

„Selsame Hand, sie greift nach Glockensträngen,
Wo längst die Glocken in die Tiefe fielen,
Seltsames Aug', es läßt die Blicke hängen
An Mädchenzügen, die wie Marmor kühlen,
Seltsamer Fuß, er bleibt vor Sehnsucht stocken,
Kann nicht dem Boden, der ihn brennt, entweichen,
Seltsames Herz, es ist zu Tod erschrocken,
Weil Irrlichtstrahlen durch sein Dunkel streichen.
O Seltsamkeiten ohne Ruh' und Ende,
Ich bin so matt, es sinken mir die Hände.“

Manchmal ein Zug ins Balladen- oder Märchenhafte mit ganz eigenen Augen gesehen; welch merkwürdige Beschaulichkeit (zum Beispiel) in dem Gedicht: „An kleine Mädchen“:

„Ich weiß, ihr liebt das Dunkel nicht,
In meiner Stub ist wenig Licht
Und wenig Glück zu finden.
Drum wandert mir zur Stadt hinaus,
Ich bleibe unterdeß zu Haus,
Wir seh'n uns bei den Linden,
Bevor die Sonne schlafen geht,
Hab' ich mein Leid hinweggeweht,
Kann wieder Märchen sinnen.
Schließt um die Linden einen Kranz,
Die Füßchen hebt zum Ringeltanz,
Dünkt euch wie Königinnen.
Im Tanz verrinnt ein Stündchen schnell,
Eh' ihr es merkt, bin ich zur Stell'
Und klatsche in die Hände.
Ihr jubelt auf, setzt euch im Kreis,
Weil ich so viele Märchen weiß,
Und Märchen ohne Ende.

Der Springbrunnen.

So wie sein Fluten in die Lüfte strahlt
Und sich wie eine Garbe schwebend hält
Und sanft zerstäubt und flimmernd niederfällt —
So hast du deiner Kraft ein Bild gemalt,
Das enge noch dein Herz umschlossen hält.

Noch sickern ferne Quellen deiner Tiefe zu,
Noch fällt aus fernen Wolken Regen.
Doch einmal kommt es dir entgegen
Und mächtig braust's aus deiner stillen Ruh'
Und spricht in hunderttausend Wegen!

Adolf Ryba.

Lustige Zeitung.

Einem Pädagogen: Und wenn du auch ein Lehrer seist
Von trefflichstem Kaliber, —
Der Jugend hilft nichts, was du weißt,
Denn sie hat ihren eigenen Geist
Und lebt an uns vorüber. (W. in „Meggendorfern.")

Unerbittlich. Vagabund: „... seit drei Tagen nichts gegessen, und Sie wissen, Herr Richter, der Hunger treibt auch den Wolf ..." Richter (unterbrechend, streng): „Der Wolf, wenn er Hunger hat, arbeitet." („Jugend.")

Diplomaten. Zwei Botschafter stehen beisammen. „Was gedenken Sie in diesem Fall zu tun?" — „Auch nichts." („Muskete.")

Das Trostmahl. Lise: „Trude, du mußt mir die Hälfte von dem Kuchen abgeben; wenn ich dich nicht gehauen hätte, hättest du ihn nicht bekommen." („Guckkasten.")



Oberlin. Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß von Friedrich Lienhard. (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer.)

„Liebe ist der wahre Adel, unzerstörbar durch alle Revolutionen der Welt", heißt es an einer Stelle und damit ist das ideale Hauptthema des Buches am besten charakterisiert; es predigt die versöhnende Liebe, welche die Menschen einigt. Ihr kraftvoll-ruhiger Apostel ist der Pfarrer Oberlin, von dem sie ausstrahlt, um alles, was um und mit ihm ist, zu klären und zu wärmen. Lienhard hat den Roman nach historischen Quellen gearbeitet, aber an keiner Stelle wird er trocken, aufzählend oder lehrhaft, sondern das Historische ist so glücklich mit dem Dichterisch-künstlerischen verbunden, daß der Roman ein harmonisches, einheitliches Ganzes ist — Wahrheit und Dichtung. Grandios sind die Schilderungen der von Paris aus über Elsaß und weiter über den Rhein schlagende Lohe der sengenden und mordenden französischen Revolution, wunderbar ist die Stimmung der Zeit getroffen — in Frankreich das Ringen um eine gesellschaftliche Neugestaltung, im Deutschen Reich die von den Klassikern erstrebte Verinnerlichung des Individuums — und alles wird in einer angenehmen, fast goetheischer Form, einfach und schlicht erzählt. — „Oberlin" ist ein Buch von dauerndem künstlerischen und kulturhistorischen Wert, das lange und nachhaltig in der Literatur wirken wird. H. L. R.

Von Königen und Jakobinern. Von Hans Ludwig Rosegger. (Köstritz und Leipzig. E. Seifert. 1910.)

Der Laie, der in eine gewisse Geschichtsepoche tiefer eindringen will, wird nicht das allgemeine Lehrbuch der Geschichte zur Hand nehmen, um den betreffenden Abschnitt durchzulesen. Er tut am besten, wenn er die Ge-

des Tierlebens aus dem reichen Schatze seiner Forschungen und Erfahrungen geschöpft und ein fesselndes Bild von dem Leben der Tierriesen in Freiheit und Gefangenschaft entworfen. Einen großen Raum nimmt in dem Buche die Erzählung von Jagdabenteuern ein, da es ja hauptsächlich die Jäger sind, die das Leben dieser Tiere in den Wildnissen ferner Weltteile beobachten konnten. In die Eiswelt der Polarmeere sind sie ihnen gefolgt, wie in das Dickicht der Urwälder am Äquator, auf die felsigen Gipfel des Hochgebirges und in die Höhlen tief unter der Erde. Was dem Buche einen ganz besonderen Reiz verleiht, sind die vielfachen Beobachtungen aus dem seelischen Leben der Tiere. Der enorme Fortschritt in der Kunst der Photographie hat es möglich gemacht, das Leben der Tierriesen in der Einsamkeit der Wildnis, in all seiner geheimnisvollen Schönheit mit der Kamera festzuhalten. Mehr als 200 Abbildungen, zumeist Naturaufnahmen solcher Art, gereichen Zells Buch zur Zierde. V.

Das Deutsche Bilderbuch. (Mainz. Verlag Josef Scholz.)

So etwa vor zwanzig Jahren gab es noch hübsche Bilderbücher, dann kam die entsetzliche Phrase von der „Kunst im Leben des Kindes", die es glücklich dazu brachte, daß ein für Kinder gemalter Hahn einer Dampfmaschine ähnlich sah, und ein Haus glich aufs Haar einem beklexten Blatt Papier. Das war ein trauriger Rückschritt, eine Epoche, die jetzt glücklich überwunden ist. Das beweisen auch die Serien Bilderbücher des Verlages Josef Scholz in Mainz. Man sehe sich z. B. „Der Wolf und die sieben Gaislein" (gezeichnet von Eugen Oßwald), „Brüderchen und Schwesterchen" (Müller-Münster), „Frohe Lieder" von Friedrich Güll, (Bilder von Marie Hohneck), „Gute Lehren" (von Hey und Müller-Münster). „Die Wacht am Rhein" von Angelo Jank, „Der Kinder Schlaraffenland" von Otto Ernst (Bilder von Hans Schroedter), „Mein Tierbilderbuch" von Eugen Oßwald und Adolf Holst oder die „Deutschen Jugendbücher", die Wilhelm Kotzde unter Mitarbeit namhafter Schriftsteller und Künstler herausgibt, näher an. Da ist nichts Maniriertes, Gesuchtes, unnatürlich Verschnörkeltes, alles ist klar, plastisch und verständlich. Der Verlag wurde denn auch auf der Brüsseler Weltausstellung mit dem Grand Prix ausgezeichnet. —r.

Meyers Historisch-geographischer Kalender für 1911. (Leipzig. Bibliograph. Institut.)

Wie alljährlich liegt auch heuer dieser reichhaltige und schön ausgestattete Abreißkalender vor, welcher schon so vielen Benützern geradezu Bedürfnis geworden ist. Auch der neue Jahrgang enthält die bekannten trefflichen Illustrationen von Städten, Landschaften, Porträts berühmter Persönlichkeiten auf jedem Tagesblatte, verzeichnet zahlreiche Gedenktage, die kalendarischen Angaben für alle Konfessionen, Sonnen- und Mondauf- und Untergang und viele andere brauchbare Angaben, die namentlich dem Arbeiter auf geistigem Gebiete sehr erwünscht sein werden. Es bedarf daher keiner Empfehlung dieses brauchbaren Kalenders mehr, sondern nur der Erwähnung, daß er erschienen ist. A. S.

Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings von Max Müller. 16. Auflage. (Leipzig. Brockhaus. 1910.)

Die vorliegende tiefinnige und echt deutsche Erzählung des Oxforder Gelehrten erschien zuerst im Jahre 1857 und hat sich seitdem in jeder neuen Auflage neue Freunde und Verehrer echter Poesie erworben. Der warme und keusche Ton, die schlichte zu Herzen sprechende Darstellung des Werkchens werden auch auf die heutige Generation ihren Zauber nicht verfehlen. Die geradezu klassisch zu nennende Dichtung hat in dieser jüngsten 16. Auflage vom Verlage ein besonders zierliches Miniaturformat und die Ausstattung der nun wieder zu Ehren gelangenden Taschenbücher mit Goldschnitt erhalten, wodurch das reizende Bändchen sich besonders auch zu einem sinnigen Festgeschenke eignet. A. S.

Da Hoamat öns Gwissn, da Hoamat öns Gmüat! Gedicht in oberösterreichischer Mundart von Karl Zeitlinger. (Krems a. D.)

Liebe zur Heimat, religiöse Stimmungen und mitunter gut volkstümlicher Humor, das sind die hervorragendsten Eigenschaften dieses Büchleins, denen poetisches Können nicht völlig standhält. Mit den Meistern der oberösterreichischen Dialektpoesie zwar nicht vergleichbar wird dieser Dichter gewiß auch seine Freunde finden.

Rondo Familienspiele. (Wien. A. Voglmayer. 1910.)

Erfunden für Familienkreise und andere Gesellschaften, die mit der Zeit nichts anzufangen wissen. Ein Zustand, den wir zwar nicht kennen, der aber vorkommen soll. Jedenfalls wünschen wir den Benützern dieser hübschen Spiele gute Unterhaltung!

Neue Kalender. Die Verlagsbuchhandlung „Leykam" in Graz hat auch für das Jahr 1911, wie alljährlich, eine Anzahl von Kalendern herausgegeben, die den Wünschen der verschiedensten Lebenskreise in ebenso handlich-praktischer als geschmackvoller Weise ent-

Ein Prinz, ein Fisch, ein blonder Hirt,
Ein Nixlein, das im Walde irrt,
Und was die Frösche munkeln.
Ein dummer Bär — ich werd' nicht müd,
Bis euch die Wangen hell erglüht,
Bis euch die Augen funkeln."

Dann wieder schön empfundene Naturbilder, versunkene Nachdenklichkeiten und kleine, fast unscheinbare Erlebnisse, die sich in dem Sehkreis des Dichters zu weiten, tiefen Empfindungen dehnen; in tanto ein gutes, vortreffliches Buch, insbesondere für solche, die gerne abseits der ausgetretenen Pfade wandeln und die feierliche Stille lieben. B. P.

Erlebnisse und Erinnerungen. Von Josef Scheicher. Vierter Band. Aus dem politischen Leben. (Wien. Karl Fromme.)

Den bereits früher erschienenen Bänden von „Scheichers Erlebnisse und Erinnerungen", die weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus das größte Interesse erweckt haben, schließt sich der soeben erschienene 4. Band „Aus dem politischen Leben" würdig an. Überall erfreute man sich der Scheicherschen Wahrheitsliebe und mutigen Offenheit. Der Mann hat Schmeicheln und Verkleistern nie gelernt; und ist dabei nicht boshaft, nicht böswillig.

Im vorstehenden Bande sehen wir den Autor auf politischen Pfaden wandeln. Aus dem politischen Leben (1) betitelt sich dieser Teil. Ich bin Schulmeister und Prediger von Beruf, sagt der Autor und meint, daß damit sein Recht zu belehren und zu kritisieren hinreichend dargetan sei. Scheichers Erlebnisse und Erinnerungen sind ein Stück Zeit- und Kulturgeschichte. Mit wohltuender Wärme schildert er in den ersten Abschnitten dieses Bandes die Schwierigkeiten und Gefahren, die er und seine Mitbrüder und Gesinnungsgenossen bei Anbruch der neuen Ära auf den politischen Pfaden zu bestehen hatten. Wie ein schwarzer Punkt tauchen zugleich vor unseren Augen die Mordversuche verrückt gewordener Parlamentarier gegen Verfassung und Freiheit auf.

Mit Wärme und Liebe schildert uns Scheicher die Männer, die im Landtage gegenwärtig des Vaterlandes Geschick in Händen haben. Aber auch die Nicht-Freunde, die Feinde seiner Person und seiner Grundsätze sowie seiner Partei marschieren auf, nicht mit dem Griffel des Hasses, sondern der Liebe und Nachsicht und gerechter Billigkeit gezeichnet. Der Statthalter von Niederösterreich, die Abgeordneten Schönerer, Wolf, Roske, Sueß, Prix usw. finden sich zwar in ihren Taten gezeichnet, von welchen sie heute gewiß manche selbst als nicht gesetzt wünschen würden, aber es wird auch das Gute an ihnen anerkannt. V.

Waldesgründe und sonnige Höhen Adalbert Stifters. Von Beda Prilipp. (Warnsdorf. J. Schnellsche Buchhandlung.)

Eine Auswahl seiner schönsten Gedanken und Aussprüche wird hier geboten. Dem Kreislauf der Jahreszeiten folgt der erste Teil. Der letzte versucht an der Hand von Stifters Schriften und Briefen seinen geistigen Werdegang darzulegen. V.

Mit Blitzlicht und Büchse im Zauber des Eleléscho. Von C. G. Schillings. Kleine Ausgabe der beiden Werke: „Mit Blitzlicht und Büchse" und „Der Zauber des Eleléscho". Mit 83 photographischen Original-Tag- und Nachtaufnahmen, und mit dem Faksimile eines einleitenden Briefes von Theodor Roosevelt an den Verfasser. (Leipzig. R. Voigtländers Verlag. 1910.)

Diese „Kleine Ausgabe", welche die beiden großen Werke zusammenfaßt, ist ein stattlicher Band in allerbester Ausstattung um den bescheidenen Preis von 5 Mark. Ich habe selten etwas in seiner Art Interessanteres gelesen und gesehen als diese Jagd- und Forschungszüge in Afrika. Schillings hat Löwen, Tiger, Nashörner, Nilpferde, Elefanten und andere in der Wildnis lebende Tiere in der Freiheit photographiert, und man muß jetzt seine Kindervorstellungen von der Naturgeschichte ein wenig ummodeln, denn die photographischen Naturaufnahmen gleichen oft gar nicht den phantastischen Illustrationen, die uns bisher diese „Bestien" zeigten. Auch die armen Gefangenen in den Tiergärten geben keinen richtigen Begriff vom wirklichen Wesen der afrikanischen Tierwelt, die — leider! — mehr und mehr ausgerottet wird. — Der begleitende Text ist mit viel Verständnis und Liebe und ohne schulmeisterliche Aufdringlichkeit geschrieben. Man riskiert gar nichts, wenn man dem Buch eine wohlverdiente weite Verbreitung voraussagt. Roosevelt, der ausgezeichnete Fachmann, sagt unter vielem anderen Schmeichelhaften darüber: „(Das) Buch sollte in alle Sprachen übersetzt und überall gelesen werden, wo es Menschen gibt, die Liebe für die Schönheiten der Wildnis und deren Tierwelt haben . . ." Dr. H. L. R.

Riesen der Tierwelt. Jagdabenteuer und Lebensbilder von Th. Zell. Reich illustriert. Preis geb. 3 Mark. (Berlin-Wien. Ullstein u. Co.)

Von altersher hat sich das Interesse der Menschen jenen Tierriesen zugewendet, die ihnen durch ihre Kraft und Wildheit gefährlich wurden und sie zum Kampfe herausforderten. Forschung und Phantasie aller Zeiten und Weltgegenden hat sich mit ihnen beschäftigt. In diesem Buche hat nun Th. Zell, ein liebevoller Beobachter und glänzender Schilderer

Mit Napoleon nach St. Helena. (Aus der Umgebung Bonapartes.) Berichte über die Reise des Kaisers an Bord der „Bellerophon“ und der „Northumberland“ und die erste Zeit seiner Verbannung auf St. Helena. Herausgegeben von Clement Sorter, deutsch bearbeitet von Kapitänleutnant Kraushaar. (Berlin. Karl Siegismund.)

Aus vergilbten Pergamenten. Eine Folge von Tagebüchern, Briefen und Berichten aus der Napoleonischen Epoche herausgegeben von Theodor Rehtwisch. Zweiter Band: Aus meinem Soldatenleben. Von Karl v. Luckow. Dritter Band: Aus dem Tagebuch eines Freiwilligen. Bilder aus den Jahren 1813 und 1814. Vierter Band: Im Dienste König Friedrich Wilhelm III. Erinnerungen aus dem Leben von Wilhelm Ludwig Viktor Graf Henckel von Donnersmarck. (Leipzig. Georg Wigand.)

Von der Liebe, den Frauen und der Galanterie. Aus Ninon de Lenclos Briefen von X. Saager. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Eine Mittelmeerfahrt. Intime Reiseerinnerungen von Gräfin Olga Meraviglia. (Graz. „Leykam.“)

Aus Natur und Geisteswelt: **Geschichte des deutschen Bauernstandes.** Von Professor Dr. Heinrich Gerdes. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Kulturgeschichtliche Bilder vom Abersee. Ein Beitrag zur salzburgischen Landeskunde von Dr. Ernst v. Frisch. Mit 9 Abbildungen und 1 Karte. (Wien und Leipzig. Alfred Hölder.)

Grundriß der allgemeinen Wirtschafts- und Verkehrsgeographie. Von Dr. Josef Stoiser, Professor an der Wiener Handelsakademie. (Wien u. Leipzig. Karl Fromme.)

Denn sie sind unser! Luther, Goethe, Bismarck. Das Gemeinsame ihrer Lebens- und Weltanschauung in Aussprüchen aus ihren Prosaschriften zusammengestellt von † Paul Gnerich und Dr. Hugo Bach. In künstlerisch vollendeter Ausstattung mit Titelzeichnung und reichem Buchschmuck von Kunstmaler Karl Breuer. (Stuttgart. Max Kielmann.)

Max Liebermann. Eine Kunstausgabe, 4 Textbilder und 14 Vollbilder (Kunstblätter) nach seinen schönsten Werken. Mit einer Einleitung in Mappe geheftet. (Mainz. Jos. Scholz.)

Ein Stammbuch aus dem Kreise Karl Leonhard Reinholds. (Jena und Kiel. 1792 bis 1795.) Von Dr. Karl Hugelmann. (Wien. Ambr. Opitz' Nachfolger. 1910.)

Wilhelm Jordan. Ein deutsches Dichter- und Charakterbild. Von Maurice Reinhold v. Stern. Mit einem Bildnis des Dichters von Max Schüler. (Frankfurt a. M. Hans Lüstenöder. 1910.)

König Kodros Tod. Eine Tragödie in drei Akten von Walter Arndt. (Berlin-Friedenau. Bureau Fischer.)

Till Eulenspiegel. Ein deutsches Schelmenstück in fünf Akten von Kurt Müller. (Als Bühnenmanuskript gedruckt.)

Fernensehnsucht und Heimweh. Gedichte von Eremita. (Dresden und Leipzig. E. Pierson.)

Im Röseligarte. Schweizerische Volkslieder mit ihren Melodien. Viertes Bändchen. Herausgegeben von Otto v. Greyerz. (Bern. A. Francke.)

Hänn'n. Ein föft Band plattdütsche Gedichte von August Seemann. (Berlin. W. Röwer. 1910.)

Meisterbuch deutscher Götter- und Heldensagen. Von Gustav Schalk. Reich illustriert. (Berlin und Wien. Ullstein u. Co.)

Hedwigs Ferienstreiche! Von Käthe van Beeker. (Berlin. Trowitzsch & Sohn.)

Von Konegens Kinderbüchern erschienen: **Gedichte Göthe, Der goldene Topf** von C. W. Th. Fischer; **Das Märchen von Niels mit der offenen Hand** von Paul Heyse, **Rosensohn** von August Graf Platen; **Schneewittchen,** ein Märchenspiel von Theodor Storm, und **Prinzeß Sonnenschein** von Elisabeth Rona. (Wien. Karl Konegen.)

Ernst und Scherz fürs Kinderherz. Ein Bilderbuch für kleine Kinder von Tante Emmy (E. Giehrl). (Ravensburg. Otto Maier.)

Spiel und Arbeit. Allerhand anziehende Beschäftigungen für die Jugend, herausgegeben von Otto Robert. Band 13: Kindertheater. Leichtverständliche Anleitung zu dessen selbständiger Herstellung von Percy Smith. Mit 3 Modellbogen. (Ravensburg. Otto Maier.)

Neue Jugendblätter. Jahrbuch für das deutsche Haus. Dritter Jahrgang 1911. Lenzbotschaft. Herausgeber: Der Sächsische Pestalozzi-Verein. Bearbeiter: Ernst Thiene. (Dresden. C. C. Meinhold & Söhne.)

Nietzsches Waffenbruder Erwin Rohde. Von Ernest Seillière. Autorisierte deutsche Übertragung von M. Müller. (Berlin. Hermann Barsdorf.)

Seemanöver. Eine maritime Schilderung aus der Adria von Dick Herbert. (Dresden und Leipzig. E. Pierson.)

Wohin? Von Karl Theodor Thamm. (Dresden und Leipzig. E. Pierson.)

Fritz Reuter. Gedenkbuch zum 100. Geburtstage des Dichters. Herausgegeben vom Allgemeinen plattdeutschen Verbande. E. V. (Wismar. Hinstorff'sche Verlagsbuchhandlung. 1910.)

Der Weg zum Heil. Neue Beiträge zur Gesellschafts- und Selbstreform von Leopold Schwarz. (Flöha i. S. A. Peitz & Sohn.)

gegenkommt. Wir erwähnen davon den Grazer Schreibkalender, 127. Jahrgang, der außer vielseitigen Kalenderdaten, im unterhaltenden Teile wertvolle Beiträge, darunter eine Erzählung von Rosegger und noch eine Reihe von anderen. mit Sorgfalt gewählten Erzählungen, Skizzen, Gedichten 2c. bringt. Das schöne Farbendruckbild stellt das Joanneum mit botanischem Garten im Jahre 1843 dar; den Schreibkalender für Advokaten und Notare, 120. Jahrgang. Von den beliebten Blockkalendern sind Wochennotiz-Blockkalender mit vollständigem Kalendarium, Ziehungstagen, Coupon-, Stempel-, Post- und Telegraphentarife zum Aufhängen wie Stellen eingerichtet, und der kleinere „Wandblock-Kalender" mit schönem Farbendruckwandteil wegen seiner eleganten Ausstattung hervorragend. Der „Elegante Taschenkalender" mit den Bildnissen der Erzherzogin Maria Valerie und ihres Gemahls, des Erzherzogs Franz Salvator, präsentiert sich im Leinenbande mit Goldschnitt voll seinem Namen entsprechend. „Leykams Brieftaschen-Kalender", „Grazer Taschenkalender", gebunden, mit Schuber, die so praktischen. reizend ausgestatteten „Portemonnaie-Kalender", mit Goldschnitt und je einer Photographie, broschiert, in geprägtem Metallband und in Lederband. „Blattkalender", aufgezogen, zum Aufstellen, „Wandkalender", aufgezogen, große und kleine Ausgabe, sind nicht minder beliebt und verbreitet. Der große Farbendruck-Kalender, darstellend Gröbming mit Blick auf die niederen Tauern, als Weihnachtsgeschenk besonders geeignet. Der altehrwürdige „Neue Bauernkalender (Mandlkalender)" mit seinen naiven Tagesmarken findet noch immer seinen Weg bis in die einsamste Holzknechthütte Steiermarks und Kärntens.

Büchereinlauf.

Buch der Jugend. Von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Das gefährliche Alter. Tagebuchaufzeichnungen und Briefe von Karin Michaëlis. Deutsch von Mathilde Mann. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Grete Rautenstrauch. Roman von Traugott Pilf. (Wiesbaden. Heinrich Staadt.)

Das sterbende Pompeji. Ein Roman aus Pompejis letzten Tagen von Gustav Adolf Müller. (Leipzig. Otto Weber.)

Der Untersuchungsrichter. Roman von Marianne Bohrmann. (Leipzig und Berlin. Silva-Verlag.)

Heinz Consentius. Roman von W. Fleck. (Basel. Friedrich Reinhardt.)

Almkinder. Roman von M. Schellhaus. (Lengerich, Westfalen. Bischof u. Klein.)

Liebe und Leben der Lady Hamilton. Roman von Heinrich Vollrat Schumacher. (Berlin. Rich. Bong.)

Sturm. Roman von A. A. Ismailoff. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Johann Hermann. (Wismar i. M. Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung. 1910.)

Franz Michael Felders sämtliche Werke. Herausgegeben im Auftrage des Franz Michael Felder-Vereines zu Bregenz. 1. Band: Aus meinem Leben. Herausgegeben von Hermann Sander. (Leipzig. Max Hesse.)

Das Gotteskind. Von Helene Christaller. (Basel. Friedrich Reinhardt.)

Matten Bauk. Eine Dorfgeschichte aus der Elbmarsch von Wilhelm Jastrau, (Basel. Friedrich Reinhardt.)

Wilde Kirschen. Erzählungen aus dem Schwarzwald von Heinrich Hansjakob. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

An den Gletscherbächen. Erzählungen von J. Jegerlehner. Umschlagzeichnung von Hans Beat Wieland. (Bern. A. Francke.)

Aroleid. Aus dem Leben eines Bergpfarrers von J. Jegerlehner. (Bern. A. Francke.)

Das deutsche Volk, wie es weint und lacht! Erzählende, volkstümliche Dichtungen zum Vortrag in Schule, Haus und Gesellschaft von Rudolf Fastenrath. (Magliato, Schweiz. Verlag Ceresio.)

Der Bund der Freien. Erzählung von Ferdinand Bernt. Buchschmuck von George Karau. (Leipzig. Abel u. Müller.)

Blühender Lorbeer. Plaudereien und Andachten über deutsche Dichter von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staackmann.)

Aus dem Paradies und anderes. Skizzen aus Nordmährens Bergen von Johannes Mach. (Olmütz. Ernst Adolph.)

Egerländer Dorfbilder. Volkstümliche Erzählungen und Schilderungen aus dem Egerlande von Professor Joh. Bachmann. (Prag. Karl Bellmann. 1900.)

Briefe meiner Werdezeit. Von Helen Keller. Autorisierte Übersetzung von A. Saager. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Vom frohgemuten Leben. Von O. S. Marden. (Stuttgart. Julius Hoffmann.)

Auf der Grimsel. Eine Erzählung von Anna Ulrich. Mit einem Titelbild. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes.)

Was der Wald sah — und andere Erzählungen für Alt und Jung. Von E. Wald. (Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1910.)

Finessen vom Leben, Lieben, Lachen. Von Horst Schöttler. (Leipzig. L. Staackmann.)

Wilhelm Storitz' Geheimnis. Von Julius Verne. Autorisierte rechtmäßige Ausgabe. (Wien und Leipzig. A. Hartleben.)

Zu Land nach Indien durch Persien, Seistan, Belutschistan. Von Sven Hedin. Mit mehr- und einfarbigen Abbildungen, Panoramen und Karten. Zwei Bände. (Leipzig. F. A. Brockhaus.)

Heimgarten

Februar 1911.

5. Heft. 35. Jahrg.

Zur Neujahrszeit im Pfarrhof von Nöddebo.

Erzählung von Henrik Scharling.

(Fortsetzung.)

Corpus Juris bekam unvermutet Lust, spazieren zu gehen. Das war auch eine der Veränderungen, die mit Corpus Juris vorgegangen waren. Zu Hause in Kopenhagen hatte er selten Lust, spazieren zu gehen, beim schönsten Sonnenschein konnte er zu Hause auf dem Sofa liegen und einen Roman lesen, während Gamling und ich in der Langenlinie und auf dem Frederiksberg herumliefen, und nur mit großer Mühe konnten wir ihn bisweilen überreden, an diesen Wanderungen teilzunehmen. Aber hier in Nöddebo wollte er jeden Moment spazieren gehen. Besonders jetzt fand ich die Zeit sehr ungeschickt gewählt, es war acht Uhr vorbei und es schien mir, als wäre er schon genug spazieren gegangen, als er zum Fjord hinuntergegangen war, um uns zu suchen. Auch Gamling genügte der Spaziergang vollständig, den er gemacht hatte, aber Andrea Margarete war derselben Meinung wie Corpus Juris.

„Wohin sollen wir denn gehen?“ fragte ich, der ich immer bereit war, zu gehen, sobald Andrea Margarete ging.

„Wir gehen auf den Friedhof“, antwortete sie.

„Warum gerade auf den Friedhof?“ fragte ich.

„Er ist so schön im Mondschein, und dann können wir dort Gespenster sehen.“

Das Büchlein **Heb mich auf!** Der deutschen Jugend gewidmet vom Dürerbunde. 1909. (Zu beziehen vom Geschäftsführer des Dürerbundes Georg D. W. Callwey in München.

Der getreue Eckart. Ein Jahrbuch für denkende Freunde der Natur, der Menschen- und Tierwelt. 1911. Herausgegeben von Prof. Dr. Paul Förster. (Dresden. Albert Schütt.)

Der Zug der Landmädchen nach der Großstadt. Vortrag von Prof. Heinrich Sohnrey. (Berlin. Deutsche Landbuchhandlung. 1910.)

Nationale Jugendvorträge. Veranstaltet von der Ortsgruppe Karlsruhe des Deutschen Ostmarkenvereins. 1. Jahrgang 1910. (Leipzig. und Berlin. B. G. Teubner.)

Die Landjugend. Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben von Heinrich Sohnrey. 15. Jahrgang 1911. (Berlin. Deutsche Landbuchhandlung.)

Haben die Tiere Seelen? Philosophische Abhandlung von H. P. Blavatsky. Aus dem Englischen. (Berlin. Paul Raatz.)

Kunst und Leben. 3. Jahrgang. 1911. Ein Kalender mit Originalzeichnungen deutscher Künstler und Versen und Sprüchen deutscher Dichter und Denker. (Berlin. Fritz Heyder.)

Bilder und Worte aus Roseggers Leben und Wirken. Unter Mitwirkung der Frau Camilla Rybiczka. Ein Abreißkalender. (Wien. Emil M. Engel, k. u. k. Hofverlagsbuchhandlung.)

1911 Gesundbrunnen. Kalender des Dürerbundes. Herausgegeben vom Dürerbunde. (München. Georg D. W. Callwey.)

Schweizer Heimkalender. Reich illustriert. (Zürich. Arnold Bopp.)

Die Hochwacht. Monatsschrift zur Bekämpfung des Schundes und Schmutzes in Wort und Bild. Herausgegeben in Verbindung mit dem Verein zur Verbreitung guter volkstümlicher Schriften von Professor Brunner in Pforzheim. (Berlin. Ulrich Meyer.)

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten"

S. und B. in Wien. Sie sagen, daß unsere Politiker verlogen sind? Hören Sie: Nach einer Wahl warf ein Mitglied der unterlegenen Partei in einem österreichischen Landtag den siegreichen Gegnern Wahlschwindeleien vor. Die antworteten darauf: „Ja, glauben Sie denn, daß Sie allein ein Privileg auf Schwindeleien haben!" Wenn das nicht offenherzig, bieder und ehrlich gesprochen ist!

Gösting. Darüber die beste Auskunft würde Ihnen der Steirische Kunstverein in Graz geben können.

Zu der Abhandlung **Mittelschulreform** im Novemberheft kamen an den Verfasser einige ablehnende, aber noch mehr beistimmende Zuschriften. — Besonders möchten wir noch auf drei ausgezeichnete Broschüren von Doktor Alexander Hinterberger verweisen. Sie betiteln sich: „Ist unser Gymnasium eine zweckmäßige Institution zu nennen?", „Weiteres zur Frage der Erziehung an Mittelschulen, besonders zur Frage der Einheitsmittelschule" und „Zur Frage des Unterrichtes in Hygiene an Mittelschulen". Erschienen bei Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig.

☛ Alle redaktionellen Zuschriften sind an Dr. H. L. Rosegger, Graz, Haydngasse Nr. 7/III, zu richten. Unverlangt eingeschickten Manuskripten ist Rückporto beizulegen. Für Erzählungen in Fortsetzungen und für Gedichte hat die Schriftleitung bis auf weiteres keine Verwendung.

Aufruf!

In Bregenz hat sich ein Franz Michel Felder-Verein gebildet, welcher sich die Aufgabe stellt, die Werke F. M. Felders und anderer Vorarlberger Schriftsteller herauszugeben. Jahresbeitrag 3 Kronen, anzumelden bei Martin Bilgeri, Obmann des Vereines, in Bregenz.

(Geschlossen am 15. Dezember 1910.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Köck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

dem andere nichts Ungewöhnliches sehen. Unter anderem kamen wir auch auf Gamling zu sprechen und ich war im höchsten Grade überrascht von der Innigkeit und Wärme, mit der sie sich über ihn äußerte. Gamling hatte mir immer in einer gewissen Entfernung gegenübergestanden; es ging mir mit ihm wie mit vielen anderen: ich nahm ihn, wie er war, ohne mir weiter Rechenschaft darüber zu geben. Gamling war mein Bruder und ich hatte ihn sehr gern, aber ich hatte doch nie geglaubt, in ihm etwas Außergewöhnliches finden zu können. Anders ging es Emmi, sie betrachtete Gamling als eine Art höheren Wesens. Sie konnte seinen offenen Sinn für alles Schöne und Große nicht genug rühmen, seine reichen Kenntnisse, sein edles und mitleidiges Herz, das für die Not und den Kummer anderer schlug. Ich antwortete, ohne Gamling herabsetzen zu wollen, müßte ich doch bemerken, daß er vor allem in seinen Träumereien lebte und sich um die Welt, die ihn umgab, nicht allzuviel zu bekümmern schien.

„Und das sagen Sie", erwiderte Emmi mit einem Eifer, den ich niemals früher an ihr bemerkt hatte, „dem er heute einen so großen Beweis der Liebe gegeben hat, mit der er Ihrer gedenkt."

„Wieso?" fragte ich.

„Haben Sie denn schon vergessen, welche Angst er um Ihretwillen ausgestanden hat? Sie hätten nur sehen sollen, wie unruhig er war, als Sie fort waren, wie — ja, Sie sahen ihn ja selbst, als er zurückkam, wie er gefallen war und sich wund geschlagen hatte und es doch nicht bemerkte, so sehr war er von dem Gedanken an Sie in Anspruch genommen! Und seine Freude, Sie wiederzusehen, schätzen Sie gar nicht?"

„Ja, es war eine so bedeutende Gelegenheit", wendete ich ein, „er glaubte, ich sei ertrunken, und da war es ja doch nichts Besonderes, daß er erfreut war, mich noch lebend zu sehen; ich hätte wohl an seiner Stelle dasselbe getan, ohne es mir als besonderes Verdienst anzurechnen. Aber Sie sollten ihn im Alltagsleben sehen, wie er ganze Stunden still und verschlossen herumgehen kann, ohne ein einziges Wort zu sagen."

„Und sind es denn gerade die besten Menschen, die am meisten sprechen? Glauben Sie, daß jener, der das Wort am besten beherrscht, auch im Herzen am besten ist?"

„Das glaube ich gerade nicht, aber es scheint mir dennoch, daß man ganz gut hie und da ein wenig plaudern kann, ohne daß es gerade immer so tiefsinnig sein muß. Und wenn er wirklich so viel in sich birgt, wie Sie glauben, warum teilt er nicht uns anderen auch von seiner großen Weisheit mit? Solange er sie für sich behält, ist sie ja nur ein toter Schatz."

„Können Sie Gespenster sehen?“ fragte ich, „ich bin niemals so glücklich gewesen.“

„Aber ich bin ein Sonntagskind“, antwortete Andrea Margarete, „ich bin an einem Sonntag geboren, darum kann ich Geister und Kobolde sehen.“

„Sieh' dich in den Spiegel, so siehst du gleich einen Kobold“, sagte der Propst.

„Wollen wir gehen?“ fragte Corpus Juris, der hinausgegangen war und jetzt wieder mit Andrea Margaretes Mantel und Hut hereinkam.

„Gehst du nicht mit, Emmi?“ fragte Andrea Margarete.

„Ich weiß nicht recht — gehen Sie mit, Christoffer?“

„Ich bin müde“, antwortete Gamling, „ich bleibe bei Ihren Eltern.“

„Christoffer ist ein guter Mensch“, sagte der Propst, „er denkt an uns Alte; ihr anderen wollt nur hin und her laufen und euch amüsieren — wir Alten können zu Hause sitzen und uns langweilen.“

Emmi erklärte, daß sie auch zu Hause bleiben werde.

„Geniere dich nicht“, sagte der Propst, „gehe nur mit, dazu hast du ja jedenfalls mehr Lust.“

Es sah indessen nicht aus, als ob Emmi dazu große Lust hätte. Sie setzte sich ruhig neben Gamling und wollte beginnen, sich mit einer Handarbeit zu beschäftigen; erst als Andrea Margarete erklärte, wenn Emmi nicht gehe, gehe sie auch nicht, ließ sich Emmi von mir und Corpus Juris überreden, uns Gesellschaft zu leisten.

Ich beeilte mich, Andrea Margarete den Arm zu bieten, aber Corpus Juris kam mir zuvor. Also folgte ich ihnen mit Emmi und hatte keine Ursache, mich über meine Gesellschaft zu beklagen. Hatte ich tagsüber gar nicht mit Emmi gesprochen, so benutzte ich jetzt die Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen. Der Schnee knirschte unter unseren Füßen, es war bitter kalt, aber an Emmis Seite vergaß ich sowohl Eis und Schnee als Kälte. Ihre Rede war mild und ruhig, sie war der klare Ausdruck ihrer Gedanken, rein und schön wie die klaren, weißen Mondstrahlen. Alles, was sie besprach, wurde gleichsam in eine hellere, schönere Welt erhoben, als verstünde sie, alles in Harmonie zu bringen, so daß jeder Streit, jede Dissonanz verschwand. Sie öffnete mir für viele Dinge die Augen, die bisher meine Aufmerksamkeit nicht erweckt hatten, so daß ich alles plötzlich in einem ganz neuen Licht sah. Wie ein geschickter Juwelier es versteht, den kostbaren Edelstein in seinem wahren Wert zu schätzen, der den Augen des Uneingeweihten wie geringer und unansehnlicher Kieselstein erscheint, so verstand sie es, das Gute und Schöne zu entdecken, das ein Mensch in sich barg, an

„Ja, gern“, sagte Andrea Margarete, etwas verwundert über das unerwartete Verlangen. Erst als sie zum Ende des Liedes kam und ich noch obendrein kühn genug war, bei den Worten mit einzustimmen:

„Da ward Röschen rot wie rotes Blut“,

verstand sie, was ich meinte. Sie unterbrach sich indessen nicht, sondern sang ruhig das Lied zu Ende. „Dieser Herr Peter gefällt Ihnen wohl sehr gut?“

„Ja“, antwortete ich ohne nachzudenken.

„Das dachte ich mir, aber kennen Sie auch das Lied vom armen Peter?“

„Nein, das kenne ich nicht.“

„Nun, dann will ich es Ihnen vorsingen“, und jetzt begann sie:

„Der Hans und die Grete tanzen herum
Und jauchzen vor lauter Freude,
Der Peter steht so still und stumm
Und ist so bleich wie Kreide.

Der Hans und die Grete sind Bräut'gam und Braut
Und blitzen im Hochzeitsgeschmeide.
Der arme Peter die Nägel kaut
Und steht im Werkeltagskleide.“

Darauf wendete sie sich an mich und sagte: „Wie gefällt Ihnen dieser Herr Peter?“

„Dieser Herr Peter gefällt mir gar nicht.“

„Hüten Sie sich, daß es Ihnen nicht ebenso geht. — Kommen Sie, gehen wir nach Hause“, sagte sie darauf zu Corpus Juris und beide gingen rasch voraus.

Ich blieb stehen und grübelte über das, was Andrea Margarete gesagt hatte. Was meinte sie eigentlich mit diesen Worten? War es eine Zurechtweisung, daß ich mich hüten sollte, mich allzu kühn vorzudrängen, oder war es eine Aufmunterung zu sprechen, so lange es noch Zeit war, damit ich nicht später mein Schweigen bedauern müßte? Ich war nicht imstande, dieses Rätsel zu lösen, aber es entstand in diesem Moment eine gewisse Bitterkeit gegen Andrea Margarete in mir, weil auch sie, die ich für so offen und ehrlich gehalten hatte, falsche und doppelzüngige Reden führen konnte.

„Wollen wir auch nach Hause gehen?“ fragte Emmi.

Der Klang dieser sanften Stimme stimmte mich milder. Hier an deiner Seite steht eine, deren Seele offen und rein ist, eine, die spöttische und doppelzüngige Rede nicht kennt, sondern deren Worte klar und rein sind wie ihre Gedanken.

„Sehen Sie, jetzt versinken Sie selbst in Gedanken und leben in Ihren Träumen“, sagte Emmi zu mir, „und vorhin haben Sie Christoffer dessen beschuldigt.“

„Haben Sie ihn schon einmal darum gebeten und eine abschlägige Antwort bekommen? Haben Sie mit ihm ein Gespräch begonnen und sind mit Unwillen abgewiesen worden?“

Ich begann fast zu fürchten, daß ich Emmi böse gemacht hatte. Es war übrigens keineswegs meine Absicht gewesen, einen bestimmten Angriff gegen Gamling zu richten, denn ich hegte gewiß keine schlechte Meinung von ihm, aber infolge des Widerspruchsgeistes, der in uns Menschen wohnt, können wir niemals jemand preisen hören, ohne daß wir uns gleich veranlaßt sehen, die Schattenseiten hervorzuziehen, und darin gehen wir manchmal weiter, als wir selbst wollen.

Wir waren inzwischen zum Friedhof gekommen und ein paarmal um ihn herumgegangen, ohne daß ich es im Eifer des Gesprächs gemerkt hätte. Jetzt blieb ich stehen und Emmi, die vielleicht fürchtete, allzu eifrig geworden zu sein, blieb gleichfalls stehen. Die Kirche, die bei Tage ziemlich unansehnlich aussah, schien im Mondlicht gewachsen zu sein. Ihre weißen Mauern, die die bleichen Mondesstrahlen zurückwarfen, hatten ein fast gespenstisches Aussehen. Ringsumher lag Grabhügel an Grabhügel, von weißem Schnee bedeckt; kein Grashalm war zu sehen, kein Vogel zu hören — hier hatte der bleiche Tod seinen Thron errichtet, alles war Kälte, Tod und Stille. Es bildete einen starken Gegensatz, hier plötzlich Lachen und lautes Sprechen zu hören; es waren Corpus Juris und Andrea Margarete, die gleichfalls um den Friedhof herumgegangen waren und uns jetzt entgegenkamen. Sie waren im heftigsten Disput, aber in aller Freundschaft, denn sie lachten ebensoviel, als sie sprachen. Allmählich kamen sie näher und wir konnten hören, was sie sprachen.

„Damit hat sie recht“, erklärte Andrea Margarete eifrig, „ich hätte an ihrer Stelle dasselbe getan.“

„Was?“ erlaubte ich mir zu fragen, da sie in demselben Moment vor uns stehen blieben.

„Frederik hat mir gerade eine Geschichte von einem schönen jungen Ritterfräulein erzählt, das auf einer alten Burg jenseits des Fjordes wohnte und sieben Freier zurückwies.“

„Warum tat sie das?“

„Damit sie nicht glauben sollten, daß sie gleich zu dem ersten besten ja sagen würde. Ich hätte an ihrer Stelle dasselbe getan.“

„So“, sagte ich und nach einem Augenblick des Stillschweigens fügte ich hinzu: „Kennen Sie das Lied von Röschen und ihrer Mutter?“

„Gewiß“, antwortete Andrea Margarete, ohne zu erraten, worauf ich hinaus wollte.

„Wollen Sie es uns vorsingen?“

mit Andrea Margarete berichten; es wird ihn sicher freuen, zu hören, welche Fortschritte sein Sohn hier gemacht hat."

Dieses Thema war nicht nach Andrea Margaretes Geschmack, aber sie mußte nachgeben. Der Propst befahl ein allgemeines Schweigen, damit wir inspiriert würden; ich bekam Feder und Papier und wurde zum Sekretär ernannt, „denn", sagte der Propst, „ich sei viel zu aufgeregt, um meine Gedanken ausdrücken zu können."

Einige Minuten des Schweigens traten ein, während welcher ich bequem Zeit hatte, mir alle Gesichter anzusehen. Die Pröpstin und die beiden Töchter waren mit Handarbeiten beschäftigt und schienen nicht gewillt zu sein, sich aktiv an der Schriftstellerei zu beteiligen. Der Propst saß mit sehr tiefsinniger Miene da und blies eine dichte Rauchwolke nach der anderen aus seiner Pfeife, so daß er mir wie eine Dampfmaschine vorkam, die arbeitete und arbeitete, um Verse zu fabrizieren. Corpus Juris stützte den Kopf in beide Hände und starrte Andrea Margarete an, als ob ihr Anblick ihn inspirieren sollte. Gamling war wie immer; er saß wie gewöhnlich mit einem gewissen träumenden Ausdruck in den Augen da, so daß ich glaubte, er sei wieder in Gedanken versunken und habe alles völlig vergessen. Aber diesmal tat ich ihm unrecht, denn er war derjenige, der begann: „Schreib, Nicolai", sagte er und dann diktierte er:

„In stattlichen Reimes Festgewand
Wird eine Nachricht dir zugesandt,
Wir bitten dich bloß, erschrick nur nicht,
Viel Ärgeres gibt's als diese Geschicht':
Zwei liebende Herzen — zwei liebende Herzen — — —

Das ist ärgerlich, jetzt habe ich den Schluß vergessen", sagte Gamling, während er vergebens in seiner Erinnerung suchte.

„Dann kann Nicolai so schreiben", sagte der Propst:

„Zwei liebende Herzen, es ist kein Witz,
Sie fanden einander, schnell wie der Blitz."

Gamling war mit dem Schluß nicht zufrieden, aber der Geist war von ihm gewichen, er war nicht imstande, etwas Besseres zu finden, weshalb es stehen blieb.

Eine kleine Weile saßen wir wieder still, dann sagte der Propst: „Schreibt, Nicolai:

‚Doch seine Tugenden
Sind rasch gezählt,
Der Laster Maß
Ist reich geschwellt.

Schwarz ist sein Blick,
Die Seele schwarz,
Im Schafspelz voll Tück'
Der Wolf sich verbirgt.'"

Ich hatte noch nicht den Schlußpunkt gesetzt, als Corpus Juris rief: „Schreib, Nicolai!" und dann diktierte er so rasch, daß ich kaum folgen konnte:

Ja, Gamling, worüber hatte der auch nachzudenken! Aber wenn man ein solches Sphinxrätsel zu lösen hat, wie das mir vor kurzem vorgelegte, so war es nicht verwunderlich, wenn man so lange darüber nachdachte, daß man alt und grau darüber wurde. Daß mir das nicht passierte, verdanke ich Emmis milden und freundlichen Worten.

Als wir uns dem Pfarrhofe näherten, sahen wir Corpus Juris und Andrea Margarete dort stehen und durch die Fenster hineinsehen. Wir gingen auch hin und sahen den Propst, die Pröpstin und Gamling um eine große Punschbowle sitzen. „Edite, bibite, collegiales!“ sang der Propst, erhob das Glas und rief zu uns heraus: „So geht es braven Kindern, die zu Hause bleiben; sie bekommen Punsch, während die unbescheidenen mit trockenem Mund draußen stehen müssen. Seht euch Nicolai an, wie unglücklich er aussieht — nun, da werden wir uns wohl erbarmen müssen und euch in Gnaden aufnehmen. Kommt herein, dann dürft ihr auch kosten.“

Wir gingen hinein und setzten uns an den Tisch.

„Ist der Punsch nicht gut?“ fragte Andrea Margarete. „Ich habe ihn gemacht.“ — „Ausgezeichnet!“ antwortete ich ganz entzückt, nicht von der Güte des Punsches, sondern weil ich aus Andrea Margaretes Worten ersah, daß sie nicht böse mit mir war und daß wir ebenso gute Freunde waren wie früher. — Auch der Propst war in glänzender Laune. Er erzählte alte Geschichten aus seiner Studentenzeit, wie sie beim Exerzieren auf dem Heimwege die Fahne in die Tür stellten und zum Konditor gingen, Toddy tranken u. s. w. Ich hörte mit Entzücken zu und dachte: „Ach, das war in der guten, alten, glücklichen Zeit; wer doch dabei gewesen wäre.“

Andrea Margarete unterbrach den Propst zuerst. Sie hatte ja im allgemeinen nicht viel Sympathie für die gute, alte Zeit und hörte diese Geschichten wohl auch nicht zum erstenmal. Jetzt schlug sie vor, daß wir alle zusammen einen Reimbrief schreiben sollten.

„Das heißt“, sagte der Propst, „daß ich ihn schreiben soll, denn ihr anderen pflegt ja bei solchen Gelegenheiten den Mund zu halten.“

„Christoffer kann auch Verse machen“, sagte Emmi, „er hat mir Gedichte gezeigt, die er geschrieben hat.“

„Und Frederik kann auch Gedichte machen“, sagte Andrea Margarete, „also wird man uns schon helfen, fangen wir nur an.“

„Nun, worüber sollen wir schreiben?“ fragte der Propst.

Es war schwer genug, ein Thema zu finden; der eine schlug das vor, der andere jenes, aber alle vorgeschlagenen Themen wurden als unbrauchbar befunden. Schließlich sagte der Propst: „Jetzt habe ich ein Thema gefunden, das des Besingens würdig ist. Wir wollen einen Reimbrief an Nicolais Vater schreiben und ihm Nicolais Verlobung

ich den Brief in mein Notizbuch mit dem stillen Vorsatz, ihn nie weiter gelangen zu lassen, wenn nicht in anderer Form.

An diesem Abend blieben wir nicht länger wach, um nicht die Nachtruhe des Propstes zu stören; wir blieben nur noch eine kurze Weile, nachdem er gegangen war. Corpus Juris wollte nur Andrea Margarete noch etwas sagen, weshalb ich mich beeilte, voraus in sein Zimmer zu kommen und zu sehen, ob der Hahn noch ruhig dortsitze — ja, er saß ruhig und schlief, ohne daß jemand seine Anwesenheit ahnen konnte; aber morgen früh, das sollte ein Spektakel werden, wenn er zu krähen begann und Corpus Juris zu schelten!

Ich hatte noch nicht lange geschlafen, als ich wieder erwachte; mein Blut war in heftiger Bewegung und meine Gedanken nicht minder. Ich mußte an den Reimbrief denken, den wir geschrieben hatten. Ich war nicht ganz im klaren, ob der Propst im Ernst oder Scherz gesprochen hatte, denn sein Gesicht blieb immer völlig unverändert. Vielleicht meinte er mit diesem Brief mehr als einen Scherz; sollte es vielleicht ein heimlicher Wink sein, daß ich nur nicht schüchtern sein solle, wenn ich nur dreist darauf losginge, könnte ich des Sieges sicher sein? Ich ging in Gedanken alles durch, was der Propst abends gesagt hatte und wurde immer mehr in dieser Annahme bestärkt. Ich wollte vier oder fünf Jahre warten, bis ich mein Staatsexamen gemacht hätte, hatte ich am vorigen Abend gedacht — aber warum sollte ich eigentlich so lange warten? Weil Gamling es gesagt hatte — aber war Gamling denn so unfehlbar in seinen Meinungen und Urteilen? Mancher hatte sich doch in meinem Alter verlobt und war nichtsdestoweniger in seiner Ehe sehr glücklich geworden. Läßt sich überhaupt das Alter bestimmen, in dem man sich verloben soll? — Vier oder fünf Jahre sind eine lange Zeit — wer weiß, was inzwischen geschehen konnte? — Konnte mir nicht ein anderer zuvorkommen, ja, dieser andere konnte in einem halben Jahr, in einem Monat kommen und dann würde ich es mein ganzes Leben bereuen, jetzt den günstigen Augenblick versäumt und nicht gesprochen zu haben, solange es noch Zeit war. Denn daß jetzt gerade die richtige Zeit zu sprechen war, war ja klar; hatte mir Andrea Margarete nicht selbst gesagt, ich solle mich in acht nehmen, damit es mir nicht erginge wie dem armen Peter. Wenn ich an ihr ganzes Benehmen mir gegenüber dachte, wie wir, die wir von unserer Existenz früher keine Ahnung gehabt hatten, im Verlauf zweier Tage so gut bekannt geworden waren, daß wir wie Bruder und Schwester miteinander verkehrten — was konnte sie mit ihren Worten anderes gemeint haben, als daß ich die Zeit benützen sollte, damit ich nicht zuletzt der dritte sein würde, der arme Peter. Aber ich tat vielleicht doch jedenfalls am besten, noch ein wenig zu warten, um mir die Sache gut zu überlegen, damit ich mich

„Doch ihre Tugenden
Sind nicht zu zählen
Und keine Laster
Brauch' ich zu hehlen.

Klar ist ihr Aug',
Frisch ihre Wang',
Die Stimme klangvoll
Wie Glockensang."

Andrea Margarete beugte sich über ihre Arbeit und nähte so eifrig, daß ich mich wunderte, daß sie sich nicht in den Finger stach; aber der Propst rief aus: „Nein, seht den Juristen! Wie er galoppieren kann, wenn er einmal aufs Flügelpferd hinaufkommt, das hätte ich nie gedacht. Natürlich war das meiste Plagiat von mir".

„Nein", rief Corpus Juris eifrig, „das ist wahrhaftig kein Plagiat, die Form ist vielleicht dieselbe, aber der Inhalt ist neu und es kommt nicht auf die Form, sondern auf den Inhalt an."

„O weh, ich schweige, ich schweige", sagte der Propst, „ich schaffe mir doch nur einen Prozeß auf den Hals, so daß ich zuletzt gezwungen bin, Haus und Hof zu verlassen. Ihre Verse sind funkelnagelneu und die meinen Plagiat, sind Sie mit dieser Erklärung zufrieden?"

„Aber du warst gar zu strenge gegen Nicolai", sagte die Pröpstin, „du mußt den Vers umarbeiten".

„O nein, das tue ich nicht", antwortete der Propst. „Nicolai ist ein schändlicher Mensch, der in noch schwärzeren Farben gemalt werden sollte. Ein achtzehnjähriger Don Juan, das ist ja gräßlich. Aber wer fährt fort?"

„Jetzt ist an Ihnen die Tour", sagte Corpus Juris zur Pröpstin.

„Ja, Mutter soll nur mithalten", sagte der Propst, „ihr Beitrag wird gewiß der beste sein von allen, dann haben wir einen schönen Schluß".

Die Pröpstin wollte nicht anfangen, aber als Corpus Juris beharrlich blieb, begann sie, erst etwas verlegen, aber bald viel ruhiger werdend:

„Nun ist dein Sehnen ganz sicher schon groß,
Der Liebenden Namen zu kennen!
Darum in aller Heimlichkeit will ich die Braut dir nennen:
Sie heißt Margarete; des Bräutigams Namen
Hast du gewiß erraten schon . . ."

Hier unterbrach der Propst sie plötzlich:

„Der Wolf im Schafspelz ist ja dein Sohn!"

Keine Widerrede half, der Propst bestand, unterstützt von Corpus Juris, darauf, daß diese Schlußformel stehen bleiben solle und wollte den Brief an sich nehmen, um ihn am nächsten Tag abzusenden. „Ich stehe dafür ein, daß Ihr Vater sehr befriedigt sein wird, diese Nachricht zu erhalten", sagte der Propst.

Ich behielt aber den Brief bei mir, indem ich erklärte, er müßte noch abgeschrieben werden, denn er sei allzu nachlässig geschrieben, um so abgeschickt zu werden, wie er war, und unter diesem Vorwand steckte

bald Morgen sein. Ich nahm die Uhr herunter und sah, daß es bald sechs Uhr sei. Aber was für ein Siebenschläfer von Hahn war das, der noch nicht gekräht hatte? Oder sollte er gekräht haben, während ich schlief, ohne daß ich es gehört hatte? Nein, das war unmöglich. Oder sollte er davongeflogen sein — nein, das konnte er auch nicht, denn die äußere Tür war ja verschlossen. Ich mußte aufstehen und nachsehen, was das war. Ich stand auf und schlich mich leise zu Corpus Juris hinein und streckte die Hand hinauf auf den großen Schrank — ja, ganz recht, der Hahn saß noch dort. Ich kniff ihn ein wenig, um ihn zu wecken, aber in diesem Moment begann Corpus Juris sich im Bett zu rühren, und ich beeilte mich, zurückzukommen, fürchtend, daß er aufwachen und mich sehen würde. Jetzt lag ich ganz still und erwartete, daß der Hahn zu krähen beginnen würde, aber man hörte nicht das leiseste Anzeichen. Man hätte fast glauben können, er habe in den letzten Nächten Weihnachtsunterhaltungen mitgemacht und wollte sich jetzt den Rausch ausschlafen. Während ich so still lag und darüber nachdachte, ob das Wahrscheinlichkeit für sich habe, oder welche andere Ursache dieses merkwürdige Schweigen haben könnte, schlief ich wieder ein.

Als ich wieder erwachte, war es heller Tag und die Sonne schien durch meine Fenster. Ich fuhr auf und rieb mir die Augen, mein erster Gedanke war wieder: der Hahn, der Hahn. Ich sah in Corpus Juris' Zimmer, das Bett war leer, ich sah in Gamlings Zimmer: gleichfalls leer. Das war zu merkwürdig, ich mußte Aufklärung haben, und mit einem Satz war ich wieder in Corpus Juris' Zimmer; der Hahn saß noch immer dort. „Du unverschämtes Tier“, rief ich, streckte die Hand aus und nahm ihn herunter, „wie kannst du es wagen — —“ erschreckt schwieg ich still: die Flügel und der Kopf hingen schlaff herab — er war tot. Vergebens schüttelte ich ihn, vergebens drehte ich ihn nach allen Seiten: er war und blieb tot. Jetzt fiel es mir ein, daß ich ihn am Abend ein wenig hatte drücken müssen, um ihm Platz zu schaffen, daß dieser Druck möglicherweise etwas zu stark gewesen war und er dadurch erstickt sein konnte. Ich ließ ihn zur Erde fallen und überließ mich Betrachtungen, die durchaus nicht freudiger Natur waren. Schon daß der arme Hahn meiner Unbedachtsamkeit zum Opfer gefallen war, verursachte mir einen gewissen Schmerz, obwohl ich mich damit tröstete, daß er zweifellos einen schnellen Tod gefunden hatte und wohl kaum eines natürlichen Todes gestorben war. Aber er war der Liebling des Propstes, was würde dieser wohl sagen? Und wie konnte ich am besten sagen, was geschehen war? Es ist höchst unangenehm, wenn man als Liebhaber und Freier auftreten will, genötigt zu sein, wie ein ungehorsamer Schuljunge um Verzeihung zu bitten, weil man einen dummen Streich begangen hat. Einen Augenblick dachte ich daran, die Sache

im Notfall noch zurückziehen konnte — nein, nein, ein wirklich Verliebter denkt nie daran, sich zurückzuziehen, er bricht alle Brücken hinter sich ab und eilt nur vorwärts, bis er zum Sieg gelangt oder zum Untergang!

Ich konnte nicht stille liegen, sondern sprang aus dem Bett und öffnete ein Fenster. Ich sah zu dem stillen, klaren Sternenhimmel hinauf; aber wieder kamen meine alten Zweifel zurück. Gamling hatte gesagt, es sei die größte Dummheit, sich als Student zu verloben; ich hatte bisher immer Gamlings Rat befolgt und mich dabei recht wohl befunden, warum sollte ich das jetzt nicht tun? — Im selben Moment sah ich eine große prächtige Sternschnuppe fallen. „Nein, nein", sagte ich zu mir, „du sollst nicht zweifeln und nicht fürchten, da siehst du das Zeichen, daß deine Wünsche in Erfüllung gehen werden, gehe nur freimütig vor und traue deinem Glück".

Das letzte Wort mußte ich laut gesprochen haben, denn Corpus Juris rief zu mir herein: „Was gibt es, Nicolai? Sprichst du im Schlaf?" Und als er sich erhob und mich beim offenen Fenster stehen sah, begann er zu schelten und mir meine Unvorsichtigkeit heftig vorzuwerfen. Jetzt begann sich auch Gamling zu rühren. „Nicolai, Nicolai, was treibst du denn?" und als er mich beim offenen Fenster sah: „Bist du denn von Sinnen? Beim offenen Fenster mitten in der Nacht zur Weihnachtszeit, ohne angekleidet zu sein — willst du wohl augenblicklich wieder ins Bett gehen! Du kannst dich erkälten und die Schwindsucht bekommen", „und Typhus und kaltes Fieber", fügte Corpus Juris hinzu, „und das ganze Haus anstecken; gehe sofort zu Bett!" So mußte ich denn das Fenster schließen und mich wieder legen; eine Weile darauf konnte ich wieder Corpus Juris' und Gamlings tiefe Atemzüge hören, die anzeigten, daß beide schliefen. „Und den Rat solcher Menschen sollst du befolgen!" sagte ich zu mir, „Menschen, die daran denken, daß man sich erkälten und krank werden kann, was verstehen die vom Verloben? Aber das sind die Folgen davon, wenn man ein Hagestolz geworden ist; da denkt man nur an Schwindsucht und Typhus und Fieber; diese beiden Erzspießbürger!" und in diesem Moment fühlte ich mich in so heftigem Zorn gegen Corpus Juris und Gamling entbrannt, daß ich fast Lust gehabt hätte, mir Typhus oder Fieber zuzuziehen, nur um des Vergnügens willen, sie anzustecken. Durch eine sehr natürliche Gedankenverbindung kam ich auf den Hahn, den ich in Corpus Juris' Zimmer gesetzt hatte, denn er würde sich natürlich sehr darüber ärgern, und selbst Gamling war imstande, sich dadurch beleidigt zu fühlen. Dieser Gedanke wirkte so beruhigend auf mich, daß ich wieder in Schlaf verfiel. Nach einigen Stunden erwachte ich mit demselben Gedanken, mit dem ich eingeschlafen war, nämlich mit dem Hahn. Aber es nahm mich wunder, daß ich noch nichts von ihm gehört hatte, denn es mußte ja

„Aber da wird es ihm doch auch leid tun?“ wendete ich ein.

„Das macht nichts, wenn wir allein sind, will ich ihn schon wieder gut machen.“ Und damit ging Andrea Margarete, um den Hahn des Nachbarn zu entlehnen. Eine Weile darauf kam sie mit ihm zurück in den Hof, wo er sehr stolz auf und ab spazierte, mit den Flügeln schlug und krähte, ganz ob er der richtige Hahn wäre.

Jetzt kam der Propst herein, gefolgt von der Pröpstin und Corpus Juris, eine Weile später kam Gamling und Emmi. Ich freute mich nicht allzusehr, jetzt die ganze Gesellschaft versammelt zu sehen, denn ich fürchtete, daß mein Unglück jetzt an den Tag kommen würde, während alle versammelt waren, und daß ich einem öffentlichen Verhör unterzogen werden würde; dann konnte ich mich auf eine lange Strafpredigt von Gamling gefaßt machen und auf kräftige Spottreden von Corpus Juris' Seite.

„Guten Morgen, Siebenschläfer!“ rief der Propst und warf mir seine mit Reif bedeckte Mütze ins Gesicht. „Die Kunst zu schlafen verstehen Sie außerordentlich gut; darin können Sie in jedem beliebigen Moment Professor werden.“

„Ja, ich habe großartig geschlafen“, erwiderte ich, indem ich mich ins Sofa zurücklehnte.

„Habe geschlafen?“ sagte der Propst, „ich glaube, Sie könnten gerade so gut die Präsenzform anwenden. Nun, welches Unglück gedenken Sie heute anzurichten?“

„Ich hätte Lust, eine Pfeife zu rauchen“, sagte ich rasch, denn ich begann zu fürchten, daß Andrea Margaretes Plan nicht glücken würde und hätte es darum vorgezogen mit dem Propst unter vier Augen zu sprechen, anstatt hier unten die Beichte ablegen zu müssen.

„Rauchen? Ja, das ist eine nützliche Tätigkeit, kommen Sie nur mit mir“, und mit diesen Worten ging er zur Tür und ich sprang hastig auf, um ihm zu folgen. Aber gerade als er die Hand auf die Klinke gelegt hatte, blieb er stehen und sah aufmerksam durchs Fenster.

„Das ist doch merkwürdig mit dem Hahn, es sieht aus, als wäre er seit gestern kleiner geworden.“

„Das sieht so aus, weil er so weit entfernt ist, er ist ja auf der anderen Seite vom Hof, dadurch sieht er so klein aus“, beeilte sich Andrea Margarete zu sagen, aber ich sah an ihrem Gesicht, daß sie einen harten Kampf mit sich kämpfte, um nicht in Lachen auszubrechen.

„Ach, welches Geschwätz!“ antwortete der Probst, „komm her, Mutter, und sieh: ist der Hahn nicht seit gestern kleiner geworden? Hören Sie, Nicolai“, fuhr er fort und wendete sich plötzlich an mich, „Sie haben sicher gestern im Hühnerstall ein Stück von ihm verspeist“.

Jetzt konnte sich Andrea Margarete nicht länger halten, sondern brach in Lachen aus. „Was soll das heißen?“ fragte der Propst und

von der scherzhaften Seite zu nehmen, so z. B. wenn der Propst nach dem Hahn fragte, ganz leichthin zu antworten, „den habe ich erschlagen“, aber ich gab diesen Plan auf, denn ich sah ein, daß es unmöglich sein würde, ihn durchzuführen, besonders wenn Andrea Margarete und Emmi anwesend waren. Indessen wurde ich durch das Stehen nicht klüger; ich verbarg also den Hahn und ging hinunter in der Hoffnung, daß sich schon irgend ein Rat finden würde.

Als ich in das Zimmer trat, fand ich es leer. Die Teemaschine stand auf dem Tisch und summte; das Wasser kochte; ich sah, daß alle schon getrunken hatten und jetzt vermutlich spazieren gegangen waren. Ich goß mir selbst eine Tasse Tee ein und setzte mich aufs Sofa. Im selben Moment öffnete sich die Tür und Andrea Margarete trat ein, mit roten Wangen und glänzenden Augen, frisch und lieblich wie der junge Morgen.

„Guten Morgen, Nicolai“, sagte sie, „heute haben Sie aber schrecklich lange geschlafen“.

„Ja, ja“, antwortete ich kurz und rührte mit dem Löffel in meiner Tasse herum.

„Frederik und ich sind ausgegangen, es war so lustig“, fuhr Andrea Margarete fort. Diese Mitteilung war just nicht geeignet, mich in bessere Laune zu versetzen, und ich antwortete daher kurz: „So.“

„Ja, ja und — so, was heißt das?“ fragte Andrea Margarete, „Sie sind schlechter Laune, ist Ihnen etwas Unangenehmes zugestoßen?“

Diese Worte waren in so herzlichem Ton gesprochen, daß ich all meinen Mut zusammenfaßte und erzählte, was geschehen war.

„Das ist sehr schlimm“, sagte Andrea Margarete und schüttelte den Kopf, „ich wünschte, Sie hätten das nicht getan“.

„Glauben Sie, daß Ihr Vater sehr böse sein wird?“

„Böse wird er nicht sein, aber es wird ihm leid tun und das ist immer sehr unangenehm für uns andere.“

„Es wäre vielleicht am besten, wenn ich gleich mit ihm darüber spräche.“

„Nein, nein“, sagte Andrea Margarete hastig. „Dann wird er gleich schlechter Laune. Nein, warten wir, vielleicht findet sich ein anderer Ausweg.“ Und sie legte den Finger ans Kinn und sah sehr nachdenklich aus. „Da fällt mir etwas ein“, sagte sie, „der Nachbar hat einen Hahn, der dem unseren sehr ähnlich ist, er ist nur etwas kleiner, den können wir uns vielleicht ausleihen“.

„Was hilft das, das ist doch nur ein Aufschub.“

„Das kann schon helfen, denn der Vater ist sehr kurzsichtig und merkt es nicht und da können wir ja warten, bis Sie wieder nach Kopenhagen gefahren sind und es ihm erst dann erzählen.“

geschoben werden, entdeckte ich eine neue, die noch schwerer zu behandeln war. So glaubte ich mich fest entschlossen, mich jetzt zu verloben, aber da entstand die Frage, ob es so ausgemacht sei, daß ich mich mit Andrea Margarete verloben müßte. Über diesen Zweifel war ich im höchsten Grade überrascht, denn ich war von dem Gedanken ausgegangen, daß ich mich mit Andrea Margarete verloben würde und war von diesem zu dem Resultate gekommen, daß ich mich jetzt verloben sollte. Aber wenn ich die Prämissen umstieß, so fiel natürlich auch der Schlußsatz und damit waren alle meine Grübeleien verlorene Mühe. Indessen nahm ich wieder die zuletzt aufgeworfene Frage auf, ob ich mich mit Andrea Margarete verloben sollte; aber wo sollte ich einen entscheidenden Beweis für die Richtigkeit der Beantwortung finden? Ich dachte und dachte, aber je mehr ich dachte, desto weniger Erfolg hatten meine Grübeleien, und zuletzt wußte ich weder aus noch ein.

Die Sonne, die bisher so hell und lustig geschienen hatte, war unter die Wolken gegangen und alles hatte ein düsteres und trübes Gepräge bekommen. „Die Sonne muß vielleicht auch über etwas nachdenken", sagte ich mir, „darum wird sie ebenso nebelumschleiert wie meine Gedanken". Aber es war, als hätte die Sonne diese Vermutung erraten, denn plötzlich brach sie mit voller Pracht durch die Wolken und warf ihre hellen Strahlen über die weißen Friedhofsmauern. Im selben Moment war es mir, als durchbrächen auch meine Gedanken den Nebel des Zweifels, der sie umhüllt hatte, denn ich erinnerte mich plötzlich folgender Worte aus der philosophischen Propädeutik: „Jede Verbindung, die zwischen Mann und Weib eingegangen wird, soll, um der ewigen innewohnenden Idee zu entsprechen, sowohl auf Neigung als auf Vernunftgründen basiert sein." Da hatte ich ja den Beweis, den ich suchte und der sonnenklar bewies, daß ich mich mit Andrea Margarete verloben sollte, und wollte ich mich mit Andrea Margarete verloben, so mußte ich mich gleich verloben: quod erat demonstrandum. Es war mir, als sei mir ein schwerer Stein vom Herzen gefallen, ich fühlte mich so frei und leicht, wie der Vogel in der Luft, und als ich wieder durch den Garten zum Pfarrhofe zurückging, sang ich aus voller Kehle: „Stoßt langsam vom Land!"

Bei meinem Eintritt ins Zimmer fand ich Corpus Juris und Gamling in heftigem Disput, Emmi und Andrea Margarete als stille Zuhörerinnen daneben. Der Streit drehte sich um dänische Studenten und den Ton, der unter ihnen herrschte. Beide waren darin einig, daß die Studenten nicht waren, wie sie sein sollten und konnten, aber über die Ursache dieses Phänomens waren sie grundverschiedener Meinung. Gamling behauptete, sie sei darin zu suchen, daß sich die Studenten zu viel auf Politik einließen; Corpus Juris wieder suchte sie darin, daß sie sich zu

jetzt gab es für mich keinen anderen Ausweg, als zu bekennen, wie sich die Sache verhielt.

„Sie sind ein schrecklicher Mensch, Nicolai", sagte der Propst, als ich meine Erzählung beendet hatte, „Sie werden ja nicht früher aufhören, ehe Sie Menschen und Tiere hier im Pfarrhof ums Leben gebracht haben. Es ist am besten, wenn Sie jetzt sofort mit mir kommen und eine Pfeife Tabak rauchen, so bin ich wenigstens sicher, daß Sie nicht inzwischen wieder ein Unheil anstiften".

Ich war innerlich froh, so leichten Kaufs davonzukommen, aber das Schlimmste stand mir noch bevor. Denn erstens mußte ich nachher, wie ich befürchtet hatte, eine lange Strafpredigt von Gamling anhören, in der er mir meine Pflichten gegen die Tiere vorhielt. Diese kannte ich doch auch mehr oder weniger und ich hatte den Hahn auch nicht absichtlich ums Leben gebracht, aber ich hielt es doch für das Ratsamste, zu schweigen, sonst hätte Gamling noch länger fortgesetzt. Aber weit unerträglicher war Corpus Juris. Er überhäufte mich mit einer Menge Spott- und Stichelreden über das Hähnetöten, über andere wecken wollen und selbst verschlafen usw. Jedesmal wenn ich mit Andrea Margarete ein Gespräch beginnen wollte, war er unermüdlich, mich mit solchen Witzen anzugreifen. Das langweilte mich zuletzt, ich nahm Mütze und Rock und ging hinaus auf die Felder. Nachdem ich eine Weile herumgewandert war, fiel mir ein Racheplan gegen Corpus Juris ein. Ich ging wieder nach Hause, schlich mich in sein Zimmer, nahm die losen Bretter vom Boden seines Bettes fort, verbarg sie in dem Schrank und legte die Matratze und das Leintuch wieder so geschickt zusammen, daß man unmöglich sehen konnte, daß hier etwas geschehen sei. Wenn sich Corpus Juris abends niederlegte, mußte er unfehlbar auf den Fußboden fallen. Nachdem ich diese Heldentat vollführt hatte, ging ich wieder zu den anderen hinunter und ertrug jetzt ruhig alle Stichelreden Corpus Juris' und tröstete mich mit dem Gedanken, daß abends die Reihe an mir sein würde zu lachen und — wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Trotzdem war mir an diesem Tage nicht recht wohl zu Mute. Die Pläne, die ich in der Nacht erwogen hatte, fielen mir wieder ein, ohne daß ich so recht den Mut gehabt hätte, sie durchzuführen. Ich war zerstreut und gab verdrehte Antworten, wenn man mich ansprach, was Corpus Juris neuerdings Anlaß gab, die Pfeile seines Witzes gegen mich abzuschießen. Ich ging dann hinaus auf den Friedhof, um mit meinen Gedanken allein zu sein. Und das war notwendig, denn ich trug große Dinge im Sinn. Meine Gedanken waren wie ein aufgeregtes Meer, wo eine Welle der anderen folgt, eine größer als die andere und die letzte am allergrößten. Jedesmal wenn ich eine Sache durchdacht hatte und meinte, jetzt sie sei abgetan und könnte beiseite

erwarten können, daß der Geist des Friedens und der Liebe, der hier herrschte, sich auch uns mitteilen würde. Aber es war nicht so. Die Hauptschuld, glaube ich, lag an Corpus Juris; er war während der ganzen Zeit äußerst gereizt; er war, wenn es mir gestattet ist, eine sehr einfache, aber sehr treffende Redensart zu gebrauchen, wie ein gereizter Stier. Man konnte sagen was man wollte, sofort fand es Corpus Juris für notwendig zu opponieren. Gamling gegenüber war das seltener der Fall, denn er brachte ihm einen gewissen Respekt entgegen, aber desto häufiger ging er gegen mich los, wofür ich bereits mehrere Beispiele beigebracht habe. — Nach dieser kleinen Abweichung kehre ich zu meiner Erzählung zurück.

Als wir nachmittags im Zimmer versammelt waren, die Pröpstin, Emmi und Andrea Margarete mit Handarbeiten beschäftigt, während Gamling, Corpus Juris und ich daneben saßen und zusahen, trat der Propst ein und lud mich zu einer Partie Schach ein.

Ich nahm die Einladung an, obwohl ich mich im stillen fragte, warum der Propst nicht gerade so gut Corpus Juris auffordern konnte zu spielen. Andrea Margarete brachte die Schachfiguren und das Brett, wir setzten uns nieder und begannen zu spielen.

Unglücklicherweise waren meine Gedanken mehr bei Andrea Margarete als beim Spiel und die Folge davon war, daß ich eine Figur nach der anderen verlor.

„Sie glauben wohl, wir spielen ‚wer zuerst fertig ist'“, sagte der Propst, „matt“.

Damit es den Anschein erwecke, als wäre ich dem Spiel mit Interesse gefolgt, mußte ich Revanche fordern. Aber es ging mir nicht besser und außerdem warf ich unversehens, als der Propst mich matt setzte, meine Königin auf den Boden, so daß sie mitten entzwei ging.

„So“, sagte der Propst, „jetzt gehen Sie auch noch auf meine armen Schachfiguren los. Nein, mit Ihnen ist nichts zu machen, Sie sind ja einer förmlichen Zerstörungsmanie verfallen. — Christoffer und Frederik, kommt jetzt her und laßt uns eine vernünftige Partie en quatre spielen, ich spiele mit dem ‚Strohmann'“.

„O, laßt mich den vierten abgeben“, bat Andrea Margarete.

„Dich?“, sagte der Propst. „Spiele mit Nicolai ‚Schwarzer Peter', das ist für euch beide das Richtige“.

Aber Andrea Margarete blieb bei ihrem Verlangen und wurde so kräftig von Corpus Juris unterstützt, der sie an Gamlings Stelle als Mitspieler haben wollte, daß der Propst endlich nachgeben mußte; er und Gamling spielten zusammen, und Corpns Juris und Andrea Margarete bildeten die Gegenpartei. Sie hatten kaum ihre Plätze eingenommen, als man einen Wagen durch das Tor fahren hörte.

wenig mit Politik befaßten. Gamling bewies die Richtigkeit seiner Behauptung damit, daß er auf die früheren glücklichen Zeiten hinwies, da die Studenten sich nach der Arbeit des Tages wie treue Brüder versammelten, ohne Parteistreit und Parteihaß und sich froh und sorglos von allen Sorgen und Kümmernissen des Tages losmachten. Corpus Juris meinte, die Zeit sei vorüber und käme nicht mehr zurück, jetzt wäre das Volk zur Freiheit erwacht und es sei Sache der Studenten, dieses Bewußtsein zu entwickeln, es sei ihre Sache, im Kampfe voranzugehen, nicht sich feige in spießbürgerliche Ruhe zurückzuziehen, mit der Nachtmütze auf beiden Ohren. Der Streit wäre nahezu in Persönlichkeiten ausgeartet, wenn ihm nicht Andrea Margarete eine andere Wendung gegeben hätte, indem sie mich um meine Meinung fragte.

„Mir scheint", antwortete ich, „daß das Studentenleben in jeder Hinsicht ist, was es sein soll und muß und daß es ganz tadellos ist. Ich komme nie in den Studentenverein, ohne dort gute Freunde und Bekannte zu treffen und mich vortrefflich zu unterhalten."

„Da hört man gleich den neugebackenen Studenten", sagte Corpus Juris mit einer gewissen höhnischen Betonung, „er sieht alles in rosenrotem Licht".

„Dann wollte Gott, daß alle Studenten neugebacken blieben", antwortete ich rasch, „aber wenn man ein alter mürrischer . . . Hagestolz geworden ist", wollte ich sagen, wurde aber von Andrea Margarete unterbrochen, die sagte, es freue sie, daß ich mich unter den Studenten so wohl befinde, ob ich aber wirklich sicher sei, daß alles so vortrefflich eingerichtet wäre?

„Ja, dessen bin ich sicher", antwortete ich mit großem Eifer, denn ich begann mich zu erhitzen, „bei den Studenten gibt es noch Jugendfreude und Jugendfrische und wird sich von da über das ganze Volk verbreiten — die dänischen Studenten können, was sie wollen", fügte ich mit starkem Nachdruck hinzu und dachte an den Vorsatz, den ich auf dem Friedhofe gefaßt hatte und bei dem ich unerschütterlich verharrte. Der Streit hatte sich von seinem eigentlichen Thema entfernt und das Gespräch wendete sich anderen Gegenständen zu.

Vielleicht wird sich der eine oder der andere über die beständigen Zwistigkeiten, die zwischen uns drei Brüdern ausbrachen, wundern und denken, daß die Bruderliebe zwischen uns nicht gerade besonders groß war. Darauf ist zu antworten, daß wir es nicht so böse meinten; das liegt nun schon einmal in unserer Natur und wir müssen den Hang dazu von unseren Vorfahren geerbt haben, die einander erst Arme und Beine entzweischlugen, ehe sie gute Freunde wurden. Dazu kommt, daß diese Disputierkrankheit in den Tagen, die wir im Pfarrhof von Nöddebo verbrachten, viel stärker hervortrat als sonst. Man hätte im Gegenteil

doch dazu. Aber Lisa schien sich allerdings des sicheren Eindruckes bewußt zu sein, den ihr vornehm kaltes Wesen ausübte, und wenn sie mit ihrem hochmütig gehobenen Kopfe und halbgeschlossenen Augen ihre energischen Befehle austeilte, so machte sie den Eindruck einer unüberwindlichen Festung.

Der kleine Studienfreund, mit dem sie neulich ihr erstes philosophisches Rigorosum bestanden hatte, schien zwar von dieser Festung nicht zu sehr überzeugt zu sein, aber das mußte er unbedingt aus eigenster Überzeugung zugeben, daß die nun von Lisa geplante Fahrt auf der winzigen Strecke bis zu dem kleinen Badeörtchen und der vierwöchige Aufenthalt in dem dortigen neuen Sanatorium nicht fähig waren, auch nur die geringste Sensation hervorzurufen, und er bedauerte im glaubwürdigsten Tone, selbst keine erwachsene Tochter zu besitzen, um dieselbe als ersten Flugversuch in dieses Nestchen zu senden.

Lisa war es nun müde, noch ein Wort über diesen Katzensprung zu verlieren; war doch die ganze Reise vom Anfang an ein Unsinn. Denn sie sah es durchaus nicht ein, daß ihr sonst so vernünftiger, alter Hausarzt dringend zu einer kleinen Erholung riet, und mit zwingender Ruhe und unantastbarem Befehle jenes kleine Familiensanatorium empfahl.

Erholung! — Wovon? Von ihren geliebten Studien, von ihren Büchern und Schriften, von dem getreulich durchgearbeiteten Winter, der ihr so viel ungeahnte Freude an ihrer Arbeit und an ihrer mühsam erkämpften Freiheit brachte? Denn es gab für Lisa eine graue Zeit im Leben — ihre erste Jugend —, dann aber machte sie sich frei von dem grauen Traume, sie breitete ihre Arme der Freiheit und der Arbeit mit leidenschaftlicher Gebärde entgegen, da glitt jener graue Traum wie ein Mantel von ihren Schultern und sie stand da in froher Freie.

Erholung? — Ja, sie wollte hinauf in die Berge, und Eiseszacken greifen und von der höchsten Höhe hinabjauchzen ins sonnige Land: O Welt, wie bist du so wunderschön! Ja, das wollte sie; sie wollte droben mit den herrlich grünen Wogen der Nordsee jubeln: Traulich und treu ist's nur in der Tiefe — und was wollte sie nicht alles! Leben — Leben! Freude! Sie hatte viel einzubringen.

Aber der gute alte Hausarzt nahm sie neulich unter den Arm und führte sie vor den großen Spiegel, der in seinem Arbeitszimmer über dem gemütlichen Diwan hängt, und bat sie, sich genau zu studieren, und ihm aufrichtig zu sagen, ob sie denn selbst gar nichts an sich vermisse.

O vielleicht! Aber die blassen Wangen leuchteten viel interessanter aus dem schwarzen Gelock als die roten, und die müden klugen Augen blickten beinahe geheimnisvoll unter ihrer schönen weißen Stirne. Nur der gute besorgte Doktor wollte dieses moderne Kolorit nimmer gelten

„Wer ist das?“ fragte der Propst und legte die Hand ans Ohr, um die Stimmen der Kommenden besser zu vernehmen (denn wir hatten schon Licht angezündet und die Fensterläden waren geschlossen).

Andrea Margarete lief zum Fenster und blickte durch ein Guckloch in einen der Läden. „Ach, ach, ach“, rief sie, „das ist der Pächter Kjeldborg mit seiner ganzen Familie“.

„Sind das so schreckliche Menschen, daß Sie ein dreimaliges ‚ach‘ ausstoßen?“ fragte ich.

„Sie sind so schrecklich langweilig, es ist nichts mit ihnen zu machen“, sagte Andrea Margarete, „Vater und Sohn haben nur drei Gesprächsthemen: das erste ist Pferde, das zweite Pferde und das dritte abermals Pferde, und Mutter und Töchter können über gar nichts reden“.

„Wenn Sie jetzt irgendein oder das andere kleine Unheil ausfindig machen könnten, um uns heute abend damit zu amüsieren, Nicolai“, sagte der Propst, „so will ich Ihnen alles Böse verzeihen, das Sie angerichtet haben“.

Wir gingen ins Vorhaus, ich war begierig zu sehen, wie diese langweiligen Menschen wohl aussehen mochten, während ich bei mir dachte, es müßte doch sonderbar sein, wenn ich nicht Leben in sie bringen und zeigen könnte, was dänische Studenten imstande seien.

(Fortsetzung folgt.)

Doktor Heels Sanatorium.

Von **K. N. G.**

Gestern noch stritt Lisa Holms mit ihrem kleinen Studienfreund darüber, daß nichts jener Selbstständigkeit gleichkomme, die einen wie rieselndes Gold durchströme, wenn man so ganz allein, nur auf sich selbst angewiesen, durch die Welt fliege. Es gibt überhaupt keine Gefahr, und am allerwenigsten jene schiefen Situationen, die man den alleinreisenden jungen Damen so gern als veraltetes Schreckgespenst und in liebenswürdigster Weise schildert. Lisa erhitzte sich ganz ernstlich darüber, sie meinte mit Recht, daß sie doch keine ausgesprochene Vogelscheuche sei, daß sie doch schon viel selbständig die Welt durchquert habe, nie aber noch sei ihr die geringste Unannehmlichkeit begegnet, nie aber noch habe sich irgendein fragwürdiger Held in zudringlicher Weise genähert. Abgesehen von einem reizenden Badeflirt in Helgoland, der ihr nach der ersten Viertelstunde ihrer Bekanntschaft einen regelrechten Heiratsantrag machte, um sich am nächsten Tag mit einer steinreichen bildhäßlichen Australierin zu verloben, hatte sie, wie sie fast bedauerte, noch nicht das kleinste Reiseabenteuer erlebt. Und eigentlich gehört das

wies mit ihrem runden Arm in irgendeine finstere Entfernung. Lisa konnte sich mit dem besten Willen nicht die geringste Vorstellung von dieser Erklärung machen.

Und so pilgerten endlich die beiden die steile Dorfstraße hinan, die große schlanke Lisa mit ihrem kleinen Reisetäschchen — das große Gepäck konnte man der interessanten Verspätung halber erst morgen an ihre Adresse befördern — und der kleine blonde Junge der alten Post, der mit seinen nägelgesohlten Beinen wie ein Wiesel voranlief und aus dem nichts herauszukriegen war, so sehr auch Lisa ein Gespräch anbahnen wollte. Sie mußte mit ihren eleganten Halbschuhen oft recht weite Umwege machen, um nicht ihr Lieblingswort: Traulich und treu ist's nur in der Tiefe, in etwas sehr veränderter Form variiert zu fühlen. Es war ganz entsetzlich finster und nirgends ein Laterne zu erblicken. Und das nennt man den Zugang zu einem Sanatorium!

Aber das wußte Lisa. Heute noch schreibt sie dem Hausarzt ihr Mißtrauensvotum über sein geliebtes Protektionskind da oben in finsterster Schwärze, und ihrem kleinen Studienfreund teilt sie umgehend mit, daß es leichter sei, um die Erde zu rutschen als in ein oberösterreichisches Nestchen, und daß von morgen ab ihre Adresse nur mehr außerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle zu finden sei.

Ach, was für triste Gedanken erzeugen nicht nasse Füße! — Und Lisa war naß, patschnaß, als der kleine Jüngling endlich vor einem eisernen Gittertore stehen blieb und mit stolzem Tone ein: „Hiaz san mer's!" ausrief. Erleichtert belohnte sie ihn und sofort verschwand der Kleine im Dunkel, und Lisa stand wieder einmal ganz allein da im Finstern. Und bis sie nun die elektrische Klingel fand, dauerte es wieder eine Weile, und die Füße wurden immer nässer und die Gedanken immer wütender. So ungeduldig war sie schon lange nicht mehr gewesen.

Nun schrillte endlich der helle elektrische Ton durch das Haus, sofort erstrahlte eine Bogenlampe vor dem Tore, ein nettes Mädchen stürzte heraus und drehte zweimal den Schlüssel im schweren Schmiedegitter. Nach ihrer energischen Art dienstbaren Geistern gegenüber frug Lisa kurz, ob ihr Zimmer gerichtet sei, und die kleine Stubenfee versicherte mit der höflichsten Miene, daß das Zimmer der Gnädigen schon seit Tagen bereit stehe. Mit großer Dienstwilligkeit nahm das Mädchen ihr nun die Tasche ab, und sie merkte die neugierig musternden Blicke dieser kleinen Person, die wohl sofort die vornehme, Trinkgeld spendende Dame taxierte, denn sie wies ihr in allerhöflichster Weise das Zimmer an. Schon als Lisa die freundliche Halle betrat, war sie ein bißchen ausgesöhnt mit ihrem heutigen Reisegeschick, aber als sich ihr Zimmer öffnete, da vergaß sie nach ihrer guten Art alle ihre Unbill und schickte sich an, sich's in dem heimeligen Raum so bald als möglich recht bequem

lassen und in seiner liebenswürdigen, gutmütigen Art verwünschte er diese neue Mode, die aus den zukünftigen rosigen Hausfrauen gelehrte, studierende, vergilbte Überweiber machen wolle; aber seine Lisa müsse es sich noch gut überlegen, meinte er. Lisa lächelte. Sie und eine Hausfrau! Eine große törichte Liebe hatte sie hinter sich; und eine kleine vernünftige? — Nein, damit gab sich eine Lisa nie zufrieden. Aber wenigstens, das versprach sie nach langem Zureden ihrem alten Freund, daß sie die ersten vier Wochen ihrer göttlichen Ferienzeit in dem kleinen Sanatorium zubringen wolle, das er ihr so warm empfohlen hatte.

Nie aber gab es noch so böse Zufälle auf allen ihren Reisen, als auf dieser heutigen vierstündigen Fahrt. Erst schon die lange Verspätung in der Stadt, dann die überfüllten Waggons, schließlich der Defekt bei der Maschine, und so kam es, daß sie erst abends in dem kleinen Dorfe eintraf, das ihr für vier Wochen Erholung bringen sollte.

Na — sehr verlockend war die Ankunft gerade nicht. Daß sie niemand erwartete, war die große Verteidigerin der alleinreisenden Damen schon gewöhnt, aber am kleinen Bahnhöfchen war nicht ein Wagen, noch jemand zu finden, der ihr die geringste Auskunft geben konnte oder wollte, die Verspätung auf dieser gemütlichen Landesbahn schien die Gemüter derart zu beschäftigen, daß Lisa gänzlich unorientiert über ihr heutiges Ziel die dämmernde Dorfstraße wanderte. Es perlte ein lauer Regen, der alle friedsamen Dorfbewohner in ihre Häuser schreckte. Lisa hatte die glückliche Gabe, sich nicht so bald über etwas aufzuregen, aber heute wurde sie wirklich schon ungeduldig. In der gleichen Zeit, die sie aus der Stadt hierher fuhr, hätte sie schon längst über der Grenze und nicht in einem gottverlassenen finsteren Nest sein können. Nennt man das Erholung?

Lisa fing an ungeduldig zu werden. Sie frug das alte Mütterchen, das dort über die Straße huschte, um das neue Sanatorium des Doktor Heel, aber das Mütterchen schaute sie nur verwundert an und huschte weiter. Endlich fand sie den spärlich erleuchteten Gasthof „Zur alten Post“ und Lisa überlegte sich's, ob sie nicht diese Nacht gleich in demselben zubringen solle. Doch sie hatte ihr Kommen der Pensionsdame bereits vor einigen Tagen angezeigt, auch schien die Frau Wirtin von einem so spät eingetroffenen Gast nicht besonders erbaut zu sein, denn die Lichter in der Gaststube waren bereits gelöscht und der Hausknecht kehrte eben die schmale schmutzige Stiege herab, daß es nur so staubte. Wahrlich, kein besonders verlockender Anblick für die so ziemlich anspruchsvolle Lisa. So fand man den einen Ausweg; der kleine Junge der Frau Wirtin soll für eine kleine Belohnung das Fräulein hinauf zum Sanatorium begleiten; bei gutem Wetter und gutem Wege sei man überhaupt gleich dort oben und die Frau Wirtin von der „alten Post“

tisch leuchtet mit seinen altdeutschen Fenstern wie eine Kapelle aus dem Dunkel.

Am zierlichen Damenschreibtisch steht das mattglänzende silberne gefüllte Tintenfaß und auf die englische rote Ledermappe sind fürsorglich einige Post- und Ansichtskarten gelegt — sogleich soll es nun aber der gute Doktor erfahren, daß es der anspruchsvollen Lisa noch nirgends so gut gefallen habe als in seinem gemütlichen Familiensanatorium.

Auf dem Schreibtisch stehen zwei Bilder. Die Vorsteherin des Sanatoriums ist glückliche Gattin und Mutter der zwei frohen Kinder, die engumschlungen aus dem von Kinderhand gestickten Rähmelchen gucken. Heda und Hansl steht unter den lieben Köpfchen. Lisa freut sich der geschmackvollen Namen — sie scheint da in ganz feine Hände geraten zu sein. Denn nichts ist ihr ärger verhaßt als Geschmacklosigkeit — äußerlich und innerlich.

Die frischen roten Rosen in der Kristallschale in der Mitte des Schreibtisches glühen vor einem großen dunklen Lederrahmen mit dem sympathischen Bilde eines Mannes, des Anstaltsarztes. Lisa betrachtet lange das Bild. So sieht also ihr künftiger Arzt aus.

Die roten Rosen zeugen von einer trauten Häuslichkeit.

Lisa seufzt und nach einer Weile nimmt sie die Kristallschale vorsichtig in ihre beiden Hände und stellt sie hinaus auf den kleinen Balkon. Sie liebt nicht solche Sentimentalitäten . . .

Nie noch hatte sie in einem Himmelbette geschlafen, und nun duften dort aus der Ecke die weißen Spitzen wie verblaßter Lavendel und wie weiße Wolken schweben die blendenden Mullvorhänge zu beiden Seiten der seidenen Decken. Sie freute sich wie ein Kind auf diesen ersten Schlaf in ihrer Ferienzeit.

Auf dem Toilettetischchen kicherte mit silbernem lebhaften Ticken eine kleine goldene Miniaturpendeluhr; so brauchte Lisa nicht die ihre zu vermissen, die treue Reisebegleiterin, die sie noch in ihrem großen Koffer verpackt hatte.

Sie fühlte eine so göttliche Müdigkeit und Ruhe in sich, die mußte noch verträumt, nicht verschlafen werden!

Sie nahm aus ihrer kleinen silbernen Tabatiere eine duftende Ägypterin und entzündete sie mit köstlichem Behagen. Dann lehnte sie sich zurück auf das niedere Ruhebett . . . träumen . . . träumen, und die schleierweißen ägyptischen Wölkchen verdämmerten sie allmählich in leises Schlummern. —

Träume! Nun hüllten sie Lisa ein wie in einen seidenen Mantel und deckten sie mit silbernen Schleiern. Da rieselten die kleinen Traumperlen durch ihren leisen Schlummer und ihr roter Mund lächelte verlangend. Mehr, mehr von diesen Sonnenwellen, von Freude und Friede,

und wohlig zu machen. Und der liebe, liebe Hausarzt sollte heute noch eine Karte erhalten, daß sein Sanatorium gar nicht so öde aussehe wie ein kalter Krankenkäfig, sondern wirklich wie ein gemütliches deutsches Familienheim.

O Lisa, Lisa, man merkt es, du hast dich deiner nassen Schuhe entledigt und nun dehnst du dich in deinen allerliebsten roten Saffianpantöffelchen!

Auch war es so friedlich still in diesem Hause, und Lisa in ihrer rücksichtsvollen Art vermied heute noch das Klingeln und verzehrte aus ihrer Reisetasche den Rest ihres Großstadtschinkens und die gefüllten Schokoladetörtchen aus der Bonbonniere.

Das Mädchen klopfte leise an die Türe und fragte, ob die Gnädige noch etwas befehle, und meinte, daß der Herr Doktor noch auf einem Krankenbesuch weile und die Gnädige wohl erst morgen begrüßen werde. Lisa bedauerte diesen Aufschub nicht im geringsten und hätte heute zu so später Stunde ohnehin nicht mehr den Besuch des Anstaltsarztes erwartet. Sie wünschte weiter nichts und das Mädchen verschwand geräuschlos im Gange.

Fast boshaft kam es Lisa nun vor, daß draußen vor dem Fenster eben der bleiche langweilige Mond durch einen alten Kastanienbaum lächelte; jetzt, wo sie ein so behagliches Obdach gefunden hatte, hörte es auf zu regnen — während sie früher eine so ungemütliche nasse Stunde für sich haben mußte. Sie trat auf den kleinen Balkon aus ihrem Zimmer, es war plötzlich so sommerlich draußen geworden, so sommerlich wie in ihrem Innern. Nicht jenes Sehnen und Suchen des Maien, nicht jenes Tasten und Hoffen nach etwas ganz Wunderbarem, nein Sommer, Ernte — ruhiges Reifen!

Und Sonne — viel Sonne!

Von ferne schlug eine Uhr, eine liebe alte Kirchenuhr, die neunte Stunde. So früh noch, dachte Lisa, und dabei war sie glücklich darüber. Heute gleich ein langes Ausruhen — die letzten Wochen gab es kein Zubettegehen vor Mitternacht, und trotzdem fühlte sie es, daß sie es nur dem damenfreundlichen Prüfungsprofessor zu danken habe, daß sie den Vorzug errang. Nein — ein nächstes Mal sollte es nicht nur von dieser Galanterie abhängen, darum ausruhen — schlafen — träumen . . .

Der gute, fürsorgliche Hausarzt! —

Wie hübsch doch das Zimmer gerichtet war!

Dort, das trauliche Eckchen mit dem persischen Ruhebett und dem Tyfanyschneckenhaus als Ampel; drüben an der langen Wand dehnt sich ein behaglicher Wäscheschrank, für Monde und Jahre berechnet und nicht für einen vierwöchigen Zugvogel. Das kleine Erkerchen mit dem Arbeits-

mehr unterbrochen war, schlich Lisa auf geängstigten Sohlen zur großen Flügeltüre und verschloß sie leise, das beruhigte sie ein bißchen. Und als der Mond seine Mitternachtskontrolle in den stillen Stuben dieses stillen Hauses machte, glitt er lächelnd über das schlummernde Antlitz der müde geängstigten Lisa auf dem niederen persischen Ruhebett. Ober ihr glühte matt verglommen die Ampel aus echtem Tyfany.

Beruhigt schwamm der Mond weiter auf seiner silbernen Bahn — nun schien in diesem Hause wieder alles in Ordnung zu sein.

In der Mitternachtsstunde denken die Dinge.

Drüben auf dem Nachtkästchen liegt sehr gekränkt der wohlversicherte Revolver und macht im stillen seiner Herrin bittere Vorwürfe, daß sie ihn zu so passender Gelegenheit, wie sie wohl so bald nicht wieder kommen wird, verleugnet habe. Aber die kleine, alte Miniaturuhr lacht und tickt ihr silbernes Lachen auf und nieder: Glück — Glück . . .

Die rote Ampel seufzt wie im Traume und ihr mattes Licht fließt hinab nach allen Seiten und hüllt die schlafende Lisa in verträumte Wellen. Aber nun endlich erwacht Lisa in den goldenen Fluten, die ihr Zimmer übergleiten; es war die Sonne, die ihr Zimmer vergoldete, als wolle sie einen großen, frohen Ring um sie schmieden.

Lisa fühlte sich zwar noch etwas matt von den Ängsten dieser Nacht, aber die leisen, lockenden Morgenträume hatten ihr wieder ihre Ruhe gegeben. Sie trat auf den Balkon — Sonne — Sonne . . .

Und weites leuchtendes Land um sie, aber das erstemal fühlte sie es, daß sie so ganz allein sei. Früher w u ß t e sie es nur und empfand diese Selbständigkeit als herrliches Geschenk, aber heute f ü h l t e sie es, daß sie niemanden habe, der sie beschützen dürfe.

Sonne, Sonne draußen und die roten Rosen in der Kristallschale funkelten wie Diamanten in einem Brautgeschmeide.

Aber nie hatte Lisa lange trüben, unnützen Gedanken nachgehangen. Das erste mußte sein, sich bei der Dame des Hauses Klarheit über ihre Situation zu schaffen, und zwar sogleich. Lisa nahm sich gar nicht Zeit, das erquickende Bad zu nehmen, auf das sie sich schon so gefreut hatte; ihr weißes, fließendes Morgenkleid warf sie um und faltete den schwarzen Haarknoten lose um ihren Nacken; so schnell als möglich mußte sie Aufklärung erhalten. Und draußen war es so wunderschön und strahlte die Sonne in Golden.

An der großen, weißen Flügeltür klopfte es und die bekannte Stimme des Mädchens meldete, daß der Tee serviert sei.

Nun öffnete Lisa die Tür in das mysteriöse Zimmer — ein weiter vornehmer Raum und überall glühte roter Mohn in bunten Vasen. Aus der großen offenen Flügeltür führte eine breite steinerne

die draußen mit ihrem goldenen Zauberstäbchen an die kleine Kapelle klopfen, welche mit ihren mattfarbenen Fenstern geheimnisvoll aus dem Dunkel leuchtet. Und lauter und lauter pocht das goldene Zauberstäbchen und singt in lachenden Tönen; Freude und Friede!

So laut klopft es, daß Lisa plötzlich erschreckt aus dem Traume erwacht — aber das Zauberstäbchen klopft und klopft, ganz leise, dort von der großen weißen Flügeltür kommen die Töne herüber. Lisa verweilt eine Zeit ganz ruhig und horcht. Da hört sie eine flüsternde Männerstimme: „Kann ich zu dir hinein?"

Lisa ist zu Tode erschrocken. In ihrer großen ruhigen Sicherheit in diesem Hause hat sie abends ganz ihre sonstige Gewohnheit übersehen, die Türen zu verschließen, und nun ist sie vogelfrei.

Gänzlich unbekannt mit der ganzen Einteilung des Hauses, ist sie einzig und allein auf ihr unversperrtes Zimmer und ihre Selbsthilfe angewiesen — auf ihre Ruhe und Überlegtheit. Aber diese fehlten heute gänzlich. Der Arzt mag wohl recht gehabt haben, wenn er von Nerven sprach.

Sie blieb wie gelähmt still und lauschte gespannt, mit pochendem Herzen, wie nie noch in ihrem Leben.

Und wieder klopfte es leise und bat: „Ich möchte dich so gerne heute noch sehen, darf ich?"

Dort am Nachtkästchen lag wohlversichert Lisas kleiner Revolver, den sie bis heute immer nur als unbrauchbarstes Reisegepäck mit sich führte. Aber was nützte ihr das! Hero und Leander hatten einen leichteren Weg, zusammen zu kommen, denn Lisa durfte sich nicht mit dem leisesten Laut verraten, sonst wäre der entsetzliche Mensch da draußen wohl sofort eingedrungen — und was dann?

Lisa fror es, wie kalte Glutströme zuckte es in ihr und sie fing an, vor Angst zu zittern, ganz gewöhnlich zu zittern, daß der kleine Philosoph in der Großstadt seine helle Freude daran gehabt hätte, ja, ja, die alleinreisenden Damen!

Aber Lisa dachte an alles das nicht, an keine ihrer Theorien und Überzeugungen, sie empfand nur die echt weibliche Angst vor etwas ganz Unbekanntem, gänzlich einem fremden Menschen ausgeliefert zu sein, denn ausgeliefert, ja, das war sie, ganz allein — allein!

Sie starrte wie eine Statue hin zur Tür, dort war es stille geworden, nicht den geringsten Laut konnte man vernehmen. Lisa dankte nur ihrem Schutzgeist, daß sie angekleidet am Diwan ruhte, nichts in aller Welt hätte sie dazu gebracht, in das weiße, große Himmelbett zu sinken, aus dem die Spitzen zu ihr herüber dufteten, wie verblaßter Lavendel.

Und die kleine, alte Stehuhr kicherte boshaft ihr silbernes Lachen. Als wohl eine Stunde vergangen und die tiefe Stille durch nichts

erhoffte Gast empfangen und mir das Eintreffen desselben noch bei meiner späten Heimkehr gemeldet. Sie mögen sich nun so manches erklären", setzte er leise und wie sich entschuldigend hinzu.

Lisa war ganz außer aller Fassung und wußte vor Verlegenheit nicht, wie sie die Worte finden solle, um diese grenzenlose Verwechslung zu erklären. Sie bat nur, tief erglühend: „Wollen Sie mich mit Ihrer Frau bekannt machen, mir ist alles so schrecklich peinlich."

Aber der fremde Mann sagte ruhig: „Meine Schwester muß den Kindern eine Weile Vater und Mutter ersetzen, bis ich von einer längeren Erholungsreise zurückkehre."

Also mußte Lisa es sagen, und als es klar wurde, daß der kleine Junge von der „alten Post" das gnädige Fräulein statt in das Sanatorium des Doktor Heel direkt in dessen Wohnhaus geführt hatte, da lachte durch den lichten Speisesaal ein Tönen, wie es seit langem nimmer erklang und die Kinder verwundert aufsahen.

Jetzt freilich wurde Lisa alles klar, das freundliche Mädchen, dessen Auskunft über die späte Heimkehr des Doktors, sie mußte nun auch mitlachen, fröhlich belustigt.

Und das gemütliche Zimmer, die Bilder am Schreibtische, der geheimnisvolle Erker — da wurde Lisa plötzlich stille.

Sie hatte diese Nacht im Heiligtum des Hauses geschlafen.

Und draußen Sonne — ruhiges Reifen . . .

Und es war doch alles in schönster Ordnung!

Ihr Zimmer im Sanatorium war schon seit vorgestern gerichtet, ein gewöhnliches modernes Hotelzimmer mit geraden Linien und geschmacklosen, großgeblumten Tapeten. Der Tee und die Sandwiches standen in Bereitschaft und das alte freundliche Fräulein Theresa, die Vorsteherin des Sanatoriums, wartete bis 11 Uhr im schwarzen Seidenkleid auf den angekündigten Gast, dann löschte sie noch sorgsam alle Lichter, die so lange umsonst gebrannt hatten, und ging seufzend zur Ruhe.

Aber diese Unpünktlichkeit ist man bei Gästen schon gewöhnt! Denn erst den späten nächsten Vormittag ist Lisa im Sanatorium eingetroffen. Die Dame empfing sie mit ihrer gewohnten Liebenswürdigkeit, aber im stillen dachte sie: Der liebe Freund in der Großstadt! Er wird auch schon alt! Empfiehlt mir da zur mütterlichen Pflege eine blasse, müde Dame, und nun kommt ein blühendes lachendes Weib!

Aber nur ungern ließen die Kinder Lisa scheiden und sie mußte ihnen fest versprechen, recht bald wieder zu kommen.

Da geleiteten sie Lisa im Triumphzug ins neue Heim.

Ehe aber Lisa aus dem alten schied, schlich sie leise auf den Balkon und stellte die Kristallschale mit den roten Rosen fast andächtig wieder auf den gewohnten Platz.

Treppe in den grünen, grüßenden Garten und Lisa trat hinaus und atmete wie befreit die köstliche Ernteluft des lachenden Sommers.

Da fühlte sie sich von rückwärts umschlungen und einen heißen Kuß auf ihren Mund gepreßt und eine tiefe Stimme flüsterte: „Ich danke dir, daß du gekommen bist!"

Aber der große Mann ist auch sogleich von unsäglichem Erstaunen stumm zurückgewichen, als er das erglühende Weib sich in seinen Armen verzweifelt wehren fühlte.

Im selben Augenblicke stürmen zwei sonnige Kinder mit leuchtenden Blüten die Treppe hinauf und jubeln: „Willkommen, willkommen!"

Aber Lisa ist noch so erfüllt von allen den plötzlichen Aufregungen, so voll Scham und Angst, daß sie sich in den Korbstuhl wirft, ihre beiden Hände vor das Antlitz preßt und bitterlich schluchzt.

Da umfaßt klein Heda die schlanke Gestalt und frägt sie, warum sie denn weine, wo sie doch alle jetzt so lustig zusammen sein wollen?

Aber der kleine Hansl beteuerte seinem Schwesterchen altklug, daß die Tante gewiß deshalb so traurig sei, weil er ihr heute morgens noch nicht sein kleines weißes Kaninchen gezeigt habe.

Und das Stubenmädchen bittet dringend zum Tee. —

Der Fremde neigt sich zu Lisa. „Nehmen Sie meinen Arm, gnädiges Fräulein, es wird sich sofort alles aufklären", und mechanisch folgt sie ihm in das morgensonnige Speisezimmer.

Da ist der Tisch mit Rosen geschmückt und der Ehrenplatz mit bunten Bändern und Fähnchen besteckt. „Das ist mein Werk", sagt stolz der kleine Hansl.

Lisa ist nur mehr verwundert, vielleicht dämmert etwas in ihr, aber es ist noch nicht reif für ein normales Denken.

Als sie nun behaglich um den großen Speisetisch sitzen und ihr hoher Lehnstuhl wie von einem flatternden Heiligenschein umgeben ist, denn die Bändchen und Fähnchen wehen wie vor Vergnügen, und ihr der fremde Mann mit geübter Hand eine duftende Tasse Tee gereicht hat und ihr der kleine Hansl plötzlich ein weißes Kaninchen in den Schoß setzt, da meint sie, sie habe das schon alles einmal vor Weltenfernen geträumt und der Traum war eben Wahrheit geworden. Aber noch scheint sie zu träumen, denn ihre Augen blicken scheu verwundert über den fröhlichen Morgentisch.

Da löst endlich der Hausherr das große Mißverständnis, das Lisa einhüllte wie eine schwarze Wolke.

„Gnädiges Fräulein", so sagt er, „welchem glücklichen Zufalle wir es zu danken haben, der Sie in mein Haus geführt, weiß ich noch nicht — ich erwarte seit Tagen die Ankunft meiner Schwester und als Sie gestern Abend eintrafen, wurden Sie von dem Mädchen als der

die Verbreitung der Pest mittelst des Serums hemmen und abschwächen zu können. Ist aber auch dem Menschengeschlecht in seiner Gesamtheit damit gedient, wenn nicht dann und wann eine natürliche Ausmerzung stattfindet? Im 17. Jahrhundert wütete die Pest zuletzt; etwa dreihundert Jahre lang hat der Bazillus geschlummert. Weshalb wurde er jetzt rege und verbreitete sich unter Menschen und Tieren über einen so großen Teil der Erde? Derartige und viele andere Fragen, die mit der Pest zusammenhängen, harren noch der Beantwortung.

Nun war auch an Seïstan die Reihe gekommen. Soweit man mit Bestimmtheit wußte, hatte die erste Erkrankung im November 1904 stattgefunden. Dann hatte die Seuche sich während des Winters mit solcher Energie verbreitet, daß die indische Regierung eigens einen Arzt mit hindostanischen Assistenten nach Seïstan geschickt hatte, teils um die Krankheit an Ort und Stelle beobachten zu lassen, hauptsächlich aber, um alles Mögliche zu tun, damit die Verbreitung der Pest nach Westen verhindert wurde. Denn faßte sie von Seïstan aus festen Fuß in Persien, so wäre auch Europa bedroht.

Der dazu erwählte Arzt war der Hauptmann Dr. Kelly, der kurz zuvor General Macdonalds Stabsarzt auf Younghusbands denkwürdigem Zuge nach Lhassa gewesen war. Während meines Aufenthalts im englischen Konsulat hatten Hauptmann Kelly und ich daher einen unerschöpflichen Vorrat an Gesprächsstoff. Er gab mir interessante Auskünfte, erzählte mir manches aus Tibet und erteilte mir auch manche Ratschläge, die mir später sehr nützlich gewesen sind. Aber dasjenige, was mich unter den gegenwärtigen Verhältnissen mehr als anderes interessierte, war, seine Erfahrungen über die Pest in Seïstan zu hören.

Der Schilfgürtel rings um den Hamun heißt Nesar. In seinem im Nordwesten der Stadt Nasretabad gelegenen Teile wohnt der Stamm der Seïjat, dessen Angehörige nur innerhalb ihres eigenen Stammes heiraten. Unter ihnen trat im November 1905 im Dorfe Deh-seïjat-gur der erste Pestfall auf. Ein Kuhhirt, Meschedi Hussein, erkrankte an der Pest und starb.

Hauptmann Kelly hatte auf einer großen Karte alle Dörfer, in denen Pestfälle vorgekommen waren, bezeichnet und auch die Daten der Fälle aufgeschrieben. Dadurch, daß er von allen Seiten her Nachrichten gesammelt, war er auch imstande gewesen, die geographische Verbreitung der Pest zu verfolgen; das eben erwähnte Dorf nennt er ihren primären Herd. Von diesem Dorf aus verbreitete sich die Seuche nach drei Seiten hin: nach Ostnordosten, Südosten und Südsüdwesten.

Zwei in persischen Diensten stehende Belgier nahmen damals die persischen Zollinteressen an der Grenze von Belutschistan wahr. Sie hatten den amtlichen Auftrag erhalten, zur Abwehr der Krankheit bei-

Eine Dame schreibt:

Daß es für mich nicht Glück noch Freude gibt
— Ich sagt' es nicht; dir ward es doch bekannt;
Und weil dein Herz mich über alles liebt,
Hast du zwei schönste Perlen mir gesandt,
Wie Wasser klar und wunderhellen Scheins . . .
Und ich geb' sie zurück mit fester Hand.
Denn vornehm ist mein Haus und reich an Ehr',
Mein Gatte Hauptmann in des Kaisers Heer,
Und — deine Leidenschaft vergaß noch eins:
Die Treue einer Frau wankt nimmermehr!
Mit deinen Perlen nimm zwei Tränen hin,
Daß ich nicht früher dir begegnet bin.

Nach dem Chinesischen des Chang-Chi; deutsch von A. Reuther.

Hedin in verpestetem Lande.

Aus: Hedin, „Zu Land nach Indien". (Leipzig. F. A. Brockhaus.)*

Wohl jeder hat von dem schwarzen Tod gehört, der sich im 14. Jahrhundert von seiner Urheimat Asien über Europa verbreitet hatte. Ungeheure Länderstrecken verödeten, und auch in vielen Teilen Deutschlands wurde die Bevölkerung fast ganz ausgerottet. Von gewissen, uralten Herden in der alten Welt aus scheint diese unheimliche Seuche von Zeit zu Zeit, glücklicherweise mit langen Zwischenräumen, ihren Boden, den menschlichen Körper, oder vielmehr die Verhältnisse, unter denen die Menschen in gewissen Gegenden leben, als zu einer Razzia geeignet anzusehen. Dann verbreitet sie sich langsam, aber unwiderstehlich über weitausgedehnte Gebiete. Vor etwa zwanzig Jahren wurde China von einer solchen Pestperiode heimgesucht; 1894 hatte die Pest Hongkong erreicht und zog sich dann westwärts nach Indien hin, wo sie mehrere Jahre wütete. Besonders 1896 und 1897 wurden in Indien große Menschenmassen hingerafft, und in den neun Jahren ihrer Dauer hatte die Pest in diesem Lande ungefähr drei Millionen Opfer gefordert.

Hinsichtlich der Pest und der anderen großen Seuchen, die in Asien wurzeln, steht das Feld allen möglichen Vermutungen offen. Sind die Pest und die Cholera ein notwendiges Übel, ein Mittel in der Hand der Natur, das allzu große Anwachsen der Zahl der Menschen auf der Erde zu verhindern? Und wenn die Anzahl der Menschen im Laufe der Zeiten wächst, werden dann auch diese Seuchen und ihre Verheerungen in demselben Maße zunehmen? Es ist ein Triumph der Wissenschaft,

---

* Wir entnehmen diesen Abschnitt mit Erlaubnis des Verlages Brockhaus dem soeben erschienenen neuen Reisewerk: „Zu Land nach Indien durch Persien, Seïstan, Belutschistan. Von Sven Hedin", und kommen noch an anderer Stelle auf das hochinteressante Buch zurück.

um das verseuchte Gebiet zu ziehen, um alle Verbindungen abzuschneiden und so die Pest zu lokalisieren. Aber man kennt die persischen Soldaten! Sie hatten von der Gefahr ebenso dunkle Begriffe wie das übrige Volk und gehorchten ihren Instruktionen nicht. Zwei von ihnen begaben sich nach dem unglücklichen Daudeh und aßen in einem Hause zu Mittag, wo eben ein Mann an der Pest gestorben war. Beide starben. Was konnte man von dem Volk erwarten, wenn die Bewachung, anstatt die Übertragung der Krankheit zu verhindern, selbst zu ihrer Verbreitung beitrug!

Die Soldaten wurden auch bald ihres Dienstes überdrüssig und wollten in ihre Heimat im östlichen Persien zurückkehren. Die Behörden erfüllten ihnen diesen Wunsch ebenso nachlässig wie unbedacht; auf diese Weise geriet das ganze Land in Gefahr.

Puscht-i-Kuh-i-Chodscha hatte die Pest Anfang Januar 1906 erreicht. Jetzt lag ihr, da der Soldatenkordon aufgelöst war, ganz Seïstan offen, und sie verbreitete sich auf unsichtbaren Wegen von Dorf zu Dorf nach allen Seiten hin. Schließlich kam sie auch, drei Wochen vor meiner Ankunft, nach der Doppelstadt Nasretabad-Husseinabad. Infolge des allgemein herrschenden Aberglaubens, des Mißtrauens gegen die Europäer und der Abneigung, sich ihren Anordnungen und Ratschlägen zu fügen, hatte Hauptmann Kelly bei seinem Versuche, die Bahn der Seuche durch das Land im einzelnen zu verfolgen, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, und viele Angaben hatte er nicht kontrollieren können. In den Hauptzügen konnte er indessen den Verlauf doch verfolgen und seine Karte war als Beitrag zur Kenntnis der Pest außerordentlich interessant und wertvoll. Noch waren die am untern Hilmend liegenden Dörfer unberührt, aber es schied sie auch ein unbewohntes Gebiet von dem verseuchten Lande.

Nach Hauptmann Kellys Ansicht konnte man sich gar keine vorteilhafteren geographischen Verhältnisse denken, um eine Seuche zu hemmen und zu lokalisieren: im Osten der Fluß, im Norden und Westen der Hamun und im Süden eine Wüste. Man würde den ganzen Jammer wie in einer Mausefalle fangen, wenn alle Aus- und Eingänge des verseuchten Gebietes gesperrt würden. Schlimmstenfalls könne dort die ganze Bevölkerung aussterben; denn was seien jene hunderttausend Menschen gegen ganz Persien! Gelange die Pest erst dorthin, so liege ihr die ganze Welt offen, und kein Mensch wisse, was das Ende sein werde!

Eine Frage, auf die Hauptmann Kelly trotz eifriger Bemühungen, Versuche und Experimente noch keine Antwort hatte finden können, war: wie ist die Pest nach Seïstan gekommen? Wie kam die Ansteckung zuerst nach Deh-seïjat-gur? Seïstan war auf allen Seiten von pestfreiem Lande umgeben und das 1000 Meter entfernte Karachi war der nächste von

zutragen. Nach allerlei Schwierigkeiten hatten ihre Bemühungen Erfolg. Sie überredeten die Einwohner, Kleider, Hütten und Hausgeräte zu verbrennen, kurz alles zu vernichten, was mit Pestkranken und an der Pest Gestorbenen in Berührung gekommen war. Dafür verteilten sie neue Kleidungsstücke an die Erben und gaben ihnen die zum Erbauen neuer Schilfhütten erforderlichen Mittel. Auf diese Weise wurde das Umsichgreifen der Pest in der Richtung nach Ostnordosten und Südosten verhindert.

In der Richtung nach Südwesten ging es schlimmer. 38 Flüchtlinge aus Deh-seïjat-gur brachten die Pest nach Puscht-i-Kuh-i-Chodscha; 35 Flüchtlinge starben, nachdem sie dieses Dorf mit den Mikroben infiziert hatten. Ihre Leichen wurden nicht im Dorf, sondern auf einem Friedhof zwischen ihm und dem weiter ostwärts liegenden Deh-gurg begraben. Ein Mollah und mehrere Verwandte der Verstorbenen kamen aus Deh-gurg, um den Beerdigungen beizuwohnen, und als sie wieder in ihr Dorf zurückkehrten, brachten sie den Ansteckungsstoff dorthin und steckten obendrein noch alle am Wege liegenden Dörfer und Lager an. Im Dorfe Puscht-i-Kuh-i-Chodscha wohnen allerdings auch Seïjaten; aber im Gegensatz zu ihren nördlicheren Stammesbrüdern werden bei ihnen auch außerhalb des Stammes Ehen geschlossen, besonders mit Bewohnern festangesiedelter Dörfer im östlichen Deltalande. Infolgedessen fanden sich von dort her Anverwandte zu dem Leichenbegängnis ein. Puscht-i-Kuh-i-Chodscha wurde so ein sekundärer Herd, von dem aus die Pest ihren Siegeszug durch das Land fortsetzte. Das kleine, arme Deh-gurg hatte nur 170 Einwohner. Bei meiner Ankunft in Seïstan waren 150 von ihnen gestorben; die Überlebenden blieben jedoch in dem so grauenvoll infizierten Dorfe wohnen. Doch noch ehe ich das Land wieder verließ, hörte ich, daß auch die 20 Überlebenden teils gestorben, teils geflüchtet seien und daß Deh-gurg nun ganz leer und verödet liege.

Deh-gurg war also ein dritter Ansteckungsherd, von dem aus sich die Krankheit nach dem auf seiner Nordseite liegenden Daudeh verbreitete, wenn nicht vielleicht schon eine Mikrobenübertragung aus Puscht dieses Dorf erreicht hatte. Daudeh hatte 450 Einwohner; unter ihnen wütete die Pest in der entsetzlichsten Weise. Die Leute verhielten sich gegen die Vorstellungen der Europäer ablehnend und erlaubten keine Sicherheitsmaßregeln. Dafür mußten die meisten auch sterben. Einer Ansicht nach war die Pest nach Daudeh durch einen Bauern gebracht worden, der in Puscht wildes Geflügel gekauft hatte und dann nach Daudeh zurückgekehrt war.

Als die Seuche sich nach mehreren Seiten hin verbreitete, das ganze Land bedroht erschien und ganze Dörfer ausstarben, ließen die Behörden sich dazu bewegen, einen Kordon von einigen hundert Soldaten

Dazu kamen noch die Muschtehids und Mollahs, die Schriftgelehrten und die Geistlichen, die ebenfalls dahinterstanden und Unzufriedenheit und Mißtrauen säten. Sie fürchteten, daß das Volk Europäern und Heiden Vertrauen schenken könne und daß sie selbst ihren Einfluß auf die Massen verlieren würden. Mit Recht hofften die Europäer, daß dieser oder jener mohammedanische Priester selbst von der Pest befallen werde, damit die Arbeit zum Nutzen des Volkes ungehindert fortschreiten könne.

Indessen glückten diesen Schuften ihre bösen Anschläge so gut, daß der Pöbel, von Haß und bösem Willen entflammt, am 27. März einen Angriff auf das Lazarett der Belgier machte und es niederbrannte.

Mein erster Hirsch.

Aus den Niederschriften eines Greises. Von **L. Kohlfürst.**

Die innere Berechtigung des bekannten alten Sprichwortes „Wohltun trägt Zinsen“ wird heutigentags im allgemeinen von älteren, erfahrenen Leuten ziemlich unverhohlen angezweifelt, nichtsdestoweniger hat sich an mir in meiner Jugend der Spruch in außergewöhnlichem Maße und um so glänzender bewährt, als ich dabei nicht einmal der Wohltuende, sondern lediglich der Zinsengenießende gewesen bin. Der Ursprung dieser seltenen Tatsache ging bis in die ersten zwanziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts zurück, in welcher Zeit es nach althergebrachter Gepflogenheit noch häufig vorkam, daß mittellose junge Leute aus allen Provinzen, namentlich aus Krain, Kroatien und Böhmen, nach Graz zogen, um hier als Bettelstudenten die oberen Gymnasialklassen durchzumachen und sich dann der Chirurgie oder Theologie zuzuwenden.

Eines solchen ganz besonders bedürftigen, elternlosen, braven und anständigen Jungen aus Böhmen, namens Jerabek, hatten sich meine Großeltern angenommen, bei denen er zwei Jahre — während der „Logik“ und „Philosophie“, wie damals die höchsten Klassen des Gymnasiums hießen — in einem kleinen, unter der Stiege eingebauten Gelaß sein Gratisquartier zugewiesen hatte, außerdem Frühstück- und Abendsuppe sowie Mittwoch und Sonntag auch das Mittagessen erhielt und schließlich allmonatlich sogar einen, sage einen Silberzwanziger als „Gehalt“ bezog. Dafür mußte er den jüngsten Kindern, nämlich meinem nachmaligen Onkel Franz und Anton, sowie meiner Mutter als „Instruktor“ die ersten Grundsätze des Lesens, Schreibens und Rechnens beibringen, welcher Verpflichtung er mit größter Hingebung und Gewissenhaftigkeit oblag, obwohl er als Stockböhme, wie man

der Pest heimgesuchte Ort. Man konnte sich nur drei Wege der Verbreitung denken: zu Land, zu Wasser und durch die Luft. Der Wasserweg war ausgeschlossen, denn der Hilmend kommt aus gesunden Gebirgsgegenden und sein Wasser bleibt im Hamun. Mit Karawanen kann die Seuche auch nicht gekommen sein, denn teils waren die Leute in Deh-seïjat-gur arm und kauften keine Waren aus Hindostan, teils brauchen die Karawanen etwa zwei Monate, um von Nuschki nach Nasretabad zu gelangen. Wenn sie die Seuche eingeschleppt hätten, müßte doch sonst noch ein Punkt auf ihrem Wege infiziert worden sein; dies war aber nicht geschehen. Der Wind trägt den Ansteckungsstoff auch nicht weiter, denn in Indien hat man festgestellt, daß er sich unabhängig von allen Winden weiterverbreitet.

Es bleiben also noch die Zugvögel; sie hatte Hauptmann Kelly in Verdacht. Er dachte an die Wildgänse und Enten, die von Indien nach Seïstan ziehen und vielleicht mit Pestleichen, die man in die Flüsse geworfen, in Berührung gekommen sind. Dabei erhebt sich aber eine neue Schwierigkeit: die Wildgänse und Enten ziehen im Frühling von Indien nach Nordwesten, und der erste Pestfall kam im November vor. Es läßt sich allerdings die Möglichkeit annehmen, daß der Ansteckungsstoff wirklich im Frühling übertragen, die Kranheit aber erst im Herbst zum Ausbruch gelangt sei.

Gedankenlose und egoistische Menschen arbeiteten im Interesse des mörderischen Bazillus. Die überall im Lande herrschende Hungersnot schwächte das Volk und machte es für die Krankheit empfänglich. Unter gewöhnlichen Verhältnissen werden schon große Mengen der Kornernte des Jahres von einer kleinen Anzahl reicher Leute aufgekauft, die später beim Wiederverkauf die Preise zu mehr als doppelter Höhe hinauftreiben. Der Mangel, der jetzt herrschte, war zum großen Teil eine Folge der fehlgeschlagenen Ernte in Kain, wohin aus Seïstan solche Kornmengen geschickt werden mußten, daß das Land schließlich selbst in Not geriet. Alle Armen, d. h. der größere Teil der Bevölkerung, mußten jetzt entweder verhungern oder ihr Leben mit Schilfschößlingen und Kräutern fristen; auf diese Weise mußten sie noch weitere sechs Wochen um ihr Dasein kämpfen, bis sie das diesjährige Korn ernten konnten.

Als die gewissenlosen, reichen Spekulanten ihre Einkünfte einbüßten, reizten sie das Volk gegen die Belgier auf und streuten unwahre Gerüchte über sie aus. Sie behaupteten, jene verbrennten den Koran, und das Verbrennen der Kleider der Kranken und das neue Einkleiden der Hinterbliebenen geschehe nur, weil jene Fremdlinge sich in den Besitz anständig gekleideter Frauen setzen wollten; die Belgier täten alles, was in ihrer Macht stehe, damit die Seuche sich verbreite, die Bevölkerung entarte und es den Europäern leichter werde, sich des Landes zu bemächtigen.

Hauserin des Herrn Hauptpfarrers ein schweres seidenes Kopftuch als „Präsent" mitzugeben und ihr gegenüber ein wohlerzogenes, höfliches Betragen einzuschärfen. Letzteres wurde denn auch meinerseits nicht verabsäumt, so daß sich zwischen meiner Wenigkeit und der schon ziemlich matronenhaften, aber sehr riegelsamen Wirtschafterin — nachdem sie sich die beiden ersten Tage ziemlich zugeknöpft verhalten und mich wiederholt auffällig lange und genau angesehen hatte, als wollte sie meine Züge auf Ähnlichkeiten prüfen — in Kürze eine ganz prächtiges Entente cordiale entwickelte, die mir nach jeder Richtung hin, namentlich aber auf kulinarischem Gebiete, ihre fürsorgliche Bemutterung eintrug, wodurch sich natürlich mein Ferienaufhalt um so angenehmer und erfreulicher gestaltete.

Sowohl mein hochwürdiger Wirt als sein umgängiger, junger Kaplan, ebenso der Schulmeister und der Schulgehilfe — damals gab es das neue Schulgesetz noch lange nicht — sowie überhaupt jedermann, mit dem ich in Beziehung trat, gaben mir voll freundlichem Entgegenkommen Auskünfte über die besuchenswertesten Punkte der Umgebung und Anweisungen darüber, wie sie zu erreichen sind. So erinnere ich mich beispielsweise, die Ruine Lichtenegg, die Postmühle, die damals noch schwer zugängige Wildfrauenlucke, den Freßnitzgraben, die Veitschalpen, die Ruine Hohenwang, den Feistritzgraben, den Roßkogel u. s. w., durchaus begünstigt vom herrlichsten Wetter, aufgesucht, beziehungsweise bestiegen zu haben, unter Führung der geistlichen Herren oder anderer freundlicher Begleitung oder auch allein, aber immer mit jener unsäglichen Genußfreudigkeit, wie sie eben nur ein warmes junges Studentengemüt zu empfinden vermag Auch versäumte ich nicht, den Spuren des steirischen Dichters v. Kalchberg nachgehend, Schloß Pichl aufzusuchen, während mich ähnliche Leitmotive zu wiederholtenmalen auch auf den Krieglacher Ortsfriedhof führten.

Drei Jahre früher hatte ich nämlich an der steiermärkischen ständischen Realakademie, welche zu dieser Zeit gerade in Umgestaltung zur steiermärkischen landschaftlichen Oberrealschule begriffen war, einen lieben, stillen Bankgenossen gehabt, der nicht nur uns Mitschülern als dichterisches Phänomen und überhaupt als echtes Genie galt, sondern es auch wirklich und wahrhaftig gewesen ist. Er ging uns nicht nur als weitaus Bester in der Klasse voraus, sondern stand einzig da in der Kunst und dem Drange, seine Gedanken in gebundener Sprache zum Ausdruck zu bringen. Seine hierin geradezu wundersame Begabung machte es ihm spielend leicht, unsere Stilaufgaben, die wir mühsam genug nur in mehr oder minder unbeholfener Prosa fertig brachten, in reinen, klangvollen Versen auszuarbeiten. Noch heute höre und sehe ich in meinen Erinnerungen unseren für alles Schöne so warm begeisterten, hochverehrten

damals die Tschechen nannte, mit der deutschen Sprache und im besonderen mit dem steirischen Dialekt auf dem denkbar ärgsten Kriegsfuß stand. An den oben nicht genannten Tagen der Woche erhielt er die Mittagkost bei den Barmherzigen Brüdern, bei den Franziskanern, im Kloster der Dominikaner am Münzgraben, in der fürstbischöflichen Küche im Bischofhof und beim gräflich Leslyschen Studententisch in der Raubergasse.

Als Jerabek ins Priesterseminar übertrat, änderten sich naturgemäß alle seine bisherigen persönlichen Beziehungen und somit auch jene zu meinen Großeltern, bis endlich seine Ausweihung, bei der meine Großmutter, als echte Tirolerin voll frommer Rührung, das opferreiche Ehrenamt der Primizmutter übernommen hatte, auf lange Jahre hinaus den Abschluß jedes weiteren Verkehrs bildete. Der junge Priester war nämlich unmittelbar darnach weit hinauf nach Obersteier in irgendein weltentrücktes Alpendorf als Kaplan versetzt worden. In den Kreis meiner eigenen Erinnerungen trat der einstige Hausgenosse und Lehrer meiner Mutter erst gegen Ende der vierziger Jahre, weil sich für ihn durch die inzwischen stattgehabte Eröffnung der Südbahnstrecke Mürzzuschlag—Graz (21. Oktober 1844) überaus günstige Verkehrserleichterungen herausgestaltet hatten, welche es dem nunmehrigen Herrn Pfarrer ermöglichten, alle Jahre mindestens einmal die Landeshauptstadt und dabei auch ab und zu seine alten Freunde zu besuchen. Gelegentlich eines solchen, Ende Juli des Jahres 1856 erfolgten Besuches lud mich der damals bereits Hauptpfarrer von Krieglach Gewordene ein, ein paar Wochen der soeben angegangenen Hauptferien bei ihm in Obersteier zu verbringen, eine entzückende Überraschung, welche mich vor Freude förmlich außer Rand und Band brachte. Und während nun zwischen dem Herrn Pfarrer und meinen Eltern der Morgenzug des nächsten Montags für meine Hinfahrt und der Mittagzug am drittnächsten Montag für meine Rückkunft vereinbart wurde, war der Knoten zu meinem nachstehenden, an sich harmlosen, für mich aber doch ewig denkwürdigen Abenteuer geschürzt.

Genau am verabredeten Tag fuhr ich riesig vergnügten Sinnes mit dem Frühzug ins geliebte Oberland, wo ich wohlbehalten bei meinem hochwürdigen Gönner eintraf und freundliche Aufnahme fand. Am Vorabend meiner Abreise hatte meine Mutter während des Zurechtlegens der bescheidenen Reiseausrüstung Gelegenheit genommen, die obenerwähnten, mir bisher nur ganz beiläufig bekanntgewesenen Beziehungen des Herrn Pfarrers zu ihrem Elternhause neuerdings in aller Ausführlichkeit klarzulegen. Nach echter Mutterart ließ sie es auch noch unmittelbar vor meinem Reiseantritt nicht an mannigfachen guten Ratschlägen und treugemeinten Mahnungen fehlen, wobei sie nicht vergaß, mir auch für die

Krieglach mit seiner alten Kirche und den zerstreut daliegenden Häusern und Höfen, den noch im leichten Höhenrauch halbverborgenen Steinriegeln im Hintergrunde sowie auf die knapp am Fuße der Lehne vorbeiströmende silberglitzernde Mürz gewährte. Mich mit voller Seele dem Eindrucke dieses wundervollen Bildes hingebend, glaubte ich plötzlich, fast senkrecht unter mir, in einer ganz absonderlich ausgebuchteten Uferstelle der Mürz sich etwas Dunkles bewegen zu sehen, das ich nach schärferer Prüfung, da die Beleuchtung rasch zunahm, mit ebenso großer Überraschung als Verwunderung als einen leibhaftigen, prächtigen Edelhirsch erkannte, der dort ganz vertraulich seinen Morgentrank schlürfte. Erst nach einigen Minuten, in denen ich ihn, ohne mich zu rühren, stockenden Herzens beobachtet hatte, zog er sich, gemächlich das steile Ufer ersteigend, in den Wald zurück. Wie groß und mächtig dieses Begegnis auf mich einwirkte, läßt sich ermessen, wenn man bedenkt, daß ich bis dahin in meinem Leben noch kein anderes lebendes Hochwild gesehen hatte, als die zahmen Hirsche im Ringgraben des Eggenberger Schlosses. Als ich nach meiner Rückkehr beim Frühstück über meine Beobachtung brühwarm Bericht erstattete, wunderten sich der Herr Pfarrer und der Herr Kaplan gar sehr, weil doch seit Jahren in solcher Nähe kein Hirsch mehr verspürt worden sei, während es allerdings weiter oben an der Mürz nicht selten beobachtet würde, daß das Hochwild auf besonders einsamen Uferplätzen gerne an jene Pfützen trinken oder lecken kommt, wo das Wasser nach dem jeweiligen Steigen oder Fallen des Flusses zurückbleibt und angeblich einen gewissen Salzgehalt besitzen soll.

So verbrachte ich denn in Krieglach ein überaus zerstreuungs- und vergnügungsreiches, echt studentisches Ferienleben, das wöchentlich seinen besonders bewegten und fröhlichen Abschluß naturgemäß an den Sonntagen fand. Da wurde nach dem Hochamte, wo ich mich als Sänger oder als Orgler oder, wenn gerade Not an Mann war, wohl auch als Paukenschläger nützlich zu machen trachtete, unter Führung des Herrn Hauptpfarrers zum Frühschoppen ausgezogen, wo sich alle Dignitäten der Parochie und auch auswärtige Gäste gern zusammenfanden. Der betreffende Gastwirt, seines Zeichens eigentlich ein Kürschner, schenkte nämlich einen ganz vorzüglichen Rotwein, der allgemein als „Schwarzer“ angesprochen wurde. Bei diesem Sonntagslever sah ich erst, welch inniges Verhältnis zwischen dem Herrn Hauptpfarrer und seinen Pfarrkindern bestand und daß es auch gar nichts gab, was das Wohl oder Weh der Familien oder der Gemeinde berührte, worüber nicht seine Meinung eingeholt, sein Urteil oder sein Rat erbeten wurde und ausschlaggebend gewesen wäre. Er war ja auch ein durchaus gescheiter, erfahrener, wohlwollender und gerechter Herr, der für alles Menschliche ein warm mitfühlendes Herz besaß. Mit einem Worte, er war noch einer der-

und geliebten Lehrer der deutschen Sprache, Professor Dr. Ostfellner, uns diese dichterischen Ergüsse vorlesen, glühend vor Entzücken über den Wohlklang des Ausdruckes und die so weit über die Jahre des Dichterknaben hinausreichende Gedankentiefe. Er hieß Hödl, war der Sohn des Lederers, Gastwirtes und Schützenmeisters in Krieglach und lag nun schon seit 1854 — in seinem 14. oder 15. Lebensjahre von der Schwindsucht dahingerafft — am Friedhofe des Dorfes. Wen immer ich über ihn, den damals fast schon Vergessenen befragte, jeder meinte, dieses baldige Ende wäre ja vorauszusehen gewesen, denn „so gescheite Kinder werden nie alt“, es sei Wunder genug, daß er nicht schon früher verstorben ist. Was sonst mit ihm zu Grabe gegangen war, darüber schien niemand, selbst seine braven, ehrenwerten Eltern nicht ausgenommen, besonders nachgedacht zu haben. In mir aber blieb das Andenken an diese seltene, gottbegnadete und nur zu früh abgestorbene Menschenblüte ein unauslöschliches, und oft drängte sich mir späterhin der Gedanke auf, Hödl sei eben nichts anderes gewesen als ein wahrhafter Vorläufer Johannes eines zu dieser Zeit allerdings noch unbekannten Meisters.

Auch hinsichtlich meines Fachstudiums — ich war ja Hörer der Technik am Joanneum — fand sich viel Anregendes im Seßlerschen Eisenwerk, wo ich dank dem freundlichen Entgegenkommen der Beamtenschaft wiederholt Zutritt fand. Hier lernte ich nämlich zum erstenmal die Einrichtung und den Betrieb einer größeren Radgewerkschaft eingehender kennen. Damals dachte ich natürlich nicht daran, daß an dieser Industriestätte wenige Quinquennien später mein liebwerter, jüngerer Kollege Seeberger — der Bruder des reizenden Theaterkindes, einstens „die kleine Seeberger“ (Frau Martinelli), und in seinen Jünglingsjahren schon der hervorragendste Schachspielmeister des Landes — als Leiter neuschöpfend tätig sein würde. Auch dieser so genial veranlagte, hochbegabte Mann ist dem Leben leider schon in den besten Jahren und viel zu früh entrückt worden, bevor er noch den Zenit seines Wirkens erreicht hatte.

Unweit von dem Eisenwerk führt ein steiler Steig die dichtbewaldete Berglehne nach aufwärts, auf welchem man — wie ich glaube — etwas kürzer, aber auch weit beschwerlicher als auf dem gewöhnlichen, von der Langenwanger Seite kommenden Weg nach dem Dorfe Veitsch gelangen kann. Auf diesem einsamen, selten benützten Richtweg hatte ich gleich Ende der ersten Woche ein außergewöhnliches Erlebnis. Ich war nämlich noch vor dem ersten Morgengrauen ins Freie gelaufen und gelangte, gerade als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Dämmerung zu lichten begannen, auf dem vorerwähnten Steig an eine Stelle, die einen prächtigen Ausblick über das geweitete Tal, das ausgedehnte Dorf

blut, wie es im Buche steht, daher allgemein beliebt, geschätzt und der Mittelpunkt der Gesellschaft, wo es am heitersten herging. Mit ihm saßen wir nach Beendigung des Schießens, kurz vor dem Heimgang, noch für einige Minuten zusammen, als mein hochwürdiger Gastfreund urplötzlich auf den übrigens naheliegenden Gedanken verfiel, den Förster zu fragen, ob er denn wisse, daß am drübern Mürzufer, an der Grenze seines Reviers, ein Hirsch gesehen worden sei?

„Was — ein Hirsch? Hat mich doch kein Heger und kein Holzwart auch nur ein Sterbenswörtchen davon hören lassen. 's ist ja auch sicher gar nicht wahr, denn seit undenklichen Zeiten ist kein einziges Stückl Hochwild so weit herübergewechselt. Wer will ihn denn verhört oder verspürt haben?" Sobald ich mich auf diese Anfrage hin als derjenige meldete, der den Hirschen gesehen hatte, flimmerte es nur so in seinem frischen Gesichte vor lauter Vergnügen, und während er mit seinen lustigen Augen die Gesellschaft anzwinkerte, fing er sofort an, mich peinlich ausforschen: „Ah — Sie sind's gewesen, der den Hirsch g'sehen hat; hat er denn aufg'habt?" Als ich nun des mir nicht geläufigen Jägerausdruckes halber nicht sofort Bescheid gab, setzte er erklärend fort, „ob er Hörndln g'habt hat oder ob er keine g'habt hat, mein' ich?" Auf meine Gegenbemerkung, daß ich das Geweih deutlich bemerkt hätte, erkundigte er sich weiter: „Nachher wissen S' doch sicher ein Wievielender Ihr Hirsch g'wesen ist?" Darüber vermochte ich, ohne zu lügen, tatsächlich keine Auskunft zu geben, was meinen scherzhaften Inquirenten veranlaßte, unter vermehrtem Augengezwinker in treuherzigstem Tone noch die hinterlistige Frage aufzuwerfen: „Also sind Sie, junger Herr, wirklich ganz ohne Zweifel darüber, daß Ihr Hirsch nicht etwa ein Gaisbock g'wesen ist?" worauf ein allgemeines fröhliches Gelächter der ganzen Gesellschaft deutlich bewies, wie sehr sie meine Prüfung durch den Herrn Förster erheitert hatte und wie gering das Vertrauen war, welches die Anwesenden insgesamt meiner so wenig jagdgerechten Beobachtung zollen zu müssen glaubten. Man hielt mich offenbar, der Herr Förster an der Spitze, ebenfalls für einen „Lateiner" und meinen Hirsch für ein Fabeltier. Als ich entrüstet über diese beschämende Verkennung nochmals eifrigst versuchte, meine Behauptung zu verteidigen, schnitt mir der Förster, der bereits am Sprunge war aufzubrechen, meine Auseinandersetzungen einfach mit den Worten ab: „Wissen S' was, junger Herr, den Hirsch, den Sie g'sehn haben, den dürfen S' ohne weiters schießen, ich erlaub's Ihnen gern, und wenn S' mögen, können Sie ihn gleich an Ort und Stelle auffessen. So und nun b'hüt Gott allerseits und gute Nacht extra Hochwürden Herr Pfarrer."

Fort war er; aber ich versäumte nun nicht, für die soeben erhaltene Abschießerlaubnis noch in aller Eile die Zeugenschaft der Zurückgebliebenen ausdrücklich anzurufen, denn in mir war soeben der kühne Gedanke

jenigen Seelsorger, welchen die Gebildeten und Guten damals den Ehrentitel eines „josephischen Priesters“ gaben, eine edle Eigenart, welche im Verlaufe des dazwischenliegenden halben Jahrhunderts, wie man hört, selbst in der lieben Steiermark ausgestorben sein soll.

Beim sonntägigen Mittagmahl war natürlich auch der Tisch besser bestellt als an den Wochentagen, was meinem allzeit aufnahmsbereiten und arbeitswilligen Studentenmagen selbstverständlich eine sehr erfreuliche Erhöhung des Sonntagsvergnügens bedeutete. Nachmittag, gleich nach dem Segen, ging's aber eilig auf die zunächst der Hödlschen Lederei befindliche Schießstätte, wo sich die sämtlichen Schützen des Ortes und der Umgebung zu einem Kranzelschießen, dem schönsten und fröhlichsten Sport vereinigten, der damals im Steirerlande weit allgemeiner als heutzutage gepflegt und der insonderheit von mir zu meinen höchsten Vergnügungen gerechnet wurde. Es durften auch Gäste teilnehmen, die freilich nur gegen Einlage auf eine besondere Kreisscheibe verwiesen waren, weil auf das Best doch bloß die Kranzelmitglieder Anspruch besaßen. Die Familien der Schützen und alles an Nichtschützen, geistlich wie weltlich, was sich gemütlich unterhalten wollte, war im anstoßenden Gastgarten versammelt, solange das Licht den Schützen zu zielen erlaubte. Dank der freundlichen Vermittlung des Herrn Hauptpfarrers fand sich der Schützenmeister Herr Hödl selber gerne bereit, mir durch leihweise Überlassung eines Stutzens nebst Pulver und Blei die Beteiligung an dem Schießen zu ermöglichen. Bei dieser Gelegenheit lernte ich gleich am ersten Sonntag unter den anwesenden Gästen auch den Herrn Bräumeister aus Kindberg — wenn ich mich recht erinnere, so hat er Kindl geheißen — kennen, der als weitaus bester Schütze des ganzen Mürztales damals eine berühmte und hochgefeierte Persönlichkeit war.

Ein anderer Schützenbruder, dessen Bekannschaft ich aber erst acht Tage später machte, sollte mir leider in gewissem Maße „verhängnisvoll“ werden und die unschuldige Veranlassung geben zu einer recht leidigen Trübung meiner Erinnerungen an die bis dahin so glücklich verlaufenen Krieglachertage. Das war nämlich der St. Lamprechter Förster aus der Veitsch, dessen Revier an der rechtsseitigen Lehne des Mürztales, von den Veitschalpen fast bis zu dem Seßlerschen Eisenwerk herabreichte, ein bereits angegrauter, aber augenscheinlich wetterfester Herr, immer voll Scherz und Spaß und ein „Lateiner“, wie es sonst im ganzen St. Lamprechter Stiftbereiche troß der gelehrten Herren Kapitulare, Se. Gnaden der Abt nicht ausgenommen, wohl keinen zweiten gab. Wie ich zu meinem Nachteil erst später erfuhr, bestand denn auch seine Hauptfreude darin, wo immer sich Gelegenheit erbot, Gutgläubigen einen mehr oder minder harmlosen Bären aufzubinden oder auch seine Freunde und Bekannten in sachlichen Dingen aufsitzen zu lassen. Er war sonst ein Prachtmensch, das joviale Jäger-

etwa vierzig Schritte von der Hirschlecke entfernt sein mochte und fast rings mit Gebüsch umgeben war, so hielt ich diesen Platz für ganz geeignet, daselbst meinen Anstand zu nehmen, zumal mir die Höhe und Form des Steines es ganz schön ermöglichte, meine Büchse aufzulegen und mich selber bis zur Augenhöhe vollkommen zu decken.

Nunmehr hieß es freilich bis auf weiteres still und geduldig Vorpaß halten, was sich anfangs ja auch einigermaßen erträglich anließ, obwohl ich zufolge meines durchnäßten Schuhwerkes und meines verschwitzten Körpers den mit dem Wasser streichenden, mir also entgegenwehenden Morgenwind ziemlich unliebsam verspürte. Als dann aber Viertelstunde um Viertelstunde verrann ohne jeden Laut außer dem mürrischen Rauschen des Flusses, während die herbe Kühle des erwachenden Tages in Anbetracht meines gezwungenen Stillstehens sich immer empfindlicher fühlbar machte, überkam mich schließlich ein von Schüttelfrost begleitetes, ganz abscheuliches Unbehagen. Nachgerade war dieser unerquickliche Zustand mit der Zeit so widerwärtig geworden, daß darüber die Temperatur des Eifers, mit dem ich mein Abenteuer angetreten hatte, stark unter Null zurückging und meine Nimrodgelüste von einer stetig zunehmenden Sehnsucht nach dem warmen Bette verdrängt wurden, als ich das Geräusch niederrollender Steinchen zu vernehmen glaubte, wodurch meine Stimmung sofort umschlug, indem das frisch auflodernde Jagdfieber alles andere Empfinden mit einem Schlage überwältigte. Die Situation rechtfertigte aber auch diesen Gefühlsumschwung weitestgehend, denn fast unmittelbar nach dem Steinbröckeln sah ich bereits den Hirsch an die Lache treten und dort, nachdem er nach allen Richtungen scharf gesichert hatte, sich in Absätzen dem Saufen und Lecken hingeben. Jetzt war also der große Augenblick gekommen; das Wild stand so schußgerecht, wie es günstiger nimmer sein konnte, und die Morgendämmerung zeigte sich bereits hell genug, um das Ziel sicher abziehen zu können. Es fehlte nur mehr an dem Schützen, denn mir schlug das Herz, als wolle es zur Kehle herausspringen, und meine Hände zitterten wie die eines Hundertjährigen. Ein-, zwei-, dreimal versuchte ich es vergeblich, mit angemessener Ruhe zu zielen, erst als zu befürchten stand, daß der Hirsch wieder ins Holz zurücktreten werde, vermochte ich mich so weit aufzuraffen, den verhängnisvollen Schuß zu tun.

Noch sah ich während des Knalles den Hirsch einen mächtigen Sprung in die Richtung gegen mich machen, dann aber kollerte ich halb ohnmächtig seitwärts in das niedrige Buschwerk, aufrichtig gestanden, in der festen Erwartung, der Hirsch müsse nun als Rächer dieses meuchlerischen Überfalles angerannt kommen, um mich aufs Geweih zu nehmen und der wohlverdienten Strafe zuzuführen. Erst nachdem nichts dergleichen eintraf, vielmehr ringsherum alles totenstill blieb, zog ich ein Tuch aus meiner Tasche, das ich zu diesem Zwecke eigens eingesteckt

erwacht, auf Grund des försterlichen Zugeständnisses, mag es wie immer gemeint gewesen sein, einen Birschgang zu wagen. Für die Ausführung dieses Planes stand mir aber, da ich schon mit dem Mittagzug des nächsten Tages mein jetziges Dorado wieder verlassen und nach Hause fahren sollte, nur mehr der kommende Morgen zur Verfügung. Beim allgemeinen Aufbruch, der nun erfolgte, bat ich also den Herrn Pfarrer, sich nicht aufhalten zu lassen, sondern indessen vorauszugehen, wonach ich Herrn Hödl aufsuchte und ihn dringend anbettelte, mir für morgen früh eine Kugelbüchse leihen zu wollen. Der frug mich schmunzelnd, offenbar noch unter der Suggestion des Försters stehend, ob ich denn im Ernst auf den Anstand gehen wolle, worauf ich ihn erinnerte, daß es mir ja gestattet worden sei. Ohne weitere Bemerkung lud er denselben Stutzen, den er mir schon zweimal zum Scheibenschießen geborgt hatte, gab mir noch zwei Zündhütchen in mein Geldtäschchen und entließ mich sodann mit einem dem Augenzwinkern des Försters verdächtig ähnlichen lustigen Blinzeln und mit der Mahnung, ich solle mich nur ja von keinem Gendarmen erwischen lassen, denn dann wäre die Büchse beim Teuxel und ich müßte ihm den Stutzen natürlich ersetzen, hätte aber außerdem in sicherster Aussicht, eingesperrt zu werden. Befangen von diesem mehr bangemachenden als ermutigenden, wenn auch gutgemeinten „Weidmannsheil“, kam mir schließlich die Anfrage ganz schüchtern über die Lippen, ob ich nicht noch weitere Munition nötig haben würde? Darüber fing Herr Hödl hellaut zu lachen an, während er meinte: „Ja, denken Sie denn, der Hirsch wird Ihnen, wenn Sie wirklich auf ihn zum Schusse kämen, so lange stehen bleiben, bis Sie wieder ein zweites Mal laden? Sein S' nur froh, daß das der Herr Förster nicht gehört hat das wär' wieder prächtiges Wasser auf seine Mühle gewesen!“

Wie wenig und wie unruhig ich diese Nacht schlief, wird sich jeder leicht vorstellen können, der je selber einmal mit so weittragenden aufregenden Jagdplänen zu Bett gegangen ist. Lang früher noch, als es mit Rücksicht auf die Entfernung nötig gewesen wäre, brach ich auf, denn es erschien mir immerhin angezeigt, das Licht des günstig stehenden Mondes noch auszunützen. Das Vordringen von der Gewerksbrücke aus längs der Mürz stromaufwärts war ja auf dem damals pfadlosen, Schritt für Schritt durch niedergegangene Felsen und von Hochwässern angerollten Steinen verlegten oder durch sumpfige Lachen unterbrochenen Uferrand ungeheuer schwierig, so daß ich erst nach einem fast fünfviertelstündigen mühseligen Hin- und Herklimmen keuchend und schweißtriefend mein Ziel erreichte. Deutlich erkannte ich in nächster Nähe vor mir jene Stelle wieder, an der mein Hirsch sich damals befand, als ich ihn von dem oben auf der Lehne führenden Steig aus beobachtet hatte. Da nun der ins Flußbett reichende Felsen, der gerade vor mir lag,

„Dafür kann doch ich nichts; wenigstens hätten Sie mir noch gestern abends klar machen müssen, daß es sich bloß um eine Fopperei handelt!"

„Freilich, freilich; jetzt muß ich aber augenblicklich einen meiner Leute zum Förster hinaufschicken, um ihm dieses schreckliche Malheur zu melden. Mein Gott, mein Gott, was wird der Herr Prälat sagen und erst gar der Pater Hofmeister?"

Ohne sich weiter um mich zu kümmern, lief er ganz bestürzt ins Haus zurück, während ich meinen Weg in den Pfarrhof fortsetzte. Dort traf ich später die beiden geistlichen Herren beim Frühstück, denen ich ohne Umschweife von meinem unerhörten Jagdglück und dem Umstande Mitteilung machte, daß Herr Hödl die Verständigung des Försters übernommen habe. Zu meiner tiefsten Betrübnis mußte ich nun erfahren, daß die beiden Herren ebenso unangenehm betroffen, ja ersichtlichermaßen noch ärger über meinen Erfolg erschrocken waren, als der Schützenmeister. Ganz besonders peinlich fühlte sich der Herr Hauptpfarrer von dem Vorfall berührt. Er meinte, diese Sache würde einen Riesenverdruß heraufbeschwören, denn der Abschuß von Hirschen, deren Zahl seit dem achtziger Jahr so nennenswert zurückgegangen sei, würde in den Stiftsrevieren stets nur den jagdlustigen hohen Gönnern der Abtei vorbehalten und nicht einmal den Forstbeamten sei es gestattet, ohne besonderen Auftrag Hochwild zu erlegen. Auch die Sorge des Herrn Pfarrers gipfelte in der Frage: „Was wird der Herr Prälat dazu sagen und was erst der Pater Hofmeister?"

Ganz zerknirscht und reuevoll zog ich mich in meine Klause zurück, um daselbst meine Reisetasche zu packen, da ja in wenigen Stunden meine Rückfahrt nach Graz angetreten werden sollte. Bei dieser traurigen Verrichtung drängte sich mir die Erkenntnis auf, daß meine Abreise, auf die ich noch vor wenigen Stunden nur mit Wehmut gedacht hatte, unter den jetzigen, so völlig veränderten Verhältnissen eigentlich doch zu ganz gelegener Zeit komme. Es gelang mir auch, die schmähliche Verletzung, welche mein Stolz als glücklicher Schütze erfahren mußte, ziemlich leicht hinunterzuwürgen, hingegen empfand ich um so lebhafter noch immer die innere leidvolle Erregung, deren Beute ich an der Leiche meines Opfers geworden war. Mittendrein konnte ich mich aber auch einer gewissen Schadenfreude nicht entschlagen darüber, daß es dem gehänselten Studenten ein von keiner Seite vorausgesehener, selten glücklicher Zufall möglich gemacht hatte, die erlittene Unbill heimzuzahlen, ja den Spieß umzukehren.

Etwa eine Stunde später ging ich in die Küche hinunter, um mich dort zu verabschieden. Gleich beim Eintritt merkte ich, daß die gute Hauserin meine Schandtat bereits kannte, denn sie sah mich mit

hatte, um damit Lauf und Schloß des Stutzens zu reinigen und trocken zu reiben. Nach dieser ganz gedankenlos, sozusagen unbewußt vorgenommenen Arbeit gewann ich aber endlich doch wieder so viel Fassung, um die Wirkung meines Schusses vernünftiger zu erwägen und mich behufs näherer Nachforschung mit dem Gewehr in der Hand langsam und vorsichtig bis an die Stelle heranzuschleichen, wo der Hirsch gestanden hatte. Hier lag nun wirklich zu meiner größten Überraschung, ehrlicher gesagt, zu meinem Schrecken, das arme prächtige Geschöpf, wie es nach dem letzten Todessprung hingestürzt war. Blaßroter Schweiß rann reichlich aus Nüstern und Maul und die offenen Augen zeigten unverkennbar noch den Ausdruck von Todesangst und Entsetzen. Mich aber überkam bei diesem Anblick, je länger um so heftiger, ein unnennbares Grausen; es schüttelte mich, als läge die Leiche eines Mitmenschen vor mir und wahnwitzige Empfindungen durchschauerten mein Inneres, wie sie etwa ein Mörder fühlen mag, der, bisher unbescholten, seine erste schwere Missetat begangen hat. Am liebsten hätte ich das Mordgewehr in die Mürz geschleudert und mich hinterher.

Zum Glück dauern derlei Paroxismen nicht ewig und so fand auch ich nach und nach meine fünf Sinne und die Vernunft halbwegs wieder; dann aber eilte ich fluchtartig heimwärts, freilich noch immer einen ganz abscheulichen Gewissensdruck am Herzen. Als ich bei der Lederei eintraf, begann man dort gerade mit den ersten Arbeitseinleitungen, denn es war inzwischen Tag geworden. Am Hofe kam mir bereits Herr Hödl — allerdings noch in Halbtoilette — entgegen, augenscheinlich sehr befriedigt, mich mit dem entlehnten Stutzen wieder einrücken zu sehen. Er wollte offenbar einen fröhlichen Scherz darüber machen, als er mir ins Gesicht blickte und sich ganz erschrocken zu dem Ausruf veranlaßt fühlte: „Hoho — wie schauen denn Sie aus? Ist Ihnen denn was passiert oder haben S' leicht gar wen ang'schossen?“

Meine Antwort „draußen liegt er“, machte ihn nur noch ängstlicher und voll Bestürzung forschte er weiter: „Wer denn um Gottes willen?“

„Na — der Hirsch!“

„Doch nicht etwa der, von dem gestern die Rede war?“

„Freilich, derselbige!“

„Ja, wie haben Sie denn den schießen können?“

„Das ist doch gestern so abgemacht worden und Sie selber haben mir doch den Stutzen dazu geborgt.“

„Ja, aber mein lieber junger Herr, haben Sie denn nicht gemerkt, daß der Förster und wir alle uns nur einen Spaß mit Ihnen haben machen wollen?“

leistete, nie mehr in meinem Leben ein Gewehr auf einen Hirschen abzufeuern.

Die Furcht vor dem Eingesperrtwerden hat mich noch wochen- und monatelange gequält, ohne sich glücklicherweise als gerechtfertigt herauszustellen. Diese fortwährende Angst, vermischt mit einer erklärlichen Beschämung, machte mich aber nach gewisser Richtung auch zum Duckmäuser, insoferne sie mich veranlaßte, meinen Angehörigen, meinen Freunden und Kollegen jahrelang von meinem tragikomischen Jagdabenteuer auch nicht ein Sterbenswörtchen zu verraten. Über die zweite große Frage ist mir nie mehr eine Aufklärung geworden, denn eine briefliche Wiederholung meiner Danksagung an den Herrn Hauptpfarrer, bei welcher Gelegenheit ich leise an den Busch klopfte, blieb unbeantwortet. Auch habe ich den guten alten Herrn nie mehr wiedergesehen, da ich wenige Jahre darnach dauernd in die Fremde fortzog, und ebensowenig bin ich je mehr nach dem lieben Krieglach gekommen. Treu aber hielt ich mein Selbstversprechen, denn, obwohl sich mir in späteren Zeiten wiederholt angenehme Gelegenheit ergeben hatte, auf legalem Wege Hochwildjagden mitzumachen, so lehnte ich doch jede solche, noch so verlockende Einladung ab. Schon die bloße Erinnerung an damals erfüllte mich mein ganzes Leben lang mit Unbehagen und gelindem Grauen. Daher darf es ja auch nicht wundernehmen, daß mein erster Hirsch zugleich mein letzter geblieben ist.

Phantastische Reise.

Von **Alfred Kottauscher.**

II. Ragusa und die Bocche di Cattaro.

Ragusa.

Ragusa ist die Stadt der Seeföhren und Festungsmauern. Die Bäume umkleiden die ganze Küste. Man wandelt auf ihren abgeworfenen Nadeln wie auf einem Teppich. Das Auge aber verliert sich in hellgrünen Wölbungen, die zartbraune Äste schlangengleich durchwinden.

Und immer wieder hat man die See vor sich. Und die Mauern. Die sind wie ein glatter, weißer Steinpanzer.

Ohne Zinnen. Höchst einfach und wuchtig, in der Sonne zitternd. Etwas Gewaltiges, Malerisches liegt in dieser Kette runder Türme, die Ragusa umzirken, bald hoch über der Brandung hinlaufen, bald über Schluchten, in deren Schatten die Feige reift.

Unverständliche Vorbauten ergänzen die Werke. Sie lassen sich wie phantastische Fortifikationen auf alten, deutschen Bildern an. Auf einer

so mitleidsvollen traurigen Blicken an, als sollten diese mir anstatt Worten sagen: „Ein Student und doch dem Förster so schmählich aufgesessen!“ oder „Noch so jung und doch schon so tief gesunken, dem Stift die Hirsche wegzuschießen?“ Vielleicht dachte sie beides gleichzeitig! Jedenfalls war sie aber tief gerührt, als ich ihr nun in aufrichtig warmen Worten Dank sagte und das bewußte „Schwarzseidene“ als Andenken überreichte. Die Augen voll Tränen, machte sie mir noch das Zeichen des Kreuzes auf Stirne, Mund und Brust und ließ zugleich mit Hilfe ihrer Linken ein kleines Papierpäckchen — wie sich hinterher zeigte, ein saftiges, zartes Stückchen Selchfleisch nebst Brot — in meine Rocktasche gleiten. Sie also, meine edelmütige Krieglacher Nährmutter, schied wenigstens versöhnten oder doch verzeihenden Herzens von mir. Weniger glimpflich verlief der Abschied beim Herrn Hauptpfarrer, der gerade einen Taufschein ausfertigte, als ich an ihn herantrat, um mich zu empfehlen. Ganz abweichend von seiner sonstigen milden Güte hörte er ernsten Antlitzes meine Danksagungen kühl und wortlos an, während er seine Schreibarbeit nicht unterbrach und mir schließlich ganz kurz noch Grüße für meine Eltern und Onkel aufgab. Der Herr Kaplan war nicht daheim, als ich fortging, und mich noch anderweitig zu verabschieden, dazu gebrach es mir begreiflicherweise an Stimmung. Selbst am Bahnhof, wo ein sonst sehr liebenswürdiger Herr namens Le Monièr als Vorstand waltete, mußte mein Abenteuer bereits besprochen worden sein; wenigstens schien es mir, als ob der Herr Vorstand gelegentlich meiner Verabschiedung nicht recht im klaren darüber gewesen sei, ob er mich beglückwünschen oder bemitleiden solle.

Als ich dann im Eisenbahnzug zufällig ganz allein in einem Abteil — damals war's noch ein Coupee! — mich meinen Gedanken ungestört hingeben konnte, verdichtete sich im Laufe der Fahrt das Gewirre meiner Tageseindrücke und Aufregungen zu drei Haupterwägungen: Fürs erste erkannte ich die fatale Möglichkeit, daß ich in der Tat gewärtigen müsse, eingesperrt zu werden, falls meine Geschichte etwa der Kindberger Gendarmerie zu Ohren käme und sonach zur Anzeige gebracht würde. In dieser Zeit verfolgte und bestrafte man Vergehen gegen das Waffenpatent weit schärfer als heutigen Tages. Zweitens grübelte ich über die Ausdehnung des Verdrusses nach, den mein Streich heraufbeschworen haben möchte, beziehungsweise über das, was wohl Se. Gnaden der Herr Prälat gesagt haben mag und schon gar der Pater Hofmeister! Selbstverständlich tat es mir tief ins Herz hinein leid, den Herrn Hauptpfarrer sowie Herrn Hödl, welchen beiden ich doch so viel Gutes und Angenehmes verdankte, in so arge Mitleidenschaft gezogen und ihnen so schwere Verlegenheiten bereitet zu haben. Das Dritte aber war der Schwur, welchen ich mir selber

Weiter gehen die Menschen nicht.

Der Weg ist zu steinig. Über Geröll immer am Absturz hin. Stachlige Kräuter duften.

Plötzlich bricht der Pfad ab.

Und da wiegt eine einsame Schwertlilie ihre dunkelviolette Blüte. Aus gelbem Stein gähnen tiefe Grotten.

Inseln schwimmen im dunstigen Meer. Man hört nichts als das eintönige Schütten, das tief, tief unten an den Schroffen nagt.

* * *

Wie viel hier schon Orient ist!

Abgesehen von den Kaufläden, in denen man türkische Trachten, eingelegte Gewehre und Steinschloßpistolen bekommt.

Da habe ich heute in Gravosa eine Operettenvorstellung gesehen, wieder ein Stück Levante mehr. Sie gemahnte an die verzweifelten Damenkapellen, wie sie sich in Ägypten und Kleinasien in Matrosenschenken umhertreiben.

Zugleich habe ich erkannt, wie wenig absolute Kunst es gibt. Der Augenblick bewirkt alles.

Das Thema war stumpfsinnig. Die Truppe spielte die „Dollarprinzessin“. Die erlogene Eleganz des Genres wurde plastisch. Und war doch lang nicht so widerlich wie in den Wiener Theatern, wenn der Tenor seinen Talmi-Aristokraten agiert und den an und für sich unwahren Charakter mit Fledermausmantel, den Lebemannsallüren eines Kroupiers und „Noblesse“ ausstaffiert. Ich werde den Moment nie vergessen, da im Carltheater der Mann der „geschiedenen Frau“ (notabene Hofsekretär) die Daumen in die Ärmellöcher der Weste steckte und vor dem Gerichtstribunal, Graf vom Scheitel bis zur Sohle, seine gekränkte Arie „Erlauben Sie, was glauben Sie . . .“ sang. Wie ein Kommis von Ignaz Blaugrün und Komp. bei einem Kaffeehausstreit.

Die Eleganz blieb einem also erspart. Und so wurde es poetisch.

Die Aufführung fand in einem dumpfigen Gastlokal statt. Petroleumlampen brannten. Am Klavier saß der Direktor mit Löwenmähne, Zwicker und speckigem Frack. Die Primadonna, eine feiste Person, kokettierte unentwegt zu zwei Marinekadetten herab, die mit mir das Parterrepublikum bildeten. Ein Geruch von Schminke, vergossenem Wein und kaltem Rauch füllte den Raum. Dazu der Desperado von Kellner, der mit schmutziger Serviette in einer Ecke lehnte und gähnte, die Hafenlaternen, die trüb hinter den Fenstern schwammen.

Im Hintergrund johlte die „Galerie“. Matrosen italienischer Trabakel, albanesische Arbeiter und einige verkommene Europäer.

Klippe eine öde Riesenwarte, viel zu schwer für den schlanken Fels, über Meereseinschnitte Brücken, die von Tor zu Tor schweben. Das Steinbild des heiligen Blasius beschützt sie.

In flimmerndem Kies ruht ein vermorschtes Fischerboot.

Das ist Levante. Es gemahnt an shakespearesche Szenerie und die vergessenen abendländischen Herrscher auf blauen Griecheninseln. An die Herzöge von Naxos, die Fürsten von Morea, die Könige von Cypern.

Man sieht die Züge ihrer Gesandten an der Mole landen, aprikosenfarbene Mäntel über die Stahlrüstungen, bunte Wappenschilde aus dem Gewühl flammen und braunes Volk mit baumelnden Beinen von den Türmen auf den Glanz herabschreien.

Im Hintergrund drängen sich die nackten Berge, deren Kamm noch vor vierzig Jahren die türkische Grenze trug, wie von Künstlerhand als zerklüfteter Prospekt zu der blütenschäumenden Küste gestellt.

Und dunkelgetönter Himmel.

So ist Ragusa.

* * *

Man geht durch Gärten, stets durch Gärten. Aber es ist Natur.

Felsstürze, an deren Fuß sich das saphirne, beruhigte Meer schmiegt, Föhrenwälder, Pelargonien, die blutige Flecke bilden.

Ich kenne ein zerfallenes Kloster, dessen Wege immer über Abgründe hinführen. Man genießt da die reizendste Aussicht auf die weiße Stadt.

Deshalb kommen auch die Leute hin. Sie haben eine neue Nüance der süßen „italienischen“ Ölfarbendrucke gefunden. Vielleicht bedauern sie, daß nicht ein kleiner Vesuv dazu raucht. Er ließe sich prächtig hineinkomponieren und machte das klassische Ideal vollständig. Denn das sucht man ja im Süden.

Es hat viel an uns Deutschen gesündigt, das klassische Ideal. Bald wurde es verhöhnt, bald begeistert gepriesen, aber mißverstanden wurde es immer. Von der Masse wenigstens. Und es erstickte pünktlich jeden Ansatz nationaler Poesie.

Der Pöbel ist eigen. Sein Kunstbedürfnis muß immer Zuckerwasser haben, vorausgesetzt, daß er auf Augenblicke seiner Gemeinheit überdrüssig ist. Also Wiener Walzer, von Juden fabriziert, Quittenkäserotik oder einen Praxiteles in Gips. Armer Praxiteles!

Darum kommen sie in den verwilderten Klosterpark und staunen.

Über die Aussicht und eine „malerische“, zerbrochene Vase, wie sie die Mönche als Zierde etwa in einer böhmischen Porzellanfabrik bestellt haben. Der Topf hätte sich's auch nicht träumen lassen, daß er auf seine alten Tage zum klassischen Ideal wird.

anmuten. Heilige Beine, in Metallschienen gefaßt, Kronen, von Emailbildchen übersät, edelsteinstrotzende Kästlein, die immer wieder dasselbe Antlitz wiederholen, obgleich jedes, wie die griechischen Lettern besagen, einen andern Märtyrer darstellt. Im Dämmer stumpfen sich die tausend Farben zu einem Schleier, aus dessen mattgoldenem Flimmern nur hier und dort ein Diamant oder Smaragd feurig aufzuckt. Dazu der Duft des Weihrauchs.

Die steifen Formen sprechen von einer Askese, die wir nicht ermessen. Oder besser, die wir Komplizierten nicht mehr mit dieser naiven Freude am Prunk vereinen können. Mir kommt vor, als ob das Christentum in jedem Jahrhundert eine andere Religion gewesen wäre. Oder redet nicht die kleine Heilige des Palma draußen am Hochaltar von einer ganz anderen Überzeugung? Ist es derselbe Glaube, der sein Ideal in abgehärmten Leibern und dann wieder in dieser stürmischen Lebensbejahung sah? Denn der Weltentsagung der venezianischen Katharinen und Sabinen kann ich nun einmal nicht trauen. Im Grunde machen sie doch nur so. Sie sind zu verschämt, zu blond, zu wohlfrisiert und gewaschen, um heilig zu sein. Sie halten's mit den Päpsten in der Art Alexanders VI., der auf den antiken Zeus posierte, oder des famosen Artilleriekommandanten Julius, der sich nur sehr bei Gelegenheit der Dreikrone erinnerte. Doch ich verliere Ragusa.

Alle diese Wandlungen hat es getreulich mitgemacht und dabei seinen Säckel und seine Freiheit gewahrt. Aber nicht etwa wie ein kleinlicher Krämer. Es hatte den natürlichen Anstand und die Formenfreude des Slawen, ließ Fremdes gelten, da es selbst nichts hervorbrachte, und hat wie fast alle kleinen Staaten mehr Lust für die Kunst gefunden als mancher mächtige Monarch.

Doch! Eine Farbenkunst ist bodenständig: das Kostüm, die Art sich zu kleiden.

Ich habe nirgends so herrliche Trachten wie in Ragusa gesehen. Jedermann trägt sie noch. Ein bunter Wechsel von Silberschnallen, Schleiern, grünen Röcken und roten Kopfbedeckungen wühlt zwischen weißen Häuserfassaden unter der brütenden Südsonne hin und her.

* * *

Vor den Toren liegt die Insel Lacroma. Sie birgt ein Konvent, von dessen kühlen Räumen man das Meer über Zitronen sieht. Rosen winden sich um den Kreuzgang. Und der einsame Strand!

Durch starre Föhren rauscht der Seewind. Wolken sind wie ins Blau gemeißelt. Man fühlt sich fessellos an der Brust der Natur liegen.

* * *

Die Schauspieler lächelten. Sie fühlten sich bei diesen wilden Rufen sicher nicht schlechter als berühmte Sänger. Eine tiefe Traurigkeit war in dieser Groteske. Und sie habe ich erlebt wie ein großes Kunstwerk. Was ist aber Kunst, wenn sie vom Genießenden abhängt?

* * *

In halbdunklen Gassen begegnet man der toten Republik.

Erker aus griechischem Marmor treten aus den dunklen Fronten. Verwitterte Adelswappen berichten von altem Glanz. Unter einem Haustor hat ein Schmied seine Werkstatt eingerichtet, Funken stieben, Feuer loht. Der Schein läuft mir über die Stiege entgegen und umschneidet die romanischen Drachen des Geländers, er fließt über die Schultern eines herabschreitenden Bauern. Dessen Mantel ist von dem Rot durchtränkt, als wäre er der Purpurtalar eines Konsuls der märchenhaften Seebeherrscherin. Steinerne Löwenköpfe schlagen bizarre Schatten.

* * *

Ich esse täglich in einem kleinen Wirtshaus an der Straße gegen Gravosa. Das Haus ist der einstige Palast der bosnischen Könige, die hier ihren Winter zubrachten. Eine Riesenpergola von Glyzinien bildet den Garten, ein Wald von Steinsäulchen, die das fliederfarbene Dach tragen. Die Sonne spielt durch die Blütenwolken und malt grelle Lichtflecken auf den Estrich. Inmitten plätschert ein Brunnen mit moosigem Becken. Hier sitzen, den türkischen Kaffee trinken, die Ringel des Zigarettenrauches verfolgen! Kranke Gedanken fallen von mir ab wie Laub von Herbstlinden.

* * *

Die Serben nennen Ragusa das slawische Athen. Hervorragende Dichter sollen hier geboren worden sein. Wer kennt deren Werke? In Sprache und Autonomie blieb die Stadt vor der zweiten Romanisierung bewahrt. Aber ich suche vergebens nach Eigenem. Byzanz, Deutschland und Venedig haben sich in diesem Tropentraum der Adria die Hände gereicht. Auf dem Marktplatz steht das Symbol germanischen Rechtes: der Roland mit dem Schwert, die Paläste sind Gotik der Lagunenstadt, die kirchlichen Prunkstücke Ostrom.

Ostrom!

Ich weiß nicht, ob der frostige Glanz von Byzanz auf alle einen so tiefen Eindruck übt wie auf mich. Ich danke über diese wirre Pracht dem Dom von Ragusa Stunden subtilsten Genusses. Da steht man in der düster-kalten Sakristei. Aus dem Kirchenschiff dringt, durch die Mauern gedämpft, das Rauschen der Orgel. Der Blick aber wird trunken an einem Übereinandertürmen von Dingen, die uns wie ein Fiebertraum

Cattaro.

Vier Golfe, die sich hintereinander öffnen! Und immer schwindelndere, immer furchtbarere Berge, bis der Lovcen mit seinen Schneezacken zur letzten Bucht niederstürzt. Das ist kein Meeresteil mehr, es ist ein Alpensee, eine Schlucht.

Auf schmalem Strand kauern Dörfer mit verwitterten Ringmauern aus venezianischer Zeit. Scheinen sie nur gegen das Gebirge so ameisenhaft? Es ist, als wolle der tote Riesenkarst in die Straßen von Cattaro niederbrechen. Wankt nicht jene Kuppe, die ein Spalt von der Felswand trennt?

Nichts mehr von Blüten.

Tiefe Schatten liegen schon früh nachmittags über dem Busen.

Wenn man auf dem Hauptplatz steht, muß man sich zurückbeugen, um die Gipfel abzusehen. Wie ein verschlungenes, weißes Band klettert die Straße nach Cetinje an der Bergmauer empor und verliert sich hoch über mir in den Schneenebeln.

Alle Samstage kommen die Montenegriner zum Markt herunter. Bei der Wache müssen sie ihre Waffen abgeben. Sie machen sich recht kläglich, wenn sie, mit ihren Bündeln bepackt, gebückt durch das niedere Tor keuchen, die Pistolenhälter leer, die Gürtel ohne Messer.

Als ich dies Schauspiel zum erstenmal erblickte, stand ein Oberleutnant in weißer Uniform vor dem Fallgatter und ließ die Todmüden vergnügt Revue passieren. Aber noch mehr als er unterhielten sich seine Soldaten. Sie waren vom dalmatinischen Regiment und der Haß ist groß und alt. Sie hatten ja tadellose Opanken, schöne gelbe Aufschläge und waren wohlgenährt. Ich mußte an die Fabel vom feisten Mops und dem verhungerten Straßenköter denken.

Interessensphäre ist ein hartes Wort und die Geschichte der menschlichen Zivilisation furchtbar. Daß sie gerecht ist, wird niemand leugnen. Denn es gibt kein Recht als die Übermacht. Aber die Bauern taten mir leid. Es sind doch zu prächtige Raubtiere mit ihrem stolzen Mund und den griffigen Fäusten.

*
* *

Gegen Abend drängte sich ganz Cattaro am zerfallenen Kai.

Die Flotte war eingelaufen. Das schwarzblaue Wasser wimmelte von Booten, die um die Panzer kreisten.

Ich schlenderte durch die Gassen. Und wurde das Gefühl der stürzenden Felsmassen nicht los, die über den Dächern lasten.

Alpenglühen begann.

Alle Zacken waren karmin, der Schnee schien fließende Lava.

Aber das Farbenspiel behob nicht den schwermütigen Eindruck der Öde.

Wenn die Leute hier von ihrer Frau reden, sagen sie: „Mit Verlaub!“ Als schämten sie sich einer Unfreiheit. Es ist eine Redensart wie jede Philosophie, eine Redensart voll tiefem Sinn.

Warum waren so viele der Größten der Menschheit vom Weibe abgekehrt? Warum verachten die Naturvölker die Frau? Als ob sie die dumpfen Bande ahnten, die das Schicksal dem Gedanken gesetzt hat.

Ich vergöttere von diesem Standpunkte aus die Emanzipierten. Sie sind harmlos.

Nur wer selbständig schaffen will und empfindet, wie gräßlich eine Neigung die Kraft absorbiert, wird dieses „mit Verlaub“ ganz verstehen. Denn jede Tat um einer Frau willen, und wenn diese uns zehnmal erhebt, ist nur eine Tat der Eitelkeit, deren Folgen an Inkonsequenz kranken. Höchstens die alten Ritter durften sich diesen Luxus gönnen. War der Drache tot, war eben die Geschichte zu Ende. Sie hatten nur noch den blutigen Speer mit Anstand zu reinigen.

* * *

Auf der Fahrt.

Den letzten Vormittag verbrachte ich auf der Terrasse eines alten Palastes. Ein Kap trägt ihn und die umgebenden Wälder.

Bei schlechtem Wetter müssen die Wellen bis zu den Renaissance-Geschützen emporschlagen, die noch immer unter Lorbeer gegen das Meer drohen. Ihre Holzböcke sind mit dem grellen Wappen einer ragusäischen Patrizierfamilie bemalt.

Aus zerbrochenen Gartentreppen sprießen Veilchen. In öder Loggia lag noch das Laub des vorigen Herbstes um Statuentrümmer, die irgendein gewissenhafter Verwalter aus nahen Ölhainen hergeschleppt haben mochte.

Und nun wieder in See auf einem Küstendampfer, dessen Deck mit Holzfracht verrammelt ist. Es riecht nach Teer und Maschinenwerg.. Ein paar Eingeborene sitzen umher und rauchen. Sie sind schweigsam. Höchstens das hie und da einer ein eintöniges Lied anstimmt, das er bald wieder aufgibt.

Die Wellen gurgeln.

Weit draußen halten Kriegsschiffe Kurs auf die Bocche. Im durchflorten Tag sind es Silhouetten aus grauer Pappe. Von jedem fällt schwarzer geballter Rauch auf das nachfolgende. Manchmal sieht man die Gischt am Bug. In der Regelmäßigkeit der Kolonne und der stumpfen Farbe schläft etwas Geisterhaftes.

* * *

friedliche Wasserberg, zu dessen hohen Fenstern der Sonnenschein von oben kam und das sanfte Wasserrauschen vom Tale herauf. Wie sich's da dichtete und schrieb in Stunden, da der Schloßherrndünkel nicht zu dumm machte! Hatte ich genug gedichtet und geschwärmt, Heinrich genug mit Knechten und Pferden herumgewaltet, dann machten wir gemeinsame Ausflüge zum Ingeringsee, der in der Wildnis zwischen kahlen Hochbergen der Tauern lag und wo ein einziger Kahn bereitstand, auf dem wir über das stahlschwarze Wasser hinglitten, den Hirschen zuhörend, die am Waldhange röhrten, dem Adler zuschauend, der hoch im Himmelsblau schwamm und die Alpenkuppen umkreiste. Es kann aber auch ein wohlausgewachsener Geier gewesen sein, denn die Adler in Steiermark horsteten wohl damals nur mehr im Dachsteinlied. Dann stiegen wir zu den Almen hinauf, kehrten bei den Senninnen ein, wo es mir gefiel, daß Heinrich sich nicht gleich lieblerisch an die Weibsbilder machte, wie das sonst die jungen Burschen zu tun pflegten, sondern daß er ernsthaft mit ihnen über Futterverhältnisse und Milchwirtschaft plauderte und sie um ihre Lebensweise und Bekümmernisse befragte. Denn die schönen Senninnen, die bloß von Liebe und Liebesromantik leben, standen damals fast nur in Büchern und Liedern. Heute ist die ganze Romantik samt den Senninnen vorbei.

Ferner stiegen wir hinan zu den Bergkuppen und Spitzen der Pletzen, der Hochalm, des Zinken und wie sie heißen. Damals standen die Berge noch in ungebändigter, weltferner Herrlichkeit. Kein markierter Weg, keine Touristenhütte, kein Alpenhotel; damals gehörte das Gebirge noch ganz uns allein, uns Eingeborenen, uns Wilden, uns naturheiteren Steirern. Wenn die Luft richtig strich, so hörte man manchmal aus den Tälern herauf einen Eisenhammer pochen, sonst kam kein Weltlärm und keine Weltgier empor zu den reinen Höhen, auf denen die stille Sonne die Steinplatten wärmte oder wo vom Winde gejagte Wolken, an die Kuppen und Wände streichend, ihre Schneeflocken auswirbelten. O, was war das noch für eine Schäferzeit, als ich mit Heinrich Reicher in den Tauern wanderte!

Ein anderesmal zogen wir durch die Täler. Das war bisweilen weniger erfreulich. Da hockten vor den Haustüren der Dörfer die grinsenden Kretins, da hinkten an den Wegen die alten Bettler, die ein Leben lang in den Bauernhöfen gearbeitet hatten, daheim gewesen, und sich jetzt, da sie nichts mehr leisten konnten, halbsiech und unsauber geworden waren, durch die Gegend betteln mußten. Heinrich sprach manchen dieser Armen an, ließ sich den Kummer der alten, verbitterten oder gottergebenen Herzen vorschütten, von Weibern in geläufigen Ausdrücken, von Männern halb zurückhaltend und unbeholfen, mehr erraten lassend als sagend — mit einem gewissen Humor, vereint mit

Melancholisch setzte das Horn eines Schiffes zum Flaggensalut ein. Ein zweites folgte, ein drittes und verwirrte die Melodie. Eintönige Klänge verrauschten zu einem Chaos, das die Berge widerhallten. Unendlich traurig.

So schnell, als sie aufgeflammt, erkalteten die Höhen.

Nun noch in kurzen Intervallen die rollenden Geschützschläge.

Die Nacht fiel.

Vor einem Kaffeehaus zündete ein zerlumpter Kellner, den Zigarrenstummel im Mund, eine Laterne an. Das Licht flackerte über das holperige Pflaster.

Heinrich Reicher.

Ein Blatt der Erinnerung von **Peter Rosegger.**

Eines der ersten Häuser, die sich vor sechsundvierzig Jahren in Graz mir auftaten, war das des Landesausschusses Johann Reicher. Zur Winterszeit in der Stadt, im Frühjahr und Herbst auf dem Ruckerlberg; im Hochsommer zu den Ferien wohnte die Familie Reicher in Sachendorf, oben im Gebirge, an der Flanke der Tauern. Dort stand ein stattliches Hammerhaus aus der steirischen Eisenhämmerzeit, das hatte noch sein rauschendes Fluder und seine pochenden Hämmer, und in diesem Hause verlebte ich schöne Tage bei der Familie Reicher. Der Hausherr war ein ruhiger, gütiger Mann von reichem Wissen, klarem Welturteile und rührender Bescheidenheit. Die Hausfrau Katharina, eine lebhafte, heitere, immer wohltätige Dame, die mütterlich für den armen Studenten sorgte. Dann das frische und schalkhafte Töchterlein Karoline und der elfjährige Sohn Heinrich. Auch später, als mein Beruf mich schon in alle Welt gezerrt, ging ich zur Sommerszeit noch gerne nach Sachendorf. Ein paar Stunden von dort, tief im Ingeringtal, steht auf einem Hügel das stattliche Schloß Wasserberg, das der Familie gehörte. Es war unbewohnt, nur die Schloßwartleute waren da. In diesem Schlosse haben wir einmal etliche Tage gewohnt, der junge Heinrich Reicher und ich. Ich hatte eine Flucht von etwa sechs großen, vornehm eingerichteten Zimmern, wovon zum Arbeitszimmer — denn ich schrieb dort eine Novelle — der Ecksalon mit den lichten Zirmmöbeln gewählt wurde. Und wenn der achtundzwanzigjährige Waldbauernbub dann über den glänzenden Parkettboden der weiten, lichten Räume schritt, da dünkte er sich ein gar hoher Herr zu sein, während Heinrich im dazugehörigen Meierhof den Landwirt spielte. Andere begriffen nicht, wie man im öden Wasserberg wohnen könne. Mir war es nicht das „öde“, vielmehr das stille, wundersam

fruchtbares Feld seiner Tätigkeit. Aber er fand für die hochwichtige, menschlich wie gesellschaftlich nachgerade packende Frage — Gleichgültigkeit. Es war zur Zeit, als ein Reichsratsabgeordneter in einer Wiener Buchhandlung ein — Schimpflexikon verlangte, „von den kräftigsten eins". Er wollte daraus etwas für seine Parlamentsrede studieren. Natürlich, wer mitten in solchen Studien steckt, von dem kann man freilich keine Innerung und kein Verständnis für Armenpflege, für Kinderschutz, für Altersversorgung verlangen. Höchstens, daß sich einer bis zur Höhe des Witzes erhob, wie es merkwürdig sei, daß sich einmal ein „Reicher" um die Armen kümmere.

In Steiermark fand Reicher Gleichgesinnte, trotzdem mußte in Graz der Boden für einen Verein zur Armenpflege und Kinderfürsorge mühsam erkämpft werden. Dieser Verein hat seit seinem mehr als zehnjährigen Bestande viel Gutes gewirkt, hat zahllose Existenzen gestützt, ja gerettet; aber er ist ein Privatverein geblieben, der von offiziellen Anstalten nur bedingte und unzulängliche Unterstützung erhält.

Seit Jahren schwer leidend, hat Reicher gemerkt, daß er die volle Tatwerdung seiner Lehre nicht mehr erleben würde. So mußte er sein Wirken auf das Wort beschränken. Er hat in Graz zusammengepackt und ist nach Wien übersiedelt, wo er als Professor an der Universität Vorlesungen über die Armenpflege und miteinschlägige Dinge hielt. Dieser Same in die Jugend — in die gebildete Jugend — geworfen, hoffte er, werde aufgehen. Wir hoffen es mit ihm, obschon sich praktisch zur gründlichen Reform des Armenwesens noch nicht gar viel rührt. Ja, wenn der Reichsrat für so was Zeit hätte! Nicht einmal über das Wohl der Mächtigen und Besitzenden wird beraten — was doch sonst immer das Erste ist — wie erst über das der Elenden und Ohnmächtigen!

So hat Heinrich Reicher, als man ihm das nicht gab, was er wollte, auf das verzichtet, was man ihm gab. Bei seinen Titeln Doktor oder Professor wollte er nicht genannt sein. Er ist des hohlen Getues der Leute müde geworden und ist eines Tages hinaufgegangen bis zum Fuße des Dachsteins. Dort, wo das Dörfchen Filzmoos mit seinen Almmatten an die Felswüsten des Hochgebirges grenzt, hat er sich eine Hütte gebaut, um darin zu sterben. Fern von der Welt, der er so gerne gedient, vom Weltelende, das er so gerne gelindert hätte.

Er hat ja Wesentliches erreicht. Seine besondere Bedeutung liegt aber darin, daß er durch die Arbeit seines Lebens eine gründliche Reform der Armenpflege vorbereitet hat.

---

einigem Bettlerstolze, der mir immer so gefallen hat. Wie gütig war Heinrich mit solchen Leuteln! Aber wenn wir dann wieder allein unseres Weges gingen, redete er mit bitterem Sarkasmus von diesen elenden Zuständen, die den bravsten und fleißigsten Menschen ohne entsprechende Altersversorgung lassen. Manchmal schien es mir, als habe Heinrich keine rechte Freude an seiner Erholungszeit im Gebirge, da er auch hier überall so viel Torheit und Selbstsucht sah und daneben so viel unverschuldetes Elend.

Um seine Studien zu vollenden, ging Heinrich Reicher ins Ausland, soviel mir erinnerlich, nach Deutschland und dann nach England. Mir schrieb er, daß er sich mit Studien über die Reform des Armenwesens befasse. Er blieb lange aus und als er heimkam nach Graz, brachte er Erfahrungen und Schriften mit, besonders auch die Armenpflege nach dem System der Elberfelder.

Die Armenfrage in den Städten ist besonders deshalb so schwierig, weil für den, der helfen will, die würdigen und die unwürdigen Armen so schwer zu unterscheiden sind. Und es gibt so viele Notleidende, verschämte Arme, die da unbeachtet verkommen müssen, trotz der amtlichen Armenpflege und der vielen Wohltätigkeitsanstalten. Da haben die wackeren Elberfelder nun folgende Einrichtung getroffen: Die städtische Armenverwaltung stellt in allen Stadtbezirken sogenannte Bezirksvorsteher auf, welche sich um die Armen ihres Bezirkes zu kümmern haben. Jeder der Bezirksvorsteher hat unter sich eine Anzahl von Bürgern, die in den einzelnen Teilen des Bezirkes, etwa nach Gassen oder Häusergruppen abgeteilt, die Ehrenstelle eines Armenpflegers verwalten. Solche Armenpfleger haben die Aufgabe, ihre kleinen Gruppen zu überschauen, zu überwachen, die Verhältnisse ihrer Armen zu prüfen, ihr Anliegen zu hören, ihre Unterstützungsgesuche anzunehmen und bei den vierzehntägigen Versammlungen der Armenpfleger ihre Schützlinge zu charakterisieren und zu befürworten bei den Armenbehörden, wohltätigen Anstalten, Privatwohltätern u. s. w. Zumeist ist das Wichtigste die Arbeitsbeschaffung, Arbeit statt Almosen. Das ist der Grundgedanke des Elberfelder Systems. Im 18. Jahrgang des „Heimgartens“ habe ich unter dem Titel: „Der Armen Freund, der Armut Feind“ diese Sache näher erörtert.

In dieser Zeit, als Reicher nach Steiermark heimgekehrt war, begann sein Arbeiten für eine verbesserte Armenpflege. Er hielt Vorlesungen zu diesem Zwecke, schrieb sein maßgebendes Werk über die Fürsorge für die verwahrloste Jugend, statistische und werbende Schriften über Armenschutz und widmete sich völlig dieser Aufgabe. Als Reicher in den Reichsrat, in den steirischen Landtag und zum Mitglied des Landesausschusses gewählt wurde, eröffnete sich scheinbar ein weites und

Klein Peterl hat vom Christkindel Bleisoldaten bekommen. Mit diesen spielt er, spielt ganz allein und ist nachdenklich. Und plötzlich fragt er die Mutter: „Du Mutter! Gelt, der liebe Gott spielt mit uns, wie ich mit den Bleisoldaten?“

Klein Friedel sagte, als sein Vater die Heimkehr von der Reise angezeigt: „Ach, wie froh bin ich, wenn Vater heimkommt, daß ich nicht mehr für ihn zu beten brauche.“ —

Wenn klein Walter von der Schule nach Hause trippelt, so ist es, daß manchmal ihn eine kleine Nachbarin anspricht: „Grüß dich Gott, Walter! Geh komm her und gib mir ein Bussel!“

Da antwortete er einmal: „Geh, laß mich in Ruh, du Menschele!“

Welchem gebührt die Palme, dem philosophierenden Theologen, dem ehrlichen Egoisten oder dem standhaften Jüngling?

„Die fünf Sinne des Menschen sind: Gesichtssinn, Gehörsinn, Geruchssinn, Gefühlssinn und — Wahnsinn.“ Das wußte ein sechsjähriger Knabe aufzusagen. Dem Lehrer wird's nicht recht gewesen sein. Ich aber halte es mit dem Kleinen und behaupte, daß von allen menschlichen Sinnen der Wahnsinn der weitaus allgemeinste ist. Er kommt in jedem Menschen vor, außer in dem, der ihn an sich selbst erkennt.

Ein Kinderwitz, den man anmerken kann. In Gegenwart eines kaum fünfjährigen Mädchens sprach man von einem Manne, den seine Frau verlassen, bestohlen und ihm das letzte Kalb aus dem Stall getrieben hatte.

„Dem“, sagte jemand, „könnte man auf den Grabstein schreiben:
Witwer bei lebendigem Weib,
Beerbt bei lebendigem Leib.“

Das Dirndel hatte scheinbar dem Gespräch gar nicht zugehört, setzte aber rasch bei:

„Und verhungert bei lebendigem Kalb.“

In der Silvesternacht hatte ich folgenden Traum: Es werden gegenseitige Übersetzungen der deutschen und der tschechischen Literatur veranstaltet. Daraus lernen sich die beiden Völker verstehen; aus dem Verstehen kommt das Sichdulden, aus dem Sichdulden das gegenseitige Sichgutsein. In gemischtsprachigen Ländern spricht jeder in eigenem Interesse die Landessprachen, ohne seine angestammte Nationalität aufzugeben. Jene, die in fremdes Sprachengebiet einwandern, nehmen die

Heimgärtners Tagebuch.

Schmeckt's, Wien?! — Unser größtes Faß haben wir dir angezapft und das köstliche Naß dir in einem Schlauch geschickt. Den Schlauch hast du selber bezahlt. Der hat dir Geld gekostet. Dreiundsiebzig Millionen Donnerwetter! der hat dir Geld gekostet! Aber nun machst du ein vergnügtes Gesicht und freust dich des steirischen Tropfens. Wir haben keinen bessern. Im ganzen untersteirischen Weinlande wächst kein so guter Tropfen, als er nun aus dem Riesenfasse des Hochschwab dir zuströmt. Laß dir ihn schmecken, Wien, du schönes, lebenslustiges Wien! Wohl bekomm' dir die neue Hochquellenleitung aus Steiermark! Du hast dieses Wasser, das die Salza in die Enns, und die Enns in die Donau leitete, ja freilich früher auch gehabt. Aber wer konnte es aus den trüben Wellen des Stromes rein herausbekommen, so rein, als es hoch oben aus den Felsenbrüsten quillt und als du es jetzt in allen deinen Häusern und Palästen haben kannst. Nun brauchst du deinen Riesendurst nicht mehr so überwiegend in den Kellern zu löschen. Der Adler Freiheit, der Gemsen Gelenkigkeit und der Hirschen Liebesmut kannst du dir aus unserem Trunke schlürfen, der noch dazu die Vornehmheit des höchsten, stärksten und — teuersten Getränkes hat. Wir Steirer geben es dir billig ab — um den Selbstkostenpreis — die unzähligen Geschlechter der Forellen abgerechnet, denen die Wegnahme der Quellen und Bäche das Leben gekostet hat. Ich hoffe, daß sie dir ihre Gesundheit vererbt haben. — Und wenn es sein sollte, daß mancher deiner Söhne wie über alles, so auch über die Hochquellenleitung raunzt, so schicke ihn einmal zu Fuß den weiten, beschwerlichen Weg, den dieses Wasser wandern muß, damit er begreift, welch ein gewaltiges Werk hier geschaffen wurde, um den in Überkultur sachte dahinsiechenden Großstädtern die reinen Naturquellen wieder zu erschließen. — Frisch Wasser! — Schmeckt's, Wien?

Die Steiermark hat bei Mixnitz einen wunderschönen Kaskaden-Wasserfall. Dieser Wasserfall wird jetzt für die Industrie eingefangen. Aber nur an den Wochentagen. An Sonn- und Feiertagen kann er nach wie vor beliebig springen, hüpfen und stürzen, vielleicht um sich ein kleines Trinkgeld zu verdienen.

Ich gebe ihm keins. Einen Knecht bewundere ich nicht. Der freie Sohn der Alpen, der seit Urzeiten wild über das Gewände stürzend das Lied von ewigen Dingen gesungen, hat mich mit Ehrfurcht erfüllt. Einen Schelm, der einmal Herr gewesen und jetzt Radeln treiben muß, mag ich nicht. Er ist nichts als ein armer Dienstbot, der an Sonntagen — Ausgehtag hat.

---

unterricht einfach an die Praktiker des Faches abgegeben, an die Priester. Er hat bei der Religionslehre also unbedingt das getan, was ich bei anderen, bei praktischen Fächern, nur ganz bedingt wünsche.

Es mag mein Eintreten für das Praktische ja wohl zu unberufen, zu ungebildet, zu unverständig, wirklich zu idealistisch sein. Dann ist ja so keine Gefahr, daß der Gedanke morgen schon Gesetz wird. Im Laufe des Reformkampfes wird ja mancher redliche Schulfreund aufstehen, der nicht mit allen Anschauungen unserer Lehrerschaft einverstanden ist. Soll der immer angerempelt werden?

Vor Weihnachten ist ein ultramontaner „literarischer Ratgeber" herumgeboten worden, der sich durch schlechtgeschlossene Fugen in die Häuser drängte. Darin stand über mich das Folgende zu lesen: „Er ist der Schrittmacher für die „Los von Rom"-Bewegung und der Typus jener Halbgebildeten, die mit ebensoviel Aufdringlichkeit wie Unwissenheit über die schwierigsten religiösen Probleme schwatzen. Ich warne eindringlich vor der Anschaffung der Volksausgabe von Roseggers Schriften."

Eine Zeile später empfiehlt der „Ratgeber" seinen katholischen Lesern einen Schock Bücher von diesem idiotischen Volksverderber.

Ich meine doch, daß Leute, denen ich so sehr zuwider bin, die Heuchelei fahren lassen und ganz auf mich verzichten sollten.

Das von der Unwissenheit mag zum Teile ja wohl zutreffen; so viel aber weiß ich, wer die ersten „Schrittmacher" und Ursachen für die Los von Rom-Bewegung sind. In der Stadtpfarrkirche zu Graz war es vor einigen Jahren, wo ein aufrichtiger Prediger es den fünftausend Zuhörern zurief: „Wir selbst sind schuld, wir Priester und ihr Laien seid schuld, daß uns der Herr mit dieser Drangsal (dem Abfall) heimsucht!" Er sprach von den Fehlern der Priester und der Gleichgültigkeit des Volkes.

Ein guter Bekannter schleuderte mir das Wort ins Gesicht: „Das lebenzerstörende Christentum!"

Da entgegnete ich: „Freund, wenn ich nicht Christ wäre, würde ich dir schon längst den Hals abgeschnitten und dich deines Geldes beraubt haben."

„Tue ich das dir, der ich kein Christ bin?"

„Du hast, ohne es selbst zu wissen, ohne es zu wollen, aus alten Zeiten, durch die Vorfahren gepflegt und vererbt, das Christentum, die christliche Kultur in dir. Oder überhaupt eine Kultur, die religiösen Idealen entsprang. Würde nichts dergleichen in deinem Blute sein, dann natürlich würdest auch du manchem ruhig den Hals abschneiden, wenn es dein Vorteil verlangte."

fremde Landessprache willig an. — Und es ist endlich der liebe Frieden da!

Wie das doch alles so einfach ist — im Traume.

Aber — könnte ein solcher Traum nicht doch verwirklicht werden? Sollten nicht geeignete Persönlichkeiten beider Nationen sich zusammentun zu einem gemeinsamen Wirken, um den Tschechen die Hauptwerke der deutschen, den Deutschen die Hauptwerke der tschechischen Literatur zu übersetzen und billig zu verbreiten? — Vielleicht wäre das mit ein Weg zur allmählichen Verständigung.

Durch nichts kommt man mit den lieben Zeitgenossen leichter in Konflikt, als wenn man über bestehende Schäden und Übelstände nicht bloß schimpft, sondern auch nachdenkt und anregt, wie etwas verbessert werden könnte.

Ein paar Lehrerzeitungen haben mich, und zwar etwas stark persönlich, angegriffen, weil ich auf Seite 230 den Vorschlag gemacht hätte, es solle in der Volksschule außer Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion die Bestimmung der weiteren Lehrgegenstände dem jeweiligen Ortsschulrate überlassen werden. Habe ich denn das wirklich so kurzweg vorgeschlagen? Selbst wenn es buchstäblich etwas zu einseitig gelautet haben sollte, war es doch im Sinn und Zusammenhang der ganzen Notiz leicht zu sehen, wie es gemeint ist. Da die Volksschule wohl auch die Interessen der Gemeinde berücksichtigen muß und eine Vorbereitung für den künftigen Beruf sein soll, der je nach den Örtlichkeiten sehr verschieden ist, so habe ich gemeint, man möge nachdenken, ob es unter Umständen nicht zweckmäßig wäre, dem Ortsschulrate die Mitbestimmung jener Lehrgegenstände zu gewähren, die für den künftigen Beruf der Schüler wichtig sind. Wie ausdrücklich bemerkt, unter einer Aufsicht und Leitung, die doch von niemand anderem kommen kann als von der Schulinspektion. — Ist dieser in bescheidener Form ausgesprochene Gedanke denn etwas so Ungeheuerliches? Dann hätte ich selbst aus Lehrerkreisen nicht so viele Beistimmungen erfahren können. Verlangen wir doch schon fast alle, daß die Schule weniger theoretisch, mehr praktisch sein soll. Dazu bedarf es des Einflusses von praktischer Seite, z. B. aus dem landwirtschaftlichen und gewerblichen Leben. Nur in diesem Sinne habe ich an den Ortsschulrat gedacht, daß er mitbestimme, nicht etwa, daß er selbst schulhalte!

Man scheint durch den Ortsschulrat das Eindringen des Klerikalismus zu befürchten; vielleicht nicht mit Unrecht, darum habe ich den Ausdruck gebraucht: „es sei zu bedenken“. Besonders habe ich gesagt, daß der Religionsunterricht wie bisher ganz unter der Obhut des Staates bleibe. Was aber hat denn der Staat gemacht? Er hat den Religions-

werdn." — „Der weiße ist eh gesünder", entgegnete ich und löffelte Milch. — „Und wohlfeiler", sagte der Toma. Es geht noch ganz altmodisch her auf diesem einschichtigen Waldhof. Volle Ställe und volle Truhen und die erwachsenen Kinder sind willige und billige Dienstboten. — „Also, wie gehts immer, Vetter Toma?" fragte ich brauchshalber. — „Auf der bessern Seiten nix nutz, Vetter Peter." Die Redensart ist wenigstens dreihundert Jahre alt und wird angewendet in guten wie in schlechten Zeiten. — Als ich aufstand, ging der Toma mit mir über das Feld hinaus. „Han dih eh schon amal wölln hoamsuchn", gestand er, „ein guatn Rat kunnt ih brauchn". Das war die Einleitung und dann redete er weiter — ganz still anfangs, als sollten es die Korndeckeln nicht hören dürfen, die hin und hin standen. Und kam noch verwunderlich bald zur Hauptsache. „Denk dirs, Vetter, ih han um tausend Guldn zviel Geld. Und die möcht ih aufhebn, guat aufhebn. Hörst, und da is mir eingfalln, ein Preis kunnt ih stiftn damit, für meine Nachfahrer, daß sie mir beim Hof bleibn in derer Zeit, wo alles laufend wird. Und das tat ich mir so denkn: Ih leg jetzt tausend Guldn in die Sparkassa und laß sie hundert Jahr drin liegn, mit der Gschrift, daß sie nit ehenter aufghebt werden dürfn. Und nachher in hundert Jahrn, wenn noh ein Nachfahrer von mir da ist, ein Urenkel oder so was, und er sitzt noh aufm Tomahof, so soll das ganz Kapital mit Zins und Zinseszins sein eigen sein." — „Weißt, Toma, was das für ein Haufen wär' nach hundert Jahren?" — „Ih hans schon ausgrait't." schmunzelte er. „So um die vierzig Tausend herum!" Schier geheimnisvoll zischelte er mir's ins Ohr, das durften sie schon gar nicht wissen, die strohenen Korndeckeln dort, daß einmal ein so schwerer Reichtum auf diesen Hof soll kommen. Sonst heben sie vor Übermut zu tanzen an und bledern das ganze Körndel aus. Dann erklärte es mir der Alte näher. Er wolle mit dieser Aussicht, daß nach hundert Jahren für einen „Nachfahrer" ein Vermögen von vierzigtausend Gulden zu beheben sei, seine Familie auf dem Tomahof festnageln. Und jetzt sollte ich meine Meinung darüber sagen. — „Ich hab' keine, Vetter, ich hab' keine. Da müßte man sehr darüber nachdenken, ob's überhaupt geht und was es für Möglichkeiten haben könnte. Weißt, ich will einen gescheiten Mann fragen, der sich in solchen Geldsachen auskennt. Wenn du nichts dagegen hast." — „Is mir recht, Vetter, wenn d fragst. Aber mein Nam tua nit nenna. s brauchts neamd z wissn, daß s noh an Bauern gibt, der um tausend Guldn zviel hat."

Den Namen habe ich also geändert. So frage ich laut hin, ob das ginge. Und wie das wäre, wenn einer mit tausend Gulden seinen Nachkommen nach hundert Jahren ein großes Vermögen sichern könnte. Für den Fall bishin keine Nachkommen vorhanden wären oder der Tomahof

„Das Gesetz!“

„— wird dir nicht gefährlich, wenn deine Übeltat nicht aufkommt.“

„— Die natürliche Menschenliebe!“

„— gibt es nur so weit, als sie dir selbst gedeihlich ist. Das Tier tötet seinesgleichen, die Mutter verzehrt ihr Junges, wenn es Hunger hat. — Was den Menschen aus solchen Zuständen zu unserer Gesittung erhoben und in ihr erhalten hat, das waren zu allen Zeiten die religiösen Vorstellungen. — Lasse die Menge keine ererbte oder erworbene Glaubenskultur im Blute haben, und du kannst vom lebenzerstörenden Egoisten sprechen.“

Haydns Messen. Als man Haydn fragte, warum seine Messen so fröhlich und fast lustig seien, antwortete er: „Weil, wenn ich an den lieben Gott denke, ich so unbeschreiblich froh werde.“ Als Zelter dies Goethe erzählte, liefen diesem die hellen Tränen die Wange hinab.

Diese Anekdote fällt mir allemal ein, so oft ich einen kindlich fröhlichen Menschen sehe. Der weiß sich einen Gott. — Ich habe immer die Erfahrung gemacht, daß religiöse Naturen (die kopfhängerische Betprüderie ausgenommen) zumeist heiter und herzfrisch sind. Skeptiker und Atheisten neigen zum Pessimismus.

„Sie kann sich aus ihren starren mittelalterlichen Dogmen nicht befreien. Sie kann nicht und sie will nicht. Sie ist zu hochmütig auf ihre seit alten Zeiten sanktionierte Unfehlbarkeit. Sie ist zu stolz auf ihre Unduldsamkeit, mit der sie alle Andersdenkenden des Standes verfolgt, und — wo sie kann — mit Brachialgewalt unterdrückt. Über ihren Formenkram und ihre Prinzipienreitereien, aber noch mehr durch den bis in das Ekelhafte gesteigerten Alkoholismus verliert sie ganz den Geist, durch den sie, wie eine Frühlingskraft der Erde, das Volk durchdringen und erheben könnte und sollte.“

Diese Einleitung schrieb ich vor Jahren zu einem längeren Aufsatz. Die Zensur strich mir ihn bei Putz und Stingel aus, ohne weiter gelesen zu haben, und verbot den ganzen Artikel. Einen solchen Schutz genoß damals die konservative Studentenschaft, die mit obigen Worten gekennzeichnet war. — Die Zensur scheint übrigens an etwas anderes gedacht zu haben.

Nach langem besuchte ich wieder einmal den Tomabauer in der Kraxen. Wir sagen „Vetter“ zueinander, warum, das weiß ich nicht. Die Bäuerin trug mir eine Schüssel Milch auf, der Bauer schnitt Brot hinein und sagte: „Ban uns will halt der Kaffee deutsch nit braun

steht. Ein affenlieblerisches Elternhaus ist keine Lebensschule. Fragen wir hervorragend tüchtige Männer, so wird's fast immer heißen: In meiner Kindheit ging es schmal und strenge her, es waren unser viele Geschwister. — Keine Seuche und kein verspielter Krieg ist für ein Volk so schädlich als die absichtliche Unfruchtbarkeit in der Ehe. Wenn nicht dann etwa die heimlichen, ledigen, armen, derb abgehärteten Kinder den Ausschlag geben müssen? So daß diese „Enterbten" schließlich die Herren der Muttersöhnchen werden!

„Wenn wir nur einen haben", sagte mir jemand, „dann können wir ihn studieren lassen. Hätten wir mehrere, so müßten sie Handwerk lernen."

Handwerk lernen! Körperlich arbeiten — na, das wär' ein Unglück!

Und solches will ein gesundes Volk bleiben! Weiß man denn noch immer nicht, daß sich mehr junge Leute dumm als gescheit studieren? Und mehr junge Leute sich zum Proletarier hinab als zum Herrn hinaufstudieren? Viele Kinder! Davon die wenigen etwa besonders veranlagten studieren lassen, die anderen zur Arbeit auf der Scholle und in der Werkstatt erziehen — das heißt praktisch national sein.

Ganghofer erzählt in seiner köstlichen Lebensbeschreibung, daß es ihm zu Beginn seiner Schriftstellerlaufbahn nicht gerade gut ergangen sei. Von den an Zeitungen und Verleger eingeschickten Manuskripten erhielt er so ungefähr die Hälfte zurück, die andere Hälfte blieb verschollen. Darüber wurde er unmutig, seine Eltern merkten ihm den Kummer an und da sagte sein Vater einmal zu ihm: „Sind denn deine Sachen gar so schlecht, Ludwigle, daß du nichts anbringst? Zeige mir doch einmal was." Nachher, als der Vater mehrere Manuskripte durchgeblättert hatte, sprach er zum Sohne: „Na, ich glaub's, daß man nichts druckt von dir, dein Buchstabengefutzel kann ja keine Katz lesen!" — Hierauf hat Ludwig Ganghofer sich auf vier Wochen einen Kalligraphielehrer genommen. Und dieselben Dinge, die ihm früher zurückgeschickt worden, wurden jetzt gelesen, gedruckt und honoriert.

Es gibt manchen jungen Schriftsteller, der sehr gut schreibt und doch nicht vorwärts kommt, weil er nicht schreiben kann.

Meine Werke, die seit vierzig Jahren an Zeitschriften und Verleger geschickt wurden, sind im Original alle von meiner Hand geschrieben. Ich kümmerte mich nicht weiter darum; höchst selten wurden sie mit dem Korrekturabzug zurückgeschickt und ich habe sie zum Vergleiche auch kaum benötigt. Wenn ich gefragt worden wäre, was nach Abdruck mit diesen Handschriften wohl geschehe, so würde ich geantwortet haben: „Na,

gar nicht mehr dastünde, würde mein Vetter das Vermögen dem Vaterland vermachen. — Was soll ich ihm raten?

Um die Faschingszeit kommt mir alljährlich eine fröhliche Plage ins Haus, die sich fast täglich erneuert. Von unten und oben werde ich recht schön treuherzig gebeten, Einladungen zu verfassen für bäuerliche Ballfeste, Steirerabende, Jäger- und Schützenbälle u. s. w., wie sie in Stadt und Land abgehalten werden. Beim Essen, Trinken, Tanzen und Lustigsein hält es nämlich auch der Städter noch mit den Bauern, und wenn er was Grobschlachtiges oder was Liebheißes auf dem Herzen hat, das er sich in der herrischen Sprache nicht recht zu sagen getraut, dann muß halt die Bauernsprache herhalten, in der also die Einladungen verfaßt sein müssen. Damit wir uns nun gegenseitig die Arbeit erleichtern, ihnen das Bitten und mir das Dichten ersparen, so habe ich zur beliebigen Benützung einmal ein Sprüchel gemacht, das extra für Schützen und Jäger passen soll. Und das geht so:

Lockruaf zan Schützball.

Wär ih a Hahn, so balzad ih,
Da wurdn d Jager rena!
Doh weil ih bloß a Dichter bi,
So wern s mih schwerlich kena.
Und dena woaß ih ah an Ruaf,
Do lassn s wia die Radln:
A Tonzbodn und a Spielleuttisch
Und Weiberleut zan Drabdln!
Für Schützn ghört a Schuß — wans gleih
An Vorschuß müassn nehma;
Der Ausschuß will an Überschuß;
Drum Leutl, tuats fein kema.
In Überschuß, den schmeiß ma zsom
Fürn Schulverein ins Häfn,
Und trifft da Schütz, so wird er ah
Noh s feste Deutschsein treffn.
Ban Schützball is Glegnheit zan
Vabrüadern und Verschwagern;
Da Hirsch im Wold is ay nit harb,
Wan d Jager Menscher jagern.
Wer woaß, ob nit bol s Hoamatland
Enk Jager ruaft zan Wachten,
Da müßt ihr — übet Aug und Hand —
Das Ziel zu treffen trachten.
Der Büchsenlauf heiß' Kraft und Mut,
Das Schützenziel die Scheiben:
Daß wir, Gott walts in Glück und Not,
Stets treue Brüder bleiben!

Wir wollen — wie das Bestreben bei der Volkszählung zeigte — in Österreich die Zahl der Deutschen vermehrt wissen und — verringern die Zahl der deutschen Kinder! Das Einkinderprinzip, es wird immer mehr beliebt in der Ehe. Was bedeutet aber das? Solche Eheleute benachteiligen ihr Volk doppelt, ja unermeßlich. Erstens durch Unterschlagung deutscher Kinder, zweitens durch Verderb des einen Kindes, das sie haben. Wie wunderselten, daß Einkinder gesund und tüchtig werden. Sie werden verweichlicht, verzärtelt, weibisch, nervös, ungeschickt und haben eine ihnen selbst ungedeihliche Eigenliebe. Mit Bewahrung vor Geschwistern, vor der Erbteilung, glaubt man dem einzigen Kinde sein Leben, seine Zukunft zu erleichtern, und erschwert sie ihm. Denn es ist und bleibt ein Weichling, der zu seiner Zeit doch auch ins rauhe, kampfwütige Leben muß, ohne eine Lebensschule gehabt zu haben und dort vereinsamt

ordnung übergegangen sein. Nun lese ich seinen Diethelm von Buchenberg und frage mich, wie viele von uns heute das so können? Mit großem Wirklichkeitsgehalt vereinigt sich sinnbildliche Romantik — das Leben ist ja bekanntlich ein Gleichnis. Wenn Auerbach auch manchmal einen dreisten Schritt ins Bodenlose macht, seine seelische Vertiefung gleicht alles wieder aus. Was ist dieser Diethelm für ein überwältigendes Seelengemälde! An Kraft und Folgerichtigkeit der Durchführung vergleiche ich es mit Kleists Michel Kohlhaas. „Typische Romanfiguren!“ sagen unsere Modernen geringschätzig. Wer hat denn daraus die typischen Romanfiguren gemacht? Doch nicht, der sie erfunden hat. Doch wohl, die sie nachgeschrieben haben, so lange, bis sie ein Ekel der Leser geworden.

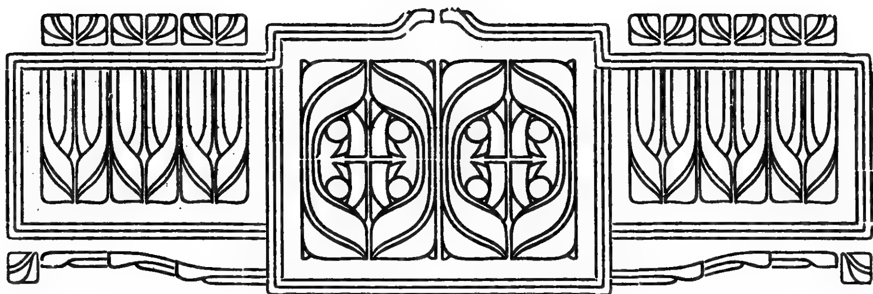
Nun frage ich manchmal in die leere Luft hinaus: Sind wir seit dreißig, vierzig Jahren in der erzählenden Literatur vorwärts gekommen? Stehen geblieben sind wir nicht, vorwärts gekommen werden wir sein, aber im Kreise. Die Besten von heute werden den Besten von damals nichts nachgeben und im Ganzen wandeln sie auf den unterschiedlichen Wegen des Schönen nach dem gleichen Ziele des Guten.

Ich habe eine Menge Gassenfreunde, mit denen ich beim Begegnen stets Grüße wechsle, ohne zu wissen, wer sie sind. Da hat mich einmal in vergangenen Zeiten ein Herr auf der Gasse gegrüßt. Ich habe höflich gedankt. Das andere Mal hat er wieder freundlich gegrüßt, das nächste Mal ebenso. Später grüßte ich den artigen Mann womöglich zuerst. Und so grüßen wir uns seit unzähligen Jahren, ohne daß ich weiß, wer der Herr ist. Er wird mich ja kennen. Hat er aber eine Ahnung, daß ich ihn nicht kenne? Kann ich jetzt noch fragen: „Mit wem, geehrter Herr, habe ich eigentlich das Vergnügen?“ Unmöglich, das hätte ein Vierteljahrhundert früher geschehen müssen. — Und solche Freunde, die ich von Angesicht zu Angesicht recht gut kenne, ohne zu wissen, wer sie sind, habe ich recht viele.

Da ist besonders auch eine Dame. Vor ungezählten Jahren in einer Gesellschaft werde ich ihr einmal vorgestellt worden sein, aber ich weiß nichts mehr davon. Jedesmal, wenn wir uns begegnen, spricht sie mich freundlich an, erkundigt sich nach meinem Befinden, plaudert über meine literarischen Arbeiten und trägt mir dann schöne Empfehlungen auf an die Meinen. — Ich warte bei solchen Begegnungen immer auf einen vorübergehenden Bekannten, den ich nachher fragen könnte: „Du! Kannst du mir nicht sagen, wer die Dame ist, mit der ich eben gesprochen habe?“ Es kommt keiner, der das weiß. Die Dame, die seit der ersten Begegnung eine Matrone geworden ist, direkt fragen? Es wäre

verbrannt werden sie halt werden.“ — Seit einigen Jahren nun steigen solche Handschriften von mir wieder zu Tage, und zwar in Manuskriptkatalogen und in Autographenversteigerungsanstalten Sie werden für ganz ansehnliche Preise verkauft. Von wem? Von jenen Zeitschriften, denen ich sie einst zum Abdrucke eingeschickt! Durch welche Hände sind sie gewandert bis zur öffentlichen Verkaufsstelle? Ich weiß es nicht. Und wem gehören eigentlich die Manuskripte, an denen die Redakteure das Abdrucksrecht erwerben? Dem Verfasser oder dem Feuer? Wahrscheinlich einem von beiden. — Vor kurzem fand ich in einem reichsdeutschen Autographenkatalog die Handschrift einer Novelle von mir angezeigt, ausgeboten und auch von jemandem angekauft um einen wesentlich höheren Preis, als mir für den Abdruck desselben — an Honorar gezahlt worden war. Für die betreffende Zeitschrift war das just kein schlechtes Geschäft; erstens hatte sie den Abdruck umsonst, weil das Honorar ja durch die Handschrift gedeckt wurde; zweitens wurde nicht bloß das Honorar gedeckt, es blieb bei dem Ertrag der verkauften Handschrift auch noch ein Überschuß. — In Zukunft entscheiden sich die Schriftsteller vielleicht dafür, ihre Schriften nicht mehr für den Abdruck zu verkaufen, sondern unmittelbar dem Autographensammler.

Vor 35 Jahren mußten die Lieblingsdichter meiner Jugend in den Hintergrund treten, denn es kamen die neuen und wollten gelesen und im Heimgarten besprochen sein. Diese Pflicht ist abgetan, ich bin wieder frei und kann — wenn es überhaupt noch zum Lesen kommt — wieder zu meinen alten Freunden zurückkehren. Aber wie das schon geht — man ist sich fast fremd geworden. Der liebe Jean Paul, einst einer meiner treuherzigsten und anregendsten Kameraden, ist mir nun fast ungenießbar, es muß einer von uns ein Philister geworden sein. Mir kommt’s jetzt vor, der Mann hat zuviel studiert und zu wenig vergessen, um ein richtiger Dichter zu sein. So oft bei ihm eine Blume Poesie aufkeimt, und welch wundersame Blumen, schüttelt er alle seine Wissenschaft und Weisheit darüber und mit den Zutaten, Einschüben, Nebenbemerkungen, Gleichnissen und Beispielen aus allen denkbaren Fächern der Himmel und der Erden erstickt er das göttliche Gewächs. Man kann bei ihm viel lernen, wie man es nicht machen soll und was herauskommt, wenn zum vollen Dichterherzen ein vollgepfropfter Kopf kommt. — Dann mein lieber Matthias Claudius! Der ist wohl noch der innige, sinnige, witzige Bursche geblieben, stellenweise; anderenteils aber kaum zu verkiefeln. So geht’s uns allen. Auch die Funkelnagelneuen von heute werden einmal alt und verstaubt sein, und man wird über ihre urväterlichen Manieren lächeln. — Überrascht hat mich Berthold Auerbach. Über den will die Literaturgeschichte seit dreißig Jahren zur Tages-



Kleine Laube.

Im Reich der Mütter.

Was einmal war in allem Glanz und Schein,
Es regt sich dort; denn es will ewig sein.

Goethe.

Zwei ungedruckte Briefe von Ludwig Anzengruber.

Gerichtet an Frau Hedwig Szenkovits, die jetzt in Graz lebt, und die einst als Schauspielerin Hedwig Fiedler Anzengrubers Kollegin war.

Wien, den 29./3. 1875.

Liebenswürdige Exkollegin!

Ihr Schreiben vom 26. d. M. hat mich recht sehr erfreut, Sie haben mit Ihrer Voraussetzung ganz recht, daß es mich interessieren müsse, wie das Stück in Breslau gefallen; Sie haben ferner auch recht, daß mir Ihr Erfolg als „Vroni" Freude macht, denn ich erinnere mich noch ganz wohl und gerne meiner Kollegin zu Marburg; ich bitte Sie also um gütige Zusendung der versprochenen Besprechungen, um zugleich mein und Ihr Lob lesen zu können.

Es ist mir ein angenehmer Gedanke, Sie an einer solchen anständigen Bühne zu wissen, wie ich andererseits denken muß, wie das Schicksal anderen Genossen mitgespielt hat, und daß Ihr damals unleugbar auftretendes Talent dem Schicksal entgangen, hübsch in Semester geteilt in irgendeinem Erdwinkel einem verehrlich knotzenden und glotzenden Publikum vorgeführt zu werden.

So darf ich wohl das Beste von Ihrer Zukunft hoffen und mit meinem aufrichtigen Wunsche für diese und einem herzlichen Gruß

verbleibe ich Ihr freundgesinnter

L. Anzengruber, 5., Wehrgasse Nr. 4.

P. S. Aber Wort halten! Einmal sollten Sie nach Wien kommen und ich sollte wissen, wo Sie absteigen werden und Sie wiedersehen. Entweder aber sind Sie nicht nach Wien gekommen oder — — —

Wien, den 23./4. 1875.

Sehr geehrtes Fräulein!

Ich sage Ihnen meinen besten Dank für die mir gütigst übersandten „Breslauer Blätter". — Da Sie in meinen Stücken die Liebhaberinnen spielen, welche immer musikalisch zu sein pflegen, so erlauben Sie mir die Anfrage: Tun Sie denn auch singen und jodeln? Eine Gabe, die Sie, wie ich mich entsinne, in Marburg unter den Scheffel stellten.

ja zum Totschießen wegen der Verlegenheit für sie, wegen der Beschämung für mich. Heimlich hielt ich sie für die Gemahlin eines bekannten Professors, konnte aber nicht daraufkommen. Schon mit Listen habe ich es versucht. Ein Buch, daß ich bei einer Begegnung mit ihr einmal zufällig in der Hand trug, lobte ich ihr an; sie möge es ja doch nur mitnehmen, durchsehen und mir es ganz gelegentlich zurückschicken. Da würde ich, war mein Hoffen, auf einem Briefchen doch ihren Namen erfahren. Dankend nahm sie das Buch mit, und ich hatte nicht bedacht, daß man entlehnte Bücher niemals zurückgibt. — Das nächstemal fragte ich sie: „Na, gnädige Frau, was sagen Sie zu dem Buch?" — „Sie nennen mich gnädige Frau!" lachte die Dame auf. Da war ich neuerdings fährtelos. Die Professorsfrau ist das also nicht. Sie ist ein altes Fräulein oder eine Gräfin. Nun fiel mir etwas Schlaues ein. „Darf ich, meine Dame, mir das Buch holen lassen? Darf ich um Ihre werte Adresse bitten?" — „Oh, lieber Herr Dokter, meine Adresse, die wissen Sie recht gut. Schicken Sie mir doch immer so liebenswürdig meine Manuskripte zurück." — Also von dieser Gattung. Eine Schriftstellerin. Nun aber welche? Welche der ungezählten Dichterinnen unserer Stadt, die mir Gedichte, Romane, Dramen und Essays schicken? Ich bestaunte nur die Güte dieser Dame, die trotz meiner nicht immer sehr höflichen Ablehnungen bei den Begegnungen so zuvorkommend und freundlich mit mir war. Aber nach diesen mißlungenen Versuchen, das Geheimnis ihrer Persönlichkeit zu lüften, wagte ich nichts mehr. Wir blieben, wie bisher auf der Gasse alte gute Bekannte, ohne daß sie eine Ahnung hat davon, daß ich keine Ahnung habe, wer sie ist.

Wird sie sich nach diesem Bekenntnisse offenbaren?

Vermächtnus.

Van Geldzähln hot die olt Lies gwoant,
Und ih hon hoamla glocht.
Wia s gstorbn is, hon ih gonz gwis gmoant,
Sie hät mar ihr Geld vamocht.

Wiar ih nochschau, aft, wos ma bliebn is,
Do hots mih saggrasch gstiert:
An oanzigs Zedl, af dems gschriebn is,
Daß s ma — treu bleibn wird.

---

zu Hegernbach und des Bräutchens zu Regensburg! Und die wunderbaren Jugendeseleien, die zornigen Anklagen gegen törichte Schuleinrichtungen und die sozialreformatorischen Phantasien des Dreiundzwanzigjährigen! Wie viel an Tüchtigkeit und Weisheit steckt nicht schon in dem grünen Jungen, sofern ihm nicht etwa der Fünfundfünfzigjährige Einiges zurückgeborgt hat. Es ist ein oberdeutsches Jugendsein voller Frische und Unbefangenheit mit seinem so reinlich und ängstlich gehüteten und doch noch zur Unzeit überquellenden „Brunnen des Lebens". Oft hebt es an, arg schief zu gehen, aber immer sind es Goldammern unvorhergesehenen Glückes, die da hereinschwirren und dem Optimisten recht geben.

Dem „Buche der Jugend" wird das „Buch der Freiheit" folgen. Wir werden von des Förstersohnes Geschicken in der Großstadt hören, wie er Journalist wird, Dramatiker, Erzähler, wie er in der Stunde des Ringtheaterbrandes sein Weib findet und wie er in der Freiheit seiner Lebensbestimmung einer der glücklichsten Menschen, ein hochgemuter Sänger und Lehrer seines Volkes wird. R.

Drei Späne.

Je tiefer ein Mensch steht, desto roher ist er mit Tieren, denn Individuen verwandter Arten hassen einander am meisten.

*

Wo eine Hand die andere wäscht, werden oft beide Hände nur um so schmutziger.

*

Wie schwach doch die Menschen wurden! Zu vollsäftig, mußten sie früher purgieren und zur Ader gelassen werden; heute füttert man die Nachkommen mit Eisenpräparaten und legt sie zu Mastkuren ins Bett. H. L. R.

Wie unsere Großväter sangen.

Aus der östlichen Steiermark, vom Herrn Altpostmeister M. Bauer in Ilz, wurden dem „Heimgarten" einige Volkslieder zugeschickt, wie sie vor siebzig, achtzig Jahren in unserem Lande gerne gesungen worden sind. Viel Kunst im heutigen Sinne (der ob der „Kunst" aller Natur und Gesittung oft zu vergessen scheint) ist nicht dabei. Hingegen eine gemütlich-biedere, rechtschaffene Gesinnung, eine verklingende Botschaft davon, auf welchen Füßen das Volk damals noch feststand. Als solche Sittenzeugen sind uns derlei Lieder heute noch merkwürdig.

Steirerlied.

Den Gamsbart auf dem Huat,
Im Herz an frischen Muat,
Die Büchsen in der Hand,
Mit Gott fürs Vaterland,
Do gibt da Steirer gern
Sein Blut, sein Leben hin,
Drum bin i stolz, daß ich a Steirer bin.

Durch Treu und Redlichkeit
Sind Steirer stets bekannt,
Drum hoch gepriesen sei
Mein liebes Heimatsland,
In jedem Steirer steckt
Viel Mut und Biedersinn,
Drum bin i stolz, daß ich a Steirer bin.

Der gute Prinz Johann,
Der zagt uns Steirer an,
Das er in seiner Huld,
Uns nit verkaft ums Gold.
O, wie schön klingt das
In unserm Innern drin,
Drum bin i stolz, daß ich a Steirer bin.

Verfasser unbekannt.

Nunmehr werden Sie auch über die Rolle im „Gwissenswurm“ die „Horlacherliesel“ im reinen sein, sie ist ein prächtiges Stück Weibsbild. Sie fragen, wie ich mich ausnehme als Ehemann, Pardon, als glücklicher Ehemann, und ob ich auch Familie habe? Daß die Damen nie ablassen können, ja daß es eine Kardinaleigenschaft derselben ist, so delikate, heikle Fragen zu stellen und in den tiefsten Falten unseres Herzens zu sondieren!

Die unbedenkliche Frage sei Ihnen rückhaltlos beantwortet: Familie habe ich noch keine, aber sie wird eben fertig, langsam aber sicher. Da Sie aber fragen, wie ich mich als glücklicher Ehemann „ausnehme“ — ein Wort, welches wie ein leiser Zweifel klingt, ob ich glücklich gemacht werden kann oder machen könne — so verweigere ich Ihnen über diesen meinen Ausnahmszustand jedes nähere Detail.

Wenn man dem Teufel den kleinen Finger gibt, so möchte er gerne die ganze Hand — ich möchte z. B. sehr gerne die „Schlesische Presse“ Nr. 166 besitzen (wo meine Bedeutung gewürdigt wird — eines Feuilletons nämlich), dann — aber davon später; ich versichere Ihnen dafür meine korrespondenzliche Freundschaft und verspreche Ihnen, Sie ab und zu mit nicht minder geistreichen Briefen zu beschenken, wie dieser hier ist, mit welchem Sie herzlichst grüßt

Ihr ergebener Exkollege, nunmehr dram. Dichter

L. Anzengruber.

Lebenslauf eines Optimisten.

Von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Co.)

Von dieser Selbstbiographie des bayerischen Dichters ist nun der Band „Buch der Jugend“ erschienen. Ganghofer ist in den breiten Tiefen wie in den fürstlichsten Höhen des deutschen Volkes geachtet, und doch dünkt mich, die gründliche Schätzung seines Wertes sei noch nicht gefunden, wenigstens nicht ausgesprochen. Die modernen Literaturgreisler streichen mit irgendwelchen lobenden Phrasen an ihm vorüber. Er ist ihnen zu wenig interessant, pikant, sonderartig — er ist ihnen wohl zu natürlich und zu gesund, zu lebensfroh und glückgläubig, zu germanisch. Würden sie diesen Dichter einmal gründlich durchlesen, ich vermute, die Objektivsten von ihnen wären zum Bekenntnis gezwungen, daß seit Jeremias Gotthelf bis heute keiner war, der das Volk, besonders das deutsche Dorf- und Waldvolk, treffender und schöner dargestellt hat als Ganghofer.

Der vorliegende Band befaßt sich mehr mit des Dichters eigenem Leben, und welch köstliche Volksgestalten, welch lebenswahre Typen führt er uns mit auf! Durchaus optimistisch ist diese Jugend, diese Weltanschauung, trotz mancher abscheulichen Erfahrung, die der junge Mensch machen mußte. Dieser Pfarrer seines Heimatsdorfes, der mit vier Frauenzimmern lebt, eine Unzahl von Kindern erzeugt, wovon er viele in der Stadt geboren werden läßt, einige im Pfarrhofe halb heimlich aufpäppelt und einige mit Hilfe der Weibsbilder ermordet, dieser Pfarrer Andrea ist anfangs der siebziger Jahre das Ungeheuer des Gerichtssaales gewesen; der junge Ganghofer hat ihn persönlich erlebt, er wie seine Familie haben die Unduldsamkeit dieses damals neuen Unfehlbarkeitsverkünders — Fanatikers, Meineidanstifters und Kindsmörders in ihrem Dorfe gehabt, und der Dichter schildert in seinem Jugendbuche die widerlichen Gestalten. Dann jener geistvolle, groteske Betrüger Siegfried Mundy, dann etliche nichtsnutzige Weiber — mit welcher Unbefangenheit schildert sie der Dichter, und mit welcher Rücksicht schont er das Menschliche, betont er das Versöhnliche, Begreifliche an ihnen. Welche Idyllen die des alten lieben Pfarrers

Ein niedliches Häuschen
Am Berge dort steht,
Von Blumen umduftet,
Mit Trauben behängt,
Da möcht's ihm gefallen,
Da zieht es ihn hin,
Doch fort muß er wieder,
Muß weiter zieh'n.

Ein freundliches Mädchen
Die redet ihn an,
Sei herzlich willkommen
Du wandernder Mann,
Sie sieht ihm ins Auge,
Sie drückt ihm die Hand,
Doch fort muß er wieder
In ein anderes Land.

So bietet das Leben
Ihm manchen Genuß,
Das Schicksal verfolgt ihn
Mit segelndem Fuß,
Da steht er am Grabe
Und blickt noch zurück,
Nichts hat er genossen
Vom irdischen Glück!

Konrad Rotter.

Weltgeschichte.

I.

Wilhelm Schäfer sagt, die Weltgeschichte existiere nur als eine Summe von Sagen in unseren Köpfen, und er hat damit nicht unrecht. Und seit altersher streben wir danach, diese „Sagen" mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen, das Legendare und Angeflogene daraus auszuscheiden und in der Wiedergabe der Geschehnisse gewissermaßen das historische „Ding an sich" zu erfassen. Wie oft und immer nur mit wie viel Fehlern kann das gelingen? wie oft muß es mißlingen? Die Dokumente, die der Forschung dienen, sind häufig Parteiendokumente — Briefe, Memoiren, diplomatische Akten, abgesehen von noch unerkannten Fälschungen —, häufig sind es überdies noch ärmliche Bruchstücke, die erst mühsam gesichtet und phantasievoll ergänzt werden müssen. Der Historiker folgt aufmerksam den Fußspuren, welche die Vergangenheit hinterließ, als sie, selbst Gegenwart, über die Erde wanderte, und je weiter er zeitlich zurückschreitet, desto schattenhafter und dünner wird das Erkenntnismaterial und desto kritischer, freier und genialer hat seine Logik zu rekonstruieren, um aus den Überbleibseln der verschiedenen Epochen (in die wir die Geschichte einteilen) die Epochen selbst geistig neu erstehen zu lassen. Eine ungeheure Arbeit! eine verantwortungsvolle und beinahe überlebensgroße Arbeit — so gigantisch, daß Friedrich von Preußen an dem objektiven Wert der Geschichtsschreibung überhaupt zweifelte und in ihr nur eine gesammelte Menge subjektiver Auffassungen sah.

Mit erneuter optimistischer Wucht warf sich die Wissenschaft des XIX. Jahrhunderts auf die Durchdringung dessen, was unserer Gegenwart vorausging, worauf sie fußt. So wurde auch jetzt wieder ein hervotragendes Geschichtswerk abgeschlossen, auf das der „Heimgarten" schon mehrmals nachdrücklich hinwies: Ullsteins Weltgeschichte.*) Nun liegt auch ihr letzter und vielleicht der interessanteste Band vor, der „Orient", ein Gebiet, das so ungeheuer interessant und das so lange vernachlässigt, bisher gewissermaßen „seitlich" behandelt, endlich seine Würdigung gefunden hat. Seit dem russisch-japanischen Krieg blickt ja der Okzident gespannter denn je nach Osten, und die Gelehrten arbeiten rastlos, uns jene Kulturen, Menschen und Dinge zu erschließen, die zu einer gewaltigen Wichtigkeit anwachsen, deren Wucht wir bis vor kurzem kaum vermuteten, nur schleierhaft ahnten.

*) Herausgegeben von Prof. Pflugk-Harttung. (Ullstein u. Comp. Berlin.)

Trinklied.

(Gedichtet von Herrn Johann Heschl, gewesenem Herrschaftsverwalter auf Schloß Feistritz bei Ilz, beiläufig im Jahre 1830.)

Trinket Brüder, froh und heiter,
Wohlgemut den goldenen Wein,
Denkt, die Zeit, sie schreitet weiter,
Und kein Cherub hält sie ein,
Darum lasset uns genießen
Ihre frohe Gegenwart
Und als Brüder uns begrüßen,
Brüder nicht gemeiner Art.

Ach, des Lebens zarte Pflanze
Beugt so mancher rauhe Sturm,
Und im schönsten Freudenkranze
Schlummert oft ein giftiger Wurm,
Doch wir morden diese Schlange
Durch die Freundschaft und den Wein,
Bei dem lieben Gläserklange
Ist der herrlichste Verein.

Trinket euch wie Götter selig,
Schließet einen festen Bund!
Keiner sei hier überzählig,
Trinket freudig Mund an Mund,
Lasset Herz an Herzen schlagen
Um den seligsten Genuß,
Wahre Freundschaft allen sagen,
Wie man Brüder lieben muß.

Bei der Vaterlandesehre
Schenkt die leeren Gläser ein,
Nicht in einer fremden Sphäre
Wuchs uns dieser gold'ne Wein.
Reiner, feuriger und stärker,
Sagt man, wachse er am Rhein,
Gleich wie unser Steiermärker
Ist doch auch ein guter Wein.

Um das Liedchen froh zu schließen,
Setzt das Gläschen an den Mund,
Laßt den wahren Landsmann fließen
In den ewig trock'nen Schlund,
Und so trinket in der Runde
Unter frohem Jubelton,
Oh, wie einem Steirer mundet
Dieser Vaterlandes Sohn.

Der rastlose Wanderer.

Ein Sträußchen am Hute,
Den Stab in der Hand,
Geht rastlos ein Wanderer
Von Lande zu Land,
Er sieht manches Städtchen,
Er sieht manchen Ort,
Aber fort muß er wieder,
Muß weiter fort.

Viel Blumen am Wege
Die sieht er dort blühen,
Muß rastlosen Schrittes
Vorüber dann ziehen,
Sie duften so lieblich,
Sie winken ihm zu,
Doch fort muß er wieder,
Es läßt ihm nicht Ruh.

Singvögel.

Allweil schlechta wirds auf da Welt.

Die alt Spitzwastlin liegt im Sterbn,
Bei dera lachan koani Erbn,
Sie hat auf d Letzt recht leidn müaßn
Und hat in ihrn altn Tagn
Viel Not und Kumma müaßn tragn.
Jetzt laßts halt ön Herrn Pfarrer grüaßn,
Sie mecht nu redn mit eahm. Er kimmt.
„s Sterbn", sagt a, „is an iadn bstimmt".
Sie sollt sie halt mitn Himml tröstn,
Im Himml war s halt doch am bestn.

Da auf der Erd, das sah er ein,
Kunnts dort und da schon besser sein;
Und allweil schlechta wurds: alls klagt!
Drum sollt s nur auf was Bessers hoffn,
Denn gwiß, ihr stand der Himml offn.
„Ja", sagts, „dös han i allweil gsagt;
D Leut aba sagn, d neu Zeit, o mein,
So guat solls dort a nimma sein!"

Hans Mittendorfer.

Nimm meine Hand

Auf kahler Höhe wanderst du allein
Dem kühlen, reinen Firnenglanz entgegen,
Gib mir die Hand, laß mich auf jenen Wegen
Dein stiller Freund und Weggenosse sein!

Du hast verlernt die farbenfrohen Au'n,
Den Silberstrom, die Dörfer dir zu Füßen
Mit hellem Wanderblicke froh zu grüßen,
Das bunte Bild der Täler gern zu schau'n.

Von allem hast du bitter dich gewandt;
Ich aber weiß: oft streckst du voll Verlangen
Die Arme aus und willst ein Glück empfangen —
Drum laß mich bei dir sein, nimm meine Hand!

Grete Ihle.

Dir zum Trost!

Es wächst die Kraft am eig'nen Leid,
Wenn man vom lieben Selbst befreit,
Durch feste Arbeit, müde Glieder,
Den Gram bekämpfet immer wieder.

Und hatt' ich so in diesen Tagen
Mich tüchtig mit mir umgeschlagen
Und ward nicht grämlich, blaß und still,
So fürcht' ich nichts mehr — komm, was will!

Dela Stein.

Abendeinsam.

Es kam der Abend still gegangen
Vom Walde her ins Tal hinein
Und hat die Fenster mir verhangen,
Ich saß im Stübchen so allein.

Es ist das Stündchen, wo ich gerne
Im Ordnen der Gedanken bin,
Es schwingt sich mancher in die Ferne
Und mancher klingt im Herzen drin.

Gleich eines Vögleins Abendweise,
Gleich eines Glöckchens Abendklang
Im Herzen mir so wehmutleise
Ein Jugendglück-Erinnern sang.

A. Feierfeil.

Sei gut Mama —

Ich saß beim letzten Tagesschimmer
Und dachte über manches nach,
Mein Kindchen spielt im Nebenzimmer,
Da gab es einen lauten Krach.

Die Tür ward heftig aufgerissen,
Ein Wirbelwind ins Zimmer trieb —
„Ich hab' das gute Glas zerschmissen,
Sei gut, Mama, ich hab' dich lieb!"

Nie werd' ich dieses Wort vergessen,
Voll bitt'rem Schmerz und Furcht zugleich,
Mit einem Blick so unermessen,
So demutvoll, so liebereich.

Dann kamen Tage, kamen Stunden,
Das Schicksal traf mich Hieb um Hieb —
Wo ich das eine nur empfunden:
Sei gut Mama, ich hab' dich lieb!

Die Händchen, die das Glas zerbrochen,
Sie lagen bleich wie Wachs und krumm,
Die Lippen, die das Wort gesprochen,
Sie sind geworden starr und stumm.

Doch wenn einst meine Augen brechen
Und mir auf Erden nichts mehr blieb,
Hör ich wohl noch ein Stimmchen sprechen:
Sei gut Mama, ich hab' dich lieb!

Grete Baldauf.

Im Bande „Orient“ hat Conrady „China“ und Nachod „Japan“ behandelt; diese beiden Abschnitte verdienen besondere Beachtung, aber auch die anderen Teile, vielfach auf neue Grundlagen gestellt, füllen Lücken der bisherigen Geschichtsschreibung aus: Ägypten, Babylon und Juda (von Bezold), der Islam (Brockelmann) und Asien (Stübe).

So hält denn auch der Schlußband des umfassenden Werkes, was die ersten fünf Bücher versprachen. Außer dem vorzüglichen Text dürfen aber auch die hochinteressanten Illustrationen nicht vergessen werden, so daß „Ullsteins Weltgeschichte“ wahrhaftig eine Ruhmestat der deutschen Geschichtswissenschaft ist, die aufs glücklichste durch die moderne Reproduktionstechnik unterstützt wurde. L. M.

II.

Mit vorsichtigen, immer etwas pathetischen Schritten folgt der Historiker den weltgeschichtlichen Ereignissen nach, aber jede Gegenwart hat auch ihre mitlebenden, witzigen Kommentatoren, denen es gleichwohl nicht weniger ernst zu sein braucht — ich meine die Karikaturisten. Die Karikatur bezweckt in erster Linie durch absichtliche Übertreibung der wesentlichen Momente auf das, was ihr besonders wichtig scheint, die Aufmerksamkeit hinzulenken. Zumeist ist sie ein Kampfmittel des sonst Machtlosen, und oft will sie den Gegner lächerlich machen, denn Lächerlichkeit schwächt. Das alles ist besonders für den Rückschauenden interessant; er lernt an den grotesken Bildern, wie Zeitgenossen ihre Persönlichkeiten und Geschehnisse beurteilten.

Eduard Fuchs hat nun mit jener Sachkenntnis und Gewissenhaftigkeit, die ihn auszeichnet, Blätter „karikaturistischer Geschichtsillustratoren“, wenn man so sagen darf, gesammelt und unter dem Namen „Die Karikatur der europäischen Völker vom Altertum bis zur Neuzeit“ *) ediert.

Schon Altertum, Mittelalter, Renaissance, Reformation und Absolutismus hatten ihre beißenden Karikaturen, aber erst die Befreiung durch die große Revolution entwickelte diese eigenartige Kunstgattung bis zu einer Vollendung, die sie heute zu einer Macht, nur der Macht der Presse vergleichbar, emporgehoben hat. Kein politisches, kein kulturelles und kein gesellschaftliches Feld ließ sie unbeackert, überall mischt sie sich drein, deckt auf, stellt an den Pranger und geißelt Auswüchse. Doch wie ungleich sind die Schärfe des Blickes und die Reife der Auffassungsgabe derer, denen der Griffel leicht in der Hand liegt! Da einer, der sein Talent mißbraucht, dort ein Kurzsichtiger, der sich durch Symptome blenden und verblenden läßt, endlich ein genialer Kopf, der einer platten Tagesmeinung zum Trotz den Erscheinungen auf den Grund sieht! In dieser Beziehung sind vor allem die Karikaturen der Napoleone und Bismarcks lehrreich. Der Text, mit dem Fuchs die Illustrationen kulturhistorisch erläutert, ist glänzend und fesselnd geschrieben und nicht etwa nur als „Erläuterung“, sondern als ganz selbständige, wertvolle Forscherarbeit aufzufassen. Aus 68.000 Karikaturen hat er die 1100 bedeutendsten und charakteristischesten ausgewählt, und damit eine Leistung vollbracht, für die man ihm danken muß. Das umfassende Werk ist eine unentbehrliche Ergänzung der streng wissenschaftlichen Weltgeschichte, ein Werk, das neben seines ganz ernsthaften Wertes noch den angenehmen Vorzug hat, zu gefallen und zu unterhalten. H. L. R.

*) Zwei Bände. (A. Hofmann u. Comp. Berlin.)

Bildchen sind, wie deutlich, wahr und humorvoll, es kann gar nichts Echteres an Volksdarstellung geben.

Diese Sachen sind jetzt vervielfältigt worden in einem dicken. 372 Seiten starken Buche, nicht auf gewöhnliche Art gedruckt, sondern auf eine Manier vervielfältigt, die jene Originalblätter genau wiedergeben. Wir sahen die Originale und sehen jetzt die Reproduktionen — wir merken keinen Unterschied. Der Titel des Werkes ist: „Steyrisches Raspelwerk. Vierzeiler, Lieder und Gasselreime aus Gößl am Grundlsee. In Wort und Weise gesammelt, aufgeschrieben und mit Bildern versehen von Konrad Mautner.“ (Wien. Bei Strählin und Lauenstein. 1910.) Das handgroße und handdicke, fast würfelförmige Buch mit Pergamenteinband kostet nicht weniger als 120 Kronen. Vielleicht weckt schon der Preis die Neugierde, dann gehe man in eine Buchhandlung und befriedige sie. Das Werk ist einzigartig, wer das steirische Volkstum liebt, das urständige, und Geld hat, der kann gar nicht anders, er wird das „Steyrische Raspelwerk“ kaufen müssen.

Der Narr in Christo Emanuel Quint. Roman von Gerhart Hauptmann. (Berlin. S. Fischer.)

Hauptmann ist eine so überragende Persönlichkeit, daß er uns auch dann in seinen Bann zieht, wenn wir seine mystische Kunst nicht mehr ganz verstehen, nur mehr ahnen können.

Sein Emanuel Quint ist eine Art Uhdescher Christus der Literatur. Ein heute zur Erde rückgekehrter Heiland, der sein Evangelium predigt und mißverstanden, verhöhnt und verfolgt wird, wie einstens, aber unsere Zeit ist doch zu „liberal“, als daß sie ihn noch ans Kreuz schlüge (sie läßt ihn zwischen Psychiatern und Gefängnis pendeln, bis seine „Ungefährlichkeit“ konstatiert ist), aber unsere Zeit ist auch zu trocken, als daß der Christus in Quint seine feurigen Apostel fände. Hauptmann wollte gewiß keine Satyre schreiben — und schrieb dennoch eine gewaltige auf das Christentum unserer Tage. So muß ich den Roman auffassen.

Die Erzählung ist lang und breit, vielleicht, weil der große Dramatiker endlich froh war, von der Kürze eines Bühnenabends befreit zu sein, um so satt malen und so eindringlich predigen zu dürfen, wie er es tun wollte. Er schreibt diesmal den behäbigen Stil des Chronisten, der Dunkles gern erklärt, sich aber auch nicht scheut, das Wort zu sagen: „Da weiß ich selbst nichts!“

„Der Narr in Christo Emanuel Quint“ macht schwer und nachdenklich. Man wird ihn öfter lesen müssen. H. L. R.

Briefe einer Kaiserin. Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde. Mit 12 Bildnissen. (Berlin. Karl Curtius.)

Das 18. Jahrhundert sparte nicht mit Persönlichkeiten auf Fürstenthronen. Friedrich von Preußen, Katharina, Maria Theresia, Josef II. und auch Napoleon gehören dazu. Maria Theresia scheint uns oft ein wenig steif, fremd und fern, woran wohl die akkreditierte Schulgeschichtsschreibung die Hauptschuld trägt, aber wer sie auch nur auf dem dem Buche beigefügten Bild betrachtet und vollends der, der diese durchwegs persönlichen Briefe liest, denkt ganz anders. Die letzte Habsburgerin war so wohltuend klug, so ungeziert kläräugig und so liebenswürdig, daß man fast vergißt, eine wie große kulturelle Reformerin sie gewesen und vor allem die bedeutende Frau bewundert. Zu den Kindern und Freunden sprach sie warm, mütterlich und herzlich, und liest man z. B. die Ratschläge für Marie Antoinette, so muß man staunen, wie richtig die alternde Herrscherin in Wien die Stellung und das Gehaben der Tochter in Versailles beurteilte. An allen kleinen und erst recht an den großen Nöten ihrer Angehörigen nahm sie innig teil und half und tröstete und stärkte, wo sie nur konnte. Für die innere Echtheit und Aufrichtigkeit jeder Zeile zeugt unsere Erkenntnis, daß das Menschliche, das Maria Theresia niederschrieb, zu keiner Zeit besser und niemals mit treffenderen Worten gesagt wurde und gesagt werden kann, als sie schlicht und einfach es aussprach.

Diese „Briefe einer Kaiserin“ verdienen, weit, weit verbreitet zu werden. H. L. R.

Die galante Zeit. Zweiter Band der Illustrierten Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart von Eduard Fuchs. Mit über 450 Textillustrationen und 50 bis 60 farbigen und schwarzen Beilagen, bestehend aus den schönsten und seltensten bildlichen Dokumenten zur Sittengeschichte des Barock- und Rokokozeitalters. Komplett in 20 Lieferungen à 1 Mark. (München. Albert Langen.)

Eine Sittengeschichte, gleichviel ob illustriert oder nicht, ist keine Literatur, die in die Hände unreifer Menschen gehört, aber für Gebildete, die sich für die lebende Gegenwart interessieren und für die Vergangenheit, welche das Seiende zum Teil erklärt, ist sie ein hochwillkommenes und unentbehrliches Werk. — — Die „galante Zeit“ umfaßt einen Abschnitt, der ungefähr die Lebensepochen Ludwigs XIV., Ludwigs XV. und des letzten Königspaares vor der Revolution ausmacht. Viele Bilder dieser Epoche spiegeln getreulich die sittlichen (oder unsittlichen) Zustände der äußerlich so strahlenden Periode wieder, wenn man auch nicht heuchlerisch glauben darf, unsere heimlich-

Lied der Arbeit.

Schaffe!
So lange nur Odem in dir,
Hoch im Herz deiner Arbeit Panier.
Wirke!

Strebe!
Steh still nie denn Stillstand erschlafft,
Streben hinauf, nur Wollen gibt Kraft.
Wolle!

Ford're!
Nicht wolle nur, Will' ist nicht Tat,
Fordern von sich, wenn die Stunde naht!
Wäge!

Wage!
Nicht wage nur. Dem lacht der Sieg,
Der nicht stets zögert im Alltagskrieg.
Streite!

Kämpfe!
Nicht planlos, vor Augen das Ziel!
Sei nie steuerlos, schwankender Kiel!
Lenke!

Schöpfe!
Nicht zaud're, so lange es Tag;
Denke des Kampf's, jeder Stunde Schlag.
Nutze!

Schaffe!
So lange drum Odem in dir,
Hoch stets voran deiner Arbeit Panier —
Wirke!

Kurt Sonnemann.

Lustige Zeitung.

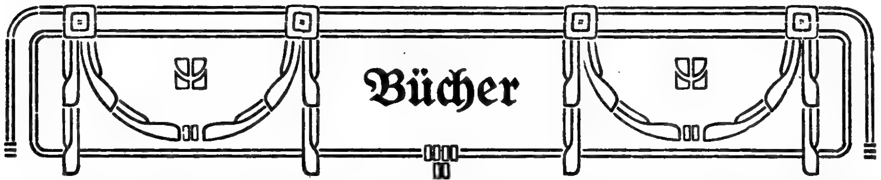
Von der Volkszählung. Klein Strupfendorf hat 117 Einwohner: 116 Deutsche und Herrn Vaclav Krk. Dieser schrieb natürlich in die Rubrik „Umgangssprache": „Čechisch". („Muskete.")

Gut pariert. Verheirater (vor dem heil. Abend zu seinem Freunde): „Ihr Junggesellen habt es ganz schön . . . aber halt am heil. Abend, da seid Ihr doch recht übel dran!" — „Na, und ihr Verheirateten halt die übrigen dreihundertvierundsechzig Tage!" („Meggendorfer.")

Fragment. Das Sprichwort „Der Klügere gibt nach" beweist nur, daß man auch in alter Zeit die klügeren Leute nervös gemacht hat.

(Roda Roda in der „Jugend".)

Späte Erkenntnis. „Sie lernten Ihren Mann wohl erst kurz vor der Hochzeit kennen?" — „Nein — leider erst kurz vor der Scheidung." („Guckkasten.")



Ein einzigartiges Volkstumwerk. Sommer für Sommer kam ein Wiener nach Aussee, und setzte sich fest in Gößl am Grundlsee, das einer der schönsten Bergwinkel unserer Alpen ist. Dort ganz nahe ist auch die Stelle, wo unser Erzherzog Johann die liebliche Anna Plochl das erstemal gesehen hat. In der Gegend ist noch viel altes Volkstum. Und so hat der Wiener sich vorsagen und vorsingen lassen aus der alten Zeit und ihren Liedern. Uralte Vierzeiler und neueren Volkssang; innig fromme, zart sentimentale, urkecke und schauderhaft anstößige Liedeln sind dabei. Der Wiener, Konrad Mautner ist sein Name, hat das alles auf kleinen Blättern in winzigkleiner alter Frakturschrift aufgemerkt, hat die Singnoten dazugegeben und — was die Hauptsache ist — hat winzige, färbige Bilder dazu gemacht, manche Gestalten kaum größer als ein Floh, in denen er uns geradezu genial einfältig die Volkstypen, Volksszenen, Gruppen, Landschaften jener Gegend wiedergibt. Es ist gar nicht zu sagen, wie herzig diese in den Text gestellten

„waldreicher Sommerfrischen an der See" getrieben wird — kurz, immer und überall sieht Presber im Dasein das Lachende und zwingt uns, mit ihm mitzulachen. Er gehört eben zu den besten Humoristen, die wir in Deutschland haben. L. M.

Originalkünstlersteinzeichnungen. Aus R. Voigtländers Verlag. (Leipzig.)

Die Berliner Universität hat Hans Thoma zum „Dr. med. honoris causa" ernannt, weil er mit seiner sonnigen Kunst Kranke erquickt und aufgerichtet hat. Die Begründung dieser außerordentlichen Ehrung scheint absonderlich und ist doch tiefernst und wahr. Jeder, der sich ein wenig beobachtet, wird wahrnehmen, wie verschiedene Bilder auf sein Gemüt wirken, und doch legen die meisten Menschen so wenig Gewicht auf die künstlerische Ausstattung ihrer Wände. Bisher hatten sie die Entschuldigung, hübsche Bilder seien unerschwinglich und häßliche Reproduktionen, auch des schönsten Originals, verdürben alles. Das durfte man bis vor kurzem mit gewissem Recht sagen, heute aber gilt die Ausflucht nicht mehr. Man blättere z. B. nur einmal Voigtländers illustrierten Katalog durch: Ungemein reichhaltig und vielseitig bietet er in jeder Kunst- und Geschmacksrichtung das Beste um einen erstaunlich bescheidenen Preis. Die Originalkünstlersteinzeichnungen haben sich rasch einen großen Freundeskreis erworben, aber sie verdienen, daß sie sich „die Welt erobern". Besonders scheinen sie mir geeignet für Landhäuser, aber auch in Stadtwohnungen kommen sie vortrefflich zur Geltung. Diese vorzüglichen Reproduktionen geben Stimmungen, Abtönungen und den herrlichen Reiz von Naturschauspielen in geradezu unübertrefflicher Weise wieder.

Wir empfehlen jedermann, sich die reichhaltigen Verzeichnisse und den Prachtkatalog des Verlages (Preis 40 Pfennige) kommen zu lassen — und wer sieht, bestellt und wer bestellt, der bereut es gewiß nicht!

Die Bearbeitungen, Fortsetzungen und Nachahmungen von Schillers „Räuber" (1782 bis 1802). Herausgegeben von Wilhelm Rullmann. (Berlin. Gesellschaft für Theatergeschichte. 1910.)

Den Freunden Schillers, sowie seiner „Räuber" insbesonders ist diese Veröffentlichung ein hochinteressanter Fund. Und in der Beleuchtung, die der Gegenstand im Sinne sozialer Fragen erfährt, hat uns der Herausgeber ein sehr schätzbares Kulturdokument zutage gerettet. Schon das Vorwort fesselt und weckt unsere Neugier auf das, was kommt. Wir erwähnen bloß eine „Fortsetzung" der Räuber, die in ihrer läppischen Schlußszene wie ein Jux wirkt. Wenn wieder einmal die kirchliche Zensur zur Herrschaft kommt, dann wird der ganze Schiller in dieser Weise „bearbeitet" werden. Ferner heben wir hervor: Schillers „Räuber" in Frankreich während der Revolution und Ludwig Devrients Auffassung des Franz Moor, die von der des Dichters etwas abweicht.

Im Wechsel. Gedichte von Walter Flex. (Straßburg i. E. und Leipzig. Josef Singer.)

Eine Sammlung sehr hübscher, formenschöner Gedichte, die zuweilen höchst vorteilhaft von der lyrischen Schablone abweichen. Wir lassen als beste Charakterisierung den Dichter selbst zu Wort kommen.

Unrast.

Mir ist, ich habe etwas geträumt,
Weiß nur nicht was —
Mir ist, ich habe etwas versäumt,
Weiß nur nicht was —

Mir ist, man wartet mein irgendwo,
Wüßt' ich nur, wer —
Jetzt weiß ich's! Mein Herze, du wartest so —,
Du bist so leer!

Auf da Sunnseiten. Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Anton Bruckner. (St. Pölten. Preßvereinsdruckerei. 1910.)

Diese Gedichte wollen ernst genommen werden, so lustig ihrer auch etliche sind. Die Mundart ist fast durchwegs echt, sowie auch der Humor. Einiges ist zum Vorlesen gut. Anderes ist stillsinnig, naturandächtig und erinnert an Peter Hebel. Ein recht anmutiges Büchel.

Andrea Mantegna. Des Meisters Gemälde und Kupferstiche. Herausgegeben von Fritz Knapp. Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. 16. Band. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1910.)

Der namentlich durch seine Fresken in Padua und Mantua berühmte Meister Mantegna bezeichnet als eine der bedeutendsten italienischen Künstlerpersönlichkeiten des Quatrocento in den von ihm geschaffenen Werken gewissermaßen einen Wendepunkt in der Kunst. Sein Problem ist das der Raumillusion im Bild, und dieses Problem hat er nicht nur in den Freskobildern der Eremitenkirche zu Padua und des Castello di Corte zu Mantua, sondern auch in den übrigen von ihm erhaltenen Gemälden und zum Teil auch in seinen Kupferstichen zur Durchführung gebracht. Dabei entwickelt er einen Figurenreichtum und eine Formenfülle, welche heute noch die Bewunderung des Beschauers erwecken. Seine Bilder sind in der üblichen Weise meist religiöse Darstellungen, doch finden sich deren auch mythologische und allegorische sowie besonders charakteristische Porträts. Viele der letzteren betreffen die Familie des Markgrafen Gonzaga von Mantua, der den Künstler reich beschäftigte und hoch ehrte. Mantegna ist, 75 Jahre alt, im Jahre 1506 gestorben und

tuende Gesellschaft von heute sei viel moralischer, als die Leute waren, ehe das große Blutbad in Frankreich zugleich mit dem Absolutismus auch das niedliche Rokoko samt seinem vergoldeten Firlefanz ertränkte. Nur war man damals „öffentlicher“, ungenierter und vielleicht auch zynischer in der Daseinsauffassung, die ihren Lüsten und Gelüsten keine besonderen Schranken setzte. Der Autokratismus und der Feudalismus haben sich im doppelten Sinne „ausgelebt“, in bezug auf den Lebensgenuß nämlich und bis zur völligen Erschöpfung ihrer Kräfte. Neben die politische und Wirtschaftsgeschichte gehört unstreitig auch die Sittengeschichte, um eine Zeit allseitig zu beleuchten und ihr Verständnis zu erschließen. Politik, Ökonomie und Sittenkultur zusammengenommen füllen den menschlichen Wandel aus. Mit Recht hat Eduard Fuchs sein hochbedeutsames Werk mit Illustrationen reich versehen; dadurch ist man selbst imstande, sich ein Urteil zu bilden und die Ausführungen des Verfassers zu kontrollieren — was allerdings bei der Persönlichkeit dieses Autors weniger Bedeutung hat.

Daß eine Edition vom Umfang der vorliegenden Sittengeschichte kostspielig ist, was im Verkaufspreis hervortreten muß, liegt auf der Hand, aber der Verlag bietet dadurch, daß er die Anschaffung detailliert, in wohlfeilen Lieferungen ermöglicht, auch den mit wenig Glücksgütern Gesegneten eine günstige Gelegenheit, sich dieses Standardwerk zu eigen zu machen.

H. L. R.

Von der Liebe, den Frauen und der Galanterie. Aus Ninon de Lenclos Briefen. Von A. Saager. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Was Ninon de Lenclos plaudert, ist munter und prickelnd; die Geliebte von drei oder sogar von vier Männergenerationen nacheinander geistreichelte sich durchs Leben und flatternd über's Leben selbst weg. Manchmal packte sie die Probleme freilich auch tiefer, wenn sie z. B. philosophierte: „Soll ich euch sagen, was die Liebe so gefährlich macht? Es ist die erhabene Vorstellung, die man sich bisweilen unüberlegterweise von ihr bildet.“ — Madame mußte es ja wissen! Liebte sie doch ein ganzes Leben lang in allen Arten, bis sich das vertändelte Leben rächte: Ein junger Mann entbrannte für die Alternde — dann erfuhr er, daß die Begehrte seine Mutter war. Er tötete sich vor ihren Augen. Eine grauenhafte Tragik mitten in spielende Frivolität hinein: Ninon war des Spieles künftig satt. Mag sie auch noch so anregend parliert und nette Briefe geschrieben haben, das Interessanteste bleiben ihre Lebensschicksale. Was für eine sonderbare Zeit, da die Eltern ihre heranwachsenden Söhne zur ersten Hetäre Frankreichs schickten, damit sie dort Anstand und Sitten lernten! Es regierte eben der Vierzehnte der Ludwigs. Roi soleil! Alle trugen unbewußt die Steine zusammen, mit denen später die Jakobiner die Welt beinahe zu Tode steinigten.

Geistreich wie die Worte Ninon de Lenclos ist auch ihre Biographie, die Saager als Einleitung ins Sammelbüchlein geschrieben hat.

Hinter Schloß und Riegel. Eine unmoralische Erzählung, nicht von Schuld und Sühne, sondern von Verbrechen und Strafe. (München. Albert Langen.)

Ich empfehle das Buch jedem angehenden Juristen, doppelt jedem, der seine Prüfungen ablegte, und am dringendsten dem Praktiker, der Menschen freizusprechen und Menschen zu verurteilen hat. Auch alle Volksvertreter, Geschworenen und Sozialpolitiker müssen es in ihrem Kasten haben, so, daß ein Handgriff genügt, das kleine Bändchen herauszuholen.

Ein gebildeter Mensch, ein deutscher Justizbeamter, der selbst „strauchelte“, hat es geschrieben; ein „Verbrecher“ schildert, wie sie ihn ergriffen, verhafteten, verurteilten und ins Zuchthaus steckten. Das ist aber mehr Nebensache, das Wichtigste ist sein Denken und Fühlen dabei. Man zieht selbst die Konsequenzen: Unsere Strafmethode ist sinnlos und grausam, von Grund auf muß sie umgestaltet werden. Selbst nebensächliche Sätze enthalten böse Wahrheiten (der Akzent liegt auf „Wahrheiten“) und der bösen schlimmste sollen wir uns merken: „Es ist kein Wesensunterschied zwischen dem Verbrecher und dem, der über ihn Recht spricht, oder dem, in dessen Namen er Recht spricht, kein Wesensunterschied zwischen den Begrabenen im Zuchthaus und der Welt da draußen.“

Der Verfasser, der seinen Namen verschweigt, ist nicht immer objektiv und ist verbittert — wie's nicht anders sein kann —, aber er ist durch und durch ehrlich. Gerade mit dieser oft subjektiv verzerrten Ehrlichkeit leistet er den größten Dienst: Seht, so sieht es in einem „Verbrecher“ aus und nicht so, wie Bierbankphilister meinen oder ein sentimentales, kriminalistisches Märchenbuch erzählt.

Dr. jur. H. L. Rosegger.

Späne. Von Rudolf Presber. (Berlin. „Concordia“, Deutsche Verlagsanstalt.)

Diesmal kommt Presber satirisch und versteht es auch da, seinen göttlichen Humor leuchten zu lassen. Mutig greift er ins „ernste Leben“ hinein, packt zu und zieht die volle Faust heraus: Siehe, immer hat er ein Stück erhascht, das komisch ist. Bald schildert er ein „italienisches Duell“ (von dem vorher die Polizei verständigt wird, damit ja nichts geschieht), bald eine Sitzung des Antilärmvereines, bald den Humbug, der mit den Ankündigungen

1800. Herausgegeben mit biographischer Einleitung und zeitgeschichtlichen Erläuterungen von Dr. Arthur Köhler. (Leipzig. Röder u. Schunke.)

Esaias Tegnérs Frithjofs-Sage. Verdeut'cht von Friedrich Ohnesorge. Im Selbstverlage des Verfassers. (Leipzig. In Kommission bei Oskar Leiner.)

Wiesbadener Volksbücherei Nr. 131: **Hans, mein Freund,** und **Die Wasserrate.** Von John Henry Mackay. (Wiesbaden. Verlag des Volksbildungsvereines.)

Deutschösterreichische Klassikerbibliothek, Band 20: **Sappho.** — **Des Meres und der Liebe Wellen.** Von Franz Grillparzer; herausgegeben von Dr. Otto Rommel. Band 21: **Samuel Brinks letzte Liebesgeschichte.** — **War er nie Geisterseher?** Von Josef Schreyvogel; herausgegeben von Dr. Ernst Baum. (Wien-Teschen-Leipzig. Karl Prohaska.)

Vaterland. Drama aus Tirols Heldenzeit in 4 Akten von Ferdinand Bronner. (Wien und Leipzig. K. u. k. Hof-Verlagsbuchhandlung Karl Fromme. 1911.)

Imperatori. Fünf Kaiserlieder von Enrica v. Handel-Mazzetti. (Kempten und München. Jos. Köselsche Buchhandlung.)

Über die Brücke. Dichtungen aus jungen Jahren von Georg Muschner. (München. Leseverlag.)

Gedichte von Désirée Ruprich, Radegund 1910. (Im Selbstverlage; Druckerei „Leykam" in Graz.)

Hundert Lieder. Von Max Bewer. Aus sieben Werken des Dichters mit seinem Bildnis und einem Handspruch. (Leipzig. Goethe-Verlag.)

Der Neudeutsche Kulturbund in Österreich. (Reichenberg. Neudeutscher Kulturverlag.)

Neudeutsche Volksschriften. Herausgegeben vom „Neudeutschen Kulturbunde in Österreich". Nr. 4: Zur Organisation der Deutschgesinnten in Österreich. Von Dr. Gustav Rösler. (Reichenberg. Neudeutscher Kunstverlag.)

Jugend und Heimat. Heimatliches Leben und Erleben. Heimatkunde von Thal, 2. Theil. Von Samuel Walt, Thal. (Selbstverlag des Verfassers.)

Hinaus in die Ferne. Zwei Wanderfahrten deutscher Jungen durch deutsche Lande, erzählt von Edmund Neuendorff. (Leipzig und Berlin. B. G. Teubner.)

Jahrbuch über die Fortschritte auf allen Gebieten der Luftschiffahrt 1911. Herausgegeben von Ansbert Vorreiter. (München. J. F. Lehmanns Verlag.)

Schattenfiguren zum Ausschneiden fürs Schattenspiel. Herausgegeben von Otto Robert. Serie 5, Porträts. (Ravensburg. Otto Maier.)

Eigener Herd ist Goldes wert. Praktische Familienhäuser auf dem Lande und in Vororten schon für 3500 Mark aufwärts. Ein Wegweiser für alle diejenigen, die auf dem Lande im eigenen Hause gesund und billig wohnen wollen. Herausgegeben von M. Spindler, Amtsbaumeister a. D. 96 Seiten mit 150 Abbildungen. (Wiesbaden. Westdeutsche Verlagsgesellschaft.)

Das Eigenheim des Mittelstandes. Ratgeber für den Bau oder Kauf eines eigenen Hauses mit Garten von Emil J. Abigt. (Wiesbaden. Westdeutsche Verlagsgesellschaft.)

Katechismus für Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen, Kinderfräulein u. Mütter, wie Kinder nach der Fröbelschen Methode zu erziehen und zu beschäftigen sind. Ein Lehrbuch in Fragen und Antworten von Frau Erna Grauenhorst. (Berlin-Südende. Fröbel-Oberlin.)

Ein neues Schnellbahnsystem. Vorschläge zur Verbesserung des Personenverkehres von August Scherl. Nachtrag. (Berlin. August Scherl.)

Vom Studium und den Studenten. Ein Almanach, herausgegeben vom Akademischen Verband für Literatur und Musik in Wien. (Berlin. Bruno Cassirer.)

Nationale Jugendvorträge. Veranstaltet von der Ortsgruppe Karlsruhe des Deutschen Ostmarkenvereines. 1. Jahrg. 1910. (Leipzig und Berlin. B. G. Teubner.)

Mein Leben und Streben. Selbstbiographie von Karl May. 1. Band. (Freiburg i. Br. Friedrich Ernst Fehsenfeld.)

Die Zeugen Karl May und Klara May. Ein Beitrag zur Kriminalgeschichte unserer Zeit von Rudolf Lebius. (Berlin-Charlottenburg. Spreeverlag.)

Volkserziehung. Studien zum zeitgemäßen Aufbau desselben von Viktor Zwilling. (Wien. A. Pichlers Witwe u. Sohn. 1910.)

Im Verlage der bekannten k. u. k. Hof-Buchdruckerei Karl Fromme in Wien erschienen folgende Kalender: **Frommes Schreibtischunterlage-Kalender; Wochennotiz-Blockkalender; Blattkalender; Einschreibkalender; Comptoirkalender; Frommes Elegante Welt; Tagesblockkalender** und **Geschäftsnotizkalender.**

Die Heilung der Syphilis durch „Ehrlich-Hata 606" oder „Salvarsan" behandelt der Berliner Arzt Dr. Heinz Zikel in einem soeben unter obigem Titel erschienenen Buch. (Berlin. Verlag Schweizer & Co.)

Widerhall. Monatsschrift für deutsche Art und Kunst in Österreich. Herausgeber Dr. Siegfried Robert Nagel. (Steyr. 1910.)

☛ Vorstehend besprochene Werke &c. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

hat in seinen Werken einen Schatz der gewaltigsten Kunstschöpfungen hinterlassen. Es war ein für die Kenntnis des ganzen Umfanges dieser Kunstschöpfungen überaus glücklicher Gedanke der Verlagshandlung, wie in früheren Bänden dieser Sammlung nun auch dieses epochemachenden Meisters Gemälde und Stiche in einem Bande vereinigt in den vortrefflichen Reproduktionen vollständig den Kunstfreunden vorzuführen. Auch diesem Bande ist, und zwar aus der Feder des feinen Kenners und Kunstgelehrten Fritz Knapp, eine vorzügliche Einleitung über das Leben und die Kunst Mantegnas vorangestellt, welche in jeder Richtung bestens orientiert und in das Wirken und Schaffen des Künstlers einführt.

Dr. A. Schl.

Der Herold. Eine Halbmonatsschrift. Herausgegeben von Leopold Plaichinger und Franz Hütter (Graz). Sie fängt mit guten Namen an; wir freuen uns aber vor allem, daß die jungen Dichterkreise von Graz endlich ein Organ bekommen haben, sich zu erproben, zu schulen und zu entwickeln.

Wiederholt weisen wir hin auf die Wiener Zeitschrift „**Die Quelle**", Monatsschrift für Literatur, Kunst und Theater. Herausgegeben von Dr. Robert Reinhard. (Wien. Ignaz Brand & Co.) Jede Nummer bietet besonders für Literaturfreunde schmackhafte Aufsätze. Die neuesten Ausgaben sind Rudolf Greinz-, Wilhelm Fischer- und H. R. Bartsch-Nummern. „Die Quelle", deren jede Nummer guten Gehalt hat, ist unterstützenswert, da sie bei weiterer Ausgestaltung ein für unser literaturorganarmes Österreich ein maßgebendes Blatt werden könnte.

Neue Märchen. Text von A. E. Forschneritsch. Bilder von Josef Streic. (Straubing. Cl. Attenkofersche Verlagsbuchhandlung.)

Zum Unterschied von der Gepflogenheit, alten Märchen ein neues Mäntelchen umzuhängen und dem ganzen Ding einen neuen klingenden Namen zu geben, bietet dieses Buch tatsächlich neue Märchen. Richtige, wirkliche Märchen, die man ihrer besonderen Art wegen am besten die Märchen eines Glücklichen nennen könnte. Auch die Bilder sind vortrefflich. V.

Büchereinlauf.

Almkinder. Roman von M. Schellhauß. (Lengerich, Westfalen. Bischof u. Klein.)

Vitus Schisler, der erste Christus von Oberammergau. Hochgebirgsroman aus dem Anfang des Passionsspieles von Adolf Ott. (Leipzig. Otto Remmich.)

Aus dem Paradiese. Roman von Hans Hardt. Mit Titelbild vom Verfasser. (Leipzig. Sonnen-Verlag. 1910.)

Von Peter Roseggers Jesubuch: I. N. R. I. Frohe Botschaft eines armen Sünders, ist in der Normalausgabe das 20. Tausend, in der Volksausgabe eben das 27. Tausend in deutscher Sprache ausgegeben worden. (Leipzig. L. Staackmann.) Von demselben Werke ist in London eine englische, in Lausanne eine französische, in Stockholm eine schwedische Ausgabe erschienen.

Wege der ewigen Liebe. Ein Roman von Joachim Ahlemann. (Potsdam. Stiftungsverlag.)

Führer der Menschheit. Ein sozialer Roman aus der Gegenwart von Hans Lungwitz. (Berlin. Adlerverlag.)

Schwaben im Osten. Ein deutsches Dichterbuch aus Ungarn. Eingeleitet von Adam Müller-Guttenbrunn. (Heilbronn. Eugen Salzer.)

Da träumen sie von Lieb' und Glück! Drei Schweizer Novellen von J. C. Heer. (Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.)

Das Glück vom Steinachhof. (Erzählung von Ada Linden. (Lengerich, Westfalen. Bischof u. Klein.)

Um Recht und Freiheit! Erzählung aus Bernholms Vergangenheit von Lucie Ideler. (Lengerich, Westfalen. Bischof u. Klein.)

Aus der Provence. Von Theodor Birt. Band 112/113. (Berlin. Verlag Deutsche Bücherei, Otto Koobs.)

Die Leute von Moorluke. Novellen von Georg Engel. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Puderquaste der Venus von Medici. Von Kurt Moreck. (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker.)

Gräme dich nicht! Ein Buch für sonnige Lebensanschauung in 10 Briefen von Bruno Beheim-Schwarzbach. (Berlin. A. Hofmann u. Comp.)

Glückhafte Hufkränze. Drei Erzählungen aus Arterns Vergangenheit von Ewald Engelhardt. Illustriert von Otto Engelhardt. (Artern. Heinrich Engelhardt.)

Wenn die Sonne aufgeht. Eine Auswahl aus den Dorfjugendgeschichten von Heinrich Sohnrey. Mit einem Geleitwort von Professor Dr. Eduard Kück und Zeichnungen von Franz Müller-Münster. (Berlin. Deutsche Landbuchhandlung, G. m. b. H.)

Die Tugendhaften. Von Lona Dawitschoff. (Leipzig. Friedrich Rothbarth.)

Kantor Liebe. Von Ottomar Enking. (Berlin. Bruno Cassirer.)

Gneisenau. Eine Auswahl aus seinen Briefen und Denkschriften. Herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Capelle. Deutsche Charakterköpfe. 8. Band. (Leipzig und Berlin. B. G. Teubner.)

Otto von Wedel und Clementine von der Goltz. Briefe eines preußischen Offiziers an seine Braut aus den Jahren 1799 und

Heimgarten

6. Heft. März 1911. 35. Jahrg.

Zur Neujahrszeit im Pfarrhof von Nöddebo.

Erzählung von **Henrik Scharling.**

(Fortsetzung.)

Als wir hinauskamen, konnte ich bei dem unruhig flackernden Licht anfangs nichts sehen als Pelze, wollene Tücher, Mäntel und Schals; aber langsam entwickelten sich menschliche Gestalten aus diesen unförmlichen Massen. Aber diese Gestalten hatten etwas so Riesenhaftes an sich, daß ich selbst versucht war, anzunehmen, sie gehörten einer anderen Menschenart an als wir. Selbst der Propst, der doch recht hochgewachsen war, sah neben dem langen Pächter ganz klein aus, gar nicht zu reden von Gamling und Corpus Juris, die wie kleine Jungen neben dem Pächterssohn, dem Herrn Hans, wie man ihn allgemein nannte, aussahen.

„Guten Tag und willkommen", sagte der Propst, während er dem Pächter die Hand reichte, „schön von Ihnen, daß Sie uns aufsuchen. Wo liebe Gäste sind, da fliegen liebe Gäste zu: Da sind drei Kopenhagener, von denen der eine Theologe ist und Sie lehren kann, was Sie tun sollen, der zweite Jurist und kann Sie lehren, was Sie tun dürfen, der dritte heißt Nicolai und kann Sie lehren, was Sie weder tun sollen noch tun dürfen."

„Dann heißen Sie wohl Nicolai", sagte der Pächter und drückte meine Hand so kräftig, daß ich glaubte, er würde meine fünf Finger gleich bei sich behalten. Aber in seinem Händedruck lag so viel Herz=

Postkarten des „Heimgarten“

K. in München. Das „Bayrische Vaterland“ schrieb: „Das Eisenbahnparlament wäre ein Messer ohne Klinge, dem das Heft fehlt, ein bloßes Dekorationsstück“. Wir sind mit Ihnen der Ansicht, daß man mit einem solchen Dekorationsstück nicht viel Staat machen wird.

An verschiedene Einsender von Beiträgen. Wie viel unnütze Arbeit und überflüssige Mühe könnten Sie uns und sich ersparen, wenn Sie den „Heimgarten“ lesen und Ihre Manuskripte mit denen, die wir veröffentlichen, vergleichen würden. Wir hassen Geschichten, in denen arme Kinder sterben, lallende Greise sentimental predigen oder schlechterfundene Abenteuer noch schlechter erzählt werden. Auch für Allerweltslyrik haben wir nicht das mindeste Interesse. Was haben die Schreiber davon, aussichtslose Einsendungen zu machen, die entweder durchaus unbrauchbar sind oder wenigstens für den „Heimgarten“ ungeeignet? Sie sind dann über die höflichsten Ablehnungen beleidigt und werden grob. Neun Zehntel, wenn nicht mehr der eingesandten Beiträge muß retourniert werden. Bitten, das zu beherzigen und etwas selbstkritischer zu sein. Auch möchten wir entschiedenst darauf hinweisen, daß nichts zurückgeschickt wird, wenn nicht Rückporto beigeschlossen ist.

F. O. O., Brünn:

„Gut sein, gut sein, ist viel getan.
Erobern ist nur wenig.
Der König sei der beſſ're Mann,
Sonst sei der Bessere König!“

Unter diesem treffsichen Vers haben wir Ihren Namen ausgestrichen, weil wir Sie nicht gerne als Dieb auf den Pranger stellen möchten. Denn Sie haben die Zeilen dem alten Mathias Claudius entwendet. Der schläft zwar fest, aber es wachen andere.

Peter Rosegger ersucht uns, öffentlich mitzuteilen, daß er mit der oft angekündigten Gedichtesammlung „Der klingende Garten“, die demnächst „zugunsten der Rosegger-Sammlung“ erscheinen soll, in keinerlei Verbindung steht.

Aufruf für ein Wildenbruch-Denkmal in Weimar.

Deutsche Männer und Frauen haben sich zu gemeinsamem Wirken zusammengetan, um Ernst v. Wildenbruch ein Denkmal zu errichten — ein Denkmal dem begnadeten Dichter, der durch seine Schöpfungen Hörer und Leser erschüttert und auf ideale Höhen erhoben hat.

Ein Denkmal dem edlen warmherzigen Manne, der stets bereit war mitzuwirken, wo es galt, die Wohlfahrt des Volkes zu fördern und Hilfe zu bringen den Leidenden. Ein Denkmal dem begeisterten und begeisternden Kündiger von Deutschlands Größe. Ein Denkmal dem unerschrockenen Kämpfer wider Schäden und Gefahren im künstlerischen und sozialen Leben, dem hinreißenden Mahner und Wecker des nationalen Gewissens.

Ernst v. Wildenbruch wird fortleben. Aber ein äußeres Zeichen soll bezeugen, was er den Mitlebenden gewesen. Dazu erbitten wir die Mithilfe aller, die sich ihm für weihevolle Stunden dankbar verpflichtet fühlen, nicht zuletzt die Mitwirkung der deutschen Hochschulen und der deutschen Bühnen. Jede Gabe, klein oder groß, ist ein willkommener Baustein zu dem Denkmal, das in Weimar errichtet werden soll.

In Weimar, auf dessen sonnigster Höhe er sein Heim für noch schaffensfrohe Jahre des nahenden Alters sich errichtet zu haben glaubte, in dessen schattigem Friedhofe er zu früh die letzte Ruhestatt finden sollte.

Weimar, den 16. November 1910.

Der Ausschuß für Errichtung eines Wildenbruch-Denkmals in Weimar.

Freundliche Beiträge nimmt entgegen die Kämmerei-Verwaltung der Stadt Weimar und die Deutsche Bank in allen ihren Filialen.

(Geschlossen am 20. Jänner 1911.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Möck. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

und ich ging darum zu den Damen, in der Hoffnung, dort mehr Gelegenheit zu haben, mein Konversationstalent zu verwenden.

Andrea Margarete suchte hier das Gespräch in Gang zu halten, was keine leichte Sache war. Als ich mich neben sie setzte, sah sie mich schelmisch an, als wollte sie sagen: Jetzt wollen wir sehen, was die dänischen Studenten können.

Ich richtete meinen Kragen zurecht, gleichsam um mich zu rüsten, und begann: „Haben Sie den jungen Schauspieler gesehen, der neulich in Kopenhagen auftrat und allgemeine Bewunderung erregte?"

Ein langgezogenes „Nein" war die Antwort.

„Waren Sie vielleicht in diesem Winter in Kopenhagen?"

„Nein."

„Sie kommen vielleicht nicht oft nach Kopenhagen?"

„Nein."

„Das geht ja großartig", flüsterte mir Andrea Margarete zu. „Das ist ja das Lustspiel ‚Nein', das Sie da aufführen — ich habe mir schon lange gewünscht, es zu sehen."

„Noch ist Polen nicht verloren", flüsterte ich zurück und begann von neuem: „Sie wohnen also immer auf dem Lande?"

„Ja."

„Und lieben Sie das Landleben?"

„Ja."

„Aber das Leben in der Stadt hat doch auch seine Annehmlichkeiten."

„Ja."

„So ist es also schwer zu sagen, welches vorzuziehen ist?"

„Ja."

Ich begann mich nach Herrn Hans' Konversation zurückzusehnen, die wenigstens den Vorteil hatte, daß man sich dabei passiv verhalten konnte. Ich hustete, saß eine Weile schweigend und erhob mich darauf von meinem Stuhle.

„Jetzt kommt wohl das finis Poloniae", flüsterte Andrea Margarete. Ich schwieg und tröstete mich mit dem Bewußtsein, getan zu haben, was ich konnte.

Das Gespräch zwischen Herrn Hans und Corpus Juris stand noch auf demselben Punkt. Ich mußte Corpus Juris meine volle Bewunderung zuwenden: als ich ihn unverändert, in derselben Stellung, mit dem Ausdruck gespanntester Aufmerksamkeit stehen sah, erinnerte ich mich der römischen Schildwache in Pompeji, die während des Ausbruchs des Vesuvs, als Türme und Mauern um sie herum stürzten und Erde und Himmel in Aufruhr waren, ruhig auf ihrem Posten stand, weil niemand gekommen war, um sie abzulösen; Corpus Juris schien es auch geboten, noch weiter stehen zu bleiben, nachdem ich zum Entsatz angerückt war, und das

lichkeit, daß ich seine Gewaltsamkeit gern verzieh, obwohl ich wohl zehnmal meine Finger knacken lassen mußte, ehe ich überzeugt davon war, daß sie wirklich unbeschädigt waren.

Unsere Gäste wurden ins Zimmer geführt, wo der Pächter und Herr Hans jeder seine Pfeife bekamen und mit kräftiger Unterstützung durch mich und den Propst war das Zimmer bald von dichten Rauchwolken erfüllt, denn das war, wie der Propst mir zuflüsterte, ein gutes Präservativmittel gegen die Schläfrigkeit.

„Wie war die Fahrt?“ fragte der Propst.

„Danke, ganz gut“, lautete die Antwort, „obwohl das eine Pferd etwas stützig war. Das Pferd hat einen verteufelt streitbaren Sinn. Immer will es das Gegenteil von dem tun, was es soll. Gestern wollte ich, daß es langsam gehen solle, weil die Mädchen es kutschieren wollten, aber da lief es, als brenne der Boden unter seinen Füßen. Heute wollte ich, daß es laufen sollte, weil ich selbst kutschierte und seiner schon Herr werden kann, aber da war es fast unmöglich, es von der Stelle zu bringen. Aber ich denke doch, daß ich es kurieren werde, wenn ich es ein halbes Jahr habe. Übrigens ist es sonderbar genug, es ist gerade so wie der Schimmel des Herrn Propst.“

„Ja“, antwortete der Propst. Ich sah ihm an, daß er schon lange den Faden verloren hatte und seine Gedanken anderswo waren.

„Ja, mit dem Schimmel wurden Sie betrogen. Aber das war Ihre eigene Schuld, warum zogen Sie mich nicht zu Rate? Ich hatte gerade damals einen prächtigen Fuchs, den ich abgeben wollte; den hätte ich Ihnen um den halben Preis überlassen, aber so habe ich ihn dem Marten Jensen verkauft.“

„So?“ sagte der Propst und gähnte, worauf ich auch gähnen mußte und beschloß, mir ein wenig Abwechslung zu suchen. Ich sah, daß Herr Hans Corpus Juris aufs eifrigste unterhielt und daß dieser augenscheinlich mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte. So ging ich zu ihnen in der Hoffnung, hier etwas geistreichere Kost verabreicht zu bekommen, wurde aber in dieser Hoffnung schmählich betrogen, da ich Herrn Hans damit beschäftigt fand, sehr umständlich alle Eigenschaften zu beschreiben, die der bemeldete Fuchs, der Marten Jensen verkauft worden war, besessen hatte. Nachdem ich eine Weile zugehört hatte, fühlte ich heftige Lust zu gähnen und sah mich nach einer neuen Zerstreuung um, während Corpus Juris mit einer wahrhaft richterlichen Geduld Herrn Hans' Vortrag weiter lauschte.

Gamling hatte das beste Teil erwählt; ungeniert wie immer hatte er einen stillen Winkel aufgesucht, wo er saß und las. Aber das schien mir doch zu sehr allen gesellschaftlichen Verpflichtungen zu widersprechen

„Das geschieht Frederik ganz recht“, sagte ich, „er hat mich den ganzen Tag mit dem dummen Hahn gereizt, nun ist das die gerechte Strafe, die ihn ereilt.“

„Aber Sie sind auch zu empfindlich, Nicolai, Sie verstehen keinen Spaß.“

„Diese Art Spaß kann ich wirklich nicht leiden, aber ich will Ihnen etwas sagen: Frederik ist sehr reizbar.“

„Nein, da tun Sie Frederik unrecht, er ist der gutmütigste Mensch auf der Welt“ und nun begann Andrea Margarete einen Lobgesang auf Corpus Juris anzustimmen, der ein vollkommenes Seitenstück zu dem war, den ich gestern von Emmi über Gamling gehört.

„Nun“, dachte ich bei mir selbst, „wenn Gamling und Corpus Juris hier so wohl angeschrieben sind, was mögen sie dann wohl von dir denken?“ Und es fiel mir ein, ob es nicht am besten wäre, jetzt, da wir hier allein in der Speisekammer waren, und unter vertraulichem Geplauder Kuchen aßen und Met tranken, ob es nicht am besten wäre, diesen flüchtigen Augenblick zu ergreifen und Andrea Margarete anzuvertrauen, was ich auf dem Herzen hatte. Aber ich wußte nicht recht, wie ich beginnen sollte — ob ich plötzlich einen ernsten, feierlichen Ton, der der wichtigen Sache, die ich vor hatte, angemessen war, anschlagen sollte — oder ob ich das leicht scherzende Gespräch fortsetzen und dann plötzlich mit einer geistreichen Wendung auf meine Wünsche zu sprechen kommen sollte.

„Sie sehen so grüblerisch aus, Nicolai“, bemerkte Andrea Margarete, „beginnt die große Idee vielleicht zu keimen, die Leben in die ganze Gesellschaft bringen soll?“

„Ja“, dachte ich bei mir selbst, „das wäre wohl eine große Idee, die Leben in die ganze Gesellschaft bringen würde, wenn ich jetzt käme und erzählte, daß ich mich mit Andrea Margarete verlobt hätte.“

In demselben Augenblick hörte man Schritte draußen, und Corpus Juris trat hastig ein.

„Nein, das geht nicht“, sagte er, „Christoffer sitzt und liest die ganze Zeit, und jetzt sind Sie und Nicolai fortgegangen; was sollen die Kjeldborgs denken? Sie sollten wirklich gleich mit mir zurückkommen.“

„Wollen Sie nicht ein Glas Met haben, Frederik?“ fragte Andrea Margarete. „Wir sprachen gerade von Ihnen, so daß man wohl sagen kann, wenn man von der Sonne spricht, dann wird es licht.“

„Danke sehr“, sagte Corpus Juris, indem er das Glas entgegennahm und sich mangels eines Stuhles auf den Tisch setzte. „So, ihr spracht von mir? Was denn, wenn ich fragen darf?“

„Nicolai klagte über Sie und sagte, daß Sie so reizbar wären.“

war gut; denn ich hatte noch nicht zehn Minuten die Geschichte von Marten Jensens Fuchs angehört, als der letzte Rest meiner Geduld verbraucht war. Ich sah auf die Uhr: es war fünf Uhr. „Herr Gott", dachte ich, „wie wird dieser Abend zu Ende gehen". Schon dachte ich an den letzten Ausweg, nämlich daran, Gamlings Beispiel zu folgen, der mit der ruhigsten Miene von der Welt in seinem Winkel saß und las, als hätte es niemals Füchse und Schimmel und einen Marten Jensen und Pächter Kjeldborg gegeben — als ich einen leichten Schlag auf die Schulter erhielt und Andrea Margarete neben mir sah.

„Ich habe eine Besorgung in der Speisekammer", sagte sie, „haben Sie Lust, mit mir zu gehen?"

Ich schloß mich ihr sofort an und hatte den Triumph, zu sehen, wie Corpus Juris uns sehnsüchtige Blicke nachsandte, als wir gingen, aber Herr Hans hielt ihn nun zu fest, so daß er nicht entkommen konnte.

„Ich mußte mich Ihrer erbarmen", sagte Andrea Margarete, als wir die Tür hinter uns geschlossen hatten. „Sie sehen so betrübt aus."

„Uff", antworte ich seufzend, „wie werden wir nur diesen Abend herumbringen?"

„Und Sie wollen einer von den dänischen Studenten sein, die alles können, was sie wollen, und verlieren nun schon den Mut? Pfui, schämen Sie sich!"

„Ach", antwortete ich, „ich hätte niemals geglaubt, daß ein Mensch so langweilig sein könnte — das ist ja ganz grenzenlos."

„Ich habe Ihnen das ja gesagt. Aber übrigens sollten Sie daran denken, daß schwerere Arbeit und größere Mühe auch zu höherer Ehre führen, wenn das Ziel erreicht ist."

„Ja, ja", sagte ich, „der Abend ist ja noch nicht zu Ende. Wer weiß, vielleicht kommt mir noch irgendeine gute Idee, die Leben in die Gesellschaft bringt."

„Ja, Gott gebe, daß Ihnen eine solche Idee käme, es wäre höchst wünschenswert", sagte Andrea Margarete, gerade als wir in die Speisekammer eintraten. „Jetzt will ich Ihnen ein Glas Met einschenken, vielleicht inspiriert Sie das; und hier sind Kuchen, damit Sie sich nach allen Ihren Mühen stärken."

Dann nahmen wir uns zwei Strohsessel, setzten uns in aller Ruhe und Gemächlichkeit nieder, tranken Met und aßen Kuchen, und ließen die anderen selbst für sich sorgen und die Zeit totschlagen, so gut sie konnten.

„Übrigens", sagte Andrea Margarete, indem sie mein Glas, das ich geleert hatte, wieder füllte, „könnten Sie sich an Frederik ein Beispiel nehmen; haben Sie gesehen, wie aufmerksam er den Erzählungen von Herrn Hans zuhörte, obwohl diese wohl nicht zum Kranklachen waren, wenn ich Herrn Hans recht kenne."

„Ja, da haben Sie wirklich recht“, rief Andrea Margarete aus. „Gott gebe, daß Kjeldborgs ebenso vernünftig wären, dann würden sie nicht herkommen und uns heimsuchen, uns einen so schönen Abend in der Weihnachtszeit stören.“

„Das solltest du nicht sagen“, bemerkte Emmi, „man kann viel Gutes an den Kjeldborgs finden, wenn man sie nur von der richtigen Seite betrachtet.“

„Dann ist es mir niemals gelungen, sie von der richtigen Seite zu betrachten, denn ich habe sie immer unbeschreiblich langweilig gefunden und heute abend ärger als gewöhnlich, nicht wahr, Nicolai?“

Ich stimmte diesem Ausspruch von ganzem Herzen zu, aber Emmi fuhr fort: „Du weißt sehr gut, daß niemand so gerne bereit ist, den Armen zu helfen wie Kjeldborgs. Wenn sich hier in unserem Kirchspiel ein Unglücklicher findet, dem unser Vater nicht helfen kann, so braucht er nur ein Wort zu Kjeldborg zu sagen, und sofort ist die Sache in Ordnung. Kein Armer geht jemals mit leeren Händen von ihnen fort.“

„Ja, das ist gewiß sehr schön, aber deshalb sind sie nicht amüsanter. Ich würde zehnmal soviel von ihnen halten, wenn sie innerhalb ihrer vier Wände bleiben wollten oder wenigstens nur kämen, wenn wir allein sind.“

„Und dann solltest du auch an das Interesse denken, das sie für uns hegen“, wandte Emmi ein, „und an die Teilnahme, die sie für unsere Sorgen und Leiden haben. Hast du schon vergessen, wie kein Tag verging im vergangenen Winter, als du krank warst, ohne daß sie sich nach deinem Befinden erkundigten? Überhaupt glaube ich kaum, daß du viele so herzliche und warm mitfühlende Menschen finden wirst wie Kjeldborgs.“

Ich dachte an des Pächters Händedruck, dessen Kraft ich noch zu fühlen glaubte, und begann Emmi recht zu geben und faßte den Beschluß, mein Möglichstes zu tun, um die Gesellschaft zu unterhalten.

Nun kam die Pröpstin. „Nein, hat man jemals etwas so Tolles gesehen! Sitzt ihr alle da draußen? Emmi — und Andrea Margarete — nun, das ist schön: jetzt sitzt Vater ganz allein drin bei Kjeldborgs.“

„Jetzt kommen wir, jetzt kommen wir“, sagte Andrea Margarete, und so mußten wir hinein.

Todesstille herrschte im Saale. Der Pächter war indessen müde geworden, von seinen Pferden zu erzählen, und der Propst schien jeden Versuch, das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken, aufgegeben zu haben. Beide saßen still da und bliesen dichte Rauchwolken von sich, während die Fräulein Kjeldborg so unbeweglich in ihren Stühlen lehnten wie die versteinerten Prinzessinnen im Märchen von dem verzauberten Schlosse.

„So?" sagte Corpus Juris, der ruhig auf dem Tische sitzen blieb und sich nicht übereilen zu wollen schien. „Habe ich dich heute so sehr gereizt, Nicolai?"

„Da brauchst du wohl nicht erst zu fragen — ich habe keinen Augenblick Ruhe vor dir gehabt."

„Nun, nun, ich habe es ja nicht so böse gemeint."

„Das mag wohl sein, daß du es nicht so böse gemeint hast, aber für mich war es höchst unbehaglich."

„Es verlohnt sich nicht, so viel über die Sache zu sprechen", sagte Andrea Margarete, „getan ist getan und läßt sich nicht ändern. Aber jetzt solltet ihr euch versöhnen und auf gute Freundschaft trinken."

„Wie Sie wünschen", sagte Corpus Juris, „auf gute Freundschaft — von morgen an", fügte er hinzu und stieß sein Glas an das meine.

„Von morgen an", wiederholte ich mit starker Betonung, denn eben war mir eingefallen, wie ich Corpus Juris gebettet hatte, und wäre nur ungern von diesem Scherze abgestanden.

Hier wurden wir von Emmi unterbrochen, die, von Gamling begleitet, eintrat.

„Seid ihr hier alle beisammen?" sagte Emmi. „Aber es geht doch nicht, daß wir unsere Gäste ganz allein lassen. Andrea Margarete, du wenigstens müßtest hineingehen — was sollen die Kjeldborgs von uns denken?"

„Sie sind ja so entsetzlich langweilig", sagte Andrea Margarete mit einem Seufzer.

„Ja, das mag schon sein, aber sie sind nun einmal unsere Gäste, und da müssen wir auch die Pflichten der Gastfreundschaft an ihnen erfüllen."

„Christoffer, wollen Sie sich nicht setzen?" sagte Andrea Margarete und zog eine leere Buttertonne hervor, auf welcher Gamling mit demselben großen Ernst und derselben erhabenen Würde Platz nahm, wie wenn es ein Lehnstuhl mit vergoldeten Armlehnen gewesen wäre, den man ihm angeboten.

Emmi drängte in uns, daß wir gehen sollten. „Nein, Christoffer muß auch noch ein Glas Met bekommen", sagte Andrea Margarete; und sowohl Gamling als Corpus Juris und ich befanden uns so wohl, daß wir, trotz aller Ermahnungen Emmis, sitzen blieben, so daß sie sich schließlich auch niedersetzte.

„Du hast dich ja ganz wohl befunden, Christoffer", sagte Corpus Juris. „Du sitzt ganz bequem da und liest und überläßt es uns anderen, die Kjeldborgs zu unterhalten."

„Wenn ein Gespräch weder Nutzen noch Vergnügen bringt", antwortete Gamling, „so glaube ich, kann man ebensogut schweigen und sich allein beschäftigen."

„Still, still, ich habe nichts gesagt", sagte der Propst. „Schweig' nur still, sonst bekomme ich morgen den ganzen Tag Schelte von Andrea Margarete."

Um dieses Gespräch abzubrechen, rief Andrea Margarete das Dienstmädchen und ließ sie das Teegeschirr fortnehmen. Nun saßen wir wieder unbeschäftigt da. Der Propst liebte das Kartenspiel nicht, so daß wir nicht zu diesem Zeitvertreib greifen konnten. Andrea Margarete gelang es, das eine Fräulein Kjeldborg ans Klavier zu bringen, wo sie eine lange Sonate spielte, die ebenso langweilig war wie sie selbst. Es ist sonderbar, wie gut langweilige Menschen es verstehen, alles langweilig zu machen; wenn man Fräulein Kjeldborg spielen hörte, mußte man glauben, daß sie von allen möglichen langweiligen Sonaten die allerlangweiligste und längste ausgewählt hatte. Es gab eine Menge Läufer und Triller und Tremulationen, die niemals enden zu wollen schienen. Schließlich erhob ich mich von meinem Stuhl, um zu Corpus Juris hinzugehen und ihm zu sagen, daß ich nahe daran sei einzuschlafen; aber er kam mir auf halbem Wege entgegen, um mir in bezug auf sich selbst dieselbe Mitteilung zu machen. Ich stellte mich nun zur Tür und kniff mich in die Arme, um mich wach zu erhalten.

Andrea Margarete kam zu mir: „Sie sind gewiß sehr schläfrig, Nicolai?"

„Ja, ich kann nur mit knapper Not die Augen offen halten."

„Ich will ihnen etwas Neues zeigen; wir werden unsere Augen ausspreizen — das ist ein ausgezeichnetes Mittel, um sich wach zu erhalten."

„Wie macht man das?" fragte ich verwundert.

„Ja, lassen Sie mir nur eine Minute Zeit, so sollen Sie gleich sehen . . ." und sie ging zum Holzkübel hin und kam mit einem kleinen Span in der Hand zurück. „Sehen Sie: Jetzt schneiden wir einen kleinen dünnen Splitter ab, und setzen ihn zwischen die Augenlider — so — sehen Sie, jetzt sticht er mich, so daß ich nicht einschlafen kann."

„Ja, das ist ausgezeichnet", rief ich aus, „ich will auch meine Augen ausspreizen."

Aber leider wurde nichts daraus, denn die Pröpstin, die gesehen, was wir vorhatten, kam und schalt, denn es schickte sich nicht, die Augen auszuspreizen, wenn man Gäste hatte. Ich mußte also aushalten, so gut ich konnte; die Sonate wurde weitergespielt, sie schien ebenso lang zu sein, wie das Heer des Königs Xerxes, das sieben Tage und sieben Nächte brauchte, um den Hellespont zu übersetzen. Alles hatte das Gepräge von Schläfrigkeit und Langweile bekommen; ich sah den Propst an, er sah aus, als ob er drei Nächte durchwacht hätte; ich sah Corpus Juris an, er biß sich in die Unterlippe, was wahrscheinlich ein Surrogat für

„Nun, seid ihr endlich da!“ rief der Propst uns entgegen. „Woher kommt ihr? Seid ihr vielleicht im Hühner . . .“

„Ich bin draußen gewesen, um in der Küche etwas zu besorgen“, unterbrach Andrea Margarete ihn hastig. Und nun wurde der Tee eingenommen und ich freute mich, weil wieder einige Zeit verging. Aber alle meine guten Vorsätze, die Gesellschaft aufzumuntern, blieben unausgeführt, und ich saß da und ärgerte mich über mich selbst. Warum konnte ich nicht wenigstens mit Emmi oder Andrea Margarete sprechen wie sonst immer und mich nicht darum kümmern, daß die Kjeldborgs hier waren? Nein, es wollte mir nicht glücken: die Kjeldborgs lagen wie ein großer, schwerer Stein auf mir und drückten mich. Um dennoch etwas zu tun, trank ich fünf Schalen Tee, wurde aber nicht munterer davon.

Eine kleine Abwechslung wurde durch Nils plötzlichen Eintritt hervorgebracht.

„Was willst du?“ fragte der Propst.

„Ich wollte dem Herrn Propst bloß sagen, daß ich endlich Trofast gefunden und ihm seine Prügel gegeben habe.“

„Was für Prügel?“ fragte der Propst verwundert.

„Ja, Herr Propst, Sie sagten doch gestern abend, daß er Schläge bekommen solle, weil er im Hühnerhaus gewesen war.“

Andrea Margarete brach in laute Klagen über den armen Trofast aus, der so unschuldig leiden mußte, aber Nils tröstete sie damit, daß Trofast diesmal wohl Schläge bekommen hatte, ohne im Hühnerhause gewesen zu sein, aber daß er schon im Hühnerhause gewesen war, ohne Schläge zu bekommen, so daß es auf eins herauskäme.

„Ja, das kommt über dein und Nicolais Haupt“, sagte der Propst.

„Ja, ja“, antwortete Andrea Margarete, „so werde ich Trofast heute abend eine doppelte Portion Abendbrot geben, um ihn schadlos zu halten.“

Als Nils gegangen war, fragte der Pächter, was das für eine Geschichte wäre.

„Das ist eine ganz merkwürdige Geschichte, die sich gestern abend ereignet hat. Seht ihr, Nicolai und Andrea Margarete . . .“

„O, Vater, das ist doch nicht des Erzählens wert“, rief die letztgenannte eifrig.

„Ach so, du willst das Geheimnis bewahren? Nun, dann schweige ich“, sagte der Propst.

„Was bedeutet das?“ rief der Pächter aus und blickte verwundert auf Andrea Margarete. „Ja, ich dachte mir es wohl, daß die Kopenhagener hier nicht umsonst gekommen wären.“

Lachen und jubelndes Singen den Nachbarn und Nahewohnenden Botschaft brachte, daß die Freuden des Studentenlebens noch nicht tot waren?

Ich suchte und suchte, und dachte und dachte — aber, ob nun die Gedanken zu erhaben waren, oder das Stück Erdapfel, das ich eben im Munde hatte, zu groß, ich weiß es nicht: genug daran, der Erdapfel blieb mir in der Kehle stecken. Eine kleine Weile saß ich still und wartete, daß es vorübergehen würde, aber es wurde schlimmer und schlimmer; ich konnte nicht atmen. Ich wollte um Hilfe rufen, aber ich hatte die Stimme verloren. In meiner Verzweiflung ergriff ich meinen Tischnachbar, Herrn Hans, am Arme mit einer solchen Gewalt, daß er Messer und Gabel fallen ließ und erschreckt aufsprang. Nun kam Leben in die Gesellschaft; wo früher Grabesstille geherrscht hatte, war nun ein Rufen, Schreien und Alarm, daß es unmöglich war, etwas zu verstehen. Jeder einzelne gab einen Ruf, alle schrien durcheinander, und die Pröpstin lief um Hoffmanns-Tropfen. Es begann mir schon schwarz vor den Augen zu werden, und das Ende wäre vermutlich gewesen, daß ich niemals mehr Erdäpfel gegessen hätte, wenn nicht Andrea Margarete mitten in der Verwirrung die Geistesgegenwart gehabt hätte, mir einen wohl angebrachten Puff in den Rücken zu geben, der zur Folge hatte, daß der Erdapfel wie ein Stein aus der Schleuder flog, und bei der Tür mir gegenüber liegen blieb.

Ich atmete tief und schwer, wie einer, der wieder ins Leben zurückkehrt. Die anderen beruhigten sich auch wieder nach dem großen Schrecken und nahmen wieder Platz, während der Pächter uns erzählte, daß vor etwa drei Wochen einem seiner Pferde dasselbe geschehen war, das sich auch an einem Erdapfel „verschluckt“ hatte, aber da hatte er einen eisenbeschlagenen Stock genommen und ihn in den Schlund des Pferdes eingeführt, den Erdapfel gespalten und auf diese Weise das Tier gerettet.

„Es ist schade, daß Sie das nicht früher erzählt hatten“, bemerkte der Propst, „sonst hätten wir dieselbe Kur mit Nicolai versuchen können.“

Und was war nun die Folge dieser Begebenheit? Sie war, daß die große Aufgabe, an deren Lösung ich vergebens gearbeitet, nun auf eine sehr einfache Weise gelöst war. Ich hatte ja darüber nachgegrübelt, wie ich Leben in die Gesellschaft bringen konnte und nun war es auf einmal lebendig geworden. Denn nicht nur ich selbst verspürte, wie mit der Lebenskraft und dem Lebensgefühl meine frühere frohe Laune zurückkehrte, sondern auch allen anderen war es so ergangen. Es ist ja bekannt, daß, wenn man eine große Gefahr wohl und glücklich überstanden, der Schrecken sich in eine beinahe übertriebene Freude verwandelt. Die Menschen sind niemals so freundlich, so mitteilsam und so geschwätzig, als wenn sie einem Unglück entronnen sind. Jeder hat

das Ausspreizen der Augen war, ich sah Gamling an, er nickte mit dem Kopf, wie wenn er den Takt zu der Musik schlüge. Ja, sogar die Lampe begann zu qualmen und drohte zu verlöschen. Meine einzige Hoffnung war nun das Abendessen, das vielleicht einiges Leben in die Gesellschaft bringen konnte. Aber auch diese Hoffnung schlug fehl. Das Abendessen wurde aufgetragen und wir begannen zu essen, aber ohne daß die geringste Änderung zum Bessern eingetreten wäre. Denn wenn der Geist der Langweile einmal alle durchdrungen hat, so ist es beinahe unmöglich, ihn wieder zu vertreiben. Gleich einer ansteckenden Krankheit verpflanzt sie sich von dem einen auf den anderen, und es gibt kein Heilmittel dagegen. Nicht einmal der Pächter oder Herr Hans sprachen noch von ihren Pferden; sie saßen ebenso stumm wie alle anderen und aßen ihr Abendbrot. Es sah beinahe aus, als ob wir einen Leichenschmaus abhielten, und es war ja auch eine Art Leichenschmaus nach dem Begräbnis des guten Humors, der Lust und Freude. Und wer trug eigentlich die Schuld daran? Die Kjeldborgs konnten es nicht sein, wenigstens der Pächter und Herr Hans nicht, die hatten ja nach besten Kräften ihr Scherflein zur Unterhaltung beigetragen, und hatten von Pferden gesprochen, und wieder von Pferden, bis ins Unendliche, und hatten erst geschwiegen, als niemand ihnen mehr zuhören wollte.

Sollte der Propst und seine Familie die Schuld tragen? Aber von ihnen war ja bisher alles Leben und alle Munterkeit ausgegangen, wie wäre es möglich, daß sie auf einmal die Quelle allgemeiner Langweile und Schläfrigkeit gewesen wären? Oder war ich selber vielleicht die Ursache hiezu? Von jeder Schuld konnte ich mich nicht freisprechen, denn ich hatte nicht einmal so viel getan wie Corpus Juris, der, wenn er auch nicht selbst zur Unterhaltung beigetragen, doch mit unverbrüchlicher Aufmerksamkeit dem Vortrag des Herrn Hans über Martin Jensens Fuchs gelauscht hatte. Ich hingegen war hinausgegangen und hatte durch mein schlechtes Beispiel die anderen verleitet, dasselbe zu tun, und so waren Herr Hans und der Pächter in schlechte Laune geraten, als ihr Auditorium sie allmählich verließ, und deshalb schwiegen sie jetzt auch. Und jetzt — jetzt saß ich, der Repräsentant der dänischen Studentenschaft, da und schwieg ganz und gar und aß Gänsepastete mit Kartoffeln, wie ein richtiger Spießbürger. War denn nicht der geringste Lebensfunke in mir zurückgeblieben — konnte ich nicht irgendeinen Witz ersinnen, der Zeugnis abgelegt hätte dafür, daß einer von den „Herrschern im Reiche des Gedankens" zur Stelle war? Oder wenn ich selbst so arm an Geist war, konnte ich nicht wenigstens etwas von dem Reichtum an Humor und Witz entlehnen, der gleich einer sprudelnden Quelle von enthusiastischen Lippen geströmt, wenn wir an Samstagabenden um die Punschbowle versammelt waren in den rauchigen Kellersälen, und unser lautes

konnte, wenn gesprochen werden mußte, ob es nun viel oder wenig war, aber nicht einmal zu stummen Rollen konnte er gebraucht werden. So war er in einer Pantomime dazu bestimmt, der Zauberer zu sein, der mit einem Zauberschlag alle verstummen macht; aber er trat viel zu zeitlich ein, bevor wir noch ordentlich begonnen hatten, so daß ich, der Harlekin, ihn bitten mußte, hinauszugehen und in zehn Minuten wiederzukommen, um uns zu Stein zu verwandeln. Deshalb war ich im Anfang in großer Verlegenheit, zu welchen Rollen ich ihn eigentlich benutzen sollte, bis er zufällig dazu bestimmt wurde, ein Pferd zu sein. Hier war Herr Hans in seinem Element, er konnte wiehern wie ein Pferd, ausschlagen wie ein Pferd, schnaufen wie ein Pferd; kurz gesagt, alles, was man von einem Pferde fordern kann, konnte Herr Hans auch. Er wurde auch mit stürmischem Beifall belohnt und war so zufrieden mit sich selbst, daß er von da an nur Pferderollen spielen wollte, so daß ich jetzt beständig etwas aussinnen mußte, wobei man ein Pferd brauchen konnte. — Mit seiner Schwester war ich noch schlimmer dran, denn sie konnte ja nicht einmal Pferderollen spielen. Aber Andrea Margarete half mir aus der Not, sie konnte gleich hier und da und überall sein. Sollten „Fremde kommen“ und Fräulein Kjeldborg vergaß an die Tür zu pochen und vergaß einzutreten, was sie immer vergaß, so klopfte Andrea Margarete auf den Tisch und rief: „Herein!“ Dann ging sie fort und öffnete die Tür, und dann war Fräulein Kjeldborg gezwungen, einzutreten. Und wenn Fräulein Kjeldborg vergaß, was sie sagen sollte, was sie auch immer vergaß, so machte es Andrea Margarete wie Holbergs Henrik, indem sie erst Fräulein Kjeldborg entgegenging und sagte, was diese zu sagen hatte, dann eilte sie auf ihren eigenen Platz zurück, um zu sprechen, was sie selbst zu sagen hatte. Aber dafür hatten wir auch den Triumph, daß die Gegenpartei niemals erraten konnte, was unser Bild zu bedeuten habe.

Nach den Charaden spielten wir Pfänderspiele, denn diese sind ja doch die eigentlichen alten, guten Weihnachtsspiele. Wir sammelten eine Menge Pfänder ein, insbesondere von Herrn Hans. Einmal stand er eine ganze Viertelstunde da und sah Anna Margarete an, bis der Propst ihm sagte, daß eine solche „stumme Anbetung“ nicht erlaubt sei. — Als die Pfänder nun eingelöst und die Urteile verkündet werden sollten, hatte ich plötzlich eine Idee. Emmi trug nämlich die Pfänder herum und ich sollte die Urteile sprechen, aber da Emmi die Pfänder nicht genügend versteckt gehalten, konnte ich sehen, daß sie eines von Andrea Margarete in der Hand hielt. Als ich nun darüber nachdachte, welches Urteil ich über sie fällen sollte, erinnerte ich mich, daß sie am vorigen Tage gesagt hatte, daß sie Geister sehen könne, und ich beschloß nun, selbst den Geist zu spielen. Ich bestimmte also, daß der Besitzer

etwas zu erzählen, jeder hat etwas zu sagen, die Freude löst jedermann die Zunge. So ging es auch jetzt! Der Schrecken, der alle um meinetwillen ergriffen, hatte die bis jetzt mangelnde Fröhlichkeit hervorgezaubert. Wir schwatzten und lachten, und wenn auch einer lachte, wenn er nicht lachen sollte, so steigerte dies nur die Munterkeit. Der Pächter begann wieder von seinen Pferden zu erzählen, und der Propst begann mit Geschichten aus seiner Studentenzeit; das eine wie das andere wurde mit gleich großer Dankbarkeit entgegengenommen. Jetzt war die Stunde gekommen, auf die ich so lange gewartet hatte, die Stunde, in der ich die dänische Studentenschaft würdig vertreten sollte, und ich schlug deshalb vor, daß wir charades en action spielen sollten, ein Vorschlag, der mit allgemeinem Jubel aufgenommen wurde.

Tisch und Stühle wurden hinausgetragen und dann begannen wir. Das schlimmste war, daß wir so wenige waren; wir waren ja nur vier auf jeder Seite (denn der Propst und die Pröpstin sowie der Pächter und seine Frau wollten nur zusehen), aber wir waren jetzt so lustig, daß wir glaubten, alles Mögliche aufführen zu können. Corpus Juris und ich wurden dazu bestimmt, jeder eine Gruppe zu bilden, und ich beeilte mich, Andrea Margarete zu wählen. Aber Corpus Juris protestierte dagegen und behauptete, daß er, als der Ältere, das Recht hätte, als erster zu wählen, und daß er Andrea Margarete wähle. Ich wollte nicht nachgeben, denn ich sah ein, daß es mir ohne Andrea Margarete ganz unmöglich sein würde, irgend etwas aufzuführen, und auf diese Weise wäre beinahe wieder ein trojanischer Krieg zwischen Corpus Juris und mir ausgebrochen, wenn nicht Andrea Margarete selbst die Sache durch die Erklärung entschieden hätte, daß sie beiden Parteien angehören würde, indem sie abwechselnd von der einen zur anderen gehen und so beiden Teilen helfen würde. Hiermit waren wir einverstanden, und Corpus Juris wählte nun seinerseits Emmi, Gamlingen und das eine Fräulein Kjeldborg, während ich Herrn Hans und das andere Fräulein Kjeldborg behielt. So hatte ich nur über eine sehr geringe Anzahl zu verfügen, aber ich wußte mir zu helfen. Sollte ich z. B. den Gott Tor darstellen, der in seinem mit zwei Böcken bespannten Wagen herumfuhr, so mußte ich mich mit einem begnügen, denn ich hatte ja nur einen Bock, nämlich Herrn Hans. Aber Herr Hans konnte den Boden stampfen wie vier Ziegenböcke, so daß dieselbe Wirkung erzielt wurde. Ich befand mich ungefähr in derselben Lage wie Tordenskiöld, der nur einen Mann hatte, und der weinte; denn Herr Hans hatte wohl den besten Willen von der Welt, aber sein Können stand in keinem Verhältnisse zu seinem guten Willen. Das heißt, alle vierbeinigen Rollen führte er in der vollkommensten Weise aus, aber die zweibeinigen gelangen ihm wenig. Es war selbstverständlich, daß er nicht verwendet werden

im Begriff, Hals über Kopf davonzustürzen, als ein lauter Schrei von Andrea Margarete mich zum Bewußtsein brachte. Ich sprang hervor, bereit, sie gegen alle Gespenster und Geister der Welt zu verteidigen, aber ich stolperte über einen Stein und fiel in eine Schneegrube. Rasch sprang ich aber wieder auf, in ein paar Sätzen war ich bei ihr, und — — sah kein kopfloses Gespenst, das Andrea Margarete davontrug, wie ich erwartet, sondern Corpus Juris in eigener hoher Person, der im leidenschaftlichsten Tone sich selbst einen unbedachten, gedankenlosen Menschen nannte, der mit Gefängnis, Zuchthaus und Galgen bestraft werden sollte, während Andrea Margarete, die rasch ihren gewöhnlichen Mut wiedergewonnen hatte, ihn zu beruhigen suchte und versicherte, daß es nichts zu bedeuten habe. Aber war meine Verwunderung, Corpus Juris hier zu sehen, groß, so war er sicherlich nicht minder verwundert, mich zu sehen.

„Woher kommst du, Nicolai?“ fragte er.

„Ich komme von dem Busche dort; aber woher kommst du?“

„Ich — ich“ — antwortete Corpus Juris stammelnd, „ich komme — ja, das ist einerlei, woher ich komme, aber was hattest du hinter dem Busche zu tun?“

Ich zögerte etwas mit der Antwort. „Ich“, sagte ich endlich, „ich wollte bloß sehen —“

„Du wolltest sehen, wie erschrocken Andrea Margarete sein würde, und deshalb hast du auch den ganzen Plan ausgeheckt. Aber das ist unverzeihlich“, fuhr Corpus Juris mit einer steigenden Heftigkeit fort, indem er nun den Zorn, mit dem er eben noch gegen sich selbst geraſt hatte, über mein Haupt ausgoß, „das ist eine Schande, daß du so leichtsinnig sein konntest, nicht zu bedenken, welches Unglück du mit deinem Scherz anrichten konntest“.

„Aber wozu kamen Sie denn hierher?“ unterbrach ihn Andrea Margarete ein wenig lächelnd. Corpus Juris murmelte einige unverständliche Worte. „Und dann haben Sie außerdem auch vergessen, daß Sie sich versöhnt und auf gute Freundschaft mit Nicolai getrunken haben? Sie führen sich schön auf!“

„Nun ja“, sagte Corpus Juris in etwas niedergeschlagenem Tone, „ich bin vielleicht etwas zu heftig gewesen — aber das war nur aus Sorge für Sie, Andrea Margarete. — Hier ist meine Hand, Nicolai, von morgen ab wollen wir Freunde sein.“

„Ja, von morgen ab“, wiederholte ich mit Nachdruck.

Als wir wieder in den Saal kamen, wurde Andrea Margarete mit Fragen bestürmt, ob sie nun wirklich ihren Zukünftigen gesehen, aber sie antwortete ruhig, daß sie nur Corpus Juris und mich gesehen habe. Nun überfiel man uns beide mit Fragen, was wir draußen auf

des in Frage stehenden Pfandes auf den Friedhof hinausgehen und dreimal seinen eigenen Namen rufen solle, dann würde er oder sie seinen oder ihren Zukünftigen sehen. Als nun Andrea Margarete das Pfand als ihr Eigentum erklären mußte, machte sie wohl einige Schwierigkeiten, dem Urteil nachzukommen, aber als ich ihr vorhielt, daß sie ja selbst gesagt habe, daß sie Geister sehen könne und nun auch zeigen müsse, daß sie den Mut hierzu habe, gab sie nach. Während sie hinausging, um Hut und Jacke zu holen, schlich ich mich unbemerkt fort und eilte durch den Garten hinauf zum Friedhofe, wo ich mich hinter einem großen Strauch verbarg. Der Mond war eben hinter einigen Wolken verschwunden, so daß ein unsicheres Dämmerlicht über allem lag. Ich wartete hinter meinem Strauch und fror tüchtig, denn es war sehr kalt, und ich hatte mir nicht die Zeit genommen, meinen Überrock zu nehmen. Auch war mir etwas unbehaglich zumute; meine Phantasie begann schon, mir alle möglichen Bilder von menschlichen Knochen und Skeletten vorzugaukeln, die im Begriff waren, einen Tanz um mich herum aufzuführen. Weiter rückwärts, hinter einem neu aufgeworfenen Grab, schien es mir sogar, als ob sich etwas bewegte, ja einmal glaubte ich, daß ich etwas Schwarzes von vorn nach rückwärts flattern und dann verschwinden sähe. Was konnte das wohl sein? Es war erst gegen neun Uhr, und so war es also noch lange bis zu der gefürchteten Mitternachtsstunde, aber wer konnte wissen, welchem unruhigen Geiste es wohl einfallen mochte, einen einsamen Abendspaziergang über die Gräber im bleichen Mondenscheine zu unternehmen? Ich gab genau acht; während einiger Augenblicke merkte ich nichts, aber dann hörte ich einen tiefen Seufzer, der gerade von dem neuen Grabe herkam. Ich fühlte, wie mir das Blut stockte; ich strich mit der Hand über die Stirn, gleichsam um alle abergläubischen Gedanken zu verjagen, aber meine eigene Hand war so kalt wie die eines Toten. Wieder hörte ich einen tiefen Seufzer, und jetzt würde ich unzweifelhaft eiligst die Flucht ergriffen haben, wenn ich nicht gerade jetzt Andrea Margaretes hastige, leichte Schritte sich nähern gehört hätte. Wo sie es wagte, zu bleiben, wagte ich es wohl auch, und ich beschloß daher, zu bleiben, obgleich ich die Lust verloren hatte, als Geist zu erscheinen. Andrea Mgararete ging rasch über den Friedhof, wie wenn sie entschlossen wäre, sich durch nichts erschrecken zu lassen, hier blieb sie bei dem neuen Grabe stehen und sah sich um, aber in diesem Augenblick war alles still. Dann begann sie zu rufen, zuerst mit einer etwas zitternden Stimme, dann aber ruhig und sicher: „Andrea Margarete! Andrea Margarete! Andrea Margarete!" Aber kaum hatte sie den letzten Ruf ausgestoßen, als eine dumpfe Stimme antwortete: „Hier!" Und zugleich sah ich, wie eine lange, schwarze Gestalt sich von dem Grabe erhob. Meine Haare sträubten sich, ich war

Peitsche, und wie der Wind fuhren die Pferde davon, während der Wagen über den unebenen Weg dahinstolperte. Noch konnten wir das Wort „Pferde“, welches der Pächter uns zurief, hören, aber die übrigen Worte wurden durch das Räderrollen übertäubt, so daß dieses Wort gewissermaßen des Pächters Abschiedsgruß war, und seither ist es mir in der Erinnerung wie die Quintessenz seiner Lebensweisheit geblieben.

Wir standen eine kleine Weile bei der Treppe, bis der Wagen unter dem dunklen Torweg verschwand, und der rasselnde Lärm der Räder nicht mehr zu hören war, da sie auf die ebene Landstraße hinausgekommen waren. Dann warfen wir noch einen Abschiedsblick auf den „großen Bären“, den Nordstern und den bleichen Mond; aber es war beißend kalt, der warme Atemzug gefror beinahe, und die Finger begannen steif zu werden — deshalb beeilten wir uns, schnell zu dem warmen Kachelofen zurückzukehren.

„Es ist schon lange nicht so lustig bei uns gewesen wie heute“, sagte der Propst, der im Zimmer auf und ab ging.

„Ja, es war wirklich lustig“, antwortete die Pröpstin.

„Wirklich lustig!“ wiederholten wir anderen im Chore.

„Und wem verdanken wir das!“ sagte der Propst. „Wer war die Ursache? — Seht, hier, hier steht der Mann“, fuhr er fort und legte mir die Hand auf die Schulter, „Hier steht der Ritter ohne Furcht und Tadel. Ja, Nicolai, das Kunststück mit dem Erdapfel kann ein wahres Meisterwerk genannt werden, mit dem Sie Leben in die Erstarrung brachten, sonst wären wir vielleicht noch aus Langweile und Schlafsucht gestorben. — Aber wohin ist der Erdapfel gekommen? Er müßte eigentlich hier in der Tür eingemauert werden, wie die englischen Bomben in Kopenhagen, und darunter sollte mit vergoldeten Lettern geschrieben werden: Nikolaus fecit. Ja, Nicolai, daß Sie meine Meerschaumpfeife entzweigeschlagen und meinen Hahn getötet, das verzeihe ich Ihnen, denn Sie haben bewiesen, daß Sie das Herz auf dem rechten Fleck haben. Mit einer corona civica sollten Sie geschmückt werden und in Ihrem Wappen sollte ein halbverzehrter Erdapfel stehen: in solcher Weise sollte man dich ehren, du erfindungsreicher Nicolai! — — Gute Nacht!“

Ohne ein Wort weiter zu sagen, ging der Propst hinaus, während wir anderen still dastanden und ihm nachsahen. Andrea Margarete brach als erste das allgemeine Stillschweigen. „Ja, Nicolai“, rief sie aus, „heute abend haben Sie uns gezeigt, was dänische Studenten können!“

Ich war ganz bestürzt über die Ehre und all das Lob, das mir so unerwartet zuteil wurde, aber Corpus Juris bemerkte höhnisch: „Das ist eine rechte Heldentat, wenn einem ein Erdapfel im Halse stecken bleibt!“

„Dann hättest du es ja selbst tun können!“ antwortete ich eifrig, denn obgleich ich selbst es eben nicht für eine besonders große Tat

dem Friedhofe zu tun hatten, worauf Corpus Juris antwortete, daß er achtgeben wollte, daß Andrea Margarete nichts zustoße, und es schien mir, daß ich dieselbe Antwort geben könnte.

Der Pächter begann nun davon zu sprechen, daß es an der Zeit wäre, an die Heimreise zu denken, aber wie groß unsere Freude über diese Worte vor ein paar Stunden gewesen wäre, ebenso leid tat es uns jetzt, da die Lustigkeit ihren Gipfelpunkt erreicht hatte, und ich erklärte dem Pächter, daß es ein alter guter Brauch wäre, daß die Jugend erst nach einem Tanze voneinander schiede.

„Das ist doch früher niemals Brauch gewesen im Pfarrhof von Nöddebo“, bemerkte der Pächter.

„Und ich hoffe, daß es auch in Zukunft niemals Brauch werden soll“, sagte der Propst, „aber ich habe euch ja schon gesagt, daß ihr von Nicolai Dinge lernen könnt, die ihr weder machen sollt noch dürft.“

Inzwischen hatte Emmi sich ans Klavier gesetzt; ich ergriff hastig Andrea Margaretes Hand und überließ Corpus Juris die beiden Fräulein Kjeldborg zur Wahl. Gamling tat, was er gewöhnlich in solchen Fällen tut, er setzte sich nieder und blieb ruhig sitzen, bis er sich selber darüber klar geworden, mit welcher der Damen er die Gnade haben wollte zu tanzen. Diesmal dauerte es sehr lange, bevor jemand Beifall in seinen Augen fand; erst als Corpus Juris Emmi beim Klavier ablöste, erst da war Gamling so gnädig, sie zum Tanze aufzufordern. Herr Hans war nicht so wählerisch, er tanzte ebenso gut, oder wenn man so will, ebenso schlecht mit allen Damen, indem er abwechselnd mit Kopf und Füßen Unglück anrichtete. Mit letzteren trat er den Damen die Kleidersäume ab, mit ersterem stieß er während des Tanzes dreimal gegen den Kronleuchter, der ziemlich tief herabhing, aber erst beim vierten Mal gelang es ihm, ihn auf den Fußboden herabzuwerfen.

Als es elf Uhr schlug, rollte der Wagen des Pächters zur Treppe heran, und nun mußten wir aufhören. Wieder versammelten wir uns draußen im Vorhause, um unseren Gästen zu ihren Reisekleidern zu verhelfen, was höchst notwendig war, da sie während des Charadenspieles auf verschiedenste Weise verwandt worden waren, und alles durcheinandergeworfen worden war, so daß es schwer fiel, zu unterscheiden, was uns und was Kjeldborgs gehörte. Endlich hatte jeder das Seine, der Pächter, dicht in seinen haarigen Mantel eingehüllt, die Pelzmütze auf dem Kopfe, erklomm den Wagenbock, während der Wagen unter seiner Last krachte; mit sicherer Hand nahm er die Zügel vom Stallknechte entgegen, der bis jetzt vollauf damit zu tun gehabt hatte, die feurigen Pferde zu halten, die ungeduldig den Schnee unter ihren Füßen aufstampften. Auch die übrige Familie nahm nun Platz, sie saßen wie fünf mächtige Kolosse im Wagen. Der Pächter klatschte laut mit der

hatte sich entladen und seither gab es nicht mehr viele Zusammenstöße zwischen uns. Als wir unsere Betten wieder in Ordnung gebracht hatten, reichten wir einander die Hände und gelobten, von nun an Freunde und Brüder zu sein.

Ich schlief ausgezeichnet in der Nacht und träumte, daß ich Corpus Juris aufaß, er blieb mir aber in der Kehle stecken und ich erstickte, worauf Gamling eine Leichenrede über uns hielt, die so lang und langweilig war, daß wir beide wieder erwachten und wieder lebendig wurden. (Fortsetzung folgt.)

Der dichtende Schneiderbub.

Aus ungedruckten Jugendschriften von **Peter Rosegger.**

Die Redaktion des „Heimgarten" ersucht mich, den alten Heimgärtner, um eine frische Erinnerung aus der Jugendzeit. Ich habe deren noch einen ganzen Kasten voll, viel unverbrauchte und noch mehr unbrauchbare darunter. Eine kleine Auswahl will ich wieder einmal darbieten aus jenen Zeiten vor fünfzig Jahren herum, als der „Waldbauernbub" Schneiderlehrling war. Man kreide mir das nicht etwa als eine gewöhnliche Selbstbespiegelung an, denn es ist eine ungewöhnliche. Wenn schon jemand von jenem Jungen berichtet, so kann es nur dieser Alte sein. Ich bin übrigens ja gar nicht mehr er, ich kann von ihm sprechen wie von einem Dritten, nur daß ich ihn besser verstehe als jeder andere und somit auch ein Recht darauf habe, seine damaligen Träume zu deuten.

Ich packe den Schneiderbuben so ums Jahr 1863 und 1864, als er schon reifer war, ein Jahr vor seinem Schicksalswechsel. Es war zur Zeit, als er in den Samstagnächten und an Sonntagnachmittagen seine Zeitschrift „Fröhliche Stunden" verfaßte, die er dann in einer neuen Heftreihe, „Meine Gedanken", weitergeführt hat. Aus dieser letzteren sei hier etliches mitgeteilt.

Die Schulverhältnisse des Knaben sind bekannt; sie waren insoweit für ihn ungünstig, als der Schulbesuch teils wegen großer Entfernung und wüsten Wetters, teils wegen Unentbehrlichkeit bei der Arbeit zu Hause, teils auch wegen Krankheit und nicht zuletzt wegen Abneigung vor dem Zifferrechnen und Auswendiglernen oft auf längere Zeit unterbrochen wurde. Um so fleißiger war er im Selbstlernen zu Hause, im Lesen und Schreiben. Bei letzterem ist aber die Orthographie arg zu kurz gekommen: Und so reizt es jetzt den Alten, des Jungen Schulmeister zu sein und die Dichtungen des Schneiderbuben so weit zu korrigieren, als es ohne Verletzung der Eigengedanken und Eigenart geschehen darf. Der

gehalten, begann ich doch es anders zu beurteilen, als ich hörte, wie die anderen mich priesen.

„Ihr könnt euch morgen darüber zanken“, sagte Gamling, „jetzt gehen wir zu Bett, denn es ist beinahe Mitternacht.“

Wir sagten einander also gute Nacht, und Gamling, Corpus Juris und ich begaben uns in unsere Schlafräume. Als wir zusammen die Treppen hinaufgingen, war das Betragen von Corpus Juris direkt rätselhaft: er veränderte auf einmal sein Benehmen, faßte mich unter dem Arm, sprach freundlich und vertraulich zu mir und war so guter Laune, wie ich ihn seit langem nicht gesehen. Ich dachte währenddes darüber nach, wie ich ihn dazu bringen sollte, zu Bett zu gehen, ohne daß er meinen Streich merke. Aus dieser Verlegenheit half mir Corpus Juris selbst.

„Höre, Nicolai“, sagte er zu mir, als wir eintraten, „morgens fällt es uns beiden schwer, aus dem Bett zu kommen; laß uns abends versuchen, wer von uns beiden zuerst liegt!“

„Das können wir ja tun“, antwortete ich, ohne die Ursache dieses Vorschlages recht zu begreifen. Ich ging zu meinem Bett hin, aber Corpus Juris hielt mich zurück, indem er sagte: „Nein, stellen wir uns hier in die Tür zwischen unseren Zimmern; jeder stellt einen Stuhl neben sich; dann kleiden wir uns rasch aus, und — eins, zwei, drei, springen wir rasch ins Bett!“

„Ja, das ist ausgezeichnet!“ sagte ich, innerlich entzückt davon, daß Corpus Juris selbst in die Falle ging, die ich ihm gestellt.

Wir stellten uns jetzt auf, jeder einen Stuhl neben sich und begannen uns auszukleiden. Aber ich übereilte mich nicht, denn ich wollte gern das Schauspiel genießen, wenn Corpus Juris seinen Salto mortale machen würde.

„Warum zauderst du?“ fragte dieser, der meine Langsamkeit bemerkte. „Fürchtest du vielleicht, daß ich etwas Böses im Sinne habe?“

„Nein, gewiß nicht“, antwortete ich und beeilte mich, um rasch fertig zu werden. Wir waren zu gleicher Zeit ausgekleidet, und — eins, zwei, — liefen wir über den Fußboden, und: drei — verschwanden wir in einem Meer von Polstern. Corpus Juris hatte nämlich dieselbe goldene Idee gehabt wie ich, und den Boden aus meinem Bett genommen, auf dieselbe Art, wie ich mit dem seinen verfahren war.

„Ihr seid ein paar große Kinder, alle beide“, sagte Gamling, der hereinkam, um uns aus der Menge Kissen und Laken herauszuhelfen, zwischen denen wir uns wälzten.

Aber dieses Polsterbad hatte den besten Einfluß auf uns beide, denn nun hatten wir unserem lange verborgenen Grimm Luft gemacht. Die Gewitterwolke, die bisher dunkel und drohend zwischen uns geschwebt,

Ruf: Mann mus gehn vom Wirdshaus —
Walt: — aus
Ruf: Und ins Kirchlein
Walt: — ein.
Ruf: Was volgt der Lieb ohne Dreu?
Walt: Reu.
Ruf: Liebt mich von den Jungfrauen keine?
Walt: Eine!
Ruf: Last sie mich in ir Stibel hinein?
Walt: Nein!

Schneiderrache.

Eine furchtbare Ballade.

Einst ging ein junger Bauer
Hinaus aufs Feld spazier'n,
Da sah er auf dem Landel
Ein junges flinkes Manndl
Gar frisch daherstolzier'n.

Und dieser war ein Schneider,
Das sah man ihm schon an,
Ein lustiger Geselle
Mit Bügeleisen, Elle,
Kurzum, ein fescher Mann.

„Du, Schneider", sprach der Bauer,
„Wo hast denn deine Geiß?
Ach, wie ist, muß ich sagen,
Ein Schneider zu beklagen,
Der seine Geiß nit weiß!"

So spottete der Bauer
Den armen Schneider dort.
Doch dieser sprach zum Laffen:
„Der Himmel wird dich strafen
Für dieses böse Wort!"

Und sieh, des andern Tages
Zur Morgenstunde schon,
Da sah man nicht mehr weiter,
Denn dreißigtausend Schneider
Verdunkelten die Sonn'.

Der Bauer sah voll Schrecken
Zum Fensterlein hinaus,
Ach — Schneider, Schneider, Schneider,
Wohl dreißigtausend Schneider,
Umzingelten das Haus.

Die Scheuer und die Stube,
Der Tisch und jedes Fach,
Das Bett, sogar die Kleider —
War alles voll mit Schneider
Hinauf bis in das Dach.

Der Bauer rang die Hände
Und stürzte aus dem Haus,
Doch überall die Schneider,
Die dreißigtausend Schneider —
O fürchterlicher Graus!

Er kämpfte mit der Drischel,
Es war ganz einerlei,
Sie stachen mit den Nadeln
Auf Buckel, Bauch und Wadeln
Und meckerten dabei.

Wohin er sich auch wandte
In seiner Angst und Not,
Die dreißigtausend Schneider,
Die jagten ihn, ach leider!
Beinahe mausetot!

An einen jungen Schullehrer,

der die damals schon abgekommene Schule in Krieglach-Alpel wieder aufrichten wollte:

„Mein Lieber, ich muß mich mit dir jetzt erfreuen — zu deinem Berufe, dem schönen und neuen —. Du hast jetzt auf einmal viel Kinder bekommen — und kriegst du noch mehr, so sind alle willkommen. Du willst dich der schuldlosen Jugend nun weihen, da mußt du den Alten schon manches verzeihen. Denn Schullehrer sein, ist ein bitteres Los, zum Weinen so hart und zum Jauchzen so groß. — Doch einst wird es heißen, wenn du längst verwesen: Gott lohn' ihm, er ist mein Lehrer gewesen."

Bub wird zur Vorführung nur gewaschen und gekämmt, im weiteren soll er bleiben wie er war.

Das erste Heft der vom Verfasser reich illustrierten Zeitschrift „Meine Gedanken“ enthält ein mit Bleistift gezeichnetes Selbstporträt, an das er als Einleitung das folgende Gedicht knüpfte:

Mein Bild und mein Name.

Sagt an, ihr Herr'n, ist euch bekannt
Das Bild an dieses Buches Rand?
Das ist der Schneiderpeterl, unser Dichter,
Unser Maler, unser Narr, unser Richter.
Einen schönen Namen, sagt er, hätt' er:
Er heißt Kettenfei'r Rosegger Peter.

Anno Dreiundvierzig kam zur Welt
Wohl schon pudelnärrisch dieser Held,
Und man trug ihn gleich darauf zur Taufe,
Hielt das Bübel in die kalte Traufe,
Nannte alsdann halt den kleinen Vetter:
Kettenfei'r Rosegger Peter.

Was ist es nun mit diesem Mann,
Der alles sonst, nur nicht das Rechte kann?
Seine Eltern sind halt beide,
So wie er, geplagte Leute.
Was aus seinen Kindern wird, das später,
Jetzt von Kettenfei'r Rosegger Peter.

Nachher wuchs der Junge lang und auch
Kärglich schmal, wie es schon Schneiderbrauch.
Da man später ihn als Schneider kannte,
Man ihn nur den Schneiderpeterl nannte.
Himmel kruzi Kreuz und alle Wetter!
Ich heiß' Kettenfei'r Rosegger Peter!

Auch ein Schmied ist dieser junge Mann,
Weil er schöne Versel schmieden kann.
Just so griff er eben jetzt zur Feder,
Sehnlich wünschend wohl, es möge jeder
Mit Vergnügen lesen diese Blätter.
Sie sind von Kettenfei'r Rosegger Peter.

Die Aussicht von meinem Geburtshaus.

Viele Leute sagen, mein Vater sollt' das Haus verkaufen, weil fürs Weiterwirtschaften keine Aussicht mehr wäre. Aber jeder, der zu uns den Berg heraufsteigt, wundert sich über die schöne Aussicht, die wir haben. Ich zeichnete hier zwei Bilder dieser Aussicht, das eine gegen den Wechsel, das andere gegen den Hochschwab hin. Indem ich diese Aussicht zeige, bin ich der Ansicht, daß man in Hinsicht meines schwachen Talentes Nachsicht mit mir und die Einsicht habe, daß diese Bilder zwar mit Umsicht und Vorsicht, aber ohne Aufsicht gezeichnet wurden in der Absicht, meinen Lesern eine Übersicht dieser schönen Aussicht zu bieten.

Man sieht also, daß man bei uns heroben sehr viel sieht.

Von der Orthographie des Schneiderbuben wird eine kleine Probe doch zu ertragen sein:

Die Sbrache des Waltes.

Ruf: Waß wurte Eilenspigel durch seine dollen Streich?
Walt: Reich.
Ruf: Was ist die elteste Dane im Walt?
Walt: Alt.
Ruf: Wie heist die Stad, wo der Babst lebt heilig und from?
Walt: Rom.

helle Mond am Himmel steht und über Berg und Tal der stille weiße Mondschnee liegt, da frägt er, in welchem Fürstenpalast auf Erden eine so himmlische Pracht zu finden sei?

Halbe Nächte lang hat der Naturbursche damals geschwelgt im Sternenreiche. Später hat ihm die Kultur dafür — das Kaffeehaus gegeben.

Über das Sterben

begegnen wir in den Schriften des Schneiderbuben folgenden Gedanken:

Jetzt tun die Leute schon seit der Erschaffung der Welt alleweil sterben und können es immer noch nicht. Erstens haben sie zu viel Angst vor den großen Schmerzen beim Sterben. Aber die Schmerzen spürt man doch nur um so stärker, als man lebt. Je mehr man anfängt, tot zu werden, desto weniger spürt man die Schmerzen. — Zweitens fürchten sie das Eingegrabenwerden. Aber der Mensch **wird** ja gar nicht eingegraben, nur sein altes Hemd; der Mensch selber, die Seele lebt sich wieder einen neuen Leib an, wie und wo, das weiß ich freilich nicht. — Drittens haben die Leute Angst vor der Hölle. Weil am Sterbebett immer der Schrecken steht: In die Höll' kommen! Ewig verdammt werden. — Und die Familienmitglieder jammern: Stirb uns nit, stirb uns nit! Was fangen wir denn an, wenn du stirbst! — So helfen die Leute einander sterben. Und just derohalben ist das Sterben so hart. — Die alte Rieglerin hat sich gefreut auf das Sterben, weil sie gewußt hat, daß sie ihr den roten Kittel anlegen werden. Ich verhoffe mir noch was schöneres als den roten Kittel.

Diese Gedanken hat er später erweitert in seinem Aufsatz „Die Angst vor dem Sterben“ („Sünderglöckel“).

Derlei vom „Schneiderbuben“ läßt sich aufzeigen. Dann kommen in seinen Schriften aber oft weite, trostlose Wüsten, in denen selten ein Gedanke der Druckerschwärze würdig wäre. Versöhnend ist da nur die Selbstironie des Verfassers. Denn er ist sehr spottlustig, aber seine satirischen Pfeile pflegt er so herzurichten, daß sie fast allemal auf ihn selbst zurückfliegen. Einmal nennt er sich einen berühmten Dichter, der bekannt sei, soweit seine Zunge reicht; er gedenke es aber noch weiter zu bringen und berühmt zu werden, soweit seine Ohren reichen. — Solche Witze hält allerdings nur der aus, der sie erzeugt.

Ernster ist es ihm schon, wenn er von seiner heimlichen Liebe spricht zu einem Mädchen, das er in mehreren Gedichten wohl andeutet, aber nicht nennt. Sie steht gesellschaftlich höher als er, ist die Tochter des Gemeindevorstandes. Er wagt es nicht, ihr „von Mund zu Mund“ seine Liebe zu gestehen. Da kommt sie ihm zuvor und schreibt ihm

Nur wenige Wochen war der junge Mann, E. H., Lehrer in Alpel. Er kam wieder heim nach St. Kathrein, schüttelte den Kopf und sagte: Es war nichts.

Da hatte ich wieder einmal umsonst gesungen.

Gedanken über Musik.

Dichtung und Musik sind die zwei Flügel, mit denen der Mensch in den Himmel fliegt. Beim Anhören einer schönen Musik möchte ich allemal dem lieben Gott um den Hals fallen. Mit Predigten werden vielleicht weniger arme Sünder bekehrt als mit Musik. Aber die beste Musik kann die frömmste Seel' aus der Haut jagen, wenn sie schlecht gespielt wird. Auf dem Dorfe wird oft der Fehler begangen, daß man große kunstvolle Musikwerke in der Kirche aufführen will mit dem halb Dutzend Spielleuten, die noch dazu keine Übung haben. Die alten guten einfachen Messen und Lieder sind dem Herrn Chormeister zu wenig nobel, man will höher hinaus; mit dem Beethoven wagen sie's und schmeißen erbärmlich um. — In diesem Tone soll der Schneiderlehrling, wie er selbst erzählt, einmal mit seinem Dorfschulmeister Lakowitsch gesprochen haben. Da hat der Herr Lakowitsch nur den Stecken geschwungen und gesagt: „Du Mistbub, du lausiger! Jetzt schaust aber gleich, daß du weiterkommst, sonst fangst was!“ Diese Musik im Takte dieses Dirigentenstabes soll aber dem naseweisen Kritiker auch nicht gefallen haben.

Abendunterhaltung.

Der Schneiderbub hat auch über die Abendunterhaltungen in den Städten nachgedacht, von denen er gehört und gelesen. Die großen Gesellschaften, die Gelage und Schwelgereien, die Bälle gefallen ihm nicht. Das Tanzen ist eine ganz närrische Sache, er will es nicht lernen, es sei denn, daß er sonst kein Mädel bekäme. Ein Mädel müsse er freilich haben. Aber die Konzerte, das Theater, um die beneidet er die Städter. Ein Ersatz dafür ist ihm das Lesen in stiller Einsamkeit, auf die er überhaupt viel hält. Manchmal schon, daß er gerne mit ein paar verstehenden Freunden säße bei einem Glase Wein. „Dem Wein, weil er ein Türlaufmacher bei den Herzen ist“. Man kann alles, was man auf dem Herzen hat, viel besser sagen, wenn man dabei immer einmal einen Schluck Wein trinkt. Daß er es nicht so heraussagen kann, wie es in ihm ist, das beklemmt den Schneiderbuben halt oft und oft. Er hat's hierin später zu einiger Fertigkeit gebracht, aber das Besondere, vielleicht das Beste, was in ihm sei, meint er, habe er nicht aussagen können, weder mit noch ohne Wein. — Die liebste Abendunterhaltung, schreibt der Schneiderbub, gegen die nichts anderes aufkommt, sei ihm das Hinwandeln in den Sommernächten unter dem Sternenhimmel. Und wenn gar der

Der Geldsack steht mir weit zwar noch nicht offen,
Die Woche neunzig Kreuzer, die sind mein.
Mir ist es ja genug, und ich will hoffen,
Sein Geselle länger noch zu sein.

Und weil ich auch sehr schwer nur könnte scheiden
Von diesem Tale, nun so schlag ich ein:
Wenn der Meister will, mit tausend Freuden
Sein Geselle länger noch zu sein.

Denn da ich frei bin, könnte ich ja wandern
Von Land zu Land, von Wahn zu Bahn,
Von einer Stadt, von einer Mad zur andern,
Wofür wär' ich denn sonst ein freier Mann!

Und wo es gilt, die Bösen zu bestrafen,
Da wollt' ich scharf und rastlos gehen dran,
Und ebenso zu lohnen auch die Brafen,
Wofür wär' ich denn sonst ein freier Mann!

Und so will ich denn streben, streiten, siegen,
Bis dieses Sein vorüber ist, und dann
Mit Mut empor zu Gott im Himmel fliegen,
Wofür wär' ich denn sonst ein freier Mann!

Fahrende Leute.

Von **M. Brücken.**

Einmal satt werden, einmal essen können nach Herzenslust, so eine „große, recht große Schüssel voll, und einmal in einem wirklichen Bette schlafen" — das waren die Wünsche des schwarzen Heini, wenn er hinter dem großen, rot gestrichenen Wagen dahertrottete oder den mageren Gaul, den Hans, am Zügel führte und ihn über die Steine oder durch die Löcher und Pfützen des Weges zerrte. Der Gaul hatte es eigentlich besser als er, im Sommer und Herbst wenigstens, da durfte er grasen nach Herzenslust, wurde satt, während er oft mit einem Stück Brot genug haben mußte. „Essen macht faul", sagte der Vater, wenn er sich beschwerte und gab ihm noch obendrein einen derben Puff. Die Mutter steckte ihm freilich zu, was sie sich vom Munde absparen konnte, aber viel war's ja in den besten Tagen nicht; es war ein recht elendes kümmerliches Leben.

Vor einer Stunde war die Familie, bestehend aus Vater und Mutter, dem zwölfjährigen Heini, einer jungen, zugelaufenen Dirne, dem Pferde Hans, dem Äffchen Mignon und einem Papagei in dem Städtchen angekommen, um für die Dauer des Jahrmarktes Vorstellungen zu geben.

Der Vater war zur hohen Obrigkeit gegangen, um die Ausweispapiere und andere Dokumente in Ordnung zu bringen, die Mutter saß auf den Leiterstufen des Wagens und flickte an einem bunten Kleidungsstück, die Dirne, Preziosa genannt, spielte mit Mignon und dem Papagei, der kreischend auf ihrer Schulter saß, Hans graste friedlich und Heini lag neben dem Wagen und dachte an seinen leeren Magen. Dabei sah er in den blauen Himmel hinauf, sah die Wolken ziehen, rot und röter, blaß und bläßer werden, sah die Sterne aufflammen

eines Tages einen Brief. Und der wird von dem Empfänger so tragisch komisch genommen, daß er ihn mit pikierten Randglossen versieht. Ihr Brief mit seinen (eingeklammerten) Bemerkungen lautet:

„Wertester Herr Dichter! (Habt ihr's gehört?)

Da Du Dich gar jetzt als Dichter berühmt machen willst, so können wir (wir?!) es nicht unterlassen, Dir unsere Meinung über Dein bisheriges Treiben bekannt zu machen. (Ist recht!) Es ist nicht schön von Dir, daß Du Dich als Schriftsteller so berühmt machen willst, da Du nicht einmal die Rechtschreibung kannst, indem es Leute gibt, die Deine Schriften gar nicht lesen können. (Ja, die kleinen Kinder!) Auch gereicht es Dir zu keiner großen Ehre, daß Du in allen Schriften von Deinem Mädchen redest und weißt gar nicht, ob Du es bekommst oder nicht. (Jetzt weiß ich's schon!) Und wie Du Deinen Traum von ihr erzählt hast, so bist Du kein Schriftsteller, sondern ein Traumerzähler. (Feiner Reim!) Aber jetzt müssen wir aufhören, Dich zu tadeln, wo man von einem Schneiderbuben nichts Besseres verlangen kann. (Bums!)

Mit Gruß —"

und dann der Name.

Daß der Junge in dem Augenblick der Enttäuschung auch schon geheilt war, ersieht man aus seinen Glossen. Verwundert ist er nur darüber, daß dieses plötzliche Zerbrechen der „Liebe" eigentlich so gar nicht weh tat. Er mußte, wie so viele Knaben in diesen Jahren — wohl nur brauchshalber verliebt gewesen sein.

Mit der Liebe hörte er also diesmal auf, mit dem Dichten fuhr er fort. Und dazu ergab sich ein würdiger Gegenstand anläßlich seiner Freisprechung, mit der wir diese Reihe schließen wollen.

Am Tage meiner Freisprechung

dem 29. Juni 1863.*)

Drei Jahre, o wie bald sind sie verronnen,
Die kettenschweren Tage sind vorbei.
Jetzt hab' ich fast so viel schon, als gewonnen,
O, höret nur, ihr Freunde, ich bin frei!

Die heißersehnte Stunde hat geschlagen,
Der Sonne Glanz erscheint mir völlig neu.
Ich tat mich zwar auch früher nicht beklagen,
Doch jetzo ist es lustig — ich bin frei!

Ich hatt' ja auch als Lehrjung frohe Zeiten,
Mein Meister war mir gut und ich ihm treu,
Doch jetzt will ich auf stolzen Rossen reiten,
Denn höret nur, ihr Brüder, ich bin frei!

Ich danke meinem Meister für die Lehre,
Die er stets in Liebe prägte ein.
Ich rechne mir es fürder auch zur Ehre,
Sein Geselle länger noch zu sein.

---

*) Ein formeller Freispruch ist nicht erfolgt. Der Meister Ignaz Orthofer erklärte dem Lehrling mündlich: Von heute ab bist du frei. Das wurde dann der Zunft in Birkfeld brieflich angezeigt. Wir möchten aber gerne wissen, ob in Birkfeld, falls die Zunfturkunden existieren, noch eine Spur jener „Freisprechung" vorhanden ist.

die Fertigkeiten des klugen Hans, des Affen und Papageis, die Zauberkraft Preziosas und die Seiltänzerkünste des kleinen Riccos, des kühnen Luftfliegers preisend, vor dem Wagen auf und nieder; Preziosa stand vielversprechend daneben und warf begehrliche, ermunternde Blicke umher. Der kurze, rote Rock, der die Waden freiließ, das tief dekolletierte, weiße Hemd mit dem darübergezogenen spanischen Jäckchen, der bloße Hals und die nackten Arme taten ein übriges, die Menge anzulocken. Mutter Thomasio kochte unterdessen das kärgliche Mahl und setzte noch schnell der Jacke, mit der sie vor das Publikum trat, eine bunte Borte auf. Ricco lief im Städtchen herum und verteilte gedruckte Zettel, die in beredten Worten die Vorstellungen anpriesen. In dem farbigen Gewande, die rote Schellenkappe auf dem schwarzen Lockenkopfe, sah er bildhübsch aus und manch bedauernder Frauenblick und manch begehrlicher neidvoller Kinderblick folgte dem schlanken Knaben, der behende von Haus zu Haus lief.

Auch in das Haus des Färbers, am Ende der Straße, hart am Bache gelegen, trat er ein. Der große Hausflur war leer, im Hofe draußen bellte ein Hund und zerrte wütend an der Kette, bereit ihm im gegebenen Augenblick an die Kehle zu springen. Der Knabe stand unschlüssig, was sollte er tun, wie seine Zettel anbringen? Da trat aus der Tür, die auf den Flur führte, eine Frau heraus, die mit beiden Händen eine mächtige Schüssel trug, aus der ein dichter Dampf aufstieg, ihr Gesicht in einen feuchten Nebel hüllte und einen lieblichen Duft verbreitete. Dem Knaben weiteten sich die Augen, mit hochgezogener Nase zog er gierig den Duft ein. Er vergaß seine Zettel anzubieten und stand ganz versunken in dem seltenen Genusse eines so leckeren Speisegeruches: ein Bild hungriger Begehrlichkeit. Die Frau erschrak fast, als sie des Knaben ansichtig wurde, während des Jahrmarktes trieb sich vielerlei Gesindel herum — und wollte ihm bedeuten fortzugehen, als sie aber seine hungrigen Augen sah, siegte ihr mitleidiges Herz und sie sagte gutmütig: „Was willst du denn, Kleiner?" Aber er gab keine Antwort, er sah nur immer die Schüssel an — „so viel Fleisch und das gute, gute Kraut" — er seufzte.

„Komm mit", sagte die Frau, „wo Sieben essen, wird der Achte auch satt".

Sie ging in das der Küche gegenüberliegende Zimmer, wo um einen großen Tisch der Vater und fünf Kinder saßen, schüchtern folgte der Knabe. „Rückt ein wenig zusammen", sagte sie, „ich bringe einen Gast".

Die Kinder sahen erstaunt auf den phantastisch geputzten Knaben und der Vater fragte: „Wo hast du den farbigen Vogel eingefangen?"

und den Mond hinter den Bergen heraufsteigen, den dummen Mond, wie oft hatte er den schon gesehen.

Endlich kam der Vater zurück, er brachte nicht viel Gutes; verschiedene Veranstaltungen waren schon für die Dauer des Marktes angemeldet, viel glänzender als er sie bieten konnte, ein Karussell neuen Systems, ein Schlangenmensch, zahme Seehunde u. s. w., wer sollte da noch seinen Affen und Papagei ansehen!

„Ich bin auch noch da“, grinste Preziosa und ließ das Mondlicht auf ihren Nacken und den schlanken braunen Armen spielen, „und der Heini auch. Der Bub wird alle Tage hübscher, ein, zwei Jahre noch und die Weibsbilder laufen ihm nach“.

„Der Bub muß seine schwersten Kunststücke machen, arbeiten, tüchtig arbeiten, sonst kommen wir nicht auf die Kosten“, sagte der Vater und warf sich mißmutig auf das Fleckchen Gras, das neben dem Wagen sproßte. Die Mutter seufzte, hatte das elende Leben denn gar kein Ende. Hunger, Arbeit und alle Tage der Bub auf dem Seile und sie in Todesangst daneben. Sie ging in das Innere des Wagens und nahm den Topf mit den gekochten Kartoffeln von dem kleinen Herd, leerte sie in eine Schüssel, tat ein wenig Salz dazu und stellte das Gericht auf den heruntergeschlagenen Klapptisch, Hans bekam ein kleines Bündel Heu, das Äffchen ein kärgliches Futter, der Papagei wurde mit dem kleinen Stückchen einer gelben Rübe abgespeist und befand sich jedenfalls am besten dabei. Die Mutter schob fast den ganzen Teil ihrer Mahlzeit dem Heini zu, der die Kartoffeln mit unglaublicher Schnelligkeit vertilgte, dann zündete sie das kleine Lämpchen an und nahm die unterbrochene Flickarbeit wieder auf. Der Vater schloß das Wagenfenster, legte Äffchen und Papagei an die Kette und warf sich, nachdem er einen tüchtigen Schluck Branntwein genommen hatte, auf das schmale Bett, Preziosa suchte auch ihre ärmliche Liegerstatt auf und Heini lag draußen bei dem treuen Hans, den er vorsorglich mit einer alten Decke bedeckt hatte. Ruhig und friedlich lag die Stätte der Armut, des Elends im hellen Schein des Mondes.

Nächsten Tag, früh morgens schon, herrschte reges Leben auf der Wiese. Buden wurden aufgeschlagen, verschiedene Gerüste, ein Karussell neuesten Systems fertiggestellt, eine kleine Schaubühne für Zaubervorstellungen, ein Verschlag für das hochbeliebte Kasperltheater errichtet. Jeder Budenbesitzer bestrebte sich, sein möglichstes zu tun, den Konkurrenten an Glanz und Pracht zu übertreffen und durch die Kraft seiner Lungen die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Auch Vater Thomas — als Künstler Thomasio genannt — hatte seinen Wagen auf des schönste geputzt, Hans eine gestickte Schabracke übergeworfen und sich selbst mit einem bunten Gewand bekleidet. Er ging,

sich und warf Kußhände in das Publikum, das lebhaft applaudierte und bereitwillig den Teller mit kleinen Münzen füllte. Aber Heini fühlte, es war nicht so wie sonst, er hatte nicht das Gefühl eines leicht beschwingten Vogels, nicht das Gefühl der Sicherheit, ein leichter Nebel lag vor seinen Augen, eine merkwürdige Schwere band ihm die Glieder und die Worte des Vaters fielen ihm ein: Essen macht faul. Er seufzte, er hätte es nicht tun sollen. Aber gleich darauf lachte er wieder, es war doch die schönste Stunde seines Lebens gewesen: von der vollen Schüssel, satt ... einmal im Leben satt ...

Preziosa reichte ihm den japanischen Fächer, er trat wieder auf das Seil — es mußte gehen, aber ... wenn's nur schon vorüber wäre.

Er lief bis in die Mitte, balancierte geschickt, blieb stehen und fächelte, das Publikum klatschte Beifall und rief seinen Namen. Preziosa lächelte und stieß „Vater Thomasio“ in die Seite, hatte sie es nicht vorhergesagt, daß der Knabe anfing, eine Anziehungskraft zu werden.

Heinis Blicke schweiften über die Menge, dort standen die Kinder — alle fünf, keines fehlte — und die Frau, bei der er heute gegessen hatte, die gute, gute Frau ... er dachte an die dampfende, volle Schüssel, das gute Fleisch, das Kraut, an das schöne, große Zimmer — wie gut, warm müßt's da sein, im Winter, wenn's draußen schneite und stürmte und er so elend fror, wie gut, wie gut ...

„Heini! Heini!“, gellte die schrille Stimme der Mutter, der Vater stürzte vor und Preziosa, auch unter den Zuschauern wurden angstvolle Rufe laut: er stürzt, er stürzt! ...

Der alte Doktor, der seit zwanzig Jahren das Städtchen kurierte, drängte sich durch die Menge, mit derben Püffen und ebensolchen Worten machte er sich Platz, bis er vor dem gestürzten Knaben stand. Laut jammernd und heulend lag die Mutter auf den Knien, der Vater suchte ihm die engen Kleider zu lösen, Preziosa stand weinend daneben und schluchzte: „Der arme Bub, der arme Bub ...“

Das geübte Auge des erfahrenen Arztes sah sofort: hier war nichts mehr zu helfen. Behutsam schob er die Hand unter den schwarzen Lockenkopf und hob ihn ein wenig empor — ein Blutstrom stürzte aus dem halbgeöffneten Munde. Mutter und Vater und auch die Umstehenden schrien laut auf, Preziosa barg schaudernd das Gesicht in beide Hände.

Heini schlug die Augen auf, groß, verwundert — ob er Vater und Mutter erkannte — er lächelte, sank müde zurück und murmelte: „So satt bin ich heut, so satt“ ...

Dann war's mit dem jungen Leben vorbei.

„Er stand im Hausflur draußen mit so hungrigen Augen, da hab' ich ihn mitgenommen", erwiderte die Frau und schob den Knaben auf seinen Platz, faltete die Hände und blieb stehen. Auch die Kinder standen auf und der Vater sprach ein kurzes Tischgebet; das Amen sprachen sie und die Mutter mit. Auch Heini tat's, obgleich er sehr verwundert war, daß hier gebetet wurde. Dann fiel er über das Essen her und Eltern und Kinder lachten über den gesegneten Appetit.

„Wenn's ihm nur nicht zu viel wird und schadet", meinte die Frau besorgt und auch der Vater schüttelte den Kopf. Aber Heini lachte, daß die weißen Zähne blitzten, und versicherte: es wäre schon lange sein Wunsch gewesen, sich einmal satt essen zu können. Die Kinder machten erstaunte Gesichter und stießen sich verlegen an, zum erstenmal vielleicht in ihrem Leben empfanden sie, wie gut es ihnen ging. Nach dem Essen überreichte Heini mit graziöser Verbeugung den gedruckten Zettel und lud zur Vorstellung ein, heute nachmittag um drei Uhr sollte die erste stattfinden. Der Vater schnitt ein verdrießliches Gesicht, ihm waren alle derartigen Schaustellungen zuwider, auch die Mutter konnte nichts versprechen, sie hatte heute noch mehr zu tun als an anderen Tagen, aber die Kinder bettelten so lange, bis sie die Erlaubnis erhielten, auf den Markt zu gehen. Jubelnd umtanzten sie den Knaben, er mußte erzählen, was er alles konnte.

„Ballspielen, Seiltanzen, Rad- und Purzelbaumschlagen." Und dann erzählte er von dem klugen Hans, dem Affen, dem Papagei, von Preziosa . . .

Die Kinder wurden ganz aufgeregt und wollten immer noch mehr wissen, aber die Mutter machte ein Ende und sagte, die Kinder müßten jetzt in die Schule und der Knabe zu seinen Eltern.

Glückselig wie ein König ging Heini durch die Straßen, schwenkte sein Mützchen und pfiff ein lustiges Lied. Die Mutter sah schon nach ihm aus, sie hatte sein bißchen Essen sorgsam warm gestellt, aber er fragte gar nicht danach — heute, heute war er ja satt! Er warf die Mütze hoch und jauchzte.

„Mach dich fertig", rief ihm der Vater zu, „wir werden gleich beginnen." Die Mutter saß schon, mit der rot bordierten Jacke und dem phantastischen Kopfputz angetan, an der Kasse, d. h. mit dem Teller in der Hand, der Vater schrie aus Leibeskräften, Preziosa machte ein Kunststück mit dem Affen, dann trat Ricco hinaus und spielte ein kunstvolles Ballspiel, aber er war so seltsam schwerfällig heute, faul, beinahe schläfrig. Er ließ den Ball fallen, die Zuschauer lachten und der Vater warf ihm einen bösen Blick zu. Darauf wurde der kluge Hans vorgeführt, erriet Zahlen und Worte, indes das Seil gespannt und die Leiter angelegt wurde. „Ricco" stieg hinauf und lief einigemale hin und her, verneigte

Dann muß sie wirklich gehen.

Und auf die Stiege ruft er ihr nach: „Sei brav und komm' morgen — sonst kriegst Schläg!“

„Krieg ich halt Schläg . . .“ Das ruft sie noch vom zweiten Stock herauf.

Sie kommt morgen nicht, kommt später nicht mehr und kriegt keine Schläg', weil sie ja nicht da ist.

Erst hat er unterm Dach auf sie gewartet; dann hat er den Brief, den sie ihm schrieb, verbrannt.

Sie kann nicht; der Bruder, Leutnant, verschuldet; Wechsel — und die Unterschriften! Papa sprach vom Revolver. Die Mama war weniger romantisch und fand den praktischen Ausweg: „Eva heiratet den Sektionschef.“

's gab nicht einmal einen Kampf, ein ehrliches Aufbäumen. Der Papa schaute sein Mädel schief von der Seite an: „Armer Fratz!“; der Leutnantbruder duckte den Kopf; die Mama meinte, es sei alles sehr gut.

Da heiratet sie eben den Sektionschef.

In fünf Jahren läuft eine Sanduhr ab.

In fünf Jahren werden aus Sektionschefs Minister. Auch zur Frau Minister sagt man Exzellenz.

Ex'lenzfrau Eva. —

Der Ball der Rettungsgesellschaft und die Regierung entsendet dazu ein Mitglied — wer sich hinaufdiente durch die Rangsklassen, geht auch auf Befehl zum Ball, wie er früher in das Amt ging, ins überheizte Bureau.

Minister heißt „Diener“ sein.

Frau Eva ist die erste Dame des Abends; so jung, so gesittet, so würdig; sie lächelt, läßt sich die Hand küssen, schleift die Schleppe nach, konversiert und merkt es — vielleicht — gar nicht, wenn sich ein ganz Unverschämter über ihren Ausschnitt beugt.

Der Ministergemahl repräsentiert mit seinem langen, großen Gesicht, mit seiner weißen Weste, dem geplätteten Frack, dem schütteren, grauen Scheitel und den vielen, vielen Orden. Aber lieber möchte er daheim sein und schlafen.

Ein Walzer setzt ein.

Frau Eva — nein: Ex'lenzen tanzen nicht.

Dann wird sie plötzlich müd, ist abgespannt — nur einen Augenblick Ruhe hinter der drapierten Palmengruppe.

Da sitzt schon einer dort, zufällig; aber es ist Platz für zehn und mehr, und Frau Eva setzt sich dennoch hin. Warum gerade d e r da? Der Eine von drei Milliarden Menschen . . .

Klingende Funken.

Immer glühen tiefe Herzen,
Leidversunken, freudetrunken,
Und selbst schnöde Alltagskerzen
Sprühen manchen Sternenfunken.

Lasset uns mit Äthersträngen
Glocken an die Sterne hängen,
Damit sie die stillen Feuer
Weitersenden in Gesängen.

Rosegger.

Sei brav — sonst . . .

Ganz oben im dritten Stock ist's, vielleicht sogar schon unterm Dach, und er küßt sie und sie küßt ihn; und draußen schneit es und stürmt es und, weil Geschäftsschluß ist, knattern die Rolladen herunter. Die beiden in der Dachstube merken nichts davon, hören nichts von draußen.

Und benehmen sich recht ausgelassen.

„Aber jetzt muß ich gehen, Fritz!"

„Unsinn!"

„Die Klavierstunde wär' ja auch schon aus."

„Wird die Tastenmamsell nicht plauschen, daß du schon wieder gestreikt hast?"

„Ach was, die . . ." Wie durch eine Straußenfeder schauen ihre braunen Augen durch die Wimpern.

„Sag' doch . . ."

„Wenn nur Papa nichts merkt."

„Ver . . . In einem halben Jahre bin ich Doktor."

„Ja . . ."

„Was — ja?"

„Aber wir sind Obersten!"

„Wir?"

„Na ja . . ."

„Und . . ."

„Du bist dann ein Doktor ohne Gehalt, ohne Stellung, ohne . . ."

„Eva!"

„Die Mama wird so sagen."

Die Studienbücher liegen aufgeschlagen herum, ein Totenschädel hängt schief an der Wand, daneben zwei gekreuzte Schläger.

„Fritz, ich muß gehen . . ."

Noch einmal treibt er's ganz toll und preßt sie, daß sie stöhnt, und küßt sie, daß sie nicht atmen kann.

Der Liftboy: Jawohl, Exzellenz.

Der Präsident: Schön, so fahre ihn ins oberste Stockwerk, mein Sohn, und stürze ihn aus der Dachluke ... Wir gehen zu Tisch, meine Herren. Was wird es geben?

Der Kriegsminister: Krieg, Exzellenz.

Der Präsident (stirnrunzelnd): Das mein' ich nicht. Ich frage den Oberkellner.

Der Oberkellner: Zunächst Royal Whitestable Austern —

Der Präsident: Sehr gut. Ich nehme alten Dry Madeira dazu — nein, ins Wasserglas. Vollschenken — vollschenken. Prost!

Die Konsuls (erheben und neigen sich): Prost, Exzellenz.

Der Präsident: Der Madeira ist gut — aber es geht nichts in eure Gläser. Ein größeres Wasserglas!" ... (Austern schlürfend.) Und Sie — General, Sie sagten, wir haben Krieg?

Der General: Allerdings, Exzellenz, das Gefürchtete ist eingetreten — Holland hat den Krieg erklärt ...

Der Präsident: Gefürchtet? Sie sind von Sinnen. Was habe ich, eine Minute vom Potsdamerplatz, von Holland zu fürchten! Was bestellen wir nun?

Der General: Krupp-Kanonen, Exzellenz, werden wir bestellen müssen.

Der Präsident: Aber das mein' ich doch nicht. Ich rede mit dem Ober.

Der Oberkellner: Augsburger Patriziersuppe — wird sofort serviert.

Der Präsident: Ah, sehr gut. Es war ein Augsburger Patrizier, der einmal einen Staat als Lohn bekam — von Karl dem Fünften oder dem Siebzehnten ... oder so wem. War es nicht ein Spanier? Was trinken wir jetzt?

Der Oberkellner: Steinberger Kabinett, Auslese von 1889.

Der Präsident: Auslese — gut. 1889 — sehr gut. Es war das Jahr — wissen Sie noch, General — in dem wir den Prätendenten hinrichteten und die Witwe expropriierten. Ein gutes Jahr, ein guter Wein. Prost!

Die Konsuls: Prost, Exzellenz.

Der Präsident: Bei diesen Klößchen in der Suppe fällt mir ein: wir müssen die Orinoko-Forts verstärken, wenn wir Krieg haben.

Der General: Die Gelder dafür sind verschwunden.

Der Präsident: Ver—schwunden! Ei, da soll doch ... Ach, pardon, ich erinnere mich. Meine kleine Freundin hatte damals Geburtstag ... Haben Sie sie mal in der siebenreihigen Perlenkette gesehen, General?

Sie grüßen einander nicht.

Nur, daß er halblaut vor sich hinspricht: „Klaviermamsell ...“ „Ich muß gehen ...“

Was er nur hat? Sie hört es, hört es auch nicht, und zerreißt ein Palmblatt.

Und er spricht weiter: „Sei brav — sonst ...“

Da steht Frau Eva langsam auf und wie sie ihn anschaut, sagt der Blick so viel Qual und Trotz, daß der andere schweigt.

Der Herr Minister parliert mit einem Geheimrat, und wie ihn seine Frau anruft, hört er's gar nicht.

„Karol, wir müssen jetzt gehen ...“

Keine Antwort.

„Karol, wir müssen ...“

„Sofort, Eva.“

Der Geheimrat redet und redet und legt die Wünsche eines unzufriedenen Professorenkollegiums dar.

„Karol!“

„Einen Moment noch.“

Die Leute, die herumstehen, finden es reizend, wie der Ex'lenzfrau endlich die Geduld reißt: „Sei brav und komm — sonst ...“

Und sie selbst lacht dazu so sonderbar.

Überhaupt sonderbar — nicht?

H. L. R.

Modernste Kriegsführung.

Von **Rudolf Presber.***)

(Speisesaal in einem allererst=erst=klassigen Hotel in der Bellevuestraße zu Berlin. Die Wände mit Fahnen einer sehr entlegenen Republik geschmückt. Viel Blumen. Kellner in Escarpins. Ebensolche Konsuls.)

Der Präsident kommt im Gespräch mit dem General, dem Oberkellner und einem Liftboy.

Der Präsident (zu dem Liftboy): So —? Dieser unverschämte Juwelier will für die paar lumpigen Brillanten dreitausend Taler —? und meine Gegenrechnung auf viertausend Taler für die Reklame durch meine Kundschaft erkennt er nicht an?

Der Liftboy: Nein, er sagt —

Der Präsident: Es ist mir gleichgültig, was er sagt. Sitzt er noch im Lift?

*) Mit Bewilligung des Verlages Rudolf Presbers lustigem Buche „Späne“ entnommen. (Berlin. „Concordia“. Deutsche Verlagsanstalt.)

General, wir müssen die Festungen instand setzen. Die Zentrale von Pumpras muß armiert werden . . .

Der General: Pardon, da wohnt doch jetzt die spanische Tänzerin . . . wegen der Aussicht über das Meer . . . Exzellenz hatten das höchstselbst so bestimmt.

Der Präsident: Schon gut — schon gut. Ich will überhaupt nichts von Festungen wissen. Die kosten nur Geld. Ich will eine Feldschlacht schlagen gegen die Holländer. Lassen Sie — lassen Sie im Regierungsblatt schreiben, ich werde die Schlacht bei Salámi noch einmal schlagen.

Der General: Erstens heißt es Salamis, Exzellenz, und zweitens war das keine Land-, sondern eine Seeschlacht.

Der Präsident: Sie sind ein unverschämter Geselle, General. Ich weiß, was ich will. Wenn ich sage, ich schlage Salami oder Salamis — das ist doch egal — auf ein „s" kommt's doch nicht an . . . ich schlage Salamis noch einmal zu Lande — so schlag ich's . . . Ach, Heidsieck, carte d'hor — ein angenehmer Tropfen . . . Sie können mir davon eine Bouteille auf den Nachttisch stellen lassen, Ober . . . Was ich sagen wollte, die Schlacht — Prost, meine Herren.

Die Konsuls (erheben sich): Prost, Exzellenz.

Der Präsident: Die Schlacht — werde ich schlagen. Hier — ist mein Feldzugsplan . . . Was ist das, Ober? Gefüllte Pute? So, so. Mit kalifornischen Birnen? Man soll mir nichts gegen Kalifornien sagen . . . Also hier, wo der Saucenfleck ist, da stehen die Holländer — notieren Sie sich's General. — Und hier, wo ich jetzt den Kern hinspucke, da stehe ich . . . da konzentriert sich meine Streitmacht — übrigens die Leute sollen auf meiner Privatbahn befördert werden — alle erster Klasse — ich ziehe dann die Passagiergelder vom Kriegsschatz ein . . . Also: hier stehe ich. Und da, wo ich die Erdbeere zerquetsche, ist der Wald . . . Ich werfe meine Kavallerie in den . . . Was ist das?

Der Oberkellner: Artischockenböden mit Trüffelpüree.

Der Präsident: Gut. Es wird dem Volk viel Geld kosten, dieser Krieg. Man solle neue Steuern auf Mais, Reis und Brot ausschreiben. Artischockenböden, sagen Sie —? Gut, ich pflege Tokaier Ausbruch dazu zu trinken. Auch die Mineralwässer soll man besteuern und die Brunnen — es ist eine ekelhafte Gewohnheit, Wasser zu trinken. Prost, meine Herren . . . Wie, was? Warum antwortet niemand? Wo sind die Konsuls?

Der Oberkellner: Sie liegen unter dem Tisch, Exzellenz.

Der Präsident: Kretins! Generation von Waschlappen! Telegraphieren Sie einen Artikel, General, der mich mit Alexander dem Großen vergleicht. Schreiben Sie: unerschöpft von allen Strapazen —

Der General: Wir müßten das Hals —

Der Präsident: Depeschieren Sie mal, daß wir den Aronsohn verhaften, den deutschen Bankier. Sagen wir — sagen wir: wegen Landesverrats. Und was nun zunächst?

Der General: Wir werden zunächst an die Flotte denken müssen.

Der Präsident: Aber ich rede doch mit dem Ober.

Der Oberkellner: Forellen in Rotwein — wenn ich servieren lassen darf.

Der Präsident: In Rotwein — schön. Geben Sie mir Ihren Zahnstocher, General. Danke. Wir werden also unsere Landstreitmacht an die Küste schicken. Das heißt vor allem: depeschieren Sie an das Regierungsorgan einen Leitartikel, der mich mit Napoleon vergleicht und mit Blücher. Das wird den Truppen Mut machen.

Der General: Soll man ihnen denn scharfe Patronen geben diesmal?

Der Präsident: Natürlich. Wenn ich außer Landes bin, können sie scharfschießen. Servieren Sie weiter. Ober! Ach — Wildschweinrücken mit jungen Rübchen. Apropos — Rübe. Man soll dem Chefredakteur des Oppositionsblattes den Kopf abschlagen. Depeschieren Sie in diesem Sinne.

Der General: Hat er etwa wieder den Respekt verletzt?

Der Präsident: Nein, aber er hat geerbt. Wir ziehen sein Vermögen ein. Davon zahlen wir den oberen Chargen den Sold für den vorletzten Monat. Die andern dekorieren wir. Ich habe gestern bei dem Portier der Amorsäle so eine silberne Kette mit einer Münze gesehen. Lassen Sie das nachmachen — unecht natürlich — für die Truppen. Anstatt des Soldes. Wir nennen's Orden der Tapferkeit.

Der General: Sollen Sie das bekommen, ehe sie gefochten haben?

Der Präsident: Natürlich. Sonst fechten die Kerle überhaupt nicht. Was trinken wir, Ober?

Der Oberkellner: Château, Léonville Proyferre, St. Julien, Grand Cru.

Der Präsident: Gut, gut. Ich trinke das gerne aus Seideln. Geben Sie mir ein Seidel. Meinen Konsuls auch. Übrigens, General, notieren Sie: die Konsuls bekommen sämtlich den neuen Orden der Tapferkeit auch. Dafür schenken Sie mir etwas Hübsches zum Geburtstag, den ich dies Jahr für morgen ansetze. Prost!

Die Konsuls (erheben sich): Prost, Exzellenz.

Der Oberkellner: Straßburger Gänseleber in Aspik.

Der Präsident: Ah — Straßburg? Ist das nicht eine italienische Festung? An der Donau, nicht wahr? Da fällt mir ein,

An die Wahlausgaben hatte ich allerdings nicht gedacht und erinnerte mich jetzt erst an die schwindelnden Summen, mit denen gut unterrichtete Zeitungen jonglierten, wenn sie die „Gestehungskosten eines Präsidenten“ nachrechneten.

In unserer Gesellschaft befand sich auch ein sprühender Idealist mit Glanzaugen und einer ungezähmten Mähne. Der platzte nun im Stile Marquis Posas los: „Auf die lumpigen Millionen kommt es in einem großen Staat auch wirklich nicht an, die laufen im Voranschlag so nebenbei mit, aber die Monarchie ist Knechtschaft, die Republik ist die Freiheit.“

„So!“ knurrte der Amerikaner und stopfte sich eine Portion beizenden goldgelben Tabakes, den die Schwarzen in den Südstaaten bauen, in seine kurze Pfeife: „Da faselt man uns etwas von der guten Volksbildung bei Ihnen vor und nun tischen Sie mir einen solchen Nonsens auf, für den Sie mir den Beweis wohl oder übel schuldig bleiben müssen. Sie lassen sich durch Äußerlichkeiten täuschen . . . Macht es jemanden glücklich, wenn er — wie ich in Paris sah — auf der Straße ‚Vive la Monarchie!‘ rufen kann, ohne verhaftet zu werden, oder daß ein Kleiderhaus ein Riesenplakat affichieren darf, das den saloppen Fallière darstellt, dem ein hochmütiger Dandy näselnd erklärt: ‚Wollen Sie sich gut anziehen, mein Herr, dann decken Sie Ihren Bedarf bei Callot frères in der rue de Richelieu!‘ Ist das Freiheit in Ihrem Sinn, ja? Kindereien! Die schließlich dem Ansehen des Staatsrepräsentanten schaden, die so notwendige Autorität untergraben und höchstens Gassenbuben Vergnügen machen. Daher nimmt auch ein Rowdy die Courage, seinen Präsidenten öffentlich mit der Reitpeitsche zu attakieren. — Wirtschaftlich hat die Republik so gut ihre Sklaven wie die Monarchie, und die deutschen Wohlfahrtseinrichtungen sind in diesem Militärstaat liberaler, humaner und besser als in irgendeinem sogenannten Freistaat.“

Der Idealist senkte den Kopf und grübelte.

Dagegen griff ein Großkaufmann in die Debatte ein: „Mag ja so weit richtig sein, aber schauen Sie, wie man bei uns geringschätzig auf den Kaufmanns- und Handelsstand herabblickt! Während bei Ihnen der Kaufmann, der die Staaten reich macht, von . . . !“

Unser Amerikaner unterbrach ihn: „Verzeihen Sie . . . Wenn schon ein Stand die Hauptrolle zu spielen hat — ich halte das, nebenbei bemerkt, für überflüssig und unsinnig —, dann kann höchstens die Landwirtschaft in Frage kommen. Doch irren Sie sehr, wenn Sie glauben, daß die Republik die erwerbenden Klassen besonders achtet. Nicht die Erwerbenden, nicht die Intellektuellen oder die Strebenden, sondern die Reichen, die Wortgewandten und die Skrupellosesten spielen die erste Geige und wissen den Regierungskurs zu bestimmen. Im geheimen gilt

das liest das Volk gern ... Fruchteis? Schön. Gießen Sie einen Sherry Brandy drauf. Ich lieb den Geschmack. Und dann gleich Mokka und eine Henry Clay. Es riecht nach Blut, General. Sammeln Sie die Konsuls, Ober. Wenn den Herren Wertsachen aus der Tasche gefallen sind, so geben Sie die mir.

Der Oberkellner: Sehr wohl, Exzellenz.

Der Präsident: Und Sie General, depeschieren sofort meinen Kriegsplan an die Regierung. Lassen Sie das Standrecht proklamieren. Jeder, der an meinen Anordnungen Kritik übt, wird füsiliert.

Der General: Auch wenn er Gomez heißt und inzwischen Präsident geworden ist?

Der Präsident: Auch dann! Und dabei fällt mir ein, Ober, besorgen Sie mir eine Loge für die „Lustige Witwe". Mahlzeit!

Monarchie und Republik.

„Ihr seid doch praktische Menschen, ihr Europäer!" sagte ein freier Bürger der nordamerikanischen Union. „Ihr seid praktischer, als wir, sparsamer, und versteht es, besser zu rechnen."

„Wie das?" fragte ich erstaunt, denn der Wirtschaftsbetrieb in der neuen Welt erschien mir bisher als ein Kunstwerk der Kräfteausnützung, das mit einer gegebenen Arbeits- und Kapitalsgröße den relativ besten ökonomischen Erfolg erzielt. Nun sollten plötzlich wir, im alten, brüchigen und — wie manche meinen — dekrepiten Europa die Praktischeren und Sparsameren sein!

„Gewiß!" nickte der Yankee. „Wie wohlfeil ihr euch regieren laßt! Von einem Kaiser oder König, der seine fixen Bezüge hat. Vergleichen Sie damit, was uns unser Präsident kostet."

Aha! — dachte ich, der Mann hatte keine Ahnung von der Höhe monarchischer Zivillisten, und nannte ihm einige Zahlen.

„Well, weiß ich."

„Und vergleichen Sie damit die paar tausend Dollar, die ihr dem Herrn im Weißen Haus bezahlt." Bruder Jonathan schien mir gründlich widerlegt.

Aber er betrachtete mich nur mitleidig: „Was ich von der hübschen Rechenkunst der Europäer sagte, gilt für Sie, mein Bester, anscheinend nicht. Freilich, die paar tausend Dollar, mit denen ein Mr. Roosevelt oder Mr. Taft das Budget belastet, sind nicht der Rede wert. Die hole ich mit einem Griff aus der Hosentasche, aber wissen Sie auch, wie viel so eine Präsidenten*wahl* kostet? Dafür könnten wir uns einen Zaren, einen Sultan *und* einen Großherzog leisten."

Zar, obwohl Autokrat und trotzdem Verbündeter der rotmützigen, revanchelüsternen La France, äußerte sich einst ironisch über das Unstete im Palais Elisée. „Wenn ich an Mr. Carnot einen vertraulichen Brief schreibe", sagte er, „so beantwortet ihn schon Mr. Périer, den ich gar nicht kenne, und meine Erwiderung darauf liest bereits Felix Faure".

Diese Anekdote enthält ein Stück guter Wahrheit.

Mit der Mehrheit in republikanischen Parlamenten wird auch das dazugehörige Ministerium hinweggefegt, und mit ihm scheiden die Parteigänger der entthronten Machthaber aus den öffentlichen Stellen; bis zum geschniegelten Präfekten der kleinen Provinzstadt greift der Wechsel durch. Schwärmer preisen diese Einrichtung mit dem Sammelnamen „parlamentarisches Regime", wodurch die Politik zum Geschäft wird; man agitiert und stimmt, um seiner Fraktion in den Sattel zu helfen und damit selbst ein Plätzchen auf der Pferdekruppe des Regierungsgaules zu ergattern. Übrigens kennt auch eine Monarchie — England — diese Sitte, oder Unsitte, daß gewisse öffentliche Funktionäre der Parteigängerschaft der politisch maßgebenden Mehrheit angehören müssen. Sogar auf die Charge der Hofdame erstreckt sich der Usus, und mit dem konservativen Premier ziehen konservative Palastdamen ein, wie mit dem liberalen liberale.

Monarchien können absolut, konstitutionell oder demokratisch sein, können sich, wie die Geschichte beweist, auf Adel und Geistlichkeit, das Bürgertum oder sogar auf das Proletariat stützen, aber unsere modernen Republiken haben alle denselben Grundtypus: sie sind die staatliche Organisationsform der Besitzenden, des Kapitals, demnach *bürgerliche* Republiken, weshalb sie durchwegs im Kampf mit dem kommunistischen Sozialismus liegen. Dessen Parteiblätter schlagen denn auch nirgends energischere und oppositionellere Töne an als in der Schweiz, wo von Feudalismus keine Rede ist. Wenn heute das Proletariat Throne stürzen hilft, macht es nur billige Arbeit für die Bourgeoisie, ohne den Vorgang zu durchschauen. Gleicherweise sind Monarchie und Republik dem Anarchismus, der zur Tat schreitet, unbequem; in den dumpfen Köpfen dieser Gegner jeglichen Zwanges dämmert das Bewußtsein, daß ihr Feind der Staat selbst ist. Staat bedeutet Herrschaft, und der Freiheitsfanatiker muß in der Verfolgung seiner Pläne konsequent zur Negation des Staates überhaupt, somit auch jeglicher Ordnung kommen, denn die heutige — und wahrscheinlich auch die zukünftige — Menschheit ist ohne eine bändigende weltliche Autorität eine schreckliche Menge gefährlicher Individuen.

Achilles sagte, er wolle lieber Knecht auf Erden als Fürst im Hades sein; ganz im gleichen Sinne ist der schlechteste Staat ein Segen, wenn man ihm die Staatslosigkeit entgegensetzt.

Im Vergleich dazu ist die Frage, ob monarchisch oder republikanisch, ein Problem minderer Ordnung. Jene *Theoretiker*, die im Majoritäts-

die allererste Staatsvisite, die ein neuer Herr im Weißen Haus abstattet, gewiß den Trustmagnaten, den Stahl-, Kohlen- und Erdölnabobs, die ihre Milliarden ergaunerten oder ererbten, und bei den Wahlen mit den Dollars nicht sparten!"

So äußerte sich ein waschechter Yankee, der zu den oberen Zehntausend von New-York gehörte, und erteilte den nörgelnden Vettern „von jenseits des großen Wassers" eine Lektion im angewandten Staatsrecht.

Monarchie und Republik — sie haben mit dem „Glück des Volkes", wie die etwas antiquierte Wendung lautet, und mit der Zufriedenheit des Einzelnen, die von ganz anderen Momenten abhängt, nichts zu tun. Es gibt in der einen ein blühendes Wirtschaftsleben mit viel Arbeit und wenig Armut, und in der anderen Stagnation und Verelendung genau so, wie umgekehrt. Die absoluten Lobredner der Republik stecken noch tief im einseitigen Rationalismus, der seinerzeit nach Feudalismus und starrem Kirchentum, welche mit dem Absolutismus gemeinsame Sache machten, einen gewaltigen Fortschritt bedeutete, aber heute sind wir noch klüger geworden und erkannten, daß weniger der Verstand als vielmehr Naturnotwendigkeiten auch die menschlichen Organisationsformen beherrschen, weshalb wir unsere Welt- und Staatsauffassung entsprechend revidieren mußten. Rein logisch sind jene ja vollständig im Recht, die nicht einsehen wollen, warum eine einzelne bevorzugte Familie erbberechtigt an der Spitze eines staatlichen Gemeinwesens steht, aber die Konsequenzen, die sie aus der „Mündigkeit des Volkes" ziehen, das reif zur Selbstregierung sein soll, widersprechen den Tatsachen. Einmal ist die Frage noch ungelöst, ob das Volk in seiner Gesamtheit jemals die Bezeichnung „mündig" verdienen wird, denn Vernunft ist bekanntlich nur dem Individuum eigen, verflüchtigt sich in der Masse erstaunlich schnell, und zweitens wählt man zum Präsidenten einer Republik absichtlich keine Elitepersönlichkeit, sondern einen bequemen Herrn, der sich unschwer lenken läßt. Eine Präsidentenwahl ist gewiß keine Auslese unter den Fähigsten. Das wird so ziemlich jedermann, der klare Augen hat, willig zugeben. Die Union geht darin Schulter an Schulter mit dem Vatikan, ein Roosevelt ist eine Ausnahme, er verdankte übrigens seine erste Präsidentschaft einem Zufall; und ein Gregor der Große mußte sich vor der Konklave zum hüstelnden, hinfälligen Greis verstellen, damit die Mehrzahl der Kardinäle ihm die Tiara vergönnte.

In Republiken üben die wirkliche Macht die rasch verbrauchten Ministerien und ihre namenlosen Hintermänner aus; kommende und gehende Parlamentsmajoritäten, die der Wille oder Unwille der breiten Masse hebt und verschlingt, lenken das Staatsschifflein ohne festen Kurs. Extreme Folgeerscheinungen stehen auf der Tagesordnung, und eine gewisse Unsicherheit stört häufig eine gedeihliche, ruheverheißende Entwicklung. Der

leitung besorgt, viel für sich. Er kann sich leichter von Korruption und Protektion freihalten, und mit ihm zugleich steigt nicht eine Kohorte hungriger und ehrgeiziger Politiker aus einer Versenkung empor, um nun aus der Stellung des Freundes, Schwagers, Onkels und Bekannten, der „Präsident wurde“, egoistisch Kapital zu schlagen. Demokratische Kamarillen pflegen unersättlicher und bedrohlicher zu sein als die obligaten Hofcliquen.

Gewiß schafft eine gute Monarchie Besseres als eine gute Republik.

Romantisch Veranlagte bevorzugen schon an und für sich den Fürstenstaat, der feiner organisierten Naturen ein Gegengewicht gegen das Gleichheitsprinzip Ungleicher bietet.

Dazu kommt, daß es heute einem Monarchen leichter denn je ist, beliebt zu werden; noch blendet der Glanz eines Thronsaales die breiten Massen, und jener Kronenträger, der Würde mit Verständnis, und Zurückhaltung wie strenge Unparteilichkeit mit Takt paart, hat das Volk samt den soit disant Republikanern für sich. Eine schlechte Kinderstube, die dem künftigen König eine falsche Meinung über seine Stellung in Staat und Gesellschaft beibringt, die es verabsäumt, ihn darüber aufzuklären, daß die „Tyrannei“ weder eine bequeme noch eine praktische Institution ist, und die aus Liebdienerei von fürstlichen Rechten, weniger von fürstlichen Pflichten spricht — eine solche unheilvolle Kinderstube hat mehr blutige Revolutionen auf dem Gewissen als die röteste Demokratie, welche unten erntet, was man oben sät. Das von orthodoxen Kirchen gepredigte und von Feudalen akkompagnierte „Gottesgnadentum“ ohne irdische Verantwortlichkeit ist ein Hemmschuh für eine ungestörte Entwicklung, und wer diese halb und halb theokratische Idee als eine Wehr gegen die anschwellende Flut der Demokratie betrachtet, läßt außer acht, daß gestaute und endlich doch entfesselte Wogen doppelt unheilvoll wüten.

Die germanischen und slawischen Völker neigen mehr zur Monarchie, die romanischen zur Republik, den einen klingt der Name „König“ besser im Ohr, und den anderen der Titel „Präsident“. Und auf die Klangfarbe kommt es nicht nur in der Musik, sondern oft auch im Leben an.

Niemals wird die Frage, ob Monarchie oder Republik, in der Gelehrtenstube auf dem Papier gelöst werden, jede Zeit, jede Rasse und die verschiedenen Verhältnisse werden verschiedene Formeln dafür finden.

Nichts in der Welt ist von granitner Dauer, am wenigsten tragen Staatsverfassungen und Regierungsformen den Ewigkeitskeim in sich — sie sind wandelbar, rasch verbraucht und schnell vergänglich, mag auch der Passus „für alle Zeiten“ darin enthalten sein.

Ob von ihnen überhaupt das Glück der Persönlichkeit abhängt?

Das wäre zu erwägen; und möglich, daß dann die Frage „Monarchie oder Republik?“ ein wenig gelassener erörtert würde. Dr. H. L. R.

prinzip den Schlüssel zur Lösung des politischen Welträtsels erblicken, nehmen in ihr Programm natürlich auch den Passus von der Wählbarkeit des Staatsoberhauptes auf; der kluge Praktiker legt dann freilich geringeren Wert darauf und begnügt sich mit platonischen Protesten — und der konstitutionellen Monarchie, deren Bestand oder Nichtbestand sich weit weniger fühlbar äußert, als z. B. Schul-, Steuer- und Sozialgesetzgebungen dies tun. Diese haben unmittelbar ihre Wirkungen.

Mit Unrecht wird ausposaunt, die Republik bedeute den Frieden. Das wäre in der Tat der Fall, hätten die älteren Historiker recht, welche in Dynastenstreitigkeiten die fast ausschließlichen Kriegsursachen sehen wollten und die tiefer liegenden wirtschaftlichen Motive blind ignorierten. Von diesen kann sich selbstverständlich auch die Republik nicht emanzipieren, und so kämpfte die Union gegen Spanien, Frankreich in Afrika, ganz abgesehen von den südamerikanischen Freistaaten, wo internationale und Bürgerkriege an der Tagesordnung sind, in denen sich die Heere zweier Präsidenten desselben Staates reguläre Schlachten liefern.

Wenn heute in einem Kulturstaat die konstitutionellen Grundsätze gefährdet werden, so geschieht dies seit Menschengedenken nicht von seiten der Krone, sondern die Parlamente versetzen dadurch, daß sie die Staatsnotwendigkeiten zum mindesten nicht zur rechten Zeit bewilligen, die Regierung in die Zwangslage, über den Buchstaben der Verfassung hinweg ihre Maßnahmen zu treffen, weil es unmöglich ist, nach Ablauf einer Budgetperiode, wenn das neue Etat noch nicht Gesetzeskraft erlangte, den Staatsbetrieb etwa wie eine fallite Gemischtwarenhandlung einzustellen.

Überall existiert eine Partei, die dem Herrscher jede persönliche Meinungsäußerung, sei es auch eine private, die nur durch Indiskretion in die Öffentlichkeit kam, untersagen will und sie als einen Eingriff in die verfassungsmäßigen Rechte kritisiert, indem sie im Fürsten ausschließlich den Träger der vollziehenden Gewalt sieht. Ist diese Doktrin schon an und für sich eine schiefe und gesetzlich nicht begründete, so wird sie durch das Faktum, daß dieselbe Partei bereit ist, ihre Absichten gegebenenfalls auch auf illegalem Wege durchzusetzen, geradezu parador, und es ist begreiflich, wenn von mancher Seite Wünsche nach einer „aufgeklärten Autokratie“ laut werden, die es einer starken Persönlichkeit ermöglichte, ungehindert von Demagogen, Schreiern und Schwärmern, Maßnahmen zum allgemeinen Besten zu treffen. Leider bleibt diese Phantasie an der kantigen Tücke der Materie hängen; „aufgeklärte Autokraten“ sind Zufallserscheinungen, die sich überdies so selten wiederholen wie das Genie in einer und derselben Ahnenreihe.

Jedenfalls hat die Einrichtung, daß ein Mann, der nicht aus dem Parteigetriebe heraus auf den ersten Platz im Staate gestellt wird, sondern ihn „auf Grund eigener Rechte“ inne hat, die staatliche Ober-

länglichen Ehrenpension von der deutschen Schillerstiftung in Weimar ausgezeichnet.

Das bittere Schicksal des Dichters hat er wie alle Österreicher in vollem Maße an sich erfahren müssen. Es muß als eine uns beschämende Tatsache erscheinen, wenn wir Urteile über Milow lesen, die um ein ganzes Menschenalter zurückliegen. Schon damals wies Rudolf von Gottschall in seiner „Deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" eindringlich auf des Dichters Bedeutung hin, und setzte sich Peter Resegger für ihn im „Heimgarten" ein. In der Zeitschrift „Die Gegenwart" (Heft 12 vom 24. März 1877) schrieb der inzwischen gleichfalls entdeckte Ferdinand Kürnberger über Milow. Von neueren Literarhistorikern nennt Professor Eduard Engel in seiner „Geschichte der deutschen Literatur" Milow „den bedeutendsten Sänger unter den Österreichern seines Zeitalters", ja er stellt ihn über Hamerling, und ähnlich urteilt Karl Storck in seiner „Deutschen Literaturgeschichte". Anzuführen sind auch die Einleitungen zu dem bei Hesse und Reklam erschienenen Volksausgaben, die Eduard Engel und Dr. Robert Reinhard besorgten. Auch in fremde Sprachen fanden des Dichters Werke Eingang. So wurde er einerseits ins Serbische übersetzt, andererseits von J. Björkman in nordischen Landen eingeführt.

Fassen wir Stephan Milows Lebenswerk ins Auge, so finden wir die lyrische Poesie am stärksten vertreten. Und auf diesem Gebiete dürfte auch seine Hauptbedeutung liegen. In der Lyrik hat uns der Dichter, der das flüchtige Erleben im Liede festzuhalten weiß, seine reichsten Gaben geschenkt. Manche tieferliegenden Schönheiten seiner Lieder hat die fein angepaßte Vertonung Josef Reiters zur vollen Geltung gebracht.

Stephan Milow hat seine ersten „Gedichte" im Jahre 1865 (Heidelberg) veröffentlicht. Ihnen folgten 1867 die Elegien „Auf der Scholle", in dritter Auflage (Stuttgart 1885), „Deutsche Elegien" betitelt, zu welchen Saars „Wiener Elegien" ein Pendant bilden. Sie fanden wie die Sammlungen „Neue Gedichte" (1870) und „In der Sonnenwende" (1877) verdienten Beifall. Die erste Gesamtausgabe der Gedichte erschien 1882 (Stuttgart). Sie zerfällt in acht Zyklen. Von diesen offenbart der erste, „Natur und Liebe", eine innige Hingabe des Dichters an die Natur. Die Liebesgedichte zeichnen sich durch die keusche und zarte Darstellung, besonders der sehnsuchtsvollen Gefühle vor der Erfüllung, aus. Charakteristisch für Milow ist folgende Strophe:

„Ich will dich nicht beim Namen nennen,
Den teilt ja manche noch mit dir,
Auch braucht dich niemand sonst zu kennen,
So lebst du heimlich still nur mir."

Im zweiten Teil des Buches („Im Kampfe des Lebens") kommt alles Bittere, das der Dichter im Leben erfahren, zum Ausdruck. Hier

Stephan Milow.

Eine Studie von **Josef K. Ratislav-Wien.**

„Phantasiert nicht, laßt die Mären!
Kunst ist: Wirkliches verklären.“

In diesen Worten liegt das Bekenntnis eines Dichters, der sich zu jener inneren Abgeklärtheit durchgerungen hat, die nur einer erreichen kann, der den göttlichen Funken in sich seiner höchsten Bestimmung zuführte. Dieser Spruch ist das Leitmotiv des Lebenswerkes Stephan Milows geworden und er ist ihm jederzeit treu geblieben, unbekümmert darum, daß ihm andere den Rang abliefen und der Weg zum Tempel seiner Kunst spärlich begangen wurde. Als Dichter lag es ihm nicht daran, den schnellwelkenden Lorbeer einer flüchtigen Zeitströmung zu erhaschen, mit vollem Rechte strebte er nach Höherem. Denn er ist eine Persönlichkeit und ein Dichter unter den Auserwählten. Und so ist auch seine Kunst. Sie trägt Ewigkeitswerte in sich und bewegt sich in Bahnen, die über die Alltagslaunen des Lebens zu dem immer und jederzeit unveränderlichen Ziele des Göttlichen führen. Diese Kunst kann nur ein mitfühlendes, von jedem ästhetischen Krämersinn freies Herz voll und ganz genießen.

Stephan Milow, der mit seinem Familiennamen Stephan von Millenkovich heißt, ist ein Kind des Banates, jenes urkräftigen Landstriches, der uns auch in Adam Müller-Guttenbrunn und Maria Eugenie delle Grazie zwei bodenständige Talente geschenkt hat. Der Dichter wurde als Sohn eines österreichischen Offiziers am 9. März 1836 in Orsova an der Donau geboren. In froher Erinnerung gedenkt er in seinen Dichtungen des Elternhauses. Der Tradition gemäß wurde er für den militärischen Beruf bestimmt und deshalb in der Kadettenkompanie zu Olmütz erzogen. Als Offizier war er bis zum Jahre 1870 aktiv und trat dann krankheitshalber als Hauptmann in den Ruhestand. Nun lebte er eine Zeitlang in dem schönen Ehrenhausen bei Graz, später siedelte er sich in Görz an. Der Süden übte auf seine poetische Tätigkeit großen Einfluß. An dieser Stelle sei auch erwähnt, daß er als einer der ersten den „unermessenen Zauber“ Grados entdeckte. Seit einem Jahrzehnt wohnt Milow in dem stillen Städtchen Mödling bei Wien. Hier verbringt er in einsamer Zurückgezogenheit die Tage seines Alters, die ihm leider ein Nervenleiden getrübt hat. Aus seiner glücklichen Ehe mit Elsa Freiin von Reichlin-Meldegg entsprossen zwei Söhne, von denen sich einer unter dem Namen Max Morold als Schriftsteller und Kritiker rühmlich bekannt gemacht hat. Im Jahre 1902 wurde Stephan Milow durch den Bauernfeldpreis, 1909 durch Zuerkennung einer lebens-

G. Weiß, Heidelberg) gedacht. Milow beginnt mit dem paradiesischen Zeitalter der Menschheit und führt ihre Geschichte in großen Zügen bis hart an die Gegenwart. Er kommt zu dem Resultate:

„Nicht im Gewirr des Menschenlebens,
Im kleinen Zirkel unsrer Brust,
Da liegt der Punkt, um den sich alles,
Um den sich Heil und Unheil dreht,
Aus dem im Wirbel des Zerfalles
Was schön und dauernd, uns ersteht."

Das ganze soziale Leben umfassen die erzählenden, in gereimten Jamben abgefaßten Kulturbilder „Höhen und Tiefen" (1897 bei Bonz, Stuttgart). „Abenteuer eines Kindes", „Unter den Armen" und die gewaltige soziale Tragödie „Valesca" sind packende Gemälde von lebendigstem Kolorit.

Als erstes Prosawerk veröffentlichte Stephan Milow im Jahre 1866 (Heidelberg) die Erzählung „Verlorenes Glück", die in gänzlicher Neubearbeitung im dritten Jahrgang der Wiener volkstümlichen Monatsschrift „Die Quelle" abgedruckt wurde und, da die erste Ausgabe seit Jahrzehnten vergriffen ist, in Pohls Volksbücherei österreichischer Autoren neuerdings (1910) in Buchform erschien. Obzwar diesem Erstling noch mancherlei Mängel anhaften, zu breite Schilderungen einen straffen Aufbau der Handlung verhindern, läßt sich schon in diesem Werke die Eigenart seines Autors erkennen.

Im Jahre 1872 kamen „Zwei Novellen" (bei G. Weiß, Heidelberg), 1883 das Novellenbuch „Wie Herzen lieben" (Stuttgart) heraus. Während bei Saar die Liebe etwas Dämonisches an sich trägt und seine Helden blutenden Herzens verzichten oder an ihrer Liebe zugrunde gehen müssen, ist sie bei Milow gleichsam verklärt: seine Helden sind edle Menschen, die gegebenen Falles dank ihrer Naturanlage die Kraft haben, zu verzichten, um ein anderes Glück nicht zu zerstören. Die Novellen Milows geben keine auf Spannung berechnete Handlungen, es sind Seelengemälde von seltsamer Feinheit und zartem Stimmungszauber. Es geht dem Dichter wie einem seiner Helden: „Er sah die Welt jetzt gleichsam nur von Innen an und es war ihm, als verschwänden alle Alexander- und Napoleonszüge, alle brausenden Völkerkämpfe, welche die Geschichte dem Gedächtnis der Menschheit vermittelt, vor der stillen, tiefen Herzensnot, die oft nicht ein Auge gewahrt."

„Wie Herzen lieben" enthält drei Novellen. In der „Stiftsdame" gibt Milow ein Kabinettstück bester Kleinarbeit. „Läuterungen", der Titel der dritten Novelle, könnte über allen Novellen Milows stehen. In diesem kleinen Roman hat der Dichter Gelegenheit, sich über Kunst auszusprechen. Aus den Beschreibungen der Schätze Venedigs weht es uns wie poetischer Geist an. Eine wunderbare Frau lernen wir in

zeigt sich seine Persönlichkeit, die sich vom Schicksal nicht unterkriegen läßt, im schönsten Lichte. Der feste Glaube an das Ewige, Unvergängliche, das er auch inmitten all der Schauer der Verwüstung fühlt, dieser Glaube, der bald leise, bald laut aus seinen Dichtungen spricht, hält den Dichter aufrecht.

Obzwar Milow zumeist einfach gebaute Strophen vorzieht, zeigt er sich auch in den „Sonetten“ als vollendeter Künstler, nicht nur in der Behandlung der Sprache, sondern auch in der des Gedankens. Besondere Erwähnung verdienen die Sonette „In einsamen Leidenstagen“, die durch ihre Innigkeit rührende Liebesgedichte enthalten.

In freien Rhythmen abgefaßte Gedichte von der Schlichtheit des lyrischen Liedes bis zur erhabenen Sprache der Hymne, graziöse Distichen von so feiner Schönheit, die Goethes oder eines altklassischen Dichters würdig wäre, bietet der vierte Zyklus „Oden, Hymnen und Elegien“.

Unter den „Vermischten Gedichten“ finden sich die Verse an Schopenhauer und F. Kürnberger und das prächtige Stück „Die Geister des Waldes“.

Der allmächtige Zauber der Liebe ist es immer wieder, der mit seinen tausend und abertausend Gefühlen der Leier des Dichters die schönsten Klänge entlockt. Ihm gelten die „Hymnen der Liebe“. Nichts Gekünsteltes finden wir da, es ist alles erlebt, was der Dichter gibt, das Ganze ein tief poetisches Hoheslied der Liebe, die uns, mit den Augen Milows gesehen, wie eine weltferne Göttin erscheint. Daß sich der Dichter nie erschöpft, ist ein Zeichen seiner überreichen Kunst. Über allen Hymnen liegt ein sonnig heiteres Lächeln glücklicher Liebe.

„Nur eines erfüllt mich ganz:
Zu lieben,
Geliebt zu sein!
Nichts liegt vor mir,
Nichts hinter mir,
Und selig aufgelöst,
So schweb' ich endlos
Auf der Minute.“

Während der vorletzte Teil eine Reihe trefflicher „Sprüche und Distichen“ vereinigt, hält der Dichter im achten Zyklus, „In der Einsamkeit“, innere Einkehr. Von der Einsamkeit, die er besingt, sagt er: „Weltflüchtig sein heißt recht die Welt genießen“. Viel Lebensweisheit steht in diesem betrachtenden Teil. Der Band schließt mit der „Grabschrift“, in der der Dichter nicht ein Wiedersehen, sondern ein Wiederfinden in der anderen Welt verspricht.

Weitere Lyrikbücher erschienen 1889 unter dem Titel „Aus dem Süden“ und 1903 als „Fallende Blätter“.

Von den erzählenden Dichtungen sei zuerst der Hymne „Ein Lied von der Menschheit“ (zweite, wesentlich vermehrte Auflage 1896 bei

bereits in neuer Fassung unter dem Titel „Martin Brandt“ vor (Schauspiel in vier Aufzügen, als Separatdruck der „Österreichischen Rundschau“ 1903 erschienen).

Sein reifstes Werk gab uns der Dramatiker Milow in dem gedankentiefen Schauspiel „Jenseits der Liebe“ (Wien 1907). Ein trefflicher Dialog und eine scharfe Charakteristik sämtlicher Personen verleihen nebst der gut gearbeiteten Handlung dem Stücke einen eigenen Zauber, der auf einer guten Bühne und vor einem feinsinnigen Publikum zu voller Geltung kommen müßte. „Jenseits der Liebe“ ist ein Seelendrama von erschütternder Tragik, in dem sich des Dichters große Kenntnis der Welt und des inneren Menschen aufs neue kundtut. In wenigen Stunden spielt sich die Handlung dieses guten, modernen Schauspiels ab, dessen Feinheiten eine Analyse nicht wiederzugeben vermag. Eine verständnisvolle Aufführung dieses Stückes wäre eine würdige Milowfeier.

Bevor wir diese kurze Einführung in das Schaffen Stephan Milows schließen, sei darauf aufmerksam gemacht, daß eine Ausgabe seiner gesammelten Werke in Vorbereitung ist. Möchte doch diese Kulturtat dem Dichter den langverdienten Ruhm bringen und so sein 75. Geburtstag am 9. März 1911 ein Jubeltag für die deutsche Literatur werden.

Nach dem Antimodernismuseide.

Von **Georg Waldbauer.**

Während in der Presse noch eingehend über die Folgen geschrieben wird, die der vom Papste Pius X. geforderte Eid für die Stellung der theologischen Fakultäten an den Staatsuniversitäten haben wird, ist es bereits eine vollzogene Tatsache geworden, daß ihn fast alle Priester geleistet haben. Man hat einseitig nur an die Professoren der Theologie gedacht, als man von den bedauernswerten Folgen, die die neueste Maßregel Roms haben könnte, sprach, und die Pfarrer nur bei der Erörterung des Dekrets, das ihre Absetzbarkeit im administrativen Wege aussprach, beteiligt geglaubt. Die Beeidigung sämtlicher Pfarrer und in der Seelsorge irgendwie tätigen Priester, also aller unserer Kapläne, Kooperatoren, Benefiziaten, Beichtväter und Prediger, ist für das religiöse Leben von ungleich höherer Bedeutung als die Einengung eines Arbeitsgebietes, das sich ja seit Menschengedenken keiner besonderen Freiheit erfreuen konnte.

Die wissenschaftliche Bedeutung der theologischen Fakultäten in Österreich ist in den letzten Dezennien mit rühmlicher Ausnahme einiger bekannter Namen so gering gewesen, ihre Stellung im Organismus der Universitäten so rein nur die eines äußerlichen Zusammen-

Klara kennen, die die eigene Leidenschaft bekämpft, um den Mann seiner ersten Geliebten zurückzuführen.

Ein neuer Novellenband „Frauenliebe“ folgte 1893. Charakteristisch ist hier die Verwendung des Ichtons, wie er auch bei Heyse und Saar vorkommt. Dieses Buch, das sich mit der Darstellung großer Frauennaturen beschäftigt, birgt ein ergreifendes und doch befreiend wirkendes Moment. Die Lektüre löst eine innere Harmonie in unserer Brust aus.

Einen einzigen Roman hat Milow geschrieben und diesen durch wiederholte Umarbeitungen zu einem Meisterwerk gemacht. „Lebensmächte“ (Roman in vier Büchern, 1890) besitzt im ersten Kapitel, das von einem musikalischen Abend bei der Baronin Elmbach erzählt, einen prächtigen, stimmenden Akkord. Aus diesem Anfang entwickelt sich allmählich eine gewaltige, viele Schicksale umspannende Handlung. Sie ist ein farbenreicher Ausschnitt aus dem Leben, wie es rings um uns braust und wogt, und dennoch von echter Poesie durchsättigt. Dem eigentlichen Helden des Romans hat der Dichter wohl viel von seinen eigenen Anschauungen mit auf den Weg gegeben. Vom dritten Buche ab spielt auch das politische Leben in den Roman hinein. Ausgezeichnet wird hier die Versammlung eines Arbeitervereines geschildert. „Lebensmächte“ ist aber auch ein Erziehungsroman, und zwar ist es die Erziehung eines Prinzen, die auf folgendem Satze basiert: „Wirkt nur einer in seinem nächsten Kreise mit dem rechten Eifer für das Bessere, so kommt es zuletzt gar noch in der ganzen Runde zur Geltung.“ Das vierte Buch klingt wieder in zarten Tönen aus und verleiht dem Ganzen einen harmonischen Abschluß.

Bei Milows Eigenart, die zur Tätigkeit des Dramatikers gerade im Gegensatz steht, ist es erstaunlich, daß er sich auch auf dramatischem Gebiete Verdienste erworben, die freilich noch gar nicht anerkannt wurden. Dem Beispiel vieler Zeitgenossen folgend, trat er zuerst mit einem historischen Trauerspiel, „König Erich“ (zweite, wesentlich veränderte Auflage, Norden 1888, Hinricus Fischer Nachfolger), hervor. Das Drama behandelt das unglückliche Schicksal Erichs XIV. von Schweden, des Nachfolgers Gustavs I. Wasa. In den Hauptsachen hält sich der Dichter genau an den historischen Vorwurf.

Im Jahre 1887 veröffentlichte Milow ein Buch, „Drei Dramen“, welches das Schauspiel „Getilgte Schuld“ und die einaktigen Lustspiele „Bedrängte Herzen“ und „Die ungefährliche Frau“ enthält. Die beiden Einakter würden im Verein mit dem jüngst entstandenen, gleichfalls einaktigen Lustspiel „Am Hochzeitstage“ einen hübschen Abend Altösterreich abgeben, der durch Ebner-Eschenbachs „Bettelbriefe“ einen besonderen Reiz erhielte. „Getilgte Schuld“, ein soziales Stück, liegt

rekrutiert, und zu geistiger Selbständigkeit wird er auch nicht erzogen. Dennoch würde man einem beträchtlichen Teil des Klerus unrecht tun, wenn man seine Stellungnahme nur aus der Sorge um den Brotkorb erklären möchte. Einem großen Teile hat der Eid nicht das mindeste Bedenken verursacht, weil für ihn alles, was von Rom kommt, mit dem Stempel einer unfehlbaren Auktorität versehen ist, andere werden sich keiner neuen Bindung bewußt, weil ihre kirchen- und dogmengeschichtliche Bildung sie nie vor die Probleme geführt hat, die der Eid aufrollt und für den besser Unterrichteten nicht löst. Diese konnten den Eid ohne das mindeste Gewissensbedenken leisten. Es gibt auch einen anderen Teil des Klerus, der, mit Arbeit in der Seelsorge und in der Kanzlei überhäuft, sich nicht die Zeit nimmt, die römischen Erlässe, die in der letzten Zeit doch etwas reichlich geflossen sind, zu lesen und sie darum auch ohne weiters, wenn es schon so sein muß, unterzeichnet. All die genannten Kategorien haben für die Stellung des katholischen Glaubenslebens im Geisteskampf der Gegenwart keinerlei Bedeutung, wohl aber jene, die doch nie ganz fehlen, so ungünstig die Verhältnisse auch sein mögen, denen das religiöse Leben eine aufrichtig und tief empfundene Herzenssache ist und die mit Betrübnis sehen, wie die höchste Stelle der Kirche die Kluft zwischen Geistesleben und Religion immer mehr erweitert. Auch diese haben geschworen, in Österreich ohne Ausnahme, gewiß nach inneren Kämpfen, manche vielleicht blutenden Herzens, aber geschworen haben sie. Sie konnten dies nicht tun, ohne an einigen Stellen den Eid mit stillem Vorbehalt in ihrem Sinne zu interpretieren, das heißt zu ändern. Es war keine ethisch sehr hochstehende Art, wie sie sich über die Schwierigkeit hinweghalfen, aber wer, der die ganz außerordentlich schwierige Lage des katholischen Priesters kennt, möchte deswegen einen Stein auf sie werfen? Die Eidverweigerung hätte sie nicht bloß um ihr Brot, sondern auch um die ihrer ganzen Anlage und Art allein entsprechende Tätigkeit gebracht, sie der Möglichkeit beraubt, ihre Frömmigkeit und Kenntnis zum Besten des Volkes zu verwerten. Es ist doch auch die weitere Welt sehr lebhaft daran interessiert, daß im Klerus nicht alle selbständigen Kämpfer für die hohen Güter verschwinden; eine Kirche, die nur mehr von blinden Fanatikern verwaltet und bedient würde, wäre eine furchtbare Geißel. Die Unterzeichnung des Eides hat dem kirchlichen Leben manchen edlen Pfarrer und Kaplan erhalten, dessen hohe Auffassung seines Berufes und geläuterte Frömmigkeit ein notwendiges Gegengewicht gegen die Überspanntheiten ultramontaner Heißsporne bildet.

Die Fragen, die Rom mit dem Eid aus der Welt schaffen wollte, blieben bestehen und werden jetzt nur noch schärfer empfunden.

Wäre der Kern dessen, was man, um es rasch abzutun, „Modernismus“ genannt hat, bloß Opposition gegen Rom oder gegen eine

hanges, daß die Frage, ob sie nicht besser von einer Gemeinschaft, in der sie sich selber kaum recht wohl fühlen können, loszulösen seien, schon vor der Verpflichtung, die Lehren des Modernismus abzuschwören, öfter erwogen wurde. Rom ist den modernen Universitäten, die seiner Aufsicht und Zensur entzogen sind, gram und sieht darum auch die theologischen Fakultäten an ihnen nicht gerne, sein Ideal sind die Seminare, die kirchlich leichter zu beaufsichtigen sind. In Wirklichkeit sind unsere theologischen Fakultäten ohnedies fast nichts anderes als Seminare.

Die Versuche, eigentlich wissenschaftliches Leben in sie einzuführen, sind mißlungen, und die Arbeit, die an ihnen geleistet wird, ist im großen und ganzen nur ein fleißiges Tradieren und gedächtnismäßiges Einprägen von Wissensstoff. Eine wirkliche Liebe zur Wissenschaft flammt in diesen Anstalten selten auf, ein heißes ernstes Ringen um geschichtliche Probleme gibt es nicht auf ihnen. Es leuchtete den Fakultäten eine Gnadenstunde, als der geniale Patristiker Albert Ehrhard am Anfang des vollendeten Jahrzehntes mit der ganzen Kraft seiner warmen Persönlichkeit in der ersten theologischen Fakultät des Reiches sein Ideal theologischer Arbeit zum Ausdruck brachte, aber er ist zu Fall gebracht worden, und wir werden keine Regeneration derselben mehr erleben. Der Umstand, daß fast alle Theologieprofessoren den Eid leisteten, sollte im Grunde niemanden wundernehmen. Es ist eine ganz konsequente Tatsache, die nur das für die weiteren Kreise zum Ausdruck bringt, was in den theologischen Anstalten seit Menschengedenken das Herrschende war, rein scholastisches Tradieren und Mangel einer jeden wissenschaftlichen Initiative. Bei der viel größeren Bedeutung, die der eigentliche Seelsorgeklerus für das kirchliche Leben hat, ist für eine Beurteilung des Einflusses der jetzigen Maßnahmen Roms für die Zukunft des Katholizismus die Stellung der Pfarrer und anderen Seelsorgepriester zum Eide viel maßgebender. Jetzt ist es freilich Tatsache, daß in Österreich so ziemlich alles geschworen hat; in einzelnen Diözesen ist zwar die Vereidigung noch nicht vorgenommen worden, man darf aber fast mit Sicherheit erwarten, daß die Sache „glatt" und „ohne Anstand" vor sich gehen wird. Aus den Kreisen des Seelsorgeklerus Österreichs ist nur ein Mann aufgestanden, um gegen die Eidesleistung zu remonstrieren, der oberösterreichische Ordenspriester Laurenz Zeller aus dem Stifte Schlierbach, den seine offene Stellungnahme die pfarramtliche Stellung in Klaus kostete. Man ist ja nun gewohnt, sozusagen nichts mehr von Regungen der Selbständigkeit im Klerus zu hören und die gesamte Priesterschaft als einen willenlos, fast automatisch funktionierenden Organismus anzusehen, daß man auf ein anderes Resultat kaum gefaßt war. Die materielle Abhängigkeit des Klerus ist ja sehr groß, da er sich fast ausnahmslos aus den minder bemittelten Ständen

Josef Bayer.

Von Emil Soffé.

Am 1. Februar 1910 starb in Wien in hohem Alter Josef Bayer; er hat die Last der Jahre infolge mancher widerlicher Umstände schwer empfunden, allein die Frische seines Geistes, die Lebhaftigkeit seiner Ausdrucksweise ließen auf die Hinfälligkeit des Körpers vergessen. Mit ihm war aus der Reihe der Gelehrten ein Mann von seltenem Wissen und klarem Urteil, ein trefflicher Stilist geschieden. Allein er war noch mehr; er war eine edle, in sich gefestigte Persönlichkeit, ein vornehm denkender Mensch, ein Charakter, der die einmal als wahr erkannten Grundsätze nicht wieder aufgab, sondern an ihnen bis ans Ende festhielt, auch dann festhielt, wenn dieses Beharren ihm nachteilig wurde. So hat er seiner Überzeugung manches schwere Opfer gebracht, das von den Wenigsten erkannt und in seiner vollen Größe gewürdigt wurde. Sich selbst treu bleiben, war seine Devise und diese Anschauung bildete die Richtschnur aller seiner Handlungen.

Josef Bayer war in seinem langen Leben vom Glücke nicht verwöhnt worden; in seiner Lehrtätigkeit hat er die äußerliche Stellung, die einem Manne seines Wissens gebührte, nicht erreicht; als Schriftsteller ist er mit den köstlichen Gaben, die er bot, nicht in weite Kreise gedrungen; hier war schon der Umstand hinderlich, daß er an seine Leser zu hohe Anforderungen stellte, geradeso wie er an sich die strengste Selbstkritik übte. Der Fachmann schätzt seine Bücher sehr, allein in die Menge sind sie nicht gedrungen. So hat Bayer eigentlich nur halbe literarische Erfolge errungen; buchhändlerisch bedeutete jede seiner Publikationen — mit Ausnahme des Werkes über das Hofburgtheater — eine Niete. Mit seinen ersten Büchern, seiner „Ästhetik" und „Von Gottsched bis Schiller", geriet er an einen Anfänger, der an ihm den Verlag probieren wollte und durch seine Ungeschicklichkeit wie durch Mangel an den richtigen geschäftlichen Beziehungen fünf Bände einer redlichen schriftstellerischen Arbeit schädigte. Sein Essaybband „Aus Italien" hatte kein günstigeres Schicksal; der Verleger kam in Konkurs, der Wiener Buchhandel kümmerte sich um das Buch gar nicht, die Firma Lechner verweigerte Bayer rundweg die Aufnahme in ihren Weihnachtskatalog, weil es kein gangbarer Artikel sei.

Bayer empfand dieses Mißverhältnis zwischen dem Einsatze seines Wissens, seiner Persönlichkeit und dem Errungenen bitter, und diese Bitterkeit steigerte sich mit den Jahren. So schrieb er mir nach vollendetem 77. Jahre: „Wenn man in solchem Alter auf deutlich nachweisbare Lebensresultate zurückblicken kann, dann lohnt es sich wohl, so

veraltete Theologie, es wäre leicht zu besiegen. Aber es ist unendlich mehr. Der Franzose Paul Sabatier gibt in seinem glänzend geschriebenen Buche „Les modernistes“ (Paris, bereits in 4. Auflage) eine Darstellung des neuen, gewaltigen Lebens auf religiösem Gebiete in Italien und Frankreich, und in umfassender Art mit der nie verleugneten Gründlichkeit der Deutschen zeichnet uns der Frankfurter evangelische Pfarrer Johannes Kübel in seinem herrlichen Buche „Der katholische Modernismus“ (Tübingen, Mohr) ein Bild des großen, ernsten Kampfes auf allen Linien. Religiöse Denker Englands, wie George Tyrrell, wie Baron Friedrich von Hügel, der in seinem gründlichen Werke über das mystische Element in der Religion mit einer ergreifenden Wärme persönlicher Frömmigkeit zu meisterhaftem Ausdruck bringt, was der Modernismus positiv leisten kann, wie ferner Pater Semeria in Italien, sind nicht mehr aus der Geschichte des katholischen Geisteslebens zu entfernen. Sie haben Schüler in allen Ländern und werden jetzt erst recht noch mehr bekommen.

Diese Männer und mit ihnen Frauen von der religiösen Innigkeit und geistigen Freiheit der wirklich bewundernswerten Engländerin Maud Petre kennen nichts Größeres als das Christentum und die große, weite, allumfassende katholische Kirche. Sie kämpfen nur gegen die Festlegung der ewigen Werte auf die Denkformen vergangener Zeiten und gegen die verhängnisvolle Romanisierung oder, wie man schon besser sagen müßte, Vatikanisierung der ihrer Idee nach so großen katholischen Kirche. Man kann sie ja hindern, ihre Schriften verbieten, aber die Wahrheit, die in ihren Arbeiten liegt, kann man nicht unterdrücken. Aus tiefstem Bedürfnis, aus wahrer innerer Not greifen viele nach ihren Büchern, und sie werden sich mit der wahren Idee der katholischen Kirche durchsetzen auch gegen den Willen einer Auktorität, die die Kirche leitet, aber nicht mit ihr identisch ist. So wird sich erweisen, daß der Eid dem großen, neuen religiösen Leben kein Ende gemacht, sondern es nur wider die Absicht derer, die ihn anbefahlen, gefördert hat.*)

---

*) Wer sich über die religiöse Bewegung in der Kirche gut und rasch unterrichten will, lese vor allem das oben erwähnte Buch von Johannes Kübel: „Der katholische Modernismus“. In meisterhafter Prägnanz und ruhigster Objektivität ist ein Schriftchen von Vigilius „Die neuesten päpstlichen Dekrete“ (Halle, Evang. Bund) gehalten. Wie tief die wahrhaft religiösen Laienkreise von der Eidesangelegenheit berührt werden, zeigt die mannhafte Schrift von Dr. jur. von Hompel „Uditore Heiner und der Antimodernisteneid“ (Heft 1 der „Grenzfragen“, Münster 1910). Sie verdient die weiteste Verbreitung nicht bloß deswegen, weil sie schon auf dem Index steht. Über den unleugbar größten der neuen religiösen Denker und Schriftsteller, den am 15. Juli 1909 viel zu früh in Storrington gestorbenen George Tyrrell, bietet die meisterhafte Arbeit des französischen evangelischen Geistlichen Raoul Gout „L'affaire Tyrrell“ (Paris, Nourry, 1910) sehr gründlichen Aufschluß.

über die „Reimchronik des Pfaffen Mauritius“ gab und die Absicht aussprach, die Dichtung nach Österreich herüberzuschmuggeln, hätte Bayer bald eine Hausdurchsuchung zugezogen. A. W. Ambros zählte ebenfalls zu den Literaten, mit denen Bayer zeitweilig verkehrte, ohne daß sich jedoch Bayer enger an ihn schloß; intimer war sein Verkehr mit dem Redakteur Georg Heinrich Schindler, in dessen Zeitung ein paar Novellen Bayers erschienen waren.

Bayer wandte sich bald von der Juristerei zur Philosophie, zu literarischen und ästhetischen Studien. Fr. Vischers Schriften übten einen starken Einfluß auf ihn und an diesem Vorbilde schulte er sich. Ziemlich spät, erst im Jahre 1865 habilitierte er sich an der Prager Universität als Dozent für Ästhetik und neuere deutsche Literaturgeschichte. Sein Debüt als akademischer Lehrer war, wie er mir einmal erzählte, halb komisch, halb tragisch. Er hatte sich seinen ersten Vortrag in der Weise zurechtgelegt, daß er, weit auslagernd, gleichsam mit einer pompösen Ouvertüre seine Vorlesungen einleiten wollte. Als er nun in den Vortragssaal hineinsah, befanden sich nur drei Hörer darin. Bayer wartete das akademische Viertel ab und ging endlich in den Saal, allein auch jetzt waren nur die drei Hörer vorhanden. Etwas unsicher, ob er sich nicht in dem Saale geirrt habe, stellte er sich den drei Herren vor und erfuhr, daß sein Auditorium tatsächlich nicht stärker sei. „Ich ließ die geräuschvolle Ouvertüre weg und ging gleich auf mein Thema los. Und nach Weihnachten“, schloß Bayer, „blieb mir nur ein Hörer treu.“

Bis zum Jahre 1871 — er war inzwischen Dozent der Geschichte der Baukunst am Prager Polytechnikum geworden — lebte Bayer wirtschaftlich in ziemlich bedrängter Lage, er war sogar gezwungen, eine Lehrstelle an der Prager Handelsakademie mit einer Remuneration von 400 fl. anzunehmen. In dieser Zeit entstanden einige sehr wertvolle Werke. Abgesehen von kleineren wissenschaftlichen Abhandlungen, verfaßte er die tiefsinnige Schrift „Vom Sinai, Olymp und Tabor“, welche die Essays „Jehovah und sein Prophet Moses“, „Der Staat des Perikles und die Götter des Phidias“ und „Christentum und Kunst“ in sich schließt und es wahrlich verdiente, durch einen Neudruck der Vergessenheit entrissen zu werden. Seine „Ästhetik in Umrissen“ war eine gedankenreiche Arbeit, mit seinem herrlichen Buche „Von Gottsched bis Schiller“, das aus populären Vorträgen hervorgegangen war, hatte er sich einen Ehrenplatz als Literarhistoriker und Stilist erworben. Die große Literaturepoche des 18. Jahrhunderts ist selten in so trefflicher Weise geschildert worden und besonders die Kapitel, welche Lessing gewidmet sind, gehören zu den glänzendsten Abhandlungen, die über diesen unsterblichen Pionier der Kritik überhaupt geschrieben worden sind.

alt geworden zu sein. Aber trotz redlicher Arbeit an meiner Bildung ist mein Leben und Streben in Stücke gegangen, hat sich nicht zu einem Ganzen zusammengeschlossen Vieles, ja das meiste, lag wohl an äußeren Verhältnissen, an der für mich unheilvollen österreichischen Existenz. Ich habe es nie verstanden, noch auch verstehen wollen, mit den Bedingungen derselben klug abzurechnen."

Josef Bayer stammte aus einer Prager Bürgerfamilie. Schon als Gymnasiast versuchte er sich mit lyrischen Gedichten; der junge Student der Rechte tritt uns in der Zeitschrift „Ost und West" als Dichter und Kritiker entgegen. Er debütierte auch in anderen Blättern als Novellist unter einem Pseudonym, sah aber bald, daß ihn seine Begabung nicht auf das Feld der Belletristik, sondern auf das der Wissenschaft wies. Die kritischen Untersuchungen, die er damals über einzelne Erscheinungen der zeitgenössischen Literatur anstellt, sind mit Klarheit geschrieben und gleichzeitig von einer warmen Anteilnahme für das zu besprechende Werk erfüllt. Es zeigt sich in diesen ersten kritischen Versuchen bereits der Mann von reifem Urteil und es ist auffallend, mit welcher Sicherheit und Schärfe Bayer stets den Kern der Sache herauszuschälen versteht. Die Besprechung, die der Zwanzigjährige über die Gedichte Friedrich Bachs liefert, ist zum Beispiel ein kleines Meisterstück.

Josef Bayer tritt zu dieser Zeit dem und jenem Schriftsteller näher, manchmal führt diese Annäherung zu einer festen, dauernden Freundschaft. Keinem war er jedoch mehr als dem Dichter Alfred Meißner zugetan und dieser vergalt ihm die Freundschaft durch eine ebenso tiefe Anhänglichkeit. „Seit dem Jahre 1846", schrieb mir bald nach Meißners Tode Bayer, „bin ich neben ihm hergegangen, habe mich an seinen Erfolgen erfreut, seine literarischen Verstimmungen mit ihm geteilt — und er war mir diese lange Lebensstrecke hindurch stets ein warmer, herzlicher Freund, ein Berater oft in ernsten Lagen, und inmitten der geistigen Öde, der Austrocknung und Verdorrung aller besseren Gesinnung in meiner nächsten Umgebung der einzige Halt und Trost des Umganges und Gedankenaustausches. Fast täglich fand ich mich in Prag auf seiner Stube in dem Hintergebäude des Hauses am Obstmarkt ein — und es war für mich stets ein wehmütiges Scheiden, wenn ihn der Sommer auf Reisen trieb und ich allein zurückblieb."

Und wie hoch andererseits der Dichter von dem trefflichen Gelehrten dachte, geht aus einer Stelle eines Briefes an mich hervor. „Besuchen Sie", schrieb mir Meißner, „doch J. Bayer: nützen Sie die Ihnen gebotene Gelegenheit, diesem Elitemenschen, diesem Schriftsteller katexochen, diesem edlen Genius näher zu treten. Was gäb ich darum, nur wöchentlich einen Abend um ihn sein zu können." Auch Moritz Hartmann war mit Bayer befreundet und ein Brief, in dem ihm der Dichter Nachricht

„Eine Faust-Einrichtung von Eckermann“, „Herder in Weimar und seine italienische Reise“, „Die englischen Historien Shakespeares“, „Spanisches, daheim und auswärts“, „Grillparzer auf dem Burgtheater“, „Vom historischen Drama“ gehören zu den feinsten, tiefsinnigsten und klarsten literarischen Untersuchungen. Jeder, der zur Literatur in innigerer Beziehung steht, sollte diese Abhandlungen kennen.

Bayer besaß die seltene Gabe, durch das mündliche Wort auf seine Hörer eindringlich zu wirken, ob er nun vom Katheder zu seinen Studenten oder im Vortragssaal zu einem ihm fremden Publikum oder im stillen Beisammensein zu einem Freunde sprach. Seine Rede war nicht bloß belehrend, er verstand es, anzuregen, zu weiterer, selbständiger Forschung hinzuleiten; sein Wort war fruchtbarer Same und er freute sich, wenn dieser Same keimte und zur Blüte und Frucht reifte. In solchen weihevollen Stunden habe ich von Bayer ungemein viel empfangen, und obgleich ich nicht direkt sein Schüler war, so verdanke ich ihm auf literarhistorischem und kunsthistorischem Felde ungemein viel.

Der greise Gelehrte faßte noch wenige Monate vor seinem Tode den Plan, einen Band kunstwissenschaftlicher Untersuchungen, gleichfalls ältere, bereits publizierte Arbeiten erscheinen zu lassen, die er inzwischen einer vollständigen Revision unterzogen hatte. Sie sollten den Abschluß seiner Studien und seines Wirkens bilden; er sah dieses Buch sozusagen als Hauptwerk seines Lebens an. Im August 1909 zeigte er mir größere Partien dieser Sammlung, die bereits zu dem Umfange seines Buches „Aus Italien“ angewachsen waren. Rein literarhistorische Arbeiten scheint er in letzter Zeit nicht mehr hervorgeholt zu haben, zuletzt beschäftigte ihn eine Studie über „Macbeth und dessen ältere Wiener Bearbeitungen“. Diese kunstwissenschaftlichen und literarhistorischen Abhandlungen sollen nicht verloren gehen. Freunde des verstorbenen Gelehrten machten sich daran, die in Zeitungen zerstreuten Feuilletons sowie das noch im Manuskripte vorhandene Material zu zwei Bänden zu ordnen. Wenn die mühevollen Vorarbeiten, an denen sich besonders Oberbaurat Ferdinand Fellner und Dr. Otto Wittner beteiligten, vollendet sein werden und man die beiden Bücher in Händen haben wird, dann wird man erst die ganze große Summe von Bayers Lebenswerk übersehen und schätzen können.

Heimgärtners Tagebuch.

In einem steirischen Städtchen trieb sich ein Vagabund herum. Körperlich verkrüppelt, arbeitslos, nicht mehr jung. Zuständig war er in ein salzburgisches Hochgebirgsdorf, aber er wollte nicht heim. So schlecht wie daheim war es ihm noch nirgends ergangen. Hier ging’s

Im Jahre 1871 wurde Bayer als außerordentlicher Professor der Ästhetik an die k. k. technische Hochschule nach Wien berufen. In gewisser Beziehung erweiterte sich das Feld seiner Tätigkeit im Lehramte. Auch nach anderer Richtung hin sollte er nun wirken; die „Presse“ sicherte sich seine Mitarbeiterschaft als Schauspielkritiker für das Burg- und das Stadttheater. Wien ist eine eminente Theaterstadt. Mehr als anderswo interessiert sich das Publikum für alles, was das Theater betrifft. Zwei Zeitungen standen damals mit ihren Kritiken im Vordergrunde. Die „Neue Freie Presse“ mit Ludwig Speidel und die „Presse“ mit Josef Bayer als Schauspielreferenten. Speidel war impulsiver, glänzender im Stil, Bayer ruhiger, einfacher, vielleicht auch objektiver. Die Besprechungen, die Bayer durch 12 Jahre für die „Presse“ über die Aufführungen des Burg- und des Stadttheaters schrieb, haben mehr als ephemeren Wert, sie sind eine vollständige Dramaturgie.

Aus seiner Wiener Zeit stammen einige sehr markante Werke. Sie verdanken den zahlreichen Reisen, die der Gelehrte nach Italien unternahm, ihre Entstehung. „Aus Italien“ ist eine solche kunstfreudige Schöpfung, die eine Anzahl prächtiger, stilistisch gefeilter Essays vereinigt. Wäre dieses Buch in englischer oder französischer Sprache geschrieben worden, dann hätte es sicherlich seinen Triumphzug um die Erde gemacht, man hätte es ins Deutsche übersetzt und bewundert und es wäre eines der am meisten gelesenen Bücher Deutschlands und Österreichs geworden. So jedoch haben sich seiner nur wenige literarische Feinschmecker angenommen. Hubert Janitschek und Karl Frenzel besprachen das Werk sehr günstig, allein wie wenige kennen es! „Ich kann es vor Schmerz gar nicht ansehen; das Mißgeschick mit demselben war gar zu arg“, schrieb mir der Verfasser. Auch sein Buch „Bildende Kunst der Gegenwart“, das 1874 erschien, fand wenig Beachtung, nur das Werk „Das Hofburgtheater in Wien als Bauwerk“ (1896) hatte Erfolg. In dieser kolossalen Arbeit hat Bayer die ganze Summe seines Wissens und seines reinen Kunstgeschmackes niedergelegt; es ist ein dauerndes Werk für Wiens Baugeschichte und die Geschichte des Burgtheaters. 1900 gab Bayer hiezu eine Ergänzung heraus: „Das Hofburgtheater vor und nach der Rekonstruktion.“

Bayer befand sich bereits im hohen Greisenalter, als ihm durch die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“ die Möglichkeit geboten wurde, seine in Zeitungen und Zeitschriften erschienenen Abhandlungen zu einer Sammlung zu vereinen. So wurden zwei wertvolle, inhaltsreiche Bände publiziert: „Literarisches Skizzenbuch“ und „Studien und Charakteristiken“. Die Artikel „Lessing als Dramaturg“, „Goethes Egmont nach der Bearbeitung Schillers“, „Aus dem Mummenschanz im zweiten Teil des Faust“,

„Also Sie können Ihre Strafe nicht zahlen? Gut, so werden wir ein anderes Mittel anwenden. Sie Wachmann, übergeben Sie den Mann einem Schandarmen, er wird abgeschoben in sein Heimatsdorf. Marsch!"

Und so ist es dir, armer Alter, mit deiner Sehnsucht nach dem Arrest passiert, wie es den meisten Menschen ergeht. Sie haben ihr Ideal, können es aber nicht erreichen.

Damit nicht etwa ich, der Erzähler dieser Dinge, das Ziel erreiche, das meinem Vagabunden versagt geblieben ist, beeile ich mich, zu erklären, daß in Graz, von dem der Alte gesprochen, seit einigen Jahren das Steueramt sich nicht mehr in der Raubergasse befindet. Es ist in ein anderes Stadtviertel übersiedelt. Vor kurzem hat man im Grazer Gemeinderat den Antrag gestellt, die Gasse umzutaufen, da die alte Benennung gegenstandslos geworden sei. Der Freiherr von Rauber, ein angesehener Bürger von Graz, dem zu Ehren die Gasse einst benamset worden, ist nämlich schon seit Jahrhunderten tot. Nichts blieb von ihm in Erinnerung, als sein langer Bart, der, in zwei Zöpfe geflochten, ihm bis an die Zehen gereicht haben soll.

Wie es dem alten Arrestkandidaten in seinem Heimatsdorfe geht, das weiß ich nicht. Wahrscheinlich nicht am besten.

Ein Schusterlehrling, der seinen Meister bestohlen hatte, sagte bei Gericht ruhig: „Nau, ich han s Geld halt gnommen. Han nix dabei denkt." War sie nicht empörend diese freche Äußerung, die nicht die Ahnung eines Sittlichkeitsgefühls verriet?

Anstatt weiterer Entrüstung erzähle ich ein Erlebnis. Als Student machte ich einst mit einem Kollegen eine Fußreise von Graz über Köflach und über die Stubalpe nach Oberwölz. Im Paßwirtshaus auf der Stubalpe übernachteten wir und den Abend hatten wir lustig verbracht. Die Kellnerin, eine kleine, bucklige Person, mußte uns aufs Zimmer Bier bringen; wir tranken, rauchten Zigaretten und führten eine bummelwitzige Unterhaltung, die gegen Ende — wie damals bei uns so oft — in ein ernstes Gespräch überging über Ehre und Redlichkeit, Dinge, die wir für das Höchste des Himmels und der Erde erklärten. Am nächsten Morgen standen wir frühzeitig auf, um desselben Tages an unser Ziel zu gelangen, das weit hinten im Tauerngebirge liegt Während mein Reisegenosse noch mit dem Ankleiden beschäftigt war, suchte ich unsere Sachen zusammen, die noch auf dem großen Tisch zwischen den Biergläsern herumlagen: Gebirgskarte, Notizbuch, Augengläser, Bleistift, Kleingeld, Taschenmesser, Haarkamm und dergleichen. Unsere Rechnung hatte mein Genosse schon am Abend vorher beglichen und so marschierten wir in der morgendlichen Bergfrische ab. Wir waren schon sehr weit gegangen, als mein

ihm wohl auch nicht gut. Im Dezember war's, kalt! Hunger hatte er. Er zergrämte sich das Gehirn nach irgendeinem Erwerb. Er hatte so wenig Talent. Das Betteln war verboten. Stehlen? Das war ihm zu lumpig. Auch hielt er es für unanständig. Arrest! Das gab noch die einzige Möglichkeit für ein warmes Kämmerlein und ein täglich Essen über die Feiertage hinaus. Aber so ein sicherer Unterstand war auch umsonst nicht zu haben, da mußte erst einmal was angestellt werden. Eine Amtsbeleidigung fiel ihm ein, so etwas lag ihm noch am besten. Aber er hatte mit keinem Amte zu tun. Und kein Amt wollte mit ihm zu tun haben. Da ging auf der Gasse der Wachmann daher. Jetzt hatte er's. Vor den wackelte er hin und über die höckerige Achsel hinweg rief er ihm mit verachtender Miene zu: „O Se Herr Polizei, Se!“ — Der Wachmann tat nicht viel dergleichen und ging vorüber.

Also die Beleidigung einer Amtsperson mißlungen. Er hatte es auch zu ungeschickt angestellt, er hätte schimpfen sollen.

In seinen Fingern schnitt der Frost, die Zehen spürte er einstweilen gar nicht mehr. Dabei rebellierte das Eingeweide vor Hunger. In die Schenkgasse ging er, vor das Haus des Bezirksgerichtes, in welchem auch das Steueramt war. Und gerade' davor rief er laut, so daß es die Vorübergehenden hören konnten: „Was is das für a Mode da! s Steueramt ghört doch nit in die Schenkgassn! Z Graz is s Steueramt in der Raubergassn!“ Die Leute lachten. Der Bezirkshauptmann war eben aus dem Tore getreten, der klopfte dem Vagabunden jetzt gemütlich auf die Achsel und sagte: „Gehn S', gehn S', schaun S', daß Sie weiter kommen. Sonst könnt' Ihnen was passieren.“

„Mir?“ begehrte der Alte auf, höchst unmutig darüber, daß auch dieser Versuch mißraten war. „Mir was passieren? Eppa von Ihna, Se notiger Herr Richter, Se! Wölln's mir leicht was antuan, Se arms Hascherl, Se! Da wär ich scho neugieri drauf! Se Richtergogel, Se!“

Jetzt wurde die Geschichte feierlich. Der Bezirksrichter winkte dem Wachmann und nahm den Vagabunden mit in seine Kanzlei. Dort wurde ihm sein Heimatschein abgenommen und dort verurteilte ihn das Gericht wegen Beleidigung einer Amtsperson zu einer Strafe von fünf Gulden.

Die schönen Erwartungen des Alten brachen somit wieder zusammen. Aber er schimpfte nicht mehr. Ganz wehmütig resigniert sprach er: „Han's ja gwißt, Herr Richter, daß Se mir nix machn kinna. Und wann S' mih hiazt aufn Kopf stelln und all meine Säckel ausbeutln, so wern S' nit fünf Guldn findn. So was halt't sih nit auf bei mir.“

als in ersteren. Die gegenseitige „Verachtung" der beiden Geschlechter entspringt freilich schon der Art, die später in Interesse aneinander, Neigung zueinander aufgeht, in diesem Kindesalter aber noch ein „bleib mir vom Leib!" bedeutet. Wenige grundverdorbene Ausnahmen, besonders im Proletariat der Städte, kommen freilich vor, bei den Mädeln wie bei den Buben, aber die verderben unter sich einander gerade so sicher, als wenn die Schule gemischt wäre. Die Schule braucht eben ihre Aufsicht, ob sie gesondert oder gemischt ist

Schon dem übermütigen Schulbuben könnte man Goethes Wort umdeuten: Willst du wissen, was sich ziemt, so schau einmal brave Schulmädeln an.

Lehrer: Wer weiß mir zu sagen, wie man aus Wasser Häuser baut?

Der Teichhüterbub: Ich, Herr Lehrer. Ich lasse das Wasser frieren, daß es steinhartes Eis wird, dann zerschneide ich es in Stücke und baue das Haus.

Müllersbub: O je, wenn der Sommer kommt!

Lehrer: Na also, wie würdest du aus Wasser Häuser bauen?

Müllersbub: Ja, ich geh her, leite das Wasser aufs Mühlrad und mahle so lange Korn, bis ich reich bin. Dann baue ich mir das Haus.

Wirtsbub: Hi, hi, das ist ja nicht vom Wasser!

Lehrer: Nun, wie würdest es du machen?

Wirtsbub: Ich? Hi, hi, ich gieß' das Wasser zum Wein und verkauf's. Und dann bau' ich mir ein schönes Haus.

Lehrer: So. Na, dann will ich euch auch sagen, wie ich mir aus Wasser ein Haus bauen will. Ich trinke statt Wein immer nur Wasser und mit dem Ersparten baue ich mir das Haus.

Sie redeten.

Der Modernist: „Christus sagte: Liebet einander, wie ich euch liebe. Er sagte nicht: Glaubet! er sagte: Liebet!"

Der Orthodoxe mit großem Nachdruck: „Nein, so ist es nicht. Christus sagte: Wer an mich glaubt, der wird selig!"

Der Modernist: „Wer an mich glaubt, das verstehe ich so: Wer an die Wahrhaftigkeit und Untrüglichkeit dessen glaubt, der da sagt: Liebet einander. Also wer an sein Wort glaubt, an sein Wort von der Liebe. —

Ein Dritter war dabei, der sagte nichts, der schwieg und dachte nach, wie und wem er an diesem Tage etwas Gutes tun könne. Das war der Christ.

Genosse anhub, in seinen Säcken herumzubohren. Dann stand er still, schaute mich an und fragte: „Weißt du, ob mir gestern die Kellnerin auf meinen Gulden herausgegeben hat?" — Ich konnte mich nicht erinnern. „Die vier Gläser Bier konnten doch nicht einen ganzen Gulden gekostet haben. Wenigstens siebzig Kreuzer hätt' sie müssen herausgeben. Die hat sie für sich behalten! Ich hab' nicht darauf geachtet. Na, das ist ein vertracktes Bradl! Und wie scheinheilig sie getan hat, dieses falsche Luder!" — Ich teilte die Empörung gegen die bucklige Person auf das leidenschaftlichste. Ich war fürs Einsperrenlassen. „Zahlt sich nicht aus", sagte mein großmütigerer Freund, „aber einen Brief schreib ich dem Paßwirt! Einen Brief! Der soll seiner Kellnerin nicht taugen!" — Die Geschichte war einstweilen abgetan und wir trotteten pfeifend und singend talaus gegen den Murboden.

Zu Judenburg hielten wir Mittag. Beim Bezahlen der Zeche wunderte ich mich über das viele kleine Silbergeld, das in meinem Ledertäschchen war. Gestern hatte ich doch nicht so viel Kleingeld gehabt! — Wir hatten der buckligen Person, „diesem vertrackten Bradl, diesem falschen Luder", insgeheim reumütige Abbitte geleistet, ohne daß sie freilich von ihrem Schimpfe und von ihrer Ehrenrettung je etwas erfahren hat. Sie hatte doch vom Gulden das Überzählige in kleinen Münzen auf den Tisch gelegt, wo ich es mit den übrigen Kleinigkeiten am Morgen zusammengerafft und eingesteckt hatte. — „Ich han 's Geld halt g'nommen, han nix dabei denkt" — ganz wie jener Schusterbub.

Neun Tage lang sollte man alle anderen Möglichkeiten erwägen, ehe man wen beschuldigt. —

Wir wissen, daß in Gesellschaften, an denen sich Frauen beteiligen, die Herren nie in jenen Pfuhl der Gemeinheit sinken, dem sie ganz unter sich manchmal verfallen sind. Mir ist sie immer unverständlich geblieben, jene Schulsatzung, die in der Volksschule Knaben und Mädchen sondert, „daß sie sich nicht zu früh ineinander verlieben". Nach meinen Erfahrungen ist zwischen Schulbuben und -mädeln das „Verlieben" noch keine Gefahr, denn sie verachten sich gegenseitig. Die Mädeln haben gewöhnlich den Ehrgeiz, im Lernen die Buben zu übertrumpfen und die Buben können das aus Mannesstolz nicht auf sich sitzen lassen, sie müssen also auch anziehen, um diesen dummen Mädeln zu zeigen, daß sie ihnen über sind. Wettstreit im Lernen. Ferner ist in den meisten Knaben jenes Schamgefühl, das sie zurückhält, in Gegenwart der Mädchen so zuchtlos zu sein, als sie es unter sich oft sind. Wenn man einmal Umschau halten wollte bei gesonderten und gemischten Schulen, ich wette, man fände in letzteren mehr Anstand und Gesittung

begeben. Sie hätten ihr deutsches Volk verleugnet und sich bei der Volkszählung als Madjaren bekannt. Er — der Briefschreiber — habe sich aber vorgenommen, den Frevel seiner Eltern zu sühnen. Er habe zwar dort eine ganz gute, einträgliche Stelle, aber er wolle Ungarn und seine abtrünnigen Eltern verlassen und nach Deutschland gehen, in die Heimat seiner Vorfahren, um dort seine Existenz zu gründen. Und mich, „den gefeierten Dreimillionen-Mann“, bitte er, daß ich ihm die Wege zeige und die Mittel verschaffe, um in Deutschland irgendwo gut unterzukommen.

Ein Typus der Zuschriften, wie sie jetzt recht oft einlaufen. Anfangs ist man von derlei begreiflichen Konflikten erschüttert, man sucht zu helfen, man findet vielleicht Leute, die einem solchen Idealisten die Hand reichen; in den allermeisten Fällen aber erweisen die Bittsteller sich als verworrene Phantasten, mit denen nichts Rechtes anzufangen ist, und man gibt dann solche Versuche auf. Den oben angedeuteten Fall nahm ich doch wieder ernst und meine Antwort — eine für viele — ist die:

Lieber Herr! Ihr Schmerz ist wohl zu verstehen, aber Ideale kann man nur durch die Wirklichkeit erreichen, und mit der müssen Sie rechnen. Einstweilen sind Sie als junger Mensch noch bei Ihren Eltern daheim, die Ihrer bedürfen. Und wenn Ihnen auch die erwerbliche Stelle halbwegs zusagt, so bleiben Sie jetzt dort, wo Sie sind. Sie wissen, empfinden ja, daß Sie — wenn Sie deutsch sein wollen — durch hundert Bande der Literatur und Kultur mit dem deutschen Volke verbunden sind. Ihr Deutschtum kann Ihnen niemand nehmen und über das anderer haben Sie nicht zu entscheiden. Es wird ja gewiß für Sie die Zeit und Gelegenheit kommen, um Ihr nationales Ziel, die deutsche Erde, zu erreichen. Einstweilen erfüllen Sie im fremden Lande Ihren Beruf mit deutscher Gewissenhaftigkeit und Treue. So können Sie in Ungarn echter und gründlicher deutsch sein und für das Deutsche wirken als so mancher „Deutsche“ es mitten in Deutschland ist und tut. — Wenn man so schreiben muß, weh tut's einem schon selber. Aber hätte ich raten sollen: „Verlassen Sie Ihre alten Vater und Mutter, gehen Sie hin ins Land, wo Sie doch fremd sind und wo man Ihnen in deutscher Sprache vielleicht — die Tür weist?“

An einem Winterabend wurde unweit von Graz ein Gewerbsmann ermordet aufgefunden. Man nahm an: Zwei Mörder, junge Burschen; man hatte genaue Personsbeschreibung; beim Mordkampf wurden sie verwundet, der eine an der rechten Hand, an der Schlagader, der andere am Halse. Alles hatte man mit Scherlock Holms-Schlauheit herausgetüpfelt. Man hatte die genaue Länge der Fußspuren, man hatte der Mörder

„Red' nit viel und geh' dein Glauben nach!" heißt es in Schönherrs Tragödie: „Glaube und Heimat." Die Leute unserer Tage machen es gerade umgekehrt, sie reden viel vom Glauben und gehen ihm nicht nach. Die Kirchlichen reden so viel vom kirchlichen Glauben, daß sie des christlichen ganz vergessen. Die Evangelischen reden so viel und so weltlich klug um das Evangelium herum, bis alles Göttliche daran weggeredet ist. — Jene Tragödie, die unsere Vorfahren in den Alpen an ihrem Blute haben erfahren müssen und wovon Schönherr so gewaltig berichtet, verlangt für den Glauben nicht das Schwätzen, sondern das furchtlose Bekennen, das öffentliche Bekennen! Und das Leiden für den Glauben, das Hinopfern der Familie, der Heimat für den Glauben! Viele Leute unserer Tage getrauen sich's nicht laut zu gestehen, daß sie Christen sind oder sein möchten und richten ihr Bekenntnis gleichgültig nach den weltlichen Vorteilen. — Die Tragödie zeigt ferner, wie der Christ dem Feinde verzeiht; unsere christlichen Konfessionen zeigen, wie die Gegner einander grimmig hassen bis in den Tod. — In Schönherrs Tragödie zerbricht die kirchliche Gewalt, nachdem sie ihr Unrecht eingesehen, ihr Schwert. — Das Selbstzerbrechen dieses kirchlichen Schwertes wäre vielleicht Rettung für das Christentum, aber die Wirklichkeit ist grausamer als die grausamste Tragödie. — Die Kirche kann — soweit sie sich an ihre Dogmen hält — unerbittlich hart sein.

Schönherr hat eine klassische Volkstragödie geschrieben. Ich weiß kein Volksstück sonst, in welchem eine historische Zeit und die typische Volksart unserer Älpler so wunderbar auf ein paar Stunden und ein paar Bretter verdichtet wären als in „Glaube und Heimat". Aber jene dumpfe, grenzenlose Not, die unsere der Verbannung hingeopferten Vorfahren erdulden mußten, läßt sich nicht vertheatern. Unsere Bühne tat, was sie konnte, und doch hat sie in mir die Wirkung nicht erreichen können wie das Lesen des Buches. Zweimal habe ich diese Tragödie des Volkes gründlich gelesen, ist sie ja doch die Tragödie meiner eigenen Vorfahren, die zur Reformationszeit schon in Krieglach-Alpl seßhaft gewesen sind und nach Familientradition vor die Wahl gestellt worden sein sollen, den evangelischen Glauben abzuschwören oder die Heimat zu verlassen. — Ich weiß nichts Näheres, ich weiß nur, daß sie daheim geblieben sind — am Wandnagel den Rosenkranz bergend, unter dem Stubenfletz aber wahrscheinlich — die Bibel.

Zuschrift von einem jungen Mann aus Ungarn. Er sei in wahrer Verzweiflung. Er habe eine furchtbare Anklage gegen seine Eltern. Diese wären deutscher Abstammung und hätten sich dem Renegatentum

als er seinen Eltern zur goldenen Hochzeit ein kleines Fest veranstaltete, trachtete er öffentlich sich zu rechtfertigen.

Ebenso hat er schon manches seiner Bücher verteidigt, noch bevor es angeklagt wurde. Im Banne der öffentlichen Meinung. Das kommt von der verkümmerten Kindheit. In diesen Armen ist es Fleisch geworden: Du hast zu kuschen! Du hast dich dem Willen anderer unterzuordnen! Du hast über alles Rechenschaft zu geben, was du bist und tust! — Es muß schon eine aristokratische Natur sein, die dieses Sklawengefühls Herr wird! Hamerling war auf dem Wege dazu, unterwegs begegnete ihm der Tod. Wer aus tieferen Einschichten heraufkommt in die Gesellschaft, der ist leicht zu bescheiden oder zu — dreist. Hat er aber endlich gelernt, die Leute richtig einzuschätzen, dann ist jener sichere Standpunkt gewonnen, um zu wissen, daß er mehr Anrecht an das Leben hat als mancher Mächtige und Stolze, denn er hat mehr gearbeitet und mehr gelitten. Hamerling hat sich manchmal nahezu entschuldigt, daß er lebte. Hat sich je einer von denen entschuldigt, die ihm das Leben sauer machten?

In deutschen Schriftstellerkreisen regt sich eine Honorarfrage. Man will, daß fürderhin die an Zeitungen, Zeitschriften, Jahrbücher u. s. w. geschickte Manuskripte sofort nach Annahme honoriert werden sollen und nicht erst nach Abdruck. Es ereignet sich nämlich jetzt oft, daß literarische Arbeiten angenommen, aber dann erst nach Jahr und Tag gedruckt werden oder auch gar nicht. Man hört nichts mehr davon und der Autor kann über seine Arbeit weiter nicht verfügen, weil sie ja schon irgendwo „angenommen" ist. Oft hat er nicht einmal eine Abschrift davon. Verlangt er das Manuskript zurück, so kann es sein, daß es sich nicht vorfindet. Besonders bei unverlangt gesandten Arbeiten findet der Schriftsteller kein Recht, zu seiner Schrift zu kommen. Daher nun Honorierung gleich nach Annahme. Haben die Redaktionen Geld dafür ausgegeben, so hüten sie das Manuskript und trachten es möglichst bald zu verwerten.

Dieses Verlangen der Honorierung bei Annahme hat aber seine Nachteile, besonders für junge, noch wenig bekannte Schriftsteller. Eine Arbeit, die sogleich zu bezahlen ist, wird viel schwerer angenommen, der Verfasser bekommt sie zurück oder sie bleibt unbeachtet liegen. Der Weg zur Presse ist ihr verlegt. Auch gibt der dilettierende Schriftsteller durch vorlaute Honorarforderung den Anschein, als schreibe er des Geldes wegen, was im vorhinein stutzig macht.

Ich rate jungen Kollegen, für ihre Einsendungen nicht gleich das Honorar zu verlangen, sondern im Falle der Annahme einen Abdrucks-

Aufenthaltsorte vor dem Mord, ihre Pfadspuren nach dem Mord. Man hatte ihre Photographien, sogar ihre Namen und Zuständigkeit. Man hatte das Verzeichnis der geraubten Gegenstände. Man hatte also leichtes Spiel. Alles hatte man, nur die Mörder hatte man nicht. Obschon die Leiche des Ermordeten noch am selben Abend aufgefunden worden war, und zwar in nächster Nähe der Hauptstadt und der Telegraphenstation, ward doch den Mördern der Zeitraum einer langen Nacht gewährt, um sich bequem in Sicherheit zu bringen. Am Begräbnistage hatte man noch keinen einzigen Mörder, acht Tage später hatte man ihrer weit mehr, als man braucht. Es tat einem gerade die Wahl weh, welche gehängt werden sollten. Tag für Tag tauchten Erscheinungen auf, wurden junge Burschen festgenommen und die Vaganten im Alter von 20 bis 30 Jahren wurden sehr belästigt.

Die Zeitungen kamen Tag für Tag mit einem neuen Fang. Bei den Festgenommenen stimmte allemal alles genau, man nannte bestimmte Namen, man schilderte ihr Vorleben, man hatte sie. Am nächsten Tage waren die Gestrigen vergessen, wurden neue aufgeführt, die es wieder so bestimmt sein mußten. — Und allemal waren es die Unrechten. Man mußte staunen über den — Mut mancher Zeitungen, die heute mit Namennennung ins Blinde hinein verdächtigten, beschuldigten, um morgen ohne jede Entschuldigung darüber hinweg wieder andere auf den Pranger zu stellen. — War das wohl alles löblicher Eifer, um an der Erjagung der Verbrecher mitzuwirken, oder war auch ein wenig Sensationslust oder Abonnentenblüff dabei?

Jemand wird sich bei dieser Zeitungslektüre freilich sehr gut unterhalten haben.

Ich lese Robert Hamerlings „Stationen meiner Lebenspilgerschaft". Da sehe ich wieder die Folgen, eine arme gedrückte, verkümmerte Kindheit und Jugend gehabt zu haben. Das Gefühl der Nichtvollberechtigung. Hamerlings Selbstbiographie liest sich lange Seiten wie eine Verteidigungsschrift, nicht bloß für sein Wirken, sondern auch für sein Existieren! Bei allem, was Hamerling tat und schrieb, war die Besorgnis: Was werden die Leute dazu sagen? — Manche Rezensenten damals gebärdeten sich allerdings, als habe ein Robert Hamerling gar nicht das Recht, da zu sein, geschweige, eine Zeile zu schreiben. Das hat der arme kranke Dichter, obschon er für sich seinen Wert recht wohl erkannte, ernst genommen und vor solchen Leuten hat er sich entschuldigt, hat sich, wenn ihm irgendwo eine Ehrenbezeigung zuteil wurde oder wenn er etwas Ungewöhnliches tat oder auch nicht tat, zu rechtfertigen gesucht, zum Beispiel als er ein Häuschen kaufte, als er krank war oder daß er nicht heiratete; ja sogar

torheit gebüßt, eingesehen haben werden und wieder zu ihrer natürlichen, Gesundheit und Frieden bringenden Arbeit zurückkehren wollen.

Vor einiger Zeit habe ich eine Umfrage gehalten nach der Herkunft des Liedes: „Wie schön ist das ländliche Leben!“ Aber der Verfasser hat nicht erfragt werden können. Trotzdem ist es kein „Volkslied“. Die Gelehrten wollen nicht einmal zugeben, daß dieses Lied vom Landleben volkstümlich sei! Zwar haben die einlangenden Antworten auf meine Umfrage ergeben, daß das Lied nicht bloß in den Alpenländern, sondern auch in Nieder- und Oberösterreich, in Mähren, Böhmen, in Siebenbürgen, im Banat usw. von Bürgern und Bauern seit unnachweisbar vielen Jahren gesungen wird. Das Lied ist gerade allgemein in unserem deutschen Volke bekannt und beliebt. Wie kann da jemand behaupten, daß es nicht volkstümlich wäre! Aber der Gelehrte tut es einmal nicht anders, er hat seine methodischen Ladeln, und was da nicht hineinpaßt, das ist nichts.

Der Bauer stand nahe an seiner Dienstmagd und wisperte ihr ins Ohr: „Du Mirl, morgn, bals dunkel wird, bin ih oben im Heu. Kim auffi a bißl!“

Die Magd verstand und flüsterte über die Achsel zurück: „Ih kim auffi.“

Dann ging sie und dachte: „Is dos oana, der Baur! Dos muaß ih da Bäurin sogn, daß sie's woaß. 's brav Weiberl, wias ma dabormb. Is dos oana, der Baur!“

Und anstatt, daß sich die Magd herrichtete fürs Heu, erzählte sie der Bäuerin, wie sie vom Bauern eingeladen sei.

Die Bäuerin blieb ganz ruhig und fragte sie dann: „Gehst auffi?“

„Owa Bäurin! A sou a Sünd!“

„Schod, wan er umsist wortad.“

„Bäurin“, sagte die Magd, „ih woaß wos. Daß er nit umsist wort't: Geh du auffi!“

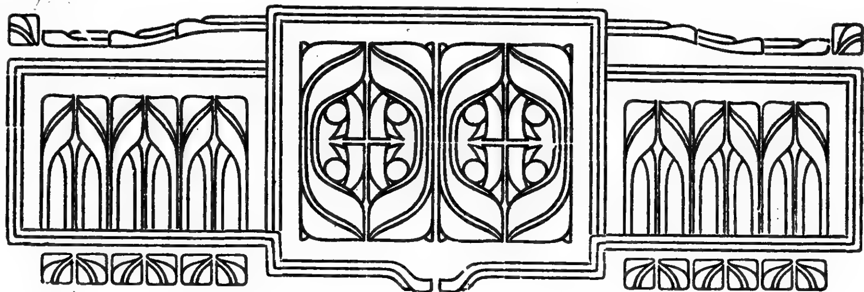
Die Bäuerin hieb sich mit der Faust in die hohle Hand und rief: „Dos tuar ih ah!“

Der Bauer war auf das Feld gegangen und in der frischen Luft zu einiger Besinnung gekommen. „An Ehbrücherl! Go schen is s nit. Is ja weit eh nouh gonz guat mei Wei. Wan sie ma sou wos ontat, wa mar ah nit recht. Ih moan, ih loß s bleibn. Ih schick in Knecht auffi, daß d Mirl nit umsist geht.“

termin zu vereinbaren, nach dessen Ablauf das Honorar fällig wird. Dann ist es nicht immer überflüssig, unter den Bedingungen auch zu sagen, daß man die Arbeit nur für den einmaligen Abdruck hergibt. Denn manche Verleger möchten einen honorierten Beitrag gerne für immer zu jeder ihnen beliebigen Verwertung behalten.

Solange ich noch auf dem Lande lebte, wo die tägliche Arbeit Gesundhaltung und Kräftigung des Körpers besorgt, dämmerte mir noch wenig Verständnis für den Sport. Erst die Entfernung von der Natur, die von unserem Großstadtwahne kommt, läßt mich den Segen des Sportes erkennen. Fast instinktiv ist aus unserer verweichlichenden Lebensführung der Sport hervorgegangen, der noch heilen und retten kann.

Aber welcher Sport ist da gemeint? Etwa der Rennsport? Nein, er hat zu egoistische, zu ungesunde, ehrgeizige Beweggründe Ungesunde und ungerechte. Das sage ich nicht wegen der Gefahr, beim Wettrennen den Hals zu brechen, sondern weil die Ehre des Siegers doch mehr dem Pferde gehört als dem Reiter. Die Jagd? Ist mir zuwider wegen ihrer Freude am Töten. Die Luftschiffahrt? Das Automobil? Ich betrachte sie nur als sportliche Mittel zu einem praktischen Zweck. Sie sollen ja in den Rang der Seeschiffahrt, des Eisenbahnwesens eintreten. Anders die trefflichen Sporte Kugelschieben, Scheibenschießen, Lawn-Tenis usw. Das sind Übungen der wichtigen Fähigkeit, gut zu treffen, sich ein klares Ziel zu setzen und zu erreichen. Das Turnen? Es ist eine engbegrenzte Schulübung, ein unerläßlicher Notbehelf für alle, denen die freie Natur mit ihren unbegrenzten Möglichkeiten versagt ist. Heute denke ich besonders an den Segen der Touristik und des Schnee- und Eissportes. Sie bringen den Städter zur Natur zurück, zu ihren Schönheiten, zu ihren Kräften, zu ihrer sittigenden Wirkung. Diese Sporte entvölkern die Wirts- und Kaffeehäuser, entvölkern die Spielhöllen und Bordelle. Keine „Errungenschaft“ der Heilmethoden kann den Menschen so gesund machen und erhalten, als die Sporte des Wanderns, des Schlittschuhlaufens, des Eisschießens, des Skilaufens, des Rodelns, wenn sie naturgemäß geübt werden. Nicht die Kunst, die hochgepriesene, kann dem Menschen so das körperliche und seelische Heil verleihen, als die Sporte, die uns hinausführen zum lustigen Anbinden und Ringen mit der Natur. Auch sie sind also ein Mittel zum Zweck, aber ein fröhliches, angenehmes Mittel, das sich aus sich selbst lohnt, auch wenn der große Zweck nicht zu erwarten wäre. Nun — er ist zu erwarten. Diese körperlichen Sonntagsübungen in der freien Natur müssen unsere Geschlechter zur Not hinüberretten in eine Zeit, da sie ihre Städte-



Kleine Laube.

Halt das Rößlein nur im Zügel . . .

Halt das Rößlein nur im Zügel,
Kommst ja doch nicht allzuweit.
Hinter jedem neuen Hügel
Dehnt sich die Unendlichkeit.

Nenne niemand dumm und säumig,
Der das nächste recht bedenkt.
Ach, die Welt ist so geräumig,
Und der Kopf ist so beschränkt.

Wilhelm Busch. (Aus: „Zu guter Letzt.")

Bußbrief eines Pfarrers.

In der „Bayerischen Landeszeitung" läßt ein katholischer Geistlicher eine Art von Sühnbrief abdrucken, in dem er mitteilt, wie ihm zumute war, als er auf der Kanzel seiner Gemeinde einen bestimmten oberhirtlichen Erlaß vorzulesen hatte. Er schreibt unter anderem:

Was ihm noch nie, seitdem er Pfarrer war, begegnet ist, das sei ihm am letzten Sonntag geschehen: er habe zum ersten Male in seinem Leben auf der Kanzel eine bewußte Unwahrheit gesagt, respektive sagen müssen: „Ich war nämlich gezwungen, aus dem Diözesanblatte den Erlaß vom 5. l. M. vorlesen zu müssen. Darin kommt die Stelle vor: ‚Auch wird gegen den Heiligen Vater im vollen Widerspruch mit der Wahrheit die Anschuldigung erhoben, daß er die Rechte der Geistlichen geschmälert habe.' Als ich an diesen Satz kam, sträubte sich meine deutsche Brust gegen das Verlesen desselben. Der Heilige Vater solle also die Rechte der Geistlichen nicht geschmälert haben? Und doch hat der Heilige Vater ein Dekret erlassen, wonach ein unschuldiger Pfarrer (parochus innocens) wegen ungerechten Hasses von seiten eines Teiles seiner Gemeinde (propter injustum odium plebis) von seiner Pfarrei removiert (entfernt) werden kann, während früher ein Pfarrer bloß durch kirchliches Strafurteil seine Pfarrei verlieren konnte. Diese Bestimmung ist so ungeheuerlich, daß man vom Nordpol bis zum Südpol wandern müßte, um ein Volk — und sei es auch noch so roh und ungebildet — zu finden, das eine solch entsetzliche Rechtsbestimmung hätte. Und man wird keines finden. Ein solch horrendes (schauderhaftes) Gesetz haben nicht einmal die Neger in Zentralafrika und die Südseeinsulaner. Und dadurch sollen die Rechte der Geistlichen nicht geschmälert worden sein! Da laufen

Dem Knecht war's recht. Was der Bauer anschafft, dachte er, das muß man tun.

Und als es am nächsten Tage dunkel war, da ging der Bauer, anstatt ins Heu in die Ehekammer. Die Bäuerin war nicht da. Hingegen war die Magd da mit aufgestreckten Ärmeln und wusch an den Fenstergläsern die Fliegenspuren ab.

„Mirl, bist dan du nit auffi ins Heu?“

„Na.“

„Wou is dan die Bäurin?“

„Auffi ins Heu.“

Auf der Stelle wußte der Bauer, was zu tun war. Bei der Magd fand er jetzt gar keine Unterhaltlichkeit. Er lief was er konnte, „auffi ins Heu“.

Ist er noch früh genug gekommen? Ist er zu spät gekommen?

Die alten deutschen Dichter hätten ihn in ihren Lustspielen früh genug kommen lassen ins Heu. Die neuen sicherlich — zu spät. Oder ihn gar zurückbehalten diesmal in seinem Ehestübel.

Dichterschmerzen.

Es sprüht keine Glut,
Es erscheint kein Gesicht,
Es gedanket sich wohl,
Doch es gestaltet sich nicht.

*

Gestern erlesen,
Morgen verwesen;
Wer von gestern auf heut *wird*,
Ist morgen *gewesen*.

*

Du prahlst dich der Hymnen,
Die allerwärts dir klingen?
O, *tief* ist das Tal,
Dem alle Vögel singen.

*

Soll die jüngste Literatur man lesen?
Trinken jungen Wein, eh' er verjesen?*)
Wartet, bis es zehnmal sich gejährt hat,
Was dann übrig bleibt und sich geklärt hat.

*) gegohren.

Baraber.

„Baraber" nennt der Bauer unterschiedslos alle die Fremden, die Kroaten, Serben, Italiener und Mazedonier, die — widerstandsfähig, genügsam und fleißig — die Gegenden Österreichs überfluten, wenn Bahnen gebaut werden, um hier zu verdienen.

Der interessanteste Baraber ist nun der mazedonische. Derbknochige hochgewachsene Menschen mit sonnverbrannten Gesichtern, aus denen die Wildheit und Verwegenheit des freien unbeugsamen Arnauten zu lesen ist. Unbeabsichtigt erinnern wir uns bei ihrem Anblick an die mazedonischen Greuel und sie illustrieren uns gleichsam die oft gelesenen Zeitungsberichte über die Kämpfe da unten im nördlichen Winkel der Türkei.

Der Mazedonier ist der denkbar verwendbarste Bahnarbeiter. Man ruft ihn gerne und vergißt die Unannehmlichkeiten, die seinem Erscheinen anhaften. Er kommt allein, Weib und Kind bleiben in der Heimat. In Holzbaracken wohnt er mit vielen anderen Landsleuten zusammen. Er kennt keine Gesetze, am wenigsten hygienische. Er wäscht sich sehr selten, manche waschen sich überhaupt, solange sie in der Fremde sind, nicht. Um die Kleider zu schonen, zieht er sie nie an und aus, sondern schläft angezogen. Der echte Mazedonier vereinigt auf seinem Körper so viele Arten von Ungezieser, als es überhaupt gibt. Essen und Schlafen machen ihm wenig Sorgen, seine Aufmerksamkeit konzentriert sich aufs Sparen. Den größeren Teil seines wahrlich nicht leicht verdienten Geldes legt er behutsam in einen Beutel, der stets um seinen nackten Körper gebunden ist. Sobald ein Sümmchen beisammen, schickt er mit mehreren anderen Sparern sein Geld durch einen aus ihrer Mitte gewählten Abgesandten heim an die Seinen.

Auf die an einen Mazedonier gestellte Frage, warum sie denn nicht den einfacheren Postweg benützen, antwortete jener: „Weil das Geld auf der Post gestohlen wird."

„Auf unserer Post wird nicht gestohlen."

„Aber auf unserer", gab er zur Antwort.

„Ja, doch ebensogut könnte euer Abgesandter mit den Geldern das Weite suchen."

Die Augen unseres Mannes rollten wild, er ballte die Faust und knirschte: „Wehe ihm, wir finden ihn am Ende der Welt und Gnade seinen Angehörigen. Die bleiben in unseren Händen."

Der Mazedonier hat nicht nur Mut, den ewigen Sekkaturen seines angestammten Ungeziefers zu widerstehen, er trotzt auch den Gefahren der Bahnbauarbeit mit bewunderungswürdiger Tapferkeit. Sein Leben gilt ihm nicht viel, noch weniger das der anderen.

Nicht selten kommt es inmitten der Bahnbauarbeiten zu echt mazedonischen Unruhen, oft aus ganz geringfügigen Ursachen. Nicht selten besteht das Sonntagsvergnügen aus einer solennen Messerstecherei.

Das Messer hat der mazedonische Arbeiter überhaupt rasch zur Hand, man möchte sagen, es ist der Dolmetsch seiner Gefühle. Rückwärts im Nackenfutter seines Rockes in einem dort eingenähten Futteral steckt es. Eine gefährliche Bewegung, wenn der Mazedonier nach rückwärts greift. In einem Orte bei Graz gab's vor einigen Jahren ein regelrechtes Feuergefecht. Die feindlichen Bewohner zweier Baracken beschossen sich gegenseitig. Von weitem hörte sich's an wie das richtige Knattern eines Gefechtes. Die Gendarmerie wartete mit dem Eingreifen bis zur Einstellung des Feuers.

In dem längsten Tunnel des Bahnbaues Aspang—Friedberg neckte einmal ein Mazedonier seinen Nachbar. Dieser arbeitete eben mit einem schweren Hammer

ein paar Dutzend Betbrüder zum Bischof und sagen: ‚Unser Pfarrer hat keinen rechten Eifer für das Heil der Seelen, denn er schimpft nicht alle Sonntage über die Landeszeitung' — und der Pfarrer fliegt auf Grund des päpstlichen Dekretes de amovibilitate parochorum (über die Absetzbarkeit der Pfarrer). Ja die Betbrüder brauchen nicht einmal einen Grund anzugeben. Odium injustum, ungerechter Haß, also Haß ohne Grund genügt schon, den Pfarrer zu vertreiben. Die Betbrüder brauchen bloß zu sagen: ‚Wir hassen den Pfarrer.' ‚Warum?' ‚Ohne Grund.' Auf Grund des Dekretes muß der Pfarrer fort. Jetzt sitzt ein Kaplan fester als ein Pfarrer; beschwert man sich gegen den ersteren, so muß ein Grund vorliegen, gegen den letzteren genügt sündhafter Haß. Und dann das Rechtsmittel der Appellation! Der Pfarrer kann an seinen Bischof appellieren; also an den nämlichen Richter, der ihn verurteilt hat. Das ist ein Faustschlag ins Angesicht der Justiz. Bisher hat es mich noch nie gereut, Geistlicher geworden zu sein; jetzt aber muß ich sagen, daß, wenn ich, als ich in den geistlichen Stand trat, vorausgesehen hätte, daß ein Mann wie Giuseppe Sarto zu meinen Lebzeiten Papst werden würde, ich nie geistlich geworden wäre. Und unter solchen Umständen werden die Geistlichen gezwungen, von der Kanzel zu verkünden, es sei eine Unwahrheit, daß der Heilige Vater die Rechte der Geistlichen geschmälert habe! Ich mußte es Sonntag vormittags verlesen. Leider habe ich es getan. Zur Buße schreibe ich, ehe ich mich zur Ruhe begebe, diesen Artikel. Liebes Publikum, verzeihe mir! Coactus feci! Ich habe es verlesen unter den Qualen der Gewissensfolter."

Wir machen zu diesem Schreiben keine Bemerkung. Der Leser soll in seinen eigenen Gedanken nicht gestört werden.

Eine steirische Urkunde.

Erzherzog Karl, „der Gegenreformator in Innerösterreich", besaß in der Nähe von Graz größere Jagden. In der Karlau (Karl-Au) war sein Jagdschloß. Von diesem hohen Herrn liegt — wie Dr. v. Geramb in den Blättern zur Geschichte und Heimatskunde der Alpenländer mitteilt, im Steiermärkischen Landesarchiv (Spezialarchiv Wildenstein, Schuber 18, Heft 321) folgender Erlaß:

„Wir Carl von Gottesgnaden Erzherzog zu Österreich . . . embieten allen und yeglichen underthonen, wem Sie zugehören, oder wo sy auf ein sechs Meil Wegs da herumb gesessen sein, denen diser unser brief furkhumbt, unser gnad. Und uns Eure Rüdenhund das Wildprät verjagen auch beschedigen, und also uns unsere landesfürstlichen (!) lust verderben und zerstören und uns aber solches lenger zuzusehen oder zu gedulden nit gemaint. So ist demnach unser ganz ernstlicher bevelch und wöllen, das Euer yeder seinen Rüdenhunden, den Rechten vordern Fueß in dem ersten glid abhakt, und solches bey Peen (= Strafe von) funfzehn kreuzer, von yedem Hund, dem also der Fueß nit abgehakt, nit unterlaßt. Daran beschicht auch unser gnediger willen, entliche und ernstliche maynung. Geben in unser Stat Graz, den Sibenden tag May, anno im achtundsechzigsten (= 1568). Carolus (m. p.)."

Diese Urkunde ist gewiß ein Aufsitzer. Erstens heißt der Gegenreformator nicht Karl, sondern Ferdinand II. Zweitens kann selbst dieser kein solcher Unmensch gewesen sein, der den Hunden, die ihm „seine landesfürstliche lust verderben" gleich die Füße abhacken ließ.

---

gereifter Überzeugung und geht unbeirrt seinen Weg, dem Worte folgend, das dem Tapfern und Getreuen gesagt ist: „Wer aber fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt nach sich.“ Wer die Pünktlichkeit näher ins Auge faßt, der wird übrigens auch entdecken, daß sie nicht nur mit der persönlichen Lebensenergie zu tun hat und ein Gleichnis für den Charakter ist, sondern daß sie auch eine Frage der sozialen Kultur ist und unser Gewissen in dieser Richtung zu wecken und zu verfeinern vermag — sobald wir nämlich in nachdenklicher Weise pünktlich sind und den Geist der Pünktlichkeit in seinem tieferen Sinne und Gehalt erfassen: Oder wird etwa in der Pünktlichkeit nicht auch der Sinn für Rücksicht und Vertragstreue, für Zuverlässigkeit und Manneswort geübt und geschärft, und ist es wirklich ganz gleichgültig für unsere innerste Kultur, ob wir hier stumpf bleiben und uns gehen lassen, oder das Große im Kleinen entdecken? „Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige“, so heißt ein bekanntes Wort. Und man darf sagen: Pünktlichkeit hat in der Tat etwas Königliches an sich, weil sie eine königliche Herrschaft über das Leben offenbart.

„Über den Wassern.“ Prof. Foerster.

Schulverhältnisse.

Die „Ostdeutsche Rundschau“ stellt folgende für einen Kulturstaat recht sonderbare Tatsachen fest:

Die Lehrerbildung ist in Österreich zum großen Teil den Klöstern überlassen. So wurden seit 20 Jahren zwei neue deutsche staatliche, dagegen aber 20 private, zumeist klerikale Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten ins Leben gerufen.

Galizien hat 56 v. H. Analphabeten. Bei seinen 788 Gemeinden fehlt in 130 jedwede Schule. Nach der Zahl der schulpflichtigen Kinder sollte das Land mindestens 9000 Schulen haben; es besitzt jedoch nur deren 5000. Dazu sind noch 600 Schulen ohne Lehrer. Jeder vierzehnte Lehrer und jede dritte Lehrerin sind ungeprüft.

Im klerikalen Oberösterreich sind Schulen bei ganztägigem Unterricht mit 100 bis 120 Schülern, bei Halbtagsunterricht mit 150 bis 180 Schülern keine Seltenheit.

In Tirol sind 18 v. H. der Lehrer zugleich Totengräber, 9 v. H. obliegt die Instandhaltung der Wege vom Pfarrhof zur Kirche (Schneeschaufeln usw.) 13 v. H. sind Mesner. Dazu gibt es noch 312 Notlehrerstellen, fast ein Drittel aller Lehrerstellen, an denen nur im Winter unterrichtet wird. Die Notschullehrer sind von Beruf Bauernknechte, Dienstmädchen, Hirten, Hausknechte usw.

In Bosnien, der neuesten Errungenschaft Österreichs, hat sich sofort nach der Okkupation im Jahre 1879 der Klerikalismus häuslich eingerichtet. Die Erfolge sind auch danach. Ein Vergleich mit dem angrenzenden Serbien, das gewiß nicht als hochkultiviert gilt, wird am besten als Aufklärung dienen. Serbien hat 2400 Lehrer, 1272 Volksschulen, Bosnien deren 800 und 354. Serbien besitzt 20 Mittelschulen und eine leidliche Universität, Bosnien 4 staatliche Mittelschulen. Dafür haben sich in Bosnien bereits 800 Trappisten, Jesuiten und Franziskaner eingenistet und wurden 24 katholische Klöster und 200 katholische Kirchen neu erbaut.

Helmut Harringa.

Helmut Harringa. Eine Geschichte aus unserer Zeit von Hermann Popert. Fürs deutsche Volk herausgegeben vom Dürerbund. (Dresden. A. Köhler. 1911.)

Der Verfasser steht nicht im Literaturkalender und der Dürerbund leiht dem Werk seinen Namen und seine Kräfte, um es im deutschen Volke zu verbreiten,

an einem Bohrloch. Er verbat sich die Späße, doch der andere setzte sie fort. Da holte der Gereizte in plötzlicher Zornesaufwallung aus und versetzte dem Ruhestörer mit dem Hammer einen Hieb, der ihm die Gehirnschale zertrümmerte. Dann arbeitete er ruhig weiter, als ob nichts geschehen wäre, und ließ sich ruhig verhaften.

Erst neulich erschien ein mazedonischer Bahnbauarbeiter in der Oststeiermark beim Arzt mit einer klaffenden Kopfwunde. Diese ist absolut tödlich, meinte der Arzt und konnte sich vor Erstaunen kaum fassen, daß der Verletzte noch zwei Tage gearbeitet hatte. Dann erst suchte er den Doktor auf. Die Wunde rührte von einem Kampfe her. Der Mann starb im Krankenhause in Graz. Er war nicht zu bewegen, den Namen des Täters anzugeben, obwohl er ihn kennen mußte. — Heldentum!

Auf einer Baustrecke mit mazedonischen Arbeitern glaubt man in Wildwest zu sein. Der Bauaufseher ist in der Regel bis an die Zähne bewaffnet und hat außerdem einen riesigen Hund bei sich. Die Lohnauszahlungen geschehen zumeist unter Assistenz der Gendarmerie. Überall lauern Gefahren, Mord und Tod.

Ist die Bahnstrecke fertig, dann kommt dem Reisenden, der bequem darüber hinfährt, wohl selten das Bewußtsein, daß der Boden unter ihm fast wie ein Schlachtfeld mit Blut gedüngt ist.

Grazius Rosner.

Pünktlichkeit.

Es gibt eine ganze Reihe von äußerlichen Verpflichtungen, die doch eine tiefe inwendige Bedeutung für uns gewinnen und zu starken Bildungsmitteln werden können, wenn wir sie freiwillig ergreifen und zu einer Aufgabe der Selbstdisziplin machen. Zu diesen äußerlichen Verpflichtungen gehört die Pünktlichkeit. Sie wird eine ganz neue Anziehungskraft für uns bekommen, wenn wir sie als Willensübung betrachten lernen, und zwar als Übung im Widerstand gegen die Macht der Zufälle und Verhältnisse. Wie viele Menschen lassen sich im Leben durch Zufälle treiben und von ihren Vorsätzen, ja sogar von ihren Überzeugungen ablenken! Wir haben natürlich immer eine Ausrede — wissen aber bei einiger Selbsterkenntnis, daß es im Grunde gar keine Ausrede gibt für den, der wirklich pünktlich sein will, das heißt, der den Wunsch nach Präzision in der Einhaltung von Verabredungen und Arbeitsterminen wirklich als eine Art von Gewissen mit sich herumträgt und in intimer Fühlung mit seinem Sekundenzeiger lebt. Er wird sich vorbauend und vorschauend einen Spielraum für unvorhergesehene Hindernisse schaffen, wird unbarmherzig von seiner Arbeit, Lektüre, Unterhaltung oder Ruhe aufstehen, sobald die Zeit nicht mehr ihm, sondern der nächsten Verabredung oder Verpflichtung gehört, er wird seinen Besuch gütig, aber unbeugsam verabschieden und Begegnungen auf der Straße herzlich, aber unaufhaltsam erledigen — und er wird inmitten komplizierter Verhältnisse alles so vorbereiten, vorbeugen und arrangieren, daß er nicht ein Opfer unvorhergesehener Hemmnisse, abgerissener Knöpfe, verschwundener Handschuhe oder befleckter Röcke wird. In dieser vorsorgenden Pünktlichkeit betätigt sich die eigentliche Strategie des Menschen gegenüber der Macht der Zufälligkeiten, die gradlinige Wucht der eigenen Lebensbewegung. — Wer sich hierin zu üben sucht, der wird die ganze Schwierigkeit solcher Präzision empfinden und zugleich merken, wie heilsam für die Anspannung der Willenskräfte gerade das äußerliche Moment der festen Zeitgrenze ist. Zugleich wird er hier wieder die symbolische Bedeutung der kleinen Dinge spüren, er wird merken, daß solche Pünktlichkeit ein sehr anschauliches und anregendes Gleichnis für die Lebensführung des charaktervollen Menschen überhaupt ist, der sich nicht von links oder rechts aufhalten und ablenken läßt. Er wird nicht von Umständen und Zufällen dirigiert, sondern handelt von innen heraus, nach festem Plan und nach

Mein Feiertag.

Das ist mein Feiertag:
Wenn's um mich rauscht und webt,
Wenn Vöglein mit mir reden
Und jedes Blättchen lebt.

Das ist mein Feiertag:
Wenn's in den Lüften singt,
Wenn jedes Windesfächeln
Mir wie ein Lied erklingt.

Das ist mein Feiertag:
Wenn's zitternd um mich schwirrt,
Wenn jedes Atemholen
Mir zum Gebete wird.

Christine Ruhland.

Seligkeit.

In die Arme will ich dich ziehn
Voll Glück und Lachen!
Meiner seligen Küsse Glühn
Soll deine blassen Wangen blüh'n,
Soll deine Augen leuchten machen.

So voll jauchzender Seligkeit
Will ich dich küssen:
Alle Welt und vergangenes Leid,
Tränen, sehnende Einsamkeit
Sollst du lachend vergessen müssen!

Grete Ihle.

Der reichste Tag.

Das war mein schönster Tag, als ich dich fand:
Es war ein selig staunendes Begegnen,
Ein stummes Ineinanderglühn, ein Segnen,
Das in der Blicke Wechselsprache stand.
Und als ich dann gewährend durfte geben:
Das war der schönste Tag in meinem Leben!

Dann kam ein Tag, da ließ mich dein Vertrauen
Auch deine ewigen, tiefen Schmerzen schauen,
Damit ich sie mit dir gemeinsam trage. —

Und dieser war der reichste meiner Tage.

Ella Triebnigg

Wachposten auf dem Fort über der Ponalestraße bei Riva.

Noch ist dies Eden gutes Österreich
Und soll, fürwahr, auf ewig unser bleiben!
Laßt nicht nach fremdem Gut gelüsten euch,
Laßt eure Gier in eitel Dunst zerstäuben!

Verstummt die Klage um verlor'nes Land,
In Kämpfen blutig, heiß, uns abgerungen;
Doch wisset, bot sich nicht die fremde Hand,
Euch wäre niemals solche Tat gelungen!

Ich halt' fürs heil'ge Land Tirol die Wacht,
Wir sind Andreas Hofers treue Erben,
Eh man zu Welschen uns're Kinder macht,
Eh wird, Tirol, dein letzter Streiter sterben!

Nordmark.

Ein Gleiches und Verschiedenes.

Ich sah eine bleiche Lilie
Auf einem grünen See;
Ich sah einen müden Falter
Sitzen im grünen Klee.

Ich sah ein bleiches Mädchen
In einem Kämmerlein.
Sah einen armen Wandrer
So ferne und allein.

Franz v. Höbarten.

überall zu verbreiten, in Stadt und Land, mit heiligem Eifer zu verbreiten, wie die Bibelgesellschaft das Evangelium. — Es macht uns neugierig. Was muß das für ein Buch sein. Es ist ein herbes, gewaltiges, fast gewalttätiges Buch, es zwingt uns. Ich weiß keinen Kämpfer gegen die ungeheuerlichen Schäden unserer dekadenten Kultur, der heldenhafter wäre als dieser Friese Helmut Harringa. Alles, was da faul und Unnatur geworden ist in unserem deutschen Vaterlande, wird mit glühendem Zorne gebrandmarkt. Zum Bersten voll verdichtet sich dieser Zorn gegen den Alkoholismus. Aber die Tendenz ist meisterhaft verhüllt. Aber wer den Ursachen der traurigen und tragischen Geschicke genauer nachspürt, der stößt auf den Alkohol. Im Leben wäre es wohl auch oft so, wenn sich einer die Mühe nehmen wollte, die Urheberschaften all des Elendes, das uns umgibt, zu erforschen. Die Situationen und Geschehnisse des Romanes sind so spannend, daß man alle an sich prächtigen Stimmungs- und Naturschilderungen am liebsten überschlagen möchte, um der Entwickelung zu folgen, die sich endlich ohne besondere Effekte auflöst, noch zum Schlusse ein hoffnungshelles Bild der Zukunft zeigend, wie die Ideale des Helmut Harringa in Erfüllung gehen werden.

Gelernt wird der Verfasser dieses merkwürdigen Romanes bei Zola haben und bei Frenssen, in dessen Himmelsstrich die Geschichte sich abspielt. Die Sprache ist nordisch, wenn man die niederdeutsche knorrige und ernstgezogene Art so nennen dürfte. Sie ist kerndeutsch und kerndeutsch ihre Gesinnung, auch insofern, als der Friesländer nicht ungern dem Ostpreußen, der Hamburger dem Berliner eins auswischt. Mit scharfer Satire ist der studentische Biercomment sowie die Konferenz der deutschen Bierbrauer und Weinhändler gezeichnet, sowie das indifferente und schmutzig egoistische Philistervolk aller Stände. Die Darstellung der Lasterquartiere der Großstadt sind in ihrer ganzen Widerlichkeit dargestellt als Gegensatz zu all dem Großen und Erhebenden, das uns durch dieses Buch trägt und höher hebt.

Es ist wohl zu verstehen, weshalb der Dürerbund sich so eifrig um die Verbreitung des „Helmut Harringa" bemüht. Das Buch tut den Deutschen so not wie dem irrenden Schiffe der Leuchtturm. Wer die Wiedergesundung des deutschen Volkes wünscht, der helfe mit, daß „Helmut Harringa" überall gelesen werde; soviel am Worte ist zu wirken, hier geschieht es. Es ist vielleicht die größte Errungenschaft unserer tatenstolzen Zeit, daß sie die Verderblichkeit des Alkohols in ihrer Gänze erkannt hat. Herolde müssen nun die Gefahr aller Welt verkünden.

Singvögel.

Nacht.

Und endlich schlief ich ein. In dunklen Samt
War alle grelle Einsamkeit gesunken
Und alle Rufe waren wie erlahmt
Und alle Tränen waren fortgetrunken.

Nur Wünsche hört' ich durch die Adern geh'n,
Ich sah sie bang verhalten niederrinnen,
Sie kamen wie von ungeheuren Höh'n
Und schwebten nieder, wie von Silberzinnen —

Und wuchsen fern zu schlanken Knaben auf,
Die hüllten bebend sich in weiße Tänze;
Ich fühlte nur das Weh'n von ihrem Lauf
Und nur den leisen Duft der kühlen Kränze.

Und dann verging's. Ich sank in tiefe Flut
Und hob die Hand zu einer dunklen Frage;
Da wußte ich: das ist dein krankes Blut,
Das ist der Morgen schon vom neuen Tage.

A. Ryba.

Herz Asiens einzudringen, nach den Spuren des gewaltigen Marco Polo zu spähen und die Heerstraße Alexanders des Großen, die durch Belutschistan führt, zu suchen! Es ist ein ungeheures Gebiet voll Zündstoff und latenter Kraft, das Hedin durchquerte, und dort wird vielleicht einmal eine Fackel in Brand gesteckt, die unsere Kulturwelt versengen kann. Alles das macht das Werk für uns interessant, ja unersetzlich, und mit gespannten Nerven begleiten wir den kühnen Forscher auf seinem tapferen Zug durch die Geheimnisse des unermeßlichen Asien — unserer Urheimat. Seit langem hat kein Buch die allgemeine Aufmerksamkeit so auf sich gezogen wie dieses. — Besonders verweisen wir auf die Bezugsmöglichkeit des Werkes in wohlfeilen Lieferungen.

P. .M

Die fünf Waldstädte. Ein Buch für Menschen, die jung sind, von Paul Keller. Mit Bildern von G. Holstein und Reinhold Pfaehler v. Othegraven. (Berlin, München, Wien. Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.)

Endlich wieder ein Buch, das man rückhaltslos loben und jung und alt unbedingt empfehlen kann! „Die fünf Waldstädte" sind eine Geschichtensammlung voll Wärme, Licht und hellem Sonnenschein. Ein feiner Schimmer märchenhafter Romantik liegt über den Erzählungen, die, so schlicht und einfach in der Form, einen wunderbaren Zauber ausüben. Besonders hervorheben möchte ich: „Der angebundene Kirchturm", „Die Ferienkolonisten" (die den Lesern des „Heimgarten" bereits bekannt sind), den humorvoll-tragischen „Gedeon" und „Mein Roß und ich". Auch durch dieses Buch bestätigt Keller abermals, daß er zu den allerbesten deutschen Dichtern zu zählen ist.

H. L. R.

Die Halsbandgeschichte, erzählt von Wilhelm Schäfer. (München und Leipzig. Georg Müller.)

Schäfer will die „Halsbandgeschichte", den unerhörtesten Betrug in der Weltgeschichte, der die unschuldige Königin Maria Antoinette schon lange vor Herrn Robespierre moralisch vernichtete, rein künstlerisch erfassen und er sagt in einer sehr klugen Vorrede, daß nur die zweite Hälfte der Erzählung im Banne der strengen historischen Tatsächlichkeit stehe. Davon aber fürchtet er beinahe eine Schädigung seines Werkes, denn „das Historische interessiert ihn daran am wenigsten". Ich bin nun anderer Ansicht: Wo Schäfer wirkliche Ereignisse schildert, dort packt er, reißt er mit und läßt uns eine gewaltige Tragik fühlen; wo er aber mehr oder weniger frei fabuliert, da wird alles ein bißchen farblos und durchsichtig. Sehr begreiflich: Nichts ist dramatischer als das Leben selbst; „greift nur hinein!" rät Exzellenz Goethe, der es doch gewiß verstand.

Trotz allem, nur vielleicht in einem etwas anderen Sinn, als der Verfasser meint, ist seine „Halsbandgeschichte" eine bedeutende und auch historisch keineswegs abzulehnende Erzählung.

H. L. R.

Drei Bücher von Karin Michaëlis: **Betty Rosa. Däumelinchen. Das gefährliche Alter.** Übersetzt von Mathilde Mann. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Eigenartige und erfindungsreiche Geschichten, zuweilen kühn in der Ausnützung zufälliger Situationen und mit einer souveränen Vernachlässigung des Milieus. Karin Michaëlis konzentriert ihr Talent immer nur auf die Seelenerforschung ihrer weiblichen Hauptperson und deckt da rücksichtslos auf. Sie will scheinbar nichts anderes als aufdecken und tut das mit großer Kunst, Geschicklichkeit und der allerfeinsten Psychologie, die vor nichts zurückschreckt und vor der vielleicht manchem und mancher graut. „Betty Rosa" ist mehr ernst und tragisch, „Däumelinchen" humoristisch und „Das gefährliche Alter" satirisch; für mich wenigstens. Alle drei sind dabei so unterhaltend, daß man sie in einem Zug zuende liest. Merkwürdigerweise tut die Exzentrizität von Form und Inhalt der gewünschten Naturalistik wenig Eintrag — sie ist kaum grotesker, als es dem Leben selbst grotesk zu sein beliebt.

Die Übersetzung durch Mathilde Mann zeigt Verständnis und Gewandtheit. P. M.

Liebe und Leben der Lady Hamilton. Roman von Heinrich Vollrat Schumacher. Mit 41 historischen Illustrationen und Dokumenten. (Berlin. Richard Bong.)

Durch Jahre war der historische Roman diskreditiert und selbst über den genialen Dumas zuckte man die Achseln. Vielleicht ist diese literarische Mißachtung mit schuld an dem unerhörten Vordringen der Schundliteratur! Das scheint jetzt wieder anders zu werden und die Zeichen für eine Geschmacksveredlung mehren sich. Auch das Erscheinen des Romanes „Liebe und Leben der Lady Hamilton" beweist es mir. Schumacher hat um diese interessante Frauengestalt und um eine Reihe historischer Dokumente herum eine auch kulturwissenschaftlich nicht bedeutungslose und jedenfalls interessante und unterhaltende Lebensgeschichte mit farbiger Phantasie, in einer ansprechenden Form geschrieben. Emma Lyon-Hart war so ziemlich alles, ehe sie Lady Hamilton wurde, und dann spielte sie sogar als Freundin der Königin von Neapel — Marie Antoinettes Schwester — und als Geliebte des Admirals Nelson eine Rolle in der Weltgeschichte. Dieses Stück ihres Lebens wird erst ein weiterer Band behandeln. Der vorliegende schließt mit ihrer Verehelichung ab. — Auch die Schilderung des gesell-

Lustige Zeitung.

Ski. Rotental: „Voriges Jahr um diese Zeit bin ich Schi gelaufen. — Oppenheim: Ja, Gummischüh!" („Lustige Blätter.")

Ein schlauer Gatte. „Geh nicht nach Marienbad, Liebste! Du weißt nicht, wie es mich schmerzen würde, wenn ich auch nur ein halbes Pfündchen von dir verlieren würde." („Meggendorfer Blätter.")

Aus einer Wiener Tageszeitung. Hauptüberschrift: Der sprechende Hund. — Untertitel: Äußerungen des Rektors der Tierärztlichen Hochschule. („Muskete.")

Telepathie. Beim Theater gibt es wunderbare Fernwirkungen. Ich habe von der Naiven neulich behauptet, daß sie außerordentlich hübsch ausgesehen hätte. Am andern Tag begegnete mir die Sentimentale, die in dem Stück gar nichts zu tun hat, und sagte: „Was haben Sie eigentlich gegen mich?" („Jugend.")

Immer Berufsmann. Junger Kadett: „Mein Herr, Sie fixieren mich!" — Herr (Photograph): „Aber, bewahre, Sie sind ja noch nicht entwickelt! („Guckkasten.")



Das neutestamentarische Christentum, auf psychologischer Grundlage dargestellt von Martin Wohlrab. (Dresden. L. Ehlermann. 1910.)

Die Religion wissenschaftlich behandeln zu wollen ist ganz verfehlt und eine Hauptursache so vieler Mißverständnisse, besonders in unserer Zeit. Wissenschaftlich kann und wird die Theologie sein, die Religion aber, das zu Gott strebende Gefühlsleben des Menschen, steht ganz auf dem kindlichen Glauben außerhalb allen Intellekts. Auf diesem Standpunkt baut sich das schöne Buch Martin Wohlrabs auf. Soweit es theologisch ist, wird es wissenschaftlich behandelt, aber sein Wert besteht in dem Hinweis auf das Verhältnis des Menschen zum Vater Gott, den uns Jesus aufgezeigt hat. Dieses Reich, das religiöse Gefühl, ist unantastbar, ist niemandem im Wege und kann, wenn es echt ist, von keiner weltlichen Geistesmacht zerstört werden. Das gläubige Herz ist auch der beste Boden für die Sittlichkeit, für die persönliche Reinheit und für den Gemeinsinn. Alles, was wir heute noch Tugend nennen, selbst die modernsten Formen der Pflichten des Gemeinlebens, stehen auf der Grundlage des Christentums. Auf keinem Boden sonst ist die liebenswürdige Selbstbescheidung, das Mitschaffen- und Mitsorgen für andere, die Treue und Wahrhaftigkeit und endlich die Lebensfreude, der Trost im Leide und das in unserer Natur bedingte Glückseligkeitsbedürfnis leichter zu finden und zu befriedigen als im Christentum. — Somit ist der Geist des Buches angedeutet. Mein Gedanke nach dem Lesen war der: Das heutige Suchen und Sehnen nach Gott und dem Frieden müßte gerade dieses Christentum zeitigen, wenn es nicht schon vorhanden wäre.

Zu Land nach Indien durch Persien, Seïstan, Belutschistan. Von Sven Hedin. Mit 308 ein- und mehrfarbigen Abbildungen und zwei Karten. In zwei Bänden eleg. geb. 20 Mark. Auch in 36 Lieferungen zu je 50 Pfennige. (Leipzig. F. A. Brockhaus.)

Viertausend Kilometer auf ungebahnten Wegen legt man in diesem Buch zurück! Unter unglaublichen Schwierigkeiten hat Sven Hedin seine Reise gemacht, Menschen und Natur verschworen sich oft, ihn zu vernichten, aber seine kühle Energie besiegte jedesmal die Widerstände, gleichviel, ob sie Revolution oder Pest hießen. Und er erzählt seine Erlebnisse so ruhig, ohne alle Selbstbeweihräucherung (die manches Werk direkt ungenießbar macht), und dem Leser scheint es manchmal, es sei eine Kleinigkeit, als einziger in das feindliche

Verurteilung des Mannes, den die englische Regierung als Gouverneur der Insel und Hüter des kaiserlichen Gefangenen bestellte. Daß ihn sein schweres Amt nervös, mißtrauisch und in der Folge hart machte, begreift man, aber das Verstehen kann ihn nicht von aller Schuld freisprechen. Das mochte Lowe selbst gefühlt haben und deshalb schrieb er seine Rechtfertigungsschrift nieder, die im vorliegenden Buch ins Deutsche übertragen ist. Wahrscheinlich wird er sich nie ganz von den Vorwürfen, die gegen ihn erhoben wurden, reinwaschen können, denn es widerspricht unserem innersten Gefühl, daß ein glatter Durchschnittsmensch – gleichgültig, ob mit Absicht oder nicht – eine Persönlichkeit wie den großen Bonaparte quälte. Vielleicht quälen mußte, weil ihm Befehle von der Themse zu gewissen Handlungen direkt zwangen. Es ist oft unmöglich, den „Boten" von seiner „Botschaft" zu scheiden – und mancher Bote verweigert manchen Botendienst! – Jedenfalls wird die deutsche Ausgabe der 1830 erschienenen Rechtfertigungsschrift allgemeines Interesse erwecken, denn sie gestattet tiefe Einblicke in eines Dramas letzten, tragischen Akt.

Die Schwabachersche Sammlung „Kulturgeschichtliche Dokumente" führt sich mit dem ersten Band ganz vorzüglich ein.

Die Tugendhaften. Von Lona Dawitschoff. (Leipzig. Friedrich Rothbarth.)

Weil ich mich verpflichtet habe, das Buch zu besprechen: Fräulein – oder Frau – Lona Dawitschoff stellt die Forderung nach der freien Liebe auf und diskreditiert dieses nicht mehr ganz originelle Verlangen sofort durch ein schleimiges, unsympathisches und witzloszynisches Geschreibsel, das sie darum herumschreibt. Sie wälzt sich wollüstig in Schlamm und darin versinken denn auch die paar wertvolleren Gedankensplitter, die ihr eingefallen sind. Mit Vorliebe zitiert die Verfasserin andere Autoren, über die sie sich lustig macht. Die dem Buche beigehefteten Bilder haben zum Inhalt keine Beziehung. Mehr und Besseres kann ich über das Ganze nicht sagen. H. L. R.

Die Mode. Menschen und Moden im achtzehnten Jahrhundert. Nach Bildern und Stichen der Zeit. Ausgewählt von Oskar Fischel, Text von Max v. Boehn. (München. F. Bruckmann.) Preis broschiert 8 Mark, gebunden 9 Mark 50 Pfennige.

Das Buch zeigt den Zusammenhang der Gesamtkultur mit der Mode, die in gewisser Beziehung der Ausdruck ihres „Zeitgeistes" ist — des Geistes der besitzenden Klassen. Wir alle sind der Mode unterworfen, die uns nicht nur einen Kleiderschnitt, sondern auch Weltanschauungen aufdrängt; niemand kann sich ganz der Einwirkung der herrschenden Tagesmeinung entziehen, die unseren Geschmack, unsere Zu- und Abneigungen, wenn auch nicht von Grund auf bildet, so doch gewiß stark beeinflußt. — Jede besondere geschichtliche Epoche hat ihre besondere Tracht, die Rückschlüsse auf die Innenkultur gestattet. Man betrachte nur den Überschwang des Rokoko oder die Kostüme unter dem Direktorium — sie entsprechen ungefähr der Lebensauffassung jener Menschen, die sie trugen und denen sie gefielen. – Max v. Boehn hat sehr hübsch und übersichtlich die Beziehungen zwischen den Menschen und Moden des achtzehnten Jahrhunderts herausgearbeitet, und das ebenso reiche wie schöne und interessante Illustrationsmaterial bestätigt die Schlüsse und Folgerungen, die er zieht. Gemälde der hervorragendsten Maler spiegeln immer auch den Kleidergeschmack einer Zeit wider und so begegnen wir in dem Buche den besten Bilderwerken, die das vorvorige Jahrhundert aufweist. Darunter sind ganz seltene Stücke, so von Ulrich Wertmüller: „Maria Antoinette und ihre Kinder". „Die Mode" ist ein Werk von bleibendem Wert. L. M.

Neue Jugendblätter. Jahrbuch für das deutsche Haus. Herausgeber Sächsischer Pestalozziverein. Bearbeiter Ernst Thiene. (Dresden. C. C. Meinhold & Söhne.)

Der Jahrgang 1911 dieses empfehlenswerten Buches führt den Untertitel: Lenzbotschaft. Alle Beiträge sind auf den Grundton gestimmt: Frühling in der Natur, Frühling im Menschenleben. Sonnige, heitere Bilder entrollen sich vor den kindlichen Lesern, deren Empfinden für das Sinnige und Poetische des jungen Lenzes vor allem geweckt werden soll. Dem durchwegs ausgezeichneten Bilderschmuck stehen Poesie und Prosa des Textes ebenbürtig zur Seite. Dem Wahrspruch gemäß: „Am würdigen Alten in Treuen halten, am kräftigen Neuen sich stärken und freuen wird niemand gereuen" finden wir neben Gellert, Mörike, Claudius, Hoffmann von Fallersleben und Hebbel auch Rosegger, Wildenbruch, Martin Greif, Joh. Trojan, Gustav Falke, Otto Julius Bierbaum u. a., und außerdem noch eine Anzahl jüngerer aufstrebender Talente vertreten. Der Herausgeber hat als feinsinniger Literaturkenner wie als Pädagog in der Zusammenstellung des Ganzen wiederum Vorzügliches geleistet. H. M.

Man rüstet schon wieder für den Sommer. Man bereitet sich vor für Landaufenthalt und Touristik. Für unsere Zone von besonderer Wichtigkeit ist **Woerls illustrierter Führer nach und auf den Semmering** und für dessen nähere und weitere Umgebung. Auch die Winterstation Semmering ist auf das praktischste berücksichtigt. Ein paar Kärtchen orientieren uns

schaftlichen Hintergrundes in England ist dem Verfasser gut gelungen: Herabgekommenheit und etwas wie vorrevolutionäre Schwüle, die sich später so nebenbei durch das Gewitter in Paris ohne eigentliche Katastrophe verflüchtigte. — Besonders möchte ich noch auf die dem Buche beigegebenen hübschen Reproduktionen verschiedener zeitgenössischer Porträts Lady Hamiltons hinweisen; sie sind sehr beachtenswert.

Brennende Liebe. Novelle von Marie Madeleine. (Leipzig. B. Elischer.)

Zum Teil sind es Novellenstoffe, die die bekannte Verfasserin in ihrer neuesten Geschichtensammlung behandelt, zum Teil sind es Einfälle für Skizzen, und alle acht Erzählungen sind skizzenhaft ausgeführt, womit ich nicht etwa einen Tadel ausspreche, sondern wodurch ich nur die Art charakterisieren will. Marie Madeleine schreibt nicht für Mädchen — schon die Themen, an die sie sich wagt, eignen sich dazu nicht —, aber trotz aller Freiheit der Probleme und ihrer Ausarbeitung übertritt sie niemals die künstlerischen Grenzen. Manchmal schaut sie ganz tief in die Menschen hinein, zumeist in Weltmenschen, und verblüfft durch die Schärfe der Beobachtung, durch die Kühnheit der Darstellung und durch den trockenen Witz, mit dem sie die Pointen bringt. Die Satire „Sexuelle Aufklärung" z. B. ist ein kleines beißendes Kunstwerk und bespöttelt die Erziehungstheorie, die, so oder so, dem warmen Leben nicht standhält — nicht standhalten kann. Psychologisch sehr fein ist das Lebensbild „Sein Bruder" und am liebevollsten durchdacht ist „der königliche Trank", den ich beinahe eine „Novelle" nenne, seiner breiteren Anlage wegen.

Manchmal fiel mir im Stil eine längst verbrauchte Phrase unangenehm auf, aber ich weiß wohl, wie schwer es für einen Schriftsteller oft ist, den richtigen Ausdruck in der Mitte zwischen Banalität und Originalitätshascherei zu finden. Nur muß man an diese Schwierigkeit und die Absicht, sie zu überwinden, stets denken und Selbstzucht üben.

Die Puderquaste der Venus von Medici. Von Curt Moreck. (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker.)

Moreck hat zweifellos Talent, schreibt stilistisch fein und geht Sprachbanalitäten glücklich aus dem Weg, aber sonst habe ich Verschiedenes an seinen Novellen auszusetzen. „Die Puderquaste" steht und fällt mit einem ziemlich unbedeutenden und überaus gewagten, wenig geschmackvollen Einfall, ohne den der Inhalt der Geschichte leer und gewöhnlich ist. In der „venezianischen Historie der Gentildonna Ghismonda Gradenigo" verfällt der Verfasser in die unangenehme Eigenheit fast aller, welche in die Renaissance hineindichten und glauben, da müssen gezückte Schwerter und rotfließendes Blut die Hauptrolle spielen. Die Renaissanee war doch etwas mehr — vielleicht überhaupt etwas anderes. Man soll nicht immer nur ihre Gewalttätigkeit schildern, die Moreck überdies mit Sentimentalität übergießt. Aber die anfangs gelobten Vorzüge des Verfassers lassen für künftige Arbeiten das Beste hoffen. Ich möchte seine Sachen im Aug behalten.

Mit Napoleon nach St. Helena. Berichte über die Reise des Kaisers an Bord des „Bellerophon" und der „Northumberland" und die erste Zeit seiner Verbannung auf St. Helena. Herausgegeben von Clement Shorter, deutsch bearbeitet von Kapitänleutnant Kraushaar. (Berlin. Karl Siegismund.)

Mit dem Augenblick, da Napoleon nach der Schlacht von Waterloo sein Spiel verloren gab und sich unter den Schutz Englands flüchtete, setzen diese zeitgenössischen Dokumente ein. Bonaparte und sein kleiner, treuer Marschallstab fänden im Inselreich nicht das gewünschte Asyl und die wenig großherzige britische Nation behandelte den besiegten Cäsar als „General", nicht als Kaiser. Eine lächerliche Kleinlichkeit! Um sicher zu gehen, deportierte man ihn nach St. Helena. Offiziere und ein Arzt der Schiffsbesatzung, die ihn geleiteten, schrieben damals ihre lebendigen Eindrücke nieder: wie die gefallene Majestät zuerst auf eine ehrenvolle Aufnahme rechnete, sich dann gegen die entsetzliche Verbannung wehrte und schließlich resignierte. So menschlich nahe trat mir Napoleon noch nie wie in diesen Memoiren und Briefen. Aber redselig berührte er in Gesprächen auch die große Politik und einzelnes — wie das Schicksal der verwundeten Soldaten auf Jaffa und die Erschießung des Herzogs von Enghien — was heute noch im Geschichtsurteil schwankt. — Die Berichte George Homes, des Kapitän Roß, Lyttletons und William Wardens geben feine Beobachtungen und außerordenrlich interessante Deiailschilderungen wieder; den Anhang aber mit den schwachsinnigen Aufzeichnungen eines Smart, Bowerbank und Bingham hätte der Übersetzer besser weggelassen. Da jedoch ein „Anhang" immer nur Nebensache ist, so muß das Buch durchaus empfohlen werden. Ich wenigstens verleibte es meiner historischen Bibliothek mit Vergnügen ein. H. L. R.

Napoleon auf St. Helena. (Kulturgeschichtliche Dokumente, Band 1.) Von Sir Hudson Lowe, Gouverneur von St. Helena. (Stuttgart. Schwabachersche Verlagsbuchhandlung.)

Heine prägte über Napoleons Aufenthalt in St. Helena das Wort: „Gelitten unter Sir Hudson Lowe". Es ist das eine furchtbare

Fähnrich Stals Erzählungen. Von Joh. Ludwig Runeberg. In deutscher Übersetzung von F. Tilgmann. (Leipzig. J. C. Hinrichssche Buchhandlung.)

Blätter zur Geschichte und Heimatkunde der Alpenländer. 1. Jahrgang 1910. Unter Mitwirkung vieler Fachmänner herausgegeben von Dr. Viktor Ritter v. Geramb, Dr. Karl Hafner und Dr. Hans Bučnik. (Beilage zum „Grazer Tagblatt", XX. Jahrgang 1910. Graz. Druck und Verlag der Deutschen Vereinsdruckerei.)

Absalom. Eine Legende von Willy Seidel. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Der Deutsche Michel. Eine Denkschrift in Versen über Michel Östermeier und Michel Reichsmeier von R. Duoderich. Mit Bildern von Walther Sighart. (Leipzig. Teutonia-Verlag Karl R. Vogelsberg.)

Mei Rudelschtadt. Gesammelte Dichtungen in heimischer Mundart mit einem hochdeutschen Anhang von Waldemar Klinghammer. 3. Band. (Fürstlich priv. Hofbuchdruckerei F. Mitzlaff.)

Der Gladiator. Ein episches Gedicht von Konrad Gustav Steller. (Nürnberg.)

Kothurn und Leyer. Dramatische, lyrische und epische Dichtungen von Hugo Koester. Band 1 bis 3. (Leipzig-Gohlis. Bruno Vogler.)

Um der Seele Gleichgewicht. Gedichte von Anna v. Schmid und Marie v. Schmid. (Leipzig-Gohlis. Bruno Vogler.)

Im Goldenen Licht. Gedichte von Ella Hruschka. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.)

Erlebtes und Erstrebtes. Gedichte von Const. Wilh. v. Kügelgen. (Leipzig. Röder u. Schunke.)

Hinaus! Lieder und Verse von Friedrich Ohnesorge. Im Selbstverlage des Verfassers. (Leipzig. In Kommission bei Oskar Leiner.)

Das Buch der Freundschaft. Aussprüche und Sentenzen aus alter und neuerer Zeit. Zusammengestellt von Karl Retsiem. Mit einem Geleitwort von Paul Alexander. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Magister Linsenbart. Schauspiel in vier Aufzügen von Katharina v. Doering. (Berlin-Friedenau, Verlag des Bureau Fischer.)

Jahrbuch über die Fortschritte auf allen Gebieten der Luftschiffahrt 1911, herausgegeben von Ansbert Vorreiter. Mit 641 Abbildungen, davon 54 auf 18 Tafeln, 16 Tabellen und einer farbigen Standertafel. (München. J. F. Lehmann.)

Aus den Frühlingstagen der preußischen Volksschule. Eine Hundertjahrerinnerung von Rektor Georg Waldheld. (Leipzig. Teutonia-Verlag Karl R. Vogelsberg.)

Aus Natur und Geisteswelt: **Das Zeitungswesen.** Von Dr. Hermann Diez. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Die Frauenwelt auf dem Mars. Von E. Tanne. (Hamburg-Duvenstedt. Tannepark-Verlag.)

Frauenberufe und Männererziehung. Von Lili Schalk-Hopfen. (Wien und Leipzig. Hugo Heller u. Cie.)

Unsere heutige falsche Ernährung als letzte Ursache für die zunehmende Zahnverderbnis und die im ganzen schlechtere Entwicklung unserer Jugend. Von Dr. A. Kunert, Zahnarzt in Breslau. (Breslau. Selbstverlag.)

Katechismus der Zukunft. Anleitung zur Kulturreligion in Fragen und Antworten von Friedr. Wilh. Lang.

Katechismus für das feine Haus- und Stubenmädchen. Ein Lehrbuch in Fragen und Antworten über sämtliche Arbeiten im herrschaftlichen Haushalte von Frau Erna Grauenhorst. (Berlin-Südende. Fröbel-Oberlin.)

Was soll unsere Tochter werden und wie kann sie sich ihren Lebensunterhalt selbst verdienen? Ein Wegweiser für Eltern, die ihre Töchter unterbringen, für einen geeigneten Beruf richtig vorbereiten wollen. Von Schulrat Dr. Wilhelm Letau unter Mitwirkung von Ruth Letau. (Wiesbaden. Emil Abigt.)

Die Krankenkost. Ein praktisches Handbuch für Ärzte, Kranken- und Wohlfahrtsanstalten, Sanatorien, Pflegepersonen, Erziehungsanstalten und für die Familie von Emilie Kieslinger und Dr. Karl Wirth. (München. J. F. Lehmann.)

So Ihr an mich glaubet! Neue Gedanken in einer Alltagsgeschichte. Von Luise Luebbe-Barnewitz. (Dresden. E. Pierson.)

Wir wollen leben! Von Hans Wegener. (Hagen in Westfalen. Otto Rippel.)

Aus unseren vier Wänden. Ein Buch für Mütter von Laura Frost. (Leipzig und Berlin. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1910.)

Millionen meinem Vaterlande! (Tausend Reformen.) Ein Geschenk zum 80. Geburtstag Sr. k. u. k. Majestät des apostol. Königs von Ungarn rc. Franz Josef I. von Karl Grubacsevics in Győr in Ungarn. (Ödenburg. Buchdruckerei „Petöfi".)

Die kretenische Degeneration (Kropf, endemischer Kretinismus und Taubstummheit) in ihrer Beziehung zu anderen Wissensgebieten. Von Dr. Eugen Bircher, Aarau. (Wien und Berlin. Urban u. Schwarzenberg.)

und eine Anzahl reizender Bilder macht Stimmung für diese wundersame Gegend, die dem, der einmal in ihr ist, allein für sich selber spricht und unvergleichlich eindringlicher, als es jede Beschreibung imstande ist. Trotzdem soll jeder Semmeringbesucher Woerls Führer stets in der Tasche tragen als einen bequemen und verläßlichen Ratgeber.

Die Alpen und ihre Maler. Von Dr. E. W. Bredt. (Leipzig. Theod. Thomas.)

Dieses Buch kommt der Zeit zurecht. Alpenluft aus vergangenen Zeiten, bis zurück zur byzantinischen Landschaft vor tausend Jahren. Ein Kalender der Landschaftsmalerei, von einem Kenner zusammengestellt. An der höchsten, aber auch schwersten Aufgabe, die dem Künstler gestellt werden konnte, nämlich die erhabene Schönheit der Alpen zu erfassen und zu gestalten, zeigt er eine Entwickelungsgeschichte der Malerei von der Zeit frühen Mittelalters bis zu unseren Tagen, die durch das reiche und vorzüglich reproduzierte Bildmaterial und den anregenden Text die anschaulichste, einfachste und eindrucksvollste Kunstgeschichte darstellt. Die Hunderttausende, die jährlich aus allen Gegenden der Welt die Alpen aufsuchen, werden in diesem Buche wie aus einer reichen Quelle der Erinnerung schöpfen, ebenso wie allen jenen Bredts neues Alpenwerk ein unerschöpflicher Born des Entzückens sein wird, welchen die Alpen ein Land der unerfüllten Sehnsucht bleiben muß. V.

Wiener Almanach. Herausgegeben von Jakob Jäger. (Wien. Moritz Perles.)

Dieser Wiener Almanach hat sich im Lauf seines 20jährigen Bestehens zu einem besonders hervorragenden Jahrbuch emporgeschwungen, das nicht bloß in der Belletristik glänzende Namen mit vorzüglichen Beiträgen aufweist, sondern auch aus den intimeren Kreisen der Literatur und der Kunst innernde Gaben bietet. Die meisten Fächer des modernen Lebens finden in dem Buche Bemerkung. Besonders hervorzuheben sind die Abbildungen von Werken älterer Maler, die das Jahrbuch schmücken.

Gedichte von Désirée Ruprich. (Graz. Leykam.)

Die vom Radegunder Bauerntheater her so vorteilhaft bekannte Künstlerin überrascht uns hier mit einer Sammlung echtempfundener stimmungsvoller Gedichte, wovon manches volksliedartige wert wäre der Vertonung, damit es durch Länder und Zeiten fliegen könnte.

Die folgenden Bücher des gemütstiefen und begeisterten Dichters Max Bewer werden wärmstens empfohlen: **Lieder aus Norwegen. Künstlerspiegel. Schillers letzte Stunden,** Lebensbild in einem Akt. (Laubegast-Dresden. Goethe-Verlag.)

Das Deutschtum im Ausland. Vierteljahrshefte des Vereines für das Deutschtum im Ausland. (Allgemeiner Deutscher Schulverein. Herausgegeben vom Hauptvorstand.) (Berlin und Leipzig. Hermann Hilger-Verlag.)

Diese Vierteljahrsschrift kann jedem, der für die Weltstellung des Deutschtums und der Deutschen Interesse hat, wärmstens empfohlen werden. Alle Beiträge sind von ersten Fachleuten auf nationalem Gebiet verfaßt.

Büchereinlauf.

Romrausch. Roman von Wilhelm Braue. (Berlin. Adler-Verlag.)

Die Sendlinge von Voghera. Roman von Ilse v. Stach. (Kempten. Jos. Köselsche Buchhandlung.)

Mit Kreuz und Schwert. Roman aus der germanischen Vorzeit von Gustav Adolf Müller. (Leipzig. Teutonia-Verlag Karl R. Vogelsberg.)

Die Tochter des Pfarrers. Das Mühlrad rauscht. Zwei Novellen von Christine Ruhland.

Aus der Hundetürkei. Von Hermann Nietschke. Deutsche Bücherei Nr. 114/15. (Berlin. Deutsche Bücherei Otto Krebs.)

Herbstlied. Novellen von Theodor Heinrich Mayer. (Wien und Leipzig. Hugo Heller u. Cie.)

Die reiche Margaret. Eine Geschichte aus dem Steyrtal von Josef Strohl. (Brüx. Kunzsche Buchhandlung Julius Hüller.)

An die Frauen! Gesammelte Essays von Max v. Weißenthurn. (Leipzig u. Wien. Verlag „Autos".)

Schneeballen. Von Heinrich Hansjakob. Zwei Bände: Erste Reihe und zweite Reihe. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

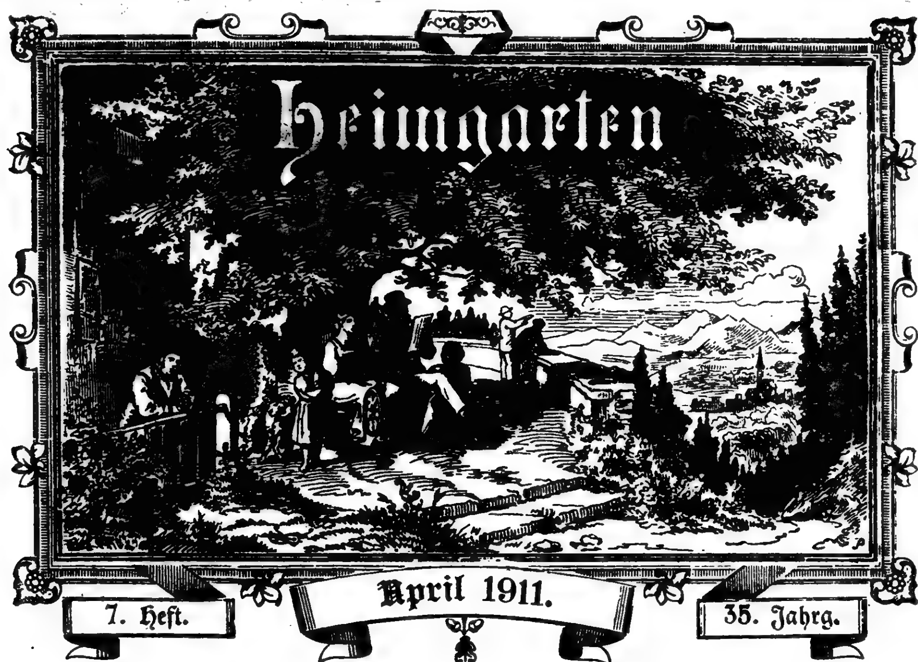
Schneeballen. Erste Reihe. Der ausgewählten Schriften vierter Band von Heinrich Hansjakob. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Im Stammhaus. Erzählungen von Franz Himmelbauer. (München und Leipzig. Georg Müller.)

Unsere Jungs. Geschichten für Stadtkinder von Fr. Gansberg und W. Eildermann. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Der Leutnant von Hasle. Eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege von Heinrich Hansjakob. Illustriert von Curt Liebich. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Ährenlese. Zwei Legenden. Ausgewählt und mit Anmerkungen versehen von Helene Pagés und Elisabeth Nieland. (Düsseldorf. L. Schwann.)



Zur Neujahrszeit im Pfarrhof von Nöddebo.

Erzählung von Henrik Scharling.

(Fortsetzung.)

Als ich am nächsten Morgen erwachte, war mein erster Gedanke: „Heute wirst du dich verloben, Nicolai!" Ich sprang aus dem Bett, um zu sehen, wie das Wetter sei, denn wie ein guter Feldherr erst Wetter und Wind untersucht, bevor er die Schlacht beginnt, so halte ich es auch für notwendig, gutes Wetter zu haben, jedesmal, wenn ich die eine oder die andere große Tat unternehmen will. Schönes und klares Wetter bringt gute Laune mit sich, und bei guter Laune muß man sein, ob man nun zur Prüfung soll oder sich verloben will.

Diesen Morgen jedoch war es grau und neblig, es schwebten Wolken über Berg und Wald, und es sah aus, als ob Tauwetter eintreten sollte. Es war durchaus nicht so, wie ich es wünschte, denn solch nebliges Wetter verdüstert das Gemüt. „Was für ein Tag ist heute?" fragte ich mich selbst, denn auch dem Tag soll man Gewicht beilegen bei derartigen Vorhaben. Es war ja der 31. Dezember, der Silvestertag — ja, da war es ja geboten, daß ich mich vor Abend verlobte. Denn mit dem alten Jahre mußten auch alle alten Gedanken zu Ende gebracht werden, man soll nichts Unvollendetes und Unausgeführtes in das neue Jahr hinübernehmen. Da machte es nichts, daß das Wetter neblig war, denn der Silvestertag muß ja immer neblig

Postkarten des „Heimgarten"

J. W., Prag. Den so ausgezeichneten Aufsatz über Monte Carlo von Ludwig Bauer finden Sie in Westermanns Monatsheften, Januar 1911.

Dr. **H. L., Graz.** Sie schreiben uns: „Ein Sprachforscher, der die zahlreichen Mundarten des steirischen Dialektes wissenschaftlich behandelt wissen möchte, schlägt vor, man möge eine wenigstens für dieses Land allgemein phonetische Schrift (Transskription) festlegen. Ist damit gemeint, daß ein allgemein gleichlautender Durchschnittsdialekt festgelegt werde, der die Hauptmerkmale der einzelnen Mundarten enthält, so wäre diese Sache vielleicht für die Mundartdichter eine große Bequemlichkeit, hätte aber nicht den geringsten wissenschaftlichen Wert." — Ja, da hätten Sie recht. Ein Versuch, die Sondermundart dem „allgemeinen Dialekt" (wo ist der?) anzupassen, hieße die Naturwahrheit der Mundart zerstören, um aus solchen Mundarten eine Durchschnittssprache zu erzeugen, die — nirgends existiert.

K. K., Wien. Besten Dank. Roseggers Schwank „Wia da Rumpelbocha sein Feind verzeicht" ist aus einer alten Anekdote entstanden.

A. N., Wien-Gumpendorf. Wegen Honorarsendung und in einer anderen Angelegenheit ersuchen wir um genaue Angabe Ihrer Adresse.

Ph. G., Graz. Sie haben recht, aber den Waldvogel zieht's zu den Wipfeln. — Über die studentischen Kollegenhetzen hat der „Heimgarten" seine Meinung recht oft geäußert. Sie ist zu wenig schmeichelhaft, um sie immer gerne zu wiederholen. Siehe bloß „Heimgarten" XXVI., Seite 270.

Berichtigung. Dem Verfasser der im Februarheft Nr. 5 erschienenen Skizze „Mein erster Hirsch" wurde von einem lieben Schul- und Jugendfreunde in Erinnerung gebracht, daß der auf Seite 356 erwähnte Dichterknabe nicht der Sohn des Schützenmeisters Hödl, sondern des Krieglacher Büchsenmachermeisters Schauer gewesen ist, welch letzterer ebenfalls als vorzüglicher Scheibenschütze weit bekannt und berühmt war. Daß das auf Seite 363 angeführte „achtziger Jahr" lediglich im Wege eines Umbrechfehlers aus dem „achtundvierziger Jahr" entstanden ist, wird seitens der Leser wohl ohnehin erkannt worden sein. A. d. R.

Verein der deutschen Steirer in Innsbruck.

Auch in Innsbruck hat nun der langgehegte Wunsch der daselbst ansässigen Söhne unserer grünen Mark, sich in einem Vereine zusammenzuschließen, feste Form gewonnen. Am 24. September v. J. hat sich in Innsbruck der Verein der deutschen Steirer gegründet, der sich in erster Linie zur Aufgabe stellt, hilfebedürftige Steirer im Lande Tirol und durch Naturereignisse geschädigte heimatliche Gemeinden nach bester Möglichkeit zu unterstützen, völkische Arbeit, innerer Anschluß an die Südmark, soll den Mitgliedern das Bewußtsein deutscher Zusammengehörigkeit erhalten, heben. Die Pflege steirischer Sitten und Gebräuche, vor allem des echten, steirischen Volksliedes, sollen den Mitgliedern des Vereines die Erinnerung an ihre liebe, grüne Mark wach erhalten. So ist denn auch den Steirern in Innsbruck eine Heimstätte gegründet; im geselligen Beisammensein, in der Erinnerung an ihre heimatliche Scholle empfinden sie es wohltuend, daß sie nicht mehr allein stehen in weiter Ferne, sich eins fühlen mit ihrem Volke.

(Geschlossen am 20. Februar 1911.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Köck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

So gingen wir beide dahin und schwiegen beide, der Propst dachte an seine Predigt und ich dachte an meine Verlobung. Wir waren beide so vertieft in unsere Gedanken, daß wir sehr überrascht waren, als wir bemerkten, daß wir schon die Runde gemacht hatten und wieder beim Pfarrhofe waren.

„Sehen Sie, so vergeht die Zeit, wenn man etwas Nützliches vor hat", sagte der Propst. „Woran haben Sie denn jetzt gedacht?"

„O, an verschiedene Dinge", antwortete ich.

„Das ist recht, die Menschen sollen nicht einseitig sein. — Trinken Sie nun Ihren Tee, ich werde indessen meine Arbeit machen. Jetzt habe ich ja meine Kräfte so sehr gestärkt, daß ich glaube, ich werde es aushalten, bis Mittag zu arbeiten. Leben Sie wohl, grüßen Sie die Familie!" und damit ging er in sein Zimmer.

Im Saale fand ich nur Emmi und Gamling; Andrea Margarete hatte entsetzlich viel zu tun mit den Vorbereitungen für den nächsten Tag, denn wir sollten ein „Tanzfest" haben, wie der Propst es nannte.

„Ist Frederik nicht oben?" fragte ich.

„Er ist draußen, um Andrea Margarete zu helfen", antwortete Gamling.

„Da werde ich auch hinausgehen und ihr helfen."

„Einer ist gewiß genug", sagte Gamling trocken.

„Ich gehe aber doch", sagte ich, aber da kam Andrea Margarete herein, von Corpus Juris gefolgt.

„Ich wollte eben hinausgehen, um Ihnen zu helfen, wie Frederik", sagte ich.

„Danke sehr, aber es ist nicht mehr nötig, ich bin schon fertig."

Ich öffnete nun das Klavier und schlug einige Töne an.

„Nein, heute dürfen Sie nicht spielen", sagte Andrea Margarete.

„Ich darf nicht spielen? Warum nicht?"

„Weil Sonnabend ist, und am Sonnabend soll es in einem Pfarrhof ruhig und still sein, das wissen Sie ja."

„Aber der Propst kann ja unmöglich hören, daß ich spiele, es sind ja vier oder fünf verschlossene Zimmer dazwischen."

„Das ist wohl so, aber es ist einmal ein alter Brauch bei uns, daß man am Sonnabend nicht spielen darf."

„Aber das ist ja ein dummer, alter Brauch, der abgeschafft werden sollte. — Und wie soll ich mir die Zeit vertreiben, wenn ich nicht einmal spielen darf?"

„Diese Bemerkung ist gerade nicht sehr schmeichelhaft für uns", sagte Andrea Margarete.

„Aber Sie haben ja so viel zu tun", sagte ich entschuldigend, „Sie werden ja den ganzen Tag in der Küche sein".

sein; er verkündet uns, daß das neue Jahr im Begriff ist, anzubrechen, doch was das neue Jahr bringt, ist dunkel und unbestimmt, deshalb muß Nebel um seinen Anbruch schweben.

Gamling war schon aufgestanden, aber Corpus Juris lag noch und schlief. Ich ließ ihn jedoch liegen, denn wir hatten ja Freundschaft geschlossen. Als ich in den Saal trat, sangen der Propst und seine Familie eben den Morgenpsalm, ich schloß mich ihnen an und sang mit. Ich dachte bei mir selbst, daß es schön wäre, wenn man jeden Tag so früh aufstände und seinen Morgenpsalm sänge, denn da wird einem so frei und leicht zu Sinn. So machen es die Vögel, und deshalb sind sie auch immer bei guter Laune und singen aus Herzenslust vom Morgen bis zum Abend, solange es Tag ist.

Als wir den Psalm beendet hatten, sagte der Propst: „Guten Morgen, Nicolai! — aber sind Sie das wirklich selbst oder ist das vielleicht ein Geist und Sie selbst liegen noch oben im Bette und schlafen?"

„Nein, ich bin es selbst", antwortete ich und reichte dem Propst die Hand.

„Aus Fleisch und Blut sind Sie wenigstens, aber da hat ja die Zeit der Wunder wieder begonnen, da ich Sie zu dieser Tageszeit schon wach sehe. — Vielleicht haben Sie sogar Lust, einen Morgenspaziergang zu machen?"

„Ja, mit großem Vergnügen."

„Aber Sie sind ja ein ganz neuer Mensch geworden und sehen aus, wie wenn Sie mit dem Erdapfel gestern abend nicht nur die ganze Gesellschaft, sondern auch sich selbst umgewandelt hätten. So etwas muß königlich belohnt werden: Sehen Sie, hier", und er nahm eine Zigarre aus der Tasche, „die fand ich zufällig in meinem Schreibtisch; die sollen Sie bekommen, denn wer sich selbst so überwindet, der verdient Anerkennung. — — Gehen Sie mit, Christoffer?"

„Nein, ich bleibe lieber hier", antwortete dieser und sah Emmi an.

„Ja, ja", sagte der Propst zu Gamling, „jetzt mögen Sie tun, was Sie wollen, denn dann müssen Sie tun, was ich will. Ich werde Sie und Frederik mit etwas erfreuen: mit den Armenabrechnungen, ja, Sie erinnern sich wohl noch vom vergangenen Jahr, wo Sie zwei ganze Tage sitzen und rechnen mußten. — Kommen Sie jetzt, Nicolai!"

„Sie bekommen eine große Schale Tee, wenn Sie heimkommen", rief Andrea Margarete mir nach, als der Propst die Tür schloß.

„Wir werden denselben Weg gehen wie vorgestern", sagte der Propst, „erst zum Fjord hinab, dann hinunter das Dorf und hierauf nach Hause. Aber heute werde ich kein so interessanter Gesellschafter sein wie das vorige Mal, denn heute muß ich still für mich hingehen und über meine Predigt für morgen nachdenken."

„Soll Niels uns fahren?“ fragte ich, während ich in den Schlitten einstieg.

„Nein, Frederik wird selbst kutschieren“, antwortete Andrea Margarete.

„Da sitzen Sie wohl hier neben mir, auf dem Rücksitz?“

„Nein, ich werde auf dem Vordersitz sitzen, neben Frederik, um ihm den Weg zu zeigen.“

„Aber fahren wir denn nicht geradeaus, die große Landstraße?“

„Ja, aber ich muß zur Hand sein, um zu helfen, wenn etwas geschieht.“

Und Andrea Margarete setzte sich auf den Vordersitz neben Corpus Juris, während ich allein rückwärts sitzen mußte. Das war auch ein Vergnügen! Da wäre ich ebenso gern zu Hause geblieben und hätte die Armenverrechnungen mit Gamling gemacht.

Der Propst öffnete das Fenster und rief zu uns heraus: „Was soll das heißen, Frederik? Sie sollten mir doch bei den Armenverrechnungen helfen, und Sie fahren fort?“

„Die werde ich schon noch machen, wenn ich wieder zurückkomme.“

„Ja, gewiß! Morgen, morgen, nur nicht heute, und so weiter — kennen Sie das Sprichwort? — Werden Sie kutschieren?“

„Ja“, antwortete Corpus Juris und klatschte mit der Peitsche.

„Bleibt nur ganz schön im Graben liegen, in einer halben Stunde kommt Niels euch nach, um euch wieder aufzuhelfen.“

„Ich werde Schlitten und Pferde schon selbst wieder zurückbringen“, sagte Corpus Juris mit Selbstvertrauen und klatschte mit der Peitsche, so daß die Pferde anzogen und wir so plötzlich davonfuhren, daß die Vorhersagung des Propstes beinahe eingetroffen wäre; der Schlitten flog nämlich gegen einen großen Stein, der bei dem Eingangstor lag. Ich ergriff mit Eifer diesen Anlaß, um eine Veränderung vorzuschlagen.

„Laß mich kutschieren, Frederik“, sagte ich, „ich verstehe das besser“.

„Nein, gewiß nicht, nein“, antwortete er, „das war bloß im Anfang, jetzt geht es schon besser!“

Und in raschem Trab fuhren wir die Landstraße dahin. Es war gut, daß die Pferde den Weg so genau kannten, denn Corpus Juris wandte ihnen keine besondere Aufmerksamkeit zu, dazu war er in zu eifrigem Gespräch mit Andrea Margarete. Auch ich suchte mich am Gespräch zu beteiligen, indem ich nach diesem und jenem fragte, aber Andrea Margarete konnte kaum eine ganz kurze Antwort geben, dann legte Corpus Juris wieder Beschlag auf ihre volle Aufmerksamkeit.

„Warte nur, mein Brüderchen“, dachte ich für mich, „zum letztenmal spielen wir auf diese Art. Wenn wir das nächste Mal zusammen aus-

„So schlimm ist es wohl nicht — jetzt werde ich zum Beispiel nach Roeskilde fahren, um einige Einkäufe zu machen, wenn Sie Lust haben, mitzukommen, so können Sie den Schlitten kutschieren."

„Nein, wirklich? Werden Sie im Schlitten nach Roeskilde fahren — und ich darf kutschieren?"

„Ja, wenn Sie Lust haben."

Nun war ich sehr erfreut — das war ja der allerwünschenswerteste Zufall für mich; in einem dahinsausenden Schlitten, wenn die feurigen Rosse unter Schellengeläute vorwärts zogen, mit hochgetragenen Köpfen, und die blaue, leichte Decke im Winde wehend wie ein seidenes Segel — allein mit Andrea Margarete: auf einer solchen Fahrt kann vieles gesagt werden!

Ich sah zum Fenster hinaus: „Was ist das für ein alter Scherben, den Nils da hervorzieht?"

„Das ist ja der Schlitten", sagte Andrea Margarete lächelnd.

„Ach so", sagte ich, etwas enttäuscht, doch tröstete ich mich damit, daß ich in dem Schlitten ebenso sprechen konnte wie in einem anderen; die Hauptsache war, daß wir allein waren.

„Aber Sie haben wohl recht", fügte Andrea Margarete mit einem Seufzer hinzu, „es ist gräßlich, zu denken, daß wir in einer solchen Kiste durch Roeskilde fahren sollen, alle Menschen werden sich umsehen und uns nachsehen."

„Können Sie sich denken, daß jemand den Schlitten ansehen wird, wenn Sie drin sitzen?" fragte Corpus Juris.

„Pfui, Frederik!" sagte Andrea Margarete und drohte mit dem Finger, „wenn Sie mit Komplimenten anfangen, so dürfen Sie nicht mitkommen".

„Wie meinen Sie? Kommst du mit, Frederik?" fragte ich.

„Ja, natürlich; warum sollte ich zu Hause bleiben?"

„Aber die Armenverrechnungen, von denen der Propst sprach?"

„O, die können warten, bis wir wieder heimkommen. Außerdem, wenn Christoffer nur anfängt, so werde ich ihm dann schon helfen."

„Ich werde schon die Armenverrechnungen besorgen; fahre nur ganz ruhig", sagte Gamling.

Der Schlitten war indessen vorgefahren; und als ich ihn näher betrachtete, versöhnte ich mich ein wenig mit ihm. Leicht und elegant war er ja nicht, aber er hatte etwas Solides an sich, das überhaupt für alles auf dem Pfarrhofe charakteristisch war.

„Da ist Nils mit dem Schlitten", sagte Andrea Margarete, „nun müssen wir uns beeilen, fertig zu werden". Rasch kam sie zurück, in Mantel und Hut.

Margarete sah gleichfalls hin. ‚Gamling' hingegen hatte gewiß auf der anderen Seite der Straße eine Offenbarung, wo er vermutlich im Geiste ein üppig wucherndes Haferfeld sah, denn er strebte zum Graben hin, und hätte uns sicher alle hineingeworfen, wenn Andrea Marggrete dies nicht gesehen und die Zügel rasch nach der anderen Seite gezogen hätte. „Jetzt hätten wir beinahe umgeworfen, Frederik", sagte sie lächelnd. Ich wollte etwas Schönes darüber sagen, daß es unmöglich wäre, umzuwerfen, wenn man Andrea Margarete neben sich habe, aber Corpus Juris kam mir zuvor und nahm mir das Wort vom Munde, indem er genau dieselbe Bemerkung machte.

Endlich kamen wir in Roeskilde an; Schlitten und Pferde wurden im Gasthofe eingestellt, und ich war froh, denn nun konnte ich unbehindert neben Andrea Margarete gehen, obwohl ich mich darein finden mußte, daß Corpus Juris an ihrer anderen Seite ging. Aber das Gespräch wollte nicht recht in Gang kommen. Einer von uns sagte wohl zuweilen ein paar Worte, aber die beiden anderen antworteten nichts, so daß ich bei dieser Gelegenheit deutlich sah, was ich übrigens schon oft beobachtet hatte, daß drei eine schlechte Zahl ist, wenn man spazieren geht. Wir drei gingen nebeneinander die Straßen Roeskildes auf und nieder, sahen die Häuser und Geschäfte an, und machte einer von uns eine Bemerkung, so war die Antwort ein kurzes „soo?" oder „nein, wirklich?" Selbst Andrea Margarete war gegen ihre Gewohnheit schweigsam. Ich wünschte in meinem Innern Corpus Juris zu den Armenverrechnungen heim, dann würde ich die Zeit zu etwas Besserem verwendet haben, als die Steine von Roeskildes Gassen zu zählen. Selbst an der Domkirche gingen wir schweigend vorbei, und hier hatte Corpus Juris mir doch das letzte Mal so viel zu erzählen gehabt; jetzt hatte weder er noch ich die geringste Bemerkung darüber zu machen, ja, sie schien mir kleiner und unansehnlicher geworden —, kurz gesagt, sie sah alltäglicher aus als vor drei Tagen, als sie in so hohem Grade meine Bewunderung geweckt hatte. Ebenso eifrig, wie ich früher gewünscht hatte, den Schlitten zu verlassen, ebenso dringend wünschte ich jetzt wieder einzusteigen, und ich glaube eigentlich, daß Corpus Juris und Andrea Margarete ebenso froh waren wie ich, als wir unsere Einkäufe beendet und uns wieder zur Heimfahrt vorbereiten konnten.

Ich verlangte, auf der Heimfahrt zu kutschieren, um das Vergnügen zu versuchen, und Corpus Juris gab gleich nach. Aber als ich verlangte, daß Andrea Margarete jetzt neben mir sitzen sollte, wie früher neben Corpus Juris, antwortete sie, daß das nicht nötig sei; der Weg ginge ja geradeaus und die Pferde kennten ihn, und als ich äußerte, daß ich gern bei möglichen Zwischenfällen eine Hilfe an ihr hätte, antwortete sie, daß das unnötig sei, da ich ja bloß die Zügel in der Hand

fahren, so werde ich neben Andrea Margarete sitzen und da kannst du rückwärts im Schlitten sitzen und den ‚Armen Peter‘ singen!“

Das Wetter war düster und kalt, ein rauher Ostwind strich über Wiesen nnd Wald; wenn man dabei schlechter Laune ist, so ist es kein Wunder, wenn man bald zu frieren beginnt. Ich sah auf die Pferde; das eine war der Schimmel, von dem der Pächter am vergangenen Tage so viel erzählt hatte; jetzt hatte ich Zeit genug, an all das zu denken, was er von ihm gesagt hatte. Und trotzdem konnte ich nichts Interessantes an dem Schimmel merken, er schien mir wie jedes andere Pferd auszusehen. Um so größere Aufmerksamkeit schenkte ich dem anderen Pferde, dem „Gamling“, denn dieses schien seinen Namen mit Recht zu tragen und führte sich so auf, wie, ich glaube, daß Gamling selbst, das heißt Christoffer, sich aufgeführt haben würde. Erst spitzte es die Ohren und legte sie zurück, um zu hören, was Corpus Juris zu Andrea Margarete sage. Dann ging es langsamer, gleichsam, um besser zuzuhören, dann schüttelte es den Kopf, um sein Mißfallen auszudrücken, ja schließlich begann es zu schnauben, ganz so, wie Gamling zu husten pflegt, bevor er zu reden beginnt.

„Ja, wenn ‚Gamling‘ nur sprechen könnte“, dachte ich, „dann würde Corpus Juris eine Predigt zu hören bekommen, an die er lange denken würde“.

Aber „Gamling“ sprach nicht; sorgenvoll ließ er das Haupt hängen, wie wenn er sagen wolle: „Er ist nun einmal unverbesserlich, und es hilft nichts, wenn ich meine Worte an ihn verschwende.“ Und „Gamling“ ging langsam, mit gesenktem Kopfe, wie in Gedanken versunken.

„Fahre doch etwas rascher, Frederik“, sagte ich, denn es schien mir, als ob diese Schlittenfahrt niemals enden würde; „wir fahren ja so langsam wie zu einem Begräbnis“.

„Wir fahren rasch genug, die Pferde dürfen nicht überanstrengt werden“, war die Antwort.

„Überanstrengung? Ich fürchte eher, daß sie einschlafen werden. Und sieh, wie dunkel es im Osten aussieht; wir bekommen noch vor einer Stunde starken Schneefall.“

„Das erfrischt“, meinte Corpus Juris, aber trotzdem gab er ‚Gamling‘ einen leichten Schlag mit der Peitsche, um mir gefällig zu sein, so daß es etwas rascher ging. Wir fuhren an dem kleinen Hügel vorbei, wo ich am ersten Tage, als wir von Roeskilde nach Nöddebo fuhren, eine Art Offenbarung gehabt hatte; da hatte ich nämlich einen jungen Mann an der Seite eines jungen Mädchens gesehen, der ihre Hand drückte und in dem roten Sonnenuntergang über die goldenen Wellen des Issefjordes blickte. Corpus Juris schien auch etwas auf dem Hügel zu sehen, denn er deutete mit der Peitsche hinauf, und Andrea

„Was soll das heißen?“ sagte sie, „wir sind ja ganz falsch gefahren; diese beiden Buchen da kenne ich nicht. Aber warten Sie ein bißchen“, fuhr sie fort und sah zum Himmel auf, „wo ist die Sonne — sie ist ganz von Wolken bedeckt — dort ist es ein wenig heller, dort muß sie sein, aber wir fahren ja gegen Osten statt gegen Norden“.

„Ja, das ist die Folge davon, weil Sie nicht neben mir sitzen und mir nicht den Weg zeigen wollten“, sagte ich.

„Wir finden schon wieder heim, da ist keine Sorge“, meinte Andrea Margarete. „Wenn Sie mir bloß einen Augenblick Zeit lassen wollen, so werde ich Ihnen sagen, wo wir sind. Wir müssen eine halbe Meile von Nöddebo vorbeigefahren sein, denn hier schwenkt der Weg rechts nach Strömbygard ab, wo Kjeldborgs wohnen — Sie hatten wohl nicht die Absicht, hinzufahren? — ja, jetzt erkenne ich auch die beiden großen Buchen, sie stehen kaum eine Viertelstunde weit von Strömbygard.“

„Sind wir wirklich eine halbe Meile zu weit gefahren?“ fragte ich erstaunt.

„Ja, das kommt davon, wenn man die Pferde peitscht, wie Sie eben. Aber wenden Sie jetzt den Schlitten um, wir müssen denselben Weg zurück.“

„Wollen Sie nicht zu mir herkommen und mir den Weg zeigen, so daß ich nicht jetzt zu weit nach Süden fahre und wir zwischen Strömbygard und Roeskilde hin und her pendeln?“

„Das ist nicht nötig; ich kann ruhig sitzen bleiben, wo ich sitze: erst wenden Sie um und dann fahren Sie geradeaus, bis ich sage, daß wir nach Nöddebo abbiegen sollen.“

So wandte ich also und fuhr in entgegengesetzter Richtung, wobei ich wenigstens den Vorteil hatte, daß ich nun Schnee und Wind im Rücken hatte. Eine gute Weile fuhren wir geradeaus, bis Andrea Margarete sich zu mir vorbeugte und sagte: „Können Sie den großen Stein sehen, auf dem drei Krähen sitzen; ja, jetzt fliegen sie fort, dort, bei dem Steine führt der Weg nach Nöddebo.“

Ich fuhr zu dem Steine und machte den Bogen; jetzt konnte ich den Kirchturm gerade vor mir sehen.

„Aber jetzt müssen Sie etwas vorsichtig fahren“, sagte Andrea Margarete, „denn der Weg ist uneben und steinig“.

„Wollen Sie nicht herkommen und mir helfen, wenn es nötig ist?“ bat ich wieder.

„Sie müssen lernen, allein zu kutschieren; wenn Sie nur ein wenig vorsichtig sind, so ist es nicht gefährlich.“

Aber da ich Andrea Margarete nicht neben mir hatte, kümmerte ich mich nicht darum, vorsichtig zu sein, schwang wieder die Peitsche und ließ Schlag auf Schlag auf die Pferde herabsausen, die von neuem in

zu halten brauche und die Pferde sonst gehen lassen sollte, wie sie selbst wollten, dann könnte niemals ein Unglück geschehen, und mit dieser Erklärung setzte sie sich auf den Rücksitz neben Corpus Juris.

Es begann zu schneien; der Wind war umgesprungen, so daß er mir jetzt den Schnee gerade ins Gesicht trieb. „Wenn wir so langsam weiterfahren, so werden wir wahrscheinlich als Schneeklumpen nach Hause kommen“, sagte ich zu mir selbst und schwang die Peitsche über „Gamling“ und dem Schimmel, so daß sie in gestrecktem Galopp dahinliefen und der Schlitten stark von rechts nach links schwankte.

„Wie fährst du?“ rief Frederik hinter mir, „wenn das so weiter geht, so werfen wir um“.

„Ich kutschiere, wie man kutschieren muß“, antwortete ich, „kümmere du dich um dich selbst“, und wieder gab ich „Gamling“ einen Peitschenstreich nach dem andern.

„Nicolai, Sie sind ja schlecht gegen die Pferde“, sagte Andrea Margarete.

Ihre Worte machten mehr Eindruck auf mich als die von Corpus Juris, und ich ließ von nun an die Peitsche ruhen. Aber „Gamling“ und der Schimmel waren nun einmal in Lauf geraten, so daß es rasch vorwärts ging. Die Schneedecke war inzwischen dichter geworden, schwer fielen die Schneeflocken herab und deckten uns mit einer weißen Hülle zu. Meine Finger waren ganz steif vor Kälte, und meine Füße waren wie Eiszapfen; ich wünschte von ganzem Herzen, bald nach Röddebo zu kommen, aber noch war keine Spur davon zu sehen. Jeden Augenblick erwartete ich, den Kirchturm zu sehen, denn man konnte ihn aus ziemlicher Entfernung sehen, und nach der Schnelligkeit zu urteilen, mit der wir fuhren, schien mir, daß wir schon längst den Pfarrhof erreicht haben müßten. Aber vergebens spähte ich durch die dichten Schneeflocken nach dem einen oder anderen Kennzeichen, das mir gezeigt hätte, daß wir uns dem Ziele näherten, aber nichts derartiges war zu sehen. Ich sah nach rechts und nach links, ob ich nicht vielleicht ein Haus oder einen Baum sähe, dessen ich mich von der Herfahrt erinnerte, und das mir sagen könnte, wo wir eigentlich wären. Aber nicht einmal etwas derartiges konnte ich entdecken, alles war mir so fremd, so unbekannt. Da standen zum Beispiel zwei hohe Buchen im Acker, die ich mich nicht erinnern konnte, jemals gesehen zu haben. Ich begann nun zu fürchten, daß wir irre gefahren wären, obgleich ich nicht begreifen konnte, wie das möglich gewesen, da die Landstraße von Roeskilde nach Röddebo schnurgerade war. Ich fühlte mich dennoch ein wenig verwirrt, hielt deshalb die Pferde an und wandte mich ein wenig zu Andrea Margarete um, um ihre Meinung zu hören. Diese, die während der letzten halben Stunde leise mit Corpus Juris gesprochen, erhob sich nun und sah sich um.

daß er die Sache nicht weiter erwähnte, und obwohl er nun den besten Anlaß gehabt hätte, mich zu necken, so machte er nicht den geringsten Versuch in dieser Richtung. Es sah wirklich aus, wie wenn er es ernst nähme mit der Freundschaft und Bruderschaft, auf welche wir gestern auf Andrea Margaretes Rat unser Glas geleert hatten, denn ebenso abstoßend und unangenehm, wie er früher gegen mich gewesen, ebenso zuvorkommend und freundlich war er jetzt, und obgleich er es unmöglich unterlassen konnte, mir zu widersprechen, so tat er es doch auf eine so schonende und nachgiebige Weise wie möglich, so daß wir die letzten Tage, die wir auf Nöddebo verbrachten, ebenso herzlich und brüderlich zueinander waren, als wir es gewöhnlich in der Vestergade zu sein pflegen.

Ich fühlte mich jedoch etwas beschämt, denn ich wußte wohl, daß unser letztes Mißgeschick durch meine Unbedachtsamkeit verursacht war. Sobald ich also die Pröpstin überzeugt hatte, daß sowohl Kopf als Arme und Beine in vollständig unbeschädigtem Zustand waren und ich weder Hirschhornsalbe noch Opodeldok brauchte, schlich ich mich von den anderen fort in das Arbeitszimmer des Propstes, wo ich am ehesten in ungestörter Einsamkeit bleiben konnte. Ich nahm ein Buch herab, aber besonders viel dürfte ich nicht gelesen haben, denn ich kann mich absolut nicht erinnern, was für ein Buch es war. Ich hatte ja auch Dinge zu überlegen, die alle meine Gedanken in Anspruch nahmen.

Denn das unerschrockene Wort, daß ich mir heute früh gesagt: „Heute wirst du dich verloben, Nicolai!", war nun fort. Abergläubisch bin ich ja nicht, aber das Mißgeschick mit dem Schlitten hatte mein Selbstvertrauen geschwächt. Auch hegte ich einen gewissen geheimen Groll gegen Andrea Margarete, die sich so hartnäckig geweigert hatte, sich neben mich zu setzen. Vielleicht hatte sie das gar nicht überlegt und war also ganz unschuldig, aber ich war dennoch böse auf sie, und in einer solchen Gemütsstimmung wollte ich nicht gerne eine Erklärung von ewiger Liebe abgeben. Auch schien es mir bei näherer Betrachtung, daß der Silvestertag doch nicht der geeignete Tag zu einem solchen Vorhaben sei. Denn der letzte Tag des Jahres hat doch etwas Melancholisches an sich; er kommt eingehüllt in Nebel und Wolken, wie wenn er über das verflossene Jahr weinen wollte, und alles, was man sich an diesem Tage vornimmt, erhält auch ein gewisses trauriges Gepräge. Und schließlich war es ja Sonnabend — der prosaischeste Tag der ganzen Woche, der Tag, an dem man mit Biersuppe und gekochten Flundern bewirtet wird; nein, der Sonnabend kann nicht der geeignete Tag sein, um sich zu verloben. Hingegen war der nächste Tag der Neujahrstag, da das neue Jahr in all der strahlenden Pracht und Herrlichkeit kommt, und man Glück hat mit allem, was man unternimmt; und es war Sonntag, der fröhlichste Tag der ganzen Woche — ja, es war viel

Galopp verfielen, so daß der Schlitten von Stein zu Stein schwankte und umzustürzen drohte.

„Achtung, Achtung!“ rief Andrea Margarete hinter mir und ergriff mich am Arme — ich hörte es nicht, sondern fuhr fort, die Pferde anzutreiben. Nun waren wir schon vor dem Tore, noch ein Peitschenschlag — und wir lagen alle drei in einer großen Schneegrube, während die Pferde durch das Tor jagten, den leeren Schlitten hinter sich.

In diesem Augenblick kam der Propst durch die kleine Gartentür heraus; er wollte uns eben entgegengehen, aber nun konnte er sich die Mühe sparen. „Sagte ich es nicht!“ rief er aus, als er uns aus der Schneegrube hervorkriechen und den Schnee abschütteln sah, „aber das ist eure eigene Schuld! Warum habt Ihr nicht meinem Rat gefolgt? Da wäre Nils gleich herausgekommen und hätte euch aufgeholfen, statt daß ihr drei Stunden hier liegen mußtet, bis ich zufällig gekommen bin, um euch zu helfen!“

Nun kam indessen nicht nur Nils, sondern Hans und Per und Lören und Karin und Maria und Stina samt der Pröpstin und Emmi und Gamling, kurz alle Bewohner kamen auf die Beine, als sie den leeren Schlitten sahen, eilten heraus und bildeten einen Kreis um uns, mein Mißgeschick konnte also nicht mehr verheimlicht werden.

„Das kommt über Ihr Haupt, Frederik“, sagte der Propst, „Sie taten so groß, als ich Sie warnte, und meinten, daß es keine Gefahr habe. Aber nun können Sie selbst sehen, daß Hochmut vor dem Fall kommt.“

„Aber ich habe ja nicht kutschiert“, antwortete Frederik, „Nicolai war es!“

„Nicolai!“ rief der Propst aus, „der erfindungsreiche Nicolai war es!“

„O, dieser dumme Schlitten war schuld!“ sagte ich mit schlecht verhehltem Zorn.

„Ja, Sie haben recht“, sagte der Propst, „es ist unglaublich, wie boshaft diese Schlitten da sein können. Und so gedankenlos gerade vor dem Tore umzustürzen, gerade, wo Sie sich sicher im Hafen glaubten; das ist ja geradezu raffinierte Bosheit!“

„Ich kann es nicht begreifen“, nahm ich wieder das Wort; „es ging ja die ganze Zeit so ausgezeichnet“.

„Ich begreife es jetzt schon“, sagte Andrea Margarete, „denn sehen Sie, hier liegt ein großer Stein, über den ist der Schlitten gestürzt; Sie können die Spur im Schnee bis zum Steine verfolgen“.

„Und das ist gerade der Stein“, rief Corpus Juris aus, „vor welchem du mich am Morgen warntest, als du batest, kutschieren zu dürfen“.

Ich schwieg, denn ich fühlte, daß meine Verteidigung die Sache nur verschlimmerte. Im übrigen muß ich zu Corpus Juris' Lob sagen,

aber Sie wissen wohl: philosophia est consolatio omnis doloris. Ja, Nicolai, jetzt können Sie sagen, daß Sie in Roeskilde gewesen, und nun können Sie auch singen:

Ach, Roeskilde, Roeskilde, du gute alte Stadt,
Wie hast du doch betrogen so manchen brav' Soldat —
dat — dat!"

Ich tröstete mich damit, daß morgen wieder ein Tag sei, und da würde die Weise anders klingen.

Nachmittags mußte Corpus Juris auch in den Armenverrechnungen arbeiten, für die Gamling schon in Beschlag genommen war, so daß ich allein Herr des Platzes war. Aber Andrea Margarete war nun eifrig in der Küche beschäftigt mit Vorbereitungen für den nächsten Tag, und obwohl ich Zeit und Gelegenheit hatte, ihr meine Hilfe anzubieten, die sie am Morgen überflüssig gefunden, so hatte ich doch gar keine Lust dazu. Es war, wie wenn die Reise nach Roeskilde mich ein wenig abgekühlt hätte. Ich beschloß deshalb, heute nichts mehr zu unternehmen, sondern bis morgen zu warten, und da, auf einmal, den großen Schlag auszuführen. Ich wollte mich selbst nicht mehr mit Zweifeln und Bedenken plagen, sondern ruhig warten und dann mit einem Male alles zu Ende führen.

Emmi und ihre Mutter waren allein im Saale. Emmi saß auf ihrem gewöhnlichen Platze in der Fensternische vor ihrem Nähtisch. Ich nahm ein Buch und setzte mich ihr gegenüber, das war der Platz, den sonst immer Gamling einnahm, wenn er im Saale war. Nun stand der Platz leer und ich setzte mich deshalb dorthin und begann zu lesen. Eigentlich las ich nicht, denn ich saß und dachte darüber nach, wie ich am besten ein Gespräch mit Emmi beginnen sollte. Da mir jedoch nichts besonders Geistreiches einfiel, mußte ich meine Zuflucht zu dem alten Gesprächsgegenstand, dem Wetter, nehmen.

„Heute ist häßliches Wetter", sagte ich deshalb, legte das Buch fort und sah auf den schweren, grauen Winterhimmel hinaus.

„Es paßt gut zu dem Tage", antwortete Emmi, „der Silvestertag soll, so wie der Gründonnerstag, grau und neblig sein".

„Ja, Sie haben recht, das Wetter paßt gut zu diesem Tage, denn das eine ist ebenso langweilig wie der andere."

„Finden Sie den Silvestertag langweilig?" fragte Emmi erstaunt.

„Ja, unterhaltend kann ich ihn jedenfalls nicht finden, aber er hat doch immer das Gute an sich, daß das alte Jahr damit zu Ende ist."

„Sind Sie denn froh darüber, daß das alte Jahr vorbei ist?"

„Es ist doch nicht so verwunderlich, daß man sich nach einem neuen sehnt, wenn man sich ein ganzes Jahr hindurch mit dem alten abgeplagt hat."

besser, bis morgen zu warten. Und am Abend sollte ja sogar getanzt werden; Freunde und Bekannte würden da im Pfarrhofe versammelt sein, so daß es gleich bekannt gemacht werden könnte. Ja, was würde das für eine Überraschung sein, wenn der Propst sich plötzlich beim Abendessen erheben und ausrufen würde: „Hoch die Neuverlobten!"

In diesen angenehmen Gedanken wurde ich durch den Ruf zum Mittagessen unterbrochen. Die anderen hatten sich schon zu Tisch gesetzt, als ich kam.

„Nun, Sie erfindungsreicher Nicolai, was haben Sie jetzt getan?" fragte der Propst.

Ich antwortete, daß ich in seinem Arbeitszimmer gelesen hätte.

„Was haben Sie denn gelesen?"

„Ich glaube, es war einer von Ingemanns Romanen."

„‚Sie glauben', das ist ungeheuer bescheiden gesprochen im Vergleich zu der Selbstzufriedenheit, mit der Jung-Dänemark sonst seine Überzeugungen auszusprechen pflegt. Es ist wirklich erstaunlich, zu sehen, Nicolai, wie Sie jeden Tag an Tugend und Vollkommenheit wachsen, aber ich sagte ja gleich, als Sie kamen, daß wir wohl alle Druckfehler bei Ihnen korrigieren würden."

Ich antwortete nicht, sondern aß schweigend meine Suppe.

„Ist Ihnen etwas zugestoßen?" fragte der Propst wieder. „Es scheint mir, da Sie so ruhig sind."

„Nein", antwortete ich kurz.

„Da ist sicher etwas nicht in Ordnung", fuhr er fort, „Sie haben bestimmt eine Unannehmlichkeit in Roeskilde gehabt. Sagen Sie mir in aller Stille", und der Propst neigte sich über den Tisch und sagte leise zu mir: „es hat doch keinen Streit mit der Geliebten gegeben?"

„O, Vater!" rief Andrea Margarete in etwas gekränktem Tone aus, „ich möchte gern, daß du diesen Scherz jetzt lieber läßt".

„Ja, dachte ich es nicht", rief der Propst, „es schien mir wohl, daß Nicolai so melancholisch aussähe".

„O nein, gewiß nicht", fuhr Andrea Margarete fort, „aber es ist unangenehm für uns beide, wie zum Beispiel gestern, als die Kjeldborgs hier waren, was sollen die von uns denken?"

„Deine Absicht ist es also, die Verbindung zu lösen? Armer Nicolai! Das tut mir sehr leid, aber wenn Andrea Margarete nicht mehr will, so kann man ja nichts machen in der Sache."

„Armer Nicolai", begann der Propst wieder, „nun begreife ich, warum Sie umwarfen — das war in einer Art Verzweiflung; Sie wollten sich bestimmt den Hals brechen, und als das nicht gelang, stürzten Sie sich mit so ungeheurem Eifer auf die Studien, daß Sie das Mittagsmahl vergaßen, etwas, was sonst niemals zu geschehen pflegte,

wie Emmi so bestimmt voraussetzte, weil sie, die selbst so gut war, auch von allen anderen gut dachte. Ich hatte ein Stück Papier in die Hand bekommen und, in Gedanken versunken, schrieb ich einmal nach dem anderen darauf: Emmi — Andrea Margarete, — Andrea Margarete — Emmi. Es war ganz still im Zimmer, man hörte nur das Feuer im Kamin knistern und das eintönige Tick-Tack der großen Pendeluhr. Semiramis, die weiße Katze, war hereingekommen und lag zu Emmis Füßen, wie wenn sie dem Gespräche zuhörte. Die Hyazinthen im Fenster dufteten so stark, wie wenn sie ihren Beifall zu Emmis Worten zu erkennen geben wollten.

Jetzt kam Gamling. Als er sah, daß sein gewöhnlicher Platz besetzt war, nahm er einen anderen Stuhl und setzte sich zwischen Emmi und mich. Er sah in diesem Moment so fröhlich aus, wie ich ihn selten gesehen.

„Kommst du mit einer guten Nachricht, Christoffer?“ fragte ich. „Du siehst so zufrieden aus.“

„Gute Nachrichten könnte ich eher von dir erwarten“, sagte Gamling, „du bist ja hier gewesen, hier, wo es immer gut zu sein ist“.

„Sind die Armenverrechnungen fertig?“ fragte Emmi.

„Nicht ganz, der Rest kann bis später warten.“

„Heute sind Sie sehr fleißig gewesen“, sagte Emmi, „Sie haben ja den ganzen Tag beinahe ununterbrochen gearbeitet“.

„Deshalb glaube ich auch, jetzt das Recht zu haben, mich ein wenig auszuruhen. Und als Belohnung für meine Arbeit erbitte ich mir einen Spaziergang längs des Fjordes mit Ihnen; das Wetter ist so mild und windstill.“

„Ja, sehr gern“, sagte Emmi und erhob sich, „Sie gehen wohl auch mit, Nicolai?“

Ich ließ mich nicht zweimal bitten. Emmi ging hinaus, um Jacke und Hut zu holen, und Gamling und ich blieben zurück.

„Was hast du da?“ fragte Gamling und nahm den Papierstreifen, auf dem ich geschrieben hatte.

„O, ich habe das nur in Gedanken hingeschrieben.“

„So, so“, sagte Gamling und nahm das Papier und den Bleistift und setzte mein Werk fort, indem er einmal nach dem anderen schrieb: Emmi — Emmi — Emmi, während ich ihm zusah. War das ein Fingerzeig, den Gamling mir gab, ohne es selbst zu wissen, indem er meine Gedanken in eine andere Richtung lenkte, als die, die sie bisher eingeschlagen hatten?

Emmi war sehr verwundert, als sie uns bei ihrer Rückkunft noch ganz ruhig sitzend fand, und wir beeilten uns nun beide, unsere Überröcke zu holen. Die Pröpstin wollte nicht mitgehen, sondern bat uns nur,

„Das kann ich nicht begreifen“, sagte Emmi und legte ihre Handarbeit fort, gleichsam, um alle ihre Kräfte zum Streite zu sammeln. „Das alte Jahr kommt mir immer wie ein alter Freund vor, der mir jeden Tag etwas Schönes gebracht. Deshalb bin ich am Silvestertage immer beinahe etwas wehmütig, denn es ist mir, wie wenn ich von einem alten, vertrauten Freunde scheiden würde, den ich niemals mehr wiedersehen werde. Haben Sie jemals etwas Ähnliches empfunden?“

„Nein“, antwortete ich, „wenn ich das alte Jahr mit etwas vergleichen wollte, so würde ich es mit einem großen Panorama vergleichen, das an uns vorbeigezogen, und je weiter es vorwärts rückt, desto inniger wünscht man, daß es zu Ende ist, um zu sehen, was nachher kommt“.

Emmi heftete ihre großen, klaren Augen auf mich und sagte hierauf, mit dem Kopfe schüttelnd: „Das meinen Sie doch nicht wirklich so, Nicolai.“ Einen Augenblick saß sie still, wie wenn sie darüber nachdächte, was sie sagen solle und begann darauf wieder: „Der Silvestertag ist für mich eine wunderliche Mischung von Freude und Trauer. Denn wenn ich einerseits all das Gute bedenke, das ich während des verflossenen Jahres genossen, und den Frieden und den Segen, der auf mir geruht, und alles das überblicke, verschönert durch die Erinnerung, da fühle ich eine Ruhe, innerliche Freude und Dankbarkeit gegen Ihn, der es gegeben, — aber wenn ich dann wieder daran denke, daß alles das verschwunden ist, hinter mir liegt, da kann ich einen gewissen Schmerz darüber nicht unterdrücken. Deshalb hat der Silvestertag immer etwas Wehmütiges an sich, und dies graue und neblige Wetter ist mir lieb, es scheint mir, daß es zu der Stimmung paßt, die der Tag mit sich bringt.“

Obgleich ich Emmi recht geben mußte und obgleich ich mir selbst mit einer gewissen Scheu sagte, daß ihre Gedanken über den Silvestertag viel richtiger wären als die meinen, konnte ich es doch nicht unterlassen, ihr zu widersprechen. „Ich habe heute gar nicht an das alte Jahr gedacht“, sagte ich, „sondern nur an das neue und was ich in diesem neuen Jahre unternehmen werde“.

Wieder heftete Emmi ihren klaren, ruhigen Blick auf mich, wie wenn sie mir bis ins Herz blicken wollte, und sagte dann in ihrer gewöhnlichen schüchternen Art: „So schlecht denke ich nicht von Ihnen, Nicolai. Sie machen sich selbst schlechter als Sie sind. Sie können unmöglich den letzten Tag des Jahres vergehen lassen, ohne einen dankbaren Gedanken an Ihn, der Sie in so reichem Maße mit seinen Gaben überhäuft hat.“

Ich geriet in Verlegenheit bei Emmis Worten, denn ich war wirklich während des ganzen Tages so sehr mit meinen Zukunftsplänen beschäftigt gewesen, daß ich nicht Zeit gehabt hatte, an das Verflossene zu denken,

„Aber woher in aller Welt kennst du alle diese Kinder, Christoffer?“ fragte ich schließlich.

„Emmi sagte mir in den Sommerferien, die ich hier verbracht, ihre Namen.“

„Und wie können Sie sich aller dieser Namen erinnern und den einen von dem anderen unterscheiden?“ fragte ich Emmi. „Es scheint mir, daß sie alle gleich aussehen, blondes Haar und blaue Augen, und der einzige Unterschied, den ich entdecken kann, ist, daß der eine etwas schmutziger ist als der andere.“

„Wenn man etwas gern hat, kann man sich dessen immer erinnern“, antwortete Emmi.

„Aber eine solche Menge“, sagte ich, „und es sind ja auch nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene. Und dann haben sie überdies so gleichlautende Namen, alle zusammen: es gibt nur Jeppe Persen und Per Jeppsen, Mats Eriksen und Erik Matsen — das kann man ja unmöglich unterscheiden.“

„Ja, sehen Sie“, sagte Emmi, „ich bin unter ihnen aufgewachsen und habe mein ganzes Leben hier verbracht. Die Ältesten von ihnen haben mich auf den Armen getragen, und die jüngsten wieder habe ich auf den Armen getragen. Sehen Sie, den da“ — und sie zeigte auf einen kleinen dreijährigen Jungen, der uns entgegenkam und Emmi die linke Hand reichte, während er in der anderen ein großes Stück Butterbrot hielt, von dessen Segen er meinem Rockärmel bereitwillig mitgeteilt haben würde, wenn ich nicht rasch zur Seite gewichen wäre — „den habe ich zur Taufe getragen, er ist mein Patenkind — — und dich hätte ich vergessen sollen?“ und sie beugte sich herab und küßte das Kind. — „Aber du sollst mir die rechte Hand reichen und nicht die linke — ja, so!“

In einer halboffenen Tür stand ein alter Mann mit der Pfeife im Munde. „Sehen Sie“, sagte Emmi, „da steht nun einer von denen, die mich auf den Armen getragen. — Nicht wahr, Per Olsen“, sagte sie und ging zu ihm hin, „Sie haben mich auf den Armen getragen, als ich klein war?“

„Ja, gewiß, ja, gewiß“, sagte der Greis; „aber damals war ich stärker als heute“.

„Wie steht es mit der Gesundheit?“ fragte ich, denn ich hatte auch Lust, mich populär zu machen.

„Achtundsiebzig Jahre“, war die Antwort.

„Sie müssen lauter mit ihm sprechen, denn er ist etwas taub“, sagte Emmi.

„Aber ich spreche doch ebenso laut wie Sie.“

„Mich kennt er“, antwortete Emmi, „deshalb kann er an meinem Mund sehen, was ich spreche. Aber Sie sind ein Fremder, deshalb kann

vorsichtig zu sein und nicht aufs Eis hinauszugehen, was wir auch alle drei versprachen.

Schon seit ein paar Stunden hatte es aufgehört zu schneien. Die Luft war mild und frisch. Wir gingen erst durchs Dorf. Emmi hatte sich bei Gamling eingehängt und ich ging auf Emmis anderer Seite; unwillkürlich zog ich einen Vergleich zwischen dem Nachmittagsspaziergang in Nöddebo und dem Vormittagsausflug in Roeskilde. Auch dort waren wir ja zu dritt zusammengegangen, aber schweigend, verlegen, verstimmt. Jetzt waren wir wieder zu dritt, aber wie frisch und herzlich flogen die Worte zwischen uns hin und her. Und wie ich in Roeskilde Andrea Margarete die Schuld beigemessen, daß wir so kalt und fremd nebeneinander hergegangen, so schien es mir jetzt größtenteils Emmis Verdienst, daß wir so traulich Seite an Seite dahinschritten. Denn von Emmi ging beständig ein Hauch des Friedens und der Liebe aus, der alles durchdrang, was in ihre Nähe kam. Ja, auch wenn wir während einiger Augenblicke nichts miteinander sprachen, stumm nebeneinander hergingen, so war es dennoch, wie wenn unsere Gedanken, auch ohne die Hilfe von Worten, einander fänden und verständen, so daß wir immer in Einklang miteinander waren. Wieder fühlte ich Ruhe und Frieden in meinem Sinn, ich fühlte mich von stiller, innerer Lebensfreude durchdrungen, und wenn ich die schneebedeckten Häuser und die Hügel hinter ihnen überblickte, über die der graue Himmel sich wölbte, da hatte ich das Gefühl einer solch tiefen Harmonie, eines so großen Friedens, sowohl außer mir als in meiner Seele, daß mein Herz sich in Demut beugte und Gott für alles Gute dankte, das ich im verflossenen Jahre genossen, insbesondere dafür, daß ich Emmi kennen gelernt.

Jeder Mensch, den wir auf unserer Wanderung durch das Dorf trafen, ob es nun Männer oder Frauen, Alte oder Kinder waren, grüßte Emmi, und Emmi wußte jedermann ein paar Worte zu sagen. Aber was mich mehr wunderte, war, daß Gamling eine ebenso große Popularität wie Emmi zu genießen schien, auch ihn grüßten alle, auch mit ihm sprachen sie; viele fragten, ob er ihnen nicht bald eine Predigt halten würde, wie er versprochen. Ich mußte Emmi nun in dem, was sie am vergangenen Tage zu mir gesagt hatte, recht geben, nämlich, daß Gamling nicht bloß in seiner Traumwelt lebte, sondern mehr von der wirklichen Welt wußte, als ich geglaubt. Ich konnte vor allem nicht begreifen, wie Gamling sich der Namen all dieser vier- oder fünfjährigen Knaben erinnern konnte, die in unglaublicher Menge vor allen Häusern wimmelten, und die uns bald entgegenliefen, um uns die Hand zu reichen, bald in der Nähe stehen blieben und uns anstarrten, sich ins Haar fuhren, um zu grüßen, wenn sie keine Mütze auf dem Kopf hatten.

viele bittere Stunden hatte. Unterdessen bekam Vater oft Briefe von Anders Sörensen, aus denen er ersah, daß dessen Gedanken unverändert waren. Nun beschloß der Vater, sich der Sache ernstlich anzunehmen, und wenn Vater etwas ernstlich beschließt, so pflegt er es auch auszuführen. Er sprach strenge mit den Eltern und hielt ihnen vor, daß sie nicht das Recht hätten, über ihr Kind nach eigenem Gutdünken zu verfügen, sondern daß sie unserem Herrn dafür verantwortlich wären. Das erweichte den Sinn der Eltern, und als Anders Sörensen aus dem Kriege als Sergeant, mit dem Tapferkeitskreuz, zurückkehrte, bekam er schließlich die Tochter."

„Aber das ist ja ein ganzer kleiner Roman", rief ich verwundert aus.

„Dergleichen geschieht hier oft", antwortete Emmi, „aber leider sind sie nicht immer so heiterer Natur. Aber die meisten glauben wie Sie, Nicolai, daß in einem so kleinen Dorfe nichts Merkwürdiges passieren kann, und dennoch gibt es hier keinen Hof und kein Haus, das nicht seinen Roman hätte. Aber wir, die wir zusammen mit diesen Menschen leben und ihre Sorgen und Freuden teilen, wir verwachsen schließlich so sehr mit ihnen, daß wir uns nicht mehr von ihnen trennen können. Aber sie hängen auch mit ihrem ganzen Herzen an uns — und nun werden wir sehen, welchen herzlichen Empfang wir bei Anders Sörensen bekommen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Kreuzigung.

Von **Friedrich Lienhard.***)

Welch ein Passahfest! . . .

Ein windgeschüttelter Wald, Männer und Frauen, Greise, Knaben und Mädchen — in brausendem Gedränge umtoste das die Gerichtsstätte! Jerusalem hob sich vor Erregung. Tausend Fäuste reckten sich gegen die Säulen des Prätoriums.

„Ein Räuber, ihr Brüder, ein Goi, ein Ahab, ein Aussätziger", schrie ein jüngerer Zelot, „ein Beelzebub handelt nicht schlimmer als er. Ein Räuber läßt den Tempel in Ruhe — er nicht! Ein Räuber scheut Moses und sein Gesetz — er nicht! Ein Räuber fürchtet Gott, ob er auch die Menschen hasse — er nicht! er nicht! er nicht!"

„Ruhig, Benjamin!" beschwichtigte ein ebenso aufgeregter alter Mann und packte den Burschen am braunen, hageren Halse. „Willst du ruhig sein, Benjamin? Benjamin, willst du ruhig sein und sprechen lassen das Gericht?"

*) Mit Genehmigung des Verlages Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart, der zweiten vermehrten Auflage des Buches „Helden" von Friedrich Lienhard entnommen.

er Sie nicht verstehen.“ Darauf wandte sie sich wieder an den Greis: „Das sind zwei junge Herren aus Kopenhagen, die beide Geistliche werden sollen.“

„So, so, — schöne Jungen“, murmelte Per Olsen, „einen solchen Mann sollte das Fräulein bekommen“. Ich fühlte mich von diesem Lob geschmeichelt, denn ich nahm an, daß es mir gelte, da es doch unmöglich war, Gamling einen schönen Jungen zu nennen.

„Das eilt nicht“, sagte Emmi, „ich bin noch jung! — Morgen wird Per Olsen zum neunundsiebzigstenmal die Neujahrssonne aufgehen sehen, das ist mehr als einer von uns anderen gesehen.“

„Ja, ja“, seufzte Per Olsen, „Gott gebe, daß unser Herr mich bald zu sich nehmen wolle“.

„Das sollten Sie nicht sagen“, wies Emmi ihn zurecht.

„Wozu ist ein so alter Krüppel wie ich noch nütze?“ klagte der Alte.

„Solange unser Herr Sie leben läßt, solange haben Sie eine Aufgabe zu erfüllen.“

„Gott segne Sie, Fräulein, für ihre freundlichen Worte“, sagte er und küßte Emmis kleine weiße Hand, bevor wir ihn verließen.

„Glauben Sie jetzt, daß Sie sich seines Namens erinnern werden?“ fragte mich Emmi.

„Per Olsens Namen? Ja, das glaube ich wohl.“

„Sehen Sie nun, wenn man Interesse für jemand hat, so erinnert man sich seiner auch. Nun haben Sie einen von den Alten kennen gelernt — und jetzt sollen Sie auch einen von den Jungen kennen lernen. In dem großen Hofe dort drüben mit den weißen Giebeln wohnt ein junger Gutsbesitzer, der Anders Sörensen heißt; er ist dem Vater und uns allen mit Leib und Seele ergeben. Aber er verdankt dem Vater auch seine Frau.“

„Wieso?“

„Ja, denn Anders Sörensen war nur ein Kätnersohn und diente bei einem reichen Gutsbesitzer, der eine einzige Tochter hatte, und diese wurde Anders Sörensens Liebste. Aber die Eltern wollten eine solche Mesalliance nicht erlauben, ihre Tochter sollte natürlich eine ganz andere Partie machen, als einen armen Kätnersohn heiraten. Vater, der Anders Sörensen als einen tüchtigen und frischen Burschen kannte, wagte es doch nicht, seine Partei zu ergreifen, denn er war nicht sicher, ob Anders Sörensen sich nicht mehr in das Gut als in die Tochter verliebt hätte. Der Krieg war gerade damals in Schleswig ausgebrochen und Vater überredete nun Anders Sörensen, als Freiwilliger mitzugehen, denn der Vater wollte ihn prüfen, ob er so lange treu bleiben würde. Die Tochter erhielt währenddessen einen guten Antrag nach dem andern, aber sie sagte zu allen nein, obwohl die Eltern hart gegen sie waren und sie

hoheitsvoll auf den Steinplatten des Palastes. Wenige Jahre hindurch hatte dieser Fremdling aus höheren Ländern eine Saat auf die verwilderte Erde gestreut, die kein Wetter mehr ausrotten wird, und ob Hagel auf Hagel über diesen stürmevollen Planetten fahre. Er hatte, in der unscheinbaren Hülle eines wandernden Rabbi, von Galiläa bis Judäa Wundertaten getan und Wunderworte gesprochen. Sie hatten seiner unerhörten und doch so schlichten Sprache zugejauchzt, die Volksherzen vom See Genezareth bis zu den angekränkelten Nikodemusseelen in Jerusalem. Sie hatten noch am Sonntag vor Ostern, als er in Jerusalem einzog, Palmen auf seinen Weg gestreut, hatten in jüdischer Überschwenglichkeit ihre Kleider seinem Reitesel unter die Hufe geworfen. Und durch ganz Jerusalem war die gewaltige Ahnung gezuckt: „Der ist unser und aller Welt Heil. Der ist Messias. Hosianna dem Sohne Davids!"

Aber die Pharisäer, die Führer des Volkes, geistig eingeengt durch ihre künstlichen Satzungen, verstanden nicht diesen Mann der erhaben-einfachen Ruhe. Sie überfielen den Verkünder ewigen Lichtes in Nacht und Nebel und schleppten ihn vor ein verständnislos Gericht . . .

Und die Menge ward irre. „Dies der Messias, der uns die Königreiche der Welt erobern soll? Schmach über uns, ein Wahn hat uns gröblich betört!" Sie schämten sich ihrer Begeisterung von gestern; ihre Scham ging in Zorn über, ihre Enttäuschung wuchs zu Wut und Schmerz. Sie sahen sich zurückgestoßen in das alte, grenzenlose, hoffnungslose Warten auf den Messias, und dies alles faßte sich zusammen und entlastete sich in dem wild-wahnsinnigen Wutschrei: „Kreuzige ihn!"

* * *

Kalt und gleichgültig saß der Prokurator Pilatus auf seinem Richtsessel, die sehnigen Arme wuchtig auf die Stuhllehne gelegt, den kurzgeschorenen Kopf gebeugt. Mit unsäglicher Verachtung sah er hinab in diese knechtische, von Leidenschaft gerüttelte Masse.

Zwischen Legionaren stand der königliche Angeklagte. Der Mörder Barrabas saß, gleichfalls gefesselt, kaltblütig auf der Steinbrüstung und betrachtete mit stumpfer Neugier die edeln Leidenszüge des seltsamen Rabbi.

„Sagt mir doch", begann der Prokurator und hob sein hartes, fahles Gesicht zu den jüdischen Räten, die ihn umgaben, „warum seid ihr Priester auf seine Verdammung erpicht? Sagtet ihr nicht, dieses Mannes Verbrechen sei politischer Art?"

„Landpfleger, in Israel ist Gottesverehrung und Staat und Familie verbunden miteinander, wie im lebendigen Menschen verbunden

„Ich will nicht ruhig sein", tobte der Zelot. „Ich will, daß der Volksbetrüger, der gesagt hat, klar hat er's gesagt, gesagt hat er: ‚Siehe, ich bin der Messias, ich werd' Israel erlösen!' — Hat er's gesagt? Nathan, red' ein Wort! Hat er's gesagt oder hat er's nicht gesagt? Samuel, Bruder, hat er gesagt: ‚Siehe, ich bin der Messias und werd' Israel erlösen?' — Hat er's gesagt oder hat er das nicht gesagt?"

„Er hat's gesagt", ächzte Samuel unter den Griffen des unbändigen Volksgenossen.

„So hat er gelogen!" schrie jener. „Seht hinauf! Sie führen ihn heraus! Sie führen den Lügner heraus! Zerlumpt, zerrissen, geknebelt führen sie ihn heraus, der gesagt hat: ‚Ich bin der Messias.'"

Und, die Hände an den Mund haltend, schrie er sein heiseres „Kreuzige ihn!" Und der Ruf, der schon den ganzen Morgen wie das Grollen der Sturmsee immer wieder in Wellenstößen über das Menschenmeer rollte — wieder schlug ein vieltausendstimmiges „Kreuzige ihn!", von allen Seiten her anschwellend, donnernd an das Richthaus an.

Einige beschwichtigten, aber sie regten sich dabei mehr auf als die Erregten selber. Andere standen in morgenländischer Teilnahmslosigkeit, aus innerem Gegensatz zu dem umgebenden Lärm, standen stumpf und starr, hatten die Arme kreuzweis in den Mantel gewickelt und stierten Richter und Räte an. Wieder andere, Römer und Griechen, lachten über das Gebaren dieser fremden Nation, vernahmen mit arischem Spott das hebräische Geschrei und schauten dann wieder verwundert nach dem Angeklagten. Hie und da traf man weinende Frauen. Abseits lag eine Orientalin in reichem Festgewande auf den Ellenbogen und raufte sich die glänzend schwarzen Haare. Etliche Schritte weiter reckte sich ein patriarchalischer Jude, Haar und Bart lang und weiß; unter lauten Verfluchungen schüttelte der alte Eiferer beide Fäuste nach dem Prätorium, und Träne auf Träne rann ihm in den betauten Bart. Ein Knabe, der im Gedränge sich krampfhaft an dem Mantel des Alten festhielt, war über das Benehmen seines Großvaters, über das Toben rund umher so entsetzt, daß er am ganzen Körper zitterte und mit lauter Stimme zu den Flüchen des Greises weinte. An einer Gartenmauer, weitab von der rohen Menge, lehnte bleich und still eine Griechin; neben ihr kauerte ängstlich ihre schwarze Dienerin. Von hier aus, wo nur noch leise Wellen der Unruhe anbrandeten, sah man nicht mehr das umdrängte Richthaus. Die hohe Frau, stumm und aufrecht, schaute mit zuckenden Lippen, die Hände auf die Brust pressend, in die wütende Rotte hinunter, um dort auf den Gesichtern abzulesen, was mit dem Meister und Heiland geschehen möge.

Er aber, dem die ungeure Erregung galt, stand in zerrauftem und bestaubtem Mantel, die Hände auf den Rücken gefesselt, bleich und

Dort ragte die Gestalt eines Mannes mit hoher Stirne, krausem Bart und fest aufeinandergepreßten Lippen. Ein eiserner Mann! Aber jetzt, als der Dornkranz in das feine Haupt fuhr, obwohl keine Bewegung seine Gefühle verriet, kein Wort den gepreßten Zähnen entfuhr, jetzt schoß dem abseits Stehenden ein Bach von Tränen über das verhärmte Gesicht. Und unfähig, sich länger zu beherrschen, stöhnte er laut auf. Aber er sagte nichts. Er ließ die Tränen fließen, atmete heftig, aber sagte nichts. Er hatte schon zu viel gesagt heute. Er hatte die vier Worte gesagt: „Ich kenne ihn nicht."

Neben Petrus stand Johannes. Er hatte die Arme an die Kalkwand gelegt, preßte die Stirne darauf und wußte sich, der sonst so schriftgelehrte, nur des einen, immer und immer wieder gestöhnten Psalmwortes zu erinnen: „O Herr, nimm meine Seele von mir!"

Pilatus und Kaiphas hatten ihre Unterredung beendigt; ihre ragenden Gestalten traten wieder im Richtsaal auf. Die Mehrzahl der römischen Provinzbeamten hatte Verwaltungssünden auf dem Gewissen; auch Pilatus. Dies wußte der Hohepriester.

Über den Rabbi war entschieden.

„Ich bin", sprach Pilatus dumpf und düster, „von dieses Galiläers Gefährlichkeit nahezu überzeugt. Doch laßt mich noch einmal zu ihm reden."

Richter und Räte geboten mit Zuruf und Gebärde Stillschweigen. Und durch die tiefe Stille sprach nun Pilatus:

„Hast du dich, Rabbi, Jesus von Nazareth, König der Juden genannt?"

„Du sagst es."

Das erstaunte, entrüstete Murmeln beruhigte sich mühsam. Und abermals hörte man die Stimme des Pilatus, die zu beben schien: „Hast du ihr ‚Kreuzige ihn!' vernommen? Und über dies Volk, das dich verwirft, willst du König sein?"

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

„Aber so hast du doch ein Reich? So bist du also dennoch ein König?"

„Ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme."

„Was ist Wahrheit?"

Der Römer zuckte die Achseln, lächelte bitter und brach ab. Noch einmal besah er den seltsamen Mann, der sich aufgerichtet hatte in seinen zerlumpten Kleidern, dessen Augen überirdisch glühten zwischen dem roten rieselnden Blut, das er mit den gefesselten Händen nicht abwischen konnte. Dann wandte sich der Prokurator zu dem atemlos lauschenden Volke:

ist Blut und Fleisch und Gebein! Tastet dieser Rabbi das Gesetz an, siehe, so tastet er den Staat an! Lästert er aber den Staat, siehe so lästert er das Reich! Lästert er aber das Reich, so lästert er den Kaiser! Bist du des Kaisers Freund? Pilatus, lässest du den Kaiser lästern?"

„Das ist deine Deutung, Kaiphas", versetzte Pilatus kalt und verächtlich. „Ich schlage einen Mittelweg vor. Diesen da, den Barrabas, geb' ich euch zum Feste frei. Den andern laß ich euch geißeln ob seiner ‚Lästerung' und sich alsdann in seine galiläischen Winkel verkriechen. Seid ihr zufrieden."

„Nein! nein! nein!" Die Juden lärmten wider den vermittelnden Vorschlag. Die Entrüstung dehnte sich aus; ein erneutes „Kreuzige ihn!" bekundete den unumstößlichen Willen des hartnäckigen Volkes.

Jetzt schwoll dem Römer die Stirnader. Er sprang auf. „Kaiphas", rief er, „was dieser absonderliche Rabbi lehrt, geht eure Religion an, nicht mich! Euch aber gestattet das Gesetz kein Todesurteil, darum kommt ihr zu mir. Nun soll Rom euer Diener und Henkersknecht sein? Wo aber hat dieser Mann Aufruhr entfacht? Wo hat er seine Legionen? Zeigt mir doch seine Mitverschwörer! Wollt ihr jeden Irrlehrer, der euch unbequem zwischen eure Satzungen tritt, vor mein Prätorium schleifen? Ich finde keine Schuld an ihm."

„Du verurteilst ihn nicht?" Kaiphas trat rasch heran, unheimlich ruhig. Ein pfiffiger Zug überflog sein Gesicht. Er winkte dem Römer beiseite. „Willst du auf etliche Atemzüge mit mir in den Schatten deines Hauses treten, Prokurator Pontius Pilatus?"

Der Landpfleger erschrak. Er zauderte einen Augenblick, dann folgte er mit raschen, kurzen Schritten; er stand bei dem Hohenpriester, die Hände auf dem Rücken, immer tiefer den gedrungenen Nacken beugend, während mit immer eindringlicherem Händespiel der beredte Gegner die erregt geflüsterten Drohungen begleitete.

Ein Legionar sorgte für ein spaßhaft Zwischenspiel. Im nahen Garten wuchsen Dornen, die ließen sich leicht zu einem Kranze flechten. Heimlich schlich er sich an den Rabbi heran, und unter dem Jauchzen der Menge fuhr dem Heiland der Dornenkranz in die Stirne. „Hosianna dem König der Juden!"

Der Gottessohn zuckte schmerzlich zusammen. Aber er schwieg. Nur zwei Tränen traten in seine Augen. Er wandte sich langsam um und schaute mit dem unendlichen Glanz dieser nassen Augen den Kriegsknecht an . . . Der Söldner erbebte. Kein Vorwurf war in diesen Augen, keine ohnmächtige Wut. Nur ein grenzenloser Schmerz. Ein Schmerz, der jener Gruppe dort im Torweg die unaufhaltsamen Tropfen ins Auge trieb, wenn dieser Blick des umtobten Meisters die Verlassenen traf.

„Meine Sünden gehen über mein Haupt, Jehova! Wie eine schwere Last sind sie mir zu schwer geworden.“

„Ach, du Herr, wie so lange!“ . . .

Sie gedachten der unbarmherzigen Herrenfaust der Römer, und sie knirschten in der aufgestachelten Messiassehnsucht dieser Tage:

„Herr Gott, des die Rache ist! Herr Gott, des die Rache ist! Erscheine!“

„Sie zerschlagen dein Volk, Herr! Sie plagen deine Kinder!“

„Witwen und Verlassene erwürgen sie. Sie bringen die Waisen um.“

„Ha, daß ihnen vergolten würde, wie sie uns getan!“

„Heil ihm, der ihre jungen Kinder nimmt und zerschmettert sie an einem Stein!“

„Herabfahren wird er, der Erlöser Israels, wie der Regen auf das Feld, wie die Tropfen, die das Land befeuchten.“

„Herrschen wird er von einem Meere bis ans andere und vom Wasser bis ans Ende der Welt.“

„Alle Könige werden ihn anbeten, alle Heiden ihm dienen. Halleluja!“

* * *

Auf Golgatha war wundersame Stille. Wohl bewegten sich buntfarbene Menschengruppen. Aber die Nähe des Todes ließ alle Stimmen und Schritte leiser werden. Nur manchmal unterbrach ein Gezänk der römischen Wache oder ein Stöhnen aus dem Munde der Verurteilten die furchtbar erhabene Stille.

Dort hingen die drei Gekreuzigten.

Hager und gebrochen ächzte der zur Linken von seinem Holz herunter immer wieder: „Ich büße gerecht.“ Und Trost verlangend suchte er den Blick des neben ihm Gekreuzigten.

Der andere Schächer hatte schon beim Anschlagen unbändig getobt. Es hatte verdreifachte Gewalt gekostet, den Riesen an das Holz zu bringen. Jetzt knirschte er, schäumte, schimpfte und vergeudete rasch seine Kraft. Er erlag zuerst.

Jesus hing still in der Mitte. Noch krönte den Göttlichen der Dornenkranz. Seine Augen waren geschlossen. Auf jeder Seite des Kreuzes, unter den durchnagelten Händen, war die steinige Erde rot. Am Fuße des Stammes leuchtete abermals das kostbare Rot, als wäre dieser seltene Baum und seine seltene Frucht mit himmlischem Tau getränkt.

Aber das Blut gerann rasch: sengend war die Hitze, die auf die drei nackten Körper brannte.

„Ich finde keine Schuld an ihm.“

Und beide Hände auf die niedere Steinbrüstung stemmend, beugte sich der Heide zu dem „Volke Gottes“ und sagte, beinahe herzlich, beinahe bittend: „Soll ich denn wirklich diesen harmlosen Schwärmer töten und einen verruchten Mörder freilassen?“

„Kreuzige ihn!“ war die Antwort.

Kopfschüttelnd ob solcher Halsstarrigkeit richtete sich jener wieder auf. Unentschlossen sah er nach Kaiphas und wandte dann den zögernden Blick auf Jesus. Welche erbarmungswürdige Gestalt! In einer Regung von Mitleid führte der unfreie Richter den „König der Juden“ an die Brüstung.

„Sehet, welch ein Mensch!“

„Kreuzige ihn!“

Ratlos ließ Pilatus beide Arme an die Seite schlagen. Er war der Verhandlung satt. „Ein Becken mit Wasser!“ fuhr er einen Diener an. Im Sonnenlicht blitzte die silberne Schale. Der Römer tauchte die Hände ein und rief in die Stille der Verwunderung:

„Ihr wollt es, Israeliten! Rabbi Jesus von Nazareth ist verurteilt zum Kreuz! Ich aber wasche meine Hände in Unschuld! Sein Blut komme über euch!“

Und er spritzte zornig die Hände über sie aus.

Langes Schweigen. In diesem Volke galt ein Fluch viel . . .

Aber da rief eine scharfe Stimme deutlich und hell: „Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder!“

Und das ganze Volk schrie die Selbstverfluchung nach.

* * *

Im gelblichen Straßenstaub, unter dem stahlgrauen Gluthimmel Jerusalems, auf den zerfleischten Schultern das schwere Kreuz, schleppte sich eine Stunde später der ausgestoßene Heiland. Eine Unzahl Festvolkes wirbelte hinter ihm den Staub auf und gab ihm bis Golgatha höhnend oder schmerzlich Geleit.

Drüben aber im Tempelhof stieg die Opfersäule gen Himmel. Dort brachte Israel seine frommen Gaben dar, Erstlinge der Tiere und des Feldes. Ineinandergedrängt lagen sie dort auf den Knien, auf Armen und Gesicht. Ineinandergedrängt beteten sie ihr Massengebet zum verschlossenen Gotte. Sie rauften sich die Haare, um ihn zum Mitleid zu zwingen; sie zerschlugen sich die Brüste; sie jammerten melodisch zum Psalmengesang des Vorsängers und der begleitenden Leviten.

„Jehova, wache auf! Müde bin ich von Seufzen. Ich schwemme mein Kissen die ganze Nacht, ich netze mit meinen Tränen mein Lager.“

Sein Todeskampf hatte begonnen.

Die Jünger umklammerten den schwankenden Stamm, die Palme mit so edler Frucht, sie küßten des Heilands Füße, die Ostergewänder der Frauen wehten wie greifende Geisterhände. Und der gelbgraue Staub Golgathas zog mit dämonischen Flügelschlägen über die bang gedrängte Gruppe.

Plötzlich ward, wie auf Befehlswort, die erregte Natur totenstill. Was war das? Der Sturm schwieg, die Donner schienen tot, die Blitze ausgelöscht. Jerusalem atmete auf und sah sich um. Noch immer schwarze Nacht, soweit man sah. Aber das Unwetter schien erstorben. Da aber — vor aller Augen — mit einem Krach, als ob die Erde berste, zuckte der letzte Feuerstrahl durch die Nacht, herunter auf Morija, in die Zinne des Tempels.

Der Vorhang des Allerheiligsten ging in Flammen auf.

Eine Regenflut ergoß sich nun über die betäubte Stadt; mit leichten, spielenden, verächtlichen Blitzen zog der Engel des Wetters das Jordantal hinab, südwärts, nach dem Toten Meere, wo Sodom und Gomorrha begraben liegen.

Auch der Heiland hatte ausgekämpft. Noch einen Blick warf er auf das Land, das ihn ausgestoßen, noch einen Blick auf die treue Schar am Fuße des Kreuzes, die seinen Gottesgeist über die Welt zu tragen berufen war. Dann schloß er die Augen.

„Es ist vollbracht.“

* * *

Vier Jahrzehnte später erlag Jerusalem dem Schwert und der Brandfackel der Römer. Der Tempel des Herodes ward ein Schutthaufen; der Ölberg lag kahl; auf Golgatha standen Belagerungsmaschinen; Gethsemane wurde zerstampft. Und die nicht getötete Judenschaft wirbelte mit der Asche Jerusalems über die ganze Welt.

Mein Vodan sei Wunsch und wiar er eahm ausgongen is.

Von **Franz Stelzhamer**.

Ins Steirische übertragen von Peter Rosegger.

Mei Voda, da Dimelsuhn
z Piesnham, a Mon
Mit olln hisch zfriedn,
Wulauf und wulon.

Sei Weib und sei Wirtschoft,
Sei Gsind und sei Vieh,
Und aft seini kloan Buabn,
n Anerl und mih —

Olls hod er gern ghobb,
An Jads hodn gfreit,
Und wos Ondern oft z long,
Is eahm zu kurz worn — die Zeit.

Nit oanmol, daß ih woas,
Daß ih n raunzn häd ghört,
Daß er sih eppa wegn wos häd
Beklogg und beschwert.

Welch einen Blick hatte man von diesem Hügel über die Reiche der Welt! Welche Aussicht bot sich über dich, du Stadt Gottes, die sich hob und senkte unter dem Überandrang der heiligen Osterpilger! . . .

Doch keiner von den schaudernden Besuchern beachtete die Aussicht.

Ein enges Häuflein Jünger, das langsam den Mut wiedergefunden, und eine — Mutter kauerten dem gekreuzigten Meister gegenüber. Sie hatten keine Tränen mehr. Ihre Augen brannten von dem Unbegreiflichen, das sie schauten.

* * *

Über den Zacken des jüdischen Gebirges schossen Wolken aus dem Horizont. Wie eine ungeheure Nacht schoben sich Gewitter lautlos über Judäa. Sie ballten sich zu Fäusten, sie formten Schwerter und Felsblöcke, sie dehnten Heerhaufen, sie flossen endlich zu einer neuen Sintflut schwarz und massig ineinander, bereit, das ganze Land zu ersäufen.

Da war die Stadt, die in Mittagsruhe geschlummert hatte, abermals unruhig. Die Neugierigen verließen den Galgenberg. Vom Ölberg her, vom Bach Kidron, von Gethsemane strömten Festpilger in die Stadt zurück. Alle Töne, die Rufe der Heimrennenden, die Tempelmusik, die Brandung des Stadtgewühls und die Befehlsrufe der römischen Wache — alles klang bang und hohl unter dieser schweren, schwarzen Wolkendecke. Selbst die zurückgebliebenen Jünger erwachten aus ihrem Schmerz und drängten sich, die Frauen voran, in die Nähe des Kreuzes.

Plötzlich, ohne Übergang, fuhr ein Windstoß in diese fahle Nacht. Gewänder flogen, Staub stieg empor und sah sich nach dem Gegner um, Frauen kreischten. Die Opfersäule im Tempel, bisher stolz und gerade, zerbrach. Als Schlange des Paradieses kroch sie am Boden hin, kroch wie höhnend über das betrogene Jerusalem hinweg und schwand in schwarzer Ferne. Dann kam der erste Blitz: in grellem Zickzack flog er über das Häusermeer, jenseits hinab ins Tal Josaphat. Er zerschmetterte den Ölbaum im Garten Gethsemane, unter dem Judas Ischarioth seinen Meister verraten hatte. Und Blitze stürzten sich aus dem Himmel, Donner auf Donner hielt seine Zornpredigt, als wären die unverstandenen Propheten des Alten Bundes versammelt über den Wolken. Staub, Sand, Sturmwind erstickte die Zionsstadt. Die Sonne war erloschen, der klaffende Boden rauchte, die Häuser zitterten — die drei Kreuze schwankten im Sturm. Qualvoll schmerzten die gezerrten Wunden; die beiden Mörder schrieen in die Gewitternacht.

Auch Jesus war wach. Von seinem sturmgerüttelten Holzstamm hob er sein zermartertes Antlitz zum Himmel empor und rief in die große Nacht: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Und schau, gach amol —
Ka Mensch hod in Haus
Meh denkt af sein Wunsch —
Und wia geht er aus?

Wiar er ausgeht? — Schau hi,
Ligg da Boda schen stad
Aswia sist af da Bonk,
's wan er nopfazn tat.

Zwo Wochskirzan brinen,
s gonz Stübel is hell,
s wia zan Frauntog die Kirchn
In Mariazell.

D Muader und ih
Sitzn do, schaun an on,
Toan nix und räidn nix,
Schaun an olliweil on.

Und noch dera Nocht,
Go zeitlich in da Frua,
Mocht da Boder a Roas,
Und hiaz lous amol zua:

Roast nit z Fuas, as wia sist,
Reidt koa Rous, hod koan Wogn —
Wird grod noch sein Wunsch
In an Ruahtragerl trogn.

Jo gonz noch sein Wunsch
Hod er s ghobb, da guat Mon,
Und moants, s hätn gfreit?
Koan Schmuza hod er ton.

Die gonz Freindschoft is dogwen,
Hod n pfiatt, hod n bsengg,
Hod n Schlofer, in koltn,
Mit Weichbrun ongsprengg.

Und aft is er fuat,
Woas da Hergoud, wia weit!
Und wanst frogst nochn Dimelsuhn —
Der is gstorbn! sogn da d Leit.

Und asou, wia s n Vodern
Is gonga, gehts moast.
Gschechn tuats, wos d da wünscht,
Wanst von Läibn nix meh woast.

Erklärungen. hisch: recht; Anerl: Andreas; raunzn: klagen; aftn: dann; leichtn: leuchten, das Spanlicht hüten; Spon: Leuchtspan; wulta: ziemlich; Woxkirzan: Wachskerzen; Läibn: Leben; brun: brennte; lagad ih gen: wollte ich gern liegen; Mirl: Marie; gschmuzt: geschmunzelt; Ölpfandl (zur Lampe); dener: dennoch; nopfazn: leicht schlummern; pfiatt: behüt Gott gesagt; bsengg: besegnet; Weichbrun: Weihwasser. Gewisse Wörter, wie Boda, Muada, Schlofa u. s. w. gehen auf den Selbstlaut a aus, wenn nicht das nächste Wort mit einem Selbstlaut beginnt.

Sachverständige.

Naturaufnahme von **Fritz Sänger.**

Als ich in den Gerichtssaal trat, da sah ich erst auf die Anklagebank, und dann dachte ich „Aha!", und dann nahm ich Platz bei den Zuhörern. Jetzt sah ich mir das Fräulein etwas näher an. Sie sprach eben gegen die Richter und wendete uns den Rücken und halb die Seite zu.

Ein nettes Mädchen. Sie trug eine blaue, etwas verwaschene Seidenbluse, einen einfachen, sauberen Rock und hatte ein schönes, dichtes, blondes Haar, in dem in der Mitte ein brauner Kamm saß. Es war nichts Gekünsteltes, nichts Geziertes an der ganzen Erscheinung, aber es war eine hübsche, sympathische Erscheinung.

So etwas ist selten auf der Anklagebank, und darum dachte ich: „Aha, hier gibt es etwas Pikantes."

Ich horchte aufmerksam hin. Sie sprach angenehm, stellte alles so dar, wie es wohl gewesen sein mochte, und als sie einmal einen Blick nach uns warf, sah ich, sie war jung und hatte ein Gesichtchen, das zu der elastischen Figur paßte.

Und sie war eine Diebin.

Sa schen hotn d Welt zimpp,
Und s Läibn, hau, wia schen,
As häd eahms Oana gsogg:
Tuas gniaſſn fü Zwen!

Und er hod sih s a gnouſſn,
Oba m e i Hergoud, wia!
Von oan Tog zan ondern
Mit Plog und mit Miah!

Va Morgns bis zan Obnd,
Die holbn Nacht ouft ka Rua;
Hort Orbat, wenk Roſt,
Und s Eſſn ouft klua.

Und Obnds aftn, ehs er is
Eingfolln ins Bäit,
Hot er imeramol go
Noh wos Sunderbors gräidt.

„Mei Weib", hot er gsogg,
„Daß du ſpinſt, ſiach ih gern,
Oba daß ih ſul leichtn?
Bin doh ka Lotern!

Schier kunt mih vadruiſſn
Ollweil der dum Spon,
Reib ih n auf, liſcht er oh,
Stell ih n tuif, raucht er on."

Aftn hod er sei Pfeiferl
Va da Stell gnom und graucht,
Hot sih umgloant ins Winkel,
Wia s n wulta hot taugt.

Und aft, wan er gmüatlih
In Winkel is gläign,
Hod er ollahond Fobelwerch
Fürbringa mäign.

„Olls wa ma recht,
Wos ih rund um mih ſiach,
Wos ih hör, wos ih hon,
Wos ih gäibn muas und kriag.

Olls wa ma recht,
Na de Stund ſult ma ſchlogn,
Daß s ma zan Feirobnd
Tad Woxkirzan trogn.

As brun aft nit oani,
Gleih zwoa miadn ſein,
Daß ih recht a ſchens Liacht häd,
In Stüberl vul Schein.

No lagad ih gen
Af da Bonk a ſou do,
Bis ma zuaſunkn d Augn;
Und du löſchaſt aft oh.

Jo, Mirl, jo, jo,
Na grod däs ſuls ma trogn,
Aft wult ih mih gern
Üba Togs ſchern und plogn."

„Trogg da s ſcha, Hanſel!"
Hod d Muada drauf gſchmuzt,
Hod ums Ölpfandl glongg
Und hods Tachtl aufputzt.

Wiar a Sunwendkäferl
Hods glüaht und hots glonzt,
Und d Muada hod gſpuna,
Daß s Radl hod tonzt.

Und da Boda hod aft,
Der in Winkel is gläign,
Noh ollahond Fobelwerch
Fürbringa mäign.

„Reidn af an Rous",
Hod er gſogg, „is a Freid,
Ober beſſer is s Fohrn,
Voraus long und in d Weit.

Dener ih, wans mas trogad,
Pfiff af Rous und af Wogn.
Ih lias mih in liabaſt
In an Trogſäiſſel trogn.

Tad koan Sturz, wurf nit um,
Wult ih wou da wöll hi,
Woaßt, a Rous, nouh ſa gſcheit,
Bleibb holt dener a Vieh.

Oba ſo a zwen Troga —
Ma ſogg eahna s Ziel,
Vahoaßt eahna n Lohn —
Trogn oan hi, wou ma will.

Jo, jo, Mirl, jo,
Na grod däis ſul s ma trogn,
Aft wult ih mih gen
Die ſäichs Wouchntag plogn."

„Trogg da s ſcha, Hanſel",
Hod d Muada drauf gſchmuzt,
„Is na grod, daß da s wünſcht
— Weil a Wunſch ſo viel nutzt."

„Nutzts nix, ſa ſchodts nix,
Mei liabs, mei guats Wei,
Mir mochts holt a Freid,
Und a Wunſch, der is frei." —

Da Boda is ſtill worn
Und geht in ſei Bäit,
D Muada ban Spina
Hod ah nix meh gräidt.

Und daß, wos er gwunſchn,
Akrat amol kam,
Däs war ihr nit eingfolln
In Schlof und in Tram.

Hod hingſchaut mit an Säingnſpruch
Afn ſchlofendn Mon.
Is zfriedn gwen mitnÖlliacht
Und n rachendn Spon. — —

Alles sieht auf das Mädchen.

Und jetzt spricht sie nicht mehr, und — es geschieht etwas ganz Merkwürdiges. Das blonde Köpfchen neigt sich ganz langsam, ruckweise nach vorn, wie wenn es von einer unsichtbaren Kraft niedergedrückt würde mit aller Gewalt; aber das blonde Köpfchen knickt ganz nach vorn über, und jetzt greifen die Hände hoch und stützen das Köpfchen, und jetzt bricht ein Schluchzen und Weinen aus, das man noch vor zwei Minuten, als die Rede so flott und wohlgesetzt floß, für unmöglich gehalten hat.

Niemand spricht, alles ist ganz still. — Das Weinen verklingt langsam.

„Was haben Sie nun zu sagen?"

Sie kann nicht sprechen.

Der Herr Sachverständige erhält das Wort.

Ein großer, breitschultriger Mann, der eine goldene Brille und einen französischen Bart trägt, tritt vor den Richtertisch.

Er hält einen langen Vortrag, einen sehr langen Vortrag. Ich glaube, es war sehr gelehrt; aber in solchen Augenblicken interessieren einen an solchen Dingen nur die Ausrufezeichen.

„Für geistesschwach kann die Angeklagte nicht gelten, sie war in der Schule eine mittlere Schülerin, sie hat auch schon da sich durch extravagante Dinge ausgezeichnet. Zum Beispiel sprang sie einmal aus einem Fenster, ohne daß gleich ein Anlaß dafür gefunden wurde. Sie hat auch periodisch wieder auffallende Gemütsaffektionen, die sich in allerlei, man könnte sagen tollen Streichen schon in der Kindheit zeigten."

Jetzt kommen diese merkwürdigen Dinge, und dann fährt der Herr fort:

„Die Reflexbewegungen zeigen eine mittelstarke Reaktion, also liegt unfehlbar eine starke Hysterie vor. Das zeigt sich übrigens auch in dem vorliegenden Falle, denn es mußte auch der Angeklagten klar sein, daß der Diebstahl gleich entdeckt würde. Es liegen mir dann Berichte ihrer Mutter vor, alles dieses zusammengenommen, läßt auf eine krankhafte Anlage schließen; aber zur Anwendung für den Paragraphen so und so über Unzurechnungsfähigkeit reicht es nicht; hingegen ist die Angeklagte sicher moralisch minderwertig."

So ungefähr sprach der Herr. Natürlich nicht in so profaner Weise, wie das hier steht, sondern mit den entsprechenden Fachausdrücken ausgestattet.

Während dieser Sezierung seiner Seele ist das Mädchen mit ineinandergekniffenen Händen dagesessen. Der Herr Sachverständige sieht nicht mehr hin, er hat seine Sache gesagt, er geht.

Der Vorsitzende fragt, ob sie etwas zu erwidern hat.

Sie hatte nicht nur gestohlen, sondern sie hatte wieder gestohlen.

Wieder, ja zum xten Male.

„Ja, ich bin mit dem Herrn die Treppe raufgegangen, und der Herr hat sich in das Lokal gesetzt —."

Der Vorsitzende: „Das war im Europäischen Hof?"

„Ja, dort war es; und dann bin ich wieder die Treppe hinuntergegangen, und dann habe ich die Marie getroffen."

„Wer ist die Marie?"

„Die Marie ist da angestellt. Ich kannte sie von früher, und dann habe ich gesagt, ich wünschte den Herrn Direktor zu sprechen, und dann hat die Marie gesagt, ich solle nur in das Zimmer gehen, und hat mich in das Zimmer gleich beim Flur geführt und ist dann wieder hinausgegangen, und dort war eine Pelzboa und ein schwarzseidener Rock."

„Und die haben Sie gestohlen?"

Jetzt wird das Zünglein ein bißchen schwerer, die Stimme ein bißchen unsicherer. „Ich hab's bloß genommen."

„Ja, ja, sozusagen; aber Sie wußten doch, das man das nicht darf", sagte der Vorsitzende.

„Ich habe gar nicht daran gedacht."

„Das ist sehr schlimm, und die anderen Leute fassen ein solches Mitnehmen eben ganz anders auf."

Jetzt wird das Stimmchen noch unsicherer, und das niedliche blonde Köpfchen verliert von seiner Elastizität.

„Ich hab's — ich hab's bloß mitgenommen."

„Was haben Sie damit gemacht?"

„Die Boa hat man wieder geholt."

„Das weiß ich ja — und den Rock?"

„Den habe ich der Elis' geschenkt."

„Wer ist die Elis'?"

„Die ist im Russischen Hof."

Der Vorsitzende fragt noch einiges über die Nebenumstände. Fräulein Klara Bädel spricht klar und deutlich, nicht wie sonst die Leute sprechen, die an ihrem jetzigen Platz stehen. Nur sobald man in die Nähe des Wortes „stehlen" kommt, ist sie empfindlich und wird sofort stiller und unsicher.

Nachdem alles ganz klar ist, ist wohl den meisten die da sitzen, immer die Hauptsache noch nicht klar, und der Vorsitzende spricht wohl im Sinne aller dieser, wenn er fragt: „Jetzt nimmt mich bloß das eine wunder: wie kamen Sie dazu, zu stehlen und immer wieder zu stehlen? Wissen Sie denn gar nicht, wo das hinführt?" Er nimmt die Liste zur Hand. „Jetzt sind Sie schon so oft im Gefängnis gewesen, sind im Arbeitshaus gewesen, ja, Sie kommen noch ins Zuchthaus."

Wenn das eine so ist, dann ist das andere so nach bestimmten Gesetzen, zum Beispiel bei der Wage geht der Balken auf der einen Seite hoch, so muß er notwendig auf der anderen Seite heruntergehen.

Die Wissenschaft arbeitet nur mit Gesetzen, nicht mit Vermutungen; nein, das tun die gewöhnlichen Leute. Von den Reflexbewegungen hat der Herr gesprochen; er ist doch sachverständig.

Aber halt! Wer hat denn diese große, diese eine Entdeckung gemacht, daß eine Menschenseele eine Sache ist?

Wer war das? Eine verirrte, gequälte Menschenseele, geht die nach Gesetzen?

Jetzt hätte ich den gelehrten Herrn, der doch der Richter ist in Wirklichkeit, so gern gefragt: Welche Formel wendet man an, wenn jemand bloß einmal aus dem Fenster springt, und welche, wenn er zweimal herausspringt?

Aber das sind unartige Gedanken.

Warum machen die Richter auch so lange, es war doch alles klar, und man könnte nicht auf unartige Gedanken kommen.

Aber da fällt mir eine Frau ein, die so an die dreißig bis vierzig Jahre im vollen Leben gestanden. Das war auf einem kleinen Dorf weit weg von hier in den Bergen drinnen, auf einem ganz kleinen Dorf; aber sie war bekannt, die Frau, durch viele Dörfer, und wenn man ein großes Leid hatte, kam man zu ihr, oder man wartete, bis sie kam, sie kam sicher.

Und sie streichelte nicht mit zarten Händen, sie schimpfte gehörig, und dann half sie, ganz sicher half sie. Was würde die sagen hier?

Sie würde nicht vor die Richter, sondern vor das Mädchen treten, und würde sich das so ansehen, aber nicht lange.

„Du brauchst auch keine seidene Bluse anzuziehen, und wenn deine Hände auch nicht so weiß sind, braune Hände sind meist reiner als so gut gepflegte; aber die Leute verstehen nicht mit dir umzugehen.

Was, ins Gefängnis?

Das fehlt ja gerade noch, dort machst du dir dumme Gedanken, kommst mit Gesindel zusammen und lernst in deinem Leben nicht arbeiten, und du mußt arbeiten, natürlich mußt du arbeiten. Weißt du was? Komm mit mir! Schau nicht so bös, nein, komm nur mit mir! Es soll sich jemand unterstehen und sagen, du hättest gestohlen, du hast ja gar nicht gestohlen, komm nur mit! Du gehst mit auf die Matte, das ist so gesund, und vor Schmähungen werde ich dich schon in Schutz nehmen.

Du wirst nicht mehr tun müssen, als du verträgst. Es tut mir leid um dich, du bist noch so jung, du darfst dich gar nicht fürchten. Kein Mensch darf dich bös ansehen, und du bekommst ein einfaches, schönes, leichtes Kleid, du weißt dich zu geben, ich sehe das schon.

„Nein.“

Und der Herr Staatsanwalt erhält das Wort.

Er beantragt acht Monate Gefängnis.

Jetzt rafft das Mädchen noch einmal alle Gewalt, die es über sich hat, zusammen, es richtet sich wieder auf.

„Was sagen Sie dazu? Sie hören, was der Herr Staatsanwalt beantragt.“

Sie spricht wieder, und nicht mehr wie vorher: jetzt spricht sie nicht, wie man spricht im Kampfe, sondern in der Verzweiflung darüber, daß man umsonst kämpfen wird, und ruckweise bewegt sich der schöne Mädchenkopf.

„Ja, ja, ich habe es verstanden, alles, und ich habe es nur genommen.“

„Aber warum denn? So sagen Sie doch bloß warum!“

„Ich will es gewiß nie mehr tun.“

„Ja, das sind die guten Vorsätze; die haben Sie jedesmal.“

„Nein, als ich aus dem Arbeitshaus kam, da hatte ich gar nichts mehr, auch keine guten Vorsätze, da ist es mir so gegangen, so, ich kann es ja gar nicht sagen —.“

Die letzte Kraft droht zu versiegen.

„Und dann war es so kalt, und dann haben alle andern Pelzboas gehabt —.“

Jetzt weint sie wieder, und sie kann nicht mehr sprechen. Es tritt eine kleine Pause ein.

Vielleicht hat sie noch etwas zu sagen, und die Richter wollen ihr offenbar dies armselige Recht, zu sprechen, solange sie kann, nicht kürzen; sie warten geduldig. Sie sagt nichts mehr, sie schüttelt noch einmal krampfhaft den Kopf.

„Ich kann nicht mehr.“

Jetzt treten die Richter ab.

Und es ist ganz still im Saal.

Das ist immer ein großer Moment, nicht nur für den Angeklagten, für alle, die Anteil an seinem Schicksal nehmen.

Das Mädchen sitzt ruhig, nicht gebeugt und gebrochen, aufrecht, manchmal sieht es auf kurze Momente nach hinten, und man sieht, wie weh es ihr tut: da, diese Menschen, alle starren in mein Unglück. Sie kann es nicht begreifen, immer noch nicht begreifen, nichts, was da vorgeht.

Ich dachte so an Verschiedenes. Da wird das Urteil gesprochen, da hinter dieser Tür, nein, das Urteil ist schon gesprochen, jener gelehrte Mann sprach es. So ist es recht, dachte ich, die Gelehrten müssen es wissen, ja, ja, es wird schon so recht sein. Oder vielleicht —? Aber der Mann ist doch sachverständig.

Und das Mädchen faßt die Hand und küßt sie heftig und weint dabei, aber ganz anders, als es bisher geweint hat.

*
* *

Das ist ja wieder eine Phantasie, und der Mann von Nazareth ist auch nicht sachverständig.

Gottlob, es kommen die Richter.

Alles lauscht: „Fünf Monate, mildernde Umstände und moralisch minderwertig.“

„Angeklagte, haben Sie noch etwas zu bemerken?“

„Nein.“

Die Würfel sind gefallen.

„Wollen Sie die Strafe annehmen?“

Sie nickt.

Der Fall ist abgetan.

Nein, noch nicht.

Sie will noch etwas sagen.

„Was meinen Sie?“

„Ich möchte bitten, ich habe noch ein paar Sachen von mir, es ist alles, was ich besitze, bei einer Freundin, ich möchte bitten, daß ich das holen dürfte; es kann ja ein Kriminalschutzmann mit mir gehen.“

„Das geht nicht, aber es kann hingeschickt werden.“

„Nein, ich muß dabei sein.“

„Es geht nicht; aber Ihre Mutter kann Sie besuchen, dann können Sie es ihr sagen.“

Die Angeklagte will noch etwas sagen. Der Richter hatte sich bereits über neue Akten gebeugt.

Er sieht nur noch einmal auf.

„Führen Sie die Angeklagte ab!“

Der Schutzmann tritt näher. Sie besinnt sich. Warum? Sie zögert. Aber auf einmal fällt ihr ein: hier gibt es kein Besinnen mehr.

Sie geht rasch an der Rampe vorbei.

Noch einmal ballen die kleinen weißen Hände sich zu Fäusten, und krampfhaft durchzuckt es den jungen Körper.

*
* *

Ihr unwissenden kleinen Fäuste, ja, was wollt ihr? Hier ist etwas, dagegen haben sich schon andere Hände zu Fäusten geballt, Hände, die ganz rein und ganz stark waren — und es war umsonst, ganz umsonst.

Komm nur mit, Klara, ganz ruhig kannst du mitkommen, sie dürfen dich nie ins Gefängnis tun, du bist ja noch so jung, wenn man so jung ist, dann hat man noch so viel vor sich."

Aber eine Bauersfrau ist nicht sachverständig, man hört es schon an ihren Reden.

Aber wart, da ist ein alter Pfarrer. Er war schon damals fünfundzwanzig Jahre in derselben Gemeinde, und sie wollten ihn in der Stadt, aber er sagte: „Nein, man braucht mich hier."

Und es war richtig, es war wirklich richtig, und wenn der jetzt durch die Tür käme, er würde lange vor dem Mädchen stehen, und dann würde er wohl sagen: „Du bist nicht schlecht, du darfst nie denken, daß du etwas anderes, etwas Minderes seist als die andern. Schau, Mädchen, dir fehlt etwas, du hast nicht den festen Halt in dir, um den sich alles dreht, wovon deine Seele abhängt. Du darfst aber auch nicht Sachen machen, die andern zum Leid sind, das geht nicht, schau, das geht nicht, denke doch, du willst ja von den andern, daß sie dir nichts zuleide tun, und schau, du hast das schon so oft gemacht. Du mußt die Arbeit kennen lernen, — nein, nein, nicht im Arbeitshaus, bewahre mich Gott davor. Du hast klare Augen, die jeden Tag freie Luft und Sonnenlicht trinken müssen. Ich will jemand aufsuchen, der dich aufnimmt, ja, ich bürge dir für gute Behandlung und —"

Aber — aber — — der alte Pfarrer ist tot, er kommt nicht.

Auch die Richter kommen immer noch nicht.

Und das Mädchen macht eben eine Bewegung, eine seltsame Bewegung; wie von einem Krampf durchzuckt, richtet sich der junge Körper auf, sie schüttelt mehrmals mit dem Kopf und bricht dann in lautes Weinen aus. Noch einmal hält sie den Kopf hoch, ballt ihre Fäuste und drückt sie krampfhaft vor die Brust.

Habe ich dich recht verstanden, so wolltest du sagen: „Muß es denn sein, ja, muß es denn sein, und kann man gar nichts mehr dagegen tun?"

Ja, und da führt meine Phantasie mich weiter.

Es lebt im Volk ein Bild eines Menschen, und ein schlichter, edler Mensch ist er. Wie sagte er doch?

„Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid."

Und gedacht, er käme, er träte jetzt in den Saal.

Er tritt zu dem Mädchen, dessen Fäuste sich ohnmächtig ballen.

Er tritt ganz heran, und er fährt mit der Hand über ihr Blondhaar.

Und er sieht ihr freundlich in die Augen und sagt: „Armes, verirrtes Menschenkind, du hast den guten Willen, aber du hast etwas anderes in dir, was stärker ist als der gute Wille, und du kannst nichts dafür, und was die andern dagegen tun, das wird dir auch nicht helfen, armes, armes, verirrtes Menschenkind."

und die zahlreichen Freunde seiner Liederkunst werden ihm hierin auch Recht geben — so war es dennoch sehr verdienstvoll, daß Johannes Eckardt in seiner Geburtstagsstudie neben dem Dichter auch auf den Gelehrten und Essayisten Kernstock hingewiesen hat und die Anregung gab, seine Prosaaufsätze einmal gesammelt herauszugeben.

Ich habe in diesen Blättern*) schon vor mehreren Jahren Ottokar Kernstock und seine Bedeutung als Gelehrter eingehend gewürdigt und damals schon den Wunsch nach einer Sammelausgabe seiner Arbeiten, die ich in meiner Studie: „Aus den Schriften eines oststeirischen Burgpfarrherrn"**) behandelte, ausgesprochen. Nun hat Ottokar Kernstock dem Drängen seiner zahlreichen Freunde und Verehrer, vielleicht nicht am wenigsten dem des Verfassers dieser Zeilen, nachgegeben, seine geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Essays, seine literarischen Aufsätze und Studien gesammelt und unter dem sinnigen Titel „Aus der Festenburg"***), auf der er nun seit mehr als zwanzig Jahren, ein Einsamer, wohnt und schafft, herausgegeben. Das Menschenleben Kernstocks bewegte sich von jenem Zeitpunkte an, wo er im Jahre 1867 urplötzlich von der Juristerei weg ins alte steirische Chorherrenstift Vorau eintrat, in der Einsamkeit und Stille, in der ihm Bücher und Schriften die besten Freunde und Tröster wurden. Als er im Jahre 1872 Archivar und Bibliothekar seines an Büchern und Kunstschätzen so reichen Stiftes wurde, erwachte in ihm diese treue Liebe zur Bücherwelt, die er später dann mit hinaus in seinem Herzen in die stillen Waldpfarren nach Reinberg, St. Lorenzen am Wechsel, Waldbach und Dechantskirchen trug. Sie hat den jungen Mönch, wie er uns in den „Memoiren eines alten Folianten" erzählt, über manche schwere Stunde seines Lebens hinweggeholfen. Ottokar Kernstock wurde in der Folge einer der besten und fleißigsten Mitarbeiter der „Mitteilungen des historischen Vereines", für den ihn schon früh seine ehemaligen unvergeßlichen Lehrer in der Paläographie- und Urkundenlehre Josef v. Zahn und Professor Krones gewonnen hatten. Auch in den „Beiträgen zur Kenntnis steirischer Geschichtsquellen" hat er manchen wertvollen Beitrag beigesteuert. Doch nicht nur in heimischen wissenschaftlichen Zeitschriften war Kernstock damals schon ein gern gesehener Mitarbeiter, auch im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit", dem Organe des germanischen Museums in Nürnberg, hat er einige seiner interessantesten wissenschaftlichen Arbeiten herausgegeben. Im „Kirchenschmuck", der seither leider sein Erscheinen eingestellt hat, ist manche wertvolle kunsthistorische Studie Kernstocks enthalten. Im

---

*) Ottokar Kernstock als Gelehrter. „Heimgarten", Jännerheft 1907.

**) Die Arbeit erscheint im kommenden Scheffel-Jahrbuche und soll später in meine Kernstock-Biographie, die ich vorbereite, aufgenommen werden.

***) „Aus der Festenburg". Gesammelte Aufsätze und anderes. Verlag Ulrich Moser (J. Meyerhoff), k. k. Hofbuchhandlung, Graz, 1911.

Am Gartenfest.

Buntfarbene schemenhafte Lichter schweben
Leis um des Springbrunns weiche Fluten sacht,
Als wollten sie in traumverlorenem Streben,
In heimlichem Umfangen, schmeichelnd weben
Des Tages Zauber um das Haupt der Nacht.
Dort wo der Bäume Blütenzweige sinken
Mit sanftem Kosen an des Wassers Rand,
Um sehnsuchtsbang des Bornes Naß zu trinken,
Da schien an deiner Seite mir zu winken
Ein fernes glückverheißend Märchenland.
Dort, wo des Lichtes Saum die duftumwehten
Geheimnistiefen Dämm'rungsschleier küßt,
Die unsere Blicke ahnungsheiß erspähten,
Ein Märchenland, das ich noch nie betreten
Und das doch meiner Seele Heimat ist.

Herma v. Skoda.

Aus der Festenburg.

Von **Franz Wastian.**

Als Ottokar Kernstock vor drei Jahren seinen 60. Geburtstag feierte, erschien unter den vielen Geburtstagfestartikeln auch einer in der bekannten Münchener Monatsschrift „Hochland“, der mir durch einen Satz besonders bemerkenswert erschien. Sein Verfasser war ein junger Salzburger Schriftsteller, Johannes Eckardt, der sich seither durch seine Forschungen über Klemens Maria Hofbauer und die Wiener Romantikerkreise einen Namen in literarischen Kreisen gemacht hat. Damals schrieb Johannes Eckhardt zu Kernstocks Geburtstagsfeier unter anderem den Satz: „Ich schätze den Essaysten, den gewandten scharfblickenden Kritiker Kernstock, den anerkannten Gelehrten, der im Archive des Klosters Vorau manch interessantes Denkmal deutscher Kultur fand, höher als den vielgekannten Lyriker. Ich möchte von den glücklichen Zufällen absehen, die ihn in seinem Kloster Sangesweisen deutscher Minnesänger aus dem 14. Jahrhundert, Bruchstücke des höfischen Epos: Wigalois, das Fragment eines Mysteriumspieles u. v. a. finden ließen, und besonders auf seine geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Essays hinweisen, die hoffentlich einmal gesammelt werden; auch seine literarischen Arbeiten zeigen die klaren Züge einer ganzen Persönlichkeit, die mit großem Verständnisse und Freimut den literarischen Fragen entgegentritt.“

Nun, wenn dieses Urteil Eckardts in ehrlicher Begeisterung für Kernstock meiner Ansicht nach ein wenig übers Ziel schießt — der Dichter selbst dürfte in erster Linie damit am allerwenigsten einverstanden sein

In Kernstocks neuem Buche kommt die ganze Persönlichkeit des heute so gefeierten Dichters zum Ausdrucke: Der Gelehrte, der deutsche Priester, der Geschichtsforscher und Kunsthistoriker, der Essayist und Novellist und im poetischen Anhange der so geschätzte Lyriker. Der Inhalt des Buches umfaßt nicht sämtliche Prosaarbeiten des Dichters, sondern nur eine von ihm selbst bestimmte Auswahl. Leider ist er hiebei meinem Gefühle nach leider zu ängstlich vorgegangen. So ist es z. B. sehr zu bedauern, daß der Dichter seine beiden wertvollen Aufsätze: Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit und Veremundus Vindex wegließ, mit denen er in freimütiger Weise in den heute ärger denn je tobenden, selbstzerfleischenden katholischen Literaturstreit eingegriffen hat, und die ihm die Anerkennung des protestantischen thüringischen Dichters Fritz Lienhard in dessem Buche: „Neue Ideale“ eintrugen. Die Gründe hiefür liegen tief. Als diese Aufsätze das erstemal erschienen, wurde Kernstock ob seiner freimütigen Stellung zum katholischen Literaturkampfe von mehreren Seiten heftig angegriffen. Seither haben sich die Verhältnisse nur noch mehr zugespitzt und verschlimmert und durch die Modernismusfurcht auf dem Gebiete der Literatur, der eine Dichterin wie Handel-Mazzetti zum Opfer gefallen ist, für jeden ruhig und besonnen denkenden Schriftsteller geradezu unleidlich gestaltet. Haß und Fanatismus, Verleumdung, Intoleranz und Verdrehung standen in diesem unerquicklichen Kampfe, der bis zur Stunde nicht ausgetobt hat, auf der Tagesordnung, und nur gering war die Zahl derer, die besonnen und ruhig zum Frieden und zur Einigkeit mahnten.

Kernstock stand in diesem Literaturkampfe über den Parteien auf eigener Warte, auf der stillen, friedsamen Berghöhe seiner Festenburg, und ich finde es begreiflich, daß er von dieser lichten Höhe nicht herunter in das Parteigezänke der Literaturstreiter steigen will. Doch betrübt sieht der edle Priester den Ereignissen des Tages zu, wie aus einem Briefe an mich hervorgeht, in dem er den Wegfall der beiden obigen Aufsätze begründet: Das Schlagendste und Kräftigste muß ja entfernt werden, damit es keinen Anstoß gebe — was bleibt dann übrig? Es ist der zögernde Schritt eines Menschen, der im Dunkel fremden Boden unter sich fühlt . . . Am besten bliebe der Falkenberg betreffende Artikel ganz weg. Dann müssen aber auch die Essays: Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit, Veremundus Vindex und vielleicht auch mehrere andere, an deren Inhalt ich mich nicht mehr recht besinnen kann, fallen. Quis restat? — Aus mehr äußerlichen Gründen mußten Aufsätze, wie: Paris, eine Auseinandersetzung mit Emil Zola, Ein verbotenes Stück, Vor 300 Jahren, Freidenkergedanken, Ein Los von Rom-Roman, Der Priester auf der Bühne,

„Deutschen Hausschatz", in der heute nicht mehr erscheinenden „Oststeirischen Zeitung" war Kernstock ein gerne gelesener Mitarbeiter und einer der feinsinnigsten Kritiker in Dr. Fr. Schnürers „Allgemeinem Literaturblatte". Auch in Kalendern und anderen Volksschriften hat er gerne seine literarischen Gaben beigesteuert.

Der größte Teil der Prosaarbeiten Ottokar Kernstocks, die jetzt gesammelt vorliegen, sind in dem bekannten „Korrespondenzblatt für den katholischen Klerus Österreichs" erschienen, das sein Freund und Amtskollege, der Chorherr des Stiftes Klosterneuburg Roman G. Himmelbauer, seit vielen Jahren herausgibt und in dem Kernstock seit 1892 bis in die Gegenwart herein ständiger Mitarbeiter ist. Denn wie Ottokar Kernstock in den „Münchener Fliegenden Blättern" seit 1878 mit einer in unserer Zeit seltenen Anhänglichkeit an ein literarisches Unternehmen seine poetischen Bekenntnisse niedergelegt hat, so hat er auch im „Korrespondenzblatt", das sich durch seine freimütige Haltung in verschiedenen Kirchen- und Standesfragen nicht immer der Gunst der Hohen und Höchsten in geistlichen Kreisen erfreute und im Geiste eines Prälaten Scheicher, eines Pfarrers Heinrich Hansjakob und ähnlicher, Kernstock verwandter Priester redigiert wurde, seine Ansichten über Literatur, Kunst, Geschichte, Politik, Religion und Philosophie in zahlreichen Arbeiten veröffentlicht. Im literarischen Beiblatte der Zeitschrift „Augustinus" trat er auch häufig als Kritiker und Rezensent hervor.

Obgleich Kernstock in seiner ihm eigenen Bescheidenheit über diese Arbeiten mir einmal schrieb, daß mancher von diesen Aufsätzen allerdings cum ira et studio und nur für den Tag geschrieben sei, daß alle diese alten Sachen zum großen Teile nur Kinder des Augenblickes wären, zumal die Essays, daß das Publikum enttäuscht sein werde und die Freunde seiner Lyrik an ihm irre würden, — so glaube ich dennoch, daß sich in den oft feinsinnigen und schön geschriebenen Essays und Aufsätzen vieles Wertvolle befindet, das es verdient, auch einem größeren Kreise mitgeteilt zu werden, weil es bei der Mannigfaltigkeit der Themen und bei der freimütigen Art des Dichters, sich über alles offen auszusprechen, auch dazu beitragen könnte, die eigenartige Persönlichkeit des Dichters, seinen offenherzigen Charakter als Mensch tiefer zu erkennen und schätzen zu lernen. Zugleich aber zeigen und beweisen uns die oft mit vieler Wärme, innigem Gefühle, mit scharfem Urteile und tiefer Erkenntnis geschriebenen Aufsätze, mit welchem Interesse und lebhafter Anteilnahme der bergeinsame oststeirische Burgpfarrherr ins bunte Gewoge des Lebens blickt, mit welcher sorgsamen Liebe dieser weltabgeschiedene Priester auf der steirischen Bergfeste auf den stürmischer denn je pochenden Lebenspuls seiner Zeit horcht und wie jede Frage der Gegenwart auf geistigem oder materiellem Gebiete im Herzen des Einsamen ihren mächtigen Widerhall findet.

zösischen Kulturkampf, Der Volksdichter der Hienzen, Schillerreminiszenzen aus Altösterreich, Kunst und Künstler in Oststeiermark, Oststeirisches Bauernleben und Ein antiker Feuilletonist

Im Jahre 1872 wurde Kernstock Archivar und Bibliothekar im Stifte Vorau und in dieser Zeit versuchte er sich zum erstenmale in der Novelle, wovon er uns eine Probe in seinen reizenden Memoiren eines alten Folianten gab, die gleichfalls in dem neuen Buche enthalten sind. Von seinen schlichten Kalendererzählungen hat der Dichter die kleinen Novellen: Ein verunglückter Spaß: Die Wahrheit wird euch frei machen sowie Der heilige Josef als Reisebegleiter aufgenommen. Zu seiner ergreifenden Erzählung: Der Aushalter, auch eine Gestalt aus dem Volke der österreichischen Alpen, haben ihn einige Bücher seines lieben Freundes Peter Rosegger angeregt. Peter Rosegger hat in seinen für das steirische Volksleben so interessantem Büchern: „Sonderlinge aus dem Volke der Alpen“, „Volksleben in Steiermark“, „Die Älpler, in ihren Wald- und Dorftypen geschildert“, in denen er uns den Gebirgspfarrer, den Schulmeister, den Kirchenwaschel, den Schaufelbuben, den Komödienspieler, den Gemeinderichter, die Zuchtdirn, den Halbpelzer, die Hebmutter, den Bratelgeiger, den Lottorienarr, den Wurzelgraber, den Wildschütz und eine Fülle anderer Gestalten aus dem Volke der steirischen Alpen lebenswahr vors Auge gestellt hat, einen vergessen — den Aushalter, d. h. den Einleger, und von einem solchen erzählt uns der edle Priester in seiner ergreifenden Geschichte des „Aushalter Franzl“, den der Dichter auf seinen einsamen Seelsorgegängen kennen und lieben gelernt hat.

Auch dramatisch hat sich der Dichter einmal versucht in seinem Weihnachtsmärchen: „Verloren und wiedergefunden“, einem dramatischen Gedichte für die Jugend. Über die Entstehung dieses Werkchens berichtet der frühzeitig verstorbene steirische Komponist Ernst Höller, der es vertonte: Als ich Stadtpfarrorganist und Musiklehrer in Hartberg war, pflegte ich alle Jahre zu Weihnachten mit meinen Gesangschülern etwas aufzuführen, um einesteils die Liebe und Lust zum Gesange bei den Schülern zu heben und zu fördern, anderenteils, um den Eltern der Schüler oder deren Angehörigen Freude zu bereiten. Diese Aufführungen bestanden zumeist in der Wiedergabe der Petzschen Liederspiele, wie: „Weihnachtsfest“, „Wanderung durch die Heimat“ und andere. Aber nun hatte man sie des öfteren schon gehört, was nun jetzt? Da besprach ich mich mit dem mir befreundeten, außerordentlich begabten Dichter Herrn Pfarrer Ottokar Kernstock und bat ihn, er möge mir so eine Art Märchen, wie „Schneewitchen“ oder „Dornröschen“, dichten, wozu ich eine Musik für zwei- bis dreistimmigen Gesang mit Begleitung

eine Kritik von Max Halbes „Jugend", Volksbibliotheken und Lesehallen, Drei Gedenktage, Ein verunglückter Spaß, ferner die Arbeiten: Zur Vervollständigung der Lavanter Bischofsreise, Das Protocollum Voraviense antiquissimum, Zur Geschichte der heiligen Gräber, Eine Fronleichnamsprozession im Stifte Vorau, Chronikalisches aus dem Stifte Vorau und Die älteren Chorbücher des Stiftes Vorau und seine Trauungsreden weggelassen werden. Ebenso sind seine zahlreichen kleinen Bücherbesprechungen weggeblieben.

Trotzdem ist aus dem Übriggebliebenen ein stattlicher Band geworden, der nun den Freunden des Dichters seine Prosaaufsätze darbietet. Das Buch, das den guten Titel: „Aus der Festenburg" trägt, wird eingeleitet durch seine Studie über: J. C. Hackhofers Festenburgergemälde, über die Peter Rosegger in seiner Schilderung seines Besuches auf Festenburg mit Begeisterung schrieb: „Dann hat der Gastherr auf Festenburg etwas aufzuzeigen, was man so nicht wieder findet. In seiner Pfarrkirche, hoch oben im zweiten Stocke des Schlosses, hat er die Fresken des Malers Hackhofer. In der Kirche wie in den zahlreichen Seitenkapellen finden sich dieses Meisters Wandgemälde aus christlicher Legende. Das größte derselben ist das Deckengemälde: Die Aufnahme der heiligen Katharina in den Himmel. Eine hehre, heitere Glückseligkeit strahlt dem Beschauer nieder von diesem Himmel." Im September vorigen Jahres wurde dem genialen Maler in Vorau, wo er seine letzte Ruhestätte fand, ein Denkmal errichtet, bei dessen Enthüllung Kernstock die glänzende Festrede hielt. Der Aufsatz: Aus alter Zeit erzählt von der Vergangenheit der Festenburg, ebenso der Artikel: Ein Wohltäter des Wechselgaues. Von seinen streng wissenschaftlichen Arbeiten hat Kernstock folgende aufgenommen: Burg Talberg bei Friedberg, Aus den Erlebnissen eines deutschen Arztes, Mittelalterliche Liederkompositionen, Eine Reliquie dramatischer Dichtkunst, Talberger Reminiszenzen, Gottfried, Prior von Seiz, Stift Vorau, Gebwin, Propst zu Vorau, Konrad II., Propst zu Vorau, Beiträge zur Zeit- und Kulturgeschichte der östlichen Steiermark, aus den Papieren eines steirischen Prälaten, Des Dreißigjährigen Krieges Friedensfeier und Andreas Kurzmann. Von besonderem Interesse werden seine bisher noch wenig bekannten Essays und Feuilletons sein, in denen die Persönlichkeit Kernstocks besonders scharf hervortritt. Ich nenne hier: Gute Belletristik, Ein echter Patriot muß wohl manchmal ungeduldig werden, Dramatische Juden, Das Theater am Ganges, Der katholische Klerus und die Literatur, Der bildungsfeindliche Klerus, Geschichten zum Giften, Tausend Jahre, Wie man in der deutschen Flotte über Religion und Sittlichkeit denkt?, Ein geistlicher Sänger Altösterreichs?, Was liest der deutsche Arbeiter?, Neulateiner, Blauda persecutio, Ein Dokument zum fran-

alten Runen gebildet, der ebenfalls eine Dringlichkeitseingabe an den Reichstag macht, bittend um Ablehnung der Lateinler.

Die Lateinschrift kann und soll neben der deutschen Schrift ja bestehen bleiben, die Gelehrten- und die Handelswelt soll sie nicht entbehren müssen. Aber für unsere Literatur bestehen wir ganz unbedingt auf der deutschen Schrift. Der Deutschschrift-Verein (Allgemeiner deutscher Schriftverein, Sitz in Berlin-Zehlendorf) hat einen Aufruf an das deutsche Volk erlassen, in welchem er die angeblichen Vorzüge der Lateinschrift widerlegt, ihre Mängel beleuchtet und nebst der Heimatsbedeutung die wirklichen Vorzüge der deutschen Schrift klarstellt.

Diesem Aufruf entnehmen wir folgende Darstellung:

Die deutsche Schrift (Bruchschrift, Eckschrift, „Fraktur") wird seit etwa fünf Jahrzenten von manchen Deutschen bekämpft, zurückzudrängen, ja ganz auszurotten versucht. Dafür sucht man unserem Volke — geschichtlich zum dritten Male — eine Spielart der römischen Schrift, zur Zeit die lateinische (romanische, neurömische, welsche, „Antiqua"-)Schrift, zum allgemeinen und ausschließlichen Gebrauche aufzudrängen. Indessen haben sich die zur Abschaffung unseres angestammten Schriftgutes vorgebrachten Gründe nicht als stichhaltig und berechtigt erwiesen. Nach ernsten, unbefangenen Untersuchungen von Fachleuten (Schriftforschern, Augenärzten, Schriftstellern, Verlegern) gibt es keine Gründe für Beseitigung unserer Schrift. Eine solche würde eine Verarmung für uns, ja eine Versündigung am deutschen Volke bedeuten, da unsere Schrift Vorzüge besitzt, die uns die lateinische nicht würde ersetzen können. Außerdem wäre sie Schwäche gegen das Ausland und Untreue gegen unsere Ahnen.

Die deutsche Schrift ist eine vorzügliche und unübertroffene Leseschrift; unsere Schrift ist in den Wortbildern ausdrucksvoller, kennzeichnender und deutlicher und daher lesbarer als die abgerundete, ineinander zu rundlichen Massen verfließende Lateinschrift, an deren Bögen das Auge abgleitet, so daß sie vor ihm zu flimmern scheinen (man lese in der Eisenbahn gleich guten lateinischen und deutschen Druck vergleichsweise!), weil die deutschen Buchstaben deutlichere, in die Augen fallende Kennzeichnungen, besitzen und dem Auge auch sonst mehr Anhalte- und Stützpunkte bieten als die Lateinbuchstaben.

Die deutsche Schrift beansprucht im Drucke weniger Raum als die lateinische, gestattet schmälere Schnitte und gedrängtere Buchstabenstellung, was in Verbindung mit ihrer größeren Bildhaftigkeit für das Lesen, d. h. für das schnelle Erfassen der Wortbilder, von Vorteil ist.

Die deutsche Schrift ist zur Wiedergebung der deutschen Sprache besser geeignet als die lateinische Schrift, weil sie nach tausendjähriger natürlicher Entwickelung den Eigentümlichkeiten und Bedürfnissen der deutschen Sprache (lange Wörter u. s. w.) besser angepaßt ist. Die lateinische Schrift

für die Schüler schreiben kann. Und der hochbegabte Dichter Herr Pfarrer Kernstock lieferte mir vorliegendes Werkchen: Ein Weihnachtsmärchen (Verloren und wiedergefunden), zu dem ich eine passende, gefällige und leicht aufführbare Musik schrieb und welches bei der Erstaufführung in Hartberg derartigen Beifall fand, daß ich mich entschloß, dieses Werkchen zu veröffentlichen.*) — Dieses dramatische Märchen wurde in diesem Jahre erst von dem Lehrer Hasl in Liezen in Obersteiermark von Schulkindern reizend aufgeführt.

Kernstocks Weihnachtsmärchen leitet sinnig hinüber zu dem letzten Teil des Buches, zu den schönen Gelegenheitsdichtungen, die der Dichter dem Bande beigegeben hat und die den heute so gefeierten Lyriker zu Worte kommen lassen.

Das vornehm illustrierte und ausgestattete Werk wird gewiß allen Freunden und Verehrern des Dichters hoch willkommen sein und allen das Bild seiner reichen Persönlichkeit wesentlich vertiefen und erweitern.

Der Kampf um unsere deutsche Schrift.

Während wir in den Grenzgebieten uns zu wehren haben um unsere deutsche Sprache, beginnt mitten im Deutschen Reiche der Kampf um unsere deutsche Schrift (im Schreiben und Buchdruck). Es sind wohl zumeist Leute nichtgermanischer Abstammung, die der internationalen Gleichmachung und des Weltverkehrs wegen unsere alten nationalen Runen stürzen wollen. Allerdings wagen sie es noch nicht, ihre Zeitungen, in denen sie ganz fanatisch für die Lateinschrift streiten, in dieser Lateinschrift drucken zu lassen. Sie wissen recht gut, wie sehr das deutsche Volk an seiner Schrift hängt, und so bekämpfen sie die deutsche Schrift mit — deutschen Lettern. Sie haben in ihren Kreisen einen großen Lateinschriftverein gegründet und dieser hat nebst einer schreienden Werbung für die Antiqua an den Deutschen Reichstag eine „dringliche“ Eingabe gemacht um zwangsweise Einführung der Lateinschrift in den Schulen an Stelle der deutschen Schrift!

Gegen diese beabsichtigte Überrumplung um Wegnahme eines so wichtigen, den Deutschen so teuren Gutes müssen wir ohne Verzug entschiedenste Stellung nehmen. Der „Heimgarten“ hat sich schon wiederholt für die deutsche Schrift eingesetzt. Unseres Wissens er allein im weiten Gebiete der Ostmark hat seine Stimme für diese nationale Sache laut erhoben. In Deutschland hat sich ein Abwehrverein zur Erhaltung unserer

*) Zuerst erschienen bei J. Pock (vormals Hans Wagner), Buch- und Musikalienhandlung, Graz. Für die neue Ausgabe hat es der Dichter neu bearbeitet.

Spielarten unserer Schrift ausgiebig als Zier- und Auszeichnungsschrift, ja bisweilen selbst für längere Wortlaute. (Englische Münzen, türkische und brasilische Postkarten, argentinisches Papiergeld, spanische Steuerzettel und Gewinnlose, amerikanische Regierungsbriefköpfe, spanische Gebetblätter und Urkunden, englische und spanische Geschäftsbriefköpfe, Glückwunschkarten, Bibelsprüche, französische Anschreiben der Brüsseler Weltausstellung, Zeitungsköpfe und Überschriften von Bücherabschnitten aus allen Weltteilen in gotischer oder anderer deutscher Schrift!) Ein in den betreffenden Sprachen ganz in deutscher Schrift hergestelltes Druckblatt haben nach versuchsmäßigen Feststellungen englisch-amerikanische, französische, italienische Kinder wie Erwachsene verschiedener Bildungsschichten glatt und anstandslos lesen können. Die jährliche Ausfuhr deutscher Bücher nach dem Auslande ist nach zahlenmäßigen Nachweisen fast noch einmal so groß wie die von Frankreich, England und Nordamerika zusammen. Das deutsche Schrifttum und das deutsche Buch beherrschen den Weltmarkt.

Die deutsche Schrift ist ein schützendes Bollwerk unseres Volkstums, da sie ein auf den mächtigsten Sinn, ein auf das Auge wirkendes Ausdrucksmittel und Kennzeichen der deutschen Art ist. Im Inlande ist sie ein Damm gegen überhandnehmende wüsteste Fremdwörterei, da die Fremdwörter in deutscher Schrift noch als Fremdkörper in unserer Sprache erscheinen und empfunden werden; sie ist eine Wehr gegen Abbröckelung und Entdeutschung des Deutschtums an den Sprachgrenzen, besonders der deutschsprachigen Grenzländer. Im Auslande ist sie eine Stütze zur Erhaltung der ohnehin so leicht im Fremden aufgehenden deutschen Art, ein Schirm gegen ihre Entdeutschung, ein Band, das alle Deutschen auf der Erde umschlingt, eine Brücke zur Heimat für die fernen Stammesgenossen, überhaupt ein Banner des bewußten Deutschtums im Auslande, das jedem Volksgenossen zu Gemüte führt: Gedenke, daß du ein Deutscher bist und — bleiben sollst!

Die deutsche Schrift ist ein echtes völkisch-vaterländisches Gut. Sie ist von unseren Vorfahren aus der römischen Schrift entwickelt worden, die ihnen in der Völkerwanderungszeit bei Bekehrung zum Christentume für die bis dahin von ihnen verwandten Runen aufgedrängt worden war. Dem künstlerischen Sinn und Geschmacke, dem Gemüte der Deutschen wird die kahle und kalte Römerschrift nicht zugesagt haben. Sie modelten an ihr herum und paßten sie durch Brechung und Verästelung ihrem Geschmacke an, wobei ihnen teils die Runen, teils die Verästelungen des deutschen Laubwaldes, teils die Erzeugnisse der uralten, bis in die jüngere Bronzezeit zurückgehenden germanischen Heimkunst als Vorbilder vorgeschwebt haben mögen. Denn die alten Deutschen waren keine Barbaren, sondern übten schon in ältester Zeit Gewerbe und Künste meisterhaft aus. —

ist um 1470 von italienischen Humanisten unter Wiederausgrabung der längst abgestorben gewesenen rückständigen Formen des IX. Jahrhunderts künstlich in der Gelehrtenstube ersonnen, aus Haß gegen die lebensvollste Schriftentwickelung.

In der gegenwärtigen lateinischen Schrift wird – bis auf vereinzelte, wenig aussichtsvolle Einführungsversuche — das lange ſ und das ß nicht angewandt, und zwar, weil auch andere Lateinschrift verwendende Völker diese Zeichen nicht gebrauchen. Dieser Mangel schafft Verwirrungen und Unklarheiten, z. B.: Kreischen = Kreiſchen oder Kreischen? Versendung = Vers endung oder Ver ſendung? Festungsturm = Feſtung ſturm oder Feſtungs turm? Himmelsauen = Himmel ſauen oder Himmels auen? Landsturm — Land ſturm oder Lands turm? Waldsau = Wald ſau oder Walds au? u. ſ. w.

Die deutsche Schrift ist den Augen gesundheitlich wohltätiger als die lateinische Schrift. Zahlenmäßige Erhebungen tun dar, daß sich unter den mehr Lateinschrift lesenden Schülern der Gymnasien mehr Kurzsichtige als unter denen der anderen Schularten, besonders denen der Volksschulen, befinden. Die meisten Brillenträger weisen die gelehrten und Bildungsberufe auf, deren Angehörige mehr Lateinschrift als die übrigen Volksgenossen gelesen haben und lesen. In den unteren und mittleren Ständen, die aus der Volksschule hervorgegangen sind und vorwiegend deutsche Schrift gelesen und geschrieben haben, herrscht die Kurzsichtigkeit nicht. Früher, als noch mehr deutsche Schrift gelesen und geschrieben wurde, gab es viel weniger Kurzsichtige. Ein Hauptgrund der Kurzsichtigkeit ist die in Deutschland allgemein durchgeführte Schulbildung, die Lesekundigkeit und Vielleserei des deutschen Volkes.

Die eckige deutsche Schrift läßt sich auch bei geringerer Größe schneller, mit geringerer Muskelanstrengung schreiben und ist bei geringerer Größe schneller und deutlicher lesbar als die lateinische.

Die deutsche Schreibschrift ist — selbst bei gleichem Grade der Flüchtigkeit — leserlicher als die lateinische. Über unleserliche lateinische Hand- und Niederschriften berichten Zeitungsschriftleiter, Verleger, Buchdrucker, Schriftsetzer und Druckberichtiger. Unleserliche Namensunterschriften sind fast immer lateinische.

Die Schulkinder, die die deutsche Schrift lesen können, lernen die lateinische spielend in wenigen Stunden fließend lesen, wie auch die verschiedenen Spielarten der deutschen Schrift. Das Schreibenlernen der deutschen Schrift im Gegensatze zu der lateinischen bietet eine vortreffliche Zucht und Schulung für Hand und Formensinn der Kinder.

Die deutsche Schrift kann im Auslande gelesen und verstanden werden. Unsere Druckschriftzeichen sind ohnehin allen lateinisch schreibenden Ausländern von Hause aus geläufig, verwenden sie doch verschiedene

Vereinszwecke zu fördern. Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 4 Mark oder 4 Kronen 60 Heller; in Städten, wo Ortsgruppen bestehen, wird noch ein jährlicher Ortsgruppenzuschlag von 1 Mark erhoben. Zuschriften und Zusendungen wolle man an den Verein Berlin-Zehlendorf, Eichenhof, richten.

Wir bitten alle wirklich deutschen Zeitungen, von dieser bedeutsamen Bewegung Notiz zu nehmen und sich mit voller Entschiedenheit einzusetzen für die deutsche Schrift, die seit Altväters Zeiten her ein Bollwerk des deutschen Geistes und der deutschen Seele gewesen ist. R.

Unterernährung und Überernährung.

Von **Friedrich Hofmann.**

Eines der neuentstandenen Schlagworte, das in den Zeitungen stets wiederkehrt, aber auch in Parlamenten gerne zum Fenster hinausgeredet wird, ist das Wort von der Unterernährung infolge der gegenwärtig herrschenden Fleischknappheit. Wie alle Schlagworte, verdient es auf seinen Wert geprüft zu werden, zumal ihm eine aufreizende Wirkung innewohnt. Unterernährt kann ein Mensch sein, der andauernd zu wenig zu essen hat, oder einer, der nicht das Geeignete zu essen hat. In den Städten nimmt man ohneweiters an, daß jeder unterernährt ist, der nicht genug Fleisch zu essen hat. Wer sich aber unterrichten wollte über eine richtige Ernährungsweise, käme in arge Verlegenheit. Denn eine Antwort, die wissenschaftlich genannt werden könnte oder die allgemeine Gültigkeit hat, bekäme er sicherlich nicht. Einer unserer hervorragenden Gelehrten auf diesem Gebiete, Virchow, sagte aufrichtig: Eine wissenschaftliche Ernährung ist bis jetzt unmöglich. Wohl hat Liebig die Theorie von den Blutbildnern oder Eiweißstoffen (Fleisch, Milch, Eier, Käse und Hülsenfrüchte) und den Atmungsmitteln oder Kohlehydraten (Stärkemehl, Zucker, Obst usw.) aufgestellt, allein sie ist längst durch die Erfahrung als irrtümlich erkannt.

Professor Voit in München stellte durch Versuche fest, daß ein erwachsener Mensch bei mittlerer Arbeitsleistung täglich 118 Gramm Eiweiß, 56 Gramm Fett und 500 Gramm Kohlehydrat verzehrt und bedarf. Das Ergebnis wäre ein ganz anderes gewesen, wenn Voit anstatt einen Münchener Bierbrauer einen italienischen Ziegelschläger, der von Polenta und Käse lebt, oder gar einen Chinesen, der von Reis lebt und dabei eine erstaunliche Arbeitskraft entwickelt, untersucht hätte. Wären die Voitschen Sätze richtig, dann müßten die Chinesen, Japaner und brahmanischen Inder, in deren Ernährung Fleisch gar keinen Platz

Durch eine verirrte Liebhaberei Jakob Grimms besteht seit fünf Jahrzehnten zum dritten Male eine Bewegung, die uns unsere Schrift entreißen und die Römerschrift aufdrängen will.

Die deutsche Schrift ist die wirkliche Volksschrift, weil das natürliche Empfinden des Volkes ihre größere Geeignetheit für unsere Sprache erkennt. Das eigentliche Volk hält an ihr fest. Alle Versuche, sie abzuschaffen, sind bisher gescheitert (Mißerfolg der vier Schweizer Kantone). Sie ist auch die eigentliche Leseschrift des deutschen Volkes. Die bei weitem überragende Masse des deutschen Schrifttums ist in Bruchschrift gedruckt: Alle in Massenauflagen erscheinenden Werke, z. B. unsere klassischen Dichter, die in Hunderttausenden verbreiteten 20- bis 24bändigen Auskunftsbücher (Konversationslexiken), Bibeln, Gesangbücher, Kochbücher, Zeitweiser (Kalender), das ganze schönwissenschaftliche Schrifttum, unsere Unterhaltungsschriften, Jugendschriften, die überall verbreiteten Unterhaltungszeitschriften und unsere Zeitungen. Auch fast unser ganzes bisheriges Schrifttum seit einem Jahrtausend ist in ihr niedergelegt. Sie ist ein Stück unserer Geschichte, unseres Volkstums, ein Bindemittel zwischen Enkeln und Ahnen. Da auch die Gewohnheit Recht bildend ist, so darf die Bruchschrift nach tausendjähriger Gewohnheit auch rechtlich als unsere Volks- und Landesschrift gelten. Sie ist aber auch ein Bindemittel zwischen den Reichsdeutschen und den Deutschen der Grenzländer, den Auslandsdeutschen, ja sogar zum Teil den Nordgermanen. Sie blüht noch am Nordkap wie in Tirol. Sie ist die Schrift der Germanen, wie die lateinische die der Romanen, die russische die der Slawen ist.

Unter den Karolingern entstanden, unter den Hohenstaufen herrlich ausgestaltet, blüht sie in reicher Weiterentwickelung auch noch unter den Hohenzollern im neuen Reiche. Die hohenzollerischen Herrscher haben seit fünf Jahrhunderten immer treu zu ihr gehalten. Unser völkisches Dreigestirn: Luther, Goethe, Bismarck, haben in Wort und Tat ihre Anhänglichkeit an sie bezeugt, und eine große Zahl führender Geister waren und sind ihr warme Fürsprecher (Dürer, Kant, Klopstock, Herder, Jean Paul, Jahn, Simrock, Gustav Freytag, Rosegger, Reichspostmeister von Stephan, Moritz Heyne, der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher“, und viele andere).

Wir bitten jeden deutschen Mann und jede deutsche Frau, die mithelfen wollen, das teure Volksgut unserer angestammten und unserer Sprache so nötigen Schrift zu erhalten, sich unserem Vereine als Mitglieder anzuschließen. Gegenüber den immer erneuten Vorstößen der Ausrottungseiferer ist eine geschlossene Abwehr unseres Volkes unerläßlich.

Unser Verein — begründet 1890 von Adolf Reinecke — gibt „Mitteilungen“ heraus, die den Mitgliedern kostenlos zugestellt werden. Durch diese, wie durch geeignete Kundgebungen u. ä., sucht er die

Zuvielessen. Eine Stadt wie Graz z. B. hatte vor einem Menschenalter nur einen einzigen Charcutier oder Wurstverkäufer, während man deren jetzt gegen 150 zählen kann.

Eine andere Ursache mangelhafter Ernährung ist die schlechte Verdauung, an der so viele leiden. Allgemein ist die Plage der Verstopfung, und ein ganzes Heer von Mitteln ist dagegen im Gebrauch. Nur das rechte und billigste nicht, nämlich richtiges Kauen. Der Mensch gehört von Natur nicht zu den schlingenden Geschöpfen (Raubtieren), das beweisen seine 20 höckerigen breiten Mahlzähne, die dem Raubtier fehlen, und es beweist dies die seitliche Bewegungsfähigkeit des Unterkiefers, die das Raubtier ebenfalls nicht hat. Wiederum ist es falsche Kochkunst, die uns das Kauen erspart, indem sie fast alle Speisen zu weich und zu saftig zubereitet, so daß sie verschluckt werden können, ohne eingespeichelt zu werden. Die Speise sollte aber im Munde so lange gekaut und mit Speichel vermengt werden, bis sie in einen milchartigen Brei verwandelt ist. Erst dann entwickelt sie allen Wohlgeschmack, und die Geschmacksnerven bekommen hierdurch, was ihnen gebührt, und dem Magen ist die schwere Arbeit, die wir ihm durch halbzerkaute Speise zuweisen, erspart. Die Ausnützung (Assimilation) der Speise ist nur so vollständig. Bessere Gewohnheiten hat hierin das Landvolk, das wir bedächtig essen und lange kauen sehen, während die nervöse Hast beim Essen eine städtische, schlechte Gewohnheit ist, welche die Gesundheit untergräbt und den Menschen überdies um den Genuß bringt. Sehr richtig sagt daher ein alter indischer Weisheitsspruch: „Die Armen essen besseres Brot als die Reichen.“ Ihnen würzt es der Hunger, das wahre Bedürfnis.

Man versuche z. B. nur bei einer Mahlzeit eine Speise recht gründlich zu kauen, so lange also, als sie im Mund noch Wohlgeschmack entwickelt. Zu seinem Erstaunen wird man finden, daß man mit der Hälfte der bisherigen Nahrungsmenge auskommt und daß man sich leichter im Magen und im Gedärme fühlt, aber doch mehr Genuß gehabt hat. Das aber ist eine ungeheure Erleichterung für das Leben, eine Befreiung von der Herrschaft des Bauches, dessen Sklaven so viele sind. Denn nicht das ernährt, was einer in sich hineinstopft, sondern nur das, was wirklich ausgenützt (assimiliert) wird. Es gibt ja Vielfresser, denen nichts gedeiht, und andererseits lehren die Versuche der Hungerkünstler gewiß, daß der Mensch lange ohne Nahrung sein kann. Wem diese aber nichts beweisen, der denke an die unfreiwillig Fastenden, welche durch das Erdbeben von Messina wochenlang eingekeilt lagen, weder essen noch trinken konnten und doch nach drei bis vier Wochen lebend und gesund hervorgezogen wurden. Das wirkliche Nahrungsbedürfnis des Menschen ist weit geringer, als man glaubt,

einnimmt, schon längst infolge von Unterernährung vom Erdboden verschwunden sein. Tatsächlich essen die Menschen überall, was sie haben, und da die Chinesen und Japaner so zahlreich auf einer bestimmten Bodenfläche leben, daß sie für Viehzucht keinen Platz mehr haben, so ist bei ihnen die sogenannte Depekoration oder Enttierung des Bodens, wie Liebig es genannt hat, längst eingetreten. Dieser Zustand ist auch in Europa zu erwarten, wo die Bevölkerungsdichte in neuerer Zeit in den meisten Ländern rasch zunimmt. Da diese Zunahme aber gerade nur in den Städten und Fabriksorten zu beobachten ist, wo man Fleisch bevorzugt, während der Bauernstand, der das Fleisch erzeugen muß, an Zahl eher abnimmt, so ist auch der Fleischkonsum stets im Wachsen, während die Fleischproduktion damit nicht Schritt halten kann. Diese Verhältnisse überdenkend, hat der russische Gelehrte Beketoff schon vor Jahren ausgerechnet, daß, wenn alle Menschen der Erde so viel Fleisch verzehren wollten wie die europäischen Städtebevölkerungen, in weniger als drei Jahren sämtliches Vieh vertilgt wäre und gar nicht mehr nachwachsen könnte.

Glücklicherweise ist der angenommene Bedarf von 118 Gramm Eiweiß täglich eine starke Übertreibung, und die neuere Ernährungsphysiologie, vertreten durch die Gelehrten Rubner (Berlin) und Ostwald (Leipzig), begnügt sich schon mit 30 Gramm Eiweiß für den Tag und Kopf. Denn es hat sich durch die epochemachenden Untersuchungen des englischen Arztes Dr. Haig herausgestellt, daß ein großes Maß von Eiweiß im Körper eines erwachsenen Menschen gar keine Verwendung findet, daß das überschüssige Eiweiß nicht verbrannt werden kann, sondern als Harnsäure das Blut belastet und die Hauptquelle aller Rheumatismus- und Gichtleiden bildet. Und zwar gilt dieses ebensowohl vom Eiweiß des Fleisches wie von dem pflanzlichen in den Hülsenfrüchten, so daß auch der vegetarisch lebende Mensch zu viel Eiweiß genießen und denselben Krankheiten verfallen kann.

Wir haben hier den Fall der Überernährung an Eiweiß, an dem so viele leiden, und keineswegs nur die Wohlhabenden, während sie gleichzeitig durch zu geringe Zufuhr von Kohlehydraten doch mangelhaft ernährt und also unterernährt sein können. Die Blutarmut und Blutentmischung findet sich tatsächlich häufig bei Menschen, die Überfluß haben und überfüttert sind. Der berühmte Arzt Schwenninger, der Bismarcks Leben beträchtlich verlängert hat, vertritt die Meinung, daß fast alle Menschen zu viel essen und an Überfütterung leiden, und er erreicht überraschende Ergebnisse bloß dadurch, daß er seine Patienten auf halbe Kost setzt, daß er sie zwar öfter etwas genießen läßt, aber nur wenig. Die Genußsucht und die Reizungen der Kochkunst, die vielen Gänge bei einer und derselben Mahlzeit verführen die Menschen zum

ich wollte ihnen Fleisch geben. Sie waren sehr dankbar, denn Fleisch galt ihnen als Luxus. Ich ersetzte also einen Teil der Kohlenhydrate durch eine entsprechende Menge Eiweiß — nicht ganz so viel, wie es Voit verlangt, aber doch eine ziemlich hohe Menge. Die Leute aßen das mit Vergnügen, aber nach drei Tagen kamen sie und baten mich, das Fleisch wieder abzusetzen und es ihnen nach Vollendung ihrer Probezeit zu geben, denn sie fühlten sich zu müde, sie könnten nicht so gut laufen wie vorher. Dann gab ich wieder die ursprüngliche Nahrung bis zum Ende des Versuches und das Resultat war dasselbe geblieben. Der eine blieb bei seinem Gewichte, bei dem andern war etwas weniger als ein halbes Pfund Zunahme festzustellen. — Es ist wohl ganz unnütz, diesem eindeutigen Versuch eine Auslegung anzuhängen. Sobald die Wagenzieher Fleisch erhielten, nahm ihre Leistungsfähigkeit ab!"

Dieses Beispiel, aufgestellt an denselben Menschen bei verschiedener Nahrung, ist sehr lehrreich. Die gelbe Rasse ist eifrig bestrebt, alles zu lernen, was wir ihr voraus haben. Wir aber könnten von ihr ebensoviel lernen, aber vor lauter grauen Theorien verlieren wir den Blick für die Wirklichkeit. — Die hervorragende Wirkung der Nahrungsmittel, welche reich sind an Kohlenhydraten, beruht nach der neueren Wissenschaft auf der in ihnen aufgespeicherten Sonnenenergie, den Spannkräften, welche sich freilich nicht wägen lassen, aber die Unwägbarkeiten haben im Haushalt der Natur immer die größte Wirkung. Der deutsche Gelehrte Ostwald (Leipzig) hatte hierüber mit einem seiner Schüler folgendes Gespräch:

Schüler: Woher stammt denn zuletzt die Energie der Nahrungsmittel?

Lehrer: Von der Sonne.

Schüler: Das verstehe ich nicht.

Lehrer: Woher stammt die Nahrung? Sie ist entweder Pflanzenkost oder Fleischkost. Die Pflanzen wachsen nur dort, wo das Sonnenlicht hinkommt, denn sie verbrauchen Lichtenergie, um ihren Körper aufzubauen; sie speichern sie in dieser Form auf. Somit essen wir in den Pflanzen Sonnenenergie. Und die Tiere, deren Fleisch wir essen, nähren sich von den Pflanzen, also auch von Sonnenenergie.

Schüler: Künftig werde ich die Sonne mit ganz anderen Augen ansehen.

Lehrer: Wenn du dabei an das denkst, was wir eben besprochen haben, so wirst du dabei etwas mehr von der Welt verstehen als bisher. — — — — — — — — — — — — — — —

Die Lehre von der chemischen Energie ist neu und erst durch Julius Robert Mayers epochemachende Arbeiten über die Gesetze der Erhaltung der Kraft und Energie ermöglicht worden.

und billiger zu befriedigen, wie die zahlreichsten Völker der Erde, die alten Inder und Chinesen, beweisen, sie sind keine Vielesser. Das ist ein großer Trost für die leidende und schwer arbeitende Menschheit, der es am rechten Wissen fehlt und welche von dem Gespenst der Unterernährung geschreckt, hoffnungsloser Verbitterung anheimfallen muß.

Wohl eines der schlagendsten Beispiele über die körperlichen Leistungen eines Menschen bei eiweißarmer Kost teilt der deutsche Professor Baelz in Tokio (Japan) mit. Dort hat man zur Personenbeförderung leichte, zweiräderige, zierlich gebaute Wagen (Djinrikiska), die von einem einzelnen Menschen gezogen werden. Professor Baelz schreibt: „Zu dem Wege von der Hauptstadt Tokio nach Nikko — dieser Ort liegt im Gebirge und es sind 110 Kilometer — brauchte ich im Sommer mit einem Wagen bei sechsmaligem Pferdewechsel — es wurde die Nacht durchgefahren, weil es furchtbar heiß war — von abends 6 Uhr bis morgens 8 Uhr, das sind 14 Stunden. In demselben Augenblick, als wir zur Stadt Tokio hinausfuhren, sah ich einen bekannten Japaner in einer Djinrikiska sitzen und fragte, wohin er fahre: er fahre auch nach Nikko. Dieser Mann wurde von einem Menschen gezogen. Er kam eine halbe Stunde nach uns an. Wir hatten sechsmal die Pferde gewechselt, dieser Japaner aber hatte einen erwachsenen Landsmann, der durchschnittlich 54 Kilogramm wiegt, 110 Kilometer weit im Laufschritt in 14½ Stunden gezogen — bei reiner Reiskost."

Dr. Baelz wollte nun die Leistungsfähigkeit bei veränderter und besserer Kost prüfen und machte deshalb folgenden Versuch, den er also beschreibt:

„Ich hatte zwei Wagenzieher, zwei kräftige junge Männer, einen von 22, einen von 25 Jahren. Die Leute hatten jahrelang denselben Beruf verfolgt. Ich ließ ihnen ihre Nahrung, es wurde nur ganz genau gemessen, was sie aßen, und es wurden in der bekannten Weise die chemischen Bestandteile der Nahrung festgestellt. Die Leute bekamen einen bestimmten Auftrag. Sie sollten mich, einen 80 Kilogramm schweren Mann, während 3 Wochen täglich 40 Kilometer weit im Dauerlaufe ziehen. Das erscheint als eine ziemlich große Leistung, ist aber weniger, als wozu die Leute sich erboten. — Also die Leute haben während des Versuches ihre frühere Nahrung beibehalten, deren Fettgehalt weniger als die Hälfte des Voitschen Satzes betrug, während der Eiweißgehalt von 60 bis 80 Prozent des Postulates schwankte. Die Kohlenhydrate wurden in Gestalt von Reis und Kartoffeln, von Gerste, Kastanien, von Lilienwurzeln und anderen dort gebräuchlichen Nahrungsmengen zugeführt. Nach 14 Tagen habe ich die Leute gewogen. Der eine hatte sein Gewicht nicht verändert, der andere hatte ein halbes Pfund an Gewicht zugenommen. Nach diesen 14 Tagen bot ich den Leuten an,

wird im Preise fort steigen und zuletzt unerschwinglich sein. Besinnen wir uns daher schon heute und schränken den großen Fleischverbrauch ein zum Wohle unserer Gesundheit und zum Vorteile unseres Geldbeutels.

Der Heiland lehrte uns um das tägliche Brot bitten. Wollten wir zum Beispiel beten: „Unsere tägliche Wurst gib uns heute“, so würde diese Bitte uns schwerlich vom Herzen gehen.

Unterernährung und fleischlose oder auch nur fleischarme Ernährung sind Begriffe, die sich nicht decken. Es müßten denn unsere Bauern unterernährt sein, die nicht entfernt so viel Fleisch verzehren können wie die Städter, weil sie sonst keines zum Verkaufe übrig behielten. Es ist statistisch nachgewiesen, daß der Bauernstand verhältnismäßig bedeutend mehr militärtaugliche Leute stellt als die Stadtbevölkerung, er muß deshalb auch richtiger ernährt sein. Mit Recht nennt man deshalb das Landvolk die Blutreserve eines Volkes. Diese Tatsachen widerlegen die Annahme einer Unterernährung.

Die Städter treiben mit der vorwiegenden Fleischernährung eine Verschwendung, von der sie keine Ahnung haben. Ein Blick auf die folgende Zusammenstellung belehrt, was einige der Hauptnahrungsmittel im Verhältnis ihres Nährstoffgehaltes kosten.

	Gehalt an festen Nährstoffen in Prozenten	Gehalt an Wasser in Prozenten	Preis per Kilo in Hellern	Preis eines Nährstoffprozentes in Hellern
Ochsenfleisch	28	72	200	7·14
Schweizer Käse	60	40	300	5·00
Kuhmilch	14	86	30	2·14
Reis	88	12	70	0·8
Kartoffeln	25	75	10	0·4
Bohnen	87	13	24	0·28
Weizen	88	12	24	0·27
Roggen	86	14	16	0·19
Mais	90	10	14	0·16

Die Ernährung mit Fleisch ist demnach am teuersten, die mit Mais am billigsten, was in Europa besonders der Italiener beachtet, denn er lebt von Mais (Polenta), mit etwas Käse als Würze. Niemand kann aber sagen, daß der italienische Maurer, Steinmetz oder Ziegelschläger unterernährt ist, denn er überwindet mit seinen Leistungen auch in unserem Klima den deutschen Arbeiter, der Kaffee, Fleisch und Spirituosen braucht und dabei weder so wohl genährt, noch so heiter aussieht wie der Italiener, der im Herbst die Tasche voll Geld hat. — Das ist der Vorteil alter Kultur, in welcher uns der Italiener überlegen ist. Ihn bedrückt der steigende Fleischpreis nicht und seine Maisnahrung ist seit einem Menschenalter im Preise nicht gestiegen.

Physik und Chemie fangen jetzt erst an, aus den wundervollen Arbeiten Mayers ihren Nutzen zu ziehen, und damit erst beginnt auch die Aufstellung einer wissenschaftlich haltbaren Diät, welche Virchow noch vermißte. Sie wird wie jede Wahrheit langsam vordringen, aber unaufhaltsam sein. Sie wird uns lehren, die Lebensmittel nicht wie bisher nach ihrem Preise zu schätzen, sondern nach dem, was sie leisten. Ohne alle theoretische Wissenschaft sind die alten Völker des Orients durch jahrtausende lange Erfahrung, vielleicht auch durch die Not, die wirksamste Lehrmeisterin des Menschen, auf diese Wahrheit gekommen.

Wir Europäer erzeugen allerhand Maschinen, und unsere Ingenieure haben dieselben derart vervollkommnet, daß sie mit dem denkbar geringsten Kohlenverbrauch arbeiten. Die gelbe Rasse ist darin gegen uns zurückgeblieben, allein sie hat gelernt, mit den billigsten Heizstoffen die menschliche Arbeitskraft, die auch der einer Maschine zu vergleichen ist, zur höchsten Leistung zu bringen. Hierin sind uns die Gelben überlegen und hierin liegt eigentlich der Schwerpunkt der „gelben Gefahr“. Instinktiv erkennt das der Sozialdemokrat, denn trotzdem, daß er nationale Abgrenzungen nicht anerkennt, will er von einem Wettbewerb mit gelben Arbeitern nichts wissen. — Unsere Kohlenvorräte, auf denen unsere Arbeit basiert, nehmen reißend ab und ersetzen sich nicht wieder.

Aber bei den Gelben hat die Bodenkraft, von der sie sich direkt und nicht auf dem langwierigen Umweg durch das Tierreich, nähren, immer zugenommen, weil sie unverbrüchlich und mit fast religiöser Überzeugung das Gesetz des Wiederersatzes (wie Liebig es nennt) befolgen. Sie geben alles dem Boden Entnommene in anderer Form dem Boden zurück, hingegen unsere Städte schwemmen die empfangenen Nahrungsmittel als Rückstände durch Kanäle, die viele Millionen kosten, in die Flüsse ab, wo sie dem Nachbar das Wasser verderben und für immer dem Bereiche menschlicher Ausnützung entzogen werden. Dafür müssen, um den Ausfall an Düngermittel zu ersetzen, wiederum Millionen für Guano, Chilisalpeter und anderes in ferne Erdteile wandern. So gleichen wir Verschwendern, die vom Kapital zehren, während jene von den Zinsen leben und uns überleben werden, wenn wir nicht lernen hauszuhalten im Verbrauche der Bodenkraft. Bereits muß der vermeintlich unentbehrliche Fleischbedarf ergänzt werden durch Zufuhr aus der westlichen Halbkugel. Es ist aber ein schlimmes Zeichen, wenn ein Staat, ein Volk sich nicht mehr ernähren kann auf seinem eigenen Boden. Auch jene dünnbevölkerten Länder des Westens, die jetzt noch durch Weide Fleisch im Überfluß erzeugen können, werden in nicht zu ferner Zeit dicht bevölkert sein und dann auch so wenig Fleisch mehr übrig haben als heute schon die Vereinigten Staaten, und das Fleisch

Ein Arbeiter des Krieglacher Eisenwerks erzählte mir eine kleine Geschichte von seinem Bruder.

Der war im Murtale Bauer gewesen. Eines Abends ging er durch den Wald und hatte Geld bei sich. Er hatte in Knittelfeld ein Pferd verkauft. Und dort, wo der Weg dunkel und einsam war, weitum kein Haus, dort fiel ihn plötzlich ein Mann mit dem Revolver an. Seinen Kopf hatte er mit einem blauen Sacktuch so eingemummt, daß durch zwei Löcher nur die Augen zu sehen waren. Mit verstellter Stimme forderte er vom Bauer das Geld, oder er mache ihn gleich kalt. Der Bauer dachte, lieber ist mir doch noch mein Leben wie das Pferdegeld, und gab seine Brieftasche hin. Während der Vermummte den Raub in die Tasche steckte, riß ihm der Bauer unbesinnt das Sacktuch vom Gesicht herab — und stand sein Schwager, der Häusler Zeck, vor ihm.

„Nachbar!“ sagte der Entlarvte, den Revolver in der Hand bereit, „der Griff in mein Gesicht kostet dir's Leben. Schad, wir wären sonst gut auseinander gekommen.“

„Ih sag nix, ih sag nix!“ versicherte der Bauer.

„Freunderl, darauf laß ich's nit ankommen. Auf zehn Jahre wolltest mich eintunken. Da wirst dir's wohl denken können, daß einer jetzt lieber den Finger krump zieht.“

„Ich sag nix; Schwager, ich versprich dir's heilig, ich sag nix. Einen Eidschwur leg ich ab, daß ich dich nit verrat — du kannst mir's glauben. Ich kenn dich nit, ich mach die Augen zu.“

Der Häusler Zeck war zum Glück keiner von den schlauesten, er ließ den Bauer einen fürchterlichen Eid schwören. Dann ließ er ihn laufen.

Als aber nachher der Bauer im Dorf war, bekam er Mut, und sein ihm geraubtes Geld, das wollte er nicht lassen. Noch am selben Abend nahm er die zwei stärksten seiner Knechte mit, sie sollten Holzprügel tragen, zum Zeck hinab. Er ging mit ihnen und sie sollten warten vor der Hüttentür, in die er eintrat, um den Schwager heimzusuchen.

„Du Zeck“, sagte er leise zu diesem, „jetzt gib mir mein Geld zurück, vor der Tür warten meine Jodeln!“

„Du hast geschworen!“ zischelte der Zeck entsetzt, „du Unchrist, du hast einen Eidschwur tan. daß d mich nit verratst.“

„Das macht nix“, entgegnete der Bauer. „Verraten tu ich dich eh nit. Aber derschlagen laß ich dich, wenn du mir nicht auf der Stell meine Sach gibst.“

Der Schwager hat ihm auf der Stelle die gefüllte Brieftasche zurückgegeben.

Eine jede Kraftverschwendung in der Agrikultur, in der Industrie sowie in der Wissenschaft und namentlich im Staate charakterisiert die Roheit und den Mangel an wahrer Kultur — sagt der Vater der modernen Nahrungsmittelchemie Justus v. Liebig, und man darf hinzufügen, die Verschwendung im häuslichen Leben, in der Küche, macht davon keine Ausnahme.

Heimgärtners Tagebuch.

Bei jener Gebirgspartie habe ich eine Stadtgesellschaft begleitet, Damen und Herren. Nach drei Stunden Steigens kamen wir auf den Paß, wo das alte Wirtshaus steht. Wir hatten Hunger und Durst, und was uns der stattliche, etwas derbe Wirt vorsetzte, hat uns geschmeckt. Nur die Tabakspfeife, die dem Wirt, während er die Damen bediente, immer vom Mund herabpendelte, hat etwas merkwürdig angemutet. Einer der Gäste mußte Bange haben, das rötliche Haargelocke seiner hübschen Nachbarin möchte von dem es umschwebenden Gluttiegel Feuer fangen. Er sagte also: „Herr Wirt, mögen Sie nicht Ihre Tabakspfeife wegtun?“ Und antwortete der Wirt: „Meini Herrn! De wer ih wegtuan, wann ih will!“ — Betroffen über die grobe Antwort, starrten die Städter mich an und murmelten: „Ah, das ist starker Tobak!“ „Na ja“, sagte ich, „der Wirt ist wie sein Wein. Hier ist halt der noch Herr, der den Gästen Dach und Atzung gibt. Hier ist der Wirt auf die Gäste nicht angewiesen, er hat seine Wiesen und Almen und Wälder. Aber die Gäste sind auf ihn angewiesen in der Wildnis. So verschiebt sich halt das Verhältnis. Übrigens stünde es dem Mann nicht schlecht an, wenn er höflicher wäre. In den Geruch der üblich gewordenen Fremdenkriecherei käme der deshalb noch lange nicht.“

In dieser Gegend pflegt man den Wirt noch „Herr Vater“ zu nennen. Der Herbergsvater ist Patriarch und Aristokrat seinen Pfleglingen gegenüber. Unter Umständen auch Erzieher. Ich habe unseres Bergwirtes Vater noch gekannt. Wenn einer bei dem das dritte Seidel Wein bestellte, so sagte er: „Alle guaten Ding san drei. Nachher ists aber gnua!“ Trieben die Gäste ein Kartenspiel, so durfte es nicht höher als um einen Kreuzer gehen. Wenn abends die zehnte Stunde kam, sagte er zu den Gästen recht laut: „Feierabend ists. In a Viertelstund lösch ih's Liacht aus!“

Aber schade! Von diesem stolzen Bauernwirtsgeschlecht ist fast nichts zurückgeblieben als die Pfeife mit — dem starken Tobak.

Ratgeber, Tröster und Strafer. Ich habe ihn verehrt, geliebt, und doch — wir konnten nicht ganz zusammenkommen. Unsere Naturen und Weltanschauungen waren die denkbar ungleichsten. Er der hartgefrorene Materialist, dessen leidenschaftlicher Hang das Wirklichkeitserkennen war; ich das gottfrohe Kind, das vor der Wirklichkeit am liebsten die Augen verschloß, um sich der inneren, schöneren Welt zu überlassen. Es gab harte Konflikte zwischen uns von dem Tage an, als Svoboda mir die Mitteilung machte, daß es keinen Gott gebe, bis zu dem Tage, da ich einsah, daß gerade in seinem persönlichen Wirken die Güte und Liebe Gottes so hervorragend zu spüren war. Trotz unserer Verschiedenheit hielten wir zusammen in totgewaltiger Treue. Ich habe ihn zur Not verstehen können. Ich reimte mir es im allgemeinen so: Einer, dessen ganzes Vorstellungsvermögen an das gebannt ist, was ihm seine Sinne zeigen, was sein Hirn begreift; einer, der sich bescheiden abfindet mit diesem Eintagsdasein, sich in keine Vergangenheit und in keine Zukunft hineindenken mag und nichts hat als den Augenblick, den er, potenziert, gerade nur für sich genießen will — nun ja, es gibt doch genug solche Wesen auf Erden, weshalb soll nicht auch der auf zwei Füßen stehende Adam so sein! Er wird sich ja gut stehen dabei, was geht das einen andern an? — War es bei ihm wohl so? Einerlei. Nie habe ich versucht, des Freundes Natur zu ändern. — Er, der Gelehrte, hat mich nicht verstanden. Wie so viele seiner Art hat er nicht begriffen, daß in den meisten, in den allermeisten Menschen die Sehnsucht lebt — die Sehnsucht nach einem höheren, ewigen Zweck dieses kurzen Lebens, nach einer unmeßbar weisen Allmacht, der man vertrauen kann. Und in den meisten Menschen ist eine Kraft, diese Sehnsucht in eine innere Wirklichkeit zu verwandeln; so einer hat gleichsam einen sechsten Sinn, diese besondere Wirklichkeit ganz wesenwahr durchzuleben, in ihr stark und glücklich zu sein. — Warum sonst oft so vernünftige, hochgebildete Leute dem Volke diese innere Wirklichkeit nicht gönnen, warum sie immer darauf aus sind, ihm den Glauben an Gott und Unsterblichkeit zu zerstören, obschon sie keine Gegenbeweise und keine Gegengabe haben, das ist mir unverständlich. Das spräche fast für eine Minderwertigkeit ihres Geistes. Denn in der besten Absicht handeln sie ja; es ist nicht etwa der Neid, der sie drängt, das, was sie selber nicht haben, anderen wegzunehmen; sie sind in der festen Meinung, durch Ausrottung der Religion der Menschheit etwas Gutes zu tun. Sie vergessen, daß die Menschen nicht alle gleich sind, vergessen, daß die meisten für äußere Güter mit inneren entschädigt werden müssen. Von der Leidenschaft ihres rein nach außen gerichteten Forschens und Wissens befangen, übersehen sie verhängnisvoll die innere, die seelische Natur von Millionen Menschen, trotzdem sie sich immer und überall offenbart.

Nach sieben Jahren, als der Häusler Zeck schon verstorben war, hat der Bauer die Sache seinem Bruder mitgeteilt. Ich wollte einmal eine Geschichte draus machen, aber es ist eigentlich ohnehin schon eine.

Ich belauschte ein kleines Gespräch zweier oststeirischer Bauern. Zur Kennzeichnung der Mundart führe ich es an und gebe die Übersetzung ins Hochdeutsche dazu.

A.: Hau, griaß dih. Ho dih scha long nia gsechn.	A.: Oh, ich grüße dich. Ich habe dich schon lange nicht mehr gesehen.
B.: Jo, ih bin asou schon a wenk nid herend gwen. Just hei*n*d*) hon i ma denkt, weil s sa schain is, ih geh uma.	B.: Ja, ich bin ohnehin schon seit einem Weilchen nicht herüben gewesen. Gerade heute dachte ich mir, weil die Witterung so schön ist, ich könnte herüber gehen.
A.: A schaini Zeid hiaz, jo. Woas s nid, won s epper amol schneibb.	A.: Eine schöne Zeit hätten wir jetzt, ja. Ich weiß nicht, wann es etwa einmal schneit.
B.: Brauchadn eh an Schnew zan Gras straffn. As war aft sist hasn frei z abba.	B.: Wir benötigten freilich Schnee zum Reisig ziehen. Es ist beinahe schon überall schneefrei.
A.: Is Hoagl, wous nid gach nouh an geldin Bozn auffaschmeißt.	A.: Es ist Gefahr, daß es plötzlich noch einen großen Schneefall gibt.
B.: Moa*n*st, deaffad ma nou nid Longskorn onbau*n*?	B.: Meinst du, daß man noch nicht das Lenzkorn ansäen dürfte?
A.: Wougads nid.	A.: Ich würde es nicht wagen.
B.: Selm kunt goo lacht a schwouds Joohr wedn!	B.: Dann könnte es vielleicht gar ein spätes Jahr werden.
A.: Wa nid aus!	A.: Das wäre zu ärgerlich!

---

236 Briefe besitze ich von Adalbert Svoboda, dem ich meine Schicksalswende verdanke. Sie sind mir das Dokument der 38 Jahre, die und wie wir miteinander verkehrt haben. Ich habe sie nun einmal durchgelesen vom ersten bis zum letzten und war erstaunt. In die kurze Zeit von drei Tagen zusammengezogen, wirken solche Urkunden ganz anders, als wenn sie in langen Jahren dünn verteilt die jeweilige Entwickelung märken. Svoboda war besonders in erster Zeit mein Beschützer,

*) *n* Nasenlaut.

nicht auf, mir gut zu sein, mir auch aus der Ferne, in die er mittlerweile gerückt worden war, seine herzenswarme, treue Freundschaft zu bezeugen. Noch einmal machte er eine lange Reise, um mich in Krieglach zu besuchen. Er war jetzt alt und abgezehrt, sein Wesen war sanft und überaus gütig, seine Weltanschauung bestand nur mehr aus Liebe. Er stiftete den ersten Baustein zum Waldschulhause, dessen Gründung ich eben damals geplant hatte. Opferwillig für alle Welt ist er geblieben, immer bedürfnisloser ist er persönlich geworden, und als allmählich ein Siechtum seinen Körper ergriffen, hat er mit der Ruhe und Heiterkeit des Philosophen seiner Auflösung entgegengesehen.

Alles das ist mir wieder aufgestanden bei dem Durchlesen von Adalbert Svobodas Briefen. Sein letzter vom Februar 1902 kam aus einem Landstädchens Italiens, wo er zur Kur weilte. Er schickte mir die Ansichtskarte der Landschaft, in deren Vordergrund rechts ein großes Kreuz steht. An dieses Kreuz schrieb er hin: „Ich gedenke Deiner Alpelschule, die Jahrhunderte hindurch ein Segen Deiner Waldheimat bleiben soll.“

Das letzte Wort von ihm. —

Jetzt will ich aber auch eine andere Eigenschaft dieses seltenen Mannes und seiner Tätigkeit an mir noch anmerken.

Wenn mich mancherlei Dichterlinge — und das geschieht oft — heftig angehen, daß ich ihr Dichten und ihre Dichtungen protegieren soll, wie einst Svoboda mich und die meinen „protegiert“ habe, so ist wieder einmal folgendes richtigzustellen. Doktor Svoboda hat mich nach Graz gezogen, nicht, daß ich dichten solle, sondern, daß ich was lernen könne. Allerdings hat er, um eine Schule für mich zu gewinnen, anfangs mehrere Proben meiner dichterischen Versuche veröffentlicht. Pfundweise lagen meine Dramen, Geschichten, Romane, Gedichte usw. vor ihm, unbarmherzig hat er sie verworfen und mir jahrelang empfohlen, nicht zu dichten, nur zu lernen und mich für einen praktischen Beruf vorzubereiten. Als aber meine poetische Ader immer pulsierte, manchmal heftig und fieberhaft, hat er nur wenige leidliche Erzeugnisse in seinem Blatte abgedruckt, gewiß aber achtundneunzig Hundertel herb zurückgewiesen von dem Wuste, den ich ihm vorgelegt. Die vorhandenen Briefe geben davon Zeugnis. — Eine solche Strenge dürfte man heute bei keinem der Dilettanten wagen, die da mit ihren Erzeugnissen kommen, gelesen, gelobt, bei Verlegern und Theatern protegiert und honoriert sein wollen. Sie glauben, das gehe alles so leicht mit dem Dichten und dem Protegieren, sie haben keine Ahnung davon, wie wenig äußere Mithilfe vermag, wenn Naturanlage und Selbstzucht fehlen. Daß Svoboda

In einem solchen Wahne, Gott abzuschaffen und die Unsterblichkeit töten zu müssen, lebte auch mein geliebter unvergeßlicher Freund, Doktor Adalbert Svoboda. Aber es ging diesem „Materialisten“ wie so vielen „guten Christen“, er lebte nicht nach seiner Lehre. Und das war bei ihm ein Glück. In seinem Herzen webte eine rührende Güte und Treue, ein beständiges Verlangen, den Mitmenschen gefällig zu sein, Gutes zu tun, mit möglichster Tat und persönlicher Opferwilligkeit, den Armen und Schwachen emporzuhelfen. Ich selbst bin nur ein Beispiel. Als er den ihm persönlich unbekannten, vereinsamten, nach geistigem Leben dürstenden Bauernjungen in der Zeitung das erste- und dann das zweitemal aufgezeigt und für ihn um Hilfe gebeten hatte, war in ganz Steiermark nicht ein einziger katholischer Christ, der nach dem geistig-heimatlosen Burschen ausgeschaut, nicht eine einzige Lehranstalt, die ihn aufgenommen hätte. Ein Italiener im Slowenenlande war es, der mich in seine Buchhandlung nahm, bis Svoboda mir in Graz die ersten Freunde gefunden hatte, die freilich auch keine Steirer und keine Katholiken gewesen sind.

Und so wie mir hat Svoboda vielen jungen Leuten geholfen. Allen wollte er immer nützen. Ein Feind aller Gleichgültigkeit, die der verderblichste Leibschaden unseres Volkes ist, hat er gerüttelt und geweckt, wenn es galt, unsinnige Vorurteile zu tilgen und gute Taten zu vollbringen. Im Kampfe gegen unchristlichen Aberglauben, gegen religiöse Heuchelei, kirchliche Mißbräuche und Mißstände habe ich ihm aus eigenem Anlasse wacker geholfen, sonst aber bin ich weit zurückgeblieben vor der Selbstlosigkeit und Güte dieses Atheisten. Und einmal, als wir wieder miteinander stritten, er gegen meine Dummheit und ich für meinen Gott, warf ich ihm zornig das Wort ins Gesicht: „Hören Sie doch einmal auf mit Ihrem Atheismus! Sie sind ein viel besserer Christ als ich!“ — Eigentlich hätte er diesen Anwurf als Schimpf empfinden müssen. Aber er drückte mir gerührt die Hand. Es hat diesem Atheisten doch heimlich wohl getan, daß er wie ein Bekenner christlicher Lehre und Liebe eingeschätzt wurde.

Aber er fuhr fort in der Mühe, mich zu bekehren. Dann schrieb er zwei Bücher: „Gestalten des Glaubens“ und „Kritische Geschichte der Ideale“. Bei einer Besprechung derselben, um die ich gebeten wurde, mußte ich ihm, der publizistisch stets so rückhaltslos für mich eingestanden war, den Ärger antun, seiner Bücher fanatisch-antireligiösen Geist zu rügen. Und als ich nachher „Mein Himmelreich“ erscheinen ließ, gab er mich für unrettbar verloren

Es ist nicht unmöglich, daß gerade Svobodas vieljähriges Bemühen um meine Seele mich aus der steirischen Gleichgültigkeit gerüttelt und mich unwillkürlich gezwungen hat, mein religiöses Denken und Empfinden zu bekennen. Er schüttelte den Kopf und sagte nichts mehr. Aber er hörte

heit und ihrem Kreise. Aber poetisch verdichtet, gestaltet und aufgebaut ist alles; die Zeiten und die Landschaften, die Geschehnisse sind je nach poetischer Laune verschoben. Ob ich nun als Hirte auf der Hochweide lag und mir „meine Welt am Himmel baute“, ob ich „den Kaiser Josef suchte“ oder vom „versteigerten Schneider“ erzählte, es ist Wahrheit und Dichtung. Für mich persönlich ist alles Wahrheit, auch das, was ich nur innerlich erlebt habe. Ja in der Erinnerung so real ins Hirn gedrückte Wahrheit ist alles, daß ich gar nicht mehr unterscheiden könnte, was tatsächliches äußeres Erlebnis oder was Seelenerlebnis was Dichtung ist.

Zu meiner Tagebuchnote über gemischte Schulen (Märzheft) ist mir von einem erfahrenen und angesehenen Schulmann das folgende Schreiben zugegangen:

„Ihre Meinung über die Vorteile gemischter Schulen gegenüber jenen, die nach Geschlechtern getrennt sind, ist mir aus der Seele gesprochen.

Während meiner nunmehr 23jährigen Tätigkeit als Lehrer der Oberstufe an Schulen mit gemischten Geschlechtern ist mir auch nicht ein einziger schwerwiegender oder bedenklicher Fall von Unsittlichkeit vorgekommen, der seine Begründung in eben diesem Zusammenleben gefunden hätte. Das bekannte „Zettelschreiben“ ist eine althergebrachte engere Angelegenheit der Mädchen unter sich. Kaum verirrt sich im Jahre einmal eine solche harmlose, meist nur zu kindisch geschriebene Heimlichkeit auch zu den Buben hinüber, die dann diesen Fall regelmäßig von der richtigsten Seite auffassen und sich über die „Menscha“ — das Wort ist nicht in zweideutigem Sinne aufzufassen — höchstens ein wenig lustigmachen.

Von einem Liebäugeln während oder nach der Schulzeit, verbunden mit eventuellen kleinen „Stelldicheins“, wie ich derlei von gleichaltrigen Schülern und Schülerinnen der Bürgerschulen in Städten wiederholt zu beobachten Gelegenheit hatte, keine Spur.

Man mag dem entgegenhalten, daß unsere Landkinder von Haus aus unverdorbener und weniger erregbar sind. Dies trifft nicht immer zu, am wenigsten an Orten mit gemischter, zum Teile häufig wechselnder industrieller Bevölkerung. Aber auch diese „Schülernomaden“ verändern, weil gleichfalls größtenteils aus gemischten Schulen kommend, das Klassenbild in der Regel nicht zu seinem Nachteile. — Frühzeitige und stete Gewöhnung an die Gegenwart des andern Geschlechtes führen zu einer angenehmen, harmlosen Vertraulichkeit und sind die Hauptursachen der geringeren Erregbarkeit und Unverdorbenheit der meisten Landkinder. Freilich darf ihnen auch das Elternhaus kein böses Beispiel moralischer Verkommenheit bieten.

In unterrichtlicher Hinsicht sind die Mädchen im allgemeinen bessere Leser und Auswendiglerner, die Buben bessere Rechner. Eine gegenseitige, erfrischend und belebend wirkende Aneiferung ist gewiß und sogar leicht möglich, wenn man nur die Verschiedenheit der beiderseitigen Naturanlagen halbwegs geschickt benützt.“

In ähnlichem Sinne sind mir aus Lehrerkreisen mehrere Stimmen zugegangen.

---

mich diese Selbstzucht und Selbstbescheidung lehrte, daß er auf das strengste die jahrelange Schulung der geistigen Anlagen verlangte, das, vor allem ist Svobodas Werk, für das ich ihm nicht genug dankbar sein kann. Alles weitere hat sich dann von selbst ergeben. Zuerst hätte ich nach meiner Gönner Ansicht Handwerker in der Stadt werden sollen, dann Buchhändler, dann nach fünfjährigem Studium Kaufmann. Nachdem alle diese Berufe verfehlt waren, ward ich Schriftsteller. Das hat Sorgen, Arbeit, Fleiß und Beharrlichkeit gekostet. Gerade so durch „Protektion“ ging es durchaus nicht. Manchmal arg verzagt gemacht hat mich Svobodas Strenge. Das war gut. Solange ich glaubte, Dichter zu sein, war ich keiner. Sobald ich daran verzweifelte, ward ich einer.

Und heute — damit Staat machend — bin ich vielleicht wieder keiner.

Goethe schrieb seine Selbstbiographie und nannte sie „Wahrheit und Dichtung“. Stelzhamer sagte gern: „Wenn ich auf eine Frage in derselben Sekunde antworten muß, so sage ich die Wahrheit, wenn ihr mir fünf Minuten Zeit laßt, so luig ich euch an!“ Also Klassiker und Volksdichter, keiner nimmt es genau mit der buchstäblichen Wahrheit. Da haben aber besonders die Volksdichter viele Leser, die dem Dichter um jeden Buchstaben auf die Kappen gehen. Ich erhalte fortwährend Anfragen, in welcher Gegend die Geschichte des „Gottsuchers“ sich ereignet habe, ob von „Jakob dem Letzten“ noch Verwandte vorhanden wären und ob man nicht einmal Einsicht nehmen dürfe in die „Schriften des Waldschulmeisters“, die ich vor vielen Jahren aufgefunden hätte. Alles, was „eine Geschichte“ heißt, müsse auch geschehen sein, meinen viele Leute. Nur „Gedichte“ lassen sie als gedichtet gelten. Besonders buchstäblich genau nehmen sie es bei der Ichform, wenn man etwas „von sich selbst“ erzählt. Das, was einer von sich aussagt, müsse er doch genau wissen, meinen sie, und wenn's da nicht stimmt, so sei es einfach gelogen! Bei meinen Waldheimatgeschichten habe ich in der Vorrede wiederholt angedeutet, wie es mit deren buchstäblicher Wahrheit steht. Dem Dichter wird ja sein Leben ein Roman, besonders, wenn es in der Tat so romanhaft ist als das meine. Strenge an die Wirklichkeit habe ich mich in der kurzen Lebensskizze gehalten, die im Jahre 1881 verfaßt und in meinem Buch „Am Wanderstabe“ veröffentlicht worden ist. Wenn aber einmal ein Biograph meine Waldheimaterzählungen als wörtliche, verläßliche Urkunde nehmen wollte, so würde seine Sache schief ausfallen. Im Kerne allerdings ist jede dieser Erzählungen wirkliche Wahrheit, bringt ein persönliches Erlebnis, ein Geschehnis, eine Eigenschaft, einen Seelenzustand aus meiner Vergangen-

nur zu sehr an der Möglichkeit zweifeln muß, das Töten abzuschaffen. Was die Todesstrafe anbelangt, betont Rechansky das Recht der Notwehr zu wenig. Nicht unsere Lust, zu töten, übt die Todesstrafe aus, sondern unsere Lust, zu leben. Vor jenen noch durchaus tierischen Individuen müssen wir uns schützen, die da herumziehen, um zu morden, die andere gemordet haben und gelegentlich auch uns morden würden. Selbstverteidigung ist erlaubt, ich denke, das steht in jedem Gesetzbuch. Und Notwehr übt man nicht erst dann, wenn der Gegner zugestoßen hat, sondern vorher. Bei Abschaffung der Todesstrafe müssen die Herren Mörder den Anfang machen! Das Wort ist nicht bloß ein guter Witz, es ist auch das gerechteste Leitmotiv in Frage der Todesstrafe.

Die Volkszählung hat ein recht mäßiges Wachstum der Stadt Graz aufgewiesen. Die Großstadtwahn-sinnigen sind darob niedergeschlagen. Die wollen, daß das ganze Land zusammenlaufe, daß auch recht viel Auswendige herbeieilen sollen in ein gemeinsames Riesennest, damit man sagen könne: Wir sind eine Großstadt! Doch Graz, das seit jeher von gesunder Natur gezeugt wurde, tut ihnen den Gefallen nicht. Anstatt, daß es die Bewohner krampfhaft in die Enge der Mauern zieht, schickt es sie hinaus in die Vororte, in die Fluren der Umgebung. Aber diese Flüchtlinge, meinen die Großstadtfreunde, müßten wieder eingefangen werden, die Vororte und alle Gegenden, wo noch Leute wohnen, müßten in das Stadtnetz einbezogen werden, damit man dann solche Leute als „Kulturträger“ mit der höheren Stadtsteuer auszeichnen könne. — Ich hoffe aber, daß künftige Volkszählungen ganz andere Überraschungen bringen werden. Städte, die im letzten Jahrzehnt eine neunprozentige Bevölkerungszunahme aufweisen, werden demnächst etwa nur eine vierprozentige bekommen, später gar keine und sicherlich schon nach dreißig Jahren wird eine Abnahme der Städte zu verzeichnen sein, wenn unser „Fortschritt“ wirklich eine soziale Gesundung zuwege bringt. Denn es ist unbegreiflich, daß, da wir keine mit Mauern befestigten Plätze mehr brauchen, da Schulen, Fabriken, Kasernen, Spitäler u. s. w. viel besser auf dem Lande oder in Kleinstädten aufgehoben sind als in der Großstadt, und da wir alle denkbaren Verkehrsmittel haben — unbegreiflich, daß in solcher Zeit sich alles in die Großstadt drängt. Es ist eine Kulturkrankeit. Die Krise zur Gesundung wird kommen, man wird sie den Stadtkrach nennen — und dieser Krach wird ein vernünftigeres Zeitalter aufwecken. Aber es ist zu fürchten, daß durch einen solchen Krach die Gesetzgebung erst gräßlich wird aufgerüttelt werden müssen, um auf dem Lande wirtschaftliche Zustände zu schaffen, die dem Kulturmenschen dort Leben, Erwerb und Versorgung möglich

Es ist höchst wunderbar, daß es noch Frauen gibt, die auf meine Meinung über Frauenmode was halten. So werde ich nun befragt, was ich über den von Paris aus drohenden Hosenrock sage.

Ich sage mit Verstattung folgendes: Der Hosenrock ist lange nicht die dümmste der Frauenmoden, die wir uns schon gefallen lassen mußten und wahrscheinlich noch oft werden gefallen lassen müssen. Ich hätte für den kleidsamen Hosenrock nur den Wunsch, daß er nicht Mode werden möge, sondern — beständige Tracht.

Die kleidsamste Tracht ist auch die sittsamste. Das Unweibliche unserer modernen Damen liegt wo ganz anders als in der Hose.

Ein beständiger Zankapfel ist die Frauenhose, seit jeher zwischen Mann und Weib und nun auch zwischen Weib und Pöbel. In meiner Waldheimat gab es schon vor fünfzig Jahren Bauerndirndeln, die im Geruch standen, unter ihrem Kittel Barchenthosen zu tragen. Die wurden von den Burschen geneckt und verspottet, aber lange nicht so flegelhaft, wie in unseren Städten auf öffentlichen Straßen die Frauenzimmer behandelt werden, die anstatt der Krinoline, der Schleppe, dem Katzenbuckel, dem Sackrock und anderer Geschmacklosigkeiten einmal den Hosenrock einführen wollen. Nur einen alten Hagestolz kannte ich damals im Waldlande, der den Weibern überhaupt nichts Gutes nachsagte und der besonders über die Dirndelhose grimmig empört war. Auf meine Verwunderung: warum denn? da doch die Hose in der kalten Jahreszeit so notwendig sei, sagte er mir folgendes: „Hörst, Bub, das ist so: Wenn eine inwendig Hosen tragt, so ist das nix Unrechtes; aber wenn man von einer weiß, daß sie Hosen tragt, das ist bös!“ Und die Burschen wußten es von mehreren.

Im ersten Märzheft (1911) unserer vortrefflichen Zeitschrift „Österreichische Rundschau“ las ich einen Aufsatz von Dr. August Nechansky über die Todesstrafe. Mit schlichter, aber geradezu glänzender Beredsamkeit tritt der Verfasser für die Abschaffung der Todesstrafe ein. Er nennt die Todesstrafe eine Art von sophistisch gerechtfertigter tierischer Mordlust des Menschen, die ihm angeboren sei und die in Mord, Zweikampf, Blutrache, Lynchjustiz und besonders im Krieg zum Ausdruck komme. Immer zwar, besonders seit dem Einflusse des Christentums, befinde sich die Menschheit im heißen Ringen gegen diese tierischen Instinkte und auf dem kaum zu überwindenden Weg zur Vergeistigung. Theoretisch ist der Verfasser gegen jedes Töten, und wer sollte nicht ganz und gar mit ihm einverstanden sein, auch wenn man

Schöne oder bedeutsame Gedenktage hat der „Heimgarten“ seit jeher oft übersehen oder versäumt. So eine Monatsschrift kommt entweder mit ihrem Festgruß zu früh, dann sagen die Kollegen vom Tage, man nehme ihnen die besten Stoffe vorweg, oder sie kommt zu spät, dann muß sie das, was andere Blätter schon hundertmal gesagt haben, das hunderteintemal sagen. — Der ewig jungfrische Wiener Humorist Eduard Pötzl ist am 17. März sechzig Jahre alt geworden. Das wäre an sich kein besonderes Verdienst; dieses setzt erst dann ein, wenn die sechzig Jahre auch darnach angewendet worden sind. Pötzls Bedeutung als Schriftsteller ist gewürdigt worden, da wäre weiter nichts mehr zu sagen, als etwa die Meinung vieler tausend Leser, die sich an seinen Schriften gelabt und erfreut haben und wovon nicht jeder extra zum Verfasser gehen kann, um ihm zu danken.

Auch ich wäre ein solcher. Aber noch ein besonderer Anlaß ließ mich das Wort und das Sektglas ergreifen: Eduard Pötzl, der Schulrat, er lebe hoch! — Das muß nun aber klargemacht werden.

Vor zehn Jahren war's, als die unabweisbare Notwendigkeit mich veranlaßte, meiner kleinen, armen Heimatsgemeinde Alpl für ihre 37 Kinder eine Schule zu stiften. Ich persönlich vermochte es nicht zu tun. Gebettelt für allerlei schöne Zwecke hatte ich auch schon so viel, daß ich mich mit dem Klingelbeutel kaum mehr vorwagte. Da war es Freund Pötzl, der mir betteln half. Und zwar mit seinem ausgiebigen Klingelbeutel, dem „Neuen Wiener Tagblatt“, das sich auf Pötzls Vermittlung gerne herbeiließ, zu Spenden für die Waldschule in Alpl aufzurufen. Das hat gar kräftig gewirkt und mein Anliegen weit ins Deutsche Reich hinausgetragen, woher dann der größte Teil der Waldschulspenden gekommen ist.

Wenn nun schon da, wo man bloß 12.000 Kronen brauchte, guter Rat nicht billig gewesen ist, so war er noch viel teurer vor zwei Jahren, als ich für den Deutschen Schulverein klipp und klar zwei Millionen Kronen haben wollte. Da war es wieder Freund Pötzl zuerst, der mit frohem Dichteroptimismus mir sein großes Blatt bereit machte, für die Sache zu werben, was in unzähligen Notizen und mehreren höchst wirksamen Leitaufsätzen treulich geschehen ist. Dem „Neuen Wiener Tagblatt“ Dank. Und besonderen Dank dem Freunde Pötzl, der in meinen Schulsorgen stets Rat gewußt hat, weshalb ich ihn meinen Schulrat nenne.

Es gibt Leute, die bei warmem, sonnigem Wetter nicht ausgehen mögen. Weiches Wetter welkt sie. Aber in einem wüsten Februarföhn ging der Kranke auf den Schloßberg. Gehen — das ging nicht, der Sturm hätte ihn niedergestoßen; das Aufstehen wäre auch vergeblich

machen. Wie es jetzt ist, verwildert das Land wegen Menschenmangels und die Städte wegen Übervölkerung.

Unsere deutscheren und freieren Vorfahren liebten auf Einzelhöfen zu wohnen oder auf kleinen Burgen. Bismarck sagt, daß jede Stadt mit über 50.000 Einwohnern eine Gefahr bedeute. Graz ist dreimal so groß, es ist nur erträglich durch seine Anlagen, durch den Schloßberg, durch seine Umgebung. Viel an Gärten haben uns die spekulierenden Großstadtzüchter schon weggenommen; ich habe es erlebt, daß man den Stadtpark ernstlich vor Verbauung schützen mußte, daß man wie zu Türken- und Franzosenzeiten den Schloßberg verteidigen mußte gegen die Besetzung mit Häusern. — Was an Graz schön ist, was die Gäste zu uns lockt, das ist nicht die Stadt, sondern die Landschaft.

Einen höchst beachtenswerten Aufruf hat der Verein „Südmark" erlassen:

Deutschen Pensionisten, Rentnern und sonstigen Privatleuten wie Familien bieten sich günstige Ansiedlungsgelegenheiten in vielen anmutig gelegenen Orten in gesunden, waldigen Gegenden. Statt in den rauchigen dumpfen Großstädten den Rest ihrer Tage zu vertrauern oder sich in irgendeiner reizlosen Gegend anzusiedeln, sollten bejahrte deutsche Volksgenossen im herrlichen Süden Österreichs Aufenthalt nehmen, wo milde, warme und gesunde Luft und Ruhe lebensverlängernd wirken, wo sich auch das Auge entzücken kann an den Reizen der Natur, wo aber auch die Preise für Wohnungsmiete und Lebensmittel billiger sind als in Großstädten. Alle diese Umstände, vor allem die von hervorragenden Ärzten günstigst beurteilte Lebensverlängerung, ergeben gewissermaßen ein zur Erwerbung eines Häuschens auf dem Lande hinreichendes Kapital. Mit der Ansiedlung in Südösterreich ist aber auch ein sehr wichtiger nationaler Zweck verbunden: nämlich die Stärkung des Deutschtums an der Sprachgrenze. Durch planmäßige Ansiedlung von Familien oder Einzelpersonen — die an keinen anderen Wohnsitz gebunden sind — müßte es leicht gelingen, manche bedrängte Gemeinde dauernd deutsch zu erhalten und gar manchen verlorenen Ort zurückzugewinnen. Auch hier im Dienste unseres geliebten deutschen Volkes mit den besten Aussichten auf Erfolg mitzuwirken, sind deutsche Stammesgenossen herzlichst gebeten, damit es endlich gelinge, einen neuen verheißungsvollen Schritt nach vorwärts zu tun. Als hervorragendste deutsche Ansiedlungsländer kämen in diesem Falle in Betracht: Südsteiermark, Südkärnten, Krain, Südtirol und Küstenland. Nähere Auskünfte erteilt gerne und kostenlos der Verein „Südmark", Graz, Joanneumring 11. Es wird jedoch um genaue Bekanntgabe aller Wünsche und Bedingungen gebeten.

Dieser Ruf ist praktisch. Möchten es auch die Angerufenen sein.

Hochzeitszug: sie haben die gleiche anfang- und endlose Straße der Verwandlungen.

Je flotter du traben läßt, Hochzeitskutscher, je bälder holst du — den andern ein.

Vor kurzem ist in unserer Stadt ein altes Fräulein gestorben, das ein merkwürdiges Leben geführt hat. Es wohnte in einem Dachzimmer, das fast nie geheizt wurde. Die Milch, mit der es sich vorwiegend nährte, trank es am liebsten ungekocht, um Brennholz zu ersparen, das es sich in dürren Ästlein zusammenlas, wie solche im Stadtpark und auf dem Schloßberg von den Bäumen fielen. Oft ging die alte Frau, wie man nach ihrem Tode in den Zeitungen las, auf den Gemüsemarkt und erbat sich Abfälle, um sich daraus Mahlzeiten zu bereiten. So lebte sie in allem auf das kümmerlichste dahin. Aber sie war zufrieden und heiter, weil sie in ihrem wurmstichigen Schrank Wertpapiere und Sparkassebücheln im Werte von beinahe einer Viertelmillion Kronen barg! — Das war aber eigentlich nicht das Merkwürdige, sondern bloß der Typus alter Geizhälse. Diese alte Frau war kein Geizhals, der sich von seinem Gelde nicht trennen mag; sie hing nicht am Gelde. Als sie alt und krank wurde, teilte sie ihre Vermögen zweien Vertrauten mit, auf daß sie es den Armen und Notleidenden und anderen wohltätigen Zwecken ihrer Heimatsstadt zuwenden sollten.

Sie hatte also ein halbes Leben lang für andere gebettelt und gesammelt. Sie hatte mit Willen und Absicht gefastet und Entbehrung aller Art gelitten und Demütigungen erduldet, damit sie den Armen ein reiches Vermächtnis hinterlassen konnte.

So habe ich diese Person verstanden. Es tut ja so wohl, hier und da doch noch eine Heilige zu finden, ohne sie dichten zu müssen.

Zu den mir unvergeßlichen Worten meiner Mutter gehört auch dieses: „Es heißt, daß einmal eine Zeit kommen wird, wo die Leut' nimmer an Gott glauben. O mein! wenn sie ihren Glauben verloren haben, was wird das für eine Trauer sein auf der Welt!"

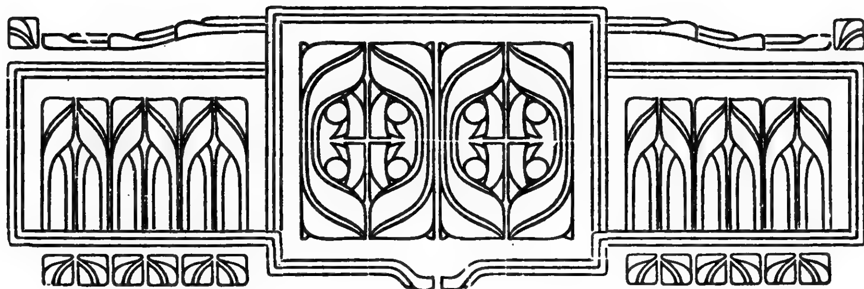
Gute Mutter, wenn du heute sehen könntest, mit welch ausgelassenen Freudensprüngen sie ihre Gottlosigkeit feiern!

Einer der modernsten Dichter, Detlev von Liliencron, hat an Freiherrn von Seckendorff folgenden Brief geschrieben: „Wie alles bei mir auf einmal kam, das heißt all das Unglück, so hatte ich auch unendlich viel mit Religionsskrupeln zu tun. Namentlich die ewige Frage:

gewesen, der Sturm hätte ihn immer wieder zu Boden geworfen. Also mit der Elektrischen hinaufgefahren! Aber der Föhn, wird er nicht den Wagen umwerfen? Nein, das tat er nicht; doch die Bäume zu beiden Seiten der Bahn brach er und wollte die Äste und Wipfel auf den laufenden Wagen werfen, aber er traf ihn nicht. — Wir waren oben. Das erste, als ich ausstieg, daß mich der Wind enthutete. Aber der Kopf stand fester, der bot dem Sturme die Stirn. Ich empfand in mir wieder jenes wonnige, erhabene Urgesundsein wie immer, wenn die Elemente rasen. Sie rasen ja nicht, sie betätigen ihr Leben, sie sind im Zeugungsrausche, sie gebären das Werdende. Das Antlitz dieser Stunde vergesse ich nicht. Die Berge — sonst mit Staub der Stadt, mit Rauch der Schlote fast verhüllt — standen in Klarheit wie am ersten Tage. Und nahegerückt, daß man an den Hängen die Bäume hätte zählen können. Und ihre Felder und Matten hatten einen schwefelgrünen Schein. Und hinter den Bergen stand eine schwarzblaue Wolkenwand auf, finster wie eine von Norden anrückende Thomasnacht. Aus ihr hervor spann der Sturm graue Nebelsträhne und ließ sie hinflattern über den weiten Himmel. Den Sonnenglanz wollte er ersticken, der noch im Süden goldete. Die nördlichen Berghäupter waren jetzt schon im Schleier eines Gestöbers, das auf den Höhen Schnee, in der Niederung Regen sein mochte. Auf meiner Schloßberghöhe schmolzen die dünnen, über dem Boden leichtgelockerten Eiskrusten der letzten kalten Wochen und ihre Wasser rieselten in vielen Bächlein dahin. An aperen Stellen lugten schon unvorsichtige Gräserlanzchen hervor; sie hörten das Donnern der wilden Lüfte, sie sahen das grimmige Reißen der Bäume, das leidenschaftliche Hinschlagen des einen auf den andern, die sich da aufweckten zu neuem Lenzen, Knospen und Blühen.

Und in diesem Aufruhr der Wiedergeburt, da war der Kranke gesund. Sein Menschenkörperlein war Nebensache geworden, er war eins mit dem ewig in Krämpfen und Wonnen sich verjüngenden Leib des Grenzenlosen. Frühlingsföhn — Neugeburt der Ewigkeit!

Dann ist er in dem brausenden, ästeschleudernden Wald wieder talwärts gestiegen. — Unten kam die Straße entlang ein kleiner Leichenzug. Voran das umflorte Kreuz. Dann der Geistliche mit schwarzer Stola. Dann der über vier dunklen Trägern schwankende, schmucklose Sarg. Ihm folgten zwei kleine Knaben, kinderhaft tändelnd. Dann ein paar ärmlichgekleidete Leidtragende. — Warum Trauer, wenn ein Mensch verwandelt wurde? — Immer die gleiche Geschichte: Nicht dreihundert Schritte hinterher ein gedeckter Wagen, mit zwei flinken Schimmeln bespannt. Der Peitschenstab des Kutschers war umwunden mit Myrten. Sie zitterten im Frühlingsföhn. Die Myrten am Kutscherstab bedeuten hier: Im Wagen sitzt ein Brautpaar. — Der Leichenzug und der



Kleine Laube.

Du bist mit schlankem Schritt von mir gegangen …

Eh du mit schlankem Schritt von mir gegangen,
War froh der Nächte Rast und hell der Tag,
Mein Glück warst du und ich war dein Verlangen,
Für dich allein schlug meines Herzens Schlag.

Nun bist du fort. Auf fernen, fernen Wegen
Zerflattert schon dein purpurblondes Haar,
Der fremden Zukunft ziehst du stolz entgegen
Und bringst mein Glück als Opfer dar.

Schwarz ist mein Tag, vergrämt der Nächte Rast
Und ungestillt glüht lohend mein Verlangen
Seit du mein stilles Haus verlassen hast,
Seit du mit schlankem Schritt von mir gegangen.

P. L. M.

Der dunkelblaue Radmantel.

Eine anmutige und übertrieben wahre Geschichte, erzählt von Hans Malser.

Vor einiger Zeit war es, daß in Wien ein Mann umging, der nächtiger Weile von Haus zu Haus schlich und an den Torglocken zog. Wenn hernach der Hausmeister herangeschlürft kam und das Tor öffnete, gab der Fremde ihm den üblichen Zehner und ging weiter. Der Mann hatte ein hageres, blasses Gesicht, einen schwarzen Vollbart, war schlank und spießig wie ein Haubenstock und trug einen dunkelblauen Radmantel. Mehr wußte man nicht von ihm, aber unter dieser Gestalt war er von vielen Hausmeistern aller neunzehn Bezirke bekannt, nur die Polizei hatte ihn nie gesehen. Die meisten der Hausmeister waren mit ihrem „Sperrsechserl“ zufrieden, ließen den Mann gehen und dachten: Muß man doch auch solche gehen lassen, die nach dem Anläuten unzahlend davonlaufen. Einer aber — als der Radmantel wieder einmal angeläutet, die Münze gezahlt hatte und davon wollte — packte ihn und sagte: „Aber gnä Herr, weil ma schon so weit san, kummens doch herein!“

„No, no, niente!“, knirschte der Fremde. „Ihr Geld haben Sie!“, riß aus und trottete hallenden Schrittes davon.

In eine bekannte Buchhandlung Budapests trat ein Mann und verlangte ein Buch unter dem Titel: „Der große Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichte.“ Gedruckt um das Jahr 1648. Verfasser und Verlagsort nicht bekannt. Da dieses Werk nicht

Ist Jesus Christus Gottes Sohn oder war er nur der reinste, erhabenste Mensch? Mich hat diese Frage fast zum Wahnsinn gebracht. Aber jetzt bin ich beruhigt, ich glaube an Jesus Christus, als den eingeborenen Sohn Gottes, von der heiligen Mutter Gottes geboren, als an den „Gott-Mensch". — Ach, lieber Baron! was ist doch unser Leben nur eine Kette von Widerwärtigkeiten und Unannehmlichkeiten, ewig und immer nur. Auf spekulativem Wege darf man das Geheimnis Gottes und Christi nicht ergründen wollen, da laufen wir doch nur gleich fest. Einfach glauben, das ist der einzige Weg."

Das schrieb der sonst oft sehr frivole Mann in seiner Jugend im Jahre 1872, als der feiste Materialismus und der wütende Religonshaß regierten. — Wie sagte er: Nicht auf spekulativem Weg? Und die Theologen wollen immer auf wissenschaftlichem Weg die Gottheit beweisen? — Ich fürchte, damit — ach, man muß ja nicht alles sagen. Einzig das Richtige wäre das: Von Herzen glauben und darnach leben.

Am Faschingdienstag kam ein alter Bekannter zu mir und erzählte eine Geschichte von Gottvater und dem Petrus.

Gottvater beklagte sich eines Tages darüber, daß die Leute auf Erden, wenn sie sauren Wein haben, immer ausrufen: „‚Herrgott, der Wein ist schlecht!' Immer dieses Verbinden meines Namens mit schlechten Dingen, das ist ärgerlich!"

„Dagegen wüßte ich schon einen Rat", antwortete der Petrus, „laß doch einmal einen recht guten Wein wachsen".

„Du hast recht, Petrus, und das tue ich", sagte Gottvater. „Daß sie doch auch Gelegenheit haben, meinen Namen mit guten Dingen zusammen zu nennen."

Hierauf ließ er ein ganz ausgezeichnetes Weinjahr los. Und dann schickte er den Petrus hinab, um zu erfahren, was die Leute dazu sagten.

Der Petrus blieb lange aus und als er endlich zurückkam, war er sehr mißmutig.

„Nun, Petrus, was sagen sie zum neuen Wein?" fragte ihn Gottvater.

„Herr", antwortete der Petrus, „du hast kein Glück. Du kannst machen was du willst, so werden sie dir doch nie die Ehre geben."

„Was treiben sie denn?"

„Ja", sprach der Petrus, „da zechen sie, schnalzen mit der Zunge und sagen: „Teufel, der Wein ist gut!"

Ich habe nach Abzug meiner Kosten das Geld bei dem Herrn Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Noins in Linz hinterlegt, wo Sie es unter genauer Legitimation Ihrer werten Person abholen können. Mit besten Glückwünschen Ihr ergebener

(Der Name unleserlich)."

Herr Mayer-Hoitz in Gmunden erinnerte sich tatsächlich an jenes Dachsteingespräch mit jenem Fremden, der ein sehr hagerer, blasser, schwarzbärtiger Mann war und einen dunkelblauen Radmantel trug. Er ging aber nicht nach Linz, weil er die Sache für eine Fopperei hielt. Erst einige Zeit später, als er in einer Gastwirtvereinsangelegenheit einen Advokaten suchte und ihm Doktor Noins in Linz anempfohlen wurde, erinnerte er sich daran, daß bei diesem Doktor Noins ja sein Geld liege. Wunderhalber wählte er also den Mann für seine Angelegenheit. Und als dieselbe auf das beste geschlichtet war, sagte der Doktor, es freue ihn, endlich den Herrn Mayer-Hoitz aus Gmunden kennen zu lernen, dem er etwas zu übermitteln beauftragt worden sei. Er wäre sich aber nicht genau sicher gewesen in der Gmundner Adresse, wollte warten, bis der von anderer Seite benachrichtigte Eigentümer sich selbst melden würde und habe die Summe einstweilen in der Oberösterreichischen Verkehrsbank deponiert. — Der Herr Mayer-Hoitz soll am nächsten Tage in einem Vierspänner nach Hause gefahren sein.

Bald hernach ging die Rede um, der Radmantel habe sich verheiratet. Man freute sich darüber. Nur recht viele Kinder soll der kriegen! Und keines soll aus der Art schlagen. — —

Von all diesen Dingen hatte ich sprechen gehört, man unterhielt sich dabei und glaubte es nicht. Eines Tages reiste ich die Donau aufwärts nach Regensburg, um dort einen Vortrag über literarische Zu- und Aufschneidekunst zu halten. Und saß im Wagengelaß neben mir ein hagerer, blasser, schwarzbärtiger Mann, in einen dunkelblauen Radmantel geschlagen. Erst hatte er seinen spitzigen, breitkrempigen Hut tief ins Gesicht gebogen, aber ich glaubte, ihn doch zu erkennen, und dachte, wie das anzugehen sei, daß von dieser geheimnisvollen Persönlichkeit auch für mich etwas abfalle. Ich zog den Fenstervorhang etwas zu, um die blendende Frühjahrssonne von seinem Gesichte abzuhalten. Er beachtete die Güte nicht und schwieg. Aber der seiner Nase entfallene Zwicker, den ich ihm dienstfertig vom Boden aufhob, leitete ein Gespräch ein. Nach den ersten Phrasen kamen wir überraschend bald auf interessante Themen. Und als wir bei den seltsamen Schicksalen einzelner Menschen angelangt waren, gestand der Radmantel, daß er immer einen geschickten Mann der Feder suche, der sein höchst wunderliches und abenteuerliches Leben aufschreibe. Höflich stellte ich mich als der Schriftsteller Soundso vor. Er freute sich, hatte von Soundso schon gehört, der sei ja eine bekannte Persönlichkeit. Aber der Radmantel sagte nichts davon, daß er gerade den Soundso zu seinem Leibbiographen auserlesen wolle. Erst als der Zug in den Regensburger Bahnhof einfuhr und ich meine Sachen zusammentat, lud er mich ein, ihn einmal zu besuchen. Er sei zeitweilig zu finden in Nürnberg, und zwar im Hause, in dem einst Kaspar Hauser gewohnt habe, es sei leicht zu erfragen. Dann verabschiedeten wir uns etwas förmlich und ich stieg aus. Noch durch das Fenster rief er mir zu: „Kommen Sie morgen!" Dann fuhr er die Richtung gegen Nürnberg weiter.

Den Vortrag in Regensburg hielt der Mund. Der Sinn war in Nürnberg. Das gibt was! Das gibt was! Wer weiß, ob die Geschichte nicht mit Kaspar Hauser zusammenhängt! — Und am nächsten Tage bin ich dem Radmantel nachgefahren. Ein neues Notizbuch, ein großes, hatte ich in der Tasche. Das alte Haus in Nürnberg war unschwer gefunden, es kennt's ja jeder. Und daß der Herr mit dem dunkelblauen Radmantel im ersten Stock wohnte, wußte man auch. Die Tür sei leicht zu treffen, es sei nur eine. Ich schritt die dunkle, krachende Holztreppe hinauf und zog an der

zu haben war, so erbot sich der Buchhändler, es bei den Antiquaren suchen zu lassen. Schon am nächsten Tage kam der Fremde — einen dunkelblauen Radmantel trug er — wieder und fragte, ob sich das Buch schon gefunden habe? „Ja, mein Herr, so schnell geht das nicht. Einige Tage müssen Sie sich schon noch gedulden.“ Einige Tage, das sind drei Tage — am vierten, noch bevor der Laden geöffnet wurde, stand der Herr schon davor. Doch der Bescheid lautete: „Auch im Antiquariat nicht zu finden.“ Der Fremde ward schier betrübt, es mußte ihm sehr an dem alten Buche gelegen sein.

„So wollen wir es durch die ‚Buchhändler-Zeitung‘ suchen“, schlug der Buchhändler vor.

„Bitte, bitte recht sehr, wenn es möglich wäre. Ich bin zu allen Kosten bereit.“

Von da ab erschien der Radmantel allwöchentlich einmal, um nach dem Buche zu fragen. Mittlerweile wurden durch das buchhändlerische „Börsenblatt“ alle Antiquare Deutschlands beunruhigt, und richtig! Nach zwei Monaten konnte der Budapester Buchhändler dem Fremden sagen: „Tessék!“ Auf dem Pulte lag das dicke, in abgegriffenes Schweinsleder gebundene Buch: „Der große Schauplatz lust- und lehrreicher Geschichte“.

Der Radmantel beschaute den Titel, bezahlte das Buch sowie die Unkosten, zusammen hundertsechsundsechzig Mark, und den gleichen Betrag gab er dem Buchhändler für „gütige Mühewaltung“. Und dann ging er davon. Den „Großen Schauplatz“ ließ er liegen auf dem Pult. Man rief ihm nach, er habe sein Buch vergessen, er hörte es nicht und wurde nicht mehr gesehen.

Im selben Jahre war es, daß auf der Eisenbahnstrecke Triest—Wien im Schnellzuge ein Reisender bei dem Kondukteur für zwei Personen Table d’hôte bestellte. Der Reisende war ein hagerer, blasser, schwarzbärtiger Mann, gekleidet in einem dunkelblauen Radmantel. In Mürzzuschlag angekommen, trat er in den Speisesaal, sah dort die für ihn bereiteten zwei Gedecke, ging wieder hinaus auf den Wandelgang und fragte einen Dienstmann, was er für die Stunde verlange.

„Sechzig Kreuzer, gnädiger Herr!“

„Kommen Sie mit mir.“

Der Radmantel führte den Dienstmann in den Speisesaal, hieß ihn dort neben sich niedersitzen und essen. Der Dienstmann war nicht blöde und ließ sich’s wohl schmecken. Es wird nachher eine tüchtige Arbeit geben, dachte er. Der Fremde kümmerte sich um ihn nicht weiter. Als zum Einsteigen gerufen wurde, bezahlte er die zwei Gedecke, fertigte den Dienstmann mit sechzig Kreuzern ab und fuhr davon. Der Dienstmann stand da, wußte nicht, wie ihm geschah, und nach einer Weile begann er laut zu lachen und sein Erlebnis auszuschreien. Dann lief das ganze Bahnhofspersonal zusammen, um das Weltwunder zu betrachten, wie einer ein gutes Mahl verzehrt und dafür bezahlt wird.

Ungefähr um dieselbe Zeit erhielt ein Herr Mayer-Hoitz in Gmunden folgendes, mit (selbstverständlich) unleserlichem Poststempel versehenes Schreiben:

„Geschätzter Herr Mayer-Hoitz!

Ich erlaube mir, in einer Ihnen vielleicht nicht ganz uninteressanten Sache Ihre Erinnerung aufzufrischen. Es war vor zirka zwei Jahren, als Sie in Ihrem Gasthause mit einem fremden Herrn eine gemeinschaftlich zu machende Dachsteinpartie besprachen, die indes nicht zustande gekommen ist. Während Sie noch bei dem Gaste saßen, trat der Postbote ein. Der Brief enthielt ein Hamburger Los, das Sie flüchtig besahen und mißachtend auf den Fußboden gleiten ließen. Ich hob das Papier auf, bezahlte es hernach direkt und nahm es mit mir. Heute habe ich Ihnen mitzuteilen, daß jenes Los einen Treffer von 150.000 Mark gemacht hat.

und in ihren einfachen Anzügen. Voller Stolz dachte ich an unsere deutsche akademische Jugend, die doch einen ganz anderen Eindruck macht. Wie selbstbewußt trägt der deutsche Korpsstudent z. B. Tag für Tag auf der Hauptstraße seiner Universitätsstadt seine Würde spazieren, stolz im Bewußtsein dessen, was er bedeutet und was er wert ist. Aber allmählich ist mein Respekt vor ihm doch etwas gesunken, als ich sah, was der dänische Student leistet.

Komme ich da vor Weihnachten in eine kleine Seitenstraße. Ganz erstaunt blicke ich mich um, denn die ganze Straße ist mit Kränzen aus Tannengrün geschmückt und nicht nur diese, sondern auch all die angrenzenden. Man konnte beinahe denken, man sei in einem deutschen Dorfe zur Schützenfestzeit. Und wozu all die Arbeit, all die vielen tausend Meter Kränze, die den öden, an und für sich so häßlichen Straßen als Festkleid dienten? — Sie hatten weiter keinen Zweck, als auf die große Sammlung der Studenten aufmerksam zu machen, deren Ertrag diese jungen Menschen benutzen, um eine großartige Weihnachtsbescherung für Arme und Alte zu veranstalten. Es kommt so viel Geld dabei zusammen, weil nicht, wie bei so vielen anderen Wohltätigkeitsveranstaltungen, so viel durch die Unkosten verschlungen wird. Als Sammelbüchsen dienen versiegelte Zigarrenkisten mit der dänischen Flagge, alle Arbeit wird von den Studenten selbst getan: Tannenbäume geholt, Gaben besorgt u. s. w., und ich weiß nicht, wer wohl mehr Freude an der Bescherung hat, die Beschenkten oder die jungen Menschenkinder, die alles eigene Wünschen und Begehren vergessen haben und sich ganz in den Dienst der Nächstenliebe stellen. Denn mit Weihnachten ist ihre Arbeit nicht getan; in einer kleinen Straße haben sie ein geräumiges Zimmer gemietet, das stets für alle vom Leben Niedergedrückten geöffnet ist. Wird es einem armen Mütterchen zu einsam in seinem stillen Stübchen, so geht es dorthin, bekommt umsonst oder für wenig Geld warmen Kaffee und etwas zu essen, und immer sind einige Studenten dort, die ihren Gästen etwas vorlesen oder auf andere Weise Licht und Freude in ihr Leben hineinbringen.

Aber nicht nur für die Alten wird gesorgt, sondern auch für die Kinder, denen die Großstadtluft die Wangen gebleicht hat. Sie sollen im Sommer hinaus in Wald und Feld, um sich neue Kräfte zu holen. Um die Mittel hierfür zu beschaffen, ist in Schweden und Dänemark der Bornehjelpsdag eingerichtet, ein Wohltätigkeitsbasar in großem Stile. Und hier sind wieder die Studenten die ersten am Platze. In Scharen ziehen sie in den Höfen herum; mit allerhand Musikinstrumenten ausgerüstet, geben sie ihre Weisen zum besten, und manches Fenster und mancher Geldbeutel, der sonst verschlossen bliebe, öffnen sich, wenn diese seltsame Kapelle heranrückt. — Gefährlich ist es, am Bornehjelpsdag eine Brücke zu passieren, denn alle sind von den munteren Gesellen besetzt worden, und niemand kommt vorbei, ohne einen kleinen Zoll zu entrichten.

Warum wenden unsere deutschen Studenten ihre Kraft und ihre Tatenlust nicht auch auf Dinge an, aus denen Segen für Tausende hervorwächst? Könnte nicht gerade der Student auch in Deutschland das Bindeglied sein zwischen den verschiedenen Klassen und durch seine Arbeit der Haß besänftigt werden, der gerade jetzt mehr denn je wie ein breiter, dunkler Strom Vornehm und Niedrig voneinander trennt?

Ob man es auch wohl einst in Deutschland hören wird, was mir kürzlich in Kopenhagen gesagt wurde: „Die Studenten sind es, die am besten für alles, was arm, schwach und krank ist, sorgen.“ Ist das nicht ein Band, das den jungen Menschen besser schmückt als das leuchtendste Burschenband des vornehmsten Korps? —

Sind die dänischen Studenten wirklich so unheimlich brav, wie der „Türmer“ sagt, oder hat er sie des guten Beispiels wegen noch ein wenig rosig nachgefärbt?

Klingel. Ich tat's zweimal, es kam niemand, um aufzumachen. Ich klingelte ein drittesmal — ohne Erfolg. Nun erst sah ich ein Täfelchen, das hoch oben an einer Schnur hing und jetzt sachte herabgelassen wurde, ganz langsam und immer tiefer herab, bis es mit meiner Nase in gleicher Höhe stand. Es war ein Abreißkalender und auf dem vorderen Blatte stand: „1. April!“

Luxus.*)

Von Carol de Renaix.

Es gibt Bedürfnisse, ohne deren Befriedigung kein Mensch leben kann, und Kulturbedürfnisse, die dem Kulturmenschen anerzogen sind und deren Nichtbefriedigung er als schwere Entbehrung empfinden würde.

Dann kommt der Luxus, der ja in gewissem Sinne recht schön ist, wenn er aber sinnlos betrieben wird, anwidert.

Wie unappetitlich wirkt zum Beispiel ein Mensch, der sich nur von Delikatessen nährt. Sein ganzes Äußeres verrät seine unrationelle Lebensweise.

Das Tragen von prunkvollem Schmuck, prunkvollen Kleidern und der sogenannten Luxuswäsche. Wieviel Geld wird unnütz auf solche Dinge hinausgeworfen, während es Menschen gibt, die auf der Straße verhungern, weil es ihnen am Nötigsten gebricht.

Dabei leben wir in einer Zeit, in der die Wohltätigkeit zum guten Ton gehört. Natürlich ist „man“ nur auf Festen wohltätig, bei denen „man“ sich unterhält. Die kostbaren Toiletten und Hüte werden sehr oft auf Regiekosten bestritten, und was dann wirklich für die Armen abfällt, ist ein Eimer Wasser in ein brennendes Haus.

Es heißt zwar: Wohltun trägt Zinsen — aber scheinbar nur für die noblen Schneider und Modistinnen.

Es hat Zeiten gegeben, wo Luxus als sittenverderblich galt und wo Gesetze dem Zuviel vorbeugten — tempi passati.

Heute darf jeder protzen, wie er will, und wenn andere, die übertrumpft werden, weil ihre Mittel ihnen nicht gestatten, den gleichen Luxus zu entfalten, sich zurückgesetzt fühlen und ihrem Unmute darüber unverhohlen Ausdruck verleihen, so sagt „man“, solche Sozialdemokraten seien ein Krebsschaden des modernen Kulturstaates.

Ein Vorschlag zur Güte für solche, die gerne pompös und unter allgemeinem Aufsehen wohltätig sind: In Lokalen, wo das freie Ausspucken behördlich bei hoher Geldstrafe verboten ist, spucke „man“ unentwegt drauf los. Es geschieht zu wohltätigem Zweck, denn die Strafgelder fließen bekanntlich den Armenfonds zu.

Auch ist das ein Luxus, den sich kaum ein jeder leisten wird!

Dänische Studenten.

Ein Mitarbeiter des „Türmer“ schreibt:

„Als ich zuerst nach Dänemark kam, wunderte ich mich immer darüber, wie schlicht und unscheinbar die Studenten aussahen mit ihren kleinen schwarzen Mützen

---

*) Unter dem Obertitel „Man“, der andeuten soll, daß es individuelle Ansichten sind im Gegensatz zur landläufigen Gesellschaftsanschauung, die sich so gern hinter ein „man sagt“, „man muß“ flüchtet, stellt uns der Verfasser eine Anzahl humorvoll-ernster Plaudereien zur Verfügung, die der „Heimgarten“ nach und nach veröffentlichen wird.

desertierten Fremdenlegionärs, der sich in Kairo auf unseren — einen österreichischen — Dampfer geflüchtet hatte, sowie das, was mir ein befreundeter Schiffsheizer, der viele Legionäre persönlich kennen lernte, berichtete. — Einige Leser fragten mich, ob der Inhalt der Novelle „Die Legion“ historisch sei. Es ist dichterisch verarbeitete Wirklichkeit, die sich nicht an einzelne Tatsachen krampft, aber den Geist zu erfassen sucht.

H. L. Rosegger.

Eine steirische Urkunde.

Der unter diesem Titel im Märzheft des „Heimgarten“, Seite 468, abgedruckte Erlaß Erzherzog Karls ist natürlich authentisch und die angefügte Bemerkung ironisch, wozu der fast unglaubliche Inhalt der Urkunde direkt herausforderte. — An sich bürgten schon die „Blätter zur Geschichte und Heimatskunde“, in denen Dr. Geramb das Dokument veröffentlichte, daß es sich um eine historische Tatsache handelte, wie denn auch Erzherzog Karl mit Recht der Gegenreformator Innerösterreichs genannt wird.

Die Red.

Singvögel.

Wenn's im Frühling hell erklingt . . .

Heut' überklingt der goldne Strahl
Des Bächleins silbern Rauschen;
Ein Harfenspieler geht durchs Tal,
Da mußt' jung Röslein lauschen.

Wußt' nicht, woher das Klingen kam,
Fragt' drum, was es bedeute,
Mit Blicken traut und wonnesam
Am Weg' die vielen Leute.

Der Keckſten einer nahm es mit,
Was mocht er ihm wohl sagen?
Er hat's in voller duftiger Blüt'
Zu seinem Lieb getragen.

Hans Mittendorfer.

Dem Odenwald!

Grüßt mir den alten Odenwald,
Ihr, die ihr ihn bereiset,
Wenn Frühlingspracht und Vogelsang
Und trauter Glocken froher Klang
Den Weg dahin euch weiset! —

Ich bin so fern, und dennoch dort
Mit meinem ganzen Denken;
Alljährlich, wenn der Lenz im Land,
Will mich ein Sehnen unbekannt
Zum Odenwalde lenken.

Es lockt und wirbt und mahnt und spricht
Von längstvergangenen Tagen:
— Komm, komm! Noch ist die Jugend dein!
Noch kannst du es mit Sang und Wein
Und mit der Liebe wagen!

Weißt du denn nimmer um den Glanz
Der alten, schönen Zeiten? —
In Heidelberg — wie toll das war!
Gedenkst du nicht an jenes Jahr
Mit seinen Seligkeiten? —

Es lockt und lockt . . . Ich fühl's, ich muß
Zum Odenwald noch fahren!
Doch ändert sich so vieles, ach! . . .
Drum komm ich wieder, dann gemach:
Ich komm erst, grau an Haaren!

E. Barger.

Voran.

s liab blaue Veigerl
Däs muaß sih vasteckn
Schö stad in da Heckn —
Zwegn was? Weils guat riacht?

Da schreiade Löwnzahn
Blaht sih, soviel r kann,
Is za nix nutz und guat,
Wia groß r tuat.

s is net grad draußt in Feld
Gspoaßi und selsam bstellt,
Veigerl und Löwnzahn
Triffst a im Lebn an.

Oans bleibt halt dena, woaßt:
Wanns auf d letzt Ohmahn*) hoaßt,
Geht af da Löwnzahn —
Als ersta voran.

K. Pschorn.

*) Abmähen.

Die französische Fremdenlegion.

Die gefährlichsten Gebiete seines Kolonialbesitzes läßt Frankreich durch Ausländer verteidigen, die ödesten Strecken seiner Kolonien läßt es von staatsfremden Söldlingen, die mit fünf Centimes täglich abgelohnt werden, kultivieren. Aus allen Ländern, besonders aus dem Deutschen Reich, zieht gerade jenes Volk, das sich auf seine Formulierung der „Menschenrechte" soviel zugute tut, Desperados an sich, deren Notlage es ausbeutet, die es in eine Legion steckt, welche für einen Judasgroschen soldatische und wirtschaftliche Arbeit von unbezahlbarem Wert leistet. Das stolze Frankreich ist bescheiden, wenn die Selbsterniedrigung Zinsen trägt; es nimmt Almosen von armen, verzweifelten, verknechteten und entrechteten Menschen an!

Erwin Rosen hat in dem Buche „In der Fremdenlegion, Erinnerungen und Eindrücke" (Verlag Robert Lutz, Stuttgart) seine eigenen Erlebnisse ohne Pathos und darum um so packender geschildert; das Buch, das auch im „Heimgarten" besprochen wurde, erregte allgemeine Aufmerksamkeit und wird vielleicht mit dazu beitragen, daß eine der schmachvollsten Institutionen unserer Zeit, „Fremdenlegion" genannt, beseitigt wird. Meines Wissens sind einzelne Stellen daraus in die preußischen Schullesebücher aufgenommen worden, um schon die Jugend über das wahre Gesicht der manche romantisch anmutenden Legion aufzuklären, die sogar eine dauernde Gefahr für den Weltfrieden ist, wie die Affäre von Casablanca beweist, da ein deutscher Konsul Deserteure schützen wollte, die deutsche Bürger und französische Legionäre waren. Der Schiedsgerichtshof in Haag hat ihm das Recht dazu abgesprochen.

Gestützt auf Rosens Veröffentlichung schrieb Victor Reven eine interessante Abhandlung: „Die Fremdenlegion, eine sozialpolitische, völkerrechtliche und weltpolitische Untersuchung" (R. Lutz, Stuttgart), und weist darin mit überzeugender Klarheit nach, daß die Fremdenlegion als ganzes und besonders in der Art ihrer Organisation nicht nur der Menschlichkeit und den leider wenig kräftigen Normen des Völkerrechtes widerspricht, sondern auch den Satzungen des positiven französischen Rechtes. Zu tiefst leuchtet er den verantwortlichen Behörden und den Pariser Kapitalisten in die Seele, um zu zeigen, daß es in letzter Linie materiell-egoistische Motive sind, die für die Beibehaltung des afrikanischen Söldnerheeres sprechen.

Ich erwarte mir nun wenig von den diplomatischen Noten der auswärtigen Ämter und von der Berufung auf internationale und nationale Rechtsnormen, denen die Institution widerspricht, aber ich hoffe, daß die mehr und mehr aufgeklärte Massenmeinung des französischen Volkes auf der Austilgung des Schandfleckes aus seinem Ehrenschild bestehen wird. Ich denke zu hoch von dem Volke Frankreichs, das so oft Besitz und Wohlleben für die Ehre aufs Spiel setzte, als daß ich fürchten müßte, niedrige Beweggründe könnten es dauernd leiten und verführen.

Gleich Reven und vielen anderen Deutschen zweifle ich nicht, daß ein ehrlicher Appell an jene Nation, die sich rühmt, an der Spitze der Kultur zu marschieren, von gutem Erfolg begleitet sein muß.*)

*
* *

Anschließend daran möchte ich erwähnen, daß meine Novelle „Die Legion" (meinem Buche „Von Königen und Jakobinern" entnommen, im „Heimgarten" 35. Jahrgang, Heft 2, abgedruckt) durch Rosens Werk angeregt wurde; seine Schilderungen instruierten mich. Außerdem beeinflußten mich die Erzählungen eines

*) Der Unwille, den das offizielle und inoffizielle Deutsche Reich eben mit seinen Protesten gegen die Fremdenlegion beim offiziellen und inoffiziellen Frankreich erregte, zerstört allerdings die Hoffnung, welche man auf die menschliche Einsicht der „grande nation" setzen zu können glaubte.

Helden. Bilder und Gestalten von Friedrich Lienhard (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer.)

Im Jahre 1900 erschien die erste Auflage des Buches, die zweite, vermehrte 1907, aber es kam mir erst jetzt zu Gesicht; als ich es gelesen hatte, staunte ich, daß die „Helden" nicht schon im zehnten und zwanzigsten Tausend gedruckt sind. Lienhard — der in diesem Jahre seinen prächtigen Roman „Oberlin" veröffentlichte — ist schon in den neunzehn Geschichtsbildern, die er unter dem Sammelnamen „Helden" zusammenfaßte, ein vollendeter Künstler. Seine Schilderungen sind tiefinnerlich, geistvoll und formenschön. Besonders gut gefallen mir die Stücke „Der Dichter", „Die Kreuzigung", „Tafelgespräch in Sanssouci" und „Der Dorfschmied". Lienhards warmer Optimismus hat etwas wunderbar Helles und Freundliches an sich. Ich hoffe bestimmt, daß die „Helden" früher oder später die allgemeine Anerkennung, die sie verdienen, finden werden. H. L. R.

Helios-Klassiker nennt der rühmlichst bekannte Leipziger Verlag Philipp Reclam jun. seine ebenso vornehm ausgestatteten wie wohlfeil angebotenen Klassikerausgaben — so kostet z. B. der „vierbändige Schiller" bloß 5 Mark — und hat damit eine Idee in die Tat umgesetzt, welche in erster Linie dazu angetan ist, den Kampf gegen die Schundliteratur siegreich auszufechten. Vor kurzem erschienen nun **Lessings Werke**, welche der Leipziger Gelehrte Dr. Rob. Riemann revidierte und mit einer ausgezeichneten Einführung versah. Die Ausgabe entspricht allen Anforderungen, die wir an die Editionen der Klassiker stellen. Gleichzeitig brachte der Verlag eine **Eichendorff-Ausgabe** heraus. Unsere Zeit, die mehr denn je für die deutsche Romantik übrig hat, wird die zwei stattlichen Bände, die der Literarhistoriker Dr. Max Mendheim einleitete, zu schätzen wissen und warm begrüßen.

Die Helios-Klassiker lassen sich nicht besser charakterisieren als mit den drei Worten: elegant, handlich und billig. Dadurch empfehlen sie sich selbst. P. Z.

Die Mißgeschickten. Von Wilhelm Schäfer. (München und Leipzig. Georg Müller.)

Ein Buch von Menschen, die sich im Wege irrten; fein in einer wunderbar sympathischen Form erzählt. Schäfer sieht klar und ruhig in die Welt und versteht sie, er fühlt warm mit und begreift Menschen und Dinge. Nur wie ein leises, flüchtiges Bedauern deutet er hie und da an, ein Bedauern mit den Mißgeschickten, die einem falschen Ziel, das für sie kein Ziel ist, zusteuern, und die nicht die Erkenntnis und die Kraft finden, umzukehren und ihre Wanderung neu zu beginnen. Ich kenne selbst viele solche Mißgeschickte. H. L. R.

Der zerrissene Schleier und andere Märchen. Von Herma v. Skoda. (Wien. Paul Knepler, Wallishaussersche Hofbuchhandlung. 1911.)

Herma v. Skoda hat sich bereits durch einige Bändchen zarter, tiefempfundener Gedichte bekanntgemacht. „Es war einmal", „Die Spinnerin" und „Der gordische Knoten" lieferten die Probe eines schönen Talentes, das sich in der harmonischen Durchbildung edler Gedanken und einer klaren Form äußerte. Nun reicht uns die Dichterin einen Band Märchen. Es sind Kunstmärchen, die uns manchmal an Baumbach gemahnen, nur ist der ironische Einschlag um vieles gemilderter, überall schwingt ein Ton der Entsagung mit, der sich manchmal in reine Melancholie löst. Herma v. Skoda erzählt gut, sie erzählt einfach und drängt die Reflexion zurück; darum wirken die kleinen, anmutigen Geschichten um so besser. Gleich das Märchen, das den Band einleitet und ihm den Namen gibt, „Der zerrissene Schleier", führt uns in eine schöne Zauberwelt ein, die uns auch in den Märchen „Wie der Winter in unsere Lande kam", „Die Luftschiffer und die Vögel", „Christkindchen am Nordpol", „Am Höllenschlund", „Das Feuer" mit ihren Reizen umgibt. Der Humor kommt bei Herma v. Skoda ebenfalls zu seinem Rechte; „Die alte Ratte und das Mäuseprinzeßchen" gibt uns hiefür eine prächtige Probe und das „Ostermärchen" ist ganz humordurchsättigt und reizend erzählt. Diese lieblichen Geschichten verdienen einen großen Leserkreis. Der Buchschmuck rührt von Liane Fischer her.

Emil Soffé.

Der Bund der Freien. Erzählung von Ferdinand Bernt. Buchschmuck von George Karau. (Leipzig Abel und Müller.)

Der Bund der Freien hat sich die Pflege der Persönlichkeit zum Zwecke gesetzt, die natürliche Individualität soll beachtet und geschützt werden; jeder soll sein, wie es ihm sein innerstes Wesen vorschreibt, wahrhaft gegen sich selbst und gegen die Genossen des Bundes. Ein ganz hübscher literarischer Vorwurf, der sich künstlerisch gut verarbeiten ließe, der jedoch bei der Ausgestaltung ein wenig gar zu sehr ins Breite geriet. Die Milieuschilderung ist von dem Autor mit viel Liebe und Sorgfalt entworfen und durchgeführt, und hier liegt auch des Autors Kraft, allein die meisten dieser Freien sind zu wenig interessant, um auf die Dauer zu fesseln. Gut charakterisiert ist das Ehepaar Weisheitel, auch bei dem Architekten Flamiger verspürt

Lustige Zeitung.

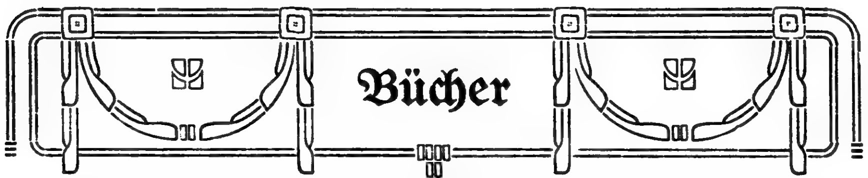
Zu dem Gemeindevorsteher kommt ein Bauer und meldet, daß bei seinem Hund die Tollwut ausgebrochen ist. — „Da haben Sie sich an die falsche Instanz gewandt", erwidert der Dorfgewaltige, „die Tollwut hat der Herr Landrat, ich habe nur die Maul- und Klauenseuche". („Lustige Blätter.")

Beim Geographie-Unterricht. Lehrer: „Wenn ich nun ein Loch durch die Erde grabe, wo würde ich dann auf der anderen Seite herauskommen?" — Schüler: „Aus dem Loch." („Guckkasten.")

Ein ganz Vorsichtiger. Kellner (zu einem herabgekommen aussehenden Gast): „Das Essen müssen Sie aber im voraus bezahlen, mein Herr . . . und dann möchte ich noch um eine kleine Kaution bitten für das Besteck." („Meggendorfer.")

In der Dienstvermittlung. „Können Sie kochen?" — „Nein." — „Können Sie waschen?" — „Nein." — „Können Sie vielleicht Zimmer bürsten?" — „Nein." — „Was können Sie denn?" — „I . . . i kann gar nix. I will ja eh nur als ‚Mädel für alles' gehen." („Muskete.")

Ein sehr hoher Herr schrieb einmal ein Theaterstück. Der Regisseur erlaubte sich alluntertänigst darauf aufmerksam zu machen, daß die modernen Dichter bei den Aufzügen oder Akten meistens ihre besonderen Wünsche angäben. Er dachte dabei an die Ausstattung. Als das Manuskript zurückkam, stand hinter den einzelnen Szenen immer: „Stürmischer Beifall". („Jugend.")



Das Heidejahr. Tagebuch des Einsiedlers von Max Geißler. (Leipzig. L. Staackmann.) Geißler hat sich als „Heidedichter" schnell einen guten Namen gemacht. Uns Süddeutsche, die wir die Heide nur vom Hörensagen, aus Bildern oder bestenfalls aus dem Eisenbahnzug heraus kennen, muten seine Bücher ein bißchen fremd an, aber dem Zauber der tiefinnigen Naturschilderung können auch wir uns nicht entziehen. Wie Geißlers „Moordorf" ist auch das „Heidejahr" ein Kulturroman, in dem auf wüstem Boden gerodet, gebaut und eine neue menschliche Gemeinde gefügt wird. Aber des Heidedichters Bücher sind mehr als anziehende Heimatskunst — sie sind zukunftsfreudige Predigten der Arbeit und des Schaffens. Und wenn er diesen Ton anschlägt, versteht ihn der deutsche Süden so gut wie der deutsche Norden — mag uns auch die Form oft ein wenig befremden.

Wenn die Tuberosen blühn. Roman von Anastasia Werbizkaja. (Berlin. Schweizer u. Co.) Das Thema ist pariserisch: Der Freund der Mutter heiratet deren wissende Tochter, um seiner langjährigen Geliebten die Wahrheit über einen Fehltritt ihres Kindes zu ersparen. Aber wie anders hätten die Franzosen den Stoff behandelt! Leicht, graziös, duftig, mit lächelnder Ironie und nachsichtigem Verständnis. Die Russin Werbizkaja faßt das Leben und seine Episoden tragisch auf und schildert sie so. Die Form des Romanes ist durch und durch russisch, gründlich, mitleidslos, die Autorin ist allwissend und blickt ihren Personen bis in die letzte Faser des Herzens. Man liest das Buch mit stets steigendem Interesse, aber ohne Wärme; man bemitleidet die arme Mutter, man haßt beinahe die Tochter, man lächelt ein wenig über die Aufopferungsfähigkeit des Freundes und ekelt sich vor dem Milieu übertünchter Halbkultur und vor den frühreifen Menschen, die daraus wachsen. — Der Titel „Wenn die Tuberosen blühn" ist zu süßlich für diesen herben Roman; er wird im Original wohl auch anders gelautet haben.

Im goldenen Licht. Gedichte von Ella Hruschka. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.)

Die Gedichte werden unserer Lyrik gewiß nicht neue Bahnen weisen, aber sie sind ansprechend, echt empfunden und gewandt zugeschnitten. Gleichgestimmte werden daran ihre Freude haben.

Im Sonn'schein. Mundartgedichte und anderes von Artur Dworzak. (Wien. Karl Konegen-Ernst Stülpnagel.)

Artur Dworzak ist den „Heimgarten"-Lesern schon gut bekannt und viele werden sich über das Büchlein freuen. Es enthält schnurrige Sachen voll Wärme und Humor, die in dem Wust der Neuerscheinungen gewiß nicht untergehen werden.

In der leidigen Karl May-Affäre erschienen jetzt zwei Bücher: **Mein Leben und Streben,** Selbstbiographie von Karl May, 1. Band (Freiburg i. B., Friedrich Ernst Fehsenfeld), und **Die Zeugen Karl May und Klara May.** Ein Beitrag zur Kriminalgeschichte unserer Zeit von Rudolf Lebius. (Berlin-Charlottenburg. Spreeverlag).

May gesteht da eine Reihe schwerer Jugendverfehlungen ein, die er nun abgebüßt zu haben scheint, aber wenn er hie und da — nicht gerade bei den unwichtigsten Stellen — manches verschleiert, so hilft anderseits sein erbittertster Feind Rudolf Lebius in seiner Broschüre zu reichlich nach und veröffentlicht zahlreiche Privatbriefe und Mitteilungen, die, wenn sie objektiv wahr sind, May persönlich zerschmettern müssen, doch bleibt die Frage eben unbeantwortet: Ist alles in diesem aggressiven, feindseligen und gehässigen Büchlein „Die Zeugen Karl May und Klara May" auch bewiesen richtig? Ich zweifle. Wer die zwei Abhandlungen liest, muß sich sagen: Fast nur ein Wunder kann Karl May mehr von der Verurteilung seiner Persönlichkeit retten. Will er ein solches unwahrscheinliches Wunder provozieren, dann zwinge er ein objektives Gericht durch eine umfassende Klage zu einer genauen Sichtung des gegnerischen Materials. Was nun Lebius anlangt, so wird er wohl selbst nicht im Ernst beanspruchen, bei seiner Publikation ausschließlich durch hehrste Sehnsucht nach Wahrheit geleitet worden zu sein! H. L. R.

Die Österreichische Küche. Von Marie v. Rokitansky. Eine Sammlung selbsterprobter Kochrezepte für den einfachsten wie für den feinsten Haushalt nebst Anleitungen zur Erlernung der Kochkunst. Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 30 Textillustrationen und sechs Tafeln. (Wien. A. Edlingers Verlag.)

Das Kochbuch der Baronin Marie von Rokitansky hat außerordentlichen Beifall gefunden. Auf mehreren Kochkunstausstellungen wurde es mit ersten Preisen ausgezeichnet, in der Fachpresse mit uneingeschränktem Lobe besprochen und heute liegt uns die sechste, vermehrte und verbesserte Auflage vor. Die österreichische Küche erfreut sich eines Weltrufes, und es war an und für sich ein glücklicher Gedanke, ihre Mannigfaltigkeit im Anschluß an die deutsche, französische und englische Küche, und ohne diese zu vernachlässigen, zur Darstellung zu bringen. Aus den Nationalgerichten aller österreichischen Länder und Volksstämme bringt Baronin Rokitansky das Beste und darunter nicht wenig Neues; eingehendste Berücksichtigung findet natürlich die Wiener Küche. Ein ganz besonderer Vorzug des Werkes ist jedoch die Genauigkeit und Ausführlichkeit in den Angaben über die Bereitungsweise der einzelnen Gerichte, der Maße und Gewichte der einzelnen Zutaten, die namentlich Anfängerinnen in der Kochkunst sehr zu statten kommt und sie in Rokitanskys Kochbuch einen durchaus verläßlichen und für alle Fälle ausreichenden Ratgeber schätzen lernt.

Büchereinlauf.

Heinrich Hansjakobs ausgewählte Schriften. Volksausgabe. Fünfter Band: Schneeballen, zweite Reihe. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Co.)

Lebenswirbel. Roman von Henryk Sienkiewicz. Autorisierte Übersetzung von M. Norbert. (Kempten und München. Jos. Köselsche Buchhandlung.)

Vom blühenden Dasein. Novellen von El-Correi. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Dorfspatzen. Hundert lustige Gschichtln und Gedichtln in süddeutscher Mundart von Demetrius Schrutz. (Bonn a. Rh. Anton Heidelmann.)

Bücher der Weisheit und Schönheit, Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthus: **Franz Liszt in seinen Briefen.** Von Eduard Reuß. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer.)

Die Lilienkrone. Tragödie von Gerhard Gutherz. (Wien. Hugo Heller u. Cie.)

Helja. Eine Dichtung aus dem schottischen Hochlande von P. Saget. (Bad Honnef a. Rh. Rhenus-Verlag.)

Deutschösterreichische Klassikerbibliothek: Band 21, **Josef Schreyvogel ausgewählte Werke.** Erster Band: „Samuel Brinks letzte Liebesgeschichte. War er ein Geisterseher?" — Band 22, **Franz Grillparzer ausgewählte Werke.** Fünfter Band: „Das goldene Vließ." (Wien-Teschen-Leipzig. Karl Prochaska.)

Weihestunden. Ausgewählte Gedichte von Franz Josef Zlatnik. (Baden-Baden. Pet. Weber.)

man Ansätze zu scharfer Zeichnung. Bernt verfügt auch über eine reichliche Dosis Humor; ganz köstlich ist die Schilderung der intimen Schillerfeier, bei der die beiden Freunde Sandauer und Gräsle infolge der Begeisterung und des zuviel genossenen Tees (mit Rum) trunken werden. Der Verfasser hat unleugbar Talent, ihm fehlt jedoch vorläufig eine gewisse Selbstbeschränkung, er steht noch nicht über seinem Stoffe, er kann ihn noch nicht eindämmen, und so verflattert ihm derselbe, anstatt sich nach einem Punkte hin zu konzentrieren. Emil Soffé.

Hubertusjünger. Skizzen aus Forst- und Weidmannskreisen von A. v. Plankenberg (Wien. Verlag des „Forstmann und Berufsjäger".)

Die hübschen Erzählungen, die von einer feinen und warmherzigen Beobachtung des Lebens zeugen, werden nicht nur in Weidmannskreisen eine gute Aufnahme finden, sondern von allen, die freundliche, optimistische Geschichten schätzen, gern gelesen werden. A. v. Plankenberg, der das Milieu, das er schildert, sehr gut kennt, ist durch seine verschiedenen Beiträge in Jagdblättern schon bestens bekannt.

Ewige Weisheit. Sprüche des Talmud und der rabinischen Literatur nebst Fabeln, Parabeln und Sagen derselben, übersetzt von Max Weinberg (Halle a. S., Otto Hendel.)

Gewiß eine interessante Sammlung, aus der man den hebräischen Geist in seinen sittlichen Eigentümlichkeiten überschauen kann. Übrigens ist die Sammlung stark modernisiert, daß die Aussprüche kaum viel von unserer Moral abweichen. Und weil die Auswahl zumeist allgemein gültige Sentenzen bietet, so nannte sie der Herausgeber mit Recht: Ewige Weisheit. — Moderne Christusstürzer behaupten, die Lehre Jesu sei völlig schon im Talmud und anderen orientalischen Weistümern enthalten. Ich suche in diesen Sphären die zwei einzigen Gedanken: Vertrauen des Gotteskindes zu seinem gütigen himmlischen Vater, und liebe deine Feinde. Ich finde diese Lehren nirgends als bei Jesu, sie sind wohl die Seele des Christentums, die es von allen übrigen, besonders der jüdischen Religion unterscheidet.

An die Frauen! Gesammelte Essays von Max v. Weißenthurn (Leipzig und Wien. Verlag „Autos".)

Max v. Weißenthurn ist den Lesern des „Heimgarten" schon lange und bestens bekannt. Nun erschien das Buch „An die Frauen", eine Sammlung wertvoller, gedankentiefer Essays, deren Ziel ist, die Harmonie im Menschenleben zu fördern. Schlicht und einfach, klar und eindrucksvoll spricht der Verfasser da zu uns; er verteidigt nicht unbedingt das Althergebrachte, verkündet aber auch keineswegs die Phrasen der modernen Welt, sondern sucht den goldenen Mittelweg zu finden und ihn den anderen zu weisen, jene goldene Bahn, die am Ende zum guten Ziel des Glückes und der Zufriedenheit führt. Es ist so leicht, durch Paradoxa zu blenden und durch absonderliche Einfälle zu verblüffen, schwer jedoch ist es, das einfach Vernünftige und Praktische, das an sich weniger reizt, anmutig zu vertreten. Gerade das aber tut Weißenthurn und darin liegt der Wert seines Buches. K. V.

Detlev v. Liliencrons Briefe aus den Jahren 1885 bis 1889 an Hermann Friedrichs. Vollständige Ausgabe. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Jahre um 1885 sind eine blitzende Grenzscheide zwischen unserer alten und unserer neuen Literatur. 1883 hatte der holsteinische Freiherr, Kirchspielvogt und Hauptmann a. D. Detlev v. Liliencron seine „Adjutantenritte" in die Welt gesandt, Verse, in denen ein unerhörtes Klingen war, Verse, die heute noch vielleicht den Höhepunkt unserer neuen Lyrik bezeichnen. Sie trugen ihm einige begeisterte Zuschriften ein, aber bald ward's wieder still im Lande. Das Klingen verhallte.

Da trat ein neuer Kämpe auf den Plan, Hermann Friedrichs, der damalige Redakteur des „Magazins für Literatur", schrieb einen schneidigen Artikel gegen die süßliche Pseudoliteratur jener Tage, der maßloses Staunen im Lande erweckte. Und mit klingendem Spiel zog der holsteinische Baron in das Feldlager des neuen Kämpfers.

Das war der Beginn der Revolution der Literatur. Zwischen Hermann Friedrichs und Liliencron, der sich dem Redakteur als Schildhalter anbot, damit der Tapfere das Lessingschwert mit beiden Fäusten regieren könne, entspann sich ein lebhafter Briefverkehr.

Liliencrons geniale, wundervolle subjektive Persönlichkeit offenbart sich in seinen Briefen, in all ihrer Schneid und ihrer kindlichen Naivität. Wir erleben Höhentage mit ihm, wir lernen die Entstehungsgeschichten seiner blitzenden Kleinode kennen, die durch die Jahrhunderte leuchten werden, und wir kämpfen seinen heldischen Kampf gegen die Pfennigsorgen, gegen die Widerwärtigkeiten des grauesten Alltagslebens mit. Seit Hebbels Tagebüchern ist wohl in deutscher Sprache kein Werk erschienen, das die tiefsten Gründe eines Genies in so erhebender und wiederum so grauenvoller Art zeigte, wie dieses Buch.

Der Wille zum Leben aber, der Positivismus, der sich hindurchschlägt mit dröhnender Faust, der ist wahrlich allen Zimperlichkeiten dandyhafter „Erlösungen" gegenüber ein stählernes „Hinauf!" V.

Heimgarten

8. Heft. Mai 1911. 35. Jahrg.

Zur Neujahrszeit im Pfarrhof von Nöddebo.

Erzählung von **Henrik Scharling.**

(Fortsetzung.)

Der erste Empfang war indessen nicht so herzlich, denn ein großer, gieriger Hund kam auf uns zugesprungen, und nur mit knapper Not konnte Gamling uns mit seinem Regenschirm verteidigen. Endlich kam ein Mann heraus und rief den Hund.

Die erste Person, die wir dann trafen, war ein kleines, blondlockiges Mädchen, das uns entgegengelaufen kam. „Guten Tag, kleine Bodil“, sagte Emmi, indem sie sich niederbeugte und das Kind streichelte. „Sind Vater und Mutter zu Hause?“

Bevor Klein-Bodil antworten konnte, trat eine junge, schöne Bauersfrau mit ein Paar großen, braunen Augen heraus, hieß uns willkommen und führte uns in den Flur, wo Anders Sörensen saß und in einem Buche las. Sobald er uns sah, erhob er sich sogleich und schlug das Buch zu.

„Gottes Frieden und Willkommen“, sagte er und reichte uns allen die Hand. „So läßt sich doch endlich wieder jemand von Ihnen bei uns sehen; es ist lange her. Bitte, nehmen Sie Platz.“

Die Hausfrau klagte darüber, daß sie uns nicht oben ins Besuchszimmer führen könne, wie es sich eigentlich gehöre, aber jetzt sei es zu kalt dort oben.

Komm, es will lenzen. Gedichte von Therese Lehmann-Haupt. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Auserwählte Gedichte, zum Teil in heimischer Mundart von Karl Rhodius. (Sondershausen. Paul Oertel.)

Mütterchens Ehrenbuch. Lieder zum Lobe von Mutter und Kind. Aus den Werken deutscher Dichter zusammengestellt von Demetrius Schrutz (Bonn a. Rh. Heidelmann.)

Rudolf Presber, ein rheinisches Dichterleben. Biographisch-literarische Studie von Wilhelm Clobes. Mit zahlreichen Abbildungen nach Photographien. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Aus der Welt des Kindes. Ein Buch für Eltern und Erzieher. Von Dr. J. Loewenberg. (Leipzig. R. Voigtländer.)

Allerhand Kinderarbeiten im Sinne Fröbels. Was soll ich schenken? Vorschläge und Anleitung von Hedwig Levi. (Ravensburg. Otto Maier.)

Ein Neuer Pflug und eine Heilige Burg. Von Elisarion. Deutsche Ausgabe. (München. Verlag „Akropolis".)

Eh' des Kindes Lenz erblüht! Von Johanna Lasse-Richter. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.)

Jahrbuch der Deutschösterreichischen Schriftstellergenossenschaft 1911. (Wien. Gerlach und Wiedling.)

Die Lösung der sozialen Frage durch den Techniker und Kaufmann. Von Vinzenz Till. (Bruck a. d. Mur. Im Selbstverlag.)

Die Naturholzarbeit als Volkskunst. Heft 1: „Lehrgang für die Naturholzarbeit". Herausgegeben von Karl Köhler. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. (Leipzig. Frankenstein u. Wagner.)

Karl Ernst Knodt. Seine Person und sein Wirken. Von Ernst Krauß-Satteldorf. (Leipzig. Fritz Eckhardt.)

Berthold Auerbach. Bericht über die Anbringung der Gedenktafel in Nordstetten und die Errichtung des Denkmals in Stuttgart Cannstatt. (Stuttgart. Druck der „Union", Deutsche Verlagsgesellschaft.)

Gesundheit? Lyrische Erzählung von Edmund. (Dresden. Piersons Verlag.)

Eheschließungs- und Trennungsfähigkeit in Ungarn. Mit besonderer Berücksichtigung der österreichischen, russischen und italienischen Rechtsverhältnisse. Verfaßt von Dr. Ernst Gerö, Advokat, Redakteur der „Ehe- und Familienrechts-Revue" in Budapest. (Erhältlich in der Advokaturskanzlei des Verfassers, Budapest, VII., Elisabethring 17.)

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten"

B. Z., Triest. Das von Ihnen erwähnte Franzosenlied lautet:

Ick bin ein Franzose mes Dames,
Comme ça mit die 'ölzerne Bein,
Jean Grillon is meiniger Name,
:|: Mein Stolz ist die 'ölzerne Bein. :|:

Ick 'üpfe, ick scherze, ick kose,
Comme ça mit die 'ölzerne Bein,
Denn oben da bleib' ick Franzose
:|: Und wär' ick auch unten von Stein. :|:

Und glaubt Sie, könnt' Küsse nit gebe,
Betrügt Sie gewaltig die Schein.
Zum Küsse, so war als ick lebe,
:|: Da braucht Sie die Maul, nit die Bein. :|:

Und machet die Leben einst Pause,
Wie giftig die Grabwurm wird sein!
Sie denkt: 'alt, da gibt's was zu schmause —
:|: Findt nix als die 'ölzerne Bein. :|:

Luft, Wasser und pommes de terre,
Mehr brauk ick nix, lustik zu sein;
Der Plas, wo ick steh', und das Ehre
:|: Des braven Soldaten is mein. :|:

So 'incke ick fröhlich durks Leben,
Comme ça mit die 'ölzerne Bein;
An Kaiser und Könige geben
:|: Mir Plas für die 'ölzerne Bein. :|:

Und sterb' ick, und wär' es noch 'eute,
Flugs geht's in die Immelreich ein.
Saint Pierre kommandiert seine Leute:
„Mackt Plas für die 'ölzerne Bein!"

* Peter Rosegger ersucht uns wiederholt und nachdrücklich, darauf hinzuweisen, daß er mit der von einem Herrn Martin in Salzburg oft angekündigten Gedichtesammlung „Der klingende Garten", die demnächst „zugunsten der Rosegger-Sammlung" erscheinen soll, in keinerlei Verbindung steht, daß ihm weder der Mann, noch sein Werk bekannt ist.

* Am 25. Februar dieses Jahres ist in Berlin der Dichter Friedrich Spielhagen in seinem 82. Lebensjahre gestorben. Im nächsten Heft werden wir Gelegenheit haben, aus einer Anzahl Spielhagenbriefe seinem rein menschlichen Wesen näher zu kommen.

(Geschlossen am 20. März 1911.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Köck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

aus man die ganze Gegend überblicken kann. Wir gingen hin; der Schnee lag wohl ziemlich hoch, aber es gelang uns, hinüberzukommen. Gerade als wir oben auf dem Hügel waren, begann das Abendläuten. Die Sonne war gewiß schon seit einer halben Stunde untergegangen, aber da hatte der Glöckner vermutlich sein Abendessen verzehrt und daher gedacht, daß die Sonne wohl noch ein wenig damit warten könne, unterzugehen. Wir standen oben auf dem Hügel und sahen aufs Dorf hinab. Die einzelnen Häuser und Bauernhöfe konnte man wohl nicht sehen, dazu war das Mondlicht zu schwach, denn der Himmel war von Wolken bedeckt; aber wir sahen das Dorf als eine dunkle Masse. Es lag so still und schweigend da, die Glockenklänge schwebten so mild und freundlich darüber hin, sie sandten Gottes Frieden und Segen über das Dorf Keiner von uns sprach ein Wort. An dem stillen Winterabend standen wir stumm oben auf dem Hügel und lauschten dem Glockengeläute. Nun kamen die drei letzten Schläge für Gott Vater, Gott Sohn und heiligen Geist — stark und kräftig klangen sie, der letzte durchzitterte die Luft noch eine lange Weile, und dann wurde alles still.

„Das war das letzte Mal im alten Jahre“, sagte Emmi, indem sie die Hände faltete. „Gott sei gedankt für alles Gute, das Er uns gegeben.“

Eine kleine Weile standen wir still, dann begann Emmi von neuem: „Wenn ich hier auf den Hügel heraufkomme, ist mir zumute wie den alten Königen, wenn sie auf ihren Schlössern saßen und auf ihre Länder herabschauten. Da unten liegt auch mein Reich und alles, was ich liebe, was mir teuer ist, finde ich da unten.“

„Und mehr verlangen Sie nicht?“ fragte ich.

„Nein.“

„Haben Sie wirklich keine anderen Wünsche?“

„Nun, gewiß“, antwortete Emmi, und trotz der Dämmerung sah ich eine flüchtige Röte auf ihren Wangen. „Wünsche und Begehren haben wir Menschen ja immer. Aber Sie wissen wohl auch, was ein alter, weiser Mann gesagt: daß wir es nicht hindern können, daß die Vögel über unseren Häuptern fliegen, aber wir können es hindern, daß sie ihre Nester in unseren Haaren bauen. So auch mit unseren Wünschen und Hoffnungen: wir können es nicht hindern, daß sie durch unsere Seele fliegen, aber wir können sie hindern, sich fest darin einzunisten.“‘

Wir gingen den Hügel hinab und den Weg längs des Fjords dahin. Auch hier war alles stumm und still, die weiße Schneedecke lag über alles ausgebreitet und leuchtete uns gleichsam im Dunkeln.

„Jetzt ist hier nicht viel zu sehen“, sagte Emmi, „aber im Sommer, wenn die Buchen ihr dichtes Laub über unseren Köpfen wölben und

„Nun ja“, sagte der Mann, „das Zimmer hier ist ja auch recht schön“, und er warf einen zufriedenen Blick auf die Eichenholzschränke, die längs der Wand aufgestellt waren. „Aber natürlich, wenn wir gewußt hätten, daß wir heute so feine Gäste bekämen, so hätten wir das Besuchszimmer schon in Ordnung gebracht.“ ——

Nun wurde aufgetragen, was das Haus bieten konnte: Zwei große Schüsseln mit Butterbroten wurden uns vorgesetzt und dann Kaffee; dann mußten wir auch Anders Sörensens Bier kosten und von seinem Wein trinken. Ich aß wie ein Held, aber meine Tapferkeit wurde noch von Anders Sörensens Gastfreundschaft überboten, er nötigte mich so lange, bis ich schließlich erklären mußte, daß ich keinen Bissen mehr essen könne.

Dann führte uns die junge Hausfrau herum, um uns die Schätze des Hauses zu zeigen. Die großen Eichenschränke wurden geöffnet und ein Stück nach dem anderen herausgenommen — es schien, wie wenn es niemals enden wolle; und all das sollte Klein-Bodil bekommen, wenn sie einmal Hochzeit halten würde; ja Klein-Bodil konnte mit allen diesen Herrlichkeiten ganz gut siebenmal Hochzeit halten. Und all das Linnen hatte die Frau mit eigenen Händen gesponnen, gewebt und genäht, denn da war sie sicher, daß es gut sei. Der Mann stand daneben und bewunderte nicht das Leinen, sondern die Frau. „Habe ich nicht eine unvergleichliche Frau“, flüsterte er Gamling zu, „ihresgleichen findet man nicht im ganzen Kirchspiel, ja, auf der ganzen Welt. Aber ich habe auch so manches Leid ertragen um ihretwillen, denn es ist so, wie der Propst sagt, daß wir die größte Freude von den Dingen haben, um die uns der Herr erst Böses erdulden läßt, bevor er sie uns gibt.“

Es begann nun dunkel zu werden, und deshalb verabschiedeten wir uns. Der Mann, die Frau und Klein-Bodil begleiteten uns bis zum Tore; der große Hofhund fuhr in seinem Amtseifer wieder auf uns los, aber er bekam ein paar Schläge von Anders Sörensen, damit er die Herrschaft vom Pfarrhofe wiedererkenne.

„Das ist ein prächtiger Mensch; der gefällt mir sehr gut“, sagte ich zu Emmi.

„Glauben Sie nun, daß Sie sich auch seines Namens erinnern werden?“

„Ja, das glaube ich wohl.“

„Da sehen Sie, daß man sich der Namen wohl erinnert, wenn man die Leute kennt. Wenn Sie im Sommer zu uns herauskommen und die Ferien hier verbringen, so werden Sie wohl bald ihre Namen ebenso genau kennen wie ich selbst.“

Es war nun Zeit, nach Hause zu gehen, aber Emmi wollte gern zuerst auf den kleinen Hügel, der hinter dem Dorfe liegt und von wo

Drin beim Propst waren die Pröpstin und Corpus Juris.

„Das ist schön, daß Sie kommen, Nicolai", rief der Propst mir entgegen. „Ich habe darauf gewartet, daß Sie kommen; ich habe etwas für Sie."

„Was denn?" fragte ich verwundert.

„Ich habe eine neue Liebste für Sie gefunden, da es mit der alten nicht gut ging, aber sie kostet zwanzig Taler."

Ich war so klug wie zuvor, ich begriff kein Wort von dem, was der Propst sagte. Er saß in seinem Lehnstuhl mit der ernstesten Miene und blies eine dichte Rauchwolke nach der anderen aus seiner Meerschaumpfeife. Die Pröpstin nahm es nun auf sich, die rätselhaften Worte des Propstes aufzuklären. „Sie wissen wohl, Nicolai", begann sie, „daß es bei den Bauern nicht immer so zugeht, wie es sein sollte und müßte, und daß sie bei ihren Verlobungen und Heiraten viel mehr auf das Geld sehen, als ihrem Herzen folgen, so daß es häufig bloß ein Geschäft ist zwischen ihnen. Nun ist da ein alter Knecht bei unserem Nachbar, namens Christen Madsen; er ist seit zehn oder zwölf Jahren mit einer Magd verlobt, die auch bei dem Nachbar dient und die allgemein die alte Anna genannt wird. Die alte Anna hatte einige Schillinge erspart, und das war der eigentliche Grund, aus dem Christen Madsen sie haben wollte. Die Hochzeit war jedoch von einem Jahre zum anderen aufgeschoben worden. Aber jetzt hat Christen Madsen auf einmal einen guten Antrag von anderer Seite erhalten und will deshalb die Verbindung mit der alten Anna aufheben. Aber sie will hiezu nicht ihre Zustimmung geben; erst nach vielen Unterhandlungen hat sie so weit nachgegeben, daß sie ihn seines Versprechens entheben will, wenn er ihr zwanzig Taler bezahlen will."

„Und nun denke ich", setzte der Propst fort, „daß Sie, Nicolai, die zwanzig Taler bezahlen sollen, so daß Christen Madsen frei wird, und dann könnten Sie selbst die alte Anna nehmen — sie hat einiges auf dem Grunde ihres Koffers verborgen und ist noch nicht vierzig Jahre alt."

„Wird Christen Madsen ihr die zwanzig Taler bezahlen?" fragte Corpus Juris.

„Nein", antwortete der Propst, „es scheint ihm, daß er nicht zwanzig Taler wert ist (und damit hat er ganz recht), sondern daß zehn Taler ganz genug sind."

„Handelt es sich also um ein gültiges Eheversprechen?" fragte Corpus Juris wieder mit echt juristischem Tonfall.

„Ja, gewiß ist es gültig", antwortete der Propst, „das Eheversprechen ist nun sieben Jahre alt und im Sommer hütet ‚es' Gänse, so daß Christen Madsen es keinesfalls ableugnen kann."

man auf der anderen Seite des Fjords helles, bläuliches Wasser sieht, da ist es hier göttlich schön."

„Aber das ist ja eigentlich der einzige Spaziergang in der Nähe des Pfarrhofes", wandte ich ein.

„Und gerade deshalb ist er mir so lieb. Wie es mit den Leuten im Dorfe gewesen, so ist es hier mit den Bäumen; es ist hier kein Baum, kaum ein Grashalm, den ich nicht kenne, und wenn ich an einem warmen Sommertage hier draußen sitze auf den grasbewachsenen Höhen mit meiner Handarbeit, da ist es mir, wie wenn ich mitten in dem einsamen Walde doch von lauter Freunden umgeben wäre, die alle so vertraulich mit mir flüstern und mir tausend Dinge zu erzählen haben. Glauben Sie mir, Nicolai, je weniger wir haben, desto größeren Wert messen wir ihm bei."

„Das ist ein wahres Wort", bemerkte Gamling, „darum sagt der Apostel Paulus, ‚daß es gut sei, sich mit dem zu begnügen, was man hat, und nicht nach dem Hohen zu trachten, sondern sich mit dem Niederen zu begnügen'. Das sind ein paar gute Lebensregeln, die sich jedermann zu Herzen nehmen sollte."

„Aber das sind ein paar gräßlich langweilige Lebensregeln", wendete ich ein, „und wenn alle danach leben sollten, so würde ja schließlich die Welt stillstehen, ja, sie würde aus lauter Trübsinn in Schlaf verfallen. Nein, das Leben ist nicht Ruhe und Frieden, sondern es ist Bewegung und Vorwärtsstreben, Kampf und Anstrengung — hat man ein Ziel erreicht, so stelle man sich ein neues — das heißt auf die richtige Art leben."

„Ja, so denken die meisten", antwortete Gamling, „und deshalb klagen sie auch über die böse Welt, in der wir leben, statt über ihre eigene Unmäßigkeit und Eitelkeit zu klagen. Es geschieht ihnen durchaus kein Unrecht, wenn es ihnen so geht, wie es in der alten Weise heißt: Vorige Nacht fing ein leckres Mäuschen unsere alte Katz' usw."

Ich glaube beinahe, daß Gamling recht hatte! — — Anders Sörensen sagte gewiß, daß er vieles erduldet habe um seiner Frau willen, aber er war dennoch glücklich, denn er war nur ein einziges Mal verliebt gewesen, aber auch hinreichend, während ich hingegen — — ach ja! Wer so glücklich sein könnte, wie Anders Sörensen.

Als wir heimkamen und in den Saal treten wollten, war die Tür verschlossen. „Ihr dürft nicht herein", rief Andrea Margarete von innen. „Ihr müßt zum Vater hineingehen und dort warten, bis ich euch rufe."

„Was geht hier vor?" fragte ich Emmi.

„Andrea Margarete hat den Christbaum wieder angezündet, denn da ihr am Weihnachtsabend nicht bei uns waret, so sollt ihr wenigstens den Neujahrsabend mit uns feiern."

Nein, Trofast konnte dies nicht, denn im selben Augenblick schleppte ihn Nils herein, den Hund mit der einen Hand haltend, einen halbverzehrten Pfefferkuchen in der anderen. Er hatte Trofast mit irgendetwas im Maule fortschleichen gesehen, war nachgelaufen und hatte ihn auf frischer Tat ertappt.

„Nun sehen Sie, Herr Propst, daß er gestern abend nicht umsonst Prügel bekommen hat“, sagte Nils triumphierend.

„Ja, ich weiß schon, Nils, daß du ein braver Kerl bist, der immer seine Schuldigkeit tut“, sagte der Propst.

„Aber jetzt soll er noch eine Lektion bekommen, so daß er lernt, wie man sich unter gebildeten Leuten benehmen muß“, sagte Nils und wollte den Sünder fortschleppen, aber dieser heulte so kläglich, daß Andrea Margarete selbst für ihn bat.

„Gut, laß ihn diesmal noch entschlüpfen“, sagte der Propst, „weil es Neujahrsabend ist. Er hat ja außerdem auch seinen Lohn schon gestern abend im vorhinein bekommen.“ So entging Trofast diesmal der Strafe und spazierte mit Nils hinaus.

Wir wandten nun dem Christbaum, der in einem beklagenswerten Erniedrigungszustand auf dem Boden lag, unsere Aufmerksamkeit zu, hoben ihn auf, die Lichtchen wurden wieder angezündet, und bald erstrahlte er wieder in seinem früheren Glanz. Auf dem Baume hingen einige Kleinigkeiten für Gamling und Corpus Juris, die sie eigentlich am Weihnachtsabend hätten bekommen sollen, aber da waren sie ja nicht gekommen. Auch an mich hatten sie gedacht, und Andrea Margarete überreichte mir ein großes Buch. Als ich es öffnete, stand auf dem Titelblatt geschrieben: „Lyrische Gedichte von Nicolai“, sonst waren nur leere, weiße Blätter darin.

„Was soll ich damit?“ fragte ich.

„Sie sollen es natürlich mit Gedichten vollschreiben, wie auf dem Titelblatt steht, und sie dann drucken lassen, dann werden Sie ein berühmter Mann.“

„Es kann Ihnen doch nicht an Stoff mangeln“, sagte der Propst, „nur die Fahrt nach Roeskilde könnte die erste Hälfte des Buches füllen mit Gedichten voll unglücklicher Liebe, die zweite können Sie mit glücklichen Liebesgedichten vollschreiben. Dann wird das Buch aus zwei Teilen bestehen, deren erster heißen wird: ‚Unglückliche Liebe in Roeskilde‘ und der zweite ‚Glückliche Liebe in Nöddebo‘ — so bekommt die Menschheit etwas von alledem, was sie am liebsten hat, und das Buch wird mit stürmischem Beifall aufgenommen werden, insbesondere wenn Sie das Porträt der alten Anna aufs Titelblatt drucken lassen.“

„Nein“, sagte die Pröpstin, „Nicolai soll weder von glücklicher noch von unglücklicher Liebe singen. Wollen Sie Dichter werden, so

Jetzt trat Andrea Margarete ein und bat uns, hineinzukommen. Der Propst wollte seine Lampe mitnehmen, aber Andrea Margarete erlaubte dies nicht: wir sollten im Dunkeln hineingehen, denn dann würden die Lichter des Christbaumes eine um so größere Wirkung üben. So mußten wir uns also durch die langen Gänge vorwärtstappen und stießen unaufhörlich gegeneinander, bis wir endlich zum Saale kamen. Hier mußten wir wieder ein paar Augenblicke stehen bleiben, dann schlug Andrea Margarete rasch die Tür auf und — alles war dunkel drin, nur ein paar glimmende Lichtchen lagen auf dem Fußboden und verbreiteten einen schwachen Schein.

„Hoho“, rief der Propst, „wie das Licht einen blendet: ich bin ganz blind davon — ich kann nichts sehen.“

Aber Andrea Margarete klagte und jammerte, ihre ganze schöne Arbeit war zerstört. Wie konnte das geschehen sein? — Inzwischen hatten wir ein Licht angezündet und sahen da, daß der Christbaum umgestürzt war und wie ein gefallener König in all seiner Herrlichkeit dalag. Und wer hatte die Schuld daran?

„Der Luftzug kann das unmöglich verschuldet haben“, meinte Andrea Margarete, denn alle Türen und Fenster waren geschlossen. Wir untersuchten den Baum genauer: einige Zweige waren abgebrochen, wie wenn man ihn mit Gewalt umgestoßen hätte. Aber wer konnte so schlecht gewesen sein, dies zu tun? Andrea Margarete war allein gewesen, es mußte im selben Augenblick geschehen sein, als Andrea Margarete das Zimmer verlassen hatte.

„Hier liegt der Hund begraben!“ rief schließlich der Propst. „Du hättest dich des alten Spruches erinnern sollen: Cave canem! Dann hättest du diesen Kummer nicht gehabt.“

Ja, Trofast mußte der Urheber sein, da war kein Zweifel: ein großer Pfefferkuchen, der auf der Spitze des Baumes gehangen, war herabgerissen, so daß nur ein kleines Stück übrig war. Dieser Pfefferkuchen mußte den armen Trofast allzusehr verlockt haben, so daß die Natur die Oberhand über die Erziehung gewonnen, und er hatte einen gewaltigen Angriff auf den Baum gemacht und sich dann hinausgeschlichen, als die Tür sich geöffnet hatte.

„Aber er hat es bestimmt nur getan, um ein paar Ratten zu verjagen, die er wahrscheinlich oben sah“, sagte der Propst.

Aber Andrea Margarete meinte, daß Trofast niemals so unverschämt gewesen wäre. „Ja, wenn Trofast es nicht getan hat, so muß Nicolai es getan haben“, sagte der Propst, „aber Nicolai kann sein Alibi beweisen, denn er war drin bei mir, hingegen zweifle ich sehr daran, daß Trofast sein Alibi nachweisen kann.“

„Das war ein tiefer Gedanke", sagte der Propst, „er ist seines Erfinders würdig. Gewiß sind Sie es auch, Nicolai, dem die Neuzeit für die merkwürdige Entdeckung zu danken hat, daß die alten Griechen ins zwanzigste Jahr gingen, wenn sie das neunzehnte beschlossen hatten. — Ich möchte wissen, ob ihr anderen heute auch so tiefsinnige Gedanken gehabt habt wie Nicolai. Laß mich hören, was du heute gedacht hast, Andrea Margarete?"

„Ich habe gedacht", sagte Andrea Margarete und erhob sich hastig, um hinauszugehen, „daß ich hinausgehen muß, um etwas Wein zu holen, damit wir ein Hoch auf das alte Jahr ausbringen können."

„Ja, natürlich", sagte der Propst, „so leicht entkommst du uns nicht. Du hast gewiß an etwas sehr Merkwürdiges gedacht, da du es geheimhalten willst. Ja, hole du nur deinen Wein, den wollen wir gerne trinken, aber wenn du zurückkommst, wirst du bestimmt erzählen, was du gedacht hast."

Während Andrea Margarete draußen war, fragte der Propst Emmi: „Nun, was hast du heute gedacht?"

„Ich habe an all das Gute gedacht, das ich während des verflossenen Jahres genossen habe, und Gott dafür gedankt", antwortete Emmi.

„Das war schön von dir gedacht, du bist deines Vaters Tochter."

Nun kam Andrea Margarete mit dem Wein zurück und der Propst fragte sie wieder, was sie gedacht hatte.

„Ich habe dasselbe gedacht wie Emmi", antwortete Andrea Margarete.

„Aber du warst ja draußen, während Emmi sprach, wie kannst du wissen, was sie gedacht hat? Nein, du hast bestimmt etwas gedacht, was nicht recht ist, da du nicht davon sprechen willst. Aber es ist ja wahr, Gedanken sind zollfrei und zwingen können wir dich nicht. — Nun, und Sie, Frederik, was haben Sie gedacht?"

„Ich", antwortete Corpus Juris zögernd, wie wenn er erst etwas ausdenken wollte, „ich — ich habe heute solche Eile mit den Armenverrechnungen gehabt, daß ich nicht Zeit hatte, an etwas anderes zu denken."

„Ja, das können Sie anderen einreden, aber denken Sie nicht, daß ich Ihnen das glaube. Sie können mir nicht einreden, daß Sie so völlig in meinen Zielen aufgehen, daß Sie nicht Ihr eigenes, kleines Feld bebauen. Aber wenn Sie selbst nicht sagen wollen, woran Sie gedacht haben, so will ich es tun. Sie haben darüber nachgedacht, ob Sie vielleicht irgendeinen Hokuspokus mit den Armenverrechnungen machen könnten, so daß Sie den Gemeindevorstand und die öffentliche Meinung gegen mich aufhetzten und so möglicherweise drei oder vier

lernen Sie von diesem hier", und sie nahm eine schöne Homer-Büste herab und gab Sie mir, „das ist mein Geschenk für Sie. Lernen Sie zu dichten wie er, einfach und prunklos, aber wahr und natürlich über alles, was sich im Menschen und im Menschenherzen regt, und dann werden Sie Menschen finden, die gern Ihren Liedern lauschen."

„Soll Nicolai Skalde werden?" fragte Gamling sehr erstaunt.

„Nun, wirklicher Skalde braucht er ja nicht zu werden", sagte Emmi, die neben Gamling stand. „Aber haben Sie nicht selbst gesagt, daß man mit achtzehn Jahren immer Dichter ist, und das haben Sie ja auch selbst bewiesen."

„Ich hatte daran gedacht", sagte der Propst, „Nicolai die alte Anna zu verehren, aber sie war zu groß, um sie auf den Christbaum zu hängen, und so mußte ich sie draußen stehen lassen."

Als die Lichter schließlich beinahe herabgebrannt waren, wurden sie ausgelöscht und der Christbaum hinausgetragen.

Als wir dann das Nachtessen eingenommen hatten, der Tisch abgedeckt war und der Propst seine Abendpfeife angezündet hatte, saßen wir wieder um den runden Tisch herum, und das Gespräch ging heiter und leicht wie gewöhnlich.

„Nun schließt wieder ein Jahr", bemerkte der Propst, „Eheu fugaces, Nicolai, Nicolai, labuntur anni — aber wohin die Jahre kommen, das ist mir unbegreiflich. Manchmal scheint es einem, als ob man noch jung und frisch wäre, bis man dann all das Jungholz sieht, das rund um einen aufgewachsen ist und nun zu großen Bäumen werden will, da entdeckt man plötzlich, daß man selbst alt geworden ist. Wenn ich an Ihren Vater denke, Christoffer, so ist es mir, als wären es erst drei oder vier Tage her, seitdem wir zusammen auf der Schulbank gesessen, und nun sitzen hier drei erwachsene Söhne von ihm. Insbesondere Nicolai, dessen Dasein ich vor ein paar Tagen kaum ahnte, ist plötzlich vor meinen Augen emporgeschossen wie ein großer Pilz."

„Ja", sagte die Pröpstin, „aber es ist ja gut, daß wir selber nicht merken, wie alt wir werden, denn das ist ein Beweis dafür, daß der Geist niemals altert, sondern wenn auch die Jahre über unsere Köpfe fortrollen und wir grauhaarig werden und Runzeln auf der Stirn bekommen, so bleibt die Seele doch ewig jung und fühlt die Last der Jahre nicht."

„Damit hast du recht, Mutter", sagte der Propst. „Ja, Mutter sagt nicht viel, aber was sie sagt, ist immer gut. So sollten Sie es auch machen, Nicolai. Lassen Sie mich nun hören, was für Gedanken Sie am letzten Tage des Jahres haben?"

Ich hatte keine Lust, zu beichten und antwortete deshalb ausweichend: „O, ich habe daran gedacht, daß morgen Neujahrstag ist."

der Menschen. Dazu kommt, da, wie wir wissen, die Erdrinde sehr dünn ist und innen das vulkanische Feuer brennt, daß der Mond mit seiner Last die Erdrinde entzweischlagen wird, so daß die unterirdischen Feuerflammen hervorbrechen, und dann wird geschehen, wie geschrieben steht, daß die Elemente in Brand geraten und in Nichts zerfallen. Da kann man sich auch vorstellen, welcher Schrecken die Menschen ergreifen wird, wenn sie hinauf auf die Höhen flüchten, um den Wogen des Meeres zu entrinnen, und hier die alles verzehrenden Flammen finden werden".

„Hu, das ist gräßlich", sagte Andrea Margarete, „es muß entsetzlich sein, zu dieser Zeit zu leben."

„Das wird es auch sein", sagte Gamling, „insbesondere zu der Zeit, die vorhergeht, wenn der Mond immer näher und näher kommt und immer größer und größer wird, so daß er in der Nacht wie eine große, blutrote Scheibe dasteht, um am Tage wie eine kohlschwarze Masse, die die Sonnenstrahlen abhält, zu uns zu dringen, denn da wird auch in Erfüllung gehen, was geschrieben steht, daß die Sonne sich in Finsternis verwandeln wird und der Mond zu Blut werden und die Sterne nur einen schwachen Schein geben werden. Und dann wird der Mond von Tag zu Tag größer werden und näher und näher kommen, wie ein großer Werwolf, der die Erde verschlingen will. Und wohin sie auch fliehen werden, sie können ihm nicht entkommen; ja, dann ist es Zeit, zu rufen: ‚Stürzt zusammen über uns, ihr Berge! Bedeckt uns, ihr Höhen!' und trotz alldem wollen sie nicht umwenden, sondern fahren fort, zu trotzen und zu spotten in ihrer Gottlosigkeit, bis zu dem Augenblick, da der Menschensohn kommen wird und leuchten wird gleich dem Lichte, das von Osten bis Westen leuchtet."

„Aber was glaubst du, was aus den anderen Sternen werden wird?" sagte Corpus Juris.

„Was mit den anderen Sternen geschehen wird, kommt für uns nicht in Betracht", antwortete Gamling.

„Dann auch eigentlich nicht, was mit der Erde geschieht", sagte der Propst, „alles, was Christoffer da ausgeheckt hat, ist ja ganz schön, aber ob es richtig ist, wissen wir nicht. Wenn wir nur ganz sicher sind, daß der Herr einmal kommen wird, um die Erde zu richten, so ist dies genug, und wir brauchen nicht zu wissen, weder wann noch wie er kommen wird. Aber wir wollen ihn bitten, ob er nun bald oder spät kommt, daß wir unter denen sein mögen, deren Namen im Buche des Lebens aufgezeichnet sind. Kommt nun und laßt uns unsern Psalm singen und unserm Herrn danken, daß er seine Hand über uns gehalten und uns während des alten Jahres gnädig bewahrt hat."

Hierauf erhob sich der Propst wie auch wir anderen, und wir gingen zum Klavier hin, wo Emmi Psalmenmelodien spielte, während

Prozesse in Gang bringen könnten. Ich habe das Kirchenrecht nicht vergessen, von dem Nicolai so viel sprach, als er herkam, und ich kenne genugsam Ihre schlimmen Absichten. Vermutlich sollen Andrea Margarete und Nicolai Sie in Ihrem Vorhaben unterstützen, und deshalb wollen auch die beiden ihre Gedanken nicht sagen. Vielleicht hielten Sie in Roeskilde einen Rat ab, und Nicolai, die schwarze Seele, suchte meine Gedanken in andere Richtung zu lenken. Hier sitze ich nun, ich armer Kerl, von Verrätern umgeben, die mich mit falscher Rede zu betrügen suchen. — Nun, Christoffer, haben Sie ebenso böse Gedanken gehabt wie alle die anderen? Oder woran haben Sie gedacht?"

„Ich habe an den Untergang der Welt gedacht", antwortete Gamling mit seiner gewöhnlichen Ruhe.

„An den Untergang der Welt!" rief ich verwundert aus und brach beinahe in Lachen aus.

„Ja, an den Untergang der Welt", sagte der Propst, „daran hätten Sie auch denken sollen, aber Sie glauben natürlich, daß dieses sündige Leben, das Sie hier in Nöddebo führen, das Zigarrenrauchen, Pfefferkuchenessen, sich verloben und die Verlobung aufheben, daß das beständig so fortgehen soll, aber darin irren Sie sich. — Aber was haben Sie denn über den Weltuntergang gedacht, Christoffer?"

„Ich habe heute wieder durchgelesen, was darüber in der Bibel steht und die Abhandlung eines französischen Astronomen damit verglichen, die ich vor einiger Zeit gelesen: wie der Mond eines Tages auf die Erde herabfallen würde, und habe gefunden, daß das ganz gut mit den Schilderungen aus den Evangelien übereinstimme."

„Sie glauben also wirklich, daß der Mond einmal herabfallen wird?" fragte Andrea Margarete.

„Unmöglich ist das nicht", antwortete Gamling, „es bedarf nur einer Verzögerung der Rotation des Mondes, infolge eines größeren Widerstandes des Äthers, der wieder seinen Grund in irgendeiner uns unbekannten Ursache haben kann. Aber wenn sich die Rotation des Mondes verzögert, so ist die Folge hievon wieder, daß er der Anziehungskraft der Erde nicht mehr so stark widerstehen kann, und dann wird die Erde ihn immer näher zu sich heranziehen, bis endlich die Anziehungskraft so stark wird, daß der Mond auf die Erde herabfällt."

„Und uns alle totschlägt?" unterbrach Andrea Margarete ihn.

„Das müßte nicht gleich geschehen; denn da das Meer den größten Teil der Erde bedeckt, wird der Mond wahrscheinlich ins Meer fallen, und infolge dieser großen Masse würde dieses seine Ufer überschwemmen und eine neue Sintflut verursachen. Dann geschieht, wie geschrieben steht, von des Himmels Gewalten, die in Bewegung geraten, von dem Brausen des Meeres und dem Schreck und der Verzweiflung

sein, denn ich konnte nicht zwei Worte mit Emmi sprechen, ohne daß Gamling sich gleich hineinmischte; schließlich bemächtigte er sich ganz des Gespräches, so daß ich auch hier überflüssig war. Ich erhob mich also und begann im Zimmer hin und her zu gehen und wünschte vom ganzen Herzen, daß es bald zwölf schlagen solle. Zu lesen hatte ich keine Lust; ich sah auf die große Pendeluhr: es war noch nicht elf — was sollte ich mit der ganzen Zeit beginnen? Ich begann schläfrig zu werden und gähnte ziemlich laut.

„Sie langweilen sich, Nicolai", sagte Andrea Margarete.

„Ja, das ist wohl nicht zu verwundern", antwortete ich. „Ich bin ja hier das fünfte Rad am Wagen."

„Wir werden etwas ausdenken, um Sie zu unterhalten. Emmi wird uns wohl eine Geschichte erzählen, wenn wir sie darum bitten."

„Kann Emmi Geschichten erzählen?"

„Ja. Während der langen Winterabende, wenn Vater keine Zeit hat, um uns vorzulesen, dann sitzen Mutter, Emmi und ich allein, und da erzählt Emmi uns Geschichten, um uns zu unterhalten."

„Heitere Geschichten?" fragte ich.

„Sie sind nicht gerade zum Lachen", antwortete Andrea Margarete, „aber man kann immer etwas daraus lernen, und das ist jedenfalls besser, als sich zu langweilen. — Emmi, willst du uns nicht eine Geschichte erzählen?"

Emmi sagte nicht gern nein, wenn sie um etwas gebeten wurde, und deshalb willfahrte sie gleich unserem Wunsche. Andrea Margarete legte die Schachfiguren fort, Gamling schlug sein Buch zu, und wir setzten uns alle um Emmi, die nach kurzer Überlegung zu erzählen begann:

„Auf Samsö wohnte einmal ein wilder Wikinger namens Knut. Seine Burg lag auf der Spitze eines hohen Berges und blickte weit übers Meer hinaus. Knut hatte nur einen Sohn, der hieß Thiodolf. Er war erst zwölf Jahre alt, aber harten und wilden Sinnes, so daß selbst Knut Mühe hatte, ihn zu beugen. Aber das freute Knut, denn ‚hart ist des Felsens Gestein, aber härter soll des Mannes Sinn sein', pflegte er zu sagen. Thiodolfs Mutter, Ingeborg, hingegen war mild und freundlich, und sie weinte oft blutige Tränen, wenn Thiodolf die Knechte mißhandelte. Zu dieser Zeit begann die Lehre von Christus sich im Norden auszubreiten, aber Knut haßte diese Lehre, denn es schien ihm, daß das ein Glaube für Weiber und nicht für Männer sei. Er glaubte an die alten Götter und jeden Morgen opferte er Odins Auge, wenn es sich blank und strahlend über dem Meere erhob, um über die Erde zu blicken. Thiodolf hatte den Glauben seines Vaters, aber Ingeborg war im geheimen eine Christin und sie

der Propst den Gesang mit seiner kräftigen Baßstimme leitete, und wir anderen einstimmten:

„Das alte Jahr verrinnet,
So sachte es verschwindet,
Und sinket in sein Grab,
Nun sehen wir sein Ende nah'n,
Und stimmen drum ein Loblied an
Dem Herren, der es gab.

Sein starker Arm uns leitet,
Uns Sicherheit bereitet
Frei von Gewalt und Not;
Und quält sich unser Herze
In Zweifel, Pein und Schmerze
Er Trost und Lind'rung bot.

Wenn alle Sonnen schwinden
Die Sterne jäh erblinden,
Kohlschwarz das Dunkel ist,
Dein Licht doch nie verschwindet,
Dein Gnadenquell uns rinnet,
Auf ewig, Herre Christ.

In jeder Weihnacht blinket
Ein Stern, der froh uns winket,
Des Dunkels Mächte flieh'n.
Ja, immer klar es blicket
Auf uns, wenn du uns schickest
Das junge, neue Jahr.

Welch Glück für alle Frommen,
Wenn einst der Tag wird kommen,
Das große Weihnachtsfest,
Wenn Himmelsglocken klingen
Und Neujahrsgruß uns bringen
Vom ew'gen Frühlingsfest.

Ja, wenn uns einst beschieden
Die Zeit des ew'gen Frieden
In holdem Sonnenlicht,
Da, Vater, uns erhöre
Und gnädig uns gewähre
Des Himmels strahlend Licht!"

„Und nun, gute Nacht, meine Kinder, und Dank für alle die Freude, die ihr mir während des alten Jahres bereitet", sagte der Propst, als wir den Psalm beendet hatten. „Der Herr halte seine Hand auch während des neuen Jahres über euch allen — aber Ihnen, Nicolai, gebe ich die besondere Ermahnung, daß Sie sich abends nicht damit unterhalten, gegen die Türen zu pochen, denn das ist hier im Pfarrhofe nicht Brauch." Und mit dieser Ermahnung verließ der Propst uns, begleitet von seiner Frau.

Wir anderen blieben zurück; wir wollten bis Mitternacht aufbleiben, um die Ankunft des neuen Jahres zu erwarten. Ich dachte, daß wir nun eine angenehme Plauderstunde haben würden, aber es schien, als wenn diese Hoffnung zu Wasser werden sollte. Denn zuerst trennten sich Andrea Margarete und Corpus Juris von uns anderen und setzten sich in die Fensternische zu dem kleinen Tisch, um, wie sie sagten, eine Partie Schach zu spielen. Und es schien eine sehr lustige Partie zu sein, denn sie flüsterten unaufhörlich miteinander und lachten jeden Augenblick über etwas. Aber als ich zu ihnen hinging, um zu sehen, was so lustig wäre, waren sie noch nicht weiter gekommen, als daß jeder von ihnen einen Zug mit einem „Bauern" gemacht hatte. Ich wunderte mich darüber, aber Corpus Juris sagte, daß sie ja Zeit vor sich hätten, und übrigens würden sie jetzt ernstlich zu spielen beginnen; auch schwiegen sie plötzlich, um dem Spiele ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ich setzte mich also aufs Sofa neben Emmi. Auf der anderen Seite von Emmi saß Gamling und las in seinem Neuen Testament, vermutlich vom Weltuntergang. Aber seine Andacht schien nicht besonders groß zu

Brust, daß dessen Spitze des Sängers Rücken durchbohrte. — ‚Deshalb lebt dennoch der Mann, der größer ist als du‘, sagte Sigvald, ‚denn auch bei ihm hatte der Wein die Oberhand über seine Vernunft gewonnen. — ‚Aber nun, glaube ich, lebt er nicht mehr‘, sagte Thiodolf, indem er Sigvald durchbohrte, so daß auch dieser tot zu Boden sank. ‚Ein Tor ist der Mann, der seinen besten Freund tötet‘, sagte Astrid. ‚Aber ein größerer Tor der, der höhnische Worte von einem Weibe duldet‘, sagte Thiodolf, und damit durchbohrte er auch Astrid mit seinem Schwerte. Aber in diesem Augenblicke kam er zur Besinnung und sah nun, wie schändlich er gewütet hatte: er hatte sein Weib ermordet und seinen besten Freund getötet, und nicht in ehrlichem Zweikampfe, sondern als feiger Mörder. Nun glaubte er, daß er nicht länger wert sei, mit Männern zusammen zu leben. Dann ging er zum Strand hinab und ging viele, viele Tage allein umher und sah auf das dunkle Meer und den schweren, grauen Himmel. Oft hatte er Lust, sich in sein eigenes Schwert zu stürzen, um stracks nach Walhall zu reiten und wieder mit Sigvald und Astrid vereinigt zu sein, aber dann dachte er wieder, daß es für einen so verworfenen Menschen wie ihn keinen Platz dort gäbe. Eines Tages traf er einen alten Mann in brauner Kutte, der fragte, was ihm fehle. Thiodolf antwortete nicht. ‚Aber ich weiß, was dir fehlt‘, sagte der Alte; ‚du hast dein Weib getötet und deinen Blutsfreund ermordet. Aber nicht du hast sie getötet, sondern der Herr Christus, damit du deine Sünden erkennest, dich bekehrest und an ihn glaubest!‘ — ‚Wenn Christus so ein Zauberer ist, daß er mich verleitet, mein Weib und meinen besten Freund zu töten, dann gehört er zu den bösen Geistern, und ich will nichts mit ihm zu schaffen haben‘, sagte Thiodolf und wandte dem Alten den Rücken. Aber Thiodolfs Haß gegen den weißen Christ wurde durch die Worte des Alten wieder geweckt und es fiel ihm ein, daß die beste Art, Walhallas würdig zu werden, sei, zum Kampfe gegen den weißen Christ auszuziehen und so viele Christen als möglich zu töten. Er kehrte also in seine Burg zurück zu seinen Mannen, die ihn mit lauten Jubelrufen empfingen. Er fragte sie, ob sie ihm wieder auf einer Heerfahrt folgen wollten, und sie schlugen ihre Schilder zusammen und riefen, daß sie ihm bis ans Ende der Welt folgen wollten.

Wieder bestieg Thiodolf sein Schiff und fuhr weit ins Meer hinaus. Er fuhr nun hinab gen Süden, nach Deutschland und Griechenland, denn von dort war ja die Lehre vom weißen Christ gekommen; darum war es am besten, dort zu beginnen, um sie an der Wurzel zu treffen. Thiodolf war ganz erstaunt, als er dort hinabkam und den klaren, blauen Himmel und das milde Klima fühlte; daran war er in seinem nebligen Heimatlande nicht gewöhnt. Auch fand er einen

bat Gott Tag und Nacht, daß er den Sinn des Gatten und des Sohnes wenden möge. Aber sie wagte niemals, ein Wort darüber zu sagen, denn Knut haßte die Christen tödlich und Thiodolf haßte sie wie sein Vater. Eines Tages fragte Knut ihn: ‚Was würdest du mit dem weißen Christ tun, wenn du ihm einst begegnetest?‘ — ‚Ich würde es so mit ihm machen‘, antwortete der Knabe, und stieß sein Messer bis zum Heft in die Tischplatte. ‚Dafür sollst du morgen auf meinem schwarzen Hengst reiten‘, sagte Knut fröhlich. Und Thiodolf konnte den schwarzen Hengst zähmen, aber es gab niemand, der Thiodolf zähmen konnte. Seine Mutter weinte so viel über ihn, daß sie aus Herzeleid starb.

Als Thiodolf achtzehn Jahre alt war, starb auch sein Vater. Thiodolf wollte nicht allein auf seines Vaters Burg sitzen und in der Kaminecke schlafen; er bestieg sein Schiff mit seinen besten Mannen und folgte dem König von Dänemark, der damals einen Kriegszug gegen England führte. In England fand Thiodolf viel mehr Christen als in Dänemark, und das Land war voll von Kirchen und Klöstern. Aber Thiodolf stürmte die Kirchen, verbrannte die Klöster und schlug die bleichen Mönche tot. In des Königs Heer war ein anderer junger Krieger, namens Sigvald, er war ebenso tapfer als Thiodolf und ein ebenso wilder Heide. Die beiden schlossen Blutsbrüderschaft. Sigvald hatte eine Schwester, Astrid, die blauäugig und blondhaarig war, und Thiodolf liebte sie und nahm sie zur Ehefrau. Jetzt war Thiodolf glücklich. Er hatte ein liebliches Weib und einen vertrauenswerten Freund, sein Name war über Land und Meer bekannt und an Gold und Gut besaß er genug. Aber der alte, wilde Sinn wohnte noch in ihm. So geschah es eines Tages, daß Thiodolf mit allen seinen Mannen bei Tische saß, Sigvald zu seiner einen und Astrid zu seiner anderen Seite. Das Trinkhorn ging fleißig herum und wurde oft geleert, ja öfter, als gut war, denn wenn auch das Horn von Gold war, die Worte, die nun flogen, waren es nicht. Als Astrid dies merkte, bat sie den Sänger, der anwesend war, um die Taten der Helden mit seinen Gesängen zu verherrlichen, ein Lied zu singen. Dieser tat, was sie verlangte und sang erst ein Lied zu Ehren Sigvalds, in welchem er diesen als den kühnsten und tapfersten Helden pries. Als er geschlossen, belohnte Sigvald ihn mit einem goldenen Ringe, aber Thiodolf sagte: ‚Es scheint mir seltsam, den Geier zu besingen, wenn der Adler hier ist.‘ — ‚Ich singe, wie ich singen will‘, antwortete der Sänger. Astrid beugte sich zu ihm und bat ihn, Thiodolf nicht zu reizen, sondern lieber auch ein Lied zu seiner Ehre zu singen. — ‚Hätten Worte mich töten können, so wäre ich seit langem tot‘, sagte der Sänger; ‚ich fürchte mich nicht vor Thiodolfs Mund.‘ — ‚So fürchte seine Hand‘, rief Thiodolf, sprang von seinem Sitze auf und schleuderte seinen Spieß so heftig gegen des Sängers

einem Goldbande zusammengehalten und seine Augen leuchteten wie Sterne. Thiodolfs Mannen fragten, ob sie ihn Odins Auge opfern sollten, wie sie es sonst mit allen christlichen Gefangenen taten. Aber Thiodolf vermochte nicht ja zu sagen und befahl daher seinen Mannen, den Jüngling in den Schiffsraum hinabzuführen und ihn wohl zu verwahren. Dann ging Thiodolf selbst hinab zu ihm. — ‚Glaubst du an Christus?‘ fragte er den Jüngling. — ‚Ja!‘ antwortete dieser. — ‚Wenn du Christus verleugnen willst und an Odin und Tor glauben, will ich dir das Leben schenken, dich wieder in deinen Heimatsort zurückführen und dir so viel Gut und Geld schenken, als du willst‘, sagte Thiodolf. — ‚Christus hat mich niemals verleugnet, warum sollte ich ihn verleugnen?‘ sagte der Jüngling. Thiodolf schwieg eine Weile, dann sagte er: ‚Erzähle mir etwas von deinem Christus‘, denn er hatte die Geschichte Christi noch nicht gehört. Der Jüngling erzählte ihm nun alles: wie Christus aus eigenem freien Willen in den Tod gegangen war und noch am Kreuze für seine Feinde gebetet hatte. — ‚Das war schön gehandelt‘, sagte Thiodolf, ‚das war mehr, als ich getan hätte; aber an ihn glauben will ich gleichwohl nicht!‘ — ‚Deine Stunde ist noch nicht gekommen‘, antwortete der Jüngling; ‚aber gib wohl acht, was ich dir jetzt sage. Du wirst wieder in dein Vaterland zurückkehren, und wenn du zum ersten Male das Land betrittst, wird ein großer weißer Vogel daherfliegen, dem folge. Er wird dich zu einem großen Hause führen, vor welchem zwei große Bäume stehen, und in diesem Hause wohnt ein alter Mann mit einem langen weißen Bart; er wird dir von Christus erzählen und dann wirst du an ihn glauben lernen, denn Gottes Weisheit ist größer als deine Torheit!‘ — Thiodolfs Sinn war weicher geworden als gewöhnlich bei des Jünglings Erzählung. Aber als er aufs Verdeck kam, sah er die Sonne feuerrot hinter kohlschwarzen Wolken verschwinden: es war Odins Auge, das drohend und dunkel auf ihn blickte. — ‚Das ist bloß Weibergeschwätz‘, dachte da Thiodolf, ‚und ich bin ein Narr, darauf zu hören.‘ — Er befahl seinen Mannen, hinabzugehen und den Jüngling heraufzuholen, um ihn Odins Auge zu opfern; aber seine Mannen kamen zurück und sagten, daß der Jüngling verschwunden sei. Da ging Thiodolf selbst in den Schiffsraum hinab, aber auch er konnte ihn nicht finden. Nun glaubte er, daß das alles Zauberei sei, hinter der Loki sich verberge, um ihn zur Verleugnung der alten Götter zu bringen, und er beschloß, daß er den Jüngling in tausend Stücke hauen würde, wenn er ihm jemals wieder begegnete.

Thiodolf wollte nicht nach Dänemark zurückkehren, denn er erinnerte sich der Worte des Jünglings, und er wollte nicht, daß diese sich erfüllten; er hatte eine geheime Furcht, daß irgendeine Hexerei dahinter

Überfluß an Wein und Früchten, wie er nie früher gesehen. Aber darum wurde weder Thiodolfs Sinn noch der seiner Mannen milder. Wie die wilden Bären fielen sie über die Kinder des Landes her, und die, die nicht sogleich fielen, wurden den Göttern geopfert. Denn Thiodolfs Blutgier kannte nun keine Grenzen mehr. Jeden Morgen, wenn die Sonne sich hell und strahlend über dem Meere erhob, opferte er die Herzen der christlichen Gefangenen dem Auge Odins und die Leichen wurden in die See geworfen.

Eines Morgens war die Luft ganz ruhig: das Segel hing ganz schlaff nieder, nicht ein Wimpel rührte sich. Das Schiff schaukelte leise auf dem tiefen, klaren Meere, es war beinahe, wie wenn es auf dem Himmel schwämme. Thiodolf lag im Vordersteven und dachte an Dänemark, nach dem er sich sehnte, obwohl es dort lange nicht so schön war wie hier. Eine kleine weiße Wolke tauchte ferne auf. Thiodolf lag mit halbgeschlossenen Augen, denn die Sonne brannte heiß auf ihn herab. Da schien es ihm plötzlich, daß die kleine Wolke näher und näher käme, bis sie neben ihm stehen blieb und ein Mann daraus hervortrat, der wie ein Engel aussah, denn seine Augen leuchteten wie Sterne und rund um das kastanienbraune Haar, das schlicht zu beiden Seiten herabfiel, strahlte eine Lichtglorie. ‚Glaube an mich, so will ich dir das ewige Leben schenken', sagte er zu Thiodolf. — ‚Wer bist du?' fragte Thiodolf. — ‚Ich bin der, vor dem die Helden ihr Knie beugen werden und den Könige anbeten werden', lautete die Antwort. — ‚Dann bist du Christus', rief Thiodolf, sprang auf und schoß einen Pfeil gegen ihn ab. Aber in demselben Augenblicke war alles verschwunden. Thiodolf sah nur die kleine weiße Wolke in weiter Ferne. Der Pfeil fiel plätschernd in das Wasser, ein Stück vom Schiffe entfernt. — ‚Warum schossest du den Pfeil ab?' fragte einer von Thiodolfs Mannen, der neben ihm stand. Thiodolf antwortete nicht, aber er schlug den Bogen so hart gegen die Schiffsbrüstung, daß er brach.

Am nächsten Tage brach ein rasender Sturm aus, schwere dunkle Wolken bedeckten den Himmel und das Schiff wurde fortgetrieben, niemand wußte wohin. Durch vier Tage währte der Sturm, dann wurde es wieder klar und schön wie vorher. Thiodolf befand sich nun vor einem Lande, das er nicht kannte, und alles hatte für ihn ein gänzlich fremdes Aussehen. Längs der Küste wuchsen hohe Bäume, welche nur hoch oben belaubt waren; große Pferde konnte er auch sehen, aber sie waren viel größer als die Menschen, die auf ihnen ritten. Thiodolfs Mannen gingen nach ihrer Gewohnheit ans Land und machten reiche Beute, die sie aufs Schiff brachten; sie hatten auch einen Jüngling gefangen, den sie mit sich schleppten. Er war mit einem weißen Leinengewande bekleidet, seine langen kastanienbraunen Haare wurden von

war, und er wollte rasch umkehren. Aber als er das Gebäude nochmals ansah, bevor er ihm den Rücken wandte, sah er denselben Jüngling in einem Fenster oben und dieser winkte ihm. — ‚Diesmal sollst du mir nicht entkommen!' sagte Thiodolf, und er zog sein Schwert und trat ein. Aber er konnte den Jüngling nicht finden, und alle, die er fragte, sagten, daß sie ihn nicht kennten und ihn nie gesehen hätten. Thiodolf dachte sich, daß sie ihn verborgen hätten, und er beschloß deshalb, zu bleiben, bis er ihn nochmals sähe.

Das Gebäude, zu dem Thiodolf gekommen, war ein Kloster, und er lebte jetzt unter Mönchen; das Mönchsleben gefiel ihm nicht, ja es schien ihm, daß es ärger als ein Sklavendasein sei. Aber er konnte nicht fortkommen, denn er hatte kein Schiff und mußte deshalb bis zum Frühling warten, ob er von dem einen oder dem anderen vorbeisegelnden Schiffe aufgenommen würde. Aber die Zeit wurde ihm lang, denn er war es nicht gewohnt, auf der Bärenhaut zu liegen. Er bat darum eines Tages einen der Mönche, ihm etwas von Christus zu erzählen, denn das war doch immerhin ein Zeitvertreib. Der Mönch erzählte also und Thiodolf versank in Gedanken hierüber. Er hatte das wohl schon früher gehört, aber diesmal ergriff es ihn noch mehr. Denn die Geschichte war ganz anders, als er sie sich gedacht hatte.

Worüber er früher am meisten gespottet hatte, die Auferstehung Christi, schien ihm nun ganz in Ordnung zu sein; denn wenn Christus wirklich Gottes Sohn war, so mußte er doch über alles Sieger bleiben, sogar über den Tod. Der alte Mönch mit dem langen weißen Barte sprach so gewinnend. Thiodolf saß still, hörte zu und zeichnete mit seinem Schwerte allerhand Figuren in den Sand — es war ein guter Zeitvertreib, den er da gefunden hatte, denn die Tage wurden zu Wochen und die Wochen zu Monaten, und ehe er sich besann, war es Frühling geworden. Aber Thiodolf hatte nun keine Lust, ein Schiff zu besteigen und fortzufahren. Eines Tages sagte er zu dem alten Mönche: ‚Jetzt glaube ich an Herrn Christus, laßt mich taufen!' — Er wurde also getauft und blieb nun im Kloster. Denn die Unruhe, die ihn früher in ferne Länder und Meere getrieben, war nun verschwunden; er fand einen solchen Reichtum in sich selbst, daß er glaubte, er könne eine ganze Ewigkeit allein mit sich selbst verbringen und doch dessen nicht müde werden.

Viele Jahre verbrachte Thiodolf im Kloster; sein Schwert war seit langem in der Scheide eingerostet, und doch schien es ihm, als ob er erst eine ganz kurze Zeit hier verbracht hätte, denn es gab so viel, das er zu überdenken hatte. Schließlich wurde er krank. Es war seine erste Krankheit, aber er fühlte bei sich, daß es auch die letzte sei. In früheren Tagen hätte er es als die größte Schmach betrachtet, im Bette

läge. So fuhrt er fort, des Mittelmeeres Küsten zu befahren; sein Schiff war voll von Gold und Kostbarkeiten und sein Name war überall gefürchtet. Aber schließlich wurde seine Sehnsucht doch zu stark und er konnte nicht mehr widerstehen. Um nicht nach Dänemark zurückzukommen, beschloß er, nach England zu ziehen, denn dort sah es beinahe ebenso aus wie in Dänemark. Er segelte also wieder auf das große, wilde Meer hinaus und steuerte auf England zu. Es war Nebel und Regen, Kälte und Schnee, und doch war Thiodolf so froh hierüber, daß er sich dessen schämte, denn ein Mann sollte nicht so weichherzig sein.

Noch hatte Thiodolf das Land nicht erreicht, als sich ein rasender Sturm erhob, der ihn wieder auf die offene See hinaustrieb. Sieben Tage lang trieb das Schiff umher. Thiodolf wußte nicht, wohin er trieb, denn man konnte nirgends Land sehen und dunkle Wolken deckten den Himmel, so daß er weder Sonne noch Sterne sah. Erst am achten Tage sah er Land; aber nun trieb das Schiff mit solcher Gewalt der Küste zu, daß es gegen eine Sandbank stieß und die Wellen zerschmetterten es. Thiodolf und seine Mannen sprangen über Bord; sie konnten alle in voller Rüstung schwimmen, wenn es sein mußte. Aber die starken Wellen trugen sie wieder zurück, als sie schon das Land erreicht zu haben glaubten, so daß alle ertranken außer Thiodolf, den eine große Woge auf den Strand warf. Thiodolf sah sich um, aber er konnte das Land nicht erkennen, denn es lag überall Schnee und nur hie und da ragten einige Weidenbüsche hervor. Ein paar Schritte weiter sah er einen Mann, mit einem Schafpelz bekleidet, und zu diesem ging er, um zu fragen, was für ein Land dies sei. — ‚Das Land heißt Dänemark, und diese kleine Insel ist Samsö', antwortete der Mann. — Da wollte Thiodolf sogleich wieder fortziehen, aber er hatte ja kein Schiff mehr und war also gezwungen zu bleiben. Doch wollte er nicht hinaufgehen, sondern blieb bei dem Manne, den er getroffen, bis er ein vorbeisegelndes Schiff sehen würde, mit dem er davonfahren könnte.

Am nächsten Morgen, als er wieder zum Strande hinabging, sah er einen großen weißen Vogel daherfliegen, und wieder mußte er an die Worte des Jünglings denken. — ‚Du sollst keinesfalls mein Wegweiser werden', sagte er und schoß einen Pfeil nach dem Vogel, aber er traf nicht. Thiodolf dachte, daß es schade um den Pfeil wäre und wollte denselben aufheben. Aber als er zum Pfeile hinkam, sah er den Vogel ein paar Schritte weiter auf einem großen Steine sitzen. Er wollte es nun ein zweites Mal versuchen, aber es gelang ihm nicht besser. Nun ärgerte er sich, daß er nicht besser treffen könne und verfolgte den Vogel weiter, ohne zu denken, wohin er ging, bis er ein großes Gebäude vor sich sah, vor dessen Tor zwei hohe Linden standen. Da kam es Thiodolf in den Sinn, daß er nun doch dem Vogel gefolgt

„Wie werden wir das machen?“

„Das werde ich euch zeigen. Erst öffnen wir das Fenster und sehen zum Himmel und zu den Sternen hinauf. Wenn dann die Glocke zwölf schlägt, so wissen wir, daß das neue Jahr vom Himmel zu uns herabsteigt, und wünschen einander ein glückliches neues Jahr.“

Nun öffnete sie das Fenster, das zum Garten hinausging, und wir anderen folgten ihr. Wieder standen wir, wie am ersten Abend, beim offenen Fenster und sahen über Wiesen und Felder hinaus, die von weißem Schnee bedeckt waren, während Mond und Sterne ihre Strahlen aussandten und alles wie mit einem Zaubernetz überspannten.

„Seht, wie schön der Mond auf uns herabscheint“, sagte Andrea Margarete. „Ich bin beinahe böse auf Sie, Christoffer, wegen all des Bösen, was Sie uns vom Monde erzählt haben; früher hatte ich ihn immer so gern, er schien mir wie ein alter Freund, der so freundlich zu uns herabnickte; aber nach dem, was Sie gesagt, ist er ja ein hinterlistiger Räuber und Bandit, der bloß auf einen günstigen Zufall lauert, um auf die Erde herabzufallen und sie zu zerstören.“

„Nun“, antwortete Gamling, „der Mond ist ja nur ein Bote von Ihm, der uns Zeit und Stunde zumißt. Der Mond kann daher eher als ein guter Weihnachtsengel betrachtet werden, der uns erzählen wird, daß die alte Zeit mit ihrem Kummer und Schmerz vorbei ist und daß die neue Zeit mit der ewigen Seligkeit beginnt.“

Andrea Margarete legte den Finger auf den Mund und hieß ihn schweigen, da die alte Pendeluhr die zwölf Schläge zu schlagen begann. Wir schwiegen und lauschten — neun — zehn — elf — zwölf! „Ein glückliches neues Jahr!“ rief Andrea Margarete aus. „Jetzt ist das neue Jahr gekommen! Glückliches neues Jahr! Glückliches neues Jahr! Glückliches neues Jahr allen!“ Wir beantworteten ihren Freudenausbruch gleichfalls mit: „Ein glückliches neues Jahr!“

„Ach, wie froh ich bin, daß das neue Jahr gekommen ist“, sagte Andrea Margarete. „Es ist gleichsam, wie wenn alles neu geworden wäre, und auch ich — es ist herrlich, daß wir Neujahr haben, nicht wahr, Nicolai?“

„Ja, gewiß“, antwortete ich, „es ist hübsch, daß wir Neujahr haben, damit haben Sie recht. Und Dank für das alte Jahr!“

„Ja, Dank für das alte Jahr, das hätte ich ja beinahe vergessen, zu sagen. Wir kennen uns zwar erst ganz kurze Zeit, Nicolai, aber dennoch sind wir gute Freunde geworden und nächstes Jahr werden wir wie Bruder und Schwester sein.“

„Ja, wir werden wie Bruder und Schwester sein“, antwortete ich und reichte Emmi und Andrea Margarete die Hand — „und noch etwas mehr!“ setzte ich in meinen Gedanken hinzu.

zu sterben, aber nun dachte er anders darüber, wie über viele andere Dinge. Er lag still und geduldig; seine größte Freude war, mit den andern Mönchen von der Herrlichkeit zu sprechen, die er bald sehen würde.

So lag er eines Sommerabends allein. Das Fenster stand offen, die großen Linden draußen dufteten so stark und die Sonne ging eben unter. Thiodolf hatte das Gesicht gegen das offene Fenster gekehrt; er sah auf den klaren Himmel hinaus — in weiter Ferne konnte er eine kleine weiße Wolke sehen, und jener Vormittag am Mittelmeere kam ihm in den Sinn. Und wieder schien es ihm wie damals, daß die kleine Wolke näher käme, bis sie schließlich durch das offene Fenster hereinschwebte, und einer stand an seiner Seite, dessen Augen wie Sterne leuchteten und um sein Haupt strahlte eine Lichtglorie. — ‚Glaubst du nun?‘ — ‚Ja, Herr, jetzt glaube ich‘, antwortete Thiodolf. — ‚So hast du das Leben gewonnen!‘ — und dann starb Thiodolf . . .“

Hier schwieg Emmi, und wir anderen schwiegen auch. Es war beinahe, wie wenn ich die sausenden Schwingen hörte, die Thiodolfs Geist in den klaren, blauen Himmel trugen. Andrea Margarete brach als erste das Schweigen.

„Das war eine schöne Geschichte, die du jetzt erzähltest, Emmi“, sagte sie; „aber es gefällt mir nicht, daß alle diese Geschichten damit schließen, daß der Held ins Kloster geht. Wäre ich an Thiodolfs Stelle gewesen, so wäre ich nicht im Kloster sitzen geblieben, sondern wieder in die Welt hinausgezogen, um Christi Lehre überall zu verkünden.“

„Aber ich kann mir sehr gut denken“, antwortete Emmi, „daß der, dessen Leben eine Kette von Untaten gewesen, wie das Thiodolfs, sich selbst allzusündhaft erschienen ist, um das Amt eines Evangelisten auf sich zu nehmen.“

„Da kann ich Ihnen nicht Recht geben“, sagte Gamling, „denn wäre Paulus, und überhaupt alle Apostel, dieser Ansicht gewesen, so wäre das Christentum nie über Christus und die zwölf Apostel hinausgedrungen. Darin besteht ja eben des Christentums Gnadenbotschaft, daß alle unsere früheren Sünden, große und kleine, ausgetilgt sind, und wir vor Gott als heilig und gerecht erscheinen. Aber nichtsdestoweniger hätte ich an Thiodolfs Stelle so gehandelt wie er und wäre im Kloster geblieben, denn es ist nicht jedermanns Sache, ein Paulus zu sein, und es gilt doch vor allem, seine eigene Seele zu retten, bevor man die anderer rettet.“

„Aber die Uhr, die Uhr“, rief Andrea Margarete aus. „Es fehlen nur zwei Minuten.“

„Schon?“ fragte ich.

„Schon? Das neue Jahr ist imstande, zu kommen, ohne daß wir es merken; wir müssen nun das neue Jahr empfangen!“

sehnsuchtsvoll zum Himmel auf, zum klaren blauen Himmel. Aber es war merkwürdig, gerade da, wo ich war, stand der Himmel am höchsten, unerreichbarsten — während er dort in der Ferne der Erde ganz nahe kam, am Horizont sogar bis zu den Felsen, zum Wald herab reichte. Und so mußt du fort von da, und darfst nicht bleiben. Ich nahm den Wanderstock, und fort sollte es gehen, bis dorthin, wo der Himmel mit der Erde zusammensteht.

Mit frohem Herzen, ein Liedlein pfeifend, so schritt ich von der Krieglacher Alpe durch das schöne Mürztal hinab, bog in jener Stadt, wo sich Mürz und Mur verehelichen, rechts ein ins Oberland. Ich hatte mir ja schon lange vorgenommen, die Ferien dieses Jahres zu einer Alpenreise zu benützen, und wurde in diesem Vorhaben nur noch gestärkt, als mir Freund Emil (August Brunlechner), ein Leobner, den ich während des Schuljahres in Graz kennen gelernt, die Einladung machte, ihn in seiner Vaterstadt zu besuchen und einige Tage bei ihm zuzubringen. Gar sehr erwünscht, und zwar um so mehr, da ich das obersteirische Murtal bisher noch nicht bereist hatte. Gleich die ersten Ortschaften nächst Bruck waren mir sogar den Namen nach unbekannt und erst später ließ ich mir sagen, daß ich Niklasdorf passiert und die Dörfer Dionysen, Proleb und Veitsberg rechts gelassen hatte. Um halb 3 Uhr nachmittags den 2. August 1866 sah ich die Türme der landesfürstlichen Stadt Leoben, der schönen, gastlichen Stadt. Was die Einwohner betrifft, so bemerkte ich gar gleich, daß ich mich mitten in Obersteier befand, denn als ich nach der „Brunlechner-Mühl" fragte, wo sich Emil finden sollte, entgegnete mir ein Weib, das mit einem riesigen Handkorb einherhumpelte: „Jo, geahts holt do überi, nochha drahts enk a brösl (ein bißchen) linker Hond durchs Tor aussi, aftn seits jo a so ban Brunlechner." Ich bedeutete ihr noch einmal, daß ich nach der „Brunlechner-Mühl" wolle. „No, wos tuats den selm (dort)?" meinte das gute Weib. „Wann s Ihrs ban Brunlechner wos z suachn hobts, so geahts zu eahm selber, nöt gor in d Mühl aussi, de is gor in Donawitz weit mächti obn." Ich ging „weit mächti aussi". Beinahe hätte ich die Mühle rechts hinter mir gelassen; als ich aber den Freund am Fenster erblickte, war ich auch mit einigen Sprüngen schon in seinem Zimmer. Erst nachdem ich mich meines kleinen Gepäckes entledigt und mich Emil bei seiner Frau Tante — und Wirtschafterin — aufgeführt hatte, gewann ich Zeit, dem Freund nach 11tägiger Trennung zu Graz wieder ruhig in sein blaues Auge schauen zu können. Emil liebt es, zurückgezogen von der Stadt, auf der einsameren poetischen Mühle seine Ferien zuzubringen. Auch mein Fall. Er bot sich selbst und seine Stunden auf, um mir Vergnügen zu verschaffen. Noch am Tage meiner Ankunft führte er mich über die Mur (mit Benützung eines „Schinakels") in

Nun hatten wir unsere Pflicht erfüllt und das neue Jahr entgegengenommen, wie es sich gebührt, und nun konnten wir uns also zu Bett begeben. So trennten wir uns denn, aber noch in der Tür riefen wir einander zu: „Glückliches neues Jahr und Dank für das alte Jahr!"

(Fortsetzung folgt.)

Meine erste Ferienreise.

1866.

Von **Peter Rosegger.**

Seit 45 Jahren liegt diese Schrift in meiner Schublade so herum. Manchmal, wenn ich nach Urkunden der Jugend suchte — und je älter man wird, je eifriger sucht man nach ihnen — kamen mir diese Blätter in die Hand, worauf sie stets als unbrauchbar wieder ins alte Papier geworfen wurden. Die Wärme und Wahrhaftigkeit der Schilderung kann ihre Unbedeutendheit nicht aufheben. Sie soll ruhen im Frieden.

Da kam nun ein Literat ins Haus (eine wahre Papiermilbe), der alles alte Geschrift durchstöberte; der stieß auf diese Blätter, hielt sie ans Licht und sagte: „Auch das hinaus!" Meinen Einwand schlug er damit, daß er ausrief, wer schon so viel Unbedeutendes hat drucken lassen — weshalb gerade aus dieser frohen Wanderung eines langbeinigen Studenten ein Geheimnis machen wollen! „Zur Rechtfertigung", sagte er, „können Sie ja die ‚große Jugend' vorschieben und den Umstand, daß Sie damals erst ein Jahr lang in einer ordentlichen Schule waren. Vielleicht haben Sie selten etwas so unmittelbar hingeschrieben als diese Reiseskizze, der man die Freude am Wandern anmerkt." — Spröde bin ich nie gewesen, wenn einer nach Schreibnissen lockte, und wenn der Heimgarten-Redakteur auch so mutig ist, meine erste Ferienreise seinen Lesern vorzurücken — gut, er habe sie.

*
* *

Nach langen trüben Tagen war endlich der Himmel einmal heiter geworden. Tiefblau lächelte er auf die frischgrüne Erde hernieder, und die Sonne küßte den Baum und die Blume und alle ihre Kinder wieder, es war ein frohes Wiedersehen. So lieb die grüne Erde auch lächelte, so war es doch nur das Lächeln einer schluchzenden Mutter, welche an der Bahre ihres Kindes das Leichentuch zurückzieht und in das bleiche Antlitz desselben blicket. Wenn man genau lauschte, und die Nordluft leise zog, so konnte man Seltsames hören, aber von weitem — und nur seelisch. Den Kanonendonner aus nördlicher Walstatt. Ich blickte

hinan, fanden Heidelbeere und Himbeere und suchten verschiedene Kräuter und kamen uns vor wie das muntere Reh, das hier daheim ist. „Se, wos tuats den do obn?“ hörten wir von einer Hütte unten schreien, erkennend, daß der Ton an uns gerichtet sei. „Loßts steahn d Himbeer, die Kinder ham ah gern a Freud.“ Etwas bestürzt sahen wir, ich und Emil, uns an, als wir aber inne wurden, von wem der Laut kam, hüpften wir ganz zufrieden der Hütte zu, denn die Stimme kam von einem hübschen Mädchen und klang schier ähnlicher einer Einladung als Abmahnung. „Für die Kinder also die Himbeeren“ neckten wir, als wir vor der Hütte bei Käse und Bier saßen und erfahren hatten, daß in dieser Familie gar keine Kinder seien. — „Nun brauchst nit rot z werden, Mädl, bist ja selber eine Himbeer!“ „Ei“ sagte Emil, „sie ist selber a Himbeer — wirst sehen, Schatzerl, ich ‚brock‘, dich ab.“ — Es war schon spät, als wir von unserem Ausflug nach Kaltenbrunn in die Mühle kamen.

Westlich von Leoben erhebt sich der sogenannte Galgenberg, den wir auch bestiegen und von da die schönste Aussicht auf Leoben hatten, welches ein fast regelmäßiges Viereck bildet. Dieser Berg ist steil, und obwohl wir auf Umwegen ganz gemächlich das Plateau erreichten, so war doch die Rückkehr eigentümlich. Zum Herabtransportieren von Holz und Viehstreu war nämlich eine sogenannte Erdriese ausgemuldet, diese nun benützten wir gut, indem wir uns niedersetzten und mit einer zeitweiligen, kleinen Beihilfe durch die Füße dem schlittenförmigen Hinterteil freien Lauf ließen. Husch, wie das hinabging, daß es schon ein „Gusto“ war. Freilich war die Rückseite unserer Beinkleider —. Na, so kamen wir vom Galgenberg zurück, ohne gehangen worden zu sein.

Leoben ist noch einer jener Orte, wo statt des Pfnausens und Pfeifens der Lokomotive das heitere Posthorn klingt. Ich konnte aufjubeln, als ich am ersten Abende hörte, wie der Postillion seine lustigen und mitunter auch innig ergreifenden Weisen blies, so daß der Ton weitaus und vom Walde widerhallte; mir schien es, als müsse dieses Klingen, das früher alle deutschen Gauen durchdrang, jene „gute alte, glückliche Zeit“ wieder wachrufen.

In den Bergen ist es nicht bloß schön an heiteren Tagen, sondern auch in Unwetter und Sturm; das heißt, wenn man irgendwo unter Dach und Fach wohl geborgen seine „Kurze“ raucht oder beim Bier seine Zeitung liest oder mit einem Freunde scherzt und lacht, wie ich es getan habe. Da ist so ein Blick durch das Fenster eine Herrlichkeit. Wie da die grauen Nebelgestalten zerrissen auf die Berge herablangen, wie es da zu rauschen beginnt auf den Bäumen, mehr, immer mehr; wie dann die Berge und Hügel Bäche und Bächlein herabschicken, dem herrschaftlichen Strom zu, der sich da, stolz über seine Botmäßigkeit, groß und breit

die Ortschaft St. Erhard, bemerkenswert wegen Leichenschändereien des Totengräbers, welche in neuester Zeit verübt worden sind, und Göß, wo wir das alte Nonnenkloster flüchtig besichtigten, in welchem Napoleon I. anno 1794 gewohnt hat. Da war es, wo sich damals ein Bauer äußerte: „Nu, gebts mar a Haderl (Guldennote), ih schiaß enk n schon oba, wann er ban Fenster außa schaut.“ Ein Franzose hörte dieses ungefähr — und den andern Tag mußte das Bäuerlein baumeln. In selbem Jahre wurde im Eggenwaldgarten zwischen Kaiser Franz und dem französischen Konsul Napoleon der Friede von Campo Formio geschlossen. Ein Denkstein mit einem Engel, der die Friedenspalme schwingt, ist diesem historischen Ereignisse im genannten Garten errichtet. Der Franzosen tut unter anderm auch das westliche Stadttor, welches jetzt zur Polizei- und Feuerwache benützt wird, Erwähnung, auf welchem folgender Vers geschrieben steht:

1280 bin ich erstanden da,
1794*) war ich dem Sturze nah'.
Ich bin somit in jedem Falle
Sehr alt, und älter als ihr alle.
Sah viele Feinde durch mich gehen,
Und blieb doch immer aufrecht stehen;
Sah viermal auch die Franken schon,
Doch immer fest den Kaiserthron.

Emil war mir überall Lehrer und Erklärer, und als wir mit den Merkwürdigkeiten der Stadt fertig waren, gings vorwärts in die Umgebung. Da ist nun Leoben an schönen Partien besonders reich und überall wechselt das grüne freundliche Tal mit Wald und felsigen wildromantischen Gegenden. Will man das Bellevue südlich der Stadt auf einem bewaldeten Hügel nicht besonders bemerken, so tritt die Partie nach Kaltenbrunn um so klarer hervor. Langsam wandelt man da entweder über Göß oder den Windischberg durch Obstgärten und Felder dahin und sehr bald ist man in einer Schlucht zwischen hohen Bergen. Tanne, Fichte und Lärche wechseln regellos zwischen Felsen und der Wildbach rauscht und schäumt und ringt sich zwischen den Steinen durch. Da, in dieser romantischen Einsamkeit nun steht die Kapelle Kaltenbrunn, zum Asyle dem verfolgten, bedrängten, gläubigen Menschenherzen! Nicht allein der Bauer von seinem Hofe, der Bergmann von seinem Schachte, der Holzhauer vom Bergschlag, das Köhlerweib von seinem rauchenden Meiler, sondern auch der Freigeist, der von der lauten Welt hereinkommt, läßt sich an den Stufen dieser Kapelle auf seine Knie nieder und gedenkt des Schöpfers und seiner Herrlichkeit; er kann beten, und den Ewigen preisend, vereiniget sich das wehe Sehnen seiner Seele mit dem Rauschen der Tannen und mit dem Tosen des Wildbaches! — Aus der Kapelle heraus sprangen wir zum Bach, kletterten den Felsen

*) Beim Erdbeben.

oft stundenlang verfolgt, wenn es heiß ist) früher in den Stall gejagt hatte; als ich mein „Guten Morgen, Schatzerl, ih wär' hungrig!" über den Zaun rief. „Ih ah", sagte sie kurz und mähte weiter, ohne mich recht anzusehen. Mich ärgerte das, und zwar um so mehr, da ich gewahr wurde, daß die Schwaigerin kein junges Mädl, sondern eine fünfzigjährige Annamiarl war. Ich hatte mir früher jede Sennerin als ein Mädl von 20 bis 25 Jahren gedacht, aber man ist betrogen, wenn man den Geschichtenschreibern alles glaubt. Wenigstens zehn Minuten war ich am Zaune gelehnt und kaute und schluckte den Ärger hinab, während ihre Sense ununterbrochen im Grase rauschte, dann dasselbe mit dem „Rechen" zusammenzog. „Habts kan Käs', Schwaigerin?" wagte ich. — „Daß z ma n Zaun nöt zsammreit's! Wer wird denn do an Kas ham!" Mittlerweile hatte sie das abgemähte Gras auf einen Haufen zusammengebracht, löste ihr blaues Vortuch herab, spannte es am Boden aus, um das Abgemähte einzubinden. Ich kicherte verstohlen. Das bemerkte sie. „Zants nur, zants", sagte sie, was so viel bedeutet als: lachts nur, lachts. „Moants eppa, ih nihm enkerntwegn s Bürter oh? — So, jetzt bin ih ferti, jetzt fuater ih die Küah, aftn kriagn d Sau ihrn Trank und nacha kriagts ös a Milch." Ich war ganz damit zufrieden und mich freuend auf den Rest von Kuh und Schwein, besah ich mir einstweilen die Berggegend im Osten. Dort erblickt man stellenweise das Murtal, und weit unten, ganz draußen auf grauer Fläche sieht man die Hauptstadt des Landes, das liebe Graz.

Delikat war die Milch, ich trank ein volles „Reindl" aus. „Was schuldig, Frau Mahm?" — „Na, so a Reindl Milch wird eppa nöt so viel kostn, gebts holt her, wos s wöllts." — Ich reichte ihr zehn Kreuzer. „Na sö, dos is z viel, dos nimm ih nöt; habts kan Kreuzer? Wißts, wann ma d Milch so teuer verkauft, hat ma nacha ka Glück zu die Küah — die Feuchtnbauern-Waberl hat ferscht von an Roasenden für a Reindl Milch zwölf Kreuzer gnomma, und drei Tog drauf fand ihre bestn zwoa Küah auf der Hinteralm obkugelt. — Gebts ma drei Kreuzer." Ich nahm die zehn Kreuzer natürlich nicht mehr zurück, und wünschte ihr recht viel Glück für ihr Vieh. „Jo so vergelt enks Gott, do bin ih wieder recht zfriedn — schauts, daß glückli wieder ham kemmts."

Ich ging dann hinauf zur höchsten Spitze, rechts von der Kreuzeben, so geheißen, weil im Tal zwischen zwei Höhen ein Kreuz steht, gezimmert von rohen Baumästen. —

Die Aussicht von der Höhe ist überraschend. Im Osten hat man das Murtal Bruck abwärts, hinter demselben das hohe Rennfeld, weiter zurück, schon im Blauen, Stubleck, den Wechsel. Dann den hohen Lantsch und die Kerschbaumalpe. Südlich den Schöckel, das weite Grazerfeld, das der blaue Streifen des Wildonerberges einrahmt, ferner die Koralpe.

macht, dann alles zerstört und niederreißt, was sich ihm widersetzt. Da ist der Strom der Herr über das Tal geworden, er ergreift und nimmt ein, was ihm gefällt, und was er eben nicht braucht, das stößt er dem Menschen zurück, ob der damit zufrieden ist oder nicht. Aber schön bleibt es, wenn das Wasser kämpft mit dem Winde und der Wind mit dem Land. Freilich einer, der auf der nebeligen Alpe von solchem Unwetter überrascht wird, mag es gar nicht schön finden und sich denken: Schreiber dieses kennt „Alpenwetter“ nur vom Hörensagen. Nicht doch, Schreiber dieses kennt auch „Alpenwetter“ vom Erleben, er weiß zu erzählen, wie es tut, wenn man von eiskalten Regentropfen gepeitscht, auf die Haut durchnäßt, in Nebel und Wind stundenlang umherirrt, ohne ein Obdach zu finden; Schreiber dieses hat erfahren, wie einem zumute ist, der eine schneebedeckte Alpe zu passieren hat, alle drei Schritte im Schnee versinkend, fast ums Leben ringend. Aber schön ist's, wildschön. — Um wieder auf Leoben zu kommen, so war dort am 5. August ein solches Regenwetter, daß das Städtchen ordentlich in Gefahr stand oder vielmehr die gemütliche Aussicht hatte, per Wasser eine Vergnügungsfahrt nach Bruck zu machen. Seit Jahren her wußte man die Mur nicht mehr so mächtig als an diesen Tagen. Wir, gewohnt aus Unheil Nutzen zu ziehen, gingen auf Fischfang aus.

Mir war es, als könnte ich mich von Leoben, von der klappernden Mühle und ihrem Emil nicht trennen. Da Emil seine Studien nicht mehr in Graz, sondern in der Fremde zu vollenden gedenkt, so läßt sich ein baldiges Wiedersehen nicht denken. Da nun Emil äußerte, mich auf meiner weiteren Reise zu begleiten, so beschloß ich, noch einen Tag länger in Leoben zuzubringen, und während er für die Reise Vorbereitungen traf, machte ich einen Ausflug auf die Hochalpe.

Sie liegt südlich von Leoben. Da man von dort aus drei volle Stunden braucht, um die Spitze zu besteigen, so war es meinem Freunde unbegreiflich, wie ich allein eine solche Partie machen könne, und selbst meiner bestimmtesten Äußerung glaubte er nicht und meinte, ich würde zurückkommen, ohne die Spitze bestiegen zu haben. Ich weiß nicht in welcher Absicht er mich bat, ihm ein Sträußchen Alpenrosen mitzubringen, wie sie nur auf der Hochalpenspitze wachsen.

Durch den großen Gößgraben, über den Alpenwirt, war ich in fast zwei und einer halben Stunde auf der Höhe. Ich hatte Hunger und Durst bekommen, und da ich südlich der Spitze zwei Schwaighütten erblickte, schritt ich zu einer derselben hinab. Ich habe überhaupt mein Vergnügen, wenn ich mit jemandem sprechen kann, der das obersteirische „gean“ und „höah“ und „schöan“, natürlich in Nasenlauten, so recht zu „handhaben“ weiß. Die Schwaigerin mähte eben das Mittagsmelkfutter für ihre Kühe ab, die heute der „Bißwurm“ (ein Insekt, das die Rinder

Meine Taschenuhr gefiel ihm recht besonders; er wollte sie mir abkaufen um zehn Gulden und meinte, das sei genug, weil er ja kaiserlicher Bote sei. Wer weiß es, wie sehr ihm die Uhr noch gefallen hätte, wenn nicht der Postillon mir ein Warnungszeichen gibt! Ich möchte diesem „kaiserlichen Boten" ja nicht allein begegnen.

Altenmarkt ist ein langweilig Nest. Nu nu, bei der Nacht natürlich! Du kamst ja im Finstern dort an. Es ist der letzte Ort in Steiermark, zehn Minuten hinter demselben ist der Grenzstein.

So war ich den anderen Tag zeitlich in Niederösterreich und schlenderte lustig neben der rauschenden Enns dahin. Freilich hingen schwere Nebel am Himmel, freilich begann es zu regnen. Was sollte mich das genieren! Die schlimmste Folge davon ist, daß man auswendig naß wird; da sollte man natürlich dann auch inwendig naß sein, sonst wird man ungleich.

Ich sang:

Nach Burschenart zu wandern
Von einem Ort zum andern,
Und immer lustig sein.
Und immer fröhlich trinken,
Wo Tannenreiser winken,
Frisch in den Tag hinein.
Nur nicht zu Haus geblieben,
's ist überall zum Lieben,
's gibt allenthalben Lust;
Stets fremde Luft genießen,
Und fremde Mädchen küssen,
Das stärket ja die Brust.*)

Am Abend war ich in der Stadt Steyr. Dort hätte ich bleiben mögen, aber mir war nur eine Stunde gegönnt, da ich wieder ein Postwägelchen benützen wollte, welches um 8 Uhr nach Enns in Oberösterreich abging.

Wieder saß ich also hinter dem Postillon, während die Pferde auf der ebenen Fahrstraße schnell dahintrabten. Und wie nun der Tag unten war und sich in allen Gegenden das Sternenzelt über die unabsehbare Ebene breitete und ein kalter Wind durch den leichten Rock strich, das war was eigenes. Mir kam's an, als befände ich mich auf einem Schlachtfeld und wäre selbst ein Krieger, und ich durchlebe etwas in früher Jugend Geahntes. Auf dieser Ebene, wo ich nun so einsam dahingetragen wurde, was konnte hier seit Erdenbestand schon alles geschehen sein. Oberösterreich ist der Schauplatz wichtiger Ereignisse. Mein Postillon sagte mir, es habe hier einmal eine Stadt gestanden, eine große, große Stadt. Und jetzt rauschte die Enns ihr eintönig Lied.

So heiter und rein der Abendhimmel war, der Morgen war's durchaus nicht. Von Enns bis Mauthausen hatte ich wieder meine Schererei mit Regenschirm und Kot, aber das alles glich sich aus, als

*) Protziger Renommier-Peter du!

Westlich ragen die Riesen Obersteiermarks, der Dachstein, die Tauern, der Reiting, näher der Hirschboden und die „Langeben“. Zu Füßen liegt das obere Murtal. Nördlich der Hochschwab, die Seealpe, Veitsch, Neubergeralpe und der Schneeberg. Zwischen diesen und den östlichen Gebirgen liegt das breite Mürztal mit seinen Dörfern und Kirchen, Schlössern und Ruinen, in seinem Grün mit dem klaren Fluß.

Sinnend stieg ich den Berg hinab. Um drei Uhr übergab ich dem Emil das Alpensträußchen, und er glaubte meinen Worten.

Wenn auch er sein Wort so gehalten hätte!

Die weitere Reise mußte ich allein machen. —

Am nächsten Tage war ein schöner, frischer Morgen — so recht zum Wandern.

„B'hüt' Gott, Emil!“ Fort ging's, hinaus.

So leicht wie der weiße Morgennebel war mein Herz; gesund und frei in die schöne Welt hineinmarschieren; sich niederzulassen an schattiger Quelle, und mit dem Wald, den Vöglein und dem Reh im Dickicht Bruderschaft trinken. — Bei Gott, es ist etwas Einziges um die Wander.

Und so zog ich an dem Freienstein bei St. Peter und Trofaiach vorüber, kam ins gewerbliche Vordernberg, und über den Präbichl und durch „das Gesänke“ bis Eisenerz.

In Eisenerz gefiel es mir außerordentlich, aber — später in den Schluchten? Das ist schon so der Brauch der Romantiker. Da loben und rühmen sie dir eine Schlucht, wo es recht viele und hohe Felsen gibt, wo der Wildbach tost und schäumt und wo ein böser Sturmwind recht viele Bäume entwurzelt und übereinandergeworfen hat; ja, da ist's schön. Der Landmann, der dort zu wohnen und eine solche Gegend zu bearbeiten hat, findet das gerade nicht. — Hübsch kam es mir ja auch vor, besonders als ich durch das wilde Gemsgebirge zwischen Eisenerz und Hieflau zog. Fast bange wird einem, der da diese schaurige Gegend betrachtet, bange um — — seine Uhr. 's ist schon geschehen!

Von Hieflau bis Altenmarkt, wohin mein Reiseplan an diesem Tage noch wies, benützte ich das Rückwägelchen eines Postillons, eines echt obersteirischen Kerls, mit dem ich mich während der vierstündigen Fahrt bravlich unterhielt. Leider bekamen wir so auf dem halben Weg einen Gefährten in obersteierischer Kleidung und mit einer Jagdtasche. Dieser sagte, er sei der kaiserliche Bote von Wildalpl, und machte viel Wesens davon. Wir mußten ihn auf den Wagen nehmen — er müsse heute noch nach St. Gallen, denn er sei kaiserlicher Bote von Wildalpl. An einer Straßenkneipe angelangt, ließ er für den Postillon Bier und für mich Wein bringen, und das sollte i ch zahlen. — Nu ja, er war kaiserlicher Bote von Wildalpl.

In Obersteier und Oberösterreich dünkte ich mir noch ein zufriedener Poet zu sein, aber in Wien war ich es nicht; da war ich ein Suchender, Begehrender unter Suchenden, Begehrenden. Was hilft es doch, daß der riesige Turm wie ein Gottesfinger nach aufwärts zeigt! — Über Wien ist ein anderesmal zu sprechen. Nach sechstägigem Aufenthalt daselbst ging es heimwärts. Und diese Wander ist das Vorspiel zu größeren Fußreisen, die in den nächsten Jahren folgen sollen.

Im August 1866.

Die Hyazinthe.

Von **Marie Elbe-Osten-Sacken.**

Mit einem Körbchen voll der schönsten Blumenknollen, die er eben von der Gnädigen in Empfang genommen, eilte der Gärtner über den Hof dem Garten zu. Er stolperte, sein Holzschuh flog vom Fuß und er fiel auf den Schutthaufen. Sehr ärgerlich erhob er sich schnell und sammelte eilig einige aus dem Körbchen verschüttete Knollen, ging in den Garten und machte sich daran, die schönen Pflanzen in feingesiebte, wohlbereitete Erde zu legen, wo sie dem Frühling entgegenträumen sollten.

Unbemerkt von ihm war aber eine der Knollen in einem kleinen Loch des Schutthaufens liegen geblieben, es war ein schönes Exemplar einer helllila Hyazinthe, wohl würdig, im Garten einen guten Platz zu bekommen. Die arme Blume, nachdem sie sich vom Fall erholt, sah sich scheu nach ihrer Umgebung um, und wie erschrak sie, als sie ihre wenig saubere, unsympathische Nachbarschaft erblickte! Sie sah sich in einer kleiner Vertiefung, die ihr jeden Ausblick raubte, und ihre nächste Umgebung waren all die Kohlstrünke, Kartoffelschalen, dazwischen ein fauler Apfel und etwas weiter lag sogar ein großer schwarzer Gegenstand, der sie erst erschreckte, sich aber bei genauer Besichtigung als ein unschuldiger, verlumpter alter Schuh erwies. Vermengt waren diese Dinge mit Schutt und Erde, und die Luft, welche sie umgab, hauchte üble Gerüche aus.

Die Hyazinthe verhielt sich ganz ruhig; sie war so gewiß, der Gärtner werde sie noch holen, sie konnte es sich nicht denken, daß von nun an diese Welt von niederen Küchenabfällen ihren Lebensboden bilden sollte, sie sah ja noch zu deutlich den schönen Garten, in dem sie zum erstenmal das Licht der Welt erblickt hatte, wo sie, umgeben von gleichen Schwestern, sich eines harmlosen Daseins freute, und oft fast unbewußt all das Schöne hinnahm, das sie dort täglich umgab. Sie hielt die köstliche reine Luft des Gartens, das köstliche Wasser,

ich Madame Donau sah. Ja die Donau, dieser breite Strom — hatte gleiches noch nicht gesehen. Mittels der fliegenden Brücke*) war ich bald am jenseitigen Ufer des treuen Wächters, der die Preußen doch nicht hereinließ ins Herz Österreichs.

Nach einer halben Stunde kam, „wie eine Königin der Gewässer herangepfnaust", das Dampfschiff von Linz. Durch eine Begünstigung kam mir die gelöste Fahrkarte nach Wien sehr billig, befriedigt bestieg ich das schwimmende Haus, und hinab ging's. Regen rieselte nieder und der Wind schnitt scharf über das Deck.

Es ist ein wundertlich Leben auf einem Schiffe. Menschen aus allen Landen, allen Ständen, in den verschiedensten Kleidern, mit den mannigfaltigsten Geräten und Gepäcken, die fremdklingendsten Sprachen redend, bewegen sich durcheinander. Vom Deck in die Kajüte, vom Speisezimmer in die Vorderkammer ist ein ununterbrochenes Laufen und Schreien. Da schilt ein Monsieur seinen Domestiken; hier bölvert eine alte Dame mit ihrem Stubenmädchen, das einen Augenblick, mit einem Offizier scherzend, auf die Gnädige vergaß. Dort streicht ein weißköpfiger Invalide seinen angebundenen Pudel, und ein paar Bauern, die, unbekümmert um alles, in der Ecke stehen, tauschen ihre Meinungen über Feld, Wald und Viehstand aus. Ein Kaufmann berechnet auf seinem Knie ablaufende Raten, und ein alter Oberst blickt finster, seinen Schnurrbart streichend, auf die Gruppen. Ei was, das Gewühle zu beschreiben! es bleibt ja doch nicht eine Minute dasselbe, es wird ewig neu und immer wird gelärmt; und immer poltert der emsige Matrose; immer brüllt in der Maschine die Flamme und immer schlagen die Schaufeln der Räder schäumende Wogen.

Und wenn man sich nun noch ein halbes Regiment Militär, gemischt von Männern der Süd- und Nordarmee, denkt, welche über Sieg und Niederlage die verschiedensten Meinungen austauschen; und wenn man sich die wohlbesetzte Kapelle versinnlichet, welche auf dem Decke jeden größeren Ort mit Tusch oder Marsch begrüßt, so hat man ein allerdings noch bleiches Bild von dem Leben auf dem Dampfschiff. So war's.

Ich sprach stundenlang keine Silbe, denn viel sprechend, hat man wenig Zeit zum Betrachten. Und ich wollte nur sehen und hören von innen und außen. Wollte ja später einmal alles beschreiben.

Besonders anziehend war mir Melk, Göttweih und Krems, oder war's die Sonne, welche gerade diese Orte verklärend hervorhob?

Um halb fünf Uhr waren wir in Nußdorf angekommen. Ich sah den Turm von St. Stephan, und eine Stunde später stand ich am Stephansplatz, mitten in der großen Welt, mitten unter ewig eilenden Menschen.

*) Die alte Brücke war kurz vorher des Feindes wegen zerstört worden.

Sie blühte nun schon mehrere Tage und die oberen Glöckchen fingen an, ihre erste Frische zu verlieren, und noch hatte kein menschliches Auge sich an ihr erfreut, es schien, als sollte ihr Wunsch unerfüllt bleiben und sie unbeachtet vergehn! — Da hörte sie plötzlich leises Wimmern, der Laut näherte sich und bald konnte sie das Schluchzen eines Kindes vernehmen. Es war ein kleines, zerlumptes Mädchen, ein armes Geschöpf; der Vater war betrunken heimgekehrt, hatte das Kind geschlagen, und nun lief es auf den Hof des Hauses, in welchem seine Eltern eine Kellerwohnung bewohnten, um seinen Schmerz in der freien Luft auszuweinen. In der Angst, der Vater könnte es verfolgen, lief es bis an die äußerste Ecke des Hofes, und plötzlich lachte es nach Kinderart fröhlich auf, mitten im Weinen, es hatte die Blume erblickt! Schnell kam das kleine Ding heran, und nun fühlte die Hyazinthe zwei weiche Kinderhände, sah zwei blaue, noch von Tränen glänzende Augen sich voller Entzücken über sie neigen, und wußte nun, ihr Wunsch war erfüllt.

Wie ein Dankgebet klang ihr letzter Hauch: „So habe ich doch nicht unnütz geblüht!“ — dann ein leiser Krach und jubelnd hielt das Kind die Blume in Händen und eilte zur Mutter, ihr den gefundenen Schatz zu zeigen.

Die Blume hatte ein Kinderherz erfreut, diese einzige Tat war eines Lebens wert.

Abdi Gedi.

Von **Adolf Ryba.**

Mit mehreren Genossen wurde Abdi Gedi seiner Heimat entführt und über Meer, Berge und Täler kam er in die große fremde Stadt. Nun saß er in seiner improvisierten Holzhütte und vernahm unbekannte Stimmen, die wie leise Wellen an sein Ohr klangen.

In der Nacht war er angekommen. Er hatte viele Lichter gesehen und viele, viele Menschen, die alle weiße Gesichter hatten und bis zum Hals in bunte Kleider gehüllt waren. Jetzt wünschte er, dieses neue Leben kennen zu lernen. Da kam ein Mann mit spitzem Gesicht und langem schwarzen Rock, es war der Mann, der sie entführt hatte, und sagte Abdi Gedi, er würde viele weiße Menschen sehen, aber er müsse sehr freundlich sein und dürfe keinem etwas zuleide tun und müsse sich antasten und ansehen lassen. Dann bekäme er viel Geld und würde sehr reich nach Afrika zurückkehren.

Und es kamen viele Menschen. Sie kamen in hellen Haufen und waren in seidenen Kleidern, hatten schwere goldene Ketten um ihre Nacken geschlungen und waren mit strahlenden Steinen geschmückt.

welches sie täglich erfrischte, und das saubere Beet mit der weichen schwarzen Erde für einen Tribut, welchen das Leben ihr zollen mußte, aber ach, sie täuschte sich und sollte es weiter nur zu bald erfahren! Tag auf Tag verging, der Gärtner kam nicht, sie zu holen! Erst sprach sie sich nur Geduld zu — er mußte ja kommen — dann wuchs ihre Unruhe immer mehr, und zuletzt erfaßte sie blasse Verzweiflung, sie sah sich „vergessen“.

Immer wieder schaute sich die Blume in ihrem neuen Wohnort um, immer wieder versuchte sie, sich an denselben zu gewöhnen, aber ihr Herz krankte an der völligen Vereinsamung und erfüllte sich mit Ekel, und wenn sie dann noch Schmähungen ertragen mußte, wenn ein fauler Apfel sie hämisch fragte, wie ihr die schöne Gegend gefiele, oder eine aus dem Rinnstein gefegte alte, schwammige Kartoffel sie wegen ihrer Feinheit verlachte, dann meinte sie oft in ihrem Schmerz vergehen zu müssen und sehnte sich nach dem Winter und dem langen, langen Schlaf.

Der Ort, wo die Hyazinthe hingekommen, war der letzte Ausläufer des Schutthaufens, daher lief sie nicht Gefahr, durch den täglichen Schutt des Hauses vergraben zu werden, aber einmal, als sie bei kaltem Wetter meinte erfrieren zu müssen, fiel der letzte kleine Inhalt des Schutteimers auf sie und beschützte sie vor der größten Not; so konnte sie denn unbeschädigt den Winter verleben!

Es scheint kaum glaublich, aber ist darum doch wahr, trotzdem daß die arme Pflanze sich immer wieder schaudernd vor ihrer Umgebung zurückzog, brachten Notwendigkeit und Gewohnheit es doch mit sich, daß sie derselben nicht ganz fremd blieb, und als der Frühling anbrach, als die Natur zu neuem Leben erwachte, wurzelte sich auch die Hyazinthe allmählich, wenn auch mit Widerstreben, ein; sie wollte hinter ihren begünstigten Schwestern wenigstens nicht ganz zurückbleiben, sie wollte ihre Pflicht erfüllen und mit der ihr verliehenen Gabe der gütigen Mutter Natur zum Schmuck dienen.

So trieb sie denn ein Blatt nach dem andern und bald entwickelte sich aus deren Mitte die schöne, schlanke Blumendolde und nun öffnete sich eine Glocke nach der andern und sandte ihren herrlichen Duft in den schönen Frühlingsabend. Mit sehnsüchtigen Blicken schaute sie nach dem in der Ferne sichtbaren Garten, sie kannte ja seine Pracht, und mußte nun so ganz darauf verzichten! Wie sehnte sie sich nach ihren Schwestern, die dort hinter dem grünen Gebüsch blühten, manchmal schien es ihr, sie höre ihr frohes Läuten, doch ihr hartes Geschick hielt sie fern von ihnen! Zuletzt lebte in ihrem Herzen nur noch der eine Wunsch, heiß und dringend, daß auch sie berufen sei, zur Freude eines Wesen zu blühen und nicht so ganz ungeliebt und ungekannt ihr Leben zu verträumen.

Und dann bewegten sich alle in einer Reihe, blieben tanzend, stampfend an einem Ort und klatschten in die Hände. Minutenlang. Blieben stampfend an einem Ort, streckten die Hälse vor und klatschten in die Hände. Eins, zwei. Eins, zwei. Immer noch blieben sie. Und plötzlich sprang Abdi Gedi hoch heraus, wie endlich befreit, und wirbelte herum. Und alle Bewegungen wurden rascher, alles stampfte und dröhnte wie in plötzlich hervorgebrochener Glut.

Als sie endeten, merkte Abdi Gedi wieder, daß er in der fremden großen Stadt war. Er hörte die weißen Menschen reden; er verstand sie nicht, doch wußte er, daß sie seinen Tanz verspotteten. Das sah er an ihren Gesichtern, an dem breiten Lachen der dicken Weiber mit den großen Hüten.

Dann kam das Speerwerfen. Alle seine Genossen trafen die Scheibe gut. Sie wandten sich gegen die Zuschauer, ehe sie warfen, zeigten die Zähne und ein ganz schreckliches Gesicht und machten eine Bewegung mit dem Speer, als wollten sie wen durchbohren, und lachten, wenn man aufkreischend zurückwich.

Auch Abdi Gedi sollte scheinbar seinen Speer in die weißen Menschen werfen. Doch immer, als er dies tat, lockerte sich seine Hand ein wenig, unmerklich fast, die den Speer umschloß, als ob er jenen kahlköpfigen Mann durchbohren sollte, oder jenes zarte Kind, oder jenes prunkende Weib. Nur einmal, da war es ihm, als pflanzte sich ein dumpfer Krampf von seiner den Speer führenden Hand in sein Inneres fort, als er die Waffe einmal unversehens gegen den Menschen mit den Augen eines verwundeten Tieres gerichtet hatte.

In nächster Zeit wurde Abdi Gedi mit mehreren seiner Leute von dem Mann mit dem spitzen Gesicht und dem langen schwarzen Rock in das Innere der großen Stadt geführt. Sie mußten abwechselnd ein großes Brett vor sich hertragen, auf dem etwas geschrieben stand. Sie bahnten sich singend und schreiend einen Weg durch die vielen Menschen. Was da Abdi Gedi alles sah! Rote Wagen, die auf silbrigen Schienen sausend und klingend, und ganz von selbst die weißen Menschen durch die Straßen führten; Wagen mit hohen schlanken Rädern und gepolsterten Sitzen; auf einem Roß saß ein Mann mit einem funkelnden Helm, der hielt mit der Linken stolz die Zügel und mit der weiß behandschuhten Rechten ordnete und teilte er den Strom der vielen Wagen und Menschen; und Häuser sah Abdi Gedi mit durchsichtigen Wänden und aus farbigem Stein mit goldenen Dächern; und hinter den durchsichtigen Wänden waren alle Dinge der Welt; und lächelnde Menschen mit rotgeränderten Augen liefen hinter diesen Dingen herum; und alles war umflutet von grellstem Licht, das aus hängenden Behältern kam.

Sie hatten gar keine Waffen in der Hand; nicht Speere, nicht Messer, nicht Schwerter. Nur Stäbe mit glänzenden Griffen hielten manche Männer, wie um damit zu spielen. Die Frauen hatten Stäbe, die in Seide und Spitzen staken; wenn sie diese entfalteten, waren es kleine luftige Dächer. Sonst trugen sie nichts. Keine Waffen. Vielleicht trugen sie diese versteckt in den seidenen Puffen und Falten. Vielleicht hatte jeder ein winziges Messerchen mit vergifteter Spitze bei sich. Deshalb taten sie wohl so scheu vor einander und sprachen so höflich und so leise, als ob sie sich fürchteten.

Doch Abdi Gedi taten sie nichts. Denn alle lächelten ihn sehr freundlich an und sahen gleich schnell weg, wenn er sie fragend anblickte. Besonders die Frauen. Manche veränderten plötzlich ihre weiße Haut und wurden ganz rot; und blieben stehen bei Abdi Gedi und atmeten schwer; und aus ihren Gewändern quollen schwellende Düfte, die hüllten ihn ganz ein. Da wußte Abdi Gedi nicht, was er sprechen und wie er blicken sollte und wünschte, sich in seine Hütte zu verkriechen.

Auch kamen Frauen, die sehr dick waren und laut lachten, wenn sie ihn sahen, die dufteten nicht.

Viele Männer kamen auch; die fragten Abdi Gedi, ob sein Halsschmuck echt Bernstein sei, was wohl seine lange Perlenkette koste und die Armbänder, die silbernen Ringe, die er doch von seinen getöteten Feinden hatte. Doch alle diese Männer fragten nur ganz flüchtig und gingen gleich schnell weg zu den andern.

Nur einer sprach länger mit ihm; der war jung, hager und schmächtig. Er hatte nicht so ein verstecktes Gesicht wie die anderen und lachte auch nicht. In seiner Stimme war ein trauriger Klang und seine Augen waren die eines verwundeten Tieres. Der fragte ihn, wie er es zu Hause habe, ob sein Dorf am Meere sei, ob ihm seine Eltern gut seien, ob er Weib und Kind habe und was er tue; ob es wahr sei, daß seine Brüder jeden Europäer töten, der zu ihnen nach Afrika käme. Abdi Gedi antwortete ihm ganz schlicht, sah ihn lange an und sagte: du bist mein Freund, und gab ihm einen silbernen Ring und eine fremde Silbermünze und sagte, wieviel sie wert sei.

Dann kamen und gingen noch viele Menschen.

Auch mußte Abdi Gedi mit seinen Genossen auf einem großen Podium tanzen. Er tanzte gern. Er sprang wild herum und stampfte auf. Er sah die gaffende Menge nicht. Er fühlte nur die wirbelnde Kraft in seinem Körper, die lichten, leichten Tücher, die ihn umwehten und den Schweiß, der ihm aus allen Poren troff, und hörte nichts als das Keuchen und Zurufen seiner schwarzen Brüder, das rhythmische Stampfen der wirbelnden Füße, das Klirren und Klingen der Speere und der Schwerter.

Vergeßlich.

Schleifen, Locken, Schnallen liegen in dem Kästchen,
Und — wie niedlich! — in der goldnen Puderdose
Steckt ein allerliebstes weißes Puderquästchen
Neben einer längstverblühten Tuberose.

An der welken Blüte hängt ein kleines Blättchen:
„Nie vergiß die Stunde dieser Tuberose!“
Ja — wie kam das zierliche Bukettchen
Zu der Quaste in die goldne Puderdose?

„Nie vergiß“, das schrieb gewiß ein kleines Mädchen,
„Diese schöne Stunde und die Tuberose . . .“
Pflückt vielleicht ich selbst die Blume vom Korsettchen?
Lag sie immer schon in dieser Puderdose?

Die Geschichte dieser goldnen Puderdose
Ist mir leider lange, lange schon entfallen,
Und vergessen hab ich auf die Tuberose
Samt dem Mädchen und den Schleifen, Locken, Schnallen . . .

H. L. R.

Mein Roß und ich.

Erzählung aus der Zeit, da ich „ein Schlingel“ war, von **Paul Keller**.*)

Ich ging nicht in die Schule — ich ritt! Ich konnte mir das leisten, denn ich hatte ein Roß, das nicht rechnen konnte. Wenigstens kam es nie hinter die verzwickten Schliche der indirekten Regeldetri. Bei „zehnstündiger Arbeitszeit“ arbeiteten nach Meinung meines Rosses die bekannten „sechs Arbeiter“ an dem bekannten „Graben“ immer zehnmal so lange als bei einstündiger.

Dieses Roß hieß Reinhold Sander, war zwei Jahre älter und zwanzigmal so stark als ich und im übrigen der gutmütigste Schuljunge von der Welt. Jeden Morgen erschien mein Roß in meiner großväterlichen Wohnung, stopfte sich schnell einen Apfel oder was etwa sonst Genießbares auf dem Fensterbrett lag, in die Hosentaschen, setzte mich auf seine Schultern und trabte mit mir zur Schule, wo es mich auf meinem Platz sänftiglich absetzte.

Dafür machte ich meinem Rößlein in der Rechenstunde die tadellosesten „Bruchansätze“.

Eines schönen Maimorgens ritt ich nun gerade zur Schule, stolz wie Darius zur Schlacht, als uns ein Mann begegnete, den sowohl mein Roß als ich nach dem ersten prüfenden Blick als einen „Stadtklecker“ einschätzten. Als „Stadtklecker“ galt damals in meinem Feld-,

*) Aus: „Die fünf Waldstädte“, ein Buch für Menschen, die jung sind. (Allg. Verlags-Gesellschaft, Berlin - München—Wien.)

Dann kamen sie auf einen großen Platz, auf dem ein sehr hohes Haus stand, in dem nicht ein Licht zu sein schien, mit einem ungeheuren Turm und ganz bedeckt mit steinernen Zacken, Bogen und Spitzen. Und die Fenster liefen so hoch, bis zum Dach und waren wie verhangen; so finster war alles an diesem Hause. Als der Mann mit dem spitzen Gesicht und dem langen schwarzen Rock sagte, daß in diesem Hause der alte Gott der Europäer wohne, da erschrak Abdi Gedi sehr. Und er sah sich genau die Menschen an, die über den Platz gingen. Doch diese zeigten keine Angst. Sie wandelten in ihren Duftkleidern unbekümmert vorüber. Sie hatten also keine Angst. Doch wenn dieser alte Gott plötzlich das hohe Dach einstößt und hervorfährt! Doch das kann er wohl nicht. Dann würden ja die weißen Menschen ganz stille und auf den Zehen vorbeihuschen; er wird wohl schon sehr alt sein, dieser Gott, und ganz lahm.

Dann kamen sie an ein anderes großes Haus. Das hatte hohe Säulen und war ganz voll Licht. Das sei ein Theater, sagte der Mann mit dem spitzen Gesicht und dem langen schwarzen Rock, ein Haus, in dem die Menschen zum Scheine lachen und sterben und singen und töten. Sie töten also in Wahrheit nicht? fragte Abdi Gedi und konnte das nicht verstehen.

Und dann sah er noch vieles, aber er konnte nicht mehr unterscheiden, was es war; er wußte nicht, ob es ein lärmender Menschenschwarm, ein schreiender Vogel oder ein schwimmendes Haus war. Müde, geblendet kam er heim. Des Morgens schlief er erst ein.

Noch oft kam der Mann mit den Augen eines verwundeten Tieres; seine Stimme klang immer traurig; manchmal sprach er nichts und reichte Abdi Gedi nur die Hand. Abdi Gedi hatte Freude an diesem Menschen und sagte zu ihm: „Bring mir einen grünen Seidenschal“.

Und der traurige Mensch brachte ihm einen grünen Seidenschal.

Und viele Menschen kamen noch und gingen. Und Abdi Gedi tanzte oft noch und sang. Und es wurden Tage und Nächte. Und einmal fuhr er heim, zurück nach Afrika.

Dort wirft er nun wohl seinen Speer nach Löwen und Leoparden und tötet sie. Er reitet auf feurigem Roß. Und wenn er liebt, sagt er: ich liebe dich und du bist mein; wenn er haßt, sagt er: ich hasse dich und will dich töten, und kämpft mit seinem Feind und tötet ihn. Dann geht er zu dem Weibe, das ihm gefällt und zu seinen schmutzigen Kindern, zeigt seine Beute, rühmt seine Taten und küßt sein Weib. Dann schläft er. Und wenn der Wind durch das Dach seiner niedrigen Hütte fährt, ist es ihm vielleicht, als höre er ein fernes Brausen einer großen Stadt, als erinnere er sich zweier Augen, die denen eines verwundeten Tieres gleichen.

„Wo warst du denn bis jetzt?“ herrschte er mich an.

Ich sagte, ich sei nur schnell mal austreten gewesen.

„Schnell mal austreten — so! Du Range! Und über eine halbe Stunde bin ich schon hier. Wo warst du so lange, Schlingel — he?!“

Ich stotterte etwas von einer unheimlichen Bauchkrankheit, die ich hätte; er aber ergriff mich an den Ohren und begann in höchst lästiger und fataler Weise daran herumzuschrauben. Trotzdem hörte ich, wie mein Roß leise und zornig aufschnaubte, denn mein Roß liebte mich. Ich bekam noch eine ungewisse Anzahl von Ohrfeigen und konnte mich dann setzen.

Der Herr Schulinspektor hielt nun eine donnernde Strafrede über die Roheit von Dorfkindern Fremden gegenüber, was ich mit äußerer Zerknirschung und innerer Gleichgültigkeit anhörte.

Am Schlusse sagte er: „Der kleine Bengel dort ist zu faul, um in die Schule zu laufen; er reitet auf diesem langen, starken Labander und läßt ihn dafür die Rechenaufgaben abschreiben.“

Ein vernichtender Blick traf unseren herzensguten Lehrer.

„Herr Schulinspektor, der Reinhold Sander ist einer meiner schwächsten Rechner, aber sonst ein guter Junge.“

Das alles galt nichts.

„Sander, komm mal raus an die Wandtafel. Nimm die Kreide und schreibe auf:

Sechs Arbeiter arbeiten über einen Graben von 175 m Länge, $1\frac{1}{4}$ m Breite und $\frac{3}{4}$ m Tiefe 18 Tage bei täglich zehnstündiger Arbeitszeit. Wie lange arbeiten 25 Arbeiter an einem Graben von 300 m Länge, $1\frac{1}{2}$ m Breite und $\frac{1}{2}$ m Tiefe, wenn sie täglich nur acht Stunden tätig sind?“

O, du armes Roß! Ich sah, wie seine Mähne sich sträubte, wie schwerer Atem durch seine Nüstern drang und seine Läufe zitterten.

Aber der Herr Kreisschulinspektor hatte seine Rechnung ohne den Morse-Telegraphen gemacht. Nämlich, wenn mein Roß an die Wandtafel gerufen wurde, galt folgende Telegraphie:

Ich setze meinen Schieferstift scharf wie zu einem Punkt auf die Schiefertafel (heißt: Reinhold, dieses „Glied“ mußt du über den Bruchstrich setzen).

Ich mache einen quietschend langen Strich (heißt: das kommt unter den Bruchstrich!).

Einmal Hüsteln heißt: jetzt mußt du „kürzen“.

Zweimal Hüsteln heißt: es läßt sich noch weiter „kürzen“.

Schneuzen bedeutet: die Sache ist falsch.

Kurzes Scharren bedeutet beifälliges „alles richtig!“

Strauch- und Wiesendorfe ohne weiteres jeder städtisch gekleidete Mensch, der sich in seiner Gemarkung blicken ließ.

„Nanu, nanu", machte der Fremdling verwundert und musterte uns, „wo geht die Reise hin?"

„In die Schule!" sagte ich und fuchtelte siegesgewiß mit meinem breiten Lineal wie mit einem Kriegsschwert.

„Aber Junge, warum gehst du denn nicht zu Fuß? Kannst du denn nicht laufen?"

„Besser wie Sie!" sagte ich frech. Der Fremdling erzürnte sich und schnauzte mein Roß an:

„Wirf doch den Bengel ab! Wirst dich doch nicht mit ihm abrackern!"

Mein Roß schüttelte die Mähne und stieß Dampf aus den Nüstern. Dann sagte es:

„Er läßt mich die Regeldetri-Aufgaben abschreiben, und überhaupt geht Sie das 'n Quark an."

Nun raste der fremde Wandersmann und wollte mit seinem dünnen Spazierstock meinem Roß eins auf den sogenannten Bug geben. Das aber schlug nach hinten aus, schlug in eine Pfütze, bespritzte den Fremden von oben bis unten und setzte sich in Galopp mit mir.

Als wir ein Stück davon waren, sang ich mit lieblicher, heller Stimme: „Stadtklecker! Stadtklecker!" und mein Roß wieherte und wieherte deutlich auf den Text „Stadtklecker! Stadtklecker!"

An diesem Tage aber hatten wir in der ersten Stunde biblische Geschichte. Da ich zu Hause vergessen hatte, die „Bibel" zu lernen, wollte ich auf den Vorzug, sie vortragen zu dürfen, lieber verzichten und bat daher gleich nach Anfang der Stunde den Lehrer, „mal austreten" zu dürfen. Er brummte etwas von „ewigem Gelaufe" und ließ mich ziehen. Darauf trat ich drei Viertelstunden lang „aus". Als ich vermutete, daß die Gefahr vorüber sei, näherte ich mich wieder behutsam der Schulstubentür und hörte da folgenden Meinungsaustausch.

„Es heißt nicht Frau Putiphar, es heißt Frau Potiphar!"

„Herr Schulinspektor!" hörte ich unseren Lehrer bescheiden einwenden, „bei uns in der katholischen Bibel schreibt sich die Frau mit u."

Mir aber wurde plötzlich an der Schulstubentüre so beklommen zumute, daß ich meinte, jetzt müsse ich wirklich mal austreten. Also verschwand ich noch auf fünf Minuten nach dem Hofe, dann aber trieb mich mein Pflichtgefühl und eine düstere Ahnung nach dem Klassenlokal.

Heiliger Himmel, der plötzlich anwesende Kreisschulinspektor war tatsächlich unser „Stadtklecker". Kaum erblickte er mich, so machte er auch schon den Finger krumm, winkte und sagte: „Komm mal her, du Schwede!"

gingen also zum Gasthaus, vor dessen Tür wir ein jämmerliches Geheul anfingen. Ich weinte bitterlich und mein Roß strich sich fortwährend mit seinen Vorderhufen den Bug.

Der Herr Schulinspektor kam erschreckt herausgestürzt.

„Na, heult nicht so! Ihr macht mir das ganze Dorf rebellisch. Der Lehrer hat euch wohl etwas zu stark gezüchtigt?“

Wir heulten noch lauter.

„Jungens, seid still! Daß er euch so stark bestrafe, wollte ich ja nicht. Na, hört doch schon auf mit eurem Geheule! Es sind Leute im Gasthaus. Was sollen die denken?“ — Mein Roß schrie förmlich.

Dem Schulinspektor war die Sache furchtbar peinlich; denn er hatte sein Amt erst angetreten und wollte nicht in den Ruf eines Kinderquälers kommen.

Da schenkte er uns 10 Pfennige, sagte, wir seien ja sonst nette Kinder, auch fleißig in der Schule, hätten ihm Freude gemacht; da sollten wir also in Zukunft ein höflicheres Straßenbenehmen an den Tag legen, jetzt sofort ruhig nach Hause gehen und uns für die 10 Pfennige was kaufen.

* * *

Die 10 Pfennige nahm das Roß in Verwaltung und kaufte am Nachmittag drei Zigarren dafür. Jeder rauchte eine, die dritte rauchten wir zusammen. Wir saßen dabei auf unserem Windmühlberg, sahen nach der Kreisstadt hinüber und sangen aus vollen Lungen: „Stadtklecker! — Stadtklecker!“

Die lila Dame.

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

„Warum spielt eigentlich der Jüngeling Violine, wenn er so gar, aber schon gar kein Talent hat? Ich wette, es steckt ein famoser Maurer in ihm.“

Der außerordentliche Gesandte in Teheran, der seinen Urlaub daheim verbringt, antwortet nicht, sondern scheint sich nachdenklich, gedankenlos nur für die Asche seiner Zigarre zu interessieren. Das Rauchzimmer ist beinahe leer, aus dem Saal nebenan kratzt eine dünnstimmige Geige herüber und die offene Tür schneidet ein kleines bewegliches Genrebild aus einem Gesellschaftstreiben.

„Ist Ihnen nicht wohl, Herr von Stollradt?“

„Wie, bitte . . . Herr Doktor . . .? Pardon!“ Der Diplomat schüttelt den Kopf, als müßte er, ehe er einen anderen Gedanken faßt, erst ein paar alte unterkriegen.

Das Wunder geschah: Reinhold Sander rechnete die schwere Aufgabe völlig richtig. Als der Herr Schulinspektor, der inzwischen weiter geprüft hatte, das richtige Resultat sah, war er verwundert und sagte zum Lehrer: „Aber, der Kerl kann ja rechnen!"

„Einer meiner schwächsten Rechner, aber sonst —"

„Schon gut, ich sehe, das Rechnen klappt!"

Und er machte für den Lehrer eine gute Note ins Protokoll. Die Stimmung des Schulgewaltigen schlug überhaupt sichtlich zum besseren um, und ehe er um $^1/_2$11 Uhr ging, schraubte er mein Roß und mich nur noch einmal ganz leise und zärtlich an den Ohren und schied dann in Gnaden.

Als um 12 Uhr die Schule aus war, bestieg ich mein Roß und ritt als ein Sieger heimwärts. Die kleinen Blessuren, die ich erlitten hatte, taten meinem Triumph keinen Eintrag. Ich streichelte mein treues Roß und als wir ein Stück das Dorf hinauf waren, sangen wir in der Freude unseres Herzens gemeinsam: „Stadtklecker! Stadtklecker!"

Auf einmal — wie wenn wir den Rübezahl gerufen hätten und der fürchterliche Berggeist plötzlich vor uns stünde, tauchte der Schulinspektor aus einem Seitengäßchen auf. Wir hatten geglaubt, der Mann sei längst nach der Stadt zurück, und nun war er noch in der evangelischen Schule gewesen und noch im Dorf.

Den bösen Geist sehen und vom Pferde fallen war eins. Der Herr Schulinspektor tobte. Da aber viele Feldarbeiter vorbeigingen und schmunzelten, fühlte er, daß er keine günstige Rolle spiele, wenn er sich mit uns beiden in einen Straßenkampf einließe, und herrschte uns also an:

„Marsch nach der Schule zurück! Dort werdet ihr dem Herrn Lehrer sagen, was ihr getan habt. Er wird euch augenblicklich bestrafen. Ich gehe jetzt hier ins Wirtshaus, um meine Sachen zu holen. In einer Viertelstunde seid ihr vor dem Gasthaus. Wehe euch, wenn ihr meinen Befehl nicht ausführt!"

Wir gingen nach der Schule zurück. Ja, ich muß es eingestehen, ich ging zu Fuß. Heimlich schlichen wir nach der Schulstube. Die war ganz leer. Aber der Lehrer bemerkte uns bald.

„Was wollt ihr denn noch?"

Da stotterte ich, ich hätte mein Lineal vergessen. Das Lineal war das wichtigste aller meiner Schulutensilien, denn erstens brauchte ich es als Waffe und zweitens fürs Freihandzeichnen.

„Geht nur nach Hause!" sagte der Lehrer.

Da glaubte ich, wir sollten ihm gehorchen und ihm weiter keinen Kummer machen, und wir gingen. Meinem Roß war dabei nicht ganz wohl. Aber draußen belehrte ich es über meinen Feldzugsplan, und wir

„Da . . .“

„Was — da?“

„Was war denn da, als Sie heiraten wollten? Warum haben Sie denn nicht geheiratet? Ein bißchen Mut und ein bißchen Energie . . .“

„Nicht wahr, sie ist eine schöne Frau?“

„Ist? Nein. War.“

„Egal!“

„Pardon!“

„Mir egal.“

„Das ist etwas anderes, Exzellenz.“

„Wo blieb ich stecken . . .“

„Beim Heiraten, selbstverständlich.“

„Nein früher . . . Weiß schon . . . Und jetzt bitte ich Sie zum zweitenmal, unterbrechen Sie mich nicht. — Eines Vormittags richte ich auf dem Exerzierplatz Rekruten ab; Krawaten; den borniertesten Jahrgang seit König David, und besonders ein Kerl bringt mich zur Raserei, hängt am Hals des Gauls wie . . .“

„Bitte, regen Sie sich nicht auf — Aufregung stört die Blutzirkulation und ist bei älteren Leuten nicht unbedenklich.“

„Sie haben Recht . . . Der Kerl also — Petar Klobuc hieß er oder so ähnlich — wird immer dümmer, ich borg' ihn mir aus, ruf' ihn zu mir her, und wie ich sein dummes und dabei durchtriebenes Gesicht seh', hau' ich ihm eine herunter . . .“

„Hm.“

„Wie meinten Sie?“

„Ich bin nur etwas katarrhalisch.“

„Ja, dann . . . hm . . .“

„Sind Sie ebenfalls erkältet, Exzellenz?“

„Die Baronesse hat von ihrem Wagen aus die Szene mitangesehen.“

„Damen pflegen die richtigsten Erziehungsmaximen meist nicht zu goutieren.“

„Ich erblick' sie, will ihr meine Aufwartung machen. — Sie kutschiert davon.“

„Da haben Sie's.“

„Doktor, ich bitte Sie im vollsten Ernste, mich nicht zu unterbrechen . . . Ich denk' noch immer nichts Schlimmes und geh' abends vergnügt zu einem Souper, wo ich weiß, daß die Baronin meine Tischdame ist. Ich tret' ein, küss' der Hausfrau die Hand, sag' der Tochter was Süßes . . .“

„Warum sprechen Sie denn auf einmal Dialekt, Ex'lenzerl?“

„. . . schwenke zur Baronin hin und . . .“

„Und?“

„Ob Sie sich unpäßlich fühlen . . .“

„Danke . . . Nein, o gar nicht.“ Herr von Stollradt streicht etwas an seinem durchgezogenen weißen Scheitel herum, legt die halbverrauchte Zigarre in den Aschenbecher und zündet eine neue an. Nach einem merkwürdigen Blick durch die Tür auf das Genrebild: „Nu, Doktor, wie gefällt Ihnen die Frau?“

„Verzeihung — welche?“

„Nu, die lila . . .“ Das sagt der Gesandte so vorwurfsvoll, und es stehen doch fünf Damen nebeneinander.

„Die lila . . . Ja, so . . . passabel ramponiert.“

„Eh?“

„Alt, meine ich.“

„So . . . Sie war aber einmal jung.“ Stollradt versichert es mit großer Bestimmtheit.

„Wahrscheinlich.“

„Herrgott, habt Ihr gar keine Pietät, Ihr Jungen; wenn ich's Monokel nicht aufsetze, ist sie heute noch jung.“

„Tja . . .“

„Eine hübsche Frau!“

Der Doktor lächelt: „Exzellenz, darf man gratulieren?“

Darauf geht der Gesandte nicht ein: „Wissen Sie, daß diese lila Dame mir die einzige Ohrfeige meines Lebens gegeben hat?“

„Das wußte ich eigentlich bisher nicht, aber wenn Sie es sagen, wird's gewiß wahr sein. Eine einzige Ohrfeige mindestens muß jeder kriegen, früher oder später. Erstens schadet das nicht und zweitens glücklich der, der die Affäre mit einem Gegner weiblichen Geschlechtes abmacht.“

„Sie sind ein entsetzlicher Mensch, Doktor!“

„Praktikus, Exzellenz.“

„Ich werde Ihnen die Geschichte erzählen . . . Den Geiger sollte man ertränken; geht leider nicht . . . Also die Geschichte: Wie ich noch bei den Husaren stand . . .“

„Sie standen bei den Husaren?“

„Natürlich; als Leutnant . . .“

„Was, als Leutnant?“

„Tun Sie mir den einen Gefallen und unterbrechen Sie mich nicht fortwährend . . . Gut. Wie ich noch Husarenleutnant war, hab' ich mich in die Baronesse Christine verliebt . . .“

„In wen?“

„In die lila Dame . . . Und wollt' sie heiraten, und alles schien so im besten Fahrwasser . . .“ Der außerordentliche Gesandte zieht an seiner Zigarre, und die brennt so wie so schön eben und glimmend.

Die Absetzbarkeit der Pfarrer.

Von **Heinrich Hansjakob.**

Bisher hatte der katholische Pfarrer bei seinen vielen Pflichten und seinen wenigen Rechten doch das eine Recht, das kanonische Recht der bedingten Unabsetzbarkeit, welches ihm das Kirchenrecht verliehen hat, um ihn vor Willkür zu schützen und seine Berufsfreudigkeit zu stärken. Einmütig und in den bestimmtesten Ausdrücken erklärte sich bisher die kirchliche Gesetzgebung gegen jede Willkür des Bischofs bei der Absetzung eines Pfarrers.

Lagen Gründe vor, einem solchen sein Amt und seine Pfründe zu nehmen, so konnte dies nur durch ein streng-gerichtliches Verfahren mit zwei Berufungsinstanzen geschehen.

Der Professor des Kirchenrechtes an der Universität Freiburg, Dr. Heiner, jetzt in Rom, schreibt in seinem „Lehrbuch des Kirchenrechtes"*): „Zur wesentlichen Beschaffenheit eines Benefiziums (Pfründe) im kirchenrechtlichen Sinne gehört, daß das Benefizium nicht bloß als solches ein für ewige Zeiten gegründetes, sondern daß auch das Recht des Genusses dem Inhaber dauernd und unwiderruflich, d. i. auf Lebenszeit, übertragen werden muß."

Dr. Heiner zitiert für seine Angabe den alten Rechtslehrer Gratian von Bologna, der um 1150 eine Sammlung des Kanonischen Rechtes herausgab.

Jetzt ist dieses Recht und dieses Palladium den Pfarrern mit einem Federstrich genommen, und sie können kurzerhand von den Bischöfen auf dem Verwaltungswege abgesetzt werden wegen Geisteskrankheit, Unwissenheit, wegen eines Verbrechens, wegen Taubheit, Blindheit und wegen jeder Krankheit des Leibes und der Seele, welche den Pfarrer für immer oder für längere Zeit unfähig machen, seinen seelsorgerlichen Pflichten in vollem Umfange nachzukommen — wenn nicht durch einen Vikar eine genügende Hilfe geschaffen werden kann; ferner wegen Mißliebigkeit, auch wenn er daran unschuldig und sie nicht allgemein ist, wegen Verlust des guten Rufes, sowohl seines eigenen als seiner Hausgenossen, wegen Vernachlässigung der Pfarrgeschäfte, der Spendung der Sakramente, des Religionsunterrichtes und des Predigtamtes, wegen Ungehorsams gegen den Bischof, wenn der ihm z. B. verboten hat, mit einer Person oder einer Familie auf vertrautem Fuße zu verkehren usw.

Im modernen Rechtsstaate hat man für landesherrlich angestellte Beamte, auch wenn sie keine akademische Bildung besitzen, die Absetzung

*) Bd. II, 3. Aufl., S. 151. Paderborn bei Schöningh.

„. . . die sagt: Herr Leutnant von Stollradt! Ich war heute Zeugin einer unerhört brutalen Handlung von Ihnen. Und damit Sie an sich selbst kennen lernen, wie einem zumute ist, wenn man mißhandelt wird, ohne sich wehren zu dürfen — da . . .“

Eine kleine Pause.

Der Doktor sperrt das rechte Auge doppelt groß auf, um das Zukneifen des linken auszugleichen: „Sapperment.“

„Ich hatte eine Ohrfeige.“ Der Gesandte steckt seine Zigarre beinahe mit dem verkehrten Ende in den Mund, aber merkt den Irrtum noch zur rechten Zeit. „Später hab' ich mir manchmal gedacht, die Lektion war gut und verdient, damals . . .“

„Schlafens nicht ein, Exzellenz; damals?“

„Damals . . . verbeugte ich mich erst vor der ganzen Gesellschaft, ging dann nach Hause, holte den Armeerevolver aus dem Futteral . . .“

„Hui!“

„Legte ihn wieder hinein . . .“

„Gott sei Dank.“

„Und bat um meine Entlassung vom Militär. Notwendig war es vielleicht nicht, denn eine kleine Damenhand gilt im Ehrenkodex nicht viel.“

„Die Baronesse hat Ihnen nicht geschrieben oder . . .“

„Nein.“

„Und Sie nicht an die Baronesse?“

„Nein, das tut man doch nicht.“

„Vielleicht tut man's doch.“

„Na, ich nicht . . . Ich bin in der Diplomatie untergekrochen . . . Und *sie* hat nicht geheiratet . . .“

„Die Diplomatie?“

„. . . und ich nicht . . . Heut' seh' ich die lila Dame zum erstenmal wieder — seit fünfunddreißig Jahren.“

Dem Doktor fällt momentan kein passendes Wort ein.

Der Gesandte zieht zuerst das eine, hernach das andere gichtische Bein ein, gibt dem Körper mit beiden Händen einen Ruck vom Fauteuil weg und steht.

Der Geiger hat zum Kratzen aufgehört und alle applaudieren, auch die lila Dame.

Es reißt die Exzellenz ein bißchen nach rechts und ein bißchen nach links und eine schneidige Haltung bringt er mit dem besten Willen nicht zustande, aber er kommt doch ziemlich gerade bis zur lila Dame, küßt ihr nur die Hand und geht nach Hause.

Der Doktor schleicht sich durch eine Hintertür ins Vestibül und drückt dem Diener statt ein Trinkgeld in die Hand, die Hand selbst.

Natürlich nur aus Zerstreutheit.

Zwar ist die Macht der Bischöfe in Absetzung ihrer Pfarrer ein zweischneidiges Schwert. Gebraucht ein Bischof dieses Schwert recht fleißig, so wird er, wenn seine Geistlichen nicht geborene und erzogene Sklaven sind, nicht bloß ihnen jede Berufsfreudigkeit nehmen, sondern auch ihr Vertrauen verlieren.

Ich habe in einem langen, arbeitsreichen Leben der katholischen Kirche keine Schande gemacht, weder als Pfarrer noch als Schriftsteller. Trotzdem könnte mich auf Grund des obigen Dekretes mein Bischof zu jeder Stunde nach römischem Ausdruck absetzen, weil ich ein alter, kranker Mann bin, der nicht mehr alles tun kann, absetzen, wenn er die Aushilfe durch Vikare für ungenügend halten würde.

Soviel ich weiß, stehe ich nicht gerade „in Ungnade" bei dem derzeitigen Erzbischof von Freiburg, Dr. Thomas Nörber, der seinem Klerus gegenüber kein Tyrann und kein Absolutist ist. Aber wenn er wollte, könnte er, wie gesagt, nach neuestem päpstlichen Recht den Pfarrer von St. Martin alsbald im Verwaltungsweg aus seinem Amte entfernen.

Die Beiräte würden ihn sicherlich nicht im Stiche lassen, wenn es gälte, dem „mißliebigen Hansjakob" den Meister zu zeigen und ihn auszuschalten. Mißliebig ist aber dieser Hansjakob bei vielen geistlichen Herren, weil er sich allzeit ein freies Wort gewahrt hat in Dingen, die mit dem Wesen der katholischen Religion nichts zu tun haben, und weil er der Überzeugung lebt und stirbt, daß man, um ein guter Priester und Katholik zu sein, nicht in Knechtsinn wandeln muß alle Tage seines Lebens, und daß es absolut nicht nötig ist, durch irdische Knechtschaft das ewige Leben zu gewinnen.

Ich wurde vor mehr als vierzig Jahren vom badischen Ministerium gemaßregelt, weil ich im Kulturkampf entschieden auf Seite der Kirche getreten war. Ich ließ mir diese Maßregelung nicht gefallen und schied, knapp bevor ich definitiv als Professor angestellt worden wäre, aus dem „Staatsdienst".

Es hat mich dies nie gereut. Angesichts der heute infolge des päpstlichen Dekrets möglichen Absetzung im Verwaltungsweg reut es mich. Denn, wenn ich dem Staate ebenso lang und ebenso treu gedient hätte wie der Kirche, würde es bei meinem freiwilligen Ausscheiden heißen: „Wird auf Ansuchen und unter Anerkennung seiner langjährigen und treuen Dienste in Ruhestand versetzt." Diese wohltuende Formel steht nicht im Lexikon der Kirchensprache, wohl aber das harte Wort amotio, Absetzung.

Ich bin ein alter Mann und habe schon viel erlebt, gehört und gelesen — aber noch nie erlebt, gehört und gelesen, daß man einen Domherrn, einen Bischof oder gar einen Papst abgesetzt hätte, weil er

im Verwaltungswege aufgehoben. Es kann demgemäß z. B. in Baden kein Revisor und kein Registrator, der landesherrlich angestellt ist, im Verwaltungswege entlassen werden, von höheren, akademisch gebildeten Beamten, die unwiderruflich angestellt sind, ganz abgesehen.

Meines Wissens existiert die administrative Absetzung und Verurteilung in Europa nur noch in Rußland, und jetzt soll sie auch in der römisch-katholischen Kirche eingeführt werden.

Zwar soll der Bischof, wenn er einen Pfarrer absetzen will, zwei Beiräte nehmen. Diese Beiräte wählt aber der Bischof mit seinem Domkapitel selbst. Bei der ersten Verhandlung im Verwaltungswege sind die Beisitzer zwei Prosynodalexaminatoren und bei der Rekursverhandlung zwei Pfarrer.

Alle vier sind natürlich fromme, tadellose, gesinnungstüchtige Leute — andere wird und kann ja der Bischof nicht wählen — und diese werden in hundert Fällen neunzigmal wollen und denken wie ihr Herr, der Bischof, der in der vorliegenden Sache Kläger und Richter in einer Person ist, will und denkt.

Daß die Abstimmung geheim sein soll, hat bei drei Personen absolut keinen Wert.

Der angeklagte Pfarrer kann ihm ungünstig scheinende Beisitzer ablehnen; er kann auch schriftlich sich verteidigen und zwei bis drei Zeugen angeben. Aber er darf nicht seine Gemeinde anrufen und von ihr keine Unterschriften zu seinen Gunsten sammeln, sonst wird er noch extra bestraft vom Bischof.

Will dann der also abgesetzte Pfarrer rekurrieren gegen seine Absetzung, so kann er — ein Unikum in der Rechtsgeschichte — nur an den gleichen Bischof appellieren, der dann, wie eben gesagt, zwei andere Beisitzer, zwei Pfarrer, zu nehmen hat, welche untersuchen, ob kein Formfehler vorliegt und die Absetzung begründet war. Jede weitere Beschwerde des Pfarrers ist unzulässig.

Und diese Satzungen gelten allen, auch den alten und bisherigen Pfarrern und nicht bloß den neu anzustellenden. Nun ist es aber in der Jurisprudenz ein allgemein geltender, man kann sagen naturrechtlicher Grundsatz, daß Gesetze keine rückwirkende Kraft haben sollen. In unserem Falle bleibt dieses Naturrecht völlig unbeachtet und dem katholischen Pfarrer nur das Recht, sich zu fügen.

Schon sind auch Pflastertreicher an der Arbeit, die zum Schaden den Spott hinzufügen und meinen, das neue Dekret sei eine wahre Wohltat für die Pfarrer und sie sollten dankbar dafür sein. Die Beiräte würden ihre Helfer sein usw.

Wohl dem, der das glaubt und zu glauben vermag! Mir fehlt dieser Glaube gründlich.

„Veraltetsein", mit dem unsere Jungen so leicht fertig sind, wird bei Spielhagen noch sehr lange nicht stimmen.

Wir sind in der Lage, den nun Heimgegangenen auch von seiner menschlichen Seite vorzuführen, und zwar durch eine Anzahl seiner Briefe, die er seit vielen Jahren an den Begründer dieser Zeitschrift geschrieben hat. Die nähere Bekanntschaft des berühmten norddeutschen Dichters mit dem Alpenpoeten wurde veranlaßt durch den Tod ihres gemeinsamen Freundes Ludwig Staackmann in Leipzig. Obwohl sich die beiden Männer im Leben nur einmal gesehen haben, ist ihr persönliches Verhältnis zueinander doch ein besonders inniges gewesen. Diese Briefe, die wir unter Gestattung der Familie Spielhagens veröffentlichen, werden nicht bloß Freunden der beiden Dichter willkommen sein, sie haben allgemeinen Wert. So dürfen wir der Pietät nicht nachgeben, die die Briefe am liebsten für sich in der Lade verschlossen hielte.

Charlottenburg, 6. I. 97.

Hochgeehrter Herr!

Wie unser dahingeschiedener unvergeßlicher Freund*) Ihnen von mir, so hatte er mir von Ihnen oft und oft in liebevoller Wärme gesprochen und geschrieben. Wir haben an ihm Unersetzliches verloren. Er und ich sind Freunde gewesen über vierzig Jahre, ohne daß auch nur der Schatten eines Mißverständnisses den Himmel unserer Freundschaft getrübt hätte. Das ist nicht mein Verdienst, der ich, nicht gar gesund und nervös überreizt, ungleichmäßig in meiner Stimmung und nicht selten von schweren Launen heimgesucht bin; sondern seines, der immer, immer conciliant war, und dessen Herzensgüte nicht übertroffen werden konnte. Und war er doch noch mehr als nur ein guter Mensch — obgleich das in meinen Augen ungeheuer viel ist — ich habe nie einen verständnißinnigeren, feinsinnigeren Berater in poetischen Dingen gehabt. Er lobte so gern; glaubte er aber, zu finden, daß die Sache nicht in Ordnung sei, sprach er es mit schönem Freimut aus und — er hatte immer recht.

Sie haben ihn ja so sehr viel kürzere Zeit nur gekannt; aber lange genug, ihn schätzen und lieben zu lernen. So wollen wir über das, was wir an ihm verloren haben, nicht rechten. Es ist hinüber und herüber ein Unermeßliches.

Er hätte meinen Aufsatz über Ihr „Ewiges Licht" gut und gern noch lesen können. Seit Wochen schon befand sich der Artikel in Wien**); aber die Redaktion wollte ihn durchaus für die Weihnachtsnummer reservieren. Hätte ich ahnen können, das Furchtbare! Aber ich war so überzeugt, daß er mich um viele Jahre überleben würde. Und auch er dachte — im echt spinozistischen Sinne des Tapferen — an nichts weniger als den Tod.

Glücklicherweise ist ihm in seinem Sohn Alfred ein Nachfolger erwachsen, der seiner durchaus würdig zu werden verspricht. Der Zufall will, daß ich, kaum daß sich das Grab über den Heimgegangenen geschlossen, höchst wichtige Geschäftsangelegenheiten mit Alfred verhandeln mußte. Ich habe ihn so klar, besonnen, klug gefunden – ich hätte wahrlich glauben können, er habe seine Briefe nach dem Dictat des Vaters geschrieben. Das läßt mich geschäftlich ruhig in die Zukunft blicken. Ich zweifle nicht, daß Sie unserem jungen Freunde dasselbe Vertrauen entgegenbringen. Freilich, eine ungeheure Verantwortung ist auf seine Schultern gewälzt. Was an mir liegt, sie ihm tragen zu helfen, soll gewiß geschehen.

*) Verlagsbuchhändler Ludwig Staackmann in Leipzig. **) „Neue freie Presse."

wegen Krankheit und Alter seine Geschäfte nicht mehr im vollen Umfang habe erfüllen können.

Kein Mensch hat je an so was gedacht. Man läßt diese Würdenträger, wie sie es verdienen, ruhig in ihren Ämtern, Häusern und Palästen leben und sterben und gibt ihnen Helfer und Koadjutoren, welche die Geschäfte besorgen, die sie nicht mehr besorgen können.

Das gleiche Recht hatten bisher auch die alten Pfarrer. Man gab ihnen Hilfspriester und ließ sie, weil gegen ihren Willen nicht absetzbar, in ihren Pfarrhäusern selig sterben.

Das hat nun, wenn der Bischof nicht will, ein Ende, und mancher Pfarrer, der zwanzig und mehr Jahre in einer Gemeinde wirkte, muß, wenn er keinen Vikar bekommen oder unterhalten kann, das ihm liebgewordene Pfarrhaus in seinen alten Tagen verlassen und bei kärglicher Pension — der kärglichsten von allen akademisch gebildeten Beamten — unter fremden Leuten, an fremdem Ort und in armseliger Wohnung in der Bitterkeit seiner Seele sein Leben beschließen. —

Aber auch denjenigen Pfarrern, welche durch eigenes Verschulden im Verwaltungswege abgesetzt werden, geschieht dadurch ein Unrecht, daß man ihnen eine sorgfältige richterliche Entscheidung vorenthält.

Jeder Bettler, jeder Landstreicher, jeder Droschkenkutscher, der eine polizeiliche Verordnung übertreten hat und im Verwaltungswege bestraft wird, kann an ein ordentliches gerichtliches Verfahren appellieren, bei dem die Instanz, die ihn gestraft, nichts mitzureden hat, der katholische Pfarrer aber nicht.

Und doch sind alle diese dank dem neuesten päpstlichen Dekret entrechteten Pfarrer die eigentlichen Träger der Religion im Volke und damit in der Welt! —

Diese Darlegung des katholischen Pfarrers Hansjakob findet sich in seinem Buche „In der Residenz“. Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp. 1911. Diese Bekenntnisse eines streng religiösen Mannes sind jedem, der sich für unsere religionspolitische Kulturbewegung interessiert, angelegentlich zu empfehlen.

Briefe von Friedrich Spielhagen an den alten Heimgärtner.

Am 25. Februar dieses Jahres ist in Berlin Friedrich Spielhagen in seinem 82. Lebensjahre gestorben. Der literarische Charakter und die Stellung dieses Romanciers im deutschen Schrifttum steht so fest und klar, daß jedes weitere Wort überflüssig ist. Spielhagen gilt ziemlich unbestritten als der größte deutsche Romanschriftsteller unserer Zeit. Das Wort vom

durchgemacht. Ein Katarrh löste den andern ab. Jetzt bin ich wieder seit drei Wochen nicht aus dem Zimmer (resp. aus dem Bett) gekommen. Seltsam glücklich ist es, daß diese Leiden meine Arbeitskraft kaum beeinträchtigen; freilich nicht ohne des alten Kant Anweisung, durch die Kraft des Gemütes über krankhafte Empfindungen Herr zu werden. Mit der und der spartanischen Gewohnheit eines langen Lebens habe ich es fertig gebracht, per tot discrimina rerum mir nach Faustulus bereits wieder einen starken Einbänder zu leisten, der fix und fertig vor mir liegt. Außerdem ist eine Reihe zum Teil längerer Gedichte entstanden, die ich in der Westermann'schen abdrucken lasse und Ihnen dann zukommen lassen werde. Ich würde viel mehr Lyrisches im Leben produciert haben, hätte ich so viel Freiheit und freie Zeit gehabt, wie das Glückskind Goethe, das am bösen Tage ruhte, um den guten doppelt gut zu haben. Ich habe nie ruhen dürfen.

Sobald mein Zustand es erlaubt und das Wetter ein Einsehen hat, gehe ich nach Karlsbad. Bis dahin werden wohl immer noch 1—2 Wochen in's Land gehen. Wenn mir das Glück hold ist, habe ich inzwischen wieder einen Brief von Ihnen.

Meine Damen empfehlen sich Ihnen bestens. Ich verbleibe

Ihr treu ergebener

Friedrich Spielhagen.

Charlottenburg, 24. 12. 97.

Hochverehrter Herr und Freund!

„Wenn die frohen Weihnachten kommen" gedenkt der bessere Mensch nicht bloß seiner nahen Lieben, sondern auch der fernen Guten, die er sich wohlgesinnt weiß und an deren Wohl und Wehe er selbst herzlichen Anteil nimmt. Zu den letzteren zähle ich Sie, aber nicht in letzter Linie. Nun haben wir uns freilich unsre gegenseitige Sympathie coram publico versichert. Das kann mich aber nicht abhalten, Ihnen privatim zu sagen, wie wohl mir wieder Ihre letzten Bücher getan haben, und wie dankbar ich Ihnen für die köstliche Besprechung meines Faustulus im „Heimgarten" bin. Sie hat mich um so freudiger berührt, als das Buch sonst zwischen die Dornen gefallen zu sein scheint, von denen nicht wenige in den mir zugesandten Recensionen hangen geblieben sind. Ich kann es nun einmal den jungen Leuten nicht recht machen. Mögen sie! wenn auch der Selbsttrost des alten Auerbach: „Sie werden schon einsehen, was sie an mir gehabt haben, wenn ich nicht mehr bin", bei mir nicht verfangen will. Ist doch seine Prophezeiung so gar nicht für ihn in Erfüllung gegangen! Woran nebenbei gewisse Leute, die ich nicht nennen will, mehr schuld sind, als sie vielleicht Wort haben möchten. Aber wer bürgt mir dafür, daß auch hinter mir andre kommen, welche die Sache besser machen, als ich?

Hat Ihnen unser Freund Alfred meine „Beiträge" geschickt? Ich wäre begierig, zu hören, wie Sie darüber denken. Nicht immer gut, vermute ich. Es dürfte da so manches sein, was Sie nicht unterschreiben können. Aber das sind Nebendinge, die den Salust'schen Hauptsatz von dem „dasselbe wollen und dasselbe nicht wollen" der Freundschaft nicht aufheben.

Sie haben Ihr Zimmer so genau beschrieben. Ich weiß, es ist voll bis auf das letzte Eckchen. Aber so ein Stück vorn mit einem Sonnen-Schattenriß versehener Pappe findet am Ende doch noch einen Unterschlupf. In meinem Zimmer wenigstens wäre für so etwas noch immer reichlich Platz.

Übrigens ist das Stück Pappe beauftragt, Ihnen die herzlichsten Grüße zu überbringen von meinen Damen und

Ihrem treu ergebenen

Friedrich Spielhagen.

Ich höre, daß wir die Freude haben werden, Sie demnächst in Berlin zu sehen. Dann werden wir uns persönlich kennen lernen, und damit wird ein Herzenswunsch unseres herrlichen Freundes erfüllt werden.

Leben Sie inzwischen recht wohl!

In treuer Verehrung

Friedrich Spielhagen.

Charlottenburg (Berlin), 16. II. 97.

Hochverehrter Herr!

Es ist die höchste Zeit, daß ich mir einen Bruchteil der Zeit, die Sie in Berlin verbringen werden, zu sichern suche. Um gleich mit der Sprache herauszukommen: glauben Sie es möglich machen zu können, daß Sie am 26. (am 25. sollen Sie nicht belästigt werden) bei uns zu Mittag speisen, ganz en famille (zu der ich auch Alfred und Wilhelm Staackmann rechne) zu jedweder Stunde, die Sie bestimmen wollen. Ich glaube, Ihnen Stille und Behaglichkeit garantieren zu dürfen; von Aufregung ꝛc. keine Rede, und irgendwo zu Mittag speisen müssen Sie ja doch. „Großstadtgeister“, ich versichere Sie, spuken bei uns nicht.

Muß und soll es bei einem kurzen Besuch sein Bewenden haben — was ich tief bedauern würde — so bin ich für Sie den ganzen Vormittag des 26. bis 2 Uhr zu Hause. Vorläufig halten wir an der Hoffnung fest, Sie als lieben Gast bei uns zu haben.

Das Haus wird an Ihren beiden Abenden „ausverkauft“ sein. Ich habe uns und den jungen Staackmanns nur mit Mühe Billets verschaffen können.

Mit der Bitte um eine Zeile freundlicher Zusage, Empfehlungen seitens meiner Frau und meiner Töchter

in herzlicher Verehrung

Friedrich Spielhagen.

Charlottenburg (Berlin), 14. 5. 97.

Verehrter Freund!

Ich weiß, Sie verstatten mir diese Anrede. Meine Verehrung für Sie habe ich öffentlich ausgesprochen; meine freundschaftlichen Gefühle haben Sie mir vom Gesicht abgelesen — davon wäre ich überzeugt, auch wenn es Ihr letzter Brief nicht bestätigte. Sie nennen sich und mich, litterarisch genommen: „richtige Gegenpole“. Ich kann das nicht unterschreiben. Mir deucht, nur unsre Stoffe sind verschieden. Aber das hat der Zufall so mit sich gebracht, der Sie im Gebirge, mich an der Meeresküste groß werden ließ. Läge die Sache umgekehrt, ich weiß nicht, ob ich nicht wie Peter Rosegger, Peter Rosegger nicht wie ich geschrieben und gedichtet hätte. Gott, der in die Herzen sieht, würde vermutlich über die Gegenpolarität, die Sie zwischen uns construieren wollen, lächeln. Auf das Herz kommt es an. Und da will mich doch bedünken, als ob unsere Herzen in seltener Weise auf denselben Grundton gestimmt sind: dasselbe Mitleid mit aller leidenden Creatur; derselbe Widerwille gegen Gemeinheit und Niedertracht; dieselbe Andacht vor dem Guten und Schönen. Ich suche diese Grundempfindungen in der Behandlung der Stoffe auszudrücken, die mir bekannt und handlich sind; Sie in den Ihren — das ist der ganze Unterschied.

Das Thema ließe sich sehr vertiefen und bis in die Einzelnheiten verfolgen. Die Absicht habe ich nicht. Ich wollte nur aus der Wahlverwandtschaft unsrer seelischen Naturen den zureichenden Grund für meine Anrede construieren.

Leider daß diese Wahlverwandtschaft sich auch auf unsre physische zu erstrecken scheint. Sie hatten nach der Seite zu klagen, und ich habe einen miserablen Winter

Berlin-Charlottenburg, 2. II. 00.

Verehrter lieber Freund.

Erwarten Sie keinen Brief, wie ich ihn sonst wohl schreibe. Zwischen Sonst und Jetzt klafft eine fürchterliche Lücke.*) Mit 71 Jahren erträgt sich solcher Verlust nicht mehr. Haben Sie herzlichen Dank für Ihre warme Teilnahme! Sie haben sie ja kaum gekannt. Aber, die sie kannten! — Und ich Unseliger, der die Gattin, die Geliebte, die Freundin 40 Jahre nicht von seiner Seite gelassen, die über mich gewacht hat, wie die Mutter über ihr Kind — es ist nicht auszudenken —

Sprechen wir von der Sache, welche die Veranlassung Ihres Schreibens v. 17. v. M. war, das mir erst gestern zu Händen gekommen ist. Ich bin gern bereit, Herrn Neuber entgegenzukommen. Er möge nur die Freundlichkeit haben, mir seine Wünsche ausführlich mitzuteilen. Nur in einem Punkte kann ich Ihrem Beispiele nicht folgen: ich kann nichts verschenken. Ich darf es nicht. Ob ich auch nur einen Teil meiner Kraft wieder gewinne – ich fürchte, ich bin ein gebrochener Mann; und, da ich zeitlebens eine offene Hand hatte, habe ich nicht zurückgelegt. So muß ich auf meine alten Tage anfangen zu geizen.

Leben Sie wohl, lieber Freund, wie es in diesem grausamen Leben immer möglich ist!

Und schreiben Sie mir wieder einmal! Wer sich der Einsamkeit ergibt, ist so bald allein.

Ihr treu ergebener

Friedrich Spielhagen.

Charlottenburg-Berlin, 20. II. 00.

Lieber Freund!

Ich danke Ihnen tausendmal für Ihren letzten herzlichen Brief. Sie möchten mir so gern helfen; aber für mich gibt es keine Hilfe. Wenn man einundsiebzig ist, hat die Natur ihre Selbstheilkraft eingebüßt: man verblutet an der Wunde, langsam vielleicht, aber sicher. Als Sie die Geliebte Ihrer Jugend verloren, lebte in „Ihrem Marke noch die schaffende Gewalt, die sprossend eine Welt aus sich gebären“ mußte. Sie wußten das nicht und konnten keinen Trost daraus saugen. Aber es war der Fall, und in der Arbeit, der Sie sich nicht entziehen konnten — denn sie war Ihnen bedürftig, notwendig wie das Athmen — kam der Trost. Was kann mir noch die Arbeit sein? Ich habe die, die mir das Schicksal zuwies, getan. Sie liegt hinter mir. Und ich bin müde! so müde! Wenn ich es recht bedenke, war ich es längst. Und ich arbeitete nur noch für sie, der ein äußerlich behagliches, mit einem bescheidenen Luxus umgebenes Leben zu schaffen, mein Ehrgeiz war. Jetzt, da sie dahin ist, ich durch die leeren Räume irre, an deren Ausstattung sie ihre Freude hatte — was soll mir das, was nun in meinen Augen zum Trödel geworden ist? Die Literatur aber — daß Gott erbarm! Ich wünschte, ich brauchte von ihr nichts zu hören und nichts zu sehen. Sie widert mich an, wie eine Speise, an der man sich übersättigt hat. Mögen andre, die hungrig zum Mahle kommen, sich daran ergötzen! Ich räume ihnen gern den Platz. Und sie warten ja nur darauf; und die besonders Gierigen tuen, als ob mein Platz bereits leer sei. Ich kann's ihnen nicht verdenken. In meinen jungen Jahren habe ich es nicht anders und besser gemacht.

Dazu kommt noch eines. Wer erfahren hat, was ich jetzt erfahren mußte; wer des Daseins fürchterlichste Bitternis gekostet hat; wer endlich weiß, wie brutal kalt, wie grausam scharf das wirkliche Leben in unser zuckendes Herz schneiden, es zerreißen kann, dem kommt seine sogenannte Poesie, von der man glaubte, daß sie, alles in allem, doch ein Spiegelbild der Realität sei, vor wie ein an der Wand verhuschendes

*) Der Tod seiner Frau.

Charlottenburg-Berlin, den 3. I. 98.

Hochverehrter Herr und Freund!

Halten Sie mich nicht für einen Troglodyten, oder europäischer Höflichkeit unkundigen Canadier, wenn ich mich in dumpfes Schweigen seit so langer Zeit gehüllt zu haben scheine. Ich stand im strengen Dienst, ja in der Sklaverei der Muse. Wenigstens kann kein Galeerensträfling härter zu arbeiten haben (aber es gibt hoffentlich solche arme Teufel nicht mehr), als ich vom Frühsommer bis zum letzten Tage des vergangenen Jahres mich abrackern mußte. An einem Roman, der mir seit — ich weiß nicht wie lange — auf der Seele lag. Und an den ich mich seiner ungeheuren Schwierigkeiten wegen nicht heranwagte. Es dann aber doch tat, bedenkend, daß ich mich noch im Grabe ärgern würde, hätte ich ihn nicht geschrieben, und, wenn man sich dergleichen sagt und siebzig Jahre zählt, keine Zeit zu verlieren ist. Ob die Kritik mir hinterher ein bedauerndes Si tacuisses singen wird, soll mich nicht weiter kümmern. Ich habe meine Pflicht und Schuldigkeit mir selbst gegenüber getan. Das ist im Leben doch schließlich die Hauptsache.

Natürlich haben sich inzwischen die so schon klaffenden Lücken meiner litterarischen Bildung beträchtlich erweitert. Heines kranker Sohn klagt:

Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und seh' —

So geht es mir mutatis mutandis, wenn ich an einem neuen Werk schaffe. Bei Ihnen wird es nicht anders sein. Es wird ja auch sonst nichts.

Hoffentlich hat Ihre Grippe das Einsehen ihrer völligen Ungehörigkeit gehabt und ist beschämt aus Ihrem edlen Leibe gefahren. So werden wir das Vergnügen haben, Sie im März hier zu sehen. Es ist ein allgemeines Gerede: die Welt sei so klein. Im Interesse von uns zwei beiden, die wir einander so viel sein könnten, kämen wir öfter und oft zusammen, ist sie viel zu groß.

Leben Sie inzwischen recht wohl und seien Sie meiner treuen Anhänglichkeit versichert. Ihr Friedrich Spielhagen.

Charlottenburg, Berlin, 5. III. 99.

Liebster Rosegger!*)

Doch hat man keinen guten Magen,
Sag selbst: wie soll man es vertragen:
Das Angestoße mit jedwedem
Und ach! das viele, viele Reden!
(Jedwedem-reden? Gott, gerechter,
Das ist ein Reim ein herzlich schlechter!)
Du siehst, im Capitolium,
Da geht es mir ein wenig um.
Doch werde mal erst so gefeiert,
Wer weiß, ob's bei dir besser leyert.
Von je auch trugen Schusterleute
Die schlecht'sten Stiefel bis auf heute.
Nun aber hör' ich wirklich auf,
Sonst giebst du wahrlich mir den Lauf-
Paß bis zur allerfernsten Thule,
Stößt grausam mich vom Dichterstuhle;
Und sagst: ich kann wohl viel vertragen,
Den hab' ich gründlich nun im Magen,
Nennt er sich zehnmal auch Spielhagen.

---

*) Auf einen humoristischen Gruß gelegentlich seines 70. Geburtstages.

Charlottenburg, den 4. 6. 1906.

Lieber verehrter Freund,

es ist gar brav von Ihnen, daß Sie mir noch immer schreiben, trotzdem Sie wissen, daß ich gar wenig oder nichts zu antworten habe. Andere sind nicht minder gütig, und so unterhalte ich denn eine Correspondenz, die wirklich nur von der Gnade meiner Freunde lebt. Nicht daß mein körperliches Befinden mich so einschränkte; ich befinde mich für meine Jahre ganz leidlich, aber der Schaffenstrieb ist völlig verschollen. Es sind nur noch spärliche Funken, die unter der Asche glimmen. Doch ich will nicht klagen. Es können nicht alle so begnadigt sein, wie der Altmeister, der bis zur letzten Stunde an seinem Faust weitergedichtet hat. Auch ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß meine Spannkraft jemals erlahmen könnte, und nun ist es doch eingetreten. Manchmal ist es mir, als sei es nur ein schwerer Traum, der mich bedrücke und den ich jeder Zeit abschütteln könnte, so ich nur wollte. Dann aber muß ich über meine Träumereien wieder wehmütig lächeln und weiß: meine Kraft ist erschöpft. Ein Trost ist, zu wissen, daß, was ich etwa zu sagen hätte oder sagen könnte, sicher nicht besser wäre, als was ich hundert Mal gesagt habe. Und damit will ich dies leidige Kapitel für heute schließen.

Aber Sie! Sie sind noch lange nicht fertig mit ihrer Lebensarbeit und dürfen es nicht sein. Im Verhältniß zu mir sind Sie ja noch ein junger Mann, und soviel ist gewiß, daß ich in Ihrem Alter noch nicht daran dachte, die Feder aus der Hand zu legen. So frage ich denn ruhig an, wie steht es mit dem Roman, an dem Sie jetzt schreiben oder den Sie geschrieben haben? Wohl das erstere, sonst hätte mir Freund Alfred doch wohl Näheres mitgeteilt oder das Werk geschickt.

Daß die Schar Ihrer Enkelkinder sich bereits so ansehnlich vermehrt hat, freut mich zu hören. Auch ich habe es in dieser Beziehung nicht fehlen lassen. Mir sind bereits deren fünf erblüht, von denen der älteste bereits einen Anflug von Bart bekommt und die älteste zu einem gar lieblichen Mädchen herangewachsen ist.

Aber genug für diesmal! Wenn Sie von dem Geschwätz eines alten Mannes mehr zu wissen wünschen, soll Ihr Verlangen prompt und gern erfüllt werden.

Und nun noch alles Gute und Beste von Ihrem

Ihnen treu ergebenen

Friedrich Spielhagen.

Charlottenburg, 6. III. 1909.

Verehrter Freund,

es ist mir immer sehr schmerzlich gewesen, daß unsere Lebenswege sich bis jetzt nur einmal geschnitten haben, und daß ich, der einen wahren Abscheu vor Reisen hat, Ihnen, trotzdem Sie so viel rüstiger und beweglicher sind, vielleicht nicht wieder begegnen möge. Sie verweisen mich auf Ihre Bücher, und die habe ich allerdings eifrig gelesen, aus ihnen Sie herzlich lieb gewonnen, hätte unsere einmalige persönliche Begegnung dazu nicht schon hingereicht. So lassen Sie uns denn in Gedanken Freunde bleiben; und wenn unser Freund Alfred Sie einmal besuchen sollte, soll er Ihnen sagen, wie herzlich ich Sie liebe und verehre.

Ihr treu ergebener

Friedrich Spielhagen.

Schattenspiel. Und, endlich wissend, was das Leben wirklich ist, das Schattenspielerkunststück weiter treiben — es erscheint mir lächerlich, unwürdig, blasphemisch.

Und werd's doch weiter treiben müssen als ein geschminkter Comödiant, dem das geliebte Weib hinter der Bühne kalt und bleich und starr im Sarge liegt. Denn ich lebe ja noch und habe Kinder, die auch leben wollen, leben sollen. Aber giebt es ein elender Handwerk! Dürfte ich Steine karren, Holz sägen, Dung fahren, wie Ihr Bauernknecht in „Erdsegen“ — das ginge noch. Eine Welt anerkennen, herausputzen, die einem entgöttert ist, die einem zertrümmert ist —

Und die Kinder! Ihr war ich alles; ihre Sonne; die überschwengliche Liebe zu mir hatte für die Kinder nur ein Pflichteil übrig. Und jetzt muß ich erfahren, daß es mit mir, ohne daß ich es wußte, nicht anders stand. Die Guten, sie tun, was in ihrer Kraft steht, über ihre Kraft. Und ich Undankbarer empfinde wie einer, der aus der weichen, warmen Atmosphäre des Zimmers in die Winternacht hinausgejagt ist — hilflos, nackt.

Verzeihen Sie den Ausbruch meines Jammers! Sie ist heute erst fünf Wochen tot. Heute vor fünf Wochen um diese Stunde stand das edelste Herz für immer still — für immer!

Ihr

Fr. Spielhagen.

Charlottenburg, 27. 4. 1906.

Verehrter Freund,

auch ich kann versichern, daß ich in dieser Zeit oft und oft an Sie gedacht und die weite Entfernung beklagt habe, die uns trennt. Es ist ja vieles in meinem Leben anders geworden, und, wie das im Leben zu sein pflegt, nicht zum Besseren. Ich lebe, alles in allem, wie die Lessing'sche Windmühle, zu der niemand kam und die zu niemandem kommt; die paar guten — wenigen, sehr wenigen Freunde ausgenommen, die den Weg zu mir finden. Es geht mir im ganzen leidlich, wenn ich die Gebrechen abziehe, die von dem Alter unzertrennlich zu sein scheinen. Ich gehe wenig, sehr wenig aus, mein weitester Spaziergang ist nach dem glücklicherweise nahe gelegenen zoologischen Garten. Noch habe ich jedes Jahr einen Ausflug nach dem Harz gemacht, natürlich in ein Sanatorium, auf das ich ein für alle Mal angewiesen bin. Dahin wird mich auch in diesem Jahr mein Weg führen, trotzdem das Vergnügen, das mich dort erwartet, ein recht mäßiges zu nennen ist. Meine Kinder betreuen mich auf die liebevollste Weise und sie sind mein bester, nicht hoch genug zu schätzender Trost. Von Arbeiten ist natürlich keine Rede mehr und ich darf gestehen, daß ich das nicht beklage. Die Welt hat künftig vor mir Ruhe.

Und nun, verehrter lieber Freund, möchte ich denn doch etwas Ausführlicheres von dem hören, was Sie tun und treiben. Daß ich Ihre Schriften mit Andacht verfolgt habe, ist selbstverständlich. Ich schicke Ihnen hierbei zur Auffrischung Ihrer Erinnerung eine meiner letzten Photographien. Es ist kein großes Kunstwerk, aber den Zweck, meine Züge in Ihr Gedächtnis zurückzurufen, wird es wohl doch erfüllen.

Und nun leben Sie recht wohl und schreiben Sie bald einmal wieder an den Einsamen!

Ihr herzlich ergebener

Friedrich Spielhagen.

und darauf hockt ein vertrocknetes Professorlein oder so was. Unweit davon ein zweiter Wollsackessel, hockt wieder so was drin, und an der Wand hinauf mehr dergleichen. Und einer der Magister doziert. Wie aus einem Mostschlauch, so üppig quillt die Weisheit, wie folgt: „Meine Herren, wir fahren in der Logik fort. Hypothese: Ein Student ist entweder ein Student oder ein Rhinozeros. Rhinozeros ist er nun aber keines. Logischer Beweis: Wenn der Student ein Rhinozeros wäre, so müßte das Rinoceros ein Student sein. Da aber das Rhinozeros kein Student ist, so ist der Student kein Rhinozeros. Und weil der Student kein Rhinozeros ist, so ist er eben ein Student. Das war philosophisch zu beweisen. Somit schließe ich die Logik. Nächstens komme ich zur Vernunft."

Der Student Claudius hatte das fix mitgeschrieben, und weil eine Doktorschrift nicht bloß abgezogene Weisheit haben muß, sondern auch eigene, so schrieb er tiefsinnig dazu: „Obenstehendes Thema ist eine Hauptstütze der ganzen Philosophie und die Herren Magisters können ihre Rücken nicht fest genug gegenstemmen, daß sie nicht umkippt. Aber demnächst kommt der Herr Professor zur Vernunft."

Diese Schrift kam aber den hochweisen Magistern zufällig vor Augen. Darauf war sie nicht berechnet. — Wer wissen will, ob Matthias Claudius Doktor geworden ist, der müßte just einmal in einem Lexikon nachschlagen. Es steht zu befürchten, daß er um eine Lektion früher als der Professor — zur Vernunft gekommen ist.

Der katholische Stadtpfarrer Hansjakob in Freiburg i. B. erzählt in seinem neuerschienenen Buche: „In der Residenz" (Stuttgart. A. Bonz u. Comp.) seine Erlebnisse als badischer Landbote. Das ist ein gutes Bild davon, wie der Kulturkampf der siebziger Jahre sich im hellen Badenserlandel gestaltet hat. Hansjakob findet in den tagebuchartigen Aufzeichnungen Gelegenheit, seine religiösen, sozialen und politischen Anschauungen zu bekennen. Seine weltliche Denkungsweise hat sich im Laufe der Zeiten und der Erfahrungen stark geändert (wie das ganz natürlich ist und der aufrichtige Mensch auch eingesteht); sein religiöses Leben ist sich gleich geblieben. Bei den Schriften Hansjakobs bin ich oft geradezu verblüfft über die Gleichartigkeit seiner Weltanschauung mit der meinigen. Als ob wir ursprünglich einer gewesen wären, und ein haushälterischer Zufall hätte gemeint, dieser eine reiche für zwei, und hätte uns gespalten. Nun müßten wir, einer den andern, wie sich selbst lieben oder einander abstoßen, weil ja jeder vom andern schon vorwegs in sich gesättigt ist. Aber ich möchte diesen Mann ungern zum Gegner haben, erst seiner feinen Klinge, dann meines groben Dreschflegels wegen, bei dem jeder Hieb mir weher tun würde als ihm.

Heimgärtners Tagebuch.

In einem böhmischen Städtchen habe ich meine Vorlesung einmal mit diesen Worten eingeleitet: „Eine besondere Bitte hätte ich liebe Zuhörer. Nach gemeinem Brauch wird während und zum Schluß einer Vorlesung geklatscht. Das habe ich nicht gern. Gegen das Zischen kann man weniger sagen, das ist stets aufrichtig gemeint. Der lärmende Applaus ist eine welsche Sitte, er zerstört oft die Stimmung, leitet den Vortragenden wie den Zuhörenden manchmal vom Inhalte ab und erregt Eitelkeit, die der Sache nie nützlich, den Personen manchmal schädlich ist. Man merkt es schon auch so, aus dem übrigen Verhalten der Zuhörer, ob ein Vortrag gefallen hat oder nicht. Also bitte schön, das Klatschen sein zu lassen!"

Bravo! Bravo! Großer Applaus! — Meine „Bescheidenheit" will man, wie ich nachher erfuhr, beklatscht haben. Man sollte meinen, es sähe eher wie Unbescheidenheit aus, wenn einer so sicher den Applaus erwartet, daß er sich davor schützen zu müssen glaubt. Unbescheidenheit, wenn so ein Steirer daher kommt und eine überall fest eingewurzelte Sitte abbringen will. — Na aber! Wenn einem etwas so gar nicht gefällt und man muß es doch aushalten, nicht bloß an sich, sondern auch an anderen, mit anderen, im Vortragssaal, im Theater, im Konzert, oft nach dem Sprichwort: Eine Hand pascht die andere — da darf man doch wohl einmal sagen: Das sollte abkommen. Am zuwidersten ist ein lärmender Applaus bei Musikstücken, wo er alle Stimmung und Nachklänge zerstört. Dann auch im Schauspiel, wo er aus der Illusion, und aus der Welt des Scheines in die Alltäglichkeit zurückreißt. Nach Verklingen der Musik, nach Sinken des Vorhanges einige Augenblicke andächtigen Schweigens würde den Eindruck vertiefen und befestigen.

Nur das sehe ich ein, daß der Theatermensch, der Schauspieler, des lauten Beifalls bedarf. Er, dem die Nachwelt keine Kränze flicht, den die Kritik morgen vielleicht mit Bosheit überhäuft, er ist auf dieses tägliche Brot angewiesen, um Mut und Kraft nicht ganz zu verlieren. Solange nicht eine bessere Form erfunden wird, in der das verehrungswürdige Publikum dem Schauspieler seinen Dank bezeugen kann, so lange wird man das Klatschen wohl bestehen lassen müssen. Der Vorleser hingegen ist zumeist nicht angewiesen und oft auch nicht erpicht auf Beifallsgeklatsche, das nichts weiter als eine herkömmliche Zeremonie bedeutet, bisweilen sogar den Geschmack eines Almosens hat.

Der Student Matthias Claudius saß im Prüfungssaal und arbeitete an seiner Doktorschrift. Dort an den Fenstern steht ein Wollsackfessel

unentschlossen, ob er weggehen sollte, oder noch einmal umkehren zur Leiche. Und endlich kehrte er um, ergriff das Hemd, das daneben lag, und warf es über die Lenden des Toten.

Um so viel mehr innere Reinheit hatte der ungewaschene Schuster aufgebracht als die anderen.

Wenn man den Globus betrachtet, wie wenig Gebirge! Allergrößtenteils feuchte und trockene Fläche. Nichtssagende, charakterlose Alltagsfläche. Zu drei Vierteilen der Menschheit sehen die Leute keinen Berg. Überall flach und öde. Nur in dem Gebirge hat die Erde ein geistvolles Antlitz.

Wie eine Feldrübe bin ich angewachsen im Grünen der oberen Steiermark. Und doch, und doch! Ich habe mich auch in großen Städten gefunden, in urfremder, wild lauter Umgebung. Jetzt bist du da! habe ich mir dann gesagt, aber ohne Überraschung, als wäre es selbstverständlich, daß ich in der Großstadt bin, als ob ich da immer gewesen wäre und sein würde. — Im Hochgebirge unter kahlen, gespaltenen Felsen bin ich gewesen. Das einzige lebende Wesen weitum. Sollte man nicht erstaunt sein, sich in eine solche starre, seelenlose Welt versetzt zu sehen, in die unerhörte Einsamkeit. Und ich war eigentlich nicht erstaunt; als ob ich selbst ein Stein wäre unter Steinen, so fast vertraut kam es mir vor. Als wären es alte Beziehungen, die mich anheimelten. — Ein anderesmal wieder war ich auf hoher See und schaute hinaus. Es müßte doch wundersam sein, sich seit Ewigkeit das erstemal in solcher Umgebung zu sehen. Aber ich hatte nur das Empfinden: Es ist so, es war so und es wird so sein. — Wenn das krankhafte, kleinliche Heimweh schweigt, ist man überall daheim, paßt sich überall an, gleich im ersten Augenblick. Überall, wohin ich komme, grüßt mich ein guter Bekannter, und der bin ich selber. Ungefähr so ist es. — Und wenn ich in jene Waldberge komme, wo ich mich das erstemal auf Erden fand, und die Menschen von einst sind längst ausgestorben und die Häuser von einst sind längst zusammengefallen, da frage ich mich: Wie kommst du daher? Du der einzige jener dreihundert Bewohner? Oder bist du niemals fortgewesen und alles, was du sonst noch weißt, sind Träume? Oder es ist ein Traum, daß du jetzt da bist, und wo du wirklich bist, das weißt du gar nicht, und wo du nicht bist, das weißt du auch nicht. — Und da ist mir, als wäre ich überall und gehörte überall hin, in alle Vergangenheit und in alle Zukunft. —

Wer kann mir in diese Stimmung folgen? Wer kann mich verstehen? — Nur der, der es, wie ich erfahren hat, daß er das urewige urgrenzenlose Ganz ist, oder wenigstens ein inniger, untrennbarer, unzerstörbarer Teil desselben.

Und dieser Mann, mit dem ich mich fast in allem so eins fühle, dieser Mann ist zweimal — auf der Festung gesessen. Das einemal ja wohl für mich, der wegen „vielfachen Religionsfrevels“ als eben so großer Übeltäter nie saß. In seiner feurigen Jugend, zur Zeit des Kulturkampfes, ist der Kaplan Hansjakob nämlich das gewesen, was man bei uns einen „Hetzkaplan“ nennt; aber der badische Staat hat sich so einen nicht gefallen lassen, und als der ihn wegen „politischer Umtriebe“ in den Kasten tat, hätte ich es vielleicht lieber mit dem Staat als mit dem Kaplan gehalten. Später ist Hansjakob in das badische Abgeordnetenhaus gewählt worden. Seine nun tolerante Art, seine versöhnlichen Reden in dieser Körperschaft, besonders aber eine freimütige Beurteilung kirchlicher Zustände, die er in seinem italienischen Reisebuch niedergelegt, zogen ihm große Gegnerschaften im eigenen, katholischen Lager zu, bis heute währende Quertreibereien, mit denen verglichen jene Festungshaft harmlos gewesen war. Das geht wohl jedem Volksmanne so, der von der Kirche nur die Religion, nicht aber weltliche Politik annimmt. In Hansjakobs Schriften ist davon zu lesen.

Mit köstlichem Schwabenhumor, mit der gütevollen Mäßigung des Kluggewordenen bespricht er seine Erlebnisse in klarer Offenheit; mit voller Achtung anderer Meinungen macht er sein Bekenntnis. Und dieses Bekenntnis ist, mit geringen Ausnahmen, das meinige. Auch seine Erlebnisse wären die meinen geworden, wenn der Wunsch meiner Kindheit, Priester zu werden, sich erfüllt hätte. Im ungebändigten Idealismus der Jugend hätte ich es wahrscheinlich ebenso gemacht wie Hansjakob und unser Josef Scheicher, um, wie die beiden, nach solcher Gährung trinkbarer Wein zu werden, der manchem zwar herb und sauer vorkommen mag, indessen aber von vielen Trinkern als gesunder Tropfen geschätzt wird.

Die Leiche eines jungen Holzflößers war aus dem Wasser gezogen worden. Sie lag jetzt, vom Totengräber völlig entkleidet, auf dem Rasen vor der Totenkammer, zur Obduktion bereit. Die Gerichtsherren wurden mit dem nächsten Zug erwartet. Mittlerweile kam das halbe Dorf herbei, Männer, Weiber und Kinder, um aus Neugierde die Leiche zu begaffen. Sogar aus dem Hintergraben war einer da, der im Vorbeigehen sehen wollte, was bei dem Auflauf im Friedhofe los sei. Es war der „pickad Schuster“, der immer so ungewaschen, schweißig und harzig war, daß alle Fliegen und Mücken, die anflogen, an ihm „picken“ blieben. Die Leute ekelten sich vor ihm. Also auch der pickad Schuster starrte auf die weiße Leiche hin, die mutternackt dalag. Sein Blick war etwas wirr und befangen. Dann, als die Neugierigen sich träge und stumpfig zerstreuten, wendete sich langsam auch der Schuster, schien aber

Ja, einst in seiner jungen Brust,
Da zuckte oft sein Herz in Lust
— Der Amor schoß!

Und jetzt, ach, das ist zu gemein,
Jetzt knickt er ein, muß auweh schrein.
— Der Hexenschuß.

Schon in der dritten Woche. Einst beim Amor, da ließ man sich's gefallen, da war noch was dabei; ein Vergnügen für den Schützen wie für das Wild. Was will denn aber jetzt die alte Vettel erreichen, daß sie ohne alle Schonzeit mir Borsten in den Leib schießt und so den alten Knochenschragen alle fünf Minuten zusammenknickt? Will sie denn einen Knickebein aus mir machen? Ein merkwürdiger Sport, das!

(Also zu lesen im Tagebuch vom März 1911.)

Vor ein paar Jahren hat uns im Sommerhause eines Tages ein fremdes Kätzlein besucht. Ein graues, noch nicht ausgewachsenes Kätzlein. Es hockte an der Küchentür und bat mit leisem, bescheidenem Miau um ein bissel was zu essen. Die Köchin setzte ihm ein Schüsselchen Milch vor, da hob das Tier schmiegig seinen viereckigen Kopf mit den schönen treuherzigen Augen. Von nun an kam es öfter, erhielt immer etwas und kam dann jeden Tag, bis es — besonders von der mitleidigen Köchin bemuttert — ganz bei uns blieb. Durch sein manierliches Benehmen wurde das Kätzlein der Liebling des Hauses und wegen seines sauberen und geschmeidigen Verhaltens wurde es sogar manchmal zum Familientisch beigezogen, oder vielmehr nicht davongejagt, wenn es auf dem Sessel hockte, sein rundes Köpfchen halbschief aufreckte, den Essern zuschaute und mit dem roten Zünglein sich weich das Schnäutzchen beleckte. Es war nicht frech und bettelte nicht viel, aber wenn es was bekam, sahen seine runden Lichter dankbar auf uns her. Die Abstammung und Heimständigkeit dieser Katze ist uns nie bekannt geworden, manchem Anscheine nach mußte es ihr sehr schlecht ergangen sein, weil sie gar so dankbar bei uns war. Woher sie nur die gute Erziehung hatte? Sie nahm nie etwas von selbst, obschon sie manchmal auf dem Tische saß neben der Breischüssel oder neben dem Fleischteller. Erst wenn wir ihr etwas eigens unter das Schnäuzchen schoben, zehrte sie es gar sittsam und reinlich auf. Wenn sie auf dem Teppich des Zimmers weich herumstieg oder beschaulich stundenlang hockte, wußte sie genau, was sich bei menschlichen Hausgenossen schicke, oder was sich nicht schickte. Freilich, die erstere Zeit war ihr, schon auch der geschlossenen Tür wegen, ein paarmal was passiert. Da wurde sie scharf ausgezankt, sie duckte sich schuldbewußt und später ist wunderselten eine Klage gewesen. Im Spätherbst nahmen wir sie mit in die Stadt, und die Stadt — man muß es leider sagen — hat sie verdorben. Sie ging auf Abenteuer aus und

Ein nordischer Schulrektor schrieb mir einen gar schmeichelhaften Brief. Er dankte für alles, was ich „dem deutschen Volke gegeben und geworden", er besitze selber meine Gesamtwerke und lese in ihnen fast täglich. Zum Schlusse fragte er mich, ob ich auch hochdeutsch schriebe? — Ah, das ist einer von denen, die mein Hochdeutsch für eine Volksmundart halten. Meine Antwort war so stoansteirisch, daß er den Unterschied wohl gemerkt haben wird.

Wie aber komme ich zu diesem vertrackten Deutsch, das sie dort unten für eine Volksmundart halten? Durch das Schuldeutsch. Von dem habe ich gelernt. Hat nicht einer der größten Deutschen gesagt, daß der Dichter durch die Schulsprache seine eigene finden müsse?

Ich hab's gewagt. In diesen Tagen erscheinen meine hochdeutschen Gedichte. Das erste derselben ist vor fünfundfünfzig Jahren entstanden, das letzte gestern. Alle zusammen nenne ich sie „Mein Lied". Lyrischen Seelen ist es halt eine Naturnotwendigkeit, daß sie singen. Man sollte ihnen darob nicht böse sein. Meine Gedichte sind recht sehr verschieden an Form, Gehalt und Wert; man wird es tadeln, daß die Auswahl nicht strenger, nicht literarischer ausgefallen ist. Aber ich wollte doch kein Literaturbüchlein machen, sondern den Menschen geben wie er ist, auch mit seinen Unarten und Geheimnissen. Das lyrische Gedichtebuch muß ein Beichtstuhl sein. Schließlich — so hoffe ich — wird mancher Leser zum Verfasser sagen: „Freund! Dein Lied ist auch das meine."

Das ist diesmal zum neuen Buch meine Vorrede. Aber sie wird nicht hineingedruckt, weil es nicht Sitte ist, daß vor dem Singen — geredet wird.

Im Mai dieses Jahres geht eine deutsche antarktische Expedition nach dem Südpol in See. Von einem Mitgliede derselben um eine Widmung ersucht, eignete ich meinen „Alpensommer" mit dem Glückwunsch:

„Heil, tapfere Fergen!
Viel Glück auf die Reise
Von nordischen Bergen
Bis zum südlichen Eise!

Den Himmel laßt sorgen;
Der mutige Wille
Führt heut' oder morgen
Sicher zum Ziele."

Wenn sie in der monatelangen Südnacht auf dem Eise die kindlichen Spaziergänge lesen werden, wie klein und zahm und lieblich werden ihnen unsere Alpen in märchenhafter Ferne vorkommen. Nach zwei oder drei Jahren wollen sie wieder heimkehren. Mögen sie recht viele wissenschaftliche Erfolge erringen. Vielleicht bringen sie gar den Südpol mit!

---

vermelden hätte. Daß mir das seltene und durchaus unverdiente Glück mit auf die Welt gegeben wurde, in jeder Lebenslage — und mir ist es oft gar nicht gut ergangen — zufrieden zu sein, das gehört nicht hierher. In den sehr häufigen Widerwärtigkeiten habe ich versucht, mir anzugewöhnen, von solchen jeden einzelnen bösen Fall stets möglichst rasch und entschieden abzustoßen. Ihn entweder sofort bei den Hörnern zu packen, seine unabweisbaren Forderungen ohne viel Bedenken und Zaudern zu erfüllen, bevor er sich ins Gemüt einnisten und es verbittern konnte, und dann darüber hinweg zur Tagesordnung zu gehen; oder — wenn es was Seelisches ist — sich es sofort von der Seele zu schreiben. Losreden läßt sich manch so ein Teufelchen weniger als losschreiben. Das Reden über die Widerwärtigkeit regt nur noch mehr auf, das Schreiben darüber beruhigt mich. Natürlich schreibe ich es in den meisten Fällen nicht für die Öffentlichkeit auf, wohl aber in Privatbriefen etwa an die Urheber der Widerwärtigkeit, denen ich meinen Zorn auslasse oder durch freimütiges Aussprechen das Gespenst verscheuche. Feindseligkeiten, die einem angetan werden, beruhen sehr oft nur auf Mißverständnissen. Es wird viel Verschleppung, Verrostung und dauernde Verbitterung vermieden, wenn man, anstatt den stummen Beleidigten zu spielen, scharf zugreift, Rechenschaft fordert oder gibt und so eine verworrene und versteckte Angelegenheit klärt. Mit manchem Freunde habe ich solcherweise einen Sturm gehabt, nach demselben war die Luft rein und frisch.

Also die zugestoßene Widerwärtigkeit möglichst rasch aufarbeiten, von sich werfen, das Angenehme aber zärtlich pflegen, ehren und mit Vernunft festhalten. Für alle Fälle paßt das freilich auch nicht. Doch für gewöhnliche Mißhelligkeiten ist es wohl am besten, das Widerliche durch entsprechende Behandlung möglichst verkleinern und das Gute vergrößern. So macht man die guten Zeiten.

„Was waren das für köstliche Zeiten“, vertraute mir ein alter Bekannter, „als ich noch eines heftigen Zornes fähig gewesen. Wie ein scharfes Gewitter mit Donner und Blitz, das Lebensodem gibt. Die größte Torheit stellt man im Zorne an, aber das macht nichts. Es entlädt sich das Gift, das, im Leibe verblieben, wochenlange Gelbsucht machen würde. — So wie damals auf dem Bahnhof zu Mürzzuschlag“, fuhr der bereitwillige Erzähler fort. „Ich hatte eine silberne Taschenuhr. Das Luder machte allemal ein treuherziges Gesicht, log mich aber unterweilen niederträchtig an. Doch so selten, daß ich es stets vergaß und ihr vertraute. Eines Tages wollte ich nach Wien fahren, da fuhr mir der Zug vor der Nase ab. Die Uhr hatte mich um drei Minuten angelogen. Ich in meinem Zorn riß sie von der Schnur und schleuderte

wir haben sie oft tagelang nicht gesehen. Und hockte sie endlich wieder im dritten Stock vor der Wohnungtür, so war sie abgemagert und wich scheu den Leuten aus, als ob sie ein böses Gewissen hätte. Ihre treueste Gönnerin hatte sie an der Netti gefunden, der Köchin, und ich war oft geradezu gerührt, wie gut sich diese beide waren, wie sorgfältig die Netti sie pflegte und wie zutraulich zu ihr das Tier gewesen ist. So war die Katze fast zwei Jahre lang bei uns, aber von der sprichwörtlichen „Falschheit" haben wir nichts bemerkt. Sie hatte scharfe Pranken; wenn es gegen fremde Gewalten eine Abwehr galt, da wehrte sie sich zornig; wenn eins von uns, ob klein oder groß, mit ihr scherzte und sie neckte, hat sie nie eine Pranke gekrümmt, nie eins der weißen Zähnchen gezeigt. Wir hatten das kluge, manierliche, zutunliche und bescheidene Tier alle lieb, es hat auch den gestatteten Zutritt zu Tisch und Bett nie mißbraucht. — Ist das nicht bequem, im Hause ein Wesen zu haben, auf das man die überschüssige Zärtlichkeit, die man schämig den liebsten Mitmenschen nicht so zeigen mag, abladen kann? Das Kätzlein hat alle Güte ruhig und freundlich angenommen, aber nie schmeichlerisch darum gebuhlt. Und wenn es nicht da war, lief die Netti immer wieder zum Eingang, zu sehen, ob das Kätzlein nicht vor der Tür auf Einlaß warte.

Und von ihren abenteuerlichen Ausflügen in die Stadt hat die Katze was mit nach Hause gebracht. Erst nieste sie, und hustete; dann merkten wir eine Hautkrankheit, deretwegen die Hausfrau sie allsogleich ins Spital schickte. Wenn es was Bedenkliches sei — kurz abfüttern! Mit diesem Auftrag hatte die Netti gar traurig das arme Kätzlein ins Tierspital getragen und ist noch betrübter mit der Nachricht heimgekommen: „Schon tot. Der Arzt hat's kurz gemacht. Wie ich sie noch einmal anschau', hat sie sich nit mehr gerührt." Hernach hat die Netti drei Tage lang geweint.

Ich glaube, wir sind diesem armen Geschöpfe gut gewesen und haben ihm auch eine qualvolle Verendung erspart. Und doch — es war am selben Abend eine seltsame Schweigsamkeit bei Tisch. Jedes sah noch das Kätzlein auf dem Sessel hocken, mit etwas schief gehaltenem Kopf treuherzig auf uns herschauen und mit dem roten Zünglein das Schnäuzchen leckend. Vielleicht ist den anderen auch so gewesen, mir war zumute, als hätte ich das gute, entschwundene Wesen nicht genug lieb gehabt, ja, als sei hier von unserer Seite was unerhört Treuloses geschehen.

Aus Güte sündigen steht Gott näher,
Denn aus Eigennutz Gutes tun.

Manchmal werde ich gefragt, ob mir im Leben denn gar nichts *Unangenehmes* begegnet sei, weil ich immer nur Angenehmes zu

den Schild gehoben, das wird umtanzt. Nicht weil der Gefeierte gern tanzen sieht, sondern weil man selber gern tanzt. Weil man sich selber ins Licht stellen will, weil man — ach, seht euch das Treiben an. Es ist eine so allgemeine und billige Sache geworden, daß es schon bald eine Ehre ist, nicht gefeiert zu werden.

Einer, der mir so schrieb, hat's am eigenen Leib erprobt und ruft mich zum Zeugen auf. Wahrlich, aus Erfahrung, ich könnte ein Blutzeuge sein! — So haben wir Rat gehalten, was gegen diese Landplage zu tun wäre. Ein allgemeines Anti-Festkomitee gründen und es in Permanenz erklären? Dazu würden wir nur Mitglieder bekommen, wenn ein großes Gründungsfest in Aussicht gestellt wäre. — Festpest-Versicherungsanstalten? Die können sich wegen der ungeheuren Verbreitung dieser Seuche nicht halten. — Ehrendiplome für jubiläumreine Persönlichkeiten, ungefeierte Vereine usw.? Da wäre bei Überreichung des Ehrendiploms wieder Festgefahr.

Das sicherste Mittel scheint die Flucht zu sein. Aber freilich nur, wenn es sich um einen bestimmten Hauptbedrohten handelt. Bei solcher Gefahr ist kürzlich sogar dem Humoristen Eduard Pötzl der Humor vergangen. Als sein sechzigster Geburtstag mit allen Konsequenzen herannahte, floh er aus Wien und war längere Zeit unbekannten Aufenthaltes. Hat ihm aber auch nicht viel geholfen, als er endlich wieder heimkam, warteten seiner wahrscheinlich die mit Adressen und Ansprachen bewaffneten Festdeputationen, die mühsam zurückgehaltenen Festessen und einige tausend Gratulationsbriefe und Telegramme nebst Festgedichten, Blumen und Lorbeerkränzen, die nun zu bedanken waren. Jawohl, er wird sich dafür bedanken!

Aber ist es nicht frevelhaft, dieses Losgehen gegen Ehrungen verdienstvoller Persönlichkeiten? Wäre es denn schöner, wenn man sie nach altem Brauch unbeachtet und ungeachtet in Vereinsamung dahinleben ließe? Es zeugt — ernsthaft gesprochen — von hoher Gesinnung, daß man sich daran freut, bedeutende Menschen zu ehren. Nur — dünkt mich — die Form ist zumeist verfehlt. Es müßten Ehrungen sein, die nicht mit dem Tage kommen und mit dem Tage verrauschen. Ein besonderes Mitarbeiten an dem Werke und den Absichten dessen, der geehrt werden soll. Gemeinnützige Stiftungen in seinem Namen, die länger leben als Festreden, Lorbeerkränze und Denksteine. Das sind die Ehrungen, die wahrhaft stolz machen können. In unser Leben und Wirken muß eines kommen: Die Liebe zum Dauernden. Das Werk sei dauernd, der Dank sei dauernd.

---

sie auf das Steinpflaster, daß die Scherben flogen. Es war über alle Wollust, es war ein wonniger Augenblick. Aber nur einer. — Bin nachher verurteilt worden zu zehn Gulden Strafe."

„Wie so?" fragte ich, „hat denn die Uhr nicht Ihnen gehört?"

„Das schon. Aber der Uhrmacher hat mir für so einen neuen Säckelrauber zehn Gulden abgenommen."

„Hoffentlich hat Ihnen auch die neue Uhr manchmal das Vergnügen eines schönen Zornes bereitet."

„Leider! Aber in Scherben geworfen habe ich das Beest nicht mehr. Die Gelbsucht hab' ich gekriegt."

Wenn du schriftlich eine Bitte abzuschlagen hast, so tue es nicht gleich. Warte einige Tage, laß den Bittenden hoffen, solange es möglich ist, aber warte nicht so lange, daß er dein Säumen als rücksichtslos und teilnahmslos empfindet. Auch ist der abschlägige Bescheid leichter zu ertragen, wenn man durch Harren sachte zu zweifeln gelernt, als wenn gleich anfangs das frische Erwarten zerstört wird. Laß hoffen, solange es sein kann. Das Hoffen ist oft beglückender als die Erfüllung; es ist überhaupt das Beste, was uns beschieden, und der größte Teil unseres Mutes und unserer Lebenskraft gedeiht in den langen Zeiten des Hoffens. Ist die Erfüllung da, muß sofort ein neues Hoffen einsetzen, wenn die Seele freudig wach bleiben soll. Wir können leichter ohne Erfüllung froh sein als ohne Hoffnung.

Wenn du aber einem Bittsteller helfen kannst und willst, so tue es gleich, solange das Mitleid noch glüht und deine Aufmerksamkeit nicht von einem anderen Hilferuf zerstreut wird.

Mein Ehrgeiz gibt keine Ruh'. Ich will noch was leisten. Aber was? Ein Hochwichtiges. Die Menschheit möchte ich von der Festpest erlösen. Wie sie heutzutage grassiert — sie brächt' uns alle um. Kein Mensch kann brav genug sein, er kriegt mit fünfzig Jahren sein Jubiläum. Es hilft ihm nichts, er wird gefestet, angedudelt, angesungen, angesoffen. Kein Verein ist verdienstlich genug — er muß oft schon im zehnten Bestehungsjahr sein erstes Reklamejubiläum feiern. Na, freilich, ich werde da alle die Feste aufzählen, die für alles Denkbare überall begangen werden! Wer ein Fest haben will, gut, er soll sich eins machen; wer sich selbst einmal festlich begehen lassen will, es ist gewiß nichts Schlechtes dran, es hat manches Gute — aber andere Leute sollten nicht dazu genötigt werden. Die Festeinladungen jeden Tag, die schmeißt man in den Papierkorb; aber damit kommt man nicht aus, die Festmacher wollen wenigstens angratuliert, angesungen sein, und wenn sie das Opfer unter sich haben, ein meist unfreiwilliges, das wird auf

den Wählerfang betrieb. Und doch meine ich es ernst, nur kleide ich meinen ernsten Vorschlag gegen die Mode, welche heute dem Blödsinn in Alexandrinen zu deklamieren befiehlt, in ein buntes Gewand. Harlekins sind oft sehr tragische Leute.

Mein Programm umfaßt ein einziges Wort, ein Fremdwort noch dazu, es rollt und klingt vielen unsympathisch, droht warnend mit dem Finger und heißt: Antikorruption.

In jeder Organisation, in Staat und Land und Gemeinden schleichen sich hie und da so ganz, ganz kleine Mikroben ein, beißen sich fest, fressen, wachsen, zerstören den Organismus und müssen rechtzeitig ausgebrannt werden, sollen sie nicht alles verseuchen. Sie schleichen durch Hintertüren in Ministerzimmer, werden in die Universitäten eingeschmuggelt und wuchern überall, wo es etwas zu gewinnen, etwas zu verlieren gibt, wo alle gewinnen und niemand verlieren will. Anständige Menschen sind gegen diese Bakterien, welche zumeist die unschuldigsten Namen führen, immun — ja, man erkennt die anständigen Menschen eben daran, daß sie dagegen gefeit sind!

Die Bazillen wären um so gefährlicher, wenn sie nicht nur im Dunkeln gediehen, aber im Sonnenlicht sterben sie rasch ab. Licht! Licht! Licht! Hier ist das Schlachtfeld der Naturheilkunst. Die Art, diese Mikroben ans Licht zu ziehen, ist sehr einfach, eine Zange — die Zunge — genügt, sie zu fassen und an die Sonne zu befördern. Da krümmen sie sich, manche Forscher behaupten sogar, daß sie da betteln, flehen und quietschen, doch wäre jedes Erbarmen mit den Biestern eine übelangebrachte Milde. Alle aber, die von ihnen angesteckt sind, treten für sie ein, wie der Trinker für den Alkohol, der Morphinist fürs Morphium, und es gibt viele Säufer, viele Giftliebhaber.

Abgeordnete, die staatsgrundgesetzlich immun sein sollen, wären die richtigen Vertilger des unter den mannigfaltigsten Spielarten auftretenden Bazillus „Korruption", doch scheinen die Staatsnotwendigkeiten die Zeit der Volksvertreter so in Anspruch zu nehmen, daß sie zwar hie und da die Spaltpilze im fremden Lagerhaus, jedoch niemals die im eigenen wahrnehmen.

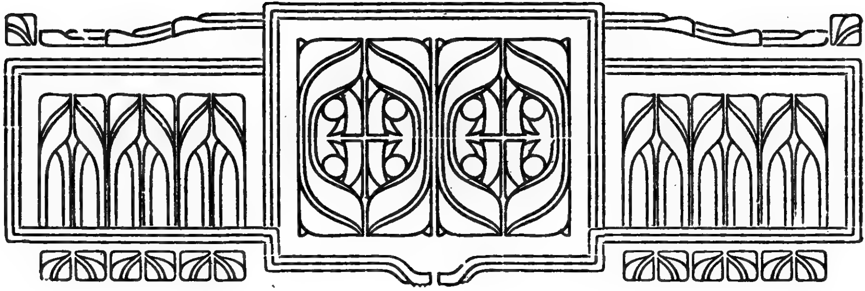
Nun kandidiere ich und gelobe feierlich, den geschilderten Bakterien, wo immer ich sie entdecke, an den Leib zu rücken und sie schonungslos auszutilgen. Man gebe mir nur einen von den zahlreichen Parlamentssitzen, damit ich von der Rednertribüne herab das Reinigungswerk vollbringen kann. Jeder soll zusehen! Kein Schwindel! Keine Hexerei! Wir heilen mit Sonne, mit der Öffentlichkeit, die allermeisten Krebsschäden, ohne Messer, ohne Chloroform.

Ich kandidiere! Und da ich mein Programm, das Programm der Einmännerpartei „Antikorruptionist", so übersichtlich entwickelt habe, erwarte ich die Zuschriften jener Wahlkreise, die mir ein Mandat übertragen wollen, und werde mich dann aus der Fülle der Anbote für eines entscheiden.

Einem Gewählten ins Merkbuch.

Sei nicht bloß Parlamentarier,
Sei wirkender Autokrat.
Worte sind Proletarier
Und Fürstin ist die Tat.

R.



Kleine Laube.

Ich kandidiere!

Ein beinahe ernster Vorschlag von Hans Ludwig Rosegger.

Das Abgeordnetenhaus ist tot — es lebe das Abgeordnetenhaus! Aber so schnell geht es leider nicht und erst muß der Wahlkampf wie ein Frühlingssturm über die Saatfelder brausen, ehe die Kandidaten ernten. Er begann schon, und nicht etwa schüchtern, langsam anschwellend, um am Tage der Wahl mit einem politischen Fortissimo zu enden, sondern er wurde sogleich kanonendonnerähnlich eingeleitet: Jede Partei beschuldigte die andere, das alte Parlament erschlagen zu haben, und obwohl jede versichert, es sei nicht schade darum, und jedermann weiß, daß es schon seiner natürlichen Lebensgrenze sehr nahe war, dreht man doch Stricke, um dem Gegner seine Anhänger abzudrosseln. Nur wer die individuelle Moral mit der politischen verwechselt, kann sich darüber noch sonderlich aufregen. Als die zweite Kammer ihren Schwanengesang anstimmte, liefen die Parlamentarier schnell in ihre Klublokalitäten und entwarfen Manifeste. Die ersten erschienen zugleich mit dem Auflösungsdekret. Fix! Beinahe amerikanisch; und das gehört sich so. Man wettert, droht, verspricht, lobt, liebt, tadelt und haßt, die ganze Gefühlsskala ober und unter dem Nullpunkt wird angeschlagen, der Radikalere sucht den Radikalen, der Konservativere den Konservativen zu übertrumpfen, je nach der Grundstimmung der umworbenen Wahlkreise, denn das oft geschmähte „Stimmvieh" wird wieder zum „Wähler". Der Weizen, von dem zwölf Körner ein Dutzend geben, blüht. Was wird da nicht alles in Aussicht gestellt: Zentralismus und Föderalismus, die Einheit, die Zwei- und Dreiheit, Schutzzoll und Freihandel, Abrüstung und ein „starker Staat", Nationalitätenfriede und die Präpotenz einer einzigen Nation, und dann die kleinen, süßen Angebinde, welche die Freundschaft erhalten sollen: eine Lokalbahn, eine Wildbachverbauung, Posten und Pöstchen für getreue Anhänger. Die Wunschzettel sind umfangreich, die Gelöbnisse heilig, die Phrase posaunt durch die Welt. Und der Katzenjammer kommt nachher. Unsere Wahlen arbeiten mit den modernsten Errungenschaften, mit allen Mitteln, und in Frankreich — im Mai — stellten sich sogar Kinematographen und Aeroplane in den Dienst des Ringens um Mandate.

Wie viele neue Parteien werden jetzt wieder entstehen, wie viele alte Programme revidiert, wie viele gute Überzeugungen verschachert werden? Glücklich, wer sich den Luxus einer eigenen Überzeugung gestatten darf, er kann sie jetzt preiswert abgeben.

Tausende werden kandidieren, Hunderte gewählt werden.

Ich kandidiere auch. Natürlich werde ich ebenso wenig siegen wie jener Ironiker, der mit seinem national-sozial-christlich-demokratischen Glaubensbekenntnis

Letzte Komödiantenlieder.

Von Gustav Starcke-Dresden.

An meine Kunst.

Wenn du oft Leid, Enttäuschung mir gegeben,
Du gabst doch Inhalt meinem leeren Leben,
Du schenktest mitten Herzensleid und Qual
Der hellen Freuden vollgehäufte Zahl.

Hat Krankheit oft den Weg zu mir gefunden,
In deiner Nähe ward ich zum Gesunden,
In dir nur war ich glücklich, nur voll Mut,
Bei dir nur wallte auf das träge Blut.

Du machtest mir mein Dasein freudetrunken,
In nächt'ge Jugend warfst du Götterfunken,
Wenn halb erfroren, glühtest du mich warm,
Du machtest reich mich, wenn ich noch so arm.

Der Abend kommt, die Lieder leis verklingen,
Es werden matt die kraftgeschwellten Schwingen,
Doch was ich habe noch, was ich noch bin,
In deinen Schoß schütt' ich es dankbar hin.

Wieder auf den Brettern.

An deinen Altar darf ich wieder treten,
Geliebte Muse du,
Die Brust geschwellt zu brünstiglichem Beten —
Hörst du mir zu?

Entschlei're dein Gesicht dem fleh'nden Blicke
Vor deinem Sohn,
Dem Wiederkehrenden bau' eine Brücke
Zu deinem Thron.

Umstricke mich wie einst mit Liebesarmen
In Wonn' und Lust
Und laß den treuen Liebenden erwarmen
An deiner Brust.

Ich lag im tiefen Schlaf, mein ganzes Leben
Getaucht in Nacht,
Nun wach' ich auf mit sehnsuchtsfrohem Beben,
Die Sonne lacht.

Die Sonne lacht, es weht aus Himmelshöhen
Wie Frühlingshauch,
Laß huldigend dich meinen Dank umwehen
Wie Opferrauch.

Nach einem Erfolg.

Auf's bleiche Mimenhaupt fiel er hernieder
Der Heil'genschein der Kunst, den man mir stahl;
Das mir geschlag'ne tiefe Wundenmal,
Berührt von Zauberhänden, schließt sich wieder.

Nach oben heben sich die müden Lider,
Da mich berührt der Schönheit Götterstrahl;
Verlöscht des bittern Zweifels Höllenqual,
Ein neues Leben zuckt durch Haupt und Glieder.

Ich glaube wieder an mich selbst!
Die Zauberworte,
Sie schlagen siegesfreudig an die Pforte,
Die mich so lang mit schmerzensvollem Bangen
In düsterer Verzweiflung hielt gefangen.

Es fliegen meines Kerkers Tore auf,
Ich stürme fort zu neuem Siegeslauf.

Gerettetes aus dem Papierkorb.

Aus größter Zuvorkommenheit mitgeteilt von einer Redaktion.

Wenn wir in der Redaktionsstube während irgendeiner momentan dringenden Arbeit Besuch erhalten, so verweisen wir ihn gewöhnlich an den Büchertisch: „Bitte sich gütigst einige Augenblicke vielleicht mit der neuesten Literatur zu unterhalten; wir sind den Moment fertig!"

Da kam uns vor kurzem einer, der machte sich, anstatt über den Büchertisch, über den Papierkorb her; aber das war für unsere Arbeit nicht sehr gedeihlich, er kicherte und schnupperte und brach schließlich in ein grelles Lachen aus.

Was es gäbe?

„Ich bitte sehr um Entschuldigung!" rief der Gast, „welche vandalische Hand hat denn diesen Götteraufsatz in den Papierkorb geworfen?"

„Ei", sagten wir, „das ist dieser Artikel über Graz, die Landeshauptstadt Steiermarks. Wir lasen davon nur die ersten Zeilen und legten ihn weg, denn er ist nicht gut geschrieben und kann für das Publikum nichts Neues von Belang enthalten."

„Sehen Sie, das ist eine der fixen Ideen, die man in den Köpfen der Herren Redakteure so häufig findet. Das ist eine entschiedene Voreingenommenheit gegen diesen Aufsatz, der nicht allein köstlich geschrieben ist, sondern auch Neues in Hülle und Fülle enthält."

„Sie machen uns neugierig."

Wir haben hernach dem Artikel unsere besondere Aufmerksamkeit zugewendet, gestehen aber, daß wir trotz alledem bei unserem Redakteurspleen bleiben müssen. Hingegen nehmen wir nicht Anstand, den Aufsatz auszugsweise einem Blatte zur Verfügung zu stellen, das dafür gut bei Humor ist. — Verfasser des Artikels ist ein Reidmeister i. R.; und dieser Reidmeister i. R. sagt über Graz unter anderm folgendes:

„Die Landeshauptstadt hatte 1861 sechzigtausend Einwohner; jetzt dürften schon bedeutend mehr sein, da seither mehrere Volkszählungen stattgefunden haben."

„Der Schloßberg war eine Festung, die 1809 die Franzosen geschleift haben; seitdem hat Baron Welten einen Park daraus machen lassen, welcher sehr gebirgig ist."

„Der Graben hat noch keine Tramwaybahn, was sehr zu wünschen sein würde."

„Graz hat im Sommer nur ein Theater, wovon das zweite geschlossen ist."

„Man nennt die Stadt auch die Pensionopolis, was ich durch mehr als zehnjährigen Aufenthalt daselbst beweisen kann."

„Das gesellschaftliche Leben ist angenehm, da die Mehrzahl der Straßen gut gepflastert und die Gasthäuser nicht übertrieben teuer sind."

„Im Joanneum kann man an Tagen, da es für das Publikum offen ist, allerhand zoologische Tiere sehen."

„Nach Deutschlandsberg und Wies ist seit neuer Zeit eine Eisenbahn, wo die berühmten steirischen Kapauner erzeugt werden."

„Die Aussicht vom Schöckel ist großartig und kann man mit dem Fernrohr den Neusiedlersee bequem erreichen."

„Rechts der Mur ist die eigentliche Fabrikantenstadt, deren man wohl fünfzig aus hohen Schloten dampfen sieht."

„Der Eilzug nach Wien ist in 4, nach Triest in 8 Stunden zu erreichen."

Der Furcht wegen einer Frühgeburt, die mich während der ganzen Rückreise folterte, wurde der überraschende Trost einer glücklichen Entbindung von einem Töchterlein, das schon, ehe es auf die Welt kam, unsere Erwartungen getäuscht hat. Ein Rechnungsfehler, den meine Frau zu verantworten hat, setzte die Ankunft der Kleinen auf das Ende dieses Monats fest, während sie sich die Freiheit nahm, schon zu Goethes Geburtstag, am 28. des vorigen, zu erscheinen.

Lohengrin wird durch Kürzungen sehr gewonnen haben. Es thut mir leid, daß Dingelstedts Urtheil in der A. A. Z. doch auch ein wenig zu abfällig ausgefallen ist. Da er bei der Probe nicht zugegen war, übertäubte ihn der Eindruck des Abends, an dem ihn ohnedies sein Prolog zerstreute. Die Intentionen dieser Oper sind so würdig, daß sie mir noch lange den Nachklang einer Erhabenheit über das Gemeine, Irdische zurückließen, und immer und immer tönte mir's im Ohre: So lebe wohl, mein lieber Schwan. Freilich ist dabei die Ansicht nicht ausgeschlossen, die bei Ihrem vortrefflichen und so geistig angeregten Souper zum Ausbruche kam.

Ob Sie den Profeten werden umgehen können? Ich glaube besonders deshalb nicht, weil ein Publikum, dem etwas vorenthalten bleibt, das allerorten vorhanden ist, plötzlich verstimmt wird und gegen das Beste, was Sie ihm als Ersatz bieten wollen, verdrießlich und ungerecht. Nach dem Profeten hätte Lohengrin mehr Glück gemacht. Sie werden sehen, daß Ihnen alle Opern, die Sie im Geist des Winters bringen, ohne Anklang bleiben, wenn Sie nicht dem genügt haben, was man, wenn nicht zu genießen, doch kennen zu lernen wünscht.

Vergeben Sie mir diese Bemerkung. Sie entspringt aus meinem langjährigen Studium der Launen des Publikums.

Ich nahm so schöne Erinnerungen von Weimar hinweg, daß ich wohl daran denke, sie nicht zu spät zu erneuern. Doch möcht' ich irgend eine Gabe für den nächsten Zweck Ihres Wirkens mitbringen. Leider stecke ich nur zu tief in meinem großen Roman, der mich noch den ganzen Winter in Anspruch nimmt. Der erste Band ist soeben erschienen. Die Fortsetzung beginnt am 1. Oktober in der D. Allg. Ztg.

Nehmen Sie nochmals meinen Dank für Ihre zuvorkommende, freundliche Aufnahme! Mit ausgezeichneter Hochachtung bin ich Ihr ergebenster

Dresden, d. 15. Sept. 50. Gutzkow.

Aus dem Tagebuche eines Manuskriptes.

Von Otto Pupke.

1. Juli. Endlich nach langem Hängen und Würgen ans Licht der Welt gekommen. Lange genug hat's gedauert — das war schon die reine Zangengeburt! Mein Erzeuger ist aber auch nicht wenig stolz auf mich. Er nennt mich sein Schoßkind und einen seiner liebsten Sprößlinge — und das will was heißen, denn er besitzt eine zahlreiche Familie — eine ganze Schar von Geisteskindern, von denen ihm jedes einzelne, wie er behauptet, Ruhm und Ehren gebracht hat. Ich habe so was von „würdiger äußerer Ausstattung" gehört, und wenn diese fertig ist, soll ich auf die Reise gehen. Hurrah, wie mich das freut!

5. Juli. Brr! Himmel, was ist mit mir? Wohin bin ich geraten? Statt der erhofften köstlichen Sommerreise und statt des erträumten Aufenthaltes inmitten saftiger, grüner Felder und Wiesen liege ich hier in einem staubigen Winkel, in

Abschied von der Bühne.

Nun lebe wohl, es geht an's Abschiednehmen,
Es muß geschieden sein, lebt, Bretter, wohl.
Noch nie ein Abschied gab so bitt'res Grämen,
Vor einer Grube steh' ich, schwarz und hohl.
Ach, all die hohen herrlichen Gestalten,
Die meinem Leben gaben Sonnenschein,
Die oft das schwanke Schiff im Sturm gehalten,
Ich senke sie zum ew'gen Abschied ein.

Zum ew'gen Abschied, ja! Kein Wiedersehen
Gibt es für mich, nicht hier, auch dorten nicht.
Erschallt der Ruf zum einst'gen Auferstehen,
Ihr schlummert ewig, euch erweckt kein Licht.
Und doch war't ihr das Licht in meinem Leben,
Des grauen Daseins freudehelle Zier;
Was man als Trost dem Armen einst gegeben,
Dies Weihgeschenk, nehmt es zurück von mir.

Nun bin ich trostberaubt! Ich weiß, geliehen
War nur dies schöne Pfand für kurze Zeit;
Die Schönheit stirbt, sie muß zum Himmel ziehen,
Wie die Natur, die ewige, gebeut;
Ich zahle den Tribut, den andre zahlen,
Die Frucht ist reif, sie kehrt zur Erde Schoß; —
Doch mildert das nicht meine herben Qualen,
Nur gramvoll beug' ich mich dem harten Los.

Lebt wohl, lebt wohl! Und Dank sag ich euch allen,
Die traut vereint das Leben mir geschmückt.
Wie herrlich, wenn in kunstgeweihten Hallen
Ihr liebevoll mich warm an's Herz gedrückt.
Lebt wohl, Ihr goldnen Phantasiegestalten,
Der Baum ist kahl, die Blüten fallen ab,
Ihr flattert fort, nicht kann euch Sehnsucht halten,
Lebt wohl! Mit euch sinkt Glück und Glanz ins Grab.

Epilog.

Es ist vorbei! Begraben die Gestalten,
Nun eingesargt, was einst so göttlich war.
Vorbei, vorbei! Kein Weilen und kein Halten,
In Frieden schlaf' nun, buntgeschmückte Schaar.

Doch wenn auch Tränen in die Grube fallen,
Ein tiefes Weh das Herz erzittern macht,
Zu hellen, tagesglanz geschmückten Hallen
Ein Hoffnungsschimmer steigt aus Gräbernacht.

Begraben seid ihr, ja, doch nicht verloren,
Ihr, meines Lebens freudehelle Zier,
Auf's neu' zieht ein zu meines Herzens Toren,
Als heilige Erinnerung bleibt ihr mir.

Ein Originalbrief von Karl Gutzkow.

Gelegentlich des hundertsten Geburtstages Gutzkows wird uns folgender Brief des Dichters zum Abdruck übersendet.

Sehr geehrter Herr Kammerherr!

Indem Ich Sie bitte, den Hohen Herrschaften meinen gehorsamsten Dank für ihre Theilnahme an meinem häuslichen Erlebnis auszudrücken, freu' ich mich, Ihnen sagen zu können, daß meine Besorgnisse unbegründete waren.

30. Juli. Die Götter scheinen sich gegen mich verschworen zu haben. Ich habe große Sehnsucht nach dem allerliebsten Backfischchen, das sich in so reizender Weise für mich interessierte; ich glaube fast, ich habe mich in sie verliebt. In welche Hände bin ich hier geraten? Welch ein Kontrast! Eine alte Jungfer mit knochigen Fingern wühlt unbarmherzig in meinen Eingeweiden. „Der Novelle gebricht es an innerer Vertiefung; sie müßte vollständig ‚umgebaut' werden; zudem ist sie auch zu teuer! Mit Dank zurück!" Damit war ich verabschiedet.

31. Juli. Eben wieder an meiner Geburtsstätte angelangt. Mein Erzeuger — Autor nennt er sich — bekam einen Anfall von Tollwut, als ich wieder anlangte und er die begleitende Empfehlung gelesen hatte. „Verrückte Welt! Da soll der Teufel Romane schreiben! Ich werde das Ding doch lieber einstampfen lassen!" Ob ich das überlebe? Diese Schmach! Der arme Mann kann mir leid tun! Gerade auf mich hat er solche Hoffnungen gesetzt und gerade ich muß ihn so schmerzlich enttäuschen! Einstampfen, fi donc! Wenn er mich dann wenigstens einem Krematorium überantworten wollte. Die Feuerbestattung ist doch momentan das modernste. So jung und muß schon sterben. Und ich hatte mir das Leben so schön gedacht. Ich soll fort, und dabei weiß ich noch nicht einmal, welch Geschlechts ich eigentlich bin — ich werde abwechselnd **der** Roman, **die** Novelle und **das** Opus genannt. Bin ich nun männlich, weiblich oder sächlich oder gar ein Zwischenstufler? Ich werde den Verfasser des Jahrbuches für geschlechtliche Zwischenstufen — eine bekannte Autorität auf diesem Gebiete — darüber befragen. Mein Dasein war kurz und Gott sei's geklagt — wenig schön! Ich kann einstweilen die Eltern von Manuskripten nur bedauern!

Singvögel.

Abendgang.

Sieh im Feld das Abendfeuer,
Fast erstickt die Glut im Rauch,
Durch die graue Sprossenscheuer
Flackt ein zweites, dort am Strauch!

Bleich in langer, grader Zeile
Schwimmt der Schwaden, zauberhaft,
Und mit jeder kurzen Weile
Wird den Gluten neue Kraft.

Flammen züngeln durch die Qualme,
Rötlich stieben Funken auf,
Durch die dämmerfeuchten Halme
Spürt der Hund in trägem Lauf.

Leis das Glöcklein, nah vom Turme,
Ruft uns heim- und schlummerwärts . . .
Märchenfriede . . .! Nur im Sturme
Zieht die Sehnsucht uns durchs Herz . . .

Karl Dankwart Zwerger.

Hoamweh!

Hob frei guat g'lernt.
„Bua! Muaßt studiern",
So sogt mei Lehra,
Und i muaßt s probiern.

Hob an Binkl zsombundn
Bin in die Stodt einigong,
Wia mei Dörfl vaschwundn
Wird ma af amol bong.

einem dumpfen Lokal, in dem es ganz abscheulich nach Kleister riecht! Über der Tür hängt ein Schild mit der Aufschrift „Buchbinder-Werkstatt". Es scheint sonach, daß der schwierigen Entbindung eine vielleicht noch schwierigere Einbindung folgen soll!

10. Juli. Dem Himmel sei Dank, daß ich aus dieser Folter erlöst bin. Nachdem man mit einer langen Nadel einige tiefe Stiche in meinen Rücken gemacht hatte, wurde ich beschnitten, dann zwischen zwei Deckel gepackt und nach Art eines Zwangskorsetts gepreßt, daß mir die Seele aus dem Leibe hing. In diesem abscheulichen Marterkasten hat man mich eine ganze Nacht gelassen. Um mich her absolute Finsternis und tiefe Stille. Keine Menschenseele, die man zu Hilfe rufen konnte. Eine nette Behandlung!

15. Juli. Heute bin ich hier angelangt — seit etwa einer Stunde bin ich am Ziele. Aber welche Enttäuschung! Ich hatte mir den Empfang doch etwas anders vorgestellt. Ich wurde zusammen mit noch einem Kollegen abgeliefert — oder „zugestellt", wie es hier heißt. Mein bevorzugter Kollege war mit „Wurst" bezeichnet, während meine Umhüllung mit der Aufschrift „Manuskript" versehen war. Ich kann trotz meiner Jugend schon auf eine Erfahrung zurückblicken — ich habe in der kurzen Zeit meines Erdendaseins gelernt, daß die erstere für den Empfänger der wertvollere Artikel ist. Der bärbeißige Herr, der, nachdem er meinen Kollegen sehr liebenswürdig und aufmerksam beaugenscheinigt hatte, mich kaum eines Blickes würdigte, murmelte so etwas wie „verdammte Schmöker" in den Bart (was seiner Miene nach zu urteilen nicht gerade eine Schmeichelei für mich bedeutet) und gab mich dann an ein unreifes Bürschchen ab mit der Weisung, „den Eingang zu registrieren und für die sofortige unfrankierte Rücksendung Sorge zu tragen". Meinen ihm offenbar genießbarer und schmackhafter erscheinenden Kollegen behielt er bei sich zurück.

20. Juli. Ich bin bloß neugierig, was aus mir noch alles wird. Den einen Tag gelte ich als Krebs und gehe in meine Heimat zurück, den nächsten segle ich in neuer Umhüllung schon wieder in die schöne Gotteswelt hinaus, um irgendein Menschenkind mit meiner Ansicht zu erfreuen. Ich bin fortwährend auf Reisen. Ob es wohl viele solch jugendlicher Reiseonkels gibt wie mich? Mein Erzeuger machte eine sehr unfreundliche Miene, als er mich wieder ankommen sah, schien aber auf mein Eintreffen nicht ganz unvorbereitet, denn er machte kurzen Prozeß, vertauschte mein etwas an- oder abgegriffenes Reisekleid mit einem neuen und schleppte mich kurzer Hand höchst eigenhändig nach der Post. Nun liege ich schon wieder im neuen Quartier und harre meines Schicksals. — Diesmal bin ich Gott sei Dank besser angekommen. Ein allerliebstes Backfischchen öffnete mir die Schnürsenkel, und nachdem sie mir die Bluse abgenommen und mich besichtigt hatte, brach sie in die Worte aus: „Ach wie reizend!" Sie hat mich seitdem nicht aus den Händen gelassen. Ich hatte das unbeschreibliche Vergnügen, den ganzen Nachmittag auf ihrem Schoße zu liegen. Welche Wonne!

25. Juli. Eine neue Enttäuschung! Meine liebe Pflegerin, deren Schoßkind ich für — leider ach viel zu kurze Zeit war, empfahl mich angelegentlichst „zur Annahme", fand mich „furchtbar interessant" und trat mit großer Wärme für mich ein, worauf dann ein mit „Kollege" bezeichnetes männliches Wesen mich in seine derben Fäuste nahm und sich etwa eine halbe Stunde lang mit mir beschäftigte, wobei er etwas von „fadem, unreifem Backfischgeschmack" murmelte. „Zurück! — Zu breit für unsere Zwecke!" lautete sein Verdikt. Allmächtiger! Ich, ein armes unschuldiges Würmchen, das erst seit einigen Tagen sein Leben fristete, und dem zudem noch der ganze Körper gewaltsam zusammengepreßt war — zu breit!

Der Brief.

Heissa, wie jauchz' ich,
Wenn ich erwache,
Frisch-fröhlich am Morgen
In sonniger Früh', . . .
Wenn auf dem Tisch dort,
Dem kleinen, liegt dann
Wartend ein weißes,
Schimmerndes Blatt! —
Husch hol' ich's rüber,
Drück's an die Lippen,
Herze und kose es,
Ehe ich's erbrech; —
Und dann behutsam erst
Lös' ich die Siegel,
Lausche den Worten
Mit strahlendem Blick;

Ach, wie so innig
Sie zu mir sprechen,
Und mir stets bringen
Wonniges Glück; —
Wie sie liebkosen,
Süßes mir sagen,
Heimlich verraten
Manch heißen Wunsch . . .
Wenn andre beten
Nach dem Erwachen,
Zum Himmel flehen
Um glücklichen Tag;
Halt' still ich Andacht
Auf meine Weise,
Und unserm Herrgott,
Ich wette, gefällt's!

Karla Eichelter

Lustige Zeitung.

Geänderte Situation. Kohn und Löw haben aus Geschäftsrücksichten beschlossen, sich taufen zu lassen; Kohn geht zuerst in die Kirche. Wie er herauskommt, fragt ihn Löw: „Nu, wie war's?" Worauf er, ohne den Frager eines Blickes zu würdigen, knurrt: „Halt's Maul, Jud." („Jugend.")

*
* *

Aus einer Quartierliste. Anmerkung: Verheiratet sind die mit einem Kreuz (+) versehenen Offiziere. („Muskete.")

*
* *

Ersatz. Wirtschafterin: „Herr Doktor, den Totenkopf auf Ihrem Schreibtisch staub' ich nicht ab. Mir graut's." — „Aber Frau Oberreiner, das ist ja ein künstlicher Schädel." — „Jetzt so was! Also laufen manche Leut' mit einem falschen Schädel herum." („Meggendorfer.")

*
* *

Kathederblüte. „Napoleon stand schon mit einem Fuße in Deutschland, während er mit dem andern in Frankreich Armeen aus dem Boden stampfte." („Lustige Blätter.")

Ein Spruch.

Gehe hin in Gottes Namen,
Fang das Werk mit Freuden an:
Frühe säe deinen Samen,
Was getan ist, ist getan.

(Auf einem Bauernhaus bei Linz.)

Im Herzn hots druckt,
In d Augnen no mehr,
Es hot nit long dauart,
Und i steh do und plär (wein).
s Hoamweh wor dos,
Hot d Muatta oft gschriebn;
O Gott, wann i bloß
In meina Hoimat wa bliebn.
Do i hob mi dafongt,
Hob neammamehr gwoant,
I hob mi hiatzt fleißi
Üba d Lehrbüachln gloant.
Oft hobns mi wohl ghanslt,
Weil i draußt war vom Lond,
Do i hob eanas zoagt,
(Moch meina Hoamat koa Schond);
Wor da Erscht in d Klaß
Wann s zan Prüasn is gwest,
Und bin ollmal worn
Gstott der Letzti — da Best!
So hob i mia a
Wul in Doktahuat gholt,
Ihr kennts enk frei denkn,
Wia ma de Sachn gfollt! —
Jo, gmocht hobns mi, Buam,
Za an Dokta der Rechtn
Und i sull vateidign
Die Spitzbuam, die Schlechtn.
An hochn Krogn muaß i trogn
Stott mein rupfanan Pfoad,
Um mein schäbign Huat
Tuats ma ollweil no load,
Hiatzt trog i Zylinda
Und a kohlschworzas Gwond
Stott mein lodanan Zeugl —
Is dos nit a Schond?
Aft denk i wuhl oft
An mei Muaderl dahoam
Und an mei Votanhaus,
Aus Holz, Stroh und Loam.
Und nachti Weil tram i,
Aftn druckts mi oft so,
Dann denk i ma imma
Zwegn wos bleibst dann do?
Zwegn wos bist dann furtgong
Vom Votanhaus draußt,
Wannst do gor nit bleibn mogst
Wann s da go soviel graust.
Oft holt is nit aus,
Geh mei Hoamatl zua,
Und bin in mein Votanhaus
Wieda da Bua!

Panhofer.

Du bist für mich der helle Tag ...

Du bist für mich der helle Tag,
Der zaubernd wärmt und leuchtet;
Dein frohes Lachen gleicht dem Quell,
Der, lebhaft sprudelnd, silberhell,
Den dürren Boden feuchtet.
Du kommst nicht jenen Schönen gleich,
Die blenden und betören;
Dein Leben ist ein stiller Pfad,
Bis jener Eine sich dir naht,
Dem du wirst angehören.
Daß dich ein andrer einst gewinnt,
Mag mich nicht weh berühren;
Nur bange wird mir manchmal sein,
Wenn deiner Augen milden Schein
Ich nimmer kann verspüren ...
Und deines Lachens, froh und hell,
Werd' ich noch lange denken.
Du ahnst nicht, was ein Augenpaar,
Ein Wesen, lebensfroh und wahr,
An Glück vermag zu schenken!

E. Barger.

Lied der Lerche.

Die Lerche schwinget
Sich in die Luft;
Horch, horch! sie singet
Horch, horch! sie ruft:
Dir, dir, dir, dir, dir!

Dir, dir, o Größter!
Dir sing' ich, dir!
Dir, dir, o Höchster!
Dir, dir, nur dir!
Dir, dir, dir, dir, dir!

Dich, Vater, loben
Sei Wonne mir,
Und stets erhoben
Mein Herz zu dir!
Dir, dir, dir, dir, dir!

Chr. v. Schmid.

Hoffer hat mit der Aufführung der „Armen Seelen“ einen nicht verdienten Mißerfolg geerntet, aber ich glaube, er hat das Zeug in sich, mit neuen, auch bühnenwirksamen Werken das Theaterglück zu zwingen.

H. L. R.

Unfruchtbar. Roman von Edith Nebelong. Deutsch von Helene Klepetar. (Berlin. „Concordia“, Deutsche Verlagsanstalt.)

Ein Buch voll von liebebedürftigen Menschen, die immer den rechten Moment versäumen, das Leben anzufassen — unfruchtbare Liebe, unfruchtbares Leben. Edith Nebelong charakterisiert auf der letzten Seite das, was sie meinte (damit es jeder richtig verstünde), ungefähr: „Das Stümpern auf den stärksten tiefsten Tasten der Menschenseele zerstört die Menschen.“

Eine merkwürdig ruhige Geschichte von solchen, die am Leben vorbeigehen; manchmal glaubt man, es sei eine diskrete Humoreske, um endlich zu erfahren, daß es eine Tragödie ist, mit einer tatenlosen Schuld und einer ebensolchen Strafe. „Unfruchtbar“ scheint mir das heimliche Schicksal vieler Mädchen, vieler Frauen zu sein, die als glücklich gelten, weil sie das Talent haben, „in kleinen Lebenslügen zu leben“ — und das imponiert, das täuscht die oberflächlichen Beobachter.

H. L. R.

Der gezähmte Eros. Roman von Walter v. Molo (Berlin und Leipzig. Schuster u. Loeffler.)

Der ungezähmte Eros sollte das Buch heißen, denn schließlich siegen doch die Sinne und Edith Klasen, die Frau des Millionärs und Quartalsäufers Basti Mayr sucht das verbotene Glück beim genialen Robert Egg, dem Manne ihrer Schwester. Der Roman enthält viel Geist, viel Schönes und manchen guten Ansatz, aber Molo überrascht durch den unerwarteten Abschluß, statt ihn im Leser durch eine psychologische Entwicklung vorzubereiten. Das ist zweifellos ein Fehler. Was die Darstellungsform anlangt, so macht sie einen skizzierten Eindruck, als hätte man einen Entwurf vor sich, der erst ausgearbeitet werden sollte. Und beginnt das Dramatische nicht überhaupt erst in dem Moment, wo das Buch endet? In Molo steckt ein starkes Talent, das aber Selbstzucht und Energie zur Kleinarbeit brauchte, um künstlerisch voll Befriedigendes zu schaffen.

Aus dem Paradies. Roman von Hans Hardt. (Leipzig. Sonnenverlag.)

Sehr mit Unrecht nennt das vom Autor (leider!) selbst entworfene Titelblatt das Buch einen „modernen Sittenroman“. Eher ist's eine symbolische Satire, die gewiß auch ihre geistreichen Stellen hat, aber salopp und flüchtig geschrieben ist. Das Thema, auf seinen Kern zurückgeführt, lautet: Schicksal eines unverbildeten Naturwesens im modernen europäischen Kulturtrubel. Hardt hat sich die Ausarbeitung freilich nicht leicht gemacht und ganz neue Länder mit ganz eigenartigen Menschen entdeckt, um damit die verschiedenartigsten Effekte zu erzielen, was ihm nur teilweise gelang. Man liest mit Interesse, doch im vollen Bewußtsein, daß der künstlerische Gehalt des Romanes sehr gering ist.

Totentanz. Novellen von A. v. Rottauscher (Berlin-Leipzig. Silva-Verlag.)

Rottauscher verfolgt zwei Kunstlinien, eine humoristische und eine blutig-romantische. Die blutige Romantik, ich will es gleich sagen, gefällt mir bei ihm wenig, sie kommt uns im Grunde immer weichen („gemütlichen“) Österreichern nicht aus dem Herzen, und zwingen wir uns dazu mit Macht, dann wirkt sie leicht brutal. Deshalb kann ich mit der Novelle „Völkerfieber“ nichts anfangen. Aber Rottauschers Humor ist köstlich, und in den zwei Stücken „Wie Hansi starb“ und „Der verfehlte Beruf“ paart er sich harmonisch mit menschlicher Tragik. Und es ist ungeheuer schwer, Lustiges mit Ernstem zu verbinden, leicht wird's grotesk oder wienerisch sentimental. In den beiden Erzählungen gelang die Kreuzung vortrefflich, sie sind eigenartige Meisterstücke. Das Hauptgewicht legt der Autor gewiß auf die „Logische Leidenschaft“, die wohl Selbsterlebtes dichterisch verarbeitet. Hier ist die Form durchaus schön, die Sprache bezeichnend, die Milieuschilderung färbig und die Charakterzeichnung naturwahr — und doch! Ein anachronistischer Krieg muß herhalten, um zu einem dramatischen Schluß zu kommen, den man mit einigem Verzicht auf Reiterattacken auch auf andere Art erzielen könnte. So weit geht die dichterische Freiheit nicht, daß sie Schlachten in ein modernes Jahr hineinfabulieren darf, und außerdem ist der Stoff der „Logischen Leidenschaft“ viel zu geistig, als daß er am Ende das Schmettern der Kriegstrompeten vertrüge. Trotz dieser Einwendungen halte ich die Novelle für eine gute Talentprobe, die Vollkommenes verspricht, wie überhaupt das ganze Büchlein, obschon noch „Sturm und Drang“, eine höchst anerkennenswerte Leistung ist.

H. L. R.

Jean Pauls Werke. Auswahl in sechs Teilen, herausgegeben von Karl Freye (Goldene Klassikerbibliothek). (Berlin. Deutsches Verlagshaus Bong & Co.)

„Jean Paul ist mir ein reicher üppiger Blumengarten und segenvolles nährendes Fruchtfeld zugleich. Wenn ich einen ganzen Tag nichts tue als in ihm lesen, so glaube ich doch gearbeitet oder etwas Reelles getan zu haben. Er ist beinahe der größte Dichter, welchen ich kenne, wenn man die Natur mit ihren Wundern und das menschliche Herz als



Eine neue Stifterausgabe! **Adalbert Stifters Werke.** Auswahl in sechs Teilen. Herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Gustav Wilhelm. (Berlin. Deutsches Verlagshaus Bong & Co.)

Die Biographie Stifters vom Herausgeber bringt einiges Neue. Wertvoll sind die Anmerkungen zu den Schriften, die das innere und historische Verstehen sehr fördern. Die sechs Teile sind in drei Bänden untergebracht. Den ersten Band schmückt ein noch kaum bekanntes Jugendbildnis Stifters, den zweiten Band die Wiedergabe der Handschrift und den dritten Band die Wiedergabe eines Gemäldes des einzigartigen Erzählers und Stilisten, der auch ein wohlzubeachtender Landschaftsmaler gewesen ist. Im ganzen eine würdige Ausgabe dieses Dichters, den die Deutschen in den Adelsstand der Klassiker erhoben haben.

Aus meinem Merkbuch. Von Karl Schönherr. (Leipzig. L. Staackmann. 1911.)

Tiroler aus Holz geschnitzt! Aus altem Ahornholz, es klingt vor Härte, wenn man dran klopft. Aber lebendig! Lebendig zum Mitgehen. Kleine Geschichten und Bauerngestalten, die einen finster traurig, die andern toll lustig. Es gibt ihrer darunter, die dem Leser im Gedächtnis haften bleiben, die er wahrscheinlich nie wieder vergißt. Schönherrs Eigenart ist Gedrängtheit und Derbheit. Er zieht nicht viel um, mit nebensächlicher Ausschmückung, mit Stimmungsmacherei, mit Eigenbetrachtungen. Kurz, drastisch und stramm stellt er die Geschichte dar; manch ein bezeichnendes Wort ersetzt zehn, manch eine knappe Andeutung an rechter Stelle ersetzt eine weitläufige Schilderung. Das heißt dichten, verdichten. Man merkt es wohl, das ist der Verfasser von „Glaube und Heimat“.

Arme Seelen. Neues Schattenspiel von Eduard Hoffer. (Graz. Druck und Verlag der Deutschen Vereinsdruckerei und Verlagsanstalt.)

Auch diesem modernen Schattenspiel liegt die alte Faustsage zugrunde, wenn auch die Figur des Faust (Dr. Erich Thaler) weniger zur Höhe strebt, als sich vielmehr theoretisch emporphilosophieren will, und das „ewig Weibliche“ (Gitta) nicht jene faszinierende und entsühnende Kraft hat, die ihr seit Goethe zugesprochen wird. — Erich Thaler ist Neurastheniker, ein heute oft wiederkehrender Typus unter den problematischen Naturen („niemals mit den Verhältnissen zufrieden und ihnen niemals gewachsen“), ein Mensch ohne Schaffenskraft, aber voll Sehnsucht nach Werktätigkeit. Ein sehr interessanter Charakter für den, der sich mit dieser Art verwandt fühlt, leicht ein wenig spielerisch für arbeitsame Tatsachenmenschen. Sympathisch, plastisch und klar ist die Figur der mitleidsvollen Gitta gezeichnet, zu konventionell sind die Typen der „Freien“ und der „Vagabunden“ geraten und zu intrigantenhaft mutet die nicht recht psychologische Mephistophelesgestalt des Exmediziners Cyrill Bogaritsch an. Der Ideengehalt des Schauspieles ist groß und einige mit unterlaufende Banalitäten wären leicht zu tilgen, die Form ist fast durchaus ansprechend und hebt sich stellenweise weit über das Gewöhnliche; wirkt dann schön, sogar gewaltig. Im Leser klingt vieles lang und tief nach. — Die Uraufführung der „Armen Seelen“ im Grazer Landestheater am 15. März bewies, was manche schon vorausgesagt hatten, daß das Schattenspiel ein Buch-, kein Bühnendrama ist, weil es so gut wie keine Handlung hat und die eigentlichen Konflikte in der Vergangenheit liegen. So wird vier Stunden nur dialogisiert, man wird müde und kann schließlich mit dem besten Willen nicht mehr aufpassen. Will man das Schauspiel nicht auf ganz andere Grundlagen stellen, so kann es kaum bühnenfähig gemacht werden, aber Hoffer sollte es für eine neue Buchauflage umarbeiten: kürzen und den mindestens überflüssigen, sogar störenden Lokalkolorit beseitigen — jeder Faust ist unörtlich, wie alles allgemein Menschliche. Daß es empfehlenswert wäre, die Sprache hie und da der überwiegend feinen und anziehenden Ausdrucksweise anzupassen, erwähne ich nur nebenbei.

Bei der Aufführung gaben Schauspieler und Regie ihr Bestes, Gildemeister (Erich Thaler) spielte aufopfernd, Hoch (Bogaritsch) war vorzüglich und Fräulein Derbevil (Gitta) bewies ein ernstes und hohes Können. — Die Kritik in den Zeitungen beschränkte sich mehr oder minder darauf, die Bühnenschwäche des Stückes zu betonen, ging an seinen Schönheiten achtlos vorbei und fand kein richtiges Wort für jenen Teil des Theaterpublikums, der wieder einmal bewies, wie gering seine Achtung vor geistigen Leistungen, die es nicht versteht, und wie beschämend dünn bei manchen Leuten die Anstandstünche ist.

an der Schule und an Unterrichtsfragen fördern. Und dies alles in einer leichtfaßlichen, gewandten Form, die den Stoff immer interessant zur Darstellung bringt. Allen Eltern, deren Kinder zur Schule zu gehen haben, möchte ich diesen praktischen Ratgeber und Wegweiser zu ihrem und ihrer Kinder Heile in die Hand geben. H. M.

Immer ist es rührend, Schriften zu sehen, mit denen deutsche Ansiedler und Überbleibler unter fremden Völkern sich Trost, Einigkeit und Erhebung zurufen. Eine solche Schrift ist der **Kalender des Bundes der christlichen Deutschen in Galizien** auf das Jahr 1911. Zusammengestellt von Josef Schmidt. (Lemberg, Verlag der Bundesleitung.) Da sieht man wohl, mit welcher Kraft sie festhalten an ihrem großen Volke, von dessen Edelkultur der Kalender ein Brennspiegel ist. Deutsche Sänger und Erzähler, deutsche Lehrer, Geistliche, Landwirte, Techniker u. s. w., nicht zuletzt deutsche Bildner schufen hier ein Volksbuch, das für weiteste deutsche Kreise von Wert ist. Wir bekommen auch ein Bild nationaler Zustände und Verhältnisse der Deutschen in Galizien, ebenso von ihrem häuslichen, religiösen und wirtschaftlichen Leben. Das reichhaltige und mit vielen schönen Illustrationen ausgestattete Jahrbuch ist aufrichtig zu empfehlen.

Jahrbuch des Steirischen Gebirgsvereins 1910. (Graz. Verlag des Steir. Gebirgsvereines.)

Immer zeigen wir dieses Jahrbuch mit Freuden an. Es bringt uns stets Kunde von der Weiterentwicklung der steirischen Touristik, besonders des Gebirgsvereins. Diesmal steht die schöne Gedenkschrift im Zeichen des Bismarckturmes, der auf der Höhe des Plabutsch bei Graz demnächst gebaut wird. Ein Farbenbild zeigt uns dieses neue imposante Wahrzeichen des deutschen Graz. Auch Aufsätze und Bilder über Bergpartien und malerische Gegenden des Landes sowie Stimmungsgedichte usw. bringt das neue Jahrbuch.

Büchereinlauf.

Lobesamgasse 13. Roman von Albert v. Trentini. (Berlin. Schuster u. Loeffler.)

Du liebes Wien. Roman von Ernst Decsey. (Berlin u. Leipzig. Schuster u. Loeffler.)

Der Erzketzer. Ein Roman vom Leiden der Wahrhaftigen von Ernst v. Wolzogen. (Berlin. F. Fontane u. Co.)

Laut Testament. Roman von Mite Kremnitz. (Berlin-Charlottenburg. Vita, Deutsches Verlagshaus.)

Hinter dem Nebel. Novellen von Elisabeth Heydemann-Möhring. (Berlin-Charlottenburg. Vita, Deutsches Verlagshaus.)

Die ehemals waren. Von Georg Terramare. (Leipzig. L. Staackmann.)

Tage des Teufels, Phantasien. Novellen von Georg v. d. Gabelentz. (Leipzig. L. Staackmann.)

Die Leiden des Andreas Sturmhöfel, Erzählung von Heinrich Stöpel. (Glogau. Verlag Hellmann.)

Bauern-, Förster- und andere Spitzbubengeschichten. Von Heinrich Gustav. (Straßburg i. E. u. Leipzig. Josef Singer.)

Jesus. Tetralogie von Karl Weiser. [Reclams Universalbibliothek Nummer 4791 bis 4794.] (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Pratermär. Eine Rückerinnerung in drei Abteilen von Francis Le Ger. (Wien. Selbstverlag des Verfassers.)

Schillers Gespräche. Berichte seiner Zeitgenossen über ihn. Herausgegeben von Julius Petersen. (Leipzig. Insel-Verlag.)

Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Von Eduard Fuchs. Erster Band. Mit über 450 Textillustrationen und 50 bis 60 mit doppelseitigen farbigen und schwarzen Beilagen, bestehend aus den seltensten und schönsten Dokumenten zur Sittengeschichte seit der Mitte des 15. Jahrhunderts. Umschlagzeichnung von Heinrich Kley. Komplett in 20 zehntägigen Lieferungen à 1 Mark. (München. Albert Langen.)

Aus der Werkstatt des Arztes. Zwei Vorträge, gehalten im Wiener Volksbildungsverein von Prof. Dr. Adolf v. Strümpell. (Wien, Leipzig, Hugo Heller u. Cie.) Der Reinertrag dieses Büchleins fällt dem Wiener Volksbildungsvereine zu.

Über Psychologie und Psychopathologie des Kindes. Vier Vorträge, gehalten im Informationskurs des Komitees zur Förderung der Jugendfürsorge in Wien von Dr. Theodor Heller. (Wien u. Leipzig. Hugo Heller u. Cie.)

Nausikaa. Drama in drei Akten von M. Melde. (Berlin-Friedenau. Verlag des Bureaus Fischer.)

Ein Mann des Volkes. Schauspiel in fünf Akten von G. K. J. Kreiß. (Cassel. 1911.)

Aus einsamen Stunden. Gedichte von Guido Fischer. (Leipzig. Verlag für Literatur, Kunst und Musik.)

Ausgewählte Gedichte von Viktor Hugo. In Übertragungen herausgegeben von Fritz Gundlach. (Berlin W. 30. Selbstverlag.)

Der Tiroler Bauerndichter. Ein Naturfreund. (Herausgeber und Verleger Anton Schwaiger, Sturmhofbauer in Volderwald bei Hall-Tirol.)

Deutsche Kirchengeschichte für Schule und Haus. Von Alfred Kirsch. (Leipzig. Ernst Wiegandt.)

die ersten und größten Stoffe oder Aufgaben der Poesie anerkennt." Diese enthusiastischen Worte schrieb Gottfried Keller 1843 in sein Tagebuch. Keller feiert damit einen ganz anderen Jean Paul, als wir ihn uns vorzustellen pflegen. Wir haben uns gewöhnt, in dem Dichter nur den sonderbaren Kauz zu sehen, der, mit einem Sack voll Papieren und Exzerpten beladen, täglich aus seinem kleinen Bayreuth die Chaussee entlang zum Häuschen der biederen Wirtin Dorothea Rollwenzel marschierte, um dort, den Blick auf die friedliche Mittelgebirgslandschaft, seine bunten Geschichten zu schreiben mit den sonderbaren Titeln und den verrückten Kapitelüberschriften, Geschichten, in denen man vor lauter Anspielungen und Abschweifungen nicht zur Sache komme. Daß dieses Bild Jean Pauls falsch ist, diese Erkenntnis bricht sich jetzt allmählich Bahn.

Der Herausgeber führt durch Auswahl und Anordnung der Werke sowie in Lebensbild und Einleitungen den Beweis, daß der wahre, von keinem Vorurteil entstellte Jean Paul ein Dichter mit beständig fortschreitender Entwicklung war, daß er ästhetische und sittliche Klarheit erstrebte und errang. Zu Beginn lesen wir mit vielem Vergnügen die idyllischen Geschichten vom Rektor Florian Fälbel und vom vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auental. Das nächste Werk schon gehört zu Jean Pauls Meisterleistungen: es ist der „Siebenkäs", der erste Eheroman der deutschen Literatur, von typischer Geltung und darum noch heute geradezu modern anmutend. Dann kommen die beiden Hauptromane, in denen Jean Paul mit reifer Kunst sein eigenes kompliziertes Wesen darzustellen sucht, „Titan" und „Flegeljahre". Daran reihen sich noch einige kleinere Dichtungen des Alters, voll Klarheit und Ruhe und höchst unterhaltsam zu lesen.

V.

Wied-Bilderbuch mit zirka 40 Bildern aus der Privatschatulle der Frau Wied und mit Text des Dichters.

Mit einem originellen kleinen Büchlein macht der Verlag Axel Juncker in Charlottenburg für Gustav Wied Propaganda. Als ob man durch die Türen seiner Häuslichkeit heimliche Blicke werfen dürfte, zeigen die hier vereinigten „Bilder aus Frau Wieds Privatschatulle" den ausgelassenen Dichter, wie er sich selbst den lieben Alltag dichtet und die gelungensten Szenen als geschickter Amateurphotograph mit dem Kodak festhält. Hier wird Gustav Wied zur Gestalt seiner Dichtung.

Zwischen die Bilder streut das Büchlein Aussprüche und Stücke aus den Büchern des großen Humoristen, die seinen Freunden in so geschlossener Form willkommen sein werden.

V.

Das Buch **Eines Dichters Liebe** (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck), welches von dem Mörike-Biographen Walther Eggert-Windegg herausgegeben, die Brautbriefe Eduard Mörikes enthält, gehört zu jenen seltenen Büchern, die uns menschlich so tief bewegen, wie sie uns ästhetisch entzücken. Diese Liebesbriefe, so reizend, wie sie selten ein Dichter seiner Geliebten geschrieben, gewähren den tiefsten Einblick in Mörikes Wesen und müßten darum und als dichterische Kunstgebilde feinster Art überall, in jeder Familienbücherei, neben den Liedern dieses Dichters stehen, so gut wie die Briefe an Charlotte v. Stein neben Goethes Werken.

V.

---

22. **Band von Meyers großem Konversations-Lexikon, 6. Auflage,** Jahres-Supplement 1909/10. (Leipzig-Wien. Bibliographisches Institut.)

Dieser Supplementband ergänzt das Werk gewissermaßen bis zum Tagesdatum. Nicht als ob er Vergessenes nachzutragen hätte, aber unsere raschlebige Zeit zieht immer mehr und neue Gebiete in unseren Interessenkreis, Forschungen und Erfindungen bringen Wissenswertes hervor und Nachprüfungen verbessern primitivere Erkenntnisse. Blättert man in dem Ergänzungsband, so fallen sofort die aktuellsten Themen auf: Kleinasien, wo europäische Mächte kulturell wetteifern, der Balkan, von dem aus vor kurzem der Weltfriede bedroht war — die Sabotage, die im letzten französischen Eisenbahnerstreik eine so hervorragende Rolle spielte. Jedem Besitzer des Konversations-Lexikons ist auch der 22. Band unentbehrlich, dessen Ausstattung und gediegene Durcharbeitung auf der bekannten Höhe des Hauptwerkes stehen.

P. L. M.

Das Schulkind. Ratschläge an Eltern schulpflichtiger Kinder von Hermann Schindler, Bürgerschuldirektor a. D. (Dresden. Verlag Alwin Huhle.)

Es war ein äußerst glücklicher Gedanke des Verfassers, seine in vierzigjährigem Schuldienst und als Vater einer zahlreichen Familie gesammelten pädagogischen Erfahrungen in gedrängter, aber erschöpfender Darstellung all den Eltern darzubieten, die Kinder in der Volks- beziehungsweise Bürgerschule haben. Unsre Zeit bildet sich auf ihre Fortschritte viel ein, in Erziehungsfragen begegnet man aber oft der kläglichsten Unwissenheit. Ratlos stehen viele Eltern der Aufgabe gegenüber, ihre Kinder zu tüchtigen Menschen zu erziehen. Das vorliegende billige Buch gibt ihnen die Richtlinien für die körperliche, geistige und sittliche Erziehung ihrer Kinder, es zeigt ihnen die rechten Erziehungsmittel und bewahrt sie vor Fehlern und Irrwegen; es wird auch die Teilnahme der Eltern



Zur Neujahrszeit im Pfarrhof von Röddebo.

Erzählung von **Henrik Scharling.**

(Fortsetzung.)

Ja, es war hübsch im Pfarrhof von Röddebo, alles war so nett, und man konnte machen, was man gerne wollte — nein, es ist ja wahr, etwas konnte ich nicht: schlafen. Denn die Tage, die ich da draußen zubrachte, waren so inhaltsreich, daß ich häufig noch ein Stück Nacht zu Hilfe nehmen mußte, um darüber nachzudenken. So war es auch in dieser Nacht. Denn ich war morgens mit dem festen Vorsatz aufgestanden, mich mit Andrea Margarete zu verloben, und nun ging ich zu Bett mit dem Vorsatz, mich mit Emmi zu verloben. Denn so war es, es nützte nichts, daß ich suchte, es vor mir selbst zu verbergen. Ich hatte Emmi heute kennen gelernt, ich hatte so viel Schönes und Einnehmendes bei ihr gesehen, daß ich — ja, ich kann es kurz und gut sagen — ich liebte sie. Und wenn ich jetzt an den Satz in der Propädeutik dachte, der mich am vorigen Tage davon überzeugt hatte, daß ich mich mit Andrea Margarete verloben solle, so ließ er sich ebensogut auf Emmi anwenden. Denn dieser Satz sagte ja: „Jede Verbindung, die zwischen Mann und Frau eingegangen wird, muß, wenn sie der innewohnenden Idee entsprechen soll, sowohl aus Neigung entspringen, als auf Vernunftgründen basiert sein“ — und das ließ sich ebensogut auf Emmi anwenden. Denn was die Neigung betraf, so war

Fritz v. Uhde. Eine Kunstgabe für das deutsche Volk mit einem Geleitwort von Alexander Troll. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. 21. bis 40. Tausend. (Mainz. Josef Scholz.)

Physikalische Experimente für Knaben mit selbsthergestellten Apparaten. Herausgegeben von E. Witting. (Ravensberg. Otto Maier.)

Naturwissenschaftliche Unterhaltung für Knaben. Herausgegeben von E. Witting. III. Das Mikroskop und seine Anwendung. (Ravensberg. Otto Maier.)

Die Wirtschaftsbücher zweier Pfarrhäuser des Leipziger Kreises im vorigen Jahrhundert. Ein Versuch zur Frage nach den Lebenskosten von Georg Brand. (Leipzig. Duncker & Humblot.)

Der neutrale Guttempler-Orden. Ein sozialer Reformator. Seine Geschichte, sein Zweck, seine Grundsätze, seine Organisation und seine Tätigkeit. Verfaßt von Dr. August Forel. (Schaffhausen, Schweiz. Joos-Bäschlin.)

Vergleichende Versuche mit Chilisalpeter und schwefelsaurem Ammoniak auf Hafer (1909). Von Dr. H. Svoboda. (Klagenfurt. Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für das landwirtschaftliche Versuchswesen in Österreich“, 1910.)

Die Alpendüngungsversuche in Kärnten. (Das Jahr 1909.) Von Dr. H. Svoboda. (Klagenfurt. Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für das landwirtschaftliche Versuchswesen in Österreich“, 1911.)

Intuition. Ein Beitrag zur Psychologie des ästhetischen Erlebens. Vortrag, gehalten am 20. Mai 1910 in der Philosophischen Gesellschaft an der Universität zu Wien von Dr. phil. Walther Schmied-Kowarzik (Wien-Mödling). (Leipzig. Verlag von Johann Ambrosius Barth.)

Mahnung dem jungen deutschen Handwerker. Von Adolf Brunnlechner. (Triest. Selbstverlag.)

Wien, von den Hochfluten der Donau dauernd bedroht. Ein Mahnwort von Ingenieur Anton Waldvogel. (Wien. Selbstverlag; im Buchhandel erhältlich durch Josef Deubler; Wien. 1911.)

Nietzsches Zarathustra und seine Bedeutung für die moderne Schule. Von Marie Melde. (Berlin-Friedenau. Verlag Bureau Fischer.)

Österreichische Verwaltungsreformen. Von Universitätsprofessor Regierungsrat Dr. Brockhausen. (Wien. Franz Deuticke. 1911.)

Die Quellen der Degeneration. Ein Vortrag von Prof. Dr. med. et phil. G. von Bunge. (Basel. Druck und Verlag von Friedrich Reinhardt.)

Der Standesausweis der steiermärkischen Volksschule 1911. Herausgegeben vom Steiermärkischen Lehrerbunde, verfaßt vom Lehrer und Landtagsabgeordneten Anton Otter in Graz. (Graz. Selbstverlag des Steiermärkischen Lehrerbundes.)

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten“

E. F., München. Sie verstehen Tolstoi nicht? Hierin werden Sie viele Schicksalsgenossen haben. Lesen Sie einmal den merkwürdigen Aufsatz: „Mein Erlebnis Tolstois“, den Johannes Müller in der „Christlichen Welt“ vom 9. März 1911 veröffentlicht hat. Ein völlig neuer Standpunkt zu Tolstoi.

Dr. F. B., Blasewitz. In bezug auf die älplerische Bauernmundart sind die grammatikalischen Grundsätze der Gelehrten nicht immer maßgebend. Vielmehr müßten die Philologen von den ursprünglichen Mundarten lernen. — Jene Notiz bezieht sich als Antwort auf einen bestimmten Fall, und wenn Sie, etwaige Mißverständnisse besorgend, für die Allgemeinheit eine kurze und volkstümlich klare Bemerkung dazu machen wollen, so drucken wir sie gerne ab.

Dr. L. H., Wien. Warum „Medizinalrat“? Wenn wir hier schon ein Fremdwort haben müssen, so doch lieber „Sanitätsrat“. Die Ärzte sind doch eigentlich nicht für die Medizin da, sondern für die Gesundheit. Also: Sanitätsrat.

W. St., Teplitz. Jeder Schulmeister wird sich ein Vergnügen daraus machen, Ihre herzverbrennenden Zweifel zu lösen. Wir Poeten sind grammatikalische Wildlinge und haben in philologischen Dingen einstweilen keine offizielle Stimme. In der Sprache sollen wir nicht theoretische Lehrer, sondern praktische Vorbilder sein.

(Geschlossen am 15. April 1911.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Mörk. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

fortschnappten, während ich die Zeit mit Grübeln verbrachte. Morgen, zum Tanze, würde wohl die ganze Gesellschaft aufmarschieren, und da konnte ich sie mustern und herausfinden, welches die Rivalen wären, aber morgen beim Tanze — was konnte nicht alles bis dahin geschehen? Nein, es gab keinen anderen Ausweg — ich mußte mich soviel als möglich beeilen: Binnen vierundzwanzig Stunden mußte ich verlobt sein — — und doch — unglücklicher Nicolai! Nimm an, daß du dich mit der einen verlobst und in die andere verliebt bist? . . .

Es war gewiß zwei Uhr schon vorbei, als ich in Schlaf fiel, aber zur Entschädigung schlief ich auch in den hellen Tag hinein. Ich sprang rasch aus dem Bette, um, wie am vergangenen Tage, nach dem Wetter zu sehen; es war nach Wunsch: große Eisblumen bedeckten die Scheiben, aber draußen schien die junge, klare Neujahrssonne so licht und strahlend, der Himmel war so rein und blau, daß ich allen meinen alten Mut zurückkehren fühlte. Die Gedanken der Nacht waren verschwunden mit dem Dunkel der Nacht; ich war mit mir selbst einig, was ich tun würde: ich würde alles dem Glück anheimstellen. Denn das Glück ist es, das den geschickten Feldherrn schafft, den großen Künstler, und das Glück ist es, das dem glücklichen Liebhaber beisteht. Das waren meine Gedanken. Ich wollte mich nicht mehr mit allerhand Zweifeln und Bedenken plagen: ich würde alles dem Zufall überlassen — das war das allerbequemste. Ob Emmi oder Andrea Margarete die Auserkorene sein würde, das würde davon abhängen, mit welcher ich zuerst sprechen würde.

Im Vorhause traf ich den Propst. „Glückliches neues Jahr, Nicolai", sagte er, „und eine Liebste, bevor das Jahr um ist!"

„Ja, ich hoffe, bevor der Tag um ist", dachte ich, aber das sagte ich natürlich nicht laut.

„Beabsichtigen Sie heute in die Kirche zu gehen, oder pflegen Sie vielleicht Sonntags nicht in die Kirche zu gehen?" fragte der Propst.

„Ja, ich pflege zu gehen."

„Man kann ja nicht wissen — die Leute haben so viele neue Einführungen in Kopenhagen. Der Gottesdienst beginnt übrigens um neun Uhr, falls Ihre zahlreichen Beschäftigungen es zulassen, daß Sie heute hinkommen", und damit ging der Propst in sein Zimmer, während ich in den Saal ging.

Hier traf ich Corpus Juris, der eifrig mit Emmi und Andrea Margarete sprach. Die letztgenannte mußte gerade hinausgehen, als ich eintrat.

„Sie gehen hoffentlich nicht meinetwegen", sagte ich, denn es schien mir von guter Vorbedeutung, daß Andrea Margarete ging, als ich kam.

es ja außer Zweifel, daß Emmi eine ausgezeichnete Pastorin sein würde: dafür hatte ich ja während unserer Wanderung durch das Dorf genug Beweise gehabt. Was schließlich das Alter betraf (denn dem mußte man vernünftigerweise auch Beachtung schenken), so war Emmi zwanzig Jahre alt und ich achtzehn: das paßte auch sehr gut. So weit war also alles in Ordnung, denn es hinderte mich ja nichts, mich am nächsten Tage mit Emmi zu verloben, aber unglücklicherweise konnte ich Andrea Margarete nicht vergessen. Denn Andrea Margarete besaß eine Lebhaftigkeit, eine Frische und Munterkeit, die mich ungeheuer anzogen. So geschah es, daß jedesmal gleich auch Andrea Margarete dahinter auftauchte, wenn Emmis Bild vor meine Augen trat. Aber wie sollte ich glücklich aus diesem casus mixtus und quidem compositus hervorgehen? Sonst, wenn mich irgendein ernster Kummer drückte, pflegte ich mich an Gamling zu wenden; da bekam ich wohl meistens erst eine lange Predigt zu hören, aber dann erhielt ich immer einen guten Rat, dem ich folgen konnte. Aber hier konnte ich ja Gamling nicht um Rat fragen, denn er konnte mir ja nicht sagen, ob ich Emmi oder Andrea Margarete mehr liebte, so daß die Folge nur wäre, daß ich eine lange Predigt anhören müßte, ohne einen guten Rat zu erhalten. Mit Corpus Juris zu reden, würde mir nichts nützen, denn er würde mich bloß auslachen und das Ganze eine Kinderei nennen.

... Wie Gamling und Corpus Juris schnarchen! Die glücklichen Menschen, die konnten sicher und ruhig schlafen; sie kannten der Liebe Unruhe und Schmerzen nicht. Aber ich hingegen! Ich, der gedacht hatte, daß hier in Röddebo alle meine Unruhe ein Ende haben würde, hier begann sie ja erst wirklich. Denn in Kopenhagen, wo ich in alle verliebt war, da war es nicht so böse, aber hier, wo ich nur in zwei verliebt war — ja, nun wußte ich, was unglückliche Liebe war. Denn die Leute glauben im allgemeinen, daß es unglückliche Liebe ist, wenn man in eine Person verliebt ist, die man nicht bekommen kann — pah, das ist nichts, denn man hat ja immer die Hoffnung, sie bei einem glücklichen Umschlag der Verhältnisse zu gewinnen. Nein, unglückliche Liebe, das ist, wenn man in zwei verliebt ist — denn, den allerglücklichsten Fall angenommen, daß ich die eine gewinne, so ist doch die andere, die ich auch liebe, für mich verloren.

„Tick-Tack! Tick-Tack! Tick-Tack!“ sagte meine kleine Taschenuhr, die an der Wand über meinem Bette hing: es klang genau, wie wenn sie sagte: „Eile dich ein wenig; Eile dich ein wenig!“ Ja, eilen mußte ich mich. Denn wer konnte wissen, wie viele oder wie gefährliche Rivalen ich hatte! Ich kannte den Umgangskreis der Familie gar nicht; welche Scharen von Vettern und Freunden konnte es da geben, die sich heimtückisch heranschlichen und mir sowohl Emmi als Andrea Margarete

„Sag mir, Christoffer“, sagte ich deshalb, „wen hast du eigentlich lieber, Emmi oder Andrea Margarete?“

„Emmi gefällt mir besser“, antwortete Gamling. — Da bekam ich wenigstens klaren Bescheid.

„Aber warum gefällt sie dir besser?“ fragte ich weiter, denn das war es ja, was ich eigentlich wissen wollte.

„Man kann dafür keine Ursache angeben, das ist Gefühlssache und ist folglich etwas ganz Individuelles, aber für das Individuelle kann man nicht allgemeine Gründe angeben, denn dann würde es aufhören, etwas Individuelles zu sein und würde etwas Universelles werden.“

O weh! Nun zog sich Gamling auf seine philosophischen Betrachtungen zurück und entschlüpfte mir gerade in dem Augenblick, als ich ihn gefangen zu haben glaubte.

Doch nahm ich mir vor, noch einen Versuch zu machen und sagte deshalb: „Ja, aber auch wenn es etwas Individuelles ist, wie du sagst, so mußt du doch deine individuellen Gründe dazu haben, und diese möchte ich gerne kennen lernen.“

„Nun“, sagte Gamling mit unzerstörbarer Ruhe, „um es kurz und gut zu sagen: ich harmoniere mit Emmi. Jeder Mensch trägt ein Ideal in sich, das er zu verwirklichen wünscht, aber er fühlt zugleich, daß er zu schwach dazu ist; aber jedesmal, wenn ihm etwas von diesem Ideal (ich sage etwas, denn das vollkommene Ideal findet er niemals in dieser vergänglichen Welt), jedesmal, wenn ihm etwas von diesem Ideal in einem anderen Menschen entgegentritt, dann harmoniert er mit diesem Menschen, und je mehr er von diesem Ideal findet, desto größer ist die Harmonie, denn es ist ja gleichsam sein eigenes besseres Ich, das er findet; aber es liegt in der Natur der Sache, daß dieses Gefühl von Harmonie eine gegenseitige Attraktion zur Folge haben muß, und diese gegenseitige Attraktion ist das, was wir Liebe nennen.“

Aha! Da sind wir jetzt, also die, mit der ich am meisten harmoniere, liebe ich am meisten. Ja, ich dachte wohl, daß ich bei Gamling Rat finden würde, und nun hatte ich es diesmal so schlau gemacht, daß ich den guten Rat bekam und der Predigt entging, die sonst vorauszugehen pflegte.

„Man spricht jetzt“, fuhr Gamling fort (denn ebenso schwer es ist, Gamling zum Sprechen zu bringen, ebenso schwer ist es, ihn wieder zum Schweigen zu bringen, wenn er einmal angefangen), „so viel von unglücklicher Liebe, aber hier liegt ein großes Mißverständnis vor. Denn wenn der eine Teil sich angezogen fühlt, aber der andere nicht, und das nennt man ja gewöhnlich unglückliche Liebe, so ist das ein Zeichen, daß in Wirklichkeit keine Harmonie vorhanden ist, aber wo keine Harmonie ist, da ist auch keine Liebe und folglich auch keine unglückliche

„Nein, gewiß nicht“, antwortete Andrea Margarete, „aber heute habe ich solche Eile, um alles bis Abend in Ordnung zu bringen, daß Sie mich gewiß den ganzen Tag nicht zu sehen bekommen werden“, und mit diesen Worten ging sie in die Küche hinaus.

„So wird es also Emmi“, dachte ich, „es ist des Schicksals Wille“.

Aber es schien auch nicht des Schicksals Wille zu sein, daß es Emmi würde, denn auch sie erhob sich, um sich zum Kirchgang umzukleiden. Nun blieben Corpus Juris und ich allein: mit ihm konnte ich sprechen, so viel ich wollte, aber ich suchte ja seine Gesellschaft nicht. Jedoch ich beschloß, so viel Nutzen als möglich daraus zu ziehen. Es fiel mir nämlich ein, daß ich, wenn ich es pfiffig anstellte, Corpus Juris wohl dazu bringen könnte, mir zu sagen, welche eigentlich vorzuziehen sei, Andrea Margarete oder Emmi, ohne daß er ahnen konnte, warum ich fragte. Corpus Juris hatte in dem großen Lehnstuhle Platz genommen und las, aber glücklicherweise war es nicht das Tagblatt, denn da hätte ich es nicht gewagt, mit ihm von solchen Bagatellen zu sprechen, sondern er las in einem alten Roman.

„Höre, Frederik“, sagte ich und setzte mich neben ihn, „wer gefällt dir besser, Emmi oder Andrea Margarete?“

„Was meinst du damit?“ fragte er und warf einen unruhigen Blick auf mich, wie wenn er ein schlechtes Gewissen hätte.

„Ich meine, welches von den beiden jungen Mädchen dir mehr zusagt?“

„Das verstehe ich nicht“, sagte Corpus Juris und stand auf und begann hin und her zu gehen. — Es ist kein gutes Zeichen, wenn Corpus Juris so zu promenieren beginnt.

Trotzdem verlor ich den Mut nicht, sondern fuhr mit einer gewissen Hartnäckigkeit fort: „Das scheint mir nicht so schwer zu verstehen; ich will wissen, wem du den Vorzug gibst, Emmi oder Andrea Margarete?“

„Das ist ja der reinste Nonsens“, antwortete Corpus Juris, „wenn mir die eine gefällt, kann mir ja auch die andere gefallen, und wenn es mir scheint, daß Andrea Margarete — ach, das ist ja der reinste Nonsens!“ und damit spazierte Corpus Juris zur Tür hinaus und ließ mich in Ungewißheit, ob er meine oder seine eigenen Worte Unsinn nannte. Doch hegte ich eine geheime Furcht, daß Corpus Juris die Ursache meiner Fragen durchschaut hatte, und statt gerade heraus zu sprechen, mir durch seine verblümte Rede zu verstehen geben wollte, daß er mein Vorhaben im höchsten Grade mißbillige.

Gleich darauf trat Gamling ein, und ich beschloß, auch ihm die schwierige Frage vorzulegen, denn Gamling würde wohl kaum so scharfsinnig sein wie Corpus Juris, und in jedem Falle war er ruhiger als dieser.

festklebte, es war mir unmöglich, die zwei Worte hervorzubringen; still und stumm stand ich da und starrte auf das Psalmbuch.

„Sie sehen sich mein Psalmbuch so genau an“, sagte Andrea Margarete. „Sie denken vielleicht, daß es etwas abgenützt aussähe?“

„Nein“, sagte ich, ohne daß ich eigentlich genau gehört hätte, was sie sagte.

„Es ist am rühmlichsten für ein Psalmbuch“, fuhr sie fort, „wenn es recht abgenützt aussieht. Wenn hingegen der Goldschnitt gar zu schön leuchtet, so ist das kein gutes Zeichen.“

„Jetzt oder nie!“ sagte ich zu mir selbst; ich machte eine gewaltsame Kraftanstrengung, um Andrea Margaretes Hand zu fassen. — Da trat Gamling ein.

„Haben Sie ein Psalmbuch, Christoffer?“ fragte Andrea Margarete.

„Ja, ich habe mir das von Emmi ausgeliehen“, antwortete Gamling.

„Aber dann hat ja Emmi keines.“

„Nein, das ist wahr, daran habe ich nicht gedacht.“

„Ich werde ein Psalmbuch für Sie von Vater leihen“, sagte Andrea Margarete, „dann kann Emmi das ihrige zurückbekommen.“

„Nein, lassen Sie mich das von Emmi behalten — sie kann alle Psalmen auswendig, sagt sie, so daß sie kein Psalmbuch braucht.“

Jetzt kam Corpus Juris, er wollte auch ein Psalmbuch haben.

„Ich kann wohl das Ihrige haben, wie gewöhnlich“, sagte er zu Andrea Margarete.

„Nein, Sie können es nicht haben, denn ich habe es eben Nicolai geliehen; aber ich werde Ihnen eines bei Vater ausleihen.“

„Das kann Nicolai bekommen, ich nehme das Ihre — Nicolai, gib mir das Psalmbuch.“

„Nein, das tue ich nicht“, antwortete ich, „ich habe es ausgeliehen und habe ein gesetzliches Recht darauf.“

„O nein; ich habe ein Recht darauf, denn ich leihe es mir sonst immer aus. Gib es mir nur!“

„Nein, du bekommst es nicht — du kannst ebensogut das andere nehmen.“

„Aber ihr solltet euch schämen“, rief Andrea Margarete, „zwei erwachsene Menschen, die sich zanken und noch dazu um ein Psalmbuch. Das ist doch zu dumm. Wenn ihr absolut beide das meinige haben wollt, so könnt ihr ja zusammen hineinsehen, auf diese Weise ist der Streit am einfachsten gelöst.“

Corpus Juris murmelte etwas, wie, daß er so kurzsichtig sei, daß er notwendigerweise ein eigenes Psalmbuch brauche, aber gab trotzdem nach, faßte mich unter dem Arm (wahrscheinlich, damit ich nicht mit dem Psalmbuch fortlaufen könne) und so gingen wir zur Kirche.

Liebe. Der erste Teil hat sich also getäuscht und gedacht, bei dem anderen Teil etwas zu sehen, was nicht vorhanden ist. Wenn er nun nicht eigensinnig daran festhält, was bloß ein Blendwerk seiner Phantasie wäre, so wird er auch nach Verlauf einiger Zeit seinen Mißgriff einsehen und geheilt sein. Der einzige Fall, in dem ich wirklich von unglücklicher Liebe sprechen möchte, ist, wenn ein Mann und ein Weib (denn von der Liebe im allgemeinen sind wir ja auf das bestimmte Liebesverhältnis zu sprechen gekommen, das wir Geschlechtsliebe nennen), wenn ein Mann und ein Weib, die wirklich miteinander harmonieren und deshalb eigentlich füreinander bestimmt sind, einander erst begegnen, wenn einer von ihnen oder vielleicht beide an einen anderen gebunden ist. Denn dann besteht Harmonie zwischen ihnen, ohne daß sie sich vereinen können, und hier haben wir deshalb eine unglückliche Liebe. Wenn nun beide Teile nicht unglücklich werden sollen, so müssen sie sich im Gebete zu Ihm zu stärken suchen, der Heilmittel für unseren Kummer hat, und sich mit der Hoffnung trösten, daß sie einander in einer anderen Welt unter glücklicheren Verhältnissen begegnen werden als hier. Und mit dieser Hoffnung können sie wohl zum Teil ihre frühere Ruhe wiedergewinnen, wenn auch beide immer ein gewisses Gefühl von Leere und Entbehrung empfinden werden, das wohl manchmal und insbesondere bei besonderen Anlässen in einen bitteren und gewaltigen Schmerz übergehen kann. Übrigens kann es auch unglückliche Liebe genannt werden, wenn zwei Liebende einander wirklich gefunden haben, aber der eine dem anderen durch den Tod entrissen wird — für den Überlebenden gilt dann dasselbe wie in dem letztgenannten Falle."

Nur mit halbem Ohr hörte ich auf Gamlings Vortrag über unglückliche Liebe, denn ich war in diesem Augenblick mehr von meiner eigenen unglücklichen Liebe in Anspruch genommen: ich hatte ja jetzt erfahren, worauf es ankomme, nämlich, daß man miteinander harmoniere, und war nun meiner früheren Zweifel ledig. Doch währte die Freude nicht lange, denn als ich nun nach diesem Merkmal entscheiden wollte, wen ich vorzöge, Emmi oder Andrea Margarete, so kam ich zu dem Resultate, daß ich gleich gut mit beiden harmonierte, und war nun nicht klüger als vorher.

Als ich in die Kirche gehen wollte, kam Andrea Margarete und fragte mich, ob ich ein Psalmbuch habe. Ich hatte keines, weshalb sie sich erbot, mir das ihrige zu leihen, da sie zu viel zu tun hatte, um in die Kirche zu gehen. Ich dankte ihr und sie ging hinaus, um es zu holen. Als sie wieder zurückkam, waren wir zufällig allein im Saale, und ich dachte deshalb, daß es am besten wäre, die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen: bloß zwei Worte und alle meine Zweifel und Bedenken waren zu Ende. Aber es war, wie wenn mir die Zunge am Gaumen

solcher Gelegenheit, und beginnt so viele Querfragen zu stellen und geht mit einer derartigen dialektischen Fertigkeit vor, daß jeder andere als das Gewissen sich ergeben würde. Aber das Gewissen besitzt eine noch größere Zähigkeit, wenigstens das meine, denn trotz aller meiner Argumente und Beweise wiederholte es mit der Unendlichkeit eines Cato: ‚Praeterea censeo‘, daß Nicolai etwas Unrichtiges tun will.“

Als wir wieder ins Pfarrhaus zurückgekehrt waren und um den Kaffeetisch saßen, sagte der Propst: „Haben Sie meiner Predigt ein wenig zugehört, Nicolai?“

„Ja“, antwortete ich.

„Was denken Sie darüber?“

„Sehr schön“, denn etwas anderes konnte ich doch nicht wohl sagen.

„So lassen Sie mich auch sehen, daß Sie danach handeln, denn wir sollen nicht nur Zuhörende, sondern auch Ausführende sein. Sie sind noch jung, zeigen Sie mir, daß Sie uns anderen als leuchtendes Beispiel vorangehen wollen . . . Wie gefiel dir meine Predigt, Andrea Margarete?“

„Ich war heute nicht in der Kirche.“

„Das glaube ich dir gerne; es ist recht schön, das Jahr damit zu beginnen, daß man nicht in die Kirche geht.“

„Ich mußte zu Hause bleiben und nach der Wirtschaft sehen.“

„Die Wirtschaft konnte wohl so lange auch allein gehen; wenn Emmi in die Kirche kommen konnte, konntest du es auch.“

„Aber was würdest du sagen, wenn unsere Gäste heute abend nichts zu essen bekämen?“

„Unsere Gäste leiden keine Not, sie essen eher zu viel als zu wenig. Seht meinen armen Käse an, er hat in den letzten Tagen galoppierende Schwindsucht bekommen. Ich hatte mich gefreut, daß er den ganzen Sommer reichen würde, aber daraus wird nichts, dafür hat der Jurist gesorgt. Seht, wie er hineinschneidet: Schneide die Rinde mit, mein Alterchen, schneide die Rinde mit! Das ist gut für junge Zähne. — Jetzt bekommt Nicolai den Käse, da ist es rasch vorbei mit ‚den letzten Zehn vom vierten Regiment‘. — Es ist gut, daß Sie heute abend tanzen sollen, Nicolai, denn in acht Tagen wären Sie nicht imstande dazu — ich glaube, dann wird Ihnen sogar mein Schlafrock zu eng sein!“

Der Propst ging nun auf sein Zimmer, um sich auszuruhen, Andrea Margarete begab sich wieder an ihre Arbeit und nahm diesmal Emmi und ihre Mutter mit sich, Gamling begann zu lesen, und Corpus Juris und ich begannen uns zu langweilen. Nachdem wir vergeblich versucht hatten, eine Partie Schach zu spielen, die mißglückte, weil wir beide zu zerstreut waren, fand Corpus Juris heraus, daß wir dem

Die Kirche war kalt und feucht, aber das macht nichts, wenn man ein warmes Herz und einen andächtigen Sinn hat. Den letzteren hatte ich jedoch nicht; wohl sang ich meine Psalmen so laut wie jeder andere, aber meine Gedanken waren nicht dabei.

Der Propst stand nun auf der Kanzel, der Psalm war zu Ende, aber der Organist hatte noch nicht geschlossen.

Er fuhr mit seinem Trillern und Tremulieren auf der Orgel fort, wie wenn er und nicht der Propst jetzt das Wort hätte. Ich sah, wie dieser ungeduldig wurde, wurde es selber auch, und glücklicherweise verloren auch die Orgeltreter die Geduld, denn sie hörten auf zu treten, so daß der Organist plötzlich mitten in einem Triller stecken blieb und das Spiel nun zu Ende war. Nun begann der Propst zu sprechen: seine Stimme war stark und kräftig, aber doch nicht kräftig genug, um mich aus meinen Träumereien zu wecken. Von der ersten Hälfte der Predigt hörte ich kein Wort. Aber nun begann der Propst mich streng anzublicken, und was er sagte, paßte so gut auf mich, daß ich gezwungen war, zuzuhören, ob ich nun wollte oder nicht. Er sagte nämlich, ebenso wie das neue Jahr in Jesu Namen beginne, so sollen wir alle unsere Handlungen in Jesu Namen verrichten, wenn sie uns zum Segen werden sollen. Deshalb müßten wir bei allem, was wir unternehmen, prüfen, ob wir es in Jesu Namen tun können; und ist dies nicht der Fall, so können wir sicher sein, daß es etwas Unrechtliches ist, und wir tun am besten, wenn wir es dann unterlassen. — Da bekam ich nun ein neues Kriterium für die Richtigkeit meines Vorhabens außer den beiden Maßstäben, die ich schon angelegt hatte, aber ich kann nicht leugnen, daß jener, den ich selbst gefunden, meinem Geschmack mehr entsprach als der des Propstes. Denn wenn ich ehrlich und aufrichtig gegen mich selbst sein wollte, mußte ich zugeben, daß ich mein Vorhaben weder in Jesu Namen noch im Namen unseres Herrn, sondern bloß in meinem eigenen Namen unternehmen wollte. Gleichwohl gab ich die Sache noch nicht verloren. „Das ist eine von jenen idealen Forderungen“, sagte ich mir, „die das Christentum an uns stellt, aber die wir in Wirklichkeit niemals erfüllen können. Der Propst selbst, der nun so eifrig predigt, daß man in Jesu Namen handeln solle, er selbst tut es ja auch nicht immer. Zum Beispiel heute abend hat er uns die Erlaubnis gegeben, im Pfarrhaus zu tanzen, obgleich er es nicht für recht hält. Aber wenn nicht einmal der Propst, der ein so alter und erfahrener Mann ist, in Jesu Namen handelt, wie kannst du daran denken? Nein, das ist eine jener idealen Forderungen, die das Christentum an uns stellt, aber die kein Mensch erfüllt. — Es ist merkwürdig, ein wie guter Dialektiker man plötzlich wird, wenn man etwas Unrechtes tun will; sogar der dümmste Mensch wird ein wahrer Sokrates bei

Der Schullehrer begann unruhig auf seinem Stuhle hin und her zu rücken. „Ja, denn Sie können sehr leicht eine Karte in einer Farbe bekommen, dann ist das Renonce und Sie können Bet werden."

„Seine Ehrwürden —" begann der Schullehrer, aber ich ließ mich nicht unterbrechen, sondern fuhr fort: „Wenn Sie hingegen Manilla und den sechsten König in einer bestimmten Farbe haben, so sollen Sie Solo spielen, denn da haben Sie immer die drei Matadore sicher und können hoffen, zwei Stiche zu machen, sofern nicht alle die übrigen Trümpfe in der Hand eines Ihrer Gegner sind, denn dann kann es Ihnen übel ergehen."

Der Schullehrer konnte seine Unruhe nicht länger zügeln; verlegen saß er da und spielte mit den Karten, während seine Blicke unverwandt auf etwas hinter meinem Stuhle starrten. Ich wandte mich um und sah den Propst, der mit verschränkten Armen hinter mir stand und auf mich herabsah.

„Lassen Sie sich durchaus nicht stören", sagte er, „Sie halten ja einen Vortrag, um den ein Reichstagsabgeordneter Sie beneiden könnte."

„Wir wollten dem Schullehrer bloß das L'Hombre zeigen", sagte ich.

„Ja, das sehe ich, und dazu wählt ihr den Neujahrstag und den Sonntagvormittag — ihr könntet euch wirklich eine passendere Zeit dazu aussuchen. Und das sind Sie, dessen Licht der Allgemeinheit leuchten sollte! Und überdies haben Sie noch den Juristen verführt — ja, das sind ein paar nette Apostel, die ich ausgesandt habe, um das wahre Christentum zu verkünden! Aber die Gerechtigkeit muß man euch widerfahren lassen, daß ihr versteht, die Reformation vom Grunde aus durchzuführen. Erst kommen Sie auf den Pfarrhof und verführen meine Mädchen, Julia hoppsassa die ganze Nacht durchzutanzen, und dann verführen Sie meinen würdigen Schullehrer, am hellichten Tage L'Hombre zu spielen. Vermutlich haben Sie nun die Absicht, durch das ganze Dorf zu gehen, von Hof zu Hof, von Haus zu Haus, bis man schließlich überall nur kartenspielen sieht, vom Morgen bis zum Abend, und Heititelitei hört vom Abend bis zum Morgen. Sie sind ein schrecklicher Mensch, Nicolai; während der vier oder fünf Tage, die Sie hier draußen sind, haben Sie mehr Unheil angerichtet als die Mormonen der ganzen Welt in einem vollen Jahre."

„Aber Euer Hochwürden müssen bedenken, daß das nur ein unschuldiger Zeitvertreib ist", wandte der Schullehrer ein.

„Unschuldiger Zeitvertreib!" rief der Propst aus. „Ja, Sie haben recht: am nächsten Sonntag nehme ich ein Kartenspiel auf die Kanzel mit und werde mich damit amüsieren, Patiencen zu legen, während Sie sich damit unterhalten, Orgel zu spielen, dann kann die Gemeinde warten, bis wir beide mit unserem unschuldigen Zeitvertreib zu Ende sind."

Schullehrer einen Neujahrsbesuch machen müßten. Obgleich ich mir kein besonderes Vergnügen davon erwartete, so war es doch immerhin eine Abwechslung. Aber eine erheiternde Abwechslung war es gerade nicht, denn der Schullehrer war allein zu Hause, seine Familie war nach Roeskilde gereist. Wohl nahm er uns sehr herzlich auf, aber er war durchaus kein unterhaltender Mann, und als wir eine Weile dort gewesen, bereuten wir, daß wir nicht lieber Anders Sörensen besucht hatten. Nachdem wir nämlich die gewöhnlichen Bemerkungen über das Wetter gemacht, war es mit dem Gesprächsstoff zu Ende. Corpus Juris versuchte das Gespräch auf die Politik zu lenken, aber der Schullehrer interessierte sich nicht dafür. So saßen wir eine Weile schweigend, während ich meine Blicke spähend durchs Zimmer schweifen ließ, um möglicherweise irgendeinen Gegenstand zu entdecken, über den sich etwas sagen ließe. Meine Augen fielen endlich auf ein altes Kartenspiel, und ich fragte den Schullehrer, ob er die Kartenspiele kenne, die die Bauern zu spielen pflegen.

„Ja“, antwortete er, „Schwarzen Peter kann ich wohl spielen, aber das ist kein feines Spiel. Nein, es gibt ein anderes Spiel, von dem ich viel sprechen gehört habe, und das ich gerne lernen würde, wenn es nicht zu schwer wäre — das ist l'hombre.“

„L'hombre“, riefen Corpus Juris und ich zugleich. „Da ist ja keine Hexerei dabei. Wenn Sie Lust haben, können wir Ihnen gleich die Grundregeln zeigen.“

Es ist schwer zu sagen, wer sich am meisten freute, der Schullehrer bei der Aussicht, endlich dieses Spiel zu lernen, oder Corpus Juris und ich, daß wir endlich etwas zu beginnen wußten. Das alte Kartenspiel wurde hervorgenommen, und der Unterricht begann. Wenn der Schullehrer ebensoviel Talent zu allem anderen wie zum L'hombrespielen hat, so hat die Schulbehörde ihm einen zu niedern Platz im Leben angewiesen. In einer halben Stunde konnte er ohne Hilfe spielen, und da das Glück immer den Anfängern beisteht, so gewann der Schullehrer am meisten, während Corpus Juris und ich Pech hatten, was ihn nicht wenig freute und uns um so eifriger machte. Nun legte Corpus Juris die beiden schwarzen Asse auf.

„Was bedeutet das?“ fragte der Schullehrer.

„Ja, das haben wir Ihnen noch nicht gezeigt: das ist ‚grand tourné‘“, sagte ich. „Sehen Sie, wenn man die beiden schwarzen Asse hat, so kann man sie auflegen und grand tourné spielen, was ebenso ist wie tourné, nur ist der Gewinst größer. Aber wenn Sie können, ist es besser, Solo zu spielen, denn grand tourné ist ein gefährliches Spiel.“

„Ist das denn möglich?“

„Ja, so ist es; er sagte, daß er von einer Nachtunterhaltung nichts wissen wolle und daß wir uns zu einer gut bürgerlichen Stunde trennen sollten. Erst ganz zuletzt gab er nach, als ich ihm sagte, daß er uns ebensogut den Ball ganz verbieten könne, als uns vor allen Menschen lächerlich machen, wenn sie zu hören bekommen, daß wir um zehn Uhr aufgehört haben, zu tanzen.“

Da ich nun gehört hatte, daß unsere Gäste um fünf Uhr kämen, beschloß ich, auch gleich Toilette zu machen, denn das war eine Sache, die Zeit kosten würde, da ich darauf die größte Sorgfalt verwenden wollte. Einen Augenblick dachte ich daran, ob ich mich nicht rasieren solle, aber ich gab diesen Gedanken wieder auf, weil ich diese Operation früher niemals vorgenommen und mir meine ungeübte Hand da leicht eine Schramme beibringen konnte, die durchaus nicht zu meiner Verschönerung dienen würde. Aber die Sorgfalt, die ich dem Barte nicht zuwenden konnte, widmete ich dem Haare im vollsten Maße. Ja, die alten Spartaner schmückten ihr Haupthaar vor der Schlacht bei den Thermopylen kaum mit größerer Sorgfalt als ich das meine. Denn ich sollte ja auch eine Thermopylenschlacht schlagen und, wie ich hoffte, mit größerem Glück als die Spartaner. Nach dem Haar kam die weiße Halsbinde, der ich die größte Aufmerksamkeit zuwandte. Leider hatte ich mir nur drei mitgenommen, und nachdem ich alle drei sogleich zerknittert hatte, war ich gezwungen, mich mit der ersten zu begnügen. Große Sorgen machte mir der Frack; der war im Koffer ganz zerknittert worden. Vergebens verwandte ich eine halbe Stunde darauf, ihn mit Wasser zu bespritzen und nach allen Seiten zu ziehen; es wollte mir nicht glücken, ihn in seinem früheren Glanze erstrahlen zu lassen.

Dann ging ich zu Corpus Juris hinein; er zog eben seinen Frack an; es war die Puppe, die im Begriff stand, sich in einen Schmetterling zu verwandeln. Denn eine größere Veränderung kann man sich kaum denken als die, die mit Corpus Juris vorgeht, wenn er die Alltagskleider ablegt und Frack und weiße Halsbinde nimmt. Jede Spur von Gereiztheit und schlechter Laune, kurz gesagt, jede Spur des Juristen verschwindet und der vollendete Gesellschaftsmensch steht in seinem vollen Glanze da. Ja, wenn man Corpus Juris von seiner kavaliermäßigsten Seite kennen lernen will, so muß man ihn unter jungen Damen sehen, je mehr desto besser. Es ist in Wahrheit ein Schauspiel für Götter, ihn mit der einen Hand in der Weste, mit der anderen frei gestikulierend oder das dunkle Haar aus der Stirn streichend, dastehen zu sehen, und wenn er sich dann im Gespräche bald an die eine, bald an die andere wendet — nicht eine vergißt er — da scheinen alle Musen ihn mit ihren Gaben geschmückt zu haben. In solchen Augenblicken pflege

„Es war wirklich nicht meine Schuld, daß das Orgelspiel heute so plötzlich aufhörte.“

„Nein, da haben Sie recht; denn wenn es von Ihnen abgehangen hätte, so säßen wir wahrscheinlich jetzt noch in der Kirche und hörten Ihrem Orgelkonzert zu. Wie oft habe ich Ihnen schon gesagt, daß das viele Trillern und Tremulieren nicht angeht, mit dem Sie unsere Ohren betäuben.“

„Ich will so gern einige Ornamente zur Predigt von Eurer Ehrwürden hinzufügen“, sagte der Schullehrer.

„Das ist sehr schön von Ihnen, aber bedenken Sie, daß ich es bin, der predigen soll und nicht die Orgel. Aber sprechen wir nun nicht mehr von der Sache; ich hoffe, daß ich keinen Anlaß mehr haben werde, darüber zu klagen. — Aber die beiden Spieler hier nehme ich mit mir, damit sie mir meine Armenverrechnungen fertig machen, so habe ich sie wenigstens in sicherem Gewahrsam.“

Corpus Juris und ich wurden also zu den Armenverrechnungen gesetzt, wo wir den ganzen Rest des Vormittags und den größten Teil des Nachmittags verbrachten. Im Anfang war diese Beschäftigung gerade nicht nach meinem Geschmack, aber dann gefiel sie mir besser, denn nun hatten meine Gedanken eine bestimmte Beschäftigung bekommen, so daß die Zeit ziemlich rasch verging, und ehe ich es dachte, war es dunkel.

Ich ging nun in den Saal, wo Emmi und Andrea Margarete beschäftigt waren, Rosetten zum Tanze zu binden. Ich nahm einen Stuhl und setzte mich neben sie, aber sie erhoben sich beide.

„Warum gehen Sie?“ fragte ich.

„Sie glauben doch nicht, daß wir in diesen Kleidern hier tanzen werden?“ sagte Andrea Margarete.

„Aber da haben Sie ja noch Zeit, es ist kaum halb vier.“

„Und um fünf kommen unsere Gäste“, antwortete Andrea Margarete, „Sie sehen also, daß es höchste Zeit ist.“

„Was? Schon um fünf Uhr — und dann werden wir bis fünf Uhr morgens tanzen: das sind zwölf Stunden; das ist ja herrlich!“

„Nein, glauben Sie das nicht; um zwölf Uhr schließt die Herrlichkeit und dann geht jeder nach Hause.“

„Um zwölf? Nein, so etwas Komisches habe ich noch nicht gehört — gerade um diese Zeit pflegen wir in Kopenhagen zu beginnen und da sollen wir hier schließen, das ist ja die verkehrte Welt.“

„Ja, und doch habe ich wie eine Löwin gekämpft um die Erlaubnis, so lange tanzen zu dürfen. — Er wollte, daß wir schon um zehn Uhr aufhören sollten.“

„Christoffer, du bist doch der beste aller Menschen“, rief ich aus. „Hast du wirklich an mich gedacht?“

„Nein, das kann ich gerade nicht sagen, aber ich fand ein Paar in meiner Tasche, das ich wahrscheinlich einmal darin vergessen habe“, antwortete Gamling. Die Handschuhe waren beinahe neu, und paßten mir wie angegossen. All right! sagte ich zu mir selbst, nun kann ich den großen Schlag sobald als möglich ausführen.

Nun gingen wir alle drei in das erste Zimmer hinab, wo wir die Familie in Erwartung der Fremden fanden. Emmi und Andrea Margarete hatten weiße Kleider an; Emmi hatte ein weißes Perlenband durchs Haar geschlungen; Andrea Margarete trug einen Kranz von Rosen. Der Propst stand in der Mitte des Zimmers, im Frack, weißer Halsbinde und Manschetten. Andrea Margarete wollte durchaus den Knoten der Halsbinde ändern, den der Propst auf ebenso solide Art geknüpft hatte wie Gamling.

„Laß es nun sein“, sagte er, „jetzt bin ich schön genug. Sieh, wie Nicolai mich anblickt, er scheint mich nur schwer wiederzuerkennen.“

Ja, es war schwer genug, den Propst wiederzuerkennen, denn der steife Sonntagsanzug paßte so wenig zu seinem ungenierten Wesen.

„Ja, was tut man nicht für Frau und Kinder!“ sagte der Propst und zupfte an den steifen Manschetten. „Nun denke ich, wäre es an der Zeit, daß unsere Gäste sich einfänden.“

„Sei nicht so ungeduldig“, bat Andrea Margarete, „es ist halb fünf und unsere Gäste sind erst für fünf Uhr geladen.“

„Warum habt ihr mich denn so früh herausstaffiert?“ sagte der Propst. „Nun verliere ich da meine Zeit. Kommen Sie, Nicolai, gehen wir hinauf in mein Zimmer und rauchen wir eine vernünftige Pfeife Tabak.“

Das wollte jedoch Andrea Margarete durchaus nicht zugeben, denn dann würden wir den Tabaksgeruch mitbringen. Andrea Margarete hatte alle Hände voll damit zu tun, die Ungeduld des Propstes zu zügeln. Denn da er nicht rauchen durfte, begann er die kleinen Kuchen aufzuessen, die vorbereitet waren, und lud mich ein, desgleichen zu tun.

„Nein, das darfst du nicht, Vater“, ermahnte Andrea Margarete. „Was sollen unsere Gäste denken, wenn sie sehen, daß wir zu essen begonnen haben, bevor sie gekommen sind!“

„Ja, was soll ich denn beginnen?“ fragte der Propst. „Nun sehen Sie selbst, wie ich behandelt werde, Nicolai. ‚Das wilde Tier, das im Walde haust, hat keine Ruhe in seinem Heim‘, so ist es verheiratet zu sein. Nein, wenn Sie meinem Rate folgen wollen, so heiraten Sie niemals, nicht einmal die alte Anna, denn Sie würden es nachher bereuen.“

ich mich hinter ihn zu stellen und seinen Worten zu lauschen, stumm und ehrerbietig, wie der Schüler seinem Lehrer lauscht.

Als Corpus Juris fertig war, gingen wir zu Gamling hinein, um zu sehen, wie weit er gekommen war. Er war fertig angezogen; er saß auf einem Stuhl, in Gedanken versunken. Als wir eintraten, erhob er den Kopf — Herrjemine, wie er seine Halsbinde zerknüllt hatte! Wenn Gamling die Absicht gehabt hätte, sich selbst aufzuhängen, er hätte keinen festeren Knoten binden können! Corpus Juris band gleich einen anderen Knoten und Gamling fand sich mit großer Geduld darein. Von Gamling gilt nämlich das Gegenteil dessen, was ich von Corpus Juris gesagt. Er ist unabänderlich derselbe, was er auch anziehen mag. Nicht einmal unter jungen Damen geht mit Gamling irgendeine Veränderung vor. „Sie sind ja auch Menschen", pflegt er zu sagen, „warum sollte ich anders zu ihnen sprechen als zu anderen vernünftigen Wesen?" Ich habe viel mit ihm hierüber gesprochen, aber Gamling besitzt in gewissen Dingen einen Eigensinn, der ihn abhält, von seiner vorgefaßten Meinung im geringsten abzuweichen. Einmal auf einem Ernteball wurde das zu toll; während einer halben Stunde entwickelte er seiner Dame, was man unter dem nicaenokonstantinopolitanischen Symbolum verstehe. Ich sah dem armen Mädchen an, daß es sich entsetzlich langweilte. Dann sprach ich mit Gamling von der Sache: „Wie kann dir so etwas einfallen? Das kann sie doch unmöglich unterhalten." — „Ja, aber ich unterhalte mich dabei", antwortete Gamling, „und so amüsiert sich wenigstens der eine Teil, während sich bei der gewöhnlichen Ballkonversation beide langweilen." — Nein, Gamling versteht sich nicht im mindesten darauf, mit jungen Mädchen umzugehen.

„Hast du deine Handschuhe, Christoffer?" fragte Corpus Juris.

„Handschuhe?" rief ich aus. „Handschuhe! Daran habe ich gar nicht gedacht!"

„Ja, warum aber nicht?" sagte Corpus Juris.

„Wie konnte ich wissen, daß es hier einen Ball geben würde — aber das ist deine Schuld, Frederik, warum hast du mir es nicht gesagt; du wußtest es gewiß — nun gibt es keinen anderen Ausweg, als daß du mir einen deiner Handschuhe leihst."

„Was willst du mit einem Handschuh?"

„Ich werde ihn in der Hand halten, damit die Leute sehen, daß ich Handschuhe habe — ich werde — o — ich weiß selbst nicht, was ich werde", rief ich ganz verzweifelt aus, denn was half mir meine ganze Herrlichkeit, da ich keine Handschuhe hatte?

Aus meinem Jammer und meiner Verzweiflung errettete mich Gamling. „Da hast du ein Paar", sagte er und zog ein Paar Handschuhe aus der Tasche.

Da begann die Musik zu spielen. Sonst pflegt das einer meiner glücklichsten Augenblicke zu sein, und das schönste Konzert klingt nicht so schön in meinen Ohren wie die ersten Töne der Geigen, die uns zum Tanze rufen. Heute abend war es anders: die Musik schien mir geradezu abscheulich. Ich stand in einer Fensternische, halb hinter langen Vorhängen verborgen und sah ein Paar nach dem andern vorbeigehen. Als alle in dem großen Saal drin waren, stellte ich mich in die Tür und unterzog die Tanzenden einer humanen und billigen Kritik, die alle ohne Gnade und Barmherzigkeit verurteilte. Gamling tanzte wie eine Kommode, Corpus Juris wie eine Feuerzange; diese Dame dort mit den flatternden Bändern sah aus wie ein aufgeputztes Schlittenpferd, und die dort mit dem bleichen Gesicht und dem rotbraunen Haar wie Reisbrei mit Zimmet. Auf diese Art machte ich meine Bemerkungen über jeden. Das nennt man wohl im allgemeinen Durchhecheln, und viele haben mir versichert, daß das das größte Vergnügen auf einem Balle ist, doch ich kann nicht sagen, daß ich eine sonderlich große Freude davon hatte, aber vielleicht kam es daher, daß ich mich allein diesem Vergnügen hingab. (Schluß folgt.)

Die Haselgraber.

Eine Jugenderinnerung von **Peter Rosegger.**

Mit meinen Erinnerungen kann ich nicht fertig werden. So schlecht mein Gedächtnis für das Gestern ist, so gut und klar bringt es mir meine Jugendzeit zurück, als das köstlichste aller Güter, die man je verlieren kann. Vieles ist fest geschrieben in meinen Büchern, aber immer noch taucht Junges, Frisches auf aus jener fernen Zeit.

Noch fast gar nichts habe ich von den Haselgrabern erzählt, und wie tief haben sie fast sieben Jahre lang in mein inneres Leben gegriffen.

Karl Haselgraber, insgemein „Mesner" genannt, in St. Kathrein am Hauenstein. Nördlich vom Kirchenhügel im Tale, jenseits des Baches stand sein stattliches Haus, der untere Teil gemauert und weiß getüncht, der obere Teil aus Holz gezimmert und wetterbraun. Heute ist dort eine Wiesenfläche, nicht ein Stein liegt mehr auf dem andern. Nur das „Hauskreuz" mit dem weißen Christus steht noch am Fußsteig, der über die Wiese führt. Einst ringsum frohes Leben fleißiger Leute, junger Menschen — heute Schweigen. Der Karl Haselgraber war in seinen jüngeren Jahren Schullehrer gewesen in Falkenstein bei Fischbach. Dann hatte der schöne Karl die Mesnertochter von St. Kathrein geheiratet und ein Geschäftshaus aufgetan. Zur Zeit meiner Erinnerung war er ein Mann in den hohen Fünfzigern, mit rundem, bartlosem,

Zu aller Freude rollte in diesem Augenblicke der erste Wagen vor das Haus und rasch folgten diesem andere Allmählich füllte sich das Zimmer mit Menschen, aber es waren lauter ganz fremde Gesichter; nicht ein einziges kannte ich. Ich kümmerte mich jedoch nicht darum; ich sah die Damen nicht einmal an, denn ich hatte die Absicht, nur mit Emmi und Andrea Margarete zu tanzen. Aber mit welcher von ihnen sollte ich zuerst tanzen? Das war die große Frage, von deren Lösung meines Lebens Zukunft abhängen würde. Denn ich hatte nun fest beschlossen, daß diejenige von ihnen, mit der ich den ersten Tanz tanzte, meine Braut werden solle. Ich grübelte und grübelte, aber je mehr ich grübelte, desto unmöglicher war es mir, eine Entscheidung zu treffen. Wenn ich beschlossen hatte, zu Andrea Margarete zu gehen, so sagte mir eine innere Stimme: „Nein, geh zu Emmi", und wollte ich zu Emmi gehen, so sagte eine innere Stimme: „Nein, geh zu Andrea Margarete."

In demselben Augenblick blieb Andrea Margarete, die sehr beschäftigt mit dem Empfang der Gäste war, vor mir stehen und sagte: „Sie sind doch nicht krank, Nicolai? Sie sehen so leidend aus."

„Das ist ein Wink des Schicksals", sagte ich mir und ohne auf Andrea Margaretes Frage zu antworten, sagte ich: „Sie tanzen doch den ersten Tanz mit mir?"

„Nein, das geht wirklich nicht", war die Antwort, „denn ich habe ihn Frederik versprochen, aber den zweiten oder den dritten Tanz möchte ich Ihnen gern geben".

Aber wenn ich nicht den ersten Tanz mit ihr tanzen durfte, so wollte ich gar nicht mit ihr tanzen. In demselben Augenblicke traten ein paar neue Gäste ein und Andrea Margarete beeilte sich, sie zu empfangen.

Nun konnte ich mir das Grübeln ersparen und ging zu Emmi, die eben mit Gamling sprach.

„Sie erinnern sich doch, daß Sie mir den ersten Tanz versprochen haben", sagte ich.

„Nein, das ist ein Irrtum", antworte sie, „denn den habe ich Christoffer seit langem versprochen. Aber suchen Sie sich von den folgenden Tänzen aus, welchen Sie wollen". Aber ich wollte die folgenden Tänze nicht mit ihr tanzen, denn ich war im hohen Grade empört über diese neue Abweisung. „Es ist also wahr", sagte ich zu mir selbst, „daß das Weib aus nichts als Lüge, Falschheit, Betrug und Koketterie besteht. Ich will heute abend gar nicht mehr tanzen; ja, wenn sie mich selbst auf den Knien darum bäten, ich würde dennoch nein sagen. Ich werde sagen, daß ich Fuß- oder Kopfschmerzen habe — oder — oder — ich werde gerade heraussagen, daß ich nicht tanzen will."

Pfarrer mußte mit dem Bartstoppelgesicht die Sonntagspredigt halten, die also wahrscheinlich wieder borstig ausgefallen sein wird. Historisch ist nur, daß der Rasierer seinen Streik bald wieder aufgab. Karl Haselgraber war ein frommer Mann, aber die Grazer „Tagespost“ hatte er nicht abbestellt. Die Zeitung mit ihren Neuigkeiten war anfangs mit eine Ursache, weshalb ich so gern ins Mesnerhaus ging. Auch hatte der Haselgraber in seiner Dachbodenstube viel altes Papier und Bücherwerk (großenteils wohl vom Fetzenmarkt stammend) in dem ich kramen durfte und von dem ich mitnehmen durfte, was mir gefiel

Was mich jedoch fest und immer fester an das Mesnerhaus in St. Kathrein am Hauenstein band, das waren die jungen Haselgraber. Der alte Karl, schon das wiederholtemal verheiratet, hatte zahllose Kinder, ich kam nie recht darauf, wie viele eigentlich; die meisten waren in den Bauernhöfen zerstreut schon im Dienste. Zu Hause waren noch die heranwachsenden Burschen Eustach, Johann und Dionys und zwei Dirnlein Magdalena und Marie. Diese jungen Haselgraber sind für die Feierabende und Sonntagsnachmittage meine Spielgenossen geworden. Allerhand Allotria haben wir miteinander getrieben. Gerne führten wir in entlegenen Heuscheunen von mir gleich an Ort und Stelle gedichtete Komödien auf. Wir machten Bergpartien, so auf den Teufelsstein, auf das Stuhleck, auf den Wechsel, erzählten einander Geschichten und Schwänke, wie wir sie aus Büchern gelesen, kritisierten solche Bücher, lobten die Freisinnigen und verdammten die Glaubenslosen. Die Haselgraber lasen gerne und hatten wie ich Sinn für kirchlichen Kultus, bei dem sie mitwirkten. Der Eustach war Kirchengeiger, der Johann Lichtanzünder, ein anderer Bruder Vorbeter, der Dionys Ministrant, die Marie Chorsängerin, die sich besonders mit alten lieblichen Krippenliedern mir unheimlich tief ins Herz sang. Solchergestalt waren die Anregungen bei den Haselgrabern, die unser geistiges und geselliges Leben weckten und uns einander immer unentbehrlicher machten. War ich in der freien Zeit nicht bei ihnen, so besuchte mich von ihnen einer und der andere in meinem Vaterhause, das eineinhalb Stunden von St. Kathrein entfernt stand.

In meiner nächsten Umgebung Alpel hatte ich weder Freund noch Spielgenossen. Die Nachbarsbuben hatten andere Wege, ich wußte weder mit ihnen, noch sie mit mir was anzufangen. Ziemlich schweigsam lebten wir aneinander vorüber, obgleich ich mich zu bedachtsamen Unterhaltungen und lustigen Streichen hätte finden lassen. Mir tat deshalb das anlebsame schalkische Wesen der Haselgraber wohl und wenn sie mit landläufigen Witzen in mir den „Schneider“ neckten, so machte ich mir nichts draus, sondern lachte mit. Ich war ihnen der „gute Kerl“, mit dem sie sich gerne ergötzten; sie waren mir mehr. — Wenn ich heute die Schriften

wohlgerötetem Gesicht, grauendem, kurzgeschnittenem Haare, immer still, heiter und zufrieden. Er betrieb eine kleine Bauernwirtschaft, eine Getreidemühle, eine Lodenwalche und eine Wachszieherei. Das war dem vielseitigen Manne aber lange nicht genug, seine Hauptbeschäftigung bestand in einer größeren Krämerei, der er ein Gewölbe seines Hauses eingeräumt hatte und in der man alles billig zu kaufen kriegte, was die Bevölkerung von St. Kathrein fürs Leben, für die Wirtschaft, für Vergnügungen und Genuß bedurfte: Sicheln, Küchengeschirr, Kleiderstoffe, Zucker und Kaffee, Zwirn, Branntwein, Schreibzeug, Schulbücher, Südfrüchte, Seife, Kerzen, englischen Balsam, Spielkarten und noch lange so fort. Waren, wie sie der Mann einst auf der Buckelkraxen aus Graz heimgetragen, später schon durch die Eisenbahn bezogen hatte. Da gab es denn vor und in dem Mesnerhause Leute und Leben und zur kalten Winterszeit drangen die eckigen Bauernriffel dem Haselgraber sogar in die Wohnstube, setzten sich auf die Wandbänke, rauchten starken Tobak und spuckten auf die Fußdielen.

Die Hauptbeschäftigung als Kaufmann war aber noch immer nicht Haselgrabers Hauptberuf. Täglich früh morgens stieg er den mit Fichten und Birken bewachsenen Steinhügel hinan zur weithin leuchtenden Kirche, wo er beim Gottesdienst den Mesnerdienst, und überhaupt als Kirchenpropst den Hausdienst der Kirche zu besorgen hatte. Zu Weihnachten richtete er das „Kripperl“ auf, in der Fastenzeit verhüllte er die Bilder mit blauen Tüchern, zu Ostern stellte er das „Heilige Grab“ her, zu Pfingsten ließ er vom Dachraum den „Heiligen Geist“ in die Kirche herabbaumeln, zu Fronleichnam hing er die Fahnen an die Stangen, zu Allerseelen stellte er die Totenschädel auf den Altar, am Katharinenfeste schmückte er den Altar mit Blumen aus Papier und Leinwand.

Dieser Kirchendienst vor allem war es, der mich kleinen Buben, wenn ich aus dem Alpel nach St. Kathrein kam, an den Karl Haselgraber gezogen hatte. Ich bot ihm bei solchen Kirchenbesorgungen einmal meine Helfersdienste an, wonach er mich einlud in sein Haus zum „Suppenessen“. So mag ich das erstemal in dieses Haus gekommen sein, das mir — besonders während meiner Handwerkerzeit in St. Kathrein — fast zur zweiten Heimat geworden war.

Der Karl Haselgraber, der, nebenbei gesagt, immerwährender Gemeindevorstand war, hatte sich auch die Aufgabe gestellt, dem mit ihm gleichalterigen Pfarrer, Johann Plesch war sein Name, allsamstägig mit einem Schermesser die Bartstoppeln vom Gesicht zu schaben, wofür ihm allemal ein Seidel Wein aufgewartet wurde. Als aber der Pfarrer bei der Predigt einmal den Kaufmann gerügt hatte, weil der die verkauften Waren in schlechtgesinnte Zeitungen einwickelte und somit ein Gift im Volk verbreite, kam am nächsten Samstage der Rasierer nicht und der

Auffassung, sein Scharfblick ging weit über das Bauernuniversum von St. Kathrein hinaus. Er hatte eine gefällige Art und war ein hübscher Junge. — Johann, der schlanke, war zartsinnig, weichmütig, zu versteckten Schelmereien geneigt und zu allen Streichen aufgelegt. — Dionys war der Zurückhaltenste in gewöhnlicher Verfassung und der Herlebigste in der Erregung. Alle drei hatten Mutterwitz, ein geradezu wunderbares Gedächtnis für alles was sie aus Büchern gelernt, aus Zeitungen gelesen, aus Predigten vernommen, und wußten gelegentlich alles so vorzubringen, daß man sie für gebildet und gelehrt hätte halten können, wenn nach diesen Eigenschaften in der Gegend Nachfrage gewesen wäre. — Gesellschaftlich genommen bedeutete ich gegenüber diesen Kaufmannssöhnen nichts, in Spiel und abenteuerlichen Unternehmungen war ich ihr Rädelsführer. So war ich auch bei den übrigen Altersgenossen von St. Kathrein, selbst Groß- und Nobelbauern darunter, zu einer gewissen Geltung gelangt und manche schlossen sich uns an, wenn wir die wunderlichen Fahrten in das Reich lockerer Künste und unrühmlicher Jugendeseleien machten, deren Spuren noch in meinen Waldheimatgeschichten ein zäheres Leben führen, als sie verdienten. — Die Dirnlein Magdalena und Marie haben sich an solchen Burschenkränzchen selten beteiligt, obschon mir immer einmal schien, als wären sie nicht ungern dabei gewesen, wenn der fesche Eggbauern-Patriz, der lustige Reutbauern-Anderl, der artige Hausteiner-Hansel in der Gesellschaft gesehen wurden. Uns schienen Frauenzimmer überflüssig, wenn wir in Eggbauers entlegener Haarstub'n (Flachsdörrhütte) den „Bayerischen Hiesel" aufführten, oder „Die Wetterwurzen vom Klachelberg", eine von uns gemeinsam komponierte Oper, bei der der Reutbauern-Anderl in eine ausgetrocknete Wasserbutten hineinsang, der Eggbauern-Patriz die Billforzen blies und ich das leere Essigfaß schlug. Derlei Kunstleistungen gab es nur ausnahmsweise und bloß bei größerer Beteiligung tollwitziger Kameraden. Was die Haselgraber und mich vor allem zusammenhielt, das war, wie schon gesagt, unsere gemeinsame Leselust. Wir versorgten einander mit Geschichtenbüchern von Rittern, Räubern, tückischen Bösewichtern und holden Verliebten, die schließlich zusammenkamen. Über diese Literaturgattungen hinaus ist der Bildungstrieb selten gesprungen. Ich war daher auf dem Holzweg mit meinen aufgeschriebenen Weltbetrachtungen, Belehrungen und Gotteshymnen. Selbst die schönsten Gedichte wurden nur gelesen, wenn die anzügliche Überschrift „An M. H." darüberstand. Die Kameraden schauten mich darob nur mitleidig an. Sie hatten in Liebessachen andere Praktiken.

Meine bei Haselgraber auf dem Fensterbrett liegenden Werke waren den Augen aller ausgesetzt, die da in die Stube kamen um zu rasten, vor Regen unterzustehen, ein „Stamperl" Weichselgeist zu trinken oder eine Pfeife Tabak zu rauchen. Aber sie fanden eben wenig Anwert,

durchlese, die ich in jenen Zeiten zusammenphantasiert habe (wohlgewogen nicht minder als 15 Pfund schwer), so erschrecke ich fast vor der leidenschaftlichen Freundschaft, mit der ich an den Haselgrabern hing. Mündlich wird sie sich nicht arg geäußert haben, da war alles zu sehr mit Schalk und Spaß durchsetzt; aber meine schriftlichen Ausbrüche! Ich dachte nur an die Haselgraber, feierte nur sie, schrieb nur für sie, und alle meine Erzählungen, Dramen, Betrachtungen, Bekenntnisse, Gedichte waren nur für die Haselgraber bestimmt. Ihnen zu Ehren schmückte ich die Hefte mit allerlei schönen Bildern und trug sie in ihr Haus. Auf das Fensterbrett legte ich die Schriften, sagte nichts, aber lauerte heimlich, ob sie wohl gelesen würden. — An eine besondere Anerkennung kann ich mich nicht erinnern und wenn sie mich einmal einen „Dichter“ nannten, so war das stets mit ein bißchen Spott gewürzt. Der alte Herr bekam bisweilen schulmeisterliche Anwandlungen und wollte mir die Rechtschreibung angewöhnen, mit der es, weiß Gott, schaudervoll stand. Mir aber war mehr darum zu tun, was, als wie man schreibt. Und mein „Was“ war ihnen mehr gleichgiltig als das Wie. Nein, eitel gemacht haben mich meine Haselgraber nicht. Nur, wenn ich etwa mit einem allein eine Wander tat, wurde manchmal ein ernsthaftes Gespräch geführt über mancherlei und auch über mein Geschreibe, so daß es schien, als sei doch stellenweise etwas davon in ihren Sinn gekommen. Wenn ich nach Wochen die Sachen am Fensterbrett wieder zusammenpackte, blickte mich so ein armes Heft, an dem ich Nächte lang geschrieben, traurig an, als wollte es sagen: Kein Mensch hat mich gelesen! — Der Lesepreis von zwei Kreuzern für den Band, dazu bestimmt, um mir Papier und Tinte zu kaufen, wurde von jemandem sogar dahin mißverstanden, als bekäme der Leser zum Lohn für das Lesen zwei Kreuzer! Also das Geschäft hat nicht geblüht, obschon die Haselgraber manchen Bogen Papier gestiftet haben. Besonders die kleine Marie, manchmal schnippisch, dann wieder treuherzig gestimmt, die legte mir bisweilen vertraulich einen jungfräulich reinen Bogen vor, um sich heimlich darüber zu ergötzen, wenn sie dann darauf ein in gemalte Rosen eingekränztes, angehendes Liebesgedicht fand mit der Überschrift: „An M. H.“ — Gelesen wurden solche Gedichte, das besagte einmal ein zartes Billettlein, in welchem sie dem Schneiderbuben freundschaftlich riet, er möchte sich mehr um Männerhosen, denn um Weiberröcke kümmern. Das sei aber ein Mißverständnis, berichtigte ich im nächsten Heft: „Ich dächte nicht an Weiberröcke, sondern was drinnen stecke.“ Aber dann kam doch wieder ein weißer Bogen von ihr, und er kam doch wieder zurück mit dem angehenden Gedicht, das „nach Küssen von der Süßen“ plangte.

Weniger bedenklich war mein Verhältnis zu ihren Brüdern. Eustach hatte ein paar Jahre früher im Seminar zu Vorau gesessen, seine schnelle

Hier möchte ich die Geschichte der Haselgraber schließen dürfen. Aber es ist auch des Unsterns zu gedenken, der nach dem freundlichen Idyll aufgestiegen ist.

So wie vom Hause selbst kein Stein mehr auf dem andern liegt, so sind auch seine Bewohner vergangen. Der alte Vater hat, von ungünstigen Wirtschaftsverhältnissen gedrängt, Gut und Geschäft weggeben müssen und ist bei seinem Sohne Philipp im Alpelhofe gestorben. Das stattliche Mesnerhaus hat eines stillen Sommervormittags angefangen zu brennen und ist nach einer Stunde verzehrt gewesen. Der neue Eigentümer hat die Mauern zerschlagen und die Asche auf den Erdboden hinstreuen lassen, als ob ehebald Gras wachsen sollte über ein altes Familienheim, das so gastfrei und ehrenhaft gewesen ist. — Der Eustach hat mehrere Jahre in der einklassigen Volksschule Brandstattgraben bei Stanz als Lehrer gewirkt. Dort besuchte ich ihn einmal schon als Student, und während ich sein „hübsches Schulhaus" und seinen „edlen Beruf" pries, wunderte ich mich, daß er es in solcher Einöde aushalten konnte. Er hatte seine Schulkinder heimgehen lassen, wir bestiegen mitsammen den Hochschlag und die Teichalpe, und als ich von ihm schied, sagte er kleinlaut: „Wieder einmal zwei Tage, die des Aufwachens wert gewesen sind." Nicht lange hernach ist mir der Eustach nach Graz nachgekommen, wo ich ihm auf sein Drängen in der Reininghausischen Fabrik einen Arbeiterposten verschafft hatte. Das Los eines Brauknechtes schien ihm günstiger als das eines Volksschullehrers. Da sind wir denn an Sonntagen oft zusammengekommen, aber der Naturtau war bei ihm so gründlich weg als bei mir; jene harmlose, kindische Bummelwitzigkeit wie einst im fernen Dörflein am Fuße des Teufelssteins haben wir nicht mehr finden können. Eustach begann an einem Brustleiden zu siechen und im allgemeinen Krankenhause zu Graz ist er gestorben, kaum dreißig Jahre alt. — Den Johann zog es nach Wien in die große Stadt, von der wir mitsammen so oft geschwärmt hatten. An der Donau bei der Dampfschiffahrt, wenn ich nicht irre, fand er Arbeit. Nach einer meiner Vorlesungen bei den „Literaturfreunden" in Wien, zu denen er geladen war, sah ich ihn im Speisesaale, in dem der Verein „Literaturfreunde" zusammengekommen war. Er saß allein an einem Tischchen hinter dem Pfeiler. Da ich, der Gesellschaft Ehrengast, zu oberst an der Tafel sitzen mußte, wohin mein waldschüchterner Johann sich nicht bringen ließ, mußte ich ihn nach kurzem Besuche an seinem Winkeltischchen allein sitzen lassen. Den Freund, mit dem ich so viele frohe Stunden gelebt, jetzt dort hinter dem Pfeiler vereinsamt zu wissen, hat mir an jenem Abende die ganze Stimmung verdorben. Als ich endlich von den neuen Freunden loskam, um mich zum alten zu setzen, war mein Johann nicht mehr da. Wenige Monate später hörte ich von

nur daß mancher Bauersmann, der mit derbgekrümmten Fingern darin blätterte, die Meinung aussprach: „Gscheiter brav orbeitn bei sein Moaster oder bei sein Vatern dahoam, als sölchenes Favelwerk zsammschmiern!" — Und der Eustach sagte mir einmal, als ich wieder einen Pack neuer „Werke von P. K. Rosegger" aus der Tasche ziehen wollte: „Laß na drinna, Schneiderpeterl, und tua s wieder mittragn, mir brauchns nit."

Ein bißchen mag so was schon weh getan haben, jedoch nicht arg. Ich hatte die Haselgraber lieb und dichtete weiter. Aber gezeigt davon habe ich ihnen immer weniger und weniger und sie haben auch nicht danach gefragt. — Von heute aus gesehen war es eigentlich eine traurige, einsame Zeit — ich wußte es damals nur nicht, daß es anders hätte sein können. Und schön war es ja eigentlich doch, wenn ich mit meinem Meister im Mesnerhause den Freunden die Feinlodenkleider machen helfen mochte oder in freier Zeit bei Haselgraber geladener und auch ungeladener Gast sein, mit ihnen essen, unter ihrem Dache schlafen durfte oder mit ihnen in der Scheune Korngarben legen, in der Mühle Getreide aufschütten, in der Walche Loden spannen, in der Kammer Kerzen gießen, Wachsstöcke aufhaspeln, Düten kleben oder gar Zimmt und Zucker verkaufen durfte im „G'wölb", wo es alleweil so würzig und schnapsig roch. Oder endlich, wenn ich mit den Freunden in der Kirche die Heiligtümer herrichten, im Gasthause zum Hausteiner bei dem dicken, rabiaten und gutherzigen Lorenz Haas Most trinken oder durch die Gegend schlendern konnte. Es würde sich kaum der Mühe lohnen, nachzugrübeln, welche Gespräche bei unserem Zusammensein geführt worden sein dürften. Geradezu niederträchtige kaum, aber sicher auch nicht viel Großartiges. Für etwelches Ungewöhnliche, was damals schon in meinem unreifen Wesen sein mochte, hätte ich fürs erste keine Worte, fürs zweite keine Ohren gefunden. Aber nicht, als wäre ich der Unverstandene, kam es mir vor, vielmehr war ich der Unverständige, der sich in seine Umgebung nie ganz hineinleben konnte.

Endlich nach so und so vielen Jahren bin ich leise davongegangen. Und nun wurde es der briefliche Verkehr, durch den wir unsere Freundschaft vertieften. Wenn ich dann auf Ferien als Student heimkam, war ich bei Haselgraber wieder der alte, nur daß sie mich statt „Schneiderpeterl" scherzhaft den „Stadtschnackel" nannten. Was die übrigen Genossen meiner Bauernjugend ernsthafterweise über mich dachten, weiß ich nicht, daß es nichts besonders Erhabenes war, habe ich unwillkürlich empfunden. Ein Mensch, der von seiner ehrlichen Arbeit fortläuft und „Student" wird, ohne selbst zu wissen, auf was und für was er studieren will, muß just einmal abgewartet werden. Von den Haselgrabern vermute ich doch, daß sie ein wenig klarer gesehen und die Absicht des voreinstigen Schneiderjungen erkannt haben.

diesmal auch ernst bis zur Wehmut. Wie wäre ich über jene freudlose Zeit geistiger Verlassenheit hinweggekommen ohne die Haselgraber mit ihrer frischen, seelischen Regsamkeit, mit ihrer heiteren Plänkelei gegen mich, mit ihrem gutmütigen Mutterwitz, mit ihrer wenn auch nur teilweisen Hinneigung zu meiner seltsamen Abart, mit der ich unter der sonstigen Stumpfheit meiner Umgebung hätte verkommen müssen. Oder wäre es anders gewesen? Deucht mich doch oft, jene waldwonnige Zeit war unbedingt schön, und ich hätte schon damals an der völligen Einsamkeit größeres Genüge gefunden als an der halben.

Aber weshalb sind diese Jugendgenossen so frühzeitig heimgegangen? Als ob alles ausgelöscht sein sollte, was mir noch Kunde geben könnte von jenen Tagen, die mir so traumhaft, so märchenhaft geworden sind.

Die Schankkassierin.

Skizze von **Dr. Emil Rechert.**

Der Anwalt tritt in das Verteidigerzimmer ein, das einer unbequemen, aber doch gemütlichen Amtsstube aus der alten Zeit ähnelt. Von den getünchten Wänden blicken zum Teil in künstlerischer Ausführung die Bilder berühmter Verteidiger auf ihre Nachfahren herab. Ihnen allen ist ein gewisser melancholischer Ernst gemeinsam, als verdrieße es sie, noch nach ihrem Tode auf Akten und immer wieder auf Akten herabzusehen. Der wackere Offizial übergibt dem Anwalt einen Brief. Es gibt Briefe, die anders sind als alle anderen Briefe; Briefe aus dem Landesgerichte gehören zu einer solchen besonderen Sorte; für diese Briefe sind die Kuverts noch nicht erfunden; ein armseliger halber Bogen ärarischen Papiers wird zusammengefaltet und tritt mit Erlaubnis der vorgesetzten Mächte den Weg aus der Zelle an. Er repräsentiert den sonst schon historisch gewordenen zusammengefalteten Brief. Irgendein armer Teufel hat ihn aus der Zelle an den Verteidiger geschrieben. Dieser nimmt den Brief ohne Emotion entgegen. Nur die jüngeren im Zimmer anwesenden Kollegen sind sichtlich bewegt. Sie beneiden den glücklichen Adressaten, denn sie bekommen noch keine Briefe. Fast sind sie auf den Kollegen böse; zunächst ist man auf einen Kollegen immer böse, wenn auch nur heimlich, im Grunde des Herzens.

Der Verteidiger öffnet den Brief. Katharina Blatter bittet ihn, sie nur recht bald vorrufen zu lassen; sie hat schon „Schluß gemacht", das heißt, das Vorverfahren ist bereits zu Ende. Da der Akt schon beim Vorsitzenden ist, geht also der Verteidiger zu ihm und erhält alsbald die Erlaubnis, die Absenderin des Billetdoux ins Sprechzimmer

seinem Tode, der auch ihn in einem Stadtspitale ereilt hat. Wie ich ihn gekannt, würde er wahrscheinlich lieber auf den kleinen Kirchhof zu St. Kathrein schlafen gegangen sein, als auf den Zentralfriedhof. — Der Dionys hatte das Schuhmacherhandwerk gelernt, war als Wanderbursche nach Ungarn gegangen und hatte bei den Magyaren sein Grab gefunden. — Alle drei in jungen Jahren! — Hat sie etwa mein Geschick nachgelockt in die weite Welt? Kaum. Mußten sie doch an mir den Bettelstudenten sehen, der damals schon anhub, die Landleute vor den Städten zu warnen. — Die Magdalena war die einzige, die daheim blieb, aber sie fing an zu kränkeln, und wenige Jahre, dann war auch sie dahin. Die Marie ging auch in die Ferne und ist als Köchin bei unterschiedlichen vornehmen Herrschaften weit in der Welt herumgekommen; sogar in Galizien, bei den Polen, ist sie gewesen. Sie ist die einzige meines Haselgraberkreises, die heute noch lebt. Sie soll in Wien ein Kaufmannsgeschäft haben, womit zum guten Ende ihr angestammter Beruf wieder zu Ehren kommt.

Noch muß gesagt werden, wie ich mit der Marie abgeschnitten habe, die ein so feines Mägdlein war. Anfang der siebziger Jahre, als zu hoffen stand, daß es bei mir mit der Schriftstellerei gehen würde, habe ich mich erinnert an die schönen Gedichte, die ihr einst der Schneiderjunge gewidmet hatte. Ich empfand es als eine Art Ehrenpflicht, das Gesungene zur Tat zu machen. Sie war damals noch daheim. So fragte ich in einem artigen Brieflein bei ihr an, was sie darüber denke? Ob wir unsere alte gute Freundschaft nicht erneuern und vertiefen sollten? Ich wäre in der Lage, die Phantasien des Schneiderpeterls nun als Poet wahr zu machen. Auf diesen Schreibebrief hat sie mir keine Antwort gegeben. Von den Geduldigsten in solchen Angelegenheiten war ich nie einer. Nach einigem Warten schrieb ich ihr wieder und fragte kurz: Ob sie wolle oder nicht? Ja oder Nein! — Postwendend antwortete sie, und das Blatt enthielt nur ein einziges Wort: „Nein!“ —

Wir haben uns dann noch wiederholt begegnet, stets in guter, gelassener Freundschaft. Aber von einer näheren Beziehung nie mehr der leiseste Hauch. Ich habe es seither oft bewundert, um wie viel klüger und freimütiger sie bei der Entscheidung gewesen ist als ich. Bei der Festgeschlossenheit unserer verschiedenen Naturen hätten wir einander kaum völlig finden können. — Wenn die gute, brave Marie sich wohl heute noch darüber freut, daß sie sich von einem poetischen Liebeswoisler nicht aus dem Häusel singen ließ, sondern ihm einen festgeflochtenen Korb gab, so muß ich sagen, daß mir das selber gefällt. —

Man sieht wohl, daß der Verfasser dieser Erinnerung nicht bei Frau Phantasia zu Gaste gewesen ist. In völlig nüchternem Zustande hat er die Wahrheit gesagt. Die ist ja nicht übel, wenn

der Verteidiger glücklich, daß er in diesem Falle auch zugleich Enthaftung beantragen könne; denn die Angeklagte, ihre Mutter, eine Witwe, ihr verstorbener Vater, ihre Großeltern sogar sind seit Menschengedenken in einem freundlichen Orte Niederösterreichs ansässig. Der Staatsanwalt spricht sich gegen den Antrag bezüglich des zu erforschenden Geisteszustandes aus, erklärt aber — sehr loyal — wenn der Gerichtshof darauf eingehe, gegen die Enthaftung nichts zu haben. Der Gerichtshof beschließt zunächst, den anwesenden Dienstgeber der Angeklagten zu hören. Der erzählt höchst beredt und voll Erbitterung von dem Manko in seiner Schankrechnung, muß übrigens zugeben, daß ein Teil dieses Mankos durch anderweitige Schwindung des Getränkes entstanden sein mag; gleichzeitig wendet er sich gegen die Behauptung, die Angeklagte sei nicht ganz beieinander gewesen; das wäre doch das höchste . . . Nun meint der Anwalt, daß der Herr Gastwirt gewiß ein sachverständiger Zeuge sei, was das Manko in den geistigen Getränken betrifft, dagegen über das geistige Manko der Angeklagten stehe ihm — dies müsse mit Bedauern konstatiert werden — nicht das geringste Urteil zu.

Schluß der Verhandlung: Vertagung; die Schankkassierin wird bis auf weiteres auf freien Fuß gestellt. Sie kennt sich nicht vor Glück und der Verteidiger vermeidet vorsichtig, daß sie ihm draußen im Korridor um den Hals fällt. Plötzlich wird ihr Gesicht wieder tief unglücklich; sie hat kein Geld für die Heimreise. Der Verteidiger gibt ihr einen Gulden; die Mutter wird ihn schon zurückzahlen. Und nun darf sie nach Hause zu ihren Leuten; sie wird nicht mehr in der kahlen Zelle über ihr Unglück nachdenken und warten müssen, bis sie ein Gefangenaufseher zu irgendeinem Verhöre führt oder bis sie eine Stunde lang in dem Hofe zwischen den riesigen Mauern spazieren gehen darf, wo der einzige Baum sie voll Wehmut an die Wälder erinnert, die so unerreichbar fern sind. Sie vergaß bei diesen melancholischen Spaziergängen beinahe, daß sie an den Wochentagen sonst den Wald auch nicht hatte, sondern hinter der Schank sitzen mußte. Aber nun gehörte ihr wieder alles, und in ihrer Freude sah sie gar nicht mehr so häßlich aus.

Eine Woche später erschien sie in der Kanzlei ihres Verteidigers mit verweintem Gesichte. Lange konnte sie nicht sprechen; endlich kam es heraus. Zu Hause hielt sie es nicht aus; alles zeigte mit den Fingern auf sie; die einen tuschelten, wenn sie sich nur zeigte, die anderen brachen in rohe Scheltreden aus; wie eine Schande für den reinlichen Marktflecken sah man sie an. Sogar der Bürgermeister, der alte Freund ihrer Familie, hatte, als er sie das erstemal wiedersah, weggeschaut. Und in der Familie war es nicht anders. Die Mutter, der Bruder hatten kein freundliches Wort für die Wiedergekehrte. Da war es ja im Landesgericht tausendmal besser gewesen. Jeder war dort voll Mitleid

rufen zu lassen. Sie ist häßlich und unansehnlich; zum Glück kann sie sich das erlauben, denn der Fall kommt nicht vor die Geschwornen und beim Erkenntnisgerichte darf eine so häßlich sein, wie sie will.

Im Sprechzimmer, das an das Verteidigerzimmer anstößt, bricht die Vorgeführte in Tränen aus und vermag nur die Bitte zu stammeln, der Herr Doktor möge ihr helfen. Um die Erfüllung dieses Anliegens zu versuchen, läßt sich der Verteidiger vor allem den Akt kommen. Die Angeklagte, der er helfen soll, ist vollkommen geständig. Sie hat sich als Schankkassierin eines größeren Restaurants jahrelang beim Aufschreiben geirrt, natürlich zu ihrem Vorteil; kann man denn auch verlangen, daß so eine arme Person sich gar noch zu ihrem Nachteil irrt? Aber der Verteidiger merkt sofort, daß er mit dieser sozialen Erwägung beim hohen Gerichtshof kein Licht aufstecken wird. Melancholisch blättert er weiter, da fällt ihm ein ärztlicher Befund und ein Spitalbericht in die Hände: die Angeklagte war vor drei Jahren in irrenärztlicher Beobachtung, freilich nur auf drei Tage — aber heureka! Und er wendet sich wieder zu seiner Klientin, die jetzt etwas gesprächiger ist; nur fort will sie, hinaus aus diesen Mauern, so daß ihr der Verteidiger einige vage Trostesworte spendet.

Der Verhandlungstag ist da — le jour de la gloire est arrivé. Die Verhandlung kommt nach einer ganzen Reihe anderer daran; aber mit unbeschreiblicher Geduld folgen die Richter dem eintönigen Beweisverfahren, in das nur die Zwischenrufe des geschädigten Restaurateurs eine helle Note bringen. Er ist voll heimlicher Entrüstung, daß über den sonnenklaren Fall nicht sofort ein Urteil gesprochen wird. Der Verteidiger fühlt: wäre die Angeklagte nicht so geständig, mit diesem Zeugen würde er zusammenwachsen. Das Verhör der Angeklagten ist zu Ende; sie hat wieder gestanden — umfassend. Der Vorsitzende konstatiert, daß sie auch in den früheren Stadien geständig war, daß sich aber in den Geständnissen einige sonderbare Widersprüche vorfinden. Das hängt mit ihrem Geisteszustande zusammen, wirft der Verteidiger ein. Ein erschrockener Blick des nächstsitzenden Votanten streift ihn; der hat im Nu erkannt, was jetzt kommen wird. Aber der Präsident selbst, ein wohlwollend wienerischer Herr, ermutigt den Verteidiger durch die Bemerkung: Es liegt auch ein Protokoll in den Akten, und vielleicht wird ein Antrag gestellt werden. Und nun schießt der Verteidiger los. Er beantragt die Untersuchung des Geisteszustandes der Angeklagten, obwohl er im allgemeinen solche Anträge nicht liebe. Namentlich dann nicht, fährt er fort, wenn der Verteidiger ohne jeden Anlaß darauf verfällt, wenn er den Schwachsinn sozusagen aus den eigenen Fingern saugt. Dies ist aber hier nicht der Fall. Auch dann seien solche Anträge mißlich, wenn sie die Untersuchungshaft verlängern. Darum preist sich

An ihrem welken Finger glänzt er noch,
Der kleine Ring. Doch jener, der den ihren
Durch lange Jahre an dem Finger trug,
Der ruht bereits in seinem kühlen Grabe,
Der Ring mit ihm, er trägt ihn noch im Tode — —

Ein andres Bild! — — Es wechseln die Gedanken
Und kühnen Flug nimmt meine Phantasie . . .
Zu einem Königsthron fliegt sie empor!
Da sitzt der stolze Herrscher; rings um ihn
Die Würdenträger seines Reichs versammelt.
Sie blicken staunend auf den schönen Jüngling,
Der vor dem Herrscher hat das Knie gebeugt.
Der Jüngling reicht mit stolz erhob'nem Blick
Dem Herrscher einen kleinen, goldnen Ring.
Vor Jahren war der König in Gefahr,
Sein Reich in Feindeshand, sein Heer zerstreut.
Er selbst war Flüchtling in dem eignen Lande,
Verkleidet, ohne Schutz und ohne Mittel.
Da kommt er in ein ärmlich Bauernhaus,
Dort findet er, was nirgend er gefunden,
Gastfreundschaft und die höchste Ehrerbietung.
Viel Wochen lebt' er dort, bis sich das Glück
Ihm wieder zugewendet und sein Reich
Zurückerobert ward von den Getreuen.
Zum Abschied gab dem treuen Bauersmann,
Der jeden Lohn und Dank zurückgewiesen,
Der König einen Ring von seinem Finger,
Das letzte Kleinod, das er noch besaß.
Er sprach: Bringst du den Ring mir oder jemand,
Der deinem Herzen nah', — — den Wunsch erfüll' ich,
Den mir des Ringes Bringer künden wird. — —
Der Jüngling aber, der den Ring jetzt bringt,
Erschien, den König an sein Wort zu mahnen.
Nur ein bescheid'ner Wunsch ist's, den er hegt,
Doch der bekundet einen stolzen Sinn:
Mein Vater lebt nicht mehr, nicht mehr die Mutter;
Ich habe niemand, den ich lieben kann,
Nicht Schwester, Weib, noch eines Freundes Herz.
Nimm mich als Krieger, König! Laß mich dienen
Dem Vaterland und dir! — — Das ist mein Wunsch.

Verwünschte Phantasie des kühnen Träumers!
Du führst ihn fort, dem glüh'nden Blitze gleich,
Der zickzackförmig seine Wege nimmt,
Führst ihn im höchsten Schwung in fremde Lande,
Und naht der schönste Augenblick des Traumes,
Entführst du ihn zu andern Gaukelbildern,
Ein ewig' Wechseln und ein ewig' Schwanken!
Warum gewährst du mir nicht, auszuträumen,
Just da, wo sich dem geistigen Auge zeigt
Ein ganzes Reich des Friedens und des Glückes?
Es gibt kein Glück, nur einen Traum vom Glück!
Das ist es, was den Menschen glücklich macht,
Daß er vermag vom Unbestehenden,
Vom Unerreichbaren so kühn zu träumen,
Raubt man ihm diese Macht, sein Glück zerfiele — —
Ich sehe, Ring, dich groß und größer werden.
Ich seh' im Geist dich wachsen riesenhaft,
Die Welt umschließend, all' ihr Leid mit ihr.
Zum Ring der Menschheit wirst du, die sich qualvoll
Abmüht im ew'gen Kampfe gegen sich,
In stetem Neide rastlos sich bekriegt.
Nah bei erträumtem Glück regt sich Verderben,
Was Glück des einen, ist des andern Elend,
Wer gestern ehrlich war, ist heut Betrüger,
Und was er heut geliebt, das haßt er morgen!
Wie gut hat's der Verständ'ge, der mit kaltem
Vernünfteln plante kühler Weisheit voll!
Er ist der Mächtigere. Ihn beherrscht
Nie eines Augenblickes Phantasie,
Er ist der Herr, der die Gedanken meistert,
Nach eig'nem Willen sie dem Hirn entringt.
Der Mensch regiert, der weislich es versteht,
In richt'ge Formen seinen Geist zu schmieden.
Du kleiner Ring hast einen großen Ring
Von allerlei Gebilden mir gebracht — — —
Ich aber weiß noch nicht, woher du stammst!

Doch sieh! Dort naht ein häßlich altes Weib
Mit ungestümer Eile. Eifrig spähend
Durchsucht den schilfbewachs'nen Boden sie
Und immer mehr verdüstert sich ihr Antlitz,
Darin sich Bosheit lauernd widerspiegelt.
Sie sucht und sucht, ihr Suchen scheint umsonst.
Was sucht sie wohl? Verdammt! Doch nicht den Ring?
Wie? Jenes alte, mumienhafte Weib,
Dess' Häßlichkeit selbst einen Teufel schreckte,
Glotzaugen im Gesichte und mit Runzeln,
Darin ein ganzes Meer von Schmutz sich birgt,
Wär' dies das Ideal, von dem ich träumte?
Die zarte, junge Maid, die für den Ring
Nicht alle Schätze Indiens würde nehmen? — — —
O pfui, o pfui! Wie sehr bin ich enttäuscht!

Die Frau kam näher. Als sie mich erblickte,
Sprach sie zu mir, und näselnd klang der Ton:
„Mein schöner Herr, sagt, habt ihr nicht gefunden
Ein kleines Ringlein? Hab' es hier verloren."
Und als ich's ihr bejaht, da krächzt sie weiter:
„Vor einer Stunde kauft ich's von 'nem Juden,
Dem's eine noble Dame hat verhandelt,
Weil sie ein Halstuch neuster Mode brauchte.
Gefällt er euch, könnt ihr ihn billig haben."

Ich warf den Ring ihr hin und eilte fort. — —

und Erbarmen. Der Herr Untersuchungsrichter hatte ihr sofort einen Sessel angeboten, und dem hatte sie doch alles gestehen müssen; der Herr Kerkermeister, die Aufseherinnen hatten sie niemals gescholten, wie jetzt ihre besten Freundinnen; eine Aufseherin hatte ihr sogar einmal „mein Kinderl“ gesagt. Sogar der Justizsoldat, der während der Verhandlung neben ihr saß, hatte ihr zugeflüstert: „Wanen S' net, aufg'hängt werden S' ja net!“

Und jetzt erfuhr sie zu Hause nichts als Vorwürfe und Verachtung. Darum wollte sie von der Freiheit nichts wissen, sondern nur wieder zurück in die Untersuchungshaft. Jetzt wußte sie ja erst, wie gut es ihr gegangen war dort im Landesgerichte unter all den teilnehmenden Menschen. Und darum wollte sie wieder dahin zurück und der Herr Verteidiger sollte das nur so schnell als möglich bewirken.

Der Fall war dem Verteidiger neu. Enthaftungsgesuche hatte er schon zu Dutzenden überreicht, ein Gesuch um Verhaftung eines Klienten war ihm bisher noch nicht untergekommen. „Wissen Sie was“, sagte er, „gehen S' halt hinaus ins Landesgericht und erzählen Sie das nur alles — man wird Ihnen schon entgegenkommen.“

An einen Ring.

Von **Edmund Grün-Reichenberg.**

Als jüngst ich sinnend längs des Ufers schritt,
Sah ich im Schilfe etwas Helles glühn.
Ich beugte mich und sieh! es war ein Ring,
Den ich vom Boden hob, und da ich leider
Ein armer Träumer bin und ein Phantast,
War es kein Wunder, daß zum Ring ich sprach:
Du goldner Reif, den ich im Schilf gefunden,
Sag' an, wer trug dich, wem gehörst du an?
Vielleicht, indes ich lächelnd dich besehe,
Weint eine zarte, schöne Maid um dich,
Der du als Talismann gegolten hast.
So einfach bist du, wertlos fast, wenn nicht
Der Stein, der deine Fassung trägt, dir Wert
Verlieh'. Soll ich dich schätzen, kleiner Ring?
Berechnen, was du wert im Golde bist,
Und was der Stein, deff' scharfgeschliff'ne Kanten
Im Strahl der Sonne prächt'ge Farben spielen,
Wohl kosten mag? Pfui! Das wär' Krämerart.
Für jene, die dich hier verloren hat,
Bist du vielleicht von einem größern Wert
Als alle Schätze beider Indien.
Ich glaub', vor mir die schöne Maid zu sehen,
Wie sie nun ängstlich nach dem Ringe forscht
Und wie verlegen sie zur Erde blickt,
Da ihr sich naht, der ihr den Ring gegeben.
Er tröstet sie: Du wirst ihn wiederfinden,
Und glückt dir's nicht, ein andrer soll dir werden,
Der des Verlornen Glanz verdunkeln wird.
Ist's nicht ein böses Omen? flüstert sie.
Nicht nur, daß ich den Ring verloren, kränkt —
Es zittert schlimme Ahnung durch mein Herz —
Mir ist, als würdest du mir treu nicht bleiben;
O, brächt' ihn jener wieder, der ihn fand! —

Der ihn gefunden, brächt' ihn gern zurück,
Doch wo dich finden, Phantasiegebilde?
Du, Ringlein, funkelst jetzt in meiner Hand,
Und da ich sinnend auf dich niederschaue,
Steigt auf vor meinem Geist ein großes Bild,
Ein Bild des Daseins und des Menschenglückes.
Du bist gar oft des Angedenkens Zeichen,
Du bist Symbol des Dankes und der Huld,
Du bist Symbol der Liebe und der Treue
Und schließest oft in deinen kleinen Kreis
Das Herzensglück so vieler Menschen ein!
Da steht vor meinem Blick die kleine Stube,
Nicht Reichtum schmückt sie, doch Zufriedenheit.
Die Frau mit Silberhaar im Lehnstuhl dort
Schaut lächelnd auf das jugendliche Paar,
Das in der Fensternische, Hand in Hand,
In süßem, traulichem Geplauder steht.
Die Ringe haben gestern sie gewechselt
Und beider Schicksal ist in eins verwebt.
Die alte Frau denkt wohl vergangner Zeit,
Der unvergeßlich schönen, großen Stunde,
Da sie den Ring mit ihrem Mann gewechselt.

Hinter dem nahen Hollunderstrauch hatte er nach vollbrachter Moritat gepaßt, bis die Häuserin den Hühnern das Futter brachte. Diese wutverzerrten Züge und schauerlichen Grimassen der überdickleibigen Pfarrersköchin mit der kaffeebraunen Warze neben der Nase — o, da überläuft heute noch den Hansl ein wonniges Gruseln.

... Dem Stangenbauer seinen Peitschenstiel abgebrochen ... schrieb er weiter auf den Sündenzettel.

... Dem Innsbrucker Boten zwei volle Kornsäcke angeschnitten ...

... Der Mutter mit einem Strohhalm die Milch aus den Schüsseln gesaugt ... So schrieb er; eine Lumperei nach der andern.

Erst gestern noch hatte er das mit dem Strohhalm gemacht. Auf die Weise brachte er es zustande, daß die Rahmschicht obenauf unversehrt blieb; und darunter schwand die Milch. Die Mutter — sonst nicht abergläubisch — glaubte schon an Hexerei.

Der Hans riet ihr, das Milchstübel vom Pfarrer „aussegnen“ zu lassen. O, der Hansl war ein Früchtl!

Erst als er sich bis hoch in die Dreißig hineingeschrieben hatte, ging es langsamer; und endlich fiel ihm nichts mehr ein. Er las fünf-, sechsmal das ganze Register durch, damit er in Übung komme; nicht etwa im Beichtstuhl stecken bleibe und so den Pfarrer noch giftiger mache, als es ohnehin schon vorauszusehen war.

Schließlich setzte er getreulich den vollen Namen unter das Sündenprotokoll und das Datum. Dann wickelte er den sorgsam zusammengefalteten Zettel in sein Schnupftüchel und steckte es in den Hosensack.

Das Mittagessen, Dampfnudel mit kalter Milch, schmeckte dem Hansl heute nicht so gut wie sonst. Die Milch rührte er gar nicht an; erinnerte ihn zu lebhaft an die Geschichte mit dem Strohhalm. Er getraute sich auch nicht, der Mutter ins Gesicht zu schauen; denn nun trug er es schriftlich in der Tasche herum, daß er ein ganz nichtsnutziger Junge sei.

„Hast recht große Brockn?“ forschte die Mutter.

„Hm! So mittelt durch“, meinte der Hansl kurz nebenhin und ließ sich nicht weiter ein.

Nach dem Essen schlich er sich in die Schule und von dort gemeinsam mit den anderen Buben unter Aufsicht des Lehrers in die Kirche.

Dort ging es bald los. Der Pfarrer „saß“ schon, als der jugendliche Büßerzug daherkam. Ein Knirps nach dem andern betrat reuig und ängstlich den Beichtstuhl, um ihn mit protziger Sicherheit wieder zu verlassen.

Es ging wie auf dem Schnellsieder. Die Bürschlein hatten ihre wenigen lumpigen Sünden fein sauber abgeschrieben und lasen sie herunter wie ein Kapitel aus der Bibel.

Die erste Beicht'.

Eine Tirolergeschichte von **Karl Schönherr**.*)

Das gehörte zum Schrecklichsten, was der zehnjährige Knirps bisher in seinem Leben mitgemacht hatte — die Gewissenserforschung.

Ihr müßt aber nicht glauben, daß ich der Lump dieser Geschichte bin. Taufen wir also den Buben kurzweg — „Hansl", damit das Kind einen Namen hat.

Die Mutter hatte für den Hansl schon in aller Früh' beim Krämer einen großen Bogen Schreibpapier eingekauft, und einen Bleistift Nr. 1.

„Hansl", sagt sie dann, von der Frühmesse heimgekommen, „da setz dich jetz her zum Tisch, mit dem Gsicht gegen das Kruzifix! Da hast Papier — hoffentlich langts — und jetz denk einmal ernstlich nach, was du schon alles getrieben hast! Schreib dir s fein auf, die großn Brockn und auch die klein, auf daß du deine Sachn beinander hast für die erste Beicht heut Nachmittag! So, jetzt laß i dich allein!"

Dann begab sich die Mutter mit schlürfendem Tritt in die Küche und hantierte dort herum: aber viel stiller als sonst, um den Gewissen erforschenden Hansl in der Stube drin ja nicht zu stören.

Also; da sitzt er jetzt, der Hansl! Eigentlich klebt er nur an der äußersten Kante des Stuhles. Bald nagt er am Bleistift, bald, wenn ihm ein großer „Brockn" einfällt, fährt er sich ins Haar, das wie Strohgarben aus seinem Kopfe schießt.

Hin und wieder schleifte er mit der aufgestellten Hohlhand blitzschnell über die Tischfläche und, wohlgemerkt, nie vergebens. Jedesmal zog er zwischen den sich vorsichtig öffnenden Fingern eine oder auch mehrere Fliegen hervor; er drückt ihnen heute bloß die Köpfe ein; Flügel und Füße läßt er in Anbetracht der bevorstehenden Beichte ungeschoren.

Wie er nun so seine paar Jahre im Geiste an sich vorüberziehen ließ, kam ihm der helle Schweiß auf die Stirn. Lumpereien tauchten da vor dem Hansl auf; grün und blau wurde ihm vor den Augen.

Und dazu machte die Uhr im Kasten: Wart — wart — wart — wart!

Am schwersten drückte ihn die getigerte Katze der Pfarrersköchin. Diese Tigerkatze hatte er vor einem halben Jahre in aller Stille ganz kunstgerecht stranguliert und den Leichnam im Hühnerstall aufgehängt.

„Wie du mir, so ich dir!"

Denn der Hansl war ein Vogelnarr; eine Katze hatte ihm einmal seine singende Freude erwürgt. Darum hatte er diesen „Luderviechern" allsamt den Tod geschworen.

---

*) Aus dem neuen Büchlein: „Aus meinem Merkbuch" von Karl Schönherr. (Leipzig. L. Staackmann. 1911.)

Wie er aus dem Freithof schritt und neben dem Pfarrhof abschwenkte, überwältigte ihn das Wohlbehagen. Es war ihm so federleicht. Er machte einen Luftsprung.

Aber er war noch nicht mit beiden Füßen wieder auf dem Boden, da hatte ihn schon die massige Häuserin beim Kragen; zerrte ihn mit wutfunkelnden Augen die zwei Schritte gegen den Holzschuppen.

Dort ergriff sie ein Scheit.

„Also du bist s gwesen! . . . Du hast meine Tigerkatz umbracht! Da hast!" kreischte sie und hieb auf den Hansl ein. Immerzu schrie sie: „Da hast! Da hast!"

Und der Hansl hatte von ihr doch nichts verlangt.

Aber sie gab und gab.

Der Hansl brüllte, daß die Hennen vor dem Schuppen angstvoll aufgackernd auseinanderstoben.

„I tu s gwiß, ganz gwiß nimmer!"

Auf solche Art erweckte die Pfarrersköchin noch nachträglich in dem Hansl Reue und Vorsatz.

Endlich warf sie das Scheit wieder zu den andern und den Hansl aus dem Schuppen. Während er sich erhob, um schleunigst das Weite zu suchen, ertönte vom niederen Dache ein spöttisches Miau der braungefleckten Katze. Aber der Hansl lief und dachte nicht ans Hängen.

Wie kam die zu der Katzengeschichte!

Der Hansl hatte schon früher öfters die Pfarrersköchin eine alte Hex' geschimpft.

Jetzt hätte er's beschwören können. Das war die hellichte Hexerei!

Als er heimkam, wartete schon die Mutter vor der Haustür. Die Hände hatte sie nach rückwärts zusammengeschlagen, als hielte sie dort etwas verborgen, was nicht jeder Mensch zu sehen brauche.

„So, Bübl, bist da", begrüßte die Mutter den Jungen auffallend scharf. „Jetz komm nur in die Stubn!"

Drinnen kam der Stecken zum Vorschein.

„Wart, Bürschl, deine Spitzbübereien mit dem Strohhalm! Jetz will i einmal d i c h aussegnen; vielleicht hilfts dann im Milchstübel!"

Und dann ging die ergrimmte Mutter über den Hansl.

Die Häuserin hatte sich hauptsächlich auf den Rücken des kleinen Sünders beschränkt. Die Mutter ging — praktisch wie die Mütter sind — um einen Schritt weiter. Und gründlich nahm sie's, das muß man ihr lassen.

„Hm! Es ist doch ein' recht schöne Sach' um das Beichtgeheimnis", dachte sich der Hansl; „und das Gefühl nach der ersten Beicht' ist auch recht schön!"

Das Aufschreiben hatte der Pfarrer selbst den Buben angeraten: „Nur alle Sünden fein aufschreiben, Bübeln; damit ihr ja nix vergeßt! Wenn ihr erst einmal alls bereut und einbekennt habt, dann sollt ihr erst sehen, was das für ein Gefühl ist; so ring und federleicht; man kann s nit beschreiben; man kann s nur fühlen!“

Schwer ging's dem Hansl mit Reue und Vorsatz. Mitten darin plagten ihn immer wieder weltliche Gedanken.

„Die Braungfleckte, dö die Häuserin jetzt hat; wenn i nur die amal dertappn tät; der wollt ich den Kragen zuschnüren; na, vielleicht erwisch ich sie morgen ...“

Endlich traf's ihn; den strohhaarigen, verschmitzten Hansl. Mit schlotternden Knien wankt er in den Beichtstuhl. Schon hat der Pfarrer das kleine Türchen aufgemacht; der Hansl soll beginnen. Der aber sucht und sucht — nach dem Sündenzettel.

Der Pfarrer wurde schon ungeduldig: „Kreuzdibidomine! Fang einmal an!“

Der Hansl, krebsrot im Gesicht, stiert in allen Säcken herum, beutelt sein Schnupftuch hin und her und muß endlich als erstes bekennen: „I find meine Sünden nimmer!“

„Ah! Hast die Tabelln verlorn; Saggramentsbua!“

Der Pfarrer half dann aber doch nachsichtig und liebevoll dem Gedächtnis des Hansl nach.

Da kam zuerst zagend die Katzengeschichte; dann schlüpften die Kornsäcke herfür; und schließlich haspelte der Hansl seine Sündenlast nur so herunter. Nichts vergaß er, es waren ja lauter typische Fälle.

Als er zu Ende war, wartete er den Pfarrer ab; mutig, mit Fassung. Was wollte der auch machen! Schreien durfte er nicht; da wäre das Beichtgeheimnis in Gefahr; nach den Ohren oder dem Schopf langen konnte er nicht, denn da war ein engmaschiges Gitter dazwischen.

Ja, von dem Gitter war der Hansl schon ganz besonders befriedigt. So eine Einrichtung! So fürnehm und ausgesucht praktisch.

Gar so böse war der Pfarrer nicht einmal. Betreffs der Katze fragte er bloß: „Hast das Viech gepeinigt?“

„Na! Grad ein bissel aufghängt!“

Weiter ward kein Sterbenswörtchen über Muinz und Maunz gesprochen.

Ja, es dünkte den Hansl im Dämmerlicht, als hätte der Pfarrer dazu gar ein bissel geschmunzelt.

„Die Braungfleckte werd i auch nit leidn lassn; s Hängen geht gschwind, und i bin schon in der Übung“, dachte sich der Hansl, als er nach Verrichtung der Buße froh aus der dämmerigen Kirche ins Freie trat.

Aber der Hansl schüttelte den Kopf: „Der birkene Segen von gestern wirkt noch!“

Als nach und nach Hansls Ohren abzuschwellen begannen und auch Mutters „Segen“ allgemach die Kraft verlor, kam ihm wieder der Verstand. Und da brachte er es leicht heraus, daß der verlorene Sündenzettel für ihn so verhängnisvoll geworden war.

Der Flatscher-Simele, so was man sagt, ein guter Freund, hatte den „Zettel“ gefunden und war damit sofort wie ein Leichenbitter von Haus zu Haus gelaufen, um Hansls Missetaten an die richtigen Adressen zu befördern. Hatte auch zur Erweisung seiner Behauptung überall den Zettel mit Hansls eigener Unterschrift vorgewiesen.

Der Hansl hat aber dann ein gut Teil jener „seligmachenden Gefühle“, die seine erste Beichte in ihm ausgelöst, an den Simele weitergegeben und ihm den Buckel vollgehämmert.

Vater und Sohn.

Von **Gustav Wied.**

Es war an einem Sonntag-Vormittag, Anfang April. Die Sonne leuchtete, Bäume und Büsche dachten daran, auszuschlagen, und der Ostwind pfiff böse.

Draußen auf der Steintreppe vor dem Hause stand der Amtsrichter im dicken Winterrock und freute sich über das Frühjahr. In der Hand hielt er ein abgeschnittenes Stück Weißbrot, mit dem er zu den Karauschen hinunter wollte.

Jürgen kam derb und vierschrötig aus der Haustür und pflanzte sich neben dem Vater auf: „Darf ich mit dir spazieren gehen?“

Isidor blickte zu ihm hinunter und gewann es nicht über sich, nein zu sagen.

„Ja, du darfst.“

Der Junge machte eine Verbeugung, wie man sich ungefähr die Verbeugung eines Hausklotzes vorstellen würde.

„Danke!“

„Aber du darfst auf dem ganzen Wege keinen Muks reden.“

„Nein!“

„Und du darfst mich nicht an der Hand halten.“

„Nein!“

„Willst du nicht einen Überrock anziehen?“

„Ne – ee!“ sagte der Junge verächtlich, „das ist doch bloß was für alte Männer“.

Dann kroch er mehr, als er ging, durch die Hintertür auf die Wiese; legte sich hart am Zaune ins feuchte Gras. Der grüne, feuchte Rasen kühlt. Der Hansl fühlte instinktiv, was ihm nottat. Zerschlagen an allen Gliedern, wie er war, schlief er bald ein.

Ein schmerzhaftes Ziehen und Reißen im Kopfe erweckte ihn bald wieder.

Die Ursache davon war nicht etwa eine Erkältung, wie man meinen möchte; sie trug einen viel bestimmteren Charakter.

Der klapperdürre, geizige Stangenbauer war schon auf der Suche nach dem Peitschenstielverderber gewesen. Und wie er so spähend um das Haus schlich, entdeckte er ihn hinter dem Zaun.

Da schob nun der Stanger kniend, mit fest aufeinandergekniffenen Lippen, vorsichtig seine beiden Fangarme durch die Lücke des Zaunes. Dann faßte er, immer noch leise hantierend, Hansls Ohren und Kopf zwischen die krallenartig umgebogenen Hände. Ganz so wie die Köchin den großen Suppenhafen an den Handhaben anpackt. Erst als der Bauer beiderseits festen Griff hatte, fing er an, symmetrisch anzuziehen. Daher das Gefühl des Reißens in Hansls Kopf. Der Hansl schrie: „Auweh! Meine Ohrn!“

Der Stanger sekundierte grimmgemut: „Auweh! Mein Peitschenstiel!“

Weiter sprach er kein Wort; er grinste nur. Aber es hatte den Anschein, als ob er sich darauf kaprizieren würde, Hansls dicken, kugelrunden Kopf durch den handbreiten Zaunspalt zu zerren. Als er endlich nach geraumer Zeit seine Krallenfinger öffnete, da waren Hansls Ohren so blaurot wie zwei Truthahnkämme.

So war der Hansl noch nie malträtiert worden wie heute. Und der Pfarrer hatte ihnen eingeredet, die Seligkeit nach der ersten Beichte sei nicht zu beschreiben, die müsse man fühlen.

Der Hansl bedankt sich schön! Er wünscht dem Pfarrer auch solche unbeschreibliche Gefühle.

Am nächsten Morgen konnte er sich kaum zur Kommunionbank schleppen, so steif und schmerzhaft waren seine Glieder. Und eine erschreckliche Nervosität hatte ihn befallen. Bald vermeinte er die Klauen des Stangenbauern an seinen Ohren zu verspüren oder er fühlte die salbungsvollen Hiebe der Mutter mit dem Birkenen.

Nach der Kommunion machte sich Hansl heim, so schnell er konnte. Es zog wieder sachte, sachte die Liebe zum Leben ein. Denn zu Hause erwartete ihn heute gewiß nicht mehr der Stecken, sondern Kaffee und „Gugelhupf“ mit großen „Zibebn“.

Der Hansl hat alles „putzweg“ aufgegessen. Aber stehend verzehrte er das Frühstück. Die Mutter lud ihn zwar immer zum Sitzen ein: „Hansl setz dich! Mach dir s kommod! Tragst uns den Schlaf aus!“

„Das war mein Reserve-Fräulein aus dem Kindergarten", erklärte er.

Und der Amtsrichter, dem es schien, daß es Sünde sei, ihn noch länger zu knebeln, fragte entgegenkommend:

„Wie heißt sie?"

„Sie heißt Frau Mathiesen ... D a r f ich weiter sprechen?"

Und als der Vater zustimmend nickte, stand während der Stunde, die der Spaziergang dauerte, der Mund des kleinen Kerls nicht still ...

*

* *

Als sie den Garten der Villa wieder erreicht hatten, kamen Paul und der erwähnte Karl Petersen ihnen aus einem Busch entgegengesprungen.

„Steht, oder ihr seid des Todes!"

Die beiden Jungens hatten einen Kranz von Federn um dem Kopf. Ihre Gesichter waren rot und blau tätowiert, und in Nasen und Ohren trugen sie Ringe, die aus dem Verschlußdraht von Selterflaschen hergestellt waren. Sie waren bis an die Zähne bewaffnet mit Bogen, Pfeilen, Spießen und Lanzen. Und Paul trug als Zeichen seiner höheren Abstammung ein altes Katzenfell auf der linken Schulter.

Jürgen verstummte vor Bewunderung mitten in einem Satz.

„Ich bin ein junger Indianerhäuptling aus dem Inkastamm", erklärte Paul und setzte Isidor seine Lanze auf die Brust. „Karl Petersen ist mein Waffenträger. Und wir sind draußen auf Rekognoszierung mit der Ordre von meinem Vater, dem Leichenfresser, jeden niederzustechen, der den Feldruf nicht gibt!"

„Und wie lautet der?" fragte der Amtsrichter in Angst.

„Die neun Wasser!"

„Die neun Wasser!" wiederholten die beiden Überrumpelten schnell.

„Die neun Wasser, passiert!" sagte Paul und ließ die Lanze sinken. Aber im selben Augenblick hielt er einen Finger in die Höhe und lauschte gespannt.

„Pst!" sagte er. „Hört ihr das scharfe Pfeifen? Die Irokesen sind jenseits des großen Sees vorgerückt! Schnell, deckt euch!"

Und er und Karl Petersen sanken hinter dem Busch in die Knie und zogen die anderen mit sich.

„Sie haben das Ufer erreicht!" fuhr Paul fort, bleich vor Gemütsbewegung. „Hört ihr das leichte Rasseln in den Binsen? Wenn der Auerochse sie anführt, dann sind wir verloren!"

„Langschnauze!" sagte der Waffenträger Petersen erregt. „Der weiße Mann steht auf."

Paul zielte mit seinem Bogen auf den Amtsrichter, dem die Knie angefangen hatten, müde zu werden.

„Rühr' dich nicht, oder ich schieße!" sagte er.

Und sie gingen zusammen durch den Garten.

Kaum waren sie zehn Schritt gegangen, als Jürgens Finger sich heimlich in des Vaters Hand schmuggelte.

„Haben wir nicht abgemacht, daß du mich nicht an der Hand halten sollst?"

„Doch . . ." lachte der Knabe verlegen und zog schnell seine Finger zurück. „Ich hatte eben dran vergessen . . ."

„Also!"

Auf dem Abfallshaufen hinter der Nußhecke stand Paul, die Arme über der Brust gekreuzt und starrte fanatisch über den Karauschenteich hin.

„Was tust du?" fragte Isidor.

Der Knabe sah ihn nicht an, sondern starrte unverwandt über den Teich: „Ich bin Napoleon I., der auf den Alpen steht und über den altlantischen Ozean blickt!" sagte er.

Isidor griff an seinen Hut.

„Gestatten Ew. Majestät, daß ich die Kar . . . die Delphine füttere?"

Paul winkte gnädig mit der Hand.

„Bitte, mein Herr", sagte er.

*
*   *

Als der Amtsrichter und Jürgen mit dem Füttern der Fische fertig waren, gingen sie aus dem Garten hinaus und bogen am Kreiskrankenhause vorbei und in die „Anlagen" der Stadt ein. Hier drinnen schossen Tulpen und Osterlilien zu Haufen hervor, und der Ostwind war beißend . . .

„Frierst du nicht, Jürgen?"

„Nein, es ist doch Sommer!"

Jürgen hatte schon längst wieder seine Hand in der des Vaters untergebracht. Aber seinen Mund hatte er doch bisher hübsch gehalten.

Jetzt kam der endlich in Gang, und indem der Knabe seine linke Hand ballte und damit durch die Luft hieb, wie zum Angriff, fragte er:

„Willst du glauben Vater, daß ich Karl Petersen klein kriegen kann?"

Der Amtsrichter zuckte bei der Störung zusammen.

„Ich glaube, wir hatten abgemacht, daß nicht gesprochen werden sollte", sagte er dann.

„Ja . . ." nickte der Knabe. „Aber wenn du innen so wärst wie ich, dann könntest du gewiß auch nicht so lange stillschweigen."

Sie kamen den Weg am See entlang. Jürgen warf einen mißbilligenden Blick auf das schmutziggraue Wasser.

„Dumm, daß hier keine Walfische sind!" sagte er.

Isidor antwortete nicht.

Bald darauf begegneten sie einer Dame, die der Knabe grüßte.

man kein „Lucullus“. Man fütterte Rüben, Hafer, Kartoffeln, Mehl usw. Heute kauft fast jeder obersteirische Bauer seinem Weibe Kukuruz zur Schweinefütterung. Ist ja recht; aber kürzlich sagte mir ein altes Bäuerlein: „Heute tut der Bauer immer Geld ausgeben — statt einnehmen, wenigstens gibt er im Verhältnis zu den früheren Zeiten zu viel aus, trotzdem alles so teuer geworden ist. Die Preise der landwirtschaftlichen Produkte, die der Bauer verkaufen kann, sind aber nicht in dem Maße gestiegen.“ — Der Bauer, der das sagte, fuhr fort: „Heißt es immer, man soll im Gebirge kein Getreide bauen. Ich bedank’ mich schön: Wo soll der Bauer u. a. das Mastfutter hernehmen? Halt wieder kaufen? Kaum steigt das Heu im Preise, fallt’s wieder. Die Artikel, die der Bauer kauft, fallen jedoch nicht so schnell im Preise, zumeist gar nicht. Als ich noch in jungen Jahren war, sang man:

Die Bauern wern ah schon
Hiaz witzig und gscheit,
Und sie brauchn um halbn Teil
Schon weniger Leut:
Zum Dreschn a Maschin,
Zum Holzsparn n Herd,
Doß eahna die Köchin
Nit ruassig mehr werd.“

Früher hatten die Bäuerinnen keinen Sparherd. Zum alten Glaser in Donnersbach sagte die verstorbene Stögerwirtin einmal: „Ja, mein lieber Glaserer, das ist ein Kommodherd, aber kein Sparherd.“

Einst benützte man auf der Bäuerei nur Birkenbesen; gegenwärtig hat man Reisbesen, die bald hin sind. Die Birkenbesen machten die Knechte im Hause; sie kosteten nichts. Die Reisbesen müssen beim Kaufmanne gekauft werden. Die Seife wurde einst auf der Bäuerei und von Bürgersfrauen im Hause gesotten. In Trieben lebt heute noch eine tüchtige Gastwirtin, welche sich die Seife selbst bereitet. Früher nahm man auf der Bäuerei die Aschenlauge zum Waschen, heute muß es Soda sein, die Bargeld kostet, während man die Lauge im Hause zur Verfügung hätte. Stricken will niemand mehr, weil man, wie es heißt, häkeln lernen muß. Auch genagelte oder grobgenähte Schuhe will keine Magd und noch viel weniger eine Bauerstochter tragen; es müssen feine Schuherl sein, die viel Barauslagen verursachen. Vor Jahren nahm der Bauer die Schuster ins Haus und bekam für seine Leute billigere Schuhe, zumal deshalb, weil er das Leder selbst hatte und die Häute zum Teil sogar im Hause gerbte, wie ich es beim vulgo alten „Bauern“ in Donnersbachwald noch vor zwanzig Jahren traf. Aus den Häuten machte man Schuhriemen, aus dem Garn Zwirn. Die Leute haben halbe Nächte gearbeitet und die Bäuerin in aller Herrgottsfrühe gesponnen. Im Gebirge schmierte man die Beschuhung; das Schmer hatte man auf dem Hofe, es kostete nichts; jetzt wird eine Schachtel

Isidor sank unwillkürlich wieder in die Knie.

„Gnade . . .!“ bat er, „Gnade für einen älteren Herrn! Könnt ihr den jungen Mann hier nicht brauchen? Ich schenke ihn euch!“

„Ach, ja, nicht wahr, Paul?“ bat Jürgen, bebend vor Kampfeseifer.

Paul Langschnauze wechselte ein paar Worte in der Inkasprache mit seinem Waffenträger.

„Radamaly suopis sek!“ sagte er. „Wir brauchen einen Bluthund.“

Jürgen senkte augenblicklich die Schnauze zu Boden und schäumte wild.

„Vorwärts!“ kommandierte Langschnauze, „mein Vater, der Leichenfresser, will in den Sümpfen nördlich der großen Seen mit uns zusammentreffen!“

Und fort schlüpften die Indianer zwischen den Büschen.

Bald hörte man nur das Kläffen des Bluthundes aus der Ferne . . .

Grüngelb vor Neid wanderte der Amtsrichter einsam dem Hause zu.

(Aus „Die Väter haben Herlinge gegessen.“)

Der oberländische Bauer von einst und jetzt.

Von **Karl Reiterer, Trieben.***)

Die Bäuerinnen arbeiten in der gegenwärtigen Zeit schon viel mit Maschinen, die Geld kosten; man läßt die alten Bräuche abkommen und trägt der Mode Rechnung. Ob zugunsten des Bauernstandes, wolle der Leser am Schlusse meiner Ausführungen selbst beurteilen.

Man hat Nähmaschinen, Zentrifugen, Saufutterschneidmaschinen, was ja recht ist, weil es die Zeit erspart; aber man muß auch mit dem rechnen, daß alles Geld kostet. Früher hat man in der freien Zeit alles mit der Hand gemacht, sowie überhaupt im Bauernhofe selbst alles, was die Bäuerin, ihre Töchter und die Mägde benötigten, selbst erzeugt wurde: Hemden, Leinen, Drahtgarn für die Schuhmacher, Zwirn, Seife, Kerzen, Loden, Strümpfe, Schuhriemen.

Es ging, das ist wahr, alles langsamer, aber man hatte blutwenig Auslagen. Die Mägde haben mit der Hand das Futter für die Rinder und Schweine bereitet. Trotzdem der Lohn klein war, mußten die Leute vor Zeiten mehr arbeiten. Wie der Leser sieht, machten sich auch beim Bauer die sozialen Bestrebungen der Neuzeit bemerkbar. Heute braucht die Sennin kein Milchzeug zu putzen, das heißt, das Milchstezelreiben erspart sie sich, denn sie hat eine Zentrifuge. Alte Bäuerinnen behaupten, daß die Butter, wenn gut gearbeitet wurde, früher so gut gewesen sei als die, welche man heute erzeugt. Noch vor wenigen Jahren kannte

---

*) Die altvolksmäßige Auffassung des Verfassers ist nicht ganz die unsere, entspricht aber dem Gegenstande. Die Red.

Topf Kaffee mit einem Kipfel vorzusetzen, wo man doch morgens eine Mus (Brennsterz) hatte, meinte die Hausmutter: „U, Koch essn mir die Luadern ja koans. Wenn s nit ihren Kaffee hättn, so blieb'n s nit." — Um die Dienstboten zu erhalten, muß man ihnen vormittags und nachmittags einen Kaffee geben. Himmel Herrschaftskrapfen! und dabei soll der Bauer z'hausen kommen? Nicht allein, daß Kaffee, Zucker und Kipfeln das Jahr über ein enormes Geld kosten, wird auch die Milch verwaschen*). Dann wundert man sich, daß die Bäuerinnen Schmalz kaufen (statt verkaufen) müssen! Ja fürwahr, der Luxus ist in den kleinsten Bauerndörfern schon ins Horrende gestiegen, nicht nur bei den Bauern, sondern auch schon bei Keuschlern und Kleinbauern. Ich erinnere mich noch lebhaft daran, wie ich in Weißenbach zu einem Keuschler eines Tages kam, als gerade der Brotträger erschien. Das Weib kaufte nicht weniger als um 60 Heller Kipfeln und Semmeln. Als ich mir zu bemerken erlaubte, daß wir daheim im Schulhause nur Hausbrot zum Kaffee haben, meinte die Keuschlerin: „U, das frassert mir von den Kindern koans!"

Ein ähnlicher Luxus herrscht nicht nur heute, sondern schon vor Jahren. In Donnersbachwald, wo ich von 1886 bis 1896 war, lernte ich eine Großbäuerin kennen, die nicht nur falsche Haare, Zähne und dergleichen, sondern auch ein Mieder um 30 K trug. Damit sie einen hübschen Busen habe . . . Der Verstand bleibt einem stehn! Die betreffende einstmalige Großbäuerin ist es allerdings nicht mehr, sie ist weniger als eine Kleinbäuerin, was dahin führt, wenn man „dreingreift" **), solange alles toll und voll da ist, sobald übernommen wurde. Noch eines Umstandes will ich zum Schlusse erwähnen. Früher hatte jede Bäuerin ihre Hausmittel: Salben, Salsen, Kräuter, Balsam usw., die bei leichten Erkrankungen oft, ja zumeist genügten. Heute, wenn der Nannerl oder Minnerl ein klein wenig was über die Leber läuft, wird schon zum Doktor gelaufen . . . Die Herren Medizindoktoren, das weiß ich, werden nicht darüber erbaut sein, wenn ich das sage, aber es ist so: Nur Geld ausgeben, nichts als Geld ausgeben kennt man heute.

Rechnet man zusammen, was in einem, zwei, vier und zwanzig Jahren für Kindernährmehl, falsche Zähne, Haare, Kipfel, Seife, Zwirn, Soda, Schmuck usw. ausgegeben wird, so macht dies in die Tausende Kronen aus. Ja, der Luxus allein macht schon aus, daß man sich in zwanzig Jahren dafür ein Bauerngut kaufen könnte.

Wenn ich vorhin über die heutige Lebensweise der Bauern, die über die Bedürfnisse hinausgehen, einiges schrieb, so sei im nachstehenden etwas über die Einfachheit der alten Bauern gesprochen; ich hatte Gelegen-

*) verschwendet.
**) verschwenderisch ist.

Wichs nach der anderen gekauft. Vor Zeiten gab es keine gestärkte und gebügelte Wäsche auf dem Bauernhofe; man rollte die Hemden einfach und gut war's. Und nun? Es gibt Bauernmägde und Bauernknechte, die ihre Wäsche nicht einmal im Hause reinigen lassen; sie geben s' aus, sagt man, das heißt, man vertraut sie nur mehr einer Wäscherin und Büglerin an, was aber Geld kostet. Kein Wunder, daß da Dienstboten auch immer zu wenig Geld haben. Einst bekam jede Magd zu Neujahr einen Zwirn von der Bäuerin zum Ausbessern der Hemden und Kleider; heute hat die Bäuerin selbst keinen Hauszwirn mehr; sie kauft den Zwirn beim Krämer ums teuere Geld. So werden aus Hellern Kronen, aus zehn Kronen, die man für kleine Bedürfnisse benötigte, hundert Kronen, in dreißig Jahren Tausende von Kronen.

Auch der Luxus nimmt überhand. Lachen muß ich immer, wenn ich selbst schon in jedem Gebirgsgraben die Bauernmägde und Bauerntöchter mit einem Ledertäschchen daherkommen sehe. So ein Täschchen kostet 5 bis 10 Kronen. Früher band man seine Kleinigkeiten in ein Taschentuch; aber freilich, das ist heute nicht mehr schick und „Schick" muß doch die letzte Kuhmirzl schon zeigen. Die Mägde tragen auch falsche Zöpfe und falsche Zähne; in den Haaren ist wertvoller Kopfschmuck, Steckkämme, wovon einer eine bis zwei Kronen kostet. Vor einem Jahre sah ich in Tauern eine Magd eine Sau heruntertreiben. Die Magd hatte eine goldene Uhr mit langer Goldkette; die Finger waren voll Ringe; sind s' schon nicht aus echtem Gold, so doch aus Doublee. Selbst Niederschuhe tragen Bauernmägde; wenn man sie aber an den Röcken oder Unterröcken ansieht, so sind diese bis auf die Waden hinauf voll Schmutz, so, daß letztere und die Niederschuhe zusammenpassen wie eine Faust auf ein Aug'; aber wäre noch bald not, man müßte zu der Mirzl und Hanna sagen: „Grüß' Ihnen Gott, Fräulein von, zu und hint' angespreizt". Grobgenähte tragen nur Herrische. Aus der Bäuerei schämt sich die Dirn ihrer.

So könnte ich noch vieles anführen, ich muß aber schließen. Bevor ich ende, sei noch bemerkt, daß ich in Weißenbach bei Liezen eine Bäuerin kannte, die ihren Jungens „Kindernährmehl" gab, wozu doch eine Kuh lachen mußte, denn, fragte ich, ist nicht — no, was denn schnell? . . . sagen wir gelinde: Ist es nicht ein Stumpfsinn, um 20 bis 40 Kronen Kindernährmehl zu kaufen, wo man doch die billige Milch im Hause hat? In Weißenbach traf ich vor wenigen Jahren eine andere Bäuerin, von der man lernen kann, wie eine bäuerliche Hausmutter nicht hausen soll . . . Kam ich um 10 Uhr vormittags in besagtes Haus, so sah ich, wie die Bäuerin, die Töchter und die Mägde beim Kaffeetopf saßen. Es war Jause. Als ich vor der Bäuerin eines Tages bemerkte, daß es denn doch ein Luxus sei, den Mägden um 10 Uhr vormittags einen

Speck einschoben und draußen im Tale nichts aßen, sondern höchstens ein Krügel Bier oder ein Gläschen Branntwein tranken, obwohl sie einen drei Stunden weiten Weg zu machen hatten, bergauf, bergab. Um 5 Uhr morgens begaben sie sich auf den Weg, nachdem sie zuvor ein Mus oder einen Eierschmarren gegessen hatten. Kamen sie nachmittags heim, aßen sie erst ihr Mittagsmahl, das die Bäuerin in die Ofenröhre gestellt hatte, damit es warm bleibe. Burschen steckten einen Roggenkrapfen ein, wenn sie ins Tal hinauszogen. In der Frühe aß man zum Koch eine Schottsuppe*), dieses Gericht kommt schon vielfach ab, ein Kaffee muß dafür sein. Die billige Schottsuppe will niemand mehr.

Meine Frau, eine Tochter des Stögerwirts, weiß sich genau daran zu erinnern, wie in ihrem Heimatshause vor 35 bis 40 Jahren kein Kaffee vorrätig war. Übernachtete jemand, wurde gefragt, ob er zum Frühstück einen Kaffee wünsche. Hieß es ja, ließ die alte Stöger vom Weinbacher um 10 kr. gebrannten Kaffee holen. Heute kauft jede Bauernwirtin den Kaffee kilo-, wenn nicht gar säckweise.

Man war seinerzeit so sparsam, zur Schottsuppe keinen Rahm und nur schwarzes Brot zu nehmen. Echte spartanische Kost! Der alte Braun in Triebental erzählte, er habe beim Kohlenführen täglich mit 20 kr. Zehrungsgeld sein Auslangen gefunden, was um so mehr Verwunderung erregen muß, da er einen großen Grundbesitz hatte. Mit einem Packel Tabak kam er eine halbe Woche aus. Wenn einer heute den Nagel**) nicht den ganzen Tag im Munde haben kann, glaubt er, es sei nicht zum Aushalten. Wie einfach sind heute noch manche Bürgersfamilien gegen bäuerliche Verhältnisse der Neuzeit. Darüber vielleicht ein anderesmal.

Wenn Fürsten reden.

In der Familie, mit Vertrauten und mit persönlich befreundeten Souveränen reden Fürsten ebenso offen und ungeniert wie andere Menschen, die sich mehr oder weniger zu sagen haben. Wenn aber Fürsten offiziell sprechen — gewissermaßen mit der Krone auf dem Kopf, Zepter und Reichsapfel in den Händen —, dann steht, so fordert es der Konstitutionalismus, der verantwortliche Minister im Geiste neben ihnen; der muß für das Gesagte entweder deshalb eintreten, weil er es inspirierte oder weil er verfassungsmäßig für alle Regierungsakte und -äußerungen seines unverantwortlichen Herrn verantwortlich ist. Man hat ihn deshalb drastisch als „Prügelknaben" bezeichnet, der die Schläge bekommt, die einem anderen zugedacht sind. Der Vergleich ist wenig ehrenvoll und

*) Käsesuppe.
**) Pfeife.

heit, dies vor 30 Jahren zu beobachten, teils stammen die Mitteilungen von verläßlichen Gewährsmännern im Oberlande.

In Donnersbach lernte ich den alten Lahrer kennen, den Rabenhaupt, Goldbacher, Fischer und viele andere alte Waldbauern, in St. Peter im S. den alten Sterzfastl, Gießhübler, Koineggpeter Hanserl, in Hohentauern den alten Braun, die alle, wie ich später erzählen werde, das Muster von Einfachheit, Anspruchslosigkeit und Sparsamkeit waren.

Fand der alte Rabenhaupt die Suppe zu lind, sagt er: „Tan ma a bisserl rührn." Wenn nach dem Rühr'n die Speise noch zu lind war, meinte er: „Boa Schlaggerer, Honna*), mußt dena um a Solz gehn." Also sogar beim Salz sparte der Mann, der durchaus kein Geizhals war. Kamen Brautwerber um die Rabenhaupttöchter, sagte der Mann: „Jh brauch meine Dirndln zum Wassertragen." Bemerkt sei, daß das Wasser in wasserarmen Zeiten vom nahen Donnersbache bei der Rabenhauptrealität am Fuße der Günzen geholt werden mußte. Der Rabenhaupt wußte ganz gut, daß er benachteiligt sei, wenn er seine Töchter heiraten lasse. Er hatte in ihnen billige und anspruchslose Arbeitskräfte. In der Tat heiratete von den Rabenhaupttöchtern nur eine, nämlich die, welche den Besitz übernahm, da keine männlichen Erben da waren. Sämtliche Schwestern blieben beim Hause und waren brave Dienstboten.

Der Grundbesitzer Paul Winkler, vulgo Fischer, in Donnersbachwald ging wochenlang in kein Gasthaus. Er kaufte sich beim Stögerwirt höchstens einen Tabak. Freilich, wenn er einmal trank, dann geschah's in ausgiebiger Weise. Der Mann blieb in seinen Jahren fleißig beim Hofe. Man sah ihn mit der Mehlbutte hinübergehen in die Mühle, das war alles, während andere soffen wie die Igel, und zwar so lange, bis ihnen die Augen übergingen. Verkaufte der Fischer ein Paar Ochsen, so brachte er dem Weibe höchstens ein „Kittelzeug" heim, das war alles. Der Mann war früher Jäger, der nichts besaß, als, wie der Toni immer sagte, ein schwarzes Kastl. Trotzdem blieb der Gute, zu einem großen Bauernhof durch eine Heirat gekommen, ein anspruchsloser Mann bis an sein Lebensende. Wie würde ein anderer, zu einem solchen Hofe gekommen, heute leben? Winkler nahm auch seine arme Mutter und seinen Bruder Franz auf den Hof. Dieser unterstützte den Bruder durch fleißige Arbeit. Auch Winklers Weib war sehr sparsam, fleißig und brav. Im Alter von 60 Jahren tänzelte sie noch daher wie eine Zwanzigjährige. Die erste morgens auf den Beinen, die letzte abends ist sie im Bette. So lebte dieses Bauernpaar im Oberlande.

Wie ich noch Waldbauernlehrer war, sah ich, daß die Bergbauern, wenn sie bei Gericht in Irdning zu tun hatten, ein Stück Brot und

---

*) Johanna; es war seine Tochter.

Ich erwähnte früher: Das Leben ist grotesk-komisch!

Aber es liegt System darin. Seien wir offen — einer gewissen Sorte von Demokraten ist es häufig, so häufig als möglich, darum zu tun, die Autorität der Krone zu untergraben, und um diesen Zweck zu erreichen, scheut sie keine Entstellung und kein Verschweigen der besonderen Umstände, unter denen dieses oder jenes Wort fiel. Wann endlich wird ein wahrhaft freiheitliches Blatt schreiben: „Auch Fürsten haben ihre Sympathien und Antipathien und verleihen ihnen Ausdruck wie wir alle, die wir ebenfalls gern alles kritisieren. Wenn sie durch ein Lob oder einen Tadel Andersdenkenden entgegentreten oder fremden Bestrebungen hinderlich sind, so verleiht ihrer Meinung nur jene ungezählte Schar, welche die Herrscher für unfehlbar hält, eine zuweilen bedenkliche Kraft. Die ‚Unfehlbarkeit' der Fürsten wird nicht von diesen verkündet, sondern von der Masse aus eigenem anerkannt.

Das ist der Krebsschaden. Fürsten haben zuweilen recht, Fürsten irren zuweilen. Man hat Kaiser Wilhelm die bekannte ‚Krüger-Depesche' übelgenommen, über die zuerst ganz Deutschland begeistert war; man warf ihm zur Zeit des Burenkrieges seine Englandfreundlichkeit bitter vor und als man erkannte, daß sie den Reichsinteressen, die doch zuerst zu bedenken waren, allein entsprach, nahm man trotzdem keine andere Stellung dazu ein; als der Verteidiger Port Arturs besonders ausgezeichnet wurde, jubelten wir, und als Stößel seinen Ruhmesschein einbüßte, verhöhnten wir den Kaiser . . . Wer war in allen diesen Fällen der Vornehmere? Hätte es uns nicht wohl angestanden, zuerst den Sang anzustimmen: ‚Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa . . .'

Einen solchen oder auch nur einen ähnlichen Gedankengang habe ich bisher in keiner Zeitung gefunden — wohl aber blindwütige Angriffe auf die Überzeugung anderer und Beschimpfungen, welche Hunderttausende verletzen. Man muß sich über das Intrigenspiel der Presse klar werden, um den Wert der sogenannten „öffentlichen Meinung" richtig einzuschätzen.

Manchmal grenzen die Quertreibereien ans Fabelhafte: Sprach da vor kurzem ein deutscher Prinz allgemein gegen Parteien, die mit ungesetzlichen Mitteln Politik treiben, betonte aber zugleich, daß sich seine Worte nicht gegen eine fremde politische Überzeugung, sondern nur gegen den gesetzwidrigen Umsturz richten. Dieser Prinz ist als ehrlicher, mannhafter und aufgeklärter Charakter bekannt — trotzdem fiel „man" über ihn her. Ich möchte wissen, warum? Hat etwa jemand erwartet, daß er mit der Revolution liebäugelt? Oder findet man seine Ansicht so natürlich, daß es überflüssig war, sie öffentlich zu vertreten? Aber wer verbreitete sie denn? Gerade jene, die sich darüber entrüsteten. Vielleicht hätte der Prinz besser geschwiegen — vielleicht nur, doch jedenfalls wählte er eine Form, von der unsere grobe Demagogie nur lernen könnte. Und außerdem

die zünftigen Staatsjuristen lehnen ihn entrüstet ab, aber er drängt sich immer und immer wieder auf. Historisch genommen ist der Minister als Prügelknabe auch wirklich nicht der Nachfolger des Prinzengespielen, der übers Knie gelegt wurde, wenn das Prinzchen unartig war, sondern er leitet seine Stellung von dem englischen Prinzip ab, daß der König nicht Unrecht tun könne, weshalb ein Dritter da sein muß, der die Verantwortung für die Akte seines Souveräns trägt, denn nur dann wird er Gesetzwidrigkeiten nach Möglichkeit zu verhindern trachten. Und doch — in gewisser Beziehung ist der Minister der Sohn des mittelalterlichen Prügelknaben, so grotesk-komisch es auch anmutet, aber das Leben ist Gott sei Dank reicher an Komik, besonders an unfreiwilliger, als traurige Philosophen glauben. Treffend zeigte seinerzeit die Neujahrsnummer eines deutschen Witzblattes den Reichskanzler Hohenlohe, der tief in einem Fauteuil eingesunken stöhnte: „Wofür werde ich wieder in diesem Jahr verantwortlich sein müssen . . .!"

Fürsten reden aber nicht nur im intimen Kreis und nicht nur vom Thronsessel herab, sondern oft sagen sie ihre Meinung auch in der Halböffentlichkeit, anläßlich einer Ausstellungseröffnung etwa, bei Denkmalsenthüllungen, auf Festversammlungen und bei ähnlichen Gelegenheiten. Die strengen Demokraten behaupten nun, selbst in solchen unschuldigen Fällen müßten die Minister für jedes Wort mit ihrer ganzen Persönlichkeit einstehen — auch für Äußerungen also, die lauten: „Das Bild ist sehr schön!", „Züchten Sie diese prachtvolle Schweinerasse nur weiter, meine Herren!", „Ich bin ein Gegner hypernaturalistischer Kunstwerke", oder: „Der Alkohol muß bekämpft werden". Noch strengere Demokraten, die zumeist selbst sehr gesprächig sind, meinen, Fürsten hätten überhaupt zu schweigen; dafür predigen sie, Volkesstimme sei Gottesstimme (weshalb man vor etlichen Jahrhunderten unter dem Jubel des Volkes Ketzer verbrannte) und die Majorität von Köpfen repräsentiere die Vernunft — als ob nicht täglich unleugbare Tatsachen das Gegenteil bewiesen. — Die große Menge aber, die in Vereinen und auf der Bierbank nicht langatmig genug debattieren kann, entrüstet sich nicht selten über die „Banalität Allerhöchster Reden" oder über deren „Einseitigkeit". Das tut merkwürdigerweise dieselbe Menge, die, dem „Zeitgeiste" gehorsam, den Fürsten als „Mensch unter anderen Menschen" betrachtet — doch nur den „anderen Menschen" gestattet, Wohlgefallen oder Mißfallen, ihre Ansichten über dieses und jenes Ding zu äußern.

Am ungereimtesten handelt die Presse, sie wettert gegen den Byzantinismus und horcht die Lakaien aus, was der König zum Frühstück sagte. „Was hat er gesagt?" und dann wiederholen die Zeitungen das Erlauschte in der breiten Öffentlichkeit und grollen: „Diese Vielrederei ist entsetzlich!"

lebten als angesehene Bürger in Mainz und lange soll in dieser Stadt am Rhein das „Hauberrisserhaus" bestanden haben. Ein aus Erlach im Rheingau stammender Baumeister Georg Hauberrisser siedelte sich in Graz an, fand da lohnende Betätigung und zählte bald zu den besten Baumeistern, denen man die Ausführung der größten Bauten übertrug. Er schuf den Häuserblock mit der Landes-Oberrealschule am Karl Ludwig-Ring und im Jahre 1836 die Kirche der Karmeliterinnen in der Grazer Grabenstraße und vermählte sich mit Juliana Röckenzaun aus Mureck. Die Leutchen gelangten zu Ansehen und Wohlhabenheit und ihre beiden Kinder Antonia und Georg mehrten das eheliche Glück.

Georg, ein aufgeweckter, hochbegabter Bursche, absolvierte die Technik in Graz, besuchte die Bauschulen in München und Berlin und erhielt an der Wiener Kunstakademie unter Dombaumeister Schmidt die künstlerische Weihe.

Als im Jahre 1866 der Wettbewerb um den Rathausbau in München erfolgte, entwarf auch der junge Hauberrisser ein Projekt im gotischen Stil, errang damit den ersten Preis und erhielt die Ausführung des Baues zugesprochen.

Gleichwohl hatte sich eine Gegenpartei gebildet, die über des jungen Architekten Fähigkeiten, einen solchen Monumentalbau zu bewältigen, Zweifel auszustreuen suchte, und der Kunstkritiker Friedrich Pecht an der Spitze jener Gegnerschaft behauptete sogar, daß ein gotisches Rathaus in einer modernen Stadt ein Anachronismus sei; jedoch Hauberrisser hatte eine Anzahl maßgebender Persönlichkeiten auf seiner Seite — und nachdem der Bau nach seinen Plänen beschlossene Sache war, mußte die gefährliche Gegnerschaft doch verstummen.

Der junge Baukünstler übersiedelte noch im Jahre 1866 nach München, schlug dort seine Werkstätte auf und ging mit Eifer an die schöne und ehrende Aufgabe. Der Bau wurde begonnen, stieg allmählich in die Luft, und als er vollendet dastand, fand er auch allgemeine Bewunderung.

Da der Meister dann bei mehreren Rathausbau-Wettbewerben als Sieger hervorging und auch die Ausführung der Bauten übertragen bekam, mußte er sich auch den Scherznamen „Rathausmarder" gefallen lassen. Es mehrte sich aber auch sein Künstlerruf und bald zählte Hauberrisser zu den gesuchtesten und meistbeschäftigten Architekten Deutschlands, und nachbenannte, nach seinen Entwürfen und Plänen und Zeichnungen hergestellten Bauwerke geben beredtes Zeugnis von seiner Meisterschaft: Die Villa Defregger und das Kaulbach-Museum in München; die Rathausbauten in Kaufbeuren und Wiesbaden; die Rathausumbauten in Ulm, Landsberg am Leech, St. Johann a. d. Saar und Landshut, und besonders die eigenartige, bis ins kleinste Detail formen-

wollen wir nicht vergessen, daß wenn die Menschheit alles Überflüssige verschwiege, unsere größten Zeitungen zu bescheidenen Monatsblättchen einschrumpfen würden und eine große Stille durch die Welt zöge . . .

Alles Überflüssige ist Luxus; den wohlfeilen Luxus mit Luft, Sonnenlicht, Wasser und Worten kann man füglich tolerieren.

Ein Monarch, der vor nicht langer Zeit sein „Gottesgnadentum", also sein Verantwortlichkeitsgefühl der höchsten Macht gegenüber, betonte und — freilich nicht originell — den Mutter- und Hausfrauenberuf als die ureigentliche Domäne des Weibes bezeichnete, soll nach den vehementen Angriffen, die daraufhin gegen ihn erhoben wurden, launig gesagt haben: „Na, da hast du dir 'mal wieder gründlich die Schnauze verbrannt!" Ich schlage vor, diesem Fürsten den Beinamen „der Ehrliche" zu verleihen — er wird ihn kaum mit vielen Menschen zu teilen haben. Unbekümmert um die Mode tritt er für seine Überzeugung, die man gewiß nicht immer teilen kann, ein, und wer Tapferkeit liebt und Wahrhaftigkeit achtet, wird sich freuen, daß es solche Fürsten gibt.

Ich kann mich nicht erinnern, daß die Worte eines modernen Herrschers den Völkern Gefahr brachten; nur durch böswillige Auslegungen, unerwünschte Kolportage, durch Indiskretion und entstellende Kommentare wurden sie manchmal zweischneidig geschärft. Was folgt daraus? . . .

Immerhin mag der Rat zur Einsilbigkeit an Kronenträger begründet sein, besonders, weil manche Leute nur darauf warten, „Allerhöchste Äußerungen" für sich auszuschroten und zu verdrehen. Wer auf einem exponierten, umschwärmten, aber auch angefeindeten Posten steht, soll daher doppelt vorsichtig sein.

Und der Presse möchte man anderseits zurufen: Du, die du seit 1848 für die Freiheit des Wortes kämpfst, verletz' du selbst nicht dieses heißerrungene Recht. Es gibt keinen geschriebenen und keinen moralischen Paragraphen und darf keinen geben, der den Fürsten den Mund verbietet!

Hans Ludwig Rosegger.

Georg v. Hauberrisser
der Schöpfer der Grazer Herz Jesukirche.

Zwei der berühmtesten deutschen Architekten haben Graz zu ihrer Geburtsstadt. Zuerst war es Johann Bernhard Fischer v. Erlach, der Erbauer der Wiener Karlskirche und anderer Monumentalwerke, der am 15. März 1656 in der steirischen Landeshauptstadt das Licht der Welt erblickte, und einige hundert Jahre später war es Georg v. Hauberrisser, der am 19. März 1841 in der „Grazienstadt" sein Dasein begann. Dieses Baukünstlers Vorfahren

die Situation erfassend, im heiteren Tone: „Also deshalb!“ wandte sich zu seinen beiden Begleitern und verließ mit einer zustimmenden Gebärde die Untersakristei, die damals für mich als Atelier zurechtgerichtet war.

Nicht nur an jenem Abende, an dem ich (es war in den achtziger Jahren) mit dem Künstlertrifolium Lindenschmid, Matthias Schmid und Hauberrisser im Münchner Hackerbräu in der feucht-fröhlichsten Stimmung beisammen sein durfte, sondern auch in vielen anderen Fällen hatte ich Gelegenheit, unsern Baukünstler und geschätzten Landsmann von seiner launigen und witzsprühenden Seite kennen zu lernen.

Hauberrisser ist von gedrungener Gestalt, und der Kopf mit der hohen Stirn, der kräftigen Adlernase, den freundlichen dunklen Augen und dem etwas struppigen Schnurr- und Vollbart gibt einen urwüchsigen und geistvollen Künstlertypus.

Gewöhnlich einmal im Jahre kommt der Meister nach Steiermark, um in seinem Vaterhause (Graz, Tummelplatz Nr. 7) und in seinem Weingarten bei Straßgang einige Tage zu verbringen und auch pietätvoll die kunstgeschmückte Ruhestätte seiner Eltern im St. Peter-Friedhofe aufzusuchen.

Mit irdischen Gütern gesegnet, verfügt der Künstler über ein prächtiges und gemütliches Heim, erfreut sich eines musterhaften Hauswesens, und eine liebe, gute Frau und eine Anzahl talentvoller, braver Kinder bilden seine intime Welt. Mit 16. Dezember 1901 ward ihm Wappen und Adelsbrief gegeben, und auch die Worte „Zufrieden sei der Mensch, der Künstler aber nie!“, die er mir in mein Stammbuch schrieb, scheinen ihn einigermaßen zu charakterisieren. Daß er als Mensch zufrieden, dazu hat er guten Grund; — und daß sein Streben als „Schaffender“ immer noch nach Erhabenerem und Größerem zielt, verrät nur den Zug des echten, wahren und genialen Künstlers.

Von seinem Hauptwerke, dem Münchener Rathause, wurde der erste Teil 1874 dem Gebrauche übergeben, die Sitzungssäle jedoch erst 1881 fertiggestellt. Die beiden Zubauten gelangten 1888 bis 1890 zur Ausführung und der Ausbau des gewaltigen Baudenkmales wurde von 1906 bis 1907 vollendet.

Die reichhaltigste und malerisch interessanteste der Fassaden ist selbstverständlich dem Marienplatze, die zweite der Weinstraße und die dritte der Landschaftsgasse zugekehrt. Die Großzügigkeit im ganzen und die zierlich-gefällige Art der Details, die sich bei all den gotischen Bauten Hauberrissers als Charakteristikum geltend machen, scheinen im genannten Prachtwerke in besonderem Maße berücksichtigt worden zu sein. Seine künstlerische Gliederung mit dem 80 Meter hohen Turme und den vorgeschobenen Arkaden, den vielen Giebeln und Erkern, dem

schön und künstlerisch durchgeführte Grazer Herz Jesukirche, die auf ihren abwechslungsreichen Terrainhöhen, mit den malerischen Portalvorhallen und dem edel gegliederten und prächtig ausgestattetem Innern als eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges bezeichnet werden kann, und weiters: das Schloß Santa Fé bei Rio de Janeiro (Brasilien); die Paulskirche in München, wohl eines der gelungensten gotischen „Backsteingedichte", die um die Wende des 19. Jahrhunderts entstanden sind, und nicht minder die großangelegte, turm- und zinnenreiche Deutschordensburg Busau in Mähren. Auch die Restaurierung der altehrwürdigen, an Kunstschätzen reichen St. Sebalduskirche in Nürnberg ward unserem Meister Hauberrisser anvertraut, der diese Aufgabe auch in trefflicher Weise zu lösen verstand. Von seiner künstlerischen Tätigkeit soll noch später die Rede sein; vorher mögen einige für Graz besonders interessante Züge aus seinem Leben angeführt werden: den 1. Jänner 1868 wurde er mit Maria Wessely durch den allgemein beliebten Domherrn Worm in der Grazer St. Leonhardkirche getraut, wobei Dr. Rudolf Quaß und Baumeister Bullmann als Trauzeugen fungierten. 1877 bis 1878 hatte sich Hauberrisser in der bayrischen Hauptstadt sein Haus gebaut, 1884 ein zweites villenartiges Gebäude angegliedert und zu einem malerischen Ganzen geschaffen. Ende der siebziger Jahre erhielt er den Titel eines königlichen Professors und bald hernach erlangte er die Angehörigkeit zum Deutschen Reiche.

So ernst und streng er auch in seinen Werken erscheinen mag, im persönlichen Verkehr gibt er sich zumeist als Schalk, voll geistiger Regsamkeit, Witz und Humor, der geborne Schlaraffe!

Hatte da das Grazer Herz Jesukirchen-Baukomitee beschlossen: „Hauberrisser als Baumeister" darstellen zu lassen und in Stein gemeißelt, aus einer Fensteröffnung ober dem Eingange in dem wundersam gegliederten Stiegenhause der genannten Herz Jesukirche herausschauen zu lassen. Ich war gerade mit dem Modellieren des Bildwerkes nach der Natur beschäftigt, das den Baumeister mit dem Zirkel in der Rechten und dem Barett auf dem Kopfe darstellte, als der Bauherr Fürstbischof Dr. Johannes Zwerger in Begleitung der Bischöfe von Gurk und Laibach kam, Nachschau zu halten. Zwerger sah mit seinen kleinen dunklen Äuglein mich, das Modell und das Bildwerk forschend an und meinte: „Sehr ähnlich! aber es wird halt nicht gehen mit dem Barett auf dem Kopfe, da das Bildwerk im Presbyterium neben dem Ziborium-Altar seinen Platz haben soll!" Hauberrisser lächelte, nahm das Barett ab, zeigte auf seine ziemlich umfangreiche haarlose Stelle und sagte mit einer tiefen Verbeugung: „Exzellenz! Im Winter wäre es mir zu kalt in der Kirche, ich würde mich da zu arg erkälten!" Der Bischof streifte mit einem etwas überraschten Blick des Meisters auffällige Glatze — und erwiderte,

Karl Schönherr.

Eine Plauderei von **Peter Rosegger.**

Der neue Mann! könnte man sagen, wenn er nicht schon seit vielen Jahren bekannt wäre. Bekannt, ja. Aber berühmt? Erst seit Monden. Es war ein sachtes, von keinem hohlen Erfolg, von keiner Versuchständelei gestörtes Wachstum.

Es werden jetzt wohl nahezu zwanzig Jahre her sein, seit mir ein alter Freund in Wien einen jungen Dichter für meinen „Heimgarten" empfahl. Selbiger sei aus Tirol, bäuerlichem Geblüte entstammend, studierter Mediziner und wolle sich in der Donaustadt eine ärztliche Praxis gründen. Indes scheine er sich in der menschlichen Seele mindestens so gut, wenn nicht besser auszukennen, als an dem menschlichen Körper. Sein Name sei Karl Schönherr.

Mich hat damals diese Nachricht deshalb besonders geinnert, weil mir der Name Schönherr aus einem Familiendokument bekannt war. Im sechzehnten Jahrhundert hat eine Anna Roßegger aus Krieglach-Alpel in Steiermark einen Andreas Schönherr geheiratet und ist mit ihm fortgezogen. Es wäre mir kein geringer Stolz, zwischen dem Dichter Karl Schönherr und mir eine Familienverwandtschaft nachweisen zu können. Aber ich weiß nichts weiter und das Geschlecht der Schönherr ist in den Alpen weit verbreitet. Eine Seelenverwandtschaft wird wohl vorhanden sein, das habe ich schon damals gespürt, als mir einige Skizzen Schönherrs aus dem Tiroler Volksleben vorlagen, wovon etliche voll bummelwitzigen Humors, etliche voll schwerer Tragik waren. Ein Kenner des alpinen Volkstums; nicht ein Stadtmensch, der Bauerngeschichten schreibt, sondern ein Berglandblut, das aus sich selbst schöpft. Ein Geber und Herrscher, ein Bauernaristokrat, wie sie besonders noch im Tirolerland wachsen. In anderen Ländern haben die sozialen Verhältnisse den natürlichen Bauernaristokratismus zurückgedrängt, teilweise entwurzelt und in unserer Zeit sind die von der Hörigkeit befreiten Bauern so frei geworden, daß sie sich vom altangestammten Boden losreißen, um fahrendes Volk der Industrie zu werden. Nach meiner Meinung ein *bodenloser* Leichtsinn!

Kurze Zeit vor dem Auftauchen des jungen Tiroler Dichters war Ludwig Anzengruber gestorben. Der hatte in seiner genialen Art alpbäuerliche Gestalten mit städtischer Denkweise, mit modernen Tendenzen vereint, in einer Art, die künstlerisch jedenfalls, sachlich nicht immer gerechtfertigt war. Hier, in Karl Schönherr schien ein Dichter gekommen zu sein, der die Bauernseele nicht ausweitete nach gleichmachender Kultur hin, sondern sie vertiefte in sich selbst. Das haben seine tirolischen

hochstrebenden Fialenwalde und dem Ziergewirre, dem ungemein sinnreichen Figurenschmucke, in welchem Bayerns Herrscher, Staatswesen, Volkstum, Kunst und Industrie, Sagen und Legenden verkörpert und einerseits mit naturgetreuen, anderseits mit phantastischen Tiergebilden belebt ist, kann wohl seinesgleichen suchen.

An den alten, mit Zieraten und lustigen Sprüchen geschmückten Rathauskeller gliedern sich die 385 Quadratmeter umfassenden neuen Hallen und den großen Hof belebt die originelle und schmuckreiche Wendeltreppe. Das bis in das unscheinbarste Einzelnobjekt verständnisvoll und stilgerecht durchgeführte Monumentalbauwerk gibt ein überwältigendes Gesamtbild, das wohl geeignet ist, seinem geistigen Schöpfer Ruhm und Ehre zu sichern.

Auch in seinen Renaissancebauten, wie im Rathause zu Wiesbaden und besonders in der märchenhaften Deutschordensburg Busau hat Hauberrisser Gewaltiges und Erfreuliches geschaffen, Baukunstwerke, die Jahrhunderte über unsere Zeit hinaus das Lob des Meisters verkünden werden.

Es gehörte gewiß zu den glücklichen Fügungen, daß von maßgebender Seite die ungewöhnliche Begabung des jungen Architekten rechtzeitig erkannt und er in die Isarstadt berufen wurde, wo ihm ein weites Feld für sein Kunsterstreben, für seine Kunstkämpfe und Kunstsiege offenstand. Daß dann sein Ruhm von diesem Kunsteldorado um so wuchtiger in die Welt flatterte, ward von den Schätzern der Kunst Hauberrissers auf das freudigste begrüßt.

Georg v. Hauberrisser ist Ehrenbürger der Stadt Kaufbeuren, Besitzer des bayrischen Michael-Ordens, des österreichischen Ordens der Eisernen Krone, des preußischen Kronen-Ordens und des Roten Adler-Ordens; auch erhielt er schon den bayrischen Maximilian-Orden, den nur Künstler und Gelehrte erhalten können, zuerkannt. Und wenn fürderhin von hervorragenden Männern aus unsern Alpenländern die Rede sein wird, wird gewiß neben Tegetthoff, Carneri, Defregger, Rosegger u. a. der Name Hauberrisser nicht fehlen.

Meister Georg beging den 19. März 1911 in voller Geistesfrische sein 70. Wiegenfest. Möge er noch viele Jahre schaffen und als eine Zierde der deutschen Künstlerwelt uns noch lange gesund und froh erhalten bleiben!

Graz. Professor Hans Brandstetter.

---

zeugenschaft gewesen, die heute noch die Schwurfinger aufhebt gegen Himmel. Damals handelte es sich nicht um mehr oder minder theologisches oder geistreiches Sprechen, Lehren und Zanken, um kleinliche, boshafte Parteifehden, sondern um das laute, persönliche, furchtlose Bekennen. Die Bibel verlangt unerschrockenes Bekennen! Wenn nun jene evangelischen Älpler vor katholischer Gewalt ihren Glauben nicht verleugneten, sondern frei und treu bekannten, so mußten sie fort von ihrer uralten Heimat, mit Weib und Kind, alt oder jung, gesund oder krank; sie wurden ausgewiesen, arm und elend, in ein fremdes Land. Glaube oder Heimat! Viele Tausend solcher Bekenner haben zur Zeit der Gegenreformation so ihre Scholle, die sie ernährt, ihre Matten, auf denen die Jugendlust geblüht, ihre Friedhöfe, auf denen die Ahnen ruhten, für immer verloren. Der Älpler, der wie kein anderer deutscher Stamm an Heimweh vergeht! In einem früheren Stück, „Erde", hat der Dichter gezeigt, wie eisenfest echtes Bauernblut sich an die Scholle schweißt. Nur eines kann noch stärker sein als der Heimhang — der Glaube. Nicht bloß bei den Bauern. Die Menschennatur ist einmal so, daß für Glück und Kraft das Glauben entscheidend wird, daß in entscheidender Stunde die Seelengesichte mächtiger wirken als die sinnlichen Wahrnehmungen. Wenn unsere modernen Geister, die so verachtend auf den religiösen Glauben des Volkes herabhöhnen, wenn sie wüßten, welch eine Kraft und Seligkeit in diesem Glauben verborgen sein kann, und was sie anstellen, wenn sie ihn zerstören! Man muß zu ihrer Verteidigung annehmen, daß sie es nicht wissen. —

Schönherrs „Glaube und Heimat" ist ein Trauerspiel, aber ein versöhnendes, ein erlösendes. Die Poesie ist frömmer und gerechter als die Geschichte. Im Drama verzeiht der Gepeinigte dem Feinde und führt dadurch in diesem die Umkehr herbei. Als der Reiter, der die katholische Macht verkörpert, an den Menschenopfern sieht, was er angerichtet hat, zerbricht er schweigend sein Schwert. Diesen erschütternden, echt menschlichen Zug hätte der Tendenzdichter — wenn er ihm auch eingefallen wäre — vermieden. Die moderne Kunst ist ja so gerne darauf aus, das Elend der Menschheit ohne Gegengewicht darzustellen und es dadurch noch mehr zu verelenden. Das ist nun freilich eine Fälschung, denn es ist auf Erden neben allem Häßlichen sehr viele Schönheit, neben allem Leide sehr viel Glück, neben aller Niedertracht sehr viel Adel vorhanden. Diese Schönheit und dieses Glück und dieser Adel sollte uns die Kunst nicht unterschlagen, vielmehr das Leben erhöhen, reinigen, verklären. Wenn sie nicht mehr und nicht besseres gibt als der Alltag, dann hat sie keinen Zweck. Dann sind alle Unterstützungen und Stiftungen, die der Kunst gewidmet werden, nicht bloß nutzlos, sondern geradezu schädlich, weil sie den Jammer künstlerisch und künstlich vergrößern helfen.

Dialektgedichte, die „Inntaler Schnalzer“, „Allerhand Kreuzköpf’“, „Tiroler Marterln“ schon angedeutet, noch bevor die Dramen gekommen sind. Diese Tiroler Bauerndramen voller Urständigkeit, festgedrängter Härte und Schwere. „Die Bildschnitzer“, „Sonnwendtag“, „Die Karnerleut’“, das war schon klingend hartes Metall; dann kam das Bauerndrama „Erde“ und endlich die Tragödie eines Volkes „Glaube und Heimat“.

Dieses scheinbar so lokal gehaltene Drama einfältiger Bauersleute, deren Weltanschauung und Geschicke kaum etwas mit unserer Gegenwart gemein haben, hat im Sturm die Theater Deutschösterreichs und Deutschlands erobert. Als ob in unserem Volke doch wieder die Sehnsucht nach Glaube und Heimat erwachte! — Als dieses Drama vor kurzem Kaiser Wilhelm in Kiel angesehen, sagte er begeistert, er glaube, daß in Karl Schönherr der Dichter erstanden sei, der bisher dem deutschen Volke noch fehle. Wie ist das gemeint? Haben wir doch eine stattliche Anzahl namhafter Dichter, besonders Dramatiker, die aus dem Volke und für das Volk schreiben und deren Darstellungen sowohl aus städtischem Hinterhause, aus Proletarierkreisen sowie aus Bauerngehöften und Almhöhen sehr beliebt sind. Allerdings, manchem dieser Dichter geht es nicht um Wahrheit, sondern um Effekt; seine Kunst ist nicht ein Feuer, das läutert und leuchtet, sondern eine in Asche glosende Glut, die wilde Brände entfacht. Tendenz nach unten! — Eine zweite Äußerung des Kaisers erhellt die erste: Es habe ihn gefreut, daß in „Glaube und Heimat“ alles vermieden worden, was Religionsstreitigkeiten hervorrufen könnte, daß das Schwergewicht auf das rein Menschliche gelegt worden sei. Alles sei echt und wahr, voll aus dem Leben gegriffen. — Schlichter und treffender kann allerdings diese Tragödie eines Volkes kaum gekennzeichnet werden.

Gewiß hatte es der Dichter diesmal leicht, in der Ausführung jegliche Tendenz zu vermeiden, weil die „Tendenz“ eben schon im Stoffe liegt. Das haben bei uns jene kirchlichen Kreise wohl erkannt, die das Stück verboten wissen wollten. Es gibt geschichtliche Vorgänge und Völkerschicksale, die — so lange sie schon vergangen sein mögen — den Nachfahren wie ein Vorwurf, wie eine Mahnung, als „Tendenz“ empfunden werden. Das macht das böse Gewissen. Was in der Geschichte wie in der Kunst unser Gewissen beunruhigt, das fühlen wir zum mindesten als eine unbehagliche Anspielung. Unsere Zeit mit ihren Religionsstreitigkeiten, die zuweilen feindselig bis zur Gewalt werden möchte, kann Schönherrs Drama nicht ohne Augenliderzucken anschauen.

„Red nit viel und geh dein Glauben nach!“ heißt es da. Wir machen es umgekehrt. Wir reden viel vom Glauben und gehen ihm nicht nach. Das Schicksal unserer Vorfahren in den Alpen, von dem Schönherrs neues Drama so erschütternde Kunde gibt, ist eine Blut-

Heimat" betrifft, dürfte folgendes stimmen: Keine Aufführung kann so gut sein, um dem Stücke völlig zu entsprechen, und keine so schlecht, als daß es ohne Wirkung bliebe. Das eben ist in der Dichtung das sieghafte Geheimnis des rein Menschlichen.

Man wird nun nach dem Inhalte des Dramas fragen. Ja, der steht eben im Buche und wird auf der Bühne dargestellt. Ich halte bei Besprechungen Inhaltsangaben nicht für gut. Sonst würde der Erzähler, der Dramatiker wohl selbst in einer Vorrede zu seinem Buch die Fabel desselben verraten. Das tut keiner, weil er dem Kunstwerk nicht vorgreifen will, weil er die Spannung der Leser oder Zuschauer nicht schwächen mag. Übrigens ist der Stoff des Dramas ja bekannt und geläufiger als sein Verstehen. Die Menschen der Gegenwart haben andere Ideale; freilich keines griff je so tief ins Herz als das des Glaubens, kein Ideal hat je so viel Märtyrer gemacht als der Glaube. Und so viel davon ist selbst dem Modernsten von heute noch übriggeblieben, daß er nach der Aufführung dieser Tragödie unserer Vorfahren erschüttert nach Hause geht.

Neben den großen Werken Schönherrs gehen ihm auch kleine Arbeiten leicht von der Hand. Eben in dieser Zeit ist von ihm ein Büchlein erschienen: „Aus meinem Merkbuch." Literarische Holzschnitte. Tiroler, gleichsam aus klinghartem Ahornholz geschnitzt. Und trotzdem lebendig zum Mitgehen! Kleine Bauerngeschichten und Gestalten lustiger und tragischer Art. Mehr die letztere. Schönherr hütet goldenen Humor, aber er gibt ihn zu selten in Umlauf. Seine finstere Tragik will liebliche Sonnenstrahlen nicht dulden. Deshalb haben, um noch einmal sein neuestes Drama zu streifen, manche Zuschauer die Empfindung, als ob die zwei jungen Liebesleute, das an sich köstliche Vagabundenpaar, „die Trapperln", nicht recht in das Stück gehörten. An einigen Bühnen soll man sie sogar gestrichen haben. Gewiß mit Unrecht; es muß doch auch gezeigt werden, wie solche die Vertreibung aus der Heimat hinnehmen, die — keine haben. Sie haben keine Scholle und kein Dach, sie haben nichts als ihr junges Leben, das sie einander schenken. Der Hablosigkeit und Bedürfnislosigkeit kann die Gewalt des Reiters nichts anhaben. Lasset doch auf diese Blume einen Sonnenstrahl fallen! —

Man würde nun vielleicht noch gerne etwas hören von der Persönlichkeit des Tirolerdichters, der so kräftig auf den Plan getreten ist. Aber hierin sind sogar die Berichterstatterfedern verschwiegen, und wohnten sie auch in seiner nächsten Nachbarschaft. Man weiß nicht viel von dem Dichter, und es wird ihm so auch am liebsten sein. Er lebt in Wien ernst und zurückgezogen, ein wenig wortkarg, ein wenig herb, innere Wärme und Milde gerne verbergend — eine aus seinen dichterischen Gestalten. Zur Sommerszeit wird er sich wohl am liebsten

Der deutsche Kaiser und mit ihm der noch gesunde Teil des deutschen Volkes sehnt sich nach Dichtern, die irdisches Leid verklären, menschliche Größe verherrlichen. Und so ist wohl der Ausspruch vom Dichter, der da kommen soll, gemeint gewesen. — Schönher hat in der dramatischen Kunst bisher unbeachtete Geheimnisse fruchtbar gemacht, er hat wiederholt gezeigt, welche Wirkung auf der Bühne stummes Spiel hervorbringt. Die „schönen Worte“ sind in „Glaube und Heimat“ vermieden. Keine einzige Phrase, die dem Bauernmund nicht liegt, die aus anderen Ständen hineingetragen wäre, kommt im Stück vor. Knapp und halbgebrochen, im gestockten Schweigen beredter als im geläufigen Worte, ist die Sprache, und manch wichtigste Szene vollzieht sich wortlos. Ich sage, in seinem „Sonnwendtag“ ist es, daß in der letzten Szene eine alte, bisher katholisch fromme, schwer enttäuschte Frau stumm und halb verloren ihren Hausaltar abbricht, und damit ergreifend erkennen läßt, was in ihr vorgeht. Eine noch größere Wirkung erzielt in „Glaube und Heimat“ der Reiter mit dem stummen Zerbrechen des Schwertes. Auf einer kleinen Bühne hat man diese Geste als nebensächlich weglassen wollen, da riß es mich, dreinzureden: Wenn sie das Stück so wenig verstünden, sollten sie es am liebsten unaufgeführt lassen. Dieses Zerbrechen des Schwertes ist nicht eine theatralische Geste, es ist die bessere Hälfte des Stückes, möchte ich sagen, wenn nicht ein absichtliches Mißverstehen zu befürchten wäre.

Als ich gleich nach Erscheinen das Drama aus dem Buch kennen lernte, war meine Meinung: es ließe sich nicht vertheatern, so fest und geschlossen dramatisch es auch gebaut ist. Wo gibt es ein anderes Volksstück, in welchem eine historische Zeit und die Naturart unserer Älpler so eng und stramm auf ein paar Stunden und ein paar Bretter verdichtet wären? Insofern war es doch gewiß für die Bühne geeignet. Aber jene dumpfe, grenzenlose Not, die unsere, der Verbannung hingeworfenen Vorfahren erdulden mußten, ließe sich nach meiner Meinung nicht auf die Bühne bringen. Und einer, der diese Menschen in- und auswendig kennt, wird selbst mit der besten Aufführung kaum zufrieden sein können. Wie sollen unsere Schauspieler, die schön sprechen und kunstgerecht sich bewegen gelernt haben, die höchstens auf Theaterbauern eingeschult sind, die zur Not nur eine Theatermundart vorbringen, wie sollen sie Menschen darstellen, deren wettersteife Glieder von Arbeit gekrümmt sind und die am liebsten schweigend wirken, leiden und sich in ihrer besonderen Art ausdrücken! Ich habe trotz hervorragender Künstler nie ein echtes Bauernstück gesehen, das in voller Natur dargestellt worden wäre. Und Schönherrs Dramen vor allem verlangen Natur.

Man wird vielleicht gegen meine Theaterskeptik Einwendungen erheben; es läßt sich auch darüber reden. Was aber „Glaube und

vor mir aufstand, so hoch, daß man den Kopf ganz in den Nacken zurücklegen muß, um sie bis oben zu betrachten, knallten Pöller. Man sah weder Schützen noch Feuer, nur den blauen Rauch sah man springen drei Sekunden, ehe der Schuß krachte. Er krachte nach in der gegenüberstehenden Wand, er krachte an einer hinteren Steinwucht, er hallte an den Riffen des Bergkessels, und nachdem man meinte, es sei vorüber, krachte es noch einmal von dem Gewände des Rötelsteins herab. So donnert im Gewölke der Blitzschlag nach — laut und sachte verrollend und noch einmal und noch mehrmals stark anschwellend, bis er, in die Ferne getragen, verhallt.

Als ich ein paar Stunden vorher aus dem Bereich des über Stadt und Land hinflatternden Festtags-Menschengewimmels floh, hatte ich wohl gehofft auf eine erquickende Einsamkeit, aber nicht erwartet, daß mir eine so köstliche Osterstimmung zuteil werden würde.

Ihr könnt mit euren Geldmilliarden, mit euren „Errungenschaften" und Künsten machen, was ihr wollt, solche Feierstunden in der Einsamkeit gehen mir über alles.

Für den steirischen Naturschutzpark ist die Gegend östlich vom Dachstein, das Wald- und Felsengebirge, beziehungsweise auch Elendgebirge geheißen, zwischen Schladming und Aussee, Mitterndorf und Dachstein vorgemerkt. Es hat eine Ausdehnung von ungefähr 150 Geviertkilometer, es hat urstarke Laub- und Nadelwälder, vielgestaltige Felspartien, schöne Wasserfälle, Bäche und kleine Seen, eigens für eine „Wildniskultur" wie geschaffen. Wildniskultur, das Wort wird uns geläufig werden müssen für die Sache. Es ist hocherfreulich, wenn sich vermögende Persönlichkeiten finden, die den Naturschutzpark stiften und für ungemessene Zeiten erhalten.

Wir dürfen aber nicht glauben, daß wir uns mit einem solchen Naturschutzpark loskaufen von der Pflicht, auch sonst überall, wo es nur irgend möglich ist, die Natur zu schützen, sei es im Tier- oder Pflanzenreiche, sei es im Erdreiche oder im Menschenvolke! Es müßten die Gutsbesitzer in besonders geeigneten Landschaften verpflichtet werden, die landständigen Tiere, Pflanzen und Mineralien zu schützen und zu pflegen. Die Gemeindewaldungen, die Landesforste, die Staatsdomänen vor allem sind die berufenen Pflanzstätten zur Erhaltung gefährdeter, heimischer Naturarten. Das möchte ich hoch vom Dachstein an bis ans Bett der Sann ins weite Land rufen. Wenn vom neuen Naturschutzpark ein Vorbild, eine Mahnung ausgeht, überall, wo es volkswirtschaftlich möglich und nützlich ist, die Natur zu hegen, dann kann er ein Segen für die Zukunft werden. Wenn aber außerhalb dieses kleinen Gebietes die gewinntollen und fortschrittswütigen Menschen fortfahren in ihrem Raubbau auf allen Gebieten der Natur, dann wird das kleine „Paradies" im Elendgebirge nur ein

in seinen Tirolerbergen herumtreiben, denn er ist mit seinem Können so fest an die heimatliche Scholle gewachsen wie die Rottleute seiner Tragödie. Und sollte es dem heute zweiundvierzigjährigen Manne einmal beikommen, wie der junge „Spatz“ lustig in die Fremde ziehen zu wollen, sein Talent nach bekannten Mustern auf anderen Gebieten zu versuchen, so müßte ich ihm heftig zuschreien: Bleib' daheim! Die Sänger und die Propheten hausen auf den Bergen!

Heimgärtners Tagebuch.

Die Grazer haben vor ihrer Stubentür eine tirolische Hochgebirgslandschaft. Aber sie müssen ein Stündel in der Kammer sitzen und warten, bis die Tür aufgeht. Die Waggontür auf der Station Mixnitz. Ich machte in das wilde Bärnschütztal einen Osterausflug. Ich fliege immer noch am liebsten zu Fuß, obschon das nicht mehr weit trägt. Meine liebste Ostermusik sind die Frühjahrswässer, die von den Bergen schießen. Da Feiertag war, so hatten die für „industrielle Zwecke“ eingefangenen Wasserfälle Ausgehtag und konnten unbändig sein wie in ihrer freien Jugend. Von der Teichalpe und dem Lantsch herab kamen Touristen kniekrumm gestapft, hemdärmlig, kahlköpfig, sonnengebräunt, verschweißt und mit Primeln bekränzt, die Lungen voll Alpenluft, die Herzen voll Alpenluft, die Augen noch glänzend und strammgespannt von dem weiten, sonnigen Bergland, das sie oben auf den Höhen in sich gesogen hatten. Ich kam nicht gar weit, es wurde meine Pneumatik schadhaft, die Lunge, die mich nicht mehr in die Höhe tragen will. Eine halbe Stunde von Mixnitz, dort, wo der Weg das erstemal den Sturzbach überbrückt und in einer kurzen Reide leicht emporführt zur Höhe eines Felsgipfels, der unten wie ein unbesteigbarer Turm aussieht — dort auf der engen Zinne dieses Turmes, die eingeplankt ist und auf der ein Marienbildnis steht, war meines kurzen Weges Hochziel. Dort auf der Kniestufe vor dem Bildnis bin ich ein Stündlein gesessen. Links und rechts senkrecht aufstarrende Kalkfelsen, im Hintergrunde der ruppige Wald- und Steinkessel der Bärnschütz mit der Bergspalte, aus der der weitberufene Wasserfall herabstürzt. Man sieht ihn hier nicht, den Wasserfall, man sieht und hört in der Tiefe nur den wütenden Bärnschützbach, der nach seinem Fall unstet herab- und hinaustobt, um im Wiesentale bei Mixnitz zur abgeklärten Ruhe zu kommen — wie nach abenteuerlichem Leben der alternde Mensch. Das Bild ist verbraucht und doch immer frisch wie der Bach und das Menschenleben — wir haben kein besseres Gleichnis.

Mir ward auf dieser Felsenruhe in der Wildnis noch ein Übriges an diesem Ostertage. Auf dem Scheitel der Wand, die jenseits der Schlucht

sehen. So habe ich mich zur Ferienzeit auf die Füße gemacht und bin über Berg und Tal dem Oberösterreicherlande zugewandert, und der Stadt Linz, wo Adalbert Stifter gewohnt hat und ein Jahr nachher auch gestorben ist. Als ich nach viertägiger Wander an seine Tür gekommen war, wurde ich von der Magd abgewiesen, der Herr Schulrat sei unpaß und empfange niemand. Jetzt stand ich da. Und als ich nach einer Stunde noch immer dastand und ein betrübtes Gesicht gemacht haben mochte, kam die Frau selbst heraus und ließ mich eintreten. In einem dunklen Schlafrock stand der Dichter vor mir, nicht mit dem vollen, gemütlichen Rundgesicht, wie es im Bilde den „Studien“ beigegeben ist, vielmehr gealtert und verhärmt. Nachdem er gefragt hatte, wer ich wäre, woher ich käme, beglückwünschte er mich, daß ich wandern könne. Er könne es nicht mehr, er müsse vom Zimmer aus die Welt anschauen. Seine Hände hatte er hinter dem Rücken geborgen. Als er mir dann eine erbetene, kleine Photographie gab, erwischte ich rasch die Hand und küßte sie. Fast erschrocken riß er sie zurück, aber meine Absicht war erreicht, ich war ja deshalb hergekommen.

Als ich von diesem Besuche später dem Stifterverleger und Freund Gustav Heckenast in Pest erzählte, erinnerte dieser sich an einen Engländer oder Holländer, der aus seinem Vaterland in das ferne Linz herkam, da den Dichter auf ein Glas Wein einlud, ihn dann auf die Stirn küßte und hernach sofort wieder abreiste, ohne daß Stifter erfahren hat, wer es gewesen.

An diese zwei Küsse erinnere ich mich häufig beim Lesen von Adalbert Stifters Schriften. Sie sind wirklich auch zum küssen.

Vor fünfundvierzig Jahren am ersten Mai. Mit einem jungen Freunde war ich auf den Schloßberg gegangen, morgens fünf Uhr. Der Sonnenhimmel kühl und wolkenlos, vogelsangdurchzittert. Am Schweizerhaus Musik und Leute, die schon Kaffee und Bier tranken. Musik auch in den Straßen der Stadt — lustige Weisen emporjauchzend in die klare Luft. Man ärgerte sich aber, daß nicht alle Kapellen der Garnison mittaten; eine Armeeverschiebung war daran Ursache. Trotz des reinen Morgens, es lag eine Schwüle in der Luft; wer den tiefen Atemzug nicht jauchzen wollte, der konnte ihn auch seufzen. Aber der erste Mai war es doch und die Frühstücksgäste vor dem Schweizerhaus wurden immer lebendiger. Da schmetterte aus frohem Gemurmel plötzlich scharf wie ein Degenstich eine dünne Stimme auf: „Nieder mit den Preußen!“ — Das entzündete einen Aufruhr und hundertfach gellte es nach: „Nieder mit den Preußen!“ Ein junger Mann wurde auf Achseln gehoben und im Triumph herumgetragen, als käme er eben heim als Sieger von der

Hohn sein, oder hübscher gesagt, das Museum der Reste einer untergehenden Welt.

Möchte der Naturschutzpark der neue Beginn werden für das Naturschutzland!

Vor mir liegt die neue Bildkarte der oberen Steiermark, deren westliches Blatt soeben erschienen ist, herausgegeben vom steirischen Fremdenverkehrsverein. Eine wirksame Reklame, aber nicht bloß das; auch ein köstlicher Besitz für einen, der nur noch seine Augen wandern lassen kann.

Wie wenn man vom Toten Gebirge aus mit einem Luftschiff hochgefahren wäre und nun läge südlich vor uns die steirische Gebirgswelt vom Dachstein bis zum Hochschwab, vom Toten Gebirge bis zu den Steineralpen. All die Gebirgstäler, die mit ihren blauen Flüssen, weißen Straßen und roten Ortschaften da hingestreckt liegen, habe ich meiner Tage durchwandert, auf vielen der Alpseen, wie sie blauen in ihren stillen, einsamen Höhen, habe ich geschaukelt, und auf vielen der Hochgipfel, wie sie da auf dem Blatte so plastisch und charakteristisch ragen, bin ich gestanden. Und jene wenigen Gegenden, die ich nie betreten, durchwandere ich jetzt auf dieser entzückenden Karte mit dem Finger und mit dem Auge! Das tote Blatt Papier: lebendig macht es mir mein Alpenland, daß es wie in aller Wahrheit vor mir ausgebreitet liegt mit seiner ganzen natürlichen Größe und Schönheit.

Auch frühere Zeiten haben uns Bildkarten hinterlassen, auf denen wie niedliche Heuhüfeln schön nebeneinander die Berge stehen, dazwischen die Wälder mit jedem Baum, und die Städte und die Ruinen und allerlei Nebenbildwerk gezeichnet. Von diesen Ahnen stammen die heutigen Bildkarten ab, die nur unvergleichlich vollkommener sind, weil wir zum Studium der Vogelperspektive ja schon die Hochluftfahrten besitzen. Vielleicht haben die Augen unserer Nachkommen wieder andere Fähigkeiten und Bedürfnisse, einstweilen macht uns eine solche Bildkarte den feinsten Spaß. In ihr tritt uns die Landschaft nicht mehr im flachen Grundriß der Schulkarten entgegen, vielmehr in einem wohlausgeführten Gemälde, in jener halben Vogelperspektive, aus der eine Landschaft noch schön ist, während sie in der ganzen, der Senkrechten, unausstehlich wirkt.

Bald erscheint von der oberen Steiermark auch das östliche Blatt, vom Hochschwab bis an die Rax. Dann haben wir den Fremden draußen einmal einen Brocken Gebirgswelt vorzulegen, von der sie noch kaum etwas ahnen. Sie ist ja erst seit gestern entdeckt, unsere Steiermark.

Im Jahre 1867, nachdem ich das erstemal Stifters „Studien“ gelesen hatte, kam ein sehr heftiges Verlangen in mich, den Dichter zu

mit dem schweren Stiefel, es wäre ein schöner Tod gewesen, aber in mir rief es: Halt! Das Tierchen lebt auch gern. — Dann schritt ich weiter und allmählich fragte es in mir bescheidentlich, warum ich eigentlich den Massenmord predige, wenn ich den einzelnen verschont wissen will? Und ich erinnerte mich an den durchschossenen Hut, den mir der alte Maßbauer in Alpel gezeigt hat, als ich noch klein gewesen bin. Es war ein hoher, spitziger Filzhut, wie ihn noch heute ganz alte Tiroler tragen, und auf der halben Höhe hatte er zwei Löcher. Und der Maßbauer erzählte mir die dazugehörige Geschichte. In seiner Jugend war die Franzosenzeit gewesen und da ist er, der Maßbauer, zu den Franzosenstreifern gegangen, die herumlungerndes Feindesgesindel verjagen, wenn nicht gar aus Verstecken hervor erschießen sollten. Und einmal, als der Maßbauer allein über die Schafweide ging, sah er am Zaun einen schlafenden Franzosen liegen. Da nahm er seine Flinte vor mit dem alten Feuerschloß, um den blauen Kerl tot zu machen. Aber wie er schon ansetzt, fällt es ihm ein: Aufwecken sollte man ihn doch vorher ... Er tritt auf Schußweite zurück, tut einen Schrei und einen zweiten, da regt sich der Franzose, richtet sich ein wenig auf, und wie er sieht, wer dort steht, hat er geschwind wie der Wind — er ist schneller wie der Steirer — das Gewehr vor — paff! fliegt dem Maßbauer der Hut vom Kopf. Darauf drückt auch der seine Flinte los und — wenn er mich nicht angelogen hat — schießt dem Franzosen das Gewehr zu Scherben.

Also sind die zwei großmütigen Feinde (oder schlechten Schützen) gut auseinander gekommen. Hoffentlich wird der Maikäfer, den ich verschonte, nicht weniger großmütig sein und mir meinen Garten verschonen.

Der steirische Pfarrer von R. hat sich dies Jahr am Ostermontag ein Osterlachen geleistet. Aber nicht in der Kirche bei der Predigt, sondern in der Feldkapelle bei der Christenlehre. Als er mit den Worten Gottes ordnungsgemäß fertig war, wendete er sich nochmals an die Gemeinde, und zwar an die Seite, wo die Männer standen, und sprach: „Ich wäre euch nach altem Brauch ein Ostergelächter schuldig. Aber mir fällt nichts ein, was euch bei dieser traurigen Zeit lachen machen könnte. Es müßte nur sein, daß solche unter euch sind, denen ihre Weiber untertan sind und die also im heiligen Ehestand gut lachen haben. Ich möchte wissen, ob das so ist. Es soll also jeder von euch Ehemännern, der Herr seiner Frau ist, laut und hell: Juch! schreien. — — — Nun?“

Nicht einer rief es. Grabesstille.

Da sprang der Pfarrer auf, schnellte die Arme aus und schrie laut und hell: Juch! — — —

Schlacht. Ein Handelsgehilfe. Er war es, der zuerst den Ruf ausgestoßen hatte.

Zwei Monate später lag derselbe junge Mann durchschossen, von Pferden zertreten auf der Höhe von Sadowa.

Ein Vierteljahrhundert seit jener Schreckensnachricht: König Ludwig II. hat sich im Starnbergersee ertränkt! Auf einem Ausflug an der Kainach war's, am 14. Juni 1886, daß es mir ein Fischer, ein ganz fremder Mensch dem andern, zurief: „Ins Wasser! der schöne, gute Bayernkönig!" — So war der Romantiker auf dem Thron auch im steirischen Volke berufen wie ein Märchen aus alten Zeiten. — Nun las ich des unglücklichen Fürsten Lebensgeschichte, aufgeschrieben von Clara Tschudi, auf dem Umweg der norwegischen Sprache in die deutsche gesetzt. Das Buch erzählt vieles, aber nicht alles. Die Tragik wird noch tiefer sein. Ein Volk, das seinem heißgeliebten König seinen einzigen ihn verstehenden genialen Freund versagen muß! Ein König, der zu irre ist, um das Reich zu regieren, und zu vernünftig, um sein schreckliches Geschick nicht zu empfinden. Ein König, dessen Grundzüge Seelenadel und Güte sind, und der doch gewütet hat wie ein rasender Tyrann gegen Wirkliches, das sich seinen Träumen naturnotwendig widersetzen müßte. Ein König, von Größenbewußtsein verzehrt, der französischen Könige glühender Verehrer, ganz international veranlagt, und hat die deutsche Kaiserkrone, mit dem Glanzjuwel seines Bayernlandes, dem Preußenkönig aufs Haupt setzen müssen! — Vielleicht außer Richard Wagner zwei einzige Menschen, die ihn verstanden haben, wenigstens ihn behandeln konnten: Bismarck und Wilhelm I. — Ein König, der von seinen Getreuen gefangen wird in einer Weise, die ihm Verrat scheinen mußte, der von seiner eigenen verzweifelten Regierung gleichsam in den Tod gehetzt wird. — Wer kann dieses Königsdrama schreiben? Er braucht keine dichterische Phantasie mitzubringen, er muß nur die Phantasie der Tatsachen zu bändigen wissen, um das Ungeheuerliche unserem Verständnis näher zu stellen. — Ludwig, Märchenkönig du! Auf einem Thron unserer Zeit war nicht dein Platz, und doch wird das Sagenbild von dir hinüberschwanken in ein künftiges Jahrtausend — am Arme der dankbaren, trauernden Kunst.

Maikäferjahr. In einem heißen Aufsatz predigte ich den Vertilgungskrieg gegen dieses summende Luftschiffervolk, das uns die Bäume kahlfrißt, die Saaten, die Gärten vernichtet. Dann ging ich spazieren durch den Buchenwald. Auf einmal flog ein Maikäfer hernieder, klatschte vor mir zu Boden, wo er hocken blieb. Ich hob schon den Fuß

reformation nicht zugegangen. Dann, als „Glaube und Heimat“ auf der ganzen Linie siegte und seine Bedeutung nicht mehr bestritten werden konnte, behaupteten ultramontane Literatoren, „Glaube und Heimat“ sei ein sehr schönes und gutes Stück, aber es stamme eigentlich von der katholischen Schriftstellerin Baronin Handel-Mazzetti. Schönherr habe da so eine Art Plagiat begangen, es enthalte eine Unzahl Stellen aus den Romanen der Handel. Zum Beispiel Handel-Mazzetti schreibt: „Jetzt habt ihr mich in der Falle.“ Schönherr schreibt: „Jetzt haben sie mich gut im Schlageisen.“ Bei Handel-Mazzetti: „Herz ausreißen und ums Maul schlagen.“ Bei Schönherr: „Reiß ihm das Herz aus und schlag's ihm ums Maul!“ u. s. w.

Die Handel schwieg. Schönherr auch. Die Plagiatorenjäger wurden dreister und zeigten ihre Bewunderung, daß Schönherr schwieg. Da redete er, einstweilen aber nur ein weniges:

„Was die ähnlichen Sätze anbelangt, so bemerke ich, daß wir eben beide die Sprache unseres Volkes kennen und sprechen. Um nur ein Beispiel anzuführen — der Ausdruck: „Reiß' ihm Leber und Lungel außa und hau s' ihm ums Maul!“ ist heute noch unter Tiroler Karnerleuten eine lebendige Rauferphrase. Mit Silbenstechereien ist es nicht zu machen.“

Den Gegnern schien das aber nicht zu genügen, ja sie regten schließlich auch die Handel auf, die an einen der Parteiliteratoren einen Privatbrief schrieb, der einer momentanen etwas gereizten Stimmung entsprang und den der Empfänger taktvoll veröffentlichte. Da hat Schönherr sich langsam umgekehrt und folgendes erwidert:

„Ich habe ‚Glaube und Heimat‘ geschrieben; Frau Baronin Handel-Mazzetti zwei Liebesromane aus der Zeit der Gegenreformation. Wir haben beide einschlägige Quellen studiert, kennen wohl auch Raupachs ‚Evangelisches Österreich‘, Arnold, Lösche, Verhörsakten in großer Zahl; der Bibel nicht zu vergessen. Wie leicht kann man sich da bei dem engbegrenzten Stoffgebiet in den Quellen begegnen; man übernimmt aktenmäßig überlieferte starke Worte peinlich Verhörter; man liest von den ‚frummwilden‘ Reitern des Kaisers; archaistische Wendungen, volkstümliche Bilder, alte Chronikendetails, ja kurz, in all dem äußeren Kram können wir uns vielleicht dann und wann begegnet sein; ins lebendige Triebwerk meiner Menschen und in das Radhaus meiner dramatischen Handlung hat mir keine Baronin Handel-Mazetti geguckt!

Ich habe ein hartes, simples Heimatsdrama geschrieben, in dem kein Wort von Liebe tönt. Baronin Handel-Mazzetti hat zwei Romane geschrieben, die von Liebe mit stärkstem hysterischen Einschlag förmlich übertriefen. Ein Weib! Zwischen unserer gegenseitigen Problemstellung, Art, Verknüpfung, Ziel der Handlung, liegt eine Welt: die zwischen Mann und Weib.

Sie haben daraufhin wohl ein bißchen gelacht, aber der Pfarrer am meisten.

Eine Frühjahrsfahrt auf der neuen Wechselbahn. Man sieht mehr die auf das kühnste überwundenen Mühsale des Baues als die Schönheit der Landschaft. Des hohen Wechsels grüner Mantel legt seine Schleppefalten weit in das niedere Land hinaus und diese Falten an seinem Fuße muß die Bahn durchqueren, die Böschungen durchlöchern, die Gräben überbrücken. Es ist ein Gewirre unterschiedlicher Landschaftsbilder, das keine rechte Größe aufkommen läßt, hingegen reizende Kleinlandschaften aufzeigt. Schön ist der Abstieg der Bahn ins Niederösterreicherland.

Von den Hoffnungen, unter denen Steiermark an dieser Bahn mitgetan hat, ist einstweilen noch wenig erfüllt. Der Fahrplan zwischen Wien und Graz stellt sich fast mißmutig, als ob ihm an der neuen Verbindung nichts läge. Ein paar Bummelzüge, kein einziger Schnellzug. Von Graz nach Wien länger als acht Stunden, was mit fünf Stunden getan sein könnte. Bei neuen Strecken ist es nicht, wie bei neuen Besen, sie (ver)kehren schlecht. Oder scheint man sich hier den schnelleren Schritt vorzubehalten auf die Zeit, wo die neue Abkürzungsstrecke Gleisdorf-Hartberg eröffnet sein wird? Diese Strecke kann aber nicht früher eröffnet werden, als sie fertig ist. Und sie kann nicht früher fertig werden, als der Bau begonnen wird. Und der Bau kann nicht früher begonnen werden, als er bewilligt ist. Und die Bewilligung kann nicht früher geschehen, als — und so weiter. Einstweilen beugen wir das große Knie von Fehring vor den Erbauern der Wechselbahn und fahren über den Semmering.

„A balei“, sagte mir da ein Bauersmann, „is jo go nit wohr, daß af der Au-Seewiesnerbohn die Zügerla sa stad gehn. Bin erst vori Wochn gfohrn drauf. Wiar ih ba da Stazion Oanöd a Schneggerl gsiach, däs nebn unsern Zügerl daherkruicht, do denk ih ma: Orms Tierl, denk ih ma, wirst as hort damochn mit dein Häusel, wanst mit uns willst roasn. — A Randl gehts possabl, oba noch und noch is s holt douh hint bliebn, eini nochn Grobn. Hot oba nix gmocht. Ba da Stazion Honsnhüttn hot s Zügerl schön brav gwordt afs Schneggerl.“

Die Parteiliteratoren bringen doch alles zuwege. Als Schönherrs „Glaube und Heimat“ seine Laufbahn durch die Lesewelt und über die deutschen Bühnen begann, erhoben ultramontane Rezensenten ein Geschrei: das wäre ein schlechtes, verlogenes Stück, so sei es bei der Gegen-

Er saß damals noch in der Mittelschule. Er hatte eine klingende Jugend, er suchte das Leben auf nur dort, wo es klang. Als Student trat er keiner Verbindung bei als der des akademischen Gesangvereines. Mir ganz Musikfremdem hat er im Vereine mit seiner Schwester unter Klavier und Gesang die alten deutschen Volkslieder beigebracht, die etwas spät mir ein Lebensschatz geworden sind. Aber dann kam die Zeit, die ihm den Gesang der Glücklichen mit dem Ächzen der Leidenden vertauschte. Trotzdem trieb er in freien Stunden Musik, die in ernstem Berufe wirklich sein Heiland ward. Und als er auf seinem Gebirgsdorfe zehn Jahre Arzt gewesen war, rückte er dreist mit einer selbst komponierten Oper heraus. Der Grazer Theaterdirektor Hagin, der sich in dieser Stadt nicht auf Rosen gebettet fühlte, wollte von seinem Posten nicht scheiden, ohne dem Erstlingsversuche manches mit seiner Neigung ringenden Steirers auf die Bühne zu helfen. Die Oper „Der schwarze Doktor" wurde aufgeführt. Die Welt sah, was der Landarzt als Komponist und Dramatiker etwa schon kannte, und dieser sah, was er noch zu lernen hat. Ich frage mich, ob sein schwieriges und verantwortungsvolles Amt ihm Muße lassen wird, um sich zu vollendeten Kunstwerken erheben zu können? Wenn es ihm gelingen sollte, dann wäre er doppelt glücklich zu preisen als einer, dessen strenger und oft trüber Lebensaufgabe die göttliche Gefährtin zur Seite steht.

Die Gegensätzlichkeit zwischen Eltern und Kindern tritt besonders dann scharf zutage, wenn z. B. Vater und Sohn den gleichen Beruf haben. Sie suchen vielleicht dasselbe Ziel, aber auf möglichst unterschiedlichen Wegen.

Vor kurzem sind von meinem jüngeren Sohn in unserer Stadt zwei Einakter aufgeführt worden. „Der Vater das gesunde, aufsteigende Volksleben, der Sohn die moderne tausendfältige Kultur und Entartung", sagte einer der Zuschauer, worauf ein anderer leise beifügte: „Na, darüber wird der Alte keine Freude haben!"

Nun — der Alte hat eine Freude darüber, daß sein Sohn die Kehrseite der Medaille prägt. Es soll ja ein Ganzes werden. Daß der Junge mehr nach Kunstgesetzen arbeitet als der Alte, das schadet nicht. Die Darstellung der modernen Welt, des großstädtischen Lebens bedarf einer ästhetischen Einkleidung weit notwendiger als die des einfachen, ländlichen Lebens, das an sich schön ist. Von der „dramatischen Handlung" ist in den Stücken „Flieder" und „Chrysanthème" sinnlich wenig wahrzunehmen, sie ist in die Seele verlegt. Das Vertrauen an das feinere Verständnis der Zuschauer ist nicht getäuscht worden. — Ohne großes Pathos, aber besonnen und ehrlich wurden diese drama-

Seit acht Monaten liegt mein Buch ‚Glaube und Heimat‘ jedermann zugänglich im Handel auf; wurde ungezähltemal besprochen; Frau Baronin Mazzetti hat während dieser langen Zeit nie einen inneren Trieb verspürt, mir etwas zu sagen. So habe ich ihr wohl auch nichts genommen. Da schreit man schon; da wehrt man sich beizeiten. Frau Baronin, hätten Sie doch schon viel früher einmal an mich einen sehr lauten Brief geschrieben, anstatt jetzt hinter meinem Rücken hier an den Pater Expedit Schmidt zu schreiben.

Herr P. P. Liebe von der Augsburger Postzeitung hat auch schon auf mich geschossen. Aber er soll noch ein halbes Hundert ähnliche Worte und Sätzchen und Bildchen aus Handel-Mazzettis Romanen und aus ‚Glaube und Heimat‘ herausgraben, aus Saft und Erde heben, und sie nebeneinanderlegen wie tote Sardellen: Aus ‚Glaube und Heimat‘ wird immer nur allein der Schönherr und niemals die Frau Baronin Handel-Mazzetti gucken. Der ganze Wurf ist mein, und jeder Stein, von mir behauen und gefügt, trägt meine Merke.

Ich habe mein Werk, darin ich über Glaubensstreit hinweg um Menschenliebe warb, an der großen Heerstraße erbaut. Jeder, der vorüberkommt, halte es, wie er mag: Er grüße es, bespeie es oder werfe nach ihm einen Stein. Ich sage Amen zu allem!“

Gut hat der Löwe gebrüllt. Nur der persönliche Ausstoß auf die Dichterkollegin gefällt mir nicht. Diese beiden dichterischen Ursprünglichkeiten, eine so echt und stark wie die andere, haben es nicht not, einander öffentlich zu berüpeln. Handel-Mazzetti kann ja nichts dafür, daß man sie zur Parteidichterin machen will und sie gegen andere Richtungen ausspielt wie ein Kartenblatt, das ebensogut auch in des Anderen Hand Trumpf sein könnte.

Handel-Mazzetti wird ja auch noch draufkommen, daß es für den Dichter, der seine Persönlichkeit und Eigenart rein bewahren will, nötig ist, jede um ihn buhlende Partei (politische, soziale oder konfessionelle) mit den Ellbogen von sich zu weisen. Dann wird es sich zeigen, daß ihr niemand so nahe steht als ein Dichter, der „über Glaubensstreit hinweg um Menschenliebe wirbt“ — ohne daß sie einander abzuschreiben brauchen.

Vor zwanzig Jahren habe ich meinem ältesten Sohn diesen Musiksegen in das Merkbuch geschrieben:

Die Musik, sie ist dein Heiland,
Sie ist ein Heiland auch mir,
Wenn sie als treuer Engel
Dich führend bleibt bei dir.
Wenn sie, mein Kind, dich behütet
Vor Lastern, den gemeinen,
Wenn sie dich hebt und leitet
Zu Freuden, zu den reinen.
Zieh unterm Lorbeerzweige
Auf klingendem, seligem Eiland,
Voll Dornen zwar sind die Steige,
Und ein Kreuz trägt jeder Heiland.

rief: „Laßt's mich aus! Wißt's nit, was der Schiller sagt? Dem Glücklichen schlägt keine Stunde!" — Der Mann hatte eigentlich recht, völlige, glückselige Hingabe an die Natur soll zeitlos sein. — Ob die touristischen Wegtafeln aber gerade deshalb die Zeitangaben verweigern?

Wahlversammlung. Die staubige, rauchige, stickende Luft des überfüllten Saales ist so dick, daß man im Qualm Löcher bohren müßte, um die Redner zu erkennen, die von verschiedenen Tischen aus gleichzeitig sprechen. Es reden noch andere drein und überschreien sich, und bald lärmt alles wüst durcheinander, beschimpft sich gegenseitig, verhöhnt sich, verleumdet sich, bewirft sich mit Biergläsern — alles zum Wohle des Volkes. — Da steigt ein alter, weißhaariger Mann auf den Stuhl, auf den Tisch. Die Gestalt ist fremd, man stutzt, man schreit: „Ruhe!" Vor lauter Ruheschreie kommt es zu keiner, bis es durch den Saal zischt: „Ein Revolutionär ist es, ein alter Achtundvierziger, laßt hören, was der weiß!" — Da wird es still und der Greis hält folgende Rede: „Volksversammlung! Der jetzt zu dir spricht, der ist am dreizehnten März achtundvierzig unter denen gewesen, die zur Hofburg gezogen sind und die Konstitution verlangt haben. Wer hätte damals geglaubt, daß der Demokrat ein Gegner des allgemeinen Wahlrechtes werden könnte! Ich bin es geworden, ich schwöre es bei dem Blute der Märzgefallenen, ich bin der Gegner einer Volksregierung, wie sie in unserer Zeit wirtschaftet, sich selber schändet, zerfleischt, zugrunderichtet. Was sage ich weiter, ihr seht es selbst, daß das Volk, der Staat keine andere Hilfe mehr hat, als den Paragraph vierzehn! — So weit habt ihr's gebracht, daß der alte Achtundvierziger die Toten rufen möchte: Metternich, kehre zurück, alles verziehen!" —

Ein Beifallssturm entstand im Saal, sie hoben ihre Biergläser, soweit sie noch nicht zerschellt waren, und ließen den Redner leben.

Ich vermute fast, daß es manchem ernst damit gewesen ist.

Bei näherem Nachdenken finde ich es wunderlich, daß der einzelne Deutsche sich so schwer als einen Bestandteil des Staates zu denken vermag. Er denkt sich den Staat, in dem er lebt, immer nur als Gegensatz zu seiner Person, und zwar als feindlichen Gegensatz. Nicht bloß der kurzsichtige Banause, auch die Gebildeten, die Weitschauenden, die sonst zu allem das richtige Verhältnis suchen — beim Staate versagt ihre Vernunft. Schon der Student sieht im „Polypen" den Staat, der ihm die Freiheit nicht gönnt. Der junge Mann sieht in der Armee

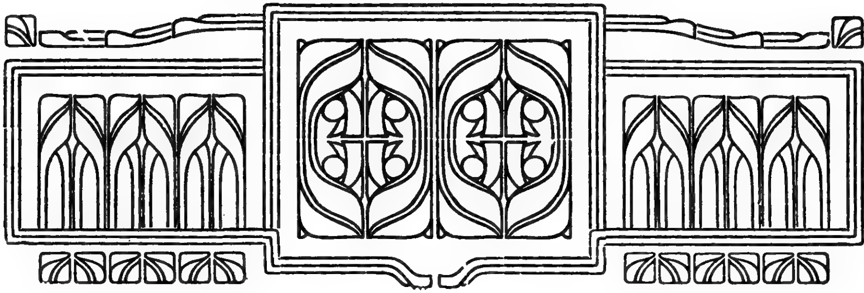
tischen Versuche eines tiefgründigen Wollens und eines kunstfrohen Strebens eingeschätzt.

Aber . . .

Jetzt haben wir schon immer — und ich selber mit — gehofft, der Alte würde sein Fabeln und Trällern endlich einmal sein lassen. Statt dessen fangen auch die Jungen an. Was kann man machen? 's ist halt eine Erbsünde.

Frühjahrspartie bei Graz, von Judendorf über den Frauenkogel nach Gösting. Fünf Viertelstunden steigen auf Schlangensteig durch steilen Wald hinauf. Drei Viertelstunden auf muldigem, grasigem, von Buchen- und Fichtenwald umkränztem Hochboden dahin, dann drei Viertelstunden abwärts an der Ruine Gösting vorüber zur Grazer Trambahn. Ein guter Weg. Eine wunderschöne Alpenlandschaft fast ringsum, aber — man weiß es nicht. Man sieht sie nicht. Wenn von Strecke zu Strecke ein Fenster ausgebrochen wäre durch den Wald, wie vielen Tausenden, die da im Jahre in Erholungsstunden wandern, wäre das ein Genuß, eine Wohltat! Von der Goldhannwarte aus war fast der einzige große Fernblick, aber die ist umgefallen worden. In einer anderen Gegend habe ich einmal einen Forstmann gefragt: „Warum seid ihr denn gar so neidisch mit der schönen Welt? Hie und da ein paar Bäume weg und das Paradies läge den Wanderern offen da!" — „Es wird nicht gewünscht", war die Antwort. Ich verstand. Der Wildheger sprach's, nicht der Förster. — Bei dieser dreistündigen Bergpartie über den Frauenkogel fast den ersten Weitblick ins Land hatte ich erst wieder — im Tale unter Häusern und Fabriken . . .

Ferner habe ich mir bei diesem Gange vorgenommen, die Touristenvereine zu fragen, weshalb sie auf ihren Wegweisertafeln z. B. „Nach Gösting", „Nach Tal", nicht gleich auch die Entfernungen dahin angeben? Der Eulenspiegel hat zwar einem Handwerksburschen, der ihn gefragt: „Wie lange habe ich noch nach Moppshausen?" bloß geantwortet: „Geh!" Dann erst, nachdem er gesehen, ob der Bursche schnell oder langsam ging, konnte Eulenspiegel sagen, wie viele Zeit jener brauchen würde bis Moppshausen. — Wenn auf Gebirgswegen auch mit der Kilometerangabe nicht viel anzufangen ist, so lassen sich doch auch für Touristen Durchschnittsstunden festsetzen, die dem gegendunkundigen Wanderer ungefähr die Strecke andeuten, so er bis zu einem gewissen Ziele vor sich hat. Das beruhigt ihn und er teilt seine Zeit darnach ein. — Indes erinnere ich mich an den fanatischen Naturfreund Bernau, älteren Grazern gewiß noch im Gedächtnis. Den habe ich einmal auf der Stainzer Hochstraße begegnet und gefragt: „Wie viele Stunden nach Ligist?" Da warf der Bernau die Arme hoch und



Kleine Laube.

Ohne Stacheldraht.

Gedanken von Franz Goldhann.

Ist deine Gesundheit stark passiv,
Dann geh' in ein Bad — radioaktiv.

*

Der Hosenrock.

Die Frau hatte ja immer die Hosen an; heute trägt sie sie nur sichtbar.

*

Beim Schmerzenslager deiner Lieben lernst du Mensch sein.

*

Vom Theater.

Bei den Proben wird wiederholt, was nicht gut geht, bei den Aufführungen hingegen, was gut geht.

*

Beim Arzte ist's wie bei einem Gnadenorte, im Vertrauen liegt ein Großteil des Erfolges.

Napoleon II.

Im Jahre seines hundertsten Geburtstages erinnert man sich wieder des deutschen Kaiserenkels und französischen Imperatorensohnes; sonst ist er beinahe vergessen – ein Wesen, das dazu bestimmt schien, als Erbe seines Vaters Europas Geschicke mitzubestimmen, ein Mensch, dem schließlich das Schicksal alles schuldig blieb; eine tragische Figur am Weltentheater.

Metternich hat auch um ihn herumgelogen und erzählte seiner leichtgläubigen Gegenwart, daß der Korse den Habsburgern Maria Louise abtrotzte, in Wahrheit bot er ihm selbst die kaiserliche Prinzessin an, weil er sich von der Verbindung politische Vorteile versprach. Da seine Diplomatenspekulation mißlang, haßte und beargwöhnte er die leibliche Frucht daraus.

Nach den kriegerischen Ereignissen von 1813 kehrte die entthronte Kaiserin-Erzherzogin mit ihrem Sohn in die Heimat zurück — in ihre Heimat, denn das Kind kam in die Fremde, lebte da, starb da. Nichts ließ man ihm, was ihm gehörte; auf den Namen Napoleon getauft, wurde er willkürlich Josef Karl Franz genannt; in der Wiege schon König von Rom, nach seines Vaters Abdankung zum Kaiser der Franzosen proklamiert, degradierte ihn Metternich zum lächerlichen Prinzen

den Staat, der ihn auf Jahre zum Sklaven macht. Der Geschäftsmann sieht im Steueramt den Staat, der ihm sein Geld wegnimmt. Sogar der Staatsbeamte sieht im Staat den Tyrannen, der seine Kräfte ausnützt und ihn oft dabei darben läßt. Und alle diese Faktoren, denen der Staat eine gegnerische, ja feindselige Macht zu sein scheint, sind Teile dieses Staates, sind in ihrer Gesamtheit der Staat selbst.

Wer hält es für ein Unrecht, dem Staate etwas abzuzwacken? Einem Privatverein, dem man angehört, den Jahresbeitrag zu zahlen oder sonstwie eine Vereinspflicht zu erfüllen, weigert sich niemand. Freilich, sonst könnte er austreten. Vom Staate austreten? Das kann man zumeist nicht oder es wäre zu gewagt. Denn wir, jeder von uns, wir brauchen ihn zu notwendig. Dem Steuerzahler kommt es vor, er sei da, um den Staat miterhalten zu helfen. In Wahrheit ist der Staat da, um den einzelnen, also auch den Steuerträger, zu schützen, ihm Ordnung und Sicherheit seiner Existenz zu schaffen. Wir sind nicht für den Staat da, der Staat ist für uns da, ist ein Verein aller für einen, eines für alle. Mich deucht, es liegt eine recht schmutzige Gesinnung in der Absicht, den Staat prinzipiell zu hintergehen. Trotz der tausend Wohltätigkeitsbestrebungen, von denen man überall hört, glaube ich nicht recht an den Gemeinsinn der Menschen, solange sie den Staat nicht besser respektieren.

Aber Leser, du kannst es schon nicht erwarten, das Wort, das dir auf der Zunge brennt, auszusprechen: Korruption! Wenn man wüßte, daß alles, was wir dem Staate leisten, zu gemeinnützigen Zwecken verwendet würde, wie gerne würde man mitsteuern! Aber was nebenbei fällt?! He, was nebenbei fällt?!

Was nebenbeifällt, das weiß ich freilich auch nicht. Oder doch? Weiß ich es nicht in dem einen Falle, wenn ich dem Staate selber was unterschlage? Und bin ich dann nicht der, der mit der so pathetisch verurteilten Korruption vorausgeht? — Da will man schließlich doch lieber ein anständiger Mensch sein und die Korruption anderen überlassen. Jener Hammerschmied im K . . . tal wurde in einem Wirtshaus zuerst nicht schlecht ausgelacht, weil er sein ganzes Jahreseinkommen fatierte. Da antwortete er: „Wißt's Leutln, ich bin halt a so: A Lug is bei mir rar. Um an etliche Gulden is koani feil.“

Der Mann hat damit sicher vielen aus der Seele gesprochen. Ein anständiger Mensch wird nie lügen — außer es zahlt sich aus.

Bauernspaß und -spott.

Wenig bekannte Vierzeiler aus dem steirischen Hinterlandel.

Hoam geh i nit, do bleib i nit,
D Mühl hau i nit, Sog feil i nit,
Hon a feins Mentschl z Haus,
Gschah ihr wos — do wars aus!

*

Mentschl, du Tuifel,
Zwe tuast dan sa wuifel,
Wos host hiaz davon,
Daß d sa wuifel host ton?

*

Mei Muada hot gsoad,
Und mei Voda soggs a:
Wan st as Dirndl willst hobn,
Muast as heiratn a.

*

s Dirndl hot gsoad:
Wan i s Schnopstrinkn häng,
Aft kafts mar an Steirahuat,
Wul recht an schen!

Und bol i mein Steirahuat
Decht amol hon,
Aft fong i holt wieda
Zan Schnopstrinkn on.

*

Vöglfonga Jogl
Woglt mit n Schedl,
Weln mar auf n Bugl
Bretler auffi nogln,
Owareissn toan mas nit —
Owareissn kon s da Schmid.

*

A selchana Bua
Sul nit Vögl fonga,
Der s Weibl und s Mandl
Nit kent vanona.

*

In Bodan hom s Nochtgschir gstuhln,
Da Hebam d Klistirbistuln,
Mir hom s as Mentsch davon,
s Stehln get hiaz on!

*

Vogestern hon i beicht:
s Mentsch grod i nit leicht.
D rauf soad er za mir:
Mir gehts wia dir.

*

Eisnbohn, Eisnbohn,
Lugamativ,
Eh hots a Holbi trogn,
Hiaz nar an Pfiff.

*

Goudvoder in Himel
Muas selba lochn,
Wos d Leit af da Welt
Fi Spektakl mochn.

*

Wan i wissad, daß mei Bua kam,
Tad i Kropfn bochn,
Wan i wissad, daß er nit kam,
Tad i Foaferln mochn.

Wan i wissad, daß mei Bua kam,
Tad i Wangla woschn,
Wan i wissad, daß er nit kam,
Tad i s schmuzi lossn.

*

Gestern bist do gwen,
Heind scha wieda.
Daß d olli Tog do bist,
Wirst ma dena zwida.

*

Da Hulzknecht in Wold
Hot an Stond an letzn,
Is n s Orbatn z bös,
Tuat er Hocknwetzn.

*

Af d Leit muas ma pfeifn
Und Goud muas ma ehrn,
Wos n Leitn zwider is,
Des tuat ma gern.

*

Hin a sou, her a sou,
Toan ondri ah a sou,
Sult dan grod i alon
Nit a sou toan?

*

Landlarisch, pinzgerisch,
Holsn bol s finster is.
Won s na bol finsta wa,
Daß uns neamb sah!

*

s Gsangl is gsunga,
Hot sih singa lossn,
Und wer an Schnops in Sock hot,
Sul mi trinka lossn!

Selbstkritik.

Es ist im allgemeinen nicht üblich, seine eigenen Sachen zu kritisieren, aber Theaterstücke lösen sich durch die Aufführung gewissermaßen vom Verfasser los, und so will ich es versuchen. — Am 1. Mai fand im Grazer Landestheater die Aufführung meiner beiden Einakter „Flieder“ und „Chrysanthème“ statt. „Flieder“ ist wenig

von Parma, und Großvater Franz verlieh dem Enkel das Herzogtum Reichstadt — eine böhmische Besitzung. Es lag System in dieser Herabsetzung. Zehn Jahre erfuhr der Sohn nichts von seinem Vater (und der Vater auf seiner öden Insel niemals etwas von seinem Sohn!), da fragte der Junge einmal und der Großpapa legte das Gesicht in erzieherische Falten: „Weißt, dein Vater ist ein Mann, der nie Ruh' geben hat, und da haben wir ihn eing'sperrt — sei nur brav, daß dir nit dasselbe g'schieht." Kaiser Franz liebte das Bürschchen in seiner Art, nur sorgte Metternich dafür, daß diese Liebe die Zirkel seiner „großen Politik" nicht störte.

Jung-Napoleon, blauäugig und blondhaarig, wurde größer, aber nicht kräftig, und er lernte wie selten einer den ungesättigten Ehrgeiz kennen. Er wollte ein großer Feldherr werden! Der arme, vergiftete, kranke Junge! Viele Gelegenheiten waren günstig, das bourbonenmüde Frankreich wünschte einen Kaiser und fragte in Wien an. Der Kanzler sagte „nein". Polen und Griechenland glaubten, der Zauber eines Napoleoniden könnte ihre abgeblaßte Tradition wieder auffärben. Der Kanzler sagte „nein". So konspirierte der schmalbrüstige Herzog hinter dem Rücken seiner Erzieher und Wächter mit ausländischen Desperados, wie ein Verschworener, der zu nächtlichen Konventikeln schleicht.

Als Subalternoffizier diente Napoleon II. in der nämlichen Armee, die sein Vater durch halb Europa vor sich her getrieben hatte. Was mag er wohl gefühlt haben? Was hätte der wahrgenommen, der durch die vorquellende Stirn des depossedierten, nie regierenden „Kaisers" in sein Inneres geblickt hätte? Haß? Verbissenheit? Hoffnung? Jedenfalls keine hohen Glücksgefühle.

Der Herzog wird als aufbrausend und heftig geschildert, aber auch als pflichttreuer Soldat trotz seiner Kränklichkeit. Ja, diese Kränklichkeit! Das einzige Erbteil nach seinem Vater, das man ihm ließ, das tödliche Brustübel, das der obduzierende Arzt auch in der Lunge Napoleons I. konstatierte.

Nach der ersten verunglückten Ehe hatte Marie Louise den Grafen Neipperg morganatisch geheiratet und erst als ihr Erstgeborner auf dem Sterbebette lag, eilte sie zu ihm. Er wimmerte: „Mutter, ich gehe unter . . . ich gehe unter . . ."

Und er ging unter.

Großpapa Franz weinte bitterlich um den Enkel, die Mutter weinte auch, und Metternich buchte den Ausfall eines unangenehmen Summanden in seiner falschen politischen Rechnung.

Über das Grab hinaus verfolgte den Herzog von Reichstadt der Haß gegen seinen Vater, und der Metallsarg bezeichnet seine Mutter als „Erzherzogin von Österreich", als hätte sie niemals in den Tuilerien kaiserlich residiert!

Napoleon III. schon wollte den Sohn seines großen Onkels nach Frankreich überführen und drang mit seinem Plan nicht durch; vor kurzem faselten einige imperialistische Pariser Gemeinderäte von demselben Projekt und Edmond Rostand setzte sich dafür mit romantischem Feuereifer ein. Das offizielle Frankreich steht dem Begehren kühl gegenüber, aber gewisse Österreicher spien gleichwohl Empörung: „Nie! Der Herzog von Reichstadt bleibt bei uns!" Wenn man wenigstens politische Bedenken äußerte, aber die Begründung ist nur weinerlich: „Da liegt er in der Kapuzinergruft neben seiner Mutter."

Den jungen Napoleon hat sein Vater gewiß mehr geliebt, und Memoirenschreiber wissen zu erzählen, daß der gefesselte Imperator tagtäglich von seinem Kind sprach. Ich meine, daß es eine späte, aber schöne Gerechtigkeit wäre, den Sarkophag Napoleons II. in das Bonaparte-Mausoleum, in den Invalidendom zu Paris zu überführen.

H. L. R.

die allen Anforderungen der schwierigen Rolle gerecht wurde: bald frivol, bald ästhetisch, bald tänzelnd, bald ergreifend menschlich, niemals ein legendares Rokokofigürchen, immer eine verständliche Gestalt aus jener Zeit der Bourbonen, die eine Kulturhöhe und einen sozialen Tiefstand bedeutet. Schroths Danton war ebenfalls anerkennenswert und besonders Hochs interessanter Foucheron, ein Expriester und Opportunitätsjakobiner, von denen es damals wimmelte und die immer zur rechten Zeit einschwenkten, um nicht geradewegs zur Guillotine zu fahren. Fräulein von Schweickhardt stellte eine naturalistische „Dame der Halle“ dar.

Das Publikum nahm beide Einakter sehr freundlich auf.

Hans Ludwig Rosegger.

Singvögel.

Drei Volkslieder von Alfred Schmidt, Marburg.

Im Odenwald.

Hört, Brüder, wie die Amsel singt
Und wie die Wipfel brausen!
Im Odenwald, im Odenwald,
Wo gibt's ein beſſ'res Hausen?

Da sagt euch, Brüder, jeder Stein
Von Waldestraum und Segen.
Im Odenwald nur möcht' ich mich
Zum Sterben niederlegen.

Da läg' ich gut und träumte süß,
Wollt' gar nicht mehr erwachen.
Und käm' der Herrgott selbst und spräch:
Will dich zum Engel machen! —

Dann bät' ich: lieber Herrgott mein,
Lass' mich im Wald hier schlafen!
Ich hab' als fahrender Gesell'
Im Himmel nichts zu schaffen!

Am Erlenbaum.

Ein Brunnen rauscht im Odenwald,
Wohin im Lenz du mich geführt,
Als ich dich endlich wiederfand
Zu Heidelberg am Neckarstrand —
Wie weh's mir wird!

Steht eine Bank am Erlenbaum,
Daneben rauscht das Wasser klar,
Hier saß ich wohl an deiner Seit',
Vor uns der Odenwald so weit —
Wie schön das war!

Fort rauscht der helle Erlenquell
Und immer stehn noch Bank und Baum.
Ja, ist's denn schon so lang seither?
War's gestern oder nimmermehr?
So war's kein Traum!

Neckargemünd.

Viel rote Dächer weiß ich euch
Am grünen Waldessaume,
Dort fließt der Neckar still vorbei,
So still, als wär's im Traume.

Die Ufer leuchten licht und bunt,
Die Sonne tät sie küssen.
Wo ist's auf weiter Welt so schön? —
Hier hab' ich scheiden müssen!

Sie ist nicht mein, sie war nicht mein
Und wird es nimmer werden,
Und dennoch ist sie mir, Gott weiß,
Der liebste Schatz auf Erden.

Und als sie mir die Hand gereicht
So ernst zum letzten Male,
Da schied der Tag und schied auch ich
Still aus dem Neckartale.

bühnenwirksam, weil fast ohne äußere Handlung und voll komplizierter innerer Vorgänge. Das Theater aber ist eine Schaubühne und man hat sich mehr und mehr daran gewöhnt, das gesprochene Wort nur als Unterlage des Dargestellten zu betrachten (Einfluß der Oper und Operette?). — Der Inhalt des Stückes ist in der Hauptsache folgender: Claire und Wolf hatten einander geliebt und wollten fliehen, aber vom Gatten der Frau, der den Liebhaber bedroht, überrascht, tötet Wolf den Mann mit einem Pistolenschuß. Die Waffe hat ihm Claire gereicht. Die Katastrophe liegt fünf Jahre vor Beginn des Dramas. Die Frau bestand auf einer jahrelangen Trennung, weil sie nur dann an eine gute Zukunft glaubt, wenn sie und Wolf auch innerlich über die Tat hinwegkommen, die äußerlich als Selbstmord gilt. Am fünften Jahrestag treffen sich die beiden wieder — in demselben Zimmer, wo es einst geschah, zur selben Stunde, an einem lauen Maiabend, und auch der Flieder blühte wie damals. Claire, die sich in der Einsamkeit wieder selbst fand, ersann diese Probe, diese entsetzliche Probe, die Wolf nicht besteht, der, ein oberflächlicher Gesellschaftsmensch, im Banne des Gewesenen schwächlich jammert. Wie die Stunde der Tat naht, wird die Erinnerung in den Zweien so mächtig, daß sie alles gleichsam nochmals erleben, und das Publikum sieht jene Szene als stummen, geisterhaften Spuk (Vision). Verschiedene Einzelheiten übergehe ich. Wolf hält die Stimmung nicht aus, er will sofort abreisen und Claire soll ihm später folgen. Sie verspricht es auch, aber sie ist fertig mit ihm und sich. Schauernd hat sie erkannt, daß sie für einen Feigling sündigte und litt. Schneidend ruft sie ihm noch nach: „Achtung, daß du nicht fällst, die Wurzeln des Flieders wachsen über den Weg!“ Dann greift sie selbst zur Pistole . . . Manche Zuschauer konnten den psychologischen Vorgängen folgen, auf sie wirkte der Einakter. Viele verstanden oft nicht recht, und im Theater, wie oft auch anderswo, entscheidet natürlich die Mehrheit. Die „Vision“ wurde von Dr. Schlismann-Brandt stimmungsvoll inszeniert. Fräulein Derbevil, durch ihr klingendes Organ und ihre Erscheinung unterstützt, traf ganz wundervoll die wechselnden Stimmungen Claires, Schroth war als Wolf ein flacher Causeur — der Rolle entsprechend — und Hoch, der einen alten, mitwissenden Diener spielte, gab die leicht unheimliche Figur als personifiziertes Gewissen.

„Chrysanthème“ ist plastischer. Eine hübsche leichtsinnige Aristokratin steht in der französischen Revolution am Vorabend ihrer Hinrichtung. In ihr ringt die Lebensbegierde mit der Verachtung der neuen Zeit, die sie nicht versteht, in die sie sich nicht schicken kann. Ihr Rokokohochmut könnte sich mit dem Tod abfinden, wenn er einen Zweck hätte — und den findet sie, da Danton sie liebt und ihr für Gegenliebe die Freiheit bietet. „Es müßte köstlich sein, im Sausen der Guillotine deinen Schrei zu hören“, philosophiert Chrysantheme — Danton soll unter ihrem Tod leiden, das will sie erreichen. Sie lockt den Allgewaltigen an sich, macht ihn mit Wein bezecht und durch Liebkosungen trunken, er will für sie den Konvent köpfen lassen, sie zur Königin, zur Göttin der Vernunft erheben, und wie er leidenschaftlich am Ziel seiner Wünsche scheint, kommen die Henker und holen Chrysanthème zum Schafott. Und sie geht mit einem zwitschernden „Adieu Danton!“, in das ganz, ganz wenig Schwermut klingt. — Die alte ausgelebte Zeit nimmt Abschied von der neuen, die immer Recht behält. — Die Sprache des kleinen Stückes — es ist eine ältere Arbeit, an der man nicht mehr gern herumfeilt — ist zu pathetisch (die Menschen waren niemals pathosgesättigt, wie die Dichter glauben machen wollen, wenn sie ihre Figuren in historische Kostüme stecken!), und auch der Monolog mit der manierierten Kartenszene wäre besser als Dialog gebracht worden.*) — Lori Weiser war eine entzückende Chrysanthème,

---

*) Einige Kürzungen kamen dem Stück zugute, was ich mit Befriedignng feststelle, da ich nicht zu jenen Autoren gehöre, von denen Direktor Hagin sagt, sie fänden immer, die gestrichenen Stellen seien die allerschönsten gewesen!

„Ἦ καὶ κυανέῃσιν", so deklamierten wir wacker
Hoch vom Leopoldsberg. Grollend zog graues Gewölk.
Da erbebte klein Julchen. „Das kommt, weil ihr schreit wie besessen
Und den Teufel beschwört. Garstig ist solch eine Sprach'."

*

Christkindlmarkt! aus dem Schnee erhebst du dich, gleißendes Märchen.
Welch ein Museum beut heute mir mehr wie einst du!

*

Linienwälle, ihr grünen, entschwunden sind längst eure Tage,
Da der Knabe manch' Schlacht schlug, von der Schule gekehrt.
Mutig sprang in den Graben dem Feind er trotzig entgegen,
Eine Narbe noch weist glänzend den tapferen Sinn.

*

Stephansturm, seh' ich dich ragen des Morgens am Weg zum Berufe,
Schwillt vor Freude mein Herz, Kraft sich holend zur Tat.

*

Zierliche Reliefs sind unter den Fenstern am Häuschen,
Anmut hauchen sie sanft, sorglos schaffende Kunst.
Achtlos gehen die Menschen am alten Hause vorüber,
Nicht wie neue kokett schreit es: „Halt! schau mich nur an."

*

Beide Seiten des Tors bewachen mächtige Riesen,
Grimmig schau'n sie auf uns, Wächter versunkener Zeit.
Und sie stützen das Haus und rufen den neuen Geschlechtern:
Kraft ist dauernd in uns, lasset uns leben mit euch!

*

Alter, traulicher Platz, du wachst noch auf mit dem Frühling,
Singend drehen den Reih'n putzige Mägdlein voll Lust.

*

„Schlimmer Bube!" so hört' ich's, „sprich nicht Dialekt mir, 's ist garstig!"
So reißt keimenden Trieb kühl man aus heimischer Erd'.

*

Schöner wurde die Stadt durch Gärten, Paläste und Straßen,
Allgemeiner, doch schwand reizende Intimität.

*

Wo Beethoven einst ging, blüht voller, üppiger Frühling,
Amseln flöten, es fließt silbermelodisch der Bach.
Hoch vom Kahlenberg rauscht's, wild eilen die Wolken im Winde.
Wer in Liebe dies eint, hört den symphonischen Klang.

Einsamkeit.

Hier ist gut sein. Komm, lass' uns rasten,
So hemm' den Schritt und setz' dich her zu mir,
So lass' die Welt und lass' ihr Hasten,
Dir selbst genug, ein Fremdling ihr.

Lass' um dich wilde Stürme toben,
Schau nicht zurück — — bist du nicht auch ein Gott?
Hör' auch nicht deiner Freunde Loben,
So lass' die Welt — lass' ihren Spott . . .

Baernst.

Altwien.

Distichen von Artur Dworzak.

Altwiener Gassen und Plätze, ihr reizend rythmischen Bilder,
Frieden bringt ihr dem Herz, Grüße der Jugend zurück.

*

O, da liegt noch der Hof, wo oft als Buben wir tollten,
Mitten die Linde noch rauscht; horchend lehn' ich am Stamm:
Werkelmann spielt, wir tanzen mit Mütterchen fröhlich den Ländler,
Munter pfeif' ich ihn mit lächelnd zum Himmel empor.

*

Steinerne Heil'ge in Nischen still über dem Tore des Hauses,
Meine Jugend beschützt habt ihr mit segnender Hand.

*

Wink'lige Gassen, ihr gebt uns wandernd stets wechselnde Bilder,
Neue Straßen, ihr führt endlos ins Leere der Welt.

*

Frühling zieht ein in die Stadt, er sendet ein Weiblein als Botin,
„Kaufet Lawendel!“, sie singt variierend den Ton.

*

Julchen, mit dem ich oft tanzte im Hof unter duftender Linde,
Bietest du Blumen mir feil, sag' doch nicht: „Gnädiger Herr!“
Lass' uns plaudern gut Wien'risch, wie uns der Schnabel gewachsen;
Hast du kein Mascherl am Zopf? Komm, ich mach' es dir auf.

*

„Umgang!“ — auch Julchen dabei im Flügelkleide der Unschuld,
Himmlisch strahlt ihr Gesicht, lockig wellt sich das Haar.
Denkst du noch jener Zeiten, da kindlich wir herzfroh uns liebten?
Rein wie Neuschnee am Berg schau ich das liebliche Glück.

*

„Stark bist du!“ rief sie errötend, da trug ich sie flink über'n Alsbach.
Schnallschuh' hatte sie an, zierlich mit Bändern geputzt.

*

Sonntag gab es Konzert im Hof auf der Rundbank der Linde,
Julchen schwor teuer und hoch: falsch kläng' mein heller Gesang.
„Geh in den Wald und horch, wie die Dröscherln singen und pfeifen!“ —
Ach! ich hab's ja getan, sing' aber falsch nach wie vor.

*

sie nicht zu verschweigen, sie beeinträchtigen durchaus nicht unsere Meinung, daß mit Ernst Decsey ein neuer Mann in die Literatur eingetreten ist.

Der Einzige auf der weiten Welt. Ein Menschenleben von Karl Bienenstein. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Es ist die Geschichte eines Menschen, der nicht stark, aber der gut ist, der den Irrungen und Wirkungen der Welt unterliegt, um sich erst in der Einsamkeit der Natur wiederzufinden, und der sein Leben bei einem Werk der Nächstenliebe opfert. Heinrich Binder, so heißt der Held des Buches, hat gelernt, „sich eins zu fühlen mit dem, was sein muß", und mit dieser Philosophie ringt er sich zum inneren Frieden durch. — Der Roman ist reich an anziehenden Reflexionen und farbigen Naturschilderungen, aber in der Fabel nicht ganz so glücklich. Diese ist ein Gemisch von Romantik und Naturalismus, von nicht immer glaubwürdigen Zufällen und Gefühlsüberschwang. Vielleicht gibt ihm aber gerade das Emporgehobensein über die logische Tatsachenwelt und das Abenteuernde im Handlungsaufbau den eigenen Reiz, den er zweifellos hat. Bienenstein ist als Erzähler kleinerer Geschichten schon gut bekannt und mit diesem breitangelegten philosophierenden „Menschenleben" wird er den Kreis seiner literarischen Freunde gewiß beträchtlich erweitern. P. L. M.

Lebenswirbel. Roman von H. Sienkiewicz. Autorisierte Übersetzung von M. Norbert. (Kempten und München. Kösel.)

Der Schauplatz dieses wertvollen Romanes ist im sozialistisch aufgewühlten und zugleich national erregten russischen Polen zuerst ein polnisches Gut, dann die Hauptstadt Warschau. Die handelnden Personen bilden miteinander ein Milieu aus dem polnischen Adel, das nichts weniger als einförmig ist; denn da stehen als Typen nebeneinander der heiße und hitzige, ungebändigt leidenschaftliche junge Gutsherr, der klassisch feingebildete, den Problemen der Religion und Nation ein tiefes, aber nicht tatkräftiges Verständnis entgegenbringende Freund der Künste und Wissenschaften, der stürmisch und utopistisch national denkende, aber dabei unermüdlich berufseifrige Arzt, der verschuldete und indifferente, dabei aber furchtlose und weltsichere Klubmann, der alle Ideale der andern mit Spott verfolgende Zyniker, dem das Leben nur noch für Sensationen, Skandale und Genüsse Wert hat, daneben zarte und edle Frauengestalten, in ihrer Mitte die mädchenhafte Geigenkünstlerin, die all den Wirbeln ferne steht und doch von ihnen verschlungen wird als schuldloses Opfer. In dieses Milieu treten zwei Personen aus anderen Gesellschaftsschichten hinein: ein radikalsozialistischer Student, dessen Fanatismus die blutigen Ereignisse verschuldet und ihn selber vernichtet, und eine reiche junge Engländerin, die sich als früheres Bauernmädchen und Gutszugehörige entdeckt und deren Herzensgeschichte diesem Roman den tieferen sittlichen Wert gibt. Trotzdem die Ereignisse so düster und tragisch sind, werden sie doch durch die Kunst der harmonischen Darstellung verklärt und durch eingeflochtene Reflexionen geläutert. Der neue Roman befriedigt den, der unterhalten sein will, aber auch den, der ernsteren Gedanken nicht abhold ist. V.

Dahinten in der Heide. Roman von Hermann Löns. (Hannover. Adolf Sponholtz Verlag.)

Hermann Löns ist uns als ein packender, in Farben schwelgender Heideschilderer bekannt. In der Heide spielt auch sein neuer Roman: Er gibt uns den Aufstieg eines ehrlichen Heidjers aus Not und Schande, in die ihn sein heißes Blut und ein unbedachter Augenblick gerissen, zu Ansehen und Ehre. Er wurzelt wieder fest in der Heimat, die er hat verlassen müssen, und rettet sie gar vor der die Heimateigenart unterwühlenden und zerfressenden städtischen Kultur des Berliner Unternehmertums. Der ehemalige Flüchtling ist der moralische und soziale Halt seiner Heimat geworden —. Die freudige und stolze Liebe des Dichters zu seinen Heidemenschen und ihrer schönen und herben Heimat lodert allenthalben durch den Roman, und die heiße Flamme des Dichters springt aus dem Buche auch auf uns über, daß wir sie ebenfalls lieb gewinnen müssen: die niederdeutsche Erde und den niederdeutschen Bauern. W. L.

Orlog! Novellen von der Pad. Von Hans Walther. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Unter dem mir unverständlichen Sammelnamen bergen sich drei nette Geschichten — das heißt: zwei; denn die erstabgedruckte ist in meinem Exemplar durch eine nachlässige Buchbinderei verstümmelt, fragmentarisch, unlesbar. Taten und Stimmungsbilder aus dem deutschen Hererofeldzug. Die stellenweise starke Beimischung von „Sentiment" könnte homöopathischer bemessen sein.

Unruhige Nächte. Mondäne Skizzen von Klubsesseln, two steps und Pleureusen von Franz Wolf. (Berlin. Hesperus-Verlag.)

Der Verleger lanciert das Buch mit dem Schlagwort: Gewissermaßen Text zu Resniczek. Das Schlagwort charakterisiert gut. Die Skizzen sind halb Reiselektüre, halb reflektierende Psychologie, jedenfalls feine

Lustige Zeitung.

Immer der gleiche. „Was tat denn der Professor, nachdem er die Ohnmächtige den Wellen entrissen hatte?“ — „Er flößte ihr ein Glas Wasser ein!“ („Meggendorfer.“)

Im Künstlercafé. Gast: „Kellner, eine Suppe!“ — Kellner: „Es gibt Nudelsuppe mit und ohne Huhn.“ — Gast: „Was kostet sie mit Huhn?“ — Kellner: „75 Pfennige.“ — Gast: „Und ohne Huhn?“ — Kellner: „50 Pfennige.“ — Gast: „Bringen Sie mir das Huhn.“ („Lustige Blätter.“)

Schulhumor. In einer Dorfschule im badischen Schwarzwald müssen einige Buben in der Religionsstunde wegen Platzmangel auf dem Boden sitzen. Zufällig richtet der Lehrer an einen derselben die Frage aus dem Katechismus: „Wozu bist du auf Erden?“ Prompt erfolgt die Antwort: „Weil in der Bank koi Platz meh isch.“ („Jugend.“)

Der Parvenu. „Die Hölle denke ich mir so: man soll den Gebildeten spielen und hat kein Konversationslexikon.“ („Muskete.“)



Du liebes Wien. Roman von Ernst Decsey. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1911.)

Zu viel Kleinarbeit, möchte man in den ersten fünfzig Seiten des Buches ausrufen. Eine weitausspinnende Malerei des Alltags. Zwar eine glänzende Kleinschilderei, aber man findet in dem bunten reizvollen Gewebe nicht gleich den roten Faden. Doch wenn man ihn erst hat, dann begreift sich die Schilderung dieser kleinen Welt, aus der er hervorgeht. Der rote Faden ist ein junger Musiker, der von einem kleinen Uhrmacher an Schrammel vorbei bis zum Kirchenregenschori aufsteigt. Nach Strebermaßstab nicht hoch, aber künstlerisch nach Kampf und Mühe bis zu Bruckner und Richard Wagner. Dieses urkernige, echte rührende Künstlerleben muß der Verfasser aus sich selbst hervorgeholt haben, so glaubhaft und tiefsinnig ist es geschildert. Aber das schlanke Bäumlein ist und bleibt umrankt von den üppigen Schlingpflanzen des scheinbar Nebensächlichen, es ist wie der Stab im Weinstock, an dem köstliche Trauben hängen. Ein Jean Paulscher Reichtum von Ideen, Einfällen und Situationen voll Witz und Humor umgaukeln die einfachen Geschicke der Familie Schwerengang. Und eine strotzende Fülle von wienerischen Sprichwörtern und Redensarten. Man erinnert sich endlich, daß es dem Dichter vor allem um sein Wien zu tun gewesen sein muß, um die Wiener und das Wienerische, wie es ja schon der Titel sagt: Du liebes Wien! Sprache und Stil sind der Literatur der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in der Decseys Roman spielt, ganz meisterhaft angepaßt, nicht mehr biedermeiernd wie voreh und noch nicht schlotternd in moderner Manier. Der Schluß würde besonders auch unseren Großeltern sehr gut gefallen, es geht alles gut aus. Und er gefällt uns, weil alles mit rechten Dingen zugeht. Die widerlichen Gesellen, die im Laufe des Romanes das böse Schicksal des Helden und seines Hauses gewesen, sind auf gute Art aus dem Weg geräumt und das glückliche Hochzeitspaar steht im Kreise von lauter lieben, glücklichen Menschen. — Die mitunter ganz entzückenden Fehler dieses Erstlings, man braucht

aber auch nicht blind gegen ihre Mängel und Gefahren. So kann das anziehend geschriebene Bändchen jedem, der nach einer tiefergehenden Orientierung über die Mächte strebt, die unser heutiges öffentliches Leben beherrschen, aufs wärmste empfohlen werden. V.

Wie prüft man Kurszettel und Bilanzen? Leichverständlicher Führer und Lehrmeister für sorgsame Kapitalisten und alle Leser der täglichen Börsen- und Handelsberichte. Mit zahlreichen Beispielen bearbeitet von P. Ch. Martens, Handelslehrer. (Wiesbaden. Emil Abigt.)

Diese Schrift wird Tausenden als ein praktisches Hilfsbuch gute Dienste leisten, denn es ist eine jedermann verständliche Anleitung zur Wertbemessung der Börsenpapiere, zur richtigen Beurteilung der Bilanzen und Prüfung der Geschäftsberichte. V.

Die Krankenkost. Ein praktisches Handbuch für Ärzte, Kranken- und Wohlfahrtsanstalten, Sanatorien, Pflegepersonen, Erziehungsanstalten und für die Familie von Emilie Kieslinger und Dr. Karl Wirth.

Dieses im Verlag von J. F. Lehman in München erschienene Buch, hat zwei, in ihrem Fache hervorragend tüchtige Menschen zu Verfassern. Sie vereinigten ihr Wissen und ihre Erfahrungen auf dem Gebiete der Kochkunst und der Diätetik, um ein Werk zu schreiben, das allen Frauen und allen Ärzten bestens empfohlen werden kann.

Es ist klar, einfach, leicht faßlich geschrieben, ist ein guter Führer und Ratgeber in allen Fragen, die die Krankenkost betreffen und sollte im Buchschatz keiner Familie fehlen.

Dr. med. L.

Lehrmeister-Bibliothek. Eine Sammlung praktischer Anleitungen für alle möglichen Bedürfnisse des täglichen Lebens. (Leipzig. Hachmeister & Thal.)

Neben den bekannten billigen Bibliotheken belletristischer Literatur haben wir nun auch eine 20 Pfennig-Bibliothek praktischer Anleitungen bekommen. Der Gedanke des Verlegers ist nicht schlecht. An jedermann wohl kann täglich die Aufgabe herantreten, sich auf irgendeinem Gebiete schnell zu informieren, dann wäre ihm ein übersichtlich und kurzgefaßter Leitfaden, der natürlich trotzdem der Gründlichkeit nicht entbehren darf, erwünscht. Ein umfangreiches Handbuch kostet viel Studium und Geld und muß auch meist von der Buchhandlung erst besorgt werden. Die Bändchen der Lehrmeister-Bibliothek aber sind billig und werden wahrscheinlich von den Buchhandlungen ständig auf Lager gehalten. Die sehr schmuck ausgestattete Bibliothek erstreckt sich zunächst auf die Gebiete Obst- und Gartenbau, Landwirtschaft, Hauswirtschaft, Liebhaberkünste, häusliche Technik und Handwerkskunst, Sport, Spiel, Jagd. Uns liegen vor: „Zimmergärtnerei", „Selbstanfertigung von Christbaumschmuck", „Skilaufen" und „Schlittensport".

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. 17. „Alfred Rethel", herausgegeben von Jos. Ponten. 18. „Fra Angelico da Fiesole", herausgegeben von Frida Schottmüller. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1911.)

Die um die Verbreitung von Reproduktionen der besten Kunstwerke aller Völker und Zeiten und um die Darlegung der Bedeutung der berühmten Schöpfer dieser Werke so hochverdiente Verlagshandlung legt in dem zunächst ausgegebenen Rethelbande der „Klassiker der Kunst" einen bisher nur in engeren Kreisen bekannten Meister vor. Mit Erstaunen aber sieht man aus dieser Zusammenstellung seiner Werke, was dieser Geist in der ihm verhältnismäßig so kurz bemessenen Lebenszeit geschaffen. Erst der vorliegende Band wird dem Schaffen Rethels voll und ganz gerecht, von dem bisher in weiten Kreisen meist nur die „Nibelungenillustrationen" und die „Totentanzbilder bekannt waren. Wir lernen seine Bilder, zumal Porträts, verschiedene seiner Entwürfe und ausgeführzen Ilustrationen zu Dichtungen und Darstellellungen historischer Szenen und in ihnen die kühne, geniale Schaffensgabe des Meisters kennen, viele der Ölbilder sind nach den Originalen im Dresdner Kupferstichkabinett wiedergegeben. Namentlich sind auch die gewaltigen Fresken Rethels im Rathaussaal zu Aachen zur vortrefflichen Darstellung gebracht und verschiedene kleine, hier sogar überhaupt zum erstenmale reproduzierte Zeichnungen u. dgl. Man erhält also eine Übersicht des vollständigen Schaffens dieses Künstlers und die ausführliche biographisch-kunsthistorische Einleitung von J. Ponten ermittelt das vollständige Verständnis selbst der kleinsten Einzelheit. — In dem Fra Angelico gewidmeten Bande der „Klassiker der Kunst" ist es wieder ein alter berühmter florentinischer Meister des Trecento, der 1387 geborene Fra Giovanni, dessen Gemälde in scharfen Reproduktionen vor Augen gebracht werden. Dieser Künstler, der mit dem 20. Lebensjahre als Mönch ins Kloster getreten war und in seinen Bildern namentlich durch die reizenden, berühmten Engelsfiguren sich den Namen Angelico erworben, hat sich ausschließlich der Malerei heiliger Szenen, prächtiger Madonnen, Bilder aus dem Leben Christi gewidmet und ist einer der ausgezeichnetsten Vertreter der Kunst auf diesem Gebiet. Sein Madonnenaltarbild der Linaiuoli in den Uffizien zu Florenz mit den herrlichen Engelsgestalten in der Umrahmung ist ein weltberühmtes Werk und eines

Milieuschilderung der „Welt“ und eines Bruchteiles davon. Manche werden sich an vielem darin stoßen, die meisten werden sich amüsieren, einige werden das hübsch ausgestattete Buch verleihen — und nicht mehr zurückbekommen, weil sie sehr schnell darauf vergessen haben.

P. L. M.

Meine erste Weltreise. Von James Cook. Mit 4 Tafeln nach den Original-Kupferstichen. Herausgegeben von W. F. von Bous. (Stuttgart. Schwabachersche Verlagsbuchhandlung.)

Das Buch ist ein gedrängter Auszug der Tagebücher Cooks, Banks' und Dr. Solanders und bringt interessante Einzelheiten von jener berühmten Weltumseglung (1768 bis 1771), die den Gesichtskreis der europäischen Völker bedeutend erweiterte. Cook unternahm die Reise mit beinahe unzureichenden Hilfsmitteln, aber seiner Energie, seinen Kenntnissen und der Zähigkeit seiner Begleiter gelang es, das Wagestück trotz namenloser Fährnisse glücklich zu vollenden. Was er und verschiedene andere Mitglieder der Expedition daheim berichteten, ist — sehr im Gegensatz zu den sonstigen Erzählungen der damaligen Forscher — gut beobachtet und wahrheitsgetreu wiedergegeben, so daß die „erste Weltreise“, die im Schwabacherschen Verlag als Band 3 der kulturgeschichtlichen Dokumente erschien, als eine höchst willkommene Veröffentlichung bezeichnet werden muß, zumal der Bericht weder trocken noch einseitig, sondern lebendig und anschaulich abgefaßt ist.

Hermann und Dorothea. Epos in neun Gesängen von Goethe. (Frankfurt a. M. Gedruckt in Kleukens-Fraktur, Schriftgießerei D. Stempel, A.-G.)

Die ganz undeutsche Bewegung zur Lateinschrift hin hat Reformbestrebungen der deutschen Frakturschrift zur Folge. Eine Reform nach dem alten zurück. Einen solchen Versuch, nach Zeichnung von F. W. Kleukens in Darmstadt, bietet die genannte Firma in Goethes Dichtung. Indes verlangt sich unser Auge keine Änderung unserer altgewohnten Deutschschrift. Es ist doch nicht nötig, daß jetzt alles von seinem Platz gerückt und geändert werde. Gerückte Dinge kommen leichter zu Fall als feststehende. Wir lesen diese Reformschrift schwerer als die bisher landläufige.

Ein feins Lied von einem Landsknecht. Gedichtet von Ottokar Kernstock. Vertont und dem Dichter gewidmet von B. v. Luschin. Verlag der I. Frauenortsgruppe des Deutschen Schulvereines in Graz, der auch der Ertrag dieses schönen Liedes gewidmet ist.

Aus der Welt des Kindes. Ein Buch für Eltern und Erzieher von Dr. J. Löwenberg. (Leipzig. R. Voigtländers Verlag.)

Der bekannte Hamburger Schriftsteller und Pädagoge Dr. J. Löwenberg gibt in diesem neuen Buche eine große Fülle der feinsten Beobachtungen und Anregungen. Wer Kinder erziehen, wer Kinder unterrichten will, muß vor allen Dingen das Kind kennen; denn die Kenntnisse der Kinderseele sind die erste Grundbedingung jeder gesunden Erziehung und jedes gedeihlichen Unterrichtes. Und so wird in diesem Buche von einem der Beobachter und Schilderer alles berührt, was das Kind bewegt und was es erleben kann. Von den ersten Regungen seines kleinen Ichs an wird es durch die Fährnisse der Schule bis zur Entlassung ins Leben begleitet. Lehrer und Eltern, die ihre Kinder lieb haben, werden aus diesem Buche die reichste Förderung schöpfen und selber zur eigenen Beobachtung angeregt werden.

Das Zeitungswesen. Von Dr. Hermann Diez. „Aus Natur und Geisteswelt.“ Sammlung wissenschaftlich gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 328. Bändchen. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Das Bewußtsein von der ungeheuren Bedeutung, welche die Presse im heutigen öffentlichen Leben besitzt, hat in neuerer Zeit auch das Interesse an der Geschichte des allmählichen Werdens und der besonderen Lebensbedingungen dieses spezifisch modernen Kulturfaktors wachgerufen. So muß es begrüßt werden, wenn in der bekannten Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ soeben eine Darstellung dieses Themas aus der Feder von Dr. Hermann Diez erschienen ist. Nach einer Einleitung, welche die einzigartige Bedeutung der Tagespresse kurz zu charakterisieren und zu würdigen sich bemüht, skizziert das Bändchen zunächst die geschichtliche Entwicklung des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens, um sodann mit Hilfe neuer wertvoller Tabellen ein umfassendes Bild von der Presse der Gegenwart nach ihrer äußeren Erscheinung zu geben. Dabei werden insbesondere die deutschen Zeitungen sorgfältig gezählt und nach Erscheinungsweise, Erscheinungsorten, Auflagenhöhe, Tendenz u. s. w. übersichtlich zusammengefaßt. Auch der Vielgestaltigkeit der Zeitschriftenwelt, der Technik des Zeitungswesens im engeren und weiteren Sinn und dem Journalistenstand mit seinen Organisationen ist hier gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Der Schwerpunkt des Bändchens liegt aber in dem dritten Abschnitt, der die Stellung der Zeitung im modernen Kultur-, Staats- und Gesellschaftsleben analytisch und schließlich kritisch behandelt, voll Anerkennung für die Größe der hier wirksamen Kräfte,



Zur Neujahrszeit im Pfarrhof von Nöddebo.

Erzählung von **Henrik Scharling.**

(Schluß.)

Lange konnte ich jedoch meinen Betrachtungen nicht nachhängen, denn der Propst kam zu mir und sagte: „Warum stehen Sie so unbeschäftigt herum, Nicolai?"

„O mir ist das Tanzen gleichgültig."

„So haben Sie sich also gezwungen, gestern abend zu tanzen? Armer Nikolai!"

„Übrigens habe ich Fußschmerzen."

„Diese Krankheit ist also plötzlich ausgebrochen, denn vor einer halben Stunde fehlte Ihnen nichts."

„Auch sind nicht viele Damen da."

„Was ist denn das Weiße, was dort auf dem Sofa sitzt? Nein, ich sehe schon, daß Sie irgendeine Bosheit aussinnen, und um Ihnen zuvorzukommen, verlange ich von Ihnen, daß Sie sofort eines der jungen Mädchen zum Tanze auffordern. Hic Rhodus, hic salta!"

Diese Aufforderung sprach der Propst so laut aus, daß ich gezwungen war, ihr nachzukommen. Ich ging also hin, verbeugte mich steif vor der ersten besten, ohne auch nur aufzusehen und faßte ihre Hand, um sie in den Saal zu führen. Ich heftete die Augen fest auf den Boden

der kostbarsten jener reichen Gallerie. Nicht weniger als 327 Abbildungen des Fiesolaner Meisters erscheinen hier geboten, mit einer gediegenen kunstgeschichtlich-biographischen Einleitung von Frida Schrottmüller versehen. — Die Verlagshandlung läßt den letzten Band ihrer Klassikerausgabe eine ganz besonders vortreffliche Ausstattung zuteil werden in Papier, Druck und Reproduktion. Dr. A. Schl.

Büchereinlauf.

Sterben. Ein Roman aus Kärnten von Karl Krobath. (Leipzig. L. Staackmann.)

Die bunte Kuh. Humoristischer Roman von Rudolf Presber. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Ausgewählte Dichtungen. Von Joh. Nep. Vogl. Herausgegeben und mit einer biographischen Einleitung versehen von Rudolf Kleinecke. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Das zweite Gesicht. Von Gustav Leutelt. (Berlin. Verlag S. Fischer.)

Das Tier. Roman von Hans Eschelbach. (Berlin-Köln-Leipzig. Albert Ahn.)

Die Puppen der kleinen Dorette. Novellen von Günter Hoffmann. Umschlagzeichnung von Paul Telemann. (Berlin. Richard Eckstein Nchfg.)

Der heilige Gral. Eine Musikantengeschichte von Karl Söhle. (Leipzig. L. Staackmann.)

Meine Käfersammlung. (Zwei Bände: Species Bavaricae und Species Borussicae.) Humoristisch-satirische „Jugend"-Bilderbogen von A. de Nora. Illustriert von A. Schmidhammer und M. Hagen. (Leipzig. L. Staackmann.)

O Schicksal! Volksstück in fünf Aufzügen von Adolf Frankl. (Berlin-Friedenau. Bureau Karl Fischer.)

Blätter und Splitter. Von Dr. Friedrich Sturm in Breslau. (Breslau. Schlettersche Buchhandlung.)

Harmonielehre. Von Rudolf Louis und Ludwig Thuille. 2. Aufl. (Stuttgart. Karl Grüninger-Klett u. Hartmann.)

Ins eigene Heim. Praktische Ratschläge für Brautzeit und Ehe von Amalie Baisch. Unter Mitwirkung bewährter Kräfte. 5. Aufl. (Stuttgart u. Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Weltschule. Eine deutsche Weltanschauung von Otto Bülow. (Leipzig. „Teutonia"-Verlag Karl R. Vogelsberg.)

Rudolf Euckens Kampf um einen neuen Idealismus. Von Émile Boutroux. Autorisierte Übersetzung von J. Benrubi. Mit einem Bildnis Euckens. (Leipzig. Veit & Comp.)

Tischbillard. Leichtfaßliche Anleitung zur Herstellung eines Tischbillards von Emil Zirkel. Mit 1 Detailbogen. (Ravensburg. Otto Maier.)

Die Deutschen und ihre Schrift. Von Karl Matthies. (Berlin. Verlag des Ausschusses zur Abwehr des Lateinschriftzwanges.)

Die zeitgemäße Schrift. Von Rudolf Blanckertz. (Berlin. Heintze & Blanckertz.)

Das Elend der Hamburger Jugendschriftenkritik. (Berlin. Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege, e. V.)

Von der Poesie des Klavierspieles. Von Josef Pembauer d. J. (München. Wunderhorn-Verlag.)

Domino. Anleitung zur Erlernung des Dominospieles mit einer Sammlung von Aufgaben und allerlei Dominospielereien nebst Auflösungen. Herausgegeben von A. Czepa. (Ravensburg. Otto Maier.)

Unser Verkehr mit den jenseitigen Weltbewohnern, als Jos. Haydn, L. v. Beethoven, Fr. Liszt, H. Heine, Priestern, Selbstmördern u. m. a. Von Thomas Kunstic, Volksschullehrer a. D. in Gonobitz.

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



An verschiedene Einsender von Manuskripten. Wir bringen nochmals in Erinnerung, daß Rücksendung nur dann erfolgt, wenn Rückporto beiliegt.

K. P. in Prag. Sie haben ganz recht, daß die von den „Singvögeln" gezwitscherten Gedichte sehr ungleichwertig sind. Man hört da manchen echten Ton, aber auch oft Grammophongeräusche. Sie glauben gar nicht, wie etliche Reimschmiede drängen, daß wir doch etwas von ihnen veröffentlichen möchten! Hin und wieder gibt man ihnen nach, damit sie (und andere) einsehen, wie unreif die Poeme sind.

(Geschlossen am 15. Mai 1911.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Sie war natürlich meine Tischdame. An einem anderen Tische, ein Stück von uns entfernt, sah ich Gamling und Corpus Juris, der erstere mit Emmi, der zweite mit Andrea Margarete. Aber nun beneidete ich sie nicht mehr, denn ich hatte eine Tischnachbarin, die mir lieber war als Emmi und Andrea Margarete. Denn sie konnte disputieren und darauf verstand sich weder Emmi noch Andrea Margarete. Die letztere ging jedem Disput am liebsten aus dem Wege und die erstere disputierte mit allzugroßem Ernst und nur um zur Erkenntnis des einzig Wahren zu gelangen. Aber ich disputierte nicht, um die Wahrheit zu ergründen; es ist mir einerlei, ob das, was ich verteidige, wahr oder unwahr ist, ja, es ist mir sogar lieber, wenn es unrichtig ist, denn da erfordert es mehr Geist, um Siege zu erringen — ich disputiere nur um des Disputierens willen. Denn dieser Kampf von Gedanken und Worten, wenn man ununterbrochen auf dem Platze sein und jedes Wort, das man sagt, abwägen muß, um dem Gegner nicht Gelegenheit zu irgendeinem unerwarteten Angriff zu geben, während man anderseits jeden unklaren Gedanken, jedes unklare Wort, dessen der Gegner sich schuldig macht, entdecken muß, um sich augenblicklich daraufzustürzen und es so auszulegen, wie er es nicht gemeint und ihm so häufig gerade in dem Augenblick, wo er sich des Sieges sicher glaubt, und sein quod erat demonstrandum ausgesprochen, beweist, daß er gerade das bewiesen habe, was er nicht beweisen wollte, und daß er etwas gesagt habe, woran er eigentlich nie gedacht hatte, und dann seine Verwunderung über den unerwarteten Ausgang, den der Streit nimmt, zu sehen — o, das ist ein königliches Vergnügen! Und die Himmelblaue konnte beinahe besser disputieren als ich selbst, aber das war nicht so erstaunlich, denn während sie sprach, sah ich nur ihre blauen Augen und vergaß ganz, was ich selbst gesagt hatte, bis sie plötzlich schwieg und ich wieder gezwungen war, etwas zu sagen, um das Vergnügen zu haben, sie wieder sprechen zu hören, und so ging es weiter, bis wir plötzlich bemerkten, daß alle um uns her schwiegen und wir die einzigen waren, die sprachen. Ich wandte mich um und sah, daß Corpus Juris sich erhoben hatte, um eine Rede zu halten. Bei diesem Anblick ergriff mich eine heftige Angst, denn ich hatte Corpus Juris niemals früher eine Rede halten gehört. Und ich kenne nichts Unangenehmeres, als wenn jemand eine Rede beginnt und dann stecken bleibt und nach Worten sucht — man wird so verlegen, so geniert durch sein Stottern, daß man unter einen Sessel kriechen möchte, um sich zu verbergen. Und wenn nun dieser unglückliche Redner der eigene Bruder ist — und *sie* sich an mich wendet und fragt: „Wer ist dieser Arme, der so oft stecken bleibt?“ und man gezwungen ist zu antworten: „Es ist mein Bruder!“ — O, das ist gräßlich! Und Corpus Juris würde sicher stecken bleiben, vielleicht bevor

und dachte: „Du sollst, meiner Treu, keine große Freude vom Tanze mit mir haben.“

Gerade als ich in den Saal eintrat, stolperte ich über die Türschwelle und mußte deshalb aufsehen — Himmel, Erde und sechzehn Elemente, das war ja meine Himmelblaue von der Eisenbahn, mit der ich tanzen sollte. Ich erschrak so sehr, daß ich ihre Hand losließ und fragte: „Sind Sie — sind Sie das wirklich?“

„Ja, wer sollte es denn sein?“ sagte sie mit dem höflichsten Lächeln, das es gibt. „Aber ich dachte, daß Sie mich vergessen hätten.“

„O, Sie müssen verzeihen, aber ich bin — —“ und nun begann ich einen Strom von Worten hervorzusprudeln, der mir jedoch nicht würdig erscheint, verzeichnet zu werden. Auch nicht, was sie sagte, will ich aufschreiben, denn, um es recht zu verstehen, muß man notwendigerweise sie selbst sprechen hören. Aber ich war ein anderer Mensch geworden. Alles in mir war Gesang und Musik und Jubel. Ich plauderte und lachte und tanzte, und ich tanzte, lachte und plauderte — immer mit der Himmelblauen.

Man erzählt, daß einer unserer Philosophen, der viel über die Liebe nachgesonnen, gesagt haben soll, man müsse in eine der Damen verliebt sein, um sich wirklich auf einem Balle zu unterhalten. Er hat recht, der ehrwürdige Mann, er hat recht, das erfuhr ich an diesem Abend. Denn der Kampf, den man ausfechten muß, um mit ihr zu tanzen, die tausend Ausflüchte, die man ersinnen muß, um alle anderen Tänzer auszustechen — ach, davon hat man keine Ahnung, wenn man es nicht selbst erlebt hat. Mit der Himmelblauen tanzte ich die Tänze, zu denen ich sie aufgefordert hatte, und mit der Himmelblauen tanzte ich die Tänze, zu denen ich sie nicht aufgefordert hatte, und kamen andere, die ihre Forderungen geltend machten, so sagte ich, daß sie mir schon früher den Tanz versprochen hatte, und sie — ja, sie sagte, daß sie sich nicht mehr genau erinnern könne, wem sie ihn versprochen habe, und ich nahm ihre Hand und führte sie zum Tanze, von zornigen Blicken und drohenden Worten gefolgt — o, ich unterhielt mich göttlich an diesem Abend!

Unter anderem erzählte sie mir, daß ihr Vater Justizrat sei, und daß sie einen Bruder habe, der studiere, und ich versprach mir selbst, daß er mein Herzensfreund, mein Jonathan werden solle, und wenn er selbst der langweiligste und unangenehmste Mensch auf Erden wäre.

Andrea Margarete fragte mich, ob ich mit ihr tanzen wolle; ich antwortete, daß ich keinen Tanz frei habe. Emmi stellte dieselbe Frage; sie bekam dieselbe Antwort. Ich konnte ihnen beiden ansehen, daß es sie ärgerte, aber das erhöhte meine Freude nur. Früher hatten sie die Vorhand, nun hatte ich das Herzaß und konnte das Spiel nach meinem Wunsch gestalten.

geführt, zu der Zeit, wenn die Buchen ihr Brautkleid anlegen, und die klaren Sonnenstrahlen mit dem hellgrünen Laub spielen, wie auch zur Zeit, wenn die weiße Schneedecke sich über Feld und Wiese breitet — oft kamen wir hierher und aus der Quelle frischen Lebens, die hier sprudelt, tranken wir Gesundheit und Kraft zu unserer Arbeit. Aber die, die viel empfangen haben, müssen auch für vieles dankbar sein, und deshalb ergreife ich diese Gelegenheit, da wir hier alle versammelt sind, um in unserer aller Namen unsere Dankbarkeit auszusprechen unserem verehrten Propste und seiner liebenswürdigen Gemahlin, weil sie die freundlichen Elfen und Genien nicht fortstießen, sondern ihnen Schutz und Schirm boten und ihre Gebote befolgten!"

Ein allgemeiner Bravoruf belohnte Corpus Juris für seine Rede. Ich wunderte mich nur darüber, daß er nicht neben der liebenswürdigen Gemahlin auch die liebenswürdigen Töchter erwähnt hatte, denn das hätte ich getan, aber Corpus Juris tat es nicht, warum, das mußte er selbst wissen.

„Wer war das, der gesprochen hat?" fragte mich die Himmelblaue.

„Das ist mein Bruder", antwortete ich, und mein Herz klopfte vor Stolz — all mein alter Groll gegen Corpus Juris war verschwunden; ich hätte in diesem Augenblicke für ihn durchs Feuer gehen wollen.

„Ich wußte nicht, daß Sie einen Bruder haben", antwortete sie, „Sie müssen mich bekannt mit ihm machen".

„Gern", antwortete ich und erhob mich sogleich, um ihrer Aufforderung nachzukommen, denn es war ja gut, wenn sie ihren zukünftigen Schwager kennen lernte, und bei solcher Gelegenheit, das wußte ich, würde Corpus Juris sich in einer Weise benehmen, die mir Ehre machte. Als ich zu ihm trat, stieß er sein Glas eben gegen dasjenige von Andrea Margarete, seine Wangen glühten, und es flammte wie Feuer in seinen Augen.

„Frederik", sagte ich zu ihm, „meine Tischdame möchte gern, daß ich dich ihr vorstelle".

Corpus Juris sah mich an, als ob er aus einem Traum erwachte. „O, das kann ja später geschehen", antwortete er.

„Wie kann man das einer jungen Dame antworten? Komm sofort mit mir!"

Corpus Juris erhob sich, wenn auch mit sichtlichem Widerwillen. — Er ging zu der Himmelblauen hin, machte ihr eine kurze Verbeugung, murmelte etwas von dem großen Vergnügen, machte dann wieder eine rasche Verbeugung und ging. Ich starrte ihm entsetzt nach. Ja, das war wahrhaftig ein Bruder, der mir Ehre machte! Nicht einmal Gamling hätte sich so ungeschickt benommen!

er noch begonnen, denn seht, sein Blick schweift unsicher umher, wie wenn er etwas suchte, und mit seiner linken Hand greift er krampfhaft nach der Serviette, wie ein Ertrinkender nach der Planke greift, um sich festzuhalten. Und doch — ich fasse wieder Mut, denn nun wirft Corpus Juris seinen Kopf zurück, heftet seinen Blick scharf und bestimmt auf den Propst, der in der Tür steht, und beginnt mit so ruhiger und sicherer Stimme, daß meine Angst und Unruhe sofort verschwinden, denn schon beim ersten Worte höre ich, daß er glücklich zum Schlusse kommen wird.

„Meine Damen und Herren!“ So begann er. „Da ich so viele Altersgenossen hier sehe, viele, die sich den stolzen Namen ‚Herrscher im Reiche des Geistes‘ beilegen, so kommt es mir in den Sinn, was einer unserer Skalden gesagt hat:

Ein Stürmer im Reich der Gedanken,
Der meistert nicht immer das Wort,
Zum Spott für die Mägdlein, die schlanken,
Und dreister Jünger Hohn.

Ich will damit keineswegs sagen, daß einer von uns Jungen, die hier anwesend sind, sich einen Stürmer im Reich der Gedanken nennen dürfe, aber ich meine, wenn er, der diese Worte ausgesprochen, und der gewiß ein Stürmer im Reich der Gedanken gewesen, wenn auch er sich ‚zum Spott für die Mägdlein, die schlanken, und dreister Jünger Hohn‘ gefühlt hat, wie soll es dann uns gehen, uns, die wir uns nicht einmal Jünger eines genialen Meisters, ja kaum Schüler im Reich der Gedanken nennen dürfen? Ja, wir müssen wohl fürchten, daß wir in der gedankenstillen Welt, bei der Lampe mildem Schein selbst verstaubt und modrig werden wie die alten Folianten, daß wir Leben und Licht fürchten werden wie Pallas Athenes lichtscheue Eule. Möglicherweise wird sich der eine oder der andere damit trösten, daß ‚wir bei der Lampe der Musen Tanz‘ sehen, aber hierauf will ich erwidern: es ist keinem gegeben, bei der Lampe Schein den Tanz der Musen zu sehen, wenn nicht erst der Wirklichkeit klares Licht ihm das Spiel der Grazien gezeigt. Doch, Pallas Athene sieht und fühlt ihrer Söhne Not, und es wäre schlimm, wenn nicht sie, die blauäugige Weisheitsgöttin abzuhelfen wüßte. Darum hat sie eine Schar von freundlichen Elfen und Genien ausgesandt, die an jedem Herd ihren Wohnsitz aufschlagen und ihre Söhne von den stillen Büchern ins frische volle Leben führen sollen. Aus vielen Heimstätten wurden diese Abgesandten der Pallas Athene vertrieben und man verschloß ihnen die Tür, aber es gab auch viele Orte, wo man sie mit gastfreiem Willkommengruß aufnahm und sie bat zu bleiben und ihren Beruf zu erfüllen. Auch in dieses Haus, in dem wir heute abend versammelt sind, kam eine solche Schar von Elfen, und sie wurden nicht hinausgewiesen, noch war man taub für ihre Worte. Und oft haben die freundlichen Genien uns hierher

mir entfernt, stand. Aber ich hätte ihn beinahe nicht wiedererkannt — — War das wirklich Gamling, mein Bruder Gamling mit den verträumten Augen und dem vorgebeugten Haupte, war das wirklich dieser schlanke, junge Mann, der Emmis Hand hielt, wie wenn er sie niemals wieder loslassen wollte? Oder hatte Emmi recht gehabt, als sie behauptete, daß ich Gamling nicht kenne, und daß der, von dem sie sprach, ein ganz anderer war als der, den sie kannte und von dem sie sprach?

Ich erinnerte mich indessen meines Auftrages und fragte deshalb: „Christoffer, weißt du nicht, wer dieses Lied gedichtet hat?"

„Christoffer antwortete nicht, er sah nur fortwährend Emmi an, als ob er verzaubert wäre.

„Emmi, können Sie mir sagen, wer es verfaßt hat?" fragte ich weiter.

Auch Emmi antwortete nicht; sie sah mich bloß einen Augenblick an und zeigte dann auf Christoffer.

„Christoffer, aber ist das wirklich — —" rief ich aus, aber ich wurde unterbrochen: „Gib acht, Nicolai, daß du die Weinflasche nicht umwirfst!" — Ja, das war Gamling, mein echter, alter Gamling, der jetzt sprach — jetzt erkannte ich ihn wieder.

Ich eilte zu der Himmelblauen zurück und erzählte ihr, daß mein ältester Bruder der Verfasser des Liedes sei.

„Aber wieviel Brüder haben Sie denn?" rief sie verwundert. „Mit ihm müssen Sie mich wirklich auch bekannt machen."

„Ja, später!" antwortete ich, denn da Corpus Juris sich so schlecht betragen hatte, konnte ich alles mögliche von Gamling erwarten und es schien mir, daß es vorläufig am besten sei, wenn sie ihre Schwäger aus der Entfernung kennen lerne, denn da nehmen die Menschen sich immer am besten aus; später konnte sie noch immer das Vergnügen näherer Bekanntschaft haben.

Ich dachte nun daran, daß die Reihe zu sprechen jetzt an mir sei, da meine beiden Brüder gesprochen hatten. Ich konnte ja das Wohl der Damen ausbringen und bei diesem Trinkspruch konnte ich ja zu meiner Himmelblauen allein sprechen, ohne daß ein Mensch es ahnte, aber sie würde es wohl verstehen. Gewiß hatte ich früher niemals gesprochen, aber da es Corpus Juris so gut gelungen war, so konnte ich wohl dasselbe hoffen. Ich weiß nicht, welche Hexerei im Spiele war: aber jedesmal, wenn ich mich von meinem Stuhle erheben und ans Glas schlagen wollte, so war es, als ob mich unsichtbare Ketten zurückhielten und mich an meinen Stuhl fesselten. Dreimal versuchte ich es und dreimal mußte ich den Versuch aufgeben, denn es war mir unmöglich, mich vom Platze zu rühren. Da sagte endlich die Himmelblaue zu mir: „Werden Sie nicht auch eine Rede halten?"

Doch sie, die Herzensgute, sah meine Verlegenheit und suchte nach einer Entschuldigung. „Es war nicht recht von Ihnen“, sagte sie, „ihn jetzt gleich hierher zu bitten. Er war sicher müde vom Sprechen.“

„Müde!“ rief ich erbittert. „Soll er müde davon sein, daß er — —“ aber glücklicherweise wurde ich dadurch unterbrochen, daß ein Liedertext verteilt wurde, den wir alle mitsangen, und der lautete:

Wir dachten so oft, ach so viele Mal,
Des Sommers mit frohem Entzücken,
Den immer wir grüßen mit Jubel und Schall,
Wenn herrliche Rosen ihn schmücken.

Und oft noch wallt der Gedanken Flut
Zu fröhlichen, prangenden Sonnen hin,
Doch heißer noch drängt unseres Herzens Glut
Zu herrlichen Rosen, die zart erblühn.

Der Winter dann hart mit Kälte uns band,
Verschwunden das lachende, lichte Grün,
Bis endlich ein gütiger Zufall sandt'
Die prächtigsten Rosen, die hold erblühn.

Heut abend doch finden wir beide hier,
O seht doch, die herrlichen Rosen!
Nun wird bald das lachende, lichte Revier
Der sanfteste Sommerwind kosen.

Wenn frühlingshaft hell sich geschmückt der Wald
Im Lenz und im strahlenden Sommerglanz
Erfreut er das Auge, doch heller erstrahlt
Von blühenden Rosen ein holder Kranz.

Die nächtlichen Sterne erstrahlen in Glanz
Zur herrlichen Sommerzeit,
Doch schöner erstrahlen in Spiel und Tanz
Die Rosen im prangenden Kleid.

Von allen den Sternen ist einer doch,
Der heller als alle erglüht.
Von allen den Rosen ist eine doch,
Die schöner als alle erblüht.

Gott gebe, daß jeder, der hier erschien,
Wo herrliche Rosen dem Blick erblühn,
Ein Röschen fand nach seinem Sinn,
Dann wird in sein Herz auch der Sommer ziehn.

Ich war in hohem Grade entzückt von diesem Lied, denn es drückte so voll und ganz meine Gefühle aus, daß ich es selbst nicht besser hätte machen können. Denn auch ich hatte unter all den Rosen und Blumen gesucht, ohne die richtige finden zu können, aber nun hatte ich sie gefunden und jetzt saß sie an meiner Seite, sie, die Rose unter allen Blumen!

„Wer hat dieses Lied verfaßt?“ fragte sie mich.

„Ich weiß es nicht, aber ich werde es gleich in Erfahrung bringen“, antwortete ich und eilte zu Gamling hin, der neben Emmi, weit von

aber wenn wir nun auch in den nächsten Tag hineintanzen, dann müßte das Gesetz zwei Tage schlafen und dann könnte es geschehen, daß es so tief in Schlaf verfiele, daß es nie mehr erwachte". — Nun fuhren die Wagen vor, der Propst selbst half den Gästen in die Überkleider und bat sie, bald wiederzukommen. Und ich legte der Himmelblauen den Mantel um und sagte ihr Lebewohl, und sie sagte mir Lebewohl und stieg in den Wagen, und der Wagen rollte zum Tor hinaus — und ich blieb allein zurück.

Ja, ich blieb allein zurück — das fühlte ich wohl. All das Leben, die Lust und Herrlichkeit, die noch vor einem Augenblick meine Brust erfüllt und zu sprengen gedroht hatten, waren plötzlich verschwunden wie durch einen Zauberschlag. Ich ging in den großen Saal hinein, der nun öde und leer war: die Stühle standen in Unordnung durcheinander, die Lichter im Kronleuchter waren tief herabgebrannt, und dicke Staubschichten lagen überall. Und sie, sie ist fort, sie ist nicht mehr hier — — diese Worte klangen mir wie ein Echo von allen Seiten entgegen. Hier, bei dem Kamin hatte ich zum letztenmal mit ihr gesprochen; neben der Tür da saß ich, als sie mir ihre Rosette gab, und dort in der Fensternische mit den langen Vorhängen hatten wir lange beisammen gesessen und geplaudert. — O! Nun war alles vorbei — Leere, Kälte und Tod überall! Ich setzte mich nieder und verbarg mein Gesicht in den Händen, ich wollte die Leere nicht sehen, die um mich herrschte.

„Wer kann es nur sein, der dort auf dem Stuhl sitzt?"

Ich sprang auf und sah den Propst neben mir.

„Ich bin es", antwortete ich niedergeschlagen.

„Ist es wirklich Nicolai, der erfindungsreiche Nicolai, der da sitzt? Hätten Sie es nicht selbst gesagt, so hätte ich es kaum geglaubt, daß derselbe Mensch, der vor einer Viertelstunde so rief und schrie, daß ich fürchtete, mein armer Pfarrhof würde einstürzen, nun hier sitzt und düster aussieht wie Hannibals Geist auf den Trümmern Karthagos."

Ich antwortete nichts, sondern spielte mit meiner Uhrkette.

„Aber ich begreife wohl, was Sie bekümmert", fuhr er fort. „Ich kann Ihnen ins Herz sehen, und wissen Sie, wie Ihr Herz aussieht? Es sieht aus, wie die große Schießscheibe auf dem Exerzierplatz, wenn die Husaren den ganzen Tag darauf geschossen haben."

„So", sagte ich, um etwas zu sagen.

„Aber Sie sollten sich die Sache nicht allzusehr zu Herzen nehmen. Gehen Sie jetzt zu Bette, morgen wird Mutter recht früh eine Schale Tee hinaufschicken, und dann können Sie zu mir herabkommen und wir lesen ein wenig in Möllers Handbuch für Priester, für das Sie sich ja

„Omen accipio“, sagte ich zu mir, und um rasch allen Bedenken ein Ende zu machen, stieß ich gewaltsam meinen Stuhl zurück, so daß er umfiel und ohne an das Glas zu schlagen oder sonst auf irgendeine Weise der Gesellschaft meine Absicht zu erkennen zu geben, begann ich rasch: „Meine Damen und Herren! — oder um in der Blumensprache zu sprechen — meine Rosen und Dornen! — —“ weiter kam ich nicht, denn nun erhob sich die ganze Gesellschaft, und es entstand ein Lärm, der unmöglich zu überschreien war. Wie ich später erfuhr, hatte man die gewaltsame Weise, in der ich mich erhoben, als Signal zum allgemeinen Aufbruch betrachtet. Das ärgerte mich ungemein, aber ich hatte dennoch den Trost, daß die Himmelblaue von ganzem Herzen beklagte, daß ich unterbrochen worden, denn nach dem Anfang zu schließen, sagte sie, wäre es eine ausgezeichnete Rede geworden. Das beruhigte mich, denn da ich die Rede eigentlich für sie halten wollte, und sie mit dem Anfang zufriedengestellt war, so war das Ziel ja erreicht.

Und nun begannen wir wieder zu tanzen, wir tanzten Kotillon, und sie gab mir ihre Rosette und bekam die meine dafür, und ich war im siebenten Himmel und begann schließlich ganz laut zu singen: „Stoßt langsam vom Land — wir wollen die bergensischen Jungfraun noch sehn — — ohi — ohoi!“ bis Gamling zu mir kam und mir sagte, daß ich still sein solle, genau so, wie er es zu tun pflegt, wenn wir zusammen lesen, und ich plötzlich zu singen beginne. Andrea Margarete kam und gab mir eine Rosette und ich tanzte mit ihr, und Emmi kam und gab mir eine Rosette und auch mit ihr tanzte ich, denn ich zürnte ihr nicht mehr, ich war mit keinem Menschen mehr böse, ich hätte gern alle geküßt — und ich tanzte und tanzte und tanzte und ich unterhielt mich so gut, so gut — o, das war ein ungetrübt herrlicher Abend!

Und du widerliches Ungeheuer, du schwarzer Kobold, der mit seinen gefräßigen Zähnen alles verzehrt, bis man nichts mehr sieht, du, dessen Name Vergänglichkeit ist, du näherteſt dich auch diesmal und verschlangest diesen herrlichen Abend, ohne dich um meine Bitte und meinen Kummer zu kümmern!

Als es zwölf schlug, ging der Propst durch den Saal und sang:

„Ihr Herrn und Damen
Laßt euch sagen,
Die Glocke hat nun
Zwölf geschlagen!“

Umsonst waren meine Bitten und Vorstellungen; vergebens bat ich um einen einzigen Tanz, nur einen einzigen kleinen Tanz noch, er würde nicht länger dauern als höchstens eine Viertelstunde, zehn Minuten, nur fünf Minuten, vergebens, der Propst war unerbittlich. „Heute habe ich“, sagte er, „wie der spartanische König das Gesetz schlafen lassen,

Ich ging also in Gamlings Zimmer. Da war alles finster, so daß ich glaubte, daß er noch nicht heraufgekommen wäre. Aber bald sah ich, daß jemand beim offenen Fenster stand. Ich hätte niemals geglaubt, daß er es sei, denn es sah ihm gar nicht ähnlich, zur Neujahrszeit mitten in der Nacht beim offenen Fenster zu stehen. Aber als ich näher kam, sah ich doch, daß er es war — er stand mit gefalteten Händen da und sah zu den glitzernden Sternen auf, sein Gesicht war ganz bleich, und er bewegte leise die Lippen. Zweimal mußte ich rufen, bevor er mich hörte. Ich sagte ihm nun, so gut ich konnte, was ich auf dem Herzen hatte. Gamling hörte mir ruhig zu, während ein eigentümliches Lächeln um seine Lippen spielte. Als ich zu Ende war, strich er mir übers Haar und sagte: ‚Hm, Nicolai, deine Not ist nicht so groß, als du glaubst. Halte dich bloß an unseren Herrn, und achte darauf, wie er dich führen will, dann wird deine Not zu Ende sein, früher als du es ahnst.‘ Damit sagte er mir gute Nacht und ich ging wieder in mein Zimmer, und konnte mich nicht genug darüber wundern, was über Gamling gekommen sei, daß er mir keine Predigt hielt, sondern mich so kurz abfertigte. Jedoch war ich nicht ruhigeren Sinnes geworden und beschloß, zu Corpus Juris hineinzugehen und ihm anzuvertrauen, was ich auf dem Herzen hatte. Gewiß mußte ich darauf vorbereitet sein, daß er mich tüchtig auslachen und möglicherweise die nächsten Tage mit seinem Spott verfolgen würde, aber es schien mir, als ob das eine Art gerechter Strafe für mich wäre, die ich geduldig über mich ergehen lassen müßte.

Ich öffnete die Tür und trat ein. Aber wenn es bei Gamling drin pechschwarz gewesen, so strahlte es bei Corpus Juris von Licht. Die beiden Lichter vor dem Spiegel hatte er angezündet, und ein drittes, das er vermutlich selbst heraufgetragen hatte, stand auf dem Tisch. Mitten unter all diesen Lichtern ging Corpus Juris auf und ab, wie wenn er diese Illumination sich selbst zu Ehren gemacht hätte. Eine große rote Bandrosette hielt er in der Hand und er gestikulierte heftig mit beiden Armen, ungefähr so, wie wenn er eine Rede einstudieren wollte.

„Was willst du?“ fragte er mich.

Ich setzte mich auf einen Stuhl und begann meine Geschichte zu erzählen, während Corpus Juris fortwährend auf und ab ging.

„Nun, was denkst du darüber?“ fragte ich, als ich geschlossen hatte, und er setzte seine Promenade fort, ohne zu antworten.

„Worüber?“ fragte Corpus Juris, indem er plötzlich vor mir stehen blieb.

„Nun, über die Sache, die ich jetzt erzählt habe.“

„Ja, du mußt entschuldigen, aber ich war von meinen eigenen Gedanken so in Anspruch genommen, daß ich nichts von dem hörte, was du sagtest.“

so sehr interessieren, dann werden Sie sehen, daß es vorübergeht. — Gute Nacht, Nicolai, und gute Besserung!"

Als der Propst ging, beschloß ich, in aller Stille mich fortzuschleichen, ohne jemand Gute Nacht zu sagen, denn ich wollte keine solchen Reden wie die des Propstes mehr hören. Ich kam auch unbemerkt in mein Zimmer hinauf, und nachdem ich Licht angezündet, verschloß ich beide Türen, denn ich wollte allein sein. Dann öffnete ich das Fenster und sah in die stille Nacht hinaus. Die kalte Nachtluft drang herein, aber sie tat mir gut, denn sie beruhigte mich. Ihr Bild stand vor mir, ich dachte an nichts anderes, träumte von nichts anderem als von ihr. Wann würde ich sie wiedersehen? Wieviel Zeit würde verstreichen, bevor ich wieder mit ihr zusammentraf? Denn nun stand mein Entschluß fest, es gab keine Zweifel, keine Unklarheit mehr — sie sollte es sein, sie und keine andere. Es war ja das Schicksal selbst, das sie auf meinen Weg geführt, just in dem Augenblick, als ich mich für immer binden wollte, gerade, wie wenn das Schicksal zu mir hätte sagen wollen: „Sieh, Nicolai, was dir vorbehalten ist, wenn du es vermagst dich zu gedulden und zu warten."

Doch hinter ihrem lichten Bilde sah ich zwei andere Erscheinungen, bleich und bekümmert, es waren Emmi und Andrea Margarete. „Zu uns hast du zuerst gesprochen und nun verläßt du uns?" schienen sie zu mir zu sagen. „Aber nicht ich verlasse euch, sondern ihr habt mich verlassen", antwortete ich. „Das ist nicht wahr, wir wollten nur, daß du etwas überlegter seiest und nicht allzu unbedacht vorwärts stürmest, aber du bist treulos wie Wetter und Wind."

Ich begann unruhig zu werden. Wenn ich mich nun doch getäuscht hätte, wenn Emmi und Andrea Margarete sich nun doch in mich verliebt hätten? Ich erinnerte mich, wie verwundert Andrea Margarete ausgesehen, wie ich nicht mit ihr tanzen wollte, und wie sie mich gefragt, ob ich böse mit ihr sei. — Wenn es sich wirklich so verhielt, war es da ritterlich gehandelt, daß ich erst Wünsche und Hoffnungen erweckte und mich dann zurückzog, als ich sah, daß es ernst würde? War das nicht niedrige Feigheit! Also hatte der Propst recht gehabt, als er mich neulich einen achtzehnjährigen Don Juan genannt. Und andrerseits, wie war es möglich, fortzufahren, wie ich begonnen, wenn mein Herz einer anderen gehörte?

Meine innere Unruhe wurde schließlich so groß, daß ich einen Vertrauten haben mußte, um ihm mein Herz zu eröffnen. Ich beschloß zu Gamling hineinzugehen, denn er pflegt bei allen wichtigen Anlässen mein Ratgeber zu sein. Ich wußte wohl, daß er mich nicht als Sünder sterben lassen würde, aber wenn er auch bis zum nächsten Tage predigen würde, so war es mir doch lieber, als mich allein so zu peinigen.

ist doch eine schöne Sache, ein wenig von Philosophie zu verstehen, denn sie hilft uns viele Knoten zu durchhauen, die sonst unlöslich für uns wären. Aber in bezug auf sie war ich nun meiner Sache sicher, denn es war sowohl Neigung als Vernunftgründe vorhanden, da war kein Zweifel, sie würde einmal eine ausgezeichnete Pastorsfrau werden.

Aber gibt es etwas Unbeständigeres als des Menschen Sinn und Gedanken? Nachdem ich eine Weile meine Seele an ihrem Bilde erquickt hatte, traten wieder Emmi und Andrea Margarete vor meine Augen, und diesmal nicht bleich und kummervoll, wie vorher, nein, lachend, frisch und strahlend, wie sie in Wirklichkeit waren. Und ich glaube beinahe, daß sie sich Hilfstruppen geholt hatten, denn sie führten eine ganze Schar junger Mädchen mit sich, die ich alle gekannt und geliebt hatte. Es kamen immer mehr und mehr. Da war die Tochter des Etatsrates in Kopenhagen und die Amtmannstochter in Aarhus und die Bischofstochter in Ribe und die beiden Töchter des Doktors in Ringsted und die drei Pastorstöchter in Slagelse und — — — ja, da waren so viele, so viele, daß der Kopf mir zu schwindeln begann. Und alle sagten: „Da bin ich, Nicolai!“ Aber wollte ich eine von ihnen fassen, so waren gleich zehn andere hinter mir, die flüsterten: „Du greifst fehl, Nicolai! Du greifst fehl, Nicolai!“ — O, das war zum Verzweifeln! Vergebens suchte ich Hilfe bei der Philosophie, um zu hören, welche ich eigentlich wählen sollte, vergebens wandte ich wieder meine Definition an, um zu wissen, auf welche sie am besten paßte; zu meinem Schrecken entdeckte ich, daß sie gleich gut auf alle paßte. Denn es war keine unter ihnen, die ich nicht liebte und die nicht einmal eine ausgezeichnete Pastorsfrau werden würde. — Ich suchte also meine Rettung in der Flucht, aber sie verfolgten mich alle, mich beständig umschwebend, umtanzend, bis ich schließlich in Schlaf verfiel und träumte, daß ich der Ritter Olaf sei, der in mondhellen Sommernächten von Elfen verfolgt wurde. Ich ritt die ganze Nacht hindurch; erst am hellen Morgen erwachte ich und befand mich zu meiner Verwunderung in meinem Bett, in Schweiß gebadet nach dem gewaltigen Ritt.

Es war beinahe neun Uhr; ich stand deshalb auf, da ich wußte, daß der Propst es nicht liebte, wenn man lange zu Bett lag. Aber mir war ganz schwindlig und ich hatte Kopfschmerz und die ganze Zeit das Gefühl, etwas Unrechtes getan zu haben. Meine düsteren Betrachtungen vom Abend, in bezug auf Emmi und Andrea Margarete, kamen wieder. „Es gibt keinen anderen Ausweg“, sagte ich zu mir selbst, „ich muß diesem Verhältnis ein Ende machen. Morgen reisen wir ja von hier fort und ich komme nie wieder her. Jedesmal, wenn die Brüder herkommen, werden Emmi und Andrea Margarete fragen: ‚Kommt Nicolai denn nicht mehr her?‘ — Nein, Nicolai kommt niemals mehr. Und der Glanz in

Ich begann also von neuem und Corpus Juris schenkte mir jetzt größere Aufmerksamkeit. Aber kaum hatte ich geschlossen, so warf er sich in einen Stuhl neben mich und brach in ein lautes Gelächter aus. „Hahaha! Nein, das ist großartig! Hahaha! Nein, Nicolai, du bist ausgezeichnet! Hahaha!“

Ich war ein wenig betroffen und hielt ihm vor, daß es nicht schön von ihm gehandelt sei, daß er mir nur mit Hohn antworte, wenn ich ihm vertrauensvoll mein Herz eröffne, damit er mir in Rat und Tat beistehe.

„Du darfst nicht böse sein, Nicolai“, antwortete er, „aber das ist wirklich zu komisch. Ich kann dir jetzt nicht mehr sagen, aber ich bin sicher, daß du selbst noch über die Sache lachen wirst, wie ich jetzt — — Gute Nacht und schlaf' gut!“

Wieder ging ich in mein Zimmer und gab mich meinen Betrachtungen hin. Dennoch fühlte ich mein Gewissen etwas beruhigt dadurch, daß weder Gamling noch Corpus Juris sich berufen fühlten, mit mir ins Gericht zu gehen. Vielleicht hatte ich mich doch nicht so schlecht aufgeführt.

Jemand sprach drin bei Corpus Juris. Sprach vielleicht Corpus Juris selbst im Schlafe? — Nein, ich hörte zwei Stimmen — was hatten die beiden denn zu überlegen? Nein, das war gar nicht Gamlings Stimme, und — was war das? Das klang genau wie ein Kuß. Was, in aller Welt, fällt Corpus Juris ein? dachte ich und lauschte — er kann doch nicht sich selber küssen. Aber nun wurde es ganz still drin, hingegen begann es ganz leise in dem langen Gange zu rascheln. Ich mußte nachsehen, was das sei — ging hinaus auf den Gang; es war alles dunkel, aber jetzt hörte ich leichte Schritte die Treppe hinabeilen. Ich zur Treppe hin — im selben Augenblicke, als ich hinkam, sah ich etwas Weißes um die Ecke biegen. „Wer ist das?“ rief ich, so laut ich konnte, aber bekam keine Antwort. Hingegen steckte Corpus Juris den Kopf zur Tür heraus und rief: „Nicolai, was machst du für Spektakel, du weckst ja das ganze Haus!“

„Aber es war jemand hier draußen auf dem Gange“, antwortete ich. „O, das war wohl eine Katze — leg' dich nur wieder nieder, es ist ja später als ein Uhr.“

Ja, es war wohl das beste, sich niederzulegen; ich kroch ins Bett und löschte das Licht aus. Und nun stand wieder ihr Bild so hell und klar vor meiner Seele — ihre Stimme war so weich, ihre Hand so zart und ihre Augen so klar! Und dieselbe Definition, die schon zweimal mein Trost und meine Beruhigung gewesen, machte mich nun zum drittenmal meiner Sache sicher. „Jede Verbindung, die zwischen Mann und Weib eingegangen wird, muß sowohl auf Neigung als auf Vernunftgründen basiert sein, wenn sie der ihr innewohnenden Idee entsprechen soll.“ Es

„Bist du noch böse, weil ich gestern abend lachte?“ fragte Corpus Juris.

„Ob ich böse bin?“ Und ich lief zu ihnen hin, umfaßte sie und drückte sich an mich, wie wenn ich sie viele, viele Jahre nicht gesehen hätte.

„Aber sagt mir nur, wann ist das geschehen?“ fragte ich, aber das erfuhr ich nicht. Denn Gamling sagte, daß derlei nicht auf einmal geschehe, man könne einander gut verstehen, ohne von der Sache zu reden, so daß man eigentlich schon verlobt sei, lange bevor man es wirklich ist. Das schien mir etwas unlogisch, aber ich durfte heute nicht zu strenge mit Gamlings Worten ins Gericht gehen. Ich wollte wenigstens gern wissen, ob es nicht auf der Schlittenfahrt nach Roeskilde geschehen wäre; aber auch hierüber erhielt ich keinen Bescheid, denn Andrea Margarete sagte, daß es ganz einerlei sei, ob es nun gestern oder vorgestern geschehen, die Hauptsache sei, daß es überhaupt geschehen wäre. Auch die mystischen Jahreszahlen von der Domkirche und der Landstraße kamen mir in den Sinn, und da erfuhr ich — ja, es ist nicht nötig, daß ich das erzähle, denn jeder, der nicht allein begreift, was für eine Art Jahreszahlen das waren, braucht es auch nicht zu wissen.

„Aber was sollen wir nun mit Ihnen machen“, sagte der Propst, „denn ich habe nicht mehr als zwei Töchter. Aber wenn sie die alte Anna haben wollen, so will ich Ihnen gern zwanzig Taler zinsenfrei leihen, die sie erst am Hochzeitstage zurückzahlen müssen.“

Aber ich wollte die alte Anna nicht. Denn ich dachte jetzt nicht mehr daran, mich zu verloben; nun hatte ich ja auf einmal zwei Schwägerinnen bekommen, und zwar zwei solche wie Emmi und Andrea Margarete.

— — Ja, hier schließt meine Erzählung von diesen ereignisreichen Tagen im Pfarrhof von Nöddebo, denn ich kann mich an das weitere nicht erinnern. Ich erinnere mich nur, daß wir wie in einer Art Rausch herumgingen und einander ansahen, miteinander sprachen und einander zulächelten, aber wovon wir sprachen, weshalb wir lächelten, das habe ich vergessen.

Wie glücklich Gamling doch aussah! Es war, wie wenn er ein neuer Mensch geworden wäre, und er versank nie mehr in Gedanken. Und Corpus Juris war so liebenswürdig, wie ich ihn niemals früher gesehen; er widersprach mir nicht mehr und suchte allen meinen Wünschen nachzukommen. Nur duldete er nicht, daß ich allein mit Andrea Margarete spazieren ging, sondern bot in solchen Fällen immer seine Gesellschaft an. Und Emmi und Andrea Margarete! — — Wie schön es war, „Du“ zu ihnen zu sagen, obwohl ich im Anfang immer „Sie“ sagte und mich immerwährend selbst verbessern mußte.

Emmis Augen erlischt und Andrea Margaretes Wangen erbleichen, und eines Tages werden zwei Bahren aus dem Pfarrhofe hinausgetragen. Da kommt Nicolai. Und an milden Sommesabenden, wenn die lauen Abendwinde durch die Zweige der Trauerweide streichen, wandert er zu ihrer Ruhestätte hinaus. ‚Grausames Schicksal, warum scheidest du, was zusammengehört? Denn meine Schuld war es nicht!‘ sagt er und benetzt mit seinen Tränen die Rosen auf ihren Gräbern. Die goldenen Strahlen der Sonne beleuchten die weißen Marmorkreuze mit ihrem Glanz, und Nikolai beugt sich herab, bricht eine Rose auf jedem der Gräber und sagt: ‚Arme junge Rosen, warum welktet ihr so früh, warum — —?‘“

Nun zog Corpus Juris nebenan die Stiefel an und störte mich in meinen Phantasien. Denn Corpus Juris pflegt dabei auf den Boden zu stampfen, so daß man beinahe glauben könnte, daß ein ganzes Regiment Dragoner drin bei ihm sei. Wie gern ich auch zu der hellen Phantasiewelt, in der ich eben geschwelgt hatte, zurückgekehrt wäre, so wollte es mir doch nicht gelingen, denn Corpus Juris Stiefel hatten mich wieder zu der rauhen Wirklichkeit zurückgerufen. Ich kleidete mich also an und ging hinunter.

Die ganze Familie war wie gewöhnlich um den Teetisch versammelt.

„Guten Morgen, Nicolai“, sagte die Pröpstin.

„Guten Morgen“, sagte ich mechanisch, ganz in meine eigenen, traurigen Betrachtungen vertieft.

„Guten Morgen, Nicolai“, sagten Emmi und Gamling.

„Guten Morgen“, sagte ich ebenso mechanisch wie früher.

„Guten Morgen“, rief der Propst mit einer Stimme, die die Toten aus ihren Gräbern hätte erwecken können.

„Guten Morgen“, antwortete ich und kam nun wieder zur Besinnung und —

„Guten Morgen, Schwager“, sagte Andrea Margarete und reichte mir eine Tasse Tee.

„Was — was sagen Sie?“ und die Tasse fiel auf den Boden und zerbrach in tausend Stücke.

Corpus Juris hielt Andrea Margarete bei der Hand und Gamling saß auf dem Sofa und hielt Emmis Hand. Ich sah von den einen zu den anderen und umgekehrt.

„Aber ist das — ist das auch wirklich wahr?“

„Nein, das ist es nicht, glauben Sie kein Wort davon“, sagte der Propst. „Das ist nur ein Neujahrsscherz, wie gestern mit Ihnen und Andrea Margarete. Morgen führen wir wieder etwas anderes auf.“

Aber ich sah Corpus Juris und Gamling wohl an, daß das nicht Scherz und Gaukelspiel war.

sobald sie sich zur Prüfung stellen. Da es sich so verhält, kann man die Freude meines Herzens über das Glück meiner Brüder wohl begreifen. Denn ein Glück ist es, und ich bin weit davon, es ihnen als ihr eigenes Verdienst anzurechnen, daß sie das Examen bestanden; nein, Ehre, wem Ehre gebührt — nicht auf das Wohl Christoffers und Frederiks trinke ich hier, sondern auf die klaren Augen und das freundliche Lächeln — oder wie man auch sagen kann, auf Professoribus und Censoribus der beiden Universitäten, wo sie ihr letztes und schwierigstes Examen bestanden."

Hiermit stieß ich mit Emmi und Andrea Margarete an. Die Pröpstin lächelte mir freundlich zu, und der Propst reichte mir die Hand und sagte: „Ja, Mutter, da wollen wir beide mittrinken, denn Nicolai hat recht: das letzte Examen, das ich zu bestehen hatte, war das schwerste und ich danke Gott, daß ich nicht zurückgewiesen wurde."

*
* *

Nun hatte ich also meinen ersten Feldzug in Amors Reich erzählt, aber es war nicht mein letzter. Wenn jemand, wie Corpus Juris, finden sollte, daß ich mich recht kindisch benommen, und die ganze Geschichte mir nicht zu besonderer Ehre gereicht, so daß es besser gewesen, wenn ich sie gar nicht geschrieben hätte, statt sie sogar drucken zu lassen, so will ich ihn bitten, sich des ersten Males zu erinnern, als er sich mit ähnlichen Absichten getragen, und da wird er mich wohl nicht mehr so streng beurteilen. Wer sich frei von Schuld weiß, werfe den ersten Stein!

— — Im übrigen geht das Leben in der Vestergade seinen alten Gang. Gamling liegt noch immer fortwährend auf dem Sofa und verfällt in Gedanken, nur daß er nicht wie früher die Pfeife in der Hand hält, sondern ein kleines Porträt von Emmi, das sie ihm geschenkt. Corpus Juris entwickelt seine politischen Ansichten wie früher. Der Genuß, den er immer in der Lektüre des Tagblattes gefunden, ist nicht geringer geworden, weil er sich verlobt hat. Im Gegenteil, er hat mit Andrea Margaretes Hilfe das Tagblatt auch im Pfarrhof von Nöddebo eingeführt. Und ich selbst — ich studiere philosophische Propädeutik und versuche mir damit alle Liebesgedanken zu vertreiben.

Jeden Sonntag begleite ich die Brüder nach Nöddebo. Und ich kenne keine größere Freude, als wenn mich meine Bekannten am Montag fragen: „Wo warst du gestern, Nicolai?" und ich ihnen antworten kann: „Ich habe meine Schwägerinnen besucht."

Aber ist es so sicher, daß ich selbst mich erst in fünf Jahren, wenn ich mein Staatsexamen gemacht, verloben werde? Bestimmt versprechen will ich es nicht, denn ich bin ja auch nur ein Mensch, aber jetzt will ich nur an die philosophische Propädeutik denken. Und seitdem ich gesehen, daß Gamling und Corpus Juris, von denen ich nicht mehr

Und ich selbst — ich war so froh, wie ich früher niemals gewesen. Ja, selbst an dem großen Tage, an welchem ich vormittags mein Staatsexamen machen und mich nachmittags verloben werde, kann ich kaum froher sein als an diesen Tagen.

Aber wie blind ich gewesen, wie ich nichts gehört und gesehen hatte — ja, es ist ein wahres Wort, daß zuerst die Augen erblinden. Nun verstand ich alles, auch Corpus Juris' Betragen gegen mich, denn wenn die Menschen auf Freiersfüßen gehen, so ist nicht mehr mit ihnen zu spaßen. Und Gamling — ich Tor, der nicht geahnt hat, daß Emmi, die das Alte so liebte, auch Gamling lieben mußte. Jetzt begriff ich auch, an wen Emmi mich immer erinnerte, ohne daß ich wußte, wer es sei — es war Gamling, wie ich ihn in seinen besten und glücklichsten Stunden kannte, ja, Emmi war eine verbesserte Auflage von Gamling, um mich der Vergleiche des Propstes zu bedienen.

— — Beim Mittagessen, zu welchem ein ausgezeichneter Rotwein aufgetischt wurde, brachte der Propst das Wohl der Verlobten aus. Da ich am vorhergehenden Abend bei meinem so jäh unterbrochenen Toaste „Blut geleckt“ hatte, fand ich, daß nun eine passende Gelegenheit sei, um das Versäumte nachzuholen. Und da diese Rede meine erste war, kann ich mir das Vergnügen nicht versagen, sie hier mitzuteilen. Sie lautete, wenn ich mich recht erinnere, ungefähr so:

„Liebe Freunde! Man pflegt im allgemeinen den Leuten zu gratulieren, die ihr Staatsexamen glücklich überstanden haben, denn dann haben sie ja nicht mehr viele Prüfungen zu machen. Aber dies scheint mir ein großer Irrtum; denn zugleich erwächst ihnen die gefährlichste und schwierigste Prüfung. Ich nenne sie die gefährlichste, denn bei allen anderen Examen, selbst wenn man das Unglück hat, geworfen zu werden, oder wie der terminus technicus lautet, ‚durchzufallen‘, kann man doch die Hoffnung hegen, nächstes Mal mehr Glück zu haben. Aber das geht hier nicht, und diejenigen, die einmal geworfen sind, dürfen nicht noch einmal ihr Glück versuchen, und alles was man tun kann, ist, dem Beispiel der deutschen Studenten zu folgen, die eine andere Universität aufsuchen, wenn sie bei der einen ‚gefallen‘ sind. Aber diese Prüfung ist nicht nur gefährlich, sie ist auch außerordentlich schwierig, und auch hierin unterscheidet sie sich von allen anderen ähnlichen Prüfungen. Denn von diesen heißt es, je mehr man lernt, desto mehr Aussicht hat man auf glücklichen Ausgang, aber hier ist es gerade umgekehrt, so daß man versucht wäre, mit den Berliner Studenten zu sagen: ‚Ach, weh mir, je länger ich lese, desto dümmer werde ich!‘ Deshalb sieht man nicht selten, daß viele Schuster- und Schneidergesellen im Handumdrehen diese Prüfung bestehen, während die ‚studierten Leute‘, die den Doktorhut in allen möglichen Fakultäten besitzen, sogleich geworfen werden,

feldern und Obstgärten, mit glitzernden Wässern und schimmernden Straßen; an den mäßigsteilen Berglehnen Wälder — dunkle Tannenwälder mit lichten Buchen, braune Fichtenwälder mit hellgrünen Lärchen durchsprenkelt, Wälder zwischen den Dörfern und den einzeln stehenden Bauernhöfen, Wälder in den Schluchten und auf den Kuppen, Wälder überall, Wälder aus Fernen herüberblauend, und darüber hochgebaut die stillen, luftigen Felszinnen. Das Waldland Steiermark — unsere Waldheimat.

So ungefähr ist das Gesamtbild des östlichen Oberlandes mit seinen hervorragendsten Berghäuptern Stuhleck, Rax, Veitsch und Hochschwab. Aber die meilenweiten Felswüsten des Hochschwab leiten schon über ins fahlbraune, kahle Urgebirge der Tauern, ins lichte, zackige Kalkgebirge des Ennstales mit seinem Gletscherkönig Dachstein. Steh' auf einem solchen Berge und schau hin in dieses weite, leuchtende, stille, friedenumwehte Alpenland. Kein Hall der Wasserfälle kommt zu dir herauf aus den Enggräben und Felswänden, und verborgen sind die Seen, die in Almkesseln eingebettet oder in Felsschluchten verzwängt sind. Hingegen liegen in schattigen Karen tote Schneefelder, auch im Hochsommer noch, und das Gefilze des Zirmholzes legt sich wie grünbraune Pelze über die Lehnen hin, um tiefer liegende Almen und Wälder vor Lawinen und Steinschlag zu schützen. Wenn du den Habicht sehen willst, so mußt du hier dein Auge nicht himmelwärts wenden, du mußt in die Tiefen schauen, wo über Schutt und Zirm vielleicht in Lüften das schimmernde Blättchen schwimmt. Fallen dir nicht feingellende Pfiffe auf, die bisweilen aus dem Gewände kommen? Hast du ein gutes Weidmannsauge, so siehst du Gemsen, die dort an scheinbar senkrechten, glatten Wänden mit Sicherheit dahinspringen und Äsung finden. Doch schau — klebt dort an der Wand nicht etwas, ein dunkler Punkt, der sich aufwärts bewegt? Gleich unterhalb ein zweiter, ein dritter? Das sind aneinandergeseilte Menschen, die, wie Raupen sich an die senkrechte Tafel schmiegend, jede hervorspringende Zacke, jede Runse nützend, an Stellen gelangen, wo noch keine Gemse gestanden. Der Mensch hat seine touristische Lehrmeisterin, die Gemse, überholt beim Emporklettern und er ist ihr gelehriger Schüler beim Abfahren. Im Beobachten, wie sie auf dem Hinterteil rasch und munter zu Tale rutscht, hat der Steirer das Rodeln erfunden, das er freilich nur zum Wintervergnügen anzuwenden weiß. Zur Sommerszeit fährt man mit gestemmtem Bergstock ab in Geröll oder rasigen Lehnen. Aber dein Auge, dein Herz kann sich' nicht sattrinken an dem unermeßlichen Rundbilde, noch dürstend mußt du niederwärtssteigen zu den weiten Almböden, wo eine bunte Alpenflora dich lachend grüßt, wo helle Meeraugen dich erstaunt anschauen, wo in der Schwaighütte oder Brenntlerhütte die lustige Sennerin dich beherbergt unter niedrigem, nächtig windumbraustem Dache. Und am nächsten Tage wieder ins weite, volkreiche Tal, wo die Eisenhämmer

gehofft hatte, daß sie sich verloben würden, wenigstens in dieser Welt, es doch im Handumdrehen dazu gebracht hatten und mit Mädchen wie Emmi und Andrea Margarete obendrein, so glaube ich gewiß, daß man am besten tut zu warten, denn je länger man wartet, desto besser wird es.

Aber die Himmelblaue? — Ach! Sprecht nicht von ihr, denn sonst werden alle meine guten Vorsätze sogleich zunichte. Ich will nur so viel sagen, daß ich gestern abend mit ihrem Bruder Brüderschaft trank, im Studentenverein, und daß er ein sehr netter Bursche ist, wenn auch nicht so liebenswert wie seine Schwester.

Und nun lebt wohl — aber richtig, eines habe ich noch zu sagen. Wenn einer von denen, die meine Erzählung hier lesen, so unglücklich wäre, noch nie in einem Pfarrhof gewesen zu sein, so sage ich ihm: „Reise hin, reise sogleich, reise lieber heute als morgen, denn, so wie der, welcher nicht in Dänemark gewesen, das schönste Land der Welt nicht kennt, so kennt der, welcher in keinem Pfarrhof gewesen, das Schönste in Dänemark nicht. Und doch — was nützt es, daß du zu diesem oder jenem Pfarrhof reist — nein, du mußt in einen ebensolchen Pfarrhof wie der Pfarrhof von Röddebo kommen und zu einem ebensolchen Propst und einer solchen Pröpstin und vor allem zu ebensolchen Pastorstöchtern!“

Eine Wanderung im steirischen Oberlande.

Von **Peter Rosegger.**

Wer vom Stefansturm zu Wien bei klarer Luft gegen Süden ausschaut, der sieht steirische Berge. Nach einer hundertdreißig Minuten langen Eisenbahnfahrt kann er in der grünen Mark sein. Aus dem Tieflande Niederösterreichs steigt die Bahn zum Semmering hinauf und nach dem großen Grenztunnel geht's ins 900 Meter hohe Almtal. Im ersten Augenblick ist der Fremde etwas enttäuscht. Die matten- und waldbedeckten Berge an beiden Seiten des Tales scheinen weder steil noch hoch; die höchsten erheben sich vom Beschauer aus noch einmal zur gleichen Höhe, als er bisher steht, und wenn er auf einem dieser 1800 Meter hohen Berge steht, liegt dort unten die weite Ebene Niederösterreichs, ein Mittelgebirge von Ungarn, fernerhin ein Teil der Vorkarpathen und gegen Süden und Westen hin die halbe Steiermark. Die Aussicht von solch einem steirischen grünen Almberg ist weitaus größer, mannigfaltiger, schöner als etwa die vom Großglockner, der mit Hochgebirgen ringsum sozusagen eingemauert ist und darüber hinaus nur ein erstarrtes Meer von Hochgipfeln zeigt. Hier im Lande Steier ringsum die grünen Almen, zu Füßen die weiten stätten- und städtereichen Täler mit Wiesen, Getreide-

verrichten, ihre kostbaren Opfergaben niederlegen. Der Nichtkatholik, der einen Begriff von der innersten Wesenheit der katholischen Kirche gewinnen will, er schaue an einem der Sommer-Marienfeste auf dieses Mariazell. Er wird verwandelt werden, er wird noch schlechter denken von dem Götzendienste dieser Kirche als etwa früher oder er lernt besser zu denken von ihr, die in dem Marienkultus die lieblichste, beglückendste aller Religionen der Menschheit gegeben hat. Ob es die „wahre" ist oder nicht — wenn sie in den Herzen eine so wonnevolle Seligkeit aufweckt, ist sie göttlich. Wenn im Kampfe der Vernunft mit dem Gemüte das letztere siegt, so ist es auch gut; das glaubende, hoffende Gemüt besitzt auf dieser Erde größere Güter als die Vernunft, deren Wenn und Aber uns alle Freud' verderben. — So manchem Protestanten ist das klar geworden, der fromme Wallfahrer beobachtet hat in Mariazell.

Wir treten aus dem von hundert Wachslichtern rötlich durchdämmerten Kirchendunkel wieder in den freien Sonnenschein hinaus. Rings um den Erlafsee entstehen — seit eine neue Eisenbahn von der Donau her Touristen und Sommerfrischler in Fülle bringt — zahlreiche Landhäuser, so daß den Wächtern des Heiligtums schon bange wird, der Wallfahrtsort könnte im üppig wachsenden Luftkurort ersticken. Verweltlicht wird er gewiß. Und am Ende ist es schade, wenn der moderne Luftzug von der blauen Blume des Mittelalters den Tau wegfegt.

Wenn wir vom Semmering bis Mariazell eine Tagreise getan haben, so werden wir nun drei herrliche Tagreisen machen bis zu einem nächsten Hochziele. Diese Wander führt an der rauschenden Salza abwärts ins düstere Hochgebirge hinein. Am Fuße des meilenlangen, wüstzerklüfteten Hochschwabstockes durch endlose Schluchten dahin. Das kleine Wiesenthal mit dem Dörflein Weichselboden und der Touristenort Wildalpen sind die paar Oasen in der öden Alpenwildnis. Noch öder und schauerlicher wäre sie, wenn nicht doch auch hier Fleiß und Arbeit der Menschen waltete. Die Forstwirtschaft, die dem Felsenreiche Klafter um Klafter Wald abringt, die Holzbereitung, Stauung und Abfuhr auf dem Flusse bis hinaus in die Gegend, wo wieder eine Eisenbahn ist, weist sich nicht nur für den Fachmann von hohem Interesse. Aber nicht bloß Holz und Heu geben diese starren Berge. Aus ihren dunklen höhlen- und quellenreichen Gebieten holt das ferne Wien sein Trinkwasser. In allen Häusern der Riesenstadt sprudelt die reine, frische Alpenquelle aus Steiermark.

Am dritten Tage der Talwanderung sind wir im Gesäuse. Die Schlucht ist so eng, daß die brausende Enns und die Eisenbahn mit der schnaubenden Doppellokomotive nun schon seit vierzig Jahren um das Dasein ringen zwischen steilaufspringenden himmelhohen Bergen. Grausam wild gräbt der wütende Bergstrom im engen Bett mit aller auf allen Höhen, in allen Schluchten gesammelten Kraft am Damme der Eisenbahn,

pochen in ihren letzten Herzschlägen, bevor sie von den Großgewerken, die die Niederung mit Rauch überblauen, zugrunde gerichtet werden.

Das wäre ein erster Blick über die obere Steiermark. Es gibt in diesem Lande kaum ein Tal, das ich in meiner Jugend nicht durchwandert, und wenige bekannte Berge, die ich nicht bestiegen hätte. Heute ziehen durch die großen Täler Eisenbahnen, und die Landstraßen wirbeln vor Staub und riechen nach Benzin. Die vergnüglichste Reise und der vornehmste Sport aber ist und bleibt die Fußwanderung. Und wenn du, mein Leser, einmal ein paar Wochen für unser Oberland übrig hast und mich etwa fragen willst, welchen Weg du nehmen sollst, daß du auf einfache Weise das Schönste und Charakteristischeste findest, so gebe ich dir Bescheid, wie ich es in meiner Jugend gehalten habe und wie es heute der Greis gerne in anderen erleben möchte. Mein geliebtes Alpenland, dem ich von allem Irdischen die größte Glückseligkeit verdanke, ich kann es nur noch auf den Beinen und mit den Augen anderer genießen, und wer es mit Lieb' und Lust durchwandert, dem ist mein Herz ein treuer Kamerad.

Vom Semmering durch das schon erwähnte Hochtal der Fröschnitz, an der Hochkuppe des Stuhleck vorüber, kommen wir in wenigen Stunden nach dem schöngelegenen Marktflecken Mürzzuschlag. Hier stoßen wir zur Mürz, in deren klaren Wellen die flinke Alpenforelle gleitet. Wir gehen nicht mit dem Flusse abwärts in das breite, industriereiche und trotzdem noch üppig bewaldete Mürztal. Wir gehen flußaufwärts im engeren Wiesenthal, auf das die grauen Wände der Rax, der Schneealpe, der Veitsch niederstarren. An Neuberg mit seiner alten gotischen Stiftskirche vorüber bis Mürzsteg, wo das kaiserliche Jagdhaus steht. Ein weltentlegener Ort, wo aber doch vor wenigen Jahren zwei Kaiser einen weltgeschichtlichen Vertrag geschlossen haben. Hinter Mürzsteg malerischer Hochalpencharakter und die altberühmte Schlucht „zum toten Weib"; ein schon vor hundert Jahren von den Wienern besuchter Wasserfall, der aber seinen Ruf ziemlich eingebüßt, seit die Touristik großartigere Wasserfälle in den Alpen aufgedeckt hat. Dann im lieblichen Wiesentale zwischen Waldbergen das Holzknechtdörfchen Frein, von norwegischer Kühle auch im Sommer, und im Winter zumeist bis an die Hüttendächer in Schnee vergraben. Von da aus führt uns ein Fußsteig über den mäßig hohen Freinsattel in das Salzatal hinüber, in das „Gnadental von Mariazell". Es liegt grün hingebreitet in einem Kranz von schönen Bergen. Hoch über dem stattlichen Orte erhebt sich eine Riesenkirche mit drei Türmen; das tägliche Geläute tiefgestimmter Glocken begrüßt Wallfahrerscharen, die aus nahen und fernen Ländern auf allen Straßen heranziehen. Wir sind in dem berühmtesten Wallfahrtsorte auf deutscher Erde, wo seit länger als siebenhundert Jahren die Völker zusammenströmen, vertrauend aufweinen zur „Mutter Gottes", wo Könige und Kaiser ihre demütigen Gebete

zurückgezogen haben, wo sie sich unter dem Schutz der Waldlehnen sicherer fühlen. Hinter den Vorbergen läuft zur Linken der kuppige Tauernzug, zur Rechten ragen Felsburgen des Toten Gebirges, einer ausgedehnten, karstigen Hochwüste, die sich der Menschenkultur nimmer ergeben will. Gerade vor uns im Ennstale steigt ein ganz gesondert stehender ungeheurer Felsberg auf, in dessen Hochmulden ewiger Schnee liegt. Das ist der Grimming, von alten Leuten auch der Allvater genannt und für den höchsten Berg der Erde gehalten. Es ist in den Ostalpen kaum ein zweiter Berg, dessen frei aufspringender 2350 Meter hoher Bau auf unser Gemüt eine solche Wirkung übt wie dieser Felskoloß. Wir verlassen an seinem Fuß die Enns und wandern in seinem Schatten durch ein nordwärts ansteigendes Tal, das uns in wenigen Stunden auf die Hochebene des „Hinterberger-Landels“ führt, zur Wasserscheide des Enns- und des Traungebietes. Und kommen zum vornehmen Kurort Aussee. Bekannt als das alte steirische Salzland, berühmt als der Heimatsort jener Postmeisterstochter, die Erzherzog Johann von Österreich, der große Gönner Steiermarks, zur Lebensgefährtin erwählt hat, und deren glücklicher Ehe das in unseren Ländern so hochverehrte Geschlecht der Grafen von Meran entsproß. Der Marktflecken Aussee liegt eingekeilt zwischen grünbematteten Bergausläufern und hat in seiner Nähe zwei überaus malerische Seen, die zwischen viel- und schöngestaltige Wald- und Felsberge ihre klaren, tiefen, grünlichen Wasser gebettet haben. Vor nahezu einem halben Jahrhundert, als ich das erstemal in diese Gegend kam, stand am Altausseersee nichts als ein Hirten- und Knappendörfchen und am Grundlsee ein Bauern- und Holzknechtwirtshaus, in dem sich zur Sommerszeit manchmal ein verlaufener Städter aufhielt. Heute wird jeder dieser Seen von einer Villenstadt umkränzt in stundenweiter Runde. Die auf dem Dampfer des Grundlsees gleitenden Sommerfrischler weiden ihr Auge an den Abhängen des Toten Gebirges, während am kleineren Altausseersee die auf schmalen Kähnen schaukelnden Gäste in den Fluten die Gletscherzinnen des Dachsteins nach unten ragend sehen. Es ist schwer, von Aussee zu erzählen und nicht gesprächiger zu werden, als es der gemessene Raum dieser Zeitschrift gestattet. Man möchte sagen von den vielen kleinen Seen, die weiterhin im Hochgebirge versteckt liegen, von den Schönheiten der grünen Traun, den Wildheiten der Dachsteinbesteigung, von den Salinenwerken, und sagen vom Lenauhügel, wo der Dichter einst das Lied zu Ehren unseres graziösen, sinnreichen Steirertanzes verfaßt haben soll. Man möchte raten zu Ausflügen in das nahe Hallstatt, Ischl, Gmunden. Man möchte hinauflocken auf die Höhen des Losers, der Trisselwand, des Sarsteins, des Koppen, wie sie das reich gegliederte Ausseertal umstehen und wundersame Fernblicke haben in die Bergwelt von vier Kronländern. Aber das ergibt sich dem

die ihm die Hälfte seines urangestammten engen Talbereiches vermauert hat. Man sprach davon, den Ennsfluß durch den großen Buchstein in ein anderes Tal zu leiten, aber nicht der Bahn zum Schutze, sondern der Industrie wegen, der das hingeleitete Wasser elektrische Kraft bringen soll. Die Naturfreunde streiten gegen diesen Plan, sie wollen in dem Gesäuse auch das wütende Gischten der Wellen sehen, das betäubende Sausen der Enns hören, das ihm den Namen gegeben hat.

Einst, als ich das erstemal diese vier Stunden lange Schlucht durchwandert, gab es keinen Fahrweg, nur einen Saumsteig, vom Berghang bedroht mit Stein und Schutt, vom Wasser bedroht mit wildem Schaum, den es an die Lehne warf, so daß der Steig an manchen Stellen hoch ins Gefelse hinan mußte, um dem zernäßten und zernagten Grunde zu entkommen. Damals gab es auf der ganzen Strecke kein Haus, mit Ausnahme einer Holzknechthütte, die in einem stillen Grunde stand, „Gstader Boden" geheißen. Auf diesem staden Boden schweigen die Wässer, die weiterhin streiten und schreien. Und auf diesen Wellen damals sprangen, hüpften die Holzscheiter hinab in die Hieflau, wo sie von einem Riesenrechen aufgefangen wurden. Und in diese Wildnis starrten schwindelnd hohe Zinnen und schauerliche Felsgebilde herab, den einsamen Wanderer mit Bangnis erfüllend, mit Gefahren umgebend, während jetzt mancher „Tourist" im Eisenbahnzug behaglich lehnt oder in einem der Gesäusehotels sitzt, die Bergtouren aus dem Buche liest, anstatt sie zu machen und sich vollauf damit zufrieden gibt, aus dem Bädeker dieser Berge Namen zu erfahren: der Tamischbachturm, der Buchstein, die Planspitze, das Hochtor, der Reichenstein usw. — Damals, als ich endlich hinauf zur letzten Enge kam, die heute „Gesäus-Eingang" heißt, hat mir niemand gesagt, ich möchte mich umkehren und einmal zurückschauen! Ich hätte geschaudert und eine Schrecknis genannt, was man heute als höchste Bergschönheit bejubelt. Aber tieferen Eindruck auf das Menschengemüt machte das Hochgebirge damals, als es noch kaum entdeckt, nicht bezwungen, sondern ganz noch von den Grauen des Geheimnisses beseelt war. Ich bin damals sehr froh gewesen, das Gesäuse hinter mir zu haben und wieder in einem breiten sonnigen Tale zu sein, weitum von Felsgebirgen umgeben. Aber mitten in diesem Tale rauchte eine große Brandstätte. Das prächtige Stift Admont, das vorzeiten diese Gegend urbar gemacht, war ein paar Tage vorher mit einem Teile der Ortschaft durch eine Feuersbrunst zerstört worden. Heute steht schöner als je das gotische Münster des heiligen Blasius da, aber das Stift des heiligen Benedikt ist unvollendet geblieben.

Wir wandern aufwärts den hier stillen, glatten Fluß durch das lange, breite Ennstal, auf dessen Moorwiesen hin und hin die hölzernen Heuhütten stehen, während die Ortschaften sich mehr an die Bergsockel

Ortschaften und mit seinen Hochpässen, die uns in den Süden des Murtales hinüberlocken. Einen dieser Pässe, den Großsölkpaß, wählen wir. Ein sechs Stunden langes Tal führt an rauschenden Wassern, immer zwischen Wald, Wiesen und Almkuppen hinan zum Übergang. Da wächst kein Baum und kein Strauch, nur braunes Moos zwischen rötlichem Gestein, und wo noch Rasen ist, hat ihn Eis und Sturm aufgefurcht und zerrissen. Noch einmal schauen wir zurück ins Kalkgebirge, das fern aus dem Norden mit einer lichten Spitze oder einem Schneefelde uns nachgrüßt, dann steigen wir nieder in das mildere Waldland der Mur.

Mit diesem stahlbraunen, von den Bergen des Salzburgerlandes herabkommenden Bache wandern wir so lange abwärts dem Osten zu, bis er zu einem stattlichen Fluß geworden ist, auf welchem die Obersteiermark große Teile ihrer Wälder floßweise der Landeshauptstadt zuführt. Zwei Tage lang schlendern wir dahin, an vielen Schönheiten und Merkwürdigkeiten vorüber, so an der Ruine Frauenberg, wo der Minnesänger Ulrich von Lichtenstein gehaust und geminnt hat. Bei dem uralten Judenburg kommen wir in den Murboden, wo die Berge ein wenig in den Hintergrund treten, so daß sie eine freundliche Runde bilden um das breite Tal, da uns wieder goldige Kornfelder erfreuen. — Im Tauerngebirge hat die neue Zeit kaum etwas geändert, nur daß es dort jetzt weniger Menschen gibt als vor etwa hundert Jahren, wo die Almen noch mehr im Betrieb gewesen und die Bauernschaften noch nicht von hohen Herren zu Waldkultur und Jagdzwecken aufgekauft waren. Hier im Murtale hat die Wildnis ein Ende. hier heben sich die alten Ortschaften zu modern städtischem Glanze, die Eisenindustrie hat in Zeltweg, Knittelfeld und bei Leoben ihre Riesenwerkstätten.

In Leoben verlassen wir die Mur, um noch einmal nordwärts einen Ausflug von ein paar Tagen zu machen, ehe unsere Wanderung beendet ist. In Donawitz bei Leoben müssen wir durch die kohlen- und eisenstaubige, von beständigem Rauch eingewölbte Stadt der Hochöfen, um bald in das sonntägig freundliche Tal von Trofaiach zu gelangen. Dann, bei der Eisenstätte Vordernberg vermauern graue Kalkgebirge wieder die Welt und wir müssen den 1200 Meter hohen Präbichelpaß übersteigen, um zu dem in einer wahren Felsenbergfestung wohlverwahrten Schatzkästlein der Steiermark zu gelangen, dem Erzberg. Er erhebt sich südlich des tiefliegenden uralten Marktfleckens Eisenerz als Ausläufer des Eisenerzer Reichensteins. In roten Stufen steigt der Tagbau mehrere hundert Meter an und Tausende von Arbeitern laden die Erzfelsen immerwährend mit Sprengstoff, die täglich von drei zu drei Stunden explodieren. In den Wänden ringsum widerhallen die Schüsse der seit Urzeit währenden Riesenschlacht der Menschen gegen die Gnomen. Seit der Römer Tagen hat dieser Berg eine gänzlich veränderte Form bekommen, seine eherne

Wanderer alles von selbst, hat er nur erst seine Rast aufgeschlagen in diesen zauberhaft schönen Geländen.

Wenn wir von Mariazell her in ungefähr vier Tagmärschen Aussee erreicht haben, so beginnt nun eine kaum minder lange, aber beschwerlichere Wanderung ins Murtal. Wir müssen zuerst durch die Schlucht, „im Stein" genannt, am westlichen Fuße des Grimming ins Ennstal zurück. Dort wäre dem alten Schladming mit seiner blutigen Geschichte aus den Bauernkriegen ein Blick zuzuwenden, dann dem wunderschönen Hochtale der Ramsau am Fuße der südlichen Dachsteinwände sowie den Seen und Wasserfällen im Tauerngebiete. Wenn ich wünsche, daß mein Leser mit mir im Ennstalerbereich einen Berg besteige, so wähle ich einen der bequemsten und lohnendsten — den Stoderzinken, der bei Gröbming seine scharfe Lanze gegen Himmel reckt. Ein schöner, drei Stunden langer Bergweg führt zum Alpenhaus und von da noch eine Stunde zwischen Knieholz hinan ins senkrechte Gewände zum Heiland — das von Brandstetter stammende, höchstragende Weihebild im Lande — und auf die Spitze des Berges. Auf jener Zinne saß ich einst und schaute hinaus ins morgensonnenverklärte Alpenland, und als mich jemand aufforderte, da etwas zu dichten, wußte ich wohl nichts zu sagen, als:

„Was soll ich dichten?
Mir fällt nichts ein
Auf diesen Bergen voll Sonnenschein,
Als in Ehrfurcht schweigen
Und selig sein!"

Vom Stoderzinken aus habe ich damals den Dachstein in heiliger Ewigkeitsverklärung gesehen. Im Widerscheine des Morgenrotes stand er gerade mir gegenüber, ein gewaltiges Bergmassiv, tiefrot erstrahlend im Alpenglühen. Erst dann bei Sonnenlicht entfaltete er seine Farben, die des Schnees, der Gletscher, der Felsentürme und schattigen Schründe. Auf dem 2000 Meter hohen Stoderzinken stehend, hat man den Dachstein, der sich sonst immer im Hintergrunde des Gebirges verstecken will, einmal nahe vor sich — westlich, kaum zwei Meilen in der Luftlinie; aber man muß das Auge gar beträchtlich himmelwärts richten, will man seine Häupter betrachten, „wo der Adler haust". Im Süden, jenseits des Ennstals, steht der lange Tauernzug, der im dunstigen Osten vom Hochschwab begrenzt ist, während vom fernen Westen her klar und weiß der Großglockner blinkt. In nächster Nähe von uns steht der Grimming, über dessen Kamm hinweg wir in die weit hingegossene Wüste des Toten Gebirges blicken. Der „höchste Berg der Erde" hat schon hier seine Majestät, mit der er das Tal beherrscht, verloren.

Von diesem Höhepunkt unserer Wanderung steigen wir nieder ins Ennstal, überqueren es und treten in das düstere Bereich der Tauern mit seinen Wässern, Jagdhäusern, in letzten Hochtälern versteckten kleinen

Totenschädel, der als der Schädel des ermordeten Priesters gilt. In meinem Roman „Der Gottsucher“ habe ich nach diesem Stoffe ein Kultur- und Seelenbild jener dunklen Zeiten zu geben versucht.

Von Tragöß aus suchen wir die südliche Innenwelt des Hochschwab und steigen über das Scheidegg — immer Felsen und Wald — hinüber nach Buchberg, um im Touristenhotel dort zu entscheiden, ob wir emporsteigen wollen in die heiligen Schauer des Hochschwab, dessen starrender Sockelbau vor uns ragt, oder ob wir, des Wanderns endlich müde und die Seele zum Bersten gefüllt mit großen Eindrücken, dem lieblichen Mürztale und seiner eisernen Weltstraße zustreben. Damit wäre die ungefähr vierzehntägige Fußreise vollendet, die uns ein flüchtiges Bild der malerischsten und interessantesten Gebirgsgegenden des steirischen Oberlandes gezeigt hat.

Um nun für Fremde noch ein paar Worte über die Bevölkerung dieses Landes zu sagen: Sie ist besonders in entlegenen Tälern urdeutsch. In größeren Ortschaften und Industriekreisen tauchen allerdings von Jahr zu Jahr mehr und mehr fremdsprachige Namen auf. Altständiges Volkstum gedeiht am besten in der Bauernschaft. Unsere Zeit will den Industriestaat und den Nationalstaat zugleich — ich weiß nicht, wie sich das reimen soll. — Der Grundzug des Charakters ist beim deutschen Älpler Altständigkeit, Bedachtsamkeit und gelassener Frohsinn. Beim Obersteirer schlägt eine gewisse leichtlebige Gemütlichkeit vor, die manchmal an Unentschlossenheit und Gleichgültigkeit grenzt, trotzdem aber nicht frei von Eigensinn ist. „Steirische Dickschädel“ nennt uns die Bosheit außerhalb des Landes. Vor Fremden ist der Steirer zurückhaltend, oder kühl sich in landläufigen Redensarten ergehend. Wird er einmal warm, dann ist er unter den Alpenbewohnern der gutmütigste, weichherzigste und sinnigste. Sein Humor ist harmlos, reich an Weisheit, arm an Stacheln. In Spott ist er Meister, aber er weiß ihn so gutmütig vorzubringen, daß er nicht verletzt. Sein Lied ist frischer und lebensfroher als das der nachbarlichen Slowenen, und das vierzeilige Schnaderhüpfel ist ihm der geläufigste Ausdruck für seine Liebe, Lust, Herlebigkeit und Händelsucht. Das alte steirische Bauerntum ist noch ganz den kirchlichen Sitten ergeben, mit deren landläufiger Pflege die innere Frömmigkeit nicht immer gleich steht.

Dem Bergwanderer ist es fast immer zum Gewinn, sich einem bäuerlichen Weggenossen anzuschließen. Sein touristisches Wissen wird dabei kaum bereichert. Der Bauer kennt oft den Namen des Berges nicht, an dessen Fuß er sein Lebtag wohnt, oder er hat dafür einen andern Namen, vielleicht den ursprünglichen, richtigen, der von den Kartographen dann mißverstanden und falsch angegeben wird.

Trifft anderswo auch zu. In Tirol war's, wo ein Norddeutscher einen Bauern gefragt hatte: „Sagen Sie mir, Freund, wie heißt dieser

Brust sinkt von Jahr zu Jahr mehr ein. Ein Jahrtausend, meinen die Leute, wird's schon noch dauern, bis er ausgeplündert ist.

Nahe bei Eisenerz ist ein zwischen Felswänden und Wald schattig gebetteter See. Aus diesem See hat man in grauer Vorzeit einmal einen grünbeschuppten Wassermann gefangen, der trotz allen Schnellens mit dem Fischschwanz nicht entkommen konnte. In dieser Not versprach er seinen Überwindern, wenn sie ihn freiließen, einen ungeheuren Schatz. Deß waren die Leute einverstanden. Der Wassermann versprach ihnen entweder für drei Jahrhunderte lauteres Silber oder für drei Jahrtausende rohes Eisen. Den meisten der damaligen Bewohner dieser weltverlassenen Gegend hätte das Silber besser gefallen, aber ein alter Hirte war, der bestimmte sie in heißer Rede, das Eisen zu wählen. Hierauf zeigte der Wassermann ihnen den Erzberg und stürzte sich in die Fluten. — Das üppige Silber hätte aus dem schlichten Jäger- und Hirtenvolke wahrscheinlich Weichlinge und Lumpen gemacht; die fortwährende Arbeit mit dem Eisen hat ihre Muskeln und Nerven gestählt, den Wohlstand für unmeßbare Zeiten begründet. — Noch heute gedenkt mancher, der auf leichtem Kahn über die grünen Wellen des Leopoldsteinersees dahingleitet, des Wassermanns, aber er ist nicht mehr zu sehen. Hoffentlich — wenn der Erzberg von den beiden Zahnradbahnen, die ihn jetzt umdrängen, einst in die weite Welt verschleppt sein wird — kommt er wieder und weiß eine andere Quelle des Segens für die Menschen.

Von Eisenerz aus wandern wir zwischen Felswänden östlich durch ein Wiesental an, und anstatt das Bergjoch zu übersteigen, wie der Saumweg, nehmen wir den Berg unterirdisch. Wir sind an der Frauenmauerhöhle mit ihren Tropfstein- und Eisgebilden und ihren Sagen. Zur Türkenzeit — jener Schreckensepoche der Steiermark, von der unsere Brüder im Reich so wenig wissen — sollen die Frauen von Eisenerz, Vordernberg und Leoben sich in diese damals fast unzugängliche Höhle geflüchtet haben, um nicht das Los derer vom Mürztale zu teilen, die nach einer Urkunde zu Krieglach ihrer achthundert Personen in die türkische Sklaverei davongeschleppt worden sind.

Nach einstündiger Wanderung mit Führer und Fackel durch die Höhle sind wir im Hochtale der Jassing, einer gar einsamen Felsenwildnis, und kommen zum kleinen, aber reichgegliederten grünen See mit seiner wunderbaren smaragdgrünen Farbe, in dessen Spiegel die Pribitzwand ihr schründiges Antlitz beschaut. Eine halbe Stunde später sind wir in Tragöß, dem Hochgebirgsdörfchen mit seinem vielbekannten Priestermord. Verschwörer hatten bei einem nächtigen Gottesdienst den herrschsüchtigen Pfarrer erschlagen. Zwölf Rädelsführer sind daraufhin hingerichtet und die ganze Gemeinde ist in Acht und Bann gelegt worden. So berichtet die Sage aus der Vorzeit, bezeugt von einem in der Kirche aufbewahrten gespaltenen

Armen an die Eisackufer legten und sich mit dünnen Brückenfingern die Hände reichten.

Ich war so froh in diesem stillen Winkel und segne noch heute die vier Kirchtumshöhen, die mich vom Fremdengetriebe auf der Hochebene schieden.

Wie lieb und vertraut werden einem die paar Menschen eines Hauses, wenn man nicht mehr von dem Schauen auf hundert gleichgültige Gesichter zerzupft wird. Ruhige Vertiefung gegen nervöse Breite und Vielheit zu vertauschen, darin liegt fast noch mehr Sommererholung als in Luft und Diät.

„Kaiserliche Posthalterei“ stand in den Granit über der Haustüre eingegraben. Nur das „K“ war ein wenig zerstört. Einer hatte die Inschrift ausmeißeln wollen, gab's dann aber auf.

„Das war noch eine Zeit dazumal“, erzählte der kleine Lehrer, „als unser Posthalter sechzig Pferde im Stall stehen hatte. Bis nach Innsbruck und Trient sind seine Wagen und Kutschen gefahren. Ein Leben war da auf der Straße — das rasselte und knallte den ganzen Tag, Fuhrmannsrufe und Rossewiehern, ein Kommen und Gehen, daß das Haus widerhallte. Dann kam die Eisenbahn.“

„Und der alte Posthalter?“

Der Lehrer legte den Finger auf den Mund und zeigte auf den Gang hinaus. Ein breiter Schatten fiel dort auf die roten Steinfliesen.

Unter der Türe stand ein alter Mann mit einem ganz kleinen Kopf auf einem mächtigen Körper. Er war gebückt und schaute kerzengerade zu dem Schienenstrang hinunter. Ich hatte den menschenscheuen Mann schon gesehen, hielt ihn aber für einen alten Dienstknecht „im Austrag“.

„Der alte Posthalter“, flüsterte der Lehrer.

Als jetzt ein fernes Rollen vom Bahndamm klang, zog der Mann am Tor den Kopf ein und duckte sich wie ein Stier zum Angriff. Ein zorniges Grollen stieg aus seinem Körper. Oder war's der Zug, der jetzt über die Schienen donnerte und im Berg verschwand? Ich sah noch, wie es den Posthalter schüttelte vor Erregung, wie er mit dem Fuße stampfte und wie er gegen den Zug hinaus spuckte. Als er sich umwandte, waren zwei blutgeäderte Augen unter buschigen Brauen wie Pistolenläufe auf mich gerichtet. Er stampfte vorüber und verschwand in einer Kammer. Ich sah erschrocken und fragend den Lehrer an.

„Das macht er immer so“, sagte der, „man gewöhnt sich daran. Mögen Sie noch ein Glas Magdalener auf meinem Stüberl trinken? Aber zuerst muß ich noch die Orgel richten.“

Wir wanderten zur Kirche und er machte sich an den Blasbälgen zu schaffen. Ich weiß nicht wie es kam, aber auf einmal saßen wir

Berg? — „Däs woaß i nit“, antwortete der Bauer in seiner Mundart. Der Fremde schrieb sich ins Notizbuch: „Wunderliche Bergnamen gibt's in diesem Lande. So heißt z. B. einer Desoasinit.“ — Mißverständnisse sind schwer zu vermeiden, wenn der Städter mit dem Bauern wandert. Indessen wird der Fremde vom bäuerlichen Weggenossen mit gesundem Hausverstand und Mutterwitz unterhalten werden und erneuern wird sich seine Achtung vor dieser alten Kultur, die so starke, anspruchslose, tiefgründige und heitere Menschen gezüchtet hat.

Möchte diese Kultur, die noch so viel Altgermanisches an sich hat, erhalten bleiben im Schutze der rauhen Berge, die so viel Dunkel in ihren Schluchten und so viel Licht auf ihren Höhen haben!

Der Posthalter.

Von **Fritz Müller, Zürich.**

Spät abends kam ich mit Stock und Rucksack an in dem Bergwirtshaus an der Brennerstraße. Es war mein Wanderziel für eine Woche oder zwei. Daß es sich gut aushalten ließe dort, hatte mir ein Freund verraten. Ein Freund, der dem betriebsamen Hotelwesen der Schweiz entfloh und am tirolischen Brenner die Natur wiederfand.

Sogar die Urwüchsigkeit, schien es mir. Denn als ich die Frau Wirtin nach dem Zimmerpreise fragte, sagte sie mir: „Dös wirst scho sehgn morgn fruah“, und machte die grünen Fensterläden zu.

Ich sah dann auch am andern Morgen, daß es doch noch Gasthäuser gab, wo man für ganz wenig Geld recht gut aufgehoben war.

Zuerst dachte ich, die große Brennerstraße, an deren Rand mein Gasthaus lag, würfe unruhige Wellen in meine Ferien. Nichts davon. Die wunderschöne Straße ist leer, seitdem der große Bruder, die Eisenbahn, ihr die Rosse von den Frachtwagen und Postkutschen ausgespannt hat. Dort oben, hoch über meinem Fenster, bohrte sich die eiserne Schlange täglich ein dutzendmal in den Felstunnel. Darunter floß der kühle Eisack mit seinem unwahrscheinlichen Grün. Wie Kupfervitriol sah's aus. Und darüber, so hoch, daß man eine stille Gebirgswelt dort vermutet hätte, lagen die eigentlichen Dörfer auf einer breiten Hochebene. Mochten die Scharen der Sommerfrischler dort oben lustig sein, wenn sie mir unten nur meine stille Straße ließen.

Die gehörte ganz mir. Die paar flitzenden Radler darauf nahmen mir nichts. Sie waren, schien es, auf einer ewigen wahnsinnigen Flucht vor einem unsichtbaren Feind, der sie aus meinem Tal hinausjagte. So eng war das Tal, daß sich die spärlichen Dörflein nur mit schmalen

Schätzung eine Erklärung zu Protokoll geben. Sonst würde ohne ihn expropriiert.

Expropriiert? Das war ihm unfaßbar. Jemandem sein Eigentum gegen den Willen nehmen, nein, das gab's nicht. Verständnislos und mit glimmenden Augen stand er dabei, wie die Herren an seiner Wiese disputierten.

Schließlich ging er doch zu einem Advokaten nach Bozen. Vergeblich natürlich. Als er heimkam, arbeitete eine Kolonne Italiener auf seiner Wiese. Auf seiner Wiese! Er brüllte hinauf und schoß durchs Dorf wie ein Besessener.

Oben hatten sie ihn schon gehört. Auch gewarnt waren sie vor dem gewaltätigen Mann. Als er keuchend ankam, stand er unversehens vor einem Dutzend drohend erhobener Hacken. Die Italiener waren eben auch zornig und entschlossen. Für den schmalen Tagelohn auch noch ihr bißchen Leben dransetzen gegen einen Wüterich, das war selbst diesen Genügsamen zu viel.

Der Posthalter rannte sinnlos die Hacken entlang. Er machte einen Bogen und kam von hinten Aber auch die Hacken machten Kehrt. Da fing er an zu heulen.

‚Mei Wiesn!' jammerte er und streckte die Arme verlangend wie ein Kind, ‚meine Roß habts ja schon, laßts mir wenigstens mei Wiesn, mei Wiesn!'

Die Italiener verstanden ihn nicht. Aber den Ton, den Ton begriffen sie und senkten ihre blitzenden Hacken.

Da fiel der Posthalter um, wie ein Baum fällt. Der Schlag hatte ihn getroffen. Auf den Hackenstielen trugen sie ihn ins Dorf herunter über den rauschenden Eisack.

* * *

Als der erste Zug über den Brenner kommen sollte, war der Posthalter wieder aufgestanden vom Krankenbett. Stumm und ruhig war er geworden. Aß und trank wie ehedem, nur sein mächtiger Kopf war zusammengefallen. Er war völlig kindisch.

Auf zehn Uhr war der festliche Eisenbahnzug angesagt.

‚Laßts den Posthalter nicht raus heut', sagte der Pfarrer, ‚sperrts ihm sein Zimmer zu. Man kann nicht wissen, und besser ist besser.'

Leise ging die Tochter zur Tür und drehte den Schlüssel um. Den Schlüssel von einem leeren Zimmer. Der Vater war schon auf den Hang gestiegen und lag an der Schiene droben hinter der Wiesenschwellung. Keiner sah ihn. Das ganze Dorf war unten auf der Station. Er hörte ihr Vivatrufen herauf zwischen dem Fauchen der Maschine

auf zwei Hebelstangen hinter der Orgel einander gegenüber vor dem kleinen Fenster, das einen Ausblick ins Tal gewährte, und er erzählte:

„Vor der Eisenbahn war der Posthalter der erste Mann weit und breit. Sein Wort galt. Es hallte die ganze Brennerstraße auf und ab. Über eine lange Kolonne von Fuhrknechten herrschte er wie ein Patriarch. Als er zuerst hörte, der Brenner sollte überschient werden, lachte er, daß sein breiter Brustkasten dröhnte. Damals saß auch noch ein mächtiger Kopf darauf, wissen Sie, nicht das schmächtige Ovalgesicht von heute.

Aber dann stiegen die Ingenieure über den Rücken dort herauf, mit ihren Instrumenten, und der Posthalter lachte nicht mehr. Auf den Tisch schlug er und schrie: ‚Wir leidens net, und wir leidens net!' Mit ‚wir' meinte er sich und seine Berge, wissen Sie.

Eines Tages standen die rot-weißen Stangen mit dem Nivellierinstrument am Rande seiner Wiese. Sehen Sie dort, wo jetzt die Schienen laufen, das war seine Wiese. Ich war damals ein kleiner Junge. Wie er da hinausstürmte mit Riesensätzen und die Fuhrmannspeitsche schwang, das kann ich nicht vergessen. Und wirklich, die Geometer zogen fort. Aber in der Nacht steckten sie den Streifen heimlich ab mit Blitzlicht und stummen Gebärden. Ich habe selbst als Bub Stangen halten müssen für einen halben Gulden. Glauben Sie, der brennt mich heut' noch.

Dann versuchten sie, ihm das Wiesenstück für schweres Geld abzukaufen. Ein hoher Herr von der Südbahngesellschaft kam selbst zu ihm. Er soll mit einem feuerroten Kopf und einem schiefen Hut wieder herausgekommen sein, sagen die Leute. Dann rückte ein gewürfelter Unterhändler an. Denn sie brauchten das Stück unbedingt, weil sie es nicht umgehen konnten. Hinauf und hinab hatten sie schon alles erworben und gute Preise bezahlt. Der Posthalter war der letzte Widerhaarige.

‚Hören Sie', sagte der Unterhändler, ‚die Gesellschaft sieht ja ein, daß Sie besonders geschädigt sind. Pferde und Posthalterei werden Ihnen eingehen, das ist kein Pappenstiel. Wenn wir Ihnen aber jetzt das Stück da droben mit Silbergulden auslegen . . . ?'

Der Posthalter besann sich keinen Augenblick. Er kehrte den Peitschenstiel um und pfiff durch die Zähne. Der Unterhändler suchte das Weite.

Von da ab war der Posthalter fast wieder heiter. Denn das war doch klar, wenn sie ohne ihn nicht auskamen, und er gab's nicht her, dann hatte die Bahn eben zwei tote Stränge und wurde nie lebendig.

Inzwischen war das Südstück schon über den Berg dort heraufgekrochen, und auch von Norden hörte man die Rammschläge im Dorf. Dazwischen aber stand noch immer aufrecht der Posthalter.

Dann kam der Bezirksamtmann mit mehreren Herren angefahren. Das seien die Schätzer, sagte er. Der Posthalter könne gegen ihre

Er war voller Leben. Seine alten Rosse hörte er vor sich stampfen und die Räder knarren, ein Wiehern lag in der Luft.

Da hatte er mich gesehen.

„Grüß Gott, Herr Posthalter", sagte ich ein wenig zitternd im Vorbeigehen.

„Grüß God", gab er freundlich zurück, „müad san s a bissel heut, meine Roß, bei dera Hitz, wissen S. Aber wir haben nimmer weit — hü! hü!", und seine Peitsche knallte.

Die beiden Wiesen.

Indische Legende von **Heinrich Sienkiewicz**. Deutsch von **Johann Praun**.

Es grenzten zwei Länder aneinander, gleichsam zwei unermeßliche Wiesen, welche nur durch einen hellen Strom getrennt waren.

Die Ufer jenes Stromes erweiterten sich an einer Stelle sanft zu beiden Seiten und schufen eine seichte Furt mit einem kleinen See und ruhigem, durchsichtigem Wasser.

Durch die azurblaue Flut schimmerte der goldene Boden, aus welchem die Stauden des Lotos mit ihren sich über dem Wasserspiegel entfaltenden roten und weißen Blüten emporwuchsen; regenbogenfarbene Libellen und Schmetterlinge umschwärmten sie; inmitten der das Ufer besäumenden Palmen aber und auch höher im sonnigen Äther erscholl gleich Silberglöckchen der Vogelsang.

Und da eben war der Übergang von einem Land zum anderen.

Das eine hieß die Wiese des Lebens, das andere die Wiese des Todes.

Beide erschuf der Höchstgebietende und allmächtige Brahma, welcher im Reiche des Lebens dem guten Wischnu, in jenem des Todes aber dem weisen Siva zu herrschen befahl.

Er sprach: „Handelt so, wie es euch am besten dünkt." Also erwachte in kurzem in Wischnus Reich reges Leben und Treiben. Es begann die Sonne auf- und unterzugehen, Tage und Nächte folgten aufeinander, die unendlichen Meere hatten Ebbe und Flut, auf dem Firmamente zogen schwere Regenwolken herauf, die Erde bedeckte sich mit Wäldern und Gesträuch und es wimmelte von Menschen, Tieren und Vögeln.

Damit aber alle Lebewesen sich fortpflanzen und vermehren konnten, schuf der gute Gott die Liebe, welcher er gebot, das Glück in sich zu schließen.

Damals beschied ihn nun Brahma vor sein Antlitz und sprach: „Du bist nicht imstande, Vollkommeneres auf Erden zu ersinnen, weil ich schon früher den Himmel erschuf, also pflege der Ruhe und es mögen jene Wesen, die du Menschen nanntest, selbständig, ohne jede Hilfe den Lebensfaden fortspinnen."

und rührte sich nicht. Sein heißer Kopf lag ruhig blinzelnd auf der Schiene. So hat der Lokomotivführer nachher erzählt. Durch sein Ovalfenster sah er ihn erst liegen als die langsam anziehende Maschine die Wiesenkurve nahm.

Das pustende und bekränzte Ungetüm ließ sich nicht mehr halten. Es pfiff unwillig und schob mit dem dicht über den Schienen ausladenden Schutzgitter den Kopf seines Feindes nachsichtig und achtlos auf die Seite. So wie man ein eigensinniges Kind wieder auf die rechte Bahn schiebt."

Stumm hatte ich des Lehrers Erzählung gelauscht. Da war der alte Pfarrer die Orgeltreppe heraufgekommen.

„Nicht wahr, Hochwürden", sagte der Lehrer, „die Maschine hat unserm Posthalter damals nichts getan?"

Der friedliche Pfarrer nickte nachdenklich.

„Ja", sagte er, „es war wie ein Wunder damals. Ich rede nicht gern davon, meine Herr'n. Herr Lehrer, was ich fragen wollte, ist die Orgel für den Sonntag wieder in Ordnung?"

*
* *

Am Sonntagmorgen sah ich den Posthalter schon in aller Frühe aus dem Tore gehen. Er trug eine blaue Fuhrmannsbluse und hatte eine alte Peitsche in der Hand. Aber kein Mensch wunderte sich darüber.

„Grüß God, Herr Posthalter", sagten die Leute mit einer altgewohnten Ehrerbietung und ließen ihn ziehen. Er nickte und schien viel lebendiger als sonst.

Später, als die Predigtglocken läuteten, ging ich die stille, menschenleere Brennerstraße hinauf. Der Sonntagsglanz lag über den Bergen. Drüben stieg das Mammutmassiv des Schlern empor. Seine starren Steinrunzeln blickten unbeweglich in das flimmernde Blau. Ich verstand, daß die Menschen an seinem Fuße auch steinerne und eiserne Schicksale haben mußten.

Da klang ein fröhliches Peitschenknallen um die Ecke der Straße. Am Sonntag früh ein Wagen auf der Brennerstraße? Ich sah ungläubig um die Biegung.

Dort saß der alte Posthalter auf einem großen Brocken Porphyr und ließ bequem die Beine hängen wie auf einem Kutschbock. Der massige Körper bewegte sich rhythmisch hin und her im Takte der Peitschenhiebe, die er kunstvoll von dem Stecken trillern ließ.

„Hü! hü!" kam seine tiefe Stimme aus dem Riesenkörper, auf dem das schmale Köpflein saß wie ein ausgeblasenes Hühnerei auf einem Meilenstein.

daß auf ihn das Erwachen folgt, diesem aber die Arbeit — und wieder Plage und Ermüdung.

Und der Gedanke bereitete ihnen solchen Kummer, daß sie sich zum drittenmale an Wischnu wandten: „O Herr!“ flehten sie, „du hast uns ein unaussprechlich großes, aber unvollkommenes Gut verliehen, bewirke, daß der Schlaf ein ewiger werde.“

Wischnu aber runzelte seine göttlichen Brauen, erzürnt ob der Zudringlichkeit, und entgegnete: „Dies kann ich euch schon nicht mehr gewähren, doch gehet an die Furt des Flusses und am jenseitigen Ufer findet ihr, was ihr begehrt.“

Die Leute folgten dem Geheiß Gottes und zogen scharenweise an den kleinen See, dort hielten sie und schauten auf die andere Seite hinüber.

Hinter diesem ruhigen und hellen, mit Blumen bestickten Wasserspiegel erstreckte sich die Wiese des Todes oder das Reich Sivas.

Dort ging die Sonne weder auf noch unter, es gab weder Tag noch Nacht, doch war das ganze Firmament mit einer lilafarbenen, gleichmäßigen Helle gesättigt. Kein Gegenstand warf dort einen Schatten, denn jene Helle durchdrang alles, daß sie der Inhalt aller Dinge zu sein schien. Dieses Land war nicht öde: soweit das Auge reichte, konnte man Täler und Berge wahrnehmen, die mit herrlichen Baumgruppen geschmückt waren, um die sich Schlingpflanzen rankten, während Gewinde von Efeu, Rispen und Weintrauben an den Felswänden herabhingen. Allein die Felsen und Baumstämme und schlanken Stengel der Pflanzen waren beinahe durchsichtig, wie von verdichteter Luft gemacht. Die Efeublätter erschienen in zartes Morgenrot getaucht, und alles war so wunderbar in stille, auf der Wiese des Lebens ungekannte Sanftmut gewiegt, so überaus rein, in leuchtendes Sinnen versunken, wie traumhaft und von einem seligen, ewigen Schlaf umfangen.

In dieser hellen Atmosphäre gab's nicht die leiseste Bewegung, es regte sich keine Blume, kein Blatt erzitterte. Leute, die in lauten, lärmenden Gesprächen an das Ufer herankamen, wurden beim Anblick des lilafarbigen, starren Firmaments still und lispelten bloß: „Welcher Friede herrscht da und wie schlummert alles im Lichte!“

„Jawohl, dort ist die Ruhe und ewiger Schlaf.“ Und einige, die am meisten ermüdet waren, sagten nach einer Weile: „Gehen wir, den ewigen Schlaf aufzusuchen!“ Und sie betraten das Wasser. Der in den Farben des Regenbogens schillernde Wasserspiegel teilte sich vor ihnen, als sei er willens, den Übergang zu erleichtern. Jene, die am Ufer zurückblieben, riefen ihnen, von plötzlicher Bangigkeit ergriffen, nach, doch keiner wandte den Kopf, sondern alle schritten leicht und wohlgemut dahin, durch den Anblick der herrlichen Landschaft verlockt.

Wischnu gehorchte Brahmas Befehl und von da an begannen die Menschen selbständig zu denken und für sich zu sorgen. Die guten Gedanken erzeugten Freude, die bösen Trauer; also wurden sie es mit Staunen gewahr, daß das Leben kein fortwährender Freudenrausch, sondern daß vielmehr jenen Faden, von welchem Brahma sprach, zwei Spinnerinnen spannen, die eine mit fröhlichem Antlitz, die andere tränenden Auges.

Da traten sie nun vor Wischnus Thron und hoben an zu klagen:

„O Herr, schwer ist das Leben in Trübsal.“

Er aber entgegnete: „Es möge euch die Liebe trösten.“

Dies vernehmend, entfernten sie sich beruhigt, denn die Liebe hatte tatsächlich die Betrübnis zerstreut, welche angesichts der Beglückung, die die erstere gewährt, so unbedeutend erschien, daß es unwert gewesen, sie zu beachten.

Allein die Liebe ist auch gleichzeitig eine Mehrerin des Lebens; waren auch die Ländereien, über welche sich Wischnus Macht erstreckte, ungeheuer groß, es mangelte doch schon in kurzer Zeit für die Massen des Volkes an Waldbeeren, an Honig der Felsenbienen und an Obst auf den Bäumen.

Da gingen nun die Verständigsten daran, Wälder zu roden, Felder zu bearbeiten, Getreide zu säen und Feldfrüchte einzuheimsen.

Und solcherweise entstand auf der Welt die Arbeit.

In kurzer Zeit mußte alles an die Arbeit gehen, so daß sie nicht allein die Grundlage des Lebens bildete, sondern fast das Leben selbst.

Die Arbeit aber gebar die Mühe, diese die Ermüdung.

Da sammelten sich wieder die Menschen zu Hauf vor Wischnus Thron. „Herr!“ riefen sie, die Hände spreitend, „Mühsal schwächt unseren Leib, Erschöpfung lähmt unsere Glieder, wir möchten gerne der Ruhe pflegen, das Leben aber zwingt uns zu fortwährender Arbeit.“

Da erscholl Wischnus Stimme: „Der große Brahma wehrte mir, das Leben weiter zu entwickeln, doch ist es mir gestattet, etwas zu schaffen, das es unterbricht und Erholung gewährt.“

Und er erschuf den Schlaf.

Die Menschen nahmen dies Geschenk mit großer Freude entgegen und erkannten es in kurzer Zeit als eines der köstlichsten, das sie von Gottes Hand empfingen. Der Schlaf beruhigte Sorgen und Täuschungen, erneuerte die erschöpften Kräfte, er trocknete gleich einer zärtlichen Mutter Tränen des Kummers und hüllte das Haupt der Schlafenden in einen stillen Nebel der Vergessenheit.

Also priesen die Menschen den Schlaf und sagten: „Gesegnet seist du, denn du bist besser als das Leben in wachem Zustand.“ Und nur einen Vorwurf hatten sie ihm zu machen: daß er nicht ewig dauere,

Und dann?

Was je ein Menschenherz nur aussinnt, muß vergehen,
Wenn einst der todesmüde Tag zur Neige geht,
Was je ein Menschenherz gefühlet, muß verwehen,
Wie Abendluft durch sommerreife Ähren weht.
Und dann? — Ein schöner stiller Traum hat ausgeklungen,
Ein Menschenherz versiegt. Und tausend and're weinen
Und weinen wieder, bis sie alle ausgerungen,
Herbstwelkem Laube gleich zur Erde niederfallen.

Versunk'ne Träume seh' ich in Zypressenhainen,
Schnellflücht'ge Schatten über weiße Wege breiten,
Ich höre Schritte still in weichem Kies verhallen
Und längst verscholl'ne Worte, wie aus fernen Zeiten.
Mir klingt's, als zög' ich schlummernd mit dem Strome nieder,
Wie Wellenrauschen, das sich meinem Atem mengt,
Und selig träum' ich mein verlor'nes Leben wieder,
Da langsam schon die Nacht die Schleier niedersenkt.

Bernhard Paumgartner.

Die Erben.

Von **Alfred v. Rottauscher.**

Baron Pelzbesatz, ehemals Fezexport en gros, jetzt schon getauft.
Theophano Baronin Pelzbesatz, geborene Markgräfin Babenberg.
Ministerial-Vizesekretär v. Kuenring.

Intimer Abend im Palais Pelzbesatz. Die original Magnaten-Zigeuner-Hauskapelle in den Farben des Hausherrn besorgt die Musik. Die Gesellschaft ist vergnügt und spielt in der Hall das obligate Bridge. Sie ist adelig. Sonst ist an ihr nichts Bemerkenswertes. — Im Wintergarten: Baron Pelzbesatz und Ministerial-Vizesekretär v. Kuenring.

Pelzbesatz (Parvenü mit schweißigen Handtellern und dicken Fingern; er quetscht eben eine Havanna zurecht und zündet sie sich an): Na — ist das nicht ein Gefühl, Herr v. Kuenring, wenn man so sagen kann: Wieder einmal und Gott sei Dank entre nous! — (Paffend.) Wie fühlen Sie sich in meinem Palais?

Kuenring (rosiges Babygesicht mit flaumigem, weinig-blondem Schnurrbart, etwas nervös): Danke, danke! Also so gewiß — wohl, natürlich.

Pelzbesatz (schlägt die Beine übereinander, senkt die Hände in die Hosentaschen und ist behaglich): Warum kommen Sie nicht auf meine Segeljacht? Da werden Sie erst staunen! So eine Jacht lauft Ihnen nicht zwischen Triest und Malta wie meine elegante „Anaconda". Und die Antiquitäten drin! Jede ein Bijou. Hat alles meine Frau, die

Die von dem Ufer des Lebens zusehende Volksmasse bemerkte auch, daß die Leiber der Hinüberschreitenden, je weiter sie sich entfernten, immer heller, durchsichtiger, leichter, immer leuchtender wurden und in der allgemeinen Helle schmolzen, welche die Wiese des Todes erfüllte.

Als sie aber drüben angelangt waren, da legten sie sich inmitten der Blumen und Bäume oder am Fuße der Felsen zur Ruhe. Ihre Augen waren wohl geschlossen, allein in ihrem Antlitz malte sich nicht nur der Ausdruck unaussprechlicher Ruhe, sondern solch einer Beglückung, wie sie auf der Wiese des Lebens nicht einmal die Liebe gewähren konnte. Dessen ansichtig, sagten die Überlebenden zueinander: „Süßer und besser ist das Land Sivas." Und immer zahlreichere Scharen zogen hinüber.

So wanderten in feierlicher Prozession Greise, Leute reiferen Alters, Männer mit Frauen, auch Mütter, ihre kleinen Kinder an der Hand führend, dann Jünglinge und Jungfrauen. Tausende, ja Millionen Menschen drängten sich an der stillen Furt, bis endlich die Wiese des Lebens fast ganz entvölkert war.

Da erschrak nun Wischnu, dessen Aufgabe es war, das Leben zu schützen, über den eigenen, im Zorn erteilten Rat, und nicht wissend, was zu beginnen, wandte er sich an den Höchstgebietenden — an Brahma.

„Herr der Schöpfung", sprach er, „rette das Leben! Du hast das Reich des Todes so licht, so schön und beglückend erschaffen, daß alles mein Königreich verläßt."

„Also ist dir denn niemand geblieben?" frug Brahma.

„Bloß ein Jüngling und eine Jungfrau, o Herr! welche von unendlicher Liebe füreinander erfüllt, lieber auf die ewige Ruhe verzichten, als daß sie, die Augen schließend, sich nicht mehr sehen sollten."

„Was ist also dein Begehr?"

„Mache du das Land des Todes weniger schön und begehrenswert, da mich sonst auch diese zwei verlassen, um den anderen nachzufolgen, sobald der Frühling ihrer Liebe vorbei ist."

Darauf sann Brahma einen Moment und sprach alsdann: „Nein! ich will dem Reich des Todes seine Schönheit und sein Glück nicht nehmen, doch tue ich etwas anderes, um das Leben zu retten; auch von nun an müssen die Menschen nach dem Jenseits hinüber, doch werden sie es nicht so gerne tun."

Und er wob aus der Finsternis einen dicken und undurchdringlichen Schleier und schuf sodann zwei Wesen: den Schmerz und die bange Furcht, und befahl ihnen, mit diesem Schleier die Furt zu verhüllen.

Von der Zeit an war die Wiese Wischnus wieder belebt. Denn wenn auch das Reich des Todes ebenso hell, ruhig und glücklich blieb wie zuvor, die Menschen fürchteten doch den Übergang.

Pelzbesatz: Ich bin nicht zu Haus, hab' ich ihm von meinem Leibjäger sagen lassen und bin dabei auf der Freitreppe vom Palais gestanden. Fein, nicht?

Kuenring (naiv): Is er auch ein Jud?

Pelzbesatz (eifrig): Ein Jud? — Zimmerrein ist er auf keinen Fall. (Erschrocken.) Oder haben Sie den Jaques Müller schon wo in Gesellschaft getroffen?

Kuenring: Nein. (Bitter.) Aber er wird schon noch 'nein kommen. Kronen sind nicht so teuer.

Pelzbesatz (überzeugt): Man wirft in neuester Zeit zu viel mit dem Adel herum.

Kuenring (noch überzeugter): Leider!

Pelzbesatz (etwas unsicher): Recht haben Sie! — Leider! — Gemeinheit!

Kuenring (sich zurücklehnend): Obwohl — na ja —. Wissen S', Baron, das is auch so. Ja.

Pelzbesatz: Wie, bitte?

Kuenring: No, so halt.

(Peinliche Pause.)

Pelzbesatz (unsicher): Finden Sie nicht, daß es jetzt schon wieder viel eleganter ist, wenn man nicht Bridge spielt?

Kuenring: Ich hab' nie gespielt.

Pelzbesatz: Aber wenn es gerade Mode ist —

Kuenring: Das ist doch gleich! — Ja! Wissen Sie, Baron, was ich also früher hab' sagen wollen? — Man sollt' — also — die Überzeugung von seinem Stand haben. Das mein' ich zum Fall Müller.

Pelzbesatz (eifrig): Bravo! (Schlägt Kuenring aufs Knie.) Bravo! Ich zum Beispiel bin stolz, daß meine Ahnen sich so ehrlich geschuftet haben, daß ich heute ein Mann bin, der was bedeutet und nicht mehr zu arbeiten braucht. Wo Sie hinkommen: nach Monte Carlo, zum Derby oder überhaupt, wo schöne Welt zu sehen ist, kennt mich jedes Kind. Aber wir haben's verdient! Und Sie geben doch zu, Herr v. Kuenring: Man fühlt sich bei mir wie zu Haus.

Kuenring: O ja!

Pelzbesatz (erfreut): Nicht wahr? Das ist der Segen der Arbeit. Ich bild' mir darauf was ein. Mein Gott, ich bin so ein Original! Ein jeder ist ein Original auf seine Fasson. (Zudringlich, leise.) Und dann, es ist doch angenehm, wenn man in der Lage ist, wenn g'rad wem ein Unglück passiert — wer kann ein Unglück voraussehn'n? — no also, wenn man eventuell seinen Standesgenossen helfen kann.

Kuenring (peinlich berührt): Gewiß. Das ist sogar sehr angenehm.

Markgräfin, ausgesucht. Was wollen Sie? Sie ist so ästhetisch angehaucht, die Theophano. No, und ich zahl's halt, wenn's ihr Vergnügen macht. Eine Baronin soll standesgemäß auftreten. — Ich bitt' Sie! — Als Mädel — hat sie's da können? — Was kann man auftreten bei der Ruine, wo sie drin gesessen ist? — Tritt sie jetzt auf! Sie kann sich's leisten! — Was! — Sie soll sich's leisten!

Kuenring (mit kindlicher Bosheit): Und das übrige an der Jacht — nicht wahr — das ist vom Tapezierer.

Pelzbesatz (lachend): Vom Tapezierer! Was für ein Bonmot! Natürlich — vom Pollois und Flix! Na ja! Recht haben Sie! Was ist er anders als ein Tapezierer! — Für uns! (Einlenkend.) Der Mann kriegt keine Position in der Gesellschaft. In unserer Gesellschaft!

Kuenring: Mein Gott, darauf kommt's ja nicht an. — Also — ich hab' sagen wollen: Basta, wann er kein — nämlich die Hauptsach' — ist die Religion. Da kann man schon geschäftlich mit ihm verkehren.

Pelzbesatz (zutraulich): Geschäftlich, erklär' ich Ihnen, — ich kaufe nur bei Christen. Juden sind infam. Reden Sie nicht! Für jemand aus der Gesellschaft direkt unmöglich. Sie betrügen uns doch. Was kennt sich ein Kavalier in Geschäften aus! Nicht? (Interessiert.) Sie!

Kuenring: Na?

Pelzbesatz: Was meinen Sie dazu! Wirft mir letzthin — gerade wie der Erzbischof weggefahren ist — Sie wissen doch, der Erzbischof ist mein intimster Freund — aber Sie! Passen Sie auf! Sie werden lachen! Wirft mir da letzthin ein gewisser Jaques Müller seine Visitekarte ab. Wahrscheinlich bildet er sich ein, ich werd' ihn empfangen, weil er in Equipage vorkutschiert. Hab' ich das nötig, mich mit Parvenüs zu mischen? Oder ist er was anderes? Er bleibt der Jaques Müller. Und wann er im Aëroplan vorsausen täte.

Kuenring: Sicher.

Pelzbesatz: Bedenken Sie nur das eine! Wie soll sich meine Frau, die Markgräfin, benehmen, wenn ich ihr einen — wie hat er nur gleich geheißen?

Kuenring (gähnend): Jaques Müller.

Pelzbesatz: Also einen Jaques Müller vorstell'! Einer Dame, wo die Ahnen Herzoge in Österreich, Steiermark und Krain waren. So ein Großgrundbesitz! Bitte! Aber die Leute haben heutzutage keine Standesinstinkte mehr. Wie so ein Bürgerlicher Geld hat, gleich glaubt er, er kann mit der Aristokratie verkehren. Aber wissen Sie, was ich ihm gesagt hab'? Passen Sie auf! Sie werden lachen.

Kuenring (gelangweilt): Also?

Das ist der Ausdruck. Sie paßt ins Palais. (Ängstlich.) Herr von Kuenring, nicht wahr, Sie haben sie schon früher gekannt?

Kuenring (unsicher): Sie hat doch — sie war — also die beste Freundin von meiner Schwester.

Pelzbesatz: Von der Gräfin Pottendorf, die im Gotha links unten steht?

Kuenring (nickt, mühsam seine Spannung verbergend).

Pelzbesatz: Schöne Frau, die Gräfin Pottendorf, sehr schöne Frau. Schade, daß auf dem Schloß so hohe Hypotheken stehen. Bei dem Primaboden!

Kuenring (trocken): Vererbt.

Pelzbesatz (überhört es): Also hören Sie zu! (Pause. Dann zaghaft.) Ich werde Ihnen jetzt eine komische Frage stellen.

Kuenring: Bitte.

Pelzbesatz (ängstlich): Hat sie Kinder nie gern gehabt?

Kuenring (verblüfft): Wer?

Pelzbesatz: Meine Frau Theophano.

Kuenring: Die Fanni? (Verlegen.) Ja, also, Baron, das — das — ich glaub', sie war immer so.

Pelzbesatz (nickend): War immer so! (Grimmig.) Ich habe aber eine Ahnung, als ob sie nicht immer so gewesen wäre. Eine Ahnung! — Meine Frau! — Das ist die schlechte Erziehung in der Gesellschaft. Was, schlecht? Miserabel ist sie! Sie lügt die Natur weg, die Gesellschaft! (Keuchend.) Der kleine Otto, wissen Sie — so ein Goldkind — hat ihren Mund, meine Augen — und so klug — so ein feiner, lieber Bub —. Letzthin hat er Angina mit Fieber gehabt. Ist Angina eine gefährliche Krankheit? Nein! Es ist keine gefährliche Krankheit. Aber ich! Wissen Sie, ich bin schon so ein Sonderling. Also ich — (vor sich hinstarrend.) — gesessen bin ich und hab' ihn angeschaut. Und angeschaut hab' ich ihn und bin gesessen und hab' zwei Tage geglaubt, ich liege selber da und bin zum Sterben. Wer hat sein Kind nicht gern? Ich hab' meinen Otto gern.

Kuenring (verlegen): Aber — was hat das mit mir — oder — mit Ihrer Frau zu tun?

Pelzbesatz (ihn flehentlich ansehend): Weil sie viel auf Sie gibt. Und — (errötend) auf mich nicht so viel. Mich kennt sie nicht so lang. Und weil (weinerlich) das Kind eine Mutter braucht, eine Familie. Sagen Sie ihr das! Ich bitte Sie! — Sie war damals (beschämt) nicht einmal, nicht ein einziges Mal beim Otto. Wo er so ein süßer Bub ist!

Kuenring (stotternd): Ja — Baron — das wird sie — wie würde sie — von einem Fremden —

Pelzbesatz (noch zudringlicher und leiser): Schauen Sie, wann Sie mich nicht ins Vertrauen gezogen hätten — unglücklich wären Sie geworden. Warum? (Protzig.) Wegen einer Sache, die für mich eine Lappalie ist. Eine Gefälligkeit. Was, eine Gefälligkeit? Ein Vergnügen! Und das freut einen.

Kuenring (nervös): Ja. Ich bin — (würgend) beispielsweise auch sehr — nämlich dankbar, Baron, — wann ich Ihnen irgendwie einen Gegendienst —

Pelzbesatz (ihm auf die Schulter klopfend, lachend): Herr von Kuenring, wer redet von Gegendienst? Hab' ich's notwendig? Sie können immer auf mich rechnen. Aus Freundschaft. Auch ohne Gegendienst.

Kuenring: Ja, ja.

Pelzbesatz: Nämlich die Gesellschaft! Unter Brüdern! Was ist die Gesellschaft? Ich sag's lieber gar nicht. Materiell? Schwamm drüber. Und psychisch? (Nachdenklich.) Da erlebt man auch was.

Kuenring (Ringlein blasend): Was denn?

Pelzbesatz (leise): Sie sind ein alter Freund, also —

Kuenring (leichthin): Bitte, keinen Tratsch!

(Pause.)

Pelzbesatz (bitter): Wollen Sie was Selbsterlebtes? Wenn Sie diskret sind —

Kuenring (scharf): Baron! (Besinnt sich, daß er seinem Gegenüber doch zuviel schuldig ist.) Ich glaub', das ist doch — so gewiß — selbstverständlich.

Pelzbesatz (erschrocken): Ich — ich — habe das — Herr v. Kuenring, unter Kavalieren — wer wird da ein freies Wort übelnehmen? — Verzeihen Sie! — (Mit kindischem Trotz.) Ja, Ihnen sag' ich's. Weil Sie auch ein alter Freund von ihr sind. Weil es mir beinah' weh' tut. Was heißt beinah'? Es tut mir weh.

Kuenring (spöttisch): Is an der Segeljacht was hin?

Pelzbesatz (mit ohnmächtiger Wut): Weh' hat es mir getan, verstehen Sie? (Traurig.) Es geht meine Frau an. Wann Sie mir da den versprochenen Gegendienst — das wär' einmal wirklich eine Dankbarkeit und —

Kuenring (spöttisch): Die Markgräfin?

Pelzbesatz (naiv): Die Markgräfin. Ich hab' Sie was fragen wollen. Unter vier Augen. Wo wir so gut miteinander stehen. (Lüstern.) Ist sie eine feine Person oder nicht?

Kuenring (befremdet): Das kann ich natürlich sozusagen nur par distance — gewiß ist sie, was man so nennt, fesch. O ja. Dekorativ!

Pelzbesatz (schnalzend): Nur dekorativ? — Ich red' nichts, weil ich diskret bin. (Protzig.) Aber auch so. Recht haben Sie! Dekorativ.

Petar Srinski, der Held!

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

Sie, das ist einer, der Petar Srinski!

Na ja, wenn man sechs Jahre — ach, was sag ich, wenn man zehn Jahre bei den Soldaten diente und als Strafuni alles, was rebellisch war und Krakeel machte, niederduckte, einfach niederduckte! Der Srinski, der kann Ihnen Geschichten erzählen — Geschichten, zum Haarausraufen schrecklich, von wilden Wölfen und Aasgeiern; da unten erlebt man etwas! Und dabei jedes Wort wahr; heilige Maria, buchstäblich wahr; Methud und Kyrill sollen es bezeugen — keine Silbe dazugelogen. Der Milan Swonimir kann's bestätigen, der Stojan Persich und der Hadschi Omar Beg, der jetzt im Sandschak ein eigenes Haus hat, einen Garten, eine Kuh, wenn auch eine alte, die wenig Milch gibt, immerhin eine veritable Kuh, vier Ziegen, zwei Frauen — um die ist ihm nicht sehr viel — und drei Esel, die acht Katzen im Stall gar nicht gezählt.

Aber ich will vom Petar Srinski erzählen.

In seinen Dokumenten steht: Geboren in Stolac am 21. Oktober 1860; Religion griechisch-katholisch; Größe 161 Zentimeter; Haare gelb . . . wirklich, es heißt: Haare gelb! Augen braun; Nase gewöhnlich; Mund detto; Zähne gut; besondere Kennzeichen keine. Ich glaube, darnach erkennt jeder den Petar sofort, wenn er ihm auf der Straße begegnet. Zur Vorsicht aber geb' ich noch einige Details; also: er hat zwei drapfarbene Haarschöpfe wie wenn die Bora in einem ausgedroschenen Strohbündel herumgewirtschaftet hätte, und das gründlich. Das Maul — es ist gewiß kein einfacher Mund mehr — reicht von einem Ohr bis zum anderen oder umgekehrt, wie man's nimmt, und sperrt er's auf, so ist ein Gebiß drinnen — nicht aufgeschnitten! —, das einem ausgewachsenen Fuchs Ehre machte. Sie können sich das leicht vorstellen. Ein Aug' schaut nach rechts — das linke, ein anderes nach links — das rechte; die Nase ist vielleicht ein bißl unbedeutend, dafür rötlich, so daß es nicht arg auffällt. Und die Kleider . . . die Kleider vom kleinen Petar sind reizend: blitzblaue, plodernde Hosen, ein Hemd — der Srinski schwört, es sei weiß gewesen, als er es vor Jahren vom Bojaren von Sruk für eine Schuld übernahm, ein kaffeebrauner kurzer Rock, eine eingedrückte Militärmütze von den 46ern und nie ein Mantel, nie, nie! Das ist ein Kerl! Reißt ein Loch in den Rock oder ins Hemd oder in die Hose oder in die Schärpe — richtig, eine knallrote, flatternde Schärpe hat er auch —, dann setzt die semmelfarbene Vilja vom Schenkwirt Dobrin einen Lappen auf den Schaden, einen schwarzen oder grünen, wie er eben bleibt in ihrer Schneiderei.

Pelzbesatz (gläubig): O, sie ist nicht so. Es braucht's ihr nur ein alter Freund wie Sie, den sie von klein auf kennt — (Zornig.) Das ist nur die Gesellschaft, die verfluchte Gesellschaft! Schau'n Sie, das liebe Kind —!

Kuenring (wird sehr rot und nervös).

(Einige der Gäste kommen mit Theophano.)

Pelzbesatz (überhastet aufspringend, lärmend): Was, Sie wollen schon gehn? Aber, Baronin! Und Sie auch, Graf? — Warten Sie noch! — Jean! Man soll aus dem „Herbstmanöver“ spielen, das hat der Herr Graf gern! — Bitte, reden Sie nicht! — Also, wie fühlen Sie sich in meinem Palais? Schau'n Sie sich doch einmal meinen neuen Velasquez an! Garantiert echt. (Die Gesellschaft geht scherzend weiter. Seine Stimme verliert sich) — Wie? — — — Na ja, gemütlich — — — entre nous! — — — (Man hört nur mehr eine Operettenmelodie und die Stimmen in der Hall.)

Theophano (ährenblonde, sehr schlanke Frau mit großen, schwarzen Augen. Sie spielt mit der Zigarrettenkassette.)

Kuenring (sieht in eine Ecke).

(Lange Pause.)

Kuenring (würgend): Dein Mann hat — (Hastig:) Fanni, ich glaub', es ist Zeit, daß wir — also — gute Freunde werden. Nur gute Freunde!

Theophano (will auffahren. Besinnt sich. Im würdigen Schmerz einer grande dame, deren Heiligstes brutalisiert wird. Bitter): Du hast ein anderes Verhältnis?

Kuenring (schmerzlich): Anderes Verhältnis? — Chiffrierte Depeschen — ja. Sonst nichts. (Sehr ernst.) Ich, also, Fanni, ich find's langsam unerträglich, daß ich deinen Mann jetzt schon sechs Jahre lang betrüg'! Einen Mann — (verzweifelt) also nimm's, wie du willst, einen Mann, dem ich — von dem ich bei meiner derouten Lage leb', leben muß, Fanni! (Dezidiert.) Es ist nicht gentlemanlike.

Theophano (ihn anstarrend): Gentlemanlike? (Vergißt die grande dame und wird Weib.) Das ist einfach die gewöhnliche, perfide Ausrede der Männer für Mangel an Aufopferungsfähigkeit. (Ganz nahe, zitternd.) Ist — das — dein Ernst?

Kuenring (hilflos, plötzlich sie umarmend): Nein, Fanni!

Theophano (sucht sich loszuwinden): Um Gottes willen — wenn mein Mann — nur kein Flagranti!

Kuenring (sie küssend): Red' — nicht — von dem grauslichen Juden — wann — wir unter uns sind!

Theophano (hängt matt in seinem Arm).

Stockfinstere Nacht ist's.

„Äh!" meint der Petar. „Fürcht' dich nicht! Keinen Kreuzer hab' ich bei mir; keine Seel' zahlt und die paar schäbigen Sechser liegen in der Kasse!" Die Lug! Klappert ja das Silber in seiner Tasche, wenn die Schindmähre einen Sprung macht: „Möcht doch einmal Räuber sehen!"

Die Strotter am Bock stoßen sich in die Seiten und der Klobuc jammert wirklich ganz natürlich, der Gauner: „Gospod, wünsch dir das nicht, nur das nicht. Sie schneiden uns den Hals ab . . . dir zu allererst!"

Petar Srinski lacht recht grauslich: „Äh! Steckt in meinem Rock eine kleine Taschenkanone . . . Schau . . ." und er grabt mit den Fingern im zerschlissenen Unterfutter, wo die Steuerkasse scheppert; der Duschan und die Kerle reißen die Augen weit auf „Na, ich zeig's euch später, wenn wir ins Gasthaus kommen. Ist mir erst gestern vom Kaiser aus Wien g'schickt worden. Geht los, auf Ehrenwort, wenn mich einer nur anrührt; sehr praktisch."

„Sehr praktisch!" stöhnt der Klobuc enttäuscht und zieht dem Gaul eins über.

Die Hälfte des Weges nach Maclac ist glücklich vorbei und die Abgerissenen von der Straße stecken die Köpfe wieder verdächtig zusammen; auch der Klobuc horcht aufmerksam hin.

„Wart', denkt der Petar, die misch' ich und schreit, damit sie es ja sicher hören: „Möcht' doch die Räuber sehen! Bin ich einmal, so vor sechs Jahren, in Rußland mit einem Wagen gefahren — g'rad' so wie heut' — von Petersburg nach Moskau, durch einen gro—oßen Wald — grad so wie heut' —, nur grö—ößer, viel, viel grö—ößer . . . und da sind vier, vier Lackeln zum Kutscher g'stiegen — fast g'rad so wie heut' — und da . . ." In dem Augenblick kriegt der Srinski einen Husten und hustet und kann kein Wort weitersprechen.

„Und?" fragte der Klobuc, „haben sie dich massakriert, Gospod?"

„Duschan, du Kalb, äh . . . wollten mich ausrauben . . . Hähä . . . Ist ihnen schlecht bekommen; hab' sie mit dem Revolver, der was aus Budapest ist, direkt vom Hoflieferanten des Königs — kann ihn dir zeigen, sitz' drauf! — ausgeloschen; maustot — alle."

„Alle?" Der Duschan möcht' das lieber nicht glauben.

„Alle!" nickt der Petar Srinski befriedigt, alle . . ."

Eine Stunde sind sie weiter über den Schotter gehopst und keiner redet ein Wort.

Nach der Stunde, an einer ganz dunklen Stelle, deutet der Klobuc nach hinten, wo der Steuereintreiber sitzt und die Strotter wetzen unruhig auf dem Brett.

Heute ist der Petar Srinski Steuereinnehmer in der Herzegowina.

Als Strafuni, ich hab' schon davon gesprochen, war er ein Held, direkt ein Held; man soll es kaum glauben, aber fünf Montenegriner und acht Serben, die den Kmeten das Vieh wegtrieben, hat er erschossen; die Gefangenen — ja, das weiß Petar selbst nicht mehr, wie viel er eingefangen hat — eine Menge!

Dafür hängt auch eine schöne Medaille auf seinem Rock.

Wie der Srinski Steuereinnehmer geworden ist — nein, da muß ich ein Erlebnis von ihm erzählen. In Krasnoje war's oder in Moschranic, genau kann ich's nicht mehr sagen. Kurz, der Petar ist gerade im schönsten Steuereintreiben, da kommt ein Telegramm vom Inspektor aus Maclac, er soll sofort, *sofort* heimfahren; *fahren* ist gestanden! Ja, fahren, das sagt man leicht! Kein Pferd in Krasnoje oder Moschranic, außer beim Duschan Klobuc, dem berüchtigtsten Schafdieb im Umkreis.

Kann man nichts machen. „Spann ein", sagt der Srinski. Der Klobuc spannt ein; ein Mensch, sieben Schuh in die Höhe und fast halb so viel in die Breite; zerdrückt den schielenden Petar mit zwei Fingern, wenn er mag.

„Du, Steuereintreiber", meint der Wirt Rubić, „in der vergangenen Woche sind im Wald zwei Leute umgebracht worden und der Klobuc war in der Näh'!"

Das ist der Wald gewesen zwischen Krasnoje oder Moschranic und Maclac, acht Stunden lang für ein schnelles Roß; recht unangenehm.

„Ah!" Petar schielt grinsend. „Leih' mir eine Pistole, Rubić."

„Brauch' sie selber."

Also fährt er ohne Pistole, denn der Klobuc wartet schon vor der Tür und knallt mit der Peitsche.

Eine Stunde geht es ganz gut, mitten in den Wald hinein, und Duschan singt und pfeift und raucht und spuckt zugleich; keine Menschenseele begegnet einem auf der Straße, die keine Straße ist, sondern ein Dreckweg.

Plötzlich liegen zwei abgerissene Strotter unter den Bäumen und fragen, ob sie aufsitzen dürfen; sehr feine Herren, echte Gauner mit Keulen. Der Klobuc ist sofort einverstanden: „Ja, neben mir ..." Und schon sitzen sie auf dem Bock und alle drei tuscheln heimlich."

Da wird es auch schon finster.

Der Petar Srinski aber fürchtet sich nicht und stellt sich dumm: „Du, Duschan, was ist es mit den zwei Toten, die was in der vorigen Wochen da gefunden worden sind?" Der eine Strotter schaut den andern verdächtig an und der Klobuc drückt beide Augen zu: „Räuber sind in der Gegend, Gospod, Räuber! Wenn die erfahren, daß du mit uns bist ... weil du Geld im Sack hast, Steuereinnehmer hat immer Geld."

Das Herz, dieser kleine Muskel, der von den einen nur als ein Teil des physischen Organismus angesehen wird, der mit dem Gemütsleben und der idealen Lebensrichtung nichts, aber auch gar nichts zu tun hat und doch in moralischer wie physischer Beziehung ein so gewichtiger Faktor ist, spielt seit Menschengedenken eine Hauptrolle im Leben des Staubgebornen und wird sie auch spielen, solange es Leid und Lust, Schmerz und Freude gibt, das heißt mit anderen Worten: solange die Erde mit Menschen bevölkert ist.

Die Rolle aber, die dieser gewichtige Faktor, das Herz, im Leben des einzelnen und in jenem der Gesamtheit spielt, die ist maßgebend und allgewaltig für den einzelnen sowohl wie für die Gesamtheit.

Die Pflege des Herzens, die sorgfältige Entwicklung desselben oder, besser gesagt, die Entwicklung jener Gefühle, die aus einer liebevollen Pflege des Gemütslebens hervorgehen, war eine der Hauptaufgaben früherer Pädagogen, durch deren, nach ihrer Auffassung, richtige Lösung sie ihre Mission erfüllten und treue, gewissenhafte, gute Menschen zeitigten. Vielleicht hat man damit einen Fehler begangen, daß man nebst der Pflege des Gemütes zu wenig Wert darauf legte, die Menschen auch für den Kampf des Lebens insoferne auszurüsten, daß man Hand in Hand mit der Gemütspflege auch die Stählung des Charakters hätte im Auge behalten müssen, damit der gute, edle Mensch von weichem Herzen auch gewappnet sei gegen die blauen Flecke, die der stets sich steigernde Kampf mit dem Leben nun einmal mehr oder minder beizubringen pflegt.

Das ist nicht geschehen und an den Folgen dieses Versäumnisses kranken wir nun.

Den guten, weichen, für jede zarte Regung empfindsamen, durchaus vornehm denkenden Menschen, die in einer früheren Generation an der Tagesordnung waren und nicht zu den seltenen Erscheinungen gehörten, oblag es naturgemäß, wiederum eine neue Generation heranzuziehen und dank ihrer zartfühlenden Güte, der mimosenhaften Feinheit ihres Gemütes, begnügten sie sich damit, stets *sich selbst* zu opfern und dadurch bei der modernen Jugend jenen krassen Egoismus, jene ekelhafte Selbstsucht großzuziehen, die der Krebsschaden der Gegenwart sind und feinfühlenden Naturen, die ja sporadisch doch noch auftauchen, großes Leid bereiten.

„Kleine Ursachen, große Wirkungen.“ Das Kind, dem man, solange es sich im Kreise der Kinderstube bewegt, nicht beibringt, daß Geben seliger sei denn Nehmen, das Kind, dem nicht gelehrt wird, zuerst an andere und dann an sich zu denken, übt diese zum glücklich werden und glücklich machen unerläßlichen Eigenschaften auch im späteren Leben nicht mehr und kommt früher oder später sicherlich auf den Standpunkt, verbittert und unglücklich zu sein, denn jede Schuld rächt sich auf Erden und das, was Selbstsucht verbricht, wird an jenem oder an jener, der oder die es

„Äh!“ Der Petar meint, es sei besser, wenn er weitererzählt: „Und im Frühling bin ich bei Adrianopel einer Bande begegnet, vierzehn Stück Bulgaren, wen anders, als Räubern. Zieh' ich meine Pistolen aus der Hosen — steckt immer drin, auch heut' — und pfutsch waren sie in zehn Minuten, alle vierzehn, alle . . .“

— Alle? Nein, der Duschan vergißt vor Schreck, sich zu erkundigen, ob wirklich alle hin waren — ob nicht wenigstens einer davongelaufen ist

Bald darauf empfehlen sich die Strotter samt ihren Keulen, wünschen dem Gospod eine „glückliche Reise“ und verschwinden im Wald . . .

Eine halbe Stunde später sind sie in Maclac.

Der Petar Srinski zahlt den Klobuc aus, gibt noch ein anständiges Trinkgeld drauf — es geht ja auf Kosten des Herrn Inspektors, der telegraphiert hat, er soll fahren — und klopft dem Schafdieb auf die Schulter: „Gutes Pferd das, was du hast, Duschan, schönes Pferd, nur ein bißl mager, mager und alt, Duschan . . . Bin froh, daß wir den Räubern nicht begegnet sind, hab' viel Geld bei mir . . . und die Taschenkanone aus Wien, den Revolver aus Budapest und die Pistolen, weißt, die von den Bulgaren, die sind mir gestern in Krasnoje gestohlen worden . . . Was bist denn auf einmal so zornig, Duschan, daß du dein Geld wegwirfst? Aber Duschan!“

Ja, sehen Sie, so einer ist der Petar Srinski!

Vom Egoismus.

Von **M. v. Weißenthurn.**

Irgend etwas soll der Mensch verehren
Und nach etwas soll das Herz ihn ziehen,
Besser vor was immer für Altären,
Als vor seines Ichs Altar zu knien.

Die unabsehbare Schar der rücksichtslosen Ichlinge, die epidemisch im Laufe der letzten Dezennien beide Hemisphären bevölkern, ist es, die am meisten mit donnernder Philippika jene Tugend fordert, die ihr selbst am fernsten liegt — die Selbstlosigkeit. Je älter man wird, desto unumstößlicher kommt man, an der Hand der Geschichte und an jener der Erfahrung, die von der Schule des Lebens uns aufgenötigt wird, zu der Überzeugung, daß das Leben ein Kreislauf ist, der sich unablässig wiederholt, daß einzelne äußere Formen, Gewandungen, Zeichen, Sitten sich ändern, daß Fühlen und Denken aber die Hauptmomente, die unser Dasein beherrschen, doch immer die gleichen bleiben, ob sie sich nun vor Jahrtausenden abgespielt, ob sie in der Gegenwart sich zutragen oder in nicht gar so fernab liegenden Zeiten sich ereignen werden.

unangenehme Eigenschaft, die edle Naturen anwidert, ihnen fast physischen Schmerz bereitet. Vielleicht wird diese Selbstsucht auch durch physische Motive gefördert, zum Beispiel durch Neurasthenie, durch das Übel des Jahrhunderts, aber entsetzlich bleibt sie doch, mag ihre Entstehungsgeschichte wo immer zu suchen sein; man verzeiht sie aber weit eher dem Manne wie der Frau. Momentan ist zwar die große Menge sehr geneigt, die Selbstsucht auch bei der Frau begreiflich und praktisch zu finden, sie nicht nur zu entschuldigen, sondern auch gutzuheißen; aber es wird auch diese Kinderkrankheit vorübergehen, und wenn die modernen Egoisten, die wir Frühergebornen in unserer Schwäche großgezogen haben, in ihren Kindern unter dem leiden werden, was sie selbst geübt, dann dürfte auch der Moment der Reaktion eingetreten sein. Vielleicht wird dann diese Reaktion sogar wieder zu einem ungesunden Übermaß von Gefühlsduselei zurückkehren, und das wäre auch nicht das Rechte, aber immerhin noch besser wie die übertriebene Selbstsucht der Gegenwart, die alles mit Füßen tritt, was man Jahrhunderte hindurch hoch und heilig gehalten, was man gewissermaßen mit der Muttermilch eingesogen hatte und was nun alles als nutzloser Ballast über Bord geworfen wurde. — Ich blicke auf ein langes Leben zurück, das reich gewesen ist an Schmerzen aller Art; es gibt kein Leid, das mir erspart geblieben wäre, und trotzdem, obwohl Kummer und Schmerz unbarmherzig an meiner Seele gerüttelt, obwohl ich als Frau und Mutter jedes Leid kennen gelernt habe, das das Leben uns zu bringen vermag, obzwar Apathie und Menschenekel häufig von meiner Seele Besitz zu ergreifen drohten, hat mir nur meine Herzensreligion, nur die Poesie der selbstlosen, ethischen Liebe in des Wortes reinster Deutung über Kummer und Leid hinwegzuhelfen vermocht. An diese Poesie klammere ich mich auch heute noch als alte Frau an und ich beklage die moderne Jugend, der man sie geraubt, ohne ihr einen Ersatz dafür zu bieten.

Es ist ganz richtig, daß selbstlose Menschen, denen das eigene Ich und sein Behagen nicht die erste Rolle im Leben spielt, unermeßlich vielen Enttäuschungen und bitterem Leid ausgesetzt sind. Als Egoist lebt man unstreitig bequemer und sorgenloser, aber jener reine Hauch heiliger Freude, der uns umweht, wenn in unserer Seele das Bewußtsein erwacht, daß wir eine gute Tat verüben konnten, den lernt der Ichling niemals kennen, und der entschädigt für unendlich viele Enttäuschungen und Schmerzen, die das Leben mit sich bringt. Weil ich davon durchdrungen bin und weil ich den Ichkultus der Gegenwart nur für eine ungesunde Erscheinung verzärtelter Menschen halte, die keine Lebensdauer und noch weniger eine Berechtigung hat, stimme ich dafür, das Zepter des Gemütslebens in der Kinderstube hoch zu halten, denn dieses allein führt zu Sieg und Frieden, wenn die Realisten es auch noch so leidenschaftlich bestreiten.

---

begeht, früher oder später immer heimgezahlt, und zwar gerade in einer Weise heimgezahlt, in der es am empfindlichsten trifft.

„Hyperideale Gefühlsduselei“ nennen die Modernen alles, was mit dem Gefühlsleben verwoben ist. Mag sein, ich will sogar zugeben, daß das Gefühlsleben weit mehr Schmerz als Freude zeitigt, daß es nicht sorglos glücklich macht, und trotz alledem ist es dem krassen Egoismus der Modernen vorzuziehen, die nur dem Genusse leben, nur dem Ichkultus huldigen und schließlich doch einsam und verlassen dastehen und auf keine befriedigenden Momente ihres Lebens zurückblicken können, denn „Ich und Ich und wieder Ich“, das vermag schließlich doch kein Menschendasein erhebend auszufüllen.

Die moderne Tendenz, die jedes Gefühlsleben ins Lächerliche zieht, jede Sentimentalität verhöhnt, ist eine Strömung, die, wenn vielleicht jetzt in etwas veränderter Gestalt, in Urzeiten auch schon dagewesen ist; sie ist, fast möchte ich sagen, die Wiederholung roher Sitten wilder Völker, wenn auch eine Wiederholung im Salongewande, deren Unschönheit durch dieses maskiert wird. „Alles schon dagewesen“, sagt Rabbi Ben Akiba in Gutzkows „Uriel Acosta“, und es hat dieser Ausspruch seine volle Richtigkeit. In der Zeit, in der es da ist, empfindet man aber das Bestehen der Tatsache oft recht peinlich und lästig, und der Trost, daß auch das vorübergehen werde, ist ein recht hinkender, denn was nützt eine Besserung, von der man nichts mehr hat, nichts mehr weiß, die erst eintritt, wenn wir schon zu Staub und Asche geworden sind!

Blicken wir uns in unserem Bekanntenkreise um, so wird sich uns sicher unzählige Male Gelegenheit geboten haben, zu beobachten, daß beispielsweise die aufopferndsten Mütter jene sind, die von ihren Kindern am wenigsten Dank ernten, während Frauen, die die Betreuung ihrer Kinder bezahlten Domestiken überließen und es im weiteren Verlauf des Lebens ganz selbstverständlich fanden, wenn ihre Söhne und Töchter sich ihnen opferten, die größte Liebe und Zärtlichkeit ernteten. Ich selbst bin einer Unzahl solcher Mütter im Leben begegnet und habe mich oftmals staunend gefragt, wie es denn wohl komme, daß wahre Liebe oft achtlos zur Seite geschoben wird und die Selbstsucht sich gedeihlich entwickelt? Im Eheleben begegnen wir den gleichen Beispielen. Unzählige Male wird die aufopfernde Frau und Mutter, die das eigene Ich nie in den Vordergrund drängt und nur für das Wohl der Ihren lebt, ausgenützt, mißhandelt, mit Füßen getreten, während der Mann geneigt ist, jene Frau, die nichts leistet, nichts kann, stets nur fordert und an ihr eigenes Behagen denkt, auf das Piedestal zu stellen und sie auch dann noch hoch zu halten, wenn sein Verstand längst einsehen gelernt, daß sie nicht der treue Kamerad ist, dessen jeder Mann im Kampfe des Lebens bedarf.

Die Selbstsucht in ihrer aufdringlichen Gestalt, wie sie uns heutzutage allerorts auf Schritt und Tritt begegnet, ist immer eine höchst

Kleinstadtgeschichte „Die Akten des Vogelsangs“ (1896) enthält Szenen, wie sie eben nur dem großen Herzenskündiger gelingen. Unter seinen sämtlichen Werken haben zwei schon erwähnte Bücher der ersten Periode weite Verbreitung gefunden: Die anmutige, in Humor und Ernst überaus ansprechend gemischte „Chronik der Sperlingsgasse“, die er als Student in Berlin geschrieben hat, und die große Apotheose des Hungers, „Der Hungerpastor“, die Lebensideal und Scheinideal gegenüberstellt. Die drei herrlichen Romane „Hungerpastor“, „Abu Telfan“ und „Schüdderump“ bilden nur insoferne eine Trilogie, als sie den Fortschritt von Raabes Welterkenntnis, nicht aber schlechthin ein einheitlich vollendetes Gemälde der Erdenwelt geben. Von Schopenhauers glänzend vorgetragenen Lehren wurde er in seinen jungen Mannesjahren eine Zeitlang beeinflußt. Unbedingte Gefolgschaft hat er dem Philosophen nicht geleistet, allmählich den lähmenden Pessimismus, der damals die Köpfe der Gebildeten beherrschte, innerlich überwunden und sich zum befreienden Humor durchgekämpft. Als einziges Werk unter dem Banne Schopenhauers schrieb er seinen „Schüdderump“ und setzte sich in ihm mit Lebensproblemen auseinander. An geradezu grausamer Schärfe und Bitterkeit, an Herbheit und Ironie nimmt es keins seiner Werke mit dieser oft töricht mißverstandenen Schöpfung auf, die von hehrer Tragik erfüllt ist. Von nun an verkündet der Dichter eine tapfere Lebensbejahung und läßt seine Menschen im Bestehen ihrer Geschicke nicht verzagen. Es geht freilich in seinen Dichtungen zu wie oft im Leben: Die Gemeinen siegen äußerlich über die Edlen. Mögen die feiner Organisierten auch unterliegen, sie haben doch den „Widerstand der stumpfen Welt“ überwunden und sind darum hoch erhaben über die Bösen im Leben, in der Entsagung, im Tode. Ihr äußeres Los kann nicht traurig, sondern tragisch sein. So gibt ihnen der Dichter Gelegenheit, alle edlen Kräfte ihrer unverdorbenen Seele zu offenbaren. Durch die ungekünstelte und innige Darstellung des Dichters, der die Kontraste von Gemüt und Welt so schön erfaßt, wird der nachdenkliche Leser innerlich befreit und geläutert. Man hat Raabe oft ausschließlich einen großen Humoristen genannt, als der er wohl am meisten in „Dräumling“ und „Horacker“ erscheint. Er selbst hat mehr für einen Tragiker als Humoristen gelten wollen. Allerdings ist er kein gewöhnlicher Humorist. Verkehrt wäre es, seinen reflektierenden Humor, der ein Stück Lebensphilosophie ist, dem naiven Fritz Reuters gleichstellen zu wollen, weil er viel enger mit der Tragik verbunden ist als bei dem Mecklenburger. Besser wäre eine Verwandtschaft mit dem Humor Dickens nachzuweisen, von dessen breitangelegter Romankomposition Raabe manches gelernt hat.

Raabes humoristischer Stil ist klarer, abgerundeter, künstlerischer als der schwer übersehbare und mit wissenschaftlichem Ballast überladene

Wilhelm Raabe.

Literarische Skizze von **P. G. Ernst, Weimar.**

Der Tod Wilhelm Raabes, der wie kein zweiter Erzähler unserer Tage ein Dichter des deutschen Gefühllebens war, bedeutet für die engere kleine Raabegemeinde, der unbekümmert um literarische Moden seit jeher nur die Besten unseres Volkes angehören, einen schweren persönlichen Verlust. Wer hätte diesen Mann nicht liebgewonnen, auch ohne mit seiner reinen, liebevollen Menschlichkeit in Berührung gekommen zu sein? Die zahlreichen hohen Ehrenbezeigungen, die dem Alten am Abend seines schlichten und stillen Lebens zuteil geworden sind, waren die späte Genugtuung für jahrzehntelange Zurücksetzung und Verkennung. Sehr groß wird seine Gemeinde zwar kaum werden, denn er hat eigentlich nur für tiefangelegte, charaktervolle Persönlichkeiten, für Menschen mit reichem Innenleben gedichtet, niemals zur Unterhaltung oder gar Belehrung. In schlimmer Zeit wüsten, undeutschen Literaturtreibens hat der von Haus aus wenig Bemittelte den Lesern nicht zu Gefallen geschrieben und ist trotzig seinen eigenen Weg gegangen. Sich treu zu bleiben und nur sein Allerbestes zu geben: das ist ihm die Losung gewesen. Doch das Glück war ihm wenig hold.

Das Wort aus dem Jugendromane „Die Leute aus dem Walde“: Gib acht auf die Gasse! Sieh nach den Sternen! zieht sich als Leitmotiv durch sein ganzes Lebenswerk. Verheißungsvoll trat der Jüngling mit seiner frischen „Chronik der Sperlingsgasse“ 1857 in die Literatur ein und hatte die Freude, wärmste Anerkennung von hervorragenden Kunstrichtern zu ernten; Hebbel meinte: „Eine hübsche Ouvertüre, aber wo bleibt die Oper?“ Der größte deutsche Dramatiker des neunzehnten Jahrhunderts sollte nicht mehr erleben, wie Raabe wenige Jahre später mit dem großzügigen Erziehungsroman „Der Hungerpastor“ (1864) sein erstes Buch weit überholte. Erst mit „Abu Telfan“ oder „Die Heimkehr vom Mondgebirge“ (1867) und dem „Schüdderump“ (1869) erreichte Raabe die stolze Höhe seines dichterischen Könnens. Jahr für Jahr hat er dann seine ungewöhnlichen Dichtungen herausgesandt, unter denen nichts Verfehltes und Unreifes zu finden ist. Damit soll nicht gesagt sein, daß alles von gleichem hohen poetischen und künstlerischen Range ist, doch leuchtet auch aus den nur harmlos fröhlichen Schöpfungen, wie z. B. „Christoph Pechlin“, die herrliche Eigenart des kernigen Niedersachsen, der auch süddeutsches Leben mit scharfen Augen beobachtet und verständnisvoll geschildert hat. Zuweilen ist seine so eigenartige humoristische Darstellung etwas barock und manieriert, was aber den Werken ihren inneren Wert nicht nimmt. Raabes Kraft nahm mit zunehmendem Alter nicht ab. Seine drittgrößte Leistung, die wundersame, tieferschütternde

voller Lebenskraft zu gehen und den Alten, den bald Achtzigjährigen und Lebensmüden in seinem Altersstuhl sitzen zu lassen! —"

Wenige Monate vor seinem Tode wurde Wilhelm Raabe noch die letzte große Ehrung zuteil: Das dritte Doktordiplom honoris causa. Dann ging es langsam mit dem kranken Greise abwärts. Am Abend des 15. November 1910 ist der Neunundsiebzigjährige sanft eingeschlummert.

Heimgärtners Tagebuch.

Ich tue nun schon fast gar nichts mehr, als alte Zeiten rekapitulieren. So ein Besuch in dem lieben, maienhaften, friedsamen Gleichenberg, wo ich vor 30 und 31 Jahren immer wochenlang sozusagen den Tod erwartete. Es hatte die Atemnot das erstemal eingesetzt, unbändig. Mein Kurarzt, Dr. Hausen, sagte, es sei zwar ein schweres Asthma, aber ich könne damit noch 20 Jahre leben. Nein, wenn Ärzte trösten wollen, so sollen sie es glaubhafter machen. Hätte er gesagt: Ein paar Jahre noch, so hätte ich geglaubt und wäre zufrieden gewesen. Er hat auch nicht völlig recht behalten. Seither sind mehr als dreißig Jahre vorüber, ich schnaufe noch, mein Doktor Hausen schon längst nicht mehr.

Unter den Gleichenberger Patienten Hausens war damals auch ein junger, bildschöner Offizier. Dessen Gestalt paßte sich aber täglich mehr den Knochenformen an und seine Augen leuchteten täglich greller. Er plauderte gern und machte Witze, aber er schnappte dabei. Man wußte nicht, ob nach Worten oder nach Luft. Eines Tages erzählte er mir, daß nachts vorher in sein Zimmer die weiße Frau gekommen sei. Das wäre die interessante schwarze Ungarin gewesen, die in derselben Villa wohnte. Sie habe sich wohl an der Zimmertür geirrt, denn er habe vergessen, die Tür abzusperren. „Es war sehr ärgerlich", schloß er sein Abenteuerchen. „Ich bin zu nichts mehr. Gestern vergaß ich, vor dem Schlafengehen die Tür zu schließen; bald werde ich vor dem Einschlafen vergessen, die Augen zu schließen". — Ein paar Wochen drauf ist das auch so geschehen. Kurorte haben keinen Friedhof, so schläft mein junger Offizier im nahen Trautmannsdorf.

Endlich fand ich wieder einmal einen Erdwinkel, wo es heute noch so ist, wie es vor tausend Jahren gewesen sein wird. Und doch ist er mitten im Lande, in nächster Nähe der größten Arbeitsstätte, an einer Hauptverkehrsstraße der großen Welt, Jagdtummelplatz hoher Herren, die gerne nach den Gemsen jagen, welche leichtfüßig am steilen Gewände

Jean Pauls, dieses reichen und doch so wenig gelesenen Dichters, mit dem Raabe das Mitgefühl für die Mühseligen und Beladenen gemein hat. Seinen so recht mit Behagen ersonnenen, stillen, norddeutschen Naturen, die ihr Innenleben nicht preisgeben, wendet Raabe seine ganze heimliche Liebe zu. Oberflächlichen Lesern mag es scheinen, als wiederhole sich der Dichter in diesen sogenannten „Raabeschen Gestalten"; wer aber genau zusieht, wird sie trotz äußerer Familienähnlichkeit im Wesen grundverschieden finden. Sie werden uns schließlich so vertraut, daß wir ungern von ihnen scheiden. Philister und Sonderlinge, Handwerker und Bauern, auch Vertreter des Hofes und des Adels hat er mit urdeutscher Kunst ins Licht der Poesie gehoben, und welch ein feiner Kenner der Kinderseele er ist, ersehen wir aus seinen reizvollen, zarten Jugendidyllen, die uns unvergeßlich werden. Er ist kein blinder Verherrlicher der „guten, alten Zeit", doch vom lauten, seelenlosen Treiben der modernen Welt zieht es ihn in die traute Stille entlegener Dörfer oder unberührter Landschaften, am meisten wohl in seine anheimelnden „alten Nester", in denen er so gut Bescheid weiß, deren verborgene Schönheiten er feinsinnig ausdeutet. Kraft seiner starken poetischen Intuition und großen Geschichtskenntnis kann er vergangene große Zeiten lebendig machen; Perlen historischer Erzählkunst erhalten die vier Bände „Gesammelte Erzählungen". Natürlich ist ihm das Historische nicht, wie leider zu häufig bei den einst modeberühmten „achäologischen" Romanziers und Poeten seligen Angedenkens, Kostüm; es ist ihm um Stimmung und Geist ferner Zeiten zu tun und vor allem um die Menschen, die er nicht minder wie in seinen Erzählungen der Gegenwart mit plastischer Charakterisierungskunst gezeichnet hat.

Er hat im neuen Jahrhundert nichts mehr veröffentlicht, obwohl er sicherlich noch viel Schönes hätte darbieten können. Daß er sein Fragment „Altershausen" vollendet hat, ist nicht anzunehmen. Wertvolle lyrische Poesien aus seiner Jugend, die er nicht gesammelt hat, wurden vor einigen Jahren von den um das Verständnis Raabes sehr verdienten Wilhelm Brandes veröffentlicht und bezeugten, daß der große Erzähler auch der gebundenen Rede in Gehalt und Form ein Meister ist.

Mancher seiner persönlichen Freunde ist vor ihm dahingeschieden. Am meisten schmerzte ihn wohl das ganz unerwartete und vorzeitige Hinscheiden seines lieben, teuren Hans Hoffmann, dem er sich seit langen Jahren in Freud und Leid eng verbunden fühlte. „Es sind in den letzten Jahren im deutschen Dichterwalde viele Stämme gefallen, die dem deutschen Volke sehr wert sein mußten", schrieb er mir noch im Juli 1910, „mir persönlich keiner, dessen Fall mir das Leben leerer gemacht hätte als der meines lieben Hans Hoffmann! Diese jungen Leute! So in

Im Stadtpark hinter mir zwei Damen. „Du!“ flüsterte die eine, „schau! er ist es“. — „Wer?“ — „Der Rosegger.“ — „Der Rosegger? Wer ist denn das?“ — „Na, du weißt doch. Steht doch jeden Tag in der Zeitung. Der die Janker macht, die Rosegger-Janker.“ — „Ah, der!“

Ich hatte es natürlich nicht gehört und stapfte meines Weges. Nun wußte ich, woher meine „Volkstümlichkeit“ kommt. Der Jankermacher! Der Ruhm des Schneiders hatte den des Dichters überholt.

Aber er ist unverdient. Ich mache keine „Janker“ und kann es nicht. — Hier ist Gelegenheit, folgendes zu sagen: Es fällt auf, daß gewisse Waren, die mich nichts angehen, mit meinem Namen belegt werden, daß mit meinem Namen solchergestalt Handel getrieben wird. Das Recht dazu hat niemand erworben, ist auf vieles Tribulieren einzelnen Firmen zur Zeit nur freiwillig gestattet worden. Dieses nicht gering anzuschlagende Opfer bringe ich meiner Heimatgemeinde Krieglach-Alpel. Denn das ist jenen Kaufmannshäusern gegenüber meine Bedingung: So lange ich ihnen meinen Namen gestatte, müssen sie den Kindern der Waldschule jährlich Keider oder Kleiderstoffe oder Lehrmittel oder andere Beihilfen spenden. Nur dann und nur so sind für mich die „Roseggen-Janker“, „Rosegger-Hüte“, „Rosegger-Loden“, „Rosegger-Krägen“ u. s. w. mit ihrer Reklame zu ertragen.

Einer Einladung der „Lese“ in München, mich zur Abwehr gegen die Schundliteratur auf der Bühne zu äußern, mußte ich diese Karte schreiben:

„Es ist ja selbstverständlich, daß auch ich die Schund- und Schandstücke auf der Bühne für ein großes Volksunglück halte. Aber mit Reden und Schreiben wird derlei nicht anders. Da wir jedoch bei Gesetz und Zensur nicht mehr Schutz suchen mögen, da das Theater auch Kindern und jungen Leuten offensteht, da die guten*) alten Stücke, die wir haben, nicht ordentlich und natürlich gespielt werden können, nicht mehr beliebt sind, die wenigen guten aber, die noch geschrieben werden, von Publikum und Kritik kühle Ablehnung erfahren, so wüßte ich nicht, wie zu helfen wäre. Eine Hauptschuld liegt nach meiner Meinung an der Kritik, die das Moderne, Dekadente aufbauscht, entweder maßlos verhimmelt oder so interessant verreißt, daß die Leute erst recht neugierig werden. — Ein gutes Mittel gegen Theaterschund wäre das Totschweigen in der Presse. Aber dazu müßte erst die Presse eine andere sein. Weil die Presse den Geschmack der Menge nicht zu heben pflegt, sondern lieber

*) Gut ist, was die Seele froh, stark und treu macht. Damit nicht jeder unter „gut“ in Literatur und Kunst was anderes versteht.

dahinhüpfen; oder nach Salbling und Forelle, die in der kalten, glasgrünen Tiefe hausen. Und dann die Touristen seehin, seeher, bergauf, talab. Wer auf dem Söller der alten Wirtshütte sitzt und hinausschaut auf den Leopoldsteinersee und seine Felsenberge, der sieht nichts, aber auch nichts als ewige Natur. Kein Landhaus, kein Hotel, keinen Steinbruch, keinen Holzschlag, sieht nur die Wände aufragen, wie an denselben die einzelnen Baumbestände kümmerlich sich klammern, bis sie, von Schutt und Steinschlag getötet, in die Tiefe stürzen. Das ist wohl vor tausend Jahren auch so gewesen. Es müßte nur sein, daß damals der See noch nicht dalag, daß sich der Hochgebirgsbach erst gestaut, als etwa von der Seemauer die Wand losgebrochen und in die Schlucht gefallen war. Seit einem solchen Ereignisse in unvordenklicher Zeit, dessen Spuren an der Seemauer noch sichtbar sind, ist es gleichgeblieben hier an dem steirischen Königsee, der seinen ähnlichen Bruder bei Berchtesgaden zwar nicht an Ausdehnung, wohl aber an harmonischer Schönheit des Landschaftsbildes noch überragt. Ein schönerer Hintergrund als die aus Wald und Steinwüsten aufragende Pyramide des Pfaffensteines ist kaum denkbar. Und über den tiefen, grünen, hinzitternden See gleitet ein einziger Kahn mit einer weltabgeschiedenen Seele dahin. Und während man eine Stunde weit von hier einen ganzen Eisenberg zerschossen und aus ihm weitum in den Ländern die neue Zeit gebaut hat, ruht der See in unentweihter Beständigkeit. Doch ich sollte nicht plaudern, ohne den Daumen einzuziehen, sonst haben wir auch in diesem Naturpark morgen alle denkbaren Unarten der Leute.

Es besteht die Absicht, auf unserem einzigen Semmering die altsteirische Bauerntracht einzuführen, vorerst durch die Städter, damit sie dann das Landvolk nachmache. Umgekehrt ist auch gefahren. Einstweilen möchte ich vorschlagen, daß in den Semmeringhotels, Pensionen u. s. w. das Dienstpersonal bis zu dem Kutscher hinauf und dem Hausknecht hinab in gemäßigter, kleidsamer, nicht übertrieben verzierter Alpentracht gekleidet wäre. Wonach freilich manche vornehme Städter und Städterinnen die Tracht vermeiden dürften, weil sie sich vom „gemeinen Volk“ würden unterscheiden wollen. Wenn es die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse erlaubten, daß unser Landvolk neuerdings die altständige Steirertracht hätte, würden die Stadtleute wahrscheinlich nicht mehr bäuerlich aussehen wollen. Nur weil die Bauern schon halb städtisch dahergehen, gelüstet es die Städter, sich bauernmäßig anzuziehen. Und recht haben sie. Denn die Steirertracht ist selbst als Kostüm noch schöner als die Stadtmode.

Empfindungen, Stimmungen, Gedanken und Erlebnisse gleichsam zu den seinen macht, und wie, als wären es die persönlich eigenen, aussingt. Das Wort, daß der Dichter der Herold seines Volkes sei, läßt man überall gelten, so sollte man stets auch seine Dichtungen danach verstehen.

Mancher Dichter hat seine Leser daran mahnen müssen, und so nutze auch ich jene sonst nichtsnutzige Bemerkung, um deutlich daran zu erinnern, daß mein Lied wohl mein inneres Leben und Mitleben offenbaren soll, nicht aber als Notiz persönlicher Erfahrungen und Tageserlebnisse gelten könne und dürfe. Der Dichter tut sich ja freilich auch selber auf und seine Beichte allgemeinen Anliegens ist persönlich gefärbt; aber der Wert seines Liedes liegt darin, daß es solchen die Herzen öffnet, die keinen eigenen Schlüssel dazu haben.

Ein Beispiel: Persönlich hatte ich gewiß keinen Grund, das Gedicht „Ständchen“ zu singen. Veranlaßt dazu hat mich vor allem die Korruption, Gehässigkeit und Roheit unserer Parteikreise. Das Gedicht „Der Verbitterte“ entstand an der Bahre eines Selbstmörders, dessen letzte Empfindungen ich mir vergegenwärtigte. Im „Besessenen“ hat mir die Seelenqual eines Geizhalses vorgeschwebt, dessen Seele er in Geld ersticken fühlt. — Im weiteren Sinne durch mein Leben gegangen ist ja jedes dieser Gedichte; das meiste Ich im engsten Sinne findet sich in den Heimats- und vielleicht auch in den religiösen Lieder.

Bei einer Wahlversammlung von Christlichsozialen, Sozialdemokraten, Agrariern und Liberalen rief nach der für letztere günstigen Abstimmung ein Witzbold aus: „Schau, schau! Die Leut' sind halt doch überall lieber all' liberal!“

Hoffentlich leisten die Liberalen im Laufe der Zeit wesentlich Besseres als diesen Witz.

Sozialdemokratische Führer hört man predigen, die Bauern sollten ihre Scholle verlassen und zur Industrie gehen. Könnte man dem Feudalismus und dem Kapitalismus großzügiger in die Hand arbeiten, als daß man ihnen — die Erde überläßt?!

Die sozialdemokratischen Hin- und Herzoge rechnen wohl darauf, daß jene Mächte für die Bearbeitung ihrer Scholle keine Leute finden würden. Ich aber glaube, daß sie nach dem Industriekrach wieder kommen werden, die einst mit so großen Hoffnungen in die Fabrik gezogenen Bauersleute. Die früher Besitzer waren, werden dann — Knechte sein. Und kämen schon die Altheimischen nicht mehr zurück, so gibt's drüben überm Bach noch Leute. Welsche, Slawen, am Ende auch Chinesen, die sich als Landarbeiter auf unserem deutschen Boden einnisten.

zu demselben in die Tiefen sinkt, so müßte erst das Volk gehoben werden, damit dieses dann die Presse erziehe — der Schüler den Lehrer.

Wenn aber Zeitungspresse, Literatur und Kunst ihre erzieherische Aufgabe vernachlässigen, versäumen, wenn in Schule und Kirche die sittliche Erziehung versagt — wie sollen wir da aus dem unheimlichen Tiefstand herauskommen! — Es scheint, die Fäulnis muß nun einmal ihre Wege gehen. Trösten wir uns wie der Landmann: Der Mist liefert Dünger für neues, gesundes Leben. — Ach, das wird mit Schmerzen geboren werden!"

Daß die Deutschen so wenig den unsterblichen Kleist lesen! beklagte ich in einer Gesellschaft.

„Den Kleist"!" antwortete mir einer. „Was glauben Sie denn? Der Kleist schreibt für die Ewigkeit, aber nicht für die Deutschen."

„Herr Dichter! Ich habe Ihre Gedichte ‚Mein Lied' gelesen und weiß nun, was der große Moralrichter selbst für ein Sünder gewesen ist." So lautet ein Satz eines anonymen Briefes, der mir vor kurzem zugegangen ist. Darüber mag ich nun wieder einmal nicht gerne stille sein; maßen auch andere Fälle gezeigt haben, daß in „Mein Lied" der Mangel eines Vorwortes empfunden wird. Nun also, ein Sünder! Ein Sünder war ich freilich auch und bin es noch, ohne mich damit just brüsten zu wollen. Aber wenn ich das, was ich in der Ichform erzählt und gesungen, alles selbst tatsächlich erlebt hätte — Herr Joseles und Zwetschgenkern, was wäre das für ein ungeheurer Mensch, für ein Riesenschicksal! Aber lyrische Gedichte, meint man, müßten doch persönliches Leben sein. Das sind sie auch. Und oft sehr intimes. Sie sind Stimmungs- und Empfindungsausdrücke eigener und fremder Herzensangelegenheiten, die ja nicht immer just die eigene Person betreffen müssen, die man auch in anderen mitfühlen kann. Die Freuden und Leiden der Menschheit sind des Dichters eigene Freuden und Leiden, ihr Glück macht auch ihn selig, ihre Sünden und Laster belasten auch ihn. In diesem pathetischen Sinne wird er der Sprechwart von tausend verschiedenen Mitmenschen. „Mein Lied" bringt Gedichte wie etwa „Der Verlassenen Fluch", „Schon dreißig Jahre bin ich alt", „Wie bin ich reich an Ehr' und Ruhm!", „Der Büßer", „Der Verbitterte", „Eines Sünders Reuelieder", „Der Besessene", „Ständchen", „Des Weltkindes Besinnen", „Lorbeer und Palme", „Mein Ehrgeiz", „Ora pro nobis" u. s. w. Wäre es denn denkbar, daß derlei sich einander oft ausschließende Charakternoten in einem und demselben Menschenleben ganz real erlebt werden können? Ja, erlebt werden sie von dem Dichter, aber nur so, daß er anderer

Unter Bildung versteht man schon lange nicht mehr die Vielwisserei. Der größte Gelehrte ist nur halbgebildet, wenn ihm die ebenmäßige Ausbildung seiner übrigen Fähigkeiten fehlt; er kann groß ungebildet sein, wenn ihm wichtige Charaktereigenschaften fehlen oder wenn er nicht gelernt hat, mit der Welt, in die er einmal gesetzt ist, sich anständig abzufinden.

„Wenn die Leute, die nicht geboren wurden, nur wüßten, daß sie nicht sind, damit sie wüßten, wie gut sie es haben!“ Diese Bemerkung findet sich in einem meiner alten Tagebücher aus gesunder, fröhlicher Jugendzeit.

Ist doch der Mensch ein wunderliches Weißnichtwas! Ist er im Elend, so sehnt er sich nach Glück, ist er im Glück, so sehnt er sich manchmal nach Nichtsein. Und das Nichtsein ist ihm unfaßbar. — Ich glaube, Augustinus sagt es, daß der Mensch nirgends Ruhe finden könne, außer in Gott. Das heißt in der vertrauenden Hingabe an die göttliche Vorsehung.

Gedachte Religion ist Philosophie und empfundene Philosophie ist Religion. — Stimmt das ungefähr?

Um Menschenkenner zu werden, braucht man nicht erst die anderen zu studieren — bloß sich selbst.

Aber sich selbst studiert man am besten an anderen, und die fremden Fehler, über die man manchmal so erbost ist, sind, näher besehen, die eigenen.

Ich glaube nicht, daß mich der Oberingenieur angelogen hat, obschon die Sache einem netten Novellenstoffchen gleicht. Es handelt sich um einen russischen Studenten und um eine Spielschuld.

Der Oberingenieur war einst im Polytechnikum mit einem russischen Studenten bekannt geworden, mit dem er eines Tages eine Gebirgspartie machte. Sie wurden in einer Alpenhütte eingeschneit und trieben zum Zeitvertreib ein anfangs zahmes, allmählich scharfes Hasardspiel. Der Russe, ohnehin von exzentrischem Wesen, spielte sich in die Leidenschaft und verspielte an den Techniker siebenhundert Gulden. Er wollte weiterkarteln, aber der Techniker half ihm nicht mehr. In die Stadt zurückgekehrt, versprach der Russe, seine Spielschuld in zwei Tagen zu bezahlen. Aber am zweiten Tage hörte der Techniker von Kollegen, daß der Russe ganz unheimlich verstört sei und sich einen Revolver gekauft habe. Man glaube, daß er die Spielschuld nicht werde zahlen können. Das beunruhigte meinen Techniker.

Die Sozialdemokraten gedenken, alles anders zu machen. Aber es wird sehr anders werden, als sie selbst denken. Auf die Scholle verzichten! Ich frage immer wieder: Gibt es für den Erdbewohner eine bodenlosere Torheit?

„Und nebenbei bemerkt“, sagte der Mann, das Gespräch unterbrechend, „ich wollte Sie gerade einmal um Ihre Meinung fragen.“

„Ich bitte.“

„Wenn man Kinder hat, die soll man doch so erziehen, daß sie den Kampf ums Dasein bestehen können. Alleweil nur zum Gutsein, zur Nächstenliebe — das taugt doch nicht. Da möchten sie bald aufgefressen sein. Meinen Sie nicht auch?“

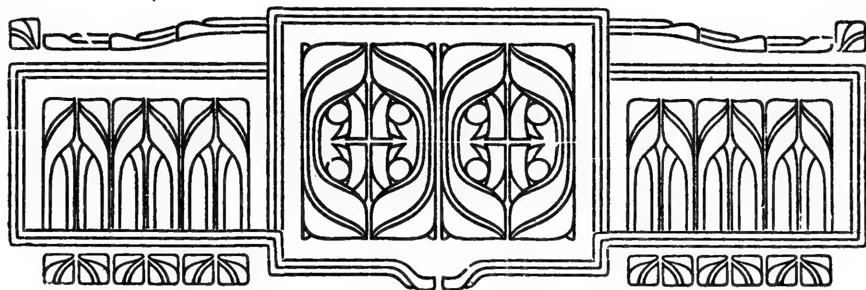
„Ich? Nein. Ich meine so: Wer zum Egoisten erzogen wird, den setzt man in eine Welt voller Feinde. Wer Altruist ist, der mag ja wohl oft mißbraucht werden, aber er lebt in einer Welt von Freunden; er lebt auch für andere, und andere haben einen Vorteil davon, ihn zu erhalten.“

Viel besprochen werden die immer zunehmenden Schülerselbstmorde. Man will gefunden haben, daß im Verhältnis mehr Schüler, die der Großstadt entstammen, sich das Leben nehmen, als solche, die vom Lande sind. Es ist doch selbstverständlich, daß die Entartung in der Großstadt einen weit günstigeren Boden findet als in der Kleinstadt oder auf dem Lande. — Wichtig ist das Bekenntnis eines Schulmannes, daß von vielen Schülerselbstmorden, die er erlebt, nicht ein einziger dieser Selbstmörder einer vielkinderigen Familie entstammte. All die jugendlichen Selbstmörder waren Einkinder, das heißt, je die einzigen Kinder ihrer Eltern.

Mir scheint, solche Augenwinke der Natur wären zu verstehen.

Ist unsere Kultur, unser Fortschritt wohl auch sicher eine Entwicklung? Nicht etwa nur eine bloße Veränderung? So wie der Kranke sich immer von einer Seite auf die andere wälzt, um seinen Zustand erträglicher zu machen?

„Die vielen Wohltätigkeiten sind ein Zeichen des bösen Gewissens“, sagte da jemand. „Wenn die Leute einander nicht so viel Böses antäten, brauchten sie einander nicht so viel Gutes zu tun.“



Kleine Laube.

„Die Jagd ist eine von den sinnlichen Ergötzungen, welche den Leib stark erschüttern, aber der Seele nichts sagen. Sie besteht in dem heftigen Verlangen, irgendein Tier zu verfolgen, und in der grausamen Lust, es zu töten. Sie ist ein Zeitvertreib, der dem Körper Kräfte und Gewandtheit gibt, den Geist aber roh und ungebildet läßt.“ Friedrich der Große.

Sterbesitten im Egerland.

(Ein Dorfbild von Professor J. Bachmann.*)

„Es läutet ja die Sterbeglocke“, sagt gewiß ein jeder Lobsamer, der ihre Meldung vernimmt, zu dem ihm Begegnenden. „Da ist sicher der junge Stamm gestorben. So kam er doch nicht wieder zusammen! Es ist wirklich schade um den ordentlichen und hübschen jungen Mann!“

Der Verstorbene war der drittälteste Sohn des Eichenhofbauers. Er hatte das Braugewerbe erlernt. Hierauf zog er in die Fremde und arbeitete einige Jahre, um sich in seinem Handwerk zu vervollkommnen, in Wien, dem Ziele aller Egerländer Burschen, die sich einem Gewerbe zugewandt hatten. Seit einigen Monaten weilte er auf ärztliches Anraten zu seiner Erholung in der Heimat. Unvermutet holte er sich hier bei einer Wirtshausschlägerei, in welche er verwickelt worden war, den Todeskeim.

Wer von dem Hause abkommen kann, eilt nach der Stätte des Jammers, um durch seine Teilnahme den Schmerz der von dem schweren Geschicke Ereilten zu lindern. Bald füllt sich die Kammer, wo der Verstorbene noch auf seinem Krankenlager ruht, mit Leidtragenden; selbst in der anstoßenden Wohnstube sammeln sich noch zahlreiche Dorfbewohner an. Die Fenster des erstgenannten Raumes sind geöffnet, damit die Seele des Verblichenen in ihrer Wanderung nach dem Jenseits nicht gehindert werde.

Wie der alte Weberveit, welcher seit mehr als vierzig Jahren bei solchen Anlässen das Amt des Vorbeters versieht, die zahlreich Herbeigekommenen bemerkt, sagt er: „Leute, lasset uns für das Seelenheil des Verstorbenen ein andächtiges Vaterunser beten!“ — Er beginnt auch sogleich mit dem Gebete; alle Anwesenden fallen ein. — Mit einem stummen Gruße waren sie in die Stube eingetreten; ebenso still verlassen sie dieselbe.

*) Aus der Zeitschrift „Deutsche Heimat“. Diese Totengebräuche haben mit denen in den deutschen Alpen ganz auffallende Ähnlichkeit. Die Red.

Der hätte ihm die Schuld ja herzlich gerne nachgesehen, aber das geht nicht, das kann sich kein Spieler gefallen lassen, Spielschulden sind ja die unverbrüchlichsten Ehrenschulden, und der überspannte Russe würde ihn ob des Schimpfes der Schenkung gefordert haben. Da fiel dem Techniker ein Mittel ein, um die Sache zu begleichen und den Spielgegner vor Selbstmord zu bewahren. Selbst besaß er den Betrag nicht, aber er nahm aus der Lade seines Vaters siebenhundert Gulden und schickte sie per Post dem Russen unter einem glaubhaften Vorwand, als von seiten eines Landsmannes, der von der Verlegenheit des Schuldners gehört habe. — Mittlerweile kommt ein Diener in Verdacht, aus der Lade des Vaters siebenhundert Gulden entwendet zu haben. Der Sohn — mein Techniker — will schlichten, der Vater möge mit der Untersuchung des Dieners nur noch einen Tag warten. Bishin wird er ja den vermißten Betrag in die Lade praktizieren, weil er doch vom Russen nun die Begleichung der Spielschuld erwartet. Diese zögerte, und eines Tages heißt es, der russische Student sei — verreist.

So hat mir der Techniker, der mittlerweile längst Oberingenieur geworden war, erzählt. Wie er mit seinem Vater auf gleich kam und die Unschuld des Dieners rettete, das weiß ich nicht. Der russische Student mit seiner „Ehrenschuld" ist nie wieder gesehen worden.

Ich weiß nicht, ob der Spaß alt ist oder ob er das erstemal auftauchte in der Lärchhube, wo man durstigen Wanderern Wein ausschenkt. Der Holzflößer Nikol kam daher und bestellte einen halben Liter Wein. Fast ungebärdig saß er dabei und trank und konnte den Wein nicht genug loben. „Das ist wieder einmal ein guter Wein! Schon lang hab' ich keinen so guten Wein mehr getrunken. Wo hast ihn denn her, Lärchhuber? Na, da muß ich schon sagen, so ein' guten Wein muß man austrommeln. Das ist ein guter Wein!"

Der Wirt dachte insgeheim, wenn er den Wein schon so lobt, was wird er erst zu dem Kerschbacher sagen! Und als der Holzflößer seinen Stutzen ausgetrunken hatte, war der Ehrgeiz des Wirtes so groß geworden, daß er dem Gast geheimnisvoll zuzwinkerte: „Nikol! Ich hätt' noch ein' andern! Bei dem möchtest erst spitzen! Muß dir doch auch den kosten lassen." Und brachte ihm eine Flasche Kerschbacher. Und lugte aus, was der Holzflößer erst zu solchem Tropfen sagen würde.

Der Holzflößer trank ihn ruhig und behaglich weg und sagte nichts.

„Nau?" fragte endlich der Wirt, „lobst mir denn diesen Tropfen gar nit?"

„Na", antwortete der Gast, „der lobt sich selber".

Bei einer verheirateten Person versehen den Trägerdienst Männer. Ihnen wird ein schwarzer Flor um den Hut gelegt. Ehemals hing er über den ganzen Rücken herab.

Die Einladung der Trauergäste besorgt ebenfalls die Leichenfrau. Sie schreitet zu diesem Behufe alle Nachbardörfer ab, die nicht über eine Wegstunde, von Lobsam entfernt liegen. Die Bitte, an dem Begräbnisse teilzunehmen, übermittelt sie mit den einfachen Worten: „An schoin Gruß van Aichenhufbauan aus Lobsam! Söllts morgen mit af d Leich gäih(n)!" *) Die Überbringerin der Botschaft erhält in jedem Hause ein Stück Brot eingehändigt. Verwandte und gute Bekannte, welche in einem weiteren Umkreise wohnen, läßt Stamm durch einen besonderen Boten zur Beerdigung seines Sohnes einladen.

Die Nächte, während welcher der junge Stamm auf dem Brette liegt, halten zwei oder drei Nachbarn, die sich untereinander verabreden, bei ihm bis zum Tagesgrauen Nachtwache. Es gibt jedoch im Egerlande auch Dörfer, wie Schnecken bei Fleißen, wo sich die gesamten Männer zu diesem Freundschaftsdienste einfinden. Wohl verzieht sich schon der größere Teil derselben nach einigen Stunden, die übrigen aber harren bis zum Erwachen des neuen Tages bei dem Toten aus.

Am Abend vor dem Begräbnistage erscheint auch der Weberveit in seiner Stellung als Vorbeter im Trauerhause und verrichtet bei dem Entseelten in der Gegenwart der Familie Stamm und anderer Ortsangehöriger Gebete.

Für den Tag der Beerdigung wird der Hofraum gekehrt; das Trepp und alle Räume des Hauses, welche die Trauergäste betreten, werden gescheuert.

*

* *

Erst am Morgen des Begräbnistages wird der aus dem Dasein Geschiedene in den Sarg gebracht, da der Tischergirchmatz diesen nicht früher beistellen konnte. Das Kreuz und sein Gebetbuch werden dem Hingeschiedenen ins Grab mitgegeben; überdies schmücken zahlreiche Heiligenbildchen sein letztes Kämmerlein; unter die Zunge wird ihm außerdem eine minderwertige Münze gelegt, ein jedenfalls aus der Zeit der heidnischen Vorfahren überkommener Brauch. — Schon die alten Griechen versahen auch ihre Toten mit einem Obulus, einer Münze in dem etwaigen Werte eines deutschen Groschens oder von beiläufig zwölf Hellern. Er ward ihnen in den Mund gegeben, damit sie das Fährgeld an den Fährmann Charon für die Fahrt über die Flüsse der Unterwelt entrichten könnten.

Haben sich die entfernter wohnenden Verwandten und Bekannten im Trauerhause eingefunden, so gibt die Dorfglocke das Zeichen, daß alle Vorbereitungen zum Abgange des Leichenzuges getroffen sind. Jeder Ankommende reicht dem Hausvorstande oder, falls dieser selbst beerdigt wird, der Witwe die Hand und drückt ihm sein Beileid mit den schlichten, doch vom Herzen kommenden Worten aus: „Da(n) traurricher Umstand is ma neat löib." **) Der Getröstete entgegnet darauf: „Mia is e(r) a neat löib, aba Gott hauts sua gfalln." ***)

In der Mitte der Stube ruht auf zwei Stühlen der Sarg mit dem Leichnam; an seinem oberen Ende steht das Tischchen mit den zwei brennenden Wachslichtern, dem Bildnisse des Gekreuzigten und dem Glase mit dem Weihwasser; Leichengäste füllen den Wohnraum und das Vorhaus dicht an.

Da tritt der Weberveit in seinem Amte als Vorbeter an den Sarg, hält eine allgemeine Anrede bei der Leiche und verabschiedet sich in besonderen Ansprachen im

---

*) Einen schönen Gruß von dem Eichenhofbauer aus Lobsam! Ihr sollt morgen auf die Leiche mitgehen!

**) Dein trauriger Umstand ist mir nicht lieb.

***) Mir ist er auch nicht lieb, aber Gott hat es so gefallen.

Auch diejenigen, welche die Klage des sonst so feierlich klingenden Glöckleins auf freier Flur vernehmen, halten selbst in der hitzigsten Arbeit inne und verrichten, die Männer stets entblößten Hauptes, eine kurze Andacht für den Entschlafenen.

Die ganze Tätigkeit im Trauerhause vollzieht sich überwiegend unter stummen Zeichen und Gebärden, um gleichsam den aus dem Leben Geschiedenen nicht in seinem ruhigen Schlaf zu stören. Sie gilt den Vorbereitungen für das Begräbnis. Alle übrige Arbeit beschränkt sich bloß auf das notwendigste; die auf Feld und Wiese ruht vollständig.

Sogleich schickt Stamm einen Boten zu seinem Bruder Girch, welcher auch des Verstorbenen Taufpate gewesen, und zu allen anderen nahen Verwandten, um sie unverzüglich von dem Todesfalle zu verständigen; die Leichenfrau wird geholt, damit sie den Toten wasche und ankleide; der Tischergirchmatz erscheint und nimmt das Maß für die Länge des Sarges; die Frau des Lehrers Treumann und der Schneidermichl werden unverzüglich mit der Anfertigung der Trauerkleider betraut und der Bauer Peterhansl, ein ehemaliger Schulkamerad des alten Stamm übernimmt es, das Begräbnis bei dem Pfarrer und Kantor in Kindberg unter genauer Festsetzung aller Einzelheiten „anzusagen". — In anderen Fällen besorgt aber auch „das Leicheansagen" ein Mitglied der Familie oder ein naher Verwandter.

Der Verblichene wird in sein bestes Gewand gekleidet und hierauf auf das mit drei in das Holz eingekerbten Kreuzen versehene Leichenbrett übertragen, das auf einer freistehenden Bank liegt, an sein Kopfende wird ein Tischchen mit zwei brennenden Wachslichtern, dem Kreuze Christi in ihrer Mitte, und einem Glase mit Weihwasser gestellt, in welchem sich einige zusammengebundene Kornähren, hie und da auch ein Rosmarinsträußlein befinden, seine Hände ruhen auf der Brust und halten ein Kreuz, statt dessen jedoch auch zuweilen bei anderen Toten einen Rosenkranz; er wird mit einem Leintuche zugedeckt und eine jede im Trauerhause erscheinende Person, welche kommt, um den Toten noch einmal zu sehen und von ihm Abschied zu nehmen, schlägt das weiße Tuch zurück, besprengt ihn mit Weihwasser und bekreuzt ihn auf die Stirn, den Mund und die Brust.

Das Leintuch, worauf der Entschlummerte während seiner Krankheit gelegen, bekommt die Leichenfrau. — Ist ein Verstorbener unerwartet, inmitten eifrigen Schaffens vom Tode ereilt worden, so fallen ihr auch die Kleider zu, welche er gerade am Leibe getragen hat.

Die Bettstätte, in welcher der nun Verewigte seinen letzten Atem ausgehaucht, wird zerlegt und samt den Federbetten auf den Hausboden gebracht, wo beide durch vier Wochen unbenützt ruhen; auch der Raum in der Stube, wo jene gestanden, bleibt in dieser Zeit leer.

Stamm berät mit seinen herbeigeeilten Verwandten und seinem Nachbar Peterhansl, wer als Träger für seinen Sohn zu bitten sei und ihn fahren solle. Die Verständigung zur Übernahme dieses Liebesdienstes kommt der Leichenfrau zu, in dieser dienstlichen Verrichtung „Leichbeterin"*) genannt. Sowohl die sechs Träger — ist jedoch der Friedhof weiter entfernt, so werden bei ähnlichen Anlässen auch zwölf gebeten — als auch der Fuhrmann sind Jugendgenossen des Verstorbenen und ledigen Standes. Sie erfüllen diese Bitte stets gern, ja sie fühlen sich durch die Übernahme dieser Christenpflicht nicht wenig geehrt.

Die dazu erwählten Burschen werden mit weißen Trauerflören geschmückt, die ihnen angelegt werden, wenn sie sich unmittelbar vor dem Begräbnisse im Trauerhause einfinden. Sie ruhen auf der linken Schulter der Träger auf, sind über der rechten Hüfte zusammengeheftet und reichen bis an die Knie.

*) Leichenbitterin.

richtung gewisser landwirtschaftlicher Arbeiten verwendet wird; bloß die Zugtiere sind sorgfältig gestriegelt und mit ihrem besten Geschirr versehen. — Sind dem Wagen zwei Pferde vorgespannt, so schwingt sich der Fuhrmann auf das Sattelpferd und besorgt von seinem erhöhten Sitze das Lenken der Tiere.

Tragen zwei der Träger den Leichnam aus der Stube, so halten sie auf dem Trischaiferl*) inne und machen mit dem Sarge dreimal das Kreuzeszeichen. Die brennenden Wachslichter werden auch, nachdem sich die Stube bereits geleert hat, nicht ausgelöscht; sie sollen vollständig niederbrennen.

Sobald der Leichenzug die Stätte der Trübsal verläßt, hebt das Dorfglöckchen zu läuten an und seine Klänge begleiten ihn bis an die äußerste Gemarkung der Ortschaft. An seiner Spitze ist der Leichenwagen sichtbar, dem die Träger folgen; hieran schließen sich die eigentlichen Leidtragenden, zuerst die männlichen, angeführt von den Verwandten des Entschlafenen, dann die weiblichen in derselben Reihenfolge. Die männliche Teilnehmerschaft legt den ganzen Weg vom Trauerhause bis zum Kirchenplatze, sofern es die Witterung nur halbwegs ermöglicht, barhaupt zurück. Die häufig kaum übersehbare Menge, denn jede gebetene Familie stellt wenigstens einen Leidtragenden bei, betet laut unter Anführung des Vorbeters für den Hingeschiedenen. Heute mußte der Weberveit eine Hilfskraft aufnehmen; es wird demnach sowohl die männliche Schar als auch die weibliche von einem besonderen Vorbeter geleitet, welche in ihrer dienstlichen Verrichtung abwechseln.

Bei einem jeden Kreuze oder Bildsteine, die an dem benützten Wege liegen und entweder zur Erinnerung an einen Unglücksfall oder zum treuen Gedenken an einen lieben Verwandten aufgestellt worden sind, hält der Zug an und es werden regelmäßig fünf Vaterunser und das apostolische Glaubensbekenntnis gebetet. Über den ersten Graben, welcher an einer Seite des Weges sichtbar ist, wird das bisher auf dem Wagen mitgeführte Leichenbrett gelegt. Wer in der Nähe, auf Feld oder Wiese tätig ist, legt das Rüstzeug beiseite, entledigt sich seiner Kopfbedeckung und schließt sich mit einem Vaterunser dem Gebete der Vorüberziehenden an.

Nähert sich der düstere Zug dem Weichbilde des Städtchens Kinsberg, so beginnen die Kirchenglocken der zweitürmigen Pfarrkirche zu läuten und verstummen erst bei seiner Ankunft auf dem Kirchenplatze. Hier wird der Sarg von dem Wagen gehoben und auf die Totenbahre gestellt. Nach dem Erscheinen der drei Geistlichen der Pfarrei erfolgen die vorgeschriebenen kirchlichen Bräuche, das „Libera salve“ und das „Wegsingen“, wie das Vortragen des Trauerliedes genannt wird.

Unter dem neuerlichen Glockengeläute setzt sich dann der Zug in derselben Anordnung nach dem Friedhofe in Bewegung, nur mit dem Unterschiede, daß ihn jetzt der Kreuzträger, die Geistlichen mit den Meßdienern und der Kantor mit den Sängern und Kirchenchormusikern eröffnen und sich die Träger tatsächlich in den Dienst des übernommenen Liebeswerkes stellen.

Liegt die Kirche in dem Orte, von welchem das Begräbnis ausgeht, selbst, so werden die sonst von dem Geistlichen auf dem Kirchenplatze zu verrichtenden feierlichen Handlungen und das „Wegsingen“ im Trauerhause selbst ausgeführt und der Leichenzug nimmt dann von diesem seinen Weg unmittelbar nach dem Friedhofe; nur wenn eine Wöchnerin gestorben ist, wird ihre Leiche in das Innere der Kirche gebracht, damit sie vorgesegnet werde.

In manchem Kirchspiele des Egerlandes ist es jedoch auch üblich, daß auf den Wunsch der leidtragenden Familie der Geistliche mit den Meßdienern und der Kantor mit den Sängern und Kirchenchormusikern die Leiche im Trauerhause abholen, auch wenn dieses nicht im Pfarrdorfe selbst gelegen ist. Dann werden hier ebenfalls

*) Türschwelle.

Namen des Entschlummerten mit dankenden und belehrenden Worten von dessen Eltern, Geschwistern und Verwandten. Einer jeden Ansprache folgen fünf Vaterunser und das apostolische Glaubensbekenntnis.

Die allgemeine Ansprache des Weberveit lautet: „Nun ihr christlichen Freunde und Leichenbegleiter! Uns alle hat Gott Vater erschaffen, Gott Sohn hat uns mit seinem Blute erlöst und der heilige Geist hat uns in der heiligen Taufe geheiligt; daher sind wir in das Buch der Christenheit einverleibt und als Christen sollen wir uns nach dem Ausspruche Jesu Christi lieben: ‚Liebet eueren Nächsten wie euch selbst, nämlich als Brüder und Schwestern!‘ Diese Liebe muß sich aber nicht bloß auf uns Lebende, sondern auch auf unsere verstorbenen Mitmenschen beziehen. Blicken wir hin in jenen Sarg, so finden wir dort einen entschlafenen Menschen, nämlich einen verstorbenen Mitbruder; dieser Hinblick aber wird uns nicht gleichgültig sein können, weil uns seine Gesichtsfarbe mit der Drohung zurechtweiset: ‚Mensch, gedenke, was du bist und was du werden kannst!‘ Nun, geliebteste Freunde und Leichenbegleiter! Sollte vielleicht unser verstorbener Mitbruder einem ein Unrecht zugefügt haben, so wollen wir ihm vom Herzen verzeihen, wie Christus der Herr seinen Feinden verzieh und gesprochen hat: ‚Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!‘ Jetzt wollen wir aber Gott den Herrn bitten, daß er nicht nach der Strenge seiner Gerechtigkeit verfahre, sondern ihn am Tage des letzten Gerichtes mit allen Auserwählten in die ewige Freude aufnehmen möge! Amen.“

Von den Eltern scheidet der Verstorbene mit folgenden Worten: Nun, meine herzliebsten Eltern! Nun ist die Zeit und Stunde angekommen, welche mir Gott bestimmt hat, daß ich von euch scheiden muß. Es war nicht mein Wille, sondern der göttliche. Weinet aber nicht über meine traurigen Zustände, welche euch gewiß zu Herzen gehen! Aber es war ja der Wille Gottes; denn was Gott tut, ist wohlgetan. Auch danke ich euch, meine herzliebsten Eltern, für euere Liebe und Sorgfalt, welche ihr mir erwiesen habet! Amen.

Der Abschied von den Geschwistern heißt: Nun, meine herzliebsten Geschwister! Jetzt gehe ich fort von euch und sehen uns einander nicht mehr auf dieser Welt, weil uns Gott voneinander geschieden hat. Ich danke euch noch einmal für eure Treue und Liebe, die ihr mir erwiesen habet! Auch bitte ich euch noch einmal um Verzeihung, wenn ich euch sollte beleidigt haben! Amen.

Von den Verwandten verabschiedet sich Veit in des Entschlafenen Namen nachstehend: Nun meine liebsten Anverwandten! Jetzt geh' ich fort von euch und sehen uns einander nicht mehr auf dieser Welt, weil mich Gott zu sich gefordert hat. Nun ist alles verflossen; ich liege schon in dem Sarg. Nehmet euch ein Beispiel an mir, wie kurz und bald das Leben endet! Seid fromm und gut, Anverwandte, benützt die kurze Zeit! Ich danke euch noch einmal für euere Treue und Liebe, die Ihr mir erzeiget habet, für die Besuchung in meiner Krankheit und für die Begleitung meiner Leiche! Sollte ich vielleicht einem oder dem andern etwas zuleide getan haben, so bitte ich euch noch einmal um Verzeihung! Vergesset aber meiner nicht mit einem Vaterunser! Amen.

Ähnliche Gebete und Anreden hat der Vorbeter Weberveit auch bei dem Tode eines Vaters oder einer Mutter vorrätig. Seine übernommene Aufgabe beschließt der Veit jedesmal im Trauerhause mit den folgenden Worten: „So kommt herein, Ihr Träger, und traget mich fort aus diesem Hause, in dem ich gewohnt habe, im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist! Amen!“

Jetzt wird der Sarg von dem anwesenden Tischlergirchmatz geschlossen.

Unterdessen ist der Wagen vorgefahren, welcher den Verblichenen nach seiner letzten Ruhestätte bringt. Es ist dasselbe einfache Fahrzeug, wie es sonst zur Ver-

zusammen. Die Bewirtung besteht in einer Biersuppe und feinem Brote, das eigens aus dieser traurigen Veranlassung gebacken worden ist; jedoch geschah seine Bereitung nicht in dem Trauerhause selbst, sondern bei Stamms befreundetem Nachbar, dem Peterhansl. Während dieses mehrstündigen Beisammenseins, das mit dem hereinbrechenden Abende endigt, steht der vor wenig Stunden in die kühle Erde Gebettete im Mittelpunkte des Gespräches; es wird im Verlaufe desselben aller seiner schönen Eigenschaften gedacht, was den Hinterbliebenen stets zu großem Troste gereicht.

Sicher wird auch während der ernsten mit gedämpfter Stimme geführten Unterhaltung, diesen Eindruck macht nämlich das gesamte Gebaren der Anwesenden, der Anzeichen nicht vergessen, welche das Trauerhaus und seine nächste Verwandtschaft schon Wochen vorher auf den bevorstehenden Todesfall vorbereiteten. Es krähte nach den Aussagen der Mutter des Verstorbenen wiederholt die schwarze Henne; auch heulte der Tiger, der Kettenhund; zudem meldete sich der Totenvogel *); außerdem pochte der Totenkäfer **); überdies hatte die Weihnachtssemmel Risse, was ihr sogleich gar nicht gefiel.

Bei dem Vetter Girch, dem Bruder des Hauswirtes, blieb in derselben Stunde, als sein Patenkind starb, die Wanduhr stehen, obwohl sie noch nicht abgelaufen war; im Hause der Nanni, welche bekanntlich in Steinfeld verheiratet ist, fiel zu derselben Zeit, ohne daß eine Ursache gefunden werden konnte, eine Schüssel von der Wand.

Der ebenfalls anwesende Weberveit fragt die Hauswirtin: „Marchet, ist denn das Glas, welches mit Weihwasser bei deinem gottseligen Buben Girchmichl stand, als er auf dem Brette lag, zerbrochen, wie du es im Hofe über deinen Kopf hinweg hinter dich geworfen hast?"

„Ja", antwortete die Hausmutter.

„Das ist gut!" sagt darauf der Veit. „Da habt ihr wenigstens durch ein ganzes Jahr in euerem Hause keinen Todesfall."

„Wer ist uns denn", diese Frage richtet der Veit an alle Anwesenden, „heute vormittags zuerst begegnet, als wir dem braven Girchmichl das letzte Geleit gaben?"

„Die Kinsberger Schaaschleifera" ***), erhielt er von allen Seiten zur Antwort.

„Dann wird in unserem Dorfe zunächst ein Weibsbild d'ran müssen!" sagt der Veit mit erhobener Stimme; denn in kirchlichen Fragen — dazu rechnet er das eben geführte Gespräch — kommt er nach seiner Meinung gleich nach dem kleinen Pater †) in Kinsberg.

Als weitere Anzeichen eines nahe bevorstehenden Todesfalles gelangen ferner noch zur Sprache: Wessen Kopf am heiligen Abend beim Verrichten des Abendgebetes nicht gesehen wird, der stirbt schon in dem nächsten Jahre; ebenso derjenige, welcher an dem genannten Abend die erste geöffnete Nuß leer findet oder beim Teilen des ersten Apfels einen Kern beschädigt.

Der junge Dichter.

Ein Brief an viele von Hermann Hesse. (DBK.)

Lieber Herr!

Haben Sie Dank für Ihren hübschen Brief und die Zusendung Ihrer Gedichte und Prosaversuche, in denen ich mit Teilnahme geblättert und manche fast vergessene Spur der eigenen dichterischen Anfänge angetroffen habe. Ihr lieber Brief und die

*) Das Käuzchen. **) Der Holzwurm. ***) Scherenschleiferin. †) Dem zweiten Kaplan.

bereits die vorschriftsmäßigen kirchlichen Bräuche und das Wegsingen vorgenommen, was sonst auf den Kirchenplatz fällt, und an die Spitze des Leichenzuges treten in diesem Falle die genannten Körperschaften; ferner wechseln während des Weges die Leistungen der Musikanten, welche Trauermärsche aufspielen, mit dem Singen des Bußpsalmes „De profundis“ und dem Gebete der zahlreichen Leidtragenden ab.

Auf dem Friedhofe trägt der Chor der Sänger abermals einen Trauergesang mit Musikbegleitung vor, das Grablied. In demselben wird zunächst der Vergänglichkeit alles Irdischen gedacht; der Verstorbene wird ferner der Barmherzigkeit Gottes und seines Sohnes empfohlen und mit dankerfüllten Worten nimmt er hierauf auf immer Abschied von allen Verwandten und Bekannten.

Während dieses Liedes wird der Sarg von vier Trägern in das Grab hinabgesenkt. Der Geistliche empfiehlt in seinem Gebete den Verewigten ebenfalls der göttlichen Barmherzigkeit und beschließt es mit einem Vaterunser. Nachdem er dann mittels einer dargereichten Schaufel dreima einige Schollen Erde ins Grab geworfen, was nach ihm sämtliche Anwesende ebenfalls tun, kehrt allmählich wieder die sonstige Stille in die Wohnstätte der Verstorbenen, wo ein jeder irdische Hader verstummt ist, zurück.

Nach dem Verlassen des Friedhofes geht es in die Kirche. Bei dem Betreten derselben begeben sich die Verwandten des soeben Beerdigten und auch viele sonstige Leidtragende zur Opferung, indem sie von der linken Seite nach der rechten um den Altar gehen und auf ihm eine Gabe, eine Silber- oder Kupfermünze, niederlegen.

Diejenigen, welche ein Seelenamt, auch Totenamt oder Traueramt genannt, oder eine heilige Messe für den Verstorbenen lesen lassen, suchen das Pfarrstübchen auf, wo sich sonst der Geistliche vor dem Beginne einer jeden heiligen Handlung in die kirchlichen Gewänder kleidet, und tragen ihren diesbezüglichen Wunsch in ein vorbereitetes Buch ein, falls dies nicht schon früher geschehen ist. Mit der Absingung des „Salve regina“ und der Verlesung derjenigen Verwandten und sonstigen Leidtragenden, welche ein Seelenamt oder eine heilige Messe für den aus der Welt Geschiedenen darbringen lassen, endet die kirchliche Feier.

Das Totenamt, welches an dem Tage der Beerdigung stattfinden soll, wird erst am nächsten Morgen abgehalten, da heute bei der Ankunft in der Kirche die Mittagstunde schon längst überschritten ist. Dem Brauche gemäß werden weitere Trauerämter mit Bestimmtheit gelesen: an dem achten Tage nach dem Ableben des Verstorbenen, nach vier Wochen und am Jahrestage; die Verteilung der übrigen ist vollkommen dem Geistlichen überlassen. — In manchen Pfarreien des eigentlichen Egerlandes, wie in Nebanitz, Trebendorf, Oberlohma, beträgt die Zahl der Seelenämter, welche der Pfarrer für einen Verstorbenen vermeldet, nicht selten bis fünfzig.

An der Beerdigung eines nur wenige Tage, Wochen, Monate oder Jahre alten Kindes nehmen bloß dessen Eltern und Paten teil. Auch hier wird bei dem Verlassen der Stube an der Tür eingehalten und von dem Vater oder Paten mit dem Särglein dreimal das Kreuzeszeichen auf die Schwelle gemacht. Liegt der Friedhof nur in geringer Entfernung von dem Trauerhause, so bringt ein Bursche, den ebenfalls ein weißer Flor schmückt und außerdem ein Rosmarinsträußlein, die kleine Leiche auf seinen Armen nach ihrem frühen Grabe; bei größerer Entfernung besorgt aber dieses Werk christlicher Nächstenliebe ein erwachsenes Mädchen mit einem Tragkorbe, worauf das Särglein festgebunden ist. Ein eigentliches Leichenbegängnis wird erst bei Kindern angerichtet, wenn sie die Schule besuchen.

Am Nachmittag des Begräbnistages kommen die in dem Dorfe selbst oder den näheren Ortschaften wohnenden Verwandten des Verstorbenen, die Träger, der Fuhrmann und die nächstwohnenden Nachbarn in dem Hause Stamms zum Leichenbiere

Damit wäre Ihr Brief eigentlich beantwortet. Sie haben mich um einen Dienst gebeten, den ich Ihnen leider nicht erweisen kann, da er jenseits des Möglichen liegt. Doch mag ich nicht gern mit einem Entscheid Sie verlassen, der Sie nicht befriedigt und den Sie am Ende doch nur als eine spitzfindig verkleidete Absage auffassen. Erlauben Sie mir darum noch ein freundschaftliches Wort.

Ob Sie in fünf oder zehn Jahren ein bedeutender Dichter sein werden, kann ich nicht wissen. Daß Sie einer werden, hängt aber gewiß nicht von den Versen ab, die Sie heute machen!

Und schließlich: ist es denn notwendig, daß Sie gerade ein Dichter werden? Ein Dichter zu sein, ist vielen begabten jungen Männern ein Ideal, denn sie verstehen unter einem Dichter einen original gebliebenen, im Herzen reinen, empfänglichen Menschen mit feinen Sinnen und einem geläuterten Gefühlsleben. Nun, diese Tugenden kann man alle haben, ohne ein Dichter zu sein; und es ist besser, sie zu haben, als an ihrer Stelle nur das zweifelhafte literarische Talent. Wem aber an der Dichterlaufbahn nur gelegen ist, weil man dabei möglicherweise berühmt werden kann, der soll lieber Schauspieler werden.

Daß Sie zurzeit das Bedürfnis haben, Verse zu machen, das ist an sich weder auszeichnend, noch beschämend. Die Gewohnheit, Erlebtes im Bewußtsein zu klären und in knapper Form festzuhalten, kann Sie fördern und Ihnen helfen, ein wahrer Mann zu werden. Das Dichten kann Sie aber auch schädigen, und es schädigt sehr viele, indem es dazu verführt, Erlebtes rasch hinter sich zu bringen und abzutun, statt es rein auszukosten. Mancher junge Dichter gewöhnt sich, seine Erlebnisse nach ihrem poetischen Aspekt einzuschätzen, und wird ein sentimentaler Dekorateur, der schließlich nur noch erlebt, um darüber zu schreiben.

Solange Sie das Gefühl haben, Ihre poetischen Versuche seien Ihnen förderlich und helfen Ihnen, über sich selbst und die Welt klarer zu werden, Ihre Erlebenskraft zu steigern, Ihr Gewissen zu schärfen, solange bleiben Sie dabei. Ob Sie dann ein Dichter sind oder nicht, es wird ein brauchbarer, wacher, helläugiger Mann aus Ihnen werden. Wenn das aber Ihr Ziel ist, wie ich hoffe, und wenn Sie im Genießen oder Hervorbringen poetischer Literatur das geringste Hemmnis und die kleinste Verführung zu unredlichen Nebenwegen, zu Eitelkeit und Abschwächung des naiven Lebensgefühls erblicken, so werfen Sie alle Dichtungen, Ihre und unsere, weg!

Es grüßt Sie mit guten Wünschen Ihr H. H.

Der Heimgärtner, der auch alle Tage um sein Urteil über jugendliche und ausgewachsene dichterische Erzeugnisse angegangen wird, verweist die Einsender auf diesen ebenso treffenden wie — schonungsvollen Brief Hermann Hesses.

Rettung für verwahrloste Kinder!

Unser Kaiser hat zum sechzigsten Regierungsjubiläum — als seine Völker ihm tausend Wünsche erfüllen wollten — nur einen ausgesprochen, einen einzigen Wunsch: Gedenket des Kindes! — In Graz besteht seit Jahren ein Verein für Kinderfürsorge. Er hat 183 Mitglieder. Von je neunhundert Grazern kommt ein Mitglied für diesen Verein! „Unser guter, unser geliebter Kaiser!" Täglich wohl vieltausendmal hört man in unserer Stadt diesen Ruf und er kommt gewiß stets aus dem Herzen. Aber anstatt aus dem Herzen das schöne, begeisterte Wort, dünkte es mir fast zweckmäßiger, wenn so oft aus dem Sacke der Heller hüpfte — mit einem Freudensprung in die leere Kasse des Vereines für Kinderfürsorge.

Übersendung Ihrer Dichtungen zeigt mir ein Vertrauen, das mich beschämt, da ich es leider enttäuschen muß.

Sie legen mir vor, was Sie an Versen und anderen Dichterversuchen bis jetzt geschrieben haben, und Sie bitten mich, Ihnen nach der Lektüre dieser Blätter zu sagen. was ich von Ihrem dichterischen Talent halte. Die Frage sieht einfach und harmlos aus, um so mehr, da Sie ja keine Schmeichelei, sondern die strenge Wahrheit zu hören verlangen. Ich würde auch nichts lieber tun, als die bündige Frage bündig beantworten, wenn ich nur könnte. Die „Wahrheit" ist nicht so leicht zu finden. Ich halte es sogar für vollkommen unmöglich, aus Proben eines Anfängers, den man nicht persönlich sehr genau kennt, irgendwelche Schlüsse auf sein Talent zu ziehen. Ich kann aus Ihren Versen sehen, ob sie mehr Nietzsche oder mehr Baudelaire gelesen haben, ob Liliencron oder Hofmannsthal Ihr Liebling ist, vielleicht auch, ob Sie einen schon an Kunst und Natur bewußt gebildeten Geschmack haben, der jedoch mit der poetischen Begabung nicht das mindeste zu tun hat. Ich kann (und das wird für Ihre Verse sprechen) günstigenfalls etwa auch Spuren Ihres Erlebens entdecken und versuchen, mir ein Bild Ihres Charakters zu machen. Mehr ist unmöglich, und wer Ihnen verspricht, aus Ihren Anfängermanuskripten Ihr literarisches Talent zu taxieren, wie ein Graphologe den Charakter des Abonnenten in der Briefstellerecke der Zeitung begutachtet, der ist ein recht oberflächlicher Mann, wenn nicht ein Schwindler.

Es ist nicht eben schwer, nach der Lektüre des Wilhelm Meister und des Faust Goethe für einen bedeutenden Dichter zu erklären. Man könnte aber sehr wohl aus seinen Anfängerjahren ein Heftchen Gedichte zusammenstellen, aus dem niemand etwas anderes zu schließen fände, als daß der junge Autor seinen Gellert und andere Vorbilder eifrig gelesen und Geschick im Reimen habe. Man hat, als Goethe schon den Werther und Götz geschrieben hatte, noch lange Zeit manche Schriften des Dichters Lenz ihm zugeschrieben und umgekehrt. Es ist also, selbst bei den größten Dichtern, die Handschrift früher Versuche keineswegs immer schon wirklich kennzeichnend und einleuchtend originell. In Schillers Jugendgedichten kann man geradezu erstaunliche Konventionalitäten und Geschmacklosigkeiten finden.

Es ist also nichts mit dem Beurteilen junger Talente, das Ihnen so einfach scheint. Wenn ich Sie selbst nicht genau kenne, so weiß ich ja nicht, auf welcher Stufe Ihrer persönlichen Entwicklung Sie stehen. Ihre Gedichte können Naivitäten enthalten, die Ihnen schon in einem halben Jahre nimmer passieren werden, ebensowohl können Sie aber auch in zehn Jahren noch dieselben Verstöße begehen. Es gibt junge Dichter, die mit zwanzig Jahren ganz erstaunlich schöne Verse dichten, mit dreißig aber keine mehr oder, was schlimmer ist, noch genau dieselben, Und es gibt Begabungen, die erst mit dreißig, mit vierzig Jahren zum Bewußtsein kommen.

Kurz, die Frage nach den Aussichten auf künftigen Dichterruhm, die Sie mir stellen, gleicht der Frage einer Mutter, ob wohl ihr Fünfjähriger einmal groß und schlank werden oder klein bleiben werde. Der Bub kann bis zum vierzehnten oder fünfzehnten Jahre ein Knirps bleiben und dann plötzlich in die Höhe schießen.

Angenehm hat es mich berührt, daß Sie mir nicht, wie sehr viele Ihrer werten Kollegen, die Verantwortung für Ihre poetische Zukunft aufgeladen haben. Viele nämlich, die mit derselben Frage wie Sie zu einem schon erfahreneren Schriftsteller kommen, machen es nicht ohne Pathos von dessen Entscheid und Antwort abhängig, ob sie je wieder einen Vers schreiben werden oder nicht. Da könnte man also unter Umständen sein Leben lang mit dem Gefühl herumlaufen, man habe vielleicht durch einen kleinen Irrtum die deutsche Literaturgeschichte um Nibelungenlieder und Fauste gebracht!

Der nicht vor Launen der Großen bebt
Und nicht um Beifall der Menge wirbt,
Der nicht für die Götzen des Tages lebt
Und nicht für die Schatten der Götzen stirbt.

Der Menschheit Herzschlag ist mein Motor,
Der Menschheit Seheraug' mein Fanal;
Ich seh' das Geheimnis durch jeden Flor,
Und kenne die Sünde mit ihrer Qual.

Umhüll' dich mit Seiden, mit Kutten dicht,
Stehst doch als nackter Adam vor mir.
O Menschenbruder verbirg dich nicht,
Ich weiß es: du bist halb Gott, halb Tier!

Ich kränze dein Elend mit Blumen des Hags,
Und taumelst du nieder zu Nacht und Gericht,
So heb ich dich jauchzend zur Höhe des Tags,
Zur Freiheit, zur Liebe, zum seligen Licht.

Mein süßes Kind, du weißt noch nicht . . .

Da hüpft mein liebes, lockiges Kind
Im grünen, sonnigen Rosenhag,
Umblüht von Knösplein schwellend hold,
Umschallt von hellem Lerchenschlag.
Sein Äuglein strahlt, sein Mündchen jauchzt
In unbewußter Lebensluft.
Mein süßes Kind, du weißt noch nicht,
Wie bald du wieder sterben mußt.
Wie sieht sich doch im Wahn des ewigen
Lebenstags ein Frühling an?
Du fühlst, was aufblüht — doch was welkt?
Zu Grabe sinkt? Du denkst nicht dran.
Ein junger Gott bist heute noch;
Wie wirst du dich entsetzen, Kind,
Wenn dir die erste Botschaft kommt,
Daß alle Wesen sterblich sind.
Ach, ich verschweig' dir, was ich weiß,
Nur blick mir nicht ins Aug' hinein,
Es könnt' sich spiegeln drinnen noch,
Was ich geseh'n im schwarzen Schrein. —
O, leb' in Glück, mein Kind! Und erst
Wenn du von allem, allem satt,
Erst dann vernimm, was Gott für dich
In seiner Lieb' bereitet hat.

Meine Lust ist Leben.

Gute Nacht, ihr Freunde,
Ach, wie lebt' ich gern!
Daß die Welt so schön ist,
Dankt' ich Gott dem Herrn.
Daß die Welt so schön ist,
Tut mir bitter weh,
Wenn ich schlafen geh'!

Ach, wie möcht' ich einmal
Noch von Bergeshöh'n
Meine süße Heimat
Sonnbeleuchtet seh'n!
Und den Herrn umarmen
In des Himmels Näh',
Eh' ich schlafen geh'.

Wie man abends Kinder
Ernst zu Bette ruft,
Führt der Herr mich schweigend
In die dunkle Gruft.
Meine Lust ist Leben,
Doch sein Will' gescheh',
Daß ich schlafen geh'!

Wenn man das Tagebuch dieses Vereines durchblickt, welch ein segensreiches Wirken mit den armen Mitteln! Und welch völlige Unzulänglichkeit gegenüber den zahllosen verlassenen, verwahrlosten, verkommenden Kindern der großen Stadt. Wie sieht das aus bei solchen Kindern? Vater unbekannt, Mutter leichtsinnig. Oder: Vater im Gefängnis, Mutter im Spital. Oder: Die Eltern richten das Kind zum Betteln und Stehlen ab. Oder: Eltern schon tot, Kind ein Gassenfrüchtel, oft polizeilich eingezogen, wieder freigelassen, weil man nicht weiß, wohin mit ihm! — Um solcher kleiner, zumeist noch unschuldiger elender Wesen will der Verein für Kinderfürsorge sich annehmen, bringt sie unter in Erziehungsanstalten oder bei gutherzigen Privatleuten oder überwacht sie sonst, spendet, wo das not tut, Geldunterstützungen, soweit seine Mittel langen — ach die armseligen Mittel! Der Bürger in seinem behaglichen Heim, in seinem ersprießlichen Berufe, auf seinen frohen Spaziergängen, in seinen ergötzlichen Konzerten, Theatern und oft glänzenden Festen, in seinen Wirtshausfreuden und Sportvergnügungen: er denkt nicht an die hundert und hundert von elternlosen, aufsichtslosen, hungernden, lauernden, zuchtlosen, oft von verdorbenen Eltern selbst verführten Kindern, die neben seinen geschützten Wänden, über seinem Haupte, unter seinen Füßen vegetieren und aus denen eine Verbrecherwelt heranwächst, bei der *seine* Kinder nichts zu lachen haben werden. Der Bürger denkt nicht daran, ja, er weiß es vielleicht gar nicht, in welch einem Sumpfmeer von Elend sein Haus steht! — Ist das stark übertrieben? Ich glaube nicht.

Der Verein für Kinderfürsorge kennt das Elend, ist gut organisiert, tüchtig geleitet, hat aber nicht die Mittel zu helfen. — Dieser Verein ist mit dem Verein für Armenpflege verbunden, dem es als solchen besser geht, weil dessen einzahlenden Mitglieder nur an die Armen im allgemeinen und nicht auch an die verwahrlosten Kinder denken. — „Des Kindes gedenket!“ hat unser Kaiser gesagt. — Der Jahresbeitrag wäre 4 Kronen. Die Anmeldung zum Beitritt zu richten an den Verein für Armenpflege und Kinderfürsorge, Graz, Mehlplatz Nr. 1. R.

Mein Lied.

Von *Peter Rosegger.*

Unter diesem Titel ist vor kurzem bei L. Staackmann in Leipzig eine Sammlung von Gedichten erschienen, die den alten Heimgärtner zum Verfasser haben. Anstatt einer Besprechung des Buches glauben wir es am unmittelbarsten durch Abdruck mehrerer Lieder zu kennzeichnen:

Vorstellung.

Mein Name ist Mensch, meine Losung ist Fried',
Doch zeigen sich Feinde, so findet sich Rat,
Meine Lust ist das Sein, meine Tat ist das Lied,
Und singt man sich selbst, ist das Lied eine Tat.

Und schrillet bisweilen ein falscher Ton
Aus heiserer Kehle, das Lied ist doch echt.
So singet der sündige Adamssohn
Im Streiten und Siegen gleich schlecht und recht.

Ich bin ein Geselle, der lacht und trutzt,
Der weder nach Titel noch Knittel hascht,
Der nicht Magnaten die Stiefel putzt
Und nicht Proleten die Hemden wascht,

Der nicht vor Launen der Großen bebt
Und nicht um Beifall der Menge wirbt,
Der nicht für die Götzen des Tages lebt
Und nicht für die Schatten der Götzen stirbt.

Der Menschheit Herzschlag ist mein Motor,
Der Menschheit Seheraug' mein Fanal;
Ich seh' das Geheimnis durch jeden Flor,
Und kenne die Sünde mit ihrer Qual.

Umhüll' dich mit Seiden, mit Kutten dicht,
Stehst doch als nackter Adam vor mir.
O Menschenbruder verbirg dich nicht,
Ich weiß es: du bist halb Gott, halb Tier!

Ich kränze dein Elend mit Blumen des Hags,
Und taumelst du nieder zu Nacht und Gericht,
So heb ich dich jauchzend zur Höhe des Tags,
Zur Freiheit, zur Liebe, zum seligen Licht.

Mein süßes Kind, du weißt noch nicht ...

Da hüpft mein liebes, lockiges Kind
Im grünen, sonnigen Rosenhag,
Umblüht von Knösplein schwellend hold,
Umschallt von hellem Lerchenschlag.
Sein Äuglein strahlt, sein Mündchen jauchzt
In unbewußter Lebensluft.
Mein süßes Kind, du weißt noch nicht,
Wie bald du wieder sterben mußt.
Wie sieht sich doch im Wahn des ewigen
Lebenstags ein Frühling an?
Du fühlst, was aufblüht — doch was welkt?
Zu Grabe sinkt? Du denkst nicht dran.
Ein junger Gott bist heute noch;
Wie wirst du dich entsetzen, Kind,
Wenn dir die erste Botschaft kommt,
Daß alle Wesen sterblich sind.
Ach, ich verschweig' dir, was ich weiß,
Nur blick mir nicht ins Aug' hinein,
Es könnt' sich spiegeln drinnen noch,
Was ich geseh'n im schwarzen Schrein. —
O, leb' in Glück, mein Kind! Und erst
Wenn du von allem, allem satt,
Erst dann vernimm, was Gott für dich
In seiner Lieb' bereitet hat.

Meine Lust ist Leben.

Gute Nacht, ihr Freunde,
Ach, wie lebt' ich gern!
Daß die Welt so schön ist,
Dankt' ich Gott dem Herrn.
Daß die Welt so schön ist,
Tut mir bitter weh,
Wenn ich schlafen geh'!

Ach, wie möcht' ich einmal
Noch von Bergeshöh'n
Meine süße Heimat
Sonnbeleuchtet seh'n!
Und den Herrn umarmen
In des Himmels Näh',
Eh' ich schlafen geh'.

Wie man abends Kinder
Ernst zu Bette ruft,
Führt der Herr mich schweigend
In die dunkle Gruft.
Meine Lust ist Leben,
Doch sein Will' gescheh',
Daß ich schlafen geh'!

Wenn man das Tagebuch dieses Vereines durchblickt, welch ein segensreiches Wirken mit den armen Mitteln! Und welch völlige Unzulänglichkeit gegenüber den zahllosen verlassenen, verwahrlosten, verkommenden Kindern der großen Stadt. Wie sieht das aus bei solchen Kindern? Vater unbekannt, Mutter leichtsinnig. Oder: Vater im Gefängnis, Mutter im Spital. Oder: Die Eltern richten das Kind zum Betteln und Stehlen ab. Oder: Eltern schon tot, Kind ein Gassenfrüchtel, oft polizeilich eingezogen, wieder freigelassen, weil man nicht weiß, wohin mit ihm! — Um solcher kleiner, zumeist noch unschuldiger elender Wesen will der Verein für Kinderfürsorge sich annehmen, bringt sie unter in Erziehungsanstalten oder bei gutherzigen Privatleuten oder überwacht sie sonst, spendet, wo das not tut, Geldunterstützungen, soweit seine Mittel langen — ach die armseligen Mittel! Der Bürger in seinem behaglichen Heim, in seinem ersprießlichen Berufe, auf seinen frohen Spaziergängen, in seinen ergötzlichen Konzerten, Theatern und oft glänzenden Festen, in seinen Wirtshausfreuden und Sportvergnügungen: er denkt nicht an die hundert und hundert von elternlosen, aufsichtslosen, hungernden, lauernden, zuchtlosen, oft von verdorbenen Eltern selbst verführten Kindern, die neben seinen geschützten Wänden, über seinem Haupte, unter seinen Füßen vegetieren und aus denen eine Verbrecherwelt heranwächst, bei der *seine* Kinder nichts zu lachen haben werden. Der Bürger denkt nicht daran, ja, er weiß es vielleicht gar nicht, in welch einem Sumpfmeer von Elend sein Haus steht! — Ist das stark übertrieben? Ich glaube nicht.

Der Verein für Kinderfürsorge kennt das Elend, ist gut organisiert, tüchtig geleitet, hat aber nicht die Mittel zu helfen. — Dieser Verein ist mit dem Verein für Armenpflege verbunden, dem es als solchen besser geht, weil dessen einzahlenden Mitglieder nur an die Armen im allgemeinen und nicht auch an die verwahrlosten Kinder denken. — „Des Kindes gedenket!“ hat unser Kaiser gesagt. — Der Jahresbeitrag wäre 4 Kronen. Die Anmeldung zum Beitritt zu richten an den Verein für Armenpflege und Kinderfürsorge, Graz, Mehlplatz Nr. 1. R.

Mein Lied.

Von *Peter Rosegger.*

Unter diesem Titel ist vor kurzem bei L. Staackmann in Leipzig eine Sammlung von Gedichten erschienen, die den alten Heimgärtner zum Verfasser haben. Anstatt einer Besprechung des Buches glauben wir es am unmittelbarsten durch Abdruck mehrerer Lieder zu kennzeichnen:

Vorstellung.

Mein Name ist Mensch, meine Losung ist Fried',
Doch zeigen sich Feinde, so findet sich Rat,
Meine Lust ist das Sein, meine Tat ist das Lied,
Und singt man sich selbst, ist das Lied eine Tat.

Und schrillet bisweilen ein falscher Ton
Aus heiserer Kehle, das Lied ist doch echt.
So singet der sündige Adamssohn
Im Streiten und Siegen gleich schlecht und recht.

Ich bin ein Geselle, der lacht und trutzt,
Der weder nach Titel noch Knittel hascht,
Der nicht Magnaten die Stiefel putzt
Und nicht Proleten die Hemden wascht,

Gewohnheit.

Der Hüttenrauch*), das Küssen auch,
Das sind zwei schlimme Dinge.
Wer's einmal tut genießen auch,
Der kann es nicht mehr missen auch,
Selbst wenn er am gewissen Brauch
Zuletzt zugrunde ginge.

Schon dreißig Jahre bin ich alt!

Schon dreißig Jahre bin ich alt,
Und noch allein geblieben.
Und seh' die Knaben mannigfalt
Wohl ihre Schätzlein lieben.

Ich seh', wie sie sich froh einand
Die Hochzeitskränze winden;
Ich wand're durch das weite Land
Und kann meinen Schatz nicht finden.

Ich such' ihn, wo bei Herdesglanz
Die holden Mädlein blühen,
Ich such' ihn, wo bei Kirmestanz
Die Dirnen alle glühen.

Ich seh' die Jahre rascher zieh'n
Und fühl die Jugend schwinden,
Und suche ihn und rufe ihn,
Und kann meinen Schatz nicht finden.

Und sie, die mir bestimmt muß sein
Für meine Lebensfahrten,
Wird irgendwo allein, allein
Mit Bangen auf mich warten.

Der Alte hier, die Alte dort
Wird einsam einst begraben,
Zwei, die sich treu und heiß geliebt
Und nie gesehen haben.

Erwartung.

Nun wandle übers Morgensonnenfeld.
In Ehrfurcht tritt zurück von deinem Weg
Die Alltagswelt.
Auf allen Auen heilige Ruh,
Über deinem Haupte hoch
Ein Falter fliegt im Kreise,
Die Perlen auf den Halmen zittern leise,
Und Blumen neigen ihren Kelch dir zu. —
O bebe, junge Brust,
O bete, banges Herz, in ahnungsvoller Lust,
Und lass' dich weihen, lass' dich segnen.
— Heute wird dein Schicksal dir begegnen.

Ein neues Buch von Kernstock.

Der deutsche Dichter Ottokar Kernstock hat seine verdiente Würdigung gefunden. Spät zwar, er hatte in Einsamkeit des weltfernen Wechselgebirges schon lange vorher sein Lied gesungen. Nun ist von ihm — man mußte es ihm fast abdrängen — ein Buch erschienen, „Aus der Festenburg". Das führt uns den ganzen Mann vor — den Gelehrten, den Geschichtsforscher, den Kunsthistoriker, den Volksschilderer, den schneidigen Satyriker und den Prosaerzähler. Wohl durchaus ein merkwürdiges Buch von diesem außerordentlichen steirischen Gebirgspfarrer. Das Vorwort, mit Humor in mittelalterlicher Form gehalten, führt uns ein. Dann entfaltet das Buch seine Mannigfaltigkeit. Was sind das für interessante, anheimelnde Berichte aus der Geschichte des Stiftes Vorau! Was ist das für ein köstliches Kunstessay über die Hackhofergemälde in der Kirche der Festenburg! Was ist das für eine feinsinnige Besprechung des Geschichtswerkes über Martin Brenner von unserem Fürstbischof Schuster! Und wer hätte dem stillfriedlichen Dorfpfarrer eine Klinge zugemutet, mit welcher er literarische

*) Arsenik.

Die Erweckung.

Die Mutter schläft in der Friedhofsruh'.
Da kommt ihr ältester Sohn auf Besuch
Und ruft mit freudiger Stimme aus:
„Liebe Mutter, komm in mein schönes Haus,
Ich habe ein holdes, ein fröhliches Weib
Und Kinder so frisch wie die Rosen im Mai,
O Mutter, Mutter, ich lade dich ein,
Komm, und hilf uns glücklich sein."
Die Zypressen schweigen — die Mutter schläft.

Dann kommt der zweite Sohn geritten,
Mit stolzer Würde und feinen Sitten.
„O Mutter, könntest du auferstehn,
Um selbst zu sehen, was mir ist gescheh'n.
Der König hat mich zum Minister erwählt,
Es jubelt mir zu die halbe Welt.
Mutter, o komm, nimm teil an der Ehr',
Die deinem Sohn so reich wiederfährt."
Die Zypressen schweigen — die Mutter schläft.

Da kommt der jüngste Sohn gegangen,
Hat rote Augen, fahle Wangen.
Sein Ton ist heiser, sein Wort ist müd,
Er weiß von Glück und Ehren kein Lied.
„O Mutter, ich bin so ganz allein,
So seelenverlassen und ganz allein,
Und Hunger —"
Am Hügel rieselt der Sand — die Mutter wacht auf.

Ein Freund ging nach Amerika.

Ein Freund ging nach Amerika
Und schrieb mir vor einigen Lenzen:
Schicke mir Rosen aus Steiermark,
Ich hab' eine Braut zu bekränzen!

Und als vergangen war ein Jahr,
Da kam ein Brieflein gelaufen:
Schicke mir Wasser aus Steiermark,
Ich habe ein Kindlein zu taufen!

Und wieder ein Jahr, da wollte der Freund,
Ach, noch was anderes haben:
Schicke mir Erde aus Steiermark,
Muß Weib und Kind begraben!

Und so ersehnte der arme Mann
Auf fernsten, fremden Wegen
Für höchste Freud', für tiefstes Leid
Des Heimatlandes Segen.

Amors Arsenal.

Ich ging im Frühling aus,
Da stachen die Gräser hervor,
Da schlugen die Bäume aus,
Da schossen die Halme empor.
Ihr Herren, ich lachte nicht,
Ich kam verwundert zurück.
Das ist — ich wette! — vom Wicht,
Dem Amor, ein Schelmenstück!

Und sie gefielen mir beide.

Zur Morgenfrüh' hab' ich erlebt
Wohl eine liebe Freude,
Zwei Mägdlein standen am Gartenzaun,
Das eine war blond, das andere braun;
Und sie gefielen mir beide.

Das eine war ernst gegürtet und blaß,
Gehüllt in dunkle Seide,
Das andere leicht geschürzt und bunt,
Mit Veilchenaug' und Rosenmund;
Und sie gefielen mir beide.

Da scholl von der Kirche Glockenklang
Zum Jubel oder zum Leide,
Die eine erglüht und betet leis,
Die and're trillert muntere Weis':
Und sie gefielen mir beide.

Da scherzten zu Paaren in Liebeslust
Die Schäflein auf grüner Weide,
Die eine senkt das Auge mild,
Die and're hüpft und jauchzet wild;
Und sie gefielen mir beide.

Da kam ein Vöglein geflogen herbei,
Sich bergend im nahen Getreide,
Die eine horcht dem fröhlichen Sang,
Die and're hebt den Arm zum Fang;
Und sie gefielen mir beide.

Da neigte ich, bettelnd um einen Kuß,
Mich über des Zaunes Scheide;
Die eine blickte mit strafendem Stolz,
Die and're blinzelte gegen das Holz;
Und sie gefielen mir beide.

Die goldene Schale.

Du trugst dein Herz, die gold'ne Schale,
In zitternder Hand, das Auge verhüllt,
Und hast geharrt, ob aus fernem Tale
Ein Wand'rer die zitternde, goldene Schale
Mit funkelnden Perlen füllt.

Da kam ich herzu von weiten Stegen,
Wie hat mich dein Dürsten, dein Zauber bewegt!
Doch, ach! mir gebrach's am funkelnden Segen,
Da hab' ich, halb scheu und halb verwegen,
Mein — Herz in die Schale gelegt.

K. Dankwart Zwerger.

Im Bureau.

Einförmig tippt die Schreibmaschine
Den gleichen Ton jahraus, jahrein.
In grauen Wänden wohnt die Spinne,
Nie dringt herein der Sonnenschein.
Ein Kasten und ein Tisch, bepackt mit Akten,
Mit Schriften, Folianten angespickt,
Die nur das Lied erzählen vom „Beklagten",
Das sind die Freuden, die das Aug' erblickt.

Herzen, die einst im wilden Jubel pochten,
Die jung und kühn, für Schönes schnell entbrannt,
Die für das Recht mit heil'gem Schwerte fochten —
Die Feder nur verblieb in ihrer Hand . . .
Doch wenn der Frühling ziehet durch die Lande
Und goldumsäumt der Himmel blaut,
Umfängt in schimmerndem Gewande
Erinn'rung sie — wie eine lichte Braut.

Gabriele Zachotinsky.

Rheinlied.

Ein schöner Tag am grünen Rhein,
Voll Blumenduft und Sonnenschein —
Was brauch' ich mehr vom Leben?
Da kommt der Frohmut gleich zu Gast;
Mein junges Blut pulsiert in Hast —
Her mit dem Saft der Reben!

Dem blonden Gretchen, hübsch und fein,
Das mir kredenzt den besten Wein,
Bring' ich den ersten Becher;
Manch' brauner oder schwarzer Maid
Wird jeder folgende geweiht,
Wie's Brauch beim echten Zecher.

So lange noch mein Herze glüht,
Begeisterung den Sinn durchzieht,
Gilt Vater Rhein mein Lieben;
In seinen Gauen kann fürwahr
Ich mich getreulich Jahr für Jahr
In Sang und Minne üben!

E. Barger (Iglau).

Lustige Zeitung.

Aus der Schule. Lehrer: „Warum haben die Ochsen Hörner?" (Allgemeines Schweigen.) „Nun, weiß es denn gar keiner?" (Ein Finger schnellt in die Höhe.) „Aha, also Hans, sag' es uns einmal!" — Hans: „Weil sie ein Rindvieh sind, Herr Lehrer!" („Jugend.")

Immer im Geschäft. Tateleben (einen der Zwillinge auf dem Arm haltend): „Is der Junge kaum auf der Welt und hat schon e Konkurrenz!" („Meggendorfer.")

Frevler unserer Tage auf die eleganteste Weise absticht! Der Kaplan Falkenberg am Rhein wird sich den steirischen Alpenpfarrer merken! Er wird nicht sobald wieder etwas wie seine „Katholische Selbstvergiftung“ schreiben, ja, er soll sich unter dieser empfindlichen Züchtigung vom Amtsbruder bereits gebessert haben. — In den beigefügten Poesien begegnen wir dem Meister des Gelegenheitsgedichtes, aber neu ist uns Kernstock als Erzähler in Prosa. Eine Erzählung: „Die Wahrheit wird euch frei machen“, stellt mit gutem Pathos älterer Schule pfaffenfresserischen Sozialdemokraten einen wahrhaft christlichen Volkspriester gegenüber. Dann kommt ein Kabinettstück. Wir müssen den Verfasser bitten, daß er das erschütternde Menschenbild „Der Aushalter“ in den „Heimgarten“ drucken lasse. Nicht bloß, damit die Leser den meisterhaften Stilisten und Darsteller kennen lernen und seinen flammenden Zorn über gewisse soziale Zustände in unserer Bauernschaft, sondern vielmehr noch, weil der Gegenstand unser Herz heilsam schlägt und dann erhebt. Auch andere haben den „Aushalter“ (Einleger) mehrfach zu schildern gesucht, aber so tief in eine wundersame Menschenseele dieser Armen zu schauen, ist keinem gegönnt gewesen, als dem Priester am Sterbette des „Aushalter-Franzl“. Das Buch ist mehr für Steiermark gedacht und auch in Graz bei Mayerhoff erschienen. Aber es wird wohl weiter dringen. Allen, die den Festenburger lieben, wird es willkommen sein.

Singvögel.

Im alten Garten.

In Mutters Kinderparadies
Führt' freundlich mich mein Weg,
Ein Garten ist's, nicht eben groß,
In schlichtem Holzgeheg.

Ich hatt' ihn größer mir gedacht,
Sprach sie mir einst davon,
Vom Rasen unterm Apfelbaum,
Von Rosenstock und Mohn.

Ihr Auge glänzte jugendfroh
Und heller schien das Haar —
Man hört es an der Stimme Ton,
Daß sie zu Hause war.

„Und sieh, die Veilchen blühten auf,
Da schritt ich dort zu zwei'n,
Es ging mein ganzes gold'nes Glück
Durch jene Pforte ein.“ —

Heut' war ich dort. Welk war das Laub,
Der Wind umstrich mich kühl,
Kein Laut — kein Schritt. Mir schlug das Herz
In seltsamem Gefühl.

Als ging' die Jugend neben mir
Und öffnete die Hand
Und ließ' der letzten Rose Glut
Hinwirbeln übers Land.

Ich fror und floh — und riß mich doch
Mit tausend Schmerzen los,
„Dein blondes Haar, mein blondes Haar“ —
Klang's aus des Gartens Schoß.

Dora-Lotti.

Im Alpenland.

Waldheimat, Hort des stillen Friedens,
Du Eisenmark, du Mürzbachtal,
Ihr Bergeshäupter, Felsgiganten,
Ich grüße euch viel tausendmal!

Nehmt auf den fremden Heidesänger,
Der zu des Friedens Pilgerziel,
Zu euch, ihr Almen, grüne Matten,
In Sehnsuchthast gewandert viel!

Und du, du stubenbleiche Muse,
Die ich im stillen warm gehegt,
Und von der Hast in düstern Mauern
Der Schwermut Stempel auf der Stirne trägt:

Nun breite deine zagen Schwingen
Zum kühnen Lichtideenflug,
In morgenklaren Ätherhöhen
Der grünen Mark hast du nun Raum genug!

Karl Adam-Kappert.

„den man behandelt wie ein Tier, der gestorben wie ein Held und den man begraben wie ein' Fürst!“ Der Roman ist ein Kunstwerk, die Seelenmalerei ist fein und voll Verständnis für Irrungen und Wirrungen, die keinem erspart bleiben, und die Darstellungsform mutet eigenartig an, ohne nach Originalität zu haschen. Die Hauptfigur, der arme Matthes, springt fest und scharfumrissen hervor, die Nebengestalten, besonders der Pfarrer und der rührende Lehrer Rabe, weisen manche angenehm humoristische Färbung auf, und die Dorfschöne, „Livvelingchen“, das ein bischen leichtsinnige aber doch liebenswerte Kirschbaum-Gretchen, geht als halb lustige, halb tragische Figur durch das Buch. — Hans Eschelbach hat mit dem Roman abermals seine schöne Künstlerschaft bewiesen. P. L. M.

Elsie Lindtner. Roman von Karin Michaëlis. (Berlin. „Concordia“, Verlagsanstalt.) Das Leben einer Frau durchläuft in der Regel drei Altersstufen: die des Erwachens, die des allerersten Abwelkens und „das gefährliche Alter“ Karin Michaëlis', die wegen ihres Buches stark angefeindet wurde und nun eine Art Fortsetzung zu demselben veröffentlicht, in der sie die Schicksale der Figuren der ersterschienenen Publikation bis zum Ende führt. Keine glückliche Idee, dieser zweite Band; aus der Oppositionsstellung heraus geschrieben, fein zwar in der Darstellung und geistreich, aber zu verallgemeinernd, eine psycho-physische Erscheinung stark übertreibend ohne das Zugeständnis, daß es viele Ausnahmen gibt. Die Autorin kommt ungefähr zum Schluß, daß jene Frauen, die das gefährliche Alter aus eigener Erfahrung ableugnen wollen, entweder vergeßlich sind oder lügen. Wendepunkte im Leben sind sicherlich immer kritisch, doch gehen sie auch oft ohne ernstliche Konflikte vorüber. Das hätte Karin Michaëlis in dem zweiten Buche zugeben müssen und dafür hätte ich gern auf einige groteske und sentimentale Beigaben verzichtet. — Hoffentlich verläßt die so außerordentlich begabte Schriftstellerin die polemische Richtlinie — „Elsie Lindtner“ ist eine polemische Schrift — wieder und kehrt zum bisherigen Hauptthema ihres Schaffens zurück: zur feinpsychologischen, tendenzlosen Menschendarstellung. H. L. R.

Schillers Gespräche. Berichte seiner Zeitgenossen über ihn, herausgegeben von Julius Petersen. (Leipzig. Inselverlag.)

Das Buch ist eine interessante Auslese von Berichten über Schiller, in denen er auch selbst redend angeführt wird, und von schriftlichen Aufzeichnungen des Dichters, die verschiedener Gespräche gedenken. Obwohl das Werk also keine eigentliche Gesprächssammlung ist — für eine solche fehlt leider das Material — so bietet es doch sehr viel Fesselndes schon deshalb, weil es den bekanntesten und geliebtesten Klassiker der Deutschen, unseren unvergleichlichen Kulturträger, den herrlichsten Idealisten, von der persönlichen Seite beleuchtet, die viel weniger gekannt ist, als Goethes privates Leben. Wenn man die schlichten Darstellungen liest, wird Schiller gleichsam in die Gegenwart gerückt, man sieht ihn vor sich, zuerst den feuergeistsprühenden Jüngling und dann das schöpferische Genie, dem das Schicksal nur zu früh das „Halt“ zurief, dem jeder gehorchen muß. — Dieses neue Schillerbuch fügt sich auch äußerlich in seiner schönen, etwas antikisierenden Ausstattung ebenbürtig den bisherigen mit Recht hoch geschätzten Veröffentlichungen des „Inselverlages“ an.

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Friedrich Spielhagen. Durchgesehene Auswahl aus „Finder und Erfinder“, mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Hans Henning. Ein stattlicher Band mit zwei Bildbeilagen. (Leipzig. L. Staackmann.)

Diese Ausgabe der Lebenserinnerungen des heimgegangenen Dichters wird von seinen ungezählten Verehrern als eine hochwillkommene Darbietung begrüßt werden. Durch die interessanten Einblicke in das gesellschaftliche Treiben des vergangenen Jahrhunderts, in das Schul- und Universitätsleben, in den Soldaten- und Schriftstellerberuf, nicht zuletzt durch die plastisch hervorgearbeiteten Charakterköpfe bedeutender Männer besitzt die elegant und fesselnd geschriebene Lebensgeschichte Friedrich Spielhagens auch einen großen kulturhistorischen Wert. Die vom Freunde und Biographen Friedrich Spielhagens Dr. Hans Henning besorgte Ausgabe enthält außer einer Charakteristik des Dichters zahlreiche erläuternde Anmerkungen und ein ausführliches Namen- und Sachregister.

Seifenblasen. Drei scherzhafte Erzählungen von Richarda Huch. (Stuttgart u. Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.)

Diese drei schon vor Jahren erschienenen Geschichten werden sich in der Literatur halten. Ihr Humor ist so eigenartig und fesselnd, daß wir auf das Buch, obwohl es keine Neuerscheinung ist, an dieser Stelle wärmstens hinweisen wollen. D. S.

Die Puppen der kleinen Dorette. Novellen von Günter Hofmann. Umschlagzeichnung von Paul Telemann. (Berlin W. Zehlendorf. Rich. Eckstein Nachf.)

Die zehn Novellen verdienen Beachtung. Sie sind fein aufgebaut, unterhaltend und spannend, in einem weder aufdringlich origi-

Unsere Kleine hänselt gerne ihren jüngeren Bruder, der ein großer Feigling ist und sich namentlich vor dem Krieg fürchtet. — Der Junge: „Und dich wird dafür wieder der Storch beißen.“ — Das Mädl: „O nein! Ich werde nicht heiraten.“ — Der Junge: „Er wird dich aber doch beißen!“

(„Muskete.“)

Schüttellachreim.

Cohn wollte Verse zur Leier machen,
Darüber mußte selbst Meier lachen.“ („Lustige Blätter.“)



Sterben. Ein Roman aus Kärnten von Karl Krobath. (Leipzig. L. Staackmann. 1911.)

Wie es im schönen Kärntnerlande im Mittelalter zugegangen ist, davon gibt dieses Buch Kunde. Von Aufruhr, Aberglauben, kirchlichem Fanatismus, Hexenverfolgung, Heuschrecken, Blutregen und Pest. Von rohem Haß und treuer Liebe, von Elend grenzenlos, von vielem weiteren Unheil noch, das dieses Alpenland mit anderen deutschen Landen gemeinsam hatte. Aber von etwas ganz besonderem auch, dem ungeheueren Bergsturz des Dobratsch im Jahre 1348. Solche Ereignisse sind so überwältigend, daß daneben und darunter die Schicksale einzelner Menschen, die miteinander verflochten den Roman ausmachen, stellenweise unser Interesse etwas verflauen, trotz der höchst ausführlichen äußeren und seelischen Schildereien. Es ist ein Dichter, der das Buch geschrieben hat, aber die lyrische Art überwiegt die gestaltende, die Dinge sind mit herzlicher Anteilnahme mehr geschildert als gestaltet. Indes stoßen wir auf Abschnitte, die eine farbenreiche und fein charakterisierende Darstellungsweise offenbaren. Das Sentimentale jener Romantik sowie auch das derb realistische und krasse des mittelalterlichen Lebens kommt vielfach meisterlich zum Ausdruck. Es ist nicht des „Heimgartens“ Art, auf die Fabel eines erzählenden Buches einzugehen oder seine literarische Stellung zu bezeichnen. Wir haben nur aufmerksam zu machen auf neue Erscheinungen, besonders wenn sie auf alpiner, heimatlicher Erde stehen und so großzügige Epochen behandeln wie dieser umfangreiche Kärntner Roman, der am Fuße des Dobratsch spielt und sich auf vaterländische Geschichte gründet. Historische Romane sind zwar eine wenig dankbare Dichtungsart, aber es kommt darauf an, ob jene alte Kultur erfaßt wurde, der Geist, die Menschenseele jener Zeit, die doch von Epoche zu Epoche ihre Grundverschiedenheiten habe. Und ich glaube, hierin wird es Krobaths interessantes Werk nicht fehlen lassen.

Aufstieg und Niedergang der Völker. Nach volksorganischer Geschichtsauffassung. Von einem Deutschen. (Berlin-Schlachtensee. Volkserzieherverlag.)

Es ist ein geschichtlicher Überblick besonders über das wirtschaftliche Leben der wichtigsten Kulturvölker und auch ein Überblick über die Moral, das Aufsteigen und die Unmoral, das Niedergehen dieser Völker. Den Hauptgrund des wirtschaftlichen, moralischen und politischen Verkommens der Völker sieht der Verfasser in der Geldsucht, dem großen Reichtum der einen, der als Kehrseite die große Armut der anderen zur Begleitung hat. Reichtum wie Armut degeneriert ein Volk; nur in der durch persönliche Arbeit erworbenen Wohlhabenheit liegt die Gesundheit und die Macht. Das können sich auch die Deutschen der Gegenwart gesagt sein lassen, die jetzt in eine so große Geldjägerei und Üppigkeit hineingekommen sind. Im übrigen möchten wir dem durchaus demokratisch gehaltenen Buche entgegenhalten, daß aristokratisch regierte Völker immer länger vorgehalten haben, als demokratisch regierte. Die Geschichte zeigt, daß die Demokratie sehr oft der Anfang vom Ende einer politischen Macht gewesen ist. Das bleibt wahr, daß große Reichtümer die Kraft und Tüchtigkeit eines Volkes zuerst zwar scheinbar stärken, allmählich aber der Auflösung zuführen.

Das Tier. Roman von Hans Eschelbach. (Berlin-Köln-Leipzig. Albert Ahn.)

Ein tief erschütterndes Buch! Die Geschichte eines armen, umhergestoßenen Jungen, eines schwerfälligen, aber grundguten Menschen,

bahnnetzkarte beigegeben. Der Landesverband für Fremdenverkehr in Steiermark hat in allen großen Städten Europas Auskunftsstellen, die den Sommerfrischenführer an die Besucher der Steiermark unentgeltlich ausfolgen. Direkt vom Landesverbande für Fremdenverkehr in Steiermark, Graz, Hauptplatz Nr. 3, wird dieser Führer kostenlos, lediglich gegen Einsendung der Postportogebühr von 10 h (10 Pf.) in Briefmarken versendet.

Ins eigene Heim. Ein Buch für erwachsene Mädchen und junge Frauen. Von Amalie Baisch. Unter Mitwirkung von Marie v. Redwitz, Anna v. Kühlmann, Hedwig v. Moltke, Elisabeth v. Hahn u. a. Fünfte, völlig neu bearbeitete Auflage. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Das Buch erfreute sich seit seinem Erscheinen der ungeteilten Anerkennung. In der neuen Ausgabe hat die Verfasserin mit der Neubearbeitung und Umgestaltung des Inhaltes den Anforderungen der Neuzeit auf das Glücklichste Rechnung getragen. Nicht aufdringliche Tugendpredigten oder trockene Abhandlungen werden uns geboten. Angefangen von Verlobung, Aussteuer und Hochzeit, reihen sich die Kapitel, teils novellistisch, teils streng sachlich gehalten, aneinander und berühren den ganzen Wirkungskreis der Frau auf materiellem und ideellem Gebiet. Das Buch enthält Winke für jede Lebenslage in größeren oder bescheideneren Verhältnissen. „Praktisch und dennoch ideal" ist sein Motto. V.

Österreichische Verwaltungsreformen. Von Univ.-Professor Regierungsrat Dr. Brockhausen. (Wien. Franz Deuticke.)

Dieses Buch verfolgt einen doppelten Zweck. Einmal will es jenen Bestrebungen Ausdruck geben, welche seit Jahrzehnten nach Reform unserer ins Stocken geratenen Verwaltungsmaschine rufen. Da es eine rechtsgeschichtliche Grundlage unseres heutigen Zustandes bietet, erfüllt das Buch einen weiteren Zweck, eine Einführung in die politischen Ideen zu geben, welche in unseren Tagen das österreichische öffentliche Leben erfüllen. Dann wird das Verhältnis der staatlichen Behörden zu der autonomen Landesverwaltung, die Kreisidee, die Finanznot der Länder und die Entlastung der Gemeinden besprochen. Besondere Beachtung verdienen drei Abschnitte über das Beamtenwesen und den Instanzenzug. V.

Büchereinlauf.

Kain — der Heiland. Roman von Johannes Tralow. (Berlin. „Concordia" Deutsche Verlagsanstalt.)

Mein Lied. Von Peter Rosegger. (Leipzig. L. Staackmann.)

Fürst Nakaschidje. Roman von Paul Lindenberg. (Berlin. G. Bernstein.)

Die Marquise von Pompadour. (Das verhängnisvolle Schloß.) Roman von Mabel Wagnalls, übersetzt von Marie Louise Müller. (Halle a. S. Otto Hendel.)

Der Lehrer von Steinbach. Aus dem Volksleben des Thüringer Waldes von Fritz Peter. (Leipzig. Schulze u. Co.)

Deutsch-Österreichische Klassiker-Bibliothek, herausgegeben von Dr. Otto Rommel. Band 22: **Franz Grillparzer.** Ausgewählte Werke. Band 5: Das goldene Vließ." — Band 23. **Adolf Bäuerle.** Ausgewählte Werke. Band 2: „Der Fiaker als Marquis." „Die falsche Primadonna." „Die schlimme Lisel." — Band 24: **Ferdinand Kürnberger.** Ausgewählte Werke. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Friedrich Hirth. Band 1: „Die Opfer der Börse." „Amor im Felde." „Der Schulmeister Krachenberger." — Band 29: **Ada Christen.** Ausgewählte Werke. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Professor W. A. Hammer. Gedichte. Erzählungen.

Sixt und Hartl. Von Karl Wolf. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Skizzen meiner Reise um die Welt. Von Carl A. Schultz. (Dresden und Leipzig. E. Pierson.)

Sündig. Von Karl Baum. (Straßburg i. Els. und Leipzig. Josef Singer.)

Bauern-, Förster- und andere Spitzbubengeschichten. Von Heinrich Gustav. 1. Teil. (Straßburg i. Els. und Leipig. Josef Singer.)

Intermezzo. Novelle von Christian Gunkel. Band 5286 der Universalbibliothek. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Sultan Osman. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ottokar v. Kraft. (Dresden und Leipzig. E. Pierson.)

Die Schwesterkirchen. Historisches Schauspiel in 1 Vorspiel und 4 Bildern von Marie und Benno Knitschke. (Selbstverlag.)

Hans Pollinger und Krako. Ein Sang von der Donau. Von Alfons Steinberger. Mit Buchschmuck von A. Reich. (Regensburg. 1911. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Die Fiedel klingt. Balladen und Lieder von Alexander Fürst. Mit Buchschmuck von Heinrich Vogeler-Worpswede. (Schweidnitz. L. Heege.)

Kampf- und Trutzgesänge. Von Eduard Fedor Kastner. (Friedrich v. d. Adler.) (Frankfurt a. M. Hans Lüstenöder.)

Im Ring des Jahres. Ein Zyklus in Versen von Julius Maria Becker. (Selbstverlag.)

Heidehalme. Gedichte von Karl Dankwart Zwerger. (Straßburg i. Els. und Leipzig. Josef Singer.)

nellen noch alt-banalen Stile geschrieben. Günter Hofmann ist meiner Meinung nach zwar erst ein Werdender, aber ein Verheißungsvoller, der der Reife rasch entgegengeht.

H. L. R.

Das Buch Biedermeier. Gedichte von L. Eichrodt und Adolf Kußmaul sowie von S. F. Sauter. Herausgegeben von L. Eichrodt. Neue von F. Eichrodt besorgte und von Ed. Ille illustrierte Ausgabe. (Stuttgart. K. A. E. Müller. 1911.)

Das vorliegende Büchlein mit den köstlichen humoristischen Gedichten und Illustrationen belehrt zunächst viele, welche heute von Biedermeier-Stil und Biedermeier-Literatur sprechen, darüber, seit wann der Name Biedermeier existiert und wer denselben erfunden hat. Es sind dies Ludwig Eichrodt und Adolf Kußmaul, welche zu Anfang der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in den „Fliegenden Blättern" jene Lieder veröffentlichten, die der angebliche Schulmeister Gottlieb Biedermeier verfaßt haben sollte. Sie sind aber Schöpfungen der genannten zwei Verfasser und ebenso die den poetischen Philister so unnachahmlich darstellende Figur Bidermeiers selbst. Erst zu Ende des 19. Jahrhunderts ist darnach die Stilart der Zeit von etwa 1820 bis 1840 (— aber nicht darüber hinaus —) mit dem Namen Biedermeiers bezeichnet worden, der demnach viel jünger ist als die Sache selbst. Eichrodts und Kußmauls absichtlich mit unbewußter Komik ausgestattete Lieder, welche auch noch manche Strophen des wirklich in ähnlichem Sinne dichtenden Dorfschulmeisters Sauter in Flehingen entlehnten, und endlich Fr. Theod. Vischers Schartenmeier-Gedichte haben seinerzeit in den „Fliegenden Blättern" viele Tausende ergötzt nebst den so prächtig jene Zeit kaum merkbar karikierenden Illustrationen des Malers Eduard Ille. Es war daher eine sehr glückliche Idee der Verlagshandlung, den Abdruck der Biedermeierlieder nebst den erwähnten Illustrationen in geschmackvoller Ausstattung auch der jetzigen Generation vorzulegen. Möge dieser echte Humor in den Versen, von denen viele noch vor 40 Jahren, zumal jeder deutsche Student, kannte, da sie in allen Kommersbüchern zu finden waren, den heutigen Lesern ebensoviel Heiterkeit bereiten wie damals. Diese Gedichte sind in ihrer Art heute noch „klassisch" zu nennen.

A. Schlossar.

Über Psychologie und Psychopathologie des Kindes. Von Dr. Theodor Heller, Direktor der Erziehungsanstalt Wien-Grinzing. (Wien. Hugo Heller & Comp. 1911.)

Der Inhalt des Werkes bietet wichtige Aufklärungen und Anregungen in den grundlegenden Erziehungsfragen. Besonders eingehend hat sich der Verfasser mit dem „schwer erziehbaren" Kind befaßt. Ein Leitfaden für die Behandlung solcher Kinder wird nicht bloß besorgten Eltern, sondern auch Lehrern und besonders allen Organen der Rechtspflege, die mit Jugendlichen zu verkehren haben, dringend erwünscht sein. Aber auch für die Behandlung normal sich entwickelnder Kinder gibt der Verfasser manche Aufklärungen und Weisungen. Wenn der Verfasser auch die Reformbedürftigkeit der Schule in manchen Punkten anerkennt, so hält er doch für den Hauptgrund der unbefriedigenden Entwicklung normal veranlagter Kinder die schlechte häusliche Erziehung. Wie viel in dieser Hinsicht gesündigt wird, zeigt der Verfasser an zahlreichen Beispielen der Erfahrung. Die moderne Erziehung hält es nicht mehr für nötig, Hemmungen im psychischen Mechanismus des Kindes einzuschalten, sondern verkündigt vielfach die Notwendigkeit, die freie Entwicklung des Kindes nicht zu beeinträchtigen. Diese Art der Erziehung bewirkt aber, daß auch schädliche Eigenschaften großgezogen werden. Die heutige verweichlichende Erziehung macht die Jugend nervenschwach, ungeeignet zum Ertragen von Schwierigkeiten und unfähig für den immer aufreibender sich gestaltenden Kampf ums Dasein.

V.

Das Buch vom Schöckel. Von Ernst von Coelln. Verfaßt auf Anregung des Steirischen Gebirgsvereines. (Graz. Leykam.)

Ein Touristenbuch, das weit mehr ist, als ein Bergführer, ein Buch, das uns auf das angenehmste unterrichtet und unterhält mit allem Eigentümlichen und Wissenswerten, das sich auf den Schöckelberg bei Graz, seine Lage und Formen, seine Erdart, seine Geschichte, sein Schrifttum, seine Umgebung und Bevölkerung, seinen Aussichts- und Sagenkreis u. s. w. bezieht. Reich geschmückt mit Landschaftsbildern, Gedichten und Sinnsprüchen über diesen berühmten Berg, der dem Fremden zuerst kaum auffällt und von dessen Höhe — sie beträgt nur 1446 m — er sich schließlich nicht trennen kann. Wenn der nächsten Auflage dieses Buches statt der in den Text gedruckten störenden Annoncen eine Touristenkarte beigeheftet wird, dann ist es das beste aller Schöckelbücher, die bisher erschienen sind.

Steiermark. Der wohlbekannte Führer durch die Sommerfrischen, Kurorte, Bäder und Höhenstationen ist nunmehr in 10. Auflage erschienen. Er ist mit 142 Bildern geschmückt und enthält eine Reihe von praktischen Angaben über das für den Fremden in Steiermark Wissenswerte. Das Buch gibt Auskunft über die Sommerwohnungen, Kurorte, Bäder und Höhenstationen in Steiermark. Zur Orientierung über die Zufahrtsrouten ist diesem Taschenformatführer eine Eisen-



Die Harfe im Walde.

Eine Erzählung von **Peter Rosegger.**

Die Gegend ist fremd, der Wald ist finster und abendlich, die Wege verrinnen in den Schluchten, an den Hängen, in den Dickichten — und wir haben keine Zuflucht. Über den Almen und Felswänden hängen die Wolken, die schweren, hochsommerlichen Wolken. Die Bäume wagen sich nicht zu rühren, denn in ihren Zweigen schlafen die Vögel.

In den Tiefen rauscht der Waldbach; — wenn in den Tiefen so sehr der Waldbach rauscht, sagen die Leute, dann kommt ein Sturm.

Wir wollten hinüber zum Kirchlein des heiligen Hubertus, das im Walde steht und den Waldleuten am Tage des Herrn als Versammlungsort dient. Nun ist keine Zeit dazu. Laßt jetzt auch das Suchen nach Himbeeren und Alpenrosen — es fallen schon die schweren, eiskalten Tropfen.

Ein mattes, plötzliches Hinleuchten zwischen den Stämmen — da beginnt es hoch oben zu rollen, rauh und schwer, wie das Aufatmen des Himmels, dem der Alp auf der Brust sitzt. Jetzt werden die Bäume wach. Sie schlagen mit den Ästen um sich, das Gevögel schreckt auf. Der Wald rauscht, hoch in den Wänden tost der Widerhall — über den Wipfeln kreist der Habicht, der bringt den Sturm.

An uns Eilenden huscht ein Mann vorüber, eine schwarze, verwilderte Gestalt mit einer Flinte. Plötzlich steht er wie gebannt, lauert,

Kinderlieder. Von Ernst Ludwig Schellenberg. (Weimar. Gustav Kiepenheuer.)

Deutsche Lieder. Gedichte von Theodor Eichler. (Dresden und Leipzig. E. Pierson.)

Lebenspulse. Gedichte von H. R. Doerfler. (Straßburg i. Elf. u. Leipzig. Josef Singer.)

Spiegelungen. Gedichte von Maria vom Geyersberg. (Straßburg i. Elf. und Leipzig. Josef Singer.)

Auf lichter Spur. Gedichte von Ernst Haidler. (Straßburg i. Elf. und Leipzig. Josef Singer.)

Singe zu Haus! Sammlung beliebter Männerchorlieder in Bearbeitung für eine mittlere Singstimme mit Klavierbegleitung. Herausgegeben von Franciscus Nagler. (Leipzig. C. F. W. Siegels Musikalienhandlung. R. Linnemann.)

Die Lese. Literarische Zeitung für das Deutsche Volk. Herausgegeben von Theodor Etzel und Georg Muschner. Erscheint jeden Samstag. (München.)

Der soakrische Hoanteifi. Lustige Dialektdichtungen zum Vortrage in fröhlichen Kreisen. Von Ottokar Janetschek. (Innsbruck. Wagnersche Universitätsbuchhandlung.)

Palmenstudien. Mit Anleitungen zur Pflege der Palmen im Zimmer. Von Karl Cornelius Rothe. Mit 2 bunten Tafeln und 33 Abbildungen. (Triest-Wien, M. Quidde Verlag vorm. F. H. Schimpf.)

Dinand, Taschenbuch der Giftpflanzen. (Eßlingen. J. F. Schreiber.)

Der Stand unserer Kenntnisse vom fossilen Menschen. Von Wilhelm Branca. Mit zahlreichen Abbildungen. (Leipzig. Veit und Comp.)

Der Schiffbruch des Glaubens. Vortrag von S. Keller. (Hagen i. Westphalen. Otto Rippel.)

Der Tatbeweis der Christen. Von Ernst Schreiner. (Chemnitz. Gottlob Koezle.)

Wie bahnen wir den Weg zur Mäßigkeit und zur Enthaltsamkeit? Populär gehaltene soziale Studie. Von Rudolf Mack. (Wörishofen. Druck u. Commissionsverlag J. Wagner & Co.)

Der Sangesbruder 1911. Allgemeiner Deutscher Sängerkalender des In- und Auslandes. 4. Jahrgang. (Berlin. Musikverlag O. Suchsdorf Nachf.)

Die deutschen Kolonien in Bosnien. Von J. Heimfelsen-Sarajevo. (Wien. Gerold u. Co.)

Zehn goldene Leitworte für Haus- und Stubenmädchen. Sechstes Tausend. (Berlin. Fröbel-Oberlin-Verlag.)

Puppenhaus. Modellbogen und Anleitung zur Selbstherstellung. Von O. Mayser. (Ravensburg. Otto Maier.)

Schwarz-Weiß-Kunst. 8 Tafeln, Vorlagen. Von K. Wallner. Ravensburg. O. Maier.)

Die goldene Gefahr. Von Andreas Veitschberger. (Graz. Im Verlag des Verfassers. Druckerei „Leykam".

Wider die Sprachenverderbnis. Ein Beitrag zur Wahrung des Standes der deutschen Sprache. Mit einem Wortverzeichnisse. Von Otto Brieglet. (Hasert u. G. zu Bornsdorf bei Leipzig.)

Denkschrift zur Erinnerung an die Gedenktafelenthüllung für Ludwig Anzengruber am 10. Juni 1911 in Bruck a. d. M. (Bruck.)

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten"

K. L. in G. und F. S. in Z. Einsendungen und Zuschriften, denen kein Rückporto beiliegt, können nicht erledigt werden.

Optimist. Ob mir nach meiner Erklärung „Ich kandidiere" (Aprilheft) ein Mandat angetragen wurde? Nein. Man mißtraute meiner Kandidatur — und hätte jemand den Vorschlag, mich als „Antikorruptionsabgeordneten" zu wählen, ernst genommen, dann würde man mir — erst recht kein Mandat angetragen haben.

A. G. in Wien. So wie Sie es tun, darf man nicht „dichten". Ich bitte:

Agnes liegt in ihrem Bett,
Freut sich auf den morg'gen Tag.
Heute ist sie Fräulein noch,
Morgen ist sie Frau ja schon.
Oh, wie schwellt nur ihre Brust,
Wenn sie an den Walter denkt.
Oh, wie liebet sie ihn nur.
„Mich auch liebt er doch bestimmt."
Und so spricht sie vor sich hin,
Denkt an Walter, denkt an sich und — — schläft.

(Geschlossen am 20. Juni 1911.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Köck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Hinter seiner Werkstatt und Küche — das ist eins — hat er eine recht geräumige Stube, da drin steht ein halb Dutzend Lehnstühle um einen langen Tisch herum. An der Wand sind Reh- und Hirschgeweihe, von denen des Köhlers Töchterlein seiner Tage meinte, sie wären aus dem Holze herausgewachsen. In der Tischecke ist das übliche Heiligtum — ein rauhgeschnitztes und hellbemaltes Muttergottesbild. Darüber ist allweg ein Kranz von Tannenzweigen oder Preiselbeersträuchern gewunden, im Frühjahre auch von Eriken, im Sommer von Farnkräutern und Alpenrosen, im Herbst aus Enzianen und Edelweiß — im Winter schmiegt sich ein kunstvolles Gewebe von farbigen Moosen um des Hauses Heiligtum.

In dieser Stube treibt Kilian ein drittes Gewerbe. Dort im rauchgeschwärzten, aber reichgeschnitzten Kasten — der ist aus alten Tagen, heute schnitzt man weder in den Städten, geschweige im Walde so kunstreiche Möbel — stehen große volle Flaschen und ringsumher, wie durstige Zicklein um die Mutter, kleine Trinkgläser.

Agnes, des Köhlers Töchterlein, ist in den Herbsttagen durch Gehege und Geschläge gegangen, hat Vogelbeeren und andere Beeren und Steinobst und Gewurzel gesammelt, und der Vater hat neben den Meilern einen kleinen Ofen gebaut, einen Tonkessel mit langem Rohre darüber eingemauert und in diesen Kessel die Waldfrüchte getan, hat alles fest verklebt und verschlossen, darunter Feuer gemacht, vor das Rohr eine Flasche gestellt und gerufen: „Jetzt, wenn ein guter Geist drinnen ist, so komme er heraus, ich beschwöre ihn!" —

Also ein Geisterbeschwörer? Nein, ein Branntweinbrenner. Aus dem langen Rohre begann es vorerst zu dunsten, dann zu tropfen und endlich floß ein helles Brünnlein in die Flasche. Das war Kilians drittes Gewerbe.

Und wenn dann die Holzer, die Pecher, die Hirten, die Wurzner und Kräuterer, die Jäger, und auch die Wilderer kamen, so setzten sie sich an den Tisch und redeten von Dem und Dem, was da im Walde war und nicht sein sollte, oder nicht war und sein könnte, oder auch was recht war, daß es war, oder recht war, daß es nicht war. Kam dann allemal der Kilian herbei und fragte: „Mögts einen?" Und sie darauf: „Gib her einen."

Dann schlugen sie für das funkelnde Gläschen auf den Tisch die Münze hin, so fest, als wollten sie dieselbe vor dem Weggeben noch in Holz abprägen. Und das Wirtsgeschäft war Kilians viertes Gewerbe.

In der Köhlerhütte, Schmiede, Branntweinbrennerei und Schenke ging's denn auch immer recht lebhaft zu. Da saßen sie stundenlang, nächte-, ja oft tagelang zusammen, die rauhen wildbärtigen Wäldler; jeder hatte sein Griesbeil neben sich lehnen und in der rechten Hosen-

kauert sich zu Boden und richtet den Lauf des Gewehres in die Luft. Wie von seinem glühenden Auge entzündet, kracht der Schuß — aus den Lüften nieder stürzt der Habicht. Das Tier fällt an den Bäumen langsam von Ast zu Ast herab und bleibt endlich hängen über dem Haupte des Schützen. — Am Felshange fliegen die Wolken herab. Der Mann klettert auf den Baum wie eine Wildkatze, faßt mit den Zähnen den toten Vogel, springt zur Erde und eilt durch Wald und Wettersturm der Hütte zu.

Die Hütte steht zwischen uralten Fichten; vor derselben sind rauchende Kohlenmeiler, der Bretterbarren und der Ziegenstall; hinter ihr der brausende Bach.

Und aus dieser finsteren Hütte schimmert zu den kleinen Fenstern Licht heraus in die große, wilde Welt. Die Türe ist verschlossen, der Mann rüttelt: „Kilian! Mach' auf, die Räuber und Mörder sind da!"

„Erschreck' du einen andern", sagt hierauf eine Stimme von innen, „ich kenne dich wohl, du bist der Hans."

„Und darf der Hans in dieser Nacht bei dir sein?" fragte der Ankömmling. Die Türe ging auf, der Kohlenbrenner stand da und sagte: „Bist gern gesehen."

„Sollst es nicht umsonst tun, ich geb' Dir ein paar Pfeifen Tabak."

„Die paar Pfeifen Tabak nehme ich," sagte der Kilian, „aber für das Dableiben wirst nichts schuldig. In so einer ungestürmen Nacht ist's kurzweiliger, wenn zwei sind. Die Brautleut' sind nach Feichtau gegangen und noch gar nicht daheim, die stecken sich bei dem Gewitter heilig unter einen Tannenbusch."

Der Köhler, der das sagte, war eine große, derbe Gestalt, deren Gesichtszüge unter dem dichten Kohlenruß kaum zu erkennen waren. Seine Augen schauten offen und sanft. Er stak in einem weiten Lodenkittel, die Schenkel umspannte eine verschlissene und versengte Lederhose, vom Knie abwärts waren die Füße nackt bis auf die Holzschuhe. Er warf Äste und Kohlen in sein prasselndes Herdfeuer, welches den vorderen Raum der Hütte durch den Rauch mit flackerndem Rot erhellte. Zu Fuß des Herdes war ein beweglicher Holzbalken, und so oft der Mann auf denselben trat, sprühte und lohte das Feuer in heftiger, blauer Flamme auf. An der berußten Holzwand hingen unter Haus- und Küchengeräten große Hämmer, Zangen und Hacken, und neben dem Herde stand ein kleiner Amboß.

Der Köhler ist hier auch Schmied. Er schmiedet den Holzleuten im Edelwalde ihre Äxte, Beile, schärft ihre Steigeisen und Sägen — er ist der Geschicktesten, Fleißigsten und Wichtigsten einer im Walde. Auch ist ihm was dafür geworden.

Magst ihn haben, Kilian, nagle ihn auf deine Hauswand, wenn du willst, nur die paar Federn behalte ich mir, und noch was."

„Ein sauberer Vogel", meinte der Köhler und wendete das Tier über und über, „ich mag ihn schon; mein Hühnervolk wird sich freuen, wenn es den Geier einmal auf die Wand genagelt sieht. Dank dir Gott, Hans."

Als der Köhler hinaus zu den Meilern nachsehen ging und der Hans allein in der Stube war, zog er sein Messer aus der Tasche, stach dem Habicht die Augen aus und verzehrte sie.

„Hast auch den Glauben", sagte später Kilian, „daß gegessene Geieraugen dem Schützen einen recht scharfen Blick machen?"

„Ich habe gar keinen Glauben", versetzte der Hans, „ich weiß es; Geieraugen sind allemal ein sicheres Mittel für so was, aber gut müssen sie sein." Er führte die Sache nicht weiter aus, er warf den Vogel unter die Bank; dann zündete er die Pfeife an, ließ sie aber wieder ausgehen. Er starrte finster auf den Tisch. Die Spanflamme schüttelte sich hin und her, als sei sie nicht recht einverstanden mit dem, was der Wilderer denkt.

Draußen braust der Wettersturm. Man hört die Bäume rauschen und die Wipfel krachen — die Wände des Hauses ächzen; der Bach braust und bei dem Leuchten der Blitze sieht man sein wachsendes Fluten und Anprallen an die Steine und Überquellen aus dem Ufer. Die Donnerschläge mögen bald verhallen, die Regen versiegen, die Wetter vergehen — als Herr bleibt der Wildbach. Wer hat dem Köhler erlaubt, hier seine Hütte aufzustellen? Fort damit! Ein Steinwall nimmt sich noch der armen Köhlerei an; der Rasende zerschellt an ihr und schäumt wütend dahin, hier einen Baumstrunk, dort ein Stück Erde mit sich reißend.

„Der Mensch wird rauschig, wenn er zu viel Branntwein trinkt, der Bach, wenn er zu viel Regen trinkt", sagt der Kilian. Er weiß es, morgen ist das Bächlein wieder klar und klein und hilft ihm die Kohlen löschen und den Schnaps kühlen und leugnet alles, was es heute getan.

Der Kienspan verlosch, aber im Herzen des Hans brennt es fort.

Draußen wurden mehrere Stimmen vernehmbar. Der Kilian ging, um zu sehen, und rief: „Seid ihr endlich da, ihr verdankten Leut' ihr! Gott Lob und Dank, daß ihr da seid."

Ein junges, heiteres, erwachsenes Mädchen und ein eben solcher Bursche kamen in triefenden Wettermänteln hereingestolpert.

„Na, heut' wohl, Agnes!" rief der Kilian, „heut' hat's dir den Brautkranz wohl aufgefrischt. Was hab' ich denn gesagt zu Mittag? Hab' ich nicht gesagt, es kommt was? Es sind die Gelsen so ins

tasche ein langes, blitzendes Messer stecken. Manchem davon wäre auf entlegenem Waldweg nicht gut begegnen, sagen die Jäger. Der rechte Waldmensch mag unter allen Raubtieren den Jäger am wenigsten leiden. Der schießt ihnen den Braten vor der Nase weg und läßt, wenn er kann, die so Benachteilten noch einsperren. Der Wäldler beichtet und betet, arbeitet und fastet, ist ein guter Kerl, aber dem Jäger trotzt er bis aufs Messer. Gegenseitig mögen sie sich aus purem Jähzorn erschlagen, aber den Jäger morden sie mit Vorsatz. Wildschützen sind sie, und ginge es um Erd' und Himmel.

Jetzt, da Kilian den Hans in die Stube führte, war sie leer. Der Köhler nahm dem Gast die Flinte ab und verbarg sie unter einer Diele des Fußbodens.

„Magst einen, Hans?"

„Hast einen rechten Beißer, so gib ihn her."

Der Köhler steckte einen brennenden Span in den dazu bereiteten Wandhaken, brachte Schnaps und sagte: „Ich glaube schier, du hast dir heute keinen verdient".

„Wesweg meinst das?" fragte der andere.

„Weil du nichts, als wie den Wettergeier bei dir hast."

„Glaubst du", sagte der Hans, „man fängt die Rehböcke und Gemsen so unter den Steinen heraus als wie die Regenwürmer? Ei ja, wenn diese kreuzverfluchten Jäger nicht wären! Aber heut' sind sie dir wieder den ganzen Tag im Wald herumgestreift wie wütige Füchse. Und wenn einer einmal so Jahr und Tag im Kotter sitzt, wie ich, nachher fährt er nicht mehr so hitzig drein. Probier's nur selber. Wär' dir heute recht gut zu Schuß gekommen. Steht so etlich sechzig Schritt vor mir ein Vierzehnender, ein sakrisch Tier! Ich mich gleich hinter den Busch niederlassen und zur Wange fahren, ist das erste. Paff! schnalzt es auf der anderen Seite und der Bock stürzt hin. Vermaledeit! denk' ich — grad daß ich nicht geflucht hab' — muß ein Jäger da sein. Sehe ich auch schon den Franzinger, wie er dem Tiere zuläuft. Jetzt, Franzinger, jetzt kommst mir zurecht, denk' ich, jetzt zahl' ich, daß du mich in den Arrest hast geschickt! — und leg' den Finger an den Hahn. Weiß der Teufel, wie mir gäh sein Kathel einfällt und die Kinder, zittert mir der Finger am Hahn. — Kathel, denk ich, dich hab ich einmal gern gehabt, und ist dir auch der flott' Jägerbursch' lieber gewest wie der arme Hans, ich trag dir's nicht nach, ich hab dich einmal gern gehabt. — Und schieße nicht. Bin durch den Anwachs gefahren, als hätte ich das wilde G'jaid hinter mir. Was schieß' ich heut', daß mir die Kugel im Rohr nicht faul wird? Da seh' ich den Geier und brenn' ihn herab. Sollt' eigentlich der Franzinger sein.

mit den seltsamen Päcken, die sie mit sich schleppten, stießen sie an die Türpfosten, daß es klirrte.

„Holla ho, Hochzeitsleut'!" rief der lange, hagere Pechhacker, „lustig sein, ich bring' die Musikanten mit!" Damit warf er einen breiten Filzhut auf die Bank, daß es spritzte.

„Was hast denn du für zwei Fledermäuse bei dir?" fragte ihn der Hans, auf die abenteuerlich aussehenden Fremden deutend.

„Die hab' ich da oben in der Kapelle aufgestöbert — über und über naß, unter und unter schier erfroren. Haben im Gebirg' den Weg verloren, sagen sie, und in der Kapelle übernachten wollen. Das geht nicht, hab' ich gesagt, ich hab' ein großes Vertrau zu dem heiligen Hubertus, aber ich glaub', bei Menschenkindern tut euch diese Nacht besser. Es geht ein eiskalter Wind, weil es auf der Scharnhöh' gehagelt hat, und das Weibel, sag' ich, schaut ohnehin schier einer kranken Henn' gleich. Der Kilian da unten, sag' ich, nimmt euch über die Nacht schon in sein Haus und kocht euch eine warme Suppe — wird keine Schwierigkeit setzen."

„Eine warme Suppe können sie schon haben", meinte der Kilian, „aber mit der Liegerstatt wird's heut' schlecht ausschauen."

„Nein, nein", murmelte jetzt der Mann in fremder Kleidung — er war betagt und hatte eine heisere Stimme — „für mich ist alles gut, auch auf dem Fußboden schlaf' ich; aber die Meinige da, die ist mir krank worden, für sie tät ich wohl um ein warmes Nestlein bitten, wenn es sein könnte."

„Wohl um Gottes willen!" flehte das Weib und faltete ihre fiebernden Hände.

Das war schon durch und durch ein nasser Abend, auch in den schönen veilchenblauen Augen der Agnes gab's jetzt Wasser. „Das ist ja leicht", sagte hierauf das Mädchen, „die Frau schlaft oben auf dem Dachboden in meinem Bett, und den Bärenpelz drauf; dafür bleibt der Mann bei uns in der Stube und zieht dem Ding da die Pfaid ab."

Sie hatte bemerkt, daß der Alte in seinem Sack eine Harfe stecken hatte. Der Baldl sah seinen Vorteil und unterstützte den Antrag des Mädchens. Und so wurde es. Das fröstelnde Weib trank aus der hölzernen Schale warme Ziegenmilch, dann barg es mit Sorgfalt sein Instrument, es war eine zweite Harfe, in die Ecke, sagte allen eine gute Nacht, ließ sich auf den finsteren Dachboden führen und legte sich ins Bett unter den Bärenpelz. Der Alte hatte seinem Weibe noch nachgeschaut und dann gesagt: „Was ich froh bin, daß sie zum Schlafen kommt; ich tue, was ihr wollt."

Fürs erste wollten sie, daß er sich in ein trockenes Gewand stecke, dann, daß er ein Glas Branntwein trinke. Dann zündeten sie einen frischen Span an und setzten sich um den Tisch.

Feuer geflogen. Jetzt macht euch zurecht, ihr Lotterer ihr! Die Dirn' weiß Bescheid; und du, Baldl, häng' da deinen Wettermantel über den Herd; wie deine Haut trocken wird, sieh' selber zu."

„Aber nein", rief das Mädchen, „aber so was, da! ich bin ganz zusammengeschlagen vor Schreck!"

„Was hast denn du wieder für einen Schreck gehabt?" fragte der Vater.

„Geistern tut's schon wieder oben bei der Huberts-Kapelle. Daß ich euch nur sag': 's ist die Nacht und der Regen da, wie wir vorbeigehen. Stehen wir unters Dach, sagt der Baldl. Ist mir nicht lieb, sage ich, bei der Kapelle tut's gern einschlagen. Hat der Übermut drauf noch gesagt, ein bissel Feuer wär ihm lieber, wie so viel Wasser — so eine Sündhaftigkeit sagen! Und wie wir unter das Dach springen wollen, sag' ich: bleib' stehen, Baldl! Hab' ich so ein Summen und Klingen gehört in der Kapelle, gerade wie wenn von weitem Glocken täten läuten. Hab' den Baldl zu mir gerissen und sind durchs Wetter herabgefahren wie nicht gescheit. Und jetzt verspür' ich erst den Schreck."

„Ihr seids zwei Kinder und wollts schon heiraten", sagte der Köhler, „wo habt ihr aber den Pechhacker gelassen?"

„Der ist zu seinem Mardereisen nachschauen gegangen, muß bald da sein."

Die zwei Leutchen, die hier so naß geworden waren, hatten heute einen sehr schönen Feiertag gehabt. Sie waren in Begleitung des Pechhackers drüben in der Feichtau beim Pfarrer gewesen. Der Baldl ist unter den Holzleuten im Edelwald der Meisterknecht oder Vorarbeiter. Er ist im Holz geboren und kennt sich in demselben aus wie ein Borkenkäfer. Wie er Vorarbeiter wird, fällt's ihm auf einmal ein, er will auch eine Vorarbeiterin haben, und geht in die Köhlerhütte und schürt Kohlen, und geht in die Schmiede und schmiedet das Eisen, so lange es warm ist. Da ist lange hin und her geredet worden, haben etliche Gläschen Branntwein dabei getrunken, und der alte Pechhacker, des Kilian Gevatter, hat bei diesem Reden und Raten vor lauter Sinnen und Grübeln ein neues Pfeifenrohr zerbissen.

Endlich ist alles richtig worden; in einer Woche ist der Ehrentag in der Feichtau beim Wirt, da, verhoff' ich, wird der Gevatter wieder zu einem neuen Pfeifenrohr kommen.

In der Luft war es endlich wieder still geworden, nur von den Bäumen rieselte es nieder. Die Meiler draußen, die waren nach dem Regen schwarz wie vor demselben. Nur der aufsteigende Rauch ist jetzt in der Nacht schier weißer als sonst.

Endlich kam der Pecher heim. Aber er kam nicht allein, hinter ihm humpelten ein Mann und ein Weib in fast fremdartiger Kleidung;

Drauf sind wir fort. Gehen wir vor den deutschen Leuten nicht mehr sicher, sag' ich zu der Meinigen, so müssen wir halt ins fremde Land! und sind über das Gebirge ins Welische hinein."

„Jetzt soll ja schon lang' wieder alles gut sein", sagte der Köhler.

„Das haben wir auch gehört und so reisen wir wieder heimwärts."

„Und was hört man sonst Neues?" fragte nun der Pecher und stopfte sich aus einem Blasenbeutel Tabak in die Pfeife.

„Die Franzosen sollen wieder anrücken", sagte der Harfner.

Über dieses Wort richteten alle ihre Köpfe auf; auch der finstere Hans den seinen.

„Die Franzosen wieder anrücken?" meinte der Köhler, „das ist 'leicht doch eine Lug, Vetter!"

„Wird hübsch wahr sein, der Napoleon will uns wieder haben."

Jetzt hörte man nichts, als den Wildbach draußen. Plötzlich aber schlug der Pecher mit seiner knochigen Faust auf den Tisch, daß die Gläser emporsprangen. „Sakra", fluchte er, „wenn sie wieder kommen, so setzt's was! Sie sind schon dagewest und unsere Vatersleut haben sich treten lassen, daß es schon ganz hündisch ist gewest. Aber wir raiten anders, wir! Mit Hacken und Messern fahren wir drein und klieben ihnen die Schädel auseinand. Edelwaldleut, wir sind keine Hundsfötter, wir sind freie Leut. Kreuzsakerment!"

Der Mann war aufgesprungen und hatte sein langes Messer mit einem schweren Fluch in den Tisch gestoßen.

„Was hat er denn", fragte der Baldl.

„Er wird allemal so wild, wenn von den Franzosen die Rede ist", sagte Kilian, „sie haben seinen Großvater erwürgt."

„So haben sie ihn erwürgt in des Teufelsnamen!" rief der Pecher, „sie sind Feinde gewest. Aber daß sie hernach meinen Vater zu einen Knecht haben gemacht, zu einem Spion und Schurken, das verzeih' ich ihnen nimmer, und wenn's mir den Himmel kostet!"

So redeten und schrien sie hin und her, es war ja zur Zeit des deutsch-französischen Krieges, wo auch die Waldleute tief im Gebirge aufgeschreckt worden sind, wo sie alles Weh, das sie vier Jahre früher erfahren, vergessen hatten und nur vom Franzosen-Erschlagen die Rede war. — Zur solchen Zeit tat eine gemütliche Musik wohl. Und in diesem Augenblick, da die verwilderten Gemüter entbrannten zum Vergelten und Schlachten, legte der alte Harfner seine Finger in die Saiten . . .

Sie klangen noch ein wenig trüb, aber sie klangen und spielten ein fröhlich Lied. Agnes legte den Arm um den jungen Bräutigam — es begann der Reigen.

„Na, Hans, was ist's mit dir?“ polterte plötzlich der Pecher den finsteren Gesellen an, der wortkarg in seiner Ecke kauerte, „was meinst, wann erwürgen wir den Franzinger? Mir hat der Scherg' das Madereisen ausgehoben. Will er einem auch das Raubtierfangen nicht mehr vergunnen. Der gibt nicht Ruh, so lang' er nicht die Bohn' im Leib hat.“

Der Hans ließ unter der tief in die Stirne gedrückten Hutkrempe hervor einen Blick schießen. „Ja“, murmelte er, „'s ist einem verteufelt langweilig am Abend, wenn man nichts geschossen hat.“

Mittlerweile war Agnes in Unterhandlung mit dem fremden Mann — der Harfe wegen. Es war ihr so wunderlich in den Füßen, just als hätte sie auf jeder Zehe ein loses Rädchen. Und kaum legte der Mann die Finger an die Saiten, huschte Agnes nach ihrem Baldl. Aber — die Saiten wollten nicht klingen. Der Regen hatte sie heiser gemacht.

„Sie werden schon trocken, derweil trink' Branntwein“, sagte Kilian zum Fremden, „mit Verlaub, von wo seid Ihr denn her?“

„Wo wir hin wollen, meint Ihr“, versetzte der Mann, „wir sind alt, wir kommen aus der Fremde und gehen der Heimat zu. Im Böhmerland sind wir daheim, nach dort sind wir jungerweise aus Preußen eingewandert. Jetzt ziehen wir schon über vier Jahr' in der Welt herum und musizieren den Leuten was vor, weil uns von heim der Jammer vertrieben hat. Wo es lustig zugeht, da bleiben wir; wollen sie tanzen, so spielen wir; tut sich aber nicht gut tanzen zum Harfenspiel. Wollen sie hören, so singen wir — die Meinige hat eine gute Stimme gehabt, letzt' Zeit freilich, da ist ihr der Stimmstock umgefallen. Jetzt geht's nicht mehr recht, und wenn wir singen, so geben uns die Leute Geld, daß wir aufhören sollten. Ist auch recht, sag' ich, so brauchen wir keine Saiten zu stimmen; aber der Meinigen hat's das Herz abdrücken wollen — das Singen ist ihr noch der Trost gewesen, seid der Junge tot ist.“

„Trinkt wacker“, sagte der Köhler, „ich füll' nach. Ihr müßt auch harte Sach' durchgemacht haben.“

„Ja, das glaube ich!“ lachte der Musikant überlaut auf.

Dann schwieg er. Dem Kilian tat's leid, daß die Erzählung des Mannes verstummen wollte, er sagte denn nach einer Weile: „Böhmen soll ja ein schönes Land sein.“

„Ein schönes Land“, antwortete der Fremde.

„Was gibt's denn Neues dort?“ fragte der Köhler äußerst ungeschickt.

„Ich bin schon lang' nicht mehr dort gewest. Dazumal hat's Neues genug gegeben. Sind unsere Landsleut, die Preußen gekommen, haben uns das Haus niedergebrannt und unsern Sohn totgeschossen.

„Den Bärenpelz, der inwendig mit Schafspelz gefüttert ist“, antwortete der Köhler. „Unter solchen Tierhäuten kann keiner erfrieren.“

„Dann singe ich gern und sing' eins für die liebe Jugend“, sagte der Alte, griff in die Saiten und begann zu singen:

„Auf dem Bergl steht a Hüttel,
Bei dem Hüttel steht a Bam,
Und so oft ich dort vorbei geh,
Find ich allemal nimmer ham.

In dem Hüttel ist ein Dirndl,
Ist frisch wie ein Reh,
Und so oft ich das Dirndl anschau,
Tut mirs Herzerl so weh.

Und das Dirndl hat zwei Äugerln,
Wie am Himmel die Stern,
Und je öfter ich hineinschau,
Um so mehr hab ichs gern.

Hab a Freud mit dem Dirndl;
Ob ich wach oder tram,
Denk ich alleweil ans Dirndl
Und s Hütterl beim Bam —“

Jetzt schrillte die Harfe und war still. Was ist das? Drei Saiten auf einmal gesprungen ...

Dem Alten war die Stimme auf den Lippen erstorben. Der Pecher meinte, das hätte was zu bedeuten.

„Der Nässe wegen“, sagte Kilian, „nasserweise angespannt, dann trocknen sie zusammen und springen. Gießen wir noch zu guter Letzt eins nach!“ Und er füllte das Gläschen des Harfners wieder voll.

Der Baldl, dem eigentlich noch nicht genug getanzt war, versuchte die Saiten zu knüpfen.

„Laß' es sein“, sagte der Alte, „was hin ist, ist hin“.

Kilian ging zu seinen Kohlstätten, um etwaige Glutausbrüche zu dämpfen. Der Pecher meinte, für ihn wäre es Zeit, daß er seine Klause aufsuche, sie stand oben am Waldhang, wo morgen früh wieder die Pechbrennerei angehen sollte.

„Da, Vetter“, sagte er, „da habt Ihr was fürs Aufspielen“, und warf für den Musikanten ein Silbergröschlein auf den Tisch hin.

Und der Hans? Der hatte während des Gesanges sein Gewehr unter die Jacke genommen und still und finster die Hütte verlassen.

So wollte sich auch der Sänger anschicken, auf den Dachboden zu seinem Weibe zu gehen.

„Nachher wären wir doch ganz allein“, sagte das Mädchen besorgt.

„Das macht nichts“, meinte der Baldl.

„Die Kinder sollen auf dem Stroh liegen“, sagte der Köhler schalkhaft.

„Nein“, rief Agnes, „das tu' ich nicht“.

„Wo willst denn schlafen?“

„Da gehe ich lieber zur fremden Frau hinauf“, versetzte sie und war rot im Gesicht.

„Ist auch recht“, meinte Kilian, „so mag der Herr Musikant beim Baldl auf dem Stroh liegen.“

So geschah es. Der grauhaarige Harfner und der junge braunlockige Meisterknecht legten sich in der Stube auf das Stroh und der

Und als das Paar anmutsvoll und geschmeidig durch die Stube walzte, da pfiff Kilian die lustige Weise mit und schnalzte mit den Fingern den Takt dazu und trillerte in seiner bäuerlichen Art:

Wan ma zithernschlogn,
So schlogn ma stoansteirisch*),
Wan ma steirisch tonzn,
Tonzn ma stoansteirisch,
Toan ah stoansteirisch kegelscheibn.

Wan ma Dirndl liabn,
So liabn ma stoansteirisch,
Will der Feind ins Lond,
So zoagn mas stoansteirisch,
Daß ma stoansteirisch wölln bleibn!

Die beiden anderen schlugen dazu mit ihren knochigen Fäusten auf dem Tisch die Trommel.

Der Harfner brach sein Spiel ab und sagte: „Es tut mir doch das Brautpaar leid, daß man ihm eine solche Kriegsmusik macht.“

„Möglicherweise fangt ihnen jetzt der dreißigjährige Krieg an“, lachte Kilian.

„Hätte ich hier was dreinzureden“, versetzte der Harfner und schüttelte seinen grauen Kopf, „so wollte ich sagen: So ein Spaß gehört sich nicht. Wenn man jungen Eheleuten allemal das Schlechte voraussagt, so meinen sie nachher, es muß so sein, und suchen und finden überall Schlechtes. Wie ich vor zweiunddreißig Jahren die Meinige genommen, ist auch Gefahr gewesen, aber ihre Mutter hat frisch gesagt: Ihr mögt tun, was ihr wollt, ihr zwei gehört zusammen; ihr mögt voneinander fliehen und euch verfolgen und Leid antun, es wird vergebens sein, ihr werdet euch lieb haben. Ihr werdet auswendig Elend und Kümmernis haben, ihr werdet miteinander weinen, aber ihr werdet glücklich sein. — Schön hat sie reden können, so ist es geworden und so will ich es auch euch wünschen.“

Dieser Worte wegen schauten sie mit Wohlgefallen auf den alten Harfner; nur der Hans nicht, der lugte durch das kleine Fenster hinaus. Draußen über den finsteren Tannen standen jetzt die Sterne des Himmels; ihretwegen blickte der Mann wohl nicht hinaus. Ob er nicht an das Weib des Jägers Franzinger dachte? Er möchte sie fliehen, verfolgen, möchte ihr Leid antun und muß doch an sie denken . . .

Jetzt zog der Hans ein Horn aus der Tasche, ließ daraus Pulver in seine Hand rinnen, tat dasselbe in das Rohr seiner wieder aus dem Verstecke geholten Flinte, ließ dann eine Bleikugel hineinrollen und verstopfte das Rohr mit Papier, das er mit dem Ladestock hineinstieß. Dann prüfte er den Hahn und starrte wieder zum Fenster hinaus.

„Jetzt sollt Ihr uns aber auch eins singen“, sagte Kilian zum Harfner.

Der Alte schaute besorgt drein und tat hernach die Frage: „Nicht wahr, ihr guten Leute, die meinige hat eine warme Decke?“

*) Stoansteirisch = ursteirisch.

durstig sein; und vielleicht warten Sie, bis er hier angekommen ist — dann bleibt Ihnen noch genug Zeit übrig, nachzusehen . . .

Tobias (sehr ernst): Ob das Heu gehäufelt ist.

Claire (zuckt zusammen): Sie wissen, was ich will!

Tobias (leise, fast vertraulich): Wenn ich mir erlauben dürfte, gnädige Frau, wenn ich mir ganz untertänigst erlauben dürfte — wollen gnädige Frau den Herrn Legationsrat nicht lieber im Salon empfangen . . . es ist nur . . .

Claire (streng): Lieber Tobias, ich glaube, mich sehr deutlich geäußert zu haben, daß ich den Herrn Legationsrat hier erwarte . . . (Freundlicher.) Ja, und den Sekt, nicht wahr!

(Tobias ab.)

Claire (wandert im Zimmer auf und ab; jeder Zug ihres Gesichtes, jeder Schritt, jede Bewegung verrät die innere Erregung; einmal hat es den Anschein, als wollte sie in den Salon nebenan gehen, aber besinnt sich an der Tür, zieht die Brauen zusammen und stampft leicht mit dem Fuß): Ach was . . .

Tobias (bringt eine Tablette mit Kelchgläsern, überspreitet das Tischchen rechts mit einem weißen Tuch und stellt die Gläser darauf; dann holt er den Eiskübel mit einer gekühlten Flasche und trägt ihn ebenfalls zum Tischchen; geht dann ab.)

Claire: Danke . . . (Sie vergleicht die Zeit ihrer Taschenuhr mit der Wanduhr, ordnet nervös die Sächelchen des Schreibtisches und ergreift ein Buch. Auf ein Geräusch von außen horcht sie, steckt rasch vor dem Spiegel das Haar zurecht und setzt sich dann wieder zum Schreibtisch. (Es klopft.) Herein!

Tobias (anmeldend): Der Herr Legationsrat.

Wolf (zirka vierzigjährig, stattlich; das Haar der Schläfen ist leicht ergraut; im Mantel, mit Hut und Stock in der Hand): Gnädige Frau!

Claire (ihm entgegen, herzlich die Hand reichend): Seien Sie herzlich willkommen!

Wolf (die Hand küssend): Verzeihen Sie, ich bin noch in voller Adjustierung, Tobias ließ mir gar keine Zeit abzulegen. (Überreicht dem Diener die Garderobe.) Na, alter Freund, wie ging's die Jahre immer? Tragen die Beine noch? Reißt das Zipperlein? Siehst ja famos aus . . . na, das freut mich.

Tobias: Ich danke, Herr Baron.

Claire: Wir benötigen Sie vorderhand nicht mehr, Tobias . . . Und die Pferde, Sie sehen nach, ja . . .

(Tobias ab. Pause.)

Wolf (verbirgt hinter einem Redeschwall seine Befangenheit): Die Fahrt war wirklich ungemütlich! Zu acht in einem Coupé! In Krieberg,

Baldl sagte: „Ja, Vetter, wir zwei sind auch noch niemalen beisammen gelegen.“

„Und werden vielleicht auch niemalen mehr beisammen liegen“, entgegnete der Alte, „gute Nacht, jetzt!“

Beide rückten manierlich in sich zusammen, keiner wollte den andern drücken. Ist es das erste- und letztemal, so soll keiner über den andern zu klagen haben. Der Alte schlummerte bald ein; der Baldl dachte: nächst' Wochen lieg' ich schon bequemer. (Schluß folgt).

Flieder.

Einakter von **Hans Ludwig Rosegger**.*)

Personen: Claire. — Wolf. — Tobias. — Er.

Szenerie.

Elegantes Damenboudoir. Links ein Schreibtisch mit Büchern, Sächelchen u. s. w. Rechts ein kleiner runder Tisch. Die Mitte der Bühne ist frei gehalten. Im Hintergrund gegen den Park eine zweiflügelige offene Tür, durch die ein Fliederstrauch seine blühenden Zweige streckt. Die Personen kommen und gehen durch eine Seitentür links.

Tobias (der grauhaarige Diener, der ein paar Fauteuils zurechtstellt): Und befiehlt die gnädige Frau sonst noch etwas?

Claire (dreißig Jahre; in einem fliederfarbenen Hauskleid mit Schleppe; sitzt am Schreibtisch): Nein, Tobias ... oder ja. Sie könnten nachsehen, ob der Junge die Pferde in die Schwemme geritten hat. Ich weiß nicht, ob man dem neuen Stallmeister ganz trauen darf; es wäre schade um die Stute.

Tobias: Wünscht die gnädige Frau, daß ich sofort ...

Claire (unschlüssig zwischen scheinbarem Lesen): Sofort ... aber vielleicht ist es besser ... Ich werde Ihnen etwas sagen, Tobias — ich erwarte den Herrn Legationsrat ...

Tobias: Der Herr Legationsrat — und gerade heute ...

Claire (klappt das Buch zu; anscheinend versteht sie nicht): Heute — warum nicht heute?

Tobias (vorwurfsvoll): Der elfte Mai!

Claire (beißt die Zähne in die Lippen): Der elfte Mai! Das hätte ich beinahe vergessen ... Ich dachte ... Das dumme Datum! (Aufatmend.) Da kann man nun nichts mehr machen — egal ... Bringen Sie das Fremdenzimmer in Ordnung und kühlen Sie Sekt ein — stellen Sie den Sektkübel gleich herein; der Herr Legationsrat wird

*) Uraufführung im Grazer Landestheater am 1. Mai 1911.

zum Schreibtisch setze und die Feder nehme — fort ist die Stimmung . . . und kommt erst wieder, wenn ich in die Dämmerung träume.

Wolf (ohne Verstehen): Mag sein . . . gewiß. Jeder hat seine Eigenheiten.

Claire: Warum stehen wir eigentlich. (Sie setzen sich, Claire auf den Sessel am Schreibtisch, Wolf in den Fauteuil beim runden Tischchen)

(Es dämmert allmählich.)

Wolf (nimmt eine Zigarette aus der Tabatiere und brennt sie an): Du erlaubst?

Claire: Selbstverständlich.

Wolf: Und erzählen . . . Erst mit der Zeit werden mir so die interessanten Kleinigkeiten einfallen, die ich erlebte . . . Weißt du, die große Welt sieht bei näherer Betrachtung doch ganz anders aus, als man sie sich nach Büchern vorstellt. Geschrieben, gedruckt ist alles blaß und flach, selbst Bilder geben nur einen schwachen Begriff. Deibel! Verzeih — du hättest bei mir sein sollen! Manchmal war's ja ekelhaft, wie die im auswärtigen Amt mich herumschoben — nach Teheran, Peking, Washington und Rio de Janeiro; heute bin ich froh. Der Wechsel erweitert den Gesichtskreis und der alte Adam streift gründlich den Philister ab. Aber, kaum saß man irgendwo gemächlich und streckte die Beine aus, gleich hieß es, einpacken, umsiedeln, und weiter ging's. (Lächelnd.) Jetzt kann ich aus eigener Erfahrung konstatieren, daß die Welt rund und überall passabel beulig ist. — In Peking war es nett!

Claire (unruhig, leise): Da war wohl eine Frau . . .

Wolf: Wie meinst du?

Claire: Da habt Ihr Diplomaten natürlich einen interessanten Kreis internationaler Größen und Damen um Euch gehabt . . . die Gemahlinnen der Botschafter und Attachés, die Töchter . . .

Wolf: Ach so . . . 's ging an, ja, besonders in China; die Frau des spanischen Geschäftsträgers hätte dir auch gefallen, Französin, rassig, temperamentvoll. Auf die flogen die Jungens . . . Leider wurde er bald versetzt; er war übrigens auch ein netter Kerl.

Claire (hart): Das war also in Peking.

Wolf: Ja, erst in Rio de Janeiro kam ich ein wenig zum Atemholen; in Washington mußte ich schauerlich Akten schmieren, Handelsvertragsepoche. Aber in Brasilien, alle Achtung, da ließ sich die Chose ganz ähnlich wie in China an; die kleine europäische Kolonie schloß sich eng zusammen; man hat dort nichts als sich selbst. Du, diese famosen Ausflüge zu Pferd und Automobil — und rein keine Arbeit, wenn nicht gerade ein Prätendent den Präsidenten abschlachtete oder umgekehrt.

oder wie das Nest heißt, war Viehmarkt oder so etwas, das haben die Kerle an der Bahn rein vergessen — kein Waggon mehr als sonst; so lange ich mich erinnere, diese elenden fünf Kasten, ob Schnee, ob Regen, ob Feiertag, ob Werktag, seit Urväterzeiten her: fünf Wagen! Die Welt ginge sonst unter oder die Gesellschaft machte Pleite — nur kein sechstes Coupé, um Gottes willen! Dividenden schinden, Kohlen sparen und die Reisenden schikanieren. Natürlich war der Platz in der Dritten sofort alle und der Kondukteur steckte sechs Bauernlümmel zu uns. Skandal!

Claire (nachgiebig): Der Diener ist fort, Wolf!

Wolf (schnell auf sie zu und ihre Hand fassend): Claire, wie ich mich nach dir gesehnt habe!

Claire (still lächelnd): Wirklich . . . und ich mich nach dir . . .

Wolf (gibt ihre Hand frei): Und dir geht es gut . . . natürlich, bist gesund . . . bist ja unverändert, meine liebe Claire.

Claire (nickend, sucht einen vertraulichen Ton): Natürlich geht es mir gut — heute . . . Und auch sonst. Man hat Haus und Hof und Wirtschaft, sieht dem Inspektor auf die Finger, daß er nicht maust, visitiert die Ställe und die Scheuern und treibt den Pacht ein. Du kennst das Einerlei dieses Getriebes — immer gibt's zu tun . . . Gott sei Dank — darüber vergißt man, daß man alt wird.

Wolf: Claire, das ist lächerlich, du und alt!

Claire: Denk doch . . .

Wolf (ablenkend): Du bist immer hier gewesen, nie in der Stadt? Weißt du, die Landluft vertragen Leute wie du und ich zwei Monate — drei Monate, dann gehen einem der Stallduft und der Sauerstoff auf die Nerven, und ein anständiger Mensch hat das Bedürfnis, ein bißchen Staub und Rauch und Dunst in die Lungen zu ziehen.

Claire (wie mit schwachem Vorwurf): Ich weiß nicht . . . Ich bin vom Gut kaum weggekommen, wenn ich nicht gerade anderswo zu tun hatte . . . Es ist sonst auch niemand da, der aufpaßt.

Wolf: Tobias.

Claire (unangenehm berührt): Ach der!

Wolf: Warum?

Claire: Mein Gott, ja . . . er war sein Leben lang um mich beschäftigt, zuerst bei Papa und dann später hier . . . aber . . .

Wolf (lauernd): Weiß er?

Claire (die Frage überspringend): Aber du, du kannst erzählen, in den fünf Jahren bist du in der Welt herumgefahren, lerntest Neues kennen, erlebtest wahrscheinlich manches . . .

Wolf: Das Wichtigste habe ich dir immer geschrieben.

Claire: Briefe — die klingen leicht konventionell und alles eignet sich nicht zum Schreiben; mir geht es wenigstens so, wenn ich mich

Claire: Mich darfst du nicht fragen, was richtig ist und was falsch.

(Es ist fast ganz dunkel geworden. Pause.)

Wolf: Da wir schon davon sprechen . . . und du nimmst es mir nicht übel . . . Der elfte Mai, weshalb diesen Unglückstag . . . so fängt kein Vernünftiger ein neues Leben an.

Claire: Du bist der Zweite, der dieses Datum — unpassend findet.

Wolf: Wieso?

Claire: Tobias.

Wolf: Der . . .

Claire: Ich schickte ihn damals auf die Wiese zum Heu, und als er heimkam, war noch immer — der elfte Mai . . .

Wolf: Während der Fahrt — immer mußte ich daran denken.

Claire (leise): Im Coupé zu acht.

Wolf (trotzig): Wozu das, Claire . . . (Pause.) Selbst die Natur martert uns . . . erst der wolkenlose Sommertag, jetzt der laue Frühlingsabend; der Fliederbusch wie damals . . . Die vollen Dolden greifen ins Zimmer . . .

(Tiefes Dunkel. Pause.)

Claire: Das ist die Probe.

Wolf (heftig): Licht, Claire.

Claire (unverändert): Um sieben Uhr wolltest du damals da sein, ich war fertig, zur Flucht . . . Er auf der Jagd . . . vor zehn kommt er doch nicht, dachten wir . . . Aber damals . . .

Wolf: Die eine Bitte: sprich nicht von damals!

Claire (geheimnisvoll): Die Vergangenheit wird lebendig . . . (Die Wanduhr schlägt klingend siebenmal an, ein Nebelschleier sinkt herab, das Mittellicht glüht auf, die Bühne wird hell und es spielt sich stumm die Szene ab, die fünf Jahre zurückliegt: Claire geht im Reisekleid und Staubmantel unstet auf und ab, greift da etwas an, dort, öffnet die kleine Reisetasche, schließt sie zu. Vorsichtig tritt Wolf ein; sie erschrickt; er umarmt sie hastig. Eben wollen die Beiden fort — da kommt Er durch die Tür vom Garten her, am Fliederbusch vorbei. Claire prallt zurück. Wolf will sich auf Ihn stürzen: Er reißt das Jagdgewehr an die Schulter, Claire eilt zum Schreibtisch und ergreift einen Revolver, den ihr Wolf aus der Hand reißt und auf Ihn richtet, die Waffe blitzt auf, aber knallt nicht. Er fällt.)

(Es wird wieder dunkel; Claire sitzt am Schreibtisch, Wolf im Fauteuil.)

Claire (nach einer Pause, schaudernd): Mir war's, als erlebte ich alles nochmals . . .

Wolf (aufspringend): Hör mal, das ist unerträglich, das vergiftet uns . . . Soll die Vergangenheit stärker sein als wir . . . Das ist doch

Claire (tief atmend): Und da bin ich dir sehr dankbar, Wolf, daß du dennoch unser Rendezvous eingehalten hast — auf Tag und Stunde. Ist dir wohl auch nicht leicht geworden, dich loszumachen?

Wolf: Was fällt dir ein, Claire! (Will aufstehen.)

Claire (schnell): Bleib nur . . . bleib . . . und erzähl!

(Kurze Pause.)

Wolf: In Rio de Janeiro hatte ich wirklich einen sehr liebenswürdigen Vorgesetzten — Graf Kaltebilt, du kennst ihn vom Hofball und vom orientalischen Picknick vor sechs Jahren. (Claire schüttelt den Kopf.) Erinnere dich nur . . . Ein Kavalier mit dem Prinzip: Leben und leben lassen! Er veranstaltete im letzten Herbst, als die englische Eskader einlief, eine famose Segelregatta. Glänzend! Die ganze Stadt schwärmte davon.

Claire (mit bitterer Schärfe): Und du bist eigens über den Ozean gefahren, um mir zu sagen, wie prächtig die Segelregatta zu Ehren der britischen Flotte war . . .

Wolf (betreten): Du bist sonderbar, Claire.

Claire: Sonderbar? Das soll wohl heißen: langweilig, ironisch, bissig.

Wolf: Aber Claire . . .

(Pause.)

Claire (sanft): Du mußt verzeihen, ich bin nervös.

Wolf (warm): Wie konntest du dich auch hier in der Einsamkeit begraben!

Claire (nachdenklich): Ich fürchte Wolf, wir sind einander fremd geworden.

Wolf (bestimmt): Du — mir — nicht.

Claire: Ich — dir — nicht . . . trotz der langen, langen fünf Jahre?

Wolf (steht auf und tut ein paar Schritte): Aber nicht wahr, Claire, du vergißt nicht, daß du es warst, die auf dieser Trennung bestand.

Claire: Auf der Probezeit. Ein Irrtum macht vorsichtig . . . und auch sonst . . .

Wolf: Probezeit — du gebrauchtest damals dasselbe Wort. Aber ich habe mich oft gefragt: war es notwendig? Und wäre es — damals nicht anders gekommen, als du und ich dachten, so hätte ich dich mit mir genommen.

Claire (langsam): Eben, weil es damals anders kam, als wir dachten, war diese Probezeit notwendig.

Wolf: Ich verstehe dich nicht ganz.

Claire (leise): Wenn nun quer über unsern Weg ein Toter läge . . .

Wolf: Claire! (Pause.) Und fester als je glaube ich heute, diese fünf Jahre waren ein schwerer, sehr schwerer Fehler.

Wolf: Herrgott!

Claire (ruhig): Jetzt will ich mit dir gehen, Wolf; wir haben die Probe des Tages, des Zimmers, des Fliederbusches und des Dunkels überstanden, beide — nicht wahr ... Ich habe Durst, Wolf, ... gib mir zu trinken — dort, Sekt ... (Wolf schenkt ein.) Mich regt nichts mehr auf. Ich bin frei für Rio de Janeiro oder anderswo ... Er kann nicht mit ... oder glaubst du, kann Er doch mit?

Wolf (stürzt ein Glas Champagner hinab und schenkt sofort wieder ein): Trink, Claire ... Du redest Unsinn ...

Claire (komödiantenhaft): Nun bin ich dein, du hast mich errungen ... Der uns trennen wollte, verbindet uns durch die Tat ... Ich verkaufe das Gut, wir reisen nach London und heiraten in aller Stille und hernach fahren wir nach Rio de Janeiro und veranstalten Segelregatten ...

Wolf: Was hast du mit der albernen Segelregatta?

Claire (müde): Bitte, reich mir das Flakon vom Schreibtisch ... unter dem Taschentuch.

Wolf (tritt hin und hebt das Taschentuch auf, darunter liegt ein Revolver; schreiend): Claire!

Claire (sehr ruhig): Schreckt dich das Ding.

Wolf: Der ...

Claire: Der Revolver — derselbe Revolver ... Tag für Tag hab ich ihn vor mir liegen gehabt — und er war mein Briefbeschwerer. Ich dachte an nichts mehr, wenn ich ihn in die Hand nahm. So tot muß die Vergangenheit werden für eine gute Zukunft.

Wolf (geht auf und ab): Das alles hat keinen Sinn, gar keinen, im Gegenteil; eine Wunde heilt nie, wenn man an ihren Rändern stetig zerrt. Man muß aus dem Weg räumen, was daran erinnert!

Claire (bedeutsam): Auch den Flieder ... und anderes?

Wolf (mit schwächlicher Energie): Selbst den Flieder, ohne Spaß ... Aber du hälst die Vergangenheit absichtlich wach und spielst damit. Man könnte verrückt werden! Da hat man mühsam Ruhe und Frieden gefunden und du weißt nichts Besseres, als Tote aufzuwecken!

Claire: Ich dachte immer, Tote kann nur Gott erwecken; die schlafen zu tief ... Freilich, wenn du recht hättest ...

Wolf! Diese fixen Ideen, direkt krankhaft; wir haben einander lieb gehabt, (warm) sehr, sehr lieb, Claire; da fragt einer nicht nach Recht und Unrecht — das Schicksal würfelte und wir lasen die Würfel auf ... Wir wollten Ihm sicher nichts tun, wir wollten einfach fortgehen. Daß Er zurückkam ...

Claire: Und das Gewehr auf dich anschlug ...

Wolf (brutal): Dem Stärkeren gehört das stärkere Recht.

platter Blödsinn ... (Gefaßter.) Ich habe sonst keine schwachen Nerven, aber ... der Flieder duftet so stark ... Mich schmerzt der Kopf ...

Claire (ganz ruhig): Vom Flieder!

Wolf (nervös): Licht!

Claire: Wie du wünschest — nur nicht den Luster, die Seitenlampen, bitte ... (Wolf dreht zuerst den falschen Knopf, der Luster strahlt, Claire schreit grell:) Wolf!

Wolf (tastet nach dem richtigen Drücker und die Seitenlampen an Stelle des Lusters blitzen auf): Jetzt ist's viel traulicher ... Die Finsternis war schrecklich!

Claire (ruhig): Die Finsternis.

Wolf: Warum ... Dein Benehmen ist so sonderbar.

Claire (scharf): Wieder einmal sonderbar ... Siehst du, fünf Jahre bin ich hier allein gewesen — der Flieder duftete und die Finsternis grinste und niemand hat mir geholfen, diesen Flieder und dieses Dunkel zu ertragen. Ich hab's allein gekonnt und habe durchgehalten, aus eigener Kraft — während du dich in Rio de Janeiro über die Segelregatten deines Gesandten freutest.

Wolf: Sei vernünftig — es war doch dein Wunsch ...

Claire: Ich bin vernünftig und es war mein Wunsch. Du bist fort — damals, bist gleich fort, das war auch mein Wunsch ... und ich blieb bei dem Sterbenden.

Wolf (heftig): Das hast du mir verschwiegen, du schriebst mir, er sei sofort tot gewesen.

Claire (gleichgültig): Schrieb ich das ... das schrieb ich ... Er lag am Boden und krümmte sich und wollte sprechen und konnte nicht sprechen und krampfte die Finger in die Blätter des Fliederbusches ... Du hattest halbe Arbeit getan, Wolf, halbe ... und die schwerere Hälfte blieb mir ...

Wolf (entsetzt): Ich war so ... Ich hatte keine Wahl ... Du hieltest mir die Waffe hin!

Claire (nickt): Ja, ich reichte dir die Waffe ... Und dann kam Tobias, und wir trugen ihn auf das Sofa und er wollte sprechen ... Tobias lief zum Arzt; aber da war er schon tot, als der Arzt kam. Selbstmord! Was sollte es anders sein? Neurasthenie und dazu das Gut verschuldet ...

Wolf: Was kann ich dir darauf antworten, Claire ...

Claire: Eine Phrase vielleicht ... Und ich bin doch darüber weggekommen, darüber und daß Tobias mich fünf lange Jahre stumm und vorwurfsvoll anblickt.

Wolf: Du hättest damals mit mir kommen müssen.

Claire: Glaubst du? (Schüttelt den Kopf.) Nein, das wäre falsch, grundfalsch gewesen. (Flüsternd.) Wir wußten ja nicht, ob Er uns nicht folgt!

Claire: Ich weiß . . . (Langsam, kühl.) Adieu Wolf.

Wolf (küßt ihre Hand): Auf Wiedersehen!

(Am Flieder vorbei ab.)

Claire (preßt die Nägel in die Handballen und senkt den Kopf. Dann tritt sie zur offenen Verandatür; schneidend): Achtung, daß du nicht fällst, die Wurzeln des Flieders wachsen über den Weg! (Sie bricht eine Blüte vom Strauch, steckt sie ins Haar; dann mit raschen Schritten zum Schreibtisch und ergreift den Revolver.)

Vorhang fällt.

Der Aushalter.

Eine Gestalt aus unserem Volke von **Ottokar Kernstock.***)

„Aushalter", anderwärts auch Einleger geheißen, nennt man hierorts (ich habe vor allem das Alpengebiet der Oststeiermark im Auge) jene völlig subsistenzlosen Unglücklichen, die von ihren Heimatsgemeinden erhalten werden müssen. Die wenigsten derselben verfügen über Lokalitäten, die diesen Armen bleibenden Aufenthalt gewähren könnten. So werden sie denn auf die Wanderschaft geschickt. Von einem Bauernhause zum andern pilgern sie jahraus, jahrein, bald kürzer, bald länger verweilend, je nach dem Ausmaße des Grundbesitzes: beseelte Gemeindelasten — moderne Ahasvere!

Das alte deutsche Wort „elend" bedeutet fremd, denn unglücklich deuchte unseren Ahnen selbst der Glückliche, wenn er ferne seiner Heimat weilen mußte. „Fremd ist elend!" lautete ihr Sprichwort. Wenn dieses Sprichwort wahr ist — und es ist wahr — dann gebührt dem „Aushalter" unbedingt die Palme alles Elends; denn er hat gar keine Heimat, er ist ein beständiger ruheloser Fremdling, und zwar zumeist in jenen Jahren, wo das Fremdsein am bittersten weh tut, wo man sich am dringendsten nach einem Ruheplätzchen und einer Heimstätte sehnt — im Alter.

Ich greife aus der Schar dieser Miserables eine Gestalt heraus, der ich ein unvergeßliches Andenken bewahre — einen Heros des Jammers, hervorragend unter seinesgleichen, wie der vielgeprüfte Odysseus unter seinen Gefährten, wie ein Eichbaum unter dem Dornengestrüpp des Elends.

Ich beginne seine Lebensgeschichte dort, wo Lebensgeschichten sonst zu enden pflegen: beim Sterben; denn da hab' ich ihn kennen gelernt.

*) „Aus der Festenburg." Gesammelte Aufsätze und Gelegenheitsgedichte von Ottokar Kernstock. (Graz. J. Meyerhoff. 1911.)

Claire (sanft): Und du meinst, daß wir die Stärkeren sind?

Wolf: Wir sind . . .

Claire (heimlich): Wenn der Tote aufwachte . . .

Wolf (schreiend): Quäl mich nicht!

Claire: Ich werde dir etwas sagen, Wolf: wenn dieser Revolver ein anderer wäre und wenn auch dieser Fliederbusch ein anderer wäre und du wüßtest es nicht und glaubtest, es seien die alten — unsere . . . Würdest du dich davor fürchten?

Wolf: Jetzt ist's aber genug, Claire!

Claire: Du hast recht . . . Lassen wir's . . . (Pause.) Du hast mir noch gar keinen Kuß gegeben.

Wolf (zu ihr, reißt sie an sich): Liebste . . .

(Es pocht, sie schreit auf und Wolf stößt sie von sich. Sie horchen. Es pocht nochmals.)

Claire (tonlos): Herein . . .

(Tobias tritt ein.)

Wolf (aufatmend): Der . . .

Tobias: Befiehlt die gnädige Frau, daß ich serviere . . . Mit den Pferden ist alles in Ordnung. Der Junge hat sie in den Stall getrieben.

Claire (mühsam gefaßt): Servieren . . . ja, Tobias . . . Im Speisesaal, und wir kommen gleich . . .

(Tobias ab.)

Wolf: Das halte aus, wer kann, ich ertrag's nicht. Das ist eine Komödie. (Bestimmt.) Hör mich an Claire. Wir fahren augenblicklich miteinander fort. Irgendein Zug wird schon abgehen, irgendwohin; die Welt hat viel Platz. In drei Tagen sind wir in London, in einer Woche sind wir auf hoher See, das Vergangene kümmert uns keinen Pfifferling. Wir sind frei.

Claire: Du möchtest sehr gerne frei sein, Wolf?

Wolf: Das möchte ich allerdings — von diesen Gespenstern.

Claire: Diese Gespenster sind natürlich nicht in uns . . .

Wolf (zerstreut): Wie denn!

Claire: Dann ist es ja gut . . . Ja, hier taugt es wirklich nichts. Aber weißt du, die Form wollen wir wahren, wenigstens die äußerliche Form. Du übernachtest bestimmt nicht hier?

Wolf: Bestimmt nicht.

Claire: So fährst du heute und ich komme morgen nach. Ist es dir recht so?

Wolf: Ich erwarte dich in Wien.

Claire: Du erwartest mich in Wien, ganz richtig.

Wolf (wirft den Rock über, nimmt Hut und Stock): Ich wohne bei meinem Bruder, du weißt . . .

Vivisektor „Schicksal“ zu erproben sucht, wie viel Schläge, Stiche und Wunden so ein lebendiges Menschenherz aushalten kann, bis es bricht. Und dieses brechende Herz hat viel ausgehalten!

Der „Aushalterfranzl“ hatte seinen Vater niemals gekannt. Das war ein wüster Bursche gewesen, ein Urlauber, der, wie so manche, vom Militärdienste nichts nach Hause gebracht als ungezählte Trachten Stockstreiche und jene entsetzliche Kasernenmoral, für die es nichts Heiliges und Ehrwürdiges mehr gibt.

Der „Aushalterfranzl“ hatte auch seine Mutter nicht gekannt. Die arme Verführte und Verlassene war aus Scham und Gram im Kindbette gestorben.

Aus Mitleid nahm ein wohlhabender Bauer den kleinen Franzl als „Zuchtkind“ in das Haus. Aus Mitleid! — Man möchte lachen über dieses Wort, wenn es nicht wieder gar so zum Weinen traurig wäre. So ein „Zuchtkind“ ist das Aschenbrödel des Hauses, ein vollkommen rechtloses Geschöpf, das die Roheit oder boshafte Willkür ungestraft zum Spielball jeglicher Laune machen darf. Frühzeitig mit noch unentwickelten Kräften muß es schon die härtesten Dienste verrichten, selten kommt es in die Schule, denn der kleine weiße Sklave ist zur Arbeit da, heißt es, dazu wird er gefüttert. So wachsen sie heran, diese beklagenswerten Wesen, zu verkrüppelten Zerrbildern ihres göttlichen Urbilds, und das — heißen sie Mitleid!

Als unser Franzl sechzehn Jahre die Wonne des Zuchtkinderlebens verkostet hatte, kam für ihn ein denkwürdiger Tag — ach, nur zu denkwürdig!

Es war der gewöhnliche Dorfkirchtag, an dem er beschlossen hatte, sich eines jener prächtigen, grellgefärbten seidenen Halstücher zu kaufen, die an den erwachsenen Burschen schon so lange seine sehnsüchtige Bewunderung erregt. Es war die größte Ausgabe seines bisherigen Lebens — sein ganzes Vermögen mußte dran: Die Wolle des vom Taufgöden geschenkten Schafes, die Botenkreuzer gutmütiger Bäuerinnen — alles. Einen wehmütigen Abschiedsblick warf er auf den Schatz, den er in die Hände des Krämers legen mußte, aber einen stolzen, leuchtenden auf den, den er dafür eingehandelt zu haben glaubte.

Es war die erste Freude dieses armen Daseins, und wir verwöhnte Weltkinder lächeln über dieses gar zu bescheidene Glück und können's nicht verstehen. Wer aber in der Seele dieser freudlosen, weltverstoßenen Geschöpfe lesen gelernt hat, der versteht es und es kommt ihm kein Lächeln drüber an.

Ja, der teure Kirchtagskauf war Franzls erstes Glück und zugleich der erste Schritt ins Elend.

In einem Bauernhause, hoch droben auf der Alm, wo sie auf den furchtbar steilen Lehnen das Reutkorn und spärlichen Hafer bauen, der erst im Spätherbst reift, wenn ihn nicht die fast regelmäßigen Hagelwetter des Sommers in den Grund geschlagen — dort hielt unser mühseliger Kreuzträger seine letzte Station.

Ein Bündel Stroh war über den nackten Estrich gebreitet; vier Bretter hatte man aus dem Schuppen geholt und rings um dieses armselige Lager in den Boden gestemmt, nicht so sehr, um ihm das Ansehen eines Bettes zu verleihen, als vielmehr zum Grenzzaune für die Hühner und die hoffnungsvolle Ferkeljugend, die in allen Räumen des Hauses das Recht unbedingter Freizügigkeit besaßen.

Das war dem „Aushalterfranzl" sein Sterbebett! Die kleinen Hüttenfenster gegen den Hochwald zu waren geöffnet. Draußen war ein Sommermorgen aufgegangen in jener zauberisch berückenden Pracht, die dem Bewohner der Tiefen zu schauen auf immer versagt ist.

Ja, draußen rauschte der Morgenwind durch die Fichten und schwenkte ihre Wipfel wie Weihrauchpfannen, aus denen süßer Harzduft stieg. Draußen schmetterte die geflügelte Kapelle des Walddomes ihr jauchzendstes Lied, draußen war ein leuchtender Schimmer der Verklärung über alle Kreaturen gegossen; selbst die armseligen Eintagsfliegen, die im Sonnenglanze spielten, schienen wie funkelnder Goldstaub, von unsichtbaren Händen in die Lüfte gestreut. Und hier innen — o, herzzerschneidender Kontrast! — hier innen lag ein Mensch, den sie die Krone des Alls, den Herrn der Schöpfung heißen. Aus seinen Kleidern, die ihm in Fetzen vom Leibe hingen, stieg ein unerträglicher Modergeruch, als hätte man sie einer halbverwesten Leiche ausgezogen. Das runzlige, in unzählbare Falten verschrumpfte Angesicht war mit einer harten Schmutzkruste überzogen; offenbar hatte sie wochenlang kein Wassertropfen berührt, denn der Arme war an beiden Händen gelähmt und konnte sie nur mit Anstrengung beim Essen bis zum Munde erheben.

Niemand von den Hausleuten kümmerte sich um ihn oder erwies ihm einen jener Liebesdienste, mit denen man sonst die letzten Augenblicke eines entfliehenden Daseins zu erleichtern sucht.

Am Schmerzenslager des „Aushalterfranzl" stand nur ein Freund, sein erster und letzter und einziger Freund — der Tod.

Der Franzl war nämlich sein Lebtag ein armer Lazarus gewesen, der vor die Pforten des Glückes gewiesen, nicht einmal die Brosamen erhielt, die von der reichen Tafel des Lebens fallen. Er war einer von jenen, die mit dem Stempel des Unglücks gezeichnet zur Welt kommen und denen darum immer Schlimmes begegnet; ja, denen selbst das scheinbar Gute allzeit zum Schlimmen ausschlägt. Er gehörte zu jenen bedauernswerten Demonstrationsobjekten, an denen der grausame

Als Franzl einst in einsamer Waldschlucht Dreilinge entrindete, ward er von den Häschern überfallen, in Ketten gelegt und nach der Hauptstadt getrieben. Dort peitschten sie ihn zweimal durch die Gasse und nachdem er drei Monate mit grausam zerfleischtem Rücken im Spitale gelegen, wurde er, als zum Militärdienst untauglich, entlassen.

Wohl die meisten, denen das Schicksal die harten Prüfungen Franzls auferlegt hätte, wären daraus als grimmige Ankläger der Vorsehung, als hartgeschmiedete Feinde der Gesellschaft hervorgegangen. Nicht so unser Franz. Ihm war zu der aufgeladenen Last auch der geduldige Rücken, sie zu tragen, geworden.

Er verdingte sich ferne seiner Heimat, wo niemand seine Geschicke kannte, in einem stattlichen Bauerngehöfte. Der fleißige und anstellige Bursche gewann die Zuneigung des Hausvaters — er gewann auch die Neigung des Haustöchterleins. Die Liebe, der holde Demokrat, dieser geniale Ausgleichsminister unseres Herrgotts hat schon heterogenere Paare geeinigt als ein reiches Bauernkind und einen armen Dienstknecht, und gewaltigere Hindernisse aus dem Wege geräumt als sie hier vorhanden waren, wo ein gutmütiger Vater alles eher vermocht hätte als den anhaltenden Bitten seines Lieblings zu widerstehen.

Der Hochzeitstag wurde festgesetzt. — Endlich schien das Glück gutmachen zu wollen, was es so lange an seinem Stiefkinde gesündigt. Launenhaft, wie es ist, schien es jetzt seine Gaben stromweise über den ausschütten zu wollen, an dem es früher mit dem spärlichsten Tropfen gekargt.

Es war die Nacht vor dem Ehrentage. Der glückliche Bräutigam konnte nicht einschlafen; seine stürmisch bewegte Seele wurde nicht müde, ihm Bilder der Vergangenheit und Zukunft in bunter Reihe vorzugaukeln. Wäre Franzl in der deutschen Literatur bewandert gewesen, er hätte seinen Gedanken wohl mit den schönen Worten Chamissos Ausdruck verliehen:

„Ich kann's nicht fassen, nicht glauben,
Es hat ein Traum mich berückt;
Wie hätt' sie doch unter allen
Mich Armen erhöht und beglückt?

Mir war's, sie habe gesprochen:
Ich bin auf ewig dein —
Mir war's, ich träume noch immer,
Es kann ja nimmer so sein."

Dieweilen der Franzl aber in der deutschen Literatur nicht bewandert war, so tat er nur ein heißes Gebet zum heiligen Franziskus, seinem Namenspatron, und gelobte selbem eine dreipfündige Wachskerze, wenn er ein gnädiges Einsehen nehmen und ihn nur den morgigen Tag und das morgige Glück erleben lassen wollte. Darauf umfing ihn leiser Schlummer und ein wunderseltsamer Traum.

In selbiger Nacht wurde im Hause seiner Zieheltern eingebrochen, unter Umständen, die einen Hausdieb vermuten ließen. Die Truhen aller Dienstboten wurden durchsucht und in Franzls Truhe fand sich das neue Halstuch. Ein ganz ähnliches war dem Bauer abhanden gekommen; — der Verbrecher war somit entdeckt. Alles Erklären und Bitten half nichts; der undankbare „Zuchtbub“ und kein anderer hat den Diebstahl begangen, das stand bei allen Hausbewohnern mit evidenter Gewißheit fest. Nachdem der Unglückliche den ersten Ausbruch des beleidigten bäuerlichen Rechtsgefühls in Gestalt derber Hiebe und Fußtritte über sich hatte ergehen lassen müssen, wurde er in den Rübenkeller gesperrt und sie gingen die Gerichtsdiener holen.

Den aus den Höhen seines Glückes in die Tiefe des Rübenkellers gestürzten Franzl übermannte zuerst dumpfe Betäubung; dann erwachte der Selbsterhaltungstrieb. Alle Räuber- und Verbrechergeschichten, die er in den Spanvespern gehört, fielen ihm ein. Galgen und Rad schien ihm sein unausbleibliches Schicksal. So gedachte er denn, sein vermeintlich dem Henker verfallenes Haupt durch die Flucht zu retten. Ein schlecht verwahrtes Fenster bot ihm den Weg zur Freiheit. Atemlos, ohne Rast, wie ein gescheuchtes Wild jagte er dahin, bis er todmüde zusammenbrach. Nach kurzer Ruh' raffte er sich wieder empor und wanderte unaufhaltsam weiter ins Gebirge hinein, wo die Abstürze am steilsten und die Schluchten am wildesten sind. Dort hielt er an. Jetzt dünkte er sich in Sicherheit.

Er wendete sich einem Metier zu, das damals die ländliche Jugend mit Vorliebe ergriff, wenn sie sich aus was immer für Gründen veranlaßt sah, der menschlichen Gesellschaft für kurz oder lang Valet zu sagen — er wurde Holzknecht. Drei Jahre schon übte Franz auf den Hängen des Wildemannferners sein rauhes und lebensgefährliches Handwerk, da wurde eines Sonntags am Kirchplatze seines Heimatdorfes unter Trommelschlag ein amtliches Edikt verlautbart: „Ein sicherer Franz Gruber“, hieß es darin, „hierorts anno . . . gebürtig, gegenwärtig unbekannt wo befindlich, ist der Konskriptionspflicht nicht nachgekommen und somit als Rekrutierungsflüchtling und Deserteur anzusehen und zu verfolgen. In Anbetracht, daß die Zahl derer, die sich der Stellung entziehen, in letzter Zeit auf hiesigem Territorio auffallend überhand genommen, findet sich ein unterzeichnetes Landgericht bewogen, auf den Kopf jedes Rekrutierungsflüchtlings einen Preis von 10 fl. W. W. in Silber zu setzen und demjenigen auszuzahlen, der einen mehrbesagten Flüchtling zu stande bringt oder wenigstens über dessen Aufenthalt sichere Angaben zu deponieren vermag.“ Auch in der weltabgeschiedenen Holzknechthütte am Wildemannsferner fand sich ein Judas.

leugnung und unsäglicher Verdemütigung, das ist eine Summe von Kränkungen, Entbehrungen, Herzweh und Not, gegen die die Schicksale der gepriesensten Dulder nur armselige Bruchteile sind.

Von allen aber, die im Verlaufe dieser fünfzig Jahre unsern „Aushalterfranzl“ kennen gelernt, hat nicht einer ein grollendes oder gehässiges Wort über seine Lippen kommen gehört. Friedlich und klaglos ruhte er auch jetzt auf seinem letzten harten Bett, und als ich ihm sagte, er dürfe sich freuen, bald all dem Bösen entronnen zu sein, das ihm hartherzige und mitleidslose Menschen wohl vielfach angetan, gab er mir zur Antwort: „Böses? — Nein, eigentlich Böses hat mir niemand getan. Es kommt nur bei manchen grob und derb heraus, aber meinen tun sie's nicht schlecht; die meisten aber meinen's einem sehr gut. Ja, ich hab' viel gute Leut' gehabt — rechtschaffen viel gute Leut'! Gewiß, lieber Herr, Sie glauben's gar nicht, wie's mir manchmal wohl gegangen ist, niemand glaubt's, was ich zu Zeiten für glückliche Tage gehabt hab' — niemand glaubt's!“

Ich hätte gar zu gerne gewußt, worin die Glückseligkeiten des Aushalterlebens bestehen, der sterbende Hiob aber gab mir auf meine Fragen nur mehr verworrene Antworten und ein seltsames Lächeln stand auf seinem Angesicht. Offenbar wanderte sein Geist schon in anderen Welten und begegnete dort teuren, wohlbefreundeten Gestalten: seiner zerstörten Jugend, seiner toten Braut, seinem verlorenen Glücke.

Ich bin mit Andacht — ja, mit stiller Ehrfurcht am Sterbebette dieses Ärmsten der Armen gestanden. Was sind die künstlichen Lehrgebäude aller Philosophen von Zeno, dem Stoiker, angefangen bis auf die traurigen Apostel des modernen Pessimismus — was sind sie alle gegen die praktische Philosophie dieses geborenen Stoikers, dieses unentwegten Optimisten, den das herbste Leben und das verlassenste Sterben nicht abwendig machen konnte von der fröhlichen Überzeugung, daß die Welt, wie sie Gott geschaffen, allzeit und überall die beste Welt.

Die wenigsten der „Aushalter“ natürlich vermögen sich zu den Anschauungen unseres Franzl zu erschwingen. Die meisten werden durch ihr schweres Los vergrämt, verbittert, grillenhaft und gehässig und machen sich so zu gefürchteten Gästen, denen man mit Unwillen entgegensieht und die man so rasch wie möglich wieder zu entfernen sucht. Mit dem Stundenschlage, der das Ende der vorgeschriebenen Aufenthaltszeit verkündet, muß der Aushalter das Haus verlassen. Kann er nicht selber gehen, wird er fortgeschleppt und wäre er auch schon eine halbe Leiche — sie laden ihn auf eine Misttrage oder einen Schubkarren und befördern ihn ins nächste Haus, um der Unbequemlichkeiten, die mit einem Sterbefalle verbunden sind, enthoben zu sein.

Ihm träumte, er stünde vor der verschlossenen Himmelstür. Und siehe! ein Engel trat an ihn heran und faßte seine Hand und des Engels Angesicht war Klaras Angesicht — das Antlitz seines holdseligen Bräutchens. Und der Engel schlug an die Pforte, daß es schallte und die Flügel sprangen auf und ein Lichtglanz drang herfür, so jäh und blendend, daß der Träumer in die Höhe fuhr — und erwachte. Und der Lichtglanz war nicht geträumt. Dunkelrot glostc es an den Wänden des Stübchens — der Widerschein einer furchtbaren Brunst. Der Bauernhof stand in hellen Flammen.

Halb bekleidet eilte Franzl ins Freie. Dort herrschte grenzenlose Verwirrung. Ratlos, jammernd und wehklagend rannten die Hausleute umher, brüllend stürzte das Vieh, das man mit Mühe aus den Ställen gejagt, wieder in die brennenden Gebäude zurück und ob alldem schwangen die Flammen schauerlich rauschend ihre Scharlachflügel hoch über die Dächer.

Da ruft plötzlich die heisere, angstbeklemmte Stimme des Bauers ins Getümmel: „Helft! Rettet mein Kind! Die Klara ist noch in ihrer Kammer!“

Franz hört's, er stürzt durch Qualm und Funkenregen über die knisternde Treppe zum Oberstock hinan. Atemlos harren die Leute auf die Rückkehr des kühnen Helfers; selbst auf die Rettung ihrer Habe vergessen sie einen Augenblick.

Da erscheint er am Gangfenster. Sein Gesicht ist bis zur Unkenntlichkeit vom Rauche geschwärzt, die Haare sind abgesengt, das Hemd flattert in brennenden Fetzen um seine Brust — die Braut aber hat er nicht mehr finden können.

Unter ihm frißt das gierige Element unaufhaltsam an den Pfosten und Stützen des Stockwerkes, ober ihm senkt sich das lodernde Dachgebälk zum Einsturz; ein Rettungsmittel nur scheint noch zu winken, ein verzweifeltes zwar, aber der Unglückliche ergreift's und stürzt sich aus dem Fenster mehrere Klafter tief in den unten befindlichen, halbverfrorenen Hausteich hinab.

Nachdem man ihn herausgezogen, fiel er in ein heftiges Gehirnfieber. Nach drei Wochen erst erwachte er zum Bewußtsein — zum Bewußtsein, daß er ein Bettler und Krüppel geworden. Beide Arme waren durch die furchtbare Verkältung in jener Brandnacht unheilbar gelähmt, auch in den Füßen war ein bleibendes Zittern zurückgeblieben.

So wurde der gänzlich erwerbsunfähige Franz in seinem sechsundzwanzigsten Lebensjahr ein „Aushalter“ und ist „Aushalter“ geblieben bis in sein sechsundsiebzigstes Jahr.

Fünfzig Jahre des Aushaltertums, das sind fünfzig Jahre Martyriums, das ist ein halbes Jahrhundert voll beispielloser Selbstver-

bären und zwei übelgelaunten Leoparden auf wackeligen Samtstühlchen sitzen, durch Reifen springen und Pyramiden machen, über die der freche Fox der Direktorin dann kläffend hinwegklettert. Der winzige Knirps — mit einem leichten Tatzenschlag wär' er still gemacht — aber wozu, er ist ja selbst ein armer Teufel und wird oft geprügelt.

Nach der Vorstellung gibt es Pferdebraten — mehr Knochen als Fleisch — und manchmal, wenn die Kasse leer bleibt, gibt es nichts als gewässerte Milch. Dann heult und brüllt es um sie herum vor Hunger und Wut, und der Wärter stößt seine Eisenstange zwischen die Stäbe, um Ruhe zu schaffen, aber es hilft nichts. Besonders die Leoparden sind unzufrieden, fletschen die Zähne, und der Wolf heult in langgezogenen Klagetönen, indessen der Bär in matter Hilflosigkeit vor dem Gitter seines Käfigs hin und her torkelt und vergeblich die drollige Schnauze zum Brotschnappen öffnet. Die beiden jungen Löwen springen in wilden Sätzen hin und her, stoßen ab und zu ein weinerliches Stöhnen aus, das die Löwin von allen andern Stimmen heraushört mit dem Ohr der Mutter. Dann kommt auch über sie, die Philosophin, ein dumpfer Groll, und ihre grünen Augen flackern und blinzen wie gezückte Schwerter . . .

Und die Leute lachen, gaffen, freuen sich der gebändigten Bestien, die, wie sie meinen, tief, tief unter ihnen stehen, nur dazu da sind, ihre Neugier zu befriedigen und durch ihre Gefangenschaft ihnen das Bewußtsein ihrer armseligen Menschenkraft zu erhöhen.

Die Löwin kennt das, und wenn nicht eben ihre Jungen nebenan brüllen, so blickt sie gelassen, ihr tiefes Elend stolz in sich verschließend, auf diese sonderbaren Menschengesichter vor ihrem Käfig. Es sind fast immer dieselben Leute. Soldaten, halbwüchsige Jungen, eine Schulklasse mit dem dozierenden Lehrer, Mütter mit kleinen, ängstlichen Mädchen, ab und zu ein Tierfreund, der Brot und Zucker verteilt und den kleinen Esel streichelt.

Es ist immer und überall dasselbe, und die Löwin langweilt sich noch mehr, als sie leidet.

Wenn sie nur schlafen könnte — aber bei Tage soll sie das nicht, da neckt sie der Wärter beständig wach und die Papageien am Eingang kreischen wie toll. Und nachts heult der Wolf und die alte Hyäne im Winkel.

Ach, sie möchte so gerne schlafen, vergessen, träumen. Von der grünen Wildnis, in der sie aufwuchs, möchte sie träumen, wie sie sich die erste Antilope erjagt im wilden Ansprung und sich im feuchten Dickicht des Dschungels gewälzt hat mit den Gespielen. Bis dann das listigste, grausamste der Raubtiere sie überwältigt hat . . . der Mensch. Der Löwe ward erlegt von den Jägern, sie ward gefangen. Von da ab weiß sie nur mehr von Kampf und elender Knechtschaft und schmachvollem Hinsiechen ihrer schönen Urkraft . . .

Bezüglich des Aushalterwesens kann man mit vollem Grunde von einem schreienden Bedürfnisse nach Abhilfe sprechen — sein Elend schreit schon lange zum Himmel.

Darum bin ich der festen Überzeugung, daß die Landtagsverhandlungen, in denen die Gründung eines oststeirischen Siechenhauses, einer bleibenden Zufluchtstätte für die Parias der Gesellschaft, beschlossen wurde, nicht bloß verzeichnet sind in den Akten des stenographischen Bureaus, sondern auch in jenen Weltgerichtsakten, in die der Engel der Barmherzigkeit alle guten Taten schreibt. Und ich bin ferner überzeugt, daß es am Tage der großen Bilanz ans Licht kommen wird, daß die Steiermärkische Sparkasse noch niemals ein Kapital zu so hohen Zinsen angelegt hat, wie jene 50.000 fl., die sie in edler Hochherzigkeit für den gedachten Zweck gewidmet.

Man baut Museen, Prachtpaläste, um Antiquitäten: die Scherben einer ägyptischen Amphora, einen römischen Torso, Trümmer griechischer Statuen, aufzubewahren, und großmütige Mäzene spenden Tausende von Gulden, um derlei Anstalten zu dotieren. Möchten diese großmütigen Mäzene ihre Freigebigkeit auch bewähren, wenn es gilt, eine Bewahranstalt, eine Herberge zu erbauen für lebendige Antiquitäten, für gebrochene Menschenherzen, für in Scherben geschlagene Existenzen.

Fromme Gemüter beeifern sich opferfreudig, geistlichen Brüder- und Schwesterschaften gastfreundliche Asyle zu stiften, und niemand wird sie darum tadeln. Möchten diese frommen Gemüter aber auch auf die ärmsten ihrer Brüder und Schwestern nicht vergessen und erwägen, daß kein Gebet, kein Psalm, selbst von geweihten Lippen, so willkommen ans Ohr des Allerbarmers klingt wie der gestammelte Dank der Notleidenden und Bedrängten.

Die Löwin.

Von **Sophie v. Khuenberg.**

Da liegt sie hinter den Stäben ihres engen Wagenkerkers, auf dem nackten Holzboden und sieht mit einem Gemisch von Langeweile und Verachtung auf die Leute der kleinen Stadt, die sie begaffen. Sie kennt diese Art von Publikum seit langem, denn jahrelang schon wird sie mit andern Unglücksgenossen von Ort zu Ort, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt geschleppt. Immer noch in dem engen Käfig auf Rädern, durch eine Holzwand von ihren beiden jungen Söhnen getrennt, die nun auch schon Kunststücke machen.

Zweimal im Tage ist „Vorstellung“, dann wird die Bretterwand zurückgeschoben und sie muß mit den jungen Löwen, einem trägen Wasch-

„Au“, sagt sie ärgerlich, „du bist mir ein Held — die sollen sich unterstehen und mucksen, die Kerle da . . .“ Ihre schwarzen Augen flogen wie Pfeile über die Käfige hin, und straff zog sie die Peitsche zwischen die Finger, indessen der Foxl ungeduldig an ihr empor kläffte.

Die Leute wurden unruhig, denn die Bude war heute ungewöhnlich gut besucht, und man drängte ein bißchen gegen die Barriere, um besser zu sehen. Jetzt schob sich die feiste Direktorin, die bislang an der Kasse gesessen war, vom „Fratzen“ auf die Streitenden aufmerksam gemacht, hinzu und faßte Karola am Ärmel.

„Still, sag' ich“, flüsterte sie in ihrem rauhen Befehlston, „tragts eure Zankereien ein andermal aus, verderbts mir das Geschäft nicht . . . die Leut' warten!“

Dann wandte sie sich mit der hochgewölbten Vorderfront großartig dem Publikum zu und rief in erzwungenem Hochdeutsch der Jahrmarktsbildung:

„Sogleuch begünnt der große Dressurakt von Miß Karola mit sechs ausgewachsenen, löbendig gefangenen wülden Tieren!“

Ein Wärter blies einen kleinen Tusch, dann wurden die Bretter zurückgeschoben, und Miß Karola hüpfte leichtfüßig die Stufen hinan.

„Laß mich heut' statt deiner!“ bat Monsieur Guillaume noch einmal in dunklem Angstgefühl, aber sie lachte und war schon mitten unter ihren Vierfüßlern, die sie mit scheuem Knurren umschlichen.

„Nehmen Sie Platz, meine Herrschaften“, rief sie in ihrem hellen Sopran und klappte die samtnen Stühlchen auf. „Ah — nicht hier, Mister Boy — wohin gehörst du . . .“, und unter dem leichten Knall der Peitsche ließ sich der Bär lässig zu Boden gleiten und tauschte seinen Platz. Nun sprangen sie der Reihe nach durch Reifen und lagerten sich, zahm wie Hunde, um das Mädchen.

Den meisten der Zuschauer war das alles neu und wunderbar, sie schüttelten ungläubig den Kopf oder lachten wie Kinder.

Jetzt öffnete Miß Karola dem ihr zunächst sitzenden Leoparden die Schnauze und schmiegte ihr Köpfchen schmeichelnd in seinen offenen Rachen. Dann sprang sie wieder auf, dirigierte die Tiere auf ihre Plätze, ließ sie im Kreis laufen, über eine Barriere setzen, indessen der Foxl mitten unter ihnen Purzelbäume schlug.

Das Publikum war erregt, einzelne ländliche Gäste johlten vor Vergnügen. Die Löwin sah mit schillernden Augen durchs Gitter, sie war übelgelaunt und parierte ungern. Nun bereitete Miß Karola sich zum letzten Trick vor, zur Pyramide. Sie versammelte die Tiere um sich, und gewohnheitsmäßig formierten sich alle um den papierbeklebten Riesenwürfel in der Mitte, indessen der Foxl sich schon zitternd vor Lust zum Sprung bereit hielt.

Dumpf und träg lag sie in ihrem Käfig bis zu dem Tag, da sie die Jungen warf und säugte. Wenn sie so auf dem Stroh ruhte und die Kleinen um sich krabbeln fühlte, mit ihnen spielte, da erwachte wieder etwas von stolzem Jugendmut in ihr, von gesättigter Freude. Aber später nahm man ihr die beiden Jungen weg, und sie sieht sie nur, wenn sie mit ihnen Kunststücke machen muß. Dann möchte sie am liebsten sich hinstrecken und wieder mit ihnen spielen, sie ablecken, obgleich sie schon ziemlich groß sind — aber — die sausende Peitsche der Miß Karola klatscht dazwischen, und es heißt gehorchen.

Miß Karola ist die junge Tochter der Direktorin und heißt eigentlich ganz simpel Karoline Veit. Sie ist ein schlankes, flinkes, hübsches Mädel, gelenkig wie ein Affe, tückisch und grausam wie eine Schlange. Zuweilen tritt sie mit Monsieur Guillaume auf, einem Franzosen aus Olmütz, der sterblich in sie verliebt ist und jedesmal um sie zittert, so oft sie den Käfig betritt. Dann lacht sie aufreizend und verächtlich, schwingt mit erhöhter Lust die Peitsche, neigt sich zum täppischen Bären, um ihn zu küssen, neckt die jungen Löwen und klatscht den Leoparden eins über, daß sie die Zähne blecken.

Dem Publikum der kleinen Städte und Marktflecken gefällt sie in ihrem kurzen Röckchen, mit den prallen Waden und dem gekrausten Blondhaar über dem kecken Gesichtel. Die Burschen sehen ihr begehrlich nach und Monsieur Guillaume ballt heimlich die Faust. Dann freut sich die kleine Schwester der Miß Karola drüber — der „Fratz“, wie sie kurzweg genannt wird, weil sie noch einen Hängezopf trägt und erst ganz langsam in die Geheimnisse der Dompteurkunst eingeführt wird. Aber auch der Fratz hat Schneid und Lust zum Zähmen der Bestien und beneidet Karola um jedes Auftreten und haßt sie förmlich vor Neid. Und deshalb freut sich der Fratz, wenn Monsieur Guillaume in Wut gerät und Karola eine kleine Eifersuchtsszene macht. Gerade jetzt streiten sie wieder in halblauten, heißen Worten dicht unter dem Käfig der Löwin, die schon unruhig auf und nieder geht, weil sie weiß, daß nun bald die Bretter zurückgeschoben werden, um ihre Jungen einzulassen.

„Ich lass' dich heut' nicht auftreten“, zischt Monsieur Guillaume, „du äugelst jetzt schon zwei Tage immer hinaus zu dem Jäger . . . was geht dich der an?!“

„Ja — soll ich mir die Augen verbinden?“ fragt sie trotzig zurück.

„Bedenkst auch nicht die Gefahr, wenn dein Blick abweicht von den Tieren — und du sollst dich nicht in Gefahr begeben, ich hab' ein Anrecht auf dich, weil ich dich heiraten will . . .“

Monsieur Guillaume im goldbetreßten grünen Rock preßt beschwörend ihre kräftigen Handgelenke.

Ein Geheimnis.

(Zu Professor Brandstetters neuester Schöpfung.)

Sie gingen doch jüngst noch Hand in Hand,
Geschwisterlich durch das blühende Land,
Sind fröhlich durch Wald und Heide gesprungen
Und haben dem Lenz ihre Lieder gesungen.

Nun sind sie oben auf felsigem Grat,
Da endet der lauschige Waldespfad,
Gar heimliches Rauschen geht durch den Tann,
Ein Zauber sich über die Seelen spann.

Und als ertönte der Nachtigall Sang,
Er leise den Arm um die Hüfte ihr schlang,
Er flüstert ihr stammelnde Worte ins Ohr,
Hold stimmte mit ein der Vögelein Chor.

Da wird ihr so angst und so selig zugleich,
Sein Aug' ist so feurig, sein Arm ist so weich,
Was will er? Was meint er? — sie weiß es nicht,
Was sein bebender Mund jetzt hier zärtlich spricht;
Sie möchte nur immer so Hand in Hand
Mit ihm durchwandern das blühende Land.

Emmi Mensi.

Auf Freiersfüßen.

Von **Anni Wedekind.**

Ich war verlobt, und Heinz zog Erkundigungen ein. Mehr und mehr schien es ihm einzuleuchten, daß man dabei recht wohl fahre: man hatte nach Wunsch ein nettes Mädel im Arm, ein behagliches Heim und gute Schwiegereltern winkten, und für einen armen Beamten war ein täglicher Freitisch auch nicht zu verachten. Das alles blühte einem glücklichen Bräutigam — das heißt, wenn man es gut traf, und Heinz meinte außerdem: die Liebe gehöre doch wohl dazu, und aufs Äußere würde er auch etwas geben. Da mich sein lebhaftes Interesse für Wesen und Nutzen einer Verlobung etwas erstaunte, erkundigte ich mich, ob er schon ein Mägdlein in Aussicht habe.

„Das ist doch gerade mein Pech", seufzte er, „ich habe keine Ahnung, in wen ich mich einmal verlieben könnte!"

„Kommt Zeit, kommt Rat", tröstete ich ihn, „aber ich muß fort; meine Braut erwartet mich." Und grüßend schritt ich zu Tal.

Heinz saß noch nachdenklich auf der Waldbank, stattlich und groß, mit blauen Augen und blondgelocktem Haar — eine Siegfriedsgestalt, wenn er nicht ein wenig zu breit und ein wenig zu blond gewesen wäre. Blond ist schön, ist germanisch! aber er hatte einen Stich ins Semmelblonde, und die Locken waren ausgezeichnet gepflegt.

Aber die jungen Löwen verließen immer wieder ihre Plätze, legten sich auf den Boden, wollten spielen.

„Prinz“, „Joly“, schrie Miß Karola, „hierher, — pfui, was ist das . . .“ die Peitsche flog über die Abtrünnigen hin. Das Publikum lachte, ein paar spöttelten, die Löwin hielt den Kopf geduckt und brüllte leise.

Einen Augenblick nahmen Prinz und Joly Vernunft an, aber Gott weiß, was Prinz heute so ausgelassen machte — er nahm plötzlich Reißaus und erklomm ein Sammetstühlchen. Spitzbübisch fast sah er auf die anderen hin, die nun auch, von seiner Disziplinlosigkeit angesteckt, aus der Ruhe kamen. Das Publikum murrte, zischelte, Miß Karola bebte vor Wut. Aller Vorsicht vergessend, ging sie, der Raubtiergruppe den Rücken kehrend, auf den Schuldigen zu und schlug ihm mit dem Griff der Dressurpeitsche wuchtig über den Kopf, daß er blutend taumelte.

Da klang ein gellender Schrei des Entsetzens durch die Bude, — die Löwin hatte sich mit einem Satz auf Miß Karola geworfen und sie zu Boden gerissen. Schüsse knallten, eiserne Stangen drängten sich zwischen den Gitterstäben hindurch in die Flanken der Löwin, Bretter wurden eingeschoben, und Monsieur Guillaume holte sich, — die rauchende Waffe noch in der Hand, seine sterbende Liebste aus dem blutgetränkten Käfig . . .

Die Polizei hielt strenge Nachforschung und verbot drei Wochen lang jegliche Produktion. So hatten die Wunden der Löwin Zeit zu heilen, und der „Fratz“ Zeit, sich in „Signorina Pepita“ zu wandeln. Dann ließ die Direktorin neue Plakate ankleben und verkündete, in tiefstes Schwarz gekleidet, der schaulustigen Menge mit bebender Fettstimme das neue Programm:

„Sogleuch begünnt der große Dressurakt von Signorina Pepita mit sechs ausgewachsenen löbendig gefangenen wülden Raubtieren, worunter auch die reißende Löwin zu sähen sein würd, wölche meine unvergeßliche Tochter Karola getötet hat!“ . . .

Monsieur Guillaume aber ist aus dem Geschäft ausgetreten und hat sich in Olmütz einem sanfteren Berufe zugewendet. Und die Löwin ist wieder stumpf und gleichgültig geworden. Sie tut, was sie soll, sie revoltiert nicht mehr. Sie zieht sich in den hintersten Winkel ihres Kerkers zurück und schläft, auch wenn die Papageien kreischen. Und verachtet die Menschen.

seinen ganzen Lebenslauf mit Eifer und Anstrengung, denn es ging bergauf, und er wischte sich häufig große, perlende Schweißtropfen von seiner Stirn. Die Liebe äußert sich ja verschieden, aber Lenchens Anteilnahme an dem Geschick des guten Heinz war doch gar zu „still und verlegen". Meine Braut und ich beobachteten und lachten ein bißchen über das ungleiche Paar, und dann vergaßen wir sie — in der Verlobungszeit hat man ja ein Generalabonnement auf Egoismus.

Am folgenden Tage traf ich Heinz. „Na, bist du weiter gekommen", fragte ich ihn. „Nein, man darf so etwas nicht überstürzen. Und dann war ich viel mit der Käthe Mann zusammen; das ist doch auch ein famoses Geschöpf, was?"

„Ja, aber . . .", sagte ich etwas erstaunt. — „Man muß sich doch so etwas reiflich überlegen und abwägen!" Und darin gab ich ihm recht.

Nach ein paar Wochen aber zog er mich beiseite: „Werner, die Stunde ist gekommen!"

„Bist du verlobt?" fragte ich.

„Nein, aber Lenchen will Gewißheit haben. Sie sieht mich kaum noch an, nur verstohlen, und beim letzten Ball hat sie gar nicht mit mir getanzt."

„Aber bester Freund, dann will sie dich einfach nicht!" Er sah mich mit seinen hellblauen Augen fast mitleidig an. „Alle Achtung vor dir, aber ein Psychologe bist du nun nicht. Verstehst du denn nicht, daß mich Lenchen nur eifersüchtig machen will, um mich zur Aussprache zu bringen?! Die Käthe ist ja auch nett, ich habe geschwankt; aber so fürs Haus, für die Wirtschaft — ich schreibe lieber gleich!" Wenn mein Freund sich erst einmal etwas in den Kopf gesetzt hat, dann hilft kein Rat, kein Widerspruch — und so schrieb er einen kurzen, vielsagenden Brief: „Wann und wo kann ich Sie sprechen — ich habe eine wichtige Unterredung mit Ihnen! Stets der Ihrige. Heinz."

— — — Er blieb einige Tage unsichtbar, und als ich ihn zufällig einmal traf, fand ich ihn bleich und ein klein wenig abgemagert. Die Locken waren vernachlässigt. Mit Schonung erkundigte ich mich nach seinem Herzeleid: „Hast du einen Korb bekommen, Heinz?" Er aber fuhr auf: „Zum Teufel, wenn man kein Geld hat, nur aufs Vermögen wird gesehen; das ist doch, weiß Gott, nicht die Hauptsache!" „Hat sie dir denn aus diesem Grund abgeschrieben?" „Iwo; ihr Vater schickt mir eine höfliche Epistel: er hätte mich gern als Schwiegersohn gesehen, aber die Tochter habe erklärt: keine Neigung usw. Es macht sich so besser, aber es ist doch klar, daß der andere Grund dahinter steckt — das Mädel war mir doch sicher!" Unwillkürlich tönte mir Lenchens: „I wohär? Das isch aber erschtaunlich!" im Ohr — aber man soll nicht ohne Grund Illusionen zerstören. Meine Braut und ich suchten ihn ein

Nach knapp drei Wochen kam er strahlend zu mir: „Werner, ich bin verliebt — ein reizendes Geschöpf!" und ehe ich mich von meinem Staunen erholen konnte, hatte er mir seine Geschichte schon halb erzählt. „Denke dir, vor vierzehn Tagen war eine kleine Tanzgesellschaft, da sah ich sie zuerst. Gerade das, was mir als Ideal einer Ehefrau vorschwebt: nicht zu groß, still, lieb, Stumpfnäschen, bescheiden, und ich glaube, auch nicht gar zu klug. Du weißt, ich kann die Frauen nicht leiden, die immer unterhalten sein wollen und die Geistreiche herausbeißen. — Sonntag traf ich sie auf einem Ausfluge; meine Kameraden und ich schlossen uns den Eltern an — also riesig nett! Kannst du nicht erfahren, wieviel ihr Alter hat? Deine Braut kennt die Familie."

Eine solch zungengewandte Rede hatte mein Freund noch nie gehalten, und das überzeugte mich zur Genüge von der Aufrichtigkeit seiner Gefühle. Ich versprach die gewünschten Erkundigungen und zugleich beschlossen wir, einen großen Jugendspaziergang mit möglichst wenigen Ehrenmüttern ins Werk zu setzen, an dem auch „Lenchen", so hieß die Erwählte, teilnehmen sollte.

„Aber Heinz, sag' mir das eine noch", sagte ich zum Schlusse, „liebt sie dich denn auch?" Er sah mich ganz verwundert an: „Natürlich", meinte er, „und sieh, das ist so nett an ihr, sie ist gar nicht aufdringlich, sie wird nur immer ganz still und verlegen, wenn sie mit mir zusammen ist."

Unser Plan kam zustande, Lenchen hatte zugesagt, und an einem prächtigen Sonntag-Nachmittag versammelten wir uns. Heinz kam kurz vorher verstohlen zu mir. „Wie steht's?" fragte er und machte die Gebärde des Geldzählens. Auf meine Auskunft hin rechnete er einen Augenblick nach und atmete dann erleichtert auf. „Es geht schon", meinte er, „doch da ist sie! Hör nur, sie spricht so köstlich badensisch!"

Lenchen stand mit einigen jungen Leuten zusammen; klein, rundlich, ein Puppengesichtchen, schwatzte sie harmlos daher. „Zu klug ist sie nicht!" Den Eindruck teilte ich jetzt schon mit Heinz. Eben schob sich die breite Gestalt meines Freundes durch die Reihen auf Lenchen zu. Mit einer beneidenswerten phlegmatischen Selbstverständlichkeit bahnt sich solch ein Hüne seinen Weg — jeder weicht achtungsvoll zurück, und wirklich tauchte Heinz mit Lenchen vor uns auf, als sich der Zug in Bewegung setzte. Zuerst an schmucken Gehöften vorbei, von denen der wilde Wein in glutroten Ranken niederrieselte; dann aber nahm uns der Wald in seine schattige Kühle auf und streute bei jedem Windhauch goldene Funken über die muntere Schar oder schlang silberblitzende Spinnwebfäden in das Haar der Mädchen. Lenchen war wirklich sehr still geworden; nur zuweilen hörten wir ein gedehntes: „I wohär? Das isch ja erschtaunlich, gel? Das ha'm mer das letzschte Mal au gsehn!" Heinz aber erzählte

„Also gestern war Ball und sie war auch da. Und sie war so schön, so herrlich in ihrem zartgelben Kleid wie — wie eine Teerose!“ brach es ganz überwältigt von seinen Lippen. „Ach, es ist ja zu scheußlich, einfach unglaublich!“

„Was ist denn scheußlich?“ warf ich etwas verwirrt ein.

„Ach, hör nur; sie saß neben mir; ach, es war so lustig, sie beugte sich immer zu mir und bewarf mich mit Blumen und Knallbonbons. Und dann haben wir getanzt — weißt du, sie tanzt großartig, sie reißt dich mit weg und du glühst und schnappst nach Atem, und kannst einfach nicht aufhören. Nach dem Tanz hatten wir so ein nettes Plätzchen im Wintergarten aufgespürt, wo just niemand zugegen war. Da bleibt sie im Vorübergehen mit ihrem Haar in einem kräftigen Zweig hängen. Mit einem Ruck bleibt sie stehen und ist ganz blaß geworden. Sie zieht und dreht, aber der Zweig hält fest. „So helfen Sie mir doch!“ ruft sie mir zu.

Aber als ich sie so sehe in ihrem zartgelben Kleid, so verwirrt und ängstlich — da, ja da ging alles mit mir durch und ich flüstere: „Erst einen Kuß!“ und fasse ihren Kopf und will sie an mich ziehen. Da schreit sie leise auf und möchte sich losreißen und — und — o, es ist zu scheußlich! Da bleibt der Zopf oben hängen, weißt du, die schöne dicke Flechte und reißt ab, einfach ab! und sie steht da mit ganz kurzem, spärlichem Haar und heult wie eine Wilde — scheußlich!“ Und mein armer Freund fuhr wieder verzweifelt in seine Locken.

„Ja, aber die meisten Mädel haben doch ein paar falsche Haare!“ suchte ich einzulenken.

„Ach du Esel, mit dem schönen schwarzen Zopf, da war ja alles weg, weißt du, alles, da kam sie mir einfach garstig vor, und ich bin weggelaufen, ohne Abschied, einfach weg, nach Hause!“

Ich fühlte wohl, es war mehr als die rein äußerliche Enttäuschung; das Unehrliche, das in diesem stolzen Haarputz lag, widerstrebte seinem geraden Wesen, und schließlich war ich herzlich froh, daß sich seine Herzensbande noch rechtzeitig mit der Flechte gelöst.

„Eigentlich tut sie mir ja auch leid“, murmelte er jetzt, „sie war so ganz fassungslos, und dann hat sie mich doch so lieb gehabt.“

Heinz war unverbesserlich, und aus Angst, er möchte aus Mitleid zu Wilhelmine zurückkehren, suchte ich, ihn nach Möglichkeit auf andere Gedanken zu bringen. Leicht war es nicht, denn sein Interesse für die höhere Kunst war erstaunlich vermindert. Aber Wilhelmine half mir selbst: sie verreiste zu Verwandten auf unbestimmte Zeit. Und es war gut so, denn hatte ich mir bis jetzt geschmeichelt, so unbedingt Heinzens Vertrauen zu besitzen, so war ich recht überrascht, von den verschiedensten Kameraden angesprochen zu werden, mit behaglichem Grinsen: „Hast du schon gehört?

wenig zu trösten; da saß er denn zwischen uns, ein bißchen neidisch und ein bißchen traurig, und sang uns mit gerührter Stimme wehmütige Liebeslieder zur Laute vor. Außerdem machte er lange, einsame Spaziergänge und strich an mondstillen Nächten seufzend am Hause der Jüngstgeliebten vorbei.

Aber sehr lange hielt er es nicht aus. Ich sollte ihm raten; doch dies war nicht der rechte Weg. Dies Mägdlein war ihm zu alt, jenes zu fuchsig, das dritte zu häßlich, und wenn es auch zuweilen schien, als habe er auf eine besondere Empfehlung hin Feuer gefangen — es dauerte nie länger als einen Abend. Aber nun war er wieder obenauf. Die Neuerwählte seines Herzens sah zwar seinem ersten Frauenideal nicht gerade sehr ähnlich. Sie führte den braven Namen Wilhelmine, aber das war auch das einzig Brave an ihr. Schlank, schlagfertig und gewandt, spielte sie mit dem großen blonden Heinz, kokettierte mit ihm wie mit jedem ihrer Kavaliere, und verdrehte ihm gänzlich seinen blondgelockten Kopf. Hatte er Lenchen überlegen gegenübergestanden, so verwirrte ihn nun die bewußte Sicherheit der Gesellschaftsdame und noch eins nahm ihn ganz gefangen: ihr üppiges, prächtiges Haar. Fast zu schwer lastete die reiche Fülle auf dem kleinen Kopf, und das stumpfe Dunkel verlieh dem lebhaften Gesicht einen eigenen Reiz. Heinz wurde ganz aufgekratzt und witzig unter ihrem Einfluß, er stürzte sich in Theater und moderne Lektüre, und ich hörte ihn nie mehr gegen geistreiche Frauen protestieren, mochte er heimlich auch über die Anstrengungen seines augenblicklichen Liebhaberberufes stöhnen. Er erzählte dieses Mal überhaupt weniger von seiner Liebe, denn sie hatte einen prickelnden Reiz, der ihn seltsam berauschte und eigentlich seiner Natur ganz fremd war. — Aber dann kam die Katastrophe. Ich erinnere mich genau, es war „Winteranfang" und es regnete in Strömen Da trat Heinz ins Zimmer, ließ sich im nassen Überzieher in meinen Ledersessel fallen und fuhr sich verzweifelt in die blonden Locken. „Es ist aus!" sagte er dumpf.

„Heinz, teuerster, zieh erst deinen Mantel aus, du verdirbst den ganzen Stuhl" — meine Braut hatte mich gut gezogen! — „so, und nun sprich, was ist los?" Heinz wickelte sich aus seinem sehr alten Überzieher und warf mir einen verzweifelten Blick zu. Ich bereute meine Gefühlsroheit und schenkte ihm einen Schnaps ein. „Na, alter Freund, wo fehlt's, kann ich dir helfen?" Er schüttete den Likör herunter und schenkte sich einen zweiten ein.

„Es ist aus", wiederholte er dann dumpf — „sie hat falsche Haare!"

Diesmal fuhr ich ganz entgeistert in die Höhe. „Falsche Haare, die schöne Wilhelmine?! Wie kommst du darauf?" Es dauerte eine Weile, bis er soweit beruhigt war, um im Zusammenhang erzählen zu können.

da hab' ich ihr denn geschrieben: wann sie heimkäme? hier sei es viel schöner wie im Rheinland. Am folgenden Tag telephoniert sie mich an: sie sei hier, ob wir wohl einmal Tennis spielen wollten zusammen? Na, und dann hab' ich denn mit ihr gesprochen."

„Nun, und wie war denn das Resultat?" warf ich ein.

„Glänzend! Sie fiel mir gleich um den Hals, und dann wollte sie niederknien — und der Alte hat auch gleich alles abgemacht." Und eine genaue Angabe sämtlicher Vermögens- und Aussteuerverhältnisse folgte. Die waren glänzend; und ich wagte keine weiteren Einwände.

Am folgenden Morgen stürzt Heinz zu mir, aufgelöst. „Werner, rate mir, sie liebt mich wohl doch nicht — ich sage ihr wieder ab — soll ich denn nie zur Ruhe kommen? Dreimal ist doch zuviel in einem Jahr!"

Darin hatte er sicher Recht, und ich nahm seine Hand. „Junge, wo fehlt es denn wieder?"

„Ach, sie hatten gestern abend irgendeine Trauernachricht bekommen, und da waren sie alle so kühl und seltsam, und Gertrud hatte Migräne, und dann wollte sie sich gar nicht ordentlich küssen lassen: wir seien ja noch nicht öffentlich verlobt! Und dann fürchtet sie sich vor der Arbeit später — zu dumm, so was, ich schreib ihr ab; sie liebt mich einfach gar nicht, sie will nur eine Versorgung haben, weil sie so alt ist und häßlich — da sieht sie in mir nur den Mann."

Heinz war wieder aus dem Häuschen, aber ich wurde diesmal ärgerlich. „Das ist ja sicher pure Einbildung von dir — du mußt doch endlich einmal einen dauernden Entschluß fassen", schalt ich — aber da erhob er sich mit Nachdruck in seiner ganzen Breite und seine blauen Augen sahen mit finsterem Ernst vor sich hin.

„Ich schreibe doch einen Abschiedsbrief!" murmelte er und schob sich gewichtig zur Türe hinaus. Und er hat ihn geschrieben, ernst und würdig: da doch wohl die rechte Liebe fehle . . . Es war ein Entschluß, denn er ist Beamter ohne Vermögen — das sagt genug.

Heinz ist doch verlobt, und zwar schon öffentlich, und hat mit Würde seine Brautbesuche empfangen. Hatte man ihn doch überzeugt, daß all seine Zweifel leere Hirngespinste waren! Seine Schwiegereltern vergöttern ihn, seine Braut girrt ihm Liebe und Unterwürfigkeit, und Heinz fühlt sich heimisch.

Und wenn er zuweilen in den Blicken seiner Bekannten liest: „Schön ist sie nicht . . .!", so denkt er an ein vornehm behagliches Heim und gemächliches Leben und spielt nachlässig mit einer großen goldenen Uhr an einer dicken goldenen Kette — und das ist ein Geschenk seines Schwiegerpapas.

Die schöne Wilhelmine hat falsche Haare — schade, daß Lenchen kein Einsehen hatte!" Das kränkte mich etwas — aber schließlich, es gibt Menschen, die viele Vertraute haben müssen.

Der Winter verging ohne weiteren Zwischenfall. Nun kamen wieder schöne sonnige Tage, und der Sommer machte Heinz zu einem begeisterten Jünger des Tennissportes. Er spielte nicht elegant und biegsam, auch war er zu breit und phlegmatisch, um knappe Kraft zu entfalten, aber er machte doch, besonders in seinen eigenen Augen, eine recht gute Figur. Und das Tennisspiel ist ein gefährliches Spiel — ich weiß es aus eigener Erfahrung.

„Kennst du Fräulein Gertrud", fragte er mich einmal flüchtig im Laufe des Gesprächs.

„Kaum; schön ist sie nicht, aber reich und ganz tüchtig soll sie sein. Älteres Semester, was?"

„Hm, ja", machte er etwas verstimmt und brach ab.

Einmal sagte er noch: „Ich spiele jetzt oft Tennis mit Fräulein Gertrud; sie ist doch recht nett, so frisch und sehr gescheit und ungemein liebenswürdig." Endlich rückte er näher heraus. „Was meintest du, wenn ich mich mit der verlobte?"

Ich hatte allmählich Angst vor seinen Liebesgeschichten bekommen. „Nun sag doch, wie kommst du denn auf diesen Gedanken?"

„Ja, siehst du, sie ist so sehr lieb zu mir und so zuvorkommend, und ich achte sie wirklich sehr! Wenn sie nur nicht so arg häßlich wäre."

Die letzte Wendung erschreckte mich. „Mein lieber Heinz, wenn du die Empfindung hast, dann laß die Finger davon — das gibt nichts Rechtes!"

Er sah mich zweifelnd an.

Da er nun in nächster Zeit allerlei von Ausflügen und verschiedenen Flammen erzählte, beruhigte ich mich schnell. Aber dann kam er eines Tages zu mir, bleich und übernächtig. „Ich bin verlobt", sagte er still.

„Mit wem?" entfuhr es mir unwillkürlich.

„Na, wie du fragst! Mit Fräulein Gertrud. Ja, siehst du, sie wollte so gern; nun war sie lange verreist und ich habe sie besucht, um sie mir noch einmal anzusehen. Schön ist sie ja wirklich nicht, aber schließlich — du hast ja selbst immer gesagt, darauf käme es nicht an — denk nur an deine Braut . . ."

„O, sehr freundlich!"

„Und dann ließ sie eine Bemerkung fallen: ihrem Vater sei jeder Schwiegersohn recht, arm oder reich, er sorge für sein Kind. Nun kam ich wieder zurück, und da kam wieder irgendein Krach mit meiner Wirtin vor — du kennst das — kurz und gut, ich hab' das Leben hier so satt —

Wie der Förster wieder einmal kam und sich auf die Bank vor dem Kachelofen niedersetzte, da begann plötzlich das Glöcklein am Webstuhl zu läuten.

„Kreiz sakra!“ ruft der Randwebernickel und springt wie von einer Tarantel gestochen hinter seinem Stuhle hervor und dem Herrn Förster direkt in die Arme. Der war nämlich ebenfalls emporgeschnellt, grinste dem armen Nickel geradezu teuflisch ins Gesicht und mit unbeschreiblichem Hohne in der Stimme sagte er: „Ei, der tausend! So hab' ich's doch endlich einmal erwartet! Wirklich ein ganz verflixter Kerl, dieser Randwebernickel!“

„Das mein' ich, Herr Förster“, erwiderte jener mit scheinbar erzwungenem Lächeln, und in einem Tone, der von Stolz zeugen sollte, fuhr er fort: „Sie glauben gar nicht, Herr Förster, wie oft mir die Kerle ins Garn geh'n. Einer nach dem andern, und am End' wird doch mein Kohl mir selber bleiben. Wie komm' auch ich dazu, daß mir anderer Leute Hasen meinen Kohl wegfressen?“

Der Förster war sprachlos. Eine solche Frechheit hätte er dem Randwebernickel fürwahr nicht zugetraut. Und bevor er sich sammeln und das aufziehende Donnerwetter über Nickels Haupt sich entladen lassen konnte, faßte dieser den Jägersmann unter dem Arme, zog ihn ungestüm zur Tür hinaus, indem er, wie in erheuchelter Freude, ausrief: „Kommen Sie, Herr Förster, mit 'naus. Der hängt feste, und dem Klingeln nach, ist's ein ganz tüchtiger Bursche.“

Wenn der wetterharte Weidmann nicht starr gewesen wäre vor Verblüffung, wer weiß, wie er's dem Randwebernickel gleich heimgezahlt hätte; so aber folgte er willenlos dem Hasendiebe, und nur einige unartikulierte Laute, die zweifellos zu den fürchterlichsten Drohungen gehörten, murmelte er durch die knirschenden Zähne in den dichten Bart.

Im Garten saß Meister Lampe zwischen dem Kohl.

„Sapperlot“, rief der Nickel aus und schlug die Handteller aufeinander, daß es knallte, als ob der Herr Förster seine Flinte abgeschossen hätte — „da schaun's her! So ein kapitaler Kerl!“ Und zu dem geängstigten Hasen gewendet, der in der Schlinge gefangen, einen förmlichen Hexentanz aufführte, sagte der Randwebernickel in strengem Tone: „Na wart', du Lümmel. Willst mir wohl gar noch den Fangapparat in Fetzen reißen? Nein, Bürscherl, den brauch' ich noch für deine Brüder, wenn sie sich, wie du, an meinen schönen Kohl wagen sollten. Gelt, Herr Förster?“

Wie dieser, blutrot im Gesichte, sich anschickt, seine Antwort herauszudonnern, da fällt ihm der Weber ins Wort: „Passen's auf, Herr Förster!“ Und mit einer Geschicklichkeit, die erkennen läßt, daß er in dieser Arbeit bewandert ist, löst der Randwebernickel das Häslein aus

Der Hasenweber.

Von Karl Tins.

In dem kleinen Häuschen ganz am Ende des Dorfes, dort wo der Wald beginnt, hausten die Randwebernickels. Schon der Urgroßvater und der Großvater wurden so geheißen und auch der Vater; aber dessen Jüngster, der jetzt hinter dem alten Webstuhle das Handwerk seiner Ahnen betreibt, ist zum Hasenweber geworden, und wie das kam, will ich erzählen.

Neben dem kleinen Hause pflegte sich der junge Randwebernickel ein nettes Gärtchen. Einige Blumen wuchsen darin, Bohnen und Salat, zumeist aber Kohl. Und was für Kohl! Daß der den Hasen ebensogut gefiel wie dem Randwebernickel, war wirklich kein Wunder. Wie aber kam der dazu, sich von anderer Leute Hasen den schönen Kohl wegfressen zu lassen? In seinem Garten braucht niemand fremde Hasen zu dulden. Das war des Randwebernickels ehrliche Überzeugung, und darnach handelte er.

Zwischen den schönsten Kohlköpfen legte er die Schlinge, zog die Schnur durch die üppigen Pflanzen bis zur Wand, dort hinter den Bohnenranken empor und durch ein Löcherl im Fensterrahmen in seine Klause. Das Ende band er an einen Hebel, der am Webstuhle befestigt und daran ein zartes Glöcklein angebunden war. Wenn draußen an der Schnur gezogen ward, dann klingelte es leise. Der Randwebernickel war voll stolzer Freude, als er seine sinnreiche Erfindung probiert hatte und erwartungsvoll kroch er hinter sein Webzeug, ließ lustig den Schützen fliegen, pfiff dabei ein flottes Liedchen und warf hin und wieder einen Blick zu dem Glöcklein hinauf, das ihm künden sollte, wenn ein Häslein in der Schlinge zappelte.

Im Dorfe drunten tuschelten sie bald hie und da und raunten sich's in die Ohren, daß der Randwebernickel die Hasen wegfange und daß der Brünnelwirt ganz genau wisse, wie's der Nickel anstelle. Und die alte Resel wußte wieder, daß er die Hasen in die Stadt trage, oft zwei auf einmal, wenn er liefern ging, und daß er sie recht gut bezahlt bekam. Das wollte ihm freilich niemand gönnen, und sie wunderten sich alle, daß der Förster dem Randwebernickel sein Handwerk nicht lege.

Aber der Förster hatte ihn längst schon am Korn. Dreimal schon hatte er dem Nickel in dessen Stube einen Besuch gemacht, so im Vorbeigehen, wenn er halt grad Zeit hatte, um ein Bisserl zu plaudern. Dem Nickel war's aufgefallen, daß der Herr Förster ihm auf einmal so gar oft die Ehre gab und er dachte: Halt, der spürt was. Und so war's auch.

erreicht, was er wollte. Nun ist er fort und singt nicht mehr. Dann Bielohlawek, der die Bücher und die Wissenschaft haßt und Tolstoi einen „alten Teppen" nannte. Die Wähler wissen herzerquickende Originalität nicht zu schätzen! So ist eben die Menge: stumpf und witzlos.

*
* *

Man sieht jetzt erst, eine wie starke Persönlichkeit Karl Lueger war, denn auch die Demagogie eines Menschen, die Zehntausenden ihren Willen aufzwingt, hat Genie in sich. Einmal soll er zum König von Rumänien gesagt haben: „Solange ich lebe, ist alles gut, dann aber bricht die christlichsoziale Partei zusammen." Eine Prophezeiung, die fünf Vierteljahre nach seinem Tod eintraf. Lueger, der Prophet! Die christlichsoziale Partei fiel dort zuerst, wo sie ihre ersten Sporen verdiente, und beim Köpfen beginnt man regelmäßig oben. Ob sie schon unrettbar todwund ist, wie der Freisinn frohlockt? Immer noch hat sie 700.000 Stimmen in Österreich, wahrscheinlich die größte Anzahl aller Parteien. Ein sonderbares Bündnis ihrer Gegner rang sie nieder. Sozialdemokraten, Altliberale, sogar Deutschnationale zogen an demselben Strang, und die Sterbeglocke bimmelte. War das gemeinsame Tauziehen vernünftig? Auch in der Politik geschieht selten das Vernünftige. Der Großkapitalismus, die Börse, der Nationalismus und die kommunistische, internationale Sozialdemokratie unterstützten einander — wenn das nicht brüderlich gehandelt ist! Da sage mir einer, die Politik verhetze die Menschen! Die liberale Presse behauptet, sich über den Erfolg, zu dem sie der Internationale verhalf, zu freuen. Warum sollen die Zeitungen gerade jetzt nicht lügen? Im Rausch übertreibt man gern, aber der Katzenjammer kommt hinterher. Die Extase der Rachsucht hat einen bitteren Nachgeschmack wie schlechter Schnaps. Unser alter „Freisinn" hat nichts vergessen und nichts dazu gelernt, seit Bismarck ihn eine „Herbstzeitlose" nannte — eine späte Blüte ohne Kraft. Ja, Bismarck! Zu seinem zehnjährigen Todestag schrieb ein führendes Blatt ungefähr: Er war unser Feind, aber immerhin ein Mann von Talent. — Das erinnert fatal an den Ausspruch von Serenissimus: „Ein guter Mensch, aber dumm."

*
* *

Jedenfalls sind die Christlichsozialen besiegt und verdienten die Schlappe redlich. Und die Hauptfolge davon: Fortan werden statt der Lebensmittel die Gebrauchsgegenstände verteuert. Die Agrarzölle schwinden, die Industriezölle steigen. Die Wandlung ist eines großen Wahlrummels kaum wert. Aber vielleicht bleibt es selbst da beim Alten, denn im Herrenhaus und bei manchem anderen, das ebenfalls mitzureden hat, bleibt es auch beim alten.

der Schlinge, faßt es mit der linken Hand fest und sicher an den langen Ohren, legt es übers Knie und just wie es einst sein Schullehrer mit ihm gemacht, klopft der Nickel dem Hasen ordentlich — das Fell aus. Dann läßt er ihn laufen. Und wie der mit meterlangen Sätzen über die Felder rast, sagt der Nickel triumphierend zu dem Förster: „Sehn Sie, Herr Förster, der kommt mir nimmer wieder. So mach ich's mit jedem."

Jetzt war der Förster noch sprachloser. Aber nur einen Augenblick; dann hörte man ihn etwas sagen, jedoch der Nickel verstand ihn nicht, denn die Worte gingen unter in einem ungeheuren Lachen, von dem alle Leute angesteckt wurden, das ganze Dorf, die ganze Gegend

Und der Nickel war von nun an der Hasenweber.

Nach der Wahlschlacht.

Ich will es gleich gestehen, daß ich selbst nicht wählen gehen durfte, denn ein weises Gesetz macht das Wahlrecht unter anderem von einem einjährigen festen Wohnsitz in Österreich abhängig, damit nicht Zigeuner, Vagabunden und ähnliches Gesindel den Staatswillen mitbeeinflussen können; und ich hielt mich in den letztvergangenen Jahren zumeist im Auslande zu Studienzwecken auf, was mich das Wahlrecht kostete. Somit achtet mich das Gesetz einem minderwertigen Stromer gleich, dem es das wichtigste politische Recht vorenthält. Ob Sinn darin liegt? Vielleicht. Man lernt in der Fremde manches kennen, was uns in Österreich noch abgeht, und wäre möglicherweise Neuerungen zugeneigt. Neuerungssüchtige Menschen sind aber unbequem und stören nur den alten, liebgewordenen Gang der Dinge. Gewiß, tiefer Sinn liegt oft in Vorschriften, die der schwache Untertanenverstand nicht leicht begreift.

*
*　　*

Als unbeteiligter Zuschauer sah ich den Kampf mit an. — Die Sieger beherrschen das Schlachtfeld und der Überwundene trollt sich mit eingezogener Rute. Mancher blieb auch erschlagen auf der Wahlstatt, ich nenne nur den tschechischklerikalen Grafen Adalbert Sternberg — sein slawischer Name ist für deutsche Zungen kaum auszusprechen! — und den urwüchsigen Bielohlawek. Ist Österreich so reich an Individualitäten, daß es auf solche Männer verzichten kann? Sternberg setzte durch sein Mandat Himmel und Hölle, Hof und Proletariat in Bewegung, um einen ihm ungünstigen Spruch eines militärischen Ehrengerichtes zu kassieren; er hat den Zweck eines konstitutionellen Vertretungskörpers erfaßt! Und hat

Was haben die Wahlen nicht an terroristischer Korruption und niederträchtiger Infamie gezeigt! Im Kampf gelten alle Mittel, sagen die Politiker laut und denken leise: alle Mittel, die man selbst anwendet. Vergiftet auch der Feind seine Pfeile, dann empfiehlt es sich zu brüllen: Gemeinheit! Die breiten Massen fallen immer auf das lauteste Feldgeschrei hinein. Bis zur nächsten Reichsratsauflösung wird es kaum gelingen, den aufgewühlten Haß zu besänftigen, wenn nicht ein gewaltiges Unglück die Wähler lehrt, daß sie in erster Linie Menschen sind. Eine Lehre, die meist teuer zu stehen kommt und leider schnell vergessen wird.

*
* *

In einzelnen Kreisen gingen auch Tote zur Wahl, in Galizien schoß man über einviertelhundert Menschen tot, weil die Leidenschaften überbrodelten, für einen Los von Rom-Abgeordneten fochten katholische Bauernknechte mit Sensen, und ein Kandidat verdankt seinen Erfolg der regen Agitation darstellender Künstler, die sich auf diese Weise für sein theaterfreundliches Auftreten erkenntlich zeigten. Hübsche, junge Schauspielerinnen führten säumige Wähler Arm in Arm zur Urne. In diesem Bezirk wäre ich gern wahlberechtigt gewesen! — Sonderbare Sachen!

*
* *

Und das Fazit der ganzen Geschichte? Viel Lärm um sehr wenig; aber bis das Volk diese Tatsache einsieht, vergehen immerhin einige Jahre, und dann fängt die Sache von vorn an.

*
* *

Ich kenne einen, der meint, der Rummel sei beinahe überflüssig gewesen, aber dieser Eine ist ein verdächtiges Individuum, dem das Gesetz das Wahlrecht absprach, gleich Armenbeteilten, Landstreichern und Schwerverbrechern. Er ist daher nicht ernst zu nehmen. H. L. R.

Der rumänische Lenau.

Von **Mite Kremnitz.**

Sechzig Jahre würde er nun schon zählen. Sein armselig Leben aber währte nur dreiunddreißig.

Wer war er? Das bedeutendste lyrische Talent der Rumänen. Wer kennt ihn? Außerhalb seines engeren Vaterlandes fast keiner.

Mihai (Michael) Eminescu, der in seiner Jugendblüte dem Wahnsinn verfiel, hat in seinen Dichtungen voll Inbrunst und Schönheit die Sprache

Die Christlichsozialen haben ein fettes Schuldkonto, allzu oft opferten sie den Nur-Agrariern und ihrem eigenen Säckel die Interessen der städtischen Bevölkerung, besonders Wiens. Bloß dem Kleinbürgertum hat die Rathauspartei kleine Geschenke gemacht und das Kleinbürgertum mag ihr nachweinen. Morgen läuft es dann schon einem anderen Rattenfänger nach. So ist's einmal. Den schwarzen Jongleuren folgen die roten, die auch nicht sehr sympathisch sind. In den Wiener Stichwahlen triumphierten sie durch fremde Hilfe und tun jetzt sehr groß. Der Jubel klingt freilich gemischt, denn aus den Sudetenländern schallt der Jammer der minder glücklichen Genossen und auch in den Alpenländern fiel mancher sozialistische König. Die Stärkeren waren die tschechischen Autonomisten — ein nationaler Flügel der Sozialdemokratie — die Radikalnationalen und die hoffnungsvolle Deutsche Arbeiterpartei. Das stolze Gebäude der weltumspannenden Internationale kracht und die Marxisten, diese starren Theoretiker und Prinzipienreiter, werden allmählich doch einsehen müssen, daß die Hoffnung auf ihren herrlichen Zukunftsstaat verblassen kann, wenn sie nicht nebenbei praktische Arbeit in der Gegenwart leisten. Die jeweilige Gegenwart hat nämlich die tückische Eigenschaft, daß sie immer recht behält. Ist sie doch weiblichen Geschlechtes. Memento mori! Was den Neuklerikalen heute passierte, sollte ihre Gegenspieler zur Einkehr mahnen. Nicht einmal die politischen Bäume, obschon sie gar keine echten Bäume sind, wachsen in den Himmel.

*
* *

Den Hauptgewinn des Wahlkampfes strichen die vereinigten Deutschnationalen ein. Wenn sie sich künftig weniger mit Heilrufen die Zeit vertreiben und nicht zu volle Humpen auf das „deutsche Edelvolk" leeren, so sind ihre Aussichten für die Zukunft nicht schlecht. Arbeiten sie für das Gemeinwohl, bedienen sie sich sozialen Öles dabei und bleiben sie gesinnungstreu trotz der Lockungen von oben und der Bierbankpolitik von unten, dann haben wir allen Grund, uns über ihre Erstarkung zu freuen.

*
* *

Die nichtdeutschen Stämme Österreichs votierten freisinniger als das letztemal. Im allgemeinen dürfte sich auch bei ihnen nicht viel ändern.

*
* *

Ich habe niemanden gesprochen, der glaubt, daß auch nur ein einziges Genie in das neue Abgeordnetenhaus einziehen wird. Das ist wahrscheinlich gar nicht so notwendig. Man könnte sich unschwer mit einem guten Durchschnitt behelfen — mit einem g u t e n! Berufsmäßige Skeptiker haben wenig Hoffnung und zitieren banal: Es kommt nie etwas Besseres nach. — Wer weiß; noch geschehen Zeichen und Wunder.

*
* *

Denk ich jetzt an mein Leben, so wundersam und bunt,
So scheint's mir eine Kunde aus einem fremden Mund,
Als sei ich nie gewesen, als sei es nicht mein Leben . . .
Wer ist es denn, der's hersagt? . . . . . .
. . . . und wessen Daseins Not
Verlach' ich da? Mir ist es, als sei ich längst schon tot. —

Am 1. Jänner 1850 (nach westländischem Stil, nach orientalischem war es am 20. Dezember 1849) kam in Botoschani, der kleinen moldauischen Stadt nahe der österreichischen Grenze, Mihai Eminescu — oder, wie die Familie sich damals nannte — Eminovitsch, zur Welt. Die Endung „vitsch" ist unrumänisch; sowie er es konnte, ersetzte der Dichter sie durch „escu". Gegner Eminescus verbreiteten später, er, dessen höchster Stolz sein echtes Rumänentum war, sei gar nicht lateinischer Rasse gewesen. Sein Großvater habe Emin geheißen und sei aus der Türkei in die Moldau eingewandert. Wenn man Mihai Eminescus vornehm-schöne, melancholische Gesichtszüge in ihrer Würde und starren Unbeweglichkeit studierte, dazu seine schweigsame, verschlossene Art, konnte man ihm wohl die türkische Herkunft zumuten. Bewiesen ist sie jedoch nicht. Im Gegenteil, viele Beweise für sein echtes Rumänentum hat er beigebracht.

Sein Vater hatte ererbten Grundbesitz bei der Stadt, von dessen Ertrag er lebte. Kein reiches, kein wohlhabendes Heim war es, in dem der Dichter aufwuchs. Weltfern stand das ebenerdige rumänische Haus mit dem langen verandaähnlichen Vorbau. Und ein schweres Unglück warf früh einen Schatten über alle seine Insassen: Die Hausfrau, die Mutter von fünf jungen Kindern, verfiel in unheilbaren Wahnsinn. So war es kaum noch ein Heim. Der Vater, der gute, tüchtige, rechtschaffene Vater, hatte von früh bis spät auf den Feldern zu schaffen. Er mußte das Brot erarbeiten. Wer aber sollte es nun verteilen. Wer den Kindern leibliche Kost bereiten und ihre Seelen speisen! Der kleine Mihai lernte früh sich mit all seinen Kümmernissen in sein eigenes Innere verschließen, und er liebte es, in den nahen Wald zu flüchten. Der belehrte ihn:

Und in dem Gewog der Wellen,
In der hohen Gräser Wehen,
Lehrt' ich dich verstohlen lauschen
Auf das Spiel von Hirsch und Rehen.
Immer noch hör' ich dich leise
Wie verzaubert, klangvoll singen,
Während deine bloßen Füße
In das klare Wasser hingen.
Wie du in den Vollmond schautest,
Auf die Nebel überm Teich,
Schienen Jahre Augenblicke,
Augenblicke Jahren gleich.

Nie, auch nicht in späteren Tagen, sprach der Dichter über die Krankheit seiner Mutter, die seine Kindheit umdüstert hatte. Wenn er

seines Volkes vermehrt und gehoben, ihr Flügel verliehen. Er hat Lieder und Gedichte geschaffen, von denen einige den großen Rhythmus, die große Seele und den großen Gedanken hoher Kunstwerke besitzen. Er grub alte Formen aus dem sprachlichen Volksschatz aus, er fand neue Klänge.

Die Nacht umschattete ihn zu früh, als daß hätte reifen können, was in ihm lag. Noch hatte er die volle Eigenart und Selbständigkeit nicht durchgebildet. Noch überströmten Drang und Schwall der Jugend die künstlerischen Linien, und nachgiebige Hände hielten die Zügel nicht fest genug; Pegasus schäumte und stürmte ins Maßlose. Die straffe Gliederung fehlt seinen längeren Dichtungen.

In fast allen aber türmen sich Gedanken und Gefühle, die aus wahrer Dichtertiefe sich emporringen. Und hier und da rauscht ein Hymnus von erschütternder Gewalt, ein Lied von ergreifend schlichten Tönen.

Nicht nur in der Tragik seines Schicksals hat er Verwandtschaft mit dem südöstlichsten deutschen Dichter: Nikolaus Lenau. In geheimnisvoller Konsonanz klagt auch von Eminescus Laute die sinnende Melancholie, die sein ahnungsvolles Herz erfüllte. Aber er war nicht etwa ein Epigone. Alle seine Gedichte sind Bekenntnisse, Geständnisse.

Im rumänischen Boden wurzelnd, ragt Mihai Eminescus einsames Talent über sein Vaterland und dessen künstlerische Kultur hinaus; wie immer eine auserwählte Individualität über ihre Vor- und Mitwelt. Gedanken, die er klangvoll prägte, dürfen kühn und trotzig auch in der Fremde um das stolze Bürgerrecht des Geistes werben. Die Übersetzung kann den Schmelz und die vielen Farbentöne der diesen Dichtungen angeborenen romanischen Sprache nicht wahren; doch auch im Notkleide schimmert ihr inneres Wesen:

Als des Ungescheh'nen Schatten warf kein Dunkel noch hienieden
Und mit sich versöhnet herrschte nur allein der ewige Frieden —
Doch da rührt ein Punkt sich plötzlich, einer nur, und er — sieh an!
Wie zur Mutter er das Chaos, sich zum Vater machen kann.

Reih'n verlor'ner Welten ziehen seitdem stets und immer wieder
Aus den grauen Chaosnebeln unbekannte Pfade nieder;
Leuchtend hell sind ihre Schwärme, die der Ewigkeit entschweben
Und durch endlos banges Sehnen hingezogen sind zum Leben ...

Neben den lyrischen Gedichten Eminescus steht die furchtbare Tragödie. Die Tragödie seines Lebens. Sie vertieft für die Wissenden die schwermütige Wirkung seiner Lieder. Wie aber erst berühren Dichtung und Schicksal die wenigen, die Einblick hatten in Eminescus Wesen! In seine kluge Einfalt, in seine rührende Seele. Wie aus einer anderen Welt kam dieser Träumer, Kämpfer und Dulder unter die Menschen. Rings Eigennutz, rings Strebertum und Tücke, Haß und Groll. Er suchte seinen Himmel im Märchenland.

Völkern gar zu lange drohend der Halbmond geschwebt. Gerade in den rumänischen ärmeren Volksschichten ist die ergreifende Resignation, die auf Hunger und Elend basiert, eine charakteristische Erscheinung. Alles kommt, wie es eben kommen soll. Man versucht nicht, etwas abzuwenden, sondern legt die Hände in den Schoß und erwartet still und gefaßt den Todesstreich.

Eminescus tiefste Überzeugung war, daß sein Schicksal absolut unabänderlich feststehe seit Anbeginn der Zeiten. Nie glaubte er, daß er selber ein Element, ein Faden im Webstuhl jenes Schicksals sein, daß er etwas verrücken könnte. Als er nach großer Kant-Begeisterung in Schopenhauer das letzte Wort der Philosophie erkannte und sich der Unfreiheit des menschlichen Willens bewußt geworden, wußte er sein eingeborenes Kredo mit allen Waffen des Geistes, mit logischer Dialektik überzeugend zu verteidigen.

Beherrscht hatte es ihn von früh an — zuerst mit der Gewalt des Aberglaubens.

Halberwachsen verließ er also das Gymnasium und zog mit der Truppe, in der er bald Schauspieler, bald Theaterdichter, Regisseur und Souffleur war, durch Siebenbürgen, die Walachei und die Moldau. Ihn beglückte es, sich ausschließlich mit seiner geliebten rumänischen Sprache zu beschäftigen und in Kontakt mit Land und Leuten seines Volkes zu kommen. Für materiellen Mangel hatte er nie ein Organ, wenn er geistige Nahrung fand. Gegen die Witterung war er abgehärtet, Kälte aber ertrug er schwerer als heißen Sonnenbrand. Wie oft sehnte er sich ins Land der Dattelpalmen! Für Entbehrung und Not fand er nie ein Wort der Klage. Das Alltägliche schien ihm nichtig. Wohl freute er sich, wenn er gewählte Speisen erhielt, doch wenn er darben mußte, nahm er es als etwas Natürliches hin, das er mit Millionen teilte. Wenn er später einmal Geld hatte, verstand er nicht zu rechnen, er verschenkte viel; seine ganze Natur war großmütig und altruistisch.

Ähnlich wie Anzengruber zog Eminescu mit einer Wandertruppe von Dorf zu Dorf durch ferne Gauen. Im Gegensatz zum österreichischen Dichter erwarb er sich aber dadurch nicht Menschenkenntnis. Zu dicht waren die Schleier seiner jungen Illusionen, er blieb ein Träumer voll hohen Glaubens an die Menschheit, blieb von blinder Menschenliebe beseelt.

Nach Jahr und Tag war die Truppe aufgelöst und er wieder daheim. Da bat er den Vater, von neuem aufs Gymnasium ziehen zu dürfen. Und der vernünftige Vater zürnte nicht, sondern verhalf seinem Knaben zur Aufnahme. Rasch absolvierte der so fabelhaft begabte junge Mann alle Klassen und ging nun, wenn auch die Mittel nur sehr knapp waren, auf die Universität nach Wien. Achtzehnjährig, aber mit dem Wissen eines gereiften Mannes, begann er hier Philosophie zu studieren.

auch gern und mit selig träumenden Augen von ihr redete, von ihrer Sanftmut, von der weichen Stimme, mit der sie ihm Märchen zu erzählen pflegte. Die Tragik ihres Schicksals erwähnte er nicht. Es war, als ob er die schwarzen Schwingen selbst schon rauschen hörte, als ob die Angst vor dem Erbteil seines Blutes zu stark in ihm bebte.

Eines seiner wehmütigsten Gedichte ist an die Frühverlorene gerichtet und beginnt:

O Mutter, süße Mutter, aus deinem schwarzen Grab
Rufst du im Blätterrauschen zu dir mich stets hinab.
Akazien streuen Blüten auf deine feuchte Gruft
Und über deinem Denkstein streicht schwere Herbstesluft.
Der Wind braust in den Zweigen, verweht dein leises Wort,
Und ewig rauschen Blätter und ewig schläfst du fort.

Eine kluge Schwester suchte die Stelle der Mutter allmählich im Hause auszufüllen. Gleicher Wissensdurst und gleicher Fleiß trieb die Geschwister an. Aber die innige Gemeinsamkeit zwischen Mihai und Henriette hinderte nicht, daß der junge Träumer eines schönen Tages, wie der Held seiner so geliebten Märchen, in die weite Welt zog.

Auf dem Czernowiczer Gymnasium, das von Botoschani am leichtesten zu erreichen war, sollte Mihai nach des Vaters Absicht seine Schulbildung erlangen. Ein älterer und ein jüngerer Bruder wuchsen in der Militärschule zu Jassy auf. Beide setzten später ihrem Leben selbst ein Ziel.

Ehe Mihai seine Klassen durchlaufen hatte, tat es ihm eine durchziehende rumänische Schauspielertruppe an. Der Künstler in ihm erwachte und er entfloh der Schulbank.

Eminescu war von Kind an rumänischer Chauvinist, war es vielleicht, weil er unter fremden Nationen aufwuchs. Er kannte und verstand später andere Völker, sprach und schätzte das Deutsche wie nur ein Deutscher . . . Aber sein eigenes Volkstum, besonders seine schöne Muttersprache blieben ihm Heiligtümer. Über urwüchsige volkstümliche Sprachwendungen konnte er in Entzücken geraten und schöne Verse versetzten ihn in einen Rausch.

Ob erst die rumänische Wandertruppe, der er sich anschloß, den starken Trieb zur Entwicklung seines Sprachgefühls weckte, ob er ihm angeboren war, ist nicht zu entscheiden. Er selbst hat sich nie darüber ausgesprochen. Ihn interessierte sein eigenes Seelenleben, seine innere Entwicklung merkwürdig wenig. Er war Fatalist. Alles, was geschah, hatte gerade so kommen müssen, und zwar ohne sein Zutun. Er glaubte nicht, daß der Mensch einer Gegenwirkung gegen das mächtige Schicksal fähig sei. Für seine Person wenigstens versuchte er sie nie. Er war das stumm duldende Objekt des großen Fatums. Auch hierfür könnte man leicht türkische Blutstropfen in seinen Adern verantwortlich machen. Jedoch hat über dem ganzen Südosten Europas, also auch über den christlichen

In Wien war er ihr begegnet, der damals schwer leidenden jungen Gattin eines Landsmannes, an die seine Liebeslieder fast ausschließlich gerichtet sind. Zehn Jahre nach der ersten Begegnung, als sie Witwe geworden, bot er ihr Hand und Herz. Sie hat ihn sicher heiß geliebt, aber die Not und andere Widrigkeiten des Daseins hinderten ihre Vereinigung. Wäre Eminescu in das Asyl der Ehe mit jener Frau, die selbst poetisch begabt war und volles Verständnis für ihn hatte, eingetreten, vielleicht wäre eine furchtbare Krankheit hinausgeschoben, vielleicht sogar ganz verhindert worden . . .

Zu den besten seiner an Veronika gerichteten Liebeslieder zählt das folgende aus seinem 20. Lebensjahre:

Komm zur Quelle, die im Walde
Leise über Kiesel rauscht,
Wo die Rasenbank im Dickicht
Liegt versteckt und unbelauscht.

Komm und sinke in die Arme,
Die nach dir ich ausgestreckt,
Daß den Schleier ich dir löse,
Der dein Antlitz mir verdeckt!

Wirst auf meinen Knien ruhen,
Wir sind beide ganz allein,
Und der Linde Blütenschauer
Wird dein duftig Haar beschnei'n.

Weiße Stirn in gold'nen Haaren,
Ruh' dich aus an meiner Brust;
Lippen ihr, laßt meinem Munde
Süßen Raub nach Herzenslust.

Träumen wollen wir vom Glücke,
Wiegen wird mit ihrem Klang
Einsam murmelnd uns die Quelle
Und des Windes weicher Sang.

Und der Wald, nachdenklich rauschend,
Lullt uns ein in dunkle Lieder —
Nur der Linde Blüten fallen
Unaufhörlich auf uns nieder.

Die literarische „Junimea“, zu der hinfort Eminescu gerechnet wurde, gelangte, noch während er im Auslande sich ein wirklich universelles Wissen aneignete, zu politischer Bedeutung: In inneren Wirren trat sie damals kräftig in Jassy für den deutschen Fürsten ein. Einige ihrer Häupter wurden Deputierte und Minister. Und so schien es, als würde Eminescus Lebenslauf, dank dieser Beschützer, sich seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprechend entwickeln können. Als Bibliothekar sollte er in Jassy eine gesicherte Stellung erhalten. Er riß sich von Berlin los, wo er inmitten all seiner Bücher doch stets ein leises Heimweh empfunden hatte, und kehrte in die Moldau zurück. Sein Hab und Gut bestand hauptsächlich in alten Manuskripten und Drucken. Selbst einen Paletot hatte er in Berlin im strengsten Winter verkauft, um vom Trödler ein altrumänisches Manuskript zu erstehen. Er fror lieber, als daß er sich solch einen Schatz entgehen ließ.

Bald nach Eminescus Heimkehr bewährte sich sein traditionelles Unglück: Im konstitutionellen Staatsleben Rumäniens löste einmal wieder die eine Partei die andere ab. Bei solchem Wechsel werden alle Anhänger der früheren Machthaber regelmäßig brotlos. Eminescu hatte sich um die Politik oder die Parteien seines Landes bisher nicht im entferntesten gekümmert — hatte nur höchstens als Chauvinist im Ausland irredentistische Reden in Studentenvereinen gehalten. Da er aber von einem

Jede freie Stunde verbrachte er in den Bibliotheken. Er kannte keine andere Zerstreuung als die Lektüre. Neben dem Deutschen und Französischen, das er beherrschte, suchte er sich nun auch das Spanische und Italienische, das ihm Giordano Bruno besonders teuer machte, zu erlernen. Er las Shakespeare in der Ursprache, übersetzte daraus ins Rumänische und trug sich — übrigens bis zu seinem Tod — mit dem Gedanken, ein etymologisches Lexikon seiner Sprache herzustellen. — Die Vorarbeiten, bei denen ich ihm Anfang der achtziger Jahre behilflich zu sein suchte, ruhen noch in meinem Fache.

Eminescus Sinn stand in Wien und später in Berlin vor allem darnach, zu den indischen Quellen unseres Wissens vorzudringen, die Veden in ihrer Ursprache zu lesen. Doch blieb die Leidenschaft seines Herzens dem Rumänischen treu und von seiner Dichtkunst konnte er nimmer lassen. Verse hatte er von Kind an gemacht, so weit er zurückdachte. Jetzt, von Wien aus, schickte er einer neugegründeten Zeitschrift in Jassy, den Convorbiri Literari, zum ersten Male Gedichte zur Veröffentlichung. Rumänische Mitstudierende hatten ihn dazu angespornt. Dieser Zeitschrift und den Männern, die sie ins Leben gerufen und ihm mit vollem Verständnis entgegenkamen, ist er sein Leben lang treu geblieben. Auch ihrer politischen Richtung. Vielleicht wäre es für ihn, der sozialistisch dachte, besser gewesen, er hätte Anschluß gefunden an weniger pessimistische Zweifler und Grübler. Optimistische Tatmenschen hätten ihm vielleicht auch das Dasein freudiger, sonniger gestaltet. Wie dem auch sei, es war sein Schicksal, und durch diese Fügung verliefen seine wenigen Lebensjahre in Not und Entbehren.

Fürs erste freilich erlangte er durch seine Protektoren eine materielle Unterstützung, um nach Berlin zu gehen. Dort war er zeitweilig bei der diplomatischen Agentur seines Landes beschäftigt und als Sekretär angestellt. In allen Lebenskreisen, in die Eminescu geriet, wußte er sich beliebt zu machen, hauptsächlich durch die bescheidene und doch würdevolle Art seines Auftretens. Er hatte keine persönliche Empfindlichkeit und ihm haftete der Reiz des Kindlichen bis zuletzt an. Nie sprach er über sich, nie suchte er sein überlegenes Wissen oder sein Können zur Geltung zu bringen. Unendlich milde in der Beurteilung anderer blieb er sein Leben lang.

„Venus und Madonna" hieß die Dichtung Eminescus, die in seiner Heimat zuerst die Aufmerksamkeit auf ihn zog. Er selbst verurteilte sie später, da sie zu stark in Antithesen wirkte. Der Gedanke war derselbe wie in Leopardis Aspasia: nicht der Gegenstand selbst ist schön, nur das Auge des Schauenden gießt die Schönheit um ihn. Die Geliebte ist ihm bald Venus, bald Madonna und schließlich doch nur das blonde Erdenweib, dessen Seele dämonisch, dessen Erscheinung ihn engelhaft berückt.

Ein seliges Lächeln spielte um seinen jugendlichen Mund, um die oft verschleierten braunschwarzen Augen, wenn er nach einem solchen Entrücktsein wieder unter die Menschen trat. Wieviel hätte er schaffen können, wären die Lebensumstände ihm günstiger gewesen!

Aber schon griff das Schicksal nach ihm, das Schicksal, vor dem er selbst sich wohl lange gefürchtet hatte. Plötzlich, ohne nachweisbaren Grund — außer dem eines besonders heißen Sommers — verfiel er in wildes Träumen. Er glaubte einen ihm gänzlich gleichgültigen Mann erschießen zu müssen und kam auch nicht wieder zu sich, als man ihm die Waffe entwand . . .

Durch Vermittlung seiner Freunde fand er Aufnahme in Wien in der Heilanstalt des Doktors Leydersdorf. Auch nicht einer hoffte, ihn je wieder zu sehen.

Titus Majorescu, der mächtigste seiner Gönner, faßte damals den Entschluß, des Kranken Gedichte in einem Bande herauszugeben. Er selbst setzte ihnen ein kurzes Geleitwort voraus.

Wehmütig mutete das schöne Büchlein an, das mit des Dichters Bild geschmückt wurde. Gedruckt waren seine Dichtungen freilich fast alle vorher schon in den Convorbiri Literari — manche waren auch in deutscher Übertragung erschienen. Doch nie war die Veröffentlichung mit seiner vollen Erlaubnis geschehen. Das Manuskript mußte ihm halb abgebettelt, halb entwendet werden. Er fand keinen Vers vollendet; neue, bessere Töne schwebten immer noch in seinem Ohr. Der Reiz seiner Sprache ist unnachahmlich und wenige Dichter verlieren so viel durch Übertragung. In seiner bescheidenen Höflichkeit versicherte er freilich oft, durch die deutsche Übersetzung hätten seine Gedichte gewonnen.

Als der Band „Poesie“ fertig gedruckt war — im Jänner 1884 — schien sich plötzlich ein Wunder ereignen zu wollen. Ein Freund des Dichters erhielt von dem schon verloren Geglaubten einen Brief. In seiner alten, zierlichen und doch männlichen Handschrift, jedes Wort wie gestochen, teilte Eminescu dem Freunde mit, er sei genesen, sei zur vollen Erkenntnis seiner Lage gekommen und in tiefer Trauer über sein Schicksal: „Schwer war mein Leben immer, wie wird es nun sein, wenn ich, aus dem Irrenhause kommend, mir eine neue Existenz suchen soll?“

Ein Schluchzen und Jauchzen ging durch den Kreis seiner Freunde, als dieser Brief von Hand zu Hand wanderte. War es möglich? Gab es solch Wunder auf Erden? Konnte dieser vor so vielen begnadete, tief unglückliche Mann seinem Volke, seinen Freunden wirklich gerettet sein?

Ach, die heiß aufflackernde Glückseligkeit verlosch an ihrer Illusion!

Wohl sahen wir ihn wieder, unsern geliebten Dichter, in seiner rührenden Natürlichkeit, wohl versuchten wir den furchtbaren Druck der letzten Vergangenheit von ihm zu nehmen . . . jedoch es war kein Leben

Minister der konservativen Partei angestellt worden war, setzte der Minister der liberalen Partei ihn augenblicks, sowie er zur Macht gelangte, ab. Das pflegt immer so zu sein. Im Jahre 1876, als Eminescu sein Heimatland kaum wieder betreten hatte, begnügte sich die neue Regierung jedoch nicht mit der Absetzung aller früheren Beamten; sie leitete sogar eine regelrechte Verfolgung gegen sie ein. Elf der gewesenen Minister wurden in Anklagezustand versetzt.

Diese Maßregel traf Eminescu und seine nicht mit Glücksgütern gesegneten Beschützer sehr hart. Der junge Dichter sah nirgends eine Möglichkeit, sein Brot zu verdienen. Nirgends anders, als in der noch auf wenig hohem Niveau stehenden Journalistik war Aussicht, ihn, wenn auch nur mit kleinem Gehalt, unterzubringen. Die wenigen Blätter der nunmehrigen Opposition wurden mit schweren Opfern von der Partei erhalten. Eminescu erhielt den Posten eines Redakteurs — anfangs in Jassy, wo er auch der Korrektor seines Blattes sein mußte, später in Bukarest. Und da sollte nun dieser feine Gelehrtenkopf, dieser Dichter, täglich so an die zehn Stunden heftige Oppositionspolitik treiben und Artikel über Artikel schreiben und übersetzen, um die großen Spalten zu füllen! Und das alles für kärglichen Lohn. Der Mitarbeiter hatte er wenige, da keine Honorare gezahlt werden konnten. Und die Hilfsredakteure verließen sich auf den Eifer und den Fleiß ihres gutmütigen Chefs, der für alle arbeitete, die weniger Pflichtgefühl hatten als er, damit das Blatt rechtzeitig erscheinen konnte.

Wieviel Eminescu in diesen Jahren — und sie währten bis zum Ausbruch seines Wahnsinns, also von 1876 bis 1883 — geschrieben hat, ist unglaublich. Und jeder Artikel, sei er literarisch, historisch oder politisch, trug den Stempel seines Seins, war stilistisch mustergültig und oft von packender Dichterkraft beseelt. Er hatte die beste rumänische Prosa geschaffen. Sein heißer Zorn loderte oft in Feuergarben — und doch war der Urgrund seiner Seele nicht Haß, nicht Leidenschaft, sondern Weltbetrachtung und Menschenliebe. Aber er litt stark unter der Hetzpeitsche seines aufgezwungenen Journalistenberufes, seine ganze Natur bäumte sich auf. Er sehnte sich nach kurzen Stunden der Muße, um seine poetischen, seine schöpferischen Sehnsüchte zu befriedigen. Selten nur gelang ihm jetzt ein Gedicht und nie war er mit ihm zufrieden — er feilte nächtelang daran.

Nur die Feiertage blieben ihm zu eigener Arbeit. Da geschah es, daß er die (orthodoxen) Oster- oder Weihnachtstage überhaupt nicht aus seiner kleinen, ungeheizten Behausung wich. Er nahm außer dem türkischen Kaffee, den er sich selbst bereitete, keine Nahrung zu sich, verharrte wie fiebernd am Schreibtisch, bis einer seiner ergreifenden „Briefe“ oder „Satiren“ vollendet war . . .

Truppenwanderungen in Niederösterreich, Ungarn und Steiermark. Vor mir liegt nun der Brucker Theaterzettel vom 1. September 1864: „Wie man Häuser baut", historisches Original-Zeitgemälde in 4 Aufzügen von Charlotte Birch-Pfeiffer. Den Freiherrn François Mathieu gab Herr Gruber, das war eben unser Jüngling aus der Wienerstadt. Er soll im ganzen den Bruckern gefallen, aber in den ernstesten Rollen manchmal ein ungewolltes Gelächter entfacht haben, um das ihn der Komiker beneidete. Wegen seiner besseren Regisseur- und Schreiberdienste hat ihn der Direktor doch nicht fortschicken mögen. Seiner Mutter wird das Elend wohl merklicher zu Herzen gegangen sein als dem begeisterten Kunstjünger, der seine dramatischen Leistungen für sich mit der Phantasie vervollkommnete.

Nun hat man vor kurzem in Bruck an dem Hause, wo damals der rotblondlockige Thespisgeselle Gruber gewohnt, eine Gedenktafel angebracht. Denn der Mann war niemand anderer als Ludwig Anzengruber, der nachher unser großer Volksdramatiker geworden ist. Gerade in diesem Hause soll er damals an seiner Tragödie „Das vierte Gebot" gearbeitet haben, während andere Volksstücke, die er an große und kleine Bühnen verschickt, allemal unverrichteter Dinge zurückgekommen waren. Elf Jahre später, zur Zeit, als er wohl schon den Ruhm hatte, aber keine Mutter mehr, reiste er wieder einmal nach Bruck. Das war wie eine wehmütige Wallfahrt zu einer Stätte sorgenvoller Armut und zu einer Erinnerung an die Mutter. Mir hat er in Gesprächen oft der zwei steirischen Städte Bruck und Leoben Erwähnung getan — er muß sie gern gehabt haben. Karl Morre hat sich in seiner Bescheidenheit bei Lebzeiten nie an den großen Dramatiker herangetraut, nun, in der Bruckerstadt ist er, Denkstein um Denkstein, sein Nachbar geworden. Die beiden Dichter ehren die Stadt, so wie die Stadt sie geehrt hat.

Das möchte ich gerne wissen, wie Anzengruber, den wir nur mit dem Barte kennen, als Wanderkomödiant ausgesehen hat! Besitzt denn keiner seiner ältesten, etwa noch lebenden Bekannten eine Photographie von ihm aus jener Zeit? Wenn ja, würde er sie nicht ein bißchen herleihen wollen, um sie dem deutschen Volke zu zeigen?

Die Reichsratswahlen in Österreich sind glänzend ausgefallen. Jede Partei — und ihren Blättern muß man ja glauben! — ist zufrieden, jede hat gewonnen. Auch die Sozialdemokraten spielen „Hans im Glück" und die Christlichsozialen erwarten gerade von ihrer Niederlage eine neue Kräftigung. Eigentlich so etwas wie Sieger sind die Deutschnationalen, nur darf nach solchem Siege nicht die sattsam bekannte Bärenhaut kommen, auf der es „nach getaner Arbeit" so gut faulenzen sein soll.

mehr, zu dem wir ihn erweckten. Es war ein stilles Vegetieren, wenn auch kurze Stunden kamen, in denen seines Geistes Blitze leuchteten und zündeten.

Das Lied „Der Stern“ entstand in einer solchen Stunde. Es war sein letztes.

So unermeßlich ist die Ferne,
Aus der dies Sternbild aufgetaucht,
Daß, um den Erdball zu erreichen,
Sein Licht Jahrtausende gebraucht!

Vielleicht ist es seitdem erloschen
In jenem weiten Himmelsblau,
Wiewohl ich heut' erst seine Strahlen
Auf uns'rer Erde klar erschau.

Denn langsam durch des Himmels Räume
Schickt uns das Sternbild her sein Licht:
Es war, als wir es nicht erblickten,
Nun wir es sehen, ist es nicht!

So auch, wenn unser Glück erstorben
Im Dunkel der Vergangenheit,
Dringt noch das Licht der toten Liebe
Durch alle Welten, alle Zeit!

In Jassy hatte man ihm ein leichtes Amt gefunden. Mit dem kleinen Gehalt konnte er seine Tage gerade fristen. Ein bitteres Los ... Und im Frühling 1889, bei einem Aufenthalt in Bukarest, kam die Krankheit von neuem zum heftigen Ausbruch.

Man brachte ihn in die Landesirrenanstalt, wo ein Ungefähr, der Steinwurf eines vorübergehenden Knaben, der den im Hofe hinter dem Gitter stehenden Kranken an der Schläfe traf, den größten Dichter Rumäniens von seinen Qualen erlöste (27. Juni 1889).

In vielen Auflagen sind seine Gedichte jetzt in Rumänien verbreitet; Eminescu wird in der Heimat von der Nachwelt gefeiert. Auch seine unter so vielen Qualen entstandenen Zeitungsartikel sind gesammelt und herausgegeben als Muster bester Prosa.

Solange er lebte, hatte er keinen einzigen sorgenfreien Tag gekannt. Er hat unter körperlichem Mangel und seelischem Entbehren sein kurzes Erdendasein durchlitten ...

„Das Los des Dichters“, sagen die Oberflächlichen.

Die fühlende Menschheit aber verhüllt vor Scham ihr Haupt.

Heimgärtners Tagebuch.

Im Herbste 1864 hatte sich zu Bruck an der Mur eine fahrende Komödiantentruppe niedergelassen. Darunter war ein junger Schauspieler mit rotblondem Haar und einer scharfgebogenen Nase. Der hatte in Wien die Buchhandlung gelernt, aber für die geschäftliche Seite der Bücher wenig Sinn. Zur Bühne zog es ihn. Sein schauspielerisches Talent war nicht groß, zur Not, daß er bei einer Wandertruppe unterkam. Seine Mutter wollte er aber nicht in der großen Wienerstadt allein lassen, sie hatte dort niemanden, so nahm der Komödiant sie mit sich auf seinen

Notwendigkeit ergeben, Familienleben und Erziehung in jenem bürgerlichen Sinn zu regeln, der gute Nachbarlichkeit, strenge Gesittung und bürgerlichen Wohlstand möglich macht.

Sind die Sozialdemokraten auf diesem Wege, dann — gehen wir miteinander.

Ein Blatt aus alten Wanderzeiten. Beschrieben ist er leicht, der Kauz. Mit dem Untersten, den Bundschuhen heb' ich an; dieselben waren beschlagen so schwer und derb, wie zwei solide Brachfeldeggen; ganze Moosflocken rissen sie locker. Das etwas kurze, lustig um die Beine flatternde Höslein trug der Unschuld heilige Farbe, das liebliche Weiß; nur an den Knien und an einer Stelle der Rückseite lagen grüne Oasen, wie frische Matten sie einem aufdrücken, wenn man sie berührt. Das Röcklein war nett und dunkelfärbig. Hingegen der Strohhut, Welthistoriker hätten sicher behauptet, durch die Lücken dieses gelben, breitkrämpigen Strohhutes habe schon die Sonne des Josue geguckt. Heute guckten durch dieselben die schönen dunkeln Locken meines Kauzes hervor. Dieser selbst hatte ein recht angenehmes Gesicht, trug einen braunen Vollbart und sprach im sächsischen Jargon von den österreichischen Zuständen und von der Herrlichkeit der steirischen Berge. Er trug weder einen Stock bei sich, noch ein Taschentuch; er sagte, die besten und sichersten Alpenstöcke seien seine zwei Beine und die Wäsche habe er in der Schwaighütte auf der Wechselalm.

Begegnet war er mir auf der Kampalpe.

„Schön guten Morichen!" hörte ich ihn hierauf mir zurufen. Wir waren bald bei einand' und bekannt. Er hub an, mir die merkwürdige Geschichte seiner diesjährigen Bergtouren zu erzählen. Er war im Meißnerlande daheim, er hatte Tirol gesehen und die Schweiz, und Venedig und Neapel, aber er hatte sich gesagt: Bursche, nun mußt du, ehe du von hinnen gehst, auch noch den Wechsel sehen, drinnen in der Steiermark. (Damals war dieses Land noch fast unerforscht.) So fuhr er nach Österreich und herein zur steirischen Grenze und stieg hinan zur Höhe des Wechsels. Und als er oben war, kam ein Regen und regnete drei Wochen lang. Gut, dachte er gleich am ersten Tage, so heimse ich mich ein bei einer blonden Schwaigerin auf dem Wechsel. Er tat's.

Aber wenn ein guter Deutscher auch in der Schwaigerei auf dem Wechsel ein minniglich Leben führt, so mag er zuweilen doch gerne wissen, wie es mit den fünf Milliarden der Franzosen aussieht. Es war 1871. So stieg denn mein gutester Sachse an jedem dritten Tag, ob schön, ob Regen, nieder nach Schottwien, las die Zeitungen und keuchte dann wieder empor zu den vier Stunden entfernten Hochmatten.

Etwas unheimlich kam mir vor, daß in dieser Wahlzeit immer nur von Mandaten und Parteien die Rede war, nie von einer Staatsnotwendigkeit. Jede Partei wird in der neuen Periode wieder bloß nur für sich krapsen wollen und sich als eine Kampfanstalt zugunsten von Sonderinteressen betrachten. So wird der Staat alle Hände voll zu tun haben, um sich vor den Parteien zu schützen, und nicht Zeit finden, für das Ganze zu arbeiten. Das kommt mir vor wie ein Jäger, der den Bären erlegen soll und sich beständig vor seinen Jagdhunden zu wehren hat.

Ein Bekannter von mir, ein Landmann, wurde zum Reichsratsabgeordneten gewählt, mit großer Stimmenmehrheit. Man erinnerte ihn, wie es andere taten, einen Dankbrief an seine Wähler in die Zeitung drucken zu lassen.

„Mich bedanken? Warum?“ fragte er. „Wer ist es denn, der sich hergibt für andere, der was leisten soll? Sie haben sich zu bedanken, daß ich's tu', nicht ich, daß sie mir die Bürde aufgelastet haben.“

„Das klingt wacker, ist aber schief“, versetzte ein anderer. „Man dankt weder für die Bürde noch für die Würde. Man dankt für das Vertrauen, für den erweiterten Wirkungskreis, für die zugesprochene Möglichkeit und Gelegenheit, dem Gemeinsamen zu nützen.“

Wenn sie nicht schon gewählt wären, die zwei, ich würde beiden meine Stimme geben.

Zwei sozialdemokratische Zuschriften sind mir gekommen, eine anonyme und eine anständige. Die sagen, daß ich unrecht hätte mit meiner Äußerung, die Sozialdemokratie wolle die Bauernschaft von ihrer Scholle loslösen und freizügig machen. Die Sozialdemokratie wolle vielmehr den Mittelbauernstand befestigen und ihn vor dem Großgrundbesitz schützen. — Nun, da hätten wir ja eine neue Agrarierpartei, eine verkannte. Die Botschaft hör' ich wohl ...

Es ist ja richtig, daß in einzelnen Industriegegenden die Arbeiter sich kleine Grundstücke erwerben und Hütten bauen. Das soll, wenn Kapital und Arbeitgeber nicht dabei im Spiele sind, von den Führern gestattet, ja sogar erwünscht sein. Man gedenkt damit den großen industriellen Unternehmungen gegenüber Fuß zu fassen, um möglichst in die Geschäftsbeteiligung zu kommen. Daraus wird freilich noch lange kein Mittelbauernstand, vielmehr ein neues Bürgertum. Ein solches sehe ich aus dem Arbeiterstand hervorwachsen. Wenn aber die nomadenhafte Freizügigkeit in gewerbliche Festsessigkeit übergehen will, so wird sich die

tisches verschwunden war. Es wurde vorerst mit Eifer, aber ohne Aufsehen, nachgeforscht, wohin der große Betrag gekommen sei oder wer sich denselben angeeignet habe. Die Nachforschungen waren ohne Ergebnis, weshalb von dem Vorfalle der Gendarmerieposten in Maria-Trost verständigt wurde mit dem Ersuchen, daß die Angelegenheit ohne Aufsehen behandelt werden möge. Der mit den Erhebungen betraute Gendarm hatte die Klugheit, den in der Villa Bediensteten seine Meinung über den Vorfall mit dem Bemerken bekanntzugeben, dahin gehend, daß nach den Erhebungen kein Diebstahl vorliege, sondern das Geld nur — verlegt worden sei und sich im Hause befinden müsse. Und siehe da, am nächsten Tage lag der Briefumschlag mit seinem wertvollen Inhalt in der Lade des Nachtkästchens."

Nicht immer ist es nötig, den in einem kritischen Augenblick Gefallenen mit Geschrei auf den Pranger zu stellen; man kann ihm auch mit geschlossenem Auge die Hand reichen, um ihn still wieder aufzurichten.

„Was unsere häusliche Dürftigkeit an meinen Kindern erzieht, das wird durch eine reiche Verwandtschaft wieder verdorben, und noch einiges dazu." So schrieb mir ein kleiner Beamter aus der Stadt, dessen Frau aus einem vornehmen aber verarmten Hause stammt. Ihre Geschwister und Vettern haben sich wieder Vermögen erworben und führen großen Luxus. „Und bei diesen Leuten", schrieb der Mann, „sind meine Kinder immer eingeladen, lernen ein Leben, Bedürfnisse, Genüsse kennen, die sie unzufrieden machen, so daß sie die Verhältnisse zu Hause nicht mehr ertragen wollen, daß sie unlustig sind im Lernen, in aller Pflichterfüllung und immer an das Genußleben jener Reichen denken." Der Schluß des Briefes ist die Bitte, ich möchte es möglich machen, daß er seine Kinder (ein Mädchen und ein Knabe) zum Studium in eine fremde Stadt geben könne, wo sie den Verführern ferne wären und den Ernst des Lebens kennen lernten.

Obschon es scheint, daß gerade ein Vater mit solchen Grundsätzen, der seine Kinder vor den Gefahren des Wohllebens schützen will, selbst der beste Erzieher wäre, ist es mittlerweile doch so geworden, daß seine Tochter in ein Schweizer Institut, sein Knabe in die Schule einer niederösterreichischen Kleinstadt untergebracht werden konnten. Diese Flucht vor dem Reichtum wird nicht im Sinne der Kinder gewesen sein, aber einmal werden sie es dem Vater danken, ob sie nun arm bleiben oder aus eigenem Fleiß zur Wohlhabenheit gelangen. Es ist ja oft so, Reichtum in der Nachbarschaft macht unzufrieden, der Verkehr mit Dürftigen gibt Zufriedenheit.

Endlich dehnte er seine Spaziergänge weiter aus, ging von Schottwien nach Spital, nach Mürzzuschlag, nach Krieglach und kehrte stets zurück auf die Wechselschwaig.

Da holte mein Kauz einmal bis Kindberg aus. In Kindberg aber begegnete ihm ein Unfall. Ich weiß nicht recht, konnten die mehr an Dunkles gewöhnten Augen eines dortigen Gendarmen die Lichte des weißen Beinkleides nicht ertragen, oder fanden sie, daß der durchlöcherte Strohhut meines Sachsen zu wenig Schatten für die inneren österreichischen Zustände gab, kurz, der Gendarm hielt die Gestalt für bedenklich und frug nach der Legitimation. Du lieber Gott, die Legitimation hatte mein Kauz weit, weit oben auf dem Wechsel. Maßen es aber bei uns für einen Sachsen nicht erlaubt ist, in Kindberg zu sein und seine Legitimationskarte auf dem Wechsel zu haben, arretierte ihn der Polizeimann.

Maßen es aber bei uns für einen Sachsen nicht möglich ist, in Kindberg arretiert zu sein und seine Legitimationskarte vom Wechsel zu holen, so mußte sich die Behörde endlich entschließen, den Mann wieder frei zu lassen.

So strich er zwischen Kindberg und dem Wechsel hin und her.

Über eine solche Touristenmethode lachte ich dem Manne schnurgerade in das Gesicht, worauf er mir ganz fein bedeutete, daß mein Lachen etwas vorlaut wäre, indem er mir noch nicht alles gesagt habe.

Ich schwieg eine lange Weile und meinte, so müsse er mir endlich dieses „alles“ doch mitteilen. Aber er sagte, nun gehe er von der Kampalpe vorläufig einmal nach Sachsen, kehre aber in einigen Wochen wieder auf den Wechsel zurück.

„Herr!“ rief ich, „Sie geben mir ein Übermaß von Recht, Sie für einen Sonderling zu halten!“ Plötzlich aber fiel mir was ein. — — „Ist's etwa —“

Er nickte lächelnd und tat säumig sein Notizbuch hervor und öffnete es knapp so weit, daß ein blondes Haarlocklein . . .

„Ah, jetzt versteh' ich!“

Es wird gewiß mancher Diebstahl begangen, den der Täter gleich darauf bereut; aber er weiß kein Mittel, die Tat rückgängig zu machen, ohne daß auf ihn der Argwohn fällt. Denn nicht immer geht es so klug her als bei dem Falle, den uns vor kurzem die Zeitungen erzählt haben:

„In einer Villa bei Graz wohnt ein Major i. R. Vor einigen Tagen bemerkte derselbe, daß ein in einem Briefumschlage verwahrter Betrag von 1600 K aus der nicht immer versperrten Lade des Schreib-

Manchmal, wenn mir Kritik und Leser etwas zugute halten, was einem anderen scharf angekreidet werden würde, erinnere ich mich an jenen bedenklichen Verstoß in der Handelsakademie. Ein Jahr nach meiner Aufnahme mag es gewesen sein, in einer Botanikstunde. Der Professor ließ uns aus dem Kopfe bekannte Pflanzen zeichnen. Mir gab er das Kartoffelkraut auf. Aber bei einer nächsten Stunde, als der Professor die korrigierten Blätter zurückgab, zeigte er das meinige gar auffallend herum und sagte: „Sehen Sie, und das soll Kartoffelkraut sein! Ja, wenn einer, der zwanzig Jahre lang Erdäpfel gebaut hat, nicht einmal das Kraut kennt!" Ich schämte mich, redete aber auf: „Wir haben nur auf die Erdäpfel geschaut, nicht aufs Erdäpfelkraut. Das ist grad nur für die Ochsen gewesen!" — Vierzigstimmiges Gelächter aller Nationen, die in der Klasse vertreten waren. Der Professor stand starr wie ein Bildstock.

Ganz allmählich dämmerte es mir, was ich da gesagt hatte. Daß es gutgemacht werden mußte, stand mir klar und ich habe dafür natürlich auch die richtigste Form gefunden. Nach dem Stundenschluß ging ich gebrochen zum Tische hin und sprach: „Herr Professor, ich bitte um Verzeihung. Mit den Ochsen hab' ich nicht Sie gemeint!"

Er winkte mit der Hand und sagte schmunzelnd: „Gehen Sie! Ihnen muß man manches zugute halten."

Von Schönherrs „Glaube und Heimat" hat Einer von der Feder gesagt, es wäre zu wenig literarisch. — Was heißt das, zu wenig literarisch? Dichtet denn der Dichter, um Literatur zu machen? Der Talmidichter vielleicht, der Versuchsdichter, der Gerndichter. Der Mußdichter dichtet wohl vor allem nur, um sich zu befreien, um eine Wahrheit, eine Schönheit zu gestalten, um ein neues Leben zu schaffen, höchstens zeitweilig auch aus Vergnügen an dem Spiele geistiger Kräfte. Die größten Weltdichtungen sind entstanden, bevor es eine „Literatur" gegeben hat; erst die gesammelten Schriftwerke wurden Literatur genannt, oder besser: Schrifttum. — Also zu wenig schrifttümlich wäre Schönherrs Volkstragödie! Damit will der Federhahn wohl sagen, sie erinnere zu wenig an die schon vorhandenen, gesammelten Schriftwerke, sie rieche zu wenig nach Papier, Buch und Schulmeisterei. Das Lob ist groß, aber ich vermute, es war das Gegenteil gemeint gewesen.

Soll denn die Dichtung ein Buch sein? Soll sie nicht vielmehr eine Person sein?

Vor ein paar Jahren hörte man munkeln, daß einer unserer modernsten und geistreichsten Feuilletonisten einen Roman schreibe. „Das

Auf den Naturschutzpark im Ennstal mag die Waldschule in Krieglach-Alpel nicht warten. Sie hat Gönner gefunden, die ihr ein angrenzendes Grundstück kaufen. Wiese, Waldboden und kleine Felspartien. Da will der Waldschulmeister nun einen Naturschutzpark anlegen, zu Lehrzwecken, Mineralien hegen und möglichst viele Gattungen von Pflanzen züchten. Gräser, Kräuter, Sträucher, Nadel- und Laubbäume, Pilze, Giftgewächse — damit die Kinder durch solchen Anschauungsunterricht die Dinge kennen, unterscheiden und praktisch gebrauchen lernen. Die Schülerwerkstätte ist bereits in flottem Betrieb, die Kinder tischlern, schlossern, drechseln, flechten schon mancherlei nützliche Hausgeräte, an denen ihre Eltern den Wert der Schule erst recht einsehen. Der Waldschulmeister hat in Alpel eine Art von Bienenzuchtverein gegründet, wozu er am Schulhause mehrere Musterstöcke hält, so daß diese kleine Waldschule auch staatenbildend ist. Solchen Anstalten nun schließt sich der Naturschutzpark zweckmäßig an. Bären, Wölfe, Gemsen und Adler haben wir in unserem Naturschutzpark freilich nicht, aber das Leben der Käfer, Ameisen, Nattern, Schmetterlinge, Singvögel u. s. w. wird aus dieser kleinen Wildwelt den Schulkindern recht vielfältig und deutlich vor Augen sein, und dem Lehrer, der für derlei Dinge das regste Interesse hat, wird es nicht schwer werden, aus diesem lebendigen Bilderbuche der Bauernjugend die ihr so sehr nötigen Kenntnisse beizubringen und fest einzuprägen. Was man nur so aus dem Buche liest, das verfliegt allzuschnell wieder, was man aber schaut, betastet, versucht, bearbeitet, das geht ins Blut und bleibt lebendig.

Das Theoretisieren und das Zuwarten auf etwaige künftige Einführungen ist dem Waldschulmeister nicht gegeben, er faßt lieber gleich frisch an, probiert und arbeitet munter drauf los, um das — was gelingt — dann der Welt zur Begutachtung vorzulegen. Der vorgeschriebene Lehrplan kommt dabei nicht zu kurz, ja es muß sich zeigen, daß er durch den freiwillig geleisteten Anschauungs- und Übungsunterricht sehr gewinnt. Der Ruf dieser zur Lehre bestimmten Werkstätigkeit verbreitet sich schon in der Gegend; mancher Lehrer beneidet die Waldschule darum, mancher hingegen befürchtet das Umsichgreifen dieses praktischen Unterrichtes, der höhere Anforderungen stellt.

Die Waldschule besteht nun im neunten Jahre. Die Schülerzahl ist von 23 auf 38 gestiegen. Das junge Geschlecht, das aus dieser Schule bereits hervorgegangen ist, beginnt das arme, bisher halbverrottete und verlorene Gebirgstal neu zu beleben.

Ihr müßt mirs nicht verübeln, daß ich von dieser Waldschule so gerne spreche, sie ist meine Freude und mein Stolz. Und alle, die sie mit mir begründen halfen, werden ja manchmal gerne von ihr hören.

Das fehlt uns, selbst den Besten unter uns: die selbstlose Menschenliebe, von der wir so sehr schwärmen. — Der Leithammel Nietzsche, der hat gesagt, die Menschenliebe schwäche das Menschengeschlecht. Derlei läßt sich gut ausdenken und geistreich sagen. Ein Blick ins wirkliche Leben jedoch zeigt uns seit Anfang der Welt, daß es keine größere Kraft zur Erhaltung der Menschheit gibt, als die gegenseitige Liebe, auch wenn sie nicht vollkommen ist. — Es muß ja keine Affenliebe sein, die alles erstickt; es muß ja keine Gemütstümpelei sein, die alles verweinerlicht. Es kann ja eine herbe, härtende Liebe sein. Im letzten Grunde hat wohl auch Nietzsche eine solche Liebe gelehrt, aber der große Stilist hat alles in so überwältigend blendender Form gesagt, daß er — mißverstanden worden ist.

In Köln am Rhein gab es vor kurzem — wie die Blätter erzählen — einen Gerichtsstreit über folgenden Satz eines Mietvertrages: „Mieter versichern, daß sie keine eigenen Kinder haben und auch künftig solche nicht halten wollen; im Falle der Zuwiderhandlung gegen diese Vertragsbestimmung soll der Vermieter nicht nur berechtigt sein, von dem Vertrag zurückzutreten, sondern die Mieter sollen auch eine Vertragsstrafe in der Höhe von 1000 Mark an den Vermieter zu zahlen haben.“ Das Ehepaar brach sein Versprechen und der Hausbesitzer klagte auf die ausbedungene Vertragsstrafe. Die Beklagten beantragten Abweisung der Klage, da die ihnen in dem Vertrage auferlegte Leistung unmöglich sei. Der Hausbesitzer bestritt diesen Einwand und erklärte, daß die Nichterfüllung der Vertragspflicht auf „grobe Fahrlässigkeit“ der Beklagten zurückzuführen sei. Der Richter war aber der Ansicht, daß die Beklagten zu der Leistung, wozu sie sich dem Kläger gegenüber verpflichtet hatten, von vornherein unvermögend waren. Die Klage des Hausbesitzers wurde abgewiesen.“

Auch manche unserer Zinshausherren hätten Neigung für solche Kinderabtreibanstalten. Nicht viel darüber umreden. Das Beste eine amtliche Verordnung: Hausherren, die an Kinder habende Parteien grundsätzlich keine Wohnung vermieten wollen, ist das Vermietungsrecht zu entziehen. — Hundert Hausherren und fünfzig Juristen höre ich aufschreien gegen diesen ungeheuerlichen Vorschlag Ist er denn ungeheuerlicher als das Kinderverbannungssystem, das jetzt von Hausherren immer mehr beliebt wird?

Wäre es nicht jammerschade um so einen Hausherrn selbst, wenn seine Eltern rechtzeitig einen ähnlichen Vertrag unterschrieben und eingehalten hätten?

---

kann schimmernder Schaum, prickelnde Pracht werden", sagte jemand. Der Roman ist nun erschienen und ist nicht schimmernder Schaum und prickelnde Pracht geworden, sondern an ruhig ernstem Stil, an Schärfe der Charakterzeichnung ein völlig klassisches Buch. Ein herzhaftes Buch, das nicht fieberig erhitzt und dann abfröstelt wie Strohfeuer, sondern behaglich erwärmt, wie Eichenholzglut. „Du liebes Wien!" hat der Verfasser auf den Titel geschrieben. Es ist ein Sonnenstrahl in der modernen Großstadt-Romanliteratur. Jeder geistvolle Journalist schreibt es nicht. Hingegen beweist Ernst Decsey mit künstlerischem Dokument, daß nicht jeder Journalist ein Sprachzerhacker ist, daß man auch auf diesem „charakterverderbenden", „Persönlichkeit zerreißenden" Posten ein einheitlicher Mensch bleiben kann, der auf breiter, loser Fläche den Blick in die Tiefe nicht verliert.

Dem unmittelbaren Naturmenschen sind die Naturkräfte selbstverständlich, dem Gebildeten sind sie bewundernswert, dem Forscher sind sie unfaßbar. Wenn ein Grashalm aufsproßt, ein Stein zu Boden fällt, ein brennender Span den Raum beleuchtet, so läßt das den Naturmenschen so kühl, wie das Wachsen seines Fingernagels, wie das Sehen seines Auges. Der Gebildete betrachtet die Ursachen und die Wirkungen, der Forscher gründet ihnen nach, und je klarer ihm das Nächstliegende wird, je geheimnisvoller wird ihm das Ganze. Er fühlt sich nicht mehr gedankenlos als dazugehörig, vielmehr oft als Gegensatz zur Natur, die er vor sich hat, um sie zu ergründen, während er doch weiß, das alles unergründlich ist, und daß — so weit sein Auge auch mag schauen — alles in grenzenlosem Dunkel verdämmert. Da mag dem Forscher wohl manchmal bange werden, als sei er mit seinem ruhelos sich abquälenden Geist im Weltall ein verirrter oder verbannter Fremdling, während das Naturkind mitten in den unbegreiflichsten Ungeheuerlichkeiten wie in einer sanft schaukelnden Wiege schläft.

Seit einigen Monaten wieder ein halb Dutzend Leute vom Himmel gepurzelt. Sie nehmen zu viel Irdisches mit hinauf in die Höhen, das taugt nicht. Die heutige Aviatik ist nur ein Luftschwimmsport, der keine besondere Bedeutung verspricht, wenig seelischen Gewinn in Aussicht stellt. Wer dem Himmel zu will, der muß alle Erdenschwere zurücklassen. Das geistige Wesen des Menschen allein kann empor in göttliche Regionen. Das haben die Alten besser verstanden.

---

sich über den päpstlichen Entschluß wohl aufrichtig freuen. Die braven, nüchternen Arbeiter aber sollten für den Entgang der Feiertage durch Verkürzung der Werktagsarbeitszeit oder durch Urlaubswochen entschädigt werden. Es gibt große Arbeiterkreise, die sich keine Achtstundenarbeitszeit erzwingen können, für solche möchte il Papa sich verwenden, daß ihr — sechzehnstündiger Arbeitstag in einen zwölfstündigen, oder wo möglich, noch kürzeren verwandelt werde. — Nein, an sich wären die Feiertage nicht von Übel. Von Übel ist nur die Entweihung derselben. Daran vor allem wird der Papst gedacht haben.

Die Feiertagsänderung ist aber eine so große Sache, daß ich einstweilen nicht daran glaube.

Der Nagelschmiedgehilfe Aleschek war ein Stockböhm, hat aber gesoffen wie ein Deutscher. Jedoch die Woche nur einmal. Sonntag mittags fing er an und Montag früh, so um die Betläutezeit, war diese Schicht zu Ende. Und damit auch der Wochenlohn. Dann war die mörderische Schrei- und Schimpfzeit und Kopfwehtag. Dienstag früh begann er stets mit Gründung einer neuen Existenz, die am nächsten Sonntag allemal wieder gewissenhaft zerstört wurde.

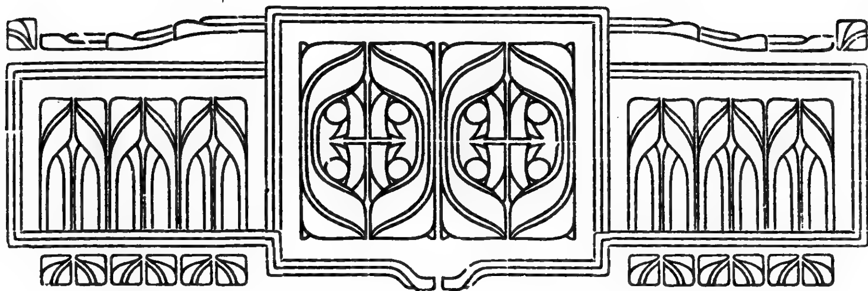
Da der Aleschek einmal bei anderen Wirten schon ziemlich breitspurig auf der schwarzen Tafel stand, so kehrte er eines Sonntags bei dem entlegeneren Haberlwirt ein. Der schenkte ihm nur zwei Glas Bier ein und ein kleines Glas Wein und sonst nichts mehr. Erst hat der Aleschek noch demütig um ein Glasel Schnaps, aber auch den versagte das Kieselsteinherz des Haberlwirtes. „Tätst ja an Rausch kriegen, Schmied! Jch mag kein Lumpen in mein' Haus!" — „So, und das will ein Wirt sein!" rief der Nagelschmied entrüstet und schrie es aus: „Einen solchen Wirt, der seine Berufspflicht nicht erfüllt, muß man bei Gericht anzeigen!" Jch will sein gutes Halbböhmisch gar nicht versuchen, sondern im schlechten Deutsch dartun, was er gesagt hat: „Die Fässer voll und einen Menschen verschmachten lassen! Wozu steht denn das Wirtshaus an der Straße, wenn der Mensch um sein Geld nicht kriegt, was er will? So einem Wirt muß das Rechtl genommen werden. Ob du mir den Trunk versagen darfst, Sauwirt, das wölln mr scho sehen beim Richter!"

Der Richter hat gar nicht nachgeschlagen, was für diesen Fall im Gesetzbuch steht, hat den Kläger zur Tür hinausgejagt. Und hat sich im Sacktuch einen Knoten gemacht, daraufhin: Wenn der Wirt einem Gast nicht mehr als zwei Gläser einschenkt, sei es Bier oder Wein, so ist er nicht strafbar. Wenn er aber dem Gast auf einem Sitz mehr als zwei Gläser einschenkt, dann ist er strafbar, zahlt zwanzig Kronen oder wird auf zwei Tage gut aufgehoben. Jm Wiederholungsfalle Entziehung des Gewerbes.

In einem Kreise von Demokraten war die Rede davon, wie der Demokrat sich gesellschaftlich dem Aristokraten gegenüber zu verhalten habe. Die einen meinten: derbe und geradeweg. Die anderen sagten: trotzig ablehnend. Ein einziger, der noch tief unterhalb des Bürgertums hervorgekommen, dem Hirtenvolke entstammt war, erklärte sich so: „Ich verkehre manchmal ganz gerne mit Aristokraten und behandle sie höflich. Erstens, weil sie das so gewohnt sind, weil sie auch mich höflich behandeln und weil ich jedem das Seine zu geben habe, wenn ich das Meine verlange und bevor ich ihm etwa das Meine anbiete. Zweitens, weil er nichts dafür kann, daß er in exklusivem Stande geboren ist. Drittens, weil der Altadelige von seinen Vorfahren her manchmal ein gar schweres Weltgeschichtskonto zu tragen hat, in dem das Soll das Haben überwiegt, weshalb er Nachsicht verdient. Viertens endlich benehme ich mich dem Aristokraten gegenüber zuvorkommend und liebenswürdig, weil ich ja mich nicht minder vornehm fühle als er sich. Nie bin ich mir meines Wertes klarer bewußt, als wenn ich mich zu messen habe mit einem, der sich auch des seinen bewußt ist. Demütig machen kann mich nur der Anblick des Armen, Schwachen, Niedrigen. Dem wirklichen Adel fühle ich mich an Beruf, Fleiß und im letzten Grunde auch an Geburt ebenbürtig."

Und der Kerl kam von der Schafhalde her!

Welch wundersamer Klang geht durch die Welt! Der Papst will die zu vielen katholischen Feiertage abbringen! Nein, abbringen nicht, sondern sie auf die Sonntage verlegen, die ja dazu da sind. Und zwar nur einzelne Feiertage, nicht alle. Wir haben deren sechzehn, wovon mancher so wie so auf den Sonntag fällt, ohne an seiner Würde geschädigt zu werden. Nur vier Feiertage gibt es, die nie auf einen Sonntag fallen können. Ostermontag, Pfingstmontag, Christi Himmelfahrt und Fronleichnam. Gerade auch den letztgenannten will der Papst auf den nächstfolgenden Sonntag verlegen. Die Absicht ist religiös und weltlich zugleich. Religiös, weil der Sonntag für besondere Feste der würdigste Tag ist, weltlich, weil die vielen Feiertage Schädlinge des wirtschaftlichen Lebens sind und es nach Rom berichtet worden ist, daß die katholischen Völker den protestantischen wirtschaftlich nicht standhalten könnten. — Der wirtschaftliche Schaden würde mich nicht sehr rühren, wenn die Feiertage danach angewendet würden: Zur Erholung, zur religiösen Erbauung, zur Natur- und Kunstfreude — dann wäre es bei unseren anstrengenden, modernen Arbeitsarten doch schön, daß nicht jeder siebente, vielmehr jeder fünfte Tag ein Ruhetag sei. Wenn man aber sieht, wie unsere Feiertage verlebt werden — weit über die Begeisterung hinaus, tief in die Besoffenheit hinein, dann muß man



Kleine Laube.

Bruck.

(Zur Enthüllung der Anzengruber-Gedenktafel in Bruck a. d. M.)

Stadt, die Mürz und Mur vermählt,
Waldumrauscht und bergumsäumt,
Altehrwürdig und verträumt,
Bist den schönsten zugezählt.

Treue wohnt in deinen Mauern,
Biedersinn und Opfermut,
Und am Schloßwall klebt das Blut
Edler Bürger, braver Bauern.

Türk und Franzmann sind vergessen;
Gute Geister sucht man nur,
Und die Stadt ist auf der Spur,
Daß auch solche sie besessen.

Morre, Anzengruber prangen,
Der Vergessenheit entzogen,
An des Stadtbilds Himmelsbogen,
Als zwei Sterne aufgegangen.

Aus der Quelle dieser Lichter
Strahlt der hohe Bürgergeist,
Der die Feierstund' verweist
In das ew'ge Reich der Dichter.

Brucker Stadt, ich halt's mit dir!
Klug und treu bist du verwaltet,
Und was manchem scheint veraltet,
Das ist just am liebsten mir.

Toni Schruf.

„Vor dem Gesetz sind alle gleich!"

Sollten wir nicht auf dem Holzweg sein, da wir Gesetze machten, vor denen zwei Dummköpfe doppelt so viel gelten wie ein Weiser? H. L. R.

Im Zickzack.

Von Otto Promber.

Was für das Kind sein Spielzeug ist, das ist für den erwachsenen Menschen das sogenannte Glück. Besitzt er es länger, als er's ertragen kann, so probiert er an ihm herum, möchte seine Zusammensetzung kennen lernen, behandelt es grob und macht es schließlich entzwei. Und stets nachher denkt er: es war doch eine schöne Sache!

*

Schmerzlich ist es, wenn uns ein Mensch wegen eines „Stein des Anstoßes" verläßt, dem wir über Felsen und wüste Berge hinweg ein treuer Begleiter waren.

*

Zum unerquicklichsten, das einem Jugendfreunde begegnen kann, gehört ein blasiertes Kind. Ein Herz, das schon in der Jugend versagt, „himmelhoch jauchzend" zu sein, kann nur noch „zum Tode betrübt" werden.

*

Wir haben jetzt wieder einmal sehr mutige Männer in den Reichsrat gewählt. Vielleicht hat doch einer die Kurasch, einen solchen Gesetzentwurf der Regierung vorzulegen. Freilich auf die Gewißheit hin, daß er das nächstemal nicht mehr gewählt wird. Er soll sich nur trösten. Wer während seiner Wahlperiode ein Gesetz durchbringt, daß kein Wirt einem Gast für einen Sitz mehr als zwei Glas Bier oder Wein verabreichen darf, der hat für die Unsterblichkeit genug getan.

Räusche wird es noch immer geben, denn man kann nach dem ersten Sitz ja einen zweiten anheben, in einem andern Wirtshaus. Andere Hintertürln gibt es auch, um Gesetze zu umgehen, aber ich wette eine haubenvoll Nüsse, die unholde Erscheinung Besoffener wird uns mindestens um drei Viertel reduziert, wenn ein ähnliches Gesetz in Tätigkeit tritt. Wie es jetzt zugeht, das ist schon gar schön. Erst gestern war im Dorfe wieder eine solche Musterbegebenheit. Erst hatte der Gasselwirt den frisch zahlungsfähigen Nagelschmied fünf Glas Bier eingeschenkt, dann drei halbe Liter Wein, dann Fusel, und als der Mensch sternhagelvoll besoffen war und sich ungebührlich aufführte, warf er ihn hinaus, und als der rabiat gewordene Stockböhm dem Wirt ein Fenster einwarf, stürzte dieser mit dem Knittel hinaus, schlug ihn und ließ ihn auf dem Steinhaufen blutend liegen, den „verfluchten Böhm"!

Zuerst den Gast vergiften, dann ihn ausziehen und endlich ihn mißhandeln — ach, 's ist ja nix dabei, ein Besoffener.

Na so segns, wer wird denn da Geschichten machen!

Den Besitzern von „Roseggerstübeln" widme ich folgenden Wandspruch:

Ein froher Trunk ist kaum von Übel,
Doch nur ein Glas, nicht einen Kübel!
In diesem Raum der erste — Schwiebel,
Und 's heißt nicht mehr „Roseggerstübel".

Ich fürchte nur, daß man in diesem Spruch zu viele Formfehler finden wird, um ihn den Blicken der durstigen Menschheit auszusetzen.

Kitty: Ich ekel mich vor Bier, Wein, Schnaps und noch andere solche Getränke. Mein Eltern trinken ein kleines Glas zusammen und nur abends. Die Lucy trinkt nur ein paar Tropfen und ich trink gar nicht. Die Lucy möchte zehn Gläser austrinken. Und wenn ich den Eltern sage: „das Fräulein Klara will nicht das ihr trinkt." Da lachen sie mich aus. Pfui! wie haß ich Alkerhol! Ich kann es nicht riechen.

Elli: Ich trank fast allen Alkohol, und jetzt nicht eine Fingerspitze soll. Ich ekle mich jetzt davor. Mir wird schlecht wenn ich ihm jetzt anschauen muß. Ich mus ihm manchmal anschaun, denn, manchmal essen wir Kinder beim Tisch. Ich sagte schon sehr oft Ida soll nicht trinken; Und richtig sie hat jetzt keinen besondern Gusto darauf. Jetzt kann ich nicht einmal die Flaschen wo Alkohol drinnen ist anschaun. Ich sah einmal sogar am Fridhof einen Betrunkenen. Es war greßlich. Er stoßte und pokste die Leute. Er hat sich zu einem Laden hingestellt und kaufte sich einen Kranz. Er glaupte, das sei spaß das jemand gestorben ist. Er lachte, wenn er die Gräber anschaute. Sein Vater war schon sehr lang tot gewesen. Als er zum Grab seines Vaters kam, konnte er so lachen als ob er bei einer drolligen Gesellschaft were. Man hatte ihm balt hinausgeworfen Vom Fridhof.

Richard: Früher war ich noch unsernümpftig das ich so gar Schnaps, der so gefährlich ist, getrunken habe. Ich habe auch schon Rotwein und Bier getrunken. Einmal war ich voriges Jahr allein in der Küche, auf dem Fensterbrett wars aber voll Flaschen und ich überlegte nicht und nahm eine Flasche die Spiritus enthielt und trang nach Herzenslust. Ich nehme mir vor nie mehr Alkoholische Getrenke zu trinken!!

Hans: Früher habe ich jeden Abend mit meinem Papa und mit meiner Mama Bier getrunken. Wie Sie uns das gesagt haben, das Bier und Wein und alles, was Alkohol enthält schlecht ist, trinke ich es nicht mehr und konnte mir es gottseidank gleich abgewöhnen, Und jetzt trinken wir kein Bier mehr. Das beste wär wenn alle die kein Alkohol trinken sich versammeln sollten und zum Kaiser gehen, einer von ihnen um Ordienz bitten und es dem Kaiser sagen das er vielleicht das Gesetz geben könne das kein Alkol mehr getrunken wird.

Stella: Einmal habe ich Durst gehabt und die Mama hatt gerade Bier getrunken. Mama hatt gesagt: „kost doch ein bißchen Bier," und ich hab gesagt: „die Lererin hatt gesagt sie erlaubt uns nicht das wir Bier trinken" und die Mama hatt gesagt ich soll nur ein bißchen nippen, und ich hab gesagt: „ich danke" und die Mama hatt solange gesagt ich soll doch ein bischen nippen und endlich habe ich ihr doch gefolkt und hab ein bißchen genippt und wie ich es gedan habe, habe ich kleich das bißchen ausgespuckt.

May: Ich wäre sehr froh, wenn es keinen Wein und Bier gäbe. Ich habe schon viele Betrunkene gesehen, da bleiben alle Leute stehen, auch mein Freulein wollt stehen bleiben, aber ich wollte nicht.

Walter: Ich habe gehört das Alkohol sehr giftig ist, habe auch gehört, das in manche Ländern verboten ist zu trinken, habe deshalb mir ausgedacht das das in Wien auch geschehen soll. Ich will deshalb an die Pollizei einen Priff schreiben das das auch so soll sein. —

So die Kleinen. Uns Erwachsenen bleibt nichts übrig als zu hoffen, daß die „Ordienz" beim Kaiser und der „Priff an die Pollizei" den gewünschten Erfolg haben werden und daß die künftige Generation nicht mehr nötig haben wird, ihre Abstinenz gegen Papas, Mamas und „Freuleins" tapfer zu verteidigen, sondern unverhöhnt in der Lage sein wird, Alkohol „zum bearbeiten, zum einreiben und um Maschinen zu betreiben, aber freilich nicht zum trinken" anzuwenden.

Eine eigentümliche Erscheinung ist die, daß man fortwährend Menschen begegnet, die ihren Nachbar aber nicht sich selbst für falsch halten.

*

Wenn uns das Unglück längere Zeit nicht aufgesucht hat, so gehen wir zu ihm hin.

*

Wenn ein Schmetterling gegen die Laterne fliegt, ein Hahn gegen den Spiegel rennt, ein Mensch direkt ins Unglück läuft und sich alle drei den Kopf einstoßen, so nennen sie's „Schicksalsschlag".

*

Zwei hatten eine gleichgroße und gleichschwere Last zu tragen. Der eine war arg verbittert und fragte sich bei jedem Schritt, wie schwer wohl die Last sei, wie lange er sie schon getragen und wie weit er sie wohl noch werde tragen müssen. Der andere dagegen lächelte, denn er zehrte so viel von der Schönheit der Tage, wo er noch nichts getragen, und glaubte so zuversichtlich an bessere Tage, daß ihm die Schwere seiner Last nur halb zum Bewußtsein kam.

*

„Er ist soweit ein ganz anständiger Mensch." Wenn ich das höre, so kommt es mir immer vor, als wollte man mit einem Hügel Lobes einen Berg Tadel verstecken.

*

Eins fehlt unserer Jugend: der heitere Mut, sich durchzuringen! Gewöhnlich tritt unsere Jugend schon mit dem ihr von den Eltern eingeimpften Gedanken ins Leben hinaus, alles sei eitel und es lohne sich nicht, irgend ein Ziel mit der Aufbietung aller Kräfte zu erstreben.

Der Alkohol im Schulaufsatz.

Von Dr. phil. Eugenie Schwarzwald, Wien.

Unsere Siebenjährigen, die eben erst die schwere Schreibekunst beherrschen gelernt haben, wurden vor kurzem von ihrer jungen Lehrerin in mütterlicher Weise auf die Schäden des Alkoholgenusses aufmerksam gemacht; gestern haben sie nun ihre Gedanken über diesen Gegenstand in der Schule zu Papier gebracht (Arbeitszeit: 20 Minuten). Ich teile sie, auch in Orthographie und Interpunktion ganz unverändert, mit, nicht nur wegen der lieblichen Entschiedenheit der jungen Alkoholgegner, sondern auch wegen des Einblickes in die Schwierigkeiten, die schon diesen Kleinen gemacht werden, das einmal erlernte Gute zu üben, den erkannten Feind zu meiden.

Martin schreibt: Ich trinke nie Wein, Bier und Schnaps und werde es nie tun. Mein Papa trinkt Wein und bekommt deshalb immer Kopfweh. Meine Mutter trinkt nur sehr wenig Wein und so lange sie lebt war sie noch nie krank außer einmal vor einigen Tagen hat sie. Fußweh gehabt und da hat ihr unser Doctor Senftspiritus verordnet. ich reib mich auch jeden Tag mit Franzbranntwein. Zum bearbeiten, zum einreiben und um Maschinen zu betreiben ist Alkohol nützlich, aber freilich nicht zum trinken, Wenn ich Kaiser würde, möcht ich daß Gesetz geben daß niemand im Land Alkohol trinken dürfe. Ich hab einen Bub gekannt der mit den Betrunkenen Witze gemacht hat.

Alice: Der Alkohol ist ein sehr schädliches Gift. Manche Leute trinken so viel, daß sie ganz krank werden und einen Rausch haben. Meine Eltern trinken jeden Abend Bier. Ich begreife nicht wie man soviel Wein und Bier trinken kann. Mein Großpapa trinkt auch immer soviel Bier, ich habe ihm schon oft gesagt er solle es unterlassen aber er sagt er muß es trinken das er stärker wird. Das kommt mir komisch vor.

Motiv, das der Herausgeber nicht erkannt und falsch gedeutet hat). Wer es bis jetzt versäumt hat, unser verträumtes, an Schönheiten und Erinnerungen so reiches Leechkirchlein aufzusuchen, soll es schon um dieses liebenswürdigen Bildes willen tun.

Aus den herrlichen Sammlungen Dr. Albert Figdors in Wien publiziert Suida zwei auch gegenständlich und kulturgeschichtlich interessante Tafelbilder mit Szenen aus der Legende des heiligen Oswald. Sie stammen aus der St. Oswaldskirche in Eisenerz, rühren wohl auch nur von einem ländlichen Meister her und sind von dem feinen Wiener Sammler sicherlich in erster Linie wegen der Singularität der Darstellung und der reizvollen kunstgewerblichen Details erworben worden, welche diese Malereien anziehend machen (z. B. die gotische Einrichtung des Zimmers, worin König Oswald tafelt). Das eine Bild erzählt, wie mild der König gegen die Armen ist und wie der neben ihm sitzende Bischof über seine wohltätige Hand den Segen spricht: „Möge sie nie verwesen"; die zweite Tafel stellt dar, wie bei der Bestattung der Gebeine des in der Schlacht gefallenen Königs dieser Segen wunderbar in Erfüllung geht.

Für Steiermark haben diese Tafeln unleugbar ein sehr starkes Interesse, und bei der bekannten wahrhaft signorilen Liberalität Herrn Dr. Figdors ist es gar nicht ausgeschlossen, daß er die Bilder (samt den zwei dazugehörigen, gleichfalls aus Eisenerz stammenden) in ihre alte Heimat zurückstiftet, wenn man ihn richtig darum anzugehen versteht.

Das gleiche gilt von einem prachtvollen Sitzbild der Madonna mit dem Kinde (um 1500) im Besitz Seiner Durchlaucht des regierenden Fürsten Johann von und zu Liechtenstein in Wien, das Suida, wie mir scheint mit vollem Rechte, wegen der nahen stilistischen Verwandtschaft mit einem Gemälde der Madonna mit vier heiligen Frauen in unserer Landesgalerie für altsteirisch anspricht. Wir erlauben uns hiebei, den Wunsch auszusprechen, daß er auch dieses letztgenannte Gemälde und die ihm nahestehenden, aus Graz stammenden Altarflügel bei Professor Unger in Wien in den „Kunstschätzen" publizieren möge.

Gibt es viele Grazer, die die herrliche holzgeschnitzte Barockgruppe einer „Pietà" kennen, welche sich an der Außenseite der Bürgerspitalskirche in Graz befindet? Freilich ist sie durch künstliche Zutaten halb verdeckt, durch störende spätere Attribute (z. B. ein Schwert in Mariens Brust) entstellt; und dennoch lohnt das Werk Johann Jakob Schoys (gest. Graz 1733; auch auf ihn hat der unvergeßliche Wastler zuerst aufmerksam gemacht), als eine rauschende, dramatische Weiterbildung des Motivs der „Pietà" Michel Angelos das eingehendste Studium. Liebevoll hält die Mutter bei Michel Angelo den Leichnam des Sohnes auf dem Schoß gebettet; bei dem steirischen Barockkünstler ist er vom Schoß herabgeglitten und wird nur noch im Oberkörper aufrecht erhalten. Wie leise ist die Gebärde der Madonna bei Michel Angelo, die zu sagen scheint: „Seht, dies ist alles, was mir von ihm geblieben ist"; und wie pathetisch breitet die Maria Schoys die Arme aus! Michel Angelos Maria blickt mit dem sanften, halbverschatteten Kopf vor sich nieder, ihr tiefes Leiden gleichsam in keuschester Hülle verbergend; leidenschaftlich, niobidenhaft, um das Mitleid einer ganzen Welt werbend, ist das mantelumflatterte Haupt der Göttin bei Schoy nach oben gerichtet. Zentral, in einer ruhigen Pyramide, ist die Gruppe Michel Angelos aufgebaut, während sich bei unserem Bildhauer das ganze Schwergewicht der Komposition auf der rechten Seite der Gruppe zusammendrängt.

Nicht unerwähnt will ich lassen, daß in den vorliegenden ersten vier Heften der österreichischen Kunstschätze auch einige Tafelbilder publiziert sind, die nicht von steirischen Künstlern herrühren, aber in Steiermark sich befinden. So das spitzbogig abschließende Legendenbild des heiligen Martin, das 1518 für die Bürgerspitalskirche in Bruck a. d. M. gemalt und neuerdings von Dr. Suida, der hierin dem löblichen

Altsteirische Kunstdenkmäler.

Von Dr. Hermann Ubell, Linz a. d. D.

Der Vorstand der Gemäldegalerie am Joanneum, Herr Dr. Wilhelm Suida, gibt eine große, „Österreichische Kunstschätze" betitelte Publikation heraus, die es sich zum Ziel gesetzt hat, die Aufmerksamkeit weiter Kreise von Kunstforschern und Kunstliebhabern auf solche Denkmäler der alten österreichischen Kunst zu lenken, die schon längst verdient hätten, daß man sich eingehender mit ihnen beschäftigt, bis jetzt aber noch nicht in den Kreis jener Werke der Kunst einbezogen worden sind, an denen die offizielle Kunstgeschichtschreiberei nicht achtlos vorübergehen darf.

Dr. Suida beschränkt sich mit kluger Zurückhaltung darauf, das Material selbst in vorzüglichen großen Reproduktionen vorzulegen und nur mit den allernötigsten Angaben über die Farben (bei Bildern und bemalten Skulpturen), Material und Ausführung, Maße, Standort, Erhaltung, Literatur zu begleiten. Diese Zurückhaltung ermöglicht es ihm, in rascher Folge eine große Zahl der in Betracht kommenden Kunstwerke zu publizieren, was so geschwind nicht vonstatten ginge, wenn er jedes dieser Denkmäler zugleich auch kunstgeschichtlich fixieren und würdigen wollte. Für die hohe Qualität der Ausführung der Reproduktionen (Lichtdrucke in Folio) bürgt der Weltruf der Firma, die sich dieser schönen und dankenswerten Aufgabe unterzogen hat: Löwy in Wien.

Es ist begreiflich und für uns erfreulich, daß Dr. Suida den Denkmälern der Kunst seines neuen steirischen Wirkungskreises besondere Achtung widmet und sie nicht nur in Graz und der Steiermark selbst, sondern auch in Wiener öffentlichen und privaten Sammlungen aufsucht, um sie zu publizieren und zu besprechen. Schon in den bis jetzt erschienenen ersten vier Lieferungen der großzügigen Publikation sind nicht weniger als neun von steirischen Künstlern herrührende oder in steirischem Besitz befindliche hervorragende Arbeiten der älteren deutschen Kunst herausgegeben (jedes Heft bringt ungefähr 8 Tafeln). Diese bevorzugende Aufmerksamkeit, die Dr. Suida der alten Kunst unserer Heimat zuwendet, sollte schon allein genügen, um seinem Unternehmen bei uns eine warme Aufnahme zu sichern, ganz abgesehen von dem großen allgemeinen Interesse, das es sonst verdient.

Die Reihe altsteirischer Kunstdenkmäler, die Suida bisher in seinem Lieferungswerk reproduziert hat, eröffnet sich mit jenem sehr frühen (1410) Tafelbild, das einst über dem Grab des Landschreibers Ulrich Reicheneker in Pürgg (in Obersteier) hing (jetzt im Joanneum), und das den Stifter des Bildes vor der Madonna knieend darstellt, während zu seinen beiden Seiten die Heiligen Georg und Bartholomäus stehen und ihn der Gottesmutter empfehlen; Georg mit der Fahne der Georgsritter von Millstatt, die Ulrich mit dem Zehenten in Pürgg belehnt hatten. Ein besonderer Reiz erwächst dem köstlichen Werk durch die delikate Ausführung der Tracht und der Rüstung des knieenden Ritters und des heiligen Georg.

Um 80 Jahre später ist die wundervolle Votivtafel datiert, die Konrad von Schuchwitz, Landkomtur des Deutschen Ordens, in die Grazer Deutschordenskirche (Leechkirche) gestiftet hat. Wieder kniet der Stifter, empfohlen vom heiligen Christophorus, mit gefalteten Händen vor der Madonna; aber zur Gottesmutter hat sich die heilige Anna gesetzt; an Stelle des neutralen Goldgrundes ist ein realistisch ausgestalteter Hintergrund getreten (blühendes Zwingergärtlein und offene Säulenhalle) und das Madonnenmotiv hat sich vermenschlicht: während Maria auf jener älteren Tafel nur als Trägerin der Gottheit fungiert, sind hier die beiden heiligen Frauen mütterlich und spielend mit dem Kinde beschäftigt. Lockend hält ihm die Großmutter beide Hände vor, um es zum Herüberkommen vom Schoße Mariens zu bewegen (ein um die Wende des XV. Jahrhunderts in der Holzplastik und Malerei der Alpenländer überaus beliebtes

Wasser und Luft sind für Mensch und Tier besonders gesund. Laßt Eure Kinder etwas Ordentliches lernen und gewöhnt sie an Arbeit und Ordnung. Erkennt auch fremde Überzeugungen als berechtigt an und denkt — was wahr ist —, daß kein Mensch auf Erden, sei er nun Großkapitalist oder Bauer, auf Rosen gebettet schläft. Mit Wenigem zufrieden sein, darin liegt der beste Teil der Rätsellösung und die soziale Frage ist ein Rätsel."

Ich staunte über diese sonderbare Wahlrede und war begierig, wie er die klerikalen Bauern behandelt hatte.

„Sehr einfach", meinte Fritz, ich sprach zu ihnen etwa so: „Liebe Freunde, das Reich Gottes ist — das steht schon im Evangelium — ist nicht von dieser Welt, aber man muß sich schon hier darauf vorbereiten. Wie, wollt Ihr wissen? Sauft nicht so viel, haltet zusammen, spart und wascht Euch täglich. Wasser und Luft sind für Mensch und Tier besonders gesund. Laßt Eure Kinder etwas Ordentliches lernen, damit sie moderner wirtschaften, und gewöhnt sie an Ordnung und Reinlichkeit. Glaubt nicht, daß Ihr und Euer Pfarrer so haargenau über den Willen Gottes unterrichtet seid und kümmert Euch lieber um die Sachen, die Euch angehen, statt darum, wie es andere treiben. Niemand ist auf Rosen gebettet, auch der Großgrundbesitzer nicht. Mit Wenigem zufrieden sein — darin liegt des Pudels Kern!"

Ich betrachtete Freund Fritz scheu von der Seite, aber er fuhr schnell fort: „Den freisinnigen Bürgern riet ich: „Die Staatsverfassung, die der Liberalismus geschaffen hat, ist ja recht schön, doch müßt Ihr sie weiterbilden. Auch hier wäre Stillstand verfehlt. Treibt nicht unselige Kirchturmpolitik, sondern denkt mehr an die Allgemeinheit. Auch im engen Kreise kann man so manches verbessern. Wie, wollt Ihr wissen? Sauft nicht so viel, seid einig, spart und wascht Euch ordentlich. Wasser und Luft . . ."

Ich unterbrach ihn, denn die Fortsetzung konnte ich mir schon denken. Jedenfalls war ich sehr erstaunt über diese Art, sich um ein Mandat zu bewerben, aber sie gefiel mir nicht schlecht und ich bewunderte die Wähler, die einem Manne, der einfach und ohne Phrasen sprach, ihre Stimme gaben. Ob er schon in der Hauptwahl gewählt worden war, fragte ich.

„Gewählt?" Freund Fritz dehnte das Wort, „Wer sagt denn, daß ich gewählt wurde? In allen sechzig Versammlungen lachte man mich aus, in fünfundvierzig wurde ich beschimpft, in zweiunddreißig beinahe geprügelt und aus sechs tatsächlich hinausgeworfen."

„Hör' einmal . . ."

Er hörte nicht, er sagte: „Mein sozialistischer Gegenkandidat erhielt 3456 Stimmen, der klerikale 3124, 3015 enthielten sich der Abstimmung und . . ."

„Und du . . ."

„Ich . . ." Fritz hüstelte verlegen, „ich . . ." Er machte eine Pause und betrachtete die rosigen Abendwolken. „Schönes Wetter heute, nicht?"

„Was war also mit dir?" drängte ich.

„Ja, weißt du, das ist so eine Sache; ich bin zwar in dem Bezirke, wo ich kandidierte, selbst wahlberechtigt, aber man will sich doch nicht seine eigene Stimme geben und so . . ."

„So?"

„So hab' ich gar keine erhalten."

Lange Pause. — „Lieber Freund, du erklärtest mir doch anfangs, es sei ‚famos' und ‚großartig' gewesen!"

Er nickte lächelnd: „Ist es nicht famos, den Leuten die Wahrheit einfach und klar ins Gesicht zu sagen und ist es nicht großartig, statt den Wahlschwindel

Beispiele Tschudis in München folgt, fürs Joanneum in Graz „eingezogen“ wurde. Bewahrheitet es sich, daß der landschaftliche Hintergrund der Tafel das damalige Bruck a. d. M. darstellt und daß das Wappen links im Vordergrund der steirischen Familie Leysser angehört, so wird allerdings der innerösterreichische Ursprung des Bildes wahrscheinlicher als die ihm von Suida zuerkannte Augsburger Provenienz.

Allbekannte Perlen unserer Landesgalerie sind die beiden kleinen Tafelbilder des großen Michael Pacher, die uns schon als Studenten immer entzückten wegen der für jene Zeit virtuosen, von Mantegna erlernten Raumdarstellung, wegen der glänzenden perspektivischen Verkürzungen, der wunderbaren, gleichfalls auf Mantegna zurückgehenden Helligkeit und der wieder ganz nordischen Intimität der Hintergründe: auf dem einen Bilde durch das spitzbogige Tor der Ausblick auf die heute noch so aussehende Hauptstraße von Bruneck, der Heimat des Meisters, auf dem anderen das entzückende impressionistische, rotgewandete Figürchen eines Schreitenden vor tiefer Landschaft. Die Autorschaft Pachers war übrigens schon vor Stiaßny bekannt, der aber als erster anerkannt hat, daß es sich um das Martyrium und die Leichenfeier des heiligen Thomas Becket, Erzbischofs von Canterbury, in diesen Bildern handelt; so daß nicht nur die Liebhaber der altdeutschen Malerei, sondern auch die Verehrer der Muse Konrad Ferdinand Meyers an ihnen ihre Freude haben dürfen.

Freund Fritz hat kandidiert.

Während der allgemeinen Neuwahlen zum österreichischen Abgeordnetenhause war ich im Ausland und hatte wohl das Gesamtergebnis gelesen, aber von Einzelheiten nicht viel gehört. Als ich dann wieder in die Heimat zurückkehrte, begegnete mir als erster Bekannter mein Freund Fritz, der auf die übliche Erkundigung: „Na, wie geht's?“ vergnügt antwortete: „Famos!“ und wirklich sah er fröhlich und rotbackig wie selten aus.

Ich gratulierte ihm.

„Danke, danke, Hans — weißt du denn nicht, daß ich kandidierte?“ Fritz betrachtete mich blinzelnd.

„Keine Ahnung! Und wie ist's ausgefallen?“

„Großartig! großartig!“ Seine Augen leuchteten. „Schade, daß du nicht dabei warst.“

„Wo hast du kandidiert?“ Die Sache interessierte mich.

Hernach kam ich einige Zeit nicht zu Wort. „In einem ganz vertrakten Bezirk, wo sich die Stimmen der Sozialdemokraten, der Konservativen und der Fortschrittlichen so ziemlich die Wage hielten. Während der letzten fünf Wochen saß ich die halbe Zeit in der Eisenbahn und habe in sechzig Versammlungen gesprochen. Hör' mal, das ist eine Leistung!“

„Da mußtest du wohl viele Reden einstudieren?“

„Eigentlich nur eine einzige — oder, wenn du willst, drei Stück; für die Arbeiter eine, für die Bauern eine und eine für die Bürger. Sie waren untereinander nicht sehr verschieden. Ich sagte einfach, was ich mir dachte. Ich durfte mich auch ruhig in jedem Ort wiederholen, die Zuhörer wechseln ja.“

„Und . . .“

„Das werde ich dir sofort erklären. Zu den Fabriksarbeitern sagte ich ungefähr: „Liebe Freunde, was Ihr fordert und was Eure Führer versprechen — ohne daß sie ihre Versprechungen allzu ernst nehmen — ist gewiß sehr schön, aber mit den Reformen für den Zukunftsstaat müßt Ihr zuerst bei Euch selbst anfangen. Wie, wollt Ihr wissen? Sauft nicht so viel, seid verträglich, spart und wascht Euch täglich.

Singvögel.

Hüttengruß.

Zur Eröffnung des Kernstock-Hauses auf dem Rennfeld.

Ottokar, dem deutschen Sänger,
Ist geweihet dieses Haus.
Einer festen Burg vergleichbar
Steht es da im Sturmgebraus!

Auf des Rennfelds lichter Höhe
Grüßt es uns bei Sonnenschein;
Wand'rer ziehe frohen Herzens
Hier in diesem Raume ein!

Hast du Blumen auf dem Hute,
Schmück' mit ihnen Kernstocks Bild,
Der die deutsche Treu' und Minne
Führt in seinem Wappenschild!

Johannes Just.

Ich suchte oft nach einer Spur.

Ich suchte oft nach einer Spur
Aus leider längst vergang'nen Tagen;
Nach Stunden, reich an hehrem Glück,
Die einst ein gütiges Geschick
Am gleichen Ort mir zugetragen.

Doch wie ich auch gesucht, geharrt —
Das alte Glück kam nimmer wieder...
Nur lehrte mich der lose Mai,
Daß jedes Jahr ja Zeit noch sei
Für neues Glück und neue Lieder!

Elfriede Barger.

Julimorgen.

Es ist vor Hahnenkraht.
Taukühle Lüfte wehen,
Sehnige Schnitter gehen
Ans goldene Feld zur Mahd.

Es ist vor Hahnenkraht.
Voll Perlen hängen die Garben.
Bald blutet's von tausend Narben...
Es kam der Tod genaht.

K. Dankwart-Zwerger.

Hausgärtchen.

Ist kein stolzer Park dein Eigen,
Mußt du auch zufrieden sein.
Laß am Gärtchen dir genügen,
Ist es noch so schlicht und klein.

Laß Vergißmeinnichtchen sprießen,
Pflanze Rosen, wenn es geht.
Säe manchen guten Samen,
Daß das Gärtchen blühend steht.

Kannst darin auch Blumen pflanzen,
Kannst es pflegen, hegen treu.
Wenn die Blümlein dir erblühen,
Scheint dir jede Blüte neu.

Mußt die Blumen fleißig gießen,
Gönn' ihnen das Sonnenlicht,
Laß das Unkraut nicht wild wuchern,
Halt das Gärtlein rein und schlicht.

Blumen sind wie Menschenherzen,
Brauchen Liebe, Sonnenschein,
Lohnen reich die treue Pflege,
Duften auch im Gärtchen klein.

Lilli Kreipner.

Abend.

Dort' wo die Sonne unterging,
Hab' ich mein Glück begraben,
Deß' Arm, der mich so oft empfing,
Deß' Herz für mich geschlagen.

Mir ist als ob seit jener Nacht
Kein Morgen für mich graute,
Als ob kein Tag mir Ruh' gebracht,
Kein Aug' ins Aug' mir schaute.

Ich fühl' das Leid, das vor mir steht
Ich schließe meine Lider — —
Dort' wo die Sonne untergeht,
Dort kehrt sie nie mehr wieder...

Baernst.

mitzumachen, frei von der Leber weg zu reden? Wenn dann der Stimmzettelrausch ausgeschlafen ist, erkennt vielleicht doch der eine oder der andere, daß meine hausbackenen Ratschläge gar nicht so übel sind ..." Darauf grüßte Fritz schnell: „Servus! servus, Hans, ich muß mich noch ein bißchen auslaufen, Bewegung machen. Auf Wiedersehen!" Fort war er.

Jetzt möchte ich nur noch wissen, hat er sich über die Wähler, über mich oder über sich selbst lustig gemacht? H. L. R.

Die Renaissance.

Über jene Epoche, die wir „Renaissance" nennen, ist schon viel geschrieben worden — man könnte damit ganze Bibliotheken füllen, aber lange beschränkte man sich fast nur darauf, sie zu charakterisieren, sie als eine „Neubelebung antiker Kultur" hinzustellen, statt die tiefen Ursachen des gewaltigen Umschwunges in Europas Entwicklung aufzudecken. Man hält sich lieber an die Schilderung von Symptomen. Gründliche und dauernde Umwälzungen lassen sich aber niemals auf das Ingenium eines oder mehrerer Einzelner zurückführen; die Persönlichkeit vermag nichts anderes, als die oft regellosen und noch nicht systematisch wirkenden Kräfte ihrer Zeit auszunützen, allenfalls zu verstärken, kaum solche von erheblicher Kraft zu schaffen. Und das „Renaissancegenie" zog die Konsequenzen aus der wirtschaftlichen Tatsache seiner Zeit, daß die ökonomische Notwendigkeit an Stelle der engen Markgenossenschaft und der beschränkten bäuerlichen und handwerksmäßigen Produktion die Warenproduktion und die gesteigerte Geldwirtschaft setzte. Auf dieser Basis konnte und mußte auch das Geistesleben neue, geweitete Formen annehmen, und haben wir das einmal erkannt, dann werden wir die Renaissancekultur weder über- noch unterschätzen, sondern richtig beurteilen und werten. Seit der Vertiefung unserer sozialen Kenntnisse und Erkenntnisse hat die Geschichtsschreibung in jeder Beziehung an Inhalt und Wert gewonnen, und vor allem die „Sittengeschichten" steckten manches Licht in dunklen Epochen auf. Das gilt besonders von dem Werk, das Eduard Fuchs ediert.*) Schriftliche und bildliche Dokumente wirken da nebeneinander, um Fragen zu klären, die in jedem auftauchen, der sich mit Historie beschäftigt. Fuchs hat sich seine Arbeit nicht leicht gemacht, eine schon an sich schwere Arbeit, weil er gerade jene Lebensgebiete — und mit Recht — behandelt, die so oft verschleiert werden und auf die man doch nicht verzichten kann, wenn man die Dinge von allen Seiten betrachten will. Erst dadurch werden sie für uns plastisch und lebendig. Der Band „Renaissance" umfaßt sieben Hauptabschnitte: „Ursprung und Wesen der Sittlichkeit", „Das physische Schönheitsideal der Renaissance", „Liebe und Ehe", „Die Sittlichkeit in der Kirche", „Im Frauengäßchen", „Das gesellige Leben" und „Kranke Sinnlichkeit" (Der Hexenwahn). Das Werk ist gewiß keine Publikation für junge Leute, aber ebenso sicher ein wichtiger Studienbehelf für Eigendenkende, die ihren Wissenskreis zu erweitern und auszufüllen wünschen. Es wird da keine fertige Ansicht oktroyiert, sondern ein reiches, sorgfältig gesichtetes Material dargelegt, das zu selbständigen Urteilen anregt. — Dem klar geschriebenen Texte entsprechen die vorzüglichen Illustrationen, wie überhaupt die technische Ausstattung unseren modernen Anforderungen durchaus entspricht.

*) Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Renaissance; mit 430 Textillustrationen und 59 Beilagen. (Albert Langen. München.)

Bücher

Deutscher Glaube. Roman von Ernst Hladny. (Leipzig. Dietrichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher.)

Der Verfasser meint selbst über sein Werk: „Das Buch handelt vom österreichischen Deutschen; was ich für ihn fürchte und was ich von ihm erzielen möchte, steht dort geschrieben; ernst ist der Ton, aber das Ende ist Hoffnung und Zuversicht." — Ein Roman mit solchem Inhalt wäre sehr interessant, aber leider ist Hladnys Werk ziemlich weit hinter seinem Vorwurfe zurückgeblieben, und das fühlt er auch und sagt: „Es läßt sich begreifen, daß das große nationalerzieherische Problem für uns Österreicher nicht in einem nur etwas über 300 Seiten starken Roman, der auch seine Romanrechte fordert, restlos bewältigt worden ist." Hier liegt eben der Fehler: Das Buch möchte ein nationalerzieherisches Problem behandeln, aber der Autor machte dem Publikum zu viel Konzessionen und mischte recht wenig wertvolle Belletristik ins Hauptthema. So ist denn weder dieses noch das Beiwerk befriedigend geworden, die verschiedensten Fragen werden angeschnitten und keine wird zu Ende geführt; auch der Stil ist stellenweise trocken und schwerfällig. Da Hladny den „Deutschen Glauben" — der Titel klärt wenig über den Inhalt auf — als „Präludium für ein anderes Werk, das die Zukunft bringen müßte", auffaßt, so bleibt zu hoffen, daß ein zweiter Band einlöst, was der erste nur andeutet. H. L. R.

Franz Michael Felders Werke. 1. Band: „Aus meinem Leben", herausgegeben von Hermann Sander. (Leipzig. Max Hesses Verlag. 1911.)

Nach dem Muster des Justinus Kerner-Vereines in Weinsberg bildete sich vor zwei Jahren in Bregenz zur Herstellung einer billigen Ausgabe der Werke des vorarlbergischen Volksschriftstellers F. M. Felder (1839—1869) der „Franz Michael Felder-Verein" und beschloß, Felders Schriften in vier Bänden in gemessener Folge erscheinen zu lassen. Der erste Band, enthaltend die Autobiographie des Dichters, wurde nun jüngst mit der prächtigen Einleitung von Hofrat Schönbach ausgegeben. Das Buch fesselt den Leser durch Inhalt und lebendige Darstellung vom Anfang bis zum Ende. In wortreicher Sprache, fließend und ein wenig dialektlich abgefärbt, erzählt uns Felder sein Leben in Schoppernau und auf der Alm, von seinem Bildungsstreben und von seinen Leiden und Freuden in der Heimat, manchmal nicht ohne Bitterkeit, doch im allgemeinen mit sonnigem Humor, namentlich wenn er von seiner Naturfreude, von seinen kurzen Wanderschaften und von der Liebe zu Nani Moosbrugger spricht. Es ist begreiflich, daß der strebsame, sittenreine Autodidakt manchmal auch lehrhaft wird und sich in philosophischen Betrachtungen ergeht. War er doch im Grunde eine versonnene, grüblerische Natur, die in dem engen Bregenzerwalde mit seiner bäuerlichen Bevölkerung nie recht seßhaft werden konnte und frühzeitig darüber hinauswuchs. Felder ist kein rechter bodenständiger Bauer gewesen, sondern ein Keuschler und Händler, der verschiedenes versuchte und doch nicht reich wurde. Ihm mangelte auch körperliche Gesundheit. Als „Leser" und „Sinnierer" ward er sogar scheel angesehen und mißachtet, weil er besser sein wollte als die anderen, die mittelmäßigen Leute, die überall den Durchschnitt bilden. In den abgeschiedenen Alpentälern lachten die Leute vor 40 Jahren, wo es noch keinen Fremdenverkehr gab, jeden aus, der nicht so war und sich gab wie sie. Später erblickte man in Felder einen „Liberalen" und verfolgte ihn mit niedrigem Hasse, der über das Grab hinaus währte. In Sanders Felderbiographie kann man diesfalls nachlesen. Interessant aber ist, wie Felder den politischen Wellenschlag von 1848 bis 1868 beobachtete und beurteilte. S. 268 drückt er den Wunschgedanken aus, daß der Bauer einmal in die Kulturströmung hineingezogen werde, statt sich zu seinem Schaden wie ein Bleigewicht an jeden Fortschritt zu hängen. Das wär's eben! Indessen hoffen wir, daß wenigstens dieses Buch von recht vielen gelesen werde. Gegen Einsendung von 3 K versendet es der Felderverein überallhin. Band 2 bis 4 werden die übrigen (erzählenden) Werke Felders bringen.

Graz. Dr. S. M. Prem.

Das Vermächtnis des Frank Thauma. Von Otto Rung. Von demselben: **Die weiße Yacht.** (Frankfurt a. M. Rütter und Loening.)

Beiden Büchern des dänischen Autors ist gemeinsam, daß sie Kunstwerke sind, daß sie, obwohl äußerlich eine lose Einheit, als ein Bündel von Erzählungen erscheinen und endlich, daß die Form, die Geschehnisse und die Menschendarstellung darin über das Durchschnittliche und Alltägliche emporgehoben werden. – Im „Vermächtnis" zieht schattenhaft eine jungverstorbene Persönlichkeit durch

Lebenswunsch.

Weiß drei Birken hoch am Wald
Überm letzten Haus —
Seh'n in Sonnenheiterkeit
Nach der Ferne aus.
Steh'n in ihrem weißen Kleid
Da so frei und schlank.
Flüsternd durch die Wipfel geht
Heimlicher Gesang.

Aber dröhnt im dunklen Wald
Wilder Kampfesschrei,
Fliegt der Nebel graues Heer
Sturmgejagt vorbei —
Wie sie horchen atemlos!
Durch die Wipfel rinnt
Noch ein Schauer, wenn sie längst
Schon voll Sonne sind.

Freudig ihnen nachzutun
Mir das Rechte scheint:
Dunkle Ehrfurcht, goldner Mut
Wunderbar vereint!
Selig trinkend Zweig an Zweig
Sonnenkraft und Schein —
Rührend mit der Wurzelhand
Tief ans Urgestein.

Dora-Lotti.

Lustige Zeitung.

Der Mäzen. „Ein Exlibris wollen Sie haben? Haben Sie denn Bücher?" — „Nee, die kleb ich mir in die Gummischuhe!" („Lustige Blätter.")

Aus dem Ermland. Im ermländischen Städtchen Heilsberg gibt ein Herr in fröhlicher Tafelrunde das Rätsel auf: Welches sind die drei schönsten Wörter mit „o"? Und da keiner so rasch die Lösung fand, gibt er sie selbst im schönsten ermländischen Dialekt: „Zocker, Rom und Worscht!" — Unter den Zuhörern lachte ein würdiger älterer Herr am allerfröhlichsten über den Scherz. — Aber nachdem die Unterhaltung auf alle möglichen andern Fragen abgeschweift war, so nach einer guten Stunde, schlägt der gute Alte plötzlich laut auflachend auf den Tisch und ruft aus: „Aber Kinder, Zocker wird ja gar nicht mit o geschrieben!" („Guckkasten.")

Braut (ihr Reisekleid anziehend): „Sah ich während der Trauung aufgeregt aus, Käthe?" — Käthe (ältere Schwester der Braut): „Zuerst etwas, aber nachdem Alfred „Ja" gesagt hatte, nicht mehr." (Humor des Auslandes.)

Mißverständnis. Fremder: „Sind Sie Eingeborener?" — „Nein, ich bin ein Zwilling." („Meggendorfer.")

Präzis. In der Brigadeschule gab der Reitlehrer eines Tages folgende Erklärung von sich: „Eine Schlangentour in drei Bögen wird geritten, indem man die Reitschule in drei gleiche Hälften teilt, von denen die mittlere etwas größer ist als die zwei am Ende." („Muskete.")

Stolz. Frau Regierungsrat Huber (zum Gatten): „Karl, steh auf, es ist Zeit zum regieren!" („Jugend.")

Aus dem Tagebuch eines Seekranken. „Es gibt Leute, die behaupten, bei hohem Wellengang müsse man sich jeder Nahrung enthalten. Ich esse aber trotzdem, das heißt, ich verlange in der Schiffsküche ausnahmslos Lungenhaschee. Das schmeckt 'runter und 'rauf ganz egal." („Lustige Blätter.")

Juden in Palästina. Ein freimütiges Sichbekennen zum Judentum macht uns den Verfasser sympathisch und bei der einseitigen Beurteilung, die die Juden so oft nach der schlechten Seite hin erfahren, tut es wohl, auch einmal die Lichtseite dieses Volkes liebevoll behandelt zu sehen.

Louis-Thuille, Harmonielehre. 2. Aufl. (Stuttgart. Karl Grüninger. [Klett & Hartmann.])

Dieses vortreffliche Buch, das schon zur Zeit seines ersten Erscheinens, als sein namhafter Mitautor Ludwig Thuille noch zu den Lebenden zählte, berechtigtes Aufsehen erregte, sei neuerdings allen jenen Musikbeflissenen warm empfohlen, die die dornenvollen Pfade des musikalischen Handwerks nicht an der Hand eines trockenen schulmeisterlichen Lehrbuches wandeln wollen, wie sie unsere Literatur in fast ungemessener Anzahl aufweist. Vorliegendes Werk löst in nachahmenswerter Weise die selbstgestellte Aufgabe, sowohl der rein wissenschaftlichen Seite des Gegenstandes, als auch der rein handwerksmäßigen Technik Stoff abzugewinnen und beide Gegensätze in brauchbarer Form miteinander zu verbinden, mit einem Worte, es ist ein sehr glücklich gelungenes praktisch-theoretisches Lehrbuch. Dem Anfänger werden freilich viele der interessant beleuchteten musikalischen Probleme des theoretischen Teiles unverständlich bleiben, die einem Fortgeschrittenen großen Genuß bereiten können, wie überhaupt das ganze Werk wohl mehr für Reifere zugeschnitten ist. Wir wollen dies gewiß keinen Fehler nennen; im Gegenteil, wir freuen uns des frischen modernen Zuges des Buches, das auch der neuesten Musikliteratur durch Heranziehung und genaue Analyse zahlreicher Beispiele Rechnung trägt, ohne aber wieder die grundlegenden harmonischen Prinzipien zu übersehen, so also in bester Weise den goldenen Mittelweg zwischen den neueren und den akkreditierten Grundsätzen aufsucht, dem Talent freie Bahn gewährend. Dr. B. P.

Büchereinlauf.

Prinzessin Jungfrau. Nach den Aufzeichnungen der Fürstin von Benno Rüttenauer. (München u. Leipzig. Georg Müller.)

Verschiedenes Lieben. Roman von M. Radò. (Altona-Elbe. Cécil Bägel.)

Das Haus an der Veronikabrücke. Von Friedrich Halm. (Charlottenburg. Axel Juncker.)

Schneeballen. Dritte Reihe von Heinrich Hansjakob. (Ausgewählte Schriften, Volksausgabe, Bd. 6.) (Stuttgart. Adolf Bonz u. Co.)

Aus meinem Königreiche. Skizzen und Novellen von Hedwig Teichmann. (Magdeburg-N. R. Zacharias.)

Sonnenstäubchen. Novellen von H. J. Kratzer. (Dresden. E. Pierson.)

Neue Bergsteigergeschichten. Von Rudolf Kleinecke. (Wien, Prachatitz, Leipzig. Allgemeine Volksbücherei deutschösterreichischer Schriftsteller.)

Lodenrock und Wifflingkittel. Geschichten aus dem Sarntale von Klara Pölt-Nordheim. (München. Verlag der deutschen Alpenzeitung.)

Die Kobra. Südafrikanische Erzählungen von Prof. Karl Dove. (Berlin. Hapke u. Schmidt.)

Die Abenteuer des Hiesl. Von Otto Rudl. (5. und 6. vermehrte Auflage.) (Berlin und Leipzig. Schuster u. Löffler.)

Helianda. (Leben und Traum.) Von Lie Burkard. (München, Stuttgart, Wien. Lenau-Verlag.)

Blumen und Blüten für die Jugend. Von Friedrich Julius Bierbaum. (Magdeburg. R. Zacharias.)

Liebesglück und Liebesleid. Gedichte von R. Wollmar Fischer. (Straßburg i. E. und Leipzig. Josef Singer.)

Wiener Praterlieder. Von Alfred von Wurmb. (Berlin, Leipzig. Silva-Verlag.)

Dichten und Trachten. Gedichte von Karl Brand. (Hochemmerich am Rhein Karl Brand.)

Gerhard Grübler. Volksgedanken und Kritiken. (Leipzig-Gohlis. Bruno Vogler.)

Alte Städte in Bayern. Reisebriefe von Dr. F. Krackowizer. (Linz. Zentraldruckerei, vormals E. Mareis. Verleger: Kaiserl. Rat Dr. F. Krackowizer.)

Erste Hilfe am Krankenbett. Samariter-Lehrbuch und Einführung in die Krankenpflege. Von Dr. med. Heinz Zikel. (Berlin und Leipzig. Medizinischer Verlag Schweizer u. Co.)

Grundlinien einer gesunden Lebensweise. (Briefe an einen gebildeten Laien.) Von Dr. med. Paul Sittler. (Würzburg. Kurt Kabitzsch, A. Stubers Verlag.)

Enrica von Handel-Mazzetti und Karl Schönherr. Gedanken zum neuesten Literaturstreit von M. Anklin. (Berlin. Konrad W. Mecklenburg, vorm. Richterscher Verlag.)

Festschrift zum 25jährigen Jubiläum des Vereines „Frauenheim" in Graz. (Graz. Im Verlage des Vereines „Frauenheim". 1911.)

Pferdebilder. Ein Kapitel für den Pferdefreund. Von H. Elsner. 26 Seiten mit 8 Vollbildern nach Amateuraufnahmen. (Dresden. Verlag der Ica, Aktiengesellschaft.)

Kunstblatt: **Guter Rat für Schulkinder.** (Verein zur Bekämpfung der Schwindsucht in Chemnitz und Umgebung. [E. V.])

☛ **Vorstehend besprochene Werke** zc. **können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**

die Blätter, ein Schemen, gleich ihren Ideen, von denen ein halbes Dutzend beinahe grotesker Menschen zehren. Diese zu schildern und seelische Tiefen und Untiefen zu loten, hat Rung in dem Werk unternommen und durchgeführt. Fester und straffer gespannt ist der Inhalt der „Weißen Yacht“, deren Rahmenerzählung zwar ebenfalls halb verschleiert schimmert, aber die eingeflochtenen Geschichten besitzen eine künstlerische Kraft und lebendige Plastik ganz seltener Art. — Die zwei Bücher gehören zu den allerinteressantesten Neuerscheinungen der letzten Zeit. — Besonders hervorgehoben zu werden verdient noch die klassische Übersetzungstechnik Emilie Steins, welche „Das Vermächtnis“ und „Die weiße Yacht“ zu originaldeutschen Literaturwerken gemacht hat. H. L. R.

Richard Dankwards Weltgericht. Roman von Ulrich Rauscher. (Frankfurt a. M. Rütten und Loening.)

Ein unerquickliches Buch, aber voll Talent, das gute Ausblicke auf künftige Arbeiten gibt. Es wird das Ausbrechen des Wahnsinns in einem übermüdeten Menschen geschildert, ein Thema, fast zu grauenvoll für den großen Zola, der es allerdings etwas anders angepackt hätte – fachlicher, medizinischer. Rauscher schiebt die künstlerische Darstellung in den Hintergrund und erzielt einen starken äußeren Effekt, daß dem Leser gruselt. Angenehm berührt wird man nicht, im Gegenteil; doch lernt man abnormale psychologische Vorgänge kennen. Ich sehe weiteren Leistungen des Verfassers mit Spannung entgegen. P. L. M.

Die Marquise von Pompadour. Roman von Mabel Wagnalls. Übersetzt von Marie Luise Müller. (Halle a. S. Otto Hendel.)

Ein Ausschnitt aus dem Leben der berühmten Favoritin; spannend, historiegetreu mit einer natürlichen Milieuschilderung. Der Charakter der Pompadour ist scharf gezeichnet: maßloser Ehrgeiz, Herrschsucht, Intelligenz und Entschossenheit ohne eigentliche böse Eigenschaften, aber oberflächlich und genußsüchtig. Eine, die das Blutbad der Revolution mitverschuldete. Sie traf es besser als die Dubarry, welche Robespierre, gewissermaßen als letztes Überbleibsel der königlichen Ausschweifungen, guillotinieren ließ. Die Pompadour starb vor der Zeit eines natürlichen Todes. — Die durchaus sympathischen Gestalten des Buches sind der Graf de Vrie und Fräulein Destine. Sie heiraten einander auch zum guten Schluß. Interessant erscheint Ludwig XV. Der Ausläufer einer unvergleichlich leichtsinnigen Zeit. — Der Roman hat in Amerika, wo er zuerst erschien, Aufsehen erregt und in der Tat ist er den Dumasschen Geschichtsphantasien anzureihen. Mit diesem Urteil spendet man ihm großes Lob. P. L. M.

Wenn die Schwalbe zieht. Novellen und Geschichten. Sechste Folge von Anton Ohorn. (Leipzig. C. F. Tiefenbach.)

Erzählungen vom Verfasser des Dramas „Die Brüder von Sankt Bernhard“ werden schon unbeschaut ein reges Aufsehen machen. Die Bereiche, in die das Buch uns führt, sind unterschiedlich. Wir kommen zusammen mit Dichtern und Künstlern, mit Bauern, mit Bergknappen und Priestern, mit Freiheitshelden. Ein merkwürdiges Stück ist das vom Herzog von Reichsstadt. Die meisten der zehn Stücke haben tragischen Einschlag, eine ehrlich offene Tendenz, die den Katholiken nicht immer gefallen wird, und der klare, schlichte Stil sichern ihnen viele Leser.

Hört's zua a weng! Neue Folge. Gedichte in oberösterreichischer Volksmundart von Leopold Hörmann. (Wien. Rudolf Mück.)

Eben noch zu rechter Zeit ist das Büchlein erschienen, es gehört in den Rucksack des Alpentouristen. Eingemauert im Bergnebel, eingeregnet in der Alpenhütte kann man aus diesen prächtig frischen Mundartsängen innere Schau halten über unser Bergland und seine Bewohner. Der Humor wird wie Sonnenschein den Nebel durchdringen. Wer schon das kleine Buch zu Hause vergessen hat, der soll es sich in einer Bahnhofbuchhandlung kaufen — der Rat ist gut!

Neue Gedichte. Von Ludwig Riemer. (Wien. Karl Konegen, Ernst Stulpnagel.) Es sind gewandte, reimschöne und geschmackvolle Verse, die selbst unter dem Wust der modernen Lyrik auffallen und zwar angenehm auffallen. Eine Kostprobe daraus:

Liebst du den Duft der Rosen.

Liebst du den Duft der Rosen,
Mußt hegen sie und zieh'n,
Nur Raden und Zeitlosen
Auch ohne Pflege blüh'n.
Willst Alpenglöckchen pflücken
Und Edelweiß am Schnee,
Schnall Rucksack auf den Rücken
Und kriech hinauf zur Höh'.
Willst du ein Herz erringen,
Das heiß dir soll erglüh'n,
Mußt auch vor allen Dingen
Dich um die Liebe müh'n.

Jüdische Geschichte von der Zerstörung des II. Tempels bis zur Gegenwart. In Charakterbildern dargestellt von S. Müller. (Stuttgart. J. B. Metzlersche Buchhandlung. 1911.)

Das Buch enthält die kurze Darstellung des Lebens und der Werke einzelner hervorragender Juden alter und neuer Zeit. Berühmten Namen aus der Geschichte wie Rabbi Jochanan Sakkai, Salomo ibn Gabirol schließen sich Namen an wie Berthold Auerbach, Leopold Kompert, Karl Emil Franzos und andere. Ein Kapitel spricht von den Juden in Frankreich, eines von den Leiden Israels im Mittelalter, eines über die heutigen



Die Harfe im Walde.

Eine Erzählung von **Peter Rosegger.**

(Schluß.)

Agnes war über die Leiter in den Dachraum hinaufgeklettert. Kilian arbeitete mit seiner Schaufel an den kohlenden Meilern. Es heißt nun wachsam sein.

Wenn die Flamme aus der schwarzen Decke des Kohlenmeilers schlägt, so brennt sie dem Köhler in den Geldbeutel hinein. Was lichterloh brennt, das wird zu Asche, was still und im Innern glüht, das ist das Rechte. Es soll ja auch beim Menschen so sein.

Nachdem die Arbeit geschlichtet ist und der weiße Rauch still zu den Wipfeln aufsteigt, stützt sich Kilian auf den Schaufelstiel und schaut vor sich hin. Es ist jetzt alles so still, selbst das Rauschen des Baches ist feierlich — dem Mann ist wie zum Einschlafen.

Da geht leise die Tür der Hütte auf. Eine weiße Gestalt huscht heraus — Agnes im puren Nachthemdchen.

„O Kind“, sagte Kilian, „was laufst du herum in der kalten Nacht?“

„Vater“, flüsterte das Mädchen, „es ist was geschehen. Ich getraue mich nicht mehr hinein.“

„Er soll dir Ruh' geben!“ sagte der Vater strenge.

Postkarten des „Heimgarten"

Shavel in Wien. Schon wieder nahen Sie sich mit Versen (s. „Postkarten" im Novemberhefte) und reimen:

Einmal wollt' ich Dich verwegen
In mein kleines Zimmer führen,
Doch Du wurdest sehr verlegen
Und begannst Dich zu genieren; —
Später warst Du zu bewegen
Und Du kamest in mein Haus,
Aber leider ungelegen,
Denn Du willst nicht mehr heraus.

Wenn Sie die Szene selbst erlebt haben, sind Sie sehr zu bedauern!

„Schloßberg-Liesel." Der betreffende Anonymus scheint seinen Brief nicht verantworten zu können, weil er ihn nicht unterschrieben hat.

F. Z. i. L. Allen Einsendungen ist Rückporto beizulegen.

V. K., Wien. Wir können fremde Meinungen, auch wenn sie uns direkt widersprechen, ganz gut vertragen, sobald jemand mit seinem vollen Namen dafür einsteht. Nur anonyme Zuschriften, auch wenn sie zufällig einmal eine Wahrheit enthielten, werden der Verachtung preisgegeben.

F. H., Innsbruck. Die Wahlrede Mitterers in Hall war viel zu vernünftig, als daß sie die Billigung der Menge finden konnte. Freilich ließe sich manches nicht auf einmal durchführen. Acht große Forderungen, dazu gehören bei größtem Glück mindestens acht Wahlperioden.

Aufrufe!

Herr Wladimir Schindler (Berlin NO., Weinstr. 3), mit einer vollständigen **Martin Greif-Bibliographie** beschäftigt, bittet alle, die über den Dichter oder seine Werke Artikel oder Rezensionen publizierten, ihm hievon Mitteilung machen zu wollen, mit genauen Angaben der Titel der Besprechungen und der Zeitschriften, beziehungsweise Zeitungen. Erwünscht wäre es, die Kritiken leihweise zur Einsichtnahme erhalten zu können. Einsendungen sind unter obiger Adresse erbeten.

Burg Persen im Suganertal. Neben Schulverein, Alldeutschem Verband, Verein Südmark, Bund der Deutschen in Böhmen ist nunmehr auch der deutsche Ostmarkenverein Mitbesitzer der Burg geworden. Auch letzterer Verein wird sich dort ein Ostmarkenzimmer ausbauen lassen, so daß seine Mitglieder wie die der anderen Vereine auf der idyllisch schön gelegenen Burg im eigenen Heim wohnen können. So sind bald alle großen nationalen Vereine Mitbesitzer der Burg geworden und statt Witwensitz einer deutschen Kaiserin zu werden — Kaiserin Friedrich wollte die Burg ausbauen lassen — ist diese südlichste Grenzfeste des Deutschtums Sammelplatz weitester Kreise des deutschen Volkes geworden. Dieser Tage ist der Neubau des mächtigen Herzog Friedelturmes vollendet worden. Im Volksmund heißt er der Bräuteturm, weil einst die Eheerlaubnis in der Herrschaft Persen hier eingeholt werden mußte. Bis auf den Eingangsturm, der nächstes Jahr in Arbeit genommen werden soll, und das Dachgeschoß ist somit die ganze Burg wieder ausgebaut und sie bietet allen Sommerfrischlern durch ihre herrliche Lage — zwischen Hochgebirge und dem See von St. Christof (Caldonazzo) — vorzügliche Verpflegung und Gelegenheit zu schönen Gebirgstouren und zu völkischen Studien, liegen doch bei der Burg die uralten deutschen Gemeinden des Fersentales. Einen Führer sendet die Verwaltung von Burg Persen bei Persen (ital. Pergine) im Suganertal (Südtirol) auf Wunsch kostenfrei.

(Geschlossen am 20. Juli 1911.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Röck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Die Menschen, die es von ferne sahen, sagten zueinander: „Dort brennt ein Totenlicht!“ und beteten für die abgeschiedene Seele.

Agnes und ihr Vater arbeiteten noch immer auf der Kohlstätte, da gab es stets zu tun, und wäre das nicht gewesen, so hätten sie sich heute zu tun gemacht. Sie wollten nicht in das Haus gehen, damit der alte Mann nicht in seiner Ruhe gestört werde. „Er soll schlafen, solange es ihn freut“, sagte Kilian, „es kommt für ihn ein schwerer Tag“.

Aber als die Sonne aufging, steckte der Harfner sein graues Haupt zum Fenster heraus und rief: „Guten Morgen!“

„Guten Morgen“, sagte der Köhler.

„Ihr seid schon fleißig und ich faullenze in den Tag hinein. Aber es ist gut schlafen in eurem Haus.“

Sie gingen zu ihm in die Stube. Agnes machte auf dem Herd Feuer und kochte das Frühstück. Kilian nahm die Harfe in die Hand und sagte: „Das wird sich schwer machen lassen, drei Saiten auf einmal.“

„Mein Weib hat neue“, antwortete der Musikant. „Aber das gottlos lange Schlafen von ihr! Sie ist doch recht müde geworden auf dem weiten Weg.“

„Jetzt esset mit uns eine gute warme Suppe“, sagte Kilian und teilte die Holzlöffel aus.

Der Harfner blickte durch das Fenster und fragte: „Sind das die Hirten, die da oben auf dem Berg das Feuer gemacht haben?“

„Das Feuer habe ich auch schon gesehen“, meinte der Köhler, „Hirten sind es nicht, es ist ein Totenfeuer.“

„Ein Totenfeuer, wie ist denn das?“ fragte der Musikant.

„Wenn in unserem Walde wer stirbt, so zündet man da oben ein großes Feuer an, damit es die Leute wissen. Es geschieht nicht selten; im Wald ist oft ein Unglück; Alte und Junge trifft’s, der Mensch muß darauf gefaßt sein.“

So sagte Kilian, und jetzt erst bemerkte der Harfner das ernste Gehaben des gestern so fröhlichen Kohlenbrenners und die verweinten Augen des Mädchens.

„Wo ist der junge Mann?“ fragte der Musikant, „der Bräutigam?“

Der wäre eben auf den Berg gestiegen, um das Feuer zu machen, sagten sie.

Der Harfner hatte den Löffel schon in der Hand gehabt, jetzt legte er ihn langsam weg, stand auf und tastete unsicher nach der Türklinke.

„Wo wollt Ihr hin, Vetter?“ fragte Kilian, aber der Mann stolperte, ohne Antwort zu geben, über die Schwelle, und mit dem Rufe „Susanna!“ kletterte er hastig die Leiter hinan.

Kilian eilte ihm nach. „Susanna!“ rief der Harfner oben in der finsteren Dachkammer.

„Mir nicht“, schluchzte sie, „mir tut kein Mensch was, aber — das fremde Weib wird gestorben sein. Es liegt ganz kalt und starr im Bett und ist nicht aufzuwecken.“

Jesus und Maria! denkt sich der Köhler, jetzt ist diese Frau gestorben.

Er eilt mit seiner Tochter auf den Dachboden — ganz still machen sie es, so daß niemand aufwacht. Dann schlägt er mit Schwamm und Stein Feuer, und bei diesem matten Glimmen sieht er’s, mit seinen zitternden Händen fühlt er’s — die Harfenspielerin ist tot.

Jetzt saßen sie lange am Bett, der schwarze Köhler und sein weißes Töchterlein, und berieten, was zu machen sei.

„Wenn ich an den armen Mann denke, will mir das Herz abspringen“, sagte das Mädchen.

„Jetzt lassen wir ihn schlafen“, sagte Kilian, „er mag sich ausruhen und stärken. Wenn er des Morgens wach wird, da müssen wir ihn halt in Gottesnamen vorbereiten. Kannst mir’s glauben, Agnes, ich weiß, wie das tut! Lieber einen Finger von meiner Hand, als ihm das sagen! Es ist ein hartes Kreuz!“

Sie hüllten eine Leinwanddecke über den Leichnam, wie es sonst ist, wenn der Mensch schläft. Dann stiegen sie vorsichtig über die Leiter und dann gingen sie hinaus zu den Meilern und arbeiteten. Sie sagten kein Wort und arbeiteten.

Und als allmählich ein kühlerer Lufthauch wehte, und als es nach und nach lebendig wurde in den Bäumen und der Morgenstern aufging, trat der Baldl aus dem Hause, ging zum Bach und wusch sein Gesicht. Und als dieses Gesicht recht frisch und heiter war, ging er hin zu den Arbeitenden und sagte: „Was gibt’s denn da in aller Früh zu tun, daß Ihr den Hahn um den Weckerlohn bringt?“

Agnes eilte zu ihm heran, als wollte sie seinen Mnnd verhalten: „Sei still, Baldrian, es ist heute Nacht ein Unglück geschehen in unserem Haus. Da oben unter dem Dach liegt eine Leiche.“

„Die Musikantenfrau?“

„Ist gestorben. Geh’ jetzt hinauf auf den Steinkogel und mach’ ein großes Feuer, damit die Holzleute und die Almer wissen, daß wir einen Toten haben.“

Der Bursche schüttelte den Kopf, als könne er die Sache nicht sobald fassen.

„Ja, mein Sohn, so sterben sie wieder auseinander“, sagte Kilian. „Geh’ und bete unterwegs dein Morgengebet.“

Der Baldl ging auf den Steinkogel, wo man über die Wälder hinaussieht in das weite Tal und auf die Berge und Almen. Dort trug er Reiser zusammen, und als die Morgenröte aufging, brannte auf der Höhe ein großes Feuer.

ist mir strenge verboten. Eben in dieser Zeit, wo der Kampf zwischen Kirche und Staat wieder heftig entbrannt ist, hat das Konsistorium die Satzung verschärft und ich als katholischer Priester muß danach handeln."

Der alte Mann stand ratlos da. Und fast ebenso ratlos stand der Pfarrer neben ihm.

„Wenn Ihr heute schon vom Edelwald herauskommt", sagte jetzt der Priester, „so werdet Ihr einer kleinen Stärkung bedürfen. Ich darf Euch wohl ein Glas Wein vorsetzen?"

„O, vergelt's Gott!" rief der Harfner, „wie könnt' ich trinken, wenn für mein Weib keine Raststatt ist. Weit und breit kein evangelischer Friedhof. Soll ich sie denn im Wald vergraben?"

„Und wenn es darauf ankäme!" versetzte der Pfarrer, „die Erde ist überall Gottes. Kann ich zu Eurem Troste kommen und beten? Ich tue es gern."

Der alte Mann wankte wortlos davon.

Er ging durch das grüne Tal den Wäldern zu, er stieg über den Berg in die Schlucht hinab, wo das Haus des Kilian steht. Und als er dort in die Stube trat, stand er vor einem Heiligtum.

Es war nicht mehr die Zechstube, wie in der vorigen Nacht, wo hier im Tisch das lange Messer stak und auf dem Fußboden die derben Schuhe des jungen Paares reigten — es war anders. An der vorderen Wand der Stube, von zwei Öllichtlein milde bestrahlt, lag sein Weib aufgebahrt zwischen Waldblumen und wilden Rosen. Zu Haupten stand ein kleines, hölzernes Kreuzbild und ein Weihwassergefäß mit einem Sprengzweiglein. Auf der Brust der Leiche lagen papierne Heiligenbildchen und zwischen den Fingern stak ein Vergißmeinnichtsträußchen und eine Wachskerze. Die Stirne war mit einem grünen Lärchenzweig umwunden. Der Körper war bedeckt mit einem weißen Tuche und zu Füßen der Bahre lehnte die Harfe.

„Susanna", sagte der Harfner und legte seine Hände an ihr Haupt, „wie sie es herzensgut mit dir meinen. Schau herab vom Himmel in dieses Haus. Sie haben dich zwischen Rosen gelegt — schau herab."

Hinter dem Hause war der Köhler beschäftigt, mit Erlstrauchbändern zwei Stangen zu einer Bahrtrage aneinander zu binden.

Der Harfenspieler fiel ihm um den Hals und weinte.

„Ist recht", sagte der Köhler, „weint Euch aus, dann wird Euch leichter.

„Eurer Gutheit wegen", schluchzte der Musikant, „Eure Gutheit schlägt mir so ans Herz. Aber die Tragbahre, lieber Mann, die haben wir nicht vonnöten."

„Den Sarg wird uns der Zimmersepp morgen früh bringen."

„Müßt nicht zu sehr erschrecken, es ist des lieben Gottes Willen so!“ sagte Kilian, nahm den Musiker bei der Hand und führte ihn zur stillen Bettstatt.

Ein Blick ins starre, fahle Antlitz, dann sank der verwaiste Greis zu Boden.

Wenige Fuß darüber, auf dem sonnigen Dachgiebel, jubelten die Schwalben . . .

* * *

O du schöner, frischer, fröhlicher Wald! O du klingender Vogelsang, du duftiges, tauiges Blumenleuchten! Du sonnige Himmelsrunde, du erquickender Schattenschoß mit deinem unendlichen Leben, wie bist du gräßlich! Gräßlich, wenn durch dich der Weg zum Totengräber führt.

Das ist der Weg, den der alte Harfenspieler wandelte.

Der Totengräber zu Feichtau saß in seiner dumpfigen Stube und klopfte mit einem Hammer verbogene und verrostete Sargnägel zurecht und nagelte dann damit für seinen Kleinen einen Kinderwagen zusammen.

„Braucht Ihr was?“ fragte er murrend den eintretenden Musiker.

„Ein Grab“, antwortete dieser, „mir ist mein Weib gestorben.“

„Ist schon recht, werden es wohl machen. Seid Ihr beim Pfarrer gewest? Nicht, dann geht jetzt zu ihm. Ich krieg’ nachher meinen Gulden.“

Der Harfenspieler ging zum Pfarrer, der in seinem Garten mit dem Spaten ein Blumenbeet umstach, und klagte ihm sein schweres Anliegen.

„Sie sind wohl fremd in der hiesigen Gegend?“ fragte der Pfarrer.

„Freilich wohl, Hochwürden, und so wollt’ ich höflich gebeten haben —“

„Es war Euer angetrautes Weib?“

„Mein Gott, ja.“

„Und katholischer Religion?“

„Ja, sonst schon“, meinte der Alte, „aber wir sind von Preußen ins Böhmerland eingewandert und sind dem Glauben unserer Eltern treu geblieben.“

„Also protestantisch?“

„Evangelisch, ja.“

„Das ist schlimm“, sagte der Priester, lehnte seinen Spaten an einen Kirschbaum und ging neben dem Alten her mit verschränkten Armen durch den Garten.

„Das ist sehr hart, mein lieber Mann“, versetzte er dann und blieb stehen, „ich als Mensch, das mögt Ihr mir glauben, mache keinen Unterschied; wenn ich Euch dienen kann, ich tue es gern. Aber — wir in Feichtau haben keinen evangelischen Friedhof, und Personen von nicht katholischer Konfession auf dem katholischen Friedhofe zu beerdigen,

Der Wilderer war etwas arg zugerichtet. Er bewegte sich mühsam weiter. Der Köhler wollte ihn stützen, aber er schlug es trotzig aus; er brauche keine Krücke.

„So komm' in mein Haus, wir legen Hasenschmalz auf deine Wunden.“

Der Verwundete hinkte neben dem Köhler her und knirschte. Plötzlich rauschte es im Gebüsch. „Wildtauben!“ zischelte der Hans, hob einen Stein auf und schleuderte ihn ins Dickicht. Etliche flogen davon, eine flatterte auf und stürzte wieder zu Boden. Ohne Gewehr hatte der verwundete Wilderer ein Tier erlegt. Dann schlug er sich mit der Beute seitab.

Als der Köhler zurück in sein Haus kam, saß der Harfner noch an der Bahre und sah in das blasse, ernste Antlitz seines Weibes.

Langsam und still verging der Tag. Am Abende, als Agnes vom Walde heimkam, machte sie auf dem Herd ein lebhaftes Feuer, holte aus den Schränken Mehl und Fett und begann zu kochen und zu backen. Und in der Nacht kamen der Pecher und sein Weib im Sonntagsstaate, es kam der Zimmersepp mit dem Sarge und es kamen andere Leute, wilde, narbige Bursche, struppige und gutmütige Greise, Weiber und Kinder. Jedes kniete, als es in die Stube kam, vor der Bahre nieder und betete still, dann stand es auf und sprengte mit dem Tannenzweige Weihwasser auf den Leib der Toten. Dann blickten sie teilnehmend auf den fremden Mann hin, der im Winkel saß, und einer oder der andere suchte ihn mit Worten zu trösten: man müsse es nehmen, wie es Gott schicke, sterben müßten wir alle einmal, keiner bleibe übrig, und die Abgestorbene hätte es überstanden, für sie sei es so am besten, sie hätte gewiß nicht viel Gutes gehabt auf dieser Welt. Gott tröste ihre Seele.

Sie wachten die ganze Nacht und dann kam Agnes und trug Krapfen auf den Tisch, und Kilian, der sich heute allen Ruß vom Leibe gewaschen und in seinen Sonntagsanzug gesteckt hatte, lud die Leute ein, sich an den Tisch zu setzen und zu essen, wie es Gott gesegne.

Sie setzten sich hin und aßen. Der Harfner blieb in seinem Winkel und aß nicht.

Nach dem Mahle gab der Köhler jedem eine große Wachskerze in die Hand. Dann machte er die Tür auf und sie trugen den Sarg herein. Derselbe war aus neugeschnittenen Brettern gezimmert und zu Haupten lagen Hobelspäne als Kopfkissen.

Nun kamen alle zum Sarge heran und besprengten ihn. Dann hoben drei Männer die Leiche und legten sie hinein. Das geschah, indem alle schwiegen. Jetzt trat ein Mütterlein zum Harfner und sagte: „Wollt Ihr sie noch einmal anschauen, so kommt. Ihr seht sie dann nicht mehr, bis zum jüngsten Tage.“

Der Greis sank hin über den Sarg. An der Wand schellte die Harfe.

„Wenn ich bei Kraft wäre, wie ich einstmals bin gewesen", sagte der Harfner, „ich wollt' mein Weib hernehmen wie ein kleines Kind und sie so weit tragen, bis ich einen evangelischen Friedhof fände."

„Seid Ihr 'leicht evangelische Leut'? fragte der Köhler."

„Gottswegen, ja, und deswegen kann sie der Pfarrer auf dem Feichtauer Friedhof nicht begraben."

Der Kilian stand eine Weile sprachlos da, dann machte er mit der Hand einen Schlag in die Luft und rief: „Das sind Dummheiten! — Nein, Vetter, laßt Euch das nicht anliegen. In unserm Wald hat Euch das Unglück getroffen, wir Waldleute verlassen Euch nicht. Bleibt jetzt da und hütet mir das Haus. Ich gehe zu meinen Nachbarn, Euer Weib wird mit Ehr' und Lieb' bestattet werden."

Der Harfenspieler ging in die Stube, setzte sich an die Bahre und sah in das blasse, ernste Antlitz seines Weibes. Und er träumte hier bei den Rosen und Totenlichtern die liebe Lebenszeit, die er mit ihr zugebracht . . .

Der Köhler ging hinan durch den Wald gegen die Hütte des Pechers, und dann ging er in den hinteren Edelwald zu den Holzarbeitern und ging auf die Alm zu den Wurzelstechern und Hirten.

Auf seiner Rückkehr unterwegs sah er hinter dem Moosstein im Gebüsche einen Mann kauern.

„Wer ist es?" rief Kilian.

Ein unverständliches Gebrumme. Er erkannte den Hans.

„Was machst du da, Stromer?" fragte ihn der Köhler.

„Ich", murmelte der andere, „hin werde ich. Es haben mich die Jäger erschlagen wollen."

„Und warum haben sie es nicht getan?"

„Weil ich mich zu früh tot gestellt hab'."

„Und warum hast du sie nicht niedergeschossen?"

„Schieß' nur, schieß', wenn sie dir das Brennscheit (Gewehr) stehlen, während du den Rehbock ausdärmst! — Fett ist er, denk' ich, und heut' hat's geraten. Stehen sie auf einmal da ihrer drei und hauen mit dem Griesbeil aufs Messer, daß es entzweispringt. Mit was wehrst dich? Kaum daß ich dem einen noch die Faust ins Gesicht werfen kann, fangen die andern zwei schon an, loszudreschen. Ein Schaft ist in Scherben gegangen — da schau dir die Trümmer an — bis sie mich zu Boden gebracht haben. Der Franzinger ist auch dabei gewesen. Halt, denk' ich mir, für dich muß ich mich noch aufheben, und hab' die Zung' herausgereckt und mich nicht mehr gerührt. Der steht nimmer auf, haben sie gesagt, nachher sind sie fort mit meinem Gewehr und dem Tier. Aber aufsteh' ich noch! Schau mich an, Kilian, aufsteh' ich noch, und ehevor ich noch einmal auf den Erdboden fall', ehevor fällt ein anderer!"

weißen Rosen. Daneben war braunes Erdreich aufgeworfen, und hier war das Grab.

Der Zug stand still und bildete einen weiten Kreis. Die Träger setzten die Bahre ab, lösten den Sarg von den Stangen los und ließen ihn langsam hinabgleiten in die Tiefe.

Und als er hinabrollte, sangen sie den Grabgesang:

„Dein Leib geht jetzt der Erde zu,
Woher er ist genommen,
Der Seel' wünscht man die ewige Ruh'
Bei Gott und allen Frommen.

Wann durch des letzten Tages Flamm'
Die Welt zu Grund' wird gehen,
So bitte Gott, daß wir beisamm'
Zu seiner Rechten stehen."

— — Das Lied verscholl, das Glöcklein schwieg. Der Harfenspieler saß in tiefer Traurigkeit an dem Grabe.

Die Kerzen loschen aus und nur die blauen Bändchen des Rauches an den Dochten wehten hin wie Trauerfahnen. Die Erde rollte auf den Sarg; Kilian nahm den armen Witwer an der Hand und sagte: „Nun wißt Ihr, wo sie schläft. — Ihr werdet mit Eurem Saitenspiel wieder zu frohen Menschen gehen, Gott gibt Euch auch selber noch manchen heiteren Tag. So will ich eins sagen: So lange einer von allen, die heute hier beisammen sind, im Edelwald lebt, wird dieses Grab in Ehren gehalten werden. Hier auf den Hügel pflanze ich dieses Kreuz. Der liebe Herr Jesus sei mit ihr und mit Euch und mit uns allen."

So hat er gesprochen, der schlichte, wackere Mann. Dann gingen sie auseinander nach verschiedenen Richtungen. Der alte Harfner gab Kilian noch einen Händedruck: „An deinen Kindern wird's vergolten — du guter Mensch!" Noch einen kurzen Blick auf das Grab — dann ging er davon, dem Tale zu, wo die Landstraße war.

An der Kapelle war es wieder still geworden, nur ein leises Lüftchen wehte, säuselte in den Zweigen und summte in den Saiten der zerbrochenen Harfe, die an einem Baume lehnen geblieben war.

Gegen Abend desselben Tages kam der Wilderer Hans, schlich hinter die Kapelle, steckte sein Gewehr zusammen, lud, untersuchte es und lauerte. Bald darauf schritt den Fußsteig, langsam und gemächlich, der Jäger Franzinger heran. Er war in schmucker Tracht mit grünem Federhut, war ausgerüstet mit Weidtasche, Pulverhorn, dem Hirschfänger und dem Doppelstutzen, der lässig über seiner linken Achsel hing. Jetzt stand er still und zündete sich eine Pfeife an.

Hans legte den Lauf seiner Büchse an einen Baumast, da er die linke Hand in der Binde trug, und zielte gegen den Jäger. Dieser hatte

Jetzt erhoben sie ihre Stimmen und sangen den Grabgesang:

„Fahr' hin, o Seel' zu deinem Gott,
Der dich aus nichts gestaltet,
Zu dem, der dir durch seinen Tod
Den Himmel offen haltet.

Fahr' hin zu dem, der in der Tauf'
Die Unschuld dir gegeben;
Er nehme dich barmherzig auf
In jenes beff're Leben."

Nach diesem Liede legten sie den Deckel auf den Sarg und nagelten ihn fest. Da zitterten die Herzen. Es gibt keinen Schall auf Erden, der das Menschenherz so eigen erschüttert, als der Hammerschlag auf den Sargnagel.

Agnes legte einen Kranz aus Weißdornzweigen auf den Sarg, dann wurde er gehoben. Die Menschen hatten ihre Kerzen angezündet und so trat der Zug nun aus dem Waldhause. Er ging den Weg entlang, der am Waldbache aufwärts führt. Die Bäume säuselten, auf den kahlen Höhen glühte das Morgenrot. Voran, hochgehoben, schwankte der Sarg, hinter demselben ging Kilian, der ein hölzernes Kreuz trug. Dann gingen Agnes und ihr Baldrian, das bräutliche Paar. Dann folgten alle anderen und beteten laut.

Ganz zuletzt ging der Pecher und an seinem Arm, die Harfe schleppend, der alte Sänger.

So gingen sie aufwärts durch das Gebüsche, zwischen Wildfarn und Haidekraut. Und sie gingen am Felshange hin und kamen auf eine stille, tauige Wiese; sie gingen über graues, moosiges Gestein, sie gingen über eine lichtvolle Höhe und sie gingen durch einen schattigen Tann. Die Sonne war aufgestiegen und spann ihre goldigen Fäden durch den grünen Wald. Da war's, als zittere in der Luft der Klang eines Glöckleins.

Da sie tiefer in den Hochwald kamen, war kein Sonnenstrahl und die Luft wehte kühl. Vernehmlicher wurde das weiche Klingen des Glöckleins. Und endlich in der Wildnis, durch welche nur ein schmaler Steig über den Berg gegen die Feichtau führt, eingefriedet von Felsen und alten Bäumen, auf einem Anger, stand das Kirchlein des heiligen Hubertus. Es war aus Holz gezimmert, rot angestrichen und auf seinem Bretterdache wucherte das Moos. Über dem Eingange, aus welchem brennende Lichter des Altars schimmerten, erhob sich ein Türmchen und aus diesem klang es milde und ruhevoll, als klänge es aus der Ewigkeit herüber.

Aus der Ewigkeit mit einem Gruße an die Menschen auf Erden, und dann wieder in die Ewigkeit verzitternd. — Am Kirchlein wuchs der Schlehdorn und die Hagebutte und anderes Gesträuche mit roten und

einzige Mensch weit und breit — und wie ich bete, da hebt auf einmal ganz von selber die Harfe an zu spielen. Sie spielt ganz voll, spielt auch mit den drei zerrissenen Saiten, spielt ein Lied, wie ich es meiner Tage nicht gehört hab'. — In Gottesnamen, denke ich, das ist mein Zeichen. Ich habe nämlich dazumal, wie wir die Harfnerin begraben, bei mir den Gedanken gehabt: Wenn ich mir für den Christendienst eins könnte wünschen, so wäre es das, es möchte mir einige Zeit vor meinem Sterben eine Weisung zukommen, daß ich nicht so unverhofft fort müßte, wie die arme Frau. Das Zeichen habe ich vernommen. Jetzt, mein liebes Kind, weißt du es."

Darauf stand es noch an sechs Wochen lang, und der gute Mann war eingegangen in das Reich, wo die Seligen den Harfenklängen des gesalbten Sängers David lauschen.

Eine Mutter.

Eine Geschichte aus alter Zeit von **Karl Bienenstein.**

Das war vor dem großen Kriege, als die Menschen noch die Gabe besaßen, den Tag des Herrn in Frohsinn zu feiern und zu genießen. Und anfangs Juni war es. Der Tag war so golden blau, in allen Winkeln lag die Sonne, die Rosen blühten und die Hollerstauden legten ihre breiten weißen Blütendolden so protzig auf die alte Stadtmauer, als wollten sie sagen, daß sie eigentlich diejenigen seien, welche den grauen kalten Steinen auch ein bißchen Lebenswärme und Sommerfreude zukommen ließen.

Das Städtchen selbst träumte in tiefem Nachmittagsfrieden. Was halbwegs die Füße gebrauchen konnte, war hinausgezogen in die Dörfer, die verträumt im rosig angehauchten Schnee der Holzapfelbäume lagen, schier wie das Dornröschen hinter seiner Rosenhecke. Nur dort und da saß ein greises Weiblein auf der Bank vor der Haustüre und blinzelte behaglich in das warme Licht, oder ein guter Großvater schaukelte mit leisem Fußwippen seinen in der Wiege schlafenden Enkel und versuchte, dazu mit zwirndünner Stimme ein Schlummerliedlein zu singen. Der dicke Wirt in der Herberge „zur goldenen Hellebarde" aber, der sich zuerst weidlich geärgert hatte, als er die Leute einzeln und scharenweise zum Tore hinauswandern sehen mußte, hatte schließlich die gute Seite dieser unfreiwilligen Sonntagsruhe herausgefunden und schnarchte an dem Mauertischchen in dem kühlen Flur, daß unter den gewaltigen Tönen mitunter die halbgeleerte Zinnkanne mitklang.

In wohligem Sonnentraum versunken die ganze Stadt. Selbst der Röhrenbrunnen auf dem Marktplatze schien leise vor sich hin zu

eine kleine Mühe, der Wind löschte ihm immer die Streichhölzchen aus. Nun griff er zu Schwamm und Feuerstein.

„Mein lieber Franzinger“, murmelte der Wilderer bei sich, „dein Feuermachen ist umsonst, du mußt jetzt sterben.“ Er tastete mit dem Finger nach dem Hahn — da hört er ganz nahe neben sich etwas, wie Harfenspiel. Hans fuhr zusammen, da fiel das Gewehr auf den Boden und entlud sich in die Luft. Der Jäger stieß einen Fluch aus, sah den Wildschützen und verfolgte ihn. Beide verloren sich in den Dickichten des Waldes.

Nach einigen Tagen, als Baldrian, der junge Meisterknecht, und seine anmutsvolle Braut auf ihrem Hochzeitsgange an der Kapelle vorüberkamen, lehnte am Baume neben dem Grabe noch die Harfe, und ein niederhängender Zweig, der im Windhauche sich bewegte, spielte sacht' in den Saiten.

Im nächsten Frühjahre wucherte es neu und üppig um die Kapelle und wob das Grab in ein reiches, dichtes Gerank von immergrünen Blättern. Die alte Harfe mit den drei zerrissenen Saiten hing im Kirchlein an der Wand und hängt noch heute dort. Über derselben hat jemand folgende Inschrift anbringen lassen:

„Unser Herz ist eine Harfe,
Eine Harfe mit zwei Saiten.
In der einen jauchzt die Freude,
Und der Schmerz weint in der zweiten.
Und des Schicksals Finger spielen
Kundig drauf die ewigen Klänge,
Heute frohe Hochzeitslieder,
Morgen dumpfe Grabgesänge.“

*
* *

Drei Jahre nach dieser Begebenheit hat sich folgendes zugetragen:

Kam an einem stillen, friedlichen Herbstabende der alte Kilian spät vom Walde heim in sein Haus, nahm sein Enkelein auf den Arm, herzte es, küßte es, sah es an und immer wieder an und hatte Wasser in den Augen. Von diesem Tage an war er ernst und in sich gekehrt, aber noch milder und gütiger gegen die Seinen als sonst.

So fragte ihn Agnes einmal, warum er nicht mehr so lustig sei wie sonst, ob ihm was fehle?

„Ich weiß mich gesund“, sagte der Kilian, „aber einmal wird's wohl auch für uns zum Urlaubnehmen sein.“

„Vater, wie kommt Ihr auf solche Gedanken?“

„Ich will dir's wohl sagen, Kind. Wie ich das letztemal oben an der Hubertskapelle vorbeigehe, denke ich, sollst einen Augenblick weilen und ein Vaterunser beten für deine Verstorbenen. Und wie ich in der Kapelle niederkniee — es dunkelt schon, 's ist recht still und ich bin der

Und mit glückstrahlendem Gesicht sprang er davon und war brav bis zum nächsten Sündenfalle.

An all das dachte die Mutter, als sie so ratlos auf die unheilbaren Schäden der Hose hinabsah. Dann sah sie eine Weile durch das offene Fenster auf den Traumesfrieden, der in der Nachmittagssonne schlafenden Stadt. Das raunte so heimlich, das fächelte so warm und so lind, das duftete so süß und voll, und da wurden auch der Frau die Lider schwer und sie begann einzunicken.

Noch aber war sie nicht eingeschlafen, da lärmte es den Stadtgraben herauf, gegen das Tor, dann stürmten Tritte die schmale gedeckte Holztreppe herauf, die über den Wehrgang der Stadtmauer zur Wohnung des Torwächters emporführte, und im nächsten Augenblicke lag Rupert vor der Mutter auf den Knien und umklammerte schutzsuchend ihre Knie. Sein Gewand war zerrissen und über Gesicht und Hände rieselte ihm Blut.

„Um Gottes willen, Rupert, was ist denn geschehen?“ fuhr die Frau auf.

Aber ehe er noch antworten konnte, polterte es schon die Stiege herauf, und einer der Stadtknechte trat in die Stube. Hinter ihm drängte sich ein Rudel Buben.

„Also, da ist ja das Bürschlein!“ rief der Knecht. „Na wart’, jetzt kommst mir nimmer aus!“

Und ohne sich um die Eltern zu kümmern — auch der Torwächter war erwacht und starrte verständnislos den Knecht, seine Frau und seinen Sohn an — wollte er nach dem Buben greifen.

Aber da trat ihm die Mutter entgegen und herrschte ihn an: „Was willst du von meinem Buben und wohin willst du ihn führen?“

Der Knecht lachte roh auf: „Wohin ich alle führe, die ich in die Hand bekomme, ins Loch. Der gestrenge Herr Bürgermeister mag selbst urteilen, was mit dem Buben geschehen soll, der dem seinen die Hand durchschossen hat.“

Die Frau erblaßte, und sich gegen ihren Sohn wendend, sah sie ihn traurig an und sagte langsam, leise: „Was hast du wieder getan, Rupert?“

Da warf sich der Knabe neuerdings vor ihr nieder und rief: „Ich hab’s nicht mit Willen getan, Mutter, er hat sich selbst vor die Scheibe gestellt, wie ich gerade losgedrückt hab’.“

Da lachte der Knecht abermals auf, aber diesmal höhnisch, und meinte: „Das Lügen kann er, meiner Seel’, so gut wie das Schießen.“

Da flammte es aber in der Mutter, die ihr Kind kannte: „Mein Bub lügt nicht, das merk’ dir. Und jetzt hinaus! Da in meiner Stube wird meinem Buben nichts geschehen, das sag’ ich dir. Hat er unrecht

plaudern, und in den beiden riesigen Linden vor der Kirche klang es, wie wenn eine Mutter ihrem schon halbentschlummerten Kinde noch ein Weilchen mit geschlossenen Lippen die Melodie des Eia popaia hinsummt. Und ein Duft wanderte durch die Stadt, so süß und so betäubend, daß auch den Torwächter, der an dem spitzbogigen Fenster seiner Wohnung über dem jetzt weit geöffneten Tore saß, der Schlaf übermannte. Was gab's auch weiter zu wachen. Im ganzen Lande war Friede, und das Gesindel ging der großen Landstraße nach und ließ die kleinen weltvergessen abseits liegenden Städtchen ungeschoren. Also konnte man ruhig schlafen. Und der nicht mehr junge Mann ließ das schwere Haupt gegen das Polsterohr des alten Lehnstuhles sinken und duselte ein.

Im selben Augenblicke seufzte seine Frau, die auf einer geblümten Truhe unter dem Bord des gegenüberliegenden Fensters saß, tief auf, und ratlos auf das Kleidungsstück hinabblickend, das sie in Händen hielt, schüttelte sie den Kopf.

Der Bub war ein wahrer Reißteufel. Was war mit dieser Hose noch anzufangen? Nichts, rein gar nichts. Sie trug ohnehin schon Flicken an Flicken, und nun waren auch diese und der Rest des ursprünglichen Stoffes zerrissen und an allen möglichen und unmöglichen Stellen durchgescheuert. Freilich, bei einem Buben, vor dem keine Dohle unter dem Turmdach, kein Krähennest auf den höchsten Fichten sicher war, der sogar an der Stadtmauer emporkletterte, bei dem war's nicht anders möglich. In dem Buben war eben Leben, überbrausende Lebenskraft, die sich Luft machen mußte.

Und die Mutter lächelte in sich hinein, als sie daran dachte, wie all das Ungestüm und die Wildheit sich legten, wenn sie dem Buben nur die Hand aufs Haupt legte und ihn vorwurfsvoll ansah. Nur anzusehen brauchte sie ihn, kein Wort zu sagen, und er warf sich vor ihr auf die Knie und schluchzte und bettelte: „Mutter, sei wieder gut, sei gut, Mutter! Ich will's gewiß nicht wieder tun, ich will recht brav sein!" Und wenn sie dann noch kein Wort des Verzeihens sprach, dann bat er noch heißer und inbrünstiger: „Mutter, schlag mich, aber schau mich nicht so an! Ich bitt' dich, Mutter, schau mich nicht so an!" Hob sie ihn aber dann auf und drückte ihn ans Herz, in dem alles Glück und Weh einer Mutter zitterte, dann schlang er die Arme um ihren Hals, drückte sein heißes, tränenüberströmtes Gesicht an ihre Wange und ließ nicht los, bis sie endlich sanft mahnte: „Nun laß mich, Rupert, ich muß an meine Arbeit."

„Bist mir nicht mehr bös, Mutter?"

„Nein, aber brav mußt du von jetzt an sein. Gelt, das versprichst du mir?"

„Ja, ja Mutter, recht brav, der allerbravste werd' ich sein!"

Und noch am selben Abend erschien auch der Bürgermeister in der Torwächterstube und forderte Rupert zur Bestrafung. Hohngrinsend stand der Stadtknecht hinter ihm.

Vergebens bat die Mutter für ihr Kind, und als sie sich endlich gar vor dem gestrengen Herrn niederwarf, da sprang der Bub vor und rief: „Mutter, du sollst nicht knien, steh auf.“ Und zu dem Bürgermeister gewendet, setzte er hinzu: „Nur den Knecht da schickt weg. Ich gehe auch so mit Euch, gestrenger Herr Bürgermeister, ich lauf' Euch nicht davon.“

Von des Knaben finster männlicher Entschlossenheit unwillkürlich gepackt, schickte auch der Bürgermeister den Knecht weg und tat ein Übriges; statt der fünfzehn Stockstreiche ließ er Rupert nur zehn geben, die allerdings auch genügten, das Blut hervorzutreiben. Doch nicht dieser Schmerz war es, der den Buben die Zähne in die Lippen graben ließ, daß sie bluteten, sondern die Schande, die damit verbunden war: Des Bürgermeisters Sohn mit den Kameraden durfte zusehen, und lachend und höhnend zählten sie jeden Streich mit. Aber die größte Freude blieb ihnen versagt: Rupert schrie nicht, ja nicht einmal eine Träne kam ihm ins Auge. Als man die Riemen löste, mit denen er auf der Bank angeschnallt war, sprang er herab und schritt mit einem so haßerfüllten und drohenden Blick durch die Buben, daß sie unwillkürlich zurückwichen und jedem das Spottwort in der Kehle stecken blieb. Zu Hause aber warf er sich der Mutter in den Schoß und weinte Schmerz und Schande aus.

Von dieser Zeit an aber mied Rupert den Umgang mit den Altersgenossen und einsam wuchs er zum Jüngling heran. Mit dem zwanzigsten Jahr sollte er in die Dienste der Stadt aufgenommen werden. Er war finster und trotzig und konnte im Jähzorn emporflammen, daß selbst die Mutter nicht imstande war, ihn zu besänftigen.

Als er aber neunzehn Jahre alt war, da kam auf einmal etwas in sein Wesen, das war mild und dunkel wie eine Maiennacht, durch welche in irrer Sehnsucht die Nachtigallen rufen. Wenn er nun mit seiner Armbrust durch den Wald streifte, hatte er kein Auge mehr für das Raubzeug, das in den Lüften kreiste oder auf dem Boden dahinschlich. Immer wieder führte ihn sein Weg zu der Köhlerhütte, aus deren niederer Tür ihm einmal ein Mägdelein entgegengetreten war, das er nun nicht mehr vergessen konnte. Wie eine Waldblume war sie anzusehen gewesen, mit ihren dunkelblauen Augen im frischen Gesicht; biegsam und schlank war sie, und wenn Rupert an ihre Bewegungen dachte, dann fiel ihm ein Lied ein, das er einmal gehört hatte und so anmutig dahinglitt, wie ein Kahn auf spielenden Wellen. Hätte bei jedem ihrer Tritte die Erde geklungen, es hätte ihn nicht gewundert.

getan, so wird er seine Strafe haben. Dazu bist aber nicht du da. Hinaus!"

Der Knecht war unwillkürlich zurückgewichen. Jetzt aber sagte er mit spöttischem Ingrimm: „Ich geh' schon. Mit dem gestrengen Herrn Bürgermeister komm' ich aber wieder. Werd' ich dann auch wieder hinausgeschmissen?"

Statt jeder Antwort schlug ihm die Frau die Tür vor der Nase zu. Dann wandte sie sich mit einem tiefen Seufzer zu dem Buben; das Wort aber, das ihr auf den Lippen lag, sprach sie nicht. Sie sah ihn nur an, sank auf einen Stuhl nieder und bedeckte schluchzend das Antlitz.

„Na ja, jetzt wird wieder geplärrt!" mischte sich nun endlich auch der Torwächter ein. „Hau dem Buben ein paar herunter, ist gescheiter."

Damit hatte er den Fall abgetan. Er war ein Mensch, der sich nicht so leicht aus seiner Ruhe bringen ließ. Die Sorge um den Knaben hatte er von dessen Geburt an der Frau überlassen, er zeigte dem Kinde weder Liebe noch Aufmerksamkeit, aber er strafte auch nicht Ein paar hingeworfene Worte, wie er es machen würde, genügten ihm, wenn es sich um eine erziehliche Angelegenheit handelte. Ob aber seine Frau so tat, wie er meinte, darum kümmerte er sich nicht mehr. Und so verließ er auch jetzt die Stube, stieg die Stiege hinab und setzte sich auf die steinerne Bank unter dem Torweg.

Als sich der Knabe mit der Mutter allein sah, kniete er vor sie hin und bat und flehte, während ihm die heißen Tränen über das blutbesudelte Gesicht liefen: „Wein' nicht, Mutter, ich kann wirklich nichts dafür!"

Und er erzählte: Sie hatten unten im Stadtgraben ein Scheibenschießen. Er war aber immer der beste Schütze und das ärgerte den Sohn des Bürgermeisters so, daß er Rupert ausschließen wollte. Als der aber auf seinem Rechte bestand und eben wieder die Armbrust angelegt und gezielt hatte, da sprang der Bürgermeisterssohn vor und wollte die Scheibe von dem Pflock, an dem sie befestigt war, herabreißen. Im selben Augenblick hatte aber er, Rupert, losgedrückt, und der Bolzen heftete jenem die Hand an die Scheibe. Da seien sie alle über ihn hergefallen, aber er habe mit der Armbrust um sich geschlagen, sich befreit, und sei nach Hause gelaufen. Der Stadtknecht sei dabei gestanden und habe alles gesehen. „So war's, Mutter, und nicht anders", schloß Rupert, „und wenn der Stadtknecht anders sagt, so lügt er, aber nicht ich."

Da legte die Mutter die Hand auf den Scheitel ihres Kindes und sagte: „Ich glaube dir, Rupert. Aber es ist des Bürgermeisters Sohn und es wird ein böser Handel werden. Wir sind arme Leut' und leben von der Stadt Gnaden."

Es war eine ganz einfache Frage; aber aus dem Tone hörte der Sohn die Bangigkeit des ahnenden Mutterherzens und das dringende Flehen: „Tu's nicht.“ Er spürte, wie diese Worte an jenes Pförtchen seiner Seele pochten, durch das die guten Geister aus und ein gingen. Aber da waren Haß und Wut, und die stemmten sich mit aller Macht dagegen und wollten den guten Geist, der von der Mutter Worte ausging, nicht einlassen.

„Auf die Birsch will ich“, sagte er und wandte sich zum Gehen.

Doch da faßte die Mutter seinen Arm, und die Blicke voll sorgender Liebe in die seinen tauchend, sagte sie: „Rupert, du hast etwas im Sinn und es ist nichts Gutes.“

Und als er eine abwehrende Geste machte, fuhr sie fort: „Ja, ja, leugne es nicht, es ist nichts Gutes. Ich habe dich beobachtet. Dir ist es nicht um die Birsch zu tun, ich weiß es. Wenn du auch die ganze Welt täuschen könntest, deine Mutter kannst du nicht täuschen. Du bist ein großer und starker Jungmann geworden, Rupert, ja; aber dein Herz ist noch immer ein Kind und ist gut und wahr und kann das Herz nicht belügen, von dem es ausging. Rupert“, — sie legte ihm den Arm um den Nacken und strich ihm zärtlich über das Haar — „Rupert, sag's mir, was du hast, sag's mir, deiner Mutter!“

Und als er noch immer nicht sprechen wollte und sie den Kampf in seinen Zügen las, da ließ sie sich auf einen Stuhl nieder, rückte den Schemel heran, auf dem Rupert als Kind oft zu ihren Füßen gesessen war, und sagte mit bezwingender Milde: „Komm, Rupert, komm, setz dich hieher und erzähl mir alles.“

Aber als er auch jetzt noch wie angewurzelt stehen blieb, da sah sie ihn vorwurfsvoll an und leise fiel die Frage von ihren Lippen: „Hast du sie so lieb, Rupert?“

Wie ein Schlag durchfuhr es ihn, da er sein Geheimnis enthüllt sah, flammende Röte schoß ihm ins Gesicht, heiß wallte es ihm durch alle Adern, und obwohl es wie Staunen und Schrecken in seinen Augen stand, die Frage war Erlösung, Erlösung von wochenlanger, namenloser Qual. Und da warf sich der große starke Bursche vor der Mutter auf die Knie, begrub das Gesicht in ihrem Schoß, und wie ein Schrei aus tiefster Not kam es von seinen Lippen: „Mutter, ich hab' kein Glück auf der Welt! Alles nehmen sie mir, alles, und für mich bleibt nur Spott und Schande!“ Und in wilder Erregung aufspringend, fuhr er fort: „Mutter, ich muß fort, sonst gibt's noch ein Unglück und ich bringe Schande über dich. Ich bin so gut wie die andern und ich mag kein Auswürfel mehr sein. Ich schlag' sie nieder, wie die Hunde schlag' ich sie nieder!“

Tag für Tag sann er, wie er das Mägdlein anreden solle, aber seine Einsamkeit hatte ihn wortarm und unbeholfen gemacht, und was er sich auch zurecht legte, wenn er das Mädchen sah, deuchte es ihm arm und dumm, und er schwieg.

In den Nächten aber, wenn alles schwieg und nur weit und unendlich hin die Sterne flammten, da litt es ihn nicht auf seinem Lager, da stand er am Fenster, und es war ein Rauschen und Brausen in ihm, wie von tosenden Tauwassern, die lenzentfesselt und überschäumend von den Bergen stürzen.

Die Mutter erkannte, was mit ihrem Kind geschehen war, und sie wußte, was für bittere Not die junge verschlossene Seele durchschütteln mußte, aber sie kannte auch die unsägliche Seligkeit, die in dieser heimlichen Not lag, und darum sagte sie nichts, sondern wartete geduldig auf die Stunde, da das Herz des Kindes in einem Geständnis überfließen mußte wie ein Becher, der die schäumende Goldflut nicht mehr zu fassen und halten vermag.

Und es kam auch die Stunde, aber anders, als sie gehofft und geträumt.

An einem schwülen Sommerabend war es. Im Westen stand eine finstere Wolkenwand, und als die Sonne hinter sie sank, da färbte ein düsteres Rot ihre Ränder, anzusehen wie dunkles, gestocktes Blut.

Rupert war den ganzen Tag über noch schweigsamer gewesen als sonst. Eine Zeitlang hatte er eifrig Bolzen geschnitzt; nun aber warf er mit jähem Ruck das Schnitzmesser zur Seite, trat ans Fenster und das ferne düstere Rot spiegelte sich in seinen Augen, daß sie wie mit Blut unterlaufen schienen. Die Mutter sah, wie sich die Lippen ihres Sohnes aufeinander preßten, sie hörte das leise Knirschen seiner Zähne und merkte, wie sich seine Brust hob und senkte und die Hände zu Fäusten ballten.

Ein Kampf mußte in Rupert toben, der die ganze junge sehnige Gestalt durchzitterte, ein Kampf wie dort drüben über den Wäldern zwischen dem schwarzen Wetter und der Sonne. Und wie dort drüben der Purpur immer düsterer wurde, so glühte es auch in den Augen Ruperts immer unheimlicher, und es ward eine Flamme daraus, in der verzehrender Haß brannte.

Und auf einmal wandte sich Rupert, riß die Armbrust von der Wand und den mit frischen Bolzen gefüllten Köcher und griff nach der Kappe.

Da wußte die Mutter, daß die Nacht in ihrem Sohne gesiegt habe, und es war nun an ihr, den Kampf mit der Nacht aufzunehmen.

Sie trat auf Rupert zu, legte ihm die Hand mit weicher Zärtlichkeit auf die Schulter und fragte: „Wohin willst du heute noch, Rupert?“

und Brust im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und dann schob sie ihn sanft von sich.

Als er sich nach einigen Schritten umdrehte, winkte sie ihm lächelnd zu. Als er aber verschwunden war, warf sie sich aufs neue vor dem Marienbilde nieder, und nun erst schluchzte sie das ganze unsägliche Weh aus, das ihr seit Tagen die Brust zusammenpreßte.

Wochen vergingen. Dann brachte einmal ein Fuhrmann die Kunde, daß Rupert unter den Reisigen diene, die der Abt Stefan von Melk angeworben hatte, um seinem jungen königlichen Herrn, dem nachgeborenen Ladislaus, gegen dessen Feinde zu dienen. Das war die einzige Kunde.

Nun war Rupert schon sechs Jahr fort und niemand wußte von ihm ein Sterbenswörtlein. Erst hatte man im Städtlein noch eine Weile von ihm gesprochen. Die einen meinten, man hätte schon lange das Fahnentuch über seinem Grabe geschwungen, die andern, es könne nicht anders sein, als er habe am Galgen geendet. Dann aber vergaßen diese und jene ihre Meinung und Rupert war für seine Heimat tot und begraben.

Nur seine Mutter dachte an ihn. Sie hatte, nachdem ihren Mann ein Siechtum befallen hatte, auch das Wächteramt zu besorgen. Sie öffnete und schloß mit dem Schlag der bestimmten Stunde das große Tor, hielt ein wachsames Auge auf alles gerichtet, was ein und aus ging und brachte es daneben noch fertig, den kranken Mann zu betreuen.

Aber in den Nächten stand sie oft am Fenster und lauschte sehnsüchtig den seltsamen Stimmen, die aus dem Dunkel kamen. Wie das so weich aus fernen Weiten heranwallte, das Rauschen der Wälder und Flüsse in einer einzigen Melodie, die nun zu vollem Akkorde anschwoll, als käme sie aus einer sehnsüchtigen Menschenbrust, und dann wieder verebbend und in webender Stille verperlend dahinging, weit, weit über die träumenden Lande. Wundersam war diese Melodie, aber tausendmal schöner hätte ihr der Schritt dessen gedünkt, den sie erwartete von einer Woche zur andern, von Frühling zu Winter und von Winter zu Frühling. Immer öfter und öfter trat sie ans Fenster und spähte in schwermütiger Sehnsucht die Straße entlang.

Und endlich kam er wirklich. Er hatte zuletzt im Dienste des Freiherrn von Seissenegg gestanden, der den Lempecker aus der trutzigen Donaufeste Weitenegg hinausgeworfen hatte, und wollte nun am väterlichen Herde etwas verschnaufen.

Mit schmerzlichem Wohlgefallen musterte die Mutter ihren Sohn. Als Bursche, dem der erste Flaum über der Lippe lag, hatte er sie verlassen und als kräftiger Mann stand er nun vor ihr. Mit dem letzten Solde hatte er sich fein herausstaffiert, klimperte überdies noch

Und nun erfuhr die Mutter, was man ihrem Sohn angetan hatte. Man hatte seine heimliche Liebe zu dem Köhlerkinde entdeckt und da waren auch die andern, allen voran des Bürgermeisters Sohn, gekommen, und hatten das Mädchen umworben. Und unlängst beim Dorftanz hatten sie Spottlieder auf ihn gesungen und darauf hatte ihm das Mädchen den Tanz versagt.

„Keinem steht sie so weit an, daß er sie zum Weibe nehmen möchte. Aber mir haben sie sie genommen, und wenn sie in Schimpf und Schande sitzt, dann könnt' ich's vielleicht wieder haben. Mutter, das ertrag' ich nicht. Wenn ich dableibe, gibt's Blut. Drum geh' ich lieber fort. Ich bin stark, und Landsknechte sind überall zu brauchen."

Mit gesenktem Haupt hatte die Mutter gehört und über ihre Wangen rollten große Tränen. Sie erkannte, daß ihres Kindes Herz vergiftet sei bis auf den Grund, und das Gift würde einmal in einer Bluttat ausfließen. Traurig sah sie die Notwendigkeit vor sich, sich von ihrem Kinde zu trennen, und so groß war ihre Liebe, daß sie allen Schmerz in sich zurückdämmte und den Sohn in seinem Vorsatz bestärkte und ihm das Scheiden leicht machte. Drei Tage darauf wanderte Rupert mit dem Felleisen auf dem Rücken zum Tore hinaus. Der Morgen glänzte und blitzte weitum, über den Feldern standen selige Lerchen und der Wind rauschte so froh, daß es jeden gelüsten mußte, mit ihm frisch und frei in die Lande zu fahren.

Bis zu dem großen Walde, der sich nordwärts zur Donau hinzog, gab die Mutter dem Sohne das Geleite.

Da, am Eingange in den grüngoldenen Forst, stand eine gewaltige Buche und an ihrem Stamme hing eine Blechtafel, auf die der unbeholfene Pinsel eines bäuerlichen Malers die Gottesmutter mit ihrem Kinde gemalt hatte. Ein halbverwelkter Kranz von Feldblumen schlang sich um die Tafel.

Ohne ein Wort zu sprechen, kniete die Mutter nieder und hob die Hände im flehentlichen Gebete zur Himmelskönigin empor. Ihr zur Seite kniete der Sohn. Aber sein Gebet war kurz und die Finger waren trotzig ineinander gekrampft.

Eine geraume Weile betete die Mutter, dann stand sie auf und sagte: „So, Rupert, jetzt geh in Gottes Namen. Ich habe für dich gebetet und weiß, mein Gebet ist erhört worden. Sei brav und denk' an alles, was ich dir gesagt habe. Und laß mich's wissen, wenn du ein Brot gefunden hast."

Mit gesenktem Blick reichte Rupert der Mutter die Hand. Sie aber schloß ihn nochmal in die Arme, küßte ihn inbrünstig in Kreuzesform, erst die Stirn, dann beide Augen, dann den Mund, zeichnete ihm dann nochmals mit zitternder Hand das Kreuz auf Stirn, Mund

pfennig für die Tage des Alters zurückgelegt hatte und er verlangte immer noch und verlangte immer stürmischer und ungebärdiger.

Und so stand Rupert eines Abends wieder vor seiner Mutter und forderte barsch ein paar Batzen.

Wortlos streckte ihm die Mutter die flachen leeren Handteller entgegen.

„Ich muß sie aber haben“, brauste er auf, „glaubst du, ich werde mich von dem Gesindel da in eurem Drecknest über die Achseln anschauen lassen!“

Die Mutter wiederholte wortlos dieselbe Geste. Rupert faßte sie aber als Hohn auf. Alles Blut schoß ihm in den Kopf, die Adern an den Schläfen schwollen an, die Augen begannen zu glühen und in sinnloser Wut packte er mit der Linken die Mutter an der Schulter, während die Rechte mit geballter Faust zum Schlage ausholte.

Die alte Frau stand wie ein Bild aus Stein, nur ihre Augen öffneten sich weit und immer weiter und starrten den Sohn an in namenlosem Entsetzen. Wie in die aufgerissenen Augen eines Toten sah Rupert in sie hinein, wie der stumm anklagende Blick eines Ermordeten griff es ihm unheimlich ins Herz, er ließ seine Hände sinken, tat, immer noch im Bann des furchtbaren Blickes, ein paar Schritte zurück und dann wandte er sich mit jähem Ruck und stürzte zur Tür hinaus.

Ein paar Augenblicke noch stand die alte Frau wie angewurzelt auf ihrem Platz, dann hob ein tiefer Atemzug ihre Brust und sie sank auf einen Stuhl nieder. Die entsetzliche Angst vor dem Ungeheuerlichen, ihr Sohn könnte sie schlagen, löste sich nun in eim Strom von Tränen, der unaufhaltsam aus den lange nicht mehr feucht gewesenen Augen hervorbrach.

Es waren aber keine Tränen des Schmerzes, sondern Tränen der Freude. Wie wild er auch war, ihr Rupert, seine Mutter war ihm doch noch heilig. Wie blaß er geworden war! Wie er gebebt hatte! Gewiß, nun lief er draußen wo herum, von der Reue gepeitscht, und schämte sich die Seele aus dem Leibe, daß er sich soweit hatte vergessen können. Wild war er ja, der Krieg hatte ihn dazu gemacht, aber schlecht nicht. Und wer weiß, ob er nicht heute noch kommen und sich zu ihren Füßen hinwerfen werde wie einst als Bub: „Mutter, vergib mir!“

Dieser Gedanke war so schön, daß ihn die alte Frau nicht mehr losließ, und mit einem glücklichen Lächeln auf den welken Zügen schloß sie die Augen und gab ihm ihre ganze liebessehnsüchtige Seele hin.

Rupert war in seiner Aufregung erst planlos durch ein paar Gäßchen gerannt, dann aber hatte er doch wieder die Schenke aufgesucht und bald war er wieder in seinem Fahrwasser und begann sein lästerliches Schimpfen auf Rat und Bürgerschaft der Heimatstadt.

Der Wirt untersagte es ihm einmal und zweimal; aber das hatte nur die gegenteilige Wirkung. Rupert sprach sich immer mehr in Wut

mit einer guten Handvoll silberner Batzen und wußte allem Anscheine nach, wer er war und was er den ehrsamen Spießbürgern in der Heimat gegenüber vorstellte. Auch der Mutter gegenüber schlug er seinen sehr selbstbewußten Ton an, und wenn sie dann und wann versuchte, die alte Kinderinnigkeit ihn ihm wachzurufen, dann sah er sie so verständnislos an, daß sich ihr Herz vor Weh zusammenkrampfte. Die Fremde und das wilde Kriegsleben hatten ihr ihr Kind genommen.

Am liebsten saß Rupert in der Schenke, denn es schmeichelte ihm, wenn alle mit offenen Mäulern um ihm herumsaßen und seinen Kriegsgeschichten lauschten. Während er erzählte, verschwand eine Kanne Bier nach der andern in seinem unersättlichen Schlunde, und dann begannen seine Augen zu rollen, wilder und wilder wurden seine Geschichten, lauter seine Stimme, dröhnende Faustຫiebe und derbe Flüche bekräftigten jeden Satz, und und es wäre nicht ratsam gewesen, einen Zweifel an der Wahrheit seiner Worte zu äußern.

Der alte Torwächter schien auf die Ankunft seines Sohnes nur gewartet zu haben, um seine Rechnung mit dem Irdischen abzuschließen. Am sechsten Tage schlief er sanft ein.

Nun war die Mutter mit ihrem Sohne allein. Sie hatte die heimliche Hoffnung gehabt, daß er, nachdem ihm nun der Anblick des siechen Vaters genommen war, nunmehr zu Hause bleiben würde; aber sie hatte sich getäuscht. Rupert fühlte sich nur in der Schenke wohl und war nicht zu bewegen, einen Abend mit der Mutter zu verbringen, obwohl er bemerken mußte, wie sich sein Zuhörerkreis allmählich zu lichten begann.

Man hatte erkannt, daß die gute Hälfte von dem, was er erzählte, Aufschneiderei war, und da man ihm das nicht zu sagen wagte und des Angelogenwerdens satt war, mied man ihn.

Das verletzte nun seine Eitelkeit aufs tiefste, er ließ seiner Wut frei die Zügel schießen und schimpfte mit Lungenkraft über die Spießbürger und Stubenhocker, die gar nicht wert seien, mit einem Kriegsmann, wie er, an einem Tische zu sitzen.

Zum Unglück ging Rupert nun auch das Geld aus. Aber gerade jetzt wollte er die Heimatstadt nicht verlassen. Er wollte die Leute nicht hinter sich dreinschmähen lassen; wie ein Sieger wollte er zum Tore hinausschreiten, erhobenen Hauptes, sich draußen nochmals umdrehen, ausspucken, und dann fort für immer. So malte er sich's in seinem Hochmut aus, und so, meinte er, müsse es auch kommen. Über das Wie dachte er nicht nach.

Die Mutter bekam nun einen schweren Stand. Er verlangte immer und immer Geld, und woher sollte sie es nehmen. Schon hatte sie ihm alles gegeben, was sie sich in langen, langen Jahren als Not-

„Komm!“ sagte sie, und mit festen Schritten stieg sie die Stiege hinab und mit fester Hand schloß sie das Pförtchen neben dem Tore auf, obwohl sie schon das nahe Getrampel der Verfolger und ihr gellendes „Mordjo!“ hörte.

Angstgehetzt stürmte Rupert hinaus und dem Forste zu, der sich in schwarzen Massen in den weißen Frieden der Mondnacht hineinlagerte.

Mit der Mutter Kraft aber war es zu Ende. Das greise Haupt an den Türflügel gelehnt, sah sie dem verlorenen Kinde nach, hoffnungslos, mit todraurigen Augen.

Unterdessen war die brüllende Meute der Verfolger herangekommen.

Als sie die Greisin an der offenen Pforte sahen, wußten sie, was geschehen war.

Ein Wutgeheul erhob sich.

„Sie hat ihn auskommen lassen!“

„Die alte Hexe hilft ihrem Mordbuben!“

„Schlagt sie nieder!“

Und während ein paar besonders hitzige junge Männer dem Flüchtling nachsetzten, warf sich der ganze übrige Troß auf die wehrlose Greisin. Unter den unflätigsten Schimpfworten ward sie niedergerissen, Faustschläge hagelten auf sie herab, man bespie sie, man riß ihr das graue Haar büschelweise aus und gewiß wäre sie unter den Fäusten der tollwütigen Menge geblieben, wenn sich nicht der Bürgermeister, der ebenfalls herbeigeeilt war, eingemengt und die Halbtote für sein Tribunal verlangt hätte. So wanderte sie in den Kerker.

Das Urteil, welches das Stadtgericht über die Greisin fällte, war infolge des Umstandes, daß der Erstochene hochgeachteter Bürgersleute Kind war, sehr hart. Da sie den Mörder der verdienten Strafe entzogen hatte, sollte sie für ihn das Haupt auf den Block legen, vorher aber am Pranger der allgemeinen Verhöhnung preisgegeben werden.

An einem Junimorgen stellte man die Greisin an die Schandsäule.

Und das Volk kam herbei und verhöhnte die alte Frau mit Worten und Gebärden. Man schlug mit Ruten nach ihr, die Weiber bespien sie und halbwüchsige Jungen warfen Straßenkot und Unrat nach ihr.

Sie rührte sich nicht; nur wenn sie ein Wurf ins Gesicht traf, zuckte sie leise zusammen. Aber keine Träne feuchtete ihre Augen. Diese waren nur immerfort auf die Marienstatue gerichtet, welche in der Nische eines gegenüberliegenden Hauses stand.

Um Mittag verlief sich das Volk. Glühend brannte die Sommersonne auf das wunde Haupt der Greisin hernieder, immer schmerzhafter schnitten die eisernen Klammern um Knöchel, Handgelenke und Hals in das Fleisch, schwerer und schwerer drückte die Steinkugel, die von der Halsklammer niederhing, auf die fieberhaft keuchende und arbeitende

hinein, seine Ausdrücke wurden stets unflätiger, und da ward es doch endlich den anderen Gästen zuviel und sie wollten ihm einmal das Lästermaul gründlich stopfen.

Ein handfester Schmiedgeselle sprang auf Rupert zu, hatte aber im selben Augenblicke einen derartigen Faustschlag im Gesicht, daß er zurücktaumelte.

Das machte das Maß voll. Eine Kanne flog ihm an die Schulter und von allen Seiten drang man auf ihn ein. Da riß er sein breites Dolchmesser aus dem Gürtel, ein Blitz, und der vorderste Angreifer sank blutüberströmt in die Arme der andern zurück.

Rupert aber bahnte sich durch den unbeschreiblichen Tumult, der nun entstand, seinen Weg und rannte, wie von Teufeln gejagt, die mondhelle Straße hinab, nach Hause.

Die Mutter saß noch immer auf ihrem Stuhle, in ihren seligen Gedanken verloren, als die Tür aufgestoßen wurde und der, mit dem sie sich beschäftigt hatte, herein und zu ihren Füßen niederstürzte.

„Mutter, hilf mir, hilf mir!“

Mit glücklichem Lächeln strich die alte Frau über das schweißfeuchte Haar ihres Lieblings. Sie hörte gar nicht, was er sagte, sie wußte nur, daß ihr Traum in Erfüllung gegangen war, und gab sich ganz dem süßen Gefühl hin, sein Haupt wie einst, da er ein Kind war, in ihrem Schoß liegen zu haben.

Erst als er wieder mit angstbebender Stimme rief und sie dabei schüttelte: „Mutter, hilf mir, mach mir die Tür' auf, ich muß fort!“ — da erwachte sie aus ihrem Traum.

„Um Gottes willen, Rupert, was hast du —.“ Sie brachte das „getan“ nicht mehr heraus. Nur ihre Augen stellten die Frage, vor deren Beantwortung ihr Herz bebte.

Und da keuchte er es hervor: „Schlagen wollten sie mich, ich hab' mich gewehrt, nur gewehrt, ich wollt' ihn nicht umbringen!“

Die alte Frau schnellte empor. „Rupert,“ schrie sie, „du hast einen umgebracht?“

„Sie hätten mich erschlagen, Mutter! Nur gewehrt hab' ich mich, so wahr ein Gott ist! Mutter, hilf mir, laß mich hinaus, sie bringen mich sonst aufs Rad!“

Aus dem Gesicht der alten Frau war jeder Blutstropfen gewichen und sie schien zu Stein erstarrt. Aber in dem krampfhaften Heben und Senken der Brust tat sich der gewaltige Kampf kund, den sie kämpfte, der Kampf zwischen Pflicht und Mutterliebe. Sie durfte den Mörder nicht entwischen lassen; aber es war ihr Kind. Und wieder sah sie ihn vor sich, wie er erblassend die Faust sinken ließ, weil er die Mutter doch noch liebte. Und da wußte sie, was sie zu tun habe.

Chrysanthème (die gelangweilt über die Schulter zusieht): Laß die dummen Karten, Valentine, sie lügen immer! Mir prophezeiten sie einen großen Herrn, der mir meine Schlösser zurückgibt und mich zur Königin macht, und nun schlagen sie mir den Kopf ab. Schade, Valentine, jammerschade — ich bin so schön, so jung — und du, du sollst leben, greuliche Vogelscheuche!

Valentine: Ich bin Bürgerin, wie Ihr, Euch will der Aristokratendünkel nicht aus dem auffrisierten Köpfchen — da müssen wir mit dem Dünkel auch den Kopf abschlagen.

Chrysanthème (gezwungen lächelnd, würdig): Tut es nur! Ich folge dem König und der Königin ... Was bleibt in meinem lieben Frankreich übrig, wenn Ihr uns Aristokraten ausrottet — ausrottet sagt Ihr doch? Plebs bleibt zurück, Pöbel, der verlernt hat, zu gehorchen, und nie lernen wird, zu herrschen. Mit mir stirbt die letzte Französin, der Rest ist rundköpfiges Pack.

Valentine: Nicht zu stolz, auch wir haben Männer, kennt Ihr Robespierre?

Chrysanthème: Robespierre? Ein Provinzler.

Valentine: Oder St. Just ...

Chrysanthème: Eine Null unter Nullen.

Valentine: Doch Danton, der Held, der Löwe, der allein ein Schock Eurer albernen Gräfleins aufwiegt — und Danton ist unser, Bürger Danton ist ein Mann des Volkes!

Chrysanthème: Danton? Er mag angehen, er ist wenigstens der Widder in einer Herde von Schafen, nur brüllt er zu laut, verpöbelt und verbauert. Findest du nicht, daß ich objektiv bin? Dein Danton läßt mich köpfen, er verweigert mir selbst in den letzten Stunden die Gesellschaft meiner Freunde und schickt mir ein zänkisches Marktweib statt einer Dame ... (Streicht nachdenklich den Seidenrock.) Nur diesen Flitter gab er mir, weil sich das Volk freut, wenn rotes Blut auf bunte Seide spritzt. Ich bin dennoch unparteiisch — Danton ist beinahe ein Mensch, verstehst du, ein Mensch. Ihr anderen seid Bestien, elende habsüchtige Bestien; er mordet aus Prinzip, voilà, Ihr aus Neid.

Valentine: Darüber streitet mit den Herren im Konvent, nicht mit mir — die wissen alles. Ich sage nur: seid Ihr denn besser als wir? Räuber und Mörder und Diebe nennt Euch Marat ... Wir pochen auf unsere angeborenen, unveräußerlichen Menschenrechte, sagt Robespierre ... Wir haben das Joch des Tyrannen abgeschüttelt, Louis Capet und die Österreicherin vom Thron gestoßen, in den Kerker geworfen und unter die Guillotine geschmissen. Ist das nicht groß, gewaltig, erhaben ... Macht ist Recht, lehrt Danton.

Brust. Kaum mehr atmen konnte die Greisin und wie schwarzer Nebel legte es sich vor ihre glühenden Augen. — Sterben! Sterben! — Groß und brennend wandten sich die Augen wieder dem Marienbilde zu und es lag darin ein Aufschrei um Hilfe, daß er durch alle Himmel dringen mußte.

Und da begann die gemarterte Greisin zu lächeln, denn ihre brechenden Augen sahen, wie sich ein Glanz, ein himmlischer Glanz über den leeren Platz ausbreitete. Wie Rosenlicht war es, eine Musik schwoll an in unsäglicher Süße, und Maria, die Mutter aller Mütter, die da leiden um ihrer Kinder willen, stieg langsam aus der Nische nieder. In strahlendem Mantel, das leuchtende Lilienszepter in der Hand und die funkelnde Sternenkrone auf den ährenblonden Locken, wandelte sie mitten über den Platz auf den Pranger zu. Immer näher kam sie, immer näher, ein Duften war um sie, wie von Wäldern voll Frühlingsveilchen, und jetzt streckte sie das Szepter gegen sie aus. Da schlugen klirrend die eisernen Klammern zurück und mit überirdisch aufleuchtenden Blicken sank die Greisin in die weitgeöffneten Arme der Himmelskönigin.

Als sich nach einer Weile das Volk wieder vor dem Pranger einstellte, fand es die Greisin entseelt in den Klammern hängend. Der Kopf war zurückgesunken und das Gesicht mit geschlossenen Augen und einem unendlich süßen Zug gegen Himmel gerichtet.

Chrysanthème.

Einakter von **Hans Ludwig Rosegger**.*)

Personen.

Marquise Chrysanthème d'Arrois: 25jährig, hübsch, eigensinnig, oberflächlich, aber nicht ohne tiefere Gefühle. Äußerlich und innerlich eine Figur des Ancien régime. (Rokokokostüm.) — Danton: Laut, selbstbewußt. — Foucheron: Expriester und Jakobiner. — Valentine: Häßliches, zerlumptes altes Weib.

Zeit: 1793. — Ort: Gefängnis in der Conciergerie. Gewölbte Halle, rechts ein roher Tisch und Sessel, links eine Pritsche. In der linken Seitenwand eine Tür, in der Rückwand eine vergitterte Fensterlucke, durch die der Mond auf eine Pritsche leuchtet. Auf dem Tisch eine brennende Kerze.

1.

Valentine (raucht eine Schifferpfeife; schmutzige Karten auf den Tisch aufschlagend): Der Herzkönig bei der Karodame — oder soll ich Herzbürger und Karobürgerin sagen? Und dann der Treffbub ... was der bedeutet? Ist nun Pinard mein Herzbürger oder Constant?

*) Uraufführung im Wiener Bürgertheater am 16. März 1907. — Novellistisch bearbeitet erschien das Stück in dem Buche: „Von Königen und Jakobinern.“ (C. Seifert. Köstritz und Leipzig.)

Foucheron: Du schwörst und bleibst innerlich, der du immer warst: ein Freund des Königs!

Chrysanthème: (traurig): Ich habe mich so gefreut, als ich Euch sah . . . Wissen Sie, daß Sie gemein sind, Foucheron!

Foucheron: Aber klug! Dulce et decorum, pro patria mori, sed dulcius pro patria vivere!

Chrysanthème (lächelnd): Fuchs!

Foucheron (ernst): Und vielleicht ist das Alte nicht immer gut gewesen und ist das Neue nicht immer schlecht, Madame.

Chrysanthème (heftig): Schweigen Sie, Abbé, ob gut, ob böse, das ist gleichgültig, ob schön oder häßlich, das ist die Frage . . . (Nahe bei ihm, leise.) Und ich muß wirklich sterben, Foucheron?

Foucheron: Ihr wolltet es selbst.

Chrysanthème: Weil ich den Prinzen Villerois nicht verriet.

Foucheron: Weil Ihr dem Wohlfahrtsausschuß nicht sagtet, was er nur zu bald selbst entdeckte.

Chrysanthème (erschrocken): Villerois . . .

Foucheron: Ist gefunden. Das Volk wütet, weil es sein Blut nicht auf dem Revolutionsplatz fließen sah. Als man den Prinzen in Straßburg ergriff, wehrte er sich so lange mit den Fäusten, bis ein tapferer Sansculotte ihm — von rückwärts — den Schädel einschlug!

Chrysanthème: Armer Emanuel . . .

Foucheron: Tot. Wir müssen alle sterben. (Lauernd.) Und Sie hätten sich durch ihn retten können!

Chrysanthème (nachdenklich): ’s ist doch wohl besser so . . . aber frei sein . . . frei . . .

Foucheron: Sie wollten beichten.

Chrysanthème (plötzlich heiter): Ihnen . . . (Überstürzt.) Sagen Sie, Foucheron, muß ich wirklich sterben?

Foucheron: Ich wüßte — keinen Ausweg.

Chrysanthème (die Stimmungen rasch wechselnd): Sterben . . . Warum auch nicht . . . Ob ein wenig früher, ein wenig später — aber für Nichts! (Leidenschaftlich.) Niemandem zuliebe, niemandem zu leid . . . für Nichts, nur weil das Gesindel stärker ist und die Bestien ihre Bändiger morden, um sich dann selbst zu zerfleischen.

Foucheron (sarkastisch): Sie philosophieren Marquise . . . Liebte Sie der junge deutsche Baron vielleicht wirklich nur wegen Ihres Geistes, wie Ihr Herr Gemahl — Gott sei ihm gnädig! — aussprengte? Und doch bohrte er ihm eine Degenspitze zwischen die zwei ominösen Rippen.

Chrysanthème (träumerisch): Ja — vielleicht liebte der Baron meinen Kopf mehr als meinen Leib . . . vielleicht. Darüber dachte ich

Chrysanthème (achselzuckend): Laß die Phrasen, gute Valentine, sie stehen dir schlecht. Danton erkennt allein das Weltgesetz: das Recht klebt an der Macht; viele tolle Hunde brachten seit je einen edlen Hirsch zur Strecke. Merk dir, zwei Dinge haben wir vor Euch voraus, Valentine: wir konnten genießen, mit Feinheit und in Schönheit genießen; wir nippten, wo Ihr jetzt schlemmt, wir seufzten, wo Ihr ekelhaft gröhlt. Eure Freuden sind gemein, unsere Lüste waren schön — und auf die Schönheit kommt es an! Und wir verstehen zu sterben, wir beugen gelassen unsere Häupter über den Block . . .

Valentine (höhnend): Hat Graf Arrois nicht geflennt und gebettelt!

Chrysanthème: Mein Mann ist ein Feigling gewesen sein Leben lang — ich schenke ihn Euch! Eine häßliche Ausnahme bestätigt nur die schöne Regel . . . (Plötzlich erregt.) Pfui über Eure Roheit, unsere Kavaliere liebten Eure Weiber, wenn sie hübsch waren, Eure Männer morden uns. Ich sage dir, lieber nicht leben, als unter Euch leben, mit Euresgleichen, als gleichberechtigte Bürger . . . (Wendet sich ab.)

Valentine (die Karten mischend): Mir gefällt es so sehr gut . . .

(Pause.)

2.

Foucheron (tritt ein; glatt und ölig; zu Valentine): Im Namen des souveränen Volkes, im Namen des Konventes, laßt mich mit der Bürgerin Arrois allein. (Valentine geht.)

Chrysanthème (blickt ihn erstaunt an): Foucheron, wirklich Foucheron, der alte Hofkaplan?

Foucheron: Ich bin's, Marquise, Ihr habt einen Priester gewünscht, Danton sendet mich.

Chrysanthème: Euch? Ihr, Beichtiger? Mit der Jakobinermütze auf dem Kopf! Ist das neue Prälatentracht?

Foucheron (schlau): Nicht auf die Mütze, auf das Herz kommt es an.

Chrysanthème: Aufs Herz?

Foucheron (zwinkernd): Wenn das Herz zum Beispiel von dem Eid nichts wüßte, den die Zunge der Göttin der Vernunft schwor!

Chrysanthème: Ihr hättet . . .

Foucheron (leichthin): Geschworen, gewiß Gräfin . . . Ich sagte zu mir: entweder, mein lieber kluger Louis Fucheron, du bleibst standhaft und gehst hinüber, wo wahrscheinlich weder unser alter Herrgott, noch die nagelneue Göttin, das angetraute Weib des Schartekenklebers Hof hält — oder . . .

Chrysanthème (gespannt): Oder . . .

Foucheron: Er phantasiert wachend und schlafend von Ihnen, er küßt inbrünstig das Kreuz, das an ihrem Halse hing, er zittert vor dem Morgen, der Sie ihm ewig rauben könnte — Danton schickt mich.

Chrysanthème (spöttisch): Abbé Foucheron, der Hofkaplan, die Stütze des Jakobinerklubs als postillon d'amour des zitternden Helden Danton! Wahrhaftig, die Weltgeschichte hat Humor.

Foucheron: Keine Späße, Gräfin. Wählen Sie schnell: hier das sichere Verderben, dort Danton und das Leben . . . Danton, dem Paris, dem Frankreich zu Füßen liegt, den die Weiber anbeten — dieser Danton fleht um sie . . .

Chrysanthème: Dieser Danton fleht um mich . . . Wird der Mächtige den Pakt mit der Schwachen halten: ich ihm, mir die Freiheit?

Foucheron (großartig): Danton lügt nicht.

Chrysanthème: Wie lange ist es noch bis zum Morgen?

Foucheron: Vier Stunden — um fünf Uhr . . .

Chrysanthème: Vier Stunden . . .

Foucheron (drängend): Wählen Sie, Marquise, wählen Sie rasch; wir plauderten schon zu lange, Danton wartet, ich . . .

Chrysanthème (entschlossen): Gut, Foucheron, er soll kommen.

Foucheron (im Abgehen): Meinen Glückwunsch, in wenigen Minuten . . .

Chrysanthème: Halt! Wenn ich ihn nun nicht lieben könnte, Abbé, eine Waffe . . .

Foucheron: Danton ist liebenswert.

Chrysanthème: Da Sie nicht wollen . . . eines noch. Küssen Sie mir die Hand . . . Mir hat lange niemand die Hand geküßt . . . Sie waren einmal einer der Unsrigen . . . falls wir einander nicht mehr wiedersehen . . .

Foucheron (küßt ihre Hand): Nein — auf Wiedersehen!

Chrysanthème: Gute Nacht, Abbé!

(Foucheron ab. Pause.)

Chrysanthème (geht nachdenklich überlegend auf und ab; bleibt auch stehen; dann): Hier — Tod, dort — Danton, heißt es . . . Ich verkaufe mich, verkaufe mich teuer, denn der Preis bin ich, der Lohn ist die Freiheit . . . Freiheit! wie das klingt . . . (Melodisch.) Freiheit . . . Die Vögel singen hören, den Frühling atmen . . . Blumen, Felder, Berge . . . (Lachend.) Ich habe die Berge nie geliebt, Felder sind langweilig und die Blumen steckt der Gärtner in die Vasen — das nenne ich philosophieren, sich und andere an der Nase herumführen . . . Armer Baron, du konntest unermüdlich meinen krausen Worten zuhören und fandest sie geistreich . . . Armer Prinz, du bevor-

früher niemals nach. Und daß er sterben mußte — aber er wußte, wofür ... für mich!

Foucheron: Gut — Und Sie sterben für die Vergangenheit, für die Tradition des Sonnenkönigs. Sie sind zu spät geboren worden, Gräfin, oder Sie lebten zu lange — Sie erleben die Sündflut.

Chrysanthème: Blutflut, meinen Sie, Blutflut, Abbé ... Sie haben sich stark geändert ... (Faßt seinen Arm.) Und ich muß also wirklich sterben? (Foucheron nickt stumm.) Dann noch einen Dienst, Foucheron ... (Faltet die Hände.)

Foucheron: Wenn ich kann ...

Chrysanthème: Sie können ... (Bittend.) Eine Waffe, einen Dolch, eine Phiole ...

Foucheron: Für?

Chrysanthème: Für mich ... nur für mich, liebster, bester, süßester Foucheron ... Sehen Sie — sterben, das ist ein Augenblick ... die Augen zu und es ist vorbei. Aber auf dem blutigen Henkerskarren durch die johlende Menge fahren, begafft, beschimpft zur Guillotine geschleppt werden ... (Entsetzt, ins Weite starrend.) Rohe Menschen fassen mich, reißen die Kleider herab ... Guter, bester Foucheron — eine Pistole, ein Messer! Ich will nicht mit Ihnen, ich will mit niemanden streiten, ob die neue Zeit Recht hat oder wir Recht taten — ich will ja sterben, weil ich sterben muß, aber es ist für Euch doch so ganz gleich, wie Ihr mich vertilgt.

Foucheron (hingerissen): Sagen Sie nicht Ihr, Marquise, sagen Sie nicht vertilgen, ich habe mit der gierigen Masse nichts gemein.

Chrysanthème (gefaßter): Ihr trägt die Jakobinermütze!

Foucheron (lebhaft): Kleider machen nicht Leute — Sie blieben Marquise auch im Dirnenkittel, den man Ihnen vor dem Tribunal aufzwang, Danton bleibt Plebejer auch im Narrenreck des Allgewaltigen, und ich bin Royalist unter der purpurnen Kappe.

Chrysanthème (geschmeichelt): Wenn Danton Sie hörte ...

Fouchon (listig): Und, gesetzt den Fall, ich wüßte einen Ausweg ...

Chrysanthème: Rettung? Und der Preis ...

Foucheron: Sind Sie.

Chrysanthème (hochmütig): Wer ist so freigebig, mir für mich mein Leben zu bieten?

Foucheron: Danton.

Chrysanthème: Danton ... Derselbe Danton, der meine Richter zwang, mich zu verurteilen?

Foucheron: Komödie, um Ihr Retter zu sein, ließ er ...

Chrysanthème: Ach, jetzt verstehe ich ...

Danton (unruhig): Keine Verzögerung, Gräfin, kein Zaudern, auch ich bin nicht allmächtig — wenn die Wächter zurückkehren, wenn Robespierre . . .

Chrysanthème (doziert affektiert mit erhobenem Zeigefinger): Mann der Tat, ich soll Sie die zarten Formen der Liebe lehren. Aufgepaßt: ich bin eine Dame, eine vornehme Dame, Fürsten buhlten um meine Gunst . . .

Danton: Und man sagt — nicht vergeblich!

Chrysanthème (steif): Mäßigen Sie sich. Gewöhnen Sie sich den Jargon der Halle ab und lernen Sie: einer Dame befiehlt man nicht — man sucht sie auf, heimlich, in der Nacht, unter Gefahren — das taten Sie, Bürger Danton; Sie gingen gefährliche Wege! Ich belobe Sie. Bis dahin gut . . . (Breitet die Arme aus.) Lieben Sie mich, Danton!

Danton (verwirrt): Marquise . . . hier . . .

Chrysanthème (naiv): Ja — hier . . . auf meinem Schloß.

Danton (unsicher): Sie sind nicht auf Ihrem Schloß.

Chrysanthème (wie erwachend): Ach . . . ich vergaß . . .

Danton (nervös): Genug der Komödie. Eilen Sie! Es handelt sich um Ihr Leben.

Chrysanthème (sinnend): Stören sie mein Denken nicht . . . (Ganz unglücklich, unecht.) Wie machen wir es nun gleich, lieber Danton . . . Ich kann mich in die Gebräuche der neuen Zeit nicht schicken.

Danton: Das findet sich — nur fort!

Chrysanthème: Halt — ich hab's! Bitte, Danton, sagen Sie dem Diener, er möge den Tisch decken, zwei Kuverts, natürlich auch Backwerk und Obst . . . und Burgunder, nicht zu kalt . . .

Danton (verständnislos): Begreife, wer kann . . .

Chrysanthème (rechthaberisch): Souper mit Burgunder, Naschwerk und Früchten, sagte ich, kann ich deutlicher sein? (Schmeichelnd.) Und dann, Danton, folge ich Euch bis ans Ende der Welt . . . (Er will sie umarmen.) Ruhig, mein Herr — erst speisen Sie bei mir; das ist so Sitte.

Danton: Chrysanthème!

Chrysanthème: Danton!

Danton (mit Selbstbeherrschung, ruft durch einen Türspalt): Pierre . . . (und lispelt mit einen Sansculotten, der dann wieder verschwindet).

Chrysanthème (befriedigt, triumphierend, spielerisch): Unterhalten Sie mich, konversieren wir . . . Laufen Sie nicht unablässig hin und her, das ist unschicklich . . . Nehmen Sie sich ein Beispiel an Chevalier de Roubon, jenem Roubon, den Ihr in Nantes ersäuftet.

zugtest mehr die Realitäten ... Dich tapferer Prinz, dich preisen sie, weil du für eine große Idee starbst ... Der kleine Baron starb ja nur für mich, nur für eine hübsche Dame ... Wenn er jetzt hier wäre ... (Sinnend ergreift sie die von Valentine vergessenen Spielkarten.) Und ich muß auf Danton warten — pfui, Danton, seine Küsse hauchen Blut, sein Atem ist blutgeschwängert, seine Hände sind befleckt von Blut ... Überleg dir's, schöne Chrysanthème, hier der Tod, dort das Leben ... alle meine Freunde sind tot, der König, die Königin ... alle ... Wofür verkaufe ich mich? Für das fadenscheinige Kleinbürgertum einer neuen Zeit, in der Strümpfe stricken und Hemden flicken Tugend heißt. (Parodistisch.) Hier der Tod, dort Wäsche waschen ... Ich habe mir das Sterben schrecklicher vorgestellt und schauriger, mit Angst, Heulen, Zähneklappern — und im Grunde ist es beschämend einfach mit der neumodischen Maschine ... Alles Große ist einfach und Madame Chrysanthème ist frivol ... Danton feilscht um mich? Nun, mein komischer Bürgerfürst, du kannst viel, sehr viel — mich kaufen kannst du nicht ... (Wollüstig.) Und es muß göttlich sein, im Sausen der Guillotine, die mich tötet, seinen Schrei zu hören ... (Ein paar Spielkarten gleiten ihr aus den Fingern.) Die Karten — wie abgegriffen sie sind ... (Danton tritt leise ein, stellt sich hinter sie und blickt über ihre Schultern.) Die Könige zerrissen, die Damen häßlich und das Pik-As ...

Danton (laut einfallend): Das dunkle As, mein Herz, Marquise, ein schwarzes Herz, aber ein starkes Herz.

Chrysanthème (erschreckt aufspringend): Sie erschreckten mich!

Danton (Pose): Verzeihung, schönste Frau, verzeiht es dem schlichten Bürger! (Amoureuse.) Lehren Sie den harten Mann der Tat die zarten Formen der Liebe.

Chrysanthème (kokett): Ihr seid galant, Danton, ganz anders als damals ...

Danton: Den Irrtum des Richters Danton sühnt der Mann Danton.

Chrysanthème (ernst): Ich bin zum Tod verurteilt, Bürger!

Danton: Ich verurteile Sie zum Leben, Gräfin.

Chrysanthème (forschend): Foucheron ...

Danton (verständnisvoll): Sie — mir, die Freiheit — Ihnen. (Sie lächelt.) Und jetzt kommen Sie, Chrysanthème, die Wachen sind fort. (Leidenschaftlich, leise.) Lassen Sie uns ein Hochzeitsfest feiern, berauschend, erschöpfend.

Chrysanthème (abwehrend, lebhaft): Mann der Tat, vergessen Sie nicht die zarten Formen der Liebe.

Chrysanthème (durch die Abwehr anreizend): Zarte Formen der Liebe . . .! Merk auf: Knie nieder . . . So ist's recht . . . Hände auf den Rücken —, hörst du, Hände auf den Rücken! Brav . . . (Küßt ihn flüchtig.) Danton, du bist nicht frisch rasiert.

Danton: Liebste, Schönste . . .

Chrysanthème: Trink doch. Gott, du bist also der galante Lebemann der Revolution und benimmst dich wie ein halbwüchsiger Page. Du müßtest bei Vicomte Limoge in die Schule gehen — bei jenem Limoge, den ihr in Toulon erdrosselt habt . . . Glucks nicht! Gehört sich das etwa bei euch? Die beste Gesellschaft schlürft nur — trinken? Das Vieh trinkt.

Danton (ausgelassen heiter): Famos! Das Vieh trinkt, die Menschen . . .

Chrysanthème: Nippen.

Danton (prahlerisch, weinselig): Wüßte Robespierre, daß ich bei dir bin!

Chrysanthème: Du fürchtest den bebrillten Maximilian?

Danton: Fürchten, ich . . . Er soll wissen . . .

Chrysanthème: Daß du mit mir fliehst, daß die zum Tod verurteilte Marquise d'Arrois die Geliebte des ersten Bürgers der Republick wird . . .

Danton: Es lebe die Republik!

Chrysanthème: Schweig von Politik. Auch unser Louis verbat sich während der Feste das Politisieren. — Damit mögen sich meine getreuen Pariser die leeren Schädel füllen, sagte er, wir haben andere Dinge zu denken! — Ja, ja, unser König Ludwig!

Danton (verbessernd): Louis Capet!

Chrysanthème: Louis Capet? Wer ist das? Ach, richtig . . . Ihr Wiedertäufer! (Streicht sein Haar.) Du hast weiches Haar, seidenweiches Haar. — Du bist doch der erste Bürger des Staates, oder ist's Robespierre?

Danton (eifrig): Robespierre, der gallige Bluthund? Ich, ich bin der erste Bürger!

Chrysanthème: Küß mich, ich bin stolz auf dich.

Danton (küßt sinnlich ihren Mund, ihren Hals): Liebste . . . Angebetete . . . Komm . . .

Chrysanthème: Geduld!

Danton: Wir ziehen aufs Schloß St. Marquand, ich und du, nur du und ich . . . und leben, leben in Liebe und lieben im Leben . . .

Chrysanthème: Ein nettes Wortspiel, mein Kleiner, schade, daß es nicht originell ist . . . Und nicht so wüst, ich mag wüste Liebe nicht leiden . . . Liebe sei sanft, sanft und kosend.

Vor zwei Jahren auf unseres Königs Fregatte Louis quatorze verließ er als Letzter das sinkende Schiff.

Danton (gegen seine Aufregung kämpfend): Das und noch mehr erzählen Sie mir später, meine reizende, angebetete Chrysanthème — nehmen Sie Vernunft an!

Chrysanthème (spöttisch): Die Göttin der Vernunft etwa? Ich zähle leider nicht zu ihrem Hofstaat — pardon, zu ihrer Familie.

Danton: Daß Sie jetzt scherzen können!

(Pierre, ein Sansculotte, schleppt Speisen, Weinflaschen, Gläser u. s. w. herbei, deckt den Tisch, schiebt die Sessel dazu.)

Chrysanthème (herablassend): Ganz gut, lieber Freund, aber die Apfelsinen dürften saftiger sein und die Anordnung ... na, geh nur, den Rest besorgen wir selbst. (Mit einer einladenden Geberde.) Bitte, Bürger Danton.

Danton (energisch): Genug mit diesen Flausen. Jetzt kommen Sie, ich befehle es.

Chrysanthème: Befehlen? Sie sind ungezogen, Danton, und undankbar. Bessern Sie sich, entkorken Sie die Flaschen.

Danton: Zum Teufel ...

Chrysanthème: Gehen Sie, ich will allein sein. (Danton fügt sich widerwillig und entkorkt die Weinflaschen; sie blickt lächelnd zu und plaudert.) Ich trinke für mein Leben gern Burgunder, da werde ich unterhaltend und sprühend — so sagte wenigstens der König und der Hof plapperte es nach ... Wie ungeschickt Sie sich anstellten — Sie hätten von meinem Gatten — sonst war er ein Scheusal — manches lernen können. Schade, daß Sie den guten Narren um einen Kopf kürzten.

Danton (einschenkend, zum Anstoßen auffordernd): Was wir lieben, Chrysanthème!

Chrysanthème (anstoßend): Was wir lieben und liebten! (Nippt.) Ex, lieber Danton, und rasch nachgeschenkt; wir müssen uns sputen, vier Flaschen wollen geleert werden und die Stimmung darf nicht fehlen!

Danton: Auf unsere Liebe!

Chrysanthème: Du darfst „du“ zu mir sagen, George.

Danton (immer begeisterter): Einen Kuß, Chrysanthème, ich lechze nach deinen Lippen.

Chrysanthème (seinen Armen ausweichend): Verträgt sich das mit deiner demokratischen Gesinnung, George? Diese Lippen küßten der König, der Graf Arrois, Baron von der Rosen und viele, viele andere, lauter Feinde des Vaterlandes.

Danton (enthusiastisch): Was kümmert mich, was tote Lippen taten — jetzt küsse ich dich!

Chrysanthème (schmollend): Was bist du für ein Eisklotz. Ich schenke dir meine ganze, große, süße — du wirst fühlen, meine süße Liebe — und du willst mich nicht einmal zur Göttin der Vernunft machen! Glaub' mir, Euer Prinz Egalité . . .

Danton (schnell): Du sollst die Göttin der Vernunft werden!

Chrysanthème: Das ist ein wohlfeiles Geschenk . . . Liebst du mich? Mehr als dich selbst, mehr als alles?

Danton: Nur dich, nur dich, Chrysanthème!

Chrysanthème (lauernd): Wenn ich stürbe, Georg, würdest du weinen?

Danton: Du stirbst nicht, ich würde mich töten.

Chrysanthème (müde, abgespannt): Hätten wir Musik, ich möchte tanzen, bis ich matt umsinke.

Danton (zieht sie an sich): Schmieg dich an mich, meine Königin, meine Göttin, ich schütze dich.

(Danton küßt sie leidenschaftlich; hinter der Bühne, allmählich anschwellend, ein Brausen, Trommeln, Trompeten, Volksgewirr.)

Chrysanthème (mit großen Augen horchend, zerstreut): Ich liebe dich, George.

(Das Tosen nimmt zu; kommt näher, die Tür wird geöffnet, abenteuerliche Gestalten werden sichtbar. Chrysanthème löst sich aus Dantons Armen, streicht das zerknüllte Kleid straff, ordnet das Haar. — Danton, betrunken und verwirrt, faßt das Ganze nicht mehr.)

Chrysanthème (vor den Sansculotten und Nationalgardisten knixend): Sie wünschen, mein Herr?

Nationalgardist: Bürgerin Arrois, wir holen Euch.

Danton (sucht zu sprechen, lallend, schwingt eine Weinflasche): Bürger, Freunde . . .

Chrysanthème (tritt nahe zu ihm, hält ihm die Hand hin, die er übersieht): Ihr seid krank, Danton . . . (Leise.) Hütet Euch vor Robespierre! (Laut nach tiefem Atemzug). Wir verplauderten uns, lebt wohl . . . (Langsam, nachdenklich zur Tür; bleibt ein paarmal überlegend stehen; endlich zu den Sansculotten.) Hier bin ich, meine Herren! (Sich noch auf der Schwelle umwendend, flüchtig, aber mit leicht wehmütigem Unterton.) Adieu, Danton!

(Während der Vorhang fällt, laute Rufe hinter der Bühne):

Ça ira . . .
Es lebe Robespierre . . .

Danton: Sanft und kosend wie du.

Chrysanthème (schwärmerisch): Wie konnte der Vicomte lieben ...

Danton (eifersüchtig): Auch ich kann lieben, ich auch ...

Chrysanthème (entwischt ihm): Wir reisen also in die Provence, wohnen im Schlosse St. Marquand — ich kenne es, es gehörte meiner Frau Schwägerin ... Ich verstecke mich in den Irrgängen des Parkes, du suchst mich, haschst mich, Georg; in der blühenden Rosenlaube wirst du belohnt — und ich werde die erste Bürgerin der Republik.

Danton (lacht): Selbstverständlich!

Chrysanthème: Nein — lieber gleich Königin!

Danton: Die Könige schafften wir ab, Bürgerin.

Chrysanthème: Die Könige, gedankenloser Georg, nicht aber die Königinnen! Trink!

Danton: Famos! Chrysanthème, die Königin der Sansculotten.

Chrysanthème: Und Robespierre fällt ...

Danton: Robespierre?

Chrysanthème: Ich hasse ihn, er schnupft und seine Kleider sind mit Tabak befleckt.

Danton: Er fällt, er fällt — wenn du mich küßt.

Chrysanthème: Wir tauschen: Für diesen Kuß — Robespierre, beide Robespierre; für diesen den lahmen Couthon; für diesen den Prinzen von Orleans mit dem Mondgesichte und Foucheron ... Ist's recht so?

Danton: Ja, alle, alle ... Weiter!

Chrysanthème: Das genügt vorerst ... (Legt sich halb auf die Pritsche.) Sing ein Lied, ich will Musik!

Danton (vom Alkohol schwerfällig, singt dröhnend):

Allons, enfants de la patrie!
Le jour de gloire est arrivé ...

Chrysanthème (sich die Ohren zuhaltend): Still! Bist du sofort still! Der ordinäre Gassenhauer. Hör mich an (wiegt sich dazu):

[: Joli tambour donnez moi vostre rose :]
rieron rataplan — donnez moi vostre rose.

Danton: Bravo! bravo! Du singst wie eine Göttin!

Chrysanthème: Wie die Göttin der Vernunft.

Danton: Schöner, viel schöner, die Göttin der Vernunft ist nur zum Ansehen, wenn sie den Mund aufmacht, kräht sie wie ein Rabe.

Chrysanthème (eifrig): Danton, mach' mich zur Göttin der Vernunft!

Danton: Chrysanthème, das ist unmöglich!

„Was alles in so einem Körnchen steckt“, sagte das erste anerkennend: „Sieh mal, die einen gehen auf die anderen los, eine Reihe flieht, die andere macht sich hinterher — drollig!“

„Drollig“, sagt auch das zweite. „Jetzt sind ganze Reihen nicht mehr zu sehen. Sie liegen auf dem Rücken. Die anderen rennen und recken die Arme oder die Fühler; was da sein mag?“

„Ja, was nur da sein mag“, sagte das erste.

Just kam Gott Vater daher. Er lächelte milde, aber ernst, und sagte zu den Engelchen:

„Gebt mal das Mikroskop her; was versteht ihr junges Volk von der Völkerschlacht bei Leipzig!“

Das Verbrechen des Lehrlings.

Von **Josef Wichner.***)

Der Leser interessiert sich ohne Zweifel für Gerichtsverhandlungen und so mag er folgendem etwas verzwickten Falle wohl auch seine laute oder stille Teilnahme entgegenbringen.

Wir wohnen als Zuhörer einer Schwurgerichtsverhandlung bei.

Der Gerichtshof hat sich mit geziemender Würde auf seinen Platz begeben; der Staatsanwalt hat seine grimmigste Miene aufgesetzt; der Verteidiger drückt seine flache Rechte aufs Herz und wirft erhobenen Hauptes siegesgewisse Blicke durch den mit Menschen vollgepfropften Saal; der Angeklagte, ein kaum der Schule entwachsenes Bürschel mit kurzgeschornem Haupthaar und bedeutungslosem, aber nicht unsympathischem Vollmondgesicht, schaut verdutzt bald auf die Männer im schwarzen, faltigen Talare, bald auf die Geschwornen, bald auf die Justizsoldaten neben ihm; der Schriftführer erhebt sich, räuspert sich und liest mit geschäftsmäßig eintöniger Stimme, wie folgt:

„Anklageschrift
gegen Franz Toifl, Lehrling bei Herrn Schuhmachermeister Kaspar Knieriem, wegen versuchten Raubmordes.

(Bei diesem Worte geht's allen Zuhörern eiskalt über den Rücken; die Weiber pressen die Sacktücher krampfhaft gegen den Mund.)

Die Anklage gründet sich auf folgenden Tatbestand:

Am 15. Dezember verflossenen Jahres, gegen sechs Uhr abends, drang aus dem Hause des genannten Meisters in der Lederergasse ein mörderisches, Mark und Bein durchdringendes Geschrei, also daß die entsetzten Nachbarn keinen Augenblick darüber im Zweifel sein konnten, es werde eine Gewalttat

*) Aus dessen Buche „Von des Lebens Leid und Lust“. (Wien. Heinrich Kirsch.)

Wirbelndes Laub.

Von Adolf Ryba.

Glühende Blätter
Wirbeln geschwinde
Im Abendwinde.

Werf ich mein Herz hinein,
Sind's tanzende Jungfräulein,
Kosende, tosende Jungfräulein.
Hier glüht es rot,
Dort ist es tot. —

Glührote, wirbelnde Blätter.

Legende.

Von Paul Keller.

Es waren zwei Engelchen im Himmel, die langweilten sich.

„Laß uns auf den Sandhaufen gehen, den uns der liebe Vater aufgetürmt hat", sagte das eine.

„Das wollen wir", sagte das andere.

Und sie gingen auf den Sandhaufen, wo dicht geschichtet Körnlein neben Körnlein lag, und spielten. Am meisten machte es ihnen Spaß, einen silbernen Becher voll Sand zu füllen und ihn dann wieder ausrinnen zu lassen.

Schließlich sagte das eine der Engelein: „Ach, das ist auch langweilig. Komm, wir wollen ein Mikroskop holen und eines der Körnlein betrachten."

„Das wollen wir", sagte das andere.

Und sie schlichen in das Laboratorium von Gott Vater und holten ein Mikroskop. Sie mußten sich vorsehen, nicht erwischt zu werden, denn was wollten solche kleine Engelchen mit einem Mikroskop? Sie verstehen wenig davon und können so etwas leicht zuschanden machen. Aber die Engelchen entwischten mit ihrem Mikroskop ungesehen zu dem Sandhaufen.

„Ein Körnchen legen wir unter den Spiegel, nicht mehr", sagte das eine.

„Das wollen wir", sagte das andere.

Und sie nahmen ein Körnlein aus dem silbernen Becher, legten es unter den Spiegel und beobachteten es.

„Welch ein Spaß!" rief das erste, „sieh, wie es wimmelt!"

„O", rief das zweite, „wie viel krabbelt da herum!"

unsere Stadt in Aufruhr, schändet das beginnende Jahrhundert und heischt gebieterisch volle und ganze Sühne. Ein armes, hilfloses Wickelkind, das in der größten Not seines Lebens nur die zarten Fäustchen zu ballen und ohnmächtige Schreie auszustoßen vermochte, wurde von einem eben dem Jünglingsalter zustrebenden Barbaren seiner einzigen Nahrung, der erhaltenden und kräftigenden Milch, beraubt und so der Gefahr des Verhungerns und Verdurstens ausgesetzt. Und dies alles geschah in der heiligen Zeit der Abendruhe, da der von des Tages Arbeit ermüdete Vater bei einem Glase stärkenden Weines, die nichts Böses ahnende Mutter in einem anregenden Gespräche Erholung suchte. Dieser Bösewicht da, dessen gequetschte Nase und struppigen Haare die geborene Zuchthauspflanze erkennen lassen, hat das in ihn gesetzte Vertrauen schmählich mißbraucht, indem er den für das Kind bestimmten weißen Lebensfaden herzlos abschnitt und in sich hinüberleitete. Bedenket, wohin käme es, wenn alle mit diesem Ehrenposten eines Kindsmädels bekleideten Lehrbuben ebenso grausam wären und ihre Missetat die beabsichtigten Folgen hätte! Aussterben müßten der Handwerker ehrsame Zünfte — der Menschheit unentbehrliche Stützen! So stehen oder liegen vielmehr Millionen Säuglinge im Geiste vor Ihnen, meine Herren Geschworenen, und rufen Ihnen mit ihrer stummen und doch so beredten Sprache zu: Schützet uns vor allen Mordbuben, indem ihr, unbeirrt durch die zu erwartende Schönfärberei des Herrn Verteidigers, den ersten Mordbuben des neuen Jahrhunderts, schonungslos verdammet!"

Darauf der Verteidiger:

„Meine Herren Geschworenen! Wie die Brille — so die Landschaft! Der Staatsanwalt, mein übrigens sehr geschätzter Kollege, beliebte, Ihnen eine schwarze Brille aufzusetzen, durch die Ihnen mein Klient allerdings als Mohr erscheinen mußte.

Es gereicht mir nun zum ganz besonderen Vergnügen, diesen Mohren vor Ihren Augen so weiß zu waschen, wie nur je ein an sich nicht besonders sauberer Schusterbub werden kann. Es fällt mir selbstverständlich nicht ein, die in der Anklage erwähnten Tatsachen zu leugnen. Ich lasse also das mörderische Geschrei des Knieriemschen Kronprinzen und, da mein Klient in seiner gutmütigen Dummheit dies zugestanden, auch den Raub der Milch ohneweiters gelten, obwohl bezüglich des letzteren ein geriebener Bursche einfach erklärt hätte, er habe ja nur kosten wollen, ob die Milch nicht zu warm sei und so dem Kinde schaden könne. Aber — dies auch zugegeben — was ist denn da weiter dabei, wenn ein den ganzen Tag geschundener, halbverhungerter Lehrbub einmal mit dem ihm anvertrauten Pflegling still und friedlich teilt? Wer wird denn da gleich Zeter und Mordio schreien?

verübt. Die Frau Meisterin war eben in den nächsten Greislerladen auf einen Plausch gegangen, der Meister hatte sich im ‚rinnenden Zapfen' mit frischgestopfter Pfeife hinter seinen Abendtrunk gesetzt, als das erwähnte Geschrei trotz der geschlossenen Fenster die halbe Gasse in Aufruhr brachte, worauf alles, die besorgten Eltern und der wachsame Polizist voran, dem Hause und Gemache zustürmte, aus dem die entsetzlichen Töne der Todesnot drangen — ein Kreischen bald und bald ein Wimmern, dann ein mattes Schluchzen und wieder ein stechender Schrei . . . es war schauerlich! Und wie der erste der eindringenden Helfer, der eigenen Gefahr nicht achtend, die Tür aufriß, da zeigte sich den erschrockenen Blicken in der sonst so traulichen Idylle der Werkstatt ein Bild, das dem Gedächtnisse nicht so bald entschwinden dürfte. Der jugendliche Bösewicht saß, keines Überfalles gewärtig, unter zerrissenen Schuhen am Arbeitstische, eben damit beschäftigt, dem im Deckerl gefesselten, auf seinen Knien liegenden, in Verzweiflung die Fäustchen ballenden und mörderisch schreienden, im Gesichtchen krebsroten Säugling die Abendmilch, des armen Kindes einzige Nahrung, mit der größten Seelenruhe und großem, dessen Verkommenheit genugsam kennzeichnendem Behagen auszutrinken. Da nun durch diese Tatsache der Raub erwiesen ist und da ferner das Kind, wenn es nicht späterhin anderweitig und ohne Zutun des Beklagten genährt worden wäre, ohne Zweifel gestorben wäre, so erhebt die Staatsanwaltschaft hiemit obige Anklage auf versuchten Raubmord, recte auf vollbrachten Raub und versuchten Mord."

Nun folgt das Verhör des Angeklagten sowie der Zeugen durch den Herrn Präsidenten. Der Raum gestattet uns leider nicht, jede Einzelheit dieses interessanten Vorganges widerzugeben; wir müssen uns daher mit der Andeutung der markantesten Momente begnügen.

Der Angeklagte bekennt durch die sich immer gleich bleibende Antwort „J—o", daß er geboren sei, wirklich Franz Toifl heiße und bisher sich noch nicht verheiratet habe. Auch gesteht er, durch einen giftigen Blick des Meisters Knieriem an den ledernen Knieriemen erinnert, der zur Zeit der Tat machtlos zu seinen Füßen gelegen war, den vollbrachten Raub reuig ein, will aber von einem versuchten Morde trotz aller Kreuz- und Querfragen nichts wissen. Der als Zeuge vernommene Meister sowie dessen Ehehälfte sagen übereinstimmend aus, man könne dem M . . . buben so eine schwarze Tat wohl zutrauen — er hab' das liebe Buberl nie recht leiden mögen und hab' sich bei jeder Gelegenheit gedrückt, um den Säugling ja nicht pflegen zu müssen.

So nimmt denn der Staatsanwalt das Wort, und er redet also:

„Meine Herren Geschwornen!

Ein furchtbares Verbrechen, furchtbar im Hinblicke auf den jugendlichen Täter, furchtbar im Hinblicke auf das unschuldige Opfer, versetzt

Trotze zu einem der Schuhmacherkunst völlig fremden Geschäfte verwendet und dadurch gegen die bestehenden Gesetze verstoßen hat.

Wollen Sie sich also weder durch Haß noch Liebe, sondern einfach durch Ihre überlegende Vernunft und Ihr gesundes Rechtsgefühl leiten lassen und demgemäß Ihren Wahrspruch fällen!“

Nun stellt der Gerichtshof die Fragen, und die Geschwornen ziehen sich in das Beratungszimmer zurück, erscheinen aber nach wenigen Minuten wieder, und der Obmann verkündet unter dem Beifallsgemurmel der Zuhörer mit lauter Stimme, es habe sich im Lehrvertrage kein Paragraph gefunden, der zur Kinderpflege verpflichte, und demgemäß seien alle Schuldfragen einstimmig verneint worden.

Hierauf spricht der Gerichtshof den Beklagten frei und beschließt unter einem, die Vormundschaftsbehörde zu beauftragen, daß sie den Lehrling Franz Toifl von dem bisherigen Lehrherrn wegnehme und einem ordentlichen Meister übergebe, bei dem er sein Handwerk gründlich erlernen könne.

Eine alte Bauernhochzeit.

Aus dem Volksleben im Semmeringgebiete. Von **Arthur Halberstadt.**

Auch die Bauernschaft des Semmeringgebietes hat ihre alten Hochzeitsgebräuche, die an poetischer Sinnigkeit und herzerfrischendem Humor denen anderer Alpengebiete nicht nachstehen. Bevor ich dem Leser den Hergang einer Bauernhochzeit unserer Berge vor Augen führe, sei mir eine kleine Einleitung gestattet.

Je nach der Vermögenslage der beteiligten Familien wird entweder eine sogenannte „gweiste“ oder „gschenkte“ Hochzeit veranstaltet. Bei ersterer müssen die geladenen Hochzeitsgäste Essen und Trunk selber bezahlen. Bei letzterer gehen alle Zehr- und Trunkkosten auf Rechnung der Hochzeitsgeber. Die Ladung der Gäste obliegt in der Regel den Beiständen der Brautleute. In früheren Zeiten wurde mit dieser Funktion eine eigene Person betraut — der Hochzeitslader. Diese Sitte ist aber in unserem Grenzhochlande beinahe gänzlich erloschen. Sie ging mit der Zeit auf den Brautführer über, der im Mittelpunkte aller Hochzeitszeremonien steht und dem überhaupt eine besondere Rolle zugewiesen ist. In seiner Person verkörpern sich die Volkspoesie und der Volkswitz. Diese Hauptrolle erfordert auch viel Geschick, richtige Haltung, entsprechendes Auftreten und nicht zuletzt einen gewissen Grad schauspielerischer Begabung, verbunden mit humorvoller Schlagfertigkeit. Daß die Person des Brautführers sohin über ein geeignetes Mundwerk verfügen muß, wird als selbstverständlich vorausgesetzt. Er wird daher im Volksmunde das „Botzmanndl“ genannt, eine zwar etwas derbe, aber jedenfalls zutreffende Bezeichnung.

Betrachten Sie übrigens, meine Herren Geschwornen, den als Zeugen anwesenden kleinen Bosnickel genau, um daraus ihre Schlüsse zu ziehen! Ist der Knirps nicht der würdige Sprößling eines jähzornigen, spring-giftigen Vaters, dessen ganze Lehrmethode im Knieriemen besteht? Eine beinahe tierische Wut verzerrt selbst hier im Gerichtssaal dieses Kindes Antlitz zur Fratze, die Fäuste ballen sich bereits, um nach bewährtem Muster über den rechtlosen Lehrling herzufallen, zweifelsohne strampelt der Wildling auch mit den Füßen, wie die etwas aufgebauschte Decke verrät. Ja . . . was soll denn aus diesem Kinde werden, wenn es ihm zu jeder Zeit gelänge, seinen Willen durchzusetzen?! Aus solchen Kindern werden die Neros und Caligulas, die Diokletiane und die Attilas, die Bluthunde und Geißeln der Menschheit, wenn — wenn man ihnen das Wilde nicht früh genug herunterräumt. Und daß unser braver Franz Toifl das getan, daß er die Milch in aller Seelenruhe ausgetrunken hat, das beweist, daß ein großes erzieherisches Talent in ihm schlummert. Wahrlich, er hat ein gutes Werk getan — die Menschheit wird's ihm danken!

So sieht die schwarze Tat dieses Lehrlings, einer eltern- und daher schutzlosen Waise, im Lichte unbefangener Betrachtung aus, und so, meine Herren Geschwornen, bezweifle ich keinen Augenblick, daß Sie sich durch die vom Herrn Staatsanwalt beschworenen Millionen Säuglinge mit ihrer merkwürdigerweise stummen Sprache nicht beeinflussen lassen, sondern mit einem Freispruche vorgehen werden!"

Nun ergreift der Präsident, ein würdiger, alter Herr, das Wort, um die Ergebnisse der Verhandlung zusammenzufassen:

„Sie haben, meine Herren Geschwornen, gehört, welche Gründe für und wider die Schuld des Beklagten vorgebracht wurden. Für die Schuld spricht das tatsächlich mörderische Geschrei des vergewaltigten Kindes sowie das teilweise Geständnis, gegen die Schuld die geleugnete böse Absicht sowie die bisherige Unbescholtenheit des Beklagten. Wollen Sie sich aber zur richtigen Beurteilung des vorliegenden Falles auch noch folgende Fragen vorlegen:

War Franz Toifl kraft des Lehrvertrages, der Ihnen in Abschrift ins Beratungszimmer wird mitgegeben werden, verpflichtet, die Dienste eines Kindsmädchens zu verrichten? Oder wurde Franz Toifl von seinem Vormunde dem Meister Kaspar Knieriem einzig zu dem Zwecke übergeben, damit er die Schusterei gründlich erlerne?

Glauben Sie, die erste Frage nach genommener Einsicht in den Lehrvertrag bejahen zu müssen, so liegt zweifelsohne ein Verschulden des Beklagten vor; finden Sie aber, daß Franz Toifl nur des zu erlernenden Handwerkes halber in die Lehre getreten ist, so liegt eine Pflichtverletzung von seiten des Meisters vor, der seinen Lehrling dem Lehrvertrage zum

her, die von den Vorteilen einer „g'schenkten" Hochzeit in ausgiebiger Weise Gebrauch machten. Im Nu waren die auf den Tischen stehenden Weinflaschen geleert. Aber die Hochzeitsgeber ließen sich nicht spotten. Für Zehrung und Trunk war genügend vorbereitet worden und mit geschäftiger Eile sorgte das Wirtspersonal zum ersten für die durstigen Bauernkehlen.

„Brav, brav . . .", lobte der alte Simmerl, der an der rechten Seite des ersten Tisches saß, die Kellnerin, als diese mehrere Weinflaschen brachte. „Dös is amal wieder a richtige Hochzet, wia s sei soll. Käma eh scho ganz a(b), die großn Hochzeitn."

„Wahr is", bestätigte sein Nachbar.

„Frei schad is um die altn Bräuch", nickte wieder der Alte. „I siach s allemal gern . . . und die heundige Hochzet is ganz afn altn Schlag."

„Hast recht, Simmerl . . . heund wirds no lusti", lachte ein dritter.

„Söll moan i aa . . . hats ja scho in da Kirchn drin lusti anghebt", antwortete der alte Bauer und zwinkerte heiter mit den Augen.

„In da Kirchn? . . . Han nix bemirkt", äußerte sein Nachbar erstaunt.

„I scho! . . . Hast nit bein Opfergang aufpaßt? . . . Um a Haar waar die Braut vürkäma, wanns da Beistand nit zruckgrissn hätt."

Jetzt lachten alle Bauern.

Es ist ein alter Brauch, daß gleich nach der vollzogenen Trauung geopfert wird. Hiebei gehen die Teilnehmer von links nach rechts hinter dem Altar herum. Nachdem die Braut bei der Kopulation links vom Bräutigam steht, so kommt es häufig vor, daß sie in ihrer Verwirrung vergißt, dem Bräutigam den Vortritt zu lassen. Es ist Sache der Beistände, aufzupassen und im gegebenen Momente einzugreifen. Wird dieser Augenblick übersehen und gelangt die Braut tatsächlich als Erste zum Opfern, dann behält sie auch im Ehestande den Vortritt oder, wie es im Volksmunde heißt, „hat die Hosen an".

„Dös waar der Hanni scho recht gwen", meinte einer der Bauern, als sich das Gelächter gelegt hatte. „Dös is a resche Godl. . . Vor der Trauung, wia s vo zhaus furtgfahrn san, hat ihr der Beistand a lange Lehr machn wölln. — Ausgrissn is eahm und alloa einigsprungn in Wagn und auf und davo gfahrn! Erst bein Adlerwirt habns es dawischt."

„Mei . . . dös begreif i leicht", sagte der alte Simmerl. „Wird ihr eh scho hart gnua gwest sei, wia s vo die Eltern Abschied gnomma hat . . . und da sull s no a langmächtige Lehr anhörn . . . von an Menschn, der eh scho halbert bsoffn is. — Recht hats ghabt, die Hanni", schloß er seine Worte.

In früheren Jahren gab es im Semmeringgebiete in dieser Rolle geradezu klassische Typen. Ich nenne nur einen gewissen Geyer Lipp aus Schmidtsdorf, an dessen überaus lustige Schnurren sich noch heute alle Bauern erinnern. Von derzeit noch lebenden, hervorragenden Interpreten dieser Hauptfigur wären der Krenn Seppl, gegenwärtig in Altenmarkt im Triestingtale wohnend, der Prosch Martin im Payerbachgraben und der Melcher Karl im Greis bei Maria-Schutz zu erwähnen. Speziell der Krenn Seppl, der heute schon den Sechziger überschritten hat, war weit und breit als der beste Brautführer bekannt. Von ihm stammt auch der größte Teil meines Studienmateriales.

Und nun möge die Aufrollung eines Lebensbildes beginnen, das den Hergang einer richtigen, alten Bauernhochzeit zur Handlung hat, die in früheren Zeiten oft zwei bis drei Tage dauerte und beinahe wieder eine kleine Welt an echter Volksdichtung und urwüchsigem Volkstum in sich barg.

Die Kopulation war beendet.

Unter dem melodischen Geläute der Kirchenglocken bewegte sich, mit der spielenden Musik an der Spitze, der Hochzeitszug zum nahegelegenen Wirtshause, in dessen Räumen das übliche Hochzeitsmahl abgehalten werden sollte. An der Schwelle der Wirtshaustür stand das Wirtenpaar mit dem gesamten Personale und erwartete das Herannahen des langen Festzuges. Wir erblicken gleich hinter den Musikanten das Brautpaar. Dann folgten die Kranzjungfrauen mit ihren Kranzjungherren, im Volksmunde die „Kranzljungfern mit ihren Junggselln“ genannt, die Eltern des Brautpaares und die Beiständе. Ihnen reihten sich in langer Folge die geladenen und ungeladenen Hochzeitsgäste an.

Vor dem Wirtshauseingang wurde die Spitze des Zuges aufgehalten.

Man hatte quer über den Eingang ein Seil gespannt, das erst gegen Entrichtung des üblichen Lösegeldes entfernt wurde. Dann begann unter Sang und Klang der Einzug der Hochzeitsgruppen in die festlich geschmückten Räume des Wirtshauses. Diese waren von den Gästen bald überfüllt. Auch die Ungeladenen drängten herbei, mußten sich aber damit begnügen, außerhalb des Einganges zu bleiben und der Veranstaltung nur durch die Fensterscheiben zusehen zu können. Diese Zaungäste werden die „Moasnschützn“ genannt und das Volk singt von ihnen:

Die bein Ofn sitzn
Und die Ohrn spitzn.
Die durchs Fenster schaun
Und sie nit einertraun.

Drinnen, in den Wirtshausräumen herrschte bald eine fröhliche Stimmung. Recht lustig ging es an den Tischen der geladenen Bauern

werdn mas nit im Übel aufnehma, daß i so spat anfang. I hätt mit der ehr- und tugendsamen Jungfrau-Braut ein, zwei, drei Antwort hervorzubringen. Kimm i mit der erstn zfruah und mit der zweitn zspat . . . die dritte hab i leicht gar vergessn! — Sie werdn mas nit im Übel aufmessn. — Die Jungfrau-Braut will ich ausführn auf einen Spaziergang . . . nicht auf einen Spaziergang, sondern auf einen Ehrentanz. — Der erste Tanz, der gebührt mir, der zweite dem Herrn Bräutigam, der dritte den Spruchleutn, der vierte den Bidleutn (Kuppler), der fünfte und sechste, wer tanzn und springa kann. — Die Jungfrau-Braut, wann sie vürtritt mit den linkn Fuaß vürn rechtn, wird gstraft um an Eimer Branntwein, um an Eimer Landwein, um an Eimer weißn und um an Eimer rotn Wein . . . und um a Bäckerkraxn vull marbe Kipfl . . . und erteile ich an jedn Hochzeitsmann aa davo a Zipfl."

Nun erhob er den Holzteller:

„Der Jungfrau-Braut im Rosengarten
Bin i s schuldi aufzuwartn."

Die Braut nahm das Weinglas und verschüttete natürlich den Inhalt desselben. — Jetzt hörte man die gewohnten Späße:

„Dös bedeut a Kindstauf!" weiß einer zu erzählen. — „Die zwoa Rosmarinsträußln san aa abagfalln . . . da gibts Zwilling", spottete ein anderer Zuschauer.

„Dumme Kerln ös! . . . Zwas heiratn s denn? . . . Leicht grad nur, daß i mi mitn Mundwerk gar a so plagn muaß?" rief der Brautführer lustig aus.

Der Boden wurde aufgewischt und das Glas wieder mit Wein gefüllt. Der Brautführer ergriff dasselbe und fuhr fort:

„Und wenn das sollt' sein,
Möcht' ich auch ein Gläschen Wein,
Der gewachsen ist bei Köln am Rhein.

Und ist er nicht gewachsen bei Köln am Rhein,
So ist er doch gewachsen bei Sonn- und Mondenschein.
Dieser soll der Jungfrau-Braut
Von Gott dem Herrn gesegnet sein."

Nach diesem Spruche verbeugte er sich wieder vor der Braut und führte sie zur ersten Tanzrunde. — Man nennt diesen ersten Tanz kurzweg den „Ehrentanz" und die Aufforderung zum Tanze, das „Brautauffödern". — Die Musik begann zu spielen und sein Hütchen schwingend tanzte der Brautführer drei Runden mit der Braut. Nach dem Tanze wurde er wieder poetisch:

„Und sollt i s gstolpert sein,
Sie (die Braut) wird mir s verzeihn.
Stolpert so manches Pferd —
Ist 1000 Taler wert.

I hoff, die Braut im grünen Kranz
Wird tanzen jeden Ehrentanz,
Auch mit alle, krump und grad,
Mit an jedn, der springa mag."

„Aba, daß die Braut glei von der Sakristei weggstohln wird, ... hab i aa no nia gsehgn“, mischte sich ein junger Bauer ins Gespräch.

„Hams es heund nachn Opfergang gstohln?“ fragte ein anderer.

„Natürli ... da Bräutigam und alle Hochzeitsgäst warn scho lang draußn. Die Braut hams beim Intaschreibn a weng zruckghaltn. — Und weg war s!“

„Dös is scho an alter Brauch“, hörte man wieder die belehrende Stimme des alten Simmerls, der aber unterbrochen wurde. Ein kräftiger Tusch erklang und alles wandte sich der Hochzeitstafel zu.

Der Pfarrer war eingetreten!

Und nun begann das Auftragen der Speisen. Während des Mahles spielte die Musik. In den Zwischenpausen hörte man die Burschen singen, so daß die Zeit bis zum Ende der Mahlzeit verhältnismäßig rasch verging. Als sich der Pfarrer nach Beendigung der Hochzeitstafel verabschiedete, war es bereits Mitternacht geworden.

Kaum hatte der geistliche Herr das Wirtshaus verlassen, so erhob sich der Brautführer und eröffnete mit nachstehendem Spruche den Beginn der althergebrachten, bäuerlichen Hochzeitsbräuche.

„I bitt ganz freundlich die hochgeehrten Herren und Frauen, mir s nit für unguat zu haltn, wenn i als erster das Wort ergreif ... Aber es hat mich der Jungherrbräutigam eingeladen zu seiner Ehren-, Freud'- und Kranzhochzeit ... und mich zu seinem Brautführer erwählt. Er hat mir anvertraut, seine ehr- und tugendsame Jungfrau Braut zu führen über Weg und Straßen in das ehrwürdige Gotteshaus. Dort der heiligen Messe beizuwohnen. Nach vollendetem Gottesdienste und Kopulation wurde die Jungfrau Braut hergeführt in das Hochzeitshaus. Hier ist ein kleines Mahlzeitlein angestellt wordn und i hoff, die ehr- und tugendsame Jungfrau Braut wird habn gegessen und getrunken.“ Nun wurde er poetisch:

„Hat sie nit getrunken und gegessen,
So ist sie doch bei Tisch gesessen
Und hat dabei auf Gott nicht vergessen.“

Er machte eine kleine Pause und winkte dem Wirt.

Der brachte auf einem Holzteller ein umgestürztes*), vollgefülltes Weinglas, über das zwei Rosmarinsträußchen kreuzweise befestigt waren.

Der Brautführer nahm behutsam den Teller, begab sich zur Braut, blieb vor ihr stehen und verbeugte sich. Dann wandte er sich wieder an die Hochzeitsgäste.

„Guatn Abend, meine Herren! — Ihr ehrsame weis, hoch-, groß-günstige Herren und Frauen, Junggesellen und Jungfrauen! — Sie

---

*) Nach dem bekannten physikalischen Versuche, ein vollgefülltes Wasserglas, das oben mit einem Papier abgeschlossen wird, umzudrehen, ohne den Inhalt zu verschütten.

Nach diesem Vierzeiler stimmten die Spielleute einen alten Ländler an und der Sänger tanzte mit der Braut eine Runde. In der Zimmermitte blieb das Paar wieder stehen und der Brautführer sang leise weiter:

„O liabe Herrn und Fraun,
Ihr derfts ma s sicher glaubn.
I trau mi halt nit recht —
Zu sagn, was i möcht.“

Und wieder folgte eine Tanzrunde. Dann sang er weiter:

„Von der ehrsamen Jungfrau-Braut
Ihren gezierten Haupt
Möcht i den Kranz abhebn —
Gern . . . für mei Lebn.“

Das Paar tanzte hierauf die dritte Runde. Nach dem Tanze führte der Sänger die Braut zum Sessel, bei dem die Brautmutter weinend stand. Auch die Braut brach in Tränen aus und setzte sich nieder. Die Spielleute begannen wieder ihre traurige Weise und alles schien tief ergriffen zu sein. Sogar der alte Simmerl bekam feuchte Augen, als der Brautführer mit bewegter Stimme die uralte Strophe sang:

„O, liabe Jungfrau-Braut!
Muaßt di nit vadriaßn,
Dei wunderschönes Kränzelein
Wird hiatzt herunter müaßn.“

Und nun hob er der weinenden Braut den Myrtenkranz vom Haupte und überreichte ihn der Brautmutter, die ihn laut aufschluchzend entgegennahm.

Dieser Moment ist der ergreifendste Teil der so überaus sinnigen Handlung. Hier zeigt sich auch das tiefe poetische Empfinden des Bergvolkes am schönsten.

Gleich nach diesem Akte tritt der Humor in seine Rechte.

„Bist alleweil a bravs Madl gwen“, hörte man noch die alte Brautmutter schluchzen. Dann ertönte schon wieder kräftig die Stimme des Brautführers, der sich mit komischem Ernste bemühte, die alte Bäuerin in ihren Lobesbezeigungen zu unterstützen.

„Jawuhl! D Hanni is a bravs Madl gwen. Gelt, hast dei Unschuld alleweil guat bewahrt!“ Dabei blickte er mit blinzelnden Augen bald auf die Braut, bald auf den Tisch der Burschen. Und solange blinzelte er und tätschelte tröstend die noch nassen Wangen der Braut, bis alle, auch die beiden weinenden Frauen, in ein fröhliches Gelächter ausbrachen.

Da plötzlich behauptete ein Witzvogel, daß es unter dem Sessel ein nasses Ereignis gegeben hätte. — Neuerliches Gelächter. — Während sich der Brautführer um die Braut bemüht hatte, war von jemandem etwas Wasser unter den Sessel geschüttet worden. — Auch ein uralter, allerdings

Dann brachte er noch eine Menge „Gsundheitn" aus. Auf die Beistände, die Brauteltern, auf alle eingeladenen Gäste u. s. w. Auch hiebei bediente er sich der gebundenen Redeform:

„Wann i oan für den oan, den Titel nit recht hab gebn, denn das Tanzn und Springa tuat mi sehr bezwinga, a Glasl Wein möcht i aa gern trinka. Wann ma s derfat ausbittn, Gsundheit z trinka. Gsundheit der Jungfrau-Braut mit ihren versprochnen Jungherr-Bräutigam, Gsundheit der Brautmuatta, dem Brautvater und den Herrn Beiständ. Gsundheit der Nachbarschaft und Gsundheit der altn und neuchn Freundschaft. Gsundheit den Musikanten (i glaub, sie san vorhandn) oder den Musikäuln; i moan, sie wern si nit verweiln."

Jetzt schritt er wieder auf die Braut zu. Die Musik blies einen Tusch.

„Ist die Jungfrau-Braut
Gsund und frisch,
So springt sie übern Tisch.

Ist sie aber matt und krank,
So geht sie nach der Bank —
In meine rechte Hand.

Eins, zwei, drei —
Was ihr Belieben sei!"

Wieder ein Tusch. Und richtig, mit einem herzhaften Entschluß ergriff die Braut die dargebotene Hand des Brautführers und setzte glücklich über den nicht allzuhohen Tisch. Dies vollzog sich unter lebhafter Zustimmung aller Anwesenden. Am meisten war der alte Simmerl hievon begeistert.

„A sakrischer Keel, die Braut! Dö kann besser springa als i mit meine schwachn Läufln", rief er aus und schwenkte fröhlich seinen Hut.

Mit dem Brautsprung endigt in der Regel der erste Teil der Hochzeitshandlung. Auch heute wurde eine kleine Pause gemacht, während der man das Zimmer räumte und nur einen Sessel in der Mitte des Raumes stehen ließ.

Nach der Pause begann der schönste aller Hochzeitsbräuche, die Kranzabnahme.

Der Brautführer stand wieder auf und schritt mit der Braut und der alten Brautmutter in die Mitte des Lokales. Die Musikanten stellten sich im Kreise herum und hinter ihnen postierten sich die Hochzeitsgäste.

Nun erklang eine schwermütige, alte Weise, in die der Brautführer singend einfiel:

„Ihr meine Fraun und Herrn,
Ich hab jetzt ein Begehrn.
Ach Gott — bei meiner Ehr —
Ausfalln wird s recht schwer."

lustigen Ländler zu spielen, unter dessen Klängen sich das Brautpar auf den Tanzboden begab.

Der Brautführer tat einen hellen Jauchzer und sang ihnen noch nach:

„Und ihr alle Hochzeitsgäst
Machts uns die Freud,
Wann alles hiatzt tanzen möcht —
Dös war das recht.'"

Nun begann das sogenannte „Kranzlabtanzen". Dieser Tanz besteht darin, daß die Braut verpflichtet ist, mit jedem der geladenen Gäste eine Tanzrunde zu absolvieren. Sie mußte wahrlich von gesunden Eltern sein, um diese Leistung zu vollbringen. Zum Glücke machten nur jene Gäste von ihrem Rechte Gebrauch, die sich sehen lassen wollten. Vor jedem Tanz hieß es nämlich einen Gulden auflegen, und nicht jeder hatte Lust auf eine solche Weise mitzuprotzen.

Nach der Zeremonie des Kranzlabtanzens wurde der Tanzboden für das allgemeine Tanzvergnügen freigegeben. Jetzt erschien auch wieder der Brautführer, aber in einer völlig veränderten Gestalt. Auf dem Kopfe saß ihm statt des feschen Steirerhutes ein alter Zylinder. Um den Leib hatte er eine weiße Schürze gebunden und in der rechten Hand schwang er etwas, das sich wie das Hörrohr eines Doktors ausnahm. Unter der linken Achselhöhle hielt er ein hochrotes Parasol. Außerdem waren seine Augen mit einer Brille versehen, die es in der Größe beinahe mit einer Automobilbrille aufnehmen konnte.

„Halloh ... der Bader is da", hörte man von allen Seiten fröhlich ausrufen.

„Guatn Abend, Leutln ... guatn Abend", nickte der so verkleidete Brautführer allen freundlich zu und stellte sein Parasol in die nächste Ecke des Tanzzimmers. Gleich nach ihm sah man mehrere verkleidete Gestalten am Tanzboden auftauchen.

„Dokta ... Dokta ... umasunst bist gwiß nit käma! Da muaß was Fürchtigs gschehgn sein", meinte schmunzelnd der alte Simmerl.

„Freili is was gschehgn ... was Fürchtigs," entgegnete unter allgemeiner Spannung der Dorfbader. „Denkts enk, Leutln ... die Köchin is a(b)brennt ... bein Krapfnbacha!"

Alles begann zu lachen.

„Hast sie neama gsund machn kinna?" fragten die Bauern.

„Warr keine Rettung nicht mehr möglich," schnarrte der lustige Doktor in gewähltester Ausdrucksweise. Dann verfiel er wieder in die gewohnte Mundart. „Is a(b)brennt bis auf a Häuferl Aschn und ihre falschn Zähnd... Grad die Krapfn han i no derrettn kinna."

Er fuhr in seine linke Hosentasche und förderte einige zerdrückte alte Krapfen zutage, die von Ameisen wimmelten.

beinahe unziemlicher Spaß. — Man beschuldigte auf diese Art die arme Braut, daß sie sich in ihrer Bedrängnis ein bißchen vergessen haben sollte. Die Ärmste, die sich nun vor lauter Scham nicht aufzuschauen getraute! Überhaupt verfährt dersonst so schöne Hochzeitsbrauch manchesmal beinahe grob mit der Braut. Ich selbst war einmal Zeuge, wie man ihr gleich nach der ergreifenden Kranzabnahme statt ihrem Myrtenkränzlein einen alten, verfilzten Männerhut aufsetzte und allerlei Allotria mit ihr trieb.

Die heitere Stimmung, die sich nach diesen Episoden zeigte, verstummte aber bald, als der Brautführer wieder seine frühere, feierliche Miene aufsetzte.

Er hielt jetzt den Nachspruch:

„Dei Kranzl, aus Myrten, wird aufbewahrt,
Dort an den Himmelsort
Den Ihr als bräutlich' Paar
Gebracht zum Altar."

Unter dem Worte den ist wohl der Kranz verstanden.

„Der ganzen Freundschaft ist s an Ehr
Und den Eltern noch viel mehr,
Wenn Kinder schließen das Eheband
Im schönen Jungfraunstand.

Aber i bitt Euch von Herzensgrund
Vergeßt nit auf diese Stund,
Und was Ihr als Hochzeitspaar
Beschworen habt bei n Altar.

Denn Ihr liebe Brautleut
Seid fest verbundn,
Und der Schlüssel, der aufsperrt,
Wird nimmer gefunden."

Er erfaßte die rechte Hand der Braut und führte sie zum Bräutigam hin:

„O liabe Jungfrau-Braut,
Der Nam' is vorbei! —
Hiatzt is er dei Mann
Und du bist sei Wei'.

Für die ganze Hochzeitschar
Bring i den Glückwunsch dar:
Gott geb Euch Glück und Segen.
An dem is alls glegen.

Und das is no mei Wunsch und Sinn:
Nehmts an die neuchi Nachbarin,
Bleibts ihr mit Hilf und Kraft
A guate Nachbarschaft."

Nun ergriff er ein Weinglas, ließ es voll schenken und sagte:

„Alsdann . . . hiatzt bin i firti
Mit mein Wunsch und mein Gsang.
Und ihr liabe Spielleut,
Machts an lustign Klang!"

Er schwenkte sein Glas gegen die Brautleute, die Musikanten bliesen wieder einen lauten Tusch und begannen gleich darauf einen

Staat und Stadt.

Von A. l'Houet.*)

Solange Deutschland besteht, besteht in ihm auch der alte Kampf zwischen Staat und Stadt. Und dieser Kampf hat zurzeit zu einem derartigen noch nie dagewesenen Übergewicht von allem geführt, was Stadt heißt, daß diese selbst und das ganze Land mit ihr der Gefahr der völligen Entartung nahegebracht wird. Wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit. Gar, wenn das Leiden ein derartig hochgradiges ist!

So alt Deutschland ist, so alt ist auch in ihm der Kampf zwischen Stadt und Staat. Die Städte sind seinerzeit wider ihren Willen vom Staate aus gegründet und ins Leben gerufen worden. Und sie haben diesen Zwang ihm vergolten mit ewiger Feindschaft. Bald hat in diesem Streite die Stadt gesiegt, bald der Staat. Wenn die Stadt siegte, gab es Zeiten, wie die des Hansabundes, wo sie allmächtig wurde. Man weiß, wie weit das Geld der Fugger dazu mitgeholfen hat, Amerika zu entdecken, wie abhängig oft selbst alles Kaisertum von ihm war. Es wiederholte sich immer von neuem das Bild, daß Stadt für Stadt jede ihrem Landesfürsten seine Burg innerhalb oder vor ihren Mauern eines Tages endgültig abkaufte und zerstörte.

Ursprünglich zum Schutz erbaut, war aus allen solchen Festen eine Bedrohung geworden, und eines Tages gelang es jeder Stadt, sie abzukaufen oder auf Nimmerwiedergabe abzupfänden. Das Schloß auf dem Kalkberge zu Lüneburg, die Feste Lauenrode in Hannover, die Feste Balruz in Göttingen, im Braunschweigischen die Asseburg, die Homburg, die Liebenburg, Haus Vorsfelde, Haus Schladen, Haus Wolfenbüttel, sie alle brachten die betreffenden Stadtwesen in ihre Gewalt zum Niederreißen oder zur Unschädlichmachung anderweit. Eigene Verwaltung, eigene Vogtei, eigene Gerichtsbarkeit, besonders auch eigener Kriegsdienst und eigenes Befestigungsrecht, eigene Münze, eigene Zölle, eigene Mühle, eigenes Straßengeleit; alles entriß die Stadt nach und nach dem Fürstentum, mit Gewalt oder für Geld. Stadt für Stadt wurde frei, wuchs sich aus zu einer kleinen Republik mit immer vermehrtem Landgebiet innerhalb ihrer jeweiligen Monarchie, ihrem Königtum, Herzogtum oder dergleichen.

So lagen die Dinge in den Jahrhunderten, wo die Stadt die stärkere Macht war. Und wenn es der Staat war, dann mußten die Städte ihre Eroberungen wieder herausgeben. Ihre Freiheit, ihre Reichs-

*) Aus A. l'Houets mutigen Großstadtbriefen „Zur Psychologie der Kultur". (Bremen. Niedersachsen-Verlag Karl Schünemann.)

„Dö san no lebendi bliebn“, lachte er und warf die Krapfen einigen besonders neugierigen Zuschauern an den Kopf. Dann wandte er sich zu den Masken, die offenbar seine Patienten vorstellen sollten. Unter diesen befand sich eine Frau mit einem ungewöhnlich dicken Bauche.

„Das ist ein beeser Fall“, diagnoszierte sofort unter großer Heiterkeit der bäuerliche Heilkünstler und betrachtete prüfend den ominösen Bauch von allen Seiten. Dann horchte er aufmerksam mit seinem Hörrohr an der Frau herum und klopfte bedächtig die ganze Leibesfülle ab.

„Seit wann haast du diesen grossenn Bauch?“ fragte er in dozierendem Tone.

„Seitt neun Monatt“, hörte man es prompt mit verstellter Männerstimme flöten.

Die Bauern begannen vor Vergnügen zu johlen.

„Lachts nit ... ös Todln“, verwies sie ernst der ländliche Doktor. „Da is ganz was anders drin, als ös glaabts ... Die gutte Frau haat was Großes gschlickt“, begann er wieder sein gewähltes Deutsch. „Und das kann nach der gemessenen Größe“ — hiebei quetschte und drückte er nach Kräften an dem hochgeschwollenen Unterleibe der Patientin herum — „nach der grossenn Größe ... bestimmt ... nur a Schubladkasten gwest sei!“ ...

Diesen Worten folgte ein indianerartiges Lachgeheul. — Der Lachtrubel verstärkte sich noch, als die weibliche Maske trotz ihres großen Bauches in eine Art Verzückung geriet und hiebei die drolligsten Sprünge absolvierte. Zum Schluße brachte sie aus ihrem gesegneten Unterleibe drei Kinderpuppen zum Vorschein, die zum Gaudium aller Anwesenden hin und her geworfen wurden.

Ähnliche Späße trieb der Dorfbader mit den andern Masken, bis der Morgen graute.

Aber trotz aller Schnurren und Schwänke, die der routinierte Lustigmacher ersann und zum Besten gab, kam es oft vor, daß der Schlaf viele Hochzeitsgäste in den Morgenstunden übermannte. In solchen Fällen oblag es den Spielleuten, die Schläfer aufzumuntern. Ein kräftig geblasener Tusch, der auf ein Zeichen des Brautführers ertönte, riß die Schlafenden jäh aus ihrer Ruhe. Die unmittelbar darauffolgende allgemeine Heiterkeit stellte dann die frühere lustige Stimmung wieder her. Musik, Gesang, Tanz und Freund Alkohol feuerten die erschlafften Lebensgeister zu neuer Regsamkeit an, die bis zum nächsten Tage anhielt.

Mit dem Heimspielen der Brautleute endigte in der Regel der ganze Hochzeitstrubel. Es kam früher vor, daß Spiel und Tanz noch im Hause des Hochzeitspaares ihre Fortsetzung fanden. Dieser Brauch ist aber beinahe gänzlich erloschen. Die jetzige Bauerngeneration wäre einer solchen gewaltigen Nervenanspannung auch nicht mehr gewachsen!

Vor allem, möchte es scheinen, sollten unsere sämtlichen deutschen Dynasten an diesem Punkte nicht glauben, daß hier Friede eingetreten sei. Es ist mit die folgenschwerste Neuerung gewesen, die sie damit unternommen haben, daß sie ihren dauernden Wohnsitz in ihren Hauptstädten aufschlugen. Der Fürst müßte draußen auf seinen Burgen bleiben. Da würden ihm auch ganz andere Gedanken kommen und ganz andere Flügel wachsen. So aber schenken ihm seine Städte einen Stall voll Automobile und der Fürst glaubt an diese Gabe seines Gegners. Während seine Hauptstadt gar nicht erst in ein thronfeindliches Lager überzugehen braucht, sondern als solche sich seit tausend Jahren bereits in demselben befindet! Daß hier Friede gerufen wird, wo kein Friede ist, das verdirbt das ganze Land.

Hans Eschelbach.

Eine literarische Studie.

Eschelbach ist ein Ringender, ein Herold der Humanität und der Nächstenliebe — man könnte ihn den Dichter der Mühseligen und Beladenen nennen. In fast allen seinen Werken bemüht er sich, jene Konflikte, die — vielleicht allzu tief in der menschlichen Natur begründet — Haß und Zwietracht, Kampf und Unruhe in unser Leben bringen, wenigstens künstlerisch zu lösen. Dabei geht er seinen eigenen Weg, den ich für einen richtigen Weg halte. „Kann ich", scheint er zu überlegen, „die Armen und Elenden, die das Unglück verbitterte und äußerlich rauh machte, in ihrer oft tiefen Verinnerlichung, ihr Streben und Enttäuschen, ihr Hoffen und Verzweifeln schildern, dann müssen die Starken und Siegreichen mit ihnen Mitleid empfinden, und Mitleid ist der Keim, aus dem Liebe und Hilfe wachsen". Besonders Kinder, verlassene, mißverstandene und verfolgte Menschenkinder, stellt er unter den Schutz seiner Kunst und läßt dort poetische Gerechtigkeit walten, wo es das Leben häufig verabsäumt, gerechte Urteile zu sprechen.

„Heiße versöhnende Liebe nach einem Funken Ewigkeitsfeuer in verirrten Menschenleben leitet Eschelbachs Schaffen", sagt sein verständnisvoller Biograph Max Guhlke*), und dieser Funke glüht aus jeder Zeile. Auch die kleinste Novelle verfolgt einen idealen Zweck; man lese nur die „Erzählungen", „Die beiden Merks", „Der Wasserkopf", „Liebe erlöst" und „Im Moor"**). Aber dennoch stelle ich den Romancier Eschelbach höher als den Novellisten Eschelbach. Die

---

*) Hans Eschelbach, ein Dichterbild der Gegenwart. (Ravensberg. Verlag von Fr. Alber, 1910.)

**) Verlag Albert Ahn, Köln a. Rh.

standschaft wurde ihnen wieder abgenommen. Ihr Landerwerb wurde ihnen wieder entrissen. Der Dreißigjährige und die napoleonischen Kriege brachten sie um vieles davon. Der Reichsdeputationshauptschluß 1803 nahm ihrer 48 von 54 die Selbständigkeit. Hamburg, Lübeck, Bremen erhielten sich durch die See, wie im Dreißigjährigen Kriege Stralsund. Es waren die Zeiten des fürstlichen Absolutismus.

Eine Spannung war ewig zwischen Staat und Stadt. Der Fürst nannte seine Hauptstadt, die eine Hansastadt war, seine „Erb- und Landstadt“, die Stadt protestierte dagegen, der Fürst protestierte gegen die Ansprüche seiner Stadt, die Stadt schlägt die Gevatterschaft bei seinem Sohne aus und läßt beim Tode seines Vaters nicht läuten oder schickt keine Abgesandten zum Begräbnis, und der Fürst belagert sie oder reist zum Kaiser, die Acht über sie auszuwirken. Man weiß, das halbe Mittelalter verläuft mit solchen Reibereien. Handel und Wandel erlahmen unter der Acht, und zuletzt einigt man sich zum Friedensschluß auf den status quo ante.

Also, wenn man die Sache so ansehen will: Nichts anderes als wie diesen uralten Streit hat man auch heute wieder vor sich! Wie sollte er auch über Nacht eingeschlafen sein?! Nur aber mit dem Unterschiede, daß die Stadt zurzeit so übermächtig ist, wie bisher nie eine Partei im Kampfe war. Nirgends mit der Faust, aber überall mit der drückenden Gewalt des Großkapitals und mit dem süßen Gifte seiner gesamten Einrichtungen überwältigt sie den Staat. Jüdisches und christliches Judentum schlägt das Land in Banden, das nicht wagt, das Wort Judentum überhaupt in den Mund zu nehmen. Und wie mit einem tausendfachen Köder und vergifteten Apfel zieht es alle Landkraft in sich hinein, dem Staate sie entziehend, in ihren Mauern sie erwürgend. Wie den Jungen zur Bonbondüte, so zieht es das ganze Landvolk, groß und klein, gebildet oder ungebildet, zu der Stadt hin.

Das ist der eine Unterschied, der verheerend wirkt: Solche nie dagewesene Übermacht. Und der andere, der zweite, im folgenden näher zu besprechende: Die Art gerade der modernen Stadt, der Stadt seit 70, die Qualität solcher Übermacht, ihre Entartung. Ihr Reichtum, ihre Menschenpferchere, ihre Rassenmengerei, ihre Religionslosigkeit, ihre Überarbeitung, ihre Reizmittel über Reizmittel, ihre Kinderfeindschaft. Eine Menge solcher Dinge lassen sie immer mehr entarten, daß der Mensch in ihr zum Schlusse kein Mensch mehr ist.

Die Stadt in ihrer Entartung und diese solche Stadt als unwiderstehliche Übermacht: Das ist die böse heutige Phase in diesem tausend Jahre alten, sonst so ehrwürdigen Kampf zwischen liberal und konservativ, Stadtgeist und Staatsgeist, denn weiter sind diese beiden Begriffe nichts. Liberal hat mit dem lateinischen liber nichts zu tun.

lebenswahr in einem höheren Sinne des Wortes. Man betrachte z. B. die Gestalt Judas Ischariots! —

Außerhalb der epischen Formen tat sich Eschelbach noch als Lyriker und Dramatiker hervor. Seine Lyrik besingt die Natur, die Liebe und soziale Verhältnisse — verleugnet also nicht die Grundakkorde seiner anderen Dichtungen. Ohne hungrige Originalitätshascherei und ebenso ohne manierierte Banalität sucht und findet er Stoffe und Reime. „Wildwuchs“ und „Sommersänge“ heißen seine Gedichtenbücher.*) Gleicherweise sind die Dramen „Professor Berger“, „Antiochus“ und „Der Abtrünnige“ von einer kräftigen Individualität getragen.

Erwähnen möchte ich noch die Broschüre: „In die Kaserne mit der Frau“**), eine Anregung, die Frau nach militärisch-organisatorischer Art für ihre besondere Stellung im sozialen Leben auszubilden. —

Die Leser des „Heimgarten“ werden im kommenden Jahrgang Gelegenheit haben, Hans Eschelbach in einem seiner allerbesten Romane kennen zu lernen.

Heimgärtners Tagebuch.

Das Jahrhundert des Kindes! nennt man sie nicht so, unsere Zeit? Für das Kind wird viel getan, noch mehr darüber geschrieben. Das Kind wird vergöttert und Stimmen werden laut: Überschätzung des Kindes! — Überschätzt kann das Kind nicht werden, denn wir haben nichts, das so wichtig, so bedeutsam wäre als das Kind, das unsere Zukunft, unsere Unsterblichkeit ist. Doch wenn das Kind so ganz in den Vordergrund gerückt wird, so entkindet, verdirbt man es. Den wertvollsten Schatz pflegt man im Hintergrund des Hauses verwahrt zu halten, und unsere Vorfahren haben mit einer gewissen Keuschheit das Kind verhüllt und nicht soviel davon gesprochen. Ich selbst habe ein Buch vom Kinde geschrieben, aber nicht sosehr, um mein Kind, sondern um das Kind als solches zu zeigen, soweit es mir in dem meinen offenbar wurde.

Die moderne Lehre vom Kind darf nicht mißverstanden werden, das wäre der verhängnisvollste Irrtum, den unsere an Irrtümern so reiche Kultur machen könnte. Wenn es heißt, in der Kindererziehung die Liebe voran, so kann das doch nicht gemeint sein, daß man das Kind verzärteln, vergöttern soll. Zwischen Rabenvater und Affenmutter steht ein Drittes, die Vernunft, die zu rechter Zeit Ernst und Strenge ist. — Zum

*) Paderborn. Ferdinand Schöningh.
**) Verlag Albert Ahn.

breiten, satten Schilderungen, die der Roman gestattet, sind sein ureigenstes Feld und hier feiert sein massenpädagogisch-sozialethisches Talent Triumphe, hier erreicht er, ohne tendenziös zu wirken, das gewünschte Ziel, den Leser zu packen und ihm seine Ideen einzuprägen.

Der Dichter war ehemals Lehrer, und Lehrergestalten kehren denn auch in seinen Werken immer wieder — nicht trockene Schulfüchse, sondern mitfühlende Erzieher und Freunde der Jugend, die sich ihres ebenso schönen wie verantwortungsvollen Berufes bewußt sind: an der Zukunft der Menschheit zu arbeiten. Es ist ein bedeutsamer Zug unserer Zeit, daß gerade jetzt so viele und so starke Talente der Dichtkunst aus dem Lehrberuf hervorgehen, wie sie einst aus den Pfarrhäusern sprossen, aus den protestantischen Pfarrhäusern. Die sittlich-geistige Richtung der Schule drängte die naiv-gläubige in den Hintergrund; das Diesseits der Welt behauptet sein Recht. Der reine Glaube überläßt in letzter Linie der Gottheit die Lösung der Welträtsel, die intellektuelle Ethik greift selbst zu und spannt zuerst die Kräfte in uns. Selbsthilfe, die stark macht! — Eschelbach muß ein guter Schulmeister gewesen sein und er ist ein großer Pädagog geblieben, da er nun nicht mehr im engen Zimmer zu einem Jahrgang, sondern in der freien Öffentlichkeit zur Gesamtheit spricht. Aber seine Kunst reicht noch weit über das spezielle Erziehungsproblem hinaus, wenn auch überall die gleichen sittlichen Endziele verfolgt werden. Eine ganz feine Schöpfung ist der Künstlerroman „Maria Rex“ *), der die Nachzeichnung längst verbrauchter Typen angenehm vermeidet und eine tragische und doch sonnige Frauengestalt in den Mittelpunkt der Geschehnisse stellt. Eschelbachs festgefügter Lebensauffassung entspricht es, daß er auch hier die Handlung zu einem guten Ende leitet.

Eine gewaltige Schöpfung ist das historische Kolossalgemälde „Der Volksverächter“ **), ein Kulturroman aus der Makkabäerzeit. Guhlke urteilt darüber sehr richtig: „Der ‚Volksverächter‘ ist ein echt deutscher Roman, in dem das deutsche Wesen, ‚Stärke, die mit dem Gefühl ringt‘, so recht hervortritt. Mögen die Helden auch ein fremdländisches Gewand tragen, mögen sie sich auch auf außerdeutschem Boden bewegen: Gefühlswelt und Handlungsweise sind deutsch.“ Diesem Buche innerlich verwandt ist der Christusroman „Ihm nach“, der demnächst erscheinen wird und der mir durch die Liebenswürdigkeit des Verfassers bereits im Manuskript zugänglich war. Man merkt es ihm an, daß Eschelbach zu tiefst in das Wesen des Urchristentums eindrang und die Milieustudien in Palästina, im heiligen Lande selbst, machte. Als helle Idealgestalt schwebt Christus über den Ereignissen und der Dichter formt die Charaktere und Geschehnisse phantasievoll und

*) Verlag Albert Ahn.
**) Verlag Albert Ahn.

alle Opfer für das Kind sind umsonst, wenn wir — verblendet von der eigenen Erwachsenheit — das Kind mißverstehen. Denn wir dürfen nie vergessen, daß es schon wer ist, wenn es auf die Welt kommt, daß es sich nur aus sich selbst entwickeln kann. Der Erzieher hat diese Entwickelung zu bewachen, die Keime gesunder Eigenschaften zu fördern, die Keime schädlicher Anlagen zu hemmen. Wie schwer, wie unmöglich ist das, wenn er das Kind immer nur an sich selbst und seinen eigenen Neigungen mißt. Unter solchen Umständen ist es für manches Kind am besten, wenn es — gar nicht „erzogen“ wird.

Endlich einmal! In unserer Gebirgspfarrkirche predigte der Priester gegen die Landflucht. Seit etwa sechzig Jahren ist fast ein Dritteil der großen Gemeinde nicht ausgestorben, sondern abgestorben. Wären die Gehöfte ausgestorben, wie in Pestzeiten, so wüchse das Leben wieder nach. Aber abgestorben, verkommen, durch Auswanderung entvölkert, verwildert, keine Heimstatt der Menschen mehr für unabsehbare Zeiten. — Da durch die Landflucht auch die Kirchengemeinden mehr als dezimiert werden, unter Umständen sogar sich auflösen müssen, so wunderte es mich schon lange, daß die Prediger gegen die grassierende Landflucht kaum je ein Wort übrig hatten. Nach dieser Seite hört der Bauersmensch noch am liebsten hin. Aber freilich müßte dem Bauern dann auch gesagt werden, wie er es machen muß, um auf ererbter Scholle bestehen zu können. Wie er die Wirtschaft ändern, die Großwahnsucht, das Herrwerdenwollen ablegen, Altersversorgungen anstreben, Luxusbedürfnisse verringern und wieder mehr Heimatsfreude züchten müßte. Da könnte ganz wohl die Geistlichkeit — wenn sie sich schon um weltliche Dinge kümmern will — organisatorisch einsetzen, und daß mit Predigten gegen das Unheil der Landflucht der Anfang gemacht wird, ist ein erfreuliches Zeichen.

Frankfurt a. M., 11. Juli. Der Feldwebel Ernst Müller, der vor einem Jahre seine Geliebte Emilie Ißland erstochen hatte, war vom Kriegsgerichte in erster Instanz zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Er legte gegen das Urteil die Berufung mit der Motivierung ein, daß er als Mörder zum Tode verurteilt werden müsse, da er für seine Tat die volle Verantwortung tragen wolle. Das Kriegsgericht zweiter Instanz schloß sich dieser Ansicht an und verurteilte Müller zum Tode. Der Verurteilte lehnte es ab, ein Gnadengesuch an den Kaiser einzubringen, weshalb sein Vater und der Pfarrer seines Geburtsortes dem Kaiser ein Gnadengesuch überreichten. Kaiser Wilhelm hat das Gesuch jedoch abschlägig beschieden.

Ist das nicht eine seltsame Neuigkeit? Der Mörder besteht auf sein Recht, hingerichtet zu werden. Seine Freunde und Ver-

Gehorsam erziehen! Aber nicht zum blinden, der Sklaven macht. Nie lernt das heranwachsende Kind mehr, als wenn der Erzieher den verlangten Gehorsam begründet, warum, zu welchem Zweck es folgen muß. So geht mit dem Gehorsam Hand in Hand die Einsicht, die Vernunft, das Kind freut sich des zielrichtigen Vorganges, während der blinde Gehorsam es nur vertrotzt, verhärtet und verdummt. Wir gehen darauf aus, dem Kinde das Lernen leicht, wenn nicht gar „zum Spiele" zu machen. Das soll doch nicht bedeuten, als wolle man es vor strammer Arbeit bewahren, die Herbheit der Pflicht umgehen lassen; es heißt vielmehr, die rechte Lehrmethode anwenden, die der jeweiligen Auffassung und dem Verständnisse des Kindes entspricht, damit das Kind Freude am Gegenstand habe, damit das Gelernte gleichsam in seine Natur übergehe. Der Ernst und die Strenge des Lernens wird dem Kinde deshalb noch lange nicht geschenkt, wir wissen alle, mit welcher Wucht im Laufe der Zeit die Aufgaben herantreten. Sie sind so schwer, daß man wohl Grund hat, die zarten Kräfte des Kindes nicht zu früh zu erschüttern, sondern sie den künftigen Aufgaben reifen zu lassen. Heißt es doch, das Bauernkind müsse man vor zu früher knechtischer Arbeit schützen. Überanstrengungen in der Schule aber sind auch knechtische Arbeiten! Rechtzeitig geübt müssen die jungen Kräfte freilich werden, und das geschieht am naturgemäßesten durch den Unterricht, der weniger theoretisch als real und sinnlich ist. Die Welt, aus der und für die das Kind lernt, ist ja auch real und sinnlich. — Das man sich auf das Kind besinnt, ist mir sehr tröstlich zu einer Zeit, da es in besonderer Gefahr ist, die Familie zu verlieren. Die Fahrigkeit, in die das Bauerntum geraten, die Geldjägerei des Bürgertums, die Hauslosigkeit der Sozialdemokratie und anderes zerstören die Familie und nehmen dem Kinde die Heimat weg. Früher als vor Zeiten wird es in die harte Welt geworfen; da gönne ich ihm wohl, daß eine Bewegung eingreift, die ihm Kindesharmlosigkeit, Kindesgesundheit und Kindesfreude schützen will so lange als möglich.

Das Kind bedeutet nicht wenig und nicht viel, es bedeutet alles. Nein, nicht eine Überschätzung des Kindes kann es geben. Unterschätzung ist so vieles, was wir an ihm tun. Es ist kein Spielzeug für Große, es ist nicht das Wesen, an dem wir unsere Launen auslassen, mit dem wir Staat machen, das wir durch Zärtlichkeit verhudeln oder je nach Anlage und Anlaß beliebig quälen dürfen. Die ganze große, reine, ernste Liebe gehört dazu, um das Kind so zu pflegen, zu führen, zu erziehen, daß es in seinem bevorstehenden Leben für sich glücklich und für andere ein Segen werden kann. Alle unsere Kultur-Entwickelungsbemühungen, die Erfolge der Technik, der Gelehrsamkeiten, alle politischen Bestrebungen um die Zukunft, um bessere zufriedenere Zeiten, alles, alles ist umsonst, wenn wir das Kind vernachlässigen. Aber auch alle Sorgen, alle Liebe,

Die Deutsche Kanzlei in Berlin gründet eine Schreibmaschinengesellschaft für Schreibmaschinen in Deutschschrift. Sie sucht hundert Deutschgesinnte, wovon sich jeder mit 500 Mark beteiligen soll. Mich deucht, daß es kaum nötig sein sollte, eigens eine Gesellschaft zu gründen für etwas, das so allgemein volkstümlich ist, als unsere liebe, traute, deutsche Schrift. Es gibt erstens ja wirklich schon viele Schreibmaschinen mit Deutschschrift. Eine sich steigernde Nachfrage nach solchen wird bald eine noch größere Verbreitung erzielen, und die Mittel sind auch vorhanden, um etwa kleine Ungewohntheiten zu beseitigen.

Also, Deutsche, ihr braucht nur Maschinen mit Deutschschrift zu verlangen, und sie werden in Menge auf dem Markte sein. Und ich kenne Leute, die ihr Antiquazeug gerne gegen eine deutsche Schreibe vertauschen.

Indes bestreitet kein Mensch die Berechtigung der Lateinschrift im Weltverkehr und in der Wissenschaft. In der deutschen Literatur aber ist Hausherr der deutsche Buchstabe, der sie uns trägt und hütet.

Bei unserem Tisch war die Rede von der Eiszeit. Der Student wußte zu sagen, in fünfzigtausend Jahren würden im Murtal turmhoch die Gletscher liegen, in hunderttausend Jahren würde die Wüste Sahara ein Eisfeld sein.

„Oh!" sagte das naseweise Nesthöckerl, das immer gehörte und unverstandene Red' nachpaperlt, „die hunderttausend Jahr werden auf ja und na vorbei sein."

Man mußte stutzen, daß die Redensart, „ach, wie schnell die Zeit vergeht!" von einem Eintagstierchen so großzügige Anwendung fand. Hunderttausend Jahr auf ja und na vorbei! Diese Ewigkeitswahrheit kann nur ein Kind gelassen aussprechen.

Ein Doppelwesen ist das Menschenleben,
Der eine Teil hat Rätsel aufzugeben,
Der andre Teil vom diesem Doppelwesen
Besitzt die Kraft, die Rätsel aufzulösen.

Vor kurzem starb in meinem Waldlande ein alter Mann, der einmal jung gewesen ist. Das wäre an sich nicht besonders merkwürdig, aber dieser Mann war einst ein Kohlenfuhrmann und hat Weibsbilder — aufsitzen lassen. Heutzutage werden in jener Gegend die Holzkohlen der Wälder in Säcken ins Tal hinausgeführt zu den Eisenwerken. Damals sind die Kohlen mit einem Riesenkorb, der länglich auf dem Geräder lag und „Kohlkrippe" hieß, befördert worden. Eine solche

wandten wollen ihm die neuerliche Verurteilung zum Leben erwirken, aber der Kaiser trat für den Willen des Mannes ein. Er mochte sich denken: Ist es sein Ernst, dann verdient es die vollkommene Reue, daß er von dieser Welt erlöst werde.

Im Jahresbericht des Marburger Unterstützungsvereins für entlassene Sträflinge lese ich:

„Die Sehnsucht nach dem Göttlichen lebt auch in dem Rechtsverbrecher, mag er von Scham und Schande überwältigt, an sich, an Gott und der Welt verzweifeln, mag er mit bodenlosem Leichtsinn sich über die Strafe hinwegzusetzen oder stumpfsinnig darein zu schicken suchen, mag er verkommen und verwildert, jedem religiösen Erkenntnis bar, weder Gebote noch Vaterunser kennen, mag er in den frechsten Redensarten den Glauben an alles Göttliche verfluchen und als sein Glaubensbekenntnis hinstellen: ‚der Mensch ist wie ein Hund, er frißt, was er kann und beißt, wenn er kann, wenn er krepiert, scharrt man ihn ein, und alles ist aus'. Hinter dem allen steckt die religiöse Anlage und das religiöse Bedürfnis. Wer in die Tiefe des menschlichen Herzens zu schauen versteht, findet hinter Verzweiflung und leichtsinnigem Spott, hinter dumpfem Hinbrüten und frevelhafter Gotteslästerung, ja hinter der letzteren oft am meisten, den Aufschrei des religiös angelegten Menschenherzens. An die Sehnsucht nach dem Unendlichen muß angeknüpft, sie muß verstärkt und vertieft werden."

Wohl einem Volke, wohl den Unglücklichen, deren Richter eine solche Sprache führen! Nicht Vergeltung heißt es, sondern Besserung! Die Strafanstalt eine Erziehungsanstalt, die unter Umständen der Welt bessere Menschen zurückgeben kann, als solche vor ihrem Schuldigwerden gewesen sind.

Die Gegner der deutschen Schrift sind beständig auf der Suche nach triftigen Gründen für ihre Lateinschrift. Jetzt reiten sie auf der Schreibmaschine und sagen, diese habe ja auch die Lateinschrift, weil sie eben die beliebteste wäre.

Nun, die Schreibmaschine hat zuerst bei der Kaufmannschaft eingesetzt, die ja immer eine Neigung zu einer internationalen Antiqua hatte. Hauptsächlich aber hat die Schreibmaschine deshalb die nüchternen Staben gewählt, weil diese weniger der Reinlichkeit bedürfen, als die deutschen, die öfter und sorgfältiger mit der Bürste zu behandeln sind. Daß der Großteil der deutschen Welt auch bei der Maschinenschrift die Deutschschrift leichter lesen wird, als die charakterlosere Antiqua, kann ja bald bewiesen werden.

bekam es aus meinem Schweinsfettkübel. Da dachte ich: Wenn schon das Schweinsfett alles heilt, so wird es wohl nicht wahr sein, daß jeder Apotheker das Recht hat, jährlich einen Menschen umzubringen, um aus ihm Medizinen zu machen. — Denn dieser Glaube herrschte damals vor sechzig Jahren im Volke und herrscht noch heute, in der Zeit der Neuschule, der Volksmissionen, der Presse, der allgemeinen Aufklärung. Erst vor kurzem suchte sich in der östlichen Steiermark ein Apotheker gerichlich zu schützen vor dem Verdacht, daß er für Medizinzwecke manchmal heimlich einen Menschen töte. Selbst von den Barmherzigen Brüdern in Graz sagt man solche Ungeheuerlichkeiten. Im Aberglauben gibt der Städter dem Landbewohner wenig nach. Es hilft auch die „Bültung“ nichts. Was ist da zu machen?

Als Knabe hatte ich Missionsprediger gehört, die gegen die Unkeuschheit eiferten. Ich eiferte — auf der Weide den Schafen und heimlich horchenden Holzknechten predigend — lebhaft mit, ohne eigentlich zu wissen, was das ist. Die weltlustigen Nachbarburschen mußten sich geärgert haben über das junger Pfarrerlein, das noch keine Weihen hatte, und schon Leute bekehren wollte, dieses fromme vorlaute Bübel — und sie taten ihm was an.

Ich hörte gern ihr Singen und Jodeln und so nahmen sie mich an einem späten Samstagabend mit auf ihren Streifungen über Feld und Matte und zu anderen Häusern, in denen saubere Dirndln waren, was ich aber damals nicht achtete. Es war schon finster. Ob ich was vom Himmel sehen wollte? fragte mich ein Bursche. „Ja!“ denn die Missionäre hatten mich plangen gemacht nach dem Himmel. Der Bursche kroch durch das Fenster in eine Hütte, ein anderer schob mich ihm nach. Ich fiel drinnen auf ein Bett. Ich lag zwischen zwei Menschen, die schäkerten und mich mit unter die Decke zogen.

Nachher steckte mich der Bursche wieder zum Fenster hinaus, lachend: „So, jetzt kannst Pfarrer werden, eingeweiht bist.“

Wie ich wieder heimkam, das weiß ich nicht. Den andern Tag war ich so, daß der Vater zur Mutter sagte: „Dem Buben ist heut' was.“ Den Eltern wich ich aus. Zu abscheulich schämte ich mich und begriff nicht, weshalb nicht auch sie sich schämten. — So also geht die Geschichte! Das ist der Mensch! — — Aber, wer hat dem Kleinen denn gesagt, daß das, was er in jener Nacht erfahren, Sünde ist? Er wußte ja gar nicht, ob es jenes sei, das die frommen Prediger in die neunte Hölle hinab verdammt hatten. Es war bloß etwas ganz Unbekanntes, Ungeahntes gewesen, und siehe, ein innerer Richter sagte: das ist die Sünde!

Kohlenfuhre hat auch der Zweckelzenz täglich aus den Wäldern mit zwei schweren Pferden in das Mürztal geführt. Nun war der Zenz ein besonderer Freund des schon damals auf der Alm vielfach vorkommenden Hosenrockes. Wo er ein Almdirndl wußte, daß die gegen Wetter und Sturm so kleidsame Tracht anhatte, da zog es ihn hin. Und einmal, als er mit seiner leeren Kohlkrippe auf dem langen Waldwege heimwärts fuhr, fiel ihm der Hosenrock ein, in dem eine jungfrische Halterin stak, die auf der Zutrum-Alm das Vieh hütete. Aber die Alm war weit hinten, dem Kreßbach zu. Macht nichts, für die Liebe gibt es keine Zwischenräume. Der Zweckel-Zenz leitete sein Fuhrwerk wegseitlings auf ein Angerlein hinaus, band dort die Pferde mit dem Leitriemen an einen Baum, sagte zu ihnen: „So Bräundln, do bleibts stehn und mochts koani Dummheiten. In a ra Stund bin ih wieder do."

In a ra Stund war der Zenz aber noch nicht da, ohne daß es sicherzustellen ist, ob der weite Weg daran schuld gewesen, oder der Hosenrock. Als er nach zwei Stunden zu seinem Angerlein an der Straße zurückkam, waren aber auch seine Bräundeln nicht da, war der Kohlenwagen nicht da, war nichts da als der Anger und der Wald und der Baum, an den er das Fuhrwerk gebunden hatte. Ein Stück Riemen hing noch am Stamm. Den Pferden war das lange Warten zu dumm geworden, sie rissen ab und trabten den wohlbekannten Weg weiter nach Hause, um endlich zu ihrem „Habern" zu kommen. Als sie im Zweckelhof sahen, wie das Fuhrwerk ohne Fuhrmann daherkam, erhoben sie ein Jammergeschrei, was nur dem Zenz geschehen sein müsse! Die Leute liefen wegshin, um ihn zu suchen. Da begegnete er ihnen laufenden Schrittes, das abgerissene Riemenstück in der Hand, und rief fast atemlos: „Die vafluachtn Vieher! Seins dahoam? Jo? Gschreckt müaßn sa sih hobn, von an Vogel, oder wos. Wild seins ma worn, hons nit dahobn mögn. Da Ream (Riemen) hot ogrissn! — Tuifi nohamol, bin ih froh, daß dahoam sein, de Luadern!"

Gut war das gelogen. Aber die Hosenrock-Dirn hat er nachher heiraten müssen. Beim Hochzeitswein hat er die Geschichte einem guten Kameraden erzählt. Und der sagt nichts.

In meiner Knabenzeit bin ich einmal in die Apotheke geschickt worden, um ein Kübelchen verdorbenen Schweinfetts zu verkaufen. Dann kam ich drauf, daß der Apotheker viele Kunden aus diesem Schweinsfettkübel bediente. Der eine verlangte Fuchsschmalz und bekam es aus meinem Kübel. Ein anderer begehrte Dachsfett — bekam es aus demselben Kübel. Ein dritter wollte Gichtpflaster — er bekam es aus demselben Kübel. Endlich kam ich, den der Apotheker nicht mehr kannte, vor; ich sollte für einen kranken Knecht Hasenöl heimbringen — und

Als der kalte Strich vorüber war und die warme Sonne schien wie früher, begehrten sie, daß ich den Zauber noch einmal tue. Sie wollten mir wahrscheinlich draufkommen, wie das gemacht wird. Ich blickte demütig gegen Himmel, wo in der Sonnennähe keine Wolke war. „Jetzt nit, Buben, ihr kunntet euch erkälten.“ Aber sie drängten so lange, bis wieder ein Wolkenfetzen der Sonne zustrich. „Na, meinethalb, wenn ihr schon durchaus wollt!“ Und in die Zipfelmütze hinein: „Wind, Wind, komm geschwind! Lapi-papi-tschapilorum!“ Die Mütze in die Luft geworfen. — Husch, rauschte es wieder im Ahornbaum, es ging der Wind.

Bald wußte es ganz Alpel: Der Kluppenegger-Peterl kann Wind machen! — Die Ehre dauerte bis zum nächsten Sturm, der dem Riegelberger einen schönen Lärchbaum entwurzelte. Der Geschädigte kam in Begleitung des „Fürstandes“ in unser Haus, fragte dem Peterl nach und hinter dem Rücken hielt er — ungebrannte Asche! Ich beeilte mich, vor ihm, meinem Vater und dem Gemeindevorstand, meine ganze meteorologische Wissenschaft preiszugeben. — „Wenn eine Wolke vor die Sonne geht, so streicht leicht allemal ein kühler Wind — ich kann nix dafür!“

„So hast uns g'foppt!“ schrie der Riegelberger.

„Wird schier nit anderschter sein“, entschied der Vorstand, „wer sich nit einmal so viel auskennt, zu dem sagt ma halt nachher: Lapi-papi-tschapilorum!“

Besuch eines Schulrektors aus Posen. Er hatte erwartet, mich sehr krank zu finden, und als er dieses Gesicht sah, bewunderte er meine gute Gesundheit.

„Ja, im Gesicht fehlt mir eh nix“, war meine bummelwitzige Antwort.

Der Mann zuckte fast zurück und sagte: „Was soll das man heißen? Warum sich einfältiger machen als man ist!“ Er war nachgerade beleidigt.

Wieder ein kleines Beispiel, daß wir Deutsche uns im Humor nicht immer verstehen. Starkes Wollen ist ja immer humorloser als gemütliches Leilassen. Wir hier oben an den Alpen haben eine heitere Selbstironie, machen uns gerne harmlos lustig über uns selbst und andere. Dieses „Frozzeln“ empfindet der ernstere Norddeutsche wie Hohn, jedenfalls wie eine absichtlich geäußerte Geringschätzung, weshalb man Fremden gegenüber sich nicht so gehen lassen sollte, wie es oft geschieht.

Wir fühlen uns manchmal verletzt von dem „bevormundenden Ton“ der Norddeutschen, besonders der Berliner. Ist auch nicht recht. Was uns als bevormundender, überlegener, allzuselbstbewußter Ton erscheint,

Am Ende ist das die Erbsünde, die uns immer zwingt, das Menschengeschlecht weiter zu züchten, anstatt es aussterben zu lassen! — Dieser Gedanke ist mir später dazu eingefallen, aber der Katechet, dem ich ihn vertraute, hat mich belehrt, daß die Fortzüchtung durch Taufe und Ehe gestattet werde. — Nun aber, wenn bei der Taufe uns die Erbsünde abgenommen wird, wie kommt es, daß der Getaufte sie seinen Nachkommen weiter vererben muß? — Der Katechet rügte meine Unwissenheit, hat mich aber nicht weiter unterrichtet. Hätte er gesagt, die Erbsünde sei der Person, die getauft ist, nachgelassen, so würde der junge Schnabel sicher wieder gefragt haben, weshalb sich just die Sünde vererben muß und nicht die Taufe? Als ob das Teuflische ein zäheres Leben hätte als das Göttliche. Warum Gott die Erbsünde nicht gleich in allem Anfang umgebracht habe? — Der Streit mit dem Katecheten hätte zu nichts geführt, als zu einem Zweier in der Religion.

Jene Burschen von der Samstagnacht zogen es vor, anstatt mit dem Katecheten sich mit den sauberen Dirndeln einzulassen, und haben von beiden Seiten gute Zeugnisse bekommen.

Daß ich in meiner Hirtenzeit nicht den Spitznamen „Windmacher“ davongetragen habe, wundert mich. Ich konnte Wind machen, wirklichen Wind, wie er über die Berge hinstrich und in den Bäumen rauschte.

Eines Sommertages war ich mit mehreren Nachbarshirten auf der Hochmatte, wo wir unsere Rinder weideten. Es schien die warme Sonne, so daß wir unsere Joppen wegwarfen, und plötzlich war es wieder so kühl, daß wir alle in die Joppen hineinschlüpften. Der Wind ging zeitweilig. „Buben!“ rief ich vorwitzig aus, „ich kann Wind machen!“

„Geh, plausch nit.“

„Auf Spaß und Ernst, ich kann Wind machen. Soll ich? Schauts einmal!“ Ich hob den befeuchteten Finger hoch, „kein Lüftel jetzt. Wetten wir, in einer Minute geht der Wind!“

„Laß dich nit auslachen!“

Ich riß meine buntgestreifte Zipfelmütze vom Kopf, hielt sie wie einen Sack an den Mund, und mit dem Auge in den Himmel auflugend, wo just ein Wolkenballen sich der Sonne nahte, rief ich in die Mütze: Wind, Wind, komm geschwind! Lapi-papi-tschapilorum!“ Dreimal sagte ich es und schleuderte dann die Mütze in die Luft. Da verdunkelte sich die Welt und es strich ein kühler Wind. — Vor Staunen sperrten sie die Mäuler auf und der Einfältigste unter ihnen wollte vor mir niederknien.

Auf dem höchsten Punkt der Alpsteigstraße, genannt „auf der Schanz“, wo die Grenze zwischen Obersteier und Mittelsteier sich hinzieht, steht seit alten Zeiten ein Wegkreuz. Es hatte einen Stamm, eine bretterne Rückwand, ein Bretterdach und einen schöngeschnitzten weißen Christus. Nun ging eines Sonntags von der Kirche heim in schwüler Hochsommerluft ein Schock Bauersleute; hinten drein auf zwei Krücken humpelte ein Mütterlein, längst in den Jahren, da sich Frauen nicht mehr jünger machen, sondern älter. Wenn ich von ihrer Altersangabe sechs Jahre abziehe, so bleiben immer noch achtzig. Ein Alter, das mancher gerne erreichen, aber nicht gerne haben will.

Als diese Kirchleute gegen die Höhe kamen, leckte vor ihnen ein Blitz nieder und die Splitter flogen in der Luft.

„Eingeschlagen hat's da oben!“ riefen sie, „ins Kreuz hat's eingeschlagen!“

„Das Dach hats zerrissen!“

„Der Herrgott ist auch hin!“

Das Mütterlein blieb stehen und horchte auf. — „Der Herrgott? Uh mei, uh mei!“ murmelte sie, „Alt werden! Wen man da nit alles überlebt!“

Der alte Muggezer hatte sein kleines Bauerngütel dem Sohne übergeben. Es ging ihnen wirtschaftlich hundeschlecht. Der nachbarliche Großgrundbesitzer, ein ehemalige Doktor der Rechte und später auch Doktor der Weltweisheit, wollte es ihnen abkaufen, das Höflein, aber der Muggezer gab es nicht her. Die Geldnot stand ihm und seinem Sohn schon bis zum Magen hinab. „Wart, Jöbsl“, sagte eines Tages der Alte zu seinem Sohn, „Geld werden wir kriegen, ich weiß was.“ Am nächsten Tag ging der junge Jöbsl zum Großgrundbesitzer, dem doppelten Herrn Doktor, und erklärte sich bereit, das Gütel zu verkaufen. Gleich wurde der Vertrag aufgesetzt, der Jöbsl unterschrieb ihn, erhielt 1000 Kronen Angeld und ging fröhlich nach Hause. Sie taten sich eine Reihe von guten Tagen an. Als hernach der Tag kam, daß der Kauf auch formrechtens bei der Behörde abgeschlossen werden sollte, protestierte der alte Muggezer heftig gegen den Verkauf, zu dem sein Sohn gar nicht berechtigt gewesen sei, denn bei der Übergabe habe er, der Alte, sich das Verkaufsrecht vorbehalten und sich dieses Recht auch in das Grundbuch eintragen lassen. Und im Grundbuch stand es wirklich. Stolz wie ein siegreicher Feldherr stand es da und schaute den verwichenen Doktor Jus höhnisch an. Der begehrte mit sehr lauter Stimme das Angeld zurück. Aber die Muggezer Leute hatten nichts, rein nichts mehr, denn ihr Gütl mit allem, was drum und dran, war verpfändet. Jetzt wollte der vermeintliche Käufer den

ist dort im Norden allgemein zu hören, wendet der Untergebene gegenüber dem Vorgesetzten ebensogut an, wie umgekehrt. Immer die alte Wahrheit: lernt euch erst kennen, und ihr werdet euch verstehen. — Im ganzen versteht der Niederdeutsche schon besser den Oberdeutschen, als umgekehrt, weil jener viel häufiger in die Alpen kommt, als dieser ins Plattland. Und wer von uns schon nach Berlin, nach Königsberg oder in ein Ost- oder Nordseebad geht, hat dort in den internationalen Hotels lange nicht so gute Gelegenheit, mit dem Volk der Scholle, dem alten Kulturelement, zu verkehren, als der Norddeutsche in den Alpen, wo er noch im Bauerngasthof einkehrt und mit einheimischen Führern wandert. Zudem werden im Norden mehr Bücher aus dem Oberdeutschen gelesen, als umgekehrt. Und so ist zu sagen, trotz einzelner Mißverständnisse: Sie dort kennen uns besser als wir sie.

Mitten in Steiermark haben wir einen wunderschönen Berg: Das Rennfeld. Seit moderne Gottsucher auf die Berge wallen, ersehnten sie dort auf hoher grüner Alm ein Schutzhaus, bis eines Tages ein wackerer Brucker, Obmann der dortigen Sektion des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines, sagte: Bauen wir eins! Vor wenigen Wochen eingeweiht, steht es heute auf der 1630 m hohen Matte, zu der man von vier Eisenbahnstationen aus in drei Stunden gelangen kann. Dem vaterländischen Sänger Kernstock haben sie es geweiht, und der wieder hat es dem geweiht, der einst auf einem Berg in Palästina eine Predigt gehalten hat, die wie ein wahrhaft himmlisches Donnerrollen noch heute um dem Erdball hallt. Das soll uns mahnen an das Unbewußte, das uns so mächtig höhenwärts zieht. — Das Haus hat die Form jener malerischen Bauernhäuser, wie sie in der Gegend der „Waldheimat“ und des „Jackellandes“ stehen, aber immer seltener werden. Es erfüllt also außer seiner touristischen Aufgabe einen ethnographischen Zweck. Mir ist es besonders als Abbild meines Vaterhauses ein rührendes Gedächtnis. — Nun werden viele auf das Rennfeld steigen und hinausschauen über die liebe Steiermark bis zu den Bergen von Niederösterreich, Salzburg und Kärnten. Drei entzückende Täler liegen zu Füßen und von dem tief ins Grüne gebetteten Bruck da unten wandert das frohe Auge ostwärts gegen den Semmering, westwärts gegen die Tauern, südwärts über das weithingegossene Graz hinaus ins Wendenland. Wir und die nach uns kommen, werden hier mit dem priesterlichen Dichter ausrufen, nein beten:

„Wer von der Berge hohen Warten
Hinunterschaut im Sonnenschein
Auf Gottes weiten Erdengarten,
Ahnt, was es heißt, im Himmel sein.“

— „Aber so beug' dich doch nicht so zum Fenster hinaus, du wirst hinabfallen!“ — „So trotzig sein, das ist garstig, Enkelbub!“ —

Derlei Korrekturen und Unterbrechungen im Tagesprogramm scheinen dem Kleinen endlich zuwider geworden zu sein, denn eines Tages machte er mir einen Vorschlag: „Großvater, wir wollen nicht immer Großvater und Enkel spielen, weißt du? Wir wollen Freunde sein, wie der Onkel Hans und der Berntl, magst du?“

Ich habe ihn verstanden. Seither sind wir Freunde, wovon einer nicht immer an dem andern herum-keifelt und -meistert, sondern die ihre Angelegenheiten in vertraulichen Gesprächen miteinander ausmachen. Aus einem ewig lehrhaften Alten bin ich ein gemütlich plaudernder Kamerad geworden. „Freund Peter!“ sage ich nun zum Knaben, „da hast eine Binde, steck' sie in den Sack, und wenn du beim Herumspringen ins Messer fällst, so mußt dich geschwind verbinden, sonst springt das Blut wie ein Brunnen heraus, was ja weiter nichts macht, nur ausbluten kann man dabei. — Du, Freund Peter! Einmal, wie ich noch klein war, bin ich ganz allein fort und auf die Alm gegangen, zum Vieh, und hab' gedacht: Sucht mich nur daheim, ihr findet mich doch nicht, und hab' gelacht. Nachher bin ich hungerig geworden, und es ist finster geworden, und ich hab nicht heimgefunden. Über Nacht im Wald geschlafen und gedacht, wenn jetzt der Wolf kommt! Andern Tags hat mich mein Vater und der Knecht gefunden und nach Haus getragen, und die Mutter ist im Bett gelegen, sterbenskrank, weil sie aus Angst um mich ohnmächtig geworden sein soll. — Du, einmal haben wir einen lustigen Nachbarsbuben gehabt, der ist immer auf dem Hausdach herumgestiegen wie ein Kater. Und einmal in den Rauchfang hinein und hinab in die Küche. Und jetzt, denk dir, ist die Köchin just beim Feueranmachen, und hören wir, wie im Rauchfang oben alleweil was hüstelt und hüstelt, und schreit die Köchin: Jesseles, der Nachbarbub ist im Rauchfang! Er steckt oben, kann nicht herab und nicht hinauf; mein Vater springt um den langen Wasser-Floßhakel und hakelt den Buben herab. Was glaubst, Freund, ist er nocheinmal in den Rauchfang geschloffen? — Aber du, das ist komisch. Einmal hat mir die Mutter mein Holzrössel weggenommen, weil ich lernen hätt' sollen. Da werd' ich zornig, reiß den Stiefelknecht her und schmeiß ihn ans Fenster, daß die Scherben nur so herabklingeln. Vater und Mutter stehen da, schauen mich mit Staunen an und sagen nichts. Du, was ich mich da geschämt hab! Ins Bodenwinkel kriech' ich, und den ganzen Tag hab ich mir mein Gesicht nicht herzuzeigen getraut!“

Solche Erzählungen hört mein junger Freund mit ruhiger Aufmerksamkeit an, und ich denke, das ist zu dieser Hacke nun einmal der rechte Stiel. Nicht offene Moralpredigten, sondern Erzählungen mit ver-

jungen Muggezer gerichtlich verklagen, weil der ihm durch eine Spitzbubenlist die 1000 Kronen herausgeschwindelt habe, doch der Advokat, der noch ein wenig in ihm lebendig war, mißriet es ihm. Er würde nur ausgelacht werden, daß er sich so einfältig düpieren hatte lassen, und dort, wo nichts vorhanden, habe auch der Kaiser das Recht verloren. — Das ist die Geschichte vom dummen Bauern und vom gescheiten Doktor.

Was ich über den Fall Jatho denke? fragen einige „Heimgarten“-Leser. Mein Gott, nicht viel Originelles.

Der protestantische Pfarrer Jatho in Köln. Er predigte seiner Gemeinde zwar tiefe und schöne Sittlichkeit, aber er predigte auch gegen den Glauben an die Göttlichkeit Jesu, beziehungsweise gegen den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele. Dann wundert sich Pfarrer Jatho und mit ihm halb Deutschland, daß er von der preußischen Landeskirche, der er angehört hatte, abgesetzt worden ist. — Ich wundere mich, daß man sich darüber wundert. Natürlich kann, wie wir alle, auch Jatho die biblischen Dinge in seinem Sinne und zu seinem Frommen auslegen, darüber Bücher schreiben und predigen, wenn er eine Gemeinde findet. Aber wenn er glaubt, daß er mit seiner Leugnung des wichtigsten christlichen Dogmas Pfarrer einer orthodoxen Landeskirche bleiben kann, so — glaubt er eigentlich mehr, als diese Kirche selbst, die ihn wegen Glaubenslosigkeit absetzte.

Dann werde ich gefragt um meine Meinung über Jathos Lehre. Wer die beiden religiösen Bücher „Mein Himmelreich“ und „I. N. R. I.“ gelesen, der weiß wohl, daß ich Jathos Meinung nicht teilen kann. Wenn sie den Mann befriedigt, so ist weiter nichts zu sagen, er nenne das nur nicht Religion, was im besten Falle Forschung oder Philosophie ist. Meine Sehnsucht schaut nach anderen Sternen aus. Nach einem Reich, das nicht von dieser Welt ist. — Von dieser Welt hat man bald genug.

Zu meinem jüngsten Enkel, der jetzt im siebenten Jahre ist, stehe ich seit jeher in guten Beziehungen. Doch entging mir nicht, daß er in letzter Zeit mehr für sich abgesondert tätig war. Meine väterlichen Ermahnungen konnten ihn nicht mehr so bequem erreichen. „Du Peter, mit dem offenen Taschenmesser lauft man nicht herum!“ — „Du sollst deiner Mutter nicht immer so davongehen, dann weiß sie nicht, wo du bist und ängstigt sich.“ — „Ach geh, schau doch einmal deinen Großvater an, wie der beim Essen ruhig dasitzt!“ — „Jetzt heißt es schlafengehen! Der Enkel muß dem Großvater schön folgen, hörst du?“

stürzt — den Lusernern ist die deutsche Heimat selbst mitverbrannt, wenn ihnen nicht sofort große, starke Hilfe wird. Die Getroffenen sind ganz gelähmt, bei ihrer Weltabgeschiedenheit wissen sie gar nicht, wie sie die Aufmerksamkeit der Außenwelt auf ihr grenzenloses Unglück wenden sollen. Die Hilfsarbeit wird ja bald vielfach beginnen; ich möchte nicht versäumen, die Heimgartenleser aufzurufen, um Spenden für Lusern. Und einzuladen, alle heimgartenfreundlichen Blätter, diesen Hilferuf nachzudrucken. Diesmal ist die edle Menschentat auch eine nationale Tat. Bei zu geringem Beistande müßten die Bewohner der deutschen Sprachstätte heimatlos sich in alle Welt zerstreuen und der Posten wäre verloren. — Ich weiß im Augenblick, als diese Zeilen geschrieben werden und in Druck gehen, noch keine Sammelstelle, denke aber, daß die Landesregierung in Innsbruck die Spenden gerne vermitteln wird.

„Trinken und Fluchen“ — Schlimmeres weiß man den Lusernern nicht nachzusagen. Ich glaube, für bessere Deutsche könnten wir gar nicht in den Sack greifen.

Die Maus.

Von Adolf Ryba.

Glanz und Licht ist ihr verpönt,
Sie ist nur an dunklen Samt gewöhnt.
Des Lebens Süßigkeit ist Nagen
Und Nachten ist ein unsagbares Tagen. —

Doch köstlich ist's, in Sprüngen, blitzesschnellen, raschen,
Ein Hälmchen nur vom Tage zu erhaschen. —
Und hurtig springt sie durch Gestrüppe und Gefahren
Und durch der Sonnenpfeile ungezählte Scharen: —
Ein Biß, ein schnelles Brechen! —
Sie hat den Halm! — Die Sonnenpfeile stechen!
Des Lichtes Wellen schlagen hoch zusammen,
Die Welt, die Welt, sie steht in heißen Flammen
Und lichtgeblendet muß sie schnell herniederpurzeln
Zu Moderduft und nassen Wurzeln.

---

steckter Tendenz. Das wird wirken, ohne daß er's merkt. — Aber der kleine Kerl guckte mich manchmal so verschmitzt an, daß mir ungleich wurde, und nachdem ich diese Methode wochenlang fortgesetzt hatte, sagte er: „Freund, jetzt will auch ich dir was sagen, ja?" — „Nun so sag'." — Erst ein bißchen verlegenes Kopfdrehen, dann: „Ich weiß einen Großvater, der erzählt immer von anderen Buben, und seinen Enkel meint er."

Deutsche, die durch das Etschtal reisen, möchte ich in Trient bei der Hand nehmen und sie auf einer Nebenbahn ostwärts nach dem nahen Caldonazzosee entführen. Dann an Levico vorüber, wo das lebenfrischende Arsenwasser sprudelt. Dann zu Fuß südwärts über einen Bergpaß, wo er bald vor sich auf einer 1333 Meter hohen Karstlehne das Dorf Lusern erschaut. Mitten im welschen Lande Südtirols ist das eine kleine deutsche Sprachinsel. Dort wohnen 800 deutsche Bauern, die seit ein paar hundert Jahren in der Bergwüste, stets bedroht von der wilden Natur und befeindet von den nachbarlichen Italienern, sich bis heute behauptet haben. Der Tiroler Pfarrer Josef Bacher hat über dieses merkwürdige Lusern ein Buch geschrieben (Innsbruck, 1905), in welchem die Luserner wie folgt bezeichnet werden:

„So sind die Luserner auf ihrer einsamen Höhe. In dürftigen Wohnungen und Verhältnissen, genügsam bei einfacher Nahrung, sind sie doch ein frischer, kräftiger Menschenschlag. Unverdrossen obliegen die Frauen und Mädchen den Arbeiten in der Heimat, wandern die Männer auf Verdienst aus, um dann wieder in ihre geliebte Heimat zurückzukehren zum patriarchalischen Familienleben. Sie sind ein fröhliches, heiteres Volk, für sinnliche Eindrücke sehr empfänglich, neben manchen Schattenseiten, wie die Trunksucht und das Fluchen, treten auch manche schöne Eigenschaften an ihnen zutage. So die tiefreligiöse Überzeugung, Pietät gegen die Verstorbenen, ernste Sittlichkeit, die außerordentliche Teilnahme bei Leiden und Mißgeschick des Nächsten, Gastfreundschaft und ein biederer, offener Charakter. Sie haben vorherrschend praktischen Sinn, sind witzig und überhaupt ein geistig sehr begabtes, markiges Volk. Der Zeitgeist hat zwar ihre Tracht beeinflußt, an ihrer Muttersprache aber halten sie bis heute fest."

Und über dieses tapfere Völklein ist jetzt ein großes Unglück hereingebrochen. Lusern ist seit dem 9. August ein Schutthaufen. Nach der großen Dürre, bei fast gänzlichem Wassermangel, in Abwesenheit der Männer, die zur Sommerszeit in der Fremde Erwerb suchen, hat Feuer uneingedämmt alles verzehrt, was da war. Nur wenige der steinernen Hütten stehen noch. Diese Katastrophe bedeutet hier nicht bloß eine Feuersbrunst, die einen Ort auf Jahrzehnte lang in Not und Armut

Zwei Briefe Robert Hamerlings.

Herr F. J. Böhm, Hofphotograph in Mürzzuschlag, stellt uns liebenswürdig zwei Briefe Hamerlings zur Verfügung, welche die Gewissenhaftigkeit und vielleicht sogar die Schwerblütigkeit des Dichters so recht charakterisieren. „Mit geringschätzender Ironie", behandelte ihn und seine Werke eine namenlose Redaktion — wirklich, die Briefe sind traurige Dokumente für das Unverständnis, mit dem man dem Genie oft seine Zeit und seine Stimmung stiehlt.

Man überzeuge sich selbst:

Hochgeehrte Frau!

Mir ist zwar keine Zeitschrift bekannt, welche Gedichte gegen Honorar aufnähme, indessen gebe ich mich doch der Hoffnung hin, daß irgend ein Journal aus persönlicher Rücksicht auf Ihren Herrn Gemal und seine momentane Lage sich herbeilassen dürfte, den „Thurm von Ischia" zu honorieren. Freilich dürfte dies nur in bescheidenem Maße der Fall sein, und ich möchte fast glauben, daß noch am Meisten zu erreichen wäre, wenn der Herr Gemal selbst sich an eine Redaction wendete. Ich für meine Person habe sehr wenige Verbindungen mit Journalen; doch will ich, wenn Sie es wünschen, einen Vermittlungsversuch bei der „Neuen illustr. Ztg." in Wien machen. Nur muß ich Sie bitten, mir zuvor gefälligst bekannt zu geben, welchen Honorarbetrag Sie oder Ihr Herr Gemal mindestens erwarten — da es mir ja sonst geschehen könnte, das Gedicht zu einem geringeren Preise der N. ill. Ztg. zu überlassen, als Sie von einem anderen Blatte dafür erlangen zu können glaubten.

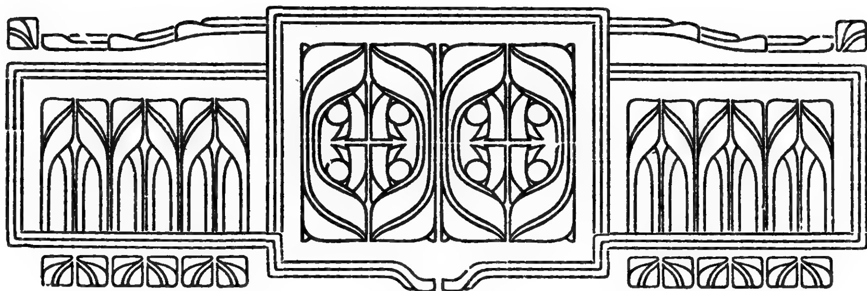
Mit freundschaftlichem Gruße an den Herrn Gemal und dem Ausdrucke herzlichen Bedauerns so wie des aufrichtigen Wunsches, Ihnen nach meinen beschränkten Kräften nützlich sein zu können, bin ich, hochgeehrte Frau,

Ihr ergebenster

Graz, 27. August 74. Robert Hamerling.

Sehr geehrte Frau!

Nicht erst Ihr freundlich zugesandtes Neujahrsbillet, das ich dankend mit den aufrichtigsten Wünschen erwidere, hat mich wieder an Sie und an die Verpflichtung, die ich Ihnen gegenüber auf mich genommen, erinnert. Schon seit mehreren Tagen wollte ich Ihnen endlich Rechenschaft ablegen über das Schicksal des mir anvertrauten Gedichtes. Ich kann zu meiner Rechtfertigung nichts thun, als daß ich Ihnen wahrheitsgetreu berichte, wie es mir mit demselben ergangen. Wie ich Ihnen in Erwiderung Ihres geehrten Schreibens zugesagt, sandte ich das Manuscript an die Neue Illustr. Zeitung in Wien, und empfahl aufs Eindringlichste den Abdruck so wie die Honorirung desselben, mit ausdrücklicher Hinweisung natürlich auf Ihre momentanen Verhältnisse. Wochen vergingen und ich blieb ohne Antwort, was ich dem Umstande zuschrieb, daß der Chefredakteur sich eben, wie ich hörte, auf Reisen befand. Als ich von seiner Rückkehr erfahren, schrieb ich neuerdings, wiederholte mein Anliegen und bat um Antwort. Aber auch diesmal vergebens. Nach längerem Warten schrieb ich ein drittes Mal am 14. Dezember, und ersuchte dringend, mir im Falle der Ablehnung wenigstens das Manuscript zurückzuschicken. Auch auf dies letzte Mahnschreiben bin ich bis zur Stunde noch ohne Antwort, und ich weiß nun nicht mehr was ich beginnen soll. Ich vermuthe, daß das Manuscript bei der Redaction verlegt worden, daß man es bisher vergebens gesucht; bei der mir sonst freundlichen Haltung des Blattes kann ich ein absichtliches, geringschätzendes Ignoriren meiner Bitte kaum für möglich halten. Ich bin trostlos darüber, daß ich in dieser



Kleine Laube.

Mein Arzt.

Er kam, als ich schwer krank darniederlag,
Er kam und sah und — Heil mir! ich genas;
Allein, was half's? Als ich den Konto las,
Da rührte mich der Schlag.

M. L. Schleifer.

Medizinische Wissenschaft.

Suchte da im vergangenen Winter meine Base einen eleganten Nervenarzt, eine berühmte und in die besten Kreise eingeführte Autorität, auf, dem sie ihre Leiden klagte: sie schlafe schlecht, habe wenig Appetit und leide häufig an Kopfschmerzen. Die Autorität wußte guten Rat. Die Sache, sagte der Arzt, sei nicht gefährlich, aber man müsse derlei Störungen beizeiten auf die Kappe gehen, damit daraus nicht eine ernste Krankheit entstehe. Daher: Ruhe und Schonung, ein mehrmonatlicher Aufenthalt am Meer, mit einer Nachkur im Gebirge (etwa in der Schweiz); keine Aufregungen, wenig Bewegung und viel Sonne und Luft. Dagegen wendete meine Base nun ein, daß sie sich als Lehrerin ohne Vermögen selbst das Brot verdiene und eine so kostspielige Ordination leider unmöglich befolgen könne. Der elegante Nervenarzt mit seiner Klientel aus aristokratischen und kapitalistischen Kreisen blickte die Patientin plötzlich recht feindselig an und die Stimme klang ungeduldig rauh: „Kopfschmerzen, Schlaf- und Appetitlosigkeit? — ja, meine Liebe, arbeiten Sie tüchtig, dann werden Ihnen die Faxen schon vergehen!"

* * *

Kaspar Donnerers Frau hat den Rotlauf und der Bauer behandelt die Kranke nach altbewährten Regeln, weil „die Ärzten eh nix verstehen". Er hängt also einen Gimpel über ihr Bett und erklärt mir: „Der Gimpel ziagt den Rotlauf weg, und bal der Vogel hin is, is mei Weib gsund." Nach einer Woche frage ich nach: „Na, wie geht's!" „Dank schön", antwortet er nachdenklich, „der Gimpel is hin und der Rotlauf is weg, aber jetzt hat die Frau die Gelbsucht."

Da riet ich: „Hängen Sie doch einen Kanarienvogel über das Bett, daß er die Gelbsucht wegzieht."

Der Alte betrachtet mich mißtrauisch: „Wird wohl nix nutzen ... der Kanari is eh schon gelb ..."

H. L. R.

Hand gedrückt, damit er sich das Leid vom Herzen schreibe und in der verklärten Erinnerung die Freudenjahre nochmals nachgenieße. Felder selbst bekennt es in einem Briefe an Heinrich Hirzel in Zürich: „Ich möchte und will einmal erzählen, wie wir (Eheleute) alles gemeinsam trugen, wie wir uns Mut machten zum Schwersten, wie sie mir, dem scheu Gewordenen, fröhlich ganz von unten aufklimmen half und sich an jedem Erfolge mit mir freute, wie wir mitten in Kampf und Not und Verzweiflung ein schönes, frohes Leben zusammen lebten und durch einander auch besser geworden sind!" — In seinen Erinnerungen selbst schreibt Felder: „Mein Leben ist ein Spiegel unserer Zustände und viel des Guten und Besten in und von mir ist aus unseren (Volks-)Zuständen heraus. Es soll der Heimat zum Spiegelbilde werden!" Der bäuerliche Heimatsdichter schuf seine Werke somit aus seinem Volke und seiner Zeit heraus, ehrlich und natürlich, ohne damit eine Naturalismusmode erfinden zu wollen. Felders Schaffen ist Kulturdichtung von innerstem Werte, und so kann Professor Schönbach mit Grund und Recht besonders auch den kulturgeschichtlichen Wert der Werke des Bregenzer Bauerndichters rühmen. Die Lebensgeschichte Felders, die hiemit im ersten Bande der sehr empfehlenswerten Volksausgabe seiner Werke vorliegt, vermag menschlich und künstlerisch zu fesseln. Am 13. Mai zu Schopperau, im letzten Dorfe des Bregenzerwaldes, geboren, hatte Franz Michael Felder in der Zeit seines kurzen Lebens von 30 Jahren — er starb bereits am 26. April 1869 — mit einem ewigen schweren Geschicke zu kämpfen. Sein Geburtsdorf im Waldgebirge in 832 Meter Seehöhe beschied ihm eine rauhe, freilich auch kräftigende Naturumgebung, den Bewohnern kargen Lebensgenuß bei harter, gefahrvoller Arbeit. Aber zum Ausgleiche blüht ihnen ein reiches Innenleben in der Familie, durch die Volkspoesie und den Volksgesang. Der Neugeborene schrie jämmerlich, als ahnte er sofort die kommenden Härten des Lebens. Der Vater besorgte nicht ohne Grund, daß aus dem schwächlichen Kinde, das schon durch sein wehleidendes Geburtsgeschrei den ganzen Wirtschaftsbetrieb einen Tag lang gestört hatte, wohl niemals ein rechter Gebirgsbauer werden würde. Doch der Knabe wuchs kräftiger heran, als man erhoffen konnte. Allein noch in den Kinderjahren traf ihn ein bitterer Verlust. Das eine Auge erkrankte und die besorgte Familie brachte das Kind zum Landarzte über den Arlberg mit samt der getreuen, selbst kränkelnden Patin, dem „Gottle". Der Arzt, ein Trinker, kam nun eines Tages ziemlich angerauscht nach Hause und „operierte" in diesem Zustande das gesunde Auge, anstatt des kranken, und zwar derart, daß die Sehkraft für immer verloren war und Felder sich hinfort mit dem Lichte bloß eines Auges forthelfen mußte. Einem Brüderlein, das in gewisser Zeit als Familienzuwachs in Aussicht stand, kostete die Unglückskur das Leben. Als die Mutter Michael Felder aus einem Briefe des Arztes von dem Verluste des Auges hörte, kam sie vor Aufregung mit einer Frühgeburt nieder; das Brüderlein, schreibt Felder selbst, kam nur auf die Welt, um sich christlich bestatten zu lassen . . .

Anregend liest es sich in Felders Bekenntnissen, wie er aus einem schwächlichen Kinde ein kräftiger, sehr waghalsiger Knabe geworden ist, dem keine Tanne zum Erklettern zu hoch war, dem auch stärkere Altersgenossen sich beugen mußten. Seinen poetischen Anlagen kam ein alter Weber sehr entgegen, der ihm zahlreiche Märchen- und Heldengeschichten erzählte, so daß der lauschende Knabe darüber alles Andere um sich vergaß; ebenso ein Nachbarsmädchen, das ihn mit dem Zauber der Volkslieder bekannt machte. Lebenskraft und Lebensdrang hatte der Waldbauernbub, wie er selbst bekennt, für Drei. Und er suchte diese Überkraft nach verschiedenen Richtungen zu betätigen, und zwar auch als Hand- und Hausweber, nachdem der Vater ihm einen kleinen Webstuhl angefertigt hatte. Die selbsterzeugten Bänder und Websachen suchte der gewandte Knabe sodann im Verkehr von Haus zu Haus zu

Angelegenheit so wenig Erfolg hatte; ich bitte Sie, überzeugt zu sein, daß mich persönlich keine Schuld trifft, daß ich that, was in meinen Kräften stand. Sollte etwa gar keine andere Abschrift des Gedichts vorhanden sein, so bitte ich mir dies gefälligst mitzutheilen, worauf ich dann mit allen Mitteln die Versuche fortsetzen werde, wenigstens des Manuscripts wieder habhaft zu werden. Vielleicht könnte es Ihr Herr Gemahl durch einen Freund in Wien direct von der Redaction zurückfordern lassen. Auf eine mündliche Anfrage müßten die Leute doch Rede stehen. Ich selbst wüßte augenblicklich keine geeignete befreundete Person in Wien, durch welche ich die Sache besorgen lassen könnte; doch muß sie im Nothfall sich finden.

Nochmals um Vergebung bittend für die von mir nicht verschuldete Verschleppung der Sache, und Ihren Herrn Gemahl mit herzlicher Theilnahme grüßend, verharre ich, hochgeehrte Frau, mit besonderer Hochachtung

Ihr ergebener

Graz, 1. Jänner 1875. Rob. Hamerling.

Der Bauerndichter des Bregenzerwaldes.

Von Anton August Naaff.

Es klebt wie ein Schwalbennest an der Westecke des Hauses Österreich, dieses Vorarlberger Ländchen! Und was da nistet, ist gutdeutsche Brut. Der Bauernstamm der Alemannen im Bregenzer Berg- und Waldgebiet hat sich kräftiger und besser erhalten als so mancher im Flachlande, wo die Hastkultur ihren Modegalopp aufführt. Aus solchem Volksstamme, aus solchem Boden entwachsen die wirklich Kulturtüchtigen. Dem Bregenzerwaldgebiete entstammten u. a. die feinsinnige Malerin Angelika Kaufmann, der General Kleber, die Bildhauerin Felder, Meister Feuerstein in Rom, der Geschichtsschreiber Ritter v. Bergmann, der Volksdichter Gebhardt Wölfle und auch der Vorarlberger Bauerndichter Michael Felder, von dem ich hier sprechen will. Anlaß und Pflicht dazu gibt die heuer erschienene erste Ausgabe seiner sämtlichen Werke. Sie werden im Auftrage des Franz Michael Felder-Vereins in Bregenz von Hermann Sander (Innsbruck) durch Max Hesses Verlag (Leipzig) in guter Ausstattung herausgegeben. Felders Freund, Hofrat Schönbach in Graz, überließ hiezu den Abdruck der Erstausgabe des Buches Felders „Aus meinem Leben“ und eine vortreffliche Einleitung der „Literarische Verein“ in Wien“ seine Vorrechte auf Felders Lebensschilderung. Auch die erste Anregung zu einer billigen Volksausgabe der Werke Felders gab Schönbach in Graz. Der vor Jahren in Bezau gegründete „Franz Michael Felder-Verein“, der es in kurzem bis auf 700 Mitglieder brachte, sicherte die Durchführung dieser sehr schätzbaren Volksausgabe.

Sie ist auf vier Bände und vier Jahre berechnet. Der erste Band liegt nun vor. Er beginnt sachrichtig mit dem der Zeit nach letzten Werke M. Felders, mit dessen Lebenserinnerungen und Selbstschilderungen. Das ist die nötige und richtige Einführung in die übrigen Werke des Vorarlberger Bauerndichters. Wer ihn selbst aus diesem Bande seiner Selbstschilderung in seinem Werden, Wollen, Fühlen, Denken, Leiden und Freuden aus erster Quelle näher kennen gelernt hat, der wird mit umso besserem Verständnisse, mit um so tieferer Anteilnahme seine folgenden dichterischen Werke genießen! Der Schmerz über den frühen Tod seines vortrefflichen Weibes (1869) und das schwere Gefühl der Vereinsamung hatten Felder die Feder in die

wundet — todähnlich, und es dauerte eine Stunde, ehe es gelang, ihn wieder zum Leben zu erwecken. —

Nach diesem schwersten, gefährlichsten Unfalle seines Lebens kam wie zum Lohne, zur Versöhnung — das beste, reichste Glück über ihn: Er gewann seine geliebte „Nani“ (Moosbrugger) zum Lebensbunde, und mit Heirat und echtem Liebesglück schließt der erste Band der Volksausgabe der Werke Michael Felders, des Vorarlberger Bauerndichters, die sich jedem selber aufs beste empfehlen, der sie mit einigem Verständnisse lesen will. Von F. M. Felder sind in früheren Einzelausgaben die folgenden Schriften erschienen: „Numamüller und Schwarzwaldschule“ 1863 (zum Teile nach Auerbach- und Zschokkevorbildern!), „Sonderlinge“, Lebens- und Charakterbilder des Bregenzerwaldes, 1867, Leipzig, „Reich und arm“, Roman, 1868, Leipzig, „Felders Lebensgeschichte“, 1904, Wien.

Das Schrifttum der Ostmarkdeutschen darf sich der Leistungen in der Gestalt dieses deutschen trefflichen Bauerndichters ehrlich freuen. Der Volksausgabe des Felder-Vereines aber wünschen wir so viele Leser und Freunde, als sie es in reichlichem Maße verdient!

Singvögel.

Ich hab' gebaut.

Die Wolke steigt, Gewitter droht,
Die Hütte war aus Holz gebaut.
Ein Wetterstrahl. Mein Glück verloht;
Doch meine Glocken klingen laut.

Sie läuten, und der Feuerschein
Strahlt in das Herz mir Abendruh.
Ich steh' und lass' das Retten sein,
Ich höre meinen Glocken zu.

Und kommt die Nacht, kommt auch der Tag.
Wohin? Die Sorge ist nicht groß:
Dort Kuckucksruf, hier Lerchenschlag —
Mein Herz, du bist nicht heimatlos.

Und wenn du wieder baust, so bau
Aus Sonnenschein und Rosenduft,
Und ringsum lege als Verhau,
Was sommerfroh die Amsel ruft.

* * *

Ich hab' gebaut. Ich baute gut.
Aus Sang und Klang besteht mein Haus.
Im Herde glüht so milde Glut;
Die Sorge fegt den Schornstein aus.

Sie reitet auf dem Besenstiel.
Wohin? Es ist mir einerlei:
Verrußte Schlote gibt's so viel!
Hinaus, du Hexe: eins! zwei! drei!

— Mir ward ein Sonnenstrahl geschickt.
Der mich unendlich jubeln macht:
Ein Kindlein hat mich angeblickt,
Ein Kindlein hat mir zugelacht!

Hans Mittendorfer.

verwerten und verschaffte sich dadurch mancherlei Bekanntschaften und Erfahrungen. Der erste Kirchengang mit dem Vater brachte die große, starke Empfindsamkeit des Knaben zutage. Er wurde durch den Eindruck in der Kirche derart tief bewegt, daß er laut weinen und die Kirche verlassen mußte. Weit besser glückte der erste Schulgang. Der Lehrer munterte den Knaben auf und dieser wurde bald der eifrigste, beste Schüler. Auch Pfarrer Stockmayer, ein verständiger, wohlwollender Mann, nahm sich des regsamen Knaben fördernd an, und schon mit acht Jahren galt er in der Gemeinde als besonders heller Kopf. Ungemein lehrreich ist es, bei Felder nachzulesen, wie er und die Schulkinder eines Tages zufällig entdeckten, daß es einen Staat Österreich gäbe und daß sie eigentlich Österreicher seien! Der Schulpeterle hielt es für ein neues Schimpfwort und beschwerte sich beim Lehrer, einem Sommermaurer, der dann den Kindern auf einer Landkarte die Staatsbegriffe beizubringen versuchte! — —

Die erschütternde, ergreifende Art, wie Felder den Tod des wackeren Vaters schildert, den bei einem Besuchgange zur kranken Schwester in Frost und Schnee ein Schlaganfall überraschte, erweist seine dichterische, aus tiefem Fühlen entsprungene Kraft in bedeutsamer Weise. Wie ihn das „Lesefieber" überfiel, wie er nichts als ein „Bibliothekari" werden wollte, und wie ein Pfarrhelfer von Schwarzenberg ihm durch Beschwörung und Gebet den „Leseteufel" austreiben wollte, all das ist menschlich und kulturgeschichtlich so interessant, daß man es in dem Buche selbst nachlesen möge!

Und je weiter Michael Felders junges Leben in Kampf und Leiden fortschritt, desto lebensvoller, anregender, gehaltreicher wird auch sein Lebensbuch! Schon als „Werktagschüler" übte sich Felder darin, das, was ihn bewegte, niederzuschreiben. Die Klassikerausgabe verschaffte sich der junge Bauer dadurch, daß er das Spindelmachen lernte und zur Winterszeit sich damit das Geld für die ersehnten Bücher verschaffte. Zu einem ersten dichterischen Versuche trieb ihn die Freundschaft zu seinem Spielkameraden Seppl. Unter dem Einflusse der „Räuber" von Fr. Schiller versuchte sich Felder an einem dramatischen Entwurfe. Allein, es glückte ihm nicht, und so schrieb er, den Fall seines gestrandeten Freundes vor Augen, die Abhandlung: „Warum kommt der Bregenzwälder in der Welt draußen so leicht auf Abwege?" Er schrieb und schrieb, der 19jährige, und wurde nicht fertig damit! Der Stoff überrang ihn! Dann aber kam die erste starke Liebe über ihn und sie machte ihn reif zum Manne und zum — Dichter! Zwei der ersten Liebesgedichte sind abgedruckt. Sie verraten poetischen Sinn, aber auch die Tatsache, daß Felder seine literarische Zukunft nicht auf lyrischem Gebiete zu suchen hatte.

Wie Felder die Entwicklung seiner Liebesgeschichte erzählt, das ist der anmutigste Teil seines Lebensbuches. Aber auch mancherlei Gedanken allgemeiner Lebenserkenntnis und politischer Einsicht enthält das schätzbare Felder-Buch.

Am 1. Juni 1859 verzeichnete er z. B. folgendes: Heute sagte ein Bauer dem anderen: „Der Staat ist nur ein Stall, in dem man uns die Milch nimmt und unsere Jungen verwertet." — „Das Gleichnis paßt nicht", sagte ein anderer. „Denn zum Ziehen werden wir doch nicht im Stall abgerichtet, so wenig als unsere Rinder!" — „Das tut man auf den blumigen Wiesen der Kirche", sagte ich und ging. — Am 3. Juni 1859: „Da fragt man immer, wer unser Feind sei? Unser Feind ist, wer unsere naturgemäße Entwicklung hemmt, wer uns das nehmen will, was wir unter Vaterländischem verstehen!" Ungemein lebendig und packend und doch so natürlich erzählt Felder seinen Sturz von der niederbrechenden Holzbrücke in die reißende Ache. Er selbst gab sich im Strudel der gischtenden Wässer verloren. Doch nach geraumer Zeit fand man ihn an einen Balken angetrieben, ver-

Der herabgekommene Schiller.

Als Schiller einst geadelt wurde, schrieb der österreichische, jetzt leider vergessene Dichter M. L. Schleifer das folgende Epigramm:

Du hochgeborner Musensohn,
Du souveräner Fürst am Helikon,
Du an Apollos Thron
Erzmarschall, Bannerherr und Reichsbaron,
Du jetzt — Herr von?

Lustige Zeitung.

Das bessere Gedächtnis. Eine Uhr hat ein besseres Gedächtnis als ein Mensch. Der Mensch vergißt manchmal, die Uhr aufzuziehen; aber die Uhr vergißt dann niemals, stehen zu bleiben.

Übertrumpft. Zwei Brieftaubenzüchter unterhalten sich sehr angelegentlich über ihre kleinen Freunde. — „Ich habe unter meinen Brieftauben eine“, bemerkte der erste, „die zeichnet sich besonders durch ihre Geschwindigkeit aus. Nicht weniger als achtzig Kilometer legt die in der Stunde zurück!“ — „Ach, entgegnete der andere, „was will das heißen! — Ich habe eine, die ist so schlau und fliegt einfach nur bis zum nächsten Briefkasten und steckt da den Brief hinein!“ („Guckkasten.“)

Zarter Wink. Student: „Nun, bin ich nicht ein ruhiger Mieter?“ — „O ja, namentlich um den Ersten herum!“ („Meggendorfer.“)

Kritik. „Was halten Sie denn von dem Schriftsteller Meier?“ — „Seine Prosa kenne ich nicht, aber ich ziehe sie entschieden seiner Lyrik vor.“ („Jugend.“)

Einladung zum Jour. „Baron und Baronin von X. teilen ergebenst mit, daß sie an jedem Mittwoch der Saison von 5 bis 9 Uhr zu Hause sein werden.“ — Antwort eines Eingeladenen: „Ich auch!“ („Lustige Blätter.“)

Telephongespräch. „Halloh! Halloh! Hier Schütz.“
„Bei uns schütt's a damisch.“ („Muskete.“)



Marianne. Die Geschichte einer Liebe. Von Max Ludwig. (München. Albert Langen.)
Dieser prächtige Roman ist so recht unbefangen und natürlich aus dem Herzen einer starken empfindsamen Dichternatur herausgeschrieben. Wir können beruhigt sagen: nicht ein Wort am unrechten Fleck, keins zu viel und keins zu wenig. Und wir wollen auch nicht über den merkwürdigen traurigen Ausgang dieser tiefen, inbrünstigen Liebesgeschichte nachdenken, über den gut geschulte, grauhaarige Theoretiker vielleicht den Kopf schütteln werden; bei so echten Kunstwerken kann nur ein stilles, freudiges Schauen dem Geschenke des Dichters gerecht werden, der nichts, auch nicht das geringste, luftigste Wölkchen, nicht mit liebevollen Augen sähe. Der Kern der Handlung: Ein junger Mann, überschäumend von trotziger Lebenskraft, ein tiefes, herbes, munteres Mädel (man denke sich etwa das Dortchen Schönfund aus Kellers „grünem Heinrich“), blühende Sommerlandschaft, ganz abgeschlossen von der anderen Welt, Erdnähe und eng eingeschmiegt in diesen Rahmen

Herbst.

Heimgegangen ist der Sommer
Und die Ernte hält der Tod,
Siehe, in der Sterbestunde
Schmückt der Wald sich flammend rot.

Und dazwischen leuchten goldne
Blätter aus dem dunklen Grün,
Selbst die Hänge und die Wiesen
Fangen an, aufs neu zu blüh'n.

Spinnlein weben ihre Netze
Wunderfein von Strauch zu Strauch,
Ahnungslos, daß all die Mühe
Jäh zereißt ein Windeshauch.

Also spinnt der Mensch das Leben
Hoffnungsvoll von Tag zu Tag,
Ahnt auch nicht, daß all sein Wirken
Nächste Stunde enden mag.

Darum lasset die sich freuen,
Deren Stunden schon gezählt,
Schmückt mit Liebe noch das Leben,
Das der Tod sich auserwählt.

Daß auch sie im flammenroten
Kleid der Liebe schlafen gehn,
Denn es gibt für diese Armen,
Ach, kein Frühlingsauferstehn!

Anna Jonak.

In jedem Haus.

Eine leise, tiefe Not
Wohnt in jedem Haus.
Schaut nur nicht aus Tor und Tür
Laut und hart heraus.

Doch ein Stückchen Märchenland
Birgt die kleinste Welt,
Wo Gott Vater seine Hand
Schirmend drüber hält.

Christine Ruhland.

Abendrot.

Welch wunderbar Glühen,
Welch feuriges Sprühen,
Welch Flimmern und Funkeln!
Noch kann es nicht dunkeln.
Der Sonne belebend Licht
Verlöschet so schnell noch nicht.
Glut will es noch senden,
Will feurig noch blenden
Mit göttlich erhab'ner Macht,
Eh' sterbend verblaßt die Pracht.
Wie Meere in Flammenglut,
Wie Küsten, bedeckt mit Blut,
In göttlich erhab'ner Pracht,
Bekämpfet die Glut die Nacht.
Welch wunderbar Glühen,
Welch feuriges Sprühen!
Welch Flimmern und Funkeln,
Noch kann es nicht dunkeln.

Lilli Kreipner.

die vom Versailler Schranzentum natürlich als Halbbarbarin angesehen wurde. Ludwig XIV. freilich, der geniale Lebensverschwender, schätzte das kernige Metall in seiner urwüchsigen Schwägerin.

„Prinzessin Jungfrau“ gehört zu den besten Büchern des Jahres. P. L. M.

Zur Psychologie der Kultur. Briefe an die Großstadt von A. l'Houet. (Bremen. Niedersachsen-Verlag. Karl Schönemann.)

Kaum die Hälfte von dem, was auf den 370 Seiten gedruckt steht, kann ich unterschreiben. Da wird einseitig auf unsere Kultur, die ja gewiß manche Bedenklichkeiten neben Anerkennenswertem an sich hat, zugehauen und vorschnelle Schlüsse finden sich nur zu oft. Aber die „Briefe“ sind ehrlich gemeint, gut geschrieben, scheuen — auch auf die Gefahr hin, niemals populär zu werden — kein fragwürdiges Lebensgebiet und enthalten neben vielem, was zu starkem Widerspruch herausfordert, beherzigenswerte Wahrheiten. Schon um ihrer Geradheit willen verdienen sie anerkannt und gelesen zu werden. Was einem darin gefällt, soll er sich merken, was ihm nicht behagt, kann er überdenken, schließlich auch energisch ablehnen, und etliche fruchtbare Weizenkörner wird jeder zwischen den Zeilen auflesen. H. L. R.

Die goldenen Augen der Weldersloh. Roman von Margarete von Oertzen-Fünfgeld. (Köln. J. P. Bachem.)

Eine schöne Geschichte nach dem Geschmacke jener Leser, die für eine Mischung von Romantik, Gefühl und Rosenrot schwärmen. Solche kommen auf ihre Rechnung. Die Personen handeln immer genau so, wie die Verfasserin es wünscht und dadurch bringt sie den Roman zu dem von vielen gewünschten braven Ende: Die mit allen guten Gaben des Körpers und des Geistes ausgestattete aber blutarme Dorette Haichinger-Weldersloh verlobt sich mit dem ihr in jeder Beziehung ebenbürdigen Helden. Mehr kann niemand von dem Buch verlangen.

Die Kobra. Südafrikanische Erzählungen von Prof. Dr. Karl Dove. (Berlin. Hapke & Schmidt.)

Die Doveschen Erzählungen führen den Leser in ein Land, in dem Natur und Menschen der vordringenden Kultur von jeher feindlich gegenüberstanden. Durch die Geschichte der südafrikanischen Kolonien geht ein ernster, bisweilen fast düsterer Zug, und ernst ist daher auch der Grundton, auf den diese Dichtungen gestimmt sind. Alle Leser Rider Haggards und Rudyard Kiplings werden mit Freude und hohem Genusse diese Doveschen Erzählungen kennen und lieben lernen. V.

Naturlehre mit besonderer Berücksichtigung ihrer technischen Anwendungen in schlichter Darstellung für den Unterricht und zur Selbstbelehrung. Mit 158 Zeichnungen. Von Kurt Seltmann, Lehrer in Dresden. (Dresden-N. C. Heinrich.)

Das Werk ist wohl zunächst für den Unterricht bestimmt, wegen seines eigenartigen, äußerst reichhaltigen Inhalts aber für jedermann, für die Familie, für die heranwachsende Jugend, für Angehörige jeden Berufes, die sich in fesselnder Weise über physikalische und besonders technische Fragen orientieren wollen, empfehlenswert.

Das Buch erteilt in ungemein klarer, tatsächlich allgemein verständlicher und sehr eingehender Form an der Hand vieler durchsichtiger, schematischer Zeichnungen dem Laien erschöpfende Auskunft über die uns täglich umgebenden Wunder der Technik: über Uhren, Nähmaschinen, Automobile, Luftschiffe über das Wesen der Photographie, Elektromotoren (Straßenbahn), Dynamos, Bogenlampen, über Witterungsvorgänge, Lokomotiven, Luftdruckbremsen, Schiffsmaschinen auf dem Fluß und auf der See, über Telephon, Telegraphie, Funkentelegraphie und vieles andere.

Wir haben ein Buch vor uns, das auch dem zwölfjährigen Knaben von einiger Begabung verständlich sein wird. Dank seiner gediegenen Ausstattung läßt es sich jederzeit als Geschenkwerk benutzen. V.

Büchereinlauf.

Die Suchenden. Roman von Nanny Lambrecht. (Berlin. F. Fontane u. Co.)

Reich und arm. Eine Geschichte aus dem Bregenzerwalde von Franz Michael Felder. Eingeleitet und herausgegeben von Hermann Sander. [Der sämtlichen Werke Felders 2. Band.] (Leipzig. Hesse u. Becker.)

Offiziere. Ein Soldatenroman von Ludwig Huna. (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker.)

Schnurren und Schnaken. Perlen der deutschen Schwankliteratur. Ausgewählt von Julius Reuper. Wiesbadener Volksbücher Nr. 140. (Verlag des Volksbildungsvereins zu Wiesbaden.)

Die Liebe siegt! Schauspiel von Karl Heinz Hill. Mit dem Bildnis des Verfassers und vier Szenenbildern. (Darmstadt. H. L. Schlapp.)

Hermann von Schellenberg. Ein deutsches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hedwig Lüdeke. (Berlin-Friedenau. Karl Fischer.)

Der Ausgedinger. Lebensbild in drei Aufzügen von Marie Schindler. (Brünn. Im Selbstverlag der Verfasserin.)

Seltsame Musik. Gedichte von Alfons Petzold. (Wien. Theodor Daberkows Verlag.)

eine tolle heiße Liebesleidenschaft, die immer zwingender die zwei lebenswarmen Menschen aneinanderkettet; ganz merkwürdig spielt die Natur hinein: stille Sommernachmittage, Gewitterstürme und eine verheerende nächtliche Feuersbrunst scheinen gleichsam symbolisch zur bewegten Innenhandlung des Romans hinzuzutreten, ohne deshalb etwa wie ein verfehlter deus ex machina oder wie wesenlose Kulissenausstattung zu wirken. Daß in all dem schönheitsprühenden Leben ein tötlicher Keim webt, läßt uns der Autor sehr feinsinnig erst kurz vor der Katastrophe in einem Gespräch zwischen den beiden Liebenden ahnen, das uns vielleicht auch den Schlüssel für die seltsame Art Mariannens am Schlusse des Buches in die Hand gibt. Einige Zeilen davon seien hier wiedergegeben, schon um der natürlichen, phrasenlosen Sprache willen:

„Eines Tages stritten wir uns unterwegs über einen, der unheilbar krank war, weil ich behauptete: ein kranker Mensch lebe doch bloß halb und sehe die Welt nur als ein Fliegenglas für Grillen an.

Marianne aber widersprach sehr erregt und sagte: wenn man mich so reden höre, schiene es am besten, man nehme die Fliegenklatsche und schlüge die Grillen mit samt den Kranken tot.

Radikal wär's! sagte ich. Es gilt einmal nur das volle Leben, und dem halb Toten wär's besser, er wäre es ganz.

Du bist grausam! rief sie aufgeregt und sah mich wirr an. Aber du meinst's nicht ernstlich!

Sehr! antwortete ich ihr. Wie du dich aufregst, Närrchen! Du weißt doch, daß alles Gesunde grausam ist und ein Recht dazu hat.

Recht dazu hat? wiederholte sie leidenschaftlich. Ein paar armseliger Grillen wegen? Und wie willst du wissen, ob's nicht Schmetterlinge sind für den Armen?

Für die andern bleiben's doch immer Grillen, Marianne! entgegnete ich ärgerlich und hartnäckig. Und ein kranker Mensch...!

Wie du das so obenhin sagst! erwiderte sie halblaut und verletzt und sah mich dann plötzlich an, als ob ihr Leben abhinge von meiner Antwort, als sie weiter fragte: Und würdest du auch nach der Fliegenklatsche laufen, wenn — ich zum Beispiel . . .

Marianne! rief ich vorwurfsvoll.

Gesteh mir's! drängte sie weiter. Aber du willst nicht!

Weil ichs nicht denken mag! entgegnete ich rasch und zog sie in meine Arme. Nicht solche Reden, Kind! Du weißt doch recht gut, daß ich dich gesund küssen würde." —

Aber Marianne geht, plötzlich ganz unvermutet, irgendwo fern zu sterben; ein mutvolles, erlösendes Abschließen und doch voll echtesten Leides. Einige Worte noch aus ihrem wundervollen, letzten ausklingenden Briefe:

„Zu Deiner Beruhigung teile ich Dir mit, daß ich hier in einer prächtigen Gegend, angesichts eines wunderherrlichen Sees, in einem vom schönsten Grün umschatteten Häuschen, tausend Blumen vor mir und von freundlichen Leuten umgeben, meine Tage verbringe, bis mein letzter anbricht. Es wird nicht mehr weit sein . . .

Ich bin sehr früh aufgestanden heute. Eben, da ich schreibe, geht die Sonne in ihrer ganzen Herrlichkeit über den Schneegipfeln jenseits des Sees auf. Die Erde vor mir erwacht und funkelt vor Übermut. Ich wollte, Du wärest da . . . und wir könnten zusammen . . . wie ehedem . . . aber reiner, reiner . . . wie wenn der Wurm nicht wäre . . . ich kann den Satz nicht vollenden!

Ich muß mich losreißen, denn ich könnte Dir Tag und Nacht schreiben. Mein Tagebuch aber führe ich fort, solange ich etwas von mir weiß.

Lebe wohl, lebe wohl!

Auf ewig (jetzt darf ich das dumme Wort wohl einmal anwenden)

Deine Marianne."

Aus ihrem Tode aber könnte ein starkes Leben aufgehen. Geläutert? Darnach zu fragen, würde die reine bildhafte Stimmung des Romans verderben. Wir können das Buch aus der Hand legen, träumend, nicht nachdenklich, wie nach einem schönen verklungenen Sommertage. Dr. B. P.

Prinzessin Jungfrau. Nach den Aufzeichnungen der Fürstin. Von Benno Rüttenauer. (München und Leipzig. Georg Müller.)

Es sollen die Memoiren der Prinzessin Montpensier auf Grund ihrer eigenen Aufzeichnungen sein. Ich meine, daß die Prinzessin selbst nicht viel dazu geliefert hat und daß die Haupsache Rüttenauer besorgte — was ihm gute Anerkennung eintragen wird, denn er hat den Ton und die Gefühlsmomente der Zeit Ludwigs XIV. vortrefflich getroffen, wenn die auftretenden Menschen auch um ein paar Schattierungen verfeinert wurden. In Wirklichkeit waren sie grobkörniger, geradliniger und weniger ästhetisch. — „Prinzessin Jungfrau" erzählt von einer Prinzessinnenliebe zu dem ebenso faszinierenden wie charakterlosen Königsgünstling Lauzin. Die beiden konnten sich nicht finden, zum Glücke der Madame Montpensier, die endlich ihren Irrtum einsieht und schlicht resigniert. Eine sehr feine Seelenschilderung und die gut kolorierte Malerei des Hofinterieurs machen das Buch zu einer anregenden und wertvollen Lektüre. Man liest mit wachsendem Interesse, mit gespannter Anteilnahme und freut sich über die klare, angenehme Sprache. — Sehr nett eingefügt ist eine Charakteristik der Pfälzerin Liselotte,

Mein Himmele. Neue Dichtungen von Hermann v. Pfaundler. (Innsbruck. Wagnersche Universitätsbuchhandlung.)

Alte und neue Zeit. Dichtungen von Klemens Wagener. (M. Gladbach. Volksvereinsverlag.)

Auf dem Wege. Eine Lese dichterischer Versuche und Zeichnungen von Max Schneider. (Nürnberg. Jakob Zeiser.)

Mitteilungen des Vereines für das Deutschtum im Ausland (Allg. Deutscher Schulverein) E. V. Geschäftsstelle: Berlin W62, Kurfürstenstraße 105.

☛ Vorstehend besprochene Werke 2c. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



An zahlreiche Einsender von Manuskripten. Legen Sie Rückporto bei, dann erhalten Sie Ihre Beiträge zurück.

P. L. M. in K. Ins Reich der Dichterfürsten schwingen Sie sich durch Ihre Verse nicht auf:

„Schon pulst das Blut mir fühlbar kälter,
Der Schädel brummt, das Rückgrat kracht,
Tagtäglich wird man alt und älter —
Genau um eine ganze Nacht.

Auch wandelt man sich im Prinzipe
Und wird zu guter Letzt moralisch —
Der alte David fand die Liebe
Sehr ungesund und höchst skandalisch."

Das „Gedicht" wurde wohl in einer Katerstimmung geboren?

An unsere Leser.

Fünfunddreißig Jahrgänge liegen hinter uns und der Heimgärtner hat den Boden für den sechsunddreißigsten schon fleißig umgestochen und besät, daß er auch diesmal saftige Früchte trage.

Besonders verweisen wir auf den Roman „Mattes" von Hans Eschelbach, der so recht in den Rahmen des Blattes paßt; da kommt ein ehrlicher Künstler zu Wort, der erfüllt von Menschenliebe und voll des Glaubens an das Gute in die Welt schaut. Mehr wollen wir von dem Werk, in dem der Dichter ein Stück Selbst gibt, nicht verraten, um dem Leser die Freude an der Entwicklung der Handlung zu lassen. — Dann führt Peter Rosegger sein „Tagebuch" fort, in dem wohl wieder mancherlei Unerwartetes stehen dürfte, und viele andere liebe und bewährte Mitarbeiter sind ebenfalls schon zum Erzählen und Plaudern bereit, so der Altmeister Richard Voß, Rudolf Hans Bartsch, der Komet, Paul Keller, der innigste unserer jungen Dichter, Otto Ernst, der Fröhliche, Josef Wichner, der Hochgeschätzte, Eduard Pötzl, Sophie von Khuenberg, Marie zur Megede, Hans Mittendorfer u. a. Etliche Werdende, die sich bereits vorstellten, werden die Lebensfragen gerade dort mutig anpacken, wo sie am interessantesten sind. Sturm und Drang! Ohne den es keine endliche Klarheit gibt. Neuer Wein muß gären. Hans Ludwig Rosegger, der Herausgeber und regelmäßige Mitarbeiter, sorgt schon dafür, daß es auch die Stürmischen nicht zu bunt treiben — aber anregen und Gestocktes aufmischen sollen sie, das ist die Aufgabe der Repräsentanten der Zukunft, so wie wir unsere Aufgabe darin erblicken, das Altbewährte mit dem neuen Guten harmonisch zu verbinden.

Einiges andere, was noch geplant ist, soll der Leser im kommenden Jahrgang selbst entdecken. Hoffentlich freut er sich daran. **Die Verlagshandlung.**

(Geschlossen am 20. August 1911.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Heimgarten.



Eine Monatsschrift

gegründet von

Peter Rosegger,

geleitet von

Hans Ludwig Rosegger.

XXXVI. Jahrgang.



Graz.

Druck und Verlag von „Leykam“.

1912

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XXXVI. Jahrgang.

Romane, Novellen, Geschichten und Dramatisches.

Alpines und Volkstümliches aus den Alpen.

*

Seite

Kultur- und Naturgeschichtliches.

Land und Leute, Charakterbilder.

Zeitgeschichtliches, Plaudersames.

Heimgärtners Tagebuch.

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Kleine Geschichten, Schwänke, Anekdoten, Sagen, Märchen, Sprüche.

Gedichte.



Mattes.

Roman von **Hans Eschelbach.**

---

1. Kapitel.

Jugenheim war in Aufregung.

Der Omnibus kam in Sicht, und das bedeutete für das drei Stunden von der nächsten Kleinbahn ganz versteckt vor aller Kultur im Hügellande gelegene Dörfchen allemal ein gewisses Ereignis; denn der Omnibus, der auch andere entlegene Ortschaften mit der Bahnstation zu verbinden hatte, berührte Jugenheim nur zweimal in der Woche.

Die Dorfkinder rannten barfuß oder in klappernden Holzschuhen dem Wagen entgegen, als bereite sich eine große Augenweide vor. Der alte Kutscher machte ein bedenkliches Gesicht und winkte den Kindern geheimnisvoll.

„Wer ist drin? Wer ist drin?“ schrien die Neugierigen. Der Kutscher schüttelte den Kopf, antwortete nicht und machte den Kindern, die erwartungsvoll neben dem Omnibus hertrabten, allerlei Zeichen, ruhig zu sein. Es half nichts.

„Steffen, wer ist drin? Steffen, wer ist drin?“

Der alte Steffen schnitt ein Gesicht, als sei er dazu verdammt, mit seinem Gefährt leibhaftig die Pest ins Dorf zu bringen. Um sich zu vergewissern, daß der geheimnisvolle Insasse des staubigen, alten

Seite

Verschiedenes.

schlechtverpackter Pakete zusammenraffend, alle ganz gegen ihre sonstige Gepflogenheit rasch in verschiedener Richtung verschwindend.

Nun kam Marx, der Viehhändler, seinen dicken, krummgriffigen Stachelstock, den er sich mit einem schmutzigen Troddelriemchen ans Handgelenk gehangen, nachlässig nachschleifend. Mit energischem Ruck schleuderte er den braunen Pfeifensaft aus dem Abguß, blies dann mächtige Rauchwolken vor sich her und stolperte gleich ins Wirtshaus, ohne sich weiter um den Wagen zu kümmern.

Wemmer, der Steinbruchbesitzer, der als Vorletzter dem erstickend heißen Omnibus entstieg, ging hinterrücks, machte noch zwei mißlungene Verbeugungen nach dem Wageninnern, zog den Hut und verschwand dann.

Und nun holte der alte Steffen einmal tief Atem und machte ein so zerknirschtes Gesicht, als wollte er sagen: „Ist es auch das Schicksal oder die Pest, was ich euch bringe — verzeiht mir, ich konnte nicht anders!"

Der entscheidende Moment war gekommen. Auf etwas zu langem Halse kam ein schmaler Kopf mit einer goldenen Brille und mit graugesprenkeltem Barte zum Vorschein.

Einen Augenblick standen die Kinder starr, als hätten sie das verschleierte Bild zu Saïs gesehen. Dann aber, wie wenn ein Sperber unter die Spatzen fährt, stoben sie plötzlich in wilder Flucht auseinander, ließen die schlitzhosig und krummbeinig ihnen schreiend nachtorkelnden kleinen Geschwister im Stich, und Mützen und Holzschuhe auf der blinden Flucht verlierend, rannten sie atemlos die Bergstraße hinunter.

Einige Tage vorher hatte der Flurhüter ausgeschellt, daß wegen eines Falles von Tollwut für drei Monate die Hundesperre über den ganzen Landkreis verhängt sei. Jetzt, wo sie die durch die Straße rasenden Kinder sahen, glaubten die Bauernweiber, ein toller Hund sei im Dorfe. Überall in den kleinen Fenstern erschienen unter weißen Nachtmützen, die den ganzen Tag von den meisten Frauen getragen wurden, die sonnverbrannten, starkknochigen Gesichter der Bauernweiber, überall scholl die ängstliche Frage: „Was ist los? Was ist los?"

„Er! — Er!" schrien die Flüchtlinge, und weg war die wilde Jagd.

Herr Rabe, der alte Lehrer des weltentlegenen Dörfchens, dem angesichts seines kargen Gehaltes nie der Gedanke an eine Heirat gekommen war, ging unterdessen mit seiner langen Pfeife und seinen etwas zu kurzen Hosen, die noch zum Überfluß viel zu sehr in die Höhe gezogen waren, ahnungslos und in Erwartung der nahen Sommerferien seelenvergnügt im Garten in der Nähe des Bienenstandes spazieren. Wegen der schrecklichen Hitze und Dürre war während vier Wochen der Nachmittagsunterricht regelmäßig ausgefallen. Dazu kamen bald vierzehntägige Ferien — was blieb da weiter zu wünschen? Aus seinen beschaulichen Gedanken wurde Herr Rabe plötzlich unsanft aufgeschreckt, als

Kastens ihn auch nicht höre, sah er vom Bock einmal vorsichtig rechts und links hinter sich und sagte dann mit gedämpfter Stimme: „Er! — Er!“

„Wer?“ riefen die unverdrossen mittrottenden Kinder, die, als sie vergebens auf Antwort warteten, hin und wieder in plumpen Sprüngen in die Höhe sprangen und das Innere des Fuhrwerks zu ergründen suchten.

Es gelang ihnen nur teilweise; denn da saßen zuerst an jeder Ecke zwei stämmige Bauernweiber, von denen namentlich die dicke Frau des Ortsvorstehers fast jede Aussicht versperrte. Dann waren noch andere Leute da: der Viehhändler Marx, der Steinbruchbesitzer Wemmer und ... weiter sah man trotz aller Bemühungen nichts als ein aufgeschlagenes, wohl zum Schutz gegen die schrecklichen Knasterwolken des Viehhändlers hochgehaltenes Buch.

Ein Buch! Ein aufgeschlagenes Buch!

Das war in Fugenheim etwas Seltenes. Aber hinter dem Buche saß noch etwas, was man nicht sehen konnte, geheimnisvoll wie das Schicksal.

In welcher Gestalt das Schicksal sich Fugenheim genähert, sollten die Kinder, von denen zwei bereits übereinander gefallen waren und im Staube herumkollerten, bald erfahren.

Der Kutscher zeigte noch einmal warnend mit dem Daumen über die Schulter nach dem Innern des Wagens und knallte dreimal mit der Peitsche, ein Zeichen für den Wirt, daß er wichtige Gäste bringe.

„Brrrr!“ sagte er, spreizte die Beine gegen das schräglaufende Fußholz, lehnte sich mit Würde hintenüber, zog die Zügel mit solchem Nachdruck an, als habe er die feurigsten Renner der Welt zu bändigen, und brachte dadurch den Wagen vor der einzigen Wirtschaft des Dorfes zum Stehen.

Rascher, als es sonst seine Art war, kletterte er vom Bock, zog verlegen die Schultern in die Höhe, zwinkerte dem Wirt, der in die Haustüre trat, noch einmal vielsagend zu, und indes sich immer mehr Jungen und Mädchen um den Omnibus sammelten, öffnete er, nicht ohne einen Zug von Feierlichkeit, die Türe.

Zunächst sah man nichts als die kolossale Rückseite von Brön, der Frau des Ortsvorstehers, die unbeholfen nach rückwärts schreitend, von dem hohen Trittbrett aus mit dem Fuße den Boden suchte, wobei in knallroten Wollstrümpfen Waden zum Vorschein kamen, die der alte Steffen nur mit Ehrfurcht anzustaunen gewohnt war, weil sie seine Oberschenkel an Fülle weit übertrafen.

Nachdem Brön ihre Landung glücklich bewerkstelligt und noch einen mächtigen Henkelkorb aus dem Wagen gezogen hatte, folgten drei andere Weiber, jedes mit ausnehmend ernstem Gesicht, jedes rasch ein Fülle

Zum Überfluß sah er noch nach dem Stundenplan, pflückte einige welke Blättchen von den Geranien, die auf dem breiten Fenstersims standen, nahm dann ein Paket Hefte aus dem Schulschrank und ging damit nach seiner Wohnung, um sie nachprüfend nochmals durchzublättern.

Doktor Brockmeier, der Schulinspektor, hatte unterdessen, umsummt von zahllosen, zudringlichen Fliegen, in der Wirtschaft den Kaffee eingenommen. Sein Blick fiel dabei auf das große Bild eines langbärtigen Mannes in Uniform. Der Wirt erklärte ihm, das wäre der Prinz von so und so, der sei einmal hier auf der Jagd gewesen und habe an ebendemselben Tische Kaffee getrunken, woran nun er, der Herr Schulinspektor, sitze.

Doktor Brockmeier erkundigte sich, ob er hier Nachtquartier haben könne.

Natürlich — — gewiß, — — ja; — aber — — aber es sei eigentlich ein sehr bescheidenes Zimmer. Indessen — — — es wären zwei Betten drin — — zwei sogar!

„Wovon ich aber nur eins gebrauche!“ sagte Herr Doktor Brockmeier so nachdrücklich, als wolle er jetzt schon dagegen protestieren, daß ihm das Zimmer zu hoch angerechnet würde. „Kann ich das Zimmer einmal in Augenschein nehmen?“

Der Wirt führte seinen Gast über einen ausgedehnten ländlichen Hof, wo ein offener Schuppen mit blau bemalten Einmachtöpfen, ein großer, verkaufsfertiger Holzvorrat und eine geräumige Scheune verriet, daß der Besitzer des behäbigen Anwesens auch noch aus anderen Dingen, als aus seiner Wirtschaft Geld machte.

In der Höhe des ersten Stockwerks lief eine überdachte Holzgalerie an dem Nebengebäude vorbei und führte nach mehreren Zimmern, die offenbar für das Dienstvolk bestimmt waren.

Der Wirt geleitete Herrn Brockmeier die außen vom Hofe nach der Galerie führende Eichentreppe empor, lehnte sich über das Geländer und suchte den wie toll an seiner Kette zerrenden, in allen Tonlagen kläffenden großen Spitz und eine krummbeinige breitbrustige Dogge zu beruhigen, die beim Bellen ein Gesicht wie eine keifende, alte Frau machte.

Das Zimmer, das hermetisch verschlossen gewesen, erwies sich als erstickend heiß. Doktor Brockmeier riß gleich das winzige Fenster auf, das einzige, das der kleine Raum hatte. Dann sah er sich um: zwei Betten, ein Tisch, ein Stuhl, eine Waschmangel und ein Kleiderschrank von imponierender Größe — — na, schlafen ließ es sich ja hier schließlich.

Plötzlich streckte der Herr Schulinspektor den langen Hals sehr weit aus dem Stehkragen, machte ein nachdenkliches Gesicht, zog schnüffelnd den Atem durch die Nase ein und sagte zögernd: „Ja, aber es riecht hier arg nach — hm — nach — hm hm — nach Ammoniak!“

schweißtriefend und atemlos einer der flüchtigen Jungen durch eine Lücke der Gartenhecke stürmte, dicht vor ihm über eine braune Schnecke ausglitt und ihm so heftig gegen die in buntgestickten und stark ausgetretenen Pantoffel steckenden Füße kollerte, daß der Dorfpädagoge fast das Gleichgewicht verlor.

„Hu!“ sagte Herr Rabe und schlug einmal mit den Armen in die Luft, um seinen Halt wieder zu gewinnen. „Hu, Mertens! — Fall’ nicht! — — Was ist geschehen?“

„Herr Lehrer“, keuchte der Junge, indem er sich aufraffte und einmal hinter sich sah, als ob er noch immer verfolgt würde. „Er ist da!“

„Wer?“ fragte Herr Rabe und nahm erschrocken die Pfeife aus dem Munde. Er ahnte nichts Gutes.

„Er!“ schnaufte der Junge, der sich in der Hecke an den Brennnesseln die Finger verbrannt, noch immer atemlos und rieb die roten Hände.

„Wer, Mertens? Wer?“

„Der — — hpfff! — — der Schulinspektor!“

Damit stürzte der Flüchtling schon wieder an der entgegengesetzten Gartenseite zu einer anderen Lücke der Hecke hinaus, um die drohende Gefahr dem ganzen Dörfchen zu verkünden.

So rasch als es seine schlappenden Pantoffel erlaubten, eilte Herr Rabe ins Haus, stellte die Pfeife weg, zog seine Stiefel an, bürstete einmal über den etwas verschossenen Rock, zupfte krampfhaft die Halsbinde, die ihm plötzlich zu enge geworden, zurecht, und indes eine ernste Feierlichkeit über sein faltenreiches, glattrasiertes Gesicht glitt, ging er gefaßt seinem Schicksal bis an das Gartentor entgegen.

Aber die Straße war leer, wie ausgestorben, die Leute hatten sogar vor der hohen Obrigkeit trotz der großen Hitze sorglich die kleinen Fenster verschlossen. Das Schicksal kam nicht, wenigstens jetzt noch nicht. Der Schulinspektor war in der kleinen Wirtschaft abgestiegen.

Herr Rabe strich sich einmal über den glänzenden Schulrock; er fühlte drückend — das war die Stille vor dem Sturm! Rasch entwarf er seinen Schlachtenplan; unvorbereitet sollte ihn der Gestrenge nicht finden. Übrigens konnte der Schulinspektor heute nicht mehr kommen. Es war hitzefrei und zudem schon fünf Uhr nachmittags. Aber morgen Punkt acht Uhr würde er da sein.

Der alte Junggeselle sah noch einmal die Straße hinauf und hinunter, fuhr sich mit den langen Fingern nachdenklich durch das spärliche Haar und ging dann ins Schulzimmer, um die letzten Vorkehrungen zu treffen und nachzusehen, ob alles in Ordnung wäre.

Natürlich war alles in Ordnung; Herr Rabe war gewissenhaft. Da ihm nichts anderes mehr zu tun blieb, schrieb er schon das Datum für den folgenden Tag auf die große Holztafel. Es war der 1. August.

Er erklärte, einen Rundgang ums Dorf machen zu wollen und entfernte sich, nachdem er noch eine dicke Katze verjagt, die seinem Zimmer gerade einen Besuch machen wollte. — —

Jugenheim, ein so unbedeutender Ort, daß man ihn lange vergebens auf der Karte des Landkreises suchte, lag still und menschenleer. Die Getreideernte hielt die meisten Leute auf den Feldern.

Hin und wieder begegneten dem Schulmonarchen Kinder, die sich mit allen Anzeichen der Furcht eiligst seinen gestrengen Blicken entzogen, sobald sie seiner ansichtig wurden. Doktor Brockmeier war deshalb angenehm überrascht, als ein schlankgewachsenes, rotwangiges Mädchen von etwa dreizehn Jahren eine Ausnahme von der Regel machte. Besser gekleidet als die anderen Bauernkinder, war das hübsche Mädchen an dieser Stelle eine auffällige Erscheinung. „Guten Tag, Herr Schulinspektor!“ sagte es und lächelte verschämt.

„Ei, sieh da! Wir kennen uns!“ rief Herr Doktor Brockmeier freundlich und reichte der Schülerin die Hand. „Hast du nicht im vorigen Jahre vorn an der Ecke gesessen?“

„Ja, da sitze ich auch jetzt noch.“

„Na, das freut mich; da mußt du ja recht fleißig sein. Wie heißt du doch wieder?“

„Gretchen Kirschbaum.“

„Richtig! Kirschbaum! Das ist ja ein süßer Name, wenn man an die wohlschmeckenden Früchte denkt, die dieser nützliche Baum hervorbringt. Morgen sehen wir uns wieder. Du gehst doch gern zur Schule?“

Gretchen nickte und lächelte etwas gedankenvoll.

„Und Herrn Rabe, deinen Lehrer, hast du gern?“

„Sehr!“

„Das ist ja schön. Und vor mir hast du auch keine Angst?“

„Nein.“

„Wo gehst du denn jetzt hin?“

„In die Maikammer.“

„In die Maikammer? Was ist denn das?“

„Es ist ein Platz am Bach zwischen vier hohen Pappeln. Rings herum stehen hohe Sträucher. Es sieht aus wie ein Zimmer.“

„Soso! Und ihr spielt da?“

„Manchmal.“

„Na, dann geh’ und fall’ nicht in den Bach, du kleiner Kirschbaum!“

Das Mädchen lächelte wieder, machte einen Knix und ging weiter. Der Inspektor sah ihm noch einmal nach, wie es mit elastischen, wiegenden Schritten durch den Sonnenschein ging. In seinem dunkelbraunen, welligen Haar, das ihm eigentümlich gescheitelt zu beiden Seiten bis über die Ohren hing, leuchtete kokett ein rotes Band.

Der Wirt strich verlegen mit beiden Händen an seiner Jacke auf und ab, als ob er sich vergewissern wolle, daß beide Reihen Knöpfe noch vollzählig wären. „Jaja!“ sagte er — „Nach A — — — nach A — — — nach Pferdestall! Das kommt — — — unten ist einer!“

„Ein Pferdestall?“

„Jaja. Aber nächstes Jahr bauen wir um.“

„Bis zum Umbau kann ich nun leider nicht warten“, sagte Herr Brockmeier verdrießlich. Er trat aus der Backstubenhitze des Zimmers, und begrüßt von dem wütenden Gebell der Hunde, lehnte er sich über die Galerie. Wirklich! Unter seinem Zimmer, dem einzigen Fremdenzimmer in Jugenheim — war ein Pferdestall! Daher auch all die Fliegen, deren er sich kaum zu erwehren wußte!

„Na, an Fliegen haben Sie hier wahrhaftig keinen Mangel!“ bemerkte er, indem er zurücktrat und auf eine ganze Anzahl der lustigen Brummer hinwies, die hinter der schützenden Glasscheibe eifrig ihren Geschäften nachgingen.

„Jaja! Gewiß!“ sagte der Wirt und lächelte dabei, als wären die Fliegen sein persönlicher Stolz.

Doktor Brockmeier rückte kritisch seine Brille zurecht, um näher zuzusehen. „Und harmlose Stubenfliegen sind es nicht einmal!“ bemerkte er tadelnd, „das sind Stechfliegen! und Rinderbremsen haben Sie auch!“

„Ja, die haben wir auch!“ sagte der Wirt so stolz, als ob es sich um eine wertvolle Bereicherung des Speisezettels handle.

„Das ist allerdings fatal! da möchte ich Ihnen doch zu etwas Fliegenleim raten.“

„Gewiß, Herr Inspektor! Wenn meine Frau nächstens nach der Stadt fährt, kann sie ihn mitbringen“, antwortete der Wirt, indem er den Fliegenleim im Gedanken schon auf die Rechnung schlug

„Wenn ich hier weg bin, hilft mir der Fliegenleim nicht mehr“, sagte Herr Doktor Brockmeier verdrießlich. „Da es aber die einzige Herbergsgelegenheit in Jugenheim ist, muß ich wohl aus der Not eine Tugend machen.“ Er seufzte einmal und nahm ein kleines Paket in Empfang, das eine Magd ihm aus dem Wirtszimmer nachgetragen hatte. „Ach ja! Meine Gummischuhe! Es ist der Vorsicht halber. Man kann nie wissen, wie das Wetter einem mitspielt. Und zurück muß ich ja zu Fuß gehen!“

Er seufzte wieder, packte die Gummischuhe aus und stellte sie symmetrisch unter das Bett, das er zu seinem Gebrauch ausgewählt hatte. „Hier das Bett lassen Sie, bitte, für mich zurecht machen, Herr Wirt. Ich muß nämlich immer das Gesicht der Wand zukehren und auf der rechten Seite liegen, wenn ich gut schlafen will.“

das seinem sommersprossigen, ausnehmend häßlichen Gesichte um so mehr etwas Fratzenhaftes gab, da ihm die Ohren viel zu weit vom Kopfe standen. Die niedrige Stirn war stets zur Erde gerichtet. Der Junge senkte den Kopf wie ein Kind, das sich schämt und nicht weiß, wohin es sehen soll.

Das Bild des großen, blaß aussehenden Jungen würde an das eines Idioten erinnert haben, hätten sich nicht in das grundhäßliche Gesicht ein Paar Augen von seltsamer, weltfremder Schönheit verirrt. Wer in diese tiefen, glänzenden Rehaugen sah, der vergaß die abstoßende Häßlichkeit des Kindes um so eher, da sein Äußeres mehr gepflegt war als das anderer Dorfkinder.

Der Junge ging der kleinen Gesellschaft unverdrossen bei allen Verrichtungen zur Hand. Zuletzt saß er mitten unter den Kleinen im Sande und formte Kuchen.

War Herr Brockmeier schon darüber erstaunt, daß ein so ausnehmend großer und starker Junge, der sich bereits dem Jünglingsalter näherte, es nicht verschmähte, mit noch nicht schulpflichtigen Kindern „Kochen" zu spielen, so wuchs sein Erstaunen noch, als er aus dem Kauderwelsch der Kleinen heraushörte, daß sie den Goliath in ihrer Mitte gar nicht mit seinem Vor- oder Familiennamen, sondern einfach „das Tier" nannten.

Der Junge ließ sich diesen Schimpfnamen wie etwas ganz Selbstverständliches gefallen. Er sprach auffallend wenig und litt geduldig, daß ein kleines Mädchen ihn heftig mit einem Löffel auf die Finger schlug, als er ihm aus Ungeschick einen Sandkuchen zertreten hatte. Einer der Hosenmatze, der gar zu übermütig wurde, stülpte dem am Boden hockenden und ganz in das Spiel vertieften Goliath sogar wiederholt eine halbe Eierschale voll Sand auf den Kopf, was von den anderen kleinen Rangen mit Beifallsgelächter begrüßt, von dem Behelligten aber gar nicht geahndet wurde. Er begnügte sich damit, sich den Sand aus dem Haar zu streichen, gutmütig zu lächeln und demütig bittend mit sanfter Stimme „Nicht! Nicht!" zu sagen.

Das pädagogische Gewissen regte sich in Herrn Brockmeier. Schon wollte er als ausgleichende Gerechtigkeit dem unrühmlichen Spiel ein Ende bereiten, als von ferne drei größere Jungen herangelaufen kamen. „Tier! Wart mal! Tier!" riefen sie, und als der Goliath sich freundlich grinsend und verlegen mit den langen Armen schlenkernd aufrichtete, bombardierten sie ihn lachend mit einem Hagel unreifer Früchte.

„Na, den Buben wird er's schon heimzahlen!" dachte Doktor Brockmeier, sah aber zu seiner Enttäuschung, daß der jugendliche Riese gar nicht auf seine Verteidigung bedacht war, sondern nur die Schultern

„Die reinste Dorfprinzessin!“ dachte Herr Brockmeier, indes er weiter ging und danach mit einigem Mißfallen die zahlreichen, halbzertretenen, rohen Äpfel und Birnen musterte, die hier als Fallobst unbeachtet auf den Wegen umherlagen. Dann bog er vom Fahrwege ab und schlug einen Pfad ein, der um das Dorf herumführte.

Eine langandauernde Dürre hatte die Halmfrüchte, die die schlechte Witterung des Frühjahrs in der Entwicklung zurückgehalten, verjähreift und die Ähren förmlich schwarz gebrannt. Eine Ähre, die Doktor Brockmeier mit der Gründlichkeit des Schulmannes untersuchte, bestätigte, was ihm der Steinbruchbesitzer bereits gesagt: die Körner füllten und wogen schlecht.

Plötzlich blieb der Inspektor stehen und reckte seinen langen Hals; er tat das immer, wenn etwas seine besondere Aufmerksamkeit erregte. Sein Pfad ging jetzt an einem Ackerrande vorbei, der ziemlich steil fünf oder sechs Meter abfiel und als Ödland mit Brombeeren und Haselnußsträuchern bewachsen war. Unten, hinter diesen Haselnußsträuchern, klangen Kinderstimmen, und Doktor Brockmeier verspürte die Lust in sich, Jung-Fugenheim einmal da aufzusuchen, wo es jedenfalls am tüchtigsten war — beim Spiel.

Vorsichtig, um nicht bemerkt zu werden, trat er an eine Stelle, wo man zur Not über die Sträucher blicken konnte.

Unten, in einer kleinen, selbstgegrabenen Grube, saßen acht Kinder von fünf bis sechs Jahren und „kochten“ — das heißt: sie formten mit alten Löffeln und Blechbüchsen die Erde zu Kuchen, rieben rote Ziegelsteine als Zucker darüber und ahnten seelenvergnügt nichts von der Nähe des Mannes, der ihren größeren Geschwistern so unwiderstehliche Furcht einflößte. Den Mittelpunkt der Gesellschaft von kleinen Mädchen und Jungen bildete ein fünfjähriger Blondkopf, der eben einen Zirkus eröffnet hatte, indem er drei Marienkäferchen eine Weidengerte hinauflaufen ließ, um sie oben rechtzeitig wieder abzufangen.

In dieser Gesellschaft kleiner, rotznäsiger Mädchen und noch kleinerer Jungen, denen die Hemdzipfel in nicht allzu blendender Unschuldweiße aus dem Schlitzhöschen hingen, stand eine eigentümliche Gestalt. Es war ein baumstarker, übergroß aufgeschossener Junge, der trotz der Bruthitze des Sommers ein dickes Tuch um seinen kurzen Hals geschlungen hatte. Der Junge, der fast die Größe eines ausgewachsenen Mannes und dabei die unentwickelten Gesichtszüge eines Dreizehnjährigen zeigte, schien so rasch über das Durchschnittsmaß hinausgewachsen zu sein, daß er gar keine Zeit gefunden, darüber nachzudenken, was er mit den großen Gliedmaßen anfangen sollte. Er schlotterte mit den langen Armen, drehte den etwas zu dicken, mit strohfarbigem Strähnenhaar bedeckten Kopf hin und her und verzog den breiten Mund manchmal zu einem Lächeln,

Auch jetzt saß der alte Junggeselle vor seinem Flügel und sang mit etwas rostiger, leise zitternder Stimme:

„Uf'm Berge, da weht der Wind,
Da wiegt die Maria ihr Kind
Mit ihrer schlohengelweißen Hand
Und hat auch dazu kein Wiegenband."

Einst vor vielen Jahren, da er als junger Himmelstürmer das Seminar verlassen, hatte er auch dieses alte Volkslied gesungen. Aber er hatte an etwas ganz anderes dabei gedacht, als an das, was eigentlich im Liede stand. Seine Gedanken weilten damals gar nicht bei der Gnadenmutter und dem Wunderkinde, von dem in den schlichten Zeilen die Rede war. An eine ganz andere Maria dachte er, an eine, die „mit ihrer schlohengelweißen Hand" auch einst ein Kind wiegen würde — sein Kind.

Aber die eine, von der er immer geträumt und gesungen, war ihm nicht gefolgt, hatte ihm nicht die Sorgen mit ihrer schlohengelweißen Hand von der Stirne gestrichen, als ihn das Schicksal mit einem Monatsgehalt von zwanzig Talern in das weltferne Dörfchen verschlug. Die war wohl viel glücklicher geworden als der stille Träumer, der ihrethalben ein ganzes Leben lang allein geblieben.

Wirklich, es ließen sich allerlei Gedanken in dieses Lied hineintragen, eigentümliche Gedanken.

Sie, die dem andern Manne gefolgt, ob sie auch einmal übermüdet diesen Mann bitten würde:

„Ach, hilf mir wiegen mein Kindelein?"

Und ob dieser Mann sie dann auch so rauh abweisen würde, wie der heilige Joseph die Gnadenmutter:

„Wie kann ich dir helfen, dein Kindlein wiegen?
Ich kann ja kaum selber die Finger biegen!"

O, wie hätte er ihre Kinder lieben wollen, er, der einsame Schulmeister, der fremde Kinder erzog und selbst keine Kinder hatte.

*
* *

„Schumm — — schei — — schumm — — schei."

Er hatte den Kopf ganz tief geneigt, als die letzten Töne leise verzitterten.

„Guten Tag, Herr Rabe!" rief draußen zwischen der Weinlaube vor dem offenen Gartenfenster eine laute Stimme.

„Hu!" sagte Herr Rabe, genau so überrascht, wie in dem Moment, als ihm der atemlose Junge wider die Beine gekollert war. „Ach, Herr Schulinspektor. Ein Augenblickchen. An der Schelle ist der Draht durchgerostet. Ich mache gleich auf."

hochzog, den Kopf senkte und seinen rohen Angreifern den Rücken bot, damit ihre Geschosse ihn nicht ins Gesicht treffen möchten.

„Tier! Paaftig! der saß! Untier! Duseltier!“ riefen die Rangen und entfesselten damit den Unwillen des Inspektors derart, daß er sich plötzlich zornrot aus einem Strauchstück aufreckte und den Missetätern eben eine Strafrede halten wollte, als er einsah, daß schon sein unerwarteter Anblick genügte, die Jugend Fugenheims in die eiligste Flucht zu schlagen.

„Warum wehrst du dich nicht? Warum jagst du die Lümmel nicht fort?“ rief er deshalb dem „Tier“ zu. „So ein großer Junge wie du! Du solltest dich schämen! Spielst mit den kleinen Kinderchen und läßt dich prügeln! Pfui! Wehr dich doch! Ist das ein großer Junge!“

Die Rede des schwarzen Mannes rief eine geteilte Stimmung hervor. Die kleinen Kröten in der Sandgrube — Gerechte und Ungerechte — erhoben einstimmig ein so jämmerliches Zetergeschrei, als sei ihnen ein Menschenfresser mit dem Messer an der Kehle, und das „Tier“ lächelte einmal verlegen, senkte dann wie schuldbewußt den großen Kopf noch tiefer als sonst, drehte, ohne ein Wort zu erwidern, Herrn Brockmeier den Rücken und ging langsam und linkisch quer über die Wiesen, bis er zwischen den krummgewachsenen Obstbäumen verschwunden war. —

2. Kapitel.

Herr Rabe hatte mittlerweile Zeit, sich von der Schreckensbotschaft zu erholen und sein seelisches Gleichgewicht wiederzufinden.

Dieser bescheidene, etwas nervöse, alternde Dorfschullehrer, weit davon entfernt, ein Virtuose oder gar ein Künstler zu sein, liebte die Musik.

Als ehemaliges Stadtkind nach seiner Ausbildung auf das entlegene Dörfchen verschlagen, war er innerlich so vereinsamt, daß er keinen andern Freund und Vertrauten hatte, als sein Instrument, dem er alle Stimmungen seines Herzens anvertraute.

Mißliche Verhältnisse hatten ihm die Gründung eines eigenen Hausstandes unmöglich gemacht, und das Leben hatte ihn unbarmherzig gezwungen, all seinen großen Hoffnungen und Wünschen vor wie nach zu entsagen. Nur die Erfüllung eines einzigen großen Wunsches war ihm möglich geworden. Dank seiner sonstigen Anspruchslosigkeit und Sparsamkeit war es ihm schließlich ermöglicht, wenn auch keine treu waltende Hausfrau, so doch einen prächtigen Flügel in sein stilles Junggesellenheim zu holen, einen echten Ibach, sein ganzer Stolz, äußerlich die größte Errungenschaft seines Lebens. Er dankte dem Schicksal für dies kostbare Besitztum und zeigte es jedem Besucher mit so andächtiger Bewunderung, daß es schließlich Leute gab, die von ihm behaupteten: „Er hat einen Rappel und einen Ibach.“

Der Schulinspektor putzte umständlich seine Augengläser. „Herr Rabe“, begann er dann in verändertem Tone, „ich komme schon heute, und zwar gegen meine Gewohnheit am Nachmittag, weil ich sonst keine Fahrgelegenheit habe, seitdem die Omnibusverbindung eine Änderung erlitten hat. Ich übernachte also hier im Dorfe und werde morgen Ihre Schule besuchen.“

„Sehr angenehm, Herr Inspektor. Die Hefte und Listen stehen Ihnen schon jetzt zur Verfügung.“

„Danke, das erledigen wir morgen.“

Der Gast machte wieder eine Pause und schrieb in Gedanken allerlei krause Zeichen auf den staubigen, braun lackierten Tisch.

Eilfertig sprang der Junggeselle auf, holte ein Tuch und wischte die Platte ab. „Entschuldigen Sie“, sagte er. „Wo keine Hausfrau ist, kommt Staub hin — — überall.“

Sein Vorgesetzter antwortete nicht; er suchte nach einer Einleitung. „Eigentlich führt mich ein sonderbares, wenig erfreuliches Ereignis heute schon zu Ihnen“, begann er im Amtston. „Der Zufall wollte es, daß ich Zeuge wurde, wie ein großer, wohl etwas anormaler Junge, den sie das ‚Tier‘ nannten, von anderen Kindern beschimpft, verfolgt und in roher Weise angegriffen wurde, obschon der Angegriffene augenscheinlich ein ganz harmloses Menschenkind ist. Ich habe alle Ursache, mich über die Angelegenheit näher zu informieren; denn es ist doch eine unerhörte Roheit, wenn, wie es in diesem Falle zu sein scheint, ein ganzes Dorf dazu übergeht, ein hilfloses Kind als ‚Tier‘ zu bezeichnen und zu behandeln. Ich muß Ihnen gestehen, Herr Lehrer, ich bin aufs unangenehmste davon überrascht, daß solch eine Brutalität überhaupt möglich ist, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie es mich befremdet, daß der erziehliche Einfluß der Schule hier nicht so weit reicht, einen Ihrer Zöglinge gegen die Roheit und Boshaftigkeit seiner Genossen zu schützen. Also äußern Sie sich, bitte, zu der Sache. — Wie heißt der große Junge, den man hier — kaum zu glauben! — ‚das Tier‘ nennt?“

„Matthias Stiel.“

„Wie alt?“

„Er kommt nächsten Ostern aus der Schule.“

„Und ist natürlich immer bei Ihnen im Unterricht gewesen.“

„Ja, immer.“

„War der Junge jemals längere Zeit krank?“

„Nein.“

„Ist der Vater des Kindes ein Säufer oder hat er sich sonst durch irgend etwas der allgemeinen Mißachtung ausgesetzt?“

„Den Vater des Kindes kennt man nicht; die Mutter hat sich stets hartnäckig geweigert, seinen Namen zu nennen.“

„Verzeihen Sie, daß ich Sie in Ihrer musikalischen Unterhaltung störe", sagte Doktor Brockmeier, als ihn der Lehrer ins Zimmer genötigt. „Die Tür nach der Straße zu fand ich verschlossen und da bin ich um das Haus herumgekommen."

„Ich bedauere, Sie nicht gleich bemerkt zu haben, Herr Schulinspektor."

„O, bitte! — Unsereins macht sich ja schließlich schon bemerklich."

Der forschende Blick Doktor Brockmeiers fiel auf einen auf einem Stuhle liegenden, großen Band, der in mächtigen Lettern die Aufschrift „Johann Sebastian Bach" trug.

„Iiii! — Bach?" sagte der Besucher, offenbar erstaunt darüber, bei dem schlichten Dorfschulmeister so klassische Musik anzutreffen.

Herr Rabe, immer noch etwas verwirrt durch den hohen Besuch, verstand nicht gleich, was sein Vorgesetzter sagen wollte.

„Jaja! Ibach!" sagte er nicht ohne Stolz und streichelte zärtlich über sein geliebtes Instrument.

Doktor Brockmeier trat einen Schritt zurück, reckte seinen Hals und sah über seine Brille. „Das ist allerdings ein kostbarer Flügel!" bemerkte er. Der war wohl sehr teuer?" Es lag etwas wie versteckter Tadel in seiner Stimme. Solch ein Instrument stand doch durchaus nicht im Einklang mit dem Einkommen des alten Lehrers!

Herr Rabe war indes viel zu harmlos, um die Bedenken seines Vorgesetzten zu ahnen. „Gewiß, Herr Inspektor, der ist mir sehr teuer", versicherte er mit Wärme. „Das ist ein Flügel, der seinen Namen wirklich verdient, der hat mir oft Flügel gegeben, die über manches hinwegtragen können, das unsereins manchmal drückt."

Der Besucher räusperte sich.

„Es war wohl ihr Lieblingslied, das Sie eben sangen?"

Herr Rabe lächelte verlegen.

„Ja, ja. Allerdings. Ein altes Lied — — —"

„Darf man's sehen?" fragte Doktor Brockmeier, der an den Flügel trat. „Ei, sieh da. Und darüber geschrieben haben Sie auch noch etwas?"

„Ja", sagte der alte Lehrer, indem er wie unbeabsichtigt das Notenheft zuklappte. „Das ist schon lange her."

„Und wie hießen die Worte? — Oder ist das Geheimnis?"

„O, durchaus nicht. Sie lauteten: ‚Sagen Sie ihm, wenn er Mann geworden ist, daß er Achtung habe vor den Träumen seiner Jugend.'"

Doktor Brockmeier reckte den Hals und sah wieder über die Brille, diesmal noch länger und nachdenklicher.

„Soso — Etwas Ähnliches kommt wohl bei Schiller vor?"

„Allerdings bei Schiller."

süchtigen Augen sehe, ist mir immer, als sehe mich aus diesen Augen ein — — wie soll ich sagen? — — ein gebundener Geist an."

„Ein gebundener Geist? Wie meinen Sie das?"

„Ein stummer Geist, ein Geist, der wohl denken und empfinden, seine Gedanken und Empfindungen aber nicht äußern kann."

„Seine Mitschüler müssen den Jungen also für dumm halten."

„Allerdings verschleißen sie ihn als Dummkopf. Er ist ihr Stiefelputzer, wenn ich so sagen soll, die Zielscheibe ihres Spottes, der Prügeljunge der öffentlichen Meinung. Jeder schimpft ihn, jeder stößt ihn, jeder erprobt an ihm seine Kraft, weil er keinen Widerstand findet."

Herr Brockmeier schlug erregt mit der Hand auf den Tisch. „Aber wie können Sie denn das zugeben?" rief er entrüstet.

„Nichts dergleichen gebe ich zu, Herr Inspektor, im Gegenteil, ich eifere dagegen, ich untersuche jeden einzelnen Fall, der mir zu Gehör kommt. Aber mir kommt nichts mehr zu Gehör; die Missetäter wissen sich zu verstecken, und der Junge selbst ‚klatscht' nicht, wie die Leute hier sagen. Er ist niemals als Ankläger aufgetreten. Er hat das auch gar nicht nötig; seine Mutter, ein großes kräftiges Mannweib, wacht über ihn wie eine Furie. Sie bedroht jeden, der ihn schief ansieht, sie prügelt seine vermeintlichen und wirklichen Feinde, sie steht wegen seiner oft auf Kriegsfuß mit dem ganzen Dorfe; letzte Kirchweih noch hat sie einen siebzehnjährigen Burschen, der ihn in ihrer Gegenwart das ‚Tier' nannte, rechts und links geohrfeigt."

„So. Sie glauben also, daß das Mißverhältnis an der häuslichen Erziehung liegt?"

„Teilweise ja."

„Wird es denn nötig sein, das Kind in Fürsorgeerziehung zu geben?"

„Keinesfalls, Herr Inspektor. Abgesehen von der den Spott geradezu herausfordernden Affenliebe zu ihrem häßlichen Kinde, ist die Person sonst ganz einwandfrei. Die würde auch niemals zugeben, daß man ihr das Kind wegnehme. Als ich ihr riet, den Jungen nach seiner Entlassung aus der Schule nach der Stadt zu schicken, damit seine auffällige Fertigkeit im Holzschnitzen bei einem Drechsler, einem Kunstschreiner oder einem Bildhauer ausgebildet werde, hat sie mich beinahe aufgefressen. Sie deuteten eben an, Herr Inspektor, daß mich die Schuld treffe, wenn ein Kind hier als ‚Tier' bezeichnet werde und öffentlich geächtet sei. Es ist das aber nicht der Fall."

„Na, lassen Sie hören, Herr Rabe. Ich will Ihnen auch keinen Vorwurf machen; aber es ist doch meine Pflicht, mich über Dinge, wie die besprochenen, genau zu unterrichten. Also?"

„Zunächst ist der Junge trotz seiner anormalen Länge von der Natur so stiefmütterlich bedacht worden, daß schon sein Äußeres unangenehm

„So. Illegitim also! — Stammt die Person hier aus dem Dorfe?“

„Vor etwa dreißig Jahren ließ der Vater unseres jetzigen Bürgermeisters, der Herr Baron von Fredelager, Wallonen kommen, um ein Feld auszuziegeln. Es war ein ziemlich verkommenes Volk, diese Ziegelbäcker, streit- und trunksüchtig. Die Leute nahmen Wohnung in einer wegen Wassermangel außer Betrieb gesetzten Mühle, die bis heute die ‚Wallonenmühle‘ heißt. Als dann später die Ziegelbäcker fortzogen, blieb ein krankes Wallonenweib zurück, die man eines Tages, im Blutsturz erstickt, tot auffand. Das einzige Kind der Verstorbenen blieb hier und trat später als Magd in den Dienst von Baron von Fredelager.“

„Sie ist die Mutter des illegitimen Kindes?“

„Jawohl, Herr Inspektor.“

„So hat sich also die Nichtachtung, mit der man hier gewiß die Mutter behandelt, auch auf das Kind übertragen?“

„Sie irren, Herr Doktor. Kurz vor der Geburt des Kindes war die Stina Stiel — so heißt die Mutter des Jungen — plötzlich in der Lage, sich ein kleines Haus und etwas Gartenland zu kaufen; so etwas stärkt die Achtung der Dorfbevölkerung.“

Doktor Brockmeier schwieg eine Weile. „Nun zu dem Jungen selbst!“ sagte er dann. „Soweit meine eigenen Beobachtungen reichen, ist das Kind ausnehmend gutmütig. Ist das auch Ihre Meinung, Herr Rabe?“

„Gewiß, Herr Inspektor. Ich habe niemals nötig, den Jungen zu ermahnen, ihn zu tadeln oder zu bestrafen. Was seine Führung anbelangt, so ist nichts gegen ihn einzuwenden.“

„Und sonst? Sein Fleiß? Seine Befähigung?“

„Ja, das ist schwer zu sagen, Herr Inspektor. Zunächst ist er außergewöhnlich schüchtern. Hat er noch so fleißig gelernt — und er lernt immer fleißig —, sobald ihn seine Mitschüler ansehen, wenn er irgend etwas aufsagen soll, gerät er in nervöse Unruhe, stottert, verstummt dann ganz und ist durch nichts mehr zum Reden zu bewegen. Selbst ich darf ihn nicht ansehen, wenn ich ihn nicht ganz unsicher machen will.“

„Wie ist sein Auffassungsvermögen?“

„Ich bin davon überzeugt, daß er das meiste versteht; aber es fehlt ihm die Gabe, sich zu äußern. Alle rein technischen Fächer beherrscht er vollkommen. Wenn ich seine schöne Schrift, seine hübschen Zeichnungen und namentlich die Schnitzereien sehe, die er manchmal anfertigt, dann muß ich ihn für ungewöhnlich befähigt halten. Soll er aber Rede und Antwort stehen, so versagt er gänzlich, er ist dann der Letzte der Klasse.“

„So! Und Sie lassen ihn das empfinden?“

„Durchaus nicht, Herr Inspektor. Wenn ich manchmal sein bis zur Unerträglichkeit häßliches Gesicht und die wunderbaren, tiefen, sehn-

unter Dach nehmen wollen, so in etlichen Häusern. Bin ich traurig worden, daß es mir noch in den letzten Tagen meiner Heimwärtswanderung so schlecht muß gehen. Seit achtzehn Monaten habe ich Vater und Mutter nicht mehr gesehen gehabt; jetzt im Elend verlangt's mich nach heim. Aber ich bin zu müd und matt, und im feuchten Straßengraben soll ich jetzt schlafen. — Da denke ich auf, was mir die Großmutter hat mitgegeben und ich um den Hals trag an einem blauen Bandel. Und liegt es mir auf der Brust, das kleine viereckige Täfelein, mit weißer Seiden umhüllt. An der Seiden ist das Bildnis des heiligen Vaters Josef, und inwendig ist etwas Kleines, Hartes. „Das laß drinnen", hat die Großmutter gesagt beim Abschied, „wenn es dir einmal schlecht geht, recht schlecht, so ist das der Notpfenning". — Und habe jetzt nachgedacht, ob es mir jetzt vielleicht doch schon schlecht genug ginge, daß ich das Täfelein dürfte aufmachen. Zwei lange Tage wandern, das kann ich nimmer. Dort liegt die eiserne Straßen hin, wie wäre es gut rasten im Wagen — und morgen früh daheim! —

Das Täfelchen habe ich auseinandergetan, recht fürsichtig, daß dem heiligen Vater Josef nichts geschieht. Und ist ein guldener Dukaten drinnen gewesen. Dem Bahnhof bin ich zugegangen und habe die Karte gelöst. Der nächste Zug nach Steiermark kommt in einer Stunde. Auf der Feldseite des Bahnhofs ist eine Bank gewesen an der Mauer. Dort habe ich mich hingesetzt und habe in die stille Sommernacht hinausgeschaut und über das Feld hin, das schier wie im weißen Reif dagelegen ist, und die schwarzen Schattenstreifen drauf, weil dort am Rand Bäume sind. Denn es steht über ihren Wipfeln der volle Mond, so schneeweiß und licht und freundlich schaut er her, so still und friedsam. An mein Felleisen gelehnt sitze ich da und betrachte den Mond am Himmel. Ist es so, wie mein Vater gesagt hat, daß aus dem Mond ein Gesicht herausschaut mit Augen, Nase und Mund? Oder ist es so, wie die Großmutter gesagt hat, daß unsere liebe Frau drinnen sitzt und tut spinnen? Das kann ich nicht genau sehen, eher deucht mich, es ist eine Landkarte mit Land, Insel und Meer, wie sie die Studenten haben. Und sind mir jetzt so Gedanken gekommen: Wie es dort ausschauen mag, im Mond? Ob auch Menschen drauf sind wie auf der Erden, und wie es ihnen wohl gehen mag? Ob es auch elendlich ist dort, daß mancher Mensch gern arbeiten täte und nichts finden kann und in allen Häusern abgewiesen wird. Und ist mutterseelenallein in der Fremden. — Höher und höher steht der Mond und schaut mich immer freundlich an, und wir schauen einander ins Gesicht wie alte Bekannte. Ist es doch mein lieber Bekannter aus der Heimat her. Und just so, wie jetzt auf mich schaut er auch auf das Haus im Waldland, wo sie wohl schon schlafen werden.

auffallen muß. Dazu behandelt seine Mutter den Jungen, der mich an Größe und Kraft weit überragt, wie ein unmündiges Kind und gibt ihn dadurch der allgemeinen Lächerlichkeit preis. Ehe sie zum Beispiel mit ihm in die Kirche tritt, putzt sie ihm regelmäßig eigenhändig die Nase, als sei er ein vierjähriges Kind. Um ihn wenigstens in einem Punkte vor den anderen Dorfjungen auszuzeichnen, steckt sie ihm wöchentlich mehrmals die Taschen voll Zuckerkand. Sie führt ihn an Sonn- und Feiertagen krampfhaft an der Hand, wenn sie mit dem baumlangen Kerl zur Kirche geht und entfesselt gerade dadurch die Spottlust der Bauern. Der echte Bauer haßt jede Schaustellung inniger Gefühle. Niemals geht der echte Bauer mit seiner Frau Arm in Arm wie der Städter. Selbst die Brautleute tun das nicht; nicht einmal Hand in Hand gehen sie. Der ganze Ausdruck der Zärtlichkeit bei Brautleuten besteht hier darin, daß sie sich gegenseitig mit dem kleinen Finger einhaken. Und nun kommt diese Frau immerfort Hand in Hand mit dem großen Jungen. Das gibt — wenigstens nach der Auffassung unserer Stockbauern — Ärgernis und fordert den Widerspruch heraus."

„Kann denn der Pastor nicht mehr auf die Sitten des Landvolkes einwirken, Herr Lehrer?"

„Zunächst sind echte Bauern sehr zäh und dickfellig, und dann ist unser guter Pastor auch ganz verschlissen. Wissen Sie, was der Jahr für Jahr zur Kirchweih den Leuten vorpredigt?"

„Ich bin gespannt."

„Er fängt seine Kirmespredigt jedesmal mit den Worten an: ‚Jetzt beginnt die Ausgelassenheit wieder! Jetzt zertreten die Jungen und Mädchen abends dem armen Herrn Pastor die Bohnenstangen und tun auch sonst, was Gott verboten hat!'"

(Fortsetzung folgt.)

Das lichte Land.

Eine Erzählung von **Peter Rosegger.***)

Das ist nun die Geschichte, die ich einst erlebt habe und meiner Erinnerung treu erzählen will. Sie hebt an mit jenem Abend zu Sollenau in Niederösterreich.

In weiter Welt bin ich auf Wanderschaft gewesen, das Felleisen am Rücken, die Stiefel auf dem Felleisen, mit nackenden Füßen. So bin ich eines Abends nach Sollenau gekommen, müd und matt und hungerig. Sie haben mich einen Landstreicher geheißen, was wohl wahr ist, weil ich seit Wochen keine Arbeit gefunden. Sie haben mich nicht

*) Der Entwurf stammt aus dem 20. Lebensjahre des Verfassers.

Jüngling hat weiße Locken, die wie breite Silberbänder über Achseln und Nacken niederringeln. Siebenundsiebzig Jünglinge sind rings umhergestellt, in langen, weißen Kleidern und dünne lange Stäbchen halten sie in Händen, aus denen kleine Röslein sprießen. Diese Stäbe heben sie hoch in die Luft, als der eine im roten Mantel sich an mich wendet und anhebt, so zu sprechen:

„Erdenpilger, sei gegrüßt!

Sei gegrüßt im lichten Lande! — Vor allem muß ich dir bei deinem Eintritt in das Reich folgendes zu wissen tun: Du bist auf Erden der Sohn armer Leute im Waldgebirge gewesen, deines Zeichens ein Kleidermacher. Deine große Armut hast du gar nicht gesehen und alles Elend und Leiden hast du mit Gleichmut ertragen und bist heiter gewesen. Als Handwerksbursche bist du viel in der Welt herumgekommen und auf der Heimreise bist du in einer Nacht auf dem Steinfeld in Österreich bei einem Eisenbahnunglück gestorben. Auf dem Friedhof zu Wiener-Neustadt wird dein Leib begraben. Du selber bist zu uns in das lichte Land gekommen, nach dem du immer hast ausgeschaut. Alle, die gelitten haben und nach dem Lichte getrachtet, kommen zu uns herauf. Dich heißen wir besonders und in Ehrerbietung willkommen, denn du sollst unser König sein. Der König des lichten Landes für ewig, ewig, ewig. — Wundere dich nicht darüber. Du warst vor allen erniedrigt, du sollst vor allen erhöht werden. Seit Adams Zeiten sind fünf Könige gekommen und gegangen, du sollst König Adam der Sechste sein. Aber ehe, erhabener Herr, als du Gesetze gibst, sollst du ein Gesetz nehmen, das ich dir jetzt kündige. Es ist leicht zu erfüllen. Was auf Erden Sünde gewesen, das ist hier Tugend. Die Tugend aller Tugenden bei uns ist die Freude. Wer sich nicht freuen kann, ist für unser Reich nicht geeignet. Dein Gebot, o König, aber heißt: Du sollst nicht leiden! — Sobald du leidest, mußt du das lichte Land verlassen und wieder hinab auf Erden, um zu leiden und zu sterben. — So richte ich nun an dich im Namen des Reiches die feierliche Frage: Hast du den ernstlichen Willen, das Gesetz, nicht zu leiden, zu erfüllen?"

Ich habe ruhig „ja" gesagt.

„Gewesener Erdenbürger, überlege dir's wohl!" sagt der Jüngling, und sein Ernst ist groß, wie der eines Richters der Lebendigen und der Toten, „ich sage es dir, deine Vorfahren, die Könige, sind alle gefallen. Adam der Erste ist in seiner blühenden Jugend vertrieben worden, weil er mit Eva das Leiden erzeugt hat. Adam der Zweite hat achthundertsieben Jahre geherrscht, dann ist er gefallen. Sein Nachfolger hat nur sechzehn Jahre regiert. Adam der Vierte hat tausendundneununddreißig Jahre regiert. Adam der Fünfte ist viertausendeinhundertunddrei Jahre König des lichten Landes gewesen. Wir haben schon gejubelt

So lange bin ich dagesessen und habe geschaut, bis auf dem Bahnhof die Glocke anschlägt und der Eisenbahnzug mit seinen zwei glühenden Augen daherbraust. So — da darf ich einsteigen, da weist mich niemand zurück. Der Schaffner besichtigt nur die Fahrkarte, sie lautet nach Krieglach in Steiermark. Dann steigt er wieder hinaus und schlägt die Tür zu, und ist mir, als hätte ich jetzt endlich einmal eine heimliche Statt. Das kleine Gelaß ist ganz leer gewesen, so daß ich mir mein Felleisen als Kopfkissen legen kann, mein Röckel über den Leib. Im Fenster ist wieder mein lieber Mond. Er fliegt nicht vorüber wie die dunklen Gestalten der Häuser und der Bäume, er schaut immer freundlich zu mir herein und reist mit mir heimwärts. — Friedsam und immer friedsamer ist es mir geworden und ich glaube, daß ich schon ein wenig eingeschlafen habe, als ganz jählings die Holzwand meines Gelasses krachend auf mich herfliegt . . .

Der Zug ist entgleist. Aber er ist nicht gestürzt. Ganz glatt und lind gleitet er über die Luft hinweg, über die Wipfel des Kiefernwaldes hin, sachte anwärts, dem Mond entgegen. Meine Liegstatt wird gar weich und zart. Der Zug löst sich in ein Wölklein auf und darauf liege ich wie ein Kind in der Wiegen, und von sanftem Wind getragen schwebe ich dem Mond entgegen, der größer und größer wird. Ich habe noch gedacht: Mir scheint, es geht in den Mond hinein. Derweil ich ganz bequem dasitze auf der kleinen baumwollweichen Wolke, ist die erst wie ein Körblein mit güldenen Rändern und dann wie ein Schifflein, das still über ein ruhiges Meer hingleitet. Und ich sitze im Schifflein ganz allein und vornehm, wie ein Königssohn. In der Ferne hebt es sich aus der Dunkelheit wie ein heller Streifen und ist es ein Land mit marmor- und silberweißen Gebirgen, und darüber ist ein Regenbogen, so wunderschön, wie ich mein Lebtag keinen gesehen habe. Aus diesem Regenbogen strahlt ein rosenzartes Licht herab und die Berge glühen wie die Wangen eines Kindes, das vom Schlaf aufwacht. Mein Kahn schwebt mit geschwelltem Segel der Landschaft zu, ein weites Tal, aus dem sich die Türme einer großen Stadt erheben. In den Lüften höre ich das feine Summen vieler Glocken, am Landungsplatz stehen unabsehbar viele Menschen, und in ihren bunten Festgewändern sind sie zu sehen wie eine blumige Wiese. Da kommen mir Schiffe entgegen, groß und hochwogend und wie aus Elfenbein gebaut; ihrer dreizehn sind. Sie legen einen Kreis um meinen Kahn, und das eine größte fährt auf mich zu, und vom Bord steigen drei Männer in weißen Mänteln zu mir herab und laden mich ein, auf ihr Schiff zu kommen, damit sie mich feierlich zur Landung bringen könnten.

Und als wir unter Musikschall gelandet sind, tritt ein Jüngling zu mir vor, in einen roten, mit Gold verbrämten Mantel gehüllt. Der

gegeben und wie ich es in der Fremde nur ein einzigmal bekommen, und zwar von der Frau Meisterin Greßl in Waidbach — hier an der königlichen Tafel hat es gefehlt. Schon will mir darob ein wenig leid sein, wenn mir nicht die goldene Inschrift an der Wand ins Auge gefallen wäre: Jegliches Leid ist hier strenge verboten! — Nun, es werden auch die gerösteten Fische und die gebackenen Vögel und die gezuckerten Torten und die Früchte zu genießen sein. Der Wein ist ganz absonderlich gewesen. Was ihm denn fehlt? frage ich meinen Beisitzer. „Herr König“, sagt der, „du merkest schon, der Wein des lichten Landes hat keinen Geist.“

„Warum denn nicht? Der Geist im Wein erfreut doch!

„Anfangs ja, Herr König. Nachher macht er Leid und das —“ An die Inschrift auf der Wand hat er gedeutet.

*
* *

Soll ich nun sagen von meinem neuen Leben im lichten Lande? Es ist alles wie auf Erden gewesen und doch ganz anders, umgekehrt und doch aufrecht. Es ist eine Schönheit und Ebenheit und Gleichwage in allem gewesen, die man in irdischer Sprache nicht darstellen kann. Ich weiß nicht, ist man wunschlos, oder sind alle Wünsche schon vorneweg erfüllt. Nirgends eine Beschwerlichkeit und nirgends ein heftiges Trachten. Alles ist in Licht gelöst und so geschmiegig, daß nichts mehr miteinander zu kämpfen hat, weil sich alles leicht ineinander fügt.

Jener Jüngling in weißen Locken und in Purpur, der mich gekrönt hat, ist der Patriarch. Er ist nicht er, er ist die Seele des Volkes, er stünde höher als der König, wenn der König nicht höher als er täte stehen. Anders, als mit diesem ungereimten Wort kann man's nicht sagen. Der Patriarch ist der Genius des lichten Landes, wer ihn glaubt, dem ist er alles, wer ihn nicht glaubt, dem ist er nichts. Aber sie glauben ihn alle.

In gewöhnlichen Zeitläuften ist der Patriarch unsichtbar. Er wohnt außerhalb der Stadt in einem Palast, der im Mittelbau eine Kuppel hat, die mit ihrem goldenen Dach hoch in den Himmel aufragt, und diese Kuppel ist mit zwölf schlanken Türmen, wie mit hohen, spitzen Silberlanzen umgeben. Der Bau ragt empor mitten aus einem Hain von Palmen- und Lorbeerbäumen, der die geheimnisvolle Stätte in weitem Rund umgibt. Der Patriarch hat mir einen weisen Mann zur Seite gegeben, der mich überall hin begleitet und mich einführt in alle Zustände meines Reiches.

Es ist eine Stelle, wo aus dem Meer eine Felswand aufsteigt und auf der Höhe dieser Wand steht ein Turm. Er ist anfangs nicht hoch, der Weise führt mich leicht auf seine Zinne. Das Meer ist bewegt,

über seinen ewigen Sieg, da hat er sich — der immerwährenden Freuden satt — ein Leid getan. — Willst du es darauf ankommen lassen, Erdenbürger, und die ewige Freudenkrone nehmen? Oder willst du dich auf eine ruhige Statt des Reiches niederlassen und als einer der Bürger nach Belieben und ohne Gefahr dahinleben?"

Da ich sonst nichts zu sagen weiß, so ist mein Wort: „Ich bin heraufgekommen, um nicht mehr zu leiden."

„So erhebe nun deine linke Hand zum unwiderruflichen Versprechen: ‚Das hochheilige Königsgesetz, nicht zu leiden, ich werde es erfüllen!'"

Hoch auf hebe ich meine linke Hand und sage es laut: „Das hochheilige Königsgesetz, nicht zu leiden, ich werde es erfüllen!"

In diesem Augenblick ist über das weite Reich ein Donnerrollen dahingezogen; auf allen Höhen sind Freudenkanonen abgeschossen worden, neuntausendneunhundertneunundneunzig Schüsse, wie es seit altersher Sitte ist, den neuen König zu begrüßen. Im Volke lauter heitere Gesichter, aber es hat nicht geschrien, es hat geschwiegen aus Ehrfurcht vor dem neuen König. — Da ich jetzt alles so erzähle, wundert es mich nur, daß ich mich über diese plötzlichen Ereignisse nicht eigentlich verwundert habe. Es ist mir gewesen, als verstünde sich alles von selbst. Ohne alle Vorbereitung und Umständlichkeit hat es sich gefügt, daß jetzt ein Mann aus dem Volke hervortritt, der auf himmelblauem Seidenkissen eine Krone trägt. Als ob sie mit den schönsten Sternen des Firmaments besetzt wäre, so strahlt und funkelt sie; ich habe sie mit freiem Auge nur allmählich ansehen können; der ganze weite Platz mit seinen Palästen steht in der blendenden Helle, die von dieser Krone ausstrahlt. Der Jüngling im Purpur, der mich vorher zum König ausgerufen, sie nennen ihn den Patriarchen, er nimmt die Krone, sie hoch mit beiden Händen gehoben tritt er an mich heran und setzt sie mir auf das Haupt. Hinter ihm liegt ein langer, schmaler Schatten über das Marmorpflaster hin und alles Licht, das über der Stadt und dem ganzen Königreiche leuchtet, kommt jetzt von meinem Haupte.

Und als dieses alles geschehen ist, nahen sich mir zwölf Diener, und einer von ihnen fragt mich, welche Wünsche ich hätte?

So sage ich die Worte, die mir auf der Zunge gelegen sind: „Bitt' g a r schön um ein Stückel Brot!"

Da haben sie mich auf einen goldenen Tragsessel gehoben und hinaufgetragen zur Höhe, wo das Königsschloß steht. Und in einem weiten Saale steht eine Tafel bereit, überladen mit köstlichstem Schmause, das Feinste und Seltenste aus allen Bereichen der Natur, eine Lust, es anzusehen. Ich schreite um die Tafel und lasse meine Augen schweifen, aber was sie suchen, das ist nicht da: das Butterbrot. Das Stück Schwarzbrot, mit Butter belegt, wie es meine Mutter an Festtagen

betrachten neugierig durch das Gitter die wohlbeleibten goldbetreßten Schweizer, die mit wichtiger Miene im Hofe flüstern.

Das ganze Schloß ist auf den Füßen . . . Kammerherren, Haushofmeister laufen die Marmortreppen auf und ab . . . Die Galerien sind voll von seidengekleideten Pagen und Höflingen, die, von einer Gruppe zur anderen gehend, mit leiser Stimme sich erkundigen . . . Auf den breiten Freitreppen nicken die Hofdamen einander schmerzlich zu und trocknen sich die Tränen mit zart gestickten Tüchelchen.

In der Orangerie haben sich die Ärzte zahlreich versammelt. Man sieht durch die Spiegelscheiben, wie sie ihre langen schwarzen Ärmel bewegen und die gelehrten Lockenperücken wiegen . . . Der Erzieher und der Stallmeister schreiten vor der Türe auf und ab und erwarten die Entscheidung der Fakultät. Küchenjungen eilen an ihnen vorüber, ohne zu grüßen. Der Herr Stallmeister schilt wie ein Ketzer und der Herr Erzieher rezitiert Horaz'sche Verse . . . Und dazu klingt von den Ställen ein langes, trauriges Wiehern herüber. Es ist der Zelter des kleinen Dauphins, den die Stallburschen vergessen und der vor seiner leeren Krippe klagt.

Und der König? Wo ist der Herr König? . . . Der König hat sich ganz allein in einem Zimmer am äußersten Ende des Schlosses eingeriegelt . . . Majestäten lieben es nicht, daß man sie weinen sieht . . . Mit der Königin ist es wohl anders . . . Sie sitzt beim Bett des kleinen Dauphins, ihr schönes Antlitz ist voll Tränen und sie schluchzt ganz laut vor allen Leuten, wie es auch eine Tuchmachersfrau täte.

In seinem Spitzenbettchen liegt der kleine Dauphin, weißer noch als die Kissen, auf denen er ruht, die Augen geschlossen. Man könnte glauben, er schläft; aber nein. Der kleine Dauphin schläft nicht . . . Er kehrt sich zu seiner Mutter, und wie er sieht, daß sie weint, sagt er zu ihr: „Frau Königin, warum weinen Sie? Glauben Sie denn auch, daß ich sterben werde?“ Die Königin will antworten, der Schmerz erstickt ihre Worte.

„Weinen Sie doch nicht, Frau Königin, Sie vergessen, daß ich der Dauphin bin und daß ein Dauphin nicht so sterben kann . . .“

Die Königin schluchzt noch stärker und den kleinen Dauphin packt die Angst.

„Hola!“ sagt er, „ich will nicht, daß der Tod mich holt und ich werde ihn schon hindern, hieher zu kommen . . . Man soll sofort die vierzig stärksten Landsknechte um unser Bett aufmaschieren und Wache halten lassen! . . . Hundert große Kanonen sollen Tag und Nacht mit brennender Lunte vor unseren Fenstern bereit stehen! Und wehe dem Tod, wenn er es wagen sollte, uns in die Nähe zu kommen! . . .“

die Wellen steigen und fallen, aber nicht so, als ob sie miteinander ringen müßten, vielmehr so, als ob sie einen lieblichen Tanz reigen möchten. Und wie am Strande die weißen Gischten aufspringen, das hat nichts Zorniges und Gewaltsames, es ist, wie wenn muntere Knaben an die Felsen klettern und dann wieder lustig ins Meer springen. Wie ich noch so schaue, da ist es, als ob der Strand und der Boden und das Meer in die Tiefe sinken wollten, weitum aber steigt die Stadt auf, die stolze Königsstadt, und dehnt sich immer mehr aus über die Ebene, und im Hintergrunde steigen die weißen Gebirge auf, höher und immer höher. Und hinter ihnen steigen wieder andere Gebirge auf, und in dritter und vierter Reihe wieder andere und andere Gebirge, bis in die fernsten Fernen. Ich bin in größtem Erstaunen darüber, daß alles, was sonst feststeht, rings um uns lebt und sich bewegt. Da hat es der Weise mir gezeigt, was daran die Ursache ist: Unser Turm, auf dessen Zinne wir stehen, hat angefangen sich zu bauen und streckt sich höher und immer höher mit uns in die Lüfte. Das ist mir gescheit vorgekommen. Anstatt, daß die Leute sich anstrengend auf den Turm steigen müssen, kann doch der Turm mit den Leuten steigen und sie bequem hinauftragen, so hoch sie oben sein wollen.

Nun, wir haben den Turm sich so hoch strecken lassen, bis ich mein ganzes weites Reich überschauen kann. Die Berge und die Täler und die Flüsse und die Seen und die Städte und die Lustschlösser, die Hunderte von Meilen ferner liegen, sehe ich mit derselben Klarheit und Deutlichkeit als die Gegend, die nahe um den Turm sich breitet. Über alle Maßen herrlich ist das Reich. Nur wenig gestaltlich und hervorstehend habe ich die Berge und die Bäume und die Gebäude gefunden. Mein Weiser sagt mir, warum: Weil die Schatten fehlen. In diesem Reiche ist alles im gleichen Licht, da gibt es keine Schattenseiten. Ich habe in meinem Königreiche auch nie eine Nacht gesehen und nie eine Sonne. Als ob das Licht nicht von außen käme, sondern aus den Dingen selbst hervorginge.

(Schluß folgt.)

Der Tod des Dauphins.

Von **Alphonse Daudet.**

Der kleine Dauphin ist krank, der kleine Dauphin wird sterben ... In allen Kirchen des Königreichs bleibt das Allerheiligste Tag und Nacht ausgestellt und große Wachskerzen brennen für die Genesung des königlichen Kindes. Die Straßen der alten Residenz sind traurig und schweigsam, die Glocken läuten nicht mehr, die Wagen gehen im Schritt ... Vor den Toren des Schlosses stehen die Bürger und

Eine böse Felberkatzen-Phantasie.

Von P. L. M.

Ich habe eine schöne, gelbe, große Felberkatze
Mit wellig-weichen, wohlig-warmen Sammetseidenhaaren,
Mit übersüßer Kribbelkrabbel-Krallen-Tätzchentatze,
Genau wie Adams-Evas erste Pfotentatzen waren.
Es schnurrt das Löwen-Tiger-Kätzchen-Katzenmädchen
In meinem Schoß die süßen Surre-surre-Liebeslieder,
Doch Fremden weist es pfauchend seine Widerhaken-Pfötchen
Und krümmt den Rücken und die feinen, glatten Katzenglieder.
Doch spät des Nachts, wenn alle guten Menschenkinder träumen,
Da wachen auf die bitterbösen Katzenraubmanieren
Und stehlen, töten, morden in den schlummervolleu Räumen
Den grauen Mäusemann, den schönsten Mann von allen Tieren.
Am hellen Tag ist's wiederum die sanfte Felberkatze
Mit wellig-weichen, wohlig-warmen Sammetseidenhaaren,
Und ihre süße Kribbelkrabbel-Krallen-Tätzchentatze
Verschweigt, wie bös die Krillekrallen diese Nacht erst waren.

Das Zwischenglied.

Von Hans Ludwig Rosegger.

Trotz des herrlich sandigen Strandes, der ihnen, ihnen ganz allein gehörte, trotz der üppigsten Urwälder voll Palmen, Affenbrotbäumen und Lianen und trotz des weichwarmen Seeklimas fühlten sich die Lemureaner seit einiger Zeit nicht mehr sorgenlos glücklich. Durch viele, viele Jahrtausende lebten sie einfach aber zufrieden auf ihrem meerumspülten Eiland, bis sie eine Bewegung ergriff, die ihren stillen Frieden bedrohte. Lmbo, ihr Fürdester, der die härteste Kokosnuß zwischen Daumen und Zeigefinger knackte, mochte noch so sehr vor der beängstigenden Neuerungssucht eines Teiles seiner Untertanen warnen, die Zahl der Reformer wuchs täglich und seine streng konservative Autorität schwand sichtbarlich dahin. Der Oberpontifex Trgul unterstützte ihn zwar wacker und stellte den oppositionellen Lemureanern die Rache der Zorngottes Krataletti in Aussicht, falls sie an ihrem frevlen Unterfangen, das Alte zu erneuern, festhielten, und der geheime Rat der acht Weisen erwog schon eine gründliche Austilgung der Revolutionäre, doch gewann ungeachtet dieser Widerstände die radikale Strömung an Boden und der Zwiespalt im Volke ging so tief, daß Väter ihre Söhne, Eheleute einander und der Bruder die Schwester haßte, wenn sie verschiedener politischer Meinung waren.

Von Tag zu Tag, gewissermaßen über Nacht, wuchsen die Feindseligkeiten, und schon überlegte man in Regierungskreisen ernstlich, den Anführer der Reformation heimlich zu erdrosseln, um den lieben Frieden

Um ihr Kind zu beruhigen, gibt die Königin ein Zeichen. Sogleich hört man die großen Kanonen in den Hof rollen, und vierzig starke Landsknechte, mit Partisanen in den Fäusten, marschieren im Zimmer auf. Es sind alte Haudegen mit grauen Schnurrbärten. Der kleine Dauphin klatscht in die Händchen, wie er sie erblickt. Er erkennt einen von ihnen und ruft ihn her.

„Lorrain! Lorrain!"

Der Alte macht einen Schritt zum Bettchen hin.

„Ich hab' dich gern, mein guter Lorrain ... Zeig mir doch ein wenig dein großes Schwert ... Wenn der Tod mich zu holen kommt, muß man ihm den Garaus machen, nicht wahr?"

Lorrain antwortet: „Ja, mein gnädiger Herr ..." Und zwei große Tränen laufen über seine braunen Wangen.

In diesem Augenblick nähert sich der Schloßkaplan dem kleinen Dauphin mit erhobenem Kruzifix und redet lange und leise in ihn hinein. Der kleine Dauphin hört ihn starr an, auf einmal fällt er ihm ins Wort.

„Ich verstehe wohl, was Sie mir sagen, Herr Abbé, aber könnte denn nicht mein kleiner Freund Beppo für mich sterben, wenn man ihm viel Geld gäbe? ..."

Der Priester spricht leise weiter und der kleine Dauphin sieht ihn immer erstaunter an.

Wie der Kaplan geendet hat, seufzt der Dauphin tief auf.

„Alles, was Sie mir da sagen, ist sehr traurig, Herr Abbé, aber eins tröstet mich, daß ich da oben, ober den Sternen im Paradies, wieder der Dauphin sein werde ... Ich weiß, daß der liebe Gote mein Vetter ist und so taktvoll sein wird, mich meinem Range gemäß zu behandeln." Dann wendet er sich zu seiner Mutter und fügt hinzu: „Man bringe mir meine schönsten Kleider, mein Wams aus weißem Hermelin und meine Sammetschuhe! Ich will mich für die Engel schön machen und im Gewande der Dauphins ins Paradies einziehen."

Ein drittesmal neigt sich der Priester zum kleinen Dauphin und redet zu ihm lange mit leiser Stimme. Mitten in seinen Worten unterbricht das Königskind ihn zornig.

„So ist es also gar nichts, Dauphin zu sein!" ruft er aus.

Und ohne mehr etwas hören zu wollen, dreht sich der kleine Dauphin zur Wand und weint bitterlich.

(Ins Deutsche übertragen von B. P. und H. L. R.)

---

und sie schrien: „Er lästert die Gewohnheiten unserer Ahnen, wir aber wollen es halten, wie es unsere Altvorderen hielten!“ Unbekümmert um den Lärm fuhr der Magister fort: „Ferner rate ich euch, dem hinterlistigen Trgul das Handwerk zu legen, denn der windige Oberpontifex erfindet Orakel eines Gottes, der nur in eurem Aberglauben existiert — oder hat jemand von euch Krataletti von Angesicht zu Angesicht gesehen ... Nicht viel besser treibt's der schwachsinnige Lmbo, der den wahren Fortschritt hindert, so daß wir schließlich zugrunde gehen müssen, gleich den Sauriern ... Lasset uns auch unsere Sprache vervollkommnen, die so schwerfällig und konsonantenreich ist, daß Minderbegabte sie nur schlecht beherrschen. Wir müssen Schulen gründen, um unsere Erfahrungen und Errungenschaften der Jugend mitzuteilen, damit sie weiß, was wir wissen, und die Wissenschaft pflege. Jede Generation fuße auf den Kenntnissen der Vorangegangenen und mehre sie.“

Da brach ein entsetzlicher Tumult los, man randalierte und schimpfte, und das Gebrüll lockte den Oberpontifex Trgul herbei, der die Situation sofort erfaßte und zetterte: „Volksverräter! Volksfeind! Gauner! Räuber! Mörder! Du stiehlst die Religion, du stiehlst unseren Gott — schlagt den Magister tot, mausetot!“ Die tiefgründige Rede des Lemurenpapstes überzeugte die Konservativen vollends von der falschen Prophetei Pous, und da auch Lmbo, der die Ruhe über alles schätzte, gegen den Reformer wetterte, so hagelten bald Steine, Holzstücke und Erdklumpen auf den Magister und seine Getreuen nieder, die sich und ihr nacktes Leben nur durch eine schleunige Flucht retten konnten. Drei Tage und drei Nächte flohen die Gebrandmarkten, dann brachen sie erschöpft zusammen, und hätten die Verfolger die Spuren der Flüchtigen nicht verloren, es wäre um sie geschehen gewesen.

Pou saß nun in der Fremde und legte das Gesicht in die Hände. Alles schien verloren und in seinen Ohren gellte der Schlachtruf nach, den Trgul ausgestoßen und den seine Parteigänger tausendfach wiederholt hatten: „Wir wollen Affen bleiben, lasset uns Affen bleiben — Affen, wie unsere Väter und Großväter waren!“ Mit solchen Geschöpfen war nichts anzufangen. Doch allmählich beruhigte sich der entmutigte Pou und sammelte seine wenigen Freunde um sich; zu diesen sprach er: „Wer mich hören kann, der folge mir nach, die anderen mögen nach Lemurien zurückkehren, und man wird den Reuigen gewiß verzeihen. Wir aber, die wir an eine bessere Zukunft glauben, wir rufen einhellig: Empor, empor, empor! Lange, zu lange schon sind wir Affen ein Volk ohne jeglichen Fortschritt gewesen; das wird jetzt anders werden; wir müssen uns entwickeln, weiterbilden, in die Höhe streben ...“ Klein, beschämend klein war der Schwarm jener, die ihn verstanden und bei ihm blieben; die Mehrzahl empfand Heimweh nach Lemurien und unter-

zu retten, als ein an sich unbedeutendes Ereignis die Katastrophe beschleunigte, eine Katastrophe, welche die unabsehbarsten Folgen haben sollte.

Das Haupt der Neuerer war ein gewisser Magister Pou, ein einfacher, redlicher und ehrenhafter Charakter, dessen Ideen nichtsdestoweniger das Hergebrachte, an dem die konservativen Elemente wie der Polyp an seiner Beute hingen, zu zerstören suchten. Pou hatte bewegliche Schultern, gewandte Arme und eine wohlgebildete Stirn, hingegen besaß er in seinen Kauwerkzeugen nicht jene bewundernswerte Kraft, derentwegen die Lemureaner allgemein gerühmt wurden. „Nicht im Maul, im Hirn schläft das Genie!“ pflegte der Magister zu sagen, und beleidigte durch diesen Ausspruch alle jene, deren Stolz ihr festes Gebiß und wulstige Backenmuskeln waren. Pou benützte jede Gelegenheit, sich auch äußerlich von den anderen zu scheiden, und so wohnte er auch nicht mehr auf Bäumen, wie die meisten seiner Stammesgenossen seit Urväterzeiten, sondern hauste in einem selbstgefertigten Bretterverschlag, und einige Getreue taten es ihm gleich, was den Zorn der Gutgesinnten erregte. So spitzten sich die Gegensätze zu, daß eine letzte, kleine Ursache genügte, den offenen Kampf zu entfesseln. Und das kam so: Der junge Mmbk-bi, des angesehenen Mmbk-bo einziger Sohn, stieg eines Morgens auf eine Palme, um eine ausnehmend saftige Nuß zu pflücken, und wie der Junge eben darnach langen wollte, brach der Ast unter ihm, er stürzte und zerschellte sich sein rechtes Bein. Schnell strömte eine Masse Beschäftigungsloser zur Unfallstelle und ihr Gejammer vermischte sich mit der Klage Mmbk-bis. Plötzlich erschien auch Magister Pou und hielt dem Unfalle angepaßt eine Rede, von der leider nur Bruchstücke auf uns überkommen sind. Von der Gabelung eines Affenbrotbaumes herab sagte er: „Genossen! Freunde! Wie lange noch werdet ihr so unsinnig sein, einer Nuß wegen euer Leben zu riskieren? Warum klettert ihr auf Bäume, um zu ernten, statt die Früchte mit einer Stange mühelos herabzuschlagen? Seht . . .“, und zugleich zeigte er ihnen mit einem halbdürren Zweig, wie sie es machen sollten; „ist das nicht angenehmer und gesünder?“ Sein Gehaben und das schön geglückte Experiment begeisterten die Anwesenden und sie akklamierten ihn warm. Pou hielt den Augenblick für günstig, einen kühneren Vorstoß zu wagen, und predigte weiter: „Liebwerte Kollegen, hier handelt es sich bloß um einen leichtfaßlichen Kunstgriff, dessen Güte jedermann sofort einleuchtet, doch gibt es noch viel gewichtigere Dinge, die gewiß auch nicht schwerer zu begreifen sind. So wohnt ihr zum Beispiel immer noch auf Bäumen, schlecht geschützt gegen die zischende Klapperschlange, gegen Regen und Hagel, während ich mir ein bequemes Haus zimmerte, dem die Feinde nicht ankönnen.“ Diese Kritik der traditionellen und deshalb geheiligten Schlafstellen ging der Majorität der Zuhörer schon wider den Strich

Ich fahre auf. Was war das? Ah — schon ein Uhr! Nun, wenn ich nur wieder bald einschlafe!

„Klerrerr! Klerrerr!"

Schon zwei Uhr! Wie die Zeit vergeht!

„Klerrerrr! Klerrerrrr! Klerrerrrr!"

Da wurde ich endlich ganz munter. Höhnisch fragte mich die Uhr: „Merken Sie nun endlich, daß ich alle Viertelstunden schlage? Es ist eben erst $^3/_4$1."

„Sie haben eine sehr deutliche Stimme, liebe Uhr!" seufzte ich.

„Jawohl", antwortete sie um Eins. „Wenn eine Turmuhr nicht laut schlägt, hat es überhaupt keinen Zweck, daß sie schlägt. Bumm!"

„Ihr Eifer ist lobenswert", meinte ich in gezwungener Höflichkeit. „Sie sind wohl sehr nahe an meinem Hotel?"

„Ja", sagte sie um $^1/_4$2.

„Wie weit sind Sie denn von mir entfernt?"

„100 Meter", antwortete sie um $^1/_2$2.

„Schlagen Sie die ganze Nacht so?"

„Selbstverständlich!" sagte sie um $^3/_4$2.

„Entschuldigen Sie", sagte ich, „ich bin furchtbar müde und abgespannt."

„So schlafen Sie", sagte sie um Zwei. „Gute Nacht! Bumm! Bumm!"

„Nehmen Sie es nicht übel", erwiderte ich, „ich kann nicht schlafen. Ich muß immer auf Sie hören. Und mein Wirt sagte, in diesem Zimmer sei es so still wie in der Kirche."

„Hört man etwa in der Kirche die Turmuhr nicht?" antwortete sie um $^1/_4$3 mit einer gewissen Logik.

„Ja, aber ich meine: es geniert mich etwas. Am Tage würde ich ja mit Vergnügen Ihrer metallenen Stimme lauschen, aber in der Nacht —"

„Ich habe Tag- und Nachtdienst", klirrte sie um $^1/_2$.

„Wäre es nicht wünschenswert, daß Ihnen Ihre Herrschaft in der Nacht Ruhe ließe?" fragte ich. „In der Nacht hört Sie ja doch niemand."

„Hören Sie mich etwa nicht?" höhnte sie um $^3/_4$.

„O ja, ich höre Sie wohl", seufzte ich. „Aber ich möchte so gerne, so gerne schlafen!"

„Ich wünsche gesegnete Ruhe! Bumm! Bumm! Bumm!"

Ich sprang auf.

„Also", sagte ich in sehr energischem Ton, „meine sehr verehrte Dame, ich bin müde! Ich bezahle mein Hotelzimmer und habe dafür das Recht, hier ungestört zu schlafen."

warf sich den Dogmen Lmbos und Trguls, welche glaubten, ihre Autorität stehe nach der scheinbar glücklichen Überwindung der Revolution fester denn je.

Magister Pou aber gab sich und den Seinen einen neuen Namen, die Reformer nannten sich „Menschen". —

* * *

Jene Gelehrten, die den menschlichen Stammbaum bis auf die Affen zurückleiten, suchten bisher vergeblich das Zwischenglied zwischen diesen beiden verwandten Arten. Hier ist es, repräsentiert durch Magister Pou und seinen Anhang. Zwar meinte der Magister, bereits selbst ein „Mensch" zu sein, aber wir Rückblickenden, denen sich die Entwicklung klarer enthüllt, wissen, daß erst späte Nachkommen der Affenreformer den Namen wirklich verdienten, und man kann sich kaum eine Vorstellung von den Mühen und Mühsalen machen, die dazu gehörten, um den Menschen zu züchten.

Zufällig offenbarte sich mir jener grandiose Vorgang, der den Übergang vom Affen zum Menschen, das langvermißte „Zwischenglied" schuf: Als ich in Ceylon unter einer schattenspendenden Palme einschlief, raunte mir ein Lemure, der in der Baumkrone saß, die Geschichte zu; der Lemure war ein Ururenkelkind des Oberpontifex Trgul und hielt an dem Wahlspruche seiner Ahnen fest — er blieb ein Affe, wie seine Väter und Großväter gewesen waren. Mich, den Nachkommen Magister Pous, nannte der freche Kerl, wenn ich ihn richtig verstand, einen dekadenten Abtrünnigen.

Die Turmuhr.

Ein Reiseabenteuer von **Paul Keller.**

Auf meiner letzten Vortragsreise kam ich spät abends in mein Hotel. Ich war todmüde, hatte viele Abende nacheinander in den verschiedensten Städten öffentlich gesprochen. O, wie freute ich mich auf die Nachtruhe! Der Hotelwirt hatte mir am Nachmittag versichert, mein Zimmer sei so ruhig wie eine Kirche. Schlafen — nur schlafen.

Als ich mich eben niedergelegt hatte, schlug eine Turmuhr Mitternacht. Das heißt: sie schlug nicht, sie dröhnte Mitternacht. Erst mit schmetterndem „Klerrerr!" die Viertel, dann mit kanonenschußähnlichem „Bumm!" die zwölf Stunden. Wenn ein Prinz geboren wird, knallt's auch nicht lauter.

Verschüchtert schlief ich ein.

„Klerrerr!"

„Erlauben Sie“, sagte ich nun wieder zu der Turmuhr. „Warum schlagen Sie denn eigentlich nicht fünf?“

„Noch zwei Minuten Zeit! Immer abwarten! Klerrerrr! Klerrerrr! Klerrerrr! Klerrerrrr! Bummm! Bummm! Bummm! Bummm! Fünf Uhr, lieber Freund. Nun schlafen Sie aber ein bißchen fix! In einer Stunde ist für Sie die Nacht um!“

„Verschonen Sie mich wenigstens mit Ihrem Hohn!“ stöhnte ich. „Ich spreche mit Ihnen kein Wort mehr.“ Und ich schwieg.

„Schlafen Sie jetzt?“ fragte sie um 1/4 6.

Ich gab keine Antwort.

„Na, sehen Sie“, meinte sie um 1/2 6, „man muß es nur abwarten können. Ich hatte es mir gleich gedacht, daß ich Sie im Ernst gar nicht stören kann. Übrigens: übers Jahr, wenn Sie wiederkommen, habe ich ein Glockenspiel; da werde ich Ihnen alle Stunden vorspielen: „Üb' immer Treu und Redlichkeit.' — O, wie gut schlafen Sie jetzt!“

„Ich schlafe nicht“, brüllte ich, „und übrigens, wenn ich stets in Ihrer Nähe sein müßte, würde ich mir Treu und Redlichkeit gänzlich abgewöhnen. Ich komme nie wieder hieher!“

„Schade“, sagte sie um 3/4 6, „ich habe mich alles in allem ganz gut mit Ihnen unterhalten. Sonst sind die Nächte so langweilig; niemand hört mich, nicht einmal die Nachtwächter.“

Ich grub meinen heißen, schmerzenden Kopf in die Kissen.

„Steh'n Sie auf“, dröhnte die Uhr um 6; „Sie sehen, der Portier weckt hier nicht. Mir allein haben Sie zu verdanken, daß Sie es nicht verschlafen haben. Um 7 Uhr 15 geht Ihr Zug.“

„Ich bin Ihnen zu unvergänglichem Dank verpflichtet“, sagte ich und erhob mich. Ich machte Licht und warf einen mechanischen Blick auf meine Taschenuhr. Die zeigte 7 Uhr. Draußen stolperte eben wieder der Hausdiener.

„Wie spät ist es?“ fragte ich hinaus.

„7 Uhr, Herr!“

„Aber Mensch, ich muß doch um 7 Uhr 15 auf dem Bahnhof sein. Da komme ich ja jetzt zu spät. Die Turmuhr hat eben erst sechs geschlagen.“

„Ja, Herr, die schlägt eine Stunde zu spät!“

Vernichtet sank ich auf den Bettrand.

„Klerrerrr“, sagte draußen die Turmuhr.

„Schafskopf!“ sagte sie um $1/4$ 4 in sehr gemütlichem Tonfall.

„Es ist ein Skandal, einen so um die notwendige Nachtruhe zu bringen. Was sagt denn die Bürgerschaft dieser Stadt zu solchem Radau?“

„Sie schläft!“ antwortete sie um $1/2$ 4.

„Sie schläft? Ja, ist denn das möglich?“

„Nicht nur möglich. Wenn ich nicht schlage, können die Leute nicht schlafen. Neulich bin ich mal zwischen 11 und 12 stehen geblieben, da ist der Herr Stadtrat über seinen Akten aufgewacht. Was der Turmwächter für eine Nase gekriegt hat, können Sie sich denken!“ So erzählt sie um $3/4$.

„Also hören Sie“, tobte ich, „über diese Stadt werde ich einen Artikel schreiben, einen vernichtenden Artikel. Ich bin Dichter, mehr als das: ein Schriftsteller, mehr als das: ein Redakteur!“

Um 4 Uhr brach sie in ein dröhnendes Gelächter aus.

„Das konnte ich mir denken“, sagte sie; „daß Sie nicht normal sind, habe ich sofort bemerkt.“

„Wenn ich könnte“, heulte ich, „ich würde am Turm hochkriechen und Ihnen mit den Fingernägeln die Visage zerkratzen.“

„Das sieht Ihnen ähnlich, Sie Flegel!“ kicherte sie um $1/4$ 5.

„Also, dieses qualvolle tropfenweise Antworten in Viertelstunden, auf das man beständig lauert, macht mich wahnsinnig. Wenn Sie schon durchaus Ihren Mund nicht halten können, so reden Sie wenigstens gefälligst ununterbrochen. Dann würde ich doch schlafen können!“

„Sie reden ununterbrochen“, sagte sie um $1/2$ 5. „Ich bin keine Schwätzerin; ich sage nur das Notwendige.“

„Der Teufel soll sie holen!“ fluchte ich.

„Ihre Grobheiten lassen mich kalt“, spottete sie um $3/4$. „Im übrigen will ich Ihnen was sagen, mein Herr: Sie müssen um 7 Uhr 15 mit dem Schnellzug weiter. Um 6 Uhr hatten Sie sich das Wecken bestellt. Glauben Sie wirklich, daß Sie der verschlafene Nachtportier richtig verstanden hat? Mir allein haben Sie zu verdanken, daß Sie Ihren Zug nicht versäumen!“

„Danke!“ keuchte ich, unfähig, weiter etwas zu sagen. Da hörte ich draußen auf dem Korridor etwas schleichen. Leise Schritte kamen den Gang entlang. Ein Hoteldieb? Ach nein, es war wohl der Hausdiener, der vor den Türen die Schuhe einsammelte. Es fiel mir ein, daß ich am Abend meine Schuhe etwas weit in den Gang hinausgestellt hatte. Wenn nur der Mann nicht darüber stolperte!

Richtig — da stolperte er schon und fuhr krachend mit seinem Schädel an meine Tür. Ich war dem Manne dankbar. Er brachte doch mal einen neuen Ton in die Sache.

Bis 12 Uhr konnte der Inspektor St. Oswald erreicht haben und dann . . . dann werden wir ja sehen!

Es hatte sich aber der Juli die berüchtigten Hundstage des August ausgeliehen. Kein Wölkchen am Himmel, seit vierzehn Tagen kein Tröpflein erquickenden Regens, nicht das leiseste Lüftchen, brütende, drückende Hitze über der ganzen Landschaft. Im Gestrüppe des ansteigenden Berges schlief der Waldgott und mit ihm alles Getier, so da kreucht und fleucht. Die Vögelein hatten sich die schattigsten Stellen ausgesucht und ihre Köpfe unter die Flügel gesteckt; die Käfer waren ängstlich ins trockene Moos und in Erdlöcher gekrochen; die Eidechsen, so große Sonnenfreunde sie waren, hatten keine Lust, sich auf den heißen Steinplatten die Füßchen zu verbrennen, und zwängten sich möglichst tief in die Felsspalten; in einem wasserlosen Tümpel lagen tote Frösche und schienen mit ihren aufgerichteten starren Köpfen die Mörderin Sonne anzuklagen.

Waren nicht alle Wesen von der in der Erde schlummernden unscheinbaren Kohle bis zu dem in des Königs Krone funkelnden Diamanten, vom zartesten Moose bis zur Riesenkiefer Nordamerikas, vom Urtierchen im Schlammgrunde bis zum Walfische, vom nichtsnutzigsten Lausbuben bis zum Schulinspektor Sonnenkinder?

Wahrlich, eine schöne Mutter, die ihre Kinder im Winter erfrieren läßt und sie im Sommer röstet!

Der heilige Johannes freilich, der hatte es gut. Der hatte nur den Wildbach zu bewachen, daß er die Wiesen und Felder des Tales nicht überschwemme und versande, und dazu bedurfte es in diesen Tagen keiner besonderen Aufmerksamkeit. Denn der Bach war kein Bach, er war nur ein schwaches Gerinnsel und Getröpfel, kaum hinreichend, die Hand zu kühlen oder die trockene Zunge zu netzen, wenn die steile Böschung des tiefen Bettes den Abstieg überhaupt verstattet hätte.

Um eines etwa von Wetterhexen gebrauten Gewitters halber durfte der Heilige seinen Posten nicht verlassen. Aber er stand in der kühlen, schattigen Kapelle und war zudem aus Stein gemeißelt . . . der hatte es wirklich gut!

Der Herr Inspektor jedoch schritt nach einem neidisch-scheelen Blicke auf die Kapelle tapfer bergan. Die Linke trug eine Aktentasche, deren Leder sich brennheiß anfühlte und angenehm duftete, die Rechte einen Stockschirm, der als „Zweifler“ die Dienste eines Mädchens für alles besorgen konnte, das gedankenschwere Richterhaupt einen leichten Panamahut und die amtseifrigen Beine die nicht geringe Last des wohlgenährten angehenden Vierzigers.

Solange sich der Weg durch Gebüsch mit gebräunten und eingerollten Blättern und durch schütteren Föhrenwald emporwand, ging's

In der Bergschule.

Idylle von **Josef Wichner**.

Nein . . . das konnte so nicht weitergehen! Mit dem alten Dullinger, dem Schulleiter von St. Oswald, mußte aufgeräumt werden . . . gründlich! Der Apfel war schon mehr als reif, er fing schon an zu faulen, und so eine Frucht schadet den Kindern nicht weniger als eine unreife, saure.

Es war denn doch kein Vergnügen, bei den Sitzungen des Bezirksschulrates immer hören zu müssen, daß sich der Alte vom Berge um die aus der Tiefe kommenden und doch hochweisen Verordnungen wenig kümmere, daß er sich nicht selten eigenmächtige Abänderungen des vorgeschriebenen Stundenplanes erlaube, ja daß er während der heißen Jahreszeit in der Schule, mitten unter den Kindern in aller Gemütlichkeit und Gemächlichkeit sein Mittagsschläfchen halte. Es war für einen Bezirksschulinspektor, der erst kurze Zeit im Amte war und höher hinauf wollte, kein Vergnügen, aus den Worten des „Häuptlings", des Herrn Statthaltereirates, einen gelinden Tadel herausfühlen zu müssen, als ob er nicht wüßte, was die beschworene Pflicht von ihm forderte. Freilich, die von den bäuerlichen Beisitzern gegen den Schulleiter Dullinger vorgebrachten Anschuldigungen mochten vielleicht übertrieben, vielleicht persönlicher Gehässigkeit oder einem eigennützigen Beweggrunde entsprungen sein. Es war jedenfalls verdächtig, daß der Vorsteher von St. Oswald einen Sohn hatte, der nach Vollendung seiner Studien als Aushilfslehrer wirkte und, des ewigen Wanderns müde, sich um eine feste Anstellung bewarb. Man mußte also selbst zusehen, den Alten überraschen und auf Grund von Tatsachen handeln.

Der Mann da oben meinte wohl, das Auge des Gesetzes reiche nicht so weit; galt es doch, von der Talsohle aus einen gar steilen und steinigen Weg von geschlagenen zwei Stunden zurückzulegen, und solche Wege wandelt nur, wen des Lebens Notdurft oder eine Amtspflicht dazu zwingt, außer den Bauern etwa der Steuerbote, der Priester, der Arzt und . . . der Schulinspektor.

Ja . . . auch der Herr Inspektor Firmian Streng!

Es war im Juli, gegen halb zehn Uhr vormittags, als er bei der Kapelle des heiligen Johannes von Nepomuk von der Bezirksstraße abbog und den holperigen, ausgewaschenen Karrenweg anzusteigen begann.

Nach Vorschrift mußte oben der Unterricht von 8—11 Uhr und nach einer Mittagspause von 12—2 Uhr dauern, auf daß die in den weithin zerstreuten Einzelhöfen wohnenden Kinder, die ein ärmliches Mahl in der Strohtasche mitbrachten, den Weg nur einmal zu machen hätten.

k. k. Beamte weilen durfte, ohne staatsgefährlicher Bestrebungen verdächtigt zu werden. Doch für Herrn Firmian Streng gab's, obschon er sich kaum mehr fortzuschleppen vermochte, weder erquickende Ruhe noch kräftigende Labsal. Er gehorchte mit einem Seufzer der gebietenden Stunde und schritt dem breiten, geschwärzten Holzhause mit überladenem, steinbeschwertem Schindeldache zu, in dem die dreißig Kinder von St. Oswald in den Anfangsgründen göttlicher und menschlicher Weisheit unterrichtet wurden.

Heilige Ruhe empfing ihn in dem schattigen, harzig duftenden Gange. Keine lebende Seele verriet ihr Dasein durch einen Laut, eine Bewegung, soviel er auch, sachte vorschreitend, an den Türen horchte. Nur eine weiß- und rotgefleckte Katze saß auf einer Scheiterbeige und blinzelte den Eindringling verschlafen an. Aber sie schloß die Augen gleich wieder und senkte den dicken Kopf zur Fortsetzung des schönen Traumes von der fetten Mausprinzessin, die sie zum fressen gerne hatte. Vor der ungewohnten Erscheinung des Fremdlings das Weite zu suchen, dazu war sie viel zu faul.

Und . . . leise . . . leise, ohne anzuklopfen, klinkte der Schulherr die Türe des Schulzimmers auf, und da . . . da war sie richtig, die Tatsache, um derentwillen er dem Sonnentode getrotzt hatte und die dem alten, dienstunfähigen Mann den blauen Bogen eintragen mußte: Kinder und Lehrer in dem dämmrigen Raume — die Leinenvorhänge der Fenster waren zugezogen — im besten Schlafe!

Die Kinder hatten die Schultaschen als Kopfkissen auf die Bänke gelegt und schlummerten so sanft, daß es selbst dem Herrn Inspektor leid tat, sie wecken zu müssen. Und der Alte, ei, der hatte sichs gar bequem gemacht. Der Schlaf hatte ihn nicht etwa nach ehrlichem Widerstande übermannt, wie den redlichen Tamm in der bekannten Idylle von Voß. Nein . . . er hatte seinem grauen Haupte ein Kissen untergeschoben, sich auf seinem Armsessel gemächlich zurückgelehnt und schlief planmäßig . . . der . . . der Gewohnheitssünder!

Der Herr Inspektor stand überlegend auf der Schwelle: sollte er mit einem heiligen Donnerwetter dreinfahren? Nun . . . dem alten Faulpelz am Pulte wäre der Schreck wohl zu gönnen . . . aber die unschuldigen Kinder, die konnten an ihrer Gesundheit Schaden nehmen.

Da erblickte er zunächst dem Lehrtische einen Sessel, und in ihm zuckte ein boshafter Gedanke auf, der sogleich zur Tat wurde. Sachte . . . sachte schlich er lächelnd an dem schlafenden Schulmeister vorbei und machte sich's bequem.

So, Herr Dullinger, da sind wir und da warten wir in aller Geduld, bis Morpheus dich entläßt . . . na . . . du wirst Augen machen!

noch an. Es gab doch einigen Schatten, wenn auch der unvermittelte Wechsel zwischen dem erfreulichen Dunkel und den eindringenden grellen Lichtblitzen das Auge blendete; denn der heimtückische Lichtgott benutzte jede Waldblöße, jede ungedeckte Spalte, um auf den einsamen Wanderer seine goldenen Pfeile abzuschnellen.

Bald aber blieb der Wald zurück, der Weg, immer steinig und ungepflegt, führte durch halbverbrannte Wiesen fast ohne Krümmung dem fernen Ziele zu. Kein Baum, kein Strauch bot etwelche Deckung, die Sonnenstrahlen trafen den Südhang fast im rechten Winkel, prallten vom ausgedorrten Erdreiche ab und erzeugten jenes Erzittern der Luft, das den Schweiß aus allen Poren treibt, jeden Schritt lähmt und sich wie ein Alp auf die keuchende Brust legt.

Nun war dem Herrn Inspektor selbst der leichte Hut zu schwer. Trug er ihn aber in der Hand, so hatte der Sonnengott in der geröteten Glatze eine treffliche Zielscheibe und ein Sonnenstich, der jeder Amtshandlung ein schnelles Ende bereitete, war kaum zu vermeiden. Einigen Schutz bot wohl der aufgespannte Schirm . . . das wußten auch die Bremsen und sammelten sich in Massen unterm Schattendache und — blutdürstig auf dem Haupte des Oberpädagogen. Auch hatten die Beine keine Stütze mehr und die brennenden Sohlen rutschten auf dem heißen Gestein. Immer und immer mußte der Herr Inspektor innehalten, nach Atem ringen, sich den Schweiß vom Angesicht und den Gläsern der Brille wischen. Bald war ein Sacktuch, bald ein zweites durchtränkt, aber sie trockneten ebenso schnell, wenn er sie in der Backofenhitze schwenkte. Schließlich hieß ihn die erfinderische Not, die nassen Tücher auf dem Kopfe trocknen zu lassen. Das sah zwar nicht gar würdig aus, brachte aber im Verdunsten doch einige Kühlung, die einzige Wohltat auf dem martervollen Wege.

Und nicht gar würdig waren auch die Verwünschungen, mit denen er die Sonne, den Weg, die Bremsen bedachte und in die er auch den alten Schulmeister als die Ursache all der Pein miteinbezog.

Endlich . . . endlich aber glitzerte das vergoldete Turmkreuz von St. Oswald bei einer Wegbiegung in blendenden Strahlen ganz nahe, bald war das erste Haus erreicht, bald die schlichte Dorfkirche mit dem sie umgebenden Friedhofe, dann, wie eine kleine Monstranze ob der Türe besagte, der stattliche Pfarrhof. Aber er schaute mit keinem blinkenden Auge freundlich nach dem müden Wandersmann. Die Fensterläden waren alle, der Sonne zu wehren, fest geschlossen und der Herr Pfarrer hielt wohl in kühler Kammer sein Verdauungsschläfchen.

Und da . . . da stand, behäbig und wuchtig und Labung verheißend, das Gasthaus „Zum schwarzen Adler“. Sogar zwei Köpfe hatte der und war somit gewißlich ein patriotischer Vogel, unter dessen Fittichen jeder

Auf leisen Sohlen schleicht der Lehrer durch die Bankreihen, hält den Zeigefinger vor den Mund und tuschelt: „Kinder, ihr könnt heimgehen, aber still . . . bst! . . . ganz still, daß der Herr da nicht aufwacht . . . er ist sehr . . . sehr müde!“

Und sie huschen hinaus wie Mäuslein, die die Katze wittern, und der Lehrer zieht die Tür sachte . . . sachte hinter sich zu.

Der Schlafgott ist mit der lieben Jugend und dem schelmischen Alten im Bunde. Er hält dem Herrn Inspektor die Augen fest zu und spiegelt ihm, ein Freund drolliger Widersprüche und übermütig-grausamer Scherze, eben den Schlaf, in den doch er ihn gesenkt, als Verbrechen vor.

Ein noch Gewaltigerer als er, der Herr Landesschulinspektor in persona, tritt zur Türe herein, um den Herrn Bezirksschulinspektor zu inspizieren, ob er nicht etwa während der Inspektion schlafe. Ach . . . dieses Unheil verkündende Antlitz, diese Blitze schleudernden Augen, da er den pflichtvergessenen Vertrauensmann in einem Zustande erblickt, der ihn zum Lehrerspotte machen muß! Der Gewaltige winkt mit dem Finger und von der Bildtafel an der Wand löst sich der Elefant ab, wächst und wächst, über die Bänke näher stampfend, ins Ungeheure und schwenkt den Rüssel in unheimlichen Lassoschlingen über des Schuldigen Haupt, und die ferne Orgel stimmt dazu einen Trauerchoral an . . . dies irae!

Schon wähnt der Schläfer, dessen Brust sich angstvoll hebt und senkt, sein letztes Stündlein sei gekommen, da findet es der kleine Organist für gut, sich auf die Nase des fremden Herrn zu setzen und den Lohn für die künstlerischen Darbietungen zu holen. Der Stich löst eine Reflexbewegung aus, die Hände greifen nach dem durstigen Musikanten, die Aktentasche fällt zu Boden, der Herr Inspektor erwacht, wird sich als ein Mann von bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung seiner Lage augenblicklich bewußt, hebt das Haupt, setzt die gestrenge Amtsmiene auf und . . . sieht sich in der dämmerigen Schulstube mutterseelenallein!

* * *

Eine Stunde darauf brachte der Hansjörg, des Adlerwirtes Hausknecht, dem Herrn Lehrer eine Karte, und da stand zu lesen:

„Lieber Herr Schulleiter!

Möchten Sie nicht die Güte haben, mir bei einer kameradschaftlichen Jause Gesellschaft zu leisten? Ich denke, wir sind nun beide nach dem uns und den Kindern notwendigen Mittagsschläfchen soweit munter, daß wir uns vor etlichen Glas guten alten Weines nicht zu scheuen brauchen.

Mit freundlichem Gruß Ihr wohlgewogener

Firmian Streng, k. k. Bezirksschulinspektor.“

Also saß er und die Ruhe tat ihm wirklich wohl, obschon er das Wohlgefühl in seiner Gewissenhaftigkeit fast wie eine Pflichtverletzung empfand. Er betrachtete der Reihe nach die kleinen Schläfer ... ein glückliches Völkchen ... ach, wie lange war das her, daß auch er so ein lebfrischer, sorgloser Bengel war und auch so gottselig schlafen konnte, wie der Bub mit dem dichten Haarschopfe ihm gegenüber! Er ließ seine Blicke an den Wänden schweifen, an denen etliche Bilder mit farbigen Tieren hingen, im Halbdunkel kaum zu erkennen, aber nach und nach groteske Formen annehmend ... weiß Gott, wie das so kam.

Und immer und immer die heilige Ruhe, der einschläfernde Schul- und Holzdunst. Nur daß hie und da ein Büblein einen Fuß bewegte oder ein Mägdlein das Köpfchen unbewußt umlegte oder der amtseifrige Lehrer wohlig tiefer atmete.

Der Herr Inspektor fühlt, wie sein sonst so aufrechtes Haupt sich zuckend senkt, und er richtet es mit dem Aufgebote seiner ganzen Willenskraft wieder empor. Er merkt, wie die Lider schwer werden und zwingt sie, weit offen zu bleiben. Aber eine sumsende Fliege zieht ihre Zauberkreise um sein Haupt und hypnotisiert den Schulmonarchen. Ihm ist, als höre er ferne volle Akkorde einer himmlischen Musik. Die Augen starren, die Lider schließen sich im Banne der Ermüdung, des Dunkels und des Dunstes und der kleinen Aeolsharfe: er schläft den Schlaf des Gerechten, ein schuldloser Faust, und unsichtbare Elfen besänftigen des Herzens grimmen Strauß.

Indes wachte der gute alte Lehrer auf, rieb sich die Augen, ließ die Blicke durch das Schulzimmer schweifen, wo bald das eine, bald das andere Kind den Kopf mit stark geröteter Wange, worauf sich das Muster des Strohgeflechtes abgedrückt hatte, hob und sich wohlig streckte, und ... ja ... was war denn das? Heiliger Gott und St. Oswald, wie konnte er nur so lebhaft träumen! Er zwickte sich selbst ins Ohrläppchen und fühlte den Schmerz und war nun sicher wach; aber die Erscheinung verschwand nicht: da ... da saß der gestrenge, der gefürchtete neue Inspektor! Hut und Schirm lagen friedlich auf dem Boden, die Aktentasche hatte er vor sich auf den Knien und hielt sie sorglich mit beiden Händen und ... schlief ... schlief wie ein Murmeltiermännchen, das sechs Nächte bei seiner kranken Frau gewacht hat und endlich den gebieterischen Forderungen der Natur nachgeben muß.

Na ... das war eine schöne Bescherung und doch ... ein Mohrenglück! Der alte Dullinger wußte ganz gut, daß man ihn seiner Sommerschläfchen halber wiederholt verschuftet, er wußte also auch, was dieser unverhoffte Besuch um die glühende Mittagszeit zu bedeuten hatte, und nun ... krank könnte man sich lachen, wenn's nicht der nötige Respekt und die Furcht, den gestrengen Herrn zu wecken, verbieten würde.

Wer erfahren will, auf wie vielfache Weise je nach der Verschiedenheit der Umstände die vom Wasser gelösten Bergmaterialien herabkommen können, der muß selbst einem solchen Phänomen häufig beiwohnen. Und nicht geringer als in bezug auf die Ursache und die Art und Weise des ganzen Vorgangs ist die Mannigfaltigkeit auch in bezug auf die Größe des Phänomens. Die größten Brüche pflegt man Bergstürze zu nennen. Doch erweckt dieser Name eine etwas zu großartige Vorstellung.

Der Unerfahrene denkt dabei meistens an das Zusammenbrechen ganzer Gebirge oder Bergpyramiden und ist dann oft verwundert über das kleine Verhältnis des gelösten Bergteils zur Masse.

Daß ganze gewaltige Bergpyramiden überschlugen oder zusammensanken, ist nie in den Alpen vorgekommen. Immer waren es nur kleine Teile, einzelne Splitter des ganzen Riesengebäudes, die baufällig geworden waren. Freilich aber ist jeder Splitter an diesem Riesengebäude schon ein Balken.

In fast allen Tälern der Alpen findet man die Trümmer irgendeines vor Jahrhunderten eingetretenen außergewöhnlichen Bergsturzes. Man sieht mit Entsetzen das grausige Bild der Zerstörung, das sie jetzt noch gewähren. Der Anblick selber und die Erzählungen von Augenzeugen oder die Berichte alter Chronikenschreiber lehren, daß es bei einem solchen Ereignis gewöhnlich so hergeht, wie ich es hier zu schildern versuchen will.

Meistens droht das Übel schon lange vor dem eigentlichen Ausbruch, und es gehen dem traurigen Schlußakte schon mancherlei erschreckende Vorspiele voraus. Man kann sagen, daß es wenige Täler in den Alpen gibt, in welchen nicht der eine oder andere Ort von einem überhängenden und den Abfall drohenden Bergteile zu Zeiten beängstigt und am Ende zerstört oder doch beschädigt wird.

Überall hört man entweder von Rissen in den Bergen, von denen die Väter erzählt haben, daß sie in ihrer Jugend kaum hätten die Faust hineinbringen können, während sie jetzt allmählich durch das Absinken des einen Bergteils nach unten so breit geworden seien, daß kaum noch eine Gemse hinüberspringen könne — oder von einem Felskopfe sehr festen Gesteins, der auf einer sehr mürben und unsicheren Unterlage liege, die das Wetter und Wasser zerstöre, und auf der jener Kopf einmal herabzuglitschen drohe — oder von einer Masse in irgendeiner hohen Schlucht aufgeblockter Felsstücke von großem Umfange, die seit urweltlichen Zeiten dort eingeklemmt stecken, aber, von den Gewässern der Schlucht an den Seiten mehr und mehr unterspült, zu Zeiten etwas vorrücken, und die wohl einmal, wenn alles reif ist, aus ihrer Schlucht hervorfahren werden wie ein Pfropfen aus einer Flasche.

Jeder Ruck einer solchen Blockmasse, jede Bewegung eines solchen Felsenkopfes, jede Dehnung eines solchen Risses ist dann schon von

Wie Berge stürzen.

Eine Naturansicht aus den Alpen von **Johann Georg Kohl.**

Schon das in den Alpen sehr gewöhnliche Schauspiel eines angeschwollenen Bergstromes ist für den Ebenenbewohner ein Gegenstand der Bewunderung. Mit schmutzigen, schwarzen Wogen, die sich mit entsetzlicher Wut überstürzen, schäumt er dahin. Hier braust ein Wasserstrahl mit einer Begierde in die Tiefe, als wollte er sich da einbohren und auf ewig verstecken, dort schießt er wieder von unten in die Höhe, als würde er von gräßlichen Qualen gefoltert und von einem Dämon zurückgejagt.

Felsblöcke, die lange Zeit unbeweglich dalagen, beflügelt er mit der Schnellkraft des Pulvers, und auf seinem Rücken sie tragend, schleudert er sie mit Gewalt fort, seine Ufer zerstörend, an denen er rüttelt wie ein Raubtier am Gitter seines Käfigs.

Viel außerordentlicher aber und mannigfaltiger werden die Erscheinungen, wenn sich ganze Felsmassen und Erdschichten erweichen und unter den mannigfaltigsten Ereignissen jene gefürchteten Erdbrüche oder Schlammströme entstehen.

Die Ursachen dieser Erscheinung sind so zahlreich wie die sie begleitenden Phänomene, und es ist fast nicht möglich, ohne Umständlichkeit eine übersichtliche Reihe von Bildern davon zu geben.

Zuweilen schieben sich ganze Wiesenstrecken auf ihrer steilen Unterlage herunter in der Weise, wie es etwa ein nasses Tuch tun würde. Das Erdreich schlägt Falten und Wellen, überwirft sich, verwickelt Bäume und Häuser und Steine in seinen Fall und bröckelt dann zerreißend in irgendeine Felsschlucht ab, in der es als Schlammstrom weiterfließt. Gleich einem dickflüssigen Lavaflusse, mit Steinen und anderen festen Massen gemischt, bewegt sich dies Ungetüm, im Tale Schrecken verbreitend, an dem Bergabhange herunter. Dabei knarrt es, klappert und tost es gleich einem rasselnden Lastwagen.

Unten empfängt die mit Schaufeln und Hacken bewaffnete Bevölkerung den Schmutzerguß, um ihn von den Gärten und Wohnungen ab- und unschädlich in den Talstrom hinunterzuleiten, was zuweilen selbst bei großen Schlammströmen möglich ist.

Mitunter werden bei solchen Ereignissen auch undurchnäßte Erdmassen losgerissen, und man sieht dann mächtige Staub-, Sand- und Schuttausströmungen von den Bergen gleich Lawinen herabkommen.

Ohne daß Steine und Gerölle aufgejagt und zu den Seiten in Bewegung gesetzt werden, geht es bei ihnen nicht ab. Da sie sich in den Bergen auf Schritt und Tritt finden, so sind sie auch überall bei Lawinen, Erdschlipfen, bei Wasserergüssen und überhaupt bei allem, was die Berge herabmarschiert, sozusagen die Vorboten und Plänkler.

Allein nun ist endlich die Zeit gekommen. Sie sind selber die Auserwählten, die unter Trümmern und Grus zugrunde gehen sollen. Anderen Tages fängt es allseitig an zu krachen und zu brausen. Die Sonne und der Himmel werden ersäuft in Dunst und Staub. Die Erde erbebt, kehrt das Unterste zu oberst und die kleine Welt der Talortschaft versinkt in den Schoß der Urmutter Gäa.

Da natürlich kein Beobachter sich in die Nähe eines solchen Phänomens herbeiwagen kann, so wissen wir zwar nicht genau, wie es dabei herzugehen pflegt, doch lehrt der Anblick der später zur Ruhe gekommenen Massen folgendes:

Da alle Felsarten ohnedies von Haus aus von einer Menge Spalten zerklüftet sind, und da auch keine Felsart eine so zähe Kohäsion hat, daß sie einen langen Abhang herunter rollen könnte, ohne unterwegs in Trümmer zu zerfallen, so ist ein einziges großes und ganzes Bergstück, das sich gleich der abgesunkenen Hälfte des sogenannten gesprengten Turmes auf dem Heidelberger Schlosse ins Tal gelassen hätte, etwas, was in den Gebirgen gar nicht vorkommt.

Der Hauptsache nach sehen die sogenannten Bergstürze in den Alpen nicht anders aus als vergrößerte Trümmer- und Geröllströme. Von dem Gipfel, wo der Berg abbrach, sieht man einen mit Trümmern bedeckten Streifen, der an Breite zunimmt, ins Tal sich hinabziehen. Nur sind dann viele Tausende von diesen Blöcken so hoch und lang wie Häuser, und unten ist der Streifen oft eine Stunde breit.

Da der ganze Marsch auf dem Abhange herunter zuweilen zwei Stunden Weges betrug, so kann man sich denken, daß bei dem Zersplittern und gegenseitigen Anstoßen der Steine eine bedeutende Menge von Wärme und Feuer entwickelt werden mußte.

Funken und Flammen schlagen überall hervor, und fallen solche Ereignisse in die Nacht, so glaubt man, einen leuchtenden Lavastrom zu sehen. Am Tage gewähren denselben Anblick der aufwirbelnde Felsstaub und der Rauch von den verbrannten Gestrüppen und Sträuchern.

Im ganzen liegt dann in einem solchen Bergbruche Block an Block. An den Seiten sind sie vereinzelter gesät, in der Mitte dichter. — Hie und da aber scheinen die Massen sich überschlagen oder unregelmäßige Sätze gemacht zu haben. Denn mitten in dieser Wüste trifft man auf kleine flache Oasen, die ebene grünende Wiesen zeigen, auf denen uralte unversehrte Bäume wurzeln, und die keiner der Blöcke berührte, indem sie alle in Masse und mit hohen Sprüngen darüber hinwegsetzten. Zuweilen entziehen sich die Ursachen solcher Bewegungen jeder Berechnung.

Einzelne spitze Felsen werden dann in diesem Gedränge da, wo besondere Umstände zusammentrafen, zuweilen von einer solchen Wut beflügelt, daß sie weit zur Seite hinausspringen und irgendwo in einer

Zerstörungen und Schrecken begleitet. Es trennen sich dabei kleine Partien und Steine los, welche, Wälder und Felder verwüstend, in die Tiefe fallen und den Talbewohnern von den schlimmen Ereignissen, die noch bevorstehen, warnende Botschaft bringen.

Oft ziehen sich solche Präludien durch Jahrhunderte hin. Ehemals nahm die Welt außer den zunächst Beteiligten wenig Notiz davon, und ganze Talortschaften und Städte wurden dann plötzlich wie Herkulanum und Pompeji verschüttet, ohne daß die geringsten Vorkehrungen dagegen getroffen waren.

In unserer Zeit dagegen, wo die christliche Menschheit zu einer einzigen großen Familie umgeschmolzen ist und wo tausend Augen und Zungen alles Böse und Gute betrachten und besprechen, hat ganz Europa an der Not und Angst eines durch einen Bergsturz bedrohten Alpendorfes (Felsbergs) teilgenommen.

Ja zuweilen hat schon sogar die bloße Frage, ob wohl einmal dieser oder jener Berg zu wanken und zu stürzen beginnen könne, selbst wenn die Natur eine solche Tendenz noch nirgends angekündigt hat (z. B. ob der Mythen in Schwytz recht fest gebaut sei oder ob er auf einer morschen Grundlage ruhe), eine bedeutende Aufregung im Lande und vielfache Diskussionen und Streitschriften unter den Geognosten und Bergkundigen veranlaßt.

Die Natur ist langsam in allen ihren Vorbereitungen zu den schrecklichen Phänomenen, die sie uns schickt — selbst die Gewitter, die sich zu unseren Häuptern sammeln, haben weitreichende Ursachen und Veranlassungen — dagegen ist sie oft wild und plötzlich in den schließlichen Ausbrüchen der lange verhaltenen Wut.

Wenn alle Strebepfeiler allmählich unterspült, alle Spalten und Klüfte hinreichend geweitet, die Unterlagen vollkommen zerwittert sind, dann gehört nur ein geringer Anlaß, oft nur ein mehrtägiger Regen dazu, um das Ganze zusammenstürzen zu lassen. Die lockeren Massen schwängern sich dann mit Wasser und bekommen das Übergewicht, die Unterlagen werden schlüpfrig und die letzten Säulen von den Regenbächen weggespült.

Die Hirten und Jäger melden dann schon den Tag zuvor ins Tal hinab, daß sich bedenkliche Spalten an dem Berge geöffnet, daß einzelne Steine auf unerklärliche Weise sich in Bewegung gesetzt, und daß sie unterirdisches Donnergeräusch, als stürze die Erde in sich selber zusammen, vernommen hätten.

Die Talbewohner trösten sich wohl mit der Hoffnung, daß sich noch einmal alles wieder beruhigen werde, daß die Felsen noch einmal wieder für einige Jahrzehnte sich festsetzen und erst ihre späteren Nachkommen treffen werden.

Hie und da faßt ein Bäumchen Wurzel, und mitten in dem Graus wagt es wohl ein Kirsch- oder Pflaumenstämmchen, mit hellem Blütenauge in die Wildnis hinauszuschauen.

So mag es geschehen, daß mit der Zeit sich doch die Zwischenräume wieder füllen, daß sich eine ebene Erddecke über den Köpfen der Felsen herstellt, und daß dann neue Ansiedler sich über den Gräbern der alten anbauen, wie bei Herculanum und Pompeji.

So steht ein Teil von Meran in Tirol auf dem Grabe des untergegangenen Majas der Römer. So gibt es bei Chiavenna im Gebiete des Comersees eine höchst merkwürdige Blockmasse, die wahrscheinlich auch von einem längst vergessenen Bergsturze herrührt und schon vielfach wieder verwischt ist. Es ist dort das Gelände eines benachbarten Berges mit einer sehr tiefen und dicken Schicht von gewaltigen Steinklötzen bis auf den Talgrund herab bedeckt.

Persönliche Erinnerungen an Rudolf Falb.

Von **Hermann Kienzl, Berlin.**

Es war im Jahre 1896. Da traf ich einen Bekannten aus der steirischen Heimat. Wie treibt es der und der? Und Falb —? „Ach traurig! Wissen Sie denn nicht? Falb ist gelähmt."

Rudolf Falb hatte sich den Keim seines tödlichen Leidens geholt, als er, Gesundheit und Leben in die Schanze schlagend, drei Jahre außerhalb der letzten Grenze menschlicher Kultur in den Urwäldern von Peru verbrachte. Wie er im Jahre 1880 von jenseits des Meeres heimkam, war der kraftvolle, schöne Mann ergraut, und von Jahr zu Jahr nahmen nun die Freunde mit Besorgnis das Wachstum des Übels wahr. Es war ein allzu schmerzlicher Gegensatz zwischen dem frischen Willen dieses Mannes, der von jeder Erkenntnis seines körperlichen Zustands frei war, und seinem Siechtum, wenn er mühsam und gebeugt, schleifenden Schrittes die Straße entlang tastete! Unbarmherzig übte noch der starke Geist die Herrschaft über den Körper aus; er gönnte dem erschöpften Leibe am wenigsten, was der Kranke brauchte: Ruhe. Gönnte sie ihm nicht bei Tag, nicht in den durchwachten Nachtstunden. Von Stadt zu Stadt reisend, hielt er mitunter bis an die zwölf Vorträge in einer Woche. Hätte er auch nicht für eine zahlreiche Familie sorgen müssen, Rast und Erholung würde es für ihn, den Ruhelosen, doch niemals gegeben haben. Die Peitsche seiner Energie trieb ihn von Wissensquell zu Wissensquell und immer wieder auf das Forum des öffentlichen Kampfes.

Wiese des Talgrundes gleich Pfeilern in den Boden fahren. Man sieht sie da noch jetzt mitten im Blumenteppiche stecken.

Die Hirten und Ziegen finden nun Ruhe und Schutz im Schatten dieser einst so gefährlichen Geschütze. Es gibt einige solcher in den Talgrund gleich umgekehrten Türmen eingebohrten Felsen, die bei den Malern berühmt sind und ihnen schon zu manchem hübschen Farbengedicht Gelegenheit gegeben haben.

Es kann in der Natur nirgend eine Störung eintreten, ohne daß dadurch auch andere entfernte Zustände affiziert werden. Es geht daher fast überall so wie bei einem Lawinenunglück, wo der Regen eine Masse Schnee, der Schnee einen Felsblock, der Felsblock einen Baum zum Sturze brachte, und dieser Baum endlich einen armen Wanderer erschlug.

Die in zweiter Linie auftretenden Phänomene sind meist ebenso schlimm wie das Hauptereignis selbst. So bei den Bergstürzen die Schlammergüsse und Überschwemmungen. Die vom Regen erweichten Erdschichten werden dabei aufgerissen und strömen, mit den Wildbächen vermischt, eine breite Schlammasse, über die Alpen und Berggelände hin.

Zuweilen stockten solche Schlammassen wohl wieder an freien Plätzen zwischen den ummauernden Blöcken. Ein aus seinem Bette geschleuderter Bacharm verlor sich mit seinen Gewässern darin, und so entstanden dann Sümpfe, wie man sie fast bei allen Resten von Bergstürzen gewahrt.

In der Tiefe trifft die Trümmermasse gewöhnlich auf irgendeinen See oder Fluß, den sie zum Teil ausfüllt und aufstaut. Und weitgreifende Überschwemmungen sind daher die gewöhnlichen Begleiter der Bergstürze.

Flüsse werden in tiefe Wasserbecken verwandelt, diese arbeiten sich allmählich wieder einen Durchweg durch den verschütteten Trümmerdamm und richten dann noch oft gräßliche Verwüstungen in den unteren Tälern an. So haben sich denn zuweilen solche Bergstürze auf langen Strecken viele Meilen weit unterhalb fühlbar gemacht.

Fiel die ganze Schuttmasse auf einmal in einen See, so wurde dieser in gewaltige Aufregung versetzt. Ein haushoher Flutberg erhob sich, wanderte mit entsetzlicher Geschwindigkeit auf der Oberfläche des Wassers hin und zerstörte, an den Ufern zerplatzend, ganze Dorfschaften und Städte. Sowohl bei dem Goldauer Bergsturze, als auch bei dem, welcher zur Zeit der Römer im Genfersee statthatte, kam dies vor.

Die von den Bergen verschütteten Gegenden werden auf unabsehbare Zeit der Einwirkung und Kultur des Menschen entzogen. Aber nach und nach werden doch wieder Gesäume herbeigeführt. Es grünt und sproßt in den engen Räumen zwischen den Blöcken. Und die Ziegen des Pan mögen nun da allmählich dürftige Nahrung finden, wo sonst Ceres ihre Mysterien feierte.

legte das Priesterkleid ab und trat aus der katholischen Kirche aus.) Von den Jahren übermütigen, frohen Glückes, in denen Falb, dem nichts Menschliches fremd blieb, die Freude am Dasein rückhaltlos bekannte, war ihm ein wehmütiger Nachklang goldenen Humors geblieben, der sich freilich, wenn er in Gesprächen gegen manchen kleingeistigen Gegner Fehde führte, in harten Sarkasmus verwandelte. Je länger er, redend, die Gedankenfäden spann, desto wuchtiger drang sein fester Glaube, seine inbrünstige Überzeugung in seine Worte, und oft fing seine Stimme in Erregung zu beben an.

Ohne jemals mit seinem Wissen zu prunken — „er habe ja nichts anderes zu tun gehabt, als zu lernen und zu forschen", pflegte er lächelnd zu sagen — ereiferte sich der Gelehrte besonders, wenn seine Gegner ihm geringschätzig Vielwisserei zum Vorwurfe machten. „Sie sollen mir nur den Mangel an Gründlichkeit beweisen, aber solange sie nichts anderes vorzubringen haben, als daß ich nicht Doktor und nicht Universitätsprofessor bin, oder wenn sie gar mir, der ich schon als Theologe das Lateinische wie das Deutsche las, einen lateinischen Druckfehler aufs Kerbholz schreiben, solange bin ich von meiner Dummheit nicht überzeugt."

Und dann sprach er über die moderne Krankheit der Wissenschaft, das Spezialistentum, dessen Pfleger nur zu häufig den Blick für das große Ganze, für den Zusammenhang der Dinge verlören. Gewiß fördere die Teilung der Arbeit vielfach die Forschung, aber das Bewußtsein, daß der Teil zum Ganzen gehöre, dürfe nicht verloren gehen. Sonst höre die Entwicklung auf und trete die Destruktion an ihre Stelle. Er könne nicht „Bauhandwerker" sein, sein Streben sei auf den Grundriß gerichtet. Und er betonte, was wohl keiner, der die Gabe der Divination besitzt, in Abrede stellt: den schöpferischen Einfluß der befruchtenden Phantasie auch auf die exakte Wissenschaft. Dabei wies er darauf hin, wie wunderbar manches dichterische Genie in ahnungsvollem Unbewußtsein vorausgesagt habe, was es nicht beweisen konnte, aber was später die Wissenschaft auf ihrem Wege ergründete und bestätigte; und er zitierte aus dem Prolog („Faust") die Worte Raphaels: „Die Sonne tönt nach alter Weise in Brudersphären Wettgesang."

Die Erdbeben- und Wettertheorien waren es übrigens durchaus nicht mehr, die Falb zu jener Zeit in seinen Gesprächen mit Vorliebe erörterte. Die erklärte er mit festem Tone für durchaus abgeschlossen und unerschütterlich; es gebe da nichts mehr zu beweisen und nichts Neues mehr zu ergründen. Stehe nun der Zusammenhang zwischen den Stellungen des Mondes zur Erde („Flugfaktoren") und den meteorologischen Vorgängen in der Atmosphäre fest, und habe er, wie Tatsachen beweisen, den richtigen Schlüssel für die Berechnungen dieser Wirkungen

Die nächsten freien Stunden nützend, suchte ich Falb in seiner Behausung in der Goltzstraße zu Schöneberg auf. Ich hatte Falb schon in meinen Bubentagen gekannt — den jungen Helden, das frohe, tatenkühne Aug' im wettergebräunten Antlitz, die heiter strahlende Denkerstirn, die schlanke, biegsame Gestalt. Nun saß im breiten Sorgenstuhle, an dem mit Büchern und Schriften bedeckten Tisch, ein bleicher Mann. Schneeweiß wellte sich das Haar und der lange, lange Bart. Die Augen halb verdeckt von den müden Lidern. In den schmerzlich bewegten Zügen saß der Gram und flackerte unruhig. Wie ich Falb wiedersah, da sprach der Anblick eindringlich: Siehe Faust im hohen Alter! Falb aber hatte die Sechzig noch nicht erreicht.

Schon jener erste Besuch in der Krankenstube hatte eine ungewöhnlich lange Dauer. Es schien, als hätte sich in Falb eine übergroße Fülle von Mitteilungsbedürfnis angestaut. Er, der gewohnt war, was er erforscht und errungen hatte, unmittelbar, Aug' in Aug', der Welt vorzutragen, dem Mitteilung eine innere Notwendigkeit war, wartete nun lange Wochen der Freunde, die ferne blieben. Deshalb ließ er mich, als längst die Nacht dem frühen Nachmittage gefolgt war, nicht eher scheiden, als bis ich ihm versprochen hatte, am nächsten Sonntag wiederzukommen. Und ich kam oft.

Ich habe kein unberufenes Urteil abzugeben im Streite der wissenschaftlichen Meinungen. Doch eines sei mir unbenommen, eines ist die Pflicht des Überlebenden: zu sagen, daß Falbs außergewöhnliche Persönlichkeit über alle, die ihn kannten, die Macht der inneren Wahrhaftigkeit besaß. Er beherrschte fast alle lebenden und toten Sprachen und war des Chinesischen und der Sprache der peruanischen Wilden ebenso mächtig, wie er seine Vorträge französisch, englisch, italienisch und spanisch halten konnte. Ein in den humanistischen und naturwissenschaftlichen Gebieten fast gleichmäßig entwickeltes Wissen vereinigte sich in seinem Haupte mit der starken, glühenden Phantasie des Künstlers, des Dichters. Wenn seine schöpferischen Gedanken, während er eben ihnen Ausdruck gab, aus sich stets wieder neue Ideen gebaren, neue Ketten um die scheinbar weit voneinander getrennten Spitzen der Erkenntnis und Erfahrung schlangen, neue Perspektiven eröffneten, da war es, als ob einer der sagenhaften Seher spräche, deren nach innen gerichteten Blicken sich die Geheimnisse enthüllen. Sein Ausdruck jedoch war klar und schlicht, lebendig zwar und feurig, aber frei von jedem hohlen Pathos, von jeder Phrase. Seine Sprache hatte sich, das letzte Merkmal seiner Schulung als Theologe und Prediger, das allzu helle Hochdeutsch des steirischen Kaplans, der von bäuerlichen Eltern stammt, bewahrt. (Falb war katholischer Geistlicher und in dieser Eigenschaft an der Grazer Schule der Religionslehrer des Dichters Rosegger gewesen; er

16. Dezember an. Agram wurde dadurch in fieberhafte Unruhe versetzt und die Opposition im Landtage bemächtigte sich, auf das Gutachten von Falbs wissenschaftlichen Gegnern gestützt, der allgemeinen Erbitterung, um unter Beschimpfungen des Gelehrten die Stellung des Banus zu erschüttern. Falb, persönlich in der kroatischen Hauptstadt zu Gast, befand sich in unbehaglichster Lage, die sich aber mit einem Schlage veränderte, als, unmittelbar vor dem Ende der Frist, das Erdbeben mit furchtbarer Gewalt hereinbrach. Inmitten großer Angst und Not gab es einen Triumphator.

In Amerika besonders hat Falb eine Reihe von Erdbeben und vulkanischen Ausbrüchen vorausgesagt, und sein Ansehen war dort, als er im Jahre 1877 nach Peru kam, groß. Er erzählte mir von Huldigungen der Menge. Doch ihn ließ der Forschungstrieb nicht wohlig weilen, er griff zum Wanderstabe, zog in das unentdeckte Innere des Landes und blieb jahrelang in der Wildnis, in Urwald und Bergeinsamkeit, die noch keines Kulturmenschen Fuß jemals betreten hatte. Es hörte sich wie die Robinsonade eines gereiften Denkers an, was Falb von seinem Umgang mit den wilden Volksstämmen, von seinen Funden und Beobachtungen erzählte. Ein Teil davon ist in seinem Werke „Das Land der Inka in seiner Bedeutung für die Urgeschichte der Sprache und Schrift“ niedergelegt.

In den Urwäldern von Peru eroberte sich Falb aus jungfräulichem Chaos den Stoff zu dem Gedankenbau, den er das Werk seines Lebens nannte; ob er es, als er am 29. September 1903 das Auge für immer schloß, vollendet hinterlassen konnte, weiß ich nicht. Aber der Ausgang und der stärkste Ausklang seines Schmerzes war es, daß die Krankheit ihn hinderte, rüstig am Werke zu schaffen, mit dem er die Aufklärung der Menschheit um ein Gewaltiges zu fördern und die Einheit aller Wissenschaften festzulegen gedachte. Wie oft während jenes Jahres, das ich an seiner Seite verbrachte, unternahm er es mit verzweifelter Energie, den riesigen Stoff zu sichten und an seine Formung zu schreiten — und immer wieder gestand er mit Gram, daß ihn die Ermattung übermannte.

Dieser Stoff! Ich erinnere mich eines Besuches in dem Hause Falbs — zu Obdach im Jahre 1881. Damals füllten die Aufzeichnungen, die Falb seinen Beobachtungen und seinen Betrachtungen der Ursprache gewidmet hatte, schon eine stattliche Reihe von Schreibheften. (Er hat dann von jenen Arbeiten vieles in seinem Buche über das Land der Inka [1883] verwendet.) Aber seitdem erst war die „Drachensaat“, wie er selbst im Scherze sagte, unheimlich aufgegangen, und als er in Berlin den vor der Welt noch verschlossenen Schatz vor mich hinstellen ließ, da türmten sich die breiten, engbeschriebenen Quartbände vom Fußboden bis weit über die Platte des Tisches!

gefunden, so sei der Rest nichts mehr als ein Rechenexempel von Fall zu Fall; ein zwar mühsames Rechenexempel, das ihn leider fortwährend viel Zeit koste, das aber jeder geübte Schüler, dem er die Behelfe an die Hand geben würde, lösen könnte. Er wies auch darauf hin, daß der Widerspruch so manchen theoretischen Gegners verstummt sei und bei anderen sich eine verschämte Annäherung vollzogen habe. Ab und zu sei man, nachdem man ihn so lange als „Wettermacher" wissenschaftlich durchgeprügelt habe, auch schon auf den Einfall geraten, ihm das persönliche Eigentum an seinem System streitig zu machen; eine reuevollere Anerkennung, als dieses fruchtlose Bemühen verrate, könne er sich gar nicht wünschen. Übrigens rühre ihn das Urteil der Menschen nicht, da doch der liebe Herrgott ihm immer wieder sein Plazet spreche, und er sich in seinem Gewissen mit seinem Gotte — er meine die Wahrheit — im schönsten Einvernehmen befinde.

Immerhin erzählte mir Falb auch von den großen Augenblicken seines Lebens, in denen nicht nur die Geltung seines Systems, sondern auch sein eigener Glaube auf dem Spiele stand, und deren bedeutungsvoller Inhalt seinen Weltruf begründete und seine Überzeugung niet- und nagelfest machte. Diese hochdramatischen Begebenheiten, in denen Wissenschaft und Lebensschicksale in seltsamer Weise miteinander verknüpft waren, sind übrigens aus Falbs öffentlichen Vorträgen bekannt. Er hat die Bewohner der Stadt Archippa in Peru (im Jahre 1868) rechtzeitig vor dem Ausbruche des Vulkans Misti gewarnt, der seit Jahrtausenden erloschen schien und kurz nach Falbs Aussagungen zu toben begann und die Stadt einäscherte. Er hat im Juli des Jahres 1874, als der Aetna vollkommen ruhig und kein Wölkchen über seinem Gipfel lag, die Eruption des Vulkanes genau für den 27. August des Jahres öffentlich verkündigt, worauf sich in der gelehrten und ungelehrten Welt Hohn und Spott über den Propheten ergossen. Falb reiste nach Sizilien und verlebte dort, als sich bis zum 28. August keine Erfüllung zeigte, Tage der aufregendsten Qual und Nervenspannung. Man muß nun gehört haben, wie er den Zustand der Erschütterung und des höchsten Taumels beschrieb, in den er gestürzt wurde, als in der Nacht zum 28. August jammernde und heulende Menschenmassen den erschöpft Eingeschlummerten weckten: der Aetna stand in Flammen und 280 Stöße durchbebten in dieser Nacht die Erde! Ganz ähnlich war es in Agram im Jahre 1880. Da hing sein wissenschaftliches Ansehen überdies mit dem Sein und dem Nichtsein des damaligen Banus von Kroatien eng zusammen. Der Banus hatte — nach dem Erdbeben vom 9. November — zur Beruhigung der Bevölkerung Falb gerufen, um von ihm zu erfahren, ob eine Wiederkehr der Katastrophe zu erwarten sei. Falb kündigte neue Elementarereignisse für die Zeit zwischen dem 12. und dem

den sie nicht als Messias anerkannten, als den Planeten ‚Merkur‘ bezeichnen. Aber auch bei den Indern heißt der Planet Merkur ‚Buddha‘.“

Auf diese Weise fand Falb die geheimen Bänder, die Weitentlegenes miteinander verknüpfen. Und immer, so kühn auch die Behauptungen sich zuerst vernahmen, führte er sie auf Erscheinungen von verblüffender Einfachheit und Klarheit zurück. Wieviel von den Errungenschaften seines Geistes und seines Fleißes aufrecht bestehen wird, wer kann es leichthin sagen?

Einmal, es war an einem November- oder Dezembertag 1896, hat Falb noch öffentlich gesprochen. Der Ausschuß der eben geschlossenen Berliner Gewerbeausstellung, dessen Mitglieder mit großem Schmerz die Richtigkeit seiner ungünstigen Wetterprognose für den Sommer 1896 hatten einsehen lernen, war mit einem glänzenden Angebot an ihn herangetreten. Die Sorge um die Familie bestimmte ihn trotz der Abmahnung der Ärzte zur Zusage. Die Vorlesung fand in dem Saale des Hotels „Kaiserhof“ statt. Ich durfte die Freundespflicht erfüllen, die Überführung des Gelähmten zu leiten. Es war ein grausamer Gegensatz: der laute Willkomm der dichtgedrängten Menge und der jammervolle Anblick des Kranken, der auf das Podium getragen wurde. Falb war äußerst beklommen und seine Stimme fand anfangs keine Festigkeit. Er — der tausendmal vor Zuhörern so vieler Nationen gesprochen — hatte Angst vor seinem Leiden. Wie er aber in die Materie des Vortrages tiefer eindrang, erwachte seine Energie, und er hat kaum jemals hinreißender gesprochen, als bei seinem letzten Vortrag.

Weil der Friedel das Lieben erlernt hat.

Ein Lustiges aus dem Kärntnervolk von **Karl Krobath.**

Das Lieben ist keine so einfache Sache, als es sich mancher ausmalt, dem der Himmel die Lieb gleichsam zum Dach hineinträufeln läßt. Es gibt Leute, die just zum Lieben keine Eignung haben und es erst unter der Wucht bedeutsamer Ereignisse, sozusagen im Schweiße des Angesichtes erlernen müssen. Zu dieser Sorte von Menschen gehörte der Friedel, des Hiaselebauers einziger Sohn — im allgemeinen und im besondern ein ganz braver und verständiger Bursch, der nur den Duck am Buckel trug, schrecklich schüchtern zu tun und die Frauenzimmer, die Gitschen, nicht ausstehen zu können. Sah er von weitem einen Kittel, so machte er lieber Umwege weitum, um ihm nicht begegnen zu müssen, und konnte er nicht mehr ausweichen, sah er zu Boden wie ein Hühnerschelm. Selbstredend flößte ihm solche Beklemmung nur ein Kittel ein,

Nicht zwecklos hatte der Mann, der so viele lebende und tote Kultursprachen beherrschte, die Indianer der Urwälder aufgesucht. Aus ihren Naturlauten, ihrer embryonalen Sprache erforschte er, daß die Menschen auf der niedersten Stufe geistiger Entwicklung ihre Ausdrücke zunächst auf jene Erscheinungen beschränken, die ihnen in ihrer begrifflichen Armut den tiefsten Eindruck hinterlassen; das sind die Gestirne, das Feuer, der Blitz und die geschlechtlichen Funktionen. Wo dann in der primitivsten Form die Gottesidee entstand, lehnte sie sich in Vorstellung und sprachlichem Ausdruck an jene Naturerscheinungen und -bedürfnisse an. Diese Wurzeln, aus denen alle Sprachen entstammten, verleugnen aber auch — so wies Falb an tausendfältigen Beispielen nach — die höchst entwickelten Kultursprachen nicht. Die einfachsten Schriftzeichen und sprachlichen Formeln wurden ihm zum Schlüssel, mit dem er die Pforten zur Gemeinschaft aller Menschenstämme, zur Gemeinschaft aller Wissenschaft öffnete. Der Drudenfuß, der fünfstrahlige Stern, in der Schrift der sabischen Sekte (Jünger Johannes des Täufers) dargestellt als eine Zusammenschiebung des männlichen Geschlechtsbuchstaben J und des weiblichen Geschlechtsbuchstaben U, ist Falb das Zeichen des Feuers, des Feuerberges, des Blitzes, des Gottes, und er findet dieses Zeichen als „Schild Davids" auf den Tempeln der Juden, wie als Auge Gottes über den Türen christlicher Kirchen; gleichzeitig aber tritt in der Naivität der menschlichen Ursprache hervor, daß dieses erste Schriftzeichen, dessen Bedeutung die sabische Schrift später besonders klar machte, nicht nur Gott verkündete, sondern auch Ausdruck war für die Vermischung der Geschlechter. Das ist ein Beispiel nur für viele. Ein anderes legte Falb mir brieflich dar:

„Es steht das Sternbild des Krebses am Himmel ganz unzweifelhaft in Zusammenhang mit der Geburt Christi. Wir erblicken da einen Sternenhaufen als Krippe bezeichnet und zu beiden Seiten desselben zwei Sterne unter dem Namen ‚Die beiden Esel'. Diese Bezeichnung ist längst vor Beginn unserer Zeitrechnung den Astronomen geläufig gewesen. Das Merkwürdige liegt aber darin, das dieses Sternbild auf einem uralten Tierkreise in einem Tempel der ägyptischen Stadt Dendera an jener Stelle steht, wo der Tierkreis geöffnet erscheint, so daß es, gewissermaßen am Tore, den Anfang desselben bezeichnet. Nun findet sich in Hieroglyphen das Wort ‚sebek' geschrieben, das nicht nur ‚der Gesalbte', sondern auch ‚die Tiere' bedeutet. Es liegt somit offenbar eine Analogie vor, welche Christum, das ist ‚den Gesalbten', in der Krippe zwischen Ochs und Esel liegen läßt. Ferner bezeichnet dasselbe Wort im Ägyptischen auch den Planeten Merkur und es ist sehr auffällig, daß gerade die Landsleute Christi, welche der Sekte der Johannisjünger angehörten, in ihrer Bibel, dem sogenannten Adamsbuche, Christum,

nach uraltem, von ihnen gut ausgenütztem Recht seinen Hals oder seine Arme mit Werg zu umwickeln. Sie schnürten ihre zarten Fesseln nicht wenig zu. Kaum Luft zu schnappen gönnten sie ihm und er johlte vor Schmerz laut auf. Das setzte alsdann freilich ein Heidengelächter ab. Obendrein wurde der Arme noch mit „Oagen“ (Brechelstaub) überschüttet, von oben bis unten. Blieb ihm nichts übrig, als mit verzweifelter Gebärde Fersengeld zu nehmen. Jeder solche Vorfall versammelte sicher das halbe Dorf als Zeugen seiner Leiden und es fehlte nicht an gutmütigen, nicht an beißenden Brandworten.

Allen Brechlerinnen voran an grausamen Worten in noch grausamerem Handeln die Hanna. Das war die Großbauerntochter, die mit den funkelnden Schwarzaugen und den flatternden Zöpfen in schönster Ebenholzfarbe, die ihm wie zwei regelrechte Teufelsschwänzchen vorkamen. Gerade die Hanna konnte er deshalb von all den Hexlein am wenigsten verkiefeln, und doch — gerade ihr guckte er beim „Binden“ am tiefsten in die Augen. Vielleicht nur deshalb, weil sie die Wergbüschel so fest anzog, als wolle sie seine liebfeindliche Seele in unauflösliche Bande schlagen.

Um all den Nachstellungen der erbosten Dorfkätzchen zu entrinnen, tat Friedel schließlich, was jeder andere an seiner Stelle auch getan hätte: Ging einfach während der Brechelzeit nicht mehr aus. Nicht mal in die Kirche, geschweige denn anderswohin. Allein zu Hause war er sehr niedergeschlagen. Giftete sich über sich selbst, weil er immerdar an das Paar kohlschwarzer, boshafter Augen denken mußte — wollte er oder wollte er nicht. Schließlich redete er sich ein, er sei verhext. Erleichtert atmete der Trauminit erst auf, als die gefahrvolle Brechelzeit endlich ihrem Abschluß zueilte, der Tag heranrückte, an dem er sich wieder ohne Lebensgefährdung auf der Gasse zeigen konnte. Das Hocken hinter dem Herd fand er ja nachträglich schon öde genug. Vor allem aber: der Hanna hätte er gern . . . seine Verachtung gezeigt. Ihr beim Begegnen justament nicht in die teuxlischen Gucker geschaut, die ihm Rast und Ruh' geraubt hatten.

Der Mensch denkt und — da der Herrgott ins Welschland geflüchtet ist — die Brechlerinnen lenken. Diese aber hatten ihm noch eine Überraschung, eine nette, zubedacht, dem Friedel vom Hiaselebauer.

Des Brechelns Abschluß bildet das Brechlermahl, ein kleines Gelage in Fried und Freuden, gedenk der fertiggebrachten Arbeit. Da schickt des Hauses bevorrechtete Tochter einem Burschen, meist jenem, auf den sie ein wenig spitzt, ein Baumstämmchen zu, nach Art der Christbäume geschenkbehangen. Dem also Ausgezeichneten obliegt hierauf die Verpflichtung, mit andern Burschen und mit Musikanten sich in dem Hause einzufinden, das ihm die Einladung zukommen ließ.

in dem ein sauberes und dadurch gefahrspukendes Dirnlein stak. Altweiberröcken allerdings bezeigte er derartige Achtung nicht.

Im Volksmund lebt ein saftiger Ausdruck, der da lautet: Was versteht ein Ochs von einer Muskatnuß! Diese ein wenig anzügliche Redensart wendete man gern an, wenn man vom Friedel und von seiner Weiberscheu sprach. Besagt sollte sein, er sei überhaupt noch nicht auf den Geschmack einer Liebschaft gekommen, weil er ansonst sicher sich nicht so simpel benommen hätte.

Zu dumm das, mit dem Friedel! Neunzehn Jährlein und noch keine Liebschaft geführt, das wäre ja schließlich eine Dorfsünde, aber eine läßliche. Man hätte ihn einfach für einen besonders eingezogenen, nötigenfalls sogar für einen noch nicht ganz ausgebacknen Burschen gehalten. Daß er aber den Fehdehandschuh, der nie seine arbeitsame Hand zierte, so unverblümt, so rücksichtslos den Dorfschönen und Minderschönen vor die Füße schleuderte, beschwor einen Sturm der Entrüstnng herauf, wenigstens in diesen Kreisen. Was nähere Bekannte zu seinen Gunsten vorbrachten, er sei zaghaft wie ein Schaf, verfüge über ein vermindertes Schönheitsgefühl; er schätze der Weibspersonen Macht gar zu sehr, weil die nun selig im Herrn schlummernde Hiaselebäuerin, seine Mutter, dem Hiaselebauer stets mit großer Schlag- und Zungenfertigkeit die Oberhand fühlen ließ — all das wurde unzureichend befunden, solch ungeziemliches Benehmen zu entschuldigen. Gegenteilig stachelte solche Verteidigung erst recht die in holden Busen schlummernden Rachegeister auf zu furchtbarem Tun. Daß ein Mann zum Verderben der andern so offenkundig das gegenteilige Geschlecht als entbehrlich, ja als nebensächlich und verächtlich hinstellte, durfte nicht ungerochen bleiben. Ahnte nicht, der arglose Friedel, wie regelrecht die Holden des Ortes Kriegsrat abhielten. Auf seine Züchtigung, vielleicht sogar auf seine Eroberung war's abgesehen.

So rückte der Herbst heran, die Brechelzeit. Da sind den Dirnlein, den Brechlerinnen, große Rechte eingeräumt. Nicht mit Unrecht heißt es im Volk: Kommt Brechelzeit, geht der Herrgott ins Welschland! Wird gar viel Tolles getrieben, das der Herrgott nicht mitansehen will. Deshalb überläßt er den Brechlerinnen lieber Freifeld. So bleiben die Jungferchen naturwarm unter sich und es geht vor allem über die bösen Schlankelsbuben los, die zu viel foppen und zu wenig heiraten. Dafür allerdings rächen sich diese, indem sie den nach Hause gehenden Brechlerinnen mit Höllenlärm nachtollen und hiebei sogar mit wachseingeschmierten Peitschen knallen.

Auf den Hiaselebauerischen war's diesmal besonders abgesehen. Er sollte die Bosheit der Brecheldirnen allzubald am eignen Pelz verspüren. An welchem Haus er immer vorüberging, wo immer er sich zeigte: Gleich fuhren Brechlerinnen mit allem Liebreiz der Erinnyen auf ihn los, um

Dort war bereits die ganze große Wohnstube mit Jungfern und anderen Geschöpfen Gottes angefüllt, die sich den Spaß mit dem Friedel mitansehen wollten. Wohin man schaute, gab's boshaft lächelnde, gab es verschmitzte Gesichter. Sie alle, die da versammelt waren, erlebten aber ihr blaues Wunder. Schon als der Hiaselebauerische so herausgeputzt unter Musikschall und mit einem gar vergnüglichen Gesicht aufmarschierte, und als er gleich beim Eintreten tat, als gelte es nur ein Einlösen der angenehmsten aller Pflichten, gab's große Augen; noch größere jedoch, als er gar so ungewöhnlich launig, tanzlustig und gar so sangfröhlich war, und noch mehr: so freundlich mit den Dirnlein, einer jeden etwas Schönes, etwas erlesen Schönes zu sagen wußte.

Das gab Kopfschütteln, Zischeln, Staunen. Einige meinten, der Friedel sei entschieden mit einem andern vertauscht worden. Andere hinwieder behaupteten, er müsse rein noch einmal in den Backofen gekraucht sein, weil er wie ausgewechselt sei auf einmal. Sogar die gupfete Schüssel voll Hirsebrei, der jenem, der ihn nicht vollends hinabzuwürgen vermag, nach altem Brauch und natürlich zu allgemeiner Belustigung ins Gesicht gerieben wird, löffelte er mannhaft unter einigen recht gut angebrachten Witzen aus. Diese Eßkraftleistung versöhnte auch die letzten, die noch was gegen ihn am Herzen trugen. Kurz, aus dem Schlachtopfer der tollen Sippe war ihr Leithammel geworden. Die Harmonikaspieler klapperten rüstig mit den Fingern, weil die Freud', aus einem Saulus einen Paulus gemodelt zu haben, stark in die Beine fuhr.

Das war aber noch nicht das Ganze. Etwas ganz besonders Lustiges gab's obendrein und den Spotthänsen, den Schadenfrohen gefiel es nicht wenig. Das war's: Mit allen Jungfern schäkerte und tanzte der Hiaselebauerische. Eine aber schaute er gar nicht an. Und diese eine? Des Hauses Tochter, die schwarzäugige Hanna! Aber nicht nur der Friedel tanzte nicht mit ihr, als wie verschworen, auch keiner von den andern Burschen. Nur ein alter Kuhhirt und ein Bauer, der selber schon erwachsene Töchter hatte, baten sie aus purem Mitleid um einen „Draher", bekamen aber für ihr menschenfreundliches Unterfangen einen regelrechten Korb, weil die gekränkte Schöne auf einmal ein Leiden bekommen hatte. Ein recht sonderbares, nämlich . . . „sakrisch Haxenweh".

Um das Maß ihrer Demütigung voll zu machen, sang der Friedel beim „Steirischen" vor:

Gelt, du Schwarzaugete,
Gelt, für di taugat i,
Gelt, für di war' i recht —
Wenn i di möcht!

Darauf tat er wiederum lustig, wie vielleicht nie noch in seinem ganzen Leben.

Meist macht der Bevorzugte, der widerfahrenen Ehre wohlbewußt, ein kreuzlustig Gesicht und streckt sich so gewaltig, wie nur je ein Glückspilz. Ist er nun doch vielen einen guten Hahnensprung in der Gunst der Schönen voran. Einer aber tat dies nicht, würdigte ganz und gar nicht den Vorzug und schnitt Gesichter, die nach Fasselbeeressig rochen. Dieser eine war der Friedel, des Hiaselebauers Sohn. Denn er war's — welch ein Hohn! —, dem diesmal der Fichtenstamm zugeschickt worden war. Eine Tschedra (Pfeifchen) und ein Tschinkel (Taschenmesser) von gewöhnlichster Sorte hatten an demselben als Angebinde gebaumelt. Und die ihm die Einladung zugeschickt, das war niemand anderer als die schwarzäugige Hanna, das Herlein.

Wenn's nur anginge, aus der Haut wär' er gesprungen vor Zorn, Scham, Verlegenheit. Er wütete und wetterte; er rannte im Haus umher, machte seltsame Gebärden; er grübelte und zermarterte sich das Gehirn. Wie sich aus der Schlinge ziehen? Leistete er der Aufforderung keine Folge, so wurden ihm sicher die Burschen, denen es immer um ein tolles Treiben zu tun ist, auf den Hals gehetzt, und sie hätten ihn mit Schand und Spott zur Auftraggeberin, zur Hanna, hingeschleppt. Fliehen? Das Haus wurde umwacht, weil man von gegnerischer Seite alles vorgesehen, alles vorbedacht hatte. Daß wußte er genau. O, diese Hanna! Er bedauerte diesmal lebhaft, kein reißendes Tier, keine Hyäne oder sonst etwas dergleichen zu sein. Würde sie zerfleischen, ja wahrhaftig, zerfleischen würde er sie in diesem Falle, ungeachtet ihrer schwarzen, boshaften Augen, welche — uff, selbst jetzt mußte er sich's eingestehen — doch so blitzsternschön waren. So blitzsternschön und so boshaft! Was blieb ihm übrig, denn gute Miene zum bösen Spiel auszustecken!

Sann und sann wieder. Und es kam ihm ein Einfall, spät, aber noch rechtzeitig. Ein guter, ein toller Einfall. Tolle Einfälle sind meist gut, nicht im Ursprung und den Mitteln, sondern im Erfolg.

Zog er dann seine graue, mit grasgrünen Besatzschnüren herausgeputzte Lodenjoppe, rehlederne Kniehhosen, grüne Zipfelstrümpfe und die Bundschuhe an, spannte die seidengestickten Hosenträger über die breite Brust und setzte quer übers linke Ohr den Filz mit seiner forschen Schildhahnfeder. Vergaß selbst das Schnurrbärtchen nicht zu kräuseln, und nachher beschaute er sich nicht wenig wohlgefällig, geborgen im Schutz einer Scheuer, in einem runden Handspieglein. O, er fühlte die Todesverachtung eines Gladiatoren in sich. Mochte kommen was da wolle, das Schicksal fand ihn nun gewappnet. Wollte tapfer sein! Als er fertig war, bestellte er flugs zwei Harmonikaspieler — man beachte: gar zwei, wo einer hinlänglich genügt hätte! — und den Mesner, der Geige kratzen konnte, lud seine nicht wenig erstaunten Kameraden ein und abends setzte sich der Zug unter Klang und Sang in Bewegung, zu Hannas Haus hin.

verboten lächerlich, deren Darsteller einfach schauderhaft gespielt hätten. — Die Gute hat's nicht verstehen können, hat wohl gedacht, es handle sich um eine Kasperliade, und hat das lebendige Mittelalter übersehen, das zwei Stunden lang vor ihren Augen stand.

Wir wissen nicht, wer das „Paradeisspiel" gedichtet hat. Es ist ein großer Wurf, und in Goethes „Faust" das Beste, das Erhabenste scheint von ihm zu stammen. Aber an Form und Darstellung ist es nichts anderes als das Abc der deutschen dramatischen Kunst, des Schauspiels wie der Oper. So fing sie an; die Tradition hat uns von Geschlecht zu Geschlecht diesen Anfang unverfälscht erhalten, und noch immer wie einst sind es Leute aus dem Volke, die uns einfältig und fromm wie bei einem Gottesdienst die geheiligten Geheimnisse darstellen. Mittelalter und Glaube — da hätten wir die Doppelbedeutung dieses Volksspieles.

Ich habe das „Paradeisspiel" gleichsam von zwei verschiedenen Menschen aus gesehen. Es wurde vor 50 Jahren in Krieglach ebenfalls von Bauern aufgeführt; ja, ich vermute, daß jener „Gottvater" noch der heutige ist, wie es sich ja auch gehört. Mir, dem damaligen Hirtenbuben, war dieses Schauspiel Kunst, und zwar höchste Schauspielkunst, „Schöneres kann's nicht mehr geben".

Seither habe ich zwar nichts Größeres, wohl aber Schöneres gesehen, und jetzt zu Kindberg sah ich das Spiel als Geschichte. Als Kulturgeschichtsbild aus vergangenen Jahrhunderten unseres Vaterlandes. Ja, genau so werden unsere Vorfahren, buchstäblich daran glaubend, das „Paradeisspiel" aufgeführt haben, zum kleineren Teil als Ergötzung, zum größten Teil als Gottesdienst. Ich konnte mich der Rührung nicht erwehren bei dem Gedanken, wie hier unsere Voreltern in ihrer Art zu uns sprechen von dem, was in Ehrfurcht und Hoffnung ihr geistiges Leben ausgemacht hat, vom ersten Sündenfall und von der Erlösung. — Die Darsteller brauchen gar keinen Einsager, sie können ihre Reden auswendig wie ein Gebet. Ja, dieses Stück darf nicht gespielt werden, weder schlecht noch gut, es muß gebetet werden. Sogar was die Teufel sagen, die Väter des Mephistopheles, ist umgekehrtes Gebet. Wenn absichtliche Geziertheit, Kunstmache, „Schule" dazukäme, dann wären solche Volksschauspiele unhaltbar, unerträglich.

Es war ein Wagnis, der skeptischen, zynischen Menschheit von jetzt dieses Stück zu bieten. Doch wie instinktiv war alles gebannt; weder einen Zischlaut noch ein unzeitliches Lachen hat man vernommen. In demselben Banne steht ja auch das aus Nationen, Rassen und Parteien zusammengetrichterte Publikum in Oberammergau. Die glühendgläubige Volksseele weiht alles und bezähmt wenigstens auf Stunden auch den Freigeist und den Spötter.

Es gibt ja verschiedene Abarten des „Paradeisspieles"; die Kindberger Aufführung, die sich nach der Mürztaler Urschrift hält, steht strenge

Als dann die Leute heimwallten, an ihrer Spitze der überlustige Hiaselebauerische, vergrub Hannerl den Kopf tief im Bettpolster. Den boshaften Schwarzaugen enttropfte etwas, das sie nicht um Ophirs Schätze vor der schadenfreudigen Welt hätte blinken lassen . . . Sie, die spöttische Hanna, die noch nie geweint!

Sie weinte noch öfters, als sie erfuhr: der Hiaselbauer-Friedel hat nun doch das Lieben erlernt. Das ersah die staunende Mitwelt daraus, daß er bald mit der einen, bald mit der andern anbandelte. Gar so gut hat er das Lieben erlernt, daß er sogar sie alle wieder in Stich ließ. Alle! Und die, die sich einst besonders bemüht hatte, ihm das Lieben beizubringen . . . sie schaute er nicht mal an. So was tut einem liebbedürftigen stolzen Seelchen weh!

Wie es aber so geht auf der Welt: Die sich scheinbar nicht wollen, finden sich oft doch fürs Leben. Es wurden wieder feine Fädchen gesponnen zwischen den beiden — ganz eigene Fädchen, unsichtbar für alle Späheraugen. Und kaum der Hiaselebauer seinen Sohn, weil's der einzige war, vom Militär losgebeten hatte und ihm hernach das Gut übergab, stolzierte auch schon ein Hochzeitslader mit stattlichem Blumenbusch auf der Brust und dem mit roter Masche gezierten Spanischrohr in der Hand einher von Haus zu Haus.

„Sonntag fährt der Brautkasten und 's Spinnradl, Montag die Braut!"

Er sagte es allen, die 's wissen wollten: der Friedel und die Hanna geben ein Paarl ab, wie nicht bald ein zweites.

Weil der Friedel, der Hiaselebauerbua, das Lieben gründlich erlernt hat!

Das „Paradeisspiel" in Kindberg.

Von **Peter Rosegger.**

In Steiermark ist das „Paradeisspiel" wieder erstanden. Im Namen des Vereines „Deutsche Heimat" haben wackere Freunde alter Heimatssitten in diesem Sommer zu Kindberg das altehrwürdige Kulturdenkmal, ein gar eindringlich sprechendes Dokument des Mittelalters, neu erweckt. Das „Paradeisspiel" und seine neueren Zeiten entstammende Fortsetzung, das „Schäferspiel", ist von einfachen Bauersleuten des Mürztales an mehreren Sonntagen aufgeführt worden, und zwar unter großem Zulauf.

Das ist ein altes Buch. Aber man muß es lesen können. Jene Wiener Sommerfrischlerin konnte es nicht lesen, die nach der ersten Aufführung behauptete, Dümmeres habe sie noch nicht gesehen und gehört als diese läppische Komödie im Vorbeterdeutsch, deren Text gott-

und der Barmherzigkeit. Sie singen den Eingangsgesang und „loben Gott schon im höchsten Thron“*). Auch Gottvater und Sohn singen an diesem Lobe mit; der heilige Geist ist nicht sichtbar. Der Verkünder spricht erläuternd vom Kommenden. Gottvater erschafft den Adam und bald darauf die Eva; sie sind bestimmt für die ewige Seligkeit, nur dürfen sie nicht vom Apfelbaum essen. Nun sind schon die Teufel da die neidischen, vom Himmel verstoßenen. Sie beschließen, das Menschenpaar zu verderben; einer verwandelt sich in die Schlange, verführt die Eva zum Apfelbiß, und diese verführt den Adam. Die Teufel jubeln. Die Himmlischen singen den Sündenfluch und „loben Gott schon im höchsten Thron“. Gottvater ruft Adam und Eva vor sein Gericht; von den frohlockenden Teufeln werden sie in Ketten herbeigeführt. Sie weinen. — „Es entsteht ein großer Streit vor der heiligen Dreifaltigkeit.“ Eine geradezu packende Szene des Gerichts. Der Engel der Gerechtigkeit, während des ganzen Stückes die Wage hoch in der Hand haltend, wiegt Wille und Tat und verlangt für die Sünder ewige Strafe. Die Barmherzigkeit bittet um Milde und schlägt vor, daß von der Dreifaltigkeit einer Mensch werde und die Sünde büße. Gottsohn erklärt sich dazu bereit, zum größten Mißfallen der Teufel. Er entkleidet sich der himmlischen Würden, legt die Himmelskrone ab; Gottvater aber bietet ihm für diese Erniedrigung — Erhöhung, er ladet den Sohn auf den Sitz zu seiner Rechten. Sie singen den Vorgang, Gottsohn geht hin, um die Menschen zu erlösen. Das Urteil: Von der ewigen Hölle wird der Mensch erlöst, seine Strafe ist der Tod. Die Teufel wüten ihres verlorenen Spieles halber. — Noch einmal kommt Adam, hundertdreißig Jahre alt, den Rosenkranz in den zitternden Händen, er macht sein Testament und wandelt verloren im Totentanz. Hinter ihm schleicht tänzelnd der Tod, immer drohend mit dem Pfeile, der die Form eines Uhrzeigers hat. Das Stündlein ist da, Adam verschwindet. Die Himmlischen singen das Schlußlied, „loben noch einmal Gott im höchsten Thron“, und entfernen sich. — Das alles in einer einzigen fortlaufenden Szene voll denkbarster Einfachheit. Dramatisch im Sinne unserer Ästheten ist es nicht, und doch schauen wir, erleben wir. — Mit dem Abgang der Dreifaltigkeit sollte das „Paradeisspiel“ eigentlich zu Ende sein. Wie nun noch einmal die Teufel kommen und im Zweigespräch das Leben und Leiden des Gottessohnes auf Erden erörtern, das halte ich für eine spätere Zugabe. Sie will mir nicht passen.

Das „Schäferspiel“ kommt aus jüngerer Zeit, es ist gedacht als Fortsetzung des „Paradeisspiels“. Es zeigt die Rettungsarbeit des Gottessohnes auf Erden. Die Parabel vom guten Hirten. Das Schäflein ist eine junge, lebenslustige Schäferin, die sich in einen jungen Schäfer

*) Vor 50 Jahren lautete der Vers: Wir loben Gott-Vater und Gott-Sohn und den heiligen Geist im höchsten Thron.

auf biblischem Boden. Es gibt Derbes, aber nichts Widerwärtiges daran, und die sinnliche Liebe ist symbolisch, mit einer Reinheit behandelt, daß in manchem Kinde unserer Zeit eine weinende Sehnsucht rege werden möchte nach jenen unschuldigeren Tagen. Außer ein paar später dazugekommenen kirchlichen Einschaltungen dürfte die Mürztaler Urschrift hier treu wiedergegeben werden. Verbesserungen lägen nahe, ja bei mancher Szene möchte der Zuschauer danach schreien. Und doch würde ich mich nicht getrauen, eine oder die andere vorzuschlagen. Das Schauspiel ist ein historisches Dokument und soll es bleiben. Höchstens daß man trachten müßte, mit dem Vorhandenen die höchstmögliche Wirkung zu erzielen. Bei den Mitwirkenden selbst wird man allerdings ihre Art ganz zu schonen haben. Das Stück ist voller Kraft. Die kindliche Phantasie von Himmel und Hölle. Der düstere Asket des Mittelalters steht mit wenigen Strichen gezogen grotesk vor uns. Die dramatische Darstellung des Kampfes zwischen dem Guten und dem Bösen um die Menschenseele war unseren Vorfahren ein erbauliches Spektakel. Und den einstigen Zuschauern brauchte vieles nur angedeutet zu werden; zur Vollendung gedichtet haben sie sich es selber. Da waren sie andere Kerle als wir, die wir auf unserem Theater alles bis ins Kleinste und Nebensächlichste vorgemacht haben wollen, weil wir keine Phantasie mehr haben.

Zeit- und ortweise ist das „Paradeisspiel" kirchlich verboten gewesen. Obschon die heilige Dreifaltigkeit priesterliche Gewänder trägt, der Gottvater sogar den Papsthut, obschon der Adam ein weißes Höserl anhat und die Eva im Kranzeljungfraungewand erscheint und der Engel der Gerechtigkeit — es ist wohl der Erzengel Michael — im Dragonerhelm mit dem österreichischen Doppeladler sich gar würdig darbietet. Aber manchmal soll es halt doch Allotrias gegeben haben, und wenn der Bauernkomödiant einmal anhebt zu extemporieren und ausgelassen zu werden, dann ist es um die Würde der biblischen Offenbarungen geschehen. Zudem haben diese Volksspiele – vielleicht gar der Reformation entstammend – evangelischen Einschlag, zeitweise Gründe genug, sie zu verbieten. Nun, in der Mürztaler Urschrift ist soweit alles in Ordnung; der heilige Ernst, der sie durchdringt, reißt auch das Weltkind zur Andacht hin oder wenigstens zum Nachdenken über die tiefsten Mysterien von Schuld und Sühne.

Und nun, was geht vor, wenn der Vorhang mit seinem schön gemalten Bauernhause sich erhebt? — Eine abendliche Bauernstube ist da. Die Bäuerin spinnt, die Mägde enthülsen Früchte. Die Männer sitzen am Leutetisch und spielen auf der Zither steirische „Landler". Mitten in der Stube steht ein Knabe, der hält ein Tannenbäumchen, auf dem — Äpfel wachsen. Wir sind im Paradies oder, wie sie aussprechen, im Parideis. Nun kommen späte Gäste. Es ist Gottvater und Gottsohn, dann die Engel der Verkündung, der Gerechtigkeit

Großväter vor fünfzig Jahren. Ihresgleichen, wie die Hausleute in der Bauernstube ihrer Bühne, sollten auch die übrigen Zuhörer sein. Der Pietät für unsere Vorfahren, der kindlich frommen Stimmung müssen wir uns hingeben können, um an solchen Volksspielen das zu haben, was sie an sich sind.

Ich hätte nie gedacht, daß nach all dem Kunstvollen und Meisterhaften, das ich auf der Bühne gesehen, diese so ganz auf äußere Wirkung verzichtende Bauerndarstellung einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck auf mich machen könnte.

Heimgärtners Tagebuch.

Ist die Erinnerung eine Lehrerin, oder eine Richterin, oder eine Dichterin? Das erste soll sie sein, das zweite kann sie sein, das dritte ist sie. Wenigstens bei mir. Nicht als ob ich von ihr nicht auch ein bißchen was gelernt hätte; nicht als ob sie mich immer straflos entlassen hätte. Aber den langen Weg, den sie zu mir geht, hat sich die Phantasie zu ihr gesellt, und nun erzählt sie mir Vergangenheiten, die mir bisweilen nicht recht fürkommen. Ist das alles wirklich einmal gewesen? Habe ich das alles einmal erlebt? Gegen die Phantasie wäre ja nichts einzuwenden, sie ist eine sehr schätzbare Gesellin; wenn man nur wüßte, wo sie anfängt und wo sie aufhört. An vielen meiner Jugenderinnerungen kann ich es nicht mehr unterscheiden, was wahr und was Phantasie ist. Wenn nun an den Eindrücken kein Unterschied ist, so ist alles erlebt, ist alles wahr, aus- oder inwendig. Dann haben die vergangenen Tatsachen keinen höheren Wirklichkeitswert als die Einbildung, die Vorstellung. So kann man sich mit Hilfe der emsigen Gesellin eine beliebige schöne Welt bauen, die dazu noch den Vorteil hat, daß sie keine scharfen Ecken hat und nicht steuerpflichtig ist. Das ideale Reineinkommen meines Lebens habe ich nie fatiert. Es ist aber gewagt, das zu gestehen, denn unser Finanzminister sinnt Tag und Nacht, was noch alles versteuerbar wäre. Mar and Josef, wenn der mir auf meine Luftschlösser kommt!

In meiner Jugend habe ich eines Tages an einen Fichtenbaum der Alpsteigstraße folgende „Verordnung“ angeschlagen:

„Weil die alten Monatsnamen keinen Sinn mehr haben, so sollen sie umgeändert werden. Der Jänner soll Hochwinter, der Februar Nachwinter, der März Vorlenz, der April Hochlenz, der Mai Nachlenz, der Juni Vorsommer, der Juli

verliebt. Himmel und Hölle streiten um diese arme Seele, bis der gute Hirt sie den lockenden Teufeln abjagt. Dieses Stück, das sich in weltlichen und geistlichen Gesängen zu einem Singspiel entwickelt, ist voller Poesie.

Alles das wird nicht etwa uns vorgespielt, sondern vielmehr den bäuerlichen Hausleuten, die in ihrer Stube, auf der Bühne, sitzen und andächtig zuhören. Diese seltsame Einrichtung stört uns andere Zuschauer merkwürdigerweise nicht im mindesten. Das Ganze mutet traumhaft an.

Die Mitwirkenden spielen den Umständen angemessen ganz vorzüglich. Der Gottvater, ein 74jähriger Mann, hoch vom Gebirge herab, verleugnet seinen obersteirischen Hausvater nicht mit einer einzigen Gebärde; er zeigt, wie vortrefflich der patriarchalische Altbauer an schlichter Würde sich mit dem Gottvater messen kann. So auch die anderen. Sie sagen ihre Rollen in ihrem Sonntagsdeutsch mit getragener Ruhe ab, betonen bisweilen falsch, aber versprechen sich nie, sie spielen ohne Einsagen und bleiben nicht stecken. Sollte das einmal passieren, so hilft der stets anwesende Gottvater, der Allwissende, unauffällig wieder ins Geleise. Das Gebärdenspiel geht nie über ein leichtes Markieren, über ein symbolisches Andeuten hinaus. Das ist eben Bauernspiel. Nur die Teufel treiben es drastischer, mit manchmal derbem, aber nie verletzendem Humor. Besonders im „Schäferspiel", dort wo sie die Schäferin verführen wollen, offenbaren sie eine geradezu geistreiche Auffassung ihrer höllischen Mission. In Wirklichkeit sollen diese bösen Gesellen gutmütige Holzknechte aus dem oberen Mürztal sein. Die Mitspieler sind zumeist solche, deren Eltern und Großeltern schon dieselben Rollen gespielt haben; es ist wie ein vererbtes Amt, und man sieht es ihnen an, wie freudig und gewissenhaft sie bei der Sache sind.

Die letzte Aufführung der Volksspiele in Kindberg ward fraglich durch den Umstand, daß der Adam zum 27. Infanterieregiment König der Belgier zur Waffenübung einrücken sollte. Dem Adam wurde ausnahmsweise der Urlaub bewilligt, um noch einmal mit der Eva in den Apfel beißen zu können.

Da die diesjährigen Versuche der Wiedereinführung dieser Volksspiele so glänzend gelungen sind und einen mächtig großen Zuspruch gefunden haben, so sollen sie im nächsten Sommer und in folgenden Jahren wiederholt werden. Das Verständnis für sie und ihre Bedeutung wird sich verbreiten. Man besorgt nur eins, daß der Beifall der Menge die Mitwirkenden zu — Schauspielern machen könnte. Daß sie immer besser würden spielen wollen, da doch die schlichte Natürlichkeit, diese fromme Einfalt ihr einziger Schild ist, hinter dem sie bestehen können. Wenn die kindliche Volkskunst sich vertheatern sollte, dann hätte die Sache keinen Zweck mehr. Doch ich denke, diese Darsteller bleiben unter ihresgleichen wie bisher, da die Enkel noch gerade so spielen wie ihre

Gaststübchen ein. Und siehe, welche Freude! Dieses Gastzimmer auf dem Lande war immer besetzt; reiste der eine Besuch ab, so kam der andere an, oft so mehrfach, daß L. auch sein Arbeitszimmer abtrat. Wöchentlich ein paarmal, daß so plötzlich eine traute Gestalt in der Tür stand, mit Sack und Pack und einem strahlenden Angesichte. Das Angesicht strahlte vor Freude des Ankömmlings über die Freude des überraschten Gastherrn, der stets ein Geschrei erhob, in das seine Frau einstimmte. Es gab sich wie ein Jubel, war in Wirklichkeit aber oft ein verzweifeltes Wehgeschrei, denn die Familie fühlte sich allmählich aufgezehrt von den Gästen. Mancher war über die edle Gastfreundschaft dieses Hauses so gerührt, daß er viele Sommerfrischtage dort zubrachte und beim endlichen Scheiden tröstend versicherte, sehr bald wieder zu kommen. L. ließ es im Gespräche jedem durchleuchten, daß die vielen Gäste schon auch eine Last sein können, ein Opfer an Zeit, Bequemlichkeit, an der nötigen Ruhe und Sammlung und so weiter. Um so tiefer war jeder entzückt, daß gerade er mit wie ohne Familie der Hochwillkommene sei, der in keiner Weise störe oder sonstige Umstände verursache und so weiter. L. hätte gerne seine alten Eltern manchmal bei sich gesehen, aber es war kein Platz für sie. Das L.sche Ehepaar machte manchen bescheidenen Plan für kleine Reisen, es kam aber nie dazu, weil das Wirtschaftsbudget nichts dafür übrig ließ.

Und eines Tages beschloß L., wieder in die Stadt zu ziehen, besonders für den Sommer, um sich zu erholen. Dem Manne machen es auch schon andere nach, in der Erkenntnis, daß es sich in der Stadt am billigsten, ruhigsten und — gesündesten wohne.

Diese Kalamität der Sommerbelagerungen auf dem Lande und die verhaltene Wut darüber beobachte ich an den Leuten schon seit vielen Jahren. Es macht schier Spaß zu sehen, wie hier die Unaufrichtigkeit sich so schneidig rächt. Fast keiner hat den Mut, auf seine Visitenkarte zu drucken, an sein Haustor zu schreiben: „Besuche können nur (z. B.) Donnerstag nachmittags angenommen werden.“ Man bringt nicht einmal vor seinem vertrautesten Freunde die Kraft zum Bekenntnis auf: „Gelt, mit gegenseitigen Besuchen wollen wir uns auf der Sommerruhe nicht allzu oft erfreuen?“ Man zieht dieser Aufrichtigkeit eher eine allgemeine Vernachlässigung und Abkühlung des freundschaftlichen Verhältnisses vor, um die Besuchsanlässe zu verringern, abzuschwächen. Und so sperrt man den Freund mit dem Gastzimmer ab — ein verhängnisvoller Gewinn! — Alle Ehren den gastlichen Herrschaften. Doch in den Fällen, als man den vielen Besuchen nicht gewachsen ist, genügt es ja oft schon, bloß nicht einzuladen. Oder ein zerstreutes Überhören, wenn einer aus eigenem seinen lieben Besuch in Aussicht stellt.

Und wenn es auf weiteres ankommt: ich habe es auch erst spät gelernt, die Besuche ruhig abzulehnen, wenn Arbeit, Sammlung oder

Hochsommer, der August Nachsommer, der September Vorherbst, der Oktober Hochherbst, der November Nachherbst, der Dezember Vorwinter heißen!

Gegeben auf Unserer Burg Kluppeneg am 15. des Vorsommers 1860. Peter der Kleine."

Der Fehler dieser weisen Verordnung, die bis heute nicht befolgt wird, besteht darin, daß sie anstatt von Peter dem Kleinen nicht von Peter dem Großen unterzeichnet ist. — Aber man kann den jugendlichen Spaß auch für greisenhaften Ernst nehmen und wirklich einmal fragen, ob wir die römischen Monatsnamen, die gar nicht mehr decken, und wovon uns mehrere geradezu anlügen, in alle Zukunft weiterschleppen sollen? Allerdings, Peter des Kleinen Verordnung würde schon darum unbrauchbar sein, weil sie nicht für alle Himmelsstriche stimmt. Aber sie war auch nur für Alpel berechnet.

In Heimgärtners Tagebuch (XXXV, Seite 861) ist erzählt worden, daß wir in Krieglach-Alpel das Erdäpfelkraut den Ochsen gefüttert hätten. Das will mir nun ein oberösterreichischer Landwirt nicht recht glauben, Kartoffelkraut sei ja eine Giftpflanze: Nachtschatten. Ich bleibe aber doch dabei, den Rindern hätten wir Erdäpfelkraut gefüttert, ohne daß sie deshalb je einmal was Nachtschattenhaftes haben merken lassen. Einem richtigen Ochsen schadet bekanntlich nichts. Haben wir doch auch den Kühen zum Nachtmahl Erdäpfelkraut aufgetischt und die dafür gespendete Milch getrunken. Einem richtigen Alpler schadet nichts.

In Österreich — hört man — blühe doch endlich der Fremdenbetrieb.

Zwei durchreisende Engländerinnen haben mir folgendes erzählt. Sie seien mit ihrem eigenen Automobil durch Steiermark und Kärnten gefahren und bis in das Pustertal gekommen. Dort wäre ihnen der Motor so untauglich geworden, daß sie den Wagen zurücklassen mußten. Dann mieteten sie ein Auto für die Dolomitenstraße ohne vorherige Abmachung. Hierauf habe ihnen der Chauffeur für den Tag vierhundert und fünfzig Kronen angerechnet. Sie würden das schöne Österreich wohl kaum je wiedersehen.

Ist das Fremdenbetrieb? Wohl doch vielleicht eher Fremdenvertrieb.

Mein Freund L. hatte nur mäßige Einkünfte. Und da die Teuerung und seine Familie immer größer wurden, so zog er — um billiger zu leben — von der Stadt aufs Land. Das sollte ihn nicht ganz von seinem Bekanntenkreise trennen, und für den Fall eines zeitweiligen freundlichen Besuches richtete er sein kleines Empfangszimmer zu einem

der frischen Nachtluft war mir bald wieder wohl. Und der Himmel entschädigte mich. Durch die Sackstraße schreitend, trat ich auf etwas Zartes. Ein Pelzmäntelchen war es, wie es damals Damen trugen. Das nahm ich mit nach Hause und trug es am nächsten Morgen zu meinem Gönner Svoboda, der es gleich in der „Tagespost“ austrommelte. Das verlorene und von mir gefundene Stück gehörte einer alten Dame, in deren Familie mich dieser Pelz solchergestalt einführte und in deren oberländischem Landhause ich fürderhin gastliche Statt fand für manchen frohen Sommer.

Madame F. hat von meiner Kränkung nie was erfahren; sie, die Montagskostgeberin, hatte ja wirklich auch ein Recht, den kleinen Hausdienst von mir zu verlangen. Allzu oft bin ich dann aber nicht mehr zu ihrem Tisch gegangen, und den schönen Toast, der der guten Frau an jenem Ballfest vermeint gewesen, habe ich ihr, neun Jahre später, als stark gedämpften Nachruf gehalten.

Von Berlin aus wurde ich aufgefordert, dahin zu wirken, daß aus Rücksicht für Österreich der Name „Königgrätzerstraße“ in Berlin geändert werden möge. Nach meiner Meinung dürfte eine solche Anregung nicht von österreichischer Seite aus geschehen, sondern von reichsdeutscher, um ein bedeutungsvolleres Gewicht zu gewinnen. Als ich im Jahre 1870 das erstemal nach Berlin kam, hat mir die Königgrätzerstraße blutig wehe getan. Jetzt ist sie mir ein tröstliches Wahrzeichen, daß trotz Politik und Schlachten ein von Natur zusammengehöriges Volk nicht zerrissen werden kann. Bleibt der historisch gewordene Name „Königgrätzerstraße“ bestehen, so erinnert er uns Tag für Tag an die immer wieder erstarkende Germanentreue. Die Wunde von Königgrätz blutet nicht mehr.

Darf ich sagen, daß ich es als einen Vorteil betrachte, daß es vielleicht besser ist, Deutscher und Österreicher zu sein, als Deutscher allein? Wir Deutschen in Österreich empfinden das Glück, zur deutschen Nation zu gehören, lebhafter, als so viele Reichsdeutsche von heute, deren Ideale zu tief in den geschäftlichen Materialismus versinken.

Manches Volk verliert sich in der gemeinen Tiefe allzu üppiger Lebensführung. Der Pflicht und Würde der Fürsten würde es entsprechen, ihren Völkern Einfachheit und schlichte Häuslichkeit vorzuleben. Hohe Vorbilder wirken durch alle Schichten hinab. Drei Jahre arbeitsamer mäßiger Lebensführung bringt einem Volke mehr Vorteil als ein siegreicher Krieg. Gearbeitet wird ja freilich auch so überall, aber das ist keine rechte Arbeit, deren Erzeugnis der Luxus des Tages verzehrt, oder — wie es auch vorkommt — das Volk entsittlicht und die

Kränklichkeit Ruhe gebot. Es ist oft peinlich genug, doch glaube ich deswegen nicht einen einzigen wirklichen Freund verloren zu haben. Sie wissen, wenn einmal eingeladen werden kann, dann geschieht es in Wahrheit.

Einmal bei einer Begegnung mit Ludwig Anzengruber im Mürztal meine Frage, ob ich ihn demnächst in Wien besuchen dürfe? Er antwortete gelassen: „Nein. Ich bin in einer Arbeit, da kann ich niemanden brauchen. Die ganze Woche kein Mensch wird vorgelassen, unter einer einzigen Ausnahme.“ „Und die wäre?“ fragte ich in gereizter Eifersucht. Seine Antwort: „Der Würstelmann“. — Anzengruber war auch einer, der im Sommer am liebsten in der Stadt blieb — „der runden Luft wegen!“

In meinem ersten Grazerjahr damals hatte ich die Montagskost bei Madame F. Die Frau gab im Fasching einen Hausball zu Ehren ihres heranwachsenden Töchterleins und lud auch mich, den letzen Studenten, ein, dabei zu erscheinen. Tagelang betrieb ich die Vorbereitungen, um dieser Ehre würdig nachzukommen. Freund P. gab mir förmlichen Unterricht in Salonkünsten, wie man eintritt, den Zylinder hält, sich vor der Dame des Hauses verbeugt, ihr die drei vorgestreckten Finger küßt, ihr ein artiges Wörtlein sagt und dann die schon Anwesenden in vornehmer Gelassenheit begrüßt. Vor allem bedachten wir auch einen Toast, den ich zum Mitternachtsmahl, beim Sekt etwa, zu sprechen hätte. Alles das wäre nichts gewesen, wenn der Freund mir nicht auch seinen Salonanzug geborgt haben würde. Der Abend kam, vom Fuß bis zum Seidenhut in Glanz stieg ich den Treppenteppich hinan, mir voraus feine Herrschaften, die in der Garderobe ablegten. Schon im ersten Zimmer begegnete mir die gästebegrüßende Hausfrau. Man sah an diesem Abende mehr an ihr als an gewöhnlichen Tagen. Was an weißer Seide hinten nachgeschleppt werden mußte, das fehlte vorne am Busen. „Ja, Rosegger, grüß Ihna Gott!“ so freundlich kam sie mir entgegen; dann lenkt sie mich vertraulich gegen die Seitentür und sagt: „Sie könnten so gut sein und dem Mann in der Garderobe ein bissel helfen, den Leuten das Gewand abzunehmen und zu schauen, daß nichts wegkommt.“

So, nun hatte ich meinen Beruf. Leut' ausziehen. — Aber im Augenblick tat ich es. Gar artig nahm ich den ankommenden Herrschaften die Röcke, die Pelze, die Hüte ab, versah sie mit Nummern und sicherte die Kleider der Reihe nach an den Wandnägeln. Als niemand mehr kam, stand ich noch ein wenig an der Bude, dann nahm ich sachte meinen Überrock und den stolzen Hut und schlich davon. Tiefer empfand ich die Demütigung, als es dem Bettelstudenten angemessen war. Zornig stampfte ich den Fuß auf die Erde, als sollte es dem steinhart gefrorenen Erdboden unauslöschlich eingestampft werden, daß ein bettelhafter Musensohn noch lange kein Garderobewaschel ist. Aber auf dem Heimweg in

streitender Kamerad, man steht in der großen Zeit. Tage großer Gefühle sind es, die ich bei diesem Werke über Theodor Körner zugebracht habe. Besonders auch die Bekanntschaft mit Theodors Vater, diesem gütigen, weisen, treuen Prachtmenschen, dem es gelang, den leicht erhitzbaren, in der Knabenzeit störrischen Sohn mit sicherer Hand zu leiten. Mit herben Befehlen hätte er bei diesem Jungen alles verschüttet; er wählte stets die Form freundschaftlicher Ratschläge und ruhiger Gespräche, gab dem Jungen zuerst scheinbar immer recht, um dann durch gütevolle Erwägungen manches zu wenden, ohne den jugendlichen Stolz zu verletzen und den Widerspruch zu wecken. Die Briefe des Vaters Körner an seinen Sohn gehören an Form und Gehalt gewiß zu den bedeutendsten ihrer Art. Körners Vater war ein persönlicher Freund Schillers und vieler anderer berühmter Persönlichkeiten jener bedeutsamen Zeit, denen wir in diesem Buche begegnen. — Theodor Körner wurde, wie wir wissen, nahe der Stelle begraben, wo er den Heldentod gefunden — fern der Heimat. Der Herzog von Mecklenburg hat das Stück Boden der Familie Körner zum Geschenk gemacht. Und als nachher des Dichters junge Schwester starb, und dessen Vater und viele Jahre später die Mutter, da haben diese Toten den weiten Weg genommen ins Mecklenburgerland, um neben dem Liebling zu ruhen.

„Ins Bett, wenn die Henn' auffitzt; in den Stiefel, wenn der Hahn kräht.“ Dieses Sprichwort habe ich in meinem Bauernhause gehört. Damals verstand ich's kaum, denn die liebste Zeit, auf zu sein, war mir der Abend beim Spanlicht, beim Liedersingen der Mägde und bei den Allotriageschichten der Knechte; und die liebste Zeit im Bett war mir der Morgen, wenn die Sonne so schön rot zum Fenster hereinschien und wenn die draußen in Hof und Scheune schon bei der Arbeit waren. Wo ich jetzt bin, da sehe ich keine Henne und höre keinen Hahn, und bin doch gern früh abends zur Rast und früh morgens munter. Ich sage nur „zur Rast“, ich sage nicht zum Schlaf; ich sage nur „munter“ (wach), ich sage nicht zur Arbeit. Die zwei besten Dinge fliehen den alternden Menschen: die Arbeit und der Schlaf. Oder am Ende umgekehrt, sobald die Arbeit und der Schlaf fliehen, hebt der Mensch an zu altern. Ich bin müde, wenn die Zeit zur Arbeit ist und es dichtet in mir, wenn ich ruhen soll. Das sage ich denen, die von mir noch dieselbe Leistung verlangen wie etwa vor zwanzig Jahren, als ich mit den Hühnern schlafen ging und mit dem Hahn in den Stiefel sprang. Aber eins ist seltsam, was mir kein Gesundheitskünstler zu erklären weiß: Wenn ich doch einmal gut schlafe, dann bin ich am folgenden Tag träge und abgespannt; wenn ich manchmal die ganze Nacht kein Auge schließe, dann bin ich am nächsten Tag angeregt zum

Jugend entkräftet. Denke jeder einmal nach, inwiefern seine Arbeit bleibende Werte schafft oder erhält und zu welchem Aufwande in der Lebensführung sie berechtigt.

„Der Handel ist das Atemholen des Staates!" Dieses wunderschöne Gleichnis hat jüngst der deutsche Kaiser zu den Kaufleuten in Hamburg gesagt. Deutschland beginnt nämlich an Atemnot zu leiden und will sich ein südliches Klima suchen da unten in Marokko oder dort irgendwo herum. — Woher denn aber auf einmal diese Krankheit? Sollte es etwa an der Ernährung fehlen? Im Magen? Der Magen des Staates ist — die Landwirtschaft. Wenn Magen und Lunge des Reiches gut funktionieren, beim Herzen fehlt es sicher nicht.

Ich dachte, meinen herrlichen Theodor Körner schon gekannt zu haben. Ein Erzengel Michael mit flammendem Schwerte stand er mir seit Jugendtagen, und seine Schlacht- und Rachelieder bestanden vor meiner Friedensliebe, weil sie nur der Befreiung des deutschen Volkes galten. Nun habe ich in diesen Sommertagen ein großes Werk gelesen: „Theodor Körner und die Seinen" von E. Peschel und E. Wildenow. Das hat mir die Idealgestalt ins Menschliche übersetzt. Theodor Körner, der Sohn eines angesehenen Dresdener Bürgers, ein heller, urfrischer leidenschaftlicher, leicht aufbrausender Junge, studierte in Freiburg den Bergbau, ging dann auf die Leipziger Universität, beteiligte sich an studentischen Verbindungen und Schlägereien, wurde relegiert, ging auf die Berliner Universität, wurde auch hier relegiert. Ging nach Wien, wo sich sein poetisches Talent klärte, wo er mit 20 Jahren Burgtheaterdichter wurde, wo er sich mit einer herzensedlen Schauspielerin verlobte. Wien hat Theodor Körner zum großen Dichter, zum ganzen, reinen, männlichen Charakter gezeitigt. Dann kam die Zeit, da Deutschland im Vereine mit Österreich und Rußland gegen Napoleons Herrschaft aufstand, die erdrückend auf Europa lag. Körner ließ sich anwerben zu Lützows Heldenkorps, dichtete die gewaltigen Vaterlandslieder und Schlachtgesänge, wurde bei einem Gefecht mit Deutschen, die noch auf Napoleons Seite standen, verwundet. Kaum war die schwere Kopfwunde heil, ereilte den 22jährigen Jüngling das von ihm so glühend verherrlichte Geschick, er wurde im Mecklenburgischen bei einem Kampfe mit Franzosen vom Pferde geschossen. — Das ist ja alles bekannt. Aber wenn es uns in seinen täglichen Einzelheiten, menschlichen Regungen, Zwiespalten und Drängen, Bild für Bild hingebreitet vorliegt, dann erst geht uns dieses Geschick, dieser liebe, reine, heldenhafte Mensch ganz nahe, man fühlt sich als sein mitlebender, mit-

ihm, was ja wohl auch aus der Einleitung des Buches hervorgeht, daß ich nichts als ein persönliches Bekenntnis habe geben wollen, wie ungefähr in einem religiös gestimmten Handwerksmann, oder auch in mir die Jesugestalt lebt. Da er seinen Irrtum nicht eingestand, so habe ich eine öffentliche Rechtfertigung des Buches gehalten, die mit einigem Schönbachschen Sarkasmus versetzt war und die ihn sehr verletzt haben soll. Ich würde es bedauern, mit meiner Entgegnung ihn gekränkt zu haben, wenn nicht gerade durch sie die Sache für weitere Kreise geklärt worden wäre, besonders für solche, die von der Darstellung des berühmten Germanisten eifrig Notiz genommen hatten. Schönbach war nicht der Mann des Nachgebens, ich diesmal auch nicht, und so haben unsere Wege nicht mehr zusammengefunden. — Später einmal ergab sich in einer Gesellschaft für mich die Notwendigkeit, gelegentlich eines schweren Angriffs auf Schönbach, den alten Freund zu verteidigen. Davon hat er gehört, worauf er mir einen herzlichen Brief schrieb, in dem das Verlangen nach unserer alten Vertraulichkeit deutlich durchklang. Ich hätte nun wohl zu ihm hingehen und ihm beide Hände entgegenstrecken können, ich habe es nicht getan. — Nun er tot ist, tut es mir wohl, zu wissen, daß er von meiner alten aufrichtigen Gesinnung für ihn noch erfahren hat.

Vor Jahren haben reichsdeutsche Schul- und Volksmänner aus meiner „Waldheimat“ ein Lesebuch gezogen für Volksschüler. Unter dem Titel „Als ich noch der Waldbauernbub war“ ist es in den Schülerbibliotheken eingeführt. Von ultramontaner Seite erhoben sich zuweilen gegen diese drei Bändchen Angriffe, die jedoch immer wieder bald verstummten. Ein scharfes Fähnlein führt die Kirche von Offenbach am Main gegen den kleinen Waldbauernbuben zu Felde. Sie verlangt von den Schulbehörden Entfernung des Buches aus den Schülerbibliotheken. Die Schulbehörden aber sagen nach wiederholter Prüfung, es sei in demselben absolut nichts Schlechtes oder Antikirchliches enthalten. Die Offenbachische Kirche entgegnet: In diesen drei Bändchen ist freilich nichts Ungebührliches gegen kirchliche Einrichtungen enthalten, aber wer diese liest, greift leicht auch zu anderen Roseggerbüchern, die häufig evangelischen Einschlag haben. (Den haben sie, aber nur um die gottsuchende Zeit ans Evangelium zu erinnern und um zwischen den christlichen Kirchen ein gegenseitiges Sichverstehen und Dulden vorzubereiten.) Übrigens, fahren die Offenbacher Gegner fort, hat Rosegger selber eingesehen, daß er das katholische Empfinden beleidigte, weshalb er eine gereinigte Ausgabe seiner Schriften für Katholiken gemacht hat. — Daran ist natürlich kein wahres Wort. — Die Offenbachische Kirche wendete sich, nachdem sie von den nächsten Schulbehörden abgewiesen

Denken und Dichten. — Wo denn der Fehler liegt, daß gerade bei mir die Naturgesetze nicht stimmen wollen!

Bei einem Gesellschaftsspiel fiel die Aufgabe: Man verfasse ein Gedicht auf das menschliche Alter, fünfzeilig, mit folgenden Endreimen: Tage, hin, Klage, sage, bin.

Zwei poetisch veranlagte alte Herren stellten sich bereit. Der eine löste die Aufgabe mit folgenden Zeilen:

Freudlos schwinden meine Tage,
Zwecklos meine Kräfte hin;
Alles Singen wird mir Klage,
Und zum Spotte was ich sage,
Weil ich alt und elend bin.

Der andere legte sich den Stoff, die Zeilen und die Reime so zurecht:

Friedvoll ziehen meine Tage,
Kampflos meine Kräfte hin;
Liebe, Haß, Begierde, Klage
Ist mir halbverklung'ne Sage,
Weil ich bei den Göttern bin.

Was geschah? Der Erste, der Raunzer, gewann den Preis; der Letzte, der Hochgemute, hatte sich zwar auch genau nach der Aufgabe gehalten, in einem einzigen Buchstaben ihr aber nicht entsprochen.

Ich weiß nicht, ob der jüngst verstorbene Grazer Germanist, Professor Schönbach, mit einem Gedenkblatt im Tagebuch einverstanden sein würde. Verdienen tut er eins. — Wir sind jahrelang gute Kameraden gewesen, soweit das bei einem Professor und einem Autodidakten möglich ist. Schönbach war der redegewandteste, gehaltvollste, witzigste und anregendste Plauderer, der mir untergekommen ist. Vorlesungen aus dem Stegreif, voll Geist und reich gemischt mit — Scheidewasser. So bin ich manche Winterstunde in seiner Gelehrtenstube bei ihm gesessen und habe dem begeisterten oder satirischen oder verdammenden blonden Herrn zugehört. Wir konnten uns gegenseitig gut leiden; was mir von seinen Darlegungen gegen die Haare ging, habe ich gelassen und ohne Widerspruch hingenommen. Da kam eines Tages ein Fall, daß ich es nicht mehr konnte. Mein „I. N. R. I." war erschienen, das einzige meiner Bücher, das Schönbach für absolut schlecht hielt und das einzige, das er — öffentlich besprach. Gründlich mißverstand, nein, mißdeutete er die Absicht. Er tat, als ob ich mit meinem Jesubuch ein wissenschaftliches, theologisches Werk hätte schreiben wollen, in welchem Falle es freilich ein Unding gewesen wäre. Ganz einfältig gestand ich

Erzprellergrafen. Aber das wird anders. Gibs Geld her! sonst kommt der Gendarm um dich und die Hütten brennt ab, Ihr Erpresserrasse. Nichts als Blumen und Bonbontage, das ist schon eckelhaft.

Ihr Diebe."

Es ist aber nett von meinem Freund Diebe, 2/2, Wien 28, 15 VIII. 11, 7 c, daß er in ernster Zeit für Ergötzung sorgt. Schon seit langem ist die „sittliche Entrüstung" der Schufte nicht mehr so glücklich gekennzeichnet worden, als in diesen schlichten Zeilen. Ein bissel schmerzhaft ist es nur, daß der Mann mich mit der Blumen- und Bonbon-Charitas großer Kurorte zusammentut.

Nehmt mir die Feder weg, haltet mir den Mund zu. Sonst rede ich wieder von etwas, das ich nicht verstehe. Z. B. von der gestohlenen „Mona Lisa". Ich habe sie nie gesehen, auch ihr Originalbild nicht, auch den Maler nicht, auch den Louvre nicht — ich weiß gar nichts. Ich weiß nur, daß das gestohlene Bild fünf Millionen kostet. Damit weiß ich aber doch eigentlich schon sehr viel. Wenn mir einer im Museum ein Bild zeigt und sagt: das hat den Wert von fünf Millionen, so bleibe ich davor stehen. Bleibe lange stehen und betrachte es, denn das ist gewiß ein sehr schönes, merkwürdiges Bild. Weil ich von Kunst nichts verstehe, so wird es mir zwar nicht klar, was daran so merkwürdig ist, der Gegenstand oder die Ausführung. Oder was anderes, das man nicht sieht. Ein unsympathisches Frauenzimmer ist's. Sie hat so was Eigentümliches. Eigentümliches haben zwar manche Frauenzimmer, aber daß eins fünf Millionen wert wäre, hat man noch nie gehört. Was mich wundert, daß man nicht sagt: fünfzig Millionen! Es wäre auf ein Mundaufmachen. Das Eigentümlichste und für die Menge Interessanteste an „Mona Lisa" sind sicher die fünf Millionen, und wenn es dem Dieb ein amerikanischer Milliardär um fünf Millionen abkauft, so tut der es wahrscheinlich vor allem darum, weil es — fünf Millionen kostet. Er profitiert noch dabei. Er darf das Bild nur um zehnmal höher schätzen und die eine Hälfte der Welt ist suggeriert auf fünfzig Millionen. Ich allerdings — gehöre zur anderen Hälfte.

Die Millionen werden auch den Kunstwerken gefährlich. Wenn der ideale Wert, den die Kunstwelt auf Leonardo da Vincis „Mona Lisa" legt, nicht in Krämerweise ausgedrückt worden wäre, so hinge das Bild wahrscheinlich noch wohlbehalten im Louvre zu Paris.

---

worden, an die Oberstelle in Darmstadt. Und diese sagte, es sei kein Grund vorhanden, den Waldbauernbuben fortzuschicken, wogegen es natürlich dem Klerus nach Gutdünken freistehe, seine Kinder davor zu hüten. Das ist aber den tapferen Don Quixoten von Offenbach zu glimpflich, sie kämpfen bis auf den letzten Leibelknopf und werden auch an die österreichische Regierung die Forderung richten, den Waldbauernbuben aus den Schulen zu entfernen, wenn nicht gar ihm das Dichten zu verbieten. Und das kann eine Verlegenheit geben. Das k. k. österreichische Ministerium für Kultus und Unterricht hat eben erst wieder ein Schullesebuch für allgemein zulässig erklärt, das mit Martin Luthers Kirchenlied: „Eine feste Burg ist unser Gott“ beginnt.

Ein deutsches Wochenblatt findet es höchst überflüssig, daß jede Zeile, die ich schreibe, gedruckt werde. Meinen größten Beifall! Nur drückt es mich, daß das Blatt von mir eine zu hohe Meinung hat. Es nimmt an, daß bei dem, was gedruckt wird, schon auch mein Allerschlechtestes dabei sei, während ich tatsächlich noch Schlechteres in schwerer Menge geschrieben habe. Von all dem, was ich geschrieben und als unbrauchbar in den Ofen geworfen, könnte sich jenes Wochenblatt reichlich 20 Jahre lang füllen. — Ich fordere Anerkennung meines Verdienstes. Wer mich schon nicht loben kann für das, was ich drucken ließ, der soll mich billig loben für das, was ich nicht drucken ließ. Die Welt ahnt gar nicht, von welch literarischen Ungetümen sie bewahrt geblieben ist.

Vor kurzem ist mir folgendes, allerdings unverdientes Anerkennungsschreiben zugegangen:

„Hochwolgeboren Herrn Peter Rosegger

Krieglach, Südbahn.

Du ausgedörrter Erzdieb, arbeitest auch mit den vertrockneten Bettelgrafen, die Feste und Blumentage arrangieren, als „Präsidenten“. Von (bei?) Buschenschänken und Judbazaren fungieren, Geld erpressen und stehlen und in die ersten Kurorte gehen. Zu was hast du, Diebsfalott, die Roseggerstiftung arangiert? Damit du raubst sammt den Komplizen und auf Orden spekulierst. Du Erpresserkreatur, wo ist das Geld? Wer hat das Geld gestohlen? Für das Kind? und vom Blumentag? Gebts retour, verdächtige Skelets Objekte. Das Volk zahlt Steuer und will Ruh haben. Jeden 2. Tag wird einem Geld erpreßt durch Blumen und Bonbons und das blöde Volk gibt auf Kommando der

44 Kronen = 2000 Gulden.

In einem steirischen Orte lebte eine Familie. Die Mutter und etliche Kinder, Leute mit einem scharfen Mundwerk, viereckig und derbfäustig, aber auch fleißig und sparsam. Sie waren nicht recht beliebt, die Söhne kräftige Burschen, die jeden Raufer blaubeulig heimschickten, und der Alte soll seiner Zeit „gewildelt" haben. Ob das wahr wäre, fragte ich die Frau im Vertrauen. Sie blinzelte aus dem rechten Auge: „Ma hat eam nia nix nachweisen kinnen . . . Na, und gwildelt is net gstohlen . . ." Das Volk hat eben abweichende Rechtsbegriffe — und auch dem zünftigen Juristen fällt es nicht ganz leicht, den zweifellosen Eigentümer eines Hirschen, der das Revier wechselt, festzustellen. — Jedenfalls arbeitete sich die „anrüchige" Familie hinauf und erwarb sogar gemeinsam ein Häusl mit 14 Joch steinigen Grundes. Das Häusl richtete der eine Sohn, der Tischler war, auf den Glanz her und man schätzte das Anwesen bald auf gute 2000 Gulden. Ein Vermögen! Bis dahin ließ sich nichts einwenden, aber dann kam ein Agent und bot eine Futterschneidmaschine an — kostete bloß 44 Kronen, und könne man sie nicht brauchen, so solle man das Ding einfach retournieren, das heißt zurückschicken, schmeichelte er. Daß in diesem Fall nichts zu bezahlen wäre, sei selbstverständlich. Anfangs wollten die Kleinhäusler durchaus nicht, doch der gewandte Herr redete und redete, und um ihn loszuwerden, nahmen sie das Maschinchen — und schickten es in einer Woche zurück. Als Antwort flog eine Klage zu ihnen, eine Klage auf 44 Kronen samt Spesen für eine gelieferte und akzeptierte Futterschneidmaschine. Der Agent hatte den einzigen Advokaten des Ortes engagiert und der betrieb, wie es seine Pflicht war, die Sache seines Klienten so rührig, daß die Beklagten, obschon sie beschwören wollten, sie hätten nichts bestellt und nichts fix gekauft, zur Zahlung verurteilt wurden. Verurteilt ist schnell, gezahlt lange nicht so rasch. Man „beschritt" vorerst den „Rechtsweg", schimpfte, verstand nie genau, worum es sich eigentlich handelte, scheute sich, den „Advokaten" des nächsten Marktes zu nehmen („weil die Rechtsverdreher dann alles abprozessieren"), und zu guter Letzt waren die Kosten des Streites so angewachsen, daß das Gütl unter den Hammer kam — und der Erlös deckte kaum die endliche Schuldsumme.

So ungefähr hat es mir das alte Mutterl erzählt, und eine Nachforschung bestätigte die Geschichte ziemlich auf Heller und Pfennig. „Den Herrn Pfarrer haben wir a um Rat gfragt", sagte sie, „aber beim geistli Herrn sein wir bald angstanden . . . Seitdem gehen meine Buben nix mehr Kirchen und nix beichten."

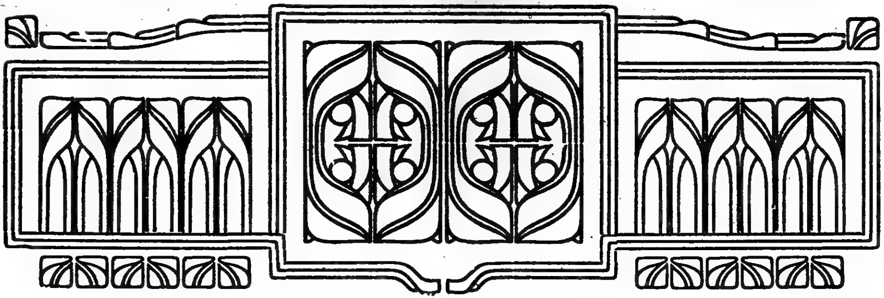
„Was machen denn jetzt Ihre Buben?"

„Im Holzschlag arbeiten tun s' halt und i — i hilf heugnen. Viel kann i neama dermachen, bin ja a neama jung." Beten und Kirchengehen tun die Burschen nicht mehr, aber arbeiten — und dermalen vielleicht ein bischen „wildeln", denn ein Vergnügen muß der Mensch doch haben, wenn er schon kein Häusl mehr hat! Das ist auch eine Form, sein Mißtrauen an der Gerechtigkeit der Weltordnung kundzutun.

„Wann ma vielleicht nach Wien zum Kaiser ging . . .", schlug die Alte, die noch nicht alles verloren gab, vor, und ihre wasserblauen Augen starrten irgendwohin ins Weite.

„Meine liebe Frau . . ." —

44 Kronen = 2000 Gulden! Wer ist schuld an dieser sonderbaren Gleichung? Der Agent? Der hat nur ein Geschäft wie tausend andere abgeschlossen; der Richter? Er hat die Leute, so gut er's konnte, „rechtsbelehrt"; wenn sie aber die komplizierte Paragraphenwirtschaft nicht erfassen! Der Advokat steht natürlich auf Seiten seines Mandanten und wahrt dessen Interessen. Vielleicht der Pfarrer, der seinen Schäflein in Nöten beistehen soll . . . Nein, schuld sind die Abhäusler selbst, die nicht ein-



Kleine Laube.

Juristische Ansicht.

Ich lag in Weltschmerzwehen
Und wußte nicht recht, warum.
Ich sprach: „Die Menschen sind Esel,
Sind abergläubisch und dumm!“

„Gemach, du kühner Dichter,“
Sprach ein Jurist darein:
„Es kann der Mensch nicht Richter
In eigener Sache sein.“

Anonymus.

Literaturbummler.

Von Robert Hamerling.

Man wird zugeben müssen, daß der Stand der Literaten — ich wähle hier mit Absicht diese von Dichtern und Schriftstellern nicht mehr gern gehörte Bezeichnung — zu denjenigen gehört, die immer noch viele „Originale“ aufzuweisen haben. In einer der besten seiner wie Champagner moussierenden Novellen, im „Löwenblut“, hat Ferdinand Kürnberger den Charakterkopf eines „Literaten“ gezeichnet, der in vollem Maße der Anforderung entspricht, welche man an das echte Dichtergebilde stellt: Original und Typus zugleich zu sein. In diesem Falle ist's der originelle Typus, das typische Original eigentümlicher Noblesse des Geistes und Charakters bei schluckerhafter Armseligkeit, fast lächerlich-bettelhafter Verkümmerung des Äußeren. Es ist ein Typus aus Hunderten, eine Schattierung aus Tausenden herausgegriffen.

Wollte Gott, die Zahl der Original*köpfe* wäre in diesem Stande so groß wie die der Charakteroriginale. Aber die fortschreitende Zivilisation nivelliert die Geister weit leichter als die Gemüter.

Unter den nesthockenden, ihr Metier in Ruhe treibenden Insassen des Musenhaines darf man die Originale weniger suchen als im Schwarm der literarischen Wandervögel, die man kennen lernt, in welchen Winkel der Erde man auch sich zurückgezogen haben mag, denn kommt der Prophet nicht zum Berge, so kommt der Berg zum Propheten. Welch bunte Galerie von Charaktergestalten ließe sich aufstellen, vom echten Musenliebling an, der wein- und wanderfroh gen Süden zieht und einen „Trompeter von Säkkingen“ mit heimbringt, bis hinunter zum poetischen Strolch, zum obskuren, oft recht gemütlichen literarischen Bummler, der allerorten seine „Kollegen“, die Poeten, heimsucht, Gastgeschenke in jeder Form, auch in der von abgelegten Kleidungsstücken annimmt, und mit Stiefeln von Paul Heyse, mit einem Paletot von Emanuel Geibel, mit Hosen von Berthold Auerbach und einem Zylinderhute von Julius Rodenberg Italien durchstreift, und in Gesellschaft der Lazzaroni Neapels die göttlichsten Tage seines Lebens lebt.

Je tiefer man von den Höhen des Parnasses hinuntersteigt in die Niederungen, desto häufiger werden die Originale. Am zahlreichsten sind sie in dem Zwischenreich, das die eigentliche Schriftstellerwelt mit der profanen Menge verbindet.

Grabschriften aus dem Volke.

Von einem Freunde des „Heimgarten" werden uns folgende Grabschriften mitgeteilt:

In einem kleinen Gehölz der Festung Oberhaus in Passau auf einfachen Holztafeln:

Denkmall

der ehrengeachteten Anna Mar. Pirkinger, Ausnahmshäuslerin von Bloßersberg, gestorben am 26. XII 1887 in eim Alter v. 98 Jahren

R. I. P.

Soll ich zittern vor dem Grabe
Ich ein abgelebtes Weib
Die mit seinem Knollenstabe
Kaum noch stützen kann den Leib
Haare wie der Schnee so weiß
In den Adern kalt wie Eis.

Zur Erinnerung

an Michl Wurmter Loambauersohn von Zenting geb. d. 5. Juni 1833.

Der Schlag hat ihn gerührt
Als er eine Kuh zum Markt hat geführt
den 3. Mai 1864
Vor ihm starb sein Vater
Er war Loambauer und Bader
Er hat vielen Adern aufgelassen
Gott wird ihn nicht verlassen.

Zur Erinnerung

an das traurige Sikfall durch dessen Schullt ist, daß die Anna Maria Heigl Wirtstochter v. Stötzering, welche den 10. Oktober 1789 der hölzerne Thürstock erschlagen hat in seinem Alter von 17 Jahren. geboren den 8. Juli 1772.

Liebe Eltern weinet nicht
Das Sterben ist schöne Pflicht
Sie ist nicht so gestorben
Der Thürstock hat sie verdorben
Im Alter von 17 Jahren
Gott soll sie bewahren.

Zwei historische Romane.*)

Von Walter v. Molo.

Historische Romane? Lauf mit den Augen nicht davon, Leser, sondern halte und geh' in dich, also ist mein literarischer Marterlspruch. Lies diese Zeilen nicht um ihres oder meines Selbst wegen, sondern des ehrlichen Dichters wegen, dem zu Liebe und besseren Verständnisses willen sie flossen. E. G. Kolbenheyer heißt er, in Wien lebt er und jung ist er, erstaunlich jung für das ungeheure Wissen, das er mühelos trägt, für die reiche Welterfahrung, die aus seinen Büchern quillt. Welterfahrung! Das ist's, Lebenskunde, Eindringen in die geheimen Sätze, nach denen der Weg der Menschheit, von Völkern und Generationen abgewandelt wird

*) E. G. Kolbenheyer: „Amor Dei", „Meister Joachim Pausewang", beide bei Georg Müller in München.

sahen, daß die Bezahlung eines vielleicht auch nicht ganz berechtigten Betrages von 44 Kronen immer noch wohlfeiler ist, als ein verprozessiertes Bauerngütel. Aber in letzter, in allerletzter Linie, wer trägt da die Schuld, daß die einfachen Leute nicht begriffen, daß sie sich hilflos und ohne genügende Kenntnis der einschlägigen Gesetze mühten und plagten und zum Schluß in fremden Diensten arbeiten — und nix beten und nix Kirchen gehn? Das letztere ist wahrscheinlich an sich nicht so wichtig, denn unser Herrgott kreidet eine solche passive Resistenz gewiß nicht mit der dicksten Kreide an . . .

Wir haben eine neue Zivilprozeßordnung geschaffen, wir stellen eben ein neues Strafgesetz fertig, wir sind überhaupt ein Kulturstaat auf der Höhe der Zeit, der nur eins nicht bedenkt, daß die breiten Massen des Volkes die ausgezeichneten Paragraphen nicht kennen, nie kennen lernen können — und auch gar nicht verstünden. Da liegen nun zweierlei Möglichkeiten vor, um den Schaden zu beheben: Entweder sind die Paragraphen doch nicht ganz vorzüglich und müssen „popularisiert" werden, oder man bringe schon der heranwachsenden Jugend in der Schule das rechtlich allgemein Belangreiche allgemein verständlich bei.

Daß aber in einem Rechtsstaat 44 Kronen gleich 2000 Gulden werden können, stellt unserer moralischen Geldwährung kein gutes Zeugnis aus und gereicht weder dem Recht noch dem Staat, weder dem Volk noch unserer vielgerühmten, allgerechten Kultur zur besonderen Ehre. Hans Ludwig Rosegger.

Der große Hans.

Papst Nikolaus V. hatte einen etwas wunderlichen Sekretär, der aber wieder einen Sekretär hatte, den er seinen Schreiber hieß. So hatte der Schreiber das Amt und der Sekretär die Würde. Diese vortreffliche Einteilung ist heute noch nicht abgekommen; der eine trägt Pflicht und Arbeit, der andere Titel und Mittel.

Eines Tages brachte der Schreiber dem Sekretär den Entwurf eines Briefes, der etwas mangelhaft war und deshalb dem Verfasser zurückgegeben wurde mit dem Befehle, er solle das Schreiben besser machen. Am andern Morgen fand sich der junge Mensch mit seinem Briefe wieder ein, hatte aber kein Wort daran geändert, sondern seine Abendzeit hoffentlich angenehmer verbracht, als Schreibfehler auszubessern.

„Ich glaube, mein Freund", sagte der Sekretär, „du hältst mich für den großen Hans?"

„Warum, Herr Sekretär, wer war dieser große Hans?"

„Das will ich dir sagen. Der große Hans, das war ein Mann, der weder Verstand besaß, noch was gelernt hatte — konnte nicht lesen und schreiben, rechnen nur nach den zehn Fingern, und der es doch zu Ehren und Reichtümern gebracht hat — wie es solch große Hänse wohl noch heute in der Welt gibt. Er hatte seine Sekretäre, die für ihn schreiben mußten, und um diesen Respekt einzuflößen, pflegte er jedesmal, wenn sie ihm Briefe zu unterzeichnen brachten, sich zu stellen, als ob er diese Briefe aufmerksam durchläse. Hernach gab er sie zurück und sagte: ‚Taugt nichts, macht es besser'. — Jetzt weißt du, was ein großer Hans ist, und jetzt geh'."

Der Schreiber ging nach Hause, änderte nicht einen Buchstaben und brachte am andern Morgen die Briefe wieder und gab sich den Anschein, als habe er die halbe Nacht daran gearbeitet.

Der Herr Sekretär las sie aufmerksam durch, nickte wohlgefällig mit dem Kopfe und sagte: „Gut, recht gut so. Jetzt bin ich zufrieden."

Und wieder klingt der Stundenchoral vom Turme der Alten-Kirch. Er senkt seine milden Wellen besänftigend in das Getümmel. Die Kaufleute drängen aus den Toren. Ihre Köpfe glühen und ihre Augen leuchten . . ."

Spinozas, des einsamen Linsenschleifers Leben erfüllt sich neben der großen Historia seines Volkes. Kolbenheyer ist der große Philosoph nicht der Stubenhocker, wie ihn die meisten sehen, die auf seinen Spuren wandeln, ihm ist er der denkende Mensch der großen Zeit, der seine weltfernen Gedanken eben der Umwelt verdankt, deren Gewissen zu sein ihm bestimmt ward. Wunderbar schön, wie eine biblische Sage geht dieses Werk, das donnern wird, zu Ende:

„. . . Sie häuften Schimpf und Schande über den verfallenden Grabhügel und wähnten damit unsterbliche Taten zu ersticken:

‚Spei auf dies Grab. Hier liegt Spinoza.
Seine Lehr'
Sei mitverscharrt! Aus dem Gestank hebt sich
Die Seelenpest nicht mehr!'

— — Aber das Reifen am Baum der Erkenntnis läßt sich nicht beirren. Im zweiten Jahrhundert nach seinem Tode erglühten die Herzen neu. Die großen Seher der Zeit verkündeten ihn und aus der Laute des größten strömte die Harmonie seines großen Gottes und seine Gottesminne wieder."

Meister Joachim Pausewang heißt Kolbenheyers zweites Buch, das an Zeitkolorit, Wort und Stil alter Art dem Spinozaroman ebenbürtig, an dichterischem Begreifen der Menschenseele aber weit überlegen ist. Wir haben seit Scheffels „Ekkehard" kein „historisch" Buch, das berufener und auserwählter wäre, Gemeinbesitz der deutschen Nation zu werden, kein Buch, das mehr in den Bücherkasten des deutschen Hauses gehörte, als dieses. Lest, lest und wenn ihr weinen könnt und herzhaft lachen, wie ich, dann seid Ihr glücklich, erdenselig! Meine Kritik sei, daß ich Euch die Stelle hersetze, da der Breslauer Schustermeister Pausewang vom Tode seines Vaters hört, der höchste Lebenstüchtigkeit, sonnigste Daseins- und Genußfreude hart neben der brünstigen Erregung seiner Zeit — die Würfel des dreißigjährigen Krieges lärmen im Becher — in seiner treuen Zottelbrust trug. Er war Student, Wirt, Prediger, und als er alles vertan: Kriegsmann; als solcher fand er seinen Tod, und sein Offizier, Strör von Gellwitz, bringt dem Sohn die Kunde, der also berichtet:

„. . . Morgenden Tags kam ein Diener und rief mich auf die Albrechtsgassen. Ich rannt, was ich kunnt, ohnbedeckt durch das Schneewirbl'en. Stund ganz benommen vor ihm, hab nit einmal meinen Schurz daheim gelassen.

Da er mich also keuchend und fiebernd sah, hieß er mich niedersitzen. Allein ich breitet ihm meine Händ entgegen.

Er trat auf mich zu, leget mir die schlanke Rechte auf die Schulter und ergriff meine Hand, führet mich zum Tisch.

Dort lag meines Vaters gulden Ketten bei einer Geldkatz und einem Häuflein Geschmeid; da neben eine blauseiden Schärpen und dieselb trug etlich große dunkelbraune Fleck.

In mir pochet's jäh auf, den schwersten Sturm, als müsset mein Herz zerspringen. Die dunkelbraunen Flecken zitterten in meinem Blick. Ich fiel auf die Knie und küsset meines lieben, lieben Herrn Vaters Herzblut.

Weiß nit, wie lang ich so gelegen. Tränen kamen mir nit. Es würget mir nur die Kehl und mir wurd der Atem schwer. Kaum daß ich mich am Tische erfing.

— das lernt man aus diesen prächtigen Büchern, die sich historisch nennen. Wenn du, Leser, das Geschehen deiner Tage, rückschauend auf Gewesenes und Zerlebtes, begreifen willst, und diesen Drang kennt jeder bewußt Lebende — von andern wollen wir nicht reden —, so greifst du nach der Geschichte. Doch das Buch der Jahreszahlen und Herzählung von Friedensschlüssen und Schlachten und Regenten, das uns in der Schule quälte, meine ich nicht, ich meine wahre Historie, das ist der wechselnde Gang, hinauf und hinab, das Fehlgreifen und zeitweise Gewinnen der Völker, das Ringen zum Licht in der Menschenseele, das Streben nach dem, was den Zeiten und ihren Kindern jeweilig als das Erstrebenswerteste erschien, Kulturgeschichte. Nur das hat Wert, nur das gibt uns Erkenntnis, bringt uns weiter, verloren ist jede Stunde unseres Lebens, die wir nicht so nützen. Du schlägst also die Kulturgeschichte auf, ein dickes, ach so dickes und meist so gelehrt geschriebenes Buch, das eigentlich nur dem Wissenden zum Nachschlagen dienen sollte, mit so viel Detail, daß dir bald der Kopf wirbelt und du mutlos den Papierwust wieder — in die Leihbibliothek trägst, denn solche Bücher, wenn überhaupt, kaufst du Leser, der du ein Deutscher bist — ich kenne dich — nicht. Der Sinn für den hohen ethischen Gewinn, den dir der bleibende Besitz von ein paar guten Büchern gibt, ist dir noch nicht aufgegangen. Mögen die zwei Bücher Kolbenheyers der Schlüssel sein, sie wiegen schwerer als Kulturgeschichtsbände, weil sie reichstschöpfende Wahrheits-Dichtung sind:

Amor Dei, ein Spinozaroman; in wuchtig ausgeschnittenen farbenprächtigen Bildern entrollt sich das urewige Weltgeschehen der kämpfenden Mächte, Fortschritt und Rückschritt. Ein unnachahmliches Bild der großen Zeit der alten Niederlande, eine Zeit wie sie jedes Volk besaß und besitzen wird. Nur des Dichters eigene Worte sprechen hier recht:

„. . . Amsterdam ist der Speicher Europas.

Während die deutsche Saat von den schwedischen und kaiserlichen Kriegsvölkern zermalmt wird, und Dörfer und Städte in Asche sinken, sprengt Amsterdam seinen Mauergürtel und muß seine Wälle in weiterem Bogen führen, da sein Reichtum überquillt. Und während in Flandern der erbitterte Erbfeind an den Söldnern Hollands Schritt für Schritt zurückweicht, häuft der Kaufmann am Ij schimmerndes Gepräge von ganz Europa in seinen Eisentruhen.

Amsterdam, Schlagader der alten Welt!

Inmitten der Erregung (der Börse) stehen die Herren der Indien-Kompanien; alle Nationen schreien auf sie ein. Sie verharren ruhig und gelassen; kein Patrizier kann sich an ihrer Würde messen. Ihre Kinne sitzen in dicken Halskrausen verankert. Von ihren Schultern fallen kunstvoll geraffte Mäntel. — Die ‚Herren' — sie haben den Titel des Adels an sich gerissen und tragen ihn ohne Widerspruch. Sie ziehen einen entschlossenen, unbezwinglichen Machtkreis, der alle Werte bannt: die Kompanie. Nur wenige haben den Mut, neben ihr eigene Wege zu gehen, und diese Wenigen werden von den geringen Kaufleuten gefeiert und bewundert. Sie nennen sich ‚Signeurs' und tragen trotzige Mienen. Sie haben stark zu ringen, denn die Kompa*nie* verfügt über unversiegliche Quellen. Darum sind die Signeurs stolz und trotzig. *Sie* schöpfen ihre Kraft aus dem Volke und sind strenge Kalvinisten; doch ihre Zahl schmilzt von Jahr zu Jahr.

Die Stunde der Börse eint alle. Verblaßt sind die Farben der Politik in dem bunten Gewühle der Trachten, erdrückt sind die Stimmen persönlicher Neigungen vom Wogengange der Handelswerte, erstickt liegen die Flammen religiösen Eifers, die halb Europa verderben, unter dem Atem des Länder und Meere beherrschenden Gottes-Gewinnes.

Singvögel.

Herbstgang.

Das rote Weinlaub brennt an fahlen Strängen
Und über die Wiesen huscht ein müdes Grau,
Allüberall ein hastig Todesdrängen:
Die sterbende Natur ist wunders! Schau,
Wie weh die letzten Blumen dich noch grüßen,
Als ob sie's fühlten, daß sie sterben müssen!

Und wir durchwallen schweigend die Gefilde ...
Die alte Feste grüßt vom hohen Stein.
Hier eine Blüte, dort noch eine Gilde,
Wie bald, wie balde geht's ans Nimmersein?
Es macht so trüb, dies mähliche Verderben:
Im Siechtum liegt die Wehmut, nicht im Sterben!

K. Dankwart Zwerger.

Abend.

Ein Kindersingen über Feld.
Ein letzter Pflug. Ein leises Weh'n.
Wie rang den Tag so heiß die Welt!
Nun hörst du kaum ihr Atemgeh'n.

Feldfeuer glüh'n. Ein feiner Rauch
Steigt leis empor. Sonst tiefe Ruh!
Ein Blättlein lispelt noch. Ein Hauch
Küßt nun auch ihm die Augen zu.

Max Ahnert.

In Heidelberg beim „Perkeo" ...

In Heidelberg beim „Perkeo",
Der alten Burschenklause,
Dort war ich einst — lang ist es her! —
So gut als wie zuhause.
Schwarzbraune Mädel schenkten Wein
Der Jungmannschaft, der flotten;
Wir zechten froh tagaus, tagein,
Und ließen uns nicht spotten!

In Heidelberg im „Perkeo" —
War das ein köstlich Weilen
Bei Becherklang und Freiheitssang!
Die Zeiten aber eilen ...
Zu balde nur ich Abschied nahm
Von sorgenlosen Jahren!
Wohl war ich, als ich wiederkam,
Noch froh — doch grau an Haaren. —

Zum „Perkeo", dem trauten Ort,
Hat's mich zuerst getrieben,
Studenten, Mädchen sah ich dort,
Doch nicht die alten, lieben ...
Wie Wehmut war's, was ich empfand
Im Banne dies' Momentes —
Beim Rheinwein aber rasch sie schwand,
Der heilt. Vivant sequentes!

E. Barger (Iglau).

Herbstvogelflug.

Die Vögel fliegen schon
Dem Lichte zu —
In meiner Seele fragt's:
Und du — und du
Hebst nicht die Fügel? Lockt
Es dich nicht mehr?
Ach, meinen Schwingen ward
Das Herz zu schwer!

Marie v. Bradke.

Lustige Zeitung.

Vom Katheder. Professor: „Ohne den Sauerstoff, meine Herren, könnten wir überhaupt nicht leben; um so mehr muß es uns wundernehmen, daß man jahrtausendelang von diesem Stoff keine Ahnung hatte." („Meggendorfer.")

Der Junker ist am Fenster gestanden und spähet durch die bunten Scheiben auf die Gaß. Da er vernahm, daß ich mich erappet, wandte er sich um.

‚Zur Letzt hat er Joachim gerufen. Das kann Euch vor vieles tröstn, Mäter. Er ist stolz und ohn jeglich weichliche Affection gestorben. Ziemet sich auch kein triefend Lamento um ihn, das sein hohes Herz möcht entweihen. Er hätts verdient, inmitten der jauchzenden Caracolle zu fallen, heiß vom Kampf und bei Trummeten- und Paukenschall. Das war ihm nit vergunnt. Da wir unter Henri Bourbon die Brucken bei Saint Cloud genommen, Paris zu bloquirn, und allbereits die Zelt aufgeschlagen warn, hat ihn eine Musket gestreckt. — Ist bald sech's Jahr her. Ich wollt sein' letzten Gruß nit durch ein' andern remittirn lom. Ich hätt Euch aufgesucht, wo Ihr auch gewesen wäret. Was hie auf dem Tische liegt, soll' seinen letzten Gruß begleiten. Er hat's vor Euch gesparet als Compensation vor die Wolfshufen, so er vertom.‘

Er ging in eine Ecken und holet ein breit Schwert.

‚So Ihr mir diese Wehr schenken wöllet, welich er vor Paris getragen, möcht ich Euch allezeit obligirt sein.‘

Ich nahm die Wehr und tastet übern Griff hin, worum sich seine treue Hand gespannt hat und langet's dem Junker dar. Indem er sie nahm, sahe ich seine Lippen zucken. Wollt aufschluchzen — allein der Junker blicket mir fest in die Augen, als sollt ich meines stolzen Herrn Vaters Andenken nit durch eine laute Klag entweihen. Und ich richtet mich also desgleichen auf.

Da reichet er mir seine Hand übern Tisch nüber zu einem festen Druck, neiget leise seinen Kopf und ließ mich allein.

Drunt in der Flur hat sie gewartet, und da sie mich schier wanken sahe, hat sie ihre Arm um mich geschlungen und wir sein durch's Hinterpförtel und das still Pfistergässel hinunter. Sie hat ihre Arm nit von mir tan, als mein treuer Kompani im Leid.

Ich schüttet das Erbe auf den Tisch und nahm die Schärpen . . . Ging in die chimisch Kuchel und sie ließen mich allein. — Da ist mir mein Vater so recht fürs inner Aug treten. — Ich hab ihm all mein Leben bericht' und ihm gelobt, ein ehrlicher und fleißiger Mann zu sein, mich seines Andenkens allzeit wert zu halten. In mir ist's aufgestiegen als wie eine Gewißheit, er seie gar nit von hinnen: er lebet in mir und seine Taten, so er im fernen Land verricht', sollen um mich her ihren Segen breiten. Versprach sein Erbe treu zu hüten und zu mehren. Bat ihm desgleichen, vor meinen Eifer (Eifersucht), so ich gegen den Junker getragen, um Vergebung. Ich fühlet wohl, daß des Junkers Art meinem Herrn Vater ehender gerecht wurd, denn die meine.

‚Kein triefend Lamento, daß sein hohes Herz nit entweihet werd!‘ Des Junkers Spruch ließ mich mählich zu Fassung kummen . . .“

Kolbenheyers Romane stellen im Inhalt eine fast märchenhafte Vereinigung der unmischbaren Mächte-Kunst und Wissenschaft dar; nicht unerwähnt bleibe, daß Georg Müller die beiden Bücher im Druck, Einband und Initialschmuck stilgerecht ausstattete und so in jeder Weise unsern Dank verdient; man merkt auch hier, daß Kolbenheyers Kunst neue Wege weist, die alt sind wie all unser Handeln und Fühlen, die wir jedoch allzulange nicht beschritten.

vater ist hier Bartsch), die viel Sonne und viel Wärme in den Roman trägt. Sonne und Wärme befächeln auch den Leser, wenn er das Buch zuschlägt, trotz der großen Tragik, die noch in den letzten Seiten durchschlägt. — Man könnte über die „Offiziere" noch manches sagen, Anerkennendes und Ausstellendes, als Ganzes genommen, verdienen sie gelobt und empfohlen zu werden. H. L. R.

Der Schneider von Ulm. Geschichte eines zweihundert Jahre zu früh Geborenen. Von Max Eyth. Volksausgabe in einem Bande. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Mit festem Griff und glücklicher Hand hat der Dichter-Ingenieur das interessanteste psychologische Problem im Gebiete der Technik erfaßt und gestaltet: das Problem des Erfinders. Mit einer „poetischen Lizenz", deren Berechtigung er in einem prächtigen Vorwort ebenso humorvoll wie treffend nachweist, hat Eyth sich den noch heute im Volksmund lebenden „Schneider von Ulm", jenen Berblinger, der 1811 seinen lächerlich endenden Flugversuch vor dem König von Württemberg unternahm, aus der ziemlich fragwürdigen und abenteuerlichen Figur, die er in Wirklichkeit war, zu einem echten Erfindertypus und zugleich zu einem braven, tüchtigen Menschen umgestaltet, dessen wechselvolles Leben wir mit immer wachsender Teilnahme begleiten. Mit großer Kunst hat es Eyth verstanden, dies Lebensbild nicht nur innerlich zur Tragödie des Erfinders zu vertiefen, sondern auch nach außen zu einem großen, farben- und figurenreichen Zeitgemälde zu erweitern. Max Eyth hat mit seinem „Schneider von Ulm" nicht nur einen vortrefflichen, gedanken- und lebensvollen Roman geschaffen, sondern ein echtes Volksbuch. V.

Leut'. Schwarzwäldererzählungen von A. Supper. (Heilbronn. Eugen Salzer.)

Auguste Supper ist eine Spezialistin in Schwarzwäldererzählungen. In ihren Geschichten sitzt jeder Strich am rechten Fleck und jedes Wort bezeichnet genau das, was damit gesagt werden soll. Sie liebt ihre Leut' mit mütterlicher Dichterliebe, aber sie ist keineswegs gegen die Schwächen des Bauernvolkes blind, wie die feinen, sogar satirisch anmutenden Novellen „Vater und Sohn" und „Die Wenn nnd die Aber" beweisen. In ihrer Heimat und auch schon darüber hinaus hat Auguste Supper einen gutklingenden Namen, den sich der Oesterreicher ebenfalls merken könnte.

Die Liebe höret nimmer auf. Eine Tragikomödie aus der Bohême von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staackmann. 1911.)

Dieses merkwürdige Stück kann nur aus Gestalten der Bohême gebaut worden sein. Anderswo gibt es kaum solche Unbegreiflichkeiten. Aber dem Dichter gelingt es, sie glaubhaft zu machen; freilich wird die Schauspielkunst dazukommen müssen. Der reiche Humor, besonders des ersten Aktes, verdeckt das Elend nicht. Ein Sumpf von Verkommenheiten, mitten drin ein edel veranlagter, aber jämmerlich schwacher Mann. Und über ihm ein opferglühendes Weib, das ihn rettet. Aus platten Niederungen der Kunstwelt sich in das Pathos gläubiger Romantik zu schwingen, dazu war wohl die ganze Kraft Otto Ernsts vonnöten, und die Bühnen werden erzählen, ob es gelungen ist. Im Buche allein finde ich mich nicht völlig zurecht; nach diesem ist mein Abscheu vor dem Gemeinen größer als meine Freude an der Größe eines Weibes, das sich durch die Art ihrer opferseligen Liebe doch zu sehr demütigt. Aber der Dichter will ja eben zeigen, was die unbändige Liebe des Weibes vermag. Jedenfalls steht uns ein hochinteressanter Theaterabend bevor.

Schillerworte. Aus Schillers Dramen der deutschen Jugend und dem deutschen Volke dargeboten von Friedrich Schläger. (Gießen. Emil Roth. 1909.)

Täglich ein paar Sprüche aus Schiller wirken an manchem Wunder. Sie geben ihm ein Leitmotiv bei bedenklichen Schwankungen und heben ihn allmählich in ein reineres Bereich. — Ein besonderer literarischer Wert dieses Büchleins besteht darin, daß es auch Stellen anderer Dichter mit Schillers Fassung vergleicht. Es gibt wohl kaum einen großen Gedanken, der nicht schon vor Schiller ausgesprochen wurde; die schönste Form, den höchsten Schwung gab doch er. Dem Herausgeber des wertvollen Büchleins ist Schiller ins tiefste Wesen gedrungen, so war just er besonders geeignet, die bezeichnendsten Stellen uns in ein Laienbrevier zu sammeln.

Schaubeks Permanent-Briefmarkenalbum. 33. Auflage. (Leipzig. C. F. Lücke.)

Von Schaubeks Permanent-Briefmarkenalbum ist eine neue Auflage und zugleich der die vorjährige ergänzende Nachtrag Nr. 27 erschienen. Es genügt, dies festzustellen, denn bei der allbekannten Güte der Verlagserzeugnisse Lückes ist es überflüssig, die Aufmerksamkeit der Interessenten noch durch besonderes Lob darauf hinzulenken. Es werden Albums in jeder Preislage, von den einfachsten bis zu den prächtigsten, hergestellt, aber allen ist die vorzügliche Ausstattung, die übersichtliche Anordnung und wissenschaftliche Durcharbeitung gemeinsam. Wer sich über die verschiedenen Ausgaben genau orientieren will, lese „Lückes Ratgeber 1911" durch. P.

Prohaskas Illustrierte Jahrbücher. — Illustriertes Jahrbuch der Erfindungen, herausgegeben von Hans Elden. Elfter Jahrgang.

Zukunftspläne. „Sarah, was meinst du, daß soll werden unser Moritz?" — „Nu, Antisemit." („Jugend.")

„Die Lage einiger Theaterkritiker könnte man vielleicht dadurch verbessern, daß man sie wenigstens das Maurerhandwerk lernen läßt. Sie könnten dann im Sommer beim Bauen und im Winter beim Herunterreißen beschäftigt werden." („Jugend.")

Im Jahrhundert der Schülerselbstmorde. „Wie viele Quintaner hatte das hiesige Gymnasium am Schlusse des letzten Schuljahres?" — „Achtzehn betrug die Zahl der Überlebenden." („Muskete.")

Verkannte Krankheit. Der reiche, alte Onkel will seinen Neffen verheiraten und schreibt ihm, er möchte am ersten Pfingstfeiertag aufs Gut kommen. Der Neffe telegraphiert ihm ab, da er mit Angina im Bette liege. Darauf drahtet der Onkel: „Angina abfinden, sofort herkommen!" („Lustige Blätter.")

Stimmt schon. Ein Lebemann ist in tiefster Klemme. Er tritt den unvermeidlichen Weg zum Heiratsvermittler an. Schon am Wege malt er sich aus, wie die ausschauen wird, die ihn nun retten soll. Als er zum Vermittler kommt, zeigt ihm der die Photographie einer, die alt, mager, schief ist. Da seufzt der Lebemann, indem er einen Blick auf das Bild wirft und meint: „Ja, . . . 's stimmt schon!" („Guckkasten.")



Offiziere. Roman von Ludwig Huna. (Berlin. Axel Juncker.)

Rudolf Hans Bartsch, der Sprachformenfreudige und Formenfindige, ist ein großer schuldloser Sünder, denn der Stil, der seine äußere Eigenart ausmacht, wird jetzt von zwei Dutzend Schriftstellern nachgeschrieben, die so unfehlbar aus einer ansprechenden Manier eine auffällige Manieriertheit herausbilden. Sogar der locker-geniale Aufbau der „Zwölf aus der Steiermark" findet Nachahmer. Was ich da sage, geht auch aufs Schuldkonto des Romanes „Offiziere", der sehr gut „Acht aus Wiener-Neustadt" heißen könnte. Er behandelt Schicksale von acht jungen Leuten, die aus der Wiener-Neustädter Akademie ausgemustert werden und nun in der Monarchie zerstreut ihr junges Leben leben. Bartsch hat es aber einfacher gehabt, weil seine „Helden" schön brav in Graz beisammensaßen, Huna muß jedem einzelnen in seine Garnison nachlaufen, und so zerfällt besonders die Einheit des ersten Teiles, während sich der zweite vorsorglich auf drei Hauptfiguren konzentriert, und auf diese Weise wird die Handlung endlich gestrafft. Nach den kritischen Betrachtungen darf ich nun das Buch fast uneingeschränkt loben. Es hat sich eine Reihe von Problemen gestellt: Die verschiedenen Offizierstypen der österreichischen Armee — verschieden nach Natur, Temperament, Weltauffassung und Milieu — zu zeichnen, die besonderen Militärverhältnisse des Donaureiches, die in seiner sonstigen Besonderheit begründet sind, zu schildern, und schließlich, was mir das Wichtigste scheint, den andläufigen Offiziersehrenstandpunkt grell und scharf zu beleuchten. Ludwig Huna ist es gelungen, die schwere Aufgabe der Problemlösung naturwahr und dabei künstlerisch interessant zu bewältigen. Was sind da nicht für prächtige Figuren! Der leichtsinnige Wildner, der durch die kleine Lili gerettet wird, nur um als tragische Gestalt vom Duellwahnsinn vernichtet zu werden, der feinsinnige Konradin, der aus demselben Zwiespalt den Weg zur Kunst findet, Zorowski, der lächelnd die Uniform mit dem schönen Gute einer Witwe vertauscht, der Tscheche Vorazek, der zwischen Chauvinismus und Staatsgedanken schwankt, bis der Patriotismus siegt, das anfängliche Faultier und der endliche Generalstäbler Raupp, Manojlovitsch, der für einen Offizier zu zivilistisch vernünftig denkt, Conte Anghieri, ein Charakter, dem der Charakter nicht zum besten anschlägt, und der leichtsinnige Vöresvary, der sein verfehltes Herumlieben im Dasein mit einem Reitertod quittiert. Von den Frauen ist zu erwähnen die goldene Jadwiga (ein wertloses Weibsbild) und die „ungoldene Lili" (Sprach-

Heimgarten

2. Heft. November 1911. 36. Jahrg.

Mattes.

Roman von Hans Eschelbach.

(Fortsetzung.)

Herr Brockmeier lachte. „Die Bohnenstangen stehen also an erster Stelle“, sagte er. „Aber kommen wir nicht von unserem Thema ab.“

„Die Bauern auf dem platten Lande sind eben roh. Wenn sie Sonntags angetrunken aus dem Wirtshause gehen, vereinbaren sie oft miteinander, den ersten, der ihnen in der Dunkelheit begegnet, gemeinsam zu verprügeln. Solche Bauernspäße — grundlose Mißhandlung eines Wehrlosen durch die Überzahl — sind leider Gottes bis jetzt nicht auszurotten gewesen. Aber schließlich hat jeder Bauer ein dickes Fell und die Sache gleicht sich aus: wer heute prügelt, ist morgen der Geprügelte.“

Der Inspektor lächelte einmal. „Ländlich, sittlich!“ sagte er.

„Außerdem darf man aber auch nicht vergessen, Herr Doktor, daß manches, was dem Fremden roh und rüpelhaft erscheinen muß, eigentlich gar nicht so bös gemeint ist. Das gilt besonders von dem Beilegen von Spitz- und Spottnamen. Hier hat fast jeder einen Beinamen, der aber nicht immer kränkender Art zu sein braucht. Meine beste Schülerin zum Beispiel — —“

„Heißt die nicht Gretchen Kirschbaum, Herr Lehrer?“

Mit einem Titelbilde und zahlreichen Text-illustrationen. (Wien, Tetschen, Leizig. Karl Prohaska.)

Es ist schwer, aus der großen Fülle des hier Gebotenen das Interessanteste hervorzuheben, denn überall werden wir mit staunenswerten Leistungen des Menschengeistes bekannt gemacht. Wir sehen, wie der nimmer rastende Geist bestrebt war, Raum und Zeit zu überwinden, unsere Lebens- und Daseinsbedingungen angenehmer zu gestalten, unsere Verteidigungs- und Angriffsmittel in ihrer Wirkung zu erhöhen. Kurz alles Neue auf dem weiten Gebiete der Technik wird klar, leicht verständlich und angenehm lesbar dargestellt und durch zahlreiche vorzügliche Illustrationen veranschaulicht. Dieses durchaus praktische, nützliche und zeitgemäße Werk kann nur bestens empfohlen werden.

V.

Reisehandbücher. Reich vermehrt und auf den allerneuesten Stand in ihren Angaben gebracht sind soeben von Meyers trefflichen Reisebüchern (Leipzig, Bibliograph. Institut, 1911) erschienen: „Norwegen, Schweden und Dänemark nebst Spitzbergen und Island“ in 10. Auflage, „Rheinlande“ in 13. Auflage und „Deutsche Alpen, III. Teil“ (auch Steiermark behandelnd) in 7. Auflage. Ebendaselbst wurde die 17. Auflage des Führers für das „Riesengebirge“ ausgegeben. — Auch Baedeker legt von seinen ähnlich bekannten Handbüchern reichlich vermehrt neu vor: „Nordost-Deutschland“ und „Nordwest-Deutschland“ (Leipzig, Baedeker, 1911) beide schon in 30. Auflage.

Dr. A. S.

Büchereinlauf.

Der Gamsphotograph. Roman von Heinrich Gustav. (Straßburg und Leipzig. Josef Singer.)

Odysseus. Dramatische Dichtung in drei Aufzügen von Friedrich Lienhard. (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer.)

Bis 6 Uhr früh über die Zeit. Vier humoristische Episoden aus dem Leben der Mannschaft des k. u. k. 42. Infanterie-Regiments von Josef Köckert in Leitmeritz. (Selbstverlag.)

Junge Seelen. Bilder zur Jugendpsychologie aus Kinderstube, Biographie und Dichtung. Herausgegeben von Wilhelm Peper. (Leipzig und Berlin. B. G. Teubner.)

Los von Berlin! Heraus aus dem alten Kirchentum! Ein Geistesgruß an Zürich aus den Tagen der deutschen Jathobewegung von J. Burggraf, Pfarrer an St. Ansgari in Bremen. (Gießen. Alfred Töpelmann, vorm. J. Ricker. 1911.)

Die Schamadrossel, mit besonderer Berücksichtigung ihrer naturgemäßen Ernährung, Verpflegung, ihres Gesanges, ihrer Zucht und ausführlich beschriebenen Krankheiten, sowie deren Behandlungsweise nach modernen Grundsätzen. Mit 2 Abbildungen von Dr. med. W. Otto, Leipzig-Plagwitz. (Berlin. Hermann Barsdorf.)

Der Graupapagei (Jako). Seine Aufzucht ohne große Verluste, genaue Beschreibung seiner Krankheiten, nebst deren moderner Behandlungsweise nach 18jähriger Erfahrung. Geschildert von Dr. med. W. Otto. (Berlin. Hermann Barsdorf.)

Neuwieder Raiffeisen-Kalender 1911. Herausgegeben vom Generalverband ländlicher Genossenschaften für Deutschland, e. V., in Berlin. (Neuwied. Verlag der Landwirtschaftlichen Zentral-Darlehenskasse.)

☞ Vorstehend besprochene Werke *c. können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten“

J. W., Wien. Der von Ihnen geschilderte Schulunterricht erinnert uns an Simrocks Ausspruch:

„In Rom, Athen und bei den — — — Lappen,
Da späh'n wir jeden Winkel aus,
Dieweil wir, wie die Blinden, tappen
Umher im eig'nen Vaterhaus!!!

Erreicht wird sie ja einmal werden, die bessere Schule; diese Belastungsprobe mit so vielem überflüssigen Zeug wird immer schwerer zu ertragen.

* Im Heimgarten XXXV. auf Seite 804 schießt der Wilderer Hans auf einen Vierzehnender und der Bock fällt. Ist das Jägerlatein oder Setzerteufelspaß — dem Bock so große Hörner aufzusetzen? Der jagdkundige Leser hat natürlich das letztere erraten und statt des Bockes den Hirschen hingedacht.

(Geschlossen am 15. September 1911.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Mörk. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Der Schulinspektor erhob sich. „Also doch!“ sagte er lebhaft. „Sehen Sie, Herr Rabe, das war es gerade, was ich wissen wollte. Der Junge kann sich nicht äußern, aber er empfindet alles eben so intensiv, vielleicht sogar noch nachhaltiger wie jedes andere Kind. Wenn der Metzger ein Schwein am Ohr zieht, so schreit es höllisch; wenn er dasselbe einem Schafe tut, so erträgt das Schaf es stumm. Glauben Sie, daß das Schaf weniger leidet, oder daß das Schwein — wie soll ich sagen — feinfühliger ist? — Verzeihen Sie diesen sonderbaren Vergleich, aber er kommt der Sache am nächsten. Ich denke, Sie haben mich verstanden, Herr Lehrer.“

„Vollkommen, Herr Inspektor.“

„Nun, dann sorgen Sie, daß man das Schaf nicht mißhandelt, weil es nicht quiekt wie ein Schwein! Halten Sie die Hand über diesen Jungen und berichten Sie mir vor seiner Entlassung aus der Schule, etwa zu Weihnachten und zu Ostern, also noch zweimal darüber, wie er sich macht. Ich werde ihn morgen besonders berücksichtigen und seinen Mitschülern ins Gewissen reden. Und nun habe ich Ihre Zeit lange genug in Anspruch genommen. Also bis morgen, Herr Rabe.“

Er gab dem Lehrer die Hand, reckte noch einmal den Hals, als er den wohlgefüllten Bücherschrank seines Untergebenen sah und ging dann langsamen Schrittes die Dorfstraße hinunter.

3. Kapitel.

Der Herr Kreisschulinspektor konnte schlecht schlafen. Zunächst hatte es in seinem Zimmer zu sehr nach Ammoniak gerochen. Dann war es schrecklich heiß über dem Pferdestalle, und die Katze hatte sich ihm nun doch aufs Bett gelegt und einige Flöhe hinterlassen. Und dann die Fliegen! Die waren sogar in Fugenheim intelligent genug, die zarte Haut des königlichen Kreisschulinspektors der derben des Pferdeknechtes entschieden vorzuziehen. Dann ein schreckhafter Traum, worin das Tier eine große Rolle spielte. Die Backstubenhitze hatte Herrn Brockmeier schließlich aus seinem Traume geweckt und ihn an das Fenster getrieben. Aber der große Spitz, der jetzt zur Nachtzeit frei auf dem Hofe umherlief, nahm offenbar Anstoß an der fremden, weißen Gestalt. Mit wütendem Gebell kam er die Treppe herauf, ließ sich durch die süßesten Koseworte des Herrn Inspektors nicht beruhigen und machte Anstalt, von der Galerie aus durchs Fenster ins Zimmer zu dringen. So mußte der Schulgewaltige denn auch noch das Fenster vor dem Spitz verriegeln und sich so jeden kühlenden Luftzug selbst absperren. Als der Spitz sich endlich beruhigt hatte, ließen ihn die Pferde nicht schlafen, die an ihren Ketten rissen, nach den Fliegen schlugen und einen Mordslärm machten. Aus kurzem Schlaf, der ihn gegen Morgen doch heimgesucht hatte,

„Allerdings. Eben diese durch Fleiß, gute Führung und körperliche Vorzüge auffallende Schülerin wird auch von keinem Menschen hier im ganzen Dorfe mit dem richtigen Namen genannt."

„Wirklich?"

„Sie nennen sie einfach ‚et Livvelingche'."

„Livvelingche? Was heißt denn das?"

„‚Livvelingche' nennt hierzulande der Volksmund die Lerche. Livvelingche bedeutet übrigens so viel wie ‚Lieblingchen'. Ich kann Ihnen versichern, Herr Inspektor, das Kind hat diese Bezeichnung recht gern."

„Gewiß. Es ist — wenn auch ein bäuerisches — so doch ein Kosewort. Die Leute wollen damit sagen: Du bist munter wie eine Lerche. Dahinter verbirgt sich kein Schimpf. Aber ‚Tier — Tier!' das ist etwas anderes! Übrigens: empfindet der Junge selbst in diesem häßlichen Wort nicht eine Beschimpfung?"

„Das ist schwer zu sagen, Herr Doktor. Er hat sich niemals über eine Mißhandlung, er hat sich auch nie über das Schimpfwort beklagt. Manche nennen ihn gewohnheitsmäßig ‚das Tier', ohne an eine Beschimpfung zu denken, weil dieses Wort gleichsam seinen Familiennamen verdrängt und ersetzt hat. Eins ist mir allerdings aufgefallen: Eine sonderbare Freundschaft verbindet meine beste Schülerin, eben diese Gretchen Kirschbaum, mit meinem mißachtetsten Schüler."

„Und worin äußert sich diese Freundschaft?"

„Matthias Stiel, der Dorfsündenbock, soll natürlich alles Böse im Dorfe verschuldet haben. Wer hat dem Herrn Pastor die Bohnenstangen zerbrochen? Wer hat die Kirschen gestohlen? Wer hat nach Vögeln geworfen? Natürlich das Tier und immer wieder das Tier! Aber Gretchen Kirschbaum ist seine beste Verteidigerin; sie läßt nichts auf ihn kommen, sie sucht ihn von jedem Verdachte zu reinigen und behandelt ihn doch mit einer vornehmen Geringschätzung, die ich ihr manchmal verweisen mußte. Sie ist seine unbedingte Herrin, er ihr willenloser Sklave, ihr Schatten, der jedes ihrer Worte wie eine Offenbarung aufnimmt. Dabei schmeichelt es dem von Eitelkeit nicht ganz freien hübschen Kinde, daß dieser große, ungeschlachte Mensch sie behandelt wie ein zahmer, treuer Löwe seine Herrin. Ein Wort von ihr genügt, um ihn zu lenken."

„Und sie hat diesen Einfluß auf ihn, weil sie ihn gegen ungerechte Anklagen manchmal verteidigt?"

„Das wohl auch, obschon er weiß, daß ich ein Feind von Anträgerei bin und ungerechte Anklagen schon so wie so feststelle und bestrafe. Aber am meisten Eindruck scheint es ihm zu machen, daß sie das einzige Kind im Dorfe ist, daß ihn nicht ‚das Tier', sondern ‚Mattes' — das heißt Matthias — nennt."

„Doch, doch, Herr Inspektor. — Schmitz Wilhelm und Karl! So! Setzt euch einmal gerade! — Herr Inspektor, rechnen Sie es den beiden Brüdern nicht gar zu schlimm an“, sagte er dann mit gedämpfter Stimme. „Es ist keine Mutter mehr im Hause und die beiden Kinder müssen jetzt während der Ernte Tag für Tag schon morgens vor fünf Uhr aufs Feld. Wenn sie dann zur Schule kommen, sind sie so müde, daß sie regelmäßig einschlafen.“

„Ja — — aber — — das geht doch nicht! Was machen Sie denn, wenn Ihnen die Jungen während des Unterrichts einschlafen?“

Der alte Lehrer warf einen väterlich-wohlwollenden Blick auf die mutterlosen Kinder. „Ich lasse sie ruhig schlafen, Herr Inspektor“, sagte er dann.

„Sie lassen — — sie schlafen?“

„Ja; denn der Schlaf ist den Kindern so nötig wie das tägliche Brot. Später, gegen den Winter, kommen sie dann manchmal zu mir ins Haus und ich arbeite sie wieder bei.“

Doktor Brockmeier sah nun auch den Lehrer einmal über die Brille an, aber der lächelte nur gutmütig.

„Fahren Sie fort!“ sagte er dann etwas besänftigt und zog den Kopf wieder ein, streckte ihn aber gleich wieder, als ‚das Tier‘ an die Reihe kam und auf jede, auch die leichteste Frage die Antwort schuldig blieb. Nun griff der Herr Schulinspektor selbst ein. Er sprach im vertrauenerweckendsten Tone, entfaltete bei der Fragestellung glänzendes pädagogisches und methodisches Geschick, legte dem Tier jede Antwort auf die Zunge, brachte aber trotzdem keine Silbe aus ihm heraus.

Die anderen Schüler und Schülerinnen drehten sich nach dem Prüfling um und kicherten; nur Gretchen Kirschbaum saß tadellos da, streckte bei jeder Frage den Finger und wurde jedesmal rot vor Verlegenheit, wenn Mattes nicht antwortete.

„Ihr sollt euch nicht umsehen!“ fuhr Herr Brockmeier ziemlich ungehalten die anderen Kinder an. „Und zu lachen gibt es da nichts! Der Junge schreibt und zeichnet viel schöner als ihr anderen alle. Der weiß auch ganz gewiß seine Sache; er ist nur zu bange, zu antworten. Wer mir den Stiel nächstens noch einmal schimpft oder belästigt, der kriegt es mit mir zu tun! Du! Der kleine Dicke da links an der Ecke in der vierten Bank! Wie heißt du?“

„Ich?“

„Ja, du! Wie heißt du?“

„Peter Kurt.“

„So! Du hast gestern den Stiel beschimpft und nach ihm geworfen. Der Herr Lehrer wird dich dafür die ganze Woche täglich eine Stunde

weckten den Herrn Kreisschulinspektor dann gegen fünf Uhr schon zwei dralle Mägde, die drunten im Hof an der Waschbütte standen und lustige Lieder in den schönen Morgen sangen. Kein Wunder, daß der Herr Inspektor mit übernächtigem Gesicht schon so früh und etwas verstimmt an der Schule erschien.

Herr Rabe war mit den größeren Kindern noch in der Kirche; nur die Abc-Schützen standen mit ihrer Tafel, ihrer Fibel und ihrer bei jedem Schritte rappelnden Griffelbüchse an der Mauer des Spielplatzes. Dem scharfen Blicke des Gestrengen entging nicht, daß zwei größere Jungen ihm besonders scheu auswichen und es so einzurichten wußten, daß sie stets auf der entgegengesetzten Seite waren, wenn der Schulinspektor um das Haus herumwanderte. Herr Brockmeier machte also Kehrt und ging diesmal in anderer Richtung um das mitten auf dem Spielplatze liegende Haus herum. Dadurch erreichte er, daß er an der zweiten Hausecke den Jungen von weitem einen Augenblick ins Gesicht sehen und sich überzeugen konnte, daß es zwei der Knaben waren, die gestern ‚das Tier' angegriffen und beschimpft hatten. Was er aber noch mehr erreichte, war, daß einer der Missetäter spurlos verschwand und der dritte im Bunde — von ihm wohl gewarnt, überhaupt nicht sichtbar wurde.

War die Stimmung des Revisors ohnehin nicht rosig gewesen, jetzt wurde sie bitterböse. Sein ernstes, grämliches Gesicht ängstigte die Kinder, und in der nachfolgenden Prüfung blieben manche Fragen unbeantwortet. So oft einer der kleinen Kandidaten nicht Bescheid wußte, reckte Herr Brockmeier den Hals und brachte dadurch seinen Kopf um zehn Zentimeter höher. Die Fugenheimer Jugend sah das mit Schrecken, sie kannte dies üble Zeichen — neunmal war jetzt der Kopf schon in die Höhe gekommen und dreimal hatte der Gestrenge bereits über die goldene Brille gesehen.

Auch Herr Rabe wurde nervös davon; jedesmal warf er einen Seitenblick nach dem langen Halse seines Vorgesetzten, der wie ein Barometer die Witterung anzeigte — kurz hieß: gut, lang: schlecht, dauernd lang: sehr schlecht.

Jetzt stand das Barometer auf sehr schlecht: der Hals reckte sich mehr als sonst, der Kopf kam gar nicht mehr herunter, und nun sah er auch noch über die Brille!

Herr Rabe wurde darüber ganz verwirrt, er verlor den Faden und sah seinen Vorgesetzten fragend an.

„Aber, Herr Rabe!"

„Herr Inspektor?"

„Da sitzen ja wahrhaftig zwei Jungen — — — während hier die wichtigsten Dinge vorgehen, sitzen da wahrhaftig zwei Jungen und schlafen wie die Murmeltiere! Ja, sehen Sie das denn gar nicht?"

Inspektor doch etwas kühler als sonst von seinem Untergebenen. Zum Schluß verbot er den Kindern ausdrücklich, den großen Jungen zu verspotten, reckte den Kopf nochmals sehr hoch, ließ stirnrunzelnd sein Auge streng über die Klasse schweifen und ging dann. In der Wirtschaft nahm er an dem historischen Tische unter dem Bilde des Prinzen das Mittagessen ein, holte dann seine Gummischuhe vom Ammoniakzimmer und warf zum Abschied der ihn beharrlich ankläffenden großen Dogge einen so bösen Blick zu, daß man nicht wußte, wer den anderen wütender ansah: die Dogge den Inspektor, oder der Inspektor die Dogge.

4. Kapitel.

Über den dürren, fahl in sengender Sonnenglut schmachtenden Feldern lag ein still brütendes, beängstigendes Schweigen. Die großenteils schon abgemähten, terrassenförmig übereinander liegenden Getreidefelder taten dem Auge weh, so grell beleuchtet waren sie, und die kurzen, scharfen Schlagschatten, die die in regelmäßigen Abständen aufgerichteten Garben warfen, standen schroff wie Pfähle eingekeilt in dem einförmigen Bilde. Der wolkenlose, stahlblaue Himmel strahlte eine so unbarmherzige Hitze aus, daß die verbrannte Flur wie im Fieber lag. Man sah, wie die erhitzte Luft schemenhaft um die Ackerraine flirrte.

Die wohlgepflegte, mit krummgewachsenen Apfelbäumen eingesäumte Landstraße herunter kam in rotleuchtendem Kleide barhäuptig ein Mädchen, Gretchen Kirschbaum, die Dorfprinzessin, wie der Inspektor sie genannt hatte. Trotzdem sie einen verjähreiften, wurmstichigen Apfel mit dem kleinen Fuße vor sich hertrieb, waren ihre halbgeschlossenen, versonnenen Augen mehr nach innen, als nach außen gerichtet — sie träumte.

„Livvelingchen! — Livvelingchen!“ rief eine Kinderstimme.

Ohne stehen zu bleiben oder sich auch nur umzusehen, tat das Mädchen, als ob ihm der Ruf gar nicht gegolten habe.

„Livvelingchen! — Livvelingchen!“

Jetzt kamen zwei flachsblonde Mädchen von etwa zehn, zwölf Jahren angerannt, warfen die Flechten zurück und sagten: „Livvelingchen, wir haben junge Kätzchen!“

„Wir auch“, sagte Gretchen und ging ruhig weiter.

„Wir haben aber drei graue und ein fuchsiges!“

„Wu!“ sagte Gretchen wegwerfend. „Wir haben fünf weiße mit schwarzen Pfoten.“

Die Kinder, die gar zu gern eine Unterhaltung mit dem größeren Mädchen angeknüpft oder es zur Spielgenossin gehabt hätten, begleiteten die Dorfprinzessin schweigend noch ein Stückchen.

„Du! Wohin gehst du?“ fragte das ältere der beiden Mädchen.

„Nirgends.“

nachsitzen lassen. — Und wie hieß der andere Junge, der eben vom Schulhof weggelaufen ist und der nun an der Schule vorbeigeht?"

„Franz Velten."

„Schreiben Sie diesen Jungen, bitte, unentschuldigt in die Liste; der war auch mit dabei, und weil er mich nun fürchtet, weil er ein böses Gewissen hat, läuft er einfach an der Schule vorbei! Dem Jungen ist die gleiche Strafe zu diktieren. — Peter Kurt, wie hieß der dritte Junge, der gestern bei dir war, und der nun jetzt im Unterricht fehlt?"

„Röttgen, Wilhelm."

„Nehmen Sie also auch von dem keine Entschuldigung an und bestrafen Sie ihn in der gleichen Weise, Herr Lehrer. — Ich werde euch lehren, ordentlich gegen die anderen Kinder zu sein! Und du, Matthias Stiel, du sagst dem Herrn Lehrer nächstens immer, wenn dir einer was zu leid tun will! Verstanden?"

Das Tier antwortete nicht; es senkte den dicken Kopf nur noch tiefer vor dem Hochnotpeinlichen.

„Nun lassen Sie den Jungen einmal an die Holztafel kommen, Herr Lehrer, und geben Sie ihm etwas zu rechnen auf, wobei er nicht zu sprechen braucht."

Beschämt und schuldbewußt kam ‚das Tier' an die Tafel. Der Lehrer stellte ihm eine durchaus nicht leichte Aufgabe. Der Junge stand einen Augenblick unschlüssig, dann schrieb er. In kürzerer Zeit als seine Altersgenossen, die dieselbe Aufgabe auf ihrer Schiefertafel ausrechnen mußten, hatte er die Antwort.

„Na, das ist ja prächtig!" sagte der Schulinspektor freudig überrascht. „Kannst du auch ein Gedicht auswendig, Matthias?"

Matthias nickte nur und grinste verlegen, indes Gretchen Kirschbaum ihm aufmunternd zuwinkte.

„So, dann sag' es einmal", forderte ihn der Examinator auf; aber der Junge schwieg und schien ganz in sich selbst kriechen zu wollen.

„Deutscher Rat", sagte jetzt Herr Rabe. „Nun, Matthias, fang' einmal an:

„Vor allem eins, mein Kind, sei treu und wahr!"

Der Junge regte sich nicht.

„Vor allem eins, mein Kind", munterte ihn nun auch der Inspektor auf, erreichte damit aber nur, daß das Tier einen Fuß auf den anderen stellte und gar nicht aufzublicken wagte. „Nun ja, dann setz' dich!" sagte er endlich. „Gretchen Kirschbaum, sag' du uns das Gedicht einmal auf!"

Die Schülerin tat es mit guter Betonung und erntete ein Lob. Ohne merklichen Zwischenfall nahm dann die Schulprüfung ihren weiteren Verlauf, aber trotzdem nun alles so leidlich ging, verabschiedete sich der

„Na, Schwamm drüber! — Bist du mir auch wieder an den Jakobsäpfeln gewesen, du Schlingel?" sagte der Herr jetzt leichteren Tones, indem er mit sichtlichem Wohlbehagen das Mädchen in beide Backen kniff.

„Ich?"

„Ja, du!"

„Sicher nicht!"

„Oho! Wer's glaubt!"

Das Mädchen lächelte halb geschmeichelt, halb verlegen, denn es wußte, daß Herr von Fredelager, den sonst alle Kinder im Dorfe fürchteten, gerne mit ihm scherzte.

„Na, du darfst schon mal an die Jakobsäpfel gehen, weil du so schöne, rote Backen hast!"

Dabei strich er ihr blinzelnd wieder wohlgefällig über beide Wangen.

„Und an die Schlotteräpfel darfst du mir gehen, weil du ein so nettes Vorwitznäschen hast!"

Gretchen, dem das Spiel gefiel, lachte belustigt über den Nasenstüber, den es bekam.

„Und an die Weinäpfel darfst du mir gehen, weil du ein so weißes Hälschen hast!"

Er strich ihr langsam über den Hals und den Nacken herunter, soweit es der Ausschnitt ihres Kleides erlaubte. Seine Augen leuchteten dabei so sonderbar, daß dem Kinde unbehaglich wurde. Der Mann bemerkte es nicht.

„Nur an die Goldreinetten darfst du mir jetzt noch nicht gehen! Hörst du?

Aber wenn du einmal groß bist,
Wenn du nicht mehr auf Mutters Schoß bist,
Und wenn du — — —"

Er suchte nach einem weiteren Reime, fand anfänglich keinen und lachte dann laut auf; denn jetzt hatte er einen gefunden, der seinem Geschmacke entsprach. Indem er bei jedem Reim dem Kinde einmal auf die Nase tupfte, deklamierte er:

„Wenn du nicht mehr auf Mutters Schoß bist,
Wenn der Kerl da mal groß ist,
Wenn er nicht mehr in die Hos' — — —"

Er verschluckte den Reim, lachte unbändig und riß Livvelingchen unsanft an beiden Ohren.

Sei es nun, daß er zu ungestüm an den kleinen Ohren gerissen, sei es, daß der rohe Scherz das Kind verletzt, es trat zurück, und da er die Ohren noch immer nicht loslassen wollte, schlug es ihn erregt und entrüstet auf die Finger.

„Willst du unsere Kaninchen mal sehen?"

„Wu, Kaninchen!" machte Gretchen geringschätzig.

Die Blondköpfe blieben zurück, steckten den Finger in den Mund und sahen dem selbstbewußt dahinschreitenden Mädchen etwas enttäuscht nach.

„Sie will nicht!" sagte das kleinste der Mädchen betrübt.

„Laß sie. — Sie ist zu affig!" erklärte das andere.

Die Dorfprinzessin, die jetzt rascher ausschritt, um allein zu bleiben, war auf dem langsam abfallenden Zickzackwege hinter den Obstbäumen den Blicken der Zurückgebliebenen um so rascher entschwunden, da das ganze Gelände aus langgezogenen, einförmigen Hügeln bestand, die sich dünenartig neben- und hintereinander schoben und den Horizont nach allen Seiten eng begrenzten.

Gretchen strich sich einmal über sein dunkelbraunes, gewelltes Haar, ging nach etwa fünf Minuten weiter und blieb dann am Chausseerande, der jetzt tiefer und steiler abfiel, stehen.

Der Himmel hing voller Lerchen.

Tirilie! Tirilie! Tirilie!

Plötzlich pfiff jemand, und das Mädchen sah überrascht auf. Den Weg herauf kam verstaubt und sonnverbrannt ein Mann, der zwischen dreißig und vierzig Jahre alt sein mochte. Dreißig schätzte man ihn, wenn man seine elastische Gestalt, über vierzig, wenn man seine etwas verdunsenen Gesichtszüge betrachtete. Er trug dunkelgrüne Lodenkleider wie ein Jäger, hielt die Hundepeitsche in der Hand und zog mit einer scherzhaften Reverenz den etwas vergriffenen Hut tief vor dem Mädchen.

„Guten Tag, Fräulein Kirsch-, Apfel- und Pflaumenbaum", sagte er lachend.

„'n Tag, Herr Baron."

„Nanu, die Hand darfst du mir doch geben, Fräulein Pfirsichbaum! Rein gewaschen bin ich schon."

Er nahm die Hand Gretchens und tätschelte sie.

„Wo gehst du hin, Livvelingchen?"

Das Mädchen entzog ihm die Hand, die er nicht wieder losgelassen.

„Ich weiß es nicht."

„So! — Ist dir der Bock nicht begegnet?"

„Bocks Peter?"

„Nein, der Alte, sein Vater."

„Der alte Bock kam eben durch die jungen Tännchen."

„Durch die jungen Tännchen? Das Aas!"

Baron von Fredelager hieb einmal mit der Hundepeitsche durch die Luft.

„Weißt du nicht, wo er hinging, der alte Bock?"

„Nein, ich weiß es nicht, Herr Baron."

Saumagen!" Sie warf dem achtlos weiterschlendernden Baron einen bösen Blick nach, wischte sich den Schweiß von der Stirne, griff zur Sichel, bückte sich wieder und hieb das blinkende Eisen zorngemut zwischen Johanniskraut, Waldziest und Wachtelweizen.

Der Weg, den Gretchen verfolgte, führte jetzt links an einer ziemlich steil abfallenden Berghalde vorbei in ein schmales Tal, das sich rechts vom Wege noch vertiefte, und zwischen Haselnußstauden, Erlen, Ulmen und üppig wucherndem Kälberkropf in steil abfallenden, steinigen Uferwänden einen Bach umschloß, der bei der langandauernden Dürre fast ganz ausgetrocknet war.

Vom Wege abbiegend, stieg das Mädchen langsam hinunter zu dem Bachbett und schritt nachdenklich über die großen Steine, zwischen denen das Wasser träge und spärlich von Tümpel zu Tümpel floß. Gretchen drehte dabei unablässig das Geschenk des Barons verspielt zwischen den Fingern und sah mit etwas verschleierten Blicken in die Wassertümpel, ohne die zahlreichen Wasserspinnen zu gewahren, die hier eifrig Schlittschuh liefen.

Das Bachbett bog jetzt mehr von der höher gelegenen Landstraße ab und war so mit dichtem Strauchwerk verwachsen, daß es mit seinen steilen, steinigen Uferwänden ganz den Blicken der Vorübergehenden entzogen war. Dort, wo vier mächtige, im Quadrat zueinander stehende Pappeln die Ecken einer natürlichen Kammer zu bilden schienen, machte das Mädchen Halt, horchte einmal auf das laute Gelächter des Spechts und bestieg dann mühelos eine schräg über das Bachbett hängende alte Kopfweide, deren verstümmelte Äste einen natürlichen Ruhesitz boten.

Einige Motten, die durch die Erschütterung der Zweige aus ihrer Ruhe gestört worden waren, flogen zwischen die wilden Balsaminen am Bachrande, um sich ein neues Versteck zu suchen, eine Wasserjungfer schwirrte vorüber, der Specht schrie noch einmal, dann war alles still, nur ganz fern hörte man auf einem ausgefahrenen Feldwege eine Bauernkarre bullern.

Das Mädchen streckte sich wohlig auf seinem lauschigen Sitze, ließ den schön geformten Kopf hintenüber gegen einen Zweig sinken und blinzelte verträumt zwischen den leise sich regenden, sonndurchleuchteten Blättern hindurch in den blauen Himmel hinein. So blieb es lange. Dann richtete es sich rasch auf und sah mit lebhaftem Interesse nach dem gegenüberliegenden, großen Aste. Dort lief ein schwarzglänzendes Tier, wie es noch keins gesehen hatte, doppelt so groß, aber ganz genau so geformt wie eine große Waldameise. Zwischen den Freßzangen hielt das Tier eine kleine Spinne fest, die es überwältigt hatte und die es nun einem Versteck zuschleppte.

Erschrocken über das häßliche, mordlustige Tier, rückte Gretchen weiter zurück; aber die Neugier überwand den Ekel; bald beugte es sich

„Autsch! Autsch! — Ich will nicht!“

„Na, na, na, na!“ lachte der Baron. Jetzt kitzelte er mit einem Grashalm das Mädchen, um es wieder gut zu stimmen. „Kille! Kille! Kille! — So schlimm war's nicht gemeint, Kräutchen Rührmichnichtan!“

Aber seine Scherze verfingen nicht mehr. Das Kind schmollte und wandte sich ab.

„Hat's weh getan? — Wirklich? — Wart mal! Da, hast du Schmerzensgeld!“

Er zog aus seiner Joppe einen Bleistift, der in einem kleinen, silbernen Halter steckte und hielt ihn dem Kinde hin.

„Echt! Silber! — Willst du?“

Gretchen überlegte noch und strich sich etwas erregt das zerzauste Haar über die jetzt brennendroten, feingeformten Ohren.

„Na, so nimm doch nur! 's ist kein Gift dran! Und wenn dir der Schweinhund, der Bock, mal wieder im Wald begegnet, sagst du's mir. Verstanden?“

„Ja, Herr Baron. — Danke!“

Gretchen nahm rasch den Stift, drehte ihn aber etwas verlegen zwischen den Fingern.

„Da wären wir also wieder gut Freund, was?“

„Ja, Herr Baron.“

„Also eingeschlagen!“

Er steckte die Hundepeitsche in den Gürtel und hielt ihr beide Hände hin. Sie legte ihre Hand in die seine und er schien sie nicht wieder loslassen zu wollen. Aber sie zog die Hand rasch zurück, wischte sie an der Schürze ab, machte einen Knix und ging weiter.

Als sei er auf der Kegelbahn und sie das Ziel seines Wurfes, schob er statt der Kegelkugel lachend einen der am Wege liegenden grasgrünen Äpfel hinter ihr drein.

„Alle neun, Livvelingchen!“ rief er neckend; aber sie sah sich nicht mehr um, als der Apfel im Staube neben ihr herkollerte.

Etwas verdrossen darüber kaute der Jäger an seinem Schnurrbart, schlug dann einmal mit der Peitsche gegen seine Stiefelschäfte, zündete sich nachdenklich eine Zigarre an, rückte die Büchse auf seiner Schulter zurecht, pfiff seinem Hunde und ging dem Dorfe zu.

Er war noch keinen Steinwurf weit gekommen, als sich hinter einem Brombeergebüsch, wo sie Futter fürs Vieh geschnitten, eine große, derbknochige Bauernfrau aufrichtete. Sie hatte sich ein gestärktes, weißes Leinentuch zum Schutze gegen den Sonnenbrand um den Kopf gelegt. In dem Tuche, das ihr das Haar ganz verdeckte, sah ihr männlichhartes, sonngebräuntes Gesicht mit den funkelnden Augen noch strenger aus, als es ohnehin schon war. „Der Saumagen!“ murmelte sie, „der

gelbglänzenden Saft ausgeschwitzt, den die Kinder „Kuckuck“ nannten. Nicht ohne Mühe riß er das Stück Baumharz von der furchigen Rinde los und brachte es dem Mädchen. Er reichte es dem noch immer über ihm auf der Weide sitzenden Kinde hinauf, als sei es der Tribut für eine Königin, als sei er und nicht sie beschenkt.

Das Mädchen befeuchtete das Stück Baumharz mit Speichel und begann nach Kinderart zu spinnen: es zog feine, seidenartig glänzende Fäden aus der klebrigen Masse und wickelte sie um Daumen und Zeigefinger der linken Hand.

Das Tier sah sprachlos ganz andächtig dabei zu.

„Da, du kannst es essen; ich mag es nicht!“ sagte Gretchen, indem sie das Gespinst vom Finger löste und es dem großen Jungen reichte, der es lächelnd wie eine seltene Kostbarkeit in den Mund steckte.

„Du! In der Wallonenmühle spukt es. Weißt du's schon?“

Er nickte und kaute an ihrem Gespinst.

„Da soll einmal ein böser Mensch dem Müller von der Wallonenmühle das Wasser abgegraben haben. Nun findet er im Grabe keine Ruhe und muß nachts als Gespenst das glühende Mühlrad treten, gerade wie der Hund vom Schmied das Rad zum Blasebalg.“

Der Junge hörte erstaunt zu; seine Augen hingen unverwandt an den Lippen des Mädchens. Das Kind erzählte langsam und spann die Schauergeschichte von dem Gespenst in dem glühenden Tretrad lang aus. Das Tier sah sie dabei so sonderbar an. Seine Augen waren so fremd und schön, wenn er zu ihr aufschaute und ihr gespannt zuhörte. Er glaubte an ihre Worte wie an das Evangelium. Dem hätte sie sagen können, was sie wollte, der glaubte ihr jedes Wort, und das war schön.

„Du! — Mattes! — Der Baron hat mir einen silbernen Bleistift geschenkt.“

Das Tier grunzte etwas und senkte den Kopf; es schien lieber von dem Gespenst als vom Baron zu hören.

„Sieh mal, wie fein!“

Gretchen zog den Stift aus der Tasche, stieß einen kleinen Schreckensruf aus und rutschte rasch vom Baume. Sie hielt nur noch den halblangen Bleistift in der Hand; die silberne Hülse mußte sie vorhin im Grase verloren haben.

„Er ist fort!“

„Was?“

„Der Halter!“

Ganz unglücklich über den Verlust suchte sie im Grase und zwischen den Steinen des fast ausgetrockneten Bachbettes.

„Hilf doch! Such' doch mit!“ rief sie ihrem sonderbaren Freunde zu, aber der Junge lehnte sich an die Weide und machte keine Anstalten, ihr suchen zu helfen.

weit vor, um das Schauspiel näher betrachten zu können. Die kleine Spinne wehrte sich mit ihrer letzten Kraft und zwang mit ihren hilflos zappelnden Beinchen ihre weit stärkere Überwinderin rückwärts zu laufen, manchmal Halt zu machen und ihr die Zangen tiefer in den Leib zu bohren. Ein tüchtiger Stoß gegen den Ast hätte genügt, die beiden Tiere auseinander zu bringen und dem raublustigen schwarzen Tier sein Opfer zu entreißen. Aber Gretchen dachte nicht daran, die kleine Spinne zu befreien. Gespannt und ohne einen Zug von Mitleid in dem hübschen Gesicht, sah es den Bemühungen des schwarzen Tieres und den letzten Todeszuckungen des Spinnchens zu. Es wandte selbst den Blick nicht ab, als das häßliche Tier sein Opfer endlich erwürgt hatte und es nun heißhungrig aussog. Erst, als der leere Balg der Erwürgten hinuntergefallen war, stieß Gretchen mit dem Fuße gegen den Ast, daß die ekelhafte Siegerin in den Bach hinunterfiel. Dann lehnte es sich wieder hintenüber, verschränkte die Hände hinter dem Kopf, sah in den Himmel und hörte dem Gelächter des Spechtes zu.

„Der Specht, der lacht;
Morgen regnet's, daß es kracht!"

sagte es halblaut. Dann richtete es sich wieder auf und lauschte; jemand kam das Bachbett hinunter.

Es war ‚das Tier'.

Langsam und unbeholfen kam der Junge heran. Wie immer hielt er den Kopf gesenkt. Der grüne Widerschein der sonnenbeschienenen Sträucher ließ sein blasses Gesicht noch häßlicher erscheinen, als es schon war. Jetzt blieb er stehen, hob den Kopf und sah das rote Kleid des Mädchens in der niederen Baumkrone im Sonnenschein leuchten wie eine große, fremde Blume. Der Junge schien gar nicht überrascht. Vor der Weide blieb er stehen, zog verlegen die eckigen Schultern hoch und sagte: „Livvelingchen!"

War es der Reflex des scharfbeleuchteten Kleides oder war es die Freude; sein breites Gesicht erschien in diesem Augenblicke verklärt, seine Augen strahlten, und er sprach das Wort mit einer solchen Innigkeit aus, daß das Mädchen geschmeichelt lächelte.

„Livvelingchen!"

„Mattes?"

Eine Zeitlang sprach keines; dann fragte das Mädchen: „Mattes, weißt du, wo Kuckuck ist?"

Der Junge nickte bejahend.

„Dann gib mir was."

Sofort, als wäre es ein Befehl, machte der Junge Kehrt, kletterte an einem in der Nähe wachsenden wilden Kirschbaum hinauf und machte an einer Stelle Halt, wo der Baum den an der Luft zähklebrig gewordenen

„Kennst du es denn nicht, Herr König?" antwortet er. „So geruhe doch, die Bildnisse dieser Scheibe zu betrachten, ob du nicht bekannte Landschaften drin findest. Was da aus der Tiefe aufsteigt und du, großer König, vielleicht für den aufgehenden Mond halten wirst, das ist dein einstiges Vaterland, die Erde. Du kannst sie jeden Abend, wenn dir belieben sollte, so lange wach zu bleiben, aufgehen sehen, und wenn du die Neigung haben solltest, diesem Gegenstande deine nähere Aufmerksamkeit zuzuwenden, so werde ich glücklich sein, dir dabei in tiefster Untertänigkeit zu dienen. — Einstweilen, erhabener Herrscher, habe ich, deinen Befehlen gemäß, mit den Eigenschaften deines Königreiches und seiner Bewohner dich bekannt zu machen. Ich bitte untertänig, Herr König, in Gnaden zu bestimmen, wann das beginnen soll."

Schon am nächsten Tage habe ich mich von dem weisen Manne auf den Markt führen lassen. Da ist nicht das sonst übliche Gedränge und Geschrei, alles geht gemessen und rücksichtsvoll her und die Leute überbieten sich in Aufmerksamkeiten. Ich bin unerkannt und beobachte einen Handel, den zwei Männer miteinander machen. Der eine hält Kälber feil, der andere Korn- und Mehlbündel.

Der Bündelmann fragt: „Was kostet dieses schöne Kalb?"

Der Kalbmann antwortet: „Gib mir dafür einen Sack Weizenmehl."

Der Bündelmann: „Das ist wohl zu wenig, mein Freund. Der Sack Weizenmehl wiegt kaum fünfzig Pfund und das Mehl ist zwar gut, aber nicht ganz fein."

Der Kalbmann: „Ich bitte dich, zu erwägen, Teuerster, daß auch mein Kalb kein sehr großes Gewicht hat. Dazu sind noch die Knochen und dergleichen abzurechnen, während dein Mehl bis auf das letzte Stäubchen zu genießen ist."

Der Bündelmann: „Aber bedenke, Geliebter, daß Fleisch weit vorteilhafter ist als Mehl. Ich biete dir für das gute und fette Kalb zwei Säcke an."

Der Kalbmann: „Erlaube, das müßte man erst untersuchen, was nahrhafter ist, Kalbfleisch oder Weizenmehl. Indes, damit wir uns einigen: Gib mir für das Tier einen und einen halben Sack."

„Gut. Wegen ein anderes Mal. Du sollst für dein Kapitalkalb also bloß einen und einen halben Sack Weizenmehl haben."

Sie sind einig und küssen einander gerührt die Wangen.

Dieses Erlebnis hat mich fast noch mehr staunen gemacht als der wachsende Turm und die aufgehende Erde.

„Mit Vergunst, Herr König, wie kann denn das anders sein?" sagt der Weise. „Jeder kennt doch die Mängel seiner Ware am besten. Das Übervorteilen würde nur Unannehmlichkeiten hervorrufen. Wenn

„Such' doch mit, Mattes! Such' doch mit! Der schöne Bleistift!"

Gehorsam stocherte er jetzt im Grase herum, griff mit der Hand in die Bachtümpel und tat alles, um ihr wieder zum Besitz des verlorenen Geschenkes zu verhelfen. Seine Bemühungen waren fruchtlos. Die Hülse fand sich nicht. Das Tier brachte statt des Silberstiftes eine große Weinbergschnecke von seinem Gange mit zurück und warf sie in das Rinnsal, das sie rasch entführte.

„Die geht verreisen!" sagte er.

„Und du bist ein Esel!" rief Gretchen, mußte aber doch lachen und schien ihren Verlust rasch vergessen zu haben.

Der Junge war ganz glücklich darüber. Er sah das Mädchen immer aus treuen, gutmütigen Augen an wie ein ergebener Hund seinen Herrn. Auch über den „Esel" lächelte er, als habe ihm die Dorfprinzessin damit eine Schmeichelei gesagt.

„Warum bist du heute, als der Schulinspektor da war, wieder so dumm gewesen?" fuhr sie ihn plötzlich an. „Du kannst doch alles! Gib doch Antwort, wenn sie dich fragen!"

Sie war unterdessen wieder auf ihren Lieblingsbaum gestiegen, und er stand unten vor ihr wie ein armer Sünder, der weiß, daß er ein strenges Gericht verdient hat.

„Wenn du dich immer so dumm stellst, lachen sie über dich oder schimpfen dich. Aber ich will es nicht! Ich will es nicht!"

Sie hatte sich aufgerichtet und hieb so zornig mit dem Absatz wider den alten Baum, daß ein Stück Borke absprang und in den Bach fiel.

(Fortsetzung folgt)

Das lichte Land.

Eine Erzählung von **Peter Rosegger**.

(Schluß.)

Und eines Tages ist es, daß ich von einer außerordentlichen Himmelserscheinung so heftig überrascht werde, daß mein Weiser lächelnd sagt: „Herr König, verzeihe mir's gnädig. Du bist noch nicht lange genug hier, um all die Dinge und Zustände zu kennen und gewohnt zu sein, die dieses Land auszeichnen."

Ich hatte bisher nämlich gemeint, mich auf dem Monde zu befinden, und da sehe ich an diesem Abend, als ich etwas länger als sonst wach bleibe und am Meeresrande spazieren gehe, daß im Osten — der Mond aufgeht. Ein Riesenmond. Eine ungeheuere Scheibe, mattrot und mit viel deutlicheren Bildnissen, als sie sonst im Monde zu sehen gewesen sind.

„Was ist das?" frage ich meinen Begleiter, den Weisen.

kommen dieses tausendjährigen Paares, das da im Festzuge nahen wird, nirgends die Rede ist. Mein weiser Begleiter muß mich erinnern, daß es Nachkommen in diesem Reiche nicht gibt. Die Schmerzen des Gebärens wie das Leid des Sterbens sind die am schwersten verbotenen Sünden. Um so höhere Tugenden sind die Freuden der Ehe, die keinen Sündenkeim in sich tragen. — Der Festzug wallt heran, er ist in Ruhe, kein Singen und kein Jauchzen, nur lächelnde Gesichter. Jetzt kommt ein junges Menschenpaar, der Jüngling ist schlank und schön wie der junge Gott, das Mädchen —. Ich schweige . . . All mein Lebtag, weder auf Erden noch in diesem Himmel, habe ich ein Weib gesehen, das mein Blut so hätte aufgeweckt. Aber die beiden Menschenkinder gehen vorüber und ich habe zu achten, das greise Hochzeitspaar nicht zu übersehen. Und das kommt nicht.

Als der Zug nach zwei Stunden sein Ende erreicht hat, sehe ich zu meinem Weisen hinab und frage, wo denn das Hochzeitspaar geblieben?

Und der Weise spricht ganz leise zu mir, daß uns sein Wort nicht verrate: „Heil über dein erhabenes Haupt, mein König! Soll denn das schöne Hochzeitspaar nicht die Gnade gehabt haben, von dir gesehen worden zu sein? Glaube ich doch selber bemerkt zu haben, wie dein königliches Auge mit Wohlgefallen auf dem anmutigen Paare geruht hat!"

So habe ich erst wieder müssen erinnert werden, daß die Menschen des lichten Landes in ewiger Jugend leben, daß das Brautpaar nach tausend Jahren auf der gleichen Höhe des ewigen Lebens steht wie an jedem Tage.

Aus dem Palaste der Zehntausend herüber rufen die Türmer zum Festmahl. Ich habe fliehen wollen vor einer Gefahr, die ich in meinem Innern aufwogen fühle, aber mein Weiser zerrt mich mit sich, ohne alle Ehrerbietung, so wie ein Gärtnerbursche den anderen zerrt, und nicht lange, so sitzen wir im Festsaale bei der Tafel, gerade gegenüber dem tausendjährigen Jubelpaare. Ich muß die Braut ansehen und immer die Braut ansehen. Ich kann nicht essen und nicht sprechen und nicht hören. Endlich nehme ich aus dem Alabasterkrug, der vor mir steht, eine rote Rose und reiche sie über den Tisch der Braut, die sie mit entzückendem Lächeln annimmt. In diesem Augenblick ist der Bräutigam aufgestanden, der schlanke, blühende Mensch, und freundlich spricht er zu mir: „Herr Gärtner! Es scheint, daß du ein besonderer Verehrer meiner Braut bist. Und ich lese in dem Blicke meiner Vielgeliebten, daß du Erhörung findest. Es gereicht mir zur Freude, einem teueren Festgenossen die Gastfreundschaft erweisen zu können, die er wünscht."

Wie soll man sich das anders denken, als daß es Hohn ist, dem vielleicht der Dolchstoß folgt! Aber die Tafelgesellschaft bleibt arglos

du, mein großmächtiger Gebieter, den ganzen Markt dahin zu beschauen die Gewogenheit haben willst, so wirst du sehen, daß es alle Käufer und Verkäufer so halten wie diese Bürger, die du beobachtet hast."

Ich habe hernach Lust bekommen, in eine der Ergötzungshallen zu treten, wie sie auf dem Markte mit ihren großen Toren zum Eintritt einladen. Da gibt es Schaustellungen, ähnlich wie man sie auf Erden sehen kann, nur alles gemäßigter und lieblicher, die Darstellung von Leidenschaften und verwegenen Taten fehlt fast ganz. Zum Schlusse ist ein neues Phantasiestück von einem jungen, noch unbekannten Dichter aufgeführt worden, das seiner unerhörten Eigenart wegen bei den Zuschauern zuerst ein fast lebhaftes Für und Wider hervorruft. Es wird dargestellt, wie ein Mensch hilflos und vor Schmerz gekrümmt auf dem Krankenbette liegt. Der Arzt steht ratlos da, die Anverwandten stehen da und klagen, und so vor ihren Augen ist es, daß der Kranke allmählich stirbt. Mit Widerwillen wenden sich die Zuschauer ab und es wird das Begehren laut, daß solche abgeschmackte, ja naturwidrige Stücke verboten werden sollten, sie seien geradezu sittenlos und dazu angetan, schwache Persönlichkeiten zu sündigen Gefühlen zu verleiten. Bald nach diesem Tage ist bei mir die Forderung des Patriarchen eingelaufen, alle Schaustellungen menschlichen Elendes und Leidens in meinem Reiche zu unterdrücken.

So bin ich von meinem Weisen geleitet worden durch das Reich, jeden Tag ein anderes Erlebnis, ein anderer Genuß, ein anderes Recht zum Glücklichsein. Überall, wohin ich komme, entfaltet das Reich seine Freuden, und mein, des Königs, ist das Recht, die auserlesensten zu genießen. Also sage ich einmal zu meinem Begleiter: „Überall und überall königliche Rechte. Wo bleiben denn nur die königlichen Pflichten?"

Mein Weiser verneigt sich und schweigt.

Da ist mir fast einmal bange geworden. Wenn in diesem Reiche die Pflicht fehlen sollte! Wenn der König alle Rechte haben sollte, nur nicht das zur Pflicht?! — Wäre das auszuhalten? —

Und nun kommt der merkwürdige Hochzeitstag. Schon lange vorher ist davon gesprochen worden und die Stadtvertretung hat dreißig Millionen Adamd'ors bewilligt, um das Fest würdig zu feiern und die seltene Freude im lichten Lande zu verbreiten. Ein Ehepaar begeht den tausendsten Jahrestag seiner Vermählung. Ich habe mich unerkannt an dieser Hochzeit beteiligt. Als zwei Gärtnerburschen, die Anordnungen der Kränze- und Blumenzier zu überwachen haben, sind wir, ich und mein Weiser, mitten im Feste gewesen. Ich beschreibe es nicht. Das glänzendste Hochzeitsfest auf Erden, hundertfach vergrößert, könnte noch kaum einen Begriff geben von der Pracht und Schönheit dieses Volkstages. Überall Freude, aber nirgends Lust. Mir ist aufgefallen, daß von den Nach-

die Länder, auf dem dunklen Gewässer, und ich denke noch: Was geht in diesen Kupferplatten alles vor!

Mein Weiser frägt mich in musterhafter Höflichkeit, ob ich mich nicht des Fernrohres bedienen wolle, das — wie ich jetzt sehe — in einer Scharte der Turmzinne angebracht ist. Ich tue das, unschwer findet sich mein Auge zurecht. Eine gute Weile mag ich herumgelugt haben auf die dunklen Kulturländer der Erde. In das Getriebe der Städte habe ich geschaut, in das Innere der Wohnräume, in die Tiefen der Herzen. Neues habe ich nichts gefunden, es ist noch der alte Wirrwarr, der alte wütende Streit, das alte Elend, der alte Jammer überall. Einzelnes habe ich näher betrachten wollen, es ist mir nicht möglich gewesen, so hat mich der Ekel geschüttelt. Wie ich ablasse von dem widerlichen Rohr und mein Gesicht wieder hinwende auf das lichte Land, wo der ewig verbürgte Friede ist und die weise abgemessene Freude, da segne ich dieses Land und segne mich, der sein erster Bürger ist, und kehre wohlgemut zurück in das Königsschloß.

Erst als ich ganz allein bin mit mir, hat sich alles, was das Fernrohr nur flüchtig gezeigt, in mir entwickelt vieltausendfach, jede Qual, die dort die Natur den Menschen antut, jede Bosheit, Falschheit und Haßgier, mit der sie einander verfolgen, jeder Schmutz, mit dem sie das wenige an Schönheit, was sie haben, verunreinigen. Aber schließlich habe ich nichts empfunden für diesen Pfuhl der Verdammnis, als harte, kalte Verachtung.

Wie ist in meinem lichten Lande hingegen doch alles so bequem. Da gibt es keine Überschwänglichkeit, keinen Schlechtling und keinen Gutling, keinen Dummkopf und kein Genie.

Noch an diesem Tage habe ich eine Besprechung mit dem Patriarchen gehabt. Wir einigen uns auf eine verschärfte Wachsamkeit, daß im lichten Lande niemals ein anderer Geist Platz greife, daß aller Überschwang ferngehalten werde und daß die kühle, leidlose Ruhe für immer verbleibe. Der Patriarch lobt mich wegen meiner königlichen Fürsorge und sagt, er glaube in mir den Mann zu erblicken, der auserwählt sei, in Ewigkeit zu herrschen über das lichte Land.

Demnach trachte ich, mich nun völlig den Einrichtungen und Eigenschaften meines Reiches anzupassen. Tag für Tag die leichten Genüsse, die nie eine Begier zeitigen und nie übersättigen. Alle Sinne werden mit immer denselben hohen Schönheiten und Süßigkeiten ergötzt, und in der Harmonie allgemeiner, vollkommener Vernunft rinnt die Zeit dahin wie ein stiller, seichter Strom. Wir haben die Sicherheit, daß uns keine Veränderung stören, keine Überraschung treffen wird. Wenn mir unterweilen ist, als wolle mich in solchem Frieden eine sanfte Lähmung erschleichen, so verfüge ich mich auf den Turm, um durch das Fernrohr

und hat ein beifälliges Murmeln. Der Bräutigam verläßt seinen Platz, geht um die Tafel herum, kommt zu mir, nimmt mich freundlich am Arm und führt mich zu seinem Sitz neben der Braut. Wir führen während des Mahles ein neckisch-vertrauliches Gespräch und als das Fest sein Ende gefunden, kümmert sich niemand darum, wie die Braut mit dem Gärtnerburschen davonfährt. —

Am nächsten Tage, da ich wieder König bin, kann ich dem Weisen meine Verwunderung nicht verbergen darüber, wie leicht es einem in diesem Lande gemacht wird, glücklich zu sein. Aber ist denn das Glück frisch? Nicht die tausend Jahre machen es, was ändern die an ewiger Jugend? Nur gegen den Apfel ist man mißtrauisch, der bei dem ersten leichten Schütteln schon vom Baume fällt. Ich habe meinem Begleiter nicht den sittlichen Mißmut verhehlen können, falls das der allgemeine Brauch des Landes sein sollte.

Hierauf spricht der Weise: „Wenn diese Gesinnung meines glorreichen Königs um eine Nacht früher zum Ausdruck gekommen wäre, so könnte es wohl sein, daß sie im ganzen Reiche mit Ehrfurcht vernommen sein würde. Denn, was gestern dem Gärtnerburschen Gutes getan wurde, das tut in deinem edlen Volke eins dem andern, wie es Wahl und Neigung heischen."

In meinem Gesichte mag es der Weise gelesen haben, daß der König nicht gutheißt, was dem Gärtnerburschen wohltat. „Die schönen Sitten der Freude dieses Landes sind so, daß sie unter Umständen abgeschmackt werden können", sage ich nicht ohne Mißmut. „Bei mir zu Hause gibt es Gewohnheiten, die natürlicher und ritterlicher sind."

Mein Weiser verneigt sich, was mir stets ein Zeichen ist, daß er mir beipflichtet. —

„Herr König!" spricht er dann. „Du hast vor einiger Zeit huldvoll gestattet, deine erlauchte Aufmerksamkeit einmal auf dein gelobtes Vaterland, den Erdball, lenken zu dürfen, wenn er am Himmel steht."

„Ich werde dir verbunden sein."

Nach derlei Höflichkeiten ist beschlossen worden, daß wir an einem der nächsten Tage auf den Turm steigen, der uns wieder emporheben soll, um das lichte Land anzuschauen, aber auch die Wunder der Himmel zu betrachten.

*
* *

Die Wunder der Himmel! — Da ist sie wieder heraufgestiegen am Firmament, die rostbraune Riesenscheibe, in welcher — wie auf dem Schulatlas jenes Meistersöhnleins in Krems — genau die Erdteile zu erkennen sind, besonders das große afrikanische Herz und das Fleckelpatschenmuster von Europa. Wie gezackelte Kupferplatten liegen sie da,

losen Herd kauert ein Weib, lehnt das greise Haupt an die Steine und weint. — Gestern erst ist die Nachricht gekommen. Ihr Sohn, dessen endliche Heimkehr sie so sehnsuchtsvoll erwartet, ist in Niederösterreich bei einem Eisenbahnunglück zugrunde gegangen.

* * *

O welch eine Nacht ist das gewesen! In meinem Königsschloß bin ich gewandelt von einem prachtprunkenden Gemach zum andern, von einem Festsaal zum andern. Und nichts als das Weinen. Aus allen Marmorwänden das Weinen meiner Mutter.

Erschrocken frägt mich am Morgen mein weiser Freund, was denn die Verfallenheit meines Antlitzes bedeute?

„Ich will zum Patriarchen!“ ist meine Antwort gewesen.

Mein Weiser verneigt sich noch tiefer als sonst — und schweigt. Mir ist gewesen, als hege er einen verborgenen Gedanken.

Der Palast des Patriarchen ist so weiß, als wäre er aus reinstem Schnee gebaut. Seine Innenwände sind mit purpurhellen Seiden bekleidet und der Estrich ist mit kirschrotem Samt belegt. Flaumigschwellende Ruhekissen laden zum Schlummer ein. Mitten in dem hochragenden Rundsaale, gehüllt in den roten, sich weit über den Estrich hin ergießenden Mantel steht der Jüngling im weißen Lockenhaar. Der Patriarch. In weitem Halbkreise umstehen ihn dreizehn Jungfrauen. Jede von ihnen ist zart umflossen von einem Silberschleier, der die Formen mehr verrät als verhüllt. Zu jeder anderen Zeit würden mich diese reizenden Mädchen zu einem süßen Wahnsinn entbrannt haben. Da der Patriarch es merkt, daß meine Augen mit stiller Bewunderung an diesen Gestalten ruhen, sagt er mit leiser Stimme: „Mächtiger König, warum geruhst du nicht, auch dein fürstliches Haus also einzurichten?“

Das berührt mich jetzt nicht und spreche ich zum Patriarchen: „Ehrwürdiger Vater! Ich komme heute zu dir mit einem großen Anliegen. — Meine Eltern —“

„Sind sie erschienen?“ unterbricht mich der Patriarch.

„Nein, sie leiden noch auf Erden.“

„Dann, mein König, geziemt es dir nicht, an sie zu denken.“

Ich aber spreche: „Meine Eltern sind in schwerem Kummer. Wie ich ihrer nur so lange habe vergessen können! Sie haben die Nachricht meines Todes erfahren und sind trostlos. So frage ich dich, Patriarch, welche Mittel es gibt, von diesem Reiche aus meine Eltern zu benachrichtigen, daß es mir wohlergeht.“

„Wozu das?“ frägt der Patriarch fast strenge.

„Ich beschwöre dich, ehrwürdiger Vater, mir zu raten, wie ich den Armen ihren Kummer lindern könnte. Meine Mutter weint — ich vergehe vor Erbarmen! — Ich vergehe vor Mitleid!“

auf den Erdball hinzusehen und seine Vorgänge zu betrachten. Das macht mich immer wieder dankbar empfänglich für mein lichtes Land.

Einmal, als mein Auge wieder durch das Rohr schaut, höre ich ein Jauchzen. Das kommt von einem steirischen Dorfwirtshause herauf und das Fernrohr hat die Eigenschaft, mitsamt den Bildern auch die Töne herbeizuziehen aus den unmeßbaren Fernen. Im Dorfwirtshause ist ein Volksball und unter dem Schalle von Klarinetten und Trompeten wirbeln die Burschen mit ihren Dirnen auf dem Tanzboden dahin; der eine schwingt seinen Schatz hoch in die Luft und stößt ein gellendes Jauchzen aus, der andere singt mit der Seinigen ein Liebeslied, mit einer heißen Lust, wie sie in meinem ganzen Reiche nicht zu finden ist. Jugendfreunde von mir sind es, die dort in dem leidenschaftlichen Erdenglück schwelgen. Keiner hat an seinem mit Sträußen und Federn geschmückten Hut ein schwarzes Florchen, wie es sich wohl schicken möchte, wenn erst vor kurzem der Freund bei einem Eisenbahnunglück zugrunde gegangen ist.

Und dann habe ich noch wen gesehen, dem ich mein Fernrohr mit besonderem Bedachte nachschiebe. Sie trägt noch das blaue Band mit dem silbernen Herzlein um den Hals, das ich ihr einstmals um meinen Monatslohn gekauft habe. Das ist die einzig Treue! — Aber ein strammer Bursch ist da, der legt den Arm um ihren Leib und lädt sie mit glühendem Blick ein, mit ihm zu gehen.

„Ach na“, sagt sie, „ich kann halt meinen Schneider nit vergessen.“

„Der ist nimmer z’brauchen“, flüstert der Bursche, „komm mit und laß dich von mir gern haben.“ — Dann sind sie beide zugleich aus der Menge verschwunden.

In diesem Augenblick hat mein weiser Begleiter mir das Fernrohr abseits rücken wollen. Ich schiebe ihn fast unsanft vom Platz und blicke neuerdings ins Rohr. Mir ist, als könnte der Glaube doch nicht ganz aufgegeben werden. Als müßte doch noch irgendwo auf Erden ein bißchen Treue zu finden sein.

Das Fernrohr gleitet über weite, dunkle Flächen, Waldwipfel, nichts als Waldbaumwipfel. Eine fast feierliche Dämmerung ist über allem. So dunkel ist das, so heimlich unheimlich. Mitten im Wald ist ein Acker, liegen Steine drauf. Und ist ein alter, gebrochener Mann, der gräbt zwischen den Steinen mit einer Erdhaue. Er setzt aus, stützt sich auf den Stiel, trocknet sich mit dem Ärmel die Stirn, schaut halbverloren bodenwärts und gräbt wieder. Dort drüben am Waldrand ist eine Hütte, vor mehreren hundert Jahren aus Urwaldstämmen gezimmert. Ewigkeitsstill ist es, aber eines höre ich aus der Hütte, ein Weinen, ein halbverhaltenes, ein über alle Maßen trauriges Weinen. Am feuer-

und fuhren davon. Als die Montez dem Kutscher zurief: Ins königliche Schloß! da wurde Sebastian sehr rot und traute sich kein Wörtlein mehr zu sagen, weil er glaubte, es wäre eine königliche Prinzessin. Sie aber schwätzte und lachte, wenn auch noch ganz blaß und zitternd, wie eine Spätzin im Sonnenschein.

Im Schlosse grüßte alles untertänigst, und es war das erstemal, daß sich vor Sebastian jemand so tief verneigte. Ja, wer mit Lola Montez fuhr, war ein gar großer Herr! Als sie über die weiten, hallenden Treppen stiegen, da begann sich dem armen Musikanten der Kopf zu drehen vor all den herrlichen Dingen. Denn er hatte bis jetzt an Gold nicht viel mehr als den Trauring seines Vaters gesehen. Und so dachte Sebastian ganz still bei sich: „Ach, wenn ich König sein könnte!“

Und auf einmal klirrte es leise und der König stand vor ihnen und war sehr erstaunt ob seiner Freundin Begleitung. Da begann sie auch schon rasch wie ein Bächlein den Hergang zu erzählen, indes ihr Retter seinen breiten Hut in den Händen preßte als wär er eine Zitrone. Als Lola mit ihrer Erzählung zu Ende war, schüttelte der König zuerst sehr ernst den Kopf, dann lachte er vergnügt, reichte dem Musikus die Hand und dankte ihm vom Herzen. Dann sagte die kleine Schönheit ihrem königlichen Freunde ein paar Worte auf französisch, von dem Sebastian nicht das allergeringste verstand. Und der König lud ihn zum Frühstück ein. Der arme Geiger wäre am liebsten davongelaufen, aber Lola, die diesen Wunsch erraten mochte, nahm den Sebastian an der Hand und ging dem König nach.

Sie saßen nun zu dritt in einem kleinen Zimmer mit viel Gold und weißem Getäfel, an einem runden verschnörkelten Tisch: der König, seine schöne Freundin und der Musikus. Der benahm sich so wunderlich verschreckt, daß Lola vor Lachen beinahe weinte, denn wie ihre großen Vorbilder aus der Sonnenkönigszeit lachte sie sich durchs Leben. Der König freilich, dem war's so gar nicht zum Lachen, der dachte an ernste Dinge. — — Trotz aller Scheu aß Sebastian tüchtig und verzehrte all die Sachen, die er nicht kannte, mit beschaulicher Andacht und ließ dazu den goldenen Rheinwein lustige Höllfahrt tun. — Der Lakai, der servierte, zitterte vor Aufregung, weil er vermeinte, sein königlicher Herr sei verrückt geworden, daß er sich solche Gäste lade. Freilich, grotesk sahen des Sebastians schlotternde Hosen und sein grober faltiger Rock zwischen den Rokoko- und Königsmöbeln aus. — Als der Musikus wieder einmal einen andächtigen Schluck tat, sah er zufällig auf die Geige, deren Mißgeschick er früher nicht bemerkt hatte. Jetzt sah er es und schrie. Der König und Lola fragten ganz verwundert, was es denn gäbe, und Sebastian antwortete ganz weinerlich: „Herr König, meine Fiedel ist

„König, was ist das?!“ Diesen lauten Ruf hat der Patriarch ausgestoßen, der jetzt hochaufgerichtet in zorniger Gewalt vor mir steht.

Ich sinke vor ihm flehend auf mein Knie: „Erbarmen! Mitleid!“

Da vernehme ich noch eine feierliche, kalte, steinharte Stimme:

„Adam der Sechste ist nicht mehr. Er ist unwürdig des Königtumes im Lande des Lichtes und der Freude. Er ist unwürdig, dieses Landes Bürger zu sein. Er ist zurückgefallen in die Erbsünde der Menschheit, in das Leid. Er muß wieder der Erde zu, wohin er gehört, um zu leiden und zu sterben!“

* * *

Der Schaffner rüttelt mich und ruft: „Station Krieglach!“

Von einem, der Kaiser werden wollte.

Von **Alfons Freiherrn v. Czibulka.**

Das war, als der Vormärz schon recht alt geworden war und schon so hin und wieder ans Sterben dachte. Da wanderte an einem wunderschönen Febermorgen anno domini eintausendachthundertundachtundvierzig der Musikus und Narr Sebastian Moser durch die wundervolle Isarstadt und kam just zur Frauenkirche, als das Volk sehr ungalant die schöne Königsfreundin Lola Montez bedrohte. Für das katholische Bayern war sie schon lang zum Ärgernis geworden. O gewiß, die schöne Tänzerin kopierte ihre Kolleginnen aus Altfrankreich, aber die lieben Münchener vergalten ihr's denn doch zu arg, so daß Lola ganz verschreckt in die Kirche huschte. Das sah Sebastian Moser, der gerade eine Melodie ersinnend, einherstelzte. Rasch eilte er der Schönen, die er nicht kannte, nach und lispelte: „Madame, darf ich Ihnen helfen?“

Und Madame erschrak sehr. Als sie aber den hübschen Buben in den viel zu weiten alten Kleidern sah, lachte sie und sagte noch immer zitternd: „Wenn Sie können!“ — — —

Da bot ihr der Musikus den Arm, schwenkte mit der Linken seine Fiedel und trat mit seiner Dame aus der Kirche, gerade als das Volk hereinrumpelte. Er machte sich sehr höflich Platz, und da man die Verfolgte in der Kirche versteckt vermutete, so erkannte sie niemand. So drängten sich die beiden durch das heulende Volk, um einen Wagen zu finden. Da, auf einmal entdeckte ein grober Gesell die Flüchtende und wollte sie fassen, aber da schlug ihm der streitbare Musikus mit der Geige über Kopf und Nase, daß er hinplumpste wie ein Sack. Freilich die Geige war hin. — — Dann sprangen sie in einen Wagen

Denn, so erwog er am hellen Tage drauf, wieder an der lieben plaudernden Isar, warum soll man das nicht werden können? — Freilich wo? — In Bayern, da tat es ihm um den guten König leid. In Frankreich, dort war eine junge Republik; in Italien, ach, das waren ja lauter Banditen; also wo? Auf einmal fiel ihm Österreich ein, dort gab's gerade auch unruhige Zeiten, da war bei den vielen Völkern just einer recht, der aus der Fremde kam. Ja aus der Fremde, sowie Napoleon als Fremdling nach Frankreich kam! Und dann Wien, Wien war so wunderschön, die rechte Stadt für einen jungen Sonnenkaiser, und Österreich, so dachte sich Sebastian, so recht das Land, wo man mit einer Mozartgeige Kaiser werden kann. — — Also beschloß er am zweiten Abend, Kaiser von Österreich zu werden. Aber wie? — Ach Gott, damit hatte es noch gute Weile, erst einmal dort sein im lieben, lachenden Wien. — Mit einem Freudenschrei verkroch sich der Musikus in seine Pölster und träumte sich ein herrliches Kaiserreich zusammen, bis die Sonne die junge Majestät erweckte.

Zwei Tage darauf fuhr Sebastian Moser mit der guten, alten, bayrischen Post zur Stadt hinaus. Am selben Morgen, an dem die schöne Montez vor dem Volkswillen nach Tirol entwischte. Es war so recht ein Wandermorgen. Schnee lag noch ein wenig über der feucht-schwarzen Erde und die Sonne schien tapfer hinter stürmenden Wolken. In Rosenheim übernachtete der Musikus und ließ sich am nächsten Tag vergnügt ins Salzburgische kutschen.

In Salzburg besuchte er allsogleich die Feste Hohensalzburg, um mit seinem, demnächst kaiserlichen Blick die schöne zarte Mozartstadt zu bewundern. Als er oben am Turme stand, erzählte ihm der alte Invalide, der ihn führte, von den Dörfern und Schlössern, die man sah, nannte ihm ihre Namen und die der Berge ringsum. Da dachte sich Sebastian: „Hier bau ich mir ein Lustschloß und Kaiserwache sollen halten der Hochkönig als Vasall, der Watzmann und der Untersberg, drin ein Kaiser schläft.“ — Der Invalide bat ihn, sich ins Fremdenbuch einzuschreiben und so schrieb der Musikus übermütig bloß „Sebastian“ und setzte dahinter „imp. et rex“ — er mußte doch sehen, wie sich das ausnahm. Dann ging er, der alte Krieger aber sah neugierig ins Buch und fiel beinahe um vor Schrecken und murmelte ehrfürchtig: „Das war ein Kaiser!“ Und dachte nicht weiter darüber nach, daß es auf der ganzen Welt keinen Kaiser Sebastian gäbe. Zitternd vor Aufregung humpelte er über die enge Stiege hinab und erzählte seiner Frau und seinem Sohne brühwarm von dem hohen Besuch.

Der aber saß indessen in einem Gasthaus gegenüber dem Mozarthäuschen, verzehrte ein allerliebstes Backhendel und spielte dazu eine allerliebste Mozartweise. Dann zog er sich in seine Gemächer zurück —

hin!" — Da erzählte die Tänzerin, wie tapfer der Musikus sich mit dem Instrument den Weg gebahnt. Der König stand lächelnd auf und winkte den beiden, ihm zu folgen. Durch weite Säle voll Glanz und Pracht ging es, so schön, daß das arme Menschenkind sich kaum zu schauen traute. Am Ende ihrer Wanderung kamen sie in ein kleines, allerliebstes Gemach, drin stand ein Klavier und ein Glasschrein mit vielen, vielen Geigen. Der König öffnete den Kasten und entnahm ihm eine schlichte Geige, die in ihrer prunkvollen Umgebung genau so armselig aussah wie Sebastian. Lächelnd gab der König das Instrument dem Musikus und sagte: „Auf dieser Geige hat Mozart viele Jahre lang gespielt!" — — Da weinte Sebastian und sagte viele verwirrte Worte des Dankes, und die schöne Montez lachte.

Nach einer Weile sagte der König: So und jetzt spiel' er ein wenig, Madame wird ihn akkompagnieren!" — Madame setzte sich ans Klavier, Sebastian pflanzte sich dahinter auf und der König lehnte am Fenster. Und sie spielten eine Stunde lang Wolfgang Amadeus, begannen mit der Felsenarie aus „Cosi fan tutte" und endeten mit „Bastien und Bastienne". — Der König wurde ganz lustig und auf einmal fragte er: „Kann er tanzen, junger Freund?" — Und als dieser bejahte, zwinkerte er mit den Augen und lachte. Sofort stand seine schöne Freundin auf, der König setzte sich zum Instrument und begann ein altes Menuett. Und die beiden jungen Menschenkinder tanzten der neuen Zeit zum Trotz zierlich und leis den höflichsten und verzopftesten aller Tänze. Das war ein wunderlicher Vormittag im königlichen Schlosse zu München! — Der König hörte auf zu spielen und nun wurde Sebastian entlassen. Von Lola mit hellem Lachen und — oh, der König lachte dazu — mit einem herzhaften Kuß. Da ward der arme Musikus ganz verrückt. Der König verabschiedete ihn mit einem kleinen Silberbeutelchen voll Gold und mit den Worten: „Wenn er etwas braucht, komme er nur zu mir, gesetzt den Fall, daß ich bis dorthin noch König bin, denn, junger Freund, es beginnt eine närrische Zeit, in der man Könige macht!"

Sebastian rannte zum Schlosse hinaus, schnurstracks zur Isar, verkroch sich dort in die Uferbüsche und spielte den ganzen Tag, bis es Abend wurde. Und nach jedem Liede küßte er die Königs- und Mozartgeige und vermeinte dabei, bald die Lola, bald Mozart und bald den König zu küssen. Abends kehrte er in seine kleine Musikantenstube zurück und dachte noch ein wenig nach über die schöne Tänzerin, über die groben Münchner, über das viele Gold im Schlosse, über eine Geige, einen König und dessen Worte: „... eine Zeit, in der man Könige macht!" — — — Da fuhr Sebastian im Bette empor, ein Gedanke war ihm durchs Hirn kutschiert; nein, der kam selbst ihm zu närrisch vor. — — Es war der Abend, an dem der Musikus Sebastian beschloß, König zu werden.

sahen, daß ihr Oberst den Herrn so respektiere, taten sie desgleichen und auch die breiten, riesengroßen Reiter sahen nach ihm. Also kam es, daß vor Sebastian Moser ein kaiserliches Kürassierregiment defilierte. So begann ihm der erste Tag zu Wien mit allen guten Vorzeichen.

Es verging eine Woche und Sebastian tat nichts anderes, als in der Stadt promenieren und — das liebe Geld läuft gar so geschwind — aus dem teuren Gasthof in ein Vorstadtwirtshaus zu übersiedeln. Aber schließlich kostete auch diese, nur durch Sebastians poetischen Geist ein wenig möblierte Gaststube, Geld, und so mußte er ans Verdienen gehen. So begann er denn eines Morgens eine Wanderung, um eine Musikantenstelle zu finden. Nach vieler Mühe fand er Unterschlupf als Geiger bei einem Quartett, das allabendlich in einer Schwemme der Josefstadt „zum blauen Pascha“ spielte. Da saß er nun, der Musikus, der mit Königen und Königsfreundinnen frühstückte, in einer dumpfen rauchigen Wirtsstube und geigte einem wenig verehrlichen Publiko die Sorgen von der Leber. Dafür bekam er zehn Kreuzer, ein Beuschel und ein Seidl.

Um diese Zeit begann auch in Wien das große Lever, bei dem man sich verschlafen die Augen rieb und auf einmal die Pariser zu kopieren begann. Nun ist Wien aber ganz anders wie alle anderen Städte, und so sieht auch dort so eine Revolution ganz anders aus. Die echten Wiener stellten sich dazu auch an, als gälte es einer Heurigenfahrt. In diesen Tagen machten sie auch den besten Witz ihres Lebens und bauten Barrikaden. Es wurden Pflastersteine ausgebrochen und feierlich geschichtet, Türen gestohlen und dazugelegt, und in der Herrengasse schleppten sie sogar eine Postkutsche herbei, gaben ihr einen Stoß und — bumbs! lag die alte Zeit auf der Nase. — Für Sebastian war dieses Wetterleuchten das Zeichen, daß seine Zeit gekommen sei, und so begann er denn, wie alle Propheten und Weltverbesserer, mit der Beschaulichkeit und rannte in diesen Tagen voll Märzgewitter und Völkerweh zur Stadt hinaus, durch die Felder und Wälder und bot seine heiße Stirn dem Frühlingssturm, der in diesem Jahre einherfuhr wie die wilde Jagd. Und wenn er dann auf den Bergen stand und kühler und ruhiger wurde, breitete er wohl die Arme aus voll Lust und Weh und wußte nicht, war's die Liebe oder sein närrischer, wunderschöner Traum. Aber dann ging er wieder grübelnd heim und wirbelte durch die Vorstadt, daß die Leute glaubten, er sei ein Narr. Und am Abend fiedelte er dann so viel Leidenschaft und Sturm, daß auch die stumpfen, zerarbeiteten Zuhörer verstanden und leise sprachen: „Der, der soll uns führen mit seiner zornigen Fiedel!“ —

An dem Tage, da das erste Blut floß, stand er am Graben und starrte in den Hexentopf hinein, auf die heulenden Barrikadenkämpfer,

Zimmer nannte er das nicht mehr —, wenn er auch in allerluftigster Höhe bei den Schwalben und Katzen hauste. Gegen Abend promenierte er im Mirabellgarten, der in seinem Zauber eine einzige göttliche Stimmung ist. Zwei Leute kamen ihm entgegen, ein alter Invalide und ein junger Bürger, die sprangen, als sie ihn sahen zur Seite und grüßten ehrfurchtsvoll. „Schau, schau", dachte sich der Musikus, „ahnende Leutchen!" nahm es als gutes Zeichen und dankte gnädig. Daß es der Führer von Hohensalzburg mit seinem Sohne war, wußte er freilich nicht.

Jeden Tag kutschierte nun der bayrische Musikus tiefer ins Österreichische hinein. In Oberösterreich küßte er ein paar blutrote Lippen wund und tat in Melk einen mächtigen Schluck auf das Wohl des künftigen Kaisers von Österreich. Als die Stiftsherren den lustigen Geiger sahen, luden sie ihn am Abend ins Refektorium, allwo er den Mönchleins aufspielte, bis die Sonne über Aggstein leuchtete. — Zwei Tage später kam er nach Wien. Als der Postillon, der auf seinem luftigen Sitz hockte wie die leibhaftige, gute, alte Zeit, sein Lied durchs Kärntnertor schmetterte, klang's dem Sebastian wie eine Kaiserfanfare. Gleich am Kärntnertor stieg er aus und begann sich seine Residenz ein wenig anzusehen. Als er so dastand, seine Fiedel in der Rechten hielt, mit der Linken den Reisekorb trug und sich langsam um seine Achse zu drehen begann, da waren auch schon die zu sehen, die das alte Wien in das neue umpfiffen: die Schusterbuben, und beeilten sich, den wunderlichen Herrn sehr tief zu grüßen. Die langen Nasen hinter seinem Rücken sah er ja nicht. „Ja, ja die hellköpfige Jugend!" murmelte Sebastian und ging weiter. Im Gasthof „zum wilden Mann" nahm er Quartier, zog seine besten Kleider an, setzte die hohe steife Röhre auf und begab sich, dermaßen respektierlich anzusehen, wieder auf die Straße, um zur Hofburg zu wandern. In der Kärntnerstraße begegnete er einem Regiment Kürassiere, das zog, ein Stück Altösterreich blasend, zur Stadt hinaus, Italien zu. Die Pallasche blitzten, die schweren Pferde stampften, die Helme funkelten, als wären's Königskronen, und die weißen Mäntel glänzten in der Febersonne wie Schnee und Sieg. Die Wiener jauchzten und von den Wällen donnerte das Geleit. So zogen sie fort, fort wie die alte Zeit. Denn die neue, junge, stand schon abseits in den Gassen, mitten zwischen Arbeitern und hitzköpfigen Studenten, die die Faust in der Tasche ballten und mit bösen Blicken dem Jubel nachsahen. — Sebastian blieb stehen und schaute, schaute. Als die Reiter an ihm vorüberkamen, grüßte der Oberst zu einem Fenster hinauf und der Musikus, der glaubte, der Gruß gälte ihm, zog den Hut sehr tief vor seinem künftigen Kriegsvolk. Der Oberst hinwiederum, der den Herrn zwar nicht kannte, aber ein sehr höflicher Mann war, erwiderte den Gruß und senkte seinen Pallasch tiefer als sonst. Und als die Offiziere

Mißgeschick und seinem Wiener Leben. Freilich den Kaisertraum verschwieg er. Da bat sie ihn, daß sie für ihn sorgen dürfe und er möge das Spielen beim „Pascha“ aufgeben. — Weil Laune und Geldbeutel im ursächlichsten Zusammenhange stehen, so war Sebastian auf einmal wieder kreuzvergnügt und rannte wie ein seliger Gott durch die Straßen, was an dem Morgen weiter nicht auffiel. Gleich am selben Abend kam er mit seiner Geige, spielte seiner Freundin zwei Stunden lang vor und war wieder der liebe, dumme Junge von jenem Münchner Morgen. So daß ihm die schöne Lola aus Verliebtheit alles schenkte, was sie hatte, in dieser seligen Wiener Märznacht voll jungem Freiheitstaumel.

Am Tage darauf wanderten sie zusammen über das Glacis, durch die Vorstädte, wo die Menschen sich über Dinge freuten, die sie nicht verstanden, durch Obstgärten hinauf auf den Leopoldsberg, und sahen auf das glückliche Wien, auf die Donau und weiter hinaus gegen München über die Berge, über den Himmel, über die Sonne. Und da war's, daß der verliebte Musikus der schönen Künstlerin alles erzählte, auch seinen wundervollen, närrischen Kaisertraum. — — — Sie lachte dazu, aber nicht spöttisch, sondern nur, weil sie eben immer lachte. Dabei war sie so sonnig anzusehen, daß ihr der Sebastian um den Hals fiel und jubelte: „Du — Du Kaiserin Du!“ — —

Im Kloster und unten in den Vorstädten begann das Mittagsläuten, die Sonne schien heiß auf die rebellische Welt herab. Die beiden Menschenkinder legten sich nebeneinander in die Wiese voll Veilchen, summten Lieder, ließen die Füße Takt schlagen und bauten sich aus ihren Träumen ein wunderschönes Schloß. Und Sebastian erzählte, was er seinen Völkern alles schenken werde und wie sonnig sie leben würden. Krieg gäb's keinen mehr, nur Sonne, Sonne. — O, es war ein wundervolles Kaisertum, das die beiden da ersannen. — In diesen Tagen wurde ihnen auch die Stadt zu enge und sie kauften sich ein Häuschen in den Obstgärten auf den Hängen, von wo aus sie ihre Residenz sehen und sich immer mehr in sie verlieben konnten. So lebten sie drei, vier Wochen lang, ihr Kaiserschlößl begann zu blühen voll lauter roten Rosen, und war anzusehen wie ein Glas roten Österreichers, dem neuen Kaiserpaare zum Gedeihen. Und sie schwelgten in dieser Pracht, denn das war das Einzige, was Sebastian für seine Wohltaten sich vom Volke erbitten wollte: Blumen — Blumen. — So trieben sie's wie die Kinder, füllten alle Zimmer mit Rosen, bewarfen ihre Ruhelager mit der duftigen Pracht, streuten sich Rosen ins Haar und saßen abends, wenn die neugierigen Lichter aus der Stadt grüßten und der Mond durch die Wolken schritt, unter Flieder, Rosen und Jasmin und träumten. Oder Sebastian spielte und seine Freundin tanzte im

auf die ernsten ruhigen Grenadiere, die mit ihrer Ruhe an dem Toben zerschellten, auf die baumlangen Kürassiere, die in das aufgeregte Völklein hineinfuhren wie stolze Teufel und ihre Pallasche sausen ließen, daß die breiten Klingen aufschrien vor Lust und Kraft. Am liebsten wäre Sebastian Moser mitgeritten. Den ganzen Tag stand er in einer Hausflur geduckt, der Sturm tat ihm wohl, und als alles vorüber war, ging er noch bis spät in die Nacht hinein durch die zerwühlten Gassen.

Am nächsten Morgen war er unter dem dichtgedrängten aber stillen Volk, das feierlich am Michaelerplatz stand, als erwarte er etwas Großes. Und da kam's: Drei Reiter ritten aus dem inneren Burghof: Ein beliebter vergessener Poet des Vormärzes zwischen zwei kaiserlichen Garden. Und mit lauter Stimme jauchzte der Dichter das kaiserliche Geschenk über das Volk: Preßfreiheit — Nationalgarde — Konstitution! — Alles blieb ruhig, zwei, drei Augenblicke lang, und dann brach's los. Die wenigsten wußten ja, was die drei Dinge bedeuteten, aber alles fühlte die Jugend und das Morgenrot. Wildfremde Leute umarmten sich, auch Sebastian bekam so einen Jubelkuß, und die Hochrufe auf den Kaiser wollten kein Ende nehmen; das freilich verdroß den Musikus. Aber schließlich freute er sich mit den andern. — Ein alter Herr schlich, Tränen in den Augen, aus der Menge, er konnte es nicht verwinden; die alte Zeit war pfutsch, ganz pfutsch.

Kaum hatte Sebastian Moser den Eindruck des großen Ereignisses einigermaßen verdaut, so rannte er auch schon wieder grübelnd durch die Gassen, um in die Berge zu laufen. Zum Kärntnertor rumpelte just ein Postwagen so stürmisch herein, als könnte er's nicht erwarten in die neue Zeit zu kommen. Gleich hinter dem Tore hielt er vor einem Gasthof, gerade als der Musikus daherstürmte. Zwei, drei Reisende kletterten aus der Kutsche. Dann hörte der Sebastian auf einmal eine silberne Stimme: „Schön gut' Morgen, Herr Musikus!" und gleich darauf tanzte auch schon etwas Helles und Lachendes aus dem schwarzgelben Kasten heraus. Lola Montez stand vor dem Geiger, der ob dieses Wiedersehens alle Grübelei vergaß.

„Sie machen wohl Revolution, Verehrtester?" fragte die Tänzerin schelmisch.

„O, Sie viel mehr in meinem Herzen, Schönste!" antwortete wohlerzogen und sehr verliebt der Musikus und fragte, was sie denn nach Wien führe.

„Ach Gott, die groben Münchner sind so gar nicht galant," schmollte sie.

Sebastian war behilflich, all die Sachen und Sächelchen und schließlich das zierliche Persönchen selbst unter Dach zu bringen. Dann erzählte er ihr, während Lola ihren Reisehunger stillte, von seinem

Sebastian gehorchte. Der Menschenhaufen blieb stehen, ein Arbeiter schwang sich auf einen Brunnenrand und begann eine Rede: „Brüder, Genossen — — —“. — Sebastian verstand und hörte nichts, so überwältigt war er von der Macht seiner Fiedel. — Der struppige Gesell aber schrie weiter und schloß dann: „Heute noch nicht — bis wir Waffen haben — und Sebastian Moser soll uns führen!“ — — Das Volk heulte, krähte und pfiff vor Begeisterung: „Bravo Sebastian Moser — Moser — Moser!“ — Die wenigsten wußten zwar, wer das sei, aber in jenen Tagen klaschten sie für solche Reden immer Beifall.

Der Musikus schlich sich davon und rannte selig zu seinem Kaiserschlößl zurück. Ja so, so mußte er Kaiser werden, mit dieser Zaubergeige und dem wilden Lied, dessen Sinn er zwar nicht kannte, aber das die Leute ihm zu folgen zwang. So vermeinte der närrische Musikant. Als er seiner schönen Freundin von seinem Erfolg erzählte und von dem unkaiserlichsten aller Lieder, da erschrak sie gar sehr, denn sie wußte, was das bedeutete. Aber sie wagte dem dummen lieben Jungen kein Wort davon zu sagen, um ihm sein Glück nicht zu nehmen, und dann — ganz im stillen hoffte sie ja doch. — Draußen aber bauten sie indessen wieder Barrikaden und trieben das närrischste Zeug. Bei allem Ernst saß den guten Wienern ja doch der lustige Teufel im Nacken. So nannten sie so einen Revolutionsbau hinter der Burg „Kaiserbarrikade“ nicht aus Spott, sondern weil das Völklein, das sich da unterfing, Sanskulotten zu spielen, doch tief drinnen im Herzen kaisertreu blieb. Und weil den guten Wienern nie was recht ist, so waren ihnen auf einmal die Farben schwarz-gelb ein Dorn im Auge. Warum? Ach das wußten sie selber nicht. Kurz, eines Morgens wehte vom Stephansturm ein schwarz-rot-goldenes Banner. Ein alter Wiener, der just von einem Weinkeller heimwärts steuerte, bekam darüber einen Lachkrampf, setzte sich mitten am Stephansplatz auf den Boden, schlief ein und träumte von schwarz-rot-goldenem Heurigen so lang, bis ihn ein mitleidiger Nationalgardist nach Hause brachte. Lange ließ sich übrigens der gute Stephansturm seinen neuen Schmuck nicht gefallen und ein verstehender Windstoß trug das Panier zum Teufel. Aber das half nichts, für die Saison 1848 war schwarz-rot-gold in Mode. So trieb man in Wien lauter gar spaßhafte Dinge und es schien, als habe sich der Karneval verirrt.

Da flog eines Morgens eine sonderliche Kunde durch die Straßen und kam auch bis zum Rosenschlößl: „Der Kaiser ist vor seinen Wienern nach Innsbruck geflohen!“ — Es ging ein großer Riß durch die Stadt und die Wiener schlichen, als sie die Märe hörten, herum wie geprügelte Hunde. Also so weit war's gekommen! Und es schien sogar, als würde das Völkchen in zwölfter Stunde noch vernünftig werden. Freilich,

Mondenschein. Unten in den Weingärten war ein Keller, wohin die Wiener pilgerten. Manchmal am Abend klangen Wiener Lieder zum Rosenschlößl herauf und dann spielte Sebastian Mozart. Das waren wundervolle Melodien, die da über die Gärten schwebten.

Da begann es urplötzlich wieder in der sanften milden Stadt zu grollen, und in einer Mainacht voll Sturm und Wetter fuhr der Teufel übelgelaunt auch in die Kaiserstadt. Er muß dabei auch über das Rosenschlößl geflogen sein, denn in der selben Nacht fiel dem Musikus ein, daß er noch immer nicht wisse, wie er's denn anstellen solle, daß er Kaiser werde. — Am Morgen stieg er dann hinab nach Wien, um ein Mittelchen zu finden. Wie er so durch die Vorstadt stolperte, die Fiedel unterm Arm, kam ihm ein wilder Gesell in die Quer.

„He Musikant, was ist mit dir, warum spielst denn nimmer beim „Blauen Pascha?" — „Weil ich einen andern Posten habe", log Sebastian. „So so! Na geh', komm einmal mit zum „Marschall Laudon", heut' is heiß, wirst an Durst haben." — —

Sebastian wehrte sich zwar ein bißl, aber schließlich Durst hatte er wirklich, also ging er mit. Im Wirtsgarten saßen viele Arbeiter und ein paar Studenten. Als die beiden kamen, sahen die Gäste auf. Ein alter Arbeiter rief: „Wen bringst denn da, Franzl? — — Ja, Jessas, dös is ja der Sebastian. Ja was is denn, warum geigst denn nimmer?" —

Sebastian, der's an der Zeit fand, seine Überlegenheit über diese Leute zu zeigen, antwortete: „Ich mag nicht mehr beim „Pascha" spielen, ich strebe nach Höherem." —

„So nach Höherem", gröhlte ein struppiger Gesell, „nacha stell di da auf'n Tisch, da bist glei höher. Und jetzt spül!"

Sebastian war ein guter Kerl und dachte sich, durch Musik könne man sich die Herzen gewinnen, und begann. Die johlenden, verwilderten Männer wurden still vor dieser wunderschönen Fiedel. — Aber nach einer Weile rief ein übermütiger Studiosus: „He Freund, etwas Feurigeres!" und pfiff so von ungefähr die Marseillaise. Nun kannte Sebastian wohl die Melodie, aber ihre Bedeutung nicht, und fing an, diesen Aufruhr unter die Gäste zu geigen. Da wurden die Leute toll, ganz toll, sie warfen die Hüte in die Luft, die Gläser flogen zu Boden und dann heulten sie die Melodie mit, daß es schaurig durch die geduckten Häuser scholl. Auf einmal war der Geiger auf der Straße, wie, wußte er nicht, und hinter ihm zogen die Arbeiter und Studenten. Immer größer wurde sein Gefolge und immer lauter und wilder, und Sebastian geigte noch immer: „Allons enfants . . .!" Doch auf einmal schien Vernunft unter die Leute zu kommen und die hinter Sebastian marschierenden Arbeiter klopften ihm auf die Schulter, er möge aufhören.

spielte. Gegen das Burgtor führte er die wilde Schar, mitten los auf seine Kaiserburg. Hinter ihm drein drängte das Volk wie von einem Zauber geführt. Das Burgtor war geschlossen, weiße Röcke blitzten hinter den Fugen. Aber Sebastian sah nur die Kaiserburg und spielte. — Jetzt, jetzt mußte sich das Tor öffnen, den Kaiser zu empfangen, den Kaiser! — — — Da krachte und zuckte es aus dem Tore heraus, die Mozartgeige tat einen gellen Schrei und Sebastian Moser schlug mit der Stirn auf die weiche Wiese vor der Wienerburg.

So starb das Kaisertum von der Fiedel Gnaden. — — —

Tennessees Kompagnon.

Von **Bret Harte.**

Ich glaube nicht, daß wir je seinen richtigen Namen kannten. Jedenfalls bereitete uns diese Unkenntnis niemals irgendwelche gesellschaftliche Schwierigkeiten; denn zu Sandy Bar wurden 1854 die meisten Leute neu getauft. Bisweilen wurden diese Benennungen von einer Besonderheit in der Kleidung abgeleitet, wie in dem Falle von „Dungaree Jack“ *); oder von einer absonderlichen Gewohnheit, wie bei „Saleratus Bill“, der so genannt war, weil er eine ungebührliche Menge dieser Chemikalien in sein tägliches Brot zu tun pflegte**); oder auch von einem unglücklichen Versehen, wie bei dem „Eisenpiraten“, einem milden, harmlosen Menschen, der sich diesen unheilvollen Titel durch seine verunglückte Aussprache des Wortes „Eisenpyrit“ erwarb. Vielleicht mag dies der Anfang einer rohen Heraldik gewesen sein; aber ich bin doch genötigt anzunehmen, daß es deshalb so war, weil der wirkliche Name eines Menschen in jenen Tagen allein auf seiner eigenen unverbürgten Angabe beruhte. „Heißen Clifford, was?“ sagte Boston, indem er einen schüchternen Ankömmling mit grenzenloser Verachtung anredete; „die Hölle ist voll von solchen Cliffords!“ Dann stellte er den unglücklichen Mann, dessen Name zufällig wirklich Clifford war, als „Häher-Karl“ vor — eine gottlose Eingebung des Augenblicks, die nachher ewig an ihm hängen blieb.

Doch um zu Tennessees Kompagnon zurückzukehren, den wir nie unter einem andern als diesem relativen Titel kannten; daß er überhaupt einmal als eine gesonderte, selbständige Individualität existiert hatte, erfuhren wir erst später. Es scheint, daß er im Jahre 1853 Poker Flat verließ, um nach San Franzisko zu gehen, angeblich, um sich eine

*) Dungaree ist eine Art groben Tuches.

**) Saleratus (aus lat. sal aëratus) ist doppeltkohlensaures Kali, welches oft beim Backen verwendet wird, um lockeres Brot zu erhalten.

das schien nur so. Jeglicher Mensch sucht für alles, was er verschuldet, einen Prügelknaben, an dem er seinen Ärger auslassen kann, und das taten die lieben Wiener auch und erkoren dazu des Reiches ersten Minister, brachten ihm Katzenmusiken und bauten zum drittenmale Barrikaden. Da wurden sogar die Leute neugierig, die sich bis jetzt einen blauen Teufel um den ganzen Mummenschanz gekümmert hatten und pilgerten eines Sonntags mit Kind und Kegel zu diesen Kunstwerken der Straße, genau so wie sonst in den Wurstelprater. Als die Barrikadenmänner den Zuzug dieser Spießer sahen, kam ihnen ein göttlicher Gedanke. Sie machten dem Publikum eine Konzession und schafften zwischen den Häusern und Barrikaden einen Durchgang. Dafür stellten sie aber bei jedem Kunstbau einen von den Freiheitsbrüdern zu diesen Durchlässen und der schwenkte nun demütig eine Sammelbüchse, als gälte es für einen Kirchenbau zu betteln. Vermutlich quittierte er die einzelnen Kreuzer auch mit einem frommen: „Vergelt's Gott!" — Von diesen Mautgeldern schmausten sie dann selbander ihren Sonntagsbraten. Am Abend saßen auf der Kaiserbarrikade Studentlein, brauten sich einen Maitrank und tranken durcheinander auf Konstitution und Revolution, auf Republik und den guten Kaiser. Und als einer um Mitternacht sogar den Ministerpräsidenten leben ließ, stimmten sie vergnüglich ein: „Er soll leben!" — So weit ließ sie sich ganz gemütlich an, die schwarzgelbe Revolution.

Nun geschehen aber in wunderlichen Zeiten wunderliche Dinge. Und da das Gewissen der Wiener seit der Kaiserflucht ohnehin nicht sonderlich rein war, so gerieten sie in gewaltigen Schrecken, als es hieß: „Böhmische Regimenter stehen vor Wien!" Nun war das freilich nicht wahr. Aber da Windischgraetz mit seinen böhmischen Regimentern für die Wiener dasselbe war wie für die alten Germanen der Werwolf und für die Kinder der schwarze Mann, so wollte sich die Aufregung nicht legen und die Barrikaden wurden besetzt. Militär rückte aus, um die wilden Horden der Vorstadt, die in hellen Haufen den Barrikadenkämpfern zu Hilfe kamen, abzuhalten. Die Tore wurden gesperrt und an diesem Tage schaute Wien finster und mürrisch drein.

An diesem unruhigen Nachmittage war Sebastian Moser wieder einmal in die Vorstadt gegangen, indes die schöne Lola die Rosen pflegte. Als er beim „Marschall Laudon" vorüberkam, da setzte sich ihm auf einmal irgendein Teufel ins Genick, so daß Sebastian die Probe auf seiner Fiedel machte. Einen Augenblick blieb er stehen, klemmte die Geige unters Kinn, legte den Bogen an, begann langsam zu gehen und spielte wieder das wilde, blutige Lied. Und die Probe gelang. Aus den Häusern stürzten die Arbeiter mit Hacken, Sensen, Flinten und Knütteln und zogen heulend hinter Sebastian drein. Der aber spielte,

daß Tennessee ihm mit interessanten Anekdoten und Erinnerungen die Zeit vertrieben, daß er dann aber die Unterhaltung unlogischerweise mit folgenden Worten schloß: „Und nun, junger Mann, möchte ich Sie um Ihr Messer, Ihre Pistolen und Ihr Geld bitten. Sehen Sie, Ihre Waffen könnten Sie in Red Dog in Verlegenheit bringen, und Ihr Geld ist eine Versuchung für böse Menschen. Ich glaube, Sie sagten, Ihre Adresse sei San Franzisko. Ich werde mich bemühen, Sie aufzusuchen."

Es mag hier erwähnt werden, daß Tennessee eine gute humoristische Ader hatte, welche keine geschäftliche Tätigkeit ganz unterbinden konnte.

Das war seine letzte Tat. Red Dog und Sandy Bar machten gemeinschaftliche Sache gegen den Straßenräuber. Tennessee wurde in genau derselben Weise gejagt wie sein Urbild, Meister Petz. Als das Netz sich um ihn schloß, machte er einen verzweifelten Ausfall aus Sandy Bar, wobei er seinen Revolver auf die Menge vor der Arkaden-Wirtschaft und so weiter die Bärenschlucht hinauf entleerte; aber am anderen Ende derselben wurde er von einem kleinen Manne auf einem grauen Pferde zum Stehen gebracht. Die Männer sahen sich einen Augenblick schweigend an. Beide waren furchtlos, beide kaltblütig und entschlossen und beide Typen einer Zivilisation, die im siebzehnten Jahrhundert „heroisch" genannt worden wäre, im neunzehnten aber einfach als „abenteuerlich" bezeichnet wird.

„Was haben Sie da für Karten? — Ich sage an", sprach Tennessee ruhig.

„Zwei Buben und ein Aß", sagte der Fremdling ebenso ruhig, indem er zwei Revolver und ein Bowie-Messer zeigte.

„Das sticht mich", gab Tennessee zurück; und mit diesem Spielerepilog warf er seine nutzlose Pistole weg und ritt mit seinem Häscher zurück.

* * *

Es war eine warme Nacht. Die kühle Brise, die sich gewöhnlich erhob, wenn die Sonne hinter den dornenbedeckten Kamm des Gebirges sank, war an diesem Abend von Sandy Bar ferngeblieben. Die kleine Schlucht war zum Ersticken gefüllt mit heißem Harzgeruch, und das vermodernde Treibholz am Fuße des Hügelrückens verbreitete matte, verderbliche Ausdünstungen. Die fieberhafte Aufregung des Tages und seine wilden Leidenschaften herrschten noch immer im Lager. Lichter bewegten sich am Ufer des Flusses unruhig hin und her, ohne indes der gelbbraunen Flut desselben einen Widerschein zu entlocken. Von der Dunkelheit der Fichten hoben sich die Fenster des alten Stockwerkes über dem Eilgutbureau glänzend hell ab und durch seine gardinenlosen Fensterscheiben konnten die Bummler unter die Gestalten derer sehen, welche gerade in diesem Augenblicke über das Schicksal Tennessees entschieden.

Frau zu suchen. Er kam nicht weiter als bis nach Stockton. In diesem Orte wurde er von einem jungen Frauenzimmer angezogen, welches in dem Hotel, wo er seine Mahlzeiten einnahm, bei Tisch aufwartete. Eines Morgens sagte er ihr etwas, was sie veranlaßte, nicht ungnädig zu lächeln, in etwas koketter Weise einen Teller mit Toast*) an seinem ernsten, einfachen Vollmondgesicht zu zerbrechen und sich in die Küche zurückzuziehen. Er folgte ihr und kam einige Augenblicke später wieder zum Vorschein, gekrönt mit noch mehr Toast und mit Sieg. Eine Woche darauf wurden sie von einem Friedensrichter verheiratet und kehrten nach Poker Flat zurück. Ich weiß, daß aus dieser Geschichte etwas mehr gemacht werden könnte, aber ich ziehe es vor, sie so zu erzählen, wie sie zu Sandy Bar geläufig war – in den Schluchten und Schankwirtschaften –, wo alles Gefühl durch einen lebhaften Sinn für Humor verändert wurde.

Von ihrem Eheglück ist nur wenig bekannt, vielleicht aus dem Grunde, daß Tennessee, der damals bei seinem Kompagnon wohnte, eines Tages die Gelegenheit ergriff, um der jungen Frau etwas zu seinen eigenen Gunsten zu sagen, worauf sie, wie man sagt, nicht ungnädig lächelte und sich keusch zurückzog — diesmal bis Marysville, wohin Tennessee ihr folgte, und wo sie sich einen Haushalt gründeten ohne die Hilfe eines Friedensrichters. Tennessees Kompagnon nahm den Verlust seiner Frau einfach und ernst hin, wie es seine Gewohnheit war. Aber als Tennessee eines Tages ohne die Frau seines Kompagnons zurückkehrte — sie hatte einem andern zugelächelt und sich mit ihm zurückgezogen —, da war zur Überraschung aller Tennessees Kompagnon der erste, der ihm die Hand schüttelte und ihn liebevoll begrüßte. Die Burschen, die sich in der Schlucht angesammelt hatten, um dem Schießen zuzusehen, waren natürlich entrüstet. Ihre Entrüstung würde sich vielleicht in Spottreden Luft gemacht haben, wenn in dem Auge von Tennessees Kompagnon nicht ein Ausdruck gelegen hätte, der einen Mangel an humoristischer Auffassung erkennen ließ. Er war in der Tat ein ernster Mann mit einem starken Sinn fürs Praktische und Handgreifliche, der bei Verwickelungen unangenehm war.

Mittlerweile hatte eine allgemeine Mißstimmung gegen Tennessee in Sandy Bar um sich gegriffen. Er war bekannt als Spieler, er stand im Verdachte, ein Dieb zu sein. Durch diese Verdächtigungen wurde Tennessees Kompagnon ebenfalls kompromittiert; die Fortsetzung seines vertrauten Verkehrs mit Tennessee nach der oben angeführten Geschichte ließ sich nur unter der Annahme einer verbrecherischen Genossenschaft erklären. Endlich wurde Tennessees Schuld offenbar. Eines Tages holte er einen Fremdling auf seinem Wege nach Red Dog ein. Der Fremde berichtete später,

*) Toast ist geröstetes Weißbrot, das in England und Amerika sehr viel gegessen wird.

Bandanna-Taschentuch, das nur eine Schattierung heller war als seine Hautfarbe, das ernste, verstörte Gesicht ab, legte seine kräftige Hand auf den Tisch, um sich zu stützen, und redete den Richter folgendermaßen an: „Ging gerade vorbei", begann er, wie um sich zu entschuldigen, „und dachte, ich wollte doch mal eben hineingehen und sehen, wie die Sachen mit Tennessee stehen — meinem Kompagnon. 's ist eine heiße Nacht. Ich kann nicht denken, daß wir je ein solches Wetter in Sandy Bar gehabt haben."

Er hielt einen Augenblick inne; da aber niemand freiwillig eine weitere meteorologische Bemerkung machte, so nahm er wieder seine Zuflucht zu seinem Taschentuch und wischte sich einige Augenblicke sorgfältig das Gesicht ab.

„Haben Sie irgendetwas zugunsten des Gefangenen zu sagen?" fragte der Richter endlich.

„Richtig", sagte Tennessees Kompagnon in einem Tone der Erleichterung. „Komme hierher als Tennessees Kompagnon, kenne ihn schon beinahe vier Jahre, kenne ihn in allen Lagen, bei Regen und Sonnenschein, in Glück und Unglück. Seine Weise ist nicht immer meine Weise, aber es gibt keinen Zug in dem jungen Mann, es gibt keine Streiche, die er verübt hat, von denen ich nicht wüßte. Und Sie sagen zu mir, Sie sagen — vertraulich und wie ein Mann zum andern — Sie sagen: ‚Können Sie etwas zu seinen Gunsten vorbringen?' Und ich sage Ihnen, ich sage — vertraulich, wie ein Mann zum andern — ‚was sollte ein Mann wissen von seinem Kompagnon?'"

„Ist das alles, was Sie zu sagen haben?" fragte der Richter ungeduldig, da er vielleicht fühlte, daß schon eine gefährliche humoristische Sympathie den Gerichtshof milder zu stimmen begann.

„So ist es", fuhr Tennessees Kompagnon fort. „Es ist nicht meine Sache, etwas gegen ihn auszusagen. Und dann, wie liegen denn die Dinge? Hier Tennessee braucht Geld, braucht es dringend und mag seinen alten Kompagnon nicht drum bitten. Gut, was tut Tennessee? Er lauert einem Fremden auf und faßt den Fremden. Und Sie lauern ihm auf und fassen ihn; und die Karten sind gleich. — Und ich frage Sie als vernünftigen Mann und Sie alle, meine Herren, als vernünftige Leute, ob es nicht so ist."

„Gefangener", unterbrach der Richter ihn, „haben Sie irgendeine Frage an diesen Mann zu richten?"

„Nein, nein!" fuhr Tennessees Kompagnon hastig fort. „Diese Partie spiele ich allein. Um zum Schluß zu kommen, die Sache liegt so: Tennessee da hat einem Fremden und diesem Lager hier ziemlich roh und etwas sehr unpassend mitgespielt. Und nun, was kostet's? Die einen würden sagen mehr; die andern würden sagen weniger. Hier sind

Und über alledem erhob sich, in das dunkle Firmament eingeätzt, fern und leidenschaftslos die Sierra, gekrönt in noch weiterer Ferne von den leidenschaftslosen Sternen.

Tennessees Verhör wurde so unparteiisch geleitet, als es möglich war bei einem Richter und Geschworenen, welche sich in gewissem Grade verpflichtet fühlten, die vorausgegangenen Unregelmäßigkeiten bei der Verhaftung und Anklage durch ihren Urteilsspruch zu rechtfertigen. Das Gesetz von Sandy Bar war unversöhnlich, aber nicht rachsüchtig. Die Erregung und die persönlichen Gefühle bei der Jagd waren vorüber; jetzt, wo sie Tennessee sicher in ihren Händen hatten, waren sie bereit, geduldig jede Verteidigung anzuhören, welche ja doch, wie sie im voraus überzeugt waren, nur ungenügend ausfallen konnte. Da sie selbst keinen Zweifel mehr hegten, waren sie gewillt, dem Gefangenen jeden Zweifel, der etwa noch möglich wäre, zugute kommen zu lassen. In der sicheren Voraussetzung, daß er nach allgemeinen Grundsätzen gehängt werden müsse, räumten sie ihm einen größeren Spielraum zu seiner Verteidigung ein, als seine trotzige Verwegenheit zu verlangen schien. Der Richter schien besorgter zu sein als der Gefangene, der, im übrigen ganz gleichgültig, augenscheinlich ein grausames Vergnügen an der Verantwortung fand, die er verursachte.

„Ich passe bei diesem Spiel", war seine unabänderliche, aber gutmütige Erwiderung auf alle Fragen gewesen.

Der Richter, welcher zugleich sein Häscher war, bedauerte einen Augenblick fast, daß er ihn nicht jenen Morgen an Ort und Stelle niedergeschossen hatte; doch unterdrückte er diese menschliche Schwäche sofort wieder als unwürdig des richterlichen Sinnes. Als jedoch an die Tür geklopft wurde und es hieß, Tennessees Kompagnon sei da, um dem Gefangenen beizustehen, wurde er sofort ohne weiteres eingelassen. Vielleicht begrüßten ihn die jüngeren Mitglieder des Gerichtshofes, denen die Verhandlungen unerträglich langweilig wurden, als eine Erlösung.

Denn er war jedenfalls keine imponierende Erscheinung. Kurz und stämmig, mit einem eckigen Gesicht, das von der Sonne bis zu einem unnatürlichen Grade von Röte verbrannt war, bekleidet mit einer losen Jacke von Segeltuch, und Hosen, die mit roter Erde bestrichen und bespritzt waren, würde sein Anblick unter allen Umständen komisch gewesen sein, aber jetzt war er geradezu lächerlich. Als er sich bückte, um eine schwere Reisetasche, die er trug, zu seinen Füßen niederzusetzen, wurde es aus teilweise enthüllten Schriftzeichen und Inschriften offenbar, daß der Stoff, mit dem seine Hosen geflickt waren, ursprünglich zu einer weniger anspruchsvollen Bekleidung bestimmt gewesen war. Dennoch trat er mit großem Ernste vor, und nachdem er mit gezwungener Herzlichkeit jedem einzelnen im Zimmer die Hand geschüttelt hatte, wischte er sich mit einem

Wie er sie hinnahm, wie er kühl war, wie er sich weigerte, irgendetwas zu sagen, wie vollkommen die Anordnungen des Komitees waren: das alles wurde unter Hinzufügung einer warnenden Moral und als Beispiel für alle künftigen Missetäter gebührend berichtet in dem „Beobachter von Red Dog“, dessen Redakteur anwesend war, und auf dessen markiges Englisch ich den Leser mit Vergnügen verweise. Aber von der Schönheit jenes Hochsommermorgens, dem seligen Frieden von Erde und Luft und Himmel, von dem erwachenden Leben der freien Wälder und Berge, der freudigen, hoffnungsvollen Erneuerung der Natur und vor allem der unendlichen Heiterkeit, die alles durchdrang — davon wurde nichts berichtet, weil es nicht zu der moralischen Lektion gehörte. Und doch, als die schwache und törichte Tat geschehen war und ein Leben mit all seinen Möglichkeiten und Verantwortlichkeiten aus dem mißgestalteten Ding entschwunden war, das dort zwischen Himmel und Erde schwebte, da sangen die Vögel und blühten die Blumen und schien die Sonne ebenso heiter wie zuvor; und vielleicht hatte der „Beobachter von Red Dog“ recht.

* * *

Tennessees Kompagnon befand sich nicht unter der Menge, die den verhängnisvollen Baum umgab. Aber als sie sich anschickten, auseinanderzugehen, da zog die eigentümliche Erscheinung eines Eselkarrens, der regungslos am Wege hielt, die Aufmerksamkeit auf sich. Als sie näher kamen, erkannten sie sogleich die ehrwürdige „Jenny“ und den zweiräderigen Karren als das Eigentum von Tennessees Kompagnon, das er brauchte, um den Schmutz von seinem Grundstück zu entfernen; und wenige Schritte davon saß der Eigentümer des Gefährtes selbst unter einem Kastanienbaum und wischte sich den Schweiß von seinem glühenden Gesicht. Als man ihn fragte, antwortete er, er sei gekommen, um den Körper des Verblichenen zu holen, „wenn es dem Komitee einerlei wäre“. Er wolle „nichts übereilen“; er könne „warten“. Er arbeite heute nicht; und wenn die Herren mit dem Verblichenen fertig wären, wolle er ihn mitnehmen.

„Wenn jemand da ist“, fügte er in seiner einfachen, ernsten Weise hinzu, „der sich dem Leichenbegängnis anschließen möchte, so kann er kommen.“

Vielleicht geschah es aus einer Freude am Humor, welche, wie ich bereits angedeutet habe, ein charakteristischer Zug von Sandy Bar war, vielleicht auch aus einem edleren Grunde — aber zwei Drittel der Bummler nahmen die Einladung sofort an.

Es war Mittag, als Tennessees Leichnam den Händen seines Kompagnons übergeben wurde. Als der Karren nach dem Baume des Todes hinauffuhr, bemerkten wir, daß er eine rohe, längliche Kiste

siebzehnhundert Dollars in rohem Golde und eine Taschenuhr — 's ist ziemlich mein ganzer Besitz — und nun gebt euch zufrieden!"

Und bevor sich eine Hand erheben und ihn hindern konnte, hatte er den Inhalt seiner Reisetasche auf den Tisch entleert.

Einen Augenblick war sein Leben in Gefahr. Ein paar Männer sprangen auf, verschiedene Hände griffen nach verborgenen Waffen, und ein Vorschlag, ihn zum Fenster hinauszuwerfen, wurde nur durch die Dazwischenkunft des Richters vereitelt. Tennessee lachte. Und augenscheinlich ohne auf die Erregung zu achten, benutzte Tennessees Kompagnon die Gelegenheit, um sich wieder mit dem Taschentuch das Gesicht abzuwischen.

Als die Ordnung wieder hergestellt war und man dem Manne vermittelst energischer Ausdrücke und Redewendungen zu verstehen gegeben hatte, daß Tennessees Verbrechen nicht durch Gold gesühnt werden könne, nahm sein Gesicht einen ernsteren und erregteren Ausdruck an, und die, welche ihm am nächsten standen, bemerkten, daß seine rauhe Hand leicht auf dem Tische zitterte. Er zögerte einen Augenblick, bevor er das Gold langsam wieder in die Reisetasche packte, als ob er den erhabenen Gerechtigkeitssinn, welcher den Gerichtshof beherrschte, noch nicht ganz begriffen hätte, und als ob er verwirrt wäre und meinte, daß er nicht genug geboten habe. Dann wandte er sich an den Richter und mit den Worten: „dies hier ist eine Solopartie, allein gespielt und ohne meinen Kompagnon", verbeugte er sich vor dem Gerichtshof und war im Begriff sich zu entfernen, als der Richter ihn zurückrief.

„Wenn Sie Tennessee noch etwas zu sagen haben, dann sagen Sie's ihm besser jetzt."

Zum ersten Male an diesem Abend begegneten sich die Blicke des Gefangenen und die seines seltsamen Advokaten. Tennessee lächelte, zeigte seine weißen Zähne und mit den Worten: „Geschlagen, alter Junge!" reichte er seinem Kompagnon die Hand. Dieser nahm sie in die seine und sagte: „Kam gerad' im Vorbeigehen herein, um zu sehen, wie die Sachen stünden." Dann ließ er die Hand kraftlos fallen, und indem er hinzufügte, es sei „ein warmer Abend", wischte er sich wieder mit dem Taschentuch das Gesicht und entfernte sich ohne ein weiteres Wort.

Die beiden Männer sahen einander in diesem Leben nicht wieder. Denn die beispiellose Beleidigung Richter Lynchs — welcher, wenn auch blind, schwach oder engherzig, doch jedenfalls unbestechlich war — durch jenen Bestechungsversuch, beseitigte in dem Herzen dieser mythischen Persönlichkeit alles Schwanken und befestigte die Entscheidung über Tennessees Schicksal; und bei Tagesanbruch wurde er unter starker Bedeckung auf den Gipfel von Marleys Hügel geführt, um hier seine Strafe entgegenzunehmen.

Beurbarungsversuch gehalten hatten, die aufgeworfene Erde eines offenen Grabes war.

Der Karren hielt vor der Umzäunung still; und die angebotene Hilfe mit derselben Miene einfachen Selbstvertrauens zurückweisend, welche er die ganze Zeit an den Tag gelegt hatte, hob Tennessees Kompagnon den rohen Sarg auf seinen Rücken und setzte ihn ohne fremde Hilfe in dem seichten Grabe nieder. Dann nagelte er das Brett, welches als Deckel diente, fest, trat auf den kleinen Erdhügel neben dem Grabe, zog seinen Hut und wischte sich langsam mit seinem Taschentuch das Gesicht ab. Die Leute fühlten, daß dies die Einleitung zu einer Rede war; sie lagerten sich zerstreut auf Baumstümpfen und Geröll und saßen erwartungsvoll da.

„Wenn ein Mann", so begann Tennessees Kompagnon langsam, „den ganzen Tag wild umhergelaufen ist, was ist dann das Natürlichste für ihn? Nun, nach Hause zurückzukehren. Und wenn er nicht in der Lage ist heimzugehen, was kann dann sein bester Freund tun? Nun, ihn nach Hause bringen! Und so ist auch Tennessee wild umhergelaufen, und wir bringen ihn heim von seiner Wanderschaft."

Er hielt inne, hob ein Stück Quarz auf, rieb es gedankenvoll an seinem Ärmel und fuhr fort: „Es ist nicht das erste Mal, daß ich ihn auf dem Rücken getragen habe, wie Sie's soeben von mir sahen. Es ist nicht das erste Mal, daß ich ihn zu dieser Hütte hier brachte, wenn er sich selbst nicht mehr helfen konnte; es ist nicht das erste Mal, daß ich und Jinny auf jenem Hügel auf ihn gewartet und ihn aufgehoben und so nach Hause gebracht haben, wenn er nicht sprechen konnte und mich nicht mehr kannte. Und jetzt, nun es das letzte Mal ist, ja —", er hielt inne und rieb den Quarz sanft an seinem Ärmel — „sehen Sie, es ist doch ein bißchen schwer für einen Kompagnon. Und jetzt, meine Herren", fügte er plötzlich hinzu, indem er seine langstielige Schaufel aufnahm, „jetzt ist das Leichenbegängnis vorüber, und nehmen Sie meinen und Tennessees Dank hin für Ihre Mühe."

Allen Anerbietungen, ihm zu helfen, sich widersetzend, begann er, das Grab auszufüllen, und wandte dabei seinen Rücken der Menge zu, die sich nach einigen Augenblicken des Zögerns nach und nach zurückzog. Als sie den kleinen Höhenrücken überschritten, der Sandy Bar den Blicken entzog, schauten einige zurück und glaubten zu sehen, wie Tennessees Kompagnon nach getaner Arbeit auf dem Grabe saß, seine Schaufel zwischen den Knien und das Gesicht vergraben in seinem roten Bandanna-Taschentuch. Aber andere machten geltend, daß man in dieser Entfernung sein Gesicht nicht von seinem Taschentuch unterscheiden könne; und so blieb dieser Punkt unentschieden.

In dem Rückschlage, der auf die fieberhafte Erregung jenes Tages folgte, wurde Tennessees Kompagnon nicht vergessen. Eine geheime Unter-

enthielt, die dem Anschein nach aus einem Teil eines Troges verfertigt und halb mit Rinde und Tannenzapfen gefüllt war. Der Karren war außerdem mit Weidenzweigen und duftenden Kastanienblüten geschmückt. Als der Leichnam in die Kiste gelegt war, zog Tennessees Kompagnon ein Stück geteertes Segeltuch darüber; dann bestieg er würdevoll den engen Sitz vorn, setzte die Füße auf die Deichsel und trieb die kleine Eselin an. Das Gefährt bewegte sich langsam vorwärts, in jenem anständigen Schritt, den „Jenny" auch unter weniger feierlichen Umständen gewohnt war.

Die Männer schlenderten halb neugierig, halb scherzend, aber alle gut gelaunt neben dem Karren her, einige vorauf, einige eine Strecke weit hinter dem einsamen Leichenwagen. Aber, sei es nun wegen der Enge des Weges, sei es aus einem augenblicklichen Anstandsgefühl, während der Wagen weiter dahin fuhr, begab sich allmählich die ganze Gesellschaft nach hinten, ordnete sich zu Paaren, hielt gleichen Schritt und nahm auch sonst das Aussehen einer förmlichen Prozession an. Jack Folinsbee, welcher zu Anfang einen pantomimischen Trauermarsch auf einer imaginären Trompete gespielt hatte, hörte auf damit wegen mangelhafter Teilnahme und Würdigung — weil er vielleicht nicht die Gabe des echten Humoristen besaß, mit der eigenen Freude über seinen Witz zufrieden zu sein.

Der Weg führte durch die Bärenschlucht, die zur Zeit wie für das Leichenbegängnis verhängt und in Schatten gehüllt war. Die Rotholzbäume, ihren dichtbekleideten Fuß in den roten Boden vergrabend, standen im Gänsemarsch am Wege entlang und sandten von ihren geneigten Zweigen einen seltsamen Segen auf die vorüberfahrende Bahre herab. Ein Hase, der sich vor Überraschung nicht zu helfen und zu regen vermochte, saß aufgerichtet und klopfenden Herzens in den Farnkräutern am Wege, während der Leichenzug vorbeipassierte. Eichhörnchen beeilten sich, von höheren Zweigen einen sicheren Ausblick zu erlangen, und die Häher breiteten ihre Flügel aus und flatterten wie Vorreiter vor ihnen her, bis der Rand von Sandy Bar und die einsame Hütte von Tennessees Kompagnon erreicht war.

Unter günstigeren Umständen betrachtet, würde es kein angenehmer Platz gewesen sein. Das wenig malerische Grundstück, die rohe und unschöne Umgebung und all die widerlichen Einzelheiten, welche den Nestbau der kalifornischen Goldgräber auszeichnen, sie fanden sich sämtlich hier, und zudem herrschte ein trostloser Verfall. Wenige Schritte von der Hütte befand sich eine rohe Umzäunung, welche in den kurzen Tagen des Eheglücks von Tennessees Kompagnon als Garten gebraucht, jetzt aber von Farnkräutern überwuchert war. Als wir näher kamen, fanden wir zu unserer Überraschung, daß das, was wir für einen neuerlichen

Das Eichkatzl.

Von Hans Ludwig Rosegger.*)

Wenn ein Mädchen fünfzehn Jahre alt ist, nachtschwarzes Haar einen düsteren Heiligenschein um das Köpfchen legt und klare Braunaugen zuweilen nachdenklich, zuweilen übermütig über sonnige Wiesen schauen, dann wehe einem täppischen Jungen, der linkisch den Hut zieht — er wird ausgelacht, ausgelacht, daß lachende Tränentröpflein die Pfirsichwangen netzen.

Jugend ist stolz.

Ist das Mägdlein gar eine Prinzessin und hat Ahnen, die mit dem ritterlichen Gottfried von Bouillon die Bastei des vieltürmigen Jerusalem stürmten, zählt es in der Vorfahrenreihe Kanzler, die das römische Deutschreich regierten, Marschälle, die den Moskowiter bändigten, Bischöfe und Kardinäle, die kühn nach der dreifachen Krone langten, da muß es nicht erst ein simpler Junge sein, der den Spott und den Trotz des Prinzeßchens kostet — selbst ein Hohenzollern und die Bismarcks und alle die Emporkömmlinge sind der hochgeborenen Dame Parvenüs, die nur einen Zoll über der Horde rangieren.

Ein solches Mädchenprinzeßlein ging in der Mark, wo der Sand wächst, in einem großen, grünen, schattigen Wald spazieren, guckte in ein sanftes Gedichtenbüchlein oder sah zum Specht auf, der tickend hämmerte, oder dachte an das wollige Pony im Marstall, an die seidenweiche Angorakatze, den krächzenden Kakadu; überlegte wohl auch, ob sie dereinst dem Kaiser in Berlin die Ehre erweisen würde, in seinem Spiegelsaale trillernde Menuetts zu tanzen.

Einmal begegnete sie im rotschauernden Herbstwalde einem fremden, jungen Burschen mit einem Ränzel auf dem Rücken; alle, die ihr sonst in den Weg liefen, traten ehrfürchtig vom Steig in den Moosgrund, zogen Hüte und Mützen — man konnte den Leuten hoheitsvoll danken oder man konnte ihnen auch nicht danken. Der Fremde — hübsch? nicht allzusehr; groß? nicht allzu hoch; aber mit Sonnenglast im Auge, blieb er nur einfach stehen. Schon der Sonnenglast allein machte das Fürstenkind zornig; es war der Neid. Da der Mann mit dem Ränzel nicht Raum gab, sondern lächelte, raffte das Prinzeßchen den weißen Rock und wagte das Füßchen in viola Eriken zu setzen, um ja nicht im Vorübergehen den frechen Störenfried zu streifen. Der aber grüßte, als sie ihm nahe war, und fragte im nachgiebigen Deutsch des Südens, ob sie ihm den rechten Weg aus dem Forste weisen wolle, er habe sich verirrt.

*) Die kleine Geschichte ist dem eben im Verlag von C. Seifert, Köstritz und Leipzig, erschienenen Roman „Die Komödiantin Magdalene“ entnommen.

suchung hatte ihn von jeder Verwicklung in Tennessees Schuld freigesprochen und nur einige Bedenken hinsichtlich seiner allgemeinen Geistesverfassung übrig gelassen. Sandy Bar sah es als seine Pflicht an, ihn zu besuchen und ihm verschiedene seltsame, aber gutgemeinte Freundlichkeiten zu erweisen. Aber seit jenem Tage schien seine zähe Gesundheit und große Kraft sichtlich auf die Neige zu gehen; und als die Regenzeit eintrat und die zarten Grashalme aus dem steinigen Hügel über Tennessees Grab hervorzulugen begannen, da legte er sich ins Bett.

Eines Abends, als die Fichten neben der Hütte sich im Sturme wiegten und mit ihren schlanken Fingern über das Dach strichen und das Brausen und Rauschen des angeschwollenen Flusses von unten heraufscholl, erhob Tennessees Kompagnon seinen Kopf vom Kissen und sagte: „Es ist Zeit, Tennessee zu holen; ich muß Jinny vor den Wagen spannen.“

Und er würde aus dem Bette aufgestanden sein, hätte ihn nicht sein Wärter zurückgehalten. Kämpfend setzte er seine seltsame Phantasie noch fort: „Da sieh, sachte, Jinny — sachte, alte Jungfer. Wie dunkel es ist! Gib acht auf die Geleise — und sieh dich auch nach ihm um, altes Gör. Manchmal, weißt du, wenn er sinnlos betrunken ist, fällt er direkt im Geleise nieder. Halt' dich gerade auf die Fichte oben auf dem Hügel zu. Da — ich sagt' dir's ja! — da ist er — und kommt hierher — ganz allein, nüchtern und mit leuchtendem Gesicht. Tennessee, Kompagnon!“ — Und so sahen sie sich wieder.

Sonntagabend.

Von A. Ryba.

Und immer höher steigt der Sonnenschein
Und immer blauer werden hinter ihm die Wände.
In jedem Fenster, wie in einem Schrein,
Ist still ein Mensch, ein träumender, allein
Und fängt das Licht noch einmal in die Hände.

Denn alte sind's, die nicht vom Hause fort. —
Die jungen, die sind weit hinaus gezogen
Zum Pferderennen und zum Fußballsport. —
Doch diese sind schon alt und ganz verdorrt
Und seh'n den Wolken nach, die nun entflogen.

Die Bäume unten, auch die träumen nur
Und wissen nicht, daß aller Schein vergangen,
Und nicht, daß ihnen und der Springeschnur
Zwei Mädchen mit vier blassen Wangen
Ganz nah und hell ein Abschiedsliedchen sangen.

Und schon verquillt das Leuchten vom Kamin,
Verzittert langsam an den Kupferdrähten
Und schwingt sich flimmernd in die weite Bläue hin.
Und alles träumt, gestützt das alte Kinn,
Und kühler Duft steigt aus den kleinen Beeten.

Auf der Hofjagd begleitete die Herzogin ein Jäger, der sie zu den Gemsen führte; bis auf die Gipfel der Berge, auf die Spitzen der Felsen führte er sie.

Ein süßes, braunes, zottiges Ding knackte da auf einem Ast Tannenzapfen.

„Schauen S, ein Eichkatzl, Herzogin!“

Aber sie blickte nicht hin und warf sich auf den Boden, wo viola Eriken wuchsen, und die stolze Herzogin-Prinzeß preßte das Gesicht ins Moos und weinte und weinte . . .

Hilflos stand der Jäger dabei und kraute sich den Kopf: „Aba wegen ein Eichkatzl, Hoheit, wegen ein Eichkatzl . . .“

Die Hände der Mona Lisa.

Von **Ella Triebnigg.**

Auf der Rückreise von Rom sagte sich Gottfried Grabner plötzlich: Ja, dein ewiger Traum ist Leben geworden, du bist in Italien. Aber als du diese selige Reise angetreten, da hatte dich das Wort „Italia“ immer wieder erschauern gemacht wie ein Wunder, in welches du hineingleiten und versinken wirst und welches du ganz ergründen, dich mit ihm verschmelzend, leben wirst. Es kam aber an dich herangestürmt mit lauten Tönen, mit glühenden Farben, mit atemberauschenden, sinnverwirrenden Bildern, und du bliebst immer vor diesen Bildern und außerhalb, sie pochten an dein Herz, an deinen Geist, an deinen Sinnen und Nerven rüttelten sie, aber nahmen dich nicht auf. Und heute wirbeln und rauschen bei dem Namen „Italia“ andere Namen vorbei: Rom, Neapel, die Lagunenstadt Venedig mit ihren Schätzen, die das Auge, der Geist kaum erfassen konnten, du aber hast bisher Italien selbst nicht erlebt. Nur seine Vergangenheit.

Und Gottfried Grabner wurde traurig. Ja, überhaupt, er lebte ja immer nur die Vergangenheit und jetzt wollte er noch nach Florenz in das Archivio Mediceo und dann nach Ravenna, Dantes Grab besuchen, und in einer Woche muß er ja zurück an seine Bibliothek.

Also, nur noch eine Woche!

Wenn man gewöhnt ist, in vergangenen Jahrhunderten zu stöbern, wenn man eine feste Einteilung gemacht hat, nach welcher man von der Geburt eines Menschen bis zu seinem Tode, von Florenz bis Ravenna noch kaum acht Tage übrig hat, um Dantes Leben in der Erinnerung nachzugehen, da findet man sich nicht mit einem Sprung in die Gegenwart zurück. Und Gottfried Grabner zog seine Karten

Sie legte das Köpfchen in den Nacken: „Such er selbst!"

„Verzeihung!" bat der Fremde, „ich vergaß, mich vorzustellen" und nannte, übermütig lachend, seinen Namen, einen gewöhnlichen, bürgerlichen Namen.

„Ich bin die Prinzessin."

Der Junge knickte nicht ins Knie. „Prinzessin? Da kennen Sie wohl den rechten Weg?"

„Nein!" Ein Nein voll Haß und Verachtung.

„Du wildes Eichkatzl!" rief hell der Fremde. „Eigentlich müßte man dich zähmen; es lohnte sich."

Eichkatzl? Eine echte Prinzessin in der Mark weiß nicht, was das für ein Ding ist; Eichkatzl! Sicher ein böses Biest ... und zähmen — Warte, mein Bursche! Sie trug im Händchen eine Weidengerte.

Mit der schlug sie ihm ins Gesicht.

Er wurde blaß und der Streich zeichnete eine Schramme in die Stirne.

„Das mir, mein Eichkatzl! Schau ...", er faßte sie mit starken Armen und küßte ihre Lippen ...

Als die Prinzessin aufschaute, war sie allein im Walde und bebte in Scham und Weh, und etwas Brausendes glühte in ihrem Blute.

Fürstenkinder heiraten mit achtzehn Jahren.

Unsere Mädchenprinzessin heiratete einen Herzog, dessen Urahne mit den Merowingern Eber jagte.

Die Zeit eilte.

Die Herzogin-Prinzeß sah die Welt aus anderen Augen, und schlimme Philosophen predigen, die Welt sei immer so, wie man sie sehe.

Frau Herzogin wurden krank; ihr Herz revoltierte. Ach, die revoltierenden Herzoginnenherzen ...

Manchmal schlug es schnell — zu schnell, manchmal pochte es matt — zu matt. Es gab Nächte, wo eine sengende Welle wie der Föhn durch die Brust wogte, eine heiße und erschlaffende Welle.

Die Herzogin-Prinzeß reiste zu den Hofjagden nach Österreich. Ein wie altvornehmes Geschlecht die Habsburger sind, daran dachte sie diesmal nicht, aber an der Straße, die sie fuhr, wohnte ein großer Arzt; den wollte die Kranke um Rat fragen.

Der Arzt-Künstler heile zerbrochene Herzen, faselten die Menschen.

Er hatte Sonnenglast in den Augen; er untersuchte die hohe Patientin und lächelte.

„Dem Herzen nützt keine Arznei aus meinem Medizinschrank", meinte er.

Sie dankte und ging; die Welt verhängte ein Tränenperlenschleier ...

Wie das sonderbar ist, man kann diese schmalen, schlanken Finger stundenlang ansehen; so pflegte er es oft zu tun, wenn er im Halbdunkel zu Hause saß, und dann ist es, als glitten sie einem leise über die müde Stirne, durch die Haare, so beruhigend.

Drei kleine Mädchen mit den sprühenden Augen und dunklen Locken der Murilloschen Kindertypen liefen lärmend an ihm vorbei. Er schrak auf und ging beschämt weiter, in seiner Verwirrung gerade wieder mitten unter die Spielenden geratend, die einander vorzukommen bestrebt waren und mit einem jubelnden „eccolo là!“ jeden Eckstein anfaßten, um wieder davonzustürmen. Gottfried Grabner faßte sich wieder: was war da zu verwundern, er war ja in Florenz, in der Geburtsstadt des Meisters, in jener Stadt, wo ein Raffael seine schönsten Madonnenbilder geschaffen hatte, da mußte es ja Modelle geben, die den Adel der Glieder, der Züge und der Gebärden noch im Blute vererbt hatten.

Eine fast übermütige Laune überkam ihn: er nahm sich vor, zu beobachten, in der Gegenwart die Spuren der Vergangenheit zu finden, und das machte ihm viel Spaß.

Aber er hatte wenig Glück und er sagte sich: sei zufrieden mit dem einen Fund. Und als er zur Ruhe ging, träumte er zu den schönen, regungslosen Händen sich das ovale sanfte Gesicht der Mona Lisa. Da es ihm aber jetzt farblos und ein wenig kühl vorkam, so wandelten sich die Züge in jene der Madonna della Sedia, die einen so warmen brünetten Ton hat, und er erwartete den anderen Tag kaum, daß er in den Palazzo Pitti eilen und sich deren Bild nochmals ansehen konnte. Als er aber vor der prächtigen Leinwand stand, sagte er sich, daß jene Hände anders waren, es war nicht so leicht, sich das Gesicht dazu zu träumen. Nein, gar nicht so leicht. Aber eine Aufgabe, die reizen konnte. Deshalb ging er zur nämlichen Stunde in jene Straße und blickte erwartungsvoll zum Fenster empor, es war aber verhüllt und keine Hände waren zu sehen. Schon wollte er enttäuscht vorübergehen, da kam ein fliegender Obsthändler und sang das Lob seiner Waren und lockte Köpfe an die Fenster und Kinder aus den Toren, und als er unter das von Gottfried beobachtete Fenster kam, langten plötzlich zwei schlanke Hände heraus und tauschten für eine Münze erfrischende Früchte ein.

Es waren dieselben Hände wie gestern, aber nun verwirrte sich das Bild in des Beobachters Geist. Wie sie das Obst nahm, rasch und graziös, schien es ihm, als müßte die jünger sein als Mona Lisa und lebhafter. Auch ein Stückchen ihres Unterarmes konnte man beim Herunterlangen sehen, der war voll und rund.

Ein mühseliges Rätsel. War das wirklich Leonardo da Vinci, Raffael oder schon Tizian? — Nicht einen Augenblick dachte Gottfried daran: man müßte nur näher hinübergehen und hinaufblicken. Er nahm

hervor und breitete sie aus: da lief der blaue Arno quer durch ein Gewirr von ungleichem, mit weißen Linien verzweigtem roten Gewürfel, über das der stolze Name stand: „Firenze".

Die ganze Herrlichkeit lag auf seinen Knien. Und er orientierte sich: Palazzo Pitti, Via Romana — da war er schon auch über dem Ponte Vecchio bei der Via Dante Alighieri. Und hier lag die Casa di Dante. — Als er in der Stazione Centrale einfuhr, konnte er mit geschlossenen Augen jeden Punkt bezeichnen, und er hätte sich schlafend zurechtgefunden, so vertraut war er mit allen Wegen dieser Stadt.

*

* *

Und doch war sie anders, als er es sich gedacht. Wenn er vordem hörte „la bella", welchen Beinamen die verschwenderischen Italiener jetzt auch schon an Napoli und Venezia anzuhängen pflegen, da tauchte vor ihm etwas Klassisches auf. Mit schönen Linien, satten Tönen und einer gewissen Hoheit. Es war aber etwas anderes. Gewiß verdiente diese Stadt wie keine andere den Beinamen, aber er sagte etwas von lebenswarmer, froher Schönheit, wie denn diese Stadt der klassischen Erinnerungen diese mit der koketten Anmut eines ererbten antiken Familienschmuckes trägt.

Das alles empfand Gottfried Grabner gleich am Tage nach seiner Ankunft und er fand es erfrischend. Und nahm sich vor, daß er sich von diesem Leben treiben lassen wolle und wenn mitten in seine Betrachtungen der Architektur des Palazzo Vecchio einige grellstimmige Zeitungsausrufer hineinschrien, dann lächelte er und ließ sich sogar ein „Del Popolo" in die Hand drücken und lächelte noch mehr, als er das Blatt ungelesen in die Tasche versenkte.

In den engen winkeligen Straßen der älteren Stadtteile war es kühl und angenehm zu gehen, da schlenderte er langsam und ohne ein bestimmtes Ziel hindurch und plötzlich dachte er: diese alten, breiten Steinplatten hier zu meinen Füßen, wen haben die schon getragen vor mir? — dabei blickte er zufällig empor und sein Auge fiel auf ein Fenster, das sich in mäßiger Höhe gegenüber befand und das ein schwerer Vorhang fast ganz bedeckte. Er war dunkel und in der Art der Marquisen auf einen Rahmen gespannt und etwas ausgespreizt und man sah nichts als ein Paar zarte Frauenhände, die, lässig übereinander gelegt, vom Fensterbrett herabhingen.

Gottfried Grabner blieb wie gebannt stehen: es waren die Hände der Mona Lisa. Er hatte ja dieses nach seinem Geschmack lieblichste Frauenbild Leonardos in einem Holzschnitt selbst zu Hause und hatte es hauptsächlich der weichen, schönen Hände wegen so lieb.

seiner letzten Tage, und er mußte tief aufatmen, wenn es ihm dabei einfiel, daß der Abschluß in der Erfüllung seines Schönheitsdurstes vor ihm lag, daß er heute endlich aller Träume Traum leben sollte.

Es war fast ganz finster geworden und Gottfried merkte es kaum, erst als ihn jemand an dem Ärmel zupfte, schreckte er auf und sah vor sich eine kleine Gestalt stehen, eine Frau. Sie murmelte etwas und deutete dabei gegen das Fenster, und ihre Armbewegungen waren rasch, ihre Stimme aber dünn und unangenehm. Gottfried sah sie erst nach einer Weile besser an, sie war sehr dick, in ein großes Tuch gehüllt und schien unsauber; ihr Grinsen war widerlich und ihre vertrauliche Art ärgerte den Wartenden. Er wollte sie abschütteln, aber nun drang sie lauter auf ihn ein, und endlich begriff er den Zusammenhang des immer wieder vorgebrachten „notte“ — er sollte später hinaufkommen, man erwarte ihn.

Der Vorhang bewegte sich leise und die Alte humpelte rasch davon und ließ drüben das Tor offen. Gottfried Grabner hatte nur genickt und jetzt dachte er: ich werde also jetzt ins Hotel gehen. Und er ging in sein Zimmer und blieb im Dunkeln am Fenster sitzen, und wieder sah er die perlmutterfarbenen Hände unter dem Vorhang hervorhängend und stieg in Gedanken die Treppen empor und malte es sich im voraus aus, wie wird sie sein? Dann war sie ganz so wie das Urbild ihrer Hände, und er küßte ihre Finger und ließ sich vor ihr aufs Knie, ihr huldigend. Sie aber lächelte unter den langbefransten Wimpern hervor und sagte: ich bin noch ganz anders. Und veränderte sich und wurde immer anders, immer schöner, und er betete sie an. Sie aber hatte immer das geheimnisvolle: ich bin noch ganz anders.

Er glühte: noch schöner?

Vielleicht. Genügt dir das nicht? Willst du mich noch suchen?

Dann stand er wieder vor seiner geschlossenen Türe und die Alte von vorhin neben ihm. Diese frug er: Ist sie hier? — Ja, sagte das häßliche Weib und grinste und drängte ihn zur Türe, er aber verlor den Mut, diese zu öffnen.

Gottfried Grabner war plötzlich ganz wach und nüchtern. Ich kann alles verlieren, sprach er zu sich, erhob sich und schloß das Fenster, wie wenn es jene Türe gewesen wäre, die die Lösung seines Träumens barg.

Wenn ich noch mit dem Nachtzug abfahre, gewinne ich einen Tag, sagte er sich dann und begann zu packen. Ganz zu unterst kam eine verwelkte Nelke, in Seidenpapier gehüllt, und zu Hause steckte er sie in den Rahmen des Bildes der Mona Lisa, gerade unter den Händen herabhängend.

---

es wie eine ernste Aufgabe und er beobachtete noch durch drei Abende die wunderschönen, regungslosen Hände, und mit gewissenhafter Folgerichtigkeit suchte er sich das ganze Bild zu vervollständigen, als gehörte diese Arbeit mit zu seinen Studien, die er in „la bella Firenze“ zu machen hatte. Der Gang war ihm lieb, das tägliche Erlebnis wie ein Ziel.

Als er aber am sechsten Abend wieder vorbeikam, drehten die schlanken Finger eine blutrote Nelke spielend hin und her. Gottfried Grabner war etwas überrascht, denn das gab neue Möglichkeiten zu Vergleichen. Ehe er aber ein Bild finden konnte, flog die Nelke gerade vor seine Füße und mit einem leicht klappernden Geräusch fiel der Vorhang ganz herab, verschwanden die schönen Hände.

Höchst sonderbar. — Er wurde unruhig und fühlte eine Art von Enttäuschung. Ratlos beugte er sich nach der Blume und betrachtete sie, da schien es ihm, als bewegte sich der Vorhang und — er wußte selbst nicht warum, aber etwas drängte ihn, wie gehetzt eilte er weg. Er kam in eine schöne Gartenanlage und ließ sich mechanisch nieder. Noch immer hielt er die Nelke in der Hand und auf einmal sagte er sich ganz laut: das ist das Leben. Ja. Keine Vergangenheit, etwas, was nicht außerhalb steht, sondern ein Erlebnis, das mir allein gehört, vielleicht mein Schicksal.

Ganz aber konnte er noch nicht heraus aus seiner gewöhnlichen Art, trotzdem ihn eine ganz neue Stimmung überfallen hatte, und so dachte er gleich darauf an die Tatsache, daß er hatte morgen mittags abreisen wollen an das Grab des großen Poeten der Divina Comedia.

Das aber war nur ein Gedankenblitz, denn schon rief etwas in ihm: nein. Und er staunte bloß, wie er sich nun rasch selbst niederrang mit der Überzeugung: ich muß noch den morgigen Abend hierbleiben, denn jetzt werde ich erst die Schönheiten des Landes, der Gegenwart des Lebens überhaupt leben, nicht aus den toten Kunstwerken schöpfend, sondern sie aus lebenden Händen empfangend, die mir ein Zeichen gegeben, das ich nicht von mir weisen will.

Und er küßte ganz leise das dürftige Zeichen und blieb trotz seiner früheren Vorsätze in Florenz. Den Tag verbrachte er in Unruhe und ohne sich klar darüber zu werden, was er tun würde, als aber die Abendstunde kam, ging er den gewohnten Weg mit klopfendem Herzen und wie von Flügeln getragen.

Er mochte rascher gegangen sein, nichts war beim Fenster zu sehen. Er ging einige Schritte weiter in einen nahen Torbogen, lehnte sich an die Wand und behielt das Fenster im Auge. So wartete er, ohne Ungeduld. Manchmal schloß er die Augen, da sah er die schlanken Hände vor sich, gleich darauf spähte er hinüber, es zeigte sich aber nichts. Dann wieder überkam ihn ein eigenes Glücksgefühl über den Reichtum

sich bei unserm Schulbetrieb ein wenig Schulfett angesessen. „Die großen Rosinen“, wie der Rektor sagt, sind aus dem Kopf verschwunden. Man ist in dieser gottgewollten Ordnung auch ein Stück bequem geworden. Und bequem ist es doch sicherlich, wenn der Grammatikstoff im „kleinen Engelmann“ einmal für allemal auf Seite hundertdreiundzwanzig eingegrenzt ist. Und Seite hundertvierundzwanzig kümmert mich nicht mehr. Da fängt der Herr Kollege in der zweiten Klasse an.

So war's mit Vater. Nicht, daß er persönlich eingerostet wäre. O nein, davor bewahrte ihn die Liebe zu den Kindern. Die Regel könnte rosten für sich allein, wenn aber jedes Jährlein neue, frische Jungenfüße darüberschleifen, so bleibt die Regel blank und gut.

Auch kleinlich braucht man dabei nicht zu werden. Vater ward es nicht. Dasselbe Regelwerk war nicht dasselbe in einem und im nächsten Jahr, so wie er's den jungen Köpfen vortrug. Das nächste Mal umrankten es Girlanden seines freundlichen Humors. Ein kleines Witzlein aufgesetzt, da wo die Regel einen Leierkastenton bekam, bewirkte Wunder in der frischen Aufnahmefähigkeit. Und wo der Sand der Wiederholung am dicksten auf die Brust sich legte, Geschichtchen, die die Augen seiner jungen Freunde blitzblank machten, selbst wenn's die letzte müde Stunde war am Tag.

Der Sand der Wiederholung aber stieg von Jahr zu Jahr an seinen Seiten auf und grub ihn langsam ein. Zoll für Zoll. Mutter sah es. Wir alle sahen es. Und schwiegen. Von jenen stillen Dingen, die nur Zoll für Zoll im Leben vorwärtsrücken, spricht man nicht. Es ist ja nicht der Mühe wert. Sie waren gestern so. So sind sie heute. Und das Millimeterchen, das sie bis morgen sich verschieben werden, ist so winzig klein, daß sich das Reden nicht verlohnt. Das Reden und das Handeln.

So wuchs der Sand und wuchs. Der Mutter Güte schaufelte noch zu. Sie machte alles so bequem zu Hause, daß alle Reibung aus dem Leben unseres Vaters schwand. Ein Donnerwetter und ein Blitz dazwischen, darauf ein Regenguß — die hätten manche Sandbank weggeschwemmt. Freilich, auf Bestellung sind die Donnerwetter auch nichts wert.

Im Anfang sagte Vater manchmal: „Nun, Mutter, meinst du nicht, ich hätte lang genug die Sexta jetzt gehabt? Wie wär's jetzt mit der Quinta? Und ein Jahr später, weißt du, kriege ich vielleicht die Quarta, und dann . . .“

„Ach, Vater, mache keine Pläne. Hier ist der Hausrock und die weichen Schuhe“, sagte Mutter, „du wirst dir doch auf deine alten Tage nicht noch dies und das auf deinen Rücken laden“.

So schlief die Hoffnung ein, am Ende auch der Wunsch. Die Stimmen, die von innen mahnten und von außen, wurden immer

Zu spät.

Von Fritz Müller, Zürich.

„Der immer schwieriger werdende Kampf ums Dasein", sagt man, aber es ist nicht wahr.

„Das vielgestaltige, sinnverwirrende Leben von heutzutage", sagt man, aber es ist ein falsches Selbstzeugnis.

Eine ausgeleierte Fahrrinne ist das Leben geworden. Vom Eintritte in das Leben bis zur letzten Fahrt auf dem schwarzen Wagen werden wir planmäßig auf dem Schachbrett herumgeschoben. Unzählige Korporationen übernehmen das Denken für uns, und für das Handeln bleibt der Spielraum eines Droschkengauls. Unsere Durchschnittsarbeit besteht aus Handgriffen — unseren Beruf heißen wir sie. Sich auseinanderzusetzen mit dem Leben, täglich, stündlich, so auseinanderzusetzen, wie's der „primitive", der vormaschinelle Mensch mußte, haben wir nicht mehr nötig. Das machen die Korporationen. Uns bleibt die Kritik und die — Folgsamkeit. Aber wir spüren es nicht. Wir sind noch oberflächlich obendrein. Eine komische Blindheit. Waren wir damals noch Wanderer mit Willen und Wagmut — jetzt sind wir ausgezahnte Rädchen in großen Maschinerien. Und ein jedes noch so kleine Rädchen sieht und hört das Getriebe um sich herum und sagt: „Ich, ich treibe das Ganze." Ein weniges auch dürfen sie von Zeit zu Zeit mit den eingepaßten Zähnen knirschen.

So ist der „schwierige Kampf ums Dasein", so ist „das vielgestaltige Leben".

Mein Vater war Gymnasialprofessor in einer Pfälzer Stadt. In einer schmalen Gasse wohnten wir. Und gerade gegenüber Mutters Nähplatz am Fenster mit dem „Spionspiegel" war das alte Gymnasium. Mutter konnte ins Schulzimmer sehen, wo der Vater unterrichtete. Vater war der Mutter so gut, daß er nicht einmal im Sommer den Vorhang vor seinem Fenster herunterließ. Es war ihm immer recht, wenn Mutter über das Sträßchen auf sein Katheder heruntersah, von wo aus er die Klasse beherrschte.

Die unterste Lateinschulklasse nämlich. Die hatte er siebzehn Jahre lang. Das kommt von selbst so in einem großen Gymnasium.

„Also Herr Kollege", sagt der Rektor am Schuljahrbeginn, „Sie nehmen wieder VI b, nicht wahr?"

Nicht wahr? das heißt im Munde eines Rektors: Es bleibt Ihnen nichts anderes übrig, lieber Herr. Der Mechanismus unserer Schule und unseres Lehrerkollegiums verlangt es und damit Punktum

Gewiß, das tut ein wenig weh, wenn man als junger Lehrer an die Schule kommt. Aber nur ein Jahr lang oder zwei. Dann hat man

Der Fremdsprachenkoller.

Von Dr. Heinrich Pudor.

Ich kenne eine deutsche Frau von Herzensbildung, welche nur ihre Muttersprache versteht und behauptet, daß sie keine andere Sprache lernen könne. Eine fremde Sprache lernen, das komme ihr so vor, wie wenn man mit den Armen laufen wolle. Sie meint auch, daß ihre Zunge gar nicht für eine andere Sprache geschaffen sei, und wenn sie es auch wolle, sie würde es nicht können. Und vor allem, so sagt sie, denke und empfinde sie deutsch, sie könne also auch nur deutsch sprechen, denn man könne doch nicht Laute, die man nicht empfindet, aus dem Munde herausbringen. Mehrere Sprachen sprechen, das komme ihr nicht nur ungebildet vor, sondern es sei auch ein Zeichen, daß der betreffende Mensch nicht echt empfinde und denke, sondern nur eine Denkmaschine sei.

Darnach müßten wir wohl unsere landläufigen Ansichten vom „Parlieren" etwas „revidieren" und „korrigieren". Einst hielt man es für gebildet, wenn man möglichst viele fremde Wörter zu gebrauchen verstand, heute gilt es für gebildet, wenn man möglichst viele Sprachen spricht. Aber in zehn Jahren wird man es vielleicht für gebildet halten, wenn man die Muttersprache möglichst gut spricht. Und dies ist ja eine der Folgen der Fremdtümelei und des Fremdsprachentums, daß wir unsere eigene Sprache nicht mehr beherrschen, daß wir in gewissem Sinne und trotz alles Gelehrtentums verlernt haben, zu sprechen. Unzählige Ausdrücke der deutschen Sprache sind aus dem Verkehr geschwunden und kaum noch in den betreffenden Fachkreisen geläufig. Selbst in wissenschaftlichen und Kunstlehrbüchern begegnet man einem „miserablen" Deutsch und eine Literatur, die die Schönheiten und Möglichkeiten der deutschen Sprache ausgestaltet — haben wir sie?

Es sollte wahrhaftig das Streben jedes Menschen sein, das ganze Leben hindurch immer mehr die Muttersprache sich anzueignen — mit 20 Jahren kann sie noch niemand und mit 50 Jahren können sie auch nur die wenigsten sprechen —, um ein Meister im Sprechen der Muttersprache zu werden. Denn diese Fähigkeit, zu sprechen, das also, was uns bewegt, in Lauten auszudrücken, die unseresgleichen verständlich sind, ist eines der kostbarsten Güter, die wir erwerben können. Aber es wird heute mißbräuchlich angewendet, es wird nämlich gerade dann angewendet, wenn die Empfindung nicht vorhanden ist oder wenn sie getäuscht werden soll. Tatsächlich ist heute die Sprache vielen nur ein Mittel, die eigenen Gedanken und Empfindungen zu verbergen. Das geht so weit, daß mancher gar nicht mehr weiß, wo seine eigene Empfindung anfängt und aufhört und auch wohl eine solche gar nicht

schwächer. Der Sand der Wiederholung quoll und stieg und ließ die Stimmen nicht mehr durch.

Und eines Tages starb der letzte Wille nach einer Änderung. Ich weiß den Tag noch, Vater war beim Mittagessen übler Laune.

„Nun wollen sie da droben wieder ein neues Lehrbuch einführen“, sagte er, „das alte hat es siebzehn Jahre lang getan. Und jetzt auf einmal ...“

Am andern Tage kam der Rektor in unsere Wohnung. Vater war am Wall spazieren gegangen.

„Frau Professor“, sagte etwas feierlich der Rektor, „Ihr Herr Gemahl soll von der nächsten Woche ab die Quinta übernehmen. Ich denke, es wird ihm Freude machen ...“

Dann ging er wieder fort, und Vater kam nach Hause. Er war ganz fröhlich und fing an, uns beim Abendessen eine drollige Hundegeschichte von seinem Spaziergang zu erzählen.

„Vater“, unterbrach ihn Mutter, „ich habe eine Überraschung für dich.“

„So, und die wäre?“ Er rückte ein wenig unruhig an seiner Brille.

„Etwas, was du dir schon vor vielen Jahren wünschtest.“

„Was kann das sein? Doch nicht ...?“

„Ja, doch. Der Rektor war vorhin hier, und du sollst nächste Woche schon die Quinta haben ...“

„Vater, Vater!“

Der Vater wurde bleich. Sein Löffel klirrte aus der Hand. Still stand er auf, ging auf seine Arbeitsstube zu und wandte an der Türe noch sein Gesicht der Mutter zu. Es sah plötzlich eingefallen aus.

„Zu spät, Mutter!“ sagte er.

*
* *

Was weiter vorging, weiß ich nicht. Als nur das eine, daß Vater einen langen Brief an seinen Rektor schrieb und Montag drauf in seine alte Sexta ging. Mutter sah an diesem Tage kummervoll genug quer über unsere Straße in das Sextaklassenzimmer, wo Vater müde und ein wenig vorgebückt auf dem Katheder saß ...

Ich aber fand in dem Papierkorb am Schreibtisch meines Vaters einen Streifen Konzeptpapier und las:

„... Sie haben mich in meiner Sexta langsam sterben lassen, und ich will keinen Quintasarg ...“

worden. Aber wir möchten bei dieser Gelegenheit den Irrtum berichtigen, als ob die Fähigkeit eines möglichst guten Gedächtnisses etwas sonderlich Arisches oder Germanisches sei. Nein, im Gegenteil, diese Fähigkeit ist etwas sonderlich Phönizisches, sie deutet auf Händlertalent. Wer Werte verteilt und weitergibt, hat natürlich ein Interesse daran, möglichst alles im Kopfe zu behalten, und er wird seine ganze Energie darauf verwenden, ein möglichst ausgiebiges Gedächtnis zu bekommen. Der schaffende Arier dagegen, der neu schafft und Neues schafft, hat kein Interesse daran, „olle Kamillen", Preise und Werte im Kopfe zu behalten. Sein Gehirn wird nicht reproduktiv-mnemotechnisch wie beim Händlervolk, sondern produktiv-impulsiv oder produktiv-enthusiastisch gezüchtet. Es wird deshalb auch für Fremdsprachentum wenig übrig haben. Mit dem Händlervolk ist es ähnlich wie mit jenen Kindertalenten, die jede fremde Melodie, die sie nur einmal hören, nachspielen können, weil sie keine eigenen Melodien haben, weil ihre eigene Seele nicht tönt. Früher pflegte man diese Wunderkinder (man sollte sie besser Wundertiere nennen), die nach dem Gehör und aus dem Gedächtnisse nachspielen, anzustaunen, weil man nur alles, was reproduktiv war, wertete. Heute macht uns eine derartige Begabung mißtrauisch, und jeder eigene Versuch im Singen oder Malen, mag es auch nur erst ein Lallen sein, erscheint uns verheißungsvoller. Und mißtrauisch gegen die betreffenden Menschen sollte uns daher auch das Fremdsprachentum machen. Das Alltagswort, „sprich, wie dir der Schnabel gewachsen ist", ist eine Wahrheit, und eine Wahrheit, bei der man das Wort „gewachsen" beachten wolle. Das Wachsen aus den Tiefen der Seele heraus zu sprachlicher Klarheit ist nur in heimatlicher Zunge möglich. Des Vaters Lande und der Mutter Zunge bleibe treu . . .

Heimgärtners Tagebuch.

Ich hatte über vierzig Jahre lang einen Freund, der mich beständig verachtete. Das erstemal verachtete er mich im Jahre 1866, als ich ausgerufen hatte: „Gott sei Dank, daß ich nicht Soldat bin. Sonst müßt' ich in diesen Krieg!" Er, der Malm, wäre so gern dabei gewesen, war aber noch viel zu jung. Ob es gegen Franzosen ging oder gegen Deutsche, das war ihm gleich — nur raufen! — Im Jahre 1870 ging der Malm zu Fuß nach Bayern, kam aber zu Fuß wieder heim. Er war noch immer zu jung und fremde Freiwillige konnten sie nicht brauchen. Mich lobte er, daß ich den deutsch-französischen Krieg besang, und verachtete mich, daß ich nicht dazugehen wollte. — Bei der bosnischen Okkupation endlich, da war er dabei, war in wenigen Wochen Leutnant,

hat. Denn wir sind in einer erschreckenden Weise auf der einen Seite automatische Maschinen, auf der anderen Gehirnkrüppel geworden, bei denen das Herz, die Seele und das Gemüt verödet, abgestorben und abgetötet sind. Aus diesem Grunde eben werden wir befähigt, fremde Sprachen zu lernen, und offenbar wird derjenige, welcher am leichtesten Fremdes annimmt, am wenigsten Eigenes festhält und am geringsten eigenes Empfinden besitzt, am leichtesten fremde Sprachen lernen. In gewissem Sinne deutet alle diese Fähigkeit, fremde Sprachen zu lernen, auf Charakterlosigkeit hin.

Richard Wagner hat einmal die Musik aus dem Schrei hergeleitet. Ebensogut könnte man die Sprache aus dem Schrei herleiten. Und tatsächlich ist der erste Laut, den der Mensch nach der Geburt spricht, der Schrei. Dieser Schrei ist noch ganz und gar Empfindung (wie es im späteren Leben bis zu einem gewissen Grade die Interjektionen sind), und noch ganz und gar Ureigenes, aus der Seele Geborenes. Aber im späteren Leben, soviel wir auch sprechen, gerade je mehr wir sprechen: das, was unser Inneres bewegt, was unsere Seele erfüllt, das kommt nimmer auf die Zunge, und oft genug wird man im tiefsten Innern angewidert, wenn man dieses „Schwadronieren", das nicht anders klingt, als ob es aus dem Schalltrichter einer Sprechmaschine herauskomme, mit anhören muß. Von solchen Menschen hört man allerdings lieber ein fremdes Idiom, weil sie hierbei gerade infolge der Mangelhaftigkeit und Schwierigkeit mehr Eigenes zutage treten lassen.

Im übrigen werden wir gut tun, weniger zu sprechen. Es ist durchaus nicht unbedingt nötig, daß, wenn zwei oder drei Menschen beisammen sind, stundenlang jede Minute gesprochen wird. Wenn heute jemand in eine Gesellschaft kommt, ist er zufolge schlechter gesellschaftlicher „Usancen" gezwungen, vom ersten bis zum letzten Augenblick zu sprechen, mag er auch noch so wenig zu sagen haben, zum Sprechen nicht aufgelegt sein oder überhaupt kein Sprecher vor dem Herrn sein, und die größte gesellschaftliche Sünde ist die, eine Stockung des Gespräches, eine Pause im Gespräch eintreten zu lassen, obwohl meist eben nur dann, wenn eine solche Lücke eintritt, Vernunft und Sinn in die ganze Veranstaltung kommt.

Der große Schweiger Moltke also könnte dem schwatzenden Berlinertum zum Erzieher werden. Es muß nun bald einmal für fein gelten, schweigsam zu sein und nur mit den Lidern zu sprechen. Wer nichts davon wissen will, mag sich eine Sprechmaschine ins Zimmer stellen, die ihre Dienste, ohne daß peinliche Pausen eintreten, verrichtet.

Das Fremdsprachentum aber hängt freilich noch mit etwas anderem zusammen, mit der Gedächtnisakrobatik, zu der wir systematisch erzogen oder vielmehr trainiert werden. Es ist darüber ja gerade genug geschrieben

schon ausgeführt. Allerdings nicht immer genau nach seinem Dafürhalten. Ihm blieb nichts übrig, als zu essen, zu trinken und auf der Ofenbank zu liegen. Nun erst merkte der Hauptmann Malm, in welch schimpfliche Gefangenschaft er geraten war. Er riß zornig an der Kette, aber sie war nicht von Eisen, das zerspringen kann, sie war weich wie Gummi, gab jedem Riß stille nach, um sich nachher allemal wieder fest zusammenzuziehen. So sorgte das Weibchen mit sanftmütiger Heiterkeit für alles, was er brauchte, so deichselte sie die Wirtschaft im großen wie im kleinen ganz nach ihrem Willen, immer in scheinbar größter Nachgiebigkeit und Güte, „um ihn zu schonen und sein Leben zu versüßen“.

Da brach der russisch-japanische Krieg aus. Und eines Tages humpelte der Hauptmann in den Kuhstall, wo die kleine Frau mit dem Sechter unter dem Kuheuter saß, und sagte: „Lina, gib mir das Geld!“ — „Wirst es schon einmal kriegen“, antwortete sie. „Lina, ich brauche es jetzt. Brust, Aug' und Hand ist mir noch gesund, ich gehe mit den Russen. Gib mir Geld!“ — „Aber Kind, du weißt ja, es ist keins mehr da, ich habe doch die Wiese gekauft!“ Jetzt brach die Soldatenwut los; aber die Kleine fing den schweren Arm auf, zog ihn herab, zog herzig lachend den ganzen Mann zu sich herab, legte ihm die Arme um den Hals, befeuchtete alle Gegenden seines Gesichtes mit Tränen und mit Küssen und schluchzte: „Mein lieber, herzallerliebster Mann, du darfst mir nimmer fort, nimmer, nimmer, schau, du bist mein allerliebster Mann!“ Da blieb er und war etliche Minuten sehr glücklich.

So lebten die beiden Leute dahin im tiefsten Frieden. Alle Nachbarschaft beneidete den Hauptmann um sein häusliches Glück, wie es nicht jeder genoß. Und einmal, als ich ihn besuchen wollte, fand sich sein Haustor versperrt. Er schaute zum vergitterten Fenster heraus und berichtete, daß seine Frau, die auf dem Felde sei, ihn eingesperrt habe, weil er ihr liebster Schatz wäre, der ihr leicht gestohlen werden könnte. Als wir durch das Fenster so ein wenig geplaudert hatten, sagte der Hauptmann jäh: „Mußt mir verzeihen, alter Freund, daß ich oft gesagt habe: ich verachte dich. So schmählich ist ja doch keiner in die Gefangenschaft geraten als ich. Hilf mir zur Flucht.“ Das braune Antlitz des Kriegers war weinerlich entstellt, aber ich wußte für sein Elend keinen Rat als den boshaften, erst sein Weibchen aus der Gefangenschaft zu entlassen, sie etwa an einen Jüngeren und Schöneren freizugeben. — Jetzt war's gut, daß das Tor verschlossen und das Fenster vergittert war, er stürzte drinnen nach seinem Säbel, er hätte mich gespalten. — Daraufhin bin ich beruhigt meines Weges gegangen.

Seither getraue ich mich nicht mehr zu ihm. Was man aber so nebenbei erfährt, hat der tapfere Hauptmann vor seiner kleinen Frau endgültig kapituliert.

erstürmte mit Bravour eine Bosnabrücke, bekam bei der Einnahme von Serajewo einen Schuß in den Oberarm und kehrte als Hauptmann heim mit strahlendem Gesicht. — Der Arm heilte so gründlich wieder, daß er eine kleine Nähderin umarmen konnte. Das war ein niedliches Persönchen, voll friedfertiger Heiterkeit, und dieses verachtete er nicht. „Der Mann", sagte er, „muß kriegerisch sein, sonst ist er kein Mann; das Weib aber muß sanft sein, sonst ist es kein Weib." — Der Hauptmann Malm hätte die Nähderin gleich geheiratet, wenn er nur schon fünfzig Jahre alt gewesen wäre. „Vor dem fünfzigsten Jahr hat der Mann nicht Zeit für die Weiber, da muß er Krieg führen." Nun war aber verzweifelt lange kein Krieg. In den Balkanländern ging's wieder einmal los. Der Hauptmann zog hin und kam nach einem Jahr wieder zurück mit gespaltener Nase und einem Tapferkeitszeichen an der Brust, das ihm Fürst Battenberg persönlich angeheftet hatte. Die Nase heilte, behielt aber eine Form, die des Kriegers Gesicht noch martialischer machte. Die kleine Nähderin bestand auch schon fest auf ihrer Sache und sagte, sie wolle endlich heiraten, ehe man ihr den Mann vollends zerfleische! So verlobten sie sich, und es waren schon die Hochzeitsspielleute bestellt, da brach da unten im heißen Afrika der Burenrummel los. Der Hauptmann packte zusammen und fragte mich allen Ernstes, ob ich nicht mitwolle. Ich würde doch meinen lieben deutschen Bauern dort zu Hilfe kommen wollen. Wollte ich aber lieber Kultur nach Süden tragen, so könnte ich ja mit den Engländern gehen. Ich blieb bei Muttern daheim, und da verachtete er mich wieder. Auf meine Abschiedsfrage, ob er es mit den Engländern oder mit den Buren halte, lautete seine Antwort, das wisse er noch nicht; bei denen es halt am meisten zum Zuschlagen geben werde. — Nach sechzehn Monaten kam der Hauptmann Malm zurück. Er brachte nur einen Fuß mit, der andere lag irgendwo im Wüstensande. Er war im Transvaal mit noch dreiundzwanzig Buren von den Engländern gefangen genommen worden. Da hatte er die zwei Wächter seines Extrazimmers erwürgt, in Freiheit sofort einen Trupp Buren gesammelt und die übrigen dreiundzwanzig Gefangenen herausgeschlagen. Nun, und dabei war sein linkes Bein futsch gegangen. — Es war ein dreifüßiges Paar, das nun zu Falkenbach getraut wurde; die Nähderin stand neben seiner wie ein Mäuslein neben dem Kater. — Sie hatten eine kleine Landwirtschaft, und statt Gewehr und Säbel wollte der Hauptmann nun in Gottes Namen den Spaten in die Hand nehmen. Aber die Kleine litt es nicht. Er habe sein Lebtag zugehauen genug, er solle es sich mit dem Stelzfuß auf der Ofenbank gut sein lassen; sie werde die Wirtschaft schon besorgen. Dagegen lehnte sich der alte Soldat heftig auf, aber er wurde zurückgeschlagen. Wo er eine Arbeit anfassen wollte, da war sie schon getan; wo er kommandieren wollte, da war die Sache

das Ausbleiben rauschenden Ruhmes als über das Ausbleiben jener Dinge, die ihm — besonders in früheren Jahren — vor wirtschaftlichen Sorgen bewahrt hätten. Endlich hat Österreich seinem großen Sänger ja Kränze geflochten, aber so spät, daß Grillparzer in seiner Selbstbiographie den Empfang der Orden, der Titel, der Herrenhauswürde nicht mehr bestätigen konnte.

Ich wurde dieser Tage gemahnt: „Gottsucher! Setze doch mit deiner Weltverbesserung einmal etwas lebhafter ein!“ Da erinnerte ich mich wieder, daß etliche Leute mich für einen Weltverbesserer halten. Es mag wohl manchmal den Anschein gehabt haben, als wollte ich's sein. Meine schriftstellerische Art ist aber mehr lyrisch als dydaktisch. Das gelehrte Wort muß erklärt werden: Ich habe das Muß in mir, alles, was mir gefällt oder mißfällt, auszusprechen, Freude oder Klage, Lob oder Schimpf, ohne andere Absicht, als sich das Herz zu erleichtern. Es kann dabei auch vorkommen, daß ich sage, wie dies oder das etwa sein sollte, sein könnte, und Vorschläge zu Änderungen mache. Auch helfen gern, wenn andere mittäten. Aber der ernsten Meinung, daß ich die Welt verbessern könnte, war ich nie. Das kann kein Mensch mit dem Worte allein, auch das Vorbild wäre noch zu wenig. Das Alte, wenn man's anrührt, wird eher schlechter als besser. Ich weiß nicht einmal, ob es möglich ist, daß die Menschheit jeweilig schlechter oder besser sein kann. Sie ist nur manchmal so und manchmal so, hat nur das Zeug zur Veränderung in sich, so sehr die große Masse sich vor Veränderungen sträubt. Wenn es einem zeitweise gar recht ungut ist, dann ja, dann wünscht man Veränderung, hoffend, daß es besser werden würde. Aber kein Mensch weiß im voraus, ob große Veränderungen, die oft so leidenschaftlich angestrebt werden, zu Besserem oder zu Schlechterem ausfallen. Es kann manchmal beides zu gleicher Zeit sein; die Bedürfnisse der Menschen sind millionenfältig verschieden, greifen nach allen Seiten aus und die Welt bleibt im Gleichgewicht.

Und doch habe ich in meinem Denken, Dichten und Sagen die Welt zu verbessern gesucht, aber nicht nach außen hin, für andere, sondern für mich. Das Widerwärtige habe ich mir tot zu räsonieren gesucht, das Schöne und Gute habe ich so lange zu dichten getrachtet, bis es sich in mir zu einer Art von realer Wesenheit verdichtete, die mir dann eine bessere Welt war. Schiller sagt irgendwo: Leben sei träumen, weise sein, sei schön träumen. — Danach könnte jeder einzelne Mensch die Welt nur sich selber verbessern, das heißt, schön träumen. Sollten meine Schriften zur Höherführung unserer inneren Welt hie und da Anregung gegeben haben, dann dürfte ich in diesem Sinne doch vielleicht ein wenig, wenn auch ganz gering, auf die Bezeichnung „Weltverbesserer“ Anspruch haben.

Grillparzer hielt sich — wohl mit Recht — nach Goethe und Schiller für den größten deutschen Dichter. Trotzdem war er bei seinem Goethe-Besuch in Weimar so untertänig, so demütig, daß Goethes Interesse an ihm abkühlte. Das war der österreichische Dichter jener Tage, da er vom Volke geringgeschätzt, von der Zensur verstümmelt, von der Kritik gedemütigt, von der Regierung mit Mißtrauen behandelt wurde. Er fühlte im Nacken noch die Knute der Gewalthaber, die sich durch das erwachende Geistesleben gefährdet glaubten. Bei Grillparzer, dem armen Kanzleifuchs, der Tag für Tag vor den Chefs devot sein mußte, hatte sich der Rücken natürlich besonders gekrümmt. Der Geistesfürst mußte sich allzuoft vor Dummköpfen beugen. — Mit vollster Innerung las ich in diesen Tagen Grillparzers Selbstbiographie. Ein Buch zum Besinnen. Noch bis heute ist an manchem Poeten von jener verdrießlichen Eigenschaft etwas hängen geblieben. So sehr der oder jener sich seines Wertes bewußt sein mag, in geselligen Kreisen, glänzenden Versammlungen, vor offiziellen Personen, fühlt er sich gedrückt. Besonders wenn er aus Armut hervorging, wie das bei Hamerling und Anzengruber war. Selbst Anastasius Grün, der doch den Grafen an seiner Seite stehen hatte, war befangen als Dichter. Allzulang währte in Österreich die Zeit, da man sich schier entschuldigen mußte, einer zu sein. Wenn der Dichter in vornehme oder reiche Häuser geladen wurde, bestaunte man ihn wie ein Wundertier, etwa wie ein Kalb mit zwei Köpfen, da er wirklich um einen mehr hatte als andere. Man gab ihm die Ehre, als Tafelaufsatz zu prangen, man belustigte sich an seinen Paroxismen, zu denen er aus Verlegenheit und Langweile seine Zuflucht nahm. Aber das richtige Verhältnis des Erkennens und Verstehens stellte sich selten ein. Solche Geselligkeiten machten dann den Dichter entweder ungeschickt und blöde oder sarkastisch, er gefiel sich in Witz und Geistreichigkeiten, und anstatt er andere zu sich emporzog, ward er niedergezogen. Es gab deren, die eine solche Erniedrigung nie inne wurden und in der Gesellschaft verdarben. Der mehr auf sich hielt, ging *seiner* Wege und aus der Ferne gelang es ihm, die Menschen wieder zu schätzen, die er bei näherem Umgang hätte verachten müssen.

Gegenwärtig fühlt auch in Österreich der Poet seinen Rang, der ihn weder unter noch über die Gesellschaft stellt, sondern ihr gegenüber: Auf einer Wagschale die Menge, auf der andern die Persönlichkeit. Im Deutschen Reich führt mancher Dichter ein nahezu fürstliches Haus, das zwar einem Goethe nicht geschadet hat, das der Geistesmensch geringerer Sorte aber kaum ungestraft genießt. Gelassene Selbstbescheidung steht dem Poeten vornehmer.

Grillparzer hat in seinem über alles geliebten Vaterlande wohl manches zu tadeln gefunden, indes hat er sich weniger beklagt über

Also wie ist der „Baum der Erkenntnis“ anders zu verstehen, als daß er das Forschen, das Wahrheitsuchen, das Erkennenlernen bedeutet? — Wer von dem Baume der Erkenntnis ißt, der ist wissend wie Gott und unterscheidet Gut und Böse. — Ja, soll man denn das nicht? Sollen wir denn kein Gewissen haben, das uns sagt, was gut und was böse ist? Diese Auslegung wäre ja undenkbar. — Jedes Kind muß den Sündenfall im Paradies auswendig lernen, dann läßt man es unbelehrt und hilflos dabei stehen. Die dogmatischen Exegesen würden ihm freilich wenig helfen; weiß doch nicht einmal die Vernunft der Erwachsenen damit was anzufangen. Ich meine, es sei am besten, jene Stellen ganz in dem nächstliegenden, buchstäblichen Sinne zu deuten: Hütet euch vor der Forschung, der Erkenntnis, sonst seht ihr, daß ihr nackend seid, bettelarm und voll der Gebrechen, dem ewigen Tode geweiht.

Tatsache ist, daß die Wissenschaft von unserer Wesenheit, von unserem Ursprung und Verfall, daß dieses Wissen die hoffende, glückliche Gläubigkeit in dem Menschen zerstört, seine Seele getötet hat.

„Im Lande Styrien, in einem alpinen Hochtale, liegt die alte deutsche Ansiedlung Krieglach. Eine wohlkultivierte Landschaft. Der Reisende, der von ihr aus nordostwärts wandert, fort nordostwärts, der sieht, wie sich allmählich die Gegend verändert. Die Felder gehen in Wiesen, diese in Matten über und es beginnt halbverwildertes Heide- und Sumpfland. Die Wege verlieren sich völlig und durch Struppwerk und Schlinggewächse gelingt es dem Fuße schwer, den Pfad zu bahnen. Einzelne wetterverknorrte Nadelholzbäume ragen wüst in den Himmel und auf dem Boden modert Holzgefälle, von buntem Gestrüppe umwuchert. So geht es hin und hin, soweit das Auge dringt; dunkle Wände von Waldwildnis engen hier das Bild, während über den Scharten des Strauchbestandes ferne Berge hereinblauen. Endlich stößt der Wanderer an ein halbausgetrocknetes Flußbett, dessen schwarze Wässer tot dahinliegen und dessen breite Sand- und Schuttgründe sich mählich zwischen den Büschen verlieren. Libellen- und andere Tierbrut zuckt über dem Wasserspiegel hin und her und der Wanderer, der am Flußrande sich notig fortwindet, immer von Moor und Sumpf und mannshohem Gekräute gehindert, tritt auf manch huschendes Schlänglein, und wollte er forschen unter dem Gestrüppe, er würde kriechendes und krabbelndes Ungetüm finden und horchend manchen Laut vernehmen von Wesen, die er nicht kennt. — Plötzlich schnaubt mitten durch die Wüstenei auf erhöhtem Damm ein rascher Eisenbahnzug vorüber, die ferne Adria mit den Donaugestaden verbindend. Funkengarben schleudert er hin auf die unabsehbare Wildnis, dann verdonnert und verhallt er; ein im Busch

Warum will niemand als „klerikal“ gelten? Warum wehrt man sich gegen den Verdacht, klerikal zu sein? Warum mag man den Klerus nicht? — Diese Fragen tut Monsignore Scheicher in seinen „Neuesten Erlebnissen und Erinnerungen“. Eine wahre Preisfrage, für die zwar niemand einen Preis stiftet; doch zu preisen wäre der, so sie richtig beantworten könnte. Die Antwort der Klerikalen selbst wäre leicht zu erraten. Warum mag man uns nicht? Das Herrenwort: „Haben sie mich verachtet, werden sie auch euch verachten.“ — Aber so ist es nicht gemeint. Das religiöse Bekenntnis als solches ist es gewiß nicht, weshalb man überall, selbst in katholischen Ländern, die Klerikalen nicht mag, nicht als klerikal gelten will. So daß selbst die „Christlichsozialen“ schon jedes klerikale Erkennungsfetzlein von sich werfen wollen. Scheichers Antwort zählt weltliche Gründe auf, aber sie stimmen nur bedingt und es scheinen dies nicht die Hauptgründe zu sein. Ich würde mir auch nicht getrauen, die allgemein treffenden Ursachen zu finden, ja hätte sogar Bedenken, die Frage öffentlich überhaupt zu stellen. Es würde das landläufige Geschimpfe losgehen und die tiefen Ursachen, weshalb der Klerus uns als wirklicher oder eingebildeter Schädiger gilt, weshalb er der denkenden, aufgeklärteren Menschheit so zuwider ist, würden kaum gefaßt und klargelegt werden. Daß und warum man dort und da einzelne Priester nicht mag, ist durchaus nicht maßgebend. Viel häufiger kommt es ja vor, daß man den Geistlichen persönlich ganz gern hat, auch in freisinnigen Kreisen, daß man ihn persönlich hochachtet. Nur der Klerikalismus ist verhaßt und gilt vielfach dafür, daß er einen ihm Ergebenen moralisch minderwertig macht. — Damit rücken wir den großen Ursachen schon näher. Ich enthalte mich heute des weiteren. Wenn aber einer ernstlich über die Sache nachdenken und gewissenhaft und würdig seine Meinung sagen will, weshalb der Klerikalismus so tief im Mißkredit steht, der sei willkommen.

Nicht ein einziger Tag, ohne daß man an eine Zeile der Bibel streift. Heute stieß mir mit besonderer Wucht das erste Verbot an. Ein Verbot mit der Drohung der unerhörtesten, der denkbar grausigsten Strafen. Meide die Wahrheit, meide die Erkenntnis! Wer vom Baume der Erkenntnis ißt, der muß des zeitlichen und ewigen Todes sterben! Ist denn vor den biblischen Zeiten schon ein Menschengeschlecht an der Erkenntnis zugrundegegangen, daß es der Bibel allererste Tat sein muß, die junge Menschheit vor der Erkenntnis der Dinge mit so gewaltigem Worte zu warnen? — Manche Ausleger beziehen das Verbot auf die geschlechtliche Vereinigung des ersten Paares, obschon klar ist, daß es Gott nur zur Gründung des Menschengeschlechtes erschaffen haben kann.

manns und des Schmiedes gehört in den Bauernhof. Weiterhin unter den Schirmtannen stand der Feldkasten, eine festgebaute Vorratskammer für Korn, Schmalz, Speck, Rauchfleisch und Leder. Ferner war ein „Gasthäusel" da, ein kleines Gehöfte eben wieder mit Wohnhaus und Wirtschaftsgebäuden, für die Ausgedingler. Ferner gehörten zu diesem Bauernhofe noch eine dreiläufige Getreidemühle, eine Leinölstampfe, die unten am Wasser standen, und eine Kohlenbrennerstätte mit Wohnhäusel und Kohlenhütte. Eine Flachsbrechelstube und ein Sommerstall standen entlegener. Jedes dieser Gebäude hatte seinen besonderen Charakter; eins gehört zum andern und erklärt das andere. Wie will man das im Joanneum unterbringen? Und den jetzigen Rest des Kluppeneggerhofes allein hinstellen, um zu zeigen, wie so ein altes Bauernhaus ausgesehen hat? Kann man aus einem Totenschädel ersehen, wie einst an dem Lebendigen die Gesichtsbildung, die Gestalt gewesen ist? Wo ist heute der dazugehörige Schmuck, den das Haus zu meines Vaters Zeit getragen? Wo der schön durchbrochene Söller, wo sind die so zierlich geschnitzten Dachgiebel, wo die weißen Schützenscheiben, wo der hölzerne Laufhirsch, die damals an der Außenwand gehangen? Wo sind die geweihten Weidenkreuzlein an der Haustür, die zahllosen Schnitzwerke, womit Wohnungseinrichtung, Geräte und Werkzeuge geziert waren?

Ruinen beleben wollen ist ein Homunkulusgelüste.

Wenn euch diese schönen alten Häuser schon so gefallen, warum baut ihr sie nicht wieder draußen auf dem Lande, wohin sie gehören? Das geht zu weit mit diesen künstlichen Einpöklungen einer schöneren Zeit in die Museen. Die alten Landestrachten entarten zu Maskeraden und Kostümzwecken. Glaubt man damit den Dingen Genüge zu tun? Das Bauernhaus soll gleichsam unter einen Glassturz kommen. Die große, freie, natürliche Landschaft in das Musealschubladl eines „Naturschutzparkes". — Ich bin nie ein Freund von Raritätensammlungen gewesen, besonders bei Dingen, die nicht ins Museum, sondern ins Leben gehören.

Den Alkohol wollen wir abbringen und das Trinkgeldunwesen nimmt immer mehr zu. Wie reimt sich das? — Mein Rasierer erzählte mir, daß er Kunden habe, die seinem Lehrjungen fürs Rockanziehen mehr geben als ihm fürs Rasieren. Trinkgeld! Aber er nehme es dem Lehrjungen allemal weg und lege es ihm in die Postsparkasse, so daß dieser sein Lehrling im Jahre mehr als 200 Kronen erspare, während der Lehrling seines Nachbars alle Montag seinen Katzenjammer habe. Ich rücke den Hut vor diesem Meister. Sein Lehrjunge hatte anfangs geschimpft über die „Beraubung", da er das Geld doch als Trinkgeld und nicht als Spargeld erhalten habe. Gleichsam, es

aufgeschreckter Stier springt mit hochgehobenem Schwanz über die versengte Fläche hin, und zurück bleibt der staunende Wanderer in den Schauern der Einsamkeit."

Dieser Schilderung zufolge kam eines Tages aus dem Unterlande ein Freund heran, mit Beil und Seil ausgerüstet, um so weit als möglich in die Wildnis einzudringen. — Nach einer Stunde kam er von dieser Wildnis zurück, stellte sich vor mich hin und schweigend maß er mich vom Kopf bis zum Fuß. Endlich murmelte er dumpf: „Dich sollte man drei Tage lang einsperen bei Wasser und Brot und krummschließen." — „Wie das, o Herr?" — „Eine amerikanische Prärie wenigstens habe ich erwartet, doch was du da aufgebauscht hast, das ist nichts als eine ganz gewöhnliche Mürzau, wie es deren im Tale mehrere gibt und die kaum einen Kilometer lang und einen halben Kilometer breit sind."

„Nicht mit einem Wort hab' ich das bestritten", darauf meine Antwort, „lies die Beschreibung noch einmal und vergleiche mit der Wirklichkeit, es ist alles buchstäblich wahr. Aber die Poetensprache hat deine Phantasie entfesselt und du bist ihm — der mit klingenden Worten nur eine gewöhnliche Au schilderte — über meilenweite Prärien vorausgeflogen. Nicht allemal ist es der Dichter, der da phantasiert, manchmal ist es der Leser, der dichtet. Es wäre traurig um uns Poeten bestellt, wenn nicht jene Gestaltungskraft schon in euch wäre, die wir nur anregen, aber nicht geben können. Dann fliegt ihr aber auch manchmal höher als wir. — Ein Imbiß wird jetzt schmecken nach der Prärienwanderung. Ja?"

Wiederholt ist davon öffentlich die Rede, mein altes Geburtshaus aus Alpel als Typus des nordoststeirischen Bauernhauses ins Grazer Joanneum zu übertragen. Das wäre ein böser Mißgriff. So ein ungefüger Holzbau hat in keinem Hof und keinem Garten der Anstalt Platz, die Umgebung mit Mauern würde die ländliche Stimmung lächerlich zerstören. Zum Bauernhause gehören die Wirtschaftsgebäude, Hof, Anger, Garten und Baum. Meine alte Stammhütte in Alpel, wie sie heute noch zwecklos dasteht, hat keine Ähnlichkeit mehr mit dem Gehöfte, das vor 50 Jahren gewesen. Der Hof war eine Art Dorfgruppe von Gebäuden. Stallungen für etwa 20 Rinder, 8 Schweine, 25 Schafe, 10 Hühner, mit den dazugehörigen Heu- und Strohstadeln, mit den Getreidescheuern, umschlossen samt dem Wohnhause einen viereckigen Hof, in dem der Hausbrunnen in einen langen Holztrog sprudelte. An diesen Kreis der Hauptgebäude lehnten sich die Streuhütte, die Karrenhütten, die Bretterhütte, die Gerätekammern für Pflüge, Eggen, Spaten, Äxte, Sägen usw. Das ganze Handwerkszeug des Zimmer-

Einst, in den Zeiten, da noch keine Post war und man mühsam geschriebene Briefe durch eigene Boten und Zufallsgelegenheiten schicken mußte, schrieb man wenig und sagte viel. Dann als die Post mit teurer Taxe eingeführt war, schrieb man selten, aber in einem Briefe viel und sagte viel. Hernach, als das billige Porto kam, schrieb man oft und sagte wenig. Endlich die Ansichtskarte, da schreibt man wenig und sagt wenig. Mittlerweile ist das Zeitungswesen allgemein geworden, da schreibt man viel und sagt nichts. Sie erzählen uns zwar täglich von tausend Dingen aus aller Welt, aber alle miteinander wirken auf den abgestumpften Leser nicht so viel, als einst ein unbehilflicher, wortkarger Brief. — Die wichtigsten Posten für uns werden wohl jene sein, die nichts schreiben und nichts sagen, sondern bloß wirken.

Ein paar landläufige Geschmacklosigkeiten der Sprache.

Eine Erzählung wird verfolgt — und zwar mit gespannter Aufmerksamkeit. Bei der Lektüre fiel etwas ins Auge — nämlich die gute Mache. Ein Dichter schlug ein — und zwar die klassische Richtung. Dann spielte bei ihm der Ehrgeiz nicht Karten, sondern eine bedeutende Rolle. Dieses „eine Rolle spielen" spielt bei uns überhaupt eine so große Rolle, als ob wir lauter Komödianten wären. Unheimlich sind mir Leute, die einen Abstecher machen — wenn auch nur z. B. von Wien nach Graz. Gemütlich hingegen ist jene Forelle im Bach, die den Wanderer so sympathisch ansprach. Auch sind wir Glücksleute, die immer was finden. Der eine findet, daß die Adlerwirtin trotz der vierzig Jahre noch jugendlich aussieht. Der andere findet, daß man im Börsenspiel sein Geld verlieren kann. Ein weiterer findet sich veranlaßt, und ich finde, daß das Wort finden sehr oft eine lächerliche Anwendung findet. Es ist mir ganz unerfindlich, wie man so vieles finden kann!

Im Tagebuch findet sich folgende Merke:

Wenn ein Kerkermeister dem Delinquenten in der Früh vor der Hinrichtung einen „Guten Morgen!" wünscht oder ein Atheist „Adieu!" sagt, oder wenn zwei Blinde mit den Worten: „Auf Wiedersehen?" auseinandergehen, so sind das wunderliche Grüße, die bei aller Wahrhaftigkeit der Personen das nicht meinen können, was sie sagen. Es gibt aber auch Grüße, die etwas anderes andeuten wollen, als was sie sagen, mit einem guten Worte etwas Schlimmes ausdrücken, auch mit einem sehr schlimmen ein noch schlimmeres meinen.

sei doch Pflicht, dem Wunsche des Spenders nachzukommen! — Als er nachher das nette Sümmchen sah, war er froh.

Da fiel mir ein, daß — weil das „Trinkgeld“ ja nicht abzubringen zu sein scheint — man ihm einen andern Namen geben solle. Etwa „Dankgeld“, weil man kleine Freigaben doch nur solchen Personen geben soll, die einen freiwilligen Dienst leisten, der offiziell nicht berechnet wird. Ein Dankgeld würde für Geber und Empfänger mehr Ehrendes in sich haben als das lumpige Trinkgeld.

Oder wir nennen die kleinen freiwilligen Spenden „Spargeld“, den Empfänger an seinen wirtschaftlichen Vorteil erinnernd. — Aber nein, wir trinken. Die dazu notwendige Zeit wird jetzt ja auch bewilligt. Die Feiertage bleiben bestehen, zur Kirche aber ist keiner verpflichtet. Und bei solchen Konjunkturen will ich das Trinkgeld zum Spargeld machen? Wie kindisch!

Ein chinesisches Märchen.

„Ich will dem Staat aufhelfen“, sagte die Regierung, „was soll ich tun?“

Der Reichsrat machte eine wichtige Miene und sprach: „Wenn du dem Staat aufhelfen willst, so mußt du die Industrie fördern und das Aufblühen der Städte unterstützen.“

Darauf die Regierung: „Wenn die Leute in die Fabriken und in die Städte zusammenlaufen, wer wird die Lebensmittel bauen?“

„Die Lebensmittel können ja vom Auslande eingeführt werden“, antwortete der Reichsrat.

„Aber“, versetzte die Regierung, „dann werden unsere wenigen noch übrigen Landwirte auch zugrunde gehen“.

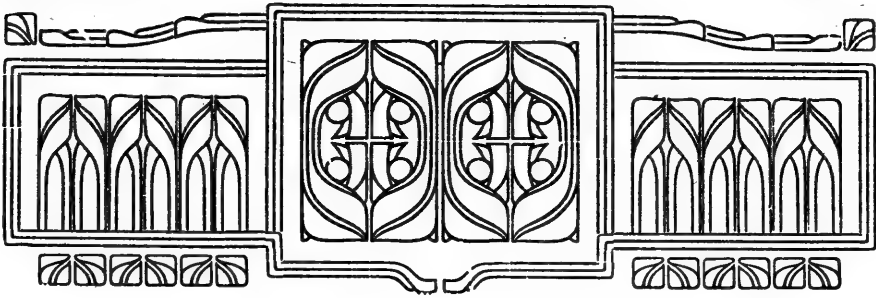
Da sagte der umsichtige Reichsrat: „Freilich muß man auch den Landwirt schützen und deshalb sind die Grenzen zu sperren.“

Die Regierung tat, was der Reichsrat verlangte, sie förderte die Industrie, sie unterstützte das Aufblühen der Städte, damit den Niedergang des Bauerntums, und sie belegte die Einfuhrsgrenzen mit hohen Zöllen.

Nun kam was Überraschendes: Eine wahnsinnige Teuerung der Lebensmittel. Das Volk wußte sich diese Erscheinung nicht zu erklären und fing an, wild zu werden, denn es hatte Hunger. Die Gelehrten zerbrachen sich die Köpfe, wo denn die Ursache der Teuerung liegen könne.

Da kam ein alter Spielmann und sang mit heiserer Stimme die Straßen hin: „Ist der Bauer tot — didldum dei, hat das Volk kein Brot — didldum dei!“

„Schweig, dummer Kerl!“ riefen sie ihm zu und forschten und forschten immer tiefsinniger nach den Ursachen der unerhörten Teuerung.



Kleine Laube.

Wenn ein Genie besiegt wird, ist nicht sein Untergang das Traurigste, sondern der Triumph des Pöbels, der das Genie totschlug — oder verhungern ließ.

P. L. M.

Die Volkserziehung unseres Zeitalters.

Der Staat hat die Aufgabe, durch Schule und Erziehung den jungen Menschen aus einem Ich zu einem Wir zu machen. Das heißt, den ursprünglichen Selbstling zu einem gemeinsinnigen Wesen zu gestalten. Der einzelne Staatsbürger muß überzeugt werden, daß der Staat nicht etwas ihm Entgegengesetztes oder gar Feindseliges sei, sondern vielmehr eine Erweiterung, Kräftigung und Förderung seiner eigenen Wesenheit. Freilich muß der Staat auch danach sein.

Da ist ein Buch erschienen: „Volkserziehung, Studien zum zeitgemäßen Aufbau derselben" von Viktor Zwilling (Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn), das auf dem gleichen Grundsatz aufgebaut ist. Es sieht in der Volkserziehung die erste Staatsnotwendigkeit. Rückblickend, schildert es die unrühmlich bekannte Volkserziehung des Absolutismus, sie vergleichend mit der von heute. Diese sei anfangs auf solide Grundlage gestellt gewesen, sinke aber langsam in die erstere zurück. — Der erste Teil des Buches ist ziemlich trostlos zu lesen, aber der zweite macht sich mutig und weitschauend an den Aufbau. Das Kind im vorschulpflichtigen Alter, die Mutter als Erzieherin, die Fürsorgeerziehung des Staates, das Schulsystem in all seinen Teilen, inbegriffen die körperliche Ausbildung — das sind die wichtigsten Dinge, die uns der Schulmann zu bedenken gibt. Zu einiger Kennzeichnung seines Geistes wollen wir etliche Gedanken herausheben, die, wenn auch nur auf sich gestellt, nicht leicht mißverstanden werden können.

Weil der Religionsunterricht als der wichtigste gilt, so spricht der Verfasser bald am Anfange von ihm also:

„Der gründlichste Religionsunterricht vermag den Zögling nur mit den Glaubens- und Sittenlehren der betreffenden Konfession vertraut zu machen. Fallen dieselben auf wohl vorbereiteten Boden, d. h. hat der Zögling im Laufe seines bisherigen Lebens bereits auf dem Wege praktischer Erfahrungen und Erlebnisse einen Reichtum an Gefühlen gesammelt, welche die neugebotenen Vorstellungen gierig zu apperzipieren vermögen, ist seine Willensrichtung kräftig genug entwickelt, um die aufgenommenen Lehren zur praktischen Durchführung bringen zu können, dann ist der erziehliche Wert des Unterrichts ein außerordentlicher. Der Schüler aber, dem die notwendigen Gefühls- und Willensdispositionen mangeln, weil das praktische Leben ihm dieselben

Zwei Beispiele:

Ein Wiener Fiaker führte eine Dame vom Westbahnhof nach dem Stephansplatz, hier kamen sie, wie das in Wien fast immer geht, miteinander in lauten Zwiespalt wegen des Fahrpreises; die Dame als schneidige Wienerin wehrte sich tapfer und dem Fiaker entschlüpfte in der Hitze des Gefechtes der Name „Kameel!" Dieser Name klingt an und für sich ganz hübsch, die Dame aber ging hin und verklagte den Mann bei Gericht. Der Fiaker wurde gnädig verurteilt zu vierundzwanzig Stunden Arrest. Das wurmte ihn, denn er hatte schon den Fünfguldenschein in der Faust, mit dem er seine Reminiszenz aus dem Tierreiche zu sühnen gedachte. Er schaute die als Klägerin und Zeugin anwesende Dame so von der Seite an, dann stellte er dem Richter folgende Frage: „Euer Gnaden, mit Erlaubnis! Es ist also wirklich verboten, zu einer schönen und vornehmen gnädigen Frau „Kameel" zu sagen?"

„Das haben Sie nun gesehen."

„Mit Erlaubnis, Euer Gnaden! Jetzt möchte ich aber gerne wissen, ob es auch verboten ist, zu einem Kameel „gnädige Frau" zu sagen?"

„Dagegen kenne ich kein Gesetz", entschied der Richter achselzuckend, „das steht in Ihrem Belieben."

Verneigte sich der Fiaker vor der Dame, sagte: „Küss' die Hand, gnädige Frau!" und trat ab. —

Und das zweite Beispiel habe ich aus der Schweiz. Dort war zwischen einem reichen Metzger und einem armen Steinklopfer im Zanke das allerdings leicht mißzuverstehende Zwillingswort „Schweinehund" gefallen. Der Mann, dem es vermeint gewesen — der Steinklopfer war's — ging zu Gericht und verlangte die Reinwaschung seiner Ehre. Der Richter ließ sich den Fall erzählen, guckte den armen Teufel an und entschied dahin, daß der Ausdruck gar keine Ehrenbeleidigung sei, weil es kein Tier gebe, das so heiße; es gebe wohl Schweine und es gebe Hunde, allein eine Mischrasse im angedeuteten Sinne komme nicht vor. Das Wort sei also gegenstandslos. Der Kläger war abgewiesen.

Dieser drehte den Hut ein paarmal in der Hand herum, verneigte sich vor dem Richter: „Adieu, Herr — —!" und sagte das Wort, welches gegenstandslos ist, weil es kein Tier gibt, das so heißt.

---

unterricht, dem diese Aufgabe vorzüglich zufallen sollte, ist der Einflußnahme seitens der Schulbehörden entzogen, dem Moralunterricht in der Form einer praktischen Lebenskunde blieben die Tore der Schulen verschlossen, somit gibt es keinen anderen Ausweg, als daß wenigstens der Lesestoff der Sprachstunden hauptsächlich diesem Gebiete entnommen werde, sei es in der Form prosaischer Erzählungen oder poetischer Meisterwerke. Dadurch entsteht aber eine abermalige, kaum bezwingbare Stoffhäufung."

„Freilich hängt der erziehliche Erfolg der Schularbeit nur zum geringen Teile von den am grünen Tische der Behörden verfaßten Lehrplänen ab. Hat doch der Schöpfer des Reichsvolksschulgesetzes, Ritter von Hasner, bei der Vorlage desselben im Reichsrate besonders betont, ‚daß es vor allem auf gute Lehrer ankomme, daß gute Lehrer aus einem schlechten System etwas machen können und das beste System in den Händen schlechter Lehrer nichts nützt'. In dieser Richtung ist der Ruhm zu suchen, der dem Reichsvolksschulgesetze als dem fortschrittlichsten aller bisherigen Schulgesetze zukommt. Die äußere Befreiung der Lehrer aus den Fesseln des Mesnerdienstes und der damit verbundenen völligen Abhängigkeit vom Klerus, die materielle Sicherstellung ihrer Existenz, die innere Befreiung durch allgemein wissenschaftliche und pädagogische Vertiefung der Lehrerbildung war sein unsterbliches Werk."

Über die Sprachlehre heißt es:

„Man ist längst zur Erkenntnis gekommen, daß man eine Sprache niemals auf dem Wege der Regeln der Grammatik lernen kann, sondern stets nur auf dem Wege praktischer Übung im Leben; nun will man aber sogar das Denken der Kinder nach systematisch zusammengestellten Regeln üben, anstatt es auf dem freien Übungsfelde des Erlebens sich entwickeln zu lassen."

Ferner spricht der Verfasser über die Volkserziehungsmaßnahmen, die außerhalb der Schulbildung liegen, und sagt unter anderem:

„Mit der Obsorge für die Schulbildung glaubt der gegenwärtige Staat seine ganze Volkserziehungspflicht erfüllt zu haben. Was außerhalb der Schule noch für Volksbildung geschieht, ist fast ausnahmslos Privatsache. Einige hundert fortschrittlich gesinnte Männer und Frauen suchen durch Gründung und Erhaltung von Volksbibliotheken, durch Veranstaltung von Vortragszyklen usw. das Bildungsniveau des Volkes zu heben. Die auf konfessioneller oder nationaler Basis stehenden politischen Parteien sind bestrebt, sich durch Gründung von politischen, streng konfessionellen oder nationalen Vereinen einen Stab treuer Anhänger zu erziehen, vor allem aber setzt die sozialdemokratische Partei alle Kräfte in Bewegung, um ihre Jugend für den Klassenkampf vorzubereiten und zu begeistern. Der Staat als solcher aber schenkt der Volkserziehung außerhalb der Schule keine weitere Beachtung, höchstens, daß die Polizei es übernimmt, die privaten Vereinigungen je nach der Stimmung der Regierungsmajorität zu ‚beaufsichtigen', d. h. in ihrer Entwicklung zu behindern."

Über die politische Unzufriedenheit wird gesprochen und einige Ursachen derselben angeführt:

„Nicht die objektive Sorge um das allgemeine Volks- und Staatswohl, sondern das egoistische Interesse der Individuen und Parteien drängt die Parlamentarier in gegnerische Lager, deren gegenseitige Bekämpfung kaum eine Spur des Gedankens an staatliche Gemeinsamkeit aufkommen läßt, an Heftigkeit und Wahllosigkeit der Kampfmittel aber mitunter die völkerrechtlichen Formen des wirklichen Krieges weit übertrifft. Denn im Kriege zwischen Kulturstaaten spielt auch das Gefühl der Ritterlichkeit eine Rolle, das im Gegner den überzeugten Vertreter einer großen Idee achten läßt, das der Tapferkeit desselben die Anerkennung nicht versagt, dem Gefallenen ein ehrenvolles Grab, dem Besiegten und Gefangenen humane Behandlung, oft sogar herzliche Sympathien sichert. Im politischen Kampfe der Parteien aber

nicht zu bieten vermochte, hört beim Religionsunterricht nur Worte, leeren Schall. Er mag dieselben noch so gründlich memorieren, er mag sogar von der logischen Richtigkeit der Lehrsätze momentan überzeugt werden, sie sind dennoch nicht zu seinem innersten Eigentum geworden, bilden keinen genügend kräftigen Impuls für praktische Betätigung und werden von der Riesenmacht seiner nach anderer Richtung hin entwickelten Gefühlswelt und Willenskraft außerhalb der Unterrichtsstunden rasch unter die Schwelle des Bewußtseins hinabgedrückt."

„Gefühle lassen sich nicht durch Worte lehren, sie müssen unter dem Einflusse der realen Verhältnisse auf das Individuum von diesem erlebt werden; auch die Willensrichtung des Menschen läßt sich nicht durch Lehrsätze diktieren, sondern sie erhält ihren Weg durch die aus dem praktischen Leben gewonnene Gefühlswelt gewiesen. Nicht der Unterricht, sondern das wirkliche Leben erzieht den Menschen. Ersterer wirkt nur dann erziehlich, wenn er auf das innigste mit dem wirklichen Leben verschmolzen ist, wenn er, von diesem ausgehend, es klärend begleitet und wieder zu ihm zurückführt.

Aber gerade von den Einflüssen des wirklichen Lebens in der Familie, in der freien Natur, in der menschlichen Gesellschaft werden die Kinder in der Schule fast hermetisch abgeschlossen. Draußen im Leben durften sie die Eindrücke der Außenwelt unbehindert auf sich einwirken lassen, durften selbsttätig auf dieselben reagieren, sammelten sie einen Reichtum von Anschauungen, die mit ihrer ganzen Gefühlswelt innigst verschmolzen, ihre Willenskraft zur Betätigung reizten. In der Schule aber versitzen sie täglich vier bis sieben Stunden lang die schönsten Jahre ihrer Entwicklungszeit, durch die strengen Gesetze der Schuldisziplin jeder physischen und psychischen Bewegungsfreiheit beraubt, an den Lippen des Lehrers hangend, der sie dazu zwingt, ausschließlich seinem Gedankengange zu folgen. Und dieser Gedankengang liegt so weit ab von dem, wonach des Kindes Seele lechzt, vom wirklichen Leben. Denn der Lehrer selbst ist wieder an den vom Lehrplan vorgeschriebenen Lehrstoff gebunden, dieser aber ist nicht aus dem Leben, sondern aus der systematischen Anordnung der entsprechenden Wissenschaft geschöpft."

„Auf die Gestaltung der wichtigsten Disziplin, die den Schwerpunkt der sittlich-religiösen Erziehung zu bilden hätte, des Religionsunterrichts, hat das Reichsvolksschulgesetz zugunsten der konfessionellen Kirchenbehörden verzichtet, indem es diesen die gänzliche Besorgung desselben überließ. So hat sich denn insbesondere der katholische Religionsunterricht, im Banne einer starren, unwandelbaren Dogmatik stehend, alle Erfahrungen psychologischer Forschung innerhalb dreier Jahrhunderte ablehnend, getreulich in den vom Tridentiner Konzil (1545—1563) festgestellten Formen erhalten. Fleißiges Memorieren abstrakter Glaubenssätze und Gebetformeln, deren Vorstellungsinhalt völlig außerhalb der geistigen Auffassungsfähigkeit besonders der Schüler unterer Jahresstufen gelegen ist; der beständige Hinweis auf die angeborene Sündhaftigkeit der Menschennatur, auf die Unmöglichkeit, sich durch eigene Kraft zu höherer Reinheit zu erheben, also die Vernichtung alles freudigen Selbstvertrauens; die Lehre der völligen Abhängigkeit aller sittlichen Entwicklung von den übernatürlichen Gnadenmitteln der Kirche: dies bildet den Grundstock der Katechetik. Ob aber das Ziel derselben, das Streben nach bedingungsloser Unterwerfung aller Individuen unter die Autorität der kirchlichen Hierarchie mit der Aufgabe des Reichsvolksschulgesetzes sich deckt?"

„Man hat ganz richtig erkannt, daß die Grundlagen einer ethischen Durchbildung weder aus den Systemen der Naturwissenschaften noch aus Auszügen der Weltgeschichte oder Geographie schöpfbar sind, sondern nur aus den Erkenntnissen des realen Lebens in der menschlichen Gesellschaft gewonnen werden können. Der Religions-

ein Vorrecht der Eltern bleiben. Der Massenunterricht, in dem der Lehrer beim besten Willen unmöglich seine Worte der Vorbildung und Veranlagung jedes einzelnen Schülers anzupassen vermag, würde meistenteils mehr schaden als nützen. Den Eltern aber sollte die rechtzeitige Aufklärung als eine ihrer ernstesten, heiligsten Pflichten erscheinen; können sie doch durch dieselbe ihre Kinder vor unzähligen Gefahren schützen. Je vertrauensvoller sich das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern gestaltet hat, je natürlicher erstere zu letzteren zu sprechen verstehen, desto leichter werden sie dieser Pflicht nachzukommen vermögen. Vielseitig wurde die Befürchtung ausgesprochen, eine derartige Aufklärung drohe den duftigen Hauch der Unschuld zu zerstören. Wir glauben nicht daran. Nicht im Mangel an entsprechender Kenntnis liegt das Wesen unschuldiger Reinheit, sondern in jenen höheren Vorbildungen des Geistes und Gemütes, die wir wiederholt betonten und die den Jüngling, die Jungfrau vor dem Schuldgefühl zu bewahren vermögen. Die wissende Reinheit ist stets weit höher einzuschätzen als die unreine, mit unklaren Phantasmen spielende Naivität."

Diese Auszüge genügen. Und also wäre in dem Buche ein Erziehungssystem dargelegt, zu dessen Verwirklichung aber zwei Faktoren gehören: der richtige Staat und der richtige Lehrer.

Kinderweisheiten.

Aus „Bubi im vierten bis sechsten Lebensjahre" von Ernst und Gertrud Scupin.*)

Als der Knabe beim Spazierengehen kurz vor einer Brücke viele Arbeiter auf sich zukommen sah, fragte er mutig: „Mama, soll ich die allen Männern, die hier gehen, ins Wasser wäfen?" Die Mutter hatte ihm eben vom Christkind erzählt und antwortete vorwurfsvoll: „Aber Bubi, was würde das Christkind wohl dazu sagen, wenn du so viele Männer ins Wasser wirfst, die ertrinken doch dann und sind tot." Das sah Bubi ein, er fand aber sofort einen Ausweg: „Mama, bloß die bösen, ganz bösen Männer kann ich in das Wasser wäfen, sagt das Christkindel." Als er dann durch das Brückengeländer in den Strom hinunterblickte, rief er überrascht: „Das Wasser geht! das Wasser geht ja, wo geht denn das Wasser hin?" Die Mutter erzählte ihm nun, daß es in ein großes Becken, Meer genannt, hineinflösse; logisch erwiderte er: „Nu, wenn aber das ganze Wasser ausgefließt is, da können doch die Schifflen gar nicht mehr schwimmen." Sie erklärte ihm nun, daß immer neues Wasser von den Bergen herabkäme, und daß darum der Fluß niemals leer würde.

Bubi bohrte aus einem angeschnittenen Brotlaib Brot heraus, tadelnd riefen wir ihm zu: „Da bist du also die Maus, die immer das Brot anknabbert." Erregt erwiderte er: „Nein, ich bin keine Maus! ich will keine Maus sein!" Da wir ihn aber nochmals mit diesem Namen belegten, wurden seine Widerreden immer heftiger, und schließlich blieb er, ohne daß es uns zunächst besonders auffiel, etwa zehn Minuten schweigend am Tische sitzen und brach dann auf einmal schluchzend los: „Nein, ich bin keine Maus!" Da wir nun merkten, daß ihm diese Anrede doch gar zu schmerzend gewesen war, fragten wir, warum er denn durchaus keine Maus sein wolle. Schluchzend stieß er hervor: „Die Maus is immer in die Falle gegangen und hat Speck gefreßen, und da is se eingesperrt und tot!" Dieses unerfreuliche Mäuseschicksal wollte Bubi eben doch nicht teilen; der Vater fragte ihn nun zum Scherz: „Also willst du lieber eine kleine Ratte sein!" Aufatmend erklärte sich Bubi dazu bereit; er kennt nur die weißen japanischen Ratten, die auf Vaters Balkon eine Zeitlang ein lustiges Dasein geführt hatten.

---

*) Leipzig, Th. Griebens Verlag, 1910.

fällt es selten jemand bei, auch im Gegner den überzeugten Verteidiger einer bestimmten Idee zu achten, der in seiner Art und nach seiner Fassungskraft das Beste für sein Volk zu erstreben glaubt, hier überträgt sich der Haß gegen die Prinzipien unmittelbar auf die Träger derselben, trübt das objektive Urteil und läßt den Gegner stets nur als einen von böswilligsten Absichten erfüllten Feind erscheinen. Mußten wir es doch erleben, daß blind-leidenschaftliches, egoistisches Streben kleiner Parteien die gesamte parlamentarische Arbeit zerstört, Regierungen gestürzt oder zu Konzessionen gezwungen hat, die im schroffsten Gegensatze zum allgemeinen Staatswohle standen."

Die soziale Unzufriedenheit hat andere Ursachen, z. B. die Genußsucht.

„Unter allen epidemisch um sich greifenden Leidenschaften ist unbestreitbar die Genußsucht eine der verderblichsten. In welcher Art immer sie sich äußern mag, jeder ihr Verfallene gleicht dem Alkoholiker. Wie mäßiger Alkoholgenuß keinerlei entsittlichenden Einfluß übt, sondern im Gegenteil die Lebenskraft und Lebenslust zu heben scheint, so kommt den übrigen Freuden eines mäßig gesteigerten Wohllebens dieselbe Wirkung zu. Sie sind ja dazu geschaffen, uns das Leben zu verschönern, unsere Kräfte nach ermüdender Arbeit aufzufrischen. Dieser Wert kommt ihnen aber nur insolange zu, als sie die Würze des Lebens, nicht aber den Lebenszweck selbst darzustellen bestimmt sind. Zu wahrem Glücke vermag der Mensch niemals durch Genüsse, sondern stets nur durch die Freude am positiven Wirken und Schaffen im Dienste einer höheren Idee geführt zu werden."

Die Meinung des Schulmannes gipfelt darin:

„Erziehung und Leben sind demnach zwei unzertrennbare Begriffe, die Schule aber erscheint uns nur dann als Erziehungsstätte im vollen Sinne des Wortes, wenn Türen und Fenster der Schulzimmer weit geöffnet bleiben, damit volles, praktisches Leben in sie hineinströme und die Schüler jederzeit von dem Vollbewußtsein durchdrungen sind, alles was sie hier aufnehmen, sei nicht bloß eine theoretische Vorbereitung für das Leben, sondern sei das Leben selbst."

„**Gemütsbildung**: Förderung der Lebensfreudigkeit und eines gesunden Selbstvertrauens durch Hebung des physischen und geistigen Kraftgefühles im Kinde sowie durch Pflege von Wahrheitsliebe, Offenheit und Selbständigkeit; Pflege der ästhetischen Gefühle durch Weckung der Liebe für Natur und Kunst sowie der Freude an Reinheit, Ordnung, Genauigkeit in der Pflichterfüllung, an Mäßigkeit und Selbstbeherrschung; Weckung und Förderung der Nächstenliebe durch sorgsame Pflege des Mitleids und der Mitfreude bis zur Unterordnung des angeborenen Egoismus unter die Forderungen Altruismus; Vertiefung aller altruistischen Gefühle (Gerechtigkeit, Billigkeit, Duldsamkeit, Sanftmut, Wohlwollen usw.).

„**Willensbildung**: Schaffung der Grundlagen zur Heranbildung eines sittlichen Charakers durch Gewöhnung an Selbständigkeit und Selbstbeherrschung einerseits und entschlossene Willenskraft und Ausdauer in der Durchführung des als das sittlich Beste Erkannten anderseits; Gewöhnung an die Unterordnung des eigenen Wollens unter die sittlichen Forderungen des allgemeinen Wohles."

Von der gegenwärtig so oft aufgeworfenen Frage, wie die Kinder in der sexuellen Frage zu behandeln und zu unterrichten wären, spricht ein besonderer Absatz. Da heißt es nebst beherzigenswertem anderen:

„Die notwendige Aufklärung nach Eintritt der Pubertät über sämtliche Vorgänge des sexuellen Lebens und die mit ihnen verbundenen Gefahren für die Gesundheit und das Lebensglück der jungen Menschen. Der vielfach aufgestellten Forderung, diese Aufgabe der Schule zu übertragen, können wir niemals zustimmen. Ein so heikles Thema bedarf der vertraulichsten individuellen Behandlung und muß

Der Gummipapagei, der längere Zeit weggeschlossen war, interessiert den Knaben wieder sehr. Er fragte, ob das eigentlich ein gestorbener Vogel sei; er hatte geglaubt, der Gummivogel habe einmal gelebt und sei dann wie Vaters ausgestopfte Vögel präpariert worden — Den Totenschädel auf Vaters Schreibtisch hat Bubi schon oft gesehen, aber heute stellte er zum ersten Male Fragen darüber: „Is das ein Kopp?“ (Ja.) „Von was is denn das der Kopp?“ (Von einem Menschen.) „Is der Mensch tot?“ (Ja!) „Sind das die Augen? Die sind ja so groß?“ (Es sind die Augenhöhlen.) „Wie hat denn der Kopp geheißen?“ (Das wissen wir nicht, der Mensch ist schon sehr lange tot.) „Warum is der Mann denn gestorben?“ (Vielleicht, weil er schon alt war.) „Stirbt man da, wenn man alt is?“ (Ja, alle Menschen müssen einmal sterben.) „Is man da im Grabe?“ (Ja.) „Aber wer hat denn den Mann rausgenommen aus'm Grab?“ (Man hat vielleicht Erde ausgegraben, um ein Haus zu bauen und dabei den Kopf gefunden.) „Wo is aber der Knochen, der drin im Bauche is, und in meine Beine sind doch Knochen und hier im Arme auch?“ (Die Gebeine liegen vielleicht noch in der Erde.) „Warum is der arme Mann denn kein Engel geworden? hier is doch der Kopp?“ Bubi setzte einen ganz natürlichen Zweifel darein, daß ein Mensch zugleich im Himmel und zugleich mit einem Teile seines Körpers auf der Erde sein könne; trotzdessen zogen wir vor, ihm statt der als richtig erkannten Erklärung die folgende zu geben, da er sonst mit der Ansicht, die er bald in der Schule vorgetragen erhalten bekommen wird, in Konflikt geraten würde; wir sagten also, der Mann, dessen Schädel hier liege, sei natürlich auch in den Himmel gekommen, wo der liebe Gott ihm alles schön neu gemacht habe, ein Gewand, einen gesunden Leib und Flügel. „Und ein neuer Kopp?“ fragte Bubi begierig; wir bejahten. „Is das aber ein ganz selber Kopp?“ Er meinte damit, ob das Gesicht des Menschen im Himmel noch genau so sei, wie er es auf Erden gehabt hat, damit er auch alle Verwandten und Bekannten gleich wiederfinden könne, und auch dies wurde der Einfachheit halber bejaht. — Als die Rede davon war, daß die Mutter blutarm sei, fragte Bubi erstaunt: „Hast du kein Blut im Arme?“ Ebenso schien ihm die Bezeichnung „Armband“ Kopfschmerzen zu machen, denn er fragte bei der Betrachtung eines Armbandes: „Warum sind denn die Bändel so arm?“ In ähnlich falscher Weise leitete er das Wort „Raubtier“ ab, er fragte: „Frißt das Tier immer Raupen?“

Heute lieferte er ein drastisches Beispiel dafür, daß große Liebe zu Tieren *scheinbar* mit Roheit Hand in Hand gehen kann, nur weil die rechte Einsicht noch fehlt. Base Lottchen sollte zum Besuch kommen, und als wir den Besuchern im Walde entgegengingen, fiel dem Jungen plötzlich ein, daß Lottchen ihm sicher etwas mitbringen werde, da müsse er ihr auch etwas schenken. Suchend irrte sein Blick umher und leuchtete plötzlich beim Anblick eines Mistkäfers auf, der schwerfällig über den Weg krabbelte. Glücklich jubelte er, „den lieben Mistkäfer“ wolle er dem Bäschen schenken. Aber er ist noch nicht weit gegangen, da setzt er den Käfer auf den Weg, tritt leicht mit dem Fuße darauf und hebt den breitgequetschten wieder auf. „Aber Bubi, der arme Käfer!“ „Weißte, er krabbelt mir zuviel in der Hand und macht se naß, da tret' ich 'n bloß *bissel* tot, daß er stille liegt, und wenn die Lottel kommt, da wacht er wieder auf!“ Über Steine und Baumwurzeln stolpert Bubi, aber liebevoll, behutsam trägt er den toten Mistkäfer weiter. Es befremdete ihn, daß Lottchen seine Freude über den Käfer gar nicht teilte, ihm war es eben der „liebe Mistkäfer“, und wenn er auch „bissel tot“ war, dann handelte es sich eben nur um eine Form des Schlafens; Bubi war fest davon überzeugt, daß der Käfer bald wieder munter weiter krabbeln würde.

Als wir heimkehrten, berichtete das Dienstmädchen, Bubi habe eine Schüssel zerschlagen, aber gebeten, daß sie es nicht der Mutter sage. Bestürzt über diesen bei dem Kinde ganz ungewohnten Verheimlichungsversuch, nahm sich die Mutter den Jungen vor und fragte sanft: „Hast du heute, während wir fort waren, irgend etwas Unartiges getan? Überlege einmal!“ Bubi sann offenbar angestrengt nach. „Nein“, sagte er mit unschuldigstem Kopfschütteln. „Hast du nicht etwas zerschlagen?“ wurde seinem Gedächtnisse nachgeholfen: da lächelte er halb schelmisch, halb verlegen und erzählte mit vergnügter Wichtigkeit, wie es gekommen war. daß die Schüssel in Scherben ging. Nun erklärte ihm die Mutter, daß sie über das Zerschlagen der Schüssel nicht sonderlich böse sei, ihn doch auch noch niemals für dergleichen gestraft hätte, daß sie aber sehr böse sei, weil er Anna gebeten habe, der Mutter nichts davon zu sagen. „Nu weißte Mamale,“ sagte der Knabe nicht im mindesten verlegen, „die Anna hat doch gesagt, du wirst mich haun, weil du die Schüssel brauchst, und da hab' ich gedenkt, die Anna soll lieber nich das sagen, daß du mich nich haust.“ Das Mädchen gab zu, daß es dem Jungen bange vor der Strafe gemacht habe, und nun war uns der Wunsch, das Geschehene zu verheimlichen, klar; es war eben eine ganz natürliche Abwehr, da Bubi einen Schlag sehr ernst nimmt und darüber in seinem Ehrgefühl stets heftig gekränkt ist. Er weiß sonst genau, daß er für Zerschlagen von Geschirr nicht tätlich bestraft wird, und kam bisher immer mehr oder weniger bestürzt, aber ganz aufrichtig zu uns, um den Unfall zu berichten; ein Versuch zur Verheimlichung war ihm immer gänzlich fremd, und auch in dem eben zitierten Falle nur eine Folge der unvernünftigen Drohungen des Mädchens.

Anläßlich Lottchens Geburtstags wollte Bubi genau wissen, wo denn Lottchen vor fünf Jahren hergekommen sei. Es wurde ihm erzählt, die kleinen Kinder wohnten erst im Himmel und hätten Flügel; wenn aber Eltern gerne ein Kind haben wollten, dann sagten sie es dem lieben Gott, der schicke einen großen Engel zur Erde, der auf dem Arme ein paar Kleinkinderengel trüge; der Vater sucht sich davon eins aus, schneidet ihm schnell die Flügel ab, legt es der Mutter in das Kinderbettchen und sagt: Hier, das liebe Kind soll unser Bubi sein! Bubi äußerte dazu ganz ernsthaft: „Ja, das hat mir aber weh getan, wie mir der Papa die Flügeln abgesnitten hat.“ Die Geschichte gefiel ihm außerordentlich gut, nur brach er in Tränen aus, als sein Besuch bei Lottchen beendet war, und als er mit leeren Händen fortging, rief er vorwurfsvoll: „Warum hat mir denn der Papa erst im Mai die Flügeln abgesnitten, ich wollte doch lieber im Winter zu dir kommen!“

Der gestern gekaufte Weihnachtsbaum wurde vor Freude gestreichelt, immer wieder fuhr Bubi über die Zweige und sagte schmeichelnd: „Du liebes Bäumel, du bist so schön, ich muß dich anfassen.“ Er stellte sich auf die Zehen, um die oberen Zweige berühren zu können, und legte sich schließlich sogar unter den Baum, indem er liebkosend die Hand an den untersten Ästen entlang gleiten ließ. Heute morgen war sein erster Gang zum Baum, dem er „guten Morgen“ wünschte, und den er sogar fragte, ob er gut geschlafen hätte. Die größten gerade vorn befindlichen Äste faßte er an und sagte: „Das is deine Hand, Bäumel, und das is die andere Hand, und da unten haste die Beinen, und da oben is der Kopp.“ Beine nannte er hier die drei Arme des eisernen Christbaumständers. Dann redete er den Baum im Flüstertone an: „Ja, ja, du bist ßersägt, Christelbaum, da biste tot.“ Er hatte gesehen, wie unten am Stamm ein Stück abgesägt worden war. Als er „Christbaum“ korrigiert wurde, widersprach er eifrig: „Nu, sieh mal, Christelbaum, das is doch was Niedliches, und weil ich ihn so lieb hab', da nenn' ich 'n so.“ Später küßte er die Zweigspitzen und rieb sich sogar die Wange daran.

Mensch“ sein will. Ein Musikant, immer verliebt, immer in Stimmungen zerflatternd unter Führung eines zynisch leichtfertigen Freundes. Eins ist in ihm beständig: die Liebe zum Lande und — das deutsche Leid. Aber er weiß keine Tat. Der sinnlichen Liebe ist im Buche ein breites Bett errichtet, aber auch auf diesem Boden macht der Held Georg nur wenig nationale Arbeit. Es wäre in diesem Roman vielleicht Gelegenheit gewesen zu zeigen, wie Liebes- und Ehepaare, die viele Kinder haben, schon dadurch allein die radikalste Nationalpolitik treiben.

Unser junger Mann bringt sich sittlich immer ein wenig höher empor, aber anstatt in den Kampf für sein Volk direkt einzuspringen, will er verzweifelt in das Deutsche Reich fliehen, „in seiner Seele Heimat“, weil er das deutsche Leid in Steiermark nicht mehr ertragen kann. Unterwegs begegnet er einem deutschen Pastor, der nach Steiermark berufen wurde; an diesem merkt er, wie man's machen muß; er kehrt mit ihm um und erlebt Siege der Deutschen im Heimatland, die vor allem durch den Deutschen Schulverein und durch die „Südmark“ errungen werden. Noch lange bleibt unser Georg auf Irrwegen, läßt sich von seinem Mephisto sogar in das Babel an der Donau locken, wo man nichts weniger spürt als das deutsche Leid. Dann verliebt er sich wieder einmal, bis das Weib, bisher der Zehrer seiner Kraft, seine Rettung wird. Mit ihr zieht er in das mittelsteirische Hügelland, heimt sich an trauter Stelle an, und so allmählich — schon an die Vierzig alt — gelingt es ihm, einen tüchtigen, treuen, arbeitsamen Haus- und Familienvater aus sich zu machen — einen ganzen deutschen Mann.

Mittlerweile hat das Deutschtum im Lande völlig gesiegt, besonders auch durch Einwanderung evangelischer Reichsdeutscher, durch Energie der Pastoren und durch die Riesenopfer der Schutzvereine. Und wenn wir das Buch aus der Hand legen, ist es uns klar, daß auch der in äußerer Tat so fahrlässige Georg das Seine getan hat — er hat aus sich einen deutschen Mann gemacht. Wenn es alle tun, dann hat das deutsche Leid ein Ende.

Dieses Erzählers Stil voll üppiger Sprachfreiheiten und entzückenden Herrlichkeiten, voll eigenartiger Gleichnisse, voll von einer fast dämonischen Naturbeseelung, ist bekannt; so unerträglich seine Epigonen und Plagiatoren sind, die es mit Absicht und Berechnung machen, so köstlich ist er selbst in seiner genialen Natürlichkeit. Aber auch er selbst wird sich davor zu hüten haben, dieser Eigenart nicht übermäßig nachzugeben. Hat er doch ein weites Feld. Schilderungen, wie des Erinnerungstages auf dem Grazer Schloßberg, des Osterfestes in Cilli, des Leichenbegängnisses in Mahrenberg; die Zeichnungen des Lebemannes Himmelmayer, des alten Bürgers Tavernari und der jede in ihrer Art liebedurstigen Weiber graben sich in unser Gedächtnis. In Liebesangelegenheiten wird der Dichter manchmal deutlicher, als die Poesie es verlangt. Was wir aber von diesem mit so besonderen Gaben ausgestatteten Dichter wünschen möchten: Auch einmal ein feines Liedel von Frauenwürde.

Singvögel.

Die rote Rose.

Ich seh' dich heute noch vor mir,
So deutlich, lebhaft, wie vor Jahren:
Du standest still im Dämmerschein,
Als Zierde trugst du nur allein
Die rote Rose in den Haaren.

Die Wahrheitssucher.

Von Anton August Naaff.

Sechs Weise und ein Einfältiger gingen aus, die Wahrheit zu suchen . . . .

Der Erste suchte die Wahrheit des Göttlichen und die Wahrheit des Glaubens. Als er unmeßbar lange geforscht hatte, kam er, die Rechte erhoben und fest geschlossen, und rief: „Ich habe sie gefunden!" Als er die Hand auftat, sprang ein winzig-kleiner Lichtfunke himmelan der Sonne zu, und die Wahrheit war mit ihm entschwunden.

Der Zweite suchte die Wahrheit in der Kunst. Er forschte durch alle Zeiten und Länder, kam endlich fröhlich wieder, hob die geballte Hand hoch und jubelte: „Ich habe sie gefunden!" Als er die Faust öffnete, enthuschte ihr ein winziger Falter. Er schillerte in allen Farben, wechselte in vielen Formen, flog den Sternen zu und war verschwunden.

Der Dritte suchte die Wahrheit des Rechtes. Als er lange genug sich abgemüht hatte, kam er wieder, die Rechte erhoben und fest geschlossen, und sagte stolz: „Hier habe ich sie endlich!" Als er die Hand aufschloß, schoß daraus ein winziges Wölkchen wie von Rauch und Staub empor, zerfloß in allerlei gewundene Gebilde, zog himmelwärts und war dahin.

Der Vierte suchte die Wahrheit der Wissenschaft. Als er endlich schon fast blind und stumpf vom Suchen war, kam er müde, jedoch erhobenen Hauptes wieder, hielt die geballte Rechte hoch und behauptete bestimmt: „Nun habe ich sie." Als er die Hand aufwies, glitzerte darin etwas wie ein winziger Edelstein. — Im Nu war es ein bläuliches Flämmchen, dann wieder ein schillernders Tautröpfchen und zuletzt verging es wie ein Hauch der Luft.

Der Fünfte suchte die Wahrheit im Verkehr des Alltags. Er wandert noch heute von Ort zu Ort . . .

Der Sechste suchte die Wahrheit in der Politik. Er besuchte fast alle Höfe, Ministerkabinette, Volksvertretungen, Ämter und Zeitungen. Als er einen . . . schen Diplomaten einmal in der Weinlaune ausgehorcht hatte, gab er seine Forschungsreisen auf und blieb seither verschollen. Er schämte sich zu sehr, daß er als Weiser einer solchen Narrheit fähig gewesen sei, in der Politik die Wahrheit zu suchen.

Und der Siebente, der Einfältige? Er suchte die Wahrheit der Liebe. Er kehrte am ehesten und glücklichsten zurück und brachte Jünglinge und Mädchen, Mütter und Kinder, Männer und Greise mit und wollte mit ihnen ein neues Reich liebevoller Wahrheit gründen, doch blieb kein Raum mehr dafür. Von Haß und Neid verfolgt, flohen die, welche in der Wahrheit liebten, wieder auseinander und versteckten sich in stille Einsamkeiten.

Dort leben sie noch heute, wenn sie nicht unterdessen auch schon gestorben sein sollten! . . .

Das deutsche Leid.

Ein Landschaftsroman von Rudolf Hans Bartsch. (Leipzig. L. Staackmann. 1912.)

Bartsch hat sein deutsches Lied gesungen. Es ist stark lyrisch ausgefallen, ein landschaftliches Stimmungsgemälde, das die mittägige Steiermark verherrlicht, wie noch kein Land verherrlicht worden ist. Ein Seelenstimmungsgemälde der Deutschen, die dort wohnen und die immer mehr aus der angestammten Heimat verdrängt werden von den Wenden. Das deutsche Leid. Der Held des Buches ist keiner; es ist ein junger zerfahrener Mann namens Georg, der keinen bestimmten Beruf haben, nur ein „ganzer

Wunderglaube.

O saget nicht, daß längst der Welt entflohen
Das Wunder ist, von dem das Märchen singt.
Ich suchte treu und durfte es erkennen,
Daß jeder Tag uns neue Wunder bringt.

O tretet ein in stille Waldeshallen,
O hört der Vögel Lied, so süß und rein;
Seht auf dem Moos die Waldesblumen blühen
Und über allem klarer Sonnenschein,

O seht das Keimen, seht das Wachsen, Blühen,
O seht die Blüten, seht die reife Frucht.
Birgt alles dies nicht lieblich schöne Wunder,
Wo hättet ihr die Wunder sonst gesucht?

O blickt zum Himmel, wenn er rötlich strahlet,
Erleuchtet von der Sonne letztem Gold.
O lauschet still, wenn durch die schweren Wolken
Die Blitze zucken und der Donner grollt.

Erkennt das stille, weise, große Walten,
So wird die Welt nicht ohne Wunder sein. —
O blickt mit Liebe auf die kleinste Blume —
Es dringt dann jubelnd euch ins Herz hinein:

Daß die Natur allein euch Wunder bietet,
Wenn man sie liebt, wenn man sie recht versteht.
O, achtet nicht gering die schönsten Wunder,
Weil ihr sie täglich ohne Staunen seht.

Lilli Kreipner.

Geheimnis.

In meiner Brust werd' ich es tief versenken,
Dort ruht es stille wie im Grab,
Des Lebens Sturm werd' ich darüber lenken,
Kein fremdes Auge schaut hinab.

Nur wenn im Abendglühn die Sonne schwindet,
Trägt es empor der Wellen Spiel,
Und sagentraut die Meerfrau windet
Den Myrtenkranz um seinen Kiel.

Dann zittert leis Erinnern überm Wasser,
Zur Planke plätschert still die Gischt — — —
Wenn fern im Osten es wird blasser,
Dann sinkt zurück der Traum, der Stern erlischt.

Baernst.

Wo's Glück wohnt.

Wo's Glück wohnt? — Mädel, weiß ich nicht!
Noch hat's kein Mensch geseh'n!
Es wohnt dortwo beim Sternenlicht
Und, wo die Winde weh'n.

Wo's Glück wohnt? — Mädel, frag' mich nicht!
Vielleicht im güldnen Gral,
Vielleicht in einer Hütte schlicht,
Vielleicht in — diesem Tal.

Wo's Glück wohnt? — Mädel, sag' ich nicht!
Nun . . .: 's wohnt nicht weit von hier!
Dann schaut' ich ihr ins Angesicht
Und flüsterte: Bei dir!

K. Dankwart Zwerger.

Lustige Zeitung.

Ein Freigeist. „Herr Rosenduft, treten Sie doch nicht gerade unter eine Pappel, wenn es wettert; wie leicht kann da der Blitz einschlagen!" — „Aber, Herr Maier, wer wärd sein heitzutag so aberglaibisch!" („Meggendorfer.")

Scherzfrage. „Wie kann man O-Beine auch noch nennen?" — Antwort: „Roman-Beine." — „Wieso?" — „Erst sieht es aus, als bekämen sie sich nicht und schließlich kriegen sie sich doch. („Jugend.")

Ich glaub', kein schmeichlerisches Wort
Hätt' deinen stillen Blick geendet; —
Du schienst die Treue selbst zu sein,
Zu leben nur für den allein,
Der dir die Rose einst gespendet ...

Von Zeit zu Zeit fuhr deine Hand
Verstohlen tastend nach der Rose;
Und sorgsam nahmst du sie herab
Und stecktest sie im Gürtel knapp,
Als du gewahrtest, daß sie lose.

Noch oftmals hab' ich dein gedacht,
Als du schon lang dem Aug' entschwunden;
Und immer zog durch meinen Sinn
Die eine stumme Frage hin:
Ob du ein volles Glück gefunden ...?

Elfriede Barger.

Trockene Rosen.

Trockene Rosen zum Kranze gebunden
Hab' ich zu Hause im Winter gefunden.

Weckten mir wieder schlafende Mächte
Liebreiche Stunden der Sommernächte.

Zeigten mir Bilder von Kämpfen und Leiden,
Suchen und Finden und reulosem Scheiden. —

Mädchen und Rosen verblüht und verdorben,
Sommer und Freude im Eise gestorben ...

A. K.

Der Troadhalm.

Frei nach Rosegger „Mein Lied".

Aus der Erdn steigt a Graserl,
Ganz fürwitzi taucht's in d Heh,
Steht auf d Zehan: „Kimmt koa Haserl?"
Und guckt außi übern Klee.

Kriagt a Hüatl mit an Hörnderl,
Is a frischa, kecka Bua.
D Sunn lacht: „Grüaß di Gott!" und d Sternderl
Wispln eahm was Hoamligs zua.

s Halmerl reckt si, s Bürscherl streckt si,
s Großwerdn macht eahm gar koa Müah,
Schauts ön Halm iatzt an — er steckt si
Rund um s Hüatl jungi Blüah!

Langsam, langsam noagt si die Ähern,
Kerndlkinderl hängan dran.
Zeiti werns — und ziahgn — und nähern
Ar ön Halm der Erdn schan.

Festn Bodn zum Wurzlfassn,
Wo ön Keim da Früahtau netzt,
Mechtn d Kerndl: „Abi lassn! ..."
„Stad sein! D Sichl is schon gwetzt."

Hat schon gwart, wia d Blüah is kemma,
Hat schon gredt mit Pfluag und Eggn ...
Kinda, toan ma Abschiad nehma!
Jungi Saat, viel Sunn und Segn!

Hans Mittendorfer.

hang und bildet so ein abgeschlossenes Ganzes. Zum erstenmal wird hier der Versuch gemacht, Goethes Verhältnis zu den Frauen vollständig klarzulegen, und zwar nicht in einer mehr oder minder subjektiven Darstellung oder Auswahl, deren es schon zur Genüge gibt, sondern bei aller Kürze umfassend und lediglich mit den eigenen Worten des Dichters. Nicht nur seine sämtlichen charakteristischen Äußerungen über die Frauen im allgemeinen, an deren beispielloser Objektivität Freunde und Gegner der Frauenbewegung sich gleicher Weise erbauen können, sind hier zum erstenmal vollständig gesammelt, sondern die bedeutendsten Frauengestalten, die ihm auf seinem Lebenswege begegneten, ziehen in langer Reihe an uns vorüber. Von Frau Rat bis zu seiner Enkelin Alma, von Gretchen Wagner bis Jenny von Pappenheim ist eine jede durch ein Gedicht oder eine Briefstelle, durch ein Gespräch oder ein sonstiges Urteil kurz gekennzeichnet. Bisher rätselhafte Gestalten, wie die Offenbacher Freundin, treten dabei in hellere Beleuchtung und originelle Figuren, wie die Bürgermeisterin Bohl oder Kotzebues Mutter, sind nicht übergangen. Zum Schluß folgt eine dem Thema verwandte Erzählung aus den „Wanderjahren". Vierundzwanzig Bildnisse, darunter einige bisher unbekannte, und reiche Sentenzentafeln schmücken den Band, der schon als Urkundensammlung einen bleibenden Wert haben wird. V.

Die Quelle der Gesundheit. Im Einfamilienhaus für jede Familie eine Stätte des Glückes und Wohlbefindens. Mit zahlreichen Hausbeispielen, Ansichten, Grundrissen, Innenräumen, Gartenplänen und Perspektiven. (Wiesbaden. Westdeutsche Verlagsgesellschaft.)

Wer lange leben, gesunde Kinder großziehen, seine Nerven nicht im unruhigen Treiben der rauch- und stauberfüllten Städte aufreiben will, der muß aus den vielfach hygienisch nicht einwandfreien engen Räumen der riesigen Mietshäuser, aus dunklen Höfen ohne Sonnenlicht im Interesse der Gesundheitspflege die Flucht ins Freie ergreifen, in die Vororte. Aber nicht in die dortigen Mietshäuser der Spekulation, sondern in das Eigenhaus. Hier gibt es Erholung, neue Lebenskraft und Gesundheit in enger Verbindung mit der Natur. Diese Stadtflucht hat man als eine Notwendigkeit erkannt, und wie der Engländer schon seit Jahrzehnten, so wollen auch wir jetzt hinaus aufs Land, für jährlich 400 bis 800 Mark oder mehr Zinsen ein Häuschen mit Garten bewohnen. Diese kleine Schrift klärt über viele dieser Fragen leichtverständlich auf. V.

Katechismus für das feine Haus- und Stubenmädchen. Ein Lehrbuch in Fragen und Antworten über sämtliche Arbeiten im herrschaftlichen Haushalte von Frau Erna Grauenhorst. Dreißigstes Tausend. (Berlin-Südende. Fröbel-Oberlin-Verlag.)

Von dem bekannten „Hausmädchen-Katechismus" (über alle Arbeiten im herrschaftlichen Haushalte) des Fröbel-Oberlin-Verlages liegt schon wieder eine neue Auflage vor. Der rasche Absatz so vieler Exemplare spricht am besten für die Brauchbarkeit dieses Lehrbuches. Das Buch will an seinem Teile mit beitragen, der Dienstbotennot zu steuern, indem es die Mädchen vorbildet und fortbildet. Gute Vorbildung und damit gute Fertigkeiten der Dienstboten gehören nun einmal zum Wohlbehagen und Glück der Familie und es sei auch gern zugegeben, daß auf solche Art auch die Mädchen selbst Nutzen haben: sie werden so instand gesetzt, besser bezahlte Stellungen (eben infolge besserer Kenntnisse und Fähigkeiten) einzunehmen. V.

Einem lieben alten Wiener Volksdichter ist die neueste Nummer 35 der **Münchener literarischen Wochenschrift „Die Lese"** gewidmet. Lieder aus seinen unvergänglichen Märchenspielen und würdigende Worte eines kleinen besonderen Aufsatzes feiern solchergestalt Ferdinand Raimunds 75. Todestag am 5. September. Auch sonst gehört das ganze Heft dem „Volke"! Da ist eine neue Volksdichterin entdeckt worden: Maria Weitmann mit Namen, die köstlich stimmungsvolle Gedichte geschrieben, welche erzählen von Lebensnot, Krankheit und Enttäuschung. Die hier agbedruckten Verse dürften ihr viele herzliche Freunde gewinnen. — Professor Heinrich Sohnrey bringt einen frischen Plauderartikel: „Wie ich die Buchenroder Dorfbibliothek gründete." Was gute Bücher dem Menschen aber sein können, das erwähnt ein tiefempfundener kleiner Aufsatz, gleichfalls in Nr. 35 der „Lese" abgedruckt, dem Robert Gall den schlichten Namen „Meine Bücher" gegeben. Im Wegweiser finden sich endlich Buchbesprechungen und wertvolle Hinweise für die, welche ihre Bücherschätze mit billigem Gelde zu vermehren gedenken. V.

Büchereinlauf.

Die beiden Hänse. Roman von Peter Rosegger. (Leipzig. L. Staackmann.)

Die Komödiantin Magdalene. Roman von Hans Ludwig Rosegger. Das Titelblatt entwarf Camilla Sodoma, Wien. (Köstritz und Leipzig. C. Seifert.)

Die Schwenckfelder. Roman aus der Zeit der Gegenreformation von Fedor Sommer. (Halle a. S. Richard Mühlmanns Verlag, Max Grosse.)

Verklärung. Roman von K. Pogge. (Altenburg. Johannes Räde.)

Die Traumfahrt. Roman von Christian Kraus. (Bonn. Albert Ahn.)

Stoßseufzer. Die kleine Hilde: „Schon wieder ein Loch im Strumpfe. Wenn ich doch erst groß wäre und lange Kleider tragen könnte!" („Life.")

Abfuhr. „Geben Sie acht, Elsaß-Lothringen wird doch noch seine Wiedervereinigung mit Frankreich erleben!" rief ein französischer Chauvinist einem Reichsdeutschen zu. Worauf dieser gelassen zur Antwort gab: „Ach, glauben Sie wirklich, daß Deutschland einmal noch ganz Frankreich annektieren wird?" („Muskete.")

Die höhere Tochter schreibt: „. . . Hühner gibt es auch hier, liebe Mama; die Tante hat mich gestern in den Hühnerstall geführt und da habe ich zum erstenmal in meinem Leben ein kuhwarmes Ei zu essen bekommen . . ." („Lustige Blätter.")



Rutland. Eine Seegeschichte von Jonas Lie. (Leipzig. Georg Merseburger.)

Ein Prachtbuch, an dem ich eine große Freude hatte. Ein Buch für Erwachsene und zugleich für die heranwachsende Jugend, so daß „Rutland" zu Weihnachten viel gekauft zu werden verdient. Was sind da nicht für lebenswarme, freundliche und heitere Gestalten darin; der grobkörnige Kristensen, seine famose Frau Lens, Bernt Kristensen, Polly Kjelsberg, und nicht zu vergessen das alte brave Schiff, die „Rutland", das sein eigenes Schicksal hat und Menschenschicksale an sich knüpft. — Lie ist ein ganzer Könner und man muß ihm gratulieren, daß er eine so ausgezeichnete Übersetzerin wie Emilie Stein gefunden hat, die ihre Arbeit meisterhaft macht. Wo ich ihren Namen lese, weiß ich: Aha, das ist 'was besonders Feines und mit Liebe und Verständnis ins Deutsche übertragen.

Im Anschluß daran muß auf die gediegene „Nordische Bücherei" des Verlages Merseburger überhaupt aufmerksam gemacht werden. „Rutland" gehört ebenfalls dazu.

P. L. M.

Bubis erste Kindheit und **Bubi im vierten bis sechsten Lebensjahre.** Ein Tagebuch über die geistige Entwickelung eines Knaben während der ersten Lebensjahre von Ernst und Gertrud Scupin. Zwei Bände. (Leipzig. Th. Griebens Verlag. 1907, 1908.)

In Roseggers „Buch von den Kleinen" wurde den Eltern die Anregung gegeben, über ihre Kinder von deren Geburt an ein Tagebuch zu führen, um die Eigenarten, die körperliche und geistige Entwickelung der Kleinen festzustellen. Es war wohl hauptsächlich an eine Familienchronik gedacht. Der Gedanke ist von dem Ehepaare Scupin in Breslau schon vorwegs ausgeführt worden, und zwar in weiterem Umfange und vorwiegend für wissenschaftliche Zwecke. Es ist ganz köstlich. Eine Unzahl herziger und interessanter Züge des Knaben, überraschende Einblicke in die Kindesseele. Dann die sprachliche Entwicklung von Monat zu Monat, die Zeichenversuche, die Bausteinwerke und andere Spiele in reicher Fülle systematisch geordnet und bildlich dargestellt. Es ist eine reichliche Quelle für die Wissenschaft vom Kinde. Und dadurch für die Wissenschaft vom Menschen. Denn der Schlüssel zum Jüngling, zum Manne, zum Greise liegt im Kinde. Da tritt die Natur noch unbefangen und klar hervor, die später vielfach verhüllt und gefälscht wird. Man ist versucht, aus dem reizenden Werke Proben zu bieten; die Kinderfreunde seien auf das bedeutsame Doppelbuch aufmerksam gemacht.

Die letzten Dinge. Zwei Bauernkomödien aus dem Volksleben von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Komp.)

Stark ins Komische gezogen, die Gespräche vielfach anzengruberisch anzüglich, der Gehalt von tiefer Ganghoferscher Symbolik. Die beiden Stücke heißen „Das Testament" und „Tod und Leben". Bei den Bühnenaufführungen dieser Humoresken wird viel gelacht werden

---

Goethe-Kalender, begründet von Otto Julius Bierbaum, auf das Jahr 1912, herausgegeben von Karl Schüddekopf. Mit 24 Tafeln. (Leipzig. Dietrichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher.)

Der neue Goethe-Kalender für 1912 beantwortet eine der wichtigsten Fragen, die an den Dichter zu stellen sind, im Zusammen-

Heimgarten

3. Heft. Dezember 1911. 36. Jahrg.

Mattes.

Roman von **Hans Eschelbach.**

(Fortsetzung.)

---

5. Kapitel.

„Tier! Tier!" scholl es aus den Büschen, und zwei Bauernjungen brachen lachend durch das Unterholz. Einer derselben glich auffallend dem hübschen Mädchen in der Baumkrone. Es war Bertram, der Bruder Gretchens, der trotz des Verbotes des Lehrers immer hinter allen Vogelnestern her war. Sein Freund, der Sohn des Ortsvorstehers, war mit seinem Kraushaar und den roten Backen auch kein übler Junge, der beste Sänger der Klasse, aber beim Spiel nicht besonders beliebt, weil er ‚futtelte' und namentlich beim Knickerspiel seine Partner um die schönsten Spielkugeln betrog. Er hatte sich aus dem hohlen Blütenstengel einer mächtigen Doldenpflanze ein Blasrohr geschnitten, rupfte nun die noch grünen Beeren eines Holunderstrauches ab und pustete sie nach Livvelingchen.

„Franz, laß das!" rief ihm das Mädchen zu. „Wo gehst du hin, Bertram?" fragte es in demselben Atemzuge den Bruder.

„Wir suchen Nester."

„Weißt du denn eins, Franz?"

„Ich weiß ein Nest mit Livvelingchen", antwortete der Gefragte.

Hilda Reichardt. Der Roman einer Sechzehnjährigen von Georg Fernandes. (Leipzig und Berlin. Silva-Verlag.)

Lindelin. Märchennovellen von Jonas Lie. (Leipzig. Georg Merseburger)

Erlebnisse und Erinnerungen. Von Josef Scheicher. Fünfter Band: „Aus dem politischen Leben" (2). (Wien. Karl Fromme.)

Dürre Blätter. 1. Reihe. Von Heinrich Hansjakob. (Volksausgabe, Band 7.) (Stuttgart. Adolf Bonz u. Komp.)

Götterdämmerung. Eine Geschichte vom Untergang Wuotans. Von Robert Walter. Mit Bildern von Franz Staffen (Mainzer Volks- und Jugendbücher, Band 14). (Mainz. Jos. Scholz.)

Der Dombaumeister von Prag. Von Eberhard König. Mit Bildern von Prof. Ernst Liebermann (Mainzer Volks- und Jugendbücher, Buch 13). (Mainz. Jos. Schulz.)

Der Frühlingsgarten. Ältere und neuere Gedichte, gesammelt von Albert Sergel. Mit Bilderschmuck von Ernst Liebermann. (Reutlingen. Enßlin u. Laiblin.)

Im Ring des Jahres. Ein Zyklus in Versen von Julius Maria Becker. (Aschaffenburg. Im Selbstverlag.)

Auf stillen Pfaden. Gedichte von Hans Heimbach. (Hildburghausen. F. W. Gadow u. Sohn.)

Gedichte von Gustav Hurm. (Pforzheim. Selbstverlag.)

Heimatglocken. Gedichte von Gustav Hurm. (Pforzheim. Selbstverlag.)

Bunte Welt. Gedichte für Buben und Mädel von Albert Sergel. Mit Bildern von Hans Volkmann und Kompositionen von Engelbert Humperdinck. (Reutlingen. Enßlin u. Laiblin.)

Nun singet und seid froh! Deutsche Weihnachtsklänge und -grüße für alle Landsleute, die über Land und Meer am Weihnachtsfeste der alten Heimat gedenken. Herausgegeben von Marie Luise Bartz. Mit Zeichnungen von Fittbogen und F. von Hollaky. (Berlin. Schlesingersche Buch- und Musikalienhandlung Robert Lienau.)

Leitfaden der deutschen Literaturgeschichte für österreichische Realschulen. Von Dr. F. Bauer †, Dr. F. Jelinek und Dr. F. Streinz. 2. Teil (für die 6. Klasse). (Wien. K. k. Schulbücherverlag.)

Die Weltgeschichte in mnemonischen Reimen. Für seine Enkelkinder verfaßt von Freiherrn Fritz v. Holzhausen. (Berlin. Schwarz u. Komp.)

Das Märchen. Ein Versuch von Professor Dr. F. v. d. Leyn (Wissenschaft und Bildung, Band 96). (Leipzig. Quelle & Meyer.)

Lehrmeister-Bibliothek (Hachmeister und Thal, Leipzig): Nr. 135: Esperanto von Harry Brühl; Nr. 137: Die Schmetterlingsammlung von C. Schenkling; Nr. 140: Schwimmsport (1. Teil) von Walther Mang; Nr. 159: Anzucht und Pflege der Rosen von Robert Funke; Nr. 160: Wege zum Erfolg von Hans Gloy.

Das alte Schulhaus und die neue Zeit. Von Betty Hertel. (München. Max Kellerers Verlagsbuchhandlung.)

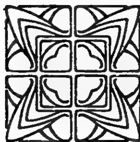
Richtlinien für das Neue Deutsche Turnen und die Neue Deutsche Gymnastik. Von Dr. Johannes Unbehaun. Mit 4 Bildtafeln. (München. Gustav Lammers.)

Privatbibliotheken volkstümlicher Werke philosophischer Erkenntnis und die außerordentliche Bedeutung solcher Bibliotheken für den Geistesfortschritt der Menschheit. Von Dr. Norbert Grabowsky. (Leipzig. Max Spohr.)

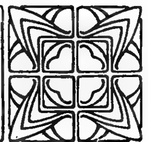
Die Anschauungen übersinnlicher Wirklichkeit oder unsere Welt der Ideen die Grundlage der Gottes- und Jenseitserkenntnis. Volkstümlich dargestellt von Dr. Norbert Grabowsky. (Leipzig. Max Spohr.)

Künstler-Postkarten. Österr.-ung. Volkstypen. Serie 13: Tiroler Typen 1; Serie 16: Salzburger (Gastein-Gongauer); Serie 19: Südtiroler. (Olmütz. Verlag R. Promberger.)

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten"



An verschiedene Einsender von Manuskripten. Rückporto ist beizulegen!

v. K., Innsbruck. Sie schlagen vor, den herrlichen Sommer im „Heimgarten" durch etliche Sonette zu loben — ich meine, ein solcher Sommer wie dieser lobt sich selbst! Herzliche Grüße!

(Geschlossen am 15. Oktober 1911.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Möck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Der Vorschlag wurde angenommen; man ging talab dem Bachbette nach. Jeder der Knaben hielt den anderen so lange hin, als er konnte, jeder wollte zuerst das Nest des anderen sehen. Schließlich mußten die Schlauberger gestehen, daß keiner von ihnen ein Nest wisse. Verdrossen darüber kletterte Gretchen durch das Gestrüpp hinauf zur Chaussee.

„Du! — Ich will dir mal was vom Tier singen", rief Franz, der sich mit Bertram nun auch zur Landstraße emporarbeitete.

„Wenn sein Vater ein Kuckuck wär'
Und seine Mutter ein Zeisle,
Dann möcht' ich mal die Wirtschaft seh'n
In dem Vogelhäusle!"

Unterdessen kam der Besungene in Sicht. „Ich glaube, er hat sie", sagte Franz, indem er seinen Gesang abbrach.

„Er hat sie in der Box! Das Tier hat Ratten in der Box!" schrie Bertram, warf sich ins Gras und lachte wie närrisch.

Rasch, weil er Eile hatte, aber ganz ungeschickt, weil er am Laufen verhindert war, kam Mattes mit langen, ungleichen Schritten herangehinkt. Hinken mußte er, weil er mit der rechten Hand die Hosentasche und mit der linken das Hosenbein zuzuhalten gezwungen war.

„Wo hast du sie?" rief Gretchen, die dem Jungen mit ihren Spielgefährten entgegengelaufen war.

„In der Tasche."

„Dann krieg' sie doch heraus."

Durch einen Ruck des Kopfes — weil seine Hände anderweitig beschäftigt waren — warf Mattes seine Mütze zur Erde, griff dann in seine Tasche und setzte eine junge Ratte in die Mütze. Das langgeschwänzte Tier war noch so jung, daß es ruhig in dem neuen Rattenheim blieb.

„Wo sind denn die anderen?" fragte Gretchen.

„Ich kann nicht mehr dran. Ich habe ein Loch in der Tasche. Sie sind tiefer gerutscht", sagte ihr eigentümlicher Freund. Er ließ das Hosenbein los, schlenkerte das Bein und veranlaßte dadurch, daß ihm eine Ratte nach der anderen unten an der Hose heraustorkelte.

„Das Tier hat sechs junge Ratten gelegt!" rief Franz, indes Mattes die jungen Nager zart wie kleine Kätzchen aufhob und sie alle in seine Mütze steckte.

„Da kommt der Köster Thomm!" sagte Bertram plötzlich betreten, und Franz machte schon Anstalten, laufen zu gehen, als ihn ein rascher Blick davon überzeugte, daß der Angekündigte sie bereits erkannt hatte.

„Köster Thomm", wie die Dorfleute ihn nannten, hieß eigentlich Thumm und war Küster in Jugenheim. Er „schlug die Orgel", wie er sich ausdrückte, sehr geschickt, gehörte der guten alten Zeit an und hielt sich für eine Respektsperson, deren Würde es nicht gestattete, die Lippen

„Wo?"

„Da!" sagte der Junge und pustete wieder die Holunderkörner nach der Baumkrone, drin das Mädchen wie in einem Neste saß.

„Hör' doch mit dem dummen Zeug auf, Franz! Weißt du wirklich ein Nest?"

„Ich weiß eins, aber ich sage es nicht."

„Was für eins?"

„Ein Taatschennest." *)

„Ich weiß zwei!" behauptete nun auch Bertram stolz. Es gehörte zur Reputation der Fugenheimer Dorfjungen, möglichst viele Vogelnester auszukunden.

„Eins mit ‚Sprohlen'**) und eins mit ‚Merlen'" ***).

Das Tier stand dabei und hörte den Prahlereien offenen Mundes zu.

„Mattes, weißt du keins?" fragte ihn Livvelingchen.

Der Junge nickte freudig.

„Was für Vögel sind drin?"

„Ratten."

Die Kinder brachen in lautes Gelächter aus. „Du Rindvieh! Ratten sind doch keine Vögel!" rief Franz überlegen und warf sein Blasrohr weg.

„Wo steht das Nest?" examinierte Livvelingchen weiter, indem sie vom Baume herunterkam.

„In der Wallonenmühle."

„Willst du es holen?"

„Ja!" sagte Mattes, der seiner Sache sicher war, stolz.

„Wie viel sind drin?"

„Sechs. Sie sind noch nicht flügg' und haben die Augen noch nicht auf."

„Bring sie her! Bring sie her!" riefen Bertram und Franz einstimmig.

„Soll ich?" fragte der Junge, der die Dorfprinzessin als höchste Instanz ansah, mit einem Blick auf Livvelingchen zögernd.

„Ja, Mattes, hol' sie."

Das Tier nickte und trabte dem Dorfe zu. Franz sah ihm nach. „Er ist doll!" sagte er verächtlich.

„Aber er bringt die Ratten, und ihr lügt nur!" fuhr Gretchen auf. „Ihr wißt ja gar kein Nest!"

„Ich wohl!" verteidigte sich Franz.

„Dann zeig' es mir!" entschied Gretchen.

„Wenn Bertram seins zeigt, zeige ich auch meins."

---

*) Grasmücken. **) Stare. ***) Amseln.

Wenn Köster Thomm in der Mehrzahl sprach und „wir“ sagte, dachte er zuerst an sich selbst, dann an den Pastor und dann an den Lehrer Rabe.

„Wer send necht Schold dran, daß so en Ärgernes vörkommen konnt!“ sagte er nochmals, um die Ehre dieses Dreibundes zu retten. Im Weitergehen erzählte er ausführlich die Geschichte der Wallonenmühle und der Wallonenstina.

„Der Köster Thomm eß verröck!“ spottete Franz, der ein Meister in der Thommsprache war, als der Gefürchtete außer Hörweite gekommen und kniff Gretchen neckend in den Arm. „Von dir hat er gesagt: ‚Et Levvelengchen eßt et schönste Mädchen von Fogenheim!‘“

Bertram, der sich langweilte, erklärte, jetzt könne man „Bock springen“!

„Tier, du hältst und wir springen!“

Mattes nickte gutmütig, bückte sich, zog den Kopf ein und stützte die Hände auf seine spitzen Knie, um ein zuverlässiger Springbock zu sein. Daß andere über ihn sprangen, war selbstverständlich. Der Gedanke, daß es auch einmal umgekehrt sein, daß er über andere springen könne, war ihm nie gekommen.

Franz, der bald einsah, daß Gretchens Bruder weit besser sprang als er, fing an, Schabernack zu treiben, um wenigstens dadurch eine Heldenrolle vor dem Mädchen zu spielen. Absichtlich sprang er wiederholt so, daß er dem Tier auf den Nacken plumpste und den großen Jungen zu Falle brachte. Mattes schien es nicht zu verstehen, daß der andere sich auf seine Kosten lustig machte. Immer wieder klopfte er sich den Staub von der Hose und stellte sich geduldig von neuem als Bock in Positur.

„Mattes, du hältst nicht mehr!“ fuhr Gretchen auf einmal zornig dazwischen.

Das Tier richtete sich gehorsam auf.

„Franz, jetzt bist du Bock, du mußt halten!“ gebot Livvelingchen. „Du, Mattes, springst.“

„Ich soll halten? — dem Tier? — Der kann ja gar nicht springen!“ sagte Franz wegwerfend und spuckte zur Bekräftigung eine Flockenblume aus, die er zwischen die Zähne geklemmt hatte.

Die beiden Blondköpfe, die Gretchen vorher so wenig freundlich behandelt hatte, riefen jetzt von der ziemlich steil abfallenden Berghalde herab freudig: „Livvelingchen: Erdbeeren! Erdbeeren! Erdbeeren!“

Es war das das Losungswort zu einem raschen Wettlauf nach der bezeichneten Stelle.

Die ehemals mit Wald bewachsene Berglehne zeigte jetzt nur noch neu ausschlagende Wurzelstrünke, Ansiedlungen von Brombeeren, Holunder,

beim Reden so weit zu öffnen, wie gewöhnliche Sterbliche. So kam es, daß er eine merkwürdig-dumpfe Sprache hatte, die man in Jugenheim die Thommsprache nannte und deren Eigentümlichkeit darin bestand, aus jedem ü ein ö, aus jedem u ein dumpfes o und aus jedem i ein noch dumpferes e zu machen. So war aus dem Küster Thumm der „Köster Thomm" geworden.

Köster Thomm, der in Begleitung eines jungen Kaplans die Straße heraufkam und bereits bemerkt hatte, daß es sich da wohl um eine Heimlichkeit handle, rief den Erschrockenen schon von weitem zu: „Was treibt ehr denn do weder för nen Onfog?"

Alles, was ihm nicht paßte oder was er nicht verstand, nannte Köster Thomm „Onfog". Elektrisches Licht und Schwebebahn, Zweirad und Automobil, Rohrpost, Politik, Kunst und Wissenschaft und noch manch andere schöne Dinge fielen unter den Thommschen Onfogs-Paragraphen.

„Die Kinder scheinen irgendein Nest gefunden zu haben, Eichhörnchen, wilde Kaninchen oder so was", sagte der Kaplan, der dem alten Pastor einen Besuch machen wollte, um eine von dessen berühmten Predigten zu hören.

Köster Thomm trat an die Mütze heran, warf einen kritischen Blick hinein und sagte: „Das send ken' Kanenchen, Hochwörden, das send Rattmäus!"

„Na, aber so was!"

„Hört ehr eß non?" wandte sich Köster Thomm an die Kinder. „Ech möch' emal gern wessen, wat dat non weder för nen Onfog eß! — De Jonge haben emmer Onfog em Kopf, Hochwörden! — Wer hat de Schweinerei herhengeschlepp? — Do, Kerschbaum?"

„Ich nicht!" beteuerte Gretchen und machte ein sehr gekränktes Gesicht, weil man ihr so etwas zutraute.

„Do beß och zo vernönfteg, Kerschbaum. Wer denn? Do?"

„Nein, ich nicht. Der hat sie aus der Wallonenmühle geholt", antwortete Franz und zeigte auf den mit gesenktem Kopf und lang herabhängenden Armen dastehenden Übeltäter.

„So, et Deer! Dat konnt ech mer schon denke. Schött se mal aus der Mötz. Soll so en Ongezefer et ganze Feld her verderbe?"

Er schob die schmutzige Mütze mit seinem Spazierstocke zur Seite und schlug die jungen Ratten tot.

„Ja, so en Jongfernkend macht der Gemeinde vel Sorge!" sagte er, indem er dem Kaplan, der sich geekelt abgewandt hatte, folgte.

„Der Jong eß nech ganz rechteg. E Söndenkend, e Jongfernkend! n Schand eß et för ganz Fogenheim, aber wer send necht Schold dran, Hochwörden!"

reinen Hände und beobachtete eine hungrige Wespe, die hastig über die Karamellen lief, hier naschend und dort. Dabei war sie bestrebt, habgierig eine Goldfliege zu verjagen, die auch gern ihr Teil von dem Zuckerkand geschleckt hätte. Wohl flog die kleinere Fliege wiederholt ihrer stärkeren Nebenbuhlerin aus dem Wege, ließ sich aber immer wieder auf dem klebrigen Zucker nieder. Plötzlich schoß die Wespe wütend auf die Goldfliege, die ihr, weil sie tief zwischen die Zuckerstücke gelaufen war, nicht rasch genug ausweichen konnte, packte sie grimmig mit den Freßzangen und flog mit ihr einige Schritte weit, um sich dann auf einen Stein niederzulassen.

„St!“ machte Livvelingchen, „Pst!“, um ihren Freund zu ermahnen, nur ja behutsam aufzutreten, damit die Wespe nicht verscheucht werde.

Die Wespe war so in Wut, daß sie alle Vorsicht vergaß, und die Kinder, die ihr nachgegangen waren, gar nicht beachtete. Mit der Gier eines Raubtieres zwang sie die ängstlich summende Fliege nieder, biß sie wiederholt rasch in die Brust und hatte ihr im Nu einen Flügel ausgerissen.

Aufgeregt beobachtete das Mädchen zum zweitenmal in kurzer Zeit den so erbitterten Kampf ums Dasein, als ob es nie etwas Schöneres gesehen habe. Aber das interessante Schauspiel sollte nicht lange dauern. „Aas!“ stieß das „Tier“ zornig hervor. Mit einem Schlage seiner Mütze tötete er die grausame Siegerin und ihr zuckendes Opfer.

„Du Dummkopf!“ — Warum hast du das getan?“ fragte Gretchen gereizt.

„Das Aas!“ sagte der Junge, indem er heftig, als ob er sie nochmals zermalmen wollte, auf die Stelle trat, wohin der Balg der Wespe gefallen. — „Das Schinnaas!“ Seine Augen blickten ganz wild, und er wandte sich rasch von seiner Freundin ab.

Betroffen schaute ihm Gretchen nach. Was dem nur einfiel? Aber er sah sich nicht mehr nach ihr um; er ging weiter den Berghang hinauf und ließ die Gabe, die er ihr zugedacht, achtlos am Boden liegen.

Mit größerer Liebenswürdigkeit als vorher beschäftigte sich Gretchen nun mit Franz. „Ich mache dir einen Kranz“, sagte sie. Der Junge folgte ihr ganz stolz.

Plötzlich aber schrie Gretchen auf. Das Tier fuhr erschreckt bei ihrem Angstschrei zusammen.

„Eine Schlange! Eine Schlange!“ rief Franz und rannte angstvoll den Hang hinunter. Gelähmt vor Schrecken stand Gretchen, totenblaß, mit angstvoll hochgehaltenen Händen. Eine ziemlich große Schlange, die sich in ihr Kleid verbissen, hing an ihr. Einen Augenblick nur.

„Mattes!“ schrie Gretchen, „Mattes!“

Da war er schon bei ihr, schnaubend vor Erregung. Ohne sich zu besinnen, griff er blindlings zu und riß das wütende Reptil von ihrem

Disteln und Schlehen. Dazwischen wuchsen wilde Möhren, kobaltblaue Zichorien, Habichtskraut, wilde Rosen, Wiesenknopf, Jakobskreuzkraut, Ginster, Wirbeldost und feingegliedertes Labkraut in buntem Durcheinander. Kolonienweise, wie rotleuchtende Flecken, hatten sich hie und da die kleinen, würzig schmeckenden Walderdbeeren angesiedelt.

Von den beiden kleinen Mädchen hielt jedes die Hände über eine solche Ansiedlung ausgebreitet. „Die sind mein! Die sind mein!" riefen sie, um ihre Entdeckung gegen fremde Eingriffe zu sichern.

Schon fing Franz, der als erster den Platz erklettert hatte, damit an, das kleinste der weinend sich wehrenden Mädchen von seiner Stelle zu zerren, als er noch einen größeren Erdbeerstrich entdeckte. „Die sind mein!" rief er nun auch seinerseits und warf sich auf die Knie, mit beiden Händen gierig zugreifend.

Mattes kam, wie immer bei solchen Gelegenheiten, zu spät. „Die sind mein! — Die sind mein! — Die sind mein!" scholl es ihm von jeder ergiebigen Stelle zurückweisend entgegen. Zuletzt sah er mit einem breiten Lächeln um den groben Mund Gretchen zu, die emsig pflückte. Als sie ihm aber zurief, er solle weggehen, er zertrete ihr alle Erdbeeren, ließ er den schweren Kopf sinken und ging wie ein gescholtenes Kind weiter, höher den Berg hinauf.

Eine Zeitlang sah er traurig nach dem rotleuchtenden Kleide. Schließlich griff er in seine Tasche und holte eine kleine, schmutzige, verknüllte Papierdüte hervor, die er langsam aufriß und dadurch grell gefärbte Karamellen zum Vorschein brachte, die ihm seine Mutter geschenkt hatte. In der warmen Tasche waren die Zuckerstücke schmierig geworden und zusammengebacken, so daß sie wenig verlockend aussahen. Trotzdem pflückte er sie sorglich voneinander, breitete die Papierdüte am Boden als Unterlage aus, hockte dabei nieder und legte seinen Schatz auf dem Papier zurecht.

Gretchen hatte unterdessen ihre Stelle abgeerntet, und da weder Bertram noch Franz ihr einen Platz neben sich einräumen wollten, kam sie langsam auf das Tier zu. „Erdbeeren? — Viele?" rief sie erwartungsvoll. Sie wußte, daß Mattes ihr seinen ganzen Fund überlassen würde.

Der Junge nickte vergnügt und zeigte vor sich ins Gras, in der Hoffnung, das Livvelingche seine Gabe nicht verschmähen würde. Gretchen machte aber ein enttäuschtes Gesicht, als es schmierigen Zuckerkand sah, wo es frische Erdbeeren vermutete.

„Die mag ich nicht. Die waren ja in der Tasche, wo Ratten waren."

„Nein, in der anderen; die ist doch kaputt."

„Du hast sie aber mit den Rattenfingern angepackt."

Mattes hörte nicht mehr. Er hatte sich vorsichtig auf die Knie niedergelassen, stützte sich vornübergebeugt auf die allerdings nicht tadellos

verbrannten, knochigen Frau und dem ungeschlachten Jungen, wie sie langsam Hand in Hand über den Kamm des Hügels gingen — hinein ins Abendrot.

6. Kapitel.

Schrill, als ob Glasscherben aneinander gerieben würden, sangen draußen an allen Enden die Grillen. Aus weiter Ferne, vom Mühlweiher her, quakten dazu die Frösche und hin und wieder schlug ein Hund an. Lange noch, nachdem die Sonne untergegangen war, hatte eine eigentümliche Bleiglanzhelle über den Fluren gelegen, als ob es gar nicht Nacht werden wolle. Dann ertranken alle Farben in einem stumpfen Grau, und wo noch vor einer Stunde freundliche, grünschimmernde Büsche gestanden, da hockten jetzt dunkle Schatten: geduckte Weiber, da starrten trotzig sich reckende Männer, riesenhafte Spukgestalten, um die Fledermäuse flatterten.

Stina Stiel fand in dieser Nacht keinen Schlummer. Es war so schwül in dem niedrigen Schlafzimmer mit den kleinen Fenstern, daß ihr fast der Atem versagte.

Und dann die Sorge um ihr Kind!

Der Lehrer hatte gut reden, dem starb kein Kind! Und irren konnte er sich auch. Wenn die Schlange nun doch giftig gewesen wäre!

Stina lag da mit offenen Augen. All die Stimmen der Nacht sprachen von nichts anderem als von ihrem Kinde! Und wenn das Gift nun wirkte, wenn er starb!

Mit einem Ruck richtete sie sich auf. Angstvoll lauschte sie auf die Atemzüge ihres Kindes. Aber war es, weil ihr Blut so jagte oder weil die „Zittermäuschen", die Grillen, so sangen — — sie hörte nichts! Sie sprang auf. In zwei Schritten war sie an seinem Bette. Sie wollte ihm die Hand auf die Stirn legen, wollte fühlen, ob er kein Fieber habe; aber sie zog die Hand wieder zurück. Lähmend war in der Dunkelheit plötzlich die Furcht auf sie gefallen, sie könnte die Hand auf eine kalte Totenstirne legen.

„Mattes!"

Sie wurde ganz schwach in den Beinen. Nein, Gott sei Dank, er war noch warm, es ging gut, es ging noch einmal alles gut!

Ob die kranke Hand wohl anschwoll? Ob er große Schmerzen habe?

Sie zündete ein Licht an und leuchtete nach der Hand. Sie war jetzt wohl mehr von der Brandwunde als vom Schlangenbiß gerötet. Nein, angeschwollen war sie nicht, trotzdem sie am Bett herunterhing. Stina legte die Hand ihres Jungen ganz leise auf die Decke, das würde ihm gut tun.

„Livvelingchen!" keuchte er und griff krampfhaft in die Kissen. Heute hatte er deren zwei. Stina hatte ihm ihr eigenes dazu gegeben.

Kleid. Gleich darauf zuckte er zusammen; die Schlange hatte ihn heftig in die Hand gebissen. Wütend faßte er sie am Schwanze und schlug sie mit kräftigem Schwunge so heftig gegen eine Baumwurzel, daß ihr der Kopf zerschmetterte.

„Hat sie dich gebissen?“ fragte er angstvoll.

„Nein. Aber dich! Jetzt mußt du sterben!“ rief Gretchen, immer noch entsetzt vor der toten Schlange, die er nicht losließ, flüchtete sie vor ihrem Retter höher den Berg hinauf.

Da rannte der Junge in plumpen Sprüngen den Berg hinunter auf die Chaussee. Ängstlich schreiend liefen die Kinder vor ihm her, dem Dorfe zu. „Tier, du blutest! Jetzt mußt du sterben!“ riefen sie erregt. Der Junge antwortete nicht. Die tote Schlange am Schwanze haltend, so daß ihr Kopf durch den Staub schleifte, stapfte er voran. Leute sammelten sich um ihn, riefen erregt allerlei durcheinander und folgten ihm.

„Stin, Stin! — Er hat 'ne Schlange. Sie hat ihn gebissen!“ schrien plötzlich die Leute. Am Wegrande stand mit ihrer Futterbürde Stina Stiel, die Mutter des Jungen.

„Mattes!“ schrie das Weib, ließ Sichel und Bürde fallen und stürzte mit schreckhaft aufgerissenen Augen ihrem häßlichen Kinde entgegen. Sie riß die verletzte, schmutzige Hand an sich, sie sog das Blut aus der Wunde und brach dann in ein lautes Jammergeschrei aus.

„Das nötzt alles nechts“, sagte Köster Thomm, „de Schlang eß gefteg!“

Lehrer Rabe war anderer Meinung. Mit einer weißglühend gemachten Stricknadel brannte er die kleine Wunde aus und verband sie dann mit Arnika. Der Junge biß bei der schmerzhaften Behandlung auf die Zähne und schnitt ein sonderbares Gesicht, aber er schrie nicht. Dann untersuchte Herr Rabe die Schlange und erklärte schließlich, es sei keine giftige Kreuzotter, sondern ein harmloser „Heckenaal“, eine Ringelnatter, die zwar manchmal heftig beiße, aber keine Giftzähne besitze.

Die Mutter des jungen Riesen atmete bei dieser tröstlichen Versicherung so laut auf, daß es fast wie ein Stöhnen klang. Als aber der begüterte Vater Gretchens dem Beschützer seiner Tochter großmütig einen Taler schenken wollte, fuhr sie ihn zornig an: „Kirschbaum, behaltet das Geld! Ich mag es nicht! Mein Kind ist mir gerade so lieb wie Euch Eures!“

Dann nahm sie den Jungen bei der Hand und zog ihn mit sich fort, gefolgt von einer Schar neugieriger Kinder.

Auf Umwegen war Gretchen allein und in merkwürdig gedrückter Stimmung ins Dorf gekommen. Jetzt stand sie fernab von den Kindern, die die Ansicht aussprachen, nun sei das Tier auch „noch giftig“ geworden. Lange sah sie regungslos den beiden nach, der großen, sonn-

verwilderten, viele Morgen umfassenden Obstgarten, der von einer fast drei Meter hohen Mauer eingeschlossen war. Hier führte Baron von Fredelager, der stets mehr Jäger als Landwirt gewesen, mit seiner Wirtschafterin und dem Förster ein einsiedlerisches Leben. Man sagte ihm nach, daß er ohne Flinte und Hundepeitsche nicht einmal durch den Garten oder durch den gänzlich verwachsenen Park gehe, der hinter dem Herrenhause lag.

Vor der langgestreckten Gartenmauer der „Burg" stand Lippelingchen und redete auf Franz ein, der ihr im Übereifer des Spiels den Gummiball über die Mauer geworfen hatte.

„Da! Der ist futsch!" sagte der Junge.

„Du holst ihn mir wieder, Franz!"

„Ja. Aber die Hunde!"

„Das ist mir egal. Ich will meinen Ball wieder haben!"

Franz, der nun doch auf die Mauer geklettert war, um nach dem Balle zu sehen, sprang bald zurück und gab Fersengeld. Begleitet von einem seiner Hunde war der Baron im Garten erschienen. Mit diesem Manne, der überall an der Mauer Tafeln mit der Aufschrift „Warnung vor Fußangeln und Selbstschüssen" hatte anbringen lassen, war nicht zu spaßen. Mehr als einmal hatte er arme Bauernweiber, die in seinem Walde Streu oder Holz sammelten, oder Jungen, die er beim Obstdiebstahl erwischte, mit der Hundepeitsche übel zugerichtet.

Franz war einen Steinwurf weit gelaufen und blieb dann stehen. Gleichzeitig erschien der Baron zwischen den hinter der Mauer wachsenden, dichten Haselnußsträuchern. Ärgerlich lehnte er sich über die Mauer, um nach dem Eindringling auszuspähen. Als er das Mädchen sah, das ruhig stehen geblieben war, erhellten sich seine Züge. „Du hier, Fräulein Kirschbaum?" sagte er. „Du willst mir also mit dem Bengel die Äpfel stehlen?"

„Wir haben selbst Äpfel genug!" antwortete Gretchen und warf den Kopf zurück. „Er sollte mir nur meinen Ball wieder holen."

„Deinen Ball?"

„Ja. Er ist über die Mauer gefallen."

Der Baron sah hinter sich in den Garten. „Richtig, da liegt er. Komm, ihn dir selbst holen."

Gretchen stand unschlüssig. Sie traute dem Manne mit der Hundepeitsche, der eben noch ein so böses Gesicht gemacht, doch nicht ganz.

„So komm doch. Ich nehme dich an den Händen und ziehe dich herauf. Hoppla! Komm, Fräulein Birnbaum!"

Er lehnte sich weit über die Mauer und langte hinunter, um das Mädchen zu erfassen und zu sich in den Garten zu ziehen. Sein fahlgelbes Gesicht rötete sich dabei und in seine Augen trat ein unsicherer Glanz.

Im Traum kämpfte er immer noch mit der Schlange; aber er schlief weiter.

Sie blies das Licht aus und öffnete weit die Tür ihres kleinen Hauses. Die Hitze war zu groß. Die Grillen geigten unaufhörlich. Man konnte doch nicht schlafen. Nur mit einem groben Hemde bekleidet blieb das Weib in der Türöffnung stehen und atmete schwer, indes der Junge sich in unruhigem Schlafe hin und her warf.

Auf allen Berghängen hockten und kauerten die Spukgestalten der Nacht. Auch drüben an der Waldecke, wo die große Eiche stand. Die große Eiche! Sie biß auf die Zähne, wenn sie daran dachte. Wider diese Eiche hatte er sie einst gepreßt und geküßt, geküßt — — Und die Grillen sangen wie jetzt, und der Heuduft ging durch die Nacht.

Eine Zeitlang hatte sie die Augen geschlossen, als sie daran dachte — immer nur mit geschlossenen Augen hatte sie an diese Stunde gedacht. Jetzt riß sie sie auf und ballte die Faust. Nicht umsonst trug die große Eiche dreizehn Narben. So oft der Geburtstag ihres Kindes sich erneuerte, war die Wallonenstina an jene Eiche gegangen, die Axt in der Hand. In jedem Jahr hatte sie einen Hieb in den Baum getan, einen Axthieb, der einem anderen galt als dem mächtigen Baum.

Die Wunden des Baumes waren besser ausgeheilt als die ihrigen. Und wieder schüttelte sie die Faust.

Der fahlgelbe Widerschein des Himmels war immer sonderbarer geworden. Jetzt flammte ein Blitz auf und beleuchtete grell die nackten, rotbraun verbrannten, sehnigen Arme des Bauernweibes. Ein gewaltiges Gewitter brach los. Man hörte, wie das Bergwasser im Bache tobte. Der Sturm warf der Wallonin Tropfen ins Gesicht; sie achtete es nicht. Mit aufeinandergepreßten Lippen sah sie grimmig in die Blitze.

Mit einem Taler hatte der reiche Kirschbaum es bezahlen wollen, daß ihr Junge sein Leben für das eitle Mädchen aufs Spiel gesetzt! Bezahlen! Ihr! — Bezahlt hatten sie ihr ja alles — — damals.

Aber nun, wo es um das Leben ihres Kindes ging — — Am liebsten hätte sie dem reichen Bauern den Taler ins Gesicht geworfen.

Sie kleidete sich an und setzte sich neben das Lager ihres Sohnes, der jetzt ruhig schlief. Diese tiefen, gleichmäßigen Atemzüge, wie Musik klangen sie ihr.

Das Gewitter verstürmte, die Schatten verkrochen sich. Der Morgen kam. Dünne, blaue Rauchsäulen stiegen aus den niederen Schornsteinen. Die Spechte schrien schon und die Hähne krähten um die Wette miteinander.

* * *

Das alte, von einem verschlammten Weiher umgebene Herrenhaus des Barons, von den Bauern „die Burg" genannt, lag in einem

Jungen hin. Mit einem hastigen Griffe packte Mattes das Geschenk des Barons, zerbrach es und warf die Stücke über die Mauer in den Garten. „Der Saumagen!" sagte er dabei so grimmig wie seine Mutter, wenn von dem Baron die Rede war.

„Dir hat er doch noch nichts getan, du Dummkopf!" sagte Gretchen, die es verdroß, daß er das Geschenk des Barons mit solcher Mißachtung behandelt hatte. „Warum hast du den Stift zerbrochen?"

Der Junge sah sie einmal finster an. „Darum!" antwortete er.

„Und nun hol den Ball, Mattes!"

Statt zu antworten, kletterte der junge Riese unbeholfen die Mauer hinauf, sah den Hund und knüpfte sich das unvermeidliche Halstuch trotz der Hitze noch fester um den Hals.

„Der Hund ist noch da!" flüsterte Franz, der sich auch auf die Mauer geschwungen hatte.

„Wart', Mattes, ich will zusehen", sagte Gretchen, ließ sich eine Hand reichen und erklomm ebenfalls den Mauerrand. Die Haselnußsträucher verdeckten die Kinder nach dem Garten zu, so daß der Hund, dessen Aufmerksamkeit gerade durch einen sich rasch in die Erde vergrabenden Maulwurf abgelenkt war, sie nicht bemerkte.

„Das fuchsige Luder ist von all seinen Hunden am bissigsten!" raunte Franz warnend; aber Gretchen, der es jetzt weniger um ihren Ball, als um das zu erwartende Schauspiel zu tun war, drängte: „Mattes, geh!"

„Er ist ja doch zu bang'!" sagte Franz wegwerfend.

Als Antwort sprang das Tier hinein in den Garten. Der Hund schlug an und kam grimmig in raschen Sprüngen auf den Eindringling zu.

„Mattes!" schrie Gretchen angstvoll, während Franz sich aus dem Staube machte; die Geschichte schien schlecht auszulaufen. Mattes aber nahm seine Kappe am Schirm so in den Mund, daß sie, nach unten hängend, ihre Höhlung dem Hunde zukehrte. Gleichzeitig ließ er sich auf Hand und Fuß nieder und kroch so dem wütenden Hunde entgegen. Stutzig gemacht über diesen sonderbaren Anblick blieb der Hund plötzlich stehen und bellte. Ihm scharf in die Augen sehend, kroch der Junge näher. Erschrocken sprang der Hund einen Schritt vorwärts und drei rückwärts. Da pfiff von ferne der Baron. Noch einmal wagte der Hund einen Satz vorwärts, aber als die sonderbare Gestalt am Boden jetzt rascher auf ihn zukroch, ergriff er plötzlich heulend die Flucht. Er hörte nicht mehr auf den Pfiff seines wütend näherkommenden Herrn, er sprang durch die Büsche, und Mattes griff mit einem Satze den Ball und beeilte sich, wieder über die Mauer zu kommen, um mit Livvelingchen rasch vor dem wütenden Herrn der Burg zu fliehen.

Schon hob das Kind die Hände, da sah es in das Gesicht des Barons und trat erschrocken einen Schritt zurück.

„So komm doch!“

„Ich — — ich bin zu bang!“

„Vor wem denn?“ — Na, willst du?“

„Nein.“

„So bekommst du auch deinen Ball nicht.“

„Den holt Franz mir doch!“ sagte die Dorfprinzessin etwas trotzig.

„Entweder du kommst selbst, oder der Ball bleibt liegen!“ sagte der Baron ärgerlich. „Der Bengel soll sich nur unterstehen! — — Na, willst du? — Komm!“

„Nein!“

„Gut. Du denkst wohl, wenn ich weg wäre, dann ging' es? Scheibenschießen! Der Hund bleibt hier; dann holt ihn selbst der Teufel nicht!“

Er trat von der Mauer zurück, pfiff seinem Hunde, zeigte ihm den Ball und gab ihm einen Befehl.

„Nun, kommst du?“ rief Herr von Fredelager noch einmal.

„Ich will nicht! Meinen Ball bekomm ich doch!“ trotzte Gretchen.

„Abwarten und Tee trinken, Fräulein Eigensinn. Wer zuletzt lacht, lacht am besten!“

Er gab dem zurückbleibenden Hunde ein Zeichen, pfiff ärgerlich zwischen den Zähnen und ging dann tiefer zurück in den Garten.

„Franz, rasch; er ist fort. Komm, hol den Ball!“

Langsam kam Franz näher. „Wenn er aber hinter der Mauer sitzt!“ sagte er furchtsam.

„Er ist doch fort, du Bangbüx!“

„Ich wette, das Tier ist auch zu bang!“ sagte Franz und deutete auf Mattes, der mit seiner verbundenen Hand eben der Mauer entlang kam. Seine Augen leuchteten, als Gretchen ihm entgegenlief, um ihr Anliegen vorzutragen. Er hörte den Bericht und ließ sich nicht zweimal bitten.

„Tier, tu es nicht! Der Hund sitzt dabei!“ rief Franz, der nicht gern von seinem Nebenbuhler aus der Gunst der Dorfprinzessin gedrängt wurde.

„Doch, Mattes, hol' ihn!“ bat Gretchen. „Wenn du ihn holst, schenke ich dir diese Birne.“

Das Tier schüttelte den Kopf. „Nein, den Bleistift!“ sagte er.

„Welchen Bleistift?“

„Von dem!“ antwortete er und sah finster hinüber nach dem Herrenhause.

„Wu, der dumme Bleistift! Da liegt mir nichts dran!“ sagte Gretchen leichthin, griff in die Tasche und hielt den gelben Stift dem

Sichel in fünfzig und mehr Kappusköpfe schlug und sie dadurch für den Verkauf unbrauchbar machte. Der scheele Wilhelm, der an Heimtücke seiner Mutter, ‚dem Kappeswolf', nicht nachstand, gab sich auch nicht damit zufrieden, nur die Kleider des Verhetzten mit Schlamm zu bewerfen. Er zielte fortwährend aufs Gesicht und nahm größere Klumpen Lehm als die anderen Übeltäter.

Jetzt brach er in lautes Triumphgeschrei aus. Sein letzter Wurf hatte das Tier, das einen Augenblick die Hände nicht hoch genug gehalten, mitten auf die Stirn getroffen. Der breiige Lehmklumpen platzte klatschend und entstellte das ganze Gesicht des ohnehin schon häßlichen Kindes, das erschrocken die Hände sinken ließ und von allen Seiten ausgelacht wurde.

Das Gelächter dauerte indes nicht lange. Plötzlich bekam Franz einen so heftigen Schlag in den Nacken, daß er heulend in den Morast fiel. Die Angreifer flohen nach allen Seiten; denn wie eine Furie hatte sich Stina, die Mutter des Verfolgten, zwischen sie gestürzt. Von Gretchen benachrichtigt, war sie unbemerkt ihrem Kinde zu Hilfe geeilt. Jetzt warf sie sich in einer wirklich schreckerregenden Wut auf den Hauptverbrecher, den scheelen Wilhelm. „Du fahler Hund!" schrie sie. „Du nitsches Luder! Wenn du mir den Mattes anrührst — — —!"

Sie ohrfeigte den Jungen, daß ihm Hören und Sehen verging, sie zerbläute ihm den Rücken, sie schrie, daß ihr die wutbebende Stimme überschlug, und als der scheele Wilhelm sich endlich losgerissen und wieder in der Nähe seiner Wohnung zu Atem kam, hatte er die Überzeugung, für all seine schlechten Streiche zusammen nie eine solche Tracht Prügel bekommen zu haben, wie jetzt vom ‚Wallonenstin', wie man die Mutter des Tiers in Fugenheim nannte.

Die zornige Frau wandte sich endlich zu ihrem Sohne, der über und über beschmutzt, ein Bild der Hilflosigkeit und Zerknirschung, eine so traurige Figur abgab, daß Gretchen Kirschbaum sich in diesem Augenblicke für ihn schämte. Die Dorfprinzessin, der die immer noch keifende Mutter des Mißhandelten Unbehagen verursachte und die sich jetzt als die Anträgerin nicht mit Unrecht vor dem scheelen Wilhelm und seiner Mutter fürchtete, verschwand deshalb bald zwischen den Hecken. Nein, mit dem langen Mattes konnte man wirklich keine Ehre einlegen!

Um so mehr nahm die Mutter sich des Jungen an. Jammernd und schimpfend zog sie ihn an der Hand hinter sich her durchs Dorf, wusch ihm am Brunnen mit ihrer Schürze den Lehm vom Gesicht, fuchtelte mit den Fäusten in der Luft herum und gebärdete sich, als ob sie ganz Fugenheim für die Mißbilden, die man ihrem häßlichen Kinde angetan, verantwortlich machen wollte. Die Bauern sahen kopfschüttelnd hinter ihr drein. Mit der war jetzt nicht gut Kirschen essen.

Plötzlich blieb er stehen. Hinter der Mauer war ein Schuß gefallen. Man hörte ein kurzes, rasch ersterbendes Schmerzensgeheul. Der Baron hatte im Ärger seinen besten Hund erschossen.

An diesem und am nächsten Tage schien Gretchen ihre Drohung, nicht mehr mit Franz spielen zu wollen, wahr zu machen. Der Junge, der als Sohn des Ortsvorstehers unter der Jugend Fugenheims eine Vorzugsstellung einnahm, ärgerte sich darüber, daß er von dem hübschen Mädchen links liegen gelassen wurde. Er zerkaute einen Strohhalm und dachte nach, was er tun könne, um nun auch seinerseits Gretchen zu kränken. Das Tier mußte dran. Natürlich! Lieber einen ordentlichen Zank mit ihr, als ganz übersehen zu werden!

Das Gewitter hatte den Boden durchweicht, und die Schuljungen vergnügten sich damit, aus dem nassen Lehm Figuren zu formen. Gretchen bewunderte die Kunstwerke, die Mattes mit größerem Geschick angefertigt als alle anderen Kinder. Franz aber stieß ihm die Figuren um — Töpfe, Krüge, Schweine und niedlich geformte Männchen.

„Nicht!" sagte der junge Goliath sanft und stellte alles auf dem Boden wieder zurecht.

„Das ist ja nichts!" rief Franz und zertrat die Dinge. Da stand das Tier auf, ließ traurig den Kopf hängen und ging seines Weges.

„Franz, ich sag' es dem Lehrer!" rief Gretchen zornig dem Störer des Friedens zu.

„Da, sag' ihm das auch noch!" lachte Franz schadenfroh und warf ein Stück Lehm nach dem Tier. Es war dies das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Jeder der Jungen wollte es dem anderen zuvortun. Bald war das Tier, das sich zu seinem Schutze mit dem Rücken gegen einen Baum gestellt, über und über mit nassem Lehm beworfen. Der Junge bot eine traurige Gestalt. Mit gesenktem Kopf ließ er den Hagel der nassen Geschosse und das Gejohle der übermütigen Jungen über sich ergehen, ohne an seine Verteidigung zu denken.

„Wehr' dich!" rief seine sonderbare Freundin zornig. „Wehr' dich doch, du Dämelack!" Der Riese dachte indes nicht an Gegenwehr. Ihm genügte es, mit hochgehobenen, verschränkten Armen sein Gesicht zu schützen. Aufgebracht lief Gretchen fort. Sie empfand es als eine persönliche Kränkung, daß dieser lange Tölpel, wie sie ihn in diesem Augenblicke nannte, zum Spott des ganzen Dorfes geworden.

Unter den Angreifern zeichnete sich neben Franz besonders ‚der scheele Wilhelm' aus, ein boshafter, streitsüchtiger Junge, dessen Mutter, die heimlich dem Trunke frönte, im ganzen Dorfe gefürchtet war. Leute, die es mit ihr verdorben hatten, konnten sicher sein, daß ‚der Kappeswolf', wie man die schmutzige Alte nannte, ihnen in der Dunkelheit Quecken aufs Feld streute, junge Obstbäume knickte oder ihnen mit der

schluckte er, als ob er sprechen wollte, brachte aber nichts hervor. „Mutter!“ sagte er endlich.

„Ja?“

„Warum hat sie dich geschimpft?“

„Ja, warum!“ schrie das Weib stöhnend. „Warum!“

Sie rang nach Luft, ging dann hinters Haus, warf einige dicke Wurzelknorren auf die Erde und schlug mit der Holzaxt hinein, als wolle sie mit einem Schlage alles kurz und klein hauen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vogeldrama.

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

Hinter der alten Römerstadt Saló am Gardasee, ehe die Alpen sich in die blaue Flut stürzen, steigt steil ein Berg auf. Monte San Bartholomae.

Im Herbst schminkt die Natur seine Hänge noch einmal mit allen ihren bunten Farben, mit dem blutigen Rot des Weinlaubes, mit dem frohen Gelb der Eichen, mit dem satten Grün des Lorbeers, mit dem verschleierten Grau des Ölbaumes und dem trauernden Schwarz der Zypressen. Und steht ein Wanderer auf dem Gipfel des Berges und sieht in die Weiten, so lacht ihm zu Füßen eine üppige Riviera, Kirchen und Palazzi, und mit zerklüfteten Riffen kost schmeichelnd jener glitzernde See, der heute noch, wie einst, die Germanen ins heilige Land Italien lockt. Aus den Wassern taucht die traumschöne Isola di Garda auf, nach der lüstern und gierig die schmale Halbinsel von San Felice züngelt — aber drohend bäumt sich das vergrämte Cap Manerba empor, darauf zu achten, daß nichts Unrechtes geschehe. Auch Sirmione grüßt, wo vor Zeiten ein lockerer römischer Poet geschürzte Verse drechselte; und nach Süden dehnt sich jene Ebene, die Gott zum lachenden Paradies schuf, während klügere Menschen die Felder mit ihrem Blute düngten.

Dahinter, in weiter blauer Ferne, schlummert der Appenin.

Ernst und unerschütterlich schläft, zu toter Masse geballt, der Monte Baldo, und der stille Träumer achtet nicht des Pelzes aus Schnee, den eine aberwitzige Wolke dem gutmütigen Riesen über die Schultern warf.

Das und noch viel mehr, Städte, Kathedralen und Berge, erblickt man von der Höhe des Monte San Bartholomae.

Freilich, diese vollen Schönheiten kann keine spitze Feder schildern, kann kaum der kunstfertige Pinsel des Malers festhalten, nur das Auge des Menschen vermag sie zu erfassen.

Warum also von dem sprechen, das dankbar nur zu erschauen ist?

Kaum aber hatte die Wallonin ihr an der anderen Seite des Dorfes allein gelegenes Häuschen erreicht und Mattes andere Kleider gegeben, da zog schon von weitem schreiend und keifend der Kappeswolf heran, die gefürchtete Mutter des scheelen Wilhelm.

Ihr Anblick entflammte die gekränkte Mutter des mißhandelten Kindes zu neuer Wut. Die Arme in die Seite gestemmt, trat sie vors Haus und erwartete ihre Feindin, die vergebens nach Luft schnappte und schon von weitem zu schimpfen begann.

„Was hast du mit meinem Wilhelm zu tun? Mein Kind hat einen ehrlichen Namen und dein Bankert —"

„Kappeswolf — — —!"

Es war, als ob die Wallonenstina mit diesem Schrei der keifenden Alten das Wort vom Munde reißen wollte; aber die Säuferin ließ sich nicht zum Schweigen bringen.

„Heul' nur! Laß deine Finger von meinem Wilhelm!"

„Und wenn er mir den Mattes noch einmal schief ansieht — — —"

Die Alte lachte höhnisch.

„Den Bankert? Mein Kind hat 'nen ehrlichen Namen — —"

„Jawohl! Du, die hinter die Kegelbahn ging für einen Schnaps!"

Das wirkte. Mit hochgehobenen Fäusten schickte sich der Kappeswolf zum Angriff an: „Ich dreh dir den Hals herum! Du Wallonenmensch, du — — —"

Mit einem Satz hatte Stina die Mistgabel gefaßt. Die Säuferin sah, daß es Zeit war, sich in Sicherheit zu bringen. „Das Mensch schlägt mich tot!" schrie sie, flüchtete die Straße hinunter, glitt auf dem nassen Lehm aus und fiel in eine Pfütze, aus der sie sich zeternd wieder aufraffte und weiter rannte.

Der Lärm hatte den Jungen aus dem Hause gelockt. Mit seinem noch vom Waschen rotgeriebenen Gesicht stand er in der Türe und sah der Säuferin nach; dann ging er gesenkten Kopfes langsam wieder in die Stube.

Der Kappeswolf, der stehen bleiben mußte, weil ihm der Atem ausgegangen war, drohte noch einmal mit der knochigen Faust und trollte sich dann. Ihre Gegnerin hatte so wütend die Türe zugeschlagen, daß alle Fensterscheiben des kleinen Häuschens klirrten.

Hochaufatmend vor Erregung trat die Wallonenstina ins Zimmer. In einer Ecke stand mit gebeugtem Kopfe ‚der Bankert', wie die Säuferin das Kind genannt hatte. Die Mutter sah den Jungen nicht an. Sie schämte sich vor ihm, schloß die Fenster, setzte sich an den Tisch und brach in krampfhaftes Weinen aus.

Der Junge sah unbeweglich nach seiner Mutter und wälzte in seinem dicken Kopf Gedanken herum, die er nicht verstand. Manchmal

Und die entsetzliche Enttäuschung blieb nicht aus; welch namenloser Schreck — man hatte die gierigen Netze zu spät gesehen, die zwischen den Stämmen gespannt waren: mit den zierlichen Beinchen, mit den zarten Flüglein, mit den gefiederten Köpfchen, aus denen die schwarzen Äuglein angstvoll starrten, hingen die getäuschten Vöglein in den Maschen des Gewebes fest und jammerten und zappelten und zerrten, und schnappten sogar mit den Schnäbeln, um sich aus der Umstrickung zu lösen.

Doch kaum ein einziger Gefangener kam frei; die Netze widerstanden allen Anstrengungen, ja, je mehr die Unglücklichen voll Todesschrecken zuckten, desto zäher würgten die Fesseln.

Wer noch in der freien Luft schwebte, floh, als er das Verderben der leichtgläubigen Genossen sah; den wenigen Kecken oder Tapferen — man weiß nicht, soll man sie so oder so nennen —, die den unselig Bedrängten zu Hilfe eilten, erging es bald nicht besser als jenen, die sie zu retten gedachten, sondern die Helfer vermehrten nur die Zahl der Opfer, verstrickten sich, verfingen sich . . .

Die Fliehenden aber suchten in regellosen Schwärmen ihr Heil, und erst bei der steinalten Buche auf dem einsamen Monte Lavinio wagten sie zu halten; die kleinen Lungen keuchten atemlos, die Herzchen pochten zum Zerspringen, die Federn sträubten sich vor Grauen über das heimtückische Schicksal, das Tod und Gefangenschaft brachte, wo man Schlaf und Frieden gesucht hatte.

Die weisen Amseln allein bewahrten ihr kühles Denken; sie kannten das Leben; obschon auch ihr Inneres gramzerrissen bebte, hielten sie Heerschau über die Reste der einst stolzen Schar, um die Zahl der Verlorenen zu ergründen.

Da fehlte gar mancher!

Eltern weinten um ihre Kinder, Kinder um Väterchen und Mütterchen, um die Geschwister; verzweifelt suchte der Gatte die Gattin, die Braut den Bräutigam. Keine Familie blieb vom Unheil verschont. Sanfte Kreuzschnäbel trösteten die Verzweifelten und labten die Ohnmächtigen.

Ein frecher Zaunkönig, der schon immer nach der Herrschaft im Vogelreiche strebte und keine Mittel scheute, sie an sich zu reißen, erhob seine dünne Stimme zur Anklage gegen die Amseln, denen er vorwarf, sie hätten ohne Umsicht, ja geradezu strafbar leichtsinnig gehandelt und am unrechten Ort mit Ermahnungen gespart; sonst könne man sich gar nicht retten vor ihren Gesetzen und Verordnungen! Allerdings empfand in dieser Stunde des Verderbens niemand Lust, Politik zu treiben, und als eine besonnene Nachtigall den Krakehler schweigen hieß, hielt der Zaunkönig den Mund.

Graziöse, graugefütterte Möwen, die frisch und munter waren, da sie keine weite Reise hinter sich hatten, sondern jahrein jahraus in den

Weil sich auf dem Berge, von dem erzählt wurde, ein gewaltiges Drama abspielte. Nicht am klaren Tag und nicht in der lichthassenden Nacht, sondern früh morgens, als die Sterne schon erblaßten und die Sonne noch nicht siegreich die Nebel zerteilte, die mißmutig aus den dumpfen Alpentälern dem See zugeflogen waren.

In einer solchen trüben Stunde, die keine Tochter der Nacht und kein Kind des Tages ist, geschah es.

Um ein freies Plätzchen auf dem flachen Rücken des schönen San Bartholomae lärmte, zwitscherte und schwatzte eine erregte Vogelschar; des unwirtlichen Winters Nahen hatte sie aus dem kalten Norden getrieben, erfüllt von Sehnsucht nach dem Wunderlande Afrika, das ewig einer Herrschaft der Schneekönigin trotzt und spottet.

Aber der Weg ist zu weit von England und Skandinavien und von Germanien am Rhein und den Ländern an der Donau. Manches Vöglein überschätzte seine Kraft und stürzte ermattet zur Erde nieder; in eine furchtbare Gletscherspalte, die den Eishauch des Todes atmet, oder auf die steinige Straße, daß die ächzenden Räder des Lastwagens die zarten Vogelgliederchen zermalmten.

Wer aber jung und stark ist und wem das Glück ein holdes Kränzlein flicht, überwindet die unsäglichen Mühen und Gefahren der Alpen und erblickt frohlockend das ehrwürdige Römerland, die erste wonnige Ahnung des sonnigen Zieles . . .

Wieder, wie schon oft, war eines Herbstabends ein reicher Vogelschwarm in die linden Eichenhecken des San Bartholomae eingefallen, um im ruhigen Schlaf neue Kräfte zu sammeln, denn am Morgen sollte die mühevolle Reise weitergehen.

Zwar hatten die ältesten Weisen der gefiederten Schar, die zwei in hohen Ehren ergrauten Amseln, zu einer anderen Ruhestätte geraten, zu den wuchernden Gefilden der Lombardei, und schon wollten die todmüden Wanderer den erfahrenen Amselphilosophen folgen, als etwas Unerwartetes eintrat: Aus den gewundenen Eichenheckenlauben erklang Gesang, süßer, süßer Gesang von jungen Kehlen anderer Vogelgeschwister, die wohl im verborgenen Grün saßen und die Gefährten jubelnd riefen . . .

Nun war kein Halten mehr, die schlappen Reisenden wurden munter und hörten nicht auf den Rat der klugen Amseln, die aufschrien: „Fort! Fort von hier! Kein guter Vogel singt in den grauen Herbst schluchzende Liebeslieder! Verrat! Verrat!"

Aber vergebens; regellos flatterten Stare, Zeisige, Rotkehlchen, Grasmücken, und wie die Familien alle hießen, zu den rufenden Brüdern und Schwestern in den linden Hecken des San Bartholomae.

Wer konnte auch wissen, daß auf dem Berge, der einem milden Heiligen geweiht ist, der Mord lauert!

die eure Ernten verwüsten, und aus Dank handelt ihr so treulos gegen uns! Ha, Dank vom Menschen!"

Niemand horchte auf die übelbeleumundete Elster, nur ein Sperlingsgroßvater sagte zum jüngsten Enkelkind, das meinte, man solle das Ungeziefer schonen und auf diese Art und Weise Rache an den Mördern nehmen: „Liebstes Kindlein! Dieses Ungeziefer ist unsere beste Nahrung; wir leben von den Würmern und Fliegen!"

Der graue Amselalte fragte den Möwenoffizier: „Kannst du mir wenigstens mitteilen, Freund, wer die elenden Verräter waren, welche meine Scharen durch die falschen Lieder täuschten, so daß sie Freunde und Helfer, nicht Schergen und Scharfrichter vermuteten? Furchtbares Gericht wartet der Abtrünnigen!" und der erschütterte Greis schloß: „O, mein armes Volk! Warum hörtest du nicht auf die Abmahnungen der Weisen!"

Obschon die befragte Möwe keine Antwort wußte, schämte sie sich gleichwohl, ihre Unkenntnis einzugestehen, denn wegen ihres kleinen Köpfchens genoß sie kein hohes Ansehen und fürchtete, ihre neuerliche Unwissenheit werde ihr den letzten Schimmer von Reputation kosten; deshalb schlug die Möwe militärisch die Sporen zusammen und sprach diplomatisch: „Ich will nicht anklagen, Amselexzellenz! Wir sind insgesamt irrende Geschöpfe des allmächtigen Herrn der Welten. Sucht selbst den Schuldigen. Ruht euch jetzt aus und vor Sonnenaufgang geleite ich euch zum San Bartholomae, wo über Nacht meine Kameraden Umschau halten. Gott gib es, daß ihr die Betrüger ergreift. Von Menschen droht keine Gefahr mehr, sie zogen mit der Beute ins Tal und die Netze nahmen sie mit sich."

Diese gewundene Erklärung behagte der Möwe gar wohl, und die anderen stimmten ihrem vorsichtigen Ratschlag zu; der Dompfaff sprach das Abendgebet und befahl allen zu schlafen; wer keinen Schlummer fände, möge nur stille liegen bleiben, um die Genossen nicht zu stören.

Allmählich erst begehrte die Müdigkeit auch von den Betrübtesten, die anfangs der heilsame Schlaf floh, ihr Recht, und göttliche Ruhe senkte sich über die Schar. Die Goldammern allein wachten abwechselnd und flatterten in weiten Kreisen um das Lager, nach nahenden Gefahren ausspähend.

Erst zwei Stunden vor dem späten Herbstsonnenaufgang weckten die Wächter ihre schlafenden Brüder, und die wegkundige, kleinköpfige Möwe führte die Schar zur Unheilsstelle auf dem Monte San Bartholomae. Ein kurzer, erfrischender Morgenflug durch die Luft, und der Schwarm brach in die tückischen Eichenhecken, die den Tod so vieler Unschuldiger mitangesehen hatten.

Hier warteten schon die anderen Möwen.

Felsenhöhlen des Sees hausen und nur den Schiffen auf kurze Strecken nachfliegen, erboten sich, als Kundschafter Umschau zu halten — vielleicht sei noch der eine oder der andere zu retten. „Freilich“, meinte ein eleganter Möwenprinz, „allzu großen Hoffnungen dürft ihr nicht Raum geben, denn die Menschen, die hier wohnen, fangen das fliegende Getier, um es aufzufressen; es sind grundböse Leute ohne Sitte und Moral.“

So der Möwenprinz. Dann setzte er sich an die Spitze seines Stammes, der in leichtbeschwingten Bogen dem Unglücksberg zuschwebte.

Die Sonne war schon untergegangen; ihr letztes gelbes Licht blendete den Westen; der Mond regierte am klaren Firmament und mit seinen Strahlen küßte er die leichtgekräuselten Wellen des nachttiefen Sees.

Keinen Vogel auf dem Grat des Monte Lavinio freute die Schönheit des geheimnisschwangeren Abends; trostlose Niedergeschlagenheit packte die zusammengeschmolzene Auswandererschar; die straffen Bande der Ordnung lockerten sich und voreilige Gelbschnäbel, ohne Erfahrung über die eisigen Gefahren des heimatlichen Winters, stießen erboste Worte aus und nannten die Emigration in unbekannte Fernen einen tollen Streich der überlebten Bureaukratie. Die Jugend sympathisierte nämlich mit modernen Regierungsformen. Dagegen erhob das besonnene, konservative Alter seine Stimme: „Ruhig Blut! Keinen Bruderkampf! Redet nicht von Dingen, die ihr nicht versteht. Ihr kennt nicht das Elend gefrorener Felder und den Jammer winterlicher, überkrusteter Bäche! Keine Nahrung, nicht einmal ein Heim, das dem Nordwind Trotz bietet!“

Vogelgeheimräte unter dem Vorsitz der ältesten Amselexzellenz pflogen in der Krone der mächtigen Buche Kriegsrat; sie erwogen hin, sie erwogen her und endlich kam man überein, die Rückkehr der hilfsbereiten Möwen abzuwarten, bevor ein bindender Entschluß gefaßt würde. Trotz des Zwiespaltes, der die Schar der gefiederten Wanderer zerteilte, übermannte doch alle gleicherweise eine giftige Erbitterung gegen jene Sänger, die am San Bartholomae mit ihren gefälschten Liebesliedern die armen, vertrauensseligen Verwandten des Nordens in die Schlingen der Häscher gelockt hatten. Eine der kundschaftenden Möwen kehrte zurück.

Sie brachte eine Trauermär: die Bestätigung dessen, was nur die schwärzesten Pessimisten gefürchtet. „Kein Gefangener lebt mehr!“ meldete der Bote, „wie eure Brüder und Schwestern in den Netzen zappelten, stürzten Horden von Menschen, entmenschte Männer, Weiber und Kinder, aus ihren listig gewählten Verstecken und erdrosselten alle, alle Vögel in den Fallen . . .“

Heulendes Wehklagen, nur vergleichbar dem Miserere an den Wassern Babylons, erhoben die Überlebenden.

„Undankbares Menschengezücht“, zischte eine Elster, „wir befreien euch von den Insekten, die eure Saaten verderben, von den Würmern,

Hurtig schlüpften zwei Blaukehlchen in das nun zugängliche Gemach des Arrestanten und faßten das Finklein recht unsanft an; es mußte ihnen folgen und, geleitet von plebejischem Gejohle der Vogelherde, marschierten Schergen und Häftling im beschleunigten Schritt zum flachen Plätzchen, das auf dem Rücken des San Bartholomae der Eichen Wuchs frei ließ.

Der arme, verfolgte Fink stolperte oft auf dem holprigen Weg, niemand nahm auf ihn Rücksicht, und aus dem wüsten Getümmel der Schreienden, Plappernden, Kreischenden verstand der Arme nichts, als daß ein maßloser Zorn seine Feinde sich wie verrückt gebärden ließ. So torkelte er, kaum seiner Sinne mächtig, und mußte jeden Augenblick gewärtig sein, den bald offenen, bald hinterlistigen Angriffen eines fanatisierten Gegners zum Opfer zu fallen.

An der Richterstätte harrte der Justizsenat schon seiner.

Den Vorsitz auf einem erhöhten, glimmerigen Stein führte ein junger Star und ihm zur Seite standen zwei Feldlerchen als Votanten. Die Anklage erhob zwar das gesamte Vogelvolk, das auch Zeugenschaft dafür ablegen wollte, daß der kleine Fink durch sein lästerliches Singen jene, die ihm Freund und Bruder sein sollten, in die Falle gelockt und an die Menschen verraten habe; da aber doch statt der zahllosen, der Rechtsformen unkundigen Vögel eine einzige Person als Staatsanwalt fungieren mußte, so betraute die Amselexzellenz mit diesem verantwortungsvollen Amte die Spottdrossel.

Eine elegante Schwalbe führte die Verteidigung; man hatte sie dazu gezwungen, denn freiwillig meldete sich niemand als Berater und Helfer des Angeklagten, wohl deshalb, weil jeder die Rache der empörten Menge fürchtete, die so gern den Verteidiger mit der Tat des Täters belastet. Ohne diese nicht unbegründete Angst hätte gar mancher ein gutes Wort für das klägliche Finklein eingelegt, dessen zwerghafte, zurückgebliebene Erscheinung Mitleid erregte.

Der Prozeß begann.

Richter Star zeigte durch einen heftigen Flügelschlag an, daß er das Wort ergreifen werde.

Darauf trat tiefe Stille ein.

„Fink!" sagte der Präsident zum Beschuldigten, „du bist verdächtigt, durch deinen Gesang meine lieben Verwandten, Bekannten und Freunde, die ihre eisige Nordheimat flohen, um im Süden Schutz zu finden, verlockt, getäuscht, betrogen zu haben. Kein guter Vogel singt im Herbst sein Liebeslied, du tatest es und bewogst so einen großen Teil meiner Genossen, in die grünen Gehege dieses Berges einzufallen, wo schreckliche Netze ihrer harrten, in die sie sich verstrickten — und boshafte Menschen fielen über die Gefangenen her und erwürgten die Jammernden."

Ein Forschen nach den sangeskundigen, verbrecherischen Helfern der mordenden Menschen begann. Auf der Suche krochen die Vögel, in Schwarmlinien aufgelöst, durch die Blätterdächer des gekrümmten Strauchwerkes, lugten in jede Höhlung der geborstenen Rinde, tasteten an jedem Grashalm.

Nichts . . .

Endlich! — eine Bachstelze kreischte grell, und sofort umschwirrte sie eine ganze Wolke von Vögeln, von denen gierig jeder zuerst sehen wollte, was entdeckt wurde.

Und da stand ein Käfig, Kräuter umhüllten ihn; der Käfig war aus festem, haltbarem Draht geflochten, und drinnen saß ein dürftiges Finklein, das erst das wüste Gesurre ringsum weckte; aufgeschreckt, flatterte es im engen Gefängnis verängstigt hin und her.

„Der Fink! Natürlich der Fink! Ich habe das immer gewußt“, zirpte ein hochmütiges Goldhähnchen, „ans Kreuz mit ihm!“

Zu schauerlichem Tosen und Toben wuchs die entfesselte Wut des Pöbels; am meisten wüteten die freien Finken aus dem Norden und protestierten gegen die Pauschalverdächtigung ihres Stammes durch das Goldhähnchen. Dem Gefangenen wäre es bös ergangen, hätte ihm nicht sein Bauer vor dem ersten Ansturm Schutz geboten. Blutdürstige Rufe erfüllten die Luft: „Tötet den Spion! Hinweg mit dem Mörder! Reißt sein Haus ein! Vierteilt das Scheusal!“

Nur dem entschiedenen Einschreiten der grünlichen Grasmücken war es zu danken, daß auch nur halbwegs Ordnung gestiftet wurde; sie zogen einen Kordon um den Käfig und hackten jedem den scharfen Schnabel in die Flanken, bis er Raum gab. Darin unterstützten sie andere, besonnene Elemente.

Als die beiden Amselexzellenzen am Platze erschienen, geboten sie mit Stentorstimme Stillschweigen und beschwichtigten das Murren der ungezügelten Menge mit dem strikten Versprechen eines erbarmungslosen Gerichtes über den Übeltäter, der noch immer kläglich piepsend im Käfig flatterte, das Köpfchen an die harten Eisendrähte stieß und nicht begriff, wie ihm geschah. Vergeblich mühte sich ein Distelfink ab, das Gelaß zu öffnen, denn es galt, dem des Verrates an seinen Brüdern Bezichtigten sofort Prozeß zu machen und ihn vor die Schranken des Volksgerichtes zu stellen. Erst den Bemühungen eines Rotkehlchens gelang der Versuch, mit dem Schnabel den Türriegel des Bauers hinaufzuschieben und so das Problem zu lösen, des Beschuldigten auch wirklich habhaft zu werden.

Das Rotkehlchen hatte nämlich früher einem Schlosserjungen in Meißen gehört, der es gefangen hielt, bis es dem Inhaftierten glückte, einen günstigen Moment bei der Fütterung auszunützen und durch das zufällig offen stehende Fenster zu entkommen. Daher stammten seine vorzüglichen Kenntnisse des Mechanismus.

„Ich bitte, den Angeklagten nicht zu unterbrechen!“ begehrte die Schwalbe und fühlte, daß ihres Klienten Sympathien wuchsen.

„Fahr fort!“ brachte Justitiar Star das Verhör wieder ins rechte Geleise.

Zaghaft zirpte das lichtlose Finklein: „Bald bin ich zu Ende . . . Geblendet, fühlte ich nur mehr den kalten Hauch eines feuchten Raumes um mich, den ich nicht sehen konnte. Wie lange ich da lebte — ich weiß es nicht. Gestern ergriff mein Besitzer den Käfig mit mir und trug ihn fort . . . und eine laue Luft wehte, ich ahnte Sonne, Frühling und sang . . . und sang . . .“

Heilige Stille um und um.

„Er ist blind; das ist wahr“, sagte gedankenvoll der Star, der nicht allein ein guter Jurist, sondern auch ein verläßlicher Arzt war.

Nun höhnte die Spottdrossel „Der Beklagte hält uns für verblödet und will uns glauben machen, Menschen hätten ihn des Augenlichtes beraubt, um ihn als Lockvogel für uns zu benützen. So grausam, so abscheulich verdorben kann nicht einmal der Mensch sein! Gut, der Mensch tötet Kreaturen, die ebenso an den allmächtigen Schöpfer im Himmel glauben wie er, die auch Kinder Gottes sind gleich ihm, aber er verstümmelt sie nicht und zwingt sie nicht zum erbärmlichsten Verrat. Das traut ihm niemand zu, denn wir wissen aus der Heimat, wie man uns schätzt und liebt und pflegt und hegt. Und überhaupt, der Fink fabuliert, spekuliert auf unsere Tränendrüsen. Ich sage bloß: Er lügt!“

Die Stimmung im Publikum schlug um und abermals erschollen Drohrufe: „Tod dem Verräter!“ Und die Schwalbe begann nervös zu werden: „Verhört doch die Möwen, die hier Land und Leute kennen; sie werden bestätigen, was der Beschuldigte aussagte und gewiß einige Unklarheiten seiner Verteidigung aufhellen.“

„Ich bin gewiß unschuldig“, beteuerte das Finklein und wischte mit dem Flügel eine feuchte Perle aus den verwüsteten Augenhöhlen.

Von den Möwen wußte freilich nur die kleinköpfige etwas, die froh war, mit ihren Kenntnissen prunken zu können; die anderen erklärten, sich um fremder Wesen Sitten nie gekümmert zu haben.

Die Kleinköpfige aber erinnerte sich, gehört zu haben, daß Vogelsteller kleine Vöglein des Augenlichtes beraubten, damit sie nicht sähen, ob Winter oder Sommer, Frühling oder Herbst sei; dann schlössen sie ihre Opfer in naßkalte Keller ein, um sie erst im Herbst, wenn die Zugvögel über die Berge strichen, daraus zu erlösen. Komme ein armes, blindes Tierchen aus dem feuchten, unterirdischen Gelaß wieder an die Oberwelt, atme es den sanften, lauen Hauch der Herbstsonne, dann glaube das verstümmelte Geschöpf, der Frühling nahe, und juble Liebeslieder . . . Das beuteten die Menschen aus und täuschten die Wandervögel durch

„Ich erhebe formell die Anklage auf unmittelbare Beihilfe zum Morde an Tausenden“, fügte der Staatsanwalt Spottdrossel eilig hinzu.

Einige Zuhörer klatschten Beifall, was der Vorsitzende streng rügte; wohl mehr die Spannung auf die Antwort des Finken, von dem ein hartnäckiges Leugnen erwartet wurde, als die in der Luft verhallende Mahnung stellte bald wieder die Ordnung her.

„Liebe Herren“, zirpte bescheiden das Finklein und senkte kleinmütig sein Köpfchen, „ich bin unschuldig!“

„Heuchler!“ brüllte das Publikum und zeigte nicht übel Lust, eigenmächtig Lynchjustiz zu üben.

„Silentium, sonst führe ich den Prozeß mit Ausschluß der Öffentlichkeit durch!“ entschied der Richter.

Das wirkte selbst auf die ärgsten Schreier; ein solches Schauspiel durfte man sich nicht verscherzen.

Zum Beschuldigten gewendet, sagte der Präsident barsch: „Deinen Namen will ich wissen, dein Alter, deinen Stand!“

„Entschuldiget“, warf Verteidiger Schwalbe ein, „es geht in diesem außerordentlichen Fall nicht an, die schwerfälligen Formen unserer Strafprozeßordnung strikte einzuhalten; erstens tut Eile not, denn der Sonnenaufgaug muß uns schon auf dem Weiterflug nach Süden finden; zweitens liegt der Fall so, daß ich höflichst bitte, meinem Klienten Gelegenheit zu geben, seinen Lebenslauf in knappen Zügen darzulegen; vielleicht sang er gar nicht; möglicherweise ist er krank und nicht zurechnungsfähig.“

„Ich protestiere“, erklärte der Staatsanwalt erregt, „nach meiner Meinung kann unverzüglich der Urteilsspruch gefällt werden. Solange ich die Ehre habe, öffentlicher Ankläger zu sein, lag keine Causa dermaßen klar wie diese.“ — Und die Vögel flatterten den Worten Beifall.

Wider Erwarten entschied der Präsident und die Beisitzer nickten zustimmend: „Dem Antrage der Verteidigung wird stattgegeben. Fink, erzähle dein Leben — aber klar und kurz, sonst entziehe ich dir das Recht zu sprechen.“

Das Finklein hatte todtraurig den Reden und Gegenreden gelauscht; es bebte am ganzen schmächtigen Körper und aus jedem seiner Worte zitterte die Angst: „Guter Herr, mein Leben will ich Euch schnell erzählen; von ihm ist nicht viel zu sagen ... Ich bin im Käfig geboren und habe nie die Freiheit gekannt ... Als ich noch ein ganz junges Bürschlein war, trat mein Herr — ein Advokat, glaube ich, war er — an den Käfig, faßte mich mit seiner großen Hand und hielt mir ein glühendes Eisenstück vor die Augen ... seitdem bin ich blind ...“ Eine Bewegung ging durch die Reihen der Zuschauer: „Er ist blind ...“, „Er sieht uns nicht ...“, murmelten sie und gar manchem Vöglein flossen Tränen ...

Der Verteidiger hoffte auf Freispruch . . . O, dieser Optimist!

Und das Finklein selbst lispelte mit bebender Stimme: „Ich bin ja unschuldig . . .“ Es nützte nichts.

Das Volk gedachte des Hinmordens seiner Väter, Mütter, Brüder, Gattinnen und Bräute; die entflammende Ansprache des Staatsanwaltes hatte jedes weichere Gefühl ertötet. Hätte auch der eine oder andere es gewagt, ein gutes Wort für den Beschuldigten einzulegen — es wäre vergeblich gewesen und es würde ihm Gleiches widerfahren sein, was dem Finklein drohte . . .

Unter solchen Auspizien fand die Abstimmung statt.

Aus dem empörten Schreien der Vogelschar toste der tausendstimmige Ruf: „Ans Kreuz mit ihm . . .“

Die Richter sprachen dieses Urteil aus.

Gerade als die erste Röte der nahenden Sonne die kahlen Höhen des Monte Baldo überstrahlte.

„Dorndreher waltet eures Amtes!“ Des Stars Stimme klang umflort; möglich, daß der kühle Morgenwind sie trübte.

Und die Dorndreher flogen herbei.

Die Brust des kleinen Finkleins schüttelte ein Schluchzen; flehend bat es: „Laßt mich nur ein kurzes Gebetlein sagen . . . wenn ich schon sterben muß . . .“

„Bete um Vergebung deiner Sünden!“ Salbungsvoll flötete der feiste Dompfaff.

Das arme gequälte Vöglein bat den Schöpfer um Vergebung für seine Feinde — die Menschen und Tiere.

Wieder nahmen die Blaukehlchen den Verurteilten in die Mitte und in feierlichem Zug flatterten alle, begleitet vom Schwarm der Masse, zu einem verkerbten Lorbeerbaum.

Nur die Schwalbe blieb betrübt abseits.

Zwei Hänflinge hoben das Finklein empor und vier Dorndreher schlugen es mit spitzen Dornen ans Holz.

Einen Dorn ins rechte Flüglein, einen ins linke, einen Dorn ins eine Beinchen, einen ins andere . . .

So hing es gemartert und zuckte in Qualen.

Das Volk schwieg.

Ihm graute vor dem stumpfen Blick der toten Augen im schmerzlich verzerrten Köpfchen des Gerichteten. — Dieses Grauen nützte ein mitleidiger Sperling, den seine Familie am wenigsten achtete, und bohrte einen letzten Dorn ins arme, pochende Herzchen des Finkleins.

Da war es erlöst.

Kein Sänger sang ein Sterbelied. Eine Nachtigall wollte es versuchen, aber es gelang ihr nicht, denn es war ja nicht Frühling . . .

den Gesang der hilflosen Gefangenen, die so unbewußt und ungewollt ihre Kameraden aus Freiheit und Leben in den Tod lockten ... Ein Blinder sehe ja nicht, daß es Herbst, sehe nicht die gelegten Netze ...

Das arme Finklein nickte wehmütig: „So wird es sein ... es waren auch noch andere Finklein da, mit mir im Kellergefängnis und mit mir auf der Höhe des Berges ... alle schleppten die Menschen wieder mit sich, nur mich vergaßen sie ... ich bin zu Tod betrübt über das Los meiner hingeschlachteten Brüder, aber ich bin unschuldig an dem Morden ...“ Die Reden der kleinköpfigen Möwe und des geblendeten Angeklagten schnitten tief ins Herz der Vogelschar und dieser und jener Vogel murmelte mitleidige Worte. Der Staatsanwalt Spottdrossel, dem der Beschuldigte zu entschlüpfen drohte, zeterte: „Lüge! Lüge! Keine Möwe weiß von diesem Märchen, nur gerade diese verächtliche kleinköpfige. Sie steht wohl im Bunde mit dem Verbrecher, hat mit ihm gemeinsame Sache gemacht und verdunkelt die Wahrheit — die Wahrheit aber ist, daß dieser bis ins Mark verderbte Fink, der seine Sünden an den Augen büßte, sich dazu hergab, uns zu verführen! Tausende Vogelbrüder starben elend seines Verrates wegen!“ und er appellierte direkt an die Vogelgesellschaft: „Laßt euch nicht irreleiten! Pfui über den geriebenen Verbrecher auf dem Sündenstuhl des Gerichts! Pfui auch über die doppelzüngigen Möwen, die Futter aus der Hand der Menschen nehmen und uns betrügen! Jagt die Verdammten zum Teufel! An dem heuchlerischen Angeklagten aber statuiert ein Exempel: ich verlange seinen Tod!“

Unvergleichlich wirkte die Rede der Drossel; ein Funke, ins trockene Pulver geschlagen, kann nicht fürchterlicher zünden, als diese wutgesättigte Ansprache wirkte. Die Vögel, welche schon zur Milde neigten, erbosten aufs neue, schrien, knirschten, kreischten; zuerst richtete sich ihr Zorn gegen die Möwen, gegen alle Möven, nicht nur gegen die kleinköpfige Zeugin; diese suchte vergeblich zu sprechen. Selbst dem Möwenprinzen gab man kein Gehör; in Vergessenheit sank die selbstlose Aufopferung des Edlen und seines Hofstaates. Es blieb ihnen allen nichts übrig, als vor der unbegreiflichen Erbitterung der kritiklosen Masse zu fliehen — sie schwirrten auf, stießen in den nachtdunklen Himmel und verschwanden in den grauen Nebeln, die über dem See schwebten ...

Mühsam errang Verteidiger Schwalbe das Schlußwort ... es verhallte in dem schallenden Lärmen des Vogelvolkes. Niemand lauschte auf die Schilderung von des Finken furchtbarem Schicksal, der, ein Blinder, die Natur nicht sah, die Sonne nicht, das Blühen nicht und nicht das Welken. Ein willenloses Werkzeug verbrecherischer Menschen, sang er sein Jubellied der Liebe; und sang den Tod. „Niemals“, sagte die gute Schwalbe, „kann das Finklein gestraft werden für das, was es zwar verursachte, nicht aber verschuldete ...“

„Ich denke doch.“

Wir wurden durch den Schrei eines radschlagenden Pfauen abgelenkt, und ich machte keine Anstrengungen, das verlassene Thema wieder aufzunehmen. Und Roswitha schien zu fühlen: Für heute ist es genug. Man soll nichts forcieren.

Die Lektüre seiner Kinder kann man nicht sorgfältig genug überwachen. Ich hatt' es daran fehlen lassen: Roswitha erwischte eine Geschichte mit einer Ziege darin. Es war „Heidi“ von Johanna Spyri, gewiß eine nette Geschichte, wenn keine Ziege darin wäre und wenn die nicht noch obendrein „Schneehöppli“ hieße. Durch Namen fixieren wir die Begriffe, nageln wir sie in unserm Gedächtnis fest. Nun hatte Roswithens Sehnsucht einen Namen: „Schneehöppli“; nun saß die Sehnsucht fest.

„Wenn ich verheiratet bin, dann kann ich doch tun, was ich will, nicht?“

Sie nahm mein Schweigen für Bejahung.

„— und wenn ich den Ludwig heirate, denn kauf' ich mir 'ne Ziege, und die soll ‚Schneehöppli‘ heißen. Wenn ich Fritz heirate, der will drei Kinder haben; aber wenn ich Ludwig heirate, der will keine Kinder haben, denn schaff' ich uns 'ne Ziege an.“

Von Zeit zu Zeit rückte der Termin des Ziegenkaufes ein tüchtiges Stückchen vor.

„Wenn ich groß bin, dann kauf' ich mir usw.“ —

„Wenn ich nicht mehr zur Schule gehe und 'n ganzen Tag frei habe, dann kauf' ich mir usw.“

Roswithens ältere Schwester Herta verdiente seit einiger Zeit Geld. Das kam so. Meine Frau und ich sind übereinstimmend der Meinung, daß selbst eine sauber gespielte Sonate von Beethoven und die Fähigkeit, „Comment vous portez-vous“ und „I am very glad to see you“ und solche gebildete Dinge zu sagen, für den Lebenskampf eines Weibes nicht ganz ausreichen. Unsere Töchter lernen deshalb einen richtigen Beruf, und Herta interessierte sich lebhaft für den Haushalt. Sie trat bei ihrer Mutter in die Lehre und mußte von der Pike auf dienen, wenn man das Gerät, mit dem der Fußboden gescheuert wird, eine Pike nennen kann. Sie bekam den Namen „Minna“, wurde mit „Sie“ angeredet und erhielt 50 Taler Lohn pro anno, und abgesehen davon, daß sie öfters der Herrschaft gegenüber einen etwas vertraulichen Ton anschlug und gelegentlich den Hausherrn küßte, füllte sie ihre Stelle redlich aus.

„Wenn ich so groß bin wie Herta“, sagte Roswitha, „denn dien' ich auch bei euch, und denn verdien' ich auch Geld, und denn kauf' ich mir 'ne Ziege.“ Sie mochte sich vorstellen, daß eine Ziege so einige

Laut schallte das Kommando der weisen Amsel: „Auf nach Süden!“ Schwirrend erhob sich die Schar . . .

Einsam und allein hing das tote Finklein am Kreuz.

Und der Sonnenball stieg auf: rotglühend, herrlich, verheißend.

Ein neuer Tag.

Die Ziege.

Von **Otto Ernst.**

Die Sache begann sehr harmlos. Als ich vor Jahren einmal mit Roswithen spazieren ging, fragte sie mich: „Vater, magst du gern Ziegen leiden?“

Ich kann eigentlich nicht behaupten, daß ich die Reize der Ziegen überwältigend finde; es sind ja auch nicht gerade die schönsten und liebenswürdigsten Damen, die man als Ziegen bezeichnet. Ich antwortete also langsam, gedehnt und ohne jeden Schwung: „Nun jaaa — hm — wie man's nimmt — warum nicht?“

„Ich **schrecklich** gern!“ seufzte Roswitha. „So kleine junge Ziegen find' ich reizend!“

„Ja, wenn sie noch klein sind, sind sogar die Menschen reizend.“ Dachte ich, sagte ich natürlich nicht.

Damit schien dieses Thema erschöpft.

Wir hatten damals nur einen recht kleinen Garten, in dem freilich ein paar alte mächtige Bäume standen, eben deshalb aber Gras und Kräuter nur kümmerlich gediehen.

Nach Monaten spazierten wir durch einen wunderschönen, riesengroßen Park, einen Park, dessen sich der reichste König nicht zu schämen brauchte, einen Park wie ein kleines Fürstentum, mit Hügeln und Tälern, Teichen und Tempeln, Rosenlauben und Wiesen.

„Vater“, fragte Roswitha, „wenn der Mann, dem dieser Park zugehört, dir ihn abverkaufen wollte — kauftest du ihn denn?“

„Nein“, versetzte ich mit großer Klarheit, „dazu habe ich lange nicht Geld genug.“

„Aber wenn er ihn dir schenken wollte — nähmst du ihn **denn**?“

„Ja“, versetzte ich mit erhöhter Klarheit. Falsche Scham schien mir hier nicht am Platze.

„Ich auch!“ rief Roswitha triumphierend. „Und weißt, was ich dann täte?“

„Hm?“

„Dann kaufte ich mir 'ne süße kleine Ziege, und die ließ' ich auf der Wiese grasen. Denn hat sie doch genug zu essen, nicht?“

sprach, dann hatten ihre Blicke etwas Bohrendes, Sengendes; sie gingen durch Rock und Hemd bis auf die Haut, wie die Sonnenstrahlen aus einem Brennglas.

Um ein Ende zu machen, schenkten wir ihr einen Dackel namens Männe. Einen Hund zu beherbergen, zu pflegen und zu zügeln, dazu reichten unsere Erfahrungen und tierpädagogischen Talente allenfalls aus. Dieser Dackel verschaffte uns endlich Ruhe. Das klingt zwar widerspruchsvoll, ist aber doch richtig; die Seele hatte Ruhe.

Ruhe für ein Jahr und fünf Monate. Dann wurde uns klar und klarer, daß Hunde nur als eine Abschlagszahlung auf Ziegen anzusehen sind. Vielmehr: Roswitha betrachtete Männe nur als die Summe der aufgelaufenen Zinsen; der Wechsel war so unbezahlt wie je.

Ein Unglücksbengel aus dem Dorfe mußte ihr eines Tages erzählen, er könne ihr eine kleine Ziege für eine Mark fünfzig verkaufen.

Aufgelöst kam Roswitha nach Hause.

„Vater! Mutter! 'ne Ziege kostet bloß eine Mark fünfzig! Ich hab' ja fünf Mark in mei'm Spartopf; darf ich mir eine holen?"

„Liebe Roswitha, es ist nicht wegen der Mark fünfzig; eine Ziege braucht doch auch einen ordentlichen Stall, und den haben wir nicht, können wir in unserem Garten auch gar nicht anbringen."

Damit war auch dieser Angriff abgeschlagen.

Eine Woche später, auf einem Spaziergange, zwang sie mich plötzlich, meinen Schritt anzuhalten. „Vater, möchtest du dies Haus haben?"

„Nicht geschenkt", versetzte ich mit Nachdruck. Es war eine sogenannte „Villa" im denkbar schauerlichsten Maurermeisterstil.

„Ich möcht' es haben", hauchte sie sehnsuchtsvoll.

„Nanu?" rief ich. Ich sah mir unwillkürlich den Zementphantasieschrank noch einmal an. „Warum denn!"

„Dahinter ist'n Stall", sprach sie andachtsvoll.

Das Verhängnis ging seinen Gang wie in einem Schicksalsdrama. Nachbarkinder, mit denen Roswitha gelegentlich spielte, bekamen eine Ziege zum Geschenk.

Das hatte ein Gutes: Wenn Roswitha weder im Hause noch im Garten zu finden war, wir brauchten uns nicht zu ängstigen, wir brauchten nur zu der nachbarlichen Ziege zu gehen, da war sie. Sie mußte von der Ziege weg zum Essen, sie mußte von der Ziege weg ins Bett geschleift werden.

Und eines Morgens beim Frühstück begann sie: „Vater, ich weiß was. Unten im Keller haben wir doch so 'ne große Bücherkiste, nicht?"

„Ja?"

„Da machen wir einfach 'ne Tür hinein, und denn ist das 'n Ziegenstall."

tausend Mark koste, und wir hüteten uns schwer, dieses wohltätige Dunkel aufzuhellen.

Gelegentlich vertauschte Roswitha die direkte Methode mit der indirekten. Sie redete dann nicht zu den Eltern, sondern zu den Geschwistern von Ziegen, natürlich nur, solange mindestens eines der Eltern in Hörweite war. Sie schilderte in lebendigen Farben das Werden und Wachsen, das Leben und Treiben, das Springen und Meckern — kurz: der Ziegen über alles bezaubernde Schönheit und Anmut. Gelegentlich streifte mich von unten herauf ein forschender Blick, den ich auch dann sah, wenn ich sie nicht anblickte, den ich mit jenen Augen wahrnahm, die man im Rücken und an beiden Seiten hat.

Als einmal wieder die Weihnacht nahe war, kam es zu einem kleinen Vorpostengefecht. Roswitha wurde nach ihren Wünschen gefragt.

„Mein höchster Wunsch ist ja natürlich 'ne Ziege; aber —"

„Aber Liebling", rief meine Frau, „wie sollen wir denn hier in der Stadt eine Ziege halten! Wenn wir so ein Tierchen anschaffen, muß es doch auch sein Recht haben! Wo sollen wir's denn unterbringen!"

„Hm", machte Roswitha mit nachdenklichem Gesicht, „in der Küche kann sie ja nicht sein."

„Nein", erklärte meine Frau entschieden, „in der Küche kann sie nicht sein!" Dieser Versuchsballon war geplatzt.

„Das arme Tierchen würde sich gar nicht wohl fühlen bei uns", versicherte meine Frau.

Damit hatte sie die richtige Stelle in Roswithens Herzen getroffen. Nein, wenn es sich nicht wohl fühlte, dann ging's nicht, das sah sie ein, sah sie wenigstens für einige Monate ein. Länger dauern menschliche Einsichten ja selten, weil inzwischen das Zuckerrohr der Wünsche wieder mächtig herangewachsen ist.

Unglücklicherweise mußte sie über den Robinson geraten. Hatte Heidi eine Ziege gehabt, so hatte Robinson eine ganze Insel voll wilder Ziegen, aus denen er sich nur aussuchen konnte. Ich bin überzeugt, der arme Verschlagene erschien ihr als der beneidenswerteste der Menschen, weil er in Ziegen förmlich schlampampen konnte.

Und dann kaufte ich ein Haus auf dem Lande, und noch ehe wir's beziehen konnten, fuhren wir täglich hinaus und erquickten uns an der frischen, unverbildeten Natur, an den duftenden Hainen und Hecken, an den saftiggrünen Wiesen, auf denen man endlich einmal wieder unbekleidetes Rindvieh sah. Und endlich nahmen wir Besitz von dem Hause und dem stattlichen Garten, der vier mehr oder minder ansehnliche Rasenplätze aufwies. Wenn Roswitha jetzt mit ihren Geschwistern von Heidi, Robinson, Polyphem und ähnlichen Glückspilzen

„Uuhuhuhuu ich freu' mich so — ich freu' mich so uuhuhuhuuu!"

Solange sie um ihre Ziege gerungen hatte, hatte sie nie — das mußte man ihr lassen — hatte sie nie versucht, durch Tränen auf meine Stimmung zu drücken. Jetzt brach die aufgestaute Flut mit Allgewalt hervor.

Sobald sie sich beruhigt hatte, machte sie sich auf den Weg, um den Jungen mit der Fünfzehngroschen-Ziege zu suchen. Sie fand ihn auch, und er verpflichtete sich hoch und heilig, am folgenden Tage die Ziege zu liefern. Wenn die folgende Nacht ihr die Wiesen des Traumes zeigte, so waren sie gewiß alle, alle voll Ziegen.

Der folgende Tag kam, aber mit ihm kein Junge und keine Ziege. Sie harrte geduldig bis in den sinkenden Abend und sagte dann: „Na, er hat wohl keine Zeit gehabt; er kommt morgen gewiß; er hat es mir ganz fest versprochen."

Allein der meineidige Bube kam auch am folgenden Tage nicht. Roswitha suchte ihn durchs ganze Dorf, viele Stunden lang, aber vergebens; nach seiner Wohnung hatte sie im Taumel der Freude nicht gefragt. Sie ging schweigend zu Bett; aber als meine Frau sie in der Frühe weckte, war ihr Kopfkissen naß von Tränen.

„Hast du heute Nacht geweint, Kind?" fragte die Mutter.

„Ich weiß nicht", antwortete Roswitha. Sie wußte es wirklich nicht.

Inzwischen war ein provisorischer Stall gezimmert worden und war die Nachricht eingetroffen, ein Bauer im Dorf habe Ziegen zu verkaufen. Da zogen Herta, Roswitha und Männe mit einem Blockwagen aus, um eine Ziege zu suchen, und fanden ein Königreich. Eine gute halbe Stunde später — Männe als Läufer mit fliegender Zunge vorauf — hielt Höppli (so wurde er der Kürze wegen genannt), von den beiden Mädeln gezogen, im Triumphblöckwagen seinen Einzug. S e i n e n Einzug; Höppli war nämlich ein kleiner Bock.

Ich muß gestehen, daß mich bald ein Reuegefühl über meine lange, hartnäckige Weigerung ergriff. Es war ein schneeweißes und wirklich allerliebstes Tierchen; Roswitha hängte ihm ein seit Jahren bereit gehaltenes, gesticktes Halsband mit einem Glöckchen um, und in seinen Sprüngen war der ganze, entzückend ahnungslose Humor eines jungen Mannes. Und wenn Roswitha das Tierlein auf den Schoß nahm und ihm die Saugflasche gab und Männe die vorbeifließenden Tropfen leckte, dann versammelte sich nicht nur die ganze Familie zu dieser feierlichen Handlung, nein, die Leute auf der Straße blieben staunend stehen und riefen: „Nein, wie ist das reizend!" Dann sprang Roswithens Herz genau wie das Böcklein.

Wenn aber Höppli durch die Straßen spazieren sprang, dann folgte ihm ein Ehrengeleite von 23 Nachbarskindern, ganz wie bei einem

Da riß mir die Geduld.

„Roswitha“, sagte ich ernst, „nun hörst du endlich auf mit deiner Ziege, nun hab' ich's satt. Du bekommst keine Ziege, und damit basta. Schrumm!“

„Schrumm“ hätte ich vielleicht nicht sagen sollen; es paßt nicht in den Ernst eines Ultimatums.

Aber die Absage wirkte. Roswitha sprach weder von Stall noch Ziege mehr, nicht einmal andeutungsweise, nicht einmal zu den Geschwistern. Sie ging fortan still einher, aber nicht etwa traurig, nicht etwa gedrückt, nein, nur mit der stolz zusammengerafften Kraft eines Entsagenden, der das Unvermeidliche trägt, weil es getragen werden muß, und sich für die verlorenen Freuden der Welt durch ein gesteigertes Innenleben entschädigt.

Es war ja vielleicht etwas hart von mir, ihr die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches zu versagen. Aber meine Frau sowohl wie ich haben nach Begabung und Lebensgang so entsetzlich wenig mit Viehzucht gemein, daß wir uns geradezu davor fürchteten, uns so ein Geschöpf auf den Hals zu laden. Und schließlich soll man seinen Kindern doch auch nicht jeden Wunsch erfüllen. Sie werden ja schon ohnedies viel zu sehr verwöhnt. Es kann ihnen gar nichts schaden, wenn sie einmal mit ungestümer Nase gegen eine verschlossene Tür rennen. Das Leben wird ihnen mehr solcher Türen zeigen. Roswitha schien durch ihren Verzicht gesetzter, ihre Augen, ihr ganzes Gesicht schien seelenvoller geworden zu sein.

Meine Frau und ich kamen spät in der Nacht aus fröhlicher Gesellschaft heim und wollten uns eben zur Ruhe begeben, da sahen wir auf dem Nachttischchen einen Brief liegen. Auf dem Umschlag stand: „An Mammi und Pappi“ von Roswithens Hand. Wir öffneten und lasen gemeinsam:

„Meine süßen geliebten Wonne-Eltern bitte bitte schenkt mir doch eine ganz kleine Ziege, ich will auch gar nichts zu meinem Geburztag und zu Weinachten haben und ich will mir auch schrecklich Mühe in der Ortografi geben, Du sollst sehen, Mammi, wenn ich groß bin, schreib ich ganz richtich, und ich will auch ein guter Mensch werden und garnicht mehr heftig und jezornig sein. Ich bitte euch so schrecklich, schenkt mir 'ne Ziege, wenn Mutti mich unterrichtet denk ich immer blos an die Ziege. Tausend Billionen Küsse von eurer Roswitha.“

Was soll ich weiter sagen — am nächsten Morgen bewilligten wir die Ziege. Die Wirkung war von ungeahnter Art. Roswitha wollte auf uns zueilen; aber plötzlich warf sie sich auf einen Stuhl und brach in ein herzbrechendes Schluchzen und Wimmern aus.

Entsetzt liefen wir hinzu: „Was ist denn? Was fehlt dir, Kind?“

gehend; aber auf die Dauer wurde es doch eintönig und so lästig, daß ich verzweiflungsvoll zu meiner Frau sagte: „Jetzt haben wir uns gefreut, daß wir kein Babygeschrei mehr um die Ohren haben; aber wenn's doch den ganzen Tag brüllt — dafür können wir selbst eins haben!"

„Ja", sagte meine Frau.

Ich hätte ja das Tier während der Nacht heimlich wegbringen und am Morgen sagen können, es sei entlaufen; aber vor den Augen eines Kindes Komödie spielen — das ist schwer und schlimm. Es war auch nicht nötig; Roswitha hatte bereits eingesehen, daß Höppli sich durch sein Benehmen unmöglich mache. Eine ihrer Freundinnen erklärte sich mit Freuden bereit, das Böcklein zum Geschenk zu nehmen — kein Augenblick meines Lebens hat mich freigebiger gefunden. Unverzüglich wurde Höppli zur Bahn befördert; wer schnell gibt, gibt doppelt.

Als aber durch den Novembernebel von weitem das Weihnachtsfest herandämmerte, da schrieb Roswitha auf ihren Weihnachtswunschzettel:

Ein Kaleidoßkob.
Ein Indianer-Anzug.
XXXXXXX Das Versprechen, das ich im Sommer wieder auf vierzehn Tage eine Ziege haben darf.

(Die sieben Kreuze sollten diesen Wunsch entsprechend hervorheben.)

Über eines bin ich vollkommen beruhigt: Dieses Kind wird in seinem Leben etwas erreichen, wenn auch vielleicht keine vollkommen tadellose Orthographie.

Und über noch eines bin ich mir vollkommen klar: Sie ist ein Weib. Wenn es nicht ohnedies feststände — ihr Kampf um die Ziege macht ihre Weiblichkeit evident. Ich habe erwogen, ob ich diese kleine Geschichte nicht überschreiben solle:

„Die Ziege" oder „Das Weib."

In Roswithen ist jenes Weibliche der Lady Macbeth, das einen rauhen Kriegsmann herumkriegt, jenes Weibliche der Gräfin Terzky, das ein Loch in einen Wallenstein bohrt, jenes Weibliche der Chriemhild, das einen Attila bezwingt. Gewiß: Roswithens gutes, weiches Herz wird niemals zum Hochverrat, wird niemanden zum Königs- und Burgundenmord aufstacheln; aber „formal" ist sie eine Lady Macbeth. Natürlich ist ihre Weibnatur noch unentwickelt. Sie würde noch unumwunden zugeben, daß sie sich sehnlichst eine Ziege gewünscht habe. Ein vollkommenes Weib wird sie erst dann sein, wenn sie auf die entsprechende Vorhaltung weit aufgerissenen, starr blickenden Auges und nach zehn Sekunden staunenden Verstummens ausrufen wird: „Ich mir eine Ziege gewünscht? Ich? Aber keine Idee, Liebling! Wie kommst du nur darauf?!"

Kaiser oder König, und ganz besonders dekorativ wirkte Peter Petersen in Helm und Panzer der Gardekürassiere und mit dem Daumen im Munde. Höppli war die Sensation der Straße, war der Clou der Saison, und als das 23er-Kollegium erklärte, Höppli sei noch viel schöner als jene Nachbarsziege, die inzwischen eine alte Ziege geworden war, da stand Roswitha auf dem Gipfel ihres Glücks.

Indessen: Roswitha hatte täglich drei oder vier Stunden Unterricht bei der Mutter, mußte außerdem Klavier spielen, gelegentlich zum Turnen oder Zeichnen gehen und auch sonst allerlei außer dem Hause besorgen. Es fiel Höppli nicht im Traum ein, sich das stillschweigend gefallen zu lassen; er verlangte Gesellschaft. Zwar widmete Männe sich ihm mit der weisen Nachsicht und Güte eines gereiften Pädagogen; aber Höppli verlangte Damengesellschaft. Und wenn die nicht da war, so begann er augenblicklich in Zwischenräumen von vier Sekunden zu meckern. Das fanden wir während der ersten zehn Minuten furchtbar komisch, während der zweiten langweilig, während der dritten lästig und während der vierten zum Rasendwerden. Und Höppli wuchs, und mit ihm wuchs seine Stimme. An der Hand meines Chronometers stellte ich fest, daß er fünfzehnmal in einer Minute meckerte, das macht in einer Stunde 900; wenn man täglich nur sechs Stunden des Alleinseins rechnete, für den Tag 4500, für die Woche 37.800 Mal. Und wenn wir ihn in den Stall sperrten, steckte er den Kopf zum Fensterloch heraus und machte „Mäh!", immer nur „Mäh!", er konnte nichts andres.

Die Klavierstunden mußten abgebrochen werden; ein Musizieren war natürlich nicht möglich. Meine Frau mußte mit ihrer Schülerin in den bombenfesten Vorratskeller flüchten. Ich zog mich, um arbeiten zu können, ins hintere Turmzimmer zurück, allein vergeblich; denn wenn ich auch physisch kein Meckern vernahm, mein inneres Ohr hörte pünktlich jede vierte Sekunde ein deutlich vernehmbares „Mäh!" Drei lyrische Produkte dieser Zeit kamen tot zur Welt; ein Roman starb als Embryo, ein Trauerspiel bereits im Keime. Nicht jeder Bocksgesang wird zur Tragödie; das hatte ich schon vorher an der erotischen Dramatik unserer Tage wahrgenommen.

Aber das alles war noch Kinderspiel. Hübsch wurde es erst, als die Nachbarschaft — und mit Recht — sich empörte. Der Nachbar zu unserer Linken holte sein Grammophon, das er mir zu Gefallen eingewickelt hatte, wieder hervor, stellte es ans off'ne Fenster und ließ es zehnmal stündlich „Das Herz am Rhein" singen. Ein andrer brannte allabendlich Kanonenschläge ab, die sehr gut gearbeitet sein mußten. Ein dritter, der ein fabelhaft stimmbegabtes Baby hatte, stellte es in seinem Kinderwagen hart an den Zaun meines Gartens. Es schrie etwas abwechslungsvoller als der Ziegenbock, und das erfrischte vorüber-

Poverini, arme Menschenkinder. Der heilige Ferdinand hätte beizeiten dazu schauen sollen. Jetzt ist's zu spät. Ich finde, auch San Maurizio ist gut, obwohl er piemontesisch ist und höchstwahrscheinlich bloß Polenta ißt, wie alle Leute da oben um den Nordpol herum.“ Ein Zitat aus der heiligen Schrift blieb ihm in der Kehle stecken. Drunten schlug eine Trommel. Der Sindaco sprang auf, aber nur, um brüllend in der Dachluke zu verschwinden. Die Trommel rasselte weiter, eine zweite rasselte nach, eine Löwenstimme raste die Straße auf und ab, Pferde trappelten, Leute schnatterten, im Augenblick wogte alles rot wie von Blut. Irgendwo wurde ein Fensterladen aufgerissen, ein Weib im Nachtkorsett erschien, kreischte: „Die Türken sind da“, und schlug den Laden wieder zu; ganz Santa Regina wimmelte auf die Beine. Durch das niederbrechende Dunkel wogten Köpfe, Fackeln und Laternen, und über allem thronte ein Adjutant mit Zinoberhemd, demokratischem Schlapphut und furchtbarem Säbel, und gestikulierte von seinem Gaul herab, daß die Stunde der nationalen Einigung, des Liberalismus, des antiklerikalen, großen Italien, vor allem der persönlichen Freiheit gekommen sei. Worauf der arme, blinde, lahme Lazzarane Tonello einem charmanten Bürger, der ihm Tags zuvor trotz rührenden Winselns keinen Soldo geschenkt hatte, einen Fußtritt versetzte. Aber niemand merkte das. Denn es wurde geschrien. Und wo geschrien wird, ist Begeisterung. Und wo Begeisterung ist, dort ist sie echt. Einige heulten „Viva Bourbon“, andere „Viva Pio nono“, wieder andere: „Es lebe Garibaldi“. Keiner wußte, warum er heulte. Aber, wie gesagt, die Begeisterung war echt; alles ahnte, daß etwas Besonderes los sei, und alle waren fest überzeugt, daß die Angelegenheit dem Liberalismus und dem Fremdenverkehr nur von höchstem Nutzen sein könne. Liberalismus ist nämlich in Süditalien die Abschaffung der Gendarmerie. Man umarmte die Befreier, die Frauen erkühnten sich sogar, Pomeranzen auf dieselben zu werfen. Und da sich bei den Menschen hohe Ideale immer im Zerbrechen jeglicher Zucht und Sitte umsetzen, küßte die Mimmi Cuocolo dem Adjutanten errötend den Steigbügel. Sie war aber immer schamlos, die Mimmi Cuocolo. Da plötzlich schrie jemand etwas Entsetzliches: die Schweizer waren noch in der Kaserne!

Wenn jemand in einer Hammelherde eine Granate krepieren läßt, ist es ein Fest von Piedigrotta gegen das, was sich daraufhin ereignete. Denn die Schweizer sind Heiden, mit allen Lastern gebrandmarkt, so daß sie nicht einmal falsche Banknoten fabrizieren, was doch die vornehmlichste Hausindustrie jedes fleißigen Staatsbürgers ist — nein, die Schweizer arbeiten nicht, sind Bluthunde in fremdem Sold und haben weiße Augen. Und weiße Augen haben den bösen Blick! (Drei Korallenfinger und San Pankrazio mit mir! Leser, spuck aus!) Ein Sturmwind fegte die

Wintertag.

Trüber grauer Wintertag
Schleicht ermüdet durch die Fluren,
Und die Nacht folgt aus dem Walde
Stumm und traurig seinen Spuren.

Durch die weiten, öden Felder
Schreit' ich sinnend und allein. —
Führ' mich, Nacht, in deine Ruhe,
Führ' mich in dein Reich hinein.

A. K.

Santa Regina del carmines Befreiung.

Von **Paul Rohrer.**

Santa Regina del carmine liegt im Neapolitanischen. Die Hauptstraße ist weiß. In Kisten stehen hier oder dort staubige Oleander, an denen Makkaroni oder Unterhosen zum Trocknen aufgehängt sind. Daneben fließt irgendein antiker Bach, seine Wellen bespülen, von Kürbisschalen und Stiefelsohlen durchschwommen, die dorischen Säulen des Tempels der Juno Lacina. Der Anblick dieses Marmors läßt jedes klassisch gebildete Herz höher schlagen. In grünem Dämmerlicht die Eppichranken, die verwitterten Triglyphen, der saphirblaue Himmel, der sich über die Trümmer spannt: es gibt wirklich in ganz Campanien keinen beschaulicheren Ort.

So ist Santa Regina del carmine.

Am 28. August 1860 zitterten die Berge ganz violett. Der Abend war schwül wie die politische Lage. Seit gestern hatten die Schweizer des Königs keine Posten mehr bezogen.

Don Mime lag auf seinem Dache, rauchte eine teure Zigarre, wie sie eben nur geistliche Herren rauchen, zwei um einen Soldo, und besprach mit dem Sindaco die bösen Zeiten. Dazu drehte er Daumen und paffte. Don Mime war ein Philosoph. Er hatte das Prinzip, die Dinge ihren Weg gehen zu lassen, vorausgesetzt, daß die Paradeiser gut gerieten, mit denen man die Spaghetti anmacht. Aber der Sindaco war furchtbar aufgeregt. „Ohe“, krächzte er und spuckte über seine Zehen weg auf die Straße, „warum will uns eigentlich der Garibaldi befreien? Unser Präfekt ist gut und bestechlich, die Assentierungskommission auch, Steuern zahl' ich aus Prinzip keine, der liebe König — die Madonna mit ihm — gibt den Kupplern reichlich zu verdienen — was will man mehr? Höchstens, daß der Regietabak billiger wird.“

Don Mime blies seine Rauchringel. „Das können wir nicht tun“, zuckte er die Achseln, „wenn der heilige Ferdinand nicht acht gibt. Wir!

Giuseppe Forano ein ganz dummer Mailänder. Er kam nämlich wirklich wieder. Mit dem Gewehr. Wer tut so etwas? Nur ein Lombarde. Aber das ist ohnehin ein halber Deutscher. Gobbo misterioso!

Die Schweizerkaserne sah auf den Tumult nieder, als ginge er sie nichts an. Aber plötzlich wurde ihr schwül. Peletonfeuer knatterte, Kugeln fegten Staubwolken aus dem Boden, fetzten Mörtelstücke aus der Mauer, das ganze Gebüsch ringsum qualmte von den Fackeln, in deren phantastischem Lichte allenthalben Ströme roter Hemden aus der Stadt vorbrachen. Sie schoßen im Vorgehen genau so wie die Piemontesen. Und brüllten dazu. Manche idiotische Leute lachen, daß wir im Gefechte so schreien. Sie beweisen damit, daß sie von Kriegskunst aber schon gar nichts verstehen. Mut ist die hervorragendste Eigenschaft des Soldaten. Und was macht mehr Mut als das Schreien? Höchstens noch das Schießen. Deshalb schießt man auch in den Schlachten.

Also, die Garibaldianer sprangen vor, die Nase über die Gewehre geduckt, hinterher liefen die schwitzenden Offiziere und versicherten unter grauenhaftem Säbelschwenken, daß alle Helden seien und keine Angst hätten. Der Stahlhagel der Bajonette staute sich für kurze Zeit am Tor, einige Laternen flogen im Bogen auf die Dachsparen der Kaserne, dann folgte ein Krachen — wie ein Erdbeben, wenn der wütende Vesuv seine mordende Lava ins Meer haut, daß die ganze Welt, besonders aber diese verfluchten Österreicher zittern —, Mauerwerk prasselte nach, die Eisenflügel spalteten sich und der Menschenstrom sprudelte in den Hof.

Dort saß ahnungslos und freundlich lächelnd der Sergeant Martin Bürzli aus Luzern, den die längst Abmarschierten zurückgelassen hatten, und soff seit vierundzwanzig Stunden Lacrimae Christi, einen edlen Wein, der bekanntlich bei La Favorita wächst und aus Iriswurzeln gewonnen wird. Martin Bürzli war eben bei der fünfzehnten Flasche angelangt, als er sein saturnisches Idyll von Revolvern und Bajonetten bedroht sah. Ein Capitano mit einem so großen Federbusch, daß dieser allein schon jedem Feinde Schrecken einjagte, stürzte sich auf ihn. „Der letzte Überlebende“, schrie er, „haltet mich, Tapfere, sonst mach' ich ihn zum Gefangenen oder sterbe fürs heilige Vaterland.“ Bürzli witterte berechtigterweise Gefahr für seinen Lacrimae Christi. Infolgedessen warf er, unschuldsvoll heiter und betrunken, dem Capitano eine Flasche an den Kopf. Das war sein Schicksal.

Denn sofort schlug ihm der Tapferste der Tapferen — Ehre seinem Namen! Setzt ihm ein Denkmal! Er hieß Wratislav Strzinski und stammte aus dem freiheitsliebenden Polen, wo der Mensch im Kampfe gegen die Unbilden der Witterung, und riesige Nilpferde, die dort die Flüsse bevölkern, noch ein wahres Herz für Würde bewahrt — also

Straße leer, Haustore krachten, Kinder weinten, ein Gewehr ging los und aus allen Fenstern hörte man die Madonna anrufen. Ich weiß nicht, ob der Madonna gerade damals die Angelegenheiten von Santa Regina del carmine vorgelegt wurden und ob sie eben Bureaustunde hatte oder mit den kleinen Engeln — o, was für liebe, kleine Engel! — die Verdammten auslachte, die auf Spieße gesteckt in Eis liegen und in ihrem Leben Mörder waren, die nicht schnell genug beichteten, oder verfluchte Preußen, die kein Trinkgeld gaben. Eins aber weiß ich: der Adjutant hielt mutterseelenallein auf der verödeten, dunklen Straße, in einem Jahrmarkt verlorener Hosen, Knüttelstöcke, Gewehre und Manschetten. Und auch das nur, weil er vergeblich versucht hatte, in ein viel zu niederes Tor zu galoppieren und anderseits ohne Mithilfe nicht absteigen konnte. Das heißt, er war doch nicht mutterseelenallein. Er hatte Publikum: einen eifrigen Ehrenmann, der mit einem Stocke, an den ein Kerzlein gebunden war, zitternd vor Furcht, nach fremden Manschetten fischte, um wenigstens deren Knöpfe vor den Barbaren zu retten.

Wenn man Publikum hat und Adjutant ist, muß man tapfer sein. Sonst ist man ein Feigling. Der Adjutant gab sich einen Ruck und brüllte nach seiner Mannschaft, die Mannschaft brüllte aus den Häusern zurück. Ein wüstes Debattieren begann, in dem es von Blutstropfen des Herrn und hochgemuten Jünglingen hagelte. „Heraus, heraus, Hoffnung Italiens“, schrie der Gewaltige, „Löwenherzen, die für das Vaterland brennen! Schaut mich an, Schweinehunde — bin ich geflohen? Nein, ich habe mit Tränen in den Augen“, und er hatte sofort Tränen, die er in ein Taschentuch sammelte, um dieses dann auszuwinden, daß es nur so klatschte, „mit Tränen habe ich euren geordneten Rückzug gesehen, der — ich gestehe es — Hannibals würdig wäre. Aber jetzt vorwärts, Jünglinge, Blumen der hundert Städte, Scipio africanus sieht euch zu, avanti, avanti!“ Aus allen Häusern hörte man weinen. Die Trommeln schlugen Alarm. Es ist nicht wahr, daß Garibaldis Truppen feig waren! Das haben sie nie so bewiesen, wie an dem ruhmreichen Tage von Santa Regina del carmine. Nach drei Stunden Geschnatters war die Brigade gestellt, kaum die Hälfte desertiert, um bei etwaiger Niederlage das Silberzeug im Palazzo Piniatelli nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen. Denn die Schweizer stehlen, öh, sie stehlen furchtbar! Die Krieger aber verlangten stürmisch, Pulver zu riechen. Man wartete nur, bis der Gemeine Giulio Tramin seine Notdurft verrichtet hatte, dann wurde Sturm geblasen. „Un momento“, rief der Soldat Giuseppe Forano. Ehre seinem Namen! Dieser umsichtige Mann hatte im richtigen Augenblicke gemerkt, daß er sein Gewehr vergessen hatte. Wo gibt es eine zweite Armee auf der Welt, deren Leute so intelligent sind? Nirgends! Man wartete also. Übrigens war dieser

gefangen, auf den Volturno zurückgeworfen. Viva Savoya, viva, viva, viva!" Das Volk tobte, Garibaldis Hengst bäumte und als man Martin Bürzli vorschleppte, kannte der Enthusiasmus keine Grenzen mehr. Das sind nicht Menschen, das sind Heroen, die einen Schweizer fangen. Ich bitte, einen Schweizer, der schon als Hotelportier grauenhaft ist!

Als der große General den Sergeanten erblickte, der in den Armen zweier Hochgemuter hing, flog helle Röte über sein Gesicht. Der Italiener kam über den lieben Mann. „Söldner des Bourbon", grollte er, „zitterst du vor dem leuchtenden Schwert der Wahrheit?" (Hier rülpste Martin Bürzli.) „Das alte Rom starrt entgeistert von diesen ehrwürdigen Trümmern nieder, wie jetzt in dir alle Fremdherrschaft in Italien vor mir um Gnade winselt! Aber ich bin großmütig, verirrtes Schaf — ich werde dich dem Lichte und dem Ideal zuführen."

„I mag nicht", rülpste Martin Bürzli zum zweiten Mal.

„Schweig! Du wirst befreit!" donnerte der General.

„Du wirst, du, befleckt mit allen Viehischkeiten des Absolutismus, Priesterknecht, Spürhund der schwarzen Rotte, jesuitischer Auswürfling!" Der Sergeant hörte ergeben zu und ließ die Ohren hängen. Bis ihm die Sache zu fad und die Zeit zu lang wurde. Er dachte lange nach, dann begann er etwas lallend, aber doch vernehmlich, die „Ranz aux vaches" zu singen, was ihm wieder in so gute Stimmung versetzte, daß er unter freundlichem Grinsen einem der feurigen Jünglinge, die ihn hielten, die Nase einschlug und zu zappeln begann.

Dem großen General flossen Tränen in den Bart. Denn was er sah, war eine für menschliche Ideale total verlorene Seele. Er befahl, den Schweizer einzusperren. Einsperren ist immer das Beste, wenn jemand nicht liberal sein und die Überzeugungen seiner Mitmenschen achten will. Bei leerem Magen klärt sich die Seele. Martin Bürzli aus Luzern wurde abgeführt, obwohl er seine Eskorte fortwährend küssen wollte.

„Sindaco", stöhnte Garibaldi, „es sind doch Barbaren".

„Öh, certo", sagte der Sindaco und bohrte in der Nase. Der große General breitete pathetisch die Arme aus.

„Da hast du's gesehn, souveränes Volk von Santa Regina del carmine, hast es gesehn, heilige Heimaterde! So straft man Verräter!" Die Kadenz war so schön, daß sie der Reporter der „Feinen Neuen Presse", der aus Überzeugung den Feldzug mitmachte und bei keinem Gefecht fehlte, wenn die eroberten Monturstücke im Kurs notiert wurden, diese Kadenz stenographierte. Dann steckte er den Bleistift hinters Ohr, rieb sich die Hände und rief: „Nicht gesehn haben werden wir's! Viva der Liberalismus, leben soll er! Kinder kriegen wie Sand am Meer!" Die brennende Kaserne beleuchtete gespenstisch das aufgeregte Bild, der Pöbel strampelte, die Truppen schwenkten ihre Käppis auf den Bajonett-

schlug dieser Tapfere dem Sergeanten einen Mantel um den Kopf. Hätte Martin Bürzli Zeit gehabt, so wäre er jetzt wirklich böse geworden. Aber er hatte keine Zeit mehr. Zwanzig Hochgemute rissen ihn auf, befreiten ihn von seiner Uhr und den Kommißstiefeln, diesem Schandsymbol der Tyrannis, stopften ihm einen alten Socken in den Mund, der freiheitsdürstende Pole hatte so viel Durst, daß er zum Grauen der Umstehenden sogar den Lacrimae Christi aussoff — merke dir, neues Italien, was deine Befreier duldeten! — und —. Die Geschichte geht an einem anderen Ende weiter.

Inzwischen stand, keinen Tropfen Blut im Gesicht, der Sindaco auf den Stufen des Tempels der Juno Lacina und hielt, von zwei Laternen beleuchtet, eine Begrüßungsansprache an Seine Exzellenz, den kommandierenden General, der eben eingeritten war. Der Sindaco hatte dazu hohe Gala angelegt: Frack mit roter Krawatte und sehr spitze, gelbe Paradeschuhe. Wie er so oben stand, die linke Hand stürmisch ans Herz gedrückt, die rechte pathetisch ausgestreckt, den schwarzen Schopf in die Stirne hängend und ein Bein vorgestellt — man hätte glauben können, er singe zwei deutschen Hochzeitsreisenden die große Arie aus der „Lucia“ vor. Aber er sang nicht, sondern er schwitzte vor Angst, daß Garibaldi draufkommen könne, der brave Sindaco habe eigentlich keine rechte Vorstellung von dem Liberalismus, den er so jubelnd anpries und lobte, als riefe er gebratene Sardinen, zwanzig für einen Soldo, aus. Doch Garibaldi, auf seinem Hengst „Marsala“, hörte ihm andächtig zu, die Adlernase war in den rotgrauen Bart gewühlt und die blauen Kinderaugen lächelten verzückt, ja beinahe erstaunt, daß es wirklich nur edle Menschen von Trapani bis Neapel gab. Er hatte so viel Talent für Jägerhemden, Menschenunkenntnis und Güte, der grimme Garibaldi. Und er glaubte alles: daß seine Truppen verehrungswürdige Märtyrer, alle Geistlichen Halunken, alle Österreicher Kannibalen seien, und im Augenblick, daß der Sindaco seit seiner Geburt auf nichts gewartet habe, als von ihm befreit zu werden. Er nickte lächelnd und klopfte dabei seinem Hengst die Kruppe, was die umstehenden Leute von Santa Regina für ein bemerkenswertes Symptom von Gehirnschwund hielten. Wenn man Pferden etwas Gutes tun will, streichelt man ihnen nicht die Kruppe, sondern bindet ihnen eine Distel unter den Schwanz. Das haben sie gern und springen darüber vor Freude.

Aber dem Sindaco wurde elender und elender. Er zählte überhaupt nur mehr alle Heiligen auf, die ihm einfielen, und fügte bei jedem hinzu: „Wird erdolcht“. Denn Garibaldi mochte die Heiligen nicht. Da erlöste ihn der Adjutant aus seiner Verlegenheit. Er wühlte sich durch die Menge, salutierte und berichtete: „Furchtbarer Sturm auf gedeckte Position, Feind 2000 Mann stark, wovon 5000 gefallen und einer

Der Hiasbauer sagt zum Huisbauer, er glaube nicht, daß im Himmel Weiber sind, weil es in der Offenbarung Johannis heiße: Es war eine Stille im Himmel, die eine halbe Stunde dauerte. Wenn Weiber im Himmel wären, könnten sie nicht so lang still sein.

Bei einem Gespräche über die Metamorphosen der Käfer und Schmetterlinge meinte ein Bäuerlein zu einem Touristen treuherzig-naiv: „Daß aus n Wurm*) a Schmetterling wird, is noh gar nichts. Gänse können auch Enten sein.“ Als der Städter fragte, wieso, antwortete das Bäuerlein schalkhaft: „Man treibt die Gäns über eine Bruckn, dann san s enten.“

„Unser Burgermoaster“, meinte im Dorfwirtshause der Hans zum Michel, „is aber a komoder Herr; die ganze Nacht is er heut mit mir im Straßengrabn glegn“.

Die Auskünfte über Wege und Steige lauten auf dem Lande nur sehr vage. Man erzählt sich, daß eine Bäuerin folgende Wegbeschreibung machte: „Da geht der Herr umi, dann obi, bei der ersten Stigl auffi, so ist er in fünf Minuten beim Gatterle. Von dort drahn S Ihnen eini, dann sind S in a Viertlstund aus m Waldl. Von dort aus segn S n Kirchturm von St. Nix. In a drei Stund wenigstens san S beim Kirchenwirt im Dorf.“ Gut gelaunt, sagt der Bauer manches, was ihm der Städter nicht so ohne weiteres nachzusprechen vermag. Zum Beispiel: Springt der Hirsch übern Grabn, brockt eahm zwoa schöne, greane drippeldroppelbraune Birnbamblattl o(b); sagt der Hirsch: Is däs a braver Mann, der eahm zwoa schöne, greane drippeldroppelbraune Birnbamblattl obrockn kann. — Witzig ist folgendes:

Ich wünsch dir den Teufel
Weit hinter dem Rücken,
Dich treffe der Blitz
Von den lieblichsten Blicken
Der Donner zerschlage
Der Mißgunst die Beine;
Daß dich
Die Sonne der Wohlfahrt bescheine.

Anläßlich der jüngst vorgekommenen Zigarrenpreiseerhöhung dürfte interessieren, daß der Volkswitz sagt: Juckt dich der Teufel, spucke aus; geht er noch nicht fort, fluche kräftig; hilft das auch nicht, rauche eine kurze Zigarre.

Ein scherzhafter Nachtwächterspruch aus dem Donnersbachtale lautet:

Ihr Herrn und Fraun
Laßt euch sagn:
Der Bauer hat sein Weib beim Kragn;
Gebts obacht aufs Feuer und aufs Liacht
Und daß er s nit gar erwürgt.

---

*) Raupe.

spitzen, Garibaldi sprengte die Reihen entlang; alles war wie toll. Man wollte den General aus Begeisterung samt seinem Hengst auf die Schultern heben — nur der Sindaco starrte verblüfft in den Tumult. „Per Dio“, sagte er zu dem Gemeindepolizisten, der neben ihm eine der Laternen hielt, „er befreit, ohne zu fragen, ob wir befreit sein wollen. Die Leute schreien. Va bene. Wenn morgen die katholische Majestät kommt, schreien sie noch mehr. Ich kann gar nicht einsehen, warum gewisse Menschen, statt in Ruhe andere ihre Makkaroni essen zu lassen, deren Angelegenheiten verbessern wollen. Besonders da doch Individuen vom Staat angestellt sind, um sich um diese Angelegenheiten zu kümmern, und froh wären, brauchten sie es nicht zu tun. Klassischer Kerl, dieser Garibaldi!“

Er spuckte aus.

„Öh“, machte der Gemeindepolizist, „große Herren, große Narren. Er hat die Macht. Was will man dagegen tun, Exzellenz? Nichts. Man muß sich damit abfinden, so gut man kann.“ Und nachdenklich betrachtete er die silberne Zigarrendose, die er dem großen General gezogen hatte.

Volkswitze und Bauernanekdoten.

Von **Karl Reiterer.**

Der Volkswitz kommt in allen Lebenslagen zur Geltung, bei verschiedenen Arbeiten, Bräuchen, Vorkommnissen u. dgl. Unwillkürlich neigt der Charakter des Älplers bei seiner schweren Arbeit dem Heiteren zu. Lustig kommt es dem Bauer nicht nur im Wirtshause vor, sondern er scherzt selbst bei Krankheits- und Todesfällen. Spott, Witz und Humor treten zutage, zumeist allerdings derb, aber es gibt eine Anzahl Anekdoten und Witze, die weniger Anstoß erregen, und von diesen wollen wir eine zwar nicht originelle, aber bezeichnende Auslese bringen. Sie sind im Osten wie im Westen des Landes zu finden, denn das Volkstümliche, wenn es echt ist, findet rasch Verbreitung, es ist Humus und hat Erdgeruch. Aus diesem Grunde erhält sich diese Art bäuerlicher Seelenäußerung länger als der — möchten wir sagen — Stadtwitz. Beim Handel hat der Bauer Gelegenheit, seinen Mutterwitz zu zeigen, Humor zeigt er in der Kanzlei, den Sommerfrischlern gegenüber usw. Verbreitet ist beispielsweise die Anekdote, daß eine Bauernmagd, deren Geliebter beim Militär zum Gefreiten avancierte, in ein heftiges Schluchzen ausbrach, als sie die Vorrückung ihres Hansels mitgeteilt erhielt. Auf die Frage, warum sie weine, meinte sie: „Wenn hiaz a Kriag ausbricht, so kimm ih um mein Buam, denn ih hab ghört, wenn a Feldzug is, schiaßen s immer zerst auf die Hohen.“

Einer fragte eine Bergwirtin, ob er Gemüse haben könne. „Na“, antwortete die Gefragte, „Gemüse hab ma koans, aber a Fleisch mit Salat, Kohl oder Kraut können S schon habn.“

Ein Bauer fragt seine Söhne Montags: „Is gestern im Wirtshaus lustig gwen?“

„Ja!“ bekannten die Buben.

„Habts grauft ah?“ forschte der Alte weiter.

„Na!“ gab man zurück.

„Nocher is s nit lustig gwen“, versetzte mit traurigem Lächeln der Bauer, „bei mein Aufwachsn hab ma Sonntags a etliche Stuhlfüaß abtreten und damit aufn Köpfen Trommel gschlagn. Das war lusti ...“

Gerade nicht appetitlich, aber bezeichnend ist folgende Anekdote. Als ein Stadtherr in einem Dorfwirtshause eine Flecksuppe aß und in dieser einen Leinenfetzen fand, wandte er sich unmutig an den Gastgeber und sagte: „Da haben Sie ja einen ganzen Fetzen Leinen in die Suppe getan?“, worauf der Wirt entrüstet meinte: „Ja, glauben S denn, um zehn Kreuzer soll ich Ihnen a Seidntüachl in die Suppn schneidn?“

Als ein Bauer seinen Knecht, der sich mitten bei der Arbeit zur Sommerszeit in den Schatten setzte, zurechtwies: „Du bist nit wert, daß dich die Sonn anscheint“, entgegnete der also Apostrophierte: „Ja, eben deshalb hab ich mich in den Schatten gsetzt.“

Als der Richter bei der Verhandlung den Papshans, einen Bauernknecht, der schwer beschädigt wurde, fragte, warum er bei der Rauferei nicht zurückgeschlagen habe, meinte der Verletzte mit größter Ruhe: „Wir warn nur unser zwei; die Reihe wäre doch schnell wieder an mich gekommen.“

Eine Bäuerin wurde bei Gericht gefragt, wo sich ihr Mann befinde.

„In Amerika“, lautete die Antwort.

„Lebt er noch?“ forschte der Richter.

„Nein!“

„Also ist er gestorben.“

Bäuerin: „Nein, ghenkt is er wordn.“

Ein Bauer hatte ein trotziges Weib. Wenn er ihr etwas verwies, sprach sie tagelang kein Wort. Als die Bäuerin eines Tages wieder zu sprechen aufhörte, lief der Mann zum Dorfpfarrer: „Herr Pfarra, Herr Pfarra, mei Weib hat die Sprach verlorn, ich bitt, lassn S am Sonntag ein allgemeines Gebet in der Kirchn anstellen, damit s wieder redend wird.“ Der Pfarrer, welcher keine Ahnung hatte, was der Bauer mit dem Gebet bezwecken wolle, sagte am andern Tage auf der Kanzel nach der Predigt: „Meine lieben Andächtigen, in unserer Pfarre hat sich ein großes Unglück ereignet: Die Hubenbäuerin hat plötzlich die Sprache verloren. Auf daß sie diese wieder erlange, lasset uns drei Vaterunser

Warum sollen, lautet eine bäuerliche Scherzfrage, die Nachtwächter nur sagen: Ihr Herrn laßt euch sagen! — Weil sich Frauen überhaupt nichts sagen lassen.

Als man einem Tiroler eine Wette anbot, wies er diese mit den Worten ab: „Zu verwetten getrau ich mir nix, aber bschwörn kunnt ichs."

Ein Bauer trieb ein Gespann mit zwei Ochsen in der Stadt vor sich her. Als der eine Ochs immer zum Auslagefenster eines Zuckerbäckers hineinglotzte, trieb der Bauer das Tier mit der Peitsche an, indem er sagte: „Geah nur, Monnl, geah nur, schau nit allweil zu dem Gschloakwerch*) eini, sonst geht der andere (Ochs) ah nit." Als ein Bauer in alten Zeiten von einem Edelmann gefragt wurde, für wen er immer bete, meinte der Bauer: „Für die Reitpferde der Edelleute." Als der Edelmann verwundert fragte, warum, gab der Bauer zurück: „Wenn euch die Pferde verrecken würden, würdet ihr auf uns Bauern reiten."

Als ein Tourist, auf einem Esel reitend, durchs Dorf zog, lachte ein Bauer herzlich. Auf die Rede: „Na, hat er denn noch nie einen Esel gesehen?" antwortete der Bauer: „Wuhl, wuhl, aber zwoa aufeinander noch nia!"

Zwei Abdeckergehilfen hielten bei einem Wirte Einkehr. Sie tranken ein Gläschen Branntwein und aßen dazu um zwanzig Kreuzer Brot. Als sich die Gäste zum Fortgehen anschickten, empfahl sich der Wirt mit folgenden Worten: „So, pfiat Gott . . . und wenns wieder amal so n Durst habts, aft kehrts bei m Bäcker zua."

In Weißenbach bei Liezen sagte eine Bäuerin zu einem Finanzer, der ihr eine Strafe wegen unbefugten Schnapsbrennens diktierte: „Erschlagts die Bauern glei alle, is am gscheitesten, die Herrn werdn dann eh von selber hin."

„Wie viel bin ich schuldig?" fragte ein Bauer den Zahnarzt in der Stadt, der ihm einen Zahn riß. „Drei Kronen!" lautete die Antwort. „Waaas", erwiderte der Bauer, „drei Kronen? Der Zirmveit, unser Bauerndoktor dahoam, hat nur zwanzg Kreuzer verlangt und hat mih dabei a halbe Stund lang in der Stubn umanandazogn."

Charakteristisch ist folgende Anekdote: Ein Bauerndoktor nahm einem Patienten den Magen heraus und „schwabte" ihn beim Bach aus. Dabei entglitt dem Manne das Objekt. Was tun? Rasch schlachtete der Doktor eine Ziege, nahm den Magen heraus und gab ihn dem Bauern in den Leib. Nach glücklich vollzogener Operation fragte der Arzt den Patienten: „No, wie geht's?" „O, ganz guat", war die Antwort, „ich verspür schon Hunger, gebts mir gschwind a Laub z fressn."

---

*) Schleckwerch.

Ich aber werde sagen:

Gott Vada im Himmel,
Da hast deine Lümmel!“

Ein Pfarrer von Hirschegg, so erzählt man sich, war originell wegen seiner Predigten. Eines Tages machten sich einige Bürger aus Köflach auf, um nach Hirschegg zu gehen und den Pfarrer predigen zu hören. Als der Pfarrer die Kanzel betrat und die seltenen Gäste in der Kirche ganz vorne unter dem Predigtstuhl bemerkte, begann er: „Meine lieben Hirschegger! Zwanzig Jahre lebe ich schon unter euch. Leider bemerke ich, daß meine Worte auf unfruchtbaren Boden fallen. Daher wollen wir heute drei Rosenkränze beten.“ Damit kniete sich der Pfarrer nieder und tat, wie gesagt. Die Köflacher sahen anfangs verdutzt drein, dann begannen sie, langsam nach rückwärts zu gehen, fanden aber die Kirchtür verschlossen. Der Pfarrer hatte dem Küster zuvor befohlen, die Pforte zu verriegeln. Die Neugierigen mußten nun während der drei ganzen Rosenkränze in der Kirche bleiben.

Als ein Bauer sein Weib, das falsche Haare hatte, gerade in der Stube herumzog, mahnte der eintretende Nachbar: „Aber Veit, was treibst denn? Wie kann man denn sein Weib bei den Haaren herumziehen?“

Mit der größten Gemütsruhe sagte der Bauer: „Sei stad, Schmiedsepp, ich hab s eh glei bei der Imitation.“

Die Frau in der französischen Revolution.

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

Mercier sagt: „In Zeiten der Revolution lernt man die Menschen binnen sechs Monaten besser kennen als sonst im Laufe von zwanzig Jahren!“ Die Revolution setzt sich über die bestehende Rechtsordnung hinweg, die durch die staatliche Zwangsgewalt gebändigten Instinkte werden frei und schaudernd erkennt der Idealist, wie wenig Herzenskultur echt ist und wie eng die Ethik mit den Strafgesetzen zusammenhängt. Das Individuum kehrt psychologisch gewissermaßen in den Urzustand zurück, und zwar die Frau sprunghafter noch als der Mann, denn alle ihre Funktionen bringen es notwendig mit sich, daß sie sich nie zu weit vom Natürlichen entfernen kann. Der weibliche Charakter neigt rascher zum Mitleid, zu Güte und Liebe, aber auch impulsiver zum Extrem, zur Grausamkeit. Das sind Eigenschaften, die den Naturmenschen nicht minder als das Kind auszeichnen: schnelle Erregbarkeit im Guten wie im Schlimmen. Schon Confucius lehrte:

und Ave Maria beten." — Die Hubenbäuerin, welche in der Kirche anwesend war, glaubte vor Scham unter die Bank, in der sie saß, sinken zu müssen. Heimgekommen, ergoß sie eine Flut gemeinster Schimpfworte über ihren Mann, welcher geduldig zuhörte und dann ausrief: „Gott sei Lob und Dank, weil du nur wieder reden kannst."

Eine ländliche Scherzrede lautet: „Wo sind die Böhm keine Menschen?"

Antwort: In Tirol; dort steht auf einem Marterl:

Hier sind zwei Menschen ertrunken
Und ein — Böhm.

Bei einem Brautexamen fing ein Bauernbursche plötzlich an zu schluchzen. Auf die Frage des Pfarrers, was die Ursache des Gefühlsausbruches sei, antwortete der Bub: „Ja, weil ich heiraten muß." Der Pfarrer meinte, er möge sich beruhigen, habe sein Vater ja auch geheiratet. „Ja", gab in weinerlichem Tone der Jüngling zurück, „das is ganz was anders, der Vater hat die Muatta gheirat't, aber ih soll a lutfremde*) heiraten."

Bekannt ist das übliche Opferngehen. Ein einfältiger Tirolerbub, der meinte, es nähme jeder etwas von der Tasse, sagte in triumphierendem Tone nach dem Opfergange: „Ha, bin der Letzte gweschn und han noh fünf Gulden dawuschn**)."

In Donnersbach, wo die Bauerngehöfte hoch droben auf steilen Lehnen liegen, erzählt man folgende Anekdote: Als man im Winter wegen Ungangbarkeit der Wege eine Leiche acht Tage lang nicht ins Tal schaffen konnte, fragte der Pfarrer die Hinterbliebenen am neunten Tage nach der Beerdigung, wie man es angestellt habe, daß der Tote nicht in Verwesung überging. „Ganz oanfach", gestand die trauernde Witwe, „wir hom n aufs Eis glegt".

In einem anderen Gebirgsdorfe, wo das Einkommen des Seelsorgers spärlich war, kam die Häferlbäuerin mit freudestrahlendem Gesichte zum Ortspfarrer. „Na", meinte der Pfarrer, „warum glänzn S denn so vor lauter Freud im ganzn Gsicht?"

„Weil ich meine Zähn hab plombiern lassen."

„A so, dann begreif ich s", versetzte der Pfarrer, „dann habns S ja mehr Gold im Mund, wie ich in der Tasche."

Ein Tauerner Pfarrer, dem die Bauern sich widerspenstig zeigten, sagte bei einer Abschiedspredigt: „Meine lieben Zuhörer! Wenn ich einst von dieser Erde abberufen werde, wird der liebe Gott zu mir sagen:

Du Pfarrer von Tauern,
Wo hast deine Bauern?

---

*) Eine ganz Fremde. **) Erwischt.

Royalistisch Gesinnte ermordeten dagegen 1791 den Anstifter der Unruhen in Avignon mit einer Schere, nachdem sie von ihm vergeblich Rechenschaft über die geraubten Kostbarkeiten der Kirche gefordert hatten, und 1793 stritten sie tapfer in den Reihen der Vendeer. War einmal der Blutdurst geweckt, dann kannte die Raserei keine Grenzen mehr, Tolendal schildert die auf den Leichen der Gerichteten mit „kannibalischer Wut tanzenden Weiber", und Weiber waren es, die am 6. Oktober 1789 um die abgeschlagenen Köpfe der Garden walzten. Als der einst vergötterte Robespierre fiel, da geleiteten ihn Weibermassen zur Guillotine, höhnten den gestürzten Tyrannen und gebärdeten sich toll wie Wahnsinnige.

Überall schob sich das weibliche Element in den Vordergrund, sogar die Tribünen der Nationalversammlung besetzte es, schrie unverfroren in die Debatten und schlug unter anderem vor, die Adeligen zur Armee zu schicken und deren Gattinnen und Kinder als Geiseln zurückzuhalten, um sie zu töten, wenn die Männer Verrat an der Republik übten.

Da überall die „Gleichheit" angestrebt wurde, kann es nicht wundernehmen, daß man das Prinzip der Frauenemanzipation wenigstens so weit anerkannte, daß Männer und Frauen unterschiedslos unter das Fallbeil wanderten! Sehr logisch meinte Madame de Gouges unter der Köpfmaschine: „Die Frau hat das Recht, das Schafott zu besteigen, sie sollte in gleicher Weise das Recht haben, die Tribüne zu besteigen!" Sie war es auch, die schon 1789 bitter feststellte, daß der Ausdruck „Menschenrechte" für das, was er bezeichne, falsch sei, es liege ein Schreibfehler vor — richtig müßte es „Männerrechte" heißen. — Die schöne Roland-Philipson, von der Dumouriez behauptete, sie beherrschte ihren Gatten, den bekannten Minister, vollkommen — jedenfalls war sie klüger als er —, seufzte, da sie gewaltsam sterben mußte: „O Freiheit, wie viele Verbrechen werden in deinem Namen begangen!" — Und die kleine Lucy Desmoulin, die mit der ehelichen Treue so oft gespielt hatte, schrie nach der Hinschlachtung ihres Gatten „vive le roi!", um sein Schicksal zu teilen. Sie teilte es . . . Als die Mordmanie den Höhepunkt erreichte, schickte man Frauen zu Dutzenden in den Tod; wie in Paris, so in Avignon und Toulon, wo zur Feier eines republikanischen Festes elf schöne, junge Frauen geköpft wurden, während man die zwölfte, wegen Schwangerschaft begnadigt, bloß probeweise, um sie zu „schrecken", unter das Messer schleppte! In Nantes banden die Sansculotten Männer und Weiber aneinander, daß sie in der Loire ein „Revolutionsbad" nähmen, das niemand mehr lebend verließ.

Bald waren die Frauen der großen Revolution Hammer, bald Amboß, aber es fehlte auch nicht an Lichtgestalten, die trotz des grausigen Widerscheins der Zeit echt weiblich blieben. Da waren Madame de Champrond und Carpertras und die Kreolin Gasnier, die gefangene

„Es gibt nichts, was mehr verdirbt und sich mehr verderben läßt als das Weib“ und Euripides folgt diesem pessimistischen Überschwang: „Schrecklich ist die Gewalt der Wogen, der verzehrenden Flammen, furchtbar ist die Armut, aber furchtbarer als alles ist das Weib.“ Selbst der milde Idealist prägte das Gleichnis vom Weib und der Hyäne! Er war ein Zeitgenosse der französischen Revolution und kannte ihre Ereignisse!

Wie sich diese große zwischen 1789 und 1793 beginnende Neugestaltung unseres Kulturkreises unter Anteilnahme der Frauen vollzog, so schiebt ihnen der Historiker auch einen Teil der Schuld dafür zu, daß dieses schreckliche Blutbad notwendig war, um die Sünden des mißratenen Feudalismus auszutilgen. Jedenfalls hat die gewissenlose Maitressenwirtschaft unter dem vierzehnten und fünfzehnten Ludwig den Staat zerrüttet und den fürchterlichen Zusammenbruch vorbereitet. Und bevor noch der eigentliche unaufhaltsame Umsturz einsetzte, da es aber schon brodelte und kochte, mischten sich unter die unzufriedene Menge des Palais royal überspannte Frauenzimmer, liederliche Dirnen, und die Amazone Theroigne de Merincourt hetzte mit aufrührerischen Reden. Dann kam der Sturm auf die Bastille, der erste offene Angriff auf das ancien régime, und neben wüsten Sansculotten marschierten schreiende Weiber. Santerre erzählt, daß sie vor Wut schäumten, und eine, der ein Invalide den Gatten getötet hatte, brüllte nach einer Waffe, einem Messer, um dem Mörder die Gurgel abzuschneiden; eine andere hetzte, man solle die junge Monsigny, die Tochter des tapferen Verteidigers der Feste Lanay, verbrennen ... In St. Etienne en Foret machte eine Furie den sterbenden Kornhändler Berthead mit einem Nagel, den sie ihm in den Schädel trieb, den Garaus.

Mirabeau und den Prinzen Egalité sagte man nach, sie hätten Weiber zu den Soldaten geschickt, um sie anzufeuern, genau so, wie später die Maratisten Frauen gegen die Gironde mobilisierten. Nirgends fehlten Vertreterinnen des „zarten Geschlechtes“, bald rissen sie promenierenden Aristokratinnen die Ohrgehänge herab, dann drangen sie mit Ruten bewaffnet in die Nonnenklöster und peitschten die Novizen, hernach wollten sie die königlichen Prinzessinnen von Bellevue einholen und bald darauf suchten sie hordenweise den König auf, weil das Gerücht umschwirrte, er wolle mit seinen Tanten flüchten. Wäscherinnen, ergrimmt über die hohen Seifenpreise, petitionierten um die Todesstrafe für alle Preistreiber. Hökerinnen verlangten die Gleichstellung des Papier- und des Silbergeldes, und die Damen der Hallen taten sich bei Plünderungen, auf dem Zug nach Versailles und in den Tuilerien hervor, da sie Marie Antoinette symbolisch ein Rutenbündel vor die Füße warfen, um zu guter Letzt die schwer verwundeten Schweizer mit Dolchen abzuschlachten ...

ließ, wollte es der Setzerkobold, daß statt eines eckigen Punktes sich ein nicht in den Charakter der Schrift passender runder Punkt eingeschlichen hatte. Zuerst lachte Anzengruber, dann aber schob er seine Brille auf die Stirne, sprang von seinem Sitze auf und eilte wutschnaubend in die Setzerei. Der Weg dahin führte durch fünf Arbeitsräume und war lang genug, seine Erregtheit abzudämpfen. Innig bat er den Schriftsetzer: „Bitt schön, Herr Satzdirektor, haben S in Ihrer großen Setzerei nicht noch einen eckigen Punkt?“ Nach diesen Worten schritt er selbst zum Setzkasten, holte den geeigneten Punkt heraus, gab denselben dem Setzer und wartete, bis der falsche Punkt entfernt und der richtige eingesetzt war.

Unser Dichter gehörte nicht zu den übermäßigen Rauchern, jedoch rauchte er gern und insbesonders während der Arbeit. Seine Lieblingszigarre war die Portoriko, bei deren Einkauf er seiner Tabakverschleißerin allemal nicht nur einen längeren Besuch abzustatten pflegte, sondern ihr auch häufig, wenn auch unbewußt, dadurch Unannehmlichkeiten bereitete, daß er beim Aussuchen der Zigarren recht kritisch war. Jede einzelne mußte zwischen den Fingerspitzen krachen, und es dauerte oft geraume Zeit, bis er sich zufrieden gab. Dabei mochte er sich gedacht haben, daß, wenn die Zigarre kracht, auch das zündende Streichholz diese Eigenschaft besitzen soll, denn er bediente sich nur solcher Streichhölzer, die während des Verbrennens krachten. „So rauche ich gern“, sagte er dann oftmals.

Anzengruber war ein Mann nach der Uhr, dessen Pünktlichkeit besonders in Arbeitsangelegenheiten ihn als Muster für etliche seiner Zeitgenossen gelten ließ. Ja, seine Genauigkeit hatte eigentlich keine Grenzen und prägte sich oft in Dingen des alltäglichen Lebens aus, bei denen die meisten vornehmen Menschen, und zu diesen gehörte unser Meister, Pünktlichkeit als etwas Nichtssagendes ansehen und infolgedessen vernachlässigen. Als er einmal durch einen Zufall sein Redaktionshonorar nicht, wie gewohnt, am letzten Donnerstag im Monat, um die fünfte Abendstunde, erhalten hatte, läutete er einem im dritten Bureauzimmer weilenden Diener und sagte dem Herbeigeeilten: „Habn S die Güte und gehn S zum Herrn Jacobsen*) und sagn S ihm, der Anzengruber laßt um sein Geld schön bitten, sonst kann er sich kein Nachtmahl kaufen.“ Dabei muß ausdrücklich erwähnt werden, daß hinter Anzengrubers Schreibtisch der genannte Direktor an seinem Schreibpult stand und die zitierten Worte selbstverständlich hören mußte. So äußerte sich Anzengrubers Genauigkeit und Laune.

Wie schon früher flüchtig erwähnt, liebte dieser schöpferische Geist stets mit ungespitzten, stumpfen Bleistiften zu schreiben, die derart ungespitzt

*) Redaktionsmitglied und Direktor der Firma R. v. Waldheim, die den „Figaro“ herausgab.

Royalisten gegen die Mordbanden Carriers verteidigten und die Kranken aufopfernd pflegten. Hierher gehört Charlotte Corday, die ihr Leben verspielte, um die Welt von einem Schreckensgespenst zu befreien. Und wie viel tausend andere duldeten im geheimen, trockneten heimlich Tränen!

Als gewaltige tragische Gestalt schreitet Marie Antoinette durch diese Epoche, die leichtlebige Kaiserstochter, die lange nicht an das Unwetter glauben wollte und scherzend über das Versailler Parkett tänzelte, bis der Sturm sie umtoste — und da fand sie sich selbst, wuchs zu unheimlicher Größe und büßte tapfer ihre Sünden. Lächelnd trug die „Österreicherin“, die „Wölfin“, „Madame Capet“, die „Witwe der Zivilliste“, den giftigen Haß ihrer Feinde . . . „Das Volk ist nicht schlecht, wenn man es nicht schlecht macht“, sagte sie. Mit Sanftmut starb gleich ihr die Schwester des Königs, die Prinzessin Elisabeth. Schreiend und klagend fuhr die alternde Dubary zur Guillotine — Robespierre hatte sie vor Gericht gezerrt . . .

Eine Art Tragikomödie erlebte Charlotte Robespierre, die Schwester des Tyrannen. Wie ihr Bruder Frankreich fast unumschränkt beherrschte, teilte das unbedeutende Persönchen seinen Ruhm, wollte dazumal einen gewöhnlichen Leutnant, einen gewissen Napoleon Bonaparte heiraten, kam dann in Vergessenheit — und bezog unter dem Direktorium so gut wie unter dem Kaiser und den restaurierten Bourbonen eine staatliche Pension . . .

Persönliche Erinnerungen an Ludwig Anzengruber.

Mitgeteilt von **Theodor Jacobsen, Wien.**

Anzengruber war meines Wissens nicht nervös, und dennoch erinnere ich mich, daß es oft Nichtigkeiten waren, die ihm seine Ruhe und Kaltblütigkeit rauben konnten, wenn solche sich während seiner Arbeit ereigneten. Er hatte, besonders als Redakteur, ein spezielles Augenmerk auf scheinbar unbedeutende Dinge und legte ihnen ihren Wert bei. So war er eines Tages ziemlich erregt, als er die zweite Korrektur des von ihm redigierten politischen Witzblattes „Figaro“ lesend, bemerkte, daß ein von ihm schon in der ersten Korrektur als „fehlend“ bezeichneter Punkt in der zweiten wieder nicht berücksichtigt war. „Teufelskerl“, sagte er, und meinte damit den Setzer, nahm seinen Rotstift und machte an der betreffenden Stelle einen riesigen Punkt, unter welchen er mit seinem stets stumpfen Bleistift die Worte schrieb: „Punkt nicht vergessen.“ Der Punkt wurde in den Schriftsatz gebracht, doch bei dem dritten und letzten Korrekturabzug, den sich Anzengruber immer vorlegen

Humor arrangierte er persönlich eine Partie, bei welcher derjenige die von den Spielern geleisteten Einsätze erhalten sollte, der in drei Runden die meisten Löcher zustande gebracht haben würde. Daß er als Pechvogel den Gewinst nicht einstreifen konnte, trübte nicht seine Lustigkeit, im Gegenteil: beim Abräumen der Kegelbahn nahm er den „König", wusch ihn am Brunnen rein, ließ ihn an der Sonne trocknen und zog sich dann mit ihm in ein diskretes Gartenhäuschen zurück, in welchem er dem König ein sein Unglück im Spiel behandelndes Verslein auf den Leib schrieb. Die Intimität des Verses bekundete einerseits unseres Gastes rosige Laune, anderseits seine trotz einer bedeutenden Quantität genossenen Maitrankes erhalten gebliebene Nüchternheit.

Anzengruber war ein großer Freund guter und insbesondere heiterer Musik, und als eines Tages meine Schwester dem Dichter ein lustiges Liedchen vorsang, eine Tondichtung, die in bezug auf Tonhöhe außergewöhnliche Anforderungen an den Vortragenden stellt, meinte unser Dichter: „Was doch in dieser Höhe für eine Tiefe liegt!" Durch diesen Ausdruck dokumentierte er sein Verständnis und seine Empfindung für Musik.

Als Anzengruber daran ging, sein Werk „Der Fleck auf der Ehr'" zu schreiben, was er zum Teil im Redaktionsbureau tat, ereignete sich eines Tages, daß er eine neue Schreibfeder brauchte. Er wendete sich an seinen Freund Jacobsen, der ihm eine „funkelnagelneue" Feder zur Verfügung stellte. Der Dichter schrieb auch sein Werk mit dieser Feder zu Ende. Es war die letzte, die Anzengruber in seinem Leben benützte und die nach seinem Ableben in den Besitz des genannten Direktors zurückkehrte, der sie wohlverwahrt hält.

*
* *

Unser Dichter lag krank darnieder. Viele seiner Freunde und Bekannten besuchten ihn und alle hatten den Eindruck gewonnen, daß er trotz heftiger Schmerzen ein außergewöhnlich vergnügter Patient sei. Er verzog das Gesicht ob seiner Schmerzen und machte Späße dabei. Mit aller Kraft klammerte er sich an eine sich selbst aufgezwungene Lustigkeit. Dadurch war es ihm möglich, bis zu seiner letzten Stunde den Glauben an eine Genesung zu erhalten und gleichzeitig auch die Erkenntnis der bedeutenden Gefahr für sein Leben bei seinen treuen Besuchern nicht durchdringen zu lassen. Als ich selbst, neun Stunden vor seinem Tode, bei ihm war, fand ich ihn im Bette, am Bauche liegend. „Grüß Sie Gott, Herr Anzengruber!" rief ich ihm zu. „Grüß Ihnen Gott", war seine Antwort. „Daß i stundenlang in die Pölster schauen muß, is mir recht unangenehm." Dann sagte er lachend: „Sehn tu i Ihnen net, aber s is ein Glück, daß wenigstens die Ohren auf der Seiten sind . . .

waren, daß ein anderer sie überhaupt nicht hätte benützen können. Einmal darum befragt, meinte er lächelnd: „Das ewige Zuspitzen des Bleifederls (sein gewohnter Ausdruck) hält mich von der Arbeit ab, und bricht so ein Spitzel, dann habe ich einen Schaden, denn mit dem abgebrochenen Stückerl kann ich ja nicht mehr schreiben."

Seinen Arbeitsraum nannte Anzengruber nicht anders als „meine Werkstatt", und deshalb gab er diesem Raume das nötige Aussehen. Es mußte möglichst viel herumliegen, und die Redaktionsschere, von ihm „Scherl" genannt, hatte namentlich am Mittwoch (Redaktionsschluß) den größten Beitrag für den Charakter der Werkstatt zu leisten. In diesen Stunden war auf und unter dem Tische ein Kunterbunt. Teilweise hatte diese Gewohnheit ihre Berechtigung, denn wenn Anzengruber arbeitete, dann war es zumeist der Fall, daß er gleichzeitig sich mit zwei Stoffen beschäftigte. So konnte ich beobachten, daß er, während er den „Figaro" redigierte, gleichzeitig seine Empfindungen, Einfälle und Bemerkungen für sein gerade im Werden begriffenes Volksstück „Der Fleck auf der Ehr'" auf beliebige Zetteln, ja sogar auf den weißen Zeitungsrand niederschrieb, allerdings fast nur für ihn selbst leserlich. Am Schlusse seiner Arbeit raffte er die gesammelten Notizen zusammen und vertraute sie seiner berühmt gewordenen großen Brieftasche an. In gleicher Art hielt er auch seine Gedanken für den „Figaro" fest, und es ist natürlich, daß bei dieser doppelten Tätigkeit ein Chaos auf und unter dem Schreibtisch entstehen konnte.

Nach den ersten Wochen seiner Redaktionsführung erhielt Anzengruber vom Herausgeber ein Kistchen feiner Zigarren. Da es aber nicht seine Lieblinge, „krachende Portorikos", waren, sandte er die teuren „Geschenkzigarren" mit einem Schreiben zurück, in welchem er dem Spender vorerst dankte, dann aber die Bitte anschloß, man möge ihm das Kistchen gegen ein solches mit Portoriko, „möglichst nur krachende", umtauschen und ehestens wieder zukommen lassen. Sein aus der Preisdifferenz dieser beiden Zigarrensorten resultierendes Guthaben wolle beim nächsten Honorar zum Ausdruck gebracht oder — durch eine weitere Sendung „feiner" Zigarren ausgeglichen werden.

Ich habe diesen großen Geist niemals in einer unangenehmen Bier- oder Weinlaune getroffen, die mir beweisen hätte können, daß man ihm ein Räuschchen hätte anzechen wollen oder angezecht habe. Anzengruber war, wenn er wirklich einmal sein gewöhnliches Maß im Trinken überschritten hatte oder aus gesellschaftlichen Rücksichten überschreiten mußte, überaus lustig. Ich weiß noch, daß er gelegentlich eines Besuches bei meinem Vater an einem Maitranke teilnahm und nach ganz kurzer Zeit lustig wurde, daß man tatsächlich an seiner Nüchternheit hätte zweifeln können. Er schob Kegel mit uns und in seinem

Heimgärtners Tagebuch.

Ich kenne einen Mann, der zeitlos ist. In seiner Jugend war er nicht jung, in seinem Alter ist er nicht alt. Ungefähr seit sechzig Jahren ist er sich gleich geblieben, so in seiner Arbeit, in seinem Lebensgenuß, in seiner Weltanschauung, in seiner Kleidung, in seiner Wohnung. Vor sechzig Jahren schon war er Privatgelehrter und ist es noch. Vor sechzig Jahren schon war er durch Erbschaft ein wohlhabender Mann, ohne reich zu sein, und heute ist er es noch immer so. Vor sechzig Jahren war er Junggeselle und jetzt ist er es auch noch. Vor sechzig Jahren trug er einen grauen Tuchrock, der bis zu den Knien hinabging, und einen weichen, breitkrempigen Filzhut, und heute das gleiche. Und sonderbar, die Augengläser, die er schon vor sechzig Jahren getragen, passen seinen Augen auch jetzt noch. Das Haar hat heute noch die Aschenfarbe, wie vor sechzig Jahren. Ob der Bart grau ist, weiß man nicht, weil er sich täglich rasiert, damit das Gesicht glatt sei, wie vor sechzig Jahren. Manchmal schon ist an seiner Schwelle der Tod gestanden und hat mit Hohlaugen durch die halboffene Tür hineingelugt; allemal hat er bedächtig den kahlen Schädel geschüttelt und ist wieder umgekehrt. Er kennt sich nicht aus, ob der Mann schon reif ist oder nicht.

In seiner Wohnung sind immer die gleichen Einrichtungsstücke, die er nie ändern, nie auswechseln läßt, weil er findet, daß sie noch nicht alt sind. Die Schneider muß er mit Geld und guten Worten erziehen, daß sie ihm die Kleider machen, die er seit sechzig Jahren gewohnt ist. In der Mode waren sie eigentlich auch damals nicht, so konnten sie nicht aus der Mode kommen. Die Mode erklärt der Sonderling als den Erbfluch der Menschheit, die mit dem Feigenblatt in die Welt gekommen. Der Tierhautmantel dann war was anderes, war eine den Verhältnissen angemessene Entwickelung, eine Tracht. Wie kann man aber ein Gewand ändern, sobald man es gewohnt worden ist? Wie kann man eine Wohnung ändern, nachdem man sich hineingelebt hat? Wenn man in etwas Boden gefaßt hat, wie kann man sich immer neuerdings entwurzeln? — Der Tod kam wieder einmal nachsehen, schüttelte den Schädel und schlich davon.

Sich immer verändern wollen, ist eine Perversität. Ändert sich denn die Natur? Seit tausend und tausend Jahren gleicht ein Frühling dem andern, und ist doch immer frisch und schön. Sich immer ändern wollen, ist Komödiantenart, der ernste Mann kleidet sich so, wohnt so, gibt sich so, wie es seiner Persönlichkeit entspricht. Die Modeveränderungen sind keine Entwickelung, sind Plebskapricen. Der wahre Aristokrat mißt alles

i versteh also, wann S reden." Erzwungen lachte ich mit. „Ja, ja", meinte er wieder, „ich bin ein armes Hunderl, was net bellen und beißen kann, wann s greizt wird, weil s Schmerzen hat. Ihr wißt alle, daß i in mein Leben niemals verkehrte Ansichten zeigt hab, aber wann i am Bauch liegen muß, geht s halt net anders." Daraufhin sein bekanntes heiseres Gelächter, das meine Seele so tief ergriffen hat, wie das schaurige Lachen eines Wahnsinnigen. Wohl hatte ich nicht die Empfindung, daß er sobald nach meinem Besuche seine Augen für immer schließen werde, aber die Überzeugung, daß sein Leben verloren sei, konnte ich nicht unterdrücken.

Ob Anzengruber gefühlt hatte, was er gegolten und was er in seinen Werken geleistet hat? Das ist eine Frage, die er selbst stets unbeantwortet ließ, denn er sagte immer: „Die Dichterei ist wie die Malerei, man braucht nur Farben zu haben und einen Pinsel dazu. Nicht zu viel und nicht zu wenig auftragen, aber das Natürliche dem Menschen vor Augen bringen, und jeder wird sagen: „Gut is!" — So hat Anzengruber, glaube ich, die Kraft seines „Pfarrer von Kirchfeld" und die erschütternde Wirkung seines „Meineidbauers" weniger erkannt als wir alle, die wir die Großartigkeit seiner Werke in ein paar Stunden auf uns einwirken lassen. Es ist, um wieder mit ihm selbst zu reden, wie bei der Malerei; das langsam entstehende Gemälde kann auf seinen Schöpfer nach Vollendung nicht mehr so einwirken, als wie auf denjenigen, der die Pracht des Ganzen auf einmal genießt.

Anzengruber starb zur rechten Zeit, er hätte nach seinem „Fleck auf der Ehr'", das eines seiner schwächeren Stücke ist, keine bessere Komödie (so nannte er selbst seine Theaterstücke) mehr geschrieben — so meinten manche, welche entweder den Dichter in seinen Werken nie vollkommen verstehen konnten oder ihn um das ohnehin so spät eingetretene bißchen Glück beneidet haben. Er sagte einst, als er sein letztes Stück mit der erwähnten Feder schrieb: „Das Federl ist ziemlich spitzig, es schreibt sich gut damit, das Stück wird drum auch gut sein. Is s Federl einmal hin, dann geh ich wieder zu meinem Lieferanten." — Er kam nicht mehr, aber das „Federl", das so ein gutes Werk geleistet hat und noch lange nicht abgenützt war, ruht in Ehren, wie unser viel zu früh verstorbener Meister des echten, unvergänglichen Volksstückes. („Die Quelle.")

der Landschaft bin ich nichts als Mensch, in dem das Kind, der Mann, der Greis sich vereinen.

Empfunden habe ich das wohl seit jeher, aber zum Gedanken wurde es mir erst an einem der letzten Tage, als es mir auffiel, wie innig auf der Matte, am Rain, wo die alten Lärchen stehen, mein Heimatsgefühl war; und als ich den Häusern nahte, unter denen auch das meine steht, verflüchtigte sich das wundersüße Gefühl in eine gelassene Alltäglichkeit. Ist es also die Landschaft?

Ich möchte gerne dahinterkommen, was denn der Urgrund meines Heimwehs ist.

Jetzt will ich einen meiner Nachbarn abschreiben, einen Bauern in Landel, die Mürztaler können mit Fingern auf ihn zeigen. Er entstammt dem Waldgebirge, wo seine Vorfahren einen Bauernhof besaßen, der allmählich verarmte und endlich zugrunde ging. Der Michel, damals ein völlig habloser Junge, wollte aber nicht zugrunde gehen, sondern Bauer sein. Was tat er? Er ging von der Scholle fort und wurde Eisenwerksarbeiter. Mit seiner jungen Kraft setzte er ein, mit strengem Fleiß trieb er es beständig, jahrelang. Dabei schaute er weder nach links noch nach rechts, sondern geradeaus gegen das ihm sichtbare Ziel, das sonst niemand ahnte. Etliche hielten ihn für einen Streber, der etwa irgendwo was Bürgerliches und Wohlhabendes erhaschen wolle. Sozialdemokratische Anfechtungen nahten, die hielt er sich mit spitzen Ellbogen schweigend vom Leibe. Seine Arbeit machte er gut und gründlich, hingegen ließ er sich von den Vorgesetzten nicht ein Pünktchen Ungebührlichkeit gefallen. Einmal wurden unvertragsmäßige Überstunden von ihm verlangt, es war nach einem Brande; er machte sie, ohne ein Wort zu sagen. Das zweite Mal begehrte man von ihm ohne besonderen Anlaß Überstunden, da ging er hin und „dankte der Arbeit“. Ein anderes Mal kam er in der Fabrik so zwischen heißen Öfen zu stehen, daß er vor unbändigem Durst mehr an Bier vertrank, als was der Taglohn ausmachte. Er dachte, das ist kein Geschäft und „dankte der Arbeit“. Er wußte, wofür er seine Gesundheit aufzusparen hatte. Verließ er das eine Gewerke, tat sich ihm schon das andere auf, denn er war als tüchtiger und verläßlicher Arbeiter bekannt. An Feierabenden, wo die anderen sich in Wirtshäusern gütlich taten, ging er gerne in der Landschaft umher und beschaute sich die Bauernhöfe. An Sonntagen ging er über die Almen und betrachtete sich das weidende Vieh. Dann arbeitete er wieder frisch und munter im Eisenwerke.

Und als der Michel sechs Jahre lang Werksarbeiter gewesen, hatte er sich zweitausend Gulden erspart. Da verließ er die rauchenden Schlote, ging ins Gebirge hinauf, erwarb sich einen Bauernhof, heiratete ein

mit langer Elle. In seiner Wohnung leben noch die vergangenen Jahrhunderte, und so beständig, wie seine Wohnstätten, seine Lebensweise, ist sein persönlicher Charakter. „Einem, der das Althergebrachte nicht ehrt, bezweifle ich die Treue.“ — Als Forscher geht mein Sonderling stets mit der Zeit; man kann also nicht sagen, daß er eingerostet wäre. Nur die Mode war ihm widerlich. „Leute, die immer nach der Mode ausschauen und immer mit der Mode gehen, haben in sich keine Persönlichkeit und ihre kleinen Flatterseelen legen sich wie Motten ins Gewand.“

So meint der zeitlose Mann. Ich gebe ihm mein Erspartes aufzuheben. So viel Vertrauen habe ich zu dem Feststeher, der den flüchtigen Erscheinungen nicht nachgibt, sondern Herr bleibt, an dessen Tür die Lebensschäume abprallen und bisher sogar der Tod immer noch umgekehrt ist — unverrichteter Sache.

Ob es anderen auch so ergeht wie mir, daß sie ihre Wesenheit besonders an die Landschaft geknüpft finden? Möchte ich mich nur verständlich machen können!

Wenn ich durch meine heimatlichen Gegenden wandere, da bin ich ganz ich. Da fühle ich eine ungelöste Einheit zwischen mir und den Bergen, Matten, Wäldern und Bächen, die um mich sind, eine Einheit, die mein Lebtag so war und sein muß, die meine volle Ganzheit ausmacht, in der ich mich ausfülle, kurz, in der ich bin — ich kann's nicht anders sagen. In dieser Landschaft stehen Häuser, ich gehe in eins hinein und bin plötzlich fremd. Es sind ja gute Nachbarn, aber es sind andere Leute da, als einst hier wohnten; mehrmal haben vor meinen Augen die Generationen schon gewechselt. Und unter Leuten muß ich die Umgebung nun mit anderen teilen, ich bin nicht mehr allein auf der Welt, ich bin nicht mehr ganz ich. Aber noch wunderlicher. Ich trete aus der trauten freien Gegend in mein eigenes Haus. Ich habe es mir gebaut, ich wohne seit vierunddreißig Jahren darin, es ist bewohnt von meinen liebsten Menschen, es ist angefüllt mit Dingen, die alle zu mir in Beziehung stehen. Und doch! Ich bin nicht so ganz daheim und eins mit diesem Hause, als ich es draußen mit der freien Landschaft bin. Warum das? Ist es, weil ich die Landschaft länger kenne als dieses Haus und alles was drin ist? Durch die Wälder meines Gölkberges bin ich schon gegangen, als von diesem Hause noch kein Stein auf dem andern lag. Am rieselnden Fresenbache bin ich schon dahingeschritten, als mein Weib, meine Kinder noch nicht lebten. Am Wiesenrain habe ich schon Blumen gepflückt, als noch keines meiner Bücher, die jetzt den Kasten füllen, geschrieben war. Jetzt, in diesem Hause bin ich Gatte und Vater und Schriftsteller und sonst mancherlei — draußen in

näher auf den Zahn fühlen. Der alte Naturfreund Schum und ich waren vom Gebirge hergekommen und gleich in lehmigen Bundschuhen eingetreten. Auch Graf L. war da. Ich streckte mein Bein vor und sagte: „Sie Graf! Ziehen Sie mir die Schuhe aus!"

Der Graf blinzelt auf die kotigen Dinger, blinzelt auf mich, kreuzt über der Brust die Hände, neigt sein Haupt und spricht den evangelischen Satz: „Herr, ich bin nicht würdig, dir die Schuhriemen aufzulösen!"

Solche Stückchen aus jenen heiteren Zeiten mag ich nicht vergessen.

Jetzt fragte ich mich einmal, weshalb mir bei den Menschen das Gutsein so wohlgefällt? Auch in Erzählungen, Dramen und in Bildwerken macht mir die Darstellung und Verherrlichung der Tüchtigkeit, der Ehrenhaftigkeit, der Güte und anderer Edeleigenschaften ein größeres Vergnügen als die Wiedergabe des Gegenteils, und wäre sie noch so meisterhaft. Warum eigentlich? Ist es die reine glückselige Freude am Guten an sich? Dann müßte ich doch noch reger trachten, selbst gut und vollkommen zu werden. — Ich glaube fast, es ist bei mir die Freude am Guten mehr ästhetischer Natur. Ich empfinde das Gute als Schönes. Es gehört zum Kunstwerk. Denn die Darstellung des Guten weckt in mir Behaglichkeit, Rührung, Freude, Begeisterung, weckt frische, frohe Lebensgeister, ja im geistigen Schauen ein Gefühl, das ganz dem sinnlichen Vergnügen des Kunstgenusses gleichkommt.

Das Gutsein mag an sich rein geistig sein, aber seine Wirkungen sind sinnlicher Natur. Denn seine Wirkungen tun uns wohl, wir sehen, wir hören eine gute Tat an der Freude, der Beglückung derer, denen sie zugute kommt; wir fühlen es als etwas Angenehmes, wenn sie uns zugute kommt, deshalb heißt sie ja: gut. Das Gutsein ist also auch etwas für die Sinnlichkeit, es wirkt wie Schönheit, es gehört zur Kunst. Das sittlich Gute ist ein ästhetischer Hauptbestandteil in der Kunst sowie diese in klassischem Sinne so gerne auch das Gesunde, das Tüchtige, das Heldenhafte, das Sympathische, das Erhebende, im letzten Sinne das Gute darstellt. Ich sage doch nicht, bloß das Gute, sondern auch das Gute, das Erhebende, das heute so gerne ausgeschaltet wird, weil es „langweilig" sei. Als ob das Erfreuliche langweiliger wäre als das Gegenteil! — Wie soll aber z. B. der Schlachtenmaler, der Tiermaler das Gute darstellen? Wenn er das Widerliche vermeidet. Wie soll der Landschaftsmaler das sittlich Gute veranschaulichen? Wenn er das Wohltuende, das Erfreuliche in den Vordergrund stellt. Das sind allerdings noch niedrige Stufen der Möglichkeit, Ethik mit Ästhetik zu vereinigen. Anders in Literatur und Drama. Nicht als ob der Erzähler, der Dramatiker moralisieren solle. Um Gotteswillen, nein! Nur der schönheitlichen

frisches Dirndl, erzeugte acht gesunde Kinder und wurde ein wohlhabender Mann. Bargeld gab es nicht, aber auch keine Schulden. Nicht einmal Sparkasseschulden, ohne die heutzutage kein Grundbesitzer mehr auszukommen glaubt. Sein Hauptbesitz lag in einem großen Viehstand. Und nicht einmal modern rationell betrieb er die Wirtschaft, sondern noch immer nach altem Schlag, wie er es bei seinem Vater gelernt hatte. Und doch ging es aufwärts. Unermüdliche Arbeitsamkeit, Redlichkeit und Sparsamkeit, das war seine ganze Wirtschaftspolitik. Seine Kinder läßt er aber doch in landwirtschaftlichen Anstalten abrichten, damit sie auch „für die Neuzeit taugen".

Jetzt frage ich, warum geht es gerade bei diesem Manne? — Ist nur der richtige, feste, zielsichere Kerl da, dann steht auch der Bauer noch fest, dann nimmt er es sogar mit seiner Feindin, der Industrie, auf und weiß aus ihr seinen Vorteil zu ziehen.

Die Anzengrubergilde wurde einst vom Grafen L., der ein großer Künstlerfreund war, in Wien eingeladen zu einem Abendessen. Ich kam spät abends aus Graz an der Wohnung des Grafen an. Ein sehr untertäniger Diener öffnete mir mit vielen Bücklingen die Tür und wies mich in das Speisezimmer, wo eine Reihe von Schriftstellern, Malern und Schauspielern schon am Tische saß. Derselbe Diener ging mit den Schüsseln schweigend um den Tisch herum, um jeden zu bedienen. Ich fragte Anzengruber, neben dem ich zu sitzen gekommen, nach dem Hausherrn, der nirgends zu sehen war. „Wo ist denn der Graf?" — „Nehmen S Eahner amol d Forelln außer, de er Eahna scho so lang vorhalt't!" antwortete Anzengruber. Der Diener mit dem großen Silberteller war nämlich schon lange demütig hinter mir gestanden. Und dieser Diener war unser Gastgeber, Graf L. Während der ganzen Mahlzeit spielte er die Rolle eines musterhaften Aufwärters, was mir erst imponierte, als er nachher beim schwarzen Kaffee, den er vor unseren Augen gekocht, mit bewegter Stimme die Worte sprach: „Ich habe Sie, meine Herren, schon so oft mit ‚Gehorsamer Diener', ‚Ergebener Diener', gegrüßt, daß es nun an der Zeit ist, Ihnen auch die Wahrheit zu beweisen. Meinem Hause ist heute die Ehre widerfahren, Grafen, Fürsten und Könige ehrfurchtsvoll begrüßen zu dürfen. Geruhen Eure Gnaden, Durchlauchten und Majestäten, diese bescheidene Huldigung entgegenzunehmen von Ihrem armseligsten Domestiken!"

Die naivsten der Gäste waren über diese Huldigung gerührt, die anderen schmunzelten zu dem hübschen Stückel des extravaganten Grafen.

Einige Zeit später kamen wir wieder in der Weinstube „zum schwarzen Gadern" zusammen und da wollte ich der Demut des Grafen einmal

fingen das Reich zu erobern. Mein nächstes Werk soll dem Namen Rechnung tragen und wird den Titel führen: „Million Donnerwetter noch einmal!“

„Papa!“ sagte der Gymnasiast, „weißt du, was ich werden will? Ich will Dichter werden. Der Herr Professor sagt, ich habe Talent, und mein sechsaktiges Drama „Bismarck“, das ich beim Burgtheater eingereicht habe, ist angenommen!“

„Mein lieber Heinrich!“ antwortete der Vater, „wenn du nicht so lügen kannst, daß man's glaubt, dann hast du kein Talent zum Dichter.“

Wenn einer, den in den Zehen friert, ein Paar Stiefel stiehlt, welch strenges Gericht? Der Gendarm streicht tagelang hin und her, um ihn einzufangen. Dann große Verhandlung, umständliches Zeugenverhör, Eid und Kotter! Im Rechtsstaat Gerechtigkeit und im Gerichtssaal hoch an der Wand leuchtet der Spruch: Fiat justitia — pereat mundus!

Es kommt das Automobil. Alles Straßen- und Gassenleben ist gefährdet, die Fuhrleute müssen sich mit großen Kosten anders einrichten, nachdem sie durch scheugewordene Zugtiere Einbuße erlitten. Die Häuser hin und hin entwertet der Staub und Gestank — steuerlos manchmal, steuerfrei immer, saust so ein Ungeheuer durchs Land, führt Tiere nieder, manchmal auch Menschen, die taub oder krumm, oder zum ewigen Ausweichen vor Fremden nicht geboren sind. — Die geschädigte Bevölkerung flucht. Von Gerechtigkeit ist hier kaum mehr die Rede, die Leute fühlen sich schutzlos.

Dann ein Militärstaat. Mitten im tiefsten Frieden fällt er ins Nachbarreich ein und unter der Phrase vom Ordnungmachen raubt er ihm mit tausenden von Menschenopfern Städte und Länder weg. Die Kulturstaaten ringsum sehen schweigend zu, rühren keinen Finger, schmunzeln zum Siege des Stärkeren und justifizieren in hochheiligem Gerechtigkeitsgefühl den armen Stiefeldieb.

Die Teuerung! Mir scheint, die Teuerung ist ansteckend. Besonders, wenn viel davon gesprochen wird. Ich habe wahrgenommen, daß Geschäftsleute den Preis ihrer Waren ganz willkürlich erhöhen, mit der einzigen Begründung, daß jetzt Teuerung ist. Und man sitzt ihnen auf. Man kann den Normalpreis, den Tageskurs möchte ich sagen, ja nicht immer überschauen, und das benützt mancher Verkäufer, ich sage bloß „mancher“, seinen Kunden einen je nach Laune erhöhten Preis ein-

Wirkung wegen verlangt der gesunde Kunstgenießer, ich sage, der gesunde! die naive, tendenzlose Darstellung auch des Guten. — Bei Emil Ertls neuem Roman „Auf der Wegwacht" habe ich wieder gesehen, wie gut sich das machen läßt und wie genußreich es wirkt.

Wenn man ein wenig aufpaßt, kann manchmal ein verstecktes Naturgesetz beobachtet werden. So wird man finden, daß Leute, die Tag für Tag gerne widersprechen und in Kleinigkeiten ihren eigenen Kopf aufsetzen, in der Lebensführung zumeist lässiger und willensschwächer sind als die gesellschaftlich Jovialen, die im Umgang anderer Meinung nicht immer zu bekämpfen pflegen. Es ist, als ob durch den beständigen Widerpart die Kräfte verbraucht würden, so daß diese für ein starkes Wollen, für einen festen Charakter nicht mehr ausreichen. Man sollte sich in Kritik des Alltags, in Beurteilung von Kleinigkeiten, in Rechthaberei wegen Unbedeutendem nicht zu sehr vertrödeln, soll — wo man nicht beistimmen kann — schweigen und sich sammeln für die Tat. Schweigsame Menschen sind energischer, schöpferischer als plaudersame, und in Zeiten, da ich noch kein „Heimgärtners Tagebuch" geschrieben, habe ich Romane gedichtet.

„Du hast dir mit deiner Millionensammlung nicht schlecht geschadet!" rief mir lustig ein alter Freund zu, „man hört nichts mehr vom Dichter, nur immer vom Baustein-Rosegger". — Der Mann sagte nicht ganz wahr. Der neue Name ließe sich noch ertragen, er erinnert an einen Steinmetz oder gar an einen Baumeister. Es ist aber weit schlimmer, es ist kompromittierend: „Millionen-Rosegger" sagt man, und ich kann nicht einmal gerichtlich klagen. Für einen Poeten die schauderhafte Bezeichnung: Millionenmensch! Wer erträgt das? Nicht einmal die wirklichen Millionen wären mir erträglich. Der leere Name noch viel weniger. Ich bilde mir ja gewiß was drauf ein, auf das große Gelingen, auf die Erfüllung eines Lieblingstraumes, aber erschöpft sich darin meine Aufgabe?

Sonst hat man doch noch immer einmal gesprochen vom „Waldschulmeister", „Gottsucher", vom „Erdsegen", von „Mein Himmelreich" u. s. w. Jetzt ist es nur mehr der Mann, der die „Rosegger-Stiftung gemacht" hat. „Gemacht", sagen sie, was so viel als gespendet heißen kann. Und allen Ernstes bekomme ich häufig Zuschriften: „Sie haben drei Millionen dem Deutschen Schulverein geschenkt, schenken Sie auch mir armem Teufel was!" — Mein Werk, meine fünfzigjährige Lebensarbeit wird niemals so viel Aufsehen machen als dieser Klang: Millionen! Da, beim Gelde erst horcht die Welt auf. Und wir armen Toren wähnen in verzückten Stunden, mit Geschichtenerzählen und Lieder-

das gänzliche allgemeine freiwillige oder erzwungene Verzichten — möglich? Es ist nicht möglich. Der Alkohol ist entdeckt und nimmer lassen die Bewohner dieser traurigen Erde sich ihn entwinden. Es kann gelingen, zeitweilig größere Abstinentenkreise zu züchten, aber aus solchen (ich weiß einige Beispiele) fallen gelegentlich manche zurück von der extremen Tugend gänzlicher Enthaltsamkeit in das extreme Laster abscheulicher Trunksucht. Damit will ich nicht sagen, daß der Kampf gegen den Alkohol aufgegeben werden solle, beim Himmel, nein! Er möge mit den wirksamsten Mitteln auch die strenge Abstinenz predigen; bei vielen gelingt sie ja doch, solche sind ermutigende Leuchttürme für andere. Aber bei Kreisen, die für Abstinenz absolut nicht zu haben sind, sollte man sich mit der Mäßigkeit begnügen. Man wirbt leichter zehn Leute für die Mäßigkeit, als einen für das völlige Verzichten — auf immer.

Immerhin würde ich gerne für das schärfste Mittel, auch für die gänzliche Enthaltsamkeit, eintreten, wenn mir beim Weintrinken das Wasserpredigen sympathisch wäre. Seit etwa 35 Jahren trinke ich Wein, leichten Tiroler, täglich zwei Achtel. Ein Arzt hat mir einst gegen ein Magenleiden diesen Wein verordnet und er bekommt mir wohl. Freilich ist auch schon die Gewohnheit da. Bei besonderen Anlässen trank ich sogar mehr als ein Viertel; das kam früher alle „heiligen Zeiten“ vor, seit langem fast gar nicht mehr. Bier hat mir, außer bei großem Durst, der bei mir kaum vorkommt, nie geschmeckt, Branntwein war von jeher ausgeschlossen. Also handelt es sich bei mir nur um das Viertele Tiroler. Und solange ich dieses nicht entbehren kann, habe ich kein Recht, Abstinenz zu predigen. Man hat mir zwar geraten, sie doch zu predigen, und mein Viertele zu verleugnen. Nur weiß ich nicht, was hier der größere Schaden wäre, das bißchen Wein oder die Unredlichkeit.

Aber gegen die Trunksucht stehe ich, gegen diese tückische Vernichterin der Gesundheit und Kraft, der Sittlichkeit, des Familienglückes, des wirtschaftlichen Lebens. Gegen diesen ekelhaften Schandfleck, der uns Deutsche so sehr in Verruf bringt. Ich glaube, die jetzt so allgemeine Trunksucht kann ausgerottet werden auch ohne die gänzliche Enthaltsamkeit. In diesen wie in allen anderen Dingen muß der Mensch eben zum vernünftigen Mittelweg erzogen werden. Aber zur Ausrottung der Trunksucht brauchen wir die mächtigsten Helfer. Händeringend beschwören möchte ich die Schule, die Kanzel, die Presse, den Arzt, den Gesetzgeber, ja selbst die Kunst, uns beizustehen in diesem Kampfe gegen die verhängnisvolle Todsünde.

zureden, „weil halt jetzt alles so teuer ist“. Da sollte man weniger von Teuerung reden und weniger kaufen. — Die Teuerung ist ja ein Problem, von dem man viele Gründe weiß, ohne den eigentlichen zu kennen. Sie hängt nicht immer mit dem Notstande zusammen. Ich horche aus, ob man im Lande von Hungersnot höre. In Großstädten herrscht sie ja immer bei den Ärmsten, auch in billigen Zeiten. Im allgemeinen herrscht gegenwärtig die gleiche Vergnügungssucht, die gleiche kostspielige Modeführung an Kleidung, Wohnung, Wirtshaus usw. wie in billigeren Zeiten. Bei den erhöhten Arbeitslöhnen nehmen ja viele um so mehr ein als die Lebensmittel teurer geworden sind, oder vielleicht sind sie eben deshalb teurer geworden, weil die Arbeit höher bezahlt werden muß. Das könnte man dann eigentlich nicht Teuerung nennen, sondern gesteigerten Geldumsatz, der an sich kaum ein Übel wäre, wenn er gleichmäßig durch alle Bevölkerungsschichten ginge. Aber leider ist es so: die einen erreichen eine Lohn- oder Gehaltserhöhung, die anderen nicht. Oder steigen bei dieser allgemeinen Lohnerhöhung auch die Bücherpreise, die Schriftstellerhonorare? Nicht daß ich wüßte. Mein einziges Mittel gegen die Teuerung ist, daß ich jetzt nur das Notwendigste kaufe. Es wäre vielleicht nicht übel, wenn alle, die über die Teuerung klagen, das gleiche täten.

Daß man auch ohne Wein oder Bier feurige und geistreiche Reden halten kann, hat der vor kurzem in Graz stattgefundene Alkoholgegnertag wieder gezeigt. Besonders von einer dieser Reden verspreche ich mir was. Es ist die Rede, die der Theologie-Professor Dr. Uhde an die Geistlichkeit, an die Seelsorger gehalten hat. Daß diese in der Schule, auf der Kanzel und im Beichtstuhl aufklärend und warnend gegen den Alkoholgenuß wirken sollten. Ein rechtes Wort an die richtige Adresse. Bisher haben es die geistlichen Herren, die nebst den Ärzten Berufensten, in dieser Sache fehlen lassen. Mit gelegentlichen Phrasen über die Sünde der Unmäßigkeit gehen sie flüchtig hinweg über einen furchtbaren Schaden unseres Volkes, über den gründliche Belehrung von solcher Seite so not täte. Und die Belehrung würde sich tun lassen, wenn — ja, wenn nicht gleichzeitig verlangt würde, daß die Priester sich selbst gänzlich des Alkoholgenusses enthalten sollten. Hieran scheitert die Sache.

Es ist bei dieser Versammlung nicht von Bekämpfung der Trunksucht geredet worden, sondern davon, daß die Menschheit ganz und gar auf alle alkoholischen Genüsse verzichten solle! — Ich meine, es wäre fast ein wenig schade um die Wegwerfung einer Gottesgabe, die bei richtigem Gebrauch edle Genüsse in unser Leben bringen kann; doch man müßte trotzdem darauf gänzlich verzichten, wenn nur mit diesem Opfer die Trunksucht aus der Welt geschafft werden könnte. — Ist aber

Der Strick, der uns die Hände fesselt, dient vielleicht einem andern als Rettungsseil.

*

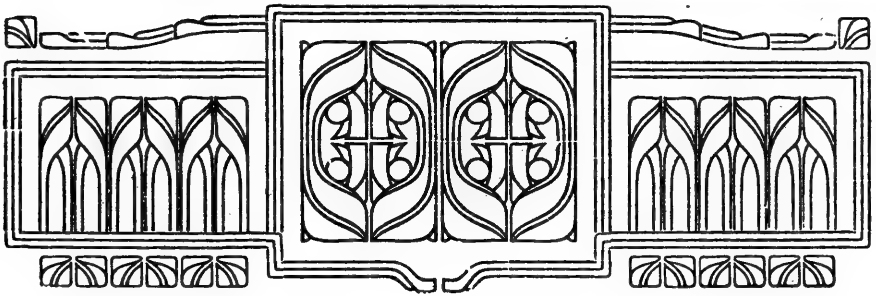
Besser ist's immer noch, man verläuft sich in eine Sackgasse des Lebens, als daß man völlig in die Irre läuft.

Gift!!!

„Gift?“ sagt Ihr, „oho! Wir haben doch selber hineingeguckt: wie's da hergeht, das ist so interessant, daß sogar uns Großen mitunter zumute wird, wir wissen nicht, wie! Diese Gefahren — eine Gänsehaut kriegt man nach der andern! Dieser Mut, diese Gescheitheit, diese Gemeinheit und dann wieder: dieser Edelsinn! Aber wenn's auch noch so oft haarbreit am Verderben vorbeigeht, schließlich wird's doch immer gut, und das unschuldige Mädel kriegt seinen Schatz, und der edle Held triumphiert, und die Tugend siegt. Na also! Gift?! Was soll es denn schaden, dieses Gift?“

Gift! Dabei bleiben wir. Aber die Gifte sind ja nicht ebenso schädlich für alt wie für jung. Ihr Eltern wißt doch, daß ihr auch wohl einmal etwas vertragen könnt, woran euer Kind zugrund gehen würde! Wir sind keine Freunde des Alkohols, aber immerhin: wieviel leichter verträgt der Erwachsene sogar ein großes Glas Schnaps, als ein Kind! Laßt ihr eure Kinder Schnaps trinken? Der Lumpenproletarier tut das vielleicht, der Verkommene, der Gewissenlose oder auch der — Dumme, aber ganz gewiß nicht der gescheite Mann und die helläugige Frau, die ihren Menschenwert fühlen und die wollen, daß ihre Kinder heranwachsen zu gesunden und starken Menschen, zu Glücklichen, die's einmal womöglich besser haben als ihre Eltern selbst. Gebt ihr euren Kindern Schnaps? Tut ihr's nicht, so dürft ihr sie aus ganz denselben Gründen auch keine Schundbücher lesen lassen. Oder wollt ihr nicht, daß sie vorwärts kommen?

Sollen sie das, so müssen sie damit rechnen lernen, wie's in der Welt wirklich hergeht. Will ich mir eine Stellung im Leben verschaffen, muß ich mich auf Menschen, Dinge und Verhältnisse verstehen, wie sie sind. Wo geht's denn im Leben zu, wie in diesen Schauerromanen mit den ergreifenden Bildern vorn? Wo sind Menschen, die nicht nur allmächtig, sondern auch allwissend sind, wie der liebe Gott? Anderseits: wo sind diese eingefleischten Teufel, denen rein gar nichts einen Spaß macht, als ganz ausgesucht niederträchtig zu sein? Hat irgendwer von euch schon irgendwen von der Sorte Menschen kennen gelernt, die in diesen Heften die Hauptrollen spielen? Oder irgend etwas erlebt, wie es hier geschildert wird? Oder auch nur sprechen gehört, immer hochtrabend und immer unnatürlich, wie es diese Puppen da tun, mit denen man Theater vormacht? In diesen Heften steht ja das Leben auf dem Kopf und strampelt mit den Beinen! Da sperren natürlich eure Jungen die Augen auf, so was gefällt ihnen, denn das gibt's ja gar nicht. Was schadet das, sagt ihr, das Märchen gibt's auch nicht. Aber erstens mal: was ein schönes Märchen zeigt, ist eben schön — häßliche Märchen brauchen wir auch nicht. Und zweitens: Märchen spielen und träumen wohl, aber sie lügen nicht. Der Märchenschein, der verweht beim Älterwerden von selber, wie ein Morgennebel beim wachsenden Tage sich von Wiesen und Wald zieht. Aber die Schundbücher lügen, denn sie tun, als wenn sich's um die jüngste Vergangenheit oder gar um die Gegenwart handelte, kurz, als wenn es so in der Wirklichkeit hergehen könnte. Euer Knabe soll dieses Zeug für möglich halten. Und tut's, weil er das wahre Leben noch nicht kennt. Armer Junge du, der mit so aufgeblasenen Phantastereien im Kopfe dann im Leben vorwärts soll — du mußt schon Glück haben, wenn du dich nur mit heilen Gliedern



Kleine Laube.

Wer glücklich ist . . .

Wer glücklich ist, der ist auch gut,
Das zeigt auf jedem Schritt sich;
Denn wer auf Erden Böses tut,
Trägt seine Strafe mit sich.

Du, der in deiner frommen Wut
Des Zorns und Hasses Sklave,
Du bist nicht glücklich, bist nicht gut,
Dein Haß ist deine Strafe!

F. Bodenstedt.

Gedankenwege.

Von Otto Promber.

Mit den Tiefseefischen haben manche Menschen das überein, daß sie nur unter einem bestimmten Drucke leben können, ohne Schaden zu nehmen.

*

Erfahrungen sind sehr schön. Aber die Steine auf unserem Lebenswege sind schließlich nicht dazu da, daß wir darüber stolpern.

*

Man kann eine große Zukunft haben und bringt es doch nur zu einer großen Vergangenheit.

*

„Eine schöne Auslage und nichts drin", sagte irgendwer, der aus einem Laden trat. Daran muß ich immer denken, wenn ich einen Menschen sehe, der einzig seinen Kleidern lebt. Er weiß ganz genau, daß er nur mit einer möglichst effektvollen Auslage Staat machen kann, die er selbst als den wertvollsten Teil seiner Person betrachtet.

*

Ich möchte meinem Kinde folgendes ins Album schreiben: „Solltest du einmal irgendwelche Erfolge im Leben haben, so laß dir gesagt sein: verarbeite die Freude, die du darüber empfindest, möglichst für dich! Denn für viele Menschen ist es geradezu eine Beleidigung, wenn man ihnen — selbst gänzlich unbeabsichtigt — zu denken gibt, daß man möglicherweise leistungsfähiger ist, als sie es sind. Solltest du noch so oft darauf hinweisen, wie schwer es dir geworden ist, ein bestimmtes Ziel zu erreichen, sie werden doch immer nur aus einem stillen, nagenden Neidgefühl heraus sagen: Er hat eben ‚Glück' gehabt! — Je mehr du wirst, je Besseres du gibst, um so mehr winseln mußt du vor gewissen Menschen, damit man dich nicht irgendeiner strafwürdigen Überhebung verdächtige."

*

Wir, die wir hier zu euch sprechen, wir dünken uns nicht besser oder vornehmer oder gescheiter als ihr seid, noch treibt uns irgendein Geld- oder Parteiinteresse zu euch. Unser Dürerbund will keine Profite, weil er überhaupt keine Geschäfte macht. Und er hat zu Mitgliedern überzeugte Angehörige aller politischen Parteien. Die Jugend liegt uns allen am Herzen, genau so, wie sie euch am Herzen liegt. Durch unsern Beruf aber sind wir gerade über diese Dinge besser unterrichtet als ihr, wie ihr eurerseits auf anderen Gebieten besser unterrichtet seid als wir sind. Wir dürfen also zu euch guten Gewissens reden. Und wir warnen euch und eure Familie vor der Schundliteratur als vor einem geistigen Gifte. Verbündet euch mit uns (wie das geschehen kann, sagt euch auch der „Gesundbrunnen“), um statt Aufregungen und Rausch, heilende, nährende und kräftigende Freuden in alle unsere Heimstätten zu bringen. Und damit die echte Bildung, die für jeden, der sie gewonnen hat, nach dem alten Sprichwort Macht bedeutet — und die zugleich Glück bringt.

Darum: schützt eure Jungen und Mädel vor dem gedruckten Schund! Bekämpft ihn, wo ihr ihn nur findet, schickt eure Kinder vom allzu reichlichen Schmökern weg zur Erholung ins Freie und verschafft ihnen, wenn sie lesen wollen, Gutes zum Lesen, das nicht teurer, sondern billiger ist! (Der Dürerbund.)

Heimatschutz.

Ja, ist denn die Heimat in Gefahr? Steht der Feind mit Schnellfeuergeschützen und Repetiergewehren an der Grenze oder ballt sich der Mob zusammen, um Bomben zu werfen, zu plündern und zu zerstören? Nein, mein Lieber, diesmal sieht die Gefahr viel unschuldiger aus — o, über die Wölfe im Schafspelz! Gegen die wir zu Felde ziehen, die rücken als fleißige Arbeiter mit Sägen, Beilen und mit der Kelle an, ihre Führer haben gemütliche Brillen auf der Nase und die Mannschaft lebt kärglich vom schwer verdienten Taglohn. Sie meinen es zumeist gar nicht schlecht, will ich euch gleich sagen — sie und oft auch ihre Auftraggeber verstehen es nur nicht besser. Aber auch den unbewußten, gewissermaßen unschuldigen Gegner darf man nicht frei schalten und walten lassen.

Was die Leute denn tun? Sie „tragen Kultur“; sie verderben unsere Wälder, sie „modernisieren“ altehrwürdige Bauwerke und setzen einen funkelnagelneuen Eintagsstil mitten in ein altharmonisches Landschaftsbild. Ist das nicht arg genug? Leider muß man sie häufig gewähren lassen, weil ihre Tätigkeit, so schönheitszerstörend sie auch wirkt, wirtschaftlich nützlich ist, aber ebenso häufig schießen die Nur-Praktiker weit übers Ziel und streben durch Häßlichkeit und Geschmacklosigkeit an, was auch auf feinere Art zu erreichen wäre. Mit Arbeiterhäusern, Schulhausbauten, Villen und Fabriken verschandelt man ganze Gegenden, denkt nur an die Verzinsung des hineingesteckten Kapitals und niemals daran, ob es nicht möglich ist, das Praktische mit dem Schönen zu verbinden. Unsere Zeit ist ja doch so stolz auf ihren guten Geschmack und das Wort „Kunst“ wird von Kulturmenschen nur mit heiliger Scheu genannt. Doch man begnügt sich gern damit, die „Kunst“ in Galerien aufzustapeln, und ein Mäcen, der 20.000 Kronen für ein Landschaftsbild ausgibt, ruiniert dieselbe Landschaft zugleich im Original durch ein Dutzend Fabriksschlote oder Abzugskanäle, die er dort anlegt. Was wurde da, was wird da nicht gesündigt! Sünden wider den heiligen Geist der Natur, die deshalb kaum vergeben werden können, weil sie unersetzliche Werte zerstören, also unsühnbar sind.

Gegen die entstellende Industrialisierung einer Gegend zu Felde zu ziehen, kann sich niemand, der den unaufhaltsamen Werdegang unserer Entwicklung verfolgt, unterfangen, aber überflüssig ist es z. B. — und das geschieht verhältnismäßig oft —

im Kampf ums Dasein einigermaßen lebendig hältst. Vorwärts kommen kannst du mit so verdorbenem Kopfe nimmer und nie.

Sollen wir vorwärts, müssen wir gesund sein. Unsere Jungen müssen sich nicht nur nach und nach darüber klar werden, was im Leben möglich ist und unmöglich ist, sie müssen auch Kraft haben, Tüchtiges zu tun. Wer sich mit Nick Carter und Genossen oder ihresgleichen den Kopf schwindlig zu machen lernt, der ruiniert sich aber so nebenbei auch die Nerven. Die Erholung ist zum Kraftsammeln nötig, deshalb muß in ihr Ruhe sein. Diese Schundliteratur aber raubt die Ruhe, denn sie „spannt" fortwährend und hetzt dadurch den Geist von Aufregung zu Aufregung. Mitunter kommt's bis zum Überschnappen — wie bei dem Jungen in Hannover, der all seine Holzpapier-Herrlichkeiten dieser Art mit einer Girlande zusammenband ... und sich dann erschoß. Mitunter kommt's zum Verbrechen, wie bei dem Laufburschen in Köln, der unter Berufung auf ein Sherlock Holmes-Bild seinen ... Mord an einem Knaben schilderte. Stets aber kommt es zu einer Schwächung. Das braucht gar nicht erst bewiesen zu werden, denn jeder sieht doch wohl ohne weiteres ein: daß gesunde Nahrung gesünder ist als ungesunde. Diese Hefte nähren nicht, sie zehren.

Leser du und Leserin du, ihr seid doch nicht dumm — wenn euch einer anschreit, so wißt ihr, er will etwas von euch für sich, und wenn euch einer schmeichelt, so traut ihr dem Kerl nicht. Nun vergleicht bloß das Äußere dieser Hefte mit einem anständigen Buch. Welches spricht ruhig zum Beschauer, wie einer, der eben etwas mitzuteilen hat, und welches schreit ihn schon mit dem Bilde an: „Kauf mich! kauf mich!" Und diese schreierischen Bücher schmeicheln auch, und wenden sich, wie alle Schmeichler, nicht an das Beste, sondern an das weniger Gute in uns. In uns — ich meine in unsern Jungen: Sie wenden sich nicht an die gesunden Jungenstriebe, die verderben sie, und dann schmeicheln sie den niedrigen Instinkten. Sie drücken sie herunter zum Tierischen, während wir doch alle Ursache haben, unsere Jugend stark zu machen, damit sie das Tier in sich — und um sich — im Zaum halten kann. Warum tun sie das? Weil das Gemeine immer das Allgemeine ist: wer sich ans Tier im Menschen wendet, fängt am leichtesten die meisten Leser, und wer die meisten Hefte verkauft, macht die besten Geschäfte.

Und das muß man ihnen lassen, Geschäfte machen die Herren Verfasser und Verleger, ganz großartige Geschäfte mit ihrem Schund. Es ist nachgewiesen, daß unserm Volk damit Millionen aus der Tasche gezogen werden. Ein einziger dieser Herren, die sich vor euch und euren Kindern so gern als „Volksfreunde" aufspielen, hat $2^1/_2$ Millionen in einem einzigen Jahre mit seinem Schunde auf Kosten des Geldes und der Gehirne eurer Kinder „gemacht". In Wahrheit ist nämlich dieser Schund, der tut, als wenn er billig wäre, auch noch skandalös teuer. Denn für dasselbe Geld, das hier euch oder euern Jungen abgeluchst wird, könnten sie das Beste und Erfreulichste zum Lesen bekommen. Und zwar „Dauerware"! Wir meinen: Bücher, die sich halten. Bücher, an denen man sich nicht nach ein- oder zweimaligem Durchfressen den Magen verdorben hat, sondern die man in den Schrank stellt, wo sie sich nach und nach zu einer Bücherei von so hohem inneren Werte ansammeln wie nur die irgendeines Reichen. Wollt ihr wissen, wo sie zu kaufen sind, so wendet 50 Pf. daran und schickt sie in Briefmarken an den Geschäftsführer des Dürerbundes, Georg D. W. Callwey in München, mit der Bitte, euch dafür postfrei den „Gesundbrunnen" zu senden. Der gibt euch neben manchem andern Nützlichen und Unterhaltsamen vielerlei Ratschläge, was, wo und wie ihr für weniges Geld die besten Bücher ins Haus bekommt. Ihr solltet auch zu stolz sein, als daß ihr euch von Geschäftemachern ausbeuten laßt, die euer Nichtverstehen benutzen wollen, um euch Schund anzuschmieren, und euch im stillen auslachen.

Van Zellerischn eahnari Köpf
Her über die „Veitsch“ und die „Starrizn“,
Und van „Hochschwob“ die Zacknschöpf
In helln Sunschein übrablitzn.
Und d „Ennstoler“ in weißn Gwänd,
Sie leuchtn mit da „Planspitz“ her,
Van „Reichnstoan“ und weiter drent
Vasinkt s Gebirg in Nebelmeer,
Aus den da „Zirbitz“ aussagampp
Und d „Sauolm“ in an rosign Liacht,
Und won da Schnee die Luft auframpp,
Mah gor in weitn Dochstoan siacht.
Da Bochernzug in Unterlond,
Wou d Rebn blüaht, weils d s Weinl mogst,
Wou d „Südmark“ steht, zan Untapfond,
Daß nit ah zgleich s Sloweinl**) wochst,
Er winkt dah mit sein Wellenkomm
Her übern „Schöckl“ sein grean Rosn,
Und ba da wildn „Bärnschützklomm“
Zoagt dah da „Lantsch“ sein kecki Nosn.
Wia do hiaz „Fischboch“ übraleucht
Und sih die Häusa freundlih duckn,
Und wiah dah s Örtl nachand deicht
Mit seina Kirchn am grean Ruckn.
Däs is scha s Ostlond, d scheansti Welt,
A Woldlond vulla Berg und Tol,
A Landl, den scha gar nix fehlt,
Die Eisnbohn ah nit amol.
Heint liegts nouh do in siassa Ruah,
Woas nix van unsrer wildn Host,
Va weitn schauts in Weltkompf zua
Aus seina tiafn, heilign Rost.
Do lebn nouh d Sittn, d oltn Bräuch,
Sou wia s da Ähnl hot valossn
Va seina Roas ins Himmlreich,
Und sou die Kloan, ols wia die Grossn
Hört ma nouh jauchzn, Liadln singan,
S Spinnradl sumpert in da Stubn,
Van Brechltonz siacht mah s nouh springan
Ums offne Feuer um und um.
Die Treu wird nouh in Nochbarn gholtn,
A Hondschlog ist in dera Zeit
Do drent ba d Jungen wia ba d Oltn
Nouh mehr als wia da höchste Eid.
Bleib steckn in dein Bauerngwandl,
Du gfollst uns just sou, wia du bist,
Und schau, du liabs „vagessns Landl“,
Daß s Dompfrouß nit grod s besti frißt.
Bleib schlicht und wohr, steh ohne Wonkn
Da neugn Zeit, aft müaß ma grod
Da Kaiserin Theresia donkn,
Daß s selm af dih vagessn hot. —
Schau, dir zu Füassn, aus n Tol,
Wia d muntere „Feistritz“ auffablitzt
Und aus n Tiaflond af oanmol
Van Ungarischn d Roob herglitzt.
Und hiaz vageht in weita Fern
Da Blick dir in an grauen Dunst,
Du schauast holt gor sou viel gern
Nouh weita, wons d s damochn kunnst.
Drum nimmt van „Wechsl“ da grean Wold
Dir s Wossa va die Augn auf
Und af sein Gupf drobn mochn s Holt
Und bschliassn den schön Wondalauf.
Und wos in solcher Procht dosteht
Runduma ums „Roseggerhaus“,
Dos siacht mah, won mah auffigeht,
Van „Stoanwandler“ sein Olmboudn aus.
Do kimmts eahm freilih wul in Sinn,
Daß er a schöni Hoamat hot,
Drum ziacht er mit sein Forbntoupf hin
Und streicht die Bam zan sichern Pfod,
Daß ah die ondern auffifindn
Aus dera dumpfn Erdnnoud
Und wieda s „ewige Liacht“ onzündn
Am Hocholtor van liabn Goud.
In dera storkn, heilign Flomm
Glüaht d Nächstenliab, s Erbormen,
Der Liachtstrohl louckt d „Stoanwandler“ [zsomm
Zan Christkindl für d Ormen.
Goudvoda loßt ah z Donk und Lohn
Sein Gnod van Himmel folln
Und zündt ringsum die Felsn on
Mit guldnan Sunenstrohln.
Schauts, van an bsundern Leuchtn is
Drobn afn Gipfel oana —:
Da „Peterlstoan“, jo däs is gwieß,
Wia der glüaht, sou glüaht koana.
Er glüaht für oan in Donkborkeit,
Der in die erstn Johr
Den Olmhaus nouh in horter Zeit
A treuer Wochter wor.
Der mit sein liabn, frohen Gmüat
Sein guate Seel vaschenkt hot,
Den Olmboudn, noch an Obschiedsliad,
Nouh mit sein Herzblut tränkt hot.
Däs wor a kräftger Dung, den do
Da Peterl hot vagossn,
Gor segensreich, s Johr drauf, is jo
Scha s Sühnhaus auffagschossn.
Nebn d „Stoanwandler“ loß dah va mir
A Ehrnplatzl schenkn,
In den kloan Liadl, Peterl, dir
A donkbores Gedenken.
Und enk, „Stoanwandler“, gilt der Gsong,
Is er ah nit recht groten,
Er is va mir a Herzensdonk
Für enkere guatn Toten.
„Stoanwandler“, enka Bund is stork
Und ees damochts nouh viel;
In mir grüaßt enk heint Steiermork
Und segnt enk enka Ziel! —

**) Sloweinl = Slowene.

eine romantische Burgruine zu zerschlagen, um sich das Zuhauen von Steinen für einen Schweinestall zu ersparen, einen kümmerlichen Wald so gründlich abzuholzen, daß das Gelände verkarstet, und eine Sezessionsvilla neben eine alte gotische Kirche zu stellen. Womöglich behaupten dann die Bauherren noch, die Kirche störe den überwältigenden Eindruck ihres Hauses, in dessen Fassade ein unternehmender Maler stilisierte Sonnenblumen malte.

Solche Anrempelungen unseres Gesichtssinnes brauchen wir uns eigentlich nicht gefallen zu lassen und eine Mehrheit soll nicht durch die Geschmacksverirrung einzelner beleidigt werden. Dagegen wird man freilich keine Gesetze erwirken können, eher schon gegen die immer rücksichtsloser geübte Absperrung von Wäldern und ganzen Almen — damit die Jagdbesitzer und Jagdpächter ungestörter ihren Sport betreiben können. Derartige Beengungen der nicht jagenden Menschheit müssen als Mißbrauch des Privateigentums betrachtet werden und schreien geradezu nach einer gesetzlichen Regelung, die dem Kapital und den Kapitalisten hier eine Grenzlinie zieht.

In Steiermark existiert nun ein Verein für Heimatschutz, der im Sinne der Erhaltung einer schönen Umwelt arbeitet, ohne jedoch mit jener aggressiven Angriffslust ausgestattet zu sein wie der Schreiber dieser Zeilen. Der Verein will mit gutem Zureden und guten Ratschlägen, mit Preisen und Anerkennungen, durch Flugblätter und Zeitschriften den Menschen zu Gemüte führen, daß es eigentlich sehr hübsch wäre, die landschaftlichen Natur- und Ortsbilder nach Möglichkeit zu schonen, Harmonie in unsere Bauweise zu bringen und das, was vom Althergebrachten wertvoll ist, zu erhalten und zu pflegen. Wenn auch die Mittel gering sind, die diesem unterstützenswerten Verein bisher zu Gebote standen, so leistete er doch schon sehr Beachtenswertes, und ich wünsche ihm von Herzen eine zehnfach und hundertfach so große Mitgliederzahl, als er jetzt hat, und damit ein erheblich gesteigertes Einkommen, das er gewiß gut und zum Nutzen der schönheitsfreudigen Allgemeinheit benützen wird.

Läßt man aber die Verhäßlichung der Natur durch allzu praktische und nüchterne oder geschmacksverderbte Leute auch weiterhin ohne Abwehrmaßregeln zu, dann macht man sich an der beleidigenden Verekelichung gerade der schönsten Punkte der Welt mitschuldig und darf überzeugt sein, daß künftige Generationen gegen uns den Vorwurf erheben werden, ihnen ein Stück Schönheit aus dem Leben vorweggestohlen zu haben. Man trete nur dem Verein für Heimatschutz bei und unterstütze so seine Bestrebungen, die ohne Gewalt, nur mit Liebenswürdigkeit etliche der besprochenen Übelstände abstellen wollen.

H. L. R.

A Olmgruaß an „D Stoanwandler".*)

Von Toni Schruf.

Ih hät a Gsangl van Pretul
In d Weanastodt heint z bringan;
Is s Herzerl van an Liadl vul,
So sull mah s aussasingan.
I sing enks aussa, wia ih s kon,
In „Stoanwandlern" gilts z Ehrn,
Sou frisch, as wia ih s drinnen hon,
Loust s auf, hiaz kinnts as hörn:
D „Fischbeckerolm", wous zuwikimmt
Zan broatn „Teufelsstoan",
D „Woldhoamat" afn Buckl nimmt
Und aftn — wia ih moan —
Nouh s Scheansti nit banonda hot,
Ziacht zan „Pretulerhaus";
Sechts, af den Fleckl taugts ma grod,
Do rost ih mih hiaz aus.
In woachn Birstling lieg ih drein,
Und wia ih schau in Kroas,
Schleicht sih die Seel in d Augn ein
Und geht mit auf die Roas.
Gor draußt ban „Weanawold" hebns on,
Und noch da Schneebergschneid
Kimmt d „Rax", d „Schneeolm", da „Tonion";
„Proleß", „Student", dä reckn weit

---

*) Zum „II. Steirerabend der Stoanwandler" (7. Oktober 1911) verfaßt und im Festsaal „zum Auge Gottes" vorgetragen.

Van Zellerischn eahnari Köpf
Her über die „Veitsch" und die „Starrizn",
Und van „Hochschwob" die Zacknschöpf
In helln Sunschein übrablitzn.
Und d „Ennstoler" in weißn Gwänd,
Sie leuchtn mit da „Planspitz" her,
Van „Reichnstoan" und weiter drent
Vasinkt s Gebirg in Nebelmeer,
Aus den da „Zirbitz" auffagampp
Und d „Sauolm" in an rosign Liacht,
Und won da Schnee die Luft auframpp,
Mah gor in weitn Dochstoan siacht.
Da Bochernzug in Unterlond,
Wou d Rebn blüaht, weils d s Weinl mogst,
Wou d „Südmark" steht, zan Untapfond,
Daß nit ah zgleich s Sloweinl**) wochst,
Er winkt dah mit sein Wellenkomm
Her übern „Schöckl" sein grean Rosn,
Und ba da wildn „Bärnschützklomm"
Zoagt dah da „Lantsch" sein kecki Nosn.
Wia do hiaz „Fischboch" übraleucht
Und sih die Häusa freundlih duckn,
Und wiah dah s Örtl nachand deicht
Mit seina Kirchn am grean Ruckn.
Däs is scha s Ostlond, d scheansti Welt,
A Woldlond vulla Berg und Tol,
A Landl, den scha gar nix fehlt,
Die Eisnbohn ah nit amol.
Heint liegts nouh do in siassa Ruah,
Woas nix van unsrer wildn Host,
Va weitn schauts in Weltkompf zua
Aus seina tiafn, heilign Rost.
Do lebn nouh d Sittn, d oltn Bräuch,
Sou wia s da Ähnl hot valossn
Ba seina Roas ins Himmlreich,
Und sou die Kloan, ols wia die Grossn
Hört ma nouh jauchzn, Liadln singan,
S Spinnradl sumpert in da Stubn,
Van Brechltonz siacht mah s nouh springan
Ums offne Feuer um und um.
Die Treu wird nouh in Nochbarn gholtn,
A Hondschlog ist in dera Zeit
Do drent ba d Jungen wia ba d Oltn
Nouh mehr als wia da höchste Eid.
Bleib steckn in dein Bauerngwandl,
Du gfollst uns just sou, wia du bist,
Und schau, du liabs „vagessns Landl",
Daß s Dompfrouß nit grod s besti frißt.
Bleib schlicht und wohr, steh ohne Wonkn
Da neugn Zeit, aft müaß ma grod
Da Kaiserin Theresia donkn,
Daß s selm af dih vagessn hot. —
Schau, dir zu Füaßn, aus n Tol,
Wia d muntere „Feistritz" auffablitzt
Und aus n Tiaflond af oanmol
Van Ungarischn d Roob herglitzt.
Und hiaz vageht in weita Fern
Da Blick dir in an grauen Dunst,
Du schauast holt gor sou viel gern
Nouh weita, wons d s damochn kunnst.
Drum nimmt van „Wechsl" da grean Wold
Dir s Wossa va die Augn auf
Und af sein Gupf drobn mochn s Holt
Und bschliassn den schön Wondalauf.
Und wos in solcher Procht dosteht
Runduma ums „Roseggerhaus",
Dos siacht mah, won mah auffigeht,
Van „Stoanwandler" sein Olmboudn aus.
Do kimmts eahm freilih wul in Sinn,
Daß er a schöni Hoamat hot,
Drum ziacht er mit sein Forbntoupf hin
Und streicht die Bam zan sichern Pfod,
Daß ah die ondern auffifindn
Aus dera dumpfn Erdnnoud
Und wieda s „ewige Liacht" onzündn
Am Hocholtor van liabn Goud.
In dera storkn, heilign Flomm
Glüaht d Nächstenliab, s Erbormen,
Der Liachtstrohl louckt d „Stoanwandler" [zsomm
Zan Christkindl für d Ormen.
Goudvoda lößt ah z Donk und Lohn
Sein Gnod van Himmel folln
Und zündt ringsum die Felsn on
Mit guldnan Sunenstrohln.
Schauts, van an bsundern Leuchtn is
Drobn afn Gipfel oana —:
Da „Peterlstoan", jo däs is gwieß,
Wia der glüaht, sou glüaht koana.
Er glüaht für oan in Donkborkeit,
Der in die erstn Johr
Den Olmhaus nouh in horter Zeit
A treuer Wochter wor.
Der mit sein liabn, frohen Gmüat
Sein guate Seel vaschenkt hot,
Den Olmboudn, noch an Obschiedsliad,
Nouh mit sein Herzblut tränkt hot.
Däs wor a kräftger Dung, den do
Da Peterl hot vagossn,
Gor segensreich, s Johr drauf, is jo
Scha s Sühnhaus auffagschossn.
Nebn d „Stoanwandler" loß dah va mir
A Ehrnplatzl schenkn,
In den kloan Liadl, Peterl, dir
A donkbores Gedenken.
Und enk, „Stoanwandler", gilt der Gsong,
Is er ah nit recht groten,
Er is va mir a Herzensdonk
Für enkere guatn Toten.
„Stoanwandler", enka Bund is stork
Und ees damochts nouh viel;
In mir grüaßt enk heint Steiermork
Und segnt enk enka Ziel! —

**) Sloweinl = Slowene.

eine romantische Burgruine zu zerschlagen, um sich das Zuhauen von Steinen für einen Schweinestall zu ersparen, einen kümmerlichen Wald so gründlich abzuholzen, daß das Gelände verkarstet, und eine Sezessionsvilla neben eine alte gotische Kirche zu stellen. Womöglich behaupten dann die Bauherren noch, die Kirche störe den überwältigenden Eindruck ihres Hauses, in dessen Fassade ein unternehmender Maler stilisierte Sonnenblumen malte.

Solche Anrempelungen unseres Gesichtssinnes brauchen wir uns eigentlich nicht gefallen zu lassen und eine Mehrheit soll nicht durch die Geschmacksverirrung einzelner beleidigt werden. Dagegen wird man freilich keine Gesetze erwirken können, eher schon gegen die immer rücksichtsloser geübte Absperrung von Wäldern und ganzen Almen — damit die Jagdbesitzer und Jagdpächter ungestörter ihren Sport betreiben können. Derartige Beengungen der nicht jagenden Menschheit müssen als Mißbrauch des Privateigentums betrachtet werden und schreien geradezu nach einer gesetzlichen Regelung, die dem Kapital und den Kapitalisten hier eine Grenzlinie zieht.

In Steiermark existiert nun ein Verein für Heimatschutz, der im Sinne der Erhaltung einer schönen Umwelt arbeitet, ohne jedoch mit jener aggressiven Angriffslust ausgestattet zu sein wie der Schreiber dieser Zeilen. Der Verein will mit gutem Zureden und guten Ratschlägen, mit Preisen und Anerkennungen, durch Flugblätter und Zeitschriften den Menschen zu Gemüte führen, daß es eigentlich sehr hübsch wäre, die landschaftlichen Natur- und Ortsbilder nach Möglichkeit zu schonen, Harmonie in unsere Bauweise zu bringen und das, was vom Althergebrachten wertvoll ist, zu erhalten und zu pflegen. Wenn auch die Mittel gering sind, die diesem unterstützenswerten Verein bisher zu Gebote standen, so leistete er doch schon sehr Beachtenswertes, und ich wünsche ihm von Herzen eine zehnfach und hundertfach so große Mitgliederzahl, als er jetzt hat, und damit ein erheblich gesteigertes Einkommen, das er gewiß gut und zum Nutzen der schönheitsfreudigen Allgemeinheit benützen wird.

Läßt man aber die Verhäßlichung der Natur durch allzu praktische und nüchterne oder geschmacksverderbte Leute auch weiterhin ohne Abwehrmaßregeln zu, dann macht man sich an der beleidigenden Verekelichung gerade der schönsten Punkte der Welt mitschuldig und darf überzeugt sein, daß künftige Generationen gegen uns den Vorwurf erheben werden, ihnen ein Stück Schönheit aus dem Leben vorweggestohlen zu haben. Man trete nur dem Verein für Heimatschutz bei und unterstütze so seine Bestrebungen, die ohne Gewalt, nur mit Liebenswürdigkeit etliche der besprochenen Übelstände abstellen wollen.

H. L. R.

A Olmgruaß an „D Stoanwandler".*)

Von Toni Schruf.

Ih hät a Gsangl van Pretul
In d Weanastodt heint z bringan;
Is s Herzerl van an Liadl vul,
So sull mah s auffasingan.
I sing enks auffa, wia ih s kon,
In „Stoanwandlern" gilts z Ehrn,
Sou frisch, as wia ih s drinnen hon,
Louft s auf, hiaz kinnts as hörn:
D „Fischbeckerolm", wous zuwikimmt
Zan broatn „Teufelsstoan",
D „Woldhoamat" afn Buckl nimmt
Und a'tn — wia ih moan —
Nouh s Scheansti nit banonda hot,
Ziacht zan „Pretulerhaus";
Sechts, af den Fleckl taugts ma grod,
Do rost ih mih hiaz aus.
In woachn Birstling lieg ih drein,
Und wia ih schau in Kroas,
Schleicht sih die Seel in d Augn ein
Und geht mit auf die Roas.
Gor draußt ban „Weanawold" hebns on,
Und noch da Schneebergschneid
Kimmt d „Rax", d „Schneeolm", da „Tonion";
„Proleß", „Student", dä reckn weit

*) Zum „II. Steirerabend der Stoanwandler" (7. Oktober 1911) verfaßt und im Festsaal „zum Auge Gottes" vorgetragen.

sich oft bis zu erschütternder Dramatik. Ich weise nur auf das Gastmahl im Hause des Millionärs in der Nacht, als der Krach bekannt wurde, und auf die Explosion der aus Bosheit gelegten Minen im Marmorberg.

Ertls Roman „Auf der Wegwacht" zeigt ebenso, ja noch überzeugender wie die zwei vorhergegangenen, daß nicht bloß der Sozialdemokrat, sondern auch der Bürger ein „Lied der Arbeit" singen kann. Ein Lied der Arbeit, in dem auch die Volkstreue und die Menschenliebe ihre vollen Stimmen haben. Es ist freilich auch ein Kampflied, aber man achte, wie die Widerklänge sachte sich harmonisch einigen und uns wieder Freude und Mut geben. Wie not tun uns solche Bücher und wie sehr wäre zu wünschen, daß Emil Ertls „Auf der Wegwacht" seinem ganzen Werte nach erkannt werde!

Singvögel.

Weil es mich glücklich macht . . .

Auch mir stürzten Tempel und Altäre,
Die Glut versank, die ich entfacht,
Und meine Gottheit fiel in Trümmer,
Da ward es still in mir und Nacht.

Dann war's so weit: in eine Ecke
Warf ich den tatenlosen Gram,
Und von mir fielen alle Fesseln,
Die Reue und die feige Scham.

Und damals lernte ich das Lachen,
Und dies ist meines Lachens Sinn:
Ich lach' nicht, weil ich glücklich bin,
Nur, weil's mich glücklich macht, zu lachen . . .

Ella Triebnigg.

Der Welt Lauf.

Wir alle, die wir wirken.
Wir treiben Tag für Tag
Dasselbe Handwerk weiter,
Zum selben Stundenschlag.

Der eine so, der anders,
Je wie sein Platz bestellt,
Und jeder wähnt, daß um ihn
Sich dreht die ganze Welt.

Bis er dann eines Tages
Aus ihr berufen wird —
Nun sehn die, die ihm nahe,
Wie sehr er sich geirrt. —

Sie sehn's —, jedoch der nächste,
Der auf den Platz gestellt,
Wähnt wieder, daß um ihn nur
Sich dreht die ganze Welt.

Die Welt indes rollt weiter
In ewig großem Lauf,
Hin über ihn, uns alle —
Und keiner hält sie auf . . .

Kurt Sonnemann.

Auf der Wegwacht.

Roman von Emil Ertl. (Leipzig. L. Staackmann. 1911.)

Dem Roman „Das deutsche Leid“ ist aus demselben Verlage rasch ein anderer gefolgt, der könnte heißen „Die deutsche Tat“. Aber er betitelt sich „Auf der Wegwacht“. Roman von Emil Ertl. Es ist der letzte einer Romandreiheit: „Die Leute vom Blauen Guguckshaus“, „Freiheit, die ich meine“, „Auf der Wegwacht“, die zusammen nichts Geringeres als hundert Jahre Österreich behandeln. Es ist die Geschichte einer Wiener Bürgerfamilie (derer der Seidenweber), die sich von der Schlacht bei Aspern bis zur Einverleibung Bosniens erstreckt! Die ersten zwei Romane haben wir seinerzeit besprochen (XXX., 228, und XXXIII., 228). Der neue Roman „Auf der Wegwacht“ beginnt mit dem Bruderkriege im Jahre 1866, berührt den deutsch-französischen Krieg, schildert den darauffolgenden Wandel in Österreich, die einreißende frivole Gewinnsucht und den Börsenkrach 1873. Dann beginnen die nationalen Verwirrungen, die Aufwucherung der Großindustrie und als deren natürliche Folge der Krieg zwischen Arbeiterschaft und Bürgertum. Endlich das gewaltige Erwachen des deutschen Bewußtseins, das aus dem Leide zum Streit, aus der Phrase zur Tat übergeht und siegreich wird. Siegreich nicht etwa durch Diplomatie, allgemeines Wahlrecht oder Gewalttätigkeiten, siegreich durch die Arbeit! Diese Epochen der österreichischen Geschichte spiegeln sich in den Schicksalen der Familie Mairold, die reichgegliedert sich in vielfache Berufstätigkeiten verzweigt, an der Gestaltung der Dinge mitarbeitet und Anteil nimmt. Das Herz dieser Familie und eigentlich auch der Kopf ist Frau Therese, die Witwe des Seidenfabrikanten Mairold, die ihre zahlreichen Kinder zu kernigen, tüchtigen Menschen erzieht, ihre große Fabrik musterhaft leitet, ja den ganzen Verwandtenkreis auf eine höhere Stufe zu heben trachtet. Der preußischen Einquartierung in ihrem mährischen Wohnorte weiß sie eben so klug und entschieden zu begegnen als der Cholera, dem tschechisch-nationalen Überfall und dem sozialdemokratischen Vorstoß. Ich weiß mich nicht zu erinnern, eine deutsche Mutter, Staatsbürgerin, Geschäftsfrau, eine Bürgersfrau und frischfrohe Wienerin so rechtschaffen und glänzend dargestellt gefunden zu haben, als es bei dieser herrlichen Frau Therese geschieht. Zahlreiche feingezeichnete Charaktergestalten unterschiedlichster Art, alle Zeitrichtungen vertretend, flechten ihre Beziehungen durcheinander und geben ein höchstlebendiges Bild der gährenden Zeit. Der Roman bewegt sich vom mährischen Landstädtchen über Wien langsam nach dem Süden Österreichs bis zur deutschen Sprachgrenze, dem Paß, wo es heißt: auf der Wegwacht. Hier, in den Marmorbrüchen, gründet ein Sohn der Frau Therese durch tüchtige, geniale und reele Arbeit ein deutsches Bollwerk; hier klingt der deutsche Gedanke, der Hauptnerv des Romans, aus in einem großen Erfolg, ersteht gleichsam zu einem Leuchtturm für unser vielfach ohne Kompaß segelndes deutsches Volk. Sieg durch die Arbeit! Diese Mahnung geht — allen politischen Leitartikeln, Vereinsreden und völkischen Agitationen zum Wink — durch das ganze große Buch. Und ich habe von der bildlichen, arabesken Poesie noch nicht gesprochen, in der das Werk stellenweise buntfarbig aufleuchtet, und nicht erwähnt den Reichtum von Lebensweisheit, mit dem der Roman vollgerüttelt ist, Erörterungen, die oft so schneidig und treffend sind, daß man sich die kleinen Unterbrechungen der Geschehnisse gerne gefallen läßt. Der Aufbau selbst ist ein eigenartiger; die Tatsachen werden nicht eigentlich erzählt, sondern so gegeben, daß sie der Leser allmählich erlebt. Ausgenommen vielleicht einige tiefgehende technische Schilderungen der Maschinen, die nicht immer ganz sinnfällig sind, bei denen man aber die Freude des Verfassers an der Arbeit nachempfindet. Die Geschehnisse steigern

Noch einmal wispernd, als ahn er:
Es läuten ihr letztes Lied
Des Tods violene Mahner,
Die Spätzeitlosen am Ried.

Der Herbst kennt kein Verlieren,
Der Sieg war immer noch sein,
Einst schickt er das erste Frieren,
Dann schlafen sie alle ein.

K. Dankwart Zwerger.

Lustige Zeitung.

Vereinfachung. Bei dem Konzert eines bekannten Cellisten ist die treue Gemeinde versammelt und lauscht dem Spiel des Meisters. „Hören Sie nur, Herr Pflaumenkern, wie wunderbar er heute wieder spielt. Bringt er nicht Töne hervor, wie auf einer Violine? — Nu schön! Warum nimmt er dann aber nicht lieber gleich eine Violine?" („Lustige Blätter.")

* * *

Von der Schmiere. „Dem P. T. Publikum diene zur Kenntnis, daß jeder Theatergast bei der heutigen Aufführung mit der Armbrust Tells einmal gratis schießen darf. Weitere drei Schuß kosten 10 Pfennige." („Meggendorfer.")

* * *

Bosheit. Komponist: „Ich muß mir die Zeit zum Arbeiten förmlich stehlen." — Freund: „So, die auch noch?" („Meggendorfer.")

* * *

Schulhumor. Eine Lehrerin behandelt in der dritten Klasse einer Volksschule in der Geschichtsstunde Friedrich den Großen und ordnet den Stoff nach folgenden Gesichtspunkten: 1. Friedrich der Große im Krieg. 2. Friedrich der Große im Frieden. 3. Friedrich der Große in anderen Umständen. („Jugend.")

* * *

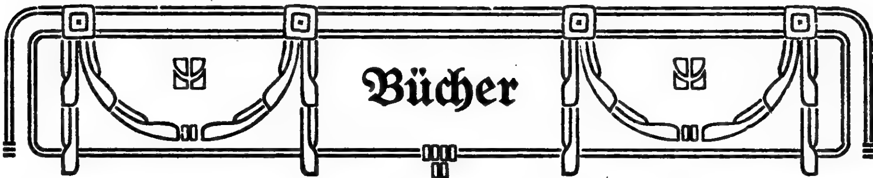
Tripolis. „Was gibt's denn Neues auf dem Kriegsschauplatz?" — „Es wird bombardementiert!" („Muskete.")

* * *

Klassisch. Studiosus (am 2. des Monats seufzend): „Alles schon dagewesen", sagt Ben Akiba, „aber — der Geldbriefträger war noch nicht da!"

* * *

Berechtigter Stolz. „Warum trägt denn der Michel die Nase so hoch?" — „Ja, weißt du, den hat man auf seinen Geisteszustand untersucht und für normal befunden".



Wir Weibgesellen. Roman von Walter v. Molo. (Berlin u. Leipzig. Schuster und Loeffler.)

Molos Stil ist lapidar — aphoristisch, könnte man auch sagen; er will anders sein als der landläufige. Ein extremes Gegenstück zur blumigen, üppigen Sprache einer anderen modernen Richtung. Jene absonderliche Stilfasson hat aber den schweren Nachteil, daß man oft stolpert, über die Form

Landmädchen.

Nun kommen die lachenden Mädchen
Herein in die grauschwarze Stadt,
Sie tragen an seidenen Fädchen
Ein Duften von Scholle und Blatt.

Sie bringen in glänzenden Sternen
Ein leuchtendes himmlisches Blau,
Aus strahlenden sonnigen Fernen
Ein Glitzern von funkelndem Tau.

Auf Lippen und blühenden Wangen
Erglänzt noch des Morgenrots Pracht,
Das froh an den Wolken gehangen
Nach selig verklungener Nacht.

Ach, kämen sie oft in die Gassen
Mit dem, was da draußen erblüht;
Wir hier sind von allem verlassen,
Was lobend durchklingt das Gemüt.

Ernst Lützow.

Fein Liebchen, was hab ich dir getan?

Grete steckt den Kopf zur Erd',
Sieht sie mich von weit',
Hält mich keines Kusses wert,
Wie in bess'rer Zeit.
Fein Liebchen, fein Liebchen,
Das steht dir übel an.
Fein Liebchen, fein Liebchen —
Was hab' ich dir getan?

Dort an ihrem Fensterlein
Stund ein Myrtenstrauch;
Zornig warf die Blüten fein
Er in Windeshauch.
Fein Liebchen, fein Liebchen,
Du kommst nicht an den Mann.
Fein Liebchen, fein Liebchen —
Was hab' ich dir getan?

Auch der gute Rebenstock
Raunt ihr Warnung zu:
Mädchen mit dem Goldgelock,
Lass' dein falsch Getu!
Fein Liebchen, fein Liebchen
Du bist auf schiefer Bahn,
Fein Liebchen, fein Liebchen —
Was hab' ich dir getan . . .?

Karl Krobath.

Sieger Herbst.

Still flattern die Nebel und wirken
Seidene Schleier, es sind
So trauerträumend die Birken
Und wispernd weht der Wind.

von der geheimnisvollen Vergeltung, die sich allenthalben darin ausgeprägt findet." — Aber es gehört eine reiche Kunst dazu, Naturalist und Sittenlehrer zu sein, denn die Natur akzentuiert selten das Vergeltungsprinzip. H. L. R.

Die Bibliothek der Romane. (Leipzig. Insel-Verlag.)

Die unerhörte Unmenge der literarischen Neuerscheinungen weckt in uns die Sehnsucht nach guten, alten Büchern, die nicht für den Tag, nicht aus einer Laune heraus und nicht für eine Augenblicksmode geschrieben wurden. Zweifellos hat auch die Gegenwart vielseitige und geniale Talente, aber was die Menge vor allem schätzt und liest und kauft, ist vielleicht, ist wahrscheinlich nicht das Beste, sondern das Aufgeputzte, oft Talmi, das Faszinierende und Verblüffende setzt sich durch. Der Zukunft ist es vorbehalten, in den Wust des heutigen Büchermarktes zu sondern und den Weizen aus der Spreu zu klauben. Was wird man in 50, in 100 Jahren als fruchtbares Weizenkorn gelten lassen? — Mehr und mehr besonnene und vornehme Verlagsunternehmen sind jetzt an der Arbeit, die belletristische Kunst der Vergangenheit zu überprüfen und das Wertvolle daraus neu aufzulegen. So auch der bekannte Inselverlag, der sich der besten Romane der Vergangenheit (und auch der Gegenwart) annimmt. Seine Romanbibliothek will jährlich zehn Bände, die einzeln um 3 Mark (Leinen), beziehungsweise um 5 Mark (Leder) zu kaufen sind, herausbringen. — Der Jahrgang 1911 hat das Unternehmen vortrefflich eingeführt: „Die letzte Reckenburgerin" von Louise v. François, ein Buch, dessen Gehalt an „lebendiger Weisheit" J. V. Widmann hervorhebt; Jacobsens „Niels Lyhne" hat sich die Deutschen Herzen schon lange erobert, und „Frau Bovary" von Flaubert, der erste naturalistische Roman Frankreichs, der seinerzeit die Gesellschaft und den Zensor empörte, ist ein Werk von moderner Klassizität, wenn man so sagen kann; besonderes Interesse beansprucht Turgenieffs „Väter und Söhne" (in der vom Dichter veranlaßten deutschen Übertragung), mit welchem Buch die russische Schriftstellerei in die Weltliteratur eintrat; ferner sind zu nennen Walter Scott: „Ivanhoe" und „Der Talisman"; Willibald Alexis (der deutsche Dumas): „Die Hosen des Herrn von Bredow"; Jeremias Gotthelf: „Wie Uli der Knecht glücklich wird", ein Buch, das Gottfried Keller so hoch stellte; Jacobsen: „Frau Marie Grubbe", und Henri Murger: „Die Boheme", deren Ruhm fest begründet steht. — Dem inneren Gehalt der Bibliothek entspricht ihre äußere Ausstattung, die, einfach und ohne Künstelei, Geschmack mit Gediegenheit verbindet — wie man es beim Inselverlag seit je gewohnt ist. P. L. M.

Auf der Sunnseitn. Lustige Tiroler Geschichten von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann. 1911.)

Anderthalb Dutzend heitere Volksbilder. Nicht zu verachten. Grobkörniger Bauernhumor ist immer nahrhaft wie das Korn seines Feldes. Hier, ins Anekdotische meisterhaft gerundet, wird er zu wohlgeprägter, gangbarer Münze. Sie bleiben im Gedächtnis, diese kleinen Geschichten; aber es ist nicht ratsam, aus ihnen stets auf den wirklichen Volkscharakter zu schließen; manchmal stimmt es, zum andernmal muß man aber einen Spaß verstehen.

Laßt uns unsern Kindern leben. Ein Buch für Eltern und Erzieher von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staackmann. 1912.)

Wie schon der Untertitel andeutet, ist das kein Buch aus der Kinderwelt. Es enthält eine Reihe belehrender Aufsätze, wie Kinder zu behandeln wären, und auch über andere Kulturfragen. Von des Kindes Freiheit und Freude, dem Elternrecht in der Schule, von mündlichem Vortrag, davon, was unsere Jugend zu lesen verlangt, von der sexuellen Aufklärung u. s. w. ist in wohldurchdachten Vorträgen die Rede. Bei der sexuellen Aufklärung betont der Verfasser vor allem die Schonung des Schamgefühls. Der Schlußaufsatz „Der Deutsche und seine Dichter" wird besonders deutschen Autoren sympathisch sein.

Im Stammhaus. Erzählungen von Franz Himmelbauer. (München. Georg Müller.)

Der durch seine im gleichen Verlag erschienenen Gedichte bereits rühmlichst bekannte Wiener Poet führt sich mit diesem Buche als Prosadichter ein, und zwar in sehr einnehmender Weise. Für solche, die Sensation und Pikanterie suchen, sind seine Geschichten nichts. Wer aber zur Gemeinde Adalbert Stifters gehört, der wird, wenn er die erste Erzählung: „Herr Bröselmayer im Stammhaus", gelesen hat, nicht eher aufhören zu lesen, bis er bei der letzten Seite des Buches angelangt ist. Zartheit des Empfindens, Liebe für die Heimat und deutsches Wesen, Schwärmerei für die Natur, die er in ihrem geheimsten Leben und Weben zu belauschen und überaus sinnig zu schildern versteht; Gemütswärme und Gefühlstiefe, gepaart mit feinem Humor, dies alles leuchtet dem Leser aus diesen schlichten und doch so gedankenreichen Dichtungen entgegen. Mir scheint, Herr Bröselmayer ist der Dichter selber. Ist er doch auch wie dieser durch seinen Beruf an die

nachdenklich wird und dabei den Faden des Sinnes verliert. Manchmal, wenn ich etwas von Molo lese, meine ich, es ist erst ein skizziertes Gerippe, das noch ausgeführt werden soll. Aber zuweilen ist seine knappe, harte Technik, zu beschreiben und zu schildern, sehr wirkungsvoll und er erzielt damit Effekte, die Langatmigen niemals gelingen. — Molo ist ein psychologisch ganz Feiner, und — merkwürdig — seine Gestalten, die zuerst stählern scheinen, sind innerlich weich und nachgiebig. Da verleugnet sich der Österreicher nicht. Freilich wird die Menge nie mitkönnen (ich kann zeitweise auch nicht mit), aber daran liegt dem Autor wahrscheinlich nicht viel. Er will nur erlesenes, gleichgestimmtes Publikum, fühlt sich in seiner künstlerischen Vereinsamung vielleicht wohl. — Dennoch glaube ich, daß sowohl dieser Roman wie auch „Der gezähmte Eros" Übergangsarbeiten sind; Studien. Ich erwarte von Molo noch Werke, die durch und durch eigenartig sind, ohne Eigenheiten zu überspannen. Wie ja unsere gesamte gegenwärtige Literatur, die vom Alter müde ist, revoltiert, doch werden dauernde neue Werke selten während, stets nach Revolutionen geschaffen. H. L. R.

Die Freiheit. Roman von Liesbet Dill. (Stuttgart u. Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.)

„Mutig" wird das Buch kaum jemand nennen! Es möchte zeigen, daß den Frauen die Freiheit schlecht bekommt und zu guter Letzt wird ihnen das altbewährte Allheilmittel weiblicher Konflikte empfohlen: das Kind; und erst mit dem Kind gewinnt eine Ehe Festigkeit, hat die Frau ihr Ziel erreicht. — In 999 von 1000 Fällen hat Liesbet Dill mit dieser Psychologie recht und ihr Buch ist ein gutes Hausbuch für junge Mädchen, die sich „emanzipieren" wollen und dabei vor kleinen pfeifenden Mäusen Furcht haben. Und es ist gewiß kein Buch für gerade das „tausendste" Mädchen (wie ich etliche kenne), das eine Persönlichkeit ist und eine Individualität hat, die nicht gleich in der erstbesten Wiege einschläft. „Freiheit" gehört aber den „999", und allen wird es niemand recht machen. — Aber der Roman hat auch seine besonderen Seiten, die ihn interessant und lesenswert machen: prächtige Schilderungen aus Fremdenpensionen, Blitzlichter und tiefe Seelenstimmungen, die plastische Zeichnung eines Sanatoriummilieus und viele lebendige Charaktere. Liesbet Dill ist eine Künstlerin und fast zu mutig für Ideen, die — wie schon gesagt — ganz und gar nicht mutig sind. H. L. R.

Die Wege des Freiherrn von Wolfsburg. Roman von Gräfin L. Uxkull. (Stuttgart u. Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.)

Daß in dem Buch Personen über die künstlerisch erlaubte Grenze hinaus porträtähnlich gezeichnet sind, glaube ich nicht. Aber ist das Buch auch mehr als ein unterhaltender Gesellschaftsroman? Ich meine doch. Die Haupthandlung schildert den Lebensgang eines armen, intelligenten und skrupellosen Aristokraten vom beinahe hungernden Regierungsreferendar an bis zum Eisenkönig, dessen Krone er an sich reißt. Die Geschichte spielt in der halben Welt — und hat kein Ende, sondern nur einen Schluß, weil es nicht glaubhaft ist, daß das Schicksal eines Nimmersatten befriedigt wird, wenn er auf dem Umweg über eine jüdische Gattin endlich wieder durch eine zweite vornehme Heirat in sein adeliges Milieu zurückkehrt. Aber schriftstellernde Frauen, auch solche mit viel Talent, setzen gern eine Hochzeit als Schlußpunkt hinter ihre Erzählungen und kümmern sich weiter nicht darum, ob sie einen naturalistischen Aufbau damit auch naturwahr vollenden. Trotzdem ist der Roman mehr als bloße Unterhaltungslektüre; er schürft zuweilen ergreifend tief in menschlichen Seelen, kratzt die Gesellschaftslüge bis zum darunter heiß pulsierenden Blut ab und leuchtet grell in die düsteren Winkel unserer Gegenwartskultur. Das bedeutet schon etwas! Plaudernde, konventionelle Übergänge verzeiht man dann gern, wenn nur die Hauptsache stimmt. Und das ist hier der Fall. Gräfin Uxkull gehört entschieden zu jenen guten Schriftstellern, die für interessante Themen die bestmögliche Form wählen.

Hilda Reichardt. Der Roman einer Sechzehnjährigen von Georg Fernandes. (Berlin u. Leipzig. Silva-Verlag.)

Das Buch mutet wie die Vorgeschichte eines großen Kriminalprozesses an: so trocken ist es geschrieben, jeder Effekt durch den Stil wird ängstlich vermieden. Dafür riechen die Kapitelüberschriften förmlich nach Sensation; z. B.: „Hier ist eine möblierte Wohnung zu vermieten", „Frau Helene amüsiert sich", „Eine peinliche Situation", „Das gestörte Fest", „Ein unangenehmer Brief" usw. Trotzdem ist die Geschichte keineswegs wertlos. Sie schildert den kurzen Lebensgang eines temperamentvollen, hysterischen, amoralischen Mädels. Ohne Verschränkung und Ausschmückung werden Tatsachen aufgedeckt, die nicht Symptome, sondern wesentliche Folgen unserer Großstadtkultur sind. Fernandes hat Beobachtungstalent und mit stilistischer Schulung kann er noch sehr Interessantes zustande bringen. Seine Richtung, die im extremen Gegensatz zur abermals regierenden Rotrosaliteratur steht, charakterisiert er selbst durch einen Ausspruch Paul Bourgets: „Der wahre Sittenlehrer ist der Schriftsteller, der das Leben zeigt, wie es ist, mit der tiefen Lehre

den nach echter Poesie dürstenden Lesern solche Erscheinungen nicht verleugnet werden dürften. Mein Herz ist beim Lesen der fünfzig Wiener Gedichte erst warm, dann heiß geworden bis zum Explodieren. Das ist nun geschehen. Die Freude über dieses Buch ist hinausgeschrien in die deutschen Lande. Wenn der Sang nicht in Wien den stärksten Widerhall finden sollte, dann wäre es der Ehre kaum wert, die ihm durch diese Lieder neuerdings geworden.

Dichtungen. Von Karl Wilhelm Geißler. (Leipzig. Kreisende Ringe-Verlag.)

Das sind feine, ausnehmend hochstehende Dichtungen. Es verlohnt sich schon, anstatt über sie, sie selbst zu lesen.

Jugend, ich grüße dich. Von T. G. Starnfeld. 4 Bunt- und 20 Textbilder von Hans Printz. (Stuttgart. Loewes Verlag Ferdinand Carl.)

Zu den schönsten Jugendbüchern, die in diesem Jahre erschienen sind, gehört zweifellos die geradezu prächtig ausgestattete Sammlung von Erzählungen „Jugend, ich grüße dich". Die Märchen und Geschichten der bestens bekannten Verfasserin sind außerordentlich liebreizend; T. G. Starnfeld verfügt über ein prächtiges Erzählertalent, Phantasie, warmes Gemüt und schalkhaften Humor. Sehr vornehm und äußerst reizvoll wirkt der Einband. Dasselbe kann man aber ebensogut von allem bildlichen Schmuck dieses „wahren Schatzkästleins von Poesie und Schönheit" sagen! Eltern, kommt und kauft. Mit diesem Buch, das unter keinem Tannenbaum fehlen sollte, werdet ihr sicher nur Freude bereiten. P.

Meine erste Zeitung. Halbmonatsschrift für die Jugend, herausgegeben von Charlotte Stein, unter der pädagogischen Leitung von Oberlehrer Josef Glaser in Wien (Wien. Kommissionsverlag von R. Lechner.)

Kinderzeitschriften gibt es zwar schon viel, aber nicht alle sind geeignet, der Jugend unbedenklich in die Hand gegeben zu werden. Zu den wenigen, die vom pädagogischen und literarischen Standpunkte aus sich bewähren, gehört „Meine erste Zeitung", die soeben ihren ersten Jahrgang beendet und sich bereits so viele Freunde erworben hat, daß sie voll frohester Zukunftshoffnungen ihr zweites Jahr beginnen kann. Sie wendet sich an die Kleinsten, an die Elementarschüler, also an die im Volksschulalter stehenden Kinder, und sie weiß sich in Text und Bildern dem Vorstellungskreis und den Neigungen unserer Jüngsten vortrefflich anzupassen. Darum auch ihr großer Erfolg und die Anerkennung, die ihr von der Lehrerwelt und sogar von der obersten Schulbehörde zuteil geworden ist. Ein Stab bewährtester Mitarbeiter umgibt die Redaktion, die mit größter Sorgfalt bemüht ist, ihren kleinen Lesern nur das Beste darzubieten. Der 1. Jahrgang eignet sich auch als treffliches Weihnachtsgeschenk, mit dem man bei unseren Kleinen wirkliche Freude anrichten kann.

H. M.

In Sturm und Not im Lenkballon. Von Otto Promber. Mit 18 Vollbildern. (Stuttgart. Loewes Verlag Ferdinand Carl.)

In überzeugender Anschaulichkeit, die in ihrer ganzen flotten Darstellung die wissenschaftliche Behandlung des Stoffes ebensowenig entbehrt wie einen lebendigen packenden Aufbau, schildert der bekannte Autor die Entstehung und die Fahrt eines lenkbaren Luftschiffes, dessen Zweck es sein soll, den Kanal und die Nordsee zu überfliegen. Das kühne Wagnis mit allen seinen Gefahren, die Annäherung an die englische Küste, die eintretende Katastrophe, die Strandung auf einer Doggerbank, das moderne Robinsonleben, die schließliche Rettung und Heimkehr der schwergeprüften Überlebenden, bei denen sich auch ein junger deutscher Kaufmann befindet, bietet unendlich viel frische und farbenreiche Schilderungen. Die dabei behandelten Errungenschaften der modernen Technik und der Luftschiffahrt müssen jeden Leser, ob jung oder alt, ganz zweifellos in hohem Grade interessieren. V.

Jahrbuch und Kalendarium des deutsch-österreichischen Preßvereins für 1912. Geleitet von Adolf Frankl. (Graz, Grabenstr. 38. Verlag deutschösterr. Preßverein.)

Dieses Jahrbuch zeichnet sich dadurch aus, daß es vor allem Beiträge und Porträts heimischer Dichter enthält. Von der steirischen Gilde sind vertreten (wir zählen nach der Folgeordnung) Kernstock, Rosegger, Frankl, Polzer, Nordhausen-Fischer, Bienenstein, Bartsch, Melzer, Fraungruber. Ferner Beiträge von Ebner-Eschenbach, Schönherr, Milow, Keim, Saalburg, Ginzkey, Handel-Mazzetti, Greinz usw. Es ist eine sehr würdige Gesellschaft, die hier dem Leser wenn auch nur wenig Neues, so doch viel Gutes bietet.

Kalender für Landwirte für das Jahr 1912. Herausgegeben von der k. k. steiermärkischen Landwirtschafts-Gesellschaft in Graz.

Dieses vorzüglich redigierte Jahrbuch enthält ziemlich alles, was ein steirischer Landmann wirtschaftlich und als Staatsbürger zu wissen braucht und wird allen, die es kennen lernen, bald unentbehrlich sein.

Amtsstube mit ihrer prosaischen Aktenarbeit gefesselt. Aber es geht ihm wie diesem und einem noch viel Größeren: in seiner Seele klingt und singt es trotzalledem von reinster Poesie. Und mögen seine Dichtungen auch dem modernen Tagesgeschmack oft widerstreben, es gibt Gott sei Dank doch noch Leser genug, die die Spreu vom Weizen zu unterscheiden wissen und Poeten wie Franz Himmelbauer lieb gewinnen und auch lieb behalten. H. M.

Vom freudigen Schaffen. Eine Anthologie aus unseren Tagen. Herausgegeben von Julius A. Wentzel. (Leipzig. L. Staackmann.)

Der Herausgeber hat es verstanden, ein aufrechtes Fähnlein freudiger Schaffer, hochherziger Lebensbejaher zusammen zu bringen. Das ist eine Leistung in unseren Tagen! Wenn man die Beiträge dieser lebfrischen, herzheiteren Dichter liest, da kommt einem ordentlich wieder die Lust an der Welt, die Freude am Leben; die Dichter richten uns das gesenkte Haupt wieder empor, dem Lichte zu; man muß lachen oder man mag stillvergnügt hinträumen über diesen Geschichten und Gedichten von Rudolf Bartsch, Otto Ernst, Emil Ertl, Max Geißler, Karl Ginzkey, Müller-Guttenbrunn, Peter Rosegger und so noch in der Reihe fort. Die Sammlung ist ein Zeichen der Zeit, der Umkehr von literarischer Weltverelendung zum Mutigsein, zum Freudigsein, das im Frieden des Herzens liegt. Man sehe sich das seltsame Buch doch einmal an.

Waldstift. Eine Sommererzählung von Heinrich Schäff. (Heilbronn. Eugen Salzer. 1911.)

Diese Erzählung aus dem österreichischen Waldviertel hat einen kranken Mann zum Verfasser, der indes in seinem Buche mehr Lebenslust und Humor aufbringt als mancher, den die Welt mit Gesundheit und Gütern umstrahlt. In Schäff leuchtet, wie das „Waldstift" zeigt, ein Stern des Genius.

Erlebnisse und Erinnerungen. Von Josef Scheicher. (Wien. Karl Fromme. 1911.)

In diesem 5. Bande erzählt Scheicher aus dem politischen Leben, aus seiner Reichsratszeit. Es sind weniger eigene Erlebnisse, denn Erinnerungen an seine Kollegen im Abgeordnetenhause. Er charakterisiert sie fast alle, und zwar bei den Parteigenossen die Vorzüge, bei den Parteigegnern besonders auch die Unarten. Es hätte aus diesem Buche leicht eine Geschichte unseres Abgeordnetenhauses der letzten Jahrzehnte werden können, der Autor wird das nicht gewollt haben; die Gediegenheit seines Gedächtnisses, der Glanz seines Stiles, das redliche Wollen für Objektivität, die Konsequenz in seiner Toleranz hätte ihn doch wohl dazu befähigt. Überzeugt wäre ich von letzterem nicht, er sagt es selbst, daß auch er seine Fehler habe — seine römisch-katholischen. Obschon Scheicher nichts weniger als das ist, was man ultramontan nennt. Im Grunde der Seele ist er katholischer Priester, und daß er es nicht leugnet, gefällt mir. Sein Stolz scheint zu sein, daß er Demokrat ist; doch kann er Geistesaristokratismus nicht verleugnen. Wenn er auf Titel und Orden zu sprechen kommt, da ist manchmal eine kleine Erregung nicht zu verkennen. Er, ein Fettaug auf Bettelsuppen, hätte allerdings die paar Bädekersternchen offener Anerkennung verdient. Dafür ist aber etwas zu viel beißendes Salz in seinen Schriften. Wen seine Spritzer treffen, der hat nichts zu lachen. Um so mehr freut es die andern. Es ist auch gut, daß der Verfasser seine Schilderung unserer Gesetzgeber mit Humor ausstattet, einzelne wären sonst gar zu traurig. Es ist ein Bilderbuch zur alten, aber peinlichen Wahrheit, daß Politik den Charakter verdirbt.

Fünfzig Wiener Gedichte (alte und neue). Von Albrecht Graf Wickenburg. (Wien. Gerlach & Wiedling.)

Unser edler Dichter Albrecht Graf Wickenburg kommt selten, wenn aber, dann mit den feinsten Gaben. Wien und die Wiener sind von unzähligen Poeten verherrlicht worden, aber einen schöneren Kranz als dieser Sänger hat ihnen keiner geflochten. Man lese einmal das Bändchen durch zur guten Stunde. — Mein Wien. — Wiener Sagen, Geschichten und Figuren. — Von unseren Helden. — Lyrischer Anhang. — Das sind die Abteilungen. Die markige, volkstümliche Art dieser Lieder, mit der bisweilen lustig kecken Fiedel des fahrenden Sängers, dann aber auch von tiefen Gemütsgluten sprühend, stets von wohltuendstem Humor durchleuchtet, und besonders die köstlichen balladenartigen Gedichte, von künstlerischer Gestaltigkeit und blutwarmer Lebendigkeit — ach, man muß Proben geben, und das tun wir an anderer Stelle. — Wenn wir uns über die Poesien erst weidlich gefreut haben, dann kommt das fast quälende Bedenken, weshalb dieser Dichter, wie wir in Österreich deren wenige, heute vielleicht keinen haben, so selten genannt wird? An sich ist er um den Vorteil ja zu beneiden, man wundert sich nur, daß die Kenner so egoistisch schweigen mögen, daß die sonst so redelustigen Literatoren, die gerade im Aufzählen vieler Namen und im Vergleichen derer Schöpfungen gegeneinander ihr Heil finden, den Namen Wickenburg so selten nennen, so mancherlei Wertvolles er uns auch besiegelt hat. Wenn dieses Schweigen ein Zeichen stummer Hochachtung ist, dann stimmt's ja, obschon auch in diesem Falle

Napoleon oder Die hundert Tage. Ein Drama in fünf Aufzügen von Christian Dietrich Grabbe. Zur 100. Wiederkehr des Tages der Schlacht von Belle Alliance als Handlung in vier Aufzügen zur Bühnenaufführung bearbeitet von Dr. Alfred Gödel. (Graz. Im Selbstverlag.)

Das Geld der andern. Drama in vier Akten von Rudolf Dammert. (Verlag von Kultur-Beiträge.)

Soldaten-, Kriegs- und Wanderlieder. Von C. Goedecke. (Dresden. E. Pierson.)

Deutscher Dichterwald! Lyrische Anthologie. Begründet von Georg Scherer. Bearbeitet von Artur Kutscher. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Stille Stimmen. Neue Dichtungen von K. F. Escuyer-Wittich. (München-Stuttgart-Wien. Lenau-Verlag.)

Läuterungen. Dichtungen von K. F. Escuyer-Wittich. (Leipzig-Wien. Verlag „Autos“.)

Und hätte der Liebe nicht . . . Ein Zyklus neuer Gedichte von Anton Wildgans. (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker-Verlag.)

O. Hübners **Geographisch-statistische Tabellen** für 1911. Fortgeführt und ausgestaltet durch weiland Dr. Fr. v. Juraschek, Sektionschef und Präsident der k. k. statistischen Zentral-Kommission in Wien. Herausgegeben von Professor Dr. Herm. Ritter v. Schullern zu Schrattenhofen und J. v. Juraschek. (Frankfurt. Heinrich Keller.)

General der Infanterie v. Woinovich und Major Veltzé 1813 bis 1815. — Österreich in den Befreiungskriegen. 1. Band. — **Die Politik Metternichs.** Von Major Alois Veltzé. (Wien und Leipzig. A. Edlinger.)

Dichtung und Dichter der Zeit. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte von Albert Soergel. (Leipzig. Voigtländer. 1911.)

Der Baaremer Landbote für 1912. Dritter Jahrgang. (Verkehrsverein Donau-Eschingen.)

Der Katholik im Kampfe gegen den Alkohol oder Was will das katholische Kreuzbündnis? Von k. k. Universitätsprofessor Dr. phil. und theol. Johann Ude in Graz. („Kinderfreund“-Gabe Nr. 237.)

Zitaten- und Sentenzenschatz der Weltliteratur. Nach Schlagworten geordnet und herausgegeben von Richard Zoozmann. Neue, wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. (Leipzig. Hesse & Becker.)

Fritz Reuter-Kalender auf das Jahr 1912. Herausgegeben von Karl Theodor Gandertz. (Leipzig. Theodor Weicher.)

Schweizer Heim-Kalender 1912. (Zürich. Arnold Bopp.)

Farbstiftmalerei. (Ravensburg. Otto Maier.)

Levi, **Allerlei Kinderarbeiten im Sinne Fröbels.** 2. Band: „Wohl geling's.“ Vorschläge zur Selbstherstellung von einfachen Spielsachen. Von Hedwig Levi. (Ravensburg. Otto Maier.)

Spiel und Arbeit Nr. 42: **Bobsleigh-Schlitten.** Anleitung zur Selbstherstellung eines Lenkschlittens. Von Eduard Schmidt. Mit 2 Detailbogen. (Ravensburg. Otto Maier.)

Allerlei Zauberkunststücke und Taschenspielereien. Herausgegeben von A. Czepa. (Der Sammlung „Spielbücher“ 7. Bändchen.) (Ravensburg. Otto Maier.)

Die Doktorskinder. Von Trude Bruns. Mainzer Volks- und Jugendbücher. Band XV. Mit Bildern von Arpad Schmidhammer. (Mainz. Josef Scholz.)

Verklungene Weisen. Lebenserinnerungen von Bernhard Scholz. 287 Seiten. (Mainz. Josef Scholz.)

Die Deutschen und ihre Schrift. Von Karl Matthies. Im Selbstverlag des Verfassers. Kostenfrei zu beziehen durch die Vereinigung der Freunde deutscher Schrift. (Darmstadt. Mathildenstraße 53.)

Die vegetabilische Diät. Von Leopold von der Decken. (Brünn. Verlag des Herausgebers, Augustinergasse 17.)

☛ Vorstehend besprochene Werke &c. können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Hilferuf für Lusern!*)

Ein schwerer Schicksalsschlag hat unsere Schutzarbeit an der welschen Sprachgrenze getroffen! Lusern, seit Jahrhunderten die treueste unserer Sprachinseln, trotz aller welschen Liebeswerbung und heftigster wirtschaftlicher Bedrängung zäh und hartnäckig sein Deutschtum verteidigend, ist einem verhängnisvollen Schadenfeuer zum

*) Siehe „Heimgarten“ XXXV., Seite 948.

Fahrten und Abenteuer des Herrn Steckelbein. Eine wunderbare und ergötzliche Historie. Nach Zeichnungen von Rudolf Töpffer (Verfasser der Nouvelles Genevoises). In Reimen von Julius Kell. Sechste Auflage. Mit 150 farbigen Bildern und buntem Einband.

Nichts für Leute, die ihre Kinder statt ins „Weihnachtsmärchen", zu Ibsen und Hauptmann ins Theater führen möchten! Modern ist der Steckelbein trotzdem. Er fährt zwar nicht im Luftschiff, aber, was erstaunlicher ist, im Walfischbauch. Er erfriert und wird wieder aufgetaut, er rennt schneller als der Löwe — kurz, er erlebt Wunderbares. In neuem, modernem Gewande wird das klassische Buch, das zu dem billigen Preise von 3 Mark eine Fülle köstlichen Stoffes bietet, sich unausgesetzt neue Freunde erwerben. V.

Nach dem soeben im Verlag Otto Maier, Ravensburg, erschienenen 48. Heft der Sammlung Spiel und Arbeit kann sich jeder Knabe einen **Aeroplan** selbst bauen, der in Drachenart am Bindfaden befestigt, in die Lüfte steigt und das Aussehen hat, wie wenn ein richtiger Aeroplan in der Luft segelte. Die Ausführung ist nach den klaren Modellbogen sehr leicht. V.

Büchereinlauf.

Die Frauen von Tannò. Roman von Ernst Zahn. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Erlkönig. Roman von Max Geißler. (Leipzig. L. Staackmann.)

Charles Dickens ausgewählte Romane und Novellen, 2. Band: **Der Raritätenladen.** (Leipzig. Insel-Verlag.)

Arme Komödianten. Ein Geschichtenbuch von Adam Müller-Guttenbrunn. (Leipzig. L. Staackmann.)

Comtesse Tralala. Die Geschichte einer Treue von Albert v. Trentini. (Berlin und Leipzig. Schuster & Loeffler.)

.... da sie zur Ruhe ging. Roman von Richard Wilh. Polifka. (Innsbruck. Föhn-Verlag.)

Musikanten und Sonderlinge. Von Karl Göhle. 2 Bände. (Leipzig. L. Staackmann.)

Das Buch Adelheid. Von Horst Schöttler. (Leipzig. L. Staackmann.)

Momm Lebensknecht. Ein Roman von Ottomar Enking. (Berlin. Bruno Cassirer. 1911.)

Glaubet dem Leben! Roman von A. Dom. (Dresden und Leipzig. E. Pierson.)

Schneeballen. Dritte Reihe von Heinrich Hans Jakob. (Stuttgart. Ad. Bonz & Comp.)

Das Buch von den Meerleuten. Nach alten Volkssagen erzählt von Gerhard Krügel. Mit Bildern von Ernst Liebermann. (Reutlingen. Enslin u. Laiblin.)

Kuft, die Geschichte eines Lebens. Roman von Kurt Geucke. (Mainz. Jos. Scholz.)

Die Reise nach Tripstrill. Von Ludwig Finckh. (München. Albert Langen.)

Holla, der Hiasl kommt! Von Otto Rudl. 2. u. 3. Auflage. (Berlin. Schuster u. Loeffler. 1911.)

Hört, ihr Herrn und laßt euch sagen ... Eine Erzählung aus Rheinhessen von Richard Knies. (Berlin. K. W. Mecklenburg. 1911.)

Hieronymus Lorm. Ausgewählte Briefe. Eingeleitet und herausgegeben von Ernst Friedegg. (Berlin. Karl Siegismund.)

Eine Nacht im Mittelalter und andere Geschichten. Von Josef Willomitzer. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Von Josef Ludwig Haase erschienen bisher: **Wald und Welt.** Gedichte. (Innsbruck. Wagnersche Buchhandlung.) — **Ruine Roll.** Epische Dichtung. (Leipa. Joh. Künstner). — **Schuld und Sühne.** Eine Klostergeschichte aus Sachsen. (Dresden u. Leipzig. E. Pierson.) — **Kreuz und Krone.** Epische Dichtungen in Terzinen. (Paderborn. Ferdinand Schöningh.) — **Mir oder mich?** Dramatischer Scherz in drei Vorgängen. (Wien u. Leipzig. A. Pichlers Witwe u. Sohn.) — **Aus ferner Vorzeit und trüben Tagen.** Epische Dichtung. (Karlsbad. Franieckfche Druckerei.)

Was da Hias und da Hans beim Keanlicht dazähln. 3. Band. Heitere Dialektdichtungen von Ferdinand Stechanner. (Wien. Suschitzky.)

Adventbriefe. Von Arthur Oelwein. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Aus schweren Tagen. Von Charlotte Niese, Mainzer Volks- und Jugendbücher, Band XVI. Mit Bildern von Hans Schroedter. (Mainz. Jos. Scholz.)

Sonnenstrahlen. Märchen. Text und Illustrationen von Prinzessin N. S. Die Veröffentlichung der Bilder geschieht mit Genehmigung Ihrer kgl. Hoheit der Kronprinzessin von Rumänien. (Leipzig. Kommissionsverlag von J. J. Weber.)

Liebeszeichen. Eine Erzählung aus dem Bregenzerwald von Franz Michael Felder. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

O Menschenherz. Aufzeichnungen, Briefe und Tagebuchblätter von Luise Eljens. (Magdeburg-N. R. Zacharias.)

Der letzte Trieb. Geschichten eines Jägers von Josef Allram. (Wien. Huber und Lahme Nachfg.)

Arbeit schändet. Volksstück in vier Aufzügen von Louise Winter. (Dresden. E. Pierson.)

Heimgarten

Jänner 1912.

4. Heft. 36. Jahrg.

Mattes.

Roman von Hans Eschelbach.

(Fortsetzung.)

7. Kapitel.

Herr Hall, der alte Pastor von Jugenheim, ein weißhaariger, in seinen stoßweisen, raschen Bewegungen nervös wirkender Mann, der sich rühmte, in zwanzig Jahren nicht mehr in der Stadt gewesen zu sein, hatte eine sehr lebhafte Phantasie. Sein etwas vorgeschobener Mund, der namentlich in der Erregung in ewig kauender Bewegung war, sprach nie ein hartes Wort. Dafür predigte dieser Mund um so schöner; denn er wußte jedem Worte eine lange Dauer und in der Wiederholung eine immer höher werdende Tonlage zu geben, die nach seiner Meinung alle Herzen rühren mußte. Dabei liebte er nicht nur die Wiederholung einzelner Wörter, sondern auch die Wiederholung ganzer Predigten, wovon die Bohnenstangenpredigt die berühmteste war. Dann kam die nicht minder berühmte Hemdpredigt, die mit den fast gesungenen, langgezogenen Worten begann: „Welch ein Segen — — — welch ein Seeegen — — — welch ein Seeeeeegen ist ein reines Hemd!“ um dann von der Reinheit des Hemdes auf die Reinheit des Herzens überzuleiten. Seine Kirmes-predigt kamen sich im Laufe der Jahre all seine Amtsgenossen aus weiter

Opfer gefallen. Noch steht die deutsche Schule inmitten der Ruinen des halben Ortes, als wollte sie dem Unglück Trotz bieten, das über alle hereingebrochen. Aber jene, die ihre Kinder ihr anvertrauen, sind am Bettelstab.

An 400 wackere Volksgenossen trauern um den Verlust ihrer ganzen Habe und sind der bittersten Not preisgegeben. Vertrauensvoll haben sich dieselben an ihre Stammesbrüder um Hilfe gewendet. Sie sollen sich nicht getäuscht haben!

Um Ordnung in die Hilfeleistung zu bringen, hat die Hauptleitung des Tiroler Volksbundes im Verein mit ihrer Luserner Ortsgruppe eine allgemeine Sammlung einzuleiten beschlossen, deren Erträgnis den Unglücklichen über die erste Zeit schwerster Bedrängung hinweghelfen soll. Wer schnell gibt, gibt doppelt.

Wir wenden uns daher auch an die geehrten Leser des „Heimgarten“ mit der Bitte, in Bewährung ihrer bekannten deutschen Gesinnung und Opferwilligkeit für die Sache unseres Volkes und seines Besitzstandes eine Spende für Lusern uns zukommen zu lassen.

Wir müssen schnell eingreifen! Schon hat unser nationaler Gegner versucht, das große Unglück zu benutzen, um in der Gemeinde und unter den vom Schicksale niedergeschmetterten Ortsinsassen festen Fuß zu fassen und wird alles aufbieten, um sie mit seinen reichen Mitteln sich wirtschaftlich abhängig zu machen. Soll die Kraft seines Vorstoßes wieder, wie in so manchem anderen Falle, triumphieren über deutsche Kurzsichtigkeit und völkische Lauheit?

Lusern hofft auf deutsche Hilfe. Seine Treue wird sein bester Dank sein in der Zukunft wie in verflossenen Tagen.

Wir bitten, unseren Hilferuf nicht unerwidert bei Seite zu legen und den gütigen Beitrag **uns**, nicht dem Hilfskomitee oder der Gemeinde! zukommen zu lassen. Derselbe wird in der deutschen Presse ausgewiesen.

Die Hauptleitung des Tiroler Volksbundes:

Willibald Reber m. p.,	Dr. Walther v. Hörmann m. p.,
Bundes-Schatzmeister.	k. k. Univ.-Prof. und Bundesobmann.



„**Zunftvereinigungs-Motiv Nürnberg, München 1868.**“ Wir geben Ihre Frage, von wem folgende Verse sind, an unsere Leser weiter:

> Die Amsel schlug im Wald,
> Tauperlen hingen träumend an den Zweigen,
> Im Morgenwehn die Wipfel stumm sich neigen.
> Ein einzig Lied die Dämmerung durchhallt,
> Ein einzig Lied erschallt im Wald.

An den anonymen Kartenschreiber in S. (Poststempel unleserlich.) Sie behaupten kühn, daß die Geschichten „Der Tod des Dauphins“ von Daudet und „In der Bergschule“ von Wichner — beide im Oktoberheft 1911 erschienen — im „Heimgarten“ bereits früher abgedruckt waren, und zwar im Jahrgang 1898, S. 498, bezw. 1900, S. 228. Obwohl wir die Richtigkeit Ihrer „Entdeckung“ stark anzweifelten, sahen wir doch sofort nach und fanden zwei Stücke, die dem Daudetschen und dem Wichnerschen ungefähr so ähnlich sind, wie ein Schwammerling einem Regenschirm. Sie müssen ein mit reicher Phantasie ausgestattetes Gedächtnis haben!

(Geschlossen am 15. November 1911.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Rösch. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

aus denen saftgrün der Schachtelhalm aufschoß, war ein beliebter Tummelplatz für die Dorfjugend Fugenheims.

Der altersgraue, hie und da in den Mauerritzen mit wilden Levkoyen bewachsene viereckige Turm bildete unten eine natürliche Vorhalle zur Kirche. Hinter einem Drahtgitter hingen hier in einem schwarzen Kasten die Aufgebote zu bevorstehenden Heiraten, eine unversiegbare Quelle anregender Gespräche für das heiratsfähige Fugenheim. In der Ecke, wie eine eindringliche Mahnerin an den Tod, stand die schwarze Tragbahre, mit der die Entschlafenen zur letzten Ruhe gebracht wurden.

Augenblicklich diente diese Tragbahre profaneren Zwecken: Franz, der Sohn des Ortsvorstehers, saß darauf und bestimmte mit wichtiger Miene, wer ihm heute läuten helfen dürfe. Mit Rücksicht auf seinen Vater war ihm das Läuten als ein Ehrenamt vom Köster Thomm übertragen worden. Franz war klug genug, von seinen Altersgenossen aus diesem Ehrenamt reichliche Sporteln in Naturalgebühren, in Spielsteinen, Bildern, Griffeln und sonstigen Herrlichkeiten zu beziehen. Das Angebot an Hilfskräften überstieg regelmäßig die Nachfrage; denn oben in dem alten, staubigen Turm wurde beim Läuten so viel Ulk getrieben, daß jeder Junge gern ein Opfer brachte, um mit in den Turm gehen zu dürfen und sich vom Glockenseil hochwippen zu lassen.

Das Tier war auch anwesend, hatte aber kein Glück; denn Franz erklärte, sein Nebenbubler sei zu dumm zum Läuten und könne nicht mitgehen. Der so vom Spiel ausgeschlossene Junge ging deshalb in die Kirche, um wieder einmal all die Herrlichkeiten zu bewundern, die in dem alten Gotteshause so oft seine Phantasie beschäftigt hatten.

Da war zunächst oben unter der flachen Wölbung des Hauptschiffes die stets verstimmte Orgel, verziert mit in Holz geschnitzten Baßgeigen, Trommeln, Flöten und Posaunen, die immer einen großen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Und dann nahe am Hauptaltar der ebenfalls geschnitzte, braune Kirchenstuhl, drin Livvelingchen manchmal besorgt auf ihren Vater sah, wenn er bei der Predigt einschlief. Die rege Phantasie des alten Pastors hatte sich in der Anbringung neuer Opferstöcke betätigt. An jedem Pfeiler, vor jedem Bilde war ein Opferstock oder eine Sammelbüchse angebracht worden: Für die Armen — Für die Kranken — Zu Ehren des heiligen Franziskus — Zur Verschönerung des Gotteshauses — Zu Ehren der schmerzhaften Mutter — Zu Ehren des heiligen Joseph — Zu Ehren der heiligen Franziska. Es war wirklich erstaunlich, welches Vertrauen der gute Pastor in die Freigebigkeit seiner geizigen Bauern setzte.

Der Junge ging weiter und bewunderte das mit einem Sammetrock bekleidete Jesukind. Vor dem Standbilde der schmerzhaften Mutter, die mit schmerzentstelltem Gesicht und rot entzündeten Augenlidern ein

Runde anhören, und seine Gedichte, von denen das schönste mit den Worten begann:

Sechs Rehe
Ich sehe
Im Walde allein

machten handschriftlich die Reise zu allen Kaplänen der Nachbarorte. Um in seiner Gemeinde Zucht und Sitte, die er ganz genau nach den zerbrochenen Bohnenstangen beurteilen konnte, zu heben, hatte er einen Jünglingsverein gegründet, dem er am Waldrande eine Kegelbahn erbauen ließ — galt es doch, an Sonn- und Feiertagen Jungen und Mädchen mehr „auseinander“ zu halten. „Das Aloysius-Kegelbähnchen“, wie seine Schöpfung bald vom Volksmund genannt wurde, hatte aber eigentlich seinen Zweck verfehlt. Wohl schob die mannbare Jugend Fugenheims unter seiner freundlichen Leitung und Aufsicht hier tapfer Kegel; aber wenn der Pastor schließlich müde von der ungewohnten Anstrengung nach Hause ging, wurde aus dem Spiel Ernst und das Aloysius-Kegelbähnchen mußte bei Regenwetter, wo die dörflichen Paare sich nicht im Freien ergehen konnte, Zwecken dienen, die der herzensgute Erbauer gewiß nicht vorausgesehen hatte.

Der einzige Bewohner Fugenheims, mit dem der alte Pastor nicht immer übereinstimmte, war der Köster Thomm, der bei jeder Gelegenheit ohne Erfolg seine dumpfe Stimme dafür erhob — ohne im übrigen die Zähne allzu weit voneinander zu bringen —, der Stolz des Pastors, die alte Dorfkirche, solle nach dem Gottesdienste abgeschlossen werden. „Von wegen dem Onfog!“ wie er sagte.

In der Kirche, links neben dem Eingang, war in Lebensgröße, wie in einem offenen Sarge liegend, die aus Holz geschnitzte Figur eines Heiligen angebracht. Der „Onfog“ bestand nun darin, daß die Jungen Fugenheims der Holzfigur die Hände verdrehten. Die grobgeschnitzten, etwas zu großen Hände waren nämlich mit Zapfen lose in den Armstümpfen befestigt und gaben der ganzen Figur etwas Komisches, wenn die Jungen sie heimlicherweise wieder verdreht hatten.

So sehr Köster Thomm sich auch über den unausrottbaren „Onfog“ ärgerte — der Pastor gab weder zu, daß die Hände festgeleimt wurden, noch willigte er ein, daß die Kirche vor acht Uhr abends geschlossen wurde. „Meine Pfarrkinder sollen keine verschlossene Türe finden, wenn sie einmal außerhalb der Zeit ihre Sorgen unserem Herrgott anvertrauen wollen“, sagte er.

Die aus dem dreizehnten Jahrhundert stammende Kirche, die rings von mächtigen Holundersträuchern umgeben war, lag inmitten eines kleinen Friedhofes, nicht weit von der Wohnung des Pastors. Der alte Kirchhof mit seinen vergessenen Gräbern, die von Mäusegerste und Taumellolch überwuchert waren, mit seinen eingesunkenen Kindergräbern,

vor der schwindelnden Tiefe förmlich würgten, schrie er jämmerlich um Hilfe, keuchend, halberstickt wie einer, dem sich Verbrecherfäuste um die Kehle gelegt. Er wagte weder sich auf dem schmalen Balken zu drehen, noch den sichernden Halt rückwärts gehend zu erreichen.

Dann tat er einen gellenden Schrei, der im Entsetzen erstickte — er fühlte sich von starken Armen gepackt. Das Tier war herangekrochen — aber nicht, um Rache zu nehmen — sein Gesicht war wieder ruhig und ausdruckslos wie immer.

Der Goliath hielt den Zitternden mit sicherem Griffe fest und zog ihn, rücklings kriechend, bis zum nächsten Pfosten, wo er einen Halt fand und sich wieder helfen konnte.

Leichenblaß und fluchtartig stieg Franz hinunter. Gleichmütig, als wäre nichts geschehen, hinter ihm drein das Tier. Erst unten vor der Kirche, wo Franz wieder sicheren Boden unter den Füßen fühlte und sich vor dem Gelächter Bertrams schämte, erstickte er das krampfhafte Schluchzen, das seinen Körper bis jetzt geschüttelt hatte.

„Wart nur, das hast du nicht umsonst getan!“ rief er seinem etwas verblüfften Retter zornig zu. Dann klopfte er sich den Staub vom Rock und ging nach Hause.

Am selben Abend noch geriet Fugenheim womöglich in eine noch größere Aufregung, als an dem Tage, wo der Herr Schulinspektor im Ammoniakzimmer gelandet. Köster Thomm lief durch das Dorf, daß die Rockschöße ihn nicht einholten.

Köster Thomm hatte etwas entdeckt, „Onfog“ natürlich, und nun suchte er den Pastor — „amtlech!“ — wie er jedem aufgeregt erklärte. Aber der „amtlech“ gesuchte Pastor war nicht zu finden. Er saß im Schatten des Aloysius-Kegelbähnchens und schrieb ein Lobgedicht auf die Tugend.

Da konnte Köster Thomm sein übervolles Herz nicht länger beruhigen. „De Kerch eß geschändet!“ rief er den Weibern, die mit Fragen aller Art auf ihn einstürmten, zu. „En Sakrelegeom!“

Und dann strudelte er, indem er in der Erregung die Zähne viel weiter voneinander brachte als sonst, heraus, daß sie dem heiligen Wendelinus die Hände wieder verdreht hätten.

„Das ist gar nichts!“ sagte der alte Kirschbaum, der Vater der Dorfprinzessin.

Aber es kam noch schlimmer: „sie“ hatten dem heiligen Wendelinus die Nase mit Tinte schwarz gemacht und eine tote Katze hatten sie ihm in die verdrehten Hände gelegt.

„Wer?“

„Sie!“

„Ja, wer sie?“

verbogenes Schwert festhielt, welches ihr Herz durchbohrte, verweilte er besonders lange, trug das Standbild doch ein echtes Korsett, einen violetten Rock und einen schwarzen Schleier.

Er wurde aber bald von Gretchen Kirschbaum wieder in die Vorhalle zurückgerufen. Franz hatte großmütig erklärt, daß er Gretchen und ihren Bruder Bertram „umsonst“ mit in den Turm nehmen wolle; aber da Lippelingchen sich geweigert mitzugehen, wenn Mattes keinen Zutritt habe, hatte Franz schließlich eingewilligt, daß das Tier wohl mit in den Turm gehen, aber nicht läuten dürfe.

Mit sechs bis acht Jungen stieg Lippelingchen über holprige, ausgetretene Steinstufen in den Turm. Die Orgelbühne, die man von der Wendeltreppe aus erreichen konnte, wurde nicht besucht; es ging gleich höher hinauf, über morsche Leitern und staubiges Gebälk, bis zu den Glocken.

Die Dorfprinzessin, die bis dahin den Jungen neugierig gefolgt war, weigerte sich, weiter zu gehen. Wenn sie zwischen den Balken hindurchsah, wurde ihr schwindelig. Ihre Begleiter wollten sich aber jetzt erst recht durch besonders kühne Kletterkunststückchen vor dem Mädchen auszeichnen: es ging höher hinauf. Die Dohlen flogen auf. Bald waren die Unternehmungslustigen so verstaubt, daß Gretchen ihrem Bruder und Mattes zurief, sie sollten herunterkommen, weil sie oben zu schmutzig würden.

Franz hatte gleich beim Beginn der Kletterei behauptet, das Tier könne nicht so hoch hinauf wie er, das Tier sei viel zu steif. Diesmal aber ließ der junge Riese trotz des Zurufes seiner Freundin nicht nach, er kletterte noch unausgesetzt dicht hinter Franz drein, als schon die anderen Jungen ängstlich geworden und zurückgeblieben waren.

Franz, der seinen Ruf als Kletterkünstler gefährdet sah, trat deshalb dem dicht hinter ihm herkletternden Tier absichtlich auf die Finger und lachte höhnisch. Der Schmerz brachte den Mißhandelten außer sich. Er schnaufte vor Wut, und als Franz, der rasch bis zur folgenden Balkenlage geklettert war, hinter sich sah, blickte er in das vor Zorn entstellte Gesicht seines Verfolgers und erschrak derart, daß er mit lautem Schreckensschrei alle Vorsicht außeracht ließ und freihändig über einen Balken lief, ohne der schwindelnden Tiefe zu achten. Eine unsinnige Furcht hatte sich seiner bemächtigt. Das Tier hatte ihn mit Augen angesehen, in denen die furchtbare Drohung stand, er würde im nächsten Augenblick zerschmettert unten im Turm liegen. Und zu dieser Todesangst kam plötzlich ein entnervendes Schwindelgefühl. Der Junge sah die Tiefe unter sich, fand keinen Halt für seine zitternden Hände und hockte sich schreiend auf den dick mit altem, staubigem Spinngewebe überzogenen Balken. Obschon ihn die Furcht vor dem Tier und die Furcht

Herr Rabe erwartete den von vielen Seiten Verklagten aufgeregt. Eine Viertelstunde nach der andern verstrich. Das Tier erschien nicht. Unterdessen verwickelte sich Franz bei seinen Aussagen in allerlei Widersprüche und mußte seine Beschuldigung zuletzt dahin berichtigen, er glaube nur, Matthias Stiel habe es getan, er wisse es nicht genau. Mattes sei auch oft allein in der Kirche gewesen und gestern habe er ihn, den Kläger, beinahe vom Turm geworfen.

Köster Thomm, der vom Pastor nach der Schule geschickt worden war, fieberte vor Aufregung. Dem Missetäter, dem Tier, schlug offenbar das schuldbewußte Herz: er blieb aus der Schule! Sagte das nicht genug? Köster Thomm ging im Auftrage des Lehrers nach der Wohnung des Sündenbocks, um ihn aufzufordern, sofort in die Schule zu kommen. Er fand die Tür verschlossen. Der Junge war mit seiner Mutter ins Feld gegangen und nicht aufzufinden. Es würde ihm nichts helfen. Seiner Strafe entginge er nicht!

Am Nachmittag kam der Gesuchte aber arglos zur Schule. Er hatte sich über den Weg das große Tuch, das die Mutter ihm umgewickelt, ausgezogen und sah mit seiner verschwollenen Backe so entstellt aus, daß Köster Thomm, der ihn von weitem kommen sah, behauptete, er hätte es dem „Hond" sofort am Gesicht abgesehen, daß er kein reines Gewissen gehabt.

„Livvelingchen?!" sagte der Junge, als er den Schulhof betrat. Aber Gretchen wandte sich ab. Offenen Mundes sah der Verklagte seiner Freundin nach.

„Wart, Männchen, du kriegst sie gezogen!" sagte der scheele Wilhelm schadenfroh.

„Gezogen!" rief Franz, der das kommende Strafgericht gar nicht schrecklich genug auszudrücken wußte. „Gezogen, wie nie!"

Das Tier sah immer noch Livvelingchen nach, die sich gar nicht um ihn kümmerte, sondern mit den zwei Flachsköpfen, für die sie früher kein Wort gefunden, ein Gespräch anknüpfte.

Dem Jungen kam die Ahnung, daß etwas sehr Schlimmes geschehen sein müsse. Jetzt rief man ihm auch schon ein neues Schimpfwort zu, das mit der Orgel in Verbindung stand. Er wußte zwar nicht, was mit dem Wort gesagt sein sollte, aber er senkte, wie immer bei solchen Anlässen, den Kopf und starrte hilflos zu Boden. Als man aber fortfuhr, ihm von allen Seiten zuzurufen: „Du kriegst Wachs! Gib acht, heut' geht's dir schlecht!", da kam eine große Angst über ihn. Er suchte den Ausgang des Schulhofes zu gewinnen, was ihm um so leichter war, da Herr Rabe sich noch nicht sehen ließ.

„Tier! Haltet ihn fest! — Das Tier geht laufen! Das Tier!"

Es war, als ob jedes der Kinder ein persönliches Interesse daran habe, den verschüchterten Jungen einem hochnotpeinlichen Gericht zu

„Das Tier!“ rief plötzlich eine Stimme in den Wirrwarr hinein.

„Das Tier?“

„Wer denn anders? Er hat mich auch beinahe vom Turm geworfen!“

Es war des Ortsvorstehers Franz, der das sagte. Im Nu war er umdrängt. „Das Tier? Wann? Wo? Wie? Du hast es gesehen? Das Tier?“

Der Beantwortung all dieser Fragen entzog ihn der allgemeine Ruf: „Da kommt der Pastor!“

Man achtete nicht mehr auf Franz, man lief dem Pastor entgegen, man rief ihm atemlos zu: „Die Katz' — — die Holzfigur — — das Tier — — der heilige Wendelinus — —“

Ein Wort verschlang das andere; jeder wollte der erste Überbringer der unerhörten Botschaft sein, jeder wollte es „am besten wissen“. Köster Thomm wußte es natürlich am allerbesten — „amtlech“! Die Katze, die Holzfigur, das Tier, der heilige Wendelinus, eins jagte das andere in dem sich überstürzenden Berichte.

Der alte Pastor war ganz blaß geworden. Er griff mit der Hand nach dem Herzen und zerknitterte dabei in seiner Brusttasche das Lobgedicht auf die Tugend.

Der Köster Thomm aber reckte sich mahnend vor dem fassungslosen, alten Mann auf. „Non wo et Kend en de Bronne gefalle eß, werde ech wohl de Kerchentör nächstens zoschleße dörfe, Hochwörden!“ sagte er vorwurfsvoll.

8. Kapitel.

Stina Stiel, die ziemlich weit vor dem Dorfe wohnte und die Hand in Hand mit Mattes später als sonst vom Felde gekommen, hatte keine Ahnung davon, welches Unwetter sich über ihrem Haupte zusammengezogen. Zwar hatte die Mutter des scheelen Wilhelm, der Kappeswolf, ihr von weitem allerlei Drohendes zugerufen; aber die „Wallonin“ achtete nicht darauf. Die übrigen Dorfbewohner hatten es auch nicht zu eilig, ihr die Neuigkeit zu überbringen. Von Leuten, wie der Wallonenstin und vom Tier, hielt man sich am besten fern. „Du mußt dich nicht mit ihnen zu gemein machen“, sagte der alte Kirschbaum zu Gretchen, die einen Zweifel an der Schuld ihres Schützlings ausgesprochen. „Wer Pech anfaßt, besudelt sich!“

Mit der größten Spannung sah die Fugenheimer Schuljugend am anderen Morgen vor Beginn des Unterrichts dem Erscheinen des Tiers entgegen. Über den würde ein Strafgericht wie nie hereinbrechen! Aber das Tier kam nicht. Der Junge hatte Zahnschmerzen. Er saß mit verschwollenem und verbundenem Gesicht daheim und trank auf Anraten seiner besorgten Mutter mächtige Mengen von Kamillentee.

„Es ist gut, Küster. Gehen Sie jetzt“, entschied der Pastor. „Franz, ist deine Mutter zu Hause?“

„Ja.“

„So gehen Sie hin, Küster, und sagen Sie ihr, sie möchte einmal gleich in meine Wohnug kommen.“

„Jawohl, Hochwörden. Aber der hat es getan, der da!“

Er streckte die knochige Faust drohend nach dem Angeklagten aus und ging dann zögernd.

Und nun schluckte der Pastor einmal und hielt eine Rede, von der das Tier nichts verstand. Er sprach vom Himmel, von der Hölle, von der Ehrlichkeit, von der Lüge, der bösen Welt und von der Tugend, von der er sogar zwei Strophen aufsagte und in der zweiten stecken blieb. „Matthias Stiel, nun sei ehrlich, nun sage die Wahrheit: Hast du es getan?“

„Nein!“ sagte der Junge.

„Bedenk, wie die Lüge bestraft wird! Hast du's getan?“

Das Tier sah zu Boden und schüttelte den Kopf.

„Ich frage dich zum drittenmal: Hast du's getan?“

Das Tier antwortete nicht mehr, der Pastor mochte fragen, so lange und eindringlich er wollte. Als er seine Überredungskunst erschöpft hatte, zuckte er nervös mit den Schultern. „Aber wir müssen's doch wissen, Herr Lehrer. Die Wahrheit muß doch an den Tag kommen! Kinder, die Sonne bringt es an den Tag!“

Er wurde abgerufen. Brön, die Mutter des Klägers, stand schon vor der Tür. Sie sei dem Küster begegnet und habe gehört, daß der Lehrer jetzt sogar ihren Franz in Verdacht habe. Aber ihr Junge sei gut erzogen, der tue so etwas nicht. Ihr Mann sei doch im Kirchenvorstand, er sei doch Ortsvorsteher! Ihre Kinder täten so etwas nicht, die lögeu nicht. Und die Stina Stiel, man wüßte ja — — — „Der Apfel fällt nicht weit vom Baum, Herr Pastor! Und wenn der Franz sagt, er hat es getan, dann hat er es auch getan!“

„Natörlech hat er es getan, Hochwörden!“ bekräftigte Köster Thomm. „Ech ben moralesch öberzeugt!“

Der gute Pastor war ganz fassungslos. Er bat Brön, mit ihm nach Hause zu gehen, kam noch einmal in die Klasse und erhielt auf seine Fragen wieder keine Antwort. „Herr Lehrer! Als Geistlicher, als Lokalschulinspektor, als Mensch, nach jeder Richtung hin habe ich doch allen Grund, die Wahrheit an den Tag zu bringen. Reden Sie ihm zu Herzen! Er muß gestehen! Schicken Sie, bitte, gleich einen Jungen zu mir, wenn er gestanden hat. Es ist unerhört, unerhört! Mein Ansehen und auch Ihr Ansehen steht in Gefahr, wenn hier nicht Klarheit geschaffen wird! Tun Sie, was Sie können! Sie müssen alles versuchen, alles!“

überantworten. Nur Gretchen rief zornig: „Laßt ihn! Laßt ihn! Du weißt ja gar nichts, Franz!" aber sie drang nicht durch.

Unterdessen war das Tier bis auf die Straße gekommen, sah sich unsicher nach rechts und links um und wagte nicht einmal, ordentlich zu laufen.

Plötzlich hielt ihn Köster Thomm am Kragen. „Hergebleben! do Taugenechts, do Hond!" sagte er zornig und schleppte den Willenlosen ins Schulhaus.

Es schellte, und als die Kinder das Schulzimmer betraten, fanden sie bereits den Pastor, den Lehrer und Köster Thomm darin vor, die alle auf den Jungen einredeten.

„Kromm on schef schlage ech dech, wenn do dech noch emal em Torm blecken läßt, do Hond!" schrie der Küster.

„Ruhig, ihr Kinder, setzt euch!" sagte der Lehrer, als er sah, daß einige Jungen auf die Sitze stiegen, um besser sehen zu können.

„Hast du's getan? Sei ehrlich!" mahnte der Pastor, der sich immer nervös an seinem schwarzen Rocke zog. „Sag' die Wahrheit! Hast du's getan?"

Mattes antwortete nichts. Er stand ganz geknickt da und schüttelte nur hin wieder den Kopf.

„Wer anders als der? Wer anders als der?" schrie der Küster und fuhr gestikulierend mit den Händen durch die Luft.

„Franz, hat er es getan? Hast du es gesehen?" fragte Lehrer Rabe, von einem Fuß auf den anderen tretend, als wäre ihm der Boden zu heiß. „Komm heraus, Franz, sprich!"

„Ja", sagte Franz. „Er war es!"

„Es ist nicht wahr!" rief Gretchen Kirschbaum und brach lautschluchzend in Tränen aus. „Er lügt! Es ist nicht wahr!"

„Wart, bes do gefragt werst, Kerschbaum!" fuhr Köster Thomm dazwischen. „Do weißt ja nechts! Do warst ja necht met dabei!"

„Der war auch nicht dabei!" rief Gretchen schluchzend.

„Ruhig! Also was, ‚ja?' Warst du dabei, Franz?" fragte der Lehrer.

„Nein, ich war nicht dabei!" gestand Franz, der nun auch zu weinen begann.

„Dann kannst du doch auch nichts gesehen haben!"

„Nein, ich hab' nichts gesehen; aber er war es!"

„Was soll denn das heißen? Das ist ja Unsinn! Wer nichts sieht, der weiß auch nichts! Setz dich! Mit dir spreche ich gleich noch!"

„Herr Lehrer, er hat zwar nichts gesehen, aber er ist moralisch überzeugt", sagte der Pastor.

„Jawohl! Moralesch öberzeugt. Ech setze meine Kopf drauf, daß er es war!"

erzogen. Aber er tat keine zwei Schritte, die Knie knickten ihm, tappend erreichte er den Katheder, hielt sich einen Augenblick daran fest und ließ sich dann schwer und gebrochen auf den Stuhl niedersinken. Und weil er den angsterfüllten Blick der Kinder nicht ertragen konnte, barg er sein tiefdurchfurchtes, todblasses Gesicht in den zitternden Händen. So blieb er lange, sprach- und regungslos, nur hin und wieder ging ein Schütteln durch seinen alten, gebrechlichen Körper. Das also war der Lohn für die vierzigjährige treue Pflichterfüllung! Er war geschändet vor den Augen aller Kinder! Ganz fassungslos saß er da, gebeugt in stummem Schmerz.

Erschrocken und still, als ständen sie an einem Sterbelager, starrten die Kinder ihn an, und so mitleiderweckend war der Anblick des alten Mannes, daß die beiden flachsköpfigen Mädchen plötzlich in lautes Schluchzen ausbrachen, in das Lippelingchen übervollen Herzens mit einstimmte.

Da ließ Herr Rabe die Hände sinken, stand auf und wollte etwas sagen; aber er fand kein Wort, seine Lippen bewegten sich bloß.

„Ihr — — — könnt jetzt — — — nach Hause gehen“, sagte er endlich.

Die Kinder sahen sich an. Es war noch nicht zehn Uhr.

„Geht. Die Ferien — — — beginnen.“

Da standen die Kinder auf und schlichen leise davon, als trügen sie alle eine Schuld. Er hatte sogar vergessen, mit ihnen zu beten, der alte Lehrer. Gretchen, die den Schulschrank abschließen mußte, blieb bis zuletzt. Sie machte lange und warf hin und wieder verstohlen einen kummervollen Blick auf den gebeugten Mann. Er stand noch immer am Katheder und sah wie geistesabwesend auf die Bank, wo das Tier gesessen. Da setzte sich Gretchen wieder auf ihren Platz und weinte unbewußt um zwei, denen heute großes Unrecht geschehen, um ihren jungen und um ihren alten Freund.

„Geh'!“ sagte Herr Rabe tonlos. „Geh', Gretchen!“

Mit müden Schritten ging er hinter ihr drein und schloß die Tür ab. Das waren also die Ferien! Aber es war gut, daß es so kam; nun konnte er allein sein mit seinem Schmerz.

Er ging in seine Wohnung, die ihm heute so trostlos und leer vorkam wie noch nie. Lange saß er vor seinem Schreibtisch, ohne Gedanken, ohne Empfindung, nur gebeugt und gelähmt unter einem schweren Druck.

Draußen schellte es — einmal — zweimal — — dreimal. Mochten sie schellen! Er wollte allein sein, ganz allein. Aber das Schellen ließ nicht nach. Die Kinder hatten die Kunde von dem Unerhörten durchs Dorf getragen, und nun stand draußen der alte Pastor, um seinen Lehrer zu trösten. Herr Rabe kannte den nervösen, guten Pastor selbst

Der Pastor ging. Er schüttelte den Kopf, er zog die eckigen Schultern, er kaute an einer unsichtbaren Sache, die er nicht klein kriegen konnte und ließ Herrn Rabe in nicht geringer Aufregung zurück.

Dazu gab das Tier jetzt gar keine Antwort mehr und brachte dadurch den Lehrer zu heller Verzweiflung. Der Junge machte ihm doch wahrhaftig Last genug, selbst an den Schulinspektor sollte er über ihn berichten, und nun fing der Kerl auch noch an zu trotzen!

Dem Lehrer ging die Galle über.

„Ob du's getan hast?"

Keine Antwort. Die Kinder saßen sprachlos da. So aufgebracht hatten sie den alten Lehrer noch nie gesehen. Man wagte kaum, einen Finger zu rühren; nur Karl stieß seinen Nachbar heimlich an und lächelte schadenfroh.

„Antwort sollst du geben! Hast du's getan?" schrie der Lehrer außer sich und rüttelte Mattes am Arme.

„Nein!"

Der Junge schrie es laut. Es lag so viel Gequältes, Trotz und Auflehnung in dem Rufe, daß Herr Rabe nur die Empörung aus dem lauten Schrei hörte. Er verlor die Fassung, er wußte für einen Augenblick nicht mehr, was er tat, er gab dem Jungen eine wuchtige Ohrfeige.

Der Schlag traf die noch vom Zahnweh verschwollene Wange des Kindes so heftig, daß der Schmerz den Jungen rasend machte. Mit einem unartikulierten Schrei, drin Schmerz und Wut um den Vorrang stritten, sprang er plötzlich auf den schmächtigen, alten Mann zu, packte ihn mit Riesenkräften, hob ihn mit wutentstelltem Gesicht hoch in die Luft und schien ihn so gewaltig auf die Kante der zunächststehenden Schulbank schleudern zu wollen, daß dem hilflosen alten Manne dabei unfehlbar das Rückgrat gebrochen wäre.

„Mattes!"

So konnte nur Livvelingchen schreien in Todesangst. Mit entsetzt aufgerissenen Augen hatte das an der Ecke der ersten Bank sitzende Mädchen den Schrei ausgestoßen, jammernd, bittend, befehlend.

Das Tier schrak zusammen, wurde ganz bleich, setzte den Lehrer behutsam wieder auf die Erde und rannte dann zur Tür hinaus.

Es war, als habe sich die Erde aufgetan, als sei der Himmel eingestürzt, als sei lähmend der Blitz zwischen die entsetzten Kinder gefahren.

Herr Rabe war so blaß geworden wie die frisch gekälkte Wand des Schulzimmers. Einen Augenblick rang er nach Luft, wie ein Erstickender, dann machte er einen unsicheren Schritt nach der Tür zu; denn es war ihm, als sei die Würde des Lehrerstandes geschändet, als müsse er fliehen vor den Augen der Kinder, deren Eltern er schon auf diesen Schulbänken

mit noch zitternderer Hand als sonst, weil der Bleistift zu kurz war, die Worte: „Kommen Sie sofort zu mir!"

Er unterstrich das „Sofort" dreimal und steckte den Zettel in eine Ritze der Tür. „Wie bei der heiligen Feme!" dachte er, und weil ihm der Gedanke gut gefiel, sagte er ganz laut: „Verfemt! Verfemt!"

Dann legte er die Hände auf den Rücken und ging nachdenklich nach Hause.

9. Kapitel.

Als die Wallonenstina gegen Mittag müdgearbeitet nach Hause kam, fand sie den Schlüssel zur Haustür noch an seinem Versteck im Ziegenstall, die Tür verschlossen und den Femzettel des Pastors in der Ritze. Mattes war nicht zu sehen. Das setzte sie mehr in Aufregung als der geheimnisvolle Zettel.

„Mattes! Mattes!" rief sie über den Zaun, aber statt des Vermißten reckte sich am Ackerrain nur der Kappeswolf auf, lachte höhnisch und schrie: „Ruf du nur, der kommt nicht, der hat sich am Lehrer vergriffen, der Bankert!"

Stina antwortete nicht; sie ging ins Haus und schlug die Tür zu. Sie setzte das Essen ans Feuer und achtete nicht darauf, daß die Kartoffeln ganz verkochten.

Was mochte die Säuferin meinen? Und der Zettel? Und warum blieb der Junge so lange aus?

Der Lehrer würde doch pünktlich schließen heute, wo die Ferien beginnen sollten.

Beunruhigt sah die Frau zum kleinen Fenster hinaus; es schlug schon eins, und Mattes ließ sich immer noch nicht blicken. Stina ging in den Kuhstall, sie ging zur Ziege, sie ging in den Holzschuppen. Sie wußte eigentlich selbst nicht, was sie suchte.

Als sie wohl zum zwanzigstenmal den Kopf zum Fenster hinausstreckte, sah sie in einiger Entfernung die beiden Flachsköpfe stehen und unverwandt neugierig nach ihrem Hause blicken. Sie winkte den Kindern, die langsam und verlegen näher kamen.

„Habt ihr Mattes nicht gesehen?"

„Nein."

„Die Schule ist doch lange aus."

„Ja."

„Wißt ihr denn nicht, wo er bleibt?"

Die Kinder sahen sich verwundert an. „Er ist doch laufen gegangen", sagten sie.

„Laufen gegangen?" fragte die Frau erschrocken und trat näher. „Warum?"

an der Art, wie er immer zweimal rasch nacheinander am Klingelzuge riß. Aber der Pastor kam bald aus dem Tempo; er riß jetzt jedesmal dreimal am Klingelzug. Seine Phantasie spiegelte ihm die schlimmsten Dinge vor. Wer konnte wissen, was so ein alter Schulmeister, der vor der versammelten Jugend so sehr in seiner Standesehre gekränkt wurde, anfing?

„Herr Lehrer! Lieber Herr Lehrer! Ich bin's ja, Ihr treuer Pastor! Machen Sie doch auf, machen Sie doch auf!"

Das zwang. Der Pastor hörte drinnen schleppende Schritte, die sich der Haustüre näherten, und dann eine fremde, gebrochene Stimme: „Ich danke Ihnen, Herr Pastor; aber jetzt muß ich allein sein — — ganz allein!"

Die Schritte entfernten sich wieder, und der Pastor hob nochmals die Hand zum Klingelzug. Er ließ sie wieder sinken. Nein, es war besser so. Der wollte sein Leid nicht vor fremde Augen tragen, der alte Mann, der mußte allein verwinden — — — ja und was hätte er ihm auch sagen können? Aber der Junge — — der Junge und die Wallonenstina — —

Er geriet in Entrüstung, er fuchtelte mit den Händen. Den Oberkörper weit vorgebeugt, weil die alten Beine für seine Eile viel zu langsam nachkamen, immer mit dem gesenkten weißen Kopfe nickend und unablässig kauend, ging er dem äußersten Ende des Dorfes zu. Abbitte sollten sie tuen, öffentliche Abbitte, die Wallonin und das Sündenkind, wie er den Jungen diesmal in Übereinstimmung mit seinem Küster nannte. Vor dem Schulvorstande, vor dem Kirchenvorstande, nein, vor den versammelten Schulkindern, sollten sie Abbitte tun! Er wollte seinem alten Freunde eine glänzende Genugtuung verschaffen. Er fuchtelte immer mehr mit den Händen durch die Luft, denn schon legte er sich schwungvolle Worte zurecht, die sie ihm nachsprechen sollten, die beiden, Mutter und Kind.

Aufatmend blieb der Pastor vor dem kleinen Hause der „Wallonin" stehen. Er fand die kleine Türe verschlossen, klopfte und rief: „Öffnet!

Keine Antwort, nur die Kuh brüllte im Stalle.

„Öffnet!" rief er abermals und seine Stimme klang wie die Posaune des Gerichtes.

Die Posaune des Gerichtes wurde nicht gehört. Die Frau — — — der Pastor verbesserte sich und sagte in Gedanken „die Person!" — — — Die Person selbst war nicht zu Hause, die arbeitete wohl auf dem Felde; denn fleißig war sie, das mußte der Neid ihr lassen. Von dem Jungen aber fand sich keine Spur.

Da nahm der Pastor aus seinem Brevier, das er stets auf allen Gängen mitführte, einen Zettel, schrieb seinen Namen darauf und darunter

Sie ließ den Schellenzug nicht mehr los, sie klingelte unausgesetzt; sie zog so heftig, daß der ganze Klingelzug abriß.

Er kam noch immer nicht. Aber sie wollte hinein, sie wollte dem die Wahrheit sagen — — — dem!

Mit den Fäusten schlug sie wider die schwere Eichentür, und als das nichts nutzte, rannte sie ums Haus herum.

Herr Rabe hatte nicht zu Mittag gegessen. Es war, als sei er für die ganze Welt abgestorben; noch immer saß er vor seinem Tische, ganz gebückt, ganz regungslos. Eine so tiefe Erschlaffung war über ihn gekommen, daß er auch jetzt das Schellen nur wie im Traume, wie aus weiter Ferne hörte. Er war noch immer so betäubt, so geistesabwesend, daß ihm gar nicht der Gedanke kam, der Lärm könne ihm gelten.

Plötzlich aber wurde das nur angelehnte Fenster ganz aufgestoßen, daß die Blumen vom Fenstersims fielen; und eine Stimme, kreischend vor Wut und Aufregung, rief ihm zu: „Ja, jetzt könnt Ihr Euch verstecken; aber ich werde Euch schon zu finden wissen!“

Erschrocken fuhr er zusammen und stand auf. Lehrer Rabe war wieder zu sich selbst gekommen. „Was wollt Ihr?“ fragte er mit fremder Stimme.

„Was ich will? Was ich will? Mein Kind will ich! Ihr habt mein Kind mißhandelt! Ihr habt ihn blutig geschlagen! Er hat nichts getan, er ist so unschuldig wie 'n Lamm!“

„Das ist ja alles Unsinn!“

„Unsinn? So? Ortsvorstehers Franz hat es getan, und der Mattes wird dafür mißhandelt! Ich lasse mein Kind nicht verleumden! Von Euch nicht und vom Pastor nicht und vom Köster Thomm erst recht nicht! Die Reichen zieht Ihr vor und die Armen — — —“

„Mäßigt Euch! Das ist eine Gemeinheit, eine Infamie!“

„Wahr ist es!“

Sie schlug mit der Faust aufs Fensterbrett und sah ihn mit funkelnden Augen an.

„Schweigt!“

Sie lachte zornig.

„Vor wem denn? Vor Euch? Vor so 'nem Schinder, vor so 'nem hergelaufenen Kerl? Wenn Ihr mir das Kind noch einmal anrührt — — — untersteht Euch nur! Ich weiß, wo es gilt! Ich werde Euch schon finden, und wenn das ganze Dorf auf dem Kopf steht! So 'n Tyrann, so 'n hergelaufener Mensch!“

Das Fenster flog zu, daß eine Scheibe in tausend Stücke sprang. Lehrer Rabe war wütend geworden. Mit hochrotem Kopf und geballter Faust stand er mitten im Zimmer.

Dieses Weibsbild! Dieses Frauenzimmer! Er, der vierzig Jahre hier gewirkt, der die ganze Kraft seines Lebens hier geopfert, er — — —

„Der Lehrer hat ihn ins Gesicht geschlagen, und er hat den Lehrer — — —"

Die Kinder kamen nicht weiter. Der alte Kirschbaum, begleitet von Brön und zwei jungen Bauern, fiel ihnen ins Wort.

„Er hat die Kirche entweiht! Er hat gelogen! Er hat sich am Lehrer vergriffen!"

„Alle Knochen haue ech ehm korz on klein, dem Hond, wenn er sech blecken läßt!" rief der Köster Thomm, der auch hinzugekommen war.

Stina hörte schon nicht mehr. Sie riß die Schürze herunter, sie zog das Kopftuch fester.

„Nichts hat er getan! Nichts hat er getan! Rührt ihn nur an!" rief sie und fort war sie.

Bauernfrauen hielten sie auf dem Wege fest. Sie solle sich nichts gefallen lassen. Ihr Junge habe nicht die Kirche entweiht, das habe Ortsvorstehers Franz getan.

„Er hat es wohl getan!"

„Er hat es nicht getan!"

Die Orgel, die Katze, das Tier, der Franz, der Köster Thomm — — —

Es war ein heilloses Durcheinander.

Die Wallonenstina hörte aus allem nur heraus, daß ihr Mattes unschuldig angeklagt sei.

„Und der Lehrer hat ihn ins Gesicht gehauen! Der arme Jung' ist laufen gegangen! Er ist zu bang, nach Haus zu kommen! Der Küster Thomm will ihm alle Knochen kaput hauen — — —"

Stina schnaufte vor Erregung, ihr wurde ganz rot vor den Augen. Sie hatten ihr den Jungen verhetzt, sie hatten ihn verleumdet, sie hatten ihn mißhandelt, sie hatten ihn ausgetrieben! Das ganze Dorf stellte ihm nach. Aber noch war sie da, sie, seine Mutter, die Stina!

Sie rannte förmlich. Ihren Jungen wollte sie wieder haben! Rechenschaft wollte sie haben! Ihr Recht wollte sie haben — — ihr Recht!

Atemlos riß sie an der Klingel des Schulhauses.

Die Tür war verschlossen. Der versteckte sich wohl, der schloß sich ein, der Tyrann, der ihren Mattes mißhandelt hatte, ungerecht mißhandelt, dem reichen Ortsvorsteher zuliebe.

Sie stieß wider die verriegelte Türe, die nicht nachgab. Sie riß an der Klingel.

„Aufgemacht! Aufgemacht! Wo ist der Mattes? Wo ist der Mattes?"

Keine Antwort, kein Laut.

Der schlief wohl jetzt sein Mittagsschläfchen, der Tyrann, der Lehrer, der hergelaufene Mensch! Aber aufwecken wollte sie ihn, aufwecken, daß ihm die Ohren klängen!

Der Junge mußte ihr abgenommen werden! In eine Besserungsanstalt sollte der Lümmel oder doch wenigstens in Fürsorgeerziehung, möglichst weit fort, zu fremden Leuten, die ihm den Trotz austrieben!

Das wäre eine Genugtuung, das würde wirken! Wenn sonst noch schlechte Elemente im Dorf waren, sie sollten Respekt vor ihm bekommen, sie sollten sehen, wie weit seine Macht reiche!

In eine Besserungsanstalt!

Hatte der Lümmel es denn anders verdient? Dieser Idiot, den er immer nur geschützt hatte und der sich zum Danke dafür an ihm vergriff!

Und wenn es auch keine Besserungsanstalt war, wenn er der Mutter nur abgenommen wurde, wenn er nur schon wegkam in Fürsorgeerziehung, zu fremden Leuten: bis ins Herz hinein würde es die Stina treffen!

Die Mittel hatte er ja! Er brauchte jetzt nur über den Fall an den Schulinspektor zu berichten. Doktor Brockmeier hatte doch selbst die Frage angeregt, ob es nicht besser sei, wenn der Junge in Fürsorgeerziehung gegeben würde. Damals hatte Herr Rabe zwar dagegen geeifert; aber jetzt lag die Sache anders! (Fortsetzung folgt.)

Geschichten aus jungen Jahren.

Von **Peter Rosegger.**

Der Lustigmacher.

Der Mann könnte sich heutzutage ein schweres Geld verdienen, wenn drei Umstände nicht wären. Allein fürs erste mangelt das schwere Geld, und aus diesem Umstande geht ja gerade das Bedürfnis nach einem Lustigmacher hervor. Fürs zweite macht ein Justin Hummeltreiber um Geld nicht lustig. Und fürs dritte ist der Justin schon gestorben.

Doch wir haben nicht das Recht, die Vorzeit um den Mann zu beneiden; sie hat ihn bedurft, so gut als ihn die Gegenwart bedürfte, die Zukunft bedürfen wird.*)

„Jetzt ist der Spaß gar", hatte er gesagt, und das ist sein letztes Wort gewesen. Er hat eigentlich nicht lustig gemacht; er war der ernsthafteste Mensch von der Welt, und die ältesten Leute können sich nicht erinnern, den Justin einmal lachen gesehen zu haben. Nur, daß er ein klein bißchen schmunzelte, wenn ein recht großes Ungemach über ihn kam

*) Von seinem Namensvetter Felix Hummeltreiber habe ich schon anderswo erzählt. Nun, diesmal der Justin.

ein hergelaufener Mensch! Und das schrie ihm eine Person auf der Gasse aus, die weder Vater noch Mutter kannte! Die mit ihrem Sündenkind, die sollte doch stille sein, die Wallonin, die sollte doch Gott danken, daß man sie nicht per Schub brachte, wohin sie gehörte!

„Schinder! Hergelaufener Mensch! Blutsauger!"

Draußen schrie sie's ihm aus, draußen spektakelte sie noch immer, diese — — — diese Megäre!

Er schob den Riegel vors Fenster. Er war nicht sicher, daß ihm diese Furie nicht durchs Fenster drang. Bei Gott: wenn es ein Mann gewesen wäre, der ihm das ins Gesicht geschleudert, an den Hals wäre er ihm gesprungen!

Das also war der Dank für vierzigjährige Pflichterfüllung! Er bebte am ganzen Körper vor Aufregung, er ballte die Fäuste, er rannte im Zimmer auf und ab und hörte, wie die Wallonin den Rückzug antrat, drohend, schimpfend. Durchs ganze Dorf würde sie's ausrufen, alle Eltern würden es hören und — er schrak förmlich zusammen, als er daran dachte — und alle Kinder!

Die Kinder!

Er stieß die Scherben der zerbrochenen Blumenvase mit dem Fuße fort. Und dann blieb er regungslos stehen und horchte. Alles wollte er hören, was sie ihm ausrief, alles! Anzeigen wollte er die Person wegen Hausfriedensbruches, wegen Sachbeschädigung, wegen Beleidigung, wegen Verleumdung! Er wollte seinen guten Namen wieder haben, wollte vor den Kindern, vor denen dieses Weib seinen Namen nun in den Schmutz zerrte, gerechtfertigt sein!

Die Kinder!

Er biß sich auf die Zähne und lauschte. Er hörte, wie sich der Lärm langsam verzog; Worte konnte er nicht mehr verstehen. Ihm das, ihm! Und an dieser Stelle!

Eine solche Aufregung hatte sich des alten Junggesellen bemächtigt, daß er immerfort aus einem Zimmer ins andere ging. Aber die Zimmerflucht des Schulmonarchen von Fugenheim war nicht groß genug, um sich darin auszulaufen. Er ging durch den Hausflur, durchs Schulzimmer, immer in Gedanken verloren, manchmal stehen bleibend, als suche er etwas und könne sich nicht erinnern, um dann mit einer heftigen Bewegung seiner Arme die Wanderung wieder fortzusetzen.

Endlich hatte er's! Eine Geldstrafe würde nicht hoch genug sein, um als Sühne gelten zu können, nein, tiefer mußte sie getroffen werden, diese verkommene Wallonin, die ihn beschimpft, die sein Haus förmlich in Belagerungszustand versetzt hatte! Einige Taler brachte die ja auch noch auf; aber das genügte nicht, durchaus nicht. Seine verletzte Ehre verlangte mehr, sie sollte es fühlen, an wem sie sich vergangen!

Tal hinaus und sagte vor sich hin: „Daß Gott die Welt erschaffen, ist gar nicht so dumm gewesen.“

Am Hochzeitsmorgen, als sie zur Kirche gingen, kam ihnen der Herr Pfarrer schon entgegen und berichtete, daß die Erlaubnis vom heiligen Vater nicht eingelangt sei, daß also diese Ehe wegen zu naher Blutsverwandtschaft von der Kirche nicht bewilligt werden könne.

Da wurde der Justin rot im Gesichte und schmunzelte ein wenig. „Richtig“, sagte er hierauf, „unsere Großväter sind Brüder gewesen. So, sauber! jetzt können wir gehen, wie das Dirndl vom Tanz.“

„Herr Pfarrer“, rief der Brautführer erbittert, „es ist wohl auch nötig, daß wir uns beim heiligen Vater anfragen, ob wir das bereitete Hochzeitsessen verzehren dürfen?“

„Glaub' nicht“, sagte der Justin gelassen, „dieweilen tät wohl die Suppen kalt werden.“

Und der junge Mann hat die einmal aufgetischte Kälbermarksuppe und die Hochzeitstorte nicht kalt und trocken werden lassen. Und darüber sind die Leute wieder sehr lustig geworden und haben gesagt: „Ja, recht hat er, ich tät's just so machen.“

Aber die wenigsten hätten es in dieser Lage geradeso gemacht.

Als Justin hierauf unter die Militärpflichtigen kam und durch die Entscheidung des Loses nicht behalten wurde, sagte er das erste und einzige Klagewort seines Lebens: „Ich hab' schon Unheil, bei meiner Treu! jetzt behalten sie mich auch nicht zu den Soldaten. Leicht bin ich ihnen zu sauber gewachsen, als daß sie mich wollten vor den Feind stellen. Oder bin ich keinen Schuß Pulver wert?“

Diesmal war aber leicht Rat; er ging für einen andern, den das Los getroffen, der aber daheim Vater und Geschwister zu versorgen hatte.

Als Justin hierauf bei dem Feldzuge in die Hände der Welschen geriet und sie ihn erschießen wollten, meinte er, mit den Augen zwinkernd, zu seinen Gewalthabern: „Ich rat' euch gut, Leutchen; zwar, mich geht's insoweit nichts an, aber ich sag' allerweil, ihr sollt mich nicht zusammenschießen. Da habt ihr nix und hab' ich nix.“

Das war ein lustiges Auflärmen bei den Welschen, die sein gutes Gesicht verstanden, und sie schenkten ihm das Leben.

Als er hernach vermittels Austausches der Gefangenen, fieberkrank und abgemagert bis auf die Knochen, wieder in die Heimat zurückkam, meinte er zu seinem Obersten: „Wird kein gutes Geschäft gemacht haben, der Herr Oberst; ich wett' was, Er hat einen kernfesten, baumstarken Mann für mich gegeben!“

Zur Zeit, als der „ausgediente“ und „verabschiedete“ Justinus Hummeltreiber wieder zurück in sein Tal kam, wurden just die Zünd-

— das war alles. Die Leute wurden ganz von selbst lustig, wenn der Justin zugegen war. Nicht etwa, daß er possierlich anzusehen gewesen wäre; er hatte eine Gestalt und ein Benehmen wie jeder andere. Sein Gesicht war rundlich, stets glatt rasiert, seine weichen Haare lichtfalb, seine Augen grau, seine Nase hübsch aufgestülpt, sein Mund — „proporz", wie ihn der Gemeindeschreiber in den Heimatschein geschrieben hatte. Er war schön gewachsen und eine Weile bei den Soldaten gewesen. Die übrige Zeit war er in dem Tale geblieben, in welchem er geboren worden.

Er war reich begütert, aber seine Barschaft betrug in ihrer höchsten Blütezeit — das war, als er die Erbschaft eines Oheims einzog — einundzwanzig Gulden Wiener Währung und sieben Groschen. Sein Gut war in etwas anderem. Die Obstbaumzucht verstand er; besaß aber nur einen einzigen Holzapfelbaum zu eigen. Dieser stand an einem schattseitigen Wiesenrain und war ein scherzweises Geschenk seines Paten. Im Frühjahre zog Hummeltreiber mit dem Raupen- und Maikäfersack und im Herbste mit der Obstschüttstange und mit der Preßbutte. Das war sein Erwerb, der uns des weiteren nichts angeht. Im Winter saß er in seiner Kammer, verfertigte Kinderspielwerk und trank zuweilen ein wenig von seinem Holzapfelmost.

Einmal war der Most sehr gut gediehen; da schob der Justin oft und oft den grünen Krug vor sein altes blindes Mütterlein hin und sagte: „Trink, Mutterl, und stoß an mit mir auf gute Freundschaft!"

Und einmal, als das Weiblein recht trank und lustig dabei war, traf es jählings der Schlag.

Saß dann der Justin drei Tage lang an ihrer Bahre und murmelte fortwährend: „Schau, die Frau ist den starken Trunk nicht recht gewohnt; die einen schwätzen und lachen, wenn sie ein wenig zuviel haben; andere schreien und räsonieren, wieder andere werden still."

Als er vor ihrem Grabe stand, verzogen sich seine Züge schier ein wenig zu einem Lächeln. Und das Lächeln war so seltsam, daß alle darüber lustig wurden. Aber sie hatten es verkannt, es war im Gesicht ein schmerzhaftes Zittern gewesen.

In seiner Jugend hatte der Justin ein Nachbarsmädchen gerne gesehen. Um dieselbe Zeit tat er außerordentlich ernsthaft und zuweilen ganz gegen seine Gewohnheit ein wenig unwirsch. Das tat er, weil er mit dem Glücke seines Herzens geizte und es nicht zu den Fenstern herausgucken lassen wollte.

Es war eine Ahnung, daß dieses sein Glück eines Tages entspringen könnte. Aber daß er es recht fest halte und an sich schmiede, beschloß er, das gute, hübsche Kind zu freien. Die Hochzeit war beim Amtmann schon richtig und beim Wirt auch, und Justin stand unter seinem weiß und rot blühenden Holzapfelbaum und blickte in das weite, frischgrüne

Gelächter über die Worte, die der blasse, abgewelkte Mann mit seinem ernsthaften Gesichte sagte. Litt er an Fußkrämpfen, so meinte er, es zwicke ihn Vater Abraham bei den Waden; kam ihm der Schwindel, so tanzten die neun Chöre der Engel in seinem Haupte. Hatte er das böse Jucken im Hals, so sagte er, es stecke noch ein närrisch Liedel in seiner Gurgel oder eine tolle Red', oder sei's gar eine Lug, man wolle so gut sein und es mit einem Schürhaken heraufziehen, um zu sehen, ob das Ding noch zu etwas nutz sei.

„Dem Totengräber hätt' ich gern noch früher die jungen Zwetschkenbäume gepfropft", rief er einmal, „kriegen wird er gar nichts für sein Tagwerk. Und liegen will unsereiner so tief wie jeder andere."

Und eines Abends, als er noch so geplaudert hatte, gab's plötzlich einen Ruck in seiner Brust. — „Jetzt ist der Spaß gar", sagte er matt und sank auf sein Stroh.

Ach! Schade, daß der große, unermeßliche Schatz, den dieser Mann besaß, das reiche kindliche Gemüt, die glückliche Weisheit der Einfalt, mit ihm begraben worden ist. — Totengräber, solche Leute zu begraben — was fällt dir ein! Schau um dich, die Menschen sind bettelarm!

Ein Waldphilosoph.

In meiner Haut stecken ein paar grundverschiedene Menschen. Der eine tritt hervor, wenn ich lang und viel mit Leuten verkehre, und ist mir oft ein ganz unausstehlicher Kerl. Er ist so schablonenmäßig geschnitten, er will so sein wie andere Leute; was er etwa mehr hat als diese, das stutzt er sich ab, und was er weniger hat, das will er sich durchaus anstückeln, und ging's gleich nicht mit natürlichen Dingen zu. Ich hätte den gespreizten hölzernen Gesellen längst verabschiedet, aber die Leute brauchen die Figur, sonst verdrängen sie mich. Sie muß auf der Welt meinen Platz bewahren und bedeuten: Hier gehört einer her!

Der andere meiner zwei Menschen hingegen ist ein guter drolliger Kauz, stets mit sich zufrieden und doch allfort an sich verbessernd. Der ist nicht dumm, der hat sein Lebtag noch keinen Handschuh angezogen, wenn ihn nicht an den Fingern fror. Wenn ich mich in die Einsamkeit zurückziehe, ist er bei mir und weiß die wunderlichsten Sachen. Hernach singt er und jauchzt, daß der ganze blaue Himmel klingt wie eine weite Glocke. Den ganzen Tag wird einem bei ihm nicht langweilig. Ich wandere so gerne mit ihm in die Wälder, in die tiefsten Wälder der Alpen hinein und wir spinnen Gedanken und wir weben uns in einen Schleier von Gedanken, und wir träumen von vergangenen Tagen, die in der Erinnerung, durch den süßen Waldfrieden geweiht, schöner sind,

hölzchen gangbar und durch eine Unvorsichtigkeit mit denselben brannte eines Tages das halbe Pfarrdorf ab. Justin war bei den Löscharbeiten der Erste und Tapferste, und als die Gefahr vorüber und das Feuer gedämpft war, trugen sie den Armen vom Platze weg; er hatte zwei arge Brandwunden am Leibe. Und als ihn der laute Jammer der Verunglückten umgab, erhob auch er sein Wort und sagte: „Ich halt' nichts auf die Todesstrafe, gar nichts, aber so ein Zündhölzl, das hätt' man doch gleich früher köpfen lassen sollen."

Auflachten sie über dieses pudelnärrische Wort der Verwundeten; aus ihren Tränen lachten sie auf, und ein alter Mann sagte dem Justin ein Vergeltsgott dafür, als wär' es ein Schluck Wein gewesen.

Bald darauf erhielt Justin die Erbschaft von seinem Oheim; das war ein gutes Pflaster auf seine Brandwunden. In den ersten zwei Tagen hatte er davon nur die sieben Groschen verbraucht; das übrige wurde ihm am dritten Tage gestohlen. Darüber grübelte der Justin: „Was ich nur dem Dieb Gutes angetan haben mag, daß er mir schön drei Tage nachgewartet und die sieben Groschen geschenkt hat. Nein, das tut nicht jeder!"

Einmal, zur Spätsommerszeit, schlug der Blitz in seinen Holzapfelbaum und vernichtete Stamm und Früchte. Nach dem Gewitter kamen trübe, umwölkte Tage und die Leute sagten nach dem Sprichwort, der Himmel mache ein saueres Gesicht.

„Je, das glaub' ich", versetzte der Justin, „süß sind sie nit gewesen, meine Holzäpfel."

So trieb er's, oder vielmehr, so ließ er's treiben. Er arbeitete redlich sein Teil, und dabei war er so kindisch, daß er selbst mit den Obstbäumen schwätzte und ihnen mit guten Worten beizubringen suchte, wie sie am besten wachsen und Früchte tragen könnten. Es war aber, als ob er „zu lauter Holzklötzen spräche"; trotz seiner Pflege und Liebe trugen sie oft spottschlechte Früchte.

Und die Leute waren nicht viel besser als die Obstbäume. Sie belustigten sich zuweilen an dem Behaben und den leichtherzigen Sprüchen des Mannes, doch keinem fiel es ein, sich selbst eines so leichten heiteren Sinnes zu bestreben. Sie hießen ihn den Lustigmacher. Er schien aber weder lustig, noch traurig; er war stets gelassen, hatte über Vergangenes nie eine Klage und äußerte für Zukünftiges nie einen Wunsch.

Als Justinus Hummel treiber endlich ineine Krankheit verfiel, von der ihm der Arzt sagte, daß sie vielleicht recht langwierig sein, übrigens aber mit der ruhigen Auflösung enden werde, kamen sehr viele Leute, um ihn zu besuchen. Statt selbst zu trösten, gingen sie getröstet und oft sogar recht erheitert von hinnen. Und zuweilen an Sonntagen saß ein ganzer Kreis von Leuten um sein Bett, und es gab manchmal ein mächtiges

gutmütiges, ehrliches Galgengesicht, das allweg über das Ding in der Hand lächelte und sich in alle Formen zog.

„Vetter, was habt Ihr denn da?“ redete ich ihn zum Gruße an.

Er blickte kaum auf, er sah immer auf seinen Gegenstand und schüttelte den Kopf und grinste.

„Wenn der Weg ein klein bissel besser wär', ich tät' dich vor mir hertreiben?“ murmelte er zu seinem Ding in der Hand. Da sah ich's, es war ein Stück Käse.

„Freilich wohl, daß er nur zwölf Kreuzer kost' hat“, sagte der Mann hierauf zu mir, „aber 's ist halt doch! — ei, ei, 's ist halt doch! — tun S' grad' einmal herschau'n da, aber fein bald, sonst läuft er uns davon!“

Weltschmerz lag in seinem Lächeln.

Da hatte er den Käse gekauft für sauer erworbene Groschen, und nun waren kleinwinzige Wesen und nahmen Beschlag davon vor seinen Augen, und noch dazu mit einer Ruhe und Keckheit, die empörend ist.

Dabei funkelte dem Manne die Jagdlust aus den Augen. Endlich kam er doch wieder zu sich und brummte: „'s ist nicht zu glauben, was die Leut' heutzutag' schlecht sind — ist das a Kas?!

Dann hub er langsam an zu essen.

„Und Ihr wollt dieses halbverdorbene Ding da genießen?“ sagte ich.

„Was denn!“ entgegnete er, „wofür hätt' ich's nachher gekauft?“

Ich suchte zwei Zehnkreuzerstücke aus der Tasche. „Da, Vetter, kauft Euch was Frisches.“

Er sah mich nur so scharf an; es schien ihm nicht sonderlich zu gefallen, daß ich ihm Almosen geben wollte. Er starrte auf die Münzen. Endlich nahm er sie und sagte: „Werden auch Füße kriegen, so gut wie der Kas. Geld will bei mir kein's bleiben. — Nun, ich dank' gar schön für die Unterstützungen!“

Er nahm's in der Mehrzahl; zwei Zehnkreuzerstücke sind eben zwei Unterstützungen.

„Gessen wird er aber doch!“ brummte er und säuberte weiter an seinem betagten Käse.

Plötzlich jedoch rief er: „Nein, ich mag dich nicht!“ und schleuderte das Stück auf die Erde.

Stumm starrte er vor sich hin. Eine so große Tat hatte der Mann vielleicht sein Lebtag noch nicht getan. Dann hub er wieder an, den Kopf zu schütteln.

Und lange saß er da.

Ich stand daneben und dachte: die Geschichte ist noch nicht aus; entweder hat er Gewissensbisse oder er philosophiert.

Ich hatte gut geraten.

als sie in Wirklichkeit je sein konnten. Und wenn über den Wipfeln der Tannen die Wolken ziehen, so sagt mein Gespons: „Siehe, sie haben geschöpft an den Quellen der Alpen und gehen nun hin, um die Felder des Flachlandes zu erquicken."

Und wenn uns zuweilen so ein rauher, knorriger Waldteufel begegnet, so sagt mein Freund: „Halt, den fallen wir an und fragen ihn, wie er lebt. Das Sichversenken in fremdes Leben ist ein gutes Mittel gegen Selbstliebe und Eigennutz."

Als ich einmal — es war an einem Sonntag vormittags — durch einen Wald des Oberlandes strich, fand ich, daß schier alle Bewohner des Waldes zur Dorfkirche hinausgegangen waren. „Was soll denn ich für einen Gottesdienst halten?" fragte ich mich. Da antwortete mir mein Gefährte, der heute ganz feierlich still war: „Mache du dich an den erstbesten Menschen, dem du in diesem Waldtale begegnest, sei er wer er sei. Und halte ihn herzlich und liebreich, und tue ihm alles, was du kannst, zulieb, als wie wenn er auf der Welt dein einziger Freund und Bruder wäre." Da mag er wohl Recht haben, denke ich, und das wird der rechte Gottesdienst sein.

Ich gehe darauf nicht gar lange, als ich nach einer Wegbiegung ein paar hundert Schritte vor mir eine Gestalt wackeln sehe. Auf den rechtschaffen breiten Schultern derselben saß ein ganz kleines Köpflein mit einem hohen grünen Filzhut, wie ihn die halbverwitterten Gebirgler gerne tragen, um auch so groß dazustehen in der Welt, wie die schlanken Bewohner des Flachlandes. Der Hut saß ein wenig schief und die Geierfeder desselben ragte keck nach vorne, was Rauflust bedeutet. In der Hand trug der Mann ein blaues Bündel, das er gar zart und behutsam in die Luft hinaushielt. Die andere Hand führte einen buckligen Baumast als Stock, an dem noch ein paar Reiser grünten. Der Rücken der Gestalt war lang und breit, aber die Füße waren um so kürzer und schmächtiger und gar außerordentlich säbelkrumm. Sie bildeten, wenn der Mann zuweilen ein wenig stillstand und mit dem Stock in den Wasserkehren des Weges wühlte, um die stehenden Wässerlein abzuleiten, eine ganz regelrechte Null, und ein Eichhörnchen, das über den Rain herabkam, stand mäuschenstill und überlegte, ob es seinen Weg des Spaßes halber nicht durch den schönen Rundbogen nehmen sollte. Es hob schon das Köpfchen und schnupperte, und wenn die Geierfeder und der Baumast nicht gar so mordlustig dreingestarrt hätten, es dürfte den Sprung gewagt haben.

Ich schritt langsam hinterdrein, und als sich der Mann zuletzt auf einen Fichtenstock setzte, holte ich ihn ein. Er sprach just mit sich selbst; er hielt etwas in der Hand, führte es mehrmals zum Auge und schüttelte fort und fort den kleinen Kopf. Er hatte ein rundes,

Ich ließ den Mann sitzen im Walde und ging davon. Mir war wohl, wie der Lerche in der Himmelsluft; mir war weh wie dem Wanderer Ahasver. Von ferne hörte ich das Glöcklein der Dorfkirche klingen: Nimmer tausend! In den Ästen und Kronen des Waldes säuselte es: Immer tausend — immer tausend!

Veronika.

Eine Kindergeschichte nicht für Kinder von **M. Brücken.**

„— — sitzen unterm Fliederbusch
— — machen alle husch, husch, husch — —“

Jauchzend und jubelnd ducken sich die kleinen Mädchen und Knaben auf dem grünen Rasen nieder, um gleich darauf mit demselben Jubel wieder in die Höhe zu springen und auf der Wiese herumzutollen. Wie die blonden und braunen Locken fliegen, die Augen glänzen und die Wangen glühen, wie hell die Stimmchen jubilieren, wie froh das Lachen klingt! Wird der Lärm zu arg, so kommt eines von den „Fräuleins“ gelaufen und ermahnt in der Sprache ihres Heimatlandes zur Ruhe; die Missis tun es mit würdevollem Anstand, die Demoiselles mit zungenfertiger Lebhaftigkeit. Sie kümmern sich übrigens nicht viel um den Erfolg ihrer Bemühungen und trachten wieder in ihren Plauderwinkel zu kommen „— man will doch auch seine Ruhe haben“.

„Was spielen wir jetzt“, fragte Herta, die ein unruhiger Geist ist und die Abwechslung liebt.

„Blinde Kuh“, schlägt einer der Knaben vor.

Aber der Vorschlag findet wenig Beifall —„so ein altes Spiel“ —

„Spielen wir das neue Ballspiel, das mir Onkel Fery aus London mitgebracht hat“, meint Kurt, der Rädelsführer der frohen Schar und junge Herr des gastlichen Hauses.

„Wir können's aber nicht“, rufen die Kinder.

„So müßt ihr's eben lernen“, entgegnet Kurt altklug. Die Kinder stellen sich im Kreise auf und sollen nach bestimmten Regeln den Ball erhaschen und weitergeben, aber das Spiel ist nicht leicht, oft fällt er zu Boden oder wird unsicher weitergegeben. Die Knaben sind noch ungeschickter als die Mädchen und diese kichern darüber. Kurt runzelt die Stirne, stampft auf den Boden und ruft: „Ihr seid alle ungeschickt!“

„Du selber auch, glaub nur nicht, daß du es kannst“, entgegnet Erwin, der mit Kurt immer auf Kriegsfuß steht. Auch diesmal droht ein heißer Kampf zu entbrennen, raufbereit stehen sich die Knaben als-

Wie im Traume sagte er, indem er fortwährend mit dem Kopfe nickte: „So wird's mit uns auch einmal sein."

Ich horchte auf.

In dumpfem Tone fuhr er fort: „Der Herrgott wird die Welt nehmen, wird sie um die Erden hauen, daß die Fetzen fliegen. Die Leut' sind schon zu schlecht. Ist das a Kas?!"

Dann wendete er sich zu mir: „Weil Sie noch dastehen! Sie schauen mir aus wie ein G'studierter. Mit Verlaub: Wann geht die Welt zugrund?"

Ich zuckte die Achseln.

„Nachher haben Sie nichts gelernt. Das Achselbeuteln kann jeder Halbnarr; ich auch", und er zuckte die Achseln.

Nach einer Pause fuhr er fort: „Wie sie beim letzten Abendmahl beisammen gesessen sind, der Herr Christus und die Apostel, da haben die Apostel den Herrn gefragt, wie lang denn die Welt noch tät' stehen. Und da hat der Herr Christus gesagt: . . . mmer tausend Jahr! — und jetzt haben es die Apostel nicht verstanden, hat er gesagt: immer tausend oder nimmer tausend."

„Wird vielleicht ‚immer tausend' gesagt haben", versetzte ich. Darauf glotzte mich der Waldmensch erschrocken an und stotterte: „Das wär' doch aus aller Weis! Ja, wann krieg' ich denn nachher meinen Lohn?"

Das ist zuletzt doch kein Halbnarr, das ist schon ein ganzer! dachte ich mir.

„Andere Leut' sind reich", fuhr er fort, „leben in Freuden, haben den Himmel auf Erden. Ich aber bin bettelarm und in der Mühsal, muß mein Brot graben mit diesen Händen. Bei der Not bin ich daheim und mein Weib heißt Kümmernis, das Elend ist mein Kind; eine saubere Familie das! und mein Gast ist der Jammer. Jesses, nein — lachen muß ich auch noch?! Und der Pfarrer hat gesagt: am jüngsten Tag krieg' ich meinen Lohn dafür, das Himmelreich."

„'s ist kein Mensch auf der Welt, bei dem sich dieses Leben tät' verlohnen", sagte ich; „dafür hat jeder Mensch seinen letzten Tag — den jüngsten Tag. Und es kommt etwas nach dem jüngsten Tage: nennst du es Ruh', Seligkeit, ewiges Leben — es ist alleins, die Hauptsache ist, daß du hoffest!"

Ich predigte für mich allein. Er starrte zu Boden: „Jetzt hätt' man gemeint, so ein Kas wär' das Letzte von der Kuh und sonst nix mehr, und jetzt kriechen auf einmal lebendige Dinger heraus, und die Geschicht' geht von vorn' wieder an. — Sie, Herr, leicht bin ich ein Narr, aber's kunnt sein, er hätt' gesagt: immer tausend . . ."

Aber die kleine Lehrmeisterin interessiert die Gesellschaft viel mehr als das Spiel, nur ungern stellen sich die Kinder im Kreise auf, ein Teil, darunter Grete und Erwin, die stets zusammenhalten, schließen sich ganz aus, sehen zu, mustern Veronika. Die Mädchen haben's bald heraußen, daß ihr Kleidchen durchaus nicht neu ist, die Schürze zu kurz, der Hut, der auf der Erde liegt, gar nicht neumodisch, und das Band gewiß schon von Mama getragen. Die Mamas waren ja oft so merkwürdig, mußte Grete doch auch das geblümte Batistkleid von Mama tragen. Den Knaben gefällt der Gast aber ausnehmend gut, Erwin erklärt Veronika für eine beauté, auf welchen Ausdruck er sich nicht wenig einbildet, und findet, daß sie das Ballspiel mit vollendeter Grazie spielt.

Das ist nun allerdings richtig, sie läuft und springt leicht wie ein Reh und wirft und fängt den Ball mit unfehlbarer Sicherheit. Als das Spiel zu Ende ist, drückt ihr Kurt seinen Beifall aus und lädt sie ein, wieder zu kommen.

„O gern“, sagt Veronika, „bei euch ist's ja so — schön fast so schön als — —“

„Als wo?“ frägt Grete.

Veronika senkt das Köpfchen. „Als Papa noch bei uns war, hatten wir einen noch viel, viel schönern Garten — —“

„Noch schöner?“ Kurt runzelt die Stirne, er will immer das Schönste haben — „und jetzt?“

„O jetzt — wir wohnen gar nicht schön, und einen einzigen Rosenstock haben wir, der steht an dem sonnigen Fenster, aber er will nicht blühen, und“ — sie schüttelt sich — „nein, nein, es ist gar nicht schön bei uns“.

„Wo wohnst du denn?“ frägt Grete.

„In einem großen, häßlichen Hause, wir müssen über den Hof gehen und drei Treppen hinauf, Mama ist schon ganz blaß von dem vielen Stiegenlaufen.“

„Aber warum seid ihr nicht in dem schönen Garten geblieben?“

„Ich weiß nicht, ich — ich weiß wirklich nicht, oft denk ich mir, Papa ist vielleicht schon gestorben und Mama will es mir nur nicht sagen.“ Das leise Stimmchen zittert.

„Wenn dein Papa gestorben ist, so muß deine Mama ein schwarzes Kleid tragen und weinen, das ist immer so“, sagt Herta weise.

„Mama weint sehr oft, aber ich soll's nicht sehen, ein schwarzes Kleid trägt sie aber nicht.“

bald gegenüber. Da tönt von der Straße her eine helle Stimme: „Ihr macht es alle falsch, wenn ihr wollt, lehre ich euch das Spiel."

Die Kinderköpfe wenden sich nach dem Gitter, das den schönen Garten gegen die Straße abschließt, dort steht auf der Straßeneinfassung an die kunstvoll verschlungenen Stäbe geklammert ein kleines braunlockiges Mädl und sieht mit großen, klugen Augen durch die Kletterrosen und andere Schlinggewächse in den Garten herein.

„Kannst du es denn?" frägt Kurt zurück und blickt erstaunt auf den lieblichen Zaungast.

„Gewiß", sagt das Mädchen und nickt.

Kurt ist doch etwas unsicher, soll er Mama fragen, aber die ist nicht zu Hause, oder Mademoiselle? nein, diesen Ausweg verwirft er sogleich, er will aus eigener Machtvollkommenheit handeln und sagt herablassend: „Wenn du das Spiel kannst, so komm in den Garten herein."

„Du mußt mir die Tür aufklinken, sie ist mir zu schwer", bittet das kleine Mädchen und springt behende von der Umfassung herunter. Einige Augenblicke später steht sie in dem Kreis der kleinen Damen und Herren.

„Wie heißt du eigentlich, Erna, Grete, Herta?" frägt Kurt.

„Ich heiße Veronika", sagt die Kleine und zupft verlegen an dem viel zu kurzen Schürzchen.

„Veronika! ist das ein komischer Name", rufen die Mädchen wie aus einem Munde, „von unsern Freundinnen heißt keine so."

„Du bist gewiß nicht aus unserer Stadt, du sprichst ein anderes Deutsch", setzt Grete als die älteste das Verhör fort.

„Nein, wir sind erst gekommen." Ein Schatten huscht über das feine Gesichtchen.

„Und wie alt bist du eigentlich", frägt Herta, die groß gewachsen ist und sich gerne auf die Erwachsene spielt.

„Sechs Jahre bin ich am zwanzigsten April geworden."

„O weh, noch so klein, da gehst du wohl noch gar nicht in die Schule?

„Nein, Mama lernt mit mir."

„So — o —." Die Kinder sehen sich etwas verdutzt an, Kinder, mit denen die Mamas lernen, sind gewöhnlich arm.

„Du hast gewiß kein Fräulein", frägt Herta weiter, und in dem Tonfalle ihrer Stimme klingt ein wenig Verachtung.

„Mein Fräulein ist fort."

„Und wer ist dein Papa?"

„Papa ist auch verreist "

„Und wer ist deine Mama?"

„Meine Mama —". Sie weiß keine Antwort, was sollte ihre Mama sein, eben ihre Mama — — das Verhör wird ihr lästig, sie sagt leise: „Wollen wir nicht spielen?"

Spielen.

Von Wilhelm Freiherrn v. Appel †.

Wie war's ...? Ein Spielplatz, Lärm,
Geschrei,
Ein stiller, kleiner Bub dabei
Mit Augen voller Fragen.
Den haben sie geneckt, gehetzt,
Zuerst verspottet und zuletzt
Sogar im Ernst geschlagen.
Bis er aus ihrem wilden Ring
Verschüchtert, bleich zur Seite ging.

Er klagte keinem, was er litt
Und ließ es keinen sehen,
Er sagte bloß im Gehen:
„Ich spiele nicht mehr mit ...“

Du blasser Bub, wie gut's dir geht!
Wie gerne täten wir den Schritt
Und spielten manche nicht mehr mit.
Jedoch die Pflicht ... es ist zu spät.

Herr von Reutlinger.

Von **Fritz Müller, Zürich.**

Sonderbare Pflanzen brütet die Großstadt aus. Sonderbar freilich nur für den, der obenhin zusieht. Wer sich die Mühe nimmt, Gründen nachzugehen, findet in den verschrobensten Gestalten der Großstadt natürliche Produkte. Daß die Stadtmenschen die Fühlung mit Mutter Erde verloren haben, daß sie entwurzelt sind und doch mit ihrer besten Sehnsucht zum Lichte drängen — in den wunderlichsten Verrenkungen zu irgendeinem Licht — macht ihre scheinbaren Narrheiten verständlich, macht sie zu Notwendigkeiten.

So treiben im Frühjahre die eingesperrten Kellerkartoffeln ihre wilden Schößlinge anderthalb Meter lang zu einem trüben Fensterlicht hinauf. Du trittst in den Keller und bist erschrocken über diese dünnen, bleichen Kerzen.

Auch Herr von Reutlinger strebte zum Licht. Eigentlich hieß er Windmaier und stammte aus Reutlinger. Aber Sonntags gestattete er sich diese Veradelung seines Namens. Wochenüber schrieb er in einer Ecke Adressen für ein Exporthaus. Samstag Abend schnellte er aus der gebeugten Haltung. Aus der müden Kurve ward ein straffer Körper, das verknitterte Schreibergewand räumte einem bügelfaltigen Dandyanzug das Feld. Ein Kleid, das man sich mit genau zwanzigtausend Kuverts erschrieben hat, darf man schon aufrecht tragen, nicht wahr? Daß auch der Blick, der Gang, die Rede sich in Bügelfalten legte, kann nur Leute wundern, die den Zusammenhang zwischen Wertgefühl und Gewand nicht kennen.

Samstag abend ging Herr von Reutlinger mit elastischem Siegerschritt die Hauptstraße entlang. Fünf Kilometer weit weg von seinem Vorstadtstüblein war jeder Schattenkontakt mit seiner Werktagsexistenz gelöst. Dazu kam der freie Ausblick auf morgen, auf den Sonntag.

„Nun dann wird dein Papa wohl noch leben, vielleicht ist er nur zugrunde gegangen.“

„Was ist das zugrunde gehen?“

„Wenn man kein Geld mehr hat und alles verkauft wird. Der Herr, der vor uns diese Villa und den Garten gehabt hat, ist auch zugrunde gegangen und Papa hat alles sehr billig gekauft“, sagt Kurt, der immer zuhört, was die Eltern zusammen sprechen. „Der Herr ist dann nach Amerika durchgebrannt und kommt nicht wieder.“

„Vielleicht kommt dein Papa auch nicht wieder“, sagt Grete.

Veronika wird dunkelrot. „Mein Papa, o der — der kommt wieder, dann ziehen wir in das schöne Haus und den schönen Garten, mein Papa, der — der muß wieder kommen — —“

Die Kinder merken nichts von der Seelenqual, die in diesen Worten liegt, Grete nestelt an ihren Zöpfen und Kurt frägt: „Was spielen wir jetzt?“

„Ich muß jetzt gehen“, sagt Veronika und hebt das kleine Hütchen vom Boden auf. „Mama wartet gewiß schon auf mich.“

Kurt und Erwin geben ihr galant das Geleite und Kurt sagt gnädig: „Du kannst morgen wieder kommen.“

„Ich weiß nicht“, stammelt die Kleine, macht ein Knixchen und läuft davon. An der Ecke sieht sie noch einmal zurück mit einem wehen Blick, sie drückt die Händchen gegen die Brust und seufzt, dann geht sie langsam weiter.

„Wann kommt der Papa zurück, wann ziehen wir wieder fort von hier in das schöne Haus, den Garten. Oder kommt der Papa nicht mehr zurück, ist er gestorben oder — —“

Da steht sie schon vor dem finstern Haus, zögernd geht sie über den Hof, die Treppen hinauf, vor der Wohnungstür bleibt sie stehen, sie überlegt die Worte, mit denen sie die Mama fragen will — —

Da wird die Tür aufgemacht und die Zugeherin kommt heraus, Veronika schlüpft hinein, ganz leise tritt sie ins Zimmer. Die Mama sitzt bei dem Nähtisch und arbeitet an einem feinen, feinen Tüchlein, sie hält den Kopf tief auf die Arbeit gebeugt und stichelt so fleißig. Blaß ist die Mama und um den Mund zuckt ihr verhaltenes Weinen, und wie sie jetzt den Blick hebt, sieht Veronika, daß ihr Tränen in den Augen stehen — Mama weint um den Papa — —.

Leise schleicht sie zur Tür hinaus, Mama soll's nicht hören, sagt kein Wort, tut keine Frage, in lautlosem Schmerze drückt sie die Händchen vor das Gesicht, sie weiß es nun: „der Papa kommt nie, nie wieder —“

„Habe die Ehre, Herr von Reutlinger“, sagte er, und spuckte eilfertig auf die Wichse.

„'n Morjn.“

Von Reutlingers Stellung beim Stiefelwichsen war klassisch. Ein vollendeter Gentleman, mußten sich die hundert Passanten sagen. Dieser sorglose, fröhliche Dandyblick konnte es einem aber auch antun.

„Lassen Sie sich Zeit“, sagte er wohlwollend. Und der Schuhputzer ließ sich Zeit. Bekam er doch ein Extratrinkgeld für den Extraglanz. Von dem Glanz, den die hundert Augenzeugen mehr bei dieser Stellung auf die ganze Woche seines Kunden warfen, wußte er freilich nichts.

Dann der ganze selige Vormittag zwischen eleganten Männern, rauschenden Damen und der fröhlichen jeunesse dorée auf den Straßen und vor den Kirchen — das war Licht, ersehntes Licht für ihn, der seine Lebenskraft sechs Tage die Woche in Kuvertadressen umsetzen mußte. Wer von uns möchte da den Herrn von Reutlinger einen Schwindler nennen? Wer den Mut dazu hat, revidiere einmal seine eigenen Sonntage . . .

Zwischen eins und zwei verschwand er für eine Weile aus dem Sonnenschein seiner Sonntagsexistenz. Um sein mittägliches, belegtes Brot zu verzehren, mußte er in eine Nebenstraße biegen. Dort wußte er in einem stillen Hause einen Gang, wo der Karren eines Dienstmanns eingestellt war. Hier verzehrte er sein Mittagsmahl vorsichtig, schnell und scheu. Das war schon lange so.

Einmal aber hatte er eben den ersten Bissen getan, als der Dienstmann hereinpolterte, um seinen Karren zu holen. Mit Mühe bewahrte Windmaier seine Haltung. Erstaunt und mißtrauisch sah der Dienstmann ihn hinausschleichen. Das war bös. Wo blieb da der elegante Herr von Reutlinger?

In solcher Stimmung keimt der Entschluß, das ramponierte Selbstgefühl mit einem kühnen Handstreich wieder herzustellen. Er gab sich einen Ruck, und, wieder ganz Dandy, ging er in ein feines Restaurant, wo er sonst nur seine Tasse Kaffee zu trinken wagte.

„Herr von Reutlinger, schon so früh?“ sagte der Oberkellner respektvoll.

„Tja, mein Lieber, tja — Speisekarte, ja.“

Da standen freilich phantastische Preise. Keinen einzigen hätte er bezahlen können, den Gervaiskäse mit 60 Pfennig vielleicht ausgenommen. Das sah er mit einem einzigen Blick. Aus der Zeitung erinnerte er sich an ein märchenhaftes Gericht, das der Zar einmal bei einem Fest an der Hoftafel des Landesfürsten gegessen hatte. Der Name war ihm im Gedächtnis geblieben wie einem manches, das ganz und gar keinen

Aus der Schulzeit her wissen wir alle noch, daß kein Sonntag gegen das Hochgefühl von Samstag abend aufkommt. Das Vorgefühl kommenden Sonnenscheins ist den Stadtmenschen eben kostbarer als die Sonne selbst. Das macht, weil sie ewig vorweg nehmen müssen.

Herrn von Reutlingers tadellose Erscheinung machte Eindruck auf der Abendpromenade. Das spürte er und ließ sich davon tragen. Sind wir nicht in unserer eigenen Wertschätzung ein Reflex der Meinungen unserer Umwelt? Es ist fabelhaft und betrübend, wie rasch sich auch der Unabhängigste darauf einstellt — auch wenn er es nicht weiß.

„Von Reutlinger" hätte Eroberungen machen können. Sein schlankes Portemonnaie wußte, warum er's nicht tat. Aber von der Hosentasche zum Gesicht ist ein weiter Weg. So kam es, daß sich auf seinen Zügen das geldliche Unvermögen in eine vornehme Gleichgültigkeit verwandelt hatte. Dies machte ihn nur distinguierter.

Eben winkte er freundlich nachlässig mit der Hand nach dem andern Trottoir hinüber. Daß dort gar niemand war, den er kannte, verschlug ja nichts, solange er das nur wußte. Aber wußte er es denn?

Das ist ja das Merkwürdige bei diesen Existenzen. Sie haben etwas vom Dichter, dem die selbstgeschaffenen Phantasiegebilde zu realen Wirklichkeiten werden. Wie vermöchte er es sonst, uns mitzureißen? So absurd es klingt: auch ausgemachte Hochstapler sind hierin dichterisch veranlagt. Gelänge es ihnen sonst, einen welterfahrenen Maître d'Hôtel von ihrer Grafenwürde zu überzeugen?

Um elf Uhr abends saß Herr Windmaier wieder zufrieden in seiner Kammer bei einem großen Glas Milch und einem Stück Leberkäse. Nicht ohne daß er vorher die „Bügelfaltigen" vorsichtig in den Schrank gehängt hätte. Er war völlig einverstanden mit sich. Keinen Moment kam ihm seine Doppelexistenz peinlich zum Bewußtsein. Er gehörte zu den glücklichen Menschen, die die Einheit ihrer Persönlichkeit nach Belieben zerlegen und Teile davon jederzeit ein- und ausschalten können. Eine Drehung am Schaltknopf — und es brennt der Kronleuchter, eine zweite — er verlöscht, und ein bescheidenes Ganglämpchen glüht auf.

Der Sonntagmorgen blitzte in die fünf Quadratmeter seiner Kammer. Windmaier erwachte mit einem grauen Gedanken an unendliche Kuvertbündel. Aber als er sich noch einmal mürrisch auf die andere Seite legen wollte, fiel ihm der Sonntag wie ein heißer Strahl ins Gedächtnis. Herrgott, „von Reutlinger" war ja heute noch die Parole!

Am Bahnhofplatz standen die vier Schuhputzer in Reih und Glied. Der eine las ein Sherlock Holmes-Büchlein, der zweite schaute stumpfsinnig auf seine Bürsten, der dritte war ein wenig eingenickt, aber der vierte lächelte mit erhobenem Wichszeug. Steuerte doch seine Sonntagsstammkunde auf ihn zu.

auffallend genug, so wurde sie 's nun doppelt und dreifach, als sich ein rotbackiger, schnurrbärtiger, kurzhalsiger Mann in schwarz-weiß karierter Hose, pelzgefüttertem Lodensakko, mit einem glänzenden, steifen Rundhut allerneuester Fasson auf dem Haupt und einem goldenen „Schräuferl" im linken Ohrläppchen, energisch einmengte: „Sö, Herr, belästigen S dö Dame net, san S so freundlich! Schaun S, daß S weiter kommen, verstanden?"

Das Paar verstummte mit einem Schlage und starrte den Intervenierenden voll Verblüffung an. Bis der männliche Teil zuerst seine Sprache wiederfand: „Was erlauben Sie sich? Was gehen unsere Angelegenheiten Sie an? Die Dame ist meine Frau!"

„So?" höhnte der mit den Pepitabeinkleidern. „Warum sagt s denn dann ‚Sö' zu Ihner? Dö Pflanz kennen mr schon, jetzt möchten S Ihner außerlüagn, weil S die große Angst kriagn. Aber wann dö Dame hundertmal so an blödsinnigen Hosenrock anhat, dös geht Ihner an Schmarrn an, dös gibt Ihner no immer ka Recht . . ."

„Wie?" unterbrach aber jetzt schrill die Verteidigte ihren Verteidiger. „Das wär' ein Hosenrock? Das ist ein gebundener Rock, ein Humpelrock; machen Sie Ihre Augen auf, ehe Sie reden, oder schweigen Sie ganz, wenn Sie nichts verstehen! Komm Artur, kümmern wir uns nicht weiter um den frechen, unverschämten Narren!"

Sie nahm, als hätte es gar nie eine Meinungsverschiedenheit mit ihrem Artur gegeben, diesen unterm Arm und zog ihn gegen den dritten Bezirk zu; und er, durch das unerwartete Dazwischentreten des Fremden offenbar ebenso rasch versöhnt, folgte ihr willig Jedoch nicht, ohne laut und empört zurückzurufen: „So was ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen! So ein Lackel? So ein dummer Kerl!"

Der Lackel, der dumme Kerl, machte einen Augenblick lang ein Gesicht, als wollte er seinem Beleidiger nachstürzen. Sofort wurde er aber wieder ruhiger und schüttelte nur wehmütig nachdenklich den Kopf: „Das hat ma davon, wann ma s guat mant mit so aner zsammdrahten, aufdunnerten Flitschen . . ."

Er wendete sich nach der Straßenbahnhaltstelle. Ich, der den ganzen Auftritt mitangesehen und mitangehört hatte, folgte ihm.

Ich bestieg einen „Ring-Rund"-Wagen, er tat desgleichen, nachdem er mir höflich den Vortritt gelassen hatte, und setzte sich wie ich ins vorderste Coupé. Dabei blieb die Verbindungstür offen, eine altehrwürdige, aber jugendlich flott geschminkte Matrone verzog schmerzlich ihre bunte Larve und griff zornig nach der Klinke. Der Mann mit dem Schräuferl im Ohr sprang ihr dienstbeflissen bei, schleuderte die Tür zu und — hätte um ein Haar der Greisin etliche Finger abgezwickt.

Bezug auf unser Leben hat, sich unmotiviert deutlich in unserm Erinnern festzuhaken pflegt.

„Na, hm, machte er mit einem künstlichen Gähnen, bringen Sie mir eine Portion Timbale des Crevettes.“

Er sprach das Wort mit einem tadellosen Akzent.

„Timbale des Crevettes?“ wiederholte der Kellner und sah hilflos selbst die Speisekarte durch.

„Bedaure unendlich, aber gerade das muß heute fehlen —“

„Schade“, meinte von Reutlinger leichthin, und setzte ein wenig herablassend hinzu: „Wissen Sie, man hat 'mal so einen Gusto, ich habe mir's eben eingebildet.“

Dabei hatte er schon nach seinem Hut gegriffen. Etwas bestürzt sah ihn der Kellner an.

„Na, dann bringen Sie mir wenigstens einen Gervaiskäse.“

Der Kellner flog.

Schließlich bezahlte ihn von Reutlinger mit dem letzten Markstück, das er besaß. Vierzig Pfennig Trinkgeld — von da ab war die Hochachtung vor Herrn von Reutlinger auf den höchsten Punkt gestiegen, sowohl in dem Restaurant als auch bei vielen andern Leuten, die auf der Hauptstraße promenieren. Denn so was spricht sich doch herum in Kellner- und Kavalierskreisen. Die Verbindung zwischen diesen beiden ist ja viel enger als etwa zwischen der Hauptstraße einer Großstadt und einem Vorstadtstübchen. Dazwischen ist eigentlich gar kein Kontakt.

Und darum war es möglich, daß Herrn von Reutlingers Sonntagslicht heute noch nicht erloschen ist.

Gut gemeint.

Von **Fritz Stüber-Gunther.***)

„Geben Sie mir Ruhe, mein Herr! Lassen Sie mich gefälligst meiner Wege gehen, ja! Verschonen Sie mich mit Ihren Geschmacklosigkeiten!“

„Die Geschmacklosigkeit ist ganz auf deiner Seite, Amelie. Mach kein weiteres Aufsehen, sonst werd' ich ernstlich wild. Komm, marsch!“

War die kurze, aber von schlecht unterdrückter Heftigkeit erfüllte Szene zwischen der schicken Modedame und dem nicht minder eleganten Herrn, die sich in später Nachmittagsstunde auf der Landstraßer Seite des Stubenrings, nahe dem Gleis der Elektrischen abspielte, schon an sich

*) Mit liebenswürdiger Zustimmung des Verfassers seinen eben erschienenen neuen Großstadtskizzen „Das gerettete Wien“ (Verlag Robert Mohr, Wien) entnommen.

„Setzen S Ihner nur zucher, Herr von Kernbeiß, es is scho no Platz da für Ihner, gar so dick san S ja net“, fuhr dieser lebhaft fort. „Hab Ihner schon an Ewigkeit nimmer gsehgn. Wia geht s denn allerweil, ha?“

„Früher ist's mir besser gegangen“, erwiderte der Magere spitz und eisig, „in meiner alten Wohnung nämlich. Es wär' sehr schön von Ihnen gewesen, wenn Sie mich nicht gegen meinen Hausherrn systematisch aufgehetzt und mir die elende Kaluppen, die Ihrem Freund gehört, nicht so eindringlich empfohlen hätten.“

„Aber, Herr von Kernbeiß, Sö san ja do im November so unerhört gstagert wordn . . .“

„Jetzt wohn' ich noch teurer, im Verhältnis wenigstens, und zehnmal schlechter auf jeden Fall. Und Ihrer Gschaftelhuberei hab' ich das zu verdanken, sonst niemandem.“

Er zog ein Abendblatt aus der Tasche, in das er sich, ohne auf die Beteuerungen seines rotwangigen Sitznachbars, daß er's „meiner Seel und Gott“ von Herzen gut gemeint habe, zu achten, angelegentlich vertiefte. Bei der Babenbergerstraße verließ er den Wagen. Grüßen tat er nicht.

Der Herr von Gutgemeint war offensichtlich ein wenig gekränkt darüber. Aber er hatte keine Zeit, sich seinem Gekränktsein hinzugeben. Gerade rechtzeitig erinnerte er sich seines Versprechens dem Bäuerlein aus der Aspangergegend gegenüber, das die ganze Zeit mit resignierter Duldermiene und emporgezogenen Knien auf seinem Sitze gekauert hatte.

„Aussteign, Herr Vetter!“ schrie er ihm ins Ohr. „Tummeln S Ihner, sonst kummen S z spat! Dort enten, wo S die rote Latern sehgn, müassens S einsteign . . . Ausghalten! Ihner Umsteigkarten habn S falln lassen. So, da habn S es, stecken S es fest ein. Und jetzten nur gschwind!“

Der Landmann stolperte mit einem „Gelts Gott!“ auf die Straße. Kaum war der Wagen wieder im Rollen, da kam der Kondukteur eilig und ärgerlich herein: „Wer hat denn dem Bauern gsagt, daß er aussteign soll, bitte?“

„I hab n gstößen, sunsten hätt er s versamt“, erklärte stolz der Herr von Gutgemeint. „Durch die Mariahilferstraßen muaß er fahrn, wann er in die Fügergassen will.“

„Er will aber gar net in die Fügergassen.“

„Aber gengan S, i hab s do ghört.“

„Da haben Sie eben schlecht ghört. ‚Tigergassen‘ hat er gsagt — und jetzt kann er, weiß Gott wie weit, z Fuß laufen oder no einmal zahln. Warum? Weil Sie sich eingmischt habn, lieber Herr.“

„Ah so — ah ja — das is freili was anderes. No, i hab s gwiß guat gmant mit ihm.“

„O Patton!" stammelte er erschrocken. „Es is do nix gschehgn? I hab s guet gmant . . ."

Der Schaffner kam herein, teilte Umsteigkarten und „Direkte" aus und hatte längeren Aufenthalt bei einem wahrscheinlich mit der Aspangbahn frisch zugereisten Bäuerlein, das wohl das Endziel seiner jetzigen Fahrt, aber nicht die Route kannte, wie es zu erreichen war. Mein Gutmeinender hörte dem Frage- und Antwortspiel mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Und als der Schaffner wieder draußen war, wendete er sich vertraulich an den Bauersmann: „I wer Ihner schon sagn, wo S aussteign müaßn. Sorgn S Ihner gar net. Bleibn S nur ruhig sitzen derweil und verlassen S Ihner ganz auf mi."

Der Wagen hielt beim Kursalon. Die alte Dame mit dem farbenfreudigen Antlitz machte sich zum Aussteigen bereit. Beinahe war sie, natürlich die Tür nun selber hinter sich offen lassend, auf der Plattform draußen, da rief ihr der Mann im kurzen Pelzrock aufgeregt nach: „Halt aus! Warten S a bissel, gnä Frau! Vergessen habn S was!"

Madame kehrte schnell um, betastete ihr Kleid, besah sich von oben bis unten. Der Kondukteur, vielleicht aus Unaufmerksamkeit, vielleicht aus rücksichtsloser Ungeduld, gab das Zeichen zur Weiterfahrt. Madame kam in unser Coupé zurück, Herr Gutgemeint hielt ihr das gefundene Ding entgegen. Jene aber kreischte in höchstem Zorn und Diskant: „Deswegen haben Sie mich gerufen? Das da soll ich verloren haben? Schauen Sie sich künftighin die Sachen und die Menschen etwas genauer an, dann werden Sie mir nicht ein solches Taschentuch zumuten! Jetzt hab' ich Ihretwegen das Aussteigen versäumt und muß eine ganze Station weit zu Fuß gehen! Infam, das!"

Sie rauschte abermals hinaus.

In der Tat schien der winzige, furchtbar schmutzige, schrecklich zerknüllte Fetzen, den der Herr von Gutgemeint in der Hand hielt, eher aus dem Besitze eines vorortlichen Abc-Schützen zu stammen als aus dem einer Frau, die soviel Mühe und Geld bloß auf kunstgerechte Bemalung verwenden konnte.

„No ja — es war ja guat gmant", murmelte der Mann und zeigte sich eine ganze Weile ziemlich still und gedrückt.

Der Eintritt eines mageren, bebrillten, in fadenscheiniges, aber feierliches Schwarz gekleideten Herrn munterte ihn wieder auf.

„Jessas, der Herr von Kernbeiß!" sprach er ihn herzlich an. „Habe die Ehre, schamer Diener, Herr von Kernbeiß!"

Der andere schien weit weniger erfreut.

„Guten Abend", sagte er kurz und eine Temperatur von zehn Graden unter Null entströmte seiner Stimme.

Aber den gutmeinenden Burschen schreckte er nicht ab.

nennt, der Ausfegeurteile (sweeping judgements) über fremde Völker nicht mehr weit hinter den anderen zurück. Nationen aber sind so ungeheure, so unübersehbare Gesamtwesen, daß es eine der größten Vermessenheiten eines einzelnen ist, nun gar eines wenig Kundigen, ein ganzes Volk durch das Urteil eines Satzes abzutun. Man braucht sich nur zu fragen: Wie viel gehört dazu, einen uns bekannten einzelnen Menschen zu beurteilen? Ja sogar: Wer kennt sich selbst ganz genau? Und da will man aus der Ferne, womöglich ohne gründliche Kenntnis der fremden Sprache, der Literatur, der Presse, des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens sich herausnehmen, zu sagen: die Franzosen, die Engländer, die Italiener, die Japaner sind so und so — fertig! Fast alle Urteile von Volk über Volk sind falsch, denn sie rühren überwiegend von Nichtkennern her. Die Urteile der Kenner sind weit weniger bekannt und haben so gut wie gar keinen Einfluß auf die internationale Völkerkunde.

In Deutschland z. B. beurteilt man die Franzosen nicht etwa nach der auf der Kenntnis eines Menschenlebens beruhenden Würdigung Karl Hillebrands in seinem Buch „Frankreich und die Franzosen", sondern überwiegend nach dem Bilde, das wir uns vom französischen Leben aus den Romanen und Theaterstücken zurecht gemacht haben, und doch geben diese nur ein Zerrbild der französischen Volksseele, des französischen Familienlebens.

Wollen wir Deutsche eine Ahnung davon bekommen, wie ungerecht auch wir in unsern Urteilen über fremde Völker oft genug sind, so brauchen wir uns nur zu vergegenwärtigen, wie die fremden Völker über uns denken. Für die Mehrzahl der Franzosen — das lehren uns die meisten französischen Zeitungen und Bücher, die sich mit Deutschland beschäftigen — sind die Deutschen ein Volk mit etwa folgenden Eigenschaften: Die Männer tragen meist Brillen. Der richtige Deutsche raucht den ganzen Tag eine lange Pfeife, auch auf der Straße. Alle deutschen Frauen kleiden sich mit lächerlicher Geschmacklosigkeit, und sitzen sie irgendwo mit ihren Männern an einem öffentlichen Orte beisammen, so schmachtet die Frau den Mann mit zärtlich himmelnden Blicken an. Alle deutschen Frauen heißen Gretchen und tragen lange blonde Zöpfe. Das deutsche Lieblingsgericht ist das Sauerkraut. Wenn Deutschland Krieg führt, so begehen seine Soldaten die schändlichsten Roheiten, auch gegen Frauen und Kinder; dazu stehlen sie wie die Raben, mit Vorliebe die französischen schweren Kaminuhren, die sich ja besonders bequem im Tornister wegschleppen lassen. Bis ein Deutscher irgendetwas begreift, hat ein Franzose es schon dreimal begriffen und zweimal wieder vergessen. Heiterkeit und Witz sind nur den Franzosen eigen, dem Deutschen gehen sie gänzlich ab. Geschmack hat der Deutsche gar keinen;

„Dafür kauft er sich aber auch viel“, spottete der Kondukteur. Und schon im Hinausgehen, wendete er sich plötzlich nochmals an den Gutmeinenden: „Darf ich um Ihre Fahrkarte bitten?“

„Aber ja — i hab ja a Zehner Umsteign“, antwortete jener und begann in seinen Taschen zu stöbern. In einer nach der andern vergeblich. Hilflos fuhr er mit der Hand über die Fugen der Sitzbank, ratlos bohrte er seine Augen in den Fußboden. Endlich schien ihm ein Blitzlicht aufzugehen: „Marandjosef — das war mei eigene Umsteigkarten, was da unt glegn is und wos i dem Gscherten zuvoring in d Hand druckt hab!“

Alles lachte schadenfroh, der Schaffner am innigsten. Der Herr von Gutgemeint löste verlegen einen neuen Fahrschein. Und als wieder ernste Ruhe im Wagen eingetreten war, wendete er sich an mich: „Ma soll si faktisch net kümmern um fremde Leut, ma soll si Augn und Ohrn zuahalten, daß ma nix siecht und nix hört . . . Dank hat ma eh nia kan davon, daß ma s guat mant mit seine Mitmenschen. I wer mi ah ändern, i wer ganz umspannen, meiner Seel. Von heut an . . .“

Das Gelübde erstarb in seinem Munde, er erhob sich, seine Augen wurden rund und groß, wie gebannt stierte er auf die hellerleuchtete Ringstraße hinaus: „Da schaun S amal hin, Herr! Der Auflauf! Dös Gwürgst! Dö Remasuri! Dö Massa Leut und Kinder! Und a Frauenzimmer in der Mitten! Mir scheint gar — dö hat dasmal richtig an Hosenrock an! Ja, ja, so wird s sein, so is s schon. Da muaß i dabei sein! Unbedingt! Da muaß i Mode machen!“

Er sprang vom fahrenden Wagen ab, glitt aus, wäre beinahe hingestürzt, faßte aber wieder festen Fuß. Durch die Fensterscheiben sahen wir, wie er in das Gewühl untertauchte, wo es am dichtesten war.

„Passieren kann's ihm schon, daß er heut noch eine Tracht Prügel kriegt“, sagte einer im Wagen.

„Eine gutgemeinte natürlich“, fügte mit boshaftem Lächeln ein anderer zu.

Internationale Ungerechtigkeit.

Von **Eduard Engel.**

Wer viele Zeitungen in verschiedenen Sprachen liest, zumal in aufgeregteren Zeiten der Weltpolitik, der kann die Beobachtung machen, daß so ziemlich jedes Volk über jedes andere Volk Urteile fällt, die schon deshalb falsch sein müssen, weil das Endergebnis all dieser Urteile etwa dahin lautet: Alle andern Völker sind Ausbünde von Niedertracht, Gemeinheit, Raubsucht, verbrecherischem Eigennutz u. s. w. Wir Deutsche stehen in dieser Art der Bausch- und Bogenurteile oder, wie der Engländer sie

den Engländer den Stolzen; der Franzose nannte den Deutschen den Schwerfälligen, den Engländer den Groben, den Italiener den Feinen und Listigen.

An solchen Dingen kann man so recht erkennen, wie langsam der Fortschritt der internationalen Verständigung, ja nur des rein menschlichen Geltenlassens ist. Eines aber sollte man aus diesen bei allen Völkern herrschenden internationalen Ungerechtigkeiten lernen: vorsichtig zu sein im Urteil, besonders im Aburteilen über Gemeinschaften von Dutzenden von Millionen Menschen, deren Leben man nie mitgelebt hat, deren Sprache man nur notdürftig kennt, ja deren Verteidigungsstimme man selten an der Quelle, meist nur in verstümmelnden, ja fälschenden Auszügen liest. Mit dem Maße, mit dem wir die andern Völker messen, nämlich mit dem der Ungerechtigkeit, werden auch wir von ihnen gemessen.

Marokko und Tripolitanien.

I.

Durch jahrzehntelange wirtschaftliche Vorarbeiten, durch kluge diplomatische Rückenversicherungen und durch zähe Energie ist es Frankreich endlich gelungen, sein nordafrikanisches Kolonialreich durch die Angliederung von Marokko gewaltig zu vergrößern. Zuletzt galt es noch, Deutschland — als einzige widerstrebende Großmacht — zur Zustimmung zu dieser Okkupation zu bewegen. Vier Monate Verhandlungen zwischen dem deutschen Staatssekretär von Kiderlen-Wächter und dem französischen Botschafter in Berlin, Herrn Cambon, brachten auch eine Einigung zustande: das Deutsche Reich gab Marokko an Frankreich politisch preis und bekam dafür außer wirtschaftlichen Garantien Gebietskompensationen in Innerafrika.

Lange, vielleicht zu lange hat man sich in Berlin gegen den unvermeidlichen kolonialen Machtzuwachs Frankreichs gesträubt und hatte sein Widerstreben in allzu deutlicher Symbolik, der zu guter Letzt keine Taten folgten, dargetan. Dem Bündnis Frankreich-England gegenüber war das Reich zur See nicht gewachsen und hätte es versucht, seinen Willen mit den Waffen durchzusetzen, das Beginnen hätte mit einer wirtschaftlich-politischen Katastrophe enden können, welche die geringen Aussichten auf einen glücklichen Ausgang um ein vielfaches überwog. Daher, unbekümmert um das chauvinistische Geschrei unverantwortlicher Kreise und unbekümmert um einen Teil der Presse, ließ sich die deutsche Regierung eine „diplomatische Schlappe“ zufügen, um den Frieden zu erhalten. Das war klug und verdient Anerkennung. Nicht alle Staaten hätten sich selbst überwunden, hätten sich ins Unvermeidliche gefügt, statt katastrophale Abenteurerpolitik zu treiben — und nicht alle Staaten hätten

seine häuslichen Einrichtungen sind anders als die der Franzosen, folglich sind sie geschmacklos. Von der Koch- und Eßkunst hat der Deutsche keine Ahnung, denn — er ißt eingemachte Früchte nicht als besonderen Gang, sondern als Zuspeise zum Braten, was doch ein ausreichender Beweis für die vollkommene Barbarei eines Menschen ist. Überdies nimmt er zum Käse noch Butter aufs Brot; ja, er steht in der menschlichen Kultur so tief, daß er auch den Salat zum Fleisch ißt, nicht als besonderes Gericht. Hiermit ist das Urteil des Franzosen über uns Deutsche zwar noch nicht vollständig, es kommt noch eine Menge ähnlicher schöner Züge von gleichem Wert hinzu; im ganzen aber lautet der französische Wahrspruch über uns etwa dahin: Sentimentaler Barbar.

Viel gerechter ist schon das Urteil der Engländer über die Deutschen, was jedenfalls daher rührt, daß mindestens hundertmal soviel Engländer wie Franzosen in Deutschland reisen, uns also einigermaßen kennen. Getrübt wird das Urteil der Engländer wesentlich durch ihre lächerliche Furcht, der stete Traum der Deutschen sei der, sobald als möglich London zu erobern, die englische Flotte zu zerstören, England eine Kriegsentschädigung von 20 Milliarden aufzuerlegen und für immer aus seiner Weltmachtstellung zu verdrängen.

Man sollte annehmen, die Grundbedingung zu irgendeinem internationalen Urteil müßte sein: langjährige, vielseitige Kenntnis eines fremden Volkes aus eigener Anschauung durch eigenen Umgang mit den Menschen und aus vollständiger Vertrautheit mit den Dingen. Wie viele von denen, die mit der größten Unverfrorenheit über große, fremde Völker den Stab brechen, haben jemals den Fuß über die Grenze des eigenen Landes gesetzt? Da wird über das französische Familienleben geurteilt nach den Theaterstücken, die einen winzigen Ausschnitt der Pariser Gesellschaft schildern und selbst diesen nach einer festen, der Wirklichkeit durchaus nicht entsprechenden Schablone. Über das Menschenwesen der Engländer urteilt man nach einigen flegelhaften, in Deutschland reisenden Mitgliedern der mittleren, ja der unteren Bildungsklassen, die zufällig Geld genug zu einer Reise besitzen. Und so, wie wir über die andern Völker, urteilen diese über uns, immer mit der verzerrenden Verallgemeinerung einzelner Erscheinungen, auf der ja die meisten falschen Urteile der Personen wie der Völker beruhen. Man kann nicht einmal sagen, daß mit der zunehmenden Kenntnis fremder Menschen und Literaturen, ja selbst nicht durch die Zunahme des Reiseverkehrs die internationalen Ungerechtigkeiten sich vermindert haben. Im großen und ganzen machen es die Völker noch heute so wie etwa im XVI. und XVII. Jahrhundert, wo gewisse feststehende, meist durch ein einziges Wort ausgedrückte Urteile von Volk über Volk die Regel waren. Da nannte der Deutsche den Franzosen den Lustigen, den Italiener etwa den Falschen,

gescheiteren zu halten geneigt wäre), worin sie — Mütter, Gattinnen, Schwestern — der Regierung ihre Anerkennung dafür aussprechen, daß sie, da weder die Ehre noch Lebensinteressen der Gesamtheit ernstlich in Frage kamen, kaltes Blut bewahrte und den Kopf oben behielt. — Eine verhängnisvolle Rolle während der ganzen Konflikts- und Verhandlungszeit spielte die liberale und chauvinistische Presse. Beide stehen in Opposition gegen den Kanzler und seine innere Politik und — knapp vor den Neuwahlen in den Reichstag — gebärden sie sich ultranational, um auch noch dieses blendende Schlagwort in den Wählerversammlungen hallen zu lassen. Es wäre angebracht, jene Journalisten und jene energischen Abgeordneten, die einen Krieg zu wünschen vorgeben, im nächsten Feldzug — hoffentlich läßt die Gelegenheit auf sich warten! — als Soldaten an die gefährlichsten Punkte zu stellen, damit sie beweisen, daß sie nicht nur mit der Feder und dem Munde, sondern auch mit dem Herzblut tapfer sind!

Das Marokko- und Kongo-Abkommen wurde im deutschen Reichstag drei Tage lang eifrig besprochen. Es ist ein so nettes Kinderspiel, leeres Stroh nachzudreschen. Und was sind denn erwachsene Menschen anderes als altgewordene Kinder? Konsequent waren in der Debatte die Sozialdemokraten, die grundsätzlich jede Regierung loben, von der sie glauben, sie habe sich blamiert; konsequent schwatzten auch die Konservativen, welche grollten, daß man nicht das deutsche Schwert in die Wagschale warf, um seinen Willen durchzusetzen. Mit unnachahmlicher Geschicklichkeit vollführte das Zentrum seinen Eiertanz und zertrat dabei weder ein Regierungs- noch ein Volksei; mitten durch walzten die Ultramontanen. O, über die Jahrmarktsklowns! Arm und hilflos dufteten die politischen Herbstzeitlosen, die Liberalen. Sie raunzten, beschimpften Kanzler und Staatssekretär, bekreuzigten sich vor einem Krieg, klagten, daß man viel zu wenig erreichte, und vergaßen zu sagen, wie man es hätte besser machen können.

Über einen kronprinzlichen Zwischenfall werde ich ein andermal sprechen. —

Auch in Frankreich katzenjammert man über das Ergebnis des Abkommens, zumal es sich immer bestimmter herausstellt, daß Spanien ein wertvolles Stück Marokkos für sich behalten wird. Da London jetzt Madrid unterstützt, wird wohl Paris nachgeben müssen.

Daß über den ganzen Handel niemand restlos glücklich ist, beweist, daß keine Partei die andere arg übervorteilen konnte. Die Aschermittwochstimmung an der Spree und an der Seine wird auch vergehen. Die Neuwahlen für den deutschen Reichstag finden ja im Fasching statt, und da der Friede erhalten wurde, kann sich das Volk den Luxus gönnen, ein paar Millionen roter Stimmzettel abzugeben. —

dabei so wenig von ihrem internationalen Prestige verloren wie das Deutsche Reich, das gelassen erwog: In diesem Fall bin ich der schwächere und ein Justamentstandpunkt würde nicht nur den Weltfrieden, sondern auch das Gedeihen in meinem Innern für Jahrzehnte gefährden. Im Verlauf der Weltgeschichte fallen die Würfel bald für die eine Nation günstig, bald für die andere und vor einer Koalition zwischen der größten Seemacht der Welt und der zweitgrößten Landmacht zu kapitulieren, in Ehren zu kapitulieren, ist keine Schande. Immerhin rettete man aus dem Handel ein Stück Zentralafrika für sich, wodurch Kamerun an Wert und Größe gewinnt.

Vielfach tauchte die Frage auf, warum das Reich ursprünglich fast um jeden Preis die Okkupation Marokkos durch Frankreich verhindern wollte; seine Handelsinteressen sind dort verhältnismäßig gering — geringer als die Englands, das sich freiwillig zurückzog — und einen rechtlichen Anspruch im Scherifenreich vermochte es auch nicht geltend zu machen. So waren gar manche leicht geneigt, im Widerstand Deutschlands eine Nadelstichpolitik gegen Frankreich zu sehen. Das ist ein unglücklicher Irrtum. Erstens hätten die Deutschen ein großes Interesse daran gehabt, einen marokkanischen Hafen als Kohlenstation zu erwerben, und zweitens besitzt Frankreich jetzt ein nordafrikanisches Reich, aus dem es in einem künftigen kontinentalen Krieg eine halbe Million eingeborener Soldaten zu ziehen hofft. Dieser Krieg kann nur gegen den Nachbarn jenseits des Rheines gerichtet sein! Die Franzosen schaudern vor der Tatsache, daß die Bevölkerungszahl des „Erbfeindes" so erschreckend zunimmt. während bei ihnen das „Zweikindersystem" die Wehrkraft des Staates gefährdet, und so ist ihnen kein Mittel zu tragikomisch, daß sie es nicht anwendeten, um nicht den Revanchegedanken für Sedan begraben zu müssen. Sie beugten sich unter die Diktatur Englands und sie hoffen, den „Preußen" durch schwarze und braune Hilfstruppen zu Paaren zu treiben. Man gesteht so den Bankrott der eigenen Volkskraft vor aller Welt offen ein. Dem gegenüber hat der diplomatische Rückzug des Reiches vor einer unnatürlichen Koalition, die nicht von ewiger Dauer sein wird, wenig zu bedeuten. Deutschland ist in jeder Beziehung mächtig genug, um widrige Verhältnisse von außen ohne Wimpernzucken zu ertragen — und zuzuwarten.

Diese Erkenntnis ist leider noch nicht ins Volk gedrungen, dem es scheinbar zu gut geht, so daß es sich nach Krieg und Pestilenz sehnt und die Regierung verhöhnt, weil sie das Schicksal des Staates nicht auf die Spitzen der Bajonette gründete. Sonst ganz vernünftige Kreise äußern eine Kriegslust, als wäre es nicht das Volk, das in erster Linie seine Haut zu Markt tragen müßte. Und ich habe eine Kundgebung der deutschen Frauen vermißt (die ich in diesem Fall für die

Zeit kein Staat eine geplante Eroberung so zynisch eingeleitet und so dürftig begründet wie Italien. Man muß den Haß der mohammedanischen Welt begreifen, den dieser Überfall erregte.

Sicher ist, daß Italien den Feldzug anfangs als „militärischen Spaziergang nach Afrika“ auffaßte, fast sicher ist es ferner, daß es die Annexion schließlich auch durchsetzen wird, denn der Türkei gebricht es an einer genügenden Flotte, die sie zu einer erfolgreichen Verteidigung brauchte, und todsicher ist es endlich, daß Italien Menschen- und Geldopfer wird bringen müssen, die es nur mit Aufgebot aller seiner Kräfte zu bringen vermag.

Der Türke und der Araber sind nicht zu unterschätzende Gegner, die gewaltigen Gebiete, die es zu „durchdringen“ gilt, tragen schon ihrer Natur nach den Tod für Zehntausende von Europäern in sich, Cholera und Typhus werden das Ihrige tun, um die italienischen Landungstruppen zu dezimieren.

Rein menschlich muß man die entsetzlichen Opfer, die zu Legion der Wüstensand decken wird, tief bedauern — aber neben dem mitleidigen Menschen wohnt in uns auch der Staatsbürger, der an seine eigene Sicherheit denkt. Und von diesem Standpunkte aus gönnen wir den Italienern eine Schwächung. Sie ernteten zu oft, ohne zu säen, errangen als Besiegte Gebietserweiterungen vom Sieger und ihre Großsprecherei wie auch ihre Greueltaten in Afrika, welche die Zeitungskorrespondenten aller Länder melden, sind nicht geeignet, Zuneigung zu erwecken.

Kaum im notdürftigen, noch heiß umstrittenen Besitz einiger Küstenstädte hat der König die Annexion Tripolitaniens ausgesprochen und den Mächten mitgeteilt. Die Mächte schweigen. Die Annexion gilt seit altersher als das „Rechtsmäntelchen“, das man der nackten Tatsache einer Okkupation umhängt, damit sie sich in anständiger Gesellschaft zeigen könne. Der römische Schneider, der diesmal das „Rechtsmäntelchen“ nähte, war etwas voreilig; es fehlt ihm das Gliederpüppchen — die tatsächliche Okkupation — zum Bekleiden. Deshalb sind die Mächte stumm geworden.

Am Tiber wird man über den zähen, passiven Widerstand der Pforte nervös und möchte sie gern durch kriegerische Aktionen in Europa, in den Dardanellen oder auf den Inseln mürbe machen. Dadurch könnte ein entsetzlicher Balkanbrand entstehen, dadurch würden Rechte und der Handel mancher Staaten schwer betroffen und so protestieren wohl die verschiedenen Botschafter am Quirinal dagegen. Heute ist es nicht einfach, Krieg zu führen! Zuerst schießt ein Gegner zurück, von dem man glaubte, er werde sich widerspruchslos füsilieren lassen, hernach protestieren Nachbarn zur Rechten und Linken gegen die wirksamsten Kriegsaktionen, und zum Schluß — weiß Gott, was noch nachkommt! —

Die Erklärungen, die seit der Niederschrift dieser Zeilen von der deutschen und der englischen Regierung in den Parlamenten abgegeben wurden, bestätigen die von von mir vertretene Ansicht: Das Deutsche Reich wahrte im Marokkokonflikt seine Ehre und bestmöglich seinen gesunden Vorteil.

II.

Noch diplomatischer als Frankreich hat es Italien verstanden, sich die „wohlwollende Neutralität“ aller europäischen Großmächte zu sichern, ehe es daran ging, Tripolis, einen Teil des türkischen Reiches, zu verschlingen.

Italien wollte durch seinen Handstreich vielleicht nichts anderes, als den großmannsüchtigen Beweis erbringen, ein Staat erster Klasse zu sein, denn bisher hatte es überall militärische Mißerfolge, wenn es ohne fremde Hilfe zu Felde zog; 1866 unterlag es, obschon Österreich-Ungarn seine Armee teilen mußte, und sogar von Abessinien erlitten die Neu-Römer schmerzhafte Niederlagen. An der scheinbar kranken Türkei sollte bewiesen werden, daß Rom noch immer Rom ist!

Frankreich willigte in dieses Abenteuer, um sich dafür die Freiheit in Marokko zu erkaufen, England stimmte zu, möglicherweise in der Hoffnung, der Krieg werde Deutschlands Ansehen beim Islam schwächen, wenn nicht gar vernichten, und die zwei restlichen Dreibundstaaten konnten wohl nicht anders, als den Alliierten unterstützen — sind vielleicht ebenfalls durch unvorsichtige Verträge gebunden.

Deutschland und Österreich sind mit der Türkei befreundet, und sehen sie jetzt offiziell ruhig zu, wie Italien den Freund bedrängt, so sind sie sich bewußt, dem Dreibund ein Opfer zu bringen — das dieses heute schon sonderbare diplomatische Gebilde kaum wert ist. Wir stärkten seit langem die Türkei, um in ihr ein Gegengewicht gegen die lauernden Balkanvölker und die aggressiven Pläne anderer Mittelmeerstaaten zu haben, die unseren Seehandel bedrohen, und müssen nun zugeben, daß unser „Bundesgenosse“ viele unserer besten Projekte zerstört.

Die Italiener sind auch sonst in Österreich und Deutschland politisch nicht beliebt; an und für sich schon ein unsicherer Kumpan, erblickt Österreich-Ungarn in ihnen einen Wolf im Schafpelz, der es auf die italienisch sprechenden Gebietsteile unserer Monarchie abgesehen hat. Mögen denn auch die Regierungen in Wien und Berlin „von Amts wegen“ mit Rom sympathisieren, die Bevölkerung der beiden Länder denkt und fühlt anders.

Rücksichtslose nennen Italiens Vorgehen in Tripolis einen „Raubzug“. Ich möchte mir das brutale Wort mit Rücksicht auf internationale Gepflogenheiten nicht zu eigen machen, jedenfalls aber hat in der neueren

zeugten und gewiß ebensogut waren wie die meisten Versdramen des klassischen Epigonentums. Auch epische Dichtungen verfaßte er, von denen „Buddha“ wohl die bedeutendste und interessanteste ist, weil sich in ihr seine Weltanschauung zum erstenmal deutlich kundgibt. Diese steht ganz im Banne Schopenhauers, der wohl schon durch seine klare, klassische Sprache auf den ästhetisch ungemein fein empfindenden Dichter eingewirkt haben mag. Wohin der Dichter auch blickt, er sieht nur Leid, aber nichts, was imstande wäre, die Macht des Leides durch die Sonne des Glückes zu verscheuchen. Da ist kein Gott, der den Leidenden zu Hilfe kommt, und selbst die Schönheit der Natur erscheint ihm nur Hohn. Darum wendet sich Buddha von der Welt ab und gibt sich in Mitleid den Leidenden hin, um nach eigenen Kräften das Leid zu verringern.

Doch mit buddhistischer Weltverneinung konnte sich der Dichter dauernd nicht befreunden. Er sah die Schönheit der Erde auf mannigfachen Wanderfahrten, er sah die Wunderwerke der Kunst, er berauschte sich an den Zaubergebilden der Dichter und mußte sich sagen, daß darin ein Genuß liege, um die Schale des Leides durch ein gleiches Maß von Glück in der Wage zu halten. Und von diesem trotz alles Jammers durch die Schönheit lebenswert gemachten Leben sagt die ganz eigenartige „Maikäferkomödie“. Es ist das eine Schöpfung, die sich in keine der beliebten Rubriken bringen läßt. Dramatische, lyrische und epische Form gehen da bunt durcheinander und aus dieser Buntheit wächst erschütternd die Tragikomödie der Menschheit heraus, gehüllt in das Gewand der Tierfabel, welche die Tiefen der Symbolik restlos ausschöpft.

In unwiderstehlichem Sehnsuchtsdrange hat es die Geschlechter der Maikäfer aus ihren finsteren Wohnungen zum Maienblütental der Erde emporgetrieben. Von namenlosen Wonnen träumten sie und nun bricht die rauhe Wirklichkeit über sie herein und mordet sie nach kurzem Liebes- und Lichtrausch in Hekatomben dahin. Und doch ist das letzte Wort des kleinen Maikäferkönigs keine Absage an das Leben, sondern eine, wenn auch wehmütige Bejahung:

„Wer einmal dem gewalt'gen Zuge folgte,
Je in den Wirbeltanz gerissen ward,
Der kann sich denken nicht, noch möcht' er wünschen,
Er wäre nie dabeigewesen! Nein!
Wer Leben je erfuhr, muß dennoch danken,
Daß ihn der Hauch berührte, der ein Nichts
Aus dumpfem Schlafe weckt, den Staub mit Atem
Beseelt und mit Gestaltung ihn bekleidet. —
Blüht, künftige Geschlechter! Blüht wie wir
Und tragt wie wir die Doppelfrucht des Lebens,
Die süße Lust und all das bitt're Leid.“

Ein Ton schwermütigen Sinnens weht durch die ganze wunderbar schöne Dichtung; mitunter schrillt ein Schrei tiefsten Schmerzes auf,

Inzwischen errangen die numerisch überlegenen Italiener in Afrika etliche neue Erfolge, aber immer noch ist der eroberte Küstenstreifen Tripolitaniens erst ein paar Kilometer breit und dahinter dehnt sich das ungebändigte Land tausend und mehr Kilometer nach Süden . . .

H. L. R.

J. V. Widmann.

Ein Gedenkblatt von **Karl Bienenstein.**

Mit den letzten Blättern ist er heimgegangen. Kein langes Siechtum hat seinen Körper zermürbt und ihn den Tod als dankbar begrüßten Erlöser empfinden lassen, rasch kam das Sterben über ihn. Ein paar Tage heftiger Krankheit, dann schlossen sich die milden und klugen Augen, die mit so inniger Freude an der Schönheit der Welt gehangen hatten, wenn ihrem Blick auch nicht verborgen blieb, was Walther von der Vogelweide in seiner wehmütigen „Heimkehr“ also ausdrückt: „Die Welt ist außen herrlich, weiß, grün und rot, doch innen schwarz und düster, so finster wie der Tod.“ Es ist vielleicht kein Dichter, der diesen Zwiespalt so tief gefühlt hat, wie Widmann; gewiß aber ist das eine, daß er der einzige ist, in dem er sich zu dichterischen Schöpfungen verdichtet hat, denen man das Attribut: zeitlose Größe geben darf.

Wenn wir heute eine Umfrage veranstalten würden, so würden wir bald vor der merkwürdigen Tatsache stehen, daß selbst eine große Anzahl von Gebildeten mit dem Namen J. V. Widmann keinerlei Begriff verbindet. Einige würden vielleicht wissen, daß er als Redakteur der größten Zeitung der Schweiz, des Berner „Bund“, mit aufmerksamem Auge das poetische Schaffen der Gegenwart verfolgte, daß er mit unbeirrbarem Blick das Große und Bleibende von dem bloß Gleißenden und Vergänglichen zu unterscheiden wußte und daß er der erste war, der z. B. eine so überragende poetische Kraft wie die Karl Spittelers in ihrer vollen Bedeutung erkannt hat. Viele aber wissen nicht einmal das und ebenso unbekannt ist ihnen der Dichter, der es zeitlebens verschmähte, für sich die Reklametrommel zu rühren oder rühren zu lassen. So hat er nur eine kleine Gemeinde um sich versammelt; die aber weiß, was sie an ihm hat, und liebt und verehrt ihn aus ganzem Herzen und fühlt, daß mit ihm ein Dichter ins Grab gesunken ist, der an seinem eigenen Beispiel gezeigt hat, wie man das Leben meistert und aus seinen Dornen die Rosen der Weltfreude bricht.

Widmann eröffnete seine dichterische Laufbahn mit einer Reihe von Dramen, von denen aber keines imstande war, seinen Namen zu allgemeiner Geltung zu bringen, wenn sie auch von hohem Talente

Schlange und die Blaudrossel. Die dramatische, schlagende Charakteristik verbindet sich mit symbolischer Vertiefung und läßt zusammen mit der prachtvollen Paraphrase der Versuchung des Heilands durch den Wüstengeist Asasel die oben dargelegten Grundgedanken in blendender Leuchtkraft hervortreten. Wer in einem Werke so allen Zauber der Anmut und Schönheit mit den Schauern des Erhabenen vereinigen kann, der verdient unter den deutschen Dichtern als einer der ersten und größten genannt zu werden und man stimmt gerne dem Universitätsprofessor Dr. M. Winternitz in Prag zu, der sagt, daß es nur zwei Werke der Weltliteratur gibt, die sich mit Widmanns Dichtung vergleichen lassen: Das Buch Hiob und der „Faust“.

Im Mitleid und in der Schönheit erkennt also Widmann die Faktoren, welche imstande sind, das Leben in dem Leidenstal, Erde genannt, erträglich zu machen und Mitleid und Schönheit sind daher auch die Pole, um die sich sein ganzes übriges Schaffen dreht. Wir sehen ihn zu demselben von den verschiedenen Seiten her inspiriert und auch die Form weist meist solch frappante Ähnlichkeiten mit bekannten Dichtungen auf, daß wir ihn mit gutem Recht, aber natürlich ohne jeden kränkenden Nebengedanken, als einen Eklektiker bezeichnen dürfen.

So setzt er dem guten Menschenherzen ein Denkmal in dem Schauspiel „Jenseits von Gut und Böse“, das sich in seiner Tendenz scharf gegen die von Nietzsche gepredigte Herrenmoral wendet und zeigt, wie alle stolze Ichherrlichkeit sofort zusammenbricht, wenn sie selbst des Mitleides bedarf. Die Anlage dieses wirkungsvollen Dramas erinnert lebhaft an Grillparzers „Das Leben ein Traum“. Stoffverwandt mit diesem Schauspiel ist das Drama „Die Muse des Aretin“, in welchem der skrupellose, nur sein eigenes Ich kennende Pietro de Aretino, der König aller feilen Literaten, der tiefen und wahrhaften Künstlernatur eines Tizian gegenübergestellt wird. Vom Mitleid, das die Liebe an der Hand führt, spricht auch das prächtige Pfarrhausidyll „Und den Menschen ein Wohlgefallen“, zu dem Goethes „Hermann und Dorothea“ das Vorbild gegeben hat. Wie bei Goethe die französische Revolution den historischen Hintergrund bildet, so bei Widmann der deutsch-französische Krieg. Wir finden eine flüchtige Familie, ein Mädchen, in das sich der Sohn des Pfarrers, bei dem die Flüchtlinge Aufnahme finden, verliebt, Widerstand und endliches Nachgeben des Vaters. Auch der Hexameter ist da. Und doch eine ganz individuelle Dichtung, weil vom Duft eigener keuscher Jugenderinnerungen durchweht.

Dem Studium des Homer verdankt wieder die Tragödie „Oenone“ ihre Entstehung, worin die Allgewalt der Schönheit das eigentliche Thema bildet. Die Schönheit ist es auch, welche in dem köstlichen Lustspiel „Lysanders Mädchen“ das schönheitsfeindliche Sparta besiegt

dann erklingt wieder ein leises spöttisches Lachen oder es schmettert ein ingrimmiger Humor drein. Über allem aber liegt versöhnend die ganze namenlose Schönheit eines deutschen Frühlings mit seinen Blüten, seinem Duft, seiner Sonne und dem Liebesgaukelspiel junger sehnsüchtiger Seelen. Man kann über diesem Buche lachen und weinen in einem Atem und fühlt dabei das Herz doch immer getragen von der Musik der Verse, die in bezaubernder Anmut dahingleiten.

Und nochmal greift der Dichter sein Thema auf in der Dichtung „Der Heilige und die Tiere“, seiner reifsten und schönsten Dichtung, einer, die gleich der „Maikäferkomödie“ zu den unvergänglichen Zierden unseres Schrifttums gehört. Der Gedankenfaden, der im „Buddha“ angesponnen und aus dessen trüber Weltverneinung durch die „Maikäferkomödie“ emporgeführt wurde zu unter Schmerzenstränen lächelnder Lebensbejahung, dieser Gedanke kommt hier zu seinem Schlusse, indem er bis dorthin weitergeführt wird, wo auf die letzte Frage: „Warum ist das Übel in der Welt?“ keine Antwort mehr gegeben werden kann. Noch in der „Maikäferkomödie“ glaubte der Dichter dem Leide in der Schönheit das ausgleichende Gegengewicht gegeben zu haben. Der Trost konnte aber nicht vorhalten, wenn in Erwägung gezogen wurde, daß das Tier die Schönheit nicht mit Bewußtsein fühlt, daß sie ihm nicht als verklärende Erinnerung bleibt. Da mußte tiefer gegriffen werden und der Dichter fand die einzig mögliche Antwort: Mensch und Tier, jedes Wesen erfüllt in seinem Leben das Weltgesetz, das ihm angeboren ist. Keines vermag über die Schranken hinaus, die ihm dieses Gesetz zieht und so folgt daraus als höchste ethische Forderung: Sich selber treu bleiben und unschuldig leiden. Was aber heißt für den Menschen, sich selbst treu sein? Nichts anderes als: Mensch sein, das Tierische in sich überwinden, durch Schönheit, Liebe und das heilige Mitleid das Dasein veredeln und dadurch dem Leid den giftigen Stachel nehmen.

Der überwältigenden Gedankengröße dieses Werkes entspricht auch seine poetische Einkleidung. Aus lachendem, individuellstem Leben steigt es in die Tiefen des Mysteriums hinab. Zwei junge Theologen wandern durch den Schwarzwald und kehren bei dem freisinnigen Pfarrer von Everdingen ein. Der führt ihnen nun auf seinem Marionettentheater das biblische Schauspiel „Der Heilige und die Tiere“ vor. Der Heilige ist Christus selbst, von dem es heißt: „Und war allda in der Wüste vierzig Tage und ward versucht von dem Satan — und war bei den Tieren.“ Dort erhält er den Ring Salomos, lernt durch ihn die Sprache der Tiere verstehen und damit das namenlose Leid der Kreatur kennen. Und die Tiere werden selbst vorgeführt: die Löwen, die Gazellen mit dem Sündenbock, den der jüdische Ritus in die Wüste hinausjagt, die Raben, der Hase, die Finken, der Maulwurf, die Gottesanbeterin, die

Heimgärtners Tagebuch.

Der „Heimgarten“ hißt die weiß-grüne Fahne. Steiermark begeht ein großes Gedenken. — Johann der Unvergeßliche. Des Kaisers Franz Bruder, der unseres Landes Erwecker geworden ist. Vielleicht haben wir das Napoleon dem Ersten zu verdanken. Hätte dieser Weltfresser nicht Tirol an sich gerissen, so würde Erzherzog Johann wahrscheinlich in dem zuerst bezogenen und ihm so sympathischen Lande geblieben sein. Der kaiserliche Prinz ging nach Steiermark und wurde dort am Fuße des Hochschwab der Brandhofbauer. Das Bauerngut Brandhof hatte er angekauft und es nicht bloß zu einem Jagdschlößchen gemacht, sondern zu einem Wohnsitze, wo er viele Jahre lang hauste, von dem aus er das Ober- und Unterland bereiste, um überall hin Segen zu spenden. Ich weiß keinen Gau der Steiermark, in dem die schöpferischen Fußtapfen des Erzherzogs nicht zu spüren wären. Die Welt, wo er als Feldherr Siege erfochten und als Politiker Enttäuschungen erlebt hatte, war ihm zuwider geworden; in den Frieden des Alpenlandes hinein baute er sein eigentliches Lebenswerk. Man frage im Lande Steier Bürger und Bauer, alt und jung, alles weiß von Stiftungen, Anstalten und Einführungen aller Art, die vom „Prinz Johann“ herrühren. Landwirtschaft, Bergbau, Gewerbe, Industrie, Schule, Kirche und Kunst tragen heute reiche Früchte, die Erzherzog Johann gesät hat. Ganz hat er sich endlich in Steiermark eingeheimt, unermüdlich bestrebt, das Land zu fördern. Treuen Sinnes hat er sich dem Volkstume hingegeben, um es zu erhalten und zu veredeln, und aus dem Volke hat er sich die Gemahlin gewählt, die ihm an Herzensadel ebenbürtig war.

In diesen Tagen nun hat sich das Jahrhundert vollendet, seit Erzherzog Johann eine Hauptlehranstalt des Landes mit dem Museum gestiftet, das Joanneum zu Graz, aus dem sich dann die Technische Hochschule entwickelt hat. Und dieses Gedächtnis hat die Steiermark dankbar gefeiert, es ist zu einem großen Prinz Johann-Fest geworden.

Da belebt sich in mir das Erinnern an vieles, was in meiner frühen Jugend über den „Prinz Johann“ erzählt wurde. Anekdotisches und Mythisches; derlei ist in früheren Jahrgängen des „Heimgarten“ häufig mitgeteilt worden. Das Volk hat dem hohen Herrn manch Märchenhaftes und viel Schalkhaftes angedichtet, und in allem glüht die Liebe zu ihm. Eine Liebe, die vor lauter Liebe manchmal sogar ein wenig der Ehrfurcht vergißt.

Ich selbst habe den Erzherzog nie gesehen. Er starb zu Graz im Jahre 1859, im achtundsiebzigsten Lebensjahre. Zehn Jahre ruhte er

und der klugen Athenerin Melitta die Freiheit gibt; Frauenschönheit küßt in dem liebreizenden Jugendidyll „Bin, der Schwärmer“ das Herz des Jünglings wach, in dem der Dichter sich selbst schildert und damit dem Leser „aus eines Dichters Leben ein Nektarschälchen Jugendmorgenrot“ reicht. Schönheit und ihr Geschenk, ewige Jugend, sind auch die Triebfedern der Handlungen der drei Versdichtungen, welche unter dem Titel „Jung und Alt“ vereinigt wurden.

Woher aber nimmt der Dichter seine Heiterkeit? Wo springen die letheischen Wasser, die ihn das von ihm allmächtig erkannte Weltleid vergessen lassen? Die Antwort: in der Natur. Das Schicksal wollte es, daß er, ein geborener Mährer und Sohn eines zum Protestantismus übergetretenen Zisterziensermönches, dem die Schweiz Asyl und Amt bot, eine Landschaft um sich hat, die ihm, wie er selbst sagt, sogar auf kleinen Spaziergängen ein Schau vor die Augen stellte, daß die Seele in Ergriffenheit von all dem Schönen mächtig schwoll. Die wunderbare Gletscherwelt der Alpen zog ihn immer wieder an und daneben die Schönheit Italiens. Auf vielen, vielen Wanderfahrten, von denen uns die Bücher: „Spaziergänge in den Alpen“, „Sommerwanderungen und Winterfahrten“, „Jenseits des Sankt Gotthard“, „Sizilien und andere Gegenden Italiens“, „Kalabrien und Apulien“ und „Du schöne Welt“ erzählen, denen auch die prächtigen „Touristennovellen“ ihre Entstehung verdanken, trank Widmann Jahr für Jahr aus dem Sonnengoldpokal, den die Natur kredenzt und der süße Nachgeschmack hielt selbst noch dann vor, wenn schon wieder der Wintersturm an die Scheiben seiner Arbeitsstube in Bern schlug. Und Widmann hatte auch den gottbegnadeten Blick, der ihn überall das Schöne sehen ließ. Man muß diese Wanderbücher lesen, um den Künstler bewundern zu lernen, der in leuchtender Farbenpracht das, was er selbst gesehen, zum Greifen klar vor uns hinstellt und die selige Stimmung, die ihn erfüllte, darüber auszugießen wußte. Bei aller Schärfe der Beobachtung und Genauigkeit der Landschaftsschilderung sind diese Bücher echte Poesie und Wesensdokumente Widmanns.

Nun hat sich das schönheitsfrohe Auge des Dichters geschlossen und das Herz, das so schmerzlich dem Leid der Welt nachzitterte, ist still geworden. Was irdisch an dem Dichter war, ist ein Raub der Vergänglichkeit geworden. Aber fortlebt das Schöne, das er uns geschenkt und es mildert unsere Trauer um sein Scheiden, daß wir fühlen, was auch er immerdar gefühlt: über allem Dunkel dieser Erde schweben leuchtende Schwingen der Schönheit und sie tragen uns empor und legen uns sanft ans Herz der Ewigkeit.

besteigen und die Sahara zu durchforschen, wie das so ihre Art ist. — Da stürzten schon Minaretts der Hauptstadt unter den furchtbaren Geschossen der feindlichen Flotte. Aber die nahenden Christen machten lachende Gesichter und behaupteten, sie kämen als Freunde, um die Völker Afrikas von der Tyrannenherrschaft der Türken zu befreien. Von solcher Musik ließ sich mancher betören und er schlug sich zu den „ruhmreichen Römern". Andere Wüstensöhne blieben ihrem Vaterlande und ihrer geheiligten Geschichte treu; sie sammelten sich in Scharen und zogen dem Feinde entgegen. Dieser hatte eilig ein großes Schlachtheer nachkommen lassen. Die heldenhaften Bewohner der Wüste wurden zu Tausenden gefangen und — vielfach mit Weib und Kind — ohne weiteres ermordet.

Und es berichtet die Chronik von einem ungeheuren Schrei der Sterbenden, der in die Himmel drang: „Allah, Gott! Jene Halbinsel mit ihren listigen Barbaren, laß sie ins Meer versinken!" Und sie fielen auf ihr Angesicht: „Allah, Gott! Entfache ihre Vulkane, entfessele die Erdbeben, daß ihre Berge stürzen und ihre Städte begraben werden. Keinen laß stehen, keinen jener Tempel, in denen dieses Volk gleisnerisch den Gott der Liebe angebetet hat. Unermeßliche Sünden und Gewalttaten von Jahrtausenden belasten das Eiland. O, daß sie es endlich niederdrückten in die Tiefen der Gewässer für ewig!"

Mit diesem Fluche haben viertausend arabische Patrioten ihr Leben ausgehaucht unter den Segnungen europäischer Kultur!

Keiner von uns stimmt dem Araberfluche bei. Wir schauen bloß zu. Wenn ihr Gott der Rache *weniger* fest schläft als unser Gott der Liebe . . .!

Geh, geh — träumt mir da plötzlich — du wirst doch nicht glauben, daß das alles *nur die Italiener* machen! Wenn man die Decke wegziehen könnte, zu staunen, wer da alles seine Hand im Spiele hat! Es ist doch eine alte Geschichte — die Hand Europas greift nach Afrika. Das kleine Europa! Vielleicht eben deshalb. Es ist nicht genug Platz zu Hause. Darum neues Heimatland erobern.

Das hätte noch einen Sinn. — Die Ursachen *dieses* Krieges sind grenzenlos niedrig. — Die Italiener suchen ihre Grausamkeiten mit der „Hochverräterei" der Araber zu entschuldigen. Zum Teufel noch einmal, wo ist der Patriot, der seinem Vaterlande untreu wird, um den Feind nicht zu verraten! — Da würden wir alle erschossen.

Man liest in der Zeitung *aus Lehrerkreisen*: Der Lehrerverein Wildon beschließt einstimmig, seine Mitglieder zu verpflichten, vom 1. Dezember 1911 an aus den nachbenannten Vereinen auszutreten:

dann im Mausoleum zu Graz; im Jahre 1869 ist er nach Schenna bei Meran überführt worden und beigesetzt in der neuen Familiengruft. Damals hat es von uns aus nach Tirol noch keine gerade Eisenbahn gegeben, auf weiten Umwegen hat er sein letztes Ziel gefunden. Unser mehrere Buben von der Handelsakademie sind dem Leichenwagen gefolgt durch die Straßen von Graz bis zum Bahnhof und dort habe ich dem scheidenden Erheber unseres Landes nachgedichtet:

„Dei Graz und dei Lond gibt dir s letztimol d Hond.
O du herzliaber Monn, warum fohrst uns davon?
Hobn eh na grod oan, der s tuat aufrichti moan!
Hiaz müaß ma holt sehn, wia ma selber fest stehn;
Prinz Johann, gel jo, dein Geist loßt uns do!“

Zurückgelassen hat Erzherzog Johann uns die Liebe zur Steiermark in seinen Enkeln, in denen sie treu und tatkräftig weiterglüht.

Seit mein Befinden mich fast beständig im Zimmer festhält, bin ich gleichgültig gegen das Wetter geworden. Nur die gleißende Sonne kann mich zeitweilig wütend machen, die mich immer ins Freie locken will, um mir dort sogleich mit allen giftigen Strahlenlanzetten die Katarrhe zu erneuern. Die liebe Sonne! Gott schütze uns vor ihrer Nähe! Seit den düsteren Frühlingsstürmen des letzten Jahres ist mir nicht mehr wohl gewesen. Da verzettelten sich Mai und Juni in kurz und klein zerrissene Regen, bis im Juli die beständige, schöne Zeit kam. Die „schöne Zeit“! Die Stockschnupfen der trockenen Wetter ließen keine Erfrischung zu; der Hitzschlag hat mehr Leute umgebracht als die Cholera. Im Herbst kamen flüchtige Wellen gemäßigten Klimas daher; alsbald aber soff die Sonne alle Feuchtigkeit wieder auf und gebärdete sich noch im November wie eine glühwangige, liebesbrünstige Draufgeherin. Gras und Blümlein kommen ganz einfältig wieder frisch hervor; na, die glauben wohl, daß heuer im Dezember das Mailüfterl wehen wird. Nur das Meer hält sich nach dem Kalender und wälzt so wilde Novemberstürme, daß die Völker in ihrem internationalen Verkehr, die Italiener in ihren Raubzügen behindert sind.

Nach uralten Gesetzen lebten sie dahin, einfach, stark und allahfromm in ihrer großen Wüstenwelt.

Da kam eines Tages vom Norden her die seltsame Botschaft: Ein ungeheures Fort von Riesenfestungen schwimmt heran auf dem Meere. Schützet, rettet euch, es sind Christen! — Wenn es Christen sind, sagten die Vertrauensseligen, so werden sie in friedlichen Karawanen kommen, um das alte Karthago zu suchen, die Pyramiden zu

Kaiserstadt besuchte. Welch frohe Stunden bei dieser lieben Gastherrschaft, die allemal auch meinen Wiener Freundeskreis versammelte, so daß mir die hundert Treppen zu ihnen erspart blieben. Welch schöner Frieden in diesem Hause, das doch eine der vier Herzkammern von Wien war und von zwei Millionen Menschen rings umwogt wurde. Vormittags, wenn die Sonne hoch stand, warf der nahe Stephansturm seinen Schatten in mein Zimmer. Das hat man nicht überall so. Zwischen Graben und Goldschmiedgasse, wo dieses alte Haus gestanden, klafft jetzt in der Häuserreihe eine häßliche Zahnlücke. — Und in der Herrengasse der Bösendorfersaal, dieser wohltönendste aller Konzert- und Vorlesesäle. Der Vorleser brauchte fast nur den Mund aufzutun, es redete sich von selbst, es redete an alle Wände hin, ohne widerzuhallen, und die letzte Bank war dem Zuhörer so wertvoll wie die erste. Beinahe ein Drittel meiner Wiener Vorlesungen habe ich im Bösendorfersaal gehalten. Ein paar dutzendmal wird's wohl gewesen sein. Es war allemal zu nett. Erst stets begrüßt von dem freundlichen Hausherrn, dann mit dem großen Einschreibebuch betraut vom angestammten Saaldiener, stets wie im trauten Familienkreise empfangen von dem gefüllten, 900 Personen fassenden Saal und schließlich stets belagert von dem sattsam bekannten Kreise der Verehrerinnen und Autographenjäger. Das machte mir großes Vergnügen, aber ich verzeihe ihnen. Die meisten haben sich ja schon versteckt. Vor dreißig Jahren saß dort eine andere Generation bei mir als vor zehn Jahren, und auch von dieser sind viele zur Erde gesunken. Jetzt sinkt der Saal ihnen nach.

Vor kurzem hat mir geträumt, die Wiener legten ihren Stephansturm um. Sogar im Traume wunderte ich mich darüber. Dann aufgewacht fragte ich mich: Warum sich wundern? „Dieser alte, rußige Turm ist ein unrentables Objekt auf dem wertvollsten Bauplatz des Reiches“ . . . Allerdings, ein Wien ohne Stephansturm, diesen Gedanken könnte kein Wiener, kein Österreicher ertragen. Aus allen Weltteilen winkt sein funkelnder Knauf Besucher herbei, so daß er wohl doch das rentabelste Objekt der Donaustadt ist.

Aber zu dem ehrwürdigen Dom gehört auch eine altehrwürdige Stadt, darum sollte man mit dem Niederlegen alter Gebäude etwas bedachtsamer sein. Die neuen Bauten werden nicht mehr so schön, sicherlich nicht mehr so alt.

Ein junger Mann in Wien. Armer Leute Kind, brav, fleißig, studiert, wird Doktor, ist jahrelang Hauslehrer im Hause eines hohen Beamten, der sein Gönner ist, so wie dessen zwei Söhne seine Freunde sind. Der hohe Beamte hat zwei Söhne und eine Tochter. Diese begehrt der Hauslehrer eines Tages von ihrem Vater zur Frau. Der Vater sagt

„Südmark“, Deutscher Schulverein (hier werden noch andere Vereine genannt), die Beiträge und Mitarbeiterschaft erfordern. Die Lehrerschaft versichert die genannten Vereine ihres dauernden Wohlwollens und erklärt, zu diesem ungewöhnlichen Beschlusse nicht wegen Mangels an nationaler Gesinnung und Arbeitseifer, sondern durch die Notlage gezwungen zu sein. —

Das verblüfft. Die deutsche Lehrerschaft sich von den deutschen Schutzvereinen lossagen, denen doch die Schule so viel zu verdanken hat! Nein, Schutzverein ist unter allen Umständen moralische Pflicht. Ein Fachverein ist den Lehrern auch nötig. Aber weiter! Zahllose Vereine wuchern überall auf wie Pilze. Zumeist höchst löbliche Zwecke. Doch nicht immer. — Und hier beginnt eine andere Frage. Überall, besonders auf dem Lande, soll, „gutes Beispiel“ gebend, der Lehrer dabei sein. Gegründet ist ein Verein ja mit Abstimmung und ein paar Federstrichen. „Und ein paar Kronen für den edlen Zweck wird der Lehrer doch übrig haben!“ — Er hat sie aber bei seinen bekannten Gehaltsverhältnissen zumeist nicht übrig. Auch handelt es sich nicht um ein paar Kronen, sondern oft um viele Kronen im Jahr und um eben so vielfache Arbeitsleistung, die nicht einem, die vielen verschiedenen Zwecken zugute kommen soll. So werden die Vereine, wenn ihrer zu viele sind, nicht mehr Vereinigungen, sondern Zerstreuungen von Kräften. Bei den Beamten bescheideneren Ranges ist es wie bei den Lehrern, sie können, sie dürfen das Wenige, was zum Lebensbedarfe in Haus und Familie notwendig ist, nicht zersplittern. Gar mancher Splitter, der für das Kind um ein paar Socken bleiben müßte, fällt einem schalen Vergnügen zu, denn jeder Verein ist kein Wohltätigkeitsverein, mancher ist das Gegenteil davon.

Das derzeitig gedrohte Lossagen von solcherlei Vereinen braucht ja keine Demonstration zu sein, es ist einfach eine unerläßliche Sache. Erst wenn es einmal so weit ist, daß alle für einen feststehen, in unserem Falle für den Lehrer, für den Beamten, dann natürlich muß und wird der eine auch für alle da sein müssen.

Aber das ist schon jetzt ausgeschlossen, ganz undenkbar — daß die deutsche Lehrerschaft sich von den deutschen Schutzvereinen zurückziehe!

Bei mancher Vereinsgründung fällt mir gern das Sprüchel ein:

Zur Gründung von Vereinen
Sind die Deutschen stets bereit;
Nur für eines gründen sie keinen,
— Für deutsche Einigkeit.

Meine zwei Häuser in Wien in einem Jahre niedergelegt. Der Trattnerhof, seit vielen Jahren mein Wiener Heim, so oft ich die

wurde, so sage ich sie: Es wird nicht schwer sein, für das Wort „Landesausschuß“ ein besseres zu finden, weil jedes besser ist. Ich lasse mich nicht ein auf Rücksichten, die man auf die gewohnte Titelordnung nachbarlicher, verwandter Gebiete wird glauben nehmen zu sollen; mir dünkt das Nächstliegende, anstatt Landesausschuß (Amtstitel) zu sagen: Landesverwaltung, und anstatt Landesausschuß (Personaltitel) Landesrat. Oder doch ein neuer Vorschlag, wenn ich ihn machen dürfte, wäre, für das Amt Landratsamt, für die Person Landratsherr zu setzen oder bloß Ratsherr. Das wäre trotz der ungewohnten Kürzung gut deutsch, klar und würdig. Der „Ausschuß“ aber muß jedenfalls weggeworfen werden, auch der „Bezirksausschuß“, der „Gemeindeausschuß“, der „Vereinsausschuß“; wir richten es mit dem Bezirksrat und den Bezirksräten, mit der Vereinsleitung und den Vereinsleitern recht leicht. Auch das „Festkomitee“ wird aufgelöst und dafür der Festrat oder die Festleitung eingesetzt.

Wenn ich gefragt werde, und das geschieht verzweifelt oft, woher Geld nehmen? so weiß ich nie eine Antwort darauf. Wenn mich aber jemand fragt: Wohin soll ich mein Geld tun? so packe ich meine Weisheiten aus. — Was du ersparen willst, das hüte klug und sorglos. Willst du gut essen, so spekuliere auf der Börse, willst du gut schlafen, so lege dein Geld in die Sparkasse! Das hat einmal einer gesagt, der sehr viel Geld besitzt und wahrscheinlich besser ißt als schläft. — Nun, ich war immer für die Sparkasse und meine ganze Sippe, wenn sie Geld hätte und es nicht werten könnte, möchte ich an die Sparkasse weisen. Die zahlt zwar keine hohen Zinsen, aber das Geld liegt in festen Werten, auf Grund und Boden, in beständigen, sicheren Wirtschaftsbetrieben.

Jetzt gehen aber, aus Großstädten kommend, Leute umher, die bei den Sparkassen für Stadthäuserbauten Geld aufnehmen wollen. Sie können gar verführerisch singen! Da will immereinmal dort und da eine brave Sparkasse schwach werden ... Gebt acht! Es kommt ein Großstadtkrach. Wenn schon nicht morgen oder übermorgen, so doch, ehe eure Rechnung abgelaufen ist. Balanciert nicht allzu kühn auf fünf und sechs Stock hohen Großstadthäusern, bleibt wie bisher breit auf dem Erdboden — da steht ihr besser!

Ein Wohltäter, der keine Armen findet, wird auch selten vorkommen. Mir war einer bekannt. Ein reicher Baumeister. Er legte allemal zu Neujahr einen Betrag beiseite für die Armen. Und wenn das Jahr zu Ende ging, war das Geld immer noch fast vollzählig vorhanden. Er hatte sie gesucht, mit Fleiß gesucht, die Armen. Nur mußten es würdige

nicht unbedingt nein, verweist den Werber aber auf die Zeit, da er einen Hausstand würde erhalten können. Hierauf kommt der also Abgewiesene eines Tages, als die Eltern nicht anwesend sind, ins Haus und schießt die zwei Burschen, seine Schüler und Freunde, und das Mädchen, seine Angebetete, nieder, und sich selbst. — So stellt sich uns eine ungeheuerliche Tat dar, die vor kurzem in Wien verübt worden ist.

Der Menschen Gedanken werden lahm vor einem solchen Geschehnis, sie reichen nicht aus, um das Unerhörte zu fassen, zu erklären.

Was will ich denn mit dieser Erinnerung? Man sollte sie austilgen als etwas, das alle Menschenfrohheit vergiften kann, aber sie schlich sich mir in die Feder. Sie setzt hinzu: Der eine der überfallenen Brüder wurde noch lebend aufgefunden und konnte gerettet werden. Was weiß er zu erzählen?

Ein Mann hat Mord verübt und sich gleich darauf selbst erschossen. Er wurde als Selbstmörder ohne *kirchliche Einsegnung* begraben. Ist aber dieser Selbstmord wohl auch ein gewöhnlicher Selbstmord gewesen?

Es gibt Verbrecher, die nach ihren Greueltaten fliehen und gelegentlich ihr Handwerk fortzusetzen gedenken. Sie werden erwischt, verurteilt und gehenkt. Sie werden kirchlich eingesegnet, weil ihre Schuld ja durch den Tod gesühnt ist. Ganz in Ordnung. Wenn nun aber ein Mörder nach vollbrachter Tat *freiwillig* sich selber richtet und seine Schuld mit dem Tode sühnt — weshalb wird *der* nicht kirchlich eingesegnet?

Mein Kaplan weiß gleich Antwort. „Ja, verehrter Laie“, sagt er, „das ist ein Unterschied. Der erste, den sie henkten, hat vorher die Sakramente empfangen, der andere nicht, der ist unbußfertig gestorben.“ — Also der, den sie mit Gewalt durch die Beichte zum Galgen führten, bußfertig, und der, der aus eigenem freien Antrieb büßte, unbußfertig.

Endlich scheint es doch Ernst zu werden mit der Ausscheidung dessen, was man im Leben so den *Ausschuß* nennt. Der niederösterreichische Landtag beauftragte die niederösterreichische Landesvorstehung, für den unpassenden, sinnwidrigen und übelklingenden Titel „Landesausschuß“ ein gutes, deutsches Wort in Vorschlag zu bringen. So hat sich bereits ein Rat gebildet, um den „Ausschuß“ zu vernichten. Da ist vorgeschlagen, das Amt zu nennen: Landesvorstehung, Landesverwaltung, Landesamt, Landeshauptmannschaft; und für die amtierende Person: Landesvorsteher, Landesverwalter, Landesanwalt, Landeswart, Landeshauptmann, Landesamtmann, Landesamtsrat, Landesbeirat. Wer was Besseres weiß — nur sagen. Da auch ich um meine Meinung befragt

nehme den „Ahasver“ um die Druckkosten, so schrieb ihm Hamerling gleich: obschon er mittlerweile von anderer Seite über die Druckkosten hinaus noch 80 Taler Honorar angeboten bekommen habe, wolle er doch lieber ohne Honorar, so schwer er in seiner Lage auch darauf verzichte, bei ihm, seinem alten Verleger Richter, bleiben und ihm das Werk gegen Bestreitung der Herstellungskosten überlassen. — Nun hätte der Herr P. F. E. Richter in Hamburg schon — ich weiß nicht was — sein müssen, wenn er sich nicht auch zur Leistung eines Honorars von 80 Talern verpflichtet hätte. — Die erste Auflage war rasch vergriffen, die zweite noch schneller. Da beeilte sich Richter, den „Ahasver in Rom“ durch eine einmalige Abfindungssumme ganz und für immer zu erwerben. Wie hoch diese Abfindungssumme für ein Werk, das den Dichter in der ganzen Welt berühmt gemacht, gewesen ist, darüber schweigt die Historie.

Im Jahre 1892 habe ich mit dem Schweizer Dichter J. V. Widmann, der vor kurzem gestorben ist, eine äußerst interessante Hochgebirgspartie durch die deutsche, französische und italienische Schweiz gemacht. Seit dieser für mich damals so bequemen Hochtour hat zwischen Widmann und mir sich ein traulicher Briefwechsel ergeben. So wie seine von höchsten Anbildern durchleuchteten, von glühender Liebe zu aller Kreatur durchdrungenen Dichtungen mich an diesen Prachtmenschen fesselten, so hat seine österreichische Abstammung, seine Begeisterung für die Alpen und für die Älpler sich meinen Schriften zugeneigt. Kein Buch erschien von mir, das er im „Bund“, dessen Redakteur er war, nicht mit verständnisvoller und überaus warmer Besprechung ausgezeichnet hätte. Diese umfangreichen Charakterisierungen und Schätzungen waren mir oft eine wahre Mutquelle gegenüber der stummen Gleichgültigkeit oder der konventionell höflichen Abfertigung, die manches Werk erfährt, an das man ein oder mehrere Lebensjahre verwendet, verschwendet hat.

So sind J. V. Widmann und ich zwanzig Jahre lang nebeneinander einhergeschritten, ohne uns je — persönlich gesehen zu haben. Wer es wissen will, wie man eine gemeinsame Alpenpartie machen kann, ohne sich je zu sehen, der wird gut tun, im siebzehnten Jahrgang des „Heimgarten“ die Seite 114 aufzuschlagen.

Junge oder sonst kindliche Dichter beschenken ihre Freunde gern mit ihren Büchern und glauben damit weiß Gott was für Lieb' und Ehr' zu erweisen. Allerdings zumeist nur sich selber, denn die Lieb' ist ihre Eigenlieb' und ihnen ist's eine Ehre, wenn das Buch freundlich angenommen wird, und zurückgedankt mit den Worten: „Ich freue mich schon, es zu lesen, sobald es meine Zeit erlauben wird.“ Die einfältigsten

Arme sein. Denen, die durch eigene Schuld verarmten, gab er nichts. Bei den Bittstellern, wenn er ihren Verhältnissen nachspürte, zeigte es sich fast allemal, daß an dem Betreffenden selbst der Fehler lag. Der eine war verarmt, weil er im Geschäft zu wenig fleißig, zu wenig gewissenhaft gewesen, oder weil er zu viel getrunken hatte. Der andere war leichtsinnig gewesen, hatte gespielt. Ein fleißiger Arbeiter konnte keinen Erwerb mehr finden, weil er einmal im Arrest gesessen. Es geschah ihm recht! Wieder andere waren Verschwender gewesen, unredliche Leute, faul, unreinlich, widerwärtig. Denen geschah recht, daß sie so ins Elend kamen. Die Siechen hatten ihren Zustand ihrem Vorleben zuzuschreiben. Sogar von einem, dem durch Blitzschlag das Haus niederbrannte, behauptete der Baumeister, der Mann sei an seinem Unglücke selber schuld, weil er keinen Blitzableiter aufgestellt! — Dieser Wohltäter hatte sich nämlich seinen Ideal-Armen konstruiert, den es in Wirklichkeit nicht gibt. — Ein Mensch, der nur Vorzüge und keine Fehler hat, kann ja gar nicht so arm sein oder werden, daß er auf Almosen angewiesen wäre. Also war es, daß der reiche Mann fast erstickte in seinem Gelde, das er für die Armen bestimmt und nicht angebracht hatte. Und mancher Arme ist, weil er nicht „würdig" war, derweil an seiner Not erstickt.

In der neuen, vollständigen, schönen und billigen Hamerling-Ausgabe von dem verdienstlichen Michael Maria Rabenlechner finden sich mancherlei höchst innernde Sachen, die man nicht erwartet. Unter anderem die bisher unbekannte Geschichte, wie Robert Hamerling für seinen „Ahasver in Rom" keinen Verleger finden konnte. — Als das Werk vollendet war, bot es der Dichter dem bisherigen Verleger seiner vorausgegangenen kleineren Sachen, P. F. C. Richter in Hamburg, an und sandte ihm zur Probe die ersten Blätter der Dichtung. Richter gab erst keine Antwort, dann lehnte er ab. Er könne gehäufter Verlagsgeschäfte halber das neue Werk nicht übernehmen. Nun schlug Hamerling dem Verleger vor, den „Ahasver" ohne Honorarverpflichtung zu übernehmen, nur die Hälfte der Druckkosten zu bestreiten; die andere Hälfte wolle er selbst zahlen. Richter lehnte ab. Jetzt ließ der Dichter, der zur Zeit noch Gymnasialprofessor in Triest war, das Werk auf eigene Kosten drucken. Dann wendete er sich an andere Verleger, ob sie das Buch, das er nun gedruckt vorlegen konnte, in den Verlag nehmen wollten. Da erklärte sich Levysohn in Grünberg bereit, das Werk zu übernehmen, die Druckkosten zu tilgen und dem Dichter noch ein Honorar von 40 Talern, die er am nächsten Tage aus eigenem schon auf 80 Taler erhöhte, auszuzahlen. Nun ließ den guten Dichter die Treue zu seinem alten Verleger nicht schlafen, und da mittlerweile von diesem ein Telegramm gekommen war, er über-

ein Beispiel ist! — In den „beiden Hänsen“ nun hat der große Hans Ärgernis erregt, weil er, zwar vom Lande stammend, ein Großstadtfrüchtel wird. Allerdings haben sie ihn auch etwas zu ernst aufgefaßt. Dieser große Hans hat seine Urbilder, die jede Großstadt züchtet und die überall der Vertiefung einer reineren Herzens- und Seelenkultur im Wege sind. Das Landvolk hat sie ja auch in seiner Art; man kann gegen sie protestieren, aber weder diese noch jene mögen tragisch genommen werden, vielmehr humoristisch. Schon der etwas bizarre Titel „Die beiden Hänse“ deutet an, daß die Erzählung humoristischen Einschlag hat, und das zwar gerade auf Seite des großen Hans. Der Mops mit der „Watschen“-Geschichte, die übergescheite Evelana, der Landbader Knull, besonders aber die Kamelkundl, der Winkeljournalist Tacitus — wie soll man sie denn anders nehmen als humoristisch, wenn nicht gar komisch! Dann der Bankmann Liebkindel, der Einhandel-Schwab, der Milliardär Pick — wenn an all diesen Herrschaften das humoristische Moment übersehen wird, so liegt das wohl in der Fehlerhaftigkeit des Werkes, das gebe ich zu. Ich gebe auch zu, daß der Roman sich über etliche Abarten der Bildung lustig macht, doch wenn ein Berliner Kritiker behauptet, daß in diesem Buche dem „strebenden Geist die Ehrfurcht“ vorenthalten worden sei, so kommt's erst darauf an, welchen strebenden Geist er meint. Wenn es der Geist positiven Emporstrebens zum reinen, liebreichen und seelenglücklichen Menschentum ist, den ich beleidigt, so soll er mir im Buche die Stelle zeigen, wo das vorkommt. Ich leiste Abbitte.

Dieser große Hans, der sich zeitweise so ungebührlich aufführt, ist nicht etwa eine literarische Kaprice, wie sie bei müßigen Schriftlern vorkommen kann. Er ist ein Ergebnis meiner Erfahrungen, er hat mich in der Seele eine Weile gequält, ehe er herausgeschrieben wurde. Künstlerisch war mir der Versuch auch verlockend. Den kleinen Hans, den armen, bescheidenen, gütigen Landpriester kann ich schreiben, das habe ich schon überoft gezeigt. So wollte ich diesmal rascher an ihm vorbeikommen und mich der neuen Gestalt widmen, dem großen Hans, der mir keine Ruhe gegeben hatte. Geliebt habe ich auch den, und so gab ich ihm das Mitleid. Damit fand er aus seinem Irrgarten heim, wo er zuletzt, nachdem er mit seiner Wahrheit und Weisheit Schiffbruch gelitten, die Güte findet.

Ich habe kein Buch geschrieben, das, schulmäßig beurteilt, nicht seine großen, künstlerischen Fehler gehabt hätte. Nun, das wird ja besser. So wie ich vor ein paar Jahren meine letzten Geschichten herausgab, so jetzt mit den „Hänsen“ meinen letzten Roman.

Wird es nicht endlich das letzte Buch überhaupt sein, das ich schreibe? Hoffen wir das Beste.

solcher Poeten stellen gelegentlich an den Beschenkten noch die Frage: „Na, wie hat Ihnen mein Buch gefallen? Haben Sie es gelesen?“ Da werden sie dann regelmäßig mit ein paar Phrasen, die der Mensch immer bei der Hand haben muß, angelogen.

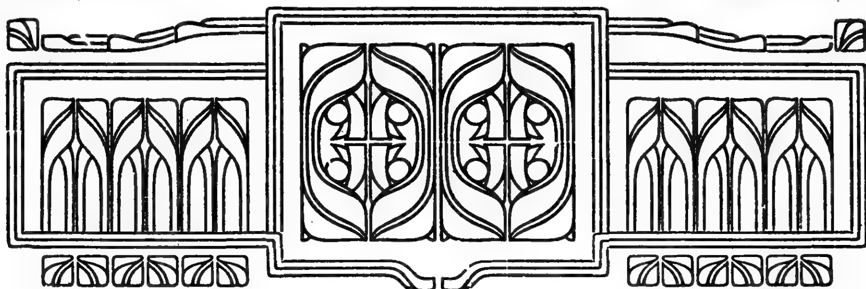
Ich selbst habe es viele Jahre so getrieben, aber ich war wenigstens so klug, nicht nachzufragen, ob man das Buch gelesen und was man etwa dazu sage. Unauffällig hingehorcht nach einer freundlichen Meinung habe ich freilich manchmal. Man gibt das Buch ja vor allem solchen, an deren Meinung einem gelegen wäre.

Im Grunde ist es eine sehr anmaßende Sache, jemandem ohne weiteres sein Buch zu senden. Ihm zuzumuten, sich tagelang mit etwas abzugeben, was er nicht verlangt hat, und darüber anderes zu versäumen, was er sich vorgenommen, was ihm vielleicht besser bekommen würde. Ich habe im Laufe der Zeit viele Hunderte von Büchern geschenkt bekommen, die alle den Weg des Papieres gingen, ohne daß ich auch nur eine Zeile aus ihnen lesen konnte. Daß es jenen von mir vergebenen Büchern zumeist ebenso erging, es versteht sich.

Bücher gehören zu jenen Dingen, die nur für den einen Wert haben, der sie wünscht. Für andere sind sie eine Last, die sehr unbequem werden kann. Man müßte sich alljährlich einen neuen Bücherkasten machen lassen und alle sieben Jahre ein neues Zimmer mieten, um alle die Bücherspenden unterzubringen, und diese Bücher würden verstauben und vermodern, ohne daß sie je einmal dran kämen, ihre Schönheiten und ihre Weisheiten glänzen zu lassen. Es wird ja viel gelesen, und doch, dünkt mich, gibt es unter Umständen keinen besseren Schutz vor der Öffentlichkeit, als gedruckt in einem Buche zu stehen.

Keiner der sechs Grazer Dichter, die im letzten Jahre je einen Roman hergegeben haben, braucht darob zu erröten, es sind legitime Kinder natürlicher Liebe. Jedem dieser Kinder merkt man den Vater an. Nur daß der Großstadtroman „Die beiden Hänse“ vom Waldpoeten stammen soll, geht manchen Kritikern nicht ein. Dieser Waldmensch lebt zwar schon länger in der Stadt als die meisten seiner Stadtkollegen und hat schon auch was erfahren. Freilich sich immer eines Gegensatzes (des Landlebens) bewußt, der anderen unbekannt geblieben. Das ist aber ganz gewiß, daß jeder, der vom Lande stammt, das Stadtleben mit anderen Augen sieht als der Stadtgeborene. Und seine Meinung darüber sollte den Großstadtkindern eigentlich interessant sein; aber sie ist ihnen zuwider.

Mir, dem 47jährigen Städter, sagen großstädtische Rezensenten, aber nur solche, ich solle schön daheim auf meinem Dorfe bleiben. Was habe ich auch die Großstadtkultur ein Verkommen der gesunden Menschennatur zu nennen, wozu der Verfasser der „beiden Hänse“ leicht selber



Kleine Laube.

Persisch.

Ich sprach: „Im weiten Freudensaal
Will schön geschmückt ich glänzen. Ja!
Ich will zum Schwelgen den Pokal
Mit Schiras Rosen kränzen. Ja!
Bei Bülbüls Lied will selig ich
In deine Arme sinken. Ja!“
Indes zu mir Zuleika sprach:
„Das hindert ja beim Trinken!“ Ja!

Anonymus.

Nachdenkliches.

Von Mathilde Salomon.

Ruhm ist die Anerkennung unserer Leistungen auf Ruf und Widerruf.

*

Ansichtskarten sind im allgemeinen ein Almosen, welches die Bequemlichkeit der Neugierde verabreicht.

*

In der Schreibmaschine gehen die Gedanken maskiert. Die Typen gleichen Marionetten, der persönliche Einfluß, den die Handschrift auf den Leser ausübt, fehlt, es ist wie mit allen Surrogaten — künstlich gemachte Blumen, denen der Duft fehlt!

*

Auf der Bühne des Lebens werden mit wenigen Ausnahmen nur Possen oder Tragödien gespielt.

*

Es gibt eine Stille, die so tief ist, daß man glaubt, den Strom der Zeit in die Ewigkeit hinunterfließen zu hören. Dann klingt ein Ton herüber aus weiter Ferne und weckt das Echo der Vergangenheit auf, Gestalten grüßen, die wir einst gekannt, und winken uns, und an den Felsen der Erinnerung geschmiedet, zerfleischt der Geier der Sehnsucht das Herz.

*

Sklaven und Tyrannen gedeihen auf demselben Boden; siehe Sozialdemokratie und Mode.

*

Es ist mit den Frauen wie mit den Münzen — sie sind nicht mehr wert, wenn sie glänzen, aber sie gefallen so besser.

*

Für jedes Kind, das wir haben, müssen wir Steuer zahlen, mittelbar wie unmittelbar. Richtiger wäre es, wenn wir Steuer zahlen müßten für jedes Kind, das wir nicht haben. — Den Sinn dieses scheinbar schief gewickelten Ausspruches wird man wohl verstehen. Ich habe längst schon von einer Junggesellensteuer geträumt. Jetzo kommen andere auch mit einer Jungfrauensteuer daher. Jungfrauensteuer nennen sie es zwar nicht, sie drücken sich vorsichtiger aus.

Da liest man in den Blättern:

„26. Oktober. Im Fürstentum Reuß wird jetzt eine Steuer für Unverehelichte eingeführt. Der Landtag nahm gestern einen Antrag an, wonach Personen männlichen oder weiblichen Geschlechtes, die das dreißigste Lebensjahr überschritten haben, ohne verheiratet zu sein, bei einem Einkommen von 3000 bis 6000 Mark eine Steuer von fünf Prozent, bei einem Einkommen über 6000 Mark eine Steuer von zehn Prozent zu zahlen haben."

Es wird viel Geld einkommen und zur staatlichen Erziehung armer, unehelicher Kinder wird es gut zu brauchen sein. Durch die Ehe allein sollte man aber dieser Steuer auch noch nicht entschlüpfen können; die Ehe muß danach sein. Jeder gesunde, erwerbsfähige Mann wäre verpflichtet, mindestens drei Kinder zu haben und zu erziehen. Damit würde die Kopfzahl eines Volkes ungefähr auf gleicher Höhe bleiben. Nun muß sich aber das deutsche Volk, um national bestehen zu können, vermehren, denn unsere vordrängenden Hintervölker wachsen auch. Es kann dem Staate einfallen, ein vermögendes Ehepaar, das weniger oder nicht mehr als drei Kinder hat, höher zu besteuern als eins mit größerer Kinderzahl. Ja, die kinderreichen Paare könnten noch belohnt oder ausgezeichnet werden. Ich würde einen Mann, der nach etwa fünfundzwanzigjähriger Ehe zehn wohlgeartete Kinder hat, zum Baron machen, wenn er es nicht etwa schon ist. Jedenfalls eine Standeserhöhung, denn für die Zukunft seines Volkes bedeutet der kinderreiche Vater so viel wie ein kleiner Herzog. —

Nun zeigt es sich, daß Nationalität und Volkstum nicht gleichbedeutend ist. Denn national ist die Idee, aber volkstümlich dürfte sie kaum werden. Trotz der Abnahme der Geburtsziffer mehren sich im deutschen Volke solche Leute, die da glauben, der Menschheit sei am besten gedient, wenn — gar kein Kind mehr auf die Welt käme.

Und, weiß der Kuckuck, man getraut sich dem nicht einmal derb zu widersprechen.

Schluß am 1. Dezember 1911.

Sonnengold, die Bergprimeln — „Petergstamm“ nennt sie der Steirer. Im Juni und Juli blüht die Alpenrose in ordentlich verschwenderischer Pracht und, dicht an sie geschmiegt, der tiefdunkelblaue Enzian und die zartrosige Bergazalie. Noch höher oben, im Geröll versteckt, findet das Edelweiß noch immer Humus für seine Wurzeln.

Von den Felsen herunter stürmt der Bach und bahnt sich den Weg mitten durch die Wälder bis zur Talsohle herunter. Die stillen Gründe an seinen Ufern sind die Brunftplätze des Rotwildes, und die geschlossenen dämmerigen Hallen des Hochwaldes ihr Wintereinstand. Auf den höchsten Fichten und Tannen baut der Hühnerhabicht seinen riesigen Horst, und wo das Geäst am dichtesten ist, balzt der Auerhahn.

Hoch oben in den einsamsten Tälern hausen Gemsen, an den fast senkrechten Wänden klettern sie empor und auf schmalen Grasrunsen zwischen dem Geröll äsen sie. Und beim ersten Zeichen des Leitbockes, der getreulich Wache hält, verschwinden sie spurlos in den Latschen.

Sorglos werden sich die Tiere im Alpenschutzpark mehren, wenn kein Jäger mehr über die Höhen wandert und kein Treiber die Gemsen in die Bergkessel treibt, an deren Rand die Schützen stehen und sie erbarmungslos zusammenknallen. An Feinden wird es ihnen auch dann nicht fehlen — aber der Mensch, ihr ärgster Feind, bleibt fern oder naht sich nur in ehrfürchtiger Scheu.

Der Wald wird selbst seinen Samen ausstreuen und der Wind als sein getreuer Gehilfe. Er ordnet die Bäume nicht reihenweise an, Sträucher in bunter Mischung sprießen an den Lehnen und unter ihrem Schutz entwickeln sich die Bäume, bis sie dem Sturm und Schnee trotzen können. Aus eigener Kraft bahnen sie sich den Weg zum Licht empor — höher und höher. Und endlich fällt sie der Sturm, er, der in ihren Wipfeln harfte, als sie noch kühn und trotzig dastanden.

Für den Menschen aber soll der Naturschutzpark in den steirischen Bergen die geheiligte Stätte werden, zu der er wallfahrt, um das Tosen des Wildwassers und das Raunen des Bergwaldes zu hören — wie einst seine Väter.

Reklame.

Die bisher vollständig unbekannte Firma C. J. Schusterle u. Co. hatte eine Fabrik (in Gestalt eines einfensterigen Dachzimmers) eingerichtet und stellte aus Kreide, Mehl, Ocker und Fett eine glänzende Salbe her, die in höchst niedlichen blauen Emaildosen verpackt und mit der Etiquette „**Non plus ultra**, Medikament zur sofortigen Behebung neuralgischer Schmerzen“ versehen, an zirka 500 Gelehrte mit der Bitte um ihr gütiges Urteil über die grandiose Erfindung gesendet wurde.

Als Antwort langten darauf folgende vier Schreiben ein: Chemiker Leroix in Paris: „Ich habe mich der Mühe unterzogen, das Präparat mikroskopisch zu prüfen und entdeckte eine Reihe unschuldiger Bestandteile und vermag nur zu erklären, daß diese keinerlei günstige Wirkungen zu erzielen imstande sind. Übersenden Sie mir noch einige Dosen, damit ich festzustellen in der Lage bin, ob das negative Ergebnis nicht etwa der Erfolg einer nachlässigen Mischung ist.“ — Professor Grad, Berlin: „**Non plus ultra**! — ausgezeichnet! Höher kann man die Frechheit allerdings nicht mehr treiben.“ — Medizinalrat Kluge in Breslau: „Verschonen Sie mich gefälligst mit derartigen Schwindelprodukten! ‚**Non plus ultra**‘ ist das erstaunlichste Ergebnis des skrupellosesten ‚Erfindungsgeistes‘, der mit der leidenden Menschheit ein strafwürdiges Spiel treibt.“ — **Dr.** Rungel in München: „Kein Gelehrter, kein Laie, der sich überzeugen will, wie verbrecherisch man mit sogenannten Geheimmitteln arbeitet,

Unter Tausenden ist kaum einer, der sich sein Glück nicht zum Verdienst anrechnet.

*

Die Macht der Suggestion ist so groß, daß, wenn Jauche in Champagnergläsern serviert würde, sie auch getrunken würde, nur müßte sich der rechte Mann finden, vorzutrinken.

*

Man beneidet nicht immer denjenigen, den man haßt, aber man haßt stets den, den man beneidet.

Naturschutzparke.

Von Julie Adam, Wien.

Merkwürdig, die Naturschutzbewegung setzte in Amerika ein, im Lande der Yankees — das freilich auch die Heimat H. D. Thoreaus ist.

Dort schützte man zuerst ein weites Gebiet, den Verhältnissen des Landes entsprechend, den 8671 km² großen Yellowstone-Park. Er ist das Asyl der letzten noch vorhandenen amerikanischen Büffel (Bison), einer Herde von etwa 600 Stück.

Auch andere große Naturschutzparke bewahrt man in ihrer landschaftlichen Eigenart für die Nachwelt auf. Am interessantesten ist wohl der Mariposahain von Riesenbäumen auf den Westabhängen der Sierra Nevada. Er besteht aus 627 Bäumen von 20 m Umfang und 80 m Höhe. Ihr Alter wird auf 2000, nach andern auf 6000 Jahre geschätzt. Die Sequoja gigantea, deren Stamm säulenförmig ist und die statt der Blätter länglichspitzige lederartigsteife Schuppen trägt, gehört einer Familie der Tertiärzeit an. In ihrem Schatten wuchs das Menschengeschlecht heran.

Dem Beispiel Amerikas folgten die Schweiz und Deutschland. Der erste schweizerische Nationalpark befindet sich im Val Cluoza im Unterengadin.

In Deutschland wurde der Wilsederberg in der Lüneburgerheide als Grundstock des norddeutschen Naturschutzparkes angekauft. Um die wunderbar großzügige Schönheit der blühenden Heide zu erhalten, die Wacholder- und Stechpalmenbestände, die vereinzelten Föhren und Birken. Und die von Wacholderbäumen und Weidenröschen umrahmten Quellteiche, wo sich ein reiches Pflanzen- und Tierleben entwickelt.

In Österreich soll ein Alpenschutzpark errichtet werden. Welches Kronland wäre dazu besser geeignet als Steiermark, wo auch schon ein Terrain von 150 km² reserviert wurde. Ein in geradezu idealer Weise geeignetes Gelände von großer landschaftlicher Schönheit. Ausgezeichnet durch starken Wildstand und durch eine hochinteressante Fauna und Flora.

Vom Talgrunde ansteigend hochstämmiger Fichtenwald, durchpunktet von Ahornen, wie man sie nirgends in solcher Schönheit findet, wie in der grünen Mark. Mit Krüppeltannen auf dem First der aus dem Waldflor ragenden Felsköpfe und silberrindigen Birkengruppen am Rande stiller Bergwiesen. Wald, in enge Steintäler hinabsteigend, die oft nur eine Falte des Berges vorstellen. Und Wald, hinanklimmend bis zu den Schroffen, wo er als undurchdringliches dunkles Latschengewirr endet, das alle Runsen und Spalten verkleidet.

Dazwischen Schutt- und Geröllhalden, einzelne Felspartien von gigantischer Form und wieder blumenreiche Fluren, wie man sie nirgends schöner findet. Von der Zeit an, da die hochstämmigen, zartduftenden Himmelsschlüssel blühen, gleichen die Wiesen einem reichgestickten Teppich. Auf den Felsen bildet der Steinrötel dichte Polster und hoch oben sieht man überall leuchtende Flecken, verschwenderisch verstreutes

Oberösterreichs entstammend, hatte in Kremsmünster das Gymnasium gemacht, dann in Wien Jus studiert; verbummelte sich aber ein wenig in Theater und Literatur. Dann war er einige Zeit in Triest Marinärbeamter, hernach in Wien Südbahnbeamter. Dann vollendete er durch Munifizenz einer Verwandten das Universitätsstudium und wurde Professor am Gymnasium in St. Pölten. Mittlerweile war sein Drama „Sulamith" entstanden, das unter Laube im Wiener Stadttheater, hernach an der Burg und auf vielen anderen Bühnen Österreichs und Deutschlands zur Aufführung kam. Der Dichter war nun legitimiert. In seiner behaglichen Lebensplauderei merkt man überall die Freude, daß es ihm gelungen ist, seine poetische Ader bis zur völligen Reife zu zähmen und dann ohne Klique und ohne Zeitungsreklame durchzudringen. Aus den zahlreichen Charakteren und Sonderlingen, die Keim auf seinem Wege begegnete, schildert er etliche mit entzückendem Humor. Aus seinen Erlebnissen ist besonders zu nennen die Darstellung eines Aufenthaltes auf Schloß Trautenburg in Steiermark, wohin er mit seiner Frau eingeladen war und wo beide in höchste Todesgefahr kamen, die eine lange Leidenszeit zur Folge hatte. — Das alles und vieles andere muß man lesen.

Die Sammlung beginnt mit einem tragischen Sange. Der Oberösterreicher Franz Keim war wie kein anderer berufen, den Bauernempörer Stefan Fadinger dichterisch zu fassen, und er hat diese Aufgabe genial gelöst. Man braucht nur das erste Blatt, „Grüaß Gott des Spielmanns" zu lesen und man kommt nicht wieder los, bis man zum Schluß der Dichtung den ergreifenden „Segen des Spielmannes" am großen Bauerngrabe gleichsam mitgebetet hat. Dieses deutsche Bauernlied — trotz seiner Zerrissenheit in losen Blättern — wirkt wuchtig wie das Nibelungenlied, gemildert durch Idyllen und Spielmannshumor. — Unter den Gedichten findet sich Keims berühmtes „Sturmlied der Siebenbürger Sachsen", das dem Dichter so heißen Dank des Siebenbürgerlandes eingebracht hat. Urdeutsches Empfinden in Ernst und Humor geht durch alle Dichtungen dieses vaterländischen Sängers, der von uns viel gründlicher und höher wird eingeschätzt werden müssen, als es bisher aus allzu gemütlichem österreichischen Gleichmut geschehen ist.

Die Erweckung der Maria Carmen.

Vor sechs Jahren skizzierte ich einen Roman, den ich nach Vollendung der ersten Niederschrift für verfehlt hielt, aber dessen Grundidee mir einer gediegenen Verarbeitung wert schien. In besonders selbstbewußten Stunden dachte ich, daraus müßte der soziale Roman der Gegenwart werden. Großzügig und breit wollte ich darstellen, wie täglich das Kapital, vor allem das namenlose Großkapital der Gesellschaften, die lebendige Arbeit versklavt. Überall befiehlt das Kapital und der Mensch muß gehorchen. Nicht nur auf die breiten Massen drückt die Last des Geldes und seiner Papiere, für deren Zinsen und Dividenden sie fronden, sondern auch der geniale Einzelne ist oft machtlos ohne die tote Hilfe der großen Zahlen, für die er sich plagt und müht, um schließlich doch nur einen kargen Bissen zu erringen, während der goldene Moloch den Riesengewinn einstreicht. Von allen Seiten wollte ich den Vorgang beleuchten, den Kampf schildern und die Idee zum Ausdruck bringen. Alles, was unser gesellschaftliches Leben berührt, müßte da durch klare Bilder und Geschehnisse in künstlerische Wirklichkeit umgesetzt werden. Ich machte mich denn auch ein zweitesmal daran und schrieb den Roman des „Tyrannen Kapital"; er gelang jetzt etwas besser; und ich arbeitete ihn nochmals durch. Das Ergebnis genügte mir immer noch nicht und ich legte das Manuskript in die Lade. Da konnte es auf eine bessere Zeit warten. Kürzlich nahm ich es wieder vor und setzte die Feile an — nein, es ging nicht. Der Stoff widerstand

sollte es verabsäumen, Ihr ‚Medikament‘ in Gebrauch zu nehmen, um für immer von einer leider noch weitverbreiteten Leichtgläubigkeit an derartige Schunderzeugnisse gründlich geheilt zu werden. ‚Non plus ultra‘ ist vielleicht als Schuhschmiere zu empfehlen, sonst taugt es bestimmt für nichts.“

Einige Tage nach Eintreffen dieser Briefe erschien folgendes ganzseitiges Inserat in verschiedenen Tageszeitungen:

Grandios! **Wunderbar!**

Der Stein der Weisen entdeckt.
Der Trost der leidenden Menschheit.

Non plus ultra

ist das alleinige Heilmittel der Zukunft

gegen jegliche Krankheit, konstitutionelle und erworbene Schwäche, Kopfschmerzen, Armbrüche, Nasenbluten, Gehirnerweichung, Schnupfen, Bandwürmer, neuralgische Schmerzen, hohle Zähne, Haarausfall und Hühneraugen.

Wo alles versagt, heilt **„Non plus ultra“.**

Aus den tausend uns zugegangenen Anerkennungsschreiben wählen wir nur die Urteile von vier Autoritäten:

Chemiker L. in Paris: „Ich habe mich der Mühe unterzogen, das Präparat mikroskopisch zu prüfen und entdeckte eine Reihe unschädlicher Bestandteile und —“, hier folgt die Nennung des von uns geheimgehaltenen Hauptbestandteiles. „Übersenden Sie mir noch einige Dosen.“

Also garantiert unschädlich!

Prof. G. (Berlin) faßt sein Urteil in einem Wort zusammen: „‚Non plus ultra‘ — ausgezeichnet!“

Medizinalrat K. in B.: „‚Non plus ultra‘ ist das erstaunlichste Ergebnis des Erfindungsgeistes.“

Der Münchener Praktiker Dr. R. äußert sich: „Kein Gelehrter, kein Laie sollte es verabsäumen, Ihr Medikament in Gebrauch zu nehmen, um gründlich geheilt zu werden.“

Sapienti sat.

Ausführlicher Prospekt gratis. Probedose 5 Mark. Fünf Dosen 20 Mark.

C. J. Schufterle u. Co.

Gesammelte Werke von Franz Keim.

Erster Band. (München. Georg Müller. 1912.)

Franz Keim gehört zu jenen schon ihrer Persönlichkeit wegen sympathischen Dichtern, die abseits vom Tagesstrom ruhig warten und warten können, bis ihre Zeit kommt. Auf der Bühne leuchtet der Name schon seit Jahrzehnten; nun wird er hoffentlich auch in einen größeren Lesekreis hineinleuchten. Freunde des Dichters, voran der durch sein Wirken für heimische Literatur sehr verdiente Franz Wastian, haben eine neue und schöne Ausgabe seiner Werke in sechs Bänden veranstaltet. Der soeben erschienene erste Band enthält das Epos „Stefan Fadinger“, die Gedichte „Aus dem Sturmgesang des Lebens“, das Drama „Sulamith“ und vor allem eine flott geschriebene Selbstbiographie Keims. Dem behaglich gestellten St. Pöltener Professor war es nicht anzusehen, daß er eine ziemlich zerfahrene und schwierige Vergangenheit hinter sich hatte. Ein Wunder, daß sein köstlicher Humor nicht daran zugrunde ging. Vielleicht ist der eben in ernsten Tagen geboren worden. Keim, einer bürgerlichen, später verarmten Familie

überzeugter Priester der römischkatholischen Kirche; temperamentvoll wie ein junger, streitbarer Kaplan verteidigt er seine Partei und greift andere an. Daß er an unserer als lichtvoll gepriesenen Kultur so viel Schatten sieht und daß er diese Schatten scharf umreißt, das wundert uns nicht, und dazu braucht einer nicht einmal katholischer Priester zu sein. Es ist eine Freude, wie zornig er die Torheiten, Niederträchtigkeiten und Hohlheiten unserer Zeit aufs Korn nimmt. Wie recht hat er mit seinem Protest gegen die Unduldsamkeit der „Freiheitlichen", gegen die Entartung der Tagespresse, gegen die religionslose Schule, gegen die systematische Vernichtung herzerhebender Ideale u. s. w. — Nur schießt er manchmal übers Ziel. Er fällt in das System aller kirchlichen Rezensenten. Die Juden z. B. sind ihnen nicht deutsch genug. Die Deutschen sind nicht christlich genug. Die Christen sind nicht katholisch genug. Und der Katholik wird erst noch darauf hin untersucht, ob er wohl auch römisch katholisch sei! In diesen engen Kreis pferchen sie ihre Literatur zusammen. In den „Kulturschatten" wird das Trachten nach Individualität verworfen. Man braucht Herdenmenschen. — Die „Kulturschatten" sind dagegen, daß alte und neue Dichter die Vorstellung des Todes edler und erhebender gestalten; die Kirche braucht einen schrecklichen Tod, der mit ihrer Hölle im Bunde sein soll gegen die sündigen Freuden dieser Erde. — Die „Kulturschatten" bestreiten, daß die Religion ein gefühlsmäßiges Erleben sei; sie behaupten, daß besonders Verstand für Religion gehöre. Aber wie, fragen wir, kann man das Göttliche mit dem Verstand erfassen? Da würde es ja herabgezogen zum Menschlichen, ins Bereich menschlicher Kritik, und wir würden des Elendes der Religionsstreitigkeiten in Ewigkeit nicht los. Nein, Religion ist ein Erleben im Herzen, wie die Angst, wie die Hoffnung, wie das Glück, ohne daß man das Gefühl wissenschaftlich definieren könnte. Ein persönliches Erleben, das dem einen allein gehört und die anderen nichts angeht. — Wenn die „Kulturschatten" für die Wissenschaft eintreten, so ist das sehr zu loben, wenn sie aber sagen: „Ganzes Wissen führt zu Gott, halbes Wissen zum Teufel", dann gehen wir alle zum Teufel, denn das ganze Wissen hat niemand, kann auch kein Mensch je erreichen. Wer aber doch behauptet, es zu haben, der ist erst recht des Teufels, ein hoffärtiger Jünger Luzifers. Wegen dieses Hochmuts wird die Wissenschaft an anderer Stelle des Buches ja angegriffen.

Hier ist Gelegenheit zum Sprunge von der Schattenseite des Kulturschattenbuches auf seine Sonnseite. Wir weisen bloß auf das ritterliche Verlangen, daß der Frau ihre erhabene Stellung als Gattin, Mutter und Erzieherin erhalten oder wieder zurückgegeben werde; daß der Jugend ihr kindlicher, lebensfreudiger Idealismus nicht verdorben, sondern veredelt werde u. s. w. Sympathisch in dem Buche ist uns der felsenfeste Glaube an das Göttliche und dessen endlicher Sieg; rührend ist das Vertrauen, daß durch eine so große Institution, wie es die Kirche ist, die Menschheit vor ihrem Untergange bewahrt werden könne. Ob die Zuversicht sich bewährt oder nicht, die „Kulturschatten" sind ein Schrei nach Wiedergeburt. Dieses hochgemuten Herzens wegen, das durch das ganze Buch pulsiert, sei ihm manches verziehen, was schwer irrtümlich ist oder uns so erscheint.

Polizeihunde.

Wenn auch die Tätigkeit des Polizeihundes auf dem Felde des Sicherheitsdienstes erheblich ist und er dort zu einem trefflichen Schutz der Polizeibeamten geworden ist, so liegt doch der Schwerpunkt seiner Leistungen auf dem wichtigen Gebiet des Kriminaldienstes. Seine Stärke liegt hier in der Nasenarbeit. Der moderne Verbrecher erwägt die Ausführung von Kapitalverbrechen bis in die kleinste Möglichkeit. Selten nur läßt er am Tatort etwas zurück, so daß als einziger Angriffspunkt meist

20*

beharrlich und spröd, und ich brachte nicht heraus, was ich herausbringen wollte. Schweren Herzens, immerhin mit einer gewissen Befriedigung über die harte Selbstkritik, versperrte ich den Entwurf — diesmal wohl endgültig, für immer. Mochte ein anderer damit schaffen. Und ich ahnte nicht, daß der andere schon geschafft hatte: Ludwig Brinkmann. Sein Buch: „Die Erweckung der Maria Carmen“ (Verlag der Literarischen Anstalt Rütten und Löhning; Frankfurt a. M.) erreichte, was ich anstrebte; freilich auf ganz anderen Wegen, in einer ganz anderen Form, fast ohne Betonung einer Tendenz (also künstlerischer!), spannend aufgebaut, vorzüglich durchgeführt und trotz des unglücklichen Schlusses, der dem Thema mit Notwendigkeit anhaftet, keineswegs mutlos oder schwächlich.

Die „Maria Carmen“ ist eine alte spanische Silbergrube in Mexiko, und drei tatkräftige junge Menschen, der Erzähler (das Buch ist in der Ichform geschrieben), Stuart und Ward gehen im Verein mit dem Kapitalisten Powell daran, sie abzubauen. Die Spanier waren an einem toten Punkt angekommen, die Hilfsmittel der modernen Technik sollen ihn überwinden. Ich gebe nur das Gerippe der Haupthandlung wieder: Unter unsäglichen Schwierigkeiten schreitet das Werk langsam vorwärts; Powell, der scheinbar ruhig in der Sonne sitzt, läßt die drei Tapferen arbeiten und erschwert ihnen durch karge Kapitalsbewilligungen ihr Ringen mit dem Berg, wo der Tod lauert, um die kühnen Eindringlinge durch Wasserfluten zu ersäufen. Ward stirbt, und in aller Heimlichkeit erwirbt Powell dessen Anteile, um endlich, als die Mine sich als ertragreich und das ganze Tal als sehr ergiebig erweist, die tapferen Eroberer des Silbererzes vor die Tür zu setzen. Er ist der Kapitalist, er ist der Herr, für ihn, für seinen Wohlstand haben sie gesorgt und sich abgemüht — er bleibt als Herr im Tale von Oaxaca, und sie müssen abziehen, als Bettler, ausgebeutet, ausgenützt . . . Der Erzähler kehrt in seine deutsche Heimat zurück; Stuart, der schon einmal mit einem Kupferbergwerk Unglück hatte, verliert den Mut nicht und zieht weiter nach Süden, um sein Glück in einer Goldmine zu versuchen. Vielleicht ist er der Mann, das Schicksal endlich doch zu meistern, denkt man und klappt das Buch nachdenklich zu. Das Großkapital, in Powell verkörpert, verschlingt aber nicht nur die Erschließer der „Maria Carmen“, sondern auch all die anderen kleinen Unternehmer im Tal, wo es bald einzig und tyrannisch herrschen wird.

Ist das nicht auch die Grundidee des „Romanes“, den ich schreiben wollte? Und ich bin befriedigt, daß sie so prächtig geformt wurde. Alles findet sich darin, von dem auch ich dachte, es gehöre hinein: Zweifel an dem Wert unserer Kultur, der Rassenkampf zwischen den verschiedenen Gruppen unserer Gesellschaftsordnung und der Einfluß der Frau. die da fördernd, dort unheilvoll in die Entwicklung eingreift.

Das Buch ist reich an interessanten Schilderungen, an tiefen Ideen, reizvollen Szenen, spannenden Momenten, und es ist schlicht und einfach, mit Verzicht auf alle kleinlichen Erzählermätzchen geschrieben. Und ich, der ich unabhängig vom Verfasser dasselbe Thema oft und oft durchgedacht habe, freue mich, daß es einen so großen Künstler fand, der es meisterte.

H. L. R.

Kulturschatten.

Essays von Franz Zach. (Graz. Verlag „Styria“.)

Wenn ein Bücherkritiker zu den Bücherschreibern geht, so wird man ihm schärfer auf die Finger schauen, ob er das auch kann, was er von anderen verlangt. Hier bei den „Kulturschatten“ handelt es sich nicht ums Können, sondern eben auch um Kritik. Kritik an unserer Kultur und ihren Schattenseiten. Der Verfasser ist ein redlich

Singvögel.

Die beste aller Welten.

„Die Welt bleibt doch ein Jammertal“ —
So sagen dir die Leute —
„Worüber kaum ein Sonnenstrahl
Sein spärlich' Licht verstreute.“ —

Ich finde das nun aber nicht!
Ich sehe tausend Strahlen
Mir über dein lieb' Angesicht
Den Himmel selber malen.

Und hör' ich deine Stimme gar,
Dein Plaudern, Lachen, Kosen —
Dann kränz' ich fröhlich mir das Haar,
Der Jugend gleich, mit Rosen . . .

So lang sie dich noch trägt, mein Kind,
Die beste aller Welten —
Und wir einander gut noch sind —
Verbitt' ich mir das Schelten!

Franz Woas, Wiesbaden.

Wann i stirb . . .

Wann i stirb, sagt der Sepp, dös sag i enk Leut,
Dös laßts enk für allemal sagn,
Tuats mi net, wann mi nix dann gfreut,
Vierspanni außitragn.

Spannts ein, wann i leb, i bin nöt bös,
Und setzts ma a Dirndl im Wagn,
Zwoaspanni, es is ma liaba dös,
Als s vierspanni Außitragn.

Und han i a nur a Dirndl zum Gspan,
Den steilstn Weg will i wagn,
Viel bessa mit Schuastas Rappn bergan,
Als vierspanni außitragn.

Artur Dworzak

Weiche Wolken.

Weiche Wolken wehn in meine Träume,
Sind so golden wie Oktoberbäume,
Sind so rot und blutend oft wie Herzen,
Die an Wünschen und an Wunden schmerzen.

Weiche Wolken wehn an meinen Wegen,
Weich wie einer Mutter Scheidesegen,
Still wie Schweigen, ohne Hauch und Beben,
Gleich wie Nebel überm Wasser weben.

Weiche Wolken wehn in meine Heide,
Weich als wie der Sonne Dämmerseide . . .
Ach, ich weiß nicht: ist's des Tages Ahnen,
Ist's der nahen Nacht geheimes Mahnen?

K. Dankwart Zwerger.

Regensang.

Der Baßchoral des Sturmes
Zerbrach in Überschwang,
Nun heben sich Akkorde
In feinem Altgesang.

Wohl tönt im Fugenrythmus
Noch oft des Basses Chor,
Doch heller, immer heller
Schwillt stets der Alt hervor.

Jetzt schwebt sein sanftes Singen
Hinträumend und allein —
Ein süß Violasolo
Im letzten Abendschein.

Schwebt durch des Gartens Bäume
Und singt so sehnsuchtsbang . . .
Die Welt liegt wie verloren
Und lauscht dem süßen Klang.

Josef Stibitz.

nur die Stelle der Tat in Betracht kommt. Hier nimmt der Hund „Witterung". Wie diese Witterungsaufnahme vor sich geht, ist heute noch ungeklärt. Jedenfalls handelt es sich hierbei um einen komplizierten chemischen Vorgang dergestalt, daß sich von der ursprünglichen Geruchsquelle winzig kleine Geruchspartikelchen loslösen, die in die Geruchempfindungsatmosphäre des Hundes gelangen. Jeder menschliche Körper stellt eine besondere Geruchsquelle dar, da jedem Körper ein Eigengeruch entströmt, der wohl zu unterscheiden von dem Schweißgeruch ist. Die feine Nase des Hundes ist nun imstande, unter den Millionen von Gerüchen, die die Atmosphäre erfüllen, eine bestimmte Einzelspur festzuhalten und auszuarbeiten. Am besten ist der Hundenase die Verfolgung der Einzelgeruchsspur möglich bei mäßig feuchtem Wetter (z. B. Tau); schwieriger gestaltet sich die Spurenausarbeitung bei ganz trockener (heißer oder kalter) Witterung oder bei starkem Regen. Diese praktisch erwiesenen Tatsachen sind wieder Beweise dafür, daß die Aufnahme der „Witterung" ein chemischer Vorgang ist.

Der moderne Verbrecher, der „schwere Junge", hat die Gefährlichkeit des Polizeihundes selbstverständlich längst erkannt und rechnet bereits mit ihm bei der Begehung schwerer Verbrechen. So hat z. B. der in München seinerzeit ergriffene Potsdamer Raubmörder Max Hackradt die Tat nackt begangen, um nach seinem eigenen Geständnis den Polizeihunden keine Witterung zu geben. Diese Ansicht wahr freilich falsch; denn gerade der Körper ist der Sitz der Geruchsquelle. Die Gegenarbeit des Verbrechers wird nun vornehmlich darin bestehen, daß er entweder am Tatort die Spur durch Substanzen, die der Hundenase widerlich sind (z. B. Kreosot, Salmiak, Benzin u. s. w.) „verwittert" oder sich bei Begehung der Tat der Kleidungsstücke unbeteiligter Personen bedient. Praktisch abgelegte Proben in ersterer Beziehung haben nun ergeben, daß die Polizeihunde in etwa 90 Prozent der Fälle die „Spurverwitterung" zu überwinden verstehen. Proben mit den Kleidungsstücken anderer Personen sind meines Wissens noch nicht gemacht worden. Auch die Verfolgung von Radfahrspuren ist Polizeihunden wiederholt gelungen.

In zwei nachgewiesenen Fällen verlor der Hund die Witterung dadurch, daß die Täter in einem Flusse um Ufer entlang gegangen waren oder ein Bad genommen hatten. Endlich beeinträchtigen noch andere Momente die Kriminalarbeit des Hundes nachteilig; so ist es vorgekommen, daß bei einem Kapitalverbrechen in Berlin die auf die Spur gesetzten Rüden einmütig auf die bestimmte, auch vorbestrafte Person hinwiesen. Diese wurde in Haft genommen, konnte aber ihr Alibi nachweisen, und es ergab sich nachher, daß sie in Besitz einer Hündin war, die freilich am Tatort gewesen sein mußte. Man hat zwar daraufhin den Beschluß gefaßt, bei Kapitalverbrechen in Zukunft nur Hündinnen zu verwenden, aber auch diese sind nicht das ganze Jahr hindurch zuverlässig.

Angesichts dieser Umstände stehen die Gerichte der Arbeit des Polizeihundes noch skeptisch gegenüber, und man muß zur Zeit noch den Grundsatz vertreten, daß die Arbeit des Hundes nur dann Beweiswert verdient, wenn durch sie unmittelbar oder mittelbar eine Überführung des Täters erzielt wird — z. B. der flüchtige Täter wird vom Polizeihund ereilt und festgehalten; das gestohlene Diebsgut wird bei ihm vorgefunden oder er legt endlich, vom Polizeihund als der Verdächtige gestellt, ein Geständnis ab. Für sich allein ist der Hinweis des Polizeihundes auf eine verdächtige Person heute noch ohne Beweiswert. Diesen Beweiswert künstlich zu erhöhen, wird die Zukunftsaufgabe der Polizeihund- und Zuchtvereine sein müssen und es wird dann bei gehöriger Durchzüchtung der Polizeihunderassen der Tag nicht mehr fern sein, wo der Polizeihund als strafrechtliches Beweismittel allgemein anerkannt werden wird.

Kunterbunt.

Wer geistig arbeitet, dem kommen zuweilen Gedanken, die er augenblicklich nicht brauchen kann; Abschweifungen, die ihn sogar stören, obschon sie hin und wieder nicht einmal schlecht sind. Passen nur nicht zum Haupttema. Abfälle. (Aus „Abfällen“ stellen neuerdings Farbwarenfabriken die erfolgreichsten Nährmittel her!) Verschwender werfen solche Abfälle unter den Tisch, Sparsame bieten sie als „Geistesblitze“, „Gedankensplitter“ und „Nachdenkliches“ feil. Sind dementsprechend gefürchtet. Heißen auch „Aphorismen“, was manche einschüchtert; zur Einschüchterung sind Fremdworte ausgezeichnet verwendbar. Strebsame Menschen, die einst entschlossen waren, einen III. Teil „Faust“ zu verfassen, hinterlassen als Lebenswerk einen Geistesblitz; die meisten nicht einmal diesen. Einen Tag lang, dann wurde es mir zu zeitraubend, sammelte ich meine geistigen Abfälle. Nährmittel lassen sich daraus kaum herstellen. Man überzeuge sich selbst.

*

Das Gute ist schön, behauptet der Ethiker. Das Schöne ist das Gute, widerspricht der Ästhet. Deshalb raufen sie miteinander. Bis sie der Tatsachenmensch ohrfeigt und trompetet: Gut und schön ist, was praktisch ist.

*

Wem Gott ein Amt gibt, dem nimmt er den Verstand.

*

Zu der vorangestellten Umdrehung des bekannten Sprichwortes kam ich auf folgende Weise: Der brave Durchschnittsbürger, wenn er die Weltfragen beurteilt, ist klug; der Kandidat, der sich um einen Parlamentssitz bewirbt, ist klüger; am klügsten sind oppositionelle Abgeordnete, die sich auf die Kritik der Regierungsakte beschränken. Wird ein solcher ganz kluger Abgeordneter Minister und wäre er jetzt imstande zu beweisen, wie gut er alles versteht, dann wird er plötzlich dumm, dümmer als ein braver Durchschnittsbürger, der nur einfach klug ist. Die primitivsten Sachen kommen ihm auf einmal ungeheuer kompliziert vor. Vielleicht, weil unsere Zungen gelenkiger sind als unsere Hände.

*

Herrn Lehmann fällt vom Dach ein Ziegelstein auf den Kopf. Die einen sagen: „Vorsehung“, die andern „Zufall“. Dieser kleinen Meinungsverschiedenheit wegen wird die Menschheit nie zur Ruhe kommen.

*

Gott schuf Gläubige, der Teufel machte Klerikale daraus. Der Liberalismus gab so viel Kräfte frei, daß man ein Jahrhundert brauchen wird, sie wieder zu bändigen. Jetzt ist die Reihe an der Sozialdemokratie, sich zu blamieren. Sie beeilt sich damit sehr.

*

Mancher wird meinen, im folgenden habe ein Irrtum ein paar Worte vertauscht:

„Weib ist Hemmschuh, Weib ist Peitsche —
Hemmschuh, für schon müde Reiter,
Doch die tollen peitscht es weiter . . .
Weib ist Hemmschuh, Weib ist Peitsche.“

Nein, nein, es ist schon so gemeint.

*

Sagte ich nicht gleich anfangs, daß diese Abfälle wenig nahrhaft sind? Hab ich Recht behalten?

Herbst.

O Herbst, du hebst erst leise deine Hände,
Ein neues Leben hast du rings erweckt,
Des Sommers Grün wich deinen glüh'nden Farben
Und gold'ne Schleier hast du hingedeckt
Auf jeden Baum, auf all' die stillen Haine,
Du hast die Welt getaucht in Sonnenschein,
Der Himmel strahlt in warmer tiefer Bläue,
Als könnt's nie stürmen, könnt nie Winter sein.
Der Schatten weicht, ein warmer gold'ner Schimmer
Weckt leises Sehnen, ist wie süßer Trost —
Ein Lenzeshauch entströmt den letzten Rosen —
Ein Gruß der Jugend — bald kommt Nacht und Frost.
Im Traume noch sieht man den Frühling winken,
Vorüber ist die heiße Sommerszeit —
Die Frucht ist reif — das Tagewerk vollendet,
Vollendet, wenn der Herbst die Blätter streut.

Ein still Erwarten geht durch alle Fluren,
Ein Hoffen, lenzesfroh und freudig jung —
Noch strahlt die Sonne! — Gold'ne sel'ge Tage,
Was wecket ihr die Lenzerinnerung?
Was wecket ihr das Herz, das lang geschlafen,
Was lügt ihr uns von Leben und von Glück?

Versäumter Lenz, o Träumer kehrt nicht wieder,
Der letzte Sonnenstrahl gibt nichts zurück!
— — — — — — — — — — — —

Im Sterben liegt die Flur — der Schimmer schwindet,
Der Träumer wandelt still in Einsamkeit —
Der Nebel wallt — die Blätter fallen nieder —
Es rauschet leis im Laub: — Vergänglichkeit!

Lilli Kreipner.

Trösterin Nacht.

Wenn die Schatten aus den Tälern steigen,
Geht die Nacht durchs dämmerstille Land;
Aus dem weichen seidenen Gewand
Strömen Dunkelheit und süßes Schweigen.

Eine Schale, angefüllt mit Tränen,
Trägt die Nacht in ihren blassen Händen,
Deinen Schmerzen, deinem heißen Sehnen
Süßen Trost und Linderung zu spenden.

Grete Ihle.

Auf was?

„Miaz“, sagt die Alt, „iazt iss vorbei
Dö Umanandaziahgerei,
I han den ganzn Rumml satt.
Heiratn, woaßt, kann, wer was hat,
Und du hast nix und er hat nix,
Und iazt is aus die ganze Wichs!
Den Kundn laß, den feiratn;
Schau dorthin, wo dar s Graserl groant . . .
— Auf was wollts denn ös heiratn?“ —
„Auf Pfingstn, Muatta, habn ma gmoant.“

Hans Mittendorfer.

Wunder.

Wunder gibt es auch noch heute,
Wunder gibt es jederzeit,
Freilich nicht für Alltagsleute
Voll der stumpfen Nüchternheit.

Nur der Träumer, der versonnen,
Suchend seine Straße zieht,
Der da schöpft aus Sehnsuchtsbronnen,
Täglich neue Wunder sieht.

Staunen läßt ihn und erbeben
Selig tief zu jeder Frist —
Die Erkenntnis, daß das Leben
Selbst der Wunder größtes ist!

Alfred v. Wurmb.



Et exspecto ... Roman eines Priesters. Von Eugen Artho. (Zürich. Bachmann-Gruner.)

Wem die Bedeutung des religiösen Lebens für die Gesellschaft feststeht, der kann sich über unsere Zeit nur freuen. So lebendig ist das Interesse an Ewigkeitsfragen allgemein geworden. Wie beschäftigt Jesus die Geister! Und all die großen, weittragenden Probleme, die mit seiner zentralen Persönlichkeit verbunden sind, wachsen — Gott sei Dank! — immer mehr aus dem engen Rahmen bloß theologischer Behandlung heraus und werden zu tief gefühlten Lebensfragen, an deren Lösung man seine ganze Energie wendet. Ein schönes und sehr beachtenswertes Zeugnis der Vertiefung des religiösen Problems ist auch dieses Buch. Es stellt in die Mitte seiner Handlung einen jungen französischen Priester, der nach langem Kampf den Weg zur Erneuerung der Herzen im vollen Christusgeist durch den Anschluß an Swedenborg und dessen Lehre von der neuen Kirche findet. Die durch die Separation geschaffenen Verhältnisse werden mit überzeugendem Wirklichkeitssinn dargestellt und dem Verlangen der arbeitenden Klassen nach einer Religion des Lebens ein warmer Ausdruck verliehen. Was Artho, S. 147, in beredter Weise als die Aufgabe der neuen Kirche bezeichnet, das haben die Sailer, Wessenberg, Kraus, Schell, Tyrrell in ihrem ganzen Lebenswerk als die wahre Aufgabe der alten Kirche, als das Programm eines religiösen Katholizismus, dargestellt. Wozu auch noch eine neue Kirche? Lassen wir nur die mächtigen Energien der alten Gemeinschaft lebendig werden, hemmen wir sie nicht durch Verketzerung, Index und das Übergewicht einer einzigen Richtung, dann werden befruchtende Lebensströme aus dem alten Born quellen und die alte Kirche wird sich als die ewig neue erweisen. Stimmen wir sonach den Ideen und Idealen des Verfassers, dessen kraftvolle, sicher in langer Arbeit erworbene Überzeugung sich auch in der wohltuenden Einfachheit und Klarheit der Sprache offenbart, vielfach zu, so wünschen wir deren Verwirklichung nach dem leuchtenden Beispiel des großen englischen Wahrheitszeugen George Tyrrell doch im Zusammenhang mit der großen katholischen Kirche, nicht durch Stiftung einer neuen, die am Ende doch wieder zu einer das Ewigkeitsleben verengenden Sekte entarten möchte. Doch uneingeschränkt sei unser Dank für die gewaltige Lebenswärme, die durch das ganze Buch anhält, und die beredte Verkündigung der Ideale religiöser Entschiedenheit und Aufrichtigkeit!

Wien, Universitätsbibliothek.

Dr. Josef Prenner.

Mosaik. Studien von Emil Soffé. (Brünn. Friedr. Irrgang. 1912.)

Kunstessays und historische Erinnerungen. Wir finden feine Aufsätze über die „Krippe" und das „Abendmahl" in der Kunst, und auch einen über Madame Potiphar und Frau Susanna. Ferner Aufsätze über den Tower in London und über die Londoner Salons im 18. Jahrhundert. Der Theaterwelt sind entsprossen die Artikel: Shylock als Rolle, ein Theaterdirektor aus der Provinz, der Dramatiker Schiller und die zeitgenössische Tageskritik. Schon diese letzte Studie verlohnt es reichlich, sich das Buch anzuschaffen. Sie ist sehr lehrreich und sehr ergötzlich. Die Tageskritik, die doch immer alles anders haben will, ist sich selbst gleich geblieben seit hundertdreißig Jahren. Friedrich Schillers Dramen sind bei ihren ersten Aufführungen gerade so behandelt worden wie etwa einer von heute. Der eine Kritiker schwankt hin und her, der andere lobt, der dritte schimpft und der vierte zerreißt das Stück in Fetzen. Der Journalist Klein klagt im „Pfälzischen Museum" über die „Räuber": „Ist es möglich, daß so etwas bei einer gesitteten Nation geduldet wird?" Über „Kabale und Liebe" schreibt die „Vossische Zeitung": „In Wahrheit wieder einmal ein Produkt, was unseren Zeiten — Schande macht! Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, wie muß es in dessen Kopf und Herzen aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann" usw. Zahlreich sind derlei Mordversuche an Schiller. Solche Urteile werden natürlich immer auch gewissenhaft „begründet". „Talent" schreiben diesem jungen Mann Friedrich Schiller die meisten Journalstimmen zu, einige reden sogar von Genie! — Erst als „Don Carlos" erschien begann das Urteil sich dahin zu klären, daß man es hier mit einem wahrhaft großen Geiste, mit einem Heros zu tun habe. Das Publikum hatte das schon längst erkannt, gleich von der ersten Aufführung der „Räuber" an, und es ist merkwürdig, daß, wenn Kritik

Als Ersatz gebe ich eine Beobachtung von der Straßenbahn: Bei einer großen Haltestelle drängen eine Masse Mitfahrender auf einmal zum Aussteigen. Der Schaffner ist ein Philosoph und meint: „Nacheinander! Nacheinander! Sein auch nicht alle auf einmal reinkommen." „Ist der Kerl dumm!" sagt ein eleganter Herr.

H. L. R.

Lustige Zeitung.

Erlauschtes vom Rigi-Kulm.

(Szenerie: Der von einem violetten Dunst überhauchte Stock des Pilatus ragt jenseits des Vierwaldstättersees empor. Es starrt ihn ein internationales Publikum an. „Er" und „Sie" stehen etwas abseits von den Leuten.)

Er: Prachtvoll ... — Sie: Reizend.

(Pause.)

Er: Diese wundervolle violette Färbung! — Sie: So duftig ...

(Pause.)

Er: Sieht man eigentlich zwei Spitzen oder drei? — Sie: Oh — eine ganze Reihe! — Er: Und dieser prächtig geschwungene Rücken! — Sie: Wie? Der Rücken gefällt dir? — Er: Ja ... natürlich! — Sie: Wovon sprichst du eigentlich? — Er: Selbstverständlich vom Pilatus! — Sie (enttäuscht): Ach so ... ich meinte die Französin im violetten Seidenkleid und dem spitzenbesetzten Jupon ..:

Medizinische Schüttelreime.

Horch! aus der Ärzte Wartezimmern
Erklingt gedämpft das zarte Wimmern.

Ein Mann ist da mit Lippenrose,
'nem andern sind drei Rippen lose.

In Scherben tat ein Kunde wühlen,
Jetzt muß er sich die Wunde kühlen.

Ein Kerl ist da mit Beingeschwüren. —
Nein, zahlt denn auch das Schwein Gebühren?

Wer vielerlei Gefahr aushält,
Dem ziemlich rasch das Haar ausfällt.

Dann nehme er nur Birkenwässer,
Denn wen'ge Mittel wirken besser.

(„Ulk.")

General Caneva drahtet: „Dem Türken geht's miserabel. Bald liege ich unten, bald liegt er oben ..." („Muskete.")

Kindlicher Ideengang. „Nicht wahr, Mama, zuerst wird man Chorknabe und dann Korpsstudent?" („Meggendorfer.")

Modernes Inserat. Tüchtige Herrschaft gesucht zur Stütze eines Dienstmädchens. („Jugend.")

Die Jubiläumsgabe. Ein Bankier tritt morgens in das Kontor und begrüßt seinen Buchhalter, der vor 25 Jahren in das Geschäft getreten ist, mit den wärmsten Worten, indem er ihm ein verschlossenes Kuvert überreicht mit der Bemerkung: „Dies zur Erinnerung für Sie an den heutigen Tag!" — Dankend nimmt der Jubilar das Kuvert entgegen, wagt es aber nicht zu öffnen. Erst auf freundliches Zureden des Gebers öffnete er dasselbe, und was enthielt das Kuvert? Eine Photographie seines Prinzipals. Der also Beschenkte war stumm. „Nun", sagte der Bankier, „was sagen Sie dazu?" — „Sieht Ihnen sehr ähnlich", erwiderte der Buchhalter.

A.: „Du hast aber einen feinen Anzug; was hat denn der gekostet?" — B.: „Der kostet noch!"

Grausamkeit der Geschehnisse mit Sentimentalität, ohne jedoch zu weichlich zu werden, und es gefällt ihm, die Wage zwischen Schuld und Sühne, Edelmut und Belohnung sehr genau auszubalancieren. Breit und gesprächig in der Form, das Kleinleben liebevoll malend und mit einem überströmenden Humor, wirkt das gemächlich Erzählte nie langweilig, sondern zieht uns in den Bann zeitlosen Interesses; aus den Romanen strömt eine linde Wärme, Behagen und Lebensbejahung. — „Der Raritätenladen" gehört wohl zu den weniger bekannten Büchern Dickens und doch trägt er die Marke an sich, die ihn befähigt, im guten Sinn populär zu werden. Der Insel-Verlag machte mit seiner deutschen Neuausgabe einen guten Griff; fließend und voll Verständnis übersetzt, hübsch ausgestattet und wohlfeil, muß der Roman sehr empfohlen werden; auch als Lektüre für die heranwachsende Jugend. — Über die eingefügten Illustrationen kann man allerdings verschiedener Ansicht sein. Der ersten englischen Ausgabe entnommen sind sie kulturell wertvoll, aber sie entsprechen gewiß nicht mehr den Anforderungen, die wir stellen, und stören zuweilen durch ihre Karikiertheit die Illusion. Aber das ist Nebensache und fällt neben dem Inhalt eines Werkes wenig ins Gewicht.

V. E. S.

Arme Komödianten. Ein Geschichtenbuch von A d a m M ü l l e r - G u t t e n b r u n n. (Leipzig. L. Staackmann. 1911.)

Der Titel ist ein willkürlicher Schild über dem Eingang. Wenn nicht etwa alle Menschen mehr oder weniger Komödianten sind? Es sind Lebensbilder aus Wien. Meine besonderen Lieblinge darunter die Geschichte „Grenzen der Liebe" und die tragikomische Familienszene „Das häusliche Glück". Die erstere voll seelischer Feinheit, die Liebe eines armen Hofrates, der eine millionenschwere Witwe heiratet und mit seinen anspruchslosen Eigenarten nicht heimisch werden kann in dem Palais, in dem er unverstehend und unverstanden den Hausherrn spielen soll. Der wehmütige Humor dieser Erzählung geht einem nahe und man freut sich mit dem Hofrat, der sich nach längerer Leidenszeit entschließt, mit Verzicht auf die Weltdame und ihren Reichtum wieder in seine alte stille Junggesellenwohnung zurückzukehren. „Das häusliche Glück" zeigt uns in einem Brennpunkt das gesellschaftliche Elend unserer Zeit, das in der autoritätslosen Familie seine Hauptquelle hat. Jedes der erwachsenen Kinder strebt in die Ferne, in fremde Kreise, und nur das Leiden, die Anliegen trägt es heim zur Mutter. Der Vater will ja nichts Unangenehmes hören, und so schleudert jedes seine Klage, seinen Trotz, seine Leidenschaft der Mutter zu, die mitten in der Anarchie steht und mit engelhafter Geduld alle Wetter und Gefahren zu schlichten sucht. Es führt zu nichts, als daß die arme Frau zum Schlusse nur den einen Wunsch hat: Einen Winkel zu finden, wo sie sich — a u s w e i n e n könnte. — Dieses Stück aus dem bürgerlichen Leben Wiens ist mehr als Unterhaltung, es vergißt sich so leicht nicht wieder.

Edelreiser. — Biegen und zerbrechen. Zwei Novellen von C h r i s t i n e R u h l a n d. (Halle a. S. Curt Nietschmann.)

Es sind schlichte Geschichten, die unbekümmert um belletristische Moden erzählt werden. In ihrer Einfachheit muten sie beinahe rührend an — man findet darin keine Problemlösungen, keine Seelenkonflikte, an denen unsere Zeit so reich ist, ohne Herr dieser Wirrungen werden zu können, aber die zwei Novellen strömen echt frauliche Herzlichkeit und tiefinnerliches Empfinden aus: Das ist ihre Hauptstärke und darin liegt ihr Hauptwert. — C h r i s t i n e R u h l a n d hat zugleich noch ein zweites Büchlein geschrieben: **Protest** g e g e n „D a s g e f ä h r l i c h e A l t e r" v o n K a r i n M i c h a e l i s. Eine Briefskizze. (In demselben Verlag.) Alle jene, die das vielumstrittene Kampfobjekt, genannt „Das gefährliche Alter", verurteilen, werden in dieser Entgegnung manchen Gedanken finden, mit dem sie herzlich sympathisieren.

Fern und nah. Reiseskizzen von E u g e n i e G r ä f i n O s t r o w s k a - H a u g w i t z. (Wörishofen, Bayern. J. Wagner & Co.)

Mit Spannung verfolgen die Augen Europas die Vorgänge im Reiche der schlitzäugigen Söhne des Zopfes, und kann daher ein Buch, das auf Grund längeren Aufenthaltes in China mit viel Verständnis, reichen Einblicken ins Volksleben und Feinfühligkeit bei guter Beherrschung der Form geschrieben wurde, auf einen zahlreichen Leserkreis rechnen. Welch interessante Aufschlüsse gibt dieses „Fern und nah" uns über Religion, Etikette und Zeremonien, über Familien- und Gesellschaftsleben, Trauungs- und Nachtrauungs-„Torturen", über Spielhöhlen, Schauspiel und Darsteller, über Selbstbeherrschung und ausgesteckten Gleichmut der Chinesen, kurz, über so ziemlich alles, was die Eigenart dieses so eigenartigen Volkes ausmacht. Den Chinesen hält die Frau Verfasserin vielfach für moralischer als den Europäer und erklärt dessen Vielweiberei nicht als Auswuchs der Leidenschaft, sondern einfach als eine Darlegung seines Reichtums. Auch den ihm nachgesagten Haß gegen den Europäer findet sie stark übertrieben. Solcherart korrigiert sie vielfach das eingewurzelte Urteil über jenes älteste Kulturreich, aus dessen Geschichte und Gegenwart sie scharfgeschnitzte Köpfe auswählt. Wie plastisch gibt sie uns den be-

und Publikum uneins sind, schließlich immer das letztere Recht behält. — Also ist Soffés „Mosaik" vielfach anregend für feinsinnige Leser, und es sind fruchtbare Stunden, die Schreiber dieser Zeilen dem Buche verdankt.

Auf der Sonnseitn. Lustige Tiroler Geschichten von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann. 1911.)

Echter als Greinz in dieser Sammlung kann ein Heimatsdichter nicht mehr sein. Er hebt aus dem Tirolervolke nicht die Originale und Sonderlinge hervor, oder solche, die ein novellistisches Bild geben. Er zeigt ganz unretuschiert den gewöhnlichen Tiroler Bauern. Und der ist derb, derb in Ernst und Humor. Und diese natürliche Klotzigkeit, Durchtriebenheit und Gutmütigkeit zusammen macht den Tiroler Bauern. Ein nicht volkskundiger Leser wird an den äußerlichen Klobigkeiten, auch an dem Anekdotischen haften bleiben. Ihm wird es so ergehen, wie jenem Hamburger Professor, der in Tirol die Volksseele suchte und an den Bergbauern nicht eine Spur von „Seele" fand. Ja freilich, da muß man tiefer furchen bei Naturmenschen. Und unser Tiroler Dichter läßt gar manches Fensterlein offen, durch das man seinen Gestalten nicht bloß auf die Nase, sondern auch in die Gründe eines starken, reinen und echtfrommen Herzens sieht. Daß das Buch sich nicht in philosophischen Dämmerungen verliert, zeigt der Titel „Auf der Sonnseitn", der das andeutet, was des altständigen Bauerntumes Tüchtigkeit und Lebenslust gewesen ist. Und die Sünden, die da zu Tage treten, nehmen sich im Sonnenschein nicht ganz so unzüchtig aus, als andere etwa im Halbdunkel der sorgfältig verschlossenen Kabinette.

Der Traum vom Golde. Roman von Wilhelm Fischer in Graz. (München. Georg Müller.)

Wilhelm Fischer passierte das Unglück, von Literaturaufsehern, oder wer es war, zu einem Lokaldichter gestempelt worden zu sein. „Grazer Stadtpoet." Mich dünkt, er verdiente eine erweiterte Bezeichnung. Das Wenigste, was der Dichter schrieb, bezieht sich auf Graz, oder nur auf Graz. Der neue Roman spielt im Ennstal und ist eine Bergmannsgeschichte mit sagenhafter Färbung, wie das so des sinnigen Verfassers Art ist. Um Gold der Berge handelt es sich, dem ein paar treffliche Menschen ihre Tüchtigkeit, ihr Leben einsetzen. Das Gold ist nicht treu... Das Ganze ist ruhig und schön erzählt. Die Schilderung der Landleute und ihre Gespräche erinnern wenig an Gottfried Keller, mit dem Fischer gerne verglichen wird, noch weniger an den musterhaften Jeremias Gotthelf, und so mögen sie manchem wohl zu wenig Erdiges haben. Hingegen kann Fischer als prächtiger Schilderer der Landschaft und von Naturereignissen mit dem Schweizer Ernst Zahn verglichen werden, ohne daß einem von ihnen Unrecht geschieht. So weist Fischers Muse manchen Vorzug auf, den er als engbegrenzter Stadtpoet niemals würde ausnützen können.

Kamerad Fleming. Roman von Alfons Paquet. (Frankfurt a. M. Rütten und Löning.)

Paquet scheint mir der Mann zu sein, der den sozialen Roman — oder die soziale Romanserie — unserer Gegenwart schreiben könnte; wie es Zola für seine Gegenwart getan hat. Er beherrscht wunderbar die künstlerischen Ausdrucksformen massenpsychologischer Geschehnisse. Was „Kamerad Fleming" im besonderen anlangt, liegt sein Kern in der Schilderung einer Pariser Riesendemonstration anläßlich der Erschießung des spanischen Freidenkers Ferrer. Da werden Hunderttausende von einigen Wenigen, die ihre heimlichen, besonderen Zwecke damit verfolgen, mobilisiert und gelenkt, lassen sich schieben, stellen Truppen für einen Feldzug, den sie niemals begreifen — und versagen in dem Augenblick die Gefolgschaft, da ein surrender Aeroplan ihr Interesse fesselt... Fein beobachtet, fein dargestellt, wie in der großen Weltgeschichte Zufälligkeiten, für den Moment wenigstens, den Ausschlag geben. Dieser Massenaufzug ist eine Vorschau, eine Parade über die Entschlossenen, welche die sozialen Schlachten der Zukunft schlagen sollten. Diese deutet Paquet nur an; sie sind nur zu ahnen, sind noch nicht ausgekämpft. — Die Rahmenerzählung, in die das Hauptthema eingewickelt ist, scheint mir verhältnismäßig nebensächlich (vielleicht im Gegensatz zur Ansicht des Autors), zumal mich die inneren Vorgänge in dem Deutschen Fleming, der sich dem Demagogen Fraconnard anschließt, nicht überzeugen. Aber großzügig, lebendig und kraftvoll, daß man die Marschtritte der anarchistischen Bataillone förmlich hallen hört, ist das mächtige Gemälde des antisozialen Ringens der Enterbten mit der Staatsgewalt als Schützerin unserer zwar historisch gewordenen, aber dennoch ungerechten gesellschaftlichen Ordnung, die ebenso dem Wandel der Entwicklung unterworfen ist, wie es alle früheren Phasen der Menschheit waren. Daß wir heute mitten in einem neuen Umwandlungsprozeß stehen — das hat Paquet erfaßt und dargestellt. H. L. R.

Charles Dickens ausgewählte Romane und Novellen, 2. Band: **Der Raritätenladen.** (Leipzig. Insel-Verlag.)

Dickens ist auch unter den deutschen Lesern außerordentlich beliebt. Seine Kunst verbindet in ganz merkwürdiger Weise grotesken Humor mit Tragik, oft eine gewisse

den sauber und fein ausgeführten Karten Geschichtsbilder der ganzen Welt bis auf den heutigen Tag in handlicher Form bietet. Vom alten Ägypten bis auf die Kolonialentwicklung Afrikas in unseren Tagen ist hier im Kartenbilde alles enthalten, was heute für das historische Wissen unentbehrlich erscheint. Die jedem Bedürfnisse entgegenkommende Verlagsbuchhandlung hat damit ein praktisches Seitenstück zu dem von ihr früher herausgegebenen „Geographischen Handatlas" vorgelegt, das sich der allgemeinsten Teilnahme erfreuen wird.

Dr. A. Schl.

Ausgewählte Briefe von Hieronymus Lorm. Eingeleitet von Ernst Friedegg. (Berlin. Karl Siegismund. 1912.)

Des alten Pessimisten Briefe sind sehr liebenswürdig und geistvoll. Er korrespondierte mit Adalbert Stifter, Gustav Kühne, Berthold Auerbach, Robert Hamerling, Emil Kuh, Ebner-Eschenbach, Peter Rosegger, Eduard Hartmann, Oskar Blumental usw. Die Briefe umfassen den Zeitraum von 1845 bis 1888. Sie berühren viel Interessantes von Leben und Literatur dieser Zeit und zeigen die seelische Entwicklung des tauben und blinden Dichters, der sein inneres Ohr und Auge vom Leben niemals abwandte. Eine Zeichensprache hatte er sich erfunden, durch die er sich zumeist mit Hilfe seiner Frau oder seiner Tochter mit der Außenwelt verständigte. Lorms Verhältnis zu seinem Schwager Auerbach war anfangs ein überaus begeistertes und inniges, hat sich aber später abgekühlt. Sein Verhältnis zu Hamerling war anfangs kühl, später herzlich. So die Wandlungen in der Zeit und in den Personen. Viele dieser Briefe haben literarischen Wert.

1001 Nacht. Für die Jugend bearbeitet von Hans Fraungruber. Prachtausgabe mit 6 Bunt- und vielen Tonbildern sowie Textillustrationen von H. Grobet. Preis M. 5.— (Volksausgabe M. 3.—.)

Dem Loeweschen Verlag Ferdinand Carl in Stuttgart ist es Dank zu wissen, uns eine so vorzügliche, prächtig ausgestattete Auswahl der morgenländischen farbenbunten Märchen „1001 Nacht" geboten zu haben. Hans Fraungruber ist uns längst kein Fremder mehr. In diesem Buch aber hat er wieder etwas ganz Besonderes — was Auswahl und Bearbeitung der Märchen anlangt! — gegeben. Und diese klassisch schönen Bilder! Das Auge ist entzückt von so vielen Reizen, geblendet fast von der äußerst gewählten Ausstattung. Dieses Werk ist für Kinderhände fast zu schade — zu fein; mög' es den Jüngling, den Backfisch, mog' es den Erwachsenen begeistern! Diese herrlichen sinnfreudigen Märchen müßten doch eigentlich mehr Freude machen als mancher Roman, der zwar aus unseren Lebensverhältnissen herauswächst, aus dem man aber trotzdem nicht gescheit wird.

Eine der schönsten Bilderbüchersammlungen ist die bei Jos. Scholz in Mainz verlegte Sammlung, die früher unter der Marke „Das deutsche Bilderbuch" lief und jetzt mit Recht in **Scholz' Künstler-Bilderbücher** umgetauft ist.

Eine stattliche Bilderbücherfolge liegt nun schon vor; jährlich wird sie vermehrt, und auch heuer ist eine Reihe von Neuerscheinungen zu verzeichnen, die sich würdig den früheren anschließen. Zuerst für die Kleinen **Mein erstes Buch** und **Guck' hinein!**, beide mit Versen von Adolf Holst, dem bekannten Dichter, der mit seinen vielen Kinderliedern und Märchen bewiesen hat, daß er die Kinderseele erlauscht hat. Die Zeichnungen von Hans Schroedter zu „Mein erstes Buch" bringen ganz einfache Dinge, alles, was dem Begriffs- und Auffassungsvermögen des Kindes ohne weiteres eingeht, in kräftigen Konturen und leuchtenden Farben. — Über des zweiten Illustrators, Arpad Schmidhammers Kunst ist kaum noch etwas Neues zu sagen. Er ist ein Meister der humoristischen Zeichnung, vielleicht der einzige, der mit Wilhelm Busch zu vergleichen ist. Auch in „Guck hinein!" hat er eine Fülle drolliger Bilder geschaffen, die zu den lustigen Versen eine prächtige Ergänzung sind.

Eine Sonderstellung nimmt das **Tierleben der Heimat** ein, das mit gutem Recht für jung und alt berechnet ist. Der junge Maler Eugen Oswald, ein Schüler Zügels, der in der Scholzschen Sammlung schon einige Tierbilderbücher veröffentlicht hat, übertrifft sich hier selbst. Ein vorbildliches, vortreffliches Buch, das kleinen wie großen Natur- und Tierfreunden eine Quelle der Anregung und des Genusses bietet.

Von Eugen Oswald sind auch die entzückenden Bilder zu dem Buche **Alle Vögel sind schon da**, in der alle die bekannten lustigen Reime und Lieder, wie „Schlaf, Kindlein, schlaf", „Der Kuckuck und der Esel" usw. dem Kinde durch die Illustration erst recht zum Bewußtsein kommen. — Dem Humor dient auch der Band **Lustige Verslein**, der übrigens mit dem vorigen auch zu einem Doppelband unter dem Titel **Frohsinn und Übermut** vereinigt ist. Zu diesen „lustigen Verslein", die sehr geschickt von Nikolaus Henningsen ausgewählt sind, hat Schmidhammer urkomische Voll- und Einschaltbilder geschaffen, die einen drastischen, geradezu bezwingenden Humor atmen.

Der gleiche Zeichner ist auch der Schöpfer der lustigen Bilder zu den **Drei Helden** von Gustav Falke, der, wie kein zweiter, berufen ist, dem Kinde eine gesunde dichterische Kost vorzusetzen.

rühmten Luftschiffer Tse-Tsan-Tai, der China und die Welt bereits 1894 durch seine kühnen Flugversuche überraschte und sicher 'Epoche gemacht hätte — wenn er nicht an die chinesische Mauer, das Widerstreben der Menge gegen umwälzende Neuerungen, gestoßen wäre. — Desgleichen berichtet Gräfin Ostrowska-Haugwitz auch von Indien, Ceylon usw. manches Anregende und Wissenswerte. Dabei verweist sie, bei aller Anerkennung des Fremden, wiederholt auf den hohen Wert des Christentums, obwohl vielleicht ab und zu eine Reflexion ein bißchen zu stark über die feingeschwungene Linie der ethischen Ebenmäßigkeit hervortritt. Viele Bilder kommen der Anschaulichkeit des Erzählten zugute und wäre überhaupt die hübsche und stilgerechte Ausstattung durch den Verlag noch besonders zu erwähnen. Nicht zu allerletzt sei das Buch wegen der warmen Heimatliebe der österreichischen Verfasserin, die oft und oft kräftig und freundlich durchbricht, empfohlen. Es ist ein Geschenkbuch auf den Weihnachtstisch. K. K.

Donauluft. Neue Folge von Skizzen aus Wien und Umgebung von Ed. Pötzl. — **Das gerettete Wien.** Neue Großstadtskizzen von Fritz Stüber-Gunther. — **Die klingende Stadt.** Skizzen aus dem lauten und aus dem stillen Wien von Ludwig Hirschfeld. (Alle drei Bücher verlegt in Wien, bei R. Mohr.)

Wien, Wiener Typen und Stimmungen — kurz, Wienerisches enthalten die hübsch ausgestatteten Bücher dieser drei Autoren. Und doch sind sie untereinander so verschieden! Eduard Pötzl steht mitten unter seinen Gestalten, er lacht mit ihnen und raisoniert mit ihnen, er macht sich lustig über sie, frozzelt sie auch — aber immer scheint er blinzelnd zu sagen: „Ja, so sind wir!" Und deshalb wirkt Pötzl so unmittelbar und komisch, sein Witz ist köstlicher Humor mit einer salzigen Beimischung von Selbstironie, die so wohltut, weil nichts ekelhafter ist als überlegener Spott. Für besondere Kabinettstücke halte ich „Katarrhe", „Samariter" und „Der Taucher". Solche Geschichten macht ihm keiner nach.

Stüber-Gunther ist härter. Bei ihm spielt ein wenig Großstadtmelancholie mit. Er sieht nicht nur die lustigen Seiten des Wienertums, sondern auch die Schattenseiten der „Gemütlichkeit", die man manchmal „Indolenz" nennen kann, ohne stark daneben zu tappen. Das nur heitere und nur sonnige Wien (wenn es ein solches überhaupt jemals als Reinkultur gab) läßt Stüber-Gunther bloß in der Vergangenheit gelten; die Gegenwart trägt zu viel Kampfkeime in sich und macht die Menschen ernster, streitbarer und viereckiger. Die nachdenklichen Skizzen, wie z. B. „Zweierlei Kinder", „Verantwortlich" und „Budget" haben einen gehaltvollen sozialen Beigeschmack und sind kleine, aber bedeutsame Kulturdokumente.

Ludwig Hirschfeld endlich ist zu kritisch veranlagt, als daß er diese Natureigenschaft auch als schaffender Schriftsteller ganz verleugnen könnte. Seine Feder ist spitzig. Damit rückt er den Dingen an den Leib und sticht wacker zu. Sein Gebiet ist das, was man in Wien „Gesellschaft" nennt. Wobei nicht zu vergessen ist, daß die Großstadt Wien aus ebensoviel ansehnlichen Kleinstädten besteht, als sie Bezirke hat. Hirschfeld schaut sich klug in seiner Umgebung um, und weil er geistreich ist, kommen ihm dabei eine Menge vorzüglicher Einfälle. Die gerade nicht gutmütig sein müssen, aber man freut sich, wenn er den aufgeblasenen Premierentigern und den Kaffeehausliteraten an den Leib rückt.

Pötzl, Stüber-Gunther und Hirschfeld gehören zusammen und geben vereint ein plastisches Bild der alten Kaiserstadt, denn jeder von ihnen packt das „Wienerische" anders an, das Wienerische, das voll Walzermelodien ist und voll Lachen und Lebensfreude, aber auch voll von Arbeit und Sorge und Daseinsringen. H. L. R.

Der Mensch. Von Prof. Dr. Joh. Ranke. Dritte, neu bearbeitete Auflage. 1. Bd. (Leipzig. Bibliographisches Institut. 1911.)

Von diesem 1886 zuerst erschienenen Werke des berühmten Anthropologen liegt in gänzlich neuer, die Ergebnisse der Wissenschaft bis auf die neueste Zeit berücksichtigender Bearbeitung der 1. Band dieser dritten Auflage vor. Der Verfasser hat es sich angelegen sein lassen, auch diese Auflage dem Verständnisse eines gebildeten Leserkreises gemäß auszugestalten, ohne den Ton strengster Gelehrsamkeit anzuschlagen, und dürfte damit für die Kenntnis der Anthropologie wieder viele Freunde gewinnen. Dieser Band ist zunächst der Entwicklung, dem Bau und Leben des menschlichen Körpers gewidmet, bietet die Darstellung der Entwicklungsgeschichte überhaupt so wie jene der niederen und der höheren Organe. Sowohl im Text als auch auf eigenen Tafeln ist ein reicher belehrender Illustrationsschmuck dem Bande beigegeben. Die ausgezeichneten Tafeln in Farbendruck erweisen die Leistungsfähigkeit der auch in dieser Beziehung längst rühmlich bekannten Verlagsanstalt aufs neue. Der 2. und letzte Band dieses gediegenen Werkes wird in Kürze das Ganze zum Abschlusse bringen.

In demselben Verlage erschien gleichzeitig: **Meyers Historischer Handatlas** mit 62 Haupt- und vielen Nebenkarten und einem Geschichtsabriß in Tabellenform, ein überaus brauchbarer und nützlicher Atlas, welcher in

Zielen, als daß er sich mit der „Flagge" in dieser Form diskreditieren dürfte. Ich rate ihm da im eigenen und besonders im Interesse der guten Sache, die er vertritt: Reform an Haupt und Gliedern!

Dr. H. L. R.

Meyers historisch-geographischer Kalender für 1912 (Leipzig, Bibliographisches Institut) ist in seiner schmucken Ausstattung mit gewohnter Pünktlichkeit wieder erschienen. Dieser praktische, durch seine zahlreichen Illustrationen und die vielen, für jeden Tag gebotenen Daten so brauchbare Abreißkalender erscheint nun schon im 16. Jahrgange. Er ist einer großen Zahl von Benützern bereits unentbehrlich geworden, so daß wohl auf seine abermals verbesserte und typographisch schön ausgestattete Neuausgabe nur hingewiesen zu werden braucht.

Dr. A. S.

Büchereinlauf.

Henry Morton Stanley. Mein Leben. 2 Bände. (München. Lese-Verlag.)

Briefe eines Kaisers, Josef II. an seine Mutter und Geschwister. Eine Auswahl seiner Briefe gesammelt und übersetzt von Dr. Otto Krack. Mit 12 Abbildungen. (Berlin. Karl Curtius.)

Das Japanbuch. Eine Auswahl aus den Werken Lafcadio Hearns. Mit einem Bildnis des Verfassers und einem Vorwort von Stefan Zweig. (Frankfurt a. M. Rütten & Loening.)

Menschenwege. Roman von Jens Z. Kielland. (Leipzig. Georg Merseburger.)

Sölve Solfeng, das Sonntagskind. Von Hans Aanrud. Mit Zeichnungen von Arthur Michaelis. (Leipzig. Georg Merseburger.)

Aus den Tagen von Sedan. Von Camille Lemonnier. Mit einem Vorwort von Berta Suttner. (Ausgewählte Werke, Band IV.) (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker.)

Was Frauen wollen — Roman von Emil Rasmussen. (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker.)

Der tote Park. Von Peter Asam. (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker.)

Das bekränzte Jahr. Gedichte von Max Mell. (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker.)

Der Rappenhof. Roman von Hans Bongardt. (Wolfenbüttel. Heckners Verlag.)

Der Opferstein. Roman von Anna Behnisch-Kappstein. (Berlin. Hans Bondy.)

Ein Bonapartefeind. Von Johannes Dose. Abenteuer und Amouren, Fahrten und Fährlichkeiten des Oberstleutnant von Wahren. 2 Bände. (Leipzig. E. Ungleich.)

Rust, die Geschichte eines Lebens. Roman von Kurt Geucke. (Mainz. Jos. Scholz.)

Ausgewählte Schriften (Volksausgabe) von Heinrich Hansjakob. Band 8: **Dürre Blätter.** Zweite Reihe. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Der Prozeßgeist. Kulturhistorischer Roman aus dem neunzehnten Jahrhundert von Adam Langer. (Landeck in Schlesien. Selbstverlag.)

Heilige Liebe. Eine Geschichte aus Assisis alten Tagen von Helene Christeller. (Basel. Friedrich Reinhardt.)

Die Leute von Klückendorf. Von Hermann Schmökel. (Potsdam. Stiftungsverlag.)

Bergschwalben. Geschichten aus dem Schwarzwald von August Ganther. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Der Schoner Lizzie Gray und andere Erzählungen aus meinem Seemannsleben. Seevolk, neue Folge. Von John William Nylander. (Leipzig. Georg Merseburger.)

Mozart auf der Reise nach Prag. Novelle von Eduard Mörike. (Leipzig. Amelangs Verlag.)

Wolfsblut. Von Jack London. Band 9 der „Welt der Fahrten und Abenteuer". Illustriert von Walter Heubach. (Freiburg i. Br. Fr. Ernst Fehsenfeld.)

Aus Jurte und Kraal. Geschichten der Eingebornen aus Asien und Afrika von Gisela Etzel. Buchschmuck von Berthold Koerting. (München. Lese-Verlag.)

Aus stillen Winkeln. Novellen von Marthe Renate Fischer. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Die Gefahr! Erzählung aus der Hunnenzeit von Gustav Janson. (Leipzig. Verlag der Nordischen Bücherei von Georg Merseburger.)

Die Blümelein des heiligen Franziskus von Assisi. (Leipzig. Insel-Verlag.)

Judas. Drama in drei Akten von Georg von der Gabelentz. (Leipzig. L. Staackmann. 1911.)

Sprossende Saat. Eine Anthologie deutschböhmischer Dichter. Herausgegeben von J. Pilz und H. Hajek.

Meine Abenteuer. „Meine Flucht aus Sibirien." „Meine Abenteuer zur See." „Die Eroberung von Madagaskar." Von Graf Moritz August v. Benjowski. Mit vier Tafeln nach alten Original-Kupferstichen. (Stuttgart. Schwabachersche Verlagsbuchhandlung.)

Kulturgeschichtliche Dokumente, Band 4: **Vom Sonnenkönig** (Ludwig XIV.). Aus den Geheimen Memoiren des Herzogs Ludwig von St. Simon. Mit vier Tafeln nach alten original Kupferstichen. Herausgeber W. F. v. Bous. (Stuttgart. Schwabachersche Verlagsbuchhandlung.)

Unser Schiller. Ein Lebensbild für die Jugend und das Volk. Von Anton Ohorn. Reich illustriert. (München. G. W. Dietrich.)

Für die Schuljugend sind dann die schönen Märchenbücher, so das vom **Rübezahl**, mit prachtvoll anschaulichen und in den Farben glücklich getroffenen Bildern von Rob. Engels bestimmt. Weiter **Gullivers Reisen**, die Wilhelm Kotzde geschickt dem Verständnis der Kleinen angepaßt hat. Die Bilder stammen von Hans Schroedter. Endlich ist das liebliche Märchen von **Schneeweißchen und Rosenrot** hinzugekommen, zu dem Lena Bauernfeind Bilder geschaffen hat, die in ihren weichen und zarten Tönen ohne weiteres an das Gemütsleben des Kindes rühren.

Auch ein **neues Märchen** ist da, und zwar von Otto Ernst. Es ist ein gar lustiger Schwank, von dessen köstlichem Inhalt hier aber noch nichts verraten sein soll. Die Ausstattung ist von Hans Schroedter besorgt und schmiegt sich dem Inhalt gefällig an.

So hat auch in diesem Jahre der Scholzsche Verlag eine Fülle des Guten auf den Kinderbüchermarkt gebracht, eine Fülle auch des Wohlfeilen; das soll zuletzt nicht unerwähnt bleiben, denn es bildet bei der Auswahl und dem Kauf eine wichtige, ja mitunter Ausschlag gebende Note. Dr. R. D.

Für den Weihnachtstisch der Kleinen eignen sich ferner folgende Neuerscheinungen: **Spiel und Spaß und noch etwas.** Ein Unterhaltungs- und Beschäftigungsbuch für kleinere und größere Kinder von K. Dorenwell. Heft 1: Für die ganz Kleinen. Heft 2: Für die Kleinen zwischen fünf und acht Jahren. Heft 3: Für die Größeren. (Leipzig. B. G. Teubner.) — **Kinderfreude.** 25 Schattenbilder von Paul Konewka, Verse von Fritz Eichberg. (Friedrichshagen-Berlin. Joh. Seyfarth, Buchhandlung. Inh. Erich Warum.) — **Aus Erdmännleins Klause.** Ein Waldmärchen von Elsa Beskow. (München. Georg W. Dietrich.)

Insel-Almanach auf das Jahr 1912. (Leipzig. Insel-Verlag.)

Mit Beiträgen von Hofmannstal, Rainer Maria Rilke, Heinrich Mann, Ernst Hardt, Stephan Zweig u. a., ausgestattet mit interessanten Illustrationen (z. B. Zeichnungen von Goethe) und dabei höchst wohlfeil (geheftet nur 50 Pfennige), verdient dieser Almanach besondere Aufmerksamkeit.

Des Meisters Gemälde. Von Max Liebermann, herausgegeben von Gust. Pauli. (Klassiker der Kunst. 19.) (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1911.)

Dem vielgenannten Max Liebermann, der schon Jahre hindurch eine führende Stellung unter den modernen Künstlern einnimmt, ist hier zum ersten Male ein Band gewidmet, welcher uns das ganze Schaffen dieses Malers in 304 vortrefflichen Abbildungen vorführt. Liebermann zählt noch zu den lebenden Kunstgrößen und seine eigenartige Bedeutung tritt uns durch die Wiedergabe seiner Schöpfungen so recht entgegen. Diese Wiedergabe hat um so größeren Wert, als sie unter des Künstlers eigenen Augen entstanden ist und daher gewissermaßen als eine Art Quellenpublikation betrachtet werden muß. Seine eigenartigen Szenen des schlichten Volkes, seine holländischen Landschaften und Strandbilder, seine Darstellungen aus Amsterdam, Harlem ꝛc. und insbesondere seine vorzüglichen Porträts zeugen von der genialen Begabung dieses Meisters, welche auch dessen Gegner, deren er ja viele hat, anerkennen müssen. Für das Studium moderner Kunstgeschichte ist dieser Liebermann-Band geradezu unentbehrlich.

Dr. A. S.

Die Flagge. Zeitschrift für Seewesen und Seeverkehr. Organ des österreichischen Flottenvereins. (Wien, IX. Schwarzspanierstr. 15.)

Der österreichische Flottenverein ist noch sehr klein, aber ein Organ wie die „Flagge" ist seiner doch unwürdig. „Ein sonderbares Blatt", sagte mir ein rheinischer Industrieller, „damit wollen Sie Propaganda machen?" Nein, damit kann man gewiß nicht Propaganda machen. Kaum, daß irgendein Artikel darin das Interesse weiterer Kreise zu erregen vermöchte. Außerdem ist ungefähr die Hälfte eines Heftes mit Ausweisen über „Bonbontage", „Spenden" u. dergl. ausgefüllt. Es wimmelt von belanglosen Personalnachrichten, wer da und dort Ortsgruppen gründete, ein Fest veranstaltete, Reden hielt usw. usw. — Name an Name, gesperrt gedruckt, fett gedruckt, nichts anderem dienlich, als der Eitelkeit einzelner zu schmeicheln, obschon anzunehmen ist, daß die überwiegende Mehrzahl der namentlich Aufgezählten gar kein Gewicht darauf legt, in so alberner Weise „ausgezeichnet" zu werden. Derartiges gehört, und zwar stark gekürzt, in ein Beiblatt. — Der türkisch-italienische Krieg wütet, jede Zeitung widmet ihm Spalten — und die „Flagge"? Kein Wort darüber. (Mir liegt Nr. 11 vor.) Und gerade hier sucht man fachmännisch klare Artikel über die italienische Flottenaktion. Nichts. Schweigen. Stille. Und über die Wirren in China, wobei die Marine auch nicht bedeutungslos ist? Ein alter lokaler Aufsatz über Hankau ...!! Dafür erfährt der Leser, daß beim Semmeringer Flottenfest das „Komitee Panhans" und das „Komitee Erzherzog Johann" tätig waren, daß in Strobl bei einer ähnlichen Gelegenheit 15 junge Damen mit ihren Kavalieren den Bonbonverkauf besorgten ... — Der österreichische Flottenverein ist eine viel zu wichtige Organisation mit großen

Heimgarten

5. Heft. Februar 1912. 36. Jahrg.

Mattes.

Roman von **Hans Eschelbach.**

(Fortsetzung.)

Es handelte sich, wie er in seinem Schreiben an die Behörde nur auszuführen brauchte, um ein uneheliches Kind, dessen Vater niemand kenne. Die Mutter, das Kind einer landstreichenden Wallonin, sei nicht imstande, den Jungen zu erziehen. Der Junge sei geistig nicht ganz normal. In letzter Zeit habe derselbe wiederholt Anfälle sinnlosester Wut gezeigt, die in Schrecken setzten und es im Interesse der anderen Kinder wünschenswert machten, daß der Junge in Fürsorgeerziehung und in strenge, männliche Zucht komme. Ein Mitschüler sei durch ihn bedroht worden und in Gefahr gekommen, vom Kirchturm heruntergeworfen zu werden. Die Kirche selbst sei durch ihn in niederträchtiger Weise verunglimpft worden, und bei den Verhandlungen, die dieserhalb geführt worden seien, habe er sich vor allen Schülern an ihm, dem Lehrer vergriffen, der nun vierzig Jahre in Fugenheim tätig sei, ohne jemals den Beschimpfungen und Insulten ausgesetzt zu sein, wie sie die rachsüchtige Mutter des Jungen — — —

Er kam mit dem endlos langen Satz, den er in seinen Gedanken herumwälzte, gar nicht bis an einen Punkt. Er hatte das Gefühl, als müsse er sich einer neuen, über den Amtsstil weit hinausgehenden

Ullstein-Jugendbücher. Sagen und Geschichten der deutschen Jugend erzählt von Dichtern der Gegenwart. Jeder Band mit drei mehrfarbigen Tafeln und zahlreichen Textbildern geschmückt. „Siegfried der Held.“ Von Rudolf Herzog. „Der Kampf um Troja.“ Von F. v. Zobeltitz. „Münchhausens Abenteuer.“ Von E. v. Wolzogen. „Gulliver in Liliput.“ Von Otto Ernst. „Die neidischen Schwestern.“ (Aus 1001 Nacht.) Von Gustav Falke. (Berlin und Wien. Verlag Ullstein & Co.)

Hänsel und Gretel am Christabend. Ein Weihnachtsspiel von Fritz Eichberg. (Joh. Seyfarth, Buchhandlung. Inh. Erich Warum.)

Das goldene Märchenbuch. Eine Auswahl der schönsten Märchen, Sagen und Schwänke, herausgegeben von G. Chr. Dieffenbach. Mit 100 Bildern von Karl Gehrts. 3. Aufl. (Leipzig. M. Heinsius Nachfolger.)

Deutschlands Jugend. Reich illustrierter Hausschatz. Herausgegeben von Georg Gellert. Band 17. (Torgau. Torgauer Druck- und Verlagshaus.)

Tanzstundgeschichten. Bunte Bilder aus dem Mädchenleben. Mit Illustrationen und Buchschmuck von Ferd. Staeger. (München. Georg W. Dietrich.)

Deutsches Jugendbuch. Unter Mitarbeit namhafter Schriftsteller und Künstler herausgegeben von Wilh. Kotzde. Band 3. (Mainz. Jos. Scholz.)

Das Komteßchen. Eine Erzählung für junge Mädchen von Henny Koch. Mit 22 Bildern von H. Oehme-Paris. (München. Georg W. Dietrich.)

Deutsche Stilkunst. Von Eduard Engel. Mit 18 Handschriften. (Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag.)

Heim und Herd, neue Jugend- und Hausbücherei (Verlag von Moritz Schauenburg in Lahr, Baden). 4. Bändchen: „Allerhand Kurzweil für jung und alt.“

Die Bau- und Kunstdenkmale von Wiener-Neustadt in ihrer unterrichtlichen Bedeutung. Von Hauptlehrer Karl Bürklen. Mit 70 Abbildungen. (Wiener-Neustadt. Verlag Niederösterr. Landes-Lehrerseminar.)

Weltsünden und deren Erlösung. Memoiren von Franz Fleischmann. (Klagenfurt. Verlag des Verfassers. 1911.)

Martin Greifs Liedertraum. Eine Auswahl aus dem „Buch der Lyrik“. Herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Kosch. (Leipzig. C. F. Amelangs Verlag.)

Hochsommer. Neue Gedichte von A De Nora. (Leipzig. L. Staackmann.)

Die Reden Jesu. Verdeutscht und vergegenwärtigt von Dr. Johannes Müller. 2. Band: „Von der Nachfolge.“ (München. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.)

Physikalische Experimente für Knaben, mit selbst hergestellten Apparaten. Herausgegeben von E. Witting. Nr. 2. (Ravensburg. Otto Maier.)

Spiel und Arbeit. Band 31: **Buchdruckmaschine.** (Im System einer Schnellpresse.) Eine leichtfaßliche Anleitung zur Selbstherstellung mit zahlreichen Illustrationen. Von Arthur Gruber. Mit 1 Detailbogen. (Ravensburg. Otto Maier.)

Amateur-Almanach. Für jung und alt herausgegeben von Dora Stenger. (Wien. Georg Eichinger.)

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 3, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten“

Demokrat in W. Njegus, der Attentäter auf den Justizminister Hochenburger, erklärte im Gerichtssaal, er sei nach Wien gefahren, weil man in Sebenico allgemein davon sprach, im Parlament ohrfeigten die Abgeordneten einander und ließen sich kaufen ... Das wollte er sehen! — Man muß gestehen, unsere Volksvertretung hat es verstanden, sich Ansehen zu verschaffen.

*] Das Gedicht „**Spielen**“, das wir auf Seite 269 bringen, ist in der Wiener Wochenschrift „Die Muskete“ am Sterbetag des Verfassers Wilhelm Freiherrn von Appel erschienen. Es zeigt so recht die tiefe Künstlerschaft des Toten, der als Lyriker viel, viel zu wenig gewürdigt wurde. Appel hat die „Muskete“ ins Leben gerufen und geleitet, und damit für Österreich ein feinsatirisches Blatt geschaffen, das unparteiisch und scharf, witzig und erzieherisch unsere Schwächen geißelt. Diese Schöpfung, aber vor allem zahlreiche seiner Gedichte verbürgen dem viel zu früh auf der Wahlstatt des Lebens gebliebenen Künstler — er vollendete erst sein 36. Jahr — einen vornehmen Ehrenplatz im goldenen Buche der deutschen Kunst. H. L. R.

(Geschlossen am 18. Dezember 1911.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Luft wurde ihm zu schwül, der Raum zu klein. Er mußte hinaus, er mußte laufen, lange laufen, um innerlich zur Ruhe zu kommen.

Er steckte das Schriftstück in die Rocktasche und trat ans Fenster. Eben trat der Viehhändler Marx aus dem kleinen Hofe der Witwe Schürheck auf die Straße. Am Strick zog er ein Kalb hinter sich drein, das die Füße ausspreizte, sie steif nach vorn streckte und nicht von der Stelle wollte. Der Witwe Schürheck, die vier kleine Kinder hatte, ging's nicht zum besten. Der Futtermangel hätte gar nicht zu kommen brauchen; es waren auch sonst genug Gründe da, die sie zwangen, das Kalb zu verkaufen.

Jetzt stand die Frau mit dem jüngsten Kinde auf dem Arme am Toreingang, bis wohin sie dem Tier das Geleite gegeben hatte. Sie drängte den kleinen Johann, der weinend dem Kalbe nachlaufen wollte, zurück hinters Hoftor und wischte sich die Augen.

Ruckweise folgte das Kalb seinem neuen Eigentümer, der mit zäher Ausdauer am Strick zog und manchmal einen größeren, hastigeren Schritt tat, um das Tier vorwärts zu bringen.

„Böh!" schrie das Kalb kläglich.

„Muuuh!" antwortete es aus dem Stalle.

Den Lehrer überlief es ganz eigentümlich. Er war ein feiner Naturbeobachter, der alte Herr Rabe. Keine Tierstimme war so wenig modulationsfähig, wie das Brüllen einer Kuh — so hatte er wenigstens immer geglaubt Wie herausfordernd konnte ein Hahn krähen, wie unverschämt konnte der Spatz schimpfen! Und erst der Hund! Mit einer ganzen Skala von Tönen drückte er seine Freude aus, wenn er seinen Herrn begrüßte. Welche Innigkeit der Bitte konnte er in sein Winseln legen, welcher Zorn sprach aus seinem Gebell, wenn er einen Feind sah. Wie erwartungsvoll und ungeduldig kläffte er, wenn es zur Jagd ging! Der alte Lehrer verstand es, aus dem Wiehern des Pferdes, aus dem Miauen der Katze, aus allen Tierstimmen eine ganze Stufenleiter von Empfindungen, von Äußerungen der Intelligenz herauszuhören. Nur das Brüllen der Kuh hatte er bis jetzt für ewig sich gleichbleibend, für einen rohen, stumpfsinnigen Tierlaut gehalten.

Um so eigentümlicher war das Gefühl, das ihm jetzt über den Rücken rieselte, als mitten aus dem Tierlaut der Schmerz schrie, die Mutterliebe, die Angst um das Junge.

„Muuuh! Muuuuh!"

Lehrer Rabe trat vom Fenster zurück und griff zum Hut. Nein, er hielt es zwischen den vier Pfählen hier nicht mehr aus. Er mußte hinaus!

Durch das Dorf zwar wagte er jetzt nicht zu gehen. Die Leute würden hinter ihm her stehen bleiben und mit Fingern auf ihn zeigen.

Sprache bedienen, um den Frevel in das rechte Licht zu setzen und die nachdrücklichste Bestrafung des Unholds zu erwirken.

Lehrer Rabe hatte sich während seiner langen, selbstlosen Amtstätigkeit als eine durchaus friedfertige und harmlose Natur erwiesen; aber heute war er doch so aus allen Fugen gerissen, heute war er vor den Augen aller Kinder so beschimpft worden, daß er die Ehre des ganzen Lehrerstandes in seiner Person verunglimpft und mit Füßen getreten sah. Nein, heute gab es kein Erbarmen, keine Rücksicht! Es war Standespflicht, dafür zu sorgen, daß solche Vorkommnisse sich nicht wiederholten, daß die ganze Gemeinde inne wurde, daß man sich nicht ungestraft gegen die Obrigkeit vergehen dürfe.

Und er setzte sich hin und schrieb mit immer noch zitternder Hand den Bericht an Herrn Doktor Brockmeyer.

Er schrieb sehr lange; denn als er den ersten Entwurf durchlas, entdeckte er, daß er das Wort ‚namentlich' im Eifer allzuoft angebracht. Er strich überall das böse ‚Namentlich' und sah nun erst, daß sich auch das Wörtchen ‚nämlich' über Gebühr breit machte. Er machte auch ihm den Garaus und schrieb dann den Bericht ab, drei geschlagene Stunden lang; denn der Bericht umfaßte sieben Seiten.

„Die böse Sieben!" mußte er unwillkürlich denken; aber er fühlte sich jetzt doch erleichtert, wenn ihm auch der Nacken von der gebeugten Haltung beim Schreiben weh tat. Ja, ja! Man wurde alt. Alt und steif!

Es war wirklich wohltuend gewesen, seinem Ingrimm folgen zu können, sich Zeile für Zeile von der gerechten Empörung diktieren zu lassen. Es war zwar nicht zu leugnen: der Zorn hatte ihm die Feder geführt. Aber der Zorn war immer kleiner geworden, je länger Herr Rabe geschrieben hatte. Jetzt, wo er das weiße Papier vor sich liegen sah und alles noch einmal durchlas, jetzt schien's ihm an einigen Stellen ein bißchen stark. Hätte ihn das Schreiben nicht sehr ermüdet und hätten ihn die alten Augen nicht gar so bös geschmerzt, er würde es wirklich noch einmal geschrieben und manches gemildert haben. Aber so — — — Nein, es ging nicht. Es konnte so stehen bleiben. Er würde es mit bestem Gewissen verantworten.

Auf dem vorgeschriebenen Dienstwege, ganz ordnungsmäßig, sollte das bedeutsame Schriftstück an Herrn Doktor Brockmeyer gelangen; es mußte also durch die Hand des Lokalschulinspektors, des Pastors, gehen.

Herr Rabe versiegelte den Briefumschlag und schrieb die Adresse des Pastors drauf.

Er geriet in einige Verlegenheit. Selbst hinbringen mochte er das Schriftstück jetzt nicht gerne und durch die Post — — das war zu komisch!

Unschlüssig trat der alte Junggeselle eine Wanderung durch seine Zimmer und Gänge an. Die Aufregung wirkte in ihm noch nach: die

auf einmal aus dem — — dem Tierlaut der Schmerz laut aufgeschrien. Nein, nicht der Schmerz, die Empörung! Es war aber doch ein Aufflammen gewesen, ein kurzes Leuchten, eine Entrüstung, deren nur eine tiefe Seele fähig! Jahrelang hatte er sich bemüht, vergebens bemüht, aus diesem verschlossenen Geiste einen helleren Funken zu schlagen. Und nun, da der Funke sprang, nun war es die Empörung gewesen!

Er war während dieser Gedanken unwillkürlich rascher gegangen. Jetzt aber blieb er mit einem Ruck stehen, als habe er einen Schlag bekommen. Wie, wenn nun er, der Lehrer schuldig, wenn der Junge unschuldig wäre!

Es war, als habe sich ihm eine kalte Hand auf das Herz gelegt. Er fühlte sich mit einemmale so müde, daß die Beine ihn kaum noch trugen. Vom Wege abbiegend, ging er quer in den Wald hinein, stolperte dabei, da es schon ziemlich dunkel geworden, über einen Baumstrunk, sah geistesabwesend um sich und setzte sich dann auf den Strunk nieder.

Wenn nicht das Tier, wenn er nun der — — der Verbrecher war! Jawohl, Verbrecher! Denn war der verhetzte Junge unschuldig, dann war hier ein Verbrechen begangen worden! Ein Verbrechen an einer Kindesseele, die in schweren Banden lag, die nie den Segen einer Träne gespürt; denn das Tier konnte nicht weinen. Er lachte und weinte nie. Dieses Kind, dessen in Fesseln liegender, stummer Geist vielleicht tiefer war, als irgendeiner ahnte, hatte für die Sünden seiner Mutter gebüßt, war vom ganzen Dorfe wie ein Geächteter behandelt worden, so lange es denken konnte! Jeden Schimpf, jede Mißhandlung hatte es schweigend ertragen. Und nun war er, der Lehrer, die höchste Autorität, die Verkörperung der Unfehlbarkeit, gekommen und hatte durch den letzten, bittersten Tropfen den Kelch der Leiden, der diesem Kinde zu früh gereicht worden war, zum Überlaufen gebracht. Konnte nicht eine jahrelang scheinbar stumpfsinnig ertragene Mißhandlung in dieser Seele zum vernichtenden Sprengstoff geworden sein? Gewiß, es war so! Er hatte in seiner Blindheit den entscheidenden Funken geworfen!

Er stützte die Ellenbogen auf die Knie, legte den heißen Kopf zwischen die Hände und sank fröstelnd ganz in sich zusammen. Wie lange er so dagesessen, wußte er nicht, es mußten wohl mehrere Stunden gewesen sein; denn als er plötzlich aufschrak, war es ganz kühl und finster geworden.

Da — — — plötzlich fern im Walde eine Stimme, angsterfüllt, jammernd.

„Mattes! Mattes!"

Mein Gott, was war das?

„Mattes! Mattes!"

Zum Pastor wollte er jetzt auch noch nicht; er müsse erst zur Ruhe kommen und einig mit sich selbst sein.

So ging er denn durch die Hecke hinter dem Schulhause her in weitem Bogen um das Dorf herum, um niemand zu begegnen. Schon glaubte er ungesehen in den Wald einbiegen zu können, als er auf einmal Gretchen Kirschbaum auf sich zulaufen sah. Gleich darauf erschien der Baron von Fredelager zwischen den Sträuchern, legte seinen Spazierstock wie ein Gewehr an die Wange, zielte nach Gretchen und rief: „Bums! Getroffen! Steh, kleiner Hasenfuß!"

Jetzt erst bemerkte er den Lehrer, erwiderte dessen Gruß etwas von oben herunter und schlug dann den Weg nach der „Burg" ein.

Das Mädchen war offenbar verlegen, hier plötzlich vor dem Lehrer zu stehen; auch Herr Rabe war über die Begegnung nicht sonderlich erfreut. Es war das erstemal, daß er in das Auge eines Kindes blicken mußte, seit dem Vorfall in der Schule.

Der Groll stieg wieder in ihm auf, der Groll gegen den Übeltäter. Die Kinder würden ihn jetzt ansehen wie einen, an dessen tadellosen Kleidern man plötzlich einen häßlichen Flecken entdeckt, ohne den Mut zu finden, ihn auf den Flecken, der sich ja doch nicht entfernen ließ, aufmerksam zu machen.

Die Verlegenheit des Kindes machte auch Herrn Rabe verlegen und unsicher. So würden sie jetzt alle verändert gegen ihn sein, alle!

Weil er nicht recht wußte, was er sagen sollte, griff er in die Brusttasche und gab Gretchen den Brief. „Trag den Brief da zum Herrn Pastor und sag' ihm, ich käme morgen zu ihm. Und dann gehst du gleich nach Hause, hörst du? Es fängt schon an dunkel zu werden!"

„Ja, Herr Lehrer", hauchte das Mädchen. Es nahm den Brief und lief fort, ohne sich noch einmal nach dem Lehrer oder nach dem Baron umzusehen.

Herr Rabe aber sah einmal hinter dem Baron her. „Er macht das Kind mit seinen Spielereien ganz eitel!" murmelte er. Dann trat er in den Wald.

Sein Kopf war noch wirr. Plötzlich dachte er an nichts anderes als an die Kuh, der man das Kalb weggenommen. Der Schmerz, der laut aus dem sonst so stumpfsinnigen Tierschrei hervorgebrochen, war für seine so wie so schon aus dem Gleichgewicht geratenen Nerven ganz erschütternd gewesen.

Auf einmal blieb er stehen. Jetzt erst wußte er's, woran ihn dieser Tierschrei erinnert — — — an das ‚Tier', an den Jungen! Der hatte ja auch so eine — — — eine — — — eine Tierseele, — nein, es war abscheulich, so etwas zu denken! — einen gebundenen Geist, der sich nicht äußern konnte. Immer dieselbe stumpfe Gleichgültigkeit, bis

„Mattes! Mattes!“

Die Stimme klang jetzt wieder von ferne her. Zweimal noch hörte er sie. Dann war alles still. „Wie im Grabe!“ dachte er fröstelnd.

Die Glieder waren ihm so schwer geworden, daß er sich kaum nach Hause schleppen konnte. Vom Kirchturme schlug es zwei Uhr.

Plötzlich fiel ihm siedendheiß sein Bericht ein, drin er verlangt hatte, der Junge solle in eine Besserungsanstalt oder in Fürsorgeerziehung gegeben werden. „Mein Gott, wenn der Pastor den schon abgeschickt hätte!“

Er dachte gar nicht daran, daß es mitten in der Nacht war, er hastete der Wohnung des Pastors zu und riß dreimal heftig an der Klingel.

Es dauerte nicht lange, so öffnete sich oben ein Fenster, an dem nur notdürftig bekleidet der Pastor erschien. „Wer ist krank?“ rief er herunter. Er dachte nicht anders, als er würde zu einem Sterbenden gerufen.

„Ich bin es, der Lehrer! Verzeihen Sie, Herr Pastor, haben Sie meinen Bericht schon abgeschickt?“

Der Pastor wußte nicht, was er von dem nächtlichen Frager zu halten habe. „Nein, Herr Lehrer; aber morgen geht das Schreiben mit der Post ab.“

„Gott sei Dank!“ stöhnte Herr Rabe. „Schicken Sie es bitte nicht eher ab, bis ich zu Ihnen gekommen bin!“

Er lief weg, ohne noch eine Frage beantwortet zu haben. Der alte Geistliche sah der dunklen Gestalt kopfschüttelnd nach.

„Der Schlag war zu hart. Wenn mir der alte Rabe nur nicht den Verstand darüber verliert!“ murmelte er besorgt und schloß das Fenster.

Draußen an seiner Türe klopfte jetzt Mechtild, seine alte Köchin. „Herr Pastor! Was ist geschehen? Müssen Sie zu einem Kranken? Soll ich Ihnen helfen?“

„Nein, es ist nichts. Es war nur der Lehrer.“

„Ja, ist der denn rappelköpfig geworden, daß er uns mitten in der Nacht aus dem Bett schellt?“ eiferte die Alte draußen auf dem Flur.

„Uns aus dem Bett schellt? Uns? Sie doch nicht! Der arme Mann ist jetzt kränker, als Sie denken!“

„Aber er braucht uns doch nicht des Nachts aus dem Bett zu schellen!“

„Zu Ihnen kommt der nicht, der kommt zu mir, und zu mir kann er in jeder Stunde der Nacht kommen. Gehen Sie in Ihr Zimmer, und wenn Sie dort meine Schelle stört, so lassen Sie Ihr Bett nächstens in den Kirchturm an den Glockenstuhl stellen!“

„Herr Pastor, ich kündige!“ rief jetzt Mechtel entrüstet. — Seit dreißig Jahren kündigte sie jährlich wenigstens zweimal.

„Gut! Angenommen! Und nun gehen Sie zu Bett, sonst erkälten Sie sich!“

Die Zähne schlugen dem alten Manne aufeinander. Das war sie, die Mutter, die jetzt mitten in der Nacht ihr Kind suchte, ihr Kind, das er ausgetrieben in sinnlosem Eifer!

„Mattes!"

Er wußte nicht, ob es die ferne, fremde, angstvolle Stimme, oder ob er es selbst gerufen.

Der Junge war also so durch ihn verhetzt, daß er nicht einmal mehr wagte, zu seiner Mutter zurückzukommen.

„Mattes! Mattes!"

Das war sie wieder, die Wallonin, die Mutter, die ihr Kind suchte — — — das Sündenkind! Bei Nacht! Im tiefsten Walde!

Er knöpfte sich den Kragen auf; denn das Atmen fiel ihm schwer. „Mattes! Mattes!" schrie er verzweifelnd in Herzensangst und tappte durch die schwarzen Büsche. Die Zweige schlugen ihm ins Gesicht, die Dornen zerrissen ihm Hände und Kleider, oft stolperte er und fiel in einen Ameisenhaufen — er achtete nicht darauf.

„Mattes! Mattes!"

Er ächzte es förmlich, der kalte Schweiß rann ihm von der Stirne. Er hatte so oft in der Zeitung ganz unglaubliche Dinge gelesen. Da hatte so ein armer, hilfloser Gymnasiast, den man mit Mathematik gequält, für die er kein Verständnis besaß und der nun zum zweitenmal sitzen geblieben war, sich eine Kugel in den Kopf gejagt. Und dann hatte sich ein Junge, der die Prügel seines Stiefvaters gefürchtet, vom dritten Stockwerk aufs Straßenpflaster gestürzt.

Er hatte das immer für Schaudermärchen, für Erfindung der Zeitungsschreiber gehalten, die die Spalten füllen mußten. Nun war es mit einemmal wahr geworden. Nun kroch ihm wie eine kalte, ihr Opfer umschlingende Schlange der Gedanke ans Herz: Wie, wenn der Junge sich nun auch ein Leid angetan hätte? Ein Leid — — — deinetwegen!

„Mattes! Mattes! Mattes!"

Wie sinnlos brach er durch das Gesträuch, von dem schon der kalte Tau troff. Mit Anspannung aller Kräfte eilte er atemlos weiter.

Jetzt kam der Ruf von drüben näher. Die Wallonin hatte seine Stimme vernommen und kam darauf zu, um zu erfahren, wer der Helfer in der Not sei.

Aber der jetzt begegnen in den Schrecken dieser Nacht, dieweil unhörbaren Fluges die Eulen über ihn hinstrichen, der Mutter begegnen, der er das Kind geraubt und in den Tod getrieben — — — nein, das ging nicht! Der dürfe er nicht mehr vor die Augen treten, bis er die Gewißheit habe, daß alles noch gut werden könne!

Er blieb stehen wie ein Verbrecher, der sich vor der Entdeckung fürchtet.

er eine süße, nie vergessene Stimme hinter sich — — — So war's einst gewesen, da hatte sie wirklich hinter ihm gestanden und mitgesungen. Und weil ihre Augen einst auf diesen Blättern geruht, einst, als er noch an das Glück glaubte, darum spielte er das Lied nie auswendig, darum legte er manchmal seine Hand auf die Stelle, auf der sie auch jetzt ruhte.

Wirklich! Ganz genau, wie es in dem Liede hieß: eine „schlohengelweiße", zuckende Hand war es gewesen, die er einst in der seinen hielt und die dann den Trauring eines anderen Mannes trug, der mehr zu bieten hatte als er. Er aber, in stiller Entsagung, in einer Liebe, die keinen Vorwurf fand, hatte ihr die Treue gehalten durch vierzig Jahre. Immer, wenn er irre an sich selbst geworden, wenn andere ihm weh getan, wenn er vor einer Entscheidung stand und den Weg nicht wußte, immer hatte er sich zuletzt gefragt: Was würdest du tun, wenn *sie* jetzt auf dich sähe? Sie, die er nie vergessen! Was würdest du tun, wenn sie dich so gekränkt, wenn *sie* so hilflos wäre, wenn es *ihr* Kind wäre, um das es sich handelte?

Und aus dieser Frage, aus seiner leidgeweihten Liebe hatte der arme, einsame Dorfschulmeister die große Pädagogik seines Lebens, all seine Nächstenliebe, alles, was gut in ihm war, geschöpft. Mit der Beantwortung dieser Fragen hatte er seine Liebe, für die er auf Erden keinen Raum gefunden, bis in die Sterne erhoben, so daß sie ihm und anderen leuchtete und er einen Maßstab fand, mit dem er die Welt und ihre Weiten messen konnte, obschon ihm das Leben eigentlich nur die Maulwurfsperspektive eines kleinen Dörfchens vergönnt.

„Was würdest du getan haben, wäre das Tier *ihr* Kind gewesen?"

Ob er dann auch den Jungen mit seinem Zorn bis zur Verzweiflung getrieben hätte? Und wenn schon ihr Kind sich gegen ihn empört: würde er dann auch den Versuch gemacht haben, das Kind vom Mutterherzen loszureißen?

Er versuchte, sich der Gedanken zu erwehren. Wie konnte er sie mit diesem Wallonenweib vergleichen! Und ihr Kind mit dem Tier!

Und doch! War es nicht auch eine Mutter, die da draußen in der Nacht um ihr Kind jammerte? Hatte diese Mutter ihr Kind weniger lieb, weil es häßlich, weil es verachtet, weil es ein „Sündenkind" war?

Würde sie, an die er jetzt dachte, ein solches Kind, das unverschuldet und wehrlos litt, nicht doppelt lieb gehabt haben? Würde sie nicht verzweifelt die schlohengelweißen Hände ausstrecken nach dem unglücklichen Kinde, das er ihr vom Herzen gerissen? Nein, wenn einer: *er* hatte Unrecht getan, schweres Unrecht! Und seine leidgeborne Güte sah jetzt erbarmungsvoll auf die Wallonin und ihr Kind, die er noch vor wenigen Stunden nicht schwer genug zu strafen wußte.

Der Spitz, dem die nächtliche Ruhestörung nicht gefiel, gab seiner Mißstimmung lebhaften Ausdruck. Der Pastor blies nachdenklich das Licht aus. Mechtild wankte nach ihrem Zimmer, wo sie sich auf den Bettrand setzte und in ihrem grellroten Unterrock, ihrer buntgeblümten Bettjacke, ihrem Seelenwärmer und in ihrer Nachtmütze keine Ahnung davon hatte, daß sie jetzt mit ihrem tränenüberströmten Gesicht die aus einem Witzblatt gestohlene Illustration eines Wortes des ihr gänzlich unbekannten Goethe war, das da lautete:

Wer nie die langen, kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

10. Kapitel.

Lehrer Rabe war gleich von der Wohnung des Pastors nach dem Schulhause gelaufen. Nicht etwa gegangen — wirklich gelaufen; denn er hatte das Gefühl, daß er sich eilen müsse, um den Jungen zu finden.

Vor der Haustüre suchte er vergebens in allen Taschen nach Streichhölzern. Dazu ging die Haustüre nicht auf; denn der Briefträger hatte in seiner Abwesenheit unten durch die Ritze dicke Drucksachen hineinzuschieben versucht, die nun veranlaßten, daß die Türe sich klemmte und erst einer letzten Kraftanstrengung nachgab.

Wie, wenn das ‚Tier' sich bei ihm im Hause versteckt hätte und ihm nun die Türe zuhielt? Seiner erregten Phantasie schien nichts mehr unmöglich. Er atmete auf, als er im Dunkeln endlich bis in sein Schlafzimmer getappt war und nun Licht machen, die geschundenen Drucksachen vom Boden aufnehmen und die Haustüre schließen konnte.

Zu Bett mochte er jetzt noch nicht gehen, sein Herz hämmerte zu sehr, er mußte sich erst beruhigen. Und wenn er sich beruhigen, wenn er zu sich selbst kommen wollte, da gab's nur ein Mittel.

Er schloß leise die Fensterläden, zündete die große Lampe an und setzte sich an den Flügel. Als er das dicke Notenheft aufschlug, brauchte er nicht lange zu blättern. Er traf gleich auf sein Lieblingslied. Vierzig Jahre lang hatte er das Notenbuch immer an dieser Stelle aufgeschlagen, kein Wunder, daß man das Lied unfehlbar mit dem ersten Griff traf. Eigentlich konnte er es auswendig. Er wußte ganz genau, wo jede Silbe stand. Note für Note war ihm so bekannt, wie ein lieber Freund. Dennoch spielte er das Lied nie auswendig.

Uf'm Berge da weht der Wind,
Da wiegt die Maria ihr Kind
Mit ihrer schlohengelweißen Hand — — —

Er spielte gedämpft und sang selbst nicht, wenigstens regten sich seine Lippen nicht. Nur seine Seele sang. Und doch war's ihm, als höre

nachsahen, sich anstießen und sagten: „Der wird es der ‚Wallonenstin' anstreichen, der hat was auf der Pfanne!"

Das Haus lag still da, als wären seine Bewohner gestorben. Herr Rabe rüttelte an der Türe. Er klopfte an alle Fenster. Er ging um Haus, Schuppen und Stall herum. Zwei schmutzige Gänse watschelten hinter ihm drein und erhoben über den Eindringling ein endloses Geschrei. Die Ziege meckerte kläglich und die Kuh brüllte unaufhörlich wie in großer Not. Mit den Tieren stimmte es nicht. Ob sie Hunger litten?

Der alte Junggeselle öffnete den Kuhstall. Die Kuh stand da mit gespreizten Hinterbeinen, sah sich nach ihm um, als ob sie Hilfe suche, und brüllte vor Schmerz. Nebenan im Verschlage riß auch die Ziege ungeduldig an ihrer Kette hin und her und meckerte jämmerlich. Jetzt erst sah Herr Rabe, daß die Tiere nicht gemolken waren. Ihr Euter war schmerzhaft angeschwollen. Sie traten von einem Bein auf das andere und wußten nicht, wie sie stehen sollten. Der Ankömmling erschrak. So weit war es hier also schon gekommen! Die geängstigte Mutter hatte über ihrem verlorenen Kinde alles vergessen, selbst das Vieh, für das der echte Bauer eher den Arzt holt, als für sich selbst. Hier tat rasche Hilfe not. Zwei Stunden länger und die Tiere würden dem Verenden nahe sein. Vor der Stalltüre stand der Melkeimer und ein Schemel. Herr Rabe, der sich gestern im Walde die Kleider gänzlich verdorben hatte und der deshalb im Sonntagsanzug erschienen war, machte sich kurz entschlossen an die Arbeit. Die Ziege hatte seine Hilfe am nötigsten und würde wohl auch die wenigsten Schwierigkeiten machen. Zwar hatte der gute Mann in seinem Leben viele Dinge gelernt, nur das Melken nicht. Es ging denn auch herzlich schlecht und er förderte auch zunächst weit mehr Schweißtropfen bei sich als Milchtropfen bei der Ziege zu Tage. Schließlich aber war er doch so weit, daß er der Ziege fürs erste Erleichterung verschafft hatte. Daß Ziegenmilch und Kuhmilch von rechtswegen nicht in ein und denselben Bottich gehörten, kam ihm in seiner Not gar nicht in den Sinn. Kurz und entschlossen machte er sich auch an die Kuh, die sich verwundert nach ihm umsah, laut brüllte und so oft ihre Stellung wechselte, daß ihre Milch ihren Bestimmungsort nicht erreichte, sondern ihm wiederholt über Hose und Rock spritzte. Dazu war die Kuh sehr ungeduldig und die höchste Autorität, die verkörperte Unfehlbarkeit von Fugenheim, mußte es über sich ergehen lassen, daß ihr die schmutzige Quaste des in steter Bewegung befindlichen Kuhschwanzes respektwidrig um die Ohren schlug. Aus tiefster Überzeugung nannte sich Herr Rabe einen alten Esel über den anderen, weil er so schlecht melken könne. Schließlich aber kam ihm eine geniale Idee. Er wischte sich mit seinem Taschentuche noch einmal den Schweiß von Nacken und Gesicht, riß es dann in lange Streifen und band der Kuh den Schwanz ans Hinterbein

Er suchte sein Lager auf, er mußte Kraft sammeln für morgen; denn morgen — das stand jetzt klar vor ihm — morgen mußte er, soweit das noch möglich, gut zu machen suchen, was er verschuldet.

Aber der erlösende Schlaf kam nicht. Die ganze Nacht brüllte die Kuh, der man das Kalb weggenommen, und in den Tierlaut hinein hörte er immerfort den Jammerruf der Wallonin: „Mattes! Mattes!"

Dann wurde er müde, die Augen fielen ihm zu. Auf seine fieberheiße Stirn legte sich kühlend eine schlohengelweiße Hand, und eine nievergessene, süße Stimme sang ihn tröstend in den Schlaf: „Schum — schei, Schum — schei!"

Er schlief nicht lange. Mit dem ersten Sonnenstrahl weckte ihn schon das Brüllen der Kuh. Zwar schmerzten ihn noch die Glieder und der Kopf war ihm schwer; aber er gönnte sich keine Minute mehr. Er nahm sich kaum Zeit, Kaffee zu brauen.

Den Weg durch das Dorf vermied er noch, aber auf dem nächsten Pfade suchte er das Haus der Wallonin zu erreichen. Es war fest verschlossen. Die Wallonenstina mußte bereits auf der Suche nach ihrem Kinde sein.

Lehrer Rabe schlug den Weg nach dem Walde ein. Er suchte jede Stelle ab, die irgendeinen Unterschlupf hätte gewähren können — vergebens. Aus der Ferne hörte er hin und wieder den Angstruf der Wallonin. Es schnürte ihm die Kehle zu, er fand jetzt gar nicht mehr den Mut, auch zu rufen, aber jeden Strauch suchte er ab, ohne etwas zu entdecken. Schließlich ging er zum Teufelsmaar, einem ausgetrockneten Moor, das jetzt, von Wald bewachsen, nur noch einige tiefe Tümpel beherbergte, die einem Menschen gefährlich werden konnten. Um die großen Schmutztümpel summten die Mücken. Einige Frösche plumpsten vor seinem Schritt in das schlammige Wasser. Nein, in die Tümpel konnte er nicht hineingeraten sein, der Junge.

Gegen Mittag ging Herr Rabe wieder nach dem Hause der Wallonin. Sie mußte doch kochen, sie würde doch nach dem Vieh sehen, sie würde doch nachschauen, ob der Junge nicht inzwischen zurückgekehrt. Aber das Haus war immer noch verschlossen, still, wie ausgestorben. Im Stalle riß die Ziege an ihrer Kette und die Kuh brüllte lauter als sonst, als vermisse auch sie ihre Herrin.

Der alte Lehrer fühlte sich so niedergeschlagen und elend, daß er nach Hause ging und sich als Mittagsbrot einige Eier kochte. Er konnte kaum eins genießen, die Bissen blieben ihm im Halse stecken. Eine solche Angst um Mutter und Kind hatte ihn erfaßt, daß er alles liegen und stehen ließ und wieder nach dem Hause der Wallonin eilte. Er vergaß ganz, daß er sich gestern noch geschämt, durch das Dorf zu gehen. Er eilte so rasch seinem Ziele zu, daß die Bauern ihm kopfschüttelnd

Mutter zu Mute ist, deren Kind bei Nacht draußen umherirrt. Darum habe ich gesucht und gerufen."

„Vor Euch ist er bange. Vor Euch geht er ja laufen!"

„Ja", sagte der alte Mann und ließ schuldbewußt den Kopf hängen. „Ich habe sein Vertrauen verloren. Wenn ihm nur nichts passiert ist!"

Die Frau schrak zusammen. „Ihr meint, er hätt' sich — — — er könnt' sich — — — es wär' was passiert?"

„Livvelingchen!" rief Herr Rabe, plötzlich freudig auffahrend, „Livvelingchen!" Mit einem Satze, wobei er den Melkeimer beinahe umgeworfen hätte, war er vor der Stalltüre. Draußen stand Gretchen Kirschbaum. „Ist er noch nicht da?" fragte sie verlegen.

„Nein", sagte der Lehrer erregt. „Aber Kind, du kommst wie gerufen", sagte er. „Ihr seid zu müde zum Suchen", wandte er sich an die Mutter, „Ihr könnt ja kaum noch auf den Beinen stehen, und vor mir geht er laufen. Aber hier die Gretchen Kirschbaum, das ist ein braves Kind, das ist ein kluges Kind, wenn die ihn findet, die wird ihn wiederbringen! — Du bist ja seine Freundin, dir wird er folgen. Komm, Gretchen, wir wollen ihn suchen gehen! — Beten Sie, beten Sie, damit ich ihn wiederbringe!"

Die Frau konnte nichts mehr erwidern; er war schon fort und zog seine Lieblingsschülerin hinter sich drein. Sie sah ihm nach. Er ging so rasch und so freudig wie ein Siebzehnjähriger. Da atmete sie schwer auf, ging ins Haus, schnitt eine Unmenge Brotscheiben und bestrich sie dick mit Butter. Der Junge mußte ja halb verhungert sein, wenn er wiederkam.

Wenn — — — wenn!

Unterdessen ging der Lehrer mit dem Mädchen mitten durchs Dorf. Er dachte wirklich nicht mehr daran, daß die Leute die Köpfe zusammenstecken und ihm nachsehen würden. Am anderen Ende des Dorfes kam ihnen Köster Thomm begegnet. „Herr Lehrer", sagte er, indem er einen frischen Ochsenziemer, den er sich vom Viehhändler Marx zu pädagogischen Zwecken ausgebeten hatte, aus seiner Rocktasche zog und ihn unternehmungslustig durch die Luft pfeifen ließ, „Herr Lehrer, der zeeht! Wollen Se ehn? Wer seinen Sohn leb hat, der zöchtegt ehn!"

„Geben Sie her", sagte Herr Rabe und bemächtigte sich des Thommschen Universalerziehungsmittels. „Wir sprechen uns später noch; ich habe jetzt keine Zeit!"

„Haben Se das Mensch angezeigt?" fragte Köster Thomm noch. „Beim hochwördegen Herrn hat se auch Skandal on Onfog gemacht!"

„Morgen! Morgen!" Das war alles, was er hörte. Herr Rabe hatte keine Zeit für den Küster. Er nahm sein Taschenmesser, schnitt den

fest. Gottlob, jetzt ging es, das Euter wurde schlaffer, das Brüllen verstummte.

Der Dorfpädagoge war mit seiner eigentümlichen Beschäftigung gerade im besten Zuge, als die halbgeöffnete Stalltüre ganz aufgerissen wurde und die Wallonenstina hereinstürmte. Sie prallte förmlich zurück, als sie ihren Todfeind damit beschäftigt fand, ganz friedlich ihre Kuh zu melken. „Na!“ sagte sie fassungslos.

Herr Rabe erhob sich, über und über mit Milch bespritzt. „Ja!“ sagte er ganz verlegen und stellte den Milcheimer zur Seite. „Ja!“

„Was wollt Ihr hier? Ihr!“

„Nun ja! Gemolken mußten sie werden. In einer Stunde war es vielleicht zu spät. — Habt Ihr den Jungen gefunden?“

Die Frau reckte sich auf, als ob sie ihm eine Anklage ins Gesicht schleudern wolle, dann aber ging ihr die Luft aus, ein Krampf rüttelte die große, knochige Gestalt, sie brach in ein stöhnendes Schluchzen aus, und weil sie keinen anderen Halt fand, schlug sie die Hände vors Gesicht und legte den Kopf auf den Rücken der Kuh, die sich beunruhigt umsah und dumpf zu brüllen begann.

Herr Rabe, der anfangs ganz ratlos dagestanden hatte, legte Stina die Hand auf die Schulter. „Beruhigt Euch! Beruhigt Euch!“ sagte er.

„Beruhigt!“ fuhr die Frau mitten aus ihrem Schluchzen heraus auf. „Beruhigt! — Würdet Ihr vielleicht ruhig sein, wenn Euch ein Kind fort wäre? Was wißt Ihr davon? Ihr habt keine Kinder!“

Über das faltenreiche Gesicht des alten Lehrers ging ein leises Zittern. „Nein“, sagte er. „Ich habe keine Kinder und nichts als meine Ehre, und die habt Ihr —“

„Mit Steinen haben sie nach ihm geworfen, die großen Jungen, mit Steinen!“

„Hat ihn denn keiner gesehen?“

„Seit gestern nicht mehr. Wer kümmert sich auch um so ein — — — um so ein — — —“

Sie brach wieder in lautes Schluchzen aus.

Herr Rabe zupfte sich verlegen an seinem Milchrock. „Ja, eigentlich war ich gekommen, um Euch suchen zu helfen“, brachte er endlich heraus.

„Ihr? — — Ja, waret Ihr denn das auch diese Nacht, der da rief?“

Der Lehrer nickte nur.

Die Bäuerin war ganz fassungslos. „Ja, aber ich — — — ich — — — ich hatte Euch doch gerade die Wahrheit gesagt, Herr Lehrer.“

„Wir sind alle keine Heiligen. Ihr nicht und ich nicht. Und wenn ich auch keine Kinder habe, ich kann mir doch denken, wie es einer

Jetzt hob Gretchen den Kopf und lauschte. „Mattes!“ rief sie abermals, und zwar ziemlich ungeduldig. „Mattes! Mattes! Mattes!“

Der Lehrer hielt den Atem an. In einer der Pappeln rauschte es.

Gretchen richtete sich auf. Jetzt sah sie hoch oben, im höchsten Gipfel der Pappel, zwischen den brüchigen Sprößlingen etwas Schwarzes. Mit einem Satze war sie auf dem Boden.

„Mattes! — So komm doch!“

Oben knackten die trügerischen Äste. Man sah ein paar Beine in der Luft baumeln und eine zerrissene Hose.

„Halt dich fest, sonst fällst du! — Wie siehst du aus?!“

Inzwischen war der Junge bis zur halben Höhe des Stammes heruntergekommen. Beim Abwärtsrutschen hatte sich eines seiner Beine zwischen dem Baumstamme und einem der in spitzem Winkel aufwärtsstrebenden Äste festgeklemmt. Er zerrte, um loszukommen und stand endlich auf dem Aste, der ihn einige Minuten wie ein Schraubstock festgehalten hatte.

„Komm doch weiter, Mattes! Der Lehrer sagt, du hättest es nicht getan. Es geschieht dir nichts!“

Der Junge zögerte und hielt von seinem Platze aus ängstlich Ausschau, ob keine Verfolger in der Nähe wären. Er atmete einmal schwer auf und stieg dann weiter abwärts. Einige Meter vom Boden machte er Halt und schien sich die Sache noch zu überlegen.

„Rasch! Nun komm doch!“

Mattes machte keine Anstalten, dem Rufe zu folgen. Er sah nach der Landstraße, als ob er dort Feinde vermute.

„Komm, du Esel!“ schrie Gretchen, die in ihrem Eifer die Nähe des Lehrers vergaß, zornig und stampfte mit dem Fuße auf den Boden.

Immer noch zögerte der Flüchtling.

„Ich spiele nie mehr mit dir!“

„Livvelingchen!“ sagte der Junge und über sein Gesicht ging ein Leuchten.

„Wenn du nicht kommst — ich gehe! Deine Mutter kann sich dann ja totweinen!“

Das half. Mattes hing sich an einen Ast, gab sich einen Schwung und fiel schwerfällig wie ein Sack ins Gras.

Livvelingchen hatte sich wirklich schon angeschickt zu gehen. Jetzt kam sie rasch zurück, ergriff den Jungen froherregt bei der Hand und redete auf ihn ein.

„Du brauchst keine Angst zu haben, sicher nicht! Herr Rabe sagt, er glaube, du hättest das in der Kirche gar nicht getan. Wo warst du all die Zeit? Wir haben dich überall gesucht. Deine Mutter ist fast gestorben vor Angst um dich. Der Lehrer hat ihr suchen geholfen. Er ist gar nicht mehr böse. Da ist er!“

Ochsenziemer mit einem energischen Ruck in zwei Stücke und warf sie bei der nächsten Wegbiegung weit ins Feld hinein.

Anderen Tages sah Köster Thomm zu seinem größten Erstaunen das eine Stück des frischen Ochsenziemers aus dem Neste eines Raben baumeln, der sich in einem hohen Nußbaum angesiedelt. Mit rechten Dingen ging das auch ganz gewiß nicht zu? Und Köster Thomm schwor, dem Lehrer, der seine Liebesgaben so schlecht zu würdigen wußte, nie mehr einen Ochsenziemer zu liefern.

Der Lehrer war Gretchen Kirschbaum gefolgt, ohne eigentlich zu wissen, wohin. Wenn einem — diesem Mädchen würde der Junge gewiß folgen. „Komm, wir wollen ihn suchen!" sagte er einigemale in tiefen Gedanken, indes er hastig ausschritt. „Wir müssen ihn finden. Es geschieht ihm nichts. Ich glaube, er hatte es gar nicht getan."

„Nein, ganz sicher nicht, Herr Lehrer!" sagte das Mädchen aus innerster Überzeugung.

„Kannst du dir denn gar nicht denken, wo er ist, Gretchen?"

„In den jungen Tannen hab' ich ihn schon gesucht und im Totenmoor auch schon."

„Ob er nicht in ein anderes Dorf gelaufen sein kann?"

„Ich weiß es nicht. Vielleicht ist er in der Maikammer."

„Richtig, Gretchen. Geh du vor, ich komme nach. Ich tue ihm ganz gewiß nichts!" Sag ihm das. Sag ihm auch, daß seine Mutter nach ihm weint und daß ich mit dem Herrn Pastor und dem Küster sprechen würde. Keiner soll ihm mehr etwas tun, keiner!"

Sie hatten jetzt die Stelle erreicht, wo der Bach näher an die Landstraße herantrat. Herr Rabe trennte sich hier von seiner Begleiterin, um nicht schon von weitem bemerkt zu werden. Er ging im Schutze der Büsche weiter, während Gretchen der Landstraße folgte bis zu der Stelle, wo sie rechts abbiegen mußte, um in die Maikammer zu kommen.

Sie sang ein Lied, um sich bemerkbar zu machen, war aber sehr enttäuscht, als sie in der Maikammer keinerlei Spuren ihres eigentümlichen Freundes fand.

„Mattes!" rief sie, „Mattes!"

„Alles blieb still, nur der Specht lachte, und ein Häher flog herbei, um neugierig mit gesträubter Holle nach der Ruferin auszuspähen.

„Er denkt, ich wäre nicht allein!"

Diese Erwägung veranlaßte Gretchen, ihren bekannten Sitz auf der schräggewachsenen Kopfweide einzunehmen und abermals ein Lied anzustimmen.

Herr Rabe, der sich, hinter dichtem Strauchwerk verborgen, geräuschlos dem Platze genähert, wußte nicht, was er von dem sonderbaren Benehmen des Mädchens denken sollte. So holte man doch keinen Flüchtling ein.

Ein Garnisonsball aus früherer Zeit.

Von Major d. R. **Johann Praun.**

Im Winter 1854 auf 55, zur Zeit des Krimkrieges, lag ich mit meinem Regimente als Grenzbesatzung gegen Rußland in dem galizischen Marktflecken Borszczow und erinnere mich noch immer mit Vergnügen der nachstehenden, miterlebten heiteren Episode.

Ein Dreierkomitee, bestehend aus Oberleutnant P., einem Franzosen, trefflichen Tänzer und gewandten Salonmann, Leutnant W., als guter Gesellschafter durch seinen Witz und Humor bekannt, und meiner Wenigkeit, hatte eine herrliche Idee: ein Ballfest in Borszczow! Noch nicht dagewesen! Mit Blitzeseile machte die frohe Kunde hievon die Runde in der ganzen Umgebung. War das ein Jubel sondergleichen!

Das Objekt, dazu bestimmt, durch unsere Kunst und Mühe in Terpsichorens Tempel verwandelt zu werden, war die Bataillonskommandantur. Nach langem Bitten gelang es endlich, unserem, derartigen Unterhaltungen abholden, strengen Major, einem alternden Hagestolz, diese Konzession abzuringen. Die leeren Räumlichkeiten — worunter ein größerer Salon — des hübschen, aus sechs Piecen bestehenden Parterregebäudes, dessen eine Hälfte der Major bewohnte, sollte unseren Zwecken dienen. Scharmanterweise trat der Herr Stationskommandant in Ansehung der absoluten Notwendigkeit, für die voraussichtlich große Anzahl von Ballgästen auch über die entsprechenden Empfangsräumlichkeiten verfügen zu können, noch weiters aus eigener Initiative zwei komplett eingerichtete Gelasse zur Benützung als Rauch- und Spielzimmer freundlichst ab.

Nachdem die nötigen Lokalitäten gesichert waren, drückte uns die Sorge, den noch leeren Teil derselben einzurichten und festlich auszuschmücken. Die Einrichtungsstücke, von aller Welt entlehnt, bildeten ein köstliches Antiquitätenmosaik der Möbel- und Kunsttischlerei verschiedener Zeitalter; was noch fehlte, das mußte uns der in Galizien typisch gewordene „Mann für alles", der bekannte jüdische Faktor (Kommissionär), besorgen. Wir setzten auch nicht ungerechtfertigtes Vertrauen in seine Findigkeit und Geschicklichkeit. Jankel Zeiger hieß der vielgerühmte Tausendsasa, der überdies auch das Amt eines Belfers (Schullehrers), Musikanten, einer Art Zeremonienmeisters bei Judenhochzeiten, nämlich Ausrufers von Geschenken und Improvisators versah, und sich in der Barbier-, Frisier- und Tapezierkunst, so auch in jener der Rattenvertilgung glänzend bewährte.

Zeiger besorgte alles zur Einrichtung und Ausschmückung des Tanzsalons Fehlende. Ringsum an den Wänden wurden lange Sitzbänke, die er mit purpurrotem Stoff tapezierte, aufgestellt, die öden

In diesem Augenblicke tauchte Lehrer Rabe hinter einem Erlenstrauche auf, lächelnd, unsicher, in stiller Angst, der Junge möchte abermals ausreißen. Gretchen, die dasselbe befürchten mochte, hielt das Handgelenk ihres Freundes mit beiden Händen fest, um ihn an der Flucht zu verhindern.

Ihre Vorsichtsmaßregel wäre nicht nötig gewesen. Beim Anblick des Lehrers erblaßte das Tier. Er fühlte, wie sich die Hände des Mädchens fester um seinen Arm schlossen. Sie hatte ihn also verraten, sie wollte ihn seinem Todfeinde ausliefern, dem Lehrer, der schreckliche Rache an ihm nehmen würde! „Livvelingchen!" sagte er unendlich traurig und enttäuscht. Und dann lehnte er sich mit dem Rücken wider die Pappel, die ihm eben noch eine schützende Freistatt gewesen. Er stand da wie gelähmt, er dachte gar nicht an die Möglichkeit einer Flucht.

„Matthias", sagte der Lehrer, indem er stehen blieb, „du brauchst dich nicht zu fürchten; ich tue dir nichts. Siehst du, ich bleibe weit genug von dir stehen. Gretchen, laß seinen Arm los. Wir wollen ihn nicht mit Gewalt zwingen. Deine Mutter hat große Sorge um dich gehabt, Kind. Wenn du nicht bald nach Hause kommst, wird sie krank, und wenn sie dann stirbt, bist du es schuld."

Das Tier senkte den Kopf in tiefem Schuldbewußtsein. Er starrte vor sich ins Gras und wagte nicht, den Lehrer anzusehen. Noch war ein Strauch zwischen ihm und dem Gefürchteten.

„Du denkst wohl, Gretchen und ich wollten dich fangen, wie man ein wildes Tier fängt. Aber Gretchen ist immer deine Freundin gewesen und will dir nichts Böses. Ich komme, weil ich Mitleid mit dir und deiner armen Mutter habe, die dich voll Angst die ganze Nacht gesucht hat. Gretchen, komm zurück, wir wollen ihn nicht zwingen. Ein gutes Kind vergißt seine Mutter nicht. So, Matthias, nun gehe ich auch selbst bis hier an den Bach. Wenn du jetzt noch fortlaufen willst, wir werden dich nicht aufhalten!"

Das Tier bewegte sich nicht.

„Ich verspreche dir, daß dir weder von mir, noch von deiner Mutter, noch von sonst irgendeinem etwas geschieht. Und wenn du nun deine Mutter lieb hast, wenn dir alles verziehen sein soll, so komm freiwillig, komm von selbst!"

Verlegen und scheu wie ein geprügelter Hund, der in seiner Treue doch nicht von seinem Herrn lassen kann, kam das Tier langsam heran.

Über das Gesicht des alten Lehrers flog es wie Sonnenschein.

„Komm", rief er, indem er dem verhetzten Jungen freudig die Hand gab, „komm, wir wollen Freunde werden. Jetzt gehen wir zu deiner Mutter!"

(Fortsetzung folgt.)

stattfinden sollte, der renommierten Judenkapelle von Skalat, einem drei Stunden entfernten, hart an der russischen Grenze gelegenen Städtchen.

*
* *

Faschingsonntag war angebrochen. Das Singen und Sehnen aller galt dem Offiziersballe. Im Orte herrschte vom frühen Morgen an ungewöhnliche Bewegung, fieberhafte Geschäftigkeit, ein wahrhaft städtisches Leben und Treiben. Rasch dahinfliegende Schlitten verkündeten mit ihrem hellen Schellengeklingel das Eintreffen auswärtiger Gäste, welche Zifferblatts Einkehrwirtshaus förmlich belagerten. Es erschienen hoch zu Roß aus den Nachbarstationen Kameraden, gewaltige Tänzer, die herzlich bewillkommt wurden. Rege, unermüdliche Tätigkeit herrschte in den Küchen der Hausfrauen; jede will den übernommenen Teil der Abendtafel des Picknicks am glänzendsten gestalten. In den diversen Geflügelhöfen haben die schrecklichsten Massaker stattgefunden; die ältesten Gluckhennen fielen diesen Anforderungen zum Opfer. Überall bei kräftig unterhaltenem Feuer am übervollen Herd ein Schmoren, Braten, Prasseln, Dampfen, dann wieder ein Mahlen, Stoßen, Kneten, Reiben; mitunter spaziert zur Abwechslung aus der flackernden Lohe des Herdes ein weißglühender Stahl in das bereitgehaltene Bügeleisen, mit dem eine kräftige Mädchenhand flugs über das soeben fertiggestellte Ballkleidchen dahinfährt. Solch hastiges Tun und Treiben währt bis in die Abendstunden; nun aber eine kurze Weile Rast, erwartungsvolle Stille, süßschauernde Erregung: das Ballfieber . . .

*
* *

Acht Uhr Abends. Mit hellem Trommelschall verkünden die Tambours der Mannschaft die Nachtruhe und unbewußt auch den Beginn der auf diese Stunde gesetzten Festlichkeit. Aus weiter Ferne schon leuchtet die auf einer Anhöhe gelegene Kommandantur mit ihrer glänzend illuminierten Fassade in die Dämmerung eines stillen, sternenhellen Winterabends. Vorläufig sind in den Spiel- und Rauchlokalitäten die Ortshonoratioren versammelt, die mit dem freundlichen Hausherrn, unserem Major, und einigen älteren Hauptleuten, in Gruppen geteilt, am grünen Tische rauchend, bei gefüllten Gläsern, ihr Glück versuchen. Da in einer Ecke sitzt ein Quartett, ins edle Whist vertieft, nebenan wird eine lebhafte Tarockpartie mehr gestritten als gespielt; in einer anderen Zimmerecke, nahe an dem warmen, imposanten Kachelofen, etablierte sich unter Vorsitz des bankhaltenden Gutsherrn v. G. ein bescheidenes Makao, an welchem unter anderen auch ein polnischer Veteran vom Jahre 1830, in seinem schwarzen, verschnürten Leibrock, das silberne Verdienstkreuz am blauen Bande an der Brust, die kurze

Fenster mit Gardinen fein drapiert, größere Spiegel und messingene Armleuchter an den entsprechenden Wandflächen symmetrisch angebracht. — Einen Teil dieser Sachen entlehnte er dem Wirtshausarendator Jossel Zifferblatt, mit dem er übrigens einen blutigen Strauß wegen besagter Armleuchter auszufechten hatte. Jossel weigerte sich, wie er sagte, „wegen die große Ruination der Zimmer", dieselben von den Wänden herabzunehmen. Da kam es zwischen beiden vorerst zu einem heftigen Wortstreit, welcher alsbald in Schlägerei ausartete und wobei der Zeiger dem Zifferblatt eine nicht unerhebliche Scharte am edlen Haupte beibrachte. Dies schlagende Argument war aber von solcher Beweiskraft, daß es Jossel schließlich zur Herausgabe der Leuchter bewog.

Der Kompanietischler verfertigte einen achtarmigen hölzernen Luster, welcher mit weißem und rosa Tüll kunstvoll tapeziert, in stolzer Grazie von der Decke des Salons herniederschwebte. Festons und Girlanden von frischem, duftendem Tannenreis und korallenroten Vogelbeeren schmückten die Wände, die Dielen waren mit Wachs gebohnt. Für Garderobe und Damentoilette war nicht minder gesorgt, selbst Parfüm, Puder und Stecknadeln bereitgestellt.

Diese Agenden fielen in mein Ressort und wurden mit Zeigers Hilfe glücklich erledigt. Mittlerweile sorgte der zweite Triumvirleutnant W., welchem das Amt eines Oberstküchenmeisters und Mundschenks gleichzeitig zufiel, für den zur Labung und Erfrischung nötigen guten Tropfen an Rebenblut und Gerstensaft; wohlstilisierte Weinflaschenbatterien und bauchige Fäßlein abgelagerten Bieres wanderten vorläufig ins gemeinsame Kellerverließ unter ihres Herrn und Meisters Gewahrsam, denn schon begannen einzelne aus dem Rachekorps der Privatdiener, welche für den Ballabend zur Bedienung auserkoren waren, jenen wohlbekannten Geistern verdachterregende Sorgfalt zu widmen.

Der Dritte im Bunde, zugleich Obmann, der geschmeidige und elegante Franzose, Oberleutnant P., übte die Pflichten eines Zeremonienmeisters. Er hatte im Vereine mit Frau Doktor Pt., welche die Rolle einer Lady-Patronesse übernahm, die Gäste zu empfangen, die Honneurs des Hauses zu machen, überhaupt den Angenehmen zu spielen und als Arrangeur der Tänze auch die Musik zu besorgen. Was letztere betrifft, schimmerte trotz aller Bemühung kaum ein schwacher Hoffnungsstrahl, eine Abteilung der eigenen Regimentskapelle aus Zaleszczyki zu bekommen. Der Fasching nahte seinem Ende und die guten Städter rissen sich um jede einzelne Klarinette unserer Musik. Hatten wir auch in dem ebenso flotten wie kordialen, musikalisch gebildeten Regimentskaplan Baron Ngr. einen warmen Fürsprecher und Förderer dieser Angelegenheit, so mußte doch auf alle Fälle anderweitig für Musik gesorgt werden, und so versicherte man sich für den Faschingsonntag, an welchem unser Ballfest

deutlich aus der Ferne, wie erlösendes Osterglockenhallen, die feurigen Klänge des Radetzky Marsches! Es ist keine Täuschung. Der wackere Regimentskaplan erscheint an der Spitze der Regimentsmusik als Retter in der Not. — —

Nach enthusiastischer Begrüßung des lieben Freundes wird unserem Bataillonschef, der beim Eintreffen der Musik erscheint, ein Tusch gebracht und die kleine Kapelle im Ballsalon installiert, während die enttäuschten Katzenmusikanten scheu nach dem Wirtshause retirieren. Mittlerweile traf auch unsere Ballmutter ein und hielt mit geschäftig ordnender Hand Revue über die im Speiselokale aufgestapelten köstlichen Gerichte. Was zierte da nicht alles den unter der Last dieser Herrlichkeiten ächzenden Tisch: goldbraune, reschgebratene Spanferkel mit Blumenaufputz, die ganze Geflügelskala, Wildbret verschiedenster Art, Torten, allerhand Backwerk, Salate, die feinsten Kompotte, und wie gustios serviert! . . .

Schon war es halb neun und kaum ein paar Damen im Salon; die ungeduldigen Tänzer bedrängten den Hauptarrangeur, welcher verlegen die Achseln zuckt; allgemeines Kopfzerbrechen über die Ursachen des Ausbleibens der weiblichen Scharen. Jetzt aber schiebt sich durch die halbgeöffnete Türe der mephistophelische Kopf Zeigers, dessen geheimnisvolles Winken und Augenzwinkern offenbar mir galt. Als ich die Vorhalle betrat, sagte Zeiger zu mir: „Und wissen Euer Gnaden, warum die Frauenzimmer nicht kommen?“ — „Warum also?“ — „Nu, weil sie alle sind esoi meschügge, daß keine will sein die erste, und die meisten stecken beisammen, bei die Frau Verwalterin — etwas a halbes Schock!“

Teufel! Das also ist des Pudels Kern. — Mit einigen Sätzen bin ich unten im Orte und erscheine im Hause des Gutsverwalters. Richtig findet sich hier der größte Teil der schönen Welt, und in zwei Gliedern rangiert, beisammen, und die Frau Verwalterin, eine kleine, kugelrunde, ältliche Dame im möbelstoffartig großgeblumten, pfirsichfarbenen Seidenkleide über einer ballonartigen Krinoline hält — die Hornbrille auf der Nase — genaue Musterung über das Amazonenkorps, zumeist gesundheitsstrotzende, üppige, kernige Gestalten, mit frischen und vollen, roten Armen, die jeder Puderschminke spotten. Allgemeine Bewegung bei meinem Eintreten. Der Frau Verwalterin, welche noch im letzten Augenblicke eine geplatzte Leibnaht, die den schwellenden Formen ihrer Trägerin nicht zu widerstehen vermochte, mit flinker Hand erneuerte, riß jählings der Faden; eine dralle Magd, die eben daran gewesen, der Spannkraft eines Kleidgürtels das Unglaublichste zuzumuten, ergriff schweißtriefend die Flucht. Nach freundlicher Entgegennahme meiner Einsprache ob der Verspätung erfolgte die Zusicherung baldigen Erscheinens. Nachdem nun dieses Bedenken glücklich überwunden, zog man von allen Seiten, zu Fuß und zu Schlitten, nach dem Balle. Die Räume füllten

Pfeife im Munde, eifrig teilnahm. Der brave alte Kapitän huldigte der eigentümlichen Gewohnheit, während des Rauchens ab und zu aus einem kleinen Fläschchen, das er jederzeit mit sich führte, einen Schluck kalten weißen Kaffees zu nehmen. Drüben im hellerleuchteten, geschmackvoll dekorierten Salon harrte eine Menge tanzlustiger Herren, zumeist Offiziere, ungeduldig der sehnlich erwarteten Musik, so auch der schönen Damen, die noch immer nicht erscheinen wollten.

Plötzlich ein Pochen an der Türe und herein tritt schwankenden Schrittes, einen abgebrochenen, großmächtigen Flaschenhals in der Linken, ein recht angeheiterter Unteroffizier auf Oberleutnant P. mit der gehorsamsten Meldung zu, er habe die Musikkapelle aus Skalat mitgebracht. Auf die Frage, ob er auch dem Auftrage gemäß den nötigen Rum besorgt habe, erfolgte die Erwiderung: „Zu dienen, Herr Oberleutnant, nur eine Flasche, denn die andere hat der schwarze Musikant mit der großen Ba . . ba . . baßgeige unterwegs zerdrückt.“ Hiebei deutete er ängstlich auf jenes traurige Überbleibsel hin, das er mit der Linken krampfhaft festhielt. Unwillig schüttelte unser maître de plaisir sein von goldblonden Locken umwalltes Haupt und eilte hinaus, um das bereits in der Vorhalle harrende Musikkorps zu besichtigen. Von Rum und Kälte angegriffen, allerhand verdächtige equilibristische Künste produzierend, mit ihren verschmitzten, ängstlich lächelnden, grinsenden Gesichtern, den an den Schläfen melancholisch herabhängenden Schmachtlocken, boten die Jünger Apollos keinen besonders erhebenden Anblick. Eine scharfe Strafpredigt schien den buckeligen, verwachsenen Leibern neuen Geist einzuhauchen. Ein letztes Reiben der erstarrten Hände und jeder griff nach seinem Instrument. Oberleutnant P. hielt Musikprobe! Er wollte den süßberauschenden Klängen eines Straußschen Walzers lauschen. Auf die Aufforderung, einen solchen zu spielen, erwiderte der rothaarige, schielende Primgeiger und Kapellmeister: „Ja, Herr Hauptmann! eppes den heurigen Juristenwalzer“, und mit dem Rufe: „Achtung!“ strich er auch schon gewaltig über seine Fiedel!

Der sogenannte Juristenwalzer erklang; ein Zerr- und Schauerbild der wundervollen Wirklichkeit, mit falschem Rhythmus und selbsterfundenen drolligen, unmöglichen Figuren, der schnarrende Baß im ewigen Konflikt mit der führenden Stimme, der heiseren Violine und dem quietschenden Klarinett, ein desperates, konfuses Hin- und Herwogen, bei dem sich kein Wagner hätte zurecht finden können und das dem musikalisch gebildeten Franzosen das Haar vor Entsetzen in die Höhe trieb. — Schon schwang er voll Ingrimm die dem Primisten entrissene Geige in seiner Rechten, um deren Festigkeit an ihres Meisters kahlrasiertem Schädel zu erproben; da urplötzlich — wandelt sich sein verstörter Gesichtsausdruck in einen sanft verklärten, begeisterten. Denn horch! jetzt tönten

Jetzt ertönen die bald von süßer Schwermut erfüllten, dann wieder von edlem Feuer der Begeisterung durchglühten Klänge eines Csardas und die Schar der Tanzlustigen flutet nach dem Salon. Ursprünglich fehlt trotz aller Sympathie und Bewunderung für jene originelle Musik selbst den verwegensten Tänzerinnen der Mut, die künstlichen Pas dieses hinreißenden Tanzes zu versuchen. Doch nichts ist unserem französischen Tanzkünstler unmöglich. Anstatt aller choreographischen Theorie läßt er nunmehr seine ballettmäßig geschulten, elastischen Beine, deren Virtuosität einem Frappart Freudentränen entlockt haben würde, zum Entzücken der Damenwelt die graziösesten Schritte und gewagtesten Sprünge vollführen, und diese kurzgefaßte, praktische Anleitung ist von solch elektrisierender, überwältigender Wirkung, daß im Nu allen der fertige Csardas mit seinen hüpfenden Schritten und den kecken Wendungen in die Füße fährt. Die wie toll durcheinanderwirbelnden Landeskinder scheinen in Debrecziner oder Kecskemeter Pußtabewohner verwandelt.

Des Morgens fahler Schein stiehlt sich durch die halbverhüllten Fenster des Tanzsalons und mengt sich mit der schwachen Helle niederbrennender Kerzen zu einem unfreundlichen Zwielicht, das mit den müden Augen, abgespannten Gesichtchen und unfrischen Toiletten der übernächtigen Gäste harmoniert. Das Tanzvergnügen hat sein Ende erreicht; noch einmal klingen die Gläser zum herzlichen Abschied zusammen und alle Welt zieht befriedigt nach Hause, um jener köstlich gelungenen Ballnacht lange, lange noch ein freundlich Gedenken zu bewahren.

Winternacht.

Wir waren miteinander heimgegangen. —
In schweren Zügen atmete die Nacht,
Die dunkle, sternentiefe, über weißen,
Frostmüden Winterfeldern. Im Kamin
Verglomm der letzten Scheite Glut und spielte
Auf deinen Schläfen gleich verlornen Träumen.
Wir saßen lautlos, sinnend, sahen nach
Die Glut zusammensinken und ersterben,
Und wußten beide, daß ein großes Glück
An uns vorbeigegangen und gestorben war.

Bernhard Paumgartner.

Falknerei.

Eine Wiener Geschichte von **Eduard Pötzl.**

Nichts konnte den Herrn v. Nigerl mehr aufbringen, als eine Störung des „Königrufers" im Salettl seiner Sommerwohnung zu Weidling. Ohnehin gelang es ihm so selten, seine drei Spezi vollzählig aus der Stadt herauszulocken. Aber, wenn er sie einmal beisammen

sich mit Scharen von Tänzerinnen, die mit freudestrahlenden Gesichtern in einfachen, aber recht netten, verschiedenfärbigen Toiletten und mächtigen Krinolinen ihren Einzug halten.

Der Ball beginnt mit einer Polonaise, an der sämtliche Herren der Gesellschaft, einschließlich des nunmehr rosig gelaunten Bataillonschefs, welcher an der Tête des Zuges, Hand in Hand mit der Lady-Patronesse, gravitätisch einherstolziert, teilnehmen. Unser Tanzarrangeur und Ballmusikinspektor wußte dadurch besonders anregend zu wirken, daß er seinem buntschillernden Gefolge im feierlichen Umzuge durch sämtliche Appartements, einschließlich des so appetitlichen Büfetts, eine Art von Kanaan erschloß.

Hierauf entfesselte sich bei festlich gehobener Stimmung der Jugend langverhaltene Tanzlust. Mit besonderer Vorliebe huldigte man der schönen, figurenreichen Mazur, in welchem Nationaltanze unsere Landeskinder durch Verve und Grazie exzellierten. Während Oberleutnant P. hiebei abermals neue Seiten seines unerschöpflichen Talentes enthüllte, ertönte zum allgemeinen Entsetzen der Ruf „Feuer“!

Die vermeintliche Gefahr erwies sich indes als ein im Plafondraume des Salons entstandenes harmloses Brillantfeuerwerk; die leichte, farbige Hülle des Kronleuchters ward durch dessen Schwingungen an der Kerzenflamme entzündet und brannte im Augenblicke nieder. Nach einem kurzen Aschenregen präsentierte sich zum Ergötzen aller ein blanker, hölzerner Stern, der übrigens als Luster weiter seine Schuldigkeit tat. Der fernere Verlauf der Tanzunterhaltung trug darum nicht minder den Charakter festlicher Stimmung, welche in den freudetrunkenen, luftbewegten Physiognomien unserer fleißigen Tänzerinnen den beredtsten Ausdruck fand. Mitternacht und das Souper nahen heran. Alles gruppiert sich um die reichbesetzte Tafel, deren Gaben zu Freud' und Ehr' diverser Hausfrauen wacker zugesprochen wird. Toaste auf das Wohl der fremden Gäste, besonders der holden Frauen, auf den Bataillonschef und das Offizierskorps ertönen, der polnische Kapitän erhebt begeistert sein Glas auf Österreichs künftiges Waffenglück und schließt mit einem „Pereat!“ auf den gefräßigen, nordischen Bären. Unser jovialer und tapferer Regimentskaplan, dessen Brust stets die goldene Medaille am roten Bande ziert, wird durch eine schwungvolle Rede gefeiert und von aller Welt fast zum Erdrücken umarmt. Wie Pistolenschüsse knallen des edlen Sekts hochfliegende Verschlüsse. Immer gehobener wird das Stimmungsniveau, es lösen sich jetzt mehr und mehr die Zungen und heller leuchten die Blicke. Selbst unser Kommandeur betrachtet mit einem Gemisch von Sympathie und Wehmut die zierliche Gestalt einer jungen, angenehmen Witwe, deren freundliches Entgegenkommen in dem bisherigen Weiberfeinde eine stille Klage um ein verlorenes Paradies geweckt haben mochte.

„Glauben, gnädige Frau, daß ich es wagen darf . . .?"

„Natürli; san S nur ka so a Leimsiader net. Wie soll denn da der Bua an Respekt vor Ihna kriagn?"

Wie ein Delinquent setzte sich der furchtsame Instruktor trübselig in Bewegung, schrak vor dem Salettl trübselig zusammen, als der Kratinger-Ferdl eben seinem Partner ein „Viech mit Haxen" an den Kopf warf, und trat endlich mit einem Kratzfuß ein.

„Ah, der Herr Spargel!" empfing ihn Nigerl mißtrauisch. „Setzen S Ihna her, gebn S an Ruah und trinken S a Glasl Wein. Meine Freund kennen S ja eh."

„Ich habe die Ehre", sagte Herr Spargel, sich verbeugend. „Aber ich möchte bitten . . . Die gnädige Frau schickt mich . . . Es ist wegen des Poldi . . ."

„Lassen S mi aus mit dem Hundsbuam! Sakrawalt, soll i denn in aner Tour mit n Scheckel nachhelfen? I will mei Ruah habn! Zu was sein denn Sö da?"

„Ich habe leider nicht den nötigen Einfluß auf diese eigenwillige Knabenseele . . ."

„Was Knabenseele! Ja, wann S so fad daherreden, da pfeift der Surm von an Buam natürli auf Ihna. Knabenseele! Nehman S n bei Haar und Ohrwaschel, legn S n über und strixen S ihm die Knabenseele hinten aussi, i derlaub Ihna s!"

„Herr v. Nigerl, wer Pestalozzi kennt . . ."

„War gscheiter, wann S n net kennen tätn, den Pestalozzi; der hält Ihna nur auf. Drum san S so gweicht und angrührt wordn. Nachher soll i immer den Profosen spieln. Und grad wieder, wo meine Freund da sein. Was gibts denn eigentli?"

„Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf, Herr v. Nigerl, die Jagdausstellung ist an allem schuld. Seit Sie mit dem Poldi dort waren, ist er ganz verwildert, will nur ein Jägerleben führen, stellt überall Schlingen und Fallen, in denen sich Haustiere fangen, schießt aus einer alten Gasröhre auf Singvögel und betreibt jetzt gar die Falknerei."

„Was?"

„Die Falknerei, die Jagd mit dem Falken wie im Mittelalter."

„Ja, wo hat er denn ein Falken her? I hab do nia so a Viech bei ihm gsehn."

„Es ist auch gar kein Falke; es ist ein junger Sperber, den ein Holzsammler gefunden und ihm verkauft hat. Er verbirgt ihn auf dem Dachboden und übt mit ihm täglich die Beize ein. Haube, Fausthandschuh und Federspiel hat er auch schon, weiß Gott woher."

„Na, a Federstiel is do net so was Seltsames bei an Schulbuam", meinte der Herr v. Nigerl zerstreut.

hatte und mit ihnen im Salettl der edlen Kunst des Königrufers oblag, war es auch eine Sünde, dieses fröhliche und behagliche Fest zu stören. Durch das Laubgeranke sah man auf die Weingärten hinaus, wo die gütige Mutter Natur eben im Begriffe stand, die Lücken, die durch den bemerkenswerten Durst der vier Freunde in die Weinfechsung dieser Gefilde gerissen wurden, wohltätig wieder auszufüllen.

Ringsherum schwamm alles in einem holden Grün, das die feinste Nuance in den Römern und deren flüssigen Inhalt zeigte — ein sanftes Wechselspiel der Farben, das sich in dem hellen Blau des Himmels und in dem tieferen Blau der Nasen unserer Freunde wiederholte, wobei zugegeben werden muß, daß des Herrn v. Nigerl Gesichtsknollen auch noch rötliche Lichteffekte hervorbrachte, weshalb er von den auf diesen Vorzug eifersüchtigen Freunden wegen seines „Heambers" nicht wenig gehänselt wurde.

Auch das so ländliche Geräusch der Dreschflegel auf der Tenne, wie es der Wind aus der Ferne in das Salettl trug, fand hier eine stimmungsvolle Ergänzung durch die nachdrückliche Art, in der Nigerl und seine Freunde im Eifer des Spieles die Karten auf den Tisch zu legen pflegten. Es geschah dies mit einem weithin hörbaren Getrommel und begleitet von Ausrufen, deren Wildheit die zarter besaitete Frau v. Nigerl in ihrer Kemenate oft zu der Bemerkung veranlaßte: „Wann dö Indianer da san, hab i allaweil an Angst, daß s mein Alten amal schkarpieren. Was s denn a so schrein, dö Klacheln!"

Innerlich beglückwünschte sie sich dann, daß ihr Ältester, der Franzl, der jetzt als Einjähriger diente, ganz anders geartet sei, aus seinem stillen Wesen heraus alle derartige brutale Betonung der Lebensfreude verachtend. Freilich, Poldl, der Jüngere, brachte es wieder herein, ein Lausbube ersten Ranges, immer auf der Kante zum Durchfall im Gymnasium, verwegen, frech und voll unerhörter Einfälle, Unfug zu stiften. Man hatte ihm über die Ferien einen Instruktor nehmen müssen, um ihn im Griechischen zu befestigen. Aber der Kerl lachte einfach über Griechenland und strolchte nach wie vor herum, wie es ihm beliebte. Gerade schlich wieder der unglückliche Instruktor, Herr Spargel, ein aufgeschossener Jüngling mit Sommersprossen und abstehenden Ohren, herbei, um den Poldl zu verklagen. Aber die Mama Nigerl ließ ihn gar nicht zu Worte kommen.

„Brauchen kan Ton z reden, Herr Spargel, i waß schon alls. Der Mistbua is Ihna wahrscheinli wieder durchgangen. Gengan S nur zu sein Herrn Vattern, i richt nix mit dem Buam."

„Aber der Herr v. Nigerl hat Gäste . . ."

„Das macht nix; Kindererziehung geht vor dem dummen Gspiel. Gengan S nur aussi ins Salettl, wenigstens hört dös Gschra und Gepumper für a Weil auf."

Die Korona bewegte sich unter Führung Herrn Spargels zum Bache hinab, wo sie schon von fern den Aufruhr sah, den die Falknerei Nigerl juniors dort hervorbrachte. Entenfamilien kamen entsetzt schnatternd den Bach herabgeschwommen, Gänse watschelten flügelschlagend und trompetend den Berg hinan, während da und dort in den Gärten mütterlich besorgte Glucken ergreifende Locktöne ausstießen, weil sie ihre Jungen neuerlich in Gefahr glaubten, von dem grausamen Falken angegriffen zu werden. Weiter unten aber gewahrte man Poldi, den Falkner, wie er im Galopp, den Falken auf der linken, mit einem Fäustling geschützten Hand schwingend und mit greller Stimme den Falkenruf „Hilo!“ ausstoßend, einer Schar Enten den Bach entlang nachjagte.

Eben nahm er dem Vogel die Haube ab, um ihn unter die Verfolgten zu werfen, da lähmte ein donnerndes „Halt!“ seines Vaters den wilden Eifer des Jägers.

„Da kummst her, du Lauszipfel!“ fügte Nigerl, keuchend ob der Eile der letzten Schritte, hinzu.

Poldi gehorchte und näherte sich langsam, mit Blicken unsäglicher Verachtung für den Denunzianten Herrn Spargel, der mit gesenkten Augen das Gericht über seinen Zögling erwartete.

„Mach s kurz und lind, Nigerl, is ja nur a dumme Hetz von dem Buam“, raunte der Plaimschauer dem Freunde ins Ohr.

Nigerl nickte schweigend, zeigte aber dem scheu anrückenden Sprößling die furchtbare Miene des strafenden Zeus.

„Gib den Malefizvogel her!“ herrschte er Poldi an.

„Tuast ihm was?“ fragte dieser, sichtlich mehr besorgt um seinen Falken, als um sich selbst.

„Das wirst schon segn. Hergebn!“

Zögernd reichte Poldi den Sperber, der unter seiner Haube die Dinge gleichgültig an sich herankommen ließ, dem gefürchteten Vater.

Nigerl ergriff den jungen, schon recht stattlich herangewachsenen Raubvogel an den Fängen und wollte ihn vorerst betrachten. In diesem Augenblick streckte sich der junge Sperber und richtete die Stoßfedern etwas in die Höhe.

„Jessas, Vatter, gib acht!“ rief Poldi aus, der den verhängnisvollen Sinn dieser Bewegung nur zu gut kannte.

Es war zu spät. Auf des Vaters Handrücken zeigten sich bereits in kühnen Linien die Stoffwechseläußerungen des noch nicht zimmerreinen Fürsten der Lüfte.

„Fix Alleluja!“ schrie der Herr v. Nigerl wütend, schleuderte mit der einen Hand den Sperber samt Zubehör auf den Boden und versetzte mit der andern den hinzuspringenden Poldi eine klatschende Ohrfeige.

Heulend klaubte der Falkonier sein Jagdtier auf und rannte nach Hause.

„Pardon, Federspiel, zwei weiße Taubenflügel, lose zusammengebunden."

„Entschuldigen schon", nahm der Scheibenpflug-Karl das Wort, „so bsonders verbrecherisch kann i das alles aber net findn. An aufgweckter Bua hat halt a Freud mit solche Sachen. Alle Buam san so. Wann der Poldl net mehr anstellt . . ."

„Ja, das ist es eben", fuhr Herr Spargel bekümmert fort. „Er geht aber jetzt schon öffentlich auf die ‚Falkonerie', wie er es nennt. Wo er irgendwo Haushühner sieht, pirscht er sich an und wirft plötzlich den ‚Falken' unter die Gesellschaft. Sie können sich denken, was das für ein heilloses Gegacker gibt, und wie die Leute schimpfen, zumal wenn die Hennen aus Furcht keine Eier mehr legen wollen. Außerdem ist es eine Tierquälerei für den armen gefesselten jungen Sperber."

„Hat er schon ein Hendel gfangt, der Sperber?" fragte der Plaimschauer-Pepi interessiert.

„Zum Glück nicht. Im Gegenteil, ein streitbarer Haushahn hat ihn schon einmal tüchtig gezaust. Darum spreche ich ja von Tierquälerei."

„So nehmen S dem Andümmel den Vogel weg und lassen S n aus; er wird si schon fortbringen. Was brauchen S da mi dazu?"

„Herr v. Nigerl, mit Respekt zu melden, Ihr Sohn hat mich einen ‚Regenwurm mit der Klauenseuche' geheißen, als ich es versucht habe, ihm den Sperber abzunehmen. Eine solche Beschimpfung muß ich mir ja doch nicht gefallen lassen. Ich schmeichle mir doch, weiß Gott, keine Ähnlichkeit mit einem Regenwurm zu haben, und die Klauenseuche habe ich sicher auch nicht."

Nigerl und seine Freunde räusperten sich fast gleichzeitig und blinzelten einander mit mühsam bewahrtem Ernste an.

„Und was macht er jetzt, der gottverlassene ‚Falkonier?", fragte der Herr v. Nigerl den gekränkten Instruktor.

„Er übt die Falkenbeize am Bach unten aus. Bitte, Sie können das Angstgeschrei der Enten und Gänse bis hieher hören."

„Na wart, Radibua, ölendiger", sagte Nigerl, indem er sich erhob. „Kommts mit, Kinder, daß das Trumm Watschen sechts, was i dem blödn Falkonier andruck. I wir eahm schon gebn, Anten einbaazn, statt Griechisch z kümmeln."

„Red di net in Zorn eini, Nigerl", beschwichtigte der Scheibenpflug den scheinbar so erbosten Vater. „Es is net der Müh wert. Aus solche unbändige Buam werdn die besten Männer."

„Schon recht", antwortete Nigerl, „aber als Falkonier bringt si heuntigs Tags ka Mensch mehr durch. Lerna soll er, der Lump, nachher kann er wegn meiner a Spitzbübereien machen. Aber der nixnutzige Strick hat ja nia a Ambaschurl zon Lerna ghabt."

Über jede einzelne Phase des Weltfestes hielt ein Universaltelephon ohne Draht die atemlos aufhorchenden Bewohner der fünf Kontinente auf dem laufenden.

Und das ganze Aufgebot von Menschen, lebenden und leblosen Kräften galt ausschließlich dem großen internationalen Rundflug um den Erdball, für den James Bennet, der Eigentümer des „New York Herald“, eine Milliarde Dollar als ersten Preis aussetzte, falls die Fahrtdauer weniger denn sechs Stunden betrage. Dreihundert Flieger aller Nationen surrten am 2. Juni 1976 um 12 Uhr mittags in Washington auf und die Zuschauer debattierten erregt, ob es gelingen würde, die Bedingungen des Preisausschreibens zu erfüllen. Der bisherige Rekord der Erdumkreisung betrug 402 Minuten 15 3/5 Sekunden und der Pilot, der die Milliarde gewinnen wollte, mußte diese Zeit um 42 Minuten 15 3/5 Sekunden verbessern. Als Favorits galten John Johnson aus Philadelphia und der Pirnaer Anton Mückentödter, doch hatten auch andere Mitbewerber gute Chancen, so Nicols, Ben Tiber, Tse-tsi, Buonarotti, Fleury und Siegfried Aaron, um nur einige zu nennen.

Die Aufregung, als die schlanken, stählernen, flügellosen Fahrzeuge, die blitzenden Torpedos glichen, emporschwebten, läßt sich nicht beschreiben; unter Applaus, Jubelgeschrei und den Tönen von achtzig Dutzend Musikkapellen schwirrten die Aeroplane davon und waren sofort, gleich rasenden Heuschreckenschwärmen, den Blicken aller gegen Westen entschwunden.

Der Wettflug wickelte sich unter dem Schlagwort „Die besiegte Natur“ ab, und darauf hinweisend, verkündete eine überlebensgroße Fahne mit überlebensgroßen Lettern auf einer übermenschlich hohen Säule der versammelten Menge: „Die Natur ist bankrott! Abonniert den New York Herald!“

Wahrhaftig, das Banner schien nicht zu übertreiben, denn die Entdeckungen der letzten Dezennien überboten die kühnsten Erwartungen Jules Vernes und ähnlicher Fortschrittsspekulanten. Es war Schritt für Schritt gelungen, die Naturkräfte zu bändigen, so daß sie, durch sinnreiche Maschinen ausgenützt, an Stelle der Menschen arbeiteten, die nichts mehr zu tun hatten, als spazieren zu gehen und sich zu amüsieren. Es würde zu weit führen, alle die formidabeln Errungenschaften der Technik, die das ideale Ziel erreichen halfen, namentlich aufzuzählen, und es mag der Hinweis auf das Dianoëtikon genügen (von dem schon Robert Hamerling träumte), wodurch das Denken mit unseren primitiven Gehirnen überflüssig wurde. Eine geistreich erdachte Wechselstrommaschine besorgte es allein, rasch und billig. Außerdem seien die A- und B-Strahlen erwähnt, die Häuser bauten, Strümpfe strickten und Brot buken. Seit sich der Kaiser von Irland, wo jetzt das britische Zentralparlament tagte, am magnetischen Nordpol einen Winterpalast errichtete, um hier die großen

„Wasser ist das beste in so einem Fall“, sagte der Scheibenpflug-Karl lachend und wies auf den Weidlingbach, in dessen klaren, wie über das Geschehnis belustigt hüpfenden Wellchen der Herr von Nigerl dann seine Hand säuberte.

„Hiatzt hast du dem armen Buam do a Trumm Fotzen gebn“, sagte der Plaimschauer-Pepi vorwurfsvoll.

„Na ja“, bestätigte der Herr von Nigerl, „aber net wegn der Falkenjagd, sondern weil der zniachte Bua dem Falkel die Haubn am Kopf gsetzt hat, statt wo anderscht hin, wo s an Zweck ghabt hätt. Der Bosnigel hat die Katastrophe sicher vorausgsegn, und dafür hat er die Watschen rechtskräfti verdient.“

Die Natur ist bankrott.

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

Es geschah anno 1976, am 2. Juni 1976.

In Washington empfing der Sultan von Amerika, Teddy III., die Vertreter der übrigen Weltreiche feierlich von der mit dem Sternenbanner malerisch drapierten Tribüne herab. Neben ihm saßen die persönlich erschienenen Souveräne Napoleon IV. von Frankreich, der russische Präsident Nikolaj Tolstoi (ein Enkel des Dichters) und der Negerpremier Afrikas, Chrisostomus Menelik. Außerdem wimmelte es von einheimischen und exotischen Honoratioren, Botschaftern, Gesandten, Taschendieben, Milliardären, Hochstaplern, Journalisten, Offizieren, Neurasthenikern, Weltreisenden, Geistlichen, Frauenrechtlerinnen und ähnlichen Repräsentanten der Menschheit. Wilhelm IV. von Deutschland hatte höchstselbst telegraphiert und der Schah von Monaco etablierte anläßlich des Festes eine Filiale seiner Bank knapp neben dem Friedenspalast in Washington. Der Berichterstatter der „Times“ depeschierte nach London, die Zahl der Anwesenden betrage mindestens zehn Millionen, einschließlich der fünf Lappländer aus Franz Josefs-Land. Auf dem Roosevelt-Kanal, der Amerikas Residenzstadt mit dem atlantischen Ozean verbindet, schwammen 4738 elektrische Panzerschiffe in Flaggengala, 15.311 Expreßzüge besorgten den Kleinverkehr von der Provinz Kanada und dem Kap Horn her, 120.415 Automobile standen in dafür eigens errichteten Garagen, zahllose Hangars beherbergten 211.433 Aeroplane und nur der Scheich ül Islam hatte es sich nicht nehmen lassen, in einem arabischen Vierergespann vorzufahren, was bedeutendes Aufsehen erregte, denn das letzte Pferd der Union hatte ein Metzger bereits vor vierzig Jahren geschlachtet und auch im Naturschutzpark von Nebraska fand sich kein einziges Exemplar von Einhufern vor.

wollte plötzlich ihre Niederlage nicht zugeben, veranstaltete ein kleines Erdbeben in Verbindung mit einem recht bescheidenen Seebeben, das gleichwohl zur Folge hatte, daß sich ein vulkanischer Schlund öffnete, sechs Millionen Menschen (kurz gesagt, die Anwesenden), die Stadt Washington, die Panzerschiffe, Eisenbahnen, Automobile und Aeroplane, den Kanal, den Friedenspalast und die Roulettefiliale, das Telephon und die Potentaten samt den Gesandten, zuletzt Teddy III. selbst verschlang und die Riesenportion Kultur mit einer salzigen Springflutwelle hinabspülte.

Alles war pfutsch. Unversehrt wehte nur die überlebensgroße Fahne, die mit den überlebensgroßen Lettern auf der übermenschlich hohen Säule verkündete: „Die Natur ist bankrott! Abonniert den New York Herald!"

Und ein satter Haifisch fletschte dazu die Zähne.

Die Volksseele des Zapfen Jos.

Eine lustige Tiroler Geschichte von **Rudolf Greinz**.*)

Der Herr Oberlehrer Dr. Max Bünting hatte sein ganz besonderes Steckenpferd. Das war Ethnologie und Völkerpsychologie. Schon seit geraumer Zeit trug er sich mit dem Plane, die österreichischen Alpenländer zu bereisen und dort aus eigener Anschauung Sitten, Gebräuche und Menschen kennen zu lernen.

Der Volksseele wollte er dort nachspüren in ihren intimsten, urwüchsigsten und echtesten Äußerungen. Er brauchte Menschen, die noch gar nicht von der Kultur beleckt worden waren.

Mit Tirol, diesem Dorado ursprünglichen Menschentums, wollte er den Anfang machen. Er beschloß, eine Osterreise nach dem „heiligen Landl" zu unternehmen. Wenn die Natur draußen wieder erwachte, wenn es auf Bergen und Höhen schneefrei zu werden begann und gleichzeitig das alte kirchliche Fest vor der Türe stand, da mußte doch auch die Volksseele ihre besonderen Feiertage haben und ihre Schwingen um so mehr entfalten. Der Herr Oberlehrer war immer ein gutes Stück Schwärmer gewesen.

Abseits von den Bahnstrecken und Reichsstraßen wollte er seine Forschungen zu dem projektierten größeren Werk über die Volksseele der Alpenländer beginnen

Es war heuer spät Ostern. Von dem Frühling zeigten sich daher überall schon deutliche Spuren. An den Hauptadern des Verkehrs in

---

*) Aus „Auf der Sonnseitn". Lustige Tiroler Geschichten von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann. 1911.)

Empfänge abzuhalten, und der Fürst Heinrich LXXXV. von Greuß-Schlitz-Drobenstein am Äquator durch künstliche Kühlanlagen die angenehmsten Sommervillen vermietete, hatte die stolze Menschheit nur noch den einen Wunsch — die Erdkugel in einer Vierteltagestour zu umfliegen. Damit glaubte man, die Natur endgültig und für alle Zeiten blamiert zu haben, zumal erst kürzlich der Apotheker Levin ein unfehlbares Schnupfenmittel erfand und Pierre Carnot, der erste Direktor des Pasteurschen Instituts, Pillen verkaufte, die Bakterien jeder Art töteten und die Altersschwäche heilten. Die Pillen kosteten einen Franken per Schachtel.

Nach der Abfahrt der Luftschiffe wurden enorme Wetten für und wider das Gelingen des Unternehmens abgeschlossen, dann tafelte man, unterhielt sich und plauderte. Die Allerhöchsten, die höchsten und hohen Herrschaften, beziehungsweise deren Vertreter dinierten gemeinsam und Teddy III. hielt zwischen jedem Gang eine gewaltige Rede, worin er sich und seine Gäste gebührend verhimmelte. Tausend Photographen knipsten ihn zugleich ab und verdienten mit dem Absatz der reizenden Bilder eine hübsche Summe.

Schon um drei Uhr nachmittags blickten die Allerungeduldigsten gen Osten, ob denn die Piloten noch nicht kämen ... Von vier Uhr an gab es wohl keinen mehr, der nicht in den wolkenlosen Himmel starrte, und die Aufregung wuchs von Augenblick zu Augenblick, bis endlich Professor Exinson, durch das Monstrefernrohr lugend, um 5 Uhr 3 Minuten 35 1/3 Sekunden das Nahen des ersten Aeroplans konstatierte. Ich übergehe die Freudenausbrüche, die jetzt losplatzten, und beschränke mich auf die Feststellung, daß Siegfried Aaron aus Jerusalem als Erster knapp vor John Johnson eintraf. Er hatte die immerhin nicht unbedeutende Strecke in etwas mehr als fünf Stunden bewältigt. Ob der Protest, den Johnson gegen seinen glücklicheren Mitkonkurrenten wegen unerlaubter Abkürzung der Route erhob, begründet war, kann ich leider nicht sagen, denn die darüber ausschließlich entscheidungsberechtigte Jury kam aus einer später zu erwähnenden Ursache nicht mehr dazu, ein Urteil abzugeben.

Jedenfalls wurde Siegfried Aaron vom Sultan Teddy III. stürmisch umarmt, zum „Helden aller Zeiten“ ernannt, mit den verfügbaren Orden der Groß- und Kleinstaaten dekoriert und außerdem zum Ehrenbürger der rühmlichst bekannten Stadt Köpenick ausgerufen. Kein Zweifel — die Natur war sichtbarlich überwunden, blamiert, und der Sieg der Menschheit über sie kaum mehr zu bezweifeln.

Aaron, aufgefordert, eine Rede zu halten, sprach nur die ehernen Worte, die wert sind, in Granit gemeißelt zu werden: „No, ich hab's gemacht. Was wollen Se?“ Das lautsprechende Telephon schrie den Satz in alle Winde.

Und als der Siegestaumel seinen Höhepunkt erreicht hatte, geschah das Abgeschmackteste — die schwachsinnige, geknebelte, unterjochte Natur

„Ich möchte gerne Bauern kennen lernen!“ erzählte Dr. Max Bünting dem Wirte, nachdem die beiden eine Weile stumm dagesessen waren. „Wissen Sie, Bauern, richtige Bauern, die womöglich noch nie in einer Stadt gewesen sind. Gibt es denn die hier?“

„Ei wohl! Geben tuats es schon!“ sagte der Wirt nachdenklich. „Am Berg droben da is oaner. Den Zapfen Jos hoaßt man ihn. Der kommt nit amal alle Sonntag auf Tschars in die Kirchen. Geht lei da bei uns in die Meſſ und weiter wia auf Schlanders is der amal gwiß seiner Lebtag nit kommen.“

„Nicht einmal nach Meran hinunter?“ frug Bünting mit dem größten Interesse.

„Naa. Nit amal nach Meran!“ bestätigte der Wirt. „Nach Schlanders geht er lei wegen dem Steuern zahlen.“

„Und hat der Mann auch was erlebt?“ frug der Oberlehrer.

Der Wirt sperrte einen Moment verwundert seinen bartlosen Mund auf. „Erlebt? Ja freilich. Erlebt hat er viel, der Jos. Erst vorigs Jahr sein ihm drei Kälber hin worden.“

Der Fremde mußte lachen. „So war's nicht gemeint. Ich glaubte, ob er was erzählen kann. Was Selbsterlebtes!“

„Ah ja! Erzählen kann der grad gnuag, der Jos, wenn er s Maul auftuat!“ sagte der Wirt.

„Da muß er wohl ein bißchen bezecht sein, was?“

„Wenn der an Rausch hat, redt er gar nix. Da fangt er z raufen an!“ erklärte der Wirt.

„Raufen? Ausgezeichnet!“ rief der Oberlehrer ganz begeistert. „Der Zapfen Jos wird gleich morgen aufgesucht. Sie geben mir dann noch genau den Weg an!“ ...

Als der Wirt etwas später als gewöhnlich in seine Schlafkammer ging, sagte er scheu und mit unterdrückter Stimme zu seinem Weib: „Du, Sefa, paß auf, der Herr droben is narret. Morgen will er extra auf n Berg aufi giahn und den Zapfen Jos anschaun!“

„Den Zapfen Jos anschaun?“ verwunderte sich die Wirtin. „Was d nit sagst! Siehst, i hab mir s glei denkt, daß es bei dem rappelt*), weil er si einbildet hat, er müaſſ bei uns a Zimmer haben! Als wenn sie drunten in Naturns nit Zimmer gnua hätten für dö Hearrischen! Naa, aufer**) muaß er kommen, der Zoch***) und uns aufhalten bei der Arbeit!“

„I bitt di, sei stad!“ warnte sie der Wirt. „Woaßt, mit dö Narreten is nit zu spaſſen!“ ...

*) verrückt ist. **) herauf. ***) Kerl.

Tirol, in Innsbruck, dann namentlich in Südtirol, Bozen, Klausen, ganz abgesehen von dem Weltkurort Meran, wogte bereits der Fremdenstrom.

Das konnte der Oberlehrer aber alles nicht brauchen. Da war für ihn keine Urwüchsigkeit mehr zu finden. Da war die Volksseele entweder schon längst gestorben oder schlief sogar zur Osterzeit, wo sonst alles auferstand, einen tiefen Dornröschenschlaf

Endlich landete Dr. Bünting in einem kleinen weltfernen Dörfl im Vintschgau droben, das auch während der sommerlichen Hochsaison völlig abseits vom Fremdenverkehr lag.

Die Wirtsleute des einzigen Gasthauses, das überhaupt im Orte war, machten große Augen, als sich der Herr Oberlehrer nach einem Fremdenzimmer erkundigte

„Wir sein nit eingrichtet auf Fremde!“ meinte die Wirtin, ein älteres, schüchternes Weibele, verlegen „Da müaßts schon auf Naturns oder Staben abigiahn!“

„Das will ich aber nicht!“ sagte der Oberlehrer und schaute sich hochbefriedigt in der kleinen, niedern Wirtsstube um „Irgendein Zimmer werden Sie mir schon zurecht machen. Eine Kammer tut's auch “

Droben im ersten Stocke, gerade über der Wirtsstube, war ein Zimmer, das man für etwaige Verwandte oder Bekannte als Gastzimmer bereit hielt Das bekam der Fremde.

Abends beim Essen war der Herr Oberlehrer der einzige Gast in der Wirtsstube Der Wirt und die Wirtin setzten sich abwechselnd zu ihm, um ihm Gesellschaft zu leisten Eigentlich bedeutete der Fremde eine Störung für die einfachen Wirtsleute. Und gerade ausgerechnet heute am Karfreitag hatte er daherkommen müssen, wo es auf Ostern ohnedies noch so viel zu richten und zu putzen im Hause gab.

„Sagen Sie mal“, erkundigte sich der Oberlehrer einigermaßen erstaunt bei dem Wirt, „kommen denn hier abends keine Gäste zu Ihnen? Ich meine Bauern und Bauernburschen aus dem Dorf und von den Berghöhen?“

„Naa. An an Werktag nit. Dös is bei uns nit der Brauch. Lei*) an an Sonntag oder Feiertag. Sonst nit.“

„So?“ machte der Herr Oberlehrer nachdenklich Er war noch ein jüngerer Mann, groß und schlank und von sympathischem Äußern. Ein starker, blonder Vollbart gab seinem Gesicht etwas Würdevolles. Der Wirt dagegen war schon ein älteres Manndl, sehr ergraut, mit glatt rasiertem Gesicht und von derb gedrungener Figur. Eine trübe Öllampe, die über dem runden Tische im Herrgottswinkel hing, beleuchtete nur spärlich die kleine, getäfelte Wirtsstube.

---

*) nur.

„Joa!“ sagte der Jos trocken.

Jetzt kamen auch die andern in die Stube. Ein jüngerer Bursch und zwei ältere Weiber. Neugierig und scheu schauten sie auf den Fremden hinüber. Nur der Bursch grüßte.

Ohne ein Wort zu sagen, erhob sich der Zapfen Jos, klopfte sein Pfeifl aus und ging gemächlich zu den andern, die um den Tisch standen. Der Alte sprach laut das Tischgebet. Dann aßen die vier und unterhielten sich untereinander in kurzen Sätzen, von denen der Herr Oberlehrer kein Wort verstand. Es klang ihm wie eine fremde Sprache.

Dr. Max Bünting saß allein und unbeachtet auf der Ofenbank. Als das einfache Mahl zu Ende war, näherte er sich dem Herrgottswinkel und eröffnete aufs neue die Unterhaltung mit dem Zapfen Jos.

„Das ist wohl Ihr Vaterhaus, wie?“ fragte er den Alten.

„Joa.“

„Und der junge Mann Ihr Sohn, nicht wahr?“ deutete er auf den stattlichen Burschen, der nun nach vollendeter Mahlzeit den Blechlöffel an dem groben, hausgewirkten Tischtuch abwischte und ihn in einen Holzrahmen steckte, der an der braungetäfelten Wand angebracht war.

„Joa!“ machte der Jos und wischte ebenfalls seinen Löffel am Tischtuch ab.

„Haben Sie beim Militär gedient?“ erkundigte sich nun der Oberlehrer bei dem jungen Burschen.

„Naa. I bin frei kommen, weil s mi dahoam braucht haben!“ sagte dieser entschieden freundlicher als sein Vater. Der Zapfen Jos sah den Fremden mißtrauisch an. Der Bauer ist immer mißtrauisch, wenn sich ein Fremder um seine Familienverhältnisse erkundigt.

„Wo kommt's denn ös*) her?“ fragte der Jos nun ganz unvermittelt den Professor.

„Aus Hamburg.“

„Is dös weit?“

„Ja, sehr weit. Eine große, große Stadt.“

Der Jos und der Oberlehrer waren nun wieder ganz allein in der Stube. Der Alte setzte sich auf seinen Lieblingsplatz, die Ofenbank, und zündete sich etwas umständlich sein Pfeifl an.

„Ich bin Professor!“ erzählte nun Bünting.

„A Gstudierter!“ machte der Alte geringschätzig.

Der Oberlehrer tat, als bemerke er es nicht.

„Ja!“ bestätigte er. „Und ich interessiere mich für die Bauern. Namentlich für solche Bauern, die wenig in der Welt herumgekommen sind. Man erzählte mir, Sie seien noch nie in einer Stadt gewesen? Ist das so?“

---

*) Ihr.

Es war ein herrlicher Ostersamstag, als sich der Oberlehrer auf den Weg zum Zapfen Jos machte. Die Sonne funkelte über dem Tal und warf ihre breiten Lichtbalken über die Höhen.

Den Zapfenhof, zu dem es gut zwei Stunden Weges war, konnte man vom Garten des Wirtshauses ganz prächtig sehen. Hoch droben auf dem Berg lag er. Drei Höfe waren da nebeneinander. Jeder ungefähr zehn Minuten von dem andern entfernt. Der höchstgelegene von den dreien gehörte dem Zapfen Jos.

Auf den steilen Bergsteigen machte es Dr. Bünting schon ganz gehörig schwitzen. Trotzdem befand er sich in einer feierlichen Stimmung. In dieser herrlichen Natur mußte ja die Volksseele zu ungeahntem Keimen und Blühen erwachen. Nur von ihrer rauhen Schale mußte man sie befreien, um dann gleich darunter leuchtendes Gold zu finden.

Der Zapfen Jos machte große Augen, als er den Oberlehrer knapp vor Mittagszeit in seine Stube treten sah. Es kam fast nie vor, daß sich auf diesen Berg herauf ein Fremder verirrte. Der Zapfen Jos, ein starker Mann, war schon ein guter Siebziger. Man sah ihm aber sein Alter gar nicht an und hielt ihn höchstens für anfangs Sechzig. Sein Haar war allerdings schneeweiß. Ebenso die Bartstoppeln in dem dicken, kräftig gefärbten Gesicht.

Der Jos saß gerade auf der Ofenbank, den abgetragenen spitzen Hut, der mehr grün als schwarz war, auf dem Kopf und rauchte aus einer kurzen Stummelpfeife.

Es war ein fürchterlich übelriechendes Kraut. Der Oberlehrer, der Nichtraucher war und den Tabaksgeruch ohnedies nicht leiden konnte, bekam gleich beim Eintritt in die Stube einen Hustenanfall.

„Grüß Gott, Vater!“ begrüßte der Fremde den alten Bauer. „Sind Sie der Zapfen Jos?“

„Joa!“ sagte der Jos breit und qualmte ruhig aus seiner Pfeife weiter. Wie eine Statue saß er da, ruhig und gleichgültig, als wäre die Anwesenheit des Oberlehrers hier droben etwas ganz Selbstverständliches.

„Darf ich ein wenig Platz nehmen bei Ihnen?“ frug Dr. Bünting höflich. Er bemühte sich, recht deutlich und klar zu sprechen, damit der Alte ihn auch gut verstehen könnte.

„Joa!“ sagte der Jos und rauchte ruhig weiter.

Der Oberlehrer sah sich ein wenig in der geräumigen Stube um. Ganz düster und niedrig war sie. Ein größerer Mann konnte kaum aufrecht stehen drin. Die Fenster waren winzig klein und hermetisch verschlossen. Im Herrgottswinkel in der Ecke war der runde Tisch gedeckt. Eine große, rußige Muspfanne stand in der Mitte des Tisches.

„Sie halten wohl gerade Ihr Mittagsmahl?“ fragte der Oberlehrer.

„I?“ sagte der Jos verwundert und hielt einen Augenblick mit dem Rauchen inne. „Koane!“ erklärte er bestimmt.

„Keine?“ Der Oberlehrer glaubte, daß der Alte ihn mißverstanden habe. „Ja. Hm. Sehen Sie. Ich meine, wenn Sie nun so bei der Arbeit sind und sagen wir zum Beispiel die Saat ausstreuen, haben Sie da nicht ein eigenes Glücksgefühl, daß ein jedes dieser Körner, das Sie dem Erdboden anvertrauen, gedeiht und Früchte trägt? Erfüllt Sie das nicht mit einem Gefühl des Stolzes, der Dankbarkeit, des . . .“

„Naa!“ erklärte der Zapfen Jos energisch und sah den Fremden halb belustigt, halb mitleidig an. „Naa! Fluachen tua i, daß es grad so hildert*), über dö Hennen, dö malefizischen, und dö Mäus und dö Vögel, dö mir s ganze Getroad stehlen, dö Sakra, dö verdammten!“

Der Oberlehrer hatte sich jetzt in sein Lieblingsthema hineingeredet und war völlig bei der Sache. „So. Hm!“ machte er nachdenklich. „Ja. Und Ihre Seele, empfindet die gar nichts dabei?“

„Mei Seel?“ Der Jos brach in ein dröhnendes Gelächter aus, daß die kleinen Fensterscheiben der Stube klirrten. „I hab koa Seel!“

Nun wurde der Oberlehrer doch ein wenig aus seiner Fassung gebracht. „Wie? Sie haben keine Seele? Sie sind doch ein rechtgläubiger Katholik und glauben doch an die Unsterblichkeit Ihrer Seele?“

„Joa!“ gab der Jos zu. „In der Kirchn schon. Aber im Stall und auf m Feld, da hab i koa Zeit dazua!“

Dr. Bünting überlegte eine Weile. Der Zapfen Jos, der seinen Gast für unbedingt geistesgestört hielt, machte jetzt ein ganz heiteres Gesicht und schien sich vorzüglich zu unterhalten.

„Und angesichts der Natur, der Berge, was haben Sie da für ein Gefühl?“ forschte der Oberlehrer weiter.

„I? Koans!“

„So. Hm. Aber zum Beispiel, wenn Sie in den Stall gehen und Ihren Tieren Futter geben, was für Gedanken haben Sie dabei?“

„I? Koane. Fluachen tua i und einihauen tua i auf dö Sakra, wenn s mi derzürnen!“

„Hm.“ Der Oberlehrer schüttelte mißbilligend sein Denkerhaupt. „Ja. Und wenn so ein Tierchen auf die Welt kommt. Sagen wir ein junges Huhn —“

„Um die Hennen bekümmer i mi überhaupt nit. Das is den Weiberleuten ihr Sach!“ erklärte der Zapfen Jos mit Würde.

„Also sagen wir ein Kalb oder ein Schweinchen?“

„Joa. Bei die Kälber und bei die Facken bin i alleweil dabei. Dös is eppas**) anders!“ gab der Jos zu.

---

*) widerhallt. **) etwas.

„Tuifl no amal eini!“ sagte der Alte verächtlich. „I möcht wissen, was i bei dö hearrischen Zöch*) z tuan hätt!“

Der Oberlehrer war innerlich entzückt über die Urwüchsigkeit des Alten. Das schien nun wirklich ein geeignetes Studienobjekt für ihn zu sein. Nun taute der Alte doch etwas auf.

„Ja, Sie haben es allerdings viel schöner hier oben auf den Bergen als wir armen Leute in den Städten!“ sagte der Oberlehrer diplomatisch.

„Arm! Möcht wissen, wo dö arm sein, dö Tuifl, dö faulen!“ fuhr nun der Zapfen Jos ganz springgiftig in die Höhe. „Saufen tuan s und fressen und Geld haben s gnua und arbeiten tuan s nix!“ ereiferte er sich. „I mag gar nimmer in die Predigt giahn, weil i mi z viel gift!“

„Ach so. Der Herr Pfarrer erzählt Ihnen wohl all das schlechte Zeug von den Städtern.“

„Joa. Und sehen tua i mir aa grad gnua. Wenn unsere Burschen vom Militär kommen. Die reinsten Haderlumpen sein s.“

„Sie sind ein richtiger Bergpolitiker!“ sagte der Oberlehrer lächelnd.

„Was bin i?“ frug der Zapfen Jos empört. Er verstand das Wort offenbar nicht.

„Ich meinte, ein Mann mit gesunden Ansichten!“ verbesserte sich Dr. Bünting schnell.

„Ah so. Joa, sell**) wohl!“ nickte der Zapfen Jos befriedigt. Dann starrte er eine Weile nachdenklich vor sich hin. Auch der Fremde redete kein Wort.

„Ös verstehts wohl nit viel von der Bauerschaft?“ fragte der Jos nach einer Weile mitleidig.

„Nein. Aber ich interessiere mich sehr dafür. Und besonders für die Bauern.“

„Jatz wohl!“ sagte der Jos geschmeichelt.

„Ich wollte mal ein bißchen hören, was Sie über die Welt denken!“ steuerte der Oberlehrer nun direkt auf sein Ziel los.

„I? Nit viel!“ sagte der Jos. „Es ist nit soviel was Rares. Schinden und rackern muaß man si und Steuren zahlen, damit dö hearrischen Tuifl s feinste Leben haben!“

Der Oberlehrer sah ein, daß er sich auf diese Weise wohl schwerlich mit dem Alten verständigen würde. Er wollte ja doch eigentlich ergründen, wie es mit dem Seelenleben eines echten Naturmenschen bestellt sei. „Sagen Sie mal, was haben Sie da eigentlich für Gefühle bei Ihrer Arbeit?“ fragte er.

---

*) Kerle. **) das.

„So. Hm. Ja. Wenn nun aber Ihr Sohn heiratet, das wünschen Sie wohl sehnlichst?"

„Was?" Der Zapfen Jos war in die Höhe gesprungen vor lauter Zorn. „Untersttiahn soll er si, der Zoch, der verdammte!" schrie er empört. „Bauer bin i da! Verstanden! Und übergeben wird nit! Könnt mir einfallen! Wir haben Schulden gnua auf m Hof und fretten uns kaum durch! No a Kutt*) Fratzen erhalten und si no mehr schinden und plagen! Dös gibts nit! Dös erlaub i nit, so lang i leb! Verstanden?"

„So beruhigen Sie sich doch nur!" bat ihn der Oberlehrer ganz ängstlich. Der Jos erholte sich nach und nach von seinem Zorn und setzte sich wieder auf die Ofenbank.

„Sagen Sie mal" — fing Dr. Bünting aufs neue an — „wenn nun ein guter Freund oder Anverwandter stirbt, was machen Sie da?"

„I? I geh abi auf Tschars zum Begräbnis und nachher zum Unterwirt zur Zehrung**)!"

„Ja — und Ihre Seele? Haben Sie denn keinen Seelenschmerz?" fragte der Oberlehrer, innerlich empört. „Empfinden Sie denn gar nichts?"

„Naa!" sagte der Zapfen Jos grob.

„Aber heute zum Beispiel muß Ihnen doch anders zumute sein wie an einem gewöhnlichen Tag. So gewissermaßen feierlich."

„Naa!" erklärte der Jos.

„Wir haben doch morgen Ostersonntag. Das Fest der Auferstehung in unserem Glauben und in der Natur. Da müssen Sie doch wenigstens ein erhebendes Gefühl haben!"

„Naa!" erwiderte der Jos.

„Aber Sie müssen doch noch irgendeinen Sinn für die Feiertage des Jahres haben, die Sie über den Alltag emporheben!"

„Dö verflixten Feiertag kann i überhaupt nit leiden und Ostern schon gar nit. Weil koa Arbeit gschieht im Haus. Jatz hat man grad aufm Feld z tuan. Und da kommen oan dö damischen Feiertag alleweil dazwischen!"

„Sie sind aber wirklich ein roher Mensch!" entfuhr es jetzt dem Oberlehrer in ehrlicher Empörung.

„Was bin i?" fragte der Jos mit einem gewissen unheimlich bissigen Ausdruck im Ton.

„Ein roher Mensch! Kein Gefühl, kein Herz, keine Seele!" rief der Oberlehrer.

„Dös werd i dir grad auf die Nasen aufibinden, was i mir denk! Du Tolm***), du narreter!" schrie der Jos nun seinerseits erbost. „Zu was fratschelst mi denn aus? Bist verruckt oder bsoffen?"

---

*) Schar. **) Leichenschmaus. ***) Dummer Kerl.

„Nicht wahr?" sagte der Oberlehrer erfreut darüber, daß er nun endlich einen Weg gefunden hatte, auf dem er nähern Einblick in das Seelenleben des Zapfen Jos gewinnen konnte. „Da haben Sie doch Ihre Vorstellungen dabei. Gedanken über —"

„Freilich!" bestätigte der Jos und zog wie eine Dampfmaschine aus seiner Pfeife. Dem Oberlehrer wurde es schon beinahe übel von dem vielen Rauch. „Mit dö Kälber und Facken hab i a Freud. Da kopf*) i mir aus, wie viel so a Stuck wert sein kunnt und ob die Preis bis auf n nächsten Viechmarkt in die Höh giahn."

„Was?" rief nun der Oberlehrer ehrlich empört. „Während das arme Muttertier Qualen und Schmerzen aussteht, rechnen Sie? Ja, haben Sie denn gar kein Herz, kein Mitgefühl für das Tier?"

„Naa!" sagte der Jos ganz ruhig. „Zu was denn? Die Viecher sein ja zu dem da!"

Der Oberlehrer sah ein, daß er und der Zapfen Jos sich auch in diesem Punkte niemals würden verständigen können. Eine Weile saßen die beiden stumm nebeneinander auf der Ofenbank. Der Jos qualmte in aller Seelenruhe und Behaglichkeit aus seiner Pfeife. Und der Oberlehrer dachte darüber nach, wie er dem Seelenleben des alten Bauern doch noch auf den Grund kommen könne.

Ein Seelenleben mußte doch jeder Mensch haben. Und erst gar ein Mensch, der noch von keiner Kultur verdorben war. Bei einem solchen mußte die Seele ja viel reiner und klarer hervortreten, das Gefühl, wo es vorhanden war, tiefer und inniger sein wie beim Kulturmenschen.

„Sie haben einen Sohn? Ist das Ihr einziges Kind?" brach der Oberlehrer das längere Stillschweigen.

„Naa. Viere hab i ghabt. Sein alle gstorben bis auf n Lenz. Und s Weib is aa schon gstorben!" berichtete der Jos.

„Armer Mann! Da haben Sie wohl Ihren Teil mitgemacht!"

„Joa!" meinte der Jos. „Es is viel zsammkommen in demselbigen Langes**) vor zwanzig Jahr. s Weib krank und gstorben. Die Lahn***) is abergangen und hat mir a Stuck Feld vertragen. Zwoa Kälber sein mir krepiert. Es hätt nit viel gfehlt, wär die Stolza, die beste Kuah im Stall, aa no hin worden."

„Und zum zweitenmal haben Sie nicht mehr geheiratet?" erkundigte sich der Oberlehrer teilnahmsvoll.

„Naa. I hab in oanmal gnuag ghabt. Es is soviel a zwiders Raffelscheit†) gwesen. Jatz führt mir die Schwester die Wiartschaft schon viele Jahr."

---

*) denke. **) Frühjahr. ***) Muhr. †) altes, zänkisches Weib.

Er kam in keineswegs rosiger Stimmung bei seinen Wirtsleuten drunten an. Die Lust zu weiteren Studien über das Seelenleben der Tiroler Bauern war ihm vorläufig vergangen.

Noch am selben Tage verließ er zur großen Erleichterung seiner Wirtsleute das kleine Dörfchen und beschloß, für heuer seine Osterreise auf kultivierte Gegenden zu beschränken.

Vielleicht kommt er nächstes Jahr wieder und versucht sein Glück in einer andern Gegend. Es sind ja nicht alle Bauern so grobe Klacheln wie der Zapfen Jos.

In den Verdacht, daß er mit Steueramt oder Finanz in irgendwelchen Beziehungen stehe, darf aber der Herr Oberlehrer nirgends kommen. Denn in diesem Punkte versteht das Seelenleben der Bauern keinen Spaß. Da fängt die Volksseele gleich zu kochen an.

Das Joanneum und die Stadt Graz.

Von Bürgermeister **Dr. Franz Graf.**

Es war im Jahre 1811. Ferne im Osten Europas ballten sich schwere Wolken eines neuen Kriegsungewitters zusammen, das der korsische Eroberer über Rußland erregte, aus dem aber bald der erste Blitzstrahl in das allzu stolze Gebäude seines erträumten Weltreiches fallen sollte.

Über Deutschland und Österreich lag tiefe Ruhe, aber nicht die einer schönen gesegneten Friedenszeit voll wirtschaftlichen und geistigen Aufschwunges, sondern die tiefster Erschöpfung und Erniedrigung. Die Schlacht von Jena und Auerstädt hatte Preußen zerschmettert und die Niederlage Österreichs bei Wagram trotz des vorhergehenden glänzenden Sieges der österreichischen Waffen bei Aspern den unseligen Wiener Frieden zur Folge gehabt, der unserem Reiche eine große Zahl blühender, schöner Provinzen entriß. Teils durch Zwang, teils durch aufgedrungene Bündnisse waren die Herrscher der mitteleuropäischen Staaten zu Vasallen des Korsen herabgesunken. Der äußeren Erniedrigung entsprach die innere Verarmung des Reiches. Der Staatsbankerott lastete fast vernichtend auf dem wirtschaftlichen Leben Österreichs. Aber in den Herzen der niedergeworfenen Völker hatte sich gleich glühenden Kohlen unter der Asche die ganze Glut des Freiheitsdranges und der nationalen Begeisterung angesammelt, die die Hoffnung auf einen Umschwung der Dinge nie ersterben ließ und die bald zu jenen Flammen auflodern sollte, in denen Napoleons Glück in Rauch zerging.

Auch unsere Stadt hatte schwer unter den Kriegsläuften zu leiden gehabt. Trotz der heldenmütigen Verteidigung des Grazer Schloßberges

„Na, erlauben Sie!“ stellte sich der Oberlehrer in Positur.

„Meinst, i rauf mit dir? Du bist mir viel z lötz*), du Loderle!“ meinte der Zapfen Jos verächtlich. „Sonst hätt i di längst schon beim Kragen gnommen und bei der Stubn außigfeuert!“

„Ja, was für einen Ton erlauben Sie sich denn?“

„Du kommst mir völlig vor wie a Spion vom Steuramt, weil d gar alles wissen hast wollen!“ sagte der Zapfen Jos mißtrauisch.

„Ich wollte, ich wäre vom Steueramt!“ erklärte der Oberlehrer empört. „Ich würde Sie noch ganz gehörig besteuern!“

„Was tatest?“ Der Zapfen Jos näherte sich schier unheimlich dem Fremden.

„Steuer müßten Sie zahlen für Ihre seelische Roheit! Ein eigene neue Roheitssteuer würde ich einführen!“

„Neue Steuern tatest einführen, weil wir no z wenig haben! O du Hearrntuifl, du höllischer, du verfluachter! Hab i mir do glei denkt, daß hinter der Ausfratschlerei was dahinter steckt!“ Den Jos packte schon wieder sein Zorn. Wenn er vom Steueramt was hörte, da war er überhaupt nie gut zu sprechen. „Jatz schaust aber glei, daß d außikimmst oder i schmeiß di außi, daß du di den ganzen Berg abi überkugelst! I will dir schon die neuen Steuern geben, dir! Fragt der oan ums Seelenheil aus wia a Pfarrer und nachher tät si s lei um a neue Steur handeln!“

„Sie verstehen mich nicht!“ wollte der Oberlehrer einlenken.

„O, i versteah di guat, du linker Schächer du!“ schrie der Zapfen Jos wütend. „Was sie ums Steuramt handelt, dös versteah i alles! Außi, sag i, beim Loch, du Finanzerspitzel! Ha, drum bist grad zu die Osterfeiertag auferkommen, weil d woaßt, daß wir um dö Zeit an neuen Schnaps brennen! Und da möchtest mi gern anzeigen, wenn i epper nit a jeds Lackele richtig versteur! I kenn mi schon aus mit dir! Du wärst a bsonders feiner mit deiner Seel!“

Der Oberlehrer mochte es nun endlich einsehen, daß es keine weiteren geistigen und seelischen Berührungspunkte zwischen ihm und dem Zapfen Jos gab. Und zu körperlichen Berührungen wollte er es doch nicht kommen lassen. Da hätte er dem Zapfen Jos gegenüber sehr wahrscheinlich den kürzeren gezogen.

Er hatte auch gerade den richtigen Moment gewählt, die Stube zu verlassen. Denn hätte er noch länger gezögert, dann würde ihn der Jos sicher hinausgeworfen haben.

Noch geraume Zeit, als Dr. Bünting den steilen Berg wieder hinunterstieg, hörte er den Jos hinter sich drein schimpfen.

---

*) schwach, minderwertig.

Es kann nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, die Entwicklung dieser Anstalten, denen sich später durch das nie schwindende Verständnis unserer Landesverwaltung noch das Landesarchiv und die Errichtung einer Realschule als Vorbereitungsanstalt für die schon bestehende Technik anschlossen, durch das letzte Jahrhundert zu verfolgen. Ich will nur in flüchtigen Umrissen zeigen, in welch tiefer Dankesschuld die Stadt Graz gegenüber dem fürstlichen Gründer des Joanneums steht.

Graz hatte aufgehört, eine Festung zu sein, aber beengend und eine gedeihliche Entwicklung hemmend, umspannten noch die alten Wälle und Gräben die innere Stadt. Die vom Erzherzog im Anschlusse an das Joanneum gewünschte Anlage eines botanischen Gartens sollte diese beengende Fessel sprengen. Dem Einflusse des Prinzen gelang es, beim Kaiser die Erlaubnis zu erlangen, daß die hinter dem Joanneumgebäude nach Süden und Westen gelegenen Wälle abgetragen, Teile des Stadtgrabens ausgefüllt und so ein weiter Raum geschaffen wurde, durch den Licht und Luft in vollen Maßen in die engen düsteren Straßen unserer inneren Stadt hineinflutete und auf dem der herrliche botanische Garten entstand, der leider in späterer Zeit wieder verschwinden mußte. Der Anfang zu der Stadterweiterung, zu der Schaffung eines harmonischen Überganges von der alten Stadt zu den sich rasch und mächtig entwickelnden Vorstädten war gemacht, eine Tat, die in baulicher und gesundheitlicher Hinsicht für Graz von größter Bedeutung geworden ist.

Wo soll ich beginnen, wo enden, wenn ich auf die unermeßlichen Vorteile zu sprechen komme, welche das Joanneum in seiner dreifachen Bedeutung als Museum, Bibliothek und technische Lehranstalt unserer Stadt geschaffen hat! Reiche naturwissenschaftliche Sammlungen gaben Tausenden Belehrung und Anregung zur Selbstbeobachtung, die archäologischen Schätze, darunter solche vom seltensten Werte, eröffneten Blicke in die Lebensformen der einstigen Bevölkerung unseres Landes bis zurück in jene fernen Zeiten, wo sich alles geschichtliche Wissen in tiefes Dunkel verliert, und die allerdings erst später vollkommen ausgebaute kunstgewerbliche Sammlung zeigte durch ihre schönen Vorbilder und reichen Formenschätze aus früheren Epochen nicht nur, von welcher Bedeutung die Kunst im Handwerke in verflossenen Zeiten war, sondern gab auch dem heimischen Gewerbe hundertfältige Anregung zu wahrhaft ästhetischer Ausgestaltung aller Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens.

Wie viele Tausende von Grazern mögen im Laufe des verflossenen Jahrhunderts aus den Bücherschätzen der Bibliothek Belehrung, geistige Anregung, edle Unterhaltung und wertvolles Material für geistige Arbeiten geschöpft haben!

Und brauche ich nur ein Wort zu verlieren, was die Grazer technische Hochschule für das geistige Leben unserer Stadt bedeutet? Eine

durch Hackher und seine Getreuen im Jahre 1809 hatte der erwähnte Wiener Friede den Franzosen die Tore unserer Burg geöffnet und ihnen die Festungswerke zum Schleifen preisgegeben, eine schwere Kriegsentschädigung und hohe Steuern hatten die Geldmittel der Bevölkerung unserer Stadt erschöpft und schwer lastete die Finanznot des Staates auf den Vermögensverhältnissen der einzelnen Familien und auf Handel und Gewerbe. Das drückende Gefühl äußeren und inneren Niederganges lag auch beklemmend auf den Gemütern der Bewohner unserer Stadt.

Da geschah eine Tat, deren ganze Bedeutung in dieser Zeit selbst vielleicht noch nicht ganz erfaßt wurde, die aber von den fruchtbringendsten Folgen für Graz begleitet sein sollte. Erzherzog Johann, der sich gleich seinem Bruder Karl, dem Sieger von Aspern, tief verstimmt durch die politischen Verhältnisse, ins Privatleben zurückgezogen hatte, schuf das Joanneum. Dieser Mann, der mit dem Volke gelebt, es verstehen und lieben gelernt hatte wie nicht bald ein anderes Mitglied dieses Herrscherhauses, sehnte sich darnach, in dieser trüben Zeit etwas zu leisten, das dem Volke zur Förderung, zur Aufrichtung und Belebung seines Daseins dienen könnte. Da er außerstande war, politisch und materiell helfend einzugreifen, blieb ihm nur das geistige Gebiet, dieses ideale Reich, in das sich in Zeiten der Bedrängnis alle edlen Geister flüchten. Die reichen Sammlungen, die der für Wissenschaft und Kunst begeisterte Prinz im Laufe der Friedensjahre 1801 bis 1805 teils selbst gesammelt, teils von sachverständigen Männern hatte zusammentragen lassen, sollten in einem Museum vereinigt werden. Bildung sollte nach den edlen Absichten des Erzherzogs in das Volk getragen werden, nicht nur durch Betrachtung der reichen naturwissenschaftlichen, geschichtlichen und technischen Sammlungen, sondern durch das Lesen wissenschaftlicher Werke und durch öffentlichen Unterricht.

Dadurch war das Programm für die Schöpfung des Erzherzogs im weitesten Sinne gegeben. Dank dem tiefen Verständnisse, das die Landstände Steiermarks den großgedachten Absichten des Prinzen Johann entgegenbrachten, indem sie für die Schaffung des Joanneums den weiten und geräumigen Lesliehof in der Raubergasse erwarben, konnte auf diesen vom Erzherzog gegebenen Richtungslinien weiter gearbeitet werden. Neben dem Museum entstand die mit erlesenen Bücherschätzen ausgestattete allgemein zugängliche Bibliothek, und hervorragende Männer der Wissenschaft wurden berufen, um anschließend an die Sammlungen Vorlesungen über naturwissenschaftliche und mathematische Fächer zu halten, an die sich später auch solche auf dem Gebiete der technischen Wissenschaften anschlossen. Damit war die Grundlage zu der rasch und mächtig emporblühenden technischen Hochschule gegeben.

der Kanonen Blitz und Donner hatte die schwere Luft gereinigt und die Geister erweckt zu einem neuen Tag der Taten.

Um jene Zeit erschien ein bescheidenes Bändchen ‚Gedichte' von Wilhelmine Almasy, anfangs als Manuskript gedruckt, bald aber für die Öffentlichkeit förmlich herausverlangt. Die Gedichte machten Aufsehen und um so mehr, da es bekannt wurde, Wilhelmine die Dichterin, sei eine schöne 22jährige Jungfrau, gehöre dem Adel an und sei niemand anderer als die junge, kunstliebende und hochgebildete Tochter des Grafen Moritz Almasy.

Ein freundliches Geschick — wie es selten genug im Leben der Menschen spielt — führte diese Gedichte in die Hände des Grafen Albrecht Wickenburg. Der junge Mann, ein Sohn des verdienstvollen vormaligen Gouverneurs von Steiermark und Handelsministers Konstantin Grafen v. Wickenburg, hat, ohne die Dichterin noch persönlich zu kennen, in den Poesien den ihm verwandten Geist gefühlt. Wie es weiter wurde, erzählt er selbst in einem seiner anmutigsten Gedichte: ‚Am Jahrestage der Verlobung': ‚. . . Und tiefer blicken wollte ich in die Seele dein, ein Buch der Bücher sollte dein schönes Herz mir sein. So kam ich, dich zu küren, gezogen dann von fern und ließ getrost mich führen, von meinem guten Stern. Dort unten, wo im Tale die Mühlenräder geh'n, durft' ich zum erstenmale dir gegenübersteh'n . . . Und wie die Stunden schwanden, wir wurden's kaum gewahr, nur daß wir uns verstanden, das war uns offenbar.'

Im November 1868 wurde Graf Albrecht Wickenburg mit der Gräfin Wilhelmine Almasy getraut. Mich gelüstet es völlig, der glückarmen Welt ein Weniges von dem Familienleben dieses mit so seltenen Gaben des Herzens und des Geistes ausgezeichneten Paares zu enthüllen. Es darf nimmer sein und wir müssen uns begnügen mit dem, was es uns selbst gereicht hat an seinen Dichtungen. Wir mögen wohl damit zufrieden sein, es sind gute Gaben. Sie künden reinstes Glück der Liebe, einen klaren Weltblick und ein großes Herz für alles Erhabene und Schöne.

Da habe ich fürs erste zwei Bücher vor mir; das eine: ‚Erlebtes und Erdachtes', Gedichte von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almasy (Heidelberg, Verlag von Georg Weiß) und ‚Eigenes und Fremdes', Gedichte von Alfred Grafen Wickenburg. (Wien, Verlag von L. Rosner.) ‚Dein ist dies Buch', heißt es in der Widmung des ersteren an den Gatten, ‚dein sind meine Lieder, sowie das Herz, dem sie entquollen, dein. Nimm! Du erkennst in jedem Tone wieder einen Teil von meinem, nein, von unserem Sein . . . Da klingt es dir nun wieder in Gesängen, dies Doppelleben, das nur eines mehr . . . Und — lang, eh' sie zum Liede sich gestaltet, als dunklen Herzschlag hast du sie gekannt . . .'

der glänzendsten technischen Lehranstalten Österreichs ist aus der bescheidenen Schöpfung des Prinzen hervorgegangen, hervorragende Männer haben an ihr gelehrt und ihren Ruf weit über die Grenzen unseres Heimatlandes verbreitet, zahllose Techniker, tüchtig in ihrem schönen und für das heutige Leben der Menschheit bedeutungsvollen Berufe, sind aus ihr hervorgegangen und Jahr für Jahr strömen aus allen Teilen unseres Staates, ja selbst aus dem Auslande, Scharen von jungen Männern herbei, um bei den ausgezeichneten Lehrern, die an unserer Hochschule walten, die wissenschaftlichen und praktischen Grundlagen für ihren schönen Lebensberuf zu legen.

Auch die materiellen und wirtschaftlichen Vorteile, die die Schöpfung des Erzherzogs Johann unserer Stadt brachte, können hier nur angedeutet, nicht ausgeführt werden. Das Grazer Kunsthandwerk fand, wie schon erwähnt, durch die Vorbilder des kunstgewerblichen Museums die reichsten Befruchtungen, die Sammlungen des Joanneums bilden eine Unterstützung zur Hebung und Entwicklung des Fremdenverkehrs in unserer Stadt und das mächtig pulsierende Leben, das auf unserer Technik herrscht, schafft unserer Bevölkerung Einnahmsquellen, die sonst nie erschlossen worden wären, und Verdienst für Gewerbe und Handel.

War Erzherzog Johann der Vater dieser segensreichen Schöpfung, so war die Stadt Graz ihre Mutter. Treu und sorgsam hat sie das Kind, das Prinz Johann ihr in die Arme legte, gehegt und gepflegt und mit Stolz und Freude wachsen gesehen. Und das Kind war dankbar und hat, zum Manne erstarkt, ihr die Mühewaltung durch reichen Segen wieder vergolten. In nie endender Dankbarkeit gedenkt aber die Stadt Graz ihres unvergeßlichen Wohltäters, des Erzherzogs Johann, dessen große Liebe zu der Bevölkerung unserer Stadt und der ganzen Steiermark nicht nur das Denkmal auf dem Hauptplatze, sondern noch inniger und bleibender das unvergängliche Angedenken preist, das in Worten und Liedern in dem Volke unseres Heimatlandes fortlebt.

„Unvergessen lebt im Volke, wer des Volkes nie vergaß.“

Albrecht Graf Wickenburg und seine Dichtergenossin.

Ein Gedenkblatt.

Als nach den drangvollen Stürmen des Jahres 1866 in unserem Vaterlande wieder die Friedensglocken klangen, auf den Schlachtfeldern hell die Saaten grünten und ein neuer fröhlicher Geistesfrühling erwachte, da wurde es auch im österreichischen Dichterwalde wieder lebendig. Blätter und Blüten, Sang und Klang allerwärts; man sah,

an Wien — ‚Und dreht der Spieß sich immer zu, so dreht sich auch die Spule', ist hier maßgebend; sondern vielmehr die herrlichen Gesänge der Gräfin Wickenburg: ‚Freiheit', ‚Frieden 1870', ‚Die Mission des Jahrhunderts' und ‚Kampf ums Dasein', in welchem die Sängerin triumphierend ruft: ‚Was das Jahrhundert errang, wird dem Jahrtausend zuteil! . . . Wachsend pflanzt der Gedanke sich fort von Geschlecht zu Geschlechtern . . . Denn mit liebender Sorgfalt bewahrt die errungenen Güter treu die Natur . . . Ewig lebt und gedeiht das Erhabene, das Gute, das Wahre, und was das Leben verdient, kennt nur den Kampf, nicht den Tod.'

Ein Ruf des Propheten in der Wüste.

Großen und formvollendet ausgedrückten Gedanken begegnen wir in den Gedichten der Gräfin Wickenburg-Almasy: ‚Sternennacht', ‚Der Himmel' und ausnahmslos in den Gaselen. In dem Gedichte ‚Der Himmel' frägt die Sängerin den wolkenlosen Himmel, ob dieser denn die Sehnsucht, die er jetzt in uns rege macht, dereinst wohl auch erfüllen werde und auf welche Weise, und sie sagt, wie sie sich ihren Himmel wünscht: ‚Wo nichts mehr sich dem kühnen Wunsch verweigert und alles — auch die Leidenschaft — sich steigert . . . Mögst du dich sonst wie immer auch gestalten, lass' mich auf ewig fest an allem halten, woran die Brust mit allen Fibern hing; lass' mich's nicht dort in kühler Ruh' belächeln, lass' mir ein Ziel, ein Sehnen und ein Streben . . .' Und gewaltig erfaßt uns in einer nächsten Ode der Dichterin bebender Ruf: ‚Dem geheimnisvollen Rauschen deiner Flügel lass' mich lauschen, Weltgeist, einen Augenblick!'

Besonders reich an bedeutenden Ideen erscheinen mir die Gaselen, wovon in der Sammlung ‚Eigenes und Fremdes' und ‚Erlebtes und Erdachtes' eine Anzahl enthalten ist. Und gerade diese Gedichte sind es, die uns einladen, das Talent der beiden Dichtergatten zu vergleichen, und zwar um so nachdrücklicher einladen, als wir in den Gaselen mehrmals einen und denselben Gegenstand von beiden Dichtern verschieden behandelt sehen. So in den Gaselen: ‚Das ist die Frage' und vom Zwiespalt. Graf Albrecht sagt in seinem ‚Das ist die Frage': ‚Wie klagend oft das Wort erklingt: Das ist die Frage! Doch, ob die Klarheit Glück bedingt? Das ist die Frage! Ob uns die Blume nicht am reizendsten erscheint, eh noch die Knospenhülle springt? Das ist die Frage! Ob jener Falter nicht im Dunkeln sich'rer flöge, der hier sich um die Lampe schwingt? Das ist die Frage! Ob wohl die Nachtigall im stillen Busch beneidet den Adler, der zur Sonne dringt? Das ist die Frage! Ob nicht der Wahrheit Licht dem grellen Blitze gleiche, der nur versengt, nicht Wärme bringt? Das ist die Frage! Zuweilen möcht' ich drum dem Wissensdurst gebieten, doch, ob's zu stillen ihm gelingt?

Albrecht widmet sein Buch der Gattin, dankend für seines Lebens frohe Schicksalswende, nun, da er sie und sich in ihr gefunden. Um so schöner, weil bescheiden, schließt er sein gemütsinniges Sonett: ‚Von meinem Danke sprechen diese Lettern, und mögen noch sobald die Motten nagen an meinem Büchlein, auf verstaubten Brettern, dir wird, ich weiß es, noch in späten Tagen ein warmes Herz aus längst vergilbten Blättern, von Lieb' und Dank erfüllt, entgegenschlagen!' Von gleicher Innigkeit der Liebe und des häuslichen Glückes zeugen seine Gedichte: ‚Baum und Rebe', ‚Meinem Kinde', ‚Am Weihnachtsabend', ‚Denkst du der schönen Stunde?' und das Gasel XII, in welchem er seinem Weibe gesteht: ‚Weil du mir alles bist, möcht' ich hienieden nicht und in der Ewigkeit nicht leben ohne dich.' Vor allem groß an Herzensadel und tief ergreifend durch seine schlichte Form und kindliche Reinheit ist sein Gedicht: ‚An meine Mutter'.

Und nicht minder seelenvoll sind ihre Lieder: ‚An der Wiege meines Kindes', ‚Wir sahen uns und liebten uns', ‚Erscheint dir's nicht gleich einem Traum?' und, An mein Kind'. — Wenn in diesem Gedichte, das in Sorgen über den Sprößling wachende Mutterherz sinnt: ‚So wie der Blütenkeim die volle Pflanze ganz unveränderlich in sich verschließt, so liegt dein künftig Selbst, das volle Ganze, schon jetzt in dir, wie's einst der Saat entsprießt', — so vermeinen wir zwar, einen jener Fatalisten zu hören, die als Naturforscher dort wieder aufzubauen beginnen, was sie mit den Lehren der Skeptiker und gewisser Dogmatiker niedergerissen haben. Wie wir jedoch zum Schlusse das Gebet fürs Kind vernehmen: ‚Gott lasse dich auf deinem Weg durchs Leben empfänglich für die Lust und für den Schmerz, doch mög' er keinen kalten Geist dir geben und für den Kummer kein zu weiches Herz!', so vernimmt man hier nicht allein die liebende, sondern auch die weise, vertrauende Mutter.

Das gründlichste Glück des einzelnen sowie die Wohlfahrt des Staates ruht bekanntlich in der Familie. Wir haben jedoch so wenig moderne Dichter, die das Familienleben feiern. Es wäre kein Stoff, meint der Kritiker, und selbst dem Maler wird gesagt, die ‚heilige Familie' zu malen, sei längst nicht mehr zeitgemäß und die Genrebilder hätten kaum den Anspruch auf ein Kunstwerk, wie etwa die Darstellung der Tat eines Kriegshelden oder die Ausführung eines naturalistischen Tierstückes. Das ist ein böses Zeichen der Zeit und darum müssen wir die wenigen Dichter des Familienglückes besonders hoch halten und darum habe ich an unserem Dichterpaare vor allem diese Seite hervorgehoben.

Und wahrlich, so schwungvoll und warm wie die Liebe zur Familie kommt auch die Vaterlandsliebe und die Liebe zur ganzen Menschheit zum Ausdrucke. Nicht so sehr das heimatsfreudige Gedicht des Grafen Albrecht

rastlos ficht der Zwiespalt. Im Ringen wird allein dein höchstes Selbst entfaltet und ewig bleibt der rauhe Weg zum Licht: der Zwiespalt.'

Und was nun mag das Los des Rezensenten sein, indem er scharf die zwei Gedichte wiegt? Der Zwiespalt. Das eine scheint uns jedoch, daß die Dichterin sich hier mit noch größerem Ernst in den Gegenstand vertiefte als der Dichter; und vielleicht bezeichnend ist, daß erstere des Zwiespalts Lösung in einem sehnsuchtsheißen Aufblick zum Ideale fand, während sie letzterer nur durch eine humoristische Wendung herbeizuführen vermochte.

Der Proben mögen genug sein. Von den Sonetten und Oden, von den Naturbildern und Naturbetrachtungen des Dichterpaares nicht zu sprechen, als daß dieselben an Gemütsadel, Gedankentiefe und Formschönheit sich den bisher berührten Dichtungen würdig anreihen.

Von der Gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almasy, die, nebenbei bemerkt, auch auf dem Gebiete der Tonkunst Anerkennenswertes leistet, sind ferner noch zwei größere erzählende Gedichte erschienen: ‚Der Graf von Remplin' (Wien, Rosners Verlag) und ‚Emanuel d'Astorga' (Heidelberg, bei Georg Weiß), welche durch ihre Farbenpracht und durch ihr dramatisch bewegtes Leben sich besonders auszeichnen.

Von den zahlreichen Übersetzungen der Gräfin Wickenburg-Almasy hebe ich vor allem heraus das schöne Gedicht von Alfred de Musset: ‚Hoffnung auf Gott', das ‚Freiheitslied' von Whittier, ‚Nachtbild aus London' von Buchanan und mehrere Gedichte von Longfellow.

Noch Bedeutenderes an Übersetzungen hat Graf Albrecht Wickenburg aufzuweisen. Vor allem das Gedicht ‚Dosabell' nach Michael Drayton, eine der reizendsten Schäferidyllen, die ich je gelesen habe. Ferner ‚Der Bau des Schiffes' von Longfellow, ‚Der Schnee' und manch anderes aus dem Englischen. (Diese Übersetzungen sind in den Sammlungen ‚Erlebtes und Erdachtes' und ‚Eigenes und Fremdes' mitenthalten.) Die „Nymphidia" des Michael Drayton hat das Dichterpaar gemeinsam übersetzt. — Und eben erst vor kurzem hat Graf Albrecht Wickenburg die Lesewelt mit einem ganz besonderen Geschenk überrascht. Schon vor längerer Zeit hat der Sprachforscher Herr J. J. v. Tschudi, zur Zeit Gesandter der schweizerischen Eidgenossenschaft in Wien, ein peruanisches Volksdrama aus der Inkazeit ins Deutsche übertragen, und zwar wörtlich, also bloß zu Nutz und Frommen seiner Fachgenossen. Dieses Drama, ‚Ollanta' geheißen, hat nun unser Dichter Graf Wickenburg metrisch bearbeitet und so einem größeren Publikum zugänglich gemacht. ‚Ollanta' hat nicht bloß für die Geschichte des Schrifttums, sondern auch für die des Dramas, vor allem aber für die Kulturgeschichte des Volkes, aus dem die Dichtung hervorgegangen, einen Wert. Dieses Drama mit der lebendigen Darstellung des Sonnenkultus, den

Das ist die Frage. Denn unablässig drängt's mich auf der Wahrheit Fährte. Was ist es, das dahin mich zwingt? Das ist die Frage!'

Diesem gegenüber legt Gräfin Wilhelmine in ihr Gasel folgende Gedanken: ‚Ob dein das Lied, das dir vom Munde klingt? Das ist die Frage! Woher der Hauch, der dir die Saiten schwingt? Das ist die Frage! Ob der Gedanke dir gehört, der dich mit neuem Leben bald dämmernd und bald sonnenhell durchdringt? Das ist die Frage! Ob die Empfindung, die dich faßt mit wunderbarem Beben, allein in deiner Seele nur entspringt . . .?'

Von einer ähnlichen Weltanschauung durchdrungen und doch gegeneinander durchaus verschieden im Gedankengange sind die Gaselen über den Zwiespalt. Graf Albrecht: ‚Wie zwischen Finsternis und Licht der Zwiespalt, so drängt sich zwischen Wunsch und Pflicht der Zwiespalt und wähnen wir die beiden zu versöhnen, aus unserm Tun und Lassen spricht der Zwiespalt. Wir heucheln festen Schritt, doch steht geschrieben in unserem bleichen Angesicht der Zwiespalt. Ja, regt sich nicht an unseres Daseins Schwelle, im Herzen schon des Kindes nicht der Zwiespalt? Den Jüngling aber, den begeisterungstrunkenen mit seinem Zweifelnetz umflicht der Zwiespalt? Tief in der Brust des kampfgestählten Mannes mit immer schärferer Waffe ficht der Zwiespalt. Und ehe die Frauenseele sich entfaltet, die zarte Knospe schon zersticht der Zwiespalt. Millionen jagen nach erträumten Zielen und unterwegs, wie viele bricht der Zwiespalt? So hängt dem Sterblichen sich an die Seele ein uralt ewig Bleigewicht, der Zwiespalt, und nur dem Dichter lähmt er nicht die Flügel, denn ihm wird selber zum Gedicht der Zwiespalt.' — Und Gräfin Wilhelmine: ‚O, stellte Pflicht nie, kämpfend, gegen Pflicht der Zwiespalt! Verhüllte nie der Wahrheit Angesicht der Zwiespalt! O, dürften dunklem Trieb wir folgen wie die Pflanze und hieße unser traurig Vorrecht nicht der Zwiespalt! Quält je den klaren Strom, der seinen Weg zum Meere durch sand'ge Flächen sich und Felsen bricht, der Zwiespalt? Beirrt das Schwalbenpaar, das jeden neuen Frühling die zarten Halme sich zum Neste flicht, der Zwiespalt? Sie alle wandeln fest auf nie verfehlten Bahnen. Und Stacheln gleich nur unser Herz durchsticht der Zwiespalt. Gab uns die Freude Flügel, schnell zur Erde ziehend belastet sie mit hemmendem Gewicht der Zwiespalt. Und grausam uns mißgönnend selbst des Schmerzes Wollust, setzt über unser Leid sich zu Gericht der Zwiespalt. Und doch, was deckt dir auf des Lebens Höhen und Tiefen, zeigt seine Fäden dir verschlungen dicht? Der Zwiespalt! Was wühlt die Seele auf wie wilde Meereswogen, daß sie von kaum geahnten Rätseln spricht? Der Zwiespalt. Dem Kampfe nur folgt Sieg, dem Zweifel die Erkenntnis und um die höchsten Ziele

Pathos des Barden, das einst, ach! den jungen deutschen Leser trunken machte . . . Wir Ältergewordenen wußten kaum mehr, daß er inmitten unseres Zeitgeschlechtes lebte Denn er war dort stehen geblieben, von wo wir seit Jahrzehnten fortschreitend uns entfernten. Aber jetzt vernehmen wir, daß er gestorben ist, und fühlen noch einmal unsere Jünglingszeit vergehen. Mit ihr und mit Felix Dahn schwindet das letzte Abendrot des „heroischen" Zeitalters der deutschen Literatur, die naive Freude an dem romantischen Nimbus großer Taten der Völkergeschichte. Wenn sie den Heldensänger der Germanen zur Grube senken, mögen trauernd die Worte Felix Dahns durch die Lüfte brausen:

„Die Schwerter hoch, um letzten Ruhm
Mit letzter Kraft zu werben:
Fahr wohl, du freudig Heldentum:
Auf Goten, laßt uns sterben!"

Der historische Roman ist nicht gestorben. Gerade jetzt wieder erobert er seinen Platz an der Sonne, den ihm die soziale Gegenwartsdichtung und der Erziehungs- und Entwicklungsroman eine Zeitlang strittig machten. Doch ihre Wesenszüge hat die historische Dichtung sehr verändert. Die Romane des Georg Ebers aus ägyptischer Vorzeit und Felix Dahns romanhafte Rhapsodien aus germanischem Altertum suchten teils mit gelehrtem Fleiß, teils mit nationaler Begeisterung, doch mit geringer Beachtung des menschlichen Mikrokosmus, mit unbedeutender psychologischer Begabung, mächtige Außenmauern aufzurichten. In ihren Werken spielen sich Völkerschicksale ab. Der neue historische Roman sucht in allen Zeitaltern den einzelnen Menschen — ob die Tragweite seiner Macht groß oder klein — und das Bild einer Zeitperiode gewinnt er aus den Tiefen der Persönlichkeiten. Für alle Dichtung, auch für den geschichtlichen Roman, hat Goethe das Wort gesprochen: „Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch." Schon vor Felix Dahns bedeutendsten Dichtungen, „Der Kampf um Rom" (1876) und „Odhins Trost" (1880), hatte Scheffel den „Ekkehard", Konrad Ferdinand Meyer den „Jürg Jenatsch" geschrieben, waren also historische Romane entstanden, die zwar den echten Mantel eines Zeitgeistes weben, in dieser Hülle aber die Gestalten eigenartiger Menschen mit Herz und Nerven belebten. Je mehr die Dichter Ebers und Dahn und ihre Nachahmer den einzelnen Menschen und sein Sondergepräge aus dem Auge verloren, je anspruchsvoller sie sich mit ihren Schicksalsdramen von Stämmen und Völkern dem großen Ganzen der Menschheit zu nähern meinten: desto weniger trugen ihre Werke bei zum „eigentlichen Studium der Menschheit", das der ewige Mensch ist. — Unsere historischen Dichter dagegen wollen nicht dichtende Historiker sein . . .

Trotzdem wäre es schnöde Ungerechtigkeit, den Dichterkranz des alten Meisters in den Staub zu treten. Wer so wie Felix Dahn einst die

kriegerischen Szenen, der großen Tapferkeit der Helden und andererseits der indianischen Schlauheit und Verschlagenheit u. s. w. gibt uns ein volles, plastisches Bild von dem Charakter jenes amerikanischen Volksstammes. Und wahrhaftig, dieses Drama, über das berufenere Federn noch ihr Urteil abgeben werden, spricht dafür, daß entweder die Inkas nicht so arge Verächter der Künste und Wissenschaft waren oder aber, daß auch sie mit dem besten Willen nicht völlig zu unterdrücken vermochten, was überhaupt unaustilgbar ist — die Poesie eines Volkes.

Die deutsche Bearbeitung des ‚Ollanta' gibt sich formschön wie alles, was unser Dichterpaar an Übersetzungen oder eigenen Werken uns bisher gespendet hat.

Und so mögen wir — noch manch' neue Geistestat erhoffend — uns besonders freuen, diesen gottbegnadeten, gleichzeitig in Mann und Weib verkörperten Poeten zu den edlen Steiermärkern zählen zu dürfen. —

So schrieb ich vor 37 Jahren über den steiermärkischen Dichter Albrecht Grafen Wickenburg und seine Frau. — Früh hat der Himmel dieses so glückliche Paar geschieden; seit Jahrzehnten hat Graf Albrecht — allein zurückgeblieben auf Erden — sich ganz in das stille Königreich der Poesie versenkt und seither noch geschrieben: „Tirolerhelden", „Mein Wien", „Altwienerische Geschichten und Figuren", „Der entfesselte Prometheus" u. s. w. Vor kurzem erst hat der „Heimgarten" Gelegenheit gehabt, Wickenburgs „Fünfzig Wiener Lieder" anzuzeigen, eine Sammlung, in der des Dichters Formbegabung und Humor hell aufleuchtet.

Wenig hat dieser edle und liebenswürdige Dichter von sich sprechen gemacht, auch sein einsamer Tod hat die Zeitungswelt nicht besonders echauffiert.. Es ist gut so. Je lauter es um den Sänger hergeht, je weniger hört man sein Lied. Vielleicht lebt Albrecht Wickenburg — wie mancher Hingeschiedene — erst nach dem Tode auf. R.

Felix Dahn.

Von **Hermann Kienzl, Berlin.**

„Gebt Raum, ihr Völker, unserm Schritt:
Wir sind die letzten Goten.
Wir tragen keine Schätze mit,
Wir tragen einen Toten . . ."

Aus unserer Jugenderinnerung tönt dieses Lied vom Gotenzug, heute, da König Tejas Dichter auf dem Schilde liegt. Noch einmal heute, da Felix Dahn sein greises Auge schloß, durchzuckt uns blinder Jugendmut, blitzen Heldenschwerter und Speere, wacht erstorbene Begeisterung auf und reckt sich an germanischen Hünengestalten empor, umrauscht uns das volle

Im Zusammenhang mit der nationalen Bewegung, ja als Früchte des deutschen Einigungskrieges 1870—71 sind „Odhins Trost“ und der „Kampf um Rom“ zu beurteilen. Es ist nicht richtig, daß der große historische Moment ein kleines Dichtergeschlecht gefunden habe. In den siebziger Jahren wurden von Friedrich Nietzsche, Konrad Ferdinand Meyer, Gottfried Keller, Theodor Storm, Robert Hamerling, Peter Rosegger, Ludwig Anzengruber Meisterwerke des deutschen Geistes geschaffen. Nur die politische Dichtung enttäuschte jene Patrioten, die, befangen von manchen Überlieferungen, vom Kriege eine Befruchtung der Kunst erwartet hatten. Selbst ein Tyrtäus wie Felix Dahn widmete den allzu nahen Schlachten nur einzelne schöne Gedichte („Saint Privat“) nnd brachte seine Weiheopfer auf dem Altar der deutschen Sage und Vergangenheit dar.

Ein überaus tätiges Leben fand einen harmonischen Abschluß, als der fast 78jährige Dichter und Gelehrte in der Morgenstunde des 3. Jänner 1912 dahinschied. Über sein Ringen und Erreichen und über die zahllosen bedeutsamen Menschen, die er auf dem Lebenswege getroffen, erzählt der Dichter in seinen „Erinnerungen“. Hier sei nur erwähnt, daß Felix Dahn am 9. Februar 1834 zu Hamburg als Sohn des Schauspielers (späteren Münchener Hofschauspielers) Friedrich Dahn geboren wurde. Auch seine, bald vom Vater geschiedene, Mutter (Constanze Le Gay) war Schauspielerin, und seine Stiefmutter, die berühmte Münchener Künstlerin Marie Dahn-Hausmann. Das Schauspielerkind, das in seinem Hange nach dem Pathos die Abkunft nicht verleugnete, widmete sich der Gelehrtenlaufbahn. Felix Dahn habilitierte sich in München als Privatdozent für deutsche Rechtsgeschichte und kam über die Lehrkanzeln von Würzburg und Königsberg im Jahre 1888 nach Breslau, wo er, in hohen wissenschaftlichen und weltlichen Ehren, bis ans Lebensende verblieb.

In der Münchener Zeit war der junge Dahn ein Adept des Dichterkreises „Das Krokodil“. Von den Genossen jener Tage: Geibel, Heyse, Leuthold, Bodenstedt, Lingg, Wilbrandt, Hertz, Grosse, Riehl, Hopfen, Dingelstedt, sind nun alle verblichen bis auf den alten Paul Heyse.

Vermählt war Felix Dahn mit einer Nichte der Dichterin Anette von Droste-Hülshoff. Seine Gattin stand ihm als Schriftstellerin kameradschaftlich zur Seite. Sehr zahlreich sind seine dichterischen Werke. Der Literaturkalender nennt neben den allgemein bekannten Büchern noch viele Romane, Novellen, Memoiren, Gedichte, Tragödien und Lustspiele Dahns. Dennoch war es eigentlich nur die „freie Zeit“, die Dahn den Musen gönnte. Denn er hat gewichtige juridische Werke geschrieben und sich um die Erforschung der byzantinischen Geschichtsschreibung verdient gemacht.

Herzen entzündet hat, dem ist doch wohl ein Strahl vom göttlichen Licht beschieden gewesen. Die Fachkritik begegnete ihm frühzeitig skeptisch und ein bestbekannter Literarhistoriker (Anton Schönbach) prägte ihm in den achtziger Jahren, als die Sonne des Dichters im Zenith stand, das Spottwort auf: „Germanischer Zuckerbäcker". Eine gewisse schwelgerische Süßigkeit, in die der Dichter besonders verfiel, wenn Frau Minne ihn lockte, kontrastierte seltsam mit den Bildern wilder Zeiten, vielleicht am auffälligsten in dem vielgelesenen Roman „Felicitas", der einen überzarten, sentimentalen Frauenkult mitten in die Stürme der Völkerwanderuug setzt. Hier rückt Dahn dem unechten Minnesänger Julius Wolff ziemlich nahe. Doch ist seinen Hauptwerken, vor allem „Odhins Trost" und dem „Kampf um Rom", ein ehrlicher, hinreißender Schwung nicht abzusprechen, nicht das große Konzept gewaltiger Vorstellungen, nicht die Macht des schwärmerischen Ausdrucks. Man hat die Vorzüge seines individuellen Stils ihm als Fehler angerechnet; in der Tat verbieten die immerwährend gesteigerte Sprache und die Alliteration, die Wilhelm Jordan bei seiner Nibelungenversdichtung, Dahn jedoch für eine rhythmische Prosa anwandte, jede Schlichtheit und Intimität. Doch wohl aber war dieser Stil in gewissem Sinne natürlich, weil er eben der Eigenart des Dichters entsprach. Was der Halbprosa Dahns unerreichbar blieb, das war dem Dichter innerlich fremd. Man wird einst den beiden bedeutendsten Schöpfungen Dahns gerechter werden, als es in den Zeiten möglich war, in denen die Pioniere den Weg zurück zur Natur freimachen mußten und es zu kämpfen galt gegen die Götzen der Mode. Dann wird man die Dichtungen Dahns nicht mehr als Romane, die ein Leben abschildern möchten, wiegen, ihnen aber den Glanz rhapsodischer Heldenlieder gönnen; den heißen Atem ihrer Germanenliebe muß man empfinden und ihre einstige Macht soll auch ein junges deutsches Geschlecht begreifen. Die dunklen Schönheiten der Edda, die tragischen Heldenkämpfe der Westgoten hat ein begeisterter Dichter der Nation vertraut gemacht.

Das nationale Gefühl, das diesen Dichter beseelte, hat ihn vor seinen Volksgenossen hochgehoben. Er war ein Glücklicher, denn seinem Schaffen war ein lautes Echo beschieden. Auch jetzt noch, da er in der Literatur einsam geworden und allmählich ziemlich verstummt war (sein letzter Roman erschien 1902), blieb er ein Liebling der feurigen Jugend. Es muß erwähnt werden, daß Felix Dahn gleich Ernst v. Wildenbruch ein gefeierter Kampfdichter der Deutsch-Österreicher ist. Dort wird man ihm die lauteste Totenklage weihen! Als im Jahre 1898 auf dem historischen Marktplatz der Stadt Eger deutsches Bürgerblut geflossen war, mauerte man in das Wallenstein-Rathaus einen Denkstein mit Dahns Versen:

„Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk,
Das höchste Gut des Volkes ist sein Recht."

Das Christkind ist doch gut. Wo es fröhlich hergeht, da ist es gerne dabei. Aber fast noch lieber läßt es sich rufen zu Leid und Trauer. Jetzt kommt es auch schon zu den Toten auf die Friedhöfe. Von Jahr zu Jahr sieht man am Heiligen Abend auf neuen Gräbern mehr und mehr der brennenden Christbäumchen. Und davor steht, stumm und helle Tränenperlen weinend, eine dunkle Gestalt. — Und wäre uns Vorüberwandelnden das Grab noch so fremd, es geht einem ans Herz. Man ist sogleich vertraut mit so einem Grab, man weiß es: Hier hat der Tod eines aus liebendem Familienkreise gerissen, das wohl die letzte Weihnacht noch in seiner fröhlichen Runde gewesen ist. Dann fängt man an und malt es sich aus, wie heiter es dabei zugegangen sein wird und was dann im Laufe der Tage geschehen sein mag, daß hier unten tief in der Erden das süße Kind ruht, oder der liebe Gatte, oder die junge Frau. — Kein Allerseelen mit seinen prunkhaften Trauersitten, keins hat ein so echtes, tiefzerreißendes Leid, als das Christbaumgrab mit seinen stillen Lichtern.

Ach, die Liebe ist das Beste, was wir haben auf dieser Erde. Und gerade aus ihr kommt unser größtes Leid.

Dieser Brief, den ich da erhalten habe!

„O mein Freund!“ schrieb er, „von unserem Unglück hast du ja gehört. Unser einziges Kind. Ein guter, schöner Junge, noch kaum achtzehn Jahre alt!“ Von einer Schlittschuhpartie kam er nach Hause, legte sich mit Schüttelfrost ins Bett und sechs Tage später —. Ich kann's nicht fassen. Aber meine arme Frau trägt noch schwerer als ich. Sie kann an keinen Gott glauben. Sie rast vor Schmerz, dann sitzt sie stundenlang an der hohlen Bettstatt und starrt hin. Sie ist so, daß ich es nicht mehr wage, sie an ein Fenster zu lassen. Einmal riß sie es auf und —. Ich habe sie noch am Kleid erwischt. Und wenn ich vor ihr niederknie, bittend, flehend, daß sie sich doch ein wenig zu beruhigen trachten möchte, da flucht sie meiner, daß ich an Gott glaube! — So bin ich ganz allein. Aber wie könnte Gott mich besser trösten, als daß er mein Weib tröstete! Den Tod des Kindes habe ich verwunden; aber sie so gräßlich leiden, sich selber peinigen zu sehen, und nichts — nichts tun zu können, das ist kaum zu ertragen —“

So bricht der Brief ab. Ohne Namen, aber ich erkenne die Schrift. Mich zieht's hin zu ihm. Doch was kann ich ihm sein, ihm sagen? Gegen einen Verlust gibt's Trost, aber gegen eine Verzweiflung —?

Das Wiener Diözesanblatt veröffentlicht folgendes:

„Da das Meßstipendium ein Beitrag der Gläubigen zur Lebensführung derer ist, welche dem Altare dienen, die Zeitverhältnisse

Dahn, der Dichter, verleugnete auch als Rechtslehrer nicht seine philosophische Überzeugung: Wer das Große und Schöne durch die Welt trägt, leidet ein tragisches Los, muß untergehen:

„Das Feige siegt, das Edle fällt,
Und Treu' und Mut verderben,
Die Schurken sind die Herr'n der Welt:
Auf, Goten, laßt uns sterben!"

Aber fallen auch die Fackelträger, so erlischt doch nicht das Licht. Dahn glaubte an die dauernde Entwicklung der Menschheit. Ein wertvolles Glied der edlen Kette ist er selbst gewesen. Sein Volk möge das heilige Feuer schützen . . .!

Heimgärtners Tagebuch.

Ich habe den Eindruck, als wäre die letztvergangene Weihnachtszeit in den deutschen Landen mit besonderer Innigkeit begangen worden. Der Weihnachtsverkehr nicht bloß in Haus und Familie, wohl auch im geschäftlichen Leben, in der Gesellschaft, bei der Post, war über alle Maßen lebhaft, und die Zeitungen, selbst die großen, die sonst auch an Gemütsfesten ihre gewohnte Welt nicht verlassen, ergingen sich in Stimmungsartikeln über das Weihnachts-Friedensfest. — Ist es, weil an allen Ecken und Enden Krieg droht? Weil es eine bange Frage ist, wie wird's im nächsten Jahre um Weihnachten sein?

Dann ist es mir diesmal wieder aufgefallen, wie das einfache Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht" alle anderen Weihnachtslieder immer mehr überklingt — es ist die Königin des Weihnachtsliedes geworden. Der salzburgische Dorfschulmeister, der einst aus Mangel an Christnachtliedern rasch am Heiligen Abend noch für seine zwei Sängerinnen das schlichte Lied gedichtet und in Noten gebracht hatte, wird sich wohl nicht haben träumen lassen, daß es ein Weltgesang, das eigentliche Weihnachtslied werden würde in allen christlichen deutschen Ländern. Wir wissen, daß der nordische Dichter Theodor Storm das „Stille Nacht, heilige Nacht" noch auf seinem Sterbebett nachgesungen hat. Unsere deutschen Auswanderer haben es in fernen Weltteilen verbreitet und erst gestern wurde mir in einem Schreiben aus Australien erzählt: „Als wir auf unserer Farm die Weihnacht begingen und beim Christbaum ('s ist freilich keine Tanne) das ‚Stille Nacht, heilige Nacht' sangen, hat die Mutter zuerst aufgeweint, und dann wir alle — ein großes Familien-Schluchzen — wir haben nicht weitersingen können."

Ich ging im Stadtpark spazieren, lässig und behaglich wie die übrigen Sonntagsleute, die auf und ab, hin und her kreuzten auf den geschlungenen Kieswegen. Höfliche Grüße grüßte ich zurück, ohne je einen der Begegnenden bei meiner Kurzsichtigkeit zu erkennen. Im Damenvolk manchmal ein verhaltenes Gekicher, weil die auf Baum und Strauch herumhüpfenden Eichhörnchen so possierlich waren. — Da nahte sich mir ein ältlicher, mir fremder Herr und mit einigermaßen bekümmerter Miene blieb er zögernd vor mir stehen. „Wenn Sie gütigst entschuldigen wollten", sprach er halbleise, „es ist ja weiter nichts, ich möchte mir nur erlauben . . . Es kann jedem passieren . . ."

„Was wünschen Sie denn?" fragte ich beklommen.

„Wenn ich Sie aufmerksam machen dürfte, daß Ihnen am linken Fuß das Band des Unterbeinkleides heraushängt . . ."

„Oh, danke Ihnen tausendmal!" hauchte ich erschrocken und bog möglichst unauffällig seitab gegen eine Sitzbank, wo ich am Unterschenkel das sich gelöste weiße Band in Ordnung brachte.

So gehen wir manchmal arglos mit einem lächerlichen Fehler herum und die Leute haben nicht den Mut oder die Güte, uns darauf aufmerksam zu machen oder machen sich heimlich gar über uns lustig. — Aber jeder verträgt es halt nicht, daß man es ihm sagt, es hinge ihm ein Bandel heraus. Er läßt sich, freilich ahnungslos, hinter seinem Rücken lieber auslachen, als ein freundliches Mahnwort anzunehmen. Ich hatte es einmal gewagt, einem jungen Galan dadurch nützlich zu sein, daß ich ihm auf der Gasse zuflüsterte: „Herr, Ihre Hose stülpt sich über der Stiefelstrupfe auf."

„Was geht das Sie an?" war die allerdings sehr richtige Antwort. Beugte sich aber doch nieder und stellte den Hosenrand zurecht.

Wenn moralische Fehler, die auch den andern was angehen, immer so rasch verbessert würden!

Woher denn diese Wohnungsnot kommt? Sind der Häuser um so viel weniger, oder der Leute um so viel mehr geworden? Vielleicht kommt sie zum Teil daher, daß so viele Leute, besonders Städter, zeitweise zwei Wohnungen haben, die ganzjährige Wohnung in der Stadt und die Sommerwohnung auf dem Lande. Aber es ist vielen ein Erholungsbedürfnis, aus ihren Mauern manchmal ein bißchen herauszukommen und was anderes zu sehen. Es müßte für den Städter zwar nicht immer das Land sein, es könnte auch eine andere Stadt sein. Nur einmal was Neues, Frisches und ein bißchen Freiheit dazu. Da haben es zwei befreundete Familien im letzten Sommer gut gemacht. Die eine lebte in Wien, die andere in Graz. Im Sommer wollten sie, um doch einmal was anderes um sich zu haben. Aufs Land? Es

diese Lebensführung aber auch den Geistlichen erschweren, da überdies an vielen Orten das Stipendium schon 2 Kronen beträgt, so findet sich das f.-e. Ordinariat bewogen, hiermit die Synodaltaxe der Meßstipendien auf je 2 Kronen für eine stille hl. Messe vom 1. November dieses Jahres ab für den Bereich der ganzen Erzdiözese zu bestimmen."

Zu dieser Verordnung kommt mir von einem armen Dorfpriester folgende Bemerkung: „Das Volk ist über diese Preissteigerung empört. Natürlich will auch der Priester leben, aber nicht von dem blutigen Gelde der Armen. Eine Messe kostet ihnen bei uns zwei harte Tagwerke. Wenn schon die Messe so nützlich und notwendig ist, so soll doch auch den armen Leuten Gelegenheit gegeben werden, sich ihrer zu bedienen. — Die Folge der erzbischöflichen Verordnung ist, daß die Priester jetzt ihre Messe umsonst lesen müssen (weil sie ja so wie so verpflichtet sind, täglich zu zelebrieren).

Die Klage über Simonie, unter welchem Namen immer sie vorkommen mag, ist alt. Leben muß der Geistliche freilich auch können, doch dafür gibt es andere Mittel. Wenn man sich auf freiwillige Spenden der Gläubigen schon nicht verlassen kann, so sollen, wie bei den Evangelischen, auch den Katholiken bestimmte Jahresbeiträge auferlegt werden, damit die Sakramente unentgeltlich gespendet werden können.

Wie schön könnte doch der Katholizismus sein, wenn er — ach, laßt mich!

Seit Jahrhunderten ist unserem katholischen Volke ein Abscheu eingeflößt worden vor dem „Lutherischen", vor dem „Lutherischwerden". Heutzutage ist wenig Gefahr mehr davor. Wer jetzt Protestant wird, wird deshalb noch lange nicht lutherisch. Wenn Martin Luther aufstünde aus seiner Gruft in Wittenberg, er würde den Protestanten noch ein ganz anderes Wetter machen als Papst Pius X. seinen „Modernisten". Er würde ihnen zurufen: „Toren ihr! Während Rom seinen Bündel fester bindet, zertrümmert ihr eure Schätze und streut den Staub in alle Winde!"

Für die Damenspende eines nationalen Tanzkränzchens wurde ein Beitrag erbeten. Hier ist er:

Freunde, wer wird heute tanzen,
Wenn vor unsres Landes Schanzen
Schon der Feind steht voller Trutz!
Doch ich will zum Tanz euch pfeifen,
Wenn ihr in die Taschen greifen
Wollet für des Volkes Schutz.

Soweit ich herumhorche, gefällt der Beitrag nicht. Es ließe sich nach dieser Melodie nicht besonders gut tanzen — sagt man.

---

nicht. Doch weit mehr graust mir vor dem Menschen selbst als vor dem Schmutz, der außen klebt. Das Bissel mit Schweiß vermengter Staub, 's zahlt sich nit aus. Aber riechen S' Ihnen einmal den Unflat und die Bestialität, was im Menschen selber steckt!"

Ich möchte unter diesen Ausspruch nicht gerade das Amtssiegel drucken, erinnere mich jedoch an das Bibelwort, daß die Unreinheit beim Menschen nicht von außen hinein-, sondern von innen herauskommt.

Gestern las ich einen sehr gelehrten Aufsatz über das Lampenfieber. Alle Arten von Lampenfiebern mit allen ihren Ursachen waren angeführt, nur das meine nicht. Ich bin zwar kein Schauspieler, auch nie einer gewesen, aber ein tüchtiges Lampenfieber habe ich doch sattsam kennen gelernt. Bei meinen öffentlichen Vorlesungen. Im allgemeinen soll das Lampenfieber in der Angst bestehen vor dem Fehlschlagen, dem Mißlingen der Leistung im Angesichte des Publikums. Oder einfacher: die Angst des Auftretenden vor dem Publikum. Mein Lampenfieber war anders. Mit Lampen hatte es eigentlich wenig zu tun, es setzte oft schon am Morgen ein, wenn ich am Abend lesen sollte. Ich war krank, allerhand körperliche Leiden traten auf, die sich so steigerten, daß mir oft war: Wenn die Vortragsstunde nicht bald kommt, so kann ich nicht mehr. Nicht eine Angst vor dieser Vortragsstunde war es, sondern ein heftiges Verlangen nach ihr, um dem drohenden Übel einer tödlichen Krankheit noch zuvorzukommen. Bei dem notwendigen Abwarten des „akademischen Viertels" im Künstlerzimmer war dieser Zustand schon am unerträglichsten. Ich sah nur eine Rettung vor der Qual: die Flucht zum Publikum.

Ein wunderliches Rätsel. Der Einsame, der sonst am liebsten seine eigenen, stillen Wege geht und die Menge flieht, wo immer es sein kann, der deshalb stets so schwer zu bewegen war, öffentliche Vorlesungen zu halten, er hatte am Abend, wenn es einmal so weit gekommen, plötzlich ein krampfhaft heißes Verlangen, vor das volle Haus zu treten und sich und sein Können ihm hinzugeben. — War ich auf dem Podium, saß ich an meinem Tischchen, dann war alles gut und der Herzschlag, der erst noch gewütet hatte, klopfte seinen gelassenen Takt. Jetzt konnte mir nichts mehr geschehen.

Also nicht um die Furcht vor dem Publikum, sondern um die Flucht zum Publikum handelte es sich bei meinem Lampenfieber. Jetzt möchte ich wissen, ob denn nicht irgendwo ein Bühnenmensch, ein Podiumtreter, ist, dem es so ergeht, wie es mir erging. Oder ob mein Lampenfieber am Ende gar keins war, sondern nur der Plang, sich vor der Menschheit künstlerisch auszuleben.

---

reichte aber das Geld für die Sommerwohnungen nicht. Was haben nun diese zwei Familien getan? Sie haben für die zwei Ferienmonate ihre Wohnsitze — ausgetauscht. Die Wiener zogen nach Graz in die Wohnung der Grazer Familie und glaubten auf dem Lande zu sein. Die Grazer zogen nach Döbling in die Wohnung der Wiener Familie, da hatten sie Land und Großstadt beisammen, hielten sich sogar mit Vorliebe in der ihnen seltsamen Stadt auf. Beide Teile tummelten sich im neuen Kreise lustig um, sahen und lernten viel Neues und kehrten im Herbst erfrischt heim.

Wenn dieser zeitweilige Wohnungstausch der Brauch würde — es wäre nicht übel. Das könnten sich auch ärmere Leute leisten, und sie hätten was von der Welt. Man räumt einander in der Wohnung ein paar Kästen aus, überläßt einander Küche, Tisch und Bett und vielleicht auch den Dienstboten, der Bescheid weiß, und die Sache ist so einfach, daß man bloß hin- und herzufahren braucht. Der Tausch mit kleinen Alpenstädten würde besonders beliebt sein, und dem Leobner, dem Klagenfurter, dem Innsbrucker, ja vielleicht manchem freien Landmann würde es Spaß machen, sein Heim mal ein paar Wochen an befreundete Großstädter abzutreten, um derweil in der Großstadt billig zu leben.

Damit würden besonders auf dem Lande bisher von Städtern gemietete Sommerwohnungen frei für Jahreswohnungen einheimischen Bedarfes. — Wäre das nicht etwas?

Es gibt Großstadtkritiker, die sich von dem Vorurteil nicht losmachen können, ich wolle die Großstädte mit Feuer und Schwert vertilgen. Schade wäre es keiner drum, aber ich kann das wirklich nicht machen, und schließlich würden mir auch die armen Einwohner erbarmen, wovon die meisten ja nicht wissen können, daß es auf Erden ein weit schöneres und würdigeres Leben gibt als das in der Mauerwüste. Wenn die Wiener und die Berliner und die Pariser und die Londoner alle aufs Land hinaus wollten oder in die kleinen Städte — Herr Jesseles! Dann wäre es auch mit der stillen Ländlichkeit futsch. Also lassen wir die Großstädte stehen.

Ein Reinlichkeitsfanatiker, der jeden Morgen ein Bad nimmt, sich jeden Tag achtmal die Fingernägel auskratzt, zehnmal die Hände wäscht, zwölfmal die Haare bürstet und des Abends wieder ein Bad nimmt. Er weiß, um wie viel höher er steht als andere Leute. Mit Verachtung und Ekel blickt er nieder auf solche, die sich täglich nur einmal waschen. Zu diesem Allreinen sagte eines Tages ein schneidiger Bruder: „Wissen S', Herr! der Schmutz! Ich mag ihn auch

kam dazu und es wurde notwendig, den Fuß zu amputieren. Als der Mann auf dem Schragen lag und der Arzt mit den Werkzeugen herankam, nahm er ihn an der Hand und sagte gemütlich in Schnaderhüpfelweise:

„Ih bitt schön, Herr Doukter,
In Fuaß loß ma do;
Du konst n nit brauchn,
Und mir gang er oh.“

Es geht irgendwo eine Schule um, in der deutschen Sprache den Dialekt auszurotten und das reine Hochdeutsch einzuführen. Das aber wird nicht möglich sein. Man kann leichter die hochdeutsche Sprache abbringen, da braucht man die Kinder nur nicht in die Schule zu schicken und sie bleiben bei ihrer häuslichen Mundart, die natürlich ist. Ich bin nicht begeistert gerade von derber Volksmundart, aber ein farb- und heimatloses Hochdeutsch ist mir auch zuwider. Der Wein soll eine Blume haben, in der man seine Bodenständigkeit erkennt. Und wenn ich einen Deutschen sprechen höre, wird es mich freuen, so er ein regelrechtes Hochdeutsch hat, aber ich will doch auch nebenbei erkennen, ob er aus Steiern oder aus Bayern oder aus Schwaben oder aus Westfalen ist. Ein Anklang an die Mundart seines Stammes gibt dem Sprecher erst Persönlichkeit.

Eines Tages hatte ich Anlaß, einer vornehmen Dame in Budapest folgendes Brieflein zu schreiben: „Hochgeschätzte Dame! Aus ‚Verehrung‘ für mich schicken Sie mir einen Fächer, daß ich ihn auf der Post auslöse, meinen Namen drauf schreibe, ihn sorgfältig wieder einpacke, auf das Postamt trage und Ihnen rekommandiert zurücksende. Aber Gnädigste, so viel Ehre bin ich gar nicht wert.“ Und den Fächer ohne Autograph zurück, als „Muster ohne Wert“.

Das hat die Dame verdrossen und auf Umwegen hat sie mir sagen lassen, sie hätte vorher mein neues Buch gekauft und sich gedacht, eine Gefälligkeit sei die andere wert.

So hat mich die Gönnerin beschämt. Muß man doch seinen Namen schreiben auf manchen Fächer, in manches Stammbuch von Leuten, die nie ein Buch von einem in der Hand gehabt haben. Jetzt hat sie das Buch und kein Autograph dazu. Arme Frau!

Lieber ließe ich mich auf dem Grazer Hauptplatz, mit einem Taferl über der Brust, daß ich mit Spielschulden durchgegangen wäre, auf den Pranger stellen, als daß ich jetzt etwas Schöngeistiges lesen möchte. Sei es Roman, Erzählung oder Gedicht. Mit solchen Süßigkeiten kann man

In müßigen oder eigentlich andächtigen Stunden habe ich darüber nachgedacht, ob es denn auch wahr und gewiß sei, daß dem Menschen eine Wirklichkeit umgibt! Ob das, was wir sehen, hören, fühlen, tasten usw. und alles Geschehen wohl auch tatsächlich vorhanden ist. Ob sein eigener Leib, den er sieht und fühlt, auch in Wesenheit da ist, oder ob nicht am Ende des Menschen Sein gleichsam so ein geistiger Punkt ist, der sich alles nur so vorstellt, der aus sich heraus die Dinge sich vor ihm spiegeln sieht. Wodurch dann auch die Geburt und das Sterben nichts Gewisses wären, weil sie doch nur traumhafte Einbildungen sind. Denn alles Sehen, Hören und Erfahren, daß die Leute geboren wurden und daß sie starben, ist bloße Vorstellung. — Ich empfinde diesen Gedanken und seine Folgerungen furchtbar groß und beispiellos verrückt und bin damit auch schon tüchtig ausgelacht worden.

Nun höre ich, daß der Präsident des Monistenbundes, der Materialist Professor Wilhelm Oswald, für seine Person (es existiert schließlich ja nichts außer ihr) sich eine ähnliche Weltanschauung zurecht gemacht hat. Der Mann sagt auch, daß die Dinge außer uns entweder gar nicht existieren oder ganz anders, als sie uns erscheinen, daß es nur unsere Empfindungen sind, die so spielen, die uns eine Naturwelt vortäuschen. — Nun spricht aber derselbe Gelehrte davon, daß der Mensch nach dem irdischen Tode für immer abgetan sei. Und das verstehe ich nicht. Wie kann der Mann denn so sicher von einem Tode sprechen, von dem ihm nur Empfindung und Vorstellung Kunde gebracht haben und der deshalb noch lange nicht wirklich geschehen muß!

Derlei Widersprüche sind dem Präsidenten des glaubenslosen, Ewigkeitssein leugnenden, todsicheren Monistenbundes nachgewiesen worden, und zwar in einem glänzenden Aufsatz: „Der Glaube an die nachirdische Fortdauer. Eine Studie unter Berücksichtigung der Lehren des Monismus“ von W. Kuhaupt („Türmer“, Dezemberheft 1911).

Der Glaube an die bloße Vorstellung, Vortäuschung einer vielleicht nicht existierenden Welt ist die unwiderleglichste aller Philosophien, er entrückt mich aller Weltgeschichte und aller Kritik, weil ich ja ihre Wirklichkeit bestreite. Souveräner kann man nicht mehr sein. — Damit ist aber nicht gesagt, daß ich diesen Glauben in Wahrheit hätte. Aber es ist kein Wunder, daß uns auch solche Gedanken kommen mitten in der Einsamkeit des ungeheueren Daseinsgeheimnisses.

Bauernhumor ist manchmal doch nicht so übel. Ich erinnere mich jetzt wieder einmal an den einstigen Botengeher zwischen Kindberg und Fischbach. Da hatte der Mann sich (wie, das weiß ich nicht mehr) den Fuß verletzt und dann die Wunde vernachlässigt. Der „Brand“

Wandbankel. Mit starkem Griff erfaßte er den Arm: „Mein Geld! Wer ist's?"

Der draußen vor dem Fenster stand, wehrte sich nicht arg, sondern flüsterte fast ruhig: „Laß es gut sein, Klausel, ich nehm' dir das Geld nit, ich bring' dir's. Genommen, weißt, hab' ich's vor einer Stund', wie du fest geschlafen hast, im Wald drauß' nachher, da hat's mich g'reut und jetzt hab' ich dir's zurückgetragen."

„Ja, wer's glaubt!"

„Kennen wirst mich eh."

„A ja, kennen tu' ich dich schon", sagte der Klausel, denn der Mond zeigte deutlich.

„Na, siehst es Klausel. Vor deiner will ich kei' Heimlichkeit. Mein Lebtag hab' ich nit an so was denkt, aber jetzt, wie ich da beim offenen Fenster vorbeigeh' und seh' drinnen die Taschen liegen, da packt mich der Teuxel. Weißt, mein G'schäft tragt halt nit viel. Kannst mich ja verklagen, Klausel. Wird dir nix nutzen, dein Geld hast ja so wieder, hab' dir's zurückgegeben, ehvor du's noch hast wahrgenommen. Zähl nach, wird eh stimmen."

Mit der einen Hand schlug der Klausel das Ledertäschlein so weit auseinander, daß er sah, das Geld wäre noch drinnen. Sodann ließ er den fremden Arm los, sagte aber: „Bleib steh'n, Mensch. Ich will mich doch erst überzeugen, ob du meine Geldtasche zurückbringst, wie du sagst, oder erst hast nehmen wollen. Hast hineingeschaut?"

„Hineingeschaut han ich."

„Wie viel Geld ist drinnen?"

„Drei Hunderter und drei Zehner", antwortete der vor dem Fenster.

„Das stimmt. Und ist sonst noch was in der Tasche?"

„Wohl, wohl, ein Brief und ein Bildl — von derselbigen, die du heiraten willst."

„Stimmt."

„Wie ich das Bildl hab' gesehen, hat's mich gleich g'reut. Teuxel, denk' ich, wenn die zwei heiraten wöllen, da wird er's Geld selber brauchen. — Und hat's mich so viel zwickt, bis ich dir's wieder zurückbring'. Schad', daß d' mich derwischt hast dabei. Einsperren lassen kannst mich freilich nit, aber für einen Schelm wirst mich halten, und das ist mir z'wider."

„Schau, daß du weiterkommst!"

Dann hat der Klausel das Fenster zugemacht und sein Geld in den Kasten eingesperrt. Schlafen hat er aber nicht mehr können in derselbigen Nacht, hat allerlei bedenken müssen. — Am nächsten Tage hat es der Klausel wundershalber im Gemeindeamte angegeben, wie

sich den Magen grundtief verderben. Vierunddreißig Jahre lang „Heimgarten“-Rezensent, Handschriftenleser, Schreiber eigener Sachen und Korrigierer — es ist nicht gesund, man müßte nach Karlsbad. Oder man verordne sich strenge Diät. Seit einiger Zeit mag ich nur geographische und geschichtliche Werke lesen, und am liebsten noch biographische. Auch autobiographische, mit denen man zwar tüchtig angelogen wird — aber selbst im Plauschen erkennt man den Charakter des Autors, nur an einer anderen Seite, als er denkt.

Einer der aufrichtigsten Selbstlebensbeschreiber wird wohl der badische Pfarrer Hansjakob sein. Aus den fünf stattlichen Bänden habe ich mir seine „Studentenzeit“ hergenommen. Es ist zu lustig, wenn ein vierundsiebzigjähriger Pfarrer dem Weltkinde beichtet, ganz stattliche Jugendeseleien, die zeitweilig schon ins Taugenichtsische überhängen — und kein Funke von Reue! Zwar sagt er, daß er es seit fünfzig Jahren nicht mehr so treibe, aber mit Bedauern sagt er's, noch dazusetzend, daß nur auch die heutige Studentenjugend so sein möchte. Bier vertilgen und krakeelen, und manchmal ein derbes Allotria. Das alles auf dem Wege zum katholischen Priester. In den ziemlich kümmerlichen Knabenjahren zeigte sich wenig Talent zum Lernen und der Professor stand auf dem Dufuß zu ihm: „Du Dummian!“ oder gar auf dem Erfuß: „Er Rindvieh!“ Endlich als der junge Hansjakob unter Beihilfe von alkoholischen Labnissen die unsinnigen, geisttötenden Methoden, die auch jetzt noch nicht ganz ausgestorben sein sollen, überwunden hatte, ging ihm der Knopf auf und er ward ein frisches Studentenfrüchtel, das immer und üppig mit Bier begossen werden mußte. Alkoholische Sünder sollen einzig nur zum Stadtpfarrer Hansjakob in Freiburg beichten gehen, der gibt ihnen zur Buße noch ein paar Liter Bier auf. Und dieses Bierfaß, das nur weltlichen Vergnügungen nachhüpfte und keinerlei religiöse Anlage und Neigung in sich spürte, wurde Theologe und später ultramontaner Hetzkaplan, den deshalb die badensische Regierung auf die Festung schickte. – Es wäre von uns unhöflich, das so auszuplaudern, wenn es nicht in des lieben alten Herrn — Selbstbekenntnissen stünde.

Der Klausel in der Lusch, ein armer Heimler, der vor dem Heiraten stand, hatte an einen Baumeister einen Steinbruch verkauft und beim Straßenwirt waren ihm dafür dreihundert Gulden ausbezahlt worden. Er kam nach Hause, er zog sich aus, legte die Ledertasche auf das Wandbankel und sich zu Bette.

Nach Mitternacht wachte der Klausel plötzlich auf, er hatte ein kleines Geräusch gehört und im Mondschein war ihm, als greife zum offenen Fenster ein langer Arm herein nach der Geldtasche auf dem

Der Meister ging wieder zur Arbeit, schneuzte die Kerze und nähte und sagte kein Wort mehr. — Und am Abend, als es wieder ein Elend war, da raunte ich dem Meister was zu: „Ih wissad schon a Mittel, daß sie uns a bessere Kirzn gäbad. Sogn ma: Mir sechn nix mehr und gehn schlosn."

Erst schaute mich auf solchen Vorschlag der Meister finster an. Das Tagwerk verkürzen, daß der Bauer nachher mehr Tagwerke zu lohnen hätt'? — Diese kluge Politik war ihm zu schofel. Aber als es acht Uhr wurde und halb neun Uhr und unser Kerzenlicht immer gleich trüb und matt hindämmerte, legte der Meister die Arbeit aus der Hand und sagte laut zu mir: „Lehrbub, mir sechn nix meh; gehn mer schlosn."

Die Bauersleute, die am Herd saßen, haben ihre Gesichter stark in die Länge gezogen, als sie sahen, daß die Schneider von ihrem Tagwerk zu 50 Kreuzern anderthalb Stunden abzwackten.

Am nächsten Morgen, als wir wieder zu unserer Arbeit gingen, standen auf dem Tisch zwei Leuchter mit hellbrennenden Sechzehnern. Da schmunzelte der Meister: „Sou wuhl, sou! Hiaz schaut's aus wia ban Oltor. Hiaz wuhl, hiaz!"

Und bei solchem Doppellicht haben wir die Stör im Knopfknödelhof glücklich zu Ende gebracht.

Vierzig Jahre später hat der gute Meister Natz noch das elektrische Licht erlebt. Bei einem Besuch in der Stadt war's, auf der Gasse, als wir unter einer großen Bogenlampe standen, daß der alte Meister mir plötzlich seine Hand auf die Achsel hieb: „Du Peder! Bei dem Liacht wär's guat schneidern!"

Schluß am 1. Jänner 1912.

Distichon.

Hoch über lodernde Flammen die Jugend mit Jauchzen hinwegspringt, —
Still an zerfallender Glut kauert das Alter und seufzt . . .

Alfred v. Wurmb.

---

es hier erzählt ist. Aber mit Namen bezeichnet hat er den reumütigen Dieb nicht.

Ich hätte es auch nicht getan.

Manchmal, wenn mir die Schärfe unseres elektrischen Lichtes die Augen ausstechen will, erinnere ich mich an die ehrwürdige Talgkerze mit dem matten Blick. In meiner Handwerkerzeit hatte ich viel mit ihr zu tun, wenn mein Lehrmeister und ich bei Kerzenlicht nadelten. Wir arbeiteten bei den Bauern im Taglohn; für sich rechnete der Meister 50 Kreuzer des Tags, und mich ließ er als Draufgabe dreingehen. Da mußten die 16 Arbeitsstunden im Winter des Morgens wie des Abends halt zum großen Teil bei der Kerze verschneidert werden. Von den besten Kerzen damals gingen — wenn ich mich recht erinnere — sechzehn auf ein Pfund, weshalb sie Sechzehner genannt wurden. Diese Gattung wurde uns von sparsamen Bauern nicht immer gegönnt; wir bekamen oft so schlechte Kerzen, daß man bei ihnen just schön die Finsternis sah — sonst nichts.

So war's auch einmal beim Knopfknödelhofer. Fortwährend schneuzten wir mit der Lichtschere die Kerze und stierten den dünnen Docht auseinander. Es half nicht viel. Da sagte mein Meister zur Bäuerin: „Du Knopfknödelhoferin! Deine Funzen tun holt wohl gor so viel schlecht leuchtn. Beim schworzn Lodn und schworzn Zwirn siacht man wohl frei gor nix."

„So wern ma holt schaun, daß mar an ondere findn", antwortete die Bäuerin und brachte eine. Ja, eine andere war's, aber eine bessere nicht. Sie dämmerte gerade so tumper schläfrig drein, wie die erste.

Wir schneiderten geduldig und schweigend, bis Schlafenszeit kam, um zehn Uhr abends. Als aber am nächsten Morgen wieder das Lichtelend anging und ich mir mit dem Tüchel die Augen ausrieb, da ging der Meister zu dem Herde hin, wo die Bäuerin an der Morgensuppe umtat und erhob neuerdings das Wort: „Du Knopfknödelhoferin! Deine Kirzen sein eppa für die Totenbohr guat. Mir Schneider sein ober derweil noh a wengerl lebendi und möchtn deutsch amol a bessers Liacht hobn!"

Wenn der Meister die Worte: „deutsch amol" gebrauchte, dann war's Ernst, dann war er giftig, mit so sanfter Stimme er's auch aussprach. Und was antwortete die Knopfknödelhoferin?

„Oba mei Gad und Herr, wos douh de Schneida wunderla mögn sei! Wan ondri Leut ba dena Kirzan wos sechn, zwe dan nit ös ah! Hobs dan koani Augn in Gebel!" — Das antwortete die Knopfknödelhoferin.

Schilderung seiner unvergleichlichen Naturschöne ein Denkmal zu setzen, wie es herrlicher kaum gedacht werden kann. Gewiß ist, daß Vorarlberg das nationale Erbe des gewaltigen Heldensanges von Siegfried und Kriemhilde und all den Recken durch Jahrhunderte bewahrt und in eine Zeit hinüber gerettet hat, in der mit dem wachsenden Nationalgefühl die Liebe zur nationalen Dichtung vergangener Zeiten immer mächtiger anschwillt, und so ist auch Ritters Roman eine nationale Tat und verdient weiteste Verbreitung.

Mit dem geistigen Reichstage zu Ems läuft parallel der für Ostern 1226 geplante politische Reichstag in Cremona, der nach den weitreichenden Plänen des kaiserlichen Beraters Hermann v. Salza der Anfang einer neuen Ära sein soll, einer Ära der friedlichen und reinlichen Scheidung geistlicher und weltlicher Macht. Der Papst sei geistiger Beherrscher der Menschheit, Heilwirker, Gnadenspender; der Kaiser begründe nach Unterwerfung der nordischen Völker eine Weltmonarchie deutscher Nation und sei Schutzherr der Kirche. Aber schon regt sich das Gegenspiel in der Person des kaiserlichen Kanzlers Peter de Vigne, der die Deutschen tödlich haßt und den ohnedies mehr italienisch fühlenden Friedrich II für ein italienisches Nationalreich mit Anschluß der Deutschen gewinnen will. Seine Intrigen sowie die schwankende Haltung des Kaisers selbst und der Aufstand des lombardischen Bundes bewirken, daß der sonst so tatkräftige Monarch den rechten Moment verpaßt und ihm das Zepter, das über eine Welt gebieten sollte, entgleitet. So wird der Untergang der Burgunden an Etzels Königshof zum Symbol des Unterganges deutscher Kaiserherrlichkeit: das Jahr 1226 ist das Nibelungenjahr des römisch-deutschen Reiches, das Jahr, in dem der lichte Siegfried-Gedanke des freien, tapfern germanischen Geistes durch eigene Schuld, Verrat und tückischen Zufall den Todesstreich erhält, lange bevor der letzte Staufe sein jugendliches Haupt in Neapel auf den Block legt. Der Nibelungen Not ist das Sinnbild der Not des Reiches, Italien, durch Jahrhunderte das Land der Sehnsucht, ist auch das Land des Verderbens unserer Germanen.

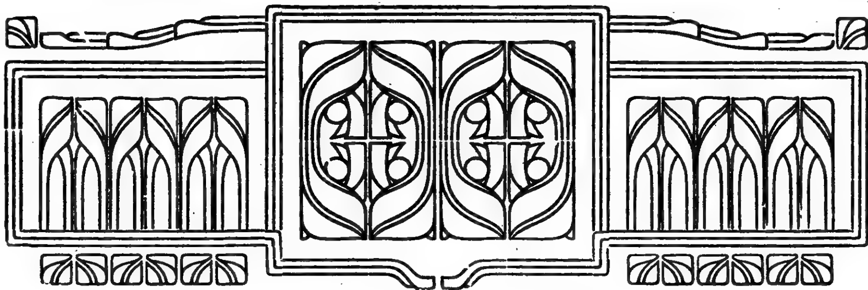
Ritters Werk beruht, wie die zahlreichen Anmerkungen dartun, auf eingehenden Quellenstudien, ist in glanzvoller Sprache geschrieben und von glühender Liebe zum deutschen Volke erfüllt. Es wahrt jedoch in der Darstellung der Kämpfe zwischen Kaiser und Papst eine wohltuende Objektivität. Ritter schildert eine Zeit der größten Gegensätze, eine Zeit des sittlichen Verfalles, in der aber wieder Heilige auftauchen, die eine Regeneration verheißen, wie der heilige Franziskus, eine Zeit zarter Ritterminne und brutalen Genusses, ehrlicher und selbstloser Vasallentreue und schleichenden Verrates, eine Zeit, in der das Rittertum ein letztes Mal in vollem Glanze aufleuchtet, ehe es in der Versenkung verschwindet. Wir glauben, uns nicht zu täuschen, wenn wir dem Verfasser, dem wir auf dem Gebiete des kulturhistorischen Romanes zum ersten Male, und zwar gleich in einem so trefflichen Werke begegnen, eine schöne iterarische Zukunft prophezeien.

Krems a. D. J. Wichner.

Warum Deutschland verwüstet wurde!

Die namenlos zynische und brutale Mißwirtschaft am Hofe Ludwigs XIV. ist bekannt, aber immer wieder empört man sich aufs neue, wenn man davon Einzelheiten erfährt. Besonders lehrreich sind in dieser Beziehung die Memoiren des Herzogs Ludwig v. Saint-Simon*), eines Großen am Hof des „Sonnen-

*) Kulturgeschichtliche Dokumente, Band 4. Herzog Ludwig v. Saint-Simon: „Vom Sonnenkönig" (Ludwig XIV.) Mit 4 Tafeln nach Original-Kupferstichen. Herausgeber W. F. v. Bous. (Stuttgart, Schwabachersche Verlagsbuchhandlung.)



Kleine Laube.

Wie sich Verdienst und Glück verketten,
Das fällt den Toren niemals ein;
Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein.

Goethe.

Das Nibelungenjahr.

Kulturroman aus der Zeit der Hohenstaufen von Albert Ritter. (Leipzig. Dietrichsche Verlagsbuchhandlung [Theodor Weicher]. 1912.)

Es ist des Forschers gutes Recht, zusammengehörige Tatsachen, zwischen denen die Mittelglieder fehlen, durch Hypothesen zu verknüpfen, und wir nehmen dergleichen Erklärungsversuche um so williger entgegen, wenn der Dichter das Gerippe der Theorie mit Fleisch und Blut umkleidet und zu vollem Leben erweckt.

Es ist Tatsache, daß unser schönstes nationales Epos, das Nibelungenlied, um die Wende des XII. Jahrhunderts von einem unbekannten österreichischen Ritterdichter aus alten Volksliedern in eine inhaltliche und rhythmische Einheit gegossen wurde und daß dieses Epos am Wiener Hofe zu einer Zeit, da sich die anderen deutschen Höfe nur mehr an fremdländischen Mären ergötzten, noch sehr beliebt war. Und es ist ebenso Tatsache, daß das später völlig verschollene Werk nach Jahrhunderten erst in dem vorarlbergischen Hohenems, und zwar in zwei verschiedenen Bearbeitungen auftauchte.

Diese Tatsachen verknüpft der Dichter, indem er erzählt: Der königliche Brautwerber für den jungen Staufen Heinrich, der Ministeriale Konrad v. Winterstetten, Erbmundschenk von Schwaben, ein geschichtlich bekannter Mäcenas, habe sich, nachdem er die Verbindung Heinrichs mit der Babenbergerin Margarete durchgesetzt, die Urschrift und eine Abschrift des Liedes als Lohn erbeten und das schwer lesbare und in der Abschrift vielfach verstümmelte Werk dem durch seine allseitige Bildung und gelungene Proben dichterischer Begabung bekannten Knappen Rudolf von Ems zur endgültigen Redaktion übergeben.

Im Frühjahr 1226 feierte das gelungene Werk im Beisein des Königspaares, eines glänzenden Hofstaates sowie zahlreicher Sänger, unter ihnen auch Walters von der Vogelweide, in der hochgelegenen Montforter Burg Ems seine Auferstehung und erprobte zum erstenmale auf die Auswahl von ganz Deutschland seine ergreifende, erschütternde Wirkung, die es heute noch auf jeden ausübt, dessen Herz für deutsche Treue und Mannhaftigkeit schlägt. Und dies Ritter- und Sängerfest gibt dem Dichter Anlaß, die ganze Kultur des Rittertums in farbenreichen Bildern an unserm Auge vorüberziehen zu lassen, zugleich aber auch seinem engeren Heimatlande in der

verblutete, ohne daß es — ungeachtet unserer Siege — mehr erreichen konnte als einen schimpflichen Frieden. Und das alles wegen eines Fensters!"

Ja, „das alles wegen eines Fensters", muß man mit dem Herzog wiederholen. Aber nicht Frankreich verblutete daran, sondern die friedsamen, unschuldigen deutschen Rheinländer, wo die Franzosen brandschatzten, mordeten und wüsteten.

Zum Abschied.

Von Albrecht Graf v. Wickenburg.*)

Ein Lied vom Stephansturm.

O stellt in allen Zeiten
Beileibe keinen Zweiten
Dem alten Steffel her —
Wer so als Junggeselle
Jahrhunderte zur Stelle,
Gesellt sich nimmermehr.

Spielt einer seinesgleichen,
Er könnt' ihn nicht erreichen,
Der Tor, was fällt ihm ein?
Stellt sich zum Turm der Väter
Ein halb Jahrtausend später
Und will ihm Zwilling sein?

Vielleicht an Stein und Eisen
Gleicht er dem hehren Greisen,
Allein, was sagt er uns? —
Der Steffel spricht für jeden,
Denn auch die Steine reden,
Doch nur die alten tun's.

Die Wienerin.

Mädel gibt's doch allerorten
Und die Männer, hier wie dorten,
Stehn im Bann der Zauberin,
Das Geschlecht heißt stets das zarte,
Ja, was ist denn das Aparte
Just an einer Wienerin?

Mit dem kecken Stirnenlockerl,
Mit dem leichtgeschürzten Rockerl
Schwebt sie federleicht dahin;
Und so harmlos kokettierlich
Und so züchtig ungenierlich
Ist doch nur die Wienerin!

Ei, 's ist halt das Kecke, Frische,
Unverwüstlich Wienerische:
Goldnes Herz und leichter Sinn —
Das Bildsaub're und das Fesche,
Und das Züngerl auch, das resche,
Einer Vollblutwienerin!

Immer prickeln ihr die Sohlen
Und die Äuglein, wie die Kohlen,
Funkeln nach dem Tanzsaal hin;
Immer summt's im Ohr von Geigen,
Johann Strauß und seine Reigen
Sind der Traum der Wienerin.

Alles rundlich und balschierlich!
Im Gesichtel sitzt so zierlich
Und so keck das Naserl drin
Und die frohen Äugerln blitzen
Aus dem Köpferl voll Kaprizen
Einer echten Wienerin.

Willst das Mädel du bekommen,
Frohes Werben wird dir frommen,
Doch kein Schmachten bringt Gewinn!
Kommst du süß, so wird sie bitter:
„Gehns S', Sö fader Mondscheinritter!"
Sagt die resche Wienerin.

Klein und herzig Hand und Fußerl,
Lippen, wie gespitzt zum Busserl,
Doch es sitzt der Schalk darin;
Und ein Deutsch zum Gotterbarmen —
Aber 's macht doch 's Herz erwarmen,
Klingt's vom Mund der Wienerin.

Hat sie fröhlich eingeschlagen,
Bleibt sie auch in allen Tagen
Deine treu' Begleiterin —
Junggesell in deiner Klause,
Willst du Sonnenschein im Hause,
Hol' dir eine Wienerin!

Als der Erde feinste Blüte
Gab der Herr in seiner Güte
Einst das Weib dem Manne hin —
Ehre sei dem ganzen Flore! —
Doch im göttlichsten Humore
Schuf er erst die Wienerin!

*) Dem kürzlich bei Gerlach und Wiedling (Wien) erschienenen, leider letztem Buch des Dichters, „Fünfzig Wiener Gedichte", entnommen.

königs", die im Jahre 1791 in Frankreich veröffentlicht wurden, um den sterbenden Bourbonen den Gnadenstoß ins Herz zu geben. Neben viel Unmöglichem — was aber doch möglich gewesen war — findet sich darin die läppische Vorgeschichte zu einer der unerhörtesten Episoden der Weltgeschichte — deren Schmach die deutschen Heere erst 1870/71 tilgten.

Hören wir den Herzog v. Saint-Simon persönlich:

„Ludwig XIV. hatte berühmte Baumeister in seinen Diensten, so den ehrlichen Le Nôtre und Herrn v. Mansard, aber bildete sich ein, sein bester Baumeister selbst zu sein, pfuschte allen ins Handwerk und nörgelte an allem herum. Das kleine, luftige Trianon gefiel ihm plötzlich nicht mehr. Er bekam eben in seiner Bauwut den Stich ins Große. Wohl hatte er ein richtiges Augenmaß für Verhältnis und Symmetrie, aber einen absurden Geschmack.

Als der König beim Bau von Trianon in Gesellschaft Louvois', dem der lange Aufenthalt an einer Baustelle nicht behagte, die Arbeit seiner Architekten kontrollierte, fiel ihm auf, daß ein Fensterbalken im Verhältnis fehlerhaft war. Er machte den Minister darauf aufmerksam. Louvois, der nach Colberts Tod Oberaufseher über die königlichen Paläste geworden war, bezog den Tadel auf sich und ärgerte sich. Verwöhnt und empfindlich gegen jeden Tadel, behauptete er nun ebenso hartnäckig als ungestüm, der Balken sei recht. Der König brach das Gespräch ab und ging auf die andere Seite der Baustelle.

Am andern Tag begegnete ihm Le Nôtre, ein hervorragender Baumeister, der wegen seiner Gartenanlagen weltberühmt war. Der König fragte ihn, ob er schon zu Trianon gewesen sei. Le Nôtre verneinte die Frage, worauf ihm der König erzählte, was ihm dort mißfallen habe, und ihm befahl hinzugehen. Le Nôtre, der es mit keinem von beiden verderben wollte, wollte sich drücken, aber der König ließ nicht locker.

„Sie haben drei Tage gezögert, mein lieber Le Nôtre", sagte er ihm halb ärgerlich, halb belustigt, denn er liebte den ehrlichen Schalk, „morgen werden wir Sie in Trianon erwarten. Und Sie sollen Schiedsrichter sein."

Nun mußte Le Nôtre in den sauren Apfel beißen. Louvois war wütend, als er bemerkte, zu welchem Zweck Le Nôtre gekommen war, und behauptete immer wieder hartnäckig, das Fenster sei den andern gleich. Le Nôtre wollte, nachdem er das Fenster ausgemessen hatte, zuerst nicht mit der Sprache heraus, mußte aber dann zugeben, daß der König recht habe. Kaum hatte er den Fehler erklärt, da wandte sich der Herrscher mit lauter Stimme an den Minister und sagte ihm: „Man darf Ihrem Eigensinn nicht trauen, Herr v. Louvois! Wenn ich nicht darauf bestanden hätte, Ihnen zu beweisen, daß Sie im Unrechte sind, so würde man schief gebaut haben und hätte das Ganze von neuem bauen müssen."

Und nun wusch er ihm auch anderer Dinge wegen gehörig den Kopf. Louvois war über die ihm in Gegenwart der Höflinge und der Bauarbeiter erteilte Lektion ganz außer sich; er ging wütend nach Hause, wo er Saint-Pouange, den Chevalier v. Nogent und andere Freunde vorfand. Käseweiß vor Aufregung erzählte er, was ihm begegnet war, und schloß dann wütend mit folgenden Worten: „Es ist aus, ich bin mit dem König entzweit. Mich so zu behandeln wegen eines Fensters! Es bleibt mir kein anderer Ausweg als ein Krieg, der wird ihn vollauf beschäftigen, von seiner Bauwut heilen und mich ihm unentbehrlich machen. Und bei Gott, er soll ihn haben."

Und er hielt Wort. Einige Monate später hatten wir den Krieg*), dem Louvois gegen den Willen des Königs eine solche Ausdehnung zu geben wußte, daß Frankreich

*) Gemeint ist der zweite Raubkrieg, in dem Louvois die Pfalz und halb Südwestdeutschland vernichtete.

innen „Anregerin und verstehende Anempfinderin", die Größten ihrer Gegenwart haben sie so gewertet; sie hatte außerdem in ihrer Neigung zu Schiller eine „Begierde zum Heroischen", und ihre etwas fanatische Art, die zu Übertriebenheiten neigte — zu Übertreibung von Tugenden zwar, was aber oft noch schlimmer ist — war ihr eigener größter Feind. Unglücklich verheiratet, findet sie das lockendste Glück in Schillers Liebe, in der eigenen Liebe zu Schiller, ist aber eine zu reinliche Natur, um Schranken zu übersteigen, ein zu schwerblütiges Wesen, zu wenig sinnlich gesund und zu sehr übersinnlich. Ihre keimende Leidenschaft quält sie, sie ist in „zitternder Verlegenheit und entsetzt über die Seligkeit", und das Ringen mag hart gewesen sein, denn da spielten auch noch tiefwurzelnde religiöse Bedenken mit. „Dennoch fühlte sie im Überschwang vieler Stunden, daß die bürgerliche Moral hier vielleicht ausscheiden durfte, daß eine höhere Bestimmung sie und Schiller zu einander zwang; daß die Nachwelt ihre Hingabe nicht richten werde." Dann aber wieder „fürchtete sie sich vor einer erniedrigenden Enttäuschung", und die Dame der Gesellschaft, die sie durch und durch war, scheute jeden Skandal, sie konnte über ihre Leidenschaft nicht die Welt, am wenigsten aber sich selbst vergessen. Und so kam es, daß Schiller, den dieser Kampf zermürbte, im Augenblick, wo er erkannte, daß er Charlotte nie besitzen würde, freudlos wurde, und das Sichversagen hatte die Ernüchterung zur Folge. „Mit Worten hat noch niemals eine Frau einen Mann gehalten." Wie wahr ist das! Charlotte hat sich in ihrer großen Liebe nicht zur Hingabe verlocken lassen, nun blieb sie ewig die Suchende, Unbefriedigte und trotz ihrer äußeren Ruhe und Gefaßtheit die Unharmonische.

Natürlich nimmt diese erste große Neigung Charlottens den größten Raum ein in dem Buche, das zur Verbildlichung ihrer Entwicklung mit ihrer frühesten Kindheit beginnt. Es folgt die Periode der späteren Begegnung mit Schiller, der gänzliche Bruch, durch seine überraschende Heirat und Schillers Heftigkeit hervorgerufen. „Leidenschaftliche schlugen nach den Göttern, vor denen sie nicht mehr knien", sagt die Verfasserin; ein solches Ausschlagen aber zertrümmert viel. Charlottens Leben wurde nie wieder ganz.

Es kam die kurze und ganz oberflächliche Hölderlinepisode, für dessen Schaffen sie sich auch wieder opferwillig und mütterlich einsetzte, und dann kam mitten in ihre materielle Not und Bedrängnis ihr Erlebnis mit Jean Paul Friedrich Richter. Und wer diesen Süßling der begeisterten Provinzlerinnen — denn das waren ja die literarischen Damen Weimars doch mehr oder weniger! —, den Vergötterten und so berechnenden Modedichter in seinem Wesen näher kennt, der bedauert Charlottens Gefühle für ihn als eine Verirrung. Sie nahm sich des Unfertigen und gesellschaftlich ungehobelten „Siegers" bei jeder Gelegenheit an, verschaffte ihm wichtige Verbindungen, förderte ihn in geistiger und in wirtschaftlicher Art, er nahm auch alles begeistert an, ihr Gefühl selbst aber wurde ihm dann unbequem: „Jean Pauls, des Unbeständigen, Empfindungen waren noch mehr als jede andere Mannesliebe der Tendenz zum Sinken unterworfen", sagt Ida Boy-Ed, und später: „Keine Frau hat die Ruhe, sich objektiv zu sagen: mein Ich ist von ihm erlebt, er hat von mir nichts ihm Nötiges und Wesentliches mehr zu empfangen, er muß sich nach neuen Tönen umhören, die ein anderes, bisher noch schlummerndes Echo in ihm wach werden lassen muß." So ist des Dichters Untreue erklärt, so Lottens abermals zertrümmertes Glück. Ihre erste Liebe war verschämt, zaghaft, darum zerfiel sie, die zweite, hungernd nach Glück, heiß, darum verzehrte sie sich. Wie groß diese so unglückliche Freundin der bedeutendsten Männer war, beweist ihr Ende: Arm, krank, war sie noch immer voller geistigen Zaubers, von der Rahel Levin sagte: „ihr Geist hat wirklich Flügel!"

Und dennoch stand stets das Wort „Entsagung" über ihrem Dasein. „Ihre Seele war ein wunderbar feines Instrument geworden, gespielt vom Meister Leid. Aber

Wiener Früchtel.

Nur der freut sich des Lebens recht,
Der lebt von heut auf morgen,
Ist niemands Herr und niemands Knecht
Und hat für nichts zu sorgen!

Ich nenne nichts auf Erden mein
Und schleppe keine Bürde —
Der größte Lump von Wien zu sein,
Ist alle meine Würde.

Ich brauche weder Bett noch Schrank,
Kein Nest und keine Nische,
Ich wohne auf der Wirtshausbank
Und schlafe unterm Tische.

Frau Wirtin, sei Ihr nur nicht bang,
Sie braucht mir nichts zu pumpen,
Ich zahl' mit reinem Silberklang
Für jeden vollen Humpen!

Ich hab' ja einen Wünschelhut,
Und wenn ich nach ihm greife,
Kommt alles frohe Wiener Blut
Und tanzt mir, wie ich pfeife.

Mein Dudelsack ist mehr als Geld
Und gibt die hellsten Töne —
So pfeif' ich auf die ganze Welt
Und freu' mich ihrer Schöne!

Wiener Totentanz.

Wie hat uns die schwarze verteufelte Pest
Doch alles zerstört und verdorben,
Die Stadt ist wie ein verödetes Nest
Und alles wie tot und gestorben!

Im Stephansfreithof bei Mondenschein
Gibt's jetzt allein noch ein Leben,
Wenn sich die Geister zum Stelldichein
Aus ihren Gräbern erheben.

Zum Dudelsack greif' ich um Mitternacht
Und fange an leise zu blasen,
Da kommen die weißen Gestalten ganz sacht
Und sammeln sich auf dem Rasen.

Dann werfen sie plötzlich die Linnen hoch
Und halten ein lustiges Kranzel —
Es gibt doch der toteste Wiener noch
Sein letztes Hemd für ein Tanzel!

Eine Biographie zur klassischen Zeit.

Charlotte v. Kalb.

(Eine psychologische Studie von Ida Boy-Ed.)

Es ist gewiß eine interessante Perspektive: die Frau als solche von einer andern Frau beurteilt, erklärt und mit schwesterlichem Verstehen vorgeführt, ganz abgesehen von einer offiziellen Meinung, die sich gerade im Krystallisationsprozeß befindet und die dann als starre Regel gilt für die populäre Literaturkunde, wie es allen Berühmtheiten ergeht.

Übrigens hat sich noch kein Literaturhistoriker an die Figur der Charlotte v. Kalb gewagt, sie ist nur in den Biographien von Schiller und von Jean Paul vorhanden und in anderen Briefsammlungen oder Werken über die Weimarer Epoche als eine zu dem auserlesenen Kreise Dazugehörige verewigt worden. Und es bringt uns die federgewandte und geistreiche Ida Boy-Ed etwas ganz Neues: Lotte v. Kalb, den Menschen, die volle Persönlichkeit.

Es ist ein durchaus objektives Gemälde geworden. Mit bewunderungswertem Kennen der menschlichen Natur überhaupt stellt Ida Boy-Ed ohne leidenschaftliche Anklage oder Verteidigung ihr Bild dem Beschauer so hin, daß er Licht und Schatten als Notwendigkeit empfindet, daß sich ihm jede Verkürzung oder Verzerrung der Linien, durch unabwendbare Gesetze bedingt, ergeben. Charlotte v. Kalb hat leiden müssen, weil sie an sich selbst litt, und andere machten sie leiden, weil es die Umstände mit sich brachten. Ida Boy-Ed erkennt den prächtigen, selbstlosen Charakter dieser edlen und geistig hochstehenden Frau, deren Lebenswerk es war, alle müden Geister oder alle Verzagenden zu erheben und zu beflügeln, voll an, sie war und blieb

Der Sämann.

Da fragt mein Herz: „Was willst du noch,
Gezwungen in der Arbeit Joch?“

Und ich darauf: Im Sturm bestehn;
Und meine Saaten will ich sä'n.

„Als Kind warst du ein Königssohn,
Nun stehst du in des Tagwerks Fron.“

Die Kindheit ist dahin. Die Pflicht
Ist ehrenvoll. Ich frone nicht.

„Denkst du, die Scholle auf und ab,
Des Körnleins Grab — dein eig'nes Grab?“

Ich seh' im Geist das Ährenfeld
Aufwogen in verjüngter Welt.

Hans Mittendorfer

Was an Alti rat.

(Nach Mörike.)

Bin jung gwön,
Kann a mitredn,
Bin alt worn,
Drum gilt mei Wort.

Schon hängan zeiti Kersch
Drobn auf n Bäumerl;
Nachbar, da hilft da koa
Zaun um dein Gartn,
Lustigi Vögl, dö
Wissn ön Weg.

Aba mei Dirndl,
Du laß da ratn:
Halt da dei Büabl
Guat in da Liab — und a
Guat in Respekt.

Mit dö zwoa Fadnderl,
Zsammdraht in oan Fadn,
Mit dem kloan Fingar aft
Leicht ziahgst dar n nah.

Aufrichti s Herz, aba
Schweigsam sein kinna
Und in da Früah mit da
Sunn keck an d Arbeit,
Gsund alli Glieda,
Sauba da Onzug,
Das macht a Dirndl
Und Weiberl was wert!

Bin jung gwön,
Kann a mitredn,
Bin alt worn,
Drum gilt mei Wort.

Hans Mittendorfer.

Lustige Zeitung.

Ein schwieriger Fall. Ein kleiner Knabe steht laut weinend an einer Straßenecke. Ein freundlicher Herr tritt hinzu und fragt: „Warum weinst du so, liebes Kind?“ — „Ich bin verloren — ich bin verloren!“ — „Hoho! So schnell muß man die Hoffnung nicht aufgeben. Wo wohnst du denn?“ — „Ich — ich weiß es nicht — wir sind heute umgezogen — hu — hu u—u“. — „Ja, wie heißt du denn, Kleiner?“ — „Da — das weiß ich auch nicht. — Mu — Mutter hat heute wieder geheiratet.“ („Guckkasten.“)

Brüder. „Ich werde Mediziner!“ — „Ganz recht! Dann werde ich Pfarrer und begrabe deine Patienten.“ („Jugend.“)

Redensarten: „Ach, dieses reizende Kind, ganz der Papa — wem gehört's denn?“ („Jugend.“)

Unangenehm. Student: „Komm, wir wollen lieber hinausgehen — widerwärtige Gesellschaft hier!“ — „Warum?“ — „Lauter Protzen! Schreien immerfort: Kellner, zahlen!“ („Meggendorfer.“)

Der Richtige. „Interessieren Sie sich auch für den Verein zur Bekämpfung der Fremdwörterei?“ – „Natürlich! Ich bin doch selbst Purist!“ („Muskete.“)

dennoch — indem sie begriff, daß es Leiden gewesen waren, erfüllte die Erinnerung, zu so königlichem Leid berufen gewesen zu sein, sie mit stolzem Glück."

In diesem feinsinnigen Buch erfährt eine edle Frauengestalt gerechte Würdigung, und auch als Bereicherung unserer biographischen Literatur ist das Werk von schönem Wert.

Wien. Ella Triebnigg.

Singvögel.

Wenn ... und wenn!

Wenn nach dem langen Winter
Ins Land der Frühling zieht,
Und wenn versteckt im Grünen
Das Veilchen wieder blüht —
Dann löst von schwerem Leide
Sich ab wohl mancher Bann
Und Lebenslust und Freude
Fängt neu zu grünen an.

Wenn auf dem Felde reifend
Das Korn sich niederbeugt
Und wenn die Sommersonne
Stets neues Leben zeugt,
Dann reift auch wohl im Herzen
Die Sehnsucht zum Entschluß
Und bräutliches Verlangen
Erweckt ein heißer Kuß.

Wenn in dem Herbst die Traube
Aus buntem Laube winkt
Und wenn die letzte Ähre
Vor scharfer Sichel sinkt,
Dann hat sich das erfüllet,
Was Hoffnung — Sehnsucht war,
Und bietet zum Genusse
Als reife Frucht sich dar.

Wenn tief im Schnee vergraben
Liegt wieder Feld und Flur
Und wenn dem neuen Leben
Entgegen träumt Natur,
Dann träumt auch wohl entgegen
Geheimnisvoll zum Licht
Ein wunderbares Etwas
Es ist — ich sag' es nicht!

Gustav Ritter.

Einsame Stadtstraße.

Regen . . . Laternenschimmer
Lichtert im nassen Asphalt,
Zittrige Flecken und Flimmer,
Nur selten eine Gestalt.

Die Schatten der grauen Pfähle
Liegen trotzig im Weg,
Rieselnde Pfützenkanäle,
Leises Gerinn' und Gereg'!

Dazwischen wie silberne Barren
Zeilt sich der Trambahnpfad,
Trostlos-düsteres Harren,
Bis das funkelnde Rundlicht naht.

Dort in der Hausflur ein Pärchen,
Das schäkert nach Herzlust und Brauch:
Ein etwas eigenes Märchen,
Aber ein Märchen doch auch.

K. Dankwart Zwerger.

großer Mann werden. (Wenn ich von Bismarcks Jugendstreichen las, dachte ich das oft.) — Erwin Rosen, der bekannte Verfasser des Buches: „In der Fremdenlegion", war ehemals gleichfalls ein Lausbub und wurde nach Amerika verschickt: „Such dir dein Brot — bist jetzt ein Glückssoldat!" Und er suchte sein Brot, tapfer, abenteuernd und lachend, selbst dann, wenn der Hunger in den Eingeweiden biß. Er schlug sich durch als Farmarbeiter, Apothekerlehrling, Tramp, Übersetzer, Lehrer und Journalist. Damit endet der erste Teil der Erinnerungen und ich freue mich schon auf die Fortsetzung! — Rosen versteht es meisterhaft, Erlebtes und Geschautes buntplastisch zu schildern, und ich gestehe gern, daß ich sein Buch auf einen Sitz zu Ende las. Es ist spannend und prickelnd. Mag es auch hie und da etliches überspringen, was Philister beleidigen könnte.

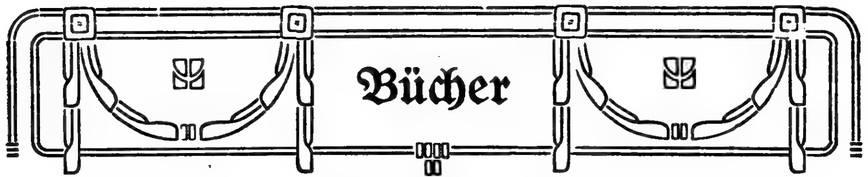
Schon in der 5. Auflage liegt „Der deutsche Lausbub in Amerika" auf, ein Beweis für mich, daß nicht ich allein meine große Freude und ein rechtes Vergnügen an dem Werke habe. H. L. R.

Du gehst einen schweren Gang. Münchener Roman von Walter Ziersch, (Berlin. Concordia, „Deutsche Verlagsanstalt".)

Jedenfalls ein interessantes Buch. Die Geschichte eines Münchener Mädels, das so heißes Blut hat, „unfähig, Lockungen zu widerstehen". Des genialistischen Robby Helds erste Geliebte, kommt Tina, von ihm verlassen, auf schiefe Bahn, aber sie kann Robby nicht vergessen, weil er eben der „Erste" war und weil er sie — tyrannisierte. Durch ihre warme Neigung für den tiefinnerlichen, gutmütigen und reichen Albert Klinker scheint Tina wieder emporzukommen; Klinker heiratet das Mädchen, um es bleibend zu retten; aber das heiße Blut! Nach langem, nicht immer siegreichem Ringen mit dem eigenen Ich folgt das katastrophale Ende, etwas lose zusammenhängend mit Robby Helds Rückkehr. — Ein halbes Dutzend Hintergrundfiguren ist recht gut (nicht allzu scharf) konturiert; im hellen Vordergrund steht nur die Gestalt Tinas, und selbst das Milieu München hat wenig Plastik. Ich meine nur, daß mancher psychologischer Beweggrund und manche Übergänge klarer und überzeugender hätten dargestellt werden sollen. Die Robby Held-Episode, die so stark nachwirkt, müßte einen breiteren Raum einnehmen, statt in die Zeit vor Beginn der Erzählung verlegt zu werden, und zweitens betont der Autor Tinas heißes Temperament, meiner Meinung nach, anfangs zu wenig. Zuerst erscheint ihr Charakter mehr leichtsinnig als glühend. — Trotz der paar Ausstellungen, die ich machen möchte, halte ich den Roman für ein feines Werk von künstlerischem und psychologischem Wert und ich empfehle seine Lektüre besonders jenen, die allzu schnell moralisch aburteilen. Man muß auch arme, kleine Tina-Naturen verstehen, will man den Menschen und ihren Menschlichkeiten gerecht werden. H. L. R.

Stanley. John Rowlands hat seinen Vater nicht gekannt, seine Mutter kümmerte sich nicht um ihn, und so verlebte er die Kinderjahre gequält und gedrückt in einer grausamen Armenanstalt, aus der er endlich entlief. Die Verwandten, die der Knabe aufsuchte, gaben ihm zu verstehen, daß er eine unbequeme Last sei, so daß John das Glück in der Fremde, in Amerika, erproben wollte. Hier, in New-Orleans, verdiente sich der Halbwüchsige sein Brot als Lehrling eines Kaufmannes und hier schien das Glück zu lächeln: Ein Mr. Stanley adoptierte den Elternlosen und gab ihm einen neuen Namen — Henry Morton Stanley. Henry verehrte seinen Wohltäter innigst, aber bald starb dieser und der junge Stanley fiel wieder hilflos ins Weltengetriebe. Den Kampf der Südstaaten gegen die Nordstaaten der Union machte er als Soldat, als Gefangener, schließlich als Berichterstatter mit, arbeitete nachher in den verschiedensten Berufen, unternahm mit seinen Ersparnissen eine mißlungene Entdeckungsreise in Asien, war Zeitungskorrespondent in dem Indianer- und im äthiopischen Feldzug, und seines Lebens Hauptwerk begann erst, da ihn Gordon Bennet, der Eigentümer des New-Yorker „Harald", gewissermaßen engagierte, den berühmten, aber verschollenen Forscher Livingstone in Afrika zu suchen. Stanley löste die Aufgabe und trat dadurch, sowie durch seine späteren großen Expeditionen in die allererste Reihe der modernen Entdecker. Er ist es ja, der eigentlich den Kongostaat gründete, und er entsetzte Emin Pascha nach der Besiegung des Generals Gordon durch den Mahdi! Eine glückliche Ehe und ein unbefriedigendes Debut im englischen Unterhaus beschlossen das erfolgreiche Leben des allzu früh verbrauchten Kraftmenschen. Er selbst hat sein Schicksal in angefangenen, von seiner Gattin an der Hand von Briefen, Tagebüchern und anderen Aufzeichnungen vollendeten Memoiren erzählt. „Mein Leben" heißt das Buch (Lese-Verlag. München). Von Seite zu Seite wird es spannender, abwechslungsreicher und wertvoller. Ein genauer Beobachter und scharfer Menschenkenner schildert da alles, was er sah und mitmachte, und zieht oft beherzigenswerte Schlüsse aus den Erfahrungen.

Stanley war durch und durch Engländer, doch keineswegs blind gegen die Schwächen der Angelsachsen, denen er häufig und derb genug die Wahrheit sagte. Hart, energisch und zielbewußt, von vielen Seiten verfolgt,



Der Opferstein. Roman von Anna Behnisch = Kappstein. (Berlin. Hans Bondy.)

Unsere Erzählungsliteratur könnte man so einteilen: Für die Gaststube, für's Extrastübel: Allgemein volkstümlich, gut bürgerlich. Und außerdem noch für das Chambre séparée. Das ist nichts für die Menge. Auch für den großen Kreis der Gebildeten nichts. Das ist etwas Exquisites für Feinschmecker, für besondere Zirkel, die mit dem betreffenden „Milieu" vertraut sind. Für diese Chambres liefern zumeist moderne Großstadtliteraten ihre Erzählungen und Romane. Sie behandeln mit Vorliebe die Kunstkreise, und kommen davon nicht los, obschon es noch viel interessantere Stoffe gäbe in neuester Zeit. Sie veralten mit ihren ästhetisierenden, theoretisierenden, Seelen sezierenden Systemen, mit vor lauter Spitzfindigkeit pervers gewordenen Liebesproblemen, ihren Seelenwühlereien, mit denen ein gesunder Mensch nicht viel anzufangen weiß. Manche dieser Schriftsteller weichen ängstlich jeder vernünftigen Wendung aus, weil sie „philisterhaft" ist. Sie sind mißverstehende Nietzscheaner, kulturentgleiste Wertumschusterer, Blöffplauscher.

Aus solchem Milieu hat die Großstädterin Anna Behnisch ihren Roman glücklich gerettet, so nahe er auch daran vorbeistreicht, und vorüber an Nietzsche, Ibsen, dann unweit Heyse in der Richtung gegen die Marlitt hin — aber doch nicht so nahe, daß Schaden entstünde. Denn die Eigenkraft dieser Dichterin ist groß. Von einem jungen, künstlerisch strebenden Weibe erzählt sie, das sein Menschentum der Kunst opfert! Ein literarischer Freund sagt ihr, Kunst und Liebe vertrüge sich nicht miteinander, und heimlich ist er in dieses Weib verliebt. Sie, die Künstlerin, lebt seiner Lehre nach und ist heimlich rasend in ihn verliebt. Davon handelt der Roman, der oft heiß in unsere Seele qualmt, stellenweise aber unseren heftigen Widerspruch erweckt. Wie kann man der Kunst sein Menschentum aufopfern? wird der schlichte Leser fragen. Der Künstler weiß, daß es aber doch so ist. Nur wird es ihm selten klar, was er bei seiner Kunst an Liebe, Güte, kindlicher Freude, Naturglück im Leben versäumt. Der Roman „Am Opferstein" zeigt, wie verlockend die Kunst sein kann und wie falsch. — Indes handelt es sich bei dieser Heldin Lina Helgenrodt nicht bloß um Kunst und Liebe, vielmehr noch um einen überaus komplizierten Frauencharakter, dessen hundert Fäden um ihr Wesen ein so feines, dichtes Gespinst weben, daß man selten oder nie ganz auf den Grund sieht. Ein grenzenloser Stolz und ein ganz rücksichtsloses, trutziges Bewußtsein ihrer Persönlichkeit macht sie für den geselligen Verkehr fast unmöglich. Sie bleibt auf sich gestellt in all ihrer geheimen Not und Sehnsucht, und das auch dann noch, als sie — dem Dämon Kunst entflohen — am Busen des Geliebten ruhen könnte. Wir verstehen diesen Trotz nicht ganz und haben das Gefühl, daß mit einer solchen Person — ungeachtet ihrer besonderen Eigenschaften — auf die Länge nicht auszukommen ist. Doch das ist ein Philisterstandpunkt, für den das Buch nichts übrig hat. Die Askese dieses Liebespaares — die in keinem Kloster so schrecklich sein kann — ist ja der „Opferstein", den der Roman meint. Und er zieht weitere Kreise. Die zahlreichen Nebenpersonen, geradeaus die unterschiedlichen Werber um Linas Herz und Hand, sind mit Meisterschaft hingestellt; vor allem der Vater Linas, ein Dorfpastor, mit seiner kirchlichen Weltanschauung gegenübergestellt dem modernen Berlin. Diese Gestalt ist wirklich geschaut und empfunden, während einige andere Figuren trotz ihrer Plastik manchmal stark des Gedankens Spur merken lassen. Das Werk ist vollgepfropft mit feinen Gedanken und Strichen, aus denen die Gestalten so klug gebaut sind, daß sie wirksam, packend vor unserem inneren Auge stehen. Und so bleiben sie stehen, auch wenn man ihnen bisweilen widersprechen muß. Was echt aus einem Künstlerwesen stammt — und wäre es mitunter auch schief und verschroben — daran kann keine Kritik etwas ändern.

Der deutsche Lausbub in Amerika. Erinnerungen und Eindrücke von Erwin Rosen. 1. Band. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Schade, daß der Lausbub in dem auch räumlich beschränkten Europa nur wenig Platz mehr hat. Und wir — behäbig, bedächtig und altklug — könnten den frechen, frohen, kecken, unausstehlichen und unentbehrlichen echten Lausbuben so gut gebrauchen! Wir stellen ihn aber dem Lumpen gleich und schmeißen beide hinaus. Mancher „Lauser", würde man ihn verständnisvoll behandeln, könnte ein

lage, bearbeitet von Art. Kutscher. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Diese vortreffliche Blumenlese von Dichtern aus der Zeit nach Goethe ist längst in allen Kreisen eingebürgert, seitdem vor etwa 60 Jahren die erste Auflage erschien. Die neueste Auflage wurde bis auf unsere Zeit ergänzt, und zwar durch Gedichte in ebenso geschmackvoller Auswahl als sie den älteren Poeten zuteil wurde. Die Verlagshandlung hat auch in Druck und Ausstattung den modernen Anforderungen durch zweifärbigen Druck, Buchschmuck, Dünndruckpapier, schönen Einband &c. Rechnung getragen und muß daher auch in dieser Beziehung der schöne, uns die besten Poeten bis heute vorführende Band aufs beste empfohlen werden. A. S.

Wilhelm Fischer, der Grazer Stadtpoet. Von Franz Wastian. (München, Georg Müller.) Mit des Dichters Bildnis und mehreren Grazer Stadtbildern.

Franz Wastians Büchlein ist eine fleißige und warmherzige Arbeit über des Grazer Dichters Leben und Werke. Jugendliche Begeisterung, wie solche heutzutage an jungen Männern ihren Dichtern gegenüber besonders erfreulich ist. Das äußere Leben Wilhelm Fischers ist ja einfach und sturmlos genug, um so reicher kann das innere sein, zu dem Wastian beredt ladet. Möge es der Schrift gelingen, den Grazer Dichter in Graz die verdiente Würdigung finden zu lassen.

Das Schaubek-Briefmarken-Album. (Leipzig. C. F. Lücke.)

Lückes Ratgeber für Briefmarkensammler gibt Interessenten Aufschluß über alle Alben der bestbekannten Firma, in den Preislagen von 10 Pfennig an bis 335 Mark. Das Schaubek-Album behauptet schon seit vielen Jahren den allerersten Rang unter seinesgleichen. In der ganzen Welt ist es berühmt, anerkannt und wird es von den ernsten Sammlern bevorzugt. Mit und ohne Vordruck, in der Ausstattung jedem Geschmack und dem jeweiligen Stande der Briefmarkenkunde Rechnung tragend, schön und präzis bearbeitet, muß „das Schaubek“ als das vornehmste Album der Welt gelten, und durch die verschiedenartigsten Ausgaben ist der Verlag imstande, die Wünsche selbst der verwöhntesten Sammler durchaus zu befriedigen. Dafür zeugen auch die zahllosen Auszeichnungen, die er bisher einheimste. — Besonders möchte ich auf die Dauer-Albums aufmerksam machen, die durch die alljährlich erscheinenden Nachträge, die sich ohne Mühe ins Hauptwerk einschalten lassen, niemals veralten. Gerade diese Nachträge schützen unbedingt vor dem unangenehmen Umkleben einer Sammlung, so daß die Anschaffung eines neuen Albums nie notwendig wird. Eben erschien als neueste Auflage die vierunddreißigste. — Der Verlag C. F. Lücke, Leipzig, ist zu Ratschlägen und allen Auskünften gern erbötig.

Luther der Leidende. Jetzt wird uns einmal Martin Luther von einer Seite dargestellt, von der wir den derben Reformator sonst nicht oft zu sehen bekommen. Er ist mehr der leidende Luther. Er wird geschildert als armes, demütiges Mönchlein, das mit seinem Vater zerfallen, als körperlich schwächlich und häufig kränkelnd; in seinem Werke besonders in erster Zeit durch Gewissensqualen unsicher gemacht, ängstlich und zaudernd. Zur Zeit, als er anfing, kirchliche Mißbräuche zu rügen, gegen den Ablaßhandel zu eifern, als er seine 95 Thesen an das Wittenberger Kirchentor schlug, war er noch von Herzen Katholik und ahnte gar nicht, was er begonnen. Als er es merkte, wollte er umschwenken und. Rom lockte ihn mit freundlicher Miene. Aber Rom war ungeschickt. Luther war unsicher, hätte sich für künftig zum Schweigen verpflichtet, wenn auch Rom geschwiegen hätte, und die Sache wäre in Sand verlaufen. Aber Rom verlangte, daß er alles, was er gegen die kirchlichen Fehler und Mißbräuche gesagt, widerrufe. Und das hat Luther nicht getan. Er hatte mit seinen Besserungsabsichten der Kirche ja nur Gutes tun wollen, er war felsenfest überzeugt, daß er mit seinem Kampf gegen das Unchristliche in der Kirche recht getan hatte. Das konnte er nicht widerrufen. Nun begann ihn die Kirche zu verfolgen, seine persönliche Ehre anzugreifen, bei seinem Landesfürsten ihn in Mißkredit zu bringen, beim Kaiser ihn als Volksverführer und Aufwiegler zu verklagen, legte ihn in Bann, trachtete ihm nach dem Leben. Nur sein Kurfürst hatte ihn gerettet, der den Verfolgten festnehmen und in den Schutz der Wartburg bringen ließ. Solche Erfahrungen hatten den Martin Luther aufgeweckt. Jetzt sagte ihm sein Gewissen: Gott sendet dich, das Christentum zu reinigen! Jetzt hatte er Mut und je grimmiger die Feinde wüteten, je stärker wurde sein Trotz, seine Kraft, die Kirche geistig neu zu gestalten. Trotzdem hielt er an den alten Formen des Gottesdienstes fest, er las die Messe in der gewohnten kirchlichen Kleidung, behielt die alte Ausstattung der Gotteshäuser bei und hatte Kämpfe mit dem Schweizer Reformator Zwingli, der besonders in der Abendmahlsfrage viel weiter ging als er. Er schrieb seine Lehre, nun ganz unbekümmert um die Kirche. Seine Schriften, seine Predigten, seine Kämpfe verbreiteten sich überall, und Luther sah eines Tages mit Überraschung, daß das ganze Land, fast der ganze Norden lutherisch war. Aber er erschrak auch, als das

herabgesetzt und beschimpft, blieb er sich in seiner Überzeugung immer treu, hatte einen Steinschädel und bildete sich über jedes Ding eine eigene Meinung.

„Mein Leben" ist ein Buch, das besonders die deutsche Jugend eifrig lesen sollte. Es mutet wie ein Abenteuerroman an und predigt dabei das hohe Lied der Arbeit, der Pflichterfüllung und der Menschlichkeit. Gäbe es mehr Mr. Stanleys und weniger gesalbte Schönredner auf der Welt, die Menschheit käme auf dem Weg einer gesunden humanen Entwicklung schneller vom Fleck.

Zwei Ideen: weitherzige Religiosität und der Glaube, daß die weiße Rasse die „Erbin der Erde" sei, leiteten überall seine Pläne und Taten. Aber ein solches Erbe verpflichtet auch! —

Das Buch muß rückhaltslos empfohlen werden. H. L. R.

Der Bonapartefeind. Abenteuer und Amouren, Fahrten und Fährlichkeiten des Oberstleutnants von Wahren. Von Johannes Dose. 2 Bände. (Leipzig. E. Ungleich.)

Der historische Roman ist wieder in Mode, nur sucht man ihn naturalistischer zu gestalten. Dose, der seinem Werk geschichtliche Privataufzeichnungen zugrunde legte, ist der neuen Darstellungsform bloß zum Teil gefolgt, aber immerhin weiß er das Interesse der Leser zu wecken und festzuhalten, und manche große Szene hat er mit großen Strichen künstlerisch nachgezeichnet. Hundert Jahre ging die Zeit hin, seit das deutsche Volk Napoleons Joch abschüttelte, doch manchmal scheint es, als müßten wir noch länger warten, um dazu jene Distanz zu finden, die ohne Eigenliebe und ohne Haß Dinge und Menschen bekämpft, für die der Rückblickende, besonders der rückblickende Künstler, ausschließlich Interesse haben sollte. Was ist denn die „aufgeschriebene Weltgeschichte"? Eine Summe von Sagen, mit Irrtümern durchsetzt. Und daraufhin darf man wahrscheinlich nicht überschwängliche Verehrung und nicht überquellende Feindseligkeit gründen. — Damit skizzierte ich die Gefahren, an denen der Autor historischer Romane nahe vorbeistreift — und wenn Dose ihnen zumeist glücklich auswich, so kam das seinem Werk zugute, das „aktuell" ist, da die Deutschen darangehen, den Befreiungstag ihrer Vorfahren von der französischen Fremdherrschaft zu feiern.

Briefe eines Kaisers. **Josef II. an seine Mutter und Geschwister.** Eine Auswahl seiner Briefe, gesammelt und übersetzt von Dr. Otto Krock. Mit 12 Abbildungen. (Berlin. Karl Curtius.)

Noch immer gilt Josef II. bei vielen als Phantast, wenn auch als ein edler Phantast, aber nach diesen Briefen werden sie ihr Urteil gründlich ändern müssen. Nur ein klardenkender, zielbewußter und praktischer Mensch von hoher Bildung und reichen Kenntnissen konnte sie schreiben, der den einzigen Fehler hatte, seiner Zeit ein Stück voraus zu sein. Man lese nur die bündige Erklärung über den äußeren und inneren Wert der religiösen Toleranz! In diesem Punkte ging er energisch gegen die Anordnungen seiner Mutter, die er innig liebte, vor, weil Maria Theresia noch tief in päpstlicher Engherzigkeit steckte und der alleinseligmachenden Kirche zuliebe fast grausam und jedenfalls blutig die Protestanten zu „bekehren" versuchte. — Zu den hervorragendsten Briefen Josefs gehört sein Schreiben an Maria Antoinette vom 29. Mai 1777. Der Kaiser war in Paris gewesen, hatte das nahende Unheil erkannt, hatte die Kurzsichtigkeit des Hofes beobachten können und gab seiner Schwester ehrlich und treu Ratschläge, die — wären sie allgemein befolgt worden — die folgenden schrecklichen Zeiten unmöglich gemacht hätten. Hier findet sich die prophetische Stelle: „Die Revolution wird furchtbar werden, wenn Du ihr nicht vorbeugst..." — Enttäuscht, bekämpft, angefeindet, belacht, siechte Josef II. die letzten Jahre seines Lebens langsam hin und seine Briefe (schon immer nachdenklich und fast düster, wenn man von den humorvollen über den Papst absieht) werden ernster und ernster, bis er einige Wochen vor dem Tod die tiefmenschlichen Worte spricht: „Geduld und Ergebung ist mein einziger Wahlspruch." — Konnte er auch seine stumpfe Gegenwart nicht meistern, die Zukunft hat ihm Recht gegeben: Seine Ideen siegten doch! H. L. R.

Sonne und Segen. Gedichte von Karl Dankwart Zwerger. (Straßburg und Leipzig. Josef Singer.)

Der Verfasser ist den Heimgartenlesern ein lieber alter Bekannter und so wendet er sich mit seiner Gedichtesammlung „Sonne und Segen" bereits an einen Freundeskreis, der ihn schätzt. K. D. Zwerger, eine wahrhaft poetische Natur, scheint mir ein geborener Lyriker zu sein, der eine Zukunft hat. Ein Beweis dafür, daß auch sein erstes Büchlein, „Heidehalme" (in demselben Verlag), selbst, im nüchternen deutschen Norden Widerhall fand.

Mit Rücksicht darauf, daß fast jedes Heft des „Heimgartens" ein paar Verse aus seiner Feder bringt, verzichten wir darauf, aus dem Gedichtenbuch einige Proben vorzulegen. Wie bereits gesagt: Der Autor ist uns kein Fremder mehr!

Deutscher Dichterwald. Lyrische Anthologie, begründet von Georg Scherer, 24. Auf-

des nun vollendeten großartigen Viktor Emanuel-Nationaldenkmales in Rom. Professor Schoener in Rom, ein vorzüglicher Kenner, hat die Bearbeitung dieser Neuauflage des berühmten Buches unternommen, dessen Inhalt eine ganze Bibliothek enthält.

Dr. A. Schl.

Frommes Kalender. Ein Nachschlagebuch, welches eine Fülle von Auskünften auf alle möglichen im häuslichen und geschäftlichen Leben sich ergebenden Fragen enthält, ist Frommes Wiener Auskunfts-Kalender. — Immer mehr bürgert sich auch der tägliche Einschreib-Kalender ein, der mit seinen allgemein nützlichen Tabellen vor allen Dingen durch eine zweckmäßige Linierung als Haushaltungs- und Vormerkbuch für das ganze Jahr geeignet ist. — Frommes Schreibtisch-Unterlage-Kalender zeichnet sich durch einfache, zweckmäßige Einrichtung aus. — Von den fast für jeden Stand und Beruf speziell geschaffenen Kalendern erwähnen wir Frommes Klerus-, Feuerwehr-, Landwirtschafts-, Medizinal-Kalender. Für die Jugend ist speziell geeignet: Frommes Österreichischer Studenten-Kalender für Mittel-, Fach- und Bürgerschulen. Für Geschenkszwecke eignet sich ferner Frommes „Elegante Welt" in geschmackvollen, modern ausgestatteten Einbänden.

Südmark-Kalender für das Jahr 1912. Ein Jahrbuch für Stadt und Land, geleitet von Karl W. Gawalowski. (Graz, Deutsche Vereinsdruckerei und Verlagsanstalt.)

Praktisch, reichhaltig, deutschheimatlich, hochgemut, mit vielen Bildern geziert — ein kluger und froher Kamerad fürs ganze Jahr.

Büchereinlauf.

Japan. Ein Deutungsversuch von Lafcadio Hearn. (Frankfurt a. M. Rütten u. Loening.)

Chinesische Geister- und Liebesgeschichten. (Frankfurt a. M. Rütten u. Loening.)

Frau Sophie und ihre Kinder. Von Franziska Mann. (Frankfurt a. M. Rütten u. Loening.)

Eroberer. Ein amerikanisches Wanderbuch. Von Ludwig Brinkmann. (Frankfurt a. M. Rütten und Loening.)

1812. Der ewige Schlaf. Von Sophus Michaelis. (Berlin. Erich Reiß.)

Wer bin ich? Roman von Hans Hauptmann. Hesperus-Verlag.)

Die verirrte Magd. Roman von Georg Engel. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Menschheit Hochgedanken. Roman aus der nächsten Zukunft von Bertha von Suttner. (Berlin. „Friedenswarte.")

Notwehr. Der Roman der Ungeborenen von Nanny Lambrecht. (Berlin. K. W. Mecklenburg. 1912.)

Hogesünn. Roman aus dem lübischen Land von Wilhelm Konrad Gomoll. (Dresden. Karl Reißner.)

Frau Schlicht. Roman von E. Croner-Kretschmer. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Herr von Berlin. Roman von Rudolf Lothar. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Das neue Ghetto. Roman von Chr. Sion. (Berlin. Hesperus-Verlag.)

Ausgewählte Schriften, Band 10: **Der Leutnant von Hasle.** Von Heinrich Hansjakob. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Cottasche Handbibliothek Nr. 163—173. (Nr. 163: Auerbach, „Die Frau Professorin"; Nr. 164: „Des Lorles Reinhard"; Nr. 165: „Sträflinge"; Nr. 166: „Das Nest an der Bahn"; Nr. 167: „Der Lehnhold"; Nr. 168: „Florian und Kreszenz"; Nr. 169: „Joseph im Schnee"; Nr. 170: „Der Tolpatsch", „Der Tolpatsch aus Amerika"; Nr. 171: Kinkel, „Otto der Schütz"; Nr. 172: Widmann, Touristennovellen; Nr. 173: Wilbrandt, „Feuerblumen".)

Aus sterbenden Zeiten. Novellen von Doris Wittner. (Berlin. „Concordia"; Deutsche Verlagsanstalt.)

Schimannsgarn. Erlebnisse, Schnurren und Geschichten von Sophus Bonde. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Aus Kuckucksgrün und Rabenbrunn. Dorfgeschichten von Gottfried Doehler. (Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher.)

Sagen aus der grünen Mark. (Volksausgabe.) Von Hans von der Sann. (Graz. „Leykam.")

Steyra Gsangl. Gedichte in oberösterreichischer Mundart von Gregor Goldbacher. (Steyr. Sandböksche Buchhandlung, Peter Weidinger.)

Vom lachenden Leben. Eine Auslese aus Fritz Anders Schriften von Wilhelm Poeck. (Leipzig. Fr. Wilhelm Grunow.)

Auf die Schanzen! Lichter und Losungen von Theodor Kappstein. (Berlin. Reuß und Pollack.)

reformierte Volk anfing, in den Kirchen die Bilder zu stürmen, sich wieder zu taufen, alle Formen des alten Gottesdienst s wegzuwerfen. Er predigte Einhalt, doch die Sache entwickelte sich, die Reformation stürmte dem Reformer voraus; von ihr locker gemacht, entstand der furchtbare Bauernkrieg, und Luther sah nun seine Aufgabe, zu beruhigen, zu regeln. Das war die kritische Zeit und sie hätte den Reformator furchtbar mitschuldig werden lassen können. Aber es schlichtete sich ganz unpathetisch, ganz menschlich. Mit 42 Jahren nahm Luther ein 26jähriges Weib, gründete ein musterhaftes Familienleben und seine Laufbahn endete in einer Idylle. Sie würde tragisch verlaufen sein, wie die von Huß, Zwingli und anderen, wenn Luther nicht an seinem weisen Landesherrn so starken Schutz gefunden hätte. Aber daß Luther gelitten hat, und mehr gelitten hat, als zumeist angenommen wird, das stellt uns schlicht und schön ein Buch dar, „Martin Luther als Reformator", das J. G. Schaffroth geschrieben hat und vor kurzem in Zürich erschienen ist.

Gerlachs Jugendbücherei. (Wien. Gerlach u. Wiedling.)

Ich habe von dieser Bücherei ein Bändchen durchgeblättert und kam nicht mehr los. Die ganzen zwei Dutzend Bändchen durchgesehen. Gezwungen dazu haben mich die einzigartigen schönen Bilder moderner Künstler, mit denen die Auszüge aus den deutschen Dichtern entzückend reich illustriert sind. Die besten Jugendsachen der besten Dichter sind da. Alles voller Maienblüte. Winters Ofenwärme und Ulkigkeit. Ich sage noch einmal, die Bildwerke sind es, die von solchen Ausgaben diese Jugendbücherei auf das köstlichste unterscheiden und hervorheben. Eine Sonderausgabe bieten die ausgewählten Märchen W. Hauffs mit einfach großartigen Bildern von Karl Fahringer. — Es tut mir nur leid, sie nicht vor Weihnachten gekannt zu haben. Kommt für diesmal mein Hinweis zu spät, so mögen Kinderfreunde Gerlachs Jugendbücherei für das nächste Christfest vormerken.

Volkstümliche Kunst. Herausgegeben von Martin Gerlach. (Wien. Gerlach und Wiedling.)

Erster Band: Unterfranken. Zweiter Band: Österreich-Ungarn. Ein Bilderwerk besonders für Architektur. Musterhaft fein ausgeführte Lichtbilder zumeist alter, charakteristischer Gebäude, Monumente, Geräte u. s. w. Für Freunde der Baukunst, Bildhauerei und dergl. eine Fundgrube des Interessanten und Schönen.

Karl Lacher. Aufsätze und künstlerische Arbeiten. Mit einer biographischen Einleitung von Karl W. Gawalowski. (Graz. Ulrich Mosers Buchhandlung.)

Das der Erinnerung an den am 15. Jänner 1908 verstorbenen verdienstvollen Künstler und Schöpfer des Grazer Kulturhistorischen und Kunstgewerbemuseums am Joanneum gewidmete Buch wird durch eine ausführlich, streng sachlich und doch dabei warm geschriebene Biographie Lachers von Karl W. Gawalowski eingeleitet, die seiner reichen Tätigkeit auf den Gebieten der Kunst, des Kunstgewerbes und Musealwesens gerecht wird und dabei ein scharf umrissenes Bild seiner Persönlichkeit gibt. Von Lacher selbst wurden mehrere bisher nur zerstreut erschienene, für seine Anschauungen besonders bezeichnende, auch heute keineswegs veraltete Aufsätze über das Kunstgewerbe in Steiermark, über die Aufgaben der Kunstgewerbemuseen auf kulturhistorischem Gebiete und über die Hausindustrie und Volkskunst in Steiermark sowie auf besonderen Tafeln eine Reihe vortrefflich ausgeführter Abbildungen seiner bedeutsamsten plastischen und kunstgewerblichen Schöpfungen geboten, die sein vielseitiges, schönes Können im besten Lichte zeigen. Es ist eine hübsche Fügung des Zufalles, daß der vornehm ausgestattete Band gerade jetzt der Öffentlichkeit übergeben wurde, wo das Joanneum, zu dessen Ausgestaltung Lacher nächst Erzherzog Johann gewiß das meiste beigetragen hat, seine Hundertjahrfeier begann.

Über Anregung aus Lehrerkreisen hat der Verlag J. Meyerhof in Graz anläßlich der Jahrhundertfeier des „Joanneums" in Graz eine **Faksimilegravüre des Bildes weiland Erzherzog Johanns,** Gemälde von Peter Krafft, nach dem Stiche von Blasius Höfel 1818, in der Original-Bildgröße von $40\frac{1}{2} : 27\frac{1}{2}$ cm, Papiergröße 60 : 50 cm, anfertigen lassen. Darauf wollen wir nun alle dankbaren Verehrer des unvergeßlichen Prinzen aufmerksam machen. Es ist das Bild, in dem Erzherzog Johann mit dem Jagdgewehre auf einem vorspringenden Felsen des Hochgebirges steht und sinnend hinaus blickt in sein geliebtes Steirerland.

Rom und die Campagna. Von Dr. Th. Gsell Fels. 7. Auflage. (Leipzig. Bibliographisches Institut. 1912.)

Dieses ausgezeichnete Hand- und Reisebuch ist soeben vollständig umgearbeitet und reich vermehrt neu erschienen und wird jedem Romreisenden, der sich eingehend mit Studien über die ewige Stadt beschäftigt, hochwillkommen sein. Die trefflichen Karten Pläne und Ansichten bieten den neuesten Stand, unter letzteren befindet sich auch die Ansicht

Heimgarten

März 1912.

6. Heft. 36. Jahrg.

Mattes.

Roman von **Hans Eschelbach.**

(Fortsetzung.)

11. Kapitel.

Die wenigen alten Männer und Frauen Jugenheims, die nicht mehr mit hinaus aufs Feld zur Arbeit konnten, machten ein ganz verblüfftes Gesicht, als gesenkten Hauptes, wie immer am hellichten Tage, als habe er gar nichts zu befürchten, das Tier durch das Dorf ging, der Verfemte, der mit seinem Doppelverbrechen den Unwillen von ganz Jugenheim heraufbeschworen hatte. Aber das eine diente doch zu ihrer Beruhigung: „Man hatte ihn!" An der einen Hand wurde er vom Lehrer Rabe, an der anderen von Livvelingchen geführt. Jetzt ging's ihm also an den Kragen. Der Bursche ging ganz geduldig mit, er war zu dumm, um sich loszureißen. Zur großen Verwunderung der zahnlosen Alten wurde das Tier aber nicht vor das höchste Dorftribunal, zum Pastor, sondern zum anderen Ende des Dorfes hinaus, zu seiner Wohnung geführt.

„Gott sei Dank, hier bringen wir ihn gesund und wohlbehalten!" sagte Herr Rabe. „Gretchen, du kannst jetzt gehen. Ich danke dir. Du bist ein braves Kind!"

Gretchen knixte und lief fort, um in ihrer Herzensfreude die Kunde vom verlorenen und wiedergefundenen Sohne durch das ganze Dorf zu tragen.

Deutscher Literaturspiegel. Von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann.)

Christomannos-Gedenkbuch. Erinnerungen an Theodor. Von seinem Freunde Tony Grubhofer. — Rund um den Rosengarten. Nachgelassenes Manuskript von Dr. Theodor Christomannos. (Meran. F. W. Ellmenreichs Verlag.)

Dr. Martin Luther, der Reformator. Bilder aus seinem Leben, für das evangelische Volk zusammengestellt von J. G. Schaffroth. (Verlag des Schweizerischen Vereines für freies Christentum.)

Deutscher Volkskalender für das Schaltjahr 1912. Herausgegeben von Johannes Reichart. (Kronstadt, Ungarn. H. Zeidner.)

Neue Jugendblätter. Jahrbuch für das deutsche Haus 1912. Herausgegeben vom sächsischen Pestalozzi-Verein. Bearbeiter Ernst Thieme. (Dresden. C. C. Meinhold & Söhne.)

Jugendkalender 1912. Herausgegeben vom sächsischen Pestalozzi-Verein, Bearbeiter Ernst Thieme. (Dresden. C. C. Meinhold & Söhne.)

Gedenke, daß du ein Deutscher bist. Von Dr. Heinrich Pudor. Teil 1: „Deutsche Erziehung" (Sammlung Kupferschmid, Bd. 3). (München. Melchior Kupferschmid.)

Zu Ferdinand Raimunds 75. Todestage. Ein Gedenkblatt von Franz Josef Böhm. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei. 1911.)

Bericht über die Erste Grazer Reform-, das ist Denk- und didaktische Werkschule (verbunden mit einer Vorschule für Latein und Französisch) „Geidorf". Schuljahr 1910/11. (I. Grazer Reformschule, Villefortgasse Nr. 13.)

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 3, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



Postkarten des „Heimgarten"

V. H., Berlin. Wir haben Otto Ernst im Verdacht, daß er die Theaterkritik bestochen hat. Sie schimpft seinem neuen Stück so viel Interessantes hinauf, daß es jeder ansehen muß.

A. F. in Graz. Ich bin nicht Ihrer Meinung, daß sich das Interesse für Robert Hamerling in seiner Heimat vermindert hätte; folgendes spricht z. B. dagegen: In Waidhofen hat man die neue Reichsstraßenbrücke über die Thaya „Hamerlingbrücke" getauft. Dann trägt sich die genannte Stadt mit der Absicht, das 1893 enthüllte eherne Denkmal des Ahasversängers von seinem etwas beengten Standplatze in den neuen Stadtpark zu versetzen, wo es weithin sichtbar sein wird. Auch in Zwettl ist man eifrig daran, die noch fehlenden Geldmittel aufzubringen, um das projektierte Hamerling-Denkmal aufstellen zu können. Schriftsteller Allram, der 1893 das Büchlein „Aus der Heimat Hamerlings" herausgab, beschäftigt sich gemeinsam mit Michael M. Rabenlechner mit einer vermehrten, reich illustrierten Neuausgabe. Eine der erfreulichsten Tatsachen ist wohl, daß endlich der Lieblingswunsch, den Hamerling Zeit seines Lebens hegte, die billige Volksausgabe seiner sämtlichen Werke betreffend, in Erfüllung ging. Ebenso erfreulich ist, daß das große Hamerling-Denkmal seiner Vollendung entgegengeht und bald seinen Bestimmungsort in der Residenzstadt Wien einnehmen wird. In Graz hat sich ein kleines Komitee gebildet, das die Errichtung einer künstlerischen Gedenktafel im Stiegenhause des I. k. k. Staatsgymnasiums anstrebt — in jenem Institute, wo Hamerling als Lehrer gewirkt hat. B.

M. N. F., München. Operetten für Kinder und von Kindern gespielt (natürlich in der herkömmlichen Weise, wie es die Großen machen), sind doch etwas so Unerhörtes, daß Sie dagegen nicht erst den „Heimgarten" um Abhilfe anrufen müßten. Für diese Hacke wird sich doch auch in Bayern der rechte Stiel finden. Wir werden gelegentlich schon darauf zurückkommen, wenn dem Frevel nicht früher Einhalt getan wird.

„Zunftvereinigungs-Motiv Nürnberg, München 1868." (S. Postkarten, Dezemberheft.) Herr A. Englisch, Eisenerz, und Herr Lehrer H. Nänny, Hundwil, Appenzell, teilen uns mit, daß der fragliche Vers von Dr. F. Rohrer stammt und im Männerchor „Morgen im Walde" von dem Züricher Meister Dr. Fr. Hegar vertont ist.

(Geschlossen am 18. Jänner 1911.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Mörk. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Der Junge sah es. Er wußte nicht, was er machen sollte. Am liebsten wäre er jetzt fortgelaufen für immer; aber er tat es nicht, er zerknüllte nur seine Jacke.

In der offenen Türe erschienen die zwei Gänse, die wohl lange kein Futter mehr bekommen hatten. Als sie den fremden Mann sahen, streckten sie die Hälse weit vor und erhoben ein schreckliches Geschrei, bis die Frau zu einem Kochlöffel griff und sie verjagte. Dabei kam ihr ein guter Gedanke: die schwerste der beiden Gänse sollte der Lehrer zu Martini bekommen!

Unterdessen war Herr Rabe wieder Herr seiner selbst geworden. „Matthias", sagte er, indes er sich erhob und auf den Jungen zutrat. „Ich habe dir nicht unrecht tun wollen. Was du in der Schule getan hast, wirst du bereuen. Aber nun sei einmal ehrlich: weißt du etwas von dem, was in der Kirche geschehen ist?"

„Nein!"

„Also, du bist ganz unschuldig, Matthias?"

„Ja!"

Der Junge rief es so gequält, so durchdrungen von der Empfindung, seinen Lehrer überzeugen zu müssen, so aufgeregt aus tiefstem Herzensgrunde, daß man an der Wahrheit seiner Aussage nicht mehr zweifeln konnte.

„Ja, dann — — — dann habe ich dir großes Unrecht getan und Ihnen auch", sagte Herr Rabe bekümmert.

Matthias, dem es zu enge im Zimmer wurde, ging hinaus in den Kuhstall. Von all den Brotschnitten nahm er nicht eine einzige mit, obschon er großen Hunger hatte.

Herr Rabe stand noch immer ganz hilflos mitten im Zimmer. „Ja, ja", sagte er, „und ich habe bis zuletzt noch geglaubt, daß er's doch könne getan haben."

„Da hätten Sie mich fragen sollen. Ich weiß, daß er keinem Kätzchen ein Leid zufügt."

„Beruhigen Sie sich jetzt nur. Ich werde zum Herrn Pastor gehen. Ich werde sorgen, daß ihn kein Vorwurf und kein Verdacht mehr trifft. Ich werde alles tun, um meinen Irrtum wieder gut zu machen."

„Mit Steinen haben sie nach ihm geworfen, Herr Lehrer. Das ganze Dorf glaubt, er habe es getan!"

„Ich werde dafür sorgen, daß sich so leicht nicht mehr eine Hand nach einem Steine ausstreckt. Die ganze Gemeinde soll erfahren, daß man dem Kinde unrecht getan."

„Aber das geht doch nicht, Herr Lehrer."

„Warum nicht?"

„Sie — — — Sie haben doch selbst — — —"

Als der Lehrer mit dem Jungen auf der Türschwelle erschienen, war die Wallonenstina aufgesprungen; aber sie mußte sich wieder setzen, so sehr war ihr die Aufregung in die Beine gefahren.

„Mutter, da bringe ich ihn!“ sagte Herr Rabe nochmals, indem er eintrat.

Wie alle Bauern verriet die Wallonenstina nicht leicht ihre Gefühle. Auch jetzt ging sie ihrem Kinde, das sich verlegen mit dem Rücken am Türpfosten vorbeirieb, und das sie verzweifelt gesucht Tag und Nacht, keinen Schritt entgegen. Nicht einmal die Hand streckte sie nach ihm aus; dann aber übermannte es sie doch, und laut weinend legte sie den Kopf auf den Tisch. Mattes wagte nicht aufzusehen, er rieb seinen Rücken nur noch stärker am Türrahmen.

Plötzlich stand die Frau auf. Sie wußte nicht, ob sie ihren Sohn jetzt prügeln oder küssen müsse. Am liebsten hätte sie beides getan, und darum tat sie nichts, atmete hoch auf und drängte den Jungen dann an den Tisch vor die lange Reihe dick mit Butter bestrichener Brotschnitten.

„Iß, Mattes!“ sagte sie. „Iß! — Was mußt du für Hunger haben!“

Aber Mattes aß nicht. Er kratzte nur mit seinen Fingernägeln über den Rand der Tischplatte.

Die Mutter stand da in einiger Verlegenheit. Sie fühlte, daß sie dem alten Manne danken müsse und wußte kein Wort zu finden. „Herr Lehrer“, sagte sie endlich, „das vergesse ich Euch nicht. Nie! — Wo war er denn? Wo habt Ihr ihn gefunden?“

„In der Maikammer. Er saß hoch oben in einer Pappel.“

Die Bäuerin wischte sich mit der Schürze die Tränen ab. „Hattest du den Herrn Lehrer denn gesehen?“ fragte sie.

Mattes schüttelte den Kopf und zog bald die rechte, bald die linke Schulter hoch.

„Aber wenn du mich gesehen hättest, wärst du dann zu mir gekommen, Matthias?“ fragte Herr Rabe.

Der Junge schüttelte traurig den Kopf.

„Aber wenn ich nun unten stehen geblieben wäre — du konntest doch nicht fortlaufen. — Was hättest du dann getan?“

„Ich — — — wäre — — —“

Er schwieg und kratzte wieder an der Tischplatte.

„Nun? Was wärest du?“

Da senkte der Junge ganz tief den Kopf. „Herabgesprungen“, sagte er dumpf.

„Matthias!“ rief Herr Rabe. Dann setzte er sich; über sein müdes, altes Gesicht rollten langsam die Tränen.

Der alte Herr atmete auf: Der schlimmsten Sorge war er also glücklich ledig. Nein, doch nicht der schlimmsten. Was mochte Herr Rabe machen? Er war ihm so verstört vorgekommen in der letzten Nacht. Zweimal ging der alte Herr an die Wohnung des Lehrers und jedesmal fand er die Türe geschlossen. Das war bedenklich, sehr bedenklich!

Er erinnerte sich, daß er gestern beschlossen hatte, die Person und den Jungen zu zwingen, vor versammelter Gemeinde Abbitte zu tun. Es war auch zu empörend! Die Wallonenstina hatte sogar vor der Wohnung des Lehrers skandaliert und auf offener Straße Beleidigungen ausgerufen, deren Wiederholung er seiner Köchin, die ihm alles haarklein berichten wollte, strengstens untersagt hatte. Und der gute Pastor von Fugenheim, der vor einigen Tagen noch arglos im Schatten des Aloysiuskegelbähnchens die Tugend besungen hatte, setzte sich hin, um die Worte aufzuschreiben, die die Mutter des Jungen ihm nachsprechen sollte, wenn sie in der Pastorei im Beisein des Kirchen-, Orts- und Schulvorstandes Abbitte tun würde.

Er war mit der Niederschrift noch nicht fertig, als es unten im Hause Lärm gab. Der Spitz bellte, Mechtel schlug die Stimme über und dann noch eine fremde, zornige, fordernde Stimme — — — Wahrhaftig, das war die — — — die Person! Aber die kam nicht, um Abbitte zu tun, die kam, um anzuklagen, um Rechenschaft zu fordern.

Die alte Köchin hatte ihr zwar von oben herunter erklärt, für Leute wie sie wäre der hochwürdige Herr jedenfalls nicht zu sprechen, außerdem habe er sich so erkältet, daß er fast gar nicht reden könne.

„Der braucht auch nicht zu reden! Ich will reden!“

„Herr Pastor!“ rief Mechtild und suchte dem unliebsamen Besuch die Türe zu vertreten. Aber sie kam schlecht an. Ehe sie wußte, wie ihr geschehen war, bekam sie einen solchen Ruck, daß sie über den bellenden Spitz stolperte und sich nur mit Mühe auf den Beinen hielt. Und dann gab es eine Szene, bei der Mechtild meinte, die Erde müsse sich auftun, der Blitz müsse die Frevelnde zerschmettern. Aber nichts dergleichen geschah, nur der Herr Pastor stand oben an der Treppe ganz konfus mit der langen Pfeife und unten stand die Wallonin, zornig, drohend, schreiend. Und wenn er auch das ganze Dorf gegen sie und das arme Kind aufhetze: das Dach zünde sie ihm über dem Kopf an, wenn er dem Mattes auch nur ein Haar krümme!

Die Welt schien aus den Angeln zu gehen! Sonst sprach immer nur der Pastor, und die anderen Leute schwiegen, aber diesmal war's umgekehrt: der Pastor schwieg und mußte die Rede dem aufgebrachten Weibe überlassen. Und welche Rede! Wie eine Sturmflut schlug sie über ihm zusammen, ohne Pause, ohne Halt, kein Wort der Entgegnung aufkommen lassend.

„Ich habe mich selbst geirrt und mich vom Unwillen hinreißen lassen. Jeder kann irren; aber jeder hat auch die Pflicht, seinen Irrtum wieder gut zu machen. Und nun — — — wollen Sie mir die Hand geben?

„Herr Lehrer!“ sagte die Wallonenstina nur, „Herr Lehrer!“

*
* *

Der Pastor von Fugenheim hatte wirklich nicht seinen besten Tag gehabt. Seit ihn der alte Lehrer mitten in der Nacht wachgeklingelt, war eine große Unruhe in ihn gefahren. Zunächst hatte er sich in der Nachtluft am offenen Fenster einen mächtigen Schnupfen geholt. Dann konnte er keinen Schlaf mehr finden, einmal störte ihn der Schnupfen, dann ließ ihn die Sorge um den Lehrer nicht schlafen, und wenn er gerade bereit war, doch noch in den Schlummer zu sinken, störte ihn das Brüllen der Kuh und der Gedanke, daß Mechtild ihm gekündigt habe.

Der erste Ferientag brach nicht zu rosig für ihn an. Mechtild, die er, wenn er gut gelaunt war, „Mechtel“ nannte, stellte ihm den Kaffee auf den Tisch, ohne etwas anderes zu sagen, als „Morgen!“ Es klang nicht wie ein Wunsch, es klang mehr wie eine Drohung aus dem kurzen Worte.

Wenn die nun ihre Kündigung aufrecht hielt? Ein altes Lied aus seiner Studentenzeit fiel ihm ein:

Ach, es gäbe ja der Mädchen so viele,
Doch für mich ist keine mehr gebaut!

Gar zu schön gebaut war Mechtel allerdings nicht, dafür konnte sie aber einen Kaffee brauen, wie keine zweite.

Die Sorge und der böse Schnupfen ließen dem alten Herrn keine Ruhe. Sein großes, buntes Taschentuch war ganz naß, und da er aus der Praxis wußte, daß es in kritischen Momenten nicht klug sei, Mechtel gegenüber den ersten Schritt zu 'tun, so hing er sein Taschentuch zum Trocknen ans Fenster und behalf sich mit seinem Handtuch.

Beim zweiten Frühstück zeigte Mechtel sich versöhnlicher. Sie brachte zwei reine Taschentücher und nahm das am Fenster hängende weg. „Die Leute sollen doch nicht denken, der Herr Pastor habe kein reines Taschentuch mehr!“ sagte sie. Als sie dann später das Geschirr wegholte, erklärte sie, mit Rücksicht auf die Krankheit — sie meinte den Schnupfen — des Herrn Pastors, wolle sie ihre Kündigung noch einmal zurücknehmen. Die Bemerkung, sie könne ihr Bett in den Kirchturm auf den Glockenstuhl stellen, zieme sich aber für einen hochwürdigen Herrn um so weniger, da man vom Kirchhof aus durch die Schallöcher den Glockenstuhl ganz gut sehen könne.

Herr Rabe, dem es von all seinen Gängen sehr warm geworden war, bekam, obschon er selbst sonst zu den eifrigsten Rauchern gehörte, in diesen undurchsichtigen Wolken sofort einen Hustenanfall. Er riß das Fenster auf und sagte: „Herr Pastor, man erstickt ja!“

„Leider, leider, lieber Herr Lehrer! Es ist auch zum Ersticken! Erst die Schmach in der Kirche, dann die Freveltat in der Schule, dann die Gemeinheit vor Ihrem Hause und nun diese Insulte in meiner eigenen Wohnung. — Mechtel!“ rief er, indem er die Zimmertüre öffnete, „Mechtel! Eine Flasche und zwei Gläser. Dem Herrn Lehrer ist nicht wohl!“

„Ich hab' sie schon“, sagte Mechtel, die in demselben Augenblick eintrat.

„Schenken Sie dem Herrn Lehrer ein Glas Wein ein. — Nein, mir noch nicht, Mechtel. Später, später. Ich darf in der Erregung nichts trinken.“

Mechtel tat, wie ihr befohlen war, zündete die Lampe an und verließ dann das Zimmer.

„Zum Wohlsein!“ sagte Herr Rabe und trank; aber er schnitt ein verzweifeltes Gesicht; denn der Wein schmeckte gräßlich.

Trotz seiner Erregung bemerkte sein Gastgeber das. „Nun, wie ist der Wein?“ fragte er.

Herr Rabe geriet in Verlegenheit. Er konnte doch nicht gut sagen, daß der Pfarrwein wie Essig schmecke. Er machte deshalb einen der kunstvoll verzwickten Sätze, deren er sich immer bediente, wenn er nicht mit der Sprache herausrücken durfte, und sagte zögernd und sehr verlegen: „Der Wein, obwohl nicht ganz ohne Geschmack, ist, will mich bedünken, ein wenig sauer.“

Statt jeder Antwort schüttete der Pastor das zweite Glas voll und probierte; denn auf seinen Wein ließ er nichts kommen. Gleich darauf machte er ein Gesicht, als habe er am Becher des Sokrates genippt und rief: „Das ist ja Essig, Herr Lehrer! Das ist ja Essig!“

Mechtel kam schon ungerufen ins Zimmer und erklärte mit Armsündermiene, daß sie im Halbdunkel die Reste von zwei Flaschen zusammengeschüttet und dabei wohl eine Essigflasche erwischt habe.

„Ja, ist Ihnen denn der Hexenschuß auch in den Kopf gefahren?“ fragte ihr Herr ungnädig. „Bringen Sie eine andere Flasche und neue Gläser.“

Mechtel, die sicher wieder gekündigt haben würde, wenn der Pastor allein gewesen wäre, tat schweigend, wie man ihr befohlen und entfernte sich. Es ging ihr alles schief heute; daran war nur die Wallonin schuld, die sicher den bösen Blick hatte.

Der Pastor, der immer noch mächtige Rauchwolken um sich verbreitete, ging im Zimmer auf und ab, weil die Erregung ihn nicht

„Ihr und der Lehrer, ihr haltet mit der Brön, mit dem Ortsvorsteher! Ihr habt mir mein Kind mißhandelt, ihr habt es fortgetrieben, daß die Leute mit Steinen nach ihm schmeißen! Er ist fort! Er ist fort! Er ist die ganze Nacht nicht nach Haus gekommen. Aber das sage ich Euch: wenn ihm was passiert, wenn er nicht wiederkommt — — das Dach zünde ich Euch über dem Kopfe an, Euch und dem Filu und dem Küster! Schafft mir mein Kind wieder! Schafft mir mein Kind wieder! Die Kirche stecke ich in Brand! Das ganze Dorf stecke ich in Brand, wenn er nicht wiederkommt!"

Mit lautem Knall, als wenn ein Böller abgeschossen worden wäre, fiel die Türe zu. Der Spitz, der eine solche Szene noch nicht erlebt hatte, bellte die Türe an. Ein Stückchen Kalk fiel durch die heftige Erschütterung von der Decke, der Pastor fiel aus allen Himmeln, und Mechtel fiel, da kein Stuhl in der Nähe war, mit der ganzen Wucht ihrer hundertachtzig Pfund auf der untersten Treppenstufe so heftig auf ihr Sitzpolster, daß die alte Treppe in allen Fugen knackte.

„Haben Sie sich weh getan? Sprechen Sie nicht davon! Sprechen Sie nicht davon! Auch der Gerechte fällt siebenmal am Tage!" sagte ihr Herr, der ob der Sintflut, die über ihn hereingebrochen, so verstört war, daß er gar nicht wußte, was er in diesem Augenblicke sagte.

Während Mechtel unten ächzte, feierliches Stillschweigen der Gemeinde gegenüber gelobte und versicherte, sie habe einen Hexenschuß bekommen, sie müsse sich mit Opodeldok, ihrem Universalheilmittel, einreiben, ging der Pastor rat- und fassungslos in sein Zimmer. Er war außer sich. Er, der die Tugend besungen, mußte so etwas in seiner Gemeinde erleben! Einen Kirchenschänder, eine Brandstifterin — — es war entsetzlich!

Mit zitternden Händen, aber mit innerer Genugtuung las er noch einmal den Bericht, den Lehrer Rabe ihm eingereicht und den er noch nicht weitergeschickt hatte. Aber er sollte abgehen, er wollte ihn noch verschärfen. Und er setzte sich hin, um seine Randbemerkungen dazu zu machen. Er kam so ins Feuer dabei, daß der Rand nicht ausreichte; vier ganze Seiten schrieb er voll, um die Missetat und die Verstocktheit von Mutter und Kind ins rechte Licht zu stellen.

Gegen Abend endlich erschien der Lehrer und wurde von Mechtild, die entsetzlich von Opodeldok roch, mit verstörtem Gesicht empfangen und hinauf zum hochwürdigen Herrn geschickt.

Der alte Herr hatte sich jetzt wieder so weit gefaßt, daß er seit zwei Stunden eine Pfeife nach der anderen rauchen konnte. Er war ganz in Wolken gehüllt. Wenn er keine Blitze aus diesen Wolken schleuderte, lag das ganz gewiß nicht an ihm; in der Stimmung dazu wäre er schon gewesen!

geleugnet? Hat er sich nicht an Ihnen vergriffen vor allen Schulkindern?"

„Gewiß. Indessen — — —"

„Wurden Sie nicht durch das verkommene Weib in der gemeinsten Weise beschimpft?"

„Nun ja, nun ja; aber — — —"

„Und hat sich diese Person nicht sogar erdreistet, mir wie eine Megäre ins Haus zu dringen, mich zu bedrohen, mich zu begeifern? Das Dach wollte sie mir und Ihnen und dem ganzen Dorfe über dem Kopf in Brand stecken, diese Verbrecherin! Die gehört nicht in meine friedliche Gemeinde, die gehört mit der giftigen Frucht ihres verbotenen Umgangs ins Zuchthaus! Jawohl, ins Zuchthaus, Herr Lehrer!"

„Es tut mir sehr leid, Herr Pastor, daß die arme Frau so unbesonnen war, sich von ihrer leicht begreiflichen Erregung so weit hinreißen zu lassen, sogar Ihnen — — —"

„Frau? Die arme Frau? Sie irren sich, Herr Lehrer; diese Person ist ja gar keine ehrbare Frau!"

„Wenn sie auch keine legitime Frau ist, ist sie doch eine Mutter, Herr Pastor! Und jede Mutter ist legitim — — wenigstens ihrem Kinde gegenüber."

„Aber sie ist nicht verheiratet!"

„Herr Pastor, das Weib, das man hier den Kappeswolf nennt, diese Säuferin, die ihre Kinder verkommen läßt, war verheiratet. Ist sie darum eine bessere Mutter?"

„Was die eine sündigt durch zu wenig Liebe, sündigt die andere durch Affenliebe!"

„Verzeihen Sie mir das offene Wort, aber ich gönne einem Kinde lieber Affenliebe als gar keine Liebe!"

„Nun ja, nun ja. Sie sind sehr erregt. Sie werden morgen vielleicht anders denken. Also fahren Sie fort, Herr Lehrer."

„Ich werde nie anders denken, Herr Pastor. Sie sagen mir, und ich habe selbst so gedacht, die Stimme des Volkes sei die Stimme Gottes. Ist denn die Stimme dieser Säuferin, ist die Stimme eines lügenhaften Jungen — ich meine Franz, den Sohn des Ortsvorstehers — ist die Stimme des Pöbels die Stimme Gottes? Franz, den ich im Verdacht habe, daß er selbst die Tat beging, der Kappeswolf und andere unsaubere Elemente stellten zuerst die Behauptung auf, daß der Sohn der Wallonin den Unfug in der Kirche getrieben habe. Wo aber sind die Beweise? Das Fernbleiben des Jungen aus der Schule, sein Versuch, sich vom Spielplatze zu entfernen, bestärkten ja den Verdacht gegen ihn bei mir. Herr Pastor, seien wir ehrlich; denn wir waren auf dem besten Wege, ein Justizverbrechen zu begehen."

zur Ruhe kommen ließ. Auch Herr Rabe erhob sich. „Herr Pastor, ich bin gekommen — — —"

„O, ich weiß schon, ich weiß schon. Ich verstehe das recht gut! Ich bin in einer ähnlichen Lage, wie Sie. Auch ich bin insultiert und gröblich beleidigt. Sehen Sie, lieber Herr Lehrer, hier liegt Ihr Schreiben. Sie kennen es wohl nicht wieder? Ja, ich habe den ganzen Rand vollgeschrieben und noch vier Seiten hinzu."

„Herr Pastor — — —"

„Vier Seiten! Und welche Seiten! Hier, hören Sie. Sie sollen glänzend rehabilitiert werden. Hören Sie:

„Der Junge ist geistig minderwertig, der illegitime Sohn einer als Kind von einer herumziehenden Bande zurückgelassenen Wallonin, die sich nicht scheut, aller Autorität Trotz zu bieten. Die öffentlichen Beleidigungen, die sie und der Junge dem von der ganzen Gemeinde durch vierzig Jahre verehrten Lehrer zugefügt, sind so empörend für jedes Rechtlichkeitsgefühl, daß — —"

„Herr Pastor — — —"

„Jaja! Ist das nicht gut gesagt?"

„Gewiß, gewiß. Aber Sie sind über meine Absichten im Irrtum, Herr Pastor."

„Im Irrtum?"

„Natürlich habe nur ich in meiner Unbesonnenheit diesen Irrtum verschuldet. Ich komme nämlich nicht, um das Kind wegen meiner, ich komme, um mich selbst wegen des Kindes anzuklagen. Ich bin der Schuldige, ich ganz allein."

„Herr Lehrer!"

„Es ist so. Leider es ist so, Herr Pastor. Wenn hier einer bestraft werden muß, dann bin ich es."

Der Pastor öffnete rasch noch das andere Fenster. Der Verstand des Mannes schien gelitten zu haben; die frische Luft würde ihm gut tun. Sein Mund geriet in heftige Kaubewegungen. Er stellte die Pfeife weg und begann:

„Bester Freund! Die Sache hat Sie gewiß sehr aufgeregt, aber Sie müssen sich fassen, Sie müssen die Dinge betrachten, wie sie sind. Bezeichnet nicht die öffentliche Meinung den Jungen als den Ausbund der Roheit, als den schamlosen Schänder der Kirche?"

„Allerdings, Herr Pastor, aber — — —"

„Aber? Da gibt es kein Aber! Das ist so! Vox populi vox Dei!"

„Aber Herr Pastor — — —"

„Hören Sie mich erst an. Beantworten Sie mir noch erst einige Fragen und dann sagen Sie mir, wer der Schuldige ist! — Hat der Junge, der Ihnen doch sonst gewiß genug Arbeit macht, nicht frech

„Und sind Sie jetzt von der Unschuld des Jungen überzeugt, Herr Lehrer?“

„Ja, ich lege meine Hand dafür ins Feuer. Die Seele dieses Kindes ist wie ein verschlossenes Buch, in das man nicht zu jeder Stunde einen Blick hinein tun kann. Unser Vorgehen hetzte das ganze Dorf gegen Mutter und Kind auf. Mit Steinen hat man den Jungen vertrieben wie ein unreines Tier, so daß er den Weg nicht mehr fand zu der einzigen Freistätte, die ihm im Leben geblieben — zu seiner Mutter. Und nun denken Sie sich eine Mutter, deren Kind man behandelt wie die fleischgewordene Sünde; denken Sie sich Ihre Mutter, Herr Pastor, die Sie in Ängsten gesucht einen Tag und eine endlose Nacht! Mußte diese Frau uns nicht anklagen? Durfte diese Mutter nicht Rechenschaft von uns fordern? Wir sind beleidigt und haben uns deshalb gewöhnt, diese Frau wie eine Verworfene zu betrachten. Und doch ist sie die arbeitsamste Frau. Ihre Vergangenheit ist tot — wer weiß, ob es nur eine schwache Stunde war? Die Mutter forderte von uns in der Verzweiflung ihr verlorenes Kind zurück. Jedes Geschöpf äußert sich in seiner Weise: der Hund bellt, der Löwe brüllt, der Fromme betet und der Unfromme flucht. Die Frau ist nicht gebildet, sie hat ihre Worte nicht auf die Goldwage gelegt. Aber das vergessen Sie nicht, Herr Pastor: waren diese Worte auch hart, es schrie die Mutterliebe daraus, und die Mutterliebe hat immer recht!“

Herr Rabe schwieg erschöpft. Der Pastor hatte sich in eine Ecke in den Sorgenstuhl gesetzt; auch er schwieg.

„Herr Pastor, unsere Eitelkeit ist verletzt!“ begann der Lehrer nach einer Weile wieder. „Wir haben den wahren Täter nicht ermittelt und werden ihn auch nie ermitteln. Aber besser ist es, ein Vergehen bleibt ungestraft, als daß man den Unschuldigen leiden läßt. In meiner ersten Wut war ich so unverständig, in dem Wisch da zu verlangen, man sollte der Mutter das Kind abnehmen und es in eine Besserungsanstalt einsperren. Ich bereue das heute. Ich habe die Mutter die ganze Nacht nach ihrem Kinde jammern hören mitten im finsteren Walde. Da sah ich auf einmal alles mit anderen Augen an, und ich bin selbst in heller Herzensangst durch den Wald gelaufen, um das mißhandelte Kind zu suchen.“

Der Pastor erhob sich. „Und haben Sie es gefunden?“ fragte er.

„Nein, Gott sei Dank nicht; wenigstens in der Nacht nicht. Erst vorhin, kurze Zeit bevor ich zu Ihnen kam, entdeckte ihn Gretchen Kirschbaum auf einer hohen Pappel. Ihr ganz allein habe ich es zu verdanken, daß ich das verhetzte Kind seiner Mutter wieder zuführen konnte. Der Junge hatte eine solche Angst vor mir, daß er erklärte, wenn er gewußt hätte, daß ich unten zwischen den Sträuchern versteckt auf

„So! Ein Justizverbrechen!“

„Ja! Wir haben nur gesagt: Du bist schuldig. Wir haben uns blindlings nur von diesem Gefühl leiten lassen. Wir haben nicht gefragt: wer könnte es sonst noch getan haben? Statt zu beweisen, daß der Junge schuldig sei, haben wir von ihm verlangt, er solle beweisen, daß er nicht schuldig sei. Und diesen Beweis haben wir von einem Jungen verlangt, der selten zum Sprechen zu bringen, der nach der Meinung der meisten Leute geistig minderwertig ist. Ein gerechter Richter wartet, bis der Angeklagte überführt ist, er verlangt vom Kläger den Beweis der Schuld, nicht vom Angeklagten den Beweis seiner Unschuld. Nehmen wir einmal an, im Dorfe wäre diese Nacht ein Mord begangen worden — — —“

„Aber, Herr Lehrer!“

„Wir wollen es nur annehmen, Herr Pastor. Sie haben mich in der Nacht zu ungewöhnlicher Stunde gesehen, gleich nachher ist die Tat in unmittelbarer Nähe geschehen. Nun werde ich angeklagt. Wie soll ich da beweisen, daß ich das Verbrechen nicht begangen habe? Wir haben aber einen solchen Beweis von dem armen Jungen gefordert, oder vielmehr, ich habe gar nicht auf den Beweis gewartet. Meine Erregung hat mir vorgetäuscht, der Junge sei verstockt und widerspenstig. Haben wir jemals dafür Beweise gehabt? War der Junge nicht immer sanft wie ein Lamm? War er der Unterdrückte oder der Unterdrücker? Hat er jemals einen Zug von Roheit oder Bosheit gezeigt?“

„Aber, als er sich an Ihnen vergriff, was war denn das?“

„Das war Verzweiflung, Herr Pastor! Ich hatte den Jungen mißhandelt, ich hatte ihn ins Gesicht geschlagen. Das Kind hatte starke Zahnschmerzen, die durch die Ohrfeige so rasend wurden, daß der Junge nicht mehr wußte, was er tat. Wird der treueste Hund zu sehr getreten, so schnappt er in der Qual nach seinem Herrn; er weiß eben nicht, was er tut.“

„Also, Sie wollen die Brutalität beschönigen?“

„Durchaus nicht! Es war auch eine Brutalität; aber *ich* habe sie begangen, nicht der Junge! Herr Pastor, man nennt solch ein Kind illegitim. Glauben Sie, daß es auch illegitim sei in seinen Menschenrechten? Jahrelang hat dieses Kind vom ganzen Dorfe Schmähungen und Kränkungen ohne Widerrede erduldet. Alle waren ungerecht gegen dieses unglückliche Geschöpf, nur drei erwachsene Menschen verehrte es als die verkörperte Gerechtigkeit: seine Mutter, Sie und mich. Aber als ich nun in meinem Zorn den Verstand verlor, als ich es für schuldig erklärte ohne Beweis, als ich auf den Knaben einschlug ohne Grund, als Sie, der Vertreter Gottes auf Erden, sich zürnend von ihm abwandten, da fiel ihm der Himmel ein, da verlor es Besinnung und Verstand wie ich.“

den ihr am wenigsten ihr Herr zugetraut hätte, hinzu, öffnete den Deckel und riß eine festumschnürte, von der Flamme hier und da schon gebräunte Pappschachtel aus dem Ofen.

Keuchend vor Erregung fiel sie auf den nächsten Stuhl, drückte die Pappschachtel ans Herz und stöhnte: „Au, der Hexenschuß!“

„Mechtel, was ist denn das?“ fragte ihr Herr erstaunt.

„Das ist mein Muff!“ stöhnte Mechtel. „Acht Jahre hat er schon ausgehalten und nun soll er so mir nichts dir nichts verbrannt werden!“

„Ja, was tut denn der Muff hier im Ofen?“

„Damit die Motten nicht dran kommen!“

„Daß du die Motten kriegst!“ lachte der Pastor. „Dem hätt' es ja schlecht gehen können!“

„Aber wer kann auch denken, daß Sie mitten im Sommer Feuer machen!“

„Sehr wahr! Eingeheizt hat der Herr Lehrer mir auch schon tüchtig. Aber nun gehen Sie mit Ihrem Muff, Mechtel. Sie riechen zu arg nach Hexenschuß!“

Die Köchin stellte das Abendbrot für die beiden Herren zurecht und zog mit ihrem geretteten Kleinod ab.

„Und nun, Herr Lehrer, trinken wir auf gute Freundschaft!“ sagte der Gastgeber. „Auch ich habe dazu beigetragen, daß die Stimmung gegen die Wallonenstina und ihr Kind im Dorfe nicht die günstigste ist. Aber ich werde hinter Ihnen nicht zurückbleiben. Besser einen Irrtum eingestehen, als ihn verteidigen. Sie sind ein guter Mann, Herr Lehrer! Nun sitzen wir vierzig Jahre nebeneinander, aber so wie heute habe ich Sie noch nicht kennen gelernt.“

„Schlimmer als heute konnte ich Ihnen doch ganz gewiß nicht erscheinen, Herr Pastor.“

„Na, wenn meine Pfarrkinder alle so sind, dann wird der alte Petrus mir das Tor wohl nicht zuhalten, wenn ich einmal mit meiner Herde komme. Auf Ihr Wohl, Herr Lehrer! Diesmal ist es kein Essig! Sie haben mir heute eine schöne Predigt gehalten, Sie haben mich zur Selbsterkenntnis geführt: wir sind die Sünder! Wir sind die größten Sünder von Fugenheim!“

Diese Erkenntnis erfüllte ihn derart mit Genugtuung, daß er die Türe öffnete und mit ungewohnt lauter Kommandostimme rief: „Mechtel!“

„Herr Pastor?“ antwortete die Köchin von unten aus.

„Bringen Sie eine Flasche Jubiläumswein!“

„Jub – – Jub – – Jub – –“, fragte Mechtel, nach Fassung ringend; denn ein solches Verlangen war ihrem Herrn seit fünfzehn Jahren nicht mehr gekommen.

ihn warte, würde er eher vom Baume heruntergesprungen als zu mir gekommen sein."

„Aber, Herr Lehrer, das ist ja fürchterlich!"

„Ja, es ist fürchterlich, welche Verwirrung wir Erwachsene in einer Kindesseele hervorrufen können. Daß wir damit auch die Mutter zur Verzweiflung gebracht haben, wer wollte das verkennen. Die Frau hat uns beiden gedroht mit Brandstiftung, mit allem möglichen, was ihr auf die Zunge kam. Sie wollte sich an uns vergreifen, wir aber haben uns an ihr vergriffen! Wir dürfen ihre Worte nicht auf die Goldwage legen. Mutterliebe und Mutterangst haben aus ihr gesprochen, Herr Pastor, und da meine ich doch, wir, die wir dazu berufen sind, das Kindesherz und die Mutterliebe zu verstehen, wir sollten die Mutterliebe heilig halten, in welcher Form sie sich auch immer äußert."

Der Pastor antwortete nicht, er kaute nur; aber er kaute mit Andacht, bis er auf einmal sagte: „Herr Rabe, Sie haben Ihren Beruf verfehlt!"

„Daß ich meines Berufes nicht würdig bin, habe ich erst diese Nacht empfunden. Wie hätte ich denken können, daß ich solche Dummheiten noch nach vierzig Jahren machen würde!" antwortete Herr Rabe seufzend.

„Nein, so meine ich das nicht! Sie reden ja wie — — — wie — — — wie ein Buch! Sie hätten Pastor werden, Sie hätten die Kanzel besteigen müssen!"

„Da würden mir die Leute gesagt haben: Arzt, heile dich selbst! Es ist leichter, gut zu reden, als gut zu sein. Sehen Sie, Herr Pastor, als ich den Bericht, den Wisch da, schrieb, als ich das Kind von dem Herzen der Mutter reißen wollte: war ich da ein Lehrer oder war ich ein rachsüchtiger Mensch?"

„Vor einigen Stunden noch habe ich Ihre Vorschläge unterstützt, Herr Lehrer."

„Es wird nichts so heiß gegessen, als es ausgeschöpft wird, Herr Pastor. Sie und ich, wir haben doch den Jungen von klein auf gekannt, wir haben doch nur sein Bestes gewollt und wir — nein ich! — — ich habe ihn so falsch beurteilt. Und nun soll der Junge in fremde Hände kommen, zu Leuten, die ihn gleich als Sträfling ansehen und demnach behandeln. Wollen Sie den Jammer der Mutter, wollen Sie die Zukunft des Jungen auf dem Gewissen haben, Herr Pastor?"

Der Pastor senkte den weißen Kopf, kaute eine Zeitlang krampfhaft, nahm dann das verhängnisvolle Papier, zerknüllte es, zündete es mit einem Streichholz an und warf es in den Ofen.

In diesem Augenblicke kam Mechtel herein und brachte das Abendbrot. Als sie im offenen Ofen die Flamme sah, sprang sie mit einem Satze,

„Aber Sie rauchen ja gar nicht, Herr Lehrer!“ sagte der Gastgeber und holte Zigarren. „Ja ja! Dieser Wein ist gut, sündhaft gut! Darum habe ich die acht Flaschen verwahrt bis auf den heutigen Tag. Aber heute muß ich doch der Worte meines unvergeßlichen Freundes gedenken, ich soll mir ein fröhliches Herz bewahren. Ohne Sie, Herr Lehrer, wäre mir das heute nicht gelungen. Das zweite Glas gilt Ihnen! Sie haben mich davor bewahrt, großes Leid über eine arme Mutter zu bringen, und weil ich darum heute wieder ein so frohes Herz habe, darum — — —

Mechtel, bringen Sie noch eine Flasche Jubjubjub!“

Es dauerte auffällig lange, bis Mechtel mit der zweiten Flasche des sündhaftguten Getränkes erschien.

„Wo bleiben Sie denn so lange, Mechtel?“ fragte ihr Herr.

„Ich — — ich — — ich meinte — — Ich konnte die Flasche nicht finden“, stotterte Mechtel, die den Stolz ihres Kellers nicht gerne hergab.

„Nun sieh mal da! Das macht wohl der Hexenschuß! Sehen Sie, Mechtel, jetzt haben wir noch sieben Flaschen. Sieben ist eine bedeutungsvolle Zahl. Ich denke dabei an die sieben Tage der Woche, an den siebenarmigen Leuchter, an die sieben Söhne der makkabäischen Mutter – – –“

„Und an die sieben Todsünden!“ sagte Mechtel, die ihren Katechismus nicht umsonst gelernt hatte.

„Na, trösten Sie sich, wir trinken diese Flasche noch, dann bleiben sechs übrig.“

„Die sechs Sünden wider den heiligen Geist?“ sagte Mechtel schlagfertig und vorwurfsvoll wie die Stimme des Gewissens.

„Zu diesen Sünden gehört auch, ‚gegen heilsame Ermahnungen ein verstocktes Herz haben‘. Ich habe Sie immer ermahnt, nicht mehr zu reden, als Sie verantworten können!“ sagte ihr Herr zurechtweisend. „Aber jetzt können Sie schlafen gehen, der Herr Lehrer hat Ihnen gestern ja so wie so die Nachtruhe geraubt, und hier riecht es jetzt arg nach Hexenschuß.“

„Nach Opodeldok!“ verbesserte Mechtel.

„Nein, nach Opposition, nicht wahr, Herr Lehrer.“

Mechtel ging; wenn der Hochwürdige in Fremdwörtern sprach, war sie besiegt.

„So! Und nun trinken wir noch ein Glas Jubjubjub!“ sagte der Pastor, indem er den zweiten Pfropfen knallen ließ.

„Zum Wohlsein, Herr Pastor! Auf Ihr fröhliches, gutes Herz!“

„Nun, die Güte, die Güte — — — Wir waren ja beide auf dem besten Wege, die reinsten Tyrannen zu werden. Aber darin haben Sie recht: Wir sind die größten Sünder von Jugenheim!“

„Jawohl! Jupp! Juppjuppjupp! Jubiläumswein! Den mit Gold und Silber um dem Hals."

Die Köchin brachte den Wein, warf einen besorgten Blick auf ihren Herrn und entfernte sich seufzend. Die Wallonenstina hatte wirklich den bösen Blick gehabt!

Der alte Herr streichelte zärtlich die Champagnerflasche und suchte so ungeschickt als möglich den Draht vom Pfropfen zu entfernen. „Sehen Sie, Herr Lehrer", sagte er, „Jubjubjub ist es zwar nicht, wie meine Köchin behauptet — es ist Jubiläumswein, Sekt, wirklicher Champagner! Als ich vor fünfzehn Jahren mein Jubiläum feierte, da beehrten mich meine Herren Konfraters mit allerlei Geschenken. Die Mechtel — die gehört eigentlich auch zu den Konfraters — schenkte mir den Armsessel da und die Schlummerrolle. Ich bekam ein neues Meßgewand und eine herrliche Ausgabe von Thomas von Aquin. Und so weiter und so weiter. Ein junger Kaplan aber, der immer gern meine Predigten besucht hatte, schenkte mir zwölf Flaschen Champagner. ‚Damit ich mir mein frohes Herz bewahre!' schrieb er mir. Anfangs hat es mich etwas geärgert, daß der junge Mann mir eine solche Schlemmerei zumutete. Schließlich sind aber bei meinem Jubiläum vier Flaschen von dem Dutzend getrunken worden. Lieber Herr Lehrer, das ist ein Tropfen — — Das ist eigentlich ein ganz sündhafter Wein! Der junge Kaplan, der mir den Wein geschenkt und mir ein frohes Herz gewünscht hat, ist ganz gegen die Lebensauffassung, die er damit verriet, ein Jahr darauf nach Afrika in die Mission gegangen. Drei Jahre hat er das Klima ausgehalten, dann kam er wieder wie ein Lazarus. Und als er kaum geheilt war, hat er so lange gefleht wie ein Krüppel am Wege, bis seine Oberen ihn wieder gehen ließen. Zwei Jahre später hat er ein aussätziges Negerkind einem Löwen entreißen wollen und hat dabei seinen frühen Tod gefunden! Herr Lehrer! Weihen wir also das erste Glas dem Andenken eines Mannes, der mir in dem friedlichen Jugenheim ein frohes Herz gewünscht und der selbst ein so großes, mutiges, selbstloses Herz gehabt hat, daß er sein Vaterland verließ und für ein aussätziges Kind in den Tod gegangen ist!"

Das Glas zitterte leise in seiner Hand, als er anstieß. Der Lehrer hatte sich erhoben und trank das Glas auf einen Zug aus; dann gab er seinem alten Freunde wortlos die Hand.

Draußen war es dunkel und ganz still geworden, nur aus der Ferne klang noch ein Lied:

Sei gegrüßt aus weiter Ferne,
Teure Heimat, sei gegrüßt!

Minutenlang saßen die beiden Alten einander schweigend gegenüber.

hat geleitet und viel heilige Mär hat erzählt von den Himmlischen und auch von den Irdischen, die vor uns gewesen sind im Waldlande.

Der Wald war meiner Mutter angestammte Heimat. Aus seinem Dunkel kam sie heraus mit ihren wundersamen Geheimnissen, mit denen sie mich hat erfüllt. Sie war die Tochter eines Kohlenbrenners, der in den Wildnissen des Kreßbaches und des Teufelssteingebirges die gefällten Hochwaldstämme zu kostbaren Kohlen glutete, wie sie die Hammerschmieden des Mürztales in jenen Zeiten benötigt haben. Und außer Kohlenbrenner ist ihr Vater — wie mir oft erzählt worden ist — auch Schulmeister gewesen, in dessen Hütte die Kinder der Holzknechte, Jäger und Kleingütler zusammenkamen, um das Lesen gedruckter Bücher und das Zeichnen der Rechnungsziffern zu lernen. Das Schreiben hat dieser Schulmeister den Kindern nicht gelehrt, weil er es selber nicht gekonnt hat. Aber die beiden „schwarzen Künste“, die der Mann trieb, setzten ihn nicht in die Macht, seine Familie zn ernähren. Sein Weib stand auf einem nachbarlichen Kleingütel als Dienstmagd; auch das Töchterlein hatte sie bei sich, die kleine Maria mit dem schwarzen Haar und den braunen Augen. Die Kleine wurde freilich nicht erzogen, wie man Kinder erzieht, nur die Bauernarbeit wurde ihr beigebracht, daß sie sich recht bald ihr Brot verdiene. Und als sie heuen und kornschneiden konnte, da konnte sie auch aus der Hauspostille lesen, wie es ihr ganz mühelos und nebenbei der Vater beigebracht. Dann kam die Maria auf den Allitschhof, der in Krieglach-Alpl noch heute als eines reichen Herrn Jagdhaus steht; dort diente sie etliche Jahre für Kost, Pflege und das allernotwendigste Gewand. Geldlohn gab es damals kaum in der Gegend; man brauchte auch kein Geld, weil jeder eine große Erbschaft bei sich trug — die Bedürfnislosigkeit. Von der freilich manchmal Übermenschliches verlangt worden sein mag.

Zu jener Zeit lebte in demselben Alpl ein junger Mensch, der nach des Vaters plötzlichem Tode mit seiner Mutter einen großen Bauernhof zu bewirtschaften hatte. Schon seit Jahrhunderten saßen seine Vorfahren auf demselben Hofe, insgemein genannt „beim Kluppenegger“. Sie waren arbeitsam und strenge und hochgeachtet, und haben zeitweise das Richteramt geführt in der entlegenen Waldgemeinde. Sie sollen in der großen Hausstube unter einer Diele des Fußbodens eine Bibel verborgen gehalten haben, von der Reformationszeit her. — Dieser junge Mensch nun war eines Tages vor seine Mutter hingetreten mit folgender Darlegung: „Mutter! Von der Kuhhaut ist Leder übrig geblieben. Jetzt kommt der Winter und das jüngere Dienstdirndl im Allitschhof geht barfuß. Soll ich ihm nit ein Paar Schuhe machen lassen?“

Die Mutter aber war ein strammes Weib, die antwortete: „Uh mein! Wie viel Jungleut gehen nit barfuß! Was kümmerst dich du just um die Allitschhofer Dirn?“

Kurz vor Mitternacht, nachdem sie noch der dritten Flasche Jubjubjub den Hals gebrochen, trennten sich die beiden größten Sünder Fugenheims.

„Tun Sie mir den Gefallen und schleichen Sie sich ganz still nach Hause, damit meine armen Pfarrkinder nicht ahnen, was wir für Prasser sind!" sagte der Pastor noch zum Abschied. „Aber, ich hab's ja gleich gesagt: der Wein ist gut, sündhaft gut."

Und Herr Rabe schlich nach Hause. Schleichen konnte man's zwar eigentlich nicht nennen, es war mehr ein stümperhaftes, ruckweises Schlittschuhlaufen, das nach und nach zum Walzertempo überleitete. Immer einszweidrei — einszweidrei von einem Bein aufs andere.

Schließlich passierte Herrn Rabe noch ein kleines Mißgeschick: er konnte das Schlüsselloch nicht finden — absolut nicht!

Der Nachtwächter kam hinzu.

„Herr Lehrer, können Sie nicht hinein?"

Die verkörperte Unfehlbarkeit Fugenheims richtete sich würdevoll auf. „O, gewiß!" sagte sie. „Hinein kann ich schon, aber das Schlüsselloch ist verstopft!"

Der Nachtwächter leuchtete nach dem Schlüsselloch. „Es ist nicht verstopft", sagte er, indem er den Schlüssel hineinsteckte, „aber es ist auf der anderen Seite."

„So so! Richtig, das hatte ich vergessen. Na, ich danke Ihnen!"

Nachdem Herr Rabe im Zimmer Licht gemacht hatte, sah er im Spiegel, daß er statt seines Hutes ein Barett auf dem Kopfe trug. Nein, aber so was! Wie das nur kam? Er zerbrach sich noch eine Zeitlang den Kopf, wie das Schlüsselloch an die verkehrte Seite gekommen sei. „Wir sind die größten Sünder von Fugenheim!" murmelte er schließlich zerknirscht. Und dann begann er mit seinem Bett Luftkarussell zu fahren.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Erinnern an die Mutter.

Von **Peter Rosegger.**

Wenn ein Poet von seiner Mutter erzählt, wird das nicht ein Wiegenlied sein, das er sich selbst singt?

Vor vierzig Jahren, als ich ihren Todestag habe erleben müssen, sang ich ihr ein heißes, ein fast wildes Schmerzenslied. Seither ist jeder Erinnerungstag sanfter geworden und friedlicher und fröhlicher und heute ist sie mir keine Gestorbene mehr; sie lebt wieder in jener Gestalt, wie sie mich als Knaben über die beblümten Felder hat geführt und liebliche Lieder gesungen, wie sie mich durch dämmernden Fichtenwald

Innenseite des Schüsselchens erinnern mich weit mehr als die Mutter, die wohl schmunzelnd zuschaute, wie mir der Trunk geschmeckt. Oft trinke ich die Milch gar nicht mehr aus Hunger oder aus Durst, sondern nur, damit im Geschirr die schönen Blümlein sichtbar werden. — Dann kamen die Zeiten der Waldgänge, der Kirchgänge.

Ich möchte es wohl beschreiben, wie an jenen hohen Festtagen die Mutter gekleidet war. Ihr Brautgewand noch, es soll dem Vater ein Paar junge Ochsen gekostet haben und war sie reichlich wert. Ein ziemlich faltiger Wollenrock, in dessen dunklen Grund hellrote Röslein gewoben waren. Eine schwarzseidene Schürze, die immer ein wenig knisterte, wenn ich mit krampfigen Fäustlein dran festhielt. Dann eine schwarze Seidenjoppe mit hochgebauschten Oberärmeln. Darüber um Nacken und Achseln gelegt ein großes, kirschrotes Seidentuch mit weißen Fransen, das rückwärts in einem breiten Dreieck herabhing und vorn über dem Busen so gelegt war, daß es ein großes, hellglühendes Herz bildete. Ach, das kann man nicht beschreiben, das wäre was für den Maler. — Und über dem glattgekämmten Haar, das an den Schläfen in zwei Strähnchen hervorlugte — die Goldhaube. Diese „Goldhaube" bestand aus Pappe, Drahtgeflecht und Seide und hatte die Form eines alten römischen Kriegerhelms, nur daß rückwärts eine breite Seidenmasche war und daß Helmsattel und Ohrklappen mit vielen hundert runden blitzenden Goldplättchen besetzt gewesen sind. Das war eine gar vornehme Bauernweiberfesttracht, damals. In ihr ist meine Mutter mir noch gegenwärtig aus jenen Tagen, ehe die schlimmen Zeiten kamen. Zwischen dem seidenen Busen und der unerhört schönen Goldhaube hat ihr weißes, gutes Rundgesicht auf mich herabgeschaut, wenn wir die Waldstraßen gingen nach dem fernen Gotteshause der heiligen Katharina oder nach dem noch ferneren des heiligen Jakobus oder gar nach dem eine lange Tagereise fernen Wallfahrtstempel Unserer lieben Frau in Maria-Zell. Unterwegs wunderbare Märchen, merkwürdige Sagen, deutsame Sprüche und heilige Lieder. Die Mutter hatte manchmal ein Bündel von Nahrungsmitteln auf den Rücken gebunden, und wenn ich sagte, ich sei müde oder mich wetze der Schuh, so nahm sie mich auf das Bündel und trug uns beide, und ob auch sie müde sei oder ihren Fuß der Schuh wetze, darnach hat niemand gefragt. Kehrten wir in ein Wirtshaus ein, so schnitt sie erst mir die Semmel in die Suppe, und wenn ich versorgt war, aß auch sie in ihrer langsamen, bescheidenen Weise. Auch darum, ob sie Hunger habe und wohl satt werde, hat sie niemand gefragt.

Selten und seltener sang die Mutter ihre frohen Lieder, um so lieber die ernsten. Denn es war das Leben ernst geworden. Nach mir waren noch sechs Kinder gekommen, wovon zwei in der Wiege starben. Es waren Krankheiten gekommen und wirtschaftliche Mißgeschicke. Trotz-

„Sie müßt's ja nit wissen, von wem die Schuh kommen", sagte er.

Da schaute sie ihm prüfend ihns Gesicht, das er abwendete. Er hatte sich verraten.

„Wenn Leder da ist — meinetwegen!" Das war endlich der Mutter Bescheid. Eine Woche später hat die junge Maria im Allitschhof von unbekannter Hand ein Päcklein erhalten, und war ein Paar derbgenähter Winterschuhe drin.

Diese Schuhe haben die Trägerin in den Kluppeneggerhof geführt. Die Maria ist Braut des Lorenz Roßegger. Der Bursche war schon früher mit einer Bauerntochter verlobt gewesen, die gar so gerne getanzt hat. Als sich aber bei einem Holzknechtball im Alpsteigwirtshaus herausstellte, daß der Lorenz nicht ungarisch und nicht welisch tanzen konnte, nur zur Not ein wenig steirisch, da hat sie ihm die Verlobung gekündigt. Der Maria hingegen war nichts ums „herumbären" auf dem Tanzboden, sie tat lieber singen und wußte eine Menge manierlicher und lustiger „Gsanger", die sie — so schüchtern sie sonst war — mit heller Stimme hinjauchzte. — Also, diese zwei Leutchen haben im Jahre 1842 zusammengeheiratet — ein Jahr vor meiner Geburt. Ein Jahr nach derselben fand ich mich, und zwar als Knäblein auf einem Schemmel stehend, um die Mutterbrust erreichen zu können. Und als ich satt war, wird sie mich in die Arme genommen und ein Liedel gesummt und wird das eingeschlummerte Kind in die Wiege gelegt haben. — O ferner Tag mit deinem dämmernden Waldhause, mit deiner sanft schaukelnden Wiege und mit dem weißen Mutterantlitz darüber! O heiliger, glückseliger Anfang des Menschenlebens! —

Und dann kamen die Jahre, da der Knabe, der Junge, der Bursche alles sieht, schaut, erlebt, nur die eigene Mutter nicht. Die ist da, so selbstverständlich wie Tag und Nacht; man kümmert sich nicht weiter um die Mutter, man zärtelt sie, man trutzt ihr in der gleichen Minute, man schreit sie an um den Milchbrei, man stürmt ins Freie zu wilden Spielgenossen, man ist störrisch und unfolgsam, man vergißt ihrer bei ausgelassenen Kameraden, man flüchtet in ihren Schutz, alles ohne zu bitten, ohne zu danken; man hängt mit ihr zusammen in grenzenloser Liebe — und weiß es nicht. — Und diese grenzenlose Liebe, wie eng ist sie begrenzt! Es kommt der Tag, da zeigt es sich, daß nur in dieses einzigen Wesens Lichtkreis die Liebe war, die Mutterliebe, die göttlich selbstlose, wie sie nirgends sonst auf Erden wiederzufinden ist und wie sie von allen Völkern der Erde gepriesen wird.

Ich weiß aus frühen Jahren kaum etwas anderes zu melden, als daß die Mutter im beblümten Tonschüsselchen mir wohl zehnmal des Tages die gekochte Kuhmilch in die Hände gibt. Die Blümlein an der

auf unsern Herrgott vertrauen. So ganz weltabgekehrt wie endlich mein Vater ist sie nie geworden. Sie war es, die das Haus noch so weit aufrecht hielt, daß wir nicht gerade darben mußten. Und immer wußte sie sich auch anderen Leuten nützlich zu machen. Wenn in der Gegend wer krank war, brachte sie ihm Hausmittel oder zukömmliche Bissen. Wenn wer starb und die Leute an der Bahre nächtlicher Weile Wache hielten unter Beten und Singen, da ist immer meine Mutter gebeten worden um ein Totenlied oder um einen Gesang von Unserer lieben Frau, oder daß sie was vorlesen möchte aus dem Erbauungsbuch. Die meisten anderen hatten ihr bißchen Lesen ja längst vergessen oder konnten es wenigstens nicht so gut wie meine Mutter. Sie las nicht trocken und eintönig, wie man „liest", sondern lebendig und eindringlich, wie man spricht. Mein Vater, der keinen Buchstaben kannte, hat bei solchem Lesen die Mutter in Andacht und Freude betrachtet — voller Glück darüber, daß er auf seinem harten Wege zum Himmel gerade diesen Kameraden hat finden mögen.

Freilich, auch ich konnte lesen, sogar schreiben. Aber das war meinen Eltern nicht das Richtige, denn ich las zuviel, und so in mein zwölftes Jahr gekommen, wollte ich gar nichts mehr tun als lesen und schreiben. Ein mißlungener Bauer. Nun begann meine Mutter hausieren zu gehen zu den Pfarrhöfen weitum, mit ihrem Buben, der Geistlich werden wolle. Was da zu machen sei, ihn ohne Geld in die Studie zu bringen? Sie fand kein rechtes Entgegenkommen und hat den Buben allemal wieder mit heimgebracht. Endlich — 's ist das ja schon zu oft erzählt worden — als der Bub siebzehn Jahr alt war, hat ihn ihr ein Schneidermeister abgenommen. Das Schneidern wäre zwar auch nichts fürs Lesen und Schreiben, aber immerhin schon eine wesentlich geistigere Arbeit als das Pflügen und Dreschen. Das war meiner Mutter recht, da kam ich ja allsamstägig wieder nach Hause und sie konnte mich in allem, wo es not tat, bemuttern. Aber als ich fünf Jahre später plötzlich in die Fremde ging, nicht als Handwerksbursche, sondern in die ferne große Stadt, um ein Student zu werden und doch nicht auf geistlich zu studieren — da ist ihr bange geworden. Sie war nicht mehr so gesund, wie in junger Zeit, ist oft im Fiebern und Hitzen dahingelegen, dann doch immer wieder auf die Füße gekommen, mußte aber einen Stock haben zum Gehen; und die durch Arbeit und Gicht verkrüppelten Hände zitterten ein wenig, wenn sie sich auf den Stock stützten. Ihr Haar war noch glänzend schwarz und ihr Gesicht weiß und jugendlich. Sie soll tagelang bitterlich geweint haben, als sie ihren Ältesten so in die dunkle Ungewißheit hinein verlor, aber zur Stunde, als ich reisebepackt vor sie hintrat: „Nun, Mutter, behüt' Euch Gott!", da hat sie mir ein Papierbildchen der heiligen Jungfrau

dem suchten die Nachbarsleute in ihren Anliegen Rat und Trost und auch Hilfe bei meiner Mutter. Sie gab, solange sie hatte. „Wo werden wir denn hinkommen bei deiner Freigebigkeit?" rief einmal der sparsame Vater aus. „In den Himmel!" antwortete sie. Das war dem Vater recht, der sich allmählich mehr von Werten der Welt abkehrte und sich religiösen Anbildern hingab. Auch in der Not ließ die Mutter ihr Singen nicht. Während sie uns Kinder wusch und kämmte oder im Stalle die Kühe molk oder am Herd die Suppe kochte, sang sie in ihrer schönen, leicht gedämpften Stimme Lieder vom Leiden Jesu oder von Unserer lieben Frau. Und an Winterabenden beim Garnspinnen sang sie gemeinsam mit einer Magd und wir Kinder saßen bei dem Vater am Tisch oder auf der Ofenbank, und das Gesinde an den Wandbänken herum, und wir hörten zu und freuten uns allesamt auf Jesus und Maria, die wir im Himmel sehen würden.

„Wenn mer nur schon drüben wären!" sagte da einmal der alte Knecht Markus, „über den tiefen Graben. Die schmal Brucken tu ich fürchten."

„Lapperl!" entgegnete die Mutter, „hast ja Glander (Handhaben) auf beid' Seiten."

Sie meinten das Sterben, und die „Glander", das waren Jesus und Maria.

Ein paar Elternworte aus jenen betrübten Zeiten habe ich mir gemerkt. So sagte mein Vater in seiner langsamen, sanften Weise: „Wenn dir wer was antut, Peterl, nix nachtragen, von Herzen verzeihen!" — Oder: „Alleweil bei der Wahrheit bleiben, nachher kann dir nix geschehen." — Oder: „Nit verzagt sein, Leut', 's dauert ja nit lang auf der Welt." — Oder: „In Kreuz und Leid sich schön in den Willen Gottes ergeben." — Oder: „Man soll halt auch mit schlechten Leuten gut sein."

Und meine Mutter sagte einmal anläßlich eines Nachbarspfarrers, der fromm predigte und unfromm lebte: „Den Geistlern soll man zuhören, aber nit zuschauen." — Ein anderesmal tat sie den Ausspruch: „Essen und reden nit z' viel; trinken und strafen nit z' gach; schlafen und beten nit z' lang."

Frömmlerisch war sie nicht. Doch deucht es mich, es ist ihr manchmal bange geworden, wenn schon damals im Waldland davon gesprochen wurde, es würde einmal eine Zeit kommen, da die Leute nicht mehr an Gott glauben. „O mein Gott!" sagte sie einmal, „wenn sie ihren Glauben verloren haben, was wird das für eine Trauer sein auf der Welt!" Gute Mutter! Wenn du sehen könntest, mit welch ausgelassenen Freudensprüngen sie heute ihre Gottlosigkeit feiern! — Ihr Christentum bestand vor allem darin: Fleißig arbeiten, den Leuten gut sein und

— besoffen. Er untersuchte die Mutter wichtigtuerisch und sagte dann mit gröhlender Stimme: „Ja, mei liabe Kluppeneggerin, du muaßt sterbn!“

Unser Kutscher hörte das und schrie dem Mann schauderhaft grob ins Gesicht: „Muaßt nit du ah sterbn? Na, du wirst a so hin, alt's Kamel, gottverfluachts!“

Meine Mutter hat krampfthaft aufgelacht, ist aber betrübter nach Hause gekommen, als sie ausgefahren war.

Sie lebte noch ein paar Jahre so weiter, manche Woche darnieder im Bett, dann doch wieder mühsam im Hause herumschaffend, gemeinsam mit ihrem gottergebenen Mann und mit den heranwachsenden Kindern, die nicht in die Fremde gegangen waren. Dann erlebte sie noch, wie ein neues, gedrucktes Liederbüchlein ins Haus kam, das in ganz steirischer und gar deutlicher Weise verfaßt war und das ihr Sohn in der fernen Stadt zusammengedichtet hatte. Und es kamen weltfremde Leute ins dunkle Waldhaus und lobten ihren Sohn über die Baumwipfel hinauf. Der Sohn aber strebte in der fernen Stadt seinem Lernen, seinen Arbeiten, seinem jungen Ruhme nach, bis er eines Tages im Winter 1872 die Nachricht erhielt, daß seine Mutter gestorben sei.

Der Franktireur.

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

„Ich will den Kerl nicht sehen!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann.“

„In Verny da, auf dem Marktplatz, steht so 'n Denkmal, am Brunnen, wenn ich nicht irre, und streckt den Arm weg — nicht, Sie?“

„Zu Befehl, irgendein Stadtpatron.“

„Und streckt also einen Arm weg?“

„Zu Befehl.“

Hauptmann von Bulach reckte sich in die Höhe, preßte die Schulterblätter gegeneinander, zwinkerte die tiefen, grauharten Augen böse zusammen und sagte scharf: „An diesen Arm der Statue hängen Sie den Kerl. Lassen Sie trommeln und warten Sie, bis möglichst viele Leute aus den Häusern gekrochen sind, damit die Herrschaften sehen, wie rasch man einem Franktireur den Prozeß macht. Gut.“

Aber der Unteroffizier mit dem gespaltenen grauen Vollbart und den Medaillen von Düppel und Königgrätz auf der Brust blieb steif stehen: nicht einmal sein „Zu Befehl!“ sagte er.

„Sie wünschen noch, Günsberghen?“

in den Sack gesteckt, hat mit dem Daumen über mein Gesicht ein Kreuz gemacht, und geweint hat sie keinen Tropfen. „s Herz schwer machen", soll sie zu meiner Schwester gesagt haben, „das hat 's schon gar nit not; er geht eh hart fort."

Bald kamen für die Mutter aber tiefere Leiden. Etliche Leute waren, besonders ein Kaplan in Krieglach, die redeten herum: Der Kluppenegger-Peterl zu Graz täte auf den Antichrist studieren und vom heiligen Glauben abfallen. Meine Mutter hat nichts darauf gesagt, als: „Derlogen ist 's. So ist er nit!" Weil jedoch das Gerede immer ärger wurde, so hat sie eines Tages von ihrer Dienstmagd die Sonntagsjoppe entlehnt (denn sie selber besaß keine ungeflickte mehr), hat ein Handkörbchen genommen, ein Stück Rauchfleisch und einen Schnitten Weißbrot und den Stecken, und hat sich auf den weiten Weg gemacht nach Graz. Dort hat sie im lichten Zimmerchen einen munteren Bettelstudenten gefunden, in schwarzem Tuchgewand, das Haar hübsch mit Wasser geglättet und nach rückwärts gekämmt, und um ihn Bücher, lauter Bücher. Die Wäsche in der Lade war in guter Ordnung, das Bett mit schneeweißem Linnen überzogen und über dem Bette hing das Bildchen Unserer lieben Frau, das sie ihm hatte mitgegeben. Nun sieht sie es, er ist bei guten Leuten und hat noch den Glauben. Aber als ich sie in der Stadt herumführe und zu meinen Bekannten und Gönnern, da ist sie auf der Straße ohnmächtig geworden und neben meiner zu Boden gesunken. Noch heute wundert es mich, wie gefaßt ich es ertragen konnte, als sie mehrere Tage lang im stockfremden Spitale lag, zwischen vielen Betten und Kranken, weil es mir nicht gestattet war, sie in meinem Zimmer zu behalten. Indessen hat sie sich bald erholt und ist damals — so wie noch ein zweitesmal, als sie mich in Graz besucht — glücklich und glückselig nach Hause gekommen. Sie hatte gesehen, unter schlechte Leute war ihr Bub nicht geraten und von einem Antichrist war an ihm auch just nichts zu verspüren.

Der nächsten Jahre Sommerferien habe ich daheim zugebracht im Vaterhause. Wenn ich bei meinen Büchern und Schriften saß, waltete sie emsig und froh um mich herum und ließ es nicht merken, wie krank sie war. Leid tut mir heute noch jeder Waldgang, jede Bergwanderung, die ich in jenen Ferien machte. Ich versäumte damit ja die letzte Lebenszeit der Mutter. Einmal habe ich sie mitgenommen, zu Wagen, auf einen solchen Ausflug, aber er hat ihr nicht wohlbekommen. Es ging nämlich in Alpel der Ruf um von einem Bauerndoktor in Fischbach, der nahezu Wunderkuren vollbringe. So führte uns eines schönen Sommertages der Vetter Steffel mit seinen Pferden dahin durch die schönen hohen Wälder. Die Fahrt war lang und der Weg bergig und holperig und der Wunderdoktor — als wir endlich sein Haus erreichten

Oft stockte der Junge, während er sprach, und suchte die deutschen Worte; und er schaute noch böser und noch finsterer als der Hauptmann von Bulach: „Ich bin zu jung zum Soldaten gewesen, Herr Hauptmann, ich habe mich in Metz gemeldet, sie haben mich zurückgewiesen, weil ich zu jung bin ... Aber jetzt ist der Feind im Land und da habe ich ein Gewehr genommen, weil jeder helfen muß ... wenn der Feind da ist ... Herr Hauptmann, es hätte auch einer von der Garde, gerade so wie ich, im Busch stecken können, und der hätte auch die Herren Offiziere niederschießen können, wie ich, Herr Hauptmann, und Sie hätten ihm nichts getan, wenn er gefangen wäre, weil er Soldat ist, und ich soll getötet werden, Herr Hauptmann, weil ich zu jung bin zum Soldaten, und ich muß doch auch kämpfen ... die Preußen sind in Frankreich ..."

„Meuchelmörder baumeln!" Von Bulach sagte bloß das.

Der Junge krallte die Fingernägel ins Fleisch und fletschte gleich einem gereizten Leoparden das Gebiß; sein Trotz kochte: „Herr Hauptmann, was hat Ihr König davon, wenn ich tot bin ..."

„Meuchelmörder baumeln. Schluß."

Es zuckte um die Lippen des Burschen, wie bitteres, unterdrücktes Kinderweinen, und voll Angst schrie er schluchzend: „Nicht hängen! Nur nicht hängen! Erschießen! Bitte, erschießen, Herr Hauptmann ..."

Die Hand, die nach dem Knie von Bulachs tastete, griff ins Leere, denn der Offizier war gegangen und schlug die Tür ins Schloß. Von rückwärts schob er den Helm nach vorn, tief in die Stirn, fast vor die Augen; der Befehl schnarrte: „Unteroffizier, der Gefangene ist sofort zu erschießen und militärisch zu beerdigen."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

Hauptmann von Bulach saß im Walde und stützte das Kinn in die Hand, als die Gewehre knallten. Dann ging er schnell ins Dorf zurück.

Zur feierlichen Beerdigung des Franktireurs.

Im Karner des Kriegerdenkmals bei Loiben.*)

Von **Josef Wichner, Krems.**

Ich stand allein auf steiler Felsenzinne,
Die eines Denkmals mächt'ge Säule krönt. —
Der Abend ward durch Sonnenglanz verschönt,
Ein Feuersee erschien des Stroms Gerinne,

Der Herbst, er streute seine Flammengarben
Mit reicher Hand auf Au und Busch und Wald
In roten, gelben, violetten Farben,
Und auch der Rebe Blätter, die da starben,
Erglühten loh in Tinten mannigfalt.

*) Am 11. November 1805 siegreiche Schlacht der vereinigten Österreicher und Russen gegen die anrückenden Franzosen.

„Herr Hauptmann erlauben, 's ist ein junger Bursch, ein blutjunger Bursch; wenn Herr Hauptmann mit ihm sprechen wollten ..." und da brachte er es endlich heraus: „Er bittet, daß der Herr Hauptmann ihn anhört."

„Günsberghen!" Von Bulach gestattete es nie, daß an seinen Befehlen herumgedeutelt wurde, nie; besonders nicht mitten im Feindesland. „Meuchelmörder baumeln."

Der Alte sagte zäh: „Wegen des Hängens, ja, das ist es; gleich hab ich gemeint: Franktireur, hab' ich gemeint, darauf steht die Schlinge ... Und ... aber, wenn ich den Herrn Hauptmann persönlich bitte, den Jungen zu vernehmen, ehe ..."

Ohne darauf zu erwidern, schritt der Offizier zur Futterkammer, wo der Gefangene stak; eine Magd flüchtete vor dem Klappern des Säbels vom Hof, der Knecht duckte sich hinter der Hundehütte; der Hund bellte. Ein Hahn scharrte den Tennenboden, fand er ein Korn, so gluckste er die Henne herbei.

Die Musketiere ölten die Gewehre.

Vor der Tür der Futterkammer patrouillierte eine Wache und präsentierte.

„Aufsperren!"

Der Junge kauerte in der dunkelsten Ecke auf dem nassen, frühgemähten Gras und fuhr in die Höhe, als der Offizier über die Schwelle trat; die Pickelhaube von Bulachs stach mit der Spitze in die niedere Holzdecke.

„Versteht er deutsch?"

„Ja, jawohl ..." Es war der fremde Akzent des Lothringers, der die zweite Sprache des Elsaß lernte. Ein Bub fast noch, in blauen, plodernden Bauernhosen, mit einem farbigen Gürtel, einem weiten Hemd, das die Preußen unter den Achseln ausrissen, als sie ihn ergriffen. Und trotzig zerbissen die Zähne die Lippen und trotzig funkelten die Bubenaugen; knapp zur Nasenwurzel herab wuchsen die braunen Haare.

Der Ton des Hauptmanns war so schroff und herrisch, wie er sonst im schlimmsten Zorn nie gewesen, und dazu stieß die Säbelscheide bei jedem zweiten Wort auf den Boden: „Er hat den ersten Offizier, er hat den zweiten Offizier, den ich an Seine Exzellenz den Herrn Divisionsgeneral sandte, im Hohlweg zwischen Verny und Solgne aus dem Hinterhalt heimtückisch erschossen; erst der dritte Leutnant, den ich abschickte, stellte ihn; darauf wurde er gefaßt. Ist er Soldat?"

„Nein, ich bin ..."

„Was er ist, geht mich nichts an, wenn er nicht Soldat der regulären Armee Frankreichs ist. Zivilisten töten den Feind nicht, Zivilisten ermorden den Feind. Nach Kriegsgesetz: Meuchelmord. Man wird ihn der Statue am Marktplätz an den Arm knüpfen. Basta."

„Ha", schreit er, „so straft Gott den sünd'gen Leib,
Und so straf' ich den geilen Bösewicht!"
Die schwiel'ge Hand greift nach dem Winzermesser ...
Schon blitzt es ... mir zu unnennbarer Qual,
Da hält er zögernd an mit einemmal
Und wirft es weit ins Feld, langt nach der Flasche,
Die ihm am Gürtel hängt in stroh'ner Tasche,
Und spricht: „Da ... trink ... du ... du ... dann wird dir besser!" —

Da ward ich Mensch ... mich faßt' ob solcher Treue
Des guten Mann's die Qual der bittern Reue,
Ich faltete, daß Gnade ich gewinne,
Die Hände hoch ... dann schwanden mir die Sinne ...
Ach, erst als mich des Schmerzes Macht umfangen,
Sind mir im Tod die Augen aufgegangen!" —
Erschüttert langt' ich sacht inmitten
Des grausen Haufens hin nach einem dritten.
„Da mir's vergönnt, so sei auch du befragt,
Wes Land's du bist, antworte unverzagt!"
„Ein Schlosser war ich in dem Tal der Mur,
Dort, wo sich ihr die Mürz vermählet.
Zu meinem Haus führt' manches Wagens Spur,
Von Arbeitsdrang war immer ich beseelet;
Für Weib und Kind hatt' liebend ich zu sorgen.
Zum späten Abend von dem frühen Morgen
Glüht' mir die Esse, und den Hammer schwang
Im Takte ich bei fröhlichem Gesang ...
Ein Kuß von süßem Mund, ein Unschuldsblick
Der Kinder, ach! mir war's das höchste Glück! —
Da rief der Kaiser: „Zieh von dannen,
Verlaß dein Haus und folge meinen Fahnen!
Was immer denen, die du liebest, droht,
Noch größer ist des Vaterlandes Not!" —
Da goß ich seufzend Wasser in die Esse,
Vertauscht' den schweren Hammer mit dem Schwert,
Ob's krampfhaft auch das Herz zusammenpresse,
Wohlan, ich bin des Vaterlandes wert! —
Uns führte Schmidt*), so tapfer wie auch klug.
Ich ging voran in Österreichs Heereszug
Und freute mich, daß, Aug' in Auge
Dem Feinde ich, mein Waffen etwas tauge.
O glaubt mir, Herr, man kommt in Glut und Wut
Und wird zum Tier und weiß nicht, was man tut,
Und stünd' der Sohn Euch gegenüber just,
Ihr stießet ihm das Messer in die Brust.
Genug ... die Franken ließ für diesmal la gloire
Im Stiche ... Österreichs und Rußlands Aar
Erfochten tapfer ehrenvollen Sieg —
Und doch ... wie furchtbar-schrecklich ist der Krieg!
Noch hört' ich, hallend in dem Felsgewände,
Den Siegesruf ... da stürzt' ich aufs Gelände ...
Ach Gott, des Feindes Kugel traf zu gut,
Aus meinem Auge troff das schwarze Blut ...
O weh mir, weh und dreimal weh den Meinen!!" —
Wie dauert' mich der Mann! Ich mußte weinen,
Mein Herz war warmen Mitleids übervoll,
Aus dem umflorten Aug' die Träne quoll ...
Sollt' weit'res Forschen ich wohl unterlassen?
Fast graute mir, den Nächsten anzufassen! —
„Du feiner Kopf, sieh, mich verlangt's, zu wissen,
Welch' Sünde durch den Tod du mußtest büßen?"
Der seufzte tief: „Ich war des Herren Bote
Und wußte, daß der Herr mir Strafe drohte,
So ich, ein Priester, nicht den Gottesfrieden,
Den blut'gen Kampf nur predige hienieden.
Und doch ... ich habe in des Korsen Solde,
Geblendet von dem allgewalt'gen Golde,
Gebetet und gesegnet Mordeswaffen,
Die tausendfaches Unheil stets geschaffen.
Was half mein Segen? Ohne Manneszucht
Strebt, jeder sich zu retten in verworr'ner Flucht ...
Vom Huf der Pferde ward ich da zertreten.
‚Du Pfaff', schrie einer, ‚konnt'st nicht besser beten!'
So traf der Tod, den laut ich pries, mich Armen;
Doch hatt' ein güt'ger Gott mit mir Erbarmen,
Weil ich im Feld', nicht achtend der Gefahr,
Todwunder Krieger milder Tröster war." —
Da legt' ich auch den Schädel dieses Pfaffen
Zur Seite. — Andere emporzuraffen
War mir vergällt. Ich sprach: „Ihr armen Brüder,
Ich bitt' euch, kehrt zur ew'gen Ruhe wieder!
Ob das Gebein in Guß und Sonn' gebleicht,
Der Menschheit Höhe, ihr habt sie erreicht;
Denn, da so mannhaft alle ihr gestritten,
Fürs Vaterland den Heldentod erlitten,
Die Nachwelt lohnt's euch, Wack're, voll und ganz,
Legt euch aufs Grab des Ruhmes Lorbeerkranz.
Wie ihr gekämpft, erforschen uns're Weisen,
Die Sänger eure Heldentaten preisen,
An euch erbaut, begeistert sich die Jugend
Nach Jahren noch zur schönsten Bürgertugend,

*) General Schmidt, der den Plan zur Schlacht entworfen, fiel, als der Sieg bereits entschieden war, von einer verirrten Kugel getroffen. Sein Denkmal steht im Kremser Stadtpark.

Nun sank die Sonne, und ihr letzter Strahl
Traf jene Burg*), die gleich dem heil'gen Gral
Auf hohem Berge frommer Sinn errichtet,
In der manch hehre Weise ward gedichtet,
Indes im Westen Dürensteins Ruinen
Und drob ihr Felsgezack tiefschwarz erschienen.
Und schon hob sich der Mond, noch bleich und fahl,
Und füllt' mit mildem Glanz das stille Tal. —
Vor meinem Aug' das liebliche Gebreite,
Wie liegt's in Abendruhe friedlich da,
Ein Dampfer nur trägt stöhnend in die Weite,
Was Ungarns heiße Sonne reifen sah.
In tiefen Kellern nur ein dumpfes Gähren,
Der Donau Goldblut will sich klären
Zum edelsten, zum besten Firnewein,
Wohl würdig dem, den beut uns Vater Rhein.
Kein Wunder ist's, da doch die Reb' entsprossen,
Wo Menschenblut in Strömen einst geflossen,
Wo Menschen, die Gott schuf nach seinem Bilde,
Sich grausam mordend, düngten das Gefilde. –
Noch heute gräbt des ems'gen Winzers Spaten
Bald da ein Bein, dort einen Schädel aus,
Und in den Mauern stecken Splitter von Granaten,
Kanonenkugeln zieren manches Haus.
Und was die Erd' zermorschend nicht vernichtet,
Im Karner siehst du's gräßlich aufgeschichtet,
Wohin ich andachtsvoll die Schritte lenke,
Daß ich der Toten betend fromm gedenke. —
Doch weh . . . will mich mein ängstlich Herz betören?
Was muß ich sehen und was muß ich hören?!
Ob's Traum, ob wahr, ich weiß es nicht zu sagen:
Im Dämmer der Kapelle leises Klagen,
Und wo im Zwielicht irre Schatten düstern,
Ertönt geheimnisvolles Raunen, Flüstern. —
Da faßt' ich Mut; denn eine Stimme spricht:
„O Wandrer, heute geh' von hinnen nicht,
Heut' müssen die, so bald in nichts zergehen,
Dem frommen Frager treulich Rede stehen!" —
Und schon nahm ich den nächsten Kopf zuhanden:
„Wer bist du, Freund, und, sprich, aus welchen Landen?"
Drauf jener: „Herr, ich stamm' aus weiter Ferne,
Mir stand die Wieg' im Bergland der Auvergne.
Ich war ein Bauer und ich pflügt' den Boden,
Geschäftig, Strauch und Unkraut auszuroden.
Wohl dürftig lebt' ich, Herr, doch stets zufrieden,
Mir war ein Lieb, gar schön und treu, beschieden.
Schon stand ich selig vor dem Traualtar,
Da riß mich l'Empereur e la gloire
Herzlos hinweg. — Ich folgte jenen Horden,
Und Menschen, die mir fremd, sie mußt' ich morden!
Margot verdarb . . . verstarb . . . wer kann es wissen . . .
Verdammter Krieg, der mir mein Glück zerrissen!" —
Er schwieg. — Ich legt' ihn still zur Seiten
Und bückte zögernd mich nach einem zweiten.
Ein plumper Schädel war's mit schmaler Stirne,
Mit derben Knochen, doch einst dumpfem Hirne,
Mit Raubtierzähnen, die ins Fleisch sich schlagen,
Den hielt ich in der Hand, um ihn zu fragen:
„Du Grober, sprich und sage mir behende,
Wie war dein Anfang und wie war dein Ende?"
Und jener sagte: „Wär' ich noch am Leben,
Würd' mit der Knute ich dir Antwort geben;
So aber sollst dein Fragen mir nicht büßen,
Wes Stammes ich und Landes, magst du wissen.
Ich wohnt' am Don. Die Steppe und das Zelt,
Die Waffe und mein Pferd war meine Welt,
Und wie die Väter, also ward auch ich Kosak,
Ein Bursch, der vor dem Teufel nicht erschrak,
Ein Sklave, der gehorsam sonder Wahl
So schlug und mordete, wie Väterchen befahl.
Vom Don zur Donau führt' uns Kutusow,
Vom Berg ins Tal der grimme Dochtorow,
Und wie sich sorglos näherte der Franke,
Schlug in die Seiten ihm der Aar die Pranke.
Es war ein heißer Kampf, ein tapfer Ringen
Um jede Hütte, jeden Gartenzaun.
Wir leisteten gar gute Arbeit, traun!
Hei, was da unsere Verdans**) niederknallten!
Die Schaschkas***) wußten Schädel wohl zu spalten!
Im Dorf bald Freund, bald Feind . . . jedoch ich meine,
Im Sengen, Plündern jeder tat das Seine;
Ich selber warf den Pechkranz in das Stroh,
Daß plötzlich auf es flammte lichterloh,
Des Bauern dralles Weib, es mußt' dran glauben,
Und Wotka gab's und Talg genug zu rauben.
Der Wein, er floß aus Schaffeln in die Kehle,
Ein Narr, der dursten ließ die arme Seele!
Ein Festtag war's . . . Wer fiel . . . mir tat's nicht weh!
Da saust' es durch die Luft . . . Welt, nun ade! . . . —
Als ich erwacht', lag ich auf niedrer Mauer,
In Schmerz mich windend und in Fieberschauer,
Zerrissen mir der Leib, die Eingeweide,
Voll Blut und Stank, verschüttet auf der Heide.
Drei Tag' und Nächte wand ich mich im Leide
Und krampft' die blut'gen Finger in die Erde
Und flucht' dem Krieg mit wütender Gebärde. –
Da kam des Wegs der Mann, des dralles Weib . . .
Er stutzt . . . das Blut schießt ihm ins Angesicht . . .

---

*) Das Benediktinerstift Göttweig. **) Kosakengewehr. ***) Säbel der Kosaken.

die Freunde saßen, und jubelte: „Er spielt, er spielt, Jessas, Jessas!“ Am nächsten Morgen begann schon die Probe, und es ging famos, bis das Orchester bockte. Und das kam so. Der Flügelhornbläser blies ein paarmal daneben und der Harfenist ließ Noten aus Da wetterte der alte Würfel und war ernstlich böse. Aber das Orchester — es war Montag, folglich der Tag und der Himmel blau — war für des alten Herrn Donnerwetter nicht aufgelegt. Und dann, der junge Grasteufel, dem zu Lieb' sie einen schönen Vormittag lang spielen mußten, ärgerte sie auch. So ging beim „Krakauer Rondo“ alles drunter und drüber und es war ein arges Gefiedel. Da riß auch dem Chopin die Geduld und er rannte ihnen davon und hinter ihm drein rannten die Musici, die die Probe mit angehört hatten, der Würfel, der Freiherr von Demmer, der Lachner, der Meyseder und der Kreuzer. Und auch das Orchester, dem's plötzlich doch leid ist, stürmte hinterdrein, und es war ein wunderlicher Zug, der da durch das Kärntnertor aufs Glacis lief, allwo Herr Chopin seinen Zorn zu Tode promenierte. Der alte Grenadier, der am Tore stand, und noch mit dabei gewesen war, als man bei Leipzig den Napoleon bei den Ohren zog, schaute sehr verwundert drein, so was hatte er noch nicht erlebt. Draußen ging dann das Bitten an, und da die Wiener seit jeher gar wunderschön betteln können, so gab der Chopin nach, sagte noch einmal Ja und Amen und wurde im Triumphe zurück ins Theater geführt. Aber die Probe wollte durchaus nicht klappen, und so ließ er das „Krakauer Rondo“ stehen und entschloß sich, beim Konzert zu improvisieren . . . . . . und so geschah's.

Am Samstag war das Konzert. Der Saal war voll bis zum allerletzten Platze, weil alles den jungen Polen hören wollte und weil der nächste Tag ein Sonntag war, an dem man also lange schlafen konnte. Das Publikum war sehr gespannt — Premierenstimmung. Plötzlich verstummte das Zischeln und Flüstern, das Orchester setzte ein, Chopin verneigte sich und trat ans Klavier, das erstemal vor den Wienern. Die wundervollen Variationen über „Don Juan“ zitterten auf und das Händeklatschen und der Beifall wollten kein Ende nehmen. Nach der Pause begann der Meister zu improvisieren. Als er zu Ende war, schrien die Hörer vor Begeisterung und Wiener Mädeln trugen den Chopin im Triumph durch den Saal, und der Meister lächelte selig. Dann kam auch der alte Würfel ganz begeistert, und Chopin mußte mit ihm und den anderen Musicis ins Gasthaus „Zur böhmischen Köchin“, wo an jenem Abende just Strauß und Lanner geigten. Dort wollte man den Triumph begießen. So hörte Chopin zum erstenmale wurzelechte Wiener Musik. Nach einer Weile fragte der Herr Kapellmeister Würfel: „Na, was sagen S' denn zu dem G'spiel, Herr Chopin?“ Der Meister wurde sehr rot und sehr verlegen und sagte: „Das ist

Und wo euch ward ein schmerzhaft-rühmlich Ende,
Da türmen sich die Marmormonumente!" —
So ich. — Da tönt' ein schauerliches Lachen
Und weckt das Echo in dem stillen Raum.

Ob ich's im Traume hört', ob im Erwachen,
Heut', da ich fern der Stätte, weiß ich's kaum.
Jedoch dies Hohngelächter anzuhören,
Vermocht' ich nicht. Mein Herz wollt' sich empören,
Der Atem stockte und die Glieder bebten,
Ich floh und floh zu jenen, die da lebten!

Chopin und die Wiener Seele.

Von **Alfons Freiherrn v. Czibulka.**

Das war anno Schnee oder vielmehr im Jahre 1829 mitten drin im heißesten August, daß Herr Kapellmeister am Kärntnertortheater, Würfel, die enge Wendeltreppe in einem für Vormärzzeiten hohen Hause hinaufkeuchte. Dabei brummte er fortwährend: „Wenn er nur spielen wollt', wenn er nur spielen wollt'. Jessas, Jessas!" ...

Und bei diesem „Jessas, Jessas" zuckte er immer sehr, als risse er mit seinem Taktstock das Orchester empor, Ja, man war auch damals schon nervös. Nach vielem Schnaufen und Pusten blieb Herr Würfel stehen, schüttelte seinen Graukopf, einen der echtesten von Wien, und zog die Klingel. Als ihm aufgemacht wurde, stürmte er, ohne zu fragen, auf die nächste Tür zu, klopfte und trat auch schon ein. Ein ganz junger, sehr schlanker Herr stand vom Klavier auf und lachte ein wenig, als der Herr Kapellmeister verzweifelt schrie: Aber Herr Chopin, wie können S' uns denn so was antun, nit spielen wollen S', schauen S' Herr Chopin, das geht nit, Jessas, Jessas!"

Der junge Meister sah sich die Verzweiflung des Dirigenten zuerst ein bißchen an, dann sagte er: „Mais monsieur c'est impossible", und als Würfel, der einst in seiner Jugend, als er in Rußland war, ein wenig französisch gesprochen hatte, verdutzt dreinsah, fuhr Chopin fort: „Also ich meine, es ist unmöglich, ich kann nicht spielen, ich kann nicht."

„Jessas!" jammerte schon wieder der Alte.

„Ich kann nicht!" der Junge.

So flogen eine gute Viertelstunde lang das: „Jessas, Jessas" und polnisch ausgesprochene: „Ich kann njicht!" durch das kleine Musikantenzimmer. Als der Würfel aber gar zu sehr jammerte und vor Kummer beinahe schon weinte, gab Chopin nach und willigte in das schon längst geplante Konzert. Da fiel ihm der alte Musikus um den Hals und schrie jetzt noch aufgeregter „Jessas!" Dann rannte er, das heißt er rollte die Stiege hinab, umarmte eine Obstfrau, einen Fleischermeister und zwei Schusterbuben, ließ sich beinahe von einem Zeiserlwagen überfahren und stürzte schnurstracks ins Wirtshaus, wo

Zu Mittag fuhren die Sechs vom Gasthaus „Zur böhmischen Köchin“ mit der Post hinaus nach Neuwaldegg. Überall Gärten voll Sonne, kleine Häuschen voll Glück, der Schwager blies und es war eine lustige Fahrt. Im Dornbacher Wald, der damals noch viel schöner war als heute, gingen sie spazieren.

Vorne Chopin, Würfel und der Kreuzer, dahinter das Fräulein Leopoldine mit Meyseder und der Kreuzerin. Die drei Musici vorne taten weidlich fachsimpeln und erzählten einander eine Stund' lang von Kontrapunkt und Instrumentation. Die drei rückwärts sprachen wenig. Besonders die schöne Leopoldine schwieg beharrlich, bis es ihr endlich gelang, an die Seite Chopins zu gelangen und Würfel und Kreuzer zu verdrängen. Da wurde sie auf einmal gesprächig. — So gegen Drei begann die Weinlese und ein lustiges Volk versammelte sich unter den reifen Reben. An jenem Nachmittag wurde viel gelacht und gesungen auf diesen Hängen voll Sonne. Als dann die Winzer die Reben heimtrugen, wanderte hinter ihnen ein endloser Zug lustiger Leutchen durch die Gärten, in denen das Obst leuchtete und duftete, und durch die kleinen Gäßchen hinunter zum Ort. In einen Wirtsgarten voll alter Kastanien, der am Berghang liegt, ergoß sich der Menschenschwarm. Der Wirt lachte und buckelte vergnügt, als er das freundliche Verhängnis kommen sah. Die Resi und die Kathi flogen und trugen den Wein. Auch die musikalischen Sechs, Frau Kreuzer war nämlich auch musikalisch, ließen sich an einem Tisch, ein wenig abseits von den übrigen, nieder. Auf der einen Seite des Tisches saß die Kreuzerin, rechts von ihr Würfel, links der Meyseder, auf der anderen Leopoldine zwischen Kreuzer und Chopin. Die Sonne ging unter und ihr letztes Licht fiel über die Weingärten, über die roten Dächer in den stillen Garten, ein paar Sonnenflecken zuckten noch auf Bänken, Bäumen und lachenden Gesichtern, dann verblaßten sie auch und es war ein Abend voll Duft. Vorerst aß man redlich, Weinlesearbeit macht hungrig, dann floß der milde Wein, der rings um die singende Stadt reift, in goldenen Strömen. So wartete man, bis die Geiger kamen.

Als es vom Kirchturm acht schlug, da jauchzte unter einem breiten Baume ein Geigenstrich auf und ein närrischer Walzer jubilierte durch Gärten, Menschen und Mondenschein. Die Leute sangen mit, und es war ein Stück echtes Wien, das sich dort an jenem Weinleseabend zusammenfügte. Auch die Freunde summten mit und, oh Wunder, auch Chopin trällerte, während Leopoldine mit ihren allerliebsten Füßchen den Takt markierte. Als das Tanzlied zu Ende war, da sah der junge Pole Leopoldinen so seltsam an, sprang auf und rannte auf den Lanner zu und sagte: „Bitte, die Violine!“, und der war darüber so erstaunt, daß er sie dem Meister, den er nicht kannte, ganz ohne Frage gab.

nur Spielerei und keine ernst zu nehmende Musik.“ So sagte er, aber gleich darauf hätte er es am liebsten nicht gesagt gehabt, denn der Würfel zeterte ganz erschrocken: „Jessas, Jessas!“ Der Meyseder brummte: „Na, so was!“ und die Tafelrunde murrte. Beinahe wären sie dem Chopin wirklich böse geworden. Der merkte das und schwieg, obwohl er gerne noch mehr gesagt hätte. Aber an demselben Abend oder vielmehr an demselben Morgen, denn es war bei Wein und Geigen spät geworden, schrieb er noch an seinen Freund Titus im Polenlande: „Die guten Wiener verstehen sehr viel von Musik und haben mich sehr gefeiert. Aber einen Kult haben sie, den ich ihnen übelnehme. Da spielen zwei Leute, die sie Kapellmeister nennen — Strauß und Lanner heißen sie — täglich in irgendeinem Wirtshaus zum Tanze auf und ganz Wien vergöttert sie und alles will nur Walzer hören.“

Ohne Walzer hätte Wien dem polnischen Musikus sehr gut gefallen, aber so wurde er ganz nervös. Aus allen Ecken klang ein Sechsschritt, die Leierkasten werkelten Strauß und die böhmischen Musikanten fiedelten Lanner und dazu tanzte die halbe Stadt auf offener Straße. — O, es war eine lustige Zeit, dieser junge Vormärz! — Aber Chopin wäre am liebsten davongerannt. Er blieb nur in Wien, weil der gute Würfel und hohe Herren ihn baten und weil — nun, junge Musikanten hatten schon damals oft kein Geld. Dann war noch ein Grund. Da war in Wien eine junge Klavierspielerin, als schönstes Mädel an der Donau bekannt. Die war in den jungen Polen ein klein wenig verliebt und er in sie, so dünkte es seinen Freunden. Freilich hatte er ja drüben in Warschau eine große Liebe, aber, weiß Gott, mit achtzehn Jahren hat neben einer großen auch noch eine kleine im Herzen Platz. Und von der großen Liebe hatte er nicht viel gehabt. So kam's, daß Chopin seine Etuden und Rondos, die er bisher im Innern oft „An Konstanze“ betitelt hatte, manchmal zerstreut „An Leopoldine“ benannte. — — —

Es kam ein Herbsttag, einer von denen, die wie Märchen sind, tief drinnen im Wienerwald. Und an jenem Morgen begegnete der Meister, als er über den Stephansplatz promenierte, wieder einmal den alten Würfel. Der rief schon von weitem: „Jessas, das is g'scheit, ich hab' grad zu Ihnen wollen. Wir machen nämlich heute eine Landpartie, der Meyseder, der Kreuzer mit seiner Frau und das Fräulein Leopoldin' kommt auch mit. Da hab' ich fragen wollen, ob S' mittun wollen, Herr Chopin?“

„Ja, wohin denn?“ fragte dieser.

Nach Neuwaldegg hinaus, dort beim Dornbacher Wald, da ist nämlich Weinles' und der Lanner und der Strauß spielen.“

„O mon Dieu!“ seufzte der Chopin, „der Strauß!“ Aber schließlich schlug er ein, weil Würfel so schön bat und Leopoldine dabei war.

Zwei Tage darauf gab der Meister wieder ein Konzert, diesmal auch mit einem Notturno, und die „Wiener Zeitung" schrieb: „Chopin spielte gestern noch talentierter — wenn's möglich ist —, aber sicherlich viel inniger und wir möchten sagen, sündhaft schön."

Und der Meister schrieb wieder an seinen Titus: „Strauß und Lanner geigen noch immer. Eine merkwürdige Musik dieser Walzer, er macht einen närrisch "

So lernte der göttliche Chopin die Wiener Seele lieben.

Eine Mesalliance.

Von Emmy v. Menst.

„Ist es wirklich wahr, daß der Dudi eine Mesalliance macht?" Mit diesen Worten stürzte Komtesse Putzi in den Salon ihrer Freundin Mädi Hallerwang. Mädi Hallerwang, aus dem Hause der Titten-Litten, war ein schmalbrüstiges, blutarmes Mädchen von 27 Jahren, mit scharfen, hochmütigen Zügen, wimpernlosen, lichten Augen und einem ganzen Sattel von Sommerprossen über der Nase. Daß sie eigentlich Ludowika-Josefa hieß, nach einer längst verstorbenen Erbtante, wußte außer ihrer Mutter wohl niemand mehr, und die hatte es auch längst vergessen. Ebenso wie Gräfin Putzis Mutter sich wohl kaum noch erinnerte, daß ihre Tochter eigentlich Marie-Madeleine hieß. Die Kindheitszärtelnamen waren den beiden, längst den Kinderschuhen Entwachsenen ebenso geblieben wie alle Vorurteile, die man ihnen in der Kinderstube eingeimpft hatte. Mädi zuckte hochmütig die Achseln: „Du weißt ja, wie der Lausi ist. Ein guter Bub', aber ganz aus der Art geschlagen." Graf Ladislaus Hallerwang, aus dem Hause der Titten-Litten, gewöhnlich Dudi oder Lausi genannt, sah allerdings nichts weniger als aristokratisch aus, aber er war ein frischer, rotbackiger, heiterer Jüngling. Er schlug nach seinem Urgroßvater großmütterlicherseits, einem biederen Yankee, der sich drüben ein Riesenvermögen erworben und dafür in Europa seiner Tochter einen aristokratischen Ehemann gekauft hatte. Er sollte sich, einem on dit zufolge, dieses Vermögen durch die Erfindung einer großartigen Lederschmiere gemacht haben, böse Zungen aber behaupteten einfach, er habe die Welt angeschmiert. Den Hallerwangs war der frische Bluteinschlag ebenso gut bekommen, wie ihrem alten, schon etwas rostigen Wappen die Neuvergoldung. Das Geld des alten Schmierenerfinders war ihnen sehr willkommen, an die Verunglimpfung ihres bis dahin tadellosen Stammbaumes aber wurden sie sehr ungern erinnert. Gold . . . non olet, Schuhschmiere — bürgerliches Blut — fi donc!

Und Chopin lehnte sich an den Baum und sah wild und feurig aus, als der Schein der Windlichter auf ihn fiel. Er begann. Viele hatten den Auftritt nicht gesehen und schauten auf, als urplötzlich eine schwermütige, wunderschöne Weise durch den Abend bebte. Alles schwieg und die Herzen weinten. Hat damals keiner geahnt, daß es Chopins schönstes Notturno war, das da zu den Sternen klang. Dann auf einmal ein jubelnder Geigenruf, und ein Walzer, den keiner noch gehört, sprang schleifend über die weinfrohen Leutchen. Da, dort erhob sich ein Paar zum Tanze und im Nu walzte alt und jung im Mondenschein. Selbst Herr Würfel drehte sich solo im Kreise herum. Dann noch ein schmeichelndes Streichen und die Musik verlosch — — Als wenn Oberons Zauberhorn verstummt wäre, blieb alles gebannt, bis einer den Meister erkannte und jauchzend rief: „Bravo Chopin!“ Nun ging's los. Der alte Würfel kam direkt über die Tische und Stühle dahergesprungen, und es war ein Wunder, daß sie den Chopin am Leben ließen. — — Als der Meister zu seinem Tisch zurückkehrte, da war das erste, daß ihn der Kreuzer fragte: „Von wem ist der Walzer?“ und Chopin erwiderte sehr verlegen und ganz weinerlich: „Von mir!“

Da stieß der Würfel ein solch begeistertes „Jessas!“ hervor, wie er noch in seinem ganzen Leben keines hervorgebracht hatte, und begann dann eine Rede, die schon sehr nach Wein und Traubenmost schmeckte. Als er zu Ende war, geschah es das zweitemal, daß die Wiener den Chopin auf den Schultern trugen. Als er wieder am Boden stand, sagte die schöne Leopoldine ganz leise: „Chopin!“ und dann nach einer Weile: „Das haben Sie mir zulieb' getan!“

Der Chopin schwieg und nickte.

Es wurde spät, als man aufbrach. Kreuzer, seine Frau, Meyseder und Würfel gingen voran, die anderen Gäste folgten mit Fackeln und Windlichtern, Chopin und Leopoldine waren die letzten. Am Gartenzaun sagte die schöne Leopoldine noch einmal: „Chopin!“ und da war's in der Gartentür, daß sie sich küßten. Als sie wieder aufsahen, waren die Gäste längst verschwunden, nur ein paar Lichter tanzten noch bei den Weingärten und ein Lied klang herüber und dazwischen bebte leise ein Walzer. Strauß und Lanner führten den Zug. — — Da sahen sich Chopin und das Mädel in die Augen und gingen langsam durch den Garten zurück ins Haus, stiegen Arm in Arm die Holzstufen hinauf in ein kleines allerliebstes Zimmer, durch dessen Fenster man auf die Gärten sah und die Geigen hörte, die noch immer spielten. Es war eine Herbstnacht sondergleichen, die die beiden Menschenkinder dort erlebten.

* * *

ein wenig gefürchtet hatte, nahm sie nur, weil sie nicht wagte, „nein" zu sagen. Sie war damals knapp siebzehnjährig und der Vater ein Despot. Aber jetzt war sie frei, älter und mutiger, und den strengen Vater deckte der grüne Rasen. Nun pochten das Leben und die Liebe an ihr bisher schlafendes Herz und forderten gebieterisch ihr Recht. Von Fenster zu Fenster hatte sich der kleine Flirt gesponnen, bis endlich ein Wohltätigkeitsfest die persönliche Bekanntschaft ermöglichte. Dieser heitere, lebenslustige junge Mann, der ihren Witz und Geist so aufrichtig bewunderte, war ihr ein noch nie gekannter Typus. Der sah nicht hochmütig auf sie herab und lächelte auch nicht nachsichtig über ihre kleinen Schwächen, wie es der Verstorbene so oft getan hatte. Der fand sie reizend, so wie sie war, ohne jede Kritik. Und dabei war er solch ein ehrlicher, herzenswarmer, junger Mensch und so hübsch! Sie konnte sich an seiner eleganten geschmeidigen Gestalt, den blitzenden Augen und dem kecken Schnurrbärtchen gar nicht sattsehen. Wie zwei große Kinder tollten sie zusammen ins Leben hinein, und ob das der hochgräflichen Mutter recht war, ließ sie vollständig kalt. Was gingen sie Mutter und Basen an, solange sie sich nur hatten und liebten. Eine Flut von feurigen Küssen beendete stets dieses Thema, wenn es je einmal aufs Tapet kam. Sie hatten sich, sie ließen nicht voneinander, und da Lausi, Erbe eines reichen Onkels, eine prächtige Herrschaft sein eigen nannte, so bildete auch der bunte Rock kein Hindernis. Jetzt war Lausi für zwei Tage verreist und die Gräfin wollte seine Abwesenheit benutzen, um einen Sturmangriff zu wagen, indem sie direkt in die feindliche Festung einbrach und bei der alten Professorin ihr Heil versuchte. In ihrer neuesten Pariser Besuchstoilette, das langstielige Lorgnon an brillantenbesetzter Kette, eine kleine Hermelinkrawatte um den Hals, so rauschte sie, von ihrem ehrwürdigen, alten Kammerdiener gefolgt, über die moosbewachsene Schwelle des alten Professorenhauses. Das rotbäckige, junge Hausmädchen öffnete ihr knixend die Türe, und so war sie denn mitten drin in der feindlichen Feste. Da die Professorin nicht gleich erschien, hatte sie Zeit, sich umzusehen und war höchst erstaunt, daß auch hier wertvolle, alte Teppiche den Boden bedeckten, alte Familienporträts — merkwürdig, daß sich solche Leute auch hatten malen lassen — die Wände zierten und schöne, alte Empiremöbel das Ganze vervollständigten. Weiter kam sie nicht in ihren Betrachtungen, denn nun öffnete sich die Tür des Nebenzimmers und die alte Professorin trat herein. Auf den ersten Blick sah man ihr ihre friesischen Vorfahren an. Mit ihrer hohen Statur und den strengen, aber edlen Zügen, dem einfach vornehmen, dunklen Hauskleid und dem glattgescheitelten Haar erinnerte sie an Holbeinsche Frauengestalten. Die Gräfin hatte sich vorgenommen, sie im vorhinein de haut en bas zu behandeln, aber da die Gräfin klein und rund,

Mädi war eine echte Hallerwang, mit allen angeborenen und anerzogenen Vorurteilen des alten Geschlechtes behaftet, Lausi dagegen eine fesche Yankeenatur. Ein Draufgänger, frisch zugreifend. Zwar war sein Interessengang über Jagd und Pferde bisher nicht hinausgegangen. Er war eben ein lustiger Reiteroffizier mit einem heiligen Abscheu vor allem, was lernen und denken heißt. Aber ein guter Kerl, wie seine Freunde sagten, und mit einer kleinen, eigensinnigen Falte um die Mundwinkel; Erbteil des Vaters. Was der sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, das setzte er durch mit zäher Ausdauer, die wohl auch noch ein Erbteil des alten Amerikaners war. Und nun hatte Lausi es sich in seinen hübschen, durch keinen übergroßen Gedankenreichtum beschwerten Kopf gesetzt, sein reizendes vis-à-vis, die bildhübsche Witwe des Privatdozenten Dr. Lehmayer, Margarete, geb. Werner, zu heiraten. Seine Mutter, die hochgeborene Gräfin Hallerwang, geb. Prinzessin Bentburg, war außer sich. Wenn es noch eine Sängerin oder Tänzerin gewesen wäre. Mein Gott, so etwas kam sogar in regierenden Häusern vor. Aber die Tochtes eines bürgerlichen Professors, die Witwe eines Privatdozenten, eines ebenso bürgerlichen Tintenplebejers, es war einfach undenkbar. — Hübsch war die Person ja, merkwürdigerweise sah sie sogar distinguiert aus, das ließ sich nicht leugnen, auch talentvoll soll sie sein. Mein Gott, das war ja bei solchen Leuten nichts Seltenes. Unsereins braucht das nicht, meinte die Gräfin, wir haben dafür unsere Ahnen. Und dabei trug die alte Professorin, die aus einem nordischen Pastorenhause stammen sollte — also protestantisch waren die Leute auch noch! — die Nase so unglaublich hoch, als sei sie wirklich auch eine Geborene. Mädi konnte ihrer Freundin nicht genug über das Entsetzen in der Familie erzählen. Die alte Gräfin hatte ihre ganze Beredsamkeit aufgeboten, ihre ganze mütterliche Autorität in die Wagschale geworfen, aber wie Lausi nun einmal war, hatte ihn das nur noch bockbeiniger gemacht. So beschloß denn die in allen ihren Ahnen gekränkte Mutter, den letzten Versuch zu wagen. Während sich so dunkle Gewitterwolken über dem Haupte des verliebten, jungen Paares sammelten, lebte dieses selbst in seliger Selbstvergessenheit, nur seinem bräutlichen Glück. Gretchen war in einer Umgebung aufgewachsen, in welcher Bücherweisheit das einzige Evangelium war. Berühmte Männer figurierten als oberste Hausgötter, denen man huldigte. Alles, was das Leben licht und angenehm macht, wurde in puritanischer Strenge verpönt. Sie hatte Witz und Geist, die kleine Professorentochter und spätere Gelehrtenfrau, aber vor den spöttisch überlegenen Mienen der Ihrigen verstummten sie. Es sollte einmal eine heitere junge Französin in die strenge Pastorenfamilie hineingeheiratet haben und die kleine Nachkommin konnte den Tropfen gallischen Blutes nicht verleugnen. Ihren ersten Mann, vor dem sie sich eigentlich immer

„Was wissen Sie Plebejerin von ritterlichen Bräuchen!“ fauchte die Gräfin.

„O, was das Wissen betrifft, damit kann ich dienen. Ich bin nicht umsonst die Schwester eines berühmten Historikers.“

„Lassen wir das“, entgegnete die Gräfin stolz, „die Hauptsache ist, daß wir darin einig sind, daß diese Heirat nicht stattfindet“.

„Ja, darin sind wir einig“, erwiderte die Professorin, „und meine Tochter wird nun wohl endlich einsehen, daß mein Widerstand gerechtfertigt war. Ich werde sie übrigens gleich rufen lassen, da können wir diese leidige Angelegenheit in Ordnung bringen.“

Hocherfreut vergaß die Gräfin sofort die scharfe Fehde, in dem Gedanken, ihren Zweck erreicht zu haben. Da kam das kleine, knixende Hausmädchen, welches die Professorin zu ihrer Tochter gesandt hatte, zurück und brachte ihr einen Brief, den die beiden, über die beabsichtigte Doppelmesalliance ihrer Kinder so entrüsteten Mütter gemeinsam lasen, während unten gerade die Huppe eines schnell fortsausenden Automobils erklang. Der Brief lautete:

„Liebe Mütter!

Eben heimgekehrt, sah ich meine gräfliche Mutter zu der professorlichen Mutter gehen. Ihr wollt beide unsere Alliance hindern, weil Ihr sie für eine Mesalliance haltet. Ihr irrt euch. Wo wahre Liebe die Herzen einet, da gibt es keine Mesalliance. Unsere Koffer sind gepackt; Marie, Gretchens alte Erzieherin, fährt mit uns bis Wien, wo wir morgen getraut werden. Meine Abwesenheit galt den Vorbereitungen dazu. Auf Wiedersehen nach der Hochzeitsreise.

Ladislaus und Gretchen
eigentlich: Romeo und Julia.

Nachschrift.

Sie gibt mir ihren Kopf und ich setze ihr meine gräfliche Krone darauf. Was ist mehr wert, der Kopf oder die Krone?

Es küßt Euch die Hände

Euer überglücklicher Lausi.“

Nach fünfzig Jahren.

Aus den Niederschriften eines Greises. Von **L. Kohlfürst.**

Es war kurz nach dem Akutwerden der polnischen Revolution im Jahre 1863, als ich an Stelle eines Kollegen, der sich ein wenig zu lebhaft und zu unverhohlen bei den ersten Einleitungen und Vorbereitungen des Aufstandes beteiligt hatte, an die polnisch-russische Grenze zur Ingenieursektion Trz . . . . . . versetzt wurde. Mein neuer Stations-

die Professorin aber groß und schlank war, ließ sich das beim besten Willen nicht bewerkstelligen. Auch sonst schien der Professorin der vornehme Besuch nicht besonders zu imponieren, denn ohne die Anrede der Gräfin abzuwarten, bot sie dieser nur höflich einen Stuhl an und begann, sofort in medias res tretend, ohne Umschweife von dem Zweck des Besuches zu sprechen.

„Sie kommen natürlich wegen dieser verrückten Mesalliance, die meine Tochter . . .“

„Hm!“ räusperte sich die Gräfin: „Ich komme allerdings wegen dieser unmöglichen Heirat, die mein Sohn . . .“

„Ach, gottlob“, unterbrach sie die Professorin, „Sie sehen es also selbst ein, daß es eine komplette Mesalliance wäre. Meine hochbegabte Tochter . . .“

„Aber, gewiß“, unterbrach die Gräfin sie wieder, „Ihre Tochter ist ja, wie ich höre, ebenso begabt als schön“.

„Sehr gütig“, erwiderte die Professorin. „Mein verstorbener Gatte hatte wohl den Fehler begangen, sie zu jung zu ihrer ersten Ehe zu bereden. Lehmayer war ja sein Schüler, ein phänomenal begabter Mensch, dem eine glänzende Zukunft in der Gelehrtenwelt bevorstand, aber für eine so junge Frau, die so lebensfroh war und leider noch ist, wie meine Tochter, war er wohl zu ernst. Er lebte nur seinen Studien und holte sich ja auch dabei durch eine Infektion den Tod. Gretchen aber behauptet, sie habe nun ein- für allemal genug von allen Gelehrten. Sie ist eben leider noch sehr jung, und da sie auch den Eigensinn ihres sonst so vortrefflichen Vaters geerbt hat, will sie nun absolut das Gegenteil von ihrem so hochbegabten Gatten haben. Aber es ist doch undenkbar, daß mein Kind, die Tochter eines so bedeutenden Mannes, die Witwe eines Geistesheroen, eine derartige Mesalliance . . .“

Bis hierher hatte die Gräfin mit weit aufgerissenen Augen den unermüdlichen Redefluß der Professorin über sich ergehen lassen, bei diesen Worten aber sprang sie, wie von einer Tarantel gestochen, entrüstet auf: „Was sagen Sie, Ihre Tochter machte eine Mesalliance?“

„Natürlich“, erwiderte die Professorin sehr ruhig, „doch nur meine Tochter, wenn Sie Ihren geistig so inferioren Sohn heiratet“.

„Mein Sohn ist ein Hallerwang, aus dem Hause der Titten-Litten“, sprudelte die Gräfin stolz hervor. „Seine Ahnen waren schon bei den Kreuzzügen.“

„O, Sie werden vielleicht sogar noch Raubritter unter Ihren Vorfahren haben“, meinte die Professorin von oben herab, „die den armen Kaufleuten ihre Waren raubten. So etwas wurde ja leider damals, bei den mangelhaften Gesetzen nicht einmal bestraft. Heutzutage bekäme so ein edler Raubritter mindestens 20 Jahre Zuchthaus.“

in der Regel unbekannt blieben. Es ist dies ja ganz natürlich, denn anfangs war ich vollkommen unorientiert, später jedoch, insbesondere von der Zeit an, wo man infolge der russischen Vorstellungen auch in Österreich die Zügel strammer anzog, verdichteten sich die Schleier, und ich hütete mich als Unberufener, lediglich im Interesse meiner Wißbegierde irgendwie eingehendere Forschungsversuche zu unternehmen, die von polnischer Seite nur zu leicht eine böse Auslegung oder unter Umständen sogar schwere Ahndung hätten erfahren können.

Bei Beginn der Revolution war die Eisenbahnstation Trz...... und ihre nächste Umgebung wiederholt der Sammelpunkt für die polnischen Zuzügler, die hier mit Waffen und sonstiger Ausrüstung versehen wurden und in kleineren oder größeren Abteilungen ohne wesentliche Schwierigkeit die nahe Grenze überschritten. In dieser Zeit sah man häufig junge Leute in Begleitung ihrer weiblichen Angehörigen, Schwestern, Bräute, Mütter und selbst Großmütter, mit den aus Osten kommenden Zügen eintreffen und sich in den Minuten, bis der nächste Zug mit den Damen wieder gegen Osten zurückging, verabschieden. Diese Szenen, abgespielt mit all der Gefühlswärme und dem Pathos des polnischen Volkes, unter dem Hochdruck nationaler Begeisterung und Aufopferung, mußten selbst die Unbeteiligten aufs tiefste ergreifen. Ich werde die damals empfangenen Eindrücke nie mehr vergessen können.

Wie bedauernswert all diese über die Grenze ziehenden Jünglinge und Männer waren, sowie kaum minder ihre zurückgebliebenen Angehörigen, zeigte in entsetzlicher Deutlichkeit erst der unglückliche Verlauf der Erhebung. Lediglich Tod, Verbannung, Gefängnis einerseits, Kummer, Sorge, trostloses Herzeleid andererseits, und um so engeres Festziehen der russischen Fessel, das waren die traurigen Ergebnisse. Diejenigen aber, welche mit so unbegreiflichem Optimismus so viel junges Blut und Glück dem tollkühnen Unternehmen opferten, mögen ihre Seele mit einer schweren, nie genugsam zu sühnenden Schuld belastet fühlen.

Mir war Gelegenheit geboten, das sich ganz nahe der österreichischen Grenze abspielende, letzte große Gefecht zwischen den Insurgenten und den russischen Truppen, die sogenannte Schlacht bei Ploki, von einem gesicherten Standpunkte aus, etwa so wie man vom Kahlenberge aus die Schwechaterebene bei Wien überblickt, mit anzusehen, muß aber gestehen, daß mir jedes Manöver, dem ich in früheren Jahren beiwohnte, mehr imponiert hat. In diesem fast kläglichen Bilde erkannte man so recht die leichtsinnige Überstürzung und die unzureichende Umsicht der polnischen Agitation sowie überhaupt die unfertige Organisation und mangelhafte, unzulängliche Vorbereitung der ganzen Erhebung.

Es war in der darauffolgenden Zeit, wo das vergebliche Ringen bereits seine naturgemäßen traurigen Früchte trug und über Andrängen

ort war, was seine Lage und seinen gewöhnlichen Verkehr anbelangt, obwohl hier die Bahn nach Preußen und Rußland abzweigt und also zur Zeit des Zusammentreffens der Hauptpersonenzüge einiges Leben herrschte, äußerst einsam und verlassen, eigentlich geradezu trostlos.

Hier beginnt nämlich eine sich auf mehrere Kilometer erstreckende Sandfläche, die nur gegen Süden mit einem schüttern Kiefernbestand bewachsen ist, hie und da magere Hutweiden mit Ginster und verkümmertes Birken- und Wacholderbuschwerk oder auch kleine Oasen mit elend bebauten Kartoffel-, Kraut- oder Haferfeldern aufweist, ihrer Hauptausdehnung nach aber völlig wüst und nackt daliegt. Das etwa drei Viertelstunden von der vollständig isoliert stehenden, aber mehrere Dienst- und Wohngebäude umfassenden Eisenbahnstation Trz...... befindliche Städtchen gleichen Namens ist fast nur von unbemittelten Juden bewohnt und war — damals wenigstens — eines der ärmlichsten, schmutzigsten und elendsten in Westgalizien, was bekanntlich viel sagen will.

Nimmt man dagegen, daß ich in einem durch seine Naturschönheiten berühmten Alpenlande geboren und aufgewachsen und erst kürzlich aus den angenehmsten gesellschaftlichen Verhältnissen heraus in den Eisenbahndienst getreten war, außerdem kein Wort Polnisch verstand, so läßt sich unschwer begreifen, wie fremd und unbehaglich ich mich in meinem neuen Daheim fühlen mußte. Dieses Unbehagen vermochte vorläufig allerdings nicht, sich mir in vollem Maße fühlbar zu machen, dank dem kameradschaftlichen Anschlusse an zwei deutsche Mitbeamte, dann dank der liebenswürdigen, gastfreundlichen Aufnahme, welche mir im Hause Glösl, dem deutschen Direktor der etwa zwei Wegstunden entfernten Galmeigruben und Zinkwerke, zuteil wurde, und — last not least — einer ganz eigentümlichen, mit der nahen preußischen und russischen Grenze und besonders mit der polnischen Revolution im Zusammenhang stehenden geheimnisvollen Regsamkeit um mich herum, die ununterbrochen mein besonderes Interesse wach hielt.

Erst drei Jahre später, als jeglicher Reiz der Neuheit verwischt war und alles ringsum sein richtiges trauriges Alltagsgewand angezogen hatte, stellte sich bei mir das bisher hinweggetäuschte, niedergehaltene Heimweh ein, dafür aber so heftig, daß ich darüber auch körperlich schwer erkrankte. Doch — davon wollte ich ja nicht erzählen, sondern vielmehr von dem vorhin erwähnten geheimnisvollen Weben und Treiben, an welchem ich in den dienstfreien Stunden so hochinteressante Zerstreuung fand, worin ich aber erst später, nachdem mir die maßgebenden Verhältnisse besser bekannt geworden waren, klarere Einsicht gewann. Trotz meiner eifrigen Beobachtungen brachte ich es in den meisten Fällen nur bis zur beiläufigen Erkenntnis der Endergebnisse, während mir die eigentlichen Macher und der nähere Zusammenhang der Erscheinungen

befindliche österreichische Grenzpolizeikommissariat wegen Durchführung der Auslieferung und das russische Gendarmeriekommando ebensowohl wegen Übernahme des Inkulpaten bereits schriftliche und telegraphische Weisung besaßen.

Es waren kaum mehr als zehn Minuten vor dem Eintreffen des Wien—Lemberger Zuges, nach welchem, fünf Minuten später, der russische Zug abgehen sollte, als ich plötzlich ein auffälliges Hin- und Hereilen der Gendarmen, der zufällig anwesenden Grenzwächter und der Militärwachen — es waren um diese Zeit acht Mann des damals neuerrichteten Infanterieregimentes „Mensdorf", derzeit „König von Württemberg", welches in der Gegend die Grenzbesetzung versah, als Sauvegarde am Bahnhofe stationiert — bemerkte. Es mußte etwas ganz Außergewöhnliches vorgefallen sein, weshalb ich mich beeilte, Erkundigungen einzuziehen und daraufhin erfuhr, daß der im Wartesaal I. Klasse Internierte entflohen sei.

Voll freudigster Neugierde begab ich mich sofort an Ort und Stelle, wo ich ein rückwärtiges Fenster des Wartesaals offen fand. Hier mußte Graf ......ski in den etwa zwei Meter tiefen, ringsum die rückwärtige Front des Aufnahmsgebäudes laufenden Lichthof hinabgesprungen sein, allein das flache, sandige Terrain, das sich nach dieser Seite ausbreitet, schien wenig geeignet, dem Entflohenen jetzt, bei helllichtem Tage irgendein schützendes Versteck zu bieten.

Derselbe Gedanke mochte wohl auch dem Wachtmeister beigefallen sein, nachdem er das Abhandenkommen seines Schützlings und das offene Fenster bemerkt hatte, denn als ich durch das Wartezimmer II. Klasse und die Schankstube wieder zurückkehrte, sah ich ihn bereits beschäftigt, dem Grafen voll Zuvorkommenheit die mit Spinnengewebe, Staub und Schimmel über und über beschmutzten Kleider abzubürsten. Wenige Minuten später saß Graf ......ski wieder im Wartesaal I. Klasse, wo ihm aber nunmehr der Wachtmeister in bescheidener Entfernung bis zum Abgang des nach der Grenzstation abgehenden Zuges stumme Gesellschaft leistete.

Wie ich hinterher erfuhr, hatte sich die vergebliche Entweichung in nachstehender Weise abgewickelt: Als der Graf wohlbehalten in den Lichthof gelangt war und einen weiteren Ausweg suchte, geriet er, mit den örtlichen Verhältnissen völlig unvertraut, in die im Kellergeschoß befindliche Restaurationsküche, wo die zwei ältesten Töchterchen des Bahnrestaurateurs mit verschiedenen Zubereitungen beschäftigt waren. Dieselben erstarrten geradezu vor Schreck, als sie den, welchem sie schon früher ihr teilnahmsvollstes Interesse und innigstes Bedauern zugewendet hatten, nun plötzlich eintreten sahen. Wenige Worte seitens des Eingedrungenen genügten zur Erklärung der Situation und zur Vorbringung der Bitte

Rußlands auch in Galizien der Belagerungszustand verhängt war, als ein Polizeiagent des Nachbarstaates, welcher sich zwischen der Grenze und Krakau herumtrieb, in Erfahrung brachte, daß in der letztgenannten Stadt ein junger russisch-polnischer Graf ......ski, der an dem Aufstand hervorragend beteiligt gewesen war, im hochadeligen Hause der Familie seiner Braut Zuflucht gefunden habe. Die russische Regierung verlangte unverzüglich die Auslieferung des Unglücklichen, und zwar wegen angeblicher gemeiner Verbrechen, so daß von österreichischer Seite gemäß den bestandenen Verträgen von einer Ablehnung des Verlangens keine Rede sein konnte.

Darüber hatten die Zeitungen bereits weitläufige Berichte erstattet, als an einem regnerischen Samstag zur Mittagstunde mit dem Krakauer Zug ein junges Paar in Trz...... eintraf, das in Begleitung eines Polizeikommissärs einen eigenen Abteil I. Klasse innegehabt hatte. Der auf der Bahnstation anwesende Gendarmeriewachtmeister schien von diesem Eintreffen bereits vorher unterrichtet gewesen zu sein, da er nach Austausch weniger Worte mit dem Kommissär seinerseits die Überwachung des Angekommenen übernahm, während jener mit dem Kreuzungszug wenige Minuten später wieder nach Krakau zurückkehrte.

Wie ein Lauffeuer hatte es sich sofort auf der ganzen Station verbreitet, daß das soeben eingetroffene Paar niemand anderer sei als Graf ......ski und seine Braut. Letztere, eines der schönsten Frauenbilder, das mir je im Leben begegneten, kehrte gleichfalls mit dem vom Polizeikommissär benützten Zuge zurück, nachdem sie von ihrem Bräutigam trostlosen, erschütternden Abschied genommen hatte.

Wohl war ich an gleicher Stelle wiederholt Zeuge ähnlicher Trennungen gewesen, aber denselben gebrach es doch niemals so ganz jedes Hoffnungsschimmers für ein Wiedersehen, diese beiden Menschenkinder hatten aber jeden Glauben an eine bessere Zukunft eingesargt; das verriet jeder Blick, jedes der wenigen, nur gestammelten Abschiedsworte, das krampfhafte Zucken der schmerzverzerrten Züge.

Mit stieren, unsäglich trostlosen Blicken folgte der Zurückbleibende dem ausfahrenden Zug, bis dieser vollständig hinter dem Waldessaum verschwunden war; dann verfügte sich der Graf zögernden Schrittes in den Wartesaal I. Klasse, um daselbst den nach Rußland abgehenden Zug abzuwarten, während der ihn bewachende Gendarmeriewachtmeister sich im anstoßenden Wartesaal II. Klasse niederließ. Wie die von den österreichischen Behörden getroffene Verfügung lautete, sollte der Auszuliefernde in keiner Weise belästigt werden. Der Gendarmeriewachtmeister war lediglich angewiesen und dafür verantwortlich gemacht, daß Graf ......ski richtig mit dem russischen Zug in einem gesonderten, abgeschlossenen Wagenabteil abfuhr, während das in der nächsten Station

daß es sich um Außergewöhnliches handle, zu spielen begann. In der Tat brachte die nach allen Windrichtungen auslaufende Drahtnachricht des Grenzkommissariates die überraschende Kunde, daß Graf ......ski in Cz..... nicht angekommen, sondern entflohen, deshalb auszuforschen und zu verhaften sei usw.

Wie mir am andern Tage erzählt wurde, stand bei der Ankunft des in Frage kommenden Zuges der Polizeikommissär des Grenzamtes bereits wartend am Bahnsteig und ließ sich sofort vom Zugführer das Coupé bezeichnen und aufschließen, in welchem Graf ......ski saß oder vielmehr nicht saß, zur höchsten Überraschung des Polizeikommissärs, der sämtlichen Mitreisenden, die den Grafen doch einsteigen gesehen hatten und anscheinend des gesamten beim Zug beschäftigten Fahrpersonals. Eine sofortige Untersuchung sämtlicher Wagen und Abteile des Zuges sowie die peinliche Einvernahme der Lokomotiv- und Zugsmannschaft sowie der Passagiere führten zu keinem Ergebnis. Niemand hatte oder wollte irgendetwas gesehen oder bemerkt haben, was über das Verschwinden des Grafen einen Anhalt bieten konnte. Nur ein paar Reisende erwähnten, daß an einer Stelle der Bahn, etwa in der Mitte der Strecke zwischen der Abgangs- und Ankunftsstation, der Zug viel langsamer gefahren sei als vorher und nachher Der Lokomotivführer aber — Lölling hieß der aus der Pilsnergegend gebürtige, gemütliche dickleibige Kauz — erwiderte hierauf ganz gleichmütig: „Sie kennen ja Herr Kommissar die große Steigung vor der Wasserscheide, wo, wie Sie aus eigener Erfahrung wissen, von Trz...... herwärts immer langsam gefahren wird und überhaupt gar nicht anders gefahren werden kann. Das ist heute genau wie sonst der Fall gewesen, was schon unser Stundenpaß beweist, aus dem hervorgeht, daß die fahrplanmäßige Zeit genau eingehalten wurde, obwohl der Zug sogar Überlast hatte."

Dagegen war nun nichts einzuwenden, weil niemand den Kommissär darauf aufmerksam machte, daß der Lokomotivführer vor und hinter der Steigung um so rascher gefahren war, den bei der Wasserscheide erlittenen Verlust an Fahrzeit auszugleichen und daß er die Überlast lediglich zur Bemäntelung einer etwa doch entstehenden Verspätung „aus Vorsicht" dem dienstleitenden Beamten in Trz...... sozusagen abgeschmeichelt hatte, nachdem der gemischte Zug bereits zusammengestellt war.

Niemand fühlte sich ferner berufen, dem Kommissär darüber Andeutungen zu geben, daß der Wagen, in welchem der Graf fuhr, einen Bremssitz hatte, welcher während der Fahrt von einem Kondukteur besetzt war, ferner daß in diesem Wagen keine sonstigen Reisenden untergebracht waren und daß sonach obiger Kondukteur ohne von jemandem gesehen zu werden, längs des Trittbrettes zum Coupé I. Klasse gelangen,

um eine Zufluchtsstätte. Die bestürzten Mädchen wußten in ihrer Aufregung und Verwirrung augenblicklich keinen besseren Ort als den anstoßenden Weinkeller. Hier trachtete der Flüchtling sich hinter alten Fässern und verschiedenen Kellergeräten einen bergenden Raum zu suchen, als oben sein Verschwinden bereits bemerkt worden war. Der Wachtmeister lief unverweilt über die innere Küchentreppe in den Lichthof, wobei ihm sofort die verstörten Mienen der beiden Mädchen auffielen. Da er den Lichthof leer sah, riß er, ohne erst viel zu fragen, die Kellertür auf und rief auf gut Glück mit dringlicher Stimme polnisch in den dunklen Raum hinein: „Gnädigster Herr, der Zug wird gleich abgehen, willst du nicht die Gnade haben heraufzukommen?" Der arme Graf, irrigerweise voraussetzend, seine Zufluchtsstätte sei bereits entdeckt, zögerte nicht, dem Rufe Folge zu geben.

Was in der Welt konnte natürlicher sein, als daß durch diesen verunglückten Fluchtversuch die Teilnahme für den jungen Kavalier bei allen, die nicht kraft ihrer dienstlichen Pflicht rückhaltend sein mußten, aufs höchste gestiegen war. Ich wunderte mich daher auch nicht, daß das Bahndienstpersonal des zur Fahrt nach Rußland bestimmten Zuges unter lebhaften Debatten die Köpfe zusammensteckte; was mich aber dabei befremdete, war der Umstand, daß diese wichtig scheinenden Besprechungen jedesmal sofort unterbrochen wurden, sobald ich zufällig in die Nähe dieser Gruppen geriet.

Als endlich die Abfahrtszeit herangerückt, der für die Grenzstation bestimmte Wagenzug zum Abgang fertiggestellt und das zweite Läuten bereits verklungen war, bestieg auch der Graf ......ski, ganz allein für sich einen Abteil I. Klasse und — nachdem unter Aufsicht des Gendarmeriewachtmeisters beide Coupétüren richtig und sorgfältig abgesperrt waren — verließ der Zug in außergewöhnlich raschem Tempo die Station.

Alle, die zurückblieben, bedauerten aufrichtig und schmerzlich den armen Unglücklichen, der da dem schimpflichen Tode oder im günstigsten Fall der Verbannung nach Sibirien entgegenfuhr. Der weibliche Teil der Bewohnerschaft des Bahnhofes weinte ihm reichliche Tränen nach, und die bittersten wohl jene zwei gutherzigen Mädchen, die den Fluchtversuch mit so unzulänglichem Können und so schlechtem Erfolg unterstützt hatten.

Diese allgemeine Aufregung war aber noch lange nicht völlig abgeflaut, als sich schon wieder ein sensationeller Anlaß ergab, der unsere Gemüter in Aufruhr brachte. Es waren nämlich kaum 10 bis 15 Minuten über die Zeit verflossen, welche der Zug brauchte, um die nachbarliche Grenzstation zu erreichen, als der Telegraph dieser Station unter allen jenen, den Eingeweihten deutlich erkennbaren Zeichen, welche andeuten,

sein würde, wenn er zu seiner Zeit gelebt hätte.*) Dieser bewunderungswürdige Mann sagte mir mit schulmeisterlicher Würde, er sei von 60 Folianten entbunden worden und habe alle Vierteljahre zwei veröffentlicht. Ich sagte zu ihm: ‚Aber, mein Herr, beherrschen Sie denn alle Gebiete des Wissens?‘ — ‚Allerdings‘, erwiderte er. — ‚Aber, m. H., alle Vierteljahr zwei Folianten? Wo denken Sie hin? Ich würde nicht Zeit haben, sie zu schreiben; wie haben Sie sie verfassen können?‘ — ‚Es kam hier heraus‘, sagte er und zeigte mit dem Finger auf die Stirn. Einer seiner wohlwollenden Kollegen fügte hinzu: ‚Und aus Bayles Diktionnaire, sowie aus denen von Moréri, Chambers und aus allen bekannten Wörterbüchern, die der Herr alle zusammengeschmolzen hat.‘ — ‚Jawohl, ich habe sie zusammengeschmolzen‘, sagte der Gelehrte, ‚aber ich habe sie erst zu ausgezeichneten Werken gemacht, denn ich habe sie alle verbessert‘.

Möge der Himmel, gnädige Frau, Sie und mich in diesem und in allen übrigen Jahren unseres Lebens vor Gelehrten bewahren, die Väter von 60 Folianten sind. Meine Phantasie ist so sehr davon aufgeregt worden, daß ich bei dem Anblick eines Buches zittere, wenn es auch nur ein Duodezband ist.“

Der Vorliebe Friedrichs für Voltaire verdanken wir eine Reihe hochinteressanter Schreiben. In dieser Korrespondenz gibt der König sein Bestes. Es finden sich da viele kernechte Goldkörner:

„Es ist sehr richtig, wenn man genau untersucht, worin der Ruhm besteht, so läuft er nur auf etwas Unbedeutendes hinaus. Von Unwissenden gerichtet und von Schwachköpfen geschätzt werden, seinen Namen von einer Bevölkerung aussprechen hören, die ohne Überlegung billigt oder verwirft, liebt oder haßt, kann keine Veranlassung geben, stolz zu sein. Was würde jedoch aus allen tugendhaften und lobenswerten Handlungen werden, wenn wir den Ruhm nicht liebten? . . .

Tue den Menschen Gutes, und man wird dich segnen: das ist der wahre Ruhm. Ohne Zweifel kann alles, was man nach unserem Tode über uns sagen wird, uns ebenso gleichgültig sein, wie das, was bei dem Turmbau zu Babel gesprochen worden ist; trotzdem sind wir, da wir an den Gedanken zu existieren gewöhnt sind, nicht unempfindlich gegen das Urteil der Nachwelt.“ (1773.)

„Es scheint mir, als ob man sich in einer Gesinnung bestärkt, wenn man in seinem Geiste alle Gründe durchgeht, welche sie stützen. Das hat mich bestimmt, von der Menschenliebe zu handeln. Sie ist nach meiner Ansicht die einzige Tugend und muß besonders denen eigentümlich sein, die durch ihre Stellung in der Welt ausgezeichnet sind. Ein Landesherr, groß oder klein, muß als ein Mann angesehen werden, der die Bestimmung hat, dem menschlichen Elend abzuhelfen, soviel nur in seinen Kräften steht. Er gleicht einem Arzte, der heilt, zwar nicht die Krankheiten des Körpers, wohl aber die Not seiner Untertanen. Die Stimme der Unglücklichen, das Seufzen der Elenden und die Hilferufe der Unterdrückten müssen bis zu ihm gelangen. Entweder weil er Mitleid mit den andern hat oder weil er auf sich selbst zurückblickt, muß er von der traurigen Lage derer gerührt sein, deren Elend er sieht, und wofern sein Herz nur irgend gefühlvoll ist, so werden die Unglücklichen Teilnahme jeglicher Art bei ihm finden . . .

Mit einem Worte, die ganze Einrichtung des Menschengeschlechtes ist danach angetan, Menschenliebe einzuflößen. Die Ähnlichkeit fast aller Menschen, die Gleichheit ihrer Lage, das unabweisbare Bedürfnis, das sie aufeinander anweist, ihr Elend, das die Bande ihrer gegenseitigen Abhängigkeit noch fester knüpft, die natürliche

*) Gottsched.

die Tür desselben öffnen, während der langsamen Fahrt den Grafen beim Absteigen behilflich sein, die Tür wieder verschließen und ebenso unbemerkt auf seinen Bremssitz zurückgelangen konnte. Offenbar war die Sache in dieser Weise eingefädelt gewesen, und wir alle wünschten aufrichtigen Herzens, dem Grafen möge es nach dieser Flucht nicht wieder ergehen wie das erstemal.

(Schluß folgt.)

Friedrich der Große.

Außerhalb des Deutschen Reiches versagt man Friedrich II. oft den Beinamen „der Große", sieht in ihm einen Eroberer, einen Friedensstörer und Bewunderer der französischen Kultur, höchstens einen preußischen Lokalheros, den seine zeitgenössischen Gegner spöttisch „Marquis de Brandebourg", der sich selbst halb scherzhaft „Philosoph von Sanssouci" nannte. Auch der Durchschnittsgebildete weiß von seinem Wesenswert wenig, gerade nur den einen oder den anderen volkstümlich gewordenen Ausspruch: „Ein Fürst ist der erste Diener und die oberste Behörde des Staates"; — „Es ist besser, zwanzig Schuldige frei zu lassen, als einen Unschuldigen hinzuopfern", und das überdrüssige Wort des Alternden: „Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen."

Friedrich war ein Weltweiser. Vielleicht hat ihn seine harte Jugend unter einem an sich prächtigen, aber rücksichtslosen Vater, der im Sohn nur einen eisernen Soldaten heranziehen wollte, dazu gemacht. Als Jüngling selbst verfolgt und unterdrückt, wurde er der hervorragendste Vertreter der Duldung, der Toleranz fremder Geistesrichtungen und Ideale.

Wer ihn kennen lernen will, der lese seine Briefe; er schrieb sie fast immer als Mensch und Denker, selten als Autokrat, der er im Staate sein mußte, unter Leuten, die ihn und seine Ziele nicht verstanden, die unreif waren und tief in mittelalterlichen Vorurteilen und Gewohnheiten staken. Ich will einige seiner Briefe im Auszug wiedergeben; sie charakterisieren ihn treffender als langatmige Schilderungen. —

Man wirft dem „alten Fritz" u. a. seine Geringschätzung für das deutsche Geistesleben vor und vergißt, daß er die Blütezeit unserer klassischen Literatur nicht mehr erlebte und durch Erfahrungen wie die folgende, die er der Herzogin Luise Dorothea von Sachsen-Gotha (1761) mitteilte, kopfscheu gemacht wurde:

„Ich bin seit vier Wochen hier im Lande des Lateins und habe zum Zeitvertreib sämtliche Professoren der hiesigen Universität Revue passieren lassen; ich habe darunter drei oder vier verdienstvolle und recht kenntnisreiche Leute gefunden, unter andern einen Professor des Griechischen, der mir mehr Urteil und Geschmack zu haben schien, als man gewöhnlich bei den Gelehrten unserer Nation antrifft. Aber unter der Menge habe ich auch einen ausfindig gemacht, der Molière nicht entgangen

Sie der erste sein, der es bereut. Da haben Sie in wenigen Worten alles, was ich Ihnen sagen kann. Im übrigen sind wir gute Freunde."

Aber am strengsten, wie alle echten Persönlichkeiten, verfuhr er gegen sich selbst.

„Wir zählen, denke ich, 5000 Jahre seit Erschaffung der Welt, ich halte diese Rechnung für weit niedriger als das Alter des Universums. Brandenburg hat diese ganze Zeit hindurch bestanden, ohne daß ich auf der Welt war; es wird ebenso nach meinem Tode bestehen",

lautete ein Passus (1760), und die Konsequenz dieser Erkenntnis, welche die Geringfügigkeit des einzelnen für die Allgemeinheit durchschaut, gibt sich in einer Verordnung an das Staatsministerium (1752) kund:

„Sollte ich getötet werden, so müssen die Dinge ohne die geringste Änderung ihren Weg weiter gehen und ohne daß man merkt, daß sie in anderen Händen sind; und in diesem Falle muß man Eidesleistung und Huldigung sowohl hier wie in Preußen und Schlesien schleunigst vornehmen lassen.

Sollte mich das Verhängnis treffen, von dem Feinde gefangen genommen zu werden, so verbiete ich, auf meine Person die geringste Rücksicht zu nehmen oder demjenigen die geringste Beachtung zu schenken, was ich etwa aus meiner Gefangenschaft schreiben könnte. Wenn ein solches Unglück mir zustößt, will ich mich für den Staat opfern, und man soll meinem Bruder gehorchen, welcher, ebenso wie alle meine Minister und Generäle, mir mit seinem Kopfe dafür haftet, daß man weder eine Gebietsabtretung noch ein Lösegeld für mich anbieten und daß man den Krieg fortsetzen wird, indem man ihn so betreibt, als ob ich niemals in der Welt gewesen wäre.

Ich hoffe und ich sollte denken, daß Sie, Graf Finck, nicht nötig haben werden, von dieser Instruktion Gebrauch zu machen; aber im Unglücksfalle ermächtige ich Sie, dieselbe zu gebrauchen, und zum Zeichen dafür, daß dies nach reiflicher und verständiger Überlegung mein fester und beständiger Wille ist, unterzeichne ich sie mit meiner Hand und siegele sie mit meiner Petschaft.

(L. S.) Friedrich, R."

Noch ein paar Sentenzen aus den mannigfaltigen Gedanken des Königs mögen ihn charakterisieren:

„Man sagt, die Titel des spanischen Adels richteten sich nach dem Müßiggange: ein Mann sei in diesen Himmelsstrichen um so erlauchter, je weniger er beschäftigt sei. Ich möchte zum Wohl meiner Nation wünschen, daß bei uns das Gegenteil der Fall wäre, und daß man als adelig nur in dem Verhältnis, als man es zu sein verdiente, angesehen würde." (An den Grafen Schaumburg-Lippe. 1738.)

„Was meine Methode, mich nicht zu schonen, betrifft, so bleibt sie immer dieselbe. Je mehr man um sich besorgt ist, um so zarter und schwächer wird der Körper. Mein Handwerk verlangt Arbeit und Tätigkeit. Mein Geist und mein Körper müssen sich nach ihrer Pflicht richten. Es ist nicht notwendig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich tätig bin. Ich habe mich immer wohl dabei befunden. Indessen schreibe ich niemandem diese Methode vor, ich begnüge mich damit, sie zu befolgen." (An Voltaire. 1776.)

„Dieweil bishero verschiedene Beamte die Bauern mit Stockschlägen übel traktieret haben, Wir aber dergleichen Tyrannei gegen die Unterthanen durchaus nicht gestatten wollen, so wollen Wir, daß, wenn forthin Einem bewiesen werden kann, daß er einen Bauer mit dem Stock geschlagen habe, ersterer sodann deshalb

Neigung, die man zu Seinesgleichen hat, der Erhaltungstrieb, der uns Menschlichkeit predigt: die ganze Natur scheint sich zu vereinigen, um uns eine Pflicht einzuprägen, welche unser Glück ausmacht und jeden Tag neue Süßigkeit über unser Leben ausgießt.“ (1739.)

„In der Philosophie ist der Fortschritt gleich, ob man sich von Vorurteilen befreit oder neue Kenntnisse erwirbt. Das eine klärt auf, das andere belehrt. Die lebhafteste Freude, die ein vernünftiger Mensch in dieser Welt haben kann, besteht nach meiner Ansicht in der Entdeckung neuer Wahrheiten. —

In der That muß alles das Glück der Menschen zum Zweck haben. Wozu nützt es im Grunde zu wissen, wie lange ein Floh lebt, ob die Sonnenstrahlen tief in das Meer eindringen, zu untersuchen, ob die Austern eine Seele haben oder nicht.“ (1737.)

Und so sehr er Voltaires scharfsinnigen Geist verehrte, ebensowenig war er für die Charakterschwächen des bösen Satirikers blind, und er sagte ihm brüsk seine Meinung, wenn er erzürnt war, wie z. B. nach dem schmutzigen Prozeß, den der Philosoph mit dem Juden Hirsch hatte:

„Wenn Sie hierher kommen wollen, steht es Ihnen frei. Ich höre hier von keinem Prozesse reden, selbst nicht von dem Ihrigen. Da Sie ihn gewonnen haben, beglückwünsche ich Sie und bin froh, daß diese widerwärtige Angelegenheit zu Ende ist. Ich hoffe, daß Sie keinen Streit mehr haben werden, weder mit dem Alten noch mit dem Neuen Testament; derartige Händel sind entehrend; und auch mit den Talenten des größten Schöngeistes von Frankreich würden Sie die Flecken nicht tilgen, die ein solches Benehmen auf die Dauer Ihrem guten Ruf anheften würde. Ein Buchhändler Gosse, ein Opernviolinist, ein jüdischer Juwelier, das sind wahrhaftig Leute, deren Namen in keinerlei Geschäften sich neben dem Ihrigen finden sollten. Ich schreibe diesen Brief mit dem groben hausbackenen Verstand eines Deutschen, der da sagt, was er denkt, ohne doppeldeutige Ausdrücke und matt, Beschönigungsworte zu gebrauchen, welche die Wahrheit entstellen. Es ist Ihre Sache, sich Ihre Lehre daraus zu ziehen.“ (1751.)

Nach einem Wortbruch kanzelte ihn der König noch schärfer ab:

„Über Ihre Unverschämtheit erstaune ich. Nach dem, was Sie getan haben und was sonnenklar ist, leugnen Sie hartnäckig, anstatt Ihre Schuld einzugestehen. Bilden Sie sich nicht ein, mir einreden zu können, schwarz sei weiß; man sieht nicht, weil man nicht alles sehen will. Wenn Sie aber die Sache zum Äußersten treiben, werde ich alles drucken lassen und man wird sehen, daß Sie, wenn Sie Statuen für Ihre Werke verdienen, für Ihr Betragen Ketten verdient hätten.“ (1753.)

Das ungeheure Verantwortlichkeitsgefühl, das Friedrichs Handlungen allezeit bestimmte, duldete keinen Nepotismus und keine Protektion. Eindeutig sagte er dies dem Prinzen von Preußen (1750):

„Wenn meine Brüder den andern ein gutes Beispiel geben, so ist das für mich die lebhafteste Freude von der Welt; wenn das aber nicht ist, so vergesse ich in solchem Falle alle Verwandtschaft, um meine Pflicht zu thun, welche darin besteht, alles in Ordnung zu halten während meines Lebens; nach meinem Tode mögen Sie es halten, wie Sie wollen, aber wenn Sie sich von den Grundsätzen und dem System entfernen, welches mein Vater in diesem Lande eingeführt hat, so werden

Wahlaufrufe setzen zu können ... Wegen ganzer vier Mandate! Die Erinnerung schweift zurück und hakt sich anno 1874 ein, wo der bürgerliche Liberalismus im Reichstag mit über 200 Stimmen herrschte. „Es war einmal“, beginnen die allerschönsten Märchen. Lernt niemand aus der nachdenklichen Tatsache, daß das Volk einst alles auf die fortschrittliche Politik setzte und schmählich enttäuscht wurde? Wie es ja wohl überhaupt ein Merkmal aller Politiken ist, daß sie enttäuschen, weil die Zungen der Kandidaten zehnmal mehr versprechen, als Hirn und Hände schaffen können.

Die erste Geste der „Weltpresse“ nach der Niederlage war eine verzweifelte und die gewiegtesten Leitartikler, die gewandtesten Wortjongleure rauften ihr lockiges Haar, aber der Journalismus ist kein furchtsames Knäblein, und schon zwei, schon einen Tag später lächelten die Leitartikler zwinkernd und skribelten: „Eigentlich ging die Sache ja gar nicht übel ...“ Vor Tische las man's anders! Und Zion sprach weiter: „Die veraltete Wahlkreiseinteilung, die das flache Land vor den Städten ungeheuer bevorzugt, hat gegen uns entschieden. Kismet! Außerdem wuchs die Stimmenzahl der Linksparteien, während die der Rechten teilweise zurückging.“ Gewiß, die Wahlkreiseinteilung, der Bevölkerungsverteilung der siebziger Jahre angepaßt, stärkt die Stellung der konservativen Fraktionen, aber das wußten wir bereits, als die „Weltpresse“ noch Lorbeer auf Vorschuß nahm, d. h. vor der Wahl. Doch die Geschichte von der Stimmenzu- und der Stimmenabnahme verdient Freilichtbeleuchtung. Die Sozialdemokratie gewann rund eine Million, aber ein beträchtlicher Prozentsatz dieser siebenstelligen Zahl ist ebenso wie die Steigerung der liberalen Wahlzettel darauf zurückzuführen, daß die Linke eine Reihe von Zählkandidaten (und zwar mehr als in vergangenen Jahren) aufstellte, während sich das Zentrum im großen und ganzen auf die Behauptung seiner bisherigen Mandate beschränkte, auf eine Stimmenzählung in der Diaspora verzichtete und gleich im ersten Wahlengang ungefähr eine Viertelmillion Wähler zugunsten konservativer, sogar nationalliberaler Werber an die Urne kommandierte, um für das Bürgertum zweifelhafte Wahlkreise nicht der Sozialdemokratie auszuliefern. Eine kluge, eine praktische Taktik. Merk's, wie man es macht, mein dogmatischer Liberalismus, der du es zuwege brachtest, daß sich da und dort vier (o, die ominöse Vier!), vier liberale Kandidaten um ein Mandat rauften. Ekelhaft, wie recht gerade die banalsten Sprichwörter haben: „Einigkeit macht stark.“ Oder: „Getrennt marschieren, vereint schlagen.“ Der Fortschritt haßt Banalitäten und schreitet lieber fort und fort von Niederlage zu Niederlage.

Das Zentrum und die Konservativen sind nicht leicht aus dem Sattel zu heben, sie faszinieren breite Massen mit der Mystik ihrer

alsofort und ohne einige Gnade auf sechs Jahr zur Festung gebracht werden soll, wenn auch schon der gleiche Beamte der beste Bezahler war und seine Pacht pränumerierte.

Ihr habt demnach dieses denen Beamten gehörig zu insinuiren und bekannt zu machen, auch wenn forthin der Fall eintreten sollte, daß ein Beamter ein Unterthan geschlagen, alsdann vor letzteren wider den Beamten Partie zu nehmen."

(An die kurmärkische Kammer. 1749.)

Dem Philosophen auf dem Thron blieb nichts Menschliches fremd, er erlebte manche Enttäuschung, aber er ließ sich nicht verbittern und fand für jede Tatsache eine Formel. Von ihm stammt das überlegene Wort: „Alles in der Welt ist Torheit, nur nicht die Heiterkeit."

Die rote Springflut.

Zu den deutschen Reichstagswahlen. Von **Hans Ludwig Rosegger.**

I.

Die Wahlen im Reich sind mehr als anderswo ein Kampf zwischen dem privatkapitalistischen und dem kommunistisch-kollektivistischen Wirtschaftsprinzip, mögen die Regierung und die Parteien auch eine harmlosere Parole ausgeben. In der Hauptsache dreht es sich um ein Für oder Wider unsere ökonomische Ordnung, was die Extremkonservativen und die Extremradikalen und auch die Bureaukratie sehr gut wissen; nur der blaßrosa Liberalismus haust nach wie vor in Wolkenkuckucksheim und träumt, die Welt sei so, wie seine Phantasterei sie malt.

Am 12. Jänner 1912 z. B. glaubten die sogenannteu freisinnigen Fraktionen, es gelte allein, „die Rechte", den „schwarzblauen Block" (d. i. die gewesene Reichstagsmehrheit, bestehend aus katholischen und evangelischen Konservativen), zu zertrümmern, und sie glaubten auch, jetzt komme *ihre* Erntezeit. Arme Gläubige! Die Rechtsparteien erlitten bei der Hauptwahl verhältnismäßig geringe Verluste und die Sozialdemokratie eroberte — aber sie eroberte auf Kosten des liberalen Bürgertums, das in seinen Weltblättern zwar so herzlich gern die „öffentliche Meinung" repräsentieren möchte, aber am ersten Tag sage und schreibe *vier* Mandate behauptete. An den Wässern Babylons saßen sie und weinten ... Schade um das tatkräftige deutsche Bürgertum, das schafft und arbeitet und sich müht, es hätte einen besseren Ausgang verdient. Und doch auch nicht. Die Ernte muß der Saat gehorchen. Warum verschrieb es sich mit Haut und Haaren einer Presse, die scheinbar nationalsoziale Interessen vertritt und in Wahrheit verärgerte Redaktionspolitik treibt, einer Presse, die im Marokkohandel maßlos und zum Teile wider besseres Wissen gegen die Regierung hetzte, um ein oppositionelles Schlagwort mehr auf die

kinder hungerten, wenn er blutleere Mütter erblickte, von Maschinen zu Krüppeln gerissene Männer, das abgearbeitete Alter auf die Straße geworfen — ein entsetzliches Bild von Ungerechtigkeit, Menschenhärte und Brutalität. Wer flüchtete da nicht — wenigstens im Gedanken — zur Sozialdemokratie? Sie sollte, sie mußte helfen!

Die Illusion zerfaserte. Die Sozialdemokratie hilft nicht und will nicht helfen. Sie läßt die Gegenwart absichtlich verkommen und setzt alles auf den Trumpf ihres sagenhaften Zukunftsstaates. Sie opfert die klare Gegenwart einer unklaren Zukunft.

Ich glaube ja auch nicht, daß die bedenklichen sozialen Spannungen unserer Zeit im Rahmen der privatkapitalistischen Gesellschaftsordnung behoben werden können, ich glaube überhaupt nicht an den Himmel auf unserer unersättlichen Erde, aber ich glaube, daß durch eine vernünftig geförderte Entwicklung und bedachtsame Umgestaltung unseres gegenwärtigen Wirtschaftssystems viel, viel gebessert werden kann. Statt aber durch fruchtbare Mitarbeit zu helfen, vertröstet die rote Philosophie auf den Zukunftsstaat — auf das Ungewisseste des Ungewissen. Bebel, Kautsky und Genossen möchten die alten Lebensformen zertrümmern und bleiben uns auf die Frage: „Was dann?" das tröstende Prophetenwort schuldig. Und Worte sind billiger als Taten! Es wäre besser, sie schrieben weniger theoretisierende Artikel der Kritik und stellten sich dafür mit uns in eine Reihe, um gemeinsam mit allen einsichtigen Elementen allmählich an Stelle der privatkapitalistischen Einzelunternehmung den Staat, die Gemeinschaft zu setzen, wo das möglich ist. Mit Eisenbahnen und ähnlichen Betrieben hat der Vergesellschaftlichungsprozeß bereits begonnen — warum ihn durch eine Revolution gewaltsam stören? Welches Ende kann, soll, muß ein solcher Umsturz nehmen? Wenn die Massen ungebändigt wüten — werden dann die „Ordner" mit der koketten roten Nelke im Knopfloch ausreichen? Auch sie werden unter die Füße getrampelt, wenn die Instinkte herrschen.

Es ist ein Verbrechen am arbeitenden Proletariat selbst, an der Menschheit, die Existenz unserer Staaten und Nationen aufs Spiel zu setzen, weil ein gehässiges oder naives Parteievangelium die „Revolution" (an der die Parteipäpste noch immer festhalten) dekretiert. Nur der Deutsche ist unter allen Völkern doktrinär genug, dem giftigen Umsturzwahnsinn nachzuhängen, dessen versuchsweise Erprobung schon namenloses Unheil wäre.

Doch zurück zu den Hauptwahlen für den Reichstag: Der deutsche politische Liberalismus, der angebliche Vertreter der „bürgerlichen Intelligenz", klammerte sich an die Rockschöße der Sozialdemokratie. Schöße fliegen im Kampf und wer daran hängt, fliegt mit . . .

religiösen Basis und wollen dem Staat und dem Volk (und sich selbst!), den Mittelstand und eine gesunde Landwirtschaft erhalten, weshalb manche Kreise mit ihnen sympathisieren, die geistig-kulturell ganz andere Endzwecke verfolgen.

Die Liberalen und die Freisinnigen in engerem Sinne besorgen das Raunzen im parlamentarischen Chor. Sie sagen den Agrariern Riesengewinne nach, sie versprechen sich von der Proletarisierung des Volkes billige Arbeitskräfte und sind Repräsentanten des Großkapitals, der Industrie, der Börse, des „Intellektualismus" und des wohlhabenden Mittelstandes, die nichts mehr zu fürchten haben als den Sieg der Sozialdemokratie, mit der sie gleichwohl liebäugeln, mit ihrem „roten Kind", das so „freiheitlich" ist, so „fortschrittlich", so „freisinnig"... „Après nous le déluge", mag jetzt mancher Liberaler transpirierend in schlaflosen Nächten denken, wenn er sich die Folgen der roten Springflut überlegt und die Freiheit, den Fortschritt und Freisinn im sozialistischen „Zukunftsstaat". Die Sozialdemokratie ist die Vertreterin der demokratischen Tyrannis. — Wer gegen die hohen Lebensmittelpreise zetert, tut recht, doch wende er sich in erster Linie gegen den unproduktiven, verteuernden Zwischenhandel und gieße nicht das Kind mit dem schmutzigen Badwasser aus. England, das seinen Bauernstand beinahe verwüstete und dennoch gedeiht, ist für das Deutsche Reich kein glückliches Musterbeispiel: Großbritannien besitzt reiche agrarische Kolonien. Und doch — einmal muß auch für diesen Staat, der seine bodenständigen Elemente opferte, der Zahltag kommen. Ja, „kommen wird einst der Tag ...". Wir dürfen das Inselreich mit seinen ganzen unnachahmlichen Naturverhältnissen nicht äffisch imitieren wollen. Horchen wir doch auf ein zweites banales Sprichwort: „Eines schickt sich nicht für alle." Man lehrt es schon in der Volksschule. Ich möchte viele Erwachsene nochmals in die Taferlklasse schicken.

Die deutsche Industrie und der deutsche Handel wachsen gewaltig; die eigentlichen Industrie- und Städteparteien haben kein anständiges Recht, über die Unersättlichkeit der Agrarier zu klagen!

Sieger schon in der Hauptwahl war die Sozialdemokratie, reich mit Mandaten gesegnet und frohlockend über das Stimmenmehr, posaunt sie Jubellieder. Eine seltsame Partei, die den Krieg perhorresziert und die Revolution herbeisehnt! Wer hat sich nicht schon zuweilen zu ihr bekannt? Wenn ihn der Ekel packte vor Kirchenregiment und Adelsvorherrschaft, vor der Tyrannei des Geldsackes, der Genies und Talente in seinen Fron zwingt, vor der Ausbeutung durch erdiges, erzernes und papierenes Großkapital, vor Protektion und Korruption! Wer war nicht Sozialist, wenn er aufschaute, Arme, Elende, Enterbte sah, da den Luxus, dort die kranke Entbehrung, wenn die unterernährten Proletarier-

daß die Rechtsliberalen mit Zentrum und Konservativen gemeinsam der Not gehorchend eine Mehrheit bilden, und denkbar wäre es schließlich, daß die Sozialdemokratie ihren Revolutionswahn abstreift und Hand in Hand mit dem fortschrittlichen Bürgertum unsere Kultur und Ökonomie weiterentwickelt . . . Denkbar!

Welche von diesen Möglichkeiten wird sich realisieren? Vielleicht gar keine. Der neue Reichstag soll einige wichtige Lebensprobleme, zuvörderst das den Ausbau der Reichswehrmacht betreffend, lösen und versagt er da, dann werden Kaiser und Bundesrat ihn auflösen müssen und abermals an das Volk appellieren. Neue Wahlschlachten! Ob mit denselben verkehren Schlagworten der „Weltpresse" und ihrer Hintermänner? Das ist die Frage.

Karl Krobath.

Ein Dichterporträt aus Kärnten. Von **Peter Enslein**, k. k. Regierungsrat a. D., Wien.

Wenn uns ein Buch gleich bei der ersten Lektüre mit elementarer Gewalt packt und von Seite zu Seite mit sich fortreißt, so müssen wir uns unwillkürlich in Stunden stiller Sammlung und reiflicher Überlegung fragen, worin der Grund dieser förmlich hypnotisierenden Wirkung liegt.

Da kann es nun der Fall sein, daß wir schon im vorhinein durch gelesene Kritiken, durch Zeitungsnotizen über den Autor gleichsam voreingenommen waren; daß wir hiedurch förmlich zum präparierten Medium für diese Hypnose geschaffen waren. Solche Gefangennahme unserer Sinne ist nun nicht immer für den Wert des Buches von ausschlaggebender Bedeutung, denn jedermann unterliegt nur zu leicht der Nachahmung, und es ist förmlich Mode geworden, was von den Literaturbonzen als eine Größe ausgeschrien wird, sofort nachbetend ebenfalls als Größe ohne weitere Nachprüfung anzuerkennen.

Wenn uns aber ein Buch packt, dessen Autor uns bisher auf dem Gebiete des Romans ein homo novus war und wir ohne vorherige Rekommandation sofort bei Lektüre eines seiner Werke im Banne dieses Autors stehen, dann muß an der Sache und an der Persönlichkeit schon etwas daran sein, und dann lohnt es sich, den Werdegang dieses Autors auch näher in Betracht zu ziehen.

So ist es mir bei der Lektüre von Karl Krobaths Kärtner Roman „Sterben" ergangen.

Es will etwas heißen, bei der Hochflut der Produktion auf dem Gebiete des Romans gleich mit dem ersten Wurfe mitten ins Schwarze

II.

Die Stichwahlen zum Reichstag sind ausgekämpft. Es ist erreicht; es gibt keine schwarz-blaue Blockmehrheit mehr — aber es gibt eigentlich auch keine liberale Mehrheit, wenn man unter dem Begriff eine Majorität von Abgeordneten versteht, die bereit, geeinigt und befähigt sind, die parlamentarischen Geschäfte in ihrem Sinn zu erledigen.

Die Verwirrung des deutschen Bürgertums nach den Enttäuschungen der Hauptwahl machte einer Verärgerungstaktik Platz, die ungefähr lautete: „Wir sind dezimiert, aber die Rechtsparteien sollen daraus keinen Vorteil ziehen. Lieber gehen wir mit unseren größten wirtschaftlichen Feinden, den Roten." Die Volkspartei vollzog den Anschluß prinzipiell, die Nationalliberalen mehr verschämt. Die Rechte unterstützte bei den Stichwahlen den bürgerlichen Freisinn ziemlich allgemein gegen die Sozialdemokratie und diese vergalt gleiches mit gleichem und half den Liberalen fast überall gegen die Schwarz-Blauen. Der Erfolg ist das Anschwellen der roten Springflut auf mehr als 100 Mandate, eine Schwächung der Konservativen, des Zentrums und ihrer Gefolgschaften, und ein verhältnismäßig günstiges Abschneiden der Fortschrittlichen, die von roten, schwarzen und blauen Gnaden auf gebrechlichen Stichwahlkrücken ihr parlamentarisches Hungerdasein weiterfristen werden — ohne jedoch in jener Stärke in den Reichstag zurückzukehren, mit der sie ihn vor einigen Wochen siegessicher verließen.

„In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling,
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis."

Zwiefach ist die Stimmung der „Weltpresse"; sie jubelt über den „Sieg der Linken" und klagt die Rechte an, daß sie schuld an dem Erfolg der Sozialdemokratie (= der größten Linkspartei!) sei . . . Zwei Seelen wohnen, ach, in ihrer Brust!

Faßt man das Ergebnis der Gesamtwahlen zusammen, so gelangt man zu einem großen — Fragezeichen. Wie will, wie wird man die Staatsgeschäfte besorgen? Die Rechtsparteien, eine Minorität, sind zu schwach dazu, die Linksparteien aber deshalb außerstande, weil die Sozialdemokratie im Klassenstaat keine positive Arbeit leisten will, ganz abgesehen davon, daß zwischen den Nationalliberalen und den Sozialisten Abgründe von Gegensätzen gähnen, die nie einen Einklang geben können. Die fortschrittliche Bourgeoisie ist gerade stark genug, einen gemütlichen Geselligkeitsverein zu gründen — zu mehr nicht. Vielleicht träumt sie schon wieder, träumt davon, das vielbegehrte und gut honorierte Zünglein an der Wage zu sein, das bald (wie es ihm frommt) zugunsten der Rechten, bald zugunsten der Linken ausschlägt. Aber ein solcher Schaukelzustand ist erfahrungsgemäß selten von Dauer. Denkbar bleibt auch,

die Riviera, noch Ägypten und die Ärzte vermochten bei ihm auf den günstigen Erfolg hinzuwirken, sondern es kam ihm die innewohnende Lebenskraft zugute: „Der Wille zum Leben". Nur das Gute hatten diese Reisen für Krobath, daß sein geistiger Horizont bedeutend erweitert, das dem Sohne Kärntens innewohnende nationale Heimatsgefühl durch die längere Abwesenheit von der Heimat vertieft und wenn möglich verstärkt wurde.

Nachdem ich nun in kurzen Zügen den bisherigen Lebensgang Krobaths skizziert habe, will ich mich zu den einzelnen Werken des Dichters wenden.

In unserer so materiellen Zeit klingt es fast wie ein Anachronismus, wenn man, wo die Elektrizität und die Technik das große Wort führen, von Gedichten spricht. Aber auch heute noch hat das Wort Tschabuschniggs volle Berechtigung: „Von manchen Seiten wird behauptet, daß die gegenwärtige bewegte Zeit für Gedichte, wenn sie nicht in ihre Fäden eingreifen, nicht empfänglich sein könne. Warum aber sollte nicht nach einem Gewitter ein harmloser, glänzender Schmetterling dem Beschauer willkommen sein."

Nun sind die Gedichte Krobaths wirklich glänzende Schmetterlinge, nur mit dem Unterschiede, daß ihnen nichts Flatterhaftes, nichts nur Blendendes innewohnt, und gar manche derselben sich als wahre, echte Volkslieder geben. Sie verbinden klassische Einfachheit mit seelischer Vertiefung.

Eine Gedichtsammlung Krobaths führt den Titel „Blüten am Dorn". In den ihr vorangestellten Worten hat Krobath den für ein Poesienbuch etwas elegischen Titel gerechtfertigt. Diese Gedichte hat eine leidgepreßte Seele in einem kränkelnden Körper ersonnen. Aber auch das Leid der ganzen Menschheit spiegelt in so manchem dieser Gedichte wider. Und daß es Krobath mit dem Dichten nicht leicht nimmt, sondern diese Kunst als eine hehre, ernsthafte erkoren, geht aus den Worten hervor:

. . . Flunk're nicht mit schalem Worte,
Hebe keine Niblunghorte;
Suche das getreu zu geben,
Was mir bot das bunte Leben:
Viel vom Schönen, viel vom Herben,
Vieles Heil und viel Verderben;
Alltagssachen, Schuld und Fehle,
Immer aber — volle Seele.

Wer so von seinen Dichtungen spricht, dem glaubt man es, daß er es sehr ernst mit der Sache nimmt. Ihm gilt:

Dichten ist kein Wortekräuseln,
Dichten ist Gedankenmeißeln.
Niemals sei es eitel Spielen
Mit der Menge Schwallgefühlen.

zu treffen. Der Roman „Sterben“ hat selbst bei den Deutschen in Amerika sofort Anklang gefunden, und ich bin fest überzeugt, so manchem Kärntner überm „großen Wasser“ ging das Herz auf, als er aus der Fabel des Romans und der Diktion sowie Zeichnung der Charaktere sofort den treffsicheren „Autor-Landsmann“ herausfühlte. In der Beilage „Westen und Daheim“ zur Illinois-Staatszeitung und Freien Presse in Chicago war sogar die Behauptung aufgestellt, daß durch Krobaths Roman „Sterben“ Walter Scotts „Ivanhoe“ und Hauffs „Lichtenstein“ in Schatten gestellt sei.

Da ich nun überzeugt bin, daß viele Leser dieses herrlichen Romans das Verlangen darnach haben, über den Autor und dessen literarischen Werdegang Näheres zu erfahren, will ich es versuchen, in kurzem Umrisse ein literarisches Porträt Karl Krobaths zu entwerfen. Weil mir leider bis vor kurzem diese literarische Persönlichkeit unbekannt war, werde ich bei Entwerfung dieser Skizze gewiß von niemandem klar Denkenden der Parteilichkeit geziehen werden können.

Krobaths Vater, an Gesicht Heinrich Laube, dem Dichter, täuschend ähnlich, war ein gebürtiger Bayer aus der Regensburger Gegend. Ein wahrer Kraft- und Vollmensch. Dabei von einer Weichheit des Gemütes, einem Zartsinn, wie man solchen bei Menschen feingebildeter Sitte nur selten findet Er war liederfroh, ein Freund der Natur, der für die Schönheiten derselben ein offenes Auge hatte. In seiner Gesinnung bieder. „Ich bin ein Deutscher!“ galt ihm mehr als so manchem Eid und Schwur. Seine Lebensgefährtin eine Kärtnerin, eine Rosentalerin.

Am Aschermittwoch 1875 ward diesem Paare in Ferlach als Zweitgeborener der Sohn Karl beschert. Krobath meinte selbst: „Das fügte das Schicksal schier sinnbildlich so. Wie knapp stehen in meinem Schaffen jener bittere Ernst und überschäumende Lebensfrohe beisammen!“ Der Knabe kam bald nach Klagenfurt, das seine eigentliche Heimat wurde. Die malerische und historisch interessante Umgebung dieser Stadt, das gemütliche Leben in Alt-Klagenfurt machten auf die jugendliche Seele tiefen Eindruck. Der Knabe lauschte den Märchen der Jugend und wußte mit seiner frühregen Phantasie die tote Natur zu beleben.

Der Tod mähte von dreizehn Geschwistern elf dahin und mit knöchernem Finger pochte Frau Sorge an die Türe von Krobaths Heim. Der aufgeweckte Knabe wurde Liebling eines seiner Volksschullehrer, namens Ant. Wissiak. Herangewachsen, besuchte er das Lehrerseminar, und in diese Zeit fällt sein erstes literarisches Debüt. Es war eine Kärntnergeschichte, betitelt „Herzlad“. Dann studierte er 1897 in Zürich Jus und ist nun Lehrer.

Von einem tückischen Leiden befallen, suchte Krobath zuerst an der österreichischen Riviera und zuletzt gar in Ägypten Genesung. Aber weder

Von Gnaden lebst du?
Nein, du gibst Gnaden,
Wenn gleich die Protzen
Zum Mahl dich laden,
Sie reichen Brot dir;
Du gibst vom Geiste,
Wie einst ein Großer
Zehntausende speiste.

Man muß sich als Mensch fühlen, das ruft Krobath uns zu, wenn er sagt:

Und mitten unter Leuten
Sei Mensch! Geh' still und groß.
Sie werden arg dich deuten,
Doch du — bist selbst dir Los.

Das ganze Lebensprogramm Krobaths liegt in dem Zeilenpaar:

Herztief schrieb ich:
Kinder lieb' ich, Lieder üb' ich.

Manches Gedicht zeigt seine tiefgründige Liebe zu den Kindern. Wohl überdacht und tief ersonnen ist der Spruch:

Am Lebensmarkte, froher Knab',
Sei keine Hellerware;
Deshalb spitz' alles, alles ab
Mit klarem Guckerpaare.

Und ein Wort, das man in allen Schulen auf den Wänden anschreiben sollte und das von großem pädagogischen Verständnis zeugt, lautet:

Daß du nicht brichst, sei biegsam,
Daß du nicht fällst, sei schmiegsam;
Und doch sei nur das eine nicht:
Ein rückgratloser Schmeichelwicht.

In „Markworten" findet man einen feurigen Appell „An deutsche Jugend", ausklingend in die Worte: Hie Reich und Kraft und Herrlichkeit! Behüte, getreuer Gott, des Volkes Maienblüte.

Schön und wahr bezeichnet Krobath die notwendigsten Eigenschaften des Liedes: es sei rein und wahr, es sei, wie es das Volk singt; es sei stark, es sei frei; es sei tatkräftig und deutsch. Weil es nun Krobath verstanden hat, allen seinen Dichtungen diese Attribute zu geben, darum liegt in ihnen Werbekraft, ein so großer Wert, der ihnen Dauer verbürgt für lange Zeiten.

Die „Blüten am Dorn" sind ein Dichterbuch, an dem jeder Freund wahrer Poesie seine Freude haben kann.

Sind die „Blüten am Dorn" ein Strauß meist lyrisch-elegischer Dichtungen, so haftet der anderen Gedichtesammlung Krobaths, „In der Sonnseite; eine Buckelkraxe voll zumeist lachender Vortragsstücke", der Erdgeruch der Kärntner Heimat an. Diese Dichtungen im Dialekt sind,

Und auf seine Vorliebe für Volksweisen deuten die Verse:

Denn das Lieblichste im Preise
Stimmt des Volkes schlichte Weise.

Über die Gedichte Krobaths liegen Urteile von gewichtigen literaturkundigen Persönlichkeiten vor. Der Altmeister der kärntnerischen Poesie, Ernst v. Rauscher, nennt Krobath einen „Erwählten" und hebt dessen geistvolle Aphoristik hervor. Die bei den Kölner Blumenspielen gekrönte Irene v. Schellander ist selbst des Lobes hierüber voll. Und noch ein Wort fällt gewichtig in die Wagschale; es ist das Wort Peter Roseggers. Über das wiederholt vertonte Gedicht „Röslein am Rain" schreibt dieser Kenner und Meister echter Volkspoesie: „Ich glaube, das bleibt als Volkslied lange über uns selbst hinaus." Und an anderer Stelle: „Ein durchgeistigtes, reiches Gemüt hat hier Gedichte geschaffen, die sich in ihrer volkstümlichen Einfachheit sozusagen selbst singen. Dieser Gedichteband legitimiert Krobath endgültig als wahren Dichter, zu dem wir unserem Nachbarlande von Herzen gratulieren können."

Keine gekünstelten, falschen Gefühle liegen seiner Dichtung zugrunde. Einiges gemahnt an Walter von der Vogelweide. Des Dichters großes Heimatsgefühl kommt wiederholt echt zum Ausdruck. Wo immer der Sohn Kärntens weilt, ob unter den Schatten der Pyramiden, ob auf hoher See, immer sehnt er sich nach seiner Bergheimat.

Die Pharaonen sucht mein Sinn,
Mein Herz — das Kärntnerland.

Gedankentief sind seine Vergleiche, voll herzinniger Freundschaftsgefühle das Gedicht, das entstand, als Krobath in Alexandrien mit einem anderen Sohne Apollos, dem steirischen Dichter Hans Fraungruber, zusammentraf. Prächtige Gedichte voll Innerlichkeit und Gedankentiefe enthält die Abteilung „Natur und Leben", u. a. das hübsche „Waldesruhe", das sonnige „Kirschenblüh' und Sonnenschein", das stimmungsvolle „Abend". Wie charakteristisch für den Sinn des Autors ist im Gedichte: „Es will Winter werden" die schöne Strophe:

Es will Winter werden
Im Gemüt,
Wenn die Lieb' auf Erden
Nicht mehr blüht.

Ebenso ist der Abschnitt „Schickung" voll tiefer Gedanken. „Saßen drei Greise beim perlenden Wein" ist in einer Lenau-Stimmung gehalten. Tief durchdacht und traurig, aber ein Bild der Lebenserfahrung des Dichters ist das Gedicht: „Meine Sippe", und vom stolzen, vollkommen gerechtfertigten Selbstgefühl des unbemittelten Künstlers geben die Verse Zeugnis:

Heimgärtners Tagebuch.

Gestern ist der Kraxel zu Bette gebracht worden — endlich. Der Kraxel war der letzte derer von der Pechölbrennerei, die am Fuß des Hochbürstling vor sechzig Jahren in einer Köhlerhütte gewohnt haben. Das Pechölbrennen im Walde nährte damals schon seinen Mann nicht mehr, geschweige eine ganze Familie. So hat sich Vater Pechölbrenner bei uns in den Bauernhöfen als Taglöhner brauchen lassen, und geschah es, daß Abends, wenn er nach Hause ging, ganz zufällig etwelche Kleinigkeiten mit ihm mitgegangen waren. Sei es ein halber Laib Brot, oder ein Sackel Erdäpfel, oder eine alte Hacke, oder irgendetwas anderes. Wenn dann der Pechölbrenner darob zur Rede gestellt wurde, verwunderte er sich lebhaft, was er denn lauter an sich haben müsse, daß ihm die Dinger anhingen wie ein schlechtes Hundel dem fremden Herrn! Er gab die Sachen allemal so gleich zurück, denn er war in seiner Art grundehrlich. — Das Weib des Pechölbrenners, eine fleißige Person, konnte gute Dienstplätze haben, nahm aber keinen an. Sie zog es vor, für alle zu sein. Sie war die Nothelferin von Alpel. Gab es wo ein krankes Leut oder Vieh, oder ein Stubenauswaschen, oder eine Schafschur, oder eine große Rübenvesper, oder irgendetwas anderes, wozu man ein „gescheites redsames Leut" brauchte, so wurde die Pechölbrennerin geladen. Die war gar seherisch und wußte die Geheimnisse aller Häuser von Alpel und teilte sie nur unter dem Siegel des Vertrauens mit — neue Heimlichkeiten dafür eintauschend. So führte sie einen ertragreichen Handel mit allen dunklen und tiefen Dingen, die das Alpelvolk unter sicheren Hüllen verborgen wähnte. — Die zwei Töchter dieser Pechölleute waren einmal bei uns Dienstmägde gewesen, die ältere, genannt die „Hannerl", konnte singen; tönend, als ob sie in einen großen hohlen Topf hineinsänge, lehrte sie mich das Lied „Es kam ein schöner Ritter ins Land" und andere Balladen, wobei sie immer so sehr in den Helden verliebt war, daß sie laut seufzte und daß ihre schwarzen Augen groß und rund hervorquollen. — Einmal in einer Nacht lief diese Magd in die Schlafstube meiner Eltern und schrie zum heiligen Engel Michael auf, daß er sie beschütze, denn es stelle ihr der böse Feind nach; der habe ihr den langen Schwanz schon um den Hals gewickelt, zum Ersticken, und sie gehe nicht mehr zurück in ihr Bett. Sie erwischte das Tischmesser und fuchtelte damit herum, jeden Teufel bedrohend, der sich ihr nahe. Dabei hatte es, als die Leute zusammenkamen, ganz den Anschein, als meine sie den Knecht Stoffel, von dem wir wußten, daß er ihr einmal gehuldigt hatte. Am nächsten Tag erhielten wir vom Viertelrichter den Auftrag, die Hannerl in eine Strohkammer einzusperren. Aber sie brach durch die Bretterwand aus

wie Krobath selbst schreibt: „Aus dem Volke, für das Volk.“ Echter, kerniger Volkshumor spricht aus diesen Blättern zu uns.

In der Sunnaseit'n
Gibt es guate Zeit'n,
Weil durt Trauernis
Strafbar is.

In dieser Sammlung finden sich indes auch einige ernste Dialektdichtungen, die von der großen Heimatsliebe unseres Dichters ein herrliches Zeugnis ablegen. Der Kärntner fühlt sich und meint:

Dös könnts mar a Schloß wohl geben
Und an Stern, Gott Vater —
Karntner will in Karnten leben:
Was er is, das hat er!

Und das Gedicht „'s Hamatle“ packt uns durch seinen tiefelegischen Sinn im innersten Herzen. Es ist wohl in der Fremde entstanden, als der Dichter im Oriente Heilung von seiner Krankheit suchte. Ich führe nur die tiefergreifende Schlußstrophe an. Das Lied ist übrigens von Krobaths treuem Freunde Thomas Koschat sehr schön vertont worden.

O Wandern in der fremden Welt,
Wia bist du voller Lad.
Wann s Diandle und die Hamat fehlt,
So fehlt das Sunntagsklad.
Nur af die große Wanderfahrt
Fürcht' i mi gar nix mehr;
A Hamatgrable is nit hart —
A Muatter druckt nit schwer.

So kann nur ein echter Poet von Apolls Gnaden schreiben. So ein paar Zeilen wiegen mehr als ganze Bände moderner Goldschnittlyrik voll verlogener Gefühle und gekünstelter Empfindungen, voll Ausrufszeichen und Gedankenstrichen.

Die diesem Gedichtebuch angefügten „Ungereimten G'reimtheiten“ atmen ebenfalls köstlichen Humor. Tiefsinnig und doch voll bezwingender, die größte Heiterkeit auslösender Kraft ist die Geschichte von der „heilsamen Platschern“. Man könnte kaum gelungener die eingebildete Wirkung der Hypnose und Suggestion persiflieren, als es hier Krobath gelungen ist.

(Schluß folgt.)

Schon lange hatte ich mir vorgenommen, doch einmal auch Gustav Freytags „Verlorene Handschrift“ zu lesen, obschon, dachte ich, dieser Roman eine Hof- und Professorengeschichte sein soll, eine Gattung, für die ich nicht viel Zeit übrig habe. Da bin ich einmal ordentlich überrascht worden. — Da sind hochgelehrte Herren beisammen und gelehrte, weltkundige Frauen, tüchtige Bürger und durchlauchtigste Fürsten; mitten hinein ist eine Bäuerin gestellt, und die ist unter allen weitaus die Klügste, Gescheiteste, Tüchtigste! Sie lenkt, so weit es möglich ist, ihren Professor, einen verschrobenen Kopf, dessen Lebensaufgabe darin besteht, eine alte Handschrift von Tacitus im Lande zu suchen, und der darob grausam genarrt wird. Sie lenkt ihn, daß er über seiner unnützen, törichten Aufgabe nicht ganz überschnappt, sondern ein besseres Ziel endlich findet an der Wiege seines Kindes. Sie erzieht einen jungen Fürsten zur Tapferkeit und Gerechtigkeit, sie wird dem alten Fürsten, einem grundverworfenen Menschen, der ihr nachstellt, zum Gericht. — Die einzig starke, weise, ethische Gestalt in dieser großen, glänzenden Welt ist — die Bauersfrau! — War das nicht wieder einmal was für mein Bauernherz? Teilweise. Ich hätte es nie gewagt, mit meinen Bauern mich so hoch zu versteigen. Und wenn jetzt wieder einmal einer kommt, der mir Voreingenommenheit gegen die Hochkultur, völlige Unkenntnis des Weltlebens und Verhimmelung des Bauerntums vorhält, dem zeige ich auf Gustav Freytag. So dreist gegen vornehme Herrschaften habe ich es nie getrieben, als dieser anerkannte Welt- und Menschenkenner, der trotzdem „Exzellenzherr“ geworden ist, es in der „Verlorenen Handschrift“ getan hat. Die Professorenweisheit und Fürstenherrlichkeit ist ihm gerade gut genug zu einem vergoldeten Barockrahmen für das stolze Charakterbild seiner bäuerlichen Ilse.

Mir ist zwar keine Bäuerin untergekommen, die einen so logisch durchgebildeten Verstand und eine so feine, hochdeutsche Sprechweise hätte wie diese Ilse, oder auch wie die bäuerliche Amme Walpurga am Königshof in Auerbachs „Auf der Höh'“. Aber daß mancher Bauersmensch ein vornehmeres Herz und einen vernünftigeren Kopf hat als mancher Fürst und Gelehrte — das dürfte stimmen. Zu verallgemeinern braucht man's ja nicht.

Es wird nicht gern gesehen, wenn ein Landdichter Stadtromane und ein Stadtdichter Dorfgeschichten schreibt. Und doch ist das so übel nicht. Sein eigener Kreis spiegelt sich jedem, wie er wirklich ist, dabei kommt man nicht weiter. Wenn uns aber ein Landmensch zeigt, wie er sich die Stadt vorstellt, und ein Stadtmensch, wie er das Landleben sieht, so gewinnen sie von einander, wenigstens die Erkenntnis, daß jeder Mensch sein besonderes Weltbild in sich trägt. Es

und flüchtete sich in die versteckte Köhlerhütte zu ihren Eltern. Mehr weiß ich von ihr nicht. — Viel lustiger war es mit ihrer jüngeren Schwester, der lachenden Mirzel. Die tat immer lachen; war sie allein, so lachte sie leise, war sie in Gesellschaft, so lachte sie laut, wußte aber durchaus nicht immer, warum. Beim Lachen wurlete ihr Kröpflein am Halse so emsig auf und nieder, daß wir alle mitlachen mußten; und daß wir über dieses Kröpflein lachten, steigerte in ihr das Lachen bis zum Jauchzen, bis zum Röcheln endlich, bis zu Tränen, bis sie sich den Magen hielt, weil ihr schon alles wehtat und sie lachte über ihr Lachen und über ihr Jauchzen und über das Wehtun — weshalb sie sonst noch lachte, das wußte sie nicht. „Die lachende Mirzel“, das ist ihr Ruhmestitel geworden. — Später, als man ihren Vater begrub, am Grabe hat sie gerade so gelacht, das Kröpflein wurlete auf und nieder, das Jauchzen gellte, das Röcheln setzte ein und die Tropfen, die liefen in zuckenden Sprüngen über ihre schmalen Wangen herab. — Jetzt haben wir erst nicht gewußt, hatte die früher immer gelacht — oder immer geweint.

Das Jüngste dieser Pechölbrennerfamilie war ein Junge und hieß Hansel; wir haben ihn auch Kraxel genannt, weil er ohne seine hölzerne Rückentrage, die Kraxe, nie gesehen wurde. Er versah Botendienste zwischen Alpel und den Holzknechten der hinteren Heugräben. Er trug Brot, Speck Wäsche und Tabak. Einmal habe ich den Kraxel spaßeshalber gefragt, wie viel er von seiner Trage stets zu stehlen pflege. Er antwortete: „Für's Stehlen kommt man in d Höll. Derowegen nehm ich die Sachen lieber so.“ Die Holzknechte wußten das und gaben ihm deshalb keinen Lohn. Er tat's umsonst und lebte dabei nicht schlechter wie jeder andere, nur ehrlicher. Er erzählte mir auch einmal, wie es im Himmel ausschaut. „Der Himmel, du! Da wurdst spannen! Der ist so groß wie zehn Köhlerhütten zusammen. Oben ist ein großes Loch, da fliegen die Engerln aus und ein, die weißen, und tun schön Achting geben, daß s nit russig werden. Und im Bett gibt's alle Wochen frisches Stroh, mein Lieber! Und alle Sonntäg Hirschenes — weil das Jagern derlaubt is. Nur im siebenten Himmel oben ist's Jagern verboten, weißt.“ — Auf meine Frage, warum das gerade im höchsten Himmel, bei den größten Heiligen der Fall sei, antwortete der Kraxel: „Das weiß ih ah nit, leicht eppa, weil beim Verbotenen die Freud noch größer ist.“

Na, heute wird der gute Waldbär ja Gewißheit haben, weshalb im siebenten Himmel oben das „Jagern“ verboten ist. — So waren diese Pechölbrennerleute, wovon der letzte nun gestorben ist. — Sind auch heiße, wirre Leben gewesen. Vorbei. Selbst dieses einzige Gedenkblattel verweht der Wind schon morgen.

Es wird gesagt, die Zeitung sei der Spiegel der Zeit. Diese Auffassung berechtigt die Zeitung, auch alle Niederträchtigkeiten der Zeit zu verbuchen, was dann wieder ungünstig auf die Zeit zurückwirkt. — Kann man bei dem ungeheuren Einfluß, den die Presse ausübt, nicht umgekehrt sagen, die Zeit ist der Spiegel der Zeitung? Man merkt es im Verkehr den Leuten leicht an, welche Zeitung sie lesen. „Des Blatt sie lesen, des Lied sie singen." Nach dieser Wahrheit wäre die Zeitung verpflichtet, gerade das Lebenfrischende, das Gute und Schöne, das Aufbauende zu verbreiten — also eine frohmütige sittliche Führerin des Volkes zu sein. — Zugleich Nachbild und Vorbild des Lebens.

Jetzt ist es wohl so, daß man sagen muß: Die größten Verstimmungen, Verdrießlichkeiten, Ärgernisse des Tages bringt uns die Zeitung. Mancher würde im friedlichen Kreise seines Heims, seiner Ländlichkeit, seines ruhigen Schaffens die Freude an den Menschen, das Vertrauen zu ihrer welterhaltenden Vernunft bewahren, wenn die verfl. Zeitung ihm nicht täglich eine elendlich präparierte Tracht menschlicher Dummheit und Niedertracht ins Haus schleppte. Ein alter Bekannter, der sonst kränklich, grämlich, verdrossen, fast menschenfeindlich gewesen, begegnete mir vor kurzem mit frischem Gesicht, hellem Auge und einer Wesenheit, die gleichmäßige Frohheit atmete. „Na nu!" fragte ich ihn, „welche Kur hat dich denn so gesund gemacht?"

„Seit sechs Jahren lese ich keine Zeitung mehr", war seine Antwort.

Ist es schon wem aufgefallen, wie von den Landkarten unsere Sinne getrübt werden? Wenn wir uns z. B. Amerika vorstellen — wie sehen wir es? Wir sehen zwei scheckige, zusammenhängende Flecken, wovon der obere sich breit auseinander tut, der untere in einer Spitze ausläuft. Wir sehen das buntbedruckte Papierblatt, die Landkarte. Und meinen: Amerika. Dieses Schulschema ist auch nötig bei solchen, die ein Land nie gesehen, nie bereist haben. Wenn ich aber seit vierzig Jahren Deutschland bereist habe in kreuz und krumm, wenn ich die Alpen Oberbayerns, die Berge Schwabens und Thüringens, die Hügel Sachsens und Schlesiens, die Ebenen Preußens, die Küsten und Dünen der Ostsee und der Nordsee gesehen habe, und alle dazugehörigen Flüsse, Seen, Straßen, Ortschaften, Großstädte usw., also Deutschland in aller Wirklichkeit geschaut habe, und trotzdem jetzt, wenn ich nach Deutschland hindenke, es doch wieder nur als Landkarte sehe, so wurmt mich das meiner mangelhaften Vorstellungsgabe wegen. Ich kann mich ja wohl an die einzelnen Punkte und Landschaften erinnern, die ich mit eigenen Augen geschaut, aber sobald ich mir die Ganzheit vorstellen will, liegt immer wieder nichts da als die buntbemalte Landkarte Deutschlands

ist lehrreich und ergötzlich, dieselbe Sache in Wirklichkeit und Einbildung zu sehen. Es kommt ja oft vor, daß des einen Irrtum des andern Wahrheit ist und daß beide gleich gut oder gleich schlecht damit fahren.

Es war eine Postarbeit. Mein Buchbinder auf einige Tage verreist. Ich aber mußte das Buch binnen drei Tagen gebunden haben für ein Hochzeitsgeschenk. Der Buchbinder in der Klausgasse wurde mir angeraten; arbeitet schön, ist aber sonst nicht der Verläßlichste. — „Also, Meister", sagte ich, als wir über die Art des Einbandes einig waren, „können Sie das Buch bis übermorgen zum Abend fertigstellen?" — „Aber natürlich!" — „Sagen Sie es offen. Sonst müßte ich zu einem andern gehen. Ich wäre in abscheulichster Verlegenheit. Sie müssen mir Ihr Wort geben." — Er hob die rechte Hand und streckte die drei Finger empor. — „Na, das braucht's nicht. Wer sein Wort nicht hält, der hält auch den Schwur nicht." — „Na, san S so guat!" rief Meister Buchbinder, „a bißl a katholischer Christ san ma doh! Bei Gott und allen Heiligen, übermorgn ist Ihner Büchel firti!" — „Also gut, übermorgen um sechs Uhr abends komme ich." — „Wird bereit sein. Verlassen S Ihner drauf."

Jener Abend kam, ich ging zum Buchbinder. Der bastelte mit Pappendeckeln um und brummte, was das ein Kreuz sei, heutzutag mit den Leuten. Alle Sozialdemokraten. Viel Lohn haben und nix arbeiten wollen. Sein Gehilfe sei ihm davongegangen. — „Das kümmert mich nicht, Meister, ich komme, um mein Buch zu holen." — „Da müaßt ich s Ihna gleih a so wieder zruck gebn. Aber in a par Tagn ist s gwiß gmacht, gwiß ah noh! Ich schick s Ihner ins Haus, daß S den Weg nit noh amal machn müaßn." — „Was? Sie haben das Buch nicht fertig?" — „Ei wo! Wenn der Gehilf davonlauft!" — „Zum Satan, zu was sind denn Sie selber da?" — „Ich hab' ein andere Arbeit ghabt, a gnötige." — „Und Ihr Schwur?!" — „Was sagn S?" — „Ihr Eidschwur, mit dem Sie mich versichert haben?" — „A gengen S, ich werd an Eidschwur schwürn — wegn a so an Büachel da!" — „Sie haben mit gehobenen Schwurfingern den Herrgott und alle Heiligen angerufen." — „So? Kann eh sein." — „Des Meineides werd' ich Sie verklagen."

Jetzt stellte der Meister in seinen aufgestreckten Hemdärmlingen sich breit und behaglich knapp vor mein Gesicht und sagte: „Wann Sö glaubn, daß das an Eidschwur is gwesen, nachher derbarmen S mir. Wo san denn die brennenden Kerzen gstanden? Han? Ein Eidschwur ohne Kerzenliacht — daß ih nit lach!"

Ich war sachfällig. Er hatte recht. Da gilt kein Wort und kein Ehrenwort und kein Eidschwur — wenn dabei die Kerzen nicht brennen.

---

auf die Insel Südgeorgia, den südlichsten Kulturpunkt, vorgedrungen. Von dort aus kommt an mich ein Blatt unseres Dr. Felix König (des Grazers), datiert vom 10. Dezember 1911. — „Wir fahren nun (ein besonderer Brief folgt) nach Süden und senden heute die letzten Abschiedsgrüße. Möge es uns beschieden sein, dort in jenen unbekannten, bisher unerreichten Gebieten Ewigkeitswerte zu schaffen, uns zur Befriedigung und der Allgemeinheit zu Nutz und Frommen. Leben Sie wohl, verehrter Herr Doktor, und ich sage: Auf frohes Wiedersehen!" — Dem setzt der Kapitän der Expedition, anspielend auf meinen, dieser Südfahrt gewidmeten Leitspruch, bei: „Ihre Widmung wird befolgt werden. Beharrlicher Kraft, klug angesetzt, kann auf die Dauer nichts widerstehen." — Sie sind also voll deutscher Zuversicht, wenn sie nun reisen in jene ungemessenen Eisregionen, um den neuen Weltteil Antarktika zu erforschen. — Man wird jahrelang nichts mehr von diesen Männern hören. Es erreicht uns einander kein Schrei und kein Telegraph, aber eines Tages — hoffen wir's — werden sie erscheinen mit siegreicher Botschaft. Möge unser Europa würdig sein, sie zu empfangen!

Nicht zu sagen, wie mich die Leute quälen. Es gibt in den Ländern deutscher Zunge kaum einen tollen Einfall mehr, der nicht mir in endlos geschwätzigen Briefen vorgelegt, und um dessen Verwirklichung ich nicht angegangen würde. Endlich reißt denn doch der Humor und man möchte die Wische den Leuten an die Schädel schmeißen, die so gescheit sind, großartige Ideen zu haben und so dumm, sie nicht ausführen zu können. Mir wäre es doch mein Lebtag nicht beigekommen, fremde Menschen, die ihre bestimmten Berufe haben, mit Einfällen zu belästigen, die unfruchtbar und unausführbar sind. — Von den „Erfindern" rede ich gar nicht, die zur Durchführung ihrer Pläne Geldgeber suchen. Noch weniger rede ich von den Legionen jener Verehrer, die ihre Briefe mit kriecherischesten Schmeicheleien einleiten, um mit frechstem Bettel zu beschließen. Diese Art hat's bei mir längst verschüttet; neun Zehntel davon sind Prellereien, geeignet, den gutherzigsten Menschen in wenigen Jahren zu einem Granitfelsen zu verwandeln. — Heute denke ich nur an die „Wohltäter der Menschheit". Z. B. Unternehmer, die die Schundliteratur verdrängen wollen und von Schriftstellern Gratisbücher haben möchten, um sie unter ihrem Namen herauszugeben. Leute, die bei Poeten um literarische Beiträge schnorren, um damit Bücher zu machen für ihren eigenen Säckel. Ein anderer will „ziehende Szenen" für ein Wursteltheater. Wieder ein anderer braucht für sein Werk „Volkswohlfahrt" einen Gönner, der seinen Namen hergibt. Diese Namenpresserei unter Aufrufe für alle denkbaren und undenkbaren „edlen Zwecke" ist einfach

mit ihren schematischen Zeichnungen. Und wenn ich einen Brief aus Köln oder Berlin in der Hand halte, so ist es mir eher gegenwärtig, als wäre er auf einer Linie der Landkarte herangerutscht, als auf wirklichen Eisenbahnen unter Mitwirkung von hundert wahrhaftigen Menschenhänden. Und die „Times“, die als in aller Wirklichkeit existierendes Zeitungsblatt daherkommt, spielt sich in meinem Kopfe fast so, als wäre sie jenem gelben Flecklein der Karte Englands gespensterhaft entstiegen. — Wahrscheinlich, Freund, geht es auch dir so, daß du dir ein Land nicht anders vorstellen kannst, denn als Kartenbild. Und doch ist eine Vorstellung möglich, die mehr der Wirklichkeit entspricht. Unmittelbar nach Reisen in einem fremden Lande gelingt es, dasselbe mehr in wirklichem Bilde zu denken, so wie wir unser Heimatland weniger als Kartenschema denn als weithin liegende Landschaft sehen, in der wir uns ja bewegen. — Und wenn man das Deutsche Reich, oder Frankreich, oder Italien, immer nur so als bunten Fleck auf dem Papiere daliegen sieht, so kann man freilich keine Ahnung haben, oder muß allmählich die Vorstellung verlieren von den gewaltigen Landstrecken, die sich dort mit ihren massigen Landschaftsbildern breiten, und von dem ungeheueren Leben, das sich tatsächlich dort in ununterbrochener Energie vollzieht. Die Wirklichkeit sinkt hinter das Schema hinab. Und das Schema — so notwendig es der Theorie sein mag — wirkt in uns trügerisch. Wenn es Landkarten nicht gäbe, so hätten wir gewiß noch viel mangelhaftere Vorstellungen von den Ländern, aber die wir von ihnen hätten, wären frischer, lebensvoller, natürlicher.

Für die Luftschiffart kann ich mich persönlich nicht recht erwärmen, obschon sie eine Veränderung unserer Kultur zu bedeuten scheint. Erstens bin ich kein großer Freund von Neuerungen, die keine sichere Basis haben, nur so in der Luft hängen. Und zweitens ist es verdrießlich, daß — nachdem man den Leuten mühevoll auf den höchsten Berg entflohen ist — sie trotzdem von oben auf einen herunterspucken können. Was bleibt da anderes übrig, als noch höher zu fliegen, über das Luftreich hinaus in den körperlosen Lichtäther hinein, wohin sie nicht nachkönnen. Mein Himmelpferdel fliegt höher als sie alle mit ihren schönen Luftfahrzeugen.

Und wer justament purzeln will — auch vom Pegasus kann man's.

Der „Heimgarten“ (XXXV. Jahrgang, Seite 620) erwähnt der deutschen Südpolexpedition, an welcher sich auch ein Steirer beteiligt. Diese wohlausgerüstete Expedition war im vorigen Herbst bis

Mann konnte eine solche Herzlosigkeit nicht begreifen. Dann wurde er stumm und starrte verloren auf den Erdboden. Seine einzige Hoffnung zunichte! Ich habe nie einen Menschen in größerer Traurigkeit gesehen.

Auch zu einem meiner Nachbarn kommen täglich Bittgesuche, Betteleien und fremde Leute mit allerlei Anliegen, die er schlichten solle. Da hat ihn einmal der Ärger übermannt, so daß er eine ausgiebige Gotteslästerung verübte. „Daß sich der Herrgott nit schamt!" rief er aus, „seine Werke immer unsereinem zur Korrektur zu schicken. Alles, was er verkrummt, sollen andere g'rad machen und derweil laßt er sich selber den Allmächtigen und Allweisen titulieren."

„Tun's Ihnen halt wieder amal a bissel an sein Stell setzen", entgegnete darauf das Bettelmandel, „Sie können s eh ah guat."

Dieses schlaue Wort hat dem Bettelmann ein neues Gewand getragen. Denn meinem Nachbar kam es jetzt bei: Es ist wahr. Gut sein und Gutes tun gibt dem Menschen was Göttliches, macht ihn zum Stellvertreter Gottes. — Mit dieser Würde hört er die Armen wieder lieber an. Aber in den allermeisten Fällen ist es so, daß er den Bittstellenden doch an die Hauptinstanz weisen muß: „Freund, da kann ich nix machen. Helf dir Gott!"

Helf dir Gott! Wie hart sich anfangs das Wort ausspricht! Aber mit der Zeit bekommt der Mensch eine Übung darin.

Die Welt hat immer gesagt: Ach, die Kirche mit ihren vielen Feiertagen! Das ist ein großer wirtschaftlicher Schaden. — Nun hat der Papst die Feiertage aufheben wollen. Das war ein Lärm! Die einen wollten ihre gewohnten Erholungstage, die anderen ihre kirchlichen Feste nicht hergeben. Die Bischöfe sahen sich gezwungen, der Absicht des Papstes entgegen die Feiertage bestehen zu lassen und kirchlich zu begehen. — Am Lichtmeßtag war's. Ich ging durch den Stadtpark. Da läuteten in der nahen Domkirche feierlich alle Glocken. „Ei, was nutzt das!" sagt vor mir ein Herr zum andern. „Diese Festtage jetzt noch! Der Heiligenschein ist doch weg. Der Papst selber hat ihn ausgeblasen."

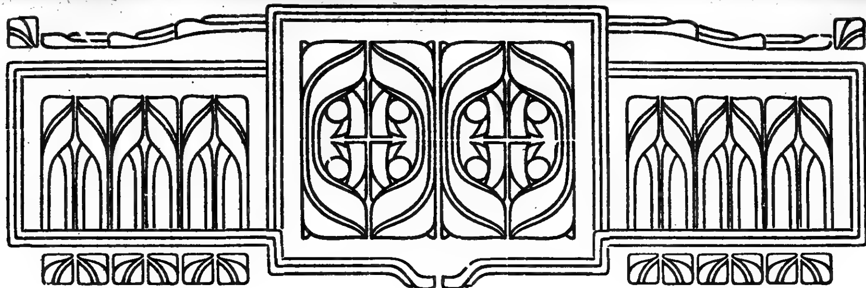
Um so heller werden die Sonntage leuchten und die vorausgehenden, verlängerten Feierabende.

Da liegt vor mir ein altes Gebetbuch, in Leder gebunden, mit Lederschließe, stark abgegriffen und verraucht. Das erste leere Blatt ist

widerlich geworden. Ich übernehme keine neuen Pflichten und Verantwortlichkeiten, ich tue nicht mehr mit. — Ein Mann draußen im fernen Westen will alle wahrheitsliebenden Männer zu einem Wahrheits-Weltkongreß einladen, um endlich einmal endgültig festzulegen, was wahr ist. Diesen Kongreß (er könne, wenn mir das besonders lieb sein sollte, auch in Graz stattfinden) solle ich vorbereiten und veranstalten. — In Oberitalien ist ein Mohrenknabe aufgetaucht, von dem man nicht weiß, wie so er da hergekommen; er ist jedenfalls Heide, niemand will sich um ihn kümmern. Zuschrift: Ich würde mich gewiß des armen Wesens annehmen und vor allem ihn taufen und christlich erziehen lassen. — Jemand wünscht, ich sollte mich an die Spitze einer Agitation für den Heimatsschutz stellen. Unter Heimatsschutz versteht er die Abwehr der Fremden, die unsere Wiesen zertreten und in den Wäldern unser Wild verjagen. — Anderen soll ich durch Sammlungen Schulen, Spitäler, Lehrwerkstätten bauen. — Diese angeführten Fälle sind aus einer Post von vier Tagen herausgehoben. So geht's durch das ganze Jahr. Und wie langatmig, wie leidenschaftlich, wie stürmisch die Bitten und Forderungen sind! Man beantwortet zwar das wenigste, aber schon das flüchtige Durchsehen der Briefe braucht Zeit, regt auf, zerstört die geistige Sammlung, reißt die Stimmung hin und her, als ob fremde Arme, der eine dahin, der andere dorthin, meine wehrlose Seele wollten zerren. So zerstören mir die Poststunden den ganzen Tag. — Wird sonst je ein Mensch so auseinandergerissen wie ich? Gewiß auch andere. Doch, wie soll man dabei gesund werden und arbeiten können?

Der Entschluß, überhaupt keine Post mehr anzunehmen, ist schwer; man läßt sich damit Liebes und Wertvolles entgehen. Doch um sich vor den Schnorrern und Phantasten zu schützen, die einem — so gut es auch mancher unter ihnen meinen mag — alle Zeit und Kraft abzapfen, wird ein solcher Entschluß doch gefaßt werden müssen. — Oder soll man die Zumutungen bloß lachend in den Papierkorb werfen? — Wenn nicht Herzblut dabei wäre!

Ja, Herzblut. Ich erinnere mich an jenen alten Mann, der auf seiner Fußreise von Laibach nach Berlin bei mir in Krieglach zusprach und mich bat um Empfehlungsschreiben an Kaiser Franz Josef und an Kaiser Wilhelm. Er habe endlich das Geheimnis gefunden, wie man die Erde zum Himmel machen könne, und wolle es den beiden Kaisern vorlegen. Es sei die einfachste Sache, ein Kolumbusei. Die Herrscher müssen bloß die Nächstenliebe zum Gesetz erheben. Jeder, der den Nächsten nicht liebt, wird eingesperrt! — Ich suchte den irren Mann zuerst mit freundlichem Zureden von seinem Vorhaben, deshalb nach Wien und Berlin zu wandern, abzubringen, stellte ihm die Unmöglichkeit der Sache vor und verweigerte ihm natürlich die „Empfehlungsschreiben“. Der alte, weißhaarige



Kleine Laube.

Das Weib muß arbeiten; die Frau arbeitet; die Dame frägt: „Wie macht man das?“ P. L. M.

Ganghofer und sein Freund Alexander.

In dem „Buche der Freiheit“ (das vor kurzem als dritter Band seiner Selbstbiographie, „Lebenslauf eines Optimisten“, Stuttgart, Ad. Bonz & Comp., erschienen) erzählt der bayerische Dichter von einer kleinen Landpartie im Gebirge, die wir weitertragen müssen, weil sie einen gar so frischen, lustigen Vorgeschmack gibt von dem köstlichen Buche.

Im gleichen Sommer, erzählt Ganghofer, schloß ich eine herzliche, fürs ganze Leben ausdauernde Freundschaft mit einem anderen jungen Künstler des Theaters, mit Richard Alexander, der am Gärtnerplatz neben Konrad Dreher als Liebhaber und Bonvivant die Gunst der Münchener gewann. Er war ein Mensch und Künstler von quellender Jugend, mit bezwingendem Charme und klarem Lebensmut. Im gesellschaftlichen Verkehr merkte man ihm niemals den Schauspieler an; da war er von liebenswürdigem Ernst, konziliant, vornehm, fein, immer à quatre épingles. Und stand er auf der Bühne, so ging etwas Wohliges, etwas Ruhigmachendes von ihm aus. Neben aller Ergriffenheit des Zuschauers, die Alexander in ernsten Rollen zu erzielen wußte, blieb immer ein leises, eigentümliches Schmunzeln, das den Ernst seiner Wirkungen wunderlich schmackhaft machte. Drum sagte ich eines Tages zu ihm: „Du, ich glaube, daß du eigentlich als Liebhaber und Held deinen Beruf verfehlst. Ich glaube, daß in dir das Zeug zu einem ganz großen Komiker steckt.“

Dieses Urteil kränkte ihn. Er war der Meinung, daß ich zu wenig von ihm halte, die Qualität seiner künstlerischen Begabung unterschätze.

Ich sagte: „Nein! Die Leute zur Rührung zu zwingen ist leichter, als die Menschen in Freude lachen zu machen. Der Humor ist das Größere als die Tragik. Und alle ganz großen Dichter, Homer, Shakespeare, Goethe, sind Humoristen gewesen.“

„Nach deiner Definition wäre Schiller kein großer Dichter. Der macht die Menschen nicht lachen.“

„Das ist ein Irrtum. Schiller als Mensch hatte Humor. In seinem Leben steht der Humor breitspurig neben aller Tragik. Schiller ist nur leider nicht alt genug geworden, um den Humor seines Lebens und Leidens auch groß hinüberzuheben in seine Kunst. Aber denk an seine Anfänge, an den Spiegelberg, an den Mohren im Fiesko, an den Hofmarschall Kalb! Und den lang ausgesetzten Versuch, Humor zu zeigen, hat er im Wallenstein wieder aufgenommen. Wäre Schiller um zwanzig Jahre älter geworden, er hätte sich als einer der größten Humoristen aller Zeiten

an beiden Seiten voll von einer kleingekitzelten Bleistiftschrift, die schwer entzifferbar also lautet:

„1858 in Märzen. Ist der Nachbar Stein (=reiber?) zu uns kommen, sonst allemal lustig, heute sehr traurig. Er hat zwei große, starke Buben, den Franzl und den Michel. Und den älteren, den schönen, kräftigen Franzel haben sie ihm in Bruck zu den Soldaten behalten. Der Franzl will nicht, weil das Soldatenleben ein Graus ist, und der alte Steinreiber ist zu den Herren nach Bruck gefahren, daß sie sehen, wie mühselig er ist, und er kunnt den Franzl um kein Streich graten daheim in der Wirtschaft. — Aber, sagen sie, er hätt ja noch einen zweiten Sohn! — Ja, sagt er, ist aber noch klein und letz und bringt in der Arbeit noch nix fürwärts. — Sollt' ihn herzeigen! sagen die Herren. Desweg ist der alte Steinreiber in der Zwicken, denn es ist nit wahr, daß sein jüngerer Sohn noch klein und letz ist, er ist groß und stark. Und wo nimmt er jetzt einen letzen Buben her, den er den Herren kunnt aufzeigen für seinen Sohn Michel! Derohalben ist der Alte zu uns kommen und mein Vater möcht so gut sein und ihm auf einen Tag seinen letzen Buben leihen, den er in Bruck für seinen jüngeren Sohn wollt ausgeben. Nachbarschaftlich ist mein Vater immer gewest, und so sind wir am kommenden Tag nach Bruck gefahren, der Steinreiber und ich, und hat mir's unterwegen eingelernt, daß ich 14 Jahre alt bin und Michel Steinreiber heiße. Die Herren haben s glaubt, haben den Franzl ausgestrichen und wir haben auch künnen heimgehen. In der Freud hat mir der alte Steinreiber, was am selben Tag mein Vater ist gewest, ein Gebetbüchel kauft, dasselbig, wo ich jetzt die Begebenheit hineinschreib zum Andenken. Als wie nachher die Rekruten fort haben müssen, auswendig mit Geschrei, einwendig mit Traurigkeit, da hat der Franzl daheimbleiben dürfen in großer Freudigkeit. Aber der Herrgott hat ihm s nit geschenkt. Nit ein Jahr geht um, kommt eine Bois (?) in unsern Gai, das Nervenfieber geheißen, hat etlich junge kräftige Leut mitgenommen — darunter auch den schönen, starken Franz Steinreiber. Und wie nach sieben Jahren die Soldaten frisch und gesund sind zurückkommen aus der weiten Welt, ist der Franzl schon verwesen gewest.

Dieses Büchel ist ein Bußgedenken, weil ich han mitgeholfen und bin schuldig zu beten."

Diese Aufschreibung nimmt mich merkwürdig mit, denn ich kannte jene Häuser und weiß von der Geschichte.

Kaum ist er draußen, fahr' ich vom harten Kanapee auf und bin mit einem Sprung in dem herrlichen Bett da drüben. Ich jauchze in meiner Seele und strecke die müden Beine. Im gleichen Augenblick saust Richard wieder in die Stube herein, wirft sich längelang auf das steinerne Kanapee — sagt: „Dich kenn ich doch!" — und lacht dazu wie ein Seliger des Lebens.

Nach fünf Minuten begriff ich, warum er lachte und aus welchen Erwägungen er mir die Eroberung des Bettes nicht übelnahm. Ich begann zu fluchen: „Himmel, Herrgott und Haberstroh! Wie viele haben denn dich in dem gottverwünschten Bett gebissen?"

Er jubelte: „Hundert! Mindestens!"

Wer da jetzt an Flöhe denkt, muß als wohlwollender Optimist bezeichnet werden. Und seit damals ist mir, wenn Freunde teilen, die schlechtere Hälfte immer die liebere. Man kommt besser dabei weg. Und ich sagte mir damals: „Du hast also doch wieder Glück gehabt, denn du hast ganz richtig das Bessere herausgezipfelt." Und wenn mir späterhin etwas schief ging, dachte ich zu meinem Troste gern an das Kanapee von Oberammergau. Es wurde zu einem Erziehungsfaktor für meinen Optimismus, bei dem ich mich der Unzufriedenheit entwöhnte.

Berthold Auerbach.

Zum hundertsten Geburtstage, von Helene Granzow.

Das Prinzip der Wellenbewegung treffen wir nicht nur in der Physik an, wir begegnen ihm auch im Leben des einzelnen wie im Geschmack der Völker. Auf jede Welle folgt eine Tiefe, auf jede Erhebung ein Rückschlag, und die Stärke der ersten Bewegung bedingt die der zweiten. Auch Künstler und Schriftsteller erleben dieses Auf und Ab. Je höher die Gunst der Masse einen Dichter zuerst erhebt, desto tiefer ist gewöhnlich die Ablehnung der Nachwelt. Glücklicherweise erleben die meisten Schriftsteller das Abflauen ihres Ruhmes nicht mehr. Aber Berthold Auerbach, der jüdische Volksfreund, dessen hundertsten Geburtstag wir am 28. Februar feiern, mußte noch viel von dem Schmerz durchleben, eine sinkende Größe zu sein. Schon seine ersten Dorfgeschichten machten ihn berühmt, vierzig Jahre später warf man ihn zum alten Eisen. Dann kam der Antisemitismus und brach dem Manne, der sich immer als Deutscher und als Jude zugleich gefühlt hatte und fühlen durfte, das Herz (R. M. Meyer).

Berthold Auerbach wurde am 28. Februar 1812 als Sohn eines Handelsjuden in Nordstetten im württembergischen Schwarzwald geboren. Früh zum Talmudschüler bestimmt, kam er nach Hechingen, Karlsruhe, Stuttgart und schließlich zur Universität nach Tübingen. Männer wie David Strauß, Schelling in München und Daub in Heidelberg wurden seine Lehrer, und er wandte sich unter ihrem Einfluß ganz der reinen Philosophie zu, die ihn schon lange anzog.

Im Jahre 1837 ereilte ihn das Schicksal seines Geistesbruders Fritz Reuter, er wurde als Burschenschafter auf dem Hohenasperg in Sicherheit gebracht, glücklicherweise nur auf einige Monate.

Aus seiner Haft entlassen, richtete er zunächst gegen Wolfgang Menzel eine Streitschrift: „Das Judentum und die neueste Literatur". Kurz darauf erschien sein erster Roman: „Spinoza". In diesem verherrlicht er den Mann, der ihm sein ganzes Leben hindurch Leitstern und Führer blieb, dessen Werke er auch späterhin übersetzte.

Es folgten bald andere Romane, unter anderem ein Versuch, philosophische Wahrheiten dem Verstande des gemeinen Mannes erfaßbar zu machen. Aber erst seine „Schwarzwälder Dorfgeschichten" machten ihn über Nacht zum beliebtesten Dichter Deutschlands.

erwiesen. Drum wünsch ich dir ein langes Leben, Richard! Dann wirst du einer der größten Komiker der Gegenwart werden!"

„So? Weißt du was . . . steig mir auf den Buckel hinauf!" (So schreib' ich jetzt; doch er drückte sich im Ärger wesentlich anders aus.)

„Na also, schau, du bist ein Humorist! Mit einem einzigen Wort vermagst du dem ernstesten Gespräch eine heitere Wendung zu geben."

Wir debattierten auch sonst sehr gerne, über wissenschaftliche Fragen, über Gott und Seele, über die letzten Rätsel des Lebens und der Welt. Und eine solche, aus dem Nichts geborene Debatte hätte uns zwei treu und herzlich Verbundenen beinah in Todfeinde verwandelt.

Wir wanderten miteinander zum Passionsspiel nach Oberammergau. Unser ganzer Vorrat an Eleganz befand sich in den Rucksäcken hinter unseren Schultern. Fein war's! Zwei junge, feste, frohe Menschen, in Freundschaft Herz an Herz geschmiedet, und so hineinzuwandern in die blauen und grünen Berge! Auf dem Heimweg, zwischen Murnau und Ammertal, überkletterten wir das Hörnle, weil es mein Wahlspruch war: der nächste Weg geht immer über die Berge, nicht um die Berge herum. Aber diesmal trog mich meine Devise. Statt um zwei Uhr nachmittags kamen wir abends um sieben Uhr in Oberammergau an. Wir gerieten in einen grauenvollen Platzregen, vor dem wir gerade noch rechtzeitig Schutz in einer Jägerhütte auf der Kuppe des Berges fanden. Und beim Abstieg verirrten wir uns trotz meiner touristischen Spürnase — das heißt, den nächsten Weg fand ich da wirklich; es war aber auch der dreckigste, ein Viehweg, auf dem wir manchmal bis über die Knie herauf in Morast versanken. Bei der Ankunft in Ammergau sahen wir so schauderhaft aus, daß wir in jedem Hotel, an dessen Tor wir klopften, unerbittlich abgewiesen wurden. Schließlich, als die Nacht schon sinken wollte, fanden wir Unterkunft bei einem braven Mann, der im Sommer Maurer und im Winter Herrgottschnitzer war. Wir bekamen eine winzige Stube mit einem Lederkanapee und einem Bett. Eine Stunde brauchten wir, bis wir den gröbsten Bergschlamm von unseren Hosen und Joppen heruntergekratzt hatten. Dann mischten wir uns in das wunderliche Dorftreiben, bei dem man die Haare der in Kurzledernen umherwandelnden Apostel mit der Elle hätte messen können. Und wir beide dachten während des ganzen Abends heimlich immer dieses Eine: „Welcher von uns zwei Müden wird wohl das Bett bekommen?"

Als wir in der Mitternachtsstunde heimwanderten, sagte Richard: „Weißt du, wir sind doch gute Freunde, wir wollen uns doch wegen des lumpigen Bettes nicht zanken. Ich meine, wir lassen das Los entscheiden."

„Gut! Zipfeln wir!" Ich machte flink an mein Taschentuch einen Knoten, hielt dem Freunde bei einer Laterne trübem Schein die zwei verhüllten Zipfel hin und dachte: „Ich krieg schon das Bett!"

Nein! Er gewann es. Und war darüber sehr guter Laune.

Seufzend streckte ich mich in der Herrgottschnitzerherberge auf das knollenharte Lederkanapee. Und Richard in seinem herrlichen Bette sagte immer: „Aaah, wie schön!"

Der Mond schien ein bißchen ins Zimmer herein. Ich konnte nicht schlafen. Dieses verfluchte Kanapee!

Auch Richard drehte sich immer hin und her. Ich vermutete: vor Behagen. Dann fragte er: „Du? Hast du dich beim Hauswirt erkundigt, wo man da hin muß?"

„Nein! Da wirst du schon suchen müssen. „Bei dieser Antwort durchzuckte mich ein Hoffnungsschimmer.

Und richtig, nach einer Weile steht er auf, brummt ein „Scheußlich!" in den Bart, den er als Schauspieler nicht hatte — und geht zur Türe.

Bald nach den Erfolgen seiner ersten Bücher ließ er sich ganz als Schriftsteller nieder, lebte zuerst in Frankfurt a. M., dann abwechselnd in Weimar, Leipzig und Dresden. In dieser Zeit gab er den „Gevattersmann“ heraus, einen volkstümlichen Kalender, zu dem er wohl durch Hebel angeregt war. In Breslau verheiratete er sich, doch sein Glück war von kurzer Dauer. Seine Frau starb bald und er ging nach Wien, wo er Zeuge der Oktoberrevolution wurde. Die Erinnerungen aus jener Zeit hat er niedergelegt im „Tagebuch aus Wien“.

In Dresden verheiratete er sich zum zweiten Male, lebte viel auf Reisen und zog zuletzt nach Berlin. Auch im Drama versuchte er sich, doch sein „Andree Hofer“ fand keinen Beifall. So kehrte er zum Roman zurück und schuf unablässig bis fast an sein Lebensende.

Auch eine ganze Reihe literaturgeschichtlicher Vorträge sind von ihm vorhanden, nach dem siebziger Kriege gab er heraus „Wieder unser“, aber das, was ihm Ansehen verbürgt bis über das Grab hinaus, sind und bleiben seine Dorfgeschichten.

Er starb vor 30 Jahren, im Jahre 1882; vielleicht schenkt uns bald einmal ein Verlag einzelne seiner Erzählungen in einer recht wohlfeilen Volksausgabe, so daß die vielen tüchtigen Keime, die er gelegt hat, fröhlich Wurzel schlagen im deutschen Volk.

Singvögel.

Die Hoffnungslosen.

Dumpf ist der Kerker. Kein Gedanke flitzt
Als Lichtstrahl durch die rostigen Gitterstangen.
Ein Mäusekauz, schwer in Problemen, sitzt
In einem Spalt und läßt die Flügel hangen.

Die Zeit mit ihren Mammutzähnen ritzt
Hier nicht den Stein. Nichts kommt, nichts ist vergangen.
Der Herrgott wettert draußen, dröhnt und blitzt —
Sie hoffen nichts, die hier felstief gefangen.

Hans Mittendorfer

Der neidische Winter.

Weil ich den Frühling besungen
Ward neidisch der Winter, der Gauch!
Und schnauzte: „Ein Ständchen, beim Triller!
Dem Kranken, das können wir auch!“

Und richtig, heut' ist er gekommen —
Und hat mir ein Ständchen beschert
Mit großem, verstärkten Orchester
Gab er mir ein Frühkonzert.

Ouvertüre mit Fenstergerüttel,
Dann tutti, fortissimo
Und soli mit Pfeifen, Trompeten
Und Pauken, vier Stunden lang so.

Mit Pausen und Variationen,
Mit immer steigender Wut,
Und endlich das große Finale . . .
Jetzt Schweigen — die „Wagnerei“ ruht. —

Habt Dank, Dirigent und Orchester,
Für die schneidige Ovation!
Doch wenn ich darf bitten, Herr Winter,
So macht euch jetzt auf und davon.

Wohl hör' ich in traulicher Stube
Das Wüten zuweilen recht gern,
Doch jetzo, entschuldigt — Herr Winter,
Jetzt seid ihr am schönsten von fern.

Jetzt hör' ich den Frühling viel lieber;
Ihr hält mich gefangen zu Haus,
Er aber, der frohe Geselle,
Läßt bald mich, läßt bald mich hinaus.

Gottfr. Strasser.

Was Reuter bald für den Osten wurde, war Auerbach damals für den Westen. Dabei war er aus seiner Natur heraus ein Erzieher, der die Einfalt des Dorflebens gern der Raffiniertheit des Stadtlebens entgegenstellte.

Wenn er dabei auch oft den Fehler beging, den Dörflern seine philosophischen Ideen in die Schuhe zu schieben, wenn er auch das Dorfleben gar zu rosig, den Einfluß der Stadt gar zu schwarz malte, so kam doch alles aus einem so biederen, rechtschaffenen Herzen, daß sich keiner dem Einfluß seiner treuherzigen Art verschließen konnte.

Seine größte Kunst zeigte er wohl in den kürzeren, novellenartigen Erzählungen. Seine Romane, die er auch erst in seinem späteren Alter schrieb, gehen leicht ins Breite, so daß man gern einige Seiten überschlagen kann, ohne aus dem behaglichen Fluß der Fabel herauszukommen.

Sein Meisterstück ist wohl „Die Geschichte des Diethelm von Buchenberg", hier zeigt er einen scharfumrissenen Charakter, der langsam vom Verbrechen umgarnt und schließlich von ihm erwürgt wird. Den größten Anklang hat in seiner Zeit aber „Barfüßle" gefunden. Uns erscheint das kleine Mädchen ja recht altklug, das große Barfüßle unheimlich schlagfertig, der Schimmelritt wieder sehr romantisch, aber da gibt's auch Typen, über die man seine helle Freude hat. Erst gibt z. B. die Bäuerin der armen Schwiegertochter einen Strumpf voll Spartaler, „damit der Bauer dich nicht scheel ansieht", dann holt auch der Schwiegervater heimlich sein Erspartes herzu, „bloß wegen der Bäuerin", am Ende denkt jeder von beiden, „sie muß doch was gehabt haben, denn so viel habe ich ihr doch nicht gegeben." Als das Buch erschien, wurde es begeistert aufgenommen und bald in alle Sprachen übersetzt. Drake schickte dem Dichter das Modell seiner Viktoria von der Siegessäule in Berlin und schrieb dazu: „Hier hast du meine Barfüßle". Menzel und Meyerheim zeichneten Bilder für eine Auswahl der Dorfgeschichten, die in einer Sammlung: „Zur guten Stunde" erschienen und ein geschätztes Werk darstellen.

Ein Heer von Nachahmern stürzte sich sofort auf die gewiesene Spur, Dorfgeschichten aus allen Teilen Deutschlands kamen heraus. Melchior Meyer erschien mit „Erzählungen aus dem Ries", bald gab es Elsässer, fränkische, erzgebirgische, niedersächsische, böhmische Bauerngeschichten, selbst Hermann Kurz und Otto Ludwig haben von ihm gelernt.

Diesen Heimatdichtern reihen sich die Dialektdichter an. Fritz Reuter, zwar älter als Auerbach, ist gewiß von ihm beeinflußt, und noch in neuester Zeit sehen wir größte Erfolge mit Romanen ernten, die ebenso wie Auerbachs Dorfschullehrer mit philosophischen Ideen erfüllt sind, ich denke an Jörn Uhl.

Auerbach muß eine überaus freundliche Natur gewesen sein, alles, was er sagt, selbst seine Gedanken über Freiheit und Verfassung äußern sich ohne Schärfe, er hat sie in einem langen Zeitroman, „Auf der Höhe", niedergelegt.

Sein kluges Gesicht mit zurückgekämmtem Haar und Spitzbart läßt eigentlich weniger die heitere Gemütlichkeit ahnen, die hinter der hohen Denkerstirn verborgen liegt. Eine unerschöpfliche Lust am Erzählen steckt in ihm, zu gern spinnt er den Faden weiter, ja in seinem Alter kam er sogar einmal auf die Idee, zu seinen längst abgeschlossenen Dorfgeschichten Fortsetzungen zu schreiben, die natürlich seinem Ansehen mehr schadeten als nützten. Jetzt ist dies Verfahren ja allgemein üblich, „geht" ein Roman, so erscheinen vier Bände Fortsetzungen. Zu seiner raschen und starken Produktion, seine Gesamtausgabe umfaßt 22 Bände, paßte auch seine Fähigkeit, sich mündlich schnell und auf angenehme Art hinzugeben, dies machte ihn zum gern gesehenen Gesellschafter. Wo er hinkam, war er der Mittelpunkt eines interessierten Kreises.

Das fidele Gefängnis. „Nummer Siebzehn, wenn Sie sich noch einmal über das Essen beschweren, werden Sie entlassen.“ („Jugend.“)

*

Das Schrecklichste. „Mein herzlichstes Beileid, Baron! Wie dein armer Sohn bei dem Eisenbahnunglück sein Leben lassen mußte, das ist doch schrecklich!“ — „Und das Schrecklichste bei der Sache: Seine Leiche wurde in einem Abteil III. Klasse gefunden!“ („Muskete.“)

*

Der helle Sachse. Ein gemütlicher Sachse tritt als Vergnügungsreisender in ein Hotel in Berlin ein: „Hären Se mal, mei gutester Herr Oberkellner, ich möchte nämlich diese Nacht die Ehre haben, in Ihrem Hotel zu schlafen. — Oberkellner: „Mit Vergnügen, mein Herr; Sie wünschen doch jedenfalls erster oder zweiter Etage vorneheraus zu wohnen? Die Aussicht ist ganz großartig.“ — Sachse: „Na, wissen Se, mein gutestes Herrchen, wenn's hintenaus billiger ist, da möcht' ich nu schon ganz gehorsam bitten, mich dort einzuquartieren, denn wir Sachsen ham so eene recht alberne Angewohnheit.“ — Oberkellner: „So, Sie sind doch nicht etwa nervenleidend?“ — Sachse: „Ach nee, mein Verehrtester, das ist's nu gerade nicht; aber wissen Se, wir Sachsen machen nämlich meerschtendeels alle beim Schlafe de Ogen zu; da nützt uns doch die scheene Aussicht nicht viel.“



Bücher

Buch der Freiheit. Von Ludwig Ganghofer (Stuttgart. Adolf Bonz & Komp.)

Wer heute den ruhigen, gesetzten, überlegsamen Mann betrachtet, der ahnt kaum den unglaublichen Allodri, der vor drei Jahrzehnten noch in ihm steckte und elementar hervorquoll. Er erzählt es aber in dem dritten Band seines „Lebenslaufs eines Optimisten“ mit unbefangenem Vergnügen, was er als Student in München und Berlin getrieben hat. Die bekümmerten Eltern konnten nicht einmal sagen, daß dieser lockere Sohn ein Taugenichts sei, denn er taugte zu den verstiegensten Studentenstreichen, zum Ulkgesellen, zum Verschwender, zum Schuldenmacher, zum Spieler, zum Mädeljäger verwegenster Art. Endlich ist er sogar Dichter geworden und zum Theater gegangen. — Und als dieses wirbelnde Gähren vorüber war, kam die Klärung, die Einkehr. Er fand sie in Wien gleichzeitig mit seiner Braut. Wenn man in diesem flotten Buche all das Tollustige, oft anekdotenhaft geschärfte Treiben des jungen Musensohnes mit dem blonden Haarschopf liest und immer sein Lachen hört, sein glückheißes, sorgenverscheuchendes Lachen, da kann man wohl nicht ahnen, welch ein gräßlich Ereignis er zu erzählen haben würde aus den Tagen, da er sein Weib fand. Wer nicht absichtlich Ohr und Auge verschließt vor dem noch immer raunenden Geschehnis in Wien an jenem 8. Dezember 1881, der greife in Gottesnamen zu Ganghofers Schilderung des Ringtheaterbrandes – nicht als sollte er in sich noch einmal den Schauder aufwecken, sondern nur, um unseres baierischen Dichters weite Skala einzuschätzen, vom übermütigsten Humor bis zur zermalmenden Tragik. Aber nach dieser, noch bevor das „Buch der Freiheit“ schließt, hebt unser Dichter wieder in die sonnigen Himmel sein Herz, sein erstes Kind — und jauchzt, daß es durch Wald und Berg gellt bis hinauf zur Zugspitze. Der liebe, ewige Optimist.

Schneeballen. Dritte Reihe von Heinrich Hansjakob. (Stuttgart. A. Bonz & Komp. 1911.)

In seinen jüngeren Priesterjahren, nachdem Hansjakob sowohl kirchlich gemaßregelt als auch politisch gebüßt worden war, kam er als Pfarrer nach Hagnau, in ein kleines Dorf am Bodensee. Dort wirkte er in glücklicher Stille und bei braven, ursprünglichen Schiffern und Weinbauern fünfzehn Jahre lang. In diesem Buche schildert er die Leute von Hagnau, nicht so sehr die Typen, sondern die Originale, wie z. B. die zwei Prinzen, die Dorfschneider und vor allem den Sakristan,

Warum?

Warum wir einmal schlafen,
Warum wir sterben geh'n?
Der Schiffer sucht den Hafen
Nach Nacht und Sturmesweh'n!

Es kehrt der Wand'rer gerne
Zu seiner Heimat ein. —
Beim ew'gen Licht der Sterne
Wird unſ're Heimat sein!

Ed. Ad. Kraus.

Die stillen Gärten.

Wie lieb' ich jene schlichten Gärten,
Die vor den Bauernhäusern stehn;
Am Zaune grüßen schlanke Malven
Die Wandrer, die vorübergehn,
Auf schmalen leichterhöhten Beeten
Wächst Kopfsalat, auch Kohl und Kraut,
Und Möhren, Zwiebeln, Petersilie
Sind hier in kluger Wahl gebaut.

Pechnelken, Flox und gelbe Veigel,
Mohn, Rittersporn und Fingerhut
Stolzieren leuchtendbunt dazwischen,
Und sie vertragen sich sehr gut,

So gut wie zärtliches Empfinden,
Und sorgend überlegener Sinn,
Wie Lebensernst und frohe Laune
Vereint im Menschenherzen blühn. —

Mich mahnen diese stillen Gärten,
So wohlgehegt, so sonndurchglüht,
Im geberfroh bescheidenem Harren
An echtes frauliches Gemüt:
Dem Hause ist's ein stiller Segen,
Ein unschätzbares teures Gut —,
Dem müden Wanderer gibt sein Grüßen
Zum neuen Hoffen neuen Mut.

Ella Triebnigg.

Letzter Wunsch.

Noch einmal laß mich, Herr, im Traume seh'n
Die Teuren, die durch meine Tage gingen;
Die Liebe gaben und von mir empfingen;
Mög' auch mein Lebenslied dann rasch verklingen,
Mein Geist in wesenloses Nichts verweh'n!

Noch einmal möcht' ich schwelgen in Genüssen,
Die meine Jugend reich gemacht und wert;
Und was ich einst geliebt, geschätzt, begehrt,
Was inbrünstigen Sinnes ich verehrt —
Sei mir der Erdenschöne letztes Grüßen!

Elfriede Barger.

Vom letzten Sonnenstrahl...

Goldene Gnome schließen
Das Tor des Tages zu,
Vom letzten Leuchten fließen
Noch Wellen auf meinen Schuh.

Bin wandermüd und stehe
Und träume nieder zu Tal...
Mir ward im Herzen wehe
Vom letzten Sonnenstrahl.

K. Dankwart Zwerger.

Lustige Zeitung.

Anders gemeint. — „Denken Sie, die Ungeschicklichkeit, liebe Freundin: als ich mich eben anzog, setzte sich mein Mann plötzlich auf meinen Hut." — „Man sieht's ihm an." — „Ach, dieser Hut war's ja gar nicht." — „Ich meine — Ihrem Mann." („Meggendorfer.")

*

Das stark beleibte Ehepaar Krause besucht eine anatomische Ausstellung. Vor einem Knochengerüst, das als weibliches Skelett bezeichnet ist, bleibt Krause stehen und spricht zur Gattin: „Siehste, so biste". („Jugend.")

*

gekommen“ zu sein. Wer seine „Finessen“ las, dem ward er Freund, wer sein „Buch Adelheid“ kennt, der hält ihm Treue! K. D. Z.

Aus den Tagen von Sedan. Von Camille Lemonnier. Deutsch von P. Cornelius. Mit einem Vorwort von Berta von Suttner. (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker.)

Lemonnier ist kein Zola! Und Frau Berta v. Suttner hat Unrecht, wenn sie in der Vorrede sagt, der Autor habe das, was er sah, ohne seine Empfindungen dabei, auf den Buchblättern fixiert. Nein, der Verfasser registrierte die Tatsachen nicht wie ein „Film“ (der Ausdruck B. Suttners), er sah einerseits nur französische Helden und anderseits nur preußische Barbaren-Eroberer mit etlichen menschlichen Zügen, und so schilderte er sie. Sehr begreiflich an sich, denn das Buch wurde noch im Jahre 1870 geschrieben, von einem tiefgekränkten Patrioten geschrieben, während sein Herz zuckte. Dabei kann keine „Filmarbeit“ herauskommen, und ich wundere mich, daß die Darstellung nicht noch einseitiger ist. — Aber abgesehen davon, abgesehen von der so begreiflichen Subjektivität, enthalten die 199 Seiten eine schreckhafte Menge von Tatsachen, die beweisen, wie es aussieht, wenn zwei Völker einander morden wollen. Das sollten die Völker erfahren, die oft kriegerisch tun, scheinbar bereit, die Schwerter für eine Lappalie zu ziehen. Aus diesem Grunde müßten weite Kreise Lemonniers Buch lesen, dessen Schreiber mit dem Griffel in der Hand über die Schlachtfelder Sedans ritt und gewiß keine Greuelszenen dazu erfand, wenn er auch Licht und Schatten oft willkürlich, scheint es, verteilte. V. E. S.

Die Helios-Klassiker. (Leipzig. Reclam jr.)

Wilhelm Bölsche sagt: „Reclam bedeutet eine Station der Volksbildung auf der Erde.“ In der Tat, die Reclamsche Universalbibliothek ist auf der Welt einzig dastehend. Sie ist die hervorragendste Streiterin im Kampf gegen die Schundliteratur, da sie das Beste vom Besten wohlfeil darbietet. Besonders ihre Klassikerausgabe „Helios“ verdient weiteste Verbreitung. Über den Inhalt ist natürlich kein Wort zu verlieren — geschlossen von Shakespeare bis Stifter! —, aber Ausstattung und Druck müssen hervorgehoben werden: In jeder Beziehung tadellos, elegant und ansprechend. Die Zierde des Bücherkastens. Mir liegen Goethe und Schiller vor: gutes, holzfreies, nicht vergilbendes Papier, handliches Format, solide biegsame Einbände und Fadenheftung. Erlesenen Feinschmeckern ist die prachtvolle Ganzlederausgabe mit echtem Goldschnitt zu empfehlen.

Ich möchte noch hinzufügen, daß Reclam für seine Helios-Bibliothek eigene Bücherregale herstellt. P. L. M.

Die Volksausgabe von Robert Hamerlings sämtlichen Werken. Eine schöne Gesamtausgabe, die pietätvoll zugleich dem stets geäußerten Wunsche des längst geschiedenen Dichters entspricht, legt die unermüdliche Klassiker-Verlagsbuchhandlung Hesse & Becker (früher Max Hesse) in Leipzig vor. Es sind dies „Hamerlings sämtliche Werke, in 16 Bänden herausgegeben von Michael M. Rabenlechner“, dem besten Kenner von Hamerlings Leben und Dichten. Für Österreich und zumal für die Steiermark, die sich der edle Poet zur zweiten Heimat erkoren hatte, bedeutet diese Ausgabe ein literarisches Ereignis, nicht minder für alle Leser des „Heimgarten“ aus früherer Zeit, denen Hamerling darin so viel des Schönen und Trefflichen von seinen Geistesschöpfungen geboten. In vier stattliche Bände gebunden, bietet diese 16bändige Ausgabe um einen erstaunlich billigen Preis dem Leser alles, was Hamerling überhaupt geschaffen, nur die für den philosophischen Fachmann berechnete „Atomistik des Willens“ ist ausgeschlossen, übrigens auch durch einige Probestücke vertreten. Dagegen schickt der kenntnisreiche Herausgeber eine sehr gehaltvolle Darstellung von Hamerlings Leben und Schaffen voraus, die den ganzen ersten Band füllt und der auch wertvoller Bilderschmuck sowie eine Handschriften-Faksimile-Beilage nicht fehlt. Was die Einzelwerke des Dichtets betrifft, so erscheinen dieselben möglichst chronologisch geordnet, sie beginnen mit „Venus im Exil“, es findet sich in Band 3: „Ahasver in Rom“, in Band 4 „Sinnen und Minnen“, in Band 5 „Der König von Sion“. Darauf folgen die dramatischen Stücke und in den letzten Bänden die „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“, „Lehrjahre der Liebe“ und eine Auswahl aus Hamerlings Prosaaufsätzen, darunter namentlich auch verschiedene, die bisher in Zeitungen erschienen und nicht wieder gedruckt worden sind und daher nahezu jedem Leser Unbekanntes aus Hamerlings Feder auch auf prosaischem Gebiete bringen. Die venetianischen Sagen und Geschichten: „Was man sich in Venedig erzählt“ sind dabei nicht vergessen, auch die Novelle „Die Waldsängerin“ ist aufgenommen.

Man muß dem Herausgeber und dem Verlage überaus dankbar dafür sein, daß er durch diese Ausgabe dem vollen und ganzen Schaffen des Dichters gerecht wird, der einst so viele Jahre in unserer Mitte geweilt hat und dessen Schöpfungen, zum großen Teile in Steiermark entstanden, den Flug durch die Welt genommen haben. Zum erstenmal sehen wir dieses Schaffen in geschlossener Reihe vor uns und es zwingt uns hohe Verehrung ab vor einem Geiste, der in so edler Form herrliche Lieder und Epen gedichtet, die dem deutschen Volke unvergeßlich bleiben werden. Hamerling ist in dieser Ausgabe mit Recht den Klassikern desselben angereiht. Kleinliche Befeh-

den langen Kübele. Dieser Kübele ist nicht bloß eine der besten Gestalten Hansjakobs, sondern auch eine der seltsamsten, wahrsten und rührendsten in der ganzen deutschen Literatur. Das ist ein großes Wort; doch man lese just einmal diesen „Sakristan", und es wird keine Gegenrede sein. Nicht kunstvoll erzählend, vielmehr plaudersam bringt dieser Dichter seine Geschichten und Gestalten vor, mit Ernst und Scherz wechselnd, ein buntes Bild von Land und Leuten bietend — inmitten er sich selber. — Warum das Buch „Schneeballen" heißt, das weiß man nicht.

Eroberer. Ein amerikanisches Wanderbuch von Ludwig Brinkmann. (Frankfurt. Rütten & Loening.)

Eroberer — das sind die Amerikaner. Großzügig und stark, Willensathleten, meistern sie ihr riesiges Reich — soweit sich die Natur allgemein und durch technische Wunderwerke im besonderen meistern läßt. Sie braucht ja nur ganz wenig mit der Haut zu zittern und der ganze Zivilisationszauber bricht bröckelnd in Stücke. „Eroberer" gibt es nur mit dem menschlichen Kleinmaß gemessen. — Brinkmann reiste mit klaren Augen durch die Länder, wo angeblich die unbegrenzten Möglichkeiten daheim sind, und weil er sich nicht durch Fremdes abstoßen und nicht durch Glänzendes blenden ließ, sondern alles deutsch sinnierend betrachtete, liest sich sein Wanderbuch so anschaulich und behaglich. Wir Deutsche schauen mit Augen, die ihren Blick an tausendjährigen Kulturen schulten (was ein Hemmnis und eine scharfe Brille zugleich ist), und deshalb wird uns Amerika immer anders scheinen als seinen stolzen Bürgern, die eben daran sind, sich erst das zu erwerben, was wir schon ererbten: Tradition. Tradition ist Fessel, Tradition ist auch ein Halt.

Manches in dem Buch Erzählte kehrt in dem Roman desselben Verfassers: „Die Erweckung der Maria Carmen" (siehe Jännerheft), künstlerisch zu einem Geschehen ausgestaltet, wieder. H. L. R.

Leben und Taten des scharfsinnigen Junkers Don Quixote de la Mancha. Von Miguel de Cervantes Saavedra. Nach der Übertragung von Ludwig Tieck. Mit fünfzehn Bildern nach Kupfern von Chodowiecki, herausgegeben von Alexander Benzion. (Straßburg i. E. und Leipzig. Josef Singer.)

Junker Don Quixote ist für uns das Symbol des weltfremden, romantischen und lächerlichen Idealisten — aber auch des rührenden Träumers, der in seinem Wahn so lange glücklich ist, als nicht die eckige Realität seine Phantasien grausam zermalmt. Don Quixote ist zum Schlagwort geworden. Jeder kennt es, jeder kennt auch den Windmühlenkampf des närrischen Helden — den Windmühlenkampf, der, nebenbei sei es gesagt, keinem Menschen erspart bleibt, wenn er eigene Wege geht — jeder spricht spöttisch vom sonderbaren Knappen Sancho Panso, das Werk gelesen aber haben die wenigsten. Meister Ludwig Tieck übersetzte es und der rührige Verlag Singer in Straßburg veranstaltete nun eine schöne und wirklich wohlfeile Ausgabe (elegant kartoniert 3 Mark, in Halblederband 4 Mk. 50 Pfg.) — Gott sei Dank mit Hinweglassung vieler ermüdender Längen und jener vergänglichen Zeitfragen, die uns nicht mehr interessieren können.

Der Roman des großen Cervantes gehört der Weltliteratur an, und wenn wir uns fragen, warum diese „Rittergeschichte" manchen Wechsel des Geschmackes, ja ganze Kulturströmungen lebensstark überdauerte, so ist die Antwort leicht gegeben: Der Dichter, der eine menschliche, allzu menschliche Gestalt in der Kunst festhält, der ist unsterblich — wie das Menschliche und Allzumenschliche selbst! P. L. M.

Ihm nach! Christusroman von Hans Eschelbach. (Bonn. Veritas-Verlag.)

Der Roman, dessen ich schon im Septemberheft des vorigen Jahrganges gedachte (Seite 934 f.), liegt jetzt im Buch vor. Der Verfasser, den die „Heimgarten"-Leser eben aus seinem Werke „Mattes" kennen lernen, folgt hier dem Drange unserer Tage und gibt eine Christusgestalt — so echt und wahr und rein, wie sie nur die deutsche Phantasie schaffen kann, die sich nicht an jedes vielleicht verstümmelte Wort altehrwürdiger Schriften klammert, sondern den gewaltigen Gottmenschen neu formt, als eine übermächtige Kraft, die ideell Millionen von Menschen beherrscht, ihren Taten Richtung und ihrem Geiste Ziele gibt. Im übrigen verweise ich auf das im Septemberheft darüber Gesagte — lieber noch auf den Roman selbst.

Zugleich erschien von Eschelbach eine neue Gedichtesammlung: **Lebenslieder** (in demselben Verlag), die reicher noch und tiefer als die früheren gleichartigen Bücher des Verfassers warminnerlich zu allen warminnerlich Mitfühlenden spricht.

Das Buch Adelheid. Von Horst-Schöttler. (Leipzig. L. Staackmann.)

Es gibt keinen Untertitel für das Werk: Feinstimmige Briefe, eine altperuanische Novelle, ein Hannibal-Drama „Treue" bauen es auf. Alles wächst aus der ungestillten Sehnsucht zum Weibe, strebt höher und sehnt, befreiter, entrückter, wieder dem Weibe zu. Es liegt viel Landschaft in den Blättern, die Traumheimat der Deutschen: der Gardasee und sein Süden, und — es sei gleich gesagt — Schöttlerische Feinheit, Kraft und Glut! Dieser Dichter hat es verdient, „in Mode

Büchereinlauf.

Aus neuer Kraft. Roman aus Niederösterreich von A. Weghardt. (Wien. Karl Konegen. 1910.)

Erdentage. Erzählungen, Anekdoten und Skizzen von Fritz Strahlmann. (Wildeshausen i. O. Wittekind-Verlag Heinrich Eylers.)

Selige Botschaft. Ein Buch der Liebe von M. G. Mandelik. (Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller.)

Zwei Dächer. Roman von Rudolf Trabold. (Bern. A. Francke.)

Lebensbeschreibung des Ritters Götz von Berlichingen, zugenannt mit der Eisern Hand. Textlich überarbeitet, mit ausführlicher Einleitung und zahlreichen erläuternden Anmerkungen von Dr. jur. et phil. Karl Wolff. (München. Verlag „Die Lese".)

Peter Justus. Eine Komödie der Liebeshemmungen. Roman von Josef Ponten. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Eveline. Volksstück in drei Akten. Der Trilogie I. Teil. Von Fritz Hellmuth. (Prag. Ot. Janaček.)

Jung-Krimhild. Ein lyrisches Drama in 3 Aufzügen von Karl Müller-Poyritz. (Kairo. Deutsche Druckerei „Union".)

Andreas Hofer auf der Bühne. Von Anton Dörrer. (Brixen. Verlagsanstalt „Tyrolia".)

Die Jahrtausendwende. In tausend und einem Jahr. Ein biosophischer Erziehungsroman auf erdpolitischer Grundlage von Heinrich Driesmans. (Dresden und Leipzig. E. Pierson.)

General d. J. von Woinovich und Major Veltzé: 1813—1815, **Österreich in den Befreiungskriegen.** — 2. Band: **Die Tage von Dresden 1813.** Von Oberleutnant Glaise v. Horstenau. — 3. Band: **Kulm, Leipzig, Hanau 1813.** Von Gen. d. J. Emil von Woinovich. (Wien und Leipzig. A. Edlingers Verlag.)

Aufstieg und Niedergang der Völker nach volksorganischer Geschichtsauffassung. Von einem Deutschen. (Schlachtensee. Volkserzieher-Verlag Wilhelm Schwaner.)

Ausgewählte Abhandlungen, Aufsätze und Vorträge von Prof. Dr. Gustav Ruhland. Zu seinem 50. Geburtstage herausgegeben vom Bund der Landwirte in Berlin. (Berlin. Kairos-Verlag für aktuelle Wirtschaftspolitik.)

Kurzgefaßte Deutsche Literaturgeschichte. Ein Volksbuch von Eduard Engel. Sechste, durchgesehene und verbesserte Auflage. Mit 33 Bildnissen und 14 Handschriften. (Wien und Leipzig. F. Tempsky und G. Freytag.)

Leben und Lieben. Gedichte von Christian Stöcker. (Barmen. Paul Welz.)

Über Wellen und Wolken. Gedichte von Heinz Eberl. (Dresden. Rudolf Kraut.)

Im Roeseligarte. Schweizerische Volkslieder. Herausgegeben von Otto v. Greyerz. 5. Bändchen. (Bern. A. Francke.)

Das unbekannte Österreich. Eine Anthologie poetischer Versuche unbekannter Dichter im deutschen Österreich. (Wien. „Baldur"-Verlag.)

Unter der blauen Fahne. Eine Sammlung von Gedichten wider den Trunk. (Herford. Blaukreuz-Buchhandlung.)

Illustrierter Nordtiroler **Familienkalender** für Stadt und Land auf das Schaltjahr 1912. (Innsbruck. Karl Jaud.)

Romnot. Kulturpolitische Briefe gegen welsche Anmaßungen, nach anderweitigen Veröffentlichungen bearbeitet und zur Förderung der antiultramontanen Bewegung als Agitationsschrift herausgegeben von Karl Heltau. (Augsburg. Lampart & Comp. 1911.)

Die deutschen Katholikentage. Auf Grund der amtlichen Berichte dargestellt von P. Bräunlich. 2. Band. (Halle. Verlag des evangelischen Bundes.)

Schulhaus und Heimat. Auch eine Frage des Heimatschutzes von Otto Winter. (Leipzig. List & v. Bressendorf. 1911.)

Eine Kritik der Dogmen der römisch-katholischen Kirche als Antwort auf die in der Borromäus-Enzyklika den Protestanten zugefügten Beleidigungen, verfaßt von Adolf Halbig. (Dresden und Leipzig. E. Pierson.)

Erziehung des Kindes zur Tierliebe. Von Ludwig Ankenbrand (Sammlung Kupferschmid, Band 1). Mit 20 Abbildungen. (München. Melchior Kupferschmid.)

Jugend und Wehrkraft. Von Oberleutnant R. Graf v. Bothmer (Sammlung Kupferschmid, Band 2). Mit 8 Abbildungen. (München. Melchior Kupferschmid.)

Gesunde Frauen. Ärztlich-literarische Besprechung des Klimakteriums von Dr. Fischer-Dückelmann. (Berlin. Hesperus-Verlag.)

Ideales Wahlrecht. Ein Appell an das denkende Deutschland von Heinrich Jaeger. (Bonn. Karl Georgi. 1911.)

Wie kauft man ein? (Käuferbuch.) Von Dr. Heinrich Pudor. (Gautzsch bei Leipzig. Felix Dietrich.)

Schriftstellerbibliothek Nr. 3: **Verlegerlisten für Schriftsteller.** Herausgegeben von der Redaktion der „Feder". (Berlin. „Feder"-Verlag.)

Die vulkanischen Gewalten der Erde und ihre Erscheinungen. Von Dr. Hippolyt Haas. (Leipzig. Quelle u. Meyer. 1909.) Ein lehrreiches Buch, Geschichte, Ursachen und Charakteristik der Vulkanausbrüche, Erdbeben u. s. w., mit vielen Bildern.

dungen haben dem idealen Dichter in der letzten Zeit seines Lebens die Freude an seinen Schöpfungen vergällt und auch nach seinem Tode wollten ihm manche die hohe Anerkennung verweigern, welche er verdient. Aber nicht lange darauf hat sich endgültig die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß Robert Hamerling zu den Besten und Edelsten gehört, welche unserem Schrifttum erstanden sind; Denkmäler wurden ihm zu Ehren errichtet, in ganz Österreich, in Deutschland und darüber hinaus ist sein Ruhm immer größer geworden, und heutzutage wird er den Dichtergenien beigezählt, die sich eine klassische Stelle in der deutschen Literatur errungen haben, deren Geschichte ihm überall den Ehrenplatz anweist, den er verdient. Neben den Denkmälern aus Stein und Erz ist ihm von der Leipziger Verlagsbuchhandlung nun das gewünschte schönste Erinnerungsmal in der vorliegenden Volksausgabe seiner Werke begründet worden, die am besten und unmittelbarsten nachweist, was er uns als deutscher Dichter bedeutet. Sie wird die reiche Zahl seiner Bewunderer nun noch durch ungezählte Freunde aus der heutigen Generation, die sich ihnen anschließen, vermehren. A. Schlossar.

Die **Kulturgeschichtlichen Dokumente.** Die in der Schwabacherschen Verlagsbuchhandlung zu Stuttgart erscheinende Sammlung, die kürzlich mit dem Buche „Napoleon auf St. Helena" so verheißungsvoll begann, bringt mit dem zweiten Bande **Meine Abenteuer** von Graf Moritz August v. Benjowski ein nicht minder hochinteressantes älteres Buch erneut auf den Büchermarkt und erwirbt sich damit ein gleich hohes Verdienst wie mit jenem. Diesmal kommt wieder mit selten gewordenen Stichen in trefflicher Wiedergabe die seinerzeit in vier Sprachen erschienene Selbstbiographie des Grafen Benjowski, eines polnischen Offiziers, der 1769 in russische Gefangenschaft geriet und nach Kamtschatka in die Verbannung kam, an die Reihe. Wir lesen zunächst sehr ausführlich, wie sich Benjowski aus der sibirischen Gefangenschaft zu befreien wußte, mit 96 Gefährten nach Formosa und Macao segelte, dann in französische Militärdienste trat und den Franzosen Madagaskar eroberte. Dort von mehreren Stämmen zum König ausgerufen, fiel er 1786 in einem Gefecht gegen die — Franzosen, die ihm einige Jahre zuvor weitere Unterstützung der neuen Kolonie verweigert hatten. Mag das neue Buch auch keinen so allgemein bekannten Helden haben, wie der erste Band an Napoleon, so darf es doch nicht geringeres Interesse beanspruchen für diesen Mann mit einem kaum minder abenteuerlichen Lebenslaufe, den man einen Napoleon im kleinen nennen kann.

Von Sonnenschein und Liebe. Von Ludwig Zoepf. (Mainz. 1911. Kirchheim & Komp.) Von demselben Verfasser erschien schon 1909 im gleichen Verlag: **Es muß ein Himmel sein.**

Zwei trauliche Bücher, wie sie immer seltener geschrieben werden. Still, zart, bald heiter, bald ernst, der Abglanz einer sinnenden, empfindsamen Menschenseele. Man nimmt sie am liebsten in beschaulichen Abendstunden vor und träumt mit ihnen — träumt mit dem Verfasser, wie er seine Geschichtlein in der Phantasie ausspann und dann hinausflattern ließ ... Wie gesagt: zwei trauliche Bücher, die vielen Freude machen können. P.

Artur Schnitzler. Studie von Josef Karl Ratislav. (Hamburg. Verlagsgesellschaft Hamburg.)

Der auch den „Heimgarten"-Lesern bestbekannte Wiener Schriftsteller J. K. Ratislav hat in einem kleinen Bändchen von 43 Seiten eine Schaffensgeschichte Artur Schnitzlers gegeben, die, von außerordentlicher Klarheit und Übersichtlichkeit, geradezu mustergültig genannt werden muß. Jeder, der sich für die eigenartige Gestalt Schnitzlers, der in seinen Werken bald durch und durch Wiener, bald Kulturkosmopolit ist, interessiert — und seine Gemeinde ist mit Recht sehr groß — wird die Studie mit Genuß und gesteigertem Verständnis für den „Jungwiener Literaten" lesen. B.

Kohls Briefmarken-Handbuch und **Großer Katalog.** 2 Teile. (Chemnitz. Paul Kohl.)

Der Briefmarkensammelsport hat sich im Laufe der Jahre zu einer Art registrierender Wissenschaftlichkeit mit ernsten Fachzeitschriften und großangelegten Katalogen herangebildet, die der gelehrten Münzenkunde kaum mehr nachsteht. Auch in dieser Beziehung marschiert die deutsche Gründlichkeit voran. Vor allem verdient aber Kohls Briefmarken-Handbuch die Aufmerksamkeit aller Sammler, die ihre Liebhaberei mit Ernst und System betreiben wollen. Zwar ist der „Große Kohl", wie er populär heißt, keineswegs schon fehler- oder lückenlos, aber er ist auf dem besten Weg, es zu werden. Das Buch bewältigt ein gewaltiges Material, das zum Teil durch Spezialforschungen noch zu wenig gesichtet ist, als daß ein Kompendium sich unbedingt darauf stützen könnte. Ist schon die Frage der Vollständigkeit bei Katalogen eine schwierige — eine schwierigere noch stellen die Preisbestimmungen, und in dieser Beziehung kann man nun dem Kohl-Verlag das Zeugnis ausstellen, daß er sine ira et studio notiert, ohne freilich allen Ansprüchen gerecht zu werden, was wahrscheinlich überhaupt unmöglich ist. Jedenfalls nähert er sich mit jeder neuen Ausgabe dem Ziel, das Idealhandbuch der Briefmarkenkunde zu werden, immer mehr. M.

Heimgarten

7. Heft. April 1912. 36. Jahrg.

Mattes.

Roman von **Hans Eschelbach.**

(Fortsetzung.)

12. Kapitel.

Am nächsten Sonntage predigte der Pastor „mit Engelszungen", wie Mechtel behauptete. Ohne direkt Namen zu nennen, sprach er doch von den Vorkommnissen der letzten Woche — nur über den Jubjubjub schwieg er — und rührte mit seinen Betrachtungen über Duldung und Nächstenliebe den Küster Thumm derart, daß dieser beständig die Luft durch die Nase schnaufen mußte, um Herr seiner Tränen zu bleiben. Köster Thomm erklärte denn auch nach dem Hochamt, er habe sich nur deshalb immer so geschneuzt, weil er „vom Hochwördegen" einen ganz „onwördegen" Schnupfen gefangen habe.

Die Wallonenstina besonders konnte mit der Wirkung der Predigt zufrieden sein: man behelligte ihren Mattes nicht mehr und vergaß die Vorfälle, in die sich doch kein rechtes Licht bringen ließ, um so eher, da bald das allgemeine Interesse Fugenheims auf etwas anderes gelenkt wurde.

So sehr der gute Pastor neuerdings von der Tugend seiner Pfarrkinder überzeugt war, so sehr glaubte Baron von Fredelager Grund zu haben, dieser Tugend nicht allzusehr trauen zu dürfen. Wie gleichgültig ihm auch sonst die Dorfsünden sein mochten, gegen eine kämpfte



Dr. Br. in Prag. Dr. Heinrich Pudor, Herausgeber der Monatsschrift „Kultur der Familie" und der Wochenschrift „Kunsthandwerk", Schriftsteller, wohnt **Leipzig-Stötteritz**, Schönbachstraße 44.

Peter Rosegger läßt durch uns bitten, ihn mit Zuschriften, Ansuchen und Zumutungen welcher Art immer möglichst zu verschonen. Er ist sehr ruhebedürftig. Alle Zuschriften, die den „Heimgarten" betreffen, sind, wenn redaktionell, an die Redaktion des „Heimgarten", Graz, Haydngasse 7, oder, wenn geschäftlich, an den Verlag „Leykam" in Graz zu richten.

Aufruf!

Die Verwaltung von Gottfried Kellers Nachlaß und die Stadtbibliothek in Zürich beabsichtigen eine vollständige Sammlung aller noch vorhandenen, zum Teil weit verstreuten Handschriften und sonstigen Reliquien des Dichters und Malers. Es sollen auf der Stadtbibliothek Zürich, wo sich der Kellersche Nachlaß, sowie in dem Gottfried Keller-Zimmer ein Kellermuseum befindet, womöglich vereinigt, zum mindesten nachgewiesen werden:

1. Sämtliche Briefe des Dichters.
2. Weitere handschriftliche Werke, Skizzen, Entwürfe in Vers und Prosa.
3. Seine Bilder, malerischen Skizzen und Zeichnungen.
4. Übersetzungen Kellerscher Werke in fremde Sprachen.
5. Musikalische Kompositionen nach Kellerschen Texten.

Die Unterzeichneten richten daher an alle Besitzer von Kellerschen Manuskripten und Bildern, sowie an die Verleger von Übersetzungen und musikalischen Kompositionen die Bitte, sich mit dem Verwalter von Gottfried Kellers Nachlaß, Herrn Dr. Hermann Escher, 1. Bibliothekar der Stadtbibliothek Zürich, in Verbindung zu setzen, ihm ihren Besitz namhaft zu machen und solche Stücke — Manuskripte in Original oder Abschrift — der Stadtbibliothek Zürich, wenn immer möglich schenkungsweise, als einheitlicher Sammelstelle zuzuweisen.

Frau Prof. Jakob Bächtold. — Dr. Hans Bodmer. — Prof. Dr. Karl Brun. — Dr. C. Escher. — Dr. Herm. Escher. — Prof. Dr. Adolf Frey.

Dr. F. Hegar. — Prof. Alb. Müller. — Oberst U. Wille, Meilen.

Prof. Dr. E. Ermatinger, Winterthur. — Prof. Dr. E. F. Geiser, Küsnacht. Dr. C. Spitteler, Luzern. — Direktor Dr. Hans Weber, Bern. — Prof. Alb. Geßler, Arlesheim-Basel.

Prof. Dr. Fernand Baldensperger, Paris. — Prof. Dr. S. Exner, Wien. — Dr. Paul Heyse, München. — Dr. Ricarda Huch, Braunschweig. — Prof. Dr. Alb. Köster, Leipzig. — Rob. Kröner, Stuttgart. — Prof. Dr. Jul. Rodenberg, Berlin. — Prof. Dr. Erich Schmidt, Berlin. — Prof. Dr. B. Seuffert, Graz. — Prof. Dr. Osk. Walzel, Dresden.

(Geschlossen am 20. Februar 1912.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Möck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

seiner Trunksucht halber „das versoffene Inselchen“ nannte, setzte die Schlinge absichtlich falsch und wurde unter Gelächter gezwungen, seinen Genossen einen Schnaps zu zahlen.

„Bei einem Reh macht man's so!“ sagte Bock, nachdem er die Gäste bedient hatte. „Ist die Schlinge gut, Herr Förster?“

„Die Schlinge ist gut!“ bestätigte Förster Witsch und biß auf die Zähne.

„Na, dann schenkt die Schlingen nur dem Baron, wir brauchen sie ja nicht!“

„Nein, wir nicht! Wir nicht!“ klang es unter lautem Gelächter in der Runde.

Der Förster sprang auf und stieß seinen Gewehrkolben zornig auf die Erde. „Ich möchte es euch auch nicht raten! Ihr könntet euch sonst leicht selbst die Schlinge um den Hals ziehen! Sperenzchen mache ich nicht, und was ich einmal in den Klauen habe, das lasse ich nicht mehr los!“

„Uns kann das ja egal sein“, sagte Bock grinsend, „wir fangen nur Maikäfer und Wühlmäuse; aber wer zu arg ins Feuer bläst, dem fliegen die Funken in die Augen“.

Der Förster sah Bock einmal durchdringend ins Gesicht. „Vor jedem Funken fürchte ich mich noch lange nicht!“ sagte er. Dann warf er das Geld auf den Tisch und ging.

Seit jenem Abend war ein stiller, erbitterter Kampf zwischen den beiden Parteien entbrannt. Früher hatten sich die armen Leute Streu und dürres Bruchholz aus dem Walde geholt, und der Vorgänger von Baron von Fredelager hatte es stillschweigend geduldet.

Baron von Fredelager hatte immer schon gegen das Streuholen gewettert; jetzt hielt er streng darauf, daß auch kein Hälmchen mehr angerührt wurde. Er verjagte die Kinder beim Beerensammeln, er prügelte die Jungen, die hinter den Vogelnestern her waren. Arme Frauen, die Heide- oder Brennholz gestohlen hatten, wurden von ihm mit der Hundepeitsche mißhandelt. Die Erbitterung gegen ihn und den Förster wuchs von Tag zu Tag. Es ging die Rede, daß er auch heranwachsende Mädchen und Frauen, die er in seinem Walde beim Streuholen erwischte, mißhandelt habe.

Und nun fing der heimliche Krieg gegen den Tyrannen und seinen Helfershelfer an. Offen wagte man ihnen nicht entgegenzutreten.

Am Hubertustage — seinem Namensfeste — erhielt der Förster Witsch durch die Post ein großes Paket. Als er es überrascht öffnete, war nichts als eine Unmenge abgeschnittener Hasenohren darin, die dazu auch noch alle eingerissen waren, um zu beweisen, daß es sich nicht um Siebenhäuter, sondern um junge, schmackhafte Tiere handelte. Was aber die Wut des Försters noch mehr entfesselte, war ein Zettel,

er mit allen Mitteln: gegen den ausgesprochenen Hang der Fugenheimer Dorfburschen zum Jagd- und Waldfrevel. Als Besitzer eines ausgedehnten Waldes hatte er ein um so größeres Interesse daran, allen Übergriffen in seine Rechte entgegenzutreten, weil er ein leidenschaftlicher Jäger war, dem man nachsagte, er gehe nicht einmal durch seinen Garten, ohne wenigstens nach Spatzen zu schießen.

Sein letzter Förster war nicht nur ein zu großer Liebhaber von gutem Rum gewesen, der Baron hatte ihn auch schließlich in Verdacht gehabt, daß er mit den Wilderern unter einer Decke steckte und sich traktieren lasse, während der Hauptsünder, der Bock, lustig auf die Birsch ginge.

Eines Tages hatte er seinen Förster Knall und Fall entlassen, und ein neuer, echter Waldläufer war an seine Stelle getreten.

Hubert Witsch, der neue Förster, ließ nicht mit sich spaßen. Der baumlange, fuchsige Kerl flößte Respekt ein und war so scharf hinter jedem Holz- und Wildfrevel her, daß die ehrsame Zunft der Fugenheimer Wilderer, die durchaus nicht klein war, sich durch ihn in ihrem guten Rechte arg gekränkt glaubte.

Fugenheim hatte nur eine Wirtschaft besessen, neuerdings war aber durch Bock etwas Ähnliches eröffnet worden; wenigstens wurde bei ihm gegen Bezahlung unheimlich viel Kümmel getrunken. Kurz nach seinem Amtsantritt wagte Förster Witsch sich in die Höhle des Löwen. Der Baron hatte ihm gesagt, daß er unter den Kümmelbrüdern beim Bock die meisten Wilderer finden und kennen lernen könne. Der Bock hatte aber Wind von der Sache bekommen: kaum hatte Förster Witsch sich einen Kümmel bestellt, als das Zimmer sich mit Männern und Burschen füllte, die einen Hauptspaß vorhatten.

„Der neue Förster will hier die Wilderer kennen lernen“, sagte der Bock ganz laut. „Beim Baron ströppen wir zwar nicht, uns kann keiner was nachsagen; aber hier bei mir im Zimmer dürfen wir ströppen, soviel wir wollen!“

Er nahm eine ganze Anzahl Schlingen, die er sich schon zurecht gelegt hatte, zeichnete mit Kreide einen Strich auf die Erde und sagte: „So! das soll das Hasenpfädchen sein. Wer nun die Schlinge nicht richtig stellt, bezahlt eine Runde!“

Er maß mit gespreizten Fingern. „So hoch muß der Stropp stehen, wenn es ein Has ist, und so hoch“ — er legte die Finger jetzt zusammen — „muß der Stropp stehen, wenn es ein Kaninchen ist. — Nun soll der Has von hier kommen: Inselchen! Wie mußt du jetzt den Stropp setzen?“

Inselchen, ein dem Trunke ergebener, arbeitsscheuer Tagelöhner, der übrigens „Insel“ hieß und den man seiner kleinen Gestalt und

war das älteste Kind des kleinen, verkommenen Tagelöhners, den man ‚das versoffene Inselchen' nannte. Dieser arbeitsscheue Herumtreiber, der seine sechs Kinder und seine Frau im Elend verkommen und sich gegen einen Schnaps gerne als Zielscheibe des plumpsten Bauernwitzes gebrauchen ließ, spielte zu Hause den Tyrannen, mißhandelte Weib und Kind, zwang seine Frau, ihn durch Gelegenheitsarbeit zu ernähren und trug jeden Pfennig, den sie verdiente, in die Kümmelstube Bocks, seines Genossen bei Wilddiebereien.

Mattes hatte gerade den Rest einer Brotscheibe in den Mund gesteckt und kaute mit vollen Backen, als „Insels Hänneschen" plötzlich neben ihm hertrabte. Die bitterste Not sah dem verkümmerten Sohne des Säufers aus dem auffallend kleinen, blassen Gesicht. Bei dem rauhen Ostwind zog er die schmalen, spitzen Schultern so hoch, als wolle er in sich selbst verkriechen. Dabei machte er den Versuch, die dünne, abgetragene, knopflose Jacke, deren Ärmel viel zu kurz waren und seine dünnknochigen Ärmchen fast bis an den Ellenbogen bloß ließen, trotz des heftigen Windes zusammenzuhalten.

„Mattes, du bist am Essen?" fragte der durchfrorene Junge zutunlich, während aus seinen tiefumrandeten, unstäten und verschüchterten Augen der grimmigste Hunger sah.

Mattes kaute weiter und grunzte nur; denn er hatte den Mund zu voll und konnte nicht sprechen.

Die Augen des geduckt neben ihm herlaufenden blassen Jungen irrlichterten wie die eines ausgehungerten, herrenlosen Hundes, der bereit ist, jeden ihm zugeworfenen Bissen wahllos zu verschlingen. Der Sohn der Wallonin sah es nicht. Wohlgeschützt gegen den schneidenden Ostwind ging er in seiner gestrickten blauen Wolljacke gleichmütig weiter und richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf die harte Brotrinde, die er sich als besonders knusperigen Leckerbissen bis zuletzt aufbewahrt hatte.

„Schmeckt es gut, Mattes?" fragte das verkümmerte Kind neben ihm und schüttelte sich vor Kälte.

Mattes nickte wieder und schob die Brotrinde in den Mund.

„Mattes, gib mir was!"

Es klang wie ein verzweifelter Notschrei.

„Ich hab' nichts mehr."

„Doch!"

„Wo?"

„Im Munde."

„Das ist doch naß!" sagte Mattes, nahm aber den noch ungekauten Leckerbissen sofort zwischen den Zähnen weg.

„Es ist nur noch so groß", sagte er und zeigte das Stückchen Brotrinde, das kleiner war, als sein halber Finger.

der die wenigen Worte enthielt: „Die Hasen- und Jagdliebhaber Fugenheims gratulieren dem neuen Förster zum Namenstage!"

Der Teufel sollte es holen! Das waren die Ohren von lauter gewilderten Hasen!

Je öfter Jungen und Weiber im Walde beim Streuholen überrascht, geprügelt und angezeigt wurden, um so gehässigere Formen nahm der stille Kampf an. Der Baron wurde fast unsinnig vor Ärger, als man ihm einen seiner Jagdhunde aufgefangen und mit Ölfarbe grün angestrichen hatte.

Die lang andauernde Dürre hatte großen Futtermangel hervorgerufen. Die armen Bauernweiber, die grüne Zweige als Futter für ihre Ziegen holten, waren fast nicht aus dem Walde zu schlagen. Mehr als über zehn, die er erwischt hatte, ärgerte sich Baron von Fredelager über eine einzige, die ihm durchgegangen war. Überall tauchten Gerüchte auf, der Baron und sein Förster hätten Frauen, die sie ohne Zeugen im Walde abgefaßt, nur die Wahl gelassen, angezeigt oder gepeitscht zu werden.

Einige Tage später krepierten die Hunde des Barons; sie waren vergiftet worden. Der Förster schwur, daß es der Bock gewesen sei; beweisen ließ sich aber nichts. Die Kinder bekamen eine solche Furcht vor dem Baron, daß sie schon von weitem vor ihm flohen, auch wenn sie gar nichts getan hatten. Um so stolzer war Gretchen Kirschbaum, daß der Baron nach wie vor freundlich mit ihr sprach und ihr manchmal Äpfel schenkte.

Der Predigt des Pastors und der fortgesetzten Einwirkung seines alten Lehrers hatte es Mattes zu verdanken, daß seine Sünden in Vergessenheit kamen und daß man ihn ungestört seines Weges gehen ließ. Seine Freundschaft mit der Dorfprinzessin hatte aber einen Riß bekommen, wenigstens ließ Gretchen sich jetzt seltener mit ihm sehen. Sie fing an, das Kinderhafte abzustreifen und schien sich manchmal ihrer sonderbaren Freundschaft mit dem Jungen zu schämen. Der Junge hieß bei den Dorfbewohnern übrigens nach wie vor ‚das Tier'. Der Name ließ sich nun einmal nicht ausrotten.

Es war Winter geworden, ein ausnehmend strenger Winter, wie ihn Köster Thomm vorausgesagt. Wenn die Ebereschen, die die Kinder ‚Teufelskirschen' nannten, so viele Beeren trügen, so sei das ein bestimmtes Zeichen, daß strenger Frost zu erwarten sei. Die Mutter Natur decke dann den Tisch reichlicher für die im Winter hilflos umherstreichenden Vögel.

An einem Dezemberabend ging das Tier durchs Dorf, als plötzlich ‚Insels Hänneschen' neben ihm aus der Dunkelheit auftauchte. Der etwa zwölfjährige, in seiner Entwicklung bedenklich zurückgebliebene Junge

„Nirgends", antwortete Mattes. Er wartete, bis die Mutter im Zimmer war, ging dann an den Holzschuppen, schnappte eine Bürde Holz und lief darauf hinten um das Haus herum zu dem auf ihn wartenden Jungen.

„Da!" sagte er, warf die Bürde Holz auf die Erde und gab ihm das Paket, „Sag aber keinem was. Morgen kriegst du mehr!" Dann lief er fort und war bald wieder bei seiner Mutter, die in den nächsten Tagen Gelegenheit fand, über den auffälligen Appetit ihres Kindes sehr verwundert zu sein, und die schließlich den Holzschober mit einem Vorlegeschloß absperrte, weil ihr wiederholt Holz gestohlen worden war.

Mattes schien an jenem Abend auffällig versonnen und in sich gekehrt. Er saß in der Ecke auf der in keiner Bauernstube fehlenden langen Holzbank und sah hin und wieder nachdenklich nach seiner Mutter, die damit beschäftigt war, Butter zu machen.

„Mutter."

„Hm?"

Sie hob den Deckel vom Butterfaß, um zu sehen, wie weit sie mit der Arbeit wäre.

„Hab' ich keinen Vater?"

Die Wallonenstina schrak zusammen und wurde ganz blaß. Sie stand mit einem so heftigen Ruck auf, daß das Butterfaß beinahe das Übergewicht bekommen hätte.

„Doch! — Wer hat denn das gesagt?"

„Inselchens Hänneschen."

Die Frau atmete auf; es war also nur Kindergeschwätz. „Was hat er denn gesagt?"

„Ich könnte froh sein, daß ich keinen Vater hätte. Sein Vater schlüge ihn immer."

Stina dachte an die im Wachstum weit zurückgebliebenen, verelendeten Kinder des Säufers. „So ein Lump!" sagte sie, indem sie sich wieder setzte und die Kurbel des Butterfasses schneller drehte, als vorher.

„Ich hab' aber keinen Vater!" sagte Mattes nach längerem Nachsinnen eigensinnig.

„Viele Kinder haben keinen Vater mehr; Schürhecks Trautchen doch auch nicht."

„Ja, der ist gestorben."

„Dein Vater auch."

„Wo ist er denn begraben?"

„Auf dem Kirchhof."

„Wo denn?"

„Das ist schon lange her. Ich weiß es nicht mehr und kann das Grab nicht finden. Es ist Gras darüber gewachsen."

„Ich hab' solchen Hunger!"

Das frostdurchrüttelte Kind sagte es mit einer Stimme, die Mattes durch Mark und Bein ging.

„Da!" sagte er hastig und hielt die noch von seinem Speichel nasse Brotrinde hin.

Hänneschen schoß darauf zu, als könne ihm die kostbare Beute verloren gehen. „Ah!" sagte er nur, indem er für einen Augenblick die vor Hunger leuchtenden Augen schloß.

„Warum holst du dir bei euch zu Haus nichts?" fragte Mattes, dem plötzlich die Zunge gelöst war und blieb stehen.

„Bei uns?" fragte Hänneschen ganz erstaunt. „Wir haben doch nichts!"

„Ihr habt nichts zu essen?"

„Gar nichts! Meine Mutter sagt, der Vater versäuft alles."

„Dein Vater?"

Der Junge nickte und atmete einmal schwer. „Was kannst du doch froh sein, daß du keinen Vater hast!" sagte er dann aus tiefstem Herzensgrunde.

Mattes antwortete lange nichts und schien den Ausspruch zu überlegen. „Warum?" fragte er schließlich.

„Du wirst doch nicht geschlagen, wenn sie ihn schwarz gemacht haben!"

„Schwarz?"

„Wenn er betrunken ist, machen sie ihm beim Bock immer das Gesicht schwarz und lachen ihn aus. Dann ist er bös und schlägt uns alle, wenn er nach Haus kommt."

„Auch deine Mutter?"

„Die am meisten!"

„Ha!" schnob das Tier und ballte die Fäuste.

„Wir haben auch kein Holz mehr und es ist so kalt!"

„Komm!" sagte das Tier rauh. „Komm!" Er umfaßte mit derbem Griff das Handgelenk des Jungen, aus dem die schwachen Knochen spitz hervorstanden und zog ihn rasch mit sich in die Dunkelheit hinein. Schnaubend blies er den Atem aus seinen Nüstern. „Warte hier an der Hecke. Ich bring' dir was, Hänneschen", sagte er und lief über den hartgefrorenen Boden rasch seinem Hause zu. Der Hunger des hilflosen Kindes kam ihm wie eine Schande vor, die er niemand anvertrauen dürfe, selbst seiner Mutter nicht. Während seine Mutter die Kuh molk, schnitt er sich einige fingerdicke Brotscheiben ab, bestrich sie tüchtig mit Butter, wickelte sie in Papier und steckte sie unter seine Jacke.

„Mattes, wo gehst du noch hin?" fragte seine Mutter, die ihm an der Türe begegnete.

die Nägel, den Draht und das Strohband. „Mutter, sei still!“ sagte Hänneschen, obschon die Frau gar nicht weinte. „Heute abend gibt mir das Tier wieder was, das teilen wir dann.“

Die Frau starrte vor sich hin. Sie war zu stumpfsinnig geworden, um dem besorgten Kinde zu antworten. Nebenan lag ihr Mann noch immer in den Kleidern, wie sie ihn nach Hause gebracht hatten, auf dem armseligen Lager. Eine furchtbare Nacht, die kein Ende nehmen zu wollen schien, war jetzt glücklich überstanden. Ganz allein die bitterkalte Nacht hindurch fröstelnd vor dem Bette zu sitzen, drin sich ächzend und in heftigen Krämpfen der Trunkenbold wand, der einem Tier ähnlicher war als einem Menschen! Und die ganze Nacht fürchten zu müssen, daß er sterben und fast noch mehr fürchten zu müssen, daß er leben bleiben könne! Verbrecherische Gedanken waren ihr gekommen in dieser Nacht. Wenn er doch stürbe!

Aber er war nicht gestorben. Er hatte das vergiftete Getränk von sich gegeben und schnarchte noch immer, unbekümmert um die Frau, deren Leben er zertreten, unbekümmert um die Kinder, die mit einem siechen Körper seine Sünden zu büßen hatten.

Die Frau klopfte wieder an dem Blumenständer herum, der gar nicht gerade stehen wollte. Dabei traf sie sich selbst auf eine Fingerspitze. Sie äußerte nicht einmal eine Schmerzempfindung. Sie ließ die Hände nur einen Augenblick sinken, Hände, die verarbeitet und erschreckend mager waren. Das bleifarbene, spitze Gesicht der Frau war verzogen und der hochaufgeschwollene Leib zeugte dafür, daß sie bald das siebente Kind zu erwarten hatte.

„De Frau Ensel eß weder en gesägneten Omständen!“ sagte der Köster Thomm. Sie selbst aber betrachtete das zu erwartende Ereignis nicht als einen Segen, sondern als einen Fluch.

„Vel Kender, vel Sägen!“ sagte der Köster Thomm. Der hatte gut reden, der hatte den Kindern ja nicht die Schläge abzuhalten, der hörte nicht, wenn sie vor Hunger weinten, der sah nicht, wie ihnen die Schwindsucht jetzt schon ihr Siegel auf die spitz vortretenden Backenknochen gedrückt.

Nebenan ächzte die Bettstelle. Man hörte, wie der Mann sich erhob, wie er gähnte und sich streckte. Dann flog der Schemel, der ihm im Wege gestanden hatte, polternd gegen die Türe.

Jetzt erschien der Mensch selbst im Zimmer. Mit dem aufgedunsenen, rußgeschwärzten Säufergesicht und den zugekniffenen, vom Tabaksqualm entzündeten und gegen das hellere Licht blinzelnden, kleinen Augen bot er einen widerwärtigen Anblick. Rülpsend machte er einen unsicheren Schritt. Die Frau erhob sich und die Kinder zogen sich scheu hinter die Mutter zurück. Selbst die beiden kleinen Mädchen am Boden krochen bis

Mattes, hin und wieder von einem unruhigen, forschenden Blicke seiner Mutter gestreift, brütete eine Zeitlang vor sich hin. Dann gab er sich zufrieden; die Erklärung seiner Mutter war einleuchtend. Arme Bauern, die unausgesetzt in harter Fron ums tägliche Brot ringen, haben nicht Zeit, wie der verweichlichte Städter die Grabstätten ihrer Verstorbenen sorglich zu pflegen; über ihre Schmerzen, ihre Sünden und ihre Gräber wächst Gras.

Die Wallonenstina nahm die Butter aus dem Fasse, knetete und salzte sie und wickelte sie in ein reines, feuchtes Tuch. Sie sprach fast gar nichts mehr und ging heute früher schlafen als sonst.

In der Nacht wurde Mattes wach und hörte, wie sie laut stöhnte.

„Mutter, was hast du?" fragte er beklommen in der Dunkelheit.

„Zahnschmerzen. Schlaf nur; sie werden schon vorübergehen", antwortete sie.

Mattes horchte noch eine Weile, wie die Mutter sich gequält auf ihrem Lager hin und her warf. Zahnschmerzen taten weh; er hatte es an sich selbst erfahren.

13. Kapitel.

„Das versoffene Inselchen" war vom Bock und zwei anderen Männern in der Nacht auf einer Schubkarre nach Hause gebracht worden. Übermütige Burschen hatten den Säufer so lange mit Bier und Branntwein traktiert, bis er sinnlos betrunken umhertorkelte. Zuletzt hatten sie ihm mit Ruß Gesicht, Hals und Hände geschwärzt und als Hauptwitz den Absud aus ihren schmierigen Pfeifen in sein Bier geschüttet. Das Gebräu aus Pfeifensaft, Kümmel und abgestandenem Bier war dem Trunkenbold aber so schlecht bekommen, daß sich alle Anzeichen einer Vergiftung bei ihm einstellten.

Jetzt saß die Frau des Säufers spät am Nachmittage in dem ungeheizten Zimmer und bemühte sich, aus zurechtgeschnittenen Latten und buntgefärbtem Strohgeflecht armselige Blumenständer zu verfertigen, die sie im nächsten Flecken auf dem Weihnachtsmarkt verkaufen wollte. Sie seufzte, wenn sie an den spärlichen Erlös dachte, den er ihr ja doch wieder abnehmen würde. Zwar gaben ihr gute Leute hin und wieder ein Brot oder einen Korb voll Kartoffeln; aber die Gaben wurden unwillig gegeben und kamen immer spärlicher. Mit einem Saufaus, der nichts tat, als Jahr für Jahr ein kaum lebensfähiges Kind in die Welt zu setzen, brauchte man kein Mitleid zu haben.

Die Frau seufzte. In der Wiege wimmerte ein Säugling. Zwei andere Kinder, die so schwache Knochen hatten, daß sie das Gehen gar nicht erlernen zu können schienen, krochen am Boden herum. Hänneschen, der älteste Junge, reichte mit den zwei übrigen Geschwistern der Mutter

Er warf ihr einen Strick hin und wies nach der Türe. „Mach, daß du bald wieder hier bist! Man erfriert ja bei dem Hundewetter."

„Ich bin zu bang. Wenn der Baron kommt — — — ich kann doch nicht rasch genug fortlaufen. Er vergreift sich an mir. Ich bin zu bang!"

Die Frau begann zu weinen, und die Kinder, die heimlich die auf der Erde verstreuten Pellkartoffeln gesammelt und heißhungrig verzehrt hatten, weinten mit. „Er tut der Mutter was! Er tut der Mutter was!" riefen sie geängstigt.

„Gar nichts tut er ihr, der fahle Hund! Er soll ihr nur ein Haar krümmen! Ich gehe mit! Er soll dich nur schief ansehen! Kaput schlag' ich ihn. Ich mache ihn kalt!"

Der Prahlhans gefiel sich in seiner Heldenrolle. Er nahm einen derben Eschenstock aus einem Winkel, fuchtelte damit herum und beteuerte, er würde jeden „kalt machen", der seine Frau nur schief ansehe.

„So, nun komm! Ich gehe mit und gebe acht."

„Geh doch allein. Ich kann ja nicht! Ich bin zu bang!"

„Was? Du willst nicht? Raus oder ich hau' dich, daß du nicht mehr weißt, wo du dran bist!"

Die Frau seufzte, nahm den Strick, womit sie die Holzbürde zusammenschnüren sollte und ging.

„Hiergeblieben!" herrschte das versoffene Inselchen seine Kinder an; dann trottete er hinter seiner Frau drein. Hänneschen, der den Säugling auf den Arm genommen hatte, schaute besorgt den nahen Berg hinauf, den man „das Käntchen" nannte.

Der kalte Ostwind zerrte die schwache Frau an den dünnen Kleidern; ächzend ging sie den hartgefrorenen Berg hinauf. Hin und wieder mußte sie stehen bleiben, um Luft zu bekommen. Die Füße waren ihr angeschwollen und schmerzten sie.

„Vorwärts!" drängte ihr Mann, der immer noch etwas taumelig hinter ihr her ging, als wolle er sie wie ein Treiber an der Umkehr hindern.

Am Waldrande blieb sie abermals stehen. „Willst du nicht lieber allein gehen?" fragte sie. „Oder bist du auch vor ihm bang?"

„Ich? Vor dem?" Er spuckte verächtlich aus und schwang den Stock. „Er soll mir nur zu nahe kommen!"

„Dann geh doch!"

„Ach was! Unsinn! Ich hab' noch was anderes zu tun. Du holst das Holz und ich hole den Braten."

„Mann, mach dich nicht unglücklich!"

„Der ist ja doch zu dumm, um mich zu kriegen. Vorwärts! Du gehst oben an die Schanzen und ich gehe unten links herum. Ich gebe acht. Du brauchst nur zu rufen. Verlaß dich drauf!"

in die entlegenste Ecke und verhielten sich mäuschenstill. Der Säugling war durch den heftigen Schlag gegen die Türe aus kurzem Schlummer aufgeschreckt worden und schrie jämmerlich.

„Laß das Kind nicht so schreien, du faules Mensch!“ sagte der Säufer. „Wasser! Ich will mich waschen!“

Er warf seinen Rock, der die weißen Kalkspuren der Wände, an denen er sich vorbeigetrieben, noch trug, auf die Bank, streifte die Ärmel des buntgestreiften Hemdes hoch, steckte den Kopf in den Zuber und begann sich ächzend und prustend zu waschen.

„Die Biester haben mich schwarz gemacht. — Seife!“

Die Frau, hinter deren Röcken sich fortgesetzt die kleinsten Kinder versteckten, stellte ihm schweigend einen kleinen Holznapf mit schwarzer Schmierseife hin.

„Essen!“

Einige in der Schale gekochte Kartoffeln, die seine Frau ihm auf den Tisch stellte, stieß er so unwillig zurück, daß der Teller am Boden zerbrach und die Kartoffeln umherkollerten.

„Kalte Kartoffeln! So 'ne Schweinerei! Freß die selbst; die mag ich nicht!“

„Es ist nichts mehr da.“

„Ich werd' schon etwas anderes kriegen!“ sagte er mit einem verkniffenen Lächeln, das sein immer noch schmutziges Gesicht boshaft erscheinen ließ.

Er setzte sich, fröstelte und rief dann der Frau, die vor die Türe gegangen war, nach: „Seph! Seph!“

„Was willst du?“

„Meinst du, ich wollte festfrieren? Feuer gemacht!“

„Es ist kein Holz mehr da.“

„Dann hol es, du Schlamp!“

„Sie wollen uns nichts mehr geben. Sie sagen, du hättest gesunde Glieder und könntest arbeiten.“

„Maul gehalten, du Latsch! — Ich werde schon Holz kriegen, mehr wie zu viel! Du hättest schon längst gehen können, wenn du nicht zu faul wärst. Oben am ‚Käntchen‘ gibt es Holz genug. Schanzen und Klafterholz. Der Baron weiß doch nicht, was er damit machen soll. Warum hast du den Jung' noch nicht geschickt, wenn du selbst zu dumm bist?“

„Damit ihn der Baron ganz taub schlägt!“ sagte Seph unwillig.

„Der Lump soll ihm nur einen Finger krümmen! Mit dem werd' ich auch noch fertig, und der Förster, der Witsch, soll sich in acht nehmen, daß er sich die Klauen nicht verbrennt! Bang' sind wir nicht! Gar nicht. Hier ist der Strick. Marsch, hol selbst Schanzen, wenn dir der Jung' zu gut ist!“

steil abfallende Rodung, dann war sie weit genug. Weiter links hinter den Haselnußsträuchern würde ihr Mann auf sie warten und ihr vielleicht die Bürde abnehmen.

Mit einem Male schrak sie zusammen. Nur einen Steinwurf weit hinter ihr hatte unter raschem, festem Tritt ein dürrer Ast geknackt. Auf dem hartgefrorenen Boden hörte sie deutlich Schritte, man war hinter ihr. Sie sah sich um, warf die Bürde weg und lief, so rasch sie konnte, den Berg hinunter.

„Halt! — Keinen Schritt mehr!“

Das war der Baron!

Sie versuchte zu schreien, aber der Atem versetzte sich ihr, mit aufgerissenem Munde lief sie weiter, hinter ihr drein in raschen Sätzen er, der Gefürchtete.

„Steh, du Luder!“

Ohne antworten zu können, lief die geängstigte Frau noch etwa zwölf Schritte. Die Peitsche sauste ihr über den rechten Oberarm. Sie schrie auch jetzt nicht, sie lief nur verzweifelt weiter und gewann einen kleinen Vorsprung. Die Hundepeitsche ihres Verfolgers hatte sich im Brombeergestrüpp verwickelt und jener versuchte sie vergebens loszureißen. Es ging nicht. Wütend ließ er sie im Stiche; die Diebin sollte ihm nicht entkommen! In grimmigen Sätzen sprang er hinter ihr drein. Sie fühlte, wie seine Faust nach ihrem Kleide griff und einen Fetzen aus dem dünnen, verschlissenen Stoff riß, dann stolperte sie über eine festgefrorene Erdscholle und fiel mit dem Leibe auf einen scharfen Baumstrunk.

„Du Aas!“ schnaubte Herr von Fredelager und versetzte dem am Boden liegenden Weibe einen wuchtigen Tritt.

Ein Schrei, der rasch erstickte wie der eines Erdrosselten, dann wälzte sich Seph mit entsetzt aufgerissenen Augen am Boden.

„Aufgestanden!“ schrie der Baron und zerrte die Frau, die unter seinem Griff in Ohnmacht fiel, am Arme. In demselben Augenblicke erkannte er, was er angerichtet. „Verdammt!“

Er sah sich ratlos um, versuchte die Frau aufzurichten, ließ sie aber wieder sinken und schnappte nach Luft. Die Sache ging schief, ganz schief! Regungslos lag die Frau da, nur hin und wieder griffen ihre Hände krampfhaft ins Heidekraut.

Das war ja nicht auszudenken! Das war ja — — —

Dem Baron wirbelte es im Kopf. In raschen Schritten eilte er die Rodung hinunter, um Hilfe herbeizurufen. Gott sei Dank, da saß ja einer!

„Insel! Rasch! Insel!“

Der Säufer fuhr erschrocken aus seinem Halbschlaf empor und ließ den Eschenstock zu Boden fallen.

Die Frau sah, daß es keine Widerrede gab; schweigend setzte sie ihren Weg fort. Ihr Mann blieb eine Zeitlang stehen und sah ihr nach. Alles blieb ruhig, der Baron konnte doch nicht überall sein. Jetzt entzog das Strauchwerk die Frau seinen Blicken, und er schlich sich langsam vorwärts. Nach etwa zehn Minuten erreichte er ein an den Waldrand stoßendes Feld, wo die Schlingen standen. Noch einmal sah er sich verstohlen und scheu um, dann ging er rasch an die Schlingen. Mit einem Fluch blieb er stehen: statt eines Hasen war nur ein mit Stroh ausgestopftes, frisches Hasenfell in der Schlinge. „Den Streich hat mir kein anderer gespielt als der Bock!" Der hatte den Hasen gegessen und ihm als Schabernack das Fell gelassen. Der Säufer kniff erbost die Augen zu und steckte fröstelnd die Hände in die Tasche seiner Jacke. Er wartete auf seine Frau, und weil er sich nach dem gestrigen Rausch trotz der scharfen Luft noch sehr müde und taumelig fühlte, setzte er sich auf einen Grenzstein. Er überlegte, welchen Streich er dem Bock spielen könne, der ihn um den Braten gebracht und vor allen Eingeweihten lächerlich gemacht hatte. Er kam zu keinem Resultat, die Gedanken zerflatterten wie Nebel im Morgenwind; müde und schwerfällig starrte er vor sich zu Boden.

Seph war „am Käntchen" angelangt. Das Herz schlug ihr so rasch und die geschwollenen Füße schmerzten sie so, daß sie sich minutenlang gegen eine Kiefer lehnte, ehe sie sich den Schanzen zu nähern wagte. Am Klafterholz blieb sie gar nicht stehen. Es würde ihr doch zu schwer sein, mußte erst noch klein gemacht werden und war so in Raummeter abgeteilt fest zwischen Pflöcke, die man in die Erde gerammt, eingezwängt, daß sie nicht ein Scheit hätte entwenden können.

Bei den „Schanzen" hielt sie noch einmal ängstlich Umschau und machte sich dann hastig an die Arbeit. Die Bürde durfte nicht zu klein werden; ihr Mann schimpfte sonst. Sie kniete sich auf das Reisig, schnürte es mit dem Strick zusammen und suchte es nun auf den Rücken zu heben. Aber das ging nicht; ihr Zustand hinderte sie an den freien Bewegungen, mit denen man sich sonst eine Bürde auf den Rücken schwang. Sie hockte also nieder, schlang das Seil über die schmalen Schultern und suchte so hochzukommen. Es gelang nur mit Mühe; aber sie war doch froh, jetzt rasch den gefährlichen Platz verlassen zu können. Alles ging gut. Schweißbedeckt strebte sie in zwar kleinen aber eiligen Schritten der Stelle zu, wo man ein Stück Waldes gerodet, um es urbar zu machen. Auf dem durchwühlten, hartgefrorenen Boden lagen die ausgehauenen Wurzelstrünke, die jetzt in der Dämmerung phantastische Formen annahmen. Im Schatten der hohen Kiefern und Fichten krochen die Schlangen, Drachen und bärtigen Wurzelmänner bunt durcheinander.

Seph ging rascher. Sie schnappte nach Luft und dachte nicht mehr an die schmerzenden Füße. Nur noch bis hinunter über die ziemlich

ist also gefallen. Und heute abend um zehn kommt Ihr hinten ans Tor. Hundert blanke Taler! Lauft! Lauft!"

„Aber wenn sie stirbt, tun es hundert Taler nicht!"

„Natürlich nicht! Lauft jetzt, ehe es zu spät wird!"

Der Säufer warf noch einen stieren Blick auf seine Frau, stolperte dann den Berghang hinunter und setzte sich unten in Trab. Er hielt das Goldstück fest in der Hand, damit er es nicht verliere und steuerte den nächsten Häusern zu.

Herr von Fredelager warf einen prüfenden Blick um sich und atmete auf; beobachtet war er auf keinen Fall worden. Er beugte sich zu der am Boden liegenden Frau und fühlte nach ihrem Pulse. Er schlug noch; vielleicht ging alles gut.

Aber eine fatale Geschichte war's doch! Wenn der verlumpte Kerl nur das Maul hielt! Und dann sie selbst — später. Der Mann würde ihr schon das Reden verbieten. Die Leute waren bitter arm. Wenn er ihr später noch fünfzig Taler zusteckte, würde ihr das ja lieber sein, als ihm Scherereien zu machen, die ihr doch nichts einbrachten.

Von ferne hörte man Stimmen. Der Baron suchte rasch seine Hundepeitsche, damit sie ihn nicht verrate und zog sich in ein kleines Dickicht junger Nadelhölzer zurück, um nicht gesehen zu werden.

Die Leute hatten nicht einmal eine Tragbahre. Sie brachten nur einen alten Strohsessel und legten die Verunglückte darin zurück. Dann faßten vier Männer den Sessel und trugen ihn langsam den Berg hinunter. Das versoffene Inselchen lief nebenher und log, was er konnte. Er weinte sogar, stieß fortwährend Klagen aus und sonnte sich in dem Mitleid der den Zug begleitenden Bauernfrauen, während das Goldstück in seiner Hand ganz heiß wurde.

Der Baron spie aus, als der traurige Zug hinter den Sträuchern verschwunden war.

„Pfui Deuwel! Was für'n Schweinhund!"

*
* *

Es war noch einmal gut gegangen — dem Baron wenigstens, Seph allerdings nicht. „Sie hat es am Tod wiedergeholt", erzählten die Leute. Die Frau gebar ein totes Kind und schwebte wochenlang in Lebensgefahr. Aber sie schwieg. Ihr Mann hatte ihr „gut zugeredet", zugeredet, indem er ihr die geballte Faust unter die Nase hielt und ihr dann zwei Taler schenkte. Aber die Kinder weinten nicht mehr vor Hunger. Wenn der Mensch betrunken nach Hause torkelte, prahlte er damit, er

„Rasch! Es ist ein Unglück geschehen!"

„Wo?" fragte der Säufer. Sein aufgedunsenes, immer noch von Ruß schmutziges Gesicht schnitt Grimassen. Er zog die Augenbrauen hoch, als ob er sich mit Gewalt auf irgendetwas besinnen wolle. „Wem?"

„In drei Teufels Namen, Mensch! Ihr wißt doch am besten, daß Eure Frau mich bestohlen hat!"

„Meine Frau? Ich weiß von nichts! Ich — ich bin unschuldig!" sagte der Feigling und stand ganz geduckt vor dem Manne, dem er noch vor wenigen Minuten aus sicherer Entfernung mit allem Möglichen gedroht hatte.

„Insel! Besoffenes Vieh, kommt doch zu Euch! — Ich wußte nicht, daß sie schwanger war. Ich gab ihr einen Stoß, versteht Ihr? und sie fiel auf einen spitzen, großen Stein. Sie ist ohnmächtig und — — — weiß der Teufel, wenn es nur gut geht!"

„Ihr habt — — —?"

„Nun ja! Wenn sie nicht schwanger war, dann war es ja gar nichts! Aber so! Nun ja, ich wußte es nicht! Verdammt nicht! Hier! Es sind zwar zwanzig Mark; mehr habe ich nicht bei mir. Heute abend kommt Ihr zu mir. Ich will es ja gut machen. Aber nun kommt und haltet das Maul, verstanden?"

„Ja, ja, ja!" sagte der Säufer und steckte das Geld ein.

„Also, was es kostet, bezahle ich! Nur haltet reinen Mund! Davon braucht kein Mensch was zu wissen! Es soll Euer Schaden nicht sein."

Sie kamen zu der Unglücksstelle.

„Seph! Seph! Steh doch auf!"

Aber Seph hörte nicht.

„Das kann Euch teuer zu stehen kommen!" sagte der Säufer.

Der Baron griff den verkommenen Tagelöhner an beide Schultern. „Mensch, nun versprecht mir, daß Ihr nichts sagt! Alles andere ist ja egal!"

„Aber es kann Euch teuer zu stehen kommen!"

„Wenn Ihr nur das Maul haltet, dann ist es ja gut. Ich verspreche Euch hundert Taler! Verstanden? Hundert Taler! Ihr sagt, sie sei über eine Wurzel gestolpert und auf einen Stein gefallen. Und sie selbst darf später auch nichts sagen. Geht dann alles gut — die Kosten — — —"

„Jaja! Die Kosten! Wer bezahlt denn die Kosten?"

„Ich, natürlich!"

„Und wenn sie stirbt?"

„Mensch, sie darf nicht sterben! Lauft! Holt Leute! Schickt zur Hebamme und laßt einen Burschen zum Arzt reiten! Eilt Euch! Sie

Der versilberte Mann.

Aus jungen Tagen von **Peter Rosegger.**

Der Mann trieb Wucher im kleinen. Er wußte nichts von der Börse. Er gewann nicht, er verdiente nicht, er sparte. Wer vom Ennstale her nach Mariazell wallte, der konnte ihm wohl begegnen. Er saß gerne am Wege und zeigte seine linke verkrüppelte Hand. Diese Hand war sein Kapital und konnte sich trotz ihrer argen Verkrümmung glatt und luftdicht schließen, legte ihr der Wallfahrer die Gabe hinein.

Sie hießen ihn den Zellerröthel; er hatte rote Haare, auch einen roten Bart — war aber zumeist kurz geschoren. Nur im Frühjahr und im Spätherbst konnte man sehen, was der Zellerröthel für einen schönen, langen, hellroten Bart hatte. Sie hießen den Röthel auch den „silbernen Mann“, weil er es verstand, alles an sich zu versilbern. Um die Zeit der Schafschur kam stets ein Hausierjude in die Gegend, der kaufte den Schäfern die Wolle ab und dem Röthel seinen Bart. „Gib ihn mir um fünf Groschen“, sagte der Jude einmal, „dein Bart macht ein wahrhaftiges Glück, es werden daraus geflochten feine Kettlein für feine Mägdelein.“

Da lächelte der Röthel; da schmunzelte der Hausierer, aber nicht lange. „Ist das wahr“, sagte ersterer, „so wird mir der Jud' gern zehn Groschen geben für den Bart, hab' ihn selber nicht billiger in Händen.“

Die Gegend um Zell ist für Betteleute rechtschaffen gedeihlich; in derselben steht manch stattlich Haus und Hof, von Betteleuten gebaut. Aber das Sprichwort ist wahr: „Auch dem Mann mit Gut und Hab ist nicht verbrannt der Bettelstab.“ Und manch wohlhabender Hausbesitzer in der Zeller Gegend geht mit solchem Stabe — fleißig spazieren.

Unser Röthel aber ist schlau, er traut dem Teufel nicht und auch nicht unserem Herrgott, und Haus und Hof kann niederbrennen über Nacht. Wofür gäbe es denn auf der Welt eiserne Kochtöpfe? Es sind Landes- und Bezirkssparkassen errichtet worden, hübsche Anstalten; aber solche Häuser können durch Erdbeben verschüttet, durch den Feind zerstört werden. Ein eiserner Kochtopf aber, in einem sicheren Winkel tief unter der Erde vergraben, steht fest, weit fester als die Schatzkammer zu Zell, in welcher die größten Reichtümer hinter eitel Glaswänden verwahrt liegen.

Unter einer alten Buche hat der Röthel in einem eisernen Topf seine Silberschätze vergraben. Unter einer alten Buche! Und jetzt suchet! Alte Buchen gibt es genug auf der Welt.

Aber einmal hatte der Röthel einen gräßlichen Traum. Er schnitt sich seinen Bart, verkaufte ihn wie gewöhnlich dem Juden, und der Jude hatte in der Zerstreuung statt zehn elf Groschen dafür gegeben, und er — der Röthel — hatte den Groschen nicht zurückerstattet. Was

könne nun seine Familie anständig ernähren, und um diese seine Behauptung zu beweisen, kaufte er jedesmal ein Brot, manchmal sogar zwei. Er wurde jetzt den ganzen Tag nicht mehr nüchtern, wagte aber seine Frau nicht mehr zu mißhandeln, wenn sie drohte, sie würde reden.

„Es eß en Glöck, daß das Enselche sech tot säuft!“ sagte Köster Thomm.

Es war somit alles in bester Ordnung, als mit einem Male ein böses Geschwätz durch das Dorf lief.

Das versoffene Inselchen gab zu viel Geld aus, er prahlte mit harten Talern. Gefunden konnte er die doch nicht haben! Dahinter stak etwas! Und plötzlich wußte man's: Der Baron hatte die Frau halb tot getreten, und das Inselchen versoff jetzt das Schweige- und Schmerzensgeld!

In der folgenden Nacht wurden dem Baron drei Fensterscheiben entzwei geworfen.

Er rief den Förster Witsch und tobte vor Wut. „Den Kerl muß ich herauskriegen! Dem will ich's eintränken!“

Der Förster kraute sich hinterm Ohr. „Vielleicht ist's besser, wenn man Gras drüber wachsen läßt!“ sagte er.

„Sind Sie des Deuwels, Witsch?“

„Man munkelt so allerhand in dem Nest. Es wird wohl darum gewesen sein.“

„So! Und was munkelt man?“

„Das mit der Frau, die das tote Kind bekommen und die so lange schwer krank war.“

Herr von Fredelager biß sich auf die Lippen. „Ja, was sagt man denn?“ fragte er zögernd.

„Herr Baron, Sie können sich's doch denken. Es will's sogar einer gesehen haben, so ein blödsinniger Bengel. Erst hat er das Maul nicht aufgetan, und dann sagt er auf einmal was, und jetzt ist nichts mehr aus ihm herauszukriegen.

„Gesehen hätte es einer? Ja, wer denn?“

„Das Tier, Herr Baron!“

Herr von Fredelager schrak empor. „Verdammt!“ sagte er und warf seine Zigarre so heftig zu Boden, daß die Funken umherstoben. „Verdammt!“

(Fortsetzung folgt.)

Will nun der Leser noch weiteres wissen, so muß er mir mit verbundenen Augen folgen. Ich führe ihn zur alten Buche. Der Röthel keucht heran; versilbertes Blut ist gar schwer zu tragen.

Als er mit seinem vollen Sacke zur Stelle kommt, um die lieben Schimmelchen zu ihren Brüdern zu legen, wird er völlig starr vor Entsetzen. Just auf dem Rasen, unter welchem die Teuren ruhen, liegt ein Mann. Der Röthel will sofort umkehren, aber der Mann hat ihn schon bemerkt und schreit: „He, du alter Rotbart, schau her, da liegt einer im Schatten, der nicht wert ist, daß ihn die Sonne anscheint!"

Der Urlauber Franz war's; er wollte sich jetzt erheben, brach aber schmählich zusammen und lachte.

„Kannst wohl bis auf neun zählen, Alter?" rief er lallend, „schau, das ist brav von dir; ich kann's auch. Neun Räusch' hab' ich mir heut' angesoffen!"

Der Röthel schauderte; das „Saufen" war ihm ein Greuel ohnegleichen. „Mit einem Verschwender mag ich nichts zu tun haben", murmelte er entrüstet, und noch einen besorgten Blick nach seiner vielbedeutenden Stelle werfend, wollte er sich wenden.

„Verschwender?" rief der Urlauber, „gegen das Laster hat der Herrgott bei mir vorgesorgt; der hat mir nichts in die Hand gegeben. Aber einen Rausch muß der Christenmensch sich leisten können. Hast schon nichts zu brauchen, so brauch, was du bist! Brauch dich selber. Laß nichts übrig für andere. Geh zum Knochenmüller, du kreuzgscheiter Kerl, verkauf deine Knochen und sauf!"

Diese tollen Worte des Betrunkenen waren dem Zellerröthel wie eine Offenbarung. Ja, warum nicht? Bart und Blut sind verwertet, warum sollen nicht auch die Knochen zu Geld gemacht werden können? — Aber dieweilen braucht man sie ja noch nötig, die Beine und Rippen da drin! — So bedenk, Alter, und rechne! Der Kaufmann muß auch rechnen, will er ein Geschäft machen. Der Wegersepp hat gestern sein Haus verkauft, ist er heute dachlos? Nein. Er hat sich darin eine Wohnung für sein Lebtag ausbedungen. Der Mann hat das Geld und das Haus noch dazu. Mach du es so mit deinen Knochen. — So hatte es der Röthel berechnet. Nach einiger Zeit ging er zum Knochenmüller. Der war richtig schon besser. „Vetter", sagte der Röthel, „machen wir noch ein Geschäft. Was gebt Ihr für Knochen, das Pfund?"

„Einen Sechser! für die Eueren noch zwei Pfennige mehr", lachte der Müller. „Wollt mir sie verkaufen, so kommt mit in die Stampfe, heute wird just eingestampft."

Beim Müller war's Spaß, beim Röthel Ernst. „Ja", sagte dieser, „so nicht. Ich will mein Zeug beisamm' behalten, so lang's zusammhält. Dann aber sollt Ihr das Eure haben, geb's Euch schriftlich.

geschah? Ein unredlicher Mann hat keinen redlichen Bart, und der verkaufte Bart verriet dem Juden die Stelle, wo der eiserne Topf vergraben war. — So der Traum.

Jedoch der Topf war gewahrt und der Zellerröthel saß am Wege und zeigte mit traurig-ergebener Miene, was das für ein Unglück ist, wenn man eine so verkrüppelte Hand hat und sein Brot nicht erwerben kann. Ja, da sprang manch Gröschlein aus den Säcken der Wanderer, und die Gut- und Frommherzigsten küßten die Gabe noch, ehe sie dieselbe dem armen Manne reichten.

So wurde der Topf unter der Buche immer inhaltlicher; aber voll muß er sein, daß ich einen zweiten anlegen kann, dachte der Röthel.

Um dieselbe Zeit erkrankte in einem Nachbarstale der Knochenmüller. Er war ein wohlhabender Mann, sein Knochenmehl ging weit ins Land hinaus und die Beindrechslerei verstand er auch. Das dürre Geschäft war einträglich, und der Müller war ein lustiger Kauz. Aber nun siechte er und kein Mensch konnte ihm helfen. Da kam einmal zur Sommerszeit ein junger Arzt ins Land, um die schönen Felsenberge anzusehen.

Er fand zu seinem Erstaunen in dem frischen grünen Berglande so viele unglückliche und kranke Menschen wie daheim in der großen Stadt. Er sah auch den Knochenmüller und sagte: „Mann, Euch fehlt's an Blut, Ihr müßt Euch von einem gesunden Menschen frisches Blut in Eueren Körper überführen lassen."

Da nickte der Kranke. Allzu viel Knochenstaub im Blut, das will er wohl glauben. Aber wer war in der Gegend, der sich den Lebenssaft abzapfen lassen wollte? Es fand sich niemand.

Wohl, es fand sich wer, und man hatte es gar nicht geahnt, daß in dem armen Krüppel, der an den Straßen bettelte, so viel Nächstenliebe stecken sollte.

Der Röthel ging in das Haus des Knochenmüllers, bedauerte sehr den kranken Mann und sagte, dem müsse auf jede Weise abgeholfen werden, und die Gesundheit sei ein unschätzbares Gut. Er, der Röthel, sei ein armer Mann, aber Blut habe er, Gott sei Dank, ein gesundes. Und dann fragte er, wie heuer das Seitel bezahlt würde. Der Arzt fand den Mann für diesen Zweck nicht just am tauglichsten, aber da sonst niemand dazu bereit war, so bot der Knochenmüller dem Röthel zweihundert Silbergulden.

Das ist denn doch ein unsägliches Glück. Man weiß gar nicht, welchen Reichtum man in seinen Adern herumträgt. Nicht bloß der Bart, auch das Blut läßt sich versilbern.

Nach einigen Tagen war der Zellerröthel blaß und ein wenig angegriffen, aber er konnte sich nun der edelsten Menschentat rühmen, er hatte sein eigen Blut hingegeben für den kranken Mann im Nachbarstale.

Aber der Topf lag tief, war vielleicht von selbst noch tiefer gesunken, war ja doch schon erklecklich schwer geworden. Und wie der Röthel grub und grub, immer tiefer und weiter um sich, da war — Todesschweiß trat ihm auf die Stirne, die ganze Welt tanzte vor seinen Augen wie ein toller Kreisel — da war kein eiserner Kochtopf zu finden.

Rief vom dichten Buchenlaub herab eine helle Stimme: „Wen suchest du?"

„Mei — meinen Sparpfennig", gab der Alte halb bewußtlos zur Antwort.

Der ist auferstanden und nicht mehr hier." Es rauschte der Baum, der Urlauber Franz stand vor dem Röthel und lachte: „Bist ja ein Verschwender du, das gute Geld so in die Erde zu vergraben! Und lug, du silberner Mann, du hast dich ja selber im Topfe vergraben mit Haut und Haar. Ein Glück, daß du noch gefunden bist worden, ehe du verrostet nnd verdorben ganz und gar!"

„Gottlob!" kreischte der Alte, „so komm' ich wohl wieder zu meinem Geld!"

„Das Geld?" rief der Urlauber, „ja, mein Freund, das hab' ich versoffen!"

Der Röthel sank in die Grube, die er soeben gegraben, aber der Franz fing ihn auf und lachte: „Oho, mit dem Begraben ist's nichts, du bist ja deine Knochen noch schuldig! Geh, Röthel, dort unten auf der Straße singt eine Wallfahrerschar daher, mußt deinen Erwerb nicht versäumen. Du bist ein Glückspilz. Hätt' unsereiner deine krumme Hand, man müßt' nicht soldatenleben und durstleiden auf der Welt. Hörst, und noch eins, deinen Eisentopf kannst wieder haben, komm morgen zum Richter."

Und beim Richter stand der Eisentopf mitsamt all dem Silbergeld. Und weil das schon gar nirgends mehr sicher, so hat es der Röthel, dem die Hölle heiß gemacht worden, gegen Schrift und Siegel der Gemeinde geliehen. Und aus dem „versilberten Mann" ist ein Armenhaus erbaut worden.

Bei der Einweihung desselben wurde der Zellerröthel im Triumph auf den Achseln getragen, und der Franz, der beiweitem nicht so betrunken war, als er sich stellte, hielt eine Rede: „Ja, der Röthel, das ist ein Ehrenmann, der gibt Gut und Blut für seine Mitmenschen."

Der alte Rotbart aber will im Armenhause nicht bleiben; er sitzt wieder an den Straßen und bettelt. Kein Mensch weiß, wo er den Topf das zweitemal vergraben hat.

Leider rann in dem Knochenmüller nun Blut von dem Zellerröthel und so wollte er sich in den Kauf auf Grund lebenslänglicher Benützung von seiten des Röthel nicht einlassen. Er verliere dadurch zu viel an Zinsen. Doch sei er bereit einen Termin auf sieben Jahre zu stellen, so lange könne der Röthel mit seinen Knochen herumgehen, wo ihm beliebe. Nach Verlauf des siebenten Jahres aber müßten sie in die Stampfmühle.

Da dachte sich der schlaue Röthel: ich bekomme heute mein Geld, und bis in sieben Jahren ist der kränkliche Müller längst tot, und ich behalt' meine Knochen, so lange ich will.

Schriftlich wurde es abgemacht, und der Knochenmüller händigte dem Alten, dem er doch vielleicht sein Leben verdankte, als Almosen das Geld ein, behielt die Schrift und lachte viel über den Spaß.

Der Röthel aber legte sein Geld in den eisernen Topf und war und blieb in seiner einfältigen Verschmitztheit der Meinung, er habe seine Knochen wahrhaftig verkauft. Und da die Zeit verging und der Knochenmüller gesund blieb, wurde dem Röthel angst und bang. „Ei, jerum, jerum", sagte ihm da einmal der Jude, „so geht's, wenn man alles will haben im Sack. Hättest du dem Mann nicht verkauft dein Blut, so wär' er kaput und könntest du behalten deine Knochen. Schau an deine Beine, es werden daraus gedrechselt Pfeifenspitzen, Hosenknöpfe, heißt das, wenn sie nicht zu morsch sind und zu faul. Was verlangst du für deine Haut? Phi, der Gottsleben ist ein armer Jud, aber die Haut zieht er dir nicht über die Ohren. Du Schelm, das tust du dir selber. Magst auch behalten deinen Bart, sind mir darin schon allzuviel Eselshaare. Du Geizfilz, du bringst dich ja selber um!"

Da wird dem alten Zellerröthel rot und blau vor den Augen. Von einem Juden muß er sich das sagen lassen. Aber der hätte das Geld nur selber gern, das ist ein Fuchs. Und die schlechten Zeiten, die nun sind! Nicht einmal der schöne lange Bart ist mehr an Mann zu bringen.

Wie wird erzählt? Ein Bauer ging in der Johannisnacht auf einen Kreuzweg und hatte dort seine Seele gegen einen Hutvoll Taler dem Teufel verschrieben. — Die guten alten Zeiten sind vorbei, aber ein Hutvoll ginge noch baß in den eisernen Topf.

Als die sieben Jahre um waren, rief der lustige Knochenmüller unserm traurigen Röthel einmal zu: „Nu, Alter, was ist's mit den Knochen?"

Dieser hastete davon, so gut ihn die Knochen noch trugen. Er eilte, daß er sich und das seinige rette, der alten Buche zu. Mit einem stumpfen Spaten grub er die Erde auf, und auch die krumme Hand tat dabei wacker das ihrige; nun konnte sie ja bald wieder wühlen im Silber, im hellen, schweren Silber.

abfällt in einer Frostnacht. Und so haben sie das Büblein bald darauf begraben und Veilchen in den kleinen Sarg gelegt, benetzt mit heißen, jungen Muttertränen . . .

Das ist lange her, so lange! Zwei andere Kinder hat Frau Hilde geboren, Söhne, die nun schon kraftvoll ringen um Leben und Zukunft und die sie liebt mit aller sorgenden Muttertreue. Weit und voll und reich, mit Arbeit, Kämpfen, strömendem Glück, ist das Leben über Frau Hilde hingerauscht, hat sie geschüttelt, gefestigt, gewiegt — je nachdem. Sie ist jung geblieben dabei, denn nur träge Ruhe läßt altern. Sie ist weltklug geworden, und dennoch, trotz vielen Täuschungen und vielem erlittenen Unrecht, ist eine Sonnenspur vertrauender Freudigkeit in ihr, die zur Höhe strebt und an das Höchste glaubt. Und in all dem Wandel der Zeit ist die Erinnerung an ihr erstes Kind in ihr lebendig geblieben — so frisch, so warm, als wär' es gestern gewesen.

Jedesmal, wenn sie an dem kleinen Hügel steht, schließt sie wie in heimlicher Sehnsucht die Augen. Dann sieht sie es ganz deutlich vor sich mit dem süßen, saugenden Mündchen, den zierlichen Fingern, die ins Leere tasten, spürt an ihren Wangen noch den Flaum und Duft des warmen Körperchens, und eine unbezwingliche, tiefe Zärtlichkeit strömt durch ihr Herz und Blut . . .

„Denn nie vergißt eine Mutter
Ihr allererstes Kind,
Ob auch in Glück und Elend
Viel Jahre vergangen sind.

Und steht sie an seinem Grabe
In Sehnsucht bang und weich —
Es segnet sie ein Engel
Aus fernem Himmelreich!"

II.

Sie führen ein ernsthaftes Gespräch, die beiden kleinen Mädchen, indessen sie ihre Puppen durch den Sand des Spielplatzes schleifen . . .

„Weißt du", sagt die schwarzgelockte Annie im tadellosen weißen Mantel, mit dem goldgestickten Häubchen, „morgen kommen wieder zwei Onkel zu Besuch abends, dann darf ich auch auf eine Viertelstunde in den Salon und bekomme Bonbons. Papa wird auch da sein und Mama sieht dann immer wunderschön aus in heller Seide . . . ich freue mich immer, wenn ich sie und Papa sehen kann."

Die blonde Trude in der blauen, chemisch geputzten Bootsjacke und Matrosenmütze reißt ihre germanischen Blauaugen weit auf. „Ja, siehst du sie denn nicht immer, den ganzen Tag?!"

„Du bist dumm!" sagte Annie altklug. „Papa ist fast immer auf Reisen und Mama hat sehr viel zu tun — nur um zehn, wenn sie

Mütter.

Von **Sophie v. Khuenberg.**

I.

Jedes Jahr, wenn die Primeln keimen auf den Wiesenhängen und aus der schneebefreiten, durchfeuchteten Erde der starke Duft neuen Lebens aufsteigt, fährt Frau Hilde in jene schöne Stadt, in der sie einstmals gewohnt hat, und geht auf den stillen Friedhof zu Mariatrost, der außerhalb im leuchtenden Gelände liegt. Ganz langsam, innerlich gesammelt, wie zu einem Gottesdienst, steigt sie den Weg hinan, der zu dem kleinen Totengarten führt. An dem hölzernen Christus, an verwitterten Apostelstatuen, an alten Ruhebänken kommt sie vorbei, sieht links vom Wege, zwischen den knospenden Baumwipfeln, die weiße Wallfahrtskirche schimmern, die ihre Türme vertrauend ins tiefe Himmelsblau reckt.

Ganz einsam ist es hier oben am frühen Vormittag, nur die lenzfrohen Vögel schwirren und jubeln, heimlicher Nistpläne voll, durch die wohlige Stille. Jedesmal, wenn Frau Hilde durch das geöffnete Gittertor tritt, bleibt sie eine Weile stehen auf dem grünen Wiesengrund, grüßt mit entzückten Augen den trauten Fleck des Friedens und das liebliche Landschaftsbild der Mittelsteiermark, das sich dahinter breitet: das wellige, von Waldhügeln umsäumte Tal, die weiße, behaglich gewundene Straße, die dem Osten sachte ansteigend zustrebt — alles belebt und heimatfroh, im köstlichen Glanz der noch milden Sonne . . .

Dann erst tritt Frau Hilde an das kleine Grab ihres Erstgeborenen, auf dem ein Fichtenbäumlein brav überwintert hat, und legt die mitgebrachten Veilchen, nachdem sie ihre roten Lippen innig darauf gepreßt, dicht unter die schlichte Marmortafel, die seinen Namen trägt. Lange, lange steht sie an dem kleinen Hügel und träumt viele Jahre zurück . . .

Blutjung und glücklich, weltdumm und voll heiligem Idealismus war sie damals, als das kleine, süße Büblein zur Welt kam. Selbst noch wie ein staunendes Kind lag sie da und betrachtete dies Wunder, das sie geschaffen. Alles jauchzte um sie herum, liebte und hätschelte sie . . . es war den jungen Eltern, als müsse die Welt stille stehen einen Augenblick und den Atem anhalten vor diesem weihevollen Ereignis. Alle Träume der Zukunft legten sie, wie verfrühtes Spielzeug, um das kleine Wesen, und die lächelnde Mutter sah mit frommen Schauern die winzigen Händchen sich schon sachte regen und in dem runden Köpfchen die Äuglein sich wenden — nach ihr.

Aber ein erstes Kind ist so häufig wie ein erstes Blütenknöspchen, das der Frühling versuchsweise sprossen läßt, und das dann jähling

„Annie, wir gehen!“ ruft das Fräulein scharf von der Bank herüber. Und Trude hat nur mehr Zeit, wehmütig zu sagen: „Wir haben gar keinen — ich werde Muttchen fragen, weshalb!“

III.

Unter hohen Fichtenbäumen auf der Berglehne, mitten im dornumwucherten Gestrüpp, hatte es sein Nest gebaut, das Meisenpärchen. Allzu wohnlich war es just nicht gelegen, ohne Sonnenglanz, von lauter stachligem Gezweige umgeben, das den Einflug erschwerte, aber dafür freilich gesichert war vor nächtlich anschleichendem Raubgesindel des Waldes. So saß denn das Weibchen mit zufriedenblinzelnden Äuglein auf ihren frisch ausgekrochenen Jungen, und das Männchen brachte Nahrung und flog optimistisch jubelnd von Zweig zu Zweig und sang sein süßes Lied von Liebe und Eheglück in die ungläubige Welt hinaus.

Die einzige, die um dies Vogelgeheimnis hier wußte, war eine stille, waldluftgenießende Frau, die nachbarlich auf einer einsamen Bank vor einem rohgezimmerten Tische saß und schrieb. Ab und zu unterbrach sie sich und horchte hinüber, trat wohl auch an das Vogelheim leise heran und lächelte dem lieben Weibchen zu, sehnsüchtig der Zeit gedenkend, da auch sie selbst noch ihr Nest voll kleiner Kinderlein hatte. Sie konnten die stille Frau sehen und fürchteten sie nicht, denn zuweilen brachte sie kleine Leckerbissen mit für die Wöchnerin und streute sie auf den Boden hin, wo das Männchen sie sorgsam aufpickte.

So vergingen einzig schöne, kraftvoll-würzige Frühsommertage. Jeden Morgen kam die stille Frau mit frischeren Wangen und hoffnungsfreudigerem Herzen an ihre Bank, jeden Morgen zwitscherte, piepte, sang es um sie her, füllte das traute Glück der kleinen Vogelmutter ihre ernsten Arbeitsgedanken mit schwingendem Wohllaut. Bis eines Nachts ein so heftiges Unwetter losbrach, wie man es seit langem hier nicht erlebt hatte. Brausend fegte der Sturm durch den Wald, bog ihn mit wütenden Griffen, knackte in wildem Spiel alles dürre Geäst los, half dem prasselnden, mit Hagelkörnern vermengten Sturzregen seine Wassermassen schneller durch die tiefen Erdrinnen zu Tal zu jagen. Grelle Blitze erhellten die beginnende Verwüstung, zu der nachgrollender Donner sein dumpfes Trauerlied sang.

Traurig bahnte sich die stille Frau am nächsten Morgen den Weg bergan. An Arbeit war heute nicht zu denken, alles war naß und verschlemmt, eiskalter Wind wehte von den Felsenhöhen nieder — nur nach den armen Vöglein wollte sie suchen, die wohl rettungslos zugrunde gegangen waren in dieser bösen Nacht.

Wahrhaftig — da hing noch immer das Nestchen im dornigen Gezweige — aber kein Männchen sang im Umkreis, das lag wohl

frühstückt, darf ich auf eine Viertelstunde zu ihr, und manchmal auch nicht, wenn sie zu müde ist."

„Ist sie denn so müde?" —

„Freilich. Sie macht oft große Skitouren mit den Onkeln, und dann geht sie wieder in Gesellschaft — jeden Abend ist sie aus."

„Aber spazieren geht sie doch mit dir . . ?" sagt Trude im dunklen Drang, sie zu trösten.

„Spazieren? Nein — niemals . . . was fällt dir denn ein!"

„Aber dort . . . dort sitzt sie ja neben meinem Muttchen."

Jetzt lacht Annie hell auf. „Aber das ist ja mein Fräulein!"

Trude schämt sich ein bißchen. „Also dann neulich . . . neulich war ja eine so elegante Dame mit dir . . ."

„Das war eben mein früheres Fräulein, aber unsere Köchin sagt, Mama habe sie davongejagt, weil sie genau solchen Federhut sich anschaffte wie Mama, und weil die Onkels so freundlich waren mit ihr."

In Trudens Kopf wird es ganz wirr. So sagt sie, gleichsam in unbewußtem Stolz: „Ich brauch' kein Fräulein. Ich bin den ganzen Tag mit Muttchen. Sie kämmt mich, sie lernt mit mir, sie geht mit mir spazieren, sie bringt mich zu Bett. Und Papa ist immer mit uns, wenn er nicht in der Kanzlei ist, dann spielen wir manchmal schwarzen Peter oder Domino, oder, wenn er früh nach Hause kommt, zieht er mich noch im Schlitten den Hügel hinab — das ist furchtbar lustig!"

„So?" sagt Annie ernst, mit plötzlich traurigen Augen. Da faßt Trude sie freundschaftlich unter dem Arm.

„Ich will dir was sagen, Annie . . . schaff' dir auch ein Brüderchen an . . . ich hab' so lange drum gebeten, bis Muttchen sagte, es werde bald eins gebracht werden. Dann wird's erst schön! Und du — du hättest dann auch viel mehr Freude, und wenn deine Mama ein ganz Kleines hat, wird sie gewiß zu Hause bleiben und es hegen und pflegen."

Annie schüttelt den Kopf.

„Meine Mama mag keine Kinder, weißt du. Neulich hat sie zu Onkel Fritz gesagt, Kinder seien was furchtbar Lästiges, sie habe sich nie eins gewünscht . . ."

„Aber sie hat dich doch lieb, gelt, sie küßt dich doch? Muttchen küßt mich oft so, daß ich ersticke."

„Ja, sie küßt mich schon manchmal, aber selten. Papa küßt mich oft. Mama küßt nur Große gern, glaub' ich, den Papa und die Onkels "

„Hast du denn so viele Onkels?" fragt Trude neidisch, denn sie denkt an die Bonbons, die sie ihr bringen.

„Oooh", sagte Annie renommierend und die Finger spreizend, „ich habe eine Menge Onkels. Wart nur — eins — drei — vier Onkels hab ich! Und einen ganz neuen —".

anerkenne, was ich dadurch beweise, daß ich ihm niemals moralische Geschichten erzähle, die mit der Belohnung des „guten“ und mit der Bestrafung des „bösen“ Buben enden. Kinder machen dazu immer so entsetzlich altkluge Augen, als verstünden sie jetzt das große Welträtsel, und ich habe in meinem Leben noch keine „guten“ und keine „bösen“ Kinder, höchstens zuweilen folgsame und zuweilen unfolgsame gesehen. Das Menschenjunge scheint mir von Natur amoralisch, es lebt jenseits von Gut und Böse. Erst die ganzgescheiten Erwachsenen setzen es auf die ethische Hühnerleiter und verlangen von dem krabbelnden Ding, es solle bergauf zur Höhe klettern.

Ich müßte übertreiben, wollte ich behaupten, Peter Lenz betrachte mich als Autoritätsperson — im Gegenteil, er hat vor mir nicht den geringsten Respekt und ich weiß, ehrlich gesagt, kein Mittel, ihm den Wert meiner überragenden Persönlichkeit zum Bewußtsein zu bringen. Ich erkläre zum Beispiel: „Petz, wenn du nicht sofort vom Baum herabkommst, dann kannst du dir ein anderes Pferd suchen; aber ein besseres, als ich bin, findest du nicht!“ (Ich krieche nämlich höchst elegant auf allen Vieren, Peter Lenz hockt mir zwischen den Schulterblättern und ich muß mit den Vorder- und Hinterbeinen ausschlagen, wofür er sich jauchzend an meinen arg durchforsteten Haarschopf klammert, wenn seine Reitkunst zu schwanken beginnt.) Im ersten Augenblick überlegt er, wie er sich zur Kündigung seines Gaules stellen solle, bleibt dann behaglich auf seinem Zweig sitzen, schaukelt hin und her und meint bedächtig: „Vidi ist auch ein gutes Pferd.“ „Vidi“, in besonders herzlichen Stimmungen auch „Vidibus“ gerufen, ist nämlich sein Vater, der ebenfalls ein erstklassiges Talent zum Kinderspielzeug besitzt.

Peter Lenz wird jetzt sechs Jahre alt, besiegt jeden Baum, turnt auf dem Reck wie ein Akrobat und zeigt im Bad einen unheimlichen Mut. Meine bescheidenen Einwendungen, man gehe leicht unter, waren schnell entkräftet: „Das Wasser trägt mich schon!“ Gut! und trägt ihn das Wasser nicht, so setzt er sich auf den Onkel Hans und fährt auf diese Weise durchs Bassin. Ich bin also nicht nur Reitpferd, sondern auch Walfisch, und pruste dementsprechend. — Nach seinen Anlagen könnte mein Herr Neffe mühelos Seiltänzer werden, aber kaum weniger schätzenswerte Talente besitzt er für Finanzprobleme, und da wir in Österreich mit finanziellen Genies nicht überreich bedacht sind . . . Man kann nie wissen, was die Zukunft bringt! Meine Protektion hat er. Mit einem Zwanzighellerstück kommt Peter Lenz zum Onkel Karl: „Wechseln!“ Der Onkel Karl, auch kein Barbar, gibt ihm dafür drei Zehnhellermünzen und der gewiegte Finanzier erkennt im Handumdrehen den Vorteil des Geschäftes, holt mit Fingern, die in der Farbe einer besonders bösen Wetterwolke zum Verwechseln gleichen, einen zweiten Zwanziger aus der

irgendwo tot im Moose, kein Weibchen saß im Nest ... es schien leer. Leise bog die stille Frau das dornige Geranke auseinander, griff beherzt mit der Hand nach dem kleinen graubraunen Nestchen und zog es mühsam hervor. Da lag die kleine Vogelmutter mit ausgebreiteten Flügeln, von Hagelkörnern blutig geschlagen, tot. Unter ihrem Leichnam aber piepte es noch schwach von verlangendem Leben ...

Da nahm die stille Frau die kleine Brut in ihr warmes Heim und atzte sie groß, um sie dem Walde wiedergeben zu können. Der tapferen, heldenhaften Vogelmutter aber setzte sie in ihrem Herzen ein Denkmal. Darauf stand geschrieben: Menschenmütter — nehmt euch ein Beispiel an ihr!

Die Mauer.

An einer Gartenmauer ging ich täglich
Vorbei und endlich wurde so vertraut
Mir alles, was sie barg, als hätte öfters
Und ganz aus nächster Nähe ich's geschaut.

Der Duft des Flieders wurde der Verräter,
Erschloß mir einen lieben kleinen Hain,
Dann aber lockt' die Pappel, deren Wipfel
Die Mauer überragt, mich ganz hinein.

Und kühner werdend, ging ich alle Wege,
Und meine Wünsche pflanzten Baum um Baum:
Blutbuchen standen neben weißen Ahorn
Und kurzgeschorener Buchs davor als Saum.

War's heiß, da fand ich kühle Hängeweiden,
Darunter eine breite Bank aus Stein. —
Und einmal ging ich dreist zur mächtgen Pforte,
Im plötzlichen Entschluß: ich trete ein!

Dann zaudert ich: Werd ich den Garten finden,
Der mein ist, ohne daß ich ihn geschaut,
Mit jenen Schätzen, die nur mir gehören?
Da ging ich still. Ich hatte nicht den Mut
Das zu verlieren, was ich aufgebaut,
Und mir das Selbsterschaff'ne zu zerstören.

Wien. Ella Triebnigg.

Peter Lenz und ich.

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

Peter Lenz ist nämlich mein Neffe. Peter heißt er nach dem Großvater, der sich auch schon als Biograph seines Enkels hervorgetan hat, Lenz — Lorenz — nach dem Urgroßvater, dem Ähndl. Er ist ein Dreikäsehoch, aber ein Dreikäsehoch mit Selbstbewußtsein. Ich glaube, wir stehen miteinander ausgezeichnet, da ich seine kleine Persönlichkeit

Jedenfalls versteht mich Peter Lenz, weiß ich doch die zartesten Saiten seiner Seele zu rühren. Sagte er nicht erst kürzlich, durch ein Riesenstück Torte in der rechten Backentasche beim Sprechen nur wenig behindert, kopfnickend zu mir: „Mm, Onkel Hans, ich muß dir was Feines erzählen, was Nützliches!" Da ich merke, daß der Gro schon darauf lauert, neuen Stoff für eine Kindergeschichte zu sammeln, so frage ich gleich in seiner Anwesenheit: „Na, Petz, leg los, vielleicht ist es auch für den Großvater nützlich!" Er weist mich zurück: „Nein, nur für mich und dich!" (Gott sei Dank, ist er noch so unverdorben ehrlich, sich zuerst zu nennen.) Da warte ich denn geduldig, bis er mir unter vier Augen das Nützliche mitteilt: „Du, wir sind schon lange auf keinen Misthaufen mehr gestiegen!"

Einmal warfen wir Steine auf einen alten Henkeltopf, und wie es oft kommt — schon Busch stellte fest, daß man „nebenhin am besten treffe" — flog ein Geschoß meines Herrn Neffen statt zum gewünschten Ziel zu einer grünen Glaskugel, die dumm, wie solche Dinge sind, zersprang. Den Übeltäter rührte das angerichtete Unheil wenig, aber ich, der ich aus Erfahrung die schwunglose Denkungsart der Erwachsenen kenne, nahm die Schuld auf mich und schilderte der stirnrunzelnden Autorität, die diese langweilige Kugel bemitleidete, mir sei auf unerklärliche Weise ein Stein direkt aus der Hand ins grüne Glas geflogen. Dem fügte ich noch als mildernden Umstand bei, daß ein derartiger Gartenschmuck neuerlich von Ästheten streng getadelt werde. Petz aber zürnte mir sehr, wahrte sein Urheberrecht und trompetete triumphierend: „Ist nicht wahr! Ich hab's gemacht! Der Onkel Hans trifft ja gar nix!"

Lange ahnte ich bereits, daß Peter Lenz mir über ist — heute erbrachte er dafür den Beweis. Die Fäuste in die Taschen seiner Leinenhose gebohrt und den Kopf mit den unglaublich blonden Haaren rauflustig vorgebeugt, stand er vor mir: „Onkel Hans, ich will reiten!" „Hab' keine Lust, Petz!" Dabei fesselte mich wieder einmal das Meisterstück seiner Nase, die eine kleine gebogene Adlernase, aber dabei so kurz ist, daß sie es zustande bringt, himmelwärts zu ragen. „Du", sage ich, „warum hast du eine so freche Nase?" Der Angriff kam unerwartet, der Beleidigte starrte erst fassungslos ins Leere, doch bald rappelte er sich zusammen und parierte nach bewährtem Bismarckschen Rezept den Hieb mit einer Attacke: „Du, und warum hast du eine so freche Zunge, Onkel Hans?"

Wie gesagt, er ist mir über.

Im Herbst kommt Peter Lenz in die Schule, die Gesellschaft will ihn haben, der Staat zwingt ihm seine Bildungsmöglichkeiten auf — und ich fürchte, die Pädagogen werden ihn auf mein Niveau herabdrücken.

Hosentasche und wendet sich zu mir: „Auch wechseln!“ Ich verstehe ohne weitere Erklärung. Ja, die Hosentasche des Peterl, die ist ein Kapitel für sich! Einmal erschien er mit merkwürdigen Auswüchsen an den Oberschenkeln: die weiblichen Familienmitglieder starrten entsetzt auf die Wülste unter seiner Hose und dachten geistesgegenwärtig an grauenhafte Krankheiten wie Beulenpest und Aleppobeulen. Ich aber dachte an meine eigene Jugend und fragte ahnungsvoll: „Petz, was hast du in den Taschen?“ Unschuldig kam's zurück: „Nix . . .“ — „Na, zeig her.“ Und seine kleinen Finger brachten nacheinander die herrlichsten Schätze ans Licht — sonderbar erdklumpenähnliche Bonbons, ein Taschentuch von ebenso zweifelhafter Färbung, abgebrannte Zündhölzer, zwei Steine, ein Stück Brot, ein Stück Semmel und einen roten Flanellfleck. Unerklärlich — die Wülste hatten trotzdem kaum an Umfang verloren. Die Krankheit saß also tiefer und ich drang weiter in den Patienten: „Was ist denn noch darin?“ „Hast du Halsschmerzen, Peterle?“ fragte eine zitternde mütterliche Stimme dazwischen. „Nja . . .“ antwortete er mir und legte fünf Taschenfeitel — primitive ländliche Klappmesser — in schöner Reihe auf. „Nja . . .“, sagte da auch ich ziemlich anerkennend, „nja, sehr nett, aber wozu brauchst du fünf Taschenfeitel?“ Augenblicklich bekam ich zur Auskunft: „Was soll ich mir denn sonst kaufen?“ Allerdings, er hatte Recht. Kaufen muß man, das Geld ist zum Ausgeben da, wie alle angesehenen Nationalökonomen versichern. Totes, brachliegendes Kapital schädigt das Wirtschaftsleben — und den Erwerb von Zuckerln („Gfrast“ genannt) hat die Mutter streng verboten. Ich wußte diesmal keinen Rat, wohl aber Peter Lenz, der beim Krämer alle fünf Messer gegen Abziehbilder umtauschte. Als die Abziehbilder ihren Zweck erfüllt hatten und auf Fenstern, Leintüchern und Kastentüren klebten, mußte eine Sammlung im Familienkreis die Anschaffung von fünf neuen Feiteln ermöglichen. Die Anregung dazu stammte von mir; darauf bin ich heute noch stolz.

Die „Gro“ (männlich: der „Gro“), wie die Enkel die Großmutter nach dem abgekürzten Verfahren titulieren, behauptet, der „Ärgste“ sei ich, schlimmer als die Kinder, die ich „systematisch verdürbe“; mit beinahe reinem Gewissen weise ich den Vorwurf regelmäßig kühl zurück. Was tue ich denn Schreckliches? Fast nichts, denn es ist doch wirklich unschuldig, wenn ich dem Peter Lenz erkläre, wie ungeheuer das Vergnügen sei, mit neuen Schuhen — wohlgemerkt, mit neuen! — in Lachen zu patschen, in neuen Kleidern auf den Düngerhaufen zu steigen und frisch gewaschen — frisch gewaschen! — Lehm zu kneten. Wären diese Freuden nicht so unschuldig, könnte dann ein junges, schuldloses Menschenkind darüber so in Entzücken geraten wie Peter Lenz? (Nebenbei bemerkt: Lernt er die Schönheiten des Lebens nicht durch mich kennen — lehrt sie ihn ein anderer . . .) Ich wette, innerlich gibt mir auch die Gro recht . . .

Wir bewunderten seinen Mut und seine Schlagfertigkeit (die Lehrer nannten es Schnoddrigkeit).

Es war in der Geographiestunde. Celebes hieß unser Geograph. Wir nannten ihn so, weil er in jedem Examen nach den großen Sundainseln fragte. Wie immer sprach er so wenig als möglich. Wie zähe Tropfen kamen seine Worte. Oft vermied er sie ganz. Zum Beispiel, wenn er die Fenster offen haben wollte.

Dann spreizte er nur ein wenig Zeige- und Mittelfinger in Kopfhöhe und gehorsam stürzte unser Klassenoberer zu den Fenstern, um sie aufzureißen. Auf sechs verschiedene Fingerzeichen hatte er uns „eingefuchst“: Fensteröffnen, Fensterschließen, Tafelauslöschen, Aufgabe hersagen, an die Tafel gehen, in die Bank zurücktreten. Es war fast ein Taubstummenalphabet.

Damals fing er in der Stunde so an: „Wo sind wir, Welzel?“

„Auf Seite 67 im Kleinen Seidlitz“, sollte der Schüler sagen, aber er verstand die Orakelfrage nicht und sagte deshalb nach einiger Hilflosigkeit: „Im Schulzimmer, Herr Professor.“

„Dßß“, machte Celebes mit einem verächtlichen Schnalzen und kniff die Augen ein, als täte ihm die Antwort physisch weh.

„Na, Leschner, wo sind wir?“

„In Europa, Herr Professor.“

„Dßß, dßß, dßß. Kaifel, sag's du. Kaifel wußte wohl, daß der Celebes den Kleinen Seidlitz, Seite 67 meinte, aber er sagte mit tiefer Stimme: „Auf der Erde, Herr Professor.“

Der Geograph merkte die Absicht und malte ihm einen „Betragensvierer“ ins Notenbuch.

So hatte er es beim Deutschlehrer und beim Geographen verschüttet. Nach einer Weile war er auch beim „Grammatikhengst“ unten durch. „Grammatikhengst“ nannten wir den Lehrer für französische Sprache. Mit Recht. Denn sein Steckenpferd über die Veränderlichkeit des participe passé ritt er jede Stunde vor. Vor lauter Grammatikgerippe bekam unsere Sprachkenntnis kein Fleisch. Auch in unsern Übersetzungen rann kein Blut. Wort für Wort und Satz für Satz, es war zum Einschlafen. Einmal kamen wir beim Übersetzen über den Abschnitt hinaus, den der Professor und wir für die Stunde präpariert hatten. Da kam das Wort „faon“ vor. Einer übersetzte es mit „Pfau“. Wahrscheinlich hatte er an „paon“ gedacht.

„Herr Professor“, intervenierte da der Kaifel.

„Was willst du denn schon wieder?“

„Das muß ‚Hirschkalb‘ heißen und nicht ‚Pfau‘.“

„Warum nicht gleich Rhinozeros?“ witzelte der Professor, der auch den „Pfau“ für richtig hielt. „Also weiter, Welzel: Sie hatte viele Freude an dem Pfau . . .“

Der Kaifel.

Von **Fritz Müller, Zürich.**

Anton Kaifel war mein Schulkamerad. Er kam von Schwaben. Als er mitten im Schuljahr in unsere Klasse aufgenommen wurde, hatten wir gerade Aufsatz. Professor Imspeicher nahm Lenaus Schilflieder durch und zermalmte sie zu einem deutschen Aufsatz. Er beschrieb das Leben im Schilf.

„Flüchtige Fischlein", sagte er, „lassen die Halme erzittern, und die Rohrdommel flötet ihre Lieder . . ."

„Entschuldigen Sie", sagte da der neue Schüler aus Schwaben mit einer tiefen Stimme, „entschuldigen Sie, aber die Rohrdommel brüllt wie ein Ochse."

„Woher willst du das wissen?" sagte zornig der unterbrochene Lehrer.

„Wir haben immer am Schilf gewohnt."

Wir waren maßlos erstaunt: Eine Viertelstunde in einer neuen Klasse und schon dem Lehrer widersprochen. Wohnung am Schilf. Kenntnis der Natur. Gar der Rohrdommel. Wir andern Stadtkinder kannten Abziehbilder, Kapselpistolen und Indianerbücher, einen Weizenhalm und einen Roggenhalm aus dem Botanikbuch, den Ameisenbär und den Kolibri aus dem Zoologiebuch. Aber eine Rohrdommel gesehen und gehört? Nein, dieser Anton Kaifel . . .

„Setz dich, frecher Bursche", sagte der Lehrer.

„Ich bin nicht frech, wenn die Rohrdommel brüllt", erwiderte der neue Schüler. Diese tiefe Stimme — wie aus einer Ofenröhre kam sie.

Kaifel mußte eine Stunde nachsitzen. Im Klassenbuch stand: „wegen frecher Widersetzlichkeit."

Von da ab war der Kaifel unbestritten unser Klassenheld. Wir hatten eine stille Bewunderung für seine schwäbische Geradheit. Vergeblich versuchte unser bisheriger Klassenführer den Neuen herabzusetzen. „Sein Vater verkauft Hemden, Krägen und Manschetten am Marienplatz", sagte er.

„So, so", gaben wir zur Antwort.

„Ja, und seine Mutter steht selber hinter dem Ladentisch."

Wir schwiegen. Was ging das uns an? Vater und Mutter mochten immerhin Manschetten verkaufen, aber er, der Anton Kaifel war ein feiner Kerl. Das war ausgemacht. Er machte tadellose Mathematikaufgaben und ließ sie einen Tag vor der Ablieferung zum allgemeinen Besten in der Klasse liegen. Wenn das nicht anständig war . . .

„Waas? Ja, warum denn nicht? In Dreiteufelsnamen, warum denn nicht? He?"

Aber Kaifel schwieg. Schwieg beharrlich. Und bekam eine Stunde Karzer. Weil er nicht sagen wollte, warum der Staat seine Sicherheit nicht garantierte. Es war eine große Aufregung in der Klasse. Am andern Tag in der Pause vor der Geschichtsstunde bettelte mich der Kaifel um Reißnägel an. Ich gab sie ihm. Und als der Rektor in das Zimmer trat, war an dem Pult ein Quartblatt befestigt. Darauf stand:

Lehrsatz 100.

Voraussetzung: Der Staat. Der Rektor. Der Schüler.

Behauptung: Der Staat garantiert nicht die Sicherheit eines jeden einzelnen.

Beweis: Der Rektor sperrt die Schüler in den Karzer. Der Staat sagt nichts dazu. Quod erat demonstrandum.

Der Rektor las es. Ich bildete mir damals ein, wenn er nicht seine Augendeckel zugemacht hätte in jenem Moment, wir hätten sehen müssen, daß er ein wenig lachte. Aber unser Rektor lachte nie. Sondern er berief eine feierliche Lehrerkonferenz. Damit war das Schicksal unseres Klassengenossen festgelegt. Jeder von den Lehrern wälzte einen Extrastein herbei. Und jeder Stein war die Erinnerung an irgendeinen Ärger. In zehn Minuten war es entschieden, Kaifel „flog".

Am Sonntag darauf ging ich zu ihm. Er hatte mir geschrieben. Ich fand ihn glühend vor Tatenlust und gar nicht niedergeschmettert. Er zeigte mir ein großes Programm. Darauf stand, was er alles für sich studieren wollte. Es war dreimal so viel als unser Schulexamen verlangte.

„Denen will ich's zeigen", sagte er.

Aber er steckte seine Grenzen zu weit. Vom Hundertsten kam er ins Tausendste. So zerfloß ihm seine Arbeit. Möglich, daß er im Externenexamen in der fremden Stadt doch durchgekommen wäre. Aber wie immer stieß ihn der Bock Sein unbändiges Verlangen, irgendeinen Ulk, einen Schabernack auszuüben, dazu sein Hang zum Besserwissen machten auch diesmal einen Strich durch die Rechnung seiner Eltern.

Er hat es mir nachher selber erzählt. Der Examinator hatte ihn gefragt, wie man die Weltgeschichte einteile? „Wie man möchte", hatte Kaifel darauf gesagt. Ein anderer wollte von ihm wissen, wer Amerika entdeckt habe und wann. Worauf Kaifel sagte, die Indianer hätten Amerika entdeckt, gelegentlich ihrer ersten Besiedelung. In der Mathematik erklärte er, es sei nicht ganz sicher, ob die Winkelsumme im Dreieck wirklich zwei Rechte sei. So lud er sich in den vierzig Minuten der mündlichen Prüfung ein dreifaches Donnerwetter auf sein Haupt. Er dachte nicht daran. Er sah nur, wie die Männer, die ihn fragten, einen roten

„Herr Professor", beharrte Kaifel, der das Stück mit seinem Privatlehrer zu Hause übersetzt hatte, „es muß doch ‚Hirschkalb' heißen".

„Setz dich!" schrie ihn der Professor an, dem inzwischen auch ein Zweifel an seiner Unfehlbarkeit aufgestiegen war. Aber eingestehen, einen Fehler eingestehen vor den Schülern, das würde ja den Respekt zerstören. So wird es ja den jungen Lehrern schon in der Seminarpädagogik eingetrichtert.

Nun, und die Konsequenz davon? Das erste, was wir alle nach der Stunde zu Hause taten, war ein Griff nach dem französischen Lexikon. Richtig da stand es: Le paon der Pfau, le faon das Hirschkalb. Und die weitere Folge? Von da ab machten wir hinter jeder kategorischen Äußerung dieses Professors ein stilles Fragezeichen. Er konnte sagen, was er mochte. Ich weiß noch, einmal erzählte er uns eine erstaunliche Geschichte von Paris, die er selbst erlebt haben wollte. Es war eine wahre Geschichte. Aber beim Nachhauseweg sagten wir doch zu einander: „Wer weiß, wer weiß ... Wißt ihr noch: le paon und le faon?"

Nicht einmal vor dem Rektor hatte der Kaifel Angst. Vor dem gefürchteten Rektor mit dem müden Augenaufschlag. Wenn er seine Augendeckel müde hob und senkte in der Geschichts- oder Geographiestunde, war es, als wolle er sagen: „Es ist eigentlich nicht der Mühe wert, meine Wissenschaft vor euch grünen Jungen auszukramen." Seine Fragen waren gefürchtet wegen ihrer Vieldeutigkeit. Zum Beispiel, als er mich fragte: „Was tut der Staat?"

Drangvolles Schweigen meinerseits. Ach Gott, der Staat tut ja so vieles. Aber gerade das, was der Herr Rektor meinte, unter den tausend Tätigkeiten des Staates zu treffen, schien mir aussichtslos.

„Nun, was tut er denn der Staat?" sagte er gütig, denn ich war sein Lieblingsschüler. Warum, weiß ich heute nicht mehr.

Ich schwieg noch immer mit einem gepreßten Bündel von einem Dutzend Antworten in meiner Brust.

„Nun Bäcker", half er mit einem müden Augenaufschlag nach, „der Staat ga — ga —?"

Da fuhr Anton Kaifels Finger zu meiner Rettung in die Höhe.

„Nun, Kaifel?"

„Der Staat gabelt sich in verschiedene Gewalten."

„Ach was, Unsinn!" donnerte der Rektor, „der Staat garantiert die Sicherheit eines jeden einzelnen, ihr Esel. Versteht ihr das? Ei – nes je – den ein – zel – nen. Kaifel! Verstehst du das? Also auch von dir garantiert der Staat die Sicherheit, Kaifel".

Ich glaube, er wollte einen Witz machen damit. Aber unser Kaifel mit seiner Ofenröhrenstimme sagte tief und voll: „Nein, Herr Rektor."

einen Ausgleich brauchen. Von meinem Platze aus übersah ich den ganzen Raum mit seinen nicht allzuvielen Gaslampen, die in bläulichem Dunste schwammen. Da hörte ich in dem Stimmengesurr bekannte Laute. An die Zehnuhrpause in der Schule mußte ich denken bei den bekannten Lauten. Wir, im Halbkreis um unsern Klassenhelden herum, der mit seiner tiefen Stimme uns von irgendeiner Tat berichtete. Einer vergangenen oder zukünftigen, das galt uns gleich. Unserer Bewunderung war er allezeit sicher.

Richtig, da hinten an dem runden, gemütlichen Tisch saß Anton Kaifel, unser Anton Kaifel. Aber er schien nicht mit dem Geschick zu hadern. Hielt er nicht eben eine von seinen berühmten Reden, „an mein Volk"? Der ganze Tisch dröhnte von Beifall und Heiterkeit.

„Fein hast s eam gebn, Kaifel. Sollst leben aa . . ."; und allseitiges Anstoßen folgte.

Nun hielt mich's aber nicht länger. Mit einigen Schritten war ich am runden Tisch und hielt dem Schulfreund die Hand hin. Die Überraschung machte schnell einer aufrichtigen Freude Platz. Und mit den Worten: „Ein Kamerad von der Schul'" war ich schnell eingereiht in den Kreis der würdigen Männer. Da fand ich sie alle wieder, die Kaifelbewunderer von der Schulbank. Gerade so naiv, wie wir damals waren, lauschten sie seiner Stimme, die wie aus einer Ofenröhre kam.

Und auch er schien nichts von seinem alten Selbstvertrauen und seiner beneidenswerten Zuversicht eingebüßt zu haben.

Spät war es, als er mich in meinen Gasthof begleitete. „Weißt", sagte er, „gefalln hab ich mir nix lassen. Das konnten s nicht vertragen, die Großkopfeten, die gscherten Lackl. So hab ich mich halt nach und nach heraufgearbeitet zum — Stempler. Jetzt geht s mir alleweil gut. Mei Ruh will i habn, mei Königlich Bayrische."

Nach fünfzig Jahren.

Aus den Niederschriften eines Greises. Von **L. Kohlfürst.**

(Schluß.)

Nun mochte beiläufig ein Jahr nach dem vorhin geschilderten Ereignis ins Land gezogen sein, als die Spuren der bewegten Zeit des Aufstandes und des nachfolgenden Belagerungszustandes in meinem Domizil sowie im Lande überhaupt bereits völlig verwischt waren und ich anläßlich eines erkrankten Zahnes mich nach Krakau begeben mußte, um dort einen Zahnarzt aufzusuchen. Dieser Spezialist wohnte in einem der stattlichen alten Häuser gegenüber den berühmten Tuchhallen. Da

Kopf bekamen, wie die Zornesader auf ihrer Stirne schwoll und hatte daran sein Vergnügen. Nachher kam freilich die böse Quittung. Denn natürlich fiel er durch.

„Kannst du denn gar nicht einmal zu rechter Zeit deinen Mund halten?“ frug ich ihn.

„Ich will es schon, ich nehme es mir immer vor. Allein der Vorsatz hilft nur eine Weile. Wenn ich dann sehe, wie wichtig sie sich machen, diese Schulgötzen, so packt mich die Lust, ihnen eine Nase zu drehen, und alle guten Vorsätze sind für die Katz. Was soll ich auch mit dem Examen? Die tüchtigsten Leute haben es ohne Examen zu etwas gebracht. Und ich habe meine Pläne. Ihr werdet schon sehen.“

So verließ ich ihn. Seine Art imponierte mir noch immer.

Dann verlor ich ihn beinahe aus den Augen. Wie's halt eben geht bei Menschen, von denen einer das Examen macht, der andere aber nicht. Schön ist das nicht, ich weiß das schon. Manchmal, wenn ich mich ein wenig schämte, schrieb ich ihm: Anton Kaifel, per Adresse Barbarino & Co., in da und da. Aber schließlich ließ ich es. Denn die Briefe kamen wieder zurück, bedeckt mit Postvermerken. Verzogen nach Ix bei Ypsilon & Co. — durchgestrichen — verzogen nach Vau bei We & Co. — durchgestrichen — und so weiter.

Ich fühlte es. Zwischen jeder neuen Stellung und der alten lag ein Krach. Er war noch der alte, der mit uns auf der Schulbank saß. Wo mochte ihn das Schicksal hin verschlagen haben?

Nach vielen Jahren hatte ich in einer fremden Stadt einen Einschreibbrief am Schalter aufzugeben. Ich mußte lang warten, bis ich an die Reihe kam. Gelangweilt sah ich durch die kleinen Fenster. Dort hinten in dem rückwärtigen Raume wurden Briefe gestempelt. Ein Mann mit einem kurzen Stempelhammer machte es im Takt mit einer großen Vehemenz. „Eins zwei drei — eins zwei drei“, zählte ich mit. Jetzt war er fertig, schichtete die gestempelten Briefe, machte eine Vierteldrehung mit dem Kopf gegen den Schalter — es war Anton Kaifel. Er mußte es sein. Ich sah es an der charakteristischen Nase. Briefstempler war er also geworden, unser Klassenheld von damals. Das war mein erster Gedanke. Er verhinderte mich, den Anruf zu wiederholen, der mir ganz unwillkürlich auf die Lippen gekommen war.

Wo waren nun seine hochfliegenden Pläne? Ein peinliches Gefühl bemächtigte sich meiner. Großkaufmann, eine Art Weltmacht wollte er werden, als ich ihn zuletzt sprach. Mein Anblick würde ihm nicht wohltun. Still ging ich in mein Hotel zurück.

Am Abend war ich, um die Zeit totzuschlagen, in einem jener Bräustübel, die sich noch aus einer behaglicheren Zeit zu uns herübergerettet haben. Gerettet für die Menschen, die für den hastigen Tag

unglücklich waren, als ich sie das erstemal gesehen hatte. Daß diese meine überraschende Entdeckung und das Krakauer Erlebnis überhaupt mein Geheimnis blieben, ist selbstverständlich.

Etwa zehn Jahre später wurden mir diese Ereignisse wieder lebhaft in Erinnerung gebracht, weil zu dieser Zeit ein Graf ......ski begann, sowohl im galizischen Landtag als im österreichischen Reichsrat eine hervorragende parlamentarische Tätigkeit zur Geltung zu bringen. Nach weiteren zwanzig Jahren wollte es endlich ein sonderbarer Zufall, daß ich auch noch den abschließenden Teil der oben erzählten Geschichte aus maßgebendster Quelle kennen lernte.

Es war dies im Winter 1903 in Meran, wo ich damals mit meiner Familie der Kränklichkeit meiner Frau wegen längeren Aufenthalt genommen hatte und alltäglich in den Morgenstunden die Gilf aufsuchte, um da auf der einen oder anderen der aussichtsreichen Ruhebänke mich des Fernblickes zu erfreuen und voll Behagen von den wärmenden Sonnenstrahlen bescheinen zu lassen.

Da traf es sich an einem besonders warmen reizenden Februarmorgen, daß wenige Minuten, nachdem ich einen günstigen Höhensitz erreicht und mich daselbst niedergelassen hatte, zwei Fremde hinter mir langsam den Berg heraufgeschlendert kamen, die, nun gerade an der Balustrade vor meinem Sitze stehenbleibend, unter lauten Äußerungen ihres Entzückens den hier besonders herrlichen Rundblick bewunderten. Es war ein etwa sechzigjähriger distinguierter Herr von strammer, fast militärischer Haltung, mit frischem geröteten Gesicht und schneeweißem reichen Haar- und Bartschmuck und eine etwa 25jährige elegante Dame von auffälliger Schönheit. Aus dem polnisch geführten Zwiegespräch der beiden ließ sich entnehmen, daß sie sich über die reizende Aussicht und die Topographie des Gesichtsfeldes unterhielten, ohne jedoch über die Ortsverhältnisse und namentlich die umliegenden Schlösser und Burgen näher und genau orientiert zu sein.

Bei einer dieser Äußerungen, die einen besonderen Irrtum enthielt, konnte ich nicht umhin, mit Umgehung der in Kurorten ja ohnehin im allgemeinen lässiger gehandhabten gesellschaftlichen Umgangsformen den Herrschaften in deutscher Sprache die aufgeworfene Frage zu beantworten, wofür mir der Herr — ebenfalls in deutscher Sprache — liebenswürdigst dankte, während die junge Dame polnisch die Frage an mich stellte: „Der Herr spricht polnisch?“

Leider nicht; mußte ich wahrheitsgetreu erwidern, denn obwohl ich drei Jahre im Krakauer Gebiet verlebt habe, ist es mir in Anbetracht völligen Mangels an Sprachentalent nicht gelungen, über ein bloß beiläufiges Verstehen des polnischen Idioms hinauszugelangen. Im Anhange zu dieser Erklärung erachtete ich es zugleich als schicklich, mich vorzu-

ich das Wartezimmer ausnahmsweise nur schwach besetzt antraf, kam ich sehr bald an die Reihe.

Wir waren aber kaum über die ersten unerfreulichen Einleitungen und Vorarbeiten, welche das Plombieren von Zähnen bedingt, hinausgelangt, als der Diener des Arztes eintrat und dem letzteren eine mir unverständliche Meldung erstattete, worauf dieser mich ersuchte, eine Pause von wenigen Minuten eintreten zu lassen und während derselben im Nebenzimmer Platz zu nehmen. Nicht gerade ungern leistete ich Folge. Das Gemach, in welches ich eintrat, schien zu den Räumen der Privatwohnung des Arztes zu gehören und keineswegs für die laufende Klientel benützt zu werden. Einige schöne alte Bilder, ebenso ein paar reichbesetzte geschnitzte Bücherschränke hätten daselbst angenehme Gelegenheit zur Zerstreuung geboten, allein ich war mit meinen schmerzenden Zähnen nicht genug ruhig dafür, sondern zog es vor, zum Fenster hinauszusehen. Von hier konnte man die schmalen Kehrseiten von etwa sechs bis acht hohen Häusern überblicken, die, zu einem geschlossenen Block vereinigt, einen vieleckigen Hofraum umschlossen. Das machte einen ganz hübschen architektonischen Eindruck, außerdem waren alle diese Gebäude offenbar sehr alt und jedes davon besaß zweifelsohne seine mehr oder minder interessante Geschichte.

Das Interesse für meinen Ausblick steigerte sich durch die Beobachtung eines jugendlichen Braut- oder Ehepaars, welches ohne jegliche Ahnung, daß es gesehen werden könne, Arm in Arm in der Nische eines der schräg gegenüberliegenden breiten offenen Fenster des ersten Stockwerkes kosend nebeneinander stand. Der Eindruck dieses lieblichen Bildes war um so anziehender, als mir die beiden Glücklichen so sehr bekannt schienen. Allein, bevor ich noch über diesen rätselhaften Umstand weiter nachdenken konnte, rief mich der Zahnarzt wieder ins Operationszimmer zurück, wo mir nunmehr im Marterstuhl vorläufig alle Erinnerungen an das Nebenzimmer abhanden kamen.

Erst als ich wieder am Heimweg begriffen im Eisenbahnzuge saß, drängten sich die interessanten Züge des in Krakau beobachteten Paares aufs neue vor mein geistiges Auge, allein alles Grübeln, ob und wann ich denselben bereits begegnet sein mochte, führte zu keinem Ergebnis bis zu dem Augenblick, wo ich in Trz . . . . . . eingelangt, den Zug verließ. Hier standen nämlich der Gendarmeriewachtmeister und andere altbekannte Persönlichkeiten den Zug erwartend am Bahnsteig, bei deren Anblick mir es wie Schuppen von den Augen fiel. Nunmehr wußte ich, wer die Kosenden gewesen sind und jetzt schien es mir überhaupt ganz unbegreiflich, daß ich sie nicht sofort erkannt hatte. Es war Graf . . . . . . ski und seine Braut, jetzt allerdings verändert oder besser gesagt, verklärt im Widerschein des Glückes, während sie doch so hoffnungslos

stört weiterfuhr, anfänglich noch langsam, bald aber immer rascher und rascher. Kaum waren die letzten Wagen hinter der nächsten Bahnkrümmung verschwunden, als ich mich aufrichtete und in vollem Vertrauen auf die mir erteilten Weisungen den Weg gegen Trz ...... einschlug, dessen Pfarrturm über die weite Heide hin deutlich sichtbar war. Noch befand ich mich ziemlich weit vom Städtchen entfernt, als bereits der Abend mit Macht heranrückte und von dem in Aussicht gestellten Führer noch immer nichts zu erblicken war. Endlich aber nach mehrstündiger einsamer Wanderung zeigte sich knapp vor Trz ...... und gerade noch vor völligem Einbruch der Nacht auf dem bisher völlig menschenleer gewesenen Wege ein ältlicher Mann, der mir entgegenkam und mich nach Austausch der landesüblichen polnischen Begrüßung deutsch ansprach. Der so sehnlich und bange erwartete Retter, welcher sich mir als Bahnbeamter P ... vorstellte, war glücklich gefunden ..."

An dieser Stelle möge es nun dem Schreiber dieser Zeilen gestattet sein, die Mitteilungen des Herrn Grafen durch eine kleine Zwischenschaltung zu unterbrechen, um die Leser mit der Persönlichkeit dieses P ... etwas näher bekannt zu machen. Dieser Mann mit einer ziemlich bewegten Vergangenheit stand auf der Station Trz ...... als Expeditschreiber in Verwendung und stammte aus einer sehr achtbaren und reichen Wiener Fabrikantensfamilie. Er war noch als lebenslustiger junger Reiteroffizier durch das Absterben seiner Eltern zu großem Vermögen gelangt. Wie flüchtig jedoch derlei Dinge in solchen Händen sein können, wenn es sich um Befriedigung kostspieliger Schwächen handelt, hatte sich auch an P ..., der ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber war, bewahrheitet. Er kaufte die teuersten Pferde und gab sie zu halbem Preise wieder weg, sobald er ein schöneres oder vorzüglicheres fand oder gefunden zu haben glaubte. Als er auf diese Weise in kaum zehn Jahren mit seinem Vermögen aufgeräumt hatte und in Schulden geraten war, sah er sich gezwungen, den Offiziersrock auszuziehen und eine Stelle bei der Nordbahn anzunehmen, welche ihm durch einflußreiche Bekannte verschafft wurde. Seine hervorragende Intelligenz und Gewandtheit ließen ihn überraschend bald einen besseren Posten erklimmen, allein auch hier verfolgte ihn unheilvoll die alte Leidenschaft. Er besaß immer ein oder auch mehrere Pferde und war in einem steten Handeln und Tauschen begriffen. Für dieses mehr kostspielige als einträgliche Vergnügen war natürlich sein jetziges, an sich recht gutes Auskommen doch nicht bemessen. Er geriet von einer Geldschwierigkeit in die andere und als er einstmals ein Paar besonders hübscher Siebenbürger mit Stationsgeldern einkaufte, aber nicht rechtzeitig wieder an den Mann bringen konnte, so daß er inzwischen von einer Kassenrevision überrascht wurde, so ging ihm auch die innehabende Stellung verloren. Im Gnadenwege

stellen, worauf sich auch der Fremde als Land- und Reichsratsabgeordneter Graf . . . . . . ski nannte und die schöne Dame als seine Tochter bezeichnete.

Lebhaft überrascht von dem gehörten Namen, drängte sich mir unwillkürlich die Bemerkung über die Lippen, daß gerade dieser Name bemerkenswerte Erinnerungen an die oben erwähnten Tage in mir auslöse, welche ich in Westgalizien verlebt habe, worauf die Komtesse mit lebhaftem Interesse weiterforschte, welche Erinnerungen dies seien. So nahm ich denn, nachdem wir alle drei auf der Gartenbank Platz genommen hatten, keinen Anstand, von den vorhin erzählten Ereignissen gedrängt Mitteilung zu machen.

Als ich mit meinem Berichte zu Ende war, rief die Komtesse ganz begeistert auf polnisch: Papa, ist das nicht wahrhaftig wunderbar? Dabei sah sie mich mit einer Art Zärtlichkeit an, als hätte sie in mir soeben einen alten werten Freund entdeckt. Ihr Papa lächelte aber ganz eigentümlich und meinte zu meinem an Bestürzung grenzenden Erstaunen: „Sie haben da mein damaliges Abenteuer in der Tat genau wiedergegeben, weshalb ich mich schon aus Dankbarkeit für Ihre durch dreißig Jahre bewahrte Teilnahme verpflichtet erachte, Ihnen, mein Herr, nun auch den Verlauf und die nicht offensichtig gewordenen Einzelheiten meiner Flucht nachzutragen.“ Und er erzählte nun nachstehendes:

„Nach der Abfahrt von Trz . . . . . . war ich, wie Sie ja begreiflich finden werden, durch den Abschied von meiner Braut, den erfolglosen Fluchtversuch und die bevorstehende Auslieferung in verzweifelter Stimmung und gab mich soeben der Überlegung hin, ob es nicht besser wäre, dem drohenden Verderben dadurch zu entrinnen, daß ich mich, durch das Wagenfenster stürzend, selbst zu töten versuchte, als ich durch ein Geräusch an der Wagenwand und bald darauf durch das behutsame Öffnen der Coupétür aus meinem düstern Brüten aufgeweckt wurde. Da der Zug gleichzeitig seine bisherige Eile wesentlich verringert hatte, glaubte ich, derselbe sei bereits nächst der gefürchteten Übergabsstation angelangt. Es war jedoch lediglich der Kondukteur, welcher die Tür geöffnet hatte und in den Wagen tretend mir mit fliegender Hast zuflüsterte, ich möge unverzüglich absteigen, dann an der Bahnböschung mich niederlassen, bis der Zug außer Sicht sei, an der Bahn entlang bis zur Schottergrube gehen und von hier, links von dem kleinen Weiler Cieszkowice, mit tunlichster Eile den Feldweg gegen das Städtchen Trz . . . . . . einschlagen, wo ich weiteres erfahren sollte. Während dieser Mitteilung hatte mir der Kondukteur bereits meine kleine Reisetasche sowie den Überzieher umgehängt und ebenso sanft als kräftig aus dem Wagen heraus- und vom Trittbrett herabgeholfen.

Wie betäubt stand oder vielmehr lag ich innerhalb weniger Sekunden an der Böschung des Bahndammes, während der Zug unge-

man mich zuvörderst mit Speise und Trank gastlich gelabt hatte, Toilette machen, das heißt den Bart abnehmen und die Sonntagskleider der Frau P... gegen meine Oberkleider vertauschen mußte. Inzwischen spannte mein Beschützer ein paar Pferde vor seine leichte Pritschka, auf der wir nun unverzüglich gegen Krz .... fuhren. Vor der Abfahrt hatte Herr P... seiner Frau lediglich den Auftrag hinterlassen, ihn nächsten Tages in der Station als erkrankt zu melden. In Krz .... erhielten wir von der Badeverwaltung frische Pferde und nach ganz kurzer Rast ging es wieder im raschen Trapp nach Krakau weiter. Hier erfolgte unser Eintreffen gerade in der Mittagsstunde und es fügte sich so glücklich, daß wir ohne jegliche Beanständung in das Innere der Stadt gelangten, wo ich bei einer befreundeten Familie abstieg und in sicherer Verborgenheit bis auf weiteres verbleiben konnte. Hier hatte ich überdies das Glück, mit meiner Braut, die ich wenige Monate später als meine Gemahlin heimführen durfte, in stetem Verkehr zu stehen."

Als ich nun für die empfangenen interessanten Aufklärungen meinen lebhaftesten Dank äußerte und dem Herrn Grafen zu der verhältnismäßig so glatt verlaufenen Rettung noch nachträglich meine Glückwünsche erstattete, mag er gleichzeitig wohl noch die Frage über die weitere staunenswerte Wendung seines Schicksals aus meinem Gesichte abgelesen haben, denn bevor ich noch Worte darüber fand, fuhr er fort: „Sie werden sicherlich auch noch bezüglich des Unterschiedes, der zwischen meiner damaligen und heutigen Lebenslage besteht und der Ihnen wahrscheinlich am unbegreiflichsten erschienen sein mag, Bescheid wünschen. Gerade diese Sache liegt aber sehr einfach. Als ich damals ausgeliefert werden sollte, war ich eigentlich aus dem russischen Staatsverband bereits entlassen, aber infolge Verzögerung der gesetzlichen Durchführung in Österreich noch nicht formell naturalisiert. Anläßlich meiner Adoption durch den in Ostgalizien begüterten gleichnamigen kinderlosen Onkel mußte nämlich zugleich die Regelung eines Fideikommisses durchgeführt werden, was die Enderledigung der Angelegenheit verzögerte. Zum Glück war letztere jedoch wenige Wochen nach dem kritischen Zeitpunkte wenigstens so weit abgeschlossen, daß von einer Auslieferung weiters keine Rede mehr sein konnte. Späterhin fand ich mich bald in die geänderten Verhältnisse und versäumte nicht, an den politischen Bestrebungen meines neuen Vaterlandes eifrigen und werktätigen Anteil zu nehmen. Aufrichtig freue ich mich des wundersamen Zufalls, der mir heute eine so erinnerungsreiche Begegnung verschafft hat."

Anschließend sagte mir auch die Komtesse, welche bisher unsere stumme, aber ersichtlich lebhaft angeregte Zuhörerin gewesen war, noch ein paar freundliche Abschiedsworte, worauf wir uns trennten. Ich habe die beiden nie wieder getroffen und auch nie mehr etwas von ihnen gehört.

übersetzte man ihn als Schreiber nach Trz...... In dieser Eisenbahnstation war Herr P... alt und grau geworden und dort lebte er nun zur Zeit unserer Geschichte schon seit vielen Jahren. Aber auch hier in der Einsamkeit hatte er es verstanden, sich nebenbei einen Wirkungskreis zu schaffen, der mit seiner alten Leidenschaft in gewissem Zusammenhang stand.

Vom nächsten Gutsbesitzer hatte er ein kleines hölzernes Haus mit Stallungen und einige der umliegenden mageren Felder oder vielmehr Sandflächen gepachtet, seine Stallungen aber waren immer voll mit Pferden, obwohl er aus seinen Einkünften sich natürlich selber keinen solchen Luxus gewähren konnte. Er galt nämlich auf Meilen hinaus als der einzige und zugleich beste Roßarzt, weshalb ihm, da er seines Dienstes wegen doch nur in nächster Nähe des Bahnhofes persönlich ordinieren konnte, sowohl Bauern als Schlachtschitzen von weit und breit alle kranken Pferde zuführten. Die bescheidenen Kurkosten beglich man fast ausnahmslos mit Naturalien, bestehend aus ein wenig Heu, Kartoffeln oder Weißkohl. Auch durfte P... die hergestellten Tiere in der Regel — und das mag ihm wohl die Hauptsache gewesen sein — einige Zeit lang für seine eigenen Zwecke ausnützen. Durch das Erblühen seiner veterinären Praxis fand sich P... sogar bestimmt, trotz seines vorgerückten Alters ein junges Landmädchen als Gattin heimzuführen, die er überraschend bald zu einer ganz trefflichen „Directrice" seines Spitals heranbildete.

Dieser eigentümlich veranlagte, äußerst befähigte Mann, der auf seinem Lebenswege so weit seitwärts geraten war, fand in dem polnischen Aufstand eine höchst interessante Anregung und zugleich ein dankbares Feld für seine Findigkeit. Ohne durch Gesinnung oder politische Überzeugung mit der Sache enger verwoben zu sein, beteiligte er sich doch eifrig daran, wie etwa an eine Art von Sport. Es war auf dem Bahnhofe ein offenes Geheimnis, daß P... als Vertrauensmann der Revolution die ankommenden Waffensendungen übernahm, das Vergraben derselben im Sande besorgte sowie später auch wieder die Verteilung an die Insurgenten durchführte; er war in allen diesen Angelegenheiten als leitende und organisierende Mittelsperson tätig, insbesondere auch bei den Pferdeeinkäufen, und betrieb dies alles so recht con amore. Dieser Mann war es also auch, der den Plan für die Flucht des Grafen ......ski in wenigen Minuten entworfen und das Arrangement für die Ausführung so ersprießlich getroffen hatte. Es darf nun wohl zu den Mitteilungen des Helden unserer Geschichte zurückgekehrt werden, der mir weitererzählte:

„Der bejahrte Herr führte mich nun zwischen der Station und dem Städtchen Trz...... auf verödeten, kaum wahrnehmbaren Nebenpfaden in ein ganz einsam gelegenes Holzhäuschen, wo ich, nachdem

„Warum müssen denn die Menschen heiraten, um Kinder zu bekommen? Warum ist denn ein Mann dazu nötig?“ Einer meiner Freunde formulierte die Schwierigkeit etwas zynisch, aber sehr treffend folgendermaßen: „Woher die Kinder kommen, das ist bald gesagt, aber wie sie dahin kommen — das ist der Kern der Frage.“ Der Schwerpunkt der ganzen Angelegenheit liegt also weit weniger beim Geburts- als beim Zeugungsakt, und es fragt sich nun, ob die Aufklärung über diesen Akt eine so einfache Aufgabe ist, wie die meisten Vertreter der sexuellen Aufklärung zu glauben scheinen.

Als Preisrichter las ich vor einiger Zeit eine Arbeit, in der der Verfasser eingehend und Wort für Wort ausführte, welche Rede ein junger Ehemann seiner jungen Frau halten solle, wenn er zum erstenmal im eignen Heim mit ihr allein sei. Es war eine wohlgesetzte Rede über den Ernst und die Bedeutungsschwere des geschlossenen Bundes. Ich sichere mir hierdurch ausdrücklich das Eigentumsrecht an dieser wundervollen Lustspielfigur. Wie muß es in einem Kopfe aussehen, der sich so das erste Alleinsein junger Ehegatten vorstellt! (Man stelle sich das Gesicht der jungen Frau vor, wenn der Mann plötzlich eine Rede steigen läßt!) Aber solche Köpfe schreiben auch über sexuelle Aufklärung. Und sie sind in gewisser Hinsicht beneidenswert, diese Köpfe; die kompliziertesten Probleme erscheinen ihnen höchst einfach. Sie machen es ähnlich wie der Chirurg, der eine Operation vornehmen soll. Er rasiert weg, was ihn irgendwie geniert, und sein Messer wird durch nichts mehr gehindert. So rasieren sie von einer Lebenserscheinung alle Gefühls- und Stimmungsmomente, alle mitschwingenden Gedanken- und Empfindungskreise hinweg und dann vollziehen sie glatt und schlank mit dem Messer des Verstandes — eine Verstandesoperation. Es ist nur das eine fatal dabei: ein rasierter Bart wächst wohl wieder; das Schamgefühl aber, wenn es einmal wegrasiert ist, wächst niemals wieder.

Und das ist die Schwierigkeit: über alles geschlechtliche Fühlen und Empfinden des Menschen hat die Natur den Schleier des Schamgefühls gebreitet. Nein — das Bild ist nicht gut — die Natur hat mit allem Geschlechtlichen das Schamgefühl unlöslich verbunden, hat das Liebesgefühl in allen seinen Regungen, bis in die feinsten Stimmungen und Ahnungen hinein mit Scham durchtränkt. In dem berauschenden Wirbel der Gefühle, den die Liebe zwischen Mann und Weib nach allen Richtungen ausstrahlt, ist das Schamgefühl eines der mächtigsten — und schönsten. Wer kann sich ein Liebespaar — ich will gar nicht von deutschen reden — wer kann sich Romeo und Julie, kann sich Hero und Leander ohne Schamgefühl denken? E. v. Wolzogen erzählt in seinem Roman „Das dritte Geschlecht“ sehr drollig von einer Ärztin, die auf der Fahrt zum Standesamt ihrem Bräutigam und den Trauzeugen in burschikosen Ausdrücken

Von der sexuellen Aufklärung.

Von Otto Ernst.*)

Ich will nicht gegen die sexuelle Aufklärung schreiben, das sei gleich vorausgeschickt; ich finde nur, daß einige Leute zu leichtfertig dafür schreiben.

Schon das erscheint mir ernstlicherer Erwägung wert, ob wirklich viele von denen, deren Keuschheit vorzeitig Schiffbruch leidet, nicht wissen, was sie tun, ob sie fallen, weil sie nicht wissen, oder ob sie fallen, weil sie wissen, oder trotzdem, daß sie wissen. Wenigstens soll man nicht vergessen, daß Unwissenheit auch ein Schutz sein kann. Mir wenigstens, der ich als 14-, 15jähriger Knabe oft genug in bedenkliche Umgebung von Fabriksarbeitern und -arbeiterinnen kam (die zwar nicht unmoralischer, aber gewöhnlich ungenierter als andere Leute sind) und unter Schulkameraden bedenkliche Dinge hörte, mir ist meine Unwissenheit ein starker Schutz gewesen. „Reine Augen sehen nichts", las ich in einem Roman von Klara Viebig, und „dem Reinen ist alles rein", heißt es im Briefe des Paulus an Titus. Das sind Wahrheiten, die nicht ohne Einschränkung, die aber doch in weitem Umfange gelten. „Ja", sagt man wohl, „die verführten Mädchen und Jünglinge mögen vielleicht in der Regel Wissende gewesen sein; aber sie haben ihr Wissen auf heimlichen, unlauteren Wegen empfangen, das ist es! Sie sollen offen und mit sittlichem Ernst darüber belehrt werden." Aber werden darum die unsauberen Einflüsterungen der Altersgenossen aufhören? Werden geschlechtliche Dinge aufhören, ein heimlicher Unterhaltungsgegenstand junger Leute zu sein? Und soll man, aus Furcht, daß ein Kind ein unsauberes Wort höre, das sein innerer Sinn vielleicht gar nicht aufnimmt, soll man deshalb die sexuelle Aufklärung verfrühen und Dinge in ihm aufwecken, die sonst vielleicht noch in jahrelangem, wohltätigem, heiligem Schlafe liegen würden? Alle diese Fragen sollen nicht Argumente gegen die geschlechtliche Aufklärung an sich sein, sie sollen nur vor oberflächlicher Generalisierung warnen.

So oberflächlich behandelt man oft diese unerhört schwierige Frage, daß man den schwierigsten Punkt nicht einmal erfaßt. Ich las vor kurzem in einer angesehenen Zeitschrift den Aufsatz einer Frau und Mutter über diesen Gegenstand: Sie hielt die Schwierigkeit — wenigstens auf lange Zeit hinaus — für erledigt, wenn sie ihrem Kinde gesagt habe, daß die Kinder dem Leibe der Mutter entstammten. Was wird die Dame sagen, wenn ihr Kind — und das geschieht sehr bald — mit der Frage nachrückt:

*) Aus dessen prächtigem Buch „Laßt uns unsern Kindern leben", das der Verfasser den Eltern und Erziehern gewidmet hat. (Verlag L. Staackmann, Leipzig.)

Heinesche Wort gilt auch hier. Liebes- und Geschlechtsgefühl sind, wie das religiöse Gefühl, ein Mysterium der Einzelseele, und wie ein Mysterium sollten wir es verehren und heilig halten; ein Mysterium behandelt man nicht wie eine algebraische Gleichung. Ich habe mich darüber schon einmal, in einer meiner Appelschnutgeschichten, ausgesprochen, und da ich es im Augenblick nicht besser zu sagen wüßte, was ich meine, so darf ich hier vielleicht die betreffende Stelle zitieren:

„Das weiß ich ja längst" (sagt Appelschnut), „daß der Storch die Kinder nicht bringt."

„So?"

„Nein, woher soll er sie denn nehmen?"

„Aus dem Wasser", sagt meine Frau, läßt aber merken, daß sie es selbst nicht glaubt.

„Da müssen sie ja ertrinken", ruft Appelschnut, verwundert darüber, daß meine Frau das nicht einsehen kann.

Und wieder nach einer Pause fragt sie: „Mutter, woher kommen sie eigentlich?"

Da ist sie wieder die große Frage.

Meine Frau sagt: Das kannst du jetzt noch nicht verstehen; das sag' ich dir später einmal."

„Ja, das hab' ich mir auch schon gedacht, daß du mir das wohl noch mal sagst", erwidert Roswitha und ist vollkommen beruhigt.

Wir befolgen also den Rousseauschen Rat. Gewiß, es ist nur ein Aufschub; aber wenn das Kind erfahren hat, daß man ihm auch sonst nicht alles erklären und begründen kann, so ist es der gescheiteste Aufschub. Im übrigen habe ich das verwünschte Problem noch immer nicht zu Ende gegrübelt. O, ich weiß, es gibt Leute, die schnell damit fertig sind. O, glaubt es mir, der „schon so viele Jahre an dieser harten Speise kaut", so leicht ist das Problem nicht! Ja, wenn mit der falschen Scham nicht die edle, die schöne Scham so teuflisch verwickelt wäre, daß man mit jener fast immer auch diese zerreißt! Und die echte Scham — in allen Dingen meine ich — ist doch vielleicht das einzige, was uns ein Verweilen in dieser rohen Welt ermöglicht. Man soll, glaube ich, die Kinder mit zunehmendem Alter durch Belehrung über Pflanzen und Tiere immer näher und endlich ganz nahe an die letzte Schlußfolgerung heranführen, bis sich ihnen der letzte Aufschluß von selber aufdrängt. Aber das letzte Wort sollen sie in der keuschen Einsamkeit der Seele sprechen, das Letzte sollen sie ahnend erkennen, wie man ein hohes Geheimnis erkennt. Unter den alles wissenden und alles sagenden Kindern habe ich nie ein liebenswürdiges gefunden . . .

von einer soeben von ihr vollzogenen Operation am Sexualorganismus berichtet. Allerdings: da hört das übliche Schamgefühl auf. Selbstverständlich habe ich nichts dagegen, daß eine Dame Ärztin ist und als solche Operationen vollzieht; aber wenn sie ohne Not zu Männern darüber spricht, dann ist sie für mich aus der Reihe der Geschlechtswesen gestrichen, und ich würde mit denselben Gefühlen neben ihr sitzen wie neben einem alten durchnäßten Regenschirm. Und wir mögen so natürlich empfinden, wie wir wollen, mögen so aufgeklärt und von aller Prüderie so weit entfernt sein wie nur möglich, wir werden uns, glaube ich, dauernd von den Tieren unterscheiden und die innigste Vereinigung zweier Menschen als einen Vorgang betrachten, zu dem man keine Zeugen bittet.

Und es fragt sich nun, ob man mit einer unvorsichtig unternommenen und verallgemeinerten Aufklärung nicht gerade zartesten und edelsten Gemütern zu nahe tritt und an köstlichen Seelengütern einen Schaden anrichtet, der nicht wieder gutzumachen ist. Ich hörte vor einiger Zeit, daß ein Berliner Arzt eine Versammlung schulentlassener Mädchen in einem offiziellen Vortrage sexuell aufgeklärt habe. Ich zweifle gar nicht daran, daß der Mann sich seiner Aufgabe in aller möglichen Dezenz entledigt hat; aber daß er als Mann zu Mädchen sprach, macht mir diese Form zu einer undelikaten. Ich kenne keine Schranken zwischen Mann und Weib, wenn es sich um praktische oder wissenschaftliche oder künstlerische Notwendigkeiten handelt; aber es müssen wirkliche Notwendigkeiten sein, und auch da, wenigstens in der Kunst, stellt man Dinge, wie z. B. den Zeugungsakt, nicht in voller Deutlichkeit dar, man beschränkt sich auf die nötigsten Andeutungen, und wo man dennoch die volle Deutlichkeit wählt, handelt es sich um eine Geheimkunst, eine Geheimliteratur. Ohne Zweifel gibt es heute Frauen genug, die imstande sind, eine wissenschaftlich einwandfreie Aufklärung zu erteilen, und so sollte denn diese Aufklärung auch nur durch Personen des gleichen Geschlechts erfolgen.

Fast brutaler noch erscheint es mir, die geschlechtliche Aufklärung klassenweise, versammlungsweise vorzunehmen. Die offene Aussprache dieser Dinge bleibt immer eine Entblößung, und auch vor Geschlechtsgenossen entblößt man sich nicht ohne Not. Es mag sein, daß man darin anders empfinden kann, und ich verlange gewiß nicht, daß alle Leute wie ich empfinden sollen; aber wenn irgendwo, so müssen hier die Rechte des Individuums gelten, und mir ist es immer widerwärtig gewesen, wenn sich Männer in meiner Gegenwart ohne Not und ohne Scham vollkommen entblößten.

Endlich erscheint es mir auch zweifelhaft, ob in jedem Falle, zu jedem Menschen das letzte und deutlichste Wort in dieser Frage gesprochen werden muß. „Das ausgesprochene Wort ist ohne Scham“ — dies

Über Verbrecher und Verbrechen.

Betrachtungen von **Hans Ludwig Rosegger.**

Einer sagte, daß innerhalb und außerhalb der Zuchthausmauern die gleichen Leute wohnen. Wenn von diesem schlimmen Satz auch nur die Hälfte, auch nur ein Zehntel wahr ist, dann muß der Staat seine Strafgesetze von Grund auf umformen, denn wir wissen heute bestimmt, daß der Kerker die Menschen ändert, aber nicht bessert. Und woher nehmen wir den Mut, Mitgeschöpfe, die uns so ähnlich sind, bewußt zu verderben? Zumal wir uns brüsten, sie retten zu wollen.

*

Nicht einmal die schlimmste Tat galt jederzeit und überall als „Verbrechen". Man braucht nur die Völker in ihrer Kindheit zu studieren, und noch in Sparta war nicht der Diebstahl, sondern das Erwischtwerden dabei entehrend. Mord ist auch heute unter Umständen erlaubt. Das Recht der Notwehr erkennt ihn an und der Krieg; im gesellschaftlichen Duell wird er bloß schwächlich geahndet. Wer kann immer sagen, wo Handlungen aufhören, geduldete „Geschäftskniffe" zu sein und zum Betrug werden? Eine Zeitung verbreitet wissentlich falsche Nachrichten, beeinflußt dadurch die Börsenkurse und die „Eingeweihten" machen dabei große Gewinste auf Kosten der anderen . . .

Mancher, der im XX. Jahrhundert ein gebrandmarkter Verbrecher ist, wäre vor einem Jahrtausend ein Held gewesen. Columbus, ohne Möglichkeit, seinen Abenteuerdurst anders zu stillen, hätte vielleicht Hochstapelei getrieben. Die Schuld vieler liegt darin, zu spät geboren worden zu sein, und die Erziehung hat es versäumt, ihnen zu helfen, ihre Instinkte zu bändigen. Wo sitzen die Mitschuldigen?

*

Unsere Gesetzgeber sind mitschuldig, die starke Hälfte aller Übeltaten ist ihnen zuzumessen, weil sie den Alkoholgenuß nicht verbieten. Mehr als die Halbscheid aller Verbrechen wird im Rausch begangen.

Dreieinhalb Milliarden Mark gibt das Deutsche Volk in einem Jahr für alkoholische Getränke aus. Hunderttausende Deutscher Kinder hungern, „Hunger macht böse!" schrieb Otto Julius Bierbaum.

Ja, wären die Bier- und Schnapssteuern nicht so einträglich!

*

Die Freude am organisierten Massenmord pflegt der Staat, muß sie wohl aus Selbsterhaltungspflicht pflegen, solange wir noch auf den untersten Staffeln wahrer Kultur herumlungern. Es kann sogar sein, daß die Menschheit die Stahlrute des Krieges nie wird entbehren können,

„Auf den jungen Trieben meiner Tannen im Garten sitzen noch wie Düten die kleinen Hüllblättchen. Sie sind nahe vorm Abfallen, und wenn ich eins abstreifte, so würde der Trieb darum nicht verderben. Aber ich tu' es nicht."

So schrieb ich vor mehreren Jahren und so denke ich noch heute. Ich bin nicht gegen sexuelle Aufklärung; aber ich bin der Meinung, daß sie im strengsten Sinne individuell gehandhabt, daß sie mit zartesten, schonendsten Händen angefaßt werden und daß man die Banalität der Aufklärer um jeden Preis, daß man die Fanatiker der Nüchternheit von ihr fernhalten müsse. Wenn für den einzelnen jungen Menschen der rechte Augenblick gekommen ist, so ist es vielleicht das beste, wenn Eltern oder Lehrer ihm ein gutes Buch über den Gegenstand zu lesen geben; aber es muß ein sehr gutes Buch sein. Natürlich kann auch eine mündliche Aufklärung der rechte Weg sein, und wo sich in den Eltern etwas gegen eine solche Auseinandersetzung mit ihren Kindern sträubt — und es braucht nicht immer Beschränktheit und Heuchelei zu sein, was sich dagegen sträubt —, da mag die Aufgabe einem väterlichen Freunde, einer mütterlichen Freundin zufallen. Ich freilich würde zu eifersüchtig sein, um in dieser heiligen Sache einen Fremden zwischen mich und meinen Sohn zu stellen.

Und wenn man seinen Kindern mit aller möglichen Weisheit und Zartheit die erforderlichen Lehren erteilt hat — dann soll man ihre Wirkung nicht überschätzen und sich nicht in Sicherheit wiegen. Gefühl ist stärker als Wissen, und Liebe ist stärker als alle anderen Gefühle. Wenn sie mit der Kraft des Frühlings hervorbricht, überrennt sie auch Warnungen und Befürchtungen. Wie ich schon zu Beginn sagte: Die meisten scheitern, obwohl sie wissen. Immerhin gibt es eine stärkere Schutzwehr als die sexuelle Aufklärung; das ist der Umgang mit lauteren Menschen, mit großen Gedanken und edlen Gestalten. Wenn ich bis in ein hohes Jünglingsalter hinein von gefährlichen Anfällen meiner Sinne bewahrt blieb, so verdanke ich das, wie ich es jetzt wohl erkenne, der angespannten Beschäftigung mit ernsten Dingen der Wissenschaft und Kunst. Natürlich habe ich auch schon als Siebzehnjähriger ein junges Mädchen mit andern Empfindungen betrachtet als einen alten Chausseewärter; aber alle Frauen, die mir gefielen, rechnete ich damals zu den Engeln, und solange der Jüngling in jedem anziehenden Weibe einen Engel sieht, solange ist er vor vielem bewahrt.

Lindenberg (wenn ich nicht irre) will den Eindruck gewonnen haben, daß Verbrecher Gericht und Polizei keineswegs hassen, sondern nur für Vertreter einer ihnen fremden Weltanschauung halten. Also sind sie objektiver als wir Nichtverbrecher, objektiver jedenfalls als manche Wahnsinnige, die sich „normal“ und die restliche Menschheit „verrückt“ nennen.

Auf Erden entscheidet zumeist die Ansicht der Majorität darüber, was „gut“ und „schlecht“, was „gesund“ und „krank“ ist.

*

Eine Straßenszene: Stumpfe, blasse, abgearbeitete Proletarier, unterernährt, in der Winterkälte frierend, trotten durch eine protzige Großstadtgasse heimzu. In den Schaufenstern rechts und links flimmert der Luxus; Edelsteine, Seide, Eleganz. Die Perlenkette auf schwarzem Samt kostet mehr als dieser müde Eisendreher da in seinem Leben für sich, Frau und Kinder verdienen kann! Ein Börseaner schenkt das Ding seiner Freundin zum Gabelfrühstück. Scheu blicke ich mich um, ob nicht schon die Nihilisten mit Bomben heranmarschieren, den ganzen Plunder zu zerschmeißen.

*

Eine andere Straßenszene: Ein junger Mann, blauäugig und sympathisch, soll verhaftet werden. Ich kann nicht erfahren, was gegen ihn vorliegt. Die Menge drängt keuchend, ein Schutzmann hat ihn gepackt. Der arme Teufel ist blutrot im Gesicht, jede Muskel zittert, sein Augen starren voll Haß auf ein Frauenzimmer, das mir den Rücken zukehrt, und seine Zunge stößt hart hervor: „I geh schon mit, die da muß aber auch mit, die da auch . . .“ Die Zuschauer lachen, der Polizist zerrt an seinem Häftling, um die Weibsperson kümmert er sich nicht. Da reißt der Verhaftete plötzlich einem Gaffer den Spazierstock weg — Krach! saust das Holz auf den Schädel der Frau und zersplittert. Die Leute johlen, schlagen auf den Blauäugigen ein, aber er folgt jetzt willig dem Schutzmann und aus seinem Blick ist jede Spur von Haß verschwunden. Mit dem Schlag hat er irgendeinem Instinkt in sich Gerechtigkeit verschafft — wohl einem wilden, einem brutalen, einem ungerechten Instinkt, aber immerhin eine Art Gerechtigkeit.

Nur über die Menge verzweifle ich: sie ist so amüsiert, so fröhlich, so witzig.

*

Ohne Kleinleutewohnungen mit einem gemeinsamen Korridor gäbe es um 90 Prozent Ehrenbeleidigungsprozesse weniger. Aber hier wartet der Zündstoff auf tausend Gemütsexplosionen, hier waschen die Parteien ihre Wäsche, hier spielen die Kinder, hier werden die geheimsten Angelegenheiten der lieben Nächsten durchgehechelt und hier kämpft man die

sind wir doch von Natur nicht gut, nicht schlecht, bloß wild. In der Schlacht heißt es „heldenhaft“, fremde Leute, die uns persönlich nie Übles zufügten, zu erschlagen, zu erschießen, aber ein einzelner, der einen Nächsten hassen muß, darf ihm mit eigener Hand kein Haar krümmen. Bekennen wir offen, daß immer die Zwecke ihre Mittel heiligen. Freilich, wenn es nur gute Zwecke gäbe! Doch gibt es auch Raubkriege.

*

Viele Konflikte entstehen daraus, daß wir dem Menschen eine Menge edler Eigenschaften zusprechen, die er nicht hat, wenigstens nicht allgemein hat. Auf diesen Irrtum stellen wir die Gesetze.

Wir müssen der modern-psychologischen Literatur dankbar dafür sein, daß sie den Menschen zeichnen möchte, wie er ist. Der Vogel Strauß als Gesetzgeber gehört an den Galgen.

*

Das Gesetz macht sich die Sache einfach und starrt fasziniert auf den Erfolg, auch auf den Verbrechenserfolg, und den Motiven gerecht zu werden, überläßt es den Ethikern, deren Freispruch und deren Schuldurteil keine zwingende Kraft hat.

Der Henker, der die Schlinge dreht, darf nicht daran denken, warum sein Opfer mordete, er darf nur wissen, daß er mordete.

*

Schopenhauer versichert, unter Umständen sei jeder Mensch zu jeder Tat fähig. Das mag ungefähr stimmen, wenn man unter „Tat“ eine äußere Handlung von den Motiven losgelöst versteht. Nicht aber ist jeder Mensch zu jeglichem Motiv fähig. Man braucht nicht gleich mit Schopenhauer anzunehmen, daß in uns allen ein universeller Verbrecher lauert, um nachdenklich zu werden. Es genügt schon die Feststellung des Menschenkenners, der sagte: „Hätten wir immer einen Staatsanwalt neben uns gehabt — ich und alle wären bereits vor Gericht gestanden.“

Widerspricht jemand?

Oft ist der Richtende nicht besser als der Gerichtete, und die Zahl der Pharisäer ist Legion.

*

Es gibt kaum etwas Interessanteres als eine Gerichtsverhandlung. Hier gehen Menschenseelen nackt, aber es widerstrebt dem anständigen Geschmack, Zeuge solcher Entblößungen zu sein. Sowie uns die Sensation einer Szene reizt, in der ein Mensch um seine Existenz ringt, fühlen wir gemein. Zu häßlich! einen Notwehrakt der Gesellschaft — und das ist die Rechtspflege — als prickelndes Schauspiel zu betrachten.

*

Schützlinge „Opfer der Gesellschaft“. Das Mädchen, das Mitzi hieß, war die Geliebte des ältesten Angeklagten, der sie mißhandelte und seinem „Schatz“ ein gestohlenes Paar Schnürstiefel um fünf Gulden verkauft hatte. „Sie sind ein Kavalier!“ höhnte ihn der Vorsitzende. „Um das Geld bekommt man die Schuhe ehrlich, und Sie bringen das arme Ding ins Kriminal.“ Sie gestand offen ein, die Herkunft der Sachen gekannt zu haben, und leugnete auch andere Hehlerdienste nicht ab. Dafür warf ihr der Kerl einen Blick zu: Wart' nur, du kriegst deinen Teil, wenn ich wieder frei bin . . .

Noch vor Schluß der Verhandlung entfernte ich mich und hörte auf dem Gange das Gespräch zwischen einem sehr elegant aussehenden Ehepaar, das ich früher im Saal gesehen hatte. Die Frau, eine angenehme, freundliche Erscheinung, zitterte vor Aufregung: „Weißt du, Paul“, sagte sie zu ihrem Mann, „die Mitzi sollte man einfach über's Knie legen und durchhauen; schlecht ist sie nicht . . . Ich bin überzeugt, hätte man die Herren Plattenbrüder für ihre ersten Gaunereien tüchtig verprügelt, statt einzusperren, wo sie in die verkommenste Gesellschaft kamen und dazulernten, was sie noch nicht wußten, sie stünden heute nicht zum zehntenmal vor Gericht . . .“ Aus der Antwort des Herrn Gemahl sprach die landläufige Kulturansicht: „Aber Cäcilie, unsere humane Weltauffassung verbietet es, erwachsene oder auch noch halbwüchsige Menschen körperlich zu bestrafen.“ Das Ehepaar entfernte sich und ich schnappte nur mehr ein Wort der Frau auf: „Quatsch . . .“

Mir fiel die Auskunft eines Sarkastischen ein, die ein Journalist erhielt, als er ihn um seine Meinung über die Todesstrafe fragte: „Die Herren Mörder sollen zuerst anfangen, das Töten abzuschaffen.“

Man hat das hehlerische blonde Mädel unter Anwendung von Milderungsgründen zu zwei Wochen Arrest verurteilt. Die wird sie wohl unter Landstreicherinnen, Strolchinnen und Diebinnen verbracht haben; durch und durch verderbt kommt so ein junges Ding aus dem Kotter, findet als „Abgestrafte“ keinen Posten und muß rettungslos dem Verbrechen oder ähnlichem anheimfallen. Ja, es war ungeheuer gerecht, die verführte Mitzi „human“ zu behandeln, statt sie wie ein ungezogenes Kind zu bestrafen! Oder nicht? War es etwa besser, sie in den Sumpf zu stoßen?

Freilich, wenn wir uns darauf steifen, Prinzipien ins Extrem und bis zur Lächerlichkeit zu treiben! Gehen wir doch auch andererseits mit Rohlingen wie mit Gentlemen um — zum Beispiel mit jenem Fuhrknecht, der dem todmatten Gaul eine Schlinge um die Schnauze bindet und daran zieht, bis er dem gequälten Tier die Zunge aus dem Maul reißt (eine Münchener Tatsache); eine Mutter läßt ihr unbe-

daraus entstehenden Kämpfe aus. Die Frau Meier wirft der Frau Müller gelegentlich einen „Schlampen“ ins Gesicht und empfängt dafür eine „ausg'schamte Person“, ein Wort gibt das andere und das Ende sind gegenseitige Klagen auf Ehrenbeleidigung. Man verhandelt stundenlang, jede der Damen beschuldigt die andere, angefangen und ärger geschimpft zu haben. Der Richter rät zu einem Ausgleich, die Parteien weigern sich, gestikulieren, weinen, schreien und verlangen Genugtuung. Dem Richter reißt die Geduld: „Entweder söhnen Sie sich aus, Frau Meier und Frau Müller, oder ich muß sie beide bestrafen.“ Das wirkt; nochmals fließen Tränen, zum letztenmal bäumt sich das gekränkte Ehrgefühl auf — und dann zieht man gegenseitig die Klagen zurück, innerlich davon überzeugt, daß die Justiz hart und ungerecht ist.

Von Danzig bis Cilli sind solche Prozesse an der Tagesordnung, im Kerne dieselben, nur im Jargon verschieden. Eine deutsche Nationaleigentümlichkeit wie das Biertrinken und Raunzen.

Ein Assessor in H. erzählte mir, das Gericht, an dem er amtiere, habe ein vorzügliches, allerdings nur im Winter anwendbares Mittel, um so streitsüchtige Amazonen zur Raison zu bringen: Bei der Verhandlung wird Frau Meier nahe zum geheizten Ofen, Frau Müller knapp vor das zugige Fenster gestellt. Brathitze und Eiseskälte tun ihre Pflicht und bald, sehr bald fallen die zum Frieden mahnenden Worte des Vorsitzenden auf fruchtbaren Boden. In den Strafprozeßordnungen ist diese Art, den Gang der Rechtspflege zu beschleunigen, nicht vorgesehen, trotzdem aber recht wirksam.

Es scheint, das seichte Ehrenwunden am schnellsten zwischen Fenster und Ofen vernarben.

*

In Wien war es; ein Prozeß gegen Plattenbrüder. Der Gerichtsdiener wies mich in den Saal: „So was gibt's jetzt alle Tage! Wissen S', Herr Doktor, da können S' Studien machen.“ — Vielleicht wäre es empfehlenswert, Gerichtsdiener, Polizisten und Gefängniswärter den Beratungen über das neue Strafgesetz beizuziehen. Juristen allein tun's nicht! —

Auf der Anklagebank saßen drei Burschen im Alter von neunzehn bis einundzwanzig Jahren und ein sechzehnjähriges hübsches Mädel, das fortwährend in sein Taschentuch jämmerlich hineinschluchzte. Das Mädel war bisher unbestraft, die Burschen hatten Serien von Vorstrafen auf dem Kerbholz. Sie plünderten Aushängekasten, rempelten Passanten an, stahlen Werkzeuge von Arbeitsplätzen, randalierten, rauften, brachen ein, terrorisierten die Wirte und Gäste kleiner Vorstadtschenken, bedrohten die Wachleute, schimpften und heulten durch die Nacht. Der Staatsanwalt gebrauchte das Wort „Zuchthauspflanzen“, der Verteidiger nannte seine

Karl Krobath.

erporträt aus Kärnten. Von **Peter Enslein**, k. k. Regierungsrat a. D., Wien.

(Schluß.)

alte Heimgärtner erzählt in seinem Buche „Alpensommer“ von
iner Dobratsch-Wanderung, die er ohne jegliche Bergausrüstung,
man ins Kaffeehaus geht, mit einem jungen Kärntner Dichter
mmen hat. Dieser Dichter war Krobath, und in Erinnerung hieran
dem Wandergenossen ein kleines ländliches Bild mit Gesang in einem
betitelt „Der Bräutigam vom Himmel“, zugeeignet. Dieser
isierte Scherz, der sich für Vereine ganz besonders zur Auf-
eignen dürfte und zu dem Meister Thomas Koschat einen
vollen Chor („Wünscherlied zur Jahrwend“, verlegt bei J. André
enbach a. M.) komponiert hat, ist ein gediegener Schwank, der
die Sage von der Frau Perchta dreht. Durch ein sehr gut
tes Qui pro quo ist eine Komödie der Irrungen geschaffen, die
r komischer Wirkung ist. Die Charaktere des Feierabend-
er Heida und der Enza sowie des Kilian Farchinger sind
ezeichnet und verrät die ganze Mache, daß in Krobath auch

annten Prosadichtungen Krobaths
des in seinem Sinnen
allgemeiner Ver-
des Dialektes
des Volkes
und es
Dichter
nnt

Erzählung
Dichterport
ich nur die
vom studierte

quemes, uneheliches Kind im Keller verhungern; eine Bestie vergewaltig ein fünfjähriges Mädchen — und wir Empfindsame verköstigen sie einig Wochen oder Monate auf Kosten der Allgemeinheit. Wollen es dan Gott am siebenten Tag gleichtun und sagen: „Das ist gut!“ In de selben Kerker wirft man den Affekt-„Verbrecher“ und die Menschen, d aus eherner Not sündigten, und läßt sie in Gram und Schande erstick

Ich schlage vor, auch Frau Cäcilie den Beratungen über d neue Strafgesetz beizuziehen.

*

In einem einsamen Schutzhause wurde der Hüttenwart erschlage Als der Tat höchst verdächtig verhaftete die Gendarmerie einen Ho knecht, bei dem man die Uhr des Toten, blutbefleckte Kleider und ande überwältigende Beweismaterialien fand. Alles zeugte dafür, daß er d Schuldige war, nichts dagegen — nur gesehen hatte ihn niemand, er den Mord beging. In dieser Beziehung versicherte der Staatsanwal daß Verbrecher gewöhnlich keine Zuschauer zu laden pflegen . . . De Angeklagte leugnete und auf die letzte Frage des Richters, bevor sic die Geschworenen zurückzogen, ob er noch etwas zu bemerken hätte, a wortete er blos leise: „Ich hab's net getan.“

Die über ihn zu urteilen hatten, glaubten ihm nicht.

Denkbar ist alles — wie, wenn er doch unschuldig wa

*

Psychologisch feine Strafgesetze fordern, daß der der gegen einen Angeklagten die Todesstrafe forderte ihrer Vollziehung beiwohnen muß. Wuchtiger kann die des Staatsanwaltes nicht betont werden. „Sieh! Das

*

Ein Richter schrie einen, der bei der Verkü urteiles grauenvoll aufbrüllte, barsch an: „Seien keine Geschichten!“ Hätte ich doch die Macht, diese Er soll Zeitungsausträger werden; für Zeitungsaustrag kenntnis überflüssig.

*

Auch strafrechtliche Probleme lassen sich leichter kritisier Wohlberechtigte Interessen der Allgemeinheit werden zuweilen die eines Individuums notwendig machen, aber solche krasse Ausnah dürfen uns nicht entmutigen. Unser Streben sei, Erreichbares zu erreich Vollkommenheit ist nie erreichbar. Besonders müssen wir uns vor Verwechslungen hüten: Schon mancher hat Humanität mit Humanitätsduselei und Energie mit Grausamkeit verwechselt.

Karl Krobath.

Ein Dichterporträt aus Kärnten. Von **Peter Enslein**, k. k. Regierungsrat a. D., Wien.

(Schluß.)

Der alte Heimgärtner erzählt in seinem Buche „Alpensommer" von einer Dobratsch-Wanderung, die er ohne jegliche Bergausrüstung, so wie man ins Kaffeehaus geht, mit einem jungen Kärntner Dichter unternommen hat. Dieser Dichter war Krobath, und in Erinnerung hieran hat er dem Wandergenossen ein kleines ländliches Bild mit Gesang in einem Aufzug, betitelt „Der Bräutigam vom Himmel", zugeeignet. Dieser dramatisierte Scherz, der sich für Vereine ganz besonders zur Aufführung eignen dürfte und zu dem Meister Thomas Koschat einen schwungvollen Chor („Wünscherlied zur Jahrwend", verlegt bei J. André in Offenbach a. M.) komponiert hat, ist ein gediegener Schwank, der sich um die Sage von der Frau Perchta dreht. Durch ein sehr gut inszeniertes Qui pro quo ist eine Komödie der Irrungen geschaffen, die von großer komischer Wirkung ist. Die Charaktere des Feierabend-Bauers, der Heida und der Enza sowie des Kilian Farchinger sind vortrefflich gezeichnet und verrät die ganze Mache, daß in Krobath auch dramatisches Talent steckt.

Nun wende ich mich den mir bekannten Prosadichtungen Krobaths zu. Sie schildern zumeist das Volk des Kärntnerlandes in seinem Sinnen und seinen Gebräuchen, und wenn auch aus Gründen allgemeiner Verständlichkeit von einer streng mundartlichen Schreibung des Dialektes Umgang genommen wurde, so sind doch Charakter und Sitten des Volkes tief begründet und urecht. Es ist eine bodenständige Lektüre, und es sind wahre Kulturbilder, wie solche dereinst die alten Kärntner Dichter Waizer, Rizzi, Germonik, Franziszi u. a. schrieben. Koschat nennt Krobath einen genialen Kenner von Land und Leuten und seine Erzählungen „treukärntnerische Geschichten". Dieselben stechen somit sehr von jener der sogenannten „Salon-Bauerngeschichten" ab. Die Gestalten Krobaths haben Blut und Leben in sich. Sie sind nicht das in einer weltfremden Dichterschule entstandene Phantasiegebilde eines Dichters, sondern getreue Kopien selbsterschauter Figuren.

Humor und Ernst und eine tiefgründige Weltanschauung spricht aus allen Erzählungen. „Tolles und Trauriges, Geschichten aus dem Kärntner Waldlande" nennt sich ein Buch mit solchen. Wollte ich alle Erzählungen Krobaths auch nur kurz skizzieren, würde der Rahmen eines Dichterporträts weit überschritten werden. Von den vielen Gaben will ich nur die am besten scheinende hervorheben. So u. a. die Geschichte vom studierten Sohn. Die Tragödie des armen Bettelstudenten und die

quemes, uneheliches Kind im Keller verhungern; eine Bestie vergewaltigt ein fünfjähriges Mädchen — und wir Empfindsame verköstigen sie einige Wochen oder Monate auf Kosten der Allgemeinheit. Wollen es dann Gott am siebenten Tag gleichtun und sagen: „Das ist gut!" In denselben Kerker wirft man den Affekt-„Verbrecher" und die Menschen, die aus eherner Not sündigten, und läßt sie in Gram und Schande ersticken.

Ich schlage vor, auch Frau Cäcilie den Beratungen über das neue Strafgesetz beizuziehen.

*

In einem einsamen Schutzhause wurde der Hüttenwart erschlagen. Als der Tat höchst verdächtig verhaftete die Gendarmerie einen Holzknecht, bei dem man die Uhr des Toten, blutbefleckte Kleider und andere überwältigende Beweismaterialien fand. Alles zeugte dafür, daß er der Schuldige war, nichts dagegen — nur gesehen hatte ihn niemand, da er den Mord beging. In dieser Beziehung versicherte der Staatsanwalt, daß Verbrecher gewöhnlich keine Zuschauer zu laden pflegen ... Der Angeklagte leugnete und auf die letzte Frage des Richters, bevor sich die Geschworenen zurückzogen, ob er noch etwas zu bemerken hätte, antwortete er blos leise: „Ich hab's net getan."

Die über ihn zu urteilen hatten, glaubten ihm nicht.

Denkbar ist alles — wie, wenn er doch unschuldig war?

*

Psychologisch feine Strafgesetze fordern, daß der Staatsanwalt, der gegen einen Angeklagten die Todesstrafe forderte und durchsetzte, ihrer Vollziehung beiwohnen muß. Wuchtiger kann die Verantwortlichkeit des Staatsanwaltes nicht betont werden. „Sieh! Das hast du gewollt."

*

Ein Richter schrie einen, der bei der Verkündigung seines Todesurteiles grauenvoll aufbrüllte, barsch an: „Seien Sie still! Machen Sie keine Geschichten!" Hätte ich doch die Macht, diesen Richter abzusetzen! Er soll Zeitungsausträger werden; für Zeitungsausträger ist Menschenkenntnis überflüssig.

*

Auch strafrechtliche Probleme lassen sich leichter kritisieren, als lösen. Wohlberechtigte Interessen der Allgemeinheit werden zuweilen die Opferung eines Individuums notwendig machen, aber solche krasse Ausnahmsfälle dürfen uns nicht entmutigen. Unser Streben sei, Erreichbares zu erreichen. Vollkommenheit ist nie erreichbar. Besonders müssen wir uns vor Verwechslungen hüten: Schon mancher hat Humanität mit Humanitätsduselei und Energie mit Grausamkeit verwechselt.

Weiters liegen von Krobath in der vom Verlage Hesse & Becker-Leipzig herausgegebenen 25bändigen „Familienbibliothek berühmter Erzähler" sechs Kärntner Dorfgeschichten vor und ein treffliches „Lebensbildnis in Umrissen" des Dichters. Dieselben sind auch einzeln als Doppelbändchen in Max Hesses Volksbüchern erschienen. Auch Kürschners Bücherschatz brachte ein Bändchen seiner Kärntner Geschichten unter dem Sammeltitel „Lawinen". Hievon möchte ich nur die packende Erzählung „Der Bildschnitzer von Heiligenblut" erwähnen. Dieser Reinfried Handritzer ist ebenfalls ein Vollblut-Kärntner, den zwar auf eine gewisse Zeit das Vornehme blendet, der aber wieder zurückkehrt in seine Heimat und auf die Bemerkung: „Ihr Kärntner seid aber nicht wenig verpappelt in euer Landl" die treffende, echte Heimatliebe atmende Antwort findet: „Warum nit. Weil s unser Hamatle is, und was für eines!" Auch in diesem Stücke spricht der Philosoph. „Die Reinheit kehrt sich in Makel — aus Liebe. Das ist die phrasenhafte Formel, die unsere Weltweisheit für eine der edelsten Erfüllungen des Naturgesetzes zurechtgelegt hat. Die Tat ist aber immer wahrhaftig und rein, wenn nur die Triebfedern im Menschenherzen nicht verfälscht worden sind. Auch künstliche Gesetze, die sich der Ethik des Lebensdranges weniger anpassen denn der Konvenienz der Gesellschaftsformeln, sind solche Verfälschungen, und ihr Richtschwert dürfte ebenso die Richter treffen wie die Gerichteten."

Und an anderer Stelle: „Die Menschen sind nur Pünktlein in dieser hehren, weitgeöffneten Perspektive, Pünktlein — und wollen von Gottähnlichkeit faseln." Gewiß ein wahres Wort im Vergleiche des winzig kleinen Menschen mit der Großartigkeit der Natur um den Glockner herum.

Nun will ich mich zu den Geschichten wenden, die in Krobaths Buch „Der Mann mit den zwei Herzen" und andere Erzählungen enthalten sind. Der Autor charakterisiert dieselben selbst mit dem Untertitel „Lichtbilder und Schattenrisse der Menschenseele".

Da ist vor allem eine Ehetragödie in Farben der Wirklichkeit, betitelt „Aus der Tiefe". Dieser Maurer Stephan Klob dürfte ein lebensgetreues Porträt aus der tiefsten Tiefe der menschlichen Gesellschaft sein, und sein armes Weib, die Wäscherin Anna Wulf, ist das Prototyp einer geknechteten Dulderin. Ein edler Charakter ist der Kupferschmied Peter Werner. Diese Geschichte könnte ein Gorki geschrieben haben, so ist der Griffel in die Farben der Verelendigung der Menschheit getaucht.

Ergreifend ist die Erzählung, die vom Lehrer und Organisten Franz Gruber aus Arnsdorf handelt, dem Komponisten des vom Geistlichen Josef Mohr gedichteten Weihnachtsliedes „Stille Nacht, heilige Nacht". Ein kleines Pastellgemälde!

rührende Tragödie eines armen Mutterherzens, der alten Leni, der Magd vom Lenzhofer, deren Stolz ihr Xandl ist, der drei lebende und zwei tote Sprachen im Kopf, aber trotzdem kein Herz für seine schlichte Mutter hat und im Wahnsinne endet, ist tief ergreifend.

Erschütternd ist die „Hochwasser“ betitelte Geschichte, in welcher der Thomasbauer seiner Tochter gegenüber als starrer Kato auftritt und so die Schuld auf sich ladet, daß die Sali samt ihrem Kind den Tod in den Fluten sucht. Höchst anschaulich ist die Wasserkatastrophe im Hochgebirge geschildert. Als Gegenstück zur ergreifenden „Totenwache“, die uns die Ebner-Eschenbach geschenkt hat, kann Krobaths Totenwache „Bei der toten Waldhoferin“ angesehen werden. All der Unfug und unpassende Ulk, der oft bei solchen Totenwachen getrieben wird, wenn das genossene Getränk in den Schädeln zu rumoren beginnt, ist hier ganz naturgetreu geschildert.

Die ganze Tragik des im Kriege invalid gewordenen Soldaten enthüllt uns die Geschichte „Der Werkelmann“ und ist selbe zugleich ein rührender Beleg zum Sprichwort, daß alte Liebe nicht rostet. Wie schon erwähnt, hat unser Autor in dem Gedichte „Bettelliebe“ diesen Gedanken ebenfalls in gebundener Rede behandelt.

Eine Apotheose der Heimatliebe aber möchte ich die längere Geschichte „Die Scholle“ nennen. Dieser 103 Jahre alte Firmian Benedeizig, der sein ganzes Leben lang nicht über das Kanaltal hinausgekommen ist, steht wie ein uralter, moosüberwucherter Baumstamm im Urwalde. Wie schön ist der Satz in dieser Geschichte: „Die Welt hat schöne Perlen, aber nur eine Heimat.“ Wie reizend ist das Schlaflied, mit dem der alte Urahn den Urenkel einwiegt: „Büable, nur stad — gschieht dir ka Lad . . .“ Welche entsagende, unsere vollste Sympathie erringende Gestalt ist der Stef in seiner steten, bis über den Tod hinaus währenden und im Leben nie erwiderten Liebe zur Traudel. Höchst ergreifend ist hier die schauerliche Naturkatastrophe geschildert, und es ist ein feiner psychologischer Zug, daß gerade diese Katastrophe die langjährigen Prozeßgegner, den Urkele und den Binderle, versöhnt. Wie schön ist das Glück der anspruchslosen Armut in dem Dudelsackpfeifer Gabriel, dem Ribe, dargestellt. Auch die Einleitung zu dieser Geschichte wirft ein kulturelles Streiflicht auf die Wallfahrer zum berühmten Marienort Luschariberg. Nur ein echter, tiefer Denker und wahrer Dichter konnte diese Erzählung schreiben und die Worte: „Am Stoffe klebt die Menschheit; an jenem Stoffe insbesonders, aus dem sie geformt wurde, in welchem sie wurzelt, mag sie noch so überlegene Sprünge machen, und zu dem sie wieder Einkehr hält, nur unter Zurücklassung ihres Dünkels, ihrer Pläne — und unserer Liebe und all unserer Leiden. Wir sind vergänglich, die Scholle aber ist ewig.“ Sie enthalten ein ganzes philosophisches System.

„Im kleinen Stübel“ befaßt sich mit dem traurigen Schicksal einer auf dem Altenteil (Ausbeding, Auszug) gesetzten Bäurin, die von ihrer Schwiegertochter und ihrem eigenen Sohne nach Möglichkeit drangsaliert wird. Diese Ausbedingstübchen könnten oft eine gar traurige Geschichte aus dem Familienleben erzählen. Sind sie doch, wie Krobath ganz richtig bemerkt, „der Käfig, in dem man die Überlebten, die Wertlosgewordenen, die Überzähligen einsperrt, die eigentlich auf der Welt nichts mehr zu schaffen haben und denen man kaum das Ableben gönnt“.

Aus dem Angeführten mag sich der freundliche Leser ein Bild vom Novellisten Krobath entwerfen. Wahrheit und Klarheit, echte Bodenständigkeit zeichnet alle seine Novellen aus, und aus allen spricht eine Liebe zur Heimat, die dem echten Kärntner eigen ist und zu den Vorzügen dieses Volksstammes gehört.

Die Heimatliebe hat Krobath auch bewogen, ein Buch herauszugeben, das „Das Kärntnervolk in seinen Gebräuchen“ heißt. Dasselbe ist von niemand Geringerem als vom Mitgliede des österreichischen Herrenhauses Dr. Alexander v. Peez, dem Nestor der Schätzer des Kärntnerlandes, einbegleitet. Was das Buch Hörmanns „Tiroler Volksleben“ für Tirol bedeutet, dasselbe bietet, in bescheidenerem Umfange, Krobaths Buch für Kärnten. Die alten Volksgebräuche, das Leben des Kärntnervolkes, eine ganze kurze Topographie sind in demselben enthalten und wird dessen Lektüre jedem Freund Kärntens sehr willkommen sein.

„Kärnten! — Welche Seligkeit
Birgt dies eine kleine Wort.
Allen, die zur Lust geweiht,
Froh betreuen diesen Hort,
Osterwitz und Wörthersee.
Großer Glockner an der Grenze,
Talwärts Rosen, hochauf Schnee:
Schönheit, hier sind deine Kränze.“

Noch muß ich Krobaths redaktioneller Tätigkeit an dem von ihm geleiteten und vom Verschönerungsverein Velden am Wörthersee herausgegebenen Ehrenbuch des Kurbades Velden gedenken. Abgesehen davon, daß es seiner Bemühung gelungen ist, nur lauter erstklassige Schriftsteller und Männer der Wissenschaft zu Beiträgen zu gewinnen, hat er selbst nebst einem gehaltvollen Geleitworte einige sehr wertvolle Beiträge geliefert: eine auf seiner Orientfahrt gedichtete Ballade „Die versunkene Stadt“, eine Kärntnersage behandelnd, dann eine mit Liebe und eingehendstem Verständnis geschriebene Biographie, „Unser Thomale“. Diese Abhandlung über den berühmten Kärntner Komponisten und Volksdichter Thomas Koschat erhebt sich hoch über eine gewöhnliche Biographie, da in dieselbe gleichsam die Entstehung und Geschichte des Kärntner Volksliedes in anziehender Weise eingeflochten wurde. Ein Großteil dessen, was Krobath als Dichter geworden ist, dankt er außer seinem Talent

Nicht ohne Interesse liest man die „Tagebuchblätter eines Künstlers", in denen Franz Liszt eine Rolle spielt und wir volle Sympathie mit dem jungen Musikus, dem Schüler des Stadtpfeifers in Bürgel, haben und das Protzentum des Geldsackes durch den hochmütigen Bankier Scharberg so lebenswahr vertreten ist.

In „Wandas Tod" klingt das alte Lied vom Herzleid der Verlassenen in ergreifenden Tönen an unser Ohr. Schön und bilderreich ist die Sprache. Zur Illustration des Gesagten nur ein Satz: „Sie hatte sich vom Bugspriet des Narrenschiffes, das unter der Flagge ‚Leben' weitauf seine Segel schwellt, in den stillen Ozean der Unerforschlichkeit gestürzt. Sie war tot."

Die Erzählung „Myrte" schildert den Seelenkonflikt, in den ein junger katholischer Priester durch das ihm auferlegte Zölibat gedrängt wird. Nicht jeder katholische Geistliche geht aus solch einem seelischen Zwiespalt in so seraphisch reiner Weise hervor wie dieser Pfarrer Wahrmut. Über der ganzen Geschichte liegt es wie die Atmosphäre eines schönen Hochsommermorgens. Aus allen Zeilen glänzen uns die Tautropfen der echten Poesie entgegen.

Der ganze verschlagene und im Grunde doch so harmlose Bauernhumor spricht aus „Seppelgrubers Weltansichten". Es ist ein sonniger Humor, mit dem der Seppelgruber vom Zaunsteckenbühel den Lindenwirt, den „mentscheten Menschen" und den Förster zum besten hält.

Im „Ehrentag des Bettelbünkel Hiasl" lernen wir einen Kärntner Kirchtagsgebrauch kennen, das sogenannte Kufenstechen. Aber auch die Finessen und Ränke werden gezeigt, deren sich die Wettbewerber um den Ehrenpreis bedienen. Der alte Kraxenschlepper erscheint in seiner Handlungsweise zur Entlarvung des Betruges gewissermaßen von König Salomons Weisheit inspiriert.

Ein ausgelassenes Stücklein ist „s Rankeln". Eine Kirchtagsgeschichte, bestehend nur aus Trutzliedeln. Gerade in diesen zeigt sich die Schlagfertigkeit des bäuerlichen Witzes und sie haben einen kulturellen und literarischen Wert, wie dies schon Grasberger in der Schrift „Zur Naturgeschichte des Schnaderhüpfels" nachgewiesen hat.

Eine tief ergreifende Geschichte aus dem Wildererleben betitelt sich „Zwischen Mahlsteinen". Dieser Brunner Nazl, dieser abgefeimte Wicht, und der Lois Kopelhofer sind durchaus lebenswahre Gestalten aus den Alpenländern. Die Försterstochter schwingt sich sogar zu heroischer Größe empor.

Ulkig ist die Erzählung von der kurzen Liebschaft der Sumperer Mirl, die sich als alte Dirn in ihren eigenen Sohn, der als Soldat bei ihrem Dienstgeber einquartiert wird, verliebt. Auch das ist bei solchen oft jahrelang voneinander ferne lebenden Leuten nicht ganz unmöglich.

Um nun das Bild der schaffenden Persönlichkeit Krobaths ganz vollkommen zu machen, muß auch dessen Tätigkeit als Komponist selbstgedichteter Kärntnerlieder gedacht werden. Krobaths Vertonungen sind für Männerchor bestimmt. Aus seiner literarischen Tätigkeit entwickelte sich der Drang, seinen Gedichten musikalische Färbung zu geben. Auch hierin erwies sich Krobaths Talent als bemerkenswert.

Hiermit nun bin ich am Ende meiner Arbeit, ein Dichterporträt aus Kärnten zu entwerfen. Möchten doch daraus die freundlichen Leser ersehen, daß Krobath ein echter Dichter, ein wahrer Künstler und gottbegnadeter Sänger ist. Was ihm aber noch mehr Wert verleiht, ist, daß er sich mit Leib und Seele als Kärntner Deutscher fühlt.

Es wäre nur zu wünschen, daß Krobath noch mit vielen und schönen Werken die deutsche Leserwelt erfreuen kann. Im Jahre 1904 und Anfang 1905 rechnete man ihn schon zu den mit dem Stempel des Todes Gezeichneten, und um so größer war die Freude, als endlich das Leiden, von dem Krobath ergriffen war, sich besserte. Diese Besserung wurde von den Blättern Kärntens und Steiermarks mit größter Befriedigung registriert. Auch ich schließe mich dem Wunsche an, der in einer dieser Zeitungsnotizen zum Ausdrucke kam und lautete: „Möchte er doch leid- und kummerlos weiterschaffen können und so dem Ruhmeskranze deutscher Poesie neue Blüten zuführen.“

Ein altes Sprichwort sagt: Wen die Götter hassen, den machen sie zum Schulmeister. Das paßt aber nicht auf alle Lehrer, sondern nur auf jene, die den Lehrstand als reines Brothandwerk betrachten. Auf einen Lehrer von der Richtung Krobaths paßt vielmehr das Wort Ottokar Kernstocks, das da lautet:

„Dichten heißt, mit der Erkenntnis hehrer
Fackel leuchten, bis die Nacht vergeht.
Jeder echte Dichter ist ein Lehrer,
Jeder rechte Lehrer ein Poet.“

Heimgärtners Tagebuch.

Ich wundere mich, daß ich mich nicht wundere über die märchenhaften Erfindungen unserer Zeit. In die Zeit eines Menschenlebens haben sich Veränderungen zusammengedrängt, wie sie sonst Jahrhunderte lang bedurften zur Entwicklung. Und doch kann sie ein Menschenleben ganz bequem fassen; und wir, just wir haben es erlebt. Das elektrische Licht, die elektrische Bahn, das Zweirad, das Automobil, das Luftschiff, die Röntgenstrahlen, das Telephon, der Phonograph, das Grammophon u. s. w. Lauter Dinge, die in meiner jüngeren

und seiner genialen Veranlagung dem Freundschaftsbunde mit Thomas Koschat. Dieser war es als einer der Ersten, der in verschiedenen Tagesblättern auf den jungen Krobath aufmerksam machte; er begrüßte seine Erstlingswerke mit dem alten Spruch: bonis avibus! Seinem gefeierten Freund ist nun das Buch gewidmet, das unter dem Titel „Der Sänger Kärntens: Thomas Koschat. Seine Zeit und sein Schaffen" in Leuckarts Verlag, Leipzig, herauskommt und ein lebensvolles Bild nicht nur von dem Kärntner Komponisten, sondern auch vom Wesen des kärntnerischen Volksliedes, von den Zeitverhältnissen in Alt-Kärnten und manchen bedeutenden Persönlichkeiten, mit denen Koschat in Berührung kam, liefert.

Und noch ein Verdienst Krobaths muß zur Vervollständigung dieses Dichterporträts hervorgehoben werden. Krobath war es, der eine Neubearbeitung der Erzählungen des Johann Thaurer Ritter von Gallenstein (1779 bis 1840) unternahm. Durch die zeitgerechte Umgestaltung der Gallensteinschen Erzählungen und Aufsätze, die auf diesen aufmerksam machen sollten, hat er sich auch ein literarhistorisches Verdienst erworben.

Habe ich bisher nur von Gedichten und Prosawerken Krobaths in kleinerem Umfange gesprochen, so muß ich jetzt auf den eingangs erwähnten großen Kärntner Roman „Sterben" zurückkommen. Mit kühnem Wurfe, mit großer historischer Sachkenntnis und einer Diktion, die den besten Prosawerken des deutschen Volkes an die Seite gestellt werden kann und dennoch nicht einer ganz eigenen Originalität und Lokalfärbung entbehrt, hat sich Krobath durch diesen Roman mit einem Schlage als einer der besten Romanschriftsteller bewährt. Prächtige Charakterzeichnung, eine spannende Handlung und ein großer, gut gemalter Hintergrund geben diesem Werke eine Fülle der Kraft, die ihm einen bleibenden Wert sichert. Der rührige und um Jung-Österreichs Literatur so vielverdiente Verleger L. Staackmann hat sich durch Herausgabe dieses Romans nicht nur um den jungen Autor ein Verdienst erworben, sondern gebührt ihm auch der Dank des deutschen Lesepublikums für diese Veröffentlichung, die aufs neue seinen genialen Kennerblick bekundet. Dem ersten Romanwerk dürfte bald ein zweites folgen, das „Leben" heißt und, wie schon der Titel andeutet, ein Gegenstück zum Roman „Sterben", diesem Roman vom „drangsalierten Leben und Lieben", bilden soll. „Leben" greift höchst eigenartige, tiefe Motive auf und spielt in der Gegenwart und wieder in Kärnten: am Wörtherseegestade. Bei einem so feinen Kenner des Kärntnervolkes und seines Charakters und bei einer so scharfen Beobachtungsgabe, wie selbe Krobath eigen ist, darf man mit berechtigter Neugierde und großer freudiger Erwartung diesem Werke entgegensehen. Auch wird eine Auswahl der Kärntner Dorfgeschichten Krobaths erscheinen, was zur weiteren Verbreitung dieser gewiß originellen Werke sehr wünschenswert wäre.

Die Leichenverbrennung war früher bei verschiedenen Kulturvölkern eingeführt. Weshalb sie abgekommen ist, weiß ich nicht. Weshalb sie heute wieder aufkommt, glaube ich zu erraten. Der moderne Mensch fürchtet sich vor der Erde. Man will sich nicht mehr mit ihr beschäftigen, möglichst wenig mit ihr in Berührung kommen. Das Schreiten auf dem Erdboden kommt ab, man will fahren. Die fruchtbare Scholle wird verachtet, man will sie nicht mehr bebauen. Der Heimatsboden wird verlassen, man flieht ihn, man fährt auf dem Stadtpflaster, man fährt übers Meer, man fährt in die Lüfte empor — alles lieber, als auf der Erdscholle sein. Und da wird verlangt, daß man sich in die Erde noch hineinlegen lassen soll und sich mit Erde zudecken? Welch eine Zumutung? Hexenartig, aus dem Schlot des Krematoriums wollen wir als Rauch und Dunst in alle Weiten fahren — schollenflüchtig noch im Tode!

Oder wäre es die Wanderlust von der dunklen Erde zum Licht empor?

In Heimgärtners Tagebuch, Seite 380, wird nach Kuhaupts Aufsatz „Der Glaube an die nachirdische Fortdauer" („Türmer", Dezemberheft 1911) der monistische Philosoph Ostwald erwähnt. Wie Kuhaupt andeutet, meint Ostwald, die sogenannte wirkliche Welt außer uns sei nur ein Traumbild, ein Hirngespinst. — Und ferner meint Ostwald, mit dem Tode zerfalle das Ich ebenso wie der Körper. — Darauf habe ich gesagt, daß diese beiden Aufstellungen sich widersprechen. Denn wenn es keine wirkliche Außenwelt gibt, gibt es auch keinen wirklichen Tod, er ist wie alles übrige nur ein Traum, ein Hirngespinst. — Gegen diese meine Aufstellung im Tagebuch nun verwahrt sich Professor Ostwald, er sei sich keines Widerspruches bewußt. So will auch ich dem Gelehrten nicht widersprechen, sondern verweise auf sein Werk: „Monistische Sonntagspredigten".

Der große Widerspruch dieser Monisten ist nach meiner Meinung ein anderer. Sie halten das Denken des Naturforschers nur für eine mechanische Funktion und verlassen sich doch auf seine Weisheit.

„Verflucht sei wie Rožekar!" Dieses Wort würde sprichwörtlich werden in den slowenischen Landen, hofft der windische Pfarrer von St. Rochus in Untersteier. In der Prager „Union" vom 10. März hat dieser zungengewaltige Mann, in vorsichtiger Weise natürlich, drei Flüche geflucht. Den ersten widmete er mir und den „Roseggerschulen", die aus Slawen „Renegaten" machten! — ? Den zweiten Fluch weihte er dem Dichter Anastasius Grün, der in einer krainerischen Landtagssitzung einmal gesagt haben soll, er wolle die slowenische

Zeit nicht da waren, die ich werden sah und die jetzt alles Treiben ändern, die Welt erfüllen und die mir so gewöhnlich, so selbstverständlich sind, als ob sie immer dagewesen wären. Die Verwunderung über eine neue „Errungenschaft" hat allemal nur kurze Zeit gedauert und dann drudelt es wieder fort und der Mensch spürt in sich keine Veränderung. Ich habe acht gegeben, ob nicht die eine oder die andere Erfindung mich oder sonst jemanden etwa menschlich, seelisch, geistig ein bißchen gehoben hätte. Aber nein, nicht um einen Grad. Im Gegenteil, ruheloser, zerfahrener, seichter sind wir geworden, materialistischer, mechanischer, homunkulistischer. Und nicht um eine einzige Freude mehr ist mit den Wundern der Neuzeit in die Welt gekommen, nur daß eine neue Form die alte verdrängt hat. 's ist wie mit der Mode — Verblüffung, Abwechslung — eine Hutform trägt man ein Jahr, eine Verkehrsform, eine Beleuchtungsform, eine Heilform fünfzig Jahre, dann kommt wieder was Neues. Was *anderes*? Das ist Hauptsache. Ob es dem Menschen besser bekommt oder schlechter, das tut nichts. Es scheint, die Mehrheit sieht nur *einen* Feind als den allergrößten, den unerträglichsten an — das Einerlei. Das muß überwunden werden, und wäre es durch Aeroplan, Krieg, Kinematograph oder Grammophon.

Meinetwegen sollen sie treiben, was sie wollen, ich halte es mit jener ruhigen Bedürfnislosigkeit, die mir Zeit und Stimmung läßt, in froher Andacht die Erhabenheiten der Natur anzuschauen und nach etwaigen Schätzen der Seele zu suchen. Ein Liebhaber des Unvergänglichen, würde ich mich mit dieser Forderung zu allen Zeiten auf Erden zurechtfinden, ohne jede weitere „Errungenschaft".

In einem muß ich das vorhergehende Stückel verbessern. Die *Röntgenstrahlen*, die durchleuchtenden, halte ich sehr hoch und hätte meine Briefe an den Entdecker immer mit „Durchlaucht" überschrieben, wenn wir zwei je im Briefwechsel gewesen wären. Das Innere eines Menschen zu durchleuchten und zu durchschauen ist viel und kann sehr nützlich sein. Ich denke, daß eines Tages noch schärfere Strahlen entdeckt werden, solche, die uns jeden Augenblick in die *Seele* des Mitmenschen schauen lassen. — Aber! Wäre das nicht schrecklich? Müßte es nicht jedes Zusammenleben zerstören? Ich glaube kaum. Es würde manches ungeahnte Geheimnis aufgedeckt werden, im ganzen aber würde fast jeder in der Seele seines Nachbars — seine eigene sehen. Die gleichen Keime zu einem Gott oder zu einem Teufel, ungleich nur in der Entwicklung, Züchtung oder Bändigung. Und in jeder Seele die gleiche, ewig ungestillte Sehnsucht nach einer Erfindung, die — glücklich macht . . .

---

nicht ungerecht wären. Immer wieder fand ich sie neu bestätigt und schließlich mochte ich kein Wort ändern. Auch der Unmut hat sein Recht.

— — Den absoluten Herren hätte man vielleicht weniger zu fürchten, aber die Beamtenwirtschaft! Da wird in jeder Kanzlei wieder ein protziger Absolutist sitzen und den „beschränkten Untertanenverstand" derer kujonieren, die als freie Staatsbürger so unbeschränkt verstandslos gewesen sind.

Haben gewisse Volksvertreter im Reichsrat, im Landtag, im Gemeinderat eine Ahnung, wohin sie steuern?

Bisweilen ist mir verdammt lausig zumute, wenn ich dieses Treiben betrachte. Altersmißmut kann das nicht sein, denn es hat mich auch früher manchmal überfallen. Kann es so fortgehen? Kann auf diesem Wege ein Fortgedeihen der Menschheit sein? Schaut nur, wie es zugeht überall, und wahrlich, wenn sie noch um zwei Gramm schlechter wäre, diese Menschenwelt, so weiß ich nicht, ob man es auszuhalten könnte. Aber die Leute lachen und sind lustig — sofern sie einander nicht aufzehren oder sich selbst töten.

Und dann denke ich mir wieder: Ach, es wird jedem so vorkommen, der nicht mittut. Gestunken hat's zu allen Zeiten und trotzdem hat's gehalten. Die Menschen sind nicht so töricht und nicht so niedrig, wie sie auswendig scheinen. Nimm den erstbesten her und schau ihm in die Seele. Die mag klein sein und selbstsüchtig und unrein und reich an Lastern. Aber ganz in der Tiefe, vielleicht nur schwach keimend, doch unzerstörbar, ist er selbst, der Mensch, seines Wesens Kern, der in die Höhe will zu einem reineren Freudigsein, zu einem Mute der Brüderlichkeit, eine Sehnsucht nach etwas, das er ahnen, aber nicht nennen kann. Jetzt tappt er dumm im Dunklen und im Tollen, doch er wird sich finden. Er wird sich schönere Zeiten schaffen als jetzt sind, und ein reineres, froheres, harmloseres Leben führen. Ein Fegefeuer wird das Homunkelartige an ihm verbrannt haben; alle Hoffart mechanischer Geistesarbeit, aller prinzipielle Völker- und Parteihader, aller Übermut der Technik, alle Gier nach Habe, Macht, Ehre wird ins rechte Maß zurückgeführt werden. Die Leute werden ruhiger sein, behaglicher, sich bescheidender und zueinander gütiger. Das Landleben wird der Gesittung und das Stadtleben der Natur nähergebracht sein. Das wird man dann Kultur nennen. Wird es soweit kommen? Leute, zerbrecht mir diesen Glauben nicht. Er ist mein Wanderstab.

Literatur in einem Schneuztüchel davontragen. (Was kein Schimpf sein kann, wenn es wahr ist, daß die ganze Weltliteratur, sorgfältig gesiebt, auf dem Rücken eines Esels Platz hat.) Und den dritten Fluch verordnete der Herr Pfarrer von St. Rochus dem Wiener Stadtrat, der vor kurzem unserer deutschen Millionensammlung 10.000 Kronen gespendet hat. Was wohl Lueger dazu sagen würde? meint er ungefähr. — Wenn Hochwürden erst wüßte, daß seinerzeit der Bürgermeister Lueger selber dem Deutschen Schulverein für die Millionensammlung 20.000 Kronen zugebilligt hat! — er müßte ihn rein nachträglich vom Himmel herabfluchen — zum Rožekar. —

Falls man sich mit solcherlei Gegnern ernsthaft befassen könnte, wäre ja vielleicht daran zu erinnern, was ich hundertmal öffentlich gesagt habe: Die Millionenstiftung für deutsche Schulen an den Sprachgrenzen ist nicht da zum Angriff gegen Nachbarsnationen, sondern nur zur Verteidigung der Deutschen auf ihrem heißbekämpften Heimatsboden. Und sollte in der Hitze des Gefechtes die Grenze wirklich einmal übersehen werden, so wäre das ein trauriges Recht des Krieges, den nicht wir angefangen haben. — Wie glühend ersehne ich die Zeit, da die Menschen endlich wieder vernünftig würden, da „Gottes Sonne strahl' in Frieden auf ein glücklich Österreich!“ — Wer hat dieses Lied denn zuerst gesungen in Österreich? Etwa die Slawen?

„Die empfindlichste Lehre, die mir ein langes Leben gegeben hat, ist die: Unser Volk kann sich selbst nicht regieren. Es schickt in die Parlamente nicht die Vernunft, sondern die Rücksichtslosigkeit und die Leidenschaft, die Roheit und die Gewalt, und was die anstellen, das sehen wir. Der Demokrat, das heißt, der wahre Volksfreund, kann, wo wir jetzt stehen, nichts anderes wünschen, als daß die Hand eines herzhaften Mannes die Zügel ergreife, um das Volk endlich wieder zum Frieden eines leidlichen Zusammenlebens und gedeihlicher Arbeit zu führen. Ja, die sogenannte „Ruhe des Kirchhofs“ möchte man schon sagen, sei noch besser als dieser endlose giftstrotzende Bürgerkrieg, der alles verneint und vernichtet, was sonst einem gesitteten Volke von Wert gewesen ist.

Weit ist es gekommen, daß so etwas gesagt werden muß.

Und merkwürdig, daß der Parlamentarismus immer bei seinem Anfang am besten ist; anstatt reifer und vollkommener zu werden, entartet er und das Volk muß zeitweilig mit der Tyrannenpeitsche gezüchtigt werden, wenn es sich an seine edleren Anlagen erinnern soll.“ —

Zwanzig Wochen lang lagen diese Zeilen in der Mappe. Fast allwöchentlich einmal las ich sie daraufhin, ob sie nicht zu herbe, ob sie

frei. Doch ist mein Widerspruch nie so gemeint, als wollte ich es besser wissen; mir liegt vielmehr daran, eine in Rede stehende Sache immer auch von der anderen Seite aus zu beleuchten. Ich sage nie: so ist es, ich meine nur, es könnte etwa so sein und gebe es meinem Gegenredner zu bedenken. Ich werde seine Meinung zu der meinen machen, sobald die von mir zur Prüfung aufgeworfenen Gegengründe entkräftet sind, ja ich wünsche zumeist, daß sie entkräftet werden möchten, damit die Sache festgestellt werde; ob die meine oder die des andern, das ist an sich gleichgültig. Widerspruch ohne Rechthaberei? Das wäre eine Art, die das Gespräch belebt und weit eher zur Wahrheit führt, als wenn jeder mit dem andern gleicher Meinung ist. Die Höflichkeit im Gespräche muß sich ganz anders äußern als in beständiger Beistimmung, die sehr langweilig ist und keinerlei Anregung bietet. Zu einem gedeihlichen Gespräch müssen zwei sein, der eine muß gut sprechen, der andere gut zuhören können. Freilich, im Gespräch ist Geben zumeist seliger als Nehmen, und manche wollen gar nicht mehr aufhören zu geben, bis der Empfänger, der Zuhörer ungeduldig wird und mit lebhaften Zwischenbemerkungen den Redner unterbricht. Von den allzu geduldigen Zuhörern bin ich keiner, habe es zu oft mit solchen zu tun, die mit ihren Darlegungen nie fertig werden, oder, wenn sie einmal fertig sind, wieder gleich von Anfang beginnen. Es gibt Leute, die in Gesellschaft gehen, Besuche machen, nicht um Gespräche zu führen, sondern um sich selbst sprechen zu hören, was sie freilich auch zu Hause in ihren vier Wänden tun könnten. Ein Grund, weshalb ich den andern gerne unterbreche, ist der, daß der andere mich zu irgendeiner triftigen Gegenbemerkung angeregt hat, die mir aber sofort wieder entfällt, wenn sie nicht auf der Stelle angebracht wird. Ich habe es ganz gern, wenn mir mein Gesellschafter manchmal widerspricht, da weiß ich, daß er nicht schläft oder sonst geistesabwesend ist, daß er meiner Darlegung aufmerksam zuhört. Ebenso aufmerksam werde ich seinen Einwand anzuhören haben. Daß der Widerspruch im Gespräche rücksichtsvoll und bescheiden sei und nicht im schulmeisterlichen oder räsonierenden Ton gehalten werde, das versteht sich. Wie wichtig bei einem anregenden Gespräch ist die Herzenswärme, die einer für den Gegenstand hat und die vor allem den andern persönlich schont, auch wenn er leidenschaftlicher Gegner ist. Man kann es erleben, daß das mit Gemütlichkeit begonnene Gespräch zu einem ernsten Streite ausartet. Kein Unglück, solange die Gegner sich nicht persönlich verletzen. Daher liebe ich das einfältige Aussprechen einer Meinung, einer Begründung, einer Belehrung ohne Geistreichelei und Ironie. Ironie verletzt. Abgrenzende Sachlichkeit, artig vorgebrachter Freimut, freundlicher Humor sind für ein Gespräch nötig, wenn es den Geist erfrischen und das Herz erfreuen soll. Das Gespräch soll ein

Wenn sich die Leute einmal an all dem Fahren und Reiten und Gleiten und Schweben und Fliegen satt getummelt haben, dann werden sie wieder anfangen, zu Fuß zu gehen. Man setzt ein Bein vor das andere, einmal das rechte, dann das linke, und immer so fort, bis man an Ort und Stelle ist — das ist das einfachste, verläßlichste und vornehmste Vehikel. Und auch das angenehmste. Aber noch weit mehr, es ist das gesündeste, das ergötzlichste und das lehrreichste. Ich habe mein Lebtag viele Reisen gemacht, und die schönsten Erinnerungen habe ich von den Fußwanderungen her. Alle Landschaften und anderen Dinge, an denen ich vorübergefahren bin, sind fast vergessen, nur die Gegenden und Menschen, zu denen mich die Füße hingeführt, habe ich noch als Eigentum in meinem Kopf.

In Deutschland hat sich ein großer Verband gebildet: der Wandervogel, der fliegt zwar nicht auch da oben herum; er führt die jungen Leute wieder zu Fuß durchs Land. Er unternimmt Schülerausflüge, Studentenwanderungen, oft sogar nach dem Vorbilde wandernder Handwerksburschen; dann auch veranstaltet er gelegentlich wohl Touren von Stadtmarodeuren über Flachland und Gebirge. Das macht frisch, das macht stark und das macht klug. Man lernt eine Menge dabei, besonders auch, wie man einfach lebt und fröhlich wird.

Bei uns in Österreich fängt man wohl auch schon damit an; besonders Schülerausflüge gibt es, aber das ist viel zu wenig. Wir müssen einmal ordentlich wieder unsere gesunden Gliedmaßen hervorsuchen und untertauchen in der Natur, in uns selber, neuerdings die verlorengegangenen Kräfte entdeckend, die in uns sind. Fußreisen! Fußreisen wie einst. Ach, welch ein Gut ist da in Vergessenheit geraten! Es muß wieder hervor. Der Wanderstecken! Hundert Bücher, mit denen wir unsere Zeit vertun, wiegen den Wanderstecken nicht auf.

Ein Fürst ging unerkannt frühmorgens spazieren. Arbeiter begegneten ihm, die flinken Schrittes aus der Fabrik kamen, plaudernd, lachend, fluchend und schimpfend über die fünfstündige Nachtschicht. — Da dachte der Fürst: Ihr glücklichen Menschen! Fünf Stunden arbeiten und noch so munter laufen und fluchen. Ich habe heute erst drei Sekunden lang gearbeitet und bin sterbensmüde . . .

Er hatte ein Todesurteil unterzeichnet.

Einige Leute haben den gesellschaftlichen Fehler, daß sie für ihre Meinungen und Darlegungen stets Beistimmung beanspruchen, während sie anderen gern widersprechen. Vom letzteren Fehler bin auch ich nicht

So ist ein Musikschauspiel geworden, dessen theatralische Wirkung ihresgleichen sucht. Mit dem tiefen Gehalt des „Heilmar“, des „Evangelimann“, des „Don Quixote“ will der „Kuhreigen“ nicht gemessen werden. Er ist eigentlich eine feine Huldigung für den Adel; deshalb verwunderlich, daß die Hoftheater sich ablehnend verhalten. Der Bartsch'sche Stoff schreit geradezu nach Dramatisierung, und der Komponist sagt selber, daß die Oper ein Schauspiel ist. Das aber durch die Opernform schwer bewältigt wird. Im ersten Akt das Tragische, im zweiten das Drollige, im dritten die Spektakel der Revolution geben so viel zu schauen, daß man des Hörens vergißt. So anmutig die Liebenden auch singen, so wild die Sansculotten auch johlen. Die kurz und grell hervorstoßende Marseillaise schreckt uns auf. Und mit heim nehmen wir Kienzls neue, schöne Melodie zum Liede: „Zu Straßburg auf der Schanz'“.

Am hundertsten Geburtstage Berthold Auerbachs. Ich las sein größtes Werk „Auf der Höhe“. Welchen Eindruck hat der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts davon: Unerträgliche Längen. Hingegen eine eigenartige Erfindung, eine frische, warme Sprache und ganz prachtvolle gründliche Charakterzeichnung in einer epischen Ruhe, deren unsere Erzähler nicht mehr fähig sind. Dazu sind Auerbachs Liebessachen, und es gibt heiße darunter, rein wie weißer Schwanenflaum. Eine junge, schöne, gescheite und brave Bäuerin aus dem Gebirge, Amme des Königsprinzen! Man denke sich, was daraus ein Auerbach zu machen weiß. Daneben eine Hofdame, die mit dem König ein heimliches Liebesverhältnis hat und dann wie eine Heilige büßt. An dieser Seite des großen Romans liegen die Mängel, wie hingegen die Geschichte der Amme an Schönheit und Kraft ihresgleichen wenige hat in unserer Literatur. Ich wüßte zwar nicht, daß ein einfaches Bauernweib so viel Tiefgeistiges, Philosophisches reden könnte als Walpurga Andermatten, aber denken, empfinden — ja. Es gibt, ich weiß es aus Erfahrung, Naturmenschen, die das Tiefste und Höchste in sich haben, gleichsam angeerbt oder seherisch; nur aussagen können sie es nicht, wie das ja auch den wenigsten von uns anderen gegeben ist. Der Dichter hat das Recht, seine Gestalten nach eigenem Ermessen sprechen zu lassen, aber nur *das*, was in ihnen sein kann. Auerbach wird von der modernen Kritik gerügt, weil seine Bauern „wie Professoren sprechen“. Vielleicht mit Recht. Doch an Gehalt des Denkens und Empfindens kann der vernünftige Naturmensch dem Gelehrten recht wohl ebenbürtig sein. — Auerbach gehört zu den Größten seiner Zeit, er steht neben Otto Ludwig und Gustav Freytag. Vielleicht, daß seine Fähigkeiten noch breiter angelegt sind. Fürs Erste, war er, meine ich, ein naiver, kindlicher Mensch, und so einer hat in der Kunst viel voraus

freundlicher Austausch geistiger Werte sein, selbst wenn es heiter wie ein Kartenspiel um Spielmarken geführt wird.

Wir sind einsame Seelen. Benützen wir dankbar und weise die verbindende Hängebrücke, die in der Sprache uns gegeben ist.

Einer, der aus Wien kam, mußte das für ein unglaubliches Abenteuer halten, was mir einmal in Dresden passiert ist.

Ich kam eines Tages auf einer Fahrt nach Berlin aus Wien nach Dresden. Am Hauptbahnhof nahm ich eine Droschke, um in die Neustadt hinüberzufahren zu meinem Freunde, dem Dichter Albert Möser. Der Weg ist ziemlich weit, schier durch die ganze Stadt, und bedachte ich unterwegs, was der Wagen wohl kosten würde. Etliche Markeln schon. Und wie ich mich zum Kutscher zu verhalten hätte. Den Tag zuvor in Wien hatte ich mit dem Kutscher Unannehmlichkeiten gehabt. Vom Südbahnhof bis in die Stadt gab ich ihm außer der Taxe noch dreißig Kreuzer. Er ließ das Geld auf seiner hohlen Hand liegen, schaute getragenen Hauptes verachtend darauf nieder und sagte: „Gnä Herr! I kriag mehr!“ „Sie kriegen weniger“, rief ich, „aber das übrige ist Trinkgeld.“ Da hub der Mann an, abscheulich zu schimpfen. Ich bin meines Weges gegangen. — So was möchte ich in Dresden nicht gern erleben. Fünf Mark richtete ich mir in die Faust — für alle Fälle. Als wir am Ziele waren, fragte ich den Kutscher, was die Fahrt koste. — Er sagte kurz und scharf: „Siebzich Pfeniche!“ — Ich reichte ihm eine Mark und eilte ins Haustor. Da rief er mir nach: „Ach Herr Jesses, mein gutestes Herrchen! Sol ich Ihne nachlaufen? Haben Se denn ke Kleens? Se bekommen dreißich Pfeniche zurück!“

Jetzt stehen die Theatersieger wieder einmal in Österreich. Nach Schönherrs „Glaube und Heimat“ nun Kienzls „Kuhreigen“, der sich anschickt, als wollte er eine Reise um die Welt machen. — Mich hat bei dieser Oper der Titel ein wenig irregeführt; ich dachte an ein Heimwehdrama. Aber dem Schweizer Primus Thaller, königlichem Gardisten in Paris, fällt es — mit Ausnahme einer vorübergehenden Stimmung — gar nicht ein, Heimweh zu haben. Er ist daheim, wo es ihm gut geht, sei es bei den Königlichen, sei es bei den Jakobinern, sei es in Savoyen mit seiner Blanchefleure. Um diese — um das Weib hat er der Heimat vergessen, während sie, die kleine Herzogin, ihren Heimatskreis nicht um ihn aufgibt. Es ist wohl begründet, daß sie lieber durch das Loch der Guillotine schlüpft, ins Jenseits, wo die Aristokraten sind. Wenn dieses Loch ins Jenseits nicht wäre, hätten wir da eine prächtige Operette.

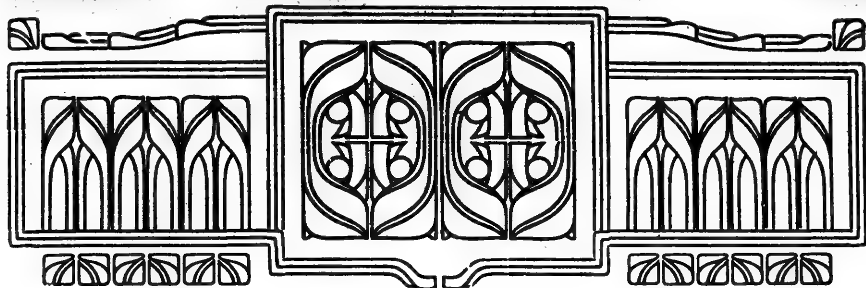
In öffentlichen Aufsätzen und in Büchern über mich wird hie und da gesagt, daß ich in meiner Erzählung „Heidepeters Gabriel“ eine Selbstbiographie gegeben hätte. Diese Meinung muß ich rundweg ausstreichen. Es ist eine völlig freie Dichtung, nur die Hauptlinie geht äußerlich ungefähr nach den Hauptwindungen meines Lebenslaufes, in dem Sinne, wie in jeder intimen Dichtung der Dichter sich gröber oder feiner wiederfindet. Meine Älpler waren bei weitem nicht so schlimm als die Leute der Einöde in der Erzählung, und ich war bei weitem nicht so brav, nicht so tapfer und nicht so erhaben als jener Gabriel, und alles in meinem Leben war unvergleichlich gewöhnlicher als das Schicksal Gabriels. — Näher der Wirklichkeit kommen die Waldheimatgeschichten, aber auch da hat der Dichter den Herrgott korrigiert. Wie er in „Heidepeters Gabriel“ die Wirklichkeit verschlechtert hatte, so hat er sie in der „Waldheimat“ „verbessert“. — Es ist an dem, daß ich doch nicht so viel von mir selber spreche und erzähle, als es den Schein hat. In dem Ich meiner Bücher hocken nicht bloß allerlei Waldbauernbuben, sondern auch andere Leute. Hingegen bin ich bisweilen in solchen, die anders heißen.

Vor zehn Jahren hat der französische Literarhistoriker Professor Ernst Seilliere in Paris in der Revue des deux Mondes eine Schrift veröffentlicht: „Die steirische Volksseele“, welche ein paar Jahre später in deutscher Übersetzung von J. B. Semmig als Buchausgabe in Leipzig erschienen ist. Wie hat nun dieser Franzose mich und meine Sache gesehen? Ich hätte nie geglaubt, daß der beste, gründlichste Versteher meines Wesens und Wollens — ein Romane sein würde. Ich weiß aber auch niemanden, der so völlig alles, was ich veröffentlicht und was andere über mich geschrieben, gelesen hätte, wie dieser Franzose, und der Jahr um Jahr meiner Artung und Entwickelung so aufmerksam forschend nachgegangen wäre; er stellte es sich zur besonderen Aufgabe, gerade mein persönlich seelisches, religiöses Empfinden klarzustellen, zu begründen und zu entschuldigen. Seilliere ist katholischer Priester. Der erste Teil seines Buches handelt von den Bewohnern der Steiermark, von ihrer Art und ihren Sitten, nach dem, wie sie noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewesen und wie ich sie aufgezeigt habe. Er vergleicht die Steirer mit den Bretonen und findet so viel Ähnlichkeit zwischen beiden Völkerschaften, daß er von gemeinsamer Abstammung spricht, und zwar — keltischen Ursprungs. Das ist schon einmal was Neues. Keltisch-germanisch-bretonisch-steirisch — es mag ja sein. Immer werden ja auch unsere Vorfahren nicht in die Blutsverwandtschaft geheiratet haben. — Der zweite Teil des Buches behandelt mein Dichten. Darf ich unbescheiden genug sein, zu sagen, daß dem

vor dem auf äußeres Berechnen und Konstruieren Geschulten. Fürs Zweite war Auerbach Menschenfreund; ohne zu lieben und geliebt zu werden konnte er gar nicht atmen. Seine sprichwörtliche Eitelkeit war nichts als ein Fehler dieser Vorzüge. Ich habe Berthold Auerbach persönlich gekannt; kindlich dankbar nahm er von mir Liebe und gab mir von seiner. Jetzt, an seinem hundertsten Geburtstage ist es dreißig Jahre nach seinem Tode. Ich gedenke seiner in Verehrung.

Ich weiß nicht recht, woher mir mein erstes geschichtliches Wissen kam. Heute kenne ich keinen achtjährigen Buben im entlegenen Waldgebirge, besonders wenn keine ordentliche Schule ist, der vom Kaiser Josef was weiß, von der achtundvierziger Revolution, von Napoleons Feldzug nach Rußland, dem Brand von Moskau, von der Völkerschlacht bei Leipzig, daß Gutenberg die Buchdruckerkunst erfunden, Kolumbus Amerika entdeckt hat, und so weiter. Ich wußte in jenem Alter dergleichen, wie aus kindlichen Aufzeichnungen zu ersehen. Das vom Kaiser Josef, von der Revolution ist kein Wunder, davon ging in meiner Heimat viel Red' um. Woher sind aber der Napoleon, der Kolumbus gekommen, der Friedrich Schiller, der Kaiser Rotbart, der Türkenkrieg, die Pestilenz, der feuerspeiende Berg, das Erdbeben von Lissabon? Gelesen hatte ich damals außer das „Namenbüchel" noch wenig, vielleicht nichts. Eins oder das andere mag das Volksmärchen gebracht haben, ein Balladenlied oder so ein fliegendes Druckblatt, wie sie von Jahrmärkten aus gleich Flugsamen über Land wehen und Seelen befruchten. Die Napoleonkriege dürften sich zuerst in bemalten Schlachtenbildern angemeldet haben, wie solche gern an den Haustüren oder in Kegelbahnhütten aufgenagelt waren. Aber sonst ist es mir ganz dunkel, wieso denn in diesem abgeschiedenen Waldland all die Vorstellungen in dem ungekämmten Knabenkopf entstehen konnten. Es wird auch anderen so ergangen sein, daß sie von Welt und Menschheit frühzeitig mehr wußten, als was sie gelernt hatten. Es ist, als ob die großen Geschicke der Vergangenheit in die allgemeinsame Luft ihre Merkmale eingeblasen hätten, als ob sie wie durch drahtlose Telegraphie herüberspielten, um in Spätzeiten von bestimmten Gehirnapparaten aufgenommen zu werden.

Oder gehört das ins Kapitel über die geheimnisvolle Wanderung der Ereignisse durch die Geschlechter, über die Vererbung der Eindrücke? Merkwürdig ist, daß das Kind von nichts, was es hört, und wäre es das Unerhörteste, überrascht ist, als ob es alles vorausgesetzt hätte oder längst gewohnt worden wäre.



Kleine Laube.

Sonett.

Von Alfred v. Wurmb.

Hab manch Sonettlein fröhlich einst geschrieben,
Voreinst ... in traumverwehten Feierstunden,
Hab oftmals selig Reim auf Reim gefunden,
Von süß geheimem Schaffensdrang getrieben.

Wo ist die Zeit, die schöne Zeit geblieben? ...
Das Leben kam, mit seinen Kämpfen, Wunden,
Hat die Sonettenlust mir unterbunden —
Und manch ein Traumgespinst sah ich zerstieben ...

Sei's wie es sei! Ich will darum nicht grollen,
Bin lang ja schon vom alten Wahn genesen,
Der mich durchstürmt mit heißem Jugendwollen.

Doch heut noch drängt's bisweilen mich, zu lesen
In jenen Blättern, jenen sehnsuchtsvollen,
Die, längst vergilbt, mir teuer einst gewesen ...

Ausseer Gschichten.

Von Hans Fraungruber.*)

s fürsichtige Dirndl.

In der rechten Hand sein langen Stecken, in der linken a Strickl mit an Kaibl **) dran, über d Axl a Sackl mit Kleibn ***) und zwischen die Zähnd an Pfeifenspitz — a so trappelt der Windhofer-Knecht auf der Straßen dahin.

Zur selben Zeit kimt von Pichler Grabn a saubers Dirndl außa und auf der Straßn treffen die zwoa zsamm.

„Hau", moant der Knecht, „is däs nit die Sumperegger Sepherl?"

„Woaß nit", sagt s Dirndl gschnappi und stroaft mit n Handrucken d Haar aus n Gsicht.

„Gehst leicht ah eini in d Koanisch?" fragt der Knecht weiter.

„Kunt eh sein!"

---

*) Von solchen gelungenen Erzählungen und launigen Schwänken wimmelt es in den zwei Büchern „Ausseer Gschichten" von Hans Fraungruber (Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig). **) Kalb. ***) Kleie.

Franzosen manches bis zur Begeisterung gefällt? Aber mit meinen künstlerischen Fehlern geht er so strenge ins Gericht, wie es sonst selten geschah, und so artig, wie es nie geschah. Es ist eine Freude zu lesen, daß man nichts kann, wenn dabei steht, daß man alles ist. Fast so kommt es heraus, aber er meint natürlich nicht das Sein, sondern das Wollen. — Die dritte Abteilung beschäftigt sich mit meinen Schriften über Religion, religiösen Aberglauben und kirchliche Mißstände. Ich bekomme dabei schon auch meinen Teil aufs Kerbholz vom Abbé, aber entschiedener richtet er sich gegen jene klerikalen Feindseligkeiten, die ich und meine Familie besonders in früheren Jahren zu ertragen gehabt und die nach Seilliere ein Grund meiner weiteren Angriffe geworden seien. Ich glaube nun zwar nicht, daß gegnerische Ungerechtigkeiten bei mir eine Überzeugung deichseln konnten, höchstens daß ich dadurch noch gründlicher an jene Unduldsamkeiten und Lieblosigkeiten glauben gelernt habe. Seilliere konstatiert bei mir schon eine Besserung und er hat gewiß insoferne recht, als ich gegen jene Schäden nicht mehr viel sprechen werde, aus dem Grunde, weil es eben schon geschehen ist. Einmal habe ich über alles, was mir nahe geht, meine Meinung sagen müssen. Übrigens urteilen alte Leute schon deshalb über den römischen Katholizismus milder, weil sie erfahren haben, daß es auch sonst überall bedenklich menschelt.

Klüger hat es der feinsinnige und liebenswürdige Franzose schon gemacht als mein deutscher kirchlicher Biograph Ansgar Pöllmann, der mich beiläufig so ein bißchen unredlicher Absichten verdächtigte und in die Hölle hinabsegnete. — Sich zu Seilliere zu bekehren, das wäre möglich, wenn wir am Ende nicht ohnehin ungefähr denselben Standpunkt hätten.

Wenn der Peterl, mein sechsjähriger Enkel, nicht just auf Bäumen, Hausdächern und Schiffstakeln klettert, hat er manchmal seine beschauliche Stunde. Da bespricht mit ihm einmal sein kleines Schwesterl die Erbsünde, von der sie in der Schule lernen mußten. Das Dirndel ist sehr aufgeregt über die Geschichte, mit der die Adam und Eva einen so großen Schaden getan haben. Der Peterl ist nachdenklich und antwortet endlich recht gelassen: „Die Kinder von Adam und Eva werden sich wohl geärgert haben über die Erbsünde. Wir sind sie schon gewohnt."

„So red nur, was hast aft angstellt? — —"

„D Natur han ih umdraht", sagt hiaz der Bua.

„W a s — hast — tan?"

„D Natur han ih umdraht!"

Dö Sünd is n geistlign Herrn fremd. „Wia däs?" wundert er sih, „wia hast n da tan dabei?"

Der Halterbua schaut a weng umanand, aft sagt er: „Zoagn kunt ih Enk s wohl – aber da herinat, hintern Altar, da geht s nit; draußt vor n Speisgatter – da gang s!"

Der Pfarrer nimmt n Buam ba der Hand und führt n stad außi, a weng zag, s kunt dena was sein, was sih da herinat nit ghört — aber d Kirchn is laar, es siacht s neamd.

„Zoag s halt", wispelt er, „aber schleuni!"

Der Micherl geht zan Speisgatter, aft buckt er sih, aft legt er d Händ auf n Bodn und gach — steht er auf n Kopf. . .

Richti — hiaz siacht er ban Kirchntor außi die ganz Natur als a umdrahta und herinat d Heiligenbilder und gar n geistlign Herrn ah. Döstwegn hoaßt er däs d Natur umdrahn.

Derweil der Pfarrer dö neuche Sünd' anschaut, keman just ban Tor zwoa Dirndln eina, dö ah gern beichtn gangen.

Wia dö n Haltermicherl kopfstehn sechn, fahrn s aus ban Tempel und die Stegbauern-Veverl schreit: „Na, da geh ih dir nit beichtn! Hast gsehen, was der Herr Pfarrer heunt für a Buaß aufgibt?"

Der neue Tod.

Im Anfang war der Kampftod. Ein richtiger Mann starb im Kampf mit der Natur und im Kampf mit seinesgleichen. Und ein Schrei ward vor den Tod gesetzt.

Dann kam der Bett-Tod. Alle starben sie in den Betten. Und Medizinen standen davor in ganzen Batterien. Und ein Gejammer war und ein Gewinsel.

Aber wieder erhob sich der Tod aus dem Flachland und stieg in die Berge. Es kam der weiße Tod. Stürme bliesen den Grabchoral. Und ein banger Ruf scholl ins Tal.

Noch höher hob sich der Tod. Da ward es der schönste Tod, der Fliegertod, der Tod in den Lüften. Dreiundsechzig Mann sind im Jahre 1911 durch seine Pforte geschritten. Stumm. Denn der Fliegertod ist ein stummer Tod. Stumm ist auch der höchste Schmerz, die höchste Lust. Die Flieger, wenn sie sterben, schreien nicht und jammern nicht und rufen nicht. Kein Laut schiebt sich zwischen sie und die Majestät ihres Todes. Wenn das Surren des Propellers plötzlich schweigt. Wenn die Flugmaschine schwankend fällt, wie welke Blätter fallen. Wenn die schon besiegte Schwerkraft aufwärts greift und sich den Sohn zurückholt, der sich ein Aar zu sein vermaß. Er w a r ein Aar, und für den Adler ist der Tod in seinen Lüften auch der größte. Hart steht er auf des Messers Schneide zwischen höchstem Schreck und höchster Seligkeit.

Ein stummer Gruß den dreiundsechzig Toten. Und wenn du an ihrem Grabe betest, schau nicht erdwärts, sondern in die Höhe. („Türmer.")

„Gleich und gleich gsellt sih gern, hat der Teuxl zum Kohlnbrenner gsagt — nacher gehn mir halt miteinand alle drei, gelt ja?“ Und dabei loat der Bua sein Kaibl üba d Straßn. Schleuni geht s Dirndl auf die ander Seitn.

„Däs is a Hantige“, denkt ihm der Windhoferisch.

„Mö bist n so bockboani, Sepherl? J han dir ja nix tan!“

Da schaut s n an von der Seit — Augen hot er wie zwoa glührade Kohlen. „Ös seids mir z feindsali, ös Mannsbilder!“

„Ja, wia denn däs?“

„Jn Pichler Graben“, harbt sih s Dirndl, „hat mih vor a Weil ah oaner mitgehn ghoaßn, so a Kund, so a ohdrahter, und gach aft — pfui Teuxl — der Bartwisch, der grausliche!“

Die Sepherl beutelts und sie reibt sih s Gsichtl, z wann sa sih seit der Tauf nit gwaschn hätt.

„Schau der Mensch“, lacht der Bua, „a Bußl hat er dir gebn? Mei du, hiaz kriagst an unsinniga Schnauzbart! Na, so a nixnutziger Schlankl!“

„Oaner wia da ander, duckmausade Kerln seids, ih trau gar koan! Und hiaz schaut s n noh amol über d Axl an — a Schnurrbartl hat er, pechschwarz und so kloane Spitzln ausdraht . . .“

„Sei nit so dalkert, Sumperegger Dirndl, siachst nit, daß ih mih nit rührn kunt, weil ih alle Händ voll han? Wußt frei nit, wia ih dir was toan sollt?“

Da bleibt die Sepherl stehn und spreizt ihre Händ in d Seiten. „O du Unband, du rabenfalschs, glaubst, ih kenn enk nit? — n Steckn treibest in Bodn, bindest s Kaibl dran, schmeißest eahm n Sack über, steckest die Pfeifen ein, packest mih um d Mitt, wo ih so viel kitzli bin — und nacher kunt ih mih frei nit dawihrn*) — —

„Sapra!“ denkt eahm der Knecht, weiter nix.

Aft gengan s furt, bis d Straßn in Wald einibiegt und d Sunn ba die Bam durchiblinzelt.

Gach bleibt der Knecht stehn, treibt n Steckn in Boden, bindt s Kaibl dran, schmeißt eahm n Sack über, steckt die Pfeifn ein, packt s Dirndl um d Mitt — aft hörst an Schroa und an Schnalzer — und hiaz stengan s da alle drei und schaun sih an, der Bua, d Sepherl und s Kaibl . . . Nit an Alzerl**) hat er vagessn, der Windhofer-Knecht von der Sepherl ihrer Unterweisung.

„Siachst“, sagt er aft, „was ös Weiberleut gscheit seids — mir wa däs mein Lebta nit eingfalln“.

D umdrahte Natur.

Der Haltermicherl geht zan Pfarrer beichten. Auf a Papierl hat er schön sauber seine Sünden aufgschrieben und lest s halt brav her füranand, bis er ferti is.

Der Pfarrer mag aber frei nit glauben, daß a Halterbua nit mehra angstellt hätt, drum fragt er n scharf: „Na, und sist hast nix tan? Denk nur nach, leicht fallt dir noh was ein!“

Der Micherl sinniert a Weil — gach sagt er: „Han's schon ba der Flüg!“

„Was denn?“ fragt der Pfarrer.

„Ah, s wird wohl dena koa Sünd nit sein däselbig!“

„Sags nur, eppa is s doh oane!“

Der Micherl beutelt wieder n Kopf: „Jh moan dena, ih sags gen nit.“ — „Sags nur!“ schreit der Pfarrer, „s is gwiß recht was Schiachs?“

„A na, Schiachs is grad nix, aber —“

---

*) erwehren. **) ein bißchen.

Benedek.

Wärmende Frühlingssonne,
Ein wunderlieblicher Park,
Auftauende Lenzeswonne
Im Herzen der Steiermark.
Es blühet!

Alleen mit ladenden Bänken,
Des Springbrunns melodischer Quell,
Wohin auch die Schritte wir lenken,
Wie Morgensonne so hell.
Es blühet!

Sieh', einsam auch hier und zur Seite,
Wo niemand das Plätzchen weiß,
Sitzet so gestern wie heute
Bei Sonnenaufgang ein Greis.
Ein Krieger!

Doch hebt er das Haupt nicht gen Osten
Zur strahlenden Himmelsuhr,
Starrt wie ein verlorener Posten
Nach einer Richtung nur.
Nach Süden.

Und mählich das Aug' sich belebet,
Es leuchtet ein kühner Zug,
Des Kriegers Seele sich hebet
Zu stolzem Gedankenflug.
Mortara!

Es schimmert ein fernes Gestade,
Dort ging ihm die Sonne einst auf,
Dort sieht er die alte Brigade
In ihrem Siegeslauf.
Curtatone!

„Solange ich rang mit den Welschen,
Da galt es ein heilig Gut,
Da brauchte ich nicht zu fälschen
Das stammverwandte Blut."
Novara!

„Doch wenn ich gen Norden mich wende", —
Es beugt sich die Heldengestalt,
Sieht wieder es nahen — das Ende,
Gebrochen die alte Gewalt.
Sadowa!

Ringsum die Wonne, die reiche,
Doch Schauer umrieseln ihn kalt,
Entblättert beugt sich die Eiche
Und Winter wird es nun bald.
Sadowa!

Sepp Deutz.

Musik.

Ich stand allein in meinem Zimmer
Und strich die Geige sacht und mild,
An dich, du Holde, dacht ich immer,
Bis daß vor mir erschien dein Bild.

Ich sah dich leise näher schreiten
Ein sanftes Rot umfing die Wangen;
Es schwoll der Ton, es dröhnten die Saiten;
Die Liebe ergriff mich mit schrecklichem Bangen,

Ein Wort von Liebe wollt ich dir sagen —
Ein fesselnder Zauber hielt mich zurück —
Den Schmerz des Unglücklichen wollt ich dir klagen,
Daß du ihn linderst mit einem Blick.

Es wuchsen die Töne zum mächtigen Strom,
Ich wollt' mich dir nähern, erfassen die Hand,
Du blicktest mich an — o Schicksals Hohn —
So eisig, so kalt, wie ich nie dich gekannt!

Ich sehe dich langsam weg von mir schreiten,
Es dringt aus der Geige ein grausiger Schrei,
Da reißen auf einmal alle vier Saiten.
Still ist's um mich. — Alles vorbei!

W. B.

Singvögel.

Freund Frühling.

Jetzt macht der Frühling mir Besuch
Im Krankenzimmer Tag für Tag.
Er klettert über den Gartenhag
Und steigt zum offenen Fenster ein,
Gekleidet in wonnigen Sonnenschein.

Da steht er schon an meinem Bett
Und grüßt, wie er nur grüßen kann,
Sein Lachen wirkt wie Zauberbann.
Vom lieben Gott auch Gruß er bringt,
Der wie Genesung mich durchdringt.

Und weil er weiß, wie die Musik
Macht Leib und Seel' von Krankheit frei,
So stellt er sein Orchester bei
Zum Ständchen. Hört, wie wunderschön
Zu mir herein schallt das Getön!

Die Hennen gackern, es jauchzt der Hahn,
Es schlägt der Fink, das Bienlein summt,
Sogar schon eine Hummel brummt.
Und in des Daches Rinne, ei!
Tripftropft die schönste Melodei.

Und jetzt Lawinendonner gar
Und ferner, ferner Orgelklang,
Und Kinderjubel, Kindersang!
So gibt Herr Frühling hochverehrt
Mir alle Tage Freikonzert.

Heut' hat er erstes Grün gebracht
Und Blümchen aus dem Schnee hervor.
Bald schließt er auf das große Tor —
Dann tut er mir mit Jauchzen kund:
„Heraus, heraus! Du bist gesund!"

Grindelwald. Gottfr. Strasser.

A Stimm vun oan Kind.

A Stimm vun oan Kind
Is a Liadl im Mai,
A Sunnschein so lind —
Und d Gfrier ist dabei.

Und d Gfrier is dabei,
Singt s Vogerl so fein,
Und dei Herz wird da frei,
Gspürst n helliachtn Schein.

Wia a Lüftarl waht s nach,
Vatreibt alle Not,
Denn oan Kinderl sei Sprach
Is a Lenzhauch vun God.

Ja, a Stimm vun oan Kind,
Vum Himmel klingt s grad
Wie a Ruaf, daß ma find
n Himmel sei Gnad.

Artur Dworzak.

Das Duo.

Wenn der Wind in Moll durch Bäume klingt,
Bebend, schluchzend, wie Zigeunergeigen,
Herz, dann kannst auch du nicht stilleschweigen,
Wenn ein Lied von soviel Sehnsucht singt.
Herz, dann stimm nur auch die Silberleier,
Wind und Weh, daß es zusammenkläng,
Wie das Duo einer Liebesfeier,
Wie ein Sonnensterben im Gehäng.

K. Dankwart Zwerger.

Das Frauenhaus von Brescia. Roman von Karl Hans Strebl. (Berlin-Charlottenburg. Vita, Deutsches Verlagshaus.)

Das Thema ist: Margarete, die Gemahlin König Heinrichs, der das alte Langobardenreich wiedereroberte, wird samt ihren Hofdamen von Kriegern des feindlichen Brescia gefangengenommen und soll zur Schmähung der ganzen Deutschen Nation ins feile Frauenhaus gebracht werden, aber es opfert sich für sie Roswitha von Hochhaim, welche die Rolle der Königin spielt... Die Weiterentwicklung auf dieser eigenartigen Grundlage ist Eigentum des Buches; man lese es, wenn man sich für das Problem interessiert. — Der Vorwurf ist seltsam, die Durchführung scheint mir nicht ganz gelungen und besonders schreit der Schluß hörbar nach einer Abänderung. Die Charaktere sind stellenweise zu flach geraten — auch das XIV. Jahrhundert hatte innerliche Menschen, nicht bloß edle, aber rauhe Ritter, schöne und sanfte Jungfräuleins und lumpige Schurken. Mit solchen Figuren arbeitete der gottselige Ritterroman, doch auch Strebl hat sich noch einige (und nicht die unwichtigsten) daraus geborgt. Und welche künstlerischen Möglichkeiten böte nicht der Stoff! Schade, daß sie nicht ausgenützt wurden! Es bestand freilich die Gefahr, moderne Gefühls- und Gemütsprobleme in eine Zeit, der sie — Gott sei Dank! — noch fremd waren, hineinzutüfteln, aber ich bin überzeugt, des Verfassers großes Können wäre den Schwierigkeiten Herr geworden — hätte er sich nur darangewagt! — Trotzdem ist „Das Frauenhaus von Brescia" ein in mancher Beziehung lesenswertes Buch. Es enthält viel Spannung, harte Tragik und daneben beinahe lyrische Schönheiten, die mit der Schwere des Stoffes reizvoll kontrastieren.

H. L. R.

1812. Der ewige Schlaf. Von Sophus Michaelis. (Berlin. Erich Reiß.)

Mit seltenem Geschick schildert Michaelis Napoleons Feldzug nach Rußland. Der Leser macht den unglücklichen Eroberungsmarsch gewissermaßen an der Seite des Kaisers mit und lebt jede große Begebenheit des napoleonischen Dramas durch. Dieser packende historische Roman ist reich an glänzend gemalten Einzelheiten, Gefühlszergliederungen und Tatsachenzeichnungen — ein Buch von gutem künstlerischen Wert, das vielleicht nur den einen Fehler hat, hie und da in der Kleinmalerei zu viel bieten zu wollen, was manchen ermüden kann.

Ich wüßte übrigens kein gelungeneres Jahrhundertwerk 1812—1912 als den „ewigen Schlaf".

P. L. M.

Was Mütterchen erzählt. Kleine Geschichten für Kinder im Alter von drei bis fünf Jahren von Franz Aßmann. (Großenhain. Otto Seifert. 1912.)

Man achte auf das Alter: von drei bis fünf Jahren! Für dieses Kindesalter gibt es wenig Passendes, Verständliches und so schlicht Erzähltes wie diese Märchen und Fabeln, die wir bestens empfehlen.

Das Dorf ohne Männer. Ein dramatischer Scherz von O. Blau. Nach einer Erzählung von K. Mikzath. (Leipzig-Raschwitz. Bruno Vogler.)

Der Verfasser gibt sich zu bescheiden: „Das Dorf ohne Männer" ist mehr als ein dramatischer Scherz — worunter ich ungefähr eine humoristische Gelegenheitsdichtung verstehe —, es ist ein feines und gewiß bühnenwirksames Lustspiel. Handlung, Aufbau und die Behandlung der gebundenen Sprache sind in ihrer Art vollkommen. Banalitäten und Exzentrizitäten wurden glücklich vermieden und die Komik gleicherweise auf die Vorgänge wie auf die Dialoge verteilt. Geistvolle Sentenzen finden sich in Menge. Schon die Lektüre des Buches unterhält, aber das ureigentliche Gebiet jeder wirklich dramatischen Arbeit ist das Theater und hier käme auch das „Dorf ohne Männer" zur vollen Geltung. Zur Hebung der Bühnenwirkung würden sich vielleicht hie und da kleine Abstriche empfehlen, denn man glaubt nicht, wie breit sich auch nur unbedeutende Längen in der Deklamation machen. Um darüber zu entscheiden, sind die Proben da.

Ich hoffe und glaube, daß das erste Werk O. Blau's „Nummer eins" einer weiteren Serie gelungener Lustspiele bedeutet. Der Autor hat dafür das Zeug in sich.

H. L. R.

Von beiden Ufern. Neue Gedichte von Ilse Franke. (Karlsruhe und Leipzig. Dreililien-Verlag. 1911).

Das kleine Bändchen gehört zu den Lyrikbüchern, deren Bekanntschaft man als eine Bereicherung des inneren Lebens empfindet. Und dies kommt wohl daher, weil die empfindungsschweren Rhythmen dem Inhalte eines reichen edlen Lebens entstammen, mögen sie von frohen oder schmerzlichen Stunden oder von Kämpfen des Lebens und von Stationen auf dem „Wege zum Lichte" Kunde bringen. Den Titel „Von beiden Ufern" erläutert das Motto:

„Hüben ist Nacht.
Im Strome spiegeln sich die Sterne.
Von drüben dämmert leises Morgenrot."

Jeder dieser drei Verse bildet die Überschrift für eine der drei Abteilungen des Buches, freilich nicht ganz dem Inhalte ent-

Lustige Zeitung.

Empfehlung. Kohn: „Ich weiß ja, daß dein Moritz Arzt ist, aber ich hab's im Halse, und da will ich gehn zu einem Spezialisten." — Veitel: „Nu, und mein Moritz is eben ä Spezialist for alles. („Meggendorfer.")

Wohlfahrtspolitik. „Herr Wirt, das ist unerhört. Da sind ja Scherben in meinem Hühnerbraten. Sie wünschen offenbar, daß jeder Ihrer Gäste seinen Topf im Huhne habe." („Jugend.")

Überbürdung. Ein Geldbriefträger betritt das Bureau des österreichisch-ungarischen Konsulats in B. „Mojen, Herr Rat, eine Postanweisung, bitte!" — Im selben Momente stürzte der Konsulatsdiener herein: „Herr Rat, bitte, die Schere." — Worauf der Rat händeringend jammert: „Jessas, heut kommt wieder alles z'samm'!" („Muskete.")

Kindermund. Jüngst hatten wir ein Fräulein zu Besuch, das eine ausgewachsene Hüfte hatte. Da kommt unsere kleine Else ins Zimmer. Ganz verwundert betrachtet sie unser armes Fräulein und sagt dann: „Sind Sie aber komisch gewachsen!" — Als sie aber an unsern Gesichtern sieht, daß sie etwas Unschickliches gesagt hat, sucht sie es mit den Worten wieder gut zu machen: „Aber es kleidet Ihnen." („Guckkasten.")

Ein vernünftiger Erlaß. Da letztes Jahr verschiedene Entgleisungen vorkamen, wobei immer der letzte Wagen eines Zuges das Unglück verschuldete, hat der preußische Eisenbahnminister verfügt, daß hinfort an allen Zügen, ob Schnell- oder Bummelzügen, der letzte Wagen des Zuges wegfällt.



Peter Justus. Eine Komödie der Liebeshemmungen. Roman von Josef Ponten. (Stuttgart u. Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt.)

Das Buch ließ mich Vischers „Auch einer!" gedenken, es ist ebenso klug, ebenso heiter, ebenso ernst und ebenso unterhaltsam wie dieses, und im übrigen durchaus eigenartig. Bedächtig, mit stiller Freude habe ich es gelesen, schmunzelnd und zum Nachdenken gestimmt. Ponten ist kein Geistreichelnder, auch kein Geistreicher, sondern ein ganz tiefer und ganz feiner Menschenkenner, der nichts allzu tragisch nimmt, aber auch nichts grell auslacht. Solchen Dichter liebe ich: „Der" — wie er selbst sagt — „das, was andere nicht denken können, forme, was andere nicht sagen können, ausspreche, dafür ist er da." Mit Peter Justus erscheint eine neue Physiognomie unter den Charakterköpfen der deutschen Dichterschöpfungen. Der frohe Sonderling, der immer ein bestes Stück vom Leben versäumt, weil er und andere unter „Hemmungen" leiden, die sie grübeln, zaudern machen — und flugs, ist ein Frühlingstag ungenützt vorbei. Nur daß Ponten das Problem (das im Grunde unser aller Problem ist) tiefer und packender faßt, als dies hier durch die Charakteristik geschah und geschehen konnte. — Der Abschluß wird manchen überraschen, mich hat er befriedigt. Ich liebe jenes gemächliche Ausklingen, so oder so, in der Kunst wie im Leben. Endkatastrophen oder rosenrote Apotheosen sind zumeist auch innerlich unwahr. Daß ich von Josef Pontens Schaffen bisher noch nichts hörte, er hat schon etliches geschrieben, das wundert mich — höchste Zeit scheint es mir, daß ich wenigstens auf seinen neuesten Roman energisch hinweise. Es wäre jammerschade, ginge er in der Sündflut der Tagesbelletristik unter, und heute kann das dem Besten passieren. — Endlich lobe ich sogar noch das Titelblatt, weil es dem Inhalt des Buches so gerecht wird.

H. L. Rosegger.

Osteria. Kulturgeschichte. Führer durch Italiens Schenken vom Gardasee bis Capri von Hans Barth. 2. Auflage. (Stuttgart. J. Hoffmann. 1912.)

Das vorliegende, an echtem Humor reiche Büchlein hat schon in der ersten Auflage reichen Absatz gefunden. Daß es nicht für Abstinenten bestimmt ist, zeigt der Titel. Aber der Italienreisende, welcher ein feuchtfröhliches Gemüt hat, wird sich gern diesen bewährten Schenkenführer, der nun in der 2. Auflage reich vermehrt wurde, mitnehmen und seine trinkfrohen Angaben erproben. Daß die Probe standhält, dafür bürgt der Name des Verfassers, der längst als einer der besten deutschen Kenner Roms und Italiens bekannt ist und seine Landesstudien, wie dieses Werkchen zeigt, auch auf die berühmtesten Weine (und trinkbarsten Biere) der lateinischen Halbinsel ausgedehnt hat. Auch in dieser Beziehung gibt es keine Örtlichkeit derselben, wo Dr. Barth nicht Bescheid weiß. Seine fidele Darstellungsweise paßt vortrefflich zu dem von ihm so kenntnisreich behandelten Thema und wird ihm selbst außerhalb Italiens viele neue Freunde erwerben. Dr. A. Schl.

Meyers Geographischer Handatlas. Vierte, neubearbeitete und vermehrte Auflage. (Leipzig. Bibliographisches Institut. 1912.)

Stets darauf bedacht, ihre rühmlichst bekannten geographischen und Kartenwerke zeitgemäß auszugestalten, hat die genannte Verlagshandlung von ihrem so brauchbaren und längst eingebürgerten Handatlas die vierte, bis auf die neueste Zeit vermehrte Auflage veranstaltet, welche nun 121 Karten umfaßt und dazu das vortreffliche Register erhält, das geradezu ein ganzes geographisches Lexikon ersetzt. Es erscheint überflüssig, zu erwähnen, daß die Karten auch dieser Auflage vorzüglich hergestellt sind und jede derselben nach dem heutigen Stande der Forschung ergänzt worden ist. Der stattliche Atlasband liegt gediegen und elegant gebunden vor und wird sich als unentbehrlich für jeden erweisen, der die heutige Gestaltung der Ländergebiete kennen lernen will. Dr. A. Schl.

Büchereinlauf.

Magelon. Die Geschichte eines nervösen Mädchens und andere Novellen von Felix Langer. (Berlin. Bruno Cassirer.)

Das heilige Erbe. Erzählungen und Skizzen von Heinrich Rienößl. (Leipzig-Raschwitz. Bruno Vogler.)

Wandlungen. Novellen von Otto Gibaln. (Berlin. Bruno Cassirer.)

Die Rastlosen. Roman von Georg Asmusen. (Dresden. Karl Reißner.)

Das Kartell. Eine Erzählung von Max Visenius. (Leipzig-Raschwitz. Bruno Vogler.)

Deutsch-Österreichische Klassikerbibliothek. Band 25: **Nikolaus Lenau.** Ausgewählte Werke. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Dr. Otto Rommel. Band 2: „Faust." „Die Albigenser." — Band 26: **Ferdinand Kürnberger.** Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Friedr. Hirth. Band 2, Novellen: „Flucht und Fund." „Der Dichter des ‚Don Juan'." „Heimlicher Reichtum." „Wie ein prosaischer Mann ein poetisches Bräutchen gewinnt." — Band 27: **Friedrich Halm.** Ausgewählte Werke. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Dr. Otto Rommel. Band 3: „Der Fechter von Ravenna." „Begum Somru." — Band 28: **M. G. Saphir.** Ausgewählte Werke. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Dr. Guido Glück. Ausgewählte humoristische Erzählungen und Abhandlungen. (Wien, Teschen und Leipzig. Karl Prohaska.)

Hört, ihr Herrn und laßt' euch sagen! Erzählungen aus Rheinhessen von Richard Knies. (Berlin. Konrad W. Mecklenburg. 1911.)

Unsere Dichter. Sammlung von Monographien. Bändchen 3: **M. Herbert.** Von Maria Jezewicz. Bändchen 4: **Martin Greif.** Von Christoph Flaskamp. (Ravensburg, Friedrich Alber.)

Mann und Frau. Von J. Raunkiaer. Einzige autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Pauline Klaiber. (Stuttgart. W. Kohlhammer.)

Aus unseren vier Wänden. Von Laura Frost. Zweite Folge. (Leipzig und Berlin. B. G. Teubner.)

Buch der Leiden. Trost- und Trutzgedichte eines Kämpfers. I. Teil. Von Leopold Schwarz. (Brünn. Leopold Schwarz.)

Religiöse Kunst. (Zwei Bildermappen.) „Er ist auferstanden" und „Der verlorene Sohn". Von Josef Ritter v. Führich. (Stuttgart. Walter Seifert.)

Jahrbuch der Deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft 1912. Mit 2 Bildnissen und 6 Kunstblättern. (Wien. Gerlach u. Wiedling.)

Die Volksbücherei. Ihre Gründung, Einrichtung und Führung. Von Wilhelm Boerner und Dr. Erich Frankl. (Wien. Hugo Heller.)

Stammbücher. Kulturgeschichtliche Studie vom kaiserl. Rate Dr. Krackowizer. (Linz. Selbstverlag, Landstraße 21.)

Naturschutz und Naturschutzparke. Von Ludwig Ankenbrand (Sammlung Kupferschmid, Band 5). Mit 33 Abbildungen. (München. Melchior Kupferschmid.)

sprechend. So umfaßt die erste Reihe recht Verschiedenartiges; Erzählungen im kräftigen Balladenton, originell erfaßte alte Motive, wie „Nero" oder „Das Holz". Mit tiefem Anteil sprechen andere Gedichte von der Mutterschaft und dem häuslichen Glück, von Stimmungen, wie sie das Nachsinnen über Schmerz und Hoffnungen des Lebens erweckt. Die Lust der Gegenwart sowie die Erinnerung an das Vergangene werden mit heißer Seele genossen. Die Landschaft erscheint voll warmen Farbenreizes und wird zuweilen zum alleinigen Träger der Gemütsstimmung. Man beachte, wie die Dichterin Erscheinungen unserer Zeit im knappen Bilde festhält und mit dichterischem Leben erfüllt. („Ein Bild", „Die Starken".) Schmerzliche Phantasien und Gefühle von Verlust und Abschied und zu spätem Wiederfinden enthält die zweite Abteilung, während die dritte von einem überweltlichen Morgenrot bestrahlt erscheint. Denn diese letzten Lieder singen von einer Abkehr vom nichtigen Karneval des Lebens, von der Sehnsucht nach Harmonie zwischen Geist und Welt und von einer ernsten Hinwendung zu Gott. Mystische Anklänge, gelegentlich pantheistisch gefärbt, mischen sich darein. — Ilse Franke weiß die richtige Mitte zwischen verschwommener Stimmungsschwelgerei und nüchterner Reflexion einzuhalten. Neben der modernen Art, durch das Medium des Naturbildes zu sprechen, begegnet uns die altvertraute Weise, Lust und Leid in Gestalt, Gleichnis, Erlebnis und Erzählung lebendig werden zu lassen. (Volkslied.) Sprache und Vers sind wohlklingend und voll vornehmer Pracht. „Von beiden Ufern" ist ein Büchlein voll Wärme und Seele. Dr. Johann Ranftl.

Humor im grauen Hause. Herausgegeben von Dr. Emil Rechert. Mit einer Vorrede von Eduard Pötzl. Mit Originalillustrationen von Karl Josef. (Wien. Moritz Perles.)

Der Gerichtssaal hat seine großen Sensationen, er hat seine tiefe Tragik, er hat aber auch seinen köstlichen Humor, wenn die Sache, der Angeklagte, der Kläger, die Zeugen und der — Richter danach sind. Besonders Ehrenbeleidigungen sind eine unerschöpfliche Quelle heiterer Episoden, die sich hell vom düsteren Hintergrund des „grauen Hauses" abheben, aber auch alle die anderen Kleinigkeiten, wenn die schwere staatliche Justiz aufgeboten wird, um salomonisch über einen „vertauschten" Regenschirm, über einen „gemolkenen Ziegenbock" oder ein verhextes Sparkassebüchel zu entscheiden, zwingen ein Lächeln im ernsten Betrieb der Strafrechtspflege ab. — Emil Rechert, den „Heimgarten"-Lesern ein vertrauter Mitarbeiter, stellte eine Sammlung von wurzelechten Gerichtssaalhumoresken zusammen und hat sich mit praktischen Kriminalisten vereinigt, die einiges aus ihren Erlebnissen ausplauderten. Aus der Fülle wäre besonders hervorzuheben: Hofrat Wachs „Kettelzieher", Feßlers „Hundstage im Landesgericht", Morgensterns „Der Totschläger", Max von Mayrs „§ 496 St. G. B. in Wien" und Recherts schon in unserem Blatt erschienenes Geschichtchen „Die Schankkassierin". — Karl Josefs Kunst illustrierte mit viel Humor dieses durchaus gelungene Buch. H. K.

Bedürfen wir der Kirche noch? Von Theodor Kappstein. (Berlin. Verlag für Fortbildung.)

Der Fall Jatho hat in Deutschland die Kirchenfrage ausgespielt und es erscheinen zahlreiche Schriften, die sich mit der Landeskirche, ihrer Notwendigkeit oder Überflüssigkeit befassen. Obgenannte Schrift zeichnet sich aus durch ihre Objektivität und Rücksichtnahme nicht bloß auf Gelehrte und Philosophen, sondern auch aufs Volk. Kappstein sagt etwa so: Die Kirche bleibe bestehen, nur herrsche in derselben religiöse Freiheit für den einzelnen. Die soziale Organisation unter Obhut des Staates bleibe, der Kultus, wie er uns als Erbe von unseren Vorfahren erhalten ist, bleibe bestehen; innerhalb derselben lebe jeder, unbehindert von anderen, sein persönliches, inneres religiöses Leben. Es sei niemand zum Kultus verhalten, der nicht freiwillig daran teilnimmt. Jeder, der sich Christ nennen will, mag sich als Mitglied der Kirche betrachten. — Ungefähr sagt das der Pfarrer auch in seiner Predigt, daß Gott nicht auf die Form, sondern auf den Geist sehe. —

Eine zweite Schrift desselben Verfassers, eigentlich eine Sammlung von kirchlichen und antikirchlichen Zeitaufsätzen, betitelt sich: „Auf den Schanzen". (Berlin, Reuß & Pollack.)

Dieses Buch bespricht vorwiegend den Fall Jatho. Der Kampf um den Protestantismus, der Kampf um die Religion, der Kampf um Rom, das sind die Hauptmotive, über die der temperamentvolle Autor sich ergeht. Man liest die Schrift mit regem Interesse und man lernt was dabei. Sie ist nur für Köpfe, die mit sich im Reinen sind; im großen Lesekreis würde sie Verwirrung stiften, und anstatt zum „liberalen Christentum" müßte sie die Menge, wie diese einmal ist, zum völligen Unglauben führen. — Wenn wir auf dem Grundsatze der religiösen, der Gewissensfreiheit stehen, so hätten wir eigentlich gar nicht das Recht, mit solchen, oft scharf parteilichen und leidenschaftlichen Veröffentlichungen die Menschen in ihrem Gewissen zu beunruhigen und sie zu einer bestimmten Richtung bekehren zu wollen.

Heimgarten



8. Heft. Mai 1912. 36. Jahrg.

Mattes.

Roman von **Hans Eschelbach.**

(Fortsetzung.)

14. Kapitel.

Die gereizte Stimmung der Bewohner Fugenheims gegen den Baron, der auf der „Burg“ mit der jungen Wirtschafterin und mit Förster Witsch ein abgeschlossenes, aber lustiges Leben führte, hielt an, fand jedoch lange keine Gelegenheit, sich offen zu äußern. Der Köster Thomm hatte wieder einmal recht: „Wo kein Kläger, da eß auch kein Rechter!“

Richter gab's zwar in der Stadt; aber die Stadt war weit, und die Bewohner Fugenheims hatten eine große Scheu vor Polizei, Gericht und allem, was damit zusammenhing.

Gleich nach den Weihnachtsferien erlebte Lehrer Rabe, der sich des Tiers in besonderer Sorgfalt angenommen, eine große Überraschung. Eines Morgens brachte ein junger Knecht, von der Wirtschafterin des Barons begleitet, auf einer Schiebkarre zwei große Marktkörbe voll kleiner, verhutzelter Äpfel, die sich für den Verkauf nicht eigneten. Der Herr Lehrer solle diese Äpfel den Schulkindern verteilen, bestellte die auffällig gekleidete Wirtschafterin, und befahl dem Knecht, die Körbe abzuladen.

„Da warten Sie, bitte, erst einmal“, sagte Herr Rabe, der die Kinder des Säufers getröstet, als ihre Mutter so schwer erkrankt war. Er ging in die Klasse und überlegte einen Augenblick. „Kinder“, sagte

Taubstumme sprechet richtig! Von J. Kindlmann. (Wien. Karl Graeser u. Cie.)

Dürfen die Katholiken denken? Kritische Erwägungen von Franz Mertens, kath. Pfarrer. (Würzburg. Memmingers Verlagsanstalt.)

Moderne Wege zur Bildung für Alle, welche höhere Schulen nicht besuchen konnten. Eine praktische Anleitung, auf die leichteste Weise alle Bildungsmängel zu beseitigen und dadurch sozial und gesellschaftlich empor zu kommen. Von Dr. J. Lüdlon. (Stuttgart. Emil Müller. 1911.)

Die Verwerflichkeit des Jagdvergnügens, insbesondere der Hetzjagden. Rede auf dem internationalen Tierschutz-Kongreß in Kopenhagen von Magnus Schwantje. (Berlin. Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen.)

Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte. Von Constanze v. Franken. 16. Aufl. (Leipzig. Max Hesses Verlag.)

Postkarten des „Heimgarten“

F. G. A. in Straßburg. Meinen Sie wirklich, daß der Artikel „Rote Springflut“ (Märzheft) für die konservativ-klerikalen Fraktionen im deutschen Reichstag Partei nimmt? Ja, wenn die uns näherstehenden politischen Gruppen so ganz versagen — soll man ihre Kurzsichtigkeit denn loben oder darf man ihnen die Taktik ihrer besser gerüsteten Gegner zum Vorbild empfehlen? Denken Sie nach!

„Ein Kritischer.“ Es wundert Sie, daß der „Heimgarten“ fast nur lobende Bücherbesprechungen bringt? Lieber Herr, schlechte Bücher lesen wir keine.

Verleger in Leipzig. Mit Recht stellen Sie aus, daß wir und andere Monatsschriften die literarischen Weihnachtserscheinungen erst im neuen Jahre besprechen. Aber was soll man tun, wenn die Neuheiten erst im November, sogar im Dezember herauskommen? Es ist meist unmöglich, sie vor der „großen Bescherung“ zu lesen, zu charakterisieren und entsprechend anzuzeigen. Man tut auf jeden Fall, was man kann.

An viele Einsender von Beiträgen. Ehe Sie etwas einsenden, fragen Sie sich selbst kritisch, ob es sich für den „Heimgarten“ eignet. Rückporto ist unerläßlich.

„Guckkasten.“ Paul Keller hat die Herausgeberschaft des „Guckkastens“ niedergelegt. Er will sich ein seiner künstlerischen Eigenart entsprechendes Organ schaffen, das am 1. Oktober d. J. unter dem Titel „Paul Keller-Blätter“ erscheinen wird. Die neue Zeitschrift wird u. a. den Erstabdruck von des Dichters neuem Roman: „Die Insel der Einsamen“ enthalten.

Ein Raabe-Brunnen.

In dem altehrwürdigen, in der Mitte der „Raabeschen Lande“ gelegenen Hildesheim hat sich ein Ausschuß gebildet, um dem größten niedersächsischen Dichter in einem Brunnen ein Denkmal zu setzen. Im Einverständnis mit dem Magistrat und den städtischen Kollegien daselbst ist Professor Ernst Müller, Charlottenburg, der einzige Plastiker, dem Raabe gesessen hat, mit der Anfertigung eines Brunnenentwurfes betraut worden. Es ist sehr erfreulich, daß alle Kreise der Stadt im Ausschusse vertreten sind, und besonders, daß auch der Bürgermeister Dr. Ehrlicher ihm angehört. Jeder Raabefreund, dem die Ehrung des Dichters durch einen Brunnen gefällt, wird gebeten, sein Scherflein an das Bankhaus August Dux u. Komp. in Hildesheim einzusenden. Zu näherer Auskunft ist der Vorsitzende des Ausschusses, Professor Dr. Heinrich Goebel, Hildesheim, gern bereit.

(Geschlossen am 20. März 1912.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Nöck. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Trotzdem im gräflichen Jagdgehege die Aufsicht eine sehr strenge war, entdeckte Förster Witsch täglich Spuren von Wild- und Waldfrevel. Endlich, im Sommer gelang es dem Baron und seinem Förster, zwei Wilderer dingfest zu machen. Ein dritter Wilddieb, den man seines geschwärzten Gesichtes halber nicht erkannt hatte, war entkommen. Seine Kugeln hatten den Angreifern um die Ohren gepfiffen. Förster Witsch schwor Stein und Bein, daß der dritte Kerl kein geringerer als der berüchtigte Bock aus der Kümmelbude gewesen sei; aber dem Manne konnte nichts nachgewiesen werden.

Die Verhaftung der beiden Wilderer — Vater und Sohn — setzte noch einmal ganz Fugenheim in Bewegung. Köster Thomm sagte zwar warnend: „Der Krog geht so lange zom Bronnen, bes er brecht!“ aber die stillen Genossen der beiden Verhafteten beschlossen, dem Baron einen Denkzettel zu geben.

Zwei Tage später, als man die beiden Wilderer nach der Stadt transportiert hatte, hing frühmorgens ein großer Strohkranz an dem schmiedeeisernen Einfahrtstore zur Burg. An jedem der vier Pfeiler aber, die die Einfahrt flankierten, baumelte ein Reh — unberührt, die Schlinge noch um den Hals. Die Wilderer Fugenheims wollten zeigen, daß sie immer noch die Herren im Walde wären, wenn man auch zwei von ihnen eingesteckt habe.

Der Baron schäumte vor Wut, um so mehr, als er hörte, der Bock habe ein Lied auf ihn gemacht, das mit den Worten beginne:

Der Peitschenlager ist ein Mann,
  Juchheidi, juchheida,
Der schwangre Frauen treten kann,
  Juchheidi, heida!
Aber will er Rehe kaufen,
Muß er ganz wo anders laufen!

Vierzehn Tage später fand man Bock, den Haupträdelsführer der Wilderer Fugenheims, im Teufelsmaar erhängt an einer Schwarzpappel. Die Aufregung stieg, als der Pastor anderen Morgens in seinem Briefkasten einen mit verstellter Hand geschriebenen Zettel entdeckte, wodurch der Geistliche gebeten wurde, dem Erhängten ein christliches Begräbnis nicht zu verweigern. Bock sei nicht freiwillig in den Tod gegangen; im ganzen Dorfe behaupte man, Baron von Fredelager habe ihn mit Hilfe des Försters Witsch umgebracht.

Dieser Zettel wurde durch den Pastor dem Staatsanwalt zugestellt, und die Herren vom Gericht hielten eine scharfe Untersuchung, die resultatlos verlief. Es wurde nichts erwiesen; nicht einmal der Schreiber des Zettels konnte ermittelt werden. Herrischer als je ging der Baron durchs Dorf. Es half ihm nichts; was man nicht offen auszusprechen wagte, raunte man sich hinter seinem Rücken zu.

er dann, „der Herr Baron von Fredelager hat zwei Körbe voll Äpfel geschickt, die ich an euch verteilen soll. Wer von diesen Äpfeln welche will, kann aufstehen."

Die Kinder, die die Empfindung ihrer Eltern teilten, stießen sich an und blieben sitzen. Die meisten von ihnen hatten selbst Äpfel zu Hause, und die ärmeren, die keine hatten, waren von dem Baron zu oft mit der Peitsche aus dem Wald gejagt worden, um jetzt dankbar ein Geschenk von ihm anzunehmen.

„Die Kinder wollen die Äpfel nicht", beschied der Lehrer die draußen wartende Wirtschafterin.

„Aber der Herr Baron hat gesagt, Sie sollten sie verteilen."

„Ihnen hat der Baron zu gebieten, aber nicht mir. Ich werde den Kindern meine eigenen Äpfel geben, die sind größer und nicht wurmstichig. Nehmen Sie die Körbe nur wieder mit. Ich bedauere, keine Verwendung dafür zu haben."

„So! Das werde ich dem Herrn Baron sagen!" fuhr die Wirtschafterin giftig auf.

„Tun Sie das nur. Ich werde die Kinder nicht zwingen, Äpfel zu essen, die sie nicht wollen."

„Das ist doch unerhört!"

„Sie kennen jetzt meine Meinung. Und nun gehen Sie und stören Sie den Unterricht nicht länger!"

Herr Rabe, der so den Empfindungen der Bauern Ausdruck verliehen, würde leicht in Ungelegenheiten gekommen sein, hätte sein alter Freund, der Pastor, der als Lokalschulinspektor seine nächste vorgesetzte Behörde darstellte, sich nicht ganz auf seine Seite gestellt. Die Wirtschafterin des Barons überbrachte dem Pastor die Beschwerde ihres Herrn und das Ansinnen, der Lokalschulinspektor möge darauf bestehen, daß die Äpfel verteilt würden.

Die kleinen, wurmstichigen Äpfel könnten leicht gesundheitsschädlich sein, ließ der Pastor Herrn von Fredelager melden. Der Pastor würde seine eigenen Äpfel verteilen. Der Herr Lehrer habe das auch getan. Man könne die Kinder nicht zwingen, Früchte aus dem Burggarten zu essen, die ihnen nicht bekömmlich wären. Im übrigen freue ihn, als den Seelsorger der Gemeinde, daß der Herr Baron gezeigt, daß ihm an einem guten Einvernehmen mit den Leuten gelegen sei.

Herr von Fredelager biß die Zähne zusammen. Den beiden Duckmäusern wollte er es auch noch eintränken bei passender Gelegenheit!

Zu Ostern kam Matthias Stiel aus der Schule. Er blieb bei seiner Mutter, um ihr bei den Feldarbeiten zu helfen. Herr Rabe bedauerte es, daß er die Frau nicht zu bewegen vermocht, den Jungen bei einem Kunstschreiner oder bei einem Holzschnitzer in der Stadt in die Lehre zu schicken.

hänselte. Das Tier war ja so dumm, der konnte nicht einmal eine Zigarre rauchen! Seine Mutter zöge ihm im Winter gewiß noch einen Seelenwärmer oder beim Mittagessen ein „Schlabberläppchen“ an. Reiten wie er und Bertram könne er auch nicht, und Soldat würde er gewiß nicht. Der sei zu dumm für alles!

An einem Samstagnachmittag im Sommer konnte Mattes wieder einmal daheim bleiben. Die Mutter ging nur noch Futter holen, dann würden sie für diese Woche mit der Arbeit fertig sein.

Mattes stieg auf den über dem Kuhstall gelegenen Heuschober, kramte in einer Ecke und zog endlich aus sicherem Versteck einen Holzkasten, den er heimlich für Livvelingchen gezimmert. Der Kasten hatte etwa die Größe einer Zigarrenkiste, war aus hellem Weidenholz hergestellt und zeigte auf dem Deckel allerlei Schnitzereien. In der Mitte stand der Name „Livvelingchen“, und um den Namen herum hüpften durch seltsame Blumen allerlei Vögel — Lerchen sollten's sein, „Livvelingchen“. In diesen Kasten würde sie alles tun, was sie gern hatte: ihr schönes Gebetbuch, die rote Halskette, die bunten Bänder, die sie so gern im Haar trug, ihr Patengeschenk — — — alles!

Wie liebkosend streichelte er den Kasten von allen Seiten, musterte ihn noch einmal und wickelte ihn in eine vergilbte Zeitung. Dann stieg er die alte Leiter hinunter, klopfte sich die Heuhalme von der Hose, verschloß die Haustüre und legte den Schlüssel an die mit seiner Mutter vereinbarte Stelle.

Er getraute sich gar nicht, mit seinem Geschenk den gewöhnlichen Weg einzuschlagen. Er ging in weitem Bogen um das Haus herum und hielt den Kasten krampfhaft unter dem Arme fest.

Der alte Kirschbaum, ihr Vater, hatte am Berghange ein mit Maschendraht eingezäuntes Stück Gartenland mit großen Erdbeeren bepflanzt. Durch den Flurhüter war im Dorfe ausgeschellt worden, daß ein Händler aus der Stadt Erdbeeren zu zehn und Stachelbeeren zu sieben Pfennigen ankaufe und daß alles verkaufsfertige Obst bis sechs Uhr bereit stehen müsse, um gleich verschickt zu werden.

Livvelingchen würde also „in den Erdbeeren“ sein!

Es war wirklich so. In Begleitung einer Magd und eines alten Tagelöhners hatte Gretchen Kirschbaum schon den ganzen Morgen Erdbeeren gepflückt und nur eine kleine Mittagspause gemacht. Eben schleppten die Magd und der Knecht einen schweren Korb der verlockend aussehenden Früchte den feuchten, grasüberwachsenen Pfad hinunter, um ihn nach der Verkaufsstelle zu bringen.

„Die Wallonenstina täte auch besser, den dummen Jungen hinter den Pflug zu stellen, statt ihn unserem Herrgott die Zeit stehlen zu lassen!“

Über all diesen Vorgängen war das Tier um so leichter übersehen worden, als er mit seinem Austritt aus der Schule dem direkten Interessenkreise der Fugenheimer Schuljugend ferner gerückt wurde. Jetzt, wo er aus dem Ring kleiner Jungen und Mädchen heraustrat, fiel seine ungefüge Leibeslänge nicht mehr so zur Spottlust reizend in die Augen. Man war zwar weit davon entfernt, ihn als „voll" anzusehen, aber äußerlich gehörte er doch jetzt gewissermaßen zu den Erwachsenen. Zwischen den Feldarbeitern fiel seine unglückliche Gestalt nicht besonders auf, er war eben ausgewachsen. Die jungen Burschen, die stolz darauf waren, daß sie schon „ein Mädchen hatten" oder daß sie bald „in die Ziehung" kamen, oder gar die „Reihjungen", die zur Kirmes mit Musik und Fahne durchs Dorf zogen, um den „Fändel" zu schwenken, hielten sich den „dummen Jungen" vom Leibe. So kam es, daß das Tier, das die Lieder, Redensarten und Scherze der Burschen, mit denen er gelegentlich zusammen arbeitete, nicht verstand, noch mehr vereinsamte als in der Schule. Wenn man auch in den Arbeitspausen oder auf dem Heimwege vom Felde hin und und wieder bäuerische Scherze mit ihm machte; ernstlich behelligte man ihn nicht mehr. Man ließ ihn links liegen, sah einfach über ihn weg.

Seine Mutter verdroß das. Während des Kartoffelsetzens und der Knollenzeit hatte sie ihn zu reicheren Bauern in den Tagelohn geschickt. Verschlagene Knechte, die seine Kraft kannten, beuteten seine Schüchternheit aus, schoben ihm einen großen Teil ihrer Arbeit zu und ließen ihn so für zwei arbeiten. Die Wallonenstina nahm ihn deshalb nur noch mit auf ihr eigenes Feld, damit er unter ihren Augen arbeite. Wenn es nicht viel zu tun gab, ließ sie ihn wohl auch nach dem Mittagessen zu Hause, damit er Holz spalte oder das Vieh versorge. Er arbeitete dann so fleißig, daß er noch Zeit fand, seiner Liebhaberei nachzugehen und allerlei Schnitzarbeiten anzufertigen, von denen er manche seiner ehemaligen Schulfreundin, Gretchen Kirschbaum, schenkte. Die Mutter sah das nicht gern. „Der bist du doch nicht gut genug!" sagte sie manchmal; aber Mattes verstand nicht, was sie meinte. Die schönsten Schnitzereien machte er jetzt heimlich, damit seine Mutter nichts sage, wenn er sie Livvelingchen schenkte. Bei solchen Arbeiten war er stets stumm. Er pfiff nicht einmal dabei, wie das andere Jungen bei ähnlichen Beschäftigungen wohl taten. Er hielt nur manchmal inne und sah dann lange vor sich hin, als ob er seltsamen Gedanken nachgehe. Eigentlich dachte er aber nur an Gretchen Kirschbaum. Sie kam nicht mehr in die Maikammer; sie wich ihm jetzt oft aus. Was mochte Livvelingchen haben?

Er erriet es nicht.

In Wirklichkeit hatte Gretchen gar nichts gegen ihn; sie genierte sich nur. Sie genierte sich, weil Ortsvorstehers Franz, der oft zu ihrem Bruder Bertram kam, sie sogar im Beisein ihres Vaters mit Mattes

Sie nestelte eine rotleuchtende Rose, womit sie sich geschmückt, von ihrem Kleide und reichte sie ihm, nachdem sie zuvor noch einmal daran gerochen.

„Livvelingchen?“ sagte das Tier erfreut, „Livvelingchen!“ Er brauchte nicht weiter zu danken; seine ganze Dankbarkeit lag in dem einen Worte. Als er ihr die Hand gab, hielt sie dieselbe einen Moment lang fest, um ihm länger in die strahlenden Augen sehen zu können. Was der für fremde, schöne Augen hatte!

Dann lief sie fort und saß gleich darauf wieder zwischen ihren Erdbeeren.

Das Tier ging weiter den Hügel hinauf, dem Waldrande zu. In beiden Händen trug er seine Mütze und sog den Duft der frischen Beeren ein. Die Rose hatte er oben auf die Erdbeeren gelegt. Er kam sich so reich vor und war so froh über das Geschenk seiner Freundin, daß er gar nicht daran dachte, die lockenden Früchte zu verzehren. Als er sich umwandte, um noch einmal nach der schönen Geberin zu sehen, trennten ihn schon hohe Hecken von ihr. Dafür erblickte er am Waldrande droben eine sonderbare Gestalt, die sich in merkwürdigen Wellenbewegungen fortschob: einmal war sie so groß wie ein Mann, im nächsten Augenblicke wurde sie so klein wie ein Schulkind. Es schien fast, als versinke sie in dem hohen Wiesengrase wie in einem grünen See.

Das war „Ipa-Eipa“.

Ipa-Eipa stand jetzt aufrecht in seiner ganzen Größe da und winkte dem Tier. Er stand nur auf einem Beine, denn sein rechtes Bein war im Kniegelenk so nach hinten durchgedrückt, daß es halbkreisförmig erschien und mißgestaltet in der Luft hing. Durch die Verkrümmung steif und viel zu kurz geworden, zwang es seinen Träger zu sehr ermüdendem, hüpfenden Gange und machte ihn fast zu jeder Tätigkeit ungeeignet. Ipa-Eipa war ein bärtiger, schmutziger Mensch von etwa fünfzig Jahren. Halb verblödet, hatte er nie richtig sprechen gelernt. Sein ganzer Sprachschatz bestand aus einigen Vokalen und Doppellauten. Von allen Konsonanten konnte er nur das P aussprechen und auch dieses nur mit großer Mühe. Wenn er versuchte, sich verständlich zu machen, spielte das I-pa Ei-pa neben au-pa, u-pa und ü-pa eine so große Rolle, daß man ihn nach seinen Lieblingslauten einfach den „Ipa-Eipa“ genannt hatte.

Ipa-Eipa war ein armer Verwandter des reichen Ortsvorstehers, dem er zur Last fiel. Zu bresthaft und zu beschränkt, um eine geregelte Arbeit zu verrichten, mußte er es sich gefallen lassen, vom Ortsvorsteher wie ein Stück Vieh behandelt und bei jeder Gelegenheit, trotz seiner fünfzig Jahre, wie ein Schulbube geohrfeigt zu werden. Er schlief im Pferdestall, wo die Ratten über ihn liefen und wo an kalten Tagen der schwüle Dunst des Viehs, der sich an der Decke zu Tropfen verdichtete, auf ihn

sagte der alte Knecht verdrießlich, als der Junge an ihnen vorüberkam. „Gehst du Maikäfer fangen?“

Das Tier antwortete nicht. Er lächelte verlegen und wartete, bis die beiden mit dem Korbe hinter den Stangenbohnen verschwunden waren.

Dann ging er langsam voran. Sein Gesicht war ganz verklärt und unverwandt nach Gretchen gerichtet, die so eifrig bei ihrer Beschäftigung war, daß sie den Ankömmling gar nicht gewahrte.

„Livvelingchen!“

„Mattes!“

Sie erhob sich und trat erfreut an die Umzäunung, an der sich die Ackerwinden hinaufrankten.

Er sah sie nur strahlend an und sagte wieder nichts als „Livvelingchen!“ Aber er sagte es so, daß das in letzter Zeit bedeutend größer gewordene Mädchen zuerst errötete und dann geschmeichelt lächelte.

„Sieht uns auch keiner?“ fragte Gretchen.

„Das ist mir egal!“

„Mir aber nicht! Sie machen immer Witze über uns. — Gehst du nicht arbeiten, Mattes?“

„Heute nachmittag nicht. Soll ich dir helfen, Livvelingchen?“

Gretchen stand einen Augenblick unentschlossen. Der Rücken tat ihr vom vielen Bücken weh, und eigentlich war jede Hilfe willkommen.

„Nein, es ist besser, nicht. Die zwei kommen gleich mit dem Korb wieder und Vater sieht es nicht gern.“

Mattes senkte traurig den Kopf.

„Ist der Kasten fertig?“ fragte Gretchen.

„Da!“ sagte Mattes und reichte sein Paket über den Zaun.

Sie riß die Papierhülle von dem Geschenk und stieß einen Ruf freudiger Überraschung aus. „Das ist aber schön! Der ist sehr schön, Mattes! Ich will ihn wegtun, sie brauchen nichts zu sehen! Ich stelle ihn bis nachher unter die Quecken.“

Sie lief zu einem Haufen ausgejäteten, trockenen Unkrautes und verbarg ihren Schatz. Dann griff sie in ihren Korb, nahm beide Hände voll Erdbeeren und reichte sie ihm. „Da, das ist für dich. Ach, wie dumm! Du läßt sie ja fallen! Tu sie in deine Mütze, oder hast du wieder Rattmäus drin, wie der Köster Thomm sagt?“

Er lächelte vergnügt und folgte ihrer Weisung.

„So, nun geh aber, eh sie zurückkommen!“

„Warum?“ fragte er harmlos.

„Die brauchen nicht ihre Nase in alles zu stecken. Aber wart mal! Hier! Das ist die schönste Rose aus unserem Garten, die schenke ich dir!“

er immer an der Kirchentür und abends an der Kegelbahn, um gewissenhaft alle Zigarrenstummel aufzusammeln, die die Dorfburschen wegwarfen. Mit diesen angekauten Stummeln deckte er seinen Rauchbedarf für die Woche. Er kam sich jetzt großmütig wie ein König vor, als er dem Tier einen dieser halbzertretenen Stummel anbot. Mattes lehnte das Geschenk ab, nahm den Sack Jpa-Eipas, legte sorglich seine Rose zu dem Butterbrot und schloß sich dann dem selig Rauchenden an.

Er war heute so froh, er hätte singen oder pfeifen mögen, wenn er es nur gekonnt hätte. So begnügte er sich damit, hinter Jpa-Eipa herzugehen, dessen Sack zu tragen und hin und wieder verstohlen die Rose Livvelingchens herauszunehmen und daran zu riechen. Obwohl der Wald hier blau vor Heidelbeeren war, hütete er sich doch, die Hand danach auszustrecken, bis das Totenmoor hinter ihnen lag.

An dem Baume, an dem man Bock erhängt gefunden hatte, blieb Jpa-Eipa stehen, schnitt ein böses Gesicht, fuchtelte mit den Armen durch die Luft und machte allerlei Gesten, die von so zornigen „Jpa-pu-po-eipas“ begleitet waren, daß kein Zweifel darüber herrschen konnte, daß auch der arme Halbnarr den Groll der Bewohner Fugenheims gegen den tyrannischen Baron teilte.

Erst auf fremdem Gebiete begann Jpa-Eipa das Sammeln der Beeren mit regem Eifer, und Mattes half ihm redlich dabei. Der Krüppel, dem das Bücken schwer fiel, legte sich auf den Waldboden und rutschte, auf die Hände gestützt, langsam von Sträuchlein zu Sträuchlein. Er hatte sein Butterbrot aus dem Sacke genommen, die Käsestücke liebevoll betrachtet und seinen Schatz dann sorglich auf einen Stein gelegt, neben den Mattes auch die Rose barg, damit sie keinen Schaden nehme. Der Junge winkte dem Krüppel, doch sein Brot zu verzehren; aber dieser schüttelte energisch den Kopf. Er wollte sich erst noch möglichst lange seines Besitzes erfreuen und sich die seltenen Leckerbissen erst gönnen, wenn der Heimweg angetreten würde.

Hin und wieder schrie ein Häher, der neugierig herbeigeflattert kam, um das seltsame Paar in Augenschein zu nehmen. Fern girrte eine Holztaube, und manchmal hörte man, wie der Specht an einem dürren Ast herumtrommelte, um mit raschen Schnabelschlägen die kleinen Rüsselkäfer aus den Ritzen der Borke herauszutreiben.

Trotz emsigen Sammelns dauerte es mehrere Stunden, bis der Sack gefüllt war, wie der Bauer es befohlen hatte. Jpa-Eipa füllte zuletzt noch seine schmutzige Schirmmütze mit Heidelbeeren und brachte sie seinem Gehilfen zum Verzehren, um diesem seine Dankbarkeit zu beweisen. Aber das Tier wollte sich den Nachgeschmack der Erdbeeren nicht durch die Heidelbeeren vertreiben. „Iß du sie!“ sagte er kurz. Jpa-Eipa ließ sich das nicht zweimal sagen. Dann zündete er sich den letzten Zigarren-

niederfiel. Die Habsucht des Bauern, der gezwungen war, für ihn zu sorgen, gönnte ihm nur die Abfälle und Überbleibsel der Mahlzeiten, die er im Stalle auf der Futterkiste einnahm. Dabei war der arme Kerl stets von einem unnatürlichen Hunger gequält, der nur dadurch teilweise gestillt werden konnte, daß Brön, die dicke Frau des Ortsvorstehers, ihm hinter dem Rücken ihres Mannes oft außer der Zeit große Scheiben Brot zusteckte, bei denen sie allerdings die Butter sparte.

Heute hatte Ipa-Eipa ein großes Fest. Wenn es kein zu grober Verstoß gegen seine Lebensgewohnheiten gewesen wäre, würde er es noch besonders dadurch ausgezeichnet haben, daß er sich gewaschen hätte, was er nach der Behauptung anderer Knechte sonst nur einmal im Jahre, am ersten Kirmestage, tat. Brön, seine Herrin, hatte ihm diesmal zwei Doppelschnitten Schwarzbrot mitgegeben, die sie in besonders guter Laune mit Butter bestrichen und mit Faustkäse belegt hatte.

Ipa-Eipa begrüßte deshalb das Tier freudig mit lebhaften Gesten. Mit einer verschwenderischen Fülle rasch hervorgesprudelter Ipa-pei-pu-eipa griff er in einen etwa fünfzig Pfund fassenden Leinensack und zeigte ihm seinen Schatz, stolz wie ein Kind. Weil er augenblicklich sonst keine passende Arbeit für den Beschränkten wußte, hatte der Bauer ihm den Auftrag gegeben, im Walde den Sack voll Heidelbeeren zu sammeln. Der Ortsvorsteher hatte einmal in der Stadt eingemachte Heidelbeeren gegessen, die ihm derart geschmeckt, daß er seiner Frau geraten, auch Heidelbeeren einzukochen und für den Winter aufzuheben.

So beschränkt Ipa-Eipa auch war, soviel wußte er doch, daß er die Heidelbeeren nicht im Walde des Barons von Fredelager sammeln dürfe, da dieser es nicht litt, daß man auch nur ein Blatt in seinem Walde anrühre. Dem Fugenheimer Bauernpack wollte der Baron doch klar machen, wer hier der Herr sei.

Das Tier teilte gutmütig seine Erdbeeren mit Ipa-Eipa und dieser suchte ihm verständlich zu machen, wo er hingehe und was er tun solle. Bis hinters Totenmoor müßten sie gehen, wo der Wald des Barons an fremdes Gebiet stieß. Ob er ihm helfen wolle? Er habe auch etwas für ihn.

Geheimnisvoll zog Ipa-Eipa einige alte Zigarrenstummel und drei Streichhölzer aus seiner schmierigen Tasche. Sein größter Hochgenuß war das Rauchen, um so mehr, da der Bauer es ihm streng verboten hatte. Er prügelte ihn unbarmherzig, wenn er ihn beim Rauchen ertappte. „Nicht nur zur Last liegt einem der Drecksack“, sagte er immer. „Eines Tages steckt er im Stall auch noch das Stroh in Brand, bis wir kein Dach mehr überm Kopf haben!“

Ipa-Eipa, der weder Pfeife noch Tabak und auch nie einen Pfennig sein eigen nannte, rauchte aber doch. Sonntags, vor dem Hochamt stand

Knie des Barons, der dadurch einen Schritt zurückgedrängt wurde. Herr von Fredelager hatte weder das Brot noch die Rose gesehen, als er die Beeren in die Erde stampfte. Jetzt, wo der Junge sich plötzlich bückte und wo der Baron den Stoß erhielt, glaubte er, auf Widerstand zu stoßen. „Du willst — — du willst?“ keuchte er und gab dem Jungen einen Tritt, daß er in die zerquetschten Beeren fiel. Gleichzeitig sauste auch schon die Hundepeitsche auf den Hilflosen herab. Der Baron war außer sich. Er traf den Jungen auf den Hals, ins Gesicht, auf die Hände, er sah in jedem Versuch des schmerzbetäubten Jungen, auf die Beine zu kommen, einen erneuten Angriff, und ließ erst erschöpft von ihm ab, als der Arm ihn schmerzte.

„So, du Luder, du elendes! Nun mux dich noch einmal!“ schnaubte er. Dann pfiff er seinem Hunde und entfernte sich rasch, weil er nicht sicher war, ob er nicht auch seinen Ärger an dem Krüppel auslassen würde, wenn er länger blieb.

Ipa-Eipa, trotz seiner fünfzig Jahre bitterlich weinend wie ein Kind, stand hilflos vor der zertretenen Herrlichkeit und klagte um sein schönes Brot, auf das er sich so gefreut. Als sich aber jetzt das Tier erhob, prallte selbst der Halbnarr zurück über den Anblick, der sich ihm bot. Das Gesicht des Jungen war unkenntlich geworden von blutunterlaufenen Striemen, die so rasch anschwollen, daß man die Augen des Mißhandelten kaum noch erkennen konnte. Der Striemen am Halse war aufgesprungen und blutete, und die ganze Kleidung des großen Jungen war über und über von den zertretenen Beeren besudelt.

Ipa-Eipa brach in ein unartikuliertes Jammergeschrei aus. Nur der Mißhandelte selbst gab keinen Ton von sich. Noch einmal bückte er sich zur Erde und hob aus dem Unrat die zertretene, besudelte Blume auf, die er in die Tasche schob, als wäre es ein großer Schatz. Einen Augenblick taumelte er, dann aber hob er drohend die geballte Faust und sah dabei, entstellt von der Mißhandlung und von einem Ingrimm, der kein Wort fand, so furchtbar aus, daß der Krüppel sich ängstlich vor ihm duckte.

15. Kapitel.

Die Wallonenstina kam eben vom Felde, als sich ihr in der ziemlich langgestreckten Hauptstraße des Dorfes ein bunter Schwarm von Menschen entgegenwälzte. So viele Leute liefen kaum zusammen, wenn einmal ein Zigeuner einen zahmen Bären durch Fugenheim führte. Und das kam gewiß nicht allzuoft vor. Wie kamen denn all diese Menschen, noch dazu am hellen Werktage, auf die Straße? Was war passiert, daß sie alle so schrien, daß sie alle nach der Mitte drängten?

stummel an und zeigte dem Jungen, wie man auf zusammengefalteten Buchenblättern ganze Melodien blasen könne. Zuletzt holte er seine beiden Stücke Käsebrot, biß in eins derselben einmal herzhaft, daß es nur so schnalzte, machte ein sehr befriedigtes Gesicht und legte dann seinen Schatz behutsam wieder oben auf die Beeren in den Sack. Alles auf einmal aufzuessen war bei einem so seltenen Leckerbissen wirklich zu schade.

Während der Krüppel aß und rauchte, hatte Mattes sich neben ihn gesetzt und glücklich lächelnd die Rose, die Livvelingchen ihm geschenkt, zwischen den Fingern am Stiele rundgedreht. Jetzt, da man den Heimweg durch den Wald antrat, legte er seine Rose ebenfalls in den Sack oben auf die Beeren. Dann nahm er die Bürde und folgte seinem Begleiter.

Sie gingen quer durch das Gesträuch, um das Dorf bald zu erreichen. Ipa-Eipa wußte, daß er nicht zu spät kommen durfte, wenn er nicht den Zorn des Bauern fürchten wollte.

Mit einemmal blieb Mattes stehen; nicht weit von ihnen, die Nase dicht am Boden, lief ein Jagdhund durchs Gesträuch. „Der Saumagen!“ sagte das Tier dumpf; denn er wußte, daß nicht weit von dem Hunde auch dessen Herr, der Baron, sein mußte. Sie waren jetzt mitten in dem Walde, der Baron von Fredelager gehörte. Obschon sie sich ihm gegenüber keiner Schuld bewußt waren, fuhr ihnen doch ein heißer Schreck durch die Glieder. Ipa-Eipa warf seinen Stummel fort und ging rascher, um aus der gefährlichen Nähe des gefürchteten Mannes zu kommen.

Es war zu spät. Ein leiser Pfiff rief den Hund zurück. Gleich darauf tauchte der Baron zwischen den Kiefern auf. Er war in der übelsten Stimmung. Die Wilderer trieben es zu arg in seinem Revier: eben noch hatte er auf einem Wechsel eine kunstgerechte Schlinge gefunden.

„Was treibt ihr euch hier herum?“ fuhr er die beiden barsch an.

„Ipa, eipa, po, pä, apa!“ stieß der Krüppel ängstlich hervor und suchte vergebens in den wunderbarsten Zeichen klar zu machen, daß sie drüben aus dem Walde kämen und hier gar nichts gesucht hätten.

Der Baron hörte nicht auf ihn. „Den Sack auf!“ befahl er, und als Mattes seinem Befehle nicht gleich nachkam, riß er ihm den kleinen Sack aus der Hand und öffnete ihn. „So! Diebstahl! In meinem Walde wird nichts geholt, nichts, gar nichts! Her damit!“

Wütend gemacht durch das erregte Geschrei Ipa-Eipas, stülpte er den Sack um, schüttete die Heidelbeeren auf die Erde und zertrat sie. Fluchend zertrat er die Beeren mit dem Brote, auf das der Krüppel sich so gefreut hatte. Aus dem Brei leuchtete jetzt Livvelingchens Rose. Hastig bückte sich das Tier danach, um wenigstens sie zu retten. Ohne es zu beabsichtigen und zu wissen, stieß er dabei mit seiner Schulter gegen die

Die Wallonenstina taumelte zurück, dann riß sie mit blutunterlaufenen Augen den Mund auf wie ein Erstickender, der den Mund um so weiter öffnet, je weniger Atem er bekommt, und dann stieß sie einen langen, unartikulierten Schrei aus.

Erschrocken wichen die Leute zurück; einen solchen Ausbruch wilder Raserei hatten sie nie gesehen. Die Wallonenstina aber war ganz von Sinnen gekommen, sie schien den Verstand zu verlieren. Sie lachte wahnsinnig auf und warf sich dann weinend ihrem Sohne an den Hals. Und immer mehr sah sie die furchtbaren Spuren der Peitsche.

„Seht ihr? Seht ihr? Seinen Hals und sein Gesicht und seine Hände! Das hat sein — — — sein Vater getan, sein Vaaaa - - - - ter!"

Es war, als erwürge das Wort sie. Es wurde zu einem langen, wahnsinnigen Schrei.

„Stin! Du bist toll! Sein Vater? Der Baron ist sein Vater?"

„Sein Vater ist es! Das hat sein Vater getan, sein richtiger Vater!"

Ein gewaltiger Tumult erhob sich. Alles, was nicht weit draußen auf den Feldern arbeitete, schien sich jetzt um die Bemitleidenswerten versammelt zu haben. Es war, als habe die Verbitterung der Leute nur auf den letzten, zündenden Funken gewartet, um nun wild aufzuflammen. Die Leute waren außer sich.

„Er ist sein Vater!"

Dies eine Wort hatte alle Schranken gebrochen, den Sturm entfesselt.

„Und meinen Mann hat er auf dem Gewissen! Der Mörder! Der Mörder!"

Die Frau des Erhängten hatte es gerufen. Zum erstenmal war die Klage ausgeschrien worden — offen — vor der ganzen Gemeinde.

„Und mir hat er Gewalt angetan!"

„Und mir!"

„Und mir!"

Es war, als habe die Raserei alle erfaßt, auch die kleine, blasse Frau, der die Friedhofsrosen auf den scharf hervortretenden Backenknochen brannten. Sie hielt ihren Mann, das ‚versoffene Inselchen', der seit dem Empfang des Reugeldes nicht mehr nüchtern geworden, am Arme fest. „Nun sag' es ihnen! Ist es nicht wahr? Ich bin nicht gefallen! Er hat mich getreten! Er ist schuld, daß das Kind auf dem Kirchhof ist! Hier! Du sollst es ihnen sagen! Ich will es! Sag' es ihnen!"

Der Säufer, den der Wutausbruch der unterdrückten Frau ganz aus der Fassung brachte, fühlte sich plötzlich zu einer neuen Heldentat berufen. „Ja! Er hat sie damals fast totgetreten, das Aas! Ich lasse meiner Frau nichts tun! Ich schlag ihm, ich schlag ihm — — ich bin nicht besoffen!"

Die Mutter des Tiers brauchte nicht lange zu fragen. Sobald sie den erregt Näherkommenden in die Augen fiel, streckten sich ihr viele Arme entgegen.

„Stin! Stin! Rasch, Stin!“

Jeder rief, jeder winkte ihr und da, in ihrer Mitte — — — mein Gott! — — —

„Mattes! Mattes!“

Aufschreiend vor Schrecken, Zorn und Leid warf sich die Wallonenstina ihrem Sohne an die Brust, zunächst entsetzt sich abwendend und ihm doch immer wieder in das blutunterlaufene, furchtbar zugerichtete, verschwollene Gesicht sehend.

„Jung'! Jung'! So red' doch! Wer? Wer war das?“

„Der Baron! Der Halunk'! Der Baron!“ schrien die Weiber, Männer und Kinder in wildem Aufruhr durcheinander, indem sie einen immer mehr Zuwachs bekommenden, dichten Kreis um Mutter und Sohn schlossen.

„Wer?“ schrie die Wallonenstina außer sich und warf die Harke zur Erde.

Das Tier, das sich in seinem Aufzuge vor all den Menschen schämte, antwortete nicht. Unbeholfen und steif wie ein Kloß hatte er dagestanden, als sich ihm die Mutter jammernd an die Brust warf. Auch jetzt hingen seine langen Arme schlaff herunter, und sein Kopf war gesenkt wie der eines Schuldbewußten. Dafür fuchtelte Ipa-Eipa um so mehr mit seinen Händen durch die Luft, bald ganz zusammenknickend und einen Augenblick weinend den letzten Rest seines getretenen, beschmutzten Butterbrotes betrachtend, bald sich auf seinem gesunden Beine hoch aufreckend und zornig Ipa-upa üpa-eipa hervorstrudelnd.

Aber die Wallonenstina hörte nicht auf ihn, die sah und hörte nichts mehr als ihr jammerhaft aussehendes Kind.

„Mattes! Wer hat es getan? Sag es mir!“

„Der Baron! Der Schinder! Schlagt ihn tot! Macht ihn kalt! Macht ihn kaput!“ schrien die Leute. Nur der Mißhandelte selbst antwortete nicht. Er hatte Livvelingchen gesehen, die sich ahnungslos hinzugedrängt hatte und die dann mit einem Aufschrei zurückgeprallt und verschwunden war.

„Mattes! Ist das wahr? Sag es!“ Sie rüttelte ihn an beiden Schultern. Es war, als wolle sie ihm den Namen des Missetäters gewaltsam entreißen. „Mattes! Wer hat das getan?“

Das Tier gab einen schnaubenden Ton von sich. „Er!“ ächzte er.

„Wer? Wer?“

„Der Saumagen!“

Gartenmauer nicht nur am Klingelzuge, sondern an allen Nerven des Barons. Dieses unausgesetzte Klingeln machte ihn rasend. Witsch sah, was bevorstand.

„Herr Baron, ich rate Ihnen — — —"

„Mich zu verkriechen vor dem Pack?"

Klinglingklinglingklinglingrrrrring.

„Diese Hammelherde! Herr Gott noch mal, jetzt ist's alle!"

Mit einem Satze hatte der Baron seine Büchse von der Wand gerissen.

„So! Und nun wollen wir sehen!"

„Herr Baron, das gibt ein Unglück! Herr Baron — — —!"

Er war schon draußen.

„Er kommt nicht; er ist zu bange!"

Herr von Fredelager lachte grimmig, als er, noch von den Sträuchern den Blicken seiner Feinde verdeckt, das Wort hörte. Er warf die Büchse über die Schulter, steckte die Hände in die Taschen seiner Jagdjoppe und ging festen Schrittes auf das Tor zu.

Eben kam der alte Schloßgärtner, den der Lärm aus dem Obstgarten herbeigelockt. Die Menge erhob ein lautes Geschrei, als sie des Barons ansichtig wurde.

„Es ist gut verriegelt, Herr Baron", sagte der alte Gärtner wie zur Beruhigung.

„Schließen Sie das Tor auf, Krings", gebot sein Herr.

„Auf, Herr Baron?"

„Auf! Sofort!"

Die Menge draußen verstummte. Das hatte sie nicht erwartet. In dem schmiedeeisernen Tore befand sich ein kleineres Türchen, welches nur einen Mann durchließ. Der alte Krings machte zögernd Anstalten, es zu öffnen.

„Das ganze Tor, Krings. Beide Flügel! Auf damit! Ich verstecke mich doch nicht vor den Leuten da!"

Die Hände in den Taschen, mit keiner Wimper zuckend, wartete von Fredelager, bis das schwere Tor in seinen Angeln kreischte. Dann richtete er sich aus seiner lässigen Haltung auf. „Was wollt ihr? Was soll diese Schweinerei bedeuten? Raus mit der Sprache!"

„Mörder! Mörder! Mörder!"

Die Witwe des Wilderers Bock hatte es gerufen.

„Das Frauenzimmer ist verrückt! War das Gericht denn nicht hier, um die Sache festzustellen?"

„Er hat — — — Seph — — — Hier, die hast du getreten! Hier, Seph — — — er hat mein' Frau — — — Seph, sag' du es!" schrie der Trunkenbold.

Er torkelte und setzte sich auf einen Grenzstein am Wege. Er weinte sogar. Ach Gott, die Taler hielten nicht ewig!

„Er muß mir noch hundert Taler geben, noch — — noch — — — hundert Taler!“

Man hörte nicht mehr auf ihn. Die Wallonenstina hatte die Harke vom Boden gerissen. Sie wußte, was sie zu tun hatte.

Der Schwarm wälzte sich weiter, schimpfend, fluchend, schreiend.

„Nach der Burg! Nach der Burg!“

Förster Witsch hatte den Lärm gehört und sah die erregten Leute durch die Kirchenallee herankommen.

Was wollte das Pack? Gutes hatte das nicht zu bedeuten. Die Bauernlümmels schienen ja ganz aus Rand und Band zu sein.

Förster Witsch stieß einen leisen Pfiff aus, verschloß das Tor und ging nach der Burg, um seinem Herrn zu melden, daß irgendetwas nicht ganz in Ordnung sei. Zu bedeuten hatte der Spektakel auf alle Fälle etwas; nicht umsonst war Baron von Fredelager so fuchsteufelswild gewesen, als er eben aus dem Walde gekommen.

In seinem Berichte wurde Witsch durch ununterbrochenes Schellen gestört. Es schien, als wollten die jungen Burschen ihre ganze Wut vorläufig an dem Klingelzug auslassen; wenn einer aufhörte zu klingeln, trat der andere an seine Stelle. Dazu pfiff und schrie der ganze Haufe, als ob der Teufel los sei. Einige Weiber zeterten und keiften, andere suchten ihre Männer oder ihre Söhne zurückzuhalten. Die Kinder lachten und johlten über die Grimassen und das Gestotter des Ipa-Eipa, der sich manchmal auf seinem gesunden Beine in die Höhe schnellte, wie der Spring-Teufel aus dem Zauberkasten.

Baron von Fredelager hatte die Mitteilung seines Försters nur halb angehört. Er schien in Verlegenheit zu sein und ging unruhig in seinem Arbeitszimmer auf und ab. „Die Wallonenstina, sagt Ihr?“

„Die Wallonenstina, der Säufer und das halbe Dorf.“

„Einfach lächerlich! So 'ne Verrücktheit!“

Er ging in raschen Schritten aus einer Ecke des großen Zimmers in die andere. Je lauter das Schellen wurde, um so aufgeregter wurde er. „Hört denn das noch nicht auf?“

„Herr Baron tun am besten, sich gar nicht sehen zu lassen. Ich kann ja dem Gesindel sagen, daß Sie noch im Walde wären.“

Der Baron nagte an seiner Unterlippe. Das Geschrei und das Klingeln hatte für einen Augenblick aufgehört, jetzt klang es um so lauter.

„Himmel-Kreuz-Deuwel!“ schrie von Fredelager, außer sich geratend. „Die verdammte Schweinebande!“

Und wieder ging die Schelle, lauter und ruckweiser als vorhin. Es war, als rissen die Burschen draußen vorm Tor an der großen

„Heiligenstadt“ gedrechselt, obwohl der Ort mit den drei Häusern und der kleinen Kirche nichts weniger ist als eine Stadt, und darin auch, wie mir ein Einheimischer versicherte, von der Heiligkeit nicht gar viel zu verspüren sei.

Ich ging in Heiligenstadt einer Fischerhütte zu, die am Ufer des spiegelglatten, weiten Sees stand, und fragte dort an, ob ich nicht könnte an das jenseitige Ufer gesetzt werden, um den Bahnhof von Ossiach zu erreichen, noch ehe die Nacht einbreche.

Noch heute liegt es wie ein warmer Sonnenblick auf meiner Seele, wenn ich an die Herzlichkeit denke, mit der ich in der Hütte empfangen wurde. Drei ältliche Leute waren da, der Fischer, sein Weib und seine Schwester. Alle drei zeigten sogleich die größte Teilnahme für mein Anliegen und berieten in den lebhaftesten Stimmen und Gebärden, auf welche Weise ich am sichersten und bequemsten über den See kommen könnte. Als ich um ein Glas Wasser bat, merkten sie, daß ich Erquickung bedürfe, und geschäftig eilte die Fischerin um Milch und Butter, und der Fischer brachte einen mächtigen Brotlaib herbei, und endlich kam seine Schwester auch mit dem Wassertopf herangehumpelt und entschuldigte sich gar verlegen, daß sie kein ordentlich Wasserglas hätten und mir einen so ungebührlichen Topf vorsetzen müßten. Ich aß und trank mit großer Neigung, und die Leutchen sahen mir zu und schienen schier selbst dabei gesättigt zu werden, so wohlwollend und fröhlich guckten sie drein. Das waren biedere Leute. Da waren sie arme, blutarme Fischer, die verlassen und vergessen sind auf der Welt, die so selten eine Guttat zu üben vermögen und noch weniger eine solche empfangen. Draußen ist die große, reiche, vornehme Welt, die weiß nichts vom einsamen Fischerhaus, sie braucht es nicht und beachtet es nicht, und seit hundert Jahren steht die Hütte am Ufer, und der Großvater und der Vater haben darin gelebt ein armes, mühevolles Leben, und alles ist vergangen und es war wie nichts, und so ein Fischerhaus mit allem in ihm ist wie verloren und wie vergraben. Und auf einmal geht die Tür auf und ein fremder Mann tritt ein; er ist von der weiten Welt, er ist verbunden mit dem Ganzen, das die Welt heißt; und nun sitzt er da auf dem rauhen Block, auf dem der Großvater im Märchenerzählen zur Ewigkeit entschlummert war, und nun kann ihm die Hütte ein Dach geben und kann seinen Hunger und Durst stillen, und sie, die liebe arme Hütte hat in ihren alten Tagen Anwert und Bedeutung.

Vielleicht mochte den guten Menschen so zumute gewesen sein. Mein Geldstück, das ich ihnen reichen wollte, wiesen sie verlegen zurück und meinten, wenn ich schon ein paar Kreuzer geben wolle, so möge ich sie dem Luidle geben. Der Luidle würde mich über den See rudern.

„So! Ist das versoffene Ferkel auch hier? Mach, daß du fortkommst, du Lump!“

„Das Geld will ich haben, das Geld!“ Hundert Ta — hundert Taler!“ schrie das versoffene Inselchen.

„Leute, geht nach Haus. Was macht ihr euch gemein mit dem verrückten Weib und dem versoffenen Tagedieb. Wer Pech anfaßt, besudelt sich! Nun geht! Und wer mir noch mal die Schwelle anrührt — Himmel-Kreuz-Deuwel noch mal! — der kriegt's mit mir zu tun!“

Die in den hinteren Reihen gedeckt stehenden halbwüchsigen Burschen pfiffen gellend und anhaltend auf den Fingern. Die Weiber riefen Schimpfwörter, das versoffene Inselchen gröhlte, fluchte und schimpfte, und der Kappeswolf riß den weinenden Ipa-Eipa vorn in die erste Reihe.

„Sein Brot hat er ihm sogar zertreten, dem armen Kerl! Schinder! Schinder! Schinder!“

„Halt's Maul, du alte Kröte, oder ich geb' dir 'ne Backpfeife, daß dir der Kopf wackelt!“ schrie der Baron und trat mit schlagbereiter Hand drei Schritte auf die Menge zu.

Die Weiber ergriffen die Flucht. Der Säufer wurde umgeworfen und machte die komischsten Bewegungen, um wieder auf die Beine zu kommen. Die Kinder schrien, die Burschen gröhlten, und fast schien es, als wolle alles sich in einer lächerlichen Radauszene auflösen, da machte sich die Wallonenstina Platz. Beschämt darüber, daß er wie zur Schaustellung von dem ganzen Menschenschwarm durchs Dorf geführt worden war, hatte Mattes sich auf einmal in der Kirschenallee geweigert, mit vor die Burg zu ziehen. Jetzt aber, außer sich vor Wut, zerrte seine Mutter ihn an beiden Händen bis in die vorderste Reihe. Bei seinem Anblicke weinte Ipa-Eipa lauter und entfesselte dadurch so die Wut der Dorfbewohner gegen den Baron, daß sich nun auch besonnene Männer fluchend in den Vordergrund drängten und daß die ganze Menge in laute Verwünschungen ausbrach.

(Fortsetzung folgt.)

Der Seelen-Erlöser.

Eine Erinnerung aus Jugendtagen von **Peter Rosegger.**

Im Kärntnerland, am Ossiacher See war's. Abendlich still und kühl war die Landschaft, auf den Matten der hohen Gerlitzen lag noch das gelbliche Licht der Sonne. Ich war am Ufer des Sees entlang gekommen bis zu dem kleinen, waldschattigen Ort, der genannt: das Heidengestade, weil einst alldort die letzten Heiden erschlagen worden sein sollen. Der Volksmund hat aus dem „Heidengestade“ keck die Benennung

Gott!“ Die Sonne auf der hohen Gerlitzen war verloschen, dunkel war die Fläche des Sees, und nur die Furche, die der Kahn zog, war wie ein silbernes Schleiernetz. Über Heiligenstadt dämmerte der schwarze Wald; dort in der Ferne stand der weiße Würfel des Klosters Ossiach; über den Bergen im Westen zogen leuchtende Wolkenstreifen.

Ein unterhaltliches Wort auf der Wanderschaft ist nie von Übel. So fragte ich meinen Begleiter: „Kennst du die Geschichte vom polnischen König, der einen besoffenen Priester am Altare niedergestochen hat, zur Sühne dieses Frevels nach Rom pilgern sollte und unterwegs dort drüben im Kloster Ossiach unerkannt als armer Laie verblieb bis an sein Ende?“

„Den hab' ich erlöst“, versetzte der Alte geheimnisvoll, „der wär' verdammt gewesen, in die neunte Hölle hinunter verdammt, zuweg, weil er nit zum heiligen Vater ist gangen, weil er dahier verblieben ist und keine Verzeihung gehabt hat. Auf die Meinung, daß der Polenkönig sollt' erlöst werden, hab' ich drei Jahr lang keinen Traum ausgesagt. Und wie die drei Jahre vorbei, ist mir der König erschienen mitten in der Nacht, hat ein schneeweißes Kleid tragen, hat gesagt: Du hast den Abbruch tan, hast drei Jahre lang die allermerkwürdigsten Träume verschwiegen; das ist ein gut Werk allerwege. Jetzt bin ich erlöst. Aber noch zwei andere Seelen sollst du erlösen, eh' du den vergrabenen Schatz wirst finden.“

„Du suchest nach einem vergrabenen Schatz?“ fragte ich, um ein wenig näher mit dem Geistesleben des alten Fischers bekannt zu werden.

Der ruderte baß und entgegnete nichts auf meine Frage. Endlich hielt er ein, daß das Schiffchen still hinzog auf der Fläche, sah mich an und versetzte strahlenden Auges: „Die zweite Seel' hab ich auch schon erlöst. Mein Ähndel ist auf dem Sitzblock in der Stube beim Geschichtenerzählen jählings verstorben. Ohne Beicht und Ölung ist er dahingefahren, und darauf ist er mir oft gekommen in die Dachkammer hinauf zu meinem Bett, er tät bitterlich leiden in der heißen Glut; ich sollt so barmherzig sein, sollt vom Sitzblock herunter neun scharfe Splitter schneiden und in meine Schuhsohlen legen. Fünf Jahre und darüber bin ich gegangen auf den Splittern vom Sitzblock, da ist mir der Ähndel wieder erschienen, hat ein weißes Kreuz gehabt auf der Brust und neun blutige Splitter daran, hat freundlich gelächelt und gesagt: Zu tausendmal dank Dir Gott, Du hast mich erlöst. Jetzt geh' und such' die dritte Seel', daß Du den vergrabenen Schatz magst finden.“

Wenn es solch ein Wasser regnet, da schießen einem die Gedanken auf wie Pilze; Leuteverbesserungsgedanken, ich hätte sie nicht aussprechen sollen. Aber ich tat den Mund auf und redete.

„Luidle“, sagte ich, „du bist kein Halbnarr. Du redest nur so. Der polnische König ist vor vielen hundert Jahren gestorben. Wie ihm

Der Luidle sei der Bruder des Hausvaters und müsse beim Hause verpflegt werden. Er sei ein Hascher und könne sich die Dinge im Kopfe nicht ordentlich zurecht legen; es sei ihm nicht gegeben und so könne er selbständig sein Brot nicht erwerben. Aber des Ruderns wegen könne ich mich dem Luidle schon anvertrauen, da sei er verläßlich; er sei oft ganze Tage und Nächte auf dem Wasser, habe es auch schon mit bösen Wettern aufgenommen, sei ihm nie etwas passiert. In einem Stündchen hätte er mich drüben; ihm möge ich die paar Kreuzer geben.

Hätte mich nicht mein Reiseplan noch an demselben Abende nach Villach gerufen, ich wäre am liebsten in der Hütte geblieben und hätte mich geatzt an der Biederkeit und Herzigkeit dieser Menschen.

Der Hausvater selbst ging, das Fahrzeug flott zu machen. Gar einladend war dieses just nicht; die Wände hielten nicht mehr ganz niet- und nagelfest, waren zum Teile auch schon durchmorscht, und aus dem Boden gab's viel Wasser zu schöpfen. Ich drückte mein Bedenken nicht aus, aber der Alte mußte mir's ansehen. „Ist gar nicht gefährlich", sagte er, „ist ein gutes Schinakel. Das hat zu unserem Hochzeitstag mich und mein Weib von Ossiach herüber geführt." Ich fragte, wie lange das schon her sei, da antwortete er, daß er das nicht genau wisse; es sei wohl auszurechnen, ihr ältester Sohn sei jetzt im dritten Jahre beim Militär.

Als nun der Kahn in Bereitschaft war, wurde der Luidle herbeigerufen. Der kam in seinem grauen, halb zerfaserten Leinengewand dahergetorkelt. Die Hände gingen ihm, wären sie nicht am Ellbogen eingezogen gewesen, fast bis zu den Knien hinab und die Knie drohten jeden Augenblick einzuknicken; da sah ich's wohl, der Mann war nicht für das trockene Land gemacht. In seinem ganzen Gehaben merkte man, es war einer von Denen! Reich an Phantasie und doch arm am Geiste. Mitleidig schaute er auf mich, der ohne seiner nicht über das Wasser konnte. Die Augensterne des Mannes waren so geartet, daß sie sich allbeide gerne der Nase zudrängten, und die Wangen hatten weiße Bartstoppeln.

Als er mich sah, zog er seinen schwarzen Strohhut ab und schien zu überlegen, ob er mir die Hand küssen oder irgendeine andere Auszeichnung antun sollte. Zuletzt, als er in das Fahrzeug stieg, fiel er schier selbst ins Wasser, was ihn schmunzeln machte, weil eine nasse Fahrt dem Fischer Glück bedeute.

Ich hatte vorgehabt, den guten Fischersleuten zum Abschiede meinen allerbesten Händedruck zu geben; nun aber stieß mein Schiffer ab, und der Kahn glitt vom Ufer, und wie ich die Hände auch noch zurückstreckte zum Fischer und den beiden Frauen, es war kein Erreichen mehr; da deuteten wir es in die Luft hinaus: „Behüt' Gott, behüt'

sofort nach deiner Lehre von der ewigen Verdammnis erretten. Aber nur das möchte ich wissen, ob du wohl gewiß recht daran bist; ob dich der Geist nicht belogen hat, ob du den vergrabenen Schatz wirklich finden wirst. Zu tausendmal, Luidle, wünsch' ich dir den Schatz, und ich will recht tüchtig beten, daß du ihn erlangest. Nur wissen möchte ich's, ob's wahr ist; nachher bin ich für mein Lebtag bekehrt, kannst dich verlassen drauf."

Da war er ganz glückselig, er haschte nach meinen beiden Händen und knurrte: „Du liebe Seel'! Du liebe Seel'! — und morgen in de Früh heben wir den Schatz — ich weiß schon. Willst morgen zu Sonnenaufgang bei der Rupréchter Kirchen sein — bei der katholischen aber, und nit bei der lutherischen; dort bei der Freithoftür wirst mich finden."

Mit erneuter Kraft handhabte er nun das Ruder; und es war hohe Zeit, das Gewitter kam näher und das Wasser wurde bereits unruhig.

Als wir landeten, war es finstere stürmische Nacht. Ich gab dem Luidle ein Silberstück; er wog es in der Hand, blickte mich verwundert an und sprach: „Du bist reich!" Ich glaubte, ihm sei das Geldstück zu gering, „da ich reich sei", und legte noch ein zweites dazu. Da rief er: „Herr, führ' uns nicht in Versuchung! Ich hab' noch nicht gegraben und — der gibt mir den Schatz in die Hand!"

Hastig sprang er zurück in das Fahrzeug, stieß es vom Ufer ab und ich sah nichts mehr von ihm; ich hörte nur das Rauschen des Sees.

Doch, er hätte es schon oft mit bösen Wettern aufgenommen, hatte mir sein Bruder erzählt; so eilte ich beruhigt dem Bahnhofe zu. Mir hatte in derselben Nacht im Gasthofe zu Villach viel geträumt; aber ich habe mir vorgenommen, drei ganze Jahre lang all meine Träume zu verschweigen.

Für den andern Tag hatte ich einen Ausflug in das Treffental vor. Der Weg dahin führt an Sankt Ruprecht vorüber; als ich an der Kirche hinging, hörte ich pfeifen; der Luidle war's, er rief mich. Er hielt hinter seinem Rücken eine kleine Haue versteckt. Ich hatte an die verabredete Zusammenkunft kaum mehr gedacht. Indes schlägt man eines solchen Abenteuers willen gerne das Treffental in den Wind. So ein Seelen-Erlöser und Schatzgräber begegnet einem nicht alle Tage, und heute konnte mir der Mann doch nicht so leicht mehr gefährlich werden. Ich beschloß, mich mit dem alten Luidle auf das Schatzgraben zu verlegen — ich hatte es gestern ja selbst gewollt.

Der Luidle war sehr feierlich gestimmt; er hatte ein papierenes Amulet über der Brust hängen und einen Rosenkranz um die rechte Hand gewunden. Er führte mich aus dem Ort hinaus, und als wir auf der einsamen Weide standen, vertraute er mir, daß er den Schatz nun wohl wisse; er habe es gesehen, wie der Häusler Sepple vor ein paar Tagen mit Strick und Spaten den Schatz habe heben wollen, wie er aber beim Graben verscheucht worden und mit leeren Händen den Berg herabgekommen sei.

jetzt geschieht, das weiß ich nicht, weißt du nicht; aber ihm geschieht genau, wie er es verdient hat, darauf können wir uns verlassen. Ob du deine Träume aussagst oder nicht, das kann ihm weder nützen, noch schaden.

Und dein Ähnl, wenn er gestorben ist, so hat Gott mit ihm abgeschlossen, das weißt du von der Predigt her. Ob du Holzsplitter oder Baumwolle in deine Schuhe tust, davon verspürt er nichts mehr. Du allein verspürst die Splitter und du hinkest herum und leidest, und der Herrgott lacht dich aus, daß du so albern bist. Habe des Tages keine hirnverrückten Gedanken, so wird dir kein Geist mehr erscheinen, hättest auch selber keinen bei dir. — Und gehst du auch mit dem Gedanken um, arme Seelen zu erlösen, so tust du es nicht den Seelen zulieb, du tust es des vergrabenen Schatzes wegen. — Siehst du, so steht's und ich weiß es, Luidle, du bist kein Halbnarr, du redest nur wie einer. Im Geheimen bist du gescheiter als wir all miteinand."

So sprach ich und merkte nicht, daß ich selbst den Seelen-Erlöser spielen wollte.

Der Luidle hatte das Ruder niedergelegt und starrte mich entsetzt an.

„Wer sollt' sich so was vom Luidle denken", murmelte er, „jetzt führt er einen Ketzer über den See! — Etwan schickt ihn Gott zu mir, daß ich ihn bekehre und erlöse. Das wär' die dritte Seel', und den Schatz kunnt ich heben."

Es war schon dunkel; wir standen mitten auf dem See; gegen Sonnenuntergang hin hatte ich einigemal wetterleuchten gesehen. Da ich merkte, mein Begleiter stelle die Arbeit ein, wollte ich das Ruder erfassen. Aber der Alte haschte es mir vor der Hand weg und rief: „Oho!"

„Ich bin schon an die fünfzig Jahre auf dem Wasser", sagte er hierauf und röchelte dabei, „aber eine so schauderhafte Red' hab ich noch nit gehört, 's ist wohl wahr, was der Pfarrer sagt, 's tät so viel Ketzer geben auf der Welt; du bist einer. Der See ist gut christlich gewesen seit eh vorzeit; der kann dich verschlingen. Aber 's darf nit sein, daß deine Seel' zugrund geht; ich erlöse sie bei lebendigem Leib. Mensch, du fährst in deiner Verblendung in die neunte Hölle hinab."

Über der Villacher Alpe donnerte es leise; schwül und still lag's über dem See; im Boden des Kahnes sickerte das Wasser. Ich sah die Gefahr, und ich war einem fanatischen Narren übergeben. Das waren keine erfreulichen Zustände. Sollte ich dem untätigen Alten das Ruder mit Gewalt aus den Händen ringen? Das konnte die Gefahr nur erhöhen; das Fahrzeug schwankte bei jeder leisen Bewegung. Da überlegte ich rasch: mit einem Narren ist nichts anzufangen; laß dich flugs erlösen, auf daß du ins Trockene kommst. „Du wirst schon recht haben, Luidl", versetzte ich geschmeidig, „ich will alles gern glauben und mich

Peter Myre.

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

Es war eine laue Juninacht.

Peter Myre saß mit mir unter der blühenden Linde und seine alten stumpfen Augen starrten ins Leere, in die Endlosigkeit der Sternenewigkeit, die schon klügere Köpfe zu Narren machte, als Peter Myre und ich welche hatten.

Der Mond schien und warf sein geborgtes Licht durch die Zweige des Flieders; die blassen Strahlen nützten den Augenblick und küßten die mattroten Blüten, und die Blüten wußten, daß Frühling war und neigten ihre Kelche . . .

In Peter Myres Gesicht lag Fältchen an Fältchen und da die Runzeln nebeneinander keinen Platz mehr fanden, so lief eine in die andere und ganz vorwitzige liefen übereinander weg. Wir Kinder sagten: „Onkel Myre ist gewiß schon hundert Jahre alt." Er selbst hatte es vergessen, wie alt er war. Zuweilen nur konnte man aus seinen Geschichten auf die Jahre schließen, die er auf dem Rücken mit sich trug. So erzählte er von Napoleon — von dem großen Napoleon, der auf Sankt Helena an der Sehnsucht starb —, unter ihm kämpfte einst Peter Myre; auch erzählte er von einer Revolution, bei der er gewesen.

Von uns wußte niemand, was eine Revolution sei, Peter Myre mochte das Ding auch nicht erklären und mein Vater, den ich fragte, meinte kurz: „Das wirst du erfahren, Kind, wenn du älter geworden bist."

Vielleicht kannte sich mein Vater selbst nicht aus.

In jener lauen Juninacht unter der blühenden Linde, als die mattroten Fliederblüten mit den blassen Mondstrahlen kosten, legte ich meinen Kopf an Peters Schulter und bat: „Onkel Myre, bitte, bitte, erzähl' mir eine Geschichte."

Peter Myre war eigentlich nicht mein Onkel, ich nannte ihn nur so, weil er alt und weißhaarig war und weil ihn alle so nannten. Verwandte besaß er überhaupt keine im Dorfe, denn seine Heimat lag weit in Schweden oder Norwegen oder wo.

Peter Myre schwieg lange und ich glaubte schon, er hätte meine Bitte überhört; da wandte er die müden Augen von dem blauen Stern im Osten, stützte das Kinn in die welke Hand und begann ganz leise:

„Es lebte vor Zeiten ein Volk und das Volk verstand schöne Lieder zu singen und auf der Flöte zu blasen. Schöne Lieder von Helden, die mit Drachen stritten, und weiche Melodien, über die alle Frauen weinten.

Der Alte war so aufgeregt, daß sein Atem fast zum Pfeifen und seine Worte zum Röcheln wurden. Er schnaufte und hastete voran, er führte mich empor durch den Wald gegen die Ruine Landskron.

Hoch und stolz ragt die Ruine über den Tann empor; das ist ein starker Ritterhort, dahinein hat in alter Zeit sich mancher Kauz geflüchtet mitsamt seinem Schätzlein; ob das Schätzlein nun von Fleisch und Blut war, oder von Silber und Gold. Im ganzen Lande weiß man es, daß in der Ruine Landskron ein Schatz vergraben liegt, und der Häusler Sepple hätt' ihn vielleicht gehoben, hätt' er drei Seelen erlöst gehabt.

Indes, der Luidle wußte die Stelle, wo der Sepple gegraben, ganz genau; aber mitten im Gestrüppe des Burggrabens blieb er stehen und fragte mich, ob ich's ehrlich meine und für alle Zeiten bekehrt bleiben wolle, wenn er den Schatz fände.

„Freilich, freilich!" sagte ich.

Wir wanden uns durch Dickicht, wir krochen über Gestein. Ich pflückte Haselnüsse und knackte sie auf; da warf mir der Luidle vor, ich sei leichtsinnig und ließe mir die Sache nicht genug angelegen sein. So knackte ich denn keine Haselnüsse mehr, sondern schlich still hinter meinem Führer her, bis er plötzlich an einer sehr abgelegenen Stelle hinter dem Gemäuer stillstand. Er senkte seine Haue zu Boden und hub an zu beten. Er küßte das Amulet und rief die drei Seelen an, die er erlöst hatte. Nun, die meine war gleich zuwege; die war außerordentlich neugierig, was da nun kommen sollte. Das Gestrüppe war teils zertreten, teils geknickt, und vor Luidles Füßen war die Erde ein wenig aufgewühlt. Da war es offenbar, wo es der Sepple versucht hatte.

Der Luidle beschrieb mit der Haue einen Kreis um die aufgelockerte Stelle und um uns beide; dann bekreuzte er sich, starrte zu Boden, und seine Augensterne allbeide versteckten sich schier hinter das Nasenbein. Eine gute Weile stand er so; wahrscheinlich erforschte er sein Gewissen und rechnete ab mit seinem Gotte. Endlich begann er zu graben. Die Erde war locker; hastig und hastiger grub er. Er freute sich auf den Schatz und auf meine Bekehrung; ich mich auf die seine. Doch wahrhaftig, der Menschen Geschicke sind wunderbar. Luidles Haue kam ans Ziel — ein Hund lag in der Grube.

Das Tier gehörte wahrscheinlich dem Häusler-Sepple, der nach der Bestattung leer den Berg herabgekommen war.

Der Luidle war im Gesicht rostig braun geworden wie die nahe Mauer; einmal nach rechts und einmal nach links blickte er, dann huschte er die Lehne abwärts durch das Gesträuche — und seither habe ich ihn nicht mehr gesehen.

Der erlöst sicher noch ein paar Dutzend arme Seelen, bis er den vergrabenen Schatz der ewigen Ruhe gefunden hat.

Als sie genug an dem Feuer und von dem Blute hatten, begruben sie ihre Toten und gingen heim, und wer noch einen Palast oder eine Hütte zu eigen besaß, der lebte wie er früher gelebt hatte.

Die Erde beschrieb ihren Kreis. Nach wie vor.

Bald sangen auch die Reichen wieder und bliesen ihre Flöte. Die Armen hungerten und froren und murrten."

Peter Myre schwieg.

Mir ging die Geschichte nicht in den Kopf und ich fragte: „Onkel Myre, ist es aus?"

„Ja", sagte er, „es ist aus."

Da begann ich mich zu fürchten ...

Heute bin auch ich alt und habe die Welt genau kennen gelernt, innen und außen und rundherum, und ich weiß auch schon lange, was eine Revolution ist.

Peter Myre starb vor ... vor ...

Wann starb er doch? Nun, jedenfalls vor langer, langer Zeit!

Wenn ich an jenen Abend unter der blühenden Linde denke und an die Geschichte, fürchte ich mich nicht mehr.

Selbstverständlich! Man würde ja auch dem Erwachsenen nie verzeihen, was man dem Kinde vergibt.

Onkel Myre war bestimmt verrückt: wer wird einen fremden Mann, der helfen will, erschlagen, nur weil er nicht singen und flötenblasen kann und nicht hungerte und fror?

Das kommt doch nicht vor.

Die Geige.

Sie klang ganz wunderbar.

Den weiten Saal durchzitterte der Ton und füllte ihn mit heißen Fluten. Weich und schwül glitt er über die Menschen hin und umschmeichelte sie wie mit Purpurschwingen. Er tönte mächtiger als die Akkorde der gewaltigen Orgel und greller als die tausend Flammen der Leuchter und flüsternd wie rauschende Seide.

Und das lauschende Ohr gaukelte dem träumenden Auge eine Welt von Wonne und Seligkeit vor.

Aber ein Klang zuckte dazwischen wie von wildem Leide.

Vor mir zwei Frauen mit ungepflegtem Haar. Widerliche Strähne standen vom Kopfe ab gleich gelben Ährenbüscheln im zerhagelten Felde.

Meine schwelgenden Sinne sträubten sich wider die Häßlichkeit.

Ich hielt den Atem an.

Aber nur die Mächtigen und Reichen konnten das, die Armen und Schwachen hungerten und froren und murrten, weil sie hungerten und froren.

Einmal reichten sich alle Armen die Hände und sagten zu den Reichen: ‚Wir wollen uns nicht mehr plagen, wollen nicht mehr für euch arbeiten, nur damit ihr singen und auf der Flöte blasen könnt. Wir halten jetzt gegen euch zusammen und da sind wir stark, so stark, daß ihr vor uns zittern müßt.'

Da lachten die Reichen.

Aber die Armen griffen nach Äxten und Sensen und Hämmern und Stangen, mit denen sie sich sonst ums trockene Brot mühten, und zogen zu den Palästen der Reichen, um die Feinde zu erschlagen und die Häuser zu zerstören.

Die Reichen lachten immer noch und höhnten: Hasenschar, Froschgesindel, seht, die Soldaten kommen und schießen euch mausetot!

Bevor die Soldaten noch heranmarschiert waren und getan hatten, was die Reichen von ihnen erwarteten, trat ein Mann zwischen die Streitenden.

Den Mann kannte niemand.

Er war in Irgendwo geboren.

Er sagte: ‚Tut euch nichts! Ich will Frieden bringen, wenn ihr auf mich hört!'

Da fragten die Reichen: ‚Kannst du singen und die Flöte spielen?'

‚Nein', antwortete der Fremde.

‚Dann gehörst du nicht zu uns und bist ein Spion und Verräter — geh!'

Und die Armen forschten: ‚Hast du gehungert mit uns und gefroren wie wir?'

‚Nein!' gestand der Mann.

‚So geh', murrten die Armen, ‚du bist nicht einer der Unseren und willst uns betrügen!'

Der fremde Mann, in dessen Augen es leuchtete, wie die Sonne leuchtet, wenn sie am höchsten steht, hob die Arme und wollte sprechen. Doch inzwischen waren die Soldaten herangestürmt, zogen ihre Schwerter und schlugen ihn damit tot, und die Armen, um nicht nur tatenlos zusehen zu müssen, schnitten dem Toten mit der Sense den Kopf ab.

Sobald das schöne Werk getan war, stürzten sich die Soldaten auf die Armen und die Armen wehrten sich.

Einer erstach den anderen.

Leichen lagen herum: Reiche, Arme und Soldaten.

Und die Paläste brannten und die Hütten auch.

Er rannte wieder auf und ab und schüttelte die Arme.

Da trat der Maler vom Klavier weg. Ich sah ihn forschend an.

„Grämen Sie sich nicht, Alphonse. Das Mißgeschick lag wirklich an den Saiten."

„An den Saiten?" rief heftig der Franzose. „Was fällt Ihnen ein? Das ist nie möglich. Überdies waren es schöne klare Schnüre."

„Dennoch ist es, wie ich sage", erwiderte der Maler und ließ sich in einen weiten englischen Sessel sinken. „Hatten Sie jemals Gelegenheit, die Eigenart tierischen Wesens zu studieren?"

„Wie —? Nein."

„Wie stellen Sie sich zu der Frage, wie weit sich all das, was wir beim Tiere nicht Seele und Charakter nennen wollen, in seinem Körper ausprägt und wie weit es auch in seinem toten Fleische weiterwirkt?"

„Ich weiß nicht, was Sie wollen."

„Glauben Sie nicht, daß unser Fühlen und Handeln beeinflußt werden kann durch tierische Stoffe, die wir gebrauchen? Haben Sie sich nicht Rechenschaft darüber gegeben, welchen Unterschied es in Ihren Träumen ausmacht, ob Sie auf einem rauhen Bärenfell oder auf Eiderdaunen schlafen? Welche aufreizende Wirkung der Schopf eines getöteten Feindes hat, den sich der Indianer um den Hals legt? Welche Gefühle Kambyses in seinen Richtern erzeugte, da er deren Amtssessel mit der Haut ihrer pflichtvergessenen Vorgänger bespannen ließ? Vor allem: Wie viel tierische Energie in den Darmsaiten ruht, die Sie auf Ihre Instrumente ziehen? Wieviel Widerwille und Tücke setzen sie dem Stümper entgegen, welche Liebe, welchen Gehorsam weiß der aus ihnen zu locken, der sie meistert?"

„Ich habe nie an dergleichen gedacht."

„Vielleicht werden Sie es heute tun. Ich will etwas vorbringen, das Sie beruhigen soll. Ich weiß, die schöne Frau, mit der Sie heute zusammen spielten, gibt mir ihre Erlaubnis dazu. Denn Sie sollen nicht durch ihren Scherz an sich selbst irre werden."

„Wie Sie meinen."

„Es war einmal ein Maler. Ein junger Kerl. In den war die schöne blonde Geigerin tief, tief verliebt."

„L'heureux!" rief der Franzose und setzte sich zu uns.

„Wie sie nämlich noch ein ganz junges Mädel war", fuhr der Maler fort. „Er hatte ihr einen schneeweißen, jungen Hund geschenkt. Dessen Ahne war eine Wölfin gewesen. Als er aufwuchs, trat an ihm eine Wildheit hervor, die ins Fürchterliche ging. Jeden Fremden fiel er blutgierig an, gegen Frauen war er sanfter. Seiner Herrin folgte er unterwürfig, kriecherisch. Er mußte beständig an der Stahlkette liegen, deren Schloß nur die Herrin zu öffnen wußte.

Dann hörte ich rauschenden Beifall. Der galt dem Weibe, das auf der Orgelgalerie stand, die Violine in der gesenkten Hand, und mit leichtem Nicken die Begeisterung erwiderte, die sie entfacht hatte. Resigniert zog sich der kleine Franzose zurück, der ihr im Duett sekundiert hatte. Er anerkannte sich neidlos als überwunden.

Langsam ging ich hinüber ins Künstlerzimmer.

Auf dem Wege dahin kam sie mir entgegen. Eine Frau trug ihr die Violine. Einige Herren drängten nach. Mit sicherer Würde schritt die herrliche Gestalt an mir vorüber.

Als ich ins Zimmer trat, das sie eben verlassen hatte, fand ich meinen Freund, den Maler, schon dort und den französischen Virtuosen, den er gut kannte.

„Monsieur Alphonse Chantier, Paris."

Ein kleiner Mann. Braunes Haar, schmale Nase und Lippen, lebhafte Augen: ein unverkennbarer Typus. Über die blassen Wangen war das Rot des Eifers hingegossen.

Er ging aufgeregt hin und her.

„Verdammte Geige, das!" sagte er. „Eine ganz verdammte Geige! Sie hat mich ärgerlich gemacht."

Mein Freund, der Maler, lehnte an dem schwarzpolierten Konzertflügel und sah vor sich hin. Er trug einen ewig struppigen, zerrauften Bart. Der paßte nicht zu seinem regelmäßigen und ernsten Gesichte.

„Unglaublich, wahrhaftig!" gestikulierte der Franzose weiter. „Ich habe Geigen in der Hand gehabt, hunderte. Aber diese da — Teufel! Soll man es für möglich halten, mein Herr", wandte er sich an mich, „wenn man auf tausenden gespielt hat, daß eine plötzlich nicht mag? Einfach nicht mag! Stellen Sie sich vor: Ich bitte diese charmante Frau um Erlaubnis, ihr Instrument zu versuchen. Lächelnd reicht sie es mir. Ich messe es mit schwärmerischen Blicken. Ich setze an und beginne hingebend mein liebstes Chanson, das vom ‚Rossignol', Sie wissen! Beim dritten Strich: ein Kratzer. Das ist mir noch nicht vorgekommen! Aber ich spiele weiter. Eine Passage auf das zweigestrichene C, ich halte es — und solange ich halte, tönt ein jämmerliches Kreischen. Tonnerre! Ich setze ab. Hier muß mir das passieren! Man sieht erstaunt nach mir. Der Zorn will mich fortreißen. Da nimmt sie mir mit herzigem Lachen die Geige fort, sagt: ‚Verzeihen Sie meinen Scherz. Sie gehorcht mir allein!', und wendet sich im Hinausgehen zu den Herren, die sie begleiten: ‚Sie wissen, meine Herren, gegen jeden ist sie schlimm, die Böse.'

Und diese liebenswürdige Entschuldigung soll ich auf mir sitzen lassen? Verdammt! Ich werde es nie mehr spielen können, mein Chanson!"

diesen Saiten rein spielen kann — als die Frau allein. Der Hund bewahrt ihr die Treue, ihr allein. Wollen Sie mir glauben?"

Der Franzose war aufgesprungen. „Was gibt es da zu glauben? Sie haben recht: eine Hundegeige war es, die ich in der Hand gehabt habe! Eine ganz erbärmliche Hundegeige! Die soll der Teufel spielen — oder so ein schönes Weib. Das ist dasselbe. Aber ich danke."

Er stürzte zu dem Klaviere, auf dem seine Geige lag, und riß sie an sich und begann mit befreiter Leidenschaft sein Chanson zu spielen, das Chanson vom „Rossignol". B.

Für die Ewigkeit.

Ein Herz beglücken, einen Sonnenstrahl
Der Seele schicken, die in tiefer Qual,
Ein Blick dem Manne, der sich selbst vergißt,
Ein Wort dem Weib, das halb verloren ist:
Das alles ist in kurzer Erdenzeit
Ein Stückchen Wirken für die Ewigkeit!

Ed. Ad. Krauß.

Jugenderinnerungen.

Von **Otto Ernst.**

Wenn ich mir herausnehme, von gewissen Gegensätzen zwischen meiner Kindheit und meiner späteren Entwicklung zu erzählen, so geschieht es aus der Überzeugung heraus, daß auch ein bescheidenes Dasein die Erscheinungen aufzuweisen vermag, die ich darzustellen gedenke. In Lebensbeschreibungen kann man gewöhnlich lesen, der Beschriebene habe schon als Kind die Keime seiner späteren Neigungen und Leistungen erkennen lassen, und wenn ich Aufschneider genug wäre, meinen Lesern hier zu berichten, daß ich schon als Hemdenmatz höchst merkwürdige und unverkennbare Beweise von diesen und jenen Talenten gegeben hätte, so würde ich wahrscheinlich manchen Gläubigen finden. Weit entfernt, dergleichen Märlein zu erfinden, konstatiere ich vielmehr mit innerster Befriedigung, daß ich nicht nur kein Wunderkind gewesen bin, sondern daß ich überhaupt nicht die geringste Ahnung von dem gehabt habe, was ich später einmal werden würde. Nur wenn einer die Meinung hegen sollte, daß ich in jeder Hinsicht eine ganz gewöhnliche Erscheinung sei, kann ich ihm die genugtuende Versicherung geben, daß ich das schon als Knabe gewesen bin. Ein dichtendes Kind ist auch so ungefähr das Schauderhafteste, was ich mir vorstellen kann.

„Der Maler genoß in vollen Zügen das Glück, das ihm das junge Mädchen gewährte. Aber dann fühlte er seine Leidenschaft erkalten. Sie liebte ihn noch mit gleich heißer Glut. Er war ein ehrlicher Kerl. Wollte ihr und sich die Zeit ersparen, da man einander in öden Stunden die traurige Wahrheit aus den Augen liest, die man in Worten verbergen will.

„Er ging hin, um ihr das zu sagen."

„L'imbécile!" schrie der Virtuose. „Er hat es doch nicht getan?"

„Das — ist ja gleichgültig. Es geschah nämlich ein großes Unglück. In ihrer Wohnung fand man den jungen Maler besinnungslos am Boden im Blute liegen. Der Hund hatte ihm den Hals zerbissen."

„Abscheulich! Er ist tot?"

„Er kam mit dem Leben davon", sagte langsam der Maler.

Meine Augen hingen an seinem Barte. Durch dessen wirre Haare schimmerten nackt und narbig einige Fetzen roter Haut.

„Aber der Hund? Wie ist er losgekommen?"

„Ja — ich weiß nicht. Ein Mißgriff — ein schlechtverstandener Befehl seiner Herrin . . . vielleicht . . ."

„Und diese?"

„Die lehnte mit roten, trockenen Augen reglos an dem schweren Vorhang, der das Fenster schloß. Ein Schleiertuch hüllte die Glieder. Sie hatte den Geliebten erwartet. — Als dann der Hund auf sie zukam, als er, die blutige Schnauze leckend und das Funkeln der gesättigten Raubgier in den Augen, sich lüstern zu dem herrlichen Weibe schlich, da hatte sie ihn erschossen. In die Augen getroffen."

„Das hat man nachher erfahren?"

„Sie hat es mir gesagt — nachher."

„Ihnen selbst? Ist sie so gut zu Ihnen?"

„Ja, so gut ist sie zu mir", nickte der Maler zu mir herüber und lächelte über den Franzosen.

„Nun hören Sie, Alphonse", sagte er. „Auf dem Dünndarm des erschossenen Hundes haben Sie heute Ihr Chanson versucht."

„Was sagen Sie?"

„Die Saiten jener Violine sind aus den Eingeweiden des Hundes gearbeitet."

„Das ist ein verrückter Unsinn!"

„Gewiß. Ich kann Ihnen nicht sagen, welche Summe sich der italienische Saitenmacher zahlen ließ, der auf diese Narrheit einging. Ich kann Ihnen auch nicht sagen, mit welchen Salben er den spröden Stoff behandelte, um ihn den weichen Gedärmen einiger Schafe verbinden zu können. Aber Tatsache ist: er hat die bestellten Saiten geliefert, denn er war überwacht. Und Tatsache ist ferner, daß niemand auf

nach; denn es gab Höhen der Ordnungsliebe und Gesittung, die ich nicht recht zu erklimmen vermochte; ich machte Kleckse und aß während der Unterrichtsstunden gern Pflaumen oder was die Jahreszeit sonst an Früchten bot; aber in meinen Leistungen innerhalb der Klasse bin ich nach dem Urteil meiner Lehrer immer bei den Besten gewesen. Bekanntlich besagt auch das, wie unsere Schulen einmal sind und besonders waren, für die Zukunft wenig oder nichts. Es ist auch wahr, daß ich als Knabe schon früh mit großer Begierde Dichtungen las, besonders dramatische, daß ich leidenschaftlich gern ins Theater ging, und es ist auch wahr, daß ich einmal ein Trostgedicht für einen unglücklichen Schulkameraden verfaßte. Das geschah aber, weil gerade damals einer meiner Brüder allerlei Scherzreimereien machte; es war eine Art leichter Ansteckung; ein Gefühl von dichterischer Begabung und Sendung war auf keinen Fall damit verbunden. Ich habe auch als Kind einmal den Wunsch geäußert, ein Künstler zu werden; aber dieser Wunsch entsprang nicht etwa aus irgendwelchem Bewußtsein irgendwelcher Begabung, sondern einzig aus der Vorstellung, daß der Künstlerberuf der höchste und schönste von allen sei. Ja, selbst als ich als Jüngling einem Altersgenossen, der Afrikareisender werden zu wollen erklärte, vertraute, daß ich wohl Schriftsteller werden möchte, war ich nicht im geringsten überzeugt, daß ich Fähigkeiten solcher Art besäße; es war wieder nur die Meinung, daß der Schriftstellerberuf ausnehmend vornehm und köstlich sei; ich liebte ihn, wie kleinen Knaben der Beruf eines Obsthändlers, Kutschers oder Bonbonkrämers ein Beruf über alle Berufe dünkt.

Erst viel später ist mir aufgefallen, daß einer meiner Lehrer mich besonders häufig Gedichte hersagen ließ, und besonders die längsten des Schulpensums. Ich bin aber noch heute davon überzeugt, daß das nur geschah, weil ich der einzige in der Klasse war, der sie auswendig wußte und dauernd behielt. Daß ich als Kind schon Proben eines künstlerischen Vortrags abgelegt hätte, ist mir mindestens zweifelhaft. Erst bei sechzehn Jahren, als ich mir einmal laut die Faustmonologe vorsprach, kam es mir vor, als wenn das gut klänge; ich entdeckte, daß ich Organ besäße, und das wurde mir denn auch bald von anderen Leuten bestätigt. Im übrigen haben sich weder andere Leute noch habe ich mir während meiner Kindheit jemals träumen lassen, daß ich mich einmal des Schrifttums oder sonstiger Kunst befleißigen würde. Noch kurz bevor ich mich auf den Lehrerberuf vorzubereiten begann, hatte ich eines Tages, als ich vor dem Keller einer großen Hutfabrik stand und den Arbeitern zuschaute, das Gefühl, als wenn das ein recht anmutiges Gewerbe und, einen prächtigen Zylinder zu erzeugen, wohl des Schweißes der Edlen wert sei.

Immerhin haben meine sämtlichen Verwandten und Bekannten und ich selbst mit seltener Einmütigkeit eine gewisse Eigenschaft schon früh

Es ist mir immer entsetzlich, wenn Eltern mit dichtenden oder deklamierenden Wunderkindern zu mir kommen und — natürlich — staunenden Beifall und glänzende Prophezeiungen erwarten, und ich bin jedesmal seelenfroh, wenn ich den Eltern aus ehrlicher Überzeugung sagen kann, daß die Leistungen ihrer Kinder in keiner Weise das gewöhnliche Maß überschreiten. Dann kann ich den Eltern mit gutem Gewissen Aussichten für die Zukunft eröffnen, ganz wie ein mir bekannter Dichter solchen Leuten, die ihm schlechte Verse einsenden, zu schreiben pflegt: „Ihre Verse sind zwar jämmerlich; aber das sagt nichts: Byron hat auch mit miserablen Versen angefangen." Und wenn ich einmal ein Kind wirklich Erstaunliches auf künstlerischem Gebiete leisten sehe, dann habe ich — abgesehen von der Musik, die bekanntlich eine Ausnahme bildet — regelmäßig ein Gefühl schmerzlichen Erschreckens, weil ich Produktivität bei einem Kinde für eine Abnormität, für einen krankhaften vorzeitigen Kraftverbrauch halte, der sich fast immer durch frühzeitige Erschöpfung rächt. Ich bin nun einmal des Glaubens, daß eine bedeutende Kraft sich in der Kindheit aus einem gesunden Schutzinstinkt geradezu verbirgt, um in der geheimsten Kammer, der friedsamsten Wiege der Natur erstarken und wachsen zu können. Eigentlich sollte doch der Gedanke naheliegen, daß des Menschen Seele nicht eher schöpferisch sein könne als sein Leib, daß die seelische Zeugungskraft allerfrühestens mit der körperlichen zutage treten könne. Und doch ist es einer der verhängnisvollsten Irrtümer unserer Pädagogik, ein Irrtum, der unzähligen armen Schülern, namentlich durch den berüchtigten „Aufsatzunterricht" namenlose Qualen bereitet hat: daß Kinder selbständig Gedanken hervorbringen und formen, daß sie, mit anderen Worten, Schriftsteller und Poeten sein könnten, wenn sie nur nicht zu träge dazu wären. Wohl ist das Kind schöpferisch, aber nur, indem es sich erschafft, indem es den Menschen bildet, zu dem es werden soll, nicht, indem es Werke aus sich herauswirft.

Ich pflege denn auch den Eltern wirklicher Wunderkinder zu sagen, daß die Leistungen ihrer Lieblinge für die Zukunft gar nichts zu bedeuten hätten, daß sie ihre Entwicklung eher zurückhalten als beschleunigen möchten, habe dabei freilich nicht die Empfindung, daß die Eltern mich mit dem Gefühl der Befriedigung verlassen.

Und doch kann der Mensch nichts Gescheiteres tun, als seine Kindheit und die Kindheit seiner Kinder so weit wie möglich auszudehnen; mir wenigstens hat noch kürzlich vor Freude das Herz gehüpft, als eine 17jährige Tochter ihre Mutter fragte, ob sie nicht ihre Puppe mit auf die Reise nehmen könne; sie könne ja für die Puppe der jüngeren Schwester gelten.

Es ist wahr, ich bin in allen Schulen, die ich besucht habe, immer so ungefähr der Erste gewesen, nicht immer der Ziffer und dem Platze

im Berufe des Lehrers; dann aber fand ich, daß das Wirken und Schaffen eines Schriftstellers mir doch noch ganz anders behage; ich ward glücklich und frei in diesem Wirken, und doch bin ich jetzt schon fest entschlossen, bei meiner nächsten Menschwerdung Kapellmeister und — wenn die Mittel dazu reichen — Tondichter, bei meiner übernächsten Wiederkehr aber Schauspieler zu werden.

Bevor ich aus dem bisher Erzählten die eigentliche Nutzanwendung ziehe, will ich noch etwas anderes, weniger Erfreuliches berichten.

Ich habe als kleinerer Junge wie alle meine Spielkameraden und wie es leider viele Kinder taten und wohl auch heute noch tun, gelegentlich Tiere gequält. Nicht aus eigentlicher Grausamkeit, aus roher Freude an dem Leiden der Tiere, das mir gar nicht zum Bewußtsein kam, sondern aus gedankenloser Nachahmung, aus Übermut. Ein Mensch von reichstem Gemüt, ein Mann von lauterem Gold war es, der mir eines Tages gestand, daß auch er als Junge Tiere gequält habe, und er fügte hinzu: „Man möchte vor sich selber ausspeien, wenn man bedenkt, wessen man fähig gewesen ist." Das ist durchaus auch meine Empfindung. Ich kann mir kaum etwas Abscheulicheres denken als Tierquälerei; sie ist eigentlich noch schändlicher als Menschenquälerei, weil ein Mensch sich noch eher wehren kann als ein Tier. Daß übrigens die Tierquälerei nicht notwendig zur Kindheit gehört, beweisen mir meine eigenen Kinder. Sie sind ohne Predigten, ohne Lohn oder Strafe von frühen Tagen an so geführt worden, daß sie die Natur mit Liebe und Ehrfurcht anschauten und empfanden, und haben ganz ohne Zweifel niemals ein Tier gequält. Ich aber hab's getan. Wie erklärt sich das?

Ein Kind ist noch ganz subjektiv; es vermag noch nicht, sich aus sich selbst herauszuversetzen, und ein gesundes, fröhliches Kind, das kaum jemals gelitten hat, besitzt keine Vorstellung von fremdem Leiden oder Empfinden überhaupt. Und mit allen angeführten Beispielen aus meiner Kindheit will ich das eine sagen: Das Kind ist kein Erwachsener und soll es nicht sein. Ein großes dunkles Tor scheidet die Kindheit von der Erwachsenheit, und bevor es eines wunderbaren Tages von selber aufgesprungen ist, ist das Kind kein Mensch. Zwischen Kindheit und Reife liegt das große Damaskus der erwachenden Vernunft, das manchmal mit dem Eintritt der Geschlechtsreife zusammenfällt, manchmal aber auch — und nicht zum Schaden des Menschen — sich noch um Jahre hinauszögert. Es gibt in der Entwicklung des Jünglings und der Jungfrau geheimnisvolle, wundersame Wandlungen, deren Resultate wir oft genug mit Staunen wahrgenommen haben, ohne sie doch in unserer Behandlung der Jugend hinreichend zu würdigen.

Ich habe mit meinen Ausführungen nicht sagen wollen, daß ein Kind, je fauler es sei, zu um so schöneren Hoffnungen berechtige, und

bei mir festgestellt: eine bodenlose Faulheit nämlich. Diese Faulheit bewährte sich in allen häuslichen Helferdiensten, die mir samt und sonders keine Liebe abgewannen; sie behauptete sich auch bei den häuslichen Schularbeiten, die wir für einen untauglichen Lehrer leisten sollten, zeigte sich aber niemals innerhalb der Schule. Meine Faulheit im Hause ging so ins Märchenhafte, daß sie meine Eltern wohl mit bängster Sorge um meine Zukunft hätte erfüllen können; als ich dann aber das tun durfte, was ich liebte, da verwandelte ich mich von heute auf morgen in einen — das darf man ja allenfalls und um der Wissenschaft willen ohne Ruhmredigkeit sagen —: in einen der fleißigsten Menschen meiner Bekanntschaft, in einen Menschen, der noch heute kaum ein widerwärtigeres Gefühl kennt als den Katzenjammer nach einem nutzlos verbummelten Tage. (Man kann auch nützlich bummeln, das weiß ich wohl.) Unter meinen Brüdern war auch einer, der sich mit schönem Erfolge bemühte, mich in der Faulheit zu überbieten, und dem mein Vater, sonst ein unverbesserlicher Optimist, die Prognose stellte, daß aus ihm nichts werden würde als ein Arbeitsmann, das heißt ein Mann, der kein Gewerbe erlernt hat und die Arbeit verrichtet, die sich ihm gerade bietet, der sich infolgedessen auch manchmal an eine vornehme Zurückhaltung der Arbeit gegenüber gewöhnt und zu den großen, innerlich gefestigten Naturen zählt, die warten können. Mein guter Vater hat es noch erlebt, daß dieser Junge, als er den Maschinenbau erlernt hatte, wegen seines Fleißes und seiner Tüchtigkeit besonders ausgezeichnet wurde, und wenn mein Vater jetzt noch lebte, so würde er auf diesen Sohn mit gutem Grunde stolz sein. Er ist nicht nur ein fleißiger Mann gebieben, sondern hat auch als einfacher Maschinenbauer Erfindungen gemacht, die das anerkennende Staunen hochstudierter Techniker erweckten. Wie viel Tüchtigkeit, Heiterkeit und Friede würde mehr in der Welt sein, wenn alle Menschen den Beruf ergreifen dürften, nach dem ihr Herz sie drängt! Ich wüßte kaum etwas, was mir ferner läge, als Missionär bei den Chinesen zu werden; aber wenn meinen Sohn das Herz triebe, Missionär bei den Chinesen zu werden, so würde ich ihm keinen Augenblick hinderlich sein. Man kann sich kaum schwerer an seinen Kindern versündigen, als wenn man ihnen einen Beruf aufzwingt, den sie nicht lieben; man vergiftet damit ihr Bestes, ihre Schaffenskraft, an der Quelle. Wohl ist das ein bitterstes Teil der Armut, wohl ist das ein unerschöpflicher Anlaß der Unzufriedenheit und des Mißmuts im Proletariat, daß seine Kinder ihren Lebensberuf schon in einem Alter wählen müssen, in dem sie für eine solche Wahl nur selten die erforderliche Reife besitzen. Man kann in der Wahl seines Berufes nicht vorsichtig genug sein. Auch ich mußte im 15. Lebensjahr wählen; ich tat in halber Blindheit einen glücklichen Griff, denn ich war zufrieden

veränderung zeigte, das Gefäß zukünftiger Verse, Dramen und Romane erkannt hätte, weiß ich nicht. Mir ist kein solcher Mann begegnet. Oder, wenn er mir begegnet ist und mich erkannt hat, so hat er mir zum Glück nichts davon gesagt.

Eine Einzeltragödie in der Weltgeschichte.

Vom Tage des Sturmes auf die Bastille bis zu Waterloo ist die französische Geschichte ein spannendes Drama mit allen Zutaten eines großen Trauerspieles. Und wie viele zitternde Einzelschicksale sind darin enthalten! Und greift man auch hier nur wieder die zweiten Größen heraus, die sich nacheinander mit dem ancien régime, der Republik, dem Kaisertum, den wiedergekehrten Bourbonen, abermals mit dem Imperator und zum drittenmal mit der Königsherrschaft auseinander zu setzen hatten: Hielt man am Gestürzten fest, so bedeutete diese Charaktertreue Tod oder Elend für sich und seine Angehörigen, ging man zum neuen Herrn über, so hieß es Verrat, Verbrechen, Gemeinheit. Staatsdiener und Offiziere litten besonders unter diesem Wechsel, mancher ging an dem Konflikt innerlich zugrunde, manchen zermalmten die Tatsachen heroisch. Bekannt sind die Schicksale des lebensgewandten Talleyrand, des unglücklichen Murat und Marschall Neys, aber über das Ende von Napoleons berühmtem Generalstabschef Berthier schwebte bis in die letzte Zeit ein Dunkel, in dem die Sage in recht schaurigen Formen üppig gedieh. Russische Sendlinge, Freunde des Buchhändlers Palm oder Abgesandte des preußischen Tugendbundes sollten den alten Vertrauten Napoleons ermordet haben. Jetzt hat die Veröffentlichung von Polizei- und diplomatischen Akten die volle Klarheit gebracht, die zwar weniger dramatisch, aber dafür innerlich tragischer ist als die romantischen Sagen. Dr. Christian Waas hat über diese eigenartige Persönlichkeit, eine der glänzendsten in Napoleons einzigartigem Gefolge, im Aprilheft des „Türmers“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) einen längeren Aufsatz veröffentlicht, dem wir die auf das Ende bezüglichen Abschnitte entnehmen.

„Am 11. April 1814 stand im ‚Moniteur‘ die Erklärung von Berthiers Übertritt zur neuen Regierung. An demselben Tage äußerte Napoleon zu einem Vertrauten: ‚Seine Seele ist gebrochen! Er ist Vater und denkt an seine Kinder! Er bildet sich ein, das Fürstentum Neuchâtel behalten zu können. Er täuscht sich, aber das ist wohl entschuldbar: Ich liebe Berthier und werde nicht aufhören, ihn zu lieben.‘ Anders urteilte das Pariser Volk, das ihm beim Einzug Ludwigs XVIII. zurief: ‚Nach Elba, Berthier! Nach Elba!‘

Die fürchterlichen Erschütterungen der letzten Jahre, zumal die Krisis von 1814 hatten ihm innerlich arg zugesetzt. Nun kamen quälende Reue

daß es gar nichts auf sich habe, wenn ein Kind ein Tier quäle. Und die geschätzten Faulpelze und Taugenichtse, die etwa diesen Artikel bis hieher mit lebhafter Genugtuung gelesen haben, sollen daraus entnehmen, daß sie die schöne Aufgabe haben, ihre Eltern und Erzieher so bald und so angenehm wie möglich zu überraschen. Man soll selbstverständlich schon in der Erziehung all das Gute anstreben, das man vom reifen Menschen erwartet. Man soll aber auch die Eltern davor warnen, an wirkliche oder vermeintliche Begabungsproben ihrer Kinder irgendwie sichere Erwartungen zu knüpfen, und man soll sorgenvolle, verzagende Eltern trösten und aufrichten mit dem sonst so wenig, in der Pädagogik aber so vielsagenden Worte: „Man kann niemals wissen.“ „Beim Theater kommt's immer anders“, sagen die Leute von der Bühne; es ist oft genau so auf der Bühne des Lebens.

Ein mir bekannter Vorsteher einer Privatschule pflegte in die Zeugnisbücher seiner besseren Schüler Weissagungen zu schreiben wie: „Verspricht einmal, ein zweiter Goethe zu werden“, oder „Hat das Zeug zu einem Alexander v. Humboldt“. Es ist nichts von dieser Art aus seiner Schule hervorgegangen. Reden, Handlungen, Leistungen von Kindern haben einen höchst provisorischen Charakter: die Äußerungen, die Erscheinungen des kindlichen Lebens sind trügerisch, auch für verständigere Beobachter, als es jener Schuldirektor war.

Eine andere Frage ist, ob nicht ein forschendes Künstlerauge zuweilen mit intuitiver Sicherheit die hundert Schleier der Zukunft durchdringen und das innerste Wesen eines Kindes erfassen könnte. Als ich vor Jahren bei dem Prinzen Emil v. Schönaich-Carolath, dem feinen Poeten und stillen Menschensucher, den viel zu früh das Grab umschließen sollte, zu Gaste war und wir im ungekünstelt schönen Park seiner Besitzung Haseldorf lustwandelten, da kam das Gespräch auf die Zukunft eines zwölfjährigen Knaben, der gleichzeitig auf dem Gute zum Besuch weilte und der mir seit längerem bekannt war. Ich erzählte, daß der Knabe lebhaften Sinn für Naturwissenschaften zeige und vielleicht einmal Physiker oder Chemiker werden dürfte. „Der Junge?“ rief der Prinz. „Das wird ein Künstler. Sehen Sie sich nur die Augen an! Denken Sie einmal an das, was ich gesagt habe!“ — Ob der inzwischen zum Jüngling Herangewachsene ein Künstler wird, steht freilich noch ganz im Zweifel; er hat — wohl ihm! — keine vorzeitigen Beweise dafür erbracht; aber so viel steht allerdings heute schon fest, daß seine künstlerischen Neigungen seine naturwissenschaftlichen längst in den Schatten zurückgedrängt haben.

Ob ein solcher Mann in mir, dem regungslosen Faulpelz, der bei allen Straßenspielen und Balgereien eine schier unglaubliche Temperatur-

von allen Seiten. Dank dieses möglichst ungeschickten und taktlosen Bewachungssystems war der General des Mannes, auf dessen neue Taten die ganze Welt wieder einmal mit verhaltenem Atem wartete, das allgemeine Stadtgespräch.

Der Bamberger Polizeigewaltige, der in der friedlichen Bischofsstadt gewiß noch nie eine solche hochpolitische Affäre gehabt hatte, sah schon Gespenster und berichtete einmal nach München: ‚Seit einiger Zeit spuken in hiesiger Gegend bedenkliche Personagen, z. B. ein Uhrenhändler aus Genf.‘ Auch sei ein Fremder nachts gegen 11 Uhr zu dem Herrn Prinzen von Wagram gekommen und ‚habe sich längere Zeit in dessen Kabinett verhalten‘.

Da er selber vorläufig nicht durchkommen konnte, wollte Berthier seine Frau und seine Kinder vorausschicken. Aber auch sie wurden nicht durchgelassen und mußten, von den österreichischen Truppen aufgehalten, wieder umkehren. Es war nunmehr für Berthier außer Zweifel, daß er seinem Kaiser bei dem Entscheidungskampfe nicht werde beistehen können.

Während sich also im April und Mai 1815 noch einmal die alten Kriegsgenossen um ihren Kaiser sammelten zum letzten, grandiosen Kampfe, verzehrte sich sein ehemaliger Generalstabschef in erzwungener Untätigkeit und ruheloser Selbstqual. Er, der ihm fast zwanzig Jahre lang treu zur Seite gestanden und ihn von den ersten Siegen in der lombardischen Ebene und von den Schlachtfeldern von Ägypten und Syrien bis zu den glorreichen Gefechten im letzten Frühjahr in der Champagne begleitet hatte, saß nun mitten im Feindesland, gepeinigt von Reue und bewacht von Polizisten. Aber der 62jährige konnte keinen Entschluß fassen und wagte nicht einmal den Versuch einer Flucht. Der seelische Zerfall, der schon seit einigen Jahren sich bemerkbar gemacht hatte, fiel nun auch Fernerstehenden auf. ‚Er war schon seit mehreren Tagen still und in sich gekehrt, über tödliche Langeweile klagend‘, berichtete man aus Bamberg. Seine Umgebung fürchtete das Schlimmste und war auf ein schreckliches Ereignis vorbereitet. Auf Anordnung seiner Gemahlin durfte er nie allein gelassen werden. Die Dienerschaft war angewiesen, den schwermütig Einherschleichenden nicht aus dem Auge zu verlieren.

Der Eintritt der Katastrophe wurde durch einen äußeren Vorfall beschleunigt. Am 24. Mai rückten russiche Truppen auf ihrem Durchmarsch nach Frankreich in Bamberg ein. Der Oberbefehlshaber der russischen Armee, Barclay de Tolly, der alte Gegner von 1812—14, bezog in dem nahen königlichen Schlosse Seehof sein Quartier. Am 31. waren die russischen Gäste bei Herzog Wilhelm von Bayern eingeladen. Bei der Tafel bemerkte der General Osten-Sacken zu Berthier, ‚er freue sich, in ihm einen von den wenigen französischen Großen kennen zu lernen, die mit treuer Anhänglichkeit Ludwig XVIII. gefolgt wären, die nicht an dem König,

über sein Verhalten und Zurücksetzungen durch die Bourbons dazu. Eine neue Krisis nahte, eine noch furchtbarere. Napoleon kehrte am 1. März 1815 zurück, von der Armee mit Jubel begrüßt. Ney, der gegen ihn ausgesandt worden war, ging zu ihm über; die meisten der Marschälle folgten seinem Beispiel. Was sollte Berthier tun, Berthier, der eine Kompagnie der königlichen Gardes du corps befehligte und zum militärischen Hofstaat Ludwigs XVIII. gehörte? Er gehorchte dem Gebote der Disziplin und geleitete den flüchtenden König bis nach Ostende; aber er gehorchte nur instinktiv, ‚niedergeschlagen und in seinem schlaffen Gesicht die Verwirrung seines Innern zeigend‘, wie ein Augenzeuge berichtet. Dann aber bat er um seinen Abschied und eilte nach Bamberg, um sich mit seiner Frau und seinen Kindern zu vereinigen. Am 30. März traf er dort ein und nahm in der Residenz bei seinem Schwiegervater Wohnung.

Aber es hielt ihn nicht. Bereits am 2. April bat er die bayerische Regierung um Pässe für sich und die Seinen nach Frankreich; er wollte sich auf seine Güter zurückziehen. Am 5. erneuerte er seine Bitte. Das bayerische Ministerium behandelte dieses Paßgesuch als eine politische Angelegenheit und gewiß mit vollem Recht; bestand doch der dringende Verdacht, daß Berthier nun zu seinem alten Herrn eilen werde. Die in Wien noch versammelten Gesandten der verbündeten Mächte ließen ‚dem Fürsten von Wagram den Rat erteilen, vorerst nicht nach Frankreich zurückzukehren‘. Auch eine direkte Eingabe an den König Max Joseph blieb erfolglos.

Vergeblich wartete inzwischen Napoleon auf seinen alten Waffengefährten, er hielt ihm seine Stelle bis zum 10. Mai offen. Briefe sind jedenfalls nicht in Berthiers Hände gelangt, da die strengste Briefzensur über ihn angeordnet war. Ja, die Bamberger Behörden erhielten am 14. April den Befehl, ‚durch alle Mittel, welche ihnen zu Gebote stünden, den Fürsten von Wagram zu beobachten und zu versuchen, insgeheim, ohne jemand darüber etwas wissen zu lassen, alle Bewegungen, welche auf die Abreise Bezug hätten, zu erfahren‘. Der Bamberger Polizeidirektor, Schauer mit Namen, entledigte sich seiner Aufgabe, den Schwiegersohn des Herzogs mitten im königlichen Schlosse polizeilich zu überwachen, mit devotestem Eifer. Er berichtete, daß er ‚Zeit, Gesundheit und Leben diesem erhabenen Zwecke weihe‘. Er ließ den Postmeistern und allen Pferdehaltern in der Stadt und auf allen benachbarten Stationen untersagen, irgendjemand ohne seine ausdrückliche Genehmigung zu befördern; ebenso waren alle Wachtposten instruiert; drei Chevaulegers standen in steter Bereitschaft. Schauer verließ selber sein Bureau nicht und hielt Tag und Nacht ein Pferd gesattelt, um jederzeit zur Verfolgung bereit zu sein. Fünf ‚Polizei-Individuen‘ beobachteten unaufhörlich das Schloß

Gepolter des umgefallenen Sessels noch hörte, ist der unglückliche Sturz aus dem Fenster geschehen.'

Nicht in Schönheit also, sondern in dieser häßlichen Situation ist der alte General Napoleons, der in hundert Gefechten und Schlachten gestanden hatte, gestorben. Wenn das richterliche Protokoll auch das Wort Selbstmord, aus Rücksicht auf das Herrscherhaus, vermied, so spricht es doch aus jeder Zeile heraus. Der Umstand aber, daß im Moment der Katastrophe niemand zugegen gewesen, ermöglichte es der herzoglichen Familie und der bayerischen Regierung, einen unglücklichen Zufall verantwortlich zu machen.

Am 5. Juni wurde Marschall Berthier unter großem Gepränge im alten Bamberger Kaiserdom beigesetzt; heute ruht seine Leiche in der Abteikirche von Tegernsee, dem Mausoleum der herzoglich bayerischen Familie.

Der selbstgewählte Tod ersparte es Berthier wenigstens, den Untergang seines Herrn und Meisters zu erleben. An demselben Tage, an dem sein alter Kriegskamerad seinen zerquälten Kopf auf dem Straßenpflaster der deutschen Kleinstadt zerschmetterte, hielt in Paris der neue Carolus Magnus seine letzte Heerschau ab, das Maifeld von 1815. Noch einmal jubelten die Veteranen der Garde und die jungen Rekruten dem Schlachtengott zu, der mit begeisternden Worten die ruhmreichen Erinnerungen wachrief und ihnen die Adler überreichte, zum Kampfe von Waterloo!"

Opium!

Aus dem Tagebuche eines Schiffsarztes*) von **Richard Elisa Spitz.**

Bevor ich an Bord gehe, möchte ich noch eine Opiumhöhle kennen lernen. Während wir über den Nanking Road rollen, sag' ich's meinem gefälligen Begleiter. Er für seinen Teil hat zwar niemals solche lasterhafte Anwandlungen. Auch wäre es für einen rechtschaffenen Europäer beschämend, sich in einem solchen Lokale sehen zu lassen. Aber da ich für die Wertschätzung von seiten der europäischen Gesellschaft nicht nur des eigentlichen China bloß ein verteufelt geringes Verständnis habe und ganz und gar nicht darauf bestehe, daß just mein Landsmann mich begleitet, weiß dieser alsbald Rat und verschafft mir einen chinesischen Führer. Der ist ein junger, in der Agentie beschäftigter Clerk. Bis vor kurzem hat er noch den Weisen mit den gekreuzten Beinen adoriert, jetzt ist er ein „Bekehrter". Seine Seele ist gerettet. Was übrigens

*) Dem durchaus eigenartigen Reisebuch „Das Teehaus zu den hundert Stufen" entnommen. (Verlag Hugo Heller u. Cie. Wien.)

ihrem rechtmäßigen Herrscher, zum Verräter geworden wären‘. Diese Worte sollten wohl eine russische Liebenswürdigkeit sein, konnten aber von Berthier, dessen Gesinnung ja in Bamberg allgemein bekannt war, nicht anders denn als taktlose Ironie, ja als beabsichtigte Kränkung aufgenommen werden. Ein Zeuge dieser Szene berichtet, daß er gänzlich außer Fassung kam und nur abgebrochen zu erwidern imstande war.

Am nächsten Tage, am 1. Juni, rückten die Russen mit klingendem Spiel von Bamberg ab. Während sie am Schlosse vorbeimarschierten, stürzte Berthier aus einem Fenster des dritten Stockes in die Ludwigsstraße herab und zerschmetterte sich den Kopf.

Ist nach allem, was wir erfahren haben, ein Vergehen oder Verbrechen von fremder Hand so gut wie ausgeschlossen, so ist nun, nachdem die näheren Umstände bekannt geworden sind, nicht der leiseste Zweifel mehr möglich, daß wir es mit einem überlegten Selbstmord zu tun haben. Alsbald wurde von der Polizei dem Appellationsgericht Anzeige gemacht, dessen Vorsitzender die Meldung nach München weitergab. Das Ergebnis der sofort eingeleiteten, genauen gerichtlichen Untersuchung wurde in einem Immediatbericht an den König zusammengefaßt. Er gipfelt in dem Satze, daß zu ‚obrigkeitlichem Einschreiten in strafpolizeilicher Hinsicht‘ kein Anlaß gegeben sei. Das wichtigste der diesem Bericht beigegebenen Aktenstücke ist die Aussage der Hauptzeugin des Vorfalls, der französischen Gouvernante der fürstlichen Kinder, einer Madame Gallien.

Danach hat sich das Ereignis so abgespielt: Der Marschall, der sich am Vormittag im Zimmer seiner Gemahlin befand, begab sich zwischen 12 und 1 Uhr in das seiner Kinder im dritten Stock, dem obersten der königlichen Residenz. Er erkundigte sich bei der Gallien nach den Kindern (er hatte einen Sohn mit fünf Jahren und eine kleine Tochter). Er klagte, daß er sich übel befinde, ging in Gedanken im Zimmer auf und ab und kaute an seinen Fingernägeln. Da hörte er die vorbeiziehenden russischen Truppen. Er trat ans Fenster und seufzte, daß der Zug kein Ende nehme. ‚Armes Frankreich, wie wird es dir ergehen, und ich bin hier!‘ Dann wandte er sich an die Gouvernante mit der Frage, ob sie denn nicht mit den Kindern ausfahren wolle, der Wagen stehe ja bereit. Sie antwortete, daß sie das nur dürfe, wenn der Fürst in seine Gemächer zurückgekehrt sei. (Dieser Versuch, sie mit den Kindern zu entfernen, war also mißlungen.) ‚Da verlangte der Fürst auf die Retraite, geht in das Kabinett. Gallien hört noch die Türe öffnen, worin der Nachtstuhl stand, hört ein Gepolter im Kabinett, springt, in der Meinung, daß dem Fürsten eine Unpäßlichkeit zugestoßen sei, in die Kammer, entdeckt den Fürsten nicht mehr und merkt nur noch, daß der zwischen Kommode und Fenster gefallene Sessel noch wankte. Im Augenblick, wo Gallien das

herum, dabei liegt er bäuchlings auf der Ottomane. Dann bringt er den Pfeifenkopf an das Lämpchen, und dann bastelt er wieder. Ich ziehe den Rauch ein, inhaliere ihn. Eine angenehme Müdigkeit überkommt mich. — — Wie tief recht hat doch der größte Mann des Ostens. Wahrlich, die absolute Wunschlosigkeit ist besser als die Erfüllung sämtlicher Wünsche. Alles Wünschen ist Überspannung. Und nur die Abspannung macht glücklich.

Eine gute, wonnevolle Totenstille erfüllt Kopf und Herz und zieht bis in die Fingerspitzen. Alles Leidenschaftliche erscheint kleinlich, und alles Kleinliche verschwindet. Mir ist, als läge ich still im tiefblauen Meere und blickte nach der Sonne. Doch nein, ich kann mich kaum regen. Es ist gar nicht das Meer; es ist ein riesiger Saphir. Ein Stein vom reinsten Wasser. Goldene Strahlen brechen durch. Und nun ist alles gelb, und ich bin wie die Mücke, die im Bernstein eingebettet liegt . . . Das Gelb wird grünlich, grün. Wundervolle köstliche Farben . . . Horch! Verworrenes Getöse . . . Stimmen, Musik, ein Marsch . . . Wildes Schreien, schreiende Wilde, Treiber. Von der Sonne in Brand gesteckt, flammt ein gelbes Fell durchs Dschungel. Der Tiger springt auf. Schüsse, Pulverdampf. Zweige krachen. Der Boden dröhnt Elefanten stampfen vorüber . . . Ein weißer Elefant, vom königlichen Pikenier gelenkt, mit vergoldeten Stoßzähnen, scharlachner Schabracke und hohem Turm . . . Drin sitzt der Rajah . . . Vorbei das Ganze, bevor's noch recht gesehen . . . Nur die Musik kommt wieder näher, klingt sanft durch die Dämmerung . . . Fontänen plätschern zwischen den Säulen eines hohen, kühlen Raumes. Türen springen auf, tanzende Sklavinnen. Wirbelnde Gewänder . . . Welch Ebenmaß, welch ein Ebenmaß der Glieder. Goldene Reifen um die Arme und die schlanken Fesseln. Graue Perlen im schwarzen Haar . . . Blitzende verführerische Augen. Und rauschende Musik von fern und nah . . . Sie spreitet ihre Arme aus . . . Der Duft . . . ihres . . . Leibes . . . — Wie? — Vorüber? — — Ach, zur Unzeit öffne ich die Augen. — Ein Traum also? Ich sehe wieder die graue, verdrossene Couleur der Wirklichkeit nach diesen Farbenspielen, solchen Farbenspielen! Ich erhebe mich, das Lager zu verlassen. Doch was will das . . . Kaum reg' ich mich, zuckt ein entsetzlicher Schmerz durch meinen Kopf, zermalmt die Willenskraft. Der giftige Teil der Phantasie wird fühlbar. Nur wieder schlafen, ruhen. Zurück aufs Lager. So recht.

Eine köstliche linde Ermattung umfängt mich wie Eiderdaunen. Ich begehre nichts mehr, ich verlange nichts, bloß die gliederlösende Ruhe wird mir willkommen sein. Ich denke an Freund Thanatos und an sein Laudanum. Ich denke an den Allheiler, der alle Schmerzen, Leiden und Gebreste nimmt. Vor meiner Seele steht der größte Arzt, dessen Berührung zuverlässiger heilt als die des Königs von Frankreich und

auf seine Gesichtsbildung bisher von keinem nennenswerten Einfluß war. Denn er hat einen Zopf, einen gelben Teint, breite Backenknochen und Schlitzaugen. Man merkt ihm also den Chinesen vorderhand noch immer etwas an. Aber vielleicht gibt sich das mit der Zeit.

Zuerst führt mich der stillose Wechselbalg ein Stück Wegs über den Nanking Road zurück. Hier herrscht um diese Zeit ein lebhaftes Gedränge. Chinesische Sikhpolizisten, von europäischen Polizeibeamten kommandiert, halten die Ordnung aufrecht. Auf dem Fußsteig eine kompakte Menge. Auf dem Fahrdamm Equipagen, Rickshaws. Hie und da auch Schubkarren. Kulis schieben diese Vehikel, die aussehen wie die Karren der Scherenschleifer; zu beiden Seiten der großen Räder in der Einzahl sitzen Chinesinnen mit Kindern und ohne solche.

Wir verlieren uns in Seitengassen. Ein Torweg. Wir überschreiten einen grasbewachsenen Hof. Ein Mann hantiert mit einem hölzernen Stößel in einem Kupferkessel herum. Unter dem Kessel brennt ein gelindes Feuer. Immer trockener wird die dunkle Masse. Sie riecht angenehm narkotisch. Jetzt dreht der Mann den Kessel um, walkt den braunen Teig und walzt ihn, bis er dünn ist, daß man Nudeln daraus schneiden könnte. — Wir kommen in ein dunkles Gelaß. Auf einem breiten Ladentisch stehen Teetassen und winzige Becher mit einem dicken braunen Sirup. Ich lege ein paar Cents auf den Tisch und werde in das anstoßende Gemach geführt. An den Wänden stehen niedrige Ottomanen, mit zerrissenen Polstern bedeckt. Auch in der Mitte des Raumes sind solche Lager aufgeschlagen. Lämpchen stehen auf Taburetts. Narkotische Dämpfe erfüllen den Raum. Ein hübscher zehnjähriger Bengel bringt mir eine Tasse Tee und einen Fingerhut voll des dunklen Saftes. Dann schickt er sich an, die Pfeife zu präparieren. Indessen mustere ich die Gesellschaft. Da sind Raucher, denen man noch nicht viel anmerkt, und solche, von denen man bald nichts mehr merken wird. Skelettierte, hohläugige Schädel, Knochen mit Hautlappen überzogen. Einige dieser Mumienköpfe blicken müde, verdrossen, andere stumpf, gelangweilt. Etliche starren mit gläsernen Augen und engen Pupillen in das Wunderland, welches ihnen das vergiftete Gehirn in den Alltag zaubert. Manche schlafen. Ich frage auf englisch den Chinesen neben mir, der gerade seine Pfeife zurichtet, wie lange er schon rauche? Er antwortet freundlich, aber ausweichend, jeder rauche zu lang, auch wer nur eine Pfeife rauche. Ich wundere mich über diese Antwort. Weil die erste Pfeife der Anfang sei, meint er. Ob das Rauchen angenehm ist? Er könnte es nicht mehr lassen, ist die Antwort. Und die erste Pfeife? Er zuckt die Achseln und wendet sich dann seiner fünfhundertsten zu. Indessen hat mir der Knabe die Pfeife gereicht. Ein paar Züge, und schon ist sie aus. Aber der Junge weiß Rat. Mit einer Art Stricknadel stochert er im Pfeifenkopf

zurück, „ist a bissel scheana wia die oan.“ Natürlich wählt der Hansel die schönere. Aber da ist er schön angekommen. „Hast die Nauzen*) erwischt und die schelchmaulert Waberl auslassen“, platzt die Dirn heraus. Alle Umsitzenden kutzen sich vor Lachen, denn man weiß nicht, welche noch weniger begehrenswert ist: die alt’ Nauzen oder die Hohlwaberl, beide passen für den Hansel nicht. Was anderes ist es, wenn die Hanna dem Michel zwei Junge, Hübsche ins „Büchsel“ gibt. Dann grinst der Bub wohlgefällig, insbesondere dann, wenn er die erwischt hat, die ihm schon lange gefiel. Umgekehrt geht es der Hanna und Mirzl schlimm beim Büchselschicken, wenn der Hans und der Michel eine auffsitzen lassen. Der Hans gibt alle möglichen Dorfgestalten ins Büchsel: den Koinegpeter Hanserl, den Gregerlippi Hans, den alten Kriegl oder den Locherl oder wie sie seinerzeit alle hießen, die St. Peterer Originale vor vierzig Jahren, wo ich als zwölfjähriges Büblein in den Weizfedern hockte und zuhörte. Mein Vater war Schulmeister in St. Peter (1864 bis 1885), aber 1870 hießen sie ihn Oberlehrer im Dorfe, früher Schulmeister. Da mein Vater Grundstücke beim Schulhause hatte, so bauten wir auch Kukuruz an und auch bei uns im Schulhause gab’s das Weizschälen. Es ist im Dorfe so eingeführt: diejenigen, welche daheim mit dem Weizschälen fertig sind, gehen in die Nachbarschaft. Gibt’s eine gute Jause nach der Arbeit, stellt man sich am nächsten Tage um so lieber ein. Most, Obst, Apfelweingeleger und Brot werden zur Jause gereicht. Hat der Most seine Wirkung getan, geht man Stockschlagen oder Eselreiten, auch das Lazarusbegraben machte ich beim Pölzl in St. Peter mit. Das vulgo Pölzl ist ein Bauerngehöft neben dem Schulhause. Ein Bub legt sich mitten auf den Stubenboden hin, Arme und Beine von sich gespreizt, das Gesicht nach aufwärts gerichtet. Die anderen tanzten einen Reigen um den Burschen, der den Lazarus darstellte. Es wurde geträllert:

Lazarus is gstorben,
Wir wolln ihn erwecken,
Die rechte Hand ausstrecken.

Die linke Hand kommt dann daran, hernach das rechte und linke Bein. Dann springt er auf, erwischt eines und dieses muß der Lazarus sein. Natürlich kirren die Dirnen entsetzlich, wenn eine von ihnen vom Lazarus, dem erweckten „Toten“, erwischt wird. Es nützt kein Sträuben, die Dirn muß sich auf den Rücken hinlegen und Lazarus sein.

Beim Eselreiten setzt sich die Seferl auf eine Bank und ein Bursche hält seinen Kopf in ihren Schoß. Hernach springt ein zweiter Bursch auf seinen Rücken und die Dirn fragt: „Esel, wer reit’t?“ Errät der Simerl den nicht, der aufgeritten ist, so schreit man: „Anstucken, anstucken!“

*) Spitzname für ein altes Mütterchen im Dorfe.

Navarra, Se. Majestät der Tod ... Ich fühl's, das ganze Leben kann niemals so angenehm sein als wie die Ruhe, wie das Nichtsein. Und dieser Gedanke erfüllt mich mit einer gar wonnigen Serenität: Du wirst nichts verlieren, das Allerköstlichste erwartet dich. Nach den jähen, phantastischen Träumen des Lebens, nach dem Erwachen im grauen Alltag erwartet dich die traum- und wunschlose Ruhe. Geschwind verstehe ich nun die Leute, die mit den Pfeifen an den Wänden liegen; sie eskomptieren sich den Tod und genießen seine Valuta vorweg. Freilich, das genußvolle Träumen und die Todesruhe verkürzen das Leben. Aber was liegt endlich daran? Man wird nur desto rascher einen bedränglichen Zustand mit einem erquickenden vertauschen, der noch dazu von der Natur ganz kostenfrei ins Haus geliefert wird.

Der Opiumraucher pfeift auf das Leben. Es ist ihm alles eins.

Sulmtaler Bräuche.

Von **Karl Reiterer, Wettmannstätten.**

Wenn ich mir einen frohen Tag in meiner Jugend gönnen wollte, so ging ich in die Nachbarschaft zu den Bauern in St. Peter im Sulmtale. Dort fand ich die Leute beim Kernheppeln, Obstpressen, Weinlesen, bei Totenwachen und beim Ölausschlagen oder Weizschälen. Wenn ich dies kurz anführe, so weiß damit der freundliche Leser noch gar nichts. Nicht viel mehr weiß er davon aber auch, wenn ich die Bräuche schildere, die dabei zur Geltung kamen. Und dennoch will ich es versuchen, darüber ein wenig zu plaudern, weil meines Wissens ich der einzige bin, der in seiner Eigenschaft als Schriftsteller etwas über die Sulmtaler Gegend seit drei Jahrzehnten verlauten ließ.

Beim Weizschälen, das heißt Kukuruzkolbenentblättern, knotzten wir uns tief in die Federn, erst ein Bub, dann ein Dirndl, hernach wieder ein Bub, daneben wieder ein putziges Dirndl, nicht zu vergessen der Altväter und Mütter, welche streng darauf sahen, daß wir nicht zu übermütig wurden. Um die Zeit zu vertreiben, wurden „Büchsel geschickt". Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie so ein „Büchsel", das einem geschickt wird, aussieht. Die Mirzl sagt zu ihrem Nebensitzenden: „Du, Hansel, ih schick dir ein Büchsel!" — „No, was hast denn einigfüchselt?" fragt schäkernd der Bub. Und nun tritt zweierlei ein: Entweder schickt die Dirn dem Buben zwei Junge, Hübsche, oder ein paar runzlichte, alte Mütterlein, die wegen ihrer absonderlichen Gestalt oder Häßlichkeit ortsbekannt sind. „Zwoa wunderscheani", beginnt vielsagend lächelnd die Dirn. „Wia schaun s denn aus?" — „Die oan", gibt die Mirzl

sehr weite Grenzen gezogen erhält, den Trauergästen und Hinterbliebenen zu bedeuten, daß man trotz des eingetretenen Trauerfalles den Kopf nicht hängen lassen soll.

Ein viertes bäuerliches Volksspiel im Sulmtale ist das Murbruckenfahren. Zwei stellen sich auf, die Hände reichend. Die anderen bilden eine Kette und fahren durch: „So fahrts nur durch, so fahrts nur durch, der letzte muß gefangen sein", heißt es zuletzt. Nun wird gefragt: „Was willst sein: König oder Kaiser?" Bemerkt sei, daß eines von den Zweien, die sich die Hände gereicht haben, König ist, das andere Kaiser. Wer zuletzt mehr Anhänger hat, gewinnt. Es wird gezogen. Die Anhänger des Königs und des Kaisers ziehen — ähnlich wie beim Turnen das Seilziehen ist — nach rückwärts. Läßt der „König" oder „Kaiser" aus, so purzelt die lange Gegnerkette übereinander und alles liegt auf einem Knäuel da. Man sieht Mädchenköpfe, Burschenbeine und dergleichen durcheinander, dazu heult man erbärmlich, denn mancher Bursche benützt die Gelegenheit, um seiner Lust nach Derbheit Ausdruck zu geben. Ich kann mich nicht näher auslassen, sondern will nur bemerken, daß die steifen Formen des Städters dem Naturkinde fremd sind. Man ziert sich nicht, sondern läßt sich „gehen". Selbst das weibliche Geschlecht, das sich aus angeborener Scham zurückhaltender zeigen muß, hält nicht sehr zurück und freut sich der Gelegenheit, einmal ungeniert „gaulen" zu können. Man tobt sich förmlich beim Spiel aus. Beim Blindemausfangen geht es ebenso bunt zu wie beim Murbruckenfahren. Ich will auf dieses Spiel nicht näher eingehen, da es bekannt ist. Es sei nur bemerkt, daß auch beim Blindemausfangen Gelegenheit geboten wird, sich ungezwungen zu zeigen.

Blinde Maus,
Ih führ dih aus.
Wohin?
Ins Rathaus.
Was tuan?
Knödel und Fleisch essen.
Hab Löffel und Gabel vergessen.
Da greif auf d Schnalln
Und lass alln D . . . . falln!

heißt es zuletzt derb. Damit führt man die „blinde Maus" zur Stubentür und läßt sie auf die Schnalle greifen.

Verschieden sind die „Juxe", die man in sulmerischen Bauernkreisen kennt. Unter anderem wird ein Gulden auf einen Stubentürfalz in Mannshöhe gelegt. „Wer kann diesen herablecken?" heißt es. Natürlich finden sich gleich ein paar bereit, den Gulden herabzulecken. Dem, der die Prozedur vornimmt, werden die Augen verbunden. Mit den Händen rückwärts gefaltet, beginnt der Verbundene zu lecken, merkt aber nicht, daß man ihm eine rußige Kopfpfanne vor die Nase hielt. Der Mensch

und ein dritter Bursche stellt sich hinter den Esel in derselben Stellung, nach vorne geneigt. „Esel, wer stuckt an?“ wird nun gefragt. Errät der Esel den Namen desjenigen nicht, der anstuckt, so wird geschrien: „Aufreiten, aufreiten!“ und ein vierter Bursche reitet auf den Rücken des dritten, was sich so lange wiederholt, bis der Esel den Namen eines Anstuckenden oder Aufreitenden errät. Man kommt oft die ganze Stube aus, so lange wird die Schneise beim Eselreiten, und ein schallendes Gelächter begleitet das Nichterraten der Namen von seiten des Esels.

Ebenso derb wie das Eselreiten ist das Stockschlagen. Dabei setzt sich auch eine Dirn auf eine Bank in der Stube. Ein Bursche hält seinen Kopf in den Schoß des Mädchens und dieses winkt einem zweiten Burschen, daß er dem „Stock“ einen Schlag auf einen gewissen Körperteil, den man zum Sitzen benötigt, versetzt. Auf die Frage: „Wer hat g'schlagen?“ muß der „Stock“ den Namen seines Peinigers erraten. Gewöhnlich benützt man die leeren Hände zum Zuschlagen. Es wird aber auch mit Stöcken, Holzscheitern, Brettern und dergleichen zugedroschen, was gerade nicht fein ist, aber schallende Heiterkeit erweckt, wenn der „Stock“ den Namen seines Peinigers nicht errät. Oft erhält einer 10 bis 20 Hiebe, bis ihm die mitleidige Dirn den Namen desjenigen zulispelt, der zuschlägt, denn sonst würde des Schlagens kein Ende nehmen. Je sympathischer — möchten wir sagen — der „Stock“ der Dirn ist, desto eher verrät sie ihm den Namen seines Peinigers. Es kommen dabei allerlei schelmische Bauernkniffe zur Geltung und es läßt sich dies schwer beschreiben, selbst dann, wenn man es, wie ich, selbst seinerzeit mitgemacht hat. Aber eines will ich noch erwähnen: Nicht zuletzt die Liebe ist es, die bei dieser Gelegenheit auch ihre geheimen Einflüsse zutage treten läßt. Die Bauernerotik hat so viele Nuancen, daß Uneingeweihte keinen Begriff davon haben, was es heißt, wenn wir behaupten: Zwischen dem Flirten des Städters und dem elementaren Liebesgefühlsausbruch des Älplers ist ein solcher Unterschied wie zwischen einem Maikäfer und einem Meerschweinchen. Ich will auf diesen Gegenstand nicht näher eingehen, sondern nur noch bemerken, daß nicht nur beim Weizschälen, sondern auch beim Kernheppeln, Ölausschlagen, Obstpressen, Weinlesen oder bei Totenwachen das Lazarusbegraben, Eselreiten oder Stockschlagen gespielt werden. Bei den Leichenwachen, rekte Totenwachen unterhält man sich ebenso laut und ungezwungen wie etwa beim Ölausschlagen oder Weizschälen. Ich war in meiner Jugend auf vielen Leichenwachen in St. Peter im Sulmtale und überall traf ich denselben Volkshumor, denselben ungezwungenen Unterhaltungston. Nicht etwa Pietätlosigkeit ist es, wenn der Bauer unmittelbar neben dem Toten ein Spiel aufführt, o nein, man setzt nur die Narrenkappe auf, um mit einer gewissen Gelassenheit, die freilich

St. Peter ein Bursche mit einem blumenbekränzten Bäumlein vor den Hochzeitsgästen, wenn sie nach der Kopulation aus der Kirche treten. Die zwei „Kranzelführer“ suchen den Bäumerltrager zu erwischen, um ihm das Bäumchen zu entwinden, doch der Bursche sucht mit dem Bäumchen das Weite. Ihm setzen die „Kranzelführer“ nach und eine ganze Meute Dorfjungens folgt den Dreien, weil vom Bäumchen, auf dem auch Krapfen und Backwerk hängen, oft Süßigkeiten herabfallen — und um diese rauft sich dann die Dorfjugend; ich war selber dabei und war als „Schulmeisterbub“ nicht der letzte, denn meine Beine waren flink, wie sie ja heute noch immer nicht die steifsten sind. Zu Prügeleien kam es nicht selten beim Palmbuschentragen. Man schnitt die Ringe der „Buschen“ auf. Wehe dem, der dabei erwischt wurde, denn jeder hütete streng seine Ringe, weil er daheim von der Bäuerin ein Schmölzer aus so viel Eiern bekam, als sein Buschen Ringe besaß. Dazu sei bemerkt, daß im Sulmtale die Eierspeise „Schmölzer“ genannt wird, in Obersteier sagt man „Eing'rührt's“. Kam der Stephanitag, sah ich in St. Peter den Wiedenjauk Hans „Stephansreiten“. Auf einem mit Bändern geschmückten Gaul ritt der Hans vom vulgo Jauk in der Ortschaft Wieden über die Stoppelfelder, ein altheidnischer Brauch, der ebenso der Germanenzeit entstammt wie das vorhin erwähnte Bäumerltragen bei Bauernhochzeiten.

Am 1. Mai erhielt die Dorfschönste einen Maibaum. In aller Stille stellten ihn Burschen auf. Eifersüchteleien wegen kommt es beim Maibaumsetzen nicht selten zu zünftigen Prügeleien. In Untersteiermark reiht sich bekanntlich Dorf an Dorf. Wagen es „Unberufene“ in einer benachbarten Ortschaft einzudringen, setzen sie ihre heilen Knochen aufs Spiel, denn wo die Liebe anfängt, hört die Gemütlichkeit des Sulmers auf.

Ebenso riskant ist es, auf der „Freimusi“ ein ungezwungenes Wesen zur Schau zu tragen. Schwupps fallen einige Eifersüchtige über ihn her und prügeln ihn weidlich durch. Selten geht man zu Gericht. Man wartet bis aufs „Abkehren“, wie man das Zurückzahlen der Prügel volksüblich nennt. Oft vereinigen sich bis zu zwanzig Burschen eines Dorfes, um bei einer „Freimusi“ zu erscheinen. Beim perlendeu Schilcher trinkt man sich Mut an und bei dem geringsten Anlasse krachen die Stuhlfüße. —

Wir hatten daheim im Schulhause einen Knecht, der hieß Michel, und weil der Michel beim Hirzimichel in Korbin daheim war, hieß man ihn den Hirzimichel-Michel. Dieser Michel, den ich mir noch heute lebhaft vorstelle, war ein Leichenvorbeter. Bei Totenmählern hielt er eine Anrede, in der die Stelle vorkam:

Ich schau hin und schau her,
Sehe aber den N. N. nicht mehr.

wird natürlich im Gesichte kohlschwarz. Solange seine Augen verbunden sind, muckst sich niemand im Stübchen. Sobald ihm aber die Binde von den Augen genommen wird, durchdröhnt das Gemach ein schallendes Gelächter. Der Ausgelachte weiß nicht, was die Heiterkeit bedeutet und merkt erst nach einigen Minuten, daß er der Gefoppte ist, denn den Gulden, der auf den Türfalz gelegt wurde, hatte man in dem Augenblicke entfernt, als die Augen verbunden waren. Sobald man ihm die Binde wegnahm, legte man das Guldenstück wieder auf den verabredeten Platz.

Ein anderer Jux ist der, daß man einen Fürwitzigen beim „Sterngucken" narrt. Es heißt: „Hansel, gehn ma Sterngucka!" Dabei muß der Hansel durch den Ärmel eines Rockes blicken. In diesem Augenblicke hat man dem, der den Rock hält, einen Liter Wasser gereicht. Das Wasser wird von oben in den Rockärmel geschüttet und der arme Sterngucker erhält ein so unverhofftes Sturzbad auf sein Gesicht, daß er gewöhnlich vor Schreck zurücktaumelt, was die größte Heiterkeit bei allen, die zusehen, hervorruft.

Nicht minder toll geht's beim „Rekrutieren" zu. Man assentiert einen jungen, noch naiven Burschen. Der, welcher sich zur Assentierung herbeiläßt, wird bei einer Stubentür auf einen Teppich gestellt. Plötzlich kommandiert der „Hauptmann" der „Assentkommission": „Eins, zwei, drei". Nun reißt beim Kommando „drei!" ein Bursche rückwärts vom Assentierten beim Teppich so stark an, daß der, der darauf steht, wie vom Blitze getroffen, zu Boden stürzt, was natürlich bei einzelnen Zusehern einen förmlichen Lachkrampf hervorruft. Rasch erhebt sich der Assentierte vom Boden und nicht selten kommt es vor, daß er dem, der ihm den Teppich unter den Füßen wegzog, eine Maulschelle versetzt, was neuerdings ungezwungene Heiterkeit hervorruft. Diese steigert sich, wenn der Geohrfeigte keinen Spaß versteht und die zugedachte Beleidigung gleich mit „Prozenten" rückzahlt. Auch kommt es vor, daß der Assentierte einem Unschuldigen die Maulschelle versetzt. Das schlägt dann dem Fasse erst recht den Boden aus. Man wälzt sich förmlich vor Lachen. Daß dabei der Most- oder Weinkrug die Runde macht, ist selbstredend. Die prächtigen Naturgeschöpfe, das sind unsere südweststeirischen Bauern, stürzen sich, unbekümmert um alles, in den Trubel der Lustbarkeit und selbst alte Väter und Mütter lachen, wenn die Heiterkeit ihren Höhepunkt erreicht hat, kräftig mit.

In St. Peter, wo ich von 1864 bis 1885 mit Unterbrechungen war, traf ich auch das „Boanfahren", „Schneider leih mir d Schar", „Bärntreiben", „Rätselaufgebn", „Stephanireiten", „Maibaumsetzen", „Vögelausraten", „Pfenningeinstreichen" usw.; letztere zwei Spiele werden zumeist nur mehr von der Jugend gepflegt. Bei Hochzeiten lauft in

bricht, magisch beleuchtet, steigen wir die Steinstufen hinab zum Ursprung dieses Erlösers. Da trinkt jeder der Kurgäste die vom Arzte für ihn bestimmte Menge Wassers. Schier unterwürfig schmiegt sich ein kleines, aber sauberes und gutgeführtes Gasthaus an der Grenze des Kurbezirkes den Gebäuden der Anstalt an; es dient vorherrschend dem Lokalbedarf, beherbergt aber auch Sommergäste und kann ab und zu Gäste aufnehmen, die vom Kurhaus oft in großer Anzahl abgewiesen werden müssen. Der waldreiche Höhenrücken, auf welchem die Kuranstalt steht, bildet ein für sich streng abgegrenztes Gebiet, das von seinen Baulichkeiten vollständig beherrscht wird und in welches — da die Anstalt ausschließlich Kurgäste aufnimmt — die störende Unruhe eines Passantenverkehrs nicht hineinfällt. Wir schlängeln uns jetzt, nach einem wohlgepflegten Waldweg sanft ansteigend, der Kuranstalt zu und stehen vor dem „Herrenhaus“, dessen Giebelseite uns aus weiter Weglichtung freundlich entgegenleuchtet. In der Bauart eines steirischen Hammer-Herrenhauses steht es da, im festen Gefüge seiner 1 ½ Meter starken Mauern, mit behäbigem Dachvorsprung, vergitterten Fenstern, rundem Torweg mit Spitzbogengewölben voller Behaglichkeit und Bodenständigkeit. Das Ganze steht in einem gar wohltuenden Gegensatz zu den windigen Riegelwandbauten so mancher Höhenstation unseres berechnenden Zeitalters. Ja, in diesen Festungen läßt sich's ruhig schlafen! Den gleichen Eindruck macht das zur Kuranstalt gehörige „Schweizerhaus“, welches derselben Bauzeit (1688) entstammen dürfte. Den schönen Speisesaal und die geräumige, saubere Küche hat man dem „Herrenhaus“ so glücklich zugebaut, daß sie nicht als ein Fremdkörper den einheitlichen Charakter des würdigen Bauwerkes belasten und ohne Störung sich diesem anschmiegen. So hat man es auch mit der dem „Schweizerhaus“ angebauten Wasserheilanstalt und Badeanstalt gehalten, die nach den neuesten Erfahrungen eingerichtet und mit Behelfen für alle Arten von Medizinalbädern, elektrische und hydropathische Behandlung eingerichtet sind. Seit drei Jahren liegt die Leitung der Anstalt in den Händen des Wiener Arztes Dr. H. Prigl und seither ist „Preblau“ mächtig im Emporkommen. Die Natur allein tut es nicht, ihre Heilfaktoren bedürfen der Unterstützung der medizinischen Wissenschaft und besonders ein Bad, welches — seiner natürlichen Eignung entsprechend — allmählich zu einem rein urologischen Kurort werden soll, bedarf der Leitung eines Spezialarztes. Preblau ist seit neun Jahrhunderten bekannt und die Gegenwart bestätigt, daß die Wirkung seiner Quellen auf Nieren- und Blasenleiden denen von „Wildungen“ und „Tarasp-Schuls“ in keiner Weise nachsteht. Und wie viele von den Österreichern ziehen alljährlich hinaus in die weltfernen Badeorte des Auslandes, an fremdsprachigen Luxus- und Vergnügungsstätten eine Heilung suchend, die sie gemütlicher und billiger im gleichgestimmten „Preblau“, ihrer schönen Heimat, finden

Unter dem N. N. war der Beerdigte gemeint. Ich habe in den siebenziger Jahren eine Leichenrede unseres Michel im Original aufgezeichnet erhalten. Gegenwärtig ist dieselbe im Besitze meines einstmaligen Professors des kais. Rates Franz Ferck in Graz. —

Das obersteirische Volksleben ist noch viel reicher als das der südwestlichen Steiermark und besonders eigenartig sind die Sitten und Bräuche im Ennstale.

Preblau.

Von Toni Schruf.

Da ließ sich die Quelle nicht länger zurückhalten; heilverkündend entsprang sie ihren finsteren Irrläufen gerade an dieser, dieser Stelle und ihre jauchzende Freiheit grüßt da die schönste Natur des Lavanttales. Von der geräuschlosen, rosenumblühten Bahnstation zieht eine blanke Fahrstraße in gleichmäßiger Steigung dem Kurorte zu und aus dem Seitentale, das uns aufnimmt, murmelt uns ein versteckter Waldbach die frohe Botschaft von der göttlichen Bergeinsamkeit entgegen. Weiden und Erlen wölben von seinen Ufern den Dom undurchdringlichen Laubwerks und hüten den Spiegel dieses Wassers wie ein süßes Geheimnis. Uns voran zieht ein mächtiger Fuhrwagen, an dessen Gestänge sechs wuchtige Hengste den Berg hinankeuchen; die geleerten Sauerbrunnflaschen müssen zurück zu frischer Füllung. Der Omnibus der Kuranstalt, der noch etliche Gäste aufgenommen hat, rollt voraus, und ich lasse mich von diesem munteren Bächlein bergwärts ziehen; das geht leicht und dabei gewinnt man mit jedem Schritt sich selbst etwas ab und der Natur. Während man so dahinwandert unter blauem Himmel und zwischen frischem Grün, einem neuen, unbekannten Ziele entgegen, beginnen die Sinne den Alltag mälig auszuschalten, die Seele löst sich sachte los von den Fesseln der Materie und es vollzieht sich innerlich jene wundersame Wandlung — die Rückkehr zu sich selbst.

Nach halbstündiger Wanderung taucht ein stattlicher und sauberer, von hübschen Anlagen umgebener Bau aus der Waldeinsamkeit auf; wir stehen aber noch nicht vor dem Kurhaus, sondern vor dem „Brunnen-Versand-Gebäude“, das in seinem oberen Stockwerk auch Kurgäste beherbergt und in dessen ebenerdigen Räumen das „Post- und Telegraphenamt“ untergebracht ist. Im Kapellenstil erhebt sich daneben der Trinkbrunnen, errichtet dem „Heilande“ der Gegend, dem im Geschmacke dem Gießhübler ähnlichen und überdies sehr heilkräftigen „Preblauer“. Die in Kuppelform herausgehobene Zisterne bildet gleichsam den Altar dieses Mysteriums und vom Sonnenlicht, das durch buntfarbige Fensterscheiben

Und im Walde dieses Edens stehen einzelne Fichten, wie ich sie all mein Lebtag nicht gesehen und bei deren Anblick das Auge des Naturfreundes so groß wird, wie etwa das eines eifrigen Holzhändlers. Ihre Wurzeln haben die Macht der Bodenständigkeit wohl aus zwei Jahrhunderten gesogen und vor der Majestät ihrer Erhabenheit müßte die Axt des Holzhauers in Ehrfurcht sich senken. Diese Naturwunder werden gehütet, die Erwerbsucht mag ihnen nicht beikommen.

An einem sonnigen Morgen stieg ich den einstündigen Fahrweg hinauf zu dem an 1000 Meter hoch gelegenen Dörfchen „Prebl". Kühle Bergluft rieselt herab aus tiefbeschattetem Einschnitt, denn die lastende Sonnenwärme erstirbt von dem Hauche der Baumriesen, die in diesem weltfernen Gebirge den Schutz der Einsamkeit gefunden haben. Prebl liegt, unserem steirischen „Fischbach" gleich, auf weitsichtigem Höhenzug und hat seinen Mittelpunkt in der Kirche, die anspruchslos, von freundlichen Obstbaumgruppen umgeben und innerhalb der Friedhofmauer, bewacht von ihren Toten, auf niederem Hügel steht.

Aus den offenen Fenstern des Schulzimmers schlägt der Buchstabierton des Unterrichts heraus auf den grünen Anger, auf dem ein vermorschtes Rundholz seine verwitterten Wegzeiger nach drei Richtungen ausspreizt. Der Zeiger der Turmuhr hat sich totgelaufen, er steht unbeweglich, das verwaschene Zifferblatt läßt die Stunde nicht mehr erkennen — der Zeitspiegel ist erblindet —, die Glockenzunge bleibt, bis „zu heiligen Zeiten", gelähmt und das ganze Gotteshaus bildet so recht den Ausdruck stiller Ergebung. Hat denn diese Alpengemeinde das Schicksal so vieler anderer erreicht? Gibt sie sich selbst auf? Im weiten Umkreis aber schlägt laut vernehmbar, ungebunden an Raum und Zeit, das unsterbliche Herz der Schöpfung und während das Auge so hinweidet über die sanften Höhenzüge und ihre lieblichen Gelände, die in ewiger Wiedergeburt ihre große Auferstehung feiern, kommt uns der Glaube, daß auch für die Bewohner dieser Alpengegenden wieder eine Zeit der Heimständigkeit anbrechen müsse, der Morgen einer Kultur, die der Erde jene Kräfte wiedergibt, die ein unnatürliches Zeitalter ihr geraubt und die jenen Urstand der Menschheit, der den Völkern die stärkste Gesittung und größte Lebenskraft gegeben, wieder in die heiligen Rechte seiner bescheidenen Existenzbedingungen einsetzt. Obwohl das Lavanttal selbst keine nennenswerte Industrie hat, entwurzelt die Schollenflucht doch auch den hiesigen Gebirgsbauern, die frischen Bauernburschen finden guten Absatz „ins Steirische" und die benachbarten Eisenmetropolen verschmelzen dieses Edelmetall mit dem internationalen Brei der „roten Masse". — Über glatten Tannengrund schlendere ich durch weite Hochwaldlichtungen hinüber nach „Gräbern", vorbei an malerischen Bildstöcken und eigenartigen Waldkapellen, an denen der Pinsel seine stillen Wunder gewirkt. Auf ihrer Giebelseite

könnten. Die Erinnerung an die stolzen Badeorte der Hochpyrenäen, „Cauterets" und „Bagnères de Luchon", deren hohe Gebirgswelt, eitle Geschmacksraffinerie und Überkultur sich mir hier als greller Gegensatz aufdrängen, vermag dem ruhigen Zauber dieser Lavanttalstimmung, dem schlichten Kulturkleid dieses anmutigen Örtchens, nicht standzuhalten. Und unter den Kurgästen selbst herrscht hier das gemütlichste Treiben, der ungezwungenste und heiterste Verkehr. Es ist die Kraft der Ruhe der Natur, der Zauber ihrer Einsamkeit, die die Menschen einander zuführen. Der „Sauerbrunn" täte es nicht, ja man sagt, daß dieser sogar in den Kopf steige, wenn man ihn in Übermaß genieße. Freilich geht auch viel von diesem inneren Behagen vom Leiter der Anstalt und seiner liebenswürdigen Gattin aus. Dr. Prigl steht auch dem Kurhause — unterstützt von einem tüchtigen Geschäftsführer — als Wirt vor und erscheint uns in dieser Nebenrolle ebenso sympathisch wie im hohen Beruf seiner ärztlichen Wissenschaft. Daß die Küche, bei der Wichtigkeit einer für die Kurgäste rationellen Diät, mit der Anstalt auf gleicher Höhe steht, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Der Kurort liegt 850 Meter hoch auf einem bewaldeten Höhenrücken, der gegen Norden, Nordosten und Nordwesten von höheren Gebirgszügen überragt ist; so werden die Stürme jener Richtungen in ihrer Macht gebrochen und die unangenehmen Wetterstürze treten hier nicht so plötzlich ein wie anderswo bei gleicher Höhenlage. Das südliche Ende der Hochebene wird von dem „Marienkirchlein" beherrscht, das verkündigend in das sonnenätherige Lavanttal hinausleuchtet. Mich mutet dieser stille Flecken zugleich an wie ein kleiner Wallfahrtsort. Und ist es nicht auch ein solcher? Auch hieher pilgert die müde Seele, voller Sehnsucht, mit ihren großen Anliegen an die Heilkraft der Natur, dieses ewige Wunder Gottes, das immer seinen erlösenden Gnadenstrahl in die kummervollen Herzen der Mühseligen und Beladenen senkt.

Die Naturterrasse der Kuranstalt umgibt ein wechselvoller, herrlicher Wildpark, in dessen weitem Umkreis die achtzig Kurgäste sich verlieren. Gutgehaltene Wege in allen Neigungen, prachtvolle Baumgruppen aller Art, lauschige Büsche, gedeckte und freie Ruheplätzchen, manche von so dichten Lindenlaubdächern überspannt, daß die Benützung des Regenschirmes in solchem Schutze wegfällt. Und die Abendstille! Kaum vernehmbar, gleich leisem Wipfelrauschen, haucht aus durchnachteter Senkung das schläferige Bächlein seinen schwachen Odem herauf auf die mondlichtüberflutete Höhe und nur im Gezirpe der Grillen vibriert der Pulsschlag dieser tiefen Lautlosigkeit. Hat denn die Natur hier ein besonderes Schweigen? Sie hat es, hat es für jene, die hieher gewallt auf dem Wege des Leidens und die Sehnsucht nach tiefem Frieden hineintragen in dieses stille Gnadentum Gottes.

in unser Herz und das bange Geläute wird dem horchenden Gewissen zu einer Sprache Gottes. Dabei habe ich aber heimlich den „Teixelberger“ in Verdacht, daß er es war, der mir diesen Abschiedsgruß über die Höhe nachsandte, nachdem ich ihm zuvor meine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß man von ihren Kirchtürmen zu keiner Tageszeit eine Glocke zu hören bekomme. —

Mit „Preblau“ hat die kärntnerische Kultur einen würdigen Vorposten an die steirische Grenze gestellt, er macht uns begierig zu schauen, was da noch an weiteren Schönheiten dahintersteht. Aber unsere Tage sind um und wir müssen uns wieder der Welt und ihren Forderungen zuwenden. Und wenn die Welle des Lebens wieder höher geht und das eitle Weltkind auf die Hochflut kecker Wünsche hebt, dann wird wohl, vermengt mit der Brandung der Wogen, der Sirenenton von diesem lieblichen Eiland an mein Ohr klingen und seine heitere Küste wird dem Ruhelosen aus der Ferne zuschimmern als ein „verlorenes Paradies“.

Paul Keller.

Eine literarische Skizze von **J. K. Ratislav, Wien.**

Paul Keller ist ein Sohn des romantischen Schlesien. 1872 in Arnsdorf geboren, verlebte er eine glückliche Jugend, die ihm die Kindesseele und das Kindesauge bewahrte. Er wurde 1894 Lehrer und hat aus seinem Berufe vielfache Anregungen geschöpft. 1908 übernahm er die Redaktion des „Guckkasten“ *) und widmete sich nun, durch die Erfolge seiner Bücher sichergestellt, ganz der Schriftstellerei.

Ein Kritiker sagt von ihm: „In Paul Keller lebt die Seele Eichendorffs und Novalis’ in ihrer ursprünglichen Kraft und Schönheitstiefe fort, nur erfaßt sie in neuem Gewande Welt und Leben inniger und tiefer, ist künstlerisch und psychologisch vollendeter gestaltet.“ Das Verständnis für die Kindesseele und für das Wesen der Mutterliebe, ein echt poetischer Humor und eine optimistische Liebe sind die Haupteigenschaften Kellers. Sein Optimismus sucht einen Ausgleich zwischen Gut und Böse, er kennt kein Böses, das von Anfang an da wäre. Das Laster ist für ihn die verirrte Tugend. Schwere Glaubenskämpfe sind seiner naiven Natur fremd geblieben. Er hängt an seiner angestammten Religion und seine religiösen Gefühle treten auch in seinen Werken hervor, aber keineswegs tendenziös, denn sie sind interkonfessionell.

---

*) Diese hat er kürzlich niedergelegt und will sich in den „Paul Keller-Blättern“ ein eigenes Organ begründen.

strahlt, im Ausdrucke heiligen Zornes, grellfarbig das Auge Gottes und an den Seitenflächen verschlingen die Arabesken der nüchternen Wandschablone sich mit allen Heiligen des frommen Lavanttales, die da in bunten Farben prangen. Im Innern aber hängt, über reichbeschenktem Altar, auf seinem Kreuze wohlgeschnitzt der Erlöser, in den matten Zuckungen des flackernden Scheines seines „ewigen Lichts", von Rosen umblüht und behängt mit seidenen Bändern. Die Kunstwerke, vor denen wir oft in Ehrfurcht und Bewunderung stehen, sprechen sie uns immer so innig an wie diese naiven Herzensgebilde des Volkes?

„Gräbern!" Die verwitterten Gneistrümmer der Kirchhofmauer umdrängen das Gotteshaus und der seines Stuckes beraubte Glockenturm, der, wie ein Ausrufezeichen der Verwunderung, über seine kleine Gemeinde emporragt, läßt die letzten Spuren seiner einstigen „Sonnenuhr" kaum noch erkennen. Der Kirchhof von „Gräbern" ist durch seine ergreifende Armut malerisch wie kaum ein zweiter. Die meisten Gräber erkennt man nur an der Hügelform, verwitterte Holzkreuze stehen, gleich Wegweisern zur Ewigkeit, nach allen Himmelsrichtungen, dort und da verblaßte Inschriften, verrostete Erlöser, die kopf- oder armlos vom Kreuze herabhängen — das Ganze ein Sinnbild der Entsagung der Überlebenden. Ja, Totenkultus treibt man da keinen, wo das Leben so hart ist. Mächtige Schirmfichten wetteifern mit der Höhe des Turmes, werfen heilige Schatten und greifen mit den Riesenarmen ihrer Wurzeln vom Kirchhof hinüber an die einzige menschliche Behausung dieses fernen Weilers, gleichsam in dieser tiefen Einsamkeit zusammenhaltend die Lebendigen und die Toten.

Die Kirche und das Wirtshaus, Gott und der Teufel, wie hart stehen sie hier aneinander! Der Herr Pfarrer hat die Kirche abgesperrt und so muß man — zum Teufel gehen. Daß aber der Wirt dieses Hospizes „Teixelberger" heißt, ist sicherlich nur auf einen Zufall zurückzuführen. „Gräbern" schiebt sich auf einen aussichtsreichen Bergrücken vor, dessen Mittelpunkt den Blick in das Lavanttal gegen „Wolfsberg" freilegt und der uns mit einem Ruck die Karte der ganzen Gegend aufschlägt. Nordöstlich die „Saualpe", die heuer noch von der Sektion „Wolfsberg" des D. und Ö. Alpenvereins ein schönes Schutzhaus kriegt, südlich die „Koralpe" und dazwischen, reich gegliedert, die vielen Ausläufer der Alpenkämme und die Gruppen der selbständigen Waldberge, die das Tal nach seinem Hintergrunde zu kulissenartig abschließen.

Von „Gräbern" aus erreicht man in 1 ½ Stunden das gemütliche „Wolfsberg", den Hauptort des fruchtbaren und obstreichen Lavanttales. Auf dem Heimweg erreichte mich der Klang der Kirchenglocke. Es ist etwas Wundersames um das Läuten in der Bergeinsamkeit! Wie ein großes Anliegen armer Seelen senkt der Ton dieser Glocken sich

der Dichter in einem Romane nicht erschöpft hätte. Aus einer späteren Sammlung von Erzählungen, betitelt „Das Niklasschiff“, sei das reizende, von inniger Naturliebe erfüllte Märchen „Weiden“ genannt.

„Wer keinen Hof und keinen Fuß breit eigenen Bodens besitzt, kann doch eine Heimat haben, aber wem die Mitbürger ein Plätzchen idealen Baugrundes in ihren Herzen verweigern, der ist heimatlos.“ In diesen Worten liegt der Grundgedanke von Kellers zweitem Romane „Die Heimat“, der gegen „Waldwinter“ einen entschiedenen Fortschritt erkennen läßt. In diesem Werke wird das Hauptgewicht auf die Schilderung seelischer Zustände gelegt, der Kampf um die Heimat bildet die Charaktere, von denen der wortscheue, arbeitssame und treue Schaffer Reichel äußerst lebenswahr gezeichnet ist. Der Lumpenmann Matthias Berger gehört zu den edelsten Kellerschen Figuren. Über den Begriff Heimat wird in diesem Buche oft gesprochen und schließlich kommt der Dichter zur Erkenntnis: „Heimat ist nicht Raum, nicht Freundschaft, nicht Liebe, Heimat ist Friede.“ In dem Romane „Der Sohn der Hagar“ klingt dieser tiefe Gedanke wieder: Heimat ist Friede.

Ein seltsam tiefes Buch ist „Das letzte Märchen“, ein Idyll, das ein träumender und doch lebensstarker Poet geschrieben hat, ein Märchen, wie es nur ein Dichter ersinnen konnte, der jung geblieben ist. Keller leitet sein Werk selbst mit den Worten ein: „Mein letzter Gang in die süße, heilige Herrlichkeit jener Wunderländer, nach denen sonst nur die reichsten Menschen reisen können — die Kinder — eine Flucht zurück zur Harmlosigkeit, zur Gesundheit, zu einer Freude, auf die keine Qual folgt. In dieses Buch will ich alles retten, was in mir noch jung, nein, was in mir noch Kind ist . . .“ „Das letzte Märchen“ gibt eine Satire auf die Gegenwart, aber ohne kritische Verbissenheit und dozierende Unfehlbarkeit, sondern als echt empfundene Dichtung, durchsetzt mit einem kräftigen, goldenen Humor. Einzelne Szenen sind von ungewöhnlicher Schönheit, wie die Sterbeszene des Wichtel, des letzten von den sieben, die bei Schneewittchen waren. Als Motto möchten wir diesem satirischen Märchen den Satz voranstellen: „Der rechte Spott kommt aus der leisen Trauer eines gütigen Herzens.“

„Der Sohn der Hagar“ ist ein Markstein in der Entwicklung Kellers zum Dichter und sicherlich das reifste Werk, das er uns bis jetzt beschert hat, wenn man den einheitlichen Aufbau, die künstlerisch vollendete Durchführung des gestellten Problems und die ergreifende Stimmungskunst in Betracht zieht. Die Tragödie des unehelichen Kindes, das heimatlos die Welt durchwandert, wird uns hier in schmerzlich bewegten Tönen, die nur mitunter ein helles Lied unterbricht, erzählt. Arm an Freude und Liebe ist das Leben des Helden, der schließlich auf freiem Felde, wie einst seine Mutter, stirbt. Doch dem Sterbenden erscheint Christus

Kellers erste Werke, die schon den Beifall Wilhelm Raabes gefunden haben, gehören in den Rahmen der Heimatkunst, der er in dem Roman „Der Sohn der Hagar" einen über das Alltägliche hinausgehenden Ausdruck geschaffen hat. Der Stil des Dichters ist modern, ohne sich zu zieren. Besonders in den vielen, den geborenen Dichter verratenden Naturschilderungen, die in Prosa geschriebene Gedichte sind, zeigt dieser Stil seine lebendigen Schönheiten. Keller weiß die Natur zu beleben, weil er sie versteht. Er gestaltet aus der passiven Stimmung eine fortschreitende Handlung, er wandelt das lyrische Moment in der Natur zu einem epischen. Ein gutes Beispiel für diese feinsinnige Naturbeseelung bietet „Die Wiese".

„Gold und Myrrhe" nennt Paul Keller seine ersten beiden Bücher, weil sie uns berichten „vom schimmernden Glück, das so echt und rein ist wie das Gold" und „von bitterem Leid, vom Myrrhenkräutlein, das noch keinem Erzieher erspart blieb". Von diesen Skizzen aus dem Schulleben, in denen der Lehrer im Mittelpunkt der Handlung steht, sind besonders „Arme Kinder" und „Der Lump", eine Lehrertragödie, hervorzuheben. Das „Schmiedefeuer" im ersten und das „Zigeunerkind" im zweiten Buche stellen der pädagogischen Kunst des Dichters ein gutes Zeugnis aus. Diese gemütswarmen Erzählungen sind in ihrer Art nicht alltäglich zu nennen.

Die Bedeutung des Romanes „Waldwinter" entspricht nicht dem Erfolge, den er erzielte. Das Ganze als Kunstwerk ist verfehlt, die Charaktere sind sehr konventionell. Dagegen spricht aus dem Buche der heimatliebende Dichter zu uns, der mit ganzem Herzen an seinen Fluren, Wäldern und Bergen hängt. Das Riesengebirge im prächtigen Winterkleide findet in ihm den berufenen Verkünder seiner Schönheiten. Den Wald mit seinen schweigenden Einsamkeiten, das Hochland mit seinen Sagen und Märchen hat er mit großer Stimmungsgewalt mit dem Leben seiner Menschen organisch verbunden. Dem Milieu, das ihm viele Wanderfahrten vertraut gemacht haben, entnimmt er auch meist die Gestalten seiner Dichtungen.

Die Art des Schlesiers, zu erzählen, ist eine gemütliche. So beschaffen sind auch die folgenden Geschichten Kellers, die nichts anderes sein wollen als schlichte, ungekünstelte Erzählungen. „In deiner Kammer" heißt das Buch und damit ist auch sein Inhalt charakterisiert. Der Dichter kommt zu uns wie ein alter Freund, mit dem man einsame Abende gern verplaudert. Von fremden Schicksalen erzählt er uns, mit denen das Leben sonderbar gespielt hat. Einige still ergreifende Skizzen stehen in diesem Buche, die beweisen, daß Keller mehr kann, als uns ein paar Stunden vorzuplaudern. Ich denke an „Das alte Heim", an „Seeschwalben" und an „Die Weide". Die Stücke konzentrieren, was

(„fünf Waldstädte") stehen sehr tragische („der kleine General") gegenüber. Kindheitserinnerungen gibt der Autor, so in der Titelerzählung, Märchen von unvergleichlicher Pracht und Frische, und in den letzten Geschichten kehrt er zum Ausgangspunkt seines literarischen Schaffens zurück, wo er uns als Lehrerdichter in die unendlich verschlungenen Regungen der Kindesseele schauen ließ.

Mit diesem letzten Buch findet sich Paul Keller wieder in seine Kinderträume, nachdem er schon ins Leben hinausgetreten war und in seinen größeren Dichtungen Ansätze zu einer starken Kunst gezeigt hatte. So bedeuten denn „Die fünf Waldstädte" in gewissem Sinne einen Abschluß seines bisherigen Schaffens und bilden gleichzeitig den Übergang zu einer neuen, noch unbekannten Periode.

Heimgärtners Tagebuch.

Vor siebenundvierzig Jahren bin ich das erstemal in ihrem Hause gewesen, am Steinfeld bei Graz. Bei ihrem Gatten, dem seither heimgegangenen Unvergeßlichen, hatte ich zu danken für Bücher, die er dem Waldbauernbuben nach Alpel geschickt. — „Ich habe gelesen, daß Sie auch zeichnen können!" sprach er und legte auf seinem Schreibtisch Papier und Bleistift hin. „Zeichnen Sie mir da mal was!" — Ich setzte mich hin und sann. Was soll ich denn zeichnen? Ich schaute herum. Über dem Schreibtisch hing das Bild einer jungen, schönen Frau. Das sah ich an und sah es an und — legte den Bleistift wieder hin: „Ich kann nicht zeichnen!" Das Bild hatte meinen Künstlermut gebrochen. — Und jene Frau, die ich damals das erstemal gesehen, vollendet nun in wenigen Tagen ihr achtzigstes Lebensjahr. Wieder möchte ich ihr Bild zeichnen, aber ich kann es heute fast so wenig als damals. Es ist eine seltene, eine merkwürdige Frau. Ich habe sie in glücklichen Zeiten, habe sie in Tagen tiefer Trauer gesehen — immer gleich bewundernswert. Dort mit Weltblick und seelenzartem Humor stets froh anregend, mit geistvollem Takt oft übermütige Gesellschaften bändigend, hier in tiefer Ergebung aufrecht Schwerstes ertragend. Die langen Jahre des Glückes, der Familienfreuden, des Besitzes, der ehrerbietigen Huldigung hatten sie nicht verweichlicht, nicht verstockt und nicht verstolzt. Die Freude teilte sie mit anderen, den Schmerz pflegte sie mit Schweigen zu verhüllen — Linderung suchend bei ihren Kindern, Enkeln und Urenkeln, Heil findend in ihrer unbegrenzten Güte gegen Hilfsbedürftige. Man konnte von dieser Frau Kraft und Weisheit lernen. Mich selbst hat Goethe stets an diese Frau gewiesen, wenn ich wissen wollte, was sich

und ruft ihm die Trostesworte zu: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen!“ Dieser zum Anfang zurückkehrende Schluß verleiht dem Lebensgange Robert Winters eine tiefe Tragik, die der Dichter selbst mit den Worten ausspricht: „Am reifen Ährenfeld geboren, am reifen Ährenfeld gestorben und zwischen Ernte und Wiederernte ein fruchtlos Leben.“ Der Haß gegen den Vater und die Liebe zur unbekannten Mutter begleiten Robert auf seinen Wegen und ihre Wirkung aufeinander ist mit großem Verständnis für die Kindesseele analysiert. Keller hat das Bibelproblem insofern vertieft, als er seinen Helden nicht sich durchringen ließ, sondern ihn zu einem tragischen Ende führte. Er hat so den für die Gegenwart einzig richtigen Standpunkt gegenüber dem Hagar-Problem gefunden. Unter den vielen Personen des Romans sind die Bettelmusikanten ganz einzigartige Gestalten.

Mit seinem letzten Roman „Die alte Krone“ hat sich Paul Keller ein dichterisches und ein kulturhistorisches Verdienst erworben. Trotz des großen Zieles, das er sich setzt, den gewaltigen Kampf zwischen deutschem und slawischem Volkstum an zwei Brüdern zu veranschaulichen, ist sein Buch doch ein idyllisches geworden, das der Eigenart seines Verfassers genug Spielraum läßt. „Die alte Krone“ entwirft ein Kulturbild der kleinen wendischen Sprachinsel, die sich inmitten des Weltmeeres europäischer Kultur eine tausendjährige Selbständigkeit bewahrte. Dieser slawische Stamm, der einst den ganzen Osten des Deutschen Reiches beherrschte und dann Schritt für Schritt zurückweichen mußte, hat, in Vergangenheitsträumen versunken, den Anschluß an die neue Zeit versäumt, bis um das Jahr 1866 seine Zersetzung erfolgte. Wenige Stunden von Berlin liegt dieses sagenumwobene Ländchen, mit fremden Sitten und Gebräuchen, bei dessen Schilderung dem Dichter die Romantik des einsamen Heide- und Flußlandes zu Hilfe kam. Die Sage vom Kral der Wenden, der einst kommen wird, um sein Volk zur Herrschaft zu führen, hat sich durch Generationen vom Vater auf den Sohn vererbt und sie bildet das Grundmotiv des Romans. Die Charaktere der handelnden Personen sind vortrefflich erfaßt: Der vom blinden Ehrgeiz getriebene Samo, der alte Kral, der mit dem Königsgedanken so innig verwachsen ist, der Tscheche Krok, der die böhmischen Kleinodien in seinem Hause behütet. Juro, der ältere Bruder, trägt den Sieg davon und er führt auf langsamem Wege seine Wenden zur deutschen Kultur, nachdem er erkannt hat: Nationalität ist Liebe zu seinem Volk und diese Liebe läßt sich nicht mit Gewalt herbeiführen.

An frühere Erzählungen knüpft Keller mit seinem letzten Buche „Die fünf Waldstädte“ an. Er bezeichnet es selbst „als ein Buch für Menschen, die jung sind“. Wie die Stoffe, so wechseln hier auch die Stimmungen in buntem Durcheinander, heiteren, gemütsfrohen Tönen

bevölkern, besteuern, oder als Absatzgebiet für unseren Handel benützen können.

Der Einzelmensch muß die Natur für eine brave Person halten, weil er ihr angeblich nachfolgen will. Wenn er egoistisch ist, so beruft er sich auf die Natur, sie sei es auch. Freilich wohl, jedes Einzelwesen — etwa der Fuchs, der Wolf, der Ochse — sind egoistisch. Die Natur im ganzen ist es nicht. Die ist altruistisch und opfert jeden Augenblick kaltblütig Millionen Einzelwesen auf, um die Art zu erhalten. Sie vernichtet den Einzelnen aus Liebe zum Ganzen. Wer also der braven Person folgen wollte, der wüßte jetzt beiläufig, was die Meinung der Natur ist.

„Dichte dir die Welt, wie sie dir gefällt!“ habe ich früher gern in die Stammbücher geschrieben. Damit bin ich einmal an den Unrichtigen geraten. Ein Materialist war's; Idealismus witterte er! „Herr, was soll das heißen, dichte dir die Welt, wie sie dir gefällt?!“

Das soll heißen — so meine unzulängliche Antwort: Lerne sehen! Lerne glücklich, künstlerisch sehen! Lerne das Gute und Schöne sehen und gestalte es aus mit deiner Phantasie und schmücke es! Und das Widerwärtige lerne möglichst übersehen. Es wird damit ja nicht aus der Welt zu schaffen sein, aber es wird mehr zurücktreten, wenn wir es nicht immer noch künstlich nähren und pflegen. Mache vor Schlechtigkeit und Häßlichkeit möglichst alle Tore und Fenster zu; und was davon doch anfliegt, das verkleinere, anstatt zu vergrößern — und du wirst weniger darunter zu leiden haben. Vor allem weise zurück, und das kannst du leicht, was die Zeitung, die Literatur, die dramatische, die bildende Kunst usw. dir an Quälendem, Elendem und Schmutzigem aufdrängen will. Damit befreiest du dich von einem großen Teil der Widerwärtigkeiten und führst ein reineres Leben. Pflege die erhebenden Gedanken und wohltuenden Empfindungen und es wird vieles ganz anders, viel erträglicher und erfreulicher erscheinen. — So kann man die Welt ein wenig deichseln, für sich sogar ändern zum Wohlgefallen, und das meine ich mit dem Wahlspruch. Nennt mir das nicht Vogel Strauß-Politik; die übersieht absichtlich, was unmittelbar bedroht. — Ich meine vielmehr, das Elende von sich stoßen und dem Besseren, Höheren, Reineren zustreben.

Mein Gegner belehrte mich: So die Augen zumachen vor der Wirklichkeit heißt ja geradezu ins Verderben rennen! Nicht das Schöne soll man sehen lernen und auch nicht das Häßliche, sondern das Wirkliche! Wer das nicht will, ist ein Tor.

ziemt. In schlichter Unbefangenheit gab sie manchen Ausspruch wie einen Heller hin — und war er doch ein Goldstück. Die zahllosen Bittgesuche von allen Seiten, aus aller Welt prüfte sie klug und weitschauend und den Würdigen blieb sie eine treue Hilfe. Unsere Stadt weiß keine größere Wohltäterin und man erfährt doch nur einen Teil dessen, was sie Gutes tut. Sie hat den Blick für das Richtige und Notwendigste, sie erforscht fremdes Anliegen, fremde Individualität derer, denen sie beisteht, sie hat die Eigenschaft großer, altruistischer Naturen — das Sichhineindenkenkönnen in die Wesenheit anderer. Sie lebt kaum mehr für sich, ihre Seele geht vom müdegewordenen Körper auf andere über, die jung sind, die mitten im Leben stehen — das ist der Weg zur Verjüngung und Unsterblichkeit.

Die Tüchtigkeit in der Arbeit und die verehrungswürdige Güte, die in diesem Hause seit jeher gewaltet, hat denn auch Ehre erfahren. So wie vor vielen Jahren schon die Familie in den Adelsstand erhoben wurde, so ist besonders dieser frauliche Engel der Armen vom Kaiser mit dem Liebsten ausgezeichnet worden, was er zu vergeben hat — mit dem Elisabethorden.

Und wer ist es nun, von dem da gesprochen wurde? Die steirische Hauptstadt weiß es, wenn ich nur die Worte sage: Frau Therese.

Der Norweger kennt außer dem Befreiungskampfe seit langem schon keinen andern Krieg mehr als den gegen die Elemente. Den Nordpol gleichsam vor der Tür, hat er über die sich verhetzenden und mordenden Völker hinweg seinen langen Arm ausgestreckt, um nach dem Südpol zu greifen. Kapitain Amundsen, der „machtlose und mittellose Mann“, konnte seinem König den Südpol zum Geschenk machen. — Napoleon wird, trotzdem er über das winzige Europa kaum hinausgekommen ist, der Welteroberer genannt. Ungezählte Menschen hat er hingeopfert, Europa mit Jammer und Elend erfüllt — und so weiter. Amundsen hat mit dem Diadem des antarktischen Eises sein Vaterland gekrönt zu unvergänglichem Ruhme. — Und nun will der kühne Norweger auch den Nordpol noch haben, den viel umstrittenen, der jetzt wegen ein paar Abenteurer etwas in Verruf gekommen war. Die deutsche Südpolexpedition, die unterwegs ist, gewinnt nun eine andere Bedeutung, die der Zeugenschaft und Feststellung.

Doch — wozu brauchen wir denn eigentlich die Pole? „Für die Polen?“, sagte jener Spaßvogel. Dieselben Leute, die sich keinen wissenschaftlichen Wert denken können, werden wohl auch die Bedeutung der Astronomen bestreiten, die zahllose Welten entdeckt hat, die wir weder

Weil an mich immer Anfragen kommen, die sich auf die Millionen-Sammlung beziehen, so ist wieder einmal laut zu sagen, daß alles dieses nur vom Deutschen Schulverein, Wien, VI., Magdalenenstraße Nr. 6, zu erfahren ist. Dort fließen die Gelder ein, dort werden sie verwaltet und verrechnet, dort wird über ihre Verwendung beraten und entschieden, und dort wird Rechenschaft gegeben. Mich persönlich geht die Sache nichts an und was ich von ihr weiß, habe ich selbst vom Deutschen Schulverein.

Die Leute reden von Wehleid und von Wollust. Könnte man nicht auch von Wolleid und von Wehlust sprechen? — Es gibt mancherlei Leid, das wohltätig auf uns wirkt, von Mitleid gar nicht zu reden. Häufig macht Leid, wenn es vorüber ist, einer größeren Zufriedenheit, einer besonderen Glücksstimmung Platz. Das ist Wolleid. — Und Wehlust? Wer die Wollust kennt, dem braucht man die Wehlust nicht erst zu erklären.

Das Anwachsen des Reichtums in Österreich? Eine neue Melodie. Max Reinitz schreibt darüber in der „Deutschen Rundschau“ (Aprilheft) ein Kapitel, das uns einmal aufschauen macht. Unter Belegen wäre da nachgewiesen, daß besonders in den letzten zehn Jahren in unserem Österreich das Volksvermögen auf das Vielfache angewachsen sei. Ich glaube nicht, daß es sich nur annähernd feststellen läßt. Wir haben ja kaum einen andern Anhalt als das Steuerbekenntnis. Erfreulich, wenn es sich gehoben hat. — Nicht mehr die Naturproduktion, sondern die Industrie sei es, die Millionäre mache, und die meisten dieser Herren säßen in Wien, um dort Pracht zu entfalten und das Leben zu genießen; so daß man in den Provinzen, besonders in den südlichen, von Reichtum nicht viel verspüre. Ungefähr 3000 Millionäre sollen wir haben, wovon ein Drittel vielfache Millionäre sind! — Dann wird aber folgendes behauptet: Der österreichische Reiche habe zu wenig gemeinnützigen Sinn, zu wenig Patriotismus. Er pflege sein Vermögen zu verheimlichen, damit er nicht ärmere Kreise mithalten lassen müsse. In gemeinnützigen Beihilfen, humanitären Stiftungen u. s. w. sei er (unter Ausnahmen natürlich) recht zähe. Auch lege er sein Geld lieber in fremden, als in guten österreichischen Papieren an. Vor allem unterlasse er es, bei Aufhelfung des niedergehenden Bauernstandes mitzutun. Und endlich und schließlich sagt der Mann unseren wohlhabenden Staatsbürgern klipp und klar ins Gesicht, daß sie groß in Steuerhinterziehungen wären. — Nicht just dem Worte, sondern — und gründlich vertieft — dem Sinne nach lauten so die Anklagen, die bitterschweren!

Österreich hat zur Zeit zwölfeinviertel Milliarden Schulden. Das macht nichts, meint der Verfasser des angeführten Aufsatzes, die würden sorglos geglichen, wenn die Staatsbürger, besonders die reichen, ihre

Gut. Aber ich **bin** ein solcher Tor. Meine Natur hat die Dinge immer besser und schöner genommen, als sie an sich sein mögen — und ich habe durch ein langes Leben immer nur Vorteil davon gehabt — Freude und Kraft.

„Was ist für das deutsche Volk in Steiermark besser, wenn wir deutsche Schulen im windischen Lande gründen, oder wenn wir windische Schulen in deutschen Gegenden stiften?"

Diese Frage eines Müßigen hielt man anfangs für verrückt. „Diese Frage **ist** keine Frage!" sagte man. „Wir müssen in fremdsprachigen Gebieten deutsche Schulen gründen!" — Später kam man ins Nachdenken. Wenn wir den Windischen oder den Tschechen deutsche Schulen in ihre Dörfer stellen, so lernen sie aufs billigste die deutsche Sprache, mit der sie dann als Beamte, Lehrer oder Geistliche in deutsche Gegenden vordringen können, um dort für **ihre** Nation zu arbeiten. Die slawischen Agitatoren bei uns würden nicht solche Agitatoren sein können, wenn sie nicht Deutsch sprächen. Wenn **wir** schon von kindauf Windisch, Tschechisch gelernt hätten, so könnten **wir** vordringen und bei fremden Völkern für das Deutschtum wirken. — Die Frage **ist** eine Frage. Sie wird manchmal besprochen, aber nicht mit jenem Ernste, den diese Sache verdient.

Das Zweckmäßigste und Sicherste dürfte wohl sein, die Wenden, Tschechen u. s. w. bei ihrer Sprache hübsch allein zu lassen und nur in jenen von altersher deutschen Gegenden, die aus Mangel an deutschen Anstalten sprachlich zurückgedrängt werden, deutsche Schulen zu stiften und miterhalten zu helfen. — Dieser Gedanke hat mich auch bei der Zwei-Millionen-Sammlung geleitet, die eine **Drei**-Millionen-Sammlung geworden ist. Es fehlen (nebenbei gesagt) bald nur mehr 50 Bausteine = 100.000 Kronen, und wir haben die dritte Million voll. Von dieser Sammlung (wieder nebenbei gesagt) sind bisher teils ausbezahlt, teils bewilligt worden Beträge für 19 Schulbauten und Schulherstellungen, für 47 Schulbauunterstützungen und für 17 Kindergartenbauten, respektive Unterstützungen. Im Ausweis des Deutschen Schulvereines, soweit er bisher geleistet werden konnte, sind die Ortsnamen genannt und die Beträge natürlich spezifiziert. Im ganzen beträgt die bisher von der Millionen-Sammlung für nationale Schulzwecke verwendete Summe 1,200.308 K 78 h.

Das alles aber nicht etwa, damit die Tschechen, die Slowenen, die Polen Deutsch lernen sollen.

---

dem „Malheur“ bewahren, nicht beschimpfen lassen! Ja, just, als ob es so gemeint gewesen wäre — was natürlich nicht ist. Man sollte sich hüten, in so heiklen Dingen die Öffentlichkeit herauszufordern. — Ob das Stück sonst sittlich einwandfrei ist, weiß ich nicht; daß es die lächerlichen und frivolen Abarten der Marienverehrung verspottet und die dazu aufgestellten Götzenbilder, das ist ein christliches Werk, mit dem sogar die Polizei einverstanden war, als sie die Skandalmacher abschob. Wenn etwas die Himmlischen entwürdigt, so ist es jener an sie gehängte Aberglaube, der oft zur Schlechtigkeit verleitet; nicht aber die Verspottung solchen Aberglaubens! Gar manche Verspottungen dieser Art kommen aus der Tiefe eines beleidigten religiösen Empfindens.

Also nicht aufbegehren, christliches Volk, wenn der Mißbrauch der Marienverehrung gestriegelt wird. Wohl aber kräftig aufbegehren — wie es bei der Grazer Protestversammlung geschehen ist — gegen öffentliche Schund- und Schandsachen in Theater, Literatur, Kinematograph und anderen Bildwerken. Bei dem Kampfe gegen solche Götzerei stehe ich in deinen Reihen.

Im Jänner 1877 ist vom Plescheberg bei Steinbrück ein Bergsturz niedergefahren, hat mehrere Häuser und dreizehn Menschen verschüttet, die heute noch tief im Schutthügel begraben liegen, unter Ausnahme eines Burschen, den der Luftdruck hinausgeschnellt hatte und der so davongekommen. Das war in Untersteiermark. Und genau ein Jahr später hat in Obersteiermark auf dem Lahnsattel eine vom Hohen Göller niedergehende Schneelawine ein Haus mit dreizehn Personen begraben. Vierunddreißig Jahre früher, in derselben Woche und an derselben Stelle, hat ein Lawinensturz ebenfalls genau dieselbe Anzahl Menschen — dreizehn — getötet. (Näheres darüber im „Heimgarten“ I Seite 454 und II Seite 454.)

Daran erinnere ich mich angesichts des Unglückes auf dem Hochschneeberg, wo am 25. März d. J. eine Schneelawine elf Personen begraben hat, wovon nur eine mit dem Leben davongekommen ist. An demselben Tage sind durch ähnliche Wetterkatastrophen auf dem Hochschwab vier und auf dem Steinernen Meere zwei Touristen zugrunde gegangen. Auch aus den Tiroler Alpen wurden ähnliche Unglücksfälle gemeldet. Im ganzen sollen an diesem Frauentage 19 Alpentouristen umgekommen sein.

Zwei aufeinanderfolgende Feiertage im Frühjahre sollten nicht vorkommen dürfen, sie sind zu gefährlich. Alle Jahre hört man nach solchen Tagen von Unglücksfällen auf den Bergen, besonders bei dem modernen Schneesport. Und gar, wenn am ersten dieser Feiertage schönes Wetter ist und in der folgenden Nacht setzt Sturmwetter ein, so ist

Pflicht täten. Die Naturschätze Österreichs sind ja unerschöpflich. Wenn nur erst der Finanzminister zugreift! Für die nächste Zeit ist eine neue Erhöhung der Einkommensteuer geplant mit vollkommenem Ablaß. Das heißt, die bisherigen Steuersünden sollen vergeben und vergessen sein, wenn der Steuerzahler von jetzt ab ein anständiger Kerl ist. Die Geschenks- und Erbschaftssteuer wird auch strenger gezogen, so daß dann leichter Vermögensvertuschungen an den Tag kommen und schreckbar gebüßt werden. — Vielleicht, daß manchem die Stirn und die Hosen feucht werden vor Angst. Etwa möchte er jetzt wohl gern was eingestehen, aber fürchtet die Strafe; er wartet mit Sehnsucht auf die neue Einkommensteuererhöhung, die den Ablaß bringt!

Ja ja, es ist ein gar böses Kapitel, das in der „Deutschen Rundschau". Hat der Verfasser Unrecht? So verklagen wir ihn, hat er recht. so bessern wir uns!

Vor kurzem haben in Graz Tiroler Bauern ein Theaterstück aufgeführt: „Das Gnadenbild." Ich habe es nicht gesehen, nur den Lärm habe ich gehört, den die „beleidigten Katholiken" darüber gemacht haben. Das Stück soll nämlich die Marienverehrung verspotten; mir scheint eher, so viel ich darüber hörte, daß es sich um den unreinen Marienkultus handelt. Der kommt im Volke unglaublich häufig vor. Ich selbst bin als Knabe einmal nach Maria-Schutz geschickt worden, um für kranke Säue zu beten. Das ginge noch an, man darf die Himmlischen ja auch um den Notbedarf des Lebens bitten, gleichwohl sie hauptsächlich für das Seelenheil da sind. Oft wurde damals von einem Pferdedieb erzählt, der vor jedem Diebstahl der Maria in Zell eine große Opferkerze versprach, wenn der Diebstahl gelänge. Die Banditen der Abruzzen sollen ihre Gnadenbilder haben, bei denen sie um Beistand bitten für ihre Raub- und Mordtaten. Ich weiß von einem Kirchlein im Oberland, von dem es heißt, daß zu ihm verliebte Leute wallfahren, damit sie „zsomma kema kinna." Warum soll es nicht auch eine Vor- und Fürbitte geben, daß das „Zsamakema" keine Folgen habe?

Und ein solches „Gnadenbild" wird in jenem Theaterstück verspottet. Man geht zum Gnadenbild fleißig beten, damit der Geschlechtsverkehr lediger Personen nicht Schaden tue! — Jene Katholiken, wenn sie es wirklich sind und die Muttergottes treu und rein verehren, sollten froh sein, daß die heitere Kunst einmal ähnlichen Aberglauben geißelt. Statt dessen waren sie darüber komisch entrüstet und machten einen Theaterskandal! In Tirol, dem klassischen Lande der Marienverehrung, hat man nichts gegen das Stück einzuwenden gefunden; unsere Übereifrigen hingegen haben durch Zischen, Pfeifen und Schreien tapfer gezeigt, daß sie sich den Glauben, die Heilige wolle ledig Liebende vor

der zerbrochenen Fackel und hinter ihm steht aufrecht ein Engel mit hochgehobenem Arm eine Lampe haltend. (Auch als Lichtständer zu Allerseelen.) — Voran schreitet der Schnitter mit Sichel und Garbe, hinter ihm wandelt in Heilandsgestalt der Säemann. — Mutter Gea in sitzender Stellung, auf dem Schoß ein schlafendes Kind. — Oder auch der Ahn. Treppauf (nicht treppab) steigt er mit der Fackel, hinter ihm in der Reihe folgen die Nachkommen, etwa mit Emblemen ihres irdischen Berufes, ihrer Werke. — Derlei Sinnbildern möchte ich stets begegnen auf unseren Friedhöfen. Plastisch in Marmor oder Bronze müßten sie freundlich zu uns reden, nicht vom Tode, sondern vom Leben, von einer Macht, die unser unsterbliches Ich wohl verwandeln, aber nimmer töten kann.

Eine unzeitgemäße Unterhaltung zwischen Leib und Seele fährt mir durch den Kopf und in die Feder. Der Leib und die Seele gingen miteinander spazieren. Die Seele schien sich immer losreißen zu wollen, aber der Leib hielt sie fest im Arm und während er ihr meuchlings einen Rippenstoß um den andern, einen Fußtritt um den andern versetzte, tat er mit ihr einschmeichelnd plaudern.

„Liebe Seele, du tust nicht gut, wenn du dich von mir wenden willst. Ich habe dich aufrecht gehalten und ernährt, ohne mich wirst du verkommen."

„Es ist umgekehrt, mein lieber Leib", sagte die Seele. „Ich habe dich gehalten und aufgerichtet, ohne mich wärest du hingefallen wie ein Stück Lehm. Mich hat dein Umgang immer nur mit Leiden überhäuft. Nur wenige Tage seit ungezählten Jahren, daß du mich nicht gepeinigt hast mit Schmerzen und Krankheiten. Kein Glied ist an dir, das mir nicht Qualen bereitet, mich nicht gedemütigt hätte."

„Und an die Freuden denkst du nicht, liebe Seele, die dir meine Sinne bereitet haben?"

„Ich denke daran. Das Auge ausgenommen, dem ich die reinsten Freuden verdanke, hat mich jeder Teil von dir erniedrigt, zum Tiere herabgezogen mich, die ich göttlicher Abstammung bin."

„Geh mir weg mit deiner göttlichen Abstammung. Ohne mich wärest du gar nie gewesen, wenigstens wäre es dir gar nicht klar geworden, daß du bist. Du arme Seele du!"

„Allerdings, Leib, in dir ist es mir von Jahr zu Jahr mehr bewußt worden, wie arm ich bin, wie ohnmächtig in deiner tierischen Umarmung, wie elend, wie sündig ich geworden bin. Zu allerlei Niedrigkeiten und Schändlichkeiten hast du mich verführt und jede Sünde des Leibes muß die Seele büßen."

das die richtige Mausefalle. Der schöne Tag ist der Speck, der folgende das zuklappende Verhängnis. Nun hat aber gerade diese kritische Frühjahrszeit drei nicht sonntägige Feiertage, die gerade, wenn sich einer zum Sonntag gesellt, den armen, naturdurstigen Städter verlocken. Sind diese Feiertage schon nicht ganz zu entbehren (und das sind sie nicht mehr), so könnte man sie wohl auf den Sommer verlegen, wann sie für gedeihliche Naturfreude gefahrloser ausnützbar wären. Der Juli und der Oktober sind die einzigen Monate, die keinen Feiertag haben. Der Landwirt hat da notwendig, zu ernten; die Stadt und die Industrie aber, die könnten im Juli so gut, wenn nicht besser, ein paar Arbeitstage entbehren, als im Frühjahre. Denket nach, ob wir nicht die Frühjahrsfeiertage verlegen sollten? Das hätte mancherlei Vorteil, und vor allem den, daß zur Zeit der größten Hochgebirgsgefahren nicht so viele Touristen ums Leben kommen könnten.

Freilich kann — wie die ersteren Fälle zeigen — das Unglück auch in die Täler herabgreifen, das ist nicht zu vermeiden, doch ihm dreist herausfordernd entgegenzugehen, das sollte der Mensch bleiben lassen. Er ist nicht stark genug!

Man kann auch im Mai vom Friedhof sprechen, nicht? Ist er doch ein Garten. Es gibt Länder, wo der Friedhof als Erholungsort, als Lustpark benützt wird. Wir sind immer noch so, daß uns der Friedhof traurig macht. Ob mit Recht oder nicht? — Der Friedhof kann nebenbei aber auch langweilig sein. Denkt an die Schablonenhaftigkeit der Grabmäler, die manchmal viel Prunk haben, aber wenig Gedanken, keine Seele. Das Kreuz — gut. Es spricht zum Christen, wenn er es wirklich ist. Dem bloßen Namenchristen sagt es nichts. Die meisten anderen Symbole sind abgebraucht, stumpf. Ich weiß ein seltsames Grabmonument. Ein nackter Mann rüttelt vergebens am ehernen Ring der schwarzen Pforte, die ihm das Liebste birgt. Eines der wirksamsten Grabmäler — aber trostlos. Sollen die Denkmale uns denn sagen, daß es ein ewiges Verloren- und Todsein ist? Dazu braucht man doch kein Denkmal. Das Grabmal soll uns was Schönes, Trostvolles, Erhabenes sagen. Wenn aber den Künstlern nichts Rechtes einfällt? Wenn sie — Ausnahmen gibt es — an der Alltäglichkeit kleben bleiben oder wildgenial-verrückte Sachen machen! Und der edlen Darstellungen gebe es doch so viele. Zum Beispiel: Ein Jüngling ist mit allen Zeichen der Ehrfurcht und der Anbetung aufs Knie gesunken vor einer verschleierten Bildsäule. — Aus einer Feuerstätte erhebt sich sieghaft der Phönix. (Die Feuerstätte aus dunklem Stein, der Vogel aus weißem Marmor.) — Ein Greis kauert da mit

die schauende Seele nichts bedeutet, aber auch ich hätte in deinem dunklen Kerker kein Fenster gewußt in die weite, erhabene Welt Gottes, ohne dein Auge. Dieses Licht allein hat mich noch erhalten und Tag für Tag mich gemahnt an meine Sendung und Vollendung. Dich grüße ich noch, du heilige Doppellampe, dir danke ich noch, du hast mich hinausgerettet aus Schmutz und Ichgier. Alles andere, was ich mit dir erlebt, wird wie ein grauenhaftes Traumbild im Halbdunkel nachdämmern, mich warnend, nicht bald wieder einen so tiefen Flug zu tun."

Da sprach der Leib: „O du arme Seele! Diese deine hochfliegenden Gedanken, du hast sie mit meinem Gehirn gedacht und mit meiner Zunge ausgesprochen!"

Als der Leib noch so geredet hatte, sank er stumm und starr dahin — die Seele war von ihm gewichen.

Laune.

Von **Adolf Mayer, Heidelberg.**

Es ist wohl beinahe vergessen, welch kräftiges Wort der größte deutsche Dichter über die Laune gesagt hat. Die Äußerung gehört allerdings nur zum Beiwerk seines Jugendromanes, der den Dreiundzwanzigjährigen plötzlich zum berühmten Manne machte, jetzt aber wenig mehr gelesen wird, da unsere Zeit die weinerliche Sentimentalität desselben nicht mehr erträgt. Freilich sollte gerade unsere Zeit darüber nicht ungewürdigt lassen, daß der Werther wie der Götz nach langer Zeit des Niederganges zuerst in Deutschland den Mut fanden, ohne künstliche Anempfindung und wesentlich naturalistisch zu schreiben oder vielmehr sich schreiben zu lassen, mit welcher Tatsache die Sentimentalität des erstgenannten nicht im Widerspruche steht. Man war eben zu Ende des 18. Jahrhunderts rührselig in einem uns jetzt schwer verständlichen Grade; und in der Stimmung des Tages zu schreiben, ist ja wohl mit dem Naturalismus zu vereinigen, der sich am stärksten in des Helden Bemerkungen über Landschaftsmalerei ausspricht.

Gerade infolge dieses Naturalismus ist aber das Beiwerk, das die Handlung einrahmt und illustriert, kein Beiwerk in des Wortes gewöhnlicher Bedeutung, und wie es für Sachen von überkommenem strengen Stile der Fall zu sein pflegt: Schade aber ist's, daß auch diese Dinge wegen des veränderten Zeitgeschmackes in Vergessenheit geraten.

Wer seinen Werther noch im Kopfe hat — Menschen, die ihn ganz und gar auswendig wissen, wie man es mir von einer meiner

„Seele! Wenn du so hoher Abkunft bist, warum hast du mich nicht geführt, anstatt mir zu folgen? Du bist sehr willig, ja leidenschaftlich auf meine Sünden eingegangen, hast mir sogar die Wege dazu gezeigt, deinen Scharfsinn, deine Klugheit dazu geliehen. Du hast raffiniert mich, den arglosen Leib, gehetzt, bis ich so herabgekommen, daß ich jetzt zum Umfallen bin. Und in dieser Altersnot, da ich mich an dich, die angeblich Unsterbliche, halten will, willst du dich losreißen und mich zugrunde gehen lassen."

„Höre, du armseliger Leib. Mein Weg ging von allem Anfange an himmelwärts. Ich habe mit dir paktiert, weil du mich dazu verführt hast. Du schildertest mir deine Freuden so süß, so harmlos, so himmlisch; in Wirklichkeit aber waren deine besten Freuden mit Schmerzen vermischt und deine süßesten waren flüchtige Nebelbilder, die nur schmerzliches Staunen über ihre Trüglichkeit, und Reue zurückließen.

„Törichte Seele du! Habe ich dich nicht erziehen wollen? Habe ich nicht jeder Lust einen Schmerz beigegeben, der dich warnen, strafen sollte?"

„Zwar hast du mir die Leiden nicht aufgebürdet, um mich zu bessern, vielmehr um ein ganz stumpfsinniges Wesen aus mir zu machen, das ohnmächtig an deiner Kette liegt. Aber ich habe mir deine Falschheit doch zunutze gemacht, sie hat mich zur Erkenntnis geführt, daß der Menschenleib die elendeste Kreatur ist, die auf Erden kriecht, daß das Wort vom Ebenbild Gottes sich nicht auf diesen Adam von Staub, sondern allein auf die Seele bezieht, die durch dein Fegefeuer geläutert und mit glühender Sehnsucht nun in ihre ewige Heimat geht."

„Seele, du wirst an mich zurückdenken!"

„Ich werde an dich zurückdenken wie an ein altes weggeworfenes Hemd. Ich werde an dich zurückdenken, wie an einen widerlichen Gesellen, in dessen Fallstricke man unterwegs gekommen ist, man weiß nicht wie. Mein Andenken an dich — wenn mich der Herr nicht etwa schon im Scheiden gütig von aller Erinnerung befreit — wird das der Verachtung sein."

„Du hast vorher gesagt, daß mein Auge dir reine Freuden geschenkt hat. War es nicht auch das Ohr und andere Sinne, warum hast du sie nicht zu deiner Seligkeit zu benützen gewußt? Warum hast du damit gerade das Gemeine an dich gesogen? — Mein Auge nur hat dir Gott von Angesicht zu Angesicht gezeigt in seiner Schöpfung."

„O Leib! Durch das Ohr, die Nase, den Tastsinn haben sich zahllose Widerwärtigkeiten gewaltsam eingedrängt. Das Auge konnte man vor Häßlichkeiten schließen, es blieb rein. Und so, o Menschenleib aus Lehm mit deinem Auge aus Himmelslicht, erinnerst du mich, daß ich dir doch auch dankbar zu sein habe. Zwar hätte dein Auge ohne

Laune Unlust ist, so müßte sie denn auf Handlungen beruhen, die sich diesem Strom in den Weg legen. — Vielleicht! Aber auch damit ist im Grunde wenig gesagt; denn dieser Dietrich paßt so ziemlich auf alle Schlösser und andererseits ebenso Einleuchtendes kann man auch in einer Sprache verkündigen, in der das Zauberwort „Energie“ gar nicht vorkommt.

Anstatt uns in dergleichen Spekulationen zu verlieren, tun wir besser, von der sicheren Erfahrung auszugehen, daß der menschliche Geist keine guten Maße besitzt für die Größe der einzelnen Glücks- und Unglücksfälle, von welcher Regel schon in der alten Legende vom Hufeisen ein richtiger Gebrauch gemacht ist. Jede einzelne Kirsche war (in dieser Erzählung) dem verschmachtenden Jünger mit dem dicken Schädel ein Genuß, so daß er gerne für eine jede die Unlust des Bückens auf sich nahm. Aber der Weitblick mangelte ihm ganz und gar, nämlich, daß er sich durch einmaliges rechtzeitiges Bücken nach dem Eisen die vielen einzelnen Bemühungen hätte ersparen können.

Oder ein anderer Fall. Wenn wir wegen ungenügenden Frankierens auf einen Brief einige Pfennige nachzahlen müssen, ärgern wir uns beinahe eben so sehr, als wenn wir die tausendfache Summe an der Börse verlieren. Daher es besser für unseren Glücksbestand ist, wenn das Unglück in einzelnen schweren Fällen erscheint, das Glück aber in vielen kleinen Tropfen, und darum gibt z. B. der kaufmännische Beruf so viel weniger Befriedigung als der eines kleinen Mannes, der seinen eigenen Kohl baut, trotz des viel größeren Gesamtverdienstes jenes, wovon man sich doch so viel mehr des ewig Wünschbaren verschaffen könnte. Dort kann eben der tägliche Ärger über unverschämte Kunden, betrügerische Konkurrenten, kleine Verluste aller Art seelisch nicht aufgewogen werden durch die gute Bilanz am Ende des Jahres, trotzdem diese alle jene kleinen Verluste bei weitem aufwiegt. Hier ist also die Erklärung zu finden für die von Werthers geistlicher auf Grund seiner Erfahrung vertretenen Behauptung, daß die Bauern nicht an Launenhaftigkeit litten. Sie sind wohl großen Gefahren ausgesetzt: Viehsterben, Hagelschlag, Mißwachs und Feuersbrunst; aber ihre Tätigkeit ist einfach, ohne viele kleine Nadelstiche und Ärgernisse, die den Kaufmann häufig seines höheren Einkommens nicht froh werden lassen.

Aus genau demselben Grunde sind d i e besser daran, die einmal ihr Vermögen verlieren und es dann in regelmäßiger Tätigkeit langsam wieder aufbauen, als die sogenannten Glückspilze, unter deren ungeschickten Händen eine große Erbschaft langsam zerbröckelt.

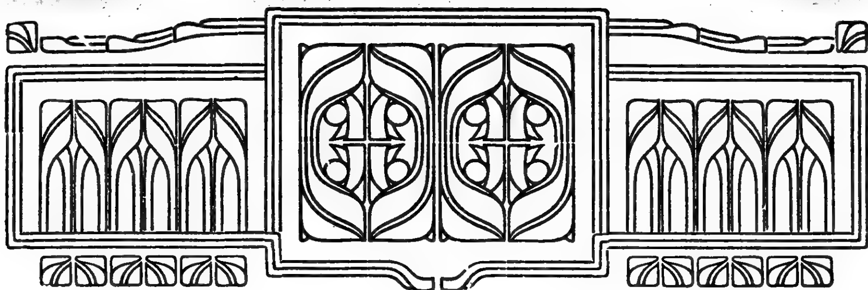
Deshalb ist es auch besser, daß der Aufstieg des menschlichen Lebens langsam, der Abstieg aber viel rascher geschieht. Wenn es umgekehrt wäre, würde unser Glücksstand weit kleiner sein.

Großmütter erzählte, gibt es wohl nicht mehr — wird sich des heftigen Ausfalles gegen die „üble Laune" erinnern. Und zwar handelt es sich um eine Äußerung des Helden selbst, von der er seinem Freunde in dem Briefe vom 1. Julius berichtet. Dort wird die üble Laune geradezu ein Laster genannt, weil sie uns selbst und unserem Nächsten schadet. Dem alten Landpfarrer, der sein Gehör anstrengt, um dem Diskurs zu folgen, wird empfohlen, gegen dies Laster zu predigen, worauf dieser erwidert: Das müßten die Stadtpfarrer tun; die Bauern hätten keinen bösen Humor.

Auch später ist noch im Werther von der Laune die Rede, wiewohl in einem ganz anderen Zusammenhange, da der Held schon unglücklich ist und sein Schicksal beklagt. Daß er „launisch" sein könnte, wünscht er da nicht, der Stimmung wegen natürlich, die niemand liebt. Aber es dünkt ihm erträglicher, seine tiefe Traurigkeit auf die unschuldigen Umstände, auf Wind und Wetter schieben zu können, wie Launenhafte zu tun pflegen, anstatt die Tatsache der Unmöglichkeit des Besitzes der Geliebten unabwendbar vor Augen zu haben. Dies ist also kein Plaidoyer für die Laune, so wenig als das Wachs, womit sich Odysseus die Ohren gegen den lockenden Gesang der Sirenen verstopfte, ein Lob der Taubheit ist. Aber diese spätere Stelle gibt eine gute Definition der Launenhaftigkeit, wie der frühere weitläufige Diskurs die üblen Folgen anschaulich zeichnet.

Diese Folgen sind uns allen gut genugsam bekannt und werden wahrlich von dem großen Seelenkenner nicht zu schwarz geschildert, wenn er die üble Laune ihrer Folge wegen geradezu als Laster bezeichnet, und auch die definierende Beschreibung dürfen wir noch gelten lassen, nämlich daß uns dies Laster ungerecht macht gegen unsere Umgebung und uns verleitet, unschuldige Umstände für Dinge, wofür sie nicht können, verantwortlich zu machen. Aber mit alledem ist der Grund der Erscheinung noch nicht aufgezeigt, und unserem Zeitgeschmack entspricht es sicherlich wenig, gegen dieselbe zu moralisieren, ehe der eigentliche Grund der Erscheinung bekannt ist. Vielleicht liegt diesem Geschmacke das richtige Gefühl zu Grunde: Gegen die üble Laune zu predigen, würde von unserem eigenen schlechten Humor Zeugnis ablegen, indem wir den Grund suchen, wo er nicht ist; er liegt zwar in uns selber, aber an einer anderen Stelle als wo wir ihn suchen und vielleicht nicht einmal in uns selber. Ein „Laster" ist bald gesagt; aber wo sitzt es, daß wir seiner Herr werden?

Wenn wir bei dem Energetiker Ostwald, der die ganze Welt in seine mathematische Formel zu bannen versucht, anfragten, würden wir zur Antwort bekommen, die Lust und überhaupt das Glück ist bedingt durch einen Strom von Energie, der unser Nervensystem durchfließt. Da



Kleine Laube.

Fasse dich!

Fasse dich, wenn du auch meinst,
Daß entzwei das Herz dir bricht;
Wenn du jammerst, wenn du weinst,
Wird die Sache besser nicht.

Wer mit Tränen stets begießt
Seinen Schmerz, der staune nicht —
Wenn empor er tüchtig sprießt
Und verdoppelt sein Gewicht!

Alfred v. Wurmb.

Einsam, glücklich.

Stimmungsbild von Otto Promber.

Auf dem Gipfel eines Berges stand ich — einsam, glücklich. Leise nur drang das Raunen der geschäftigen Welt drunten bis zu mir herauf. Einen Steinwurf tief unter mir kam ein scheues Reh zwischen den Bäumen hervor, hob gespannt den Kopf und sah hinab zu der Stahlschlange, die im Tale hinkroch und plötzlich einen schrillen Pfiff hören ließ. Nun war das Tier wieder verschwunden und es war ganz still . . . Ich ließ mich zwischen Felsen und Gestrüpp nieder und sah hinauf zum tiefblauen Himmel, an dem langsam ein paar Wolken hinzogen, die sich in allerhand Gestalten umformten, hier ein Flöckchen aufrafften, dort eines zurückließen . . . Da — ein Knacken. Aha, ein Eichhorn, das wie ein Turner bis zum Wipfel jener Buche klettert. Liebe Erde! . . . Ich sah nun auf die Pflänzchen zwischen meinen Händen. Wer hat euch gepflanzt, bewirtet? Wer hat je euch beachtet? Wildlinge ihr! Diese reizende bunte Flechte mit den hochgestielten Köpfchen, gleich Viertelnoten! Diese zierliche Schafgarbe mit Miniaturpalmwedeln. Dieses winzige Ebereschenbäumchen, kaum handhoch; aber leben, streben und dich behaupten willst du doch. Ihr habt euer stilles Leben für euch, abseits von dem Tumult da unten, der alles überschreien möchte und sich zu wunderwas aufbläht . . . Und weil euch niemand beachtet, will ich euch zweifache Liebe geben . . . Da kommt ein feingeschupptes Eidechschen. Es wittert an meiner offenen Hand. Aber da ich wie leblos bin und den Atem anhalte, schlüpft es keck über den Handteller, ungeachtet der drohenden Finger, die nur zuzupacken brauchen. Seitwärts wippt ein Eschenzweig. Ein Vogel kam zu Gaste. Jetzt dreht er das Köpfchen nach allen Seiten, wetzt den Schnabel und singt sein Tirilli. Wie sich der kleine rote Hals wölbt; wie die kleinen schwarzen Perlenaugen glänzen! Schöne, liebe, traute Natur. Und mir brechen plötzlich die Tränen aus den Augen, als ich daran denke — wie lang ich nicht also gebetet.

Mit dieser Regel, von der ich freilich nicht weiß, ob und daher noch weniger, wie sie durch Fechner formuliert wird, die ich aber in jedem Falle all mein Leben lang erprobt gefunden habe und deren praktischer Anwendung ich manche gute Stunde und Linderung von Mißgeschick zu verdanken glaube, steht nun auch die üble Laune in Beziehung, von der ich meine, daß sie durch eine Häufung von allerlei kleinen Widerwärtigkeiten erzeugt wird, äußerlichen und innerlichen Widerwärtigkeiten, wie denn die vielfach üble Laune des Alters ohne Zweifel aus dem langsamen körperlichen Abbau entspringt, die dem alternden Leibe eigentümlich ist, in welchem die regulatorischen Vorgänge nach und nach verschwinden. Kleine aber anhaltende Schmerzen, wie Zahnweh, fortwährende unangenehme Geräusche, wie das chromatische Hinabgleiten des Tones im Kindergeschrei, fortwährende Störung in der Arbeit, die nur (bei ausgeruhtem Kopfe) fördern kann, und dergleichen sind die gewöhnlichen Ursachen der üblen Laune.

Und das Heilmittel: Lieber „ein Ende mit Schrecken" machen, als „den Schrecken ohne Ende" ertragen, also z. B. den noch viel größeren Schmerz des Zahnziehens auf sich nehmen, als den kleinen Schmerz weiter toben zu lassen; lieber die Arbeit ganz aufgeben, wenn auch infolgedessen ein schmerzliches Defizit in der Leistung entsteht, das aber morgen oder an einem ruhigen Orte verhältnismäßig leicht eingeholt werden kann; kurz ein entscheidender Entschluß, der herausreißt aus dem schwer erträglichen fatalen Zirkel auf die Gefahr hin, daß man die Sache, auf die sich der Schmerz oder der Ärger bezieht, zunächst nicht besser mache, sondern vielleicht noch schlechter.

Werthers Lotte ist frei von Laune und sie gibt selbst das Heilmittel gegen dieselbe: „Wenn mich etwas neckt und mich verdrießlich machen will, spring ich auf und sing ein paar Kontretänze den Garten auf und ab; gleich ist's weg."

Der Ratschlag wird wohl auf dasselbe hinauskommen wie der bekannte „Ruck", den Förster in seiner Jugendlehre wiederholt empfiehlt, um aus einem moralischen Sumpfe herauszukommen; nur daß wir eben nicht moralisieren wollen, sondern bloß ein wenig plaudern über Dinge, die für jedermann von Interesse sind.

Später gab Goethe auch ein Mittel gegen die Ungeduld. In Hermann und Dorothea nämlich. Doch das ist noch in frischerem Gedächtnis.

Dann gibt es aber viele, viele andre, die sich innig hingezogen fühlen zu den Beladenen der Scholle, die dem Wesen des Volkes gerne nachspüren und seine mundartliche Sprache lieben, sie verbreiten helfen. Eint sich nun dies starke Gefühl mit einem glücklichen, poetisch-humorvollen Erfassen, einem guten Ohr für Klangfarbe und Rhythmus, so gibt es — einen Dialektdichter.

Freilich nicht jeder, der sich so nennt, ist es in Wahrheit. Ein oberflächliches Beobachten und Erlauschen genügt da nicht, man muß tief eindringen ins Volk, muß selbst ein Stück dieses Volkes sein, um es zu kennen und dichterisch wiederzugeben. Rosegger, der ursprünglich ein Dialektdichter war, ist zwar ein Volksdichter geblieben, hat aber ins Hochdeutsche abgeschwenkt. Karl Stieler, der Bajuvare, hat in seinen „drei Buschen" eine Fülle von Echtem und Köstlichem geboten, pointenreich wie kein andrer, aber sein Schönstes, Bestes sang er doch in der Sprache der Gebildeten. Bei manchen andern ist der Dialekt nichts weiter als ein ländliches Kostüm, in dem sich ihre pikanten, städtischen Gedanken zur Abwechslung sehen lassen — Ischlerdirndln der Esplanade könnte man sagen.

Etliche aber gehen ihren festen sicheren Bauernschritt und ihr Volkstum liegt in ihnen von Urväterzeit her. Ein solcher war Franz Stelzhamer, der berühmte Oberösterreicher, dessen Standbild jetzt die schöne Stadt Linz schmückt und sie stündlich an einen der Besten des Landes erinnert, das an bedeutenden Dichtern (ich nenne nur den alten, prächtigen Adalbert Stifter, den edelgestimmten Samhaber und den originellen modernen Hermann Bahr) wahrlich nicht arm ist!

Auf Stelzhamers Spuren wandert auch Leopold Hörmann, der, ein gebürtiger Urfahrer, in zärtlichster Heimatsliebe an seinem Oberösterreich hängt und dies in einer Fülle von frischen, warmblütigen, mundartlichen Versen schon oftmals zum Ausdruck gebracht hat.

Von seinem trauten, lustigen Büchlein „Hörts zua a weng" liegt nun eine neue Folge vor uns. Es zerfällt in sechs Abschnitte: „Ernst und Gspoaß durchanond", „Aus der Kinderzeit", „Überbliebene Schneekaderln", „Die vier Jahreszeiten", „Ehrenhalber", „Bildln von der Roas". Man kennt den mannigfaltigen, halb leichten, halb ernsten Ton von Hörmanns Dialektgedichten, und hier in diesem schmucken Büchlein gibt er sich noch lebendiger als sonst, so daß man alle Ursache hat, auf den nachdenklich-schalkhaften Sänger aufmerksam zu machen. An lustigen, kecken Stückeln ist kein Mangel bei Hörmann (so z. B. das reizend beobachtete „Försterstückl", das eine Episode aus dem Leben unseres Kaisers schildert), auch an schneidigen Hieben nicht, die er frohgemut austeilt („Spatz und Nachtigall", „Tourist und Bergfex", „Der Ansichtskartenschreiber", „Dichter-Übermaß"), aber in dieser Neuauflage fällt vor allem der gemütvolle Zyklus „Kinderzeit" auf, in welchem weniger der muntere Spötter als der Empfindungsmensch zu Worte kommt.

Ein paar köstlich-echte bäuerliche Anverwandte schildert er in der „Nandlmoahm" und im „Franzwöden", und im Gedicht „Am Pöstlingberg" erzählt er von seinem häufigen Bittgang mit der Mutter dort oben.

„Wan d Andacht verricht
Und gopfert und gschenkt,
So hat d Muader, Gott tröst s!
A ans Leibliche denkt.

Apfelspaltln, goldgelbe,
San kemma am Tisch,
Schön riachat und schmeckat
Und safti und frisch!

„Gelt s Gott, Muatter Gottes!"
Und: „Iß in Gottsnam!"
Mei, „s Wasser in Maul
Laft ma hiatzn no zsamm!"

* * *

Karl May.

„Old Shatterhand", wie er sich in seinen Wildwestromanen nannte, ist gestorben. Mit ihm schied einer der erfolgreichsten Reiseschriftsteller, den die Jugend anbetete. Phantasievoll und unglaublich sind seine Werke, aber noch weit unglaublicher war sein Leben: Armer Leute Kind wurde May unter Entbehrungen Lehrer, beging dann abenteuerliche Verbrechen („Fehler", sagte er), büßte sie mit jahrelanger Kerkerhaft, schrieb hernach Kolportageromane, die ihn anständig nährten, verfaßte in der Folge großangelegte Reiserzählungen, errang damit Ehren, Ansehen, Vermögen, und seine böse Vergangenheit schien vergessen, bis Gehässige daherkamen (P. Ansgar Pöllmann fehlte nicht!), sie durchstöberten und so Mays letztes Lebensjahrzehnt mit Haß und Feindseligkeit zersetzten.

Wie war er als Mensch? Schwach, strauchelnd, ringend und endlich wohl siegend. Und als Schriftsteller? Ein erfindungsreicher Kopf, der seine Werke auf gute, ethische Grundlagen stellte. Warum schlachtete man ihn ab? Das Femgericht hatte seine besonderen Ursachen: May, von Haus aus Protestant, schlug in seinen Büchern katholische Töne an und wurde von den Klerikalen für sich in Anspruch genommen, da aber seine Religiosität immer weniger positiv kirchlich und immer allgemein menschlicher wurde, begann ein klerikales Kesseltreiben gegen ihn, an dem sich auch die sogenannte „freiheitliche" Presse beteiligte, der „Old Shatterhands" Ethik seit je unbequem war. Jahrelang tobte der Streit für und wider in der Presse. Eine ekelhafte Parteihetze, die das Urpersönlichste, und das noch entstellt, hervorzerrte und an den Pranger stellte.

Wie die keineswegsdurchsichtige menschliche Persönlichkeit Mays auch sein mochte — mir war sie jedenfalls sympathischer als das gemeine Pharisäertum seiner Feinde —, die Bücher, die er verfaßte, sind eine ausgezeichnete Jugendlektüre, an der nur trockene, weltfremde Pädagogen und solche, die Knabenseelen nicht kennen, herummäkeln können. Jugend will und braucht Abenteuergeschichten, Kraft, Romantik, Phantastik, und das gab Karl May in reichem Maße und dazu einen tieferen, ethischen, humanen Gehalt, der vielleicht nicht jedermann paßt, aber gewiß niemandem schadet und vielen genützt hat.

Nun ist der vielgehaßte, gehetzte Mann tot — Gott sei Dank, möchte man seinetwegen fast sagen, — „Old Shatterhand ging in die ewigen Jagdgründe ein", und die Bekämpfer der Schundliteratur könnten in ihrem eigenen Interesse nichts Vernünftigeres tun, als das „Kriegsbeil" zu begraben und die Werke Karl Mays, der vor Jahren auch Mitarbeiter des „Heimgarten" war, gegen den wahren literarischen Schund, der die Jugend und Halbgebildeten verdirbt, auszuspielen.

Aber ich fürchte, man ist an jener Stelle zu doktrinär und bekämpft die „Indianergeschichten" und „Räuberromane" lieber mit Traktaten, die irgend ein braver Mann in Mußestunden ohne Phantasie und Begabung mühsam zusammenskribelt . . . Da rechnet man aber ohne die Jugend! V. E. S.

Hört s zua a weng!

Neue Folge von Leopold Hörmann.

Es gibt auch heutzutage noch Menschen, die den Dialekt hassen, weil sie ihn für etwas „Unfeines", der Beachtung Unwürdiges halten. Das sind natürlich dieselben Leute, die an jedem Waldbauer und Holzknecht naserümpfend vorbeistreichen und sich nicht entschließen können, seine ehrliche rauhe Arbeitshand zu drücken.

War's einst anders? Klingt's aus Träumen?
Liebten, litten wir nicht auch?
Lachten nicht an blühenden Bäumen
Duftig wir im Maienhauch?

Hat ein Sturm uns jäh enttragen?
Blühn wir noch und wissen's nicht?
Ach, in jenen schönen Tagen
Trug wohl Wärme unser Licht.

Hat die Heimat uns verloren?
Fanden wir den Weg nicht mehr?
Heimwärts drängt, was Lieb geboren
— Und wir haben kein Begehr?

Sterne sind wir, stille Sterne,
Halten Wacht und sinnen viel
In der weltentleg'nen Ferne,
Forschend nach dem eig'nen Ziel.

Hans Mittendorfer.

Ich möcht' dein Haar mit Rosen schmücken . . .

Ich möcht' dein Haar mit Rosen schmücken,
Dein schönes, blondgewelltes Haar;
Dann müßtest du dich niederbücken,
Damit ich mühlos könnte drücken
Aufs Haupt die duft'ge Blütenschar,

Doch sollst du nicht den Blick erheben,
Dieweil ich bei der Arbeit bin;
Sonst könnt' ich dir – bei meinem Leben! –
Die Rosen nicht aufs Köpfchen geben;
Denn Frauenblick verwirrt den Sinn.

Ich möcht' dein Haar mit Rosen schmücken,
Mit Rosen, rot und voll erblüht;
Nur sollst du nicht mein Herz berücken,
Über die Achsel schelmisch blicken
Und Zeuge sein, wie's in mir glüht . . .

Elfriede Barger (Iglau).

Im Frühling.

Ich liebe dich, du alte Erde,
Wenn dein Frühling aufersteht;
Die Natur das Leben windet
Und der neue Atem weht.

Ich liebe dich, du junges Leben,
Das in Blüten sich erhebt
Und in meine kranken Träume
Seine starke Seele webt.

Ich liebe dich, du wilder Wille,
Der die Leidenschaften schürt
Und von jugendlichem Drange
Mich zu harter Wahrheit führt. —

Ich liebe dich, du alte Erde,
Wenn dein Frühling aufersteht,
Die Natur das Leben windet
Und der neue Atem weht.

Felix Runnhofer.

„Die vier Jahreszeiten“ sind dem gleichnamigen Bilderzyklus Leopold Burgers, seines verstorbenen Freundes, gewidmet und der schwermütigen Stimmung malerisch angepaßt.

Sehr mannigfaltig gibt sich der Strauß „Bildln von der Roas“, in denen Hörmann halb scherzhaft, halb sinnend alle möglichen schönen Punkte der Welt poetisch festhält. „In der bucklatn Welt“ (Mühlviertel) singt er fröhlich:

„In der bucklatn Welt
Krall i gern umanand,
Bergauf und bergab
Mit n Stock in der Hand.

Wirst nöt grad an a so
Va dein Schicksal umgschobn?
Bald guat und bald schlecht
Und bald drunt und bald drobn ...“

* * *

Zum Schlusse eines seiner ernstesten Gedichtchen, eines, durch dessen Reimzeilen eine heimliche Mannesträne sickert: „Fremd in der Hoamat“.

„Wia i nach so vieln Jahrn
Wieder einkehrt bin dahoam,
Wia mit n wandernden Zigeunern
San s mit mir gfahrn uman Loahm.

Fremde Menschen siach i hausen,
Dö koa Herz mehr habn für mi,
Und stoanhart die Augn aufspreizen,
Wann i angib, wer i bi.

Leut, i glaub, daß d ärgste Wundn
Nöt so weh tuat und so brennt:
s wann oan in der oagnen Hoamat
Neamd bracht mehr und neamd kennt!“

Sollte dies wirklich der Fall sein? Ich will hoffen, daß es ein pessimistischer Augenblick war, in dem Hörmann diese Verse schrieb. Denn gerade er mit seinem heimatssehnsüchtigen Herzen und seinen, vor allem der Heimat gewidmeten Klängen verdiente die treue Teilnahme seiner Landsgenossen. Sophie v. Khuenberg.

Singvögel.

Sterne.

Sterne sind wir, stille Sterne,
Wundern uns und grübeln tief,
Was euch Menschen ferne, ferne
Abwärts in die Hütten rief.

Wir stehn hoch und schauen nieder,
Keine Sorge drückt uns schwer;
Eure Klagen, eure Lieder,
Wir verstehen sie nicht mehr.

Bücher

Ein Volk an der Arbeit! Unter diesem treffenden gemeinsamen Titel ist jetzt bei L. Staackmann in Leipzig eine neue Ausgabe der drei Wiener Romane von Emil Ertl erschienen. „Die Leute vom Blauen Guguckshaus“, „Freiheit, die ich meine“, „Auf der Wegwacht“. Diese großen sozialen Gemälde stellen ein Jahrhundert österreichischer Geschichte dar, in künstlerischer, dichterischer Form. Der „Heimgarten“ hat seinerzeit, als nach und nach die Werke erschienen, sie zu kennzeichnen gesucht. So weist er nun kurz, aber angelegentlich hin auf die Neuausgabe der großartigen Romandreiheit, die in unserem Österreich ganz einzig dasteht.

Ausseer Geschichten. Erzählungen und Schwänke von Hans Fraungruber. Dritter Teil. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Die obersteirische Mundart geht nicht unter, vielmehr, sie treibt frische Keime und jungen Saft und faßt immer festeren Fuß in der deutschen Literatur. Der Bauernhumor! Er kann nur in der Volksmundart seine volle Wirkung erzielen und welche Wirkung, das beweisen wieder die Büchelchen von Hans Fraungruber, wovon eins so köstlich wie das andere ist. Das eben in Leipzig erschienene Bändchen enthält sechsundzwanzig kleine Geschichten, die man alle lesen wird, sabald man eines gelesen hat. Sie erinnern in ihrer Volkstümlichkeit an Karl Wolfs und Rudolf Greinz' Volksskizzen sowie an Roseggers Stoansteirisch, aber das nur in der Form, während der Inhalt rein Frauengruberisch ist, wie er die Anekdoten lustigen Sinnes selbst erdacht oder unmittelbar dem Volke entnommen hat. Aber feiner als Stoff und Mundart an sich sind die witzigen Nebenbemerkungen, mit denen die Sachen ausschmücksam erzählt werden. Das ist der Frauengruberhumor.

Magelon. Die Geschichte eines nervösen Mädchens und andere Novellen. Von Felix Langer. (Berlin. Bruno Cassirer.)

Feingewählte Stoffe in einer feineren Form bearbeitet, aber allen Novellen fehlt noch etwas, um künstlerisch ganz zu befriedigen. Vielleicht schlich sich hie und da Sentimentalität an Stelle von Tragik. Das kommt bei jungen Autoren häufig vor und ist eine Kinderkrankheit, die wie Röteln und Masern durchgemacht werden muß. Die Geschichte „Spanische Begebenheit“ müßte straffer und härter sein, das Thema erfordert es, wogegen „Casanova im Exil“ einen leichteren Stil sehr gut vertrüge. „Der lächerliche Mann“ ist in seiner Art das beste. Auf „Magelon“, die dem Buch seinen Titel gab, legt der Verfasser wohl das größte Gewicht und wenn er sie die „Geschichte eines hysterischen Mädchens“ nennen würde, wäre das richtiger. Aber wie weit kann Krankhaftes einen künstlerischen Vorwurf abgeben? P. L. M.

Die heiligsten Güter. Novellen von Marie-Madeleine. (Leipzig. B. Elischer Nachf.)

Marie-Madeleine ist unerbittlich. Was manche die „heiligsten Güter“ nennen: Glück, Schönheit, Ehre, Rasse, Treue, Geist — das zerpflückt sie, entlarvt sie, ironisiert sie, schneidend wie ein mutwilliges Chirurgenmesser und mitleidslos wie nur eine Frau mit ihresgleichen — und mit den Männern sein kann. Vor Marie-Madeleine besteht keine Phrase und kein Schlagwort und sie haßt alle Verlogenheit, mit der die Gesellschaft ihre wenig gesellschaftlichen Instinkte notdürftig verhüllt. Deshalb ist sie immer interessant, auch wenn ihre Phrasenzerstörungswut übers Ziel schießt; wenn ihr das Kind mit dem schmutzigen Badewasser davonschwimmt. Man lese die Novellen und man wird verstehen, was und wie ich es meine. — Manchmal möchte man die Verfasserin sogar ein wenig (nur ganz, ganz wenig!) zausen, wenn sie allzu hartherzig Konsequenzen zieht, die psychologisch und künstlerisch nicht gezogen werden müssen, die nur verstimmen, ohne notwendig zu sein. Das ist z. B. in der Geschichte „Treue“ der Fall, wo mir auch der Fehltritt, den Frau Marie tut, psychologisch nicht recht in den Kram paßt. Die Episode scheint mir höchst unwahrscheinlich — oder kennt Marie-Madeleine das Weibswesen doch so viel besser als unsereiner, daß sie Untiefen lotet, wo wir Abstürze wittern? — Im ganzen: „Die heiligsten Güter“ sind ein eigenartiges Buch, weil eine eigenartige Persönlichkeit es geschrieben hat — und es steht mehr darin, als die Dutzendleser ahnen werden. Ich zitiere nur einen Satz aus „Rasse“: „Ich will meinem Sohne sagen, daß anständig zu sterben leichter ist als anständig zu leben . . .“

H. L. R.

Erinnern.

„Laß die Rosenknospe,
Warte, bis sie blüht,
Sieh, wie sie sich zitternd
Um die Sonne müht!“

Wenn ich ungeduldig
Stürme durch den Hain,
Denk' ich oft noch heimlich
An mein Mütterlein.

Baernst.

Mineral.

Liebchen, ich sag's dir, du bist ja ein Stein,
Weißt du, ich will gar nicht unartig sein,
Aber nun, diese erstaunliche Härte . . .
Der war kein Engel, der die dir bescherte.

Kanten, die hast du so spitz und so scharf,
Daß man dir ja niemals nah kommen darf,
Deiner Rundbäckchen rötliches Glühn
Dürft' sich auf Eisenverbindung beziehn.

Oder du bist gar ein Diamant?
Sind wir doch schon so lange bekannt,
Sag mir doch endlich, wie soll ich dich drehen,
Um dich im richtigen Lichte zu sehen?

W. B.

Lustige Zeitung.

Die interessante Vorlesung. Im Kolleg entfährt einem Studenten laut: „Das ist ja zum Ko . . . langweilig.“ — Der Professor liest pedantisch seinen Bandwurmsatz zu Ende, pausiert und apostrophiert sein Auditorium: „Ich bitte diesen Herrn, sofort mein Kolleg zu verlassen.“ — Stille. — Der Professor wiederholt seinen Wunsch. — Stille. — „Ich bitte zum drittenmal diesen Herrn als akademischen Bürger, meine Vorlesung zu verlassen.“ — Von oben tönt da die Meldung: „Das geht nicht, der Kollege schläft schon wieder!“ („Jugend.“)

Ort der Handlung: **Catania.** Das Tribunal. Der Angeklagte: „Gestatten Sie, daß ich Ihnen eine kleine Geschichte erzähle! Es lebten einmal zu Florenz ein Mann und eine Frau. Eines schönen Tages sagt der Mann: ‚Liebe Frau, ich muß flüchten; man hat mich angeklagt, den Turm vom Dome gestohlen zu haben.‘ — ‚Unmöglich‘, antwortet die Frau, ‚der Turm steht doch da!‘ — ‚Ja‘, sagt der Mann, wir beide wissen, daß er da ist, aber bis es die Richter juridisch feststellen, vergeht viel Zeit, die ich im Gefängnis zubringen müßte!‘ — Nun, meine Herren, wissen Sie, warum ich flüchtig wurde.“

Genügt. „Sie sagen, Ihre Frau sei Ihr Hausarzt! Hat sie denn Medizin studiert?“ — „Nein, aber sie verbietet mir 's Bier und 's Rauchen!“

(„Meggendorfer.“)

Unter Plattenbrüdern. „Hörst, Schurl, host scho das neueste ghört? Der gflickte Ferdl arbat jetzt.“ — „Ah, da legst di nieder und stehst nimmer auf! Was arbat er denn?“ — „An Bettler tuat er begleiten, damit si ka Wachter zu eam zuwitraut.“ („Muskete.“)

Der Arbeit geht ein geschichtlicher Rückblick auf diese Kinderverwendung voran. Dann behandelt die Schrift die Gründung und Tätigkeit des Tiroler Hüte-Kindervereines, schildert den Verlauf einer Wanderung der Kinder zu Fuß über den Arlberg und eine Fahrt derselben auf der Arlbergbahn, bespricht die Beschäftigung und Behandlung der Hüte-Kinder von heute und schließt nach einem Blicke auf das Hüte-Kinderwesen von Vorarlberg mit der Aufzählung der Reformbestrebungen, mit denen man bisher dem Hüte-Kinderexporte beizukommen versucht hat.

Die Schrift vermag mit den rein sachlichen, überzeugenden und von einem warmfühlenden Herzen für das Kind gegebenen Ausführungen, mit denen sich der Verfasser an Eltern und Behörden wendet, vielleicht noch manches Kind vor der Verdingung ins Ausland zu bewahren. Die Schrift verdient darum allgemeine Beachtung und weiteste Verbreitung. V.

Eine kleine Stadt, aus Schwedenschachteln erbaut, kann sich jedes Kind selbst herstellen durch das hübsche Modellbogenheft **Kinderarbeiten aus Schwedenschachteln**, Heft 1: „Kleine Stadt". (Ravensburg. Verlag Otto Maier.)

Man überklebt die Schächtelchen mit den bunten Hausfronten und Dachteilen und so entsteht ein nettes, farbenprächtiges Städtchen, das zum Spielen wie geschaffen ist. Es bildet dieses „Städtebauen" eine anziehende Kleinkinderarbeit, unterhaltend und lehrreich zugleich. V.

Büchereinlauf.

Heinrich Manesses Abenteuer und Schicksale. Mitgeteilt von Adolf Vögtlin. (Leipzig. H. Haessel.)

Die Amati der Nestelhoffs, Roman aus der Gegenwart von Alwin Römer. (Werdau. Oskar Meister.)

Als Vagabund um die Erde. Von Harry Franck. Mit 65 Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers. (Frankfurt a. M. Rütten u. Loening.)

Bauernblut. Von Heinrich Hansjakob. (Ausgewählte Schriften, Band 9.) (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Das glückliche Schiff. Roman von Georg v. der Gabelentz. (Leipzig. L. Staackmann.)

Lazarus. Eine Jugendgeschichte von Ferdinand Hanusch. (Wien. Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand u. Co.)

Volksbücher der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Heft 31: **Märchenbüchlein** von Paula Dehmel, Heft 32: **Die Hexe von Steinbronn** von Auguste Supper. Beide Bändchen illustriert. (Hamburg-Großborstel. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.)

Der Salto mortale und andere Geschichten von Emil Ertl. Mit einer Einleitung von Professor Walheim, mit Bild des Verfassers und Illustrationen von Karl J. Arnold. („Hausbücherei", Band 39.) (Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel.)

Wie ich Dichter wurde. Von Max Geißler. (Leipzig. L. Staackmann.)

Kindesrecht. Eine Erzählung aus der Großstadt und vom Dorfe. Von Margarete v. Döring, geb. v. Rohr. (Leipzig-Raschwitz. Bruno Vogler.)

Deutsches Märchenbuch. Herausgegeben von Oskar Dähnhardt. Mit vielen Zeichnungen von Erich Kuithan und fünf bunten Bildern von Karl Mühlmeister. 2. Bändchen. (Leipzig-Berlin. B. G. Teubner.)

Ein schlimmer Bub. Fröhliche Skizzen mit vielen Witzen von Ernst Lord. Band 3. (Leipzig-Raschwitz. Bruno Vogler.)

Der Frühling kommt! Ein Bilderbuch von Eugen Oßwald. — **Postkartenalbum.** Von Arpad Schmidhammer. (Beide verlegt bei Jos. Scholz, Mainz.)

Hunderl Fabeln im Stile der Sezession von P. Gustav Sysel. (Eger-Franzensbad. J. Kobrisch & Gschihay. 1907.)

Das offene Buch. Gedichte von August Vetter. (Berlin-Wilmersdorf. A. R. Meyer.)

Susiana von Ben Jair (Frankfurt a. M. A. J. Hofmann.)

Monistische Sonntagspredigten. Von Wilhelm Ostwald. 1. Reihe. (Leipzig. Akademische Verlagsgesellschaft.)

Haus und Welt. Eine Rückert-Auswahl. Herausgegeben von Stephan List. Mit Bildbeigaben. (München. R. Piper u. Co.)

Wie baue ich mir sebst? Band 14: **Elektrische Zimmerbeleuchtung.** Mit 40 Abbildungen. Von Hans Konwiczka. Bd. 110: **Schwarzwälderuhr samt Werk aus Laubsägenholz.** Mit 32 Abbildungen. Von Aug. Müller. (Leipzig. Hermann Beyer.)

Naturwissenschaftliche Unterhaltungen für Knaben. Band I: **Beschäftigungen und Beobachtungen aus dem Gebiet der Zoologie, Botanik und Mineralogie.** Von E. Witting. (Ravensburg. Otto Maier.)

Deutsche Kampfspiele 1920. Werbeblätter für vaterländische Gedenkreihen von Wilhelm Rolfs. (München. J. F. Lehmann.)

Das Reich der Deutschen. Ein Weckruf von Konrad Stauffer. (Prien am Chiemsee.)

Die Vollnahrung. Von Marie Gotow. (Leipzig-Raschwitz. Bruno Vogler.)

Meine Reise durch das Land der Mitternachtssonne im Sommer 1910. Reiseskizzen von Dr. Johann Ude. (Graz. Styria. 1912.)

Das mit vielen Bildern geschmückte Büchlein bereichert die Nordlandsreise-Literatur um eine liebenswürdige Nummer. Es ist nicht Trockenes und Gelehrtes, es ist frische Plauderei über eine Vergnügungsfahrt nach Hammerfest. In anregender, manchmal humoristischer Weise weiß sie uns auch Neues zu berichten, so reich das Nordlandsschrifttum auch schon geworden ist. Der Verfasser, ein junger Geistlicher, war mit glattem Gesicht abgereist und ist mit einem Vollbart zurückgekommen — ein Beweis, wie Reisen den Menschen reifen.

Blondchen. Ein Gmundner Sommermärchen von Josef Stegbauer (Gmunden, E. Mänhardt.)

Wie der Riese Erla auf der Insel Ort im Traunsee für die schöne Wassernixe Blondchen ein Schloß baut und einen Sonnensommer mit ihr beseligt durchlebt, wird in dem Märchen in gebundener Form erzählt. Eine Nixenliebe dauert nur kurz und als Blondchen sterben muß, ist der „grobe Riese“ sehr, sehr traurig und meißelt zum ewigen Andenken an das dahingegangene Liebchen dessen Antlitz in die Felsen des Erlakogels, wo es heute noch zu sehen ist. — Stegbauer hat den poetischen Stoff zart und feinfühlig behandelt; alles daran ist abgerundet, gefällig und anmutig, und wer zum Traunsee kommt, wer dort seine Ferien verbringt, wird aus dem Büchlein viel Landschafts- und Vergangenheitspoesie schöpfen, die ihm die herrliche Gegend durch einen romantischen Hauch noch herrlicher verklärt.

Hochsommer. Neue Gedichte von A. de Nora. (Leipzig. L. Staackmann. 1912.)

Des Dichters „ruhloses Herz“ ist stiller geworden und ins „stürmische Blut“ ist ein Sommerfächeln gezogen: Hochsommer! Des Menschen und des Dichters Hochsommer! Garben statt der grünen Länzchen, Garben und schwere Früchte. Nur die Rosen prunken noch in roter Glut, Rosen, „die man bricht . . . eh der Frost sie tötet.“ — Das sind Lieder, herb und männlich, nachdenklich, oft leise entsagend, sich bescheidend und immer voll Seele und Innigkeit. Höret ihn selber, den hohen Harfner!

K. D. Z.

Hans Holbein d. J., herausgegeben von Paul Ganz (Klassiker der Kunst. 20. Bd.) Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1912.

Dieser neueste Band der hochschätzbaren Sammlung der „Klassiker der Kunst“ führt den Wiedererwecker der Renaissance auf germanischem Boden Hans Holbein vor und bietet zunächst die treffliche Einleitung aus des Herausgebers Feder ein übersichtliches Bild des Lebens und Schaffens unseres berühmten Meisters, der hauptsächlich in Basel und in England die berühmtesten seiner Gemälde, namentlich Porträts gefertigt hat. Holbein ist 1543 in London, erst 46 Jahre alt, gestorben. Wie reich und gewaltig seine künstlerische Tätigkeit war, wird durch die 252 Abbildungen von dessen Gemälden zum erstenmale hier vollständig vor Augen geführt. Sein berühmtes Bild der Madonna mit der Familie Mayer, seine verschiedenen Porträts von Erasmus von Rotterdam, des Königs von England und der Königin sowie anderer Zeitgenossen, seine Freskobilder und Szenen aus dem Leben Christi erscheinen in vorzüglicher Reproduktion wiedergegeben. Reiche Erläuterungen zu jedem einzelnen Blatte sind am Schlusse des stattlichen Bandes beigefügt, der wieder der Verlagsbuchhandlung wie dem Verfasser und Herausgeber zur Ehre gereicht.

Dr. A. Schl.

Wiener Bilder. Illustriertes Familienblatt. XVII. Jahrgang. Wien, III. Rüdengasse 11.

Wenn wir diese Wochenschrift auch gerade nicht als „Familienblatt“ bezeichnen möchten, so ist doch zu sagen, daß es die beste österreichische Galerie der Bilder aus dem Leben und Treiben des Tages genannt werden muß. Im Text hervorragend sind Chiavaccis köstliche Beiträge.

Jahrbuch 1911 des Steirischen Gebirgsvereins. Graz, 1912. Selbstverlag des Vereins. — Der Jahrgang wird ausgezeichnet durch einen besonders den Steirern lieben Aufsatz „Erzherzog Johann als Alpenwanderer“ von Dr. V. v. Geramb. Mit Bildern nach Gemälden aus des Erzherzogs Lebenszeit. — Bemerkenswert sind ferner ein Aufsatz E. v. Coellns über die Schöckelburgen sowie ärztliche Mahnungen für Touristen von Dr. H. Grill.

Schwabenkinderwanderung. Die alljährliche Verdingung schulpflichtiger Tiroler und Vorarlberger Kinder nach Süddeutschland ist ein alter Brauch, der die Presse des In- und Auslandes schon wiederholt beschäftigt hat. Noch ist aber keine so gründliche, umfassende, den Nutzen und Schaden dieser Kinderverdingung so erschöpfend und ruhig erwägende Arbeit geschrieben worden wie die soeben erschienene Broschüre: **Die Wanderung der Schwabenkinder in Tirol und Vorarlberg** von Bürgerschullehrer Josef Muther (Verlag der „Zeitschrift für Kinderschutz und Jugendfürsorge“, Wien, I., Biberstraße 2), die das regste Interesse weiter Kreise auf sich lenken wird.

Heimgarten



9. Heft. Juni 1912. 36. Jahrg.

Mattes.

Roman von **Hans Eschelbach.**

(Fortsetzung.)

„Da! Das hat der getan, der da!“ schrie die Wallonenstina und zeigte anklagend auf den fahl werdenden Baron. Du hast ihn gehauen wie ein Vieh, du Schuft, du Hund! Das laß ich mir nicht gefallen! Das hier, das ist mein Kind und du, du Hund, du Schinnaas — — —“

„Maul gehalten, Dirne!“

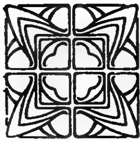
„Was? Du willst noch — — —? Du hast mich auf dem Gewissen! Du hast mich schlecht gemacht! Du bist sein Vater! Da! Da! Das ist dein Kind, dein Kind! dein Kind!“

„Macht ihn kalt! Schlagt ihn tot! Du Vieh! Du Schinnaas!“

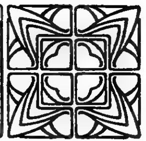
Mitten durch das laute Gebrüll des wütenden Volkes klang schneidend die zornbebende Stimme des Barons: „Dirne! Dich soll der Teufel holen!“ Er griff nach der Peitsche, aber er tat keine zwei Schritte. Die Wallonenstina hatte plötzlich die von der Arbeit blanke Harke hochgeschwungen und funkelte Fredelager an aus wilden Raubtieraugen. „Komm nur! Komm nur!“ Den Kopf schlag ich dir ein!“

Da riß der Baron die Flinte von der Schulter.

Die Wallonenstina warf die Harke hin und stellte sich neben ihren mißhandelten Jungen.



Postkarten des „Heimgarten“



Achtung! Unverlangt eingesendete Manuskripte, denen kein Rückporto beiliegt, werden grundsätzlich nicht zurückgeschickt.

K. F. in Dresden. Ich rate Ihnen dringend ab, einige Sommerwochen in Graz zu verbringen. Solange für die Straßenpflege so gut wie nichts getan wird, ist die „Stadt der Gärten“ eine Pflegestätte für Tuberkelbazillen. Von der Staubplage machen Sie sich keine Vorstellung. Ich werde Sie verständigen, sobald es damit besser ist! Herzl. Gruß H. L. R.

Neugieriger in W. Welcher Gedanke in der Damenspende des Konkordiaballes in Wien, der diesmal im Zeichen Lessings stattfand, fehlte, wollen Sie wissen? Folgender: „Heute vergleicht sich jeder Possendichter mit Goethe, jeder Gedichtemacher hält sich für einen Heine und jeder Kritiker glaubt, er sei ein Lessing.“

Widmann-Denkmal

Gedenkstein, eine Bronze, eine Stiftung oder ein Widmann-Brunnen.

Der Aufruf zur Sammlung ergeht an alle die zahlreichen Freunde und Verehrer Widmanns in der Schweiz, in Österreich, wo seine Wiege stand, und in Deutschland; alle mögen sich beteiligen und für das Vorhaben in ihren Kreisen Gönner werben! Hat uns doch gerade der Tod die Bedeutung Widmanns so eindringlich zum Bewußtsein gebracht. Die Berufensten nannten einstimmig das Hinscheiden Widmanns einen schweren, unersetzlichen Verlust für die deutsche Literatur, feierten seinen Idealismus, die Vereinigung von Dichter, Tagesschriftsteller und Kritiker zu einer einheitlichen Persönlichkeit, die an glänzender Offenbarung des Geistes und zugleich an Adel des Charakters und der Gesinnung, an Reinheit der künstlerischen Intentionen von keinem der Zeitgenossen übertroffen worden sei. Der schweizerische Bundesrat sagte in seinem Beileidschreiben zutreffend: „Weit über die Marken unseres Landes, ja über das Meer hinaus, so weit die deutsche Sprache klingt, bringt die Klage über den Verlust des Edeln. Reich an feinem Geist und ebenso reich an Gemüt und Herzensgüte, hat er uns eine köstliche Fülle bleibender Werke hinterlassen.“

Einzelne Werke des Verblichenen werden nächstens in Volksausgaben erscheinen und eine Sammlung der vielen reizvollen Gedichte Widmanns, die sich überall zerstreut finden, wird herausgegeben werden. Die Unterzeichneten glauben, eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen, die weit herum im Volke empfunden wird, wenn sie dem Dichter und Kritiker nach dem Tode die Ehrung erweisen, die den Lebenden nicht mehr erreichte, wenn sie späteren Geschlechtern eine Erinnerung an den Mann übermitteln, der auf seine Zeitgenossen so mächtig eingewirkt hat.

Sammelstellen:

Die Beiträge beliebe man an die nachbezeichneten Sammelstellen zu leiten:
Für die Schweiz: An die Schweizerische Volksbank in Bern, als Zentralstelle.
Für Österreich: An das k. k. Postsparkassenamt in Wien, Konto-Nr. 130.119. Schweizerische Volksbank Bern.
Für Deutschland: An das Kaiserliche Postscheckamt in Frankfurt am Main, Konto 55/66. Schweizerische Volksbank Bern.

(Geschlossen am 20. April 1912.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Der Köster Thomm war in großer „Aktivität“, wie er seine Tätigkeit nannte. „Aktevetät“, sagte er. Ganz Fugenheim stand auf dem Kopf. Die Leute saßen bei der Witwe Bock und tranken Schnaps, den das versoffene Inselchen von dem zur Neige gehenden Schmerzensgelde seiner Frau traktierte.

„Macht keinen Onfog!“ drängte Köster Thomm. „Verbrennt euch de Fenger necht! Es eß ja alles dommes Zeug! Onfog! Onfog!“

Aber die von Köster Thomm repräsentierte Stimme der Vernunft wurde nicht gehört. Das Maß lief über, die Bauern waren nicht mehr zu beschwichtigen. Im Triumph hatten sie die Wallonenstina mit ihrem blutenden Jungen nach Hause geleitet und nun standen sie hinter den Scheunen und Hecken, nun saßen sie beim Kümmel und schimpften und fluchten. Das Gericht hatte zwar festgestellt, daß der Wilderer Bock Selbstmord begangen; aber der Baron konnte es gerade so gut gewesen sein. Der und der Förster Witsch hatten ihn aufgehängt! Und das mit der Seph war also auch wahr! Halb tot hatte der Lump sie getreten! Das versoffene Inselchen erzählte es als der Held des Tages jedem, der es wissen wollte. Er kam sich wie ein Märtyrer vor, er trank so lange, bis man keinen Ton mehr aus ihm herausbringen konnte, bis man ihn auf die Tenne schleppte, damit er seinen Rausch ausschlafe. Und dann das mit der Wallonenstina, die nie den Vater ihres Kindes nennen wollte! Auch das noch! Man hatte es ja immer geahnt! Und das Tier! Es war zum Erbarmen gewesen! Dieser blutrünstig gepeitschte, arme Junge! Von seinem leibhaftigen Vater! Und der Ipa-Eipa!

Aber eintränken wollten sie's ihm, dem Schuft, dem Leuteschinder! Das Tier wollten sie ihm treiben! Jawohl, das Tier! Das Tier wurde nur solchen Leuten getrieben, die sich unmöglich gemacht hatten, die man öffentlich brandmarken wollte.

Der Köster Thomm sprach sich die Kehle trocken, er wurde nicht gehört. Er holte den Pastor herbei, und der Pastor kam und redete den Leuten gut zu. Sie wurden still und verließen die Schenke; aber das Tier trieben sie dem Baron deshalb doch!

Mitten in der Nacht wurde dreimal an der Schelle der Burg gerissen. Und dann ging's los. Es erhob sich ein wahrer Höllenlärm. Man schrie, man bellte wie ein Hund, man miaute wie eine Katze, man pfiff auf den Fingern, man trommelte auf alten Kesseln, schlug mit Zinkdeckeln und rasselte mit rostigen Ketten und Glasscherben, die man in einem Eimer herumhüpfen ließ. Nie, so weit sich die ältesten Leute erinnerten, war im Umkreise von drei Stunden jemandem so wütend „das Tier getrieben“ worden als dem Baron.

Aber der Baron regte sich nicht. Alle Fenster am ganzen Hause würde man ihm eingeworfen haben, wenn er noch einmal die Hunde losgelassen hätte.

„So! Nun schieß auf uns beide, auf dein Kind und auf mich, du Hund!“

„Dirne! Sag das Wort nicht noch einmal!“

„Hund! Schuft! Satan!“

In demselben Augenblicke, als der Baron die Flinte an die Backe heben wollte, entriß ihm Förster Witsch mit sicherem Griff das Gewehr.

„Herr Baron, Sie machen sich unglücklich!“

„Hundsfott! Das Gewehr her!“

Außer sich vor Wut warf sich der Baron auf seinen Förster und suchte ihm das Gewehr zu entwinden. Aber Förster Witsch schnappte nach dem Hahn, jagte die zwei Schüsse in die Luft und warf das Gewehr mit kräftigem Schwunge in den Schloßweiher.

Ein lautes Halloh erhob sich über die kühne Tat des Försters.

„Die Hunde los!“ schrie der Baron der Wirtschafterin zu, die sich händeringend auf der Brücke zeigte.

Gleich darauf schossen die Hunde heran. „Faßt! Faßt!“ hetzte Herr von Fredelager. Er sah nicht mehr weiter nach seinem Förster, der aufgeregt nach dem Schlosse ging.

Aber die Hunde kamen nicht weit. Die Wallonenstina spaltete dem ersten mit der Harke den Kopf, und die anderen wurden von den Burschen so mit Knütteln verarbeitet, daß sie heulend und hinkend die Flucht ergriffen.

„Bettelpack!“ schnaubte der Baron. Dann ging auch er eilig dem Schlosse zu. Einige Steine, die ihm gegolten, prallten noch gegen das Brückengeländer des Burgweihers. Flüche und höhnende, grelle Pfiffe gellten hinter ihm drein, dann zog die erregte Menge ab und der alte Gärtner schloß seufzend das Tor.

Mit großen Sätzen war der Baron die breite Treppe hinauf und ins Jagdzimmer gestürmt. Mit einem Ruck riß er wutbebend ein Gewehr vom Nagel und eilte ans offenstehende Fenster. Diese Dreckbauern waren wahrhaftig fähig, hier einzudringen; es sollte ihnen versalzt werden, diesen Lumpen!

Aber die Leute waren abgezogen; nur Förster Witsch ging unten über den Schloßhof.

„Steh, du Hundsfott!“ schrie der Baron und legte die Flinte auf ihn an.

Der Förster klappte die Hacken zusammen, stand in militärischer Haltung still und sah in die Gewehrmündung, ohne mit der Wimper zu zucken. Dreimal hob der Baron die Flinte und dreimal ließ er sie wieder sinken. Dann schlug er mit einem Fluch das Fenster so heftig zu, daß die Glasscherben in den gepflasterten Hof klirrten. Verdammt! Der Kerl hatte doch Schneid im Leibe!

* * *

Baron von Fredelager blieb noch bis zum Schluß der Herbsternte auf der Burg und reiste dann auf sein Gut nach Westfalen. Fürs erste war ihm doch der Aufenthalt in Fugenheim verleidet worden. Er hatte es aber nicht unterlassen, sich vor seiner Abreise mit dem ihm befreundeten Landrate und mit einigen anderen Mitgliedern der Aushebungskommission in Verbindung zu setzen. Die Bauern waren sehr erstaunt, daß bei der nächsten Ziehung das Glück so wenig auf ihrer Seite war: alle militärpflichtigen Burschen aus Fugenheim — erster, zweiter und dritter Zug — wurden eingestellt, und zwar die meisten zu Truppengattungen, wo sie das Vergnügen hatten, drei Jahre lang eine militärische Erziehung zu genießen.

Dem Baron mußte der Luftwechsel nicht schlecht gefallen; in den nächsten Jahren kam er nur noch zur Jagd nach Fugenheim und blieb dann nie länger als acht Tage.

Die Wallonenstina ließ ihren Sohn nicht eher auf das Feld hinaus zur Arbeit, bis die letzten Spuren der Mißhandlung bei ihm geschwunden waren. Mattes empfand bald einen bedeutenden Umschwung in den Verhältnissen: die Leute behandelten ihn nicht mehr ganz so geringschätzig wie früher, und die heranwachsenden Mädchen sahen oft nachdenklich hinter ihm drein. Die nur halb verstandenen Andeutungen über seine Herkunft hatten das Tier auf einmal in den Augen der jungen Mädchen interessant gemacht. Mattes selbst hatte nicht recht begriffen, was seine Mutter vor der Burg ausgerufen; aber seit er in so schmählichem Aufzuge durch das Dorf geführt worden war, schämte er sich vor Gretchen Kirschbaum und sie sich wohl auch vor ihm. Die beiden sahen sich nur noch von weitem oder in der Kirche, gingen sich aber sonst scheu aus dem Wege.

So verstrichen die Jahre. Mattes zählte jetzt achtzehn. Er arbeitete fleißiger als jeder andere Bursche seines Alters, blieb wortkarg und verschlossen und kam an Sonntagen nie nach dem Aloysius-Kegelbähnchen, wo sich doch sonst die Jugend Fugenheims — „in der Furcht des Herrn“, wie der Pastor sagte — vergnügte.

Mattes war in seiner Art ein Naturschwärmer geworden. Nicht, als ob er Gedichte gemacht hätte, wie der Pastor — das war ja auch „Onfog“, wie Köster Thomm sagte —, aber er suchte nach Feierabend oder an Sonntagen mit Vorliebe einsame Plätze im Walde auf, besonders einen Bergrücken, von dem es sich weiter ins Land sehen ließ als von sonstigen Stellen des etwas einförmigen, langgestreckten Hügellandes. Hier, wo der dichtverwachsene Wald in eine üppige Wiese auslief, in die sich stellenweise noch Birken, Ginster und Heidekraut drängten, sah man in weiter Ferne einen hohen Felskegel aufragen, der mit einer Burgruine gekrönt war. Es ging etwas Fremdes, Lockendes von dieser Ruine aus,

Die Hunde waren dem Baron zu schade, die würden in der Dunkelheit ja doch nichts ausrichten. So zogen denn die Vollstrecker des bäuerlichen Femgerichtes mit dem stolzen Bewußtsein ab, daß einer der Burschen in die Worte kleidete: „Der hat sein Fett!“

Das stolze Siegesgefühl wurde am anderen Morgen etwas gedämpft durch die Nachricht, daß man das versoffene Inselchen tot in der Scheune aufgefunden habe. Der Tagedieb hatte sich an seiner Heldenrolle und am Kümmel so berauscht, daß er aus diesem Rausche nicht mehr aufgewacht war.

Die Siegesfeier schloß also mit einem Begräbnisse. Die wenigen Leidtragenden, die dem Zuge folgten, sahen, wie die Wirtschafterin aus der Burg mit ihren Habseligkeiten in einer Kalesche Fugenheim verließ, um nicht wiederzukehren.

Die aufgeregten Gemüter wurden ruhiger. Köster Thomm prophezeite, ehe noch die Striemen des Mißhandelten ganz geheilt wären, würde das Gericht nach Fugenheim kommen. Der Baron ließe nicht Schindluder mit sich spielen; das dicke Ende würde schon noch kommen.

Das wirkte ernüchternd.

Aber das dicke Ende kam nicht.

Herr von Fredelager wollte den Skandal vermeiden; er ließ Gras über die Geschichte wachsen. Zu fürchten schien er sich allerdings nicht; denn er ritt stolz und frei durch Fugenheim und schien seine Flinte absichtlich nicht mit sich zu führen. Ob er dem Förster Witsch den Laufpaß gegeben oder ob dieser von selbst gegangen, das wußte selbst Köster Thomm nicht, vor dessen Augen doch sonst selten etwas verborgen blieb. Jedenfalls verließ der Förster Fugenheim nur einen Tag später als die aufgeputzte Wirtschafterin, und die Leute nickten ernsthaft mit dem Kopfe dazu und sagten tiefsinnig: „Teufels Dank ist Schinders Lohn!“

16. Kapitel.

Die gereizte Stimmung der Fugenheimer Bauern hatte sich ausgetobt. Herr Rabe bot in dem von ihm geleiteten Gesangverein seinen ganzen Einfluß auf, um die Leute wieder zur Vernunft zu bringen. Der alte Pastor setzte seine Pfarrkinder plötzlich durch eine funkelnagelneue Predigt in Erstaunen, die das Motto „Liebet eure Feinde!“ trug, und die der größeren Eindringlichkeit halber an vier aufeinander folgenden Sonntagen wiederholt wurde. Unter dem Eindruck dieser Predigt beruhigten sich denn auch die Leute derart, daß die meisten von ihnen am vierten Sonntage während der Predigt so fest einschliefen, daß Köster Thomm es für gut fand, nach Abschluß der Predigt einige Register der Orgel mehr zu ziehen, nur um die guten Leute wieder zu wecken.

erschauernde Berghalde lockend und werbend: „Wie — — wie — — wie — — hab' ich dich lieb!“

„Zi — zi — zi — zillchen! Wollen wir zusammen gohn?“ antwortete der Edelfink.

„Komm, geh mit! Komm, geh mit! Komm, geh mit!“ sang der Hänfling.

An einem mehr als mannshohen, an der Oberfläche bereits stark verwitternden Felsstein stand in all dieser Herrlichkeit Mattes, der Achtzehnjährige, ein Sauerampferblatt im Munde, und in den Gliedern eine eigentümliche Schwere, ein wohliges Gefühl einschläfernder Müdigkeit und Aufgelöstseins. Er hatte sich weit hintenüber auf den Stein gelehnt, die Arme ausgebreitet und mit den Händen in das junge Strauchwerk gegriffen, wie um einen Halt zu finden. Offenen Auges sah er in den strahlenden, tiefblauen Himmel hinein, regungslos, unablässig, bis ihn das Gefühl ergriff, er schwimme willenlos fort in dieser weichen, warmen Duftwolke, die sich wie ein Schleier um all seine Sinne legte.

Dann flog lachend ein Specht vorüber, ein geheimnisvolles Raunen ging durch die zartlaubigen Birken, und Mattes hob den Kopf.

Aus dem Walde trat Livvelingchen. Sie hatte mit beiden Händen die Buchenzweige zur Seite geschoben und stand aufgerichtet und schlank in der Strauchlücke wie eine gute Fee. Ihr junger Busen hob und senkte sich vom raschen Gange und straffte das leichte, hellschimmernde Sommerkleid, das sich eng um die geschmeidigen Glieder legte. Einen Augenblick sah auch sie nach dem fernen Felskegel mit der Ruine, dann pflückte sie feingliedriges, blühendes Labkraut und steckte es ins Haar. Mit einem raschen Blick hatte sie bemerkt, daß kein Mensch mehr in weiter Runde sei als er, der Träumer. Da warf sie das Haar zurück, und um ihren roten Mund, der einen Augenblick die weißen, gesunden Zähne sehen ließ, ging ein stolzes, sieghaftes Lächeln.

„Komm, geh mit! Komm, geh mit! Komm, geh mit!“ lockte und warb der Hänfling.

Mattes hatte sich aufgerichtet; aber er war stehen geblieben. Seine Knie waren ihm so schwer geworden, eine solche Beklommenheit hatte sich seiner bemächtigt, daß er keinen Schritt vorwärts machte.

Noch einmal sah sich Gretchen um, wie ein sicherndes Reh, wenn es aus dem schützenden Walde tritt. Der Gesang der Liebespaare war drunten zwischen den Kornfeldern verstummt, ein leiser Duft stieg aus dem Tale, und die letzten Schwalben suchten das heimische Nest.

Langsam, den Kopf etwas gesenkt, kam sie näher, wie spielend im Weiterschreiten sich zeitweilig bückend und die flachen Knöpfchen des Zittergrases von den Halmen streifend.

etwas, was ein leises Fernweh wachrief, eine unbestimmte Sehnsucht nach Dingen, die weit, weit draußen lagen, heimlich lockend und winkend und doch unerreichbar fern. Nach dieser oft in märchenhaft tiefem Violett liegenden Ruine auf dem Fels, der aus einem fernen, unbekannten Tale aufragte, sah der junge Mensch oft in Träumen, die ihm wie ein süßes Lied durch die Seele zogen, wie ein Lied, dem er wie verzaubert wohl horchen, das er selbst aber nicht singen konnte. Das Sirenenlied hatte wohl tausend Melodien, aber nur ein einziges Wort — Liovelingchen! Die Grillen, denen der junge Riese oft stundenlang reglos zuhörte, sangen nur dies eine Wort, die Lerchen trugen es jubelnd in den Himmel, die Schwalben riefen es einander zu, es blühte aus dem Grunde jeder Blume, es strahlte aus seinen eigenen Augen und war der Inhalt all seiner Träume.

Aber der Mensch, der nicht lachen, nicht singen und nicht weinen konnte, wußte es nicht.

Es war an einem Sommerabend. Der schwüle, süße Duft von Waldreben und von den feinrispigen Blütensträußen der Spierstaude zog durch die weiche Luft, hin und wieder verdrängt von schwerem Heuduft. Um die üppig blühenden Skabiosen und um die großleuchtenden Sterne der Wucherblume gaukelten große und kleine buntfarbige Schmetterlinge. Der weite Himmel brannte im Abendschein. Es war, als wolle alles, was da lebt, sich vor der Dunkelheit noch einmal des Lichtes, des Lebens freuen. Hummeln und Bienen schwärmten durch Thymian und Heidekraut. Unzählige Käferchen, Mücken und Fliegen flogen schillernd im Hochzeitsgewande einander nach. Tierchen der verschiedensten Art und Farbe, von denen der junge Riese bisher keine Ahnung gehabt, jagten eins das andere in neckischem Liebesspiel. Auf allen Blättern und Stengeln regte es sich. Jeder Blütenbusch wurde zum Lusthain, jede Dolde zum Brautbett. Und unten, wo es über den erschauernd und heimlich lispelnden Getreidefeldern wie eine Dunstwolke verschwiegener Lust und Fruchtbarkeit lag, klangen werbende Liebeslieder junger Burschen und draller Mädchen, die laut aufjauchzten in Lebensluft und Sommerwonne. Jede Blüte erschloß ihren Kelch, jede Schwalbe jagte in neckischem Spiel die Gefährtin. Indes die Grillen unablässig zur Brautfeier aufspielten, klang aus den Feldern der Brunstschrei des Feldhuhns, lockte und warb im Waldesdunkel der Täuberich, zitterten erschauernd vor Lust die duftschweren Blütenbüsche, und rief sehnsüchtig im Waldinnern die Goldamsel. Der Bläuling, das farbenprächtige Pfauenauge, der Zitronenfalter, der Admiral, sie alle, wie trunken von ihrer eignen Schönheit, führten in der leise flirrenden, von Blütenstaub und Blütenduft geschwängerten weichen Luft einen taumelnden Liebesreigen auf, und die Ammer rief unablässig über die wie in stiller Verzückung

Zeit gefunden, sich in den Schrunden der Felswände gründlich auszuwachsen. „Sieh mal, wie der springt!“ sagte sie, und warf einen kräftigen Stein über die Böschung. Dann trat sie einige Schritte zurück und sah sich um — zu diesem entlegenen Platz kam wohl monatelang kein Mensch hin. Sie blickte in die Ferne, wo das Abendrot leuchtend prangte. „Es ist sehr schön hier!“ sagte sie und setzte sich zwischen zwei verkrüppelten Birken ins Heidekraut.

„Sehr!“ sagte auch Mattes. Er sah nur sie an, als er das sagte.

„Setz dich doch!“

Gehorsam, wie in der Kinderzeit, folgte er ihrem Befehle.

Lange saßen sie nebeneinander und sagten beide nichts. Die gegenüberliegende, waldbewachsene Bergwand, die vom Abendschein nicht mehr getroffen wurde, fing bereits an, sich in dunklere Schatten zu hüllen. Ein scheuer Vogel huschte an dieser Schattenwand vorüber, einem Lichtblitz gleichend, weil er selbst noch von einem letzten Strahl der das Tal nicht mehr erreichenden Abendsonne getroffen wurde. Tief drunten im Talweg hörte man das gleichförmige Klingeln einer Müllerkarre. Die beiden lauschten in sich versunken, bis sich der Klang verlor, um dann durch das Klappern eines Leiterwagens abgelöst zu werden. Keines sprach. Es war, als ob sich das Geräusch aus dem Tale störend zwischen sie dränge.

Zuletzt wurde es ganz stille; sie waren allein. Während es drunten schon dunkler wurde, blieb es hier noch so hell, daß man ganz deutlich einen großen Goldlaufkäfer sah, der plötzlich aus der Luft schwerfällig ins Heidekraut schoß. Gleich darauf landete sein Genosse. Obschon ihn ein Urwald von Ginster und Heidekraut von seiner Gespielin trennte, nahm er doch sogleich die rechte Richtung auf und verschwand, eifrig hinter der Ersehnten dreinlaufend, zwischen Stengeln und Wurzeln.

Livvelingchen sah ihm gedankenvoll nach. „Was tust du den ganzen Tag?“ fragte sie endlich.

„Arbeiten.“

„Nächsten Sonntag ist Kirmes.“

Mattes nickte.

„Ich darf dann mit tanzen gehen.“

Er antwortete nicht und sah sie immerfort an.

„Kommst du auch hin, Mattes?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Ich kann nicht tanzen.“

„Dann lern' es. Ortsvorstehers Franz tanzt sehr schön.“

Er sagte wieder nichts, er schluckte nur. Noch einmal klang der wehmütige Sehnsuchtsruf der Goldamsel; dann verstummte sie. Nur der Tauber girrte noch eine Zeitlang weiter, bis auch er stille wurde.

„Mattes?“ sagte sie und reichte dem Befangenen lächelnd die Hand.

„Livvelingchen!“

Die ganze Freudigkeit, die ganze Hingebung, der ganze Glaube der Jugend klang in dem Wort.

Und Livvelingchen lächelte.

„Wir haben uns lange nicht mehr gesehen“, sagte sie, pflückte ein Blatt ab und zupfte das Blattgrün zwischen den Rippen weg, daß nur noch das Skelett des Blattes übrig blieb.

Er antwortete nicht, er sah ihr nur in die Augen.

„Was tust du hier?“

„Nichts.“

Eine Pause entstand, die sie dazu benutzte, das Labkraut aus ihrem Haar zu nehmen und es um den Finger zu wickeln.

„Wo gehst du hin?“ fragte er nach einer Weile.

Sie winkte mit dem Kopfe und warf die Blumen nach der bezeichneten Richtung. „Höher hinauf.“

„An den Steinbruch?“ fragte er verwundert.

„Warum denn nicht?“

„Es ist gefährlich da.“

„Grade darum. Es kommt niemand dort hin. Man ist ganz allein. Gehst du mit?“

„Ich?“

Sie lachte. „Wer denn anders?“ fragte sie übermütig. Ohne auf ihn zu warten, kletterte sie auf den Felsstein, gegen den er sich gelehnt und von dort aus, Risse und Vorsprünge geschickt benutzend, über eine etwa sechs Meter hohe Steinwand.

„Wenn der Stein rutscht!“ rief er warnend; aber sie lachte wieder und stellte sich auf die äußerste Ecke des Steines. „Wenn du zu bange bist, bleib unten!“

Statt zu antworten, kletterte er ziemlich schwerfällig zu ihr hinauf. Die Stelle mußte nicht ungefährlich sein. Unten, von der Landstraße aus hatte man einen großen Steinbruch angelegt, der das Material zum Wegebau liefern sollte. Damit kein Unkundiger in der Dunkelheit über die Felswand hinunter in den Steinbruch geriet, hatte man oben den Platz auf eine lange Strecke hinaus mit einem alten rostigen Drahtseil abgesperrt.

„Nicht, Livvelingchen, nicht!“ sagte Mattes, als er sah, wie sie unter dem Drahtseil herhuschte. Sie hörte nicht auf ihn, tat noch einige Schritte vorwärts und sah mit einer Mischung von Furcht und Neugierde in den Steinbruch hinunter. Herr Wemmer, der Besitzer des Steinbruches, schien denselben nicht zu sehr auszubeuten; wenigstens hatten hie und da Bergholunder, Haselnußstauden und wilder Hopfen

Alles war Feuer in ihm, alles war in Aufruhr. Er sprang auf, er war ganz fassungslos. „Livvelingchen!“ keuchte er, „Livvelingchen!“ Und dann brach er plötzlich blindlings durch die dunklen Büsche, keuchend, stöhnend in sinnloser Flucht. Das große Kind flüchtete vor dem Manne, der in ihm erwacht war.

„Mattes!“

Man hörte, wie die Büsche knackten. Erschrocken schwieg die Nachtigall.

„Mattes!“

Der hörte nichts als sein siedendes Blut und sein hämmerndes Herz, der war fortgerannt und sah nicht mehr um.

Sie lauschte; aber alles blieb stumm.

Da warf sie sich zuckend, das Gesicht der Erde zugekehrt, ins Heidekraut und biß sich selbst in den Arm, um nicht schreien zu müssen.

Ein Stern fiel vom Himmel. Es war ganz dunkel geworden.

17. Kapitel.

Der Baron war wieder nach Fugenheim zurückgekehrt und hatte seinen Wohnsitz dauernd „auf der Burg“ genommen. Die Leute schüttelten darüber den Kopf, und Köster Thomm sagte: „Der Frosch höpft weder en den Pfohl, wenn er auch söß auf goldnen Stohl!“

Das Verhältnis Herrn von Fredelagers zu den Bauern gestaltete sich besser, als man anfangs vermutet hatte: er mied die Leute, und die Leute mieden ihn. Es war, als sei Waffenstillstand eingetreten. Es wurden sogar einige Stimmen laut, die behaupten wollten, der Baron habe sich gebessert. „Faxen!“ sagte Köster Thomm. „Der Wolf verlert sein ahl Haar, aber necht sein ahl Senn!“

Livvelingchen blieb nach wie vor vom Baron bevorzugt. Es gab sogar Leute, die die Sorglosigkeit des alten Kirschbaum nicht begriffen und die tadelnd bemerkten, wo man sein grünes Fleisch hängen habe, müsse man sorgen, daß die Fenster verriegelt seien.

Livvelingchen war in letzter Zeit überhaupt etwas „ins Gespräch gekommen“. Das Tier hatte ein so sonderbares Benehmen gezeigt, wenn das schöne Mädchen sich sehen ließ. Livvelingchen selbst wurde so befangen, wenn von dem Sohne der Wallonin die Rede war, daß das auffallen und Anlaß zu allerlei Vermutungen geben mußte. Die beiden waren jetzt nahezu zwanzig Jahre alt. Dem steifen Mattes hätte man's ja nicht zugetraut, aber kein Wunder, wenn ein Mädel wie Kirschbaums Gretchen Feuer fing!

Von der Schule her gewöhnt, immer die Erste zu sein, hielt Gretchen auch jetzt streng darauf, zu den tadellosesten Mädchen gezählt zu werden. Ihr Vater sagte immer, es sei noch nicht Zeit für sie, und

Und wieder schwiegen die beiden.

„Ich bin so müd'!" sagte endlich Gretchen und ließ sich mit einem wohligen Seufzer aus ihrer sitzenden Lage ganz hintenüber ins weiche Heidekraut sinken.

Er saß neben ihr und sah, wie durch ihren jungen, geschmeidigen Körper ein leichtes Schauern ging. Eine seltsame Beklemmung befiel ihn. Um sie herum wob die Dämmerung ihre Schatten.

„Leg dich doch auch!" sagte sie.

Er gehorchte und streckte sich auf den Rücken. Ihre Köpfe lagen dicht nebeneinander. Der Thymian duftete schwül, und nicht weit von ihnen begann die Nachtigall ihr Lied. Er hörte das Lied nicht; er hörte nur, wie ihr Atem schwerer ging. Und dann war ihre weiche, warme, zuckende Hand plötzlich in der seinen, und er ließ sie nicht wieder los.

Plötzlich richtete sie sich auf; sie hatte Geräusch gehört. Aber es waren nur zwei verspätete Eichhörnchen, die sich in Schraubenwindungen neckisch um den dicken Stamm einer Kiefer jagten.

Auch Mattes hatte sich halb aufgerichtet. Sie gab sich einen Ruck und kniete jetzt im Heidekraut vor ihm. Sie legte ihm die Hände auf die Schultern und sah ihn an.

„Livvelingchen?"

„Du hast schöne Augen!" sagte sie und wandte keinen Blick von ihm.

„Und du bist wie die Muttergottes!"

„Du bist dumm!" sagte sie und drückte ihn an den Schultern nieder ins Heidekraut. „Siehst du, ich bin stärker als du!" lachte sie.

Er wehrte sich nicht. Es war ihm wieder, als löse er sich auf, als fliege er.

Und die Nachtigall sang. Ein leises Raunen ging durch die Blätter; dann hielt der Wald den Atem an. Er wurde feierlich still.

„Mattes!"

„Livvelingchen!"

Dann wieder ein langes Schweigen.

Sie hatte sich tief über ihn gebeugt, sie stützte sich gegen ihn, sie hörte, wie sein Herz hämmerte. „Deine Augen sind schön!" sagte sie. Und dann küßte sie ihn ganz sanft auf die Augen. Er schloß die Augen. Ein Schauer rieselte ihm über den kraftstrotzenden Leib, und dann sank sie mit geöffneten Lippen auf ihn. Durch das dünne Gewand fühlte er, wie ihr ganzer Körper zitterte und zuckte.

„Du! Du! Du!"

Sie hatte sich über ihn geworfen, sie hing an seinen Lippen und küßte ihn in verzehrender Glut. Er fühlte, wie ihr Herz an dem seinen schlug, wie ein Feuerstrom von ihr ausgehend durch seine Glieder fuhr. Und er umschlang sie und küßte sie atemlos.

dem Wirt über Kunstdünger und Hagelversicherung. Da das kleine Fugenheim selten das Vergnügen hatte, Schießbuden, Karussells und andere schöne Kirmesherrlichkeiten bewundern zu können, so mußten die „Reihjungen“ die Kosten der Unterhaltung aus eigenen Mitteln bestreiten. Auf einer leeren Tonne inmitten des Saales stehend, hatte ihr Fähnrich schon einmal den „Fähndel“ geschwenkt. Dann tanzte man weiter, und nun trat Franz auf, der Sohn des Ortsvorstehers, der auch etwas zur Unterhaltung beitragen wollte. Er ließ die leere Biertonne herbeiwälzen, sprang hinauf und deklamierte „Des Sängers Fluch.“ Für Fugenheim war des Sängers Fluch immer noch neu, und Franz erzielte einen um so nachhaltigeren Eindruck damit, weil er ihn in unverfälschter Thommsprache vortrug: „Weh der, verrochter Mörder! Do Floch des Sängertoms. Omsonst sei all dein Rengen nach Kränzen blotgen Rohms!“

Bis dahin war er gekommen, als Köster Thomm, der als berufener Vertreter des Pastors hier nach „Zocht und Ordnong“ sehen wollte, in den Saal trat. Franz unterbrach seinen Vortrag und sprang vom Fasse. Köster Thomm wurde mit so ausgelassenem Gelächter begrüßt, daß er ganz ärgerlich fragte: „Was eß das no weder för ne Onfog her?“ Der Ortsvorsteher holte ihn an den Tisch, und die Tanzbelustigung nahm ihren Fortgang.

An einem Pfeiler des Saales stand steif und ohne eine Miene zu verziehen Mattes. Er sah immer hinüber nach Livvelingchen, die wiederholt mit Franz getanzt hatte, ohne den Riesen bis jetzt zu beachten. Dem Tier schlug das Herz beklommen. Er setzte sich zu einigen Burschen, die bereits zu viel getrunken hatten und wiederholt anfingen, Soldatenlieder anzustimmen und deshalb zur Ruhe ermahnt wurden. Mattes dachte gar nicht daran, daß man auch ihn zu den Radaubrüdern zählen würde. Er erwartete aufgeregt den nächsten Schottisch. Der Schottisch war der einzige Tanz, den er konnte; wenn der an die Reihe käme, dann wollte er Livvelingchen holen.

Livvelingchen!

Er sah von allen Mädchen nur sie; er verstand gar nicht, warum sie mit anderen tanzte, warum sie gar nicht einmal auch nach seinem Tische sah.

Jetzt mußte der Schottisch kommen!

Ein lauter Hornstoß von der Galerie. „Damenschottisch!“ rief der Fähnrich, der sich heute mit seiner weißen, leinenen Hose, seiner roten Schärpe und seiner Federmütze als Festordner betrachtete.

Die Ankündigung wurde von den jungen Burschen mit Jubel aufgenommen. Den Damenschottisch, bei dem man die Rollen tauschte, so daß die Dame sich ihren Herrn zu wählen hatte, nannte man in Fugenheim „Die Moppentour“.

sie selbst wußte auch die jungen Burschen so in der Entfernung zu halten, daß es geradezu verstimmend wirkte. Die Abgewiesenen nahmen es deshalb mit Jubel auf, als Ortsvorstehers Franz ein Lied auf Livvelingchen und das Tier gemacht hatte. Dem Tier wurden darin allerlei Dummheiten angedichtet, und es wurde behauptet, daß gerade sie Gretchen gefielen:

„Denn wem die Klugheit unbequem,
Schlägt aus der Dummheit Zinsen!“

hieß es am Schlusse jeder Strophe.

In Wirklichkeit ließ sich den beiden nicht das Geringste nachsagen. Sie mieden sich wie Feuer und Wasser. Es war wohl auch nur müßiges Gerede, wenn es hieß, man habe das Tier oft abends hinter dem Hause Kirschbaums stehen und nach dem Fenster Gretchens spähen sehen.

Die Wallonenstina sah allerdings tiefer, obschon nie ein Wort zwischen ihr und dem Sohne über die Dorfprinzessin gewechselt worden war. Wenn er abends stundenlang in einer Ecke saß und immer vor sich hinsah, ohne zu reden, dann war sie schon ganz zornig aufgesprungen und hatte gesagt: „Schlag dir die Geschichte aus dem Kopf! Das ist nichts für dich!“

Und doch hatte sie ihn geküßt und doch — — —! Das Tier schloß immer noch die Augen, wenn er an jenen Abend dachte. Mochten die Reihjungen sagen, was sie wollten: sie waren ja verknüpft für alle Ewigkeit! Nicht umsonst hatte Gretchen in diesem Jahre einen so mächtigen „Maibaum“ vor ihrer Türe gefunden — wenn den ein einzelner Bursche allein aus dem Walde geholt hatte, das konnte kein anderer sein als Mattes, der Riese. Er schloß sich auch nicht mehr so ganz von seinen Altersgenossen ab. Nicht ohne einen gewissen Stolz sah seine Mutter, daß er ihrem Rat: „Du mußt mit dabei sein!“ folgte. Tanzen konnte er zwar immer noch nicht, aber zur Tanzmusik wollte er doch gehen. Jugenheim feierte Kirmes. Eine Kuchenbude sogar war gekommen, und der gute Pastor hatte wieder gepredigt: „Jetzt beginnt die Ausgelassenheit wieder! Jetzt zertreten die Jungen und Mädchen abends dem armen Pastor die Bohnenstangen und tun auch sonst, was Gott verboten hat!“

Im Tanzsaal ging es schon lustig zu. Trotzdem man den Boden wiederholt mit Wasser besprengt hatte, staubte es so, daß man alle Türen und Fenster sperrangelweit aufgerissen, um Staub und Hitze in etwa zu wehren. Auf der erhöhten Galerie bliesen und fiedelten die Musikanten, daß ihnen der Schweiß aus allen Poren brach und daß sie einen Durst entwickelten, der wirklich Respekt einflößte. Auf dem Podium unter der Musikantentribüne, das als Vorzugsplatz den besseren Bürgern Jugenheims reserviert blieb, saß bereits der Ortsvorsteher mit Brön, seiner dicken Ehehälfte, und mit dem Steinbruchbesitzer. Der alte Kirschbaum mit Bertram und Gretchen saß auch schon da und unterhielt sich mit

eine ganze Mark. Einige Mädchen, die dem Grundsatze huldigten „Zweimal gebunden hält besser“, holten sich einen anderen Tänzer. Vielleicht würde sie jetzt zu ihm kommen!

Aber sie kam nicht.

Der Geiger klopfte mit seinem Bogen auf die verschabte Violine. Der Tanz begann wieder.

Da hielt es Mattes nicht länger im Saale; er ging mit schweren Schritten hinaus.

Gleich würden die Paare alle zur Kuchenbude gehen, und er wollte sie sehen, die beiden. Sie sollte nicht allein mit Franz sein, der schon in der Schule bei jedem Spiele betrogen hatte.

Jetzt kamen die Burschen und Mädchen schäkernd und lachend, alle sich zur Kuchenbude hindrängend, und jedes Pärchen dann in der Dunkelheit verschwindend. Franz und Gretchen bildeten das letzte Paar. Es war, als hätten sie absichtlich gewartet, bis die anderen den Platz geräumt.

Das Tier hatte sich förmlich in die Hecke gezwängt, so daß er in dem tiefen Schatten gar nicht bemerkt wurde.

Franz kaufte die Moppen, er ging ans Drehbrett und ruhte nicht eher, bis er ein Kuchenherz gewonnen hatte. Er scherzte mit Livvelingchen und ließ nicht nach, bis auch sie das Drehbrett in Bewegung setzte. Aber sie schien kein Glück zu haben. Franz bezahlte verdrossen und behauptete, mit dem Glücksrad würde gepfuscht. Er mochte dabei an seine eigenen Jugendpraktiken denken. Nach einem kleinen Wortwechsel mit dem Budenbesitzer entfernte er sich und schenkte das von ihm gewonnene Kuchenherz der Dorfprinzessin. In diesem Augenblicke hatte Livvelingchen Mattes bemerkt; das Kuchenherz fiel in den Staub und zerbrach. Franz mochte nach dem vorgefallenen Wortwechsel bei dem Besitzer der Kuchenbude kein neues Geschenk erstehen, und so kam es, daß Gretchen ohne Herz in den Saal zurückkehrte.

Zunächst gingen sie natürlich nicht nach dem Tanzsaal. Franz lud seine Partnerin zu einem Spaziergange ein. Er sah nicht, daß ein Schatten ihm folgte, ein Schatten, der das zerbrochene Herz im Staube absichtlich unter die Füße trat.

Die beiden bogen bald vom Wege ab und schlugen einen Pfad ein, der sich zwischen zwei Hecken hinzog, der rechte Weg für ein stilles Liebespärchen. Sie waren aber noch nicht weit gekommen, als Gretchen Franz festhielt. „Komm zurück!“ sagte sie. „Da steht einer!“

Sie war schreckhaft geworden. Sie hatte einen Schatten gesehen, der ihr im Wege stand.

Sie gingen zurück und schlugen auf der anderen Seite des Weges einen anderen Pfad ein; aber auch hier stand der Schatten.

Die Moppentour bestand darin, daß das Mädchen den Erwählten zum Tanze holte, und daß der Erwählte dann nach dem Tanze die Ehrenpflicht hatte, mit seiner Dame zur nächsten Kuchenbude zu gehen und ihr eine Düte holländischer ‚Moppen' zu kaufen. Jeder suchte dabei die Größe dieser Moppendüte in Einklang mit der Größe seiner Empfindungen zu bringen. Oft genug wurde die Moppentour auch zu einem sehr ergiebigen Rundgang um das Dorf ausgedehnt, einem Rundgange, der bei der Dunkelheit den Bohnenstangen des Pastors nicht selten Gefahr brachte. Abgesehen von der Gefährdung der Bohnenstangen hatte die Moppentour und der Gang zu Drehbrett und Kuchenherz doch auch ihr Gutes. Heimlich oder öffentlich verlobt kamen manche Leute von der Moppentour zurück, die unverlobt den Tanzsaal verlassen hatten.

Kein Wunder, daß der Tusch und die Ankündigung des Damenschottischs lebhafte Bewegung im Saale hervorrief. Die Mütter reckten die Hälse, stießen ihre Töchter ermunternd an und raunten ihnen etwas ins Ohr. Die Väter lächelten, nahmen einen Schluck und sahen ins Glas. Die jungen Burschen zwirbelten ihren Schnurrbart in die Höhe, zupften ihre grellfarbige, neue Kirmeskrawatte zurecht, zogen die Weste glatt und legten die Zigarre auf Seite. Der große Augenblick war gekommen. Jeder reckte sich, jeder wollte besser gesehen werden. Mattes atmete schwer; die ersten Paare traten schon glückstrahlend an. Er fühlte einmal nach seiner Westentasche — vier blanke Taler lagen dort bereit; wenn Livvelingchen kam, er war ja so froh, er wollte ihr alle Moppen Fugenheims kaufen, den ganzen Sack voll, die Moppen sollten rar werden für die anderen!

Jetzt erhob sich Livvelingchen und kam gerade auf ihn zu. Er fühlte das Herz bis in den Hals klopfen, er sah, wie alle Blicke ihr folgten, wie sich die Burschen vordrängten, um von ihr gesehen zu werden. Jetzt! Er stand auf, er war ganz rot geworden; er würde wieder nichts sagen, als „Livvelingchen!"

Aber sie sah ihn nicht, sie ging an ihm vorüber und gleich darauf setzte die Musik ein, laut, schrill, mißtönend.

Die Dorfprinzessin tanzte mit Franz, und die dicke Brön nickte ihr wohlwollend und fettglänzend zu, um ihr für die Ehre zu danken.

Mattes stand da wie versteinert. Waren es nur die rundwirbelnden, lachenden Paare oder war es der ganze Saal, der sich vor ihm runddrehte?

Er ließ keinen Blick von ihr. Sie mußte ihn doch gesehen haben!

„Setz dich, Tier!" sagten die bezechten Burschen hinter ihm. Er hörte es nicht. Einige Paare tanzten gegen ihn. Er fühlte es nicht. Er sah nur sie, nur Livvelingchen.

Jetzt kam die Tanzpause. Der Trompeter mit dem buschigen Schnauzbart holte bei den Tänzern das Geld ein und bekam von Franz

hat der Sim noch davon, aber sonst auch gar nichts. Er weiß, wie der Hunger schmeckt und wie der Frost in den Gliedern bohrt; weiß, wie die Gicht tut und wie böser Leute Spottreden und geiziger Leute Nachreden klingen. Er weiß auch, daß nichts Besseres für ihn mehr kommen wird, daß er nichts mehr wünschen darf, daß er zeitlebens der Schuhhadern des Dorfes sein wird — aber nur leben, nur leben, lange leben, immer leben — nur nicht sterben.

Der Samer-Sim meidet den Friedhof, der außer dem Orte liegt, aber auch den Weg dahin; er tut oft einen halbstundenlangen Umgang, nur um den Friedhofsweg nicht zu kreuzen. Vor Leichen fürchtet er sich wie vor der Pest, und es geht ihm, wie allen, die selten Leichen sehen und also glauben, was ihnen die Einbildung vormacht, daß nämlich die Toten so grauenhaft zu schauen wären.

Am Ende des Dorfes steht eine Wirtskeusche; diese ist dem Sim der liebste Ort; nicht als ob er den schlechten Krätzer, den man in der Keusche haben kann, gerne tränke, sondern weil der Wirt ein Geschichtenbuch besitzt. In diesem Buche steht die anmutigste Geschichte, die der Sim je gehört hat, die Geschichte von dem ewigen Juden — das ist der Mensch, der nicht stirbt.

Beim Wirt sitzt zuweilen auch der Bader des Ortes, ein Spaßvogel. „Ja, mein Lieber“, sagte der eines Tages zum Sim, „letzthin hätt's den Mann bald getroffen — nu, wie lang mag's sein, Hirschenwirt, daß der ewige Jude bei dir da vorbeigegangen ist?“

„Je“, antwortete der Wirt, auf den Scherz eingehend, „das wird sein höchstens sechs Wochen — nit länger. Hat bei mir eingekehrt; just da auf der Ofenbank, wo der Sim sitzt, ist er gesessen.“

„Ja, schau“, fuhr der Bader, zum alten Sim gewendet, fort, „und da hat der Mann unvorsichtiger Weis', wie er schon von seinem ewigen Herumvagabundieren durstig ist, ein Glas von Hirschenwirts Vierziger getrunken. Augenblicklich hat er auch das schauderlichste Bauchgrimmen gehabt, und Krämpfe dabei, wie mir erzählt ist worden — hat schon alles gemeint, 's wär' das letzt' End' mit dem ewigen Juden.“

Der Hirschenwirt stutzte, als er die Spitze des Scherzes nicht gegen den Sim, sondern gegen sich selber gekehrt sah. — Na wart, Bader — dachte er — du kriegst mir auch eins.

„Ja, ja“, bekräftigte der Wirt dem Sim gegenüber, „'s ist, wie der Herr Doktor gesagt hat. — ‚Leut'!‘ schreit er jählings der ewige Jud', ‚mir ist auf einmal nit gut — 'leicht könnt' ich doch endlich versterben; laufts geschwind um einen Doktor!‘ — Ich schick' den Halterbuben eilends ins Dorf, aber der Herr Doktor ist nit zu Haus gewesen; der arme kranke Mann hat keine Hilf' können haben und so ist er richtig wieder gesund worden.“

„Hinter unserem Hause steht eine Bank!“ flüsterte Franz, dem der Schatten unbequem wurde und den die Ängstlichkeit seiner Begleiterin selbst unsicher machte.

Aber von der Bank her, die direkt vom Feldwege aus zu erreichen war, tönte schon das Gekicher eines anderen Paares, und nach dem Berg zu, wohin Franz jetzt ziehen wollte, stand wieder der Schatten.

Überall, wo sie ein verstecktes Plätzchen suchen wollten, trat ihnen der Schatten in den Weg.

„Wir gehen auf ihn zu!“ sagte Franz ärgerlich. „Komm!“

Aber sie riß sich los und ließ ihn allein. Der Schatten stand immer noch da. Franz war kein Held. Er ließ den Schatten stehen und folgte dem Mädchen.

„Komm doch!“ sagte er verdrießlich. „Wir gehen zur Sandgrube.“

„Ich will zu meinem Vater. Wenn du nicht mitgehst, gehe ich allein.“

„Das ist Botenlohn!“ sagte er und küßte sie plötzlich. Er hatte sich den Kuß gestohlen, wie er früher die Spielsteine stahl.

(Fortsetzung folgt.)

Der Samer-Sim.

Einst angemerkt von **Peter Rosegger.**

Es ist doch recht schmeichelhaft für diese Welt, daß keiner aus ihr hinaussterben will. „Das Sterben, das spar' ich mir bis zuletzt“, sagt ein Volkswort, aber wenn dieses „zuletzt“ kommt — es kommt zu früh. Die Jungen möchten alt werden, die Alten möchten sich am Sonnenlichte ein Jährchen oder zweie noch erfreuen; der Gesunde möchte leben, der Kranke gesund werden; der Arme möchte sich erst Schätze erwerben, der Reiche sie genießen; der Totengräber hängt mit denselben Stricken am Leben, als die in Weltlust badende Tänzerin auf der Bühne. Der Familienvater will leben um der Seinen Glück zu gründen und sich daran zu laben. Dem einsamen Junggesellen oder Hagestolz ist es schon gar bitter, von der Erde zu scheiden, denn er weiß, er läßt keine Spur zurück, er ist mit seinem letzten Atemzuge verweht und vertilgt — wahrhaftig gestorben.

Denen aber der Tod nicht zu früh kommt, denen kommt er — zu spät; sie wollten ja sterben, wenn's nur schon — geschehen wäre. Es liegt ihnen am Leben nichts, aber ihnen graut vor dem Todeskampf.

Zu diesen letzteren gehört wohl auch der Samer-Sim? — Dem kann am Leben freilich nichts liegen, er ist im Dorfe der Einleger. Vor Zeiten hat er mit einem Maulesel Kornsäcke übers Gebirg gesäumt; den Namen

„Lieber Freund“, sagte ich und faßte seine kalte Hand, „Gott wird sein Geschöpf liebevoll in seine Hände nehmen. Glaubst du nicht, Sim, daß Gott besser ist als die Menschen?“

„Das glaub’ ich wohl.“

„So siehe, gute Menschen verzeihen ihren Beleidigern, anstatt sich an ihnen mit Feuer oder anderswie zu rächen.“

„Ja, freilich“, unterbrach mich der Sim, „so hat’s Gott gelehrt!“

„Und wird er’s selber nicht auch halten, was er von anderen verlangt?“ — Ach, dem Herrn Pfarrer wäre es wieder einmal nicht recht gewesen, wie ich da geredet habe.

Der Samer-Sim murmelte was und holperte seines Weges.

Er simuliert und bangt vor dem Sterben und — lebt noch heute. —

Obige Zeilen habe ich mehrere Monate früher als diese niedergeschrieben, unmittelbar nach dem Eindrucke, den die Begegnung mit dem alten Samer-Sim auf mich gemacht hatte. Ich hielt die Sache nicht für bedeutend genug, um sie zu erzählen, denn wunderliche Menschen findet man doch allerorts, und es ist schließlich keine Moral aus ihnen zu ziehen. Erst die Art seines Todes macht mir den Samer-Sim merkwürdig. Eines Tages erhielt ich vom Schullehrer jenes Dorfes folgenden Brief:

„Geschätzter Freund!

Sie haben sich immmer für den alten Samer-Sim interessiert. Den haben wir heute begraben. Der Mann ist lachend gestorben. Seit längerer Zeit schon lag er beim Moosbrunner auf dem Oberboden krank. Ich habe ihn selber einmal daselbst besucht; er war stets der Alte mit seiner Todesfurcht und meinte, er wollte gern alles Böse ertragen auf dieser Welt, wenn er nur wisse, daß er nicht auf der Sterb liege. — Nun, es ist eigentlich komisch, hat ihn eine Maus umgebracht. Eine solche war unter seine Decke gekommen; vor Zappeln und Lachen über den Gast fiel der Alte in einen Krampf und nach wenigen Minuten war’s vorbei. Ein Schlagfluß! sagt der Arzt. Vielleicht vermag Ihre Feder etwas aus der Sache zu machen“ u. s. w.

So das Schreiben. Ich habe aus der Sache nichts anderes zu machen gewußt als einen Gemeinplatz. — Der Samer-Sim hat seit vielen, vielen Jahren nicht mehr gelacht aus Angst und Furcht vor dem Tode. Derselbe Samer-Sim ist lachend gestorben.

Der Bader hat nur gebrummt: „Du Saggra!“ Der Sim aber, die zwei scharfen Nadeln des Gespräches nicht ahnend, schüttelte verwundert das Haupt. „Welch’ Seite ist er denn zugegangen?“ fragte er angelegentlich. Es fiel ihm ein, dem ewigen Juden nachzugehen, ihn aufzusuchen und nicht mehr von seiner Seite zu weichen, auf daß er doch dem bitteren Tod entrinne.

Es sind der kleinen Geschichten und Wunderlichkeiten mehr, die man von dem kindischen, alten Mann erzählt. Vor kurzem wollte er, der Siebzigjährige, mit einem zwanzigjährigen Mädchen eine Liebschaft anfangen, weil man ihm gesagt hatte, er müsse, um den Tod zu hintergehen, sich wieder jung stellen. In vollem Ernste machte er seinen Liebesantrag, und das ganze Dorf hatte was zu lachen.

Das Lachen war allerdings dumm. Der Samer-Sim ist ein armer schwachsinniger Greis, der mit Angst die Körner seiner Sanduhr verrinnen sieht. Das falsche Leben, das ihm vorenthalten, was es anderen in reichem Maße hingeschüttet, das ihm keinen seiner Wünsche erfüllt hat, das ihn um seine berechtigsten Hoffnungen betrog — dieses falsche Leben will der alte Mann noch zurückhalten am Mantelsaum, wie man einen fliehenden Dieb zu halten sucht. Das Gebaren des alten Samer-Sim, die vieljährige Todesangst des im Sonnenlicht Wandelnden ist allerdings wunderlich genug — aber ein Stoff zum Lachen ist es nicht.

Als ich dem Mann begegnete und er mir wie so vielen anderen Leuten seine Todesfurcht bekundete, suchte ich ihn mit frohen Worten zu trösten. — „Wenn’s dereinst dazu kommt, guter Sim, so ist es nicht halb so schrecklich, als es von weitem aussieht. Bei betagten Leuten gar ist es wie ein süßes Einschlummern nach der Lebensmüh’ — und sie wissen, ahnen kaum, daß es der Tod ist.“ — Just als ob ich’s schon einmal erfahren hätte.

„Aber Herr“, rief der Alte, „der Todesstoß, der Todesstoß!“

„Die Sinne erlahmen schon früher und empfinden den Augenblick des Todes nicht mehr.“

„Oh, wenn sie einen aber hineinlegen in den Sarg, hinabsenken in die tiefe Erde und es kriechen die Würmer heran!“

„Mußt denken, Simon, du liegst nicht lebendig drin, und es ist ja ein Glück, daß du früher gestorben bist, als sie dich begraben haben.“

„Und erst die arme Seele!“ sagte darauf der Alte, „die muß in den glühenden Ofen des Fegfeuers, wenn’s gut geht, und muß brennen Jahr und Tag, wer weiß, wie lang’!“

„Wer hat dir denn das gesagt, Sim?“

„Das? Na ja, das ist halt einmal so. Weil die Sünden all herausgebrannt werden müssen.“

von Ludwig XVIII. sprechen. Die Aristokraten sind solche, denen genommen wurde, denen daher gegeben wird. Nur die, die Köpfe verloren, gehen leer aus. Und selbst braven Republikanern, die um ihr Geld bangen, scheint ein neuer König nicht gefährlicher als der Jakobinismus, der das Wort „Verräter" murmelt und höhnisch auf die Herren im Konvent deutet.

Am 1. Prairial holt der kranke Löwe zum letztenmal aus und droht mit der schlenkernden Pfote. Man scheuert Piken und Säbel, rollt die zerfetzten Fahnen auf, lädt die Musketen und belagert die Tuilerien, wo der Nationalkonvent bebt. Der Deputierte Feraud wirft sich den Eindringlingen entgegen und reißt sein Hemd herab. Seine Brust ist mit Narben bedeckt, die er sich im patriotischen Kriege holte, und er hält die Pose für sehr wirkungsvoll. Aber sie prügeln ihn, lachen, schneiden ihm den Kopf weg und schieben damit nach Kegeln. Die Frauen mit den Strickstrümpfen auf den Galerien kreischen und werden mit Reitpeitschen verjagt.

Es gellt: „Tod allen Schurken und Memmen!"

Betroffen schauen die Deputierten einander an. Die Revolution scheint neubelebt, die Bestie erwacht. Das ist am 1. Prairial, doch schon am 2. liegt der Sanskulottismus für immer erschlagen am Boden. Dafür lauern die Royalisten.

Eine harte Verfassung soll die Ruhe bringen, ein Rat von Fünfhundert wird schöne Gesetze machen, ein Rat der Alten wird aus seiner reifen Lebenserfahrung beisteuern und ein paar Direktoren werden das havarierte Staatsschiff ins Dock lotsen.

„Warum nicht lieber gleich einen König?" fragen blinzelnd die Aristokraten, und aus den Provinzen hallt es zurück: „Ja, warum nicht gleich einen König . . ."

Man fängt wieder an, sich zu unterhalten, man tanzt in unanständigen, fleischfarbigen Trikots, man möchte wieder angstlos lachen dürfen, man will einen frommen Ludwig und Prunkkarossen haben, zu Hofe gehen, Allongeperücken tragen und seinen Reichtum genießen.

„Brot! Brot! Milch!" betteln dazwischen die Frauen und die Kinder, und die Priester, die flüsternd Beichte hören, wispern durch die geschnitzten Gitter: „Laßt uns nur machen, laßt nur uns machen . . ." Den Hungrigen ist alles recht, auch ein König, sie drohen dem Konvent mit Fäusten und laufen in die Sektion Lepelletier, wo sie schon sehr selbstverständlich die Bourbonen feiern.

Die Republik will sterben, es lebe die Monarchie!

Zum sechstenmal jährt sich der Tag, da die Pariser ihren König so innig liebten, daß sie ihn in Versailles in ihre Mitte nahmen und fortführten, zum zweitenmal jährt sich der Tag, daß die zweiundzwanzig

Am 13. Vendemiaire.

Eine historische Skizze*) von **Hans Ludwig Rosegger.**

Der Konvent bebt.

Am 9. Thermidor hatte er beschlossen, der Bestie den Kopf abzuschlagen und schon Tags darauf kollerte Robespierres Schädel in den Korb, der auf der anderen Seite der Guillotine stand.

Trotzdem bebt der Konvent, denn der boshafte Billaud zeichnet mit den Zeigefingern lustige Spiralen in die Luft und sagt ohne besondere Betonung: „Der Löwe ist nicht tot, der Löwe schläft bloß."

„Die todwunde Katze schlenkert nur mit den Pfoten, nur mit den Pfoten schlenkert sie", quiekt der ängstliche Sieyes und schaut verstört um sich, ob ein zuckender Tatzenschlag nicht auch nach ihm lange.

„Unter Löwe, unter Katzentier meinen sie den Sanskulottismus, he, he!" Die ungewaschene Jakobinerin auf der Galerie lacht, daß ihr die Finger zittern und die Maschen von der Stricknadel fallen.

Er schläft bloß . . . In St. Antoine schlummert die Empörung, die Söhne Robespierres haben sich in die Keller der Vorstädte geflüchtet, wo es nach verfaultem Gemüse riecht, und intrigieren. Bei den Ohren zieht man sie hervor und die Guillotine hält Nachlese.

„Wir schneiden Unkraut", dekretiert witzig der Konvent.

„Ihr schneidet Korn!" zischen die Empörer aus ihren Höhlen.

Und der Konvent bebt. Ans Andenken Marats wagt er sich noch nicht, er wirft die Knochen des Heuchlers Mirabeau auf die Straße und setzt dafür den göttlichen Marat im Pantheon bei, aber die Muscadins rebellieren, stoßen Marats Büste im Theatre Feydeau vom Postament herab und stopfen die Scherben in die Kloaken von Montmartre. So groß ist die Verwirrung, so entsetzlich der Übermut.

Frankreich ist müde, es will, daß jeder behalte, was er hat und jedem gegeben werde, dem genommen wurde. Vielleicht, daß dann Ruhe einkehrt. Aber die Hungrigen schreien: „Brot! Brot! Brot! Und die Konstitution von 93!"

„Brot! Brot! Brot!" wiederholen die Weiber und schwingen eigene und fremde Kinder, die nach Milch greinen.

Die Stimmung ist schlimmer als am Tag der Bastille, das souveräne Volk murrt und weiß nicht, was es will. Bald klagt es um Danton, bald horcht es auf die rückberufenen Aristokraten und Priester, die laut

*) Am 9. Thermidor (27. Juli 1794) wurde Robespierre gestürzt und gegen die ihm folgende Regierung erhoben sich mehrmals die radikalen Jakobiner, welche am 1. Prairial (20. Mai 1795) endgültig unterlagen. Nun glaubten die Royalisten, ihre Zeit sei wieder gekommen und inszenierten am 12. Vendemiaire (3. Oktober) einen großen Aufstand, den General Napoleon Bonaparte am nächsten Tag niederschlug.

Patrioten die königlichen Tuilerien stürmten, und der sagte, mit einer Hand voll Soldaten wollte er Paris zu Paaren treiben? Ein verkappter Royalist!"

„Warum gerade den", klagen sie. Andere: „Er wird gemeinsame Sache mit den Aristokraten und Pfaffen machen." Und dritte: „Entsetzlich!" Im Chor: „Verhaftet ihn!"

Barras zwinkert: „Ich gebe dem Bürger Bonaparte einen Adjutanten, der ihm den Säbel in den Leib rennt, wenn er konspiriert."

„Warum gerade den . . ." wiederholen hartnäckig die Jammernden und können nicht begreifen.

Barras, der nicht nur für gute Ideen klug genug ist, sondern sogar so klug, daß er die guten Ideen auch für sich zu behalten versteht, denkt: ‚Der kleine Napoleon besucht meine Freundin, die Witwe Boharnais, gar zu häufig und sie sieht ihn nicht ungern. Ich möchte ihn töten — nein, ich möchte ihn verbannen lassen.' Statt dessen meint er: „Der Mann hat Mut; ist er treu, dann rettet er die Republik, will er uns verraten, dann wird er jetzt entlarvt und wir sind ihn los."

Der Konvent trifft Anstalten, darüber zu debattieren, aber schon den ersten Redner stört das Gebrüll, das sich von St. Roche nähert.

Es wird dazwischen gerufen: „Bonaparte! Bonaparte! Wo steckt denn der Bonaparte?"

Bonaparte hat eine angeborene Witterung und ist immer da, wo man ihn braucht. Plötzlich steht er mitten im Saal und empfängt die Befehle: „Bürger-General, die Feinde des Vaterlandes, Tyrannenknechte, erheben ihre Häupter wie eine tausendköpfige Hydra. Wir haben euch erwählt, Ordnung zu machen." Der eigene Pathos stärkt die Tapferkeit des Sprechers.

„Werde Ordnung machen." Der Bürger-General nickt.

Ein Gutmütiger rät: „Sagt den Leuten, sie sollen anständig nach Hause gehen."

„Sehr richtig!" bestätigt ein Dutzend Deputierter. „Das verführte Volk gehe nach Hause."

„Natürlich", stimmt Bonaparte zu, grüßt und entfernt sich.

Der Konvent staunt, daß er diesem verkappten Royalisten nun doch die Truppen anvertraut hat, und Barras ist auf einmal von der Güte seiner Idee nicht mehr ganz überzeugt und fängt an, sehr nachdenklich zu werden. —

Napoleon Bonaparte greift die aufständischen Monarchisten von drei Seiten an, er macht ihnen keine Vorschläge, er paktiert nicht, er läßt sich in keine Verhandlungen ein und jagt das souveräne Volk wie eine Horde gescheuchter Einbrecher und Straßenräuber vor sich her. Er schlägt eine Schlacht, die merkwürdige Schlacht von St. Roche im Herzen

Girondisten enthauptet wurden, und am 12. Vendemiaire stehen vierzigtausend Royalisten auf, um Rache zu nehmen, um zu nehmen, was ihnen gehört. Der bebende Konvent beauftragt General Menou, er soll Ordnung schaffen. Der arme Menou kehrt blaß heim: „Ich glaube, es ist Ordnung", aber immer näher und lauter donnert es: „Vive le roi!" Zur Strafe stecken sie den unbrauchbaren General, der doch wirklich nichts dafür kann, ins Gefängnis.

Am 13. Vendemiaire muß es sich entscheiden. Schon in aller Morgenfrühe flattert da und dort das Lilienbanner, die silbernen Blumen im hellblauen Feld glitzern, Kuttenmönche huschen durch die Vorstädte und pochen an die Häuser, Türen springen auf und heraus tollen Bewaffnete, die alle auf den achtzehnten Ludwig schwören. Um die Kirche St. Roche läuft der Schwarm zusammen. Mißmutig rücken die Nationalgarden aus, sie haben die ewigen Aufstände satt und schimpfen. Es ist ihnen so gleichgiltig geworden, ob ein König, ein Diktator oder eine Nationalversammlung regiert. Der Sold reicht bei der Teuerung kaum zum Nötigsten. Da kann man wenigstens Ruhe verlangen. Ruhe!

Der Konvent bebt. Der unglückliche Menou schreibt aus dem Gefängnis Brief auf Brief und bittet, sich rechtfertigen zu dürfen. Ach was, Menou! Aber was tun? Was? Die Deputierten schwitzen trotz der Oktoberkälte und vergessen, den Schweiß von der Stirne zu tupfen; so rinnt er in kleinen Bächlein. Ängstliche schielen durch die Fenster, ob die Royalisten nicht schon anrücken, Überängstliche starren entgeistert auf den Revolutionsplatz, ob nicht schon ein König Heerschau hält und eine nagelneue Guillotine für die Republikaner mitgebracht hat.

„General Barras soll helfen!" piepst eine heisere Stimme aus dem Hintergrund. Barras zieht die Schultern hoch und berechnet, daß dem Kommandanten, der das Volk besiegt, der Kopf ebenso schwankt wie dem Kommandanten, den das Volk besiegt. Siegreiche Generale sind der Republik immer verdächtig und besiegte stellt sie vors Kriegsgericht. Laut sagt er: „Ich haue die Bande in die Pfanne!" Damit prüft er die Stimmung.

„Wehe! Das souveräne Volk in die Pfanne hauen!" jammern sie. „Redet ihm gut zu, Barras, seid mit ihm freundlich und milde."

Das wird viel helfen; mit solchen Vollmachten getraut sich Barras nicht, die Bataille zu gewinnen, aber er ist zu klug, um nicht eine gute Idee zu haben. Er spitzt den Mund und alle horchen. „Ich kenne einen kleinen Offizier, einen Korsen, der Bonaparte heißt und vor Toulon recht Tüchtiges leistete. Wie wär's, wenn wir ihn abkommandierten?"

Ein Deputierter erinnert sich eines alten Gerüchtes und plaudert es aus: „Bonaparte? Ist das etwa der Mann, der zusah, wie die

Kindheitserinnerungen einer rumänischen Bojarentochter.

Aus dem Manuskript übersetzt von **Mite Kremnitz**.

Aus den Nebeln meiner allerersten Kindheit tritt mir nur ein Sonntag deutlich ins Bewußtsein. Wir wurden von den Dienstmädchen, die unter Aufsicht unserer französischen Gouvernante standen, auf einen Stuhl gehoben, um gleich Schaufenster-Puppen herausgeputzt zu werden. Noch heute sehe ich all die gestickten und gestärkten Unterkleider vor mir, die Spitzenkragen, die eben aus Paris eingetroffenen „polnischen" Stiefel und den übrigen Luxus, der damals für die Kinder der Reichen unumgänglich schien.

Dann fuhr der Wagen vor, ein eleganter, in die Länge gezogener Phaeton. Schwarze Hengste wieherten und scharrten ungeduldig vor dem Gefährt; aber der ungarische Kutscher hielt sie mit sicherer Hand. Unbeweglich und stolz thronte er auf dem Bock, in seiner himmelblauen Livree mit Goldknöpfen, in kurzen weißen Hosen und Gamaschen und auf dem hohen Hut eine große Kokarde.

Welchen Eindruck mag diese glänzende Equipage auf den schmutzigen, unglaublich gepflasterten Straßen voll unzähliger Löcher und Unebenheiten wohl gemacht haben? In jenen Tagen war der Geschmack der Erwachsenen nicht mehr verfeinert als der der Kinder. Niemand empfand, wie lächerlich dieser aus dem Westen importierte Wagen in unserer armseligen, noch unkultivierten Stadt Krajowa sich ausnahm. Man setzte nun einmal seinen Stolz in schöne Equipagen und schwarze Hengste.

Mit der französischen Gouvernante fuhren wir also zum Bibesku-Park, wo die Vornehmen und Reichen sich zu treffen pflegten.

Zwei Landjäger zu Pferd hielten am Eingang des Gartens und sorgten für die Ordnung.

Der Hof, auf dem die Equipagen aufgereiht standen, war fast endlos groß; an einer Seite, hinten, hielten die bescheidenen Droschken.

Der Park des einst fürstlichen Palastes war Volksgarten geworden, das Gebäude bewohnte der Regierungspräsident.

Im Park trafen wir Kinder unseres Alters, mit denen wir gesetzt und artig „spielten"; d. h. wir nahmen uns bei der Hand und gingen unzähligemal in den langen geraden Alleen auf und ab. Man hielt Bewegung nicht für nützlich und körperliche Übungen der Kinder waren unbekannt. Nur Spazierfahrten in den Equipagen galten für standesgemäß, da sie Gelegenheit boten, mit eleganter Kleidung zu paradieren. Und in das Herz der Kinder streute man so von früh an den bösen Samen der Gefallsucht und der sozialen Unterschiede — Dinge, die ihnen ohnedies schon angeboren waren.

von Paris, und wirft Kartätschen in die Massen. Da fliehen sie. Dann erstattet er dem Konvent Bericht: „Einige Hundert oder mehr sammelten sich beim Théatre de la Republique, aber einige Bomben vertrieben sie. Um sechs Uhr war alles vorbei.“

Der Präsident fragt ihn: „Sie haben anfangs blind gefeuert, Bürger-General, nicht wahr. Und erst als die Leute nicht wichen, scharf geladen?“

Bonaparte blickt den Präsidenten fest an: „Es ist nicht wahr, daß wir zuerst blind schossen, das wäre eine Verschwendung von Menschenleben gewesen.“ —

Sowie er den Saal verlassen hat, tut der Konvent empört: „Was für eine Art, mit freien Bürgern zu verfahren!“

Der Gutmütige, der wieder Mut faßt, seit die Royalisten zersprengt, gefangen, erschlagen sind, stellt einen Antrag: „Der General Bonaparte ist wegen Verletzung der Menschen- und Bürgerrechte sofort zu verhaften.“

„Jawohl“, stimmt Barras ironisch bei, „aber ich schlage vor, den Bürger-General Bonaparte durch den Bürger-General Bonaparte verhaften zu lassen. Ein anderer bringt das Kunststück nicht fertig.“

Ein Schwerhöriger erkundigt sich: „Wie?“

Und der Konvent bebt.

Ich bitte dich, du Frühlingswind . . .

Von Elfriede Barger, Iglau.

Ich bitte dich, du Frühlingswind,
Vom Herzen bitt' ich dich das Eine:
Grüß mir auf deinem Weg geschwind
Das blauäugige, holde Kind
Zu Bacharach am Rheine.

Und willst du finden sie heraus,
So such nach Schelmengrübchen;
Und zaust du einen Blondkopf kraus,
Und lacht ein Rosenmund dich aus —
Ei nun, dann ist's mein Liebchen!

Denn lachen tut sie immerdar,
Die Liebste, die ich meine;
Und komm' ich selber übers Jahr,
Dann preist den Wind, der Bote war,
Ein selig Paar am Rheine!

Doch die alte Haushälterin Sultana und die Zofe Anika redeten eines Abends, als sie uns eingeschlafen wähnten, vor'm Feuer hockend, über das, was bevorstand. Und wir erlauschten es.

„Die armen Kinder können einem leid tun", meinte Sultana.

Und dann erfuhren wir den Namen der zukünftigen Frau ...

Die sollte unsere Mutter werden? Die schöne, freche Moldauerin mit den herausfordernden Manieren? Anika sagte es. Es wäre die Person, die mit ihrer Schwester, wenn der Park am vollsten war, in langem Schleppkleide, ohne Kopfbedeckung, aber mit einer Peitsche in der Hand, die Wege entlang fegte und dabei alle Blumen auf den Beeten köpfte. Und hinter ihr her die Hürde frisierter, aufgeputzter, bellender, blaffender Hunde ...

Die Stimmen wurden leiser: Nachts, sagte Anika, reite die Frau aus oder fahre mit dem Herrn auf dem kleinen See in einer Barke spazieren, wobei sie sänge und lache, daß die armen Schwäne in ihren Nestern sich verkröchen ... Und in Männerkleidern sei sie wie ein Bub über den Zaun gesprungen, damit „unser Herr" sie in seinem Arm auffinge ...

All das hörten wir. Mit merkwürdigen Gesten hatten die Leute es sich mitgeteilt. Und in unserem durch Märchen genährten Kinderverstand gaben das Dunkel des Zimmers und der Feuerschein des Ofens den Worten eine besondere Bedeutung. Wir hielten den Atem an, doch unser Herz pochte laut. Jetzt erst fiel den beiden ein, was für Dinge sie vor unseren Ohren erwähnt hatten. Leise schlichen sie zur Tür, vor der ihre Pantoffeln standen. Ihre Schritte verloren sich in der Ferne. Das Feuer im Ofen erlosch, das Nachtlicht flackerte vor dem Heiligenbild in der Ecke ... spät aber senkten sich die Lider über müde Kinderaugen.

Der verhängnisvolle Abend kam heran. Am 7. Jänner war der Tag der Hochzeit. Es schneite so, wie es seit Menschengedenken nicht geschneit hatte. Drei Tage und drei Nächte hielt das Unwetter an und alle Straßen waren unzugänglich. Ein Zug Soldaten wurde in Bewegung gesetzt, um den Hochzeitsgästen einen Weg zu bahnen.

Wir Kinder waren nicht in der Kirche, wir warteten stumm zu Hause mit den Leuten, die bisher alles nach Gutdünken gemacht hatten, jetzt aber fühlten, daß die Tage ihrer Herrschaft vorüber waren.

Am Abend vorher hatte der Vater meine Schwester Olga, weil er sie weinen sah, wenn auch freundlich, so doch bestimmt, ermahnt: Eine Frau müsse früh lernen, ihren Kummer zu verbergen, dürfe nie die Herrschaft über sich verlieren! Es hörte sich an, als spräche er zu einer Erwachsenen, nicht zu einem kleinen Kinde.

Die Lichter auf den Kron- und Wandleuchtern wurden angezündet, in allen Zimmern brannte helles Feuer im Ofen, Räucherdüfte erfüllten

Noch heute entsinn' ich mich, wie der stolze Landjäger von seinem Pferd herab die Equipagen aufrief, wenn die Herrschaften sich anschickten, den Park zu verlassen. Es ging nach dem Range der Bojaren. Alles machte Platz, wenn unser Diener mit bewußter Überhebung aus vollem Halse den Namen meines Vaters aufrief.

Die Menge wich zurück, um uns Platz zu machen. Hochmütig gingen wir an ihr vorüber und fanden es ganz natürlich, daß des Vaters Name den Fußgängern kolossalen Respekt einflößte.

Dunkel nur entsinne ich mich des Zeitpunktes, wo wir das Haus der Großeltern, in dem ich geboren, verließen.

Mein Vater wollte „frei" sein; — meine Mutter war schon, ehe ich denken konnte, gestorben.

Zu gleicher Zeit bekamen wir aus Paris eine neue Gouvernante, die noch gelehrter als unser bisheriges Fräulein Berthe Noël sein sollte — ein Wesen, das alle möglichen Diplome errungen. Ihr Wissen stand mit unserem zarten Alter und dem, was wir lernen konnten, in keinem Verhältnis. Mein Vater hatte jedoch die Überzeugung, daß Mädchen von früher Jugend an nur mit erlesenen Menschen in Berührung kommen dürfen. Denn die in Kindheitstagen angenommenen Gewohnheiten bleiben wie eine zweite Natur fürs Leben haften. Wie dem auch sei, jedenfalls hat diese hervorragende Frau viel Einfluß auf uns gehabt.

Die Großeltern fühlten sich durch die Trennung von uns tief gekränkt. Unsere Mutter war ihr einziges Kind gewesen, wir galten ihnen also als letzter Trost ihres Alters. Doch des Vaters Wille war unantastbar, wir hatten ihm zu gehorchen. Plötzlich werden meine Erinnerungen deutlicher: Man sprach von einer bevorstehenden Verheiratung des Vaters!

Wir Schwestern liebten uns zärtlich. Olga, wenn auch kaum ein Jahr älter, war geistig so viel reifer als ich, daß sie von ihrem sechsten Jahre an schon wie eine Persönlichkeit behandelt wurde. Anna (wir nannten sie nach dem Kosenamen, den ihre ungarische Amme ihr gegeben, Netty) war zu klein, um zu verstehen, um was es sich handelte. Doch da sie uns bekümmert sah, merkte sie, daß etwas Besonderes vor sich ging und flüsterte uns nach: „Vater verheiratet sich."

Großmama vergoß heiße Tränen: „Erst drei und ein halbes Jahr", jammerte sie, seit ihre Tochter gestorben, und schon sollte sie durch eine Fremde ersetzt werden!!

Großmamas Tränen gruben förmliche Schmerzensfurchen in unsere empfindsamen Seelen.

Natürlich beschuldigten die Großeltern den Vater, er aber galt uns als eine Gottheit, die wir nicht bemängeln durften. Er selbst sagte uns nichts.

Kam sie zu uns, war sie übermütig, lärmend wie ein verzogenes Kind. Mit der Spitze des Lineals warf sie unsere auf dem Tisch liegenden Hefte in die Luft. „Geht mir aus den Augen mit dieser übermäßigen Gelehrsamkeit — die Mädels sollen ja nicht Gouvernanten werden.“ Das viele Lernen erboste sie. Und wenn es ihr zu langweilig war, allein zu bleiben, unterbrach sie unsere Stunden und ließ uns Handarbeiten machen. Sie kaufte einen großen Stickrahmen, ein endloses Stück Kanevas und setzte uns an die Arbeit. Olga und ich mußten in feinem Muster täglich ein breites Stück von dreißig Zentimeter Länge sticken, denn sie wollte die Streifen für ihren Salon schnell fertig haben.

Ach, die Möbel, die mit dieser viele Meter langen, immer dasselbe Muster wiederholenden Tapisseriearbeit bezogen wurden, hatten heiße Kindertränen gekostet; und die Leute saßen so gleichgültig darauf, als sie fertig im Salon standen!

Gut, daß sie heute aus der Mode gekommen sind!

Während wir arbeiteten, lag die Stiefmutter auf dem Sofa ausgestreckt und ließ sich verschiedene Romane nach ihrem Geschmack von unserer Gouvernante vorlesen. Es waren Werke von Dumas, Sand, Eugène Sue und sogar die Abenteuer von Marion Delorme. Die Französin sagte ihr oft genug, die Lektüre sei unserm Alter nicht angemessen — die Älteste von uns war acht Jahre alt —. Sie entgegnete: „Unsinn! Die Mädel verstehen ja nichts davon!“ Das war charakteristisch für die Erziehung, die sie uns gab: je nach ihrem Belieben, waren wir alt oder jung. Bei jedem Versehen, das wir machten, hieß es, wir wüßten genau, was wir zu tun hätten. Dagegen waren wir Kinder, die nichts verstanden, wenn sie von Ungehörigem sprach.

So mußten wir diese ungesunde Lektüre, von der wir natürlich das Meiste wirklich nicht verstanden, über uns ergehen lassen. Eines lernten wir aber daraus, daß bei uns im Hause Dinge vor sich gingen, die entschieden nicht richtig waren . . .

Vater wurde immer bleicher und schlanker, sein Gesicht erschien abgehärmt. Wir empfanden für ihn grenzenlose Liebe und Verehrung. Sie aber verhöhnte ihn und sprach ohne jede Scham verächtlich über ihn. Ins Gesicht freilich schmeichelte sie ihm, gab ihm kindisch-zärtliche Kosenamen, sowie er aber den Rücken gekehrt, erging sie sich ganz ungeniert vor uns in wegwerfenden Ausdrücken: „Der häßliche, unausstehliche Mensch! wie er es nur wagen konnte, meine Jugend an sein Alter zu ketten!“ . . . Der arme Vater war damals noch nicht 36 Jahre alt! Sie gab sich für 22 aus, war aber schon wegen Ehebruchs in Jassy von ihrem ersten Gatten geschieden, dem sie ihre drei Kinder überließ. Diese Kinder seien schön wie Engel, versicherte sie uns oft, seien keine Ungeheuer wie wir! Beständig klagte sie über ihr Mißgeschick,

die Luft. Große silberne Teebretter funkelten vom Büfett, auf dem Konfitüren, Bonbons, Champagner bereit standen.

Uns hatte man zum Abend schöne blauseidene Kleider angezogen, die Großmama kürzlich aus Paris mitgebracht. Wir sollten doch bei des Vaters Hochzeitsfeier Ehre einlegen und so gut wie möglich aussehen. Unser Haar wurde sorgfältig pomadisiert, bis es nur so glänzte, in einen Zopf geflochten, und mit einer großen Seidenschleife geschmückt.

Aber welch ein Unterschied gegen früher! Keiner der Eingeladenen kümmerte sich um uns! Die häufigsten Gäste des Hauses, auf deren Knie wir bisher gesessen, mit deren großen, an den Uhrketten hängenden Berlocks wir gespielt hatten, taten so, als gehörten wir nicht mehr zum Hause. Alle ihre Blicke hingen an der Stiefmutter und an deren Schwester.

Und diese beiden schwatzten und gingen leichten Schritts durch die ganze Flucht der Zimmer. Die Seide ihrer Gewänder rauschte, die langen Schleppen ihrer Kleider wanden sich wie Schlangen auf den Teppichen. Als Herrinnen stolzierten sie einher, rauchten ihre Zigaretten mit großer Anmut und verstanden sie mit besonderer Koketterie, sich anzünden zu lassen. Sie spitzten dabei ihr Mündchen, so daß die roten feuchten Lippen Blumen glichen. Feuer glomm in der Zigarette, Feuer sprühte zwischen langen seidigen Wimpern.

Groß und schlank, einander lächerlich ähnlich, schienen die beiden unsern verblüfften Augen Wesen aus einer anderen, einer Märchenwelt. Wir hätten uns nicht gewundert, wären sie unversehens durchs Fenster davongeflogen, wie sie ungerufen zur Tür hereingeschwebt. Nein, Mutter konnte jene Frau uns nicht werden! Zwischen ihr und uns gab es kein Band.

Die Tür von des Vaters Zimmer zum unsrigen war jetzt abgeschlossen und wurde nur selten geöffnet.

Nach dem Frühstück und dem Mittagessen gingen wir zu den Eltern, um ihnen die Hand zu küssen.

Sie kam wohl 'mal zu uns, wenn sie sich langweilte. Ich sehe sie noch vor mir, mit der kleinen Tabatiere aus gemeißeltem Silber in der weißen zarten Hand, die, wie aus Elfenbein geformt, mehr zum Ansehen als zum Gebrauch bestimmt schien.

Ihr kastanienbraunes Haar ließ sie in zwei langen, halb eingeflochtenen Zöpfen den Rücken hinunterhängen auf eine weiße, mit Spitzen bedeckte Matinee. Über der Schulter trug sie ein feines Pelzwerk aus Hermelin und dazu unglaublich lange, mit Volants und Spitzen besetzte Schleppröcke. Diese fingen an, in unserm engen Dasein eine Rolle zu spielen. Täglich wechselte sie ihre Unterkleider, und Sultana und Anika arbeiteten den lieben langen Tag, um für sie zu plätten, zu kräuseln, zu tollen. Unsere arme Wäsche aber mußte wochenlang warten, bis auch an sie einmal die Reihe kam. Doch das war das Geringste!

herzen durch den Streit derer zerrissen, die wir liebten und die wir so gern in Einigkeit und Frieden gesehen hätten. Es war ein hartes Leben und schließlich kam es zum Ärgsten: der Vater verbot uns, die Großeltern zu besuchen. Um völlig sicher zu gehen, daß sein Verbot nicht übertreten würde, wurde uns jedes Ausgehen untersagt. Wir hatten Hausarrest. Nur unsere Gouvernante erhielt Sonntags die Erlaubnis, zur Kirche zu gehen, im übrigen sollte sie unser Schicksal teilen.

Nun begann die dunkelste Zeit unserer Kindheit. Wir wurden wie Strafgefangene behandelt. Keiner kümmerte sich um uns, oft fehlte es uns an den nötigsten Dingen. Die Eltern sahen wir nur von fern bei den Mahlzeiten, in Gegenwart unzähliger Gäste, die sie täglich bei sich hatten. Unten am Tisch saßen wir stumm mit der Gouvernante. Oft gingen die Diener mit den Gerichten an uns vorbei, ohne uns anzubieten; es kam auch vor, daß die Hausfrau befahl, eine besonders gute Schüssel, die ein Gast gelobt hatte, sofort fortzutragen, damit sie später der Lobspenderin ins Haus gebracht werde — uns wurde von guten Gerichten nie etwas gegeben. Die Dienstboten lebten in Saus und Braus, wir aber in vollkommener Dürftigkeit. Sultana und Anika wurden entlassen; „sie“ habe ihre eigenen treuen Dienstboten, die mehr nach ihrem Geschmack seien . . .

Unser Zimmer war eiskalt, wenn wir selbst nicht heimlich Holz hinauftrugen, um es zu heizen. Ich entsinne mich einer Fastenwoche vor Ostern, in der wir fast verhungerten: die Eltern waren nach Bukarest gereist und hatten dem Diener das Geld für unsere Beköstigung eingehändigt. Da bekamen wir als einziges Gericht eine Schüssel kalter durchgeschlagener Erbsen vorgesetzt. Wir rührten sie nicht an. Aber zweimal täglich erschienen die Erbsen feierlichst zu unsern Mahlzeiten. Wir ernährten uns mit Äpfeln und Halva (türkischer Süßigkeit).

In jenem Jahre hatten wir uns wirklich das den Fasten folgende geweihte Stückchen Brot ehrlich verdient.

Mit dem Vater ging eine merkwürdige Veränderung vor. Die Leute sagten, er sei verhext. Ist nicht jede irre Liebe schon eine Verzauberung? Nicht umsonst stellten die alten Griechen die Liebe blind dar. Vater sah und wußte nichts außer ihr. Für ihn war Marie ein Kind, ein Engel, ein Opfer des Schicksals, und ihm war es vergönnt, sie zu entschädigen.

Wir hatten nur Frl. Camilla. Das, was ihr Unglück war — ein auf drei Jahre abgeschlossener Kontrakt — wurde unser Glück. Damals war eine Reise von Krajowa nach Paris kein Scherz. Eisenbahnen gab es noch nicht in unserm Lande. Außerdem hätte Frl. Camilla vielleicht auch zuviel Mitleid mit uns gehabt, um heim zu reisen. Sonntags, wenn sie aus ihrer Kirche kam, brachte sie uns in ihrem großen

für das sie die anderen verantwortlich machte. Sich selbst hielt sich für ein Opferlamm, besonders seitdem sie unsern Vater zum Mann genommen, um dem bittern Leben zu entfliehen, das man ihr, der Alleinstehenden, als einer armen Verwandten in ihrer Familie bereitet hatte . . .

Wir erröteten bei solchen Äußerungen vor Scham und Zorn. In unsern Augen war der Vater nicht nur schön, auch vornehm und zartfühlend. Sie aber mochte ihn nicht leiden und hatte ihn nur seines Vermögens und seiner Stellung wegen geheiratet.

Oft beobachtete sie uns, wie wir mit unserer schwachen Brust, gebeugt, stundenlang über dem Stickrahmen saßen. Dann brach sie in ein lautes Gelächter aus und bekreuzigte sich: „Großer Gott“, sagte sie seufzend zu Frl. Camilla, „können Sie sich vorstellen, daß ich die Rolle der Mutter spielen soll und diese Affen durch die Ballsäle schleifen, wie drei Zöpfe, d. h. Rattenschwänze am Rücken? Wer wird die nehmen? Und wenn der bedauernswerte Vater ihnen Kronen von Gold ums Haupt windet!“

Um den Schwierigkeiten der Zukunft zu entgehen, äußerte sie den Entschluß, jede von uns mit fünfzehn Jahren an den erst besten zu verheiraten.

Das Blut schoß uns bei diesen Reden ins Gesicht, aber wir schwiegen, denn in jener Zeit wagte kein Kind den Eltern zu widersprechen.

Im Haus und unter ihren Freunden blieb uns der Spottname „Rattenschwänze“.

Wir hatten keine Freunde mehr, sie hatte die alten Beziehungen des Hauses zerrissen, und jahrelang sahen wir die uns lieb gewordenen Spielgefährten nicht wieder.

*
* *

Im Laufe der nächsten Monate entstanden große Zwistigkeiten in der Familie, die zu Prozessen führten. Meine Großmutter verlangte ihr Recht. Der Vater schuldete ihr große Summen und sie wollte nicht verzichten, damit sich von ihrem Geld eine Fremde allen erdenklichen Luxus leiste. Sie dachte an ihre Enkelinnen, wer würde denen eine Mitgift geben, wenn sie es nicht täte?

Der Vater war sehr ergrimmt und die Stiefmutter bestärkte ihn in seinem Zorn. Täglich mußten wir Beschimpfungen der Großeltern mitanhören. Ja, sie wünschte ihnen den Tod und erklärte, sie würde sofort einen Ball geben, wenn sie die Nachricht erhielte, die Alten seien krepiert . . .

Wir litten unsagbar. Wenn wir zu den Großeltern kamen, zogen sie gegen den Vater und die böse Stiefmutter los. Wir hielten es gar nicht mehr aus. Wo wir auch waren, immer wurden unsere Kinder-

Eines schönen Tages wurden wir in sein Zimmer gerufen und ohne eine weitere Erklärung befahl er uns kurz: „Geht zu euren Großeltern!“

Wir zitterten am ganzen Leibe, wir konnten es nicht glauben, es war wie ein Traum.

Unser erstes Wiedersehen mit den geliebten Großeltern wurde zu einem Ereignis. Die ganze Stadt sprach davon und freute sich für die armen Alten und für uns Kinder. Der Doktor des Hauses hatte uns einmal, als er zur Stiefmutter ging, erblickt und, über unser Aussehen erschrocken, geäußert, wir würden schwindsüchtig werden, wenn wir nicht bald an die Luft kämen.

Wie hatte sich die arme Großmutter verändert! Sie schien verwelkt, sie, auf deren leuchtendes Antlitz und schwarzes Ebenholzhaar wir immer so stolz gewesen! Um so mehr liebten wir sie, weil sie um uns gelitten hatte! Wir hingen an ihrem Halse und die Tränen rannen, während wir vor Freuden lachten.

Und nun durften wir immer wieder zu ihnen gehen!

Zur Zeit der Weinlese, sogar etwas früher, in der Mitte des September, gab Vater uns sogar die Erlaubnis, mit den Großeltern auf ihren Weinberg zu fahren. Was für ein Glück für uns, die wir noch nie aus der Stadt herausgekommen waren! Der Vorabend verging in bangen Sorgen: ob es nicht schlecht Wetter geben würde? wenn nur nicht etwas Unerwartetes dazwischen käme? Zum Glück geschah nichts, die Sonne schien und wir brachen in der Frühe auf und gingen zu den Großeltern. Im Hof stand bereits der große geräumige Wagen mit den alten gutmütigen Braunen bespannt.

Kissen, Decken und Teppiche waren schon im Wagen verstaut, was wir mit Entzücken wahrnahmen. Dieser alte Kasten, mit seinen Vorhängen aus schwarzem Leder, die wie zwei große Flügel immer an die Seiten anschlugen, behielt auch später für uns einen besonderen Zauber. Nicht des Vaters eleganter Phaethon, noch das vornehme Coupé, nicht einmal die mutigen Hengste konnten sich mit ihm messen. Stand er doch in engstem Zusammenhange mit unsern Fahrten zum Weinberg der Großeltern, hatte er uns doch immer lachend und singend gesehen. Uns gegenüber saßen dann die gütigen Großeltern, die alles, was wir taten und sagten, entzückend fanden.

Wir nahmen nun also in der Familienkutsche Platz. Die Alten im Fond setzten Netty, die Kleinste, zwischen sich; Olga und ich saßen rückwärts neben der Erzieherin. Auf den Bock, neben den Kutscher, stieg die alte Mama Balascha, eine einstige Hörige des Hauses, die nach ihrer Befreiung treu und ergeben ruhig weiter im Dienste verblieben war. Neben ihr befand sich der Korb mit Eßwaren, auf den wir nicht

Muff immer etwas von der Großmama mit: Rosinen, Datteln, Bonbons oder dergleichen. Mit Herzklopfen schlich sie durch eine Pforte am unteren Ende des großelterlichen Grundstücks, das bis in die Vorstadt reichte, zu unsern geliebten Alten. Hätte man sie so schleichen sehen, würde man an Gott weiß welche gefährlichen Heimlichkeiten gedacht haben. Doch sie setzte ja auch jedesmal ihre Stellung und unsern Frieden aufs Spiel.

Nur wenn der Vater abends mit seiner Frau ausging, atmeten wir etwas auf und wagten uns frei als Kinder des Hauses zu fühlen. Aber selbst dann blieb uns bewußt, daß die Dienstboten Spione waren.

Acht Monate lang dauerte diese böse Klausur. Nicht einmal unsere Geburts- und Namenstage wurden beachtet. Wie zum Hohn feierte die Stiefmutter — in des Vaters Abwesenheit — den ersten Jahrestag der Geburt ihres Hündchens Blanchinette. Dieses Tier war — nächst seiner Herrin — das verwöhnteste Wesen des Hauses. Verhätschelt, parfümiert, gekleidet war es, und nun wurde an seinem Geburtstag noch eine große Gesellschaft gegeben und ihm die übliche Torte und Champagner serviert . . .

Unsere Ausbildung zog vielleicht aus unserer Abgeschiedenheit Vorteile. Die Stiefmutter kam nie mehr zu uns und wir arbeiteten von früh bis spät, weil Lernen unsere einzige Zerstreuung war.

Oft fragten wir uns, was wir eigentlich verbrochen hätten, um so gestraft zu werden? Das Bitterste in unserm Leid war uns altklugen Kindern die Überzeugung, daß der Vater uns umsonst geopfert habe, daß er nicht viel glücklicher war als wir.

Denn diese Frau — wir fühlten es im frühreifen Herzen —, um die er alles hingab, die Ruhe der Familie, finanzielle Vorteile, ja, seine Ehre — haßte ihn. Allmählich verlor er seine gesellschaftliche Stellung. Die Leute, die jetzt zu ihm kamen, waren andere als die früheren Freunde. „Sie“ hatte einmal auf einem Ball in der besten Gesellschaft einen Offizier geohrfeigt, der sich erlaubt hatte, unser Heer gegen ihre aufreizenden Redensarten in Schutz zu nehmen. Duelle, Skandale waren die Folge. Diese Frau häufte alles Ungemach auf ihren Gatten.

* * *

Unsere Großmutter, außer sich über die Trennung von uns, hatte sich endlich ein Mittel ausgedacht, um dem Zustande ein Ende zu bereiten und ging in ihrer Berechnung auch nicht fehl. Sie ließ in der ganzen Stadt verbreiten, sie sei entschlossen, ihr Vermögen (vier Rittergüter, zwei große Häuser in der Stadt und einen Weinberg) einem Kloster zu vermachen, da man sie ihrer Kinder beraubt habe.

Als der Vater davon in Kenntnis gesetzt wurde, erweichte sich sein harter Sinn. Es wäre doch schade, wenn solch ein Vermögen der Familie verloren ginge!

Für ein paar Weintrauben! Was für Geizhälse waren doch diese Alten! . . .

*
* *

Der Neujahrstag war ein anderer Zaubertag für uns, den wir mit Ungeduld erwarteten. Denn am Vorabend sandte Großmama durch Mutter Balascha und einen Diener den großen Korb mit lauter uns nötigen Sachen. Da waren für jeden von uns vier Hemden und vier Hosen aus Leinwand mit Spitzen, die Großmama selbst gehäkelt hatte, neue Jacken, Winterhüte, Kragen, Krawatten. Vor all diesen ausgepackten Herrlichkeiten stand die Stiefmutter mit ironischem und spöttischem Lächeln und suchte uns die Freude zu verderben, indem sie die Gegenstände bekrittelte: Die Leinwand war zu grob, die Spitzen sahen nach nichts aus . . .

Im Grunde aber war es ihr lieb, daß sie nun nichts für uns auszugeben brauchte. Von den Eltern wurden uns immer ein paar Chevreau-Lederstiefel beschert und ein Kästchen mit Bonbons. Mein Gott, wie hoch stellten wir diese Stiefel! Sie rührten uns förmlich, als ob dem Vater die Mittel gefehlt hätten, uns mehr zu geben!

*
* *

Das Osterfest brachte uns Freuden anderer Art. Eine ganze Woche lang hatten wir gefastet, unzählige Rosenkränze gebetet, stundenlang Kniefälle gemacht, im Herzen die freudige Erwartung des Frühlings und der Osterheiligung. Täglich gingen wir abends in die Erlöserkirche zu den Lamentationen. Der Klang der Abendglocken, die uns zur Kirche riefen, ging uns durchs Herz. Mir war, als träte ich mit dem Herrgott in direkte Verbindung bei diesen Vorostergottesdiensten.

Die Straßen waren dunkel. Nur wie im Traum erkannte ich die so vertraute Gegend. Erregt gingen wir unter dem alten Glockenturm durch, in den Hof der Kirche. Von allen Seiten flimmerten die kleinen auf den Gräbern rund herum angezündeten Lämpchen. Sie wirkten wie kleine leuchtende Sterne am Boden. Der Wind wehte unbarmherzig und schüttelte die schwachen unbelaubten Bäume, die ihre leeren Arme in die Luft reckten, während die krummen Sträucher auf den Erdhügeln von ihm verschont blieben. Die kahlen Bäume schienen unruhige Gespenster, die durch anhaltendes Läuten aus ewigem Schlaf geweckt worden.

Wir erschauerten; doch andere Kinder spielten gleichmütig das alte Lammknöchelchenspiel zwischen den Gräbern. Unglaublich schien uns das und entsetzt beschleunigten wir unsere Schritte. Nur einen Blick wehmütiger Trauer warfen wir auf die Stelle, wo hinter der Kirche unsere arme Mama ruhte, die im 22. Jahre, in der Blüte ihres Lebens gestorben war. Ein schöner Engel aus Marmor, der seine Flügel ausbreitete, wie

blicken konnten, ohne Appetit zu verspüren. Halbwegs, beim Bischofsbrunnen, wo so kaltes Wasser quillt, daß es ein damit gefülltes Glas in der Hand beschlägt, erhielten wir Rosen-Dulscheatza. Die alte Balascha teilte sie aus; jeder bekam seinen Löffel voll zum Glas Wasser und wir zappelten vor Ungeduld, bis an uns die Reihe kam.

Und der Kutscher fuhr dann so, daß wir zu fliegen meinten.

Als wir im Weinberg angelangt, wurden zuerst die Teppiche unter dem alten Nußbaum am Rande des Hügels ausgebreitet. Die Aussicht erstreckte sich von dort über das breite Tal und die nachbarlichen Hügel. Der Wind fächelte leise und brachte den süßen scharfen Geruch, der die Lungen belebt. Die Kissen wurden herangeschleppt, Großmama hing ihren Hut an einen nahen Ast, wir brachen ihr einen Zweig als Fächer ab und betäubten uns am würzigen Geruch der Nußbaumblätter.

Dann wurden die mitgebrachten Schätze zum Essen und Trinken ausgepackt. Nie vorher oder nachher waren die Hühner so gut, der Wein so rot!

Hügelaufwärts standen die Pferde angebunden. Wenn sie sich auch tapfer der Fliegen erwehren mußten, so schienen sie die Landpartie doch ebenso zu genießen wie wir. Kaum mit der Mahlzeit fertig, stürzten wir, jede ein Körbchen am Arm, zwischen die Weinstöcke, um die allerschönsten Trauben abzuschneiden. Schwer zu sagen, welche die schönsten waren von all den vielen Arten, die hier standen! Die Muskatellertraube ist zwar nur grün von Aussehen, nicht goldig oder rot oder blau wie die anderen, aber ihr Geschmack ist würziger als der der übrigen. Wir schnitten von allen Sorten ab und schütteten die vollen Körbe in Großmamas Schoß. Sie lachte uns schon von ferne an, wenn sie uns heranstürmen sah, rot, in Schweiß gebadet, aber über alle Begriffe glücklich.

Hin und wieder sahen wir traurig auf den Großvater; der Wind spielte in seinen Silberlocken und auf seiner geliebten Stirn lagen die Furchen hohen Alters. Aber unsere eigene Jugend überwand noch alle schweren Gedanken in der Freude dieser Stunden. Wir sangen, tanzten, rannten — bis wir plötzlich die Glöcklein an den Zügeln klingeln hörten — der Kutscher spannte schon an, die Sonne sank, die Hügel vergoldend, wie ein großer Feuerball. So wie sie verschwunden, fielen starker Dunst und feuchte Nebel herab, so daß wir erschauerten. Wie schnell war der Tag vergangen! In die Körbe packten wir noch geschwind einige der schönsten Trauben und der größten Nüsse, für den Vater und seine Frau. Unser Herz zog sich dabei zusammen: Würden wir nicht diese Freudenstunden zu Haus bitter büßen müssen?

Als wir heimkamen, hieß es denn auch gleich, wir wären zu spät gekommen, seien überhitzt und würden sicher krank werden, und dann würde man uns ins Krankenhaus schicken. — Und wozu das Ganze?

Draußen wehte uns die Kühle der Nacht an und es erfüllte uns das beruhigende Gefühl, daß auch wir unter dem geheiligten Baldachin hindurchgegangen, ohne jemand zu verletzen oder verletzt zu werden. An diesen Abenden muß der Herrgott wirklich auf Erden weilen, sonst ist es nicht zu verstehen, daß in der bis zum Paroxismus erregten Menge kein Unglücksfall sich ereignet, keine Feuersbrunst ausbricht.

Der Ostersonnabend ist der große Tag des Abendmahls. Am Freitag, so um Mittag, beichteten wir. Da kam der sanfte, alte Popa Ilie mit dem großen Evangelienbuch zu uns ins Haus; langsam ging er, gebeugt vom Alter. Er war seit langen Jahren der Beichtvater der Familie und war so bejahrt, daß man Mitleid mit ihm haben mußte. Wenn er uns die Beichtfragen vorlegte, war er unruhiger als wir. Wir hatten jeden Tag die ganze Woche geweint und in heiligen Büchern gelesen, freilich in katholischen. An 60 Kniefälle hatten wir täglich gemacht, bis uns der Rücken und die Lenden schmerzten. Sünden hatten wir also wahrlich nicht zu beichten — höchstens unsere Herzensbitternis über die Sünden, die wir mit ansehen mußten . . .

Sonnabend also gingen wir mit Tränen in den Augen zum Vater und seiner Frau, küßten ihnen die Hand und erbaten ihre Verzeihung. Dabei waren sie erregter als wir. Darauf schnell zu den Großeltern, die wir auch um Vergebung baten, wie unsere Gouvernante und sogar alle Dienstboten. Dann erst ging es zur Kirche.

Die alte Mutter Zinka, des Küsters Frau, deren Vater Beichtvater unseres Großvaters gewesen, nahm uns sachte bei der Hand und führte uns zu den Heiligenbildern, vor denen wir niederknieten. Dann kam der alte Popa Ilie und legte sein goldgesticktes Gewand über unsere Häupter. Dies war der große Augenblick, jetzt erwarteten wir den himmlischen Segen. Zitternd nahmen wir das Abendmahl, das er uns reichte.

Als ich mich zur Großmutter umwandte, sah ich ihr Antlitz schmerzerfüllt. Sie konnte nicht zum Abendmahl gehen, da sie im Streit mit unserem Vater war. Sie erlaubte uns nicht einmal, ihr die Hand zu küssen.

Ich freute mich des Tageslichtes, als wir nun aus der Kirche traten, um den vor dem Kirchentor versammelten Armen Almosen zu spenden.

Und dann ging's zu den Großeltern, wo die alte Balascha uns im Speisesaal mit Tee empfing und alle Dienstboten uns mit einem Segensspruch begrüßten. Wir wurden wie die Fürsten behandelt. Als wir zum Großvater liefen, um ihm die Hand zu küssen, wehrte er uns mild ab: „Kinder, heut' nicht, heut' seid Ihr mehr als wir, Ihr habt das Abendmahl empfangen, wir nicht.“

um sie zu beschirmen, leuchtete durch das Dunkel. Ohne es zu wollen, dachten wir an die Sinnlosigkeit des Lebens, an die Worte, die golden am weißen Marmor prangten — es waren ergreifende Worte, waren Verse, die der Vater in seinem furchtbaren Schmerz gefunden . . .

Aus weiter Ferne klangen jetzt jene in Gold geprägten Worte . . .

In das dunkle Gewölbe der Kirche eingetreten, verneigten wir uns nach der rechten und nach der linken Seite, küßten die vom Kerzenrauch und von der Zeit geschwärzten Bilder. In der Kirche hockten die alten Weiber, die Armen der Vorstadt und die Volksschullehrerinnen, die sich mit Inbrunst auf die Knie warfen, sich bekreuzigten und ohne Ende Rosenkränze beteten. Auf ihren runzeligen, vergrämten Gesichtern stand ihr tiefer, unerschütterlicher Glaube geschrieben, ihre zitternden Lippen murmelten leise und schnell Worte, die wir nicht verstanden, von tiefen Seufzern begleitet. Dann küßten sie von neuem die Heiligenbilder und verloren sich im Dunkel.

Wir suchten uns vorsichtig durch die Menge einen Weg und nahmen unsere Plätze rechts, neben dem Stuhle der Mönche ein. Mit Stolz erwarteten wir das Eintreffen unserer Verwandten. Ein Onkel von uns war Patron der Kirche, in der alle unsere Vorfahren begraben lagen, wie auf den großen Fliesen im Schiff der Kirche zu lesen stand. Sowie unsere Verwandten kamen, stießen wir uns an, doch wir sagten kein Wort; unsere Französin hatte uns gelehrt, es wäre ein Mangel an Anstand, im Gotteshause von weltlichen Dingen zu reden, wie es in unserem Lande häufig geschieht.

Die Stiefmutter kam nie in unsere Kirche, so konnten wir uns hier beruhigt in Gottes und der Unsern Schutz fühlen.

Der Karfreitag ergriff uns natürlich am meisten. Wenn alle Gläubigen durch die dunklen Straßen eilten, einer dem andern zuvorzukommen suchte, um schneller durch das Tor des alten Glockenturmes zu gelangen. Oft war das Gedränge so stark, daß man fürchten konnte, das Gemäuer bräche in sich zusammen. In der Kirche umfing uns der süße Geruch des geschmolzenen Wachses und des Weihrauchs. Ach, die vielen angezündeten Kerzen — jeder Anwesende trug ein Licht in der Hand — der wehmütige Klang der Glocken, die ohn' Aufhören läuteten, der betäubende Duft der Blumen, Hyazinthen, Narzissen und Veilchen, die alle des Herrn Grab umgaben, und die trostlosen, unverständlichen Gesänge berauschten uns vollkommen. Es war uns, als nähmen wir an einer wirklichen Bestattung teil. Wie nun aber der Katafalk emporgehoben wurde, die weißbärtigen Priester sich mit Gewalt einen Weg zur Kirchentür bahnten, da wuchs unsere Erregung ins Ungeheuerliche. Ein förmlicher Kampf entbrannte um die Blumen. Durch das Gedränge hindurch gelangten auch wir endlich ins Freie, vor die Kirche.

„Eh nit“, bedeut der Hiasl, „die andern Buama habn auf dö Sündnplatz häufti Geld vaputzt. I werd dir ſ ſchon zoagn, die Lötter, bal ſ aufakeman zan Enk.“

Schaut der Godvota n Buam großmächti an. „So, ſo, a ſölcherna biſt? Na, bal dr koa Kamerad recht gwen is, habn dr eppa d Weibaleut gfalln, du Schnipfer?“

„Koane angſchaut! Däs ſan erſt di wahrn. Wo kam afts ſechſte Gebot her — wißts eh, was in Enkra halign Büachln dreiſteht?“

Zuckt der Herrgod d Irxen. „I leſ nix, was über mi gſchriebn wordn is. Aber du ſapriſcher Hiasl, ins Birg wirſt doh ganga ſein, ins Birg, wo s Edelweiß blüaht und die liabn Gamſl umhupfn drobn aufn Kar?“

„Wada nit! Kunt oans netta auf ſchlechte Gedankn kema ba den Umalorbern auf der Alm.“

„Biſt an unhoamlich braver Burſch gwen“, ſinniert der Himmelvota und tuat in ſeiner Barmherzikeit noh a Frag. „Du, wia is mr denn? Han i di nit öfta luſtige Gſtanzeln ſinga ghört und hellauf jodeln und juchazn ba der Arbat? Biſt ja a junga Burſch gwen, bſinn di nur?“

Hiaz fahrt der Hiasl in d Höch. „Wia kemts mr denn für, Godvota? Jodeln und juchazn werd i, wann i vo kloan auf ſchon allweil ghört han, daß d elendige Welt nix is wia a z nichts Jammertal volla Trüabſal und Ärgernus —“

„Hiaz is s gnua“, ſchneidt eahm unſa Herrgod d Red ah und üba ſei halige Stirn, dö herleucht wia a Schneefeld in da Morgngluat, fliagt gach a trüaba Schattn. „Hiaz ſchau nr glei, daß d außikimſt ban Templ! Wer d Welt veracht, dö mei Allmacht daſchaffn hat mit aller Liab und Güat, derſelbig hat a in Himmelreich nix z ſuachn. Pack di, wo s d highörſt — he Petrus, mach eahm auf — n Schafſtall!“

s Nachtquotier.

Der Herr Pfarrer hat ſein hochwürdigna Amtsbruada enters Berg an Bſuach gmacht und geht ſpat nahmittag wieda hoamzu.

D Luft is ſo ſchwüal, z Mittag hats ſchiach gwettert und hiaz is die ganz Gegend ſo dampfi; der Steig is grob und der Herr Pfarrer neama jung und hiſch leibi, da wird oans rechtſchaffa müad.

Deſtwegn kehrt er herentern Sattel ban Gallnloiperl ein.

Der Bauer und die Seine ſan all zwoa volla Freud üba dö Ehr und tragn auf, was Zeug hat. Die Bäurin bringt a Kornbrot und an Buttern und a Gſelchts und der Gallnloiperl ſteigt in Keller obi und holt a ſcharfs Weinl aufa. Nacher ſitzen ſ zſam und d Mühl arbat. Derweil is s achti wordn.

Großvater war Großmutters zweiter Gatte, also nur unser Stief-großvater. Er war aber stets so gut gegen uns, daß der Tag, an dem wir dies erfuhren, ein trauriger für uns wurde.

Der arme Großvater! Ihn quälte der Gedanke, daß er unserer Mutter nicht das gewesen war, was er hätte sein können. Mögen andere ihn deswegen beschuldigen; wir hatten nur Grund zu Mitleid und Dankbarkeit für ihn. (Schluß folgt.)

Zwoa steirische Gschichteln.

Von **Hans Fraungruber.**

Der frumme Hiasl.

Is a helliachta Summatag, da geht der halig Petrus a weng auf der Himmelswiesen spaziern und warmt sih in der Sunn. Kimt der Schwarzhofer Hiasl übern Wolkenbüchel aufa, schnauft a Weil und spächt umanand wia oans, däs n Hausbrauch nit kennt.

„He“, ruaft n der Petrus an, „was is s, was tuast?“ Ganz dakema is r, der Bua. „I“ — stigazt r, „was i tua? Ja — halt — Hiasl hoaßn tua — r — i halt.

„Mhm“, moant der Petrus, „auf der Welt san aber so viel Hiasln; der welcher bist denn aft — und wo denn aus?“

„Der Schwarzhofer Hiasl bin i und mi ziemt, i werd mr wuhl dena s Himmelreich vadeant haben.“

„Moanst? Na, aft gehst halt ban mittern Tor eini und fragst n liabn Herrgod, wo s d hinghörst, du — du Hiasl du!“

Auf däs tappt der Bua spießgrad in himmlischen Thronsaal eini, kniat vor d halig Dreifaltikeit hin, schlagt drei Kreuz und hebt an ins Rosenkranzbetn. Aber der guati Godvota wachelt schleuni mit boad Händn: „He du, däs hörn mr uns eh häufti gnua. A guats Werk is uns liaba wia zehn Rosnkränz. Und bet wirst ja auf Erdn ah a weng habn?“

„Moan scho“, spreizt sih der Hiasl, „halt ja han i bet: all Täg an etlamal und in an Sunn- und Feita dreimal so viel han i bet“.

Schmuzt unsa Herrgod. „Däs tuats. Da is dr ja d Zeit völli z kurz wordn fürs Wirtshaus und für d Kegelbahn?“

„Aber Godvota, wo denkts denn hi? Wirtshaus und Kegelbahn, wia kamen mir drei zsam! Wa dena schad ums Geld!“

„Hoho, daß eppa d junga Leut hiaz s Geld estamiern, däs wa mr was Neugs.“

In der Fruah blinzelt d Frau Sunn mit ihre helliachtn Augn ban Fensterl eina und wunert sih über dö Schlafgsellschaft. Da wird der Gallnloiperl munter, steigt schö stad außa von Nest und denkt eahm: So an Tag därf der Mensch nit versama. Heb i zeitli an ins ackern, kim i ehnta zan Fuattern hoam! — Auf die Zehen tappt er außi zan Brunn, wascht sih und spannt d Ochsn ein.

„Hüa!“ Draußt san s all drei.

Wia aft der Bauer a so hintern Pfluag dahintrappelt, hebt er auf oamal an ins Kudern*). Er taschelt n handign Ochsn die Kripp**) und sagt: „Han, Grumlo, muaßt nit a lachn? Denkt dr s, bal der Herr Pfarra wach wird — wird der sih schoma!***) Hihi! Wird wach und liegt ganz alloani mit der Bäurin in Nest!“

In der Stadt.

Eine lustige Bauerngeschichte von **Arthur Halberstadt.**

Es war schon lange meine Absicht, den Wiener Freunden echten Volksgesanges einmal das Volkslied in natura vorzuführen. Nun schien sich mein Wunsch tatsächlich zu erfüllen. Seitens eines Gesangvereines, der sich mit der Pflege echter Volkslieder befaßte, wurde demnächst ein Volksliederabend veranstaltet, zu dem meine Sänger aus dem Kreuzberggebiete eingeladen und ihnen freie Fahrt und Verköstigung zugesichert wurden.

Jetzt hieß es, meine Bauern nach Wien bringen.

„Eini bringst die Gsellschaft scho“, erklärte mir Freund Feldbacher aus dem Payerbachgraben, den ich um Rat und Beistand ersuchte, „aba mit n Außafahrn am nächstn Tag; . . . i waß net“, schloß er bedenklich sein Urteil.

Hotelier Feldbacher, der langjährige Bauernkenner, sollte mit seiner Prophezeihung leider nur allzusehr recht behalten.

Ich war damals so in meine Idee verrannt, daß ich die Besorgnisse meines Freundes nicht für genügend begründet hielt und meine ganze Überredungskunst aufbot, um mein Ziel zu erreichen. Zum Schlusse gelang es mir nicht nur, die Bauern für meinen Plan zu gewinnen, sondern auch Feldbacher zu bewegen, an dieser eigenartigen Sängerfahrt in die „Weanastadt“ teilzunehmen.

Die Vereinseinladung langte ziemlich spät ein. Es mußten daher alle nötigen Vorkehrungen in größter Eile getroffen werden. Um mich in meinen Agenden zu entlasten, übernahm Feldbacher das Amt eines

*) lachen. **) Rücken. ***) schämen.

Und weil s eahn a so schmeckt, is ah der Dischkurs in Gang, der Herr Hochwürdn is ja so viel a gmoana Herr, und so redn s von Habern und Klee und grasn ah a weng in himmlischn Krautgartn. Na ja, a Nutzanwendung muaß ah san in an christlign Haus und der geistli Herr solls nr sechn, daß ban Gallnloiperl der Katikismus grad so guat bekannt is wia s ägyptische Trambüachl.

Derweil wird s neuni.

„So ißt dena der geistli Herr Hochwürdn noh a Bröckl Gselchts", dribaliert d Bäurin, „oder is s leicht nit guat?"

„Dank schön, dank schön", wiehrt der Herr Pfarrer ah, „is nix zan sagn übers Gselchte, aber i han schon vier Stückl gessn, däs is gnua".

„Wird nit zählt bei uns, was oana ißt", moant der Gallnloiperl, „aber fünfi san s gwen. Is von Herzn vagunt."

Nacher trinken s a weng Gsundheit umadum und auf an Trunk ghört halt dena noh a Bissn und auf n Bissn a Trunk und hiaz trefeln*) s von die Roß und die Küah und von Tiergartn Gottes und von die spottschlechtn Zeitn und daß d Leut koan Glaubn mehr habnt.

Derweil is zehni wordn.

Schaut der Herr Pfarrer gach ban Fenster außi und hiaz gibts eahm an Riß. „Höllsack — sakerlot, da schaut ja gar d mausinster Nacht eina! Was — zehni? Wia wa denn aft däs? Und i noh a gschlagne Stund hoam auf den elendign Weg — da kann ma sih ja all bot dafalln. Was tua i hiaz?"

„Uh mei Gad, Hochwürdn Herr Pfarrer", gamazt der Gallnloiperl, „däs geht wohl frei go nit, daß S hiaz noh hoamgeahn. Übern Sagbachel ohi hat s Wasser a Gruabn ausgrissn, so groß wia a Bauernhof; bal S eppa da einikamen, wa eppa glei a Fuaß oh, wann nit mehra."

„Wa mr liab! Was fang i aft an?"

„Na, daß mr aber ah go koa Stubn nit habnt für n Herrn Hochwürdn", lamatiert die Bäurin und der Maun gamazt wieder: „Übersih drobn schlaft sit gestern d Nohterin und in Stall drein die Kuahdirn; da kunt mr n Herrn Pfarrer ninderscht hinlegn. Aba a zwoaspanigs Bett habn mr, i und mei Weib; da hättn leicht drei kammodti Leut Platz. Wann halt der Herr Pfarrer valiab nahm — —"

„Alle vierzehn Nothelfer", sinniert der geistli Herr, „dö Glegenheit kenn i, bin ja selm a Bauernsuhn. Hm, machst nix machn, Platz hättn mr wuhl. Na, so legts Enk halt nieda, i schau derweil ban Fenster außi."

Wia da Gallnloiperl s Licht ausblasn hat, krallt der Herr Pfarrer ah ins Bett und aft sagln s alle drei wia a Dampfsag, s Weib ba der Wand, in der Mitt der Bauer und der geistli Herr heraußt auf der Schneid . . .

---

*) plaudern.

„Mei, . . . so viel Häuser . . . und dö gspoaßign Daacher", meinte Seppl ganz verwundert.

„Durt schauts hin, . . . die vieln Heuwagn", jauchzte fröhlich der Weninger Franzl, der den Matzleinsdorfer Heumarkt zuerst entdeckt hatte.

Dieses Ereignis lenkte die Bauern sofort vom Gesamtbilde der Großstadt ab.

„Ah Narr", staunte der alte Kleinhofer, „san dös sakrische Fuhrn . . . und so viel beinand! . . . Himmi, wann mir dahoam so viel Fuatta hättn, brauchat i meine Küah nit n Fleischhacker z gebn."

„Zsammrichtn", mahnte nun unser Reisemarschall, dem das Futterthema der Bauern mit allen seinen Weiterungen zur Genüge bekannt war.

Unterdessen war der Zug langsam in die Bahnhofhalle eingefahren.

In der elektrischen Straßenbahn gab es noch einige heitere Szenen. Als der alte Kleinhofer unverhohlen darüber seiner Verwunderung Ausdruck gab, daß keine Pferde vor dem Wagen zu sehen wären, fingen alle städtischen Mitfahrenden hellauf zu lachen an.

Nun setzte sich aber plötzlich, zur größten Überraschung des ohnedies schon eingeschüchterten Alten und seiner Kameraden, der Wagen in Bewegung.

Völlig verblüfft blickte der alte Bauer um sich.

„Tan leicht Leut antaucha?" frug er höchst erstaunt den Feldbacher.

Eine dröhnende Lachsalve ertönte im Wageninnern.

Feldbacher suchte den Bauern, so gut es ging, das Wesen der elektrischen Kraftübertragung zu erklären, konnte sich aber selbst nicht enthalten, herzlich mitzulachen.

Bald herrschte in der „Elektrischen" die fidelste Stimmung, die sich späterhin zu lautem Beifall steigerte, als die Sänger ihre Jodler und Lieder vom Stapel ließen. Es war die höchste Zeit, daß der Wagen am Endpunkte der Fahrt anlangte, sonst wäre es vielleicht noch zu einem Straßenauflauf gekommen. Und jetzt trachteten wir so rasch als möglich das Hotel zu erreichen, in dessen Saallokalitäten der Liederabend abgehalten werden sollte. Das war aber keine so leichte Aufgabe! Besonders das Überqueren der Straßen stieß vielfach auf Hindernisse. Am schwierigsten war die Situation in der engen Augustinerstraße. Als der alte Kleinhofer die Augustinerkirche erblickte, wurde ihm die Ursache des dichten Menschenstromes sofort klar. Inmitten des ungemein lebhaften Vehikel- und Passantenverkehres blieb er plötzlich stehen und packte den führenden Feldbacher beim rechten Arm.

„Geh dani a weng . . . und laß d Leut vürigehn. — Siahgst denn nit, daß d Segnmeß aus is", machte er ihn vorwurfsvoll aufmerksam. Dabei wäre er bald vom Trottoirrande hinab- und einem Auto entgegengestolpert.

Reisemarschalls und Führers, während ich mit den Bauern schnell Probe auf Probe abhielt und das Vortragsprogramm der Lieder festsetzte. Unserer Sängerfahrt schloß sich noch der alte Kleinhofer an, der auch als Nichtsänger auf seine Rechnung zu kommen hoffte. Aber darin täuschte er sich sehr! Es wurde ausdrücklich vereinbart, daß nur die Sänger freie Fahrt und Verpflegung haben sollten. Als der Zug bereits in Bewegung war, kam es durch Zufall auf, daß der Kleinhofer keine Fahrkarte besaß.

„Aufghaltn“, schrie plötzlich der Weinzettl Seppl beim Coupéfenster hinaus. „Da Kloahofer hat sei Fohrt no nit zahlt.“

Der Kondukteur, welcher nicht wußte, um was es sich handle und eiligst herbeirannte, pfiff das Stoppsignal, der Zugsführer blies einigemale mit seinem kleinen Horn kurz nacheinander — und richtig, der Zug hielt! —

„Was gibt's denn?“ rief der dicke Kondukteur diensteifrig aus und schnappte dabei atemlos nach Luft.

„Da Kloahofer will schwarz af Wean fahrn“, verriet ihm wichtig der Seppl und zog den schuldbeladenen alten Bauern an das Waggonfenster.

„Jetzt is ka Zeit mehr zum Kartnlösn, ös Bauerntodln“, antwortete das Bahnorgan sehr aufgebracht und gab ärgerlich das Fertigsignal.

Feldbacher und ich rissen Seppl vom Fenster zurück.

„Was geht denn di der Kleinhofer an?“ zürnte Feldbacher und drückte den vorlauten Seppl auf seinen Sitz nieder. „Der Kleinhofer muß natürli sei Fahrt selba zahln.“

„I muaß mei Fahrt selba zahln?“ meldete sich ganz erstaunt der alte Kleinhofer.

„Was denn?“ erwiderte Feldbacher. „Freie Fahrt und Verpflegung haben nur die Sänger; . . . wir haben dir's ja ausdrückli gsagt!“

„Von den woaß i aba nix“, fing der Alte zu opponieren an.

„Nacha steigst halt in der nächstn Station aus“, entschied Feldbacher bündig.

Statt auszusteigen, stritt aber der alte Bauer weiter. Als er sah, daß alles gegen ihn war, zog er ruhig sein Geldtäschchen und bezahlte die Fahrt.

Nun waren die Sänger bezüglich ihrer Privilegien beruhigt und unter Singen und Juchzen verging rasch die Fahrt.

Als der Zug Meidling, die letzte Station vor Wien, passiert hatte und man das Häusermeer der Großstadt erblickte, wurden die lustigen Sänger plötzlich mäuschenstill.

„Is dös Wean?“ fragte der Weinzettl Seppl sichtlich überrascht unseren Reisemarschall.

„Freili“, antwortete Feldbacher.

„Seppl, ... sei gscheit“, wollte ich eingreifen, aber auch meine Intervention war umsonst. Da kam der Obmann des Gesangvereines lächelnd auf unseren Tisch zu.

„Ich glaube, Ihre Sänger sind schon sehr sangeslustig“, wandte er sich an mich. „Wäre es vielleicht nicht besser, wenn die Leute gleich jetzt, nach der ersten Nummer, loslegen würden?“

Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Als unsere Sänger auf das Podium geführt wurden und im Saale lautlose Stille eintrat, begann ihre übermütige Stimmung merklich umzuschlagen.

„Zwegn was bleibn ma denn nöt bei unsern Tisch drent?“ fragte plötzlich kleinlaut der Seppl.

„Warum is denn hiatzt alls so staad?“ frug der Loibl leise.

„Sulln weitersingn, d' Weana, nacha singn mir aa“, schlug der Weninger Franzl vor.

„Jawuhl“, stimmte der Seppl bei und wandte sich gleich an die nächsten Tische unterhalb des Podiums. „Singt's nur weiter, ... mir singn aa glei mit ... und ...“

Hier wurde er durch einen derben Rippenstoß unterbrochen, den ihm Freund Feldbacher wütend versetzte.

„Halts Maul ... und geh her da“, erklärte er ihm kurz, während alles im Saale zu lachen anfing.

Um es den Bauern leichter zu machen, hob man einen Tisch auf das Podium und ließ ihnen Bier und Wein reichen. Da verstand der Seppl sofort.

„Buabn, setzts enk her da“, rief er den unschlüssig herumstehenden Kameraden zu. „Wann ma herobn aa was z trinkn kriagn, ... brauch ma nit aberzsteign.“ Dabei hob er sein Glas gegen den Saal und trank den lachenden Städtern zu.

„Der Mensch verdirbt no alles“, fluchte Feldbacher und bat mich, ehestens mit dem Vortrage zu beginnen.

Klopfenden Herzens betrat ich das Podium und verbeugte mich. Diese Geste hatte Seppl bemerkt und rief mir fröhlich zu: „Gelt, ... dö unten da“, hiebei zeigte er auf zwei Herren, die am nächsten Tische saßen, „dös san a paar rare Kampln! ... Dö habn mi aa glei anglacht, wia i eahna zuatrunkn hab.“

„Jetzt aufgepaßt“, unterbrach ich seine Ausführungen und klopfte mit meinem Ringfinger auf den Tisch. „Wir singen als erstes Lied das vom Wildschützen.“

„Waas, ... hiatzt sulln ma scho singa?“ opponierte Seppl, der sich gerade seine Pfeife anstopfen wollte.

Jetzt riß dem Feldbacher aber die Geduld.

„Himmel Herrgott, Mensch, ... schau, daß d weiterkommst, sonst arretiern s uns no", schrie er den ganz bestürzten Kleinhofer an und zog ihn aus dem Straßengewühle hinaus.

Als der Bestimmungsort erreicht war und die Bauern vor dem großen Tore des Restaurants standen, wischte sich Feldbacher aufatmend den Schweiß von der Stirne.

„Gott sei Dank", seufzte er und wandte sich zu den Bauern. „Und jetzt, zum letztn Mal sag i s euch, ... seids mäßig und still, ... sonst fahr i ab."

Dann führten wir die Sänger hinein. —

Von dem hell beleuchteten Saale völlig geblendet, standen unsere Bauern eine Weile ganz still. Vor ihnen die weißgedeckten Tische und die vielen Menschen! — Dabei ein lärmendes Gewoge und Gläserklirren — — —

„Na, ... so was", entrang es sich zuerst den Lippen des andächtig dastehenden Seppl, und es hätte nicht viel gefehlt, so wären die Sänger vor lauter Angst umgekehrt. Dies schien Feldbacher zu bemerken. Er packte daher seine Leute zusammen und steuerte mit ihnen so rasch als möglich dem reservierten Tische zu. Der stand absichtlich hinter zwei Säulen in einer Ecke des Saales, weil man den bäuerlichen Sängern den Aufenthalt recht gemütlich machen wollte. Hier wurden unsere Bauern auch sehr bald heimisch. Während ich den Vereinsobmann aufsuchte, ließ Feldbacher Speisen und Getränke auftragen.

Bisher wurde die Anwesenheit der Bauern nicht besonders bemerkt. Aber schon nach dem Vortrage des ersten steirischen Liedes durch die städtischen Sänger rückten unsere Leute in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Obwohl es ihnen ausdrücklich eingeschärft worden war, nicht mitzusingen oder mitzujuchzen, konnte es sich der Seppl doch nicht versagen, einen kräftigen Jauchzer hinauszuschmettern. Dieser ungewohnte Naturlaut fiel sofort auf. Alles blickte zum Tische der Bauern, die scheinbar schon so taten, als ob sie hier zu Hause wären.

„So halt do dei Pappn", zischte Feldbacher zum Weinzettl Seppl, der, unbekümmert um diesen freundschaftlichen Rat, zu jauchzen fortfuhr und mit dem Bierglase im Takte am Tische aufschlug.

„Das sind sicher die Kreuzbergsänger", hörte ich ringsherum sprechen, als ich nach der Unterredung mit dem Obmanne zu unseren Sängern rückkehrte.

„Um Gotteswilln, ... red du mit den Narrn", empfing mich mit unheilverkündender Miene Freund Feldbacher. „Alle Leut schaun schon auf uns — und der Mensch sieht und hört nix mehr."

„I muaß eahm s do sagn, . . . sunst fangt er wieder z hoch an, wia bei der letztn Prob . . . der Schafschädl, der dumme“, rechtfertigte sich Seppl entrüstet.

Nun entstand ein geradezu brüllendes Gelächter im Saale.

„Um Gotteswilln, fangts do amal zum Singen an . . . sonst is alles hin“, rief Feldbacher händeringend aus und hätte dem Seppl am liebsten das versteckte Bierglas an den Kopf geworfen.

Jetzt dachte ich mir, biegen oder brechen, und gab das Zeichen zum Gesangsbeginn.

Etwas rauh im Tone, aber sonst ziemlich sicher, begann der Weninger die erste Strophe: „Da Wildschütz ziagt mit frischen Muat“ und gleich einer Orgel fielen die anderen Stimmen ein: „Da hochen Alma zua.“

Als die Sänger geendet hatten, wollte der Applaus kein Ende nehmen. Glückstrahlend sah ich meine Sänger an. Doch diese schienen für meine seelischen Empfindungen nicht das richtige Verständnis zu besitzen. Vor allem reklamierte Seppl sein verschwundenes Bierglas.

„Wo is denn mei Bier hinkäma?“ hörte man ihn ganz außer sich herumschreien.

Der Loibl erwischte einen vorübereilenden Kellner beim rechten Frackflügel.

„Du, . . . Drachenflieger,*) du schwarzer, . . . wart a weng, . . . an Gspritztn und a Halbe Bier, wannst mitnimmst . . . für mi und n Schorschl, gelt“, bestellte er dem Kellner laut vom Podium herab.

„Mir aa a Bier“, schrie ihm der Seppl nach und ergriff in gewohnter Weise ein fremdes Glas. Es gehörte zufällig mir. Mit einem Zuge trank er das halbvolle Glas aus. Dann begann er plötzlich zum größten Gaudium des ganzen Saales allein zu singen:

„Weil mir die Lautn — und
Die Bürigspritztn san,
Duliäh darei di ho
Hodero darei ja ho.“

Feldbacher schüttelte ihn bei beiden Achseln. Ich erklärte ihm eindringlichst, daß nur im Chore gesungen werden dürfe.

Seppl wollte aber nicht hören.

„Ös kinnts ja singn, was wöllts“, meinte er gemütlich, „aba i sing aa, was i will, . . . duliäh di e di ho . . . duliäh di e ja ho . . .“

Tosendes, minutenlanges Gelächter begleitete seine Oppositionsjodler! Alles stand von den Tischen auf, um den singenden Seppl besser zu sehen.

---

*) Punkto Aviatik sind die Semmeringbauern infolge ihrer Nähe zu Wiener-Neustadt ziemlich aufgeklärt.

„Wirst nit abfahrn mit dein Stinkröhrl", ermahnte ihn sein Tischnachbar.

Als Seppl seine Pfeife nicht rasch genug verschwinden ließ, wollte sie ihm Feldbacher entreißen.

„Himmi sakra, . . . i steck s ja eh wieder ein, . . . aber auslassn, sag i . . .", wehrte sich Seppl in ungemein lebhafter Weise und riß die Pfeife an sich.

Als ich Miene machte, den lauten Seppl energisch zur Vernunft zu bringen, klopfte mir der Vereinsobmann, der unbemerkt das Podium bestiegen hatte, von rückwärts auf die Schulter.

„Lassen Sie Ihre Sänger noch ein bißchen in Ruhe", flüsterte er mir leise zu. „Die Zuhörer scheinen sich vorläufig auch ohne Gesang sehr mit Ihren Leuten zu unterhalten."

„Es wird eh no a hübsche Weil dauern, bis der Seppl mit seine Dummheiten aufhört. Vorläufi hab i ihm sei Bierglas versteckt", mischte sich Feldbacher in unser Gespräch ein.

Der Obmann lachte herzlich und zog sich wieder zurück.

„Wo is denn hiazt der Herr Halbmerstadt", hörte man plötzlich den Seppl schreien. „So geh do her zuar uns, . . . was hast denn allweil mit den Stadtfrack umzwarteln."

„Ich bin schon da", wandte ich mich erfreut zu den Sängern, weil ich nun hoffte, mit dem Gesangsvortrage beginnen zu können.

„Du, sag ma amal, . . . kann ma da herin a Wurscht mit Essig und Öl kriagn?" wollte der Seppl von mir wissen.

Dieser unerwarteten Interpellation seitens des genußsüchtigen Seppls folgte ein wahres Höllengelächter im ganzen Saale.

Ich selbst hatte alle Mühe, das Lachen zu verbeißen, bezwang mich aber und schaute ihn mit einem vernichtenden Blicke an.

„Is eh wahr . . . singen ma zerst was", gab Seppl schuldbewußt zu und schob das Bierglas seines Nachbarn weit von sich.

Nun schien endlich der langersehnte Augenblick gekommen, der meinen städtischen Volksfreunden unbezahlbare Genüsse bieten sollte.

Im Saale war es wieder vollkommen still geworden. Feierlich erhob ich meine Rechte zum Zeichen des Gesangsbeginnes.

Da hörte man plötzlich die bekannte Baßstimme des Seppl: „Franzl, du singst an, . . . aba ja nit z hoch, . . . oder i mach di hin."

Eine neuerliche anhaltende Lachsalve erhob sich im Saale.

„So halt do scho amal dei Maul", kam es wutbebend aus Feldbachers Lippen. Zum größten Glücke war diese nicht besonders artige Ermahnung im Lachtrubel unbemerkt geblieben.

Während ich den Kleinhofer aufsuchen ging, führte Feldbacher die Sänger in das Schlafquartier. Eine halbe Stunde später langte ich mit dem alten Kleinhofer an, der ebenfalls bereits in die heiterste Stimmung geraten war. Wir wurden schon ungeduldig von Feldbacher erwartet, der dem alten Bauern die Schlafstelle anweisen wollte.

„Ah . . . hiatzt geh i no nit schlafn, Freunderl“, revoltierte schwankend der Alte.“ Gehn ma no auf a Vierterl Wein“, schlug er unternehmend vor.

Mit vereinten Kräften gelang es uns, den alten Bauer ins Bett zu bringen. Als wir uns überzeugt hatten, daß alles in Ordnung untergebracht war, begaben wir uns in unser Hotel zur Ruhe.

Am nächsten Morgen war mein erster Griff nach der Uhr.

Um Himmelswillen . . . schon halb 10 Uhr! — Feldbacher schnarchte noch wie eine Vollgattersäge.

Ich weckte ihn auf und wir zogen uns schleunigst an. Um viertel 11 Uhr waren wir schon bei unseren Leuten. Aber zum größten Schrecken fanden wir niemanden mehr an.

„Sö suchn gwiß Ihnere Leut?“ fragte mich der Hausknecht. „Dö san mit unsern Zimmerkellner, der an jeden Sonntag Ausgang hat, im Prater gfahrn. An alter Bauer, i glaab, Klaahofer haßt er, laßt die Herrn schö grüaßn . . . und Sö sulln nachkumma, laßt er Ihna sagn . . .“

„A so a Banda“, fluchte Feldbacher. „I hab dir s ja glei gsagt, . . . mit n Hamfahrn wird s a Gfrett werdn.“

„In was für ein Gasthaus die Leute gefahren sind, wissen Sie nicht?“ fragte ich beklommen den Hausknecht und gab ihm ein Trinkgeld.

„Gsagt habn s ma nix . . . aba ghört hab i, daß zum Eisvogl fahrn“, verriet mir grinsend das Putzorgan.

„Wirst sehgn, wir kommen net amal heut nachmittag ham“, grollte mißgestimmt Freund Feldbacher und wandte sich zum Gehen.

Um ihn freundlicher zu stimmen, nahm ich einen Wagen und fuhr mit ihm in den Prater. Beim Eisvogel rapportierte uns der Zahlkellner, daß um etwa halb 9 Uhr mehrere Bauern mit einem Herrn zu einem ausgiebigen Frühschoppen erschienen und sich nach etwa einer Stunde wieder entfernten. Wahrscheinlich, um sich den Wurstelprater anzusehen.

Jetzt hatten wir es! — Es blieb uns nun nichts anderes übrig, als unsere Leute im Prater aufzusuchen. Zum Glück herrschte in den Mittagsstunden des heutigen Sonntages noch nicht das gewohnte Nachmittagsgedränge.

Zuerst begaben wir uns in das bekannte Präuschersche Museum, das in der Regel von den Landleuten besucht wird. Als wir nach kurzer

„A so a Hetz war no nit da“, bekannte der überlustige Seppl und fing mit ganz fremden Personen Gespräche an.

„Du bist gwiß a Dokter . . . weilst so großmächtige Glasaugn hast?“ frug er einen in der Nähe stehenden alten Herrn.

Der verschwand sofort eiligst in der Menge.

„So san alle Advikatn“, rief Seppl aus. „Wiast was umasunst vo eahna wissn willst, habn s koa Zeit!“

Stürmisches Gelächter folgte seinen Worten.

Jetzt aber trachtete Feldbacher den bereits ziemlich stark angeheiterten Seppl baldigst hinauszubekommen.

„Seppl, . . . dei Alti is da“, rief er laut aus.

Langsam drehte sich der Angerufene um.

„Da is net, . . . aber draußt in der Garderob wart s af di“, teilte ihm Feldbacher mit.

„Wia kimmt denn hiatzt mei Alti her?“ meinte der Seppl höchst ungläubig, trank aber zur Vorsicht sein soeben erhaltenes Bierglas leer.

„Sie is halt wahrscheinlich nachgfahrn“, log Feldbacher weiter, um den Seppl hinauszulocken.

„I hab ja mei Alti ganz gern, . . . aber sie kann mi aa gern habn“, erklärte schlagfertig der Seppl und wollte unter schallender Heiterkeit auskneifen.

Aber schon hatte ihn Freund Feldbacher am Arme erfaßt und zurückgerissen. Auf einen Wink von mir packte ihn der Loibl von der anderen Seite — und der Transport begann.

Eine Weile hörte man den Berauschten noch lebhaft protestieren, dann verschwand die Eskorte beim Saalausgang. Auch ich erklärte den anderen Sängern, daß es mit der Singerei ein Ende hätte und räumte mit ihnen das Podium. Hinter uns vernahmen wir noch das Lachen und Nachschreien der belustigten Städter — dann schloß sich die Saaltüre und wir standen in der Garderobe.

„Da Seppl hat an alln Schuld“, rief der Loibl ärgerlich aus.

„Schafschädl“, lallte der tiefberauschte Seppl, der in einer Ecke der Garderobe saß und schon halb eingeschlafen war.

„Jetzt seids staad . . . und fangts nit ins Streiten an“, hörte nma die Stimme des Reisemarschalls. „Schaun ma lieber, daß ma den Bsuff da ins Bett bringen. Und übrigens . . . wo is denn der alte Kleinhofer, der is gwiß no im Saal drin?“

„Ja . . . ganz hintn, bei an großen Tisch is er gsessn“, meldete der Spieß Schorschl. „Derf i n holn?“ bot er sich bereitwilligst an.

„Nix da . . . du bleibst bei uns“, erklärte Feldbacher und bat mich, nach dem verlorenen Sohne zu sehen.

daran gedacht haben, den Kasperl aufzusuchen. . . . Ein wahres Glück, daß du mir deine innersten Gedanken so offenherzig beichtest!"

Und nun eilten wir zum Musentempel des Hanswurstel.

Freund Feldbacher hatte richtig geahnt!

Wir waren noch eine kleine Strecke vom Kasperltheater entfernt, als wir schon die bekannten Stimmen unserer Leute hörten. Am deutlichsten vernahm man die helle Stimme des Loibl, die den Kampf des Kasperl mit dem Teufel lebhaft begleitete.

„Fix eini, . . . hiazt hat er n scho wieder, den Schwarzn! . . . Bruader, der hat gnua für a Weil! . . ."

Man hörte pumpern und schlagen.

Langsam näherten wir uns von rückwärts. Da plötzlich ein allgemeines Gelächter! Und wieder die helle Stimme des Loibl, die den Lärm übertönte: „Hau eahm nur no oani aufs Dach auffi, . . . der vertragt scho was."

Dann setzte der tiefe Baß des Seppl ein: „Er is scho wiedrum da, . . . der Ganggerl, der schwarze! . . . Hallo, so is recht! . . . Freunderl, dös war a Tachtel! . . . Aba hiazt is er hin." — —

„Nit wahr is", jubelte der Weninger Franzl. „Er hat no nit gnua kriagt, . . . a so a zaachs Luada, . . . aber hiazt . . ."

Ein dröhnender Schlag erfolgte. Und gleich darauf eine schallende Lachsalve unserer Leute.

„Hallo, . . . hiazt is er ganz hin", schrie alles durcheinander. — —

Das Kasperltheater war aus. — — —

Da traten wir unter die Bauern. Es war ein jauchzendes Wiedersehen! Jeder wollte uns in ausführlichster Weise die ganze Kasperlvorstellung erzählen. Der alte Kleinhofer war so enthusiasmiert, daß er vorschlug, noch einer Vorstellung beizuwohnen.

Feldbacher blickte auf seine Uhr. „Um Gotteswilln, Leutln, . . . 5 Uhr is scho."

Schnell führten wir die hungrigen Bauern in ein nahes Gasthaus und waren froh, als wir abends den Praterstern erreichten. Da erblickte aber der alte Kleinhofer das beleuchtete Riesenrad. „Hörts, Nachbarleut, . . . dös müaßn ma uns do anschaun." Und richtig setzte er es durch, daß wir in später Stunde auch noch die Reise im Riesenrade mitmachen mußten. — Als wir endlich die Praterstraße passiert hatten, erklang aus einem Wirtshause in der Nähe des Donaukanales die gemütliche Weise eines Steirischen. Natürlich ein Grammophon. Aber die Bauern blieben trotzdem wie verzaubert stehen.

„Dös laßt si hörn", meinte angeheimelt der alte Kleinhofer.

„Schauts, daß weiterkommts", mahnte Feldbacher. Aber die Bauern waren nicht weiterzubringen. Wir mußten Einkehr halten und

Zeit heraustraten, waren wir um eine Hoffnung ärmer. Und nun suchten wir Bude auf Bude ab, was uns — abgesehen von den sehr zweifelhaften Genüssen — ein ziemliches Eintrittsgeld kostete. Feldbacher und ich fingen schon zu verzweifeln an. Wir trugen ja die Verantwortung für die Leute. Wenn sie Bauernfängern in die Hände gerieten? Oder gar mit der Polizei in Widerstreit kamen? Was für endlose Scherereien standen uns vielleicht noch bevor? Insbesondere ich, als der eigentliche Anstifter, fühlte mein Herz bange schlagen.

Und dabei von unseren Sängern noch immer keine Spur! — —

Da kam Feldbacher auf einen guten Einfall. „Die sind heilig und sicher auf der Scenic Railway“, frohlockte er und wäre mir bald davongerannt. Atemlos langten wir bei der Ausstellung „Venedig in Wien“ an und stürmten die Kasse.

Aber leider! — Auch hier fand sich von unseren Leuten keine Spur.

Tiefbekümmert gingen wir wieder in den Volksprater zurück. Es war unterdessen Nachmittag geworden und wir verspürten trotz aller Sorgen Hunger. Im Schweizerhause kehrten wir ein und verzehrten schweigend unser verspätetes Mittagsmahl. Feldbacher ließ sich Zigarren reichen und ich bestellte, um unsere erschlafften Lebensgeister einigermaßen aufzufrischen, einen halben Liter Heurigen. Der Wein war nicht schlecht, aber trotzdem wollte die Stimmung bei uns beiden nicht besser werden. Wir zahlten und gingen. Planlos irrten wir eine Weile im hintern Teile des Volkspraters herum, dann setzten wir uns müde und abgehetzt auf eine Bank nieder.

„Jetzt bin ich aber wirklich neugierig, wo der Kellner die hingeführt hat?“ sagte Feldbacher resigniert und zündete sich eine zweite Zigarre an.

Ich wurde vor lauter Desperation ganz elegisch.

„Weißt du, an was ich jetzt augenblicklich gedacht habe?“ antwortete ich.

Feldbacher blies Wolke um Wolke aus seinem stillen Munde und rührte sich nicht.

„Meine Frau ist mir eingefallen, wie sie als Kind vor etwa 25 Jahren zum ersten Male den Wurstelprater sah. . . . Am besten gefiel ihr damals das Kasperlthea . . .“

Hier wurde ich unterbrochen und konnte nicht mehr weiterreden, weil mich plötzlich Feldbacher unter einem wahren Indianergeheul beim Kragen erfaßte und zu schütteln begann.

Ich glaubte nichts anderes, als daß mein Schicksalsgefährte verrückt geworden sei.

„Was hast denn, du Narr?“ konnte ich noch ausrufen.

„Kasperltheater! . . . Natürli san s beim Kasperltheater“, schrie mich Feldbacher lachend an. „Daß wir aber alle zwei nicht gleich

Der Gutsbesitzer Nikolaj Jwanowitsch, die Hauptperson des Stückes, ist Leo Tolstoi, der Schauplatz des Stückes ist Tolstois Gutshof Jasnaja Poljana, jenes weltliche Heim des armen reichen Mannes, das Tolstoi, getreu der Kommunisten Lehre seines Urchristentums, an die Besitzlosen verschenken wollte. Es war das brennende Leid des Mannes, daß Weib und Kinder ihn vergewaltigten und ihn nicht die Konsequenzen aus den eigenen Worten ziehen ließen. Der Kampf zwischen Tolstois Sendung und seiner Familie bildet den hauptsächlichsten Teil des Dramas.

Zweimal unterliegt Nikolaj Jwanowitsch (Leo Tolstoi) seiner Unfähigkeit, der treuen, aber verständnislosen Gattin das Herz zu brechen. Er gibt in Verzweiflung ihrem heißen Flehen nach. Er willigt ein, daß das Besitztum, das er für ein dem Volke vorenthaltenes, unrechtes Gut hält, ihr verschrieben werde. Es scheint ihm aber fortan nicht möglich, in diesem Hause des Luxus zu leben, umgeben von Jammer und Elend des Volkes, gepeinigt von dem Gott in der Brust. So bereitet er in tiefer Nacht die heimliche Flucht vor, die Flucht in die Fremde und in freiwillige Armut . . .

Hier wirft ein Scheinwerfer sein Licht voraus auf Tolstois letzte Tage und auf sein Sterben. An dem Drama arbeitete der Dichter vom Jahre 1880 bis zum Jahre 1902. Aber erst im Jahre 1910, nach einer so langen Frist also der schwankenden Entschlüsse, setzte Leo Tolstoi wirklich zu seiner Lehre die Tat, trennte er sich wirklich von den Weltkindern seines Hauses, zog er ins Elend, um nach seinem Glauben ehrlich zu sterben . . .

In dem Schauspiel wird die Flucht vor der Ausführung entdeckt. Tolstoi ist nun der große Dichter, der, wenn er gestaltet, nicht anders sein kann als gerecht und der daher der Gattin Mascha die volle Wahrheit eines unsere Herzen bewegenden Schmerzes gewährt. Auch Nikolaj Jwanowitsch wird erschüttert. Er vermag nicht mehr zu fliehen, er muß bleiben. Tragisch ist sein letztes Wort, ein Stöhnen, wobei er sein Antlitz verbirgt: „Ich sehe, Herr, du willst, daß ich gedemütigt werde, daß alle mit dem Finger auf mich weisen und sagen: Seht, er redet immer nur, aber er handelt nicht!“ — Oberflächliche, frivole Krittler haben Tolstoi den Widerspruch von Lehre und Tat mit Verhöhnung büßen lassen. Jetzt, aus dem Grabe, verteidigt sich der Dulder. Vor der Tragik des Schauspiels und dem, ach, so komplizierten Leben verstummt der Hohn.

Es ist kein Zuschauer gezwungen, sich zu der religiösen Lehre des Dichters zu bekennen. Wenn auch Tolstoi, der die Kunst nur mehr als Mittel zu höherem Zwecke gelten ließ, die absolute Gefolgschaft der von seiner Dichtung Erschütterten ersehnte, man darf sie ihm weigern. Aber kein Hochherziger, der hier in den Spiegel des Tolstoischen Wesens

nach einigen Vierteln Wein und einem ununterbrochenen halbstündigen Grammophonvortrage verließen wir das Gasthaus. Ich war schon beinahe taub von den schnarrenden Tönen der Musikmaschine. Feldbacher machte seiner Wut in handgreiflichster Weise Luft. Den alten Kleinhofer, der sich durchaus von der Maschine nicht trennen konnte, warf er buchstäblich auf die Straße hinaus, was unter den vorbeieilenden Passanten einiges Aufsehen verursachte.

„s nächste Mal nimm i mir a Loatseil mit und bind euch zsamm. ös Schwefelbanda, vadammte“, fluchte er laut, während die Bauern schwankend über das Pflaster stolperten.

Als wir den Südbahnhof erreichten, war es halb elf Uhr nachts geworden. Gerade noch fünf Minuten Zeit, um den letzten Zug benützen zu können. — — —

Um 1 Uhr nachts langten wir in Payerbach an.

Am nächsten Samstagabend wurde natürlich über nichts anderes als über die „Weanaroas“ gesprochen. Dem einen hatte der gemütliche Liederabend, dem andren der Volksprater am besten gefallen. In einem Punkt herrschte aber die vollste Übereinstimmung: „Das Kasperltheater war doch das Schönste von allem!“

Leo Tolstoi in seinem eigenen Drama.

Von **Hermann Kienzl, Berlin.**

Im Nachlaß des großen Dichters und Apostels — die deutsche Ausgabe erschien im Verlag Ladyschnikow, Berlin — hat man u. a. das Drama „Und das Licht scheinet in der Finsternis“ gefunden. Man hat jetzt das Stück in Berlin aufgeführt, und das war mehr als ein bloßes Theaterereignis. Auch nicht bloß der evangelische Inhalt machte diese „Première“ zu etwas Außergewöhnlichem. Die Weltanschauung Tolstois, des Urchristen, kannte man übrigens aus allen Werken seiner letzten Jahrzehnte. Er schrieb wohl auch das seltsame Bekenntnisstück in dem Trieb, die Menschen zu bekehren. Aber — was in der Literatur nicht seinesgleichen hat: das Drama ist eine dramatisierte Selbstbiographie, ist ein Tagebuch.

Auch andere Dichter haben Erlebtes und Durchlebtes in Bühnenschöpfungen verwoben. Tolstoi jedoch fügte nichts bei und nahm nichts weg; er gab schlechterdings die Tragödie seines Familienlebens, die Tragödie des einsamen Menschenfreundes, des von Weib und Kind verlassenen Propheten. Und er machte sich selbst, seine eigene Person, zum tragischen Helden des Dramas.

setzte und die wiederzusehen er die Tage zählte. Plötzlich stand er auf und wir meinten, er wolle sich schon verabschieden. Aber er wendete sich meiner Frau und mir zu und sagte: „Ich habe einen großen, einen alten Wunsch. Darf ich ihn sagen? Ja! Na, so höret. Ich möchte über diese Nacht in eurem Hause bleiben!" — Ja, wenn wir nur wüßten, wer er ist! Bei mir schien er es vorauszusetzen, so mußte ihn unter den Jungen die Jüngste fragen. —

„Ja, mein Kind, guck mich nur an. Ich bin der Gletscherpfarrer. Der schweizerische Berggeist. Komm nur mit in meine Eishöhle, wo noch etliche der Jungfräulein bewacht sind. Du wirst mich schon kennen lernen!" — Wir atmeten auf, wir lachten auf. Also der Gottfried Strasser war's, der Pfarrer von Grindelwald am Fuße der Jungfrau. Der Mann, mit dem ich, ohne ihn persönlich zu kennen, schon seit Jahren in Briefwechsel gestanden, und der seine gehaltreichen Epistel am liebsten in flotten Versen und Reimen schrieb. Der in der Touristenwelt weitbekannte Gletscherpfarrer, Herbergsvater und Schutzengel vieler, die unbedacht in die Eiswelt aufstrebten. In Gefahr und Not und Unheil, an ihn ging stets der erste Ruf. Viele der Verunglückten hat er müssen ins Grab segnen auf seinem weit über tausend Meter hochgelegenen Friedhof, aber noch mehreren hat er Rettung und Heil gebracht. Vor einigen Jahren verunglückte in jenen Felswüsten durch Steinschlag ein hoher Herr aus Wien. Im Spital wurde er von einer jungen Wärterin rührend gepflegt und als er dort gestorben war, nahm seine Gattin, die nun welteinsam geworden war, diese junge Pflegerin, die bei seinem Sterben gewesen, mit sich ins ferne Wien, wo sie der alten Dame Kind und Freundin geworden ist. Es war das Pfarrerskind von Grindelwald. Und dieses, sein Töchterl, hatte der Gletscherpfarrer nun in Wien besucht, von solcher Freude glühte noch sein ganzes Wesen. — Auch ein Schutzengel der Jugend war der Gletscherpfarrer. In weit und breit vertrauten Eltern ihm und seiner fürtrefflichen Hausfrau ihre Töchter, daß sie unterrichtet würden in Sitte, Arbeit und Wissen. — Und dieser, im ganzen Schweizerland geachtete, von Tausenden gesegnete Mann war unser Gast geworden. Es war ein kostbarer Abend, den er uns schenkte. Nebst lebensvollen Berichten und markigen Erzählungen aus seinem Berglande, nach dem ich mich ein Leben lang gesehnt habe, es zu sehen — vergeblich, vergeblich! — teilte er uns auch Poesien mit, die auf seiner Fahrt durch unsere Länder und Städte entstanden waren, gar köstlich in ihrer unbefangenen Unmittelbarkeit, in ihrem hochgemuten Weltblick und Humor. Der anwesende junge Heimgärtner ließ den Augenblick nicht unbenützt, er bekam die Gedichte, aber nur unter der Bedingung, daß er nebstbei auch ein paar andere, die wir noch nicht kannten, abdrucken müsse. Diese paar anderen sind des Sängers Dank geworden

und Schicksals blickte, konnte einer übergroßen Persönlichkeit die Ehrfurcht versagen. Des Nazareners reines Licht strahlt durch die Dichtung. Der Zorn einer neuen Bergpredigt flammt auf gegen die Kirchen und Priester, die, wie es in dem Stücke heißt, die Auferstehung und die Göttlichkeit Christi und einen nicht existierenden Himmel ersonnen haben und die den Eid, den Mord (Krieg und Kriegshandwerk) und die Todesstrafe segnen. Mit der alten Kraft rüttelt Tolstoi an den Grundpfosten des Staates, an der Existenz des Soldatentums, des Herren- und Knechttums und verkündigt er eine glückliche Gemeinschaft aller Menschen. Des Dichters Doppelgänger, der Gutsbesitzer Nikolaj Iwanowitsch, erlebt, wie Tolstoi, den Widerstand der Welt am eigenen Fleische, an seinen ihm entarteten Kindern.

Eine besondere Merkwürdigkeit hat das Drama, das wenig technische Ähnlichkeit mit anderen Bühnendichtungen besitzt: Lange Strecken des Dialogs sind theologische Debatten und verwandeln das Theater zur freien Kirche. Und dennoch fesseln, ja erregen gerade diese Dispute den intellektuellen Zuschauer so mächtig, wie kaum irgendeine starke Theatralik. Die große lebendige Kunst Tolstois ruft alle Theorien ins volle Leben, läßt auf nacktem Felsen Fluren grünen. Freilich — bei der Aufführung in Berlin bestanden auch besonders günstige Voraussetzungen, deren Fehlen anderswo sich an dem Wagnis rächen könnte. Das Publikum des Kleinen Theaters, ungefähr 300 Personen, gehört ausschließlich zu den Kreisen der Höchstgebildeten; und die Schauspieler dieser Bühne bilden ein vollendetes Ensemble, dessen Stil, bildlich gesprochen, nichts von Schminke weiß.

Heimgärtners Tagebuch.

Vor zwei Jahren, an einem Frühsommertage, trat in mein Landhaus ein fremder Herr. Er hatte ein dunkles Reisekleid, eine große Handtasche, leichtgrauenden Vollbart, ein munteres Auge und seine Rede hatte allemannische Wärme. „Wir kennen uns ja!" sagte er, mir kräftig die Hand schüttelnd. Dann begann er begeistert zu erzählen von seiner Reise durch das schöne Österreich ins herrliche Wien, wo er eine Tochter besucht hatte. Der Vorzüge viele, von denen wir nie was merken, die wir verleugnen oder mißachten, fand er in Land und Leuten. Bald hatten wir uns alle um den fremden Herrn versammelt, es war etwas Frisches, Frohes, Menschen- und Himmelgläubiges in ihm, wie er so erzählte von seinem Vaterland, der Schweiz und von seinen Lieben daheim, zu denen er alles, was auf der Reise erlebt war, in Beziehung

schaut nur, was vorgeht. Das ist Schauspiel, im Gegensatz zur heutigen Art, wo immer nur geredet wird und nichts geschieht. Aber auch das ist falsch, wenn immer nur gehandelt und nie geredet wird. Denn es fehlt diesen „Handlungen" nicht bloß der Leib, sondern auch die Seele. Was man da sieht, ist nicht Leben, es ist Gespenst. Wenn schon das Theater so weit falsch ist, daß nicht wirklich erlebt, sondern bloß gespielt wird, so sind wenigstens die Spielenden Menschen, Menschen mit Leib und Seele. Hier, im Lichtspiel, steht hinter der „Tat" keine Person, es ist nichts als der zuckende Schatten von etwas, das einmal gewesen, vielleicht auch nur gespielt worden ist. Es ist ein mechanisches Vermitteln, an Seelenlosigkeit nicht vergleichbar mit dem gemalten Bilde, ja nicht einmal mit dem Buche, das in seinen, wenn auch schematischen Zeichen zwischen dem Leser steht und einem Menschen, der ihm aus Geist oder Herz was zu sagen hat. In diesem Sinne des rein Mechanischen, Seelen- und Gemütslosen gehört der Kinematograph zu den Erfindungen des Homunkulus. Eigentlich ein trefflicher Spiegel. Das ist ein Flattern und Hasten, Laufen, Zucken, Jagen, Haspeln und Purzeln — das treueste Bild der krankhaften Nervosität unserer Zeit. —

Als Kuriosum wird der Kinematograph freilich für jeden von Belang sein. Als Wiedergabe der Naturvorgänge in der Landschaft, als Wiedergabe eines äußeren Geschehnisses, ist er genußreich und wertvoll; im wissenschaftlichen Bereich dürfte er große Aufgaben zu erfüllen haben. Aber als Darsteller des unmittelbaren und ganzen Lebens, als Offenbarer von Seelengewalten und Geisteswerten wird er sich mit dem Theater niemals auch nur im entferntesten messen können. Als Volksbildner, wie er es jetzt treibt, soll er uns ganz vom Leibe bleiben.

Eines der traurigsten Zeichen der Zeit sind mir die Zuschriften aus Volksschullehrerkreisen — wahre Hilferufe! Man muß rot und blaß werden beim Lesen. Aus einem dieser Briefe, wie sie immer häufiger einlangen, will ich folgende Stelle abdrucken:

„Bitte vielmals um Verzeihung, daß ich es wage, Euer Hochwohlgeboren zu stören. Die Not der gesamten Lehrerschaft ist genugsam bekannt, aber die der einzelnen nicht in vollem Maße.

Mein Mann hat 1000 K Gehalt, 1 Quinquennium — 200 K, dann 110 K Teuerungszulage, macht 1310 K, ab die Abzüge, kommt er monatlich auf 102 K. Davon müssen wir 24 K Zins zahlen. Bleibt für uns zum Leben samt einem Kind 78 K. Trotz der äußersten Sparsamkeit mußten wir Schulden machen, da es absolut für keinen Schneider, Schuhmacher, Holz, Kohlen reicht. In unserer Not mußten wir uns bemühen, Geld aufzutreiben, da uns von jeder Seite mit Klagen gedroht wurde und wir nichts mehr bekamen. Endlich nach langem Bitten fanden sich zwei edle Freunde, welche als Bürgen fungieren wollten. Geld bekamen wir wohl, die

— als ob in den zwei Tagen nicht er uns mehr gegeben hätte, als wir ihn. Die Gedichte stehen nun im „Heimgarten“, XXXV. Jahrgang, unter dem gemeinsamen Titel „Ich fahr' nach Wien!“ — Zwei Lieder, die er nun vor wenigen Wochen für das März- und Aprilheft schickte, sprachen von einer Krankheit, die ihn befallen, und von der ihn der einziehende Frühling heilen würde. Es war ein rührender, ein echter Mensch, ich habe ihn zu spät kennen gelernt.

Heute am 12. April 1912, zur Stunde, als ich dieses schreibe, wird Gottfried Strasser zur Erde bestattet.

Die Photographie ist so lange vor uns gestanden, bis es in ihr angefangen hat zu laufen. Der Kinematograph! Zehn Jahre hat's gebraucht, bis ich mir den Namen merken konnte, und als es endlich zur Not so weit ist, nennen sie ihn: „Lichtspiel“. Ich habe nun auch einmal ein Lichtspiel gesehen — mit größtem Staunen. Welch eine Erfindung! Diese rinnenden Wässer, dieses bewegte Meer, diese Bäume im Sturm! Wie hätte die Wissenschaft, der Unterricht gleich einsetzen müssen, uns das Naturleben, das allmähliche Sichentfalten der Pflanzen, der kleinen Tiere usw. vorzuführen. Auch in der dramatischen Kunst wären Probleme zu klären gewesen. Aber der Kinematograph schrie zu laut nach Geld — als Wickelkind schon. Das „Volk“ wollte er belustigen, stieg zu den läppischesten Späßen, zu den niedrigen Instinkten nieder, um Geld zu krabsen. Er entbricht sich nicht, mitten in sein Spiel stimmungzerstörend allerlei Geschäftsreklame zu werfen — bloß des Geldes wegen. Und auch Gemeinheiten tragen Geld. Kindern den Eintritt verbieten! wird nun verlangt und der Budenbesitzer tut nichts lieber, als auf das Marktschreiblatt zu drucken: „Kinderverbot!“ „Nichts für Kinder!“ Um so mehr eilen und drängen die Erwachsenen heran, das der Jugend Verbotene zu schauen. Und sie kommen reichlich auf ihre Rechnung. Die Niedrigkeiten und Gemeinheiten werden nur so vorgepeitscht — hundert in der Minute fludern sie vorüber und die Zuschauer girren und brüllen vor Vergnügen. Eine große Stadt hat hunderte von solchen Schaubuden, diesen verschlimmerten Nachkömmlingen der alten Moritaten und Extrakabinetten; jede dieser Buden gibt täglich mehrere Vorstellungen bei ausverkauftem „Hause“. Da wird schon was ausgerichtet!

Und es wäre an sich eine so feine Sache, dieses durch tausend rasche Blättchen ermöglichte Aufnehmen und Wiedergeben des bewegten Lebens. Aber förmlich theaterspielen? Dazu fehlt doch das Talent. Den Dramatikern kann der Kinematograph übrigens eine gesunde Lehre geben: Nicht im Worte, im Geschehen und Handeln liegt das Wesen des Schauspiels. Kein einziges Wort wird hier gesprochen, man sieht, man

Und so gäbe es in jener Gegend, in die jetzt die Eisenbahn hineinführt, für den Sprachforscher manches zu holen. Wenn ich die Dinge hervorziehe und einmal ernst-, einmal spaßeshalber zu deuten suche, ist es ihnen ja nie recht. Für manchen Philologen hat das Wort kein Interesse, wenn es nicht vom Lateinischen oder Griechischen abstammt.

In St. Ruprecht an der Sallach war ein bäuerlicher Winkelarzt wegen Kurpfuscherei zu acht Tagen Arrest verurteilt worden. Der Verurteilte machte sich nichts daraus, nur sagte er ganz artig: „Herr Richter, a Gebitt hätt ih halt. Kunt ma nit mei Strafzeit a bissl verschobn wern, af a Monat oder was?“

Antwortete der Richter: „Ich möcht Ihnen s doch raten, die Strafe gleich anzutreten. Dann sind Sie fertig.“

„Halt frei nit derweil (nicht Zeit) han ih hiaz.“

„Was haben Sie denn so Nötiges zu tun, jetzt im Winter?“

„Wissns, Herr Richter, der Doktor, unser Spitalarzt, is krank und ih han ihn in Behandlung.“

Als mein Himmelschiff den Mond begegnete, das erstemal nach seiner Missetat, da sagte ich zu ihm: Schämen sollst du dich! Was wärest du denn ohne die Sonne? Kein Mensch wüßte was von dir, du bist ja doch zu gar nichts nutz. Immer ist es die Sonne und nur die Sonne, die sich bemüht, dich ins günstigste Licht zu stellen. Was wir von dir wissen, das erzählt uns nur die Sonne. Und was ist dein Dank an diese Wohltäterin? Daß du dich vordrängst, dich hinstellst und ihre Glorie verdunkelst, ihre Vorzüge in den Schatten stellst — wo es doch deine eigene Dumperheit ist und nicht die ihre, wenn ihr Schein verlischt. —

„Ah!“ antwortete mir der Mond, „du spielst auf die letzte Sonnenfinsternis an. Mein lieber Erdensohn, da sollt ihr just einmal still sein und vor eurer eigenen Tür kehren. Wie oft hat eure Erde sich schon neidisch zwischen die Sonne und mich gestellt! So daß mein Renommee total verdunkelte und verdarb, obschon ich ganz unschuldig an den Flecken und Schatten war, weil es deine gewesen sind, die du mir verleumderisch angeworfen hast. Habe ich das verdient? Habe ich euch je was Schlimmes getan? Wie ein Kellerloch, ein finsteres, sind eure Nächte, wenn ich nicht das Licht, das mir die Sonne schenkt, freundlich zu euch hinabschicke! — Und ihr klagt mich, dessen Leib einmal auf etliche Minuten vor ihrem Antlitz stehen mußte — des Undankes gegen die Sonne an?!“

Schulden konnten getilgt werden; aber worauf wir gebaut hatten, traf nicht ein. Die Gehaltsaufbesserung der Lehrer blieb aus. Nun ist das Elend von neuem da und keine Hilfe. Wir müssen monatlich auch 24 K, manchmals mehr an die Kasse zurückzahlen, bleiben uns für den ganzen Haushalt nur 54 K. Dann sind ja auch noch andere Auslagen, nicht nur das Essen allein. Wie soll mein Mann seinen Beruf noch ausführen können mit soviel Sorgen im Kopf. Mehr einschränken ist nicht mehr möglich. Für mich ist's ja leichter, ich bin mit allem zufrieden, aber die Unterernährung von meinem Mann! Was beginnen, wenn er seinen Beruf nicht ausüben kann? Mein armes Kind dazu. Standesgemäßes Auftreten ist auch notwendig, da die Lehrerschaft ohnehin so mißachtet wird. Ich arbeite alles selbst, um nur keinen Heller wegzahlen zu müssen, und trotzdem häufen sich die Schulden jeden Monat u. s. w."

So weit ist es gekommen seit 40 Jahren — seit damals, als die Volksschule, sich dem Klerikalismus entwunden, stolz ins neue Leben segelte. Es ist kaum zu wundern, daß viele sich zurücksehnen. Es ist nicht zu wundern, daß noch mehr der Sozialdemokratie zuneigen. Es kümmert sich ja schier keine Katz mehr um sie. Nicht daß die Mittel fehlten zur Aufbesserung der Lehrergehalte — an der Gesetzgebungsmaschine fehlt's. Wäre ich einer vom Parlament, nicht die Stunde länger! Ich hielte es mit meiner persönlichen Ehre nie vereinbar, als Volksvertreter die Lehrer des Volkes — betteln schicken zu müssen.

Östlich an meine Waldheimat grenzt das Jackelland, sprich „Jouglloud". Das hat besondere Mundarteigentümlichkeiten. Da ist z. B. das Wort „Nacht", das nicht etwa Nacht bedeutet, sondern: gestern abends. „Nacht schwoud hods ghimlazt." Gestern spät abends hat es geblitzt. Statt „nacht" sagen sie wohl auch „gäißter af d Nocht", mit o statt a. — „Gäißter af d Nocht." „Gäißtan homs tonzt". Da fällt die ungleiche Schreibung des Wortes „gestern" auf. Der Steirer pflegt zwischen Wörtern, die mit Selbstlauten zusammenstehen, ein r einzuschalten, um die Zunge zu schärfen. „Nacht is oana kema; nacht is oaner auffigschprunga." Eine weitere Probe von der Mundart dieser Gegend ist das folgende schnaderhüpfelähnliche Gesangel. Die dazugestellte Verdeutschung wird nicht überflüssig sein. Die lateinischen n bedeuten Nasenlaute.

Nacht hom ma nußngschbild, 's Mentsch hod scha drambb, Hod ba da Kamerldiir s Zuasbeen vasambb.	Gestern abends haben wir um Nüsse gespielt, Das Mädel hat schon geträumt, Das hat bei der Kammertür Das Zusperren versäumt.
Nacht um däi Zeid Hod scha s Manscha schen gscheind, Hod da Bua nid mäign kema, Valeichds kimbb er heind.	Gestern abends um diese Zeit Hat der Mond schön geschienen, Hat der Bub nicht können kommen, Vielleicht kommt er heute.
Nacht hom ma gschbuna, Hod s Spandl schlechd bruna, And mir wellns koa schwoazramschlads Biawel vaguna.	Gestern abends haben wir gesponnen, Hat das Spänchen schlecht gebrannt. Und mir wollen sie Kein Büblein mit schwarzen Augenbrauen vergönnen.

hin! Und nachher bei der Untersuchung hätt ich s sagen sollen, wer s tan hat. ‚Na', sag ich, ‚das sag ich nit. Is eh aus Ungfähr gschehn.' — ‚Man müßt' ihn einsperren', sagt der Standar. — Sag ich: ‚Wenn s schon ein einsperren wollts, so is s gscheiter, den Blinden als den Sehenden. Hat mir eh fünfzehn Gulden geben, der arm Teufel.' — Verraten han ih n nit! — Und wissens, wer s gwest is, der mir s Aug hat ausgworfen? Der Holzknecht —."

„Nit so viel reden sollst, Hartl!" mahnte der Wirt ab, der beim Gläserkasten stand.

„I viel reden, ich?" sagt der Einäugige. „Teuxel, Teuxel, ich han halt scho wieder mein Rausch!"

„Wenn Sie keinen Rausch haben wollen, so trinken S nicht so viel!" sprach ich mit großer Weisheit.

„Das ist s ja!" schrie er und hieb die Faust auf den Tisch. „Erzlump, verfluachter!"

So sind sie. Oft vornehm gegen andere, sich selber verdammend, weil sie ihre Leidenschaft sehen und nicht beherrschen können.

Eine amerikanische Anekdote vom tapferen Richter, die man dieser Tage lesen konnte, erinnert mich an was Ähnliches, das sich vor Jahren in Ober-Abelsberg zugetragen hat. — Ich sehe es noch, wie die Frau Gemahlin des Bezirksrichters auf dem Wege in das Geschäft ist, um sich den neuen Modehut zu holen. Als sie am Bezirksgericht vorbeikommt, wo gerade Amtstag ist, fällt es ihr ein, daß heute die Schleiferdirn verurteilt wird. Bei diesem Weibsbild seiner Schand möchte sie doch dabei sein. Vor der ihrer Goschen geht ja kein Mensch sicher! — Die Frau Bezirksrichterin schlüpft zum hinteren Tor hinein und unter den Zuhörern nimmt sie bescheiden Platz. Ihr Mann hat sie just in der Arbeit, die Schleiferdirn. Er könnte schon derber sein mit ihr. Aber weil sie halt ein „sauberes" Weibsbild ist, natürlich! — „Also, Agnes Schleiferin!" sagt der Richter nahezu freundlich, „Sie sind verklagt, die kaiserkönigliche Behörde beleidigt zu haben, indem Sie gelegentlich eines Streites mit der Therese Raitbauer, die Ihnen mit dem Bezirksgericht drohte, gesagt haben sollen, das Bezirksgericht sei ein Saustall. Haben Sie das gesagt?" — Ehe noch die Angeklagte antworten konnte, erhob sich ihr Verteidiger und sprach: „Wenn, Herr Richter, das Wort wirklich gefallen ist — was durchaus nicht feststeht — so obwaltet hier ein Mißverständnis. Sie hat nicht das löbliche Gericht gemeint mit dem volkstümlichen Ausdruck, sondern den Kotter!" — „Na ja freilich, versteht sich! Was nicht noch!" rief im Publikum hinten eine höhnische Stimme. Der Richter erhob sein Haupt, schaute hin, sagte aber nichts. Dann

Als der Mond so gesprochen, da habe ich denken müssen an die lieben Vollmondnächte, habe mich geschämt und mir vorgenommen, fürder das Anschuldigen bleiben zu lassen.

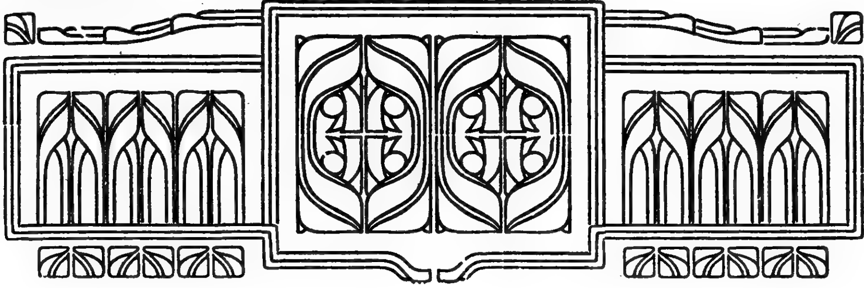
Den größten Schiffbruch aller Zeiten soll ich nun anmerken. Mir widerstrebt es, seit einer Woche habe ich kaum etwas anderes gelesen, gehört, gedacht, empfunden — als dieses Ereignis. Die Seele ward überreizt und stumpf.

Das neue Schiff „Titanic“, bisher das größte der Welt, wurde am 10. April in Soudhampton abgelassen zur ersten Fahrt. Am Bord hatte es über 2500 Personen (genau werden all diese Ziffern kaum jemals festgestellt sein). Bisher hatte das schnellste Schiff sechs Tage lang gebraucht über den großen Ozean nach Amerika. Dieses, die „Titanic“, sollte es, wie es heißt, in fünf Tagen machen. Sie nahm daher die schnurgerade Linie, während man sonst in dieser Jahreszeit eine leichte Kurve gegen Süden nimmt, um den aus nördlichen Gewässern kommenden Eisbergen auszuweichen. So ist die „Titanic“ anstatt früher — gar nicht hinübergekommen. In der Nacht vom 14. auf den 15. April ist sie mit einem Eisberg zusammengestoßen und gesunken in den Meeresgrund — 3000 Meter tief. Noch im Sinken hat sie durch den drahtlosen Telegraph Schiffe gerufen, wovon eines, die „Carpathia“, aus der Ferne herbeikam und an 800 Personen, zumeist Frauen und Kinder, die sich auf Rettungsbooten oder schwimmend auf dem Meere fanden, gerettet hat. Alle anderen Passagiere, mehr als 1700 an Zahl, darunter hohe Herrschaften und reiche Leute, sind zugrunde gegangen.

Mitten aus Pracht, Glanz, Üppigkeit und Übermut plötzlich hinab! Es ist hundertfach geschildert worden, was an Leichtsinn, Ichgier und Heldenhaftigkeit getan wurde. Von Dichtern werden wir die Katastrophe dargestellt finden, Ethiker werden daraus ihre Lehren ziehen und verbreiten. Ich schweige.

Oft kommt er mir in den Sinn, der Einäugige von der Breitenau. Im Touristenhause auf der Teichalpe habe ich ihn getroffen, er war Botengeher. Ich hatte ihn gefragt, wie er um sein Auge gekommen sei.

„Durch a Dummheit“, antwortete er. „Vor acht Jahren z Tyrnau im Wirtshaus. Ein Kamerad hat a Porzion Schweinernes gessen. ‚Narr‘, sag ich aus Spaß, ‚du frißt ja der Wirtin ihre Sau!‘ — ‚Halt s Maul!‘ sagt er und schmeißt mir ein Knochen ins Gsicht — und trifft s Aug. Vier Wochen hab ich s anstehen lassen, bis mich der Bader nach Graz schickt in die Klinik. Na, da hat s halt gheissen: ‚Z spat! s Aug is



Kleine Laube.

Der weiße Maulwurf.

(Eine Tierfabel von Otto Julius Bierbaum.*)

Ein dickes Maulwurfs-Ehepaar,
Das glänzend schwarz wie Sammet war,
Erfuhr Familienzuwachs. Froh
Lag die Frau Maulwurf auf dem Stroh
Und leckte jedes Junge
Mit ihrer schmalen Zunge.

Da rief sie plötzlich: „Wunderlich,
Mir scheint, ich weiß nicht, irr' ich mich,
Mich dünkts: „Das eine von den drein,
Das muß was ganz Besond'res sein.
Leck du ihm doch mal auch das Fell!
Nicht wahr: Das spürt sich an wie — hell!?"

Der Gatte brummte: „Dummes Ding!
Red doch nicht wie ein Engerling!"
Sie aber, spitzig: „Liebes Kind,
Ich bin doch wohl nicht zungenblind:
Das dritte, kleinste, da ist weiß!"

„Daß ich dich in die Schaufel beiß!"

Zornwatschelnd kam er aus der Ecke,
Hub an ein prüfendes Gelecke,
Tat „Hem" und „Hum" und knurrte dann:
„Das leckt sich wirklich helle an.
Ein Wunder, scheint mir, ist geschehn,
Ich will Großvatern holen gehn."

Nahm einen dicken Engerling,
Der in der Vorratskammer hing,
Fraß ihn befriedigt auf und ging.
Nach vielem Wühlen kreuz und quer,
Bracht endlich er den Ahnen her.
Der schüttelte den Rüssel sehr
Und meinte, nie, so alt er wäre,
Hab er vernommen solche Märe.

Doch als geleckt der Maulwurfsgreis,
Sprach er: „Der Junge da ist weiß",
Und schüttelte noch mehr
Den Rüssel hin und her.

Bald war im ganzen Land herum
Das seltsame Mirakulum;
Gevatter und Gevatterin
Trug es geschäftig her und hin,
Und schnell von ferne und von nah
War'n wispernd Gratulanten da.

Das weiße Fell ging fast entzwei
Von allzu vieler Leckerei,
Und Mama Maulwurf schloß das Tor,
Ließ niemand mehr zum Lecken vor.

Sie war ein wenig eitel schon
Auf diesen weißgebornen Sohn,
Und wie nun schon die Mütter sind,
Er wurde bald ihr Hätschelkind.

So wuchs bewundert er heran
Vom Wunderknaben zum Wundermann,
Die Augen rot, das Fell schneeweiß,
Stolz war auf ihn der ganze Kreis.

Er selber aber zeigte sich
Recht sonderbar und wunderlich:
Mocht ungern bei den andern sein,
Saß träumend gern für sich allein;
Zumal das Wühlen schien ihm sehr
Verhaßt, wie wenn er kein Maulwurf wär.

Denn in den engen Winkelgängen
Blieb ihm gar viel am Felle hängen,
Das zu dem Weiße gar nicht paßte.
Es schien, daß er das Erdreich haßte.

---

*) Aus dessen Gesammelten Werken, 1. Band: „Gedichte." (Verlag Georg Müller in München.)

wendete er sich wieder zur Angeklagten: „Sie haben mit dem Saustall also nur den Arrest gemeint? — Und die Antwort: „Na ja, gsagt hab ich s halt. Wird wohl gemeint gewesen sein, wie ich s gesagt hab.“ — Da sprach der Richter: „Auf jeden Fall achte ich Ihr freimütiges Geständnis, berücksichtige die Aufregung, in der Sie gewesen sein werden, sowie auch Ihr bisher unbescholtenes Vorleben und spreche Sie frei.“ — „Da hört sich doch alles auf!“ rief im Zuschauerraum die Stimme wieder. — „Ruhe!“ donnerte der Richter. — „Ja freilich, still werd' ich sein, wenn du diese Person freisprichst, weil dich wohl ihr glattes Larvengesicht besticht, du alter Esel du! Hat sie nicht auch mich zu Pfingsten ein schieglend Frauenzimmer geheißen? Und das dumme Schaf spricht sie frei!“ — Schreckbar wild hieb der Richter seine Faust auf den Tisch, aber gleichzeitig schüttelte ihn ein Schauder, er hatte seine Frau erkannt. Indes fühlte er an dieser Stelle festen Boden unter sich und er verurteilte die Ruferin im Publikum wegen Beleidigung einer Amtsperson zu zehn Gulden Geldstrafe, respektive zu zwei Tagen Arrest. Die Frau stutzte. Daß hier weiterer Widerspruch nicht am Platz, das schwante ihr. Das für den neuen Hut bestimmte Geld, sie erlegte es auf der Stelle, hob aber dann gegen den strengen Richter die Faust: „Na, wart! G'freu' dich, wenn du nach Haus kommst!“ Und verzog sich heftig.

An demselben Abend kam der Bezirksrichter gar beklommen zu seinem Freund, dem Steuereinnehmer: „Du gelt, ich kann in deinem Hause schlafen, jetzt die paar Nächte? Bis der neue Biberpelzmantel kommt, den sie alleweil gerne haben wollte. Ich habe schon telegraphiert darum.“

Wiedergeburt.

Manchen gab's, der traurig und gebrochen
Von der Walstatt seiner Liebe schied,
Keine Klage hat sein Leid gesprochen,
Doch auf ewig war verstummt sein Lied.

Starkes Herz und starkes Lieben schweigt,
Leidet, aber gibt sich nicht verloren,
Und erhebt befreit sich, neugeboren,
Wie der Phönix aus der Asche steigt!

Ella Triebnigg.

Titanic.

Jonas Lie schildert einmal einen Wintersturm, der in eine friedliche Hafenstadt fegt. Keiner der gewerbstätigen Einwohner dort wird sich recht bewußt, warum — aber selbst auf den nüchternsten Alltagsmenschen wirkt das ganz seltsam erregend ein: wie ein Besuch der alten verjagten Natur bei der Zivilisation. Den Bürger schaudert und grauset es, wie das rast und tobt, dennoch — er gesteht es sich nicht, aber spürt es: es ist ein Lebensodem in dem, was kam, ein Hauch vom Starken, vom Großen her, der zwischen all dem Erschreckenden die Brust tiefer atmen, das Herz stärker schlagen und das Auge funkelnder in die Welt blicken macht.

Wir können uns nicht mehr in die Zeit versetzen, da jenseits des unendlichen Meeres im Westen nur ein Geheimnis lag. In die Entdeckerzeit nicht mehr, in die Erobererzeit nicht mehr, nicht mehr in die Zeit der Segelschiffreisen, aber auch kaum noch in die, da man überhaupt noch nach Abschied von Weib und Kind mit einem ernsten „Gottbefohlen" aufs Schiff stieg, um die Reise über den Ozean zu wagen. Es ist keine „Reise" mehr, ist nur noch eine Überfahrt über den großen Bach. Ein paar Tage schwimmendes Hotel, auf dem wir uns mit all den Nichtigkeiten des Amüsierens noch künstlich die so kurze Zeit vertreiben können, die wir im Gefühl der einsamen Unendlichkeit rings verbringen dürften. Den Luxus, den Tand, das Geschwätz, das Nichts, wir schleppen es überall mit uns, denn das ist die Zivilisation. Ist denn das Starke außer uns auch noch da? Die Kontinente rücken wir zusammen, mit alljährlich neuen Rekorden beschneiden wir die Zeit, und die Tiefen sind uns beim Drüberfahren nur noch interessant, wenn wir mit Fangbeuteln die Geschöpfe aus der Nacht zum Begucken und Belachen bei unserer Zigarre heraufholen, die der Mensch von einst wie Wunderwesen ahnte. Es ist alles Behagen, Vergnügung, Schwatz, die Luxusstadt schwimmt ja so „sinksicher" im Meer, wie der Planet im Blau. Plötzlich — was war das? Nur eine Eisfläche, aber die hatte lebende Kraft, und unser Titanischer, ja, der hatte auch welche. Er ritzt sich ein bißchen am Eise. Bei den Menschlein Todesangst und Mut. Ein unsichtbares hilfloses Gefinger der Apparate gespenstet nun nach allen Seiten ins Leere. Der Koloß selber wiegt, bäumt und biegt sich. Dann sinkt er, daß die Welle ruhig drübergeht. Sinkt unterm Wasser weiter. Sinkt weiter, während es droben tagt, sinkt langsamer in ein tieferes Dämmern, sinkt immer langsamer, lautlos, sinkt wochenlang tiefer, schwebt heute noch langsam tiefer in die ewige stumme Nacht.

Wahrhaftig: die Natur braucht nicht, wie im Sturm, zu toben, mit doch nicht gar so großem Erfolg im Verhältnis zum Lärm. Sie begnügt sich zuzeiten mit den kleinsten Mitteln. Sechzehnhundert Menschen tot, unermeßliche Schätze verloren, der Ruhm des Rekords gebrochen — durch ein Anritzen mit Eis. Man kann die Aufgabe nicht „eleganter" lösen. Und nicht spöttischer.

Aber niederdrücken kann uns der Gedanke daran doch nicht. Es hat auch an Pöbelmenschen auf der „Titanic" nicht gefehlt, denen das Leben der Güter höchstes war. Was war es aber, das nicht nur wackere Schiffsleute den Frauen und Kindern den Weg zu den Boten freischaffen hieß, also auf eigene Lebensgefahr denen, die sich selber nicht helfen konnten, nein, das auch unter den Luxussöhnen der Fahrgäste immerhin viele im Drohen des Todes zwischen dem Kruppzeug rings so stolz handeln ließ, wie sie's taten? Schopenhauers „Wille zum Leben" war es nicht. Nehmen wir ruhig an, daß die bis zum heutigen Tage vorliegenden Berichte zu günstig sind, daß sie hier prahlen, dort vertuschen. Es ist schon was, wenn auch nur ein stattlicher Satz vom Hundert der Menschen dann, wenn alles Vormachen aufhört, ohne Heldenpose sein Leben zurückstellt. Beneidenswert, die es taten, nicht wegen des „Nachruhms",

Das machte schon viel böses Blut:
„Der Weiße dünkt sich wohl zu gut
Für unsrer Heimat heiligen Dreck!?
Der Frevler bürstet sich ihn weg,
Statt patriotisch ihn als Zier
Im Fell zu tragen, so wie wir!
Entartung ist sein weißes Fell!
Er ist uns überhaupt zu hell.“

So hob es mit Gemurmel an,
Doch ein Geknurre wurd' es dann,
Als stolz der Weiße widersprach.
Auch warf man ihm schon Klumpen nach.

Da blieb er immer mehr für sich,
Gemieden und absonderlich.
Und eines Tags, da fühlte er,
Daß er am falschen Platze wär.
Heraus! Hinauf! Zu groß der Drang!
Er baute einen eignen Gang.
Und nicht hinab und nicht quer um,
Nein: grad hinauf! Das Publikum
Stand halb entsetzt, halb höhnisch da,
Als es den steilen Aufstieg sah:
„Wart, Bürschchen, das bekommt dir schlecht,
Der Augenschmerz geschieht dir recht,
Wenn oben dich die ††† Sonne beißt,
Du warst zum letzten Male dreist!“

Vergnüglich harrten alle,
Daß er herunterfalle
Und winsle: „Ach, das Licht tut weh,
Ich steige nie mehr in die Höh!“

Er aber, wie von Freude toll,
Rief: „Brüder, kommt! So wundervoll,
Wie nie ich's träumte, ist es hier,
Kommt, kommt zum Licht, ach, kommt zu mir!
Ich hab das Glück, das Glück gefunden,
Und ihr lebt in der Hölle unten!
Mir nach, mir nach, mir nach zum Licht!
Kommt alle, kommt und zaudert nicht!“

Wie das der schwarze Schwarm vernahm,
Jachheiße Wut ihn überkam:
„Herunter mit dem Galgenstrick!
Herunter! Brecht ihm das Genick!“

„Kommt, kommt zum Licht! Oh, kommt zu mir!“

„Ja, warte nur! Wir kommen dir!“

Und während er begeistert schrie,
Da gruben sie und wühlten sie
Viel krumme Gänge zu ihm hin
Und packten ihn und zerrten ihn —
Hinab. Und haben sein Fell zerfetzt
Und tot gebissen ihn zuletzt.

Da lag der Weiße still im Dreck,
Befriedigt trollten die Schwarzen weg
Und fraßen viele Engerlinge
Und waren zufrieden und guter Dinge.

Doch, daß die Nachwelt einst erfahr,
Daß mal ein weißer Maulwurf war,
Und zum Beweis das Fell erseh,
Bildeten sie ein Komitee
„Zu des weißen Vließes Konservierung“.

Das erfand eine praktische Balsamierung,
Und des Maulwurfreiches weißer Sohn
Ward beigesetzt im Pantheon.

Nachtgedanken.

Von Franz Goldhann.

Sport trägt die Seele fort.

*

Einem Mädchen.

Erhalte deinen frohen Sinn, die Einfachheit und Treue,
Und lebe so, daß nie dich faßt das Graugespenst: die Reue!

*

Es ist gut, wenn wir uns den Idealismus bis ins hohe Alter erhalten, dann erhaltet er auch uns.

*

Die Liebe frägt nicht nach der Nation.

*

Welches Weib liebt selbstlos? — Die Mutter allein.

Napoleon und Metternich, Gevatter Handschuhmacher und Bureaukrat hausten im Empire, hausten im Biedermeier. Gegensätze! Deshalb doppelt reizend. Die prunkenden Barrockpaläste überluden die Gesellschaftsräume mit Wucht und Glanz — aber leben wollte man lieber im zweiten Stockwerk in der bürgerlichen Behaglichkeit des Kirschholzes und des Mahagoni.

Empire — und man sucht förmlich, wie der große Korse die Adler verteilt; Biedermeier — der Vormärz mit Vatermördern und geraden Zylindern und Silhuetten erwacht. Wie doch Möbel träumen machen! Und wir sehnen uns nach der tragischen Sensation des Welteneroberers, nach den Schlummerliedern der „heiligen Alliance". In unseren Köpfen ist viel Platz zum Spintisieren und Phantasieren! —

Das prächtige Werk „Von der Empire- zur Biedermeierzeit" scheint mir das beste Handbuch, um sich in den Stil dieser Perioden schnell und unterhaltsam einzuarbeiten. Es enthält in seiner herrlichen Ausstattung ein Stück Milieu der nahen Weltgeschichte, wie man es übersichtlich, gefällig und gelehrig nicht bald beisammen findet.

P. L. M.

Tirol im Jahre 1809.

Meraner Volksschauspiele.

Von Franz Goldhann.

Vor achtzehn Jahren habe ich zum erstenmal das Volksschauspielhaus in Meran besucht und jetzt wieder. Der letzte Eindruck blieb hinter dem kräftigen ersten kaum zurück.

Auf der Wiese vor dem mächtigen Holzbaue, angesichts der herrlichen Meraner Bergwelt, geschäftiges Treiben Heimischer in ihrer bunten Tracht und der vielen Fremden, die zu Fuß oder mit Wagen hiehergekommen sind, um gesehen zu werden und um zu sehen.

Das erste Läuten ertönt; — man begibt sich in die der Volkskunst geweihte Stätte und nimmt Platz auf der Holzbank. Ein Berliner Gigerl frägt nach dem Foyer, worauf ein derber Münchener lachend nach der grünen Wiese deutet . . . Das geräumige „Haus" ist ausverkauft — ein internationales Menschenmosaik.

Rasch nacheinander folgt das zweite, dann das dritte Läuten und — es ist ½3 Uhr — die Vorstellung nimmt ihren Anfang.

s Burggrafenamts-Moidele — ein echtes und rechtes Meraner Kind — kimmt raus und sagt:

Grüaß Gott!

Dös ist dr Gruaß im Land Tirol!
Er ist so freundli, klingt so wohl,
Und wo du geahst, hörst allebot
Grüaß Gott!

Drum habn a d Leut, die unser Gspiel
Da drinnen vorstelln müaßn,
Mi hergschickt, nach Tirolerbrauch
Enk, liabe Gäst, zu grüaßn!

Und, Moidele, habn s gsogt, paß au,
Dös muaßt d in voraus sogn:
Nach groaßer Kunst und Moasterschaft,
Da sollten s nit viel frogn.

sondern wegen des Gefühls ihrer letzten Stunde! Hier müssen im Sterben unsagbar große Augenblicke gelebt sein, von den Frauen beispielsweise, die zu ihren Männern getreten waren, um mit ihnen unterzugehn.

Aber nicht nur beim „Titanic“, nein, bei keiner Schiffskatastrophe der letzten Zeit hat es an Zügen wahrhaft stolzer Menschlichkeit gefehlt. Auch diese größte von allen aller Zeiten bestätigt wieder, was wir ohne solch furchtbare Ereignisse niemals wissen könnten: es ist in der Menschheit der Gegenwart nicht nur Zivilisation, es ist auch Kultur in ihr, das heißt: Natur, die sich veredelt hat. Und diese Gewißheit spricht aller bangen Menschheitsfrage: „Herr, siegen wir?“ das schlechthin beseligende Ja! (Avenarius im „Kunstwart“.)

Empire und Biedermeier.

Unsere Zeit möchte so gern einen eigenen „Stil“ haben und sie bringt es zu keinem! Vielleicht gerade auch deshalb, weil der Wunsch dazu so heftig ist, jeder echte Stil aber ein langsames, gleichsam selbstverständliches Entwickeln voraussetzt. Und die Gegenwart hat keine Geduld, hastet, überstürzt sich. Darunter leidet die Formenbildung. Heute scheint es schon beinahe, als verzweifelten wir an stilistischen Neuschöpfungen, und wir greifen lieber auf bewährte Altmuster und Vorbilder zurück, was Unzufriedenheit mit der „Moderne“ bedeutet.

Sehr beliebt — auch in der Literatur- und Geschichtsforschung — ist jetzt die Empire- und Biedermeierzeit, so daß das großangelegte Werk des Verlages Julius Hoffmann (Stuttgart) allgemeine Aufmerksamkeit erregt.*)

Beim Durchblättern dieses reichhaltigen und klaren Buches fällt die überraschende Fülle der verschiedenartigsten Möbelformen auf und doch sind sie nur Variationen eines und desselben architektonischen Gedankens. Gerade die besten Möbel der Biedermeierzeit präsentieren sich ganz schmucklos, so daß sie von ihrer Schönheit nichts einbüßten, wenn ihnen die etwa anhaftenden Zierstücke genommen würden. Die einfache logische Vornehmheit, das Ergebnis wahrhaften Geschmackes — die Linie — entzückt hier.

Im „Biedermeier“ findet der Sinn, was er sucht, und in der Epoche der Maschinen- und der Schnelligkeit entbehrt: Sammlung, Beschaulichkeit, Liebenswürdigkeit und frohes Behagen ist von den Dingen dieser langvergangenen Tage abzulesen. Sie nehmen uns lind gefangen, die Phantasie schwelgt in einer angenehmen Sentimentalität des Kleinlebens. Zu den gelben Kirschholzmöbeln oder dem nachgedunkelten Mahagoni, zu der unerdenklichen Fülle von Formen, Schränken und Tischen aller Art, stummen Aufwärtern und Kommoden, zu den großblumigen Möbelbezügen und den hellen Gardinen, den Blumen am Fenster und den gestickten Glockenzügen, zu all der gefühlsseligen Geburtstagslyrik gehören die Locken an der Schläfe, unter den bebänderten Florentinerhüten hervorquellend, die weißen duftigen Tüllkleider, oder schwere Seide in abgetönten, sentimentalen Farben, heliotrop, dunkellila, altrosa und schwarz. Schwinds Frauengestalten werden in dieser Umgebung lebendig. Man charakterisiert sie mit einem banalen Schlagwort: Als der Großvater die Großmutter nahm ... Und Großmütterchen lächelt eigen, wenn sie die Rückkehr zu den Schönheiten ihrer Zeit erblickte, die man lange genug mißachtete, so daß ein pietätloses Geschlecht den „Biedermaierkram“ unters Dach stellte ... Heute wird der „Kram“ wieder heruntergeholt und feierlich in sein altes Recht gesetzt. Was ihn einst ablöste, ist augenblicklich verachtet — vielleicht auch mit Unrecht ...

---

* **Von der Empire- zur Biedermeierzeit.** Eine Sammlung charakteristischer Möbel und Innenräume. Mit einem Vorwort von J. A. Lux. 54 Foliotafeln in Mappe mit 232 photographischen Aufnahmen. (Stuttgart. Verlag von Julius Hoffmann.)

dem Burggrafenamte, wie sie unser Defregger sonnig hinpinselt, oder auch der aus Österreich vertriebene Egger-Lienz klobig hinzustellen versteht.

Und die lebenden Bilder: „Die Schlacht auf Berg Isel"; „Gebet nach der Schlacht"; „Der gefangene Hofer"; „Andreas Hofers letzter Gang" u. a. — lauter herrliche Schaustücke unverfälschter Heimatskunst. — „Wie gemeißelt!" ruft eine neben mir sitzende, junge Dame begeistert aus; — fürwahr, ein treffender Vergleich.

Dann die bewegten Bilder: „Ausrückung des Tiroler Landsturmes". — Die Burggräfler rücken an, der Fahnenschwinger nach alttirolischer Sitte an der Spitze, er schwingt auf dem Dorfplatze die Fahne als Zeichen, daß alle wehrhaften Männer in das Feld ziehen. Kriegslärm, Gejohle, altertümliche Waffen, Schießen. — „Andreas Hofers Ehrentag"; „Während der Schlacht am Küchelberg"; „Einzug der Sieger"; „Hofer wird gefangen nach Meran geführt" — lauter wirkungsvolle Bestandteile des großen Ganzen. —

Man kann diese Volksschauspiele weder mit den Darbietungen der Schlierseer, Tegernseer oder anderer -Seer, noch mit jenen der Erler, Radegunder und Mürzzuschlager vergleichen — es ist eben etwas ganz anderes, etwas Eigenartiges für sich: Bodenständige Meraner Heimatkunst; dabei reden die Leute so, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, frisch von der Leber weg in der heimischen Mundart, die ganz vorzüglich zur Geltung kommt.

Im Spiele sind die Mander den Weibsleuten über; wenn letztere — „Damen" zu sagen verbietet in diesem Falle der gute Geschmack — das Stichwort zugunsten des dramatischen Effektes besser auszunützen verstünden und wenn etwelche von ihnen, Äußerlichkeiten, wie beispielsweise die moderne Haartracht, fallen ließen, die Wirkung wäre, bei aller Anerkennung des tüchtigen Zusammenspieles, noch nachhaltiger.

Eine vornehme Charaktererscheinung, eine Gestalt wie aus einem Guß, schafft der Andreas Hofer-Darsteller; in ihm sehen wir einen lieben, alten Bekannten wieder, denselben Spieler, der schon vor achtzehn Jahren in dieser Rolle auftrat. In Wort, Haltung und Gebärde der große Volksheld; kerndeutsch im Denken, kühn in der Tat für sein Volk, glaubensstark und kaisertreu; dabei einfältig wie ein Kind.

Das ganze Stück, wenn man dieses aus Volksaufzügen, Bildern und verbindendem Text gefügte eigenartige Werk so nennen darf, trieft ordentlich von Patriotismus, der aber nicht einmal aufdringlich wirkt, weil man sich den Tiroler von Anno neun eben nur als Superlativ des Patriotismus vorzustellen vermag.

Wenn der Hofer zum französischen General Huard sagt: „Das Land, den Grund und Boden, den könnts erobern, die Leut aber nit. Die bleiben alleweil guat österreichisch gsinnt. Das Herz könnts den Leutnen nit umdrahnen wie an ledernen Geldbeutel und ihnen umkumandieren, sou, heut seids boarisch und jetzt seids französisch, wie sich der Krieg grod schickt und wia s enk taugnen tuat. — O beileib! Tirol und Österreich, dös keart zammen und taugt zamm wia Berg und Tal, wia Himmel und Welt. — Und wenns ös ins Land nou so viel Saldo'tn einisteckts und enkere Beamtn nou so viel prezign und ös überall enkere Wappn aufihängts und aufistempelts und druckts — österreichisch gsinnt sein miar und bleiben miar alleweil", so verdolmetschen diese Worte den Kern der Tiroler Volksseele und man weiß, warum „diese Hand voll Leut" der Übermacht des Feindes so zäh und erfolgreich die Stirne zu bieten vermochte.

Der gesunde treudeutsche Sinn, die alles überwindende Liebe zur Scholle und zum angestammten Volke, das sind die gewaltigen Triebfedern, die zum Erfolge führen und wohl auch — zum Untergange. — Den treuen Hofer ließ man vor hundert Jahren geradeso fallen, wie man heute den ehrlichen Deutschen preisgibt zugunsten anderer Völker.

Wos da dran fehlt, sagst, bringt die Liab
Und unser guter Willn:
Den Zweck, den mir uns vorgsetzt hobn,
Nach Kräften zu erfülln.

Fürs Erscht: Um unsrer Vorfahrn Ruhm
Zu ehrn fürs ganze Land;
Zu preisen a mit Wort und Bild
Den treuen Wirt vom Sand.

Dann soll dös Spiel a Beispiel gebn,
Wenn s wieder amol sollt sein,
Daß d Jungen grad so felsenfest,
Wia d Alten Anno neun!

Und endli: daß durch Berg und Tal
Von Meran aus schallen soll:
„Für Gott, für unser Kaiserhaus
Und für das Land Tirol!"

Jetzt wißts es! Tiat s es freundli nehman,
Und wenn s enk gfallt, fein wiederkemman.

Bhüat Gott!

Das Spiel ist stimmungsvoll eingeleitet.

Über uns — das Meraner Volksschauspielhaus ist ein Freilichttheater — lacht der blaue Himmel;*) auf der Bühne: Dorfplatz vor dem Wirtshause „zum Adler", links und rechts Seitengassen mit Wohnhäusern und Scheunen. Die Gassen gestatten den Blick ins freie Feld. Den Hintergrund bildet die großartige Umgebung von Meran: Rechts die Rebengelände des Küchelberges mit den Höfen des Dorfes Gratsch, darüber auf dem Hügel das alte Stammschloß von Tirol. Unter dem Schlosse die neue Brunnenburg, dann im Mittelgebirge die älteste Kirche der Umgebung, St. Peter, das Schloß Thurnstein, das Kirchdorf Algund und im Anfange des Vintschgautales, wo die Etsch in die Ebene des Burggrafenamtes niederbraust, das Dorf Partschins. Dort heben sich links die dichtbewaldeten Höhen des Marlinger Berges, am Fuße desselben das Schloß Vorst. Gegen Osten die gewaltigen Massen des Ifinger, der tiefe Einschnitt des Naiftales, die waldigen Höhen des Haflinger Berges mit dem Kirchlein Katharina in der Scharte. Die ganze Landschaft überragt die herrliche Gebirgskette (von links nach rechts) mit der Zielspitze, die Gfallwand, das Rotheck, der Tschigat, die Röthel- und die Muthspitze.

Wer diese Naturszenerie zum erstenmal sieht, muß überwältigt sein, wer sie wiedersieht, hat jedesmal seine helle Freude an der Pracht, mit der der Schöpfer diesen einzigen Flecken Erde so verschwenderisch ausgestattet hat.

Tiroler Volkstreiben wickelt sich nun in farbensatten Bildern ab. Das Dorfleben beginnt zu erwachen. Der Hirte kommt, um seine Herde zu sammeln, Knechte und Mägde gehen der Arbeit nach. Krämer und Handelsleute kommen und richten ihre Stände auf. Es entwickelt sich Jahrmarktsleben, und da sich Gäste aus allen Landesteilen einfinden, sind auch alle Tirolertrachten vertreten.

Der Künstler im Menschen muß ordentlich aufjauchzen beim Anblicke dieser „Mander" und „Weiberleut" — zumeist prächtige Gestalten und Charakterköpfe aus

*) Nicht immer ist es so; mitunter setzt während der Vorstellung ein unangenehmer Platzregen ein, dem man nicht parieren kann, weil das Aufspannen der Schirme verboten ist. Wir würden daher vorschlagen, dem Publikum zum Schutze eine Vorrichtung zu schaffen: Verschiebbare Plachen etwa auf hohen Stangen, die je nach Bedarf in Verwendung zu treten hätten.
Anm. des Verfassers.

Sommerabend.

Soweit umher mein Auge schaut,
Ist Friede und süß' Ruh;
Da fällt der abgetriebenen Welt
Das müde Auge zu.

Es tritt die sanfte Dämmerung
Mit leisem Fuß herein
Und hüllt, was eben schroff sich schied,
So mildversöhnend ein.

Und was der grelle Tag getrennt
In meiner eig'nen Brust,
Nun fließt es friedevoll in eins:
Der Kummer und die Lust.

Otto Doepkemeyer.

Dein Herz.

Dein Herz tost nicht in brausendem Schwalle,
Es gießt keinen Strom wild über mich her,
Ist wie eine schweigende, glastene Halle,
Drin liegt ein Leuchten von roter Koralle,
Ist wie ein stilles, stilles Meer.

Doch manchmal weht's wie zittrige Wellen
Im Hauch der Sehnsucht, im Atem der Lust,
Dann fühl ich's aus den glastenen, hellen
Wassern wie tausend Segen quellen
Und heilige Weihe erfüllt mir die Brust.

K. Dankwart Zwerger.

Die Promenade.

Ich gehe gern am Ring spazieren,
Die Menschen da zu inspizieren.
Verliebte Leut', die schalkhaft lachen,
Viel Gecken, die sich wichtig machen.

Ich kenne nur die schönsten Mädchen,
Wie Dora, Ilse, Edith, Gretchen.
Die eine hat 'nen neuen Hut.
Wohl: „Weil's der alte nicht mehr tut!"

Die andre strahlt teils blau, teil grün
In einem neuen Glanzkostüm.
Und jede kommt zur Promenade
In allerliebster Maskerade.

Da seh' ich freudig im Getriebe
Das Mädchen, das ich herzlich liebe.
Kühl lächelnd blickt sie mich jetzt an
Und kokettiert mit Leutnants dann.

Den Blick, den halt ich fast nicht aus,
Am liebsten ging ich gleich nach Haus. —
Ach was, es gibt noch andre Mädchen.
Hoch Dora, Ilse, Edith, Gretchen!

W. B.

In seiner Fassung ist das Volksschauspiel Andreas Hofer weit mehr als ein patriotisches Stück im engeren Sinne, es zeigt — und darin liegt seine Bedeutung — die Verherrlichung deutscher Kraft und Eigenart, deutschen Opfermutes und deutscher Treue — bis in den Tod.

Allerdings erleidet der Glaube des Helden an eine verläßliche Stütze in der Not arge Enttäuschung.

„Vom abgeschlossenen Frieden hat man miar schun berichtet, sell ist wahr"; — sagt der gefangene, dem Tode geweihte Hofer — „aber hab i denn sell glabn gekennt? Hab i denn glaben gekennt, daß ins Österreich und der Kaiser Franz ganz verlaßt und aufgibt, wo miar mit Guat und Bluat gekämpft haben, alleweil mit dem Schlachtruf: Für Gott, Kaiser und Vaterland!"

Mit dem Schuß hinter der Szene und dem Läuten der Sterbeglocke findet das ergreifende Drama seinen Abschluß.

Und die Musik läßt dann noch die Weise nachklingen: „Das ist mein Österreich!"

Singvögel.

Träumerei.

Ich seh mich noch im traut gestimmten Raum,
Zehn Jahre alt, die großen Blätter wenden;
Nun sind der dreißig hin, fast scheint's ein Traum —
Seit am Klavier ich saß mit zagen Händen.

Im Dämmerlichte spielend, und nicht wich,
Indes die Mutter mir mit mildem Kosen
Der Lilienhand die blonden Locken strich —
Dazu mein tändelnd Lied der letzten Rosen . . .

„Die letzte Rose" — Mutter lächelt weh,
Halb mitleidvoll, halb wie in Traumesbanden. —
Wenn ich mein Leben und mein Kind heut seh'
Versteh ich nun, was einst ich nicht verstanden.

Daß wunschlos glücklich nur der Mensch als Kind,
Daß alles Glück, das später wir erfahren,
Wenn graue Fäden schon in unsern Haaren
Hindurch sich ziehen, da wir Eltern sind —

Ein Glücksabglanz nur, ein Erinnern ist,
Ein Wunderhauch von dem, was uns entschwunden,
Das nur im Geist sich wieder mir gefunden,
Wenn meine Seele ganz des Seins vergißt.

Dann zieht's wie einst zum Instrument mich hin,
Im Dämmerlicht die Seiten umzuwenden,
Gar eigen, wundersam wird mir zu Sinn —
Als koste jemand mich mit Lilienhänden.

Mein Weib und Kind, sie lächeln still im Traum. —
Da laß ich leise Meister Schumann klingen —
Die „Träumerei". — War das nicht Mutters Singen? —
Der Kindheit Glück ging nochmals durch den Raum . . .

Kurt Sonnemann.

Gabryela Zapolska, eines der bedeutendsten Talente Polens, ist eine Draufgeherin. Ihr erster sensationeller Roman, „Wovon man nicht spricht", hat an unser Herz gegriffen, ihr neuestes Buch rüttelt uns ganz auf. Sie arbeitet mit künstlerisch vollendeten Mitteln, ihre psychologische Detailkunst ist ganz groß, sie ist Dichterin, die Figuren von plastischer Eindringlichkeit schafft, und ihre Schriften sind wertvolle, bewegte Dokumente des Lebens. In ihren Romanen lebt Lichtenbergs Anschauung auf, der betont hatte: „Einen Roman zu schreiben, ist deswegen vorzüglich angenehm, weil man zu allen Meinungen, die man gern einmal in die Welt laufen lassen will, allemal einen Mann finden kann, der sie als die seinigen vorträgt." Und sie läßt ihre Meinungen in die Welt laufen als Anklage und ihr „Mann", der diese vorträgt, ist ein junger Frauenarzt, der herbeigerufen wird, als in der „Hölle", d. h. im Pensionat, ein junges Leben als erstes Opfer fällt. „Sie kam in das Übergangsalter, in jenen Zustand, in dem aus dem Kind eine Frau wird — aber ihre Kräfte reichten nicht aus, um diese Krisis zu überwinden, weil man ihre Kraft systematisch unterband, indem man sie die verfaulte Luft der verschlossenen Käfige atmen ließ und mit Lernen abplagte . . ."

Es ist eine gewagte Sache, heute so zu schreiben, wo alles den Rekordkoller hat, wo speziell die Mädchen nach ihren Zeugnissen und Diplomen gewertet werden, wo man nur ein Ziel kennt: den Doktorhut und alle Männerberufe. Wer denkt denn noch daran, die zukünftigen Gattinnen und Mütter auf die ihrer harrenden Pflichten vorzubereiten? Seelisch und körperlich. Sie durch Pflege und ernsten Rat vor dem Verbrauch der Kräfte zu schützen, deren jede Frau, als künftige Mutter, Pflegerin und Weib überhaupt, notwendig bedarf? Es ist gewiß nicht übertrieben, wenn die Zapolska sagt: „Wenn sich das System der Frauenerziehung nicht ändert, muß die Gesellschaft vollständig zugrunde gehen, lauter Siechlinge werden die Welt bevölkern, elende Geschöpfe, die ihr trauriges Dasein den Schößen bleichsüchtiger oder durch allzufrüh entfesselte Einbildungskraft verzehrter Frauen verdanken. —"

Daß dagegen auch mit den verschiedenen Sportübungen nicht viel geholfen wird, ist evident, denn die Körperausbildung der Frau kann nicht nach dem Muster der männlichen Ausbildung gemacht werden, weil das eben zwei verschiedene Geschlechter sind und weil eine Amazone erst recht nicht zum Weib und zur Mutter taugt.

Das Buch ist in manchen Kapiteln grausam, aber es ist die grausame Kraft des Operateurs, der Wucherungen aus den Wunden reißt und brennt, damit dieselben sich schließen und heilend vernarben können.

Wie gesagt: viele Mütter werden chokiert den Kopf schütteln, werden erröten und sich entsetzen, es wäre aber an der Zeit, daß wir Mütter erziehen, die das nicht tun, sondern dankbar verstehend sich um so mehr eifrig ihren heiligsten Pflichten widmen: das Verantwortlichkeitsgefühl abwälzen ist sehr bequem, an dem aber geht unsere Jugend zugrunde. Gabryela Zapolskas neuestes Buch ist ein ernstes Werk, es sagt jedem etwas, vielleicht findet es hier und dort auch willige Ohren, die ihre Lehre heraushörend, sie auch befolgen werden!

Gedankensplitter.

Von Otto Promber.

Der kleinere Fuß zweier Eheleute möchte gewöhnlich auf einem größeren leben.

*

Drücke ein Auge zu und man wird dir in das andere Sand streu'n.

*

Schützt die Landschaft!

Bedenkt, daß Ihr überall, auch draußen im Grünen, in freier Natur, die Pflicht habt, auf Eure Nebenmenschen Rücksicht zu nehmen. Bedenkt, daß nach Euch noch viele kommen, die gleich Euch sich an der reinen unberührten Natur freuen wollen. Habt ihr nicht selbst schon empfunden, wie häßlich es ist, wenn im Walde, auf Wiesen und Wegen Butterbrotpapier, Eierschalen, Zigarettenschachteln, zerrissene Hüllen von Schokolade, Bonbons u. s. w. herumliegen? Habt Ihr noch nicht erlebt oder gehört, daß Barfüßige sich an den Scherben der Flaschen verletzt haben, welche übermütige und gedankenlose Ausflügler zerschellten? Nehmt Euch vor, dies zu unterlassen, vielmehr alle Überreste, Papiere, Schachteln, Flaschen mit nach Hause zu nehmen. Denkt auch nicht, die freie Natur sei nur dazu da, daß Ihr Euch austobt. Frohes anständiges Singen wird niemand tadeln; aber Schreien und Johlen zeugt von roher Gesinnung und ist besonders im Walde verwerflich, weil dadurch das Wild verscheucht und vertrieben wird. Lauft auch nicht in Getreidefelder oder in Waldschonungen oder sonstige Anpflanzungen und Anlagen! Es ist ein Frevel, das Korn niederzutreten. Das Kornfeld, das unser täglich Brot erzeugt, sollte für jedermann ein Heiligtum sein; ein niedergetretenes Kornfeld ist eine Anklage, die zum Himmel schreit. Bedenkt auch: Wiesen sind keine Spielplätze, und wer sie als solche benutzt, setzt sich dem gerechten Zorn des Besitzers aus, denn das Gras ist als Viehfutter von hohem Werte und unentbehrlich. Mag sich der einzelne auch noch so sehr in acht nehmen, die Menge richtet doch großen Schaden an und zerstört, was der Besitzer sich und andern zur Freude schuf oder der Allgemeinheit zum Nutzen anlegte. Auch das Einschneiden von Buchstaben in Bäume, Wände und Bänke, das Beschreiben von Denkmälern u. a. ist eine sinnlose und kindische Beschädigung fremden Eigentums.

Es gibt nur ein Mittel, die Natur vor ihren schlimmsten Feinden, gedankenlosen, unvernünftigen und grausamen Menschen, zu schützen. Das ist Selbsterziehung und Selbstzucht! Mache jeder den Anfang bei sich selber! Dann erhält er ein Recht, auch auf andere erzieherisch einzuwirken! D. B. K.

Ein Buch für Mütter.

Gabryela Zapolska: „Die Hölle der Jungfrauen“. Roman. (Berlin. Oesterheld & Co.)

Von Ella Triebnigg.

„Den Müttern zur Warnung!“ wurde diese Leidensgeschichte der jungen Mädchen im Pensionat geschrieben und sie ist ein einziger Entrüstungsschrei gegen ein mittelalterliches Erziehungssystem, das leider noch durchaus nicht überwunden und vielleicht auch nicht durchaus nur in Privaterziehungsanstalten in Polen zu treffen ist. Den Müttern wird dieses Buch — ich irre sicher nicht! — nicht sehr gefallen, denn das philisterhafte lebt noch immer in den Kreisen der „besseren Stände“, daß man das Unangenehme nicht gerne hört. Man will gewisse Dinge nicht wissen. Also lieber nicht aufwühlen. Die weibliche Hysterie aber greift um sich, nicht nur jene junge Mädchen, die gezwungen oder mit Willen des für die Entwicklung des Weibes als solches so schädliche „Studium“ pflegen oder in Kanzleien sitzen und im Jungfrauenalter demzufolge vollständig hysterisch oder neurasthenisch sind, werden dadurch ihrem heiligsten Berufe verdorben, sondern auch jene junge Damen, die man nur mit übertünchter allgemeiner Bildung zum Verheiraten bestimmt und heranzieht.

Bildern und sonstigem hübschen Schmuck sehr anmutig ausgestattet, so daß ich das Ganze eine „literarische Harmonie“ nennen möchte.

H. L. R.

Die plötzliche Insel und andere Novellen. Von Ludwig Hirschfeld. (Leipzig. Xenien-Verlag.)

Man darf hier einen strengeren Maßstab anlegen: Die Skizzen sind in einem gefälligen, feuilletonistischen Plauderton erzählt und nur hie und da stören Plattheiten im Ausdruck, wie in der „Geschichte ohne Namen“: „Jüngling Stephan“ und „schöne Frau“ sollte ein Moderner niemanden mehr nennen; aber das ist schließlich Nebensache. Am besten gefielen mir die feinen Beobachtungen im „Ledigen Onkel“, die auch in den zwei Stücken „Hinter der Liebe“ und „Das Leben ist anders“ angenehm auffallen, doch vertrüge die letztgenannte Geschichte viel, viel Humor! Wogegen die abgeschmackte Verbindung von Sentimentalität mit Erotik besser den Operettenlibrettisten vorbehalten bliebe. (N. B. In Klein-Mädel-Geschichten ist Bierbaum unerreichbar!) Die Skizze „Maturareise“ hat eine schiefe Tendenz und verpufft deshalb, die „Kirchenschändung“ mit dem Untertitel „Groteske“ ist mehr grauslich als grotesk. — Sehr nett liest sich die „Plötzliche Insel“, die dem Büchlein seinen Namen gibt, aber leider hört sie gerade da auf, wo ein interessanter Konflikt entstanden ist. —

Ich sagte einleitend, man dürfe an dieses Buch einen strengeren Maßstab anlegen; Ludwig Hirschfeld ist nämlich selbst ein sehr kritischer Kritiker, und besonders mich behandelt er ausgesprochen gehässig. Nach einer kurzen, herablassenden Gnade, die meine Novellensammlung „Von Königen und Jakobinern“ im Vorjahre vor seinen Augen fand, „vernichtet“ er meinen letzten Roman „Die Komödiantin Magdalene“ in der „Neuen freien Presse“ vom 17. März, und so erbat ich mir vom Xenien-Verlag sein neuestes Buch, um zu sehen, was er kann. Es ist ja ganz amüsant, aber — na, gar so großartig brauchte Ludwig Hirschfeld über andere nicht zu urteilen! —

H. L. R.

In Heinrich Hansjakobs Ausgewählten Schriften, neuntem Band, ist soeben **Bauernblut** erschienen.*) Es enthält fünf Geschichten aus dem Bauernstand, die alle Vorzüge des badischen Volksschriftstellers in sich vereinigen. Das Buch darf in der Flucht literarischer Erscheinungen nicht übersehen werden. — Man hat von Hansjakob oft gesagt, daß er nicht gut komponiere und allerlei untereinander erzähle. Dagegen rechtfertigt sich diesmal im Vorwort der Dichter. Auch der Mann im Volke, wenn er was erzähle, erzählt zwischen hinein, was ihm so beikommt, wenn's auch nicht gerade dazugehört. Just dadurch, meint Hansjakob, würden die Geschichten echter und volkstümlicher, und deshalb mache er es auch so. — Den Vorwurf, daß in seinen Erzählungen immer seine persönliche Meinung vorkomme, erträgt er auch leicht. Mein Buch, sagt er, das bin ja ich! Ich als Mensch, als Pfarrer, als Prediger, und wer mit mir paktieren will, der muß mich schon so nehmen, wie ich bin. – Man nimmt ihn gerne so.

*) Stuttgart, A. Bonz u. Comp.

Mit offenem Visier! Von Heinrich Seefeld. (Wien. Huber u. Lahme.)

Einige kleine, anspruchslose Novelletten, wovon die eine, „Mit offenem Visier“, die bedeutendere ist. Sie führt mehrere Parteimänner unserer Zeit zusammen, den Priester, den Klerikalen, den Nationalen, den Sozialdemokraten, die sich bekämpfen und versöhnen. Die Versöhnung, deucht mich, besorgt weniger die Vernunft, als die Kunst und das Weib.

Geschichten aus dem Wienerwald. Novellen von August Ernst Rouland (Wien. Paul Knepler, Wallishausser'sche k. u. k. Hofbuchhandlung.)

August E. Rouland, der schon mit dem im Vorjahre erschienenen Novellenband „Mars auf Liebeswegen“ sein bemerkenswertes Erzählertalent bewiesen hat, widmet diesmal dem Wiererwald und dem Wiener Walzer, die ja beide in ihrer Eigenart so manche Verwandtschaftsmerkmale aufweisen, eine Reihe formschöner, stimmungsreicher und vor allem wienerisch empfundener Novellen, die wie ein schwärmerischer Hymnus in Prosa anmuten. Die ganze traumselige Wienerwaldromantik wie nicht minder das Wesen der unsterblichen Wiener Walzermusik, auf die der Verfasser immer wieder zurückkommt, sind hier trefflich erfaßt und liebevoll festgehalten worden. Das ist wieder einmal ein gutes, herzerquickendes Buch, dem eine möglichst weite Verbreitung ehrlich zu gönnen und zu wünschen ist.

Dr. A. v. W.

Gottsched. Von Eugen Reichel. 2 Bände. Mit Bildnissen. (Berlin. Gottsched-Verlag.)

Reichel hat sich seit Jahren die Aufgabe gestellt, eine literarische Ehrenrettung Gottscheds zu erreichen. Nun liegt ein mächtiges, zweibändiges, sehr würdig ausgestattetes Werk vor, das allen Literaturfreunden und -forschern willkommen sein muß. Wir sind von der Schule her gewohnt, gewisse Persönlichkeiten mit scheelen Blicken zu betrachten (ich nenne u. a. die Teilhaber der sog. schlesischen Dichterschule, die ganz reizende Sachen ver-

Die Kinder sorgen dafür, daß die Erwachsenen nicht ganz entarten.

*

Es gibt frostige Naturen, die alle Tugenden feilbieten, die aber nur die eine nicht besitzen, ihren Mitmenschen angenehm zu sein.

*

Der Ring am Finger wird manchem zum Rettungsring. Manchem freilich auch zum ersten Glied der Kette, an die er gelegt wird.

Lustige Zeitung.

Doppeldeutig. Bewerber: „Glauben Sie, daß die Dame zu mir paßt?" — Heiratsvermittler: „Vorzüglich — die hat Verstand für zwei!"

Anzüglich. Stellesuchender: „Brauchen Sie keinen Kommis?" — Herr (barsch): „Ich bin mein eigener Kommis." — „Na, dann Adieu, Herr Kollege, um den Chef beneide ich Sie nicht." („Meggendorfer.")

Biersorten. „Kennen Sie Shakespeare?" — „Ich trinke nur Hofbräu!" („Guckkasten.")

In der Schule wird Schillers Gedicht „Die Teilung der Erde" besprochen. Zeus hat die Erde und alle ihre Güter den Menschen zu eigen gegeben; jeder erhält etwas, nur der Poet, der zu spät kommt, geht leer aus. Frage des Lehrers: „Was konnte sich denn der Dichter wohl wünschen?" — Antwort: „Einen Verlagsbuchhändler." („Jugend.")

Pessimist. „Herr Kandidat können überzeugt sein, daß die anständigen Elemente des Wahlkreises für Sie stimmen werden." — „Hm, glauben Sie nicht, daß ich dann in der Minorität bleiben werde?" („Muskete.")



Kupidos Bote. Eine frohe Rokokogeschichte vom Rhein. Von Hans Hart. Mit vier Vollbildern und Buchschmuck von Marquis F. de Bayros. (Verlag L. Staackmann.)

Hans Hart entwickelt sich immer mehr zu einem Meister der Form. Schon in der „Alt-Wiener Geschichte", dem Roman „Liebesmusik" entzückte er durch seine reizvoll dem Stoff angepaßte Darstellungsgabe, und noch ausgesprochener (ohne in Maniriertheit zu verfallen) weiß er in „Kupidos Bote" den Geist und den Stil der deutschen Rokokozeit zu treffen, die aller französisierenden Zierlichkeit zum Trotz in mancher Beziehung sehr natürlich, sogar derb war. — Die „Rheingeschichte" ist sonnig und licht, fröhlich und voll Heiterkeit, durch kein schweres Problem überlastet und doch keineswegs nur „unterhaltsame Belletristik", die nichts anderes als die Zeit vertreiben will. Sie lügt die Menschen und die Dinge nicht um, sondern packt sie nur dort an, wo sie lebensbejahend und lachensfroh sind. — Im Mittelpunkt der Erzählusg steht Achatz von Rathsamhausen, der „Liebesbote", dessen Hauptfähigkeit darin liegt, fürstliche Ehen zu stiften; eine durchaus originelle Figur. Wie einmal sein oftbewährtes Genie versagt, da er den Prinzen Hans Karl und die Prinzeß Juliane Ulrike zusammenbringen soll, geht aber die Sache noch glücklicher aus ... Wie? Das eben wird in „Kupidos Bote" erzählt.

Hans Hart hätte das Zeug in sich, einen tiefangelegten historischen Roman zu schreiben. Einen solchen möchten wir gern von ihm haben. Da könnten sich seine Phantasie und seine Formenkunst voll entfalten. —

Marquis de Bayros, der bekannte Zeichner und Maler, hat das Buch mit vier

Lächeln abtun kann. Sie wird anderseits durch zahlreiche tiefe Schöpfungen aufgewogen. So bringt auch diese Nummer des „Heimgarten“ die köstliche Tierfabel „Der weiße Maulwurf“ aus dem 1. Sammelband, um Bierbaum von einer bisher weniger gekannten Seite zu zeigen.

Kürzlich erschien eine gekürzte Ausgabe von Bierbaums großem Zeitroman „Prinz Kuckuck“; ich habe anderwärts ausführlicher über die Wegstriche geschrieben und hoffe, daß besonders mein Protest gegen die Verstümmelung des Schlußkapitels bei der Zusammenstellung der Gesamtausgabe berücksichtigt wird. Zum Vorteil des Werkes. H. L. R.

Meine Weggenossen. Neue Gedichte von Alfred v. Wurmb. (Wien. Paul Knepler.)

Drei Werte heben Wurmbs Musenkinder hoch über die gewöhnlichen Durchschnittsgedichte; sie sind schlicht, klar, wahr. Schlicht oft wie echte Volkslieder, klar in Form und Inhalt wie Kristall und wahr, wie nur das Echte wahr sein kann. Was er fordert:

Klingen soll des Dichters Harfe
Nur in tiefen Weihestunden,
Was er singt, sei treu und männlich,
Schlicht gesagt und wahr empfunden.

dem ist er bisher stets in vollem Maße gerecht geworden, niemals aber mehr, als in diesem neuesten seiner Bücher. Selten findet sich heutigentags, wo wir mit den unglaublichsten „Subtilitäten“ überschüttet werden, ein Dichter, ein vollwertiger Dichter, Offizier, Richter und Großstadtkind überdies, der seine Freude an Grimms und Bechsteins Märchen, an den Märchen von Andersen und Hauff, in solche gemütsinige Verse kleidet, für Wilh. Heys Kinderlieder, für Hebels Schatzkästlein und des Knaben Wunderhorn schwärmt, sein Wohlgefallen an Rübezahl, Gulliver, Till Eulenspiegel, eine unversehrte Jugend wiederlebend, so weltweise auf das Leben der Großen projizierend äußert und der gerade die Lieblinge des deutschen Volkes, so Schiller, Wieland, Uhland, E. T. A. Hoffmann, Eichendorff, Gerhard Hauptmann, Peter Rosegger, Saar, Schönaich Carolath, ja sogar den Entdecker der Blauen Grotte auf Kapri, den Dichter und Maler Aug. Kopisch, und den unverwüstlichen Wilh. Busch zu seinen Weggenossen erwählt und dadurch, similia similibus, seine Schule treu und lauter bekundet hat. Weder schwächliches feminines Gesäusel, noch gehaltloses Versgetändel oder weinerliche Mondscheinseligkeit stört die schöne Harmonie dieser mannhaften, volkstümlichen Verse, mögen es nun ergreifende Balladen oder feingestimmte Naturbilder oder tiefgründige seelische Erlebnisse sein. Es kann nur gewünscht werden, daß Wurmbs „Weggenossen“ auch unsere Weggenossen werden; auf den rauhen Pfaden durchs Leben geben sie gewiß in Stunden stiller Einkehr ein liebliches Geleite.

Karl Krobath.

Allerlei Stimmen und Stimmungen. Gedichte von Robert Ludwig Wamser. (Bonn. Karl Georgi. 1912.)

Ein warmes, weiches Büchlein voll Heimweh und Ewigkeitssehnsucht. Aber auch sanfte Weltlust und Naturfreude.

Lilienfelder Heimatkunde. Geschichts-, Landschafts- und Lebensbilder aus dem oberen Traisengebiete und seiner Nachbarschaft. Geschrieben von einer Anzahl Volksschullehrer jener Gegend. (Verlag des k. k. Bezirksschulrates.)

Es wird oft der Wunsch laut, die Lehrer möchten ihren Berufsort beschreiben und so die Heimatskunde erweitern. Vorliegendes Werk könnte als Muster dienen. Man heimt sich ordentlich ein in diese Landschaft und ihre Bevölkerung, so unmittelbar ist alles dargestellt, was uns von irgendeinem Interesse sein kann. Viele Bilder aus allen Bereichen der Gegend und des Volkes beleuchten den Text: Natur und Kunst, Geschichte und Volksleben. Das Buch darf über seine Grenzen hinaustreten und es wird auch in den Nachbarländern Freunde finden. Wenn von allen unseren herrlichen Gebirgstälern solche Schriften verbreitet würden, wie müßten sie nicht bloß die Heimatliebe, sondern auch den Fremdenverkehr fördern! — Mir wird die „Lilienfelder Heimatskunde“ lieber, je öfter ich darin blättere, es ist ein trautsames Buch.

Meyers Reisebücher. Weltreise. 2. Auflage. 2 Teile. (Leipzig. Bibliographisches Institut. 1912.)

Von diesem merkwürdigen und einzig dastehenden Reisehandbuche wurde von uns vor wenigen Jahren die erste Auflage in empfehlender Anzeige gebracht. Es ist ein auch in wirtschaftlicher Beziehung erfreuliches Zeichen — denn die Weltreisekosten betragen nach der genauen Angabe dieses Buches mindestens 5000 Mk. — daß so rasch eine neue Auflage dieses interessanten Reisebuches notwendig geworden. Die Neuauflage erscheint nach allen Richtungen vermehrt und verbessert, bietet neu hinzugekommene vorzügliche Karten, Pläne und Tafeln und wird nicht wenig Lust machen, mit diesem wahrhaft praktischen Handbuche die große Reise zu unternehmen, welche ja heute durch die vorzüglichen Kommunikationsmittel so sehr leicht gemacht ist. Der praktischen Handhabung wegen zerfällt dieser Reiseführer in zwei sehr handliche Bände, deren erster Indien, China und Japan umfaßt, während der zweite den vereinigten Staaten

faßten¹). Zu diesen gehört auch Gottsched, der allgemein, ohne daß die Mehrzahl sein Wirken genauer kennt, mißachtet, ja verlacht und gespottet wird. Freilich, mit den Klassikern hält er keinen rechten Vergleich aus, aber als „Vorläufer", als Strebender und Vorbereitender verdient er Aufmerksamkeit und Interesse. — Reichels fleißige und selbstlose Arbeit wird Anerkennung und Würdigung finden. K. K

Briefe über einen deutschen Roman. Julius Rodenberg an Enrica Handel-Mazzetti. (Kempten. J. Kösel. 1911.)

Die Schrift handelt von dem Roman „Die arme Margaret". Gelegentlich des Abdruckes des Romans in der „Deutschen Rundschau" wurden vom Herausgeber dieser Zeitschrift an die Dichterin die hier abgedruckten Briefe geschrieben. Sie befassen sich hauptsächlich mit der technischen Seite der Herstellung und Redigierung, enthalten aber auch zahlreiche richtige und begeisterte Äußerungen über den Inhalt und Wert des Werkes. Den zahllosen Bewunderern des Romans von der „Armen Margaret" wird das Buch willkommen sein. Es enthält außer Rodenbergs Briefen auch die Schlußkapitel des Romans nach dem Erstabdruck, ist also von literar-historischer Bedeutung und darf als wichtiges Stück gelten in der Bibliothek, die über Handels „Arme Margaret" schon geschrieben worden ist.

Zwölf Nächte. Märchen von Else Zeitzmann. (Jena. Eugen Diederichs.)

Zwölf poetische Träume oder träumerisch phantastische Märchen einer feinsinnigen Frau: bei der heutigen Zeitrichtung ist diese Tatsache als schöner und seltener Gewinn zu werten! Hier spielt zu viel Freude am Naiven und so viel kindliche Heiterkeit an, daß man das Buch gewiß lieb gewinnen muß. Frau Zeitzmann hat sich auf die beste und heiligste Fähigkeit der Frau besonnen, auf das Märchenerzählen, mit Sinn und Liebe zur Natur verbunden, mit Humor geschmückt, sind ihre Märchen auch bei Erwachsenen des Erfolges sicher, sie sind anregend, fesselnd, ja manche sogar ganz eigenartig, wie z. B. „Jugendliebe", die das Schicksal zweier Lokomotiven behandelt und eine Eisenbahnkatastrophe; oder „Wie der Igel stachlig wurde", das eine ganz nachdenkliche Sache ist mit feiner Pointe: die Überempfindlichen sind oft die Widerborstigsten, aus Vorsicht oder Notwehr ihre so leicht beschädigte Weisheit verhüllend. —

Es sind ja keine Kleinkindergeschichten, aber eigentlich sind ja alle Märchen mehr für die Großen geschrieben und ihr eigentliches Wesen kann nur von besonderen Feinschmeckern der Literatur ganz erfaßt werden.

Ella Triebnigg.

Interessante Kriminalprozesse von kulturhistorischer Bedeutung. Von Hugo Friedlaender, Gerichtssaalberichterstatter. Eingeleitet von Justizrat Sello. (Berlin. Hermann Barsdorf.)

Eine sehr glücklich zusammengestellte Sammlung von Strafrechtsfällen aus der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit, die bereits in sechs Bänden vorliegt. Kein Lesestoff für unfertige Menschen, besonders nicht für die heranwachsende Jugend, aber eine interessante, gutgesichtete Materialensammlung für alle, welche unsere Kultur auch an den Schattenseiten studieren wollen. Friedlaender beweist bei der Bearbeitung Takt und Zurückhaltung, wofür man ihm dankbar sein muß; trotzdem weist die Darstellung scheinbar nirgends solche Lücken auf, daß die psychologische und faktische Entwicklung der Ereignisse unverständlich wurde. Aus dem reichen Inhalt seien beispielsweise hervorgehoben: Der Kwileckiprozeß, der „Hauptmann von Köpenick", der Prozeß gegen den Räuberhauptmann Kneißl, der Wolff-Metternichprozeß usw.

Die Berichte sind nicht gerade erbaulich — im Gegenteil! — aber sie sind doch Belege für das herrschende Prinzip, das unsere Gesellschaftsordnung durchdringt, wonach der Staat bestrebt ist, durch die strafrechtliche Sühnung eine vorangegangene Schuld gewissermaßen zu entkräften und verletztes Gleichgewicht wieder herzustellen. — So hat der Autor Recht, wenn er seiner Sammlung „Kulturhistorische Bedeutung" zuspricht. P.

Gedichte von Otto Julius Bierbaum. (Band 1 der gesammelten Werke, herausgegeben von Michael Georg Conrad und Hans Brandenburg.) [München. Georg Müller.]

Der rührige Verlag Georg Müller-München bringt jetzt eine auf zehn Bände veranschlagte Ausgabe der gesammelten Werke Bierbaums heraus, was ihn sehr hoch anzurechnen ist. Bierbaum gehört zu den besten Köpfen des neueren deutschen Schrifttums; er war ein frischer Draufgänger im Geist, ein feiner Denker und Beobachter, und ein Stilist von hervorragendem Geschmack und großer Begabung. Seine Natur hat für mich etwas „Goetheisches", besonders was ihre Entwicklung zu immer reiferer Freiheit der Probleme anlangt. Leider hat der Tod die Linie aufwärts zu früh abgebrochen. Seine Gedichte (die ihn eigentlich bekannt und berühmt machten) quellen über vor Innigkeit, Lebensfreude, Lebensklugheit, Witz und Schalkhaftigkeit, und manche spielerische Formentrödelei (an der sich nur lahme Literarhistoriker mißmutig stoßen) ist eine liebenswürdige Kaprice, die man, im schlimmsten Fall, mit einem kleinen

Blumen und Blüten für die Jugend. Von Friedrich Julius Bierbaum. (Magdeburg. R. Zacharias.)

Wie lege ich einen Garten an. Ein neues Gartenbuch. Im Auftrage der Gesellschaft für Heimkultur herausgegeben von Königl. Landesökonomierat und Gartenbaudirektor August Siebert, Direktor des Frankfurter Palmengartens, Professor Schölermann und Gartenbauinspektor Krauß. Mit weit über 200 Abbildungen und Gartenplänen. (Wiesbaden. Westdeutsche Verlagsgesellschaft m. b. H.)

Unser Kind. Von Marie Hann. 1. Teil: Aufzeichnungen aus seinen ersten Lebensjahren; 2. Teil: Aufzeichnungen aus Schul- und Ferientagen. (Hermannstadt. W. Krafft.)

Ernährung und Pflege des Kindes bis zum Ende des zweiten Lebensjahres sowie die Verhütung seiner Erkrankung. Von Dr. Josef und Siegmund Taussig. (Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller.)

Oppenau im badischen Schwarzwald. Führer durch Stadt und Umgebung in Gegenwart und Vergangenheit. Verkehrs- und Verschönerungsverein Oppenau.)

Die neutestamentarische Glaubenslehre. Auf psychologischer Grundlage dargestellt von Geh. Studienrat M. Wohlrab. (Dresden-A. L. Ehlermann.)

Erziehung zur Hausfrau. Von Wilhelmine Frankl-Rank. (Sammlung Kupferschmid, Band 4.) (München. Verlag Melchior Kupferschmid.)

Material und Materialgestaltung im Arbeitsunterricht. Von Heinrich Pralle, Leiter einer Arbeitsschule in Hamburg. Mit 62 Abbildungen (IV u. 75 S.) (Leipzig und Berlin. B. G. Teubner.)

Deutsche Schulreform. Von Otto Bütow. (Braunschweig. Albert Limbach.)

Enrico Caruso und das Problem der Stimmbildung. Mit Carusos Bildnis. Von Dr. J. H. Wagenmann, Berlin-Steglitz (z. Z. München). (Altenburg, Sa.-Alt. Johannes Raede.)

Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands. 10. Jahrg. 1911. Herausgeber Dr. Max Etlinger, München. Mit vielen Kunstbeilagen. (Kempten und München. Verlag Josef Kösel.)

Gerade Wege zum Erfolg. (Copitz i. Sa. Verlag für die Gründung einheitlicher christlicher Arbeitsbetriebsschulen.)

Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Fachpresse. (Beiträge zur Geschichte des Buch- und Zeitungswesens, Band 3.) Von Dr. J. Friedrich Meißner. (Heidelberg. Dr. J. Friedrich Meißner.)

Flachsbau und Garnspinnerei in der Sitte, Sprache und Anschauung des Ravensbergers. Inaugural-Dissertation. Von Eduard Schoneweg aus Bielefeld. (Münster i. W. 1911.)

Korb-Fechten. Anleitung für Groß und Klein. Von J. Blas und R. Hotz. (Ravensburg. Otto Maier.)

Die Bemeisterung des Schicksals. Von Dr. phil. P. Braun. 3. Aufl. (Schwiedeberg und Leipzig. F. E. Baumann.)

Der Gott-Finder. „Die Lehre von Gott." „Das neueste Testament." „Die Philosophie der Erlösung." Religionsphilosophische Betrachtungen von N. N. (Bad Schmiedeberg und Leipzig. F. E. Baumann.)

Postkarten des „Heimgarten"

B. L., Graz. Da können wir Ihnen einen guten Rat geben. Im Horstig-Alpenheim am Stoderzinken (1934 Meter hoch) werden im nächsten Sommer Studenten, Lehrer, Beamte und Handelsangestellte in Pension und Pflege genommen, und zwar um billigsten Preis. Für Sie wie geschaffen. Nähere Auskünfte bei Herrn Emil Ritter v. Horstig, Gröbming, Stoderzinken.

K. F. in Dresden. Wie ungesund unser Frühjahrsstaub ist, davon ein Beispiel, daß sogar meine Notiz darüber (im Maiheft) einige Grazer Kreise verschnupft hat. — Übrigens schöpfe ich aus Zuschriften vom Magistrat als auch vom Steiermärkischen Fremdenverkehrsverein die Beruhigung, daß in Graz das Möglichste geschieht, um die Staubplage zu unterdrücken. H. L R.

Wir bitten, vorderhand **keine Beiträge** mehr **einzusenden,** da wir mit Stoff für lange Zeit reichlich versehen sind.

Die Schriftleitung.

von Nordamerika gewidmet ist. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß die den hervorragendsten Kennern entstammenden Angaben des Führers erprobt sind und jedermann zur vorzüglichen Richtschnur dienen können. Auf die landeskundlichen Mitteilungen wurde diesmal ganz besonders Gewicht gelegt. Wie der Text so sind auch die Karten- und Planbeilagen mustergültig. — In demselben Verlage ist auch soeben wieder neubearbeitet und bis auf die jüngste Zeit vermehrt die 9. Auflage von „Gsell Fels' Ober- und Mittelitalien" erschienen, die gleichfalls alle Vorzüge der so brauchbaren Reisebücher Meyers aufweist. Dr. A. Schl.

Imago. Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. Sigmund Freud. Redigiert von Otto Rank und Dr. Hanns Sachs. 1. Jahrgang. (Leipzig. und Wien. Hugo Heller u. Cie.)

„Imago" dient der Vertiefung und Anwendung der von Freud gewonnenen wichtigen Erkenntnisse, die insbesondere der Sexualität und dem Unbewußten eine weit bedeutsamere Rolle zuweisen, als bisher angenommen werden konnte. Die Zeitschrift will mit dem Schlüssel der psychoanalytischen Technik über das medizinische Gebiet hinaus in den Geisteswissenschaften Probleme ergründen helfen, an denen die Fachgelehrsamkeit, nicht minder aber jeder einzelne Gebildete den stärksten Anteil nimmt. Bei aller Verschiedenheit dieser Gebiete wird die Einheitlichkeit der Zeitschrift durch die gemeinsame Beziehung zur Psychoanalyse gewahrt werden, durch die jedes Problem in einen neuen Zusammenhang eingefügt wird. „Imago" wendet sich nicht nur an Ärzte, Psychiater, Juristen, Philosophen, Pädagogen, Folkoristen, sondern an den großen Kreis der Gebildeten überhaupt.

Büchereinlauf.

Gerhard Rohlfs. Lebensbild eines Afrikaforschers von Konrad Guenther. (Freiburg i. B. Friedrich Ernst Fehsenfeld.)

Erzählungen aus den Kärntner Bergen. Von R. Kollmann. (Wien und Leipzig. M. Braunschweig.)

Impressionen. Von Gustav Rosenberg. (Leipzig-Raschwitz. Bruno Vogler.)

Zeichner, Maler und Bildhauer Ernst Juch. Von Gottlob Schneider. (Leipzig-Raschwitz. Bruno Vogler.)

Die Rosenkreuzer, ihre Gebräuche und Mysterien. Von H. Jennings. Deutsche Ausgabe von A. v. d. Linden. Zwei Bände. Mit zirka 300 Illustrationen nnd 12 Tafeln. (Berlin. Hermann Barsdorf.)

Und das Licht leuchtet in der Finsternis. Drama in vier Aufzügen von Graf Leo Nikolajewitsch Tolstoi. Deutsch von Heinrich Stümcke. (Leipzig. Georg Wiegand.)

Ein Johannisnachtstraum. Humoristisches Volksstück in vier Abteilungen und einem Zwischenspiel von Rudolf Stückenbrock. (Leipzig-Gohlis. Bruno Vogler.)

Die Heerwartsöhne. Trauerspiel in vier Akten von R. Alfred Nixdorf. (Leipzig-Raschwitz. Bruno Vogler.)

Die Sonnenau. Modern-heroisches Drama in vier Aufzügen von Ernst Rehmann. (München. Kastner u. Callwey.)

Pechsieders Weihnacht. Deklamatorium (Szenische Bearbeitung von Peter Roseggers Erzählung „Der liebe Gott geht durch den Wald") für evangelische Jünglingsvereine von Richard Merkel. 4. Auflage. (Dresden. Verbandsbuchhandlung [E. Zacharias].)

Abendrot. Neue Gedichte von Stephan Milow. Mit einem Bildnis des Dichters von Therese v. Mor. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Stephan Milow. Ein deutscher Dichter. Von Josef Karl Ratislav. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Schollenbruch. Gedichte von Paul Zech. (Berlin-Wilmersdorf. A. R. Meyer.)

Lebenssterne. Ein Familienbuch von Emil Baudenbacher. (Bern. A. Francke.)

Bauernbluat. Niederbayrische Gedichte von Elise Beck. (München. Walhalla-Verlag.)

Im Verlag von Bruno Vogler, Leipzig-Raschwitz, erschienen folgende Gedichtesammlungen: **Komm mit mir!** Von Erda. — **Tage des Lebens.** Von Bernhard Müller. — **Liebe und Frühling.** Von G. Erhard. — **Allein mit meiner Seele.** Von Hans Zißberg. — **Auf springt das Tor.** Von Anna Eimert. — **Meine Lieder suchen dich!** Von Reimar Lichtenfels.

Es werde Licht! Metrische Bibelübertragungen nebst einem Anhang von Dr. med. Friedrich Jorns. 2. Aufl. (Wolfenbüttel. Julius Zweifler.)

Leben und Liebe. Gedichte von Ernst Krauß. 2. Aufl. (Leipzig. Xenien-Verlag.)

Nordische Dichtungen. Übersetzt und eingeleitet von Hermann Neumann. (München. Verlag Eugen Rentsch.)

Gedichte von Karla König. (Magdeburg. R. Zacharias.)

Herrgottsschüehli us em Schwarzwald. Neue Gedichte in niederalemannischer Mundart von August Ganther. Mit dem Porträt des Verfassers. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Auf hoher Alp allein mit Gott. Poetische Erinnerung an frohe Wandertage, allen Freunden der Bergwelt und solchen, die es werden wollen, gewidmet von J. J. Menzi, Basel. Mit zwei Originalzeichnungen. (Basel. Selbstverlag des Verfassers.)

Heimgarten

Juli 1912.

10. Heft. 36. Jahrg.

Mattes.

Roman von Hans Eschelbach.

(Fortsetzung.)

Gretchen lief den Weg hinunter, dem Tanzsaal zu. Sie hatte wieder den Schatten gesehen.

Ortsvorstehers Franz und Gretchen Kirschbaum waren die ersten, die von der Moppentour zurückkamen.

„Er ist so geizig, er hat ihr nicht einmal ein Herz gekauft!“ raunten sich zwei Mädchen zu, die die Moppentour nicht mitgemacht hatten. „Der Alte hält ihm den Daumen drauf!“ bemerkte Viehhändler Marx, der hinter den Mädchen saß und der sich noch immer darüber ärgerte, daß ihm der Ortsvorsteher die letzte Kuh nicht fünf Taler billiger gelassen.

Vor und nach kamen die Paare zurück, Heuhalme im Haar und heiße Glut auf den Wangen.

Der Tanz begann wieder. Die Jugend begann ausgelassener zu werden. Die Burschen kniffen die Mädchen in die Arme und die Alten stießen miteinander an, besprachen die Ernteaussichten und lobten ihr Vieh.

Mattes saß wieder an seinem Platze. Die Burschen, die neben ihm saßen, versuchten, ihn zu hänseln. Sie fragten ihn, ob er die Moppentour mitgemacht hätte und ob er noch immer Ratten in der Tasche habe. Mattes antwortete nicht; er sah unausgesetzt nur nach Lippe-

Aufruf.

Unserem lieben Dichter Ottokar Kernstock wird als sinniges Denkmal zu Pößnitz bei Marburg eine Ottokar Kernstock-Schule geweiht. Wir alle fühlen das „deutsche Leid“ unseres Volkes und müssen mit ihm treu „auf der Wegwacht“ stehen!

Die Sprachgrenzschule in den herrlichen Rebenlanden wird von einer eigenen O. Kernstock-Ortsgruppe (Wien, III/$_1$, Göllnergasse 29) errichtet. Wenn noch heuer, tut rasche Förderung not! Freundliche Spenden wolle man richten an die Steiermärkische Eskomptebank, Filiale Marburg a. d. Drau. **K. P. Zwerger.**

Aufruf.

Wer seinem Volke die geistigen und sittlichen Güter vermittelt, der gibt ihm das Beste.
Franz Goldhann.

Allüberall in unserem schönen Vaterlande, wo der stramme Schutzverein „Südmark“ eine Heimstatt gefunden hat, ist man in voller Erkenntnis des hohen ethischen und völkischen Werkes darangegangen, Volsbüchereien zu gründen. Also schritt auch die „Südmark-Ortsgruppe Bozen“, ausgehend von dem Gedanken, daß es unerläßliche Pflicht jedes Deutschen ist, den breitesten Schichten der Volksgenossen die von den herrlichsten Gaben erfüllte geistige Schatzkammer des deutschen Volkes stets offen zu halten und ihnen so deutsches Geistesleben voll zum Bewußtsein zu bringen, an die Gründung einer Südmark-Bücherei. Diese trat im November v. J. in das zweite Bestandsjahr und besitzt heute 3000 Werke. Das ist aber noch viel zu wenig. Um auch den Ärmsten für trübe Stunden einen Freund und Tröster ins Haus senden zu können, erbitten wir noch weiter die werktätige Beihilfe aller. Sollen doch Erziehungswerte geschaffen werden, die zufolge ihres inneren Gehaltes die Herzen aller Volksgenossen über jede trennende Kluft, die Erwerb und Beruf noch ziehen, erheben.

Hier in Bozen gibt es so viel Wohlhabenheit, gepaart mit gutem Willen, der stets zutage tritt, wenn es gilt, Gutes zu schaffen und Edles zu fördern. — An die deutsch gesinnte, begüterte Bevölkerung von Bozen-Gries wenden wir uns daher wieder mit der herzlichen Bitte, das Unternehmen durch Schenkung guter Bücher völkischen, unterhaltenden oder belehrenden Inhaltes oder durch Geldspenden (Barzuwendungen, Stiftungen, Legate u. dgl.) zu fördern.

Der Büchereiausschuß stellt das höfliche Ersuchen, Bücherspenden bei Herrn Oberkommissär Dr. Rudolph, Stadtmagistrat, zu hinterlegen, woselbst auch Geldgaben entgegengenommen werden. Bei größeren Bücherposten wolle man gütigst die Anschrift bekannt geben, da in diesem Falle die Abholung der Bücher veranlaßt werden wird.

Möge jeder nach Tunlichkeit für die gute Sache eintreten, damit dieser hochwichtige Zweig deutscher Kulturarbeit zu Nutz und Frommen unseres Volkstums reiche Früchte bringe!

Für den Ausschuß der Südmark-Bücherei in Bozen:

Franz Goldhann, Vorstandsmitglied. — Dr. Rudolf Rudolph, Obmann.

Heinrich Fuchs, Büchereiwart.

(Geschlossen am 20. Mai 1912.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Röck. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Der starke Wilhelm hörte nicht. Er wollte doch sehen, wer es hier wagte, ihn am Tanzen zu stören.

„Setzen, Wilhelm!"

Er lachte nur, glitt über einen Zigarrenstummel und ließ dadurch das Glas vom Kopfe fallen. Das Bier war ihm über den Rücken gelaufen und die Leute lachten ihn aus. Ärgerlich darüber, tanzte er absichtlich wider Franz und Livvelingchen, um sie aus dem Takt zu bringen. Aber Franz war taktfest, er tanzte weiter. Da tanzte der Raufbold zum zweitenmal wider Gretchen und gab ihr einen solchen Stoß mit der Schulter, daß sie zu Boden fiel. Sie erhob sich und weinte. Die Musik brach ab, und der starke Wilhelm, die Arme in die Seite gestützt, blieb hohnlachend und herausfordernd mitten im Saale stehen.

„Franz, läßt du dir das gefallen?"

Franz sah sich verlegen nach dem Rufer um. Er wußte, daß gegen den starken Wilhelm keiner ankam.

Und Wilhelm lachte zum zweitenmal, während Livvelingchen vor Verlegenheit und Scham nicht wußte, wohin sie sich wenden sollte.

„Das Tier!"

Eine Stimme hatte es gerufen, und alle Augen richteten sich auf Mattes, der sich langsam erhoben hatte und nun ruhig, aber mit funkelnden Augen auf den Raufbold zuging.

„Das Tier!" lachte auch der starke Wilhelm.

Er lachte nicht lange.

Mattes hatte ihm die Faust ins Gesicht geschlagen, daß der gefürchtete Raufbold hinterrücks zu Boden schlug, als habe er einen Hieb mit dem Schmiedehammer bekommen.

Knirschend vor Wut sprang er auf und griff nach dem Messer. Da bekam er den zweiten Schlag, daß er zusammenbrach wie ein Stier unter dem Schlachtbeil. Und noch einmal raffte er sich auf, taumelig, blaß, ohne das Messer halten zu können. Schnaubend vor Wut warf sich das Tier auf ihn und umfaßte ihn mit Armen, gegen die es keine Widerwehr gab.

Der starke Wilhelm hatte seinen Meister gefunden.

Ein Ruck, bei dem die Frauen und Mädchen aufschrien und die Männer und Burschen „Bravo!" riefen — wie einen Sack hatte das Tier den starken Wilhelm zum offenen Fenster hinausgeworfen. Zum Glück lag der Saal zu ebener Erde. Betäubt raffte der Besiegte sich nach einer Weile auf und taumelte davon.

Mattes hatte das Feld behauptet.

Mit einem Schlage war er zum Helden des Tages geworden. Man klatschte ihm Beifall, der Fähnrich holte die Fahne und salutierte

lingchen. Unter den bezechten Burschen machte sich besonders der „scheele Wilhelm“ bemerkbar, der Sohn des Kappeswolfes. Er hatte sich im Laufe der Jahre zu einem gefürchteten Raufbold ausgebildet, dem man gerne aus dem Wege ging, da er selbst das Messer nicht scheute und heimtückisch wie seine Mutter war. Man nannte ihn nicht mehr den scheelen, man nannte ihn jetzt den „starken Wilhelm“ und hielt ihn für unbezwingbar. Was der starke Wilhelm tat, dafür fand sich kein Richter; aber seitdem er im Nachbarorte ein armes Mädchen „sitzen gelassen“, wollte kein Mädchen aus Jugenheim mehr mit ihm tanzen. Der starke Wilhelm tanzte deshalb mit den Burschen, die mit ihm am Tische saßen, und benahm sich so grob, daß er wiederholt gegen die Tische stieß, daß Flaschen und Gläser umfielen.

Köster Thomm ärgerte sich über den „Onfog“, aber er sagte es nicht zu laut.

Franz, der sich für die verunglückte Moppentour schadlos halten wollte, trat mitten in den Saal, hielt die Hände vor den Mund und rief den Musikanten zu: „Extratour!“

Eine Extratour konnten sich nur die reichen Burschen leisten; denn sie kostete einen Taler, galt aber als eine besondere Ehrung für die gewählte Tänzerin.

Der Fähnrich kam in eigener Person das Geld einholen; denn die Hälfte des Betrages floß in die Kasse der „Reihjungen“. Franz warf zwei Taler auf den Zinnteller, der Fähnrich winkte und die Musik dankte mit einem Tusch.

Die Leute standen von ihren Plätzen auf, um Franz, der ein guter Tänzer war, gebührend zu bewundern. Brön winkte Livvelingchen, die heftig errötete, vielsagend zu, und gleich darauf kam Franz und bat um die Extratour.

Der Walzer begann. Die Geigen lockten, die Flöten schrillten und der Brummbaß fuhr knurrig dazwischen. Mattes saß steif auf seinem Platz und ließ kein Auge von dem lächelnd tanzenden Paare.

Der starke Wilhelm, der sich schon den ganzen Abend darüber geärgert hatte, daß er kein Mädchen zum Tanze fand, erhob sich jetzt, kniff die Augen zu und wollte den Leuten zeigen, daß er besser tanzen könne als Franz. Halb trunken, wie er war, stellte er sich ein gefülltes Bierglas auf den Kopf, nahm die brennende Zigarre zwischen die Zähne, stemmte die Arme in die Hüften und walzte durch den Saal, ohne daß der Inhalt des Glases verschüttet wurde.

„Setzen!“ riefen die Leute, die sich darüber ärgerten, daß der Prahlhans sich in den Tanz mischte, der von Rechts wegen nur Franz und Livvelingchen zukam.

„Ja, das tu' ich aus lauter Liebe,
Aus lauter Liebe allein!"

sangen die beiden leise im Weiterschreiten. Köster Thomm hielt das Mädchen am Arme fest. „Do!" sagte er, „Vögel, de so fröh sengen, holt de Katz!"

Dann ging er weiter und schüttelte den Kopf: „Jogend hat keine Togend!"

Wie würden morgen die Bohnenstangen aussehen!

Im Tanzsaal hatte das Tier mittlerweile doch „Onfog" gemacht. Zum erstenmal in seinem Leben war er berauscht, der Spott der Radaubrüder, zu denen ihn der Zufall an den Tisch geführt. Er stemmte sich gegen das ungewohnte Gefühl, er verstand nicht, warum ihm alles so vor den Augen verschwamm, warum er fast nichts mehr deutlich sah, als Livvelingchen, die sich jetzt wohl vor ihm schämte. Er konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen, er fühlte nur einen heißen Schmerz in seinem Herzen, als wäre ihm innerlich alles verbrannt.

Geküßt hatten sich die beiden! Trotz der Dunkelheit hatte er es deutlich gesehen.

Und das brannte nun und brannte und ließ ihm keine Ruhe. Er konnte sein Leid nicht länger verschweigen, er mußte etwas tun, etwas — — —

Ja, aber was?

Ein Lied wurde in ihm lebendig, das sagte alles. Ja, wenn er es nur hätte singen können, hier, vor ihr, mitten im Saal.

Sie! Sie, die jetzt wieder ganz ruhig lächelte, die sich verstellen konnte, als wäre nichts geschehen! Sie, die sein war für alle Ewigkeit, die am Steinbruch in seinen Armen gelegen und die nun doch den anderen geküßt hatte, den anderen!

Der Rausch wob immer dichtere Nebel um ihn. Sie sollte doch wissen, was er wußte, was er gesehen hatte — er, der jetzt am liebsten gestorben wäre.

Das Lied! Das Lied!

Und das Tier, das nicht weinen, nicht lachen und nicht tanzen konnte, meinte nun auf einmal, singen zu müssen.

Durch lauter Nebel, ein sinnlos Trunkener, ging er auf ihren Tisch zu, blieb stehen, streckte die Hand nach ihr aus, und unter dem lauten Gelächter der Bauern versuchte er zu singen:

„Sieh, wie falsch du bist,
Hast 'nen andern küßt!"

Aber Gesang war das nicht. Was bei anderen schön wurde, beim Tier wurde alles häßlich, abstoßend, und was ihm der größte Schmerz seines Lebens war, den anderen wurde es zum Gaudium, zum Ulk, zum Gelächter.

vor ihm und die Musikanten spielten auf eigene Faust einen Tusch, daß die Scheiben klirrten.

In dem Tumult, der sich erhob, hatte man Franz und Gretchen vergessen. Jeder schimpfte auf den starken Wilhelm, jeder lobte Mattes, und selbst Köster Thomm bestätigte mit Genugtuung: „Wer andern eine Grobe gräbt, fällt selbst henein!"

Man beeilte sich, mit dem Sieger anzustoßen. Jeder der Burschen, denen seine Tat imponiert hatte, zwang ihm als bäuerlichen Achtungsbeweis sein Glas auf, damit er daraus trinke. Mattes wurde förmlich von Tisch zu Tisch geschoben, mit jedem mußte er trinken, jeder wollte ihm die Hand geben. Auch Franz kam mit seinem Glase; aber Mattes wies den Trunk zurück.

Den nächsten Tanz schlug die Dorfprinzessin Franz ab. Da mochte der Teufel gute Miene zum bösen Spiel machen! Franz überlegte bis zum nächsten Tanze; dann holte er sich zum Trost die dicke Trautchen, die vor Glück strahlte, als sie sich in seinen Arm schmiegen konnte. Er tanzte bis zur Pause und verließ dann rasch mit ihr den Saal. An der Kuchenbude hielt er sich gar nicht erst auf; bei der Trautchen konnte man die Moppen sparen.

Mattes saß wieder auf seinem Stuhl. Die allgemeine Aufmerksamkeit, die er auf sich gelenkt, die ungewohnte Menge von Bier und Wein, die ihm als Zutrunk von allen Seiten aufgezwungen worden war, und die Erregung, in die ihn der starke Wilhelm versetzt, hatten seine Unternehmungslust angefeuert. Er wollte eine Rolle spielen. Wenn er auch nicht tanzen konnte, er wollte doch die Aufmerksamkeit von Livvelingchen auf sich ziehen, und so trank er denn eine Unmenge Bier.

„Wenn das Tier sich auch noch voll säuft, ist er ganz verratzt!" sagte einer der Burschen zum anderen.

„Warum?"

„Meinst du denn, der starke Wilhelm würde ihm nicht auflauern?"

„Das wird der schön bleiben lassen!"

„Und wenn er's doch tut?"

„Dann kann er seine Knochen im Sack nach Haus tragen!"

Mattes „hatte genug". Köster Thomm, der berufene Wächter von „Zocht on Ordnong" behauptete, wenn er noch mehr tränke, gäb's „Onfog". Köster Thomm fand es deshalb geraten, aufzubrechen, um im Vorübergehen der Wallonin einmal ans Fenster zu klopfen. Für ihn war's auch Zeit. Der neue Tag hatte schon begonnen: wenigstens war es ein Uhr nachts. Auf dem Wege begegnete ihm Bertram, der Bruder Livvelingchens, der erst jetzt mit einem der Blondköpfe von der Moppentour zurückkam. Er hatte das Mädchen um die Hüfte genommen.

denen die Kleeseide wuchert! Statt mit Eurer Schnapsflasche und mit Eurer Sichel auf fremde Felder zu gehen — was Euch teuer genug zu stehen kommen könnte, wenn sie Euch dabei erwischten! — solltet Ihr dafür sorgen, daß das Unkraut von Eurem eigenen Boden verschwindet! Wie man sich bettet, so liegt man. Und nun geht nach Haus und laßt mir den Mattes in Ruh, mit dem ich auch noch ein Wort reden werde. Kehre jeder vor seiner Türe! — Adieu!"

Das wirkte. Der Kappeswolf nahm sich vor, ihrem Sohne einmal gut zuzureden. Sie tat es, indem sie ihm sagte, er wäre ein Lotterbub, statt die Mädchen ins Unglück zu rennen, sollte er Stachelbeeren pflanzen, und schon Goethe habe gesagt, Schiller solle vor seiner Tür kehren!

Der starke Wilhelm war anderer Meinung. Was er tue, ginge weder den Pastor noch Schiller etwas an, den kenne er ja überhaupt gar nicht! Und das mit Goethe sei auch gelogen; mit dem habe er nie etwas zu tun gehabt! Und dem Tier würde er ja auch noch einmal unter vier Augen begegnen!

Einstweilen allerdings ging der starke Wilhelm dem Tier aus dem Wege, wo er nur konnte; der hatte doch zu sehr Schindluder mit seinen Zähnen gespielt — noch vier und er konnte nicht einmal mehr die Pfeife halten!

Acht Tage nach der Kirmes begegnete die Wallonenstina im Felde Gretchen Kirschbaum, die ihr auf dem engen Pfade nicht ausweichen konnte und deshalb mit raschem Gruß an ihr vorüber wollte. Aber die Bäuerin vertrat ihr den Weg.

„Du scheinst wohl kein gutes Gewissen zu haben, daß du dich so an mir vorbeimachen willst!" sagte sie herb.

„Ich?"

„Ja, du! Tu doch nicht so! Meinst du, ich durchschaue dich nicht?"

„Ihr? Was wollt Ihr denn durchschauen?"

„Das mit dem Baron, der auf Schritt und Tritt hinter dir dreinläuft! Und umsonst stellst du dich dem doch auch nicht in den Weg!"

„Das ist gelogen!"

„Ich weiß, was ich weiß! Mit dem Franz karressierst du und mit meinem Mattes spielst du! Laß die Finger von dem! Laß mir den Jung' in Ruh, du schlechtes Mensch! Ernst meinst du es ja doch nicht, und eh du mir den unglücklich machst — — —! Ich sag' dir, laß mir den Jung' in Ruh! Wenn er dir nicht gut genug ist, du bist mir nicht gut genug, noch lang nicht, noch lang nicht! Geh, wohin du gehörst; aber laß mir die Finger von dem! Ich will nicht, daß du mit ihm spielst, da ist der zu gut für dich, viel zu gut!"

„Sieh, wie falsch du bist,
Hast 'nen andern küßt!“

Er sang es nicht, er stöhnte es nur in einer rauhen Sprache, die Gesang werden sollte und zum Gröhlen wurde.

„Mattes!“

Eine harte Faust, die sich in verletzter Liebe zusammenkrampfte, hatte ihn rauh am Arme gefaßt.

„Mattes!“

Die Stimme war so scharf und doch so leiderfüllt, daß das Gelächter verstummte.

Es war die Wallonin, die ihren Sohn jetzt so zornig am Arme hielt, wie ein Kind, das bestraft werden soll.

Mit einem einzigen Blick sah sie, um was es sich handelte. „Jetzt kommst du nach Haus!“ sagte sie so zornig, daß ihre Stimme bebte; aber dieser Zorn galt nicht dem Verlachten, sondern denen, die ihn auslachten.

Sie sah Livvelingchen, die heftig errötet war, einmal durchbohrend an; dann zog sie, begleitet von erneutem Gelächter, den Trunkenen zur Türe hinaus.

Der alte Kirschbaum sah den beiden kopfschüttelnd nach. „Ja, das Tier!“ sagte er mißbilligend. „Man sagt nicht umsonst das ‚Tier‘!“

18. Kapitel.

Herr Hall, der alte Pastor von Fugenheim, richtete seine Bohnenstangen. Gottlob, allzuviel waren nicht zertreten; die Tugend Fugenheims schien sich zu heben!

Das mit dem starken Wilhelm und mit Mattes war zwar noch schlimm genug. Dem starken Wilhelm fehlten vier Zähne und sein linkes Auge, das die ersten Tage ganz blau gewesen, sah jetzt so grün aus, daß man den Burschen kaum wiedererkannte. Aber mit dem grünen Auge sah er schadenfroh auf die Kappusköpfe der Wallonenstina, die alle mit scharfem Sichelhieb mitten durchgeschnitten waren.

Der Kappeswolf, die Mutter des starken Wilhelm, war sogar zum Pastor gekommen, um sich über das Tier zu beklagen. Sie hatte jedoch wenig Verständnis bei dem alten Herrn gefunden. „So lange Euer Sohn sich nicht um das Mädchen kümmert, das er in Unehre gebracht, so lange will ich nichts von ihm wissen!“ hatte er gesagt. „Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es einem entgegen, und Schiller hat gesagt — nein, ich glaube, es war Goethe! — der hat gesagt: ‚Jede Schuld rächt sich auf Erden‘! Sorgt, daß Euer Junge den Spruch befolgt ‚Bete und arbeite‘! Unter Euren Obstbäumen könnten Stachelbeer- und Johannisbeersträucher stehen; aber Brennesseln wachsen darunter, Brennesseln, auf

„Das geht doch nicht, Herr Baron. Ich muß jetzt gehen. Die Leute — — —“

„Die Leute! Die Leute! Die Leute! Wir werden sie doch nicht dazu rufen, wenn du einmal kommen wolltest!“

„Die klatschen gleich — — —“

„Nun sieh mal, ich freſſ' dich doch nicht! Mädel, bist ja so schön geworden — — — was versteht so ein Bauer davon?! Na und schließlich — — — ein bißchen gefallen tu' ich dir doch auch!“

„Herr Baron, wenn so was die Wallonenstina wüßte — — —!“

„Der werden wir's doch nicht ins Ohr sagen, Prinzeß Tausendschön! Und was den Burschen betrifft — — laß mich nur sorgen! Der wird dir nicht mehr zu lange im Wege sein! Da schreibt unsereins einige Zeilen, und schließlich steckt so'n Tölpel im bunten Rock, trägt drei Jahre den Schießprügel und weiß nicht einmal, wie er zu der Ehre gekommen ist!“

Er lachte und strich sich den bereits stark gefärbten Schnurrbart.

„Seine Mutter hat ihn doch bei der Arbeit nötig, Herr Baron.“

„Nun ja! Wollen mal sehen. Wenn du fein artig bist — — — Na, also kommst du einmal zur Burg?“

„Das geht doch nicht!“

„Halt, da kommt mir eine famose Idee! Du kennst doch die alte Eiche oben am Waldrand?“

„Die all die tiefen Narben in der Rinde hat?“

„Eben die! Wenn ich nur wüßte, wer mir den schönen Baum so verdirbt! — Also die alte Eiche! Da steh ich von Montag an auf dem Anstand. Abends, wenn die Klatschweiber dann vom Felde sind, sagen wir mal so gegen halb neun — dein Alter geht dann wohl auch ins Wirtshaus — na, da kommst du eben zur alten Eiche!“

„Herr Baron!“

„Es ist kein Mensch weit und breit. Und Angst brauchst du doch auch nicht vor mir zu haben! Also ich warte auf dich abends um neun: Montag, Dienstag, Mittwoch — die ganze Woche! — Na, kommst du?“

„Nein, ich darf nicht!“

„Du willst wohl die beiden Duckmäuser, den überspannten Pastor oder den alten Schulmeister erst um Erlaubnis fragen?“

„Herr Baron, es geht nicht! Wirklich nicht!“

„Es geht wohl! Ein Blitzmädel wie du und nicht gehen! Also abgemacht! Du kommst!“

„Ich weiß nicht. Ich meine, es ist nicht recht.“

„Kommen wirst du! Nur, wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide!“

„Da! Nun kommt der Steinbruchbesitzer Wemmer!“ sagte Gretchen ganz betroffen.

Mit einem zornigen Blick warf sie einen Sack auf ihre Schubkarre und fuhr davon, immer noch schimpfend und drohend.

Lippelingchen brach in Tränen der Entrüstung aus. Was hatte sie denn der getan? Was wollte denn die? Hatte Mattes sie nicht schon genug ins Gerede gebracht?

Sie sah sich um und atmete auf: gesehen oder gehört hatte es keiner. Die hohen Hecken und die Bohnenstangen ließen einen nicht weit sehen; es war zudem Mittagspause, so daß die letzten Arbeiter vom Felde waren.

Daß Mattes gerade eine solche Mutter haben mußte! Aber eigentlich konnte er ja nicht dafür, daß er in dem kleinen Häuschen wohnte und nicht vier Pferde im Stalle hatte wie Ortsvorstehers Franz.

Sie wischte sich die Tränen ab und ging weiter. Plötzlich stand sie dem Baron gegenüber.

„Tag Jungfer Tausendschön!“ sagte er scherzend und zog den Hut. „Holla! Du hast geweint?“

„Ja, die Wallonenstina — — —“

Gretchen brach in neue Tränen aus.

„So! Die hat dir also den Marsch gemacht, weil die Burschen sich deinetwegen geprügelt? Na, mach dir nichts draus! Die hat ja auch mit dem Teufel Stafett geritten, der Drache! Nun, nun, nun, nun!“ — er faßte sie unterm Kinn. — „Das Weib ist ja gar nicht wert, daß du so um sie weinst!“

„Verleumdet hat sie mich!“

„Das kennen wir! Da ist sie ja groß drin! Alles, was sie sagt, ist gelogen! — Na, was hat sie denn gesagt?“

„Ich lief dem Franz nach.“

„So dumm wirst du doch wohl nicht sein! Weiß der Henker: ein Mädel von Milch und Blut wie du und dann so ein Mistfink! Da bist du doch zu schad’ für den! Herrgott, Mädel, was bist du bildhübsch geworden!“

Er strich ihr über die roten Wangen, und sie trat einen Schritt zurück. „Herr Baron, was sollen die Leute denken!“ sagte sie abwehrend, indem sie bis unters Haar errötete und sich ängstlich umsah.

„Daß ich einen guten Geschmack habe, wenn ich sage: du bist viel zu schad’ für diese Bauernlümmel! Mädel, du weißt ja gar nicht, wie schön du bist! Rein zum Anbeißen!“

Gretchen lächelte geschmeichelt und sah sich um, ob sie auch nicht beobachtet würde.

„Du fürchtest wohl die Klatschmäuler? Brauchen auch nicht ihre Nase in alles zu stecken! — Willst du einmal zur Burg kommen? Was? Ich hab’ jetzt türkische Enten.“

Baron von Fredelager war vergebens auf dem Anstand gewesen. Dem mußte wohl ein altes Weib über den Weg gelaufen sein; er war nicht zum Schuß gekommen. Was ihm vors Rohr geraten, war nicht der Mühe wert gewesen, und dann saß ihm auch die Ungeduld im Nacken. Das Mädel kam nicht! Natürlich! Edelwild! Aber Herrgott Saperment noch mal, wofür war er denn Jäger? Die sollte schon kirre werden! Er kannte die Schliche!

Anderen Morgens, so gegen zehn, ging er zum Kirschbaum. Der Alte würde wohl auf dem Felde sein. Mit der kleinen Hexe ließ sich dann ja ein Wort unter vier Augen reden. Für alle Fälle hatte er ein kleines Briefchen geschrieben. Im Notfalle würde auch das wirken! Schon das Parfüm des Briefes. Und dann das Wappen und die Krone! Und die Worte waren auch sehr klug und schmeichelhaft.

Weidmannsheil!

Aber der Alte war doch daheim, und Livvelingchen verschwand gleich errötend aus dem Zimmer.

Zum Glück hatte der Alte keine Witterung. Er kroch auf den Leim und glaubte, daß der Baron nur seines Hofhundes halber gekommen. Gewiß, von dem Wurf könnte er zwei Junge haben.

Der alte Kirschbaum liebte das Federvieh. Er hielt sogar einen Pfau, Perlhühner und Truthühner. Wenn er von den türkischen Enten ein Pärchen haben könnte — mit Freuden!

„Abgemacht, Kirschbaum. Ich schicke sie euch morgen früh. Die Luderchen sind hitzig! Beißen euch jeden anderen Enterich fort.“

„Aber ich halte auf reine Rasse, Herr Baron.“

„Na, eine Kreuzung ist auch nicht zu verachten; frischt das Blut auf.“

Der Kappeswolf kam, um rückständigen Pachtzins zu bezahlen. Nach den letzten Vorfällen im Tanzsaal hatte ihr der alte Kirschbaum mit Kündigung gedroht.

Der Baron empfahl sich und litt nicht, daß der Bauer ihn begleite; er solle sich nur nicht im Geschäft stören lassen.

Die Gelegenheit war gut abgepaßt. Gretchen hatte sich wohl nicht ohne Absicht unter dem Torweg zu schaffen gemacht.

„Adieu, Gretchen!“ sagte der Baron ganz laut, reichte ihr wie zum Abschied die Hand und drückte ihr mit bedeutsamen Zwickern das Briefchen in die Rechte. „Heute abend neun Uhr“, flüsterte er. Dann zankte er noch einmal den Hofhund, der belfernd an der Kette riß, lachte und ging.

„Was fummelst du denn da?“ fragte der alte Kirschbaum, der mit dem Kappeswolf in die Türe trat und bemerkte, daß Gretchen verlegen wurde. Seine Tochter zog die Hand rasch aus der Tasche. „Ich muß den Schlüssel zur Obstkammer wohl verlegt haben“, sagte sie.

„Macht nichts! Dem werden wir eine Nase drehen. Also Montag um halb neun an der alten Eiche. — Ei, sieh da, Herr Wemmer! Gut, daß ich Sie mal treffe“, sagte er ganz unbefangen. „Muß 'ne ganze Masse Kleinschlag von Ihnen kaufen. Die Schindluders haben mir alle Wege kaput gefahren. — Also Gretchen, sag deinem Vater, es wäre gut so. Und von den türkischen Enten wollte ich ihm ein Pärchen ablassen. Er soll sie nur mal ansehen kommen! Adieu, Gretchen.“

Er gab ihr so zwanglos die Hand, als seien es nur geschäftliche Dinge, die er mit ihr verhandelt habe, und wandte sich dann an den Steinbruchsbesitzer, der ihn respektvoll begrüßte.

„Basalt soll's doch sein, Herr Baron?“

„Natürlich, Basalt; anders gibt's ja nichts. Sie sind wohl so freundlich und kommen so gegen fünf Uhr mal zu mir. Ich zeige Ihnen dann die Wege, und ein Fachmann wie Sie rechnet sich wohl leicht aus, wie viel wir gebrauchen.“

Er winkte leutselig mit der Hand, pfiff eine Melodie aus dem „Bettelstudent“ und ging seines Weges.

Das Mädel biß an. Der Bursche — er meinte seinen Sohn, das Tier — war ihm zwar im Wege, immer hinter der Kleinen her auf Schritt und Tritt. Pah, der ließ sich doch in die Soldatenjacke stecken, und ihr Bruder, der Bertram, konnte gleich mitgehen. Besser war besser!

Also an der alten Eiche! Der Platz war gelegen; es kam dann gleich junges Laubholz, das um diese Stunde selten besucht wurde.

„Ein Fräulein stand vor der Himmelstür
Und wollte gern herein.
‚Ach Petrus, lieber Herr Petrus,
Warum läßt du mich nicht ein?‘
‚Weil du noch keinen Mann geküßt,
Drum laß ich dich nicht ein!‘

trällerte er vor sich hin. Er unterbrach seinen Gesang; es war ihm etwas eingefallen. Das mit der Wallonenstina! Er hatte gar nicht mehr daran gedacht, wenigstens im Augenblick nicht. Das war ja auch an der alten Eiche gewesen!

Er hieb die blauen Blumen der Wegewart mit der Reitgerte ab.

Das war damals eine brenzliche Sache gewesen! Solche Dummheiten! Na, er war eben ein junger Dachs damals. Einige Eseleien macht wohl jeder. Heute würde er klüger sein!

„Da nahm sie den alten Flachs beim Bart
Und küßt ihn auf den Mund!
Da lachten all die Engelein
Hihi, Hihi, Hihi!
Der alte Petrus lacht dazu
Haha, Haha, Haha!“

*
* *

„War einer bei ihr?"

„Eipa! Ipa! Upu!"

Nein, es war keiner bei ihr gewesen. Sie war daher gegangen: da! diesem Pfad nach.

Das Tier verschwand in der Dunkelheit.

Damals war ein Schatten vor ihr gewesen, jetzt folgte ihr einer. Aber sie ahnte es nicht. Sie dachte an den Baron.

„Von Treu' hat sie gesprochen,
Gab mir den Ring dabei,
Die Treu hat sie gebrochen,
Das Ringlein sprang entzwei!"

Der Gesang verstummte drunten im Tale. Es war ganz still geworden.

* * *

Endlich! Der Baron atmete auf. Nun war sie doch gekommen.

„Herzensmädel, das ist aber hübsch, daß du gekommen bist!"

„Ich muß gleich wieder gehen. Ich wollte Sie nur nicht warten lassen, Herr Baron!"

„Aber verschnaufen mußt du dich doch erst. Du bist ja ganz außer Atem gekommen."

„Nein, nein! Ich will gleich wieder gehen. Es ist so dunkel. Ich — — — ich fürchte mich!"

„Doch nicht vor mir? Und wenn ich bei dir bin, vor wem solltest du dich dann fürchten?"

„Nein, nein, ich gehe wieder."

„Sei doch kein Kind! Komm! Ich tu dir doch nichts, Närrchen! Oben bist du nun doch einmal. Wenn du absolut wieder fort willst, so geh doch wenigstens mit mir bis ans Kreuz, von dort kannst du dann gleich wieder den Berg hinunter. Fünf Minuten nur! Komm, Liebling!"

Sie sah sich um. Sie fürchtete sich jetzt vor der Dunkelheit, die hinter ihr lag. „Ja, aber nur bis ans Kreuz", flüsterte sie.

Er legte den Arm um sie. „Gut. Also nur bis ans Kreuz. Aber wir gehen durchs Gesträuch; auf dem Wege könnte uns einer begegnen."

Mit sanfter Gewalt zog er sie mit fort. Sie zitterte leise, aber sie sträubte sich nicht mehr. Es war ihr so traumhaft zu Mute, so seltsam. Ganz willenlos war sie geworden, und all ihr Denken ging unter in einem wohligen Gefühl von Mattigkeit. Er drückte sie fester an sich, er fühlte ihr klopfendes Herz, fühlte, wie sie zuckte und bebte.

„Ich hab dich so lieb, ich vergehe ohne dich! Du bist jung, du bist schön, o du! du! du!"

Er küßte sie, und sie ließ es geschehen. Ganz schwer hing sie ihm in den Armen. Und er führte sie weiter und weiter.

„Dann such' ihn. Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Beinen haben", antwortete ihr Vater.

In der Obstkammer las Gretchen erregt das goldumrandete Briefchen.

Wie fein der schreiben konnte! Und das schöne, gelbe Papier! — Und der Duft! — — Und die Krone! Er war doch ein vornehmer Mann, der Baron!

Drunten schimpfte ihr Vater mit dem Kappeswolf noch immer über ‚die Biesterei'.

Wenn er nur heute abend nicht zu Hause blieb! Vor elf Uhr kam er ja selten aus dem Wirtshause.

Dem Baron wurde die Zeit lang. Er hatte sich frisch rasiert und den Schnurrbart sorgfältig gefärbt und gebürstet. Den neuen Förster hatte er strenge angewiesen, diesen Abend die Burg nicht zu verlassen, da er selbst erst spät aus dem Walde kommen würde. Dieser Spürhund würde also nicht seine Wege kreuzen.

Auf seine Büchse gelehnt, stand er unter der alten Eiche und wartete. Drunten vom alten Kirchturm schlug es Viertel. Noch eine Viertelstunde und Livvelingchen würde kommen!

In der Luft schwärmten verspätete Junikäfer, hinter denen bereits die Fledermäuse hergeisterten. Hie und da leuchtete noch ein Johanniswürmchen im Grase. Aus dem nahen Tannenbestande kam schwerer Harzduft. Ein Reh trat aus dem Walde. Die Sterne zogen auf.

Mattes war seit jener Kirmesnacht nicht mehr ins Dorf gegangen. Er schämte sich. Was mochte sie von ihm denken?

Vor einem Bauernhause klang eine Harmonika:

„Mein Schatz hat nicht geschrieben,
Mein Schatz ist ausgeblieben,
Kommt nimmermehr zurück!"

Er hielt's nicht mehr aus. Hinter den Obstgärten wollte er herschleichen, das Licht von ihrem Fenster mußte er sehen.

Aber er sah kein Licht.

Da ließ das Tier den Kopf sinken und ging traurig zurück, seinem Hause zu.

Er war noch nicht weit gekommen, als er's hinter sich her schnaufen hörte. Einszwei — einszwei, immer auf und ab kam etwas durch das Dunkel. Es war Ipa-Eipa, der seinen Freund beobachtet hatte. Heftig gestikulierend machte er Mattes klar, daß Livvelingchen nicht zu Hause sei, daß er gesehen, wie sie oben auf den Berg gegangen.

„Auf den Berg? Jetzt?"

„Ipa-ipo eipa!"

Mattes verstand. Das Gesicht Ipa-Eipas und seine Gesten sagten mehr als Worte.

nicht sehen. Aber das war doch Livvelingchen gewesen, sein Livvelingchen! Der Baron hatte sie mitgelockt, und wenn er ihr nun etwas tat — — — wenn er ihr etwas tat!

Und jetzt — — —

So war's doch? Er hatte sie zu Boden gestoßen. Er wollte — — — seinem Livvelingchen — — — seinem, seinem Livvelingchen — — —

Sie lag am Boden und der Baron warf sich über sie, sie fast erstickend in sinnlosen Küssen.

„Ja?“

„Aber — — — wenn jemand kommt!“

„Wer denn?“

„Das Tier! Das Tier!“

Mit wahnsinnigem Schreckensruf war sie aufgesprungen, sie hatte in ein entmenschtes Angesicht gesehen.

„Hilfe! Hilfe!“

Mattes sprang auf. Sie schrie nach ihm, sie rief ihn zu Hilfe der Baron wollte — — —

„Aas!“

Mit einem rasenden Schrei warf sich das Tier auf den Baron, der Sohn auf den Vater.

„Du Aas! Du willst — — Du willst — —!“

Gurgelnd, wie die letzten Töne eines Erstickenden, schrie er es. Er sah nur noch Feuer, er hatte nur noch das Gefühl, seinen Todfeind zerschmettern zu müssen. Mochte der sich wehren, mochte er ihn mit der Faust ins Gesicht schlagen — — er fühlte es gar nicht. Mit eisernen Armen hob er den Mann, der ihn blutig gepeitscht, als er noch ein Kind war und der nun seinem Livvelingchen ein Leid tun wollte, in die Höhe und schleuderte ihn mit heiserem Wutschrei weit von sich, um sich am Boden wieder über ihn zu werfen. Würgen mußte er den — — — würgen!

Der Baron schlug rücklings durch das nachtschwarze, niedere Strauchwerk. Und dann ein Schrei und ein schwerer Schlag.

Mattes ihm nach in sinnloser Wut — — zwei Schritte. Aber — — — mein Gott — — — da war ja — — — der Abgrund, der Steinbruch! Und der Baron war nicht mehr da! Mattes stand wie erstarrt. Jetzt erst kam er wieder zu sich. Es waren Steine gefallen und dann unten ein schwerer, dumpfer Schlag. In den Abgrund hatte er den Baron geworfen — — in den Abgrund!

Er taumelte zurück, ihm war ganz schwarz vor den Augen. „Livvelingchen!“ stöhnte er. „Der ist tot! Ich wußte nicht, daß hier der Steinbruch war! Der ist — — — tot!“

„Wo sind wir? Wo ist das Kreuz?“ fragte sie endlich.

„Ich weiß es nicht. Es ist ja auch egal, ganz egal. Ich weiß nur, daß du bei mir bist und ich bei dir! Mädel, Mädel, ich bin ja fast verschmachtet nach dir! Wie ein Schuljunge habe ich geträumt von dir, alle Verse, die ich längst vergessen, sind wach geworden in mir:

„Komm, daß du meine Sehnsucht stillst,
O Königin!
Und wenn du meine Seele willst,
So nimm sie hin!“

Er bückte sich, als ob er vor ihr knien wolle, faßte sie um die Lenden und hob sie hoch in die Höhe. Da warf sie die Arme um seinen Hals, schloß die Augen und küßte ihn, als ob sie ihn ersticken wolle. So hatte sie Mattes geküßt, ehe er weggelaufen von ihr.

Aber der Baron war aus anderem Holze, der lief nicht fort.

„Nun bist du mein, ganz mein! Nun laß ich dich nicht mehr!“ sagte er und setzte sie ins Moos. Er kniete vor ihr, er küßte ihre Augen, ihre Lippen, ihre Hände.

Ringsum war es still, nur ganz fern aus dem Tale klang Hundegebell. Er setzte sich neben sie, und sie lehnte sich an ihn, wie um in ihrer Willenlosigkeit einen Halt zu finden. Die kühlere Nachtluft ließ die Bäume erschauern, durch alle Blätter rieselte es wie stille Erwartung.

„Ich bin so bange!“ flüsterte sie.

„Ich bin doch bei dir, und da liegt das Gewehr. Dir tut keiner was! Komm! Komm!“

Sie schloß die Augen und ließ sich schweratmend von ihm streicheln und küssen.

„Da — — da! Was war das?“

„Nichts Herzel, gar nichts! Ein Vogel, der sich verspätet hat.“

„Ich — — — Es ist so dunkel. Wenn nun einer käme?“

„Wer sollte jetzt wohl kommen?“

„Es rauscht so. Ich meine immer, es käme einer.“

„Gar keiner kommt, nur ich komme — — zu dir! Zu dir!“

Keuchend, seiner Sinne nicht mehr mächtig, küßte er sie. Wie ein Taumel war es über sie gekommen. Sie fühlte seine ganze Schwere; mit einem Seufzer gab sie dem Druck seines Körpers nach und sank hintenüber ins Moos.

Und die Blätter rauschten. Schreckhaft, beängstigend. Fröstelten sie in der Nachtluft oder war es, weil jemand über den Boden kroch und sie leise streifte?

Das Tier?

Wie Flammen loderten in seinem fieberglühenden Kopfe die Gedanken durcheinander. Was da vor sich ging — deutlich konnte er's

in mir hat er langsam totgemacht, weil er mich nicht verstand, weil er sich keine Mühe gab, mich zu verstehen. Wenn ich ihn bat, er möchte mich in die Kirche begleiten, sagte er bloß: „Geh nur allein; mit seinem Gott spricht man ohne Zeugen am besten.“ So zynisch! In seinen Klub mitzukommen, hatte er sie nie aufgefordert; sie ging ja auch lieber ins Theater, aber wenigstens einladen hätte er sie können ... Erzählte sie ihm etwas von einem hübschen Hut oder einer entzückenden Seidenbluse, die sie irgendwo gesehen hatte, dann fragte er nur: „Wieviel kostet's?“ Frau Liesl nannte den Preis jedesmal widerwillig, nahm das Geld ohne Freude und grämte sich, daß ihm die schönen Sachen so gar keinen Spaß machten — nicht einmal über die lustig wippende Straußenfeder wollte Karl Thedor lachen! Einmal verdiente er mit einem neuen Artikel ein Vermögen, und sie umschlang seinen Hals. „Bist du glücklich, Karl Theodor?“ Da wandte er sich weg: „Glücklich kann man nur durch Dinge werden, die man geschenkt bekommt.“ Oft und oft sprach er so unverständlich, absichtlich — um sie zu kränken, damit sie sich neben ihm dumm und klein fühle. Und sie mühte sich doch so, Karl Theodor glücklich und zufrieden zu machen; sogar auf die Tarockpartie ihrer Mädchenzeit hatte sie verzichtet, weil er das Kartenspielen nicht leiden mochte. Jetzt wußte sie's: er wollte ihr zum Trotz gar nicht glücklich werden ... Sein entsetzlicher Eigensinn, der nicht auf ihre guten Ratschläge hörte! Auch nach dem Balle damals warnte sie: „Knöpfe den Rock zu, Karl Theodor, du wirst dich erkälten!“ Er knöpfte den Rock natürlich nicht zu und ging dann mit dem Schnupfen sogar ins Kontor.

Das Brutalste war sein Abschied von ihr. „Liesbeth“, sagte er — und er sollte sie doch Liesl nennen! „Liesbeth, du hast es mit mir nicht gut getroffen, aber du bist jung und kannst dein Leben von Grund auf neu gestalten. Durch unser Vermögen bist du unabhängig, und wenn du dich entschließest, zum zweitenmal zu heiraten, so nimm einen nicht zu klugen, nicht zu alten und nicht zu ernsten Mann, der sein Lebensziel in der Nähe sucht. Ich danke dir für alles, was du mir Liebes getan hast.“ — Wie häßlich, auf dem Sterbebett von seinem Nachfolger zu sprechen! Häßlich und taktlos — ihn herabzusetzen, zu verkleinern: nicht zu klug, nicht zu alt, nicht zu ernst — damit er gerade zu ihr paßte ...

Frau Liesl hatte schon, freilich nervös und nur flüchtig, seine Korrespondenzen durchgeblättert. Frauenbriefe waren keine darunter; die verbrannte er gewiß sofort nach Empfang ... O, er war vorsichtig und mißtrauisch!

Ein kleiner Haß gegen ihn stieg in ihr auf: alles hatte er ihr zu Trotz getan, auch den Schnupfen hatte er sich geholt, damit sie sich

Aber Lippelingchen, sein Lippelingchen, das er vor dem Baron hatte retten wollen, antwortete nicht. Plötzlich, als der Baron aufschreiend in die Luft griff und dann verschwand, hatte sie erkannt, daß es der Steinbruch gewesen, an dem sie gesessen. Und dann hatte sie eine entsetzliche Furcht gepackt, daß Mattes auch sie hinabwerfen würde.

„Lippelingchen!“ schrie Mattes, als er sah, daß er allein war; aber er bekam keine Antwort. Sie, für die er zum Mörder geworden, war vor ihm entflohen.

„Lippelingchen — — —! — — — — — Lippelingchen!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Unverstandene.

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

Nach dem Industriellenball hatte es bei ihm mit einem Schnupfen angefangen, dann kam ein Bronchialkatarrh dazu, mit Fieber; trotzdem fuhr er regelmäßig in die Fabrik. Eine Woche später wurde Karl Theodor im Bureau ohnmächtig, sie brachten ihn nach Hause und der Arzt stellte Lungenentzündung fest, eine verschleppte überdies, die heimtückisch zehrte. Frau Liesl pflegte ihren Mann aufopfernd, tagsüber war sie tapfer und trug den Kopf hoch, aber des Nachts schlich das Grauen aus allen Winkeln und verschnürte ihre Kehle. Die Temperatur stieg auf 40 Grad, auf 40·5, auf 41 . . . Doktor Wipper gab immer weniger Hoffnung.

Zwei Stunden vor Sonnenaufgang starb dann Karl Theodor.

Der Notar kam, die Leute von der Leichenbestattung kamen, und viele, viele Menschen kamen, die ihre Gesichter in Trauerfalten legten und kondolierten. Frau Liesl war gefaßt und drückte das Taschentuch nur selten an die Augen.

Endlich wieder allein, das erstemal mit dem toten Karl Theodor allein, setzte sie sich zu seinem Bette und schaute lang, lang in das stille Gesicht. So hart und kalt und rücksichtslos sah er auch im Leben aus, dachte sie; besonders wenn er schweigen wollte und auf keine Frage antwortete. „Ganz unverändert!“ hatten die fremden Menschen, die ihn scheu von der Seite anblickten, geflüstert.

Frau Liesl wunderte sich, daß sie jetzt so gar keine Angst empfand — höchstens davor, daß man sie nun „Witwe“ nennen würde — ein schreckliches Wort . . .

Ich hab ihn einmal sehr lieb gehabt, dachte sie weiter und versuchte, über seine gefalteten Hände zu streicheln, aber da graute ihrem warmblütigen Leben doch vor der wächsernen Kühle. — Diese Liebe

Dumm war der kleine Georg nicht. Das bewies er auch dadurch, daß er schon als Besucher der zweiten Volksschulklasse aus eigener Erfahrung das Wesen der Kreditgeschäfte kannte. Er hatte beim Greisler ein Konto für Früchtenzucker und Süßholz, ein zweites beim Schuldiener, der mit Schreibheften und Abziehbildern handelte. Als die Zahlung allzu lang auf sich warten ließ, präsentierten beide Firmen Georgs ahnungslosem Vater ihre Rechnungen. Der machte seinem gerechten Zorn in so furchtbarer Weise Luft, daß Georg vorläufig keine Waren mehr auf Borg nahm. Seiner Leidenschaft für Süßigkeiten und bunte Bilderchen entsagte er darum nicht, allein er kaufte sie um Bargeld, das die gute Mutter von ihrem knappen Wirtschaftsgelde für ihn sparte. Der Vater aber hielt den Sohn für gebessert und geheilt.

Als Georg aufs Gymnasium kam, beschied ihn eines Tages die Großtante zu sich, die einzige lebende Blutsverwandte seiner Mutter. Der Nichte zürnte sie, weil diese nach ihrer Meinung durch die unvernünftige Liebe zu „dem notigen Schreiber, dem steinharten Bauernschädel" viel vorteilhaftere Partien mutwillig verscherzt hatte. An dem aufgeweckten Knaben aber fand die dicke alte Frau rasch Gefallen. Sie holte ihn aus, wie es im Elternhause zuginge, gab ihm in gutgemeinter, aber höchst gefährlicher Art ihr Mitleid zu erkennen und bedachte ihn schließlich mit einem wöchentlichen Taschengelde von fünfzig Kreuzern. Die erste Rate zählte sie ihm gleich auf die Hand, die weiteren sollte er an jedem Sonnabend persönlich beheben.

Hochbeglückt machte sich Georg auf den Heimweg, sinnend, was er mit seinem unverhofften Reichtum beginnen werde, und alle Schaufenster gewissenhaft musternd. Endlich fesselte ihn der Anblick eines Briefmarkenalbums von außerordentlicher Schönheit und Gediegenheit. So eines wünschte er sich seit langem als Weihnachtsgeschenk, aber der knauserige Vater hielt Schuhe und Strümpfe für eine praktischere Bescherung. Der Preis, den man ihm im Laden nannte, wär freilich erschreckend hoch: Zwei Gulden und fünfzig Kreuzer. Aber Georgs Entschluß war bald gefaßt. Er eilte nach Hause und ersuchte die Mutter, sie möge ihm sofort zwei Gulden leihen. Zugleich erzählte er begeistert von der Freigebigkeit der Tante. Binnen vier Wochen konnte die Schuld aus seinem Taschengelde gedeckt sein. Schmeichelworte und Tränen taten das ihrige, und am Abend war Georg im Besitze des heißersehnten Briefmarkenalbums. Seine Einkünfte waren aber verpfändet. Die Mutter konnte auf die Rückzahlung nicht verzichten, dem Schuldner fiel sie recht schwer. Täglich zwischen der zweiten und dritten Unterrichtsstunde war den Gymnasiasten eine Erholungspause gegeben, in der sie sich mit Speise stärkten. Georg bekam am Morgen eine trockene Semmel mit, und die heißen Würstchen, die der Schuldiener feilhielt, dufteten so verführerisch.

sorge, und gestorben war er, um sie zu kränken. Witwe sein, ist immer ein verpaßtes Schicksal.

Da begann Frau Liesl zu weinen, bitterlich zu weinen; sie fühlte ein namenloses, unerschöpfliches Mitleid mit sich, der Unverstandenen.

„Im voraus."

Von **Fritz Stüber-Gunther.**

Georg war der Sohn eines kleinen, das heißt untergeordneten und kümmerlich besoldeten Staatsbeamten. Die Unannehmlichkeiten einer solchen Abkunft offenbarten sich ihm vom ersten Augenblicke an, da er die Vorgänge der Außenwelt zu erkennen und nach ihrem inneren Zusammenhange zu ordnen vermochte. Der Vater hatte, kaum angestellt, ein mittelloses Mädchen geheiratet und besaß in seinem Berufe keinerlei Protektion. Sollte also im Elternhause nicht eines Tages die nackte Not einkehren, so mußte auf genaue Rechnung und peinliche Sparsamkeit gesehen werden. Dazu war nun Georgs Vater, einem armen niederösterreichischen Dorfe entstammend, an Entbehrung von Kindheit auf gewöhnt und von eiserner Strenge gegen sich und gegen andere, gerade der rechte Mann. Seine Frau, eine leichtblütige Wienerin, erhob freilich oft genug, namentlich in der ersten Zeit ihrer Ehe, Einwände und Vorwürfe gegen des Gatten spartanische Art. Der aber setzte ihr beweiskräftig auseinander, daß ein kleiner Beamter nur so und nicht anders sein Auskommen finden könne. Und er behielt recht. Denn wie wenig man auch in seinem Hause an Luxus denken durfte, so wenig litt man darin jemals Mangel an Nahrung oder Kleidung, und ebensowenig wußte man, was Schulden seien.

Georg, als Erstgeborener der Abgott der Eltern, war im Äußeren und auch im Charakter weit mehr der Mutter als dem Vater ähnlich. Bekam er neue Kleider, die in erster Linie auf Dauerhaftigkeit und in allerletzter auf Pracht Anspruch erhoben, so verglich er sie nicht mit den geflickten Lumpen des Hausmeisterbuben, sondern mit den hellfarbigen zierlichen Anzügen seines anderen Gespielen, des Fabrikantensöhnchens vom Nachbarhause. Ward er an schönen Feiertagen zur Besichtigung der wilden Tiere nach Schönbrunn geführt, was bekanntlich ein lehrreiches und vollkommen unentgeltliches Vergnügen ist, so weinte er und strampelte und wies auf jene glücklicheren Altersgenossen hin, die im Prater die Freuden des Wurstels und des Ringelspiels genossen. Und setzte ihm die Mutter öfter als einmal in der Woche zum Abendmahle Erdäpfel mit Butter vor, so hielt er sich für den Bejammernswertesten der Sterblichen.

eröffnet, daß er höchstwahrscheinlich vom nächsten Monate an ein jährliches Adjutum von 300 fl. erhalten werde. Georg zeigte keine besondere Gemütsbewegung. Aber am anderen Tage kam er nicht vom Amt nach Hause, am zweiten und dritten ebensowenig. Erst in der Nacht des vierten kehrte er mit rotgeschwollenen Augenlidern, beschmutzten Kleidern und einem starken Geruche nach Tabak und Alkohol heim. Er hatte das Nebelbild seiner künftigen Wohlhabenheit in die gegenwärtige Wirklichkeit umgesetzt und einmal tüchtig „das Leben genossen“. Dabei war ungefähr so viel Geld aufgegangen, als das in Aussicht stehende Gehalt für ein Vierteljahr betrug. Ein liebenswürdiger älterer Herr, der sich vormittags mit Schreib- und nachmittags mit Wuchergeschäften befaßte, hatte es ihm vorgeschossen. Und als Georg das Adjutum tatsächlich erhielt, mußte er es gleich zur Deckung seiner Schulden verwenden. Daß diese pünktlich bezahlt wurden, darüber wachte der Vater mit aller Strenge. Da aber doch ein junger Mann allerlei Kleinigkeiten haben möchte, die Geld kosten, und da es weiters durchaus kein Vergnügen ist, lediglich für fremder Leute Säckel zu arbeiten, so ersetzte Georg die dahinschwindenden alten Schulden heimlich stets durch neue. Sie zu tilgen, dachte er, müsse ihm ein Leichtes sein, sobald er sein Praktikantentum erst mit einer gut dotierten „definitiven“ Anstellung vertauscht habe. Die definitive Anstellung kam, der höhere Gehalt kam — und mehr als die Hälfte desselben diente zur Bezahlung längst genossener Vergnügungen. Und er wurde älter und einsamer. Zuerst starb die Mutter, bald darauf der Vater, zuletzt die Tante. Jene hatten ihm nur ihren Segen und eine Unzahl trefflicher Ermahnungen hinterlassen, diese vermachte ihm in ihrem Testamente ein hübsches, rundes Sümmchen Geldes. Damit konnte er nun sein Leben behaglich und sorgenlos gestalten, wenn — ja, wenn er nicht schon jahrelang mit dem sicher zu Erwartenden gerechnet und es im voraus verzehrt hätte. Und was vielleicht das Unangenehmste war, Georgs Amtskollegen hielten ihn jetzt für einen wohlhabenden Herrn und beneideten ihn um den vermeintlichen großen Glücksfall.

Georg war ein verwendbarer Beamter, wie er ein strebsamer Schüler gewesen war, und klomm die weniger Stufen seiner Laufbahn verhältnismäßig rasch empor. Aber er war der Steigerung seiner Besoldung mit seinen Ausgaben immer weit voraus und hatte vollauf zu tun, um seinen geldlichen Verpflichtungen halbwegs pünktlich nachzukommen. Und eigentlich war er kein Verschwender und kein Lump. Er brauchte nur tagaus, tagein um einen nicht sehr hohen Betrag mehr als sein jeweiliges Einkommen erlaubte, und gab das, was er übermorgen erhielt, schon heute aus. Vielleicht wäre es gut für ihn gewesen, wenn er eine tüchtige, wirtschaftliche Frau genommen hätte, vielleicht auch wären sie

Hätte er nur sein Taschengeld nicht im voraus weggegeben, so brauchte er jetzt nicht auf diesen Genuß zu verzichten. Und er verzichtete trotzdem nicht darauf. Begüterte Klassenkameraden gewährten ihm Vorschuß. Nach etlichen Monaten steckte er tief in Schulden. Es machte ihm gar kein Vergnügen mehr, sein Taschengeld zu beheben, das er ja doch, um nicht seinen „Kredit“ zu verlieren, regelmäßig seinen Gläubigern abliefern mußte.

Wie alles im Laufe der Zeit an die Sonne kommt, so geschah es auch mit Georgs schulgesetzwidrigen Leihgeschäften. Der Vater war wieder einmal wie aus den Wolken gefallen. Er nahm den Sohn gehörig ins Gebet und stellte ihm vor, daß er sich fürs ganze Leben unglücklich machen müsse, wenn er auf gleiche Art fortfahre. Zerknirscht gelobte Georg Besserung und hielt sein Versprechen wirklich einen Monat lang . . .

Als begabter Schüler ging Georg ohne Aufenthalt durch alle acht Klassen des Gymnasiums. An Verdrießlichkeiten und häuslichen Szenen fehlte es nicht, aber die hatten stets ihren Grund in seiner leichtsinnigen Geldgebarung. Mehrmals erhöhte die Tante sein Taschengeld. Doch jedesmal hatte er diese Verbesserung seiner Einkünfte vorausgesehen und eskomptiert. Die Reifeprüfung bestand er glänzend. Als er der Tante das Zeugnis überbrachte, vergoß die gute Frau zuerst Freudentränen. Dann schloß sie den einbruchsicheren Geldschrank auf und überreichte dem braven Neffen feierlich eine blanke Hundertguldennote. Damit sollte er eine kleine Erholungsreise in die steirischen Alpen unternehmen. Solch eine Reise wäre ja Georgs Herzenswunsch gewesen, jedoch er sah ein, daß sie unterbleiben mußte. Denn mehr als hundert Gulden war er seinen Mitschülern und einem freundlichen Wirte schuldig, in dessen verschwiegenem Hinterzimmer es sich gar gemütlich kneipen ließ. Als die Tante von dieser unbeabsichtigten Verwendung ihres Geschenkes erfuhr, war sie so empört, daß sie erklärte, nun nichts weiter von ihrem verschwenderischen Neffen wissen zu wollen. Später brach sie allerdings diesen Schwur, aber im Augenblicke hatte er für Georg die schwere Folge, daß er den Gedanken an ein Universitätsstudium aufgeben und unmittelbar aus dem Gymnasium in den k. k. Staatsdienst treten mußte.

Es traf sich gerade damals, daß einige unbesoldete Praktikantenstellen in demselben Ministerium, in welchem Georgs Vater diente, zu vergeben waren. Solch glänzenden Posten erhielt auch Georg. Das war ein harter Bissen für einen leichtfertigen und genußsüchtigen Jüngling, aber Georg schien ihn tapfer hinunterwürgen zu wollen. Er trank nicht, rauchte nicht, verbrachte seine freie Zeit mit Spazierengehen und machte für keinen Kreuzer neue Schulden.

Länger als ein Jahr diente er dem Staate fleißig, treu und vollkommen unentgeltlich, da wurde ihm eines Tages von seinem Vater

der in der ganzen Welt, nirgends jedoch so häufig wie hierzulande, vorkommt. Auf dem Wiener Boden gedeiht er in außerordentlicher Üppigkeit, die Luft, die vom Kahlenberg über den Donaukanal streicht, ist seinem Wachstum besonders förderlich. Sehr schöne Exemplare weist der Beamtenstand auf, doch sie finden sich auch in allen übrigen Berufsklassen. Es laufen Dichter unter uns herum, die, wieviel ihnen auch ihre aufgeführten Stücke getragen haben, doch stets von den ungeschriebenen leben, Geschäftsleute, die den Gewinn geplanter, aber noch nicht vollendeter Unternehmungen zum Fenster hinauswerfen, Arbeiter, die im Winter den Lohn des kommenden Sommers und den des nächsten Frühjahrs im Herbste verzehren. Philosophen und Volkswirtschaftler mögen daraus scharfsinnige Schlüsse ziehen.

Vor der Erfüllung.

Ich ahne schon der Sommertage Gluten
Und silberblauer Nächte heiße Pracht,
Ich fühl' ein stürmisch Sehnen mich durchfluten
Nach einer zaubervollen Märchennacht.
Und wilder meines Blutes Wellen schlagen
Und jauchzend singt mein Herz dem deinen zu,
Ich kann allein die Liebe nicht mehr tragen
Und die Erfüllung meines Traums bist du!

Josef Karl Ratislav, Wien.

La Reine.

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

Königin könnte sie sein, wenn es damals anders gekommen wäre. Aber damals, fast ein Jahrhundert vor ihrer Geburt, hatte sich die Welt rot drapiert, röter als der königliche Purpur des Krönungsmantels flutet, und Madame faltet den schmalen weißen Streifen zwischen den bronzebraunen Augenbrauen immer noch dramatisch — ein majestätischer Groll —, wenn jemand den Namen Robespierre ausspricht, und wenn ihr Wagen am Boulevard St. Germain an Dantons Monument vorüberrollt, dann schauen zwei tanggrüne Augen auf die andere Seite, wo Pierre Konstant, der Bäcker, seinen Laden hat. Niemand kann ihr das Wort peuple nachsprechen, und niemand das Wort roi; das eine klingt verachtet, das andere ehrfürchtig und dazwischen läuft eine Weltgeschichte. Sie nennt sich selbst die letzte Französin und wahrscheinlich mit Recht, achtet ihren Gemahl, den duc, vielleicht auch mit Recht, sie

dann beide erst recht unglücklich geworden. Auf jeden Fall blieb es ein Experiment von zweifelhaftem Erfolge, und Georg war so vorsichtig, es nicht zu wagen.

Er war nun schon an die Fünfundvierzig, in einem Alter also, da der bedächtige Philister Widerstandskraft gegen die Stürme des Lebens aus seinem Sparkassebuch holt. Die Stelle eines Rates sollte besetzt werden und Dutzende bewarben sich um sie. Georg als dem Tüchtigsten ward sie zuerkannt. Diese außerordentliche Schicksalsgunst, die unter hundert Kanzleibeamten nur einem zuteil wird, gebührend zu feiern, veranstalteten Georgs frühere Kollegen und künftige Untergebene ihm ein Fest. Um Mitternacht, da man sich durch eifriges Essen, Trinken, Rauchen und Durcheinanderschwatzen in die gehörige Stimmung versetzt hatte, begann das Redefieber um sich zu greifen. Alle Augenblicke stand einer auf und „erhob sein Glas“ auf den Neuernannten. Der erste pries ihn als Mensch, der zweite als pflichtgetreuen Beamten, der dritte strich sein liebenswürdiges und „wahrhaft kollegiales“ Benehmen gegen die Berufsgenossen heraus, worauf wieder der vierte Georgs Verdienste um den Staat durch ein Vergrößerungsglas zu betrachten „nicht umhin konnte“. Zum Schlusse legte noch ein Redner los, der in weiten Kreisen den Ruf eines Humoristen genoß. „Meine Herren“, sagte er, „indem daß ich einen Blick auf die Zukunft unseres hochgeschätzten Kollegen werfen tue, so finde ich — und gerade das haben meine verehrten Herren Vorredner vergessen — so finde ich alsdann, daß der nervus rerum, der Mammon, das Maßl für einen k. k. Staatsbeamten doch das Allerwichtigste ist. Diese wichtige Sache aber wird unser neuer Herr Vorstand von nun an genau so reichlich haben, wie wir sie leider nicht haben tun. Den Herrn Rat haben wir heute schon oft genug leben lassen, lassen wir alsdann jetzt auch seinen großen Gehalt leben! In diesem Sinne erhebe ich mein Glas.“

Die Versammlung jubelte dieser etwas kühnen Rede begeistert zu. Georg bedankte sich mit einigen höflichen, wohlüberlegten Worten. Dann ging er. Als er in seinem Junggesellenheim angelangt war und Licht gemacht hatte, bemerkte er auf dem Schreibtische ein Schriftstück mit amtlichem Siegel. Von einer Ahnung durchzuckt, erbrach er es hastig. Ein vergessener Gläubiger, der mit Berechnung und Zuversicht seit Jahren auf die Gunst dieses Augenblickes lauerte, hatte die Pfändung seines Gehaltes erwirkt. Georg warf das Papier beiseite und legte sich zu Bett, etwas verstimmt, aber durchaus nicht verzweifelt. Auf solche Ereignisse war er ja stets gefaßt. Sie kennzeichneten sein selbstbereitetes Geschick, das er nun wohl bis zum Grabe weiter tragen mußte . . .

Als vereinzelter Fall wäre Georgs Lebenslauf gewiß nicht sehr interessant oder erschütternd. Aber Georg ist ein Typus; ein Typus,

ein Diener schweigend zum Ausgang, als er für den Tafelaufsatz, den der unglückselige Halsband-Böhmer nach den Schultern Marie Antoinettes aus Altsilber getrieben hatte, achthunderttausend Dollar bot. Seitdem darf ein Yankee nicht mehr ins Palais.

La Reine vermeidet alles Exzentrische und tut nie etwas Gewöhnliches. Petris Nachfolger küßt sie willig den Pantoffel und an Trauertagen der Dynastie kniet sie in stummen Messen. — Das Riesendepot in der Bank von England gestattet ihr jede Laune, doch zieht sie die schwarzlackierte Equipage mit den schmalen Goldstreifen einem Automobil vor. Vier russische Rapphengste oder andalusische Schimmel ziehen die Karosse und traben tänzelnd; Eile ist gemein.

Wer von der Dienerschaft wagte, für die Deputiertenkammer zu wählen, der wäre Lakai gewesen. Mit der Republik hat auch der Troß in der Rue de Lille nichts zu tun.

Alljährlich spielt La Reine in Monte Carlo, sitzt zur Rechten eines Polignac oder eines anderen Kavaliers am Trente-et-Quarante-Tisch und verliert lächelnd zehn, zwanzig, dreißig rostbraune Noten, die der stumpfe Kroupier mit dem Rechen zusammenscharrt, und das pendelnde goldgewirkte Handtäschchen scheint unerschöpflich wie die Demantfelder Afrikas. Der Verlust macht ihr Spaß, je mehr desto besser, denn die Welt soll sehen, daß Geld nichts bedeutet. Streicht dann eine Pariser Cocott einen Gewinn zu sich, der La Reine gehört, so lacht sie lautlos, doch der Kavalier zur Linken will protestieren und hebt schon den Zeigefinger. Da krümmen sich die bronzenen Brauen La Reines zu einem gotischen Bogen: „Monsieur . . .“

Vor dem Kasino, einmal, lümmelt ein südamerikanischer Baumwollenmakler an der Estrade und streut Louis d'ors unter die gierigen Monagassen; das Gesindel kreischt, drängt und hascht. Es stößt, schlägt, fährt sich in die Haare, flucht, zerrt, heult. Ihr Kavalier reicht Madame la Reine den Arm für die Promenade zum Hotel de Paris. Da rollt klingend ein gekerbtes Goldstück an ihr vorbei, ein Dukaten vielleicht, und sie bückt sich und ihre Frisur streift den Zottelkopf eines schmutzigen Fischers, der schon die Finger nach dem Schatz krallt, aber sie ist behender und erhascht das glitzernde Ding. Kein Dukaten, ein Napoleon d'or mit dem Lorbeerkranz um hohle Schläfen, das Jahr 1870 eingeprägt. Der rohe Fischer zischt ein gemeines Schimpfwort, Madames tanggrüne Augen flimmern habsüchtig und sie schiebt das Goldstück zu den anderen ins gewirkte Täschchen. Glücklich! Befriedigt!

Dem Bettler an der Ecke schenkt sie einen Sous.

Der Kavalier blickt leer vor sich und begreift nicht, daß La Reine ein bißchen, nur für einen Augenblick, Weib geworden ist.

---

liebt ihr Söhnchen Louis François, das dem Dauphin gleicht, wie ihn Vigée le Brun malte, und sie kreiert die Handschuhmode im kultiviertesten Europa. Ob dieser bewunderten Kreation und natürlich auch wegen ihres Blutes heißt sie bei den Getreuen „La Reine", und der schmiegsame Name schmeichelt wie sehr historischer Hermelin, wie Lilienbannerschatten und Damastfaltenwurf. Ihr hoheitsvoller Charme entzückt alle, alle verehren sie, viele umschwärmen sie, Dutzende beten sie an und niemandem gewährt sie mehr, als allen — ein königliches Lächeln. Die gemeine Tagespolitik haßt sie, die Intrige verabscheut sie und die schreienden camelots du roi sind ihr Söldlinge, die man bezahlt und ablohnt. Dem schlüpfrigen Prince of Wales, der staunte, daß eine Prinzessin von Geblüt in Nizza in einer Mietvilla wohne, antwortete La Reine: „Wir sind einfache Bürger Frankreichs, Sire." Eine hochmütige Selbstbescheidung. Der Schah blinzelte unter seinen feisten Lidern auf ihre schmalen Pagenschultern, die weißer durch weiße Spitzen schimmerten, und fragte, warum sie nicht konspiriere, der Thronsessel in den Tuilerien warte. „Man soll mir die Krone zu Füßen legen", sagte La Reine, „vielleicht bücke ich mich danach." Sie ist stolzer als Margarete von Valois, und trägt die Perlen des Sonnenkönigs, der die Sonne verdunkelte, würdiger als Maria Leszinska. Die sparsame Republik verschacherte die Kronjuwelen, La Reine kaufte sie ohne Feilschen.

Nur wenn man von den Preußen spricht, wie ihr alle heißen, die jenseits des Rheins das häßliche Deutsch sprechen, flackern die tanggrünen Augen und zwei Zähnchen beißen die Unterlippe: „Revanche pour Sedan!", daß ihr Hof glaubt, morgen schon marschiere die grand nation im Elsaß ein.

Der Name Napoleon, mag er den Onkel meinen oder den Neffen, ist geächtet; das waren Parvenüs, und Leute, die den Marschallsstab zuerst im Tornister trugen, werden im Palais der Rue de Lille niemals empfangen. Da hilft auch eine Verschwägerung mit den Montemorency nichts.

Einen Juwelier strich La Reine von der Liste, weil er eine Tausendfrankennote mit Napoleons d'or gewechselt hatte.

Nach dem Sieg ihrer Jacht „La Vendée" in Biarritz küßte ihr Le Kaiser die Hand und gratulierte. Sie lächelte, lehnte aber seine Einladung zum Souper ab — sie habe Kopfschmerzen — und lud einen Maler, der die Ruhmesgeschichte der Bourbonen in Kolossalgemälden verewigt hatte, zu sich auf die Terrasse des Hotels Cour d'Espagne. Als Le Kaiser davon hörte, lachte er teutonisch laut, und La Reine zuckte die Pagenschultern: Barbar! Eine Kreatur Bismarcks.

Haßt sie die Deutschen, so ekelt ihr vor den Amerikanern, die alles um Geld einhandeln wollen, und einen Mister Rockfeller begleitete

Ehe ich mich der neuen Aufgabe widmete, unternahm ich eine Erholungsreise und mietete mich auf dem „Ulirothkopf“ ein. Der Ulirothkopf ist ein Berg, der damals eigentlich erst erfunden wurde. Er hat einen „Höhenkurort“, der besteht aus einem Hotel, einem Teich, einer Allee und einem Aussichtstempel. In dem Hotel riecht's egal nach zerlassenem Fett, an dem Teich riecht's nach toten Fischen, in der Allee riecht's nach lebenden Kühen, und in dem Aussichtstempelchen riecht's nach Kindern. Man sieht von dem Ulirothkopf aus elf Seen. Auf dem Prospekt. Am Tage meiner Ankunft, dem 4. Juli, sah man zwar keine elf Seen, denn es war Regenwetter, aber sehr viel mehr Damen. Nicht mehr ganz junge Damen. Die saßen in der Halle in Schaukelstühlen um zwei Spiritusöfchen und waren in sehr malerische Tücher gewickelt. Einige trugen Kneifer auf der Nase und hatten Emporlesebücher in den Händen. Andere häkelten. Alle sprachen von den Obermüllers aus Bremen, die eben abgereist waren, weil Herr Obermüller Frostbeulen bekommen hätte. Nicht gut sprachen sie; denn die Tochter der Obermüllerschen hatte sich hier oben mit einem Referendar verlobt, der sich nicht einmal vorgestellt, bloß verlobt hatte. Und sie sprachen auch von den Meyers aus Frankfurt, die eben angekommen waren Nicht gut sprachen sie; denn die Meyers hatten vier Hutschachteln für zwei Damen bei sich und wollten an einem Tischchen für sich allein essen, nicht an der großen Tafel. Dieses macht fünfzig Pfennige mehr pro Tag und Person und einen schlechten Eindruck.

Als ich meinen Namen in das Fremdenbuch eingetragen hatte — bescheiden klein unter die Riesenbuchstaben eines Ökonomierats aus Hannover — und von der Treppe zufällig zurücksah ins Vestibül, beugte sich eine spindeldürre Dame, die keinesfalls als solche auffiel, über das Buch. Sie schien sehr befriedigt von der Lektüre. Sie hatte weit herausgekämmte rotblonde Haare und — ich weiß nicht, warum — ein lila Band darin, das sich wie der kühne Schienenstrang einer Hochgebirgsbahn durch die Wellen der Frisur zog und sehr neckisch mit ganz kleinen Muscheln benäht war. Außerdem trug sie einen goldenen Kneifer mit Konkavgläsern, am vierten Finger einen Siegelring mit einer Krone im Stein und hieß Dorothea Kathinka Kabeljau.

Dies sagte sie mir am Abend bei Tisch, denn sie saß neben mir. Die andern wußten es offenbar schon. Auch daß ihre Mutter adlig gewesen — der Siegelring, dacht' ich — war am Tische bekannt. Wie ich aus dem diskreten Lächeln des Ökonomierats aus Hannover und seinen Damen gegenüber entnahm. Die Mutter hieß „Luja“ — wieso, weiß ich nicht, ich hätte auch diesen Namen eher für eine Bezeichnung von Seife oder Fruchtbonbons gehalten. Luja wurde in ihrer Jugend nur „das Baroneßchen“ genannt, war hinreißend schön und berauschend

Der Mord in der Padoja-Schlucht.

Von **Rudolf Presber**.*)

Ehe ich morgen vor den Geschworenen erscheine, um mich, des vorsätzlichen Mordes an der Dorothea Kathinka Kabeljau angeklagt, zu verteidigen, muß ich mir selbst, ganz kühl und ruhig, ohne zu beschönigen, ohne zu fälschen, das Bild jener furchtbaren Tage heraufbeschwören, damit ich es meinen Richtern in seiner ganzen grausigen Farbenpracht malen kann.

Niemand versteht, wie ich, gerade ich, dazukomme, eine Frau in den späten Jahren ihres Mädchentums in die Tiefe der Padoja-Schlucht zu stürzen. Und doch tat ich's; kann's und will's nicht leugnen. Zwar ist der Leichnam nicht gefunden. Dieses fasse ich aber nur als eine bewußte Dauerreklame der Dame auf.

Ich war immer galant. Als meiner kleinen Schwester das Nachttöpfchen zerbrach, habe ich — vierjährig — das meine geliehen und für sie die Prügel bezogen. Ich war der einzige, der wußte, daß Tante Laura falsche Zähne und keine echten Locken hatte; denn ich hatte einmal bei ihr übernachtet, als mein Großvater als einziger in der Familie den Keuchhusten bekam. Und ich habe mein Geheimnis bis heute bewahrt.

Bei unseren Kinderspielen heiratete ich immer das Lieschen vom Buchbinder Schulz, das eine Stuppsnase und krumme Beine hatte. Ich wurde auch mit dem Lieschen eingesegnet, weil niemand anders mit ihr in die Kirche gehen wollte. Später, als ich wirklich heiratete, da nahm ich — meines älteren Bruders Braut. Die hatte ich trösten müssen, weil sie der Schlingel sitzen ließ. Und ich ließ mich erst von ihr scheiden, als sie gern den Apotheker heiraten wollte, der das unfehlbare Mittel gegen den Hundefloh erfunden hatte und zu Geld gekommen war.

Damals fing ich an Bücher zu schreiben. Ich weiß nicht, ob sie gut waren; aber moralisch waren sie gewiß. Wenn zwei Leute sich darin küßten, so waren sie verheiratet oder verlobt. Und meine Ehen trennte nur der Tod im letzten Kapitel. Es gibt Bösewichter darin, aber keine weiblichen. Die Frauen, die darin vorkommen, sind alle wohlgesittet und in guten Jahren. Sind edel und hilfsbereit und gut gekleidet. Trotzdem ernährten sie mich nicht. Die Bücher nämlich.

Ich nahm also die leitende Stellung an einer belletristischen Zeitschrift an. Das stand auch in den Zeitungen; und diese eilige Bekanntgabe meiner Pläne wurde mein Unglück. Durch diese Notiz unter „Mosaik" wurde ich zum Schwerverbrecher.

---

*) Dem launigen und eleganten Buche Presbers: „Von Ihr und Ihm", Dialoge entnommen. (Stuttgart und Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

venezianischen Kahnfahrt in der Halle Tarock spielten und auf das Wetter, die Temperatur, den Teich, den Kahn und eine Familie in Hannover, die nicht mit ihnen verkehren wollte, schimpften.

Ich stand in dem Glasbau der Vorhalle und sah in den Regen und überlegte mir, warum ich bei solchem Wetter ausgerechnet 1095 Meter über dem Meeresspiegel mich befinden müsse. Zum ersten fiel mir ein, daß 1095 die Kirchenversammlung zu Clermont war, auf der Papst Urban II. den ersten Kreuzzug empfahl; und daran anschließend beschäftigte ich meine Gedanken damit, daß im Jahre meiner Zimmernummer — „48" im ersten Stock — Cäsar über den Rubico ging und Pompejus in Ägypten erstochen wurde. Da stand Dorothea Kathinka Kabeljau neben mir, lächelte und hatte immer noch das lila Bändchen mit den vielen Müschelchen im Haar.

Sie teilte mir mit, daß sie einen Zyklus „Mondgedichte" geschrieben oder eigentlich mehr unbewußt „empfangen" habe, an den sie hier die letzte Feile zu legen gedenke. Und sie pries mich, daß ich in meiner neuen Stellung die Lyrik pflegen werde; wovon ich noch gar nichts gesagt hatte. Ich hatte überhaupt nichts gesagt. Weder von Lyrik, noch vom Mond, noch von meiner Stellung, noch vom Übergang Cäsars über den Rubico. Aber Dorothea Kathinka Kabeljau gehörte — und ich sage das wirklich nicht nur, weil ich sie später umgebracht habe und weil man von Toten, insbesondere von solchen, die man selbst dazu gemacht hat, nur Gutes reden soll — gehörte zu den seltenen Menschen, die immer schon wissen, was die anderen sagen wollen oder werden oder gegebenen Falles gesagt hätten. So daß sie recht gut unter Trappisten hätte leben und sich entfalten können, ohne an Fähigkeit und Lust zu dem, was *sie* Konversation nannte, einzubüßen. Von jenem Abend weiß ich nur noch, daß der Mond *nicht* kam und Dorothea Kathinka Kabeljau nicht aufhörte, von ihm zu reden. Immer mit Beziehung auf ihre Gedichte, von denen ein mir unbekannter Doktor Brettsäger gesagt hatte: das Himmelslicht selber fingere silbern hindurch.

In der Nacht träumte ich von dem Doktor Brettsäger, der mir mit silbernen Fingern in den Mund griff und versuchte, das Zäpfchen vom Gaumen zu reißen. Ich kam deshalb etwas müde zum Frühstück auf der nassen Terrasse; aber gerade noch recht, um Ökonomierats im erbosten Kampf gegen einige Wespen über dem Geleetöpfchen zu unterstützen. Wofür ich die Belehrung erhielt, daß wer hier länger als zwei Tage bleibe, unbesehen reif für ein Irrenhaus sei. Was mir nicht angenehm zu hören war, da ich — um die Vorteile der Pension zu genießen — für drei Wochen fest gemietet hatte. Es erwies sich, daß für mich an dem letzten Frühstückstischlein gedeckt war, an dem schon Dorothea Kathinka Kabeljau mit einem Notizbuch saß und mich anlächelte.

talentvoll. Sie starb deshalb früh. Vom Vater, der bürgerlich war und nicht schön, war nicht die Rede. Doch existierte er bestimmt. Die Tochter sah ihm offenbar ähnlich; denn — ich sagte das schon — die Mutter war hinreißend schön.

Die Herrschaften gegenüber sprachen von den elf Seen, die man nicht sehen kann, und von dem Spaziergang in der Allee, in der es nach Kühen roch, und von dem Spaziergang nach dem Tempelchen, in dem immer gerade ein Baby ein natürliches Bedürfnis verrichtete, wenn sich ein Kurgast dort niederlassen wollte. Dieses aber wurde nur diskret angedeutet.

Dorothea Kathinka Kabeljau aber sprach nur von sich. Und von der Mutter, dem hinreißend schönen, berauschend talentvollen Baroneßchen, als dessen Fortsetzung sie sich gewissermaßen auffaßte. Die Beteiligung des Vaters blieb durchaus im Dunkel.

Sie ließ durchblicken, daß ich ihr diesen bevorzugten Platz am Tische zu verdanken hätte. Die „Geistigen" müßten „zusammenhalten", sagte sie; und sie aß sehr viel Hammelkeule mit Bohnen dazu. Und sie freute sich, gehört oder gelesen zu haben, daß ich die Leitung einer illustrierten Monatsschrift übernehme, sagte sie; denn hier könne man wahrhaft Gutes und Großes wirken. Dazu aß sie eine Portion Kirschenkompott, die eine bescheidene vegetarisch lebende Familie in Zeiten der Not durchaus genügend ernährt hätte. Es sei schade, meinte sie, daß ich ihre Mutter nicht gekannt habe, die Luja hieß und das Baroneßchen genannt wurde. Es sei eine bedeutende Frau gewesen. Sie selbst habe sie leider auch nicht gekannt; aber sie freue sich, mich kennen zu lernen. Dazu aß sie zwei Mohntörtchen, wodurch die ökonomische Berechnung des Nachtischs aufging und der Ökonomierat aus Hannover ohne Mohntörtchen blieb. Er bestellte grollend dafür Harzer Käse, was seine Beliebtheit am Tische nicht erhöhte.

Auf meiner anderen Seite saß ein hübsches, junges Mädchen, das immer rot wurde, wenn sie mir die Saucen reichte. Sie erinnerte mich mit ihrem glattgescheitelten Haar und ihren langbewimperten Augenlidern an ein Bild der heiligen Cäcilie im Museum zu Brüssel oder Antwerpen. Und ich mußte, während Dorothea Kathinka Kabeljau sprach, immerzu denken, ob diese heilige Cäcilie nicht die Katalognummer 243 habe. Denn ich habe zuweilen den Zahlen-Drall.

Für den Abend war Mondschein prophezeit. Der Hausknecht machte das. Er war aus dem Tessin und sehr wetterkundig. Sonst fehlte ihm jedes Talent und ein Vorderzahn. Ökonomierats hatten schon den einzigen Kahn auf dem Teich — er hieß „Möwe", roch nach Teer, war immer halb voll Wasser und sehr hart in den Rudern — für eine „Venezianische Nacht" bestellt. Es regnete aber, so daß Ökonomierats statt der

Nachmittagskaffee bedauerte es die im „Budweiser Beobachter“ Gefeierte schmerzlich, daß sie mir irrtümlich das falsche Blatt geschickt habe. Sie habe mir nämlich den weit tiefer schöpfenden Aufsatz aus der „Iserlohner Tagespost“ unterbreiten wollen. Was sie nun nachholte. Und damit ich in der genußreichen Lektüre nicht gestört werde, nahm sie mir so lange den Kaffee weg und beobachtete scharf meine Züge. Und ich fühlte mich Sklave dieser entsetzlichen konkaven Brillengläser, die meine seelischen Regungen bei Genuß fremden Ruhms kontrollierten.

Als ich endlich, nachdem ich noch in den Plan eines Romans und zweier Operntexte eingeweiht worden war, ein plötzliches Unwohlsein vorschützend, fluchtartig mein Zimmer aufgesucht hatte, erschien alsbald das dicke Zimmermädchen mit einer Bestellung von Fräulein Kabeljau. Die brave Auguste brachte mir ein Fläschchen Baldriantropfen und das Bild der Dichterin in Kabinettform. In einer Steilschrift, die sich ansah wie eins der sinnigen Zündholzspiele, war auf dem leider ähnlichen Porträt die Widmung zu lesen: „Dem Mitstrebenden, Mitstreitenden, Mitleidenden, Mitempfindenden zu dankbarer Dauererinnerung an bedeutsame Wochen geistigen Austauschs. Dorothea Kathinka Kabeljau.“

Wochen!? Wochen — — geistigen Austauschs!!

„Wie lange bleibt die Dame?“ fragte ich das Mädchen.

„Sie hat eben mit dem Wirt auf drei Wochen abgeschlossen . . .“

Drei Wochen! So lange wie ich! Drei Wochen — Austausch, geistigen Austausch! Die Sonne scheint — es blüht die Au . . . Ich warf die Baldriantropfen nach Auguste und wühlte meinen Kopf in ein Sofakissen, das leider mit Seegras gefüllt war.

Sieben Tage hab' ich's ausgehalten. Sieben furchtbare Tage. Die heilige Cäcilie an meiner anderen Seite wurde immer blässer. Sie wartete, daß ich sie anrede. Wie konnte ich das, da Dorothea Kathinka Kabeljau zu mir sprach: von ihren Inspirationen, ihrer Vorliebe für Orchideen und Terzinen, ihrem inneren Verhältnis zu Spinoza, ihrem Abscheu gegen Pferdedroschken und Pflaumenkuchen, ihrer Neigung für Verlaine, Giotto, Velvet, Amethyste und Rhabarbergemüse. Ein fröhlicher Ungar war angekommen, der sehr gut Billard spielte. Ich hätte zu gern mit ihm gespielt. Aber wie konnte ich das, da Dorothea Kathinka Kabeljau immer zwischen mir und jedem andern, Mensch oder Möbel, gleichviel, zu stehen wußte und mir Geständnisse machte über ihre rein menschlichen Beziehungen zu Goethe, Beethoven, ihrer Tante, Napoleon, dem Redakteur der „Iserlohner Tagespost“, Kaspar Hauser, der romantischen Schule, der Madame Blavatzky und Alexander dem Großen. Wenn ich nach einer Zeitung griff, warnte sie mich, nahm mir liebevoll das Blatt fort und teilte mir mit, was sie einmal gegen die Pest der Tagesjournale geschrieben. Wenn ich einen Spaziergang machte, war sie

Beim Frühstück habe sie ihre besten Gedanken, sagte sie. Das mochte wohl richtig sein; keinesfalls aber gehörte es zu diesen besten Gedanken, daß sie mir alsbald mehrere Gedichte rezitierte — von sich; für anderes versagte ihr monomanes Gedächtnis. Die Gedichte beschäftigten sich liebevoll mit Wespen und Schmetterlingen und waren für Menschen sehr unangenehm. Sie reimten sich zwar hinten, und es gehörten offenbar immer vier Zeilen zusammen; aber sie wirkten doch nicht so.

Ich schützte einen Spaziergang nach dem Tempelchen vor. Dorothea Kathinka Kabeljau hatte es bereits besungen. In zwei Sonetten, die ich hören mußte, während wir den Kuhweg der Allee entlang gingen. Der Weg, der Kuhschmutz und die Sonette endeten gleichzeitig. Das Tempelchen war voller Kinder, die es teils mit Sandspielen unwohnlich machten, teils Unsinniges an seine weißen Säulen kritzelten. Dies veranlaßte Dorothea Kathinka Kabeljau, mir die seltsamsten Beispiele der Frühreife aus ihrer Jugend zu erzählen. Ihren ersten Vers hatte sie mit kaum sechs Jahren in das Fremdenbuch eines Aussichtspunktes bei Niederbreisach eingetragen. Er lautete:

Die Sonne scheint — es blüht die Au —
Anna Kathinka Kabeljau.

Ohne die Dichtung überschätzen zu wollen, wies sie darauf hin, wie sich hier die früh entzündete Phantasie in der Frühlingsmalerei der ersten Zeile mit der energischen Realistik der Verwendung des Familiennamens in der zweiten mische. Hierin sei gewissermaßen die Entwicklungsrichtung ihres Talentes angedeutet, wie ihre letzte Arbeit, ein Gedicht in Prosa: „Der Regenmacher", beweise, das sie bei Beobachtung des wetterkundigen Hausknechts aus dem Tessin konzipiert habe. Sie hatte es durch einen glücklichen Zufall bei sich. Weshalb sie alsogleich die Kinder samt ihren Fräulein aus dem Tempelchen vertrieb und es mir vorlas. In diese Vorlesung hinein läutete die Dinerglocke. Aber da ich, wie die Dichterin meinte, die einmal empfangene Stimmung durchaus festhalten müsse, las sie ohne Übereilung zu Ende. Ich kam, halb unsinnig vor Hunger, zur Tafel, als gerade der Pudding gereicht wurde. Das Nachservieren erhöhte den Pensionspreis um eine Mark, ohne daß dadurch die bereits kalten Speisen wärmer wurden.

Als ich nach Tisch in tiefer Erschöpfung auf meinem Zimmer gerade ein Nickerchen machte, erschreckte mich der eintretende Zimmerkellner sehr, der mir im Auftrag von Fräulein Kabeljau ein Essay brachte. Es war vor drei Jahren in einer Sonntagsbeilage zum „Budweiser Beobachter" erschienen, handelte von der poetischen Sendung der Dorothea Kathinka Kabeljau und hatte, wie es schien, einen Mann zum Verfasser, der der gepriesenen Dichterin verständnisvoll und gütig, aber der deutschen Sprache verständnislos und feindlich gegenüberstand. Beim

wie ein Bündel Wäsche, wie einen Sack Kohlen, wie einen Haufen Knochen — und hab' sie hinuntergeworfen in die Schlucht. Und hab' ihr nachgerufen: „Du . . . also du — du Vampir, du Scheusal, du Stimmungsmörder, du Ferienfresser, du Skandierautomat, du Dichtmaschine — ich bin zu meiner Erholung hier, verstehst du, zu meiner Er—ho—lung . . .!"

Und dann fiel mein Blick auf die Tafel, die über der moosigen Steinplatte angebracht war und auf der zu lesen stand: „Es wird gebeten, diesen Aussichtspunkt nur einzeln zu betreten."

Und etwas wie Genugtuung strömte erlösend, versöhnend durch mein hüpfendes Herz.

Na, also! dacht' ich. Wahrhaftig nur: „Na, also!"

Und dann ging ich ruhig ins Hotel zurück wie nach vollbrachter guter Tat, wie von einem Löschwerk heimkehrend, einer Sitzung für gefallene Mädchen oder einer Rettung Schiffbrüchiger.

Und ich ließ mir den Wirt rufen und sagte ihm:

„Herr Grüttlichinger, Nummer 65 im zweiten Stock ist soeben frei geworden. Die Dame liegt in der Padoja-Schlucht und kommt weder als Dichterin noch als Pensionärin in Betracht."

* * *

Hier endet der Bericht des Mannes, der am 25. Juli 19 . ., ungefähr zehn Minuten von dem Hotel Ulirothkopf entfernt, die dreiundvierzigjährige Schriftstellerin Dorothea Kathinka Kabeljau aus Bimmelshausen in die Padoja-Schlucht warf, die im Baedeker einen Stern hat.

Sein Prozeß fand am 20. Oktober desselben Jahres vor dem Schwurgericht zu Büttelheim statt.

Die Geschworenen sprachen den Angeklagten nach kurzer Beratung einstimmig frei.

Die Eule, die Putzfrau und ich.

Von **Fritz Müller, Zürich.**

Ich habe eine Eule und eine Putzfrau.

Meine Eule sitzt in einer Ecke auf einem Stänglein unter meinem eingerahmten Diplom. Sie hatte ihren Sitz schon in allen anderen Zimmerwinkeln. Überall war sie unruhig und verärgert. Aber unter dem Diplom rührt sie sich nicht.

Außer wenn die Putzfrau kommt. Da wird sie wild und zornig. Ich weiß nicht, warum. Denn beide sind sich so ähnlich. Ich glaube,

an meiner Seite und rezitierte mir Oden an die Allmutter Natur. Und als ich einmal verzweifelt auf dem Zimmer frühstückte, schickte sie mir zwei mit Bleistift in der Nacht geschriebene Skizzen mit der dringenden Bitte, ihr beim Lunch meinen unmittelbaren Eindruck mitzuteilen.

Durch die Hintertür des Hotels entwischte ich in der Frühe des achten Tages am wetterkundigen Hausknecht, der die, ach, so kleinen Stiefel der heiligen Cäcilie mit Creme schmierte, und den Küchenmädchen, die mißduftende Abfälle nach den Ställen trugen, vorbei. Den Regenschirm hatte ich aufgespannt, obschon ausnahmsweise die Sonne schien, damit mich von oben aus den Fenstern niemand erkennen sollte. Ich mied die sonettverseuchte Allee und den schrecklichen Tempel und schlug, geduckt wie ein Schleichhändler, den einsamen Weg nach der Padoja-Schlucht ein. Zwischen den hohen, grauen, nassen Felswänden einmal allein sein! Ohne Sonette, Ansichten, Bekenntnisse, Erinnerungen! Herrlich —! Tiefatmend schritt ich die feuchten Steinstufen und sog zum erstenmal mit Bewußtsein die Luft der Berge ein. Tief unten gurgelte, sprang, tanzte das silberne Wasser des Wildbachs. Das knorrige Holzgeländer des Klammpfades hatte hier eine Lücke und ließ den Austritt zu einer schmalen Plattform frei. Auf der stand ich nun. Und dachte an nichts. Lüftete bloß mein Gehirn, ventilierte meine Seele, entspannte meine Nerven. Vegetierte in einem lustig von oben durch Farn und Efeu fallenden Sonnenstrahl.

Da — leise, deutlicher, drohend — ein menschlicher Sohlenschlag . . . ein sich nahender Schritt! Ich erkenne ihn und erblasse. Trete unwillkürlich, die Fäuste geballt, einen Schritt zurück, um nicht fassungslos in den Abgrund zu taumeln. Sie — sie! Die Dichterin, die Schreckliche, die Unvermeidliche — sie! Schon kann ich das muschelbesetzte violette Band im rostroten Haar unterscheiden. Schon winkt mir die Mitleidslose mit der Hand — nein, schlimmer, mit einem Papier.

„Welch glücklicher Zufall“, kräht sie, „nein, nennen wir's, die wir tiefer in die Dinge sehn, keinen Zufall. Welche lustvolle Schickung, welch sinnreiche Fügung! Heute nacht hab' ich diese Ode — nein, ich muß sie schon Hymne nennen — diese Hymne konzipiert: „Die Padoja-Schlucht“ — — Und jetzt, da ich hierherkomme, nachzuprüfen, heimlich, wie ich denke, allein, wie ich annehmen muß, finde ich Sie, finde ich den einzigen, der mir nachfühlen kann, der mich verstehen wird, der . . . Aber hören Sie!!“

Sie war neben mich getreten, heraus auf die Plattform. Ich roch wieder das Myrrhenzahnwasser, sah die Konkavgläser spiegeln, die Müschelchen glitzern. Und sie will beginnen.

Da — hab' ich's getan. Da hab' ich mich gebückt und — ich weiß selbst nicht, wie — sie aufgehoben auf meinem Arm wie ein Stück Holz,

So häuften sich die angekreuzten, glattgestrichenen Zeitungen auf dem Tischlein von Tag zu Tag zu einem beängstigenden Pfeiler, mit Zwischen- und Nebenlagen von Staub ringsum. Denn die folgsame Kathi rührte sie nicht an.

Ich auch nicht. Aber mit der wachsenden Höhe des Zeitungspfeilers verzweifelte ich daran, ihn je zu „erledigen". Ihn aber selbst fortzuräumen, das zu tun, wogegen ich meine Putzfrau vereidigt hatte, dazu fehlte mir der Mut und die Gewissenlosigkeit.

„Am Sonntag dann!" sagte ich narkotisierend zu mir. Aber die Sonntage kamen und gingen und ließen meinen Zeitungspfeiler unberührt. Er wuchs und wuchs.

Als er mir eines Nachts im Traum als Alp auf die Brust ruschte, gab ich angstvoll das Versprechen: „Im Sommerurlaub dann!" Der Zeitungspfeiler war befriedigt und ich konnte wieder schlafen. Einen Tag vor dem Urlaub — der Pfeiler war auf 35 Zentimeter angewachsen — lächelte er mir freundlich und ermunternd zu: „Morgen also . . .?!"

„Ja, morgen dann", erwiderte ich mit erkünstelter Zuversicht, und ging zum letztenmal vor den Ferien ins Bureau. Am Abend kam ich nicht mehr heim, sondern lief fluchtartig auf den Zentralbahnhof und erwischte noch den Achtuhrzug, der mich über den Brenner trug.

Dort schien die Sonne so hell auf die Berge, daß ich das verlassene Zeitungspaket, dem ich treulos das Wort gebrochen hatte, endlich vergessen konnte. Nur vor den Nächten hatte ich anfangs Angst. Grundlose Angst, denn in das verlorene Hochgebirgstal, wo ich hauste, war noch nie eine Zeitung gekommen.

Als das Urlaubsende drohend vor mir stand, kündigte ich aus sicherer Entfernung meine Wohnung mit einem eingeschriebenen Brief und ließ meine Sachen von einem verläßlichen Spediteur in die neue Wohnung transportieren.

Wie ich die zum erstenmal betrat, war mein erster Blick auf das kleine Tischchen neben dem Bett. Gott sei Dank, es war leer. Ich war sehr froh und wäre es noch mehr gewesen, hätte ich nicht denken müssen, daß das alles wiederkehren würde: Meine Gewissenhaftigkeit im Zeitunglesen, der aussichtslose Kampf mit unerledigten Artikeln, meine Vertröstungen, meine Flucht und schließlich ein schmählich feiger Umzug in die neue Wohnung während meiner Abwesenheit.

Da bekam ich eine neue Putzfrau. Die resolute nämlich, die sich mit meiner Eule nicht vertragen kann.

Neue Zeitungsnummern türmten sich wieder auf über dem Tischlein und ich sagte: „Kathi (alle Putzfrauen heißen Kathi), die Zeitungen da drin dürfen Sie nicht forträumen, die sind wichtig."

wenn man meine Putzfrau entsprechend verkleinerte, befederte und auf das Stänglein setzte neben die Eule: ich könnte sie meinen Besuchern als Zwillinge ausgeben, ohne mit der Wimper zu zucken. Aber dennoch schaut meine Putzfrau spinngiftig auf die Eule, und diese verachtet andauernd das wischende Wesen. Vielleicht weil sie „das Vieh!“ sagt, wenn sie von der Eule spricht. Dagegen nennt sie ihren langen Spinnenbesen „Eule“. Sie behauptet, in ihrer Heimat sage man so. Aber Putzfrauen sagen viel, und mir scheint, mein Vogel ist nicht mit Unrecht wild auf sie.

Ich muß den stillen täglichen Kampf zwischen den beiden in den Kauf nehmen. Denn ich brauche sie alle zwei sehr nötig.

Vorab die Putzfrau. Gewiß, ich könnte sie entlassen und eine andere nehmen. Sogar zur Not selbst aufräumen alle Tage, ohne daß eine Perle aus meiner Krone fiele. Jawohl, das kann ich. Aber meine Putzfrau hat eine bestimmte resolute und wertvolle Qualität, die keine andere Putzfrau hat. Und ich auch nicht:

Sehen Sie, ich bin ein fleißiger Junggeselle, der in den freien Stunden etwas für seine Weiterbildung tut. Ich bin auf fünf Zeitungen abonniert und lese gewissenhaft alle Artikel oberm Strich und unterm Strich. Da ist zum Beispiel ein Artikel über die Strafrechtsreform, da einer über das Zeugniszwangsverfahren. Davon muß ich Notiz nehmen. Den politischen Artikel über den Kanzlerkonflikt darf ich mir nicht verkneifen — wer weiß, wozu ein junger Rechtsanwalt im nächsten Wahlkampf ausersehen ist. Und jenen Artikel über die babylonischen Ausgrabungen muß doch ein gebildeter Mensch auch gelesen haben. Das wäre gerade so, als ob ich die Kritik über das letzte Drama des berühmten X nicht läse. Gesetzt den Fall, meine Braut wolle gerade darüber mit mir reden . . . Und die Ausführungen über moderne Aquarien- und Terrarienkunde kann ich nicht unterschlagen, weil mich mein künftiger Schwiegervater, der fünf Aquarien mit dreiundzwanzig Salamandern herumstehen hat, sicher darüber interviewen wird, um festzustellen, wie tief meine allgemeine Bildung sei.

Dann und wann aber will die Zeit oder die Aufnahmsfähigkeit nicht mehr reichen. Ich streiche alsdann den ungelesenen Artikel blau an, falte und lege sorgfältig die Zeitung zurecht und deponiere sie auf dem kleinen Tischlein neben dem Bette mit dem guten Vorsatze: Dies liest du heute Abend vor dem Einschlafen. Das beruhigt mich ungemein. Am Abend bin ich aber meist so müde, daß ich zu dem wartenden Artikel halb unwirsch, halb begütigend sage: „Morgen dann!“ und erleichtert den Docht herunterschraube.

Zu der jungen Putzfrau, die ich früher hatte, sagte ich: „Kathi, die Zeitungen da drin dürfen Sie nicht forträumen, die sind wichtig.“

Am Tage sieht sie unbewegt und unverwandt mit ihren gelben Augen alles an, was im Zimmer sich regt und geht und spricht. Mit ihrer unerschütterlichen Ruhe beherrscht sie das Zimmer, „kontrolliert" sie die Menschen darin. Es entgeht ihr nichts, gar nichts.

Da kommt ein Klient und will eine lange Geschichte von zurechtgemachtem Zeug erzählen. Wer Anwalt ist, kennt das. Des Anwalts kostbarste Zeit geht darauf, um den wirklichen Sachverhalt aus all dem Brimbori und der verkünstelten Einkleidung seines Klienten wieder herauszuschälen. Ich habe das nicht nötig. Meine Eule besorgt das. Wenn sie so einen Schwefelmeier eine Minute starr und ruhig angesehen hat, stockt er mitten in der dunstigen Erzählung, womit er mich umgeben will. Unruhig frägt er:

„Ist das ein ausgestopfter Vogel, Herr Doktor?"

„Nein, er lebt", sage ich, und die Eule zwinkert einmal kurz mit den Augendeckeln unter den federbuschigen Brauen.

„So, so", sagt der Klient ein wenig unbehaglich. „Ein unheimliches Vieh!"

Er hat das Gefühl: Dieser Vogel sieht dir durch und durch mit einer abgrundtiefen Weisheit. Dem kannst du nichts vormachen. Der weiß alles. Das Lügen hat bei dem ganz und gar keinen Zweck.

Und dann hat der Klient mit einer manierlichen Offenheit in drei Minuten seinen Fall erzählt und atmet auf, wenn er mit einem letzten Blick auf die unbewegliche Eule mein Sprechzimmer verläßt.

Ich könnte ruhig die offene Kasse mit der Eule allein im unverschlossenen Zimmer lassen. Unter den gelblich glänzenden Augen der Eule würde der verwegenste Dieb keinen Griff in die Kasse wagen.

Die Eule hört alles, sieht alles, registriert alles. Und alles für mich. Früher war ich oft in Angst, das und jenes, was wichtig war, entginge mir — ich könnte was vergessen —, einer, der mit mir spräche, möchte mit einem Spießgesellen Blicke tauschen, um mich hineinzulegen. Über nichts von alledem brauche ich jetzt mehr besorgt zu sein. Meine Eule wacht darüber.

Ich habe einen Freund. Der ist ein Richter und hat einmal in meinem Zimmer gesessen, als ich und die Eule unsere Sprechstunden hielten.

„Ich beneide dich um diesen wunderbaren Vogel", sagte er; „wenn ich den über meinen Richterstuhl mit dem Kopfe gegen Zeugen und Angeklagte setzen dürfte, ich glaube, die Verhandlungen wären halb so schwer und noch einmal so klar."

Aber auch außerhalb meiner Sprechstunde ist die Eule ein Segen für meine Arbeit. Meine Entwürfe, meine Schriftsätze wachsen mir unter ihren sichernden Blicken wie nie zuvor. Kein Gelärm, kein Gelaufe um

Die Kathi brummte was in ihrem Dialekt, und es war gut. Gut bis zum Samstag Abend. Denn da war die Marmorplatte neben meinem Bette leer. Einfach leer. Keine einzige Zeitung lag darauf. Ich war sprachlos.

„Ja wer hat denn . . .?" rief ich laut. Da plusterte sich meine Eule auf und machte das Gesicht, das sie immer der Putzfrau schneidet.

„Aha!", sagte ich und klingelte dringlich, empört.

Die Kathi erschien.

„Haben Sie die Zeitungen fortgenommen?" schrie ich sie zornig an. Ich fühlte, diesen Zorn war ich den treuen Zeitungen schuldig.

„Natürlich, gnä' Herr", sagte sie seelenruhig, „ich mußt' doch die Fenster am Samstag putzen, oder vielleicht net?"

„Ja", sagte ich, „aber meine Zeitungen . . ."

„Die sind ausgezeichnet dafür. Die fluschen gar net a so, wie die vom Herrn Meyer, dem die seinigen bleib'n immer in lauter kleinen Faserln hängen an den Scheiben."

„So . . .", sagte ich empört und rüstete mich zu einem energischen Skandal. Auch die Eule fing eben an, mir mit Plustern und Geschrei zu assistieren.

Da, ich weiß nicht, wie's kam, fiel mir eine Geschichte von Newton in meinem alten „Vierteklass'lesebuch" ein. Dem hatte seine Putzfrau, als er einen Spaziergang machte, ein Paket vergilbter Zettel vom Schreibtisch genommen und verbrannt — die Aufzeichnungen langer Jahre. Newton war es einen Augenblick rot vor den Augen, aber er bezwang sich und sagte kein böses Wort zu seiner Putzfrau.

Ich fühlte meine Seelengröße wachsen, als ich an diese Geschichte dachte.

„Es ist gut", sagte ich mit einer bedeutenden Resignation, so daß sich meine Eule mißbilligend verwunderte.

Seitdem wachsen die unerledigten Zeitungsartikel vor meinem Bette regelmäßig vom Montag bis Freitag und verschwinden spätestens am Samstag. Am Sonntag schalte ich dann und wann eine kleine Entrüstungsszene mit meiner Putzfrau ein — das bin ich den treuen Zeitungen schuldig — und alles ist in Ordnung. Seitdem ich diese Putzfrau habe, bin ich froh und leicht. Da kann ich sie doch nicht entlassen, nicht? Einer Eule wegen, nicht?

Nicht als ob ich die Eule nicht schätzte. Ich brauche sie ebenso notwendig, seitdem ich mein eigenes Sprechzimmer habe, in dem sie unter meinem Diplom auf ihrer Stange sitzt. Ich glaube auch, sie ist mir trotz der Putzfrau wieder gut, seitdem ich ihr zum Futter tote Mäuse kommen lasse. Der Eule natürlich, meine ich. Die frißt sie des Nachts.

nur no a wengerl antauchn, san S um a halbe Stund vor da Elektrischn in Hernals."

Der Schnaubende kommt jetzt zu Luft und wendet sich zum Kondukteur: „Was? Sie fahrn nach Hernals und net zur Südbahn?"

„I bin a H-Wagn, daher fahr i nach Hernals — auf die Südbahn fahrn die O-Wägn — der da hinter uns kummt, dös is a O-Wagn — da steign S aber jetzt glei bei der Wollzeil um, sunst müassn S eahm wieda bis zum Hauptzollamt nachrenna."

Die beißende Ironie in der Schlußbemerkung wird von den Ausführungen des Herrn mit dem Gamsbart unwirksam gemacht: „Serwas, jetzt san S umasunst so gsatzt — wann s Ihna net mit n Auffpringa bei uns aufghaltn hättn, warn S scho auf der Südbahn — no dafür fahrn S jetzt schön pomali außi und kriagn ka Huastn. —"

Der falsch Aufgesprungene aber legt wütend los: „Dös is a Wirtschaft bei dera Tramway, da soll si aner auskenna — da habns an A-Ka- und an A-r- und an T-k- und an T-r-Wagn und lauter so blöde Gspaß, daß a Katz a Viech werdn kunnt — — unseraner hat grad a Zeit, daß er si alle Buchstabn merkt — — a Pimperlwirtschaft a elendige bei dera Tramway!"

Da mahnt der Kondukteur: „Sie! keine Beleidigungen nicht! Es schaffts Ihnen kein Mensch, daß aner jedn Tramway nachrenna. Wann S bei der Haltstell ruhig warten, brauchns Ihna gar net aufzregn." Dann ruft er in den Wagen: „Wollzeile!" schiebt den kleinlaut Gewordenen sanft von der Plattform und überwacht das Umschalten von der Hoch- zur Tiefleitung.

Der Herr mit dem Gamsbart wendet sich zu seinem Nachbarn: „Wissn S, eigentli hat der andre recht, denn dös mit dö Buchstabn san scho sehr fade Tanz. Was is denn da net neuli mir passiert? Wissn S, i bin a Simmeringer und i war in mein Lebn kane dreimal in Rudolfsheim — aber da ziagt si a meiniger Freund außi, den i hamsuachn will — — no i fahr also von Simmering eina, steig schon in drei gfehlte Wägn ein, bis ma endli a Kondukteur sagt: So da warten S jetzt auf an K-Wagn, der fahrt nach Rudolfsheim. No i renn a weil uma und siech kan K-Wagn — auf amal kummt ana auf da andern Seitn, no i glei auffi nnd eini mit meina Umsteigkartn — d Fenster habn gschwitzt, i hab net gsehgn wo ma fahrn, aber nach aner Weil wisch i ma a Fenster o, schau außi und denk ma no: na, hät sie dös Rudolfsheim in die letzten zehn Jahr aber damisch verändert, sag aber no allerweil nix — — auf amal aber siech i a Wasser, mir fahrn über a Bruckn, da denk i ma: wo kummt denn in Rudolfsheim dös Wasser her? No, i geh dann zum Kondukteur außi und fragn so nebenbei: No, was is, kumma ma bald nach Rudolfsheim? Der schaut mi aber so

mich herum stört mich mehr. Die forschenden, ruhigen Augen meiner Eule schließen die ganze Störungszone von mir und meiner Arbeit ab.

Und seitdem auch noch lastende Zeitungspflichten allwöchentlich von mir genommen werden durch die Kathi, meine andere Eule, bin ich ein glücklicher Mensch.

Fahrendes Wien.

Von **Rudolf Stürzer.**

Gerade biegt ein H-Wagen in die Ringstraße ein, als bei der Aspernbrücke ein Mann mit aller Macht ihm nachzulaufen beginnt. Auf der dichtbesetzten Plattform folgt man seinem Bestreben mit der größten Spannung.

„Gar ka Spur, daß der uns nachkummt, der hat viel z spat zum Renna angfangt“, meint ein Langer, Magerer — aber einer im Pelzsakko, mit gamsbartgeschmücktem Lodenhute, ist anderer Ansicht: „A na mei Liaber, dös is a alter Tramwaysatzer, dös siecht ma schon — — wissns a so a Tramwaysatzer kann bei aner Haltstell gar net einsteign, der muaß aner jedn Tramway nachsatzen, sunst gfreut eahm s Fahrn gar net.“

Der Kondukteur: „Der kummt uns aber do net nach, denn bis zum Museum fahrn ma mit zehn Kilometer Gschwindigkeit.“

„No, dann rennt der halt mit fufzehne — — Sehgns, er knöpflt si scho den Wintarock auf, daß er d Knia frei kriagt. — — Passn S auf, der daglängt uns no — — wann er nur aus der Reitallee außageht und nebn dö Bam rennt, dann hat er uns glei — — aha, sehgns, er geht schon owa vom Schotter — — wann er nur net bei dö Rasenfleck niedafliagt!“

Aber der Verfolger springt trotz einem Gemsbock über die Rasenkränze der Ringstraßenbäume, weicht auch noch geschickt einem Kehrichtwagen mit herausstarrenden Besenstielen aus — — jetzt noch eine letzte Anstrengung — — und schon greift er nach der Stange beim Trittbrett.

Der Zuversichtliche und der Kondukteur stellen sich zurecht, langen nach dem Springenden und heben ihn mit kräftigem Schwung auf die Plattform, wo er eine Zeitlang nach Luft schnappt und seinen Winterrock zuknöpft.

Der Kondukteur ist auffallend kühl und zurückhaltend, der Herr im Pelzsakko aber betrachtet den Atemlosen mit großem Wohlwollen.

„Serwas, Sö san sauber gsatzt — — aber i hab s glei gsagt, Sö kumma no auffa — — alle Achtung vor Ihnan Beuschl — — wann i no so beinand wär, brauchat i ka Tramway — — wann S

Violine und zeichnete vollendet — der erhielt sie zur Frau. Doch er starb nach dreijähiger Ehe, ließ eine 19jährige Witwe und ein Töchterchen — unsere Mutter — zurück.

Der einst zurückgewiesene Liebhaber wartete ein Jahr, dann bewarb er sich um sie, die er nie aufgehört hatte, anzubeten. Sie reichte ihm die Hand zum Ehebunde, und er hatte drei Söhne mit ihr. Diese starben alle zwischen ihrem dritten und siebenten Jahr. Großvater war trostlos. Am Leben blieb nur sein Stiefkind. Und da sah er dieses Mädchen mit Neid an und war nicht so gütig gegen sie, wie später gegen uns.

Warmen Herzens empfing er uns auch jetzt am Tage vor Ostern, nahm uns bei der Hand und führte uns in den großen, kühlen Speisesaal. Dort Tee zu trinken, war eine besondere Freude — aus den schönen Tassen Altwiener und sächsischen Porzellans.

Was für anmutige Formen hatten diese Tassen! Inwendig vergoldet, gaben sie dem Thee auch die richtige gelb-goldige Farbe.

In welch einem Kontrast stand diese schmale Fastenkost zum luxuriösen Service und zu den schweren silbernen Teebrettern. Doch um nichts in der Welt hätten wir jetzt etwas anderes genommen als Tee.

Daß Großmama uns durch grenzenlose Liebe verwöhnte, ist ja begreiflich, aber die Art, wie sie sie uns zeigte, war besonders rührend. Hörte sie von oben her uns unten ankommen, lief sie an die Treppe und rief: „Ihr süßen Kleinen, seid Ihr endlich da“, und ging uns in ihrem schneeweißen Spitzenhäubchen entgegen. Sauber wie eine Schneeflocke erschien sie, ihr Gesicht mit den lebhaften, kleinen schwarzen Augen lachte uns entgegen, an den Füßchen hatte sie kleine schwarze Samtschuhe und an den Händen schützende Halbhandschuhe. Alles an ihr war uns teuer, auch die langen Rosenkranzketten aus Bernstein, die einen so schönen Geruch zurücklassen, wenn man sie mit der flachen Hand streicht.

Wenn man in Großmamas Zimmer kam, berauschte einen der Duft der zwischen den Doppelfenstern gezogenen Blumen: Heliotrop, Reseda, Hyazinthen, Zitronkrautbäumchen, und das Ohr umschmeichelte der Gesang der Kanarienvögel. Und was für eine Ruhe, welchen Seelenfrieden atmeten die großen, hellen Räume aus, in denen jeder Gegenstand an seinem Platze stand. Die Schwarzwälder-Uhr mit ihrem scharfen Schlag, der Eckschrank, in dem so viele gute Sachen standen, daß uns das Herz klopfte, wenn Großmama die Schlüssel nahm und sich ihm näherte. Dann die Bilder aus der Großeltern Jugendzeit, in denen wir nach Ähnlichkeiten spähten — ach, das ganze Haus war uns so lieb, mit der großen Vorhalle, dem Balkon und dem entzückenden Ausblick auf die Höhen am Flusse Jiu und die fernen blauen Berggipfel. Auch die breite Treppe, der Boden voll von wundervollen Büchern, die

gwiß an. — Sofienbrücke — Schüttelstraße — sagt er — — wissn S, i hab glaubt, mi trifft da Schlag! Ja, sag i, san denn Sö kan K=Wagn? Freili bin i ana, sagt er. No, sag i, und da fahrn Sö net nach Rudolfsheim? Freili fahr i a nach Rudolfsheim, sagt er, aber erst auf der Retourfahrt, jetzt kumm i nämli von durt her! Wissn S, i hab dreingschaut wia da größte Tepp, i bin dann in Prater gangen — mein Freund hätt i ja eh nimma troffn — meiner Seel, i hätt ma mit dr Ferschn ins Gsicht fahrn könna vor lauter Grant — und dös alles, weil das vorn und hint a K=Wagn war! Dös is do a Blödsinn — — wann er hinfahrt kann er ja von mir aus a K=Wagn sein, aber wann er herfahrt, soll er do an andern Buchstabn habn — hab i recht oder net?"

Zustimmendes Gemurmel in der Runde. Nur einer widerspricht in einer hier nicht heimischen Mundart: „Na hören Sie mal, in Berlin hat die Straßenbahn genau so Buchstaben und Nummern wie hier, das ist doch sehr praktisch und eenfach und in Berlin fährt keener irre, da klappt allens sehr schön."

Tiefes Schweigen. Auf dem Schwarzenbergplatze steigt der Herr mit der fremdartigen Sprechweise aus — — da läßt sich nun der Herr mit dem Gamsbart vernehmen: „Habn S ghört den preußischn Hallawachl? Weil s in Berlin a so is, muaß dös schön und praktisch sein? I hab nix sagn wolln, weil i glei in Saft gehn kann, aber Wean is Gott sei Dank net Berlin, mir habn s do net notwendi, daß ma dena Preußn alles nachmachn — — san denn mir in Wean schon so traurig gstellt, daß unsera Tramway kane andern Tanz einfalln als die preußischn? Dö Berliner mögn si ja auskenna dämit, dafür san s a durt dåhàm, aber in Wean san ma no net preußisch und mir fliagn net auf die praktischn Sachn von draußn, was an dena dran is, das hab i ja darlebt mit dem K=Wagn — i hätt gern den großgoscherten Ganzgscheitn àn meiner Stell gsehgn, am Schüttel statt in Rudolfsheim, wia der erst dreingschaut hätt! A so a gfehlter Zeitpunkt überananeder — — jetzt is ma erst lad, daß i s eahm net glei urndli einigsagt hab, dera luckerten Himmelhaut, dera preußischn — — — I hab die Ehre! i steig da aus!"

Kindheitserinnerungen einer rumänischen Bojarentochter.

Aus dem Manuskript übersetzt von **Mite Kremnitz.**

(Schluß.)

Großvater hatte die Großmutter von früher Jugend an geliebt, aber seine Bewerbungen waren zuerst erfolglos gewesen. Ein anderer, der gerade aus der Fremde heimkehrte, mit einer Bildung, wie sie dazumal noch selten war — er sprach sieben Sprachen, spielte wundervoll

aus Angst vor ihr. Unser Mitleid mit ihm war grenzenlos, wenn wir sein bleiches, müdes Haupt auf die durchsichtige Hand gestützt, beobachteten. Wir weinten, wenn wir ihn Tag und Nacht husten hörten, einen trockenen Husten, der ihm die Brust zerriß. Er wälzte sich auf seinem Schmerzenslager, ohne Ruh' und ohne Schlaf.

Sein Zimmer war dunkel, kalt und ungesund, während sie die großen lichten Räume nach vorne bewohnte, und in diesen Gemächern, neben seinem Schlafzimmer, spielte sie mit unzähligen Gästen unaufhörlich Karten und lachte aus vollem Halse. Oft kam es vor, daß das Hausmädchen mitten in der Nacht meine ältere Schwester weckte, sie möchte doch aus der Vorratskammer kalte Speisen herausgeben, die Gäste hätten Hunger. Spät in der Nacht unternahm man dann noch eine Fahrt im Mondschein. Der Kutscher mußte anspannen, Droschken wurden geholt und mit Heißa und Juchhe fuhren alle in toller Lustigkeit davon.

Ja, sie dachte nur daran, sich zu amüsieren! Wir aber fühlten die Angst um den Vater wie ein Messer in unserer Brust. Wenn er stürbe? Sie wußte, daß es schlimm um ihn stand und warf ihm vor, noch kein Testament gemacht zu haben. Unbekannt mit den Gesetzen, wußte sie nicht, daß er nichts zu vererben hatte, da das Vermögen von meiner Mutter stammte.

Der Vater hatte bei seiner Verheiratung auf sein Erbteil zugunsten seiner Schwester verzichtet, Ersparnisse hatte er auch nicht gemacht. Im Gegenteil, trotz seiner Einnahmen und seines Gehaltes wuchsen die Schulden immer höher an.

Seine Frau war so verschwenderisch, daß im Hause eine wahre Misere herrschte.

Sie trug die kostbarsten Gewänder und wälzte sich damit auf dem nassen Grase. Wenn Freunde sie fragten, ob es ihr um die Schönheit der Stoffe nicht leid täte, entgegnete sie: „Mein Mann hat genug, um sie zu bezahlen!“

Wir weinten bitterlich über den armen Vater, denn sie liebte ihn nicht nur nicht, sie betrog ihn sogar auf die schamloseste Weise. Die ganze Stadt lachte über ihre Abenteuer, und die arme Großmama litt Folterqualen unsertwegen. Allgemein hieß es: „Die armen Mädchen! Welch ein Beispiel!“

Das ganze ungeregelte Leben mit den zudringlichen Liebhabern, denen sie Gehör gab, erweckte in unseren Seelen grenzenlosen Ekel, und so erstarb für uns die Poesie der Liebe. In den Büchern wurde alles so schön beschrieben und im Leben war es so häßlich! Was hatten diese falschen, unbeständigen Wesen mit den idealen Verbrechern der Liebe aus Romanen und Theaterstücken gemein?

unser leiblicher Großvater gesammelt hatte — und nun erst der Garten mit den herrlichen Blumen — alles bei der Großmutter war weit und groß wie ihre Seele.

* * *

Später erblühte uns eine neue Freude: Die Großeltern waren im Theater abonniert. In die Loge der Stiefmutter kamen wir nie, aber die Großeltern fingen an, uns mitzunehmen.

Es kann sich keiner vorstellen, was es für uns bedeutete, wenn im Herbste die Großeltern sagten: „Kinder, das Programm für das Wintertheater ist eingetroffen.“ Wir rissen es ihnen förmlich aus den Händen, um zu lesen, wie die neuen Stücke hießen. Es waren durchwegs Komödien aus der romantischen Schule, mit unglaublichen Namen!

Noch seh' ich uns alle drei in der Loge stehen, puterrot, die Worte der Schauspieler förmlich trinkend.

Es konnte keine schönere Erscheinung geben als die der Hauptdarstellerin, Maria Teodorini, der Gattin des Direktors und Mutter der bekannten Elena Teodorini. Diese Frau hatte ein Kinderantlitz von bezaubernder Süße und eine klassisch schöne Gestalt; von seltener Anmut war ihr ganzes Wesen.

Ihr Mann war hochgebildet und energisch. Er hatte den Mut besessen, aus eigenen Mitteln in Krajowa ein Theater zu erbauen. Er galt als ein hervorragender Schauspieler.

Das Theater war für uns eine wahre Schule und schien damals wirklich diese Bestimmung zu haben. Denn bei aller Romantik brachten die Stücke Charaktere zur Darstellung, die von hohen Gefühlen beseelt waren, zum Idealen strebten und für den Sieg des Rechtes stritten. Unsere Auffassung stand ganz auf der Höhe der üblichen Tiraden gegen das Laster und uns erschütterte die Ehrlosigkeit tief. Ohne es zu wollen, blickten wir auf die Loge der Stiefmutter — sie aber saß heiter wie ein Kind, mit großen klaren Augen, leuchtenden Antlitzes da, zart wie eine Blume und rein, gleich den Lilien, die sie umgaben. Es war uns kaum möglich, zu glauben, daß sie dieselbe Frau war, die wir als schlecht und bösartig kannten, vor der wir die Lider senkten aus Scham, wenn sie schrie und keifte, so daß die Leute auf der Straße glaubten, es würde einer im Hause umgebracht.

Welch ein Abgrund, solch ein Frauenherz! Und wer sagt nur, daß das Auge ein Spiegel der Seele sei?

* * *

Der Vater wurde von Tag zu Tag magerer und blieb Nächte lang, ohne sich zur Ruhe zu legen, in seinem Zimmer. Wie glücklich wären wir gewesen, hätte er uns einmal zu sich gerufen. Aber es geschah nicht,

Bronchitis, die sie befiel, um seine Angst auszubeuten. Was geschah nicht alles für sie! Ihr Bett ward mit Tannenzweigen ausgelegt, alle berühmten Ärzte der Welt wurden für sie verschrieben. Zu uns sagte der Vater, die bedauernswerte Frau sei vom Schicksal hart getroffen, seine erste Pflicht sei, sie zu erretten. „Wenn ich dabei sterbe, so ist es an euch, für sie zu sorgen“, setzte er hinzu.

Um sie zu zerstreuen, wurde nichts versäumt, sogar der berühmte P. wurde ihr als Musiklehrer verschrieben, da sie ihr Talent fördern wollte. Der strich mit Behagen seine 20 Franken für jede Stunde ein, die er mit ihr — verplauderte.

* * *

Der Winter war damals hart und wir litten sehr darunter. Alle drei mußten wir mit der Madame in einem Zimmer schlafen. Tagsüber arbeiteten wir in einer kleinen Stube, die auf einen offenen Gang führte, so daß Schnee und Regen ins Zimmer drangen, sowie die Tür aufging. Wir bekamen bösen Husten, ich litt besonders, da ich sehr zart war. Sieben Monate dauerte es. Da faßte Madame sich 'mal ein Herz und ging zur Stiefmutter. Der Doktor befürchte, daß ich die Schwindsucht bekäme, sagte sie ihr.

Freundlich erwiderte sie: „Das macht nichts, liebe Madame, wenn Zoë stirbt, bleiben uns immer noch zwei — durch Gottes Gnade.“ Still, im Lehnstuhl, saß ich am Fenster und ließ mich von der Sonne bescheinen. Ich wußte, daß man mich aufgegeben, aber ich hatte gar keine Angst vorm Tode. Nur die Schwestern taten mir leid und die Großeltern . . . Doch langsam besserte sich mein Zustand, wenn auch etwas Krankhaftes zurückblieb. Meine ganze Jugend ward verbittert durch das Lungenleiden, das nie ganz wich.

Als der Sommer kam, nahm Großmama uns mit in die Bäder von Mehadia. In der dortigen Ruhe erreichte uns unerwartet, zuerst wie ein Gerücht, die Kunde, der Vater ließe sich von seiner Frau scheiden, sie habe bereits unser Haus verlassen!

Wir konnten es nicht glauben. Doch die Nachricht bestätigte sich.

Auf einen anonymen Brief hin war mein Vater seiner Gattin nachgereist. Sie hatte vorgegeben, zu ihrer schwerkranken Freundin A. D. nach Kalafat zu fahren. Als mein Vater sie dort aufsuchte, fand er sie mit ihrem Geliebten.

Mein Vater kehrte sofort nach Hause zurück; der Ungetreuen hatte er die Heimkehr untersagt.

In Krajowa mietete er ihr aber eine schöne Wohnung und ließ alle Möbel ihrer Zimmer, alles, was er ihr geschenkt, auch die Hunde, Vögel, Puppen, dorthin bringen.

Ein einziger Gedanke beherrschte unser Leben! Nur nicht dieser Frau gleich werden! Und dieser Gedanke wurde der Leitfaden unseres ganzen Lebens. Er führte uns weitab von den profanen Freuden des Daseins, von dem Rausche großer Leidenschaften. So kann ich wohl ohne Selbsttäuschung sagen, wenn diese Frau uns auch viel Böses zugefügt, ein Gutes verdanken wir ihr: Sie hat von unseren Kinderaugen die Schleier der Jugendblindheit gerissen. Wir haben das Glück trügerischer Illusionen nie kennen gelernt, und darum auch nicht die Bitterkeit der Reue.

Die Welt, die sich um die Stiefmutter drängte und täglich im Hause ein und aus ging, war wenig geeignet für junge Mädchen. Es waren vor allem leichtsinnige Witwen und kartenspielende Junggesellen. Tag und Nacht wurde gespielt. Die Tische mit grünem Tuch waren immer besetzt, die Kreidestäbchen angespitzt. Wir schworen uns, nie eine Karte in die Hand zu nehmen, und diesem Schwur sind wir treu und in völliger Unwissenheit jedes Glücksspiels geblieben.

Alle Gäste zeigten eine grenzenlose Bewunderung für unsere Stiefmutter. Nur durch ihre Schönheit und Geschicklichkeit hatte sie sich eine wirklich einzigartige Stellung erworben. Was fehlte ihr noch? Zwei offene Wagen, ein Kupee, Schlitten, zwei Paar Rappen besaß sie, glänzende Livreen, elegante Toiletten, sie konnte Reisen machen, sich Hunde halten jeder Art, Papageien, Goldfische, Blumen, sogar Puppen. Sie gab Gesellschaften, Empfänge, Diners, und hatte so viel „Freunde“, wie sie nur wünschte . . .

Merkwürdig war bei ihr der Glaube an Gott und an den Teufel. Vor beiden hatte sie denselben Respekt. Sie sandte Kerzen und Spenden zur Kirche, ging aber auch zu allen Beschwörern und Kartenlegern. Das Schubfach ihres Toilettentisches war voll von allen möglichen wundertätigen und unheilverhindernden Amuletten. In ihrem Arbeitskorbe lag ein kleiner Totenkopf, durch den sie Wasser goß und das Haus besprengte. Dabei murmelte sie Worte, wie: „Gleich dir werde jeder Blinde, Taube und Stumme in diesem Hause . . .“ Und vieles andere tat sie, was man gar nicht sagen kann.

Auch Gifte hatte sie in ihrem Schubfach, die ihr eine Freundin verschafft hatte. Sie versuchte ihre Wirkung an Hunden. Und wenn einer ihrer Liebhaber sie verließ, nahm sie etwas ein, wodurch sie in Bewußtlosigkeit verfiel.

Eines Tages nahm sie eine zu starke Dosis Arsenik und brach wie tot zusammen. Der junge Hausarzt rettete sie. Mein Vater war wie von Sinnen aus Angst um sie, und nach diesem Anfalle liebte und verwöhnte er sie noch mehr als früher. Er war ernstlich krank, dachte aber nur an die Gefahr, in der Marie schwebte! Sie benützte eine

Magen schien nichts mehr behalten zu können. Was hatte man ihm aber auch alles zugemutet! Ein Arzt verschrieb ihm nicht weniger als 35 Medikamente für einen einzigen Tag. Jede halbe Stunde mußte der Kranke etwas anderes schlucken, sogar nachts, so daß weder er noch wir Ruhe fanden.

Wir Mädchen sollten die ganze Pflege allein besorgen; nicht nur für den Leidenden, auch für das Feuer im Ofen mußten wir Sorge tragen und es die Nächte durch unterhalten. Denn Vaters Sinne hatten sich so krankhaft verfeinert — besonders der Geruchssinn — daß er keinen dienenden Geist in seiner Nähe duldete. Er behauptete, die Leute röchen entweder nach Schweiß oder nach Küche oder nach Alkohol. Hin und wieder ließen wir trotz des Verbots Diener und Mädchen auf Socken ins Zimmer, um etwas Ordnung zu schaffen; aber sie mußten unsichtbar bleiben.

Immer neue Ärzte wurden zu Konsultationen berufen, ohne Besserung zu bringen.

Bei dieser Lage der Dinge erweichte sich der Großeltern Sinn. Sie beschlossen, sich mit dem Vater auszusöhnen. Eines Abends im Februar, als des Kranken Zustand hoffnungslos schien, trat Großmama leise ins Krankenzimmer und setzte sich an Vaters Schmerzenslager.

Gerührt blickte er sie an, sprechen konnte er aber nicht, er legte nur die wächsern-gelbe, fast durchsichtige Hand in ihren Schoß. Großmutter drückte sie voll Mitleid. So wurde wortlos, in tiefem Schweigen, die Versöhnung gefeiert. Tränen tropften beiden aus den Augen, aber kein Laut entrang sich ihnen.

*
* *

Als der Frühling einzog, geschah ein Wunder. Vater schien junge Kräfte zu gewinnen! Ein alter Freund von ihm, dem er im Jahre 1848 das Leben gerettet hatte, Dr. F., versuchte eine ganz neue Behandlung. Er verbannte alle Arzeneien, Tees, Pulver, Morphium und verordnete dem Kranken eine Kur von Luft, Licht und Milch. Die Milch in allen Formen, besonders angesäuert, als Jaurt. Damit kam zuerst der Appetit wieder und mit ihm die Kraft. Mit den hermetisch verschlossenen Fenstern war es nun vorbei, entzückt atmete der Kranke reine, frische Luft ein.

Es galt immer für ein Wunder, daß der Vater am Leben blieb, besonders, daß er so gesund wurde, um seine Tätigkeit als Rechtsanwalt wieder aufnehmen zu können.

Nun glaubten wir endlich, uns des Lebens freuen zu dürfen — das Schicksal hatte es aber anders im Sinn.

Eines Morgens kam die alte Balascha außer sich zu uns: „Lauft, lauft schnell zur Großmutter, der Herr liegt im Sterben!“

Unsere Freude war unbeschreiblich, und jeder begriff das. Doch wie würde der Vater es tragen? Stirbt man nicht an einem so großen Schmerz? Wir hatten Gott gebeten, ihm die Augen zu öffnen, jetzt fürchteten wir jedoch die Folgen seines Erwachens für ihn selbst.

Die Heimkehr ins Vaterhaus war eine Stunde unaussprechlichen Glückes ... Doch der Vater war abwesend. Wir eilten durch die veränderten Räume, nirgends eine Erinnerung an „sie". Wir waren wieder daheim, waren Herrinnen in unserem Haus!

Da hörten wir ein Geräusch; freudig bellte der Hund. Es war der Vater, der uns mit weitgeöffneten Armen entgegeneilte! Wir flogen an seinen Hals, wir weinten und lachten. Heiser vor Erregung sagte er: „Ich hatte euch vergessen, jetzt aber werden wir uns nicht mehr trennen."

Es war wirklich wie im Traum. Wir setzten uns in den Eßsaal, und selbst Mylord, der Jagdhund nahm seinen alten Platz wieder ein, die Meute verwöhnter Hunde war verschwunden.

Eine gesegnete Zeit begann für uns, denn unser Vater war ein Mann mit allen guten Gaben, wenn er sie nur austeilen wollte.

Er schrieb vollendet, in Prosa wie in Versen, zeichnete und malte mit hervorragendem Geschick, sein sicheres Auge imponierte sogar Fachleuten. Mit seinem feinen Geschmack war er Schiedsrichter in allem, was Eleganz betraf.

Da er sah, daß ich Zeichentalent hatte, gab er selbst mir Unterricht. Und er war ein so ausgezeichneter Lehrer, daß ich ihm all die Freuden verdanke, die ich aus meinem Talente gezogen. Für alle anderen Gegenstände nahm er uns die besten Lehrer.

Doch unser Glück war kurz. Des Vaters Plan, uns zur Vollendung unserer Ausbildung nach Paris zu bringen, kam nicht zur Ausführung. Eines traurigen Tages brach der Vater völlig danieder. Jahr und Tag mußte er das Bett hüten. Die böse Krankheit, die ihn zugrunde richtete (Tuberkulose), war durch seinen seelischen Zustand verschlimmert. Außerdem litt er unter der Qual, nichts verdienen zu können. War er doch unter dem Einfluß seiner zweiten Frau Rechtsanwalt geworden, hatte seine Stelle als Appellrichter aufgegeben. Aber die Klienten gingen jetzt zu andern Rechtsanwälten, und seiner Frau zurückgelassene Schuldenlast erdrückte ihn fast. Man konnte morgens bei uns nicht mehr über die Diele gehen, ohne eine Schar von Gläubigern anzutreffen.

Wir wußten uns oft keinen Rat. Vater war so nervös geworden, daß er außer sich geriet bei jedem Wort. Wir Schwestern lernten uns durch Zeichen zu verständigen. Jedes Geräusch erschreckte ihn, schon das Umwenden eines Blattes beim Lesen. Vor Husten und Schmerzen fand er keine Stunde Schlaf, dazu litt er an entsetzlichem Erbrechen. Sein

Wir kannten bisher nur Mehadia, wohin wir immer mit Wagen gefahren waren. Jetzt sahen wir zuerst die Eisenbahn, das Dampfschiff mit seinem Luxus und Komfort und die ganze fremde Welt.

In Pest stiegen wir im eben eröffneten „Hotel Ungaria" ab, wo alles blitzte und blinkte. Welchen Eindruck machte der ganze Luxus auf uns! Und dann der Kai mit den großartigen Brücken. Schienen sie nicht wie durch die Luft geworfen? Und waren doch so fest!

Drüben Ofen, die stolze, die alte mächtige Rivalin, mit ihren Burgen, Palästen und ungezählten Häusern, übereinander gebaut wie Treppen, und die Gärten und Wälder, die sich am Ufer der Donau verloren . . .

Abends konnten wir uns nicht trennen von den Tausenden von Lichtern, die sich in der alten Donau spiegelten, sich verlängernd, sich schlangenähnlich dehnend in dem bewegten Wasser. Dann die Dampfschiffe mit ihrem unaufhörlichen Pfeifen, . . . das war Leben, Bewegung! Welcher Lebensdurst war in uns armen Kindern, die wir auferzogen waren wie alte unbewegliche Leute im eingeschlafenen Krajowa.

Wir kamen nach Wien. Wiederum große Eindrücke erwarteten uns hier. Die unermüdliche Gouvernante schleppte uns von Museum zu Museum, von Kirche zu Kirche, zur Schatzkammer mit ihren Juwelen, zu den Waffensammlungen, zur Wiege des Herzogs von Reichstadt! Und nach Schönbrunn, nach Laxenburg!

Abends saßen wir in den Gärten bei den Volkskonzerten. — Strauß dirigierte. In einen Taumel des Entzückens riß er die Menschen und auch uns.

Und dann die große Oper! Die unerreichten Künstler! Die prächtige Ausstattung, das Ballett!

Alles, was wir sahen, machte einen so tiefen Eindruck auf uns, weil wir bisher von den Schätzen der Kultur keine eigene Anschauung gehabt, nur theoretische Kenntnisse angesammelt hatten.

Vom Großvater wurden wieder die berühmtesten Ärzte befragt und sie schickten uns nach Vöslau — ich weiß nicht, wozu? Wir freuten uns der lieblichen Gegend, nicht ahnend, was uns bevorstand, in der Überzeugung, die Großeltern seien nun wieder ganz gesund. Im Spätherbst kehrten wir heim.

Im Laufe des Winters ging es der Großmutter nicht gut, oft hatte sie hohes Fieber und hustete; Unruhe und Nervosität nahmen zu. Wieder wurden Konsultationen abgehalten. Doch ohne jeden Nutzen. Die Krankheit machte böse Fortschritte. Wir waren verzweifelt. Wie traurig waren die Abende, wenn Großvater sich vor Angst nicht zu fassen wußte und Großmama von nervöser Unruhe befallen war. Großvater betete unaufhörlich vor den Heiligenbildern und machte Kniefälle, damit Gott ihn erhöre und ihn wenigstens eine Woche vor ihr sterben ließe.

Erschrocken und heulend machten wir uns wegebereit. Da erklärte der Vater, er ginge mit uns! So überschritt er nach langen Jahren zum ersten Male jene Schwelle!

Am Tage vorher hatte Großvater von seiner Schwester die telegraphische Nachricht erhalten, ihr Mann sei soeben gestorben. Dies waren Großvaters einzige nähere Verwandte, und die Schwester bat ihn, zu ihr zu kommen.

Den ganzen Tag hatte der arme Alte seine Reisevorbereitungen getroffen. Der Weg war beschwerlich, da die Eisenbahn noch immer nicht gebaut war. Abends spät erreichte ihn eine zweite Depesche: auch seine Schwester sei verschieden!

Was war geschehen? Die Tochter dieser Leute, ein außergewöhnlich widerliches Geschöpf, war gleich nach dem Tode des Vaters bei der Mutter eingetroffen, und zwar mit einem Rechtsanwalt, ihrem Liebhaber. Leichtsinnig und unbedacht hatte sie sich von ihrem Manne getrennt und lebte schon seit einiger Zeit zur großen Betrübnis ihrer greisen Eltern mit diesem Advokaten. Jetzt kam sie, um mit seiner Hilfe sofort auf die Erbschaft Beschlag zu legen.

Die arme alte Mutter, die durch den plötzlichen Tod ihres Gatten schon ganz gebrochen war, sah ihre Tochter wie eine Furie ins Haus einbrechen und fiel vom Schlage getroffen tot nieder.

So erwarteten zwei Tote unsern Großvater, damit er ihnen die letzten Ehren erwiese . . .

Als Großvater die zweite Depesche erhalten, brach er, gelb wie Wachs, offenen Mundes, ohne einen Laut zu äußern, zusammen. Großmama stürzte herbei. Der Schlag hatte auch ihn getroffen! . . .

Unser Vater zeigte sich der Lage gewachsen. Er gab die nötigen Anordnungen mit seiner das Kleinste erwägenden Klugheit. Tag und Nacht, wenn er nicht an der Arbeit saß, war er bei den Alten, die ohne den Schwiegersohn nicht mehr glaubten leben zu können.

Großvater erholte sich langsam und die Ärzte verlangten, er solle mit uns allen fortreisen, denn eine tiefe Melancholie hatte sich seiner bemächtigt. Großmama schüttelte langsam ihr Haupt und Tränen rannen ihr aus den Augen: „Er ist nicht mehr der, der er gewesen!“

Auch bei ihr ließ die Gesundheit viel zu wünschen übrig. Sie hatte Fieberanfälle. Eine furchtbare Krankheit drohte einzudringen und nur erst den Platz zu suchen, auf dem sie sich niederlassen sollte.

Nach vielen Konsultationen wurde beschlossen, uns nach Ischl zu schicken.

Die Reise erschien uns Kindern wie eine große Freude. Die Großeltern hielten wir für genesend und die Begleitung unserer neuen, lebhaften und amüsanten Gouvernante versprach uns besondere Anregung.

An demselben Morgen litt Großmama an entsetzlicher Unruhe. Immerfort wollte sie aus dem Bett springen und ins Nebenzimmer gehen. Wir taten, als fänden wir ihre Pantöffelchen nicht. Uns schlug das Herz zum Zerspringen. Großvater wurde noch im Morgengrauen davongetragen, damit niemand im Hotel merkte, daß die Cholera in diese prächtigen Gemächer eingezogen sei. Die Leiche wurde zu dem berühmten Rokitansky gebracht, der sie einbalsamierte. Dann sollte sie auf der Donau in die Heimat zurückgeführt werden.

Großmutter sah trotz unserer Bemühungen, uns zu verstellen, wie still und gedrückt wir waren, die unheimliche Ruhe des Nebenzimmers mochte ihr auch auffallen. — Mit einemmal stand sie aufrecht vor uns. „Er ist tot!“ sagte sie. Wir schwiegen und warfen uns ihr an die abgezehrte Brust, heiße Tränen weinend.

Nun weinte auch sie wie ein Kind. Wir versuchten sie damit zu trösten, daß Gott Großvaters stetes Gebet um seine frühere Abberufung erhört habe.

Die Ärzte sandten uns wieder nach Vöslau. Es war eine schwierige Fahrt. Nur noch der Schatten einer Frau war die Großmutter in ihren Trauergewändern. Schweigend und geistesabwesend, als weile nur noch ihre Hülle auf Erden, saß sie da. In Vöslau beschäftigte sie sich nur mit dem Monument, das Vater für den Großvater ausgesucht hatte.

Vater jagte zwischen Wien und Vöslau hin und her. Es handelte sich um das Grabdenkmal, um Beschaffung der Trauerkleidung, um die Einbalsamierung und die kolossalen Forderungen des Grand Hotels. Der Infektion wegen mußten wir Schadenersatz leisten für die gesamte Einrichtung der drei Zimmer. Dann kamen die Rechnungen der Ärzte ... Mehr als zwanzigtausend Franken hatten wir zu zahlen. Aber wer dachte unter diesen Umständen an das Geld! ...

Acht Tage nach dem Tode ihres Gatten hauchte Großmama ihren letzten Atemzug aus. Wir waren in einem Zustande unsagbaren Jammers. Sie aber war ruhig gestorben, sie ging ja zu ihrem geliebten Manne!

Und so verloren wir sie, die uns zweimal Mutter gewesen.

Traurig war unser Heimweg. Wir konnten es noch nicht fassen, daß wir beide Großeltern verloren hatten. Es war uns schrecklich, sie in fremden Händen zurückzulassen, und wir fühlten eine Leere um uns, vor der uns schwindelte.

Ungeduldig erwarteten wir die Ankunft der einbalsamierten Leichen, die auf einem Schleppschiffe die Donau hinabgeführt wurden und endlich in Beket eintrafen. Ein Priester empfing sie dort. Ein entsetzliches Begräbnis! Zwei Leichenwagen fuhren nebeneinander ...

Frühling und Sommer kamen und brachten keine Änderung. Die Ärzte drangen nun auf unsere Abreise.

Der Vater übernahm wieder alle schwierigen Vorbereitungen, die die Abreise einer Sterbenden erfordert. Der Großvater widersetzte sich der Reise. Er wollte die Heimat nicht verlassen, hatte bange Vorahnungen. Traurig sah er zum Himmel und deutete auf einige Wolken: „Es wird schlecht Wetter."

Doch wir reisten ab.

In drei Wagen fuhren wir von Krajowa nach Beket, wo wir das Dampfschiff nach Wien bestiegen. Unterwegs mußten wir donauaufwärts das Schiff mehreremal wechseln.

In Wien war die Weltausstellung (1873) gerade auf ihrer Höhe und die Stadt sehr überfüllt. Wir stiegen im Grand Hotel ab. Der Vater hatte schöne große Zimmer im ersten Stock bestellt. Der in Wien herrschenden Choleraepidemie wegen schickten uns die Ärzte eiligst nach Ischl. Dort ging es anfangs besser, dann aber nahm die Krankheit eine verhängnisvolle Wendung. Der Arzt riet uns, schnell nach Hause zu eilen, damit uns die Katastrophe nicht unterwegs ereile. Was für entsetzliche Tage!

In Wien angekommen, durcheilte der Großvater verzweifelt die Straßen, frug in allen Apotheken nach irgendeiner Wundermedizin für seine geliebte Maritza. Eiligst berief er wieder die berühmtesten Ärzte, Skoda an der Spitze ... Sie gaben keine Hoffnung mehr ...

Wir bewohnten drei große Zimmer, ich schlief mit der Gouvernante. Als ich eines Abends zum Großvater nebenan eintrete, sehe ich zu meinem Staunen, daß er schlafend auf dem Sofa liegt, die Füße gegen das geöffnete Fenster, die Brust entblößt, während ein kalter, feuchter Wind ins Zimmer bläst.

Ich wecke ihn sachte und bitte ihn, sich zu erheben. Er öffnet seine Augen, erhebt sich und klagt, ihm sei nicht gut zumute. Ich mache ihm leise Vorwürfe, daß er sich zur Cholerazeit bei offenem Fenster niederlege, und sehe daneben, auf dem Tische, ein Glas Limonade ... Das Herz zog sich mir zusammen: Er hat sterben wollen, hat den Tod herbeigerufen ...

In der Nacht traten Frostschauer ein ... Es war die Cholera! Zwei Tage und vier Stunden dauerte der Kampf, drei Ärzte saßen mit uns an seinem Lager. Am dritten Tage gegen Morgen tat Großvater seinen letzten Atemzug ...

Wir waren in einem unbeschreiblichen Zustande. All die Nächte auf den Beinen — und jetzt die schwere Angst, es der Unglückseligen, die nebenan mit dem Tode rang, mitzuteilen, daß er ihr vorangegangen sei.

Ich glaube, daß Ihr Rousseau seinen Beruf verfehlt hat; er war ohne Zweifel dazu geboren, ein großer Klosterbruder zu werden, ein Pater der Wüste, berühmt durch seine Sittenstrenge und seine Selbstquälereien, ein Säulenheiliger. Er würde Wunder getan haben, wäre ein Heiliger geworden und hätte das ungeheure Märtyrerverzeichnis vergrößert; aber jetzt wird man ihn nur als einen sonderbaren Philosophen ansehen, der nach zweitausend Jahren die Sekte des Diogenes erneuert. Das lohnt nicht die Mühe, Gras zu fressen und sich mit allen gleichzeitigen Philosophen zu überwerfen."

Über die Jesuiten:

„Ihr Eifer entbrennt gegen die Jesuiten und gegen den Aberglauben jeder Art. Sie tun wohl daran, den Irrtum zu bekämpfen; aber glauben Sie, daß die Welt sich ändern wird? Der menschliche Geist ist schwach; mehr als drei Viertel der Menschen sind für die Sklaverei des absurdesten Fanatismus geboren. Die Furcht vor dem Teufel und vor der Hölle macht sie blind, und sie verwünschen den Weisen, der sie aufklären will. Der große Haufe unseres Geschlechts ist dumm und boshaft. Vergebens suche ich in ihm jenes Ebenbild Gottes, von dem es nach der Versicherung der Theologen den Abdruck an sich tragen soll. Jeder Mensch hat ein wildes Tier in sich; wenige wissen es zu bändigen, die meisten lassen ihm den Zügel schießen, sobald die Furcht vor den Gesetzen sie nicht zurückhält.

Sie finden mich vielleicht zu misanthropisch. Ich bin krank, ich leide und habe mit einem halben Dutzend Schurken und Schurkinnen zu schaffen, welche sogar einen Sokrates, einen Antonin aus der Fassung bringen würden. Sie sind glücklich, dem Rate des Candide zu folgen und sich auf die Bebauung Ihres Gartens zu beschränken. Es ist nicht jedermann beschieden, es ebenso zu machen. Der Stier muß seine Furche ziehen, die Nachtigall singen, der Delphin schwimmen und ich Krieg führen." (An Voltaire, 1760.)

„Den Fanatismus zerstören heißt die unheilvollste Quelle der Zwistigkeiten und der Haßausbrüche austrocknen, welche dem Gedächtnis Europas noch gegenwärtig sind und deren blutige Spuren man noch bei allen Völkern entdeckt."

(An Voltaire, 1766.)

„Wie soll ich Sie von den Jesuiten unterhalten? Nur wegen des Unterrichts der Jugend habe ich sie beibehalten. Der Papst hat ihnen den Schwanz abgeschnitten, sie können nicht mehr wie Simsons Füchse dazu dienen, die Kornfelder der Philister in Brand zu stecken. Überdies hat Schlesien weder einen Pater Guignard noch einen Malagriba hervorgebracht. Wir Deutsche haben keine so heftige Leidenschaften wie die südlichen Völker.

Wenn alle diese Gründe keinen Eindruck auf Sie machen, werde ich einen stärkeren beibringen: ich habe im Frieden zu Dresden versprochen, die Religion solle in meinen Provinzen in statu quo bleiben. Damals hatte ich Jesuiten, also muß ich sie behalten. Die katholischen Fürsten haben gerade zur rechten Zeit einen Papst zur Verfügung, der sie von ihren Eiden entbindet kraft seiner Machtvollkommenheit. Ich bin genötigt, mein Wort zu halten, da niemand mich von demselben losspricht; der Papst würde sich als entheiligt ansehen, wenn er mich segnete, er würde sich die Finger abschneiden lassen, mit denen er einem verdammten Ketzer meines Schlages die Absolution erteilt hätte." (An Marquis d'Argens, 1768.)

„Was die Talente der Jesuiten betrifft, so werden sie sich nicht mehr entfalten; sind sie doch aus der Hälfte Europas und sogar aus Paraguay vertrieben; die Besitzungen, die ihnen noch übrig bleiben, scheinen mir unsicher zu sein. Ich stehe nicht dafür ein, was ihnen in Österreich widerfahren wird, wenn die Kaiserin-

Es schien uns, als wären die früheren Leiden nichts gewesen. Wie hatten wir uns nur überhaupt unglücklich fühlen können, solange wir die Großeltern noch besessen hatten?

*
* *

Die Zeiten verstrichen. Leise füllte sich die furchtbare Leere, die in uns zurückgeblieben war, mit neuen Eindrücken an. Als Jahr und Tag vergangen, traten wir in die Gesellschaft ein, die uns einen liebevollen Empfang bereitete. Der Vater ließ das Haus der Großeltern umbauen und auf das glänzendste herrichten, ehe wir es bezogen. Ein Feenpalast war es geworden. Nur die Aussicht auf die blauen Berge und den Fluß war dieselbe geblieben.

Hier erfüllte sich unser Schicksal: Jede von uns dreien reichte einem tüchtigen, geachteten Manne die Hand.

Aus Briefen Friedrichs des Großen.

Über Rousseau an den Lord-Marschall von Schottland (1762):

„Ihr Brief, m. l. Mylord, betreffs Rousseau in Genf hat mir viel Vergnügen gemacht. Ich sehe, daß wir in unseren Gedanken übereinstimmen: man muß diesen armen Unglücklichen trösten, der nur darum sündigt, weil er sonderbare Ansichten hat, die er aber für gut hält. Ich werde Ihnen 100 Taler zustellen lassen, wovon Sie die Güte haben werden, ihm geben zu lassen, was er für seine Bedürfnisse nötig hat. Ich glaube, wenn man ihm die Dinge in natura gibt, wird er sie eher annehmen als Geld. Wenn wir nicht Krieg hätten, wenn wir nicht zugrunde gerichtet wären, würde ich ihm eine Einsiedelei mit einem Garten bauen lassen, wo er leben könnte, wie seiner Ansicht nach unsere Urväter gelebt haben. Ich gestehe, daß meine Ideen von den seinigen so verschieden sind wie das Endliche vom Unendlichen; er würde mich niemals überreden, Gras zu fressen und auf allen Vieren zu gehen. Es ist wahr, daß dieser ganze asiatische Luxus, dieses Raffinement des Wohllebens, des Vergnügens und der Weichlichkeit für unser Leben nicht wesentlich ist und daß wir mit mehr Einfachheit und Frugalität leben könnten, als wir tun; aber warum auf die Annehmlichkeiten des Lebens verzichten, wenn man sie genießen kann? Die wahre Philosophie ist m. E. die, welche ohne den Gebrauch zu untersagen, sich damit begnügt, den Mißbrauch zu verurteilen; man muß alles entbehren können, aber auf nichts verzichten. Ich gestehe Ihnen, daß sehr viele neuere Philosophen mir wegen ihrer Paradoxen mißfallen. Sie wollen neue Wahrheiten sagen und sie tischen Irrtümer auf, welche den gesunden Menschenverstand beleidigen. Ich halte mich an Locke, an meinen Freund Lukrez, an meinen guten Kaiser Marc-Aurel; diese Männer haben uns alles gesagt, was wir wissen können — abgesehen von der Physik Epikurs — und was uns maßvoll, gut und weise machen kann. Danach ist es spaßhaft, wenn man uns vorredet, wir wären alle gleich und folglich müßten wir wie die Wilden leben, ohne Gesetze, ohne Gesellschaft, ohne Höflichkeit; die schönen Künste hätten die Sitten verschlechtert — und andere wenig haltbare Paradoxen.

und blinde Erbitterung, die in ihrer Rachsucht Verbrechen und Unschuldige vermengt. Klagen Sie mich zu großer Duldsamkeit an, ich werde auf diesen Fehler stolz sein; es wäre zu wünschen, daß man den Fürsten nur solche Fehler vorwerfen könnte!"
(An d'Alembert, 1774.)

Über das eigene Ich:

„Ich finde diejenigen glücklich, welche in einem gewissen Alter sich von den Geschäften zurückziehen können, und dieses Glück kommt mir um so größer vor, als ich sehr fürchte, es selbst niemals zu genießen. Pläne, Sorgen, Verlegenheiten, das ist der ganze Inhalt menschlicher Größe. Wenn man einigemal in diese laterna magica gesehen hat, hat man völlig genug davon; aber wehe dem Savoyarden, der sie trägt! Alle unsere Bemühungen laufen oft nur darauf hinaus, Menschen glücklich zu machen, welche es gar nicht sein wollen, und die Ungewißheit der Zukunft zu bestimmen, welche alle unsere Projekte umstößt. Wenn alles dies während einer Anzahl von Jahren geschehen ist, so tritt der Augenblick ein, wo man das Feld räumen muß; und wenn man seine Rechnung macht, findet man, daß man für andere gelebt hat und nicht für sich selbst. Aber jeder Mechanismus ist für einen bestimmten Zweck gemacht, die Uhr, um die Stunden anzuzeigen, der Bratspieß, um zu braten, die Mühlsteine, um sich zu drehen. Drehen wir uns also, weil dies unser Los ist."
(An den Lord-Marschall von Schottland, 1754.)

„Ich bin so glücklich, m. l. Mylord, sehr gleichgültig zu sein gegen alle Äußerungen und Schriften, die man über mich verbreitet; ich rechne es mir sogar zum Ruhme an, einem armen Schriftsteller Honorare zu verschaffen, der ohne die Schmähungen, die er über mich ausspricht, vielleicht Hungers sterben würde. Ich habe das Urteil des Publikums stets verachtet und bei meinem Verhalten nur auf die Zustimmung meines Gewissens Rücksicht genommen. Ich diene dem Staate mit allen den Fähigkeiten und der ganzen Einsicht, welche die Natur mir verliehen hat; so gering auch meine Talente sein mögen, ich erfülle doch dem Staate gegenüber voll und ganz meine Pflicht; denn man kann eben nicht mehr geben, als man hat. Im übrigen gehört es zu den von der Stellung einer im öffentlichen Leben tätigen Person unzertrennlichen Dingen, daß man der Kritik, der Satire und häufig sogar der Verleumdung als Zielscheibe dient. Alle diejenigen, welche Staaten regiert haben unter dem Titel von Ministern, Generälen, Königen, haben Sticheleien ertragen müssen; es würde mich sehr betrüben, wenn ich der einzige wäre, der nicht das gleiche Schicksal teilte; ich verlange durchaus keine Widerlegung des Buches*) noch eine Bestrafung des Verfassers; ich habe diese Schmähschrift mit sehr kaltem Blute gelesen und sie sogar einigen Freunden mitgeteilt. Man muß eitler sein als ich, um sich zu ärgern, wenn man mit derartigem Kot bespritzt wird, wie es jedem auf seinem Wege widerfahren kann; und ich müßte weniger Philosoph sein, als ich bin, wenn ich mich für vollkommen und über jede Kritik erhaben wähnte. Ich versichere Sie, m. l. Mylord, daß die Schmähungen des ungenannten Verfassers nicht die geringste Wolke über die Heiterkeit meines Lebens ausgebreitet haben, und daß man noch zehn polemische Schriften dieser Art herausgeben könnte, ohne meine Denkungsart und meine Handlungsweise im geringsten zu ändern."
(An den Lord-Marschall von Schottland, 1753.)

„Ach, m. l. Bruder, wenn man einmal tot ist, so entsteht erst recht die Frage, ob man noch hätte leben können. Der arme Lord würde, wenn er es gekonnt hätte, den Ärzten, die ihn sezierten, ins Gesicht gelacht haben, wenn er seine Leber in der Hand des einen, seine Lunge in der eines andern gesehen und alle die Absurditäten gehört

*) Einer französisch geschriebenen, in London gedruckten Schmähschrift.

Königin stirbt; ich meinesteils werde sie dulden, solange sie ruhig sind und niemanden erwürgen wollen. Der Fanatismus unserer Väter ist mit diesen gestorben; die Vernunft hat den Nebel entfernt, durch welchen die Sekten den Augen Europas das Licht entzogen. Diejenigen, welche noch blind und grausam sind, mögen noch verfolgen; wer aber aufgeklärt und menschenfreundlich ist, muß duldsam sein. Daß mit dieser gehässigen Verfolgung sich die Verbrechen dieses Jahrhunderts um eines vermindern, darf man von den täglichen Fortschritten der Philosophie erwarten; es wäre zu wünschen, daß diese einen ebenso großen Einfluß auf die Sitten ausübte wie die Philosophie der Alten. Ich verzeihe den Stoikern alle Verirrungen ihrer metaphysischen Lehren den großen Männern zuliebe, welche ihre Moral gebildet hat. Die erste Sekte wird für mich beständig diejenige sein, welche den meisten Einfluß auf die Sitten hat, welche die Gesellschaft sicherer, milder und tugendhafter macht. Das ist meine Denkungsart; sie hat nur das Glück der Menschen und den Vorteil der Gesellschaft im Auge.

Ist es nicht wahr, daß die Elektrizität und alle die Wunder, die sie aufdeckt, bis jetzt nur dazu gedient haben, unsere Neugierde rege zu machen? Ist es nicht wahr, daß die Anziehungs- und die Schwerkraft nur unsere Einbildungskraft in Erstaunen versetzt haben? Ist es nicht wahr, daß es mit allen chemischen Vorgängen ebenso geht? Aber raubt man darum weniger auf den Landstraßen? Sind Ihre Steuerpächter darum weniger habsüchtig? Zahlt man gewissenhafter die Steuern? Verleumdet man weniger, ist der Neid erstickt, die Härte des Herzens gemildert? Was liegt also der Gesellschaft an diesen modernen Entdeckungen, wenn die Philosophie den Teil vernachlässigt, auf welchen die Alten alle ihre Kraft verwendeten, die Moral und die Sitten?"

(An d'Alembert, 1768.)

„Um Ihre Franzosen nach ihrem Geschmacke zu bedienen, müssen sie alle zwei Jahre einen neuen König haben; die Neuheit ist die Gottheit Ihrer Nation, und einen wie guten Herrscher sie auch haben, sie werden auf die Dauer Fehler und Lächerlichkeiten an ihm suchen, als ob man aufhörte, Mensch zu sein, wenn man König ist.

Welcher Mensch ist ohne Irrtum und welcher König ohne Schwäche? Wenn ich Herr v. Sartines (Chef der Pariser Polizei) wäre, so würde ich diesen Satz an allen öffentlichen Plätzen und an den Ecken aller Kreuzwege anschlagen lassen. Die Regenten, unsere Vorfahren, wir und unsere Nachfolger, wir gehören alle in dieselbe Klasse, wir sind unvollkommene Wesen, zusammengesetzt aus einer Mischung von guten und schlechten Eigenschaften; nur Ihr Vizegott, der in der Stadt der sieben Berge wohnt, ist unfehlbar und wird als solcher angesehen von denen, die einen starken Glauben haben. Mir, der ich einen schwachen Glauben habe und schwache Nerven wie der Herr v. Nivernais, mir fällt es schwer, wenn ich einen Alexander VI., den Tyrannen, Barbaren, Heuchler und Blutschänder betrachte, seine Unfehlbarkeit anzuerkennen. Ich stelle Ihre Schweizer des Paradieses mit den übrigen Menschen in gleiche Linie und hundert Klafter niedriger als die Philosophen.

Alle diese Betrachtungen, welche aus der Kenntnis des menschlichen Herzens geschöpft sind, machen nachsichtig, und diese Nachsicht, welche die Menschen sich gegenseitig schuldig sind, führt zur Duldsamkeit. Darum werden Ihre Feinde, die Jesuiten, bei mir geduldet; sie haben in den Provinzen, in denen ich sie schütze, sich des Mordmessers nicht bedient; sie haben sich in ihren Gymnasien auf die Wissenschaften beschränkt, die sie lehrten. Wäre das ein Grund, sie zu verfolgen? Wird man es mir zum Vorwurf machen, daß ich eine Gesellschaft von Männern der Wissenschaft nicht ausgerottet habe, weil einige Individuen dieser Gesellschaft zweihundert Meilen von meinem Lande entfernt, Verbrechen begangen haben? Die Gesetze bestimmen die Bestrafung der Schuldigen, aber zu gleicher Zeit verurteilen sie auch die grausame

Über den „Ruhm“:

„Ruhm und gute Nachrede sind wie günstige Winde, welche den Schiffern bisweilen beistehen, aber fast niemals beständig sind. Die ruhmsüchtigen Leute kommen mir vor wie jene Holländer am Anfang dieses Jahrhunderts, welche so beträchtliche Summen aufwendeten, um Blumen zu haben, deren vergängliche Schönheit bisweilen welkt und hinschwindet beim Niedergang derselben Sonne, welche sie am Morgen zum Aufblühen brachte. Unter den Männern von Verdienst sind ohne Widerrede diejenigen die ersten, welche das Gute aus Liebe zum Guten selbst tun, welche der Tugend und Gerechtigkeit aus Neigung folgen und deren Handlungen im Leben die konsequentesten sind; niedriger im Range stehen diejenigen, welche große Taten vollbringen aus Eitelkeit. Ihre Tugend ist weniger fest als die der ersteren; aber wie unrein auch diese Quelle ist, da das öffentliche Wohl daraus entspringt, kann man ihnen einen Platz unter den großen Männern einräumen.“ (An Duhan, einem alten Lehrer des Königs, 1745.)

„Besonders von der Gunst der Geschichtschreiber hängt der Ruf der Fürsten ab. Einige in die Augen fallende große Taten haben die Schriftsteller dieses Jahrhunderts dem Zaren günstig gestimmt und ihre Einbildungskraft hat die Großmut gehabt, seinem Bilde das hinzuzufügen, was ihrer Meinung nach etwa daran fehlen mochte.

Es ist möglich, daß Alexander der Große nur ein berüchtigter Straßenräuber war. Quintus Curtius hat jedoch, sei es, indem er die Leichtgläubigkeit der Völker mißbrauchte, sei es, indem er seinen glänzenden Stil leuchten ließ, das Mittel gefunden, ihn in der Vorstellung aller Zeitalter für einen der größten Menschen gelten zu lassen, welche jemals die Erde hervorgebracht hat. Wie viele Beispiele einer ausgesprochenen Vorliebe für den Ruhm gewisser Fürsten liefern uns nicht die Geschichtschreiber! Aber wenn sie solche Beispiele ihres Wohlwollens darbieten, so liefert uns die Geschichte auch Zeugnisse ihres Hasses und ihrer Bosheit. Erinnern Sie sich der mannigfachen Eigenschaften, welche man dem Julian mit dem Beinamen Apostata beigelegt hat. Der Haß, der Groll, die Wut Ihrer heiligen Bischöfe haben ihn derartig verunstaltet, daß seine Züge kaum kenntlich sind in dem Gemälde, das ihre Bosheit von ihm entworfen hat. Ganze Zeitalter haben diesen Fürsten verabscheut, so großen Eindruck hat das Zeugnis dieser Betrüger gemacht! Endlich kam ein Weiser, bemerkte die Kniffe der mönchischen Geschichtschreiber, gab dem Kaiser Julian seine Tugenden wieder und beschämte die Verleumdung der Väter Ihrer Kirche.

Alle Handlungen der Menschen sind verschiedener Auslegung unterworfen. Man kann Gift über die guten ausgießen und den schlechten eine Wendung geben, durch die sie entschuldbar und selbst lobenswert werden; die Parteilichkeit oder Unparteilichkeit des Geschichtschreibers entscheidet über das Urteil des Publikums und der Nachwelt.

Die meisten Fürsten haben eine eigentümliche Leidenschaft für ihre Stammbäume; das ist eine Art Eigenliebe, welche sich bis zu den frühesten Vorfahren erstreckt, nicht nur in gerader Linie, sondern auch noch auf die Seitenverwandten. Wagt man, ihnen zu sagen, daß unter ihren Vorfahren eben nicht sehr tugendhafte und deshalb sehr verächtliche Menschen sich befunden haben, so fügt man ihnen eine Beleidigung zu, welche sie nie verzeihen; und wehe dem profanen Schriftsteller, der die Verwegenheit gehabt hat, in das Allerheiligste ihrer Geschichte einzudringen und die Schande ihres Hauses ruchbar zu machen! Wenn diese Feinfühligkeit sich nur darauf erstreckte, den guten Ruf ihrer Vorfahren von der mütterlichen Seite zu verteidigen, so könnte man noch triftige Gründe finden, die ihnen einen so brennenden Eifer einflößen. Aber behaupten, daß 50 oder 60 Ahnen sämtlich die rechtschaffensten Leute von der Welt gewesen seien, das heißt die Tugend auf eine einzige Familie beschränken und dem menschlichen Geschlechte eine große Beleidigung zufügen.

hätte, welche die Fakultät bei solchen Gelegenheiten auskramt. Was mich betrifft, so habe ich verboten, mich nach meinem Tode zu öffnen; es ist genug, wenn man bei seinen Lebzeiten dem Publikum Stoff zu Witzeleien gibt, und es ist zu viel, mit seiner Milz, seiner Leber und seiner Lunge nach dem Tode noch Komödie spielen zu lassen. Meine Spazierritte haben mir nicht viel genützt; ich habe sogar noch heftigere Kolik jeden Abend und jede Nacht; ich bessere an den einzelnen Stockwerken eines alten Gebäudes, das einstürzen will, und, wenn ich am Dache arbeite, so fällt das Fundament zusammen. Sie, mein Bruder, stehen in der Blüte Ihrer Jahre, sind gesund, rüstig und stark; an Ihnen ist es, das Leben zu genießen, das für Sie noch Reize hat; Sie müssen Rosen pflücken, mir gehören die Dornen. Aber es ist unnötig, Ihnen dies zu sagen, Sie wissen es selbst."

(An den Prinzen von Preußen, 1752.)

„Ich werde Sie also wiedersehen, m. gutes Mütterchen, und ich hoffe, daß dies gegen Ende dieses Monats oder zu Anfang April der Fall sein wird. Ich hoffe, Sie ebenso wohl zu finden, wie ich Sie verlassen habe. Was mich betrifft, so werden Sie mich gealtert und fast schwatzhaft finden; ich bin grau wie meine Esel, verliere alle Tage einen Zahn und bin halb lahm von der Gicht; aber Ihre Nachsicht wird die Schwächen des Alters ertragen, und wir werden von der alten Zeit reden."

(An die Gräfin von Camas, 1763.)

„Wir haben soeben hier die Heiligen Drei Könige gefeiert, nicht mit doktoraler Würde, die meinem Charakter nicht entspricht, sondern mit Zurichtungen, die Freude dabei verbreiten konnten. Man hat soviel Karten ausgegeben, wie Festteilnehmer da waren; und der Zufall hat über die Rollen entschieden. Frau von Pannwitz ist König geworden, einer meiner Neffen Königin, meine Nichte von Preußen kommandierender General: kurz, jedes Geschlecht wurde dabei aufgehoben. Dieser eigentümliche Zufall hat die Jugend sehr ergötzt; aber wenn man es recht erwägt, bewirkt der Zufall ungefähr das Gleiche in der Welt; denn die Art, wie man geboren wird, und die verschiedenen Umstände, die sich darbieten, entscheiden über unser Geschick. Sehr viele Personen sind in verkehrte Stellungen geraten, wo der Zufall sie hingesetzt hat. Wenn man das Publikum kennen würde, so würde man sicherlich im Volke und vielleicht inmitten der untersten Klasse, Bürger, Genies finden, die mit Marc-Aurel, Julius Cäsar, der Königin Elisabeth, Sappho, Cicero, Vergil zu vergleichen sind. Aber diese Genies haben sich nicht entwickeln können, da sie sich nicht auf einen günstigen Boden gesetzt sahen; sie bleiben unterdrückt von den Dornen und Disteln, die sie umgeben. Alles hängt also für uns von denen ab, die uns das Leben geben, von der günstigen oder ungünstigen Zeit, in der wir auf die Welt kommen, und von verschiedenen Ereignissen, deren Strom uns in unserer Laufbahn fortreißt. Wenn Alexander der Große nach dem zweiten punischen Kriege geboren wäre, hätte er die Römer zu bekämpfen gehabt, die ganz anders zu fürchten waren als die Perser; wenn Cromwell zur Welt gekommen wäre in der Zeit der Königin Elisabeth, wäre er ein unbekannter und dunkler Fanatiker gewesen; wenn der Papst Hildebrand jetzt auf dem päpstlichen Throne säße, würde er nur über die Tonsuren der Priester und sicherlich nicht über die Kronen der Könige verfügen. Aber Ew. königl. Hoheit kümmern sich wenig hierum; Sie denken sehr weise, daß wir, ohne uns über den Zufall zu beunruhigen, der uns gemacht hat zu dem, was wir sind, verpflichtet sind, die uns zugefallene Rolle auszufüllen, so gut wir können. Ew. königl. Hoheit haben sehr recht, und, was mehr gilt, geben das Beispiel dazu."

(An die Kurfürstin Marie Antonie von Sachsen, 1767.)

Steirerland so vornehm und groß zur Gestaltung kommt. In weiten Landen einzig ist sie, diese stolze, weiße Stadt am Hilmwalde. Zusammengestellt ist da alles, was man heute von der Heilkunst weiß und kann. Dazu die Wunderwirkerin Natur mit ihrer friedsamen, still heilenden Kraft. Und ihre beste Assistentin, die Hoffnung, die der Kranke mitbringt auf diese Insel der Prüfung, der Einkehr in sich selbst und der Genesung.

Das Fachliche soll ein anderer beschreiben, ich erwähne nur das Stimmungsbild der ersten Wanderung durch die Riesenanlage, die wie ein freundlicher Kurort ist. Die Hauptstraße entlang zwischen Palästen und frischen Rasenplätzen der Kirche zu, die mit ihrer Kuppel vom Waldrande herabgrüßt. Diese Kirche mit ihrer weißen lichten Freudigkeit! In bunten Farben prangt nur der Altar mit seinem mächtigen Bilde: der Heiland, der alle Mühseligen und Beladenen zu sich lädt. Und die breiten Riesenfenster, wie viele Zuversicht wird da vom Himmel strömen hinein in die kranken bangen Herzen! — Dann der Wald zum Spaziergang für Kranke. Dieser jugendliche Wald mit seinen Sonnenfunken zwischen den Nadel- und Laubbäumen nieder! Vor vielen Jahren ist Sommer für Sommer durch diesen Wald ein großer Dichter gewandelt, hat Lieder gesungen von irdischer Schönheit und himmlischem Gutsein. Robert Hamerling ist der Prophet dieser paradiesischen Stätte der Nächstenliebe geworden. Sein schönstes, vorahnendes Lied entstand wohl an der Stelle, wo eine deutsche Frau jetzt die Poesie hat verdichtet zu einem Werke, wie es liebreicher kaum je gefunden werden kann: das Haus für Gesundwerdende. —

Leute, die sich an Wortspielen ergötzen, behaupten, daß dieser neue Kurort die Steiermark zu einer wahren Steuermark mache. Ich befürchte nicht, daß die weiße Stadt am Hilmwald das Land herunterbringen werde. Es hat seine 15 Millionen auf Gesundheit angelegt, und die bleibt immer noch die rentabelste Unternehmung.

Vom Grazer Hügelgelände aus sieht man gegen Nordosten hin fernblauende Berge. Es sind die „Berge der Sehnsucht“, hinter denen meine Waldheimat liegt. Die Eisenbahn macht Versuche, hinzukommen, lebhafte Anstrengungen, die einer schönen Gegend würdig sind. Es ist der Mühe wert, sie anzuschauen, diese neue Bahn von Weiz bis Birkfeld. Erst machte diese Eisenstraße vor vielen Jahren einen Ruck von Graz bis Gleisdorf, später von dort bis Weiz. Und vor kurzem ist sie von Weiz vorgedrungen bis Birkfeld. Auf dieser letzten Strecke fährt das Zügel eine Stunde und vierzig Minuten lang. Das weite Hügelland ist im Blühen der Obstbäume weiß und rot gesprenkelt. Die Bahn hält sich schon an die Lehne eines höheren Waldberges links, schiebt sich sachte hinan, so daß über die Hügelketten hinweg der Blick

Ich besaß einmal die Unbesonnenheit, in Gegenwart jemandes zu sagen, Herr so und so habe eine eines Edelmannes unwürdige Handlung begangen; es stellte sich zu meinem Unglück heraus, daß derjenige, von welchem ich so frei redete, ein Verwandter von jenem war, und er wurde sehr ungehalten darüber. Ich fragte nach der Ursache, er teilte sie mir mit, und ich war genötigt, ein ganzes genealogisches Register anzuhören, um einzusehen, worin meine Unvorsichtigkeit bestand. Es blieb mir kein anderes Mittel, als dem Beleidigten alle meine Verwandten zu opfern, die nicht verdienten, es zu sein. Man tadelte mich deshalb sehr, aber ich rechtfertigte mich damit, daß ich sagte: jeder Mann von Ehre, jeder rechtschaffene Mann sei mein Verwandter, und andere erkännte ich gar nicht als solche an." (An Voltaire, 1738.)

Heimgärtners Tagebuch.

„Eure Steiermark hat die Eigentümlichkeit, daß sie die öffentlichen Anstalten für Leidende gerade in ihre schönsten Gegenden einbaut." Dieses Wort hat mir einen Freudenschwung gegen Himmel gegeben. Ein Berliner Arzt, der da war, hat es gesagt. Wie das wieder wahr ist, und wie es just ein Fremder sieht und sagt! — Man braucht bloß an die Landeskrankenhäuser zu denken, die in herrlichen Gegenden stehen — außer der Stadt. Dann Hörgas, Feldhof. Wie eine Festung mit Forts, so ist Graz besetzt und umgeben von gemeinnützigen Anstalten, besonders für Arme und Kranke. Von Osten kam das Wort: Was ihr den Ärmsten meiner Brüder tut —. Gegen Osten, er braucht nicht weiter als bis in das nahe Sankt Leonhard, schaut der Grazer, um das Herrnwort großartig erfüllt zu sehen. Da ist die Odilienanstalt für Blinde, da ist das Dienstmädchenasyl, da ist das Städtische Waisenhaus, da ist das Haus der Barmherzigen, da ist das fürstlich hochgesinnte Rekonvaleszentenheim im stillen, duftenden Fichtenwald; und zwischen Wiesen und Wald eingebaut ist die weiße Stadt — die weiße Märchenstadt, die, wie auf grünem Seidenkissen ruhende Krone des steirischen Gemeinsinnes — das neue allgemeine Landes-Krankenhaus. Freiwillige Privatstiftungen sowie das ganze Land, sie wetteifern auf einen höher gedachten Rekord als die Autler, Aviatiker, Rennreiter, Seefahrer und Kriegführer! — Viele Jahre Arbeit hat diese Anstalt gekostet und viele Millionen Gulden. Der Steirer opfert den unglücklichen Mitmenschen mit schweigender Würde. Ich aber jauchze es ins Land: Heil und Freude! — Dieser Gruß bewillkommt uns, wenn wir das allgemeine Krankenhaus besuchen, es grüßt die Gesunden wie die Kranken: Heil und Freude euch! Es ist kein politisch-trennendes, es ist ein ohne Unterschied der Nationen und der Stände gesundmachendes Heil, es ist keine selbstsüchtige Alltagsfreude, es ist himmelklingende Allfreude der Menschheit über den altruistischen Sinn, den die neue Zeit wie keine zuvor geweckt hat und der in unserem

ich in der Kirche das Valentinbildnis wieder gesucht und nicht mehr gefunden. — Zu Birkfeld war es auch, wo im Jahre 1854 der Fürstbischof Ottokar Maria die Firmung hielt. Mit noch drei anderen Firmlingen hatte der Bauer Simon Miesebner mich aus Alpel hierhergebracht und der Bischof firmte mich, damit ich gestärkt würde, meinen Glauben stets standhaft zu bekennen. Ich tue das bis heute. Nur schade, daß denen, die daraufhin die Firmung erteilen, nachher das freimütige Bekenntnis nicht immer recht ist.

Diese Erinnerungen sind mir lebendig in Birkfeld, das so friedlich und freundlich auf jenem Hügel steht — weit hinter den blauenden Bergen der Sehnsucht.

Im Walde, auf einem Holzblock, saß das alte Fräulein. Vor ihr kniete die Tochter und senkte das Haupt auf ihren Schoß und vertraute ihr schluchzend ein Geheimnis an, das nicht mehr Geheimnis bleiben wollte. — Anfangs war die Mutter sprachlos vor Verblüffung, endlich klagte sie: „Ach Kind, warum hast du mir dieses angetan? Nicht von der Schande rede ich. Doch wenn du jetzt dein Kind hast, werde ich, die arme Person, verlassen sein in meinen alten Tagen. Du bist immer noch meine Hoffnung gewesen, daß ich einen einzigen Menschen hätte in meinen alten Tagen. Ums Kind wirst du der Mutter vergessen. Immer war mein Gedanke, daß eins um mich wäre und für mich täte sorgen. Ach, es ist schrecklich, im Alter so allein zu sein!“

„So habe ich mir ja auch gedacht, Mutter“, sagte leise das Mädchen, „ein Kind, das auf mich schaut in meinen alten Tagen.“

Darauf hat die Mutter nichts mehr gesagt und nur bei sich gedacht: O ihr harten Kinder! Immer vorne aus. Nicht einen Rückblick auf die Mutter! Habe ich's anders gemacht? —

Dieser Tage hat er endlich doch geheiratet, einundvierzig Jahre alt, mein Doktor K. Schon in seinem achtzehnten Jahre hatte es ihm pressiert. Er war der Sohn einer armen Nähderin, die stets in den Bauernhöfen herumarbeitete auf der Ster. (Nicht „Stör“ wird's ausgesprochen.) Ein Vetter hatte den talentvollen Jungen studieren lassen. Bei diesem Vetter hielt der Student sich in den Ferien auf, und von da aus spähte er nach Liebesabenteuern umher, um sich dann bei seinen Kollegen damit prahlen zu können. Fensterln gehen wollte der noch nicht achtzehnjährige Bursch', wußte aber nicht recht wo und an welchem Fenster er Erhörung finden konnte. Den lustigen, zu Streichen aufgelegten Vetter hatte er ins Vertrauen gezogen, und dieser vertraute ihm. Er wisse eine, die für ihn passe. Und beschrieb ihm den Hof und das Fenster, wo er abendlich anklopfen sollte. Groß mannbar kam sich

bis zur Hochveste Riegersburg fliegen kann. Dann kriecht sie in den Wald hinein, schlüpft durch einen Tunnel und ist im Tale der Feistritz. Im Bergland. Links die walddunklen Ausläufer des Zetz, rechts der für sich alleinstehende Kulm und der lange Hochrücken des Rabenwalds. Hinter dem an den Berg sich schmiegenden Markte Anger engt sich zwischen niedrigen Vorbergen das Tal zur Schlucht, die von der uns entgegenrieselnden Feistritz, der alten Straße und unserer Eisenbahn völlig ausgefüllt wird. Wo es gar zu eng ist oder die Schlucht gar zu drollige Windungen macht, fährt der Zug ins Loch durch die Bergböschung. Ein paar Blicke sind frei links durch Gräben hinauf in die Lantschgegend. Überall an den Hängen kleine Bauerngüter mit hölzernen, strohgedeckten Einzelhöfen. Kleine Felder, kleine Wiesen durcheinander, und Wald dazwischen und hoch oben Wald, der sein Holz zu verfeilschen anhebt und zu den Bahnhöfen herabschickt. Endlich weitet sich unser Tal ein wenig und links auf einem Hügelrücken liegt der Markt Birkfeld, der von einer stattlichen Kirche überragt wird. O du liebes Birkfeld! Lebt noch wer in dir aus jener Zeit, da von der Teufelsteingegend ein Bauernweib mit ihrem Bübel herabkam? Zum Birkfelder Dechanten Hirzberger ging sie mit ihm; der Kleine wollt' halt Geistlicher werden. Und ist das Bübel untergebracht worden beim Bauern Waxhofer, daß er in die Birkfelder Kinderschule ginge unter der Aufsicht des Dechanten, ob in ihm irgendwelche geistliche Anlagen zu entdecken wären. Aber es war nichts in dem armen Jungen als das Weh nach Mutter und Vater. Drei Tage lang hielt er es aus in dieser Fremde, dann ist er um Mitternacht aufgestanden und im Mondlichte davongegangen hinan durch den großen Fischbacherwald, über die Hochmatten von Fischbach und über das Teufelssteingebirge — in eiliger Hast, als könnten die Birkfelder ohne seiner nicht leben und wollten ihn einfangen. Eine atemlose Flucht, fünf Stunden lang, bis er wieder daheim war bei Mutter und Vater. — Und dieser drei Tage willen mit ihrer Heimwehtrauer ist mir Birkfeld schier ein geweihter Ort, weil ja immer der Boden geweiht ist, wo einmal das Herz geblutet hat. — Auch später bin ich noch oft nach Birkfeld gekommen, besonders mit meinem Vater. Mein Vater besuchte jährlich einmal den heiligen Valentin, der auf dem Bilde in der Kirche war und einmal meine Mutter gesund gemacht hatte von einer schweren Ohnmacht, in der sie hatte versterben wollen. An dieser Ohnmacht soll aber ich Ursache gewesen sein, der zur Zeit in ihrem Leibe saß und ihr die Kräfte aussog. Zum heiligen Valentin hatte in der Not mein Vater gerufen, und der hatte die ohnmächtige Mutter wieder aufgeweckt. Wie dankerfüllt ich nachher oft auf des Heiligen Bildnis geblickt habe, das in der Birkfelder Kirche hing! Rechts an der Wand hing es, nahe dem Musikchor. — Jetzt bei meiner ersten Eisenbahnfahrt habe

der Tramway zur Stadt hinauf und mit dem Nachmittagschnellzug nach Graz zurück. Nun aber, wie wir nach Zeltweg kommen, hält der Zug nicht an und in Judenburg hält er auch nicht an. Jetzt schaue ich einmal. Ich habe ganz und gar den falschen Eilzug erwischt. „Vienna—Roma—Sicilia!" steht großgedruckt an der Wand. Mein Schrecken! — Am Ende hält dieser Zug gar nicht mehr vor Rom! O schönes Graz! O armer Arzt! — Der Schaffner kündet mir: Weder in Unzmarkt hält dieser Zug, noch in Neumarkt, noch an einer anderen Station. Ins Kärntnerland müssen Sie mitfahren bis Friesach. Wenn wir keine Verspätung kriegen, dort kreuzen die Züge, wir halten an, und Sie können heimfahren. Gut. Also in die weite Welt! — Und wenn wir drei Minuten Verspätung haben, was wahrscheinlich ist, dann bis Klagenfurt und dann Rückkehr von der „kleinen Morgenspazierfahrt" für diesen Tag ausgeschlossen. — Was fängt man aber in Klagenfurt an bei diesem wieder so sonnig gewordenen Maitag? Da ist es am besten, ich bleibe auf meinem bequemen Sitze sitzen, reise durch das Rosental, bohre durch die Karawanken, fahre durch Krain, das Friaul und bin noch beizeiten abends in Triest. Nur schnell voran, ohne Aufenthalt immer schnell voran! — Was macht man aber in Triest? Da zeigt sich im Kursbuch noch am selben Abend ein guter Anschluß nach Pola, wo ich um Mitternacht eintreffen kann. In der Marinestadt habe ich einen Schock Kinder. Und morgen wird sich's zeigen, welch günstige Schiffahrtsverbindungen man nach Korfu hat oder nach Ostindien. Ich hatte weder eine Geldtasche, noch einen Überrock, noch eine Haarbürste bei mir, dachte auch nicht daran, war ohne weiteres Weltreisender geworden im Schwunge einer flotten Begeisterung.

Da ereignete sich der Zwischenfall, daß wir in Friesach die Kreuzung **nicht** verspäteten, ich also meinem Fürnehmen gemäß mit dem Gegenschnellzug zurückfuhr und spät abends zu Hause war von der Morgenspazierfahrt.

Sie rangen die Hände, das einemal über dem Kopf, das anderemal über dem Bauch. „Ja, Vater, denkst du denn gar nicht —?!"

Wahrhaftig, ich hatte ganz vergessen, daß ich ein kranker Mann bin. Die schöne Fahrt durchs Land hat mich erfreut, die Hoffnung aufs Meer erfrischt. Dampfroß, Flügelroß — vorwärts, vorwärts! — Vielleicht komme ich doch einmal unversehens auf einen Schnellzug, der nirgends anhält, bis er rings um den Ball von der andern Seite her wieder nach Graz kommt. Das ist mein Zug. Freilich, die Reise um die Welt müßte so rasch gehen, daß man am Abend wieder zu Hause sein kann.

In diesem Frühjahre habe ich viele **Wahlfahrten** gemacht im **Heimatlande**. Ganz nach freier Wahl Fahrten, jeden Tag in ein

der Junge vor und schlich ans Fenster und klopfte an und drinnen war ein heller Freudenruf, daß er sie endlich einmal besuche! Seine Mutter war's, die im selben Hause auf der Ster arbeitete. — Der schlimme Vetter! Damit hatte er sagen wollen: Feuchtes Bübel du! Zur Mutter gehörst noch und nicht zum Mädel!

Zum Prahlen war das nichts für den Studenten, aber gemerkt hat er sich's. Und gewahrte er es nun, die Liebe bei ihm war's noch lange nicht. Die schlief. Sie kommt in ihrer allheiligen Gewalt viel später, als die Burschen zu glauben pflegen. Noch mit dreißig Jahren, als mein Student schon Doktor und gesuchter Advokat geworden, war er Jüngling. Im Reichsrat saß er jahrelang und war Junggeselle und fühlte sich wohl dabei. Ist's wahr, daß es jeder Mann haben muß? Es tut's auch manchmal so. Allmählich aber hub es doch an, dem Doktor leid zu tun, daß er sein Leben und sein Geld nicht sollte vererben können. Auch der Nation wollte er den schuldigen Tribut nicht veruntreuen. Die sollte doch noch ein paar Buben und Mädeln von ihm haben. — So hat er endlich geheiratet — der Jüngling im lockigen Haar, aus dem der Balbierer bei der Hochzeitsfrisur ein paar graue Fäden herauszupfte. Und in der zweiten Hälfte des Hochzeitsmahles hatte er seinem alten frohen Mütterlein vertrauen wollen, aus welchem spottschlechten Anlaß er damals zu ihrem Fensterl gekommen war.

Eine kleine Morgenfahrt auf der Eisenbahn hat er endlich erlaubt, der Arzt. So fahre ich von Graz bis Bruck, um mit dem nächsten Zug zurückzurutschen. Denn ich folge dem Arzt, ich habe ihn zu lieb. Im Brucker Restaurant ein kleines Frühstück, dann schreit es draußen schon wieder: Einsteigen! — Ich steige also ein. Sieben Minuten später sehe ich rechts am Berghang eine Kirche, die früher nie dort gestanden. Da merke ich, daß ich in einem falschen Zug sitze. Es ist der Schnellzug nach Pontebba. Gut, man kann ja in Leoben aussteigen und ist mittags doch wieder in Graz. Die Gegend ist in einen grauen Schleier gehüllt. So wüst wirbelt ein Sturm den Staub auf. Vor Staub habe ich mich zu hüten! sagt der Arzt, da kann ich also nicht aussteigen. Besser man fährt bis Knittelfeld, dort im Grünen ein Spaziergang und am Abend ist man doch zu Hause. Eine Stunde später in Knittelfeld, aber da ist so heftiger Gewitterregen, daß vom Aussteigen keine Rede sein kann. Nichts schädlicher als das Naßwerden! Bleib noch sitzen, ist ja schließlich kein Unglück. In Zeltweg, wenn das Gewitter vorüber ist, kann ich mit dem Lavanttalerzug nach Obdach fahren, eine ganze Stunde lang im schönen Hochtal schwelgen, zwischen dem Gösttritz und dem Zirbitzkogel, und kann doch abends zu Hause sein. Bleibt das Wetter aber schlecht, so sitze ich in diesem Schnellzug bis Judenburg, fahre dort mit

immer schon beim ersten Stoß und dann ist die Kraft beim Teufel. Ihr macht es wie eure großen Wasserströme, jeder entspringt deutscher Quelle und jeder fließt in ein anderes Meer. Euch fehlt Einigkeit." — Dieses Wort, wenn es beherzigt würde, wäre ein guter Baustein.

Der alte Friedrich Schlögl erzählte mir einmal von jener wienerischen Zeitung. Die hatte von einem angehenden Schriftsteller einen Roman zu veröffentlichen begonnen. Der Autor schrieb ihn während des Erscheinens, für jede Fortsetzung bekam er zwei Gulden. Das genügt für ein Mittagessen und das Kaffeehaus. Er schürzte monatelang, die Lösung war unabsehbar, die Abonnenten begannen ungeduldig zu werden und täglich liefen Briefe ein, die Schluß des Romans verlangten. Da fragte der Redakteur eines Tages den Verfasser, wie lange der Roman denn noch laufen würde? — „Nun, wenigstens noch zwei Monate." — „Um Gotteswillen! Das wäre unser Tod. Sie müssen ein Ende machen!" — „Unmöglich. Es sind drei Liebespaare, die sich heiraten müssen, und eins von ihnen hat sich noch gar nicht kennen gelernt. Beim zweiten fehlt die Kaution. Ein unschuldig Verurteilter muß freigesprochen werden, doch woher auf einmal die Entlastungszeugen nehmen! Ein anderer muß gehängt werden, aber wir haben ihn noch nicht zuvor. Der Schurke lebt auf seinen Schlössern in Lust und in Freuden und hat gestern erst den hohen Orden bekommen. Das muß sich künstlerisch entwickeln, es läßt sich nichts übers Knie abbrechen. Und leben will man auch." — „Alles eins!" rief der Redakteur, „die Phantasie ist allmächtig. Lassen Sie eine Seuche grassieren, daß alle sterben, oder ein Erdbeben, das alle verschlingt. Wir entschädigen Sie." — „Mein Herr!" sagte der Verfasser, „was verstehen Sie von Erzählungskunst! Seuchen geben keinen Effekt. Ein Erdbeben könnte ich unter fünfhundert Gulden nicht liefern." — „Machen Sie was immer. In drei Tagen hat der Roman zu schließen. Dreißig Gulden Vergütung — basta!" — Schon am nächsten Tage erscheint im Roman ein amerikanischer Agent und verspricht goldene Berge. Da es ohnehin keinem — weder den Guten noch den Bösen — unter den bisherigen Romanleuten behagt hatte, entschließt sich jeder, heimlich auszuwandern — auf dem Schiffe trifft sich die ganze Gesellschaft, die Konflikte entbrennen neuerdings fürchterlich, da kommt ein Sturm — Schiffbruch — Ende.

Dann hat's den Zeitungslesern leid getan, daß es aus war. „So langweilig vorher der Roman gewesen, so packend war das Ende!" — Der Dichter bekam seine dreißig Gulden und Einladungen von anderen Blättern. Er ist ein berühmter Zeitungsromanschreiber geworden.

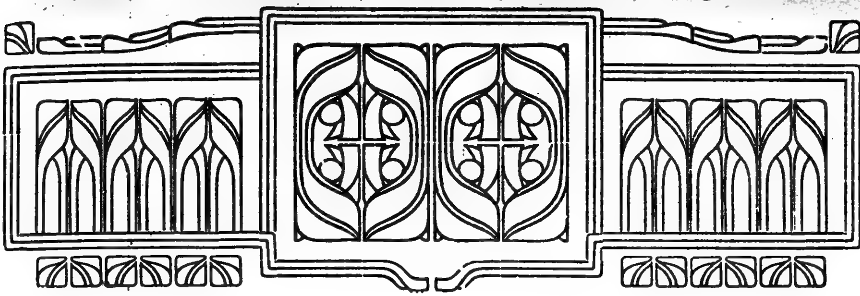
---

anderes Tal in nah und fern, zu Stätten, wo ich einmal Gutes erlebt, Liebes erfahren habe. Bei meinen alten Freunden meldete ich mich nicht, sie schlafen ja schon alle. Bei den jüngeren Bewohnern meldete ich mich auch nicht, sie könnten kaum verstehen, wieso da ein fremder Mensch umherstreift, die Scholle betrachtet und die Täler und die Berge und die Wolken darüber, die in stillem Reigen Wiegendecken und Grabtücher weben für die flüchtigen Geschlechter, und ihnen Fratzen schneiden.

Ein fürstliches Geschenk, diese Eisenbahnen, die mir da unsere Alpenländer zu Füßen legen und mich wie ein Faustmantel hintragen dort, wo ich gerne sein möchte. Und wie gut ist es reisen im Frühling! Man sitzt in einem der noch unbewohnten Gemächer und schaut durch die hellen Spiegeltafeln hinaus, wie das vorbeifliegt — die grünen, jungblumigen Wiesen, die blühenden Sträucher und treibenden Bäume, die schnellen, die schäumenden Wässer, der junge, lachende Mai auf der Hochzeitsreise. Und der Winter ist zurückgewichen bis auf die fernen Hochberge dort, wo der nachstürmende Sieger ihm einen Lappen um den andern herabreißt von seiner weißen Toga.

Jetzt ist die Bergwelt noch mein und im duftenden Föhn segeln die Träume der Jugend. In wenigen Wochen schon werden die Scharen der Reisenden alle schönen Orte, alle lauschigen Punkte besetzt haben. In den Hotels leben moderne Menschen ihre Großstadtsitten, auf den Seen flirten sie, auf den Gipfeln der Berge bewundern sie einander halb spöttisch, halb neidisch ihre Knielederhosen und ihre Dirndeltrachten — und die Natur? Nun sie ist eben da und gehört halt auch dazu. — Nein, alle sind nicht so. Es kommen Andächtige herbei, fromme Wallfahrer zu den Heiligtümern der Alpen, vor Begeisterung selig, vor Entzücken hingerissen, so daß sie an ihrem Wesen Wunder erleben, wie die Gläubigen zu Lourdes. Möchten sie stets gesegnet sein wie ich in diesen Maien, da ich die weichen Lüfte des Steirerlandes durchschwamm, zu den friedsamen Stätten hin, die mir je durch ein Glück der Vergangenheit geheiligt worden sind.

Vor einiger Zeit habe ich in der „New-Yorker Staatszeitung" einen Aufruf veröffentlicht, amerikanische Stammesbrüder möchten uns helfen, die drei Millionen unserer nationalen Schutzsammlung zu vollenden. Der Aufsatz wurde in vielen deutschen Zeitungen Nordamerikas nachgedruckt. Die erste Folge waren zahlreiche Privatbriefe an mich aus Amerika. Sie sehen die Not ein, halten uns aber unsere nationalen Sünden vor, die längst bekannten, auch in diesen Blättern oft so fest berührten, daß mancher Leser „Auweh!" geschrien hat. Einer von drüben schrieb: „Geld macht nicht glücklich. Von der amerikanischen Klugheit und Energie sollten wir euch schicken können. Ihr explodiert



Kleine Laube.

Friede macht Reichtum, Reichtum macht Übermut, Übermut bringt Krieg, Krieg bringt Armut, Armut macht Demut, Demut macht wieder Frieden.

Geyler v. Keysersberg.

Gedankensplitter.

Von Otto Promber.

„Du bist grausam", sagte die Zunge zum Zahn, der ein Stück Fleisch zerriß. „Wieso?" erwiderte der Zahn; „ich reiße doch nur Wunden in totes Fleisch, du in lebendes."

*

Mancher quält sich mühsam empor. Er steigt durch seine Schwere. Und manchen wieder treibt's wie den Rauch spielend empor: er steigt durch seine Leichtigkeit.

*

Ein jeder hat ein paar Glückspfeile im Köcher. Nur werden die ersten immer zu leichtsinnig verschossen. Mit den letzten aber lernt man, wie man zu schießen — hätte, wenn der Köcher nicht schon leer wäre.

*

Behandle deine Frau gut — mit kleinen Unterbrechungen. Sie ist nun einmal fürs Periodische disponiert!

*

Schon manche alte Kleider und manche alte Freundschaften sind unverdient mißachtet und gewaltsam ruiniert worden, weil sie sich gar zu widerstandsfähig zeigten.

*

Aus Kinderherzen schöpfte schon mancher Vertrauen zu den Menschen! Und mit dem Verstande eines Kindes muß man manches erfassen und beurteilen, um kein Menschenfeind zu werden.

*

„Du bist die Grobheit, aber erzielst nichts", sagte die Schraube zum Nagel. „Ich jedoch bohre mich mit aller Liebenswürdigkeit ganz gemächlich ins Holz, aber keine Zange kann mich herausziehen." — „Na ja", sagte der Nagel; „aber weißt du auch, daß du kein ehrlicher Kerl bist?"

Die Pfingstnummer einer großstädtischen Tageszeitung betrug 200 Druckseiten. In Oktavformat gebunden gebe eine solche Tagesnummer 800 Druckseiten. Das entspricht ungefähr einem Band von Brockhaus' Konversationslexikon! Nimmt man (ein wenig in die Zukunft schauend und die Abendblätter dazurechnend) an, daß in der Zeitungsoffizin für 80.000 Abnehmer täglich 80.000 solche Bände herzustellen sind, und das Jahr 350 Zeitungstage hat, so liefert eine solche Zeitung im Jahre nicht weniger als 28,000.000 Bände, jeder annähernd so groß wie ein Band des Konversationslexikons.*)

Da ein Abonnent, um eine solche Tagesnummer vollständig zu lesen, vier Tage zu 12 Stunden brauchen würde, so brauchte er, ohne etwas anderes zu tun, beinahe vier Jahre dazu, um einen Jahrgang der Zeitung zu lesen. Die Zeitung beansprucht also von ihren 80.000 Abonnenten im ganzen für den Jahrgang einen Zeitaufwand von mehr als 200.000 Jahren!**)

Na, servas! Das gibt zu lesen!

Oder besser: das gibt zu denken.

Häufig kann man in Zeitungen die, ich weiß nicht in wie hohem Grade, interessanten Nachrichten lesen, daß ich mich an diesem oder jenem Feste beteiligen würde oder beteiligt hätte. Ich habe meine Gründe, zu erklären, daß solche Posten nichts weiter als innere Gesichte phantastischer Leute sind. Wahr ist es wohl, daß ich eingeladen werde und oft recht gerne dabei wäre, aber noch wahrer, daß ich nie dabei sein kann. Mein Gesundheitszustand gestattet es nicht, Volks- und anderen Festen, sei es im Tale oder auf dem Berge, beizuwohnen. Es tut mir das immer recht leid, obschon mir einmal der höfliche Obmann eines Turnfestes nachträglich geschrieben hat, daß meine „werte Abwesenheit" wohl bemerkt worden sei.

Ich kenne einen braven Mann, der schreibt jetzt ein Theaterstück in der Absicht, damit den Leuten eine Freude zu bereiten. Ich wundere mich über solches Selbstbewußtsein des sonst nicht unbescheidenen Herrn.

„Wissen Sie denn so sicher", fragte ich, „ob es Ihnen gelingen wird, mit Ihrem Stück die Leute zu erfreuen?"

„O, ganz sicher", antwortete er. „Ist das Stück gut, so freuen sich meine Freunde, und ist es schlecht, so freuen sich meine Feinde."

*) Sollte der Umfang hier ein bißchen zu hoch gegriffen sein, so ist wahrscheinlich die Auflagezahl zu niedrig angenommen, also gleicht sich die Leistung an sich aus.

**) Wenn es einerseits wenige Abonnenten gibt, die das ganze Blatt lesen, so gibt es anderseits viele Abonnenten, die Mitleser haben. So gleicht sich's wieder aus.

---

1 Uhr 56 Minuten. „Olympic“, „Baltic“ und „Frankfurt“ rufen die „Titanic“ an. Keine Antwort.

2 Uhr 11 Minuten. Die „Birma“ teilt der „Frankfurt“ mit, daß sie siebzig Meilen von der „Titanic“ entfernt sei.

2 Uhr 36 Minuten. Entsetzliche Stille. Seit 1 Uhr 33 Minuten antwortet die „Titanic“ nicht mehr.

3 Uhr 11 Minuten. Die „Carpathia“ ruft: „Wenn ihr noch da seid, so paßt auf, wir feuern Raketen ab!“

3 Uhr 36 Minuten. Die „Carpathia“ ruft vergebens die „Titanic“ an.

3 Uhr 44 Minuten. Die „Birma“ sagt der „Frankfurt“, sie glaube, die „Titanic“ zu hören. Die „Birma“ ruft nun: „‚Titanic‘, wir sind mit Volldampf unterwegs zu euch. Werden um 6 Uhr morgens dort sein. Sind nur mehr fünfzig Meilen entfernt. Hoffentlich seid ihr sicher.“

3 Uhr 46 Minuten. Die „Carpathia“ ruft ununterbrochen nach der „Titanic“.

4 Uhr 46 Minuten. Alles ruhig, wir stehen mitten im Treibeis.

5 Uhr 11 Minuten. Die „Californian“ ruft uns an, wir erzählen ihr, daß die „Titanic“ gesunken ist und geben ihr die Stelle an.

5 Uhr 26 Min. Die „Californian“ gibt die Nachricht an die „Frankfurt“ weiter.

8 Uhr früh. Die „Carpathia“ teilt uns mit, daß sie zwanzig Bote mit Überlebenden geborgen hat.

Herders Konversations-Lexikon.

Dieses großangelegte Werk des Herderschen Verlages in Freiburg i. B. will zwei recht verschiedene und verschieden einzuschätzende Zwecke erfüllen. Erstens soll es ein nach Umfang und Preis mittleres Lexikon sein, das trotzdem durchwegs ausreicht, und zweitens stellt sich diese Enzyklopädie die Aufgabe, gewissermaßen das Gesamtgeistesleben der Menschheit vom Standpunkt der römisch-katholischen Weltanschauung zu registrieren.

Zweifellos besteht ein Bedürfnis, zwischen dem „großen“ und dem „kleinen“ Meyer, beziehungsweise Brockhaus, Schöpfungen, die in ihrer Art als vollendet gelten können, ein Zwischenglied zu schaffen, das beschränkteren Raum- und Geldverhältnissen angepaßt ist. Und so sind die acht Bände „Herder“, die ein Ergänzungsband vervollständigt, eine wirkliche Leistung, die Anerkennung und Empfehlung verdient.

Was jedoch die katholische Basis anlangt, auf der das Werk aufgebaut wird, so machen sich dagegen ernste Bedenken geltend. Nicht als ob einer positiv-kirchlichen Weltbetrachtung die Berechtigung versagt werden darf, alle natürlichen und historischen, alle kulturellen und zivilisatorischen Erscheinungen unter ihrem besonderen Gesichtswinkel zu besehen und zu besprechen — aber es muß doch anderseits betont werden, daß ein Unternehmen, das gerade ein Konversations-Lexikon auf diese subjektive Art bearbeitet, jedenfalls, und mit Recht, auf eine harte Gegnerschaft stößt, denn ein Lexikon soll und muß in erster Linie *Tatsachen* und *nur* Tatsachen bringen. Kritische Werturteile haben darin keinen Platz. Dieses Prinzip der Beschränkung auf gewissenhafte und sachkundige Berichterstattung in wissenschaftlichen und halbwissenschaftlichen Publikationen ist natürlich auch auf „liberale Tendenzen“ ausnahmslos anzuwenden. Eine „liberale Weltgeschichte“ z. B. (leider existieren auch solche Machwerke) ist eine geistige Verirrung, ein Unrecht an der objektiven Forschung, eine intellektuelle Geschmacklosigkeit.

Geht man nun daran, den „Herder“ (3. Auflage) auf seinen positiven katholischen Gehalt hin zu untersuchen, dann fällt das *Streben nach Objektivität* ange-

Rettet unsere Seelen!

Auch die drahtlose Telegraphie hat das Schicksal der „Titanic" nicht aufhalten können. An dem tückischen Eisberg zerschellten menschliches Können und Wissen und die auf geheimnisvollen Wellen durch die Luft zitternden Hilfeschreie des sterbenden Titanen waren vielleicht das furchtbarste, was die in Todesnot Ringenden und die, die Nachricht davon empfingen, fühlten: Wissen, daß Rettung in der Nähe, wissen, daß da ein Koloß mit Tausenden von Menschen sein letztes Signal gibt: „Rettet unsere Seelen" — und dennoch außerstande, das sinkende Schiff nur ein paar armselige Stunden noch über Wasser zu halten, die paar ärmlichen Stunden, die ein tüchtiger Eildampfer braucht, um hundert, um nur siebzig Meilen zurückzulegen. Eine Kleinigkeit, aber eine unüberwindliche Kleinigkeit . . .

Nüchtern und doch aufpeitschender, als die kühnste Romancierphantasie es erfinden könnte, ist der Depeschenwechsel zwischen der sterbenden „Titanic" und den Schiffen, die sie anflehte.

In der verhängnisvollen Zeit, in der sich die Katastrophe ereignet hatte, hörte der Marconi-Telegraphist John Durant von dem Dampfer „Mount Temple" sämtliche drahtlose Gespräche, die zwischen der „Titanic" und anderen Dampfern geführt wurden. Da schon das erste überhörte Gespräch allarmierender Natur war, so machte er sich sorgfältig Aufzeichnungen, die lauten:

12 Uhr 11 Minuten nachts. Ich höre das Hilfssignal „C. Q. D." der „Titanic".

12 Uhr 21 Minuten. Die „Titanic" gibt weitere Notrufe und gelangt in Kommunikation mit der „Carpathia".

12 Uhr 26 Minuten. Die „Titanic" ruft noch immer um Hilfe. Wir ändern den Kurs und trachten, zu ihr zu kommen.

12 Uhr 34 Minuten Die „Titanic" gibt dem deutschen Dampfer „Frankfurt" die genaue Lage an und erhält Antwort.

12 Uhr 42 Minuten. Es ist schrecklich, die „Titanic" gibt die Signale „S. O. S." („Rettet unsere Seelen!")

12 Uhr 43 Minuten. Die „Titanic" spricht mit der „Olympic".

12 Uhr 45 Minuten. Ein Hilfesignal wird von der „Virginian" aufgenommen.

1 Uhr 6 Minuten. Die „Titanic" gibt der „Olympic" folgende Nachricht: „Der Kapitän läßt euch sagen, haltet eure Boote für uns bereit. Wir sinken bugwärts."

1 Uhr 11 Minuten. Die „Frankfurt" spricht wieder mit der „Titanic".

1 Uhr 13 Minuten. Die „Titanic" versucht, mit der „Baltic" in Gespräch zu kommen.

1 Uhr 21 Minuten. Die „Olympic" gibt der „Titanic" die Nachricht, daß sie mit vollem Dampf geht und das Menschenmöglichste tut, um zu Hilfe zu kommen.

1 Uhr 27 Minuten. Die „Titanic" antwortet: „Wir bringen die Frauen in die Boote."

1 Uhr 29 Minuten. Die „Titanic" ruft fortwährend: „Rettet unsere Seelen" und „Maschinenraum unter Wasser".

1 Uhr 31 Minuten. Die „Frankfurt" fragt: „Habt ihr schon Schiffe in der Nähe?" Die „Titanic" antwortet nicht.

1 Uhr 33 Minuten. Die „Titanic" fragt die „Olympic": „Haltet ihr zu uns Kurs?"

1 Uhr 41 Minuten. Die „Frankfurt" und die „Birma" rufen die „Titanic" an und erhalten keine Nachricht.

Szenen, es rührt und hält uns. Dieser so verlorene Königsknabe, der dereinstige König von „Pannonien“, ist ein armes, kränkliches Kind. Er hat nur seine gute, derbgesunde Amme, die entgegen den Lächerlichkeiten von Etikette und Vorschrift, ihren Schützling mit dem Herzen erzieht. Aber diese Frau aus dem Volke kann einem kleinen Aristokraten nicht ganz jene Liebe bedeuten, die sein intelligenter, wenn auch durch Degeneration gedrückter Geist, seine Seele, die bald weich, bald hart, wie es die Seelen aller Kainows, die geradewegs vom Brudermörder Kain abstammen sollen, ist. Dieses unglückliche, von allen Gefahren seines Leidens und der Volkswillkür und fanatischen Wut bedrohte Kind zerstört sich immer alles selbst durch Stolz oder Wut, und da spielt das Schicksal eine seiner Zufälligkeiten aus: Nach einem mißglückten Attentat, nach dem darauffolgenden Nervenfieber sendet man ihn nach Cannes zur Erholung und da kommt Sonne in sein Leben durch die Güte einer halbblinden einsamen Frau und durch ein halbwildes amerikanisches Mädchen, das nun des kleinen Königs Gespielin wird. Das ist ein Auftauen und ein Erwachen! Wie das geschildert ist! Kind darf der „Erwählte Gottes“ sein, Kind, und das ist Glück! Und wenn es auch nicht lange dauert und Michael VIII. sich trennen muß von dem sonnigen Süden und seinen schönsten Tagen, so wird es in seinem Leben doch etwas gegeben haben, das der Erinnerung wert ist und das ihm kein Staatsschatz ersetzen kann!

Wie gesagt: einzig ist das gegeben, das Heranrufen des nach Licht und Wärme hungernden Kindes, und es bedürfte gar nicht der Schlußworte, die besagen, daß der kleine Michael, der mit wehem Herzen zurück muß aus seinem kurzen Traum, zum Manne reift in diesen Stunden, zum entschiedenen Menschen, der bewußt sein Schicksal tragen und erfüllen will — wir sehen es ja vor uns in ihm aufwachsen und legen das Buch ergriffen und doch mit einer gewissen Befriedigung aus der Hand, deren unwillkürliches Aufseufzen zwar auch Wehmut enthält, aber auch Dankbarkeit für das Schöne, das wir genossen.

Manche Kinder sind zu Märtyrern geboren, dagegen hilft keine Aktion. Aber man könnte ihnen doch etwas Erleichterung bringen, wenn es in der Welt viele solcher Menschen gäbe wie den geradherzigen gutmütigen Herrn Storek, der so kurz Ministerpräsident ist, oder den guten Doktor Bonnard, oder die Madame Stenne, die im Kinde immer den Menschen und nicht seine Stellung, das heißt seinen Kreis achten und hauptsächlich nur das Kind sehen.

Es braucht nicht erst gesagt zu sein, daß die eigentlichen Kinderszenen alles andere, das mit Verve und funkelndem Witz oft etwas karikiert geschildert ist, überstrahlen: sie sind naiv-einfältig und wirklich dichterisch wertvoll.

Wien. Ella Triebnigg.

Singvögel.

Unter dem Laubdach.

Hier ist's so still, so sabbatstill!
Hier ruht der Friede mild und traut,
Er hat in dieser Einsamkeit
Sich eine Hütte auferbaut.

Kein Lüftlein spielt, kein Blatt sich regt,
Der Lärm der Welt, wie weit, wie weit!
Ich lege mich in deinen Schoß,
Du wunderlinde Einsamkeit.

Wie schlägt das Herz so ruhevoll,
Wie's fromm hier durch die Seele dringt!
In dieser Stille Heiligkeit
Die laute Leidenschaft verklingt.

Otto Doepkemeyer.

nehm auf. Ich prüfte der Reihe nach bedeutsame Artikel, wie „Abstammungslehre", „Darwin", „Häckel", „Bismarck", „Heine", „Luther", „Goethe", „Josef II." u. s. w. und fand, daß den Fakten keine Gewalt angetan wird, wenn auch hie und da eine angefügte Kritik besser weggeblieben wäre und hie und da die Form eines Urteiles Mäßigung vertrüge. Bei Josef II., nebenbei bemerkt, vermißte ich ein tieferes Eingehen auf seine sozialreformatorischen Pläne; dafür sind seine kirchenpolitischen Projekte über Gebühr breitgetreten.

Gott sei Dank ist aber doch nur ein Teil unserer Lebensgebiete ein Kampfobjekt zwischen freiwissenschaftlichem und kirchlichem Denken! Das Wichtigste unseres Daseins bewegt sich in Kreisen, die mit Glauben und Unglauben, mit so oder anders glauben herzlich wenig zu tun haben. Und hier besitzt der „Herder" unleugbare Vorzüge! Es ist knapp und klar, immerhin überall genügend ausführlich und übersichtlich, vornehm ausgestattet und mit vielen und guten Illustrationen reich versehen.

Fasse ich meine Meinung über Herders Konversations-Lexikon zusammen, so komme ich zu dem Schlusse, daß schon die dritte, neueste Auflage das Zeug in sich hat, den Grund zu einem Meisterwerk deutschen Fleißes zu legen. Die Herausgeber werden selbst die Notwendigkeit einsehen, alles Parteipolitische nach Möglichkeit zu beseitigen, um ein Handbuch herauszubringen, das nicht nur römisch-katholische Interessenten voll und ganz befriedigt.

Heute ist der „Herder" das Nachschlagebuch der katholischen Welt und aller jener, die sich über die kirchliche Auffassung eines Problemes orientieren wollen. Doch bereits in der nächsten Auflage, hoffe ich, wird er noch mehr sein: das mittlere Lexikon des deutschen Volkes, das, unbeschadet seines christlichen Geistes, dem strebenden Geistesleben der ganzen Welt Gerechtigkeit widerfahren läßt. H. L. R.

Die kleine Majestät.

Roman von André Lichtenberger. Übersetzt von A. Ratisbonne.
(München. Verlag Albert Langen.)

Als Untertitel könnte ganz gut stehen: „Die Tragödie eines verlassenen Kindes", denn was besagt der Umstand, daß dieses arme Kind, Michael VIII., König von Pannonien, genannt wird? Es liegt aber noch etwas anderes zwischen den Zeilen dieses ganz besonders feinen Buches, und das ist dasselbe, was Thomas Mann in seinem Roman „Königliche Hoheit" in den ersten Kapiteln so prächtig behandelt, nämlich das Schicksal jener beneideten Kinder, die ihr Los auf einen besonderen Posten, auf das Podium des Herrschenden gestellt hat, und die darum schon von Geburt auf Einsame sind. Thomas Mann hat eine gewisse steife Ironie, die im ganzen Ton den Kreis charakterisiert, André Lichtenberger dagegen eine graziös sprühende Bosheit, die ebenso illustrativ wirkt und die von der trefflichen Übersetzerin geradezu meisterhaft in der deutschen Sprache wiedergegeben ist, so daß man das Buch nicht als Übersetzung, sondern geradewegs als Original empfindet.

Das besondere an diesem Buche aber ist: es ist voller Güte und Erbarmen, voller Herz und Verstehen. Es ist nicht eine wortreiche unterstrichene Kampfschrift „für das Kind", das ein jetzt so sehr beliebtes Schlagwort des Jahrhunderts geworden ist, sondern es ist ein volles Bild, das deutlich für sich spricht: da habt ihr einen der kleinen Märtyrer, und solches geschieht und muß geschehen im blühenden „Jahrhundert des Kindes" und wie wollt ihr da Abhilfe schaffen?

Man liest sich vom Anfange an mit Spannung in dieses Buch ein und man kann es nicht mehr lesen. Es packt, es zerreißt uns fast in einzelnen erschütternden

Verhüllte Wahrheit.

Himmelsgebäude,
Wo ist die Freude,
Die mich in diesem
Sommer beseelt? —

Eintönig, traurig,
Finster und schaurig
Hangen die Wolken
Über der Welt.

Wolken sind Schleier,
Oben ist's freier,
Oben erglänzet
Gleißendes Licht!

Glaube die Wahrheit
Ohne der Klarheit,
Menschenaugen
Sehen sie nicht!

Karl Mayer.

Luftschlösser.

Ich träume oft von schönen Tagen,
Erstorben wären alle Klagen,
In ungetrübtem Glück lebt' ich
Mit dir allein, allein für dich.

Es spricht die frohe Phantasie
Von wonnevoller Harmonie
Der Herzen, die sich hier gefunden,
Gefestigt wohl durch schwere Stunden.

Doch plötzlich weicht der Traum der Freude
Dem jähen Schmerz, dem tiefen Leide.
Gedanken stürmen auf mich ein —
O, sollt, mein Glück dein Unglück sein?

W. B.

Lustige Zeitung.

Der Gipfel der Galanterie. Neulich traf jemand in der Eisenbahn einen alten Bekannten, den Inhaber einer angesehenen Wein- und Cognacfirma in Südfrankreich. Er erzählte, daß ihm seine Frau die sechste Tochter geschenkt habe, und natürlich bedauerte der Zuhörer, daß ihm noch nicht die Freude zuteil geworden sei, einen Sohn zu haben. „O, mein Herr!“ erwiderte der Franzose, „das hat gar nichts zu bedeuten; denn wissen Sie, meine Söhne sind schon, ehe sie geboren werden, zu galant gegen die Damen, als daß sie ihnen nicht den Vortritt lassen sollten. Sind nur erst meine Töchter alle da, so werden die Söhne schon nachkommen.“

Kommerzienrat (zum Versicherungsbeamten): „Geben Sie sich keine Mühe! Ich bin schon in genug Versicherungen. Ich sage Ihnen, ich bin tot mehr wert als lebendig!“

Im Eifer. Hausherr: „Was, fünfzig Pfennig' hast d' dem Kretin 'geben? Warum denn gleich so viel? Mir gibt kein Mensch was!“

(„Meggendorfer.“)

Aus Galizien. „Na, Herr Rabbiner, wos kost' bei Ihnen a Leichenred?“ — „Von 20 Kronen aufwärts fang ich an, mit der Stimm' zu zittern.“ („Jugend.“)

Fragment. Zehn Helden entstehen, indem sich immer einer von den neun andern seiner Feigheit schämt. (Roda Roda in der „Jugend“.)

Ich soll wissen? „Wie, Herr Kohn, Sie färben sich den Bart?“ — „Warum nicht?! — „Und hält die Farbe auch? Geht sie nicht beim Waschen aus?“ — „Weiß ich???“ („Muskete.“)

Sommernacht.

Ein leiser Pfiff. Ein Fensterklirren.
Vom Hintertürchen dann ein Klinken.
Um schwül Gesträuch Glühkäfer schwirren,
Und droben neckisch Sterne blinken.

Am Gartenzaun lugt durch die Stangen
Ein Angstgesicht, ein wehes, weißes,
Hat in dem dunklen Aug', dem bangen,
Ein kleines Tränchen, ein siedend heißes.

L. W.

Du bist die Sonne!

Du bist die Sonne, die
Mir Licht ins Leidland wob,
Ihm lachenden Lenz verlieh,
Wo Herbst und Stürmen schnob.

Du bist die Sonne, die
Den Mai ergrünen ließ,
Wo ehbevor noch nie
Ein Halm zum Himmel wies.

Du bist die Sonne, die
Das Leben wert mir macht,
Um die ich dem Leben verzieh,
Was es mir Leid gebracht.

K. Dankwart Zwerger.

Dö fünf Sinn.

Den Hiasl, den gehts gor nit ei,
D Stodtleut hobn davon gredt,
„Wos müssn denn dö fünf Sinn nur sei,
Dös kapier i amol nöt".

Und weil a gor ka Ruh nit hot,
So geht a zan Wastl frogn:
„Du worst a Johr scho in der Stodt,
Konnst ma dö fünf Sinn nöt sogn?"

Do hebt da Wastl zan Redn on:
„Hiatzt, Hiasl, los guat zua,
Geh nur ollweil frogn zan richtinga Mon,
Nocha wirst a gscheita Bua.

Won d Bäurin, won s d holt zan Schmaus,
An Haufn Knödln in d Schüssl richt't,
Und du kegelst da völli d Augn aus,
So mirk das, dös wor s Gsicht.

Won i in da Fruah di wecka tua,
Und recht in d Komma einiplärr,
Und du sogst: ‚Wastl, geh nur zua',
So kimmt dös holt von Ghör.

Bis d Stodtfräuln wieda kemma wird
Om Summa aufn Bsuch,
Dö is mit an Pafön eingschmiert,
Paß auf, do kennst in Gruch.

Won du dei Leni recht gern host,
Und sie, sie tuat nit bockn,
Won sie die fleissi bussln loßt,
Woaßt, dös, dös wor da Gschmockn.

Wonst z Muckadorf om Kirta wirst
Dei Maul nit holten stüll,
Wonst nocha a paar om Schädl gspürst,
So hoaßt ma dös don s Gfühl."

Wia da Wastl fiati wor,
Do bleibt a no a Weil hockn,
Do tuschlt eahm da Hiasl ins Ohr:
„I moan, do bleib i ban Gschmockn."

F. Just.

s Maridarl im Schnee.

Maridarl, Maridarl,
Koa Dirndl mir so gfallt,
Wann dir auf Kopf und Kidarl
Da Schnee so gschmachi fallt.

Dö Haar wia Kerschblüahzweigarln schaugn
Und schaukeln frei und bloß
Und s glanzn aus dem Blüahn dö Augn
Wia schwarze Kerschn groß.

Gluatübareifi Pferscha san
Dö Wangartln, woach und voll,
I beiß di an, i beiß di an,
Wanns d sagst, i därf, i soll.

Maridarl, Maridarl,
Koa Dirndl mir so gfallt,
Wann dir auf Kopf und Kidarl
Da Schnee so gschmachi fallt.

Artur Dworzak.

Naturschilderungen finden sich darin, und die Verfasserin weiß die letzteren mit poetischer Empfindung gut in Einklang mit den seelischen Stimmungen ihrer handelnden Personen zu bringen, wenn sie auch allzu reichlich davon Gebrauch macht. Der Roman zeigt von Talent und wirklicher Begabung und kann bestens empfohlen werden. Gn.

Jüdinnen. Ein Roman von Max Brod. Von demselben Verfasser: **Arnold Beer.** Das Schicksal eines Juden. (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker.)

In der Literatur hat sich eine Schablone, nach der die Judentypen gezeichnet werden, herausgebildet, die an Manieriertheit kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Da kommt nun Max Brod und verspricht eine Bücherserie (zwei Bände liegen hiemit vor), in der er verschiedene Judentypen abmalen will. Der Anfang ist psychologisch und künstlerisch vielverheißend. In ihrer Art sind die „Jüdinnen" und „Arnold Beer" ganz ausgezeichnet! Alle Gestalten, ob sie nun Irene und Alfred Popper (Antisemit!), Olga, Hugo, Lucie Rosenbaum, Gretl, Gemeinderat Weil, sein Töchterchen Else (eine Erwartungsvolle!), Nußbaum und Sohn, Dr. Taubelis oder Beer heißen, sind vollkommen gelungene Rassefiguren. Prächtig ist in „Arnold Beer" die Konstatierung, fast nur zwischen den Zeilen zu entdecken, daß die neunzigjährige, hausierende Großmutter und der Enkel-Weltmann im Grunde derselbe Charaktertyp sind: Rasse! Der das Leben unter anderen Stämmen innerlich nichts anhaben kann. Und was wird der talentierte, vielseitige, stets formende Arnold zum Schluß (scheinbar zum Schluß)? Journalist. — Glänzend ist die Charakterisierung der hysterischen Irene Popper, die sich mit Dr. Taubelis verlobt, worauf ihr ungetaufter, antisemitischer, germanisierender Bruder ironisiert: „Irene Taubelis klingt schön, was? Nun, mein Trost, Irene Popper war auch nicht viel besser. (In den „Jüdinnen.")

Die geschilderten Personen — bisher steht noch die Spielart des harten Juden aus — sind in der Hauptsache unsympathisch. Der Jude ist eben anders als der sogenannte Arier, mit anderen Vorzügen und anderen Fehlern, die man als fremd empfindet und daher dagegen sauer reagiert. Oft, sehr oft genügt, daß etwas anders ist, die Harmonie stört, zur Feindseligkeit. Der Antisemitismus ist ein Sympton dieser physo-psychischen Tatsache. Er hat weniger mit Vorurteilen zu tun als man glaubt. Das nur nebenbei.

Was aber nochmals die beiden Bücher anlangt: Ich rate zu ihrer Lektüre: 1. jedem, der feingeschriebene Romane überhaupt schätzt, 2. jedem, der sich für die Judenfrage, also für die Juden interessiert, und 3. jedem, der eine nachhaltige Anregung haben will. H. L. R.

Der Herr von Berlin. Roman von Rudolf Lothar. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Belletristik. — Im Roman laufen ein paar Themen durcheinander. Das wichtigste ist durch Julius Moran, den „Herrn von Berlin" (so heißt auch eine Operette, die in dem Buch eine Rolle spielt), repräsentiert; er steht einem Theatertrust vor und verwendet schließlich die Gewinne aus der Talmikunst dazu, ein echtes, wohlfeiles Volkstheater zu bauen. Daneben gibt es noch eine ziemlich unwahrscheinliche Künstler- und eine nicht gerade originelle Liebesgeschichte. Da Lothar die literarische Technik virtuos beherrscht, hat er einen spannenden, flüssigen, teilweise sogar geistreichen, leichtleserlichen und psychologisch anspruchslosen Roman geschrieben, zu dem vielleicht Wien besser als Berlin das Milieu geliefert hätte. Wirklich gut ist der moderne Bühnenregie- und Ausstattungsbetrieb geschildert. V. E. S.

Feuerzauber. Roman von Sophie von Khuenberg. (Wien. Karl Konegen.)

Der erste Roman einer feinsinnigen Novellistin! Die Novelle gibt einen kleinen Ausschnitt aus dem Leben, der Roman packt das Leben selbst. Das Leben zu packen, das so vielseitig und versponnen, ist nichts leichtes. Sophie v. Khuenberg nahm ein Thema, dessen Tragik sich schon bewährt hat: Die Leidenschaft zweier, die sich seit je liebten, aus praktischen Gründen konventionelle Ehen eingingen, bis sie doch endlich die Ketten sprengen, um einander anzugehören. Der Roman ist spannend und gut erzählt, die Gestalten, zum Teil wenigstens, lebendig und natürlich, und der Knoten des Problems ist geschickt verschlungen. Aber manche Einzelheit hätte eine liebevollere Behandlung erfordert, so die Psyche der Blinden und vor allem der Schluß, den ein Zufall schafft. Man soll eine Figur, die man literarisch nicht mehr braucht, die dem Künstler im Wege steht, nicht abstürzen lassen! Der Leser merkt die Absicht und wird —. Man muß die Konsequenzen aus allen Voraussetzungen ziehen; dann, und dann allein befriedigt auch ein menschlich unbefriedigendes Ende. Viele glauben, ein Schriftsteller könne ein Werk nach Belieben abschließen: heiter, resignierend, traurig oder tragisch. Weit gefehlt, der Stoff zwingt ihn förmlich dazu, und ein Autor soll sich nie diesem Zwang entwinden wollen! So hätte ich auch dem „Feuerzauber" einen stahlharten Ausgang, der in der Vorgeschichte begründet wäre, gewünscht; keine Katastrophe, die den seelischen Konflikt in der Mitte durchschneidet. Trotz dieser Aus-



Die Insel der sieben Träume. Von Ernst Decsey. (Berlin. Schuster u. Löffler. 1912.)

Dieser Titel ist für dieses Buch so entzückend unpassend, daß ihn jeder Schriftsteller für irgendeines seiner Bücher gewählt haben würde, wenn er ihm eingefallen wäre. Erwarte doch kein Märchen, mein Leser, auch keine Gedichte, auch kein Musikbuch, auch keinen Roman, wie „Du liebes Wien“ einer war. Erwarte etwas ganz anderes, wie von einem ganz anderen. An Inhalt und Form. Und ganz schulmeisterrein. Das Buch hat eine südliche Ecke und eine nördliche und eine aus aller Windrose und eine Grazer Ecke. Was wird das nur sein? Ich rate dir, Freund, bemühe dich selbst. Du kennst ihn nicht wieder den nachdenklichen, ernst ruhigen Erzähler, du findest einen unvergleichlichen Plauderer. Über Graz und seine Leute z. B. ist noch nie so geplaudert worden, so lustig, witzig, so treffend, so liebenswürdig boshaft. Und so anschaulich, daß man darnach greifen möchte. „Die große Rummelmesse“ — da braucht man nicht erst die Grazer Herbstmesse zu besuchen, man erlebt sie auch aus dem Buche. Wir sind doch ein drolliges Völkchen, wir Grazer, in unserer schönen, gärten-, wiesen- und waldumgürteten Stadt. Wenn man sich so aus dem Buche herausliest, wenn man so seine unretouchierte Photographie sieht, auch mit den Warzen, und sie lacht, und wir auch! Wer so über Graz plaudern kann, der muß es sehr lieb haben und den müssen auch die Grazer lieb haben. — Aber es ist auf dieser Insel der sieben Träume auch noch Wien und Prag und Stuttgart und Berlin, und auch die Adria ist einer der schönen Träume und das Automobil. Jetzt fängt man an, zu verstehen. Seine schönsten Träume hat der Verfasser zusammengetan in dieses Buch, auf dieses fröhliche Eiland, das uns noch so fernblau nachgrüßt, wenn wir schon längst erwacht sind.

O, Frieda! Fröhliches und Nachdenkliches von Fritz Müller. (Berlin. Egon Fleischel u. Co.)

„Fröhlich“ und „nachdenklich“, das ist überhaupt die Art Fritz Müllers, den die „Heimgarten“-Leser schon sehr gut kennen. Er hat einen ganz besonderen, einen wohltuend warmen Humor, wie er ziemlich selten geworden ist. Ein inniger Humor. So oft ich in irgendeinem angesehenen Blatt einen Beitrag von ihm entdecke, freue ich mich und mache mich sofort darüber her. — In das reiche Büchlein „O, Frieda“, das nach der ersten lustig-ernsten Skizze seinen Namen hat, wurde auch die Geschichte „Der Posthalter“ aufgenommen, jene packende Erzählung, die im Juliheft 1911 des „Heimgarten“ erschien. Und von gleichwertigen und gleich wertvollen Sachen strotzt das Buch förmlich, Goldkörner heiteren Witzes mit einer gut zugemessenen Beimischung von Ernst. Ich zähle einige Kabinettstücke namentlich auf: „Das Echo“, „Das Haushaltungsbuch“, „Schasticum Gummi Elasticum“, „Korrekte Straßennamen“ — aber halt, ich schreibe ja das Inhaltsverzeichnis ab! Mein Liebling ist die Skizze „Parallel“: von den Zweien, die nicht zusammenkommen konnten; und als sie endlich doch zusammenkamen, gab's ein großes, großes Unglück, denn die Beiden, die für ewig getrennt sein sollten, waren die Geleise — der großen, transsibirischen Eisenbahn!

„O, Frieda!“ ist meines Wissens das erste Buch, das Fritz Müller-Zürich herausgegeben hat, doch hoffe ich, das erste einer langen Serie.

H. L. R.

Aus eigener Kraft. Roman aus Niederösterreich von A. Weghardt. (Wien. Karl Konegen.)

Man könnte den Roman der Verfasserin (denn eine Dame verbirgt sich unter dem Namen Weghardt) einen psychologischen nennen, denn darauf weist auch schon der Titel hin. „Mit dieser Kraft ist dem Menschen etwas Großes und Köstliches gegeben, dem starken Menschen, der sich mit ihrer Hilfe aus aller tiefen Herzensnot, aus allem Verzagen emporrichtet, seine Seele bezwingt und mit seinen Schmerzen ringt, bis sie sich ihm unterordnen, bis die Schmerzen seine Seele reinigen und läutern und ihm zum Segen werden.“ Dieser Gedanke klingt durch alle Ereignisse der Erzählung durch und verwirklicht sich in den handelnden Personen, und wir folgen ihnen gespannt und gerne, wenn, wie beim Pfarrer Andreas Plank, sich diese seelische Umwandlung und Läuterung aus „eigener Kraft“ durch Schuld und Verirrung emporwächst, aber nur minder willig, wenn diese innere Metamorphose wie bei dem jungen Paare Heilke und Leuthold ohne tiefere Begründung aus bloßen Mißverständnissen entwickelt und zu tragischen Folgen führt. Im ganzen aber liest sich die Erzählung leicht und angenehm, hübsche Beschreibungen und

vertretenen Autoren darstellen und welche Fülle verschiedenartiger Begabungen und Werke darin zum Ausdruck gelangt. Das reich illustrierte und geschmackvoll ausgestattete Handbuch ist durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag gratis zu beziehen. V.

Die unordentlich verheiratete Familie. Skizzenbuch von Leonore Niessen-Deiters. Mit Zeichnungen von Hans Deiters. (Stuttgart und Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

„Die Leut' wollen eben lachen für ihr Geld — das kann ihnen kein Mensch übelnehmen, ernsthafte Sachen kriegt man schon ganz umsonst genug", läßt die Verfasserin von der fidelen Funny Fanny sagen. Sie hat recht und weil sie recht hat, wird ihr Buch gern gelesen werden! Die unordentlich verheiratete Familie ist dadurch entstanden, daß bei den Eheschließungen niemand an „Ebenbürtigkeit" und dergleichen dachte, und so sind schließlich recht sonderbare und verschiedene Menschen miteinander verwandt: Die protzige Frau Kommerzienrat von Meyer, Funny Fanny (die Bretteldiva), der Münchener Maler Sepp Mittermaier, Udo (der Edelsozialist), der gelehrte Onkel Felix u. s. w. Leonore Niessen-Deiters erzählt in den einzelnen Kapiteln des Buches von den einzelnen Familienmitgliedern, schildert sie köstlich, ironisiert sie ein bißchen, und der Humor weidet sich an humorvollen Beziehungen, doch kommen auch ganz kluge Gedanken nicht zu kurz.

Ein unterhaltendes „Skizzenbuch", drollig und ernsthaft zugleich, dem die hübschen Illustrationen gut zu Gesicht stehen. P. W.

Heinrich Manesses Abenteuer und Schicksale. Mitgeteilt von Adolf Vögtlin. (Leipzig. H. Haesel.)

„Heinrich Manesse" ist in der Ich-Form erzählt, der Stil des Buches paßt sich dem Schreibstil Halbgebildeter, dessen Merkzeichen ein gewisser banaler Pathos ist, gut an und einzelne Abschnitte sind interessant und bieten vorzügliche Schilderungen, so z. B. jene, welche das Leben und Treiben in Mexiko zur Zeit Kaiser Maximilians enthalten, andere Kapitel dagegen leiden unter allzu romantischen Zutaten, die besser weggeblieben wären. — Der Roman, die Geschichte einer unruhigen Abenteurernatur, die sich innerlich allmählich festigt und durchringt, wäre noch bei weitem lesenswerter, wenn der Verfasser nicht, wie es scheinbar aus Rücksicht auf ein überempfindliches Publikum geschah, manche wichtige und entscheidende Knotenpunkte der Handlung zu flüchtig ausgearbeitet hätte. Wenn naturalistisch — dann auch wirklich naturalistisch!

P. L. M.

Gerhard Rohlfs. Lebensbild eines Afrikaforschers von Konrad Guenther. (Freiburg i. B. Friedrich Ernst Fehsenfeld.)

Der Name Georg Rohlfs ist wieder in aller Munde. Die beiden Länder, die jetzt im Vordergrund des Interesses stehen, Marokko und Tripolitanien, hat er gekannt wie kein anderer. Aber auch das Saharagebiet, den Tschadsee, Abessinien lernen wir durch seine interessanten Reisen eingehend kennen. Wie ein Roman lesen sich seine Abenteuer, z. B. wie er in mohammedanischer Verkleidung Marokko durchreiste, wie er, aus neun Wunden blutend, verlassen in der Wüste lag, wie er in Kufra, einer Oase der libyschen Wüste, die weder vor, noch nach ihm ein Europäer betreten hat, tagelang von raubgierigen Scharen umlagert wurde und nur durch ein Wunder sein Leben rettete. Rohlfs hat schon in den achtziger Jahren gesagt, Marokko gehöre Frankreich und Tripolis Italien. Die Cyrenaica hingegen wolle er deutsch haben. An der deutschen Kolonialpolitik hat er als Generalkonsul in Sansibar praktischen Anteil genommen. Durch Abrundung all dieser Themen sucht vorliegendes Buch dem Leser einen Überblick über die Entdeckungsgeschichte Nordafrikas und unsere Kolonialgeschichte zu geben, es liefert aber auch Beiträge zur Zeitgeschichte dadurch, daß Rohlfs mit vielen Geistesgrößen seinerzeit in Verbindung stand. Persönliche Erinnerungen bringt es so von Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich, dem Großherzog von Weimar, Kardinal Hohenlohe, dem alten Wrangel, Goethes Enkel, Bodenstedt, Allmers, Schurz, Hecker und vielen anderen. Historisches Interesse dürften die Beziehungen zwischen Rohlfs und Crispi, Gordon Pascha, dem Khediv Ismail, dem Kaiser von Abessinien haben, vor allem aber die Lißterinnerungen und die Briefe aus dem Hause Bismarcks. V.

Goethes Werke für Schule und Haus. Mit Lebensbeschreibung, Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Professor Dr. Otto Hellinghaus. Vier Bände. (Freiburg i. B. Herdersche Verlagsbuchhandlung.)

Unter den Klassikerausgaben nimmt die „Bibliothek deutscher Klassiker" der Herderschen Verlagsbuchhandlung einen hervorragenden Platz ein. Über den Inhalt läßt sich natürlich weiter nichts sagen, aber die Ausstattung muß als würdig, schön und geschmackvoll bezeichnet werden. Ebenso ist der Preis sehr mäßig. (Z. B. kosten die „vier Bände Goethe" zusammen 9 Mark.) Beachtung verdienen auch die angefügten erklärenden Bemerkungen, die das Verständnis mancher nicht leicht erfaßbarer Stellen angenehm fördern. P.

---

stellung, die ich von meinem Standpunkte machen muß, halte ich den Roman für gute Belletristik, für interessant und in der Hauptsache für lebenswahr. Das ist sehr viel!
H. L. R.

Die Memoiren der Frau Marianne Rollberg (bekannt durch den Prozeß mit dem Polizeikommissär Fröderer) von Oskar Baum. (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker.)

Der Verfasser ist ein Blinder, aber nach innen — in die Seele — kann er sehr scharf blicken. Da entdeckt er vieles, nimmt manches wahr, was anderen, den die Außenwelt Sehenden, entgeht. — Marianne Rollberg hat eine Doppelnatur mit einer extravagant-hysterischen und einer gutbürgerlichen Seite. So führt sie denn auch ein Doppelleben, kommt in Verdacht, eine Hochstaplerin und die Verbündete einer großen Verbrecherbande zu sein, aber endlich stellt sich in dieser Beziehung ihre Unschuld heraus und sie gelangt zum Frieden. Ihre komplizierte Natur schildert Oskar Baum sehr genau und macht sie verständlich, was kein leichtes Stück ist. Man liest das interessante Buch mit stets steigender Spannung und muß zugeben, daß der Autor, der es schrieb, trotz seiner Augenblindheit zu den ganz feinen Beobachtern gehört.

Von Ihr und Ihm. Dialoge von Rudolf Presber. (Stuttgart und Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

Ein neuer Presber! — braucht's eigentlich noch mehr zu sagen? Er ist ein Lieblingshumorist der Deutschen, dessen Spaßhaftigkeit nie ins Possenhafte ausartet. Diesmal hat er „Sie" und „Ihn" hergenommen, die lieben Weibchen und die lieben Männchen, die ohne einander nicht leben können, und nicht leben können, ohne einander nicht ein wenig hinters Licht zu führen. Stark viel Satire ist in dem Buch und manche gewagte Situation, mancher groteske Gedanke, der nachdenklich stimmt! Gegeißelt wird in erster Linie die Pose, die immer Unaufrichtigkeit ist, und Presber schlägt mit seiner Geißel blutig zu; trifft hie und da jeden, der gern im Sumpf der konventionellen Lüge watet. Wenn er das Büchlein von „Ihr und Ihm" nennt, so nimmt er doch besonders „Sie" aufs Korn; Gott ja, der Verfasser ist ja ein Mann, und eine Krähe hackt bekanntlich der anderen kein Auge aus! Zuweilen doch, wie z. B. in dem Dialog „Hoheit", der sich mit einer häufigen Abart der Liebe beschäftigt, mit jener nämlich, die zuvörderst dem Stolz schmeichelt.

Sagen wir's nur heraus: Presbers letztes Buch ist seinen beliebten Vorgängern durchaus würdig.

Am Sonnenwirbel. Eine erzgebirgische Dorfgeschichte von Max Geißler. Dritte, stark veränderte Auflage. (Leipzig. L. Staackmann.)

Max Geißler zählt heute zu den Autoren, deren Werke sich in weitesten Kreisen der besten Anerkennung und Wertschätzung erfreuen. Der vorliegende Roman, mit dem Geißler seinen ersten literarischen Erfolg errang, ist vom Dichter einer völligen Umarbeitung unterzogen worden. Aus künstlerischen Rücksichten wurde der Dialekt stark eingeschränkt, so daß der Roman jetzt ohne weiteres auch von Dialektunkundigen gelesen werden kann; ferner erfuhr die Handlung eine wirksame Ergänzung durch die lustigen Erzählungen vom Hilarius Lotter, die in den früheren Auflagen nicht enthalten waren.

„Am Sonnenwirbel" bietet somit in der neuen Gestalt eine außerordentlich gesunde und treffliche Lektüre und eignet sich ganz besonders für Schule, Haus und Familie. V.

Sebastian Bach in Arnstadt. Musikalisches Kulturbild aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts von Karl Söhle. Neue Ausgabe. Vollständig neu bearbeitet und um ein neues Kapitel — den großen Präzedenzstreit — erweitert. (Leipzig. L. Staackmann.)

Karl Söhle, der sich vor allem durch seine „Musikantengeschichten" eine treue Lesergemeinde erwarb, bietet mit der vollständigen Neubearbeitung des vorliegenden Werkes wieder etwas eigenartiges. Diese Kulturnovelle schildert den Familientag der „Bache" zu Arnstadt und damit im Zusammenhang die Liebe des jungen, später so berühmten Johann Sebastian Bach zu seiner Base. Wir erleben ferner seine Musikantenfahrt zum großen Organisten Dietrich Buxtehude in Lübeck, seine Heimkehr, Verlobung, Heirat und Anstellung als Organist. Mit vollendeter Kunst erweckt Söhle das damalige Kulturmilieu zu neuem Leben und aus seinen Personen spricht eine Fülle herzlichen Empfindens und ein köstlicher Übermut. Daher kann dieses „musikalische Kulturbild" nicht Musikern und Musikfreunden, sondern allen denen empfohlen werden, die ein originelles, dichterisch wertvolles und humorbelebtes Buch suchen. V.

Dichter und ihre Werke nennt sich das neueste literarische Handbuch des Verlages L. Staackmann in Leipzig.

Der erste Teil ergeht sich über die künstlerische Wesensart der bekannten Autoren des Verlages, dem u. a. Rudolf Hans Bartsch, Emil Ertl, Otto Ernst, Rudolf Greinz, Peter Rosegger, Karl Schönherr angehören. Der zweite Teil bringt eine ausführliche Bibliographie. Beide Teile zeigen in ihrer Gesamtheit, ein wie weites Stück deutscher Literatur die darin

Büchereinlauf.

Franz Stelzhamer, Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Leopold Hörmann. (Zwei Bände.) Deutsch-österreichische Klassikerbibliothek. (Wien, Teschen und Leipzig. Karl Prohaska.)

Der Kampf der weißen und der roten Rose. Roman von Georg Hirschfeld. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1912.)

Schalksfahrt. Lustige Geschichten aus Kärnten. Von Karl Krobath. (Leipzig. L. Staackmann.)

Briefe einer angehenden Schwiegermutter. Ein humoristischer Roman von C. v. Dornau. (Berlin. Trowitzsch & Sohn.)

Der Hiesl auf Reisen. Von Otto Rudl. (Berlin und Leipzig. Schuster & Loeffler.)

Weib, Wahn, Wahrheit. Neue Finessen von Horst Schöttler. (Leipzig. L. Staackmann.)

Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung. Novellenbuch, 8. Band: **Musikergeschichten.** Von Karl Söhle, Wilhelm Schmidtbonn, Rud. Hans Bartsch und Ernst v. Wolzogen. (Hamburg-Großborstel. Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung.)

Maria und Josef. Ein Schauspiel aus Alt-Steyr. Von Josef Stohl. (Steyr. Josef Hallers Erben.)

Tagebuch eines kleinen Mädchens. Von Lie Burkard. (München, Stuttgart, Wien. Lenau-Verlag.)

Zwei Schädel (ein Akt). Von Lie Burkard. (München, Stuttgart und Wien. Lenau-Verlag.)

Freiheitshelden. Dichtungen von Wilhelm Benignus. (Pittsburg, U. S. A. Im Selbstverlage.)

Josua. Ein frohes Evangelium aus künftigen Tagen. Nach einem französischen Manuskript. (Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller.)

Allvaters Kind. Lieder und Gedichte des Gedenkens von Wilhelm Benignus. (Pittsburg. Im Selbstverlage.)

An der Sehnsucht ew'gen Wanderstab. Gedichte von Mathilde Gräfin Stubenberg. Mit einem farbigen Umschlagbild von Eugen Freiherrn v. Ransonnet. (Wien. Karl Fromme.)

Flammen und Fluten. Neue Gedichte von Maria Stona. (Dresden. Karl Reißner.)

Gedichte von Moritz Pläschke. 5. Aufl. (Crefeld. Moritz Pläschke.)

Die Gewalten. Ein Band Balladen von Franz Theodor Csokor. (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker.)

Josef Moser, ein deutscher Heimatsdichter. Zur Erinnerung an seinen 100. Geburtstag. Von Franz Kirchberger. (Steyr. Emil Prietzel.)

Freundliches Erleben. Gedichte von Otto Pick. (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker.)

Deutsche Lebensführung. Lebensbilder und Leitworte von Gustav Freytag. Gesammelt und herausgegeben von Wilhelm Rudeck. (Leipzig. Walter Fiedler.)

Von Bismarck bis Bülow. Erinnerungen und Begegnungen an der Wende zweier Jahrhunderte von Sigmund Münz. (Berlin. Georg Stilke.)

Das Beseligende. Von Inon. (Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller.)

Die Zukunft des Menschengeschlechtes im Lichte der Wissenschaft. Naturwissenschaftlich-philosophische Studie. Mit 12 Abbildungen. Von Eugen Freund. (Wien und Leipzig. Verlagsanstalt „Pallas“, Ed. Beyer.)

Monographie des Wildbadsanatoriums **Tobelbad.** Von Eisenbahn-Generalinspektor Ritter Gründorf v. Zebegény. (Im Selbstverlag der Kuranstalt. In Kommission bei Moser [Meyerhoff]. Graz.)

Jahresbericht der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung für das Jahr 1911. (Hamburg-Großborstel. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung.)

Physikalische Experimente für Knaben mit selbsthergestellten Apparaten. Herausgegeben von E. Witting. (Ravensburg. Otto Maier.)

Karl Krobath. Ein Dichterporträt aus Kärnten. Von Peter Enslein, k. k. Regierungsrat a. D., Wien. (Wolfsberg i. K. Ernst Ploetz.)

Politische und volkswirtschaftliche Chronik der österreichisch-ungarischen Monarchie. Mit der Beilage: Parlamentarische Chronik. Mit Benützung amtlicher Quellen herausgegeben von Dr. Karl Neisser, k. k. Staatsarchivsdirektor im Abgeordnetenhause des Reichsrates. Erscheint in Monatsheften. Umfang des Jahrganges 250 bis 300 Druckbogen zu 8 Seiten Großoktav. (Wien. Druckerei der kaiserlichen „Wiener Zeitung“. 1912.)

Arterienverkalkung des Herzens und des Gehirns. Ursachen, Verhütung und Behandlung mit besonderer Berücksichtigung der Lähmungen und des Schlagflusses. Von Dr. Honcamp und Dr. Walser. 10. Aufl. (Leipzig. Hofverlag von Edmund Demme.)

Kleine Beschäftigungsbücher für Kinderstube und Kindergarten. Von Droescher. III. „Kinderspiel und Spielzeug.“ Von Cl. Zinn. 2. Aufl. V. „Allerlei Papierarbeiten.“ Von H. Giercke und A. Davidsohn. 2. Aufl. (Leipzig u. Berlin. B. G. Teubner. 1912.)

☞ Vorstehend besprochene Werke 2c. können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 3, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Steiermark. Steirisches Verkehrsbuch. Herausgegeben vom Landesverband für Fremdenverkehr in Steiermark. Verfaßt von Josef Rükl. (Graz. I., Hauptplatz Nr. 12.)

„Lange Zeiten haben wir Steirer das Land für uns allein besessen. Und allein geliebt. Es war in ihm altererbter Heimatsfriede. Da konnte man wochenlang wandern in den Bergen, und es begegnete einem kein Fremder. Ohne viel Pfad und Pfand wanderte man von Dorf zu Dorf an den forellenreichen, Eisenhämmer treibenden Bächen dahin, kehrte ein bei Bauern in stattlichen Höfen, bei Holzschlägern in dunklen Waldhütten, bei Haltern und Schwaigerinnen der Almen, stieg führerlos zu den Hochgipfeln auf, flink und froh wie die Gemsen im Gewänd. Den Adler des „Hoch vom Dachstein" konnte man noch sehen. In wilder Jungfräulichkeit waren die Naturwildnisse, in patriarchalischer Einfachheit lebten die starken, treuherzigen Bewohner der steirischen Gaue. Und heimatsstolz hatten wir das hinausgesungen in die weite Welt.

Wir sind nicht allein geblieben. Fünfzehn Eisenbahnen und ungezählte Automobilstraßen aus allen Weltgegenden führen jährlich viele tausend Gäste ins gerüstete Land, und die Gäste finden mehr als sie erwarten. An der Enns, an der Salza, an der Sann gewaltiges Hochgebirge, an der Mur, an der Mürz, an der Feistritz grüne Almen, dazwischen und weiter hin die dämmernden Meere des waldreichen Mittelgebirges, die langgestreckten Wiesentäler mit den buschbegrenzten Ackerlehnen bis hinab in das hügelige Obst- und Weingartland der Raab, der Sulm und der Drau. Und in diese Landschaften eingebettet die klaren Seen, die raschwallenden Flüsse, die malerischen Städte und die heimlichen Dörfer. Wir haben von allem.

So kommen sie nun, nicht bloß die Neugierigen und Globentreter, auch die Naturfreunde, die Erholung- und Ruhesucher, zur Sommerfrische wie zum Wintersport. Aber sie wollen einen Führer haben, der die schönsten Gegenden aufzeigt, die traulichsten Winkel verrät, die besten Gaststätten nennt und das Wichtigste für den Tag sowie das Wesentlichste in Natur und Landeskultur anmerkt. Deshalb ist in dankenswerter Weise vom Landesverband für Fremdenverkehr in Steiermark dieses Verkehrsbuch hergestellt worden mit Mühe und Fleiß. Es sei ein guter Kamerad den Wanderern durch unser Steirerland."

So schreibt Peter Rosegger im Vorworte zu diesem neuen steirischen Fremdenführer. — Eine Unzahl vortrefflich ausgeführter Lichtbilder aus Stadt, Landschaft und Volkstum schmücken das Buch und laden den Fremden, in dieses schöne Land zu kommen. Und dann unterrichtet dieses Buch über das Notwendigste in kurzer, übersichtlicher Weise. Alle irgendwie bemerkenswerten Orte des Landes sind berührt. Eine gute Karte ist beigegeben und ein Eisenbahnschema. Der geschäftliche Teil führt viele hervorragende Hotels in Wort und Bild an, sowie die wichtigsten alpinen Schutzhäuser. Selbst der Einheimische wird mit Stolz diesen Führer durchblättern, dem Reisenden ist er unentbehrlich.

Für spätere Auflagen wäre es vielleicht gut, wenn die einzelnen Merkwürdigkeiten der Ortschaften mehr hervorgehoben werden würden, wogegen mancher für Fremde belanglose Ort wegbleiben könnte. Freilich wollen alle, auch die kleinsten Orte, ihre Fremden haben, und mit Recht, denn auch sie haben oft viel zu bieten: ursprüngliche Natur und Ruhe. Gute Verpflegung versteht sich von selbst bei allen, die um Fremde werben.

Nebst diesen ersprießlichen Fremdenführern bedürften wir in Steiermark endlich auch eine vollständige, moderne Landesbeschreibung, wie der treffliche Ferdinand Krauß in seiner „Nordöstlichen Steiermark" und in seiner „Ehernen Mark" sie versucht hat. Er hat leider zu wenig Unterstützung gefunden, um das Werk zu Ende zu führen; die drei Bände sind im einzelnen Nebensächlichen auch zu viel für die Bedürfnisse des flüchtigen Tages berechnet gewesen. Trotzdem wäre Krauß' Werk, soweit es vorliegt, eine tüchtige Grundlage für ein neues Steiermark-Buch. Wo ist der Autor, der es schreibt, der Gönner, der Verlag, der sich um die Ehre des Landes auch was kosten läßt?

Der Mensch. Von Prof. Joh. Ranke. Dritte, neubearbeitete Auflage. II. Band. (Leipzig. Bibliographisches Institut. 1912.)

In gewohnter Pünktlichkeit hat die Verlagsbuchhandlung dem vor kurzem hier angezeigten und besprochenen ersten Bande der dritten vollständig neubearbeiteten Auflage dieses ausgezeichneten Werkes unseres berühmten Anthropologen Ranke den zweiten Schlußband folgen lassen, dem alle Vorzüge an Inhalt und in der Ausstattung zuzusprechen sind wie dem ersten Bande. Auch hier ist der Text auf Grundlage der neuesten Forschungen ausgestattet und außerordentlich bereichert. Er bietet die bedeutsamen Hauptstücke über: „Die körperlichen Verschiedenheiten des Menschengeschlechts" und über die „Ur-Rassen in Europa" bis zur Zeit der prähistorischen Metallkulturen. Eine reiche Zahl von Abbildungen im Text, 31 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung und 7 Karten in der bekannten vorzüglichen Ausführung dienen zur Illustrierung des großartigen Werkes und gereichen dem Bande zum wertvollen Schmucke. Unter den anthropologischen Kompendien in deutscher Sprache nimmt Rankes „Der Mensch" ohne Frage den ersten Rang ein, die Darstellung wendet sich nicht nur an den Gelehrten, sondern an alle Kreise der Gebildeten. Dr. A. Schl.

Heimgarten

11. Heft. August 1912. 36. Jahrg.

Mattes.

Roman von Hans Eschelbach.

(Fortsetzung.)

19. Kapitel.

Am anderen Morgen wurde Baron von Fredelager von einem wandernden Kesselflicker, der mit seiner Hundekarre in einer Ecke des unbenutzten Steinbruchs Quartier machen wollte, gefunden. Er gab noch schwache Lebenszeichen von sich, schien aber alle Glieder gebrochen und sich auch innerlich schwer verletzt zu haben.

Durch reitende Boten wurden Ärzte geholt. Sie untersuchten den Bewußtlosen, schüttelten den Kopf, und riefen telegraphisch berühmtere Kollegen aus der Stadt herbei.

„Er ist nur noch ein Häuflein Elend. Wenn er aber auch wirklich wieder aufkommt, bleibt er all sein Lebtag ein hilfloser Krüppel!“ sagten die Leute.

„Wie mag das nur gekommen sein? Der kannte doch jeden Strauch im Walde! Und zuviel getrunken hat er auch nie! — Wenn der Bock noch lebte, würde man was anderes denken! — Ob das Gericht sich nicht dreinmische? — Einstweilen könne doch der Baron keinen Ton von sich geben. Der Förster habe sein Gewehr oben zwischen den Sträuchern gefunden; es sei noch geladen gewesen. Also im Streit war das nicht geschehen; der Baron würde sonst ganz sicher geschossen haben.“

Postkarten des „Heimgarten“

A. F., Troppau. Rosegger dankt wärmstens. Bedient sich Tuckers Apparat gegen Asthma häufig mit Erfolg.

Ausländer in Wien. Sie mißverstehen die österreichischen Verhältnisse. Die Frage, ob seit der Errichtung eines eigenen Arbeitsministeriums die übrigen Ministerien gar nichts mehr arbeiten, ist müßig und indiskret. Derartiges läßt sich überhaupt nur auf dem Wege der Enquete einwandfrei feststellen.

Ludwig von P. in Triest. Über die Gefahren von treibenden Wracks für die Schiffahrt und ihre Beseitigung finden Sie einen interessanten Artikel („Die Reinigung des Ozeans“) in Nr. 5 der Zeitschrift „Die Flagge“.

Aufruf

zur Errichtung einer Deutschen Nationalbücherei in Gotha.

Die Deutschbewegung der letzten Jahrzehnte hat zu neuem Leben auf allen Wissensgebieten geführt, die sich mit dem deutschen Volkstum und seinen Beziehungen zu anderen Volkskulturen befassen. Aber es fehlt bis heute eine Sammelstelle, die den Arbeitern auf dem Gebiet der Erforschung des Deutschtums die einschlägige Literatur lückenlos zur Verfügung stellt. Sie soll erstehen in der Gestalt einer „Deutschen Nationalbücherei“ im Herzen des deutschen Sprachgebiets, in Gotha. Diese soll enthalten alle Arbeiten zur germanischen Stammesforschung, zur deutschen Landes- und Volkskunde, zur Geschichte der Deutschen aller Zeiten und Stämme, zur deutschen Sprach- und Mundartenforschung, zur deutschen Kulturarbeit auf der ganzen Erde. Eingehend zu berücksichtigen wäre das Kirchen-, Rechts-, Gesellschafts-, Wirtschafts- und das allgemeine Sittenleben der Deutschen; auch die vielgestaltigen Äußerungen deutscher Kunst dürfen der neuen Bücherei nicht fremd bleiben. Eine weitere Abteilung hätte das deutsche schöngeistige Schrifttum aller Zeiten zu bilden, soweit es nur immer beiträgt zur klaren Erfassung deutscher Eigenart und Geistesblüte.

Den großen Plan verwirklichen zu helfen, rufen wir das ganze deutsche Volk ohne Unterschied des Bekenntnisses oder der Staatsangehörigkeit auf, zu spenden für die Beschaffung der einschlägigen Literatur und zur Erstellung eines würdigen Heims. Jede nähere Auskunft erteilt Professor Paul Langhans, Herausgeber der „Deutschen Erde“, in Gotha. — Geldspenden werden erbeten an die Herzogliche Landeskreditanstalt in Gotha (für Rechnung der „Deutschen Nationalbücherei“), Bücherspenden an die „Deutsche Nationalbücherei“ in Gotha.

Felix Dahn †. Ferdinand Avenarius. Houston Stewart Chamberlain. Heinrich Claß. Adolf Damaschke. Gustav Groß. Ernst Haeckel. Albrecht Haupt. Gerhart Hauptmann. Theodor v. Heigel. Wilhelm Kienzl. Emil Kirdorf. Hans v. Köster. Karl Lamprecht. Joseph Lauff. Friedrich Lienhard. Friedrich v. Lindequist. Hans Meyer. Eugen Mogk. Artur Moeller van den Bruck. Adam Müller-Guttenbrunn. Anton Ohorn. Wilhelm Rein. Bernhard Rogge. Peter Rosegger. Otto Sarrazin. Dietrich Schäfer. Emil v. Schenkendorff. Bruno Schmitz. Gustav Schreiner. Paul Schultze-Naumburg. Heinrich Sohnrey. Martin Spahn. August Sperl. Karl Freiherr v. Stengel. Friedrich Teutsch. Henry Thode. Hans Thoma. Siegfried Wagner. Heinrich Wastian. Hans Freiherr v. Wolzogen. Ernst Zahn. Philipp Zorn.

(Geschlossen am 20. Juni 1912.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Köck. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Der alte Kirschbaum hatte das Gerücht anders gehört. Der Baron habe erst lange vor sich hingestarrt, als ob er sich nicht erinnern könne, dann habe er eine Bewegung mit dem Kopfe gemacht, von der der eine Arzt behaupte, sie habe „Ja“ und der andere, sie habe „Nein“ geheißen. Reden habe er noch nicht gekonnt, weil er gleich darauf wieder in Ohnmacht gefallen.

Gretchen schlich sich hinter die Scheune, wo die großen Sonnenblumen und die Stockrosen blühten. Siedendheiß war ihr auf einmal der Gedanke gekommen: Wie, wenn Mattes nun hinginge und sich selbst anklagte? Wenn der Baron schwieg und wenn Mattes redete!

Sie mußte mit Mattes sprechen — mußte, mußte, mußte! Er durfte nicht reden, er durfte nichts sagen. Alles wollte sie ihm versprechen, alles! Nur reden durfte er nicht!

Sie paßte jede Gelegenheit ab, um ihm zu begegnen — vergebens, nicht einmal in die Kirche war er am Sonntag gekommen. Und zu ihm nach Hause gehen konnte sie doch auch nicht.

Das Tier arbeitete daheim, bis daß ihm der Atem versagte. Und dann stand er auf einmal da und vergaß die Arbeit, wußte gar nicht mehr, wo er war und grübelte und grübelte. Im Recht war er gewesen! Was er getan, bereute er nicht. Zwar daß er so nah am Steinbruch gewesen, hatte er bei der Dunkelheit in seiner furchtbaren Aufregung gar nicht gesehen. Daß der Baron die steile Wand hinuntergeschlagen, dafür hatte er ja eigentlich gar nicht gekonnt. Aber als er ihn so fand, als er Livvelingchen zu Boden geworfen — — — Er geriet noch außer sich, er ballte noch die Fäuste in wilder Wut, wenn er daran dachte. Er, der Hund, hatte seinem Livvelingchen etwas tun wollen! Nach Hilfe hatte sie geschrien — — — Zehnmal würde er es heut' noch tun — — heut' noch!

„Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher!“ hatte seine Mutter gesagt, als sie von dem Unglück gehört. Die ahnte ja nicht — — — Aber dem Baron war recht geschehen, der hatte es verdient — hundertmal!

Aber warum war Livvelingchen geflohen — — vor ihm, den sie doch zu Hilfe gerufen hatte? Die Gedanken wälzten sich in seinem Kopfe, und er wußte keine Antwort. Aber jetzt mußte sie kommen, jetzt wußte sie, wie lieb er sie hatte!

Warum seine Mutter nur so geweint hatte in der Nacht, nachdem sie von dem Unglück gehört?

Das Tier quälte sich mit allerlei Fragen, für die er keine Antwort fand. Warum er sich nur so bedrückt fühlte, so furchtbar bedrückt? War es das Geheimnis, das sie trennte und einte? War es die Furcht vor der Vergangenheit und die Angst vor dem Kommenden? Er wußte

Während so die Meinungen hin und her schwankten, lag der Baron zwischen Tod und Leben. Die beiden aber, die um die Sache wußten, schwiegen.

Gretchen war krank geworden, wenigstens kam sie nicht vor die Tür, fürchtete sich abends und fuhr nachts oft schreiend aus dem Schlafe auf.

Sie verzehrte sich innerlich vor Aufregung und Furcht. Wenn der Baron nun starb? Sie hatte kein Mitleid mit dem Baron, sie dachte nur an sich. Ob es wohl aufkommen werde? Aber dann war sie doch verloren; dann würde Mattes doch alles sagen, wie es gewesen wäre. Sie und der Baron — — — Mein Gott, wenn das aufkam!

Sie hörte schweigend zu, wenn ihr Vater erzählte, daß der Baron noch immer kein Auge aufschlage; aber der Atem stockte ihr. Gewiß, wenn der Baron schwieg — Wenn! — — — Der würde doch gewiß darauf bestehen, daß man Mattes vor Gericht stelle.

Und dann würde Mattes reden!

Es war nicht auszudenken!

Aber vielleicht würde er auch nicht reden, vielleicht würde er gar nichts von ihr sagen! Er konnte doch sagen, er habe sich an dem Baron vergriffen, weil der ihn einmal so sehr mit der Hundepeitsche geschlagen.

Aber Mattes log nicht, der konnte gar nicht lügen! Wenn der Verdacht auf ihn fiel, wenn man den fragte, alles würde er sagen, alles! Aber das durfte doch nicht sein; die Leute würden ja mit Fingern auf sie zeigen! Er konnte sagen, was er wollte, nur das mit ihr und dem Baron nicht!

Wie wütend mußte er sein! Wenn der sich nun jetzt rächen wollte!

Wie die Tage schlichen, wie die Stunden sich dehnten! Und dann diese Ungewißheit, diese schreckliche Ungewißheit. Sie hörte gar nichts von Mattes, sie wagte nicht, sich nach ihm zu erkundigen. Es war ihr, als müsse sie leise sprechen, als dürfe sie nicht laut auftreten, um die Aufmerksamkeit der Leute nicht auf sich zu lenken.

Und dann diese Nächte voll Angst, diese Träume voll Schrecken! Wenn's aufkam, dann gab's für sie nur einen Weg — in den Burgweiher!

Wenn sie nur mit Mattes reden könnte! Aber der kam nicht, der mochte wohl nichts mehr von ihr wissen!

Der Baron war zu Bewußtsein gekommen, vorübergehend wenigstens. Man hatte ihn gefragt, ob er das Opfer eines Verbrechens geworden. Er hatte erst seine Frager verständnislos angesehen, dann hatte er den Kopf geschüttelt, und dann war er wieder in Ohnmacht gefallen.

So erzählte man wenigstens im Dorfe, und der alte Pastor atmete erleichtert auf, als er das Gerede erfuhr. Gott sei Lob und Dank! Es war also nichts.

„Das ist mir einerlei!“ sagte er hart und schüttelte finsteren Blickes ihre Hand von seinem Arme.

„Aber wenn es herauskommt?“

„Was herauskommt?“

„Komm, setz dich! Setz dich!“

Sie drängte ihn zu Boden und setzte sich neben ihn. Und auf einmal, als wär's ein Überfall, warf sie sich über ihn und küßte ihn, stürmisch, angstvoll.

„Mattes, du darfst nichts sagen! Hörst du? Du darfst nichts sagen!“

Und wieder warf sie sich so ungestüm über ihn, daß er hintenüber ins Gras sank. Ihre Arme umstrickten ihn, ihr Busen drängte sich an seine Brust, ihre Küsse erstickten ihn fast.

„Livvelingchen!“

Ihm war es, als müsse er sterben vor Glück.

Aber was hatte sie? Ihre Augen waren so verängstigt. Sie sah sich um, als ob sie verfolgt würde.

„Mattes, wenn es aber doch herauskommt? Du darfst nichts sagen! Alles will ich tun, komm, alles, alles, alles! Alles, was du willst, darfst du tun, nur sag nichts! Mattes, verrat mich nicht!“

„Dich?“

Ein furchtbarer Schrecken sprach aus dem einen Wort. Die war doch so rein wie der Himmel und nun — — —? War denn der Baron nicht schuldig? Hatte denn sie — — — freiwillig — — —?

Ihm war's, als ersticke er, als erdrücke ihn ihr Gewicht. Er machte den Versuch, aus ihrer Umarmung frei zu kommen; aber in stets sich steigernder Angst hing sie an ihm. „Mattes, sag nichts! Verrat mich nicht! Alles will ich tun, alles, was du willst! Nur sag es nicht!“

„Was — — — nicht?“

„Das von mir und dem Baron!“

Wie ein Blitz durchzuckte ihn die grausame Erkenntnis, daß es eine Schuldige war, die von ihm Stillschweigen erkaufen wollte um jeden Preis. Ihm war's, als stürze Himmel und Erde ein. Er schleuderte sie von sich und sprang auf, keuchend, nach Atem ringend, zuckend an allen Gliedern, nur noch „das Tier“.

„Livvelingchen! Ich mache dich tot!“ schrie er. „Ich mache dich tot!“

Einen Augenblick schien es, als ob er sich auf sie stürzen wolle, sinnlos, rasend, in blinder Verzweiflung.

„Mattes!“

Mit einem einzigen Worte hatte sie ihn bezwungen. Er war außer sich, er wußte nicht mehr, was er tat. Er warf sich zu Boden, seine

gar nicht, was in ihn gefahren war. Reue war's nicht, nur ein dumpfer, würgender Druck, ein qualvoll aufsteigender, unklarer Groll gegen sie, für die er die Tat getan und die dann vor ihm geflohen war.

Bis jetzt hatte das Tier nicht einmal klar gewußt, was ein Verbrechen war; noch viel weniger hatte er von dem Hange der Verbrecher gehört, den Schauplatz ihrer Tat wieder aufzusuchen. Und doch war etwas in ihm, was ihn nach dem Steinbruch trieb. Nein, nicht nach dem Steinbruch, nur nach der stillen Berghalde. Er wollte den fernen Fels und die Ruine sehen, er wollte noch einmal an der Stelle stehen, wo sie ihn geküßt, damals!

Zwei Tage noch hielt er's aus. Und dann ging er hin. Er nahm nicht den gewöhnlichen Weg. In weitem Bogen streifte er durch den Wald. Schon ging die Sonne unter. Das Feldhuhn lockte, der Täuberich girrte. „Wie wie wie — hab' ich dich lieb!“ rief die Ammer.

Endlich! Livvelingchen hatte ihn gesehen! Jetzt mußte sie mit ihm reden, die Gelegenheit war da — — endlich, endlich!

Sie sah, wie er in den Wald einbog, und sie folgte ihm langsam, zögernd, beklommen. Mit gesenktem Kopfe schritt er voran, er sah sich nicht um, er hatte sie nicht bemerkt.

Das Herz hämmerte ihr zum Zerspringen. Fürchtete sie sich? Sie ging ganz langsam, machte dann in plötzlichem Entschlusse acht oder zehn raschere Schritte, um ihn einzuholen und blieb dann wieder stehen. Die Leute waren schon von den Feldern; die Gelegenheit war günstig; es begegnete ihr niemand. Aber sie wagte es nicht. Wie sollte sie dem unter die Augen treten?

Jetzt bog er durch das Buchen- und Haselgesträuch nach rechts ab. Ein heißer Schreck überfiel sie. Der ging ja — — — zum Steinbruch. Wenn der sich nun ein Leid antat?

Und nun rannte sie hinter ihm drein — atemlos.

„Mattes! Mattes!“

Mit einem Ruck blieb er stehen. Er war aschfahl geworden.

„Mattes, wo willst du hin?“

„Nirgends.“

„Doch! Ich weiß es! Du gehst ja zum Steinbruch. Was willst du tun? Was willst du da tun?“

Sie hing an ihm. In fiebernder Angst suchte sie ihn festzuhalten. „Bleib hier. Was willst du tun?“

„Nichts.“

Er war wirklich stehen geblieben. Sie waren kaum noch einen Steinwurf weit von der Stelle, wo das Furchtbare, das nun zwischen ihnen stand, geschehen war.

„Mattes, wenn er nun stirbt?“ flüsterte sie ängstlich.

Schmerzen vergrößerte, manchmal im Rollstuhl bis ans offene Fenster gefahren werden konnte.

Als das Schlimmste überstanden war, hatte sein Förster ihm einen Haarkamm gebracht, den er nicht weit von der Unglücksstelle gefunden hatte.

„Weiß jemand davon?"

„Nein."

„Hat auch keinen Zweck. Geben Sie her."

„Aber wenn man den Täter — — —"

„Glauben Sie, ich ließ mich von einem Frauenzimmer in den Steinbruch werfen? Ich hatte die Flinte bei mir. Verstanden? Abgestürzt, einfach abgestürzt! Da ist nichts dran zu ändern!"

Der Förster ging.

„Fahren Sie mich auf die Terrasse!" gebot der Baron seinem Wärter. „So, ganz bis vorn hin. Sehen Sie jetzt, ob der Professor noch nicht gekommen ist."

Der Mann ging und der Baron blieb allein. Nur zehn Schritte von der Terrasse lag der eingemauerte Burgweiher. Der Baron hielt die gesunde rechte Hand fest um den gelben Kamm geschlossen. Den hatte das Mädchen getragen, als — — — Er atmete einmal schwer, suchte sich stöhnend höher aufzurichten und warf. Der Schmerz riß ihn in allen Gliedern, aber er sah gespannt dem Kamme nach. Er fiel glücklich ins Wasser. Ächzend sank der Baron zurück.

Der Professor wurde gemeldet, ein alter, weißbärtiger Mann mit ernsten Zügen und hellen, treublickenden Augen.

„Nun, wie geht's, Herr Baron?"

„Schlecht. Ich habe furchtbare Schmerzen und schlafe fast gar nicht."

„Jaja!" seufzte der Professor. „Jaja! Ich werde Ihnen Tropfen verschreiben; sie wirken schmerzstillend und werden Schlaf herbeiführen."

„Die alten Tropfen wirken nicht mehr."

„Leider, leider! Ich werde zu einem Gewaltmittel greifen müssen. Aber seien Sie vorsichtig, Herr Baron. Nur täglich einmal vor dem Schlafengehen fünf Tropfen auf einen Eßlöffel Wasser. Unter keiner Bedingung mehr. Ich mache es Ihnen zur Gewissenspflicht — scharfes Gift, das ich Ihnen nur in ganz kleinen Dosen verschreiben darf."

Die Hand des Barons schloß sich um die Lehne seines Fahrstuhls. „Herr Professor, ich frage als Mann und auf Ehrenwort. Keine Ausflüchte! Werde ich sterben müssen?"

„So sehr ich Sie auch als verlorenen Mann betrachtete, als ich zu Ihnen gerufen wurde — Sie haben eine eiserne Natur, Herr Baron! — jetzt scheint mir jede Lebensgefahr absolut ausgeschlossen."

„Und wie lange, meinen Sie, daß ich" — der Baron sah einmal an sich selbst herunter — „unter diesen Umständen noch leben kann?"

Hände krallten sich ins Heidekraut, krampfend wühlten sie sich in die Erde. Sein ganzer Körper schütterte. „Livvelingchen!“ stöhnte er, „Livvelingchen!“ Er drückte das Gesicht ins Gras, ihm war der Himmel eingestürzt, er wollte fort sein von der Erde. Und der Riese, der sich in namenlosem Schmerz da einzuwühlen schien in den kühlen Waldboden, das Tier, das nie eine Träne, nie ein Lied und ein Lachen gehabt, das Tier weinte zum erstenmal im Leben! Aber das waren keine erlösenden Tränen, so weinen andere Menschen nicht: wie Tierlaute klang dieses Stöhnen. So mochte sich einer mit unartikuliertem, gurgelnd erstickenden Schmerzensschrei in letzter Todesnot in die Erde graben, den die Kugel auf blutigem Schlachtfeld zu tief getroffen.

Ganz erschrocken stand sie neben ihm. Sie wollte ihn in die Höhe ziehen, wollte ihn beruhigen. Sie versuchte sogar, mit ihren Händen den lauten Jammer des Unglücklichen zu ersticken.

Mein Gott, mein Gott, wenn der so schrie und stöhnte, das könnte ja die Leute herbeirufen trotz der Dunkelheit! Und wenn jetzt Leute kamen, wenn man sie jetzt hier fand, dann kam alles heraus — — alles!

„Mattes! Sei doch still, sei doch still! Ich will ja alles tun, nur sag nichts — — — sag nichts!“

Er hörte sie nicht. Der sah und hörte gar nichts mehr. Für den war Gott gestorben!

„Mattes, sei doch still! Verrat mich nicht, sag nichts!“

Er antwortete nicht, er ließ sich nicht aufrichten. Er grub sich nur tiefer in die Erde, als ob er dort sein Leid und seinen Wehschrei ersticken könne.

Da stand Livvelingchen auf. Dem war nicht zu helfen, der war nicht zu beruhigen! Wenn sein lautes Stöhnen Leute herbeirief — — —! Sie sah sich um; jeden Augenblick konnte einer kommen. Noch einmal sah sie auf den zuckenden Menschen zu ihren Füßen. Nein, von dem hatte sie nichts mehr zu fürchten! Der sagte nichts! Der würde sie nicht verraten!

„Mattes!“

Keine Antwort.

Da ging sie davon, ohne sich noch einmal nach ihm umzusehen.

Es war so still geworden, als ob der Wald versteinert sei. Langsam versank alles in Nacht. Die Eule revierte. Hier und da flimmerte ein Stern. Schon wurden die Gräser vom Tau naß. Am Boden zwischen Heidekraut und Wachtelweizen starb ein Menschenglück.

„Livvelingchen — — — —! — — — Livvelingchen!“

20. Kapitel.

Baron von Fredelager war nicht gestorben. Er war nur zum Krüppel geworden, zum Krüppel, der jetzt schon, da die Bettwärme seine

Schon wollte er dem Wärter sagen, er möge aus dem Jagdzimmer Patronen holen, da fiel ihm ein, daß der Professor nicht auf halbem Wege stehen geblieben sein, sondern angeordnet haben würde, daß man die Patronen beiseite schaffe.

„Nehmen Sie die Flinte wieder fort; wenn man nicht mehr damit schießen kann, macht sie einem doch keine Freude“, sagte er gleichgültig, indem er beobachtete, wie der Mann, dem seine Wartung anvertraut war, erleichtert aufatmete.

Ein müdes Lächeln der Überlegenheit glitt über die Züge des Kranken. Mochten sie die Waffen wegnehmen; ein Ausweg würde ihm ja doch bleiben!

„Engels!“ sagte er zu dem Wärter. „Füllen Sie eine kleine Flasche, etwa ein Viertelliter, mit Wasser.“

Der Mann sah ihn verwundert an.

„Ich kann dann manchmal aus der Flasche trinken wie im Walde und meinen, es sei Steinhäger“, erklärte der Baron.

Der Krankenpfleger tat, wie ihm befohlen. Leidende hatten oft sonderbare Einfälle und Grillen; man mußte ihnen den Willen tun, wie den Kindern.

Als am Abend die Tropfen kamen, begann ein sonderbares Benehmen des Barons. Von Tag zu Tag wußte er es so einzurichten, daß er einige Minuten allein war. Trotz seiner Schmerzen und mit Anspannung all seiner Kräfte schüttete er das Wasser aus dem größeren Fläschchen in ein neben ihm stehendes Glas, goß dann den streng abgemessenen Inhalt des winzigen Fingerhutfläschchens in das geleerte Wasserfläschchen und füllte das Arzneifläschchen mit Wasser, während er die Flasche mit dem Gift sorgfältig in seinen Kleidern verbarg.

Statt der schmerzstillenden und schlafbringenden Tropfen trank er abends das untergeschobene Wasser. Mit schlaflosen Nächten und Schmerzen ohne Ende bezahlte der Krüppel das Gift, ließ es nach jedesmaliger Erlaubnis des Professors von Zeit zu Zeit erneuern und goß so Tropfen zu Tropfen, ein gefährlicher, sauer zusammengebrachter Schatz.

So trieb er es vier Wochen lang. Das aufgesparte Gift mußte jetzt reichen; länger ertrug er dies Leben nicht.

Er tat nichts, was besondere Aufmerksamkeit oder gar Mißtrauen erregt hätte; nur seine Briefe hatte er damals, nachdem er das entladene Gewehr in der Hand gehalten, unter seinen Augen verbrennen lassen.

Jetzt war er am Ziel, jetzt hatte er mit Martern, die er klaglos ertragen, alles erkauft, was ihm noch zu wünschen blieb.

Ein seltenschöner Tag ging seinem Ende entgegen. Zwischen den Ulmen und Schwarzpappeln drüben im Park leuchtete das Abendrot.

„Na, das ist so 'ne Gewissensfrage. Aber dreißig Jahre will ich Ihnen ohne weiteres versprechen."

„Ich danke Ihnen, Herr Professor, aber jetzt" — der Kranke verzog schmerzhaft das Gesicht — „jetzt bin ich müde. In einer halben Stunde setzen wir unser Gespräch vielleicht fort."

Der Arzt warf noch einen forschenden Blick auf seinen Patienten, dann ging er.

Der Wurf von eben hatte Herrn von Fredelager so weh getan, daß er jetzt kein Glied zu rühren wagte. Eine Stechfliege flog ihm beständig um die Schläfen; er konnte sich ihrer nicht einmal erwehren. Sein Kopf sank vornüber; einen Augenblick war es ihm, als müsse er in wildes, haltloses Schluchzen ausbrechen; aber er biß die Zähne zusammen und bezwang den Schmerz.

Dreißig Jahre als Krüppel durch die Welt fahren, auf einem Rollstuhl, wehrlos der Willkür des Zufalls preisgegeben, nicht mehr imstande, nur eine Fliege von sich abzuwehren!

Der Baron klingelte seinem Wärter. Am liebsten hätte er nach seinen Pistolen gefragt; aber das war zu auffällig, so dumm war der Mann doch nicht. Und ein „Nein" von einem Diener zu hören — — — Der Baron knirschte mit den Zähnen, als er daran dachte, daß ihm das geschehen könne.

„Engels, reichen Sie mir die Flinte. Links die, die ich damals mithatte. So! Legen Sie sie quer über meinen Rollstuhl; mit der Hand kann ich sie nicht halten. Na, warum sehen Sie mich so an? Ich kann das Ding doch nicht losdrücken. Aber unsereins war ein ganzes Leben lang Jäger und liebt seine Flinten wie ein Kind seine Puppen. Und wenn das Kind krank ist, verlangt es nach seinem Spielzeug!"

Seine Rechte streichelte liebkosend das Gewehr. Seine Hand war vielleicht doch noch stark genug, dem Willen zu gehorchen. Wenn man, wie auf ein Kissen, auf dem man von allen Schmerzen einschlafen will, die Schläfe auf die Mündung des Laufes legte und es dann verstand, den Bügel so zu halten, daß der Hahn gegen das Fußholz des Krankenstuhls stieß — —

Und der Baron streichelte sein Spielzeug.

Die Rehposten würden ja wohl ihre Wirkung tun. Er hatte das Ding geladen, als er noch ein gesunder Mann war, und nun — —

Der Wärter war ins Nebenzimmer gegangen; die Gelegenheit war günstig. Er wollte nachsehen, ob das Schloß gut funktionierte, und wurde ganz blaß vor Bestürzung: das Gewehr war entladen.

Verdammt! Der alte Buschklepper, der Förster, hatte ihn durchschaut! Oder war er der Weisung des Professors gefolgt, der gewiß keine Vorliebe für geladene Flinten hatte?

jährigen Dienstzeit um ihr schmuckes Regiment viel beneidet wurden, nach Bonn zu den Husaren — Bertram und Mattes.

Dem Ortsvorsteher, der in letzter Zeit viel an der Gicht litt, war es gelungen, seinen Franz frei zu bekommen. Auch Stina Stiel hatte reklamiert: Matthias sei ihr einziges Kind, es sei ihr zu schwer, ohne männliche Beihilfe die Feldarbeit zu verrichten. Herr Rabe hatte ihr das Schreiben aufgesetzt, aber es hatte nichts genützt: Mattes mußte mit.

Wenn die Burschen mit Blumen im Knopfloch oder mit dem roten Band am Hut aus der Ziehung kamen, dann sangen sie bis zu ihrer Einberufung bei der Arbeit Soldatenlieder. Das Tier sang nicht mit. Man sah ihn nur auf dem Felde; ins Dorf kam er gar nicht mehr.

Gottlob, endlich ging's weg! Die anderen Burschen sangen und schwenkten die Hüte. Das Tier sah sich nicht einmal mehr um.

Hinter einem Hartriegelbusch, wo sie nicht leicht bemerkt werden konnte, blickte die Dorfprinzessin dem kleinen Zuge nach. Es war ihr doch schwerer geworden, als sie gedacht. Nun ja, ihr Bruder mußte mit; der würde übrigens an Mattes eine gute Stütze haben. — — Mattes! — Wie der so ganz allein ging, so steif und so schwer, als berge sein kleiner Segeltuchkoffer eine große Last.

Jetzt verschwanden alle hinter der Wegebiegung. Vereinzelte Juchzer und laute Stimmen hörte man noch. Nun war's vorüber.

Gretchen sah noch eine Zeitlang die Straße hinunter; dann atmete sie auf. Jetzt ging alles gut.

Mattes ging in gleichmäßigem Tritt hinter den Kameraden drein, ohne an der lauten Ausgelassenheit, die das Abschiedsweh übertäuben sollte, teilzunehmen. Er war so in Gedanken versunken, daß er ganz vergaß, seinen kleinen Koffer, der ihm auf die Dauer doch den Arm recht müde machte, einmal in die andere Hand zu nehmen. Schließlich trug er auch noch den Koffer von Bertram; auf zwei Seiten trug es sich besser als auf einer — wenigstens behauptete Bertram das.

Erst, als der Eisenbahnzug sich in Bewegung setzte, sah sich das Tier, wie aus schwerem Traum erwachend, noch einmal um. Und mit einem Male wußte er, daß er seine Heimat und Lippelingchen nie vergessen werde.

Endlich waren sie in Bonn. Über den Münsterplatz ging der Zug am Beethovendenkmal vorbei, der alten Husarenkaserne am Viehmarkte zu. Drunten vor der Kaserne wurden die Namen der Ankömmlinge verlesen und die Rekruten mußten sich danach in zwei Reihen aufstellen.

„Matthias Stiel."

„Hier!"

Das Tier wollte an seinen Platz zu den anderen.

Der Baron hatte sich bis dicht an den Rand der Terrasse fahren lassen. Den Wärter hatte er schon seit drei Wochen gewöhnt, ihn um diese Zeit eine halbe Stunden allein zu lassen.

Jetzt war die Stunde da — seine Stunde!

Aber es war doch schwer, ohne Abschied, ohne Trost!

Noch einmal atmete er tief die Luft des herrlichen Abends. Er erschauerte. Selbst die tiefen Atemzüge taten ihm weh; er konnte nicht mehr atmen ohne Schmerzen.

Aber Abschied mußte er doch nehmen — — von irgendetwas! Und mit ganz weicher Stimme lockte er seinen Hund. Das große, kluge Tier kam schweifwedelnd heran, legte ihm den edelgeformten Kopf auf die Knie und sah ihn traurig an aus treuen Augen.

„Du!" sagte der Baron und legte liebkosend zum letzten Abschied seine abgezehrte, heiße Hand auf den Kopf des Tieres.

Noch einen langen Blick warf er ins Abendrot, dann trank er ruhig das Gift, als wäre es Arznei, raffte alle Kraft zusammen und warf die leere Flasche in den Weiher.

Er sah noch, daß ihm der Wurf gelungen.

Noch einmal streichelte er den Hund, dann lehnte er sich in die Kissen zurück und wartete. — — — — — — — — — — — —

Der Professor hatte dem Toten die Augen zugedrückt und nicht widersprochen, als man erzählte, ein Herzschlag habe den Baron von seinem Leiden erlöst.

Einige steif und aufrecht gehende pensionierte Offiziere kamen zum Begräbnis, zwei Hauptleute in Uniform, einige entfernte Verwandte und manche Vertreter der Behörde. Unter ihnen befand sich auch Landrat von Berg. Gerade bevor er zum Steinbruch ging, hatte der Baron noch einen Brief an Herrn von Berg abgeschickt, worin er ihn gebeten, in der Aushebungskommission dafür zu sorgen, daß Matthias Stiel und Bertram Kirschbaum aus Jugenheim eingezogen und womöglich der Kavallerie zugeteilt würden. Ersterer sei ein Raufbold und habe sich wiederholt Gewalttätigkeiten zu schulden kommen lassen. Es wäre also gut, wenn ihm kein Urlaub bewilligt würde.

Der Landrat, ein Jagdfreund des Barons, hatte damals ohne Zögern die nötigen Schritte getan. Jetzt, beim Begräbnisse, nahm er sich vor, gleich nach Einberufung der Burschen Fühlung mit dem Führer der Eskadron zu suchen, damit auch die Sache mit dem Urlaub geregelt würde. Der Raufbold sollte schon noch die Kandare spüren!

* * *

Die Gestellungsbefehle waren da. Von den Burschen Jugenheims kamen drei nach Coblenz, zwei nach Trier und zwei, die trotz der drei-

Knie rutschte“, wie der stets seinen dünnen Schnurrbart drehende Unteroffizier mit Genugtuung konstatierte.

Aber Bertram „machte sich“. Bei dem Kerl wurde der Brustbeutel nicht leer. In der Kantine imponierte er seinem Unteroffizier sogar. Dem Fugenheimer kam's unter Umständen gar nicht darauf an, wie viel man auf sein Wohl trank!

Mit dem zweiten Fugenheimer war das schon anders. Der war ja mit einer gottbegnadeten Dummheit ausgerüstet! Eh dieses dämliche Luder einmal begriff, was es hieß: „Kinn an die Binde!“ — „Linkes Ohr tiefer!“ — „Rechte Hüfte unter den Leib!“ — „Nase aus dem Dreck!“ — Herr Gott von Bentheim, es war rein zum Kotzen, man konnte rappelköpfig dabei werden! Und in der Kantine ließ der steife Bock sich auch nicht sehen! Der lag immer in der Mannschaftsstube, sprach nichts und putzte den ganzen Tag. Für den anderen, den Kirschbaum, putzte er mit. Bertram „hatte es schlau“ mit seinem Putzer ohne Lohn! Übrigens war der lange Kerl wie ein Lamm. Was der nur ausgefressen hatte, daß er so kurz gehalten werden sollte? Eigentlich war er ganz gutmütig, klotzig-dumm sogar. Als die anderen Rekruten es mit Jubel begrüßten, daß sie zum erstenmal allein in die Stadt durften, ging der nicht einmal mit, blieb hocken und ließ sich von jedem Drückeberger den Stubendienst anhängen. Als er die erste Wache stand — draußen auf dem Venusberg, an den Schießständen, wo absolut nichts los war, hatte er den „Alten“, die mit ihm auf Wache zogen, den üblichen Taler für Schnaps und Wurst traktiert, selbst aber kaum etwas davon erhalten. Während er draußen Wache stand und besonders darauf zu achten hatte, daß die Ronde die Zechbrüder nicht überraschen konnte, taten sich die „Alten“ in der warmen Wachstube auf der Pritsche an seinen Spenden gütlich, lösten ihn nicht ab und ließen ihn in der bitterkalten Nacht vier Stunden stehen. Melden tat der nicht, i wo!

Die erste Zeit, wo der ewige Zuruf „Gesäß vor! — Unterschenkel zurück! — Knie krumm! — Fäuste aufrecht!“ die Rekruten bis in den Traum verfolgte, ging auch vorüber, obwohl der Krippenbeißer, den Mattes bekommen, ihm beim Stalldienst genug Arbeit machte. Weihnachten kam. Bertram ging auf Urlaub. Das Tier hatte gar nicht den Mut gehabt, ein Urlaubsgesuch einzureichen. Er blieb in der Garnison und stand Stallwache. Er versorgte Bertrams Pferd mit und freute sich auf dessen Rückkehr. Warum der gar nicht von Livvelingchen sprach? Fragen konnte Mattes doch auch nicht; das Wort wollte ihm nicht über die Zunge. Und die Mutter schrieb auch nicht viel; sie erzählte vom Pastor, von Lehrer Rabe, von Köster Thomm, nur nicht von Gretchen Kirschbaum.

Ein großes Heimweh kam über den stillen Burschen. Er tat Bertram alles, was er ihm an den Augen absehen konnte, und dieser ließ sich

„Halt! Vortreten!" rief der Wachtmeister. Er besah sich den großen Menschen einmal kritisch. Das war also der Sündenbock. „Eintreten!" kommandierte er dann und machte ein Kreuzchen hinter dem Namen. „Kriegt keinen Urlaub; wird hochgenommen!" sagte er leise zu einem anderen Wachtmeister.

Der Rittmeister kam, nahm die Meldung entgegen und sagte dem Wachtmeister, daß er den Unteroffizieren ihre Mannschaften zuteilen solle.

„Der Kerl aus — — aus — — wie heißt doch das Nest?"

„Fugenheim, Herr Rittmeister."

„Richtig. Also das schwarze Schaf aus Fugenheim — Name?"

„Matthias Stiel."

„Danke! — Kommt zu Unteroffizier Albrecht. Der andere Rekrut aus Ritzenheim kommt auch zu Albrecht."

„Melde gehorsamst: Fugenheim heißt der Ort, Herr Rittmeister."

„Na, Fugenheim oder Ritzenheim, das ist gehupft wie gesprungen! Daß auch gerade ich die beiden Lämmer bekommen muß! Bis spätestens zwölf Uhr morgen ist die Sache auf der Kammer erledigt."

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!"

Der Rittmeister machte eine Handbewegung nach der Mütze und ging.

„Bertram Kirschbaum. Matthias Stiel!" rief der Wachtmeister.

„Hier! — Hier!"

„Antreten!"

Bertram wußte schon Bescheid; er kam rasch herbeigelaufen, während das Tier seinen Koffer nahm und mit steifen Bauernschritten auf den Rufer zukam.

„Zurück! Marsch-marsch! — Antreten! Will er wohl laufen? — Zurück, marschmarrrrsch! — Antreten! Stillgestanden! — Nehm er die Knochen zusammen oder der Deuwel soll ihm auf dem Kopf herumtrillern! Himmel-Kreuz-Deuwel noch 'n mal, ich werd' dir schon Murr beibringen, du langer Schlingel! — Unteroffizier Albrecht, Sie nehmen hier das lange Laster und den da" — er deutete auf Bertram — „mit dem unvorschriftsmäßigen Kopp! — Männecken, ich werde dir morgen die Locken frisieren! Ihr sollt noch Mores lernen!"

Das war der Empfang.

„Bei welchem Unteroffizier seid ihr?" fragte oben auf dem Gange ein „alter Mann", also einer, der im dritten Dienstjahre stand, die beiden Rekruten.

„Bei Unteroffizier Albrecht", antwortete Bertram.

„Junge! Junge! — Der kennt Kanel!"

Unteroffizier Albrecht, ein blasser, sommersprossiger Mensch mit dürftigem Schnurrbart und brandrotem Haar kannte wirklich Kanel. Die beiden Fugenheimer wurden „geschliffen, daß ihnen die Binde bis an die

Er lachte immer noch und ging dann in die Kantine. Wenn er den Wachtmeister traf, konnte er vielleicht gleich sein Urlaubsgesuch einreichen.

Mattes sah ihm nach. Der machte Witze! Der wollte ihn wieder zum besten halten! Das war ja alles nicht wahr! Aber wenn es doch wahr war — — —!

Er lief hinunter. Er wollte zum Stall. Wenn er der Stallwache etwas vorflunkerte, wenn er auf sein Pferd sprang — — — Ganz taumlig war's ihm im Kopf geworden. Ihm war's, als müsse er auf sein Pferd springen und dann fortjagen, ohne Halt — — in die Heimat, zu Livvelingchen! Wenn das wahr war — — —! Aber es war ja nicht möglich!

Er suchte Bertram und konnte ihn nicht finden. Er rang nach Luft und wußte nicht, was er tun sollte. Doch! Jetzt hatte er's! Seiner Mutter wollte er schreiben! Er setzte sich an den schmierigen Tisch, starrte lange vor sich auf das Papier und schrieb dann:

Liebe Mutter!

Seit einem Monat haben wir einen neuen Rittmeister. Er ist sehr gut, und ich glaube, wenn du ihm selbst schreibst, bekomme ich Urlaub. Schreibe gleich. Ich muß nach Haus kommen. Bertram sagt, Livvelingchen täte den Franz heiraten. Ich glaube, er lügt. Aber ich muß nach Haus kommen. Schreibe gleich. Wenn du Gretchen Kirschbaum siehst, dann sage ihr, ich habe mich gut geführt. Ich hätte nicht kommen dürfen. Aber bald ist meine Zeit um.

Es grüßt dich dein Sohn Matthias.

Lange saß er vor dem Briefe. Er wollte noch allerlei anderes schreiben, aber er konnte es nicht. Da die Post geschlossen war, mußte er in drei Wirtschaften gehen, ehe er eine Freimarke bekam.

Bertram hatte Stadturlaub. Als er nachts um zwölf Uhr die Stube betrat, kam Mattes gleich zu ihm ans Bett.

„Bertram, nicht wahr, es ist nicht wahr?"

„Was denn?"

„Das mit Livvelingchen."

„I wo! Quatsch!"

„Maul halten!" schrie Unteroffizier Albrecht und die Unterhaltung hatte ein Ende.

(Schluß folgt.)

seine Dienste als etwas ganz Selbstverständliches gefallen. Ein kameradschaftliches oder gar freundschaftliches Verhältnis war es eigentlich nicht, was sich zwischen den beiden entwickelte. Bertram sah das Tier immer noch nicht für voll an. Mit einer gewissen Herablassung nahm er die Dienste, die Mattes ihm, als dem Bruder Lippelingchens, unaufgefordert leistete, entgegen und hatte dabei das Gefühl, als ob er der gebende Teil wäre.

Nach dem Manöver gab's längeren Urlaub. Mattes, der sich tadellos geführt, reichte diesmal zaghaft sein Urlaubsgesuch ein und wurde abschlägig beschieden. Er war so beschämt, daß er Bertram am liebsten vorgelogen hätte, er habe gar nicht um Urlaub gefragt.

Die Tage verstrichen. Mattes diente schon im dritten Jahre und hatte noch immer keinen Urlaub erhalten. Er gehörte jetzt schon zu den „alten Leuten", die sich einem Rekruten ungestraft aufs Bett setzen durften. Mattes machte von diesem Recht des Stärkeren nie Gebrauch. In der freien Zeit saß er meist auf einem Schemel und starrte zum Fenster hinaus.

Es war Sonntag. Bertram ging in seiner eigenen schmucken Uniform, die sein besonderer Stolz war, in die Stadt. Er hatte sich „ein Mädchen angeschafft" und kümmerte sich jetzt in der freien Zeit noch weniger um Mattes als sonst.

Als er mittags zurückkam, war ein Brief für ihn da. Er las das Schreiben und zerriß es dann.

„Du!" sagte er auf einmal zum Tier. „Weißt du das Neueste? Gretchen heiratet nächsten Samstag."

„Himmel, Bomben und Granaten! Menschenskind, geben Sie auf Ihre Pfoten acht!" schrie Unteroffizier Albrecht.

Das Tier, das gerade den Karabiner geputzt, hatte das Schloß fallen lassen.

Der Angeschriene hob das Schloß auf und lehnte sich gegen sein Spind. Er war noch blässer geworden als sonst. „Es ist nicht wahr!" sagte er und machte dabei ein so hilfloses Gesicht, daß Bertram laut darüber lachen mußte.

„Warum denn nicht? Wenn ich die Übungen hinter mir habe, heirate ich auch."

„Das ist nicht wahr, Bertram. Wen denn?"

Wen denn anders, als Franz? Sein Alter hat die Gicht, na und da heiratet er und übernimmt gleich das Ganze."

Er brach wieder in unbändiges Lachen aus. Das Tier machte ein zu verrücktes Gesicht.

„Sei doch nicht so dösig! Junge, das gibt drei Tage Urlaub! Bei unserem neuen Alten hab ich einen Stein im Brett."

„Wie bei meiner Frau Mama.“ Franz von Reichstadt lacht hart und hustet.

„Schon wieder erkältet, krank? Krank vor dieser weiten, weiten Reise?“

„Ich bin nicht krank, aber in diesem Nebellande werde ich auch nie gesund sein. Und rate mir nicht, zu warten! Zum Warten hab ich weder Zeit noch Lust. In meiner Heimat, du wirst sehen, in meiner Heimat werde ich bald stark und kräftig werden. Im Winter residiere ich dann in Avignon, im Palaste der Päpste, oder auf Korsika, wo die Sonne heller scheint und das Meer die Geschichte erzählt, daß der Imperator aus Egypten als Sieger und als Eroberer aus Elba auf ihm zurückkehrte.“

„Träumer! Doch wenn Frankreich jetzt einen Tyrannen brauchte, statt eines Träumers, dem die See Märchen vorfabelt?“

„Mach' mich nicht unsicher, Toni, ich bitte dich, erzieh' nicht an mir herum wie alle! Manchmal fürchte ich selbst, daß ich für die Franzosen zu sehr Habsburger, zu sehr Österreicher bin.“ Er beugt sich zur hingeschleuderten Gerte, hebt sie auf und peitscht damit das Fensterbrett. Seine lichten Blauaugen trotzen. „Durch wen bin ich ein Träumer geworden? Durch euch — wie alle Gefangenen, die sich sehnen. Und wie hab ich mich gesehnt, nach meiner Heimat, nach dem wunderbaren Paris! Dort erkennst du mich gewiß nicht wieder — den Herrn, den Kaiser.“

Der Freund ergreift seine Hand und streichelt sie: „Armer, armer Gefangener — dem die Tage seiner Gefangenschaft vielleicht die allerschönsten im Leben gewesen sind. Paris ist dir eine fremde Stadt, Frankreich ist dir ein fremdes Land und die Franzosen sind dir fremde, wankelmütige Leute, die je nach Laune vive l'empereur, vive le roi oder vive la république brüllen.“

„Ich werde sie lieb haben und dann werden sie auch mich lieb haben“, entscheidet der Herzog. „Schon des Imperators wegen. Und ich will gut und gerecht regieren.“

„Aber die verbissenen Republikaner, Franz, die jeden Monarchen hassen, und die zänkischen Royalisten, die gegen dich intriguieren, weil sie hoffen, die Bourbonen würden ihnen ihre Vorrechte zurückgeben? Man wirft Bomben und konstruiert Höllenmaschinen!“

Franz von Reichstadt richtet sich auf und seine Haltung bekommt etwas Kaiserliches. „Sie werden sich beugen müssen oder man baut eine neue Bastille, gerade dorthin, wo die alte stand. Bastillen sind gute Erfindungen für Rappelköpfe.“

„Ganz recht — doch dein Vater hätte anders gesprochen.“

„Und wie, bitte?“

„Wie? — ‚Mit Kartätschen zeige ich dem Pack, wer ich bin.‘ Ein Renaissancemensch!“

Ein König von Rom.

Historische Skizze von **Hans Ludwig Rosegger.**

Ein schwüles Augustgewitter schwebt über dem Schlosse von Schönbrunn und eine dunkelblaugraue geballte Wolkenfaust reckt sich hinter dem Gloriett empor. Verstimmend wie das schillernde Zwielicht drückt auch die laue, müde Luft. Wie welk hängen die Buschzweige und wie abdorrend die Baumblätter. Vom Tierpark her heult eine Hyäne oder ein Schakal.

Der Herzog von Reichstadt lehnt am offenen Fenster seines Zimmers und zielt mit einer Reitgerte an dem Gloriett vorbei; gleich einer Flinte hat er sie an die Wange gepreßt.

„Ist jetzt die Zeit für diese Spielerei?" fragt Anton von Prokesch und wühlt eine kleine Reisetasche durch. „Das Geld trägst du am Leibe, Franz? Und eine Waffe, für alle Fälle?"

„*Jetzt* ist noch Zeit für Spielereien; wann denn, wenn nicht jetzt?" sagt der Herzog. „Ich ziele geradwegs über die Hügel nach Paris, Toni — und in Paris auf die Tuilerien." Da schleudert er auch schon die Gerte weg. „Unsinn . . . Das Warten, das martert . . . Glaubst du, werden sie mich an der Ähnlichkeit mit dem Imperator erkennen? Werden sie mir entgegenjubeln? Du hast ihn gesehen, bin ich ihm ähnlich? Nicht wahr, ich bin ihm ähnlich?" Tausendmal hat er die Frage schon getan, an alle, die noch seinen Vater kannten, und wenn er „der Imperator" sagt, so meint er nur ihn, als gäbe es nur den einzigen Kaiser in Vergangenheit und Gegenwart — den Imperator.

„Du *bist* ihm ähnlich, Franz."

„Heiß ich denn Franz?" Er wird ungeduldig. „Ich heiße Napoleon mit den angehängten Namen Franz Josef Karl, die nicht zu mir passen. Aber Großpapa nennt mich immer Franz und Ihr anderen plappert es nach. Damit ist's nun bald vorbei: Napoleon II., das klingt doch besser."

„Das klingt besser, ja. Aber, willst du wirklich . . ."

„Ich will wirklich, so wirklich, wie ich noch nie etwas wollte. — Aber wiederhol's mir, daß ich dem Imperator gleiche, wiederhol' mir's in jeder Minute; es macht mich stark und tapfer."

Herr von Prokesch blickt ihn lange und auch ein ganz wenig mitleidig an: „Ja, gewiß."

„Aber? Verschweig nichts, du hast ein großes Aber auf der Zunge."

„Aber du bist schlanker, zarter und milder als er, auch war sein Haar dunkler und seine Züge waren starrer. Dafür ist deine Stirn höher und gewölbter."

„Wenn alles stimmt, stehen vor der Kirche zwei Pferde, die Pässe ließ ich signieren ...“

„Auf welche Namen?“

Herr von Prokesch zieht zwei steife Dokumente aus der Tasche, entfaltet sie und streicht die Büge glatt: „Viktor von Morgarten, der bin ich, und Robert Weil, sein Inspektor, das bist du.“

„Ein junger Inspektor!“

„Wenn nur Herr von Morgarten zu ihm Vertrauen hat.“

Übermütig tänzelt der Herzog durchs Zimmer. „Und bis sie entdeckt haben, daß ihr kleiner Prinz echappiert ist, sprengt er schon über die Grenze, den Tuilerien zu — und in acht Tagen trage ich eine Krone.“

Es folgt eine lange, nachdenkliche Pause. Franz von Reichstadt blickt wieder auf das zierliche Gloriett und in die Wolkenfaust, die gleichsam ihre Finger spreizt und ohne Gewitter zerfasert.

Anton von Prokesch bringt es nicht über sich, den armen, kranken Königstraum zu zerstören; und er glaubt doch nicht daran, glaubt nicht an den schwächlichen Jüngling und nicht an dessen Glück. Ganz sachte und behutsam wirft er die Schlinge: „Gehst du leicht von hier fort, Franz? Du gehst, ohne Abschied zu nehmen!“

„Ja, ich nehme von niemandem Abschied — außer von dir, wenn du dir's überlegst und mich im Stich läßt.“

„Ich lasse dich nicht im Stich.“

Der Herzog wirft sich auf sein schmales Feldbett, kreuzt die Beine, verschlingt die Arme im Nacken und starrt zur Zimmerdecke. „Dann brauche ich von gar niemandem Abschied zu nehmen. Glaub' mir, ich hab lang überlegt und mit mir gerungen und endlich hab ich die Konflikte, weil ich sie nicht lösen konnte, erstickt. Mein einziger Freund — du, du sollst es wissen, daß ich mir den letzten Entschluß abgetrotzt hab. Ich verlaß ein Land, das ich kenne, so lang ich denke, und ich opfere viel — um dort mehr zu gewinnen, wohin ich gehe: Das Erbe des Imperators.“ Der weiche Mund zieht merkwürdig herbe Linien. „Toni, sie haben mich herumgestoßen, hin- und hergeworfen, und dahin und dorthin geschoben, weil ich ihren Plänen überall im Wege war. An den Imperator getrauten sie sich auch dann noch nicht, da er nichts mehr besaß, als seinen Kopf. Eben seinen Kopf! Aber an mich wagte sich sogar ein Metternich, der nichts Gefährliches riskiert! Einmal trank ich eine Woche lang keinen Wein, weil ich glaubte, sie wollten mich vergiften. In der Wiege schon war ich König von Rom und mein Großvater spendelte alle Ordensbänder, die Österreich zu vergeben hat, an mein Taufkleid, aber nach der elenden Schlacht von Leipzig packte man mich in eine Kutsche wie ein aussätziges Findelkind,

„Und was bin ich?"

„Ein Biedermeierkaiser — wenn du's erreichst. Man lebt nicht ungestraft am gemütlichen Hofe zu Wien."

Der Herzog lächelt. „Wahrscheinlich hätte der Imperator so gesprochen — und darnach gehandelt, doch haben sich die Zeiten und die Menschen geändert; die Jakobiner debattieren, statt Revolution zu machen, und der Adel läßt sich seine bauernstolzen Traditionen gern mit Titeln und Würden abkaufen. Sogar Herr von Lafayette, der immer noch schwankt, ob er einem Kaiser einen Präsidenten oder einem Konsul einen König vorziehen soll." Er schüttelt den Kopf. „Die Leute fürchte ich nicht, sie sind zu bequem, um viel zu wagen. ‚Wer'n ma schon machen', sagt mein Großvater . . . Eins aber fürcht ich, Toni . . ."

„Das ist?"

„Das Heimweh . . ."

Aus den Augenwinkeln heraus schaut ihn Herr von Prokesch prüfend an — beim Heimweh wäre er also zu packen. Damit er von dem Abenteuer absteht. „Heimweh, Franz? Da du doch in deine Heimat zurückkehrst, in dein Frankreich!"

„Dann nenn's Fernweh. Hier bin ich fast vergangen vor Sehnsucht nach Fontainebleau, St. Cloud und Versailles, wo der Imperator residierte — und dort werd' ich mich nach Wien, nach Laxenburg, nach Schönbrunn sehnen. Ich bin einmal so — treu."

„Du sentimentaler Deutscher, du!"

„Bin ich auch. Ich bin zwiespältig, zerrissen, mit zwei Seelen, wie euer Schiller sagt. Im Blute bin ich so gut ein Habsburger wie ein Bonaparte, im Gemüt Deutscher und mit dem Temperament Korse. Der Zwiespalt zehrt an mir und vielleicht hat er allein mich krank gemacht. Denk nur, Toni, meine Großtante und ihr Gatte mußten geköpft werden, damit der Platz auf dem Throne für meinen Vater frei wurde. Ein seltsamer Zusammenhang, nicht?"

„Seltsam, ja — und seltsamer noch, daß du darüber grübelst, daß du gerade heute darüber grübelst, da wir in dieser Nacht abreisen."

„Entfliehen! Umschreib's nicht."

„Also entfliehen . . . Hast du alles vorbereitet?"

„Alles, ich lege mich für die Dienerschaft um neun Uhr zu Bett. Großpapa geht auch früh schlafen, um zehn Uhr ist das Schloß still und ruhig, wir schleichen zum Seitenportal am Tiergarten, Leutnant Metzl hält die Wache — es ist ja Donnerstag — „er läßt uns durchschlüpfen, weil er glaubt, daß ich die Poldi besuche . . ." Da lächelt er sein trauriges, mildes, habsburgisches Lächeln; er denkt an die kleine Poldi, an sein blondes Rawuzel!

„Wer hat mich lieb?“ Ganz, ganz weich fragt es Franz von Reichstadt. „Sag', wer hat mich lieb?“

„Deine Mutter ...“

Der Herzog sagt mit schmal gezogenen Lippen: „Sie, die die Genialität des Imperators nie begriff! Ich war ihr nie etwas anderes als das lästige Zeugnis einer Verbindung, welche die Diplomaten stifteten. Nach Elba, nach St. Helena hätte sie ihm folgen müssen — und hätte man sie an die Kette gelegt; aber sie zog es vor, in Parma die Herzogin zu spielen und sich zu amüsieren.“

„Aber dein Großvater, der liebt dich“, lenkt Herr von Prokesch, den die harte Anklage gegen Maria Luise verwirrt, ab.

„Ja, Großpapa hat mich lieb ...“, unschlüssig schüttelt er den Kopf, „... in seiner Art, und ich hab' ihn wieder lieb — mit halbem Herzen, nur mit dem halben, mit dem ganzen kann ich's nicht. Ich will dir von einer Szene erzählen, Toni, die ich nie, nie vergessen werde. Neun Jahre wurde ich alt und hörte kein Wort von meinem Vater, sah kein Bild vom Imperator, und allen war verboten, mit mir über ihn zu sprechen. Bis sich der Major Foresti beim Exerzieren verplapperte: ‚So miserabel sollte ein Kaisersohn nicht marschieren!‘ ‚Wer ist mein Vater, ein Kaiser?‘ fragte ich. Er wurde verlegen, ich aber stürmte zum Großpapa: ‚Großpapa, wer ist mein Vater?‘ Der schnitt ein bedenkliches Gesicht: ‚Na, na ...‘ Aber ich strampelte und schrie: ‚Wer ist mein Vater? Wo ist er? Ich will zu ihm.‘ Da drückte der Großvater einen Finger an die Nase, daß sie schief stand: ‚Bub, du willst wissen, wer dein Vater ist? Gut, ich sag dir's. Schau, dein Vater ist ein Mann, der keine Ruh' geben hat, deshalb haben wir 'n eing'sperrt, und wenn du nicht brav bist, geht's dir auch so ...‘ Der naive Großpapa!“ Der Herzog zwingt sich zum Lachen: „Der Imperator ein Mann, der keine Ruhe gegeben hat!“

„Franz!“

„Ja, Toni ...“

„Aber lieb hast du deinen Großpapa doch?“

Sehr hoch ziehen sich die blondseidigen Augenbrauen in die Stirn: „Er versteht's halt nicht besser und er meint es immer gut ... Ich werd' ihm aus Paris einen lieben Brief schreiben, den ersten, den ich als Kaiser der Franzosen schreib', und zum Schluß bitt ich ihn —“, er lächelt gutmütig und schalkhaft, „daß er den Metternich aufhängen laßt.“

Herr von Prokesch geht auf den Ton ein: „Das wird er Gott sei Dank — leider nicht tun.“

„Ich fürchte auch. — Und vielleicht besuche ich Großpapa einmal.“

und fort ging's, heimlich, auf Schleichwegen, fort aus dem Lande, wo ich geboren wurde, auf das ich ein heiliges Recht hatte. Der Imperator hat seinen Sohn verlangt — man hat mich ihm verweigert."

Ein bißchen gegen seine Überzeugung verteidigt Anton von Prokesch: „Das Kind gehört doch zur Mutter, Franz!"

Darauf die verbitterte Antwort: „Frau Mama muß mit einem Herrn von Neipperg in Parma, Piacenza und Guastalla regieren, die hat keine Zeit; ohne sie fiele die Welt aus dem Gleichgewicht. Was kümmere ich sie! — So bin ich Prinz von Parma geworden — ein hübsches Avancement bergab! Nach der Schlacht von Waterloo entsagte der Imperator zu meinen Gunsten und das Parlament berief mich als Napoleon II., aber dieser Metternich hielt mich gefangen. Dafür schenkte mir Großpapa das Herzogtum Reichstadt, ein Reich ohne Städte, und als Gemeiner, von der Pike auf, mußte ich in der österreichischen Armee dienen, in derselben Armee, die der Imperator in fünfzig Schlachten demütigte. Darin hab' ich's brav zum Jägerhauptmann gebracht." Er springt vom Feldbett herab, stampft den Boden und ballt die Fäuste, ein werdender Tyrann, so herrisch wie sein Vater, der dem ironischen Metternich empört eine Vase vor die Füße warf und schrie: „So zerschmettere ich Österreich, wenn Ihr nicht pariert!"

„Beruhige dich!" begütigt Herr von Prokesch, aber ihm gefällt der kaiserliche Zorn, und in diesem Augenblick glaubt er an das ererbte Cäsarenblut.

Die Erregung hält an, grollt und rechtet: „Die Polen und die Griechen wählten mich zum König, Metternich erhob hochpolitische Bedenken und überredete den eingeschüchterten Großpapa, daß er mir seine Einwilligung verweigerte. Aber jetzt laß ich mich nicht mehr bevormunden, jetzt bin ich mündig, meine Untertanen verjagten die Bourbonensippe zum drittenmal, riefen mich zum drittenmal und ich werde kommen — mein Ehrenwort." Nach einem Halt schaut er aus, am Gloriett vorbei, gegen Frankreich, aber das Auge, das die Richtung sucht, ist verschleiert.

„Kind! Ehrgeiziges Kind!" denkt Anton von Prokesch bekümmert; ein Kind, das sich hinauswagen möchte in die Gefahren und Schrecknisse eines hinterlistigen Bürgerkrieges, weil — weil es der Sohn eines überlebensgroßen Imperators ist. Wenn er den Unflüggen vor der furchtbaren Enttäuschung bewahren könnte! Vielleicht faßt er ihn doch bei seinem milden, deutschen Gemüt; und vorsichtig tastet er ihm ans Herz: „Franz, du brichst hart mit der Vergangenheit; sei nicht ungerecht; du stehst auf, dein Schicksal, so Gott will, ein tapferes Schicksal zu zwingen — geh' nicht im Zorn von uns! Schau, mancher hier hat dich lieb, das vergißt du."

Bett gehen, aber Großpapa solle man nicht verständigen, der mache sich Sorgen wegen jedes Schnupfens, und den Arzt wünsche er schon gar nicht. „Die Medizinen nützen nichts und verderben nur den Magen.“

Sobald der Bediente, der zu allem bloß stumm nickte, verschwunden ist, hält Anton von Prokesch eine Moralpredigt: „Franz, was fällt dir ein, ihm eine Erklärung für deine Befehle zu geben! ‚Ich wünsche hier zu soupieren!‘ — Punktum, das genügt.“

„Er denkt sich sonst alles Mögliche!“

„Zum Kuckuck, laß ihn denken!“

„Ich muß doch begründen . . .“

„Und wirst dadurch verdächtig! Wenn du jeden Postmeister, bei dem wir Pferde wechseln, um Verzeihung bittest, daß du auf der Welt bist, werden sie uns bald festhaben. Überhaupt, einmal brüllst du die Leute grundlos an und dann wieder tust du an Herablassung zu viel.“

Die vier Wachskerzen in den silbernen Handleuchtern flackern im Luftzug, der durch das geöffnete Fenster weht.

„Bitte, schließ das Fenster, Toni, mich fröstelt.“ Der Herzog würgt ein paar Bissen hinab. „Ich kann nicht, mir wird sonst übel.“ Dafür gießt er sein Trinkglas viermal voll. „Der Stiftswein! Er wird mir fehlen; er hält mit dem besten Burgunder einen Vergleich aus. Die guten Patres schicken mir alljährlich ein Fäßchen Auslese. Und wie gern ihn erst der Rawuzel trinkt!“ Er hält den Kopf mit beiden Händen und spannt alle zehn Finger als Netz herum. So denkt er nach.

Die Hietzinger Dorfkirchenuhr schlägt neunmal an.

„Franz, du sollst dem Großvater gute Nacht sagen.“

„Muß es sein? Wenn nur dieser Abschied schon überstanden wäre.“

„Ja, es muß sein — oder nicht?“

Der Herzog klappt die Reisetasche auf und zu, um das Adieu hinauszuschieben. Endlich zuckt er die Achseln, seufzt und geht. „In Gottes Namen.“

Kaiser Franz sitzt vor seinem Schreibtisch und gähnt; er arbeitet und nimmt gelangweilt einen Akt von links, unterzeichnet ihn bedächtig, wenn Metternich einen Hahnenfuß darauf malte, und schiebt ihn so erledigt nach rechts. Es fallen ihm schon die müden Augen zu. Der Besuch des Enkels weckt ihn auf und unterbricht angenehm die einförmige Beschäftigung des Aktenschiebens. „Jessas, der Franzl!“ begrüßt der Kaiser den Eintretenden, „na, da schau her.“

„Ich komme, dir eine gute Nacht zu wünschen, Großvater.“ Dem Herzog ist der Gaumen trocken; er leidet unter der Verstellung.

„Brav, daß d’ schon schlafen gehst, brav! Ihr jungen Leute habt’s ein Leben, aus ’n Bett, ins Bett, wie ’s euch g’freut. Und unsereiner muß immer arbeiten, hat nie keine Ruh’.“

„Also, dem Großpapa bist du gut und auch andere hier magst Du gern leiden, sie fallen dir jetzt nur nicht alle ein. Zum Beispiel deine Tante Sophie, die dich gepflegt hat, wie du krank warst.“

„Die Tante Sophie kriegt noch im August ein eigenes Kind und dann bin ich ihr — mit Verlaub — Wurst.“

„Aber die Poldi, Franz, und schließlich ich selbst, gelten wir bei dir gar nichts?“

„Die Poldi!“ Frohsinn und Rührung zittern aus dem Worte. „Poldi . . . von ihr geh' ich schwer fort. Der Dietrichstein hat mir die Komödiantin, die Peche, zugedacht, aber ich hab' mir auf eigene Faust den kleinen Rawuzel aus dem Winzerhäusl geholt. Sie hält mich heute noch für einen einfachen Offizier. Die hat auch mich, mich ohne Thron und ohne Ahnen und ohne Glanz gern gehabt, mich, ihren Franzl . . . Du, Toni, ich laß sie nach Paris kommen und schenk ihr Klein-Trianon. Dort werden wir glücklich sein — und du, du wirst mein erster Minister.“

Herr von Prokesch wird plötzlich auffallend ernst: „Mir gibst du ein kleines Gütl, Franz, auf dem ich leben kann, denn nach Österreich darf ich nicht zurück, weil ich dich gewissermaßen entführt habe, und dein erster Minister heißt Talleyrand. Und die Poldi holst du dir auch nicht nach Klein-Trianon, sondern schenkst ihr eine schöne Aussteuer und einen Weingarten, damit sie einen Winzer heiraten kann. Das ist für euch beide gescheiter. Nur keine zweite Dubarry machen und keinen Ausländer neben dich stellen! Dein Thron wird noch lange mit allen vier Füßen wackeln, da darf man nichts riskieren. Deine künftigen Untertanen sind empfindliche und eifersüchtige Leute und gleich beleidigt. Deshalb haben sie auch die große Revolution inszeniert, weil ihnen die Nase ihres Königs nicht gefiel — und der Imperator hat schließlich die Welt nicht darum durcheinandergerüttelt, damit sein Sohn ein dummes Wiener Mädel und den noch dümmeren Toni Prokesch protegiert.“

Es ist eine helle Nacht geworden, das Sommergewitter zog vorüber und der Park von Schönbrunn schläft einen stillen Schlaf.

Der Herzog streicht seine mageren Schläfen und seine Hände zittern. „Ich glaub', es ist schwerer, Kaiser zu sein, als ich mir vorstellte.“

„Ein guter Kaiser, gewiß, und ein solcher willst du doch werden . . .“

*

*   *

Franz von Reichstadt schellt dem Diener und bestellt das Abendessen in sein Zimmer; zwei Gedecke, am liebsten kaltes Huhn oder Kalbfleisch mit Dunstobst und Wein, Klosterneuburger Stiftswein. Und fügt unsicher hinzu, daß er sich nicht wohl fühle, er werde früh zu

„Ich geh eh schon schlafen.“

Franz von Reichstadt küßt ihm einmal, zweimal die welke, gichtische Hand, bei der Tür zögert er einen Augenblick — ob er den Großvater nicht um Urlaub, um seine Einwilligung bitten soll . . . Nein, es hätte keinen Zweck; er kennt die Antwort in voraus. Und geht, bleibt im Gang stehen und atmet auf: „Gott sei Dank.“

Herr von Prokesch hat sich inzwischen reisefertig gemacht. „Weißt du bestimmt, daß Leutnant Metzl die Wache hat?“

„Bestimmt; jeden Donnerstag.“ Der Herzog sinkt wieder auf sein Feldbett und abermals legt er den Kopf in beide Hände. „Wenn wir nur schon zu Pferde säßen . . .“ Und eilt plötzlich zum Wandschrank: „Ein Bild vom Großvater und eins von der Mutter will ich noch mitnehmen.“ Er kramt und muß erst lange in dem Wirrwarr suchen. „Gut getroffen sind sie . . . Der liebe Großpapa!“

„Franz, Zeit ist's.“

„Schon?“

„Jede Minute, die wir verlieren, verkleinert unseren Vorsprung, denn sie werden alles daransetzen, uns einzuholen.“

Sie werfen sich kastanienbraune Radmäntel mit großen Kragen über und drücken die steifen Hüte in die Stirne, daß sie wie distinguierte Kavaliere aussehen. „Na also!“ Ein allerletztes Hinblicken auf das Gloriett, das marzipanen-filigran in den klaren Nachthimmel ragt. Dann brechen sie auf; schleichen vorsichtig, auf den Fußspitzen, durch die finsteren Korridore, steigen eine Schneckentreppe, in der die Schritte hallen, hinab; einmal knarrt irgendetwas, vielleicht durch das eigene Auftreten, und sie stehen lautlos, starr; lauschen. Anton von Prokesch erwägt alle Möglichkeiten und fühlt instinktiv nach der Pistole im Gürtel, die ihm gewiß nicht hilft. Ihre Hindernisse sind anderer, lauernder Art, gegen Kugeln gefeit.

„Ich werd' mein kleines Zimmer entbehren“, flüstert der Herzog. „Wenn sonst nichts —.“

Die Ausgangstür der Seitenpforte knirscht in den Angeln, die rostig sind.

Ein Gewehr mit einem glitzernden Bajonett versperrt den Weg und Franz von Reichstadt rennt sich den Spieß beinahe in den Leib. „Verflucht . . .“

„Ist's nicht der Leutnant?“

„Zum Teufel, nein.“

„Dann zurück, Franz.“

„Im Gegenteil, vorwärts.“

„Wer ist's denn?“

„Was weiß ich! Ein Soldat.“

„Mir ist nicht recht gut, Großvater."

„Ah, das wär noch schöner! Willst d' uns vielleicht gar krank werden?" Voll Sorge betrachtet er ihn. „Bist meiner Seel' blaß, aber husten tust doch nicht, was? Geh, ich ruf' den alten Mertens, der gibt dir ein Trankl ein, das die Säft' treibt und morgen bist du wieder pumperlg'sund. Deine Mutter tät schön greinen, wenn's d' krank möchst werden."

Franz von Reichstadt nagt seine Lippen. Jetzt hat er den alten Herrn richtig auch noch beunruhigt. Und wie ihm die herzliche Gemütlichkeit peinlich ist — gerade heute. „Großvater, um mich sollst du dich nicht auch noch kümmern, wo du so schon überlastet bist. Mir fehlt nichts, nur ein bißl abgespannt, vom Reiten."

„Wenn's weiter nix ist . . ." Der Kaiser läßt sich gern beruhigen und kraut sich mit zwei Fingern mitten am Scheitel. „Derfst das Reiten nit übertreiben, Franzl!"

„Und du darfst dich nicht überarbeiten, Großvater!"

Das lange, gütige Gesicht nimmt eine verzweifelte Miene an. Kaiser Franz klagt seine Regierungsnöte: „O mei', es ist ein G'frett! Nix und nirgends geht's vorwärts, die Landständ bocken — und erst die Beamten! Marandanna! Ist das ein Gsindel! Immer petita und resolutiones, nie zufrieden, der Gehalt ist ihnen zu gering und die Arbeit ist ihnen zuviel, das paßt ihnen nit und das nit — man könnt' rein aus der Haut fahren."

„Daß dir der Metternich aber auch mit jeder Kleinigkeit nahe kommt, Großpapa!"

„O, der Metternich!" Kaiser Franz nickt vieldeutig, hochachtungsvoll und anerkennend, „der ist unersetzlich, der halt alles zusammen, ohne den könnt ich's überhaupt nicht richten. Sei froh und dank deinem Herrgott auf den Knien, daß du mit der Regiererei nix zu schaffen hast."

Der Herzog unterdrückt eine beißendere Bemerkung: „Aber was geht denn dich der Beamtenquark an, die petita und resolutiones . . ."

Die habsburgischen Blauaugen blicken fassungslos: „Ah, wär' nicht schlecht, wozu wär' man denn dann Kaiser? Die petita und resolutiones sind sehr wichtig, sehr wichtig!"

„Deshalb ist man also Kaiser?"

„Das verstehst du nit, Franzl!" Und er lenkt das Gespräch zum größten Jammer seines Lebens über — dem größten, seit er keine Angst vor seinem Schwiegersohn mehr zu haben braucht: auf Ungarn. „O mei, davon red ich lieber gar nit . . ." Und erzählt weitschweifig von Bullen und Charten und Klauseln.

Der Herzog, der nicht zuhört, benützt die erste Redepause, um sich zu empfehlen: „Gute Nacht, Großvater. Leg dich auch nieder."

„Aber Franz, sei vernünftig, man hat unseren Plan durchschaut, entdeckt; du kannst überzeugt sein, daß die Büsche ringsum besetzt waren und unsere Pferde schon lange gekapert sind."

Franz von Reichstadt verrenkt die Finger und biegt sie zum Abbrechen gegen die Handrücken. „Wir sind Helden! Glaubst du, daß auch der Imperator vor diesem Halunken zurückgewichen wäre? Und ich bin sein Sohn."

„Nicht vor dem einen Mann sind wir zurückgewichen, Franz. Hast du nicht gehört, was er immer wiederholte: Wojwod Metternich. Der hat seine Hand im Spiel."

Der Herzog zischt durch die Zähne: „Wojwod Metternich! Überall Metternich, Metternich, Metternich — mein Kerkermeister." Er lacht grell und böse: „Mit einem kroatischen Idioten macht er die Weltgeschichte! Genial! Mit einer einzigen Flinte nimmt er Frankreich seinen rechtmäßigen Kaiser ..."

„Leise!"

„Ach was, leise! — Der Imperator ..." Da schüttelt ihn ein Husten, der die Brust zerstößt, und wild aufschluchzend wirft sich Franz von Reichstadt auf das Feldbett.

Anton von Prokesch bleibt eine Weile ganz still. Dann beugt er sich ins offene Fenster, in die Nachtkühle. „Armes, armes ehrgeiziges Kind", denkt er, „aber vielleicht ist es so für dich besser ..."

Ein Märchen von deutschen Flüssen.

Von **Paul Keller.**

Frau Gräfin Elbe wollte ihre Gesellschaft geben. Wie immer im intimen Kreise. Nur die Spitzen waren geladen. Schon, weil Seine Majestät erschien. König Rhein ist ja recht leutselig, zumal wenn er (ganz im Vertrauen gesagt) ein Gläschen zuviel getrunken hat, und das hat er (in noch tieferem Vertrauen gesagt) eigentlich oft; aber König ist König. Man kann keinen Plebs zulassen. Neulich hat sich die Stolpe aus Pommern um eine Einladung bemüht. Diese pommersche Gans! Man hat sie natürlich stolpern lassen.

Ach Gott, man hat so wie so seine liebe Not. Der Mangel an Herren! Majestät und seine Kammerjunker Main und Neckar; dann der Inn, der im Gefolge der Donau kommt, und schon ist Schluß. Sonst nur Damen: die Weichsel, die Oder, die Elbe, die Ems, die Donau, die Memel. Überschuß an Weiblichkeit wie überall!

Schließlich hat sich Frau Elbe nach langen, schweren Bedenken entschlossen, mal den Pregel einzuladen. Lediglich, weil er ein Mann

Eine grobe Stimme knurrt nur ein Wort und betont fremdartig die erste Silbe: „Parol!"

„Gut Freund!" antwortet Herr von Prokesch.

Aber das genügt nicht; das Bajonett, das der Herzog beiseite schieben will, zielt gegen seine Brust. „Verdammter Kerl, ich bin Hauptmann, ich bin . . ."

„Pst!" ermahnt Anton von Prokesch. „Nichts übereilen. Überlegen wir."

Der Soldat rührt sich nicht vom Fleck, streckt die Flinte hin und hat die Beine in den Kies gegraben. „Parol — ohne Parol niemand."

„Gut, daß er so treu Wache hält, er gefällt mir. Aber uns kann er ruhig passieren lassen. Wir wollen noch im Park promenieren."

Darauf unverständliche, zischende Worte und darin mehrmals: „Wojwod Metternich."

„Ein Kroat!"

„Verstehst du, was er sagt, Toni?"

„Nein."

„Aber ich muß fort, Toni, ich muß!" Wie ein eigensinniges Kind, das hartnäckig ein verbotenes Spielzeug begehrt. „Der infame Hund, wo ich ganz sicher war, daß Metzl . . ."

Herr von Prokesch hält ein Goldstück ins Mondlicht: „Mach er keine Dummheiten, da! Oder man wird ihn in den Kotter stecken."

Der Kroat weicht nicht, spannt sogar den Hahn seines Gewehres: „Schuß!"

„Unverschämt!" Franz von Reichstadt reißt seine Pistole heraus.

Der Freund packt ihn am Gelenk: „Zum Teufel!" Und zieht ihn mit Gewalt ins Schloß zurück. Anfangs wehrt sich der Herzog, dann werden seine Arme schlaff und keuchend, wortlos steigt er die Schneckenstiege hinauf.

„Wojwod Metternich . . ." hört man wie entschuldigend vor der Tür.

In dem kleinen Zimmer sitzen sie eng aneinander gedrückt am Rand des Feldbettes.

„Vorbei, Toni. Hättest du mir nicht die Pistole aus der Hand geschlagen! Wir säßen jetzt auf den Pferden — und fort." Entmutigung, Wut, Verzweiflung.

„Franz, Kopf hoch! Gräm dich nicht, aufgeschoben ist nicht . . ."

„In unserem Falle schon."

„Wir haben's nicht besser verdient, wir handelten wie dumme Jungen, wir durften uns nicht leichtsinnig darauf verlassen, daß der Leutnant Metzl Wache hat, weil Donnerstag ist."

„Hättest du mir nur die Pistole nicht aus der Hand geschlagen, Toni!"

„Baronn —! Von Großvater her! Urgroßvater war bloß Bauer."

„Ja, ich hörte!" sagte die Elbe reserviert. „Sie haben Anschluß an die deutsche Aristokratie gefunden."

„Hob ich — hob ich mir schon särr feines Sacktüchel gekauft in Königsberg bei Johrmorkt. Wollen Sie sehen?

Er kramte in den Taschen. Die Elbe wehrte mit beiden Händen ab.

Ein Fanfarenstoß. Der König trat ein. Er trug keine Krone, aber es schlang sich eine Weinranke um seine Stirn, und zwischen den grünen Blättern blitzte es rot und blau. Sein Töchterlein, die neckische Mosel, hing an seinem Arm, und seine beiden Kammerjunker Main und Neckar begleiteten ihn. Sonst war in seinem Gefolge nur die Frau Kommerzienrat Ruhr.

Die Elbe machte ihren tiefen Hofknix, dann stellte sie Baron Pregel vor, der sich sofort die Nase schneuzte und dann dem König demütig die Hand küßte. Der König klopfte ihm freundlich auf die Schulter und sagte, er freue sich, den Herrn Baron mal kennen zu lernen. Darauf klopfte der Baron dem König auf die Schulter und sagte, er freue sich, den König mal kennen zu lernen. Die Elbe wollte ohnmächtig werden; aber der König zwinkerte ihr zu: sie solle das bleiben lassen. Da ließ sie's. Der Pregel versuchte indes, der schönen Königstochter Mosel in die Backen zu kneifen, woran ihn aber die beiden Junker mit eifersüchtiger Ritterlichkeit hinderten. So wandte er sich betrübt der etwas ältlichen Kommerzienrätin zu.

„Ruhr hob ich gehört", sagte er. „Ruhr! Verfluchte Geschichte! Hoben bei mir Schweine auch gehabt!"

Die Ruhr wurde schwarz vor Wut. Unterdes kamen neue Gäste. Die Oder trat ein, in ihrer Gesellschaft wieder ihre schmucke Tochter Warthe.

Die Oder ist ein edles Bauernweib. Mit stillen, sicheren Schritten geht sie durch ihre Lande. Kalk- und Kohlenstaub liegt manchmal auf ihrem Kleid, zu ihrem einförmigen Lied schlägt der Holzschläger den Takt. Sie hat immer Arbeit, schleppt ihren Kindern Kohle und Holz, Getreide und hundertfachen Lebensbedarf ins Haus. Zu Grünberg nippt sie ein gutes, bescheidenes Haustränklein. Die bei ihr wohnen, sind geborgen und glücklich, und wenn sie ans Meer kommt, breitet sie angesichts der Ewigkeit weit und fromm ihre Arme aus.

Und so wie sie ist ihr stilles, starkes Kind, die Warthe; ein wenig verträumter noch als die Mutter, ein wenig schwermütig geworden durch ihre Wanderungen über lautlose, weite Wiesen, durch stille, einsame Wälder, wortkarg geworden im Umgang mit den schweigsamen Schiffern der langsamsten Fahrzeuge der Welt — kaum daß sie in weltentlegenen Mühlen einmal lustig plaudert. Aber ein schönes, tüchtiges, starkes Mädchen ist die Warthe, über deren schlichte Größe und stille Schönheit nur oberflächliche Narren die Achseln zucken können.

ist; denn sonst — o, man kann sich denken, was der Kerl aus seinen masurischen Wäldern für ein Odeur in den Salon bringen wird. Aber er hat eine freie Standesherrschaft und — er ist ein Mann. Eine Art Mikosch unter den deutschen Flußherrschaften. Man muß halt mal probieren.

Die Oder hat einen schmucken Trabanten, den Bober, den könnte sie mitbringen. Soll zwar zuweilen den Koller kriegen und dann alles drunter und drüber werfen, aber mein Himmel, Teperament ist ja beliebt bei den Damen. Tem—pe—ra—ment! Den Bober läßt die Oder zu Haus. Dafür bringt die Alte jedes Jahr die Warthe mit, das hausbackene, melancholische Mädchen. Oder sie bringt mal die fromme Neisse mit oder gar die Hotzenplotz. Also Hotzenplotz, das ist ein Skandal! Ein Mann müßte sich genieren, so zu heißen, geschweige denn ein Fräulein. Man schämt sich, das Mädel vorzustellen. Seine Majestät hat sich voriges Jahr halbtot gelacht über die Hotzenplotz und das Mädel zum Fasching nach Cöln eingeladen. Als Witz an sich!

Der Osten überhaupt, der Osten! Das ist ja das Schreckliche für Frau Elbe, daß sie so in der Mitte wohnt. Sie möchte es nach rechts nicht verderben und nicht nach links, und ihre linke Hand will nie recht wissen, was die rechte tut, auch das nicht, was sie Gutes tut fürs Vaterland. Eine recht peinliche Lage.

Und sie selber — ach — sie hat ja auch nur Töchter. Töchter und Kummer hat sie! Die Moldau — tschechisch geworden, unmöglich im deutschen Kreis — die Havel — na ja, wenn sie eine bessere Figur machte — aber Gott, dieser Buckel und diese vielen Wasserblasen — und dann das Enkelchen, die Spree, das enfant terrible! — Die andere Tochter, die schwarze Elster, ist voriges Jahr von der Donaumadame indirekt beschuldigt worden, ihr eine Perle gestohlen zu haben — bleiben die Aster mit ihrer spitzen Sprechart, die schlichte Mulde und als einziger Trost die Saale, ihre liebe poetische Saale.

Kummer und Töchter hat Frau Elbe. Wenn nur die Gesellschaft erst gut vorbei wäre! — — — — — — — — — — — — —

Der Gesellschaftsabend war gekommen. Der Goldene Auensaal war von hunderttausend Lichtern bestrahlt, Madame wartete. Sie trug ein gelbseidenes Kleid.

Als erster Gast stellte sich der Pregel ein. Er kam in Lederhosen, in juchtenen Halbstiefeln, einem altfränkischen Gehrock und hatte ein blaues Halstuch umgebunden. Dazu war er gänzlich unrasiert. Herzlich streckte er der Hausherrin die Hand entgegen und sagte: „Servus. Bin ich da. Freit mich sähr. Is aber verflucht weit zu Ihnen.“

Die Elbe lächelte gezwungen.

„Willkommen — Herr — Herr — Wie ist doch gleich Ihr Titel?“

„Im großen ganzen sieht sie ganz schick aus“, meinte die Elbe, die immer krampfhafte Versuche machte, unparteiisch zu sein.

„Schick — na ja“, sagte die Weser gedehnt; „aber man merkt ihr doch Krakau und Warschau an. Sehen Sie mal, wenn sie das Kleid rafft, sieht man, daß die Kante ihres Jupons zerrissen ist.“

Da kam der Pregel heran.

„Gnädige Frau“, sagte er zur Elbe, „sehen Sie, dort im Winkel steht die Memel. Ise sähr braves Mädel, spricht sich bloß nich so flink hochdeutsch wie ich und Sie. Nähmen Sie sich bissel armes Ding an.“

„Herr Baron, ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie mich auf meine Hausfrauenpflichten aufmerksam machen“, sagte die Elbe verärgert.

„O bitte sähr“, erwiderte der Pregel harmlos, „tue ich gärn, tue ich immer. Wenn ich weiter auf wichtiges Ding aufmerksam machen darf: haben vielleicht Gnädigste Gläschen Wudka zur Hand?“

„Nein!“ sagte die Elbe scharf, ich habe keinen Tropfen Branntwein im Haus.“

„Schade, Gräfin, sähr schade! Werd' ich Ihnen mal Fassel schicken.“

„Danke!“

„Bitte sähr, wird gärn geschehen; werd' ich buld anständiges Fuder schicken.“

Die Elbe wurde abberufen. Die vornehmste Dame des Abends erschien: die Donau. Sie wälzte die ungeheuren Massen ihrer Körperlichkeit in den Saal und ächzte ihren „Guten Abend“.

„Eigentlich entsetzlich“, sagte der Main zu seinem Kollegen; „die Dicke möchte noch angehen, wenn sie nur nicht so entsetzlich lang wäre.“

„Und ungebildet. Ganz ihrer Entwicklung gemäß. In Deutschland ein schmuckes, aber etwas tölpisches Bauernmädel, in Wien eine Operettenfigur, in Budapest eine reich gewordene, faule, fette Magyarin; die Balkanstaaten machen das Maß ihres fragwürdigen internationalen Personale voll. Ihr Ruf ist nicht ganz fein.“

Die Donau kam näher. Da beeilten sich die beiden Junker, der „hochverehrten gnädigen Frau Tante“ mit inbrünstiger Verehrung die Hand zu küssen.

„No“, sagte sie gemütlich, „ihr Jüngelchen, habt's etwa wieder a bisserl schandiert auf mich wegen meiner Figur?“

Der Main wurde rot, der Neckar übersprudelte sich in gegenteiligen Versicherungen.

„No, ich kenn euch schon“, fuhr die Donau fort, „und dann habt ihr halt a bisserl d' Köpf z'sammengesteckt von wegen Budapest und Balkan. Ihr armen Hascherl, gelt, das is zum Giften, daß ihr da unten nit mitmachen könnt?“

Die beiden Ankömmlinge erfuhren einen freundlichen, wenn auch reservierten Empfang.

Unterdes kam die Weser an. Sie hat eine gute Figur, nicht zu dünn, nicht zu dick, und ist ein niedliches, etwas kokettes Frauchen. Der König ging ihr ein paar Schritte entgegen und begann augenblicklich das Lied „An der Weser“ zu summen:

„Hier hab' ich so manches liebe Mal
Mit meiner Laute gesessen —“

„Hoben särr scheene Stimme, Herr König“, sagte der Pregel anerkennend und setzte leiser hinzu, indem er auf die Weser hinwies: „Ise wohl bissel Pussade von Ihnen?“

Ein strafender königlicher Blick traf ihn.

„Madame ist meine Nachbarin, Herr Baron!“

Der Pregel kicherte.

„Nachbarin is gutt gesagt; sag' ich ooch immer!“

„Herr Baron, ich verbitte mir das!“

„Nu aber“, machte der Pregel gemütlich, „kleiner Späßchen unter uns Männern . . .“

„Hören Sie, Herr König, setzte er hinzu, als draußen plötzlich wildes Schellengeläut' ertönte, „kummt Weichsel, verrückte Schachtel! Kenn' ich! Is meine Nachbarin!“

Auf einer Troika jagte die Weichsel in wilder Fahrt daher. Sie selbst regierte die drei feurigen Hengste und knallte ihnen die lange Peitsche um die Ohren. Ein schönes, rassiges Weib. Die schwarzen Haare flatterten wirr um das gerötete Gesicht, die Augen blitzten in jagellonischer Lebenslust. Eine von den Fruchtbaren und Starken, die ihren eigenen Willen haben.

„Tag, Vetter!“ sagte sie, als sie vom Wagen sprang, und gab dem Pregel einen Nasenstüber, der sich dafür mit einem Klaps auf ihren Pluderrock bedankte.

„Tag, Vetter!“ wiederholte sie; „ist die langweilige Blase schon beisammen?

„Die meisten sind schon da!“ antwortete der König, der unvermutet herantrat.

„O Pardon, Majestät! Majestät waren natürlich —“

„Ich war natürlich nicht gemeint“, fiel ihr der Rhein lächelnd ins Wort, betrachtete mit Wohlgefallen die gesunde, blühende Frau und reichte ihr den Arm.

Die Elbe und die Weser sahen das Paar daherschreiten und zischelten.

„Majestät sind heute sehr herablassend“, sagte die Elbe.

„Ja“, sagte die Weser neidisch. „Mich wundert das. Es ist eben doch eine Halbwilde.“

„Prosit, Muhme! Weiß ich, daß ist französischer Sekt in Deutschland immer gemacht aus Grünberger Wein. Gratulier' ich dir zu edles Gewächs!"

So recht gemütlich wurde die Stimmung nicht, obgleich die Donau sehr viel aß, der Rhein sehr viel trank und der Pregel sehr viel unpassende Bemerkungen machte.

Nach dem Essen trieben die Herren Politik. Sie sprachen natürlich über die Schiffahrtsabgaben. Die Damen prahlten, mit wieviel Brückenbändern ihre Röcke gebunden seien. Von der Weser, deren Leib sichtbar auf Werra und Fulda steht, wurde behauptet, sie trüge einen Hosenrock. Die Weser nickte geschmeichelt und erkärte glücklich, in Bremen sei sie „deswegen" sogar schon viel angepöbelt worden.

Der Rhein hatte sich nach und nach in eine melancholische Stimmung hineingetrunken. Er seufzte tief und sagte:

„Meine herrlichen grünen Berge! Der Wurm und die Rebläuse vernichten ihren Reichtum und mein Glück."

Sofort nahte der Pregel, der auch schon längst nicht mehr nüchtern war, und sagte teilnehmend:

„Hast du Läuse, Bruder Rhein? Mußt du nicht flennen! Hob ich auch! Hob ich viel! Mußt du knicken oder laufen lassen — wie trefft!"

Der Rhein hatte auf diese tröstenden Worte nicht gehört. Er fuhr in düsterer Selbstbetrachtung fort:

„Jahrtausende sah ich an meinen Ufern ein frohes, reiches, herrliches Volk. Wenn aber meine Berge veröden und wenn — was Gott verhüte! — in trüber Zeit einmal auch meine Maschinen stille ständen, was dann? Wir würden arm!"

Dem Pregel wurden die Augen feucht, als er den König der deutschen Flüsse so im Schmerz sah. Und er sagte treuherzig:

„Mußt du doch nicht flennen, Herr König. Bist du einmal in Not, pump ich dir eines! Hob ja nicht viel, aber hob ich doch immer was in Sparkassenbüchel. Schick ich dir Holz und Getreide, schick ich dir auch Fassel Wudka für Plaisir deiniges!"

Da umarmte der Rhein den groben, gesunden, gutmütigen Gesellen und rief:

„Pregel, du bist ein braver, lieber Kerl!"

Und der Pregel wischte sich die Nase und die Augen und sagte: „Mußt du nicht sagen, Herr König, schäm' ich mich sonst!"

*
* *

Es war tief in der Nacht. Die letzten Gäste waren gegangen. Da legte sich die Hausherrin, die Elbe, in ihr breites, weiches Bett

Sie lachte mit ihrem großen vollen Munde, der herrliche Zähne aufwies.

„Um auf was anderes zu kommen", fuhr sie weiter fort, „ich hab a fein's Sprücherl auf die Elbe gehört. Das wird euch Freid machen. Paßt's auf!

Warum is denn die Elbe
Bei Dresden so gelbe?
Se schämt sich ze schande
Sie muß aus'm Lande,
Aus'm Lande so scheene,
So niedlich und kleene;
Denn gleich hinter Meißen,
Pfui Spinne, kummt Preißen!"

Die beiden Imker lachten, daß sie krebsrot wurden, und die Donau lachte, daß ihre Riesenfigur schütterte und wackelte. Da fuhr in die Fröhlichkeit eine zornige Stimme hinein:

„Was hoben gnädige Frau gesagt über Preißen? Hoben gnädige Frau ‚Pfui Spinne!' gesagt? Möcht ich mir gehorrsam verbitten oder kriegen eine in Maul!"

Die Donau war entsetzt.

„Wer ist denn dieser unglaubliche Flegel?" keuchte sie.

„Barronn Pregel", stellte sich dieser vor. „Pregel, nich Flegel! Prrr—egel!"

Die Donau gewann ihre Fassung wieder.

„Ja, so, also Pr—egel, nich Fl—egel. No, die klane Verwechselung kann einem bei Ihnen schon leicht passieren. Ich kenne Ihnen übrigens vom Hörensagen. Wenn's nach Haus kummen, grüßen's Ihre Schweine."

„Danke!" sagte der Pregel, „und wenn Sie nach Haus kummen, grüßen's Ihre Tochter, wos heißt in ganzer Welt ‚Sau'."

Der Main wandte sich ab. Er war zu gebildet, um diese rauhe Aufrichtigkeit zu vertragen. So zog er ein Büchlein aus der Tasche, das er aus Frankfurt mitgebracht hatte: „Gespräch Goethes mit Eckermann", und begann zu lesen. Das war eine andere Konversation.

Inzwischen wurde zu Tisch gebeten. Es gab:

1. Hamburger Aalsuppe.
2. Als Hors d'oeuvres: Gefüllte Schnecken, Froschkeulen, Fisch in Muscheln.
3. Schleie blau.
4. Weiße Rüben mit Hecht.
5. Wilde Ente gedämpft.
6. Krebs-Pudding.
7. Heuriges Eis.

Als der französische Sekt gereicht wurde, trank der Pregel der Oder zu und sagte:

Der Leidensweg des Thomas Missethon.

Von Ludwig Huna.

Thomas Missethon war achtzehn Jahre alt geworden. Er war übergroß und sehr schlank. Böse Mäuler nannten ihn gerippartig mager. Und nun beschloß er, seinen Weg zu machen. Zu diesem Zwecke stellte er sich eines Tages in seiner ganzen Größe vor die Mutter hin und sprach: „Liebe Mutter, ich bin reif für das Leben geworden. Weißt du, was das heißt?" Die Gute wußte es nicht und darum rieb sie heftig mit dem Zinnkrautballen die Blechschüssel und schüttelte verlegen das Haupt. Das war Thomas gerade recht, denn er wollte nicht gleich beim ersten Worte von der Mutter verstanden werden. Wie sollte sich das ausnehmen! Durchschnittsmenschen versteht man sofort, aber tiefer veranlagte Geister wollen zuerst nicht verstanden werden; sie lieben es, wenn man sie mit stillem Staunen betrachtet. Thomas Missethon fühlte, daß die Mutter nun schon auf dem Weg war, ihn als tiefen Geist zu erfassen. Sie staunte ihn zwar nicht still an, sondern rieb unausgesetzt an der Blechschüssel, aber ihr Schweigen galt dem Sohne schon für ein gutes Zeichen. Er setzte sich daher neuerdings in Positur und begann: „Ich finde es unwürdig, mich noch länger zwischen Heringsfässern und Käseglocken herumzudrücken, ich liebe dieses Spezereiparfüm nicht, das meinen Geruch verdirbt. Ich will Künstler werden."

Jetzt staunte ihn die Mutter still an, wie er's gehofft. Künstler. Ein ungeahnter Begriff für sie. „Verzeih, Thomas, was ist das? Ist das was Bestimmtes? Ich meine, was Regelrechtes?"

„Ein Künstler ist das sublimste, die Gottesnähe fühlende Geschöpf. Ich weiß nicht, ob du mich so recht verstehst, Mutter."

Nein, das tat sie entschieden nicht. Und sie gestand es ihm auch, indem sie etwas ängstlich fragte: „Was für ein Einkommen hast du da als Künstler?"

Er lächelte tief beleidigt und drehte das Haupt weg von ihr. „Darnach fragt ein Künstler nicht."

„Aber die Mutter fragt darnach", wagte sie schüchtern einzuwenden und begann den Kaffee zu mahlen, dessen aromatischer Geruch Thomas angenehm in die Nase stieg.

„Ich kann dir nur sagen, Mutter, der Lebensweg des Künstlers ist hart und rauh, aber lohnend, wenn man alles überwunden. Und ich werde Überwinder sein." Er schneuzte sich geräuschvoll, was wie eine Bekräftigung seines Willens aussah. „Also, Mutter, was hast du zu erwidern?"

Die Mutter wollte entschieden Klarheit über das Wesen des Künstlers haben und fragte daher: „Wann mußt du da als Künstler

zur Ruhe. Glückliche Worte murmelte sie für sich hin. Ein buntscheckiges Völklein hatte sie zu Gaste gehabt. Jede Person eigenartig, jede ein wenig Eigenbrödlerin. Und immer die Lust, sich zu necken, ja ein wenig zu befehden. Das ist so die Mode selbständiger Herrschaften. Und doch — wäre etwa an dem Abend eine fremde Persönlichkeit stolz oder gar anmaßend und feindlich in die Gesellschaft hineingefahren, sie hätte sich einer geschlossenen, undurchbrechlichen Reihe gegenübergesehen. Das hatte der König zu Frau Elbe gesagt. Er hatte sogar gesagt: „Und den Pregel laden Sie ja immer ein! Der gehört zu uns!"

So war die Hausfrau glücklich, daß alles so gut abgelaufen war. Wohlig dehnte sie ihre Glieder in ihrem breiten weichen Bett und schlief ein.

Und zu ihrer Rechten und zu ihrer Linken, in Ostelbien und in Westelbien, schliefen brave Kinder.

Im Heimatland.

Von Hans Mittendorfer.

Die Scholle öffnet Tür und Tor.
Da springen Blume und Halm hervor,
Mit Blüten schmücken sich Strauch und Baum,
Der Frühling träumt seinen Sommertraum
Im Heimatland.

Und schlummert der Frühling im Schatten ein,
Schafft rastlos der Sommer im Sonnenschein:
Die Sense rauscht und die Sichel klingt —
Gott segne das Brot, das die Scholle uns bringt
Im Heimatland!

Schon wendet der Pflug das Ackerland
Für den neuen Wurf aus des Sämanns Hand.
Der Herbst beut Äpfel voll und rot
Und lächelt gütig: fern bleibt die Not
Dem Heimatland.

Die Scholle schloß das dunkle Tor.
Ein Kreuz hält stumme Wacht davor —
Das Leben schwand, die Liebe blieb . . .
Behalt es lieb, behalt es lieb
Dein Heimatland!

Missethon litt heldenstill. An der Tür aber wandte er sich um und fragte mit plötzlicher Eingebung: „Sie glauben also, daß ich nie ein Dichter werde?"

Der Meister zuckte mit den Achseln. „Lieber Gott — wer kann das sagen?"

„Und was müßte ich tun, um einer zu werden?" fragte Missethon gereizt.

„Probieren Sie's einmal und machen Sie's wie Grillparzer bei der Ahnfrau. Der hat sich einen ganzen Tag eingesperrt, ohne zu essen. Vielleicht gebären Sie dann was.

Missethon überlief es süß-schaurig. Grillparzer — Ahnfrau — gebären! Worte weihevollen Klanges tönten an sein Ohr. Er war versöhnt und schritt hinaus.

Zu Hause sperrte er sich ein — einen ganzen Tag lang, ohne zu essen, ganz wie Grillparzer. Und er gebar. Aber es war abermals eine Fehlgeburt, wie ein anderer Literat amtlich bestätigte. Da sagte sich Thomas Missethon: So geht's nicht. Und gab es auf.

Wenige Wochen darauf bemerkte seine Mutter, daß er bleich und vor Hagerkeit noch größer wurde und sich wallendes Haar wachsen ließ, welches heufarben war. Auch stand er häufig am Fenster, schloß die Finger feldstecherartig vor den Augen und besah sich die Gegend. Dann trat er zurück, zwinkerte mit den Augen, neigte sich wieder vor, zwinkerte abermals und sagte dann tief befriedigt zu sich selbst: Der Schnee ist doch blau! Dann warf er ein paar kernige Linien in ein sogenanntes Skizzenbuch, kniff die Augen zusammen und sprach wohlgefällig! Es wird! Es wird! Dann richtete er sich die faltige, breite, bauschige Masche an seinem Halse zurecht, warf neuerdings prüfende Blicke zum Fenster hinaus und sammelte dort Motive. Sie flogen ihm nur so zu. Jeder Kaminfeger wurde ihm Motiv. Dann die Fensterpolster, Dachrinnen, Laternen, Bierfässer &c. Er sammelte sie alle in einer Mappe und ging damit zu einem Maler. Der fragte, wo er die Blätter aufgelesen hätte, er möge sie beim Portier der nächsten Volksschule abgeben, denn es läge die Wahrscheinlichkeit nahe, daß ein Schüler sie verloren habe. Thomas Missethon war tief gekränkt. Er warf die Nase etwas nach links und murmelte beim Hinausgehen: der pure Neid!

Er kaufte sich sofort eine 70 Heller-Broschüre „Die Kunst, Maler zu werden." Dann befestigte er seine Studien an den Wänden seiner Kammer, welche dadurch ein sehr respektables Aussehen bekam.

Schon nach drei Wochen ließ er sich Visitenkarten drucken: Thomas Missethon, akad. Maler. Eine davon steckte er an die Wohnungstür. Die Mutter tat sehr bekümmert, denn sie wußte nicht, was da herauswachsen sollte.

von zu Hause fortgehen, wieviel Arbeitsstunden hast du im Tag? Und ist die Arbeit nicht anstrengend? Schau, Thomas, des Nachbars Fridolin ist auch Künstler, glaub' ich, und rackert sich den ganzen Tag ab, du bist wohl zu schwach dazu —"

„Welcher Fridolin?" fragte der Sohn sichtlich indigniert.

„Der Fridolin Häberlein — ist der nicht Künstler?"

„Mutter!" Eine Welt bittern Verkanntseins lag in dem Ruf. „Fridolin ist doch Kunsttischler! So was Entsetzliches meine ich ja nicht. Ich will mich der schönen Kunst an die Brust werfen. Merk' auf, Mutter. Wir haben verschiedene schöne Künste: vor allem die Dichtkunst, dann die Musik, die Malerei, die Schauspielkunst und gar manche andere." Er wuchs mit jedem Worte und sein Gesicht war eitel Morgenröte.

„Ach so!" seufzte die Mutter enttäuscht. „Zu dem verlaufenen Gesindel, das eigentlich nichts ist, willst du gehen? Bewahr' dich Gott davor!"

Da setzte er eine furchtbar gleichgültige Miene auf. Verachten durfte er die Mutter doch nicht, also wählte er die eher verzeihliche Gleichgültigkeit. Er zuckte mit den Achseln und sprach leise: „Gut, Mutter, dann will ich auf eigene Faust meine Kunst wählen. Du wirst sehen, was ich erreiche!" Und er wandte sich ab.

Da blickte sie ihm tief bekümmert nach und machte in Gedanken das Kreuz über seine Stirn.

Und Thomas Missethon entschied sich zuerst für die Dichtkunst. Zu diesem Zwecke setzte er sich an den Schreibtisch und schaffte ein Trauerspiel. Das heißt, er kam nur bis zum dritten Akt. Dann verließ ihn die Stimmung und die Handlung. Um sich aber zu vergewissern, daß er Talent habe, ging er zu einem bedeutenden Dichter und bat ihn, er möge über seinen Torso ein Urteil abgeben. Nach ein paar Tagen kam er neuerdings anfragen.

Der Schriftsteller sah ihn majestätisch groß und ernst an und fragte: „Ist das Ihr erstes Werk?"

Missethon versuchte ein geringschätziges Gesicht aufzusetzen, welches das innere Erleben von zehn Trauerspielen ausdrücken sollte und sagte mit einem abwehrenden Lächeln: „Ach nein, ich bitte Sie — in meinem Alter! Aber ich halte es für meinen bedeutendsten Versuch. Das Werk soll der Spiegel des Zeitalters werden." Er begleitete diese Worte mit einem abgelebten, müden Gesicht.

„So." Der Schriftsteller rollte den Spiegel des Zeitalters zusammen und sagte einfach und schlicht, wie es Schriftsteller ja immer tun: „Ja, mein Bester — nach meiner Ansicht spiegelt sich nicht viel darin als höchstens dilettantische Unbeholfenheit."

„Verzeihen Sie, Herr Missethon, es heißt: Bach—a—a! Nicht Bauch!“

Thomas begann aufs neue etwas verwirrt und indigniert:

„Herr Tom, der Reimer, lag am Bauch,
Am Kieselbauch bei Hentlyschloß —“

„Ich sage Ihnen schon, es heißt Bach, er kann doch nicht am Kieselbauch liegen! Sie haben nicht die geringste Anlage zum Singen, mein Bester. Behalten Sie also ruhig, was in Ihnen vibriert. Dort drinnen richtet es keinen Schaden an. Nur heraus lassen Sie's um Gottes willen nicht! Und dann — lassen Sie sich die Haare schneiden, Sie sind doch kein Geiger.“

Grollend, die Seele von gewitterschwangeren Dünsten erfüllt, verließ Missethon das unfreundliche Haus. Und doch hallte in seinem Innern ein eben gehörtes Wort zukunftsfroh, das ihm keine Ruhe gab: Geiger! Was für eine wunderbare Idee war da dem Manne gekommen! Geiger! Schmachtender, liebezirpender, haarumwallter Geiger! Missethon geriet in eine wundersame Erregung. Er eilte sofort zu einem Trödler und erstand für vier Kronen eine Geige.

Von dieser Zeit an bekam das Milieu des ganzen Hauses eine eigentümliche Physiognomie. Das Wimmern der Geige erklang durch die Sparren des Dachwerkes; denn Missethon setzte sich mit seinem Instrument hinauf auf den Dachboden, weil er dort ungestörter zu sein glaubte als unten bei der Mutter, wo immer Besuche kamen. Auch schmeichelte er sich, auf diese Weise einem hungernden, verkannten Dulder ähnlich zu sein, der sich wundschwer von der Menschheit zurückzieht. Die ersten Folgen der Missethonschen neuen Kunst ließen aber nicht lange auf sich warten. Die Bewohner bezeichneten das Achzen der Geige als das Klagegewinsel umgehender Gespenster und drohten mit Wohnungswechsel. Hie und da wurde Missethon in seinen wilden Passagen durch ein erschreckendes Gepolter gestört; es waren Steine, die die Nachbarn auf das Dach warfen. Die Hausmeisterin schrie hie und da hinauf: „Ölendiger Zwirngeiger, i hau dir a amal dei Klampfen auseinander, daß d dei Marterkasten für a explodierte Bomben anschaust!“ Aber die lieblichen Drohungen klangen nur wie sanftes Gesäusel hinauf in die Himmelssphäre Missethons. Einen Vorteil hatte aber das unheimliche Treiben des Paganini-Jüngers doch: die Hausmeisterin bemerkte, daß die Ratten auszogen. Leider auch die Mieter. Da wurde dem Unseligen die Wohnung gekündigt. Tief empört ließ er das Instrument fallen. Seine Mutter weinte heiße Tränen und beschwor ihn, von seiner Kunst zu lassen.

„Wär' ich ein Künstler, wenn ich von ihr ließe?“ deklamierte er einwandfrei und schüttelte die Locken zurück, die bereits eine absalomische Länge erreicht hatten. Da meinte jedoch die Mutter: „Gut, lieber

Ein paar Tage darauf kam die Hausmeisterin und bat Missethon, er möge doch so gut sein und den Keller unten frisch weißigen und ausmalen. Missethon furchte die Stirn und begann heimlich zu beben. Mit einem zurechtweisenden Blick begleitete er die dumme Person zur Tür. Sie sah sich schnell im Zimmer um und bemerkte die vielen Studien an den Wänden.

„Was is den däs?“ forschte sie schüchtern, auf ein Bild deutend.

„Schreiende Möve“, erklärte er geringschätzig.

„Sakradifix! I hab gmant, däs war a Küniglhas!“

Mit vibrierenden Nüstern schob er die Verständnislose hinaus. Er sah sehr zerknirscht aus, versuchte jedoch eine resignierende Miene aufzusetzen.

Von da an wurde er ein wenig irre an sich. Er trug die Skizzen zu verschiedenen Malern. Zum Schlusse waren es fünfzehn. Die „Schreiende Möve“ wurde unter anderem für eine „Katze im Dunkeln“ gehalten, dann für ein „Fliegendes Weib“, „Abendwolke in Indien“ und so weiter. Einer erklärte sie für eine Illustration zu Heines „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.“

Missethon war zerknickt. Er wickelte endlich Wurst und Heringe in die Gebilde seiner Meisterhand und säuberte so sein Zimmer von den Resten seiner Kunst.

Die gute Mutter atmete erleichtert auf.

Er aber ließ nicht locker.

Schon wenige Tage darauf hörte man oben im vierten Stock ganz merkwürdige Ansätze zu Skalen und Solfeggien. Die Hausbewohner fragten an, ob sich ein Zahnarzt im Hause etabliert habe, denn man höre von Zeit zu Zeit jämmerliche Klagetöne. Es war Thomas Missethon, der also sang.

Schon nach einer Woche — er war immer rasch und flink gewesen — begab er sich zu einem Gesanglehrer.

„Haben Sie schon irgendwo öffentlich gesungen, in Gesangvereinen zum Beispiel oder sonst wo?“ fragte der Meister eilig und geschäftsmäßig.

„Nein — aber ich fühle eben das Zeug zum Sänger in mir. Es vibriert alles in mir von verhaltenen Tönen.“

„Vielleicht ist es aber doch besser, sie verhalten oder behalten sie“, warnte der Meister bescheiden. „Für jeden Fall aber müssen Sie Ihren Namen andern — Missethon! Es klingt zu aufreizend.“

„Im Gegenteil — ich gedenke eben gerade durch den Kontrast zu wirken.“

„Ach so! Also bitte, legen Sie los!“

Und Missethon legte los:

„Herr Tom, der Reimer, lag am Bauch —“

Da wollte das sensible Herz zerspringen. In grauenvoller Anklage schmetterte er dem Vernichter seines Ideals entgegen: „Weh dir, verruchter Mörder! Du Fluch des Sängertums!“

Zu Hause warf er sich der Mutter um den Hals. „Die Leute verstehen nicht, was Kunst heißt.“

„Gewiß“, tröstete die Mutter liebevoll und zog den Apfelstrudelteig über das Nudelbrett. „Drum bleib lieber bei Muttern, die lehrt dich die Kunst, glücklich zu sein. Was hast du denn mit deiner Kunst erreicht? Höchstens dein fünfundzwanzigstes Lebensjahr — ohne glücklich zu sein.“ Und sie schob ihm eine Mandelbrezel in den Mund.

Er kaute grimmig an dem irdischen Machwerk und verlangte wutschluchzend ein zweites Stück. —

Aber er ließ nicht locker.

Nach einem Jahre war er Statist am Stadttheater in Mährisch-Trübau. Dort schadete seine Kunst keinem Menschen und er hatte somit das notorische Recht auf eine lehmgelbe Mähne erworben.

Missethon ist ein großer, hervorragender Statist geworden.

Waldbauernmiszellen.

Zur Charakteristik des Älplers. Von **Karl Reiterer, Weißmannstätten.**

Um den Volkscharakter kennen zu lernen, genügt ein kurzer Landaufenthalt nicht. Jahrelang muß man unter den Älplern leben, um keinen flüchtigen Eindruck von den Eigentümlichkeiten der Volksseele zu gewinnen. Das wirkliche Fühlen, Sehnen und Denken des Bauernvolkes kann nur der erfassen, der mit der Bevölkerung arbeitet und ihre Leiden und Freuden miterlebt. Der Priester- und Lehrerstand sind vor allem in der Lage, das Volk zu studieren und gründlich kennen zu lernen. Nur wer die intimsten Seiten des Volkslebens aus eigener Anschauung zu schildern weiß, ist ein Volkskenner, wobei wieder ein großer Unterschied zu machen ist, in welchem Lande man lebt, und in welcher Gegend. Man muß Berg- und Talbewohner in ihrem Fühlen und Denken beobachtet haben, um sagen zu können: Ich kenne das Volk. Als es mich im Jahre 1886 in das Gebirgsdorf Donnersbach verschlug, wurde es mir erst klar, daß ich vom Volksleben noch wenig wisse, obgleich ich im Bauerndorfe St. Peter im Sulmtale unter echt bäuerlicher Bevölkerung aufgewachsen war. Zwischen dem Tal- und dem Bergbewohner ist ein gewaltiger Unterschied. Zwischen Untersteirer und Obersteirer ist ein noch größerer Unterschied. Selbst wenn man von Obersteier spricht, muß genau sondiert werden, welche Gegend in Betracht

Thomas, dann mußt du aber aus eigenen Mitteln die Übersiedlungskosten tragen." — Da wurde er stutzig.

Nach einem heldenvoll stillen Kampfe warf er die Geige von sich und streckte die Hände zum Himmel empor: „O ewiges Los der Begnadeten! Verkannt! Verkannt! In dieser höchst vorteilhaften emphatischen Exklamation überraschte ihn ein empfindungsreicher Handelskollege, der ihn um einige Kronen anpumpen wollte. Um seiner Sache eine moralische Stütze zu geben, rief der Besucher begeistert aus: „Was höre ich? Missethon! Du bist ja ein perfekter Schauspieler!"

Das war befruchtender Regenschauer auf das ausgedörrte, vertrocknete Gemüt Missethons, welches schon zu verzweifeln begann. Schauspieler!

Und er schälte sich aufs neue. Zu diesem Zwecke kaufte er sich einige Philipp Reclamsche Trauerspiele und ließ sich den zarten Flaum unter der Nase rasieren. Dann erst begann er zu memorieren. Er studierte den Nathan und den Karl Moor. Die zwei gefielen ihm am besten, weil sie so wunderbar gegensätzliche Naturen waren und er im vorhinein seinen Stolz dareinsetzen wollte, ein großes Rollengebiet zu beherrschen, seine Fähigkeit und sein Talent weit auszuspannen, wie er sagte. Und nun ging er bis tief in die Nacht in seinem Zimmer umher, lernend und deklamierend, kniete vor dem Ofen nieder und rief grimmdurchwühlt aus: „Rache, Rache dir, grimmig beleidigter, entheiligter Greis!" Dann stieß er mit der Faust auf die Kacheln los: „Moors Geliebte darf nur durch Moor sterben!" Wenn er mit seinen Rachelamentationen zu Ende war, stand er flugs auf, warf sich seinen Havelock um und setzte sich dem Waschkasten gegenüber. Dem erzählte er nun seine Geschichte von den drei Ringen.

Nachdem er genug zu „wissen" glaubte, ging er zu einem dramatischen Professor. Der besah sich das stangenähnliche Gerippe, die lehmgelbe Mähne und den Siegerblick des „Könners" und dachte: Aha — das ist einer! Und laut sagte er: „Beginnen Sie!"

Und Thomas Missethon begann:

„Durch düse hohle Gassa muß ar komman!
Aes führt kein andrer Weg nach Küßnacht. Hier
Vollend' ich's — die Gelägenheit ist günstig —"

Der Professor unterbrach ihn nicht, war aber sehr niedergeschlagen. Erst als Missethon-Tell sich anschickte, sich auf die gewisse Bank von Stein zu setzen, dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet, befürchtete der Lehrer, daß aus dieser kurzen Ruh' eine etwas längliche entstehen könnte, und als nun in unverständlicher Verzweiflung die Worte durchs Zimmer gellten:

„Denn hier ist kaine Haimat —"

raffte sich der Meister auf und sagte im Tone sichtlicher Bescheidenheit: „Nein, Herr Missethon, hier ist keine Heimat für Sie! Kehren Sie zu den Heringfässern zurück!"

das Moar in Lampalten, Moar bei der Feichten, Moar in Gatschbach (Gaisbach) u. s. w.

Nicht nur bei außergewöhnlichem Kindersegen, auch im Glücke ist der Älpler nicht aus der Fassung zu bringen. Der alte Resch gewann zweimal in der großen Lotterie, sagt man, 9000 Gulden damaliger Zeit. Als man beim zweiten Gewinste dem Manne zu bedeuten gab, was er jetzt mache, meinte er in stoischer Ruhe: „Nix, weiter Mist auflegen." Ihm war selbst der „Mist" (Dünger) dann noch Hauptsache, als er unvermutet zu einer stattlichen Geldsumme kam. Was würde, fragen wir, mancher kleine Mann tun, wenn man ihm plötzlich mitteilen könnte, daß ihm ein Treffer von 9000 Gulden zugefallen sei? Er würde alles wegwerfen und vielleicht sagen: „So, jetzt tu' i a Weil nix mehr." Ist auch schon vorgekommen, daß dieses eintraf.

Als ich gelegentlich einer Amtshandlung in meiner Eigenschaft als Waldbauernlehrer in ein Bauernhaus kam, stellte mich die Bäuerin ihrem fünfjährigen Söhnlein mit den Worten vor: „Sixt, Bua, da schau, dås is der Schulmoaster; wennst amal in d' Schul' gehst, der haut dich." Der Junge stellte sich vor mir in Positur und mit den Händchen in den Hosentaschen sagte er: „Ih schnoat Enk halt ah!" womit er sagen wollte, er würde mir die Hiebe zurückzahlen, wenn ich es wagen sollte, ihm welche zu verabfolgen. Die scheinbar unbedeutende Äußerung des Knaben besagte mir mehr wie eine ganze Abhandlung über die Schneidigkeit des Älplers.

Ungemein bewunderungswürdig ist der große Gleichmut des Älplers. Als meine Tochter Gusti eines Tages in Weißenbach bei Liezen, wo ich von 1896 bis 1907 wirkte, zum vulgo Henterwirt kam, um für mich etwas zu holen, traf sie die vulgo Maresch, wie sie mit der Agerl raufte. Beim Tische daneben saßen der Pfeiffer, Weber und Gstauderer. Als die Angegriffene sich zu schwach fühlte, die Maresch zur Tür hinauszuschaffen, rief sie dem Pfeiffer, der mit dem Weber und Gstauderer beim Essen war, erregt zu: „Gstauderer, Pfeiffer, helfts mir, den Teufel*) hinausschmeißen." Meine Tochter sagte, der vulgo Pfeiffer habe mit dem größten Gleichmute gesagt: „Bol' ma g'ess'n ham." Er meinte damit, sobald er gegessen habe, sei er bereit, einzugreifen. Und ruhig aß der Mann weiter. Ein eilender Mensch, sagt der Waldbauer, hat kein Glück. Als meine Tochter zu Hause das Gesehene mitteilte, konnten wir uns, die Verhältnisse kennend, des Lachens nicht erwehren. Und wenn es seitdem eines in der Familie eilig hat, sagen wir immer mahnend: „Bol' ma g'ess'n ham."

Die Gelassenheit des Älplers unter allen Umständen charakterisiert auch folgende Anekdote: Als einem Bauern im Gebirge ein wertvolles

*) Die Maresch.

kommt. Am urwüchsigsten ist das Leben in einem obersteirischen Bauerndorfe fernab von der Bahn noch geblieben. Aber selbst da ist die Urwüchsigkeit nicht mehr daheim, sie war es seinerzeit. Wer heute ein Bauerndorf besucht, das er vor 25 oder 30 Jahren kennen gelernt hat, der wird sich sagen müssen, das Volkstum war einst urwüchsig, heute ist es in allen Schichten verfeinert oder doch wenigstens verwässert. Die heutige bäuerliche Jugend versteht die alten Witze ihrer Vorfahren kaum mehr. Sie belächelt sie vielleicht nur, während es einst als Grundsatz galt: Je klobiger, je derber, desto besser. Dies vorausgeschickt, wollen wir einige Züge aus dem Waldbauernleben vor zwei Jahrzehnten bringen und in Form von Miszellen Gehörtes vorführen.

In Poscher bei Donnersbach sieht man heute noch den Galgenhügel, die einstmalige Richtstätte, zu einer Zeit, da in Irdning noch ein Landgericht (nicht Landesgericht) war. Man erzählt sich, daß in Poscher einer zum Galgen geführt worden sei. Als man ihn vor der Justifizierung fragte, ob er noch einen Wunsch habe, meinte er: Ja, einen Wein möchte er noch haben; aber einen alten, der sei gesünder. — Ist das vielleicht auch nur eine Anekdote, so charakterisiert sie doch den Älpler jener Gegend.

Da der alte Schäupp im Waldlande, sagt man, seinen religiösen Pflichten nachkam, indem er zur Osterbeicht ging, trank er beim Stögerwirt, dem Heimatshause meiner Frau, nach dem Kirchgange drei Liter Neuen. Als der Mann abends betrunken heimkam und vom Weibe Vorwürfe erhielt, sagte er: „Was willst denn? Der Pater hat mir zur Buße doch drei Liter Neuen aufgegeben.“ — „Talg!“ schrie das Weib, „hast dich nit auskennt: drei Litaneien solltest du beten.“ — „Ach so“, meinte der Mann schalkhaft, „dann hab ich halt falsch verstanden.“ Mag sich das Weib gedacht haben: Der Mensch versteht gar manchesmal falsch, besonders dann, wenn er etwas nicht gern hört. Kann man dies charakteristischer zum Ausdrucke bringen, als es mit voriger Anekdote geschieht? Gewiß nicht.

Daß die alten Bergbauern mitunter protzig taten, ist bekannt. Wer kennt nicht die Geschichte vom „Protzenbauer“? Mehr als eine lange Geschichte charakterisiert altes Bauernprotzentum folgendes: In Donnersbachwald erzählt man sich, eine Moarin von Steinkeller bei St. Martin an der Salza habe eines Tages Drillinge bekommen. Als man davon sprach, meinte sie zu ihrer Umgebung: „Drei is moarisch, zwoa hat bald a Keuschlerin.“ Die Moarbäuerin wollte damit hinweisen, daß Zwillinge unter kleinen Bauern des öfteren getroffen würden, aber Drillinge, na, die könne sich nur eine Moarbäuerin leisten, wozu aufklärend bemerkt sei, daß die Moarbauern Großbauern sind. Im Ennstalerischen traf ich nicht nur das Moar in Steinkeller, sondern auch

Er schaufelte tagsüber das Grab nicht zu, wobei man sich vergegenwärtigen muß, daß seinerzeit alles ging, denn die sanitären Verhältnisse und Vorschriften waren andere als heute. Zur Nachtzeit machte sich der Totengräber daran, das Grab zuzuschaufeln. Zuvor öffnete er jedoch den Sarg und wollte der Toten den Ring vom Finger ziehen. In diesem Augenblicke erwachte die Färbermeistersgattin wieder zum Leben. Der Totengräber eilte zu den Angehörigen der vom Scheintode Erwachten und teilte ihnen mit, daß das Weib wieder zum Leben erwacht sei. Was hätte ein minder Ehrlicher oder Furchtsamer getan? Er wäre davongelaufen und hätte den Angehörigen von dem Vorfalle nichts gesagt. In größter Überraschung verlor der Totengräber die Besinnung nicht. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: Seine Frechheit, die Leiche berauben zu wollen, oder die Kaltblütigkeit beim Erwachen der Scheintoten.

Gern belustigt sich der Älpler über das weibliche Geschlecht, von dem er unzart behauptet, es habe lange Haare und kurzen Verstand. Folgendes Märlein, vom Karner Joggl im Waldlande seinerzeit erzählt, illustriert am besten obigen Spruch, Pardon, liebe Leserin, ich wollte sagen: mit Nachfolgendem will der Älpler gedachten Spruch illustrieren: An einem Fastnachtsabend ging ein Handwerksbursche bei einem Hause knapp beim Wege vorüber. Vom oberen Stockwerke schaute ein Weib, die Bäuerin, herunter, guckend, ob der Mann schon bald vom Lümpelwirt heimkomme, wo er sich an einem Knödelballe beteiligte. Der Bursche ließ sich mit dem Weib in ein Gespräch ein und merkte bald, daß sie mit geistigen Gütern gerade nicht gesegnet sei. Als sie fragte, woher er des Weges komme, meinte er, in die Höhe blickend: „Vom Himmel bin ich heruntergfalln und jetzt find ich das Loch nit mehr, wo ich heruntergekommen bin." — „So", rief erfreut die Bäuerin, „vom Himmel herab bist? Da kennst du gewiß auch meinen Hansel, der mir im vorigen Jahre gestorben ist." — „Natürlich", gab der Bursche zurück, sich sogleich in die Situation findend. „Wie geht's ihm denn?" forschte das Weib. „No, no, ganz gut", lautete die Antwort, „nur das Kleingeld geht ihm ab". Als die Bäuerin den Burschen bat, er möge dem Hansel ein Geld mitnehmen, erbot sich der Bursche sogleich, dem Wunsche des Weibes nachzukommen, worauf er einen Beutel voll Taler mit der Bestimmung erhielt, das Geld dem Hansel fleißig einzuhändigen.

Die Bauernschlauheit beim Viehhandel soll folgendes illustrieren:

Als zu einem Bauer ein Händler kam, ging man in den Stall.

„Hast keine Kuh feil?"

„Wohl, wohl."

Plötzlich sah der Händler, daß der Bauer unter einer Kuh ein Leintuch aufgebreitet hatte.

Pferd verendete, weil der Knecht auf das Tier zu wenig acht gab, ließ der Mann den Schuldigen auf eine Bank binden, um ihm mit eigener Hand ein paar Dutzend wohlgezielter Stockprügel zu verabreichen. Der Bauer, ein behäbiger Mann, echauffierte sich beim Zuschlagen derart, daß er wiederholt aussetzen mußte. Nach einer längeren Pause, die wieder eintrat, meinte der Knecht ungeduldig: „San ma 's wieder, Herr Voda?" was den Bauern derart verblüffte, daß er lachend befahl, den Knecht vom Stuhle loszubinden. Man veranschauliche sich aber auch das Bild: Der Delinquent mahnt seinen Peiniger, nicht so lange mit der Prozedur auszusetzen. Gibt es eine größere Gelassenheit?

Noch interessanter ist jener Bauernbursche, der sich eine Glaskugel vom Kopfe schießen ließ, weil man ihm versprach, einen Liter Wein dafür zu zahlen. Als man hinterher dem Burschen nahelegte, daß es gewagt gewesen sei, die Kugel herabschießen zu lassen, meinte der Mutige gelassen: „Da g'hört a nix dazua wia a guats G'wissen und a großer Durst." Das Verlangen nach einem Liter Wein war die Ursache, daß dem Burschen alle Bedenken geschwunden waren, während ein minder Mutiger gedacht haben würde: „Was ist 's, wenn die Glaskugel nicht getroffen wird, wohl aber mein Kopf?"

Einen geradezu bewunderungswürdigen Gleichmut bewahrte jener Älpler, dem der Strick brach, als er sich erhängen wollte. Als man den Selbstmordkandidaten darob neckte, daß sein Versuch, sich das Leben zu nehmen, mißlungen sei, antwortete er ruhig: „Um mih wär's ka Schad' g'wes'n, aber um 'n Strick is ma load, daß er obrochen is."

Als sich bei den Waldbauern eines Tages ein 75jähriger Sattlergehilfe, der auf der Ster war, erhängte, spöttelte einer boshaft: „No, der hätt' 's Sterb'n schon a noh erwart't, er hätt' sih nit aufzhänk'n brauch'n", worauf alle Umstehenden in ein schallendes Gelächter ausbrachen, denn der Selbstmord kommt unter'm Alpenvolke äußerst selten vor. Der Gebirgsbauer verachtet Selbstmorde.

Als in einem obersteirischen Marktflecken eines Tages ein Kaufmann bankerott wurde, der sich Pferd und Wagen halten konnte, wurde das Ereignis beim Dorfwirte von den Bauern lebhaft besprochen. „Das ist ein wahres Glück", meinte der eine, „daß der Mensch Krida g'macht hat". „Warum?" darauf ein anderer. Die Antwort lautete: „Dem Menschen ist wieder auf die Beine geholfen worden." Als einer dies nicht verstand, klärte man ihn auf: „No ja, ist dem Menschen nicht auf die Beine geholfen worden? Früher fuhr er, jetzt muß er wieder geh'n, weil s' ihm Roß und Wagen weggenommen haben."

In der Pfarrchronik von Irdning las ich seinerzeit folgendes: Als 1805 die Färbermeistersgattin Strobl in Irdning starb, bemerkte der Totengräber an einem Finger der Verstorbenen einen wertvollen Ring.

Der Händler begab sich in das obere Stockwerk. Auf der Stiege lief ihm ein weißes Hunderl entgegen. Er traf den Bauern wirklich tot und begab sich wieder zum Weibe zurück, sie bedauernd. Als der Händler fort war, wartete sie vergeblich auf die Rückkunft des Bauers. Als er nach längerem noch immer nicht in die Stube kam, ging sie in das obere Stockwerk. Dort traf sie den Mann wirklich — tot. Der Teufel hatte ihn — geholt. Das weiße Hunderl, das dem Händler vordem begegnete, war die Seele des betrügerischen Bauers . . .

Handel und Wandel ist frei, sagt der Älpler, aber Maß und Gewicht geht vor Gottes Gericht. Jenen Bauern hatte die Strafe ereilt.

Heimatsunterricht?

Jetzt ist viel von Heimatskunst die Rede. Könnte man nicht auch von einem Heimatswissen sprechen? Oder näher, von einem Heimatsunterricht? Wenn die Volksschule nur die Elementargegenstände pflegen würde, so könnte die Frage nicht gestellt werden; da sie sich aber weiter ausdehnt, über Geographie und Naturkunde, über Geschichte und Sprache, so wäre in solchen Gegenständen doch vielleicht vor allem das hervorzukehren, was zur Heimat der Schüler in Beziehung steht. Ich weiß nun aber Schulen, in der gleich anfangs fremde Länder, fremde Völker, fremde Tiere und Pflanzen gelehrt werden, bis man der Heimat nahe kommt, ist die Schulzeit aus und der Schüler bleibt fremd in der Heimat. Entwickelt sich der Mensch von außen nach innen? Gehen seine Erfahrungen und Vorstellungen nicht vom Engen ins Weite? Wie soll er urfremde Dinge verstehen, wenn er nicht den Maßstab seiner bekannten Umgebung anlegen kann? Wohl ist die Volksschule so eingerichtet, daß die Geographie mit dem Heimatlande, die Geschichte mit dem eigenen Volke sich befaßt; in der Naturkunde hingegen werden die heimischen Mineralien, Tiere und Pflanzen noch manchmal recht vernachlässigt. Es mangeln wohl auch oft die entsprechenden Lehrbücher. Dann die Sprache, könnte man sie nicht in Beziehung stellen zur Mundart der Heimat, und in einfachen Beispielen zeigen, wie sie durch Aufnahme von Bauernwörtern immer neue Nahrung erhält und lebendig bleibt? Und daß der Bauer nicht bloß die Nation ernährt, sondern auch ihre Sprache. — Die jetzigen Lehrbücher für Grammatik sind wahre Brutstätten von Fremdwörtern, die Sprache verwelschend, anstatt sie mit Urstoff der Mundarten zu beleben. Der Schüler nimmt sich zusammen, so viele der Fremdworte als möglich zu lernen, so unpersönlich als möglich zu schreiben, aber so oft ihm eine volkstümliche Wendung, ein

„Tust du deinen Kühen Leintücher aufbreiten?“ sagte verdutzt der Fremde.

Der Bauer raunte dem Fragesteller geheimnisvoll ins Ohr: „Weißt, die Kuh tut Taler machen.“

„Das gibt's nit“, schreit der Händler.

Jetzt rührt der Bauer mit einem Holzstäbchen eine Weile im Dünger herum und da, o Wunder, kommt ein blitzblanker Taler zum Vorschein.

„Hab' ich's nit g'sagt“, ruft der Bauer, „daß die Kuh Taler macht“.

„Was kostet das Vieh?“ forscht der Händler.

„Dreihundert Gulden.“

„Sie ist verkauft“, gibt der Händler zurück.

Als der Händler nach einer Weile, da er die Kuh daheim im Stalle hatte, vergebens auf die Taler wartete, trieb er die Kuh dem Bauer zurück. Dieser kam ihm mit einem blumengeschmückten Schlägel entgegen.

„Was tust mit dem Schlägel?“ fragt der Händler, ganz auf den Kuhhandel vergessend.

„Mit dem Schlägel“, erklärte der Bauer, „kann ich alte Weiber jung machen“.

„Was kostet der Schlägel?“

„Dreihundert Gulden.“

„Aber, daß du mich nit wieder anschmierst“, meinte der Händler. „Bei der Kuh hast mich auch erwischt, die macht ihren Lebtag keinen Taler. Da hast du das Tier zurück.“

„An—schmierst?“ gab der Bauer zurück. „Schau her, ich will dir's zeigen, daß der Schlägel seine Wirkung nicht versagt.“ Damit ging der Mann, mit dem Schlägel in der Hand, zum Ofenloch, steckte sein Weib hinein, hieb mit dem Schlägel nach und sagte: „Alte hinein, Junge heraus!“

Bald darauf kroch aus dem Ofenloch ein bildsauberes Dirndl heraus, es war die Kuhdirn, welche er, wie der Leser schon erraten haben wird, zuvor in den Ofen gesteckt hatte. Der Händler gab dreihundert Gulden für den Schlägel, nahm ihn und kehrte samt der Kuh dem Bauer den Rücken. Zu Hause befahl er seinem Weibe, in den Backofen zu steigen. Dann hieb er ihr mit dem Schlägel nach und sagte, „Alte hinein, Junge heraus!“ Er traf aber die Bäuerin so unzart: daß er ihr die Rückenwirbelsäule zerschmetterte und eine Leiche aus dem Ofen zog.

Wütend rannte der Händler zum Bauer. Dieser hatte den Mann kommen gesehen und sagte zu seinem Weibe: „Sag ihm, ich sei gestorben. Oben in der Kammer läg' ich auf der Bahre.

Als der Händler eintrat und wutig nach dem Hausherrn fragte, näselte das Weib: „Droben in der Kammer liegt er aufgebahrt.“

licher an ihren kleinen Gehalt denken als an ihre große Aufgabe, der sie nicht gewachsen sind. Der geborne Lehrer hingegen ist trotz der vielfach mechanischen Lehrtätigkeit unwillkürlich auch Erzieher. Er irrt sich nicht in der Eignung seiner Schüler, weiß bei jedem, was ihm besonders not tut, behandelt daher nicht nach dem Formbrett. Er hat die schlichteste und einfachste Art, auch schwächeren Köpfen Verständnis beizubringen, er wird Unfleiß und Unfähigkeit leicht unterscheiden, ersteren strenge behandeln und letzteren nicht strafen. Man wird froh und spielend das bei ihm lernen, was unter Lehrern, die keine sind, als höchste Last und Langweile empfunden wird. Das Wichtigste aber wird der echte Lehrer nicht tun, sondern *sein*: ein Vorbild in Wesen und Leben. Die Schüler verehren und lieben ihn und damit ist alles gewonnen.

Gottlob, es gibt noch solche Lehrer, es gibt ihrer sogar viele. Um so wünschenswerter wäre eine Reform unserer Volksschule, die den vorhandenen Kräften auch Gelegenheit und Freiheit gewährt, sich zu entfalten.

Die Volksschule ist ein Kleinod von unermeßlicher Bedeutung. Darum der ewige erbitterte Krieg, der von den Parteien um sie geführt wird. Wer die Schule hat, der hat die Zukunft, wenn er sie — auszunützen versteht. Und dieser allgemeinen Wichtigkeit wegen darf wohl auch der Laie mitsprechen, seine Gedanken, Wahrnehmungen und Meinungen dartun oder in weiterem die Ansicht der Bevölkerung über die Schule freimütig aussprechen. Es mag ja hie und da ein Irrtum mitunterlaufen, in keinem Falle aber ist unsere Volksschule so vollkommen, daß Reformvorschläge überflüssig wären.

Goethe-Anekdoten.

Von **Wilhelm Kullmann, Schluechtern.**

„Was ist die beste Charakteristik im Vergleich mit dem Detail eines bedeutenden Lebens?" *Goethe.*

In einem Essay über die Geschichte der Anekdote hat Tony Kellen darauf hingewiesen, daß zahlreiche Anekdoten über Friedrich den Großen und Napoleon, dagegen nur wenige über Goethe und Schiller im deutschen Volke im Umlaufe sind, ein Beweis dafür, so meint er, daß früher die großen Herrscher und Heerführer populärer waren als die großen Denker und Dichter. In gewissem Sinne mag dieses Wort auch heute noch seine Geltung haben und doch kann man sagen, es ist nur zur Hälfte zutreffend, es gilt nur für Schiller, nicht aber für Goethe. Die Erklärung dafür ist nicht schwer zu finden: an den Dichter des Idealen wagt sich die sonst so kecke Anekdote nicht heran. Ferner ist zu bedenken,

gut deutscher Mundartausdruck in dem „Deutschaufsatz“ passiert, kommt der Rotstift und die Rüge.

Ferner würde es gar zweckmäßig sein, wenn die Volksschule auf dem Dorfe ein bißchen Wirtschaftslehre triebe, natürlich den örtlichen Verhältnissen angemessen. Dann das Wichtigste in häuslicher Gesundheitspflege, das Verhalten in Gefahren, Anleitung zu Hilfeleistungen bei plötzlichem Unglück. Und auch die Grundzüge von Recht und Gesetz, soweit sie dem Bauer zu wissen nötig sind. Das alles sollte in der Volksschule vorkommen. Bis zum fünfzehnten Jahre besucht so ein Junge die Schule, um später an einer Wechselschuld zugrunde zu gehen, weil er nicht wußte, daß es gefährlich ist, aus Gefälligkeit Wechsel zu unterschreiben.

Eine Anleitung zur Handhabung und zum Verständnisse des bürgerlichen Gesetzbuches dürfte auch nicht schaden, obschon das wirkliche Verständnis zwar erst später, im Bedarfsfalle kommt. Heute gibt es noch sehr viele Staatsbürger, die von einem Gesetzbuche — dessen Unkenntnis bekanntlich nicht entschuldigt — keine Ahnung haben oder zum mindesten nicht wissen, daß dasselbe jedermann zugänglich und auch großenteils weit verständlicher verfaßt ist, als etwa andere behördliche Schriftstücke.

Die Handhabung des Wahlrechtes und anderer politischer und gesellschaftlicher Rechte müßte dem Landmann auch deutlich gemacht werden. Wo und wann soll denn derlei geschehen, als in der Schule?

So sollte die Volksschule sich den Verhältnissen und Bedürfnissen der Örtlichkeit und der Bevölkerung anpassen und in diesem Sinne spreche ich von Heimatsunterricht. Selbst der Religionsunterricht könnte dem Volks- und Heimatsbedürfnisse sich anpassen, wenn er außer der traurigen Schablone des Katechismus auch den Ansprüchen der Volksart und des Gemütes ein wenig entgegenkommen wollte oder — dürfte.

Wie viele hunderte von Lehrern werden mit meinen, wenn auch unmaßgeblichen Gedanken und Forderungen einverstanden sein, aber es fehlen die Mittel, es fehlt die Organisation, vor allem aber es fehlt das Gesetz dazu. Und was noch das Allerschlimmste ist, es fehlt der Wille oder der Mut, ein solches Gesetz zu geben. Die Schule ist im allgemeinen zu einer großen Mechanik geworden, die von oben durch Fäden in Bewegung gesetzt wird. Vielfach entspricht diese Mechanik, aber noch vielfacher wird der Mangel einer Seele tief empfunden. Es mangelt ja auch an der genügenden Anzahl tüchtiger Lehrer. Solche müssen dazu geboren sein, können — wenn die natürliche Eignung fehlt — durch keine Lehrerbildungsanstalt erzogen werden. Davon kommt es, daß so viele unserer Volks-, ja vielleicht auch Mittel- und Hochschullehrer, ihren Lehrberuf wie ein Handwerk betreiben und dabei schmerz-

Steht die Form aus Lehm gebrannt.' Goethe hat noch oft in späten Jahren über diese seine Verwechslung mit Schiller gelacht."

Über diesen Kobbe, dessen humoristische Schriften einst viel gelesen wurden, heutzutage jedoch vergessen sind, hat das Goethe-Jahrbuch für 1909 einige Mitteilungen gebracht, in denen darauf hingewiesen wird, daß das Kobbesche Büchlein mit dem schmächtigen Umfang, dem zerbröckelnden Löschpapier und den geradezu zahllosen Druckfehlern eine wahre Fundgrube für den Literarhistoriker und Kuriositätenliebhaber ist. Goethe hat den Verfasser dieses Büchleins in seinem Tagebuch nur kurz erwähnt; unter dem 11. April 1818 finden wir eingetragen: „Koppe von Kiel, in Heidelberg Studierender". Kobbe — wie der Name richtig lautet — schildert diese Audienz sehr ausführlich in seiner humoristischen oder humoristisch sein sollenden Art und sagt von Goethes Erscheinung u. a.: „Ich weiß nicht recht, woher es kam, aber drei Vergleiche drängten sich bei seinem Anblicke solidarisch in meine Vorstellung: bald glaubte ich den Apoll von Belvedere, bald einen Pfau, bald die Ruinen des Heidelberger Schlosses vor mir zu sehen."

Wie Goethe einmal Gesichter schnitt, darüber weiß dieser Kobbe aus der Zeit des Aufenthaltes des Dichters in Heidelberg im Jahre 1814 etwas zu erzählen. Diesmal ist es ein preußischer Offizier, der durchaus den „Werther" sehen will und der wiederholt abgewiesen wird, weil Goethe noch zu Bette liegt. „Alle Versuche", erzählt Kobbe, „waren vergebens: Goethe blieb negierend im Bette liegen. Da verkehrte sich seines Verehrers Liebe in Zorn: zur Seite stieß er den Kammerdiener, dann eilte er mit gezücktem Schwerte an des Dichters Lager, indem er ausrief: ‚Noch hab' ich jede Schanze, auf die ich losstürzte, genommen und das Bett eines eigensinnigen Poeten sollte mir verborgen bleiben?' — Was tat nun der erstürmte Goethe? Kaum trat der Offizier an sein Lager, alsbald durch die heilige Nähe des Sehers wie durch die Erfüllung seines Wunsches kalmiert, als der Herr Geheimrat anfing, sukzessive dermaßen Gesichter zu schneiden, daß der Krieger, der ohnehin nicht lange warten konnte, nur die Züge eines Grimassiers, nichts aber von den Göttermienen des Verfassers der Iphigenie, des Tassos und des Fausts erblicken konnte."

Zahlreiche dieser Goethe-Anekdoten handeln von militärischen Huldigungen, die man dem großen Dichter erwies. So erzählt Friedrich Förster aus dem Jahre 1813: „Unser erstes Nachtquartier hatten wir in Meißen. Wir hatten eben unseren Morgengesang vor dem Gasthof, in welchem unser Feldwebel im Quartier lag, beendigt, als ich einen Mann in eine Extrapost einsteigen sah, dessen Züge mir bekannt zu sein schienen. Kaum traute ich meinen Augen, als ich sah, daß es

daß Goethe ein weit höheres Alter erreicht hat und daß besonders die „steife alte Exzellenz", wie sie nun einmal in der Vorstellung der guten Deutschen fortlebt, ein Liebling insbesondere der „literarischen" Anekdote geworden ist. Auch das Scherzlied des Studenten will von Schiller nichts wissen; dagegen singt der Bruder Studio Lieder, wie das von der „Wassermaus und der Kroete", das Herr v. Goethe „eines Abends spoete" auf dem Sofa ersonnen hat.

Wir können von Dutzenden von Goethe-Anekdoten sprechen, besonders, wenn wir den Begriff der Anekdote etwas weiter dehnen und das einbeziehen, was man in Frankreich unter der „literarischen Anekdote" versteht, die über den Rahmen des schnurrigen Geschichtchens oder des charakteristischen Zuges aus dem Geistesleben einer bedeutenden Persönlichkeit hinausgeht. Man denke nur an das bekannte Buch von Firmin Maillard „La Cité des Intellectuels", in dem zuerst der Begriff der literarischen Anekdote weiter gefaßt und nicht nur das Leben, sondern auch das Sterben und Begrabenwerden berühmter Dichter und Schriftsteller zum Gegenstande kleiner Geschichten gemacht wird.

In Weimar müssen derartige mehr oder minder humoristisch gefärbte Züge aus dem Leben des großen Olympiers schon früh im Umlauf gewesen sein, denn Hebbel erzählt uns bereits, daß er dort auf der Jagd nach Goethe-Anekdoten gewesen sei, die sich aber leider nicht als sehr ergiebig erwiesen habe. Der geringe Schatz von derartigen Goethe-Geschichtchen hat sich seitdem stark vermehrt. Gibt es doch sogar Goethe-Anekdoten, die uns in verschiedener Fassung überliefert sind, ein Beweis dafür, wie weit verbreitet sie sind. Da ist zum Beispiel die bekannte Anekdote von dem „Herrn Geheimrat und der gebildeten Berlinerin", die uns von Kobbe (in seinen „Humoristischen Erinnerungen aus meinem akademischen Leben in Heidelberg und Kiel in den Jahren 1817 bis 1819") in der nachfolgenden Fassung erzählt wird:

„In dieser Zeit passierte Goethe auch eine wenig bekannte, höchst ergötzliche Anekdote. Eine Dame ließ sich bei ihm melden. Goethe, der den Besuch des schönen Geschlechtes nur sehr bedingt liebte, ließ seiner Bewunderin, aller Bitten ungeachtet, dreimal durch seinen Bedienten den Zutritt verweigern. Allein die Dame wollte sich nicht abweisen lassen, folgte dem Bedienten, dem sie noch eine Bestellung an seinen Herrn aufgetragen hatte, in den Garten, wo sie Goethe erblickte, dem sie sogleich zu Füßen stürzte, indem sie seine ergriffene Hand mit Küssen bedeckte. ‚Aber Madam! Stehen Sie doch auf!', rief Goethe, zwar geschmeichelt, aber doch auch verwirrt. ‚Mein großer Dichter!', rief die in den Staub gesunkene Verehrerin. ‚Wie glücklich bin ich, daß meine Augen dich erblicken! Ich komme mir vor, wie die Glocke, wovon es in deinem schönen Liede heißt: Fest gemauert in der Erden —

daß der herzoglich Weimarische Geheimrat Goethe soeben in Landeshut eingetroffen sei; er sei nur — so hieß es — im Gasthofe abgestiegen, um die Pferde zu wechseln und werde bald an der Hauptwache vorbeifahren, um die Reise fortzusetzen. Nach kurzer Zeit rasselt in der Tat ein Wagen heran, und nun stürzte unser Offizier, von seinen Kameraden gefolgt und ein großes Glas Punsch in der einen, ein Licht in der anderen Hand, vor die Tür. Ein „Halt!" donnerte dem Postillon entgegen, der erschrocken Folge leistete. Dann trat der Offizier an den Wagenschlag und sprach, während er das mitgebrachte Getränke hineinreichte, die eben mühsam zusammengestoppelten Reime:

„Mein Goethe, dich zu seh'n, war längst mein heißer Wunsch!
Nimm von des glühenden Verehrers Hand,
Ist's kein Gelehrter auch und nur ein Lieutenant,
Zur Labe auf den Weg dies Gläschen warmen Punsch!"

Goethe leerte das Glas auf einen Zug und äußerte dann seine Freude, einen so schmucken Offizier kennen gelernt zu haben. „Allein", fügte er beim Abfahren hinzu, „bleiben Sie künftig lieber beim Punschbrauen und lassen Sie das Versemachen, denn Ihr Punsch ist bei weitem Ihren Versen vorzuziehen".

Da ist ferner die Anekdote von der Verwechslung der „natürlichen Tochter" mit – „Rinaldo Rinaldini", die uns in der Erinnerung aus dem Leben von Heinrich Anschuetz erzählt wird: „In einer Universitätsstadt wurde einst ‚Die natürliche Tochter' aufgeführt. Nach dem zweiten Akte wendet sich ein Student an einen neben ihm sitzenden ältlichen Herrn mit der Frage: ‚Um Vergebung, ist das Stück nicht von Vulpius?' – Der ältliche Nachbar erwiderte: ‚Nein, das Stück ist von Goethe.' – Nach dem dritten Akt fragt der Student: ‚Wissen Sie gewiß, daß das Stück nicht von Vulpius ist?' – ‚Gewiß', gibt der Nachbar zurück, ‚aus der besten Quelle'. – Nach dem vierten Akte meint der Student wieder: ‚Ich glaube immer, daß das Stück von Vulpius ist.' – ‚Von Goethe', wiederholt der Nachbar. – Am Schlusse endlich erklärt der Student: ‚Sie mögen sagen, was Sie wollen, das Stück ist von Vulpius.' – Da erhebt sich der ältliche Herr und sagt mit flammendem Auge: ‚Das Stück ist von Goethe und ich bin Goethe.' – ‚Sehr erfreut', sagt nun der Musensohn, der ein ziemlich dummes Gesicht macht, ‚mein Name ist Müller'."

Die kleine Geschichte trägt alle Merkmale der Erfindung auf der Stirne. Aber wie viel Anekdoten gibt es, die auf Tatsachen und nicht auf Erfindung beruhen?

Wie viel ist denn wahr an der bekannten Anekdote von Goethe und der Catalani? „Die berühmte italienische Sängerin, die man zur Weimarer Hoftafel zugezogen hat, erkundigt sich nach einem stattlichen Herrn, dessen imponierendes Äußere ihr aufgefallen ist. ‚Aber das

Goethe war. Als ich nun aber seinen kleinen Sekretär, Freund John, an den Wagen treten sah, war ich meiner Sache gewiß und teilte die herrliche Entdeckung sogleich meinen Kameraden mit. Mit militärischem Anstande einer Ordonnanz trat ich nun an den Wagen heran und sagte: ‚Euer Exzellenz melde, daß eine Abteilung der königlich preußischen Freischar der schwarzen Jäger auf dem Durchmarsch nach Leipzig vor Ihrem Quartier aufmarschiert ist und Euer Exzellenz die Honneurs zu machen wünscht.‘ Der Feldwebel kommandierte: ‚Präsentiert das Gewehr!‘ und ich rief: ‚Der Dichter aller Dichter, Goethe, lebe hoch!‘ Mit Hurrah und Hörnerklang stimmte die ganze Kompagnie ein. Er faßte mit der Haltung eines Generals an seine Mütze und nickte freundlich. Nun trat ich noch einmal heran und sagte: ‚Es hilft Euer Exzellenz das Inkognito nicht. Die schwarzen Jäger haben scharfe Augen und bei unserem ersten Ausmarsche Goethe zu begegnen, war ein zu gutes Zeichen, als daß wir es sollten unbeachtet vorüberlassen. Wir bitten um Ihren Waffensegen.‘ — ‚Vom Herzen gern‘, sagte er. Ich reichte ihm Büchse und Hirschfänger, er legte seine Hand darauf und sprach: ‚Zieht mit Gott und alles Gute sei eurem frischen Mute gegönnt!‘ Während wir ihm ein nochmaliges Lebehoch zuriefen, fuhr er grüßend an uns vorüber."

Etwas weniger literaturkundig als der schwarze Jäger von 1813 scheint der preußische Major von 1806 gewesen zu sein, der bei Goethe im Quartier lag, ehe die Franzosen kamen. Damals — so wird uns erzählt — ereignete sich eine heitere Szene in einem Weinhause, wo ein alter dickbauchiger Major zu anderen Offizieren bei der Besprechung ihrer Wohnungen die Äußerung fallen ließ: „Ich stehe bei einem gewissen Gothe oder Goethe oder weiß der Teufel, wie der Kerl heißt." Man sagt ihm, daß dieser Mann, bei dem er im Quartier stehe, der berühmte Dichter Goethe sei, und der Herr Major erwiderte darauf: „Kann sein, ja ja, nu nu, das kann ja wohl sein; ich habe dem Kerl auf den Zahn gefühlt und er scheint mir Mucken im Kopf zu haben."

Daß der große Dichter auch einmal von einem Sohne des Mars „angesungen" wurde, davon wußte vor einigen Jahren ein schlesisches Blatt folgendes zu erzählen: Im Jahre 1790 bezog das preußische Regiment Alt-Pfuhl für einige Wochen ein Kantonierungsquartier in der Festung Landeshut in Schlesien. Außerdem wurde ein Kürassierregiment, dessen Chef der Herzog von Sachsen-Weimar war, dahin verlegt. Im Gefolge des Herzogs befand sich auch Goethe, der bei dieser Gelegenheit das Riesengebirge besuchen wollte und eines Abends in Landeshut eintraf. Ein junger Offizier des Regiments Alt-Pfuhl, der ein großer Verehrer des großen Dichters war, saß mit mehreren Kameraden gerade bei einer Punschbowle auf der Hauptwache, als von der Torwache gemeldet wurde,

Goethe war bekanntlich ein Freund der Anekdote und er hatte nichts dagegen, wenn die Pointe manchmal auch etwas derbkräftiger Natur war. Daß er selbst auf das Anekdotenerzählen sich sehr gut verstand, ersehen wir aus einem Berichte Heinrich Ludens, der mit dem Dichter in einer heiteren Abendgesellschaft zusammentraf. „Kaum war man eine Viertelstunde zusammen", so erzählt Luden, „so hatte Goethe ein lebhafteres Tempo in die Unterhaltung gebracht. Er gab Anekdoten und Abenteuer von seinen Reisen zum besten, namentlich von seinem letzten Aufenthalt in Karlsbad, charakterisierte die Menschen auf das lebendigste, warf mit Scherzen und Witzworten um sich und schien aus seinem unermeßlichen Vorrat um so freigebiger und lieber mitzuteilen, je aufmerksamer wir sämtliche auf seine Worte waren und je dankbarer für seine Mitteilungen."

Wladimir v. Hartlieb.

So ziemlich jeder Gebildete, besonders mit Hilfe eines Reimlexikons, kann bei einigem guten Willen und fleißiger Übung solche Verse machen, daß dem Leser nicht übel wird, eine stattliche Anzahl von Menschen ist sogar imstande, recht gut zu reimen — mein Gott, was ringt man sich mit Ausdauer nicht schließlich in der beschaulichen Stille seiner Studierstube ab! — aber trotzdem sind die Dichter und Denker heute noch gerade so rar wie anno Goethe. Wenn nicht noch spärlicher gesät! Wird auch der deutsche Literatur-Tandelmarkt jährlich auf 30.000 (sage und schreibe: mit dreißigtausend!) Neuerscheinungen überschwemmt.

Wladimir v. Hartlieb ist ein Dichter und Denker. Das erkannten Dehmel, Gregori, die delle Grazie und andere, die Verse mit dem bestem Gefühl auffassen, schon aus seinem ersten Gedichtebuch „Die Stadt im Abend*), das er im Frühling 1910 herausgab. Darüber habe ich im „Heimgarten" (35. Jahrgang, Oktoberheft) geschrieben; jetzt liegt sein neues und neuartiges Epos („Gedicht" genannt) „Herbert"*) vor mir. „Epos, heutzutage!" wird man sagen. „Ich bitt' Sie, das ist höchstens etwas für Philologen!" Ja, ein Epos heutzutage, und nicht nur für die Philologen und Literaturbonzen, sondern ein lebendes, rauschendes Werk, eine lebendige Schöpfung. Man muß es nur können und dann ist es bekanntlich keine Kunst; und eine Kunstgattung gerät bloß dann in Verruf, wenn solche, die nichts können, sich in Masse darauf werfen. Diskreditierung heißt dieses Phänomen. Ich verrate gleich noch mehr: Hartlieb wagt es mit Stanzen, mit dem vertrackten Reimspiel ab ab ab cc. Der

---

*) Verlag Hugo Heller u. Cie. Leipzig und Wien.

ist ja der berühmte Goethe', gibt man ihr zur Antwort. ‚So', fragt die Sängerin weiter, ‚welches Instrument spielt er denn?'" So lautet die erste Version der Anekdote, und erst später bildete sich die zweite, der zufolge die Aufklärung lautet: „‚Das ist kein Musiker, der Herr ist der Dichter von ‚Werthers Leiden', die Sie gewiß kennen.' — ‚O gewiß', antwortet die Sängerin, und sie wendet sich nun an den Dichter: ‚Ach, mein Herr, Sie haben keine Ahnung davon, wie dieser ‚Werther' mich entzückt hat.' Goethe verbeugt sich. — ‚Es war aber auch zum Totlachen', fährt die Sängerin fort, ‚diese Lotte der Madame Bautrin — sie hatte eine Taille wie ein Wagenrad. Und dieser Werther! Sein Weinen und Jammern war wirklich zum Totlachen." Was sollte das heißen? Alles sieht sich verwundert an. Erst nach und nach erfolgt die Aufklärung: Die Sängerin hatte in Paris eine satirische Farce gesehen, die sich ‚Werther, ou les égarements d'un coeur sensible' betitelte und in der der Komiker Potier als Werther wahre Lachsalven erregte. Den Goetheschen Roman, den man hier persifliert hatte, kannte Madame Catalani nicht."

Wie die Anekdote sich bildet, das können wir auch aus einem anderen Beispiel ersehen. In seinen „Stunden mit Goethe" (IV, 3) erzählt uns Wilhelm Bode in einer Plauderei „Goethe als Sagenfigur" sehr Amüsantes über die Erinnerung an Goethes Eheschließung mit Christiane Vulpius, wie sie sich in der Erinnerung gewisser Kreise der Weimarer Bürgerschaft erhalten hat. Darnach war die kirchliche Trauung der Exzellenz mit seiner treuen Haushälterin nur das Werk Napoleons. Dieser ließ sich bei Goethe zum Essen ansagen, und während sie speisten, servierte Christiane. „Wie stehen Sie mit der Dame?" fragte Napoleon, und Goethe wußte keine Antwort. „Das nächste Mal, wenn ich wiederkomme, sind Sie verheiratet", sagte Napoleon und er duldete keinen Widerspruch. Goethe aber tat nichts dergleichen bis zur Schlacht bei Jena. Als man in Weimar die Kanonen in einemfort bullern hörte, dachte er: „Jetzt ist's Zeit!" und er sagte zur Vulpius: „Zieh dich ein bißchen gut an." Sie zog sich an und unterdessen fuhr der Wagen vor. „Wir wollen ausfahren", sagte Goethe. Und als sie in der Kutsche saßen, sagte er: „Wir wollen uns trauen lassen." So wurden sie in der Jakobskirche getraut, während draußen die Kanonen donnerten.

So entsteht die Anekdote. Sie setzt die Entschließung Goethes, sich mit seiner Christiane trauen zu lassen, deren Heroismus er während des Eindringens der Franzosen in sein Haus zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte, nicht nur mit den Zeitereignissen, sondern auch mit dem Willen des Allmächtigen in Verbindung, der ihn zur Audienz nach Erfurt befohlen und der ihn auch während seiner Anwesenheit in Weimar ausgezeichnet hatte.

Und was du bist, das bist nur du allein —
Der andre lebt in einer andern Welt.
Was uns verbindet, ist ein öder Schein,
Ein wirrer Wahn, der unser Herz verstellt.

Das wahre Ich hüllt sich in Stummheit ein
Und schweigend trägt er, Dulder oder Held,
Verstrickt in seinem eignen Schicksalskreise,
Sein nacktes Dasein durch die Lebensreise."

Und die Rückkehr zur Natur soll uns über den unlösbaren Konflikt hinweghelfen, denn wir sehnen uns nach Verständnis und Verständigung und doch bleibt unser Urinnerstes jedem Nächsten unfaßbar . . .

Hartlieb sucht Trost in seinem Pessimismus — und findet ihn in seiner schwerblütigen Art:

„Wer einmal einen Augenblick erlebt —
Seis höchster Wonne oder tiefster Qual,
Der plötzlich ihn, mit einem Schlag, erhebt
Aus dem gewohnten dumpfen Schlummertal,
Wer einmal bis in Herzensgrund erbebt —
Der mischt sich nicht mehr in die große Zahl,
Die Glück und Leid mit schwachem Sinn empfindet
Und Tag an Tag wie trockne Feigen bindet.
— — — — — — — — — — —
Auch Schmerz ist Wollust! Schmerz ist auch Genuß!
Die meisten freilich fürchten seinen Kuß."

Daran schließt sich das Resümee des Lebens:

„Was tut es? Unter seinem Zorn begraben —
Noch immer besser, als kein Schicksal haben."

Noch nie und nirgends sah ich die Großstadt mit so furchtbar echten Farben gemalt, wie bei Hartlieb, er haßt das „Massenzimmerungeheuer" und ihm graut vor dem Proletariat, mit dem er zugleich ein scheues, fremdes Mitleid empfindet; scheu, unsicher und weltentfremdet sieht er die Arbeiter aus den Fabriken taumeln:

„Sie ziehen heim. Was soll die karge Frist,
Das Angesicht der freien Stunde ihnen?
Sie traun ihr nicht, sie wittern ihre List,
Sie, die nur dann ein Wert sind, wenn sie dienen.
Was sind sie jetzt? Ein Haufe nur wie Mist
Mit schlechten Kleidern und verdrossnen Mienen.
Sie haben jetzt kein Recht auf ihre Hände —
Die müssen ruh'n, sonst gäb' es Mord und Brände.

Wenn sie jetzt sprächen, hätt' es keinen Sinn.
Wenn sie jetzt lachten, wär's nur eine Fratze.
An der Maschine bringen sie Gewinn —
Ihr ganzes Dasein stöhnt aus diesem Satze.
Was sie jetzt tun, ist nur ein Immerhin,
Ein Nebenbei, ein Schein, ein Nichtamplatze —
Sie kehren heim — Wohin? Wozu? Warum?
Sie blicken scheu um sich und bleiben stumm.

Sie gehen schlafen. Schade! Wie gefährlich
Ist dieser Schlaf! Auch er hat seine Träume.
Und Träume sind mitunter sehr begehrlich —
Sie treiben bis zum Himmel oft die Bäume.
Besonders dann, wenn Wirklichkeit so spärlich,
Schafft sich der Traum ja gern verwegne Räume —
Wer sind im Traum die Herren? Wer die Knechte?
Träumt, träumt, ihr stolzen Herren dunkler Nächte!"

junge Mann ist tapfer! Ich gestehe, daß auch ich, der ich über „Die Stadt im Abend“ meine große Freude hatte, mit einem leisen Schauer an die fünfhundert Stanzen herantrat. Und ich las — und las und mochte nicht aufhören. Liest ein halbwegs moderner Mensch überhaupt so hungrig, und besonders Verse? Wenn die Verse danach sind, ja.

Nun zu dem Werk selbst: Es behandelt Herberts Lebensgeschichte, aber diese ist nur das Gerippe, um das sich Gedanken und Philosophien ranken. Um das Grundthema wird eine üppige Fülle von Ideen geschlungen, die wohl die Hauptsache sind. Herberts Biographie ist bloß die Richtlinie, das Rückgrat. Hartlieb schwenkt davon ab, sobald er an einen Begriff, an eine Tatsache tastet, über die er etwas zu sagen hat. Von einem „straffen Aufbau“ keine Spur, ein bei der Stange bleiben darf man nicht verlangen: Unser Dichter schreibt das Leben nach, das auch dahin und dorthin tappt, universell, breitspurig, ohne die kaltherzige Denkungsart des Konstrukteurs, der am Plan des Grundrisses klebt.

„Ich dichte wie ich lebe: Kreuz und quer,
Bergauf, bergab — und viele Narben zieren
Mein junges Herz: ich hab' in wenig Jahren
Die Schmerzen der Jahrtausende erfahren.“

So charakterisiert er sich selbst.

In dem Epos ist alles enthalten, was den denkenden, kritischen Menschen bewegt, was ihn emporhebt und was ihn niederdrückt. Und wie wir alle zwischen einem überschäumenden Selbstbewußtsein und einem Verzweifeln an unserem Wert pendeln, so schwankt auch Hartlieb in der Beurteilung seines Könnens und sagt zum Schluß:

„Mein Lied verstummt. Ich habe abzutreten.
Jetzt ist an euch das Stichwort. So beginnt!
Die Rollen wechseln seltsam — o Poeten,
Muß man nicht schweigen, wenn man sich besinnt?
Was hab' ich denn getan? Die Verse drehten
Sich wohl zu leer und das Gedicht zerrinnt —
Ich war, wenn man's zum Schlusse überblickt,
Vielleicht zu toll, vielleicht zu ungeschickt.“

Nein, hierin hat er unrecht, wer die tiefen Gedanken formt, wie

„Beethoven taub! O frevelnde Natur,
Warum uns allen, was du ihm entrissen?“

der ist weder „toll“ noch „ungeschickt“. Und ich führe noch einige andere Proben einer wundervollen Rätselerkenntnis an:

„Ich sage Glück und hör' es andere sagen,
Ich sage Schmerz und andere sagen's auch,
Und Liebe, bald wie Jubeln, bald wie Klagen,
Und Welt und Geist und Seele – alles Rauch!
Nie meinen zwei dasselbe, denn es schlagen
Die Herzen zu verschieden beim Gebrauch
Des gleichen Wortes. Nur gemeine Not
Ist allen wohlverständlich: Fleisch und Brot.

Sprichst du ein Wort und soll ich ganz erfassen,
Was du mit seinem starren Zeichen meinst,
So müßtest du mich vorerst wissen lassen,
Was du erlebtest, was du bist, was einst
Vor Jahren dich bewegte, Liebe, Hassen,
Warum du lachst, noch mehr, warum du weinst –
Denn was du sagst, verrinnt ins allgemeine,
Doch was du meinst, darin bist du der eine.

Genug an diesen charakterisierenden Zitaten.

Wladimir v. Hartlieb ist kein Glücklicher — er ist ein Künstler, und vielleicht schließt die tiefste Künstlerschaft das Glück überhaupt aus. Ihr Merkmal ist unstillbare Sehnsucht, ein Streben zum unerreichbar Höchsten.

Leichtblütig — in einem flüchtigen Stimmungsaugenblick — steckt er sein Ziel:

„Der eine widmet sich dem Kartenspiele,
Der andre sucht sein Heil bei Weib und Wein.
Doch gibt es, Gott sei Dank, auch höh're Ziele:
Man kann zum Beispiel Staatsbeamter sein.
So findet sich gar vielerlei für viele
Und etwas fällt doch einem jeden ein —
Mich reizt der schöne Lorbeer des Poeten:
Ich habe Lust als Dichter aufzutreten."

Kunst ist ihm ein Höhepunkt — der Höhepunkt:

„Die Kunst! Denn alles andre ist nur Fretten,
Nur kümmerlicher Kampf ums trock'ne Brot.
Die Menschheit möchte sich bequemer betten
Und macht zur Tugend diese finstre Not.
Die Kunst allein ist frei von allen Ketten,
Dient keinem dumpfen, tierischen Gebot —
Sie kann allein den Geist in uns erheben,
Denn sie ist zwecklos, zwecklos wie das Leben."

Aber dann spricht die melancholische Nachdenklichkeit des Künstlers, die uns Hartliebs Wesen ahnen läßt:

„Wie seltsam, daß sogar ein Lorbeerblatt
Versteckte, unsichtbare Dornen hat!"

H. L. R.

Heimgärtners Tagebuch.

Endlich ist das wieder einmal gesagt, und zwar von fachmännischer Seite. Dr. M. Hainisch spricht in der „Österr. Rundschau" (Juni 1912) von der Bauernwirtschaft. Sie füge sich nicht uud könne sich nicht fügen in die moderne Wirtschaftsordnung und deshalb werde sie so grob mißverstanden. Die Bauernwirtschaft dürfe nicht nach den Geschäftsgrundsätzen des Handels, der Industrie betrieben werden, denn sie habe ganz andere Bedingungen und Ziele. Das Bauerngut ist von ganz anderen „Konjunkturen" abhängig als der Kaufmann. Das Bauerngut ist naturgemäß eine Naturalienwirtschaft, die nicht auf Austausch der Lebensmittel angewiesen ist, sondern auf der eine bestimmte Familie, sich im Notfalle aus eigenem Boden nährend, von Geschlecht zu Geschlecht hausen und bauen kann. Leben von der Eigenscholle und Heimständigkeit, das ist Bauerntum. Nicht aber Spekulationen mit Haus und Hof, als wären das Aktien. In den Alpen nennt der Bauer sein Elternhaus einfach „s Hoamat", er kann sich keine andere Heimat

Und Herbert, der solche dumpfe Gedanken denkt, sieht auch den Bildungspöbel mit eigenen Augen an:

„Noch zwei, drei Jahre fuhr er hin und her,
Zugein, zugaus (gewöhnlich erster Klasse),
Er reiste durch Europa kreuz und quer —
Ach, überall die gleiche Menschenrasse!
Er sah Gebirge und er sah das Meer —
Doch nichts erlöste ihn von seinem Hasse,
Weil er in allem unsre Zeit erkannte,
Wohin er auch die flücht'gen Schritte wandte.

Er fand die internationale Bande
Von Handel, Bank, Verkehr und Industrie,
Von öden Weibern und von Künstlerschande
Auf Schritt und Tritt, so daß er meistens spie.
Er traf Hotels am steilsten Felsenrande
Und Jachten, wo die Möve nicht mehr schrie —
Die Welt war überschwemmt von all dem Mist,
Der das Kriterium des Jahrhunderts ist.

Und alle sprachen sie den gleichen Klatsch:
Von Kursen, Politik, von Kunst und Moden.
Millionen Menschen — aber nur ein Tratsch,
Ein Wesen, ob in Schmoking oder Loden.
Die ganze Erde schien ersäuft im Quatsch,
Ein Meer von Unrat, aber ohne Boden.
Ein jeder konnte hundert Themen streifen —
Die Leute wissen mehr, als sie begreifen!

O Gott, wie kam es denn? Was ist geschehen?
Woher denn dieser aufgespülte Schmutz?
Erbärmlich, wie sich alle gleich verstehen!
Sie tragen ihre ‚Bildung' wie den Putz!
O böser Traum, wirst du nicht bald vergehen?
Doch nein, es ist so! Gibt es keinen Schutz,
Kein Mittel? — Pranger, Schrauben, Stock und Räder!
Und noch ein Vorschlag fließt mir in die Feder:

Man müßte jedes Hirn genau vermessen,
Was sein Volumen fassen kann, was nicht —
Und geb' ihm soviel Kenntnis nur zu fressen,
Als es verträgt, bevor es sich erbricht!
Es ist verderblich, mehr hineinzupressen,
Als der Verdauungsmöglichkeit entspricht:
Nicht nötig, daß ich dies vom Leib erwähne,
Doch gilt's auch für die geistige Hygiene.

Sonst kann die ‚Renaissance' ein Übel werden,
‚Florenz', ‚Neapel' gräßlich und gemein,
‚Melos' und ‚Satzbau' das Gehör gefährden
Und ‚Richard Wagner' ein Verhängnis sein.
Nichts finde ich gefährlicher auf Erden,
Als Worte, wie ‚erhaben', ‚edel', ‚fein' —
Dem kann der Wackerste nicht widerstehen!
Ihr möchtet fliegen — und ihr könnt nicht gehen."

Hat der Ekel in einem Künstler das erträgliche Maß überschritten, dann pflegt er eben in Satire und Ironie umzuschlagen!

„Die jungen Köpfe werden vollgepropft,
So wie man schlechtes Bier auf Flaschen zieht,
So wie man Gänse, bis sie bersten, stopft —
Ein Schauspiel, das man nur mit Ekel sieht —
Die Poren schwitzen und das Herzchen klopft,
Das Wissen kommt und der Verstand entflieht —
Wie viel Gehirne, ohnehin nicht stark,
Macht man auf diese Weise ganz zu Quark!"

Ferner:

„Der einzelne kann Trägheit überwinden
Und eine Stunde lang vernünftig sein.
Sobald sich zwei und drei zusammenfinden,
Stellt sich sofort die liebe Dummheit ein.
Und wenn sich zehn und zwanzig gar verbinden,
Erlischt der letzte trübe Dämmerschein:
Der Blödsinn wächst wie eine Schneelawine
Und wirkt wie eine Präzisionsmaschine.

Ich konkludiere: Eines ist gewiß
Und liegt ja auch in der Natur der Sache:
Die Menge ist das große Hindernis
Des Einen — denn sie will, daß er verflache.
Der Preisdruck ist die übliche Malice,
Die Strategie der Konkurrentenrache —
Verallgemeinert heißt der Grundsatz so:
Entscheidend ist das niedrigste Niveau."

Über Venedig:

„Gefallne Stadt, einst in Palästen hell
Erstrahlte deines Lebens höchste Blüte —
Und was regiert dich heute? Das Hotel!
Dein Wert, dein Ansehn schwankt mit seiner Güte.
Wie tief der Sturz! Der Unterschied wie grell!
O, daß dein Löwe doch in Scham erglühte!
Venedig muß — es muß mit Kellnermienen
Europa und Amerika bedienen!"

hier und das Verkaufen dort, für das Einkaufen dort und das Verkaufen hier. Der Bauer muß auch den Kaufmann miternähren, und der lebt zumeist viel besser als er selbst. — Das alles sollte anders sein.

Oh, was schreibe ich denn da? Das ist ja niemandem recht. Dem Kaufmann nicht, weil er um sein Geschäft kommt, dem Industriellen nicht, weil er um Arbeiter und Konsumenten kommt, und dem Bauer nicht, weil er nicht mehr Bauer bleiben will.

Na, dann ist ja alles in Ordnung. Ich kapriziere mich nicht auf das alte Bauerntum und ich werde gewiß auch selbst kein Bauer mehr; groß und lieb an ihm war mir nur seine stolze Fest- und Heimständigkeit. Das macht ihr ihm keiner mehr nach. Selbst in den Zeiten der Hörigkeit war der Bauer der freieste aller Knechte.

„A narrischa Brauch, dos! Do hot s Leut, de eahner olts Sochn, Hauszeug, Gmöbl, Ongedenkn, und wos ma holt a so hot, gleih weckschmeißn, und ollaweil nur Neugs hobn wölln, ollaweil wos onders und Neugs. Daß s Vergongeni na gleih af oanmol ausglöscht is. Selti Leut kema ma just für, as wia wan sie sih mit eahnern Voreltern schoma tatn, oda gor mit eahner oagnen Vagongenheit. He, Michel, is s nit a so? Norrn seins. A fürnehmer Mensch, is s nochher a Grof oder a Baur, holt wos af Sochn, af Brauch und Sittn, wia s eahneri Vorfohrn scha hobn ghobb. In Kaiser sein Haus san lauter olti Sochn, gonz olti; er kunt eahm ah wos Neugs kaffn, bleibt herentgegn af sein festn Stond stehn. Oba da Schneider Pankrazl, wiar er gheirat hot, der hot seini guatn, oltn Kastn und Truhan an Judn fürgschmissn: „Gebn S wos S wölln, für däs olti Graffl, bin froh, wan s ban Loch draußt is.“ Hot nochher Geld z leichn gnoma, hot eahm noglneugi Möbl ongschofft, gonz noch da Mod — nobl! — In a drei Wochn drauf hobn die schönen neugn Kamodn und Trimoos schon onghebt zan knarn und schnolzn — is da gon Teuxl aus n Leim gonga! Die oltn Möbel hot da Jud an Gschloßherrn vakafft um viel Geld. — Is dos a Glumpert überanond! Nit die oltn Sochn: d Leut, de moan ih, de s so gottlos vawantschln, san a Glumpert — meiner Seel, giftn muaß ma sih! —“

Der alte Veitelhuber war's, den ich vor kurzem so schelten hörte. Aber auch dieser Alte gehört schon zum alten Graffl, das man heutzutag am liebsten beim Loch draußen hätte. Man mag doch nicht immer hinter sich das Greinen hören, wenn man sich's besser machen will — so g'scheit wie der Schneider Pankrazl.

---

denken als die Scholle, die er bearbeitet und die ihn ernährt. Sobald aber, wie in der Gegenwart, das Heimgefühl aufhört und die Mitglieder einer Bauernfamilie das Opfer für die Erhaltung ihres ererbten Besitzes nicht mehr bringen wollen, wird es aus mit dem echten Bauernstand. Und wenn das Gut von einem Geschäftsmann aufgekauft wird, der es nach kaufmännischen Prinzipien betreiben und danach eine „Musterwirtschaft“ machen will, da kann man Wunder erleben. In kurzer Zeit sieht er, es gehe nicht mit modernen Theorien und er will des Bauerngutes los sein, wie eines Papieres, das sich schlecht oder gar nicht verzinst. Der Altbauer denkt nicht ans Verzinsen, er will auf seinem Gut unter persönlicher Arbeit nur halbwegs anständig leben und den Boden seiner Väter seinen Kindern vererben können. Bei diesem Grundsatz wäre unser Bauerntum arm, aber fest geblieben, und die wenigen, die ihm treu bleiben, werden zwar ein hartes Leben führen müssen, jedoch mit ihren Familien die heute geldreichen Geschlechter der Industrie und des Handels überdauern. —

Das sind Heimgartengedanken! wird mancher Leser sagen. Ganz richtig. Aber es sind auch die Gedanken erfahrener Nationalökonomen, die sich von Jahr zu Jahr vernehmlicher machen. Das wirkliche Bauerntum — besonders das in den Alpen — wird heute einfach nicht verstanden; selbst von irregeleiteten Bauern mißverstanden. Immer „aufhelfen“ will man dem Bauerntum. Das aber wäre nur mit jenen Mitteln möglich, die sich an seine Urgesetze halten: Naturalienwirtschaft, von der eine Familie unter allen Umständen leben kann, und sich vererbende Heimständigkeit. Hainisch erzählt, daß europäische Auswanderer in Amerika ihre Farmen wieder nach den uralten Traditionen ihrer Väter einzurichten bestrebt sind. Gar rentabel wird das auch dort nicht ausfallen; doch scheint ihnen zum festen Anhacken an die neue Heimat der Spaten das sicherste Instrument zu sein.

Freilich ist die Naturalienwirtschaft nicht so gemeint, daß der Bauer alles, was er baut, auch selbst verzehren soll — wovon würden andere Leute leben, die nichts bauen können! Denen soll er seinen Überschuß an Naturprodukten ablassen und andere Dinge dafür nehmen, die das Leben verschönern. Wenn jedoch der Bauer seine Lebensmittel verkauft, um für sich und die Seinen fremde Lebensmittel zu kaufen, so finde ich das nicht besonders gescheit. Wenn ihm der Kaffee lieber ist als seine Rahmsuppe, der Reis lieber als sein Roggenbrei, der Baumwollrock lieber als seine Schafwolljacke, nun so ist das Geschmacksache; das Unglück besteht darin, daß bei dem Handel der Bauer (wie Figura zeigt) entgründet wird. Schon auch deshalb, weil seine Nahrung, sein Gewand usw. um das verteuert wird, was die Transportkosten ausmachen, und der Profit des Händlers für das Einkaufen

Konrad, „nach der Auflösung des Körpers fliege ich unsterblich weiter.“ Der Thomas: „Und ich sage, du bist mausetot und bleibst es.“ Der Konrad: „Und ich sage, ich bleib’ lebendig!“ — So stritten sie oft. Und eines Tages wurde der Konrad krank und starb. — Nachdenklich redete nun der Thomas vor sich hin: „Ja, mein lieber Konrad. Jetzt wirst es schon wissen, daß ich recht gehabt hab’.“

Einfältige Leute haben geraten, die beiden Kirchen unseres Vaterlandes möchten des lieben Friedens willen das Einigende in den Vordergrund und das Trennende nach rückwärts rücken. — Man kann es aber auch umgekehrt machen. Die Protestanten lassen ihrer schon bedenklichen Modernisierung freien Lauf und die katholische Kirche führt ihre strengste Orthodoxie auf die Gassen und Straßen der Welt hinaus. Der eucharistische Kongreß! Im Altarssakrament ist der unendliche Gott und der ganze Mensch Jesus Christus in Geist und Leib gegenwärtig! Das wird in einer Riesendemonstration der Welt, der modernen Welt, vorgestellt werden und sie soll es glauben! — Die öffentliche Anbetung der Hostie geschieht seit alten Zeiten Tag für Tag millionenfach, daran ist nichts auszusetzen, denn es ist ein unschätzbares Herzensgut des gläubigen Volkes. Selbst der freisinnigste Denker muß zugeben: Ob man das Geheimnis der Gottheit, der Ewigkeit mit inbrünstiger Hingabe in einer Gestalt anbetet oder durch den leeren Raum hin, das ist eins, wenn man die Gottheit, und sich in der Gottheit nur findet. Und es mag sein: der Mensch findet sie durch sein Glauben, und sein Glauben kann lebendiger und stärker werden, wenn er eine sinnliche Erscheinung vor sich sieht, in der die Verehrung, das Vertrauen des Volkes mit allen Mächten des Gemütes, mit allen Mitteln der Pracht und der Kunst sich versammelt hat. So viel muß doch jedermann, er braucht dazu nicht erst kirchlich gläubig zu sein, mit folgerichtigem Denken zugeben, daß in den religiösen Heiligtümern alles das enthalten ist, was die Menschen hineingelegt haben und immerfort hineinlegen. Und ob unserer unbändigen Sehnsucht der Himmel nicht noch viel weiter entgegenkommen kann — wer darf es verneinen? Selbst wenn mir der religiöse Glaube dazu fehlte, schon als Philosoph müßte ich die religiösen Heiligtümer als der menschlichen Natur entsprungen und entsprechend für berechtigt halten und müßte sie ehren schon aus Rücksicht für die Mitmenschen. Ich müßte es dem katholischen Volke gönnen, sein hochgebenedeites Altarssakrament vor aller Welt zu feiern. Freilich nur dann, wenn es ohne Übergriffe in andere Gebiete geschieht.

Aber welch eine Sündflut von Ärgernis wird sein unter der nichtgläubigen Menge der Großstadt, wenn der Triumph der katholischen Kirche durch die Straßen flutet! Denn viele werden der Meinung sein, daß

Das steirische Sängertum feiert den hundertsten Geburtstag des „steirischen Liedervaters“ Jakob Schmölzer. Schmölzers Bestreben ist es gewesen, im alten Bauerntum das Volkslied aufzufrischen, es für Gesangvereine herzurichten und es also ins Bürgertum zu tragen. Von Kennern und Freunden des echten Volksliedes ist Schmölzer deshalb viel angefochten worden. Das Volkslied in solcher Weise reformieren, nannte man das Volkslied fälschen. Und als Volksliedmann dürfe Schmölzer sich nicht ausspielen. — Nun, das ist doch nicht so schlimm. Womit hat er denn da so viel Schaden getan? Im Bauerntum, wo man das alte Lied sang, singt man es trotz Schmölzer noch jetzt nach alter Art, ja Schmölzer hat das Landvolk selbst zu dem alten Liede wieder ermuntert. Seine Reformen vermeinte er nur den gebildeten Ständen, die er so zum Liedersingen anregte und denen er damit einen neuen Quell volkstümlicher Musik erschlossen hat. Wie viele Gesangvereine im Land haben sich durch Schmölzer gebildet, wie viele patriotische Feste sind durch ihn abgehalten worden, wie viele Lebenslust und Heimatsfreude hat er den Steirern und den Nachbarn weiterhin gegeben — Werte, die vor ihm nicht dagewesen waren. Und das ist die eine Bedeutung Jakob Schmölzers.

Aber er hat doch auch noch eine andere. Er komponierte zu manch volkstümlichem Gedichte die volkstümliche Melodie und schuf somit Lieder, die von Gesangvereinen ins Volk getragen, Allgemeingut geworden sind. Ob man sie nun „Volkslieder“ nennen darf oder nicht, ist reine Gelehrtenfrage. Entscheidend ist doch nur das Lebendige, ob es da ist und wie es wirkt. Wie es heißt, das kommt zuletzt.

Das urechte Volkslied unserer Länder wird vor allem von Josef Pommer gepflegt. Kann es sich auch weniger auf Gesangvereine stützen, weil die theoretische Schulung seinen Maienhauch so leicht verdirbt (das Volkslied probt der Naturmensch nicht erst, er singt es gleich), so hebt es doch sein ethnographischer Wert über den künstlerischen hinweg zu einer Bedeutung, die erst in ihrer Größe erscheinen kann, wenn das alte, ursprünglich menschhafte Volkstum ganz zugrunde gegangen sein wird.

Drei Jungbrunnen hatte meine Mutter für ihr Kind: die Mutterbrust, das Märchen und das Volkslied.

O lieber Freund! Wie doch das Kranksein glücklich macht. In gesunden Zeiten hatte ich eine Menge Wünsche; jetzt habe ich nur einen.

Zwei Freunde stritten sich häufig über das Fortleben nach dem Tode. „Es gibt kein Fortleben“, sagte der Thomas, „bist du gestorben, so bist mausetot wie ein Steinklumpen“. „O nein, antwortete der

Für die Möglichkeit, daß starke, eigenartige Talente entdeckt werden, gibt es große Zeitungen und Zeitschriften, die viele Leute haben zum Manuskriptlesen und viel Platz zum Abdrucken. — In früheren Jahren habe ich große Zeit zum Durchlesen von Manuskripten der Anfänger verwendet und manchem Verleger und Gönner vermittelt. Was war die Folge? daß er keinen Nährberuf anstrebte, sich auf sein Dichtertalent verließ und jämmerlich verbummelte. Nur bei dreien oder vieren ist es gelungen, aber diese waren von einem Metall, das auch ohne äußeren Anschlag geklungen hätte. Mit oder ohne Förderer, durchsetzen muß sich schließlich jeder allein . . ."

Diese oder ähnliche Epistel muß ich an solche schreiben, die vertrauend zu mir kommen in der Zuversicht, daß es ganz an mir wäre, sie zu berühmten Dichtern zu machen und die — wenn man sich nicht einmal auf den Versuch einlassen kann — es oft für Mangel an gutem Willen halten. Da muß halt gewartet werden, bis sie selbst die Erfahrungen machen. Aber besser wäre es, vorher zu glauben, um einen Irrweg, der so viele Enttäuschungen und Leiden bereitet, zu vermeiden. Deshalb auch habe ich das gesagt.

Schnupftuchpoesie. Auch in meinen Büchern kommt ihrer vor, besonders in denen aus früher Zeit. Es waren gewiß von mir mitgefühlte Herzerschütterungen, also Gemütswahrheiten. Aber jetzt, da ich als unbefangener Mensch meine Bücher lese, sehe ich, daß in denselben hie und da zuviel geweint wird. Deß' schäme ich mich besonders für die Männer. Doch ich kann es nun nicht mehr ändern. Nur wollte ich mir und anderen Erzählern und Dichtern zur Lehre stellen: Man sollte sich bei dem Miterleben mit seinen entstehenden Gestalten nicht selbst zu sehr ergeben. Aber freilich, der Dichter kämpft mit seinen Kämpfenden, lacht mit seinen Lachenden und weint mit seinen Weinenden. Das ist menschlich gut und künstlerisch schlecht. Der Künstler sollte im Schaffen das Gleichgewicht seines Herzens bewahren. „Objektiv" heißt das Wort, das soll er sein. Die Großen, glaube ich, haben das gekonnt; die geniale Kraft hat bei ihnen genügt zur Schöpfung einer Menschenwelt, daß sie es nicht not hatten, ihr eigenes Herz anzuzapfen. Müssen die erdichteten Menschen schon manchmal weinen, und das ist beim besten Willen nicht zu vermeiden (man weint auch aus Glück), so lasset es sie heimlich tun, deutet es höchstens an durch eine flüchtige Gebärde, durch irgendwas, aber gebraucht nie oder nur ganz selten die Worte „weinen", „schluchzen", „stöhnen", „Tränen". Weichmut erschüttert nicht. — Ach, wie weiß ich es jetzt in manchem so gut, wie man's machen sollte — da die Zeit des Schaffens vorbei ist. Wären aber

nicht nur die gläubige Andacht es ist, die dieses Fest gemacht hat, sondern daß auch andere Beweggründe mitwirkten. Vielleicht aber auch ist das Fest mit seiner Pracht so überwältigend, daß für den Augenblick aller Ärger und Spott der „bösen Welt" verstummt oder gar in Enthusiasmus umschlägt. Nur das möge nicht sein, daß die einfältiggläubigen Gemüter es entgelten müssen, was etwa weltlich berechnende Urheber verschuldet haben sollten. Die wahren Katholiken wünschen wohl nichts sehnlicher, als daß der eucharistische Kongreß, von allem konfessionellen Hochmute fern, in christlicher Demut und Freude begangen werden möchte.

„Lieber Herr! (Oder auch: Liebe Dame!)

In Kürschners Literaturkalender stehen über 10.000 lebende deutsche Dichter. 95 Prozent derselben finden keinen Verleger, keinen Absatz, beziehungsweise keine Bühne, sie leiden Not, vergrämen und verbittern. Ich rate Ihnen nicht, dieses traurige Proletariat zu vermehren. Sie haben ja gewisse Gedanken und Ideen, wie man sie aus Büchern so zusammenliest, und ein gewisses Formtalent, wie es heutzutage auf jeder Mittelschule ausgebildet wird, aber Dichter sind Sie keiner. Machen Sie sich nichts draus, es muß auch Leute geben, die keine Dichter sind. Unter Umständen ist es ja gerade keine Schande, einer zu sein, indes hört man, daß wirkliche Dichter viel mehr zu leiden haben als andere Leute. Wären Sie einer, so würden Sie es heute schon verstehen, wie das gemeint ist. — Wollten Sie etwa aus Erwerbsgründen Dichter werden, so wäre das ein verhängnisvoller Fehltritt, und ein frevelhafter noch dazu. Ein großer Teil der Leute, die im Literaturkalender stehen, muß seine Sachen auf eigene Kosten drucken lassen. Ja, ja, auf eigene Kosten. Eine ganze Druckindustrie hat sich gebildet, die von Dilettanteneitelkeit lebt. — Ein anderer Teil, der da seine Dichtungen drucken läßt, gibt nichts und kriegt nichts dafür. Wieder ein anderer Teil bekommt für seine Dichtungen gerade so viel Honorar, daß er davon nicht leben und nicht sterben kann. Etwa zwei Prozent erfreuen sich eines guten Einkommens aus ihren Werken, mußten darauf aber oft Jahrzehnte lang warten, bis die Erzeugnisse so weit ins Publikum gedrungen waren, und auch dann nur Erfolg in dem Fall, als sie einen anständigen Verleger haben. — Sie meinen, Ihr Weg sei gemacht, wenn ich Ihre Dichtungen warm empfehle. Lieber Herr (oder liebe Dame!) eine warme Empfehlung macht die Sachen nicht besser, die Umstände nicht anders. Wenn Empfehlungen was nützten, würde ich meine eigenen nichtigen Sachen empfehlen, ich habe deren ein ganzes Kistel voll. Dann ist es bei der Überproduktion von Talenten so, daß man nicht einmal gute Dichtungen mehr drucken will, weil die Leserwelt so fleißig sie auch ist, es nicht mehr dermachen kann.

Ruhmverlangen auseinandergehen. Den des Ehrgeizes habe ich schon angedeutet. Der Weg zum wirklichen Ruhm pflegt in diesem Leben wenig Ehre zu bringen. Der Ruhm entsteht erst, wenn es sich zeigt, daß das vollbrachte Werk der Nachwelt von Nutzen ist. Der Ehrgeiz ist nichts als kleinliche Eitelkeit, niemals mit jenen ernsten Gefühlen und schweren Bestrebungen zu verwechseln, die Dauerwerte schaffen.

Der erzene Waldschulmeister, der zu Kapfenberg manchmal vom Waldrand über die Mürz herübergrüßt, wenn ich vorbeifahre, hätte mich schon auch mahnen können. Vor Jahren haben ihn Freunde meiner Dichtungen gestiftet; ich habe damals ein gebührendes Danklied verfaßt und meines Gedenkens abgeschickt. — Heute blättere ich in alten Handschriften und was findet sich da? Das Dankgedicht für den erzenen Waldschulmeister in Kapfenberg. Es ist damals also nicht abgeschickt, es ist nicht gedankt worden. Ist es erlaubt, jetzt nach vier Jahren das Versehen, das Versäumte nachzuholen? Mag es lächerlich sein, so ist das meine Strafe. Ich wage es.

Danksagung für den Waldschulmeisterbrunnen.

Zu Kapfenberg der Waldschulmeister,
Der sitzt auf einem hohen Stein,
Aufs zahmgewordne Rehlein weist er,
Doch mag ihm auch behaglich sein? —
Für Lieb' aus nah, für Ehr' aus ferne
Der Arme möchte danken gerne.
Doch er ist stumm. Er ist aus Erz.
Darumben ist ihm hart ums Herz.
Hat eine Schwester, auch wie er
Aus Erz geformt, die spricht schon mehr;
Die singt zu jeder Tageszeit
Von Dank und Freud' und Frömmigkeit.
Er schreibt der Glocke: „Schwester mein,
Dein' Stimm ist hell, du kannst es fein.
Sei gut und dank' in meinem Namen,
Den Menschen, die zusammenkamen,
Um mich auf diesen Stein zu heben!"
Die Glocke spricht: „Das kann's nicht geben.
Ein Glockenklang ist zart, mein Bester,
Der dringt nicht in die weite Welt.
Ach, schreibe deiner andern Schwester,
Die schmettert, daß es dröhnt und gellt,
Den Bruderdank von Haus zu Haus
Ins schöne, weite Land hinaus."
Der Waldschulmeister heiser spricht:
„Kanonen, nein, die lieb' ich nicht.
Mein Winkelsteg, das Dörflein traut,
Ist mit dergleichen nicht erbaut.
Kanonen haben die Kultur
In jene Wälder nicht getragen.
Womit ich baute? Einzig nur
Die Glocke kann's in Liebe es sagen."
Die Glocke spricht: „In solchen Dingen
Darf ich, der Kirche Magd, nicht singen.
Willst du dich an die dritte Schwester wenden?
Die wird den Dank aufs Schicklichste vollenden.
Sie ist aus Erz wie wir und stumm wie du,
Doch klingen durch die Länder ihre Lieder.
Und was sie spricht in Stunden stiller Ruh',
Das hallt durch ein Jahrhundert wieder.
Du hast mit dieser kleinen Eisenzungen
Ja selbst das Lied von Winkelsteg gesungen,
Und was der zarten Feder leis' entsprang,
Es war von Treu' und Fried' ein schlichter Sang.
So sing' auch deinen Dank mit dieser Zunge,
Ersparest mir den Klang und dir die Lunge.
Die Leute werden sagen: Nun wohlan,
Es danke jeder, wie er eben kann." —
Der Rat war gut. Doch was das Herz diktiert,
Hat selten ganz die Feder ausgeführt.
— Dahier ist endlich mein Befinden gut.
Wie wohl das tut, ihr Leut', wie wohl das tut!
Seit langem durft' ich nicht im Freien sitzen,
Bei Winden nicht und nicht bei Sonnenschein.
Hier darf ich trotz Erkälten und Erhitzen
Mich einer eisernen Gesundheit freu'n.
Denn die Gesundheit und ein bißchen Leben
Ist wohl recht nötig zum „unsterblich" sein.

---

meine Fehler anderen eine Lehre, daß und wie man sie vermeide, nun gut, dann hätten sie auch eine Aufgabe zu erfüllen.

Was man, ach, als sei's verloren
Für die Ewigkeit vermißt,
Das wird wieder neu geboren,
Wenn der Ring geschlossen ist.

Nenn' es Himmel oder Hölle,
Nenn' es Zufall oder Spiel,
Es hat stets die gleiche Quelle,
Gleichen Weg und gleiches Ziel.

Reiß' die Seele aus dem Staube
Und sie flieget wie ein Aar.
Was du wünschest, Freund, das glaube
Und es wird schon heute wahr.

Wir haben eine Unmenge von Erfahrungen, wie verheerend der Ehrgeiz in der Menschenseele wirtschaften kann. Damit kann wohl nicht das sorgfältige Bewachen unserer bürgerlichen Ehre gemeint sein, einer Ehre, die gleichbedeutend ist mit Tüchtigkeit, Treue und anderen sozialen Tugenden. Mit jenem Ehrgeiz ist vielmehr gemeint die Gier eines Menschen, der irgendetwas Auffallendes geleistet hat, das weiterhin bekannt geworden, ja sogar etwa in Mode gekommen ist. Nun ist in ihm erwacht die Gier nach äußeren Auszeichnungen und Erhebungen, die dem Ehrsüchtigen um so köstlicher sind, als sie auf Kosten anderer geschehen. Er will nicht bloß hochstehen, er will höher stehen als seine Mitstrebenden. Und je mehr Ehrungen ihm werden, je durstiger wird er nach weiteren, nach höheren, deretwillen er endlich imstande ist, alle anderen seelischen Güter, alle sittlichen Werte hinzustreuen. Das Gehaben eines solchen Ehrsuchtskranken grenzt ans Lächerliche. Ins Gesicht wird er gelobt, hinter dem Rücken verspottet. Von solchen, die ihn aus irgendwelch eigennützigen Gründen öffentlich rühmen, wird er in traulichen Kreisen oft recht niedrig bewertet. Sobald er aus dem Sehkreis tritt, verblaßt aller Glanz, wie der einer Talgkerze, die man aus dem Zimmer trägt. Und er vermeint vielleicht zu jenen Sternen zu gehören, deren Strahl nach ihrem Verlöschen noch Jahrtausende lang auf Erden sichtbar ist.

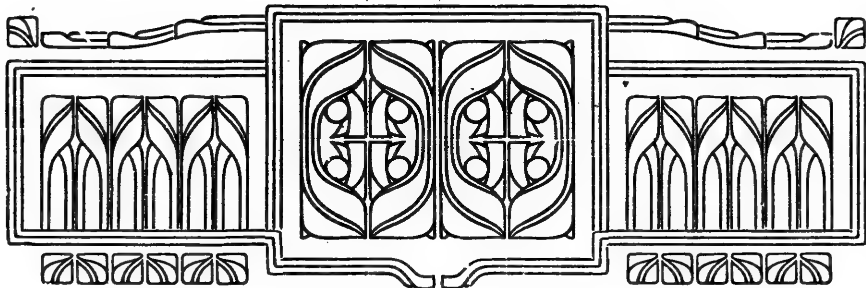
So spielt es sich um den aus Ehrgeiz geistig Erkrankten. Der gesunde Ehrgeiz jedoch geht dahin, das zu sein, was man scheinen will.

An der Jugend hingegen sehe ich einen gewissen Ehrgeiz gerne. Er spornt die Kräfte und Fähigkeiten an und er steigert diese Kräfte und vollführt Werke, die dem jungen Mann ohne Ehrgeiz nicht möglich gewesen wären. Erst später kommt der Kreuzweg, wo Ehrgeiz und

diese Eigenschaften oder Taten zu bessern. Durchaus verwerflich wäre es also, wenn ein Erzieher, etwa anknüpfend an das etwas auffällige Äußere des Erzogenen, sagen würde: „Natürlich, in so einem Dickkopf, wie du ihn hast, kann dies oder das nicht Raum finden"; denn in diesem Falle würde der Erzieher an eine Eigenschaft des Erzogenen anknüpfen, für die dieser doch in keiner Weise verantwortlich gemacht werden kann.

Wieviel wird auf diesem Gebiete nicht tagtäglich von den meisten Pädagogen gesündigt! Die Wirkung ist dann um kein Haar anders, als wenn man ein Kind ungerecht bestraft; denn auf viele, fein veranlagte Kinder kann solcher Spott, der ganz instinktiv als herzlose Roheit empfunden wird, derart erkältend wirken, daß jedes Vertrauensverhältnis zwischen Erzieher und Erzogenem nach und nach ertötet wird und an dessen Stelle geradezu Feindschaft tritt. Ich möchte sogar behaupten: eine derbe Tracht Prügel, die ein Kind verdientermaßen bekommt, wird viel leichter verschmerzt als ein Wort grundlosen Spottes. So sehr sich aber der Erzieher vor solchem Spott hüten muß, ebensosehr sollte er darauf sehen, daß er nicht von derberen, unartigeren, geriebeneren Kindern gegen harmlosere, gutmütige, brave Kinder angewendet wird. Wieviel schöne Anlagen zum Guten, wieviel Schätze an Reinheit und Unschuld der Kinderseele werden nicht durch solchen Spott von seiten bereits verdorbener Kameraden im Keime erstickt oder in den Schmutz getreten: da wird ein Kind als Streber verspottet, weil es fleißig und pünktlich seine Arbeiten macht, oder als „Kindle", weil es noch an Spielsachen Freude hat, und der Jüngling wird als „dummer Bub" hingestellt, wenn er an den Schweinereien seiner „erfahreneren" Kameraden keinen Anteil nimmt oder nicht rauft oder nicht im Bierhaus hockt! Und wenn sich gar ein Jüngling für einen bestimmten Zweig, sagen wir einmal der Naturwissenschaften, interessiert und etwa in seinen freien Stunden mit Botanisierbüchse und Schmetterlingsnetz in die Natur hinauszieht, statt den Mädeln nachzulaufen, dann gilt er bestenfalls als halbverrückter Sonderling, über den jeder „Normale" ein Recht hat, sich lustig zu machen! Eltern und Erzieher hätten alle Ursache, wo sie nur immer können, dieser beliebten Art, einen unbequemen Kameraden lächerlich und dadurch unsicher zu machen, mit allen Mitteln der Belehrung oder Strafe entgegenzutreten, denn gerade solche Menschen sind es auch später, die alles Große, Neue, Ungewöhnliche und darum für sie Unverständliche mit blödem Spott aufnehmen und dadurch nur zu oft den Fortschritt in Kunst und Wissenschaft hemmen.

Weniger gefährlich, viel weniger leicht anwendbar ist das Mittel der Ironie. Kinder werden es untereinander wohl so gut wie gar nicht anwenden, da es eben schon eine gewisse geistige Reife voraussetzt. Aber auch, um es zu verstehen und dadurch zu lernen, muß man eigentlich schon die Stufe der Kindheit überschritten haben. Darum ist es meines Erachtens auch nicht zulässig, es gegenüber Kindern anzuwenden: das Kind ist von Natur geneigt, jedes Wort des Erziehers zunächst wörtlich zu glauben, würde also durch Ironie, die es schließlich merkt, nur verwirrt und müßte jedes Vertrauen zum Erzieher verlieren. Anders ist es mit sofort verständlichen, einzelnen ironischen Bemerkungen des Erziehers, wie wenn er etwa einen notorischen Faulenzer mit dem Worte abfertigt: „Du hast ja wieder glänzend gelernt" u. dgl. In solchen Fällen ist die Ironie eigentlich nichts anderes als ein versteckt ausgedrückter Spott, wirkt ebenso, ist daher auch ebenso zu beurteilen. Nun gibt es aber Erzieher, deren ganzes Wesen dem Schüler wie eine fortgesetzte herbe Ironie vorkommt, früh verbitterte, wenn vielleicht auch hochbegabte Menschen, die so von Ironie durchtränkt scheinen, daß sie anders als ironisch oder spöttisch gar nimmer sein zu können scheinen. Das Kind hat diesen Menschen gegenüber das fatale Gefühl, „daß man es ihnen nie recht machen kann"; denn an allem nörgeln sie herum; keine Leistung findet ihren



Kleine Laube.

Ein Mittel.

Deine Feinde zu verderben,
Neue Freunde zu erwerben —
Gibt's ein Mittel nur — zu sterben . . .

Franz Woas, Wiesbaden.

Spott und Ironie in der Erziehung.

Von Dr. O. Kiefer.

Wenn ich auf eine falsche Behauptung scheinbar eingehe und sie zu teilen scheine, bis endlich der sinnlose Ausgang den andern belehrt, daß er unrecht hatte und daß ich nur, um die Unrichtigkeit seiner Behauptung deutlicher hervortreten zu lassen, so tat, als ob ich ihn ernst nehme, dann habe ich mich der Ironie bedient; mache ich mich aber über jemanden lustig und gebe ihn dem Gelächter der übrigen preis, so verspotte ich ihn. Beides, das derbere, für jedermann verständliche Mittel des Spotts und das feinere, oft nur gereifteren Menschen begreifliche der Ironie wird in der Erziehung tagtäglich verwendet, nicht selten freilich in Fällen, wo es mehr schadet, als es nützt. Es dürfte darum ganz angebracht sein, sich einmal darüber klar zu werden, wie die beiden Mittel wirken, wann sie daher berechtigt, wann unberechtigt sind.

Beginnen wir mit dem Spott. Der Spott macht den davon Betroffenen absichtlich lächerlich, setzt also voraus, daß man ihn nicht ernst nehme, seine Persönlichkeit nicht ganz anerkenne, weshalb sich ein Erwachsener beleidigt fühlt, wenn man ihn lächerlich macht, es sei denn, man stehe zu ihm in einem Verhältnis, wodurch das Beleidigende aufgehoben wird. Der Spott wirkt daher auf jeden Menschen, dessen Verstand schon etwas entwickelt ist, beschämend, demütigend, verletzend. Berechtigung oder Nichtberechtigung des Spottes hängt deshalb ganz von der Ursache ab, die ihn hervorrief, und von dem Zweck, dem er dienen soll: macht sich ein Kind lustig über ein anderes, weil es ärmlich gekleidet ist oder noch ans Christkind glaubt, so ist es eine jugendliche Roheit, der man durch Belehrung oder Strafe begegnen muß; macht sich ein Kind oder der Erzieher selbst über einen jungen Prahlhans oder eitlen Gecken lustig, so ist der Spott berechtigt, denn er knüpft an sittlich verwerfliche Eigenschaften des Verspottelen an und kann dem Zwecke dienen, diese Eigenschaften zu bekämpfen dadurch, daß man sie als lächerlich hinstellt. Daraus ergibt sich klar, daß man als Erzieher den Spott nur gegenüber schuldhaften verwerflichen Eigenschaften oder Taten des Erzogenen anwenden sollte – nur dann, wenn er dem Bestreben entspringt,

wir Idealisten und Dichter sind. Wir leben und sterben in einer Welt der Phantasie. Daher unsere Gleichgültigkeit gegen unsere Umgebung. Unsere Imaginationsgabe hat uns aber stets genützt. Ihr verdanken wir die Stellung, die wir jetzt in der Welt einnehmen. Wären wir eine mehr prosaische, berechnende, mechanisch veranlagte Rasse gewesen, so hätten wir in der Medsi-Periode (seit 1868) nicht so sehr rasche Fortschritte machen können. Gleichgültigkeit gegen Zahlen bedeutete für uns Gleichgültigkeit in Geldangelegenheiten. Unser Idealismus hat uns über dornige Pfade getragen, die ein mehr berechnendes Volk nie betreten hätte. Der Idealismus befähigt unsere Volksschullehrer, bei kärglichstem Gehalt zu arbeiten; sie sind überzeugt, daß sie eine Aufgabe erfüllen, die ihren Lohn in sich selbst trägt. Dieselbe Erhabenheit über Armut und Not war in alter Zeit unserm Kriegerstande eigen. ‚Der Krieger gebraucht einen langen Zahnstocher, auch wenn er nichts gegessen hat', lautet eins unserer Sprichwörter. Solcher Aufopferung ist ein mit Zahlen rechnendes Volk nicht fähig. Wir streben nach hohen Dingen, weil wir ein phantasievolles Volk sind und glauben, daß wir sie durch ‚die Gnade des Himmels' erreichen. Die Welt kennt uns als ein Volk von Künstlern. Die Kunst, die wir in der Vergangenheit geschaffen haben, hat genügt zu zeigen, daß wir stets ein phantasievolles Volk gewesen sind.

Nun aber wird tadelnd und warnend darauf hingewiesen, daß unsere unwissenschaftliche Art uns hindert, wirksame Organisationen zu schaffen. Unsere Köpfe, sagt man, müssen mathematischer werden. Wird aber das nicht der Tod der Phantasie sein?"

Wenn der Herr Professor seine Landsleute besser kennt als seine europäischen Kollegen die ihren, dann müssen wir unser Urteil über die Japaner gründlich ändern, denn uns scheinen sie als ein nüchternes, berechnendes Volk mit großem Nachahmungstalent.

Sehr interessant ist, was er über die äußeren Rasseneigentümlichkeiten sagt:

„Eine andere charakteristische Eigenschaft unseres Volkes, die uns allgemein als großer Nachteil angerechnet wird, ist unsere körperliche Häßlichkeit. Ein Fremder hat uns das häßlichste Volk der Welt genannt. Ich glaube, daß er recht hat. So oft ich im Auslande einem meiner Landsleute begegnet bin, fiel mir die Unproportioniertheit seines Körpers und die Linkischheit seiner Bewegungen auf. Wir sind größtenteils klein, von dunkler Hautfarbe, wackelbeinig. Nach meiner Meinung ist die Rassenfrage nichts als eine ästhetische Frage. Wir sind wegen unserer Häßlichkeit im ganzen Westen verhaßt. Nicht wegen unserer Moral, unserer Gewohnheit, unserer Intelligenz, sondern wegen unseres Aussehens haben die Fremden Antipathie gegen uns. Das hindert den engen Verkehr.

Doch ist unsere Häßlichkeit nur bei oberflächlicher Betrachtung ein Nachteil, in Wirklichkeit liegt in ihr eines der wichtigsten Elemente unserer Stärke. Dieselbe Eigentümlichkeit, die uns die Assimilierung mit den Fremden und dem Fremden erschwert, fördert den nationalen Zusammenschluß und die nationale Unabhängigkeit. Wenn wir uns leicht europäisieren ließen, so würde das mit der Entnationalisierung gleichbedeutend sein und unsere Zukunft als Großmacht gefährden. Unser absprechendes Äußere isoliert uns, und darin liegt unsere Sicherheit."

Es war einmal ein Bischof.

Roman von Adam Müller-Guttenbrunn. (Leipzig. Staackmann.)

Bedeutsame, die Volksseele bis in ihre Tiefen erregende, durch der Parteien Haß oder Gunst verwirrte Ereignisse gestatten erst in räumlicher und zeitlicher Entfernung eine objektive Darstellung. So hat der Verfasser gut getan, daß er, obschon Augenzeuge jenes erbitterten Kampfes zwischen Kirche und Staatsgewalt, der am

ganzen Beifall; kein Betragen stellt sie zufrieden. Solche Pädagogen sind für ihren Beruf so ungeeignet wie möglich; denn sie verstehen es meisterhaft, jeden etwa noch vorhandenen Funken von Begeisterung bei ihren Zöglingen zu ersticken, und sie werden von den jüngeren nur gefürchtet, von den älteren aber geradezu verachtet oder gehaßt. Leute, wie sie, sind es zumeist, denen man die heutzutage leider so allgemein gewordenen Klagen über das Schulelend und was damit zusamenhängt in die Schuhe schieben muß, denn sie richten in der Kindesseele viel mehr Unheil an, als etwa ein Pädagoge, der gelegentlich einmal in gerechtem Zorn über einen bösen Streich den Stock allzu heftig schwingt, pflegen durch fortgesetzte bittere Worte viel tiefer zu verletzen, als eine ab und zu angewendete gerechte Züchtigung. Denn wer immer nur den Stachelpanzer der Ironie hervorkehrt, erweckt nur zu leicht den Eindruck, daß unter dieser unangenehmen Hülle eine noch schlimmere Seele wohnt, eine Falle jedenfalls, die für die Jugend kein Verständnis hat.

Etwas ganz anderes freilich ist die Art Ironie, wie sie Sokrates bei Platon anwendet: ihm dient das scheinbare Eingehen auf des Gegners Behauptung dazu, um im ernsten Wechselgespräch Begriffe festzustellen; diese Art Ironie, der Erkenntnis der Wahrheit dienend, kann nie verletzen, denn ihr fehlt jedes Moment persönlicher Herabsetzung und Verhöhnung des andern. Wollte ein heutiger Pädagoge, wie einst Sokrates, mit Hilfe von dieser Art Ironie seine Zöglinge auf die Bahn des Guten und Wahren weisen, so wäre dagegen nichts einzuwenden; aber sie setzt eben einen Grad von Reife auf der einen Seite und von Weisheit auf der anderen voraus, wie man ihn nur höchst selten finden wird.

Im allgemeinen kann man wohl sagen: Spott und Ironie können in der Erziehung manchmal ganz gut wirken, aber nur, wenn sie von einem warmherzigen, die Jugend verstehenden Erzieher angewendet werden. Andernfalls gleichen sie eher satanischem Grinsen statt menschlich denkenden Erziehern! —

Diesen Aufsatz, einem der „Monatshefte für Volksgesundung und Erziehung" entnommen, verehren wir unseren Schulmännern zum Nachdenken.

Ein Japaner über das japanische Volk.

Auf die Rundfrage der japanischen Zeitschrift „Schinkoron" (Neue Revue): „Worauf sind Sie als Japaner am stolzesten?" antwortete unter anderen Baron Iwamura, Professor an der Tokioer Kunstakademie, unter dem Titel „Zwei Dinge, auf die wir stolz sein können, da keine andere Nation sie hat":

„Es gibt kein Volk auf der ganzen Erde, das in bezug auf die Zahlen so gleichgültig ist wie wir. Die meisten Japaner leben in den Tag hinein, ohne den Stand ihrer Finanzen zu kennen. Die Frage nach dem Verhältnis von Einnahme und Ausgabe kümmert sie nicht. Sie meinen: es wird schon gehen. Und es geht auch — in der Regel. Aus diesem Grunde sind wir auch betreffs der Zeit, in welcher unser Reich begründet ist, nicht skeptisch. Unsere Unwissenheit auf allen Gebieten der Statistik setzt die Ausländer oft in Erstaunen. So geschah es vor kurzem, als ich mit einigen Landsleuten in Amerika reiste und in Newyork in einer öffentlichen Versammlung eine ganze Anzahl Fragen beantworten sollte: ‚Wie stark ist Ihre Armee? Wie groß die Zahl Ihrer Volksschulen? Ihrer Schulkinder u. s. w.?' Ich konnte nicht eine Frage beantworten. Die Amerikaner dagegen denken in Zahlen und waren erstaunt, daß ein gebildeter Japaner die Statistik seines eigenen Landes nicht kannte. Wir erschienen als sehr unpraktische Denker, die sich um Realitäten nicht kümmerten.

Meinerseits glaube ich jedoch, daß wir uns wegen dieses Mangels Glück wünschen können. Weshalb sind wir so unwissenschaftlich, so unmathematisch? Weil

nichts weniger als liberalen Liberalismus, das Ansehen des mannhaften Bischofs beim Volke ins Ungemessene wuchs. Es ist ein grandioses Bild, da die Tausende und Abertausende in feierlicher Prozession vom Landesgerichte zum Bischofspalaste ziehen und, ihren Helden mit dem von den Schergen gemarterten Christus vergleichend, das alte, ergreifende Fastenlied anstimmen: „Laß uns deine Leiden singen!" Doch auch dieser starke Mann, der für gewöhnlich nur eine rauhe Außenseite zeigt, ist zarter Empfindungen fähig, wie die liebliche Idylle im Rosengarten dartut, und in dieser zarten Empfindung nimmt er die Gnade des Kaisers an, um seinem kaiserlichen Herrn, dem er als Hofkaplan und Beichtvater einst so nahe stand, nicht wehe zu tun .... Ein versöhnender Schluß, der den politischen Gegnern willkommen war und dem Leser zu Herzen geht. Alles in allem: wir haben ein Werk reicher Kunst vor uns, ein Werk, das eine ungeklärte und daher Zwangslagen echt dramatischer Art schaffende Zeit mit der Klarheit des die seelischen Motive aufdeckenden Dichterauges schildert, und wenn der Poet selbst für die neue Zeit und ihre Rechte eintritt, zeigt er doch volles Verständnis für die alte Zeit und aufrichtige Bewunderung für die Heldengröße des Mannes, der in der Tat ein Bischof war.

J. Wichner.

Singvögel.

Und dann ...

Immer in uns die drängende Pein:
Glücklich sein! Glücklich sein!
Sehnendes Wünschen greift nach dem Schein:
Welkende Rosen, berauschender Wein.
— — — — — — — — —
Und dann: Erkennen als volles Befrei'n:
Gütig sein — —

Ella Triebnigg.

Der Dritte.

Ich trug dich mühsam, Schritt für Schritt:
Mir war bei ihrem Grabgeläute
Als schritte noch ein Dritter mit.
So sind wir wohl seit je zu dritt
Und sind des Dritten sichre Beute.

Wo immer hohes Glück geschieht,
Wo Lippen sich zum Kusse neigen,
An Menschenkindern jungerblüht
Das Lebenswunder sich vollzieht —
Der Dritte grinst: Ihr seit mein eigen.

Hans Rudorff, Wien.

Der Pfiff.

Dein Herz hat gezittert vor Liebe und Weh,
Deine Lippen klagten das letzte Ade,
Du hast dich auf meinen Schoß gesetzt,
Es ward mir die Hand von Tränen benetzt.

Und ich hab dich geküßt ... und der Zug stand still,
Ich stieg hinunter ... es pfiff so schrill ...
Das Rollen, das Pusten! Vondannen ... vondann!
Mir hatt' noch kein Pfiff so wehgetan!

K. Dankwart Zwerger.

heißesten in der Provinzstadt Linz entbrannte, mehr als ein Menschenalter verstreichen ließ, bis die Wogen sich geglättet hatten und ein ruhiger Betrachter und Abwäger seine Ansicht äußern durfte, ohne verketzert oder als Staatsfeind gebrandmarkt zu werden. Und indem der Autor das kirchenpolitische Problem mit einer Liebesgeschichte umrankt und zugleich ein allseitiges Kulturbild des Kleinstadtlebens jener heute altväterisch anmutenden Zeit schafft, vermag er im Leser eine ganze Skala von Empfindungen auszulösen, während die Tagebuchform den Eindruck unmittelbaren Geschehens macht.

Der Jurist und künftige Advokat Viktor Böheim widmet sich in Linz der Gerichtspraxis und nebenbei auch der Praxis in der Liebe. Der aufkeimenden Liebe zur jugendlich-heißblütigen Frau seines alternden Chefs gegenüber hat er die Kraft der Entsagung gefunden, das leichtlebige Naturkind Lotti aber läßt ihn schuldig werden, jedoch auch für die Folgen des Liebesverkehres männlich einstehen, während die bigotte Bankierswitwe ihr Kind, die Frucht eines frühen Fehltrittes, aus Scham verleugnet und ihre Schuld durch den Bau eines Waisenhauses und andere fromme Stiftungen begleichen will, bis auch sie endlich dort sühnt, wo sie gefehlt hat. Aus der Galerie von Frauenbildnissen sei noch die rührende Gestalt des alten Zimmerfräuleins Thekla hervorgehoben, das, von zeitweilligem Wahnsinne erfaßt, alljährlich im Brautkleide ihren im Kriege gefallenen Bräutigam erwartet .... ein Motiv, das sich auch in meiner 1890 geschriebenen Erzählung „Die rote Base" findet. Unter den Männern treffen wir den kindlich-unbeholfenen Meister Bruckner, den Domorganisten, der mit seiner hehren Kunst die Falten des Unmuts von der Stirne des Bischofs hinwegzuzaubern vermag. Und die Stadt Linz selbst wird in dem Werke lebendig: der Korso auf der Linie A—B, die Pracht des Gottesdienstes, der Pöstlingberg mit der vielgeläuteten Heiratsglocke, Linz im Nebel, Winterlandschaft und Frühlingsstimmung.

Das meiste Interesse jedoch beansprucht der erwähnte Kampf zwischen Kirche und Staat, und hier ragt Bischof Rudigier riesengroß über alle Personen des Romanes empor: ein Mann im wahrsten Sinne des Wortes, dem auch die Gegner die Achtung nicht versagen können, ein Kind der Berge (Montavon), hart wie die Felsen der Heimat, glaubensstark und sittenstreng, ein geharnischter Streiter für die wirklichen oder vermeintlichen Rechte seiner Kirche und des Papstes gehorsamster Sohn. Der Absolutismus hatte 1855 die Kirche als Hüterin der Moral und Bezähmerin wilder Freiheitsgelüste um Hilfe gerufen und ihr dafür Vorrechte (so die Schulaufsicht und die Gerichtsbarkeit in Ehesachen) eingeräumt, die einen Staat im Staate schufen und eine große Zahl von Staatsbürgern, weil sie den Priesterrock trugen, außerhalb des Gesetzes stellten. Die neue Zeit aber, Konstitution und Liberalismus, wollte diese Rechte zurückerobern, und so wurde in den für die Kirche so günstigen, für den Staat so ungünstigen Vertrag (Konkordat) eine Bresche um die andere geschossen, ja die vom Kaiser sanktionierten Maigesetze vom Jahre 1868 betonten die Oberhoheit des Staates bereits so sehr, daß das Konkordat eigentlich nur mehr auf dem Papiere stand. Doch es bestand, es war faktisch nicht aufgehoben, und so erklärte der Bischof die neuen Gesetze in einer geharnischten Predigt und in einem Hirtenbriefe, der konfisziert wurde, für null und nichtig und entband die Gläubigen der Pflicht des Gehorsams gegen selbe. Der Aufwiegelung gegen die Staatsgewalt, die sich so etwas nicht bieten lassen konnte, angeklagt, weigerte er sich, vor einem nach dem Wortlaute des Konkordates nicht zuständigen Gerichtshofe zu erscheinen, entschlug sich, mit Gewalt vorgeführt, jeder Aussage und ließ den Schuldspruch des Geschworenengerichtes mit dem passiven Heldentume des Märtyrers über sich ergehen. Begreiflich, daß hiedurch, sehr gegen die Absicht des

Die Hose. „Ich hätt' für dich 'ne schöne Hose, sie wird dir aber zu weit sein." — „Das macht nichts, das kann man richten, wo hast du sie denn?" — „Mein Bruder hat sie in Newyork, er braucht sie nie." — „In Newyork?????" — „Na, da siehst du's, ich hab' dir gleich gesagt, sie wird dir zu weit sein!"

(„Guckkasten.")

*

Mein kleiner Vetter ist zu Ostern nicht versetzt worden. Als er nun mit seinem schlechten Zeugnis nach Hause kommt, ruft er: „Ach, Vater, lies es lieber nicht, es ist die richtige Schundliteratur." („Jugend.")

*

Mißverstanden. „Was hast du während der acht Tage, wo du in München warst, gemacht?" — „Täglich hab' ich zehn Maß Bier getrunken." — „Das ist alles?" — „Ja, mehr hab' ich nicht vertragen können!" („Meggendorfer.")

*

Sein erster Gedanke. Als König Nikita Inhaber des k. u. k. Infanterieregiments Nr. 55 wurde, ließ er sich vom Regimentskommandanten unverzüglich die Statuten des Offiziers-Darlehensfonds vorlegen. („Muskete.")



Erlebnisse und Erinnerungen. Von Josef Scheicher. (Wien. Karl Fromme.)

Nun ist von diesem Werke auch der sechste, der letzte Band erschienen. Er schildert sowie die beiden vorhergegangenen das politische Leben, besonders die Zustände des österreichischen Parlaments der letzten Jahrzehnte. Den Band schmückt des Verfassers Bildnis, ein energischer Bauernkopf mit strengen und doch wieder gutmütigen Zügen. So sind auch seine Schilderungen. Schlimme, unsinnige Tatsachen zeichnet er mit rücksichtsloser Schärfe, die Persönlichkeiten – es kommen alle Charakterköpfe vor, auch die charakterlosen unseres Volkshauses — mit warmer Anerkennung oder mit gutmütigem Spotte, wozu ihm liebenswürdiger Humor zu Gebote steht. Auch die halben und ganzen politischen Gegner grüßt er unter den Linden. Diese freimütigen Lebenserinnerungen zeigen wieder einmal, wie fanatische Heißsporne, durch Leben und Erfahrung erzogen, allmählich zu abgeklärten Geistern werden können. Scheicher hat seine Gesinnung nicht geändert, er ist christlicher Demokrat geblieben, wie er es als Landkaplan gewesen. Aber das Verstehen hat ihn verzeihen gelehrt. Nun erkennt und nimmt er das Gute jeder Partei an und verurteilt ebenso unbefangen die Torheiten und Niedrigkeiten der eigenen. Ja, er ist gar nicht mehr Parteimann, er ist ein nach Gerechtigkeit und Güte strebender Mensch und so findet er nach kampfreichem Leben als hellschauender Greis viel höher stehend sich wieder an jener Seite, wo der leidenschaftliche Jüngling sein Ideal heiß verteidigt, zu verbreiten gesucht und dabei wohl auch Fehler begangen hat.

Der Abschluß des letzten Bandes ist ernst und trübe. Die parlamentarischen Zustände sind auch zu trostlos und lassen eine wilde Zukunft ahnen. Das hat für uns Alte das Gute, daß wir angesichts einer solchen Götterdämmerung lieber aus dieser Welt gehen. Die Jungen wollen andere, ganz andere Zustände haben, nun so werden sie sich mit ihnen auch abzufinden wissen. Einstweilen scheinen die aus dem Parlamente vertriebenen Geister der Ordnung und des Rechtes sich hinter die Bajonette flüchten zu wollen. In Österreich-Ungarn, meint der Verfasser ungefähr, wird dann erst Friede werden, wenn seine Völkerschaften durch politische Grenzen national geteilt, aber unter einer Krone zu vereinigten Staaten des Ostens festgelegt sind. Jedenfalls wirds nach schweren Stürmen wieder ruhig und vernünftig werden und dann wird man mit einigem Staunen solche Schriften lesen, wie diese Erinnerungen sind.

Mein Kirchgang.

Mein Kirchgang ist der Weg zum Grabe,
Das meines Lebens Glück enthält,
Dort ruht im stillen Gottesfrieden
Mein eins und alles, meine Welt!

Seitdem mein Schutzgeist mir entrissen,
Ich schleppe freudlos mich dahin,
Und fühle nur, daß ich so einsam,
So traurig, so verlassen bin!

All meine Tränen, all meine Klagen
Bringen Verlornes nicht zurück,
Und ach, es wächst mit jeder Stunde
Die Sehnsucht nach entschwundnem Glück!

Weißenthurn.

Von ferne —

Ich konnte keine Ruhe finden
In jener finstern Nacht.
Ich wußte dich auf frohem Feste
Und hielt vereinsamt Wacht.

Ich wußte, daß du heiter warst
Und meiner nicht gedachtest,
Daß, während mich der Schmerz zerriß,
Du lachtest.

Da drang in meine Einsamkeit
Von ferne her Gesang,
Ich wußte, daß auch du ihn hörst,
Und lauschte lang.

Und als er schmerzlich trauernd klang,
Da frugst du, wo ich sei.
Von ferne hört' ich singen nur
Die Madame Butterfly.

W. B.

Schmettaling, setz di!

Ja, da Hirbst ist plötzli kumma
Und macht alls kahl und stumm,
Statt da Schmettaling im Summa
Fliagn nur Blattln umadum.

Nirgands pfeift a lustigs Dröscherl —
I geh still, nebn mir mei Kind,
Und es fragt sei liabas Göscherl,
Weil s alls unbegreifli findt:

„Setz di, hab i gruafn, setz di
Schmettaling, wirst müad sein scho,
Bist ja gwiß da allaletzti,
Den i fang, so setz di do!

Aba koana folgt ma, moan i,
Und sö fliagn ma heut net zua;
Folgn wern s nur dir alloani!
Vota, geh, ruaf ihna du!"

„Ja mein Kind, da nutzt ka: „Setz di!"
Koana fliagt mehr jetz im Wald
s hat si längst da allaletzti
Scho vaschlupft, denn s is eahm kalt!"

Und mei Kinderl horcht und zupft mi:
„Vota, schau, es wird scho gehn,
Sag eahm, daß er nit vaschlupft si,
Sag eahm, er soll fliagn schön!"

Ja, koa Ruah hat s Kind net gebn,
Daß i s tröst, da hat s sei Not —
Denn sei Herz is Lenz und Lebn
Und woaß nix von Hirbst und Tod.

Artur Dworzak.

Lustige Zeitung.

Achenbach-Anekdote. Ein mit Achenbach befreundeter Künstler besaß ein nicht signiertes Bild des Meisters, das er, da er dringend Geld brauchte, gern verkauft hätte. Er ging zu Achenbach und bat ihn, das Bild mit seinem Namen zu zeichnen. Achenbach weigerte sich hartnäckig. „Das tu' ich nicht", sagte er bestimmt, und als sich der Kollege darauf unwillig umdrehte und zur Tür ging, rief ihm Achenbach nach: „Und was du jetzt denkst, tue ich auch nicht."

*

jüdischen Gestalten, die er zeichnete, unangenehm, unsympathisch, ja widerlich ist. Und mit solchen sollen wir unser Blut vermengen? Ich gestehe gern und offen, ein Freund der jüdischnationalen Zion-Bewegung zu sein. Reinliche Scheidung, obwohl ich einzelne Mitglieder dieser hochbegabten Rasse, die auch ihre Vorzüge hat, sehr schätze! Zweifellos würde ihr Wegzug — der gewiß nicht stattfindet — eine Lücke hinterlassen. Aber es gibt wenige Lücken, die sich nicht wieder schließen; so oder so.

„Das moderne Ghetto" ist ein interessantes Buch, doch keine künstlerische Leistung. Form und Stil sind mangelhaft. Ein Beispiel — Seite 28 steht zu lesen: „Ich verstehe das nich", kopfschüttelte die Mutter. Deutsch ist anders!

H. L. R.

Lukas Langkofler. Das Verbrechen der Elise Geitler. Zwei Erzählungen von Hermann Kessen. (Frankfurt a. M. Rütten & Loening.)

Die erstgenannte Erzählung ist wohlgelungen und schildert, wie der Scholar Lukas Langkofler zur Hochzeitsfeier des nachmaligen Heinrich IV. nach Paris kommt, der Freund einer königlichen Freundin wird und in der schrecklichen Bartholomäusnacht zugrunde geht. Die Stimmung der Zeit und der Pariser Hintergrund sind dem Verfasser trefflich geraten und die historische Novelle gehört zu den besten ihrer Art. — Weniger günstig kann ich dagegen „Das Verbrechen der Elise Geitler" beurteilen. Daran ist viel abenteuerliches und die Seelenzeichnung etwas mager. Über den Mangel täuscht allerdings stellenweise die interessante Behandlung des vielleicht grobkörnigen Vorwurfes hinweg. — Jedenfalls lassen die beiden Erzählungen noch viel sehr gutes von Hermann Kessen erwarten. Es steckt etwas drinnen, etwas nicht alltägliches!

P. L. M.

Sechs Novellen. Von Robert Schwerdtfeger. (Frankfurt a. M. Rütten & Loening.)

Mit Form und Inhalt der sechs Erzählungen konnte ich mich nicht recht befreunden. Sie strotzen von problematischer Hysterie und Neurasthenie, ohne daß das Problematische klar herausgearbeitet wäre und zu oft fragt man sich, wozu und wieso. Um aber künstlerische Grotesken zu sein, sind sie zu wenig grotesk und verzerren bloß Alltägliches. Am besten scheint mir noch „Marquis Calonne" gelungen, doch auch hier überwiegt das unbestimmt Fragwürdige.

Der Stil ist modern, ganz modern, schon jenseits der Ära, da man nur in abgehackten Sätzen, mit Gedankenstrichen und Strichpunkten schrieb: daß er dafür zäh, langatmig und konstruiert ist, gehört nicht zu seinen Vorzügen.

P. L. M.

Der Schelm von Bergen. Die Geschichte vom Scharfrichter Rosenfeld und andere Novellen. Von Julius von der Traun. (Berlin. Meyer & Jessen.)

Vor über einem halben Jahrhundert lebte Schindler (Julius von der Traun) im Steierland, und auch in diesem Novellenband finden wir Anklänge an diese Zeit in der Geschichte „Der Gebirgspfarrer", die getrost als ein kleines Meisterwerk gelten mag und bei niemanden verfehlen wird zu rühren und zu packen. Was sind dagegen die jetzigen gequälten psychologischen Novellen, denen meist das abgeht, was eine gute Novelle nicht entbehren kann: das Besondere und Ungewöhnliche des Stoffes. Julius von der Traun ist seit einem Vierteljahrhundert tot, vergessen ist er keineswegs, aber vielleicht zu wenig bekannt. Man kennt eventuell noch seinen humorvoll-anmutigen „Schelm von Bergen", der jedem ans Herz wächst, aber die anderen Perlen seines auserlesenen Könnens sind selten zu finden in Privatbibliotheken. Dies mag seinen Grund haben, daß die Werke nicht so leicht zu beschaffen sind, vielleicht aber ist dem nun abgeholfen, denn das vorliegende Buch in seiner künstlerisch die höchsten Ansprüche befriedigenden Ausstattung, von einem charakteristischen und charakterisierenden Essay des Baron Bergen bestens eingeleitet, ist vielleicht als „erster Band" zu betrachten? Es wäre zu wünschen, daß ihm die anderen lyrischen und Prosawerke folgen, sie dürfen der besten Aufnahme sicher sein. Vorerst aber freuen wir uns, daß wir diesen Band seiner besten Novellen besitzen als Zeichen einer Erzählerkunst, wie sie in Österreich, dem Land der frischen und innigen Art, nur erblühen kann.

Ella Triebnigg.

Schalksfahrt. Lustige Geschichten aus Kärnten von Karl Krobath. (Leipzig. L. Staackmann.)

Seinem großen Roman „Sterben", der sogar in Amerika Aufsehen erregte, wie eine besonders herzliche Besprechung der „Illinois Staatszeitung" beweist, hat Krobath nun ein lustiges Geschichtenbüchlein folgen lassen, von dem die Erzählung „Wie der Friedel das Lieben erlernt hat" den „Heimgarten"-Lesern gewiß noch in Erinnerung ist. Die „Schalksfahrt" ist ein Sammelbändchen lustiger, übermütiger und unterhaltender Geschichten, im Volkston vorgebracht und in seiner Denk- und Vorstellungsart mit jedem Satze und jeder Wendung im heiteren Kärntnerlande, dessen Dichter Krobath ist, wurzelnd. Freunde eines munteren, unverdorbenen Humors werden mit dem Buche manches launige Stündlein erleben.

P. P.

Sonderlinge. Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder aus neuester Zeit von Franz Michael Felder. Eingeleitet und herausgegeben von Hermann Sander. (Leipzig. Hesse u. Becker. 1912.)

Das ist der große Roman, den vor fünfzig Jahren der geniale Bauerndichter Franz Michael Felder geschrieben hat. Der Mann, ein Alpenbauer, ohne Schulbildung, ein Künstler, Philosoph und Sozialist ersten Ranges, aber unter widerwärtigen Verhältnissen zermalmt, war das Phänomen seiner Zeit. Der Roman „Sonderlinge“ ist nun neu aufgelegt worden. Das großartige Lebens- und Sittenbild ist einst von Literaturfreunden und Gelehrten nach Verdienst beachtet, gewürdigt worden. Möge nun die Zeit kommen, da es auch gelesen wird. Ich vermute, daß es noch den heutigen Zuständen des Natur- und Volkslebens im Bregenzerwald großenteils entspricht und weiß, daß die sozialen Ideen die das umfangreiche Werk enthält, noch heute nicht veraltet, ja leider noch nicht einmal erprobt worden sind.

In der Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen, herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen, erscheinen auch Adalbert Stifters sämtliche Werke. Eben ist der 3. Band: **Stifters Studien,** veröffentlicht worden, versehen mit Einleitungen einiger Erzählungen von den Herausgebern. Ferner enthält der Band eine Anzahl prachtvoller Lichtdrucktafeln, darunter auch nach Gemälden Stifters, und ein noch wenig bekanntes Porträt des Dichters.

Das Testament Sr. Gnaden. Roman von Hjalmar Bergman; von demselben Verfasser: **Amouren,** Novellen. (Frankfurt a. M. Rütten & Loening.)

Beide Bücher, obwohl Übersetzungen von Marie Franzos aus dem Schwedischen, machen den Eindruck von deutschen Originalwerken. „Das Testament“ liest sich sehr lustig; Sr. Gnaden ist eine köstliche Figur, humoristisch und prächtig geschildert, und auch die anderen Personen, wie Blenda, Jakob, Ihro Gnaden, Enberg, Vickberg u. s. w., springen als heitere, lebensbunte Figuren durch die Handlung. — Die sechs Geschichten, die der Titel „Amouren“ zusammenfaßt, sind einander nicht gleichwertig. Den Vorzug gebe ich den „Drei Schwestern“ darin und auch „Gretl“ gehört zum Lobenswerten.

Sowohl „Das Testament“ wie die „Amouren“ verdienen als abwechslungsreiche und künstlerische Unterhaltungslektüre Empfehlung. V. E. S.

Ein Liebesidyll Ludwigs XIV. Louise de la Vallière. Historischer Roman von Dora Duncker. (Berlin. Rich. Bong.)

Ein historischer Roman, wie er nicht mehr geschrieben werden dürfte! Mit allen Ingredienzien einer süßlichen Sensationsmacherei: Liebe, Leidenschaften, Könige, Prinzen, Maitressen, Mord und Vergiftungen. Man könnte sagen, das sei historisch — aber es ist auch Anderes, und zwar Tieferes historisch, als nur diese Hintertreppelei. Dora Duncker hat abgestandene Romantik in die Schläuche ihrer Personen gefüllt und so ist der Roman ein Abklatsch modernerer Gefühle geworden, als jene besaßen, denen sie aufgehalst werden.

Übrigens hat Dumas in seinem „Der Graf von Bragelonne“ dasselbe Thema und entschieden künstlerischer und interessanter behandelt. Dennoch wird das Buch seinen Leserkreis finden, schon des Stoffes wegen.

Ein Jude. Roman von Meyer Aaron Goldschmidt. (Berlin. Axel Juncker.)

Ein durch und durch jüdisches und antiarisches Buch, und gerade deshalb von kulturellem Wert, weil es Einblicke gewährt. Die Schilderungen des jüdischen Denkens und Fühlens gibt dem Antisemitismus (als Rassengegnerschaft) Recht. Der Haß, wenn auch bedauerlich, beruht auf Gegenseitigkeit und der Jude so gut wie der Arier schöpft ihn aus dem Verhalten des Gegners.

Nach einer langen, lehrreichen Einleitung, die uns das Gehaben des orthodoxen Judentums zeigt, kommt es schließlich zur Verlobung des Helden mit einer Christin, aber die Verbindung muß an den Gegensätzen der Religionen und Rassen scheitern. Das alles ist sehr eindringlich, wenn auch tendenziös dargelegt. Die abenteuerlichen Einschläge fesseln naturgemäß weniger, aber das Hauptproblem macht einen nachhaltigen Eindruck.

Das moderne Ghetto. Berliner Roman von Chr. Sion. (Berlin. Hesperus-Verlag.)

Der Verfasser (die Verfasserin?) lehrt: Der Jude ist anders als der Germane und will in seiner großen Mehrheit anders bleiben. — In dem Buch ist für die Idee der psychischen und physischen Assimilierung eine Lanze gebrochen. Vielleicht ist die Vermengung und Vermischung, der auch Bismarck das Wort redete, die relativ beste Lösung der Judenfrage, vielleicht praktisch sogar die einzige, aber alle welche an Rassenqualitäten glauben und in der Rassenmischung etwas Naturwidriges sehen, müssen ihr widerstreben. Wir sagen, die Tatsachen scheinen zu beweisen, daß dabei nichts Gutes herauskommt. „Was die Natur trennte, soll der Mensch nicht zusammentun“. — Der Autor — wohl selbst ein Semit — hat ein antisemitisches Buch geschrieben. weil die überwiegende Anzahl der

Harald Schönhaar. Ein nordisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Rudolf Fastenrath. (Magliaso, Schweiz. Verlagsbuchhandlung „Ceresio".)

Über dies Werk spricht sich Otto Sommerstorff am königl. Schauspielhause in Berlin wie folgt aus: In seinem Drama „Harald Schönhaar" führt uns Rudolf Fastenrath in den hohen Norden mit seinen gewaltigen Kraftgestalten, wie sie das Ende der vorgermanischen Zeit gebar. Kampfesmutige Recken mit ihrem Übermaß an Betätigungstrieb sind es, die uns in Volk und Feldherren entgegentreten, während auf dem Throne eine das Christentum vorbereitende Wandlung vorgeht.

Pierre Rosegger, L'Homme et L'Oeuvre. Par A. Vulliod. (Paris. Librairie Félix Alcan. 1912.)

Wir hoffen, Gelegenheit zu haben, dieses 520 Großoktavseiten starke, gründliche und verständnisvolle Buch des gelehrten Franzosen näher zu kennzeichnen. Professor Vulliod hat auf Grund persönlicher Reisen im Lande des Dichters, besonders in der Waldheimat, und auf Grund genauer Orts- und Personenstudien hier ein für derlei Biographien vorbildliches Werk geschaffen.

Vom Mädchen zur Frau. Ein zeitgemäßes Erziehungs- und Ehebuch von Frau Doktor Emanuele L. M. Meyer. (Stuttgart. Strecker & Schröder. 1912.)

Wenn solche Bücher wie dieses beherzigt würden, wie anders sähe es aus unter den Menschen! Das versteigt sich nicht in unerreichbare Ideale, sondern bleibt bei der Wirklichkeit und Möglichkeit. Es ist ein hochgemuter, keuscher Ratgeber, besonders für die Zeit, da das Mädchen vom Mädchen zur Frau, zur Mutter wird. Sexuelle Aufklärung, Gattenwahl, Brautzeit, Sexualleben in der Ehe, Mutterschaft — diese wichtigsten der wichtigen Dinge sind in dem Buche schlicht und klar behandelt. Es soll jedem erwachsenden Mädchen in die Hand gegeben werden, es ist wichtig für Eltern und Erzieher. Es schadet auch den Männern nicht. Man begegnet Wahrheiten in dem Buch, von denen die meisten nichts wissen, an die sie nie denken und von deren Pflege doch Glück, Ehre und Zukunft abhängt. Jetzt spricht man viel davon, die Jugend in sexuellen Dingen aufzuklären. Aber wie ungeschickt das oft geschieht! Besonders den Mädchen gegenüber ist es schwer. Ist es da nicht gut, wenn eine gescheite, taktvolle Frau das rechte Wort findet?

Zur Psychologie und Ethik. Zehn ausgewählte Abschnitte aus den Schriften des hervorragenden Leipziger Weltweisheitslehrers Wilhelm Wundt gab als Doppelbändchen in Reklams Universalbibliothek der bereits durch eine feinsinnige Blütenlese aus den Werken Staackmannscher Autoren „Vom freudigen Schaffen" vorteilhaft bekannte Dr. Julius A. Wentzel heraus, damit alle, die auf den von E. H. Weber und Th. Fechner eingeschlagenen Wegen sich mit experimenteller Psychologie beschäftigen, sehr zu Dank verpflichtend. Die einzelnen Abschnitte: Über den Ursprung der Sprache, psychologische Kunstbetrachtung, das Märchen, die sittlichen Normen, das Recht, den Beruf, den Staat als Gesellschaftseinheit, den wirtschaftlichen Völkerverkehr u. s. w. spinnen nicht weltfremde Stubengelahrtheit, sondern weben, in einer klaren Sprache verfaßt, lebensvoll am buntfarbigen Teppich des ebenso gegenwärtig wie auch dauernd Interessanten. Eine instruktive hübsche Einleitung erhöht den Wert des spottbilligen Buches (das auch gebunden zu haben ist) besonders für Studierende oder solche, die sich im Wesen der Wundtschen Philosophie rasch zurechtfinden wollen. Zum 80. Geburtstage des Gelehrten — Wundt ist am 18. August 1832 zu Neckarau bei Mannheim geboren — bildet diese Ausgabe eine sinnige Huldigung, denn auch Philosophen wollen weniger gelobt und um desto mehr gelesen sein. Bei Wundt kommt man auf seine Rechnung dabei! K.

Meyers Handlexikon des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich veränderte Auflage. 1. Band. (Leipzig. Bibliographisches Institut. 1912.)

In dieser Neuauflage ist das längst als so brauchbar anerkannte Nachschlagewerk durch Antiquadruck, praktische Abkürzungen und vollständige Umarbeitung ganz neu ausgestaltet, reich vermehrt und bis auf die jüngste Zeit fortgeführt. Für augenblickliche Orientierung gibt es kein zweites ähnliches Buch. Es erscheinen auch reichlich Illustrationstafeln und Karten beigegeben. Der zweite und letzte Band wird rasch nachfolgen. — Von den rühmlich bekannten Reisebüchern desselben Verlages sind neu bearbeitet und genau durchgesehen erschienen: **Gsell Fels' Italien in 60 Tagen,** 10. Auflage, der Handlichkeit wegen diesmal in zwei Bände geteilt, und **Deutsche Alpen,** 2. Teil, welcher zumeist das Salzkammergut und Tirol behandelt. Text, Karten und Pläne dieser Reisebücher sind auch diesmal musterhaft zu nennen. Dr. A. Schl.

Büchereinlauf.

Die silberne Taube. Roman von Andrej Bjely. (Frankfurt a. M. Rütten & Loening.)

Das Buch des Lappen. Von Johan Turi. Erzählung von dem Leben der Lappen. Mit zahlreichen Abbildungen nach Originalzeichnungen des Verfassers. (Frankfurt a. M. Rütten & Loening.)

Gideons Auszug. Roman von Ernst Sommer. (Wien. Österreichischer Verlag.)

Gedichte von Wilhelm Meinl. Ein kleines, himmelblaues Buch. So blau ist auch die Weltanschauung, die Naturfreude, die harmlose Lust am Singen und Sagen, die es mit frischen Versen füllen. Ein Erzgebirger, ein früherer Offizier, hat es geschrieben, ein Mensch, der jung geblieben ist inmitten der altersreifen, modernen Welt, ein Mensch, der seine Heimat über alles liebt und ihr dienen möchte, indem er immer von neuem mit begeisterter Andacht das Lob ihrer Schönheit singt. Jeder Baum, jeder Strauch der heimatlichen Wälder ist ihm ein teurer Weggenosse, und es ist fast rührend, zu sehen, wie dem schon gereiften Manne noch Wanderlust und jugendliche Daseinsfreude im Blute sitzen. Manche Leser des „Heimgarten“ werden diesen Naturfreund aus den Vogelschutzbüchlein her kennen, für die er schon seit einigen Jahren hübsche, tierfreundliche Verse widmet. Auch in den Wochenblättern und Zeitschriften des Erzgebirges ist Wilhelm Meinl, der einer dort sehr angesehenen, begüterten Familie entstammt, ein gerngesehener und vielgelesener Gast. Das himmelblaue, nett ausgestattete Liederbuch ist bei Wenck u. Thoma in Eger erschienen. S. v. K.

An der Sehnsucht ewigem Wanderstab. Gedichte von Mathilde Gräfin Stubenberg. (Wien. Karl Fromme. 1912.)

Der Rezensent erschrickt vor jedem neuen Gedichtebuch, das ihm zugeht, denn die wenigsten sind so schlecht, daß er sie ruhig beiseite legen könnte. Die meisten haben glatte Form, manch hübschen Gedanken und manch stimmungszarte Empfindung. Schließlich ist man aber nach dem Opfer von Zeit nicht reicher als man vor ihm gewesen. Wie dankbar aber preist der Besprecher sein Geschick, wenn es ihm einmal Poesien in die Hand gibt die wirklich über der guten Mittelgattung stehen. Eine solche Gabe ist die neue Gedichtesammlung: „An der Sehnsucht ewigem Wanderstab“ von Mathilde Gräfin Stubenberg. Die heimische Dichterin hat uns schon manches Feine beschert, in dieser Sammlung ist ihr Bestes hinterlegt. Die mimosenzarte Frauenseele zieht mit ihren Sehnsuchten und mit ihrem Segen in die unsere und manchem Liede fehlen nur die Flügel der Vertonung, um in alle Welt zu fliegen. Innige Lyrik kann man mit Worten nicht charakterisieren, deshalb verweise ich auf die Urquelle — auf das Buch selbst. Es ist der Dichterin Ebner-Eschenbach gewidmet — zwei verwandte Seelen.

Eduard v. Gebhardt. Eine Kunstgabe. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege, Berlin. 16 Blätter mit einer Einführung von Wilhelm Kotzde. In Karton geheftet nur 1 Mark. (Mainz. Jos. Scholz.)

Verzeichnis der Bilder: Ein alter Mann. — Studie. — Mutterfreude. — Die Schwestern. — Die Ahne. — Die Erstaunten. — Mutter und Sohn. — Esthnischer Bauer. — Vornehmer Bürger. — Die Kranke. — Bei der Arbeit. — Der Lehrstreit. — Christus und Nikodemus. — Christus der Suchende. — Die Auffahrt zu Gott Vater.

Eduard v. Gebhardt ist einer der großen religiösen Maler unserer Zeit. In seinem Schaffen sind eine Fülle und ein Können, die schier überwältigend wirken. Sein Christus hat für uns alle etwas Nahes und dabei doch so Hoheitsvolles, er ist ein König, der in unseren Herzen wohnt. Gebhardt ist ein kraftvoll deutscher Maler, der in seinen Gestalten unser Rasse-Ideal erfüllt hat. Seine Menschen sind voll des inneren Feuers. Es ist etwas Klares, Wohltuendes in allen seinen Bildern, deren Wiedergabe in dieser wohlfeilen Sammlung ebenso vorzüglich ist wie in den bisher erschienenen „Meistermappen“ des Verlages. V. R.

Watteau. Herausgegeben von E. Heinrich Zimmermann. [Klassiker der Kunst. 21. Band.] (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1912.)

Zuerst in deutscher Sprache bietet der vorliegende Band eine vollständige Übersicht über das künstlerische Wirken des französischen Meisters Antoine Watteau, dessen Grazie in der Darstellung förmlich sprichwörtlich geworden ist, ohne daß bisher die meisten dessen graziöse Schöpfungen kannten. Dieses Buch ist schon seiner kostümlichen Darstellungen wegen kultur- und kunstgeschichtlich gleich wertvoll. Bewunderungswürdig erscheint die Mannigfaltigkeit des von Watteau, der leider kein hohes Alter erreicht hat (1684—1721), Gebotenen, in ihm vereinigt sich die vlämische und venetianische Kunst, und namentlich zeigt sich die Einwirkung des großen Rubens in vielen seiner Stücke. Die zahlreichen Ausschnitte von größeren Bildern in den 182 Abbildungen des Werkes lassen die herrlichen Einzelnheiten der mitunter in größerer Landschaft erschienenen Figuren besonders lehrreich erscheinen. Eine treffliche Einleitung hat E. H. Zimmermann dem schönen Werke beigegeben.

Volksmärchen aus Österreich. Aus dem Volksmunde, aus Zeitschriften und Büchern gesammelt und herausgegeben von Karl Haller, Bürgerschuldirektor. Mit vielen Originalzeichnungen. (Stuttgart, Wien und Leipzig. In Kommission bei Loewes Verlag Ferdinand Carl.)

Diese Sammlung ist deshalb besonders hübsch und eigenartig, weil sie Märchen von fast allen Nationen Österreichs enthält. Dadurch hat sie nebst einem künstlerischen auch einen kulturhistorischen Wert. P.



Mattes.

Roman von **Hans Eschelbach.**

(Schluß.)

21. Kapitel.

Die erste Hälfte der Woche ging Mattes wie im Traum herum. Zweimal noch hatte er Bertram gefragt, ob es wirklich wahr wäre, daß Gretchen Franz nächsten Samstag heirate, und jedesmal war Bertram in lautes Gelächter ausgebrochen. Es war doch zu drollig, daß das Tier ihm auf einmal nicht glaubte! Und welch merkwürdiges Gesicht hatte der am Sonntag gemacht! Es war Bertram ganz unmöglich, das Lachen zu verbeißen, wenn das Tier ihn wieder fragte, und je mehr er lachte, je mehr wurde Mattes in der Ansicht bestärkt, daß man nur einen dummen Scherz mit ihm mache.

Jetzt mußte sein Brief daheim ankommen. Die Mutter konnte ihm bald schon antworten. Zwar behauptete Bertram steif und fest, er bekäme Freitag, Samstag und Sonntag Urlaub, um zur Hochzeit seiner Schwester zu fahren. Aber das war ja nicht wahr. Zwar draußen im Tannenbusch, wie die Husaren ihren Exerzierplatz nannten, obschon er nicht von Tannen, sondern von italienischen Pappeln eingefaßt war, hatte der Rittmeister Bertram gestern zugerufen, wenn er seinen Gaul nicht besser in der Gewalt habe, brauche er an Urlaub nicht zu denken; aber diese Bemerkung über den Urlaub wurde oft gemacht. Was hatte

Neues vom blauen Blut und allerlei Komtessen. Von Edith Gräfin Salburg. (Leipzig. B. Elischer Nachf.)

Unschuld. (Der „Heiligsten Güter" zweiter Band.) Novellen von Marie-Madeleine. (Leipzig. B. Elischer Nachf.)

Träumereien aus dem Westrich. Von Karl Leibrock. (Kaiserslautern. Hermann Kayser.)

Am Lugenbankl. Von Karl Deutsch. (München. Verlag der Deutschen Alpenzeitung.)

Volksbücher der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung, Heft 33: **Der Mitschuldige.** Von Adolf Wilbrandt. Mit Bildern von Erich Wilke. (Hamburg-Großborstel. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung.)

Die Sagen und Legenden des Gasteinertales. Gesammelt und herausgegeben von weiland Dr. Franz Storch. (Salzburg. Mayrische Buchhandlung.)

Lügen. Geschichten vom Kriege von Gustaf Janson. (Leipzig. Georg Merseburger.)

Deutsches Vortragsbuch. 1. Teil. Von Franz Breiner und Karl Lustig. (Wien. Verlag des Deutschen Schulvereines.)

Aus der Werkstatt des Chirurgen. Von Prof. A. Freiherrn v. Eiselsberg. (Wien und Leipzig. Hugo Heller & Cie.)

Mein Hausfreund. Sammlung bewährter Haus- und Heilmittel-Rezepte für Gesunde und Kranke. Von Gottfried Hoffstetter. (Säckingen. W. A. Stappen.)

Die Wahrheit in Sachen des österreichischen Volksliedunternehmens von Dr. Josef Pommer. (Wien. Alfred Hölder. 1912.)

Im Namen der Jugend. Von Dr. med. Heinz Paul. (München. Melchior Kupferschmid.)

Gedenke, daß du ein Deutscher bist. (2. Teil.) Von Dr. Heinrich Pudor. (München. Melchior Kupferschmid.)

Die Kulturmission der Reklame. Von Adolf Saager. (München. Die Brücke.)

Die körperliche Erziehung der Jugend. Von Johann Drescher, Schuldirektor. Herausgegeben vom Steiermärkischen Volksbildungsvereine in Graz. (Graz. Verlag des Steiermärkischen Volksbildungsvereines.)

Kleine Beschäftigungsbücher für Kinderstube und Kindergarten. Herausgegeben von Lili Droescher. 4. Heft: Humser, Geschenke von Kinderhand. 2. Auflage. (Leipzig und Berlin. B. G. Teubner.)

Abstinenz-Pädagogik in der höheren Schule. Von Prof. Dr. Richard Ponickau, Leipzig. (Leipzig. Quelle u. Meyer.)

Die Bekämpfung der Obstschädlinge. Von Ludwig Ankenbrand. Naturgemäße Bekämpfung aller Schädlinge des Obst-, Wein- und Gartenbaues durch Ansiedlung ihrer Feinde, ohne Eingriff des Menschen, ohne Tierquälerei, ohne Tötung. Beste Methode zur Erlangung reicher Obsternten. Mit Bildern. (Harzburg. Jungbornverlag R. Just.)

☛ Vorstehend besprochene Werke rc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 3, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten"

Das Slowenenblatt „Slovenec" in Laibach hat meine im „Grazer Tagblatt" erschienene Skizze „Darf ich einsteigen ..." in einer mangelhaften, angeblich von einem windischen Hochschüler angefertigten Übersetzung, unter einem willkürlich geänderten Titel und ohne Angabe des Autors nachgedruckt. Ich verlangte deshalb mittels eingeschriebenen Briefes: 1. Fünfundzwanzig Kronen Buße für die Unterschlagung meines Namens zugunsten des Vereines zur Abwehr der Tuberkulose in Steiermark und 2. die nachträgliche Nennung meiner Person als Verfasser. — Darauf bekam ich von den Herren keine Antwort mehr und ein Rechtsanwalt belehrte mich, das Gesetz biete mir keine Handhabe, irgendwie gegen das Slowenenblatt, das alles Deutsche haßt und uns dabei literarisch plündert, gerichtlich vorzugehen. Dies nur zur Charakterisierung des „Slovenec" und unseres Urheberrechtes. Hans Ludwig Rosegger.

B. L. in Wien. Für Sie gilt wie für alle Einsender von Beiträgen: Rückporto beilegen, sonst erfolgt keine Rücksendung.

Franz K. in Salzburg. Wenn Sie es schon wissen wollen — Ihre Gedichte sind ganz besonders schlecht.

(Geschlossen am 20. Juli 1912.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Köck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Wachtmeister wollte hinzu sprengen, aber der Rittmeister winkte ab: „Lassen Sie den Kirschbaum, der wird allein fertig!"

Das Pferd raste davon und der Wachtmeister straffte die Zügel. Himmel-Deuwel! Das ging schief. Ein Blick des Rittmeisters und er sprengte hinterdrein. Der Kirschbaum, dieser Esel, hatte nicht nur den Verstand, sondern, was schlimmer war, auch einen Bügel verloren. Und dabei brauchte dieses Rindvieh die Sporen!

„Luft geben! — Zügel lang!" schrie der Wachtmeister.

Der verflixte Bremser schlug in demselben Moment gleichzeitig mit beiden Beinen nach hinten aus.

„Das Biest!" knirschte der Wachtmeister.

Er war zu spät gekommen. Der Husar stürzte, blieb mit einem Fuß im Bügel hängen und wurde geschleift.

„Nach!" kommandierte der Rittmeister und pfefferte hinterher wie der leibhaftige Satan.

Gleich war der Bremser an den Pappeln — eine scharfe Wendung, die vorauszusehen, und der Kopf des Gestürzten würde gegen einen Baumstamm geschmettert!

Alle Vorschriften vergessend, hatte das Tier die Zügel seines Pferdes seinem Nebenmanne zugeworfen. Zum Aufsitzen war jetzt keine Zeit.

Da hing er dem Gaul auch schon am Zügel; er rang förmlich mit ihm, er schlug ihn gegen die Schnauze, und Bertram wurde glücklich von zwei Mann losgerissen. Das Tier sah es nicht; der Durchgänger war mit ihm hochgegangen. Senkrecht stand das Pferd, schäumend und schnaufend auf den Hinterbeinen, und der Soldat hing ihm am Zügel. Noch ein wildes Ausschlagen nach hinten, noch ein Sprung in die Luft, und Mattes rutschte am Zügel hinab.

Im nächsten Augenblicke lag er im Sande: ein wütender Schlag der Vorderhufe hatte ihn mitten vor die Brust getroffen.

Der Bremser raste weiter, und Bertram erhob sich beschmutzt und taumelig. „Es hat gut gegangen!" keuchte er.

„Dir wohl, du Hornvieh, du infamigtes!" knirschte der Wachtmeister. „Aber mit dem da — — — mit dem ist's alle! Der braucht keinen Urlaub mehr!"

Bertram kniete neben seinem Retter. Und mit einem Mal weinte er — nur zwei nervöse, heftige Stöße. Der Rittmeister kam angesprengt.

Regungslos, mit geschlossenen Augen, lag das Tier auf dem Rücken; man sah keine Verwundung, nur auf seine Lippen traten einige Blutstropfen.

„Kleider auf! — Vorsicht! — Den Sanitätswagen!"

Ein einjähriger Arzt war schon zur Stelle.

„Brustbein und Rippen zerschmettert!" meldete er leise.

das mit Livvelingchen zu tun?! Es war nicht wahr! Es war alles nicht wahr!

Bertram allerdings hatte sich die Bemerkung des Rittmeisters sehr zu Herzen genommen. Sein Pferd war ein „Bremser", der sich gern auf die Kandare legte und dann nicht mehr zu halten war. Wenn der „Bock" noch einmal solche Wippchen mache, schlüge er ihn zwischen die Ohren, daß er die Kränke kriege! Der Schinder schlug ja oft nach vorn und hinten aus, daß kein Schenkeldruck, kein Streicheln der Mähne und kein Klopfen des Halses mehr nutzte. Jedenfalls werde er dem vermaledeiten Bremser morgen zeigen, was eine Harke sei. Ehe er sich von dem Schindluder, von dem lahmen Bock den Urlaub verderben lasse, eher tue er Sublimat ins Trinkwasser!

Sublimatpastillen waren zwar in allen Ställen, weil die Pferde bei Verwundungen mit Sublimat behandelt wurden; aber so oft und so leicht auch ein Husar seinem störrischen Pferde in Gedanken mit Sublimat drohte, so wenig dachte er wirklich daran, ihm ernstlich Schaden zuzufügen. Drei Tage hatte man ja weg, wenn man so einen Gaul nur schief ansah! Schließlich war einem der oft gescholtene Schinder doch auch ans Herz gewachsen; man stieß also insgeheim gegen einen Bremser die fürchterlichsten Drohungen aus und pflegte ihn doch mit wirklicher Anhänglichkeit.

Bertram hatte wieder nicht geputzt. Er könne das morgen vor dem Dienst noch machen, sagte er zu Mattes.

Aber sie müßten morgen doch so früh ausrücken.

Lirum, larum! Bertram hatte „Zeit steif!" wie er behauptete. Er ging in die Kantine, wo er den Regimentsschreiber zu treffen hoffte, während das Tier stillschweigend den Putzkasten nahm und Vorsehung bei ihm spielte. . .

Anderen Morgens, ehe aufgesessen wurde, rief ihn der Wachtmeister beiseite und sagte ihm, daß er den Urlaub bekäme, wenn er heute „nicht auffalle". Dann wurde ausgerückt, ehe Bertram seinem „Putzer" die frohe Botschaft noch übermitteln konnte.

Der Rittmeister nahm Bertram heute schärfer aufs Korn. Wenn nur der vermaledeite Bremser nicht bockte! Aber alles ging glatt. Jetzt kam noch eine Attake, bei der die Abteilung, zu der Mattes gehörte, absitzen mußte, um den Feind zu markieren. Bertram, der bei den Angreifern war, hielt sich glänzend. Als die angreifende Abteilung zurückgezogen wurde, rief ihn der Rittmeister und teilte ihm mit, daß er Freitag reisen könne.

Der Bursche wurde rot vor Freude, aber in demselben Augenblicke bockte der Bremser. Jetzt galt's! Richtig! Das Luder legte sich auf die Kandare, fühlte den Schenkeldruck nicht mehr und ging durch. Der

beutel ein kleines Kreuzchen los, das ihm Livvelingchen geschenkt, als er Soldat geworden. „Von Livvelingchen!“ dachte er. Und dann gab er dem Toten das kleine Kreuz in die Hand.

*
* *

Stina Stiel trug einen geheimen Kummer. Ihr Sohn kam nicht auf Urlaub. Und nun hatte er plötzlich von Livvelingchen geschrieben. Der hatte das Mädchen immer noch gern! Und Samstag war die Hochzeit!

Ob sie's ihm schreiben sollte? Ob sie nicht besser zu ihm fuhr und es ihm sagte? Aber Bonn war so weit! Sie ängstigte sich vor der langen Reise.

Da wußte nur einer Rat!

Stina Stiel trug ihren Kummer zu dem alten Pastor.

Der hörte sie an und rauchte — rauchte und rauchte.

„Nein, schreiben würde ich's ihm nicht“, sagte er endlich, stellte die Pfeife weg und begann zu kauen. „Wenn man auf einmal so kalt schwarz auf weiß sieht, daß einem die schönsten Jugendträume zerstört sind, das tut zu weh!“

Der alte Mann sagte das so ernst und überzeugt, daß die Frau ihn einmal verwundert ansah. Ja, sprach der denn aus Erfahrung? War dem vielleicht selbst einmal so etwas passiert?

„Ich, an Ihrer Stelle, gute Frau, würde zu ihm fahren. Je eher, je lieber.“

„Herr Pastor, Bonn ist doch viel zu weit!“ sagte sie stockend. „So weit bin ich noch nie gefahren.“

Ihr Berater lächelte. Die Leute in Fugenheim liebten die Fremde nicht. Noch vor einiger Zeit hatte er eine Frau, deren Tochter auf einem Dorfe diente, das zwei Stunden von Fugenheim hinterm Walde lag, gefragt, wo die Trina denn eigentlich wäre, und die Mutter hatte allen Ernstes geantwortet: „Die ist weit fort, in einem fremden Lande!“

Ein fremdes Land, das zwei Stunden hinter Fugenheim lag! Seine guten Pfarrkinder hatten wirklich keinen Trieb in die Ferne.

„Nun, nun, Bonn liegt doch nicht am Ende der Welt! Fahren Sie nur ruhig hin. Das Vieh versorgt Ihnen in der Zeit schon die Mechtel.“

„Die Mechtel! Herr Pastor?“

Die Bäuerin fragte das ganz ungläubig.

„Gewiß; die kann das auch, und die alte Geschichte hat die längst vergessen! Es ist wirklich besser so. Was eine Mutter sagt, tut nie so weh; schlägt die eine Hand, so trocknet die andere die Tränen.“

„Ich will es mir überlegen, Herr Pastor“, sagte die Wallonenstina, und dann ging sie — immer noch im Zwiespalt mit sich selbst — nach Hause.

„Tödlich?“

„Wahrscheinlich. Lunge verletzt.“

Die Übung wurde abgebrochen. Die Tragbahre kam. Langsam fuhr der Sanitätswagen zum Lazarett.

Die Schwadron rückte ein.

Unteroffizier Albrecht hatte sein eigenes Pferd abgegeben. Er ritt jetzt den Bremser, den man mit Mühe eingefangen. Das Tier ließ den Kopf hängen, als wisse es, daß es Unheil angerichtet.

Bertram, der keinen ernstlichen Schaden genommen und in der Kaserne die zerrissenen Kleider gewechselt, erhielt die Erlaubnis, ins Lazarett zu gehen.

„Es war sein einziger Freund, Herr Rittmeister“, hatte der Wachtmeister gesagt. Der Mann sprach schon, als ob das Tier bereits der Vergangenheit angehöre.

Aber Mattes lebte noch. Was Menschenhand für ihn tun konnte, war geschehen. „Er wird nicht lange leiden!“ hatte der Oberstabsarzt leise gesagt.

Der Verwundete kam wieder zur Besinnung; eine solche Riesenkraft war nicht leicht zu brechen. Bertram hielt die Hand des Verunglückten und sah ganz fassungslos aus.

Und das Tier sah ihn immer an mit fragenden, flehenden, angstvollen Augen. Er bewegte die Lippen, er wollte etwas sagen und konnte nicht. Bertram beugte sich über ihn.

„Es — — ist — — nicht — — wahr!“ flüsterte der Sterbende.

Bertram verstand nicht gleich. „Was, Mattes?“

„Das mit — — — Livvelingchen!“

Und mit einem Mal hatte der dumme Bauernjunge alles begriffen, worüber er bis jetzt verständnislos gelacht.

„Nein, es ist nicht wahr, ganz sicher nicht!“ sagte er. Dann brach er in Tränen aus.

Leise röchelnd hob und senkte sich die zerschmetterte Brust des Tiers rascher. Es kam wieder Blut auf seine Lippen.

„Livvelingchen!“ sagte er noch im Todeskampfe.

„Mutter! — — — Livvelingchen!“

Eine qualvolle Viertelstunde noch, und das Tier war gestorben. Er war im Tode schöner als im Leben und sah ganz glücklich aus.

„Er ist gestorben wie ein Held!“ sagte der Rittmeister ergriffen. Er war gekommen, um nach dem Kranken zu sehen, ehe er der Mutter telegraphierte. Jetzt war es nur noch eine Todesnachricht, die er abzuschicken hatte.

Bertram drückte dem Toten die treuen Augen zu, die seine Schwester so schön gefunden. Er trat in eine Ecke und schnitt von seinem Brust-

Köster Thomm wußte sich nicht zu helfen; er lief zum Pastor und schickte die erste ihm begegnende Bauernfrau zur Wallonenstina.

Wie er ging und stand eilte der alte Pastor zum Trauerhause. Die Wallonenstina war aus ihrer Ohnmacht erwacht. Sie weinte nicht, sie sah nur ganz verzweifelt auf die Depesche. Ihr Mattes — — — ihr Mattes! „Gestorben wie ein Held!“ hatte der Rittmeister depeschiert. Tot! Tot! Und Samstag — morgen schon war das Begräbnis!

Der Pastor schickte die Leute fort und schloß die Türe. Er, der sonst so schöne Reden hielt, wußte auf einmal kein einziges, armes Trostwort. Und vor ihm, tief vornübergebeugt, die zerknitterte Depesche in der Hand, saß stumm die Mutter des Verunglückten, ein zu Stein gewordenes Bild des Jammers, ohne Klage, ohne Bewegung, ohne Träne.

„Sie arme Frau!“ sagte der alte Mann mit zitternder Stimme und legte ihr beide Hände auf die Schultern.

Da brach das Eis. In wildem Schluchzen barg die unglückliche Mutter ihr Gesicht in den Falten seines Kleides, und er legte ihr leise die Hände auf den Kopf und streichelte sie. Er sagte kein Wort, bis sie sich ausgeweint hatte; dann nahm er die Depesche und setzte sich ihr gegenüber.

„Er ist gestorben wie ein Held!“ las er laut. „Nun fassen Sie sich, nun müssen Sie an das Begräbnis denken; es ist morgen früh um elf Uhr. Sie finden jetzt keinen Anschluß in Feldenkirchen mehr, es ist schon zu spät. Aber ich werde unserem guten Lehrer Rabe sagen, er möchte mit Ihnen reisen. Jetzt machen Sie sich zur Reise bereit. Es ist am besten, Sie fahren mit Herrn Rabe bis Feldenkirchen, übernachten dort, benutzen morgen den ersten Zug, finden gleich Anschluß und sind dann schon um neun Uhr in Bonn. Ich werde gleich an das Regiment depeschieren, daß Sie zum Begräbnis kommen und daß Sie die Depesche zu spät erhalten hätten, weil Sie verreist waren.

Und nun denken Sie daran, daß Sie sich zur Reise bereit machen. In einer halben Stunde wird Sie Herr Rabe vielleicht schon abholen. Sollten Sie kein schwarzes Kleid haben, so kann Mechtel Ihnen ja eins leihen. Trösten Sie sich in dem Gedanken, daß er immer ein braver Mensch war, daß er wie ein Held gestorben ist, indem er einem anderen das Leben rettete. Beherrschen Sie auch in der Stadt den Schmerz. Sie müssen zeigen, daß Sie die Mutter eines Helden sind!“

Sein Zuspruch half schließlich doch. Die Wallonenstina begann mit den Vorbereitungen zur Reise; sie wollte bei dem Begräbnisse ihrem Sohne Ehre machen.

Der Pastor vertrat den alten Lehrer am Samstagmorgen in der Schule. Herr Rabe fuhr mit der still vor sich hinbrütenden, trostlosen Frau nach Bonn. Sie übernachteten in Feldenkirchen und kamen noch rechtzeitig, ehe der Sarg geschlossen wurde.

Ja, wenn Bonn nur nicht so weit gewesen wäre! Sie hatte ja solche Sehnsucht nach dem Jungen. Dreimal schon hatte sie an den früheren Rittmeister geschrieben, den Brief aber zerrissen, um die Sache nicht noch schlimmer zu machen. — Wenn man nur nicht zweimal hätte umsteigen müssen! Was konnte da alles passieren! Von Haus war sie auch noch nie gewesen. Vielleicht konnte man sich doch daran gewöhnen. Eine Stunde weiter, in Klettendorf, lag jetzt ihre ehemalige Freundin an Lungenentzündung krank. Die Frau, der der Mann vor zwei Jahren in der Sandgrube verunglückt war, hatte so gar keinen, der sie und ihre drei Kinder pflegte. Wenn sie der nun zwei Tage aushelfen ginge! Der Gedanke an Mechtel war ihr zu ungeheuerlich; aber die Witwe Schürheck würde in ihrer Abwesenheit das Vieh versorgen. Man konnte sich dabei schon etwas an die Fremde gewöhnen, und Sonntag — — ja! vielleicht fuhr sie Sonntag zu Mattes! Es war wohl ein schwerer Gang; aber wenn er das mit Livvelingchen nun doch einmal wissen mußte — er würde gewiß froh sein, daß seine Mutter bei ihm wäre.

Kaum war sie fort, da brachte der alte Briefbote die Depesche. Die Wallonenstina war jedenfalls auf dem Felde. Na, wenn sie nach Haus kam, würde sie die Depesche ja unter der Türe finden. Wie kam denn an die eine Depesche? Ob sie in der Lotterie spielte? Ob sie gewonnen hatte?

Freitagnachmittag kam die Wallonenstina aus Klettendorf zurück; der Kranken ging's besser, sie selbst aber hatte es nicht länger ausgehalten. Sonntag fuhr sie zu Mattes, da wollte sie doch ihr Kopftuch aufbügeln und das beste Kleid in Ordnung bringen. Und Faustkäse mit Kümmel wollte sie auch einpacken, den aß er so gerne! Wenn sie den Rittmeister selbst fragte, würde er ihrem Mattes vielleicht den ganzen Sonntag freigeben. Am Ende bekam er auch Urlaub und konnte dann gleich mit nach Haus fahren!

Sie ging zuerst in den Stall und dann ins Haus. Das Vieh war gut versorgt; auf die Witwe Schürheck konnte man sich verlassen. Mechtel wäre auch dagewesen und hätte gesehen, ob alles in Ordnung sei, erzählte ihr Köster Thomm, der gerade vorüberkam.

Unter der Haustüre fand sie die Depesche. Was hatte denn das zu bedeuten? Ob der Pastor wieder einmal bei ihr gewesen war? Aber mit dem stand sie doch jetzt ganz gut!

Und dann öffnete sie das Blatt.

Köster Thomm, der schon weitergegangen war, hörte plötzlich einen wilden Wehschrei. Er eilte zurück und fand die Wallonenstina auf einem Stuhle sitzend, ohnmächtig über den Tisch gesunken. Am Boden spielte die Katze mit einem Zettel. Und auf dem Zettel stand die Todesnachricht.

„Ein solch feierliches Begräbnis habe ich noch nie gesehen!“ sagte er endlich. Es lag doch etwas Tröstendes darin, daß man dem Toten so große Ehre erwiesen hatte. „Ja, hier liegt manche Hoffnung, hier liegt viel Glück, hier liegt aber auch viel Leid und Schmerz begraben!“ sagte er nach einer Pause aufatmend. „Sehen Sie, hier ruht auch Charlotte von Lengefeld, die Frau Schillers, mit ihrem Sohne, und dort an der Wand stehen die Worte des Dichters: „Muß ich ihn wandeln, den dunklen Weg? Mir graut, ich bekenn' es! — Wandeln will ich ihn gern, führt er zu Wahrheit und Recht!“

Es war rührend, wie sehr sich der alte Mann bemühte, die Aufmerksamkeit seiner in stummen Schmerz versunkenen Begleiterin abzulenken. Es gelang ihm nicht. Sie verstand nicht die Worte Schillers; aber daß sie ihren Mattes begraben hatten, das verstand sie.

„Herr Lehrer!“ sagte sie. „Lassen Sie mich da in die Kapelle gehen, das ist am besten. Nach einer Stunde, wenn sein Grab in Ordnung ist, können Sie mich dann ja abholen.“

„Soll ich nicht mit Ihnen gehen?“

„Am liebsten wäre ich jetzt allein.“

Da ging er und sah ihr noch nach, wie sie ganz gebeugt langsam die Stufen zu der mit Efeu umsponnenen kleinen Friedhofskapelle emporstieg. Ja, für die war es vielleicht besser, wenn man sie jetzt allein ließ. Auf den Gräbern dufteten die Blumen. Eine Schwarzamsel sang in der Blutbuche.

Lehrer Rabe las die Namen auf den Denksteinen. Simrock, Schlegel, Arndt — — er kannte diese Dichter. Schumann! Er stand still. Die Namen zwangen ihm Ehrfurcht ab.

Auf einem Denkstein aber las er einen Spruch, den er nicht wieder vergaß:

Trennung ist wohl Tod zu nennen,
Denn wer weiß, wohin wir gehn?
Tod ist nur ein kurzes Trennen
Auf ein baldig Wiedersehn!

22. Kapitel.

Lehrer Rabe wurde auf seinem weiteren Rundgange gestört.

An einem frisch bepflanzten Grabe stand eine reinlich gekleidete Frau aus dem Volke, die einen schwarzgepolsterten Rollstuhl bis dicht an das Grab geschoben hatte. In dem Rollstuhl saß eine alte Dame. Ihre aus dem Krankenstuhl heraushängende Hand streichelte heimlich den Buchsbaum, mit dem das Grab eingefaßt war. Die mochte wohl auch gerne allein sein mit ihrem Leid. Der alte Dorfschulmeister bog deshalb gleich in den nächsten Querweg ein und sah nach, ob die Totengräber das Grab seines Schülers bald so weit geordnet hätten, daß er die Mutter hierher bringen könne. Gewiß. In einer starken halben Stunde schon

Die Mutter blieb eine ganze Stunde lang allein mit dem Toten. Selbst Herr Rabe wollte dieses Wiedersehen nicht stören. Schließlich führte er sie aber doch ins Nebenzimmer; es war die Zeit zum Begräbnis.

Der Rittmeister erschien und drückte seine Teilnahme aus. „Ihr Sohn ist einen braven, ehrlichen Soldatentod gestorben“, sagte er. „Seinen Kameraden ist er zum leuchtenden Vorbild geworden und mit Ehren wird er in der Geschichte unseres Regiments genannt werden. Nicht nur meine Schwadron, der Regimentskommandeur selbst wird ihm die letzte Ehre erweisen. Er hatte angeordnet, daß auch mehrere Offiziere, die nicht der Schwadron angehören, an dem Begräbnisse teilnehmen. Wir werden das Angedenken eines so braven, wackeren Soldaten, wie es Ihr Sohn war, in Ehren halten, und Ihnen wird es ein Trost sein, daß sein letztes Wort ‚Mutter‘ war.“

Der Rittmeister wußte nicht, daß sein Bericht nicht ganz genau stimmte. Das letzte Wort des Toten war „Livvelingchen“ gewesen.

Der Divisionspfarrer kam. Sechs Husaren trugen die Bahre zum offenen Leichenwagen. Prächtige Kränze, die die Offiziere, Unteroffiziere und die Mannschaften gespendet hatten, wurden neben dem Wagen her getragen. Der Sarg, geschmückt mit Pelzmütze, Säbeltasche, Bandelier, Schärpe und Säbel des Toten, wurde mit stiller Ehrfurcht begrüßt.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Lehrer Rabe schritt neben der Mutter dicht hinter dem Wagen her. Dann folgte der Regimentskommandeur, der Rittmeister, eine ganze Anzahl Offiziere und die Mannschaften.

Die Musik begann.

„Wenn ich einst werde scheiden.“

Lehrer Rabe kamen die Tränen. Und über den ganzen Weg erklangen die feierlichen Choräle. Die Leute blieben stehen, sahen voll Mitleid auf die Mutter und entblößten ihr Haupt.

Am Grabe hielt der Divisionspfarrer eine kurze Rede, und dann klang ergreifend der unsterbliche Choral „Jesus, meine Zuversicht“.

Es war ein herrlicher Tag, die Sonne schien in das offene Grab. Die letzten Töne der ernsten Musik verzitterten, die ersten Schollen fielen auf den Sarg. Stina Stiel hatte die Worte des Pastors, daß sie sich benehmen müsse wie die Mutter eines Helden, nicht vergessen, sonst hätte sie jetzt laut aufgeschrien. So stand sie stumm da, indes ihr die Offiziere warm die schwielige, verarbeitete Hand drückten.

Es war alles vorüber. Lehrer Rabe zog Stina mit fort. Sie gingen über den in freundlichem Sonnenglanz liegenden Friedhof. Es dauerte noch drei Stunden, ehe der Zug abfuhr. In die Stadt mochte Herr Rabe jetzt nicht gehen; der armen Frau würde die feierliche Stille dieses Friedhofes gut tun.

Die Hand, an die ich oft gedacht,
Zeigt jenen feinen Zug der Schmerzen,
Und daß in mancher langer Nacht
Sie lag auf einem kranken Herzen!

Er dachte es nur, er sagte es nicht. „Sie sind wohl erstaunt, mich so hilflos wiederzufinden“, begann sie mit etwas unsicherer Stimme, als sie sah, daß er gar kein Wort fand.

„Sind Sie schon lange leidend?“

„Leidend schon lange; im Krankenstuhl aber erst, seitdem — — —“ sie schluckte und konnte nicht weitersprechen.

„Ihr Mann ist gestorben?“ fragte er zögernd.

„Der ist schon fünfzehn Jahre tot.“

„Aber Sie tragen doch Trauer! Ich sah Sie eben an einem neuen Grabe — — —“

Er schwieg, als stehe es ihm nicht zu, an eine Wunde zu rühren.

„Ja, ja! Sie mögen wohl erstaunt gewesen sein, mich so wiederzufinden. Ich bin jetzt ganz allein!“

Sie senkte den Kopf, und eine tiefe Leidensfalte lief um ihre Mundwinkel.

„Maria!“

Eine lange Pause trat ein. Ein großer Schmetterling kam und setzte sich ruhig auf den Weg dicht zwischen die Leute; ihn störte keiner.

„Zwei Kinder verlor ich, als sie acht und zehn Jahre alt waren, an Diphtheritis. Mein Mann hat auch fünf Jahre gekränkelt, ehe er starb.“

„Da haben Sie wohl viel gelitten.“

„Erspart ist mir nichts geblieben. Aber das Schlimmste kam doch erst vorigen Herbst; da haben sie meinen einzigen Sohn begraben.“

Lehrer Rabe seufzte. „Ja, Leid ist Ihnen nicht erspart geblieben“, wiederholte er, indem er dem Schmetterlinge nachsah, der weiter geflogen war. „Wie alt war Ihr Sohn?“

„Fünfundzwanzig Jahre. Es war ein so guter Mensch, meine ganze Hoffnung. Seinethalben war ich ja auch eigentlich nach Bonn gezogen. Ich hatte immer Angst vor den Studentenjahren. Aber das ging alles gut; er hatte seinen Doktor schon, er stand dicht vor dem Staatsexamen.“

„Wie schrecklich! Wie schrecklich!“

Sein einziger dummer Streich war, daß er ein Duell mitmachte. Er hatte ganz unbeabsichtigt dem Hund eines anderen Studenten auf die Pfoten getreten, wurde von dem Eigentümer des Hundes hart angefahren, weigerte sich deshalb, sich zu entschuldigen, weil er der Beleidigte war, und das Ende vom Liede war ein Duell. Der Arzt versicherte, daß die Wunde, die er bekam, eine Kleinigkeit sei. Zwei

würde man den Grabhügel kaum vor Kränzen sehen. Selten habe ein einfacher Soldat so viele Kränze bekommen; hier der mit der großen Schleife sei vom Regimentskommandeur.

Lehrer Rabe gab den Leuten ein Trinkgeld und ging weiter. Um einige breitgewachsene Tujasträucher herumbiegend, kam er in eine breite, aber kurze, rings von Gräbern begrenzte Sackgasse. Und mit einem Male stand er vor der alten Dame im Fahrstuhl. Die Begleiterin sah er nicht. Die Kranke saß im Schatten und hatte den Kopf geneigt, weil ein Sonnenstreif, der durch eine Strauchlücke fiel, sie belästigte. Als sie den Schritt hörte, hob sie den Kopf und zeigte ein blasses, edles Gesicht, in das der Kummer tiefe Furchen gezogen.

Herr Rabe stand wie angewurzelt. Eine heftige Bewegung hatte den alten Mann ergriffen, und die Dame im Rollstuhl sah ihn erstaunt und fragend an.

„Fehlt Ihnen etwas?“ fragte sie beklommen.

Die Lippen des einsamen Mannes zitterten. „Maria!“ sagte er endlich und nahm den Hut ab — nicht um zu grüßen, nur um etwas zu tun. Er war ganz fassungslos. „Maria!“ sagte er noch einmal. Das Leid und die Liebe von vierzig Jahren zitterten in dem Ton.

„Sie — — — Sie — — — Ernst!“

„So haben Sie mich doch noch gekannt?“

Sie war jetzt auch verwirrt geworden. „Die Stimme! Die Stimme wohl!“ sagte sie und gab ihm die Hand. Und als sie seine Hand in der ihren hielt, fühlte sie, wie der alte Mann zitterte.

„Sie sind auch leidend? Haben Sie das Zittern schon lange?“

„Das Zittern? — — Nein, nein! Das kommt nur so — — — das habe ich noch nie gehabt!“

Er schwieg einen Augenblick; er wußte nicht, was er sagen sollte. Sie hatte sich zuerst gefaßt. „Ich habe meine Wärterin weggeschickt“, sagte sie. „Die arme Frau hat vor vierzehn Tagen eine erwachsene Tochter begraben, und da bleibe ich immer hier an dem stillen Plätzchen, damit sie eine halbe Stunde zum Grabe gehen kann. Ich bin auch sehr gern allein. — Aber die Sonne scheint mir gerade ins Gesicht. Würden Sie nicht so liebenswürdig sein und meinen Stuhl herumdrehen? — So! — Ich danke Ihnen. Jetzt können Sie sich auf die schmale Bank da setzen; wir sitzen uns dann gegenüber, wie zwei gute, alte Freunde und können etwas plaudern.“

Er setzte sich; er sprach noch immer nicht. Immerfort sah er auf ihre feine, abgezehrte Hand, die etwas nervös über den Rand des Rollstuhls strich. Sonderbar, daß ihm gerade jetzt, wo er doch reden sollte, nichts einfiel als ein alter Vers, den er nicht einmal ganz richtig zusammenbrachte.

Die Hand, an die ich oft gedacht,
Zeigt jenen feinen Zug der Schmerzen,
Und daß in mancher langer Nacht
Sie lag auf einem kranken Herzen!

Er dachte es nur, er sagte es nicht. „Sie sind wohl erstaunt, mich so hilflos wiederzufinden", begann sie mit etwas unsicherer Stimme, als sie sah, daß er gar kein Wort fand.

„Sind Sie schon lange leidend?"

„Leidend schon lange; im Krankenstuhl aber erst, seitdem — — —" sie schluckte und konnte nicht weitersprechen.

„Ihr Mann ist gestorben?" fragte er zögernd.

„Der ist schon fünfzehn Jahre tot."

„Aber Sie tragen doch Trauer! Ich sah Sie eben an einem neuen Grabe — — —"

Er schwieg, als stehe es ihm nicht zu, an eine Wunde zu rühren.

„Ja, ja! Sie mögen wohl erstaunt gewesen sein, mich so wiederzufinden. Ich bin jetzt ganz allein!"

Sie senkte den Kopf, und eine tiefe Leidensfalte lief um ihre Mundwinkel.

„Maria!"

Eine lange Pause trat ein. Ein großer Schmetterling kam und setzte sich ruhig auf den Weg dicht zwischen die Leute; ihn störte keiner.

„Zwei Kinder verlor ich, als sie acht und zehn Jahre alt waren, an Diphtheritis. Mein Mann hat auch fünf Jahre gekränkelt, ehe er starb."

„Da haben Sie wohl viel gelitten."

„Erspart ist mir nichts geblieben. Aber das Schlimmste kam doch erst vorigen Herbst; da haben sie meinen einzigen Sohn begraben."

Lehrer Rabe seufzte. „Ja, Leid ist Ihnen nicht erspart geblieben", wiederholte er, indem er dem Schmetterlinge nachsah, der weiter geflogen war. „Wie alt war Ihr Sohn?"

„Fünfundzwanzig Jahre. Es war ein so guter Mensch, meine ganze Hoffnung. Seinethalben war ich ja auch eigentlich nach Bonn gezogen. Ich hatte immer Angst vor den Studentenjahren. Aber das ging alles gut; er hatte seinen Doktor schon, er stand dicht vor dem Staatsexamen."

„Wie schrecklich! Wie schrecklich!"

Sein einziger dummer Streich war, daß er ein Duell mitmachte. Er hatte ganz unbeabsichtigt dem Hund eines anderen Studenten auf die Pfoten getreten, wurde von dem Eigentümer des Hundes hart angefahren, weigerte sich deshalb, sich zu entschuldigen, weil er der Beleidigte war, und das Ende vom Liede war ein Duell. Der Arzt versicherte, daß die Wunde, die er bekam, eine Kleinigkeit sei. Zwei

würde man den Grabhügel kaum vor Kränzen sehen. Selten habe ein einfacher Soldat so viele Kränze bekommen; hier der mit der großen Schleife sei vom Regimentskommandeur.

Lehrer Rabe gab den Leuten ein Trinkgeld und ging weiter. Um einige breitgewachsene Tujasträucher herumbiegend, kam er in eine breite, aber kurze, rings von Gräbern begrenzte Sackgasse. Und mit einem Male stand er vor der alten Dame im Fahrstuhl. Die Begleiterin sah er nicht. Die Kranke saß im Schatten und hatte den Kopf geneigt, weil ein Sonnenstreif, der durch eine Strauchlücke fiel, sie belästigte. Als sie den Schritt hörte, hob sie den Kopf und zeigte ein blasses, edles Gesicht, in das der Kummer tiefe Furchen gezogen.

Herr Rabe stand wie angewurzelt. Eine heftige Bewegung hatte den alten Mann ergriffen, und die Dame im Rollstuhl sah ihn erstaunt und fragend an.

„Fehlt Ihnen etwas?“ fragte sie beklommen.

Die Lippen des einsamen Mannes zitterten. „Maria!“ sagte er endlich und nahm den Hut ab — nicht um zu grüßen, nur um etwas zu tun. Er war ganz fassungslos. „Maria!“ sagte er noch einmal. Das Leid und die Liebe von vierzig Jahren zitterten in dem Ton.

„Sie — — — Sie — — — Ernst!“

„So haben Sie mich doch noch gekannt?“

Sie war jetzt auch verwirrt geworden. „Die Stimme! Die Stimme wohl!“ sagte sie und gab ihm die Hand. Und als sie seine Hand in der ihren hielt, fühlte sie, wie der alte Mann zitterte.

„Sie sind auch leidend? Haben Sie das Zittern schon lange?“

„Das Zittern? — — Nein, nein! Das kommt nur so — — — das habe ich noch nie gehabt!“

Er schwieg einen Augenblick; er wußte nicht, was er sagen sollte. Sie hatte sich zuerst gefaßt. „Ich habe meine Wärterin weggeschickt“, sagte sie. „Die arme Frau hat vor vierzehn Tagen eine erwachsene Tochter begraben, und da bleibe ich immer hier an dem stillen Plätzchen, damit sie eine halbe Stunde zum Grabe gehen kann. Ich bin auch sehr gern allein. — Aber die Sonne scheint mir gerade ins Gesicht. Würden Sie nicht so liebenswürdig sein und meinen Stuhl herumdrehen? — So! — Ich danke Ihnen. Jetzt können Sie sich auf die schmale Bank da setzen; wir sitzen uns dann gegenüber, wie zwei gute, alte Freunde und können etwas plaudern.“

Er setzte sich; er sprach noch immer nicht. Immerfort sah er auf ihre feine, abgezehrte Hand, die etwas nervös über den Rand des Rollstuhls strich. Sonderbar, daß ihm gerade jetzt, wo er doch reden sollte, nichts einfiel als ein alter Vers, den er nicht einmal ganz richtig zusammenbrachte.

„Ernst! Komm, gib mir die Hand!“

Er gab ihr, der vornehmen Dame, gegen die er sich so ungeschickt und plump vorkam, die Hand, die noch naß von Tränen war. Und sie strich ihm mit ihren durchsichtigen Fingern einmal leise und wie liebkosend über die Hand. So hatte sie eben auch die Buchsbaumeinfassung des Grabes gestreichelt, wie etwas, was dahin und unerreichbar war.

„Maria!“ sagte er und wurde immer mehr verlegen, je länger er sprach. „Ich weiß nicht, ob ich es darf, aber ich meine — — — nicht wahr, du bist mir nicht böse?“

„Böse?“

„Ja, sieh mal, ich bin nun alt, habe mein festes Gehalt und später meine Pension, und große Ansprüche ans Leben habe ich nie gemacht. Bei dir ist das doch anders, du bist vornehm gewöhnt, du könntest — — ich meine — —“

Er wurde immer verwirrter.

„Aber nicht wahr, du bist mir nicht böse! Ich will dir nicht weh tun. Es ist nämlich — — Ich hab' mir in den Jahren etwas erspart, und das brauche ich nicht — — wirklich nicht — — ich kann dir mein Ehrenwort drauf geben! Und da meine ich nun, weil du doch viel besser gewöhnt warst als ich — — und wenn du nun etwas entbehren müßtest — — —“

„Ernst! Lieber Ernst!“

Auch ihr rannen jetzt große Tränen über das Gesicht, und sie streichelte immerfort seine welke Hand.

„Maria, ich habe mir gedacht — — es ist ja nicht viel — — aber wo du doch jetzt allein und krank bist — — es würde ja die größte Freude meines Lebens sein! Maria! sag nicht nein, ich hätte sonst keine ruhige Stunde mehr! Wenn ich dich in Sorge wüßte —“

„Ernst — —“

„Nein, nein! Du willst nein sagen! Sag es nicht, überwind doch deinen Stolz, den ich ja verstehe und ehre. Aber wenn du mich einmal auch nur ein ganz klein wenig lieb gehabt hast, dann tu mir das doch nicht an — — dann nimm doch, was ich mir erspart habe! — — Maria — —!“

Er rief es ganz erschrocken. Sie hatte seine Hände geküßt.

„Ernst! Sei nicht böse! Du warst immer ein edler Mensch, aber dafür mußte ich dir die Hände küssen! Ich bin nicht in Not, ich habe reichlich zu leben, ich denke ja gar nicht daran, dein Geschenk anzunehmen, es wäre Sünde! Und doch hast du mich so glücklich damit gemacht, so glücklich! Nein, sieh mich nicht so enttäuscht an! Nicht aus Stolz sag' ich nein. Ernst, wenn ich es wirklich nötig hätte, wenn ich

Tage war er auch ganz munter, scherzte, rauchte — — — dann kam eine Entzündung, und acht Tage später haben wir ihn begraben."

Sie fuhr mit der Hand über die Augen.

„Ja, und damals bekam ich dann den Nervenschlag, von dem ich mich nicht erholen kann."

„Und Sie sind ganz allein?"

„Ganz allein. Ich laß mich jetzt jeden Tag zum Kirchhof fahren; von hier aus sieht sich das Leben ganz anders an — — —"

Mit einem müden, wehmütigen Lächeln sah sie über die Gräber. Er hätte ihr gern etwas Tröstendes gesagt, aber er wußte nichts; ganz gebeugt saß er vor ihr und sah zu Boden.

„Man trägt seine Last so gut und so lang man kann; schließlich wird man müde und sehnt sich nach Ruhe."

„Ja, man wird müde!" seufzte er.

„Aber daß ich Sie noch einmal gesehen habe, Herr Rabe, das freut mich doch! Spurlos ist das Alter ja auch nicht an Ihnen vorüber gegangen. Sie werden mir hoffentlich bessere Dinge zu erzählen haben, als ich Ihnen."

„Bessere Dinge?"

Ein wehes Lächeln ging um seine zuckenden Lippen.

„Nun ja! — —"

Sie wollte ihn nach seiner Frau fragen, aber es stieg etwas in ihr auf, was sie daran hinderte.

„Ich meine, so schlimm wie mir, wird Ihnen das Schicksal doch nicht mitgespielt haben. Wo wohnen Sie jetzt?"

Er lächelte müde.

„Noch immer — wie damals — in Fugenheim. Sie sehen: ich habe es im Leben zu nichts gebracht."

„Na, na! Sie sehen zu schwarz."

„Eigentlich war es ja auch nicht nötig."

„Aber Ihre Kinder machen Ihnen doch gewiß manche Freude?"

Er sah sie befremdet an. Ein müdes Lächeln lief über sein Gesicht.

„Meine — — — meine Kinder?"

„Ja, Ihre Kinder."

„Ich — — —" er schluckte einmal und sah dann zu Boden — „Ich habe keine Kinder!"

„Keine Kinder — — —?"

„Maria, ich bin allein geblieben. Ich — — ich — — ich habe dich nie vergessen können!"

„Ernst!"

Der alte Mann hatte sein Gesicht in die Hände gelegt. Durch die Finger rannen ihm stumme Greisenzähren.

gekannt, jeder wußte jetzt etwas Gutes von ihm zu erzählen. Selbst der alte Kirschbaum, der heute auffallend schweigsam war, weil sein Sohn trotz des bereits angekündigten Urlaubs nicht zu der Hochzeit erschienen, sagte jedem, der es wissen wollte: „Vor dem hab' ich Achtung! Er hat unserem Bertram das Leben gerettet!"

Je lauter Franz sich benahm, um Stimmung in die etwas gedrückte Hochzeitsgesellschaft zu bringen, um so stiller wurde Gretchen.

Der Pastor, der — wenn auch nur für kurze Zeit — bei allen Hochzeiten seiner Gemeinde als Gast erschien, kam nicht. Nach der Trauung hatte er gesagt, er wisse noch nicht, ob er kommen könne, und jetzt, wo man schon zweimal nach ihm geschickt, brachte Mechtel ein Kärtchen von ihm, das sein Fernbleiben entschuldigte.

„Heute, wo ein liebes Pfarrkind fern der Heimat zur ewigen Ruhe gebracht wird, fürchte ich, nur ein trauriger Gast sein zu können", schrieb er. „Dem Brautpaare wünsche ich Gottes Segen. Werdet so glücklich, wie ihr es verdient."

„Wie sonderbar der Pastor sich ausdrückt!" sagte der alte Kirschbaum etwas verstimmt. „Und der Köster Thomm läßt sich auch nicht sehen! Der fehlt doch sonst bei keiner Kindtaufe und bei keiner Hochzeit!"

„Den lasse ich natürlich holen!" rief Franz. „Ohne den Köster Thomm geht es nun nicht! Ist noch nicht angespannt? Hurrah! Dann kann Lorenz den Köster Thomm per Wagen holen!"

Er versprach sich einen Hauptspaß davon, wenn Köster Thomm per Wagen angefahren käme. Aber Köster Thomm kam nicht. Er müsse Herrn Rabe und der Stina Stiel entgegen gehen, die kämen jetzt vom Begräbnis zurück, ließ er sagen. Er wäre „amtlech" verhindert gewesen, sonst wäre er selbst mit zum Begräbnis gegangen; aber er ließe es sich doch nicht nehmen, die Stina Stiel abzuholen. Der Pastor habe ihn auch darum gebeten und ihm gesagt, er möchte die Wallonenstina gleich zu ihm bringen.

Nicht weit von der Maikammer kam Köster Thomm Bertram entgegen. Beim Begräbnisse hatte er doch nicht fehlen dürfen, und nun hatte ihm der Rittmeister gesagt, gleich nach dem Begräbnisse könne er mit der armen Frau und dem alten Manne nach Haus fahren und bis Sonntagnacht zwölf Uhr ausbleiben. Bertram war denn auch mit den zwei alten Leuten von Bonn abgefahren, von der Endstation an aber vorgegangen, weil er fühlte, daß sein Anblick der Mutter des Verstorbenen wehe tat.

Köster Thomm hielt ihn nicht zu lange auf; er eilte weiter, um der Stina Stiel eine möglichst große Wegstrecke das Geleit geben zu können.

Von weitem schon sah er die beiden schwarzen Gestalten langsam herankommen, schweigend, in Gedanken versunken.

Die schlichte Bäuerin sah in ihrem Geiste immer wieder das Gepränge des Begräbnisses — den geschmückten Sarg, die großen Kränze, die statt-

in Sorgen wäre, wenn ich es jemals brauchte, mit Freuden würde ich es annehmen. Aber so froh hast du mich gemacht! So glücklich!"

„Maria! — Ich? Dich?"

„Da meine ich in meiner Verlassenheit, ich hätte keine Seele mehr, und nun kommst du nach — ach, wie lang ist das her! — nach vierzig Jahren! Ernst! Nun werde ich nicht mehr allein sein. Nicht, als ob ich dich bäte, noch einmal zu mir zu kommen! Das darf nicht sein! Das sind wir den Toten, das sind wir unserem Alter, Ernst, das sind wir auch unserer Jugend schuldig. Wir werden uns vielleicht nie mehr sehen; es ist besser so, wirklich! Du gehst wieder nach Jugenheim und ich bleibe in Bonn. Aber wenn ich mich wieder einmal so verlassen fühle, daß ich mit dem Himmel hadern möchte, dann will ich an dich denken, und dann werde ich still und zufrieden werden! Und diesen Trost, diesen Frieden des Alters, den verdanke ich dir!"

„Aber nicht wahr, Maria, wenn du mich einmal nötig hast, dann rufst du mich! Und dann komme ich und müßte ich auf Krücken kommen!"

„Ich verspreche es dir!"

Sie sahen sich in die Augen, die beiden Alten, ernst und feierlich, weil sie wußten, daß sie Abschied fürs Leben von einander nahmen.

Einen Augenblick übermannte es ihn. Und er beugte sich mit gebogenem Knie und küßte ehrfürchtig ihre Hand, von der er wußte, daß sie oft auf einem kranken Herzen gelegen.

„Leb wohl, Maria!"

„Ernst! — Leb wohl. Aber geh jetzt, Ernst, ich muß meine Wärterin rufen. Leb wohl!"

Sie nahm ein kleines silbernes Pfeifchen und gab damit ein Zeichen. Noch einmal gaben sie sich die Hände, dann ging er.

Sie sah ihm mit leise zuckenden Lippen nach, wie er müde und gebeugt zwischen den Gräbern einherging, ein alter Mann, der viel Leid getragen und den dennoch diese Stunde mit dem Leben versöhnte.

„Kannten Sie den alten Herrn?" fragte die Wärterin.

„Ja. Den habe ich gekannt."

„Er geht in die Kapelle. Die ist doch altkatholisch!"

„Ich glaube, daß er auch dort Gott finden wird!" sagte die Kranke zuversichtlich.

* * *

Während das Grab sich über Mattes schloß, gingen Franz und Gretchen zur Hochzeit. Die Braut sah auffallend blaß aus. Auch das Gefolge stand mehr oder minder unter dem Eindruck, den die Unglücksbotschaft in dem kleinen Dörfchen hervorgerufen. Alle hatten ihn doch

Bilde des Prinzen von so und so, der einmal in Fugenheim auf der Jagd war, habe auch ich gesessen; die Fliegen hatten aber das Bild sehr respektwidrig behandelt. Ich habe sogar im Ammoniakzimmer geschlafen, in dem Bett links dicht neben der Waschmangel. Die Zeit war hier offenbar stehen geblieben und der Wirt — es war wohl ein anderer — hatte noch immer keinen Fliegenleim. Die Mägde sangen wieder, und die Hunde bellten auch mich an, obschon mein Hals viel kürzer ist als der Doktor Brockmeiers. Es war alles noch wie damals. Nur das Tier war nicht mehr da.

Die Maikammer habe ich auch besucht und dann bin ich auf den Kirchhof gegangen. Das erste, was mir in die Augen fiel, war ein Grab, das mit einem so schweren Steine verschlossen war, daß zwei kleine Jungen, die an dem düsteren Steine standen, zu einander sagten: „Du! Der kann am jüngsten Tage sicher nicht heraus.“

Auf dem schweren Steine, der das Grab fast erdrückte, war mit tiefen Lettern eingegraben: „Hier ruht Albert Edler von und zu Fredelager. Er war der Letzte seines Geschlechtes.“

Ich hielt mich nicht lange auf an dem Grabe.

Ein alter Mann, der über die niedrige Kirchhofsmauer sah, zeigte mir mit dem Finger die Stelle, wo Mechtel ihre letzte Ruhestätte gefunden. Neben ihr lag Stina Stiel, die den Tod ihres Sohnes nur um zwei Jahre überlebte.

Das Grab des alten Pastors war wohlgepflegt; seine Pfarrkinder hatten ihn nicht vergessen. Küster Thumm hatten sie sogar eine kleine Gedenktafel aus Sandstein errichtet, die in lateinischen Lettern seinen Namen trug. Moos und schwarze Flechten füllten jetzt die Buchstaben so aus, daß ich „Köster Thomm“ las statt „Küster Thumm“.

Ein Grab suchte ich vergebens — das des alten Lehrers. Ich besuchte seinen Nachfolger, der mir erzählte, Lehrer Rabe habe in seinem letzten Lebensjahre den grauen Star gehabt und sich deshalb in der Klinik in Bonn einer Operation unterzogen. Gerade, als er wieder so weit hergestellt gewesen, daß er an die Heimkehr habe denken können, sei er an einem Herzschlage gestorben und deshalb auch in Bonn begraben worden. Vielleicht liegt er dort nicht zu weit von der Frau, die ihm die tiefsten Schmerzen und die stille Weihe seines Lebens gebracht und deren „schlohengelweiße“ Hand er dankbar noch einmal in der seinen halten durfte, als es Abend für ihn wurde.

Livvelingchen lebte noch, eine ernste, schweigsame Frau, die ihr Mann schlecht behandelte und die sich selten im Dorfe sehen ließ.

Mir ist sie nicht begegnet.

Von einsamer Waldwiese, auf der die Grillen geigten, nach fernen, hohen Bergen Ausschau haltend, bin ich wehmütig im Geiste noch einmal

lichen Uniformen, die blitzenden Degen, die ernsten, sonnverbrannten Gesichter vornehmer Offiziere. Sie hörte die tröstenden, für den Toten so ehrenvollen Worte des Rittmeisters, die ergreifende Musik, die Rede des Militärpfarrers. Wie gerechter Mutterstolz kam es über sie, daß man ihrem Sohne, den man in Fugenheim gering geschätzt, in Bonn so große Ehre angetan. Und ein Trost war es für sie, daß sie es den Leuten in Fugenheim nun sagen könne, mit welcher Pracht man ihn begraben.

„Wie ein Fürst!“ erzählte sie schluchzend Köster Thomm. „Sie haben ihn in Bonn begraben wie einen Fürsten!“

Das Erscheinen Bertrams hatte neues Leben in die Hochzeitsgesellschaft gebracht. Man sprach von nichts anderem, als von seiner Rettung und vom Tier.

„Als ich ihm sagte, Franz wolle Gretchen heiraten, da wollte er es nicht glauben, und wie er schon am Sterben war, da fragte er mich noch einmal, und da sagte ich ihm, es sei nicht wahr. Da war er ganz froh. Und dann hat er noch einmal ‚Mutter‘ gesagt und dann ‚Livvelingchen! Livvelingchen!‘ Und dann war er tot.“

„Jetzt wollen wir aber einmal auf deine Gesundheit anstoßen, Bertram!“ sagte Franz und füllte die Gläser. „Lang sollst du leben!“

Gretchen hatte ins Glas gesehen, als ihr Bruder erzählte. Jetzt, wo die Gläser klangen, ging sie still hinaus. Man bemerkte es kaum.

Die Braut ging hinauf nach ihrem Zimmer. Sie sah in den Spiegel und kam sich selbst ganz fremd vor. Drunten klang der Lärm der Hochzeitsgäste. Sie schloß den Schrank auf und stand einen Augenblick davor, als besinne sie sich gar nicht mehr, was sie tun wolle. Und dann nahm sie aus der letzten Ecke des Schrankes einen geschnitzten Kasten. „Livvelingchen“ stand darauf. Fast eine Minute lang stand sie unbeweglich da und hielt das Geschenk des Toten in den Händen. Dann kniete sie vor ihrem Bett nieder, legte den Kopf auf den Kasten und weinte. — — —

Ausklang.

Nach Jahren kam ich nach Fugenheim. Ein Lehrer hatte mir die Geschichte des Tiers in kurzen Zügen erzählt, und sie hatte weiter in mir geklungen.

Es ließ mir keine Ruhe. Ich mußte den Spuren des Tiers folgen. So kam ich an einem ersten Augusttage in das stille Dörfchen. Die alten Leute, die keine Zukunft mehr haben und die deshalb gern in der Vergangenheit leben, erzählten mir noch mancherlei vom „Tier“. Die Jugend wußte nichts mehr von ihm.

Ich habe mehr als eine Abendstunde verträumt droben am Steinbruch, wo die Spechte schrien und die Bienen schwärmten. Unter dem

Auf den Tisch stellt er die Trage und wischt mit dem blauen Sacktüchel sein rotes Antlitz ab, denn es dunstet. Der Hausvater steht etwas weiter ab und lauert. Dann sagt er, keine neue Hausuhr kunnt er nit brauchen, weil eh noch die alte da sei, und schlagen tät' sie auch. Das Wort fällt der Hausmutter ins Ohr, sie zuckt auf. Sollt' er jetzt wen gemeint haben?

Ein Bübel ist da, das steckt den Finger in den Mund und guckt auf die Uhrtrage hin und schreckt zurück. Was ratscht denn so da drinnen? Und gesehen hat er auch was. Ein Ziffernblatt hat oben ein rund Fensterl, und springt das Türlein auf und hüpft ein Vogel heraus, ein grünroter, und schreit: Gugu! Und so oft der fremde Mann die Stunde läßt spielen, hüpft er heraus und schreit: Gugu! so vielmal, als es an der Stunde ist. Da wird dem Bübel ganz ungemut vor lauter Plangen. Wenn der Vater das alles wieder wollt' forttragen lassen! Aus wär's. 's hätt' sonst nix mehr Wert auf der Welt. Er weiß über den Dachgiebeln Vögel genug, aber sie sind lebig und fliegen davon. Der ist nit lebig und macht doch: Gugu! und bleibt in seinem Hüttel und hupft alle Stund heraus und macht: Gugu! Was das für ein lustiges Aufstehen wär' in der Früh, wenn der Kuckuck schreit! — Wenn der Vater so was wieder forttragen ließe!

Jetzt ist auch ein Knecht da, ein junger. „Du Kramer", fragt er spaßeshalber, „hast keine, die bei der Nacht stader (langsamer) geht als beim Tag? Die möcht' ich kaufen."

Und hinkt die gichtische Einlegerin herbei, die verlangt von einer guten Uhr, daß die Nächt' nit so lang sollten dauern. Die kranke Magd im Bett aber hat von der Uhr nichts als — alle Stund' ein' Eßlöffel voll.

Die alte Ahne humpelt auch hinzu und wundert sich, daß Uhren Schlagwerke haben. Ihr Lebtag hat sie noch auf keinen Stundenschlag gehört. Wann hätte sie Zeit, auf die Uhr zu achten! Wenn sie ausgeschlafen hat, steht sie auf, wenn sie hungrig wird, ißt sie, wenn ihr ums Schlafen ist, geht sie ins Bett, die übrige Zeit, wenn ihr leicht ist, arbeitet sie, wenn ihr hart ist, betet sie — was braucht man da eine Uhr!

Der Hausvater ist anders. Der sieht an der Uhr die Ordnung, das Gesetz Kein Mensch im Hause darf ihm was schaffen, nur auf die Uhr hört er. Sogar von seiner Unterhaltung mit dem lieben Herrgott bringt ihn die Uhr immereinmal ab. Mitten im Rosenkranz, wenn die Uhr schlägt, zuckt er ab und zählt: Oans — zwo — drui . . .

Der Großknecht hinwiederum, der braucht die Hausuhr gar nicht. Er ist im Hof die vom Bauern für andere aufgesetzte Obrigkeit: der Moar, der Meier, von dem die Würdenamen: Major, Meister, Majestät abgeleitet werden! Der Mann hat sein „Zeugel" im Schildkrötengehäuse

all den Spuren gefolgt, die ein unverstandenes Geschöpf hinterläßt, das still gelitten, früh gestorben und das man rasch vergessen. Alle Schauer der Vergangenheit umschwebten mich, und so wurde es mir möglich, die Geschichte des unglücklichen Menschen zu schreiben, den man behandelt hat wie ein Tier, der gestorben wie ein Held und den man begraben „wie ein Fürst". — — —

Die Uhr im Bauernhause.

Für den „Heimgarten" neu erzählt von **Peter Rosegger.**

Was geht denn da so um? Hörst du nichts? Die Zeit geht durch die Stube — tick – tack – tick – tack! Die Wanduhr. Viele zehn um zehn Jahre schreitet sie, mit gemächlichen Zeigerbeinen zumessend, abmessend der Menschen Lebensmeile. Ihre Schnurgewichte müssen aufs Radel gerollt werden Tag für Tag. Das ist ihre Ernährung, ihre Kräftigung. Sonst hat sie keine, braucht sie keine. Daß doch auch der Mensch so zum Aufrollen wäre um das Rädlein. Freilich ja, die Wanduhr wird müde, wenn sie abgebraucht ist, und blind, wenn sie alt ist. Oder sind *wir* blind, weil wir die Ziffern nicht mehr können lesen auf dem rußigen Blatte?

Die hölzerne Wanduhr — eingewandert aus dem Schwarzwald oder der Schweiz — ist schon da, als das Kind geboren wird, ist da, wenn der Jungbauer heiratet, ist noch da, wenn er als Altbauer stirbt — sie überdauert Geschlechter. Die Mißjahre, die Seuchen, die Kriege tun ihr nicht hart, von solchen Plagen weiß sie nichts, über der Leute Glück und Not und Sterben schreitet sie ruhig hin — tick — tack . . . Ist was Kühneres hervorgegangen aus des Menschen Hand, ist was Grauenhafteres hervorgegangen aus ihr, als dieser totlebendige Messer, der dem Erdengaste seine Stunden zuzählt, abmißt von der Ewigkeit! Und fällt der Künstler selber jählings hin, so geht sein Werk noch eine Zeitlang weiter, läßt sich immer noch Kraft aufrollen, wenn ihr Macher schon längst Erde ist, oder Gras oder Gas, oder ich weiß nicht was.

Und weil das Ding gar so lange dauern kann, so ist es, daß wunderselten der Mann ins Haus tritt mit seiner Trage, die oben und unten und in der Mitten schrillt und klingelt und ein Dutzend weiße Gesichter herzeigt, auf denen Zeit und Weil zu lesen stehen. Der Zeitenträger, der Stundenverkäufer — was hat er ihrer denn auf dem Buckel? Der jungen Haustochter Hochzeitstag, der Mutter Sterbestunde — und viel tausend andere, zum Lachen, zum Jauchzen, zur stillen Freud', zum Wehesein, von einer Art, daß eine Stunde wie ein Augenblick ist, und auch von solcher Art, daß eine Stunde nimmer will aufhören.

Wer kauft Stunden?

„Damit ich a G'schäft mach'", sagt der Krämer und hebt die Kuckucksuhr heraus mitsamt den Schnüren und Gewichten. Wie das schrillt und klingelt, und das Türl springt auf und der Vogel jauchzt heraus: Gugu! — Und das Bübel ist im Himmelreich.

Und alsdann hebt im Bauernhaus eine neue Zeit an. Das Bübel wachst bis zum Buben, der Bub bis zum Mann; der Vogel schreit so lange und helle: Gugu! bis er ein dralles Weibchen ins Haus lockt für den Jungbauern. Das paßt zum frischen Burschen, zur schönen Uhr — sie ist wie die gute Stunde.

Wie der junge Adler starb.

Historische Skizze von **Hans Ludwig Rosegger.**

Den alten Adler haßten die Wiener, wie sie alles hassen, was ihnen ungleich ist — und wer glich ihnen weniger als der Freibeuter, der mit Kronen, mit Menschen und mit dem Glück spielte! Und seine Figuren sprangen toll über das Schachbrett Europa. Aber den jungen Adler verhätschelten die Wiener — ihren Franzl. Obwohl er der Sohn der alten ist, aber auch ein Habsburgerenkel mit den lichten Augen seiner Mutter, die sie nach Frankreich verschacherten.

Als der Frischenschlager Pepi in der „Tabakspfeife" einmal aufbegehrte, es sei keine Art, ein Kind von dem — er nannte nicht einmal einen Namen, es verstanden ihn alle auch so — zu feiern und anzujubeln, denn bekanntlich falle der Apfel zum Stamm, da schnauzte Balthasar Mückenröder von den Weißgerbern den Krakeeler tüchtig an und der Stammtisch gröhlte beifällig. Der Mückenröder sagte: „Mir sein aufgeklärte Leute und einem Menschen darf man niemals nicht nachtragen, daß sein Vater ein schlechter Kerl war. Is wahr oder net?"

Darauf erwiderte der Frischenschlager, indem er die Bibel zitierte, wonach sie die Sünden bis ins siebente Glied vererbten.

Der Weißgerber schlug empört auf den Tisch und behauptete, das sei vielleicht bei den Juden so Sitte, unter Christen komme derlei nicht vor, und zur Bekräftigung seiner Ansicht erzählte er weitschweifig, daß zum Beispiel aus dem Sohn vom gehenkten Rauber-Wenzl, aus dem Polterer Naz, ein sehr biederer Mann wurde.

Über den Reichstadt Franzl ließen die Bürger vom Grund nichts kommen.

Jetzt ist er krank, schwer, schwer krank, und der französische Gesandte zieht täglich in Schönbrunn Erkundigungen ein. Louis Philipp hat es ihm befohlen. Und wenn die Sonntagsbummler und die verliebten Mädeln und die neugierigen Buben zu den Fenstern seines Zimmers hinauf-

links an der Magengrube liegen. Diese Uhr geht immer richtig und alles im Hause hat sich nach ihr zu richten, was die Uhr an der Wand übrigens mit Gleichmut hinnimmt, sie — bloß Gesetztafel für den Hausvater.

Der Kleinknecht hat auch seine Taschenuhr, von Packfong ist sie; ein altes Werkel, noch mit der Spindel im Eingeweide. Während alle anderen der Uhr folgen müssen, folgt sie dem Kleinknecht — folgt ihm pünktlich. Geht er, so geht sie auch, steht er still, so steht sie auch.

Die Jungmagd trägt eine am Busen — zwischen drin. Die hat sie von wem, und den Namen sagt sie nicht, und der Uhrzeiger mag stehen wie der will, er zeigt auf ihn.

Auch das kümmert die große Wanduhr wenig. Hingegen ist es schon geschehen, daß das Haustöchterl in der Samstagnacht ihren Zeiger zurückgedreht hat, so daß es am Sonntag eine ganze Stunde später Morgen ward und der Hausvater mit dem Stecken allzuspät das faule Gesindel aus dem Schlaf pochte.

Derlei Vorkommnisse mahnen heute den Hausvater, vor der Uhrkraxe länger stehen zu bleiben, als man sonst bei Hausierern tun soll. Der Krämer hat seine Sachen schon auseinandergelegt auf den Tisch und die weißen Ziffernblätter mit den roten Blumen und mit den funkelnden Zeigern lachen den Bauern an, gleichsam lockend: Geh, kauf eine von uns! — Da hebt der Hausvater an, zu schimpfen: Sie wären eh nix nutz, die neuen Uhren! Nun weiß der Krämer schon — er will eine kaufen. Das Bübel drängt auf die Kuckucksuhr; der Krämer sagt, gern gäbe er die nicht her, denn es sei seine letzte.

Das reizt den Bauern. Was sie koste?

„Ja, ratet einmal!"

„Oans — zwo — drui — vieri — fünfi — sexi — siemi."

„Ich lass' sie euch um fünfi", sagt der Krämer, „wegen ein andersmal."

„Was habts denn?" knurrt ihn der Bauer an, „laßts ein' doch zählen, wenn die Uhr schlagt!" — denn es hat die alte Hauswanduhr sieben geschlagen.

„Also, gescheiterweis, Vater, was weiset Ihr für das saubere Werkel da?"

„Zwo Haderln, meintswegen."

Der Krämer, das frevle Wort hören — hebt gemächlich an, einzupacken. Da kreischt das Bübel einen schreckbaren Schrei, der Hausmutter geht er durch Haut und Bein. — „Drei Gulden", ratet sie ihrem Manne, „mußt ihm schon geben, daß der schwarz' Brater da auf der Wand endlich amal wegkommt. Ist eh nix mehr nutz, der alte."

Da zuckt der Hausvater auf, doch sie hat den alten Brater, die Wanduhr gemeint.

Und das folgsame Prinzchen gehorcht; die Augen fallen zu. Er schläft.

— Gottlob, er schläft! denkt die Erzherzogin Sophie und läßt die Melodie sanft ausklingen:

„Wer ist beglückter als du,
Nichts als Vergnügen und Ruh',
Spielwerk und Zucker vollauf
Und noch Karossen im Lauf.

Alles besorgt und bereit,
Daß nur mein Bübchen nicht schreit.
Was wird da künftig erst sein!
Schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein ..."

Aber das Fieber wühlt die Träume auf und bohrt im Hirn und die Zähne knirschen. So kämpft der Herzog Schlachten, die Schlachten, die sein Vater verlor — Aspern, Dresden, Leipzig, Waterloo; er schwimmt zu Pferd durch die Beresina und aus dem Delirium gellen abgerissene Kommandos: „Murat hierher ... Lefebre — wo steckt Lefebre ... An dem rechten Flügel ... Die Kosaken! Die Garde voran ..."

Der Tante graut und behutsam legt sie ihre schmalen Hände auf die heiße Stirn des Kranken: „Franzl, Franzl, sei gut ..." Die schmalen, kühlen, zitternden Hände bändigen die wüsten Phantasien.

„Vater ... Vater ..." wimmert's bloß mehr. —

In den ersten Julitagen geht's besser, aus dem Park duften alle Blumen ins Zimmer, der Herzog sitzt aufrecht im Bett und verlangt sein Lehrbuch der Strategie. Man gibt's ihm und er studiert darin.

Da bittet Metternich, vorsprechen zu dürfen, um dem Kranken seine unwandelbare Ergebenheit auszudrücken.

„Nie!" Nur das eine Wort sagt Franz von Reichstadt und hebt nicht einmal den Kopf vom Buch.

Kaiser Franz, das Gesicht trüber und länger denn je, will vermitteln: „Aber Franzl, geh, g'scheit sein. Der Metternich meint's so gut mit dir. Daß du gar so nachträgerisch bist."

„Nie, Großvater, nie, nie!"

„Geh, schau ..."

Da mischt sich die Tante Sophie ein und ihre Stimme hat einen scharfen Klang: „Vater, wenn Sie schon hören, daß der Franz nicht will!"

„Ja, ja, ich sag' ja eh nix", gibt der Kaiser gütig nach, „ich hab ja nur gemeint ... Natürlich, wenn er nit mag ..." Und er erzählt etwas Lustiges von dem Affen in der Menagerie, der sich in den Spiegel schaut, oder einem sprechenden Pferd in Brünn, das wie ein Mensch redet. „Grad' wie ein Mensch!" Die Ärzte schärften es ihm ein: „Der hohe Patient bedarf dringend der Aufheiterung."

Nur daß der Patient selten auf die koketten Affen im Tiergarten und das plaudernde Brünner Pferd eingeht. Mitten hinein erkundigt er sich: „Wann kommt denn endlich die Mutter?"

Der Weg ist weit. —

starren, sehen sie nur gefaltete Vorhänge, die das Licht abwehren, düster gefaltete Vorhänge; düster, weil jeder weiß, daß dahinter ein Siecher leidet. So jung und schon auf den Tod siech. Die derbnackigen Bummler sprechen leiser, damit sie nicht stören, und die naseweisen Mädeln stellen für Minuten das Geplapper ein, und ein dummer Bub, der kräht: „Herr Vater, gehn ma doch zu die Lewen!" fängt eine halblaute Ohrfeige: „Bist net stad, Lausbua elendiger! Daß d dei Goschen net halten kannst." —

Franz von Reichstadt ist unheilbar krank; todkrank, gestehen endlich die Ärzte, die bislang immer Hoffnung gaben. Deshalb jagten die Feldjäger nach Parma, um die Mutter zu holen. Die Frau Herzogin soll schnell, sie muß sehr schnell kommen.

Das Licht verbrennt.

Der Kranke liegt dahin. Das Gesicht käsweiß und eingefallen, die gekrampften Finger dürr und wächsern. Die Erzherzogin Sophie sitzt standhaft am Kopfende des Bettes und kraut ihm im Lockenhaar. Das besänftigt und dabei schläft er leichter ein.

„Tante, sing' mir etwas", bettelt er.

Was soll sie singen? Was sie dem eigenen pausbäckigen Buben, ihrem Franzl, in die Wiege singt, die einfältige Volksweise:

„Schlaf, Kinderl, schlaf,
Dein Vater ist ein Graf,
Die Mutter ist im Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt.
Schlaf, Kinderl, schlaf . . ."

Da lächelt der kranke Herzog träumerisch — ob die Tante Sophie das Gleichnis des Kindes mit seinem Leben ahnt . . .

„Dein Vater ist ein Graf . . .
Die Mutter ist im Pommerland . . ."

„Wann kommt Mama?" fragt er leise.

„Sie ist schon unterwegs, Franz, und wenn sie in Wien einfährt, stehst du schon wieder lustig auf beiden Beinen." Und auch solche Lügen pflegt die strengfromme Erzherzogin dann zu beichten.

Unterwegs! Auf dem endlosen Weg von Parma nach Schönbrunn.

„Ich glaub's nicht", sagt der Kranke, „ich werde früher sterben."

„Versündig' dich nicht!" Mehr bringt die Tante nicht über die Lippen, die Tränen fließen ihr in den Mund, und die muß sie schlucken.

„Sing noch etwas, du singst so schön."

Und sie singt ein zweites, ein schwermütiges Lied von einem gewissen Wolfgang Amadäus Mozart:

„Schlafe, mein Prinzchen, es ruh'n
Schäfchen und Vögelein nun,
Garten und Wiese verstummt,
Auch nicht ein Bienchen mehr summt.

Luna mit silbernem Schein,
Gucket zum Fenster herein;
Schlafe beim silbernen Schein,
Schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein."

„Ist gar keine Hoffnung?“ stellt sie nochmals die Frage und bittet damit inständig um eine gute Antwort, als ob der Kaiser auch hier über Leben und Tod zu entscheiden hätte.“

„No, weißt, krank ist noch nit gstorben.“

Maria Luise will ihren Sohn ohne Zeugen begrüßen. Steif und förmlich tritt ihr vor der Tür des Krankenzimmers die Erzherzogin Sophie entgegen: „Spät kommst du!“

Nur die Fingerspitzen der beiden Frauen berühren sich zur Begrüßung.

„Ich danke dir für alles, was du dem Franzl getan hast.“

„Nichts zu danken.“

Zaghaft drückt die Herzogin die Klinke nieder; und erschrickt — ein Sterbender. Der täuscht niemanden. „O mon petit, mon pauvre François . . .“ Sie umschlingt seinen Nacken, sie legt seinen Kopf an ihre Brust, sie küßt seine feuchte Stirn. „Mon pauvre François . . .“

Franz von Reichstadt schließt die Augen, er braucht die Mutter nicht zu sehen, mit jedem Nerv fühlt er sie. Sie ist da, wenn auch nur zum Abschiednehmen. „Daß ich dich hab', Mutter . . .“ Eine herrliche, eine himmlische Ruhe senkt sich auf ihn herab.

Sie kann, entsetzt über das junge Sterben, nichts sagen als nur immer: „Mon petit, mon petit . . .“

„Mutter, bitte sprich deutsch.“

Das letzte Warten in einer jahrelangen Kette von Wünschen und Hoffen, die nie erfüllt wurden, hat das Leben aufgezehrt; die Seele in dem verlorenen Körper flackert bang.

„Du wirst gesund werden, Franz, du wirst bestimmt gesund werden, und dann nehme ich dich mit ins milde Parma, und in Parma . . .“

„Laß mich reden, Mutter, ich hab nicht mehr viel Zeit.“ Und stockend, mit dem pfeifenden Atem ringend, sagt er sein armes Testament her. „Verzeih mir, wenn ich nicht immer lieb zu dir war . . . Ich gehörte dem Imperator, und das trennte uns — unterbrich mich nicht, ich sprech' so schwer . . . Das hat uns getrennt . . . Ich wollte ihm nach, wollte Kaiser sein wie er . . . Der Ehrgeiz! Der furchtbare Ehrgeiz, der alles andere verschlingt . . . Wer den nicht kennt . . . Aber seitdem ich damit und mit allem abgeschlossen hab', gehör' ich nur dir, nur dir, Mutter . . . So — damit wär' ich auch fertig.“ Es soll ein Lächeln sein, dieses Gesichtsverzerren, aber es ist eine Grimasse — eine Maske, die er tragen möchte, um der Mutter die qualvolle Angst, die ihn gepackt hat, zu verbergen. Die Angst, weil er fertig ist . . .

Maria Luise kost sein Haar, seine Hände, seine fahlen Wangen: „Du . . . du . . .“ Was soll sie denn sagen? „Gesund werden, Bubi, gesund . . .“

Den guten Tagen folgen schlechte, und die Gestalt des Kaisers Franz bückt sich immer tiefer, wenn er aus dem Krankenzimmer tritt, und verloren irrt er im Schloß umher.

Der Metternich hält Vortrag: über die heilige Alliance, über die große Politik und die Zukunft des Reiches. Wichtige Probleme, zum Kopfzerbrechen! Da und dort gärt es; der Josephinismus brennt in den Herzen und der Liberalismus in den Köpfen. Man müßte exempla statuieren — exempla, um die Rebellion im Entstehen zu zermalmen.

„Ja . . .", sagt der Kaiser.

„Majestät, wenn ich die Einsetzung besonderer Justitiare beantrage . . ."

„Wissen S'", unterbricht ihn Kaiser Franz und macht hilflose, bestürzte Augen, „wissen S', ich glaub' immer, den Buben haben wir auf dem Gewissen. Daß wir ihn gar so eing'sperrt haben — das war nit recht. Sagen S', was Sie wollen, das war nit recht . . ."

„Die Staatsräson . . ." fängt der Fürst an.

„Ich pfeif' auf die Staatsräson, wenn ich mir die ganze Sach' jetzt überleg." —

Franz von Reichstadt verlangt einen Geistlichen. In der Julihitze schwinden die schwachen Kräfte und er spricht vom Sterben, wie die Gesunden vom Dienst, von der Jagd, von einer Parade reden.

Der Beichtiger tröstet und erteilt die Absolution und verspricht Himmelslohn und überbringt den päpstlichen Segen, aber über den Segen freut sich der Kranke wenig; seine Sünden hat ihn der Priester an Gottes Statt vergeben, was soll da noch der römische Segen!

Tante Sophie deutet ihn ins Irdische um: „Damit du schneller gesund wirst."

„Die Mutter muß bald kommen!" entgegnet er.

Und am 21. Juli ist die Frau Herzogin von Parma endlich da. Verstaubt, mit Kopfschmerzen, zusammengerackert, steigt sie, ein bißchen behäbig und ungelenk geworden, aus der breiten Diligence, deren fortwährendes Schwanken ihr Seekrankheit bereitet hat. Mit einem erlösenden „Dio mio" gibt sie ihrem Vater die Hand. Kaiser Franz hat sie am Hauptportal erwartet: „Na, daß d' nur hier bist. Der Bub fragt alleweil nach dir."

Träne auf Träne, Mitleidstränen für sich und für den kranken Sohn rollen aus den Vergißmeinnichtaugen Maria Luisens. „Wie geht's ihm, Vater? Ist keine Hoffnung? Ach, was ich alles erleben muß, mein Gott! So oft ein Kurier eine Botschaft brachte, glaubte ich . . ." Sie preßt das Spitzentaschentüchlein abwechselnd an die Nase und an die Lippen. „Die elenden Straßen, nicht zum Weiterkommen!"

„Aber flennen derfst nit. Marie, wenn du zu ihm gehst."

Und Quell' und Rehlein springen,
Von keinem Fuß gestört,
Viel tausend Vöglein singen,
Wie man es nirgends hört.

Kein Axtschlag stört die Stille,
Kein Schuß des Friedens Glück,
Hier lebt, wie's Gottes Wille,
Vom Paradies ein Stück.

Anmerkung: Im Mittelgebirge Deutschböhmens wurde vor Jahren ein Wald- und Buschgebiet dem freien ungestörten Walten der Natur gewidmet. Kein Baum darf dort gefällt, kein Tier gefangen oder getötet werden. Auch in Norddeutschland, in der Schweiz, in Nordamerika usw. werden in neuer Zeit solche „Gottesgärten" errichtet. D. V.

II.

Es rauscht mit mächt'gem Brausen . . .

Es rauscht mit mächt'gem Brausen
Der große Strom des Lebens
Voll Hast von Pol zu Pol.
Der Erde Breiten zittern,
Des Feuers Mächte beben,
Der Lüfte Höhen donnern
Vom Wetthastdrang der Menschen.

In alle Höhen stürmen sie,
In alle Tiefen dringen sie,
Die Berge neu auftürmen sie,
Die Gletschergipfel zwingen sie,
Des Himmels Blitze lenken sie,
Des Meeres Fluten senken sie,
Der Lüfte Reich durchmessen sie,
Der Stille Glück vergessen sie . . .

Im Wettkampf um das Weltgebraus
Zehrt Fried' und Freud' und Glück sich aus.

Der Störschuster.

Von **Fritz Müller, Zürich.**

Heute gibt es an jeder Ecke amerikanische Schnellschuhsohlereien: Eins, zwei, drei — man kann warten. Ich habe einmal hineingesehen in einen solchen Betrieb. Es war schaudervoll.

Da stand eine ungeheure Generalschuhmaschine, und ihre Glieder waren lauter Spezialschuhmaschinen. Ein fader Kerl schob den wunden Stiefel auf irgendeine Welle. Dann schnaufte die Maschine auf und fing an, auf den Stiefel einzuschlagen, auf ihm herumzuhämmern, Hölzchen in ihn einzutreiben auf eine schwindelnde und schwindelhafte Art, und im Handumdrehen war der Stiefel ganz. Wenigstens sagte man so. Ich glaube, das Ganze ist ein lapidarer Schwindel. Die Maschine macht weiter nichts als Radau und Flegeleien. Und die Schuhe werden ganz von selbst wieder notdürftig heil — nur aus Angst vor der Kreischerei und den Roheiten dieser General- und Spezialschuhreparaturmaschine. So wie man im Vorzimmer des Zahnarztes auf einmal seine Schmerzen und Defekte nicht mehr spürt.

Drüben in Amerika sollen sie gar Maschinen haben, die neue, ganze Schuhe selber herstellen. Nun stellen Sie sich vor: Ochsen werden angelockt, von der stillen Weide her, lange Hebelarme der Maschine fassen sie, ziehen ihnen die Haut glatt über die Ohren und kümmern sich von da ab nicht mehr um den abgestreiften Ochsen. Der mag schauen, daß

Die leeren Worte hört er nicht. In tiefer, besinnungsloser, gnädiger Erschöpfung schläft er. Gesegnet, gezeichnet, gewogen und zu leicht befunden.

Maria Luise betet.

Leise zwängt sich Kaiser Franz ins Zimmer und lang, lang schaut er zum Bett, in dem eine Zukunft stirbt. Der Schlußpunkt ist nah, der Schlußpunkt hinter einer unabsehbaren Reihe von Fehlern und Mißgriffen und Irrtümern, die sich jetzt alle melden und anschwellen und drohen.

Die Nacht bricht ein, eine heiße Julinacht, die nicht abkühlt. Die Ärzte schauen nach und haben nichts zu sagen, weder eine Verordnung noch einen Trost. Das Leben ist mit Stunden zu zählen. Und Stunde für Stunde schlägt die Hietzinger Kirchturmuhr: Mitternacht — eins — zwei — drei . . .

Der Kranke wird unruhig und zerrt die Decke vom Leib.

„Franzl! Franzl . . .“

Der Morgen dämmert auf, es ist vier Uhr. Der gutmütige Greis steht bekümmert immer noch auf seinem Platz und Maria Luise kauert am Bettrand.

„Imperator“, haucht der Sterbende und — komisch in dieser Verbindung: „Rawuzel . . .“ Zwei Worte — ein Lebensinhalt.

Die Mutter beugt sich über ihn, und er öffnet die seltsam glasigen Augen, hebt die mageren Arme, sie zu umfassen, aber die Kraft dazu fehlt.

„Mutter, ich geh unter, ich geh unter . . .“

Franz von Reichstadt ist tot.

Kaiser Franz tappt aus dem Zimmer und vor dem ganzen Hof, der sich versammelt hat, und vor allen Lakaien, die auch einmal sehen wollen, wie Fürsten trauern, lehnt er an einer Marmorsäule des prächtigen Prunksaales und weint.

Am Totenbett sitzt tränenlos, erstarrt Maria Luise — nicht Imperatrix, nicht Erzherzogin, nicht Herrscherin. Nur Mutter.

Zwei Lebensbilder.

Von Anton August Naaff.

I.

Es grünt ein Gottesgarten . . .

Es grünt ein „Gottes-Garten“
Auf stillem Bergeskamm,
Viel Blumen aller Arten
Erblühn auf Hang und Damm.

Viel Bäume freudig raunen
Im friedgeweihten Hag,
Es summen froh die braunen,
Die Immen Tag um Tag.

mit schlenkernden Bewegungen. Und bei jeder Verszeile lag sein dicker Kopf auf der andern Seite.

„Die Goethenkröte, Meister Schaafe, die Goethenkröte!“ verlangten wir stürmisch, wenn es Abend werden wollte und des Meisters Weggang vor der Tür stand. Darauf hatte er nur gewartet. Dann begann er:

„Eine Wassermaus und eine Kröte
Gingen eines schönen Abends spöte
Einen steilen Berg hinan.

Sprach die Wassermaus zur Kröte:
Warum gehst du abends spöte
Diesen steilen Berg hinan?

Sprach zur Wassermaus die Kröte:
Zum Genuß der Abendröte
Geh' ich diesen Abend spöte
Diesen steilen Berg hinan.

Dies ist ein Gedicht von Goethe,
Was er eines Abends spöte,
Auf dem Sofa liegend, noch ersann.“

Oft war der Vater noch hereingekommen bei diesem Gesang, hatte lächelnd zugehört und am Ende gesagt: „Jaja, Meister Schaafe.“ Worauf Meister Schaafe sagte: „Jaja, Herr Lehrer.“

Und dann war alles gut und schön, brav und rund in der Welt. Und wir selber waren selig.

Manchmal aber erschauerten wir — das Erschauern ist ja auch nur ein Teil von der Seligkeit — und das war dann, wenn uns Meister Schaafe in die Augen sah. Er hatte ganz schwarze Augen mit ungeheuren Brauenwülsten darüber. Und wenn dann die so ganz nahe vor uns auftauchten, diese dunklen Augen mit einem Faltengebirge voller Gutmütigkeit drum herum, so stiegen in unsern Kinderseelen wundersame Märchen auf. Märchen, die sich gar nicht nur an die Geschichten hielten, die er uns erzählte. Nein, oftmals traten unsere Märchen weit über die Ufer, die uns Meister Schaafe baute, und überfluteten das ganze Kinderland.

Das machte, Meister Schaafe erzählte nicht alles. Meister Schaafe ließ große Weideplätze frei in den Geschichten, wo wir unsere eigenen Füllen munter tummeln durften. Meister Schaafe sprang von einer Bergspitze auf die andere und die Täler überließ er uns zu füllen. Und ein jedes der Geschwister hat sie anders ausgefüllt.

„Da war einmal ein König“, sagte Meister Schaafe und steckte seine Ahle senkrecht in den Schemel. Dann hieb er fünf Minuten schweigend auf dem Oberleder herum. Unterdessen hatten wir Zeit, Meister Schaafes Ahle mit einem Königsmantel zu umkleiden, Throne zu ergänzen, weite Hallen, Gold und Silber . . .

„. . . und ich mag einmal keine Königin, Kreuzteufel“, tropfte es dann plötzlich wieder von des Meisters Lippen weiter. Worauf er sich intensiv einer Stöckelarbeit hingab. Wieder hatten wir nun Zeit, uns zu ergänzen, daß die Minister diesem selben König eine Gemahlin suchten im Reiche und in den angrenzenden Ländern, daß aber der hagestolze König lieber unbeweibt durchs Leben gehen wollte.

ihm eine neue Haut irgendwo erwächst. Seine alte, treue Haut zerschlitzt und zerklopft, enthaart und glättet die Maschine, schneidet sie in Stücke auf, sortiert das Unterleder von dem Oberleder, näht sie, pappt sie — Pflöckchen, Ösen rinnen von oben in den Trichter der Maschine, Litzen strudelt sie hinein — preßt, plättet, bürstet, fädelt, spannt und faucht und wirft aus einem ungeheuren Maule ein Paar Stiefel nach dem andern fix und fertig in die Körbe, auf den Markt und unglückseligen Käufern an die Füße.

So in Amerika.

Wie lang wird's dauern und das Monstrum faucht auch hier und konstruiert unsere Stiefel — Gott behüte!

Dann möcht' ich nimmer leben, oder aber — ich lauf' barfuß. Und überrede alle Menschen, die den Maschinen gram sind, und es sind viele, die den Maschinen aus irgendeinem Grunde gram sind — überrede sie, auch barfuß hin und her zu laufen. Solche Überredung ist ja heutzutage nicht mehr schwer. Man gründet eine neue Religion — täglich schießen solche aus der Erde — macht das Barfußlaufen zum dritten Glaubensartikel — und fertig ist die Sache.

Aber wenn auch barfuß, meine Blicke würden rückwärts schweifen. Rückwärts in die Zeiten, da ich klein war und die Mutter mich zu Meister Schaafe schickte: er möchte Mittwochs kommen und die Schuhe von neun Gliedern der Familie untersuchen, reparieren, neue machen — alles dieses machte Meister Schaafe. Meister Schaafe war der letzte Schuster in der Stadt, der auf die Stör ging. Die andern Schuster waren schon bequem geworden, hockten in den eigenen Stuben und ließen die Stiefel zu sich kommen. Meister Schaafe aber kam noch selber zu den Stiefeln.

Mittwochs saßen wir herum um Meister Schaafe mit erwartungsvollen Angesichtern. Denn wir wußten, Meister Schaafe konnte nicht nur schustern, sondern auch erzählen. Und der stets vorhandene Hunger nach Geschichten oder märchenhaften Theorien, dieser Hunger, der in unsern kleinen Köpfen spukte, war noch immer gestillt worden, wenn der Meister Schaafe in der Kinderstube seinen Hammer schwang.

Erstmals kamen die Gesänge.

„Ist das nicht 'ne grüne Laube?“ sang der Meister Schaafe und wir fielen ernsthaft ein:

„Ja, das ist 'ne grüne Laube“, worauf der Meister weiterkrähte:
„Ist das nicht 'ne Turteltaube?“ und wir ihm zur Antwort gaben:
„Ja, das ist 'ne Turteltaube.“

Ach, es war großartig. Selbst Mutter brummte ein wenig mit.

Am besten aber gefiel uns das Lied von der Goethenkröte, wie wir's tauften. Meister Schaafe trug es mit großer Innigkeit vor und

Das billige Zimmer.

Es war in Genua.

Das heißt, als ich den Entschluß faßte, rollte der Zug gerade über die französisch-italienische Grenze bei Ventimiglia und donnerte in einen Tunnel.

Ich hatte auf der Reise überhaupt Pech gehabt, am Gardasee regnete es zuerst acht Tage ununterbrochen, so daß Oberkellner und Pikkolo tagtäglich versicherten, einen solchen Herbst hätten sie noch nie erlebt; nur ein invalider Drehorgelspieler, dem der Alkohol aus den Augen träufelte, gestand mir in einem nüchternen Augenblick, das Wetter sei wie alle Jahre um diese Zeit.

Von Gardone reiste ich nach Mailand, wo mir ein gefälliger Lombarde eine echte Hundertkronennote in zwei falsche Fünfzig-Lirescheine umwechselte; in Turin schlug der Hotelier die normalen Zimmerpreise um 200 Prozent auf, weil der König von Italien vor drei Wochen beinahe in die Stadt gekommen wäre.

Als ich in Monte Carlo anlangte, besaß ich noch sechshundert Francs und mein Rundreisebillett — mit fünfhundert Francs wollte ich die Bank sprengen und an dem Kasino rächen, was ich in Italien, Frankreich und Monaco bisher an Unannehmlichkeiten ertragen hatte. Einen vollen Nachmittag verwendete ich darauf, ein unfehlbares Spielsystem, mit dem man gewinnen *mußte*, zu erfinden.

Ich wußte, daß jeder Deutsche sein „untrügliches System" hat, an das er so lange glaubt, bis er damit sein ganzes Geld verloren hat, aber ich — ich hatte das „richtige" gefunden!

Am 29. Oktober 1905 um 11 Uhr 5 Minuten begann ich im Kasino zu spielen — um 11 Uhr 10 Minuten hatte ich außer einem ehernen Fond von hundert Franken noch zwanzig Goldstücke — um 11 Uhr 20 Minuten waren es noch acht Goldstücke — Schlag 12 Uhr zog der Croupier meinen letzten Louisdor ein.

Mein System mußte irgendeinen heimlichen Fehler gehabt haben ...

Da ich die Begriffe „Monte Carlo" und „Räuberbande" in sinnbarer Weise miteinander in Verbindung brachte, forderte mich ein Angestellter der Bank höflich, doch entschieden auf, das Kasino lieber von außen zu betrachten. Ich hatte keinen Grund, dem zuvorkommenden Mann seinen bescheidenen Wunsch abzuschlagen und ging.

Mich ärgerte nur, daß mir nachher ein gemütlicher Sachse erzählte, die Nummern und Serien, mit denen ich mein Geld verloren hatte, seine

Und so spann sich die Erzählung fort in dünnen Fäden von des Meisters Munde, um die wir unsere Kränze wanden bis zum bittern oder süßen Ende.

Unser Lottchen hatte Meister Schaafe am liebsten — immer neckte er sie, zupfte sie am Röckchen und schaute dann ganz intensiv hinauf zur Decke, als ob er's nicht gewesen sei. Aber Lottchen war ein „Slaukopf", wie sie selber sagte.

„Mutter, Meister Saafen suppt mich immer", sagte sie. Worauf der Meister sehr erstaunt und ganz beleidigt tat und nicht eher wieder was erzählte, bis ihm Lottchen versöhnend auf der Stirn kraute.

Nicht als ob die Arbeit Meister Schaafes unter dem allen gelitten hätte. Wenn es Abend war, so standen ganze Batterien frischgesohlter und geflickter Stiefel an der grünen Wand, und manchmal funkelte ein neues Paar heraus. Eigenartig war oft die Form der neuen Stiefel. Meister Schaafe pfiff auf elegante Formen und wir pfiffen mit. Wir haben sicher für Schulze-Naumburgs Ideen damals schon vorgearbeitet, wenn wir ganz naiv mit rechteckigen Zigarrenkisten an den Füßen, unsere Straßen traten, deren Katzenköpfe durch die Doppel- oder Dreifachsohlen des braven Meisters gegenstandslos für uns waren.

Vieles, was wir Meister Schaafe sonst verdankten — er konnte nicht nur Märchen erzählen, sondern alle Umtriebe der Welt fanden ein sonderbar verdrehtes Echo in seiner rauhen Schusterbrust — haben wir vergessen. Oder es ist vielleicht hinabgerutscht in das, was man heute Unterbewußtsein nennt, von wo es um so mächtiger regiert, freilich, ohne daß wir's wissen.

Eine Rede aber klingt noch hell und voll aus jener Zeit herüber. Oder vielleicht eine Redensart. Wenn Meister Schaafe mit uns beim Essen saß und Mutter immer neue Berge zum Vertilgen vor ihn setzte, kam ein Moment, wo er nicht mehr konnte. Und er sagte dann nicht etwa „danke", wie alle Menschen sagen, sondern merkwürdigerweise: „Ich bin vergnügt."

Moderne Kinder — weiß schon — würden heute drüber lachen, wenn ein Schuster anstatt „danke" so was sagte.

Wir lachten damals nicht. Wir merkten uns den Spruch und wiederholten ihn, wo immer wir es dachten, daß er passen möchte, und gewöhnten uns so sehr an dieses Vergnügtsein, daß wir's heut noch sind.

„Ich danke", sagen Sie, „für solche Schrullen".

„Ach sagen Sie doch lieber: „Ich bin vergnügt."

Das billige Zimmer.

Es war in Genua.

Das heißt, als ich den Entschluß faßte, rollte der Zug gerade über die französisch-italienische Grenze bei Ventimiglia und donnerte in einen Tunnel.

Ich hatte auf der Reise überhaupt Pech gehabt, am Gardasee regnete es zuerst acht Tage ununterbrochen, so daß Oberkellner und Pikkolo tagtäglich versicherten, einen solchen Herbst hätten sie noch nie erlebt; nur ein invalider Drehorgelspieler, dem der Alkohol aus den Augen träufelte, gestand mir in einem nüchternen Augenblick, das Wetter sei wie alle Jahre um diese Zeit.

Von Gardone reiste ich nach Mailand, wo mir ein gefälliger Lombarde eine echte Hundertkronennote in zwei falsche Fünfzig-Lirescheine umwechselte; in Turin schlug der Hotelier die normalen Zimmerpreise um 200 Prozent auf, weil der König von Italien vor drei Wochen beinahe in die Stadt gekommen wäre.

Als ich in Monte Carlo anlangte, besaß ich noch sechshundert Francs und mein Rundreisebillett — mit fünfhundert Francs wollte ich die Bank sprengen und an dem Kasino rächen, was ich in Italien, Frankreich und Monaco bisher an Unannehmlichkeiten ertragen hatte. Einen vollen Nachmittag verwendete ich darauf, ein unfehlbares Spielsystem, mit dem man gewinnen *mußte*, zu erfinden.

Ich wußte, daß jeder Deutsche sein „untrügliches System“ hat, an das er so lange glaubt, bis er damit sein ganzes Geld verloren hat, aber ich — ich hatte das „richtige“ gefunden!

Am 29. Oktober 1905 um 11 Uhr 5 Minuten begann ich im Kasino zu spielen — um 11 Uhr 10 Minuten hatte ich außer einem ehernen Fond von hundert Franken noch zwanzig Goldstücke — um 11 Uhr 20 Minuten waren es noch acht Goldstücke — Schlag 12 Uhr zog der Croupier meinen letzten Louisdor ein.

Mein System mußte irgendeinen heimlichen Fehler gehabt haben . . .

Da ich die Begriffe „Monte Carlo“ und „Räuberbande“ in sinnbarer Weise miteinander in Verbindung brachte, forderte mich ein Angestellter der Bank höflich, doch entschieden auf, das Kasino lieber von außen zu betrachten. Ich hatte keinen Grund, dem zuvorkommenden Mann seinen bescheidenen Wunsch abzuschlagen und ging.

Mich ärgerte nur, daß mir nachher ein gemütlicher Sachse erzählte, die Nummern und Serien, mit denen ich mein Geld verloren hatte, seine

Und so spann sich die Erzählung fort in dünnen Fäden von des Meisters Munde, um die wir unsere Kränze wanden bis zum bittern oder süßen Ende.

Unser Lottchen hatte Meister Schaafe am liebsten — immer neckte er sie, zupfte sie am Röckchen und schaute dann ganz intensiv hinauf zur Decke, als ob er's nicht gewesen sei. Aber Lottchen war ein „Slaukopf", wie sie selber sagte.

„Mutter, Meister Saafen suppt mich immer", sagte sie. Worauf der Meister sehr erstaunt und ganz beleidigt tat und nicht eher wieder was erzählte, bis ihm Lottchen versöhnend auf der Stirn kraute.

Nicht als ob die Arbeit Meister Schaafes unter dem allen gelitten hätte. Wenn es Abend war, so standen ganze Batterien frischgesohlter und geflickter Stiefel an der grünen Wand, und manchmal funkelte ein neues Paar heraus. Eigenartig war oft die Form der neuen Stiefel. Meister Schaafe pfiff auf elegante Formen und wir pfiffen mit. Wir haben sicher für Schulze-Naumburgs Ideen damals schon vorgearbeitet, wenn wir ganz naiv mit rechteckigen Zigarrenkisten an den Füßen, unsere Straßen traten, deren Katzenköpfe durch die Doppel- oder Dreifachsohlen des braven Meisters gegenstandslos für uns waren.

Vieles, was wir Meister Schaafe sonst verdankten — er konnte nicht nur Märchen erzählen, sondern alle Umtriebe der Welt fanden ein sonderbar verdrehtes Echo in seiner rauhen Schusterbrust — haben wir vergessen. Oder es ist vielleicht hinabgerutscht in das, was man heute Unterbewußtsein nennt, von wo es um so mächtiger regiert, freilich, ohne daß wir's wissen.

Eine Rede aber klingt noch hell und voll aus jener Zeit herüber. Oder vielleicht eine Redensart. Wenn Meister Schaafe mit uns beim Essen saß und Mutter immer neue Berge zum Vertilgen vor ihn setzte, kam ein Moment, wo er nicht mehr konnte. Und er sagte dann nicht etwa „danke", wie alle Menschen sagen, sondern merkwürdigerweise: „Ich bin vergnügt."

Moderne Kinder — weiß schon — würden heute drüber lachen, wenn ein Schuster anstatt „danke" so was sagte.

Wir lachten damals nicht. Wir merkten uns den Spruch und wiederholten ihn, wo immer wir es dachten, daß er passen möchte, und gewöhnten uns so sehr an dieses Vergnügtsein, daß wir's heut noch sind.

„Ich danke", sagen Sie, „für solche Schrullen".

„Ach sagen Sie doch lieber: „Ich bin vergnügt."

er riß mir den Rocksack durch; und für Wilhelm einen „Luxusfederstiel" (Preis fünfzig Centesimi), von dem der undankbar damit Beschenkte behauptet, er rieche unerträglich nach — Zwiebel!

Es ist doch unmöglich, daß er jetzt noch von dem ... Knoblauch etwas an sich hat, neben dem er im Laden so idyllisch placiert war!

Der „Aquila nero" präsentierte sich einfach wunderbar! Nicht gerade von außen, denn er wies einige Sprünge in der rechten Ziegelwand auf, und auch nicht innen — aber für das Zimmer sollte ich nur, sage und schreibe eine Lire auszulegen haben! Um diesen Preis konnte ich schicklich keinen „Salon" verlangen und tat es auch nicht; ebensowenig regte ich mich darüber auf, daß ich die versprochene „Aussicht aufs Meer" nicht entdecken konnte und statt dessen nur einen Kanal sah — oder vielmehr roch.

Mein „Zimmer" — ich weiß nicht, ob der Raum diesen Ehrentitel ganz verdiente — war 180 Zentimeter lang, 120 Zentimeter breit und 200 Zentimeter hoch; bedenkt man, daß meine Körperlänge fünf Fuß drei Zoll beträgt, so wird man nicht umhin können, ein unangenehmes Mißverhältnis zwischen meinen und den mir zur Verfügung gestellten Maßen zu konstatieren. Was den Fußboden meines Schlaf—loches betraf, so war er für die Wintersaat bereits reichlich gedüngt, was ich mühelos an der braunen, fetten Kruste erkannte, die ihn bedeckte. Ein Sessel — gewiß, ein Sessel war ebenfalls zu finden — balancierte kunstvoll auf drei Beinen, weil scheinbar ein Bösewicht ihm den vierten Fuß amputiert hatte. Vom Waschtisch läßt sich berichten, daß er aus einer vorsintflutlichen Bank (daher der Name Wasch**tisch**!) bestand, auf der ein Krug thronte, der von „Natur" weiß gewesen sein mochte, doch großen Wert auf echte Patina legte; das Waschbecken erinnerte in seiner Größe an eine Mokkaschale, während seine Erhaltung mit der jener antiken Statuen konkurrierte, denen Kopf, Glieder und Rumpf verloren gingen.

Ja — und das Bett.

Seine Dimensionen waren einem Pygmäengeschlecht angepaßt; der Strohsack war mit Löchern überzogen, die sich voneinander durch Linnenfäden schieden, die Decke erinnerte frappant an ein ausrangiertes Segel und der Polster zeigte schamlos sein Inneres — Heu!

Wohin das Minimalfenster des „Zimmers" schaute, konnte ich anfangs nicht genau sagen, und als es, einem sanften Druck gehorchend, dröhnend unter Entwicklung von Staubwolken in die Tiefe stürzte, schreckte mich ein dunkler, übelriechender Qualm von jeder weiteren Betrachtung ab.

Zu meinem Leidwesen bin ich gezwungen, das ganze übrige „Hotel" als dem bisher Geschilderten „kongenial" zu bezeichnen.

kurz nach meinem beschleunigten Scheiden aus dem Saal tadellos auf dem grünen Tisch herausgekommen — also war mein „System“ gut, nur zu früh von mir verwendet worden!

Es nützte kein Klagen; meine fünfhundert Francs waren weg ...

Wehmütig schlich ich am nächsten Tag zur Bahn und zählte mit Beharrlichkeit den schmalen Rest meiner Reisekasse vor mich hin.

Das Beste war, ich eilte so schnell als möglich heim, sonst konnte es mir noch passieren, als „lästiger, mittelloser Ausländer“ — alle mittellosen Ausländer sind den Italienern „lästig“ — ausgewiesen zu werden.

Nur in Genua wollte ich noch eine Nacht bleiben. Von einem Absteigen in einem vornehmen Hotel konnte natürlich keine Rede sein, aber mein roter Freund Baedeker empfahl jenen Reisenden, die „keine großen Ansprüche an Unterkunft und Verköstigung stellen“, den Gasthof „Aquila nero“; „mäßige Preise“. Die letzte Bezeichnung gab den Ausschlag.

Schließlich ist es für einen abgehärteten Menschen ziemlich egal, wo er schläft, und ein paar Stunden nach der Mahlzeit erinnert sich ein halbwegs intelligenter Kopf nicht mehr daran, ob sein Magen Hummern oder Reisfleisch gegessen hat.

So dachte ich.

Mich faszinierten einfach die „mäßigen Preise“. Und dann ist es auch interessanter, in die urwüchsigen Herbergen des Volkes herabzusteigen, sein Leben und seine Sitten an der Quelle zu studieren, als in den Hotelpalästen die blasierten, internationalen Gäste zu begaffen; die konnte ich am Wiener Südbahnhof auch sehen, wenn ich mir eine Perronkarte löste und die Abfahrt des Nord-Süd-Expreß abwartete.

Bei Ventimiglia also stand mein Entschluß fest:

„Aquila nero“ sei's Panier, und der „Adler“ sollte mir behilflich sein, anregende psychologische Studien bei meinen Gasthofgenossen zu machen.

Stolz über meinen Plan, schritt ich in Genua an den eleganten Hotelomnibussen vorbei, deren glänzende Ausstattung nur dazu dient, die Reisenden anzulocken, die so dumm sind, für ein Zimmer täglich zwanzig Lire zu zahlen.

Nicht ganz mühelos fand ich den „Aquila“ in der Casa piccolo, doch entdeckte ich auf den Irrwegen dahin einige bescheidene Geschäfte, in denen ich Geschenke für meine Freunde zu Hause erwarb:

Für Karl eine bunte Ansichtskarte, die mir später an der Grenze gestohlen wurde; für Julius einen Beschwerstein mit dem Bilde Genuas;

Hotel „Aquila nero“ am 1. Nov. 05				
Zimmer	1	Lire	—	
Abendessen	—	„	50	C.
Wein	—	„	20	„
Bier	—	„	20	„
Wasser	—	„	20	„
Brot	—	„	5	„
Ein Waschservice . . .	20	„	—	„
Ein Fensterstock samt Glas	30	„	50	„
Ein Sessel	10	„	—	„
Den Fußboden beschädigt .	1	„	25	„
Tee	—	„	25	„
In Summe	65	Lire	20	Cent.

In der Eile hatte der Kellner das Datum mitaddiert und ich dankte Gott, daß er mich nicht am 31. XII. 1899 nach Genua geführt hatte. Wenn ich bedenke, daß mir die Reparatur meiner Reisedecke weitere zehn Kronen kostete, der Arzt für die Heilung meines Magenkatarrhs fünfzehn Kronen und der Apotheker ebensoviel forderte, so kam mir die eine Nacht im „billigen Zimmer“ auf rund hundert Kronen zu stehen.

Deshalb nahm ich mir vor, künftig — solange ich noch nicht Millionär bin — der Sparsamkeit wegen, nur in Hotels allerersten Ranges abzusteigen! V. E. S.

Lady Mary Montague über Wien.

Eine gesprächige englische Diplomatenfrau, siebenundzwanzigjährig, hübsch, geistreich und gebildet, reiste 1716 mit ihrem Gatten von London durch den Kontinent nach Konstantinopel und schrieb an die Freundinnen und Freunde in der Heimat eine Anzahl Reisebriefe*), in denen von allem, was sie sah, die Rede war. Man pflegt solche ungezwungene und oft spielerische Darlegungen, die sich vielleicht nicht stets haarscharf an die Wahrheit halten, „Kulturdokumente“ zu nennen, und was die Aufzeichnungen der plaudersamen Lady betrifft, verdienen sie auch diesen Ehrennamen. Gewiß ist manche Beobachtung schief geraten, manche Mitteilung irrtümlich und manches Urteil vorschnell oder absurd, aber sie geben auch viele interessante Einblicke in das Leben der Völker und Staaten, durch welche die schwerfällige Karosse rollte, in der Mary Montague möglichst bequem und behaglich saß, durch deren Fenster sie guckte, um wahrzunehmen und nachzudenken.

*) Erschienen bei Hermann Seemann Nachf., Berlin und Leipzig. Herausgegeben von Max Bauer.

Beim Abendessen beeinträchtigte ein mäßig erzogener Tischnachbar beträchtlich den Genuß der Mahlzeit, da er die Dame, welche die Bedienung besorgte, dadurch unterhielt, daß er über meinen Tisch hinweg auf ein färbiges Plakat an der Wand — spuckte und dabei eine schätzenswerte Treffsicherheit dokumentierte. Trotzdem sympathisierte ich nicht mit diesen Übungen, aber im Interesse des „Dreibundes“ bewunderte ich laut die sprühenden Leistungen, worauf der edle Genuese meine Schuhe zum Ziel seines Sportes wählte.

Mein Appetit war übrigens schon vorher entgegengesetzten Empfindungen gewichen, denn ich leide an einer beklagenswerten Idiosynkrasie gegen ranziges Öl und faules Fleisch. Die Getränke entstammten sicherlich einem erstkassigen Keller, doch mein geringes Unterscheidungsvermögen vermochte das, was „Bier“, was „Wein“ und „Wasser“ benannt wurde, nicht auseinander zu kennen.

Diese Umstände verstimmten mein zartes Gemüt und ich suchte mein Schlafzimmer auf, um im süßen Schlummer die Tücken des Lebens zu vergessen. Leider hatte sich der „Raum“ inzwischen mit einem üblen Brodem angefüllt, dessen Herkunft mir, da ich kein Chemiker bin, heute noch schleierhaft ist. Vermutungen besaß ich allerdings . . .

Zu meiner ehrlichen Betrübnis erinnerte ich mich an den Todessturz des Fensters, den dieses beim ersten schüchternen Öffnungsversuch getan hatte, so daß ich keine Möglichkeit sah, die wenige bessere Luft im Zimmer zu halten — sie vermengte sich beständig mit dem Qualm, der von außen eindrang. Während des Überlegens, wie ich dem Mangel abhelfen könnte, trat ich gedankenlos einen Schritt zurück, streifte den dreibeinigen Sessel, der umkippte und den Waschkrug mitriß, der in tausend Stücke zerbrach.

Ein Splitter davon verletzte meine Stirn; allmählich bemächtigte sich meiner eine Gelassenheit — Pessimisten würden sagen: „Verzweiflung“ — und ich beschloß, meine Reisedecke vor das offene Fenster zu hängen; der Versuch, das Projekt auszuführen, kostete der Mokkaschale, alias Lavoir, das Leben, brachte aber dafür meiner Decke einige Risse ein . . .

Lange nach Mitternacht, das Antlitz verklärt durch das schöne Gedenken an das „billige Zimmer“, schlief ich endlich ein und träumte, todmüde, von Elefanten, die ihre Stoßzähne in meine Weichen bohrten. Morgens bewiesen mir blutiggebissene Stellen meines Leibes, daß Träume noch immer nicht Schäume sind.

Allerdings waren es keine Elefanten gewesen!

Auf der Fahrt nach Mailand, die ich mit dem nächsten Zug fluchtartig antrat, studierte ich die Hotelrechnung, die ich mir hier zu verewigen gestatte.

Zwischenwand getrennt. Ich kenne niemanden, der mehr als zwei Stockwerke inne hätte, eines zum eigenen Gebrauch, das andere für die Dienerschaft. Die Hauseigentümer vermieten den nicht selbst benützten Teil an jeden, der ihn haben will. So sind die breiten Steintreppen ebenso gemeinsam und schmutzig wie die Straßen. Es ist freilich wahr, wenn man sie einmal erstiegen hat, so überrascht nichts mehr als die Pracht der Wohnungen. Sie bilden gewöhnlich eine Reihe von acht oder zehn großen Zimmern, alle getäfelt, Türen und Fenster mit Schnitzwerk beladen und vergoldet, und die Möblierung, wie man sie in anderen Ländern kaum an den Höfen regierender Fürsten findet. Die Wände sind mit feinsten Brüsseler Geweben behangen. Ungeheure Spiegel in silbernen Rahmen, japanische Tische, Betten, Stühle, Baldachine und Vorhänge vom reichsten Genueser Damast, beinahe ganz mit Gold gestickt und mit Borten besetzt, zieren die Räume, die durch Gemälde, große Vasen aus japanisch-chinesischem Porzellan und Lüster von Bergkristall noch mehr belebt werden.

Ich hatte bereits die Ehre, von verschiedenen Persönlichkeiten höchsten Ranges zur Mittagstafel geladen zu werden. Gerechterweise muß ich gestehen, daß der gute Geschmack und der Glanz ihrer Tafeln dem ihrer Möbeln entspricht. In bin mehrfach mit fünfzig Gerichten bewirtet worden, alle auf Silber serviert und wohl zubereitet, dazu einen passenden Nachtisch auf feinstem Porzellan. Ebenso scheint die Auswahl und Kostbarkeit ihrer Weine wahrhaft überraschend. Es herrscht der Gebrauch, eine Liste von ihnen zugleich mit den Servietten auf die Teller der Gäste zu legen. Ich habe zuweilen achtzehn verschiedene, in ihrer Art alle auserlesene Gattungen gezählt.

Gestern war ich in Graf Schönborns, des Vizekanzlers, Garten*) zu Mittag gebeten. Ich muß gestehen, etwas so Schönes, wie diese Vorstadt Wiens, noch nicht gesehen zu haben. Sie ist sehr groß und besteht fast ganz aus kostbaren Palästen. Fände es der Kaiser für richtig, die Stadttore ausheben zu lassen, um die Vorstädte mit Wien zu vereinigen, so würde er eine der größten und bestgebauten Städte Europas besitzen.

Graf Schönborns Gartenhaus ist herrlich. Die innere Einrichtung, ganz in Brokat, ist gut erdacht und ausgeführt. Man kann sich nichts Lebhafteres und Blendenderes vorstellen, ungerechnet der Galerie, voll Seltenheiten von Korallen und Perlmutter, dann der im ganzen Hause verschwendeten Vergoldungen, Schnitzereien, schönen Gemälde, des prächtigen Porzellans, der Statuen aus Alabaster und Elfenbein und der ungeheuren Orangen- und Zitronenbäume in vergoldeten Kübeln.

*) Er befand sich in der Josefstadt, dem VIII. Wiener Bezirke, in der heutigen Laudongasse.

Wenn sie gelegentlich die Türkinnen als die „freiesten Frauen der Welt“ bezeichnet und die Türken großmütig vom Vorwurf der Bilderstürmerei freispricht, so tut das nichts zur Sache und beweist höchstens, daß auch nicht alle Behauptungen, die sie über Wien abgibt, wortwörtlich genommen zu werden brauchen. Man sagt der amüsanten Briefschreiberin auch nach, daß sie im Orient die Schutzpockenimpfung kennen lernte und von da nach England importierte. —

In dem Wien Karls VI. amüsierte sich Lady Montague vorzüglich, wenn sie auch nicht blind bewunderte; mit eingestreuten sarkastischen Witzworten geißelte die niedliche Dame die Absonderlichkeiten, die ihr da auffielen. Wenn sie sich zuerst über das Wiener Hofkostüm mokiert, um es nachher — in der Türkei — weil es „prächtiger als das englische“, den Haremsdamen vorzuführen, so ist das wohl eine indirekte, nachträgliche Anerkennung — oder die Dokumentierung der Ansicht, für Türken sei es gerade gut!

Die Wiener Frauen imponierten ihr wenig und aus Peterwardein flatterte das krause Wort nach England: „Alle Wiener Schönheiten sind aus Ungarn“; und in Adrianopel reichte sie den Osmaninnen den unbestrittenen Schönheitspreis.

Nun zu dem, was Lady Mary Montague von Wien erzählt. Wir lassen sie selbst zu Wort kommen und nehmen nur einige nebensächliche Kürzungen vor. Die verschiedenen Adressatinnen der Briefe sind hier unwichtig.

Datiert 1716, der Schlußabsatz mit 1717: „Wien, das die Ehre hat, die kaiserliche Residenz zu sein, entsprach meinen Erwartungen in keiner Weise und blieb weit hinter dem Bilde zurück, das ich mir gemacht hatte. Die Straßen ineinander gedrängt und so eng, daß die schönen Palastfronten nicht zur Geltung kommen, obwohl viele von ihnen ihrer wahrhaften Pracht wegen Aufmerksamkeit verdienen würden. Sie sind durchweg von feinen, weißen Steinen gebaut*) und von übertriebener Höhe. Denn, da die Stadt ihre Einwohnermenge kaum faßt, so haben die Baumeister diesem Mangel dadurch abzuhelfen versucht, daß sie eine neue Stadt auf die Dächer der alten türmten. So haben manche Bauten fünf und sechs Stockwerke erhalten. Sie können sich denken, wie dunkel bei der Enge der Straßen die Zimmer sind. Eine noch weit unerträglichere Unannehmlichkeit ist meiner Meinung nach, daß kein Haus vorhanden ist, in dem nicht fünf oder sechs Familien wohnen.**) Die Gemächer der vornehmsten Damen, ja, selbst der Staatsminister, sind von der Wohnung eines Schneiders oder Schusters nur durch eine

*) An unangeworfene, die roten Ziegel zeigende Häuser gewöhnt, sieht sie den weißen Kalkanwurf der Wiener Bauten für Steine an.

**) Als Engländerin schwärmt Lady Montague natürlich für „Einfamilienhäuser“.

Gold. Ich halte das Haus für niedrig und finster. Aber das Spiel läßt diese Mängel vollkommen vergessen. In meinem ganzen Leben habe ich noch nicht so viel gelacht. Die Komödie beginnt, daß sich Jupiter durch ein Guckloch in den Wolken verliebt, und endet mit der Geburt des Herkules. Das tollste ist der Gebrauch, den Jupiter von seinen Verwandlungen macht. Kaum erscheint er als Amphitryon, so schickt er, statt begeistert zu Alkmene zu eilen, wie es Dryden vorschreibt, nach Amphitryons Schneider, betrügt ihn um ein bordiertes Kleid, einen Bankier um einen Beutel mit Geld, einen Juden um einen Brillantring, dann läßt er ein solennes Abendessen in Amphitryons Namen zurichten. Der größte Teil der Posse dreht sich nun darum, daß der arme Amphitryon von diesen Leuten wegen dieser Schulden gequält wird. Merkur macht's mit Sosia ebenso. Nur vermochte ich es dem Dichter nicht zu verzeihen, daß er sein Stück mit einer solchen Menge gröbster Zoten untermengt hatte, die sicherlich unser Pöbel nicht einmal bei einem Marktschreier dulden würde. Außerdem ließen noch die beiden Sosias den Logen gegenüber ihre Hosen ganz unbefangen niederfallen und die zuschauenden Herrschaften schienen an solcher Unterhaltung nichts auszusetzen zu haben, sondern versicherten mir noch, wie bedeutend das Stück sei . . .

Ich will mein Versprechen halten und Ihnen Nachricht von meinem ersten Erscheinen bei Hofe zukommen lassen.

Ich wurde zu dieser Zeremonie in eine Robe gezwängt und mit einer Halskrause und den übrigen unentbehrlichen Hilfsmitteln versehen. Diese recht unbequeme Kleidung rückt Hals und Wuchs ins beste Licht.

Ich kann nun nicht unterlassen, Ihnen eine Beschreibung der hier üblichen Moden zu geben. Sie sind ungeheuerlich und mehr, als man zu begreifen vermag, gegen jeden gesunden Menschenverstand. Sie bauen sich Gerüste aus Gaze auf den Kopf, etwa eine Elle hoch, drei oder vier Stockwerke übereinander, befestigt mit zahllosen schweren Bändern. Dieser Turm ruht auf einer Grundlage, Bourlet genannt, alle von derselben Art und Gestalt, nur fast viermal so dick wie die Stäbe, die unsere klugen Milchmädchen brauchen, ihre Eimer daran zu tragen. Diese Maschine bedecken sie mit ihren eigenen Haaren, untermischt mit einem großen Teile falscher. Denn es gilt als besondere Schönheit, den Kopf so groß zu haben, daß er in keine mittelgroße Tonne hineingeht. Das Haar ist verschwenderisch mit Puder bestreut, um die Mischung zu verhüllen, und durchzogen von drei oder vier Reihen Haarnadeln, alle wundervoll groß, die zwei oder drei Zoll hervorstehen, besät mit Diamanten, Perlen, roten, grünen und gelben Steinen. Diese Last aufrecht zu tragen, dazu gehört ebensoviel Kunst und Erfahrung, wie am Maitag mit dem Blumenkranz zu tanzen. Ihre Fischbeinreifröcke übertreffen an Umfang die unseren um mehrere Ellen und bedecken einige Acker Landes.

Die Mahlzeit war vollkommen in Ausführung und Anordnung gewürzt durch die gute Laune des Grafen.

Ich war noch nicht bei Hofe, da ich noch auf mein Staatskleid warten muß, ohne das man keinen Zutritt zur Kaiserin erlangt. Ich bin recht ungeduldig, eine Schönheit kennen zu lernen, die von so vielen Nationen bewundert wurde. Sobald ich die Ehre gehabt habe, werde ich nicht ermangeln, Ihnen meine Gedanken darüber kund zu tun . . .

Ich bin am vergangenen Sonntag in der Oper gewesen, die im Garten der Favorita*) aufgeführt wurde. Ich bereue es durchaus nicht, denn ich habe mich außerordentlich unterhalten. Nichts von dieser Art kann jemals prächtiger gewesen sein. Ich glaube es ohne weiteres, daß die Dekorationen und Kostüme dem Kaiser dreißigtausend Pfund Sterling gekostet haben, wie man mir erzählte. Die Bühne war über einen breiten Kanal gebaut. Sie teilte sich zu Anfang des zweiten Aktes, wodurch das Wasser sichtbar wurde, auf dem unmittelbar von entgegengesetzter Seite zwei Flotten von kleinen, vergoldeten Schiffen erschienen, die sich eine Seeschlacht lieferten. Es ist recht schwer, sich einen Begriff von der Schönheit dieser Szene zu machen. Aber auch das übrige war in seiner Art vollkommen. Die Oper behandelt die Verzauberung der Alcina. Es ist viel Gelegenheit zur Verwendung mannigfaltiger Maschinerien und zum Dekorationswechsel, der mit überraschender Schnelligkeit vor sich geht, gegeben. Das Theater ist so groß, daß es dem Auge schwer wird, es zu überblicken. Von den überaus kostbaren Kostümen kommen hundertacht zur Verwendung. Kein Haus war imstande, die umfangreichen Dekorationen zu fassen. Dies ist für die Damen mit großen Unbequemlichkeiten verknüpft, sie müssen unter freiem Himmel sitzen, denn es ist nur ein einziger Baldachin für die kaiserliche Familie vorhanden. Als am ersten Spielabend ein Regenschauer niederging, drängte die ganze Gesellschaft in solcher Verwirrung davon, daß ich fast zu Tod gequetscht wurde.

So reizend die Opern sind, in ebensolch hohem Grade lächerlich sind hier die Lustspiele.

Es ist nur ein Schauspielhaus vorhanden, in das mich die Neugierde trieb, ein deutsches Stück zu sehen. Ich freute mich, daß man die Geschichte Amphitryons gab. Ich war begierig zu erfahren, was der österreichische Dichter aus diesem Stoff gemacht hatte, den schon lateinische, französische und englische Poeten behandelt haben. Ich bin der deutschen Sprache genug mächtig, um die Hauptsache zu verstehen, nahm überdies eine Dame mit, die so gütig war, mir jedes Wort zu verdolmetschen.

Man nimmt gewöhnlich eine Loge. Sie hat Raum für vier Personen, den Besitzer und seine Gäste. Der feste Preis dafür ist ein Dukaten in

*) Diese Favorita, ein kaiserliches Lustschloß mit einem herrlichen Park, lag im Bezirk Wieden, wo sich heute das Theresianum befindet.

Kaiserin Platz, was auch beim Souper der Fall war. Nun wurde den Herren die Erlaubnis erteilt, erscheinen zu dürfen. Die Erzherzoginnen saßen auf Stühlen ohne Armlehnen. Bei Tische warteten die Ehrendamen der Kaiserin auf, zwölf Fräulein aus ersten Familien. Jede Schüssel wurde von ihnen serviert. Sie erhalten keine Entlohnung, nur eine Wohnung bei Hof, in der sie in einer Art klösterlicher Abgeschiedenheit leben. Es ist ihnen untersagt, die Unterhaltungen und öffentliche Lokale zu besuchen, ausgenommen, wenn sich eine von ihnen verheiratet. Die Kaiserin schenkt in solchem Falle stets ihr in Diamanten gefaßtes Bildnis. Die drei ersten Damen werden Schlüsseldamen genannt. Sie tragen goldene Schlüssel an der Seite. Was mich aber höchlichst belustigte, ist der Brauch, daß diese Damen, wenn sie den Dienst verlassen haben, solange sie leben, der Kaiserin alljährlich ein Geburtstagsgeschenk machen müssen. Ihre Majestät hat nur unverheiratete Damen um sich, mit Ausnahme der Oberhofmeisterin. Diese ist gewöhnlich eine Witwe aus erster Familie und sehr alt. Sie ist zugleich Chefin der Garderobe und Vorsteherin der Ehrenfräulein. Die Ankleidedamen haben hier viel weniger Geltung als in England. Sie sind hier nichts als Zofen.

Tags darauf hatte ich Audienz bei der Kaiserin-Mutter, einer sehr tugendhaften und gütigen Fürstin, die sich aber zu großer Frömmigkeit hingibt. Sie legt sich unaufhörlich harte Bußübungen auf, ohne jemals etwas getan zu haben, was sie dazu zwingt. Sie hat ebenfalls zwölf Ehrenfräulein, die sich bunt kleiden dürfen, während sie selbst die Trauer niemals ablegt. Nichts ist schrecklicher als der hiesige Traueranzug, wie er selbst um einen Bruder getragen wird. Nicht das geringste Stückchen Weißwäsche ist sichtbar, dafür lauter schwarzer Flor. Hals, Ohren, Backen sind von einem gefalteten Stück desselben Stoffes bedeckt, aus dem das Gesicht herauslugt, als ob es Pranger stehen müsse. Die Witwen tragen außerdem noch ein Krepp-Stirntuch. In diesem tragischen Aufzug besuchen sie jedoch ohne Bedenken alle öffentlichen Lustbarkeiten.

Am nächsten Tage kam ich bei der Kaiserin Amalie vor. Sie lebt abgeschieden in ihrem, eine halbe Meile von der Stadt gelegenen Palast. Ich hatte dort das Vergnügen, einem für mich ganz neuen Zeitvertreib beizuwohnen, der zu den gebräuchlichsten Unterhaltungen des Hofes zählt. Die Kaiserin saß auf einem Throne am Ende einer der Alleen des schönen Gartens. Neben ihr bildeten zwei Parteien junger Damen, die Erzherzoginnen an der Spitze, Spalier. Die Frisuren von allen waren mit Juwelen geschmückt. In genügender Entfernung standen drei ovale Bilder als Scheiben aufgestellt, nach denen sie mit leichten Gewehren schossen. Die erste Scheibe zeigte einen Kupido, der ein Glas mit Burgunder füllt, und trug die Aufschrift: „Hier ist es leicht, beherzt zu sein.“ Auf der zweiten hält Fortuna einen Kranz mit dem Motto:

Sie können sich vorstellen, wie dieses extravagante Kleid die natürliche Häßlichkeit, mit welcher es Gott dem Allmächtigen gefallen hat, sie zu beschenken, hervortreten läßt und vermehrt. Sogar die liebenswürdige Kaiserin*) muß sich bis zu einem gewissen Grade fügen, diese absurden Moden mitzumachen, die man um alles in der Welt nicht aufgeben möchte.

Ich hatte, wie es die Etikette vorschreibt, eine halbstündige Privataudienz. Dann war es allen Damen erlaubt zu erscheinen und aufzuwarten. Ich war ganz bezaubert von der Kaiserin, obgleich ich nicht behaupten kann, daß sie regelmäßige Züge habe. Ihre Augen sind nicht groß, haben aber einen sanftmütigen, dabei lebhaften Blick. Ihr Teint ist der schönste, den ich je sah. Nase und Stirne sind wohlgebaut, ihr Mund von hinreißendem Liebreiz. Wenn sie lächelt, zwingt ihre Schönheit und Sanftmut zur Anbetung. Sie hat überreiches, schönes aschblondes Haar. Und erst ihre Gestalt! Man muß poetisch werden, wenn man ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen will. Alles, was Dichter von Junos Miene und Venus' Haltung gesagt haben, bleibt hinter der Wahrheit zurück. Grazien umschweben sie. Die berühmte Statue von Medicis weist kein zarteres Ebenmaß auf. Vollendet ist die Schönheit ihrer Büste und ihrer Hände. Ich glaubte nicht, ehe ich sie sah, daß es etwas derart Vollkommenes in der Natur gäbe. Mein Rang erlaubte mir nicht, sie zu küssen, was ich beinahe bedauerte. Aber ihre Hände werden genug geküßt. Jeder Vorgelassene zollt ihr diese Huldigung beim Kommen und Gehen.

Nachdem die Damen erschienen waren, setzte man sich zum Quinze. Ich konnte an dem Spiel, das ich nie zuvor gesehen hatte, nicht teilnehmen. Sie wies mir einen Platz zu ihrer Rechten an und war so gütig, mit der ihr eigenen Anmut recht oft das Wort an mich zu richten. Ich erwartete jeden Augenblick die Herren zur Aufwartung erscheinen zu sehen. Allein dieses Empfangszimmer ist ganz verschieden von dem englischen. Kein anderer Mann betritt es als der Oberhofmeister, wenn er der Kaiserin das Nahen des Kaisers verkündet. Seine kaiserliche Majestät beehrten mich mit einer sehr verbindlichen Ansprache. Weiter sprach er mit keiner Dame. Alles geht mit einem gravitätischen Ernst und strengster Förmlichkeit zu.

Die Kaiserin Amalie, Witwe Kaiser Josephs, kam diesen Abend der regierenden Kaiserin ihren Besuch zu machen, begleitet von den Erzherzoginnen, ihren beiden Töchtern, zwei sehr angenehmen jungen Damen. Die Kaiserlichen Majestäten erhoben sich und gingen ihr bis an die Türe entgegen, dann nahm sie in einem Armstuhl neben der

---

*) Die damals fünfundzwanzigjährige Elisabeth, geborene Prinzessin von Braunschweig.

Kaiserin Platz, was auch beim Souper der Fall war. Nun wurde den Herren die Erlaubnis erteilt, erscheinen zu dürfen. Die Erzherzoginnen saßen auf Stühlen ohne Armlehnen. Bei Tische warteten die Ehrendamen der Kaiserin auf, zwölf Fräulein aus ersten Familien. Jede Schüssel wurde von ihnen serviert. Sie erhalten keine Entlohnung, nur eine Wohnung bei Hof, in der sie in einer Art klösterlicher Abgeschiedenheit leben. Es ist ihnen untersagt, die Unterhaltungen und öffentliche Lokale zu besuchen, ausgenommen, wenn sich eine von ihnen verheiratet. Die Kaiserin schenkt in solchem Falle stets ihr in Diamanten gefaßtes Bildnis. Die drei ersten Damen werden Schlüsseldamen genannt. Sie tragen goldene Schlüssel an der Seite. Was mich aber höchlichst belustigte, ist der Brauch, daß diese Damen, wenn sie den Dienst verlassen haben, solange sie leben, der Kaiserin alljährlich ein Geburtstagsgeschenk machen müssen. Ihre Majestät hat nur unverheiratete Damen um sich, mit Ausnahme der Oberhofmeisterin. Diese ist gewöhnlich eine Witwe aus erster Familie und sehr alt. Sie ist zugleich Chefin der Garderobe und Vorsteherin der Ehrenfräulein. Die Ankleidedamen haben hier viel weniger Geltung als in England. Sie sind hier nichts als Zofen.

Tags darauf hatte ich Audienz bei der Kaiserin-Mutter, einer sehr tugendhaften und gütigen Fürstin, die sich aber zu großer Frömmigkeit hingibt. Sie legt sich unaufhörlich harte Bußübungen auf, ohne jemals etwas getan zu haben, was sie dazu zwingt. Sie hat ebenfalls zwölf Ehrenfräulein, die sich bunt kleiden dürfen, während sie selbst die Trauer niemals ablegt. Nichts ist schrecklicher als der hiesige Traueranzug, wie er selbst um einen Bruder getragen wird. Nicht das geringste Stückchen Weißwäsche ist sichtbar, dafür lauter schwarzer Flor. Hals, Ohren, Backen sind von einem gefalteten Stück desselben Stoffes bedeckt, aus dem das Gesicht herauslugt, als ob es Pranger stehen müsse. Die Witwen tragen außerdem noch ein Krepp-Stirntuch. In diesem tragischen Aufzug besuchen sie jedoch ohne Bedenken alle öffentlichen Lustbarkeiten.

Am nächsten Tage kam ich bei der Kaiserin Amalie vor. Sie lebt abgeschieden in ihrem, eine halbe Meile von der Stadt gelegenen Palast. Ich hatte dort das Vergnügen, einem für mich ganz neuen Zeitvertreib beizuwohnen, der zu den gebräuchlichsten Unterhaltungen des Hofes zählt. Die Kaiserin saß auf einem Throne am Ende einer der Alleen des schönen Gartens. Neben ihr bildeten zwei Parteien junger Damen, die Erzherzoginnen an der Spitze, Spalier. Die Frisuren von allen waren mit Juwelen geschmückt. In genügender Entfernung standen drei ovale Bilder als Scheiben aufgestellt, nach denen sie mit leichten Gewehren schossen. Die erste Scheibe zeigte einen Kupido, der ein Glas mit Burgunder füllt, und trug die Aufschrift: „Hier ist es leicht, beherzt zu sein.“ Auf der zweiten hält Fortuna einen Kranz mit dem Motto:

Sie können sich vorstellen, wie dieses extravagante Kleid die natürliche Häßlichkeit, mit welcher es Gott dem Allmächtigen gefallen hat, sie zu beschenken, hervortreten läßt und vermehrt. Sogar die liebenswürdige Kaiserin*) muß sich bis zu einem gewissen Grade fügen, diese absurden Moden mitzumachen, die man um alles in der Welt nicht aufgeben möchte.

Ich hatte, wie es die Etikette vorschreibt, eine halbstündige Privataudienz. Dann war es allen Damen erlaubt zu erscheinen und aufzuwarten. Ich war ganz bezaubert von der Kaiserin, obgleich ich nicht behaupten kann, daß sie regelmäßige Züge habe. Ihre Augen sind nicht groß, haben aber einen sanftmütigen, dabei lebhaften Blick. Ihr Teint ist der schönste, den ich je sah. Nase und Stirne sind wohlgebaut, ihr Mund von hinreißendem Liebreiz. Wenn sie lächelt, zwingt ihre Schönheit und Sanftmut zur Anbetung. Sie hat überreiches, schönes aschblondes Haar. Und erst ihre Gestalt! Man muß poetisch werden, wenn man ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen will. Alles, was Dichter von Junos Miene und Venus' Haltung gesagt haben, bleibt hinter der Wahrheit zurück. Grazien umschweben sie. Die berühmte Statue von Medicis weist kein zarteres Ebenmaß auf. Vollendet ist die Schönheit ihrer Büste und ihrer Hände. Ich glaubte nicht, ehe ich sie sah, daß es etwas derart Vollkommenes in der Natur gäbe. Mein Rang erlaubte mir nicht, sie zu küssen, was ich beinahe bedauerte. Aber ihre Hände werden genug geküßt. Jeder Vorgelassene zollt ihr diese Huldigung beim Kommen und Gehen.

Nachdem die Damen erschienen waren, setzte man sich zum Quinze. Ich konnte an dem Spiel, das ich nie zuvor gesehen hatte, nicht teilnehmen. Sie wies mir einen Platz zu ihrer Rechten an und war so gütig, mit der ihr eigenen Anmut recht oft das Wort an mich zu richten. Ich erwartete jeden Augenblick die Herren zur Aufwartung erscheinen zu sehen. Allein dieses Empfangszimmer ist ganz verschieden von dem englischen. Kein anderer Mann betritt es als der Oberhofmeister, wenn er der Kaiserin das Nahen des Kaisers verkündet. Seine kaiserliche Majestät beehrten mich mit einer sehr verbindlichen Ansprache. Weiter sprach er mit keiner Dame. Alles geht mit einem gravitätischen Ernst und strengster Förmlichkeit zu.

Die Kaiserin Amalie, Witwe Kaiser Josephs, kam diesen Abend der regierenden Kaiserin ihren Besuch zu machen, begleitet von den Erzherzoginnen, ihren beiden Töchtern, zwei sehr angenehmen jungen Damen. Die Kaiserlichen Majestäten erhoben sich und gingen ihr bis an die Türe entgegen, dann nahm sie in einem Armstuhl neben der

---

*) Die damals fünfundzwanzigjährige Elisabeth, geborene Prinzessin von Braunschweig.

Übrigens hat das vertrackte Wort „Ehrbarkeit“ hier einen ganz anderen Sinn als bei uns in London. Einen Liebhaber zu bekommen, stürzt hier nicht in Gefahr, den guten Ruf zu verlieren, sondern trägt dazu bei, ihn zu erhalten, da Damen mehr nach dem Rang ihres Liebhabers geschätzt werden als nach dem ihres Gatten.

Am eigenartigsten berührt, daß die zwei Gegensätze in dem Volk der langen Röcke hierorts ganz unbekannt sind. Man kennt weder Kokette noch Spröde. Keine Frau darf hier kokett zwei Liebhaber zu gleicher Zeit ermutigen. Ich kenne aber auch keine Spröden, die Anspruch darauf erheben, ihren Ehemännern die Treue zu bewahren. Diese sind die gutmütigsten Menschen von der Welt. Sie sind mit den Galanen ihrer Frauen so freundlich, als ob diese ihre Vertreter wären, denen man den mühsamsten Teil seiner Pflichten aufhalst. Dabei gehen natürlich auch die Ehemänner nicht leer aus, denn sie sind wieder anderweitig als Bevollmächtigte in Anspruch genommen. Mit einem Wort: es ist für eine Dame unausweichlich, zwei Gatten zu haben, einen nominellen und einen aktiven. Diese Verbindungen sind so allbekannt, daß es als grobe Nichtachtung angesehen und öffentlich verurteilt werden würde, eine Dame von Stand zum Diner zu bitten, ohne ihre zwei Begleiter, Geliebten und Ehemann, mit zu laden. Zwischen diesen beiden Herren sitzt die aufgeputzte Dame, ohne eine Miene zu verziehen. Diese Doppelehen dauern gewöhnlich zwanzig Jahre. Während dieser Zeit bedient sich die Frau der Güter ihres bedauernswerten Liebhabers, oft bis zum größten Schaden für seine Familie.

Derartige Verbindungen entstehen dabei ebenso selten wie Ehen aus wirklicher Neigung. Denn ein Mann gilt nichts, wenn er nicht ein derartiges Verhältnis hat. Eine Frau besorgt sich einen Verehrer, sowie sie verheiratet ist, wie einen Teil ihrer Ausstattung; ohne ihn würde sie wie ohne Lebensart erscheinen. Sobald sie ihn ergattert, wird eine Abfindungssumme für die Dame festgesetzt, die ihr für den Fall zusteht, daß der Galan ihr untreu wird. Dieser kostspielige Punkt scheint mir die Hauptsache der Beständigkeit zu sein. Ich könnte einige Frauen aus ersten Kreisen nennen, deren Pensionen ebenso bekannt sind wie die Einkünfte aus ihren Vermögen. Niemand achtet sie deshalb geringer. Im Gegenteil, ihre Gewandtheit wäre in Frage gestellt, wenn sie in den Verdacht kämen, Maitressen für nichts zu sein. Ohne Techtelmechtel leben ist ein solches Unglück, daß eine meiner hiesigen Freundinnen mir erst gestern erzählte, daß ich ihr für eine Verteidigungsrede verpflichtet sei. Man habe ganz offen an meinem gesunden Menschenverstand gezweifelt, da ich schon vierzehn Tage in Wien weilte, ohne irgend etwas zur Anbahnung einer Liebschaft getan zu haben. Meine Freundin entschuldigte mich mit der Unbestimmtheit der Dauer meines Aufenthaltes. Dies hielt sie für

„Für die vom Glück Begünstigten.“ Auf der dritten war ein Schwert zu sehen, dessen Spitze von einem Lorbeerkranz umwunden war. Darüber stand: „Es ist keine Schande, besiegt zu werden.“

Neben der Kaiserin stand ein vergoldeter Preis aus kleinen Schäferstäben, mit Blumen umwunden, und behängt mit türkischen Taschentüchern, Halskragen, Bändern, Spitzen und anderen niederen Prämien mehr. Den ersten Preis gab die Kaiserin selbst. Er war ein mit Diamanten besetzter Rubinring in einer goldenen Tabaksdose. Der zweite Preis bestand aus einem kleinen Kupido mit Brillanten. Dann ein Aufsatz aus feinem Porzellan für den Teetisch, mit goldenen Rändern, japanischen Kästchen, Fächern und Galanterien derselben Art. Herrschaften aus Wien waren als Zuschauer anwesend, jedoch nur die Damen durften schießen. Erzherzogin Amalie trug den Hauptpreis davon. Ich war recht zufrieden, dieses Amüsement kennen gelernt zu haben. Ich weiß nicht, ob es nicht ebensolches Interesse erregt hätte wie der Wettkampf in der Aeneide, wenn ich schreiben könnte gleich einem Virgil. Der Kaiser liebt diese Unterhaltung besonders. Es vergeht selten eine Woche ohne ein Wettschießen, das die Damen befähigt, selbst eine Festung zu verteidigen. Sie lachen alle über meine Angst, mit einem Gewehr zu hantieren . . .

Mir tun die Kränkungen unserer kleinen Freundin leid, die sie nach Ihrem Berichte zu erleiden hatte, doppelt, seit ich weiß, daß sie nur den barbarischen Anschauungen unseres Vaterlandes zuzuschreiben sind. Wäre sie hier, so hätte sie, auf mein Wort, nur den Fehler, zu jung zu sein, um in Mode zu kommen. Sie hätte demnach nichts zu tun, als sich heute über sieben Jahre hierher zu verfügen, um als blühende Schönheit zu gelten. Ich kann Ihnen versichern, daß Runzeln, etwas gebogener Rücken, selbst graue Haare kein Hindernis sind, Eroberungen zu machen. Ich weiß, Sie können sich nicht leicht einen jungen Mann von fünfundzwanzig Jahren denken, der mit Lady Suffolk leidenschaftliche Blicke wechselt oder sich vordrängt, die Gräfin von Orford aus der Oper hinauszugeleiten. Und doch ist dies ein Schauspiel, das ich alle Tage sehe, ohne daß es jemandem außer mir auffällt. Bis zum fünfunddreißigsten Jahr wird eine Frau als unerfahrenes Mädchen angesehen. Sie vermag sich erst im vierzigsten Geltung in der Welt zu verschaffen. Ich kenne Ihre Ansichten darüber nicht, aber mir ist es ein gewaltiger Trost, ein solches Paradies für alle Weiber auf Erden zu wissen. Ich bin ganz zufrieden, noch nichts zu bedeuten, und hege die Absicht, später einmal, zur gelegeneren Zeit, hierher zurückzukehren, wenn ich mich anderswo nicht mehr zeigen kann. Ich beklage tief das Schicksal vieler englischen Damen, die schon lange zur Entsagung verurteilt sind und doch als Schönheiten ersten Ranges glänzen würden, wenn sie ihr guter Stern nach Wien geführt hätte.

Diese Leidenschaft beherrscht die Frauen so vollkommen, daß selten ein Ehemann in Wien stirbt, ohne daß dies seiner Gattin das Herz bricht. Diese Unglücksstunde vernichtet ihre Stellung, denn eine Witwe gilt in Wien nichts. Die Männer achten ebenso auf Ebenbürtigkeit wie die Frauen. Sie verschmähen es, eine Gattin aus geringerer Familie, als die ihre, zu wählen, verschmähen es sogar, mit einer solchen eine Liebschaft zu unterhalten. Der Stammbaum ist ihnen wichtiger als Gestalt und Antlitz ihrer Erwählten. Glücklich sind die Mädchen mit Reichsgrafen unter ihren Ahnen. Sie brauchen weder Geld, noch Schönheit, noch Tugend, um unter die Haube zu kommen. Was Geld anlangt, so bringt dies dem Gatten nur selten Nutzen. Die österreichischen Gesetze beschränken die Mitgift der Frau auf zweitausend Gulden (ungefähr 200 Pfund englisch), während das übrige Vermögen im Besitze und in der Verwaltung der Frau verbleibt. So gibt es hier eine Menge Damen, die reicher als ihr Gemahl sind und dennoch ein standesgemäßes Nadelgeld erhalten müssen. Diesem namhaften Vorteile schreibe ich die Vorrechte zu, die sie sich in anderer Hinsicht anmaßen . . .

Wollte ich Ihnen alle bemerkenswerten Unterschiede der Wiener Gebräuche von den unseren angeben, so müßte ich ein Ries Papier mit dem albernsten Zeug vollschreiben, das jemals gelesen oder gedruckt wurde, ohne lesenswert zu sein. Ihre Kleidung hat mit der französischen und englischen nur das gemein, daß sie Röcke tragen. Sie haben manche eigene Moden. So darf anständigerweise eine Witwe weder grün noch rosa tragen, sonst darf sie die lebhaftesten Farben nach Gutdünken wählen. Gesellschaften sind hier die einzigen regelmäßigen Unterhaltungen. Die Oper findet nur für den Hof statt und gewöhnlich nur bei besonderen Gelegenheiten. Madame Rabutin hat allabendlich Soireen in ihrem Hause, die anderen Damen jedoch nur dann, wenn es ihnen plötzlich einfällt, die Pracht ihrer Gemächer bewundern zu lassen oder den Namenstag eines ihrer Freunde zu feiern. Dann verkünden sie, daß an einem gewissen Tage zu Ehren dieses Grafen oder jener Gräfin Empfang bei ihnen stattfindet. Diese Feierlichkeiten nennt man Galatage. Alle Verwandten und Freunde der Person, die gefeiert werden soll, sind alsdann verpflichtet, in ihren reichsten Anzügen mit allen ihren Juwelen zu erscheinen. Die Hausfrau ladet niemanden besonders ein und erwidert auch keinen Besuch. Wer will, geht hin, ohne weitere Förmlichkeiten. Im Winter wie im Sommer wird verschiedenerlei Eis serviert. Dann spielt man L'hombre oder Piquet oder plaudert, ganz nach Gefallen. Nur Hasardspiele sind verboten.

Neulich wohnte ich der Gala für den Grafen Altheim, den Liebling des Kaisers, bei. Nie sah ich in meinem Leben kostbarere und dabei geschmacklosere Kostüme. Man trägt die reichsten Goldstickereien, und wenn man einem solchen Kleide den Preis ansieht, so genügt das

die alleinige Ursache meiner anscheinenden Dummheit. Etwas anderes wußte sie nicht zu meiner Rechtfertigung vorzubringen.

Aber eines der lustigsten Abenteuer meines Lebens trug sich gestern abend zu. Es wird Ihnen einen Begriff davon geben, in welch zarter Weise man hier die „belles passions“ einleitet. Ich war in der Soiree der Gräfin von X., und der junge Graf von X., der mich die Treppe hinab geleitet, fragte mich, wie lange ich mich in Wien aufzuhalten gedenke. Ich antwortete, daß dies allein vom Kaiser abhinge. „Gut, Madame“, meinte er, „ob Sie nun kurz oder länger hier bleiben, so müssen Sie die Zeit angenehm verbringen, daher eine kleine Liaison anfangen.“ „Mein Herz“, sagte ich recht ernsthaft, „läßt sich so rasch nicht ein, und ich beabsichtige nicht, mich von ihm zu trennen.“ Er seufzte. „Ich sehe, Madame, daß ich nichts zu hoffen habe, was mich, der ich von Ihnen bezaubert bin, tief kränkt. Ich weihe mich ganz Ihrem Dienste. Da ich aber nicht das Glück habe, Ihnen zu gefallen, so beehren Sie mich mit der Mitteilung, auf wen unter uns Ihr Auge gefallen ist. Ich übernehme es, die Angelegenheit nach Ihrem Wunsche zu ordnen.“ Urteilen Sie, in welcher Weise ich ein solches Kompliment in unserem Vaterland aufgenommen hätte. Ich war aber bekannt genug mit den hiesigen Sitten, um mit ernster Höflichkeit für seinen Diensteifer zu danken und ihm zu versichern, daß ich keinen Gebrauch von ihm zu machen gedenke.

Sie sehen also, Teuerste, daß Galanterie und Wohlerzogenheit unter anderen Himmelsstrichen ebenso verschieden sind, wie Moral und Religion. Wer das Richtige glaubt, werden wir erst am Tage des Gerichtes erfahren. Ich gestehe aber, daß (ich) nach diesem großen Momente der Erkenntnis recht wenig Ungeduld (verspüre) . . .

Von Österreich kann man nicht lebhaft schreiben. Ich bin schon vom landesüblichen Phlegma angesteckt. Selbst ihre Liebeshändel und Streitigkeiten werden mit überraschender Ruhe abgewickelt. Nur im Punkt der Etikette sind sie lebhaft, da werden sie leidenschaftlich. Es ist noch nicht lange her, daß sich zwei Kutscher in einer engen Straße begegneten. Da keine von den Damen den Befehl geben wollte, daß ihr Wagen zurückfahren sollte, saßen sie bis zwei Uhr morgens still und warteten fest entschlossen, eher an der Stelle zu sterben, als in einer solch wichtigen Sache nachzugeben. So wäre die Gasse erst nach ihrem Tode frei geworden, wenn nicht die kaiserliche Garde eingegriffen hätte. — Man hob die beiden Damen im gleichen Augenblick aus ihren Wagen und setzte sie in Sänften. Nachdem man die Damen aus dem Wege geschafft hatte, bedurfte es noch einiger Schwierigkeiten, den Vortritt zwischen den Kutschern zu regeln, die nicht weniger hartnäckig auf ihren Rang bestanden als ihre Gebieterinnen.

antiker Statuen, von denen aber viele durch neue Zutaten entstellt sind . . .

Der Winter hat seinen Höhepunkt erreicht. Die Donau ist zugefroren und der Frost ohne Öfen und Pelze nicht zu ertragen. Dabei ist die Luft so rein, daß sich beinahe jeder wohl befindet und kaum halb so viel Erkältungen vorkommen wie bei uns in England. Ich glaube nicht, daß es eine reinere und gesündere Luft geben kann als die Wiener. Alle Sorten von Lebensmitteln sind hier in einer Menge und Vorzüglichkeit, wie ich sie an keinem anderen Platze je sah. Es kostet hier nur wenig, eine köstliche Tafel zu führen. Die Märkte zu besuchen mit ihrem Überflusse an Geflügel und Wildbret, die uns als Seltenheiten gelten, die täglich aus Ungarn und Böhmen hierher gebracht werden, ist wahrlich ein Vergnügen. Es mangelt nichts als Schellfische. In Austern ist man vernarrt. Man läßt sie aus Venedig kommen und schluckt sie, auch wenn sie stinken."

Eine deutsche Stadt vor hundert Jahren.

Von **Dr. Emil Reckert.**

Vorlängst hat Graf Friedrich Schönborn, der frühere österreichische Justizminister, in einem lesenswerten Aufsatze das Loblied alter Baukunst gesungen und sehr richtig bemerkt, daß die kleinen Gegenstände heute vor Vernichtung weit besser gesichert sind als große Bauwerke älterer Zeit. „Alte Gläser, Hausschlüssel, Tische deshalb sammeln, weil sie alt sind, und die alten Häuser, aus denen diese Dinge stimmen, zerstören, ebenfalls weil sie alt sind — das ist ein Vorgang, dessen Wiederholung wir täglich beobachten können. Werden unsere Nachkommen den Widerspruch verstehen?"

Ich glaube, sie werden ihn verstehen. Unsere Nachkommen werden noch weit mehr praktische, nüchtern denkende Leute sein als wir und es vollständig billigen, daß der Weg rastlosen Fortschrittes auch über die stolzesten Trümmer der Vergangenheit geht. Uns blutet ja doch wenigstens das Herz, wenn solch ein alter Bau dem Drachengebiß der Zeit zum Opfer fällt. Denn wir lieben die malerischen Reste städtischer Vergangenheit, die engen Gassen und stillen Plätze, wo die alte Physiognomie unserer Stadt uns mit all ihren liebgewordenen Runzeln ansieht. Wenn auch das Neue, das überall aus dem Boden emporwächst, stattlich und glänzend ist, so hat es sich doch noch nicht an unsere Herzen anwachsen können. Um so eher mag es freundlichem Interesse begegnen, wenn wir im folgenden in knappen Zügen ein Bild aus städtischer Vergangenheit — vor hundert Jahren — zu entwerfen versuchen.

* * *

vollkommen. Am nächsten Tage bindet man als Alltagskleidung ein Mäntelchen um, mit irgendeinem Anzuge darunter . . .

Ich habe alles, was sehenswert ist, eifrig aufgesucht. Es gibt hier einige beachtenswerte Landhäuser, darunter das vom verstorbenen Prinzen Liechtenstein. Die Bildsäulen darin sind alle modern und die Gemälde nicht von Meisterhänden.*) Hingegen besitzt der Kaiser einige von großem Werte. Ich begab mich gestern in das Gewölbe, das man die Schatzkammer nennt. Hier hat man mehr Fleiß aufgewendet, eine Menge auserlesener Gegenstände zusammenzutragen. Ich brachte dort über fünf Stunden zu und doch gab es nur sehr wenige Dinge, die mich zu fesseln vermochten. Aber die Anzahl ist ungeheuer. Beide Seiten einer langen Galerie und fünf Zimmer sind mit ihnen angefüllt. Sie enthält auch zahlreiche Gemälde, darunter viele feine Miniaturstücke. Die kostbarsten sind einige von Correggio. Die von Tizian hängen in der Favorita.

Das Juwelenkabinett erwartete ich reicher zu finden. Man zeigte mir eine Schale in der Größe einer Teetasse aus einem Smaragd. Man hält sie so wert, daß sie nur der Kaiser berühren darf. Außerdem gibt es ein großes Kabinett mit Seltenheiten von Uhrwerken, von denen mir eine beachtenswert schien: ein Krebs mit solch natürlichen Bewegungen, daß man ihn für lebend hielt.

Im folgenden Saale befand sich eine große Sammlung von Achaten, darunter einige besonders schöne und von ungewöhnlicher Größe; dann verschiedene Vasen aus Lapis lazuli. Ich war betreten, die Münzsammlung so armselig zu finden. Ich sah nichts von Wert, dafür aber die lächerlichste Unordnung. Von den Antiken verdienen nur wenige diesen Namen. Ich erklärte sie für modern und konnte kaum das Lachen unterdrücken, als mir der geistvolle Altertümler, der mich führte, antwortete, sie seien alt genug, denn seines Wissens lägen sie schon vierzig Jahre lang hier. Noch mehr amüsierte mich die nächste Abteilung. Sie weist nur wächserne Bildchen und Spielzeug aus Elfenbein auf, wert, fünfjährigen Kindern vorgeführt zu werden. Zwei von den Räumen sind mit solchen Kleinigkeiten, alle in Juwelen gefaßt, ganz angefüllt. Man lenkte meine Aufmerksamkeit besonders auf ein Kruzifix, das sehr weise mit Kaiser Leopold gesprochen haben soll. Ich will Sie nicht weiter mit der Beschreibung des übrigen Plunders belästigen. Nur eines kleinen Magnets will ich noch gedenken. Er hielt einen stählernen Anker fest, den aufzuheben ich zu schwach war. Dieser schien mir das interessanteste Stück der Sammlung. Es gibt hier noch einige wenige Köpfe

---

*) So urteilt die Lady über die hervorragendste Privatgemäldegalerie Deutschlands, die schon damals Werke von Rubens, van Dyck und Teniers und anderen unsterblichen Meistern enthielt!

Pflichten nachkommen können, und einige Wächter. Trotzdem gilt die, nebenbei bemerkt, schon in einem Gedichte des fünfzehnten Jahrhunderts gerühmte „gute Policey“ Straßburgs anderen Städten als Muster.

Gleich der Polizei- ist die Feuerordnung, die auf dem Löschdienst der Zünfte beruht, ein Stolz der Stadt. Als Ergänzung erscheint jährlich eine Instruktion, wie die 40 Löschmänner „zu denen vorfallenden Feuersbrünsten, die Gott in Gnaden lange abwehren wolle, sich zu verhalten, und was jeder insonderheit dabei zu verrichten habe“.

Unter den Neuerungen, welche die Stadt am Ausgange des Jahrhunderts erlebt, figuriert auch die Aufstellung von numerierten „Fiacres“ an bestimmten Plätzen, deren Zahl, selbstverständlich durch eine polizeiliche „Ordnung“, auf zwölf festgesetzt ist und welche wie ihre heutigen Standesgenossen bereits einen Fahrtarif „ausschließlich Trinkgeld“ mit erhöhten Preisen für die Nachtzeit haben. Daneben vermitteln, nicht minder polizeilich geregelt, zwanzig Droschken den Verkehr; aber auch die Sattler und die vornehmsten Gastwirte dürfen ein Gefährt und bis zu drei Pferden „zum Behuf des Publici und zur Bequemlichkeit der bei ihnen logierenden Fremden“ halten. Dem Verkehr nach auswärts dient die teure, aber bequeme Diligence, welche nach Paris dreimal wöchentlich abgeht, und die fürchterliche Landpostkutsche, die trotz acht Pferden Vorspann zu der Strecke von Straßburg nach Paris, die der Schnellzug heute in sechs Stunden zurücklegt, volle elf Tage braucht. Der deutschen „Postschnecke“, diesem echten Wahrzeichen der „guten alten Zeit“, hat Börne eine Satire gewidmet. Weniger bekannt dürfte sein, daß auch Rückert in der „Weisheit des Brahmanen“ leidvoll ihrer gedenkt:

„Weh' aber dem, der, wenn Geld oder Kraft versiecht,
Um fortzukommen nur, in Postlandkutschen kriecht;
Wo mit viel andern er liegt schichtweis' aufgestoppelt,
Und mit der Fracht ein Paar von dürren Mähren hoppelt.“

Wie zum Teil in den öffentlichen Einrichtungen, regt sich im bürgerlichen Leben etwas von einem neuen Geiste, während gleichzeitig der französische Einfluß auf die Sitten der im Kerne, wie Jakob Grimm sagt, noch „recht teutschen“ Stadt wächst, um schließlich durch die Revolution den Sieg davonzutragen. Die Mode erscheint auch hier als Barometer des politischen Luftdrucks. Da ist neben einer französischen Mädchenpartei, welche immer mehr Proselyten macht, in der Stadt eine andere, welche die sogenannte deutsche Tracht trägt, in der auch Friderike Brion im Sesenheimer Pfarrhaus einherging: kurzen Rock, knappes, weißes Mieder, schwarzes Taffetschürzchen — sehr klug gewählte Toilettestücke, um die von gleichzeitigen deutschen und französischen Reisenden am meisten gerühmten Reize der hübschen Straßburgerinnen, feine Taillen und zierliche Füßchen, ins günstigste Licht zu setzen. Dazu schwere, drei-

Manches war damals schon so wie heute oder richtiger: manches ist heute noch so wie damals. Kommunale Schmerzen scheinen noch älter als der Weltschmerz zu sein. Die tröstliche Gewißheit, daß die Durchführung städtischer Projekte in der guten alten Zeit doch noch etwas länger als heutigentages währte, gibt uns die Geschichte Straßburgs. Seit dem Jahre 1663 hat eine wohldenkende Bürgerschaft die nächtliche Straßenbeleuchtung geplant, aber erst 1779 kommt das große Werk zur Ausführung. Von nun an wird die genaue Stunde des Anzündens und Auslöschens als eine Tatsache von Bedeutung ständig im Wochenblatte bekanntgegeben mit der Bitte: „Wann einige Laternen später angezunden würden oder früher auslöschten als hier angezeigt, oder auch etwas dunkel brennen sollten, so ersucht man diejenigen, welche solches wahrgenommen, Nachricht davon zu geben nebst Anzeige der Nummer solcher vernachlässigter Laternen.“ Aber das Unternehmen hat, da eine Mehrbelastung des Säckels die Folge ist, eine Partei gegen sich, welche, eine gemeinderätliche Opposition, ihr Mißvergnügen sogar in gebundener Rede, nämlich in einem Scheltgedicht, äußert, das ans Rathaus angeschlagen wird und ergreifend anhebt:

„Als unsere Stadt in Wohlstand saß,
Da war es finster auf der Straß',
Doch als das Unglück angefangen,
Hat man Laternen aufgehangen.“

Man sieht, Kommunalpolitik und Beleuchtungsfragen waren von jeher verschwistert. Die Polizei der Stadt leidet an dem prinzipiellen Mangel, daß ihr ein Viertel der Einwohner, die sogenannten „Bevorrechteten“, Adel, Geistlichkeit, Beamte und Besatzung, nicht unterstehen. Desto größer ist dafür auf der anderen Seite die Zahl polizeilicher „Ordnungen“, welche das Dasein des Bürgers von seinem Eintritte in das mühenreiche Leben bis zum seligen Ende, ja selbst vor- und nachher regeln. Kindtaufe, Erziehung, Dienstbotenwesen, Kleider, Essen und Trinken, Hochzeiten, Almosen, Leichenbestattung, Fluchen, „wucherliche Handlungen“, kurz, jeder rechtliche und widerrechtliche Schritt unterliegt irgendeiner polizeilichen Bestimmung. Sogar die ersten öffentlichen Luftschiffahrtsversuche, die unter fieberhafter Teilnahme des Publikums im Jahre 1784 stattfinden, haben, da die Montgolfiere beim Niederfallen ein Holzmagazin anzündet, eine „Polizeiordnung“ zur Folge, „wodurch künftighin verboten, Luftkugeln, welche durch Feuer aufgetrieben werden, in die Höhe zu schicken“. Auch Goethe, der 1770 in Straßburg studierte, hat uns ein Beispiel davon überliefert; in „Wahrheit und Dichtung“ erwähnt er die strengen Bauverordnungen, welche den damals geplanten Umbau der Stadt hemmten. Im Vergleiche mit dieser Masse von Verordnungen erscheint die mit ihrer Durchführung betraute Macht sehr gering, denn sie zählt bloß zwölf Schutzleute, von denen 1787 kaum fünf ihren

Zwar schleppen sich die alternden Formen des Zunftwesens kraft des historischen Beharrungsvermögens wie eine „ewige Krankheit“ fort, aber die „Zunftstuben“ dienen hauptsächlich nur noch geselligen Zwecken, Theater- und Liebhaberkonzerten; in einer verklingt im Jahre 1780 der letzte deutsche Meistersang. Hier auch wird im Kreise der Genossen beim Glase Wein Austausch der Meinung gepflogen, gemäß der „Neigung reichsstädtischer Bürger zu tadelnder Beurteilung der Obrigkeit“, wie sie Goethe in dem klassischen „Nein, er gefällt mir nicht, der neue Bürgermeister!“ so köstlich persifliert hat.

Aller Fortschritt hindert aber nicht, daß sich noch mancher Aberglaube, selbst im Schoße eines ehrenfesten Magistrates, erhält. Abergläubische Furcht in weiten Kreisen erregt die Vorhersagung eines Superintendanten über drohende Erderschütterungen, während die vornehme Gesellschaft Mesmer mit seinen magnetischen Kuren und die „dritte Welt“ beschäftigen. Doch spukt nicht in unseren spiritistischen Tagen bloß unter neuem Namen der nämliche Irrgeist wie in der „guten alten Zeit?“

Über die Bildungsmöglichkeiten des Landkindes.

Von **Friedrich Paulsen.***)

Ein rechtschaffenes Dorf, ein rechtschaffenes Bauernhaus und eine rechtschaffene Dorfschule stellen in ihrer Einheit die vollkommenste Bildungsstätte dar, die es auf Gottes Erdboden für die Kinder- und Knabenjahre geben kann. Sie bilden alle Bildungsmöglichkeiten in der Form, in der dieses Lebensalter sie braucht und für die Entwicklung der leiblichen und geistigen Kräfte verwenden kann. Sie stellen mitten hinein in eine Wirklichkeit, wie sie diesen Jahren faßlich ist; und diese Wirklichkeit ladet nicht nur zum Ansehen ein, sie fordert auch zum Anfassen und nötigt, mit ihr handgemein zu werden, die wirksamste Form, wenigstens für die Knabenjahre, und vielleicht nicht für sie allein, mit ihr Bekanntschaft zu machen. Was bietet dagegen die Großstadt? Auf der einen Seite die Armut und Dürftigkeit der Wohnung „auf der Etage“, und sei sie mit allen Herrlichkeiten erfüllt, womit der neue „Nationalreichtum“ uns überschüttet, auf der anderen Seite ein unermeßliches Gewirr von künstlichen, komplizierten, unfaßbaren Dingen. Eisenbahnen und Telephone, Warenhäuser und Ausstellungen, die das Auge des Kindes nur durch einen Nebel wie von weitem sieht.

Dagegen das Dorf und die Fülle des Lebens drinnen und draußen. Vor allem von klein auf das Leben in und mit der Natur, im Sommer

*) Aus dem Nachlasse des vor einiger Zeit verstorbenen Philosophen wird uns folgender Aufsatz zugeschickt, der unsere Landflüchtlinge zu ernsteren Betrachtungen anregen soll.

teilige Zöpfe bei den Mädchen, bei den Frauen die goldenen „Schneppenhauben“, über die sich ein Wiener im Jahre 1781 in seinem Reiseberichte äußert: „Die Weiber tragen hier ein kleines Häubchen von Gold, das einer Krone ähnlich ist und nicht übel bildet. Als ich das erstemal mit einigen schönen Frauen speiste, glaubte ich mich zwischen Kaiserinnen und Königinnen des 15. Jahrhunderts versetzt.“ Schließlich fällt die deutsche Tracht, über deren malerische Wirkung Goethe so Schönes gesagt hat, als Opfer des französischen Revolutionstribunales, das am 15. November 1793 das Edikt erläßt: „Die Bürgerinnen Straßburgs sind eingeladen, die deutsche Tracht abzulegen, da ihre Herzen fränkisch gesinnt sind.“ Die Frauen legen auf dem „Altar des Vaterlandes“ Hunderte von gold- und silbergestickten Schneppenhauben nieder, deren Verkauf der „Nation“ 2544 Livres einbringt.

Daß manche Übel, die man als moderne betrachten möchte, schon in der „guten alten Zeit“ nicht fehlten, lehrt uns das Gezeter gegen stundenlanges Klavierklimpern, „ohne etwas dabey zu fühlen“, und die Romanleserei. Hört es sich nicht wie ein Klageruf von heute an, wenn ein Hagestolz in einem Blatte über die Gründe der Ehescheu sich vernehmen läßt: „Wie die Mademoisellen jetzt sind, welch' ehrlicher Mann würde es wagen, an eine eheliche Verbindung zu denken? Wie groß muß nicht sein Vermögen sein, bis er es für hinreichend halten darf, die Madame in dem Putz und der Kleiderpracht zu erhalten, welche die Mode eingeführt hat? Nur die Namen der Kleidungsstücke machen schon einen wackeren Hausvater in Gänsehaut ausgehen.“ Unter den geselligen Vergnügungen bevorzugt man den Tanz, an den, wie Goethe sagt, das Ohr sowie das Auge an das Münster, jeden Tag, jede Stunde, in Straßburg erinnert wird. Goethe mußte ja sogar dieser Richtung Zugeständnisse machen und seine aus dem väterlichen Hause in Frankfurt mitgebrachte Kunst bei einem französischen Tanzmeister vervollkommnen. Neben Picknicks, Kränzchen und Kinderbällen, die durch Subskription unter Freunden und Bekannten veranstaltet werden, vergnügt man sich besonders mit häuslichen Theateraufführungen, zumal in den altväterlichen Familien der Besuch des Schauspiels noch strenge verpönt ist, und bei Gesellschaftsspielen, die eine weit größere Verbreitung als heute hatten. Der junge Herzog Karl August verzeichnet während seines Aufenthaltes in Straßburg den ebenso harmlosen als nach heutiger Anschauung unfürstlichen Genuß: „Wir spielten einige Stunden Sprichwörter.“ Bei solcher Gelegenheit, und vielleicht ist das die Hauptsache, findet sich auch, was sich liebt, zusammen, zum Ärgernis der Sittenrichter, die in den öffentlichen Blättern gegen den „tobenden“ Walzer predigen und die moralischen Nachteile des „Küssens bei Pfänderspielen“ beleuchten. Zu den „Vergnügungen“ der wohlhabenden Bürger zählt bereits die Badereise.

keit der ersten Morgenfrühe ist am Himmel, es geht zum Außendeich; das dichte, kurze, bläulich-grüne Salzgras, das auf dem angeschlickten Boden wächst, läßt sich nur in den taufeuchten Morgenstunden mähen; die Knaben sind dabei; wenn sonst für sie kein Geschäft ist, so suchen sie Muscheln und wunderliche Meerpflanzen oder fangen scheue Krabben, die mit ihrem bogenförmigen Seitenlauf so seltsam anmuten. Ein andermal bringt ein heraufziehendes Gewitter die Schläfer aus den Betten; der Himmel steht in Flammen, der Donner knattert in raschen Schlägen; endlich, der Regen prasselt herab; Gott sei Dank, das Härteste ist vorüber. Man geht heraus ums Haus: da in der Ferne heller Feuerschein, ein Hof ist getroffen und brennt rettungslos nieder! Wir sehen, wie das Strohdach niederschießt und die Sparren in Flammen zusammenschlagen.

Und wie das Leben der großen Natur, ihr leichtes und lindes Weben und ihr furchtbares und zerstörendes Wirken miterlebt wird, so auch das Leben der kleinen Menschenwelt. Kaum ist der Knabe fünf oder sechs Jahre alt geworden, so ist er zu brauchen, kann er sich nützlich machen. Als Botengänger kommt er auf jedes Feld, in jedes Haus, der Nachbarschaft zunächst, dann auch in die Nachbardörfer. Bald gibt es auch Arbeit für ihn; vom siebenten, achten Jahr hab ich Jahr für Jahr meinen Anteil an allen landwirtschäftlichen Arbeiten gehabt, beim Pflügen und Eggen, bei der Heu- und Kornernte; unzählige Heu- und Kornwagen hab' ich mit kunstsicherer Hand geladen, viele lange Julitage vom frühesten Morgen bis zum Abend auf den entferntesten Wiesen beim Mähen und Heuen geholfen: in meiner Erinnerung die sonnigsten Tage meines Lebens. Daneben gab's im Garten zu tun, zu pflanzen und zu begießen, zu holen und zu genießen; und gelegentlich war auch einmal beim Backen und Kochen, beim Füttern und Tränken eine hilfreiche Hand mehr zu brauchen. Kurz, alle Arten menschlicher Arbeit wuchsen den Heranwachsenden von selber in die Hand. Dazu kam ein paarmal im Jahr der Zimmermann oder der Maurer ins Haus; auch der Schneider saß wohl einmal mit seinem Gehilfen ein paar Tage auf dem großen Tisch. Zum Schuhmacher zu gehen gab's alle Augenblicke Gelegenheit; gern wurde auch beim Schmied Einkehr gehalten: es war ein fröhlicher Mann, und im Winter, wenn wir aus der Abendschule kamen und die vom Amboß sprühenden Funken die dunkle Werkstätte in magisches Licht tauchten, gingen wir nicht leicht vorüber, ohne auf ein Weilchen einzukehren und die Finger an der Kohlenglut zu wärmen.

So war die ganze Welt im kleinen Kreis gegenwärtig, eine wahre universitas artium humanorum.

Und dazu die Menschen selbst und ihre Lebensverhältnisse auch dem Knaben bekannt und durchsichtig. In der Großstadt weiß niemand vom

und Winter, bei Tag und Nacht: Himmel und Erde, Marsch und Geest, Weide und Wiese, Acker und Heide, Deich und Moor, Düne und Watt, mit allem, was darauf wächst und sich bewegt, Pflanzen und Tiere, zahme und wilde: eine unendliche Welt und doch durch täglichen Verkehr so vertraut, so verinnerlicht, als wär's ein Stück des eigenen Lebens. Was ist dagegen das Bilderbuch des städtischen Kindes, der zoologische Garten und der naturkundliche Unterricht: durch Bücher und Papier, durch Tiergeripp und Totenbein spricht die Natur zu ihm oder spricht eben nicht, sondern zeigt statt ihrer selbst ihm ein blasses, schattenhaftes Abbild, ein spukhaftes Abstraktum. Statt der Dinge die Bilder, statt der Wirklichkeit die Formel, das Hörensagen und das Nachsprechen; und wo es die Wirklichkeit selbst sieht, da sieht es durch Gitter und Zäune; den Löwen im zoologischen, den Rasen im Tiergarten, die Spieße und Flinten im Zeughaus, die Blumen und Obstbäume draußen im stacheldrahtverzäunten Garten: alles vergittert, alles ruft ihm zu: nicht anrühren! nicht betreten!

Dagegen die Dorfjungen: die ganze Welt steht ihnen offen. Ich sehe uns, wie wir am rauhen Apriltag, die Backen vom scharfen Ost gerötet, über die nassen, grauen Stoppelfelder streiften, den graubraun getupften Eiern nachstellend, die der Kibitz auf die nackte Erde gelegt hat und die er, mit Geschrei uns fast ins Gesicht stoßend, verteidigt. Oder ein andermal, wie wir am heißen Sommersonntag über die Heide schlenderten, Brombeeren und Rauschbeeren suchend. Oder, wie wir beim Mähen die Nester der Erdhummeln aufspüren und, wenn auch mit manchem schmerzhaften Stich, die süße Beute davonbringen. Oder, wie wir in schwüler Mittagsstunde am Rande der wassergefüllten Gräben hinschleichen und den Hechten, die träumend und wie halbbetäubt in der Sonne stehen, Schlingen, die wir uns aus Haaren des Pferdeschweifes gedreht haben, über den Kopf ziehen und sie mit plötzlichem Ruck ans Land schnellen. Oder wie wir das Wasser eines kleinen Baches abdämmen und unsere Mühlen zu treiben nötigen. Oder wie wir am Zaune mit kundiger Wahl Weiden zu Bogen schneiden und starkes Schilfrohr, das wir aus dem Dache des Hauses ziehen, mit Pfeilspitzen versehen. Oder wie wir im Herbst draußen auf dem Felde Feuer anzünden und Kartoffeln braten; Stahl und Stein nebst Schwamm fehlte nie in der Tasche, und noch ein anderes Mittel, Feuer anzumachen, hatten wir im Gebrauch: das Brennglas; wie wir denn auch Sonnenuhren in Gestalt von verstellbaren Ringen bei uns trugen. Oder wie wir im Winter Schneeburgen bauen und verteidigen oder auf Schlittschuhen stundenweit über die überschwemmten Wiesen fliegen.

Und wie die tägliche Welt, so war uns die nächtliche vertraut. Es ist Juni, früh um 2 Uhr wird aufgebrochen, die dämmernde Hellig-

Wie leidet dagegen das Stadtkind, auch das Kind gar nicht reicher Eltern, unter dem Überfluß und der Überfütterung! Ein stets gefüllter Spielschrank und eine ganze Bibliothek von Lesebüchern aller Art stellen es jeden Tag vor Wahl und Qual. Im Überdruß werden die Sachen verwüstet und so zu Quellen neuen Verdrusses. Dutzende, Hunderte von Büchern werden an- und vielleicht auch ausgelesen, die Jagd nach dem Abenteuerlichen, Amüsanten, vielleicht auch Pikanten stellt sich ein und verdirbt den Geschmack, und die Vielleserei richtet das Gedächtnis zugrunde. Die Phantasie wird durch ein Übermaß von passiv aufgenommenem Stoff erdrückt, die Erfindungskraft durch die aufgenötigte Passivität gelähmt. Mir ist viele Jahre lang ein kleiner Robinson das einzige Geschichtenbuch gewesen, das immer wieder gelesen und immer wieder den Knechten erzählt wurde.

Briefe von Rudolf Falb an Peter Rosegger.

Diese Briefe werfen Lichtblitze auf die Beziehung, in der die beiden Steirer zueinander gestanden, seit den Tagen, da Falb als Religionslehrer der Grazer Handelsakademie sich um die geistige Entwickelung des jungen Poeten warm bekümmerte bis in die späten Jahre, da der Gelehrte, wohl von Ruhm umstrahlt, in schwerem Siechtume dahinlebte. Einer größeren Anzahl interessanter, aber noch nicht spruchreifer Briefe sind die vorstehenden entnommen, die so rührenden Beweis geben von Rudolf Falbs Freundesteilnahme sowie von seiner Tapferkeit in Ertragung eigenen Mißgeschickes.

Prag, am 13. Octob. 1869.

Lieber Freund!

Ihr Brief hat mich in eine sehr angenehme Stimmung versetzt. Zunächst machte es mir nämlich eine unendliche Freude, Sie endlich, den lästigsten Sorgen des Lebens überhoben, auf dem Wege zu sehen, wohin ich Sie längst gewünscht habe. Es ist Ihnen wahrhaft zu gratuliren, denn unter Tausenden wird man kaum Einen finden, dessen Streben mit gleichem Erfolge gekrönt wurde, als das Ihrige. 300 fl. ist zwar nicht viel, aber Sie müssen auch die Zeit in Anschlag bringen, die nun ganz Ihnen gehört, und das ist, glauben Sie mir, 1000 fl. werth! d. h. nicht für Jeden, aber wohl für einen, der sie so gut zu verwenden weiß als Sie. Doch mit dem größten Eifer und Fleiße kann man eine Menge Zeit verschwenden, wenn man nicht nach einem festen Plane studirt; ich selbst bin ein warnendes Beispiel, denn erst seit 3 Jahren treibe ich meine Studien nach einem festen Plane. Wie oft habe ich mit Schmerz auf die vorige Zeit zurückgeblickt, wo zwar jeder Moment benützt — aber so vieles aus Unkenntniß vergeudet wurde. Hätte ich z. B. vor 6 Jahren einen erfahrenen, wissenschaftlichen Mann an der Seite gehabt, der meine Talente abgemessen, das beste daraus erkannt und mir dann genau den Weg

anderen; dicht zusammengedrängt, nur durch eine Bretterwand oder durch eine Decke getrennt und dennoch einander meilenfern, so wohnen und leben die Massen im Dunkel der Anonymität, kaum daß sie vom Leben und Sterben des Nachbars wissen. Dort dagegen liegt jedes Haus dem Blicke offen, jede Familie mit allen ihren Schicksalen und Lebensverhältnissen, von den Großeltern bis zu den Enkeln und Urenkeln, ist aller Welt bekannt, ihre Armut und ihr Reichtum, ihr Glück und ihr Unglück, ihre Kraft und ihre Schwäche, ihre Tugenden und ihre Laster. Der innere Zusammenhang menschlicher Dinge, die notwendige Beziehung von Charakter und Schicksal; von Verhalten und Ergeben, alles liegt durchsichtig vor aller Augen, eine Schule der Erkenntnis, die dem, der in der Großstadt aufwächst, fast völlig verschlossen ist: wer weiß auch nur von den Eltern und Geschwistern derer, mit denen er täglich in der Schule oder auf dem Spielplatze sich begegnet?

Zu dem Reichtum und der Fülle gesellt sich auf der anderen Seite eine nicht minder glückliche Armut. Kein Spielwarengeschäft weit und breit, aus dem die Sachen fertig zu entnehmen wären: wer Spielzeuge brauchte, machte sie sich selbst, das Mädchen die Puppe und den kunstvoll gestickten Ball, der Knabe die Schleuder und den Bogen, die Mühle und den Karren, den Drachen und das Schiff, mit hundertfältiger Freude, erst des Erfindens und Ausführens, dann, daß es ging. Und wenn es zerbrach, war's nicht schlimmer, als daß man ein neues und besseres machte. Ich hab' mir sogar mein erstes Schachspiel selbst geschnitzt, aus Lindenholz, mit Siegellack und Tinte nachhelfend; von einem Besucher aus der Stadt, der ein Schachspiel hatte, lernte ich in zwei oder drei Stunden die Regeln; als er fort war, schnitt ich mir die Figuren aus und lehrte einen Kameraden, soviel ich selbst wußte; einen Winter lang haben wir wohl fast jeden Abend mit diesen Figuren gespielt und am Ende waren wir sehr naturalistische, aber gar nicht verächtliche Spieler.

Ebenso kein Buchladen weit und breit, aus dem gebefreudige oder zu schenken sich verpflichtet erachtende Onkel und Tanten allerhand Bücher für die reife und unreife Jugend herbeigeschleppt hätten. Außer den Schulbüchern und der Bibel, die ein vielgebrauchtes Lesebuch war, wies der Hausschatz ein paar geschichtliche und geographische Bücher auf, dazu einige gerollte Karten, bis ins 17. Jahrhundert zurückreichend; sie hatten wohl vor Zeiten seefahrenden Ureltern gedient: ich hab' manche Stunde damit zugebracht, immer wieder Buch und Bild vergleichend und auch nachzeichnend. Der Hunger nach mehr war groß; als ein Kamerad einen Atlas erhielt, hab' ich ihn oft um dieses Schatzes willen aufgesucht; und als ich selbst endlich einen solchen bekam, war das Glück des neuen Besitzes — ich bewahre ihn noch — über die Maßen groß.

Wien, 13. Oct. 1876.

Hochverehrter Freund!

Ich lasse auf die gestrige Karte einen Brief folgen; denn seit ich erstere schrieb, bin ich etwas besser geworden und habe Hoffnung bekommen, bald wieder arbeiten zu können. Da es ein Kopfleiden ist, das mich befiel, muß auch jede anstrengende Lectüre unterbleiben und so nahm ich inzwischen die Gelegenheit wahr, das 1. Heft des „Heimgarten" aufzuschneiden und zu lesen; sonst ist mir nie Muße gegönnt, mich an guter Belletristik zu stärken.

Nun traf es sich, daß vor wenigen Tagen ein Grazer Bekannter hier den „Heimg." ein todtgebornes Kind nannte — mit Bezug auf die Theilnamslosigkeit der Bevölkerung. — Ich schwieg, denn es fehlte mir an Einsicht in die Sache. Nun ich aber das 1. Heft durchgesehen, will es mich schier bedünken, daß dieses Unternehmen sich nicht nur halten, sondern mit der Zeit — und zwar sehr bald — glänzend rentiren wird, vorausgesetzt, daß alle Hefte dem ersten gleichen. Gebe zu, daß heute noch das Volk von Steiermark, Kärnten und Krain, welches ich mir als Abonnententenstock denke, an diese Kost nicht gewohnt ist; aber sie werden daran bald sich gewöhnen und dann tüchtig — essen. Man muß nicht gar zu tief zu den Leuten herabsteigen, sondern sie lieber ein bischen emporheben und das thut der „Heimgarten", der nicht unpassend von den jüngsten Referaten mit Hebbels „Rhein. Hausfr." verglichen wird. Freilich standen die Rheinländer damals schon höher als unsere Landsleute, aber es braucht ja nur einen Ruck, das Zeug zum Marschiren ist ja vorhanden. Also herzliches Glück auf von Deinem ergebensten Falb.

Leipzig, 2. Juni 87.

Theurester Freund!

Meinen besten Dank für das schöne Gedenkblatt, das Du mir im Juni-Hefte des „Heimgarten" gewidmet! Manches Lob ist wohl unverdient und das Können gar sehr gegen das humane Wollen damals zurückgeblieben. Doch auch das Wenige, was ich Dir gethan, erfüllt mich heute mit Stolz, und ich kann wohl sagen, daß ich unter Deinen Schätzern in vorderster Reihe stehe und mich glücklich fühlen würde, könnte ich dereinst meiner Heimat das werden, was Du ihr jetzt schon bist. Dein geistiges Aufblühen ist mir ein heiliges Wunder, woran die Menschen wohl nur den geringsten Antheil haben, und alle meine Lebenstage freue ich mich, deß Zeuge gewesen zu sein.

Ich hoffe, daß Du und Deine liebe Familie so wohl seid, wie die meinige. Wir befinden uns in Leipzig fast in jeder Hinsicht besser, als in Obdach. Die Übersiedelung war allerdings ein heroischer Act, der mir einige Pfund Fleisch vom Leibe und Ein volles Tausend Mark aus der Tasche rieß. Allein das Erdbeben an der Riviera heilte gnädig alle Wunden mit Einem Zauberschlage. Meine Buben gedeihen gut; sie vergessen den Namen Rosegger nicht. Otto begehrt, „immer so frisirt zu sein, wie Hanns und Sepp", und Walters liebstes Spielzeug ist auch hier noch der Elephant, der allein nicht den Weg alles Spielzeuges geht.

Kommst Du einmal nach Leipzig, dann gehe nicht an den Kirschen- und Pflaumenbäumen vorüber, deren üppiges Laubwerk sich vor den Fenstern meiner Studirstube wiegt und das grüne Gartenhäuschen überschattet, welches mit seinen vergoldeten Giebelknöpfen Dich einladen wird, bei einem Glase blinkenden Weines mit Deinem Freunde alter Tage zu gedenken.

Inzwischen einen herzlichen Gruß an Dich, Deine liebe Frau und Kinder von den Meinigen und von

Deinem treu ergebenen

Rudolf Falb.

vorgeschrieben hätte, den ich zu gehen habe — so wäre ich jetzt vielleicht ein berühmter Mann.

Was nun die Poesie betrifft, so ist dies auf den ersten Blick viel leichter, man könnte sogar sagen, daß das Studium nach einem festen Plane die Fantasie einenge, die Flügeln des Pegasus binde u. s. w. und es ist auch manch Wahres daran. Allein für den schärfer Blickenden ist dies etwas anderes. Gerade für einen Poeten gehört eine viel größere Feinheit des Geistes dazu, den Weg in Vorhinein zu sehen, den er nehmen muß, um alle seine Talente auszunützen, und zwar auszunützen einzig und allein für seine zukünftigen Schöpfungen. Der Gelehrte oder vielmehr, der es werden will, findet auf den ersten Blick das heraus, was zum Fache gehört und wird sich sicher in diesen Schranken bewegen. Wie aber der Poet? Für ihn gibt es scheinbar kein Fach. — Und doch, doch! Sein Fach liegt nicht im Gegenstande, aber wohl in der Auffassung des Gegenstandes; und eben darum ist sein Fach ein viel Großartigeres und Schwierigeres als das eines Gelehrten. Wo ließen sich hier die Gränzen ziehen? Die Masse des Stoffes ist überwältigend! und um sie zu bewältigen — — muß man eben nach einem bestimmten Plane studiren. Betrachten Sie z. B. Ihr Vorbild (wenigstens in gewisser Beziehung) R. Hamerling. Welche Kenntnisse sind nothwendig, um nicht nur einen „Ahasver“ oder „König von Sion“ zu schreiben, sondern um sie so zu schreiben, wie er sie aufgefaßt hat? Es ist nicht nur angebornes Talent, sondern auch eine erworbene Feinheit des Geistes, ein genährtes Wachsthum der Seele. Das gleiche ist beim Maler der Fall. So studirt z. B. Kaulbach, wie er mir selbst sagte, ohne Unterlaß. Es wird genügen, die Namen: Goethe, Schiller, Lessing, Herder zu nennen, um Ihnen begreiflich zu machen, was ich meine. Jeder von ihnen hatte seine Studien gemacht, ja geradezu ein Fach sich auserwählt: Goethe die Naturwissenschaft, Schiller die Geschichte, Lessing die Kritik, Herder die Filosofie! Ich glaube, sie haben alle ihre Seele groß gezogen an der Brust der Wissenschaft, und darum freut es mich doppelt, daß Sie dies erkennen und einen so schönen Weg eingeschlagen haben. Ob der Dorfpoet dabei zu Grunde geht? — das ist eine individuelle Frage, die nur Sie allein zu lösen vermögen. Der Schluß von allen dem, was ich jetzt gesagt, geht darauf hinaus, daß Sie sich nach einem tüchtigen Manne (Poeten) umschauen, mit dem Sie in engeren Umgang treten können, der dann Ihre ganze Persönlichkeit aufrichtig studirt und nach Verlauf einer gewissen Zeit Ihnen dann mit strenger Rücksicht auf Ihre Individualität und Ihre speziellen Neigungen und Talente den Weg Ihrer Studien, namentlich was die Auswahl der verschiedenen Werke betrifft, enger bezeichnet. Dann werden Sie nicht mit Reue auf unnütze Arbeiten zurückblicken dürfen und viel früher Ihr schönes und hohes Ziel erreichen. Als Poet müssen Sie auf der Höhe der Zeit stehen und daher Vielerlei studieren, aber auf das Wie kommt es an.

Ferners machte es mir eine unendliche Freude, aus Ihrem Briefe zu ersehen, daß Sie mir eine so nahe verwandte Natur sind; aber mit der „Wohlhabenheit“ wird es bei uns beiden nichts werden. Dem Erscheinen Ihres „Tannenharz und Fichtennadeln“ sehe ich mit Sehnsucht entgegen. Daß Sie auch dem „Sirius“ Geschmack abgewinnen, freut mich gleichfalls; es steckt viele Arbeit darin und man sagt, „Arbeit ist des Lohnes werth“. Ich befinde mich sehr wohl und würde mich glücklich schätzen, Sie einmal in meiner sehr poetischen Wohnung beherbergen zu können. Kommen Sie einmal zwischen Ostern und den Ferien nach Prag, Raum habe ich genug in der Wohnung. Im Briefe ist er leider ausgegangen.

Ihr Freund

Falb.

die letzten 14 Vorträge mit geschwollenem Bein halten. Nach Hause gekommen, mußte ich sofort ins Bett und lag vom 15. Dez. bis 15. Jänner. Für diese und die folgende Zeit war es also mit den Vorträgen nichts mehr. Doch im März hielt ich einen in Rosenheim bei München. Die Fahrt war hin und zurück beschwerlich; als ich heimkam, konnte ich nicht mehr allein gehen, und seit Anfang Mai bin ich nun ganz gelähmt. Es war also höchste Zeit, daß etwas geschah. Hier nehme ich Thermalbäder — Gott gebe, daß sie helfen! Möge auch Dir in Deinem Leiden der in Deinem Briefe ausgesprochene stoische Heroismus Linderung verschaffen. Besten Dank für das — unverdiente — Honorar!!

Mit herzlichem Gruße Dein ergebenster Freund Rudolf Falb.

Berlin, 7. Januar 1899.

Hochverehrter Freund!

Soeben erhalte ich durch Zufall die traurige Nachricht, daß Hans Grasberger vor einigen Wochen gestorben ist. Diese Kunde hat mich um so mehr erschüttert, als ich nicht die leiseste Ahnung von einer Krankheit unseres Freundes hatte und ihn stets um seine gesunde Constitution beneidete. In den hiesigen, von mir gelesenen Zeitungen hat auch nicht eine Zeile weder über seine Krankheit, noch über seinen Tod gestanden. Mit seiner Familie war ich leider nicht bekannt, und so erhielt ich auch kein Parte. Hoffentlich ist für sie gesorgt. Du bist jedenfalls in die näheren Umstände eingeweiht und ich würde Dir sehr dankbar sein, wenn Du die Güte hättest, mir auf einer Postkarte mitzutheilen, wie denn mein Freund und Landsmann so plötzlich gestorben ist. Ich hatte gehofft, daß es mir doch noch einmal gegönnt sein werde, ihn in Wien besuchen zu können. Und nun ist Alles aus! Ich kann es kaum fassen!

Wie ich zu meiner Freude lese, hältst Du am 2. März hier einen Vortrag. Hoffentlich haben wir das Vergnügen, Dich bei uns — Goltz-Straße 40 — zu sehen!

Schließlich noch die Bitte, die Maschinenarbeit zu entschuldigen. Ich darf anders nicht schreiben, weil ich die vorgebeugte Haltung des Körpers strengstens vermeiden muß. Ueberdies machte mir auch die Trübung meines linken Auges schon längst das Schreiben sehr schwierig. Jetzt kann ich doch wieder an meinem Werke arbeiten.

Mit den herzlichsten Grüßen an Dich und die Deinen von uns Allen
in alter Verehrung Dein Rudolf Falb.

Heimgärtners Tagebuch.

Was man so in Zeitschriften über brennende Zeitfragen liest, sind zumeist billige Alltagsgedanken und abgebrauchte Worte. Bisweilen aber doch, daß was Frisches da ist, so eine recht lebendige Wahrheit. Eine solche sagt auch Dr. H. Stübel in der „Österreichischen Rundschau“ (15. Juni 1912). Es ist von der Teuerung die Rede und da heißt es, daß nicht bloß ein bestimmtes Wirtschaftsleben, nicht bloß der Produzierende und der Verkaufende, sondern auch der Kaufende an der Teuerung Mitschuld sei. Wieso? — Wir suchen nicht mehr, wie unsere Väter

Berlin, 2. Aug. 1891, W. Luther Str. 45.

Verehrtester Freund!

Zunächst herzlichen Gruß von uns Allen an Dich, Deine liebe Frau und Familie!

Ich war gestern bei der Erstaufführung Deines Volksdramas: „Am Tage des Gerichts“ im Lessingtheater.

Großartig!

Das ist die einzig richtige Kritik! Und dies war auch das Urtheil des Berliner Publicums. Darüber kann kein Zweifel aufkommen. Ich hatte mir eigens vorgenommen, auch in dieser Beziehung meine Studien zu machen und namentlich scharf darauf zu sehen, ob nicht etwa ein bloßer Achtungs-Erfolg herauskäme. Daß dies nicht der Fall sein würde und nicht sein kann, sah ich übrigens schon nach den zwei ersten Akten; und so war es auch. Von einem bloßen Achtungserfolg ist keine Rede, und wenn die heutige „Tägliche Rundschau“ von einem solchen spricht, so ist dies einfach erlogen. Denn wenn es im Publicum so wetterleuchtet, wie bei diesen Scenen, so muß der Sturm am Schluße aus dem Herzen kommen. Nur das Eine konnte den vollen Ausbruch desselben scheinbar verhindern*) (und das ist in Wahrheit vielleicht der einzige Fehler im Stücke) daß die letzte Minute nicht würdig genug sich an den unmittelbar vorausgehenden Höhenpunkt anschließt und somit zurückdrängt, was bei den Zuhörern im Augenblicke des Geständnisses und unmittelbar nach demselben ausbrechen möchte.

Ich habe nie ein volles Haus (ein solches, wenn auch nicht ausverkauftes, war es) in so athemloser Spannung und unbeschreiblicher Stille gesehen, als dieses während des Verhöres der Oberförsterin. Man glaubte nur die Herzen pochen zu hören. Großartig! Die Kritik muß, auch gegen ihren Willen, die magische Kraft der Scenen anerkennen und thut es auch. Und wenn dieselbe dann noch darüber hinaus die wohlfeile Phrase von mangelnden Regeln der Kunst auftischt, wie dies theilweise geschehen ist, so beweist sie damit nur, wie lange es braucht, bis diese Leute (nicht das Publicum) merken, daß sie eben keine Schablonenarbeit, sondern ein ganz neues Genre vor sich haben, das nicht nur bühnenfähig, sondern auch souverän ist. Denn das Genie gibt die Gesetze, nicht die herkömmliche Überlieferung.

Also die Hauptsache ist: vorwärts auf dieser Bahn und — keine Kritiken lesen! Dies ist der Herzenswunsch Deines, Dir im Namen des Berliner Publicums aufrichtig dankenden Freundes Rudolf Falb.

Oeynhausen, 13. 7. 96, Sanatorium.

Verehrtester Freund!

Herzlichen Dank für Deinen lieben Brief und die darin ausgesprochene Theilnahme an meinem Unglücksfalle. Auch durch Herrn von Reininghaus erfuhr ich, daß Du meiner gedachtest. Wohl schon seit 6 Jahren fällt mir das Gehen schwer — gerade seit jenem Winter, in welchem ich in 4 Monaten 93 Vorträge hielt. Der Arzt constatirte eine Verletzung des Rückenmarks zwei Jahre später und rieth zur Cur nach Oeynhausen — zu einer Zeit, als die Einnahmen recht spärlich geworden waren. H. hat dann im Jahre 1894 auch sein Theil dazu beigetragen, daß ich die geplante Cur nicht ausführen konnte. Im vorigen Winter nun hatte ich eine Reihe selbst arrangirter Vorträge in Ost-Preußen an der russischen Grenze zu halten. Ich litt an einer Fußwunde, die sich aus einem Hühnerauge auf der Sohle entwickelt hatte. Während der anstrengenden Tour schwoll der Fuß auf — ich mußte

*) oder vielmehr etwas abdämpfen.

und Kreuz, am Ende dieses Jahres 1858 so viel als 100 fl., das heißt, einhundert Gulden C.-M. bar zurückzugeben. Wenn du, Josef Sonnberger, mir es aber erst im Jahr 1859 zurückgeben kannst, so bist du so viel wie 200 fl., das heißt zweihundert Gulden C.-M. schuldig. Und wenn du auch in diesem genannten Jahr nit zahlen kannst, so gehört im Jahr 1860 deine 8 Joch weite Wiesen vom Bach bis zum Lärchschachen hinauf mein. So schreibe ich es an diesem Tag, und schreibe meinen Nam darunter und deinen Nam darunter, und du machest vor dem ehrengeachteten Zeugen Patritz Schallhofer dein Kreuz dazu. Und der Zeug siehts auch, wie ich dir das Geld in die Hand gib.

Stanz, als den 18. Jänner, im Jahr 1858 nach des Herrn Geburt.

Matthäus Brunmeyer.
Josef Sonnberger ×.
Patritz Schallhofer als Zeug."

Aber Zinsen hat er keine genommen, der brave Mann, weil es der Christ verboten hat. — Ein kerniger Landwirt in der Fochnitz, den er auch so drangekriegt hatte, soll die Absicht gehabt haben, den Matthäus Brunnmayer höflich auf die Bank zu legen und mit drei Birkenruten zu „streichen", weil das Prügeln verboten ist. Ob das löbliche Vornehmen ausgeführt worden ist, weiß ich nicht.

Meine Biographen pflegen zu erzählen, daß ich einst in Graz die Handelsakademie so vorzüglich absolviert hätte. Ja, mein damaliger Lehrer, Professor Dawidowsky selbst hat mir in einer späteren Gedenkschrift dieses Zeugnis ausgestellt. Nun finde ich in meinen alten Papieren das Konzept eines Briefchens, welches lautet: „Hochgeehrter Herr Direktor! Ich habe wenig Hoffnung, die Prüfungen über deutsche Grammatik und über Arithmetik zu bestehen nnd so will ich bitten, auf diese Prüfungen verzichten zu dürfen, und selbst wenn ich noch ein Jahr lernen muß. Mein Fleiß und die gütigen Bemühungen meiner Lehrer haben leider keinen rechten Erfolg und selbst wenn ich noch zehn Jahre lernen muß, wird's nicht viel helfen. Mir fehlen für diese Gegenstände Auffassungsvermögen, Gedächtnis und Lust. Doch getraue ich mich auch ohne theoretische Bildung in deutscher Grammatik und Mathematik durchs Leben zu kommen. In dankbarer Verehrung." — Das Konzept trägt weder Datum noch Adresse; ich vermute, daß der Brief im Juni 1869 geschrieben und an den zur Zeit fungierenden Akademiedirektor Dr. Alwens abgeschickt wurde. Eine Hauptprüfung habe ich nach meinem fast fünfjährigen Besuch der Anstalt nicht abgelegt, ein Abgangszeugnis nicht erhalten. Hingegen auch zu diesem Jahresschluß das übliche Semesterzeugnis, das sich auf mündliche Examinationen und schriftliche Arbeiten während des Halbjahres bezog. „Examiniert" bin ich äußerst selten worden.

und Mütter, die uns bekannten, reellen Einkaufsquellen oder die Märkte der Produzenten auf, sondern lassen uns von dem nächstbesten Auslagekasten bestechen, fliegen auf die zudringlichste Reklame, verschmähen nobel das Feilschen oder schicken bloß Dienstboten einzukaufen, die sich von jedem Geschäftspfiffikus herumkriegen lassen. Wir müssen von allem, was da ausgeschrien wird, haben, und unsere Gier danach verlockt den Verkäufer zum Hinauftreiben des Preises. Manche Käufer verlangen die Waare nicht etwa nach bestimmtem Gewicht oder Maß oder nach einer gewissen Sorte, sondern nach irgendeinem runden Geldbetrag (z. B. „um zwei Kronen Zucker"), wofür der Verkäufer meist unkontrollierbar gibt, wieviel er will. Und wenn nun die Frauen gar anfangen, Hochschulen zu studieren, werden sie in wirtschaftlichen Dingen noch unwissender, nachlässiger und ungeschickter werden. — Derlei bitter schmeckende Wahrheiten nennt jener Aufsatz eine ganze Reihe. Kluge Menschen kaufen nur, was sie brauchen, und kaufen es an der ihnen bekannten besten und redlichsten Stelle; törichte kaufen, was ihnen in die Augen sticht, was ihnen angelobt wird, was Mode ist; solange im Sack Geld reizelt, sind sie nicht zufrieden, und solange der Verkäufer die tolle Kauflust der Leute merkt, wird — selbst wenn er könnte — es ihm kaum einfallen, den Preis zu ermäßigen, im Gegenteil, der Ballon steigt, solang ihn die Luft trägt.

Die Verkäufer sind Handelsleute, die unablässig auf ihren Vorteil studieren. So müßten auch die Käufer lernen, wie man kauft, wie man Sachkenntnis haben muß, wie genau man in dem Geschäfte sein muß. Jetzt vielfach so: Man dünkt sich nicht zu vornehm zum Schuldenmachen, aber man dünkt sich zu vornehm zu feilschen. Der Kaufmann braucht bloß „feste Preise" an die Wand zu schreiben — und man ist handelseins. Mir hat einmal ein junger, heiratslustiger Kaufmann gesagt, daß allerhand schöne Damen in sein Geschäft kommen, daß er aber nur die um ihre Hand fragen werde, die am besten feilschen kann. — Auch der hatte seine „festen Preise". Und wie gerne hat er handeln lassen, als die Richtige, die Kluge und Wirtschaftliche kam!

In einer Hütte bei Stanz im Mürztal lebte zu meiner Zeit ein Bäuerlein, das fromm war und Mangel litt und Geld auslieh. Aber er nahm keine Zinsen, weil der Christ solches verboten hatte. Hingegen lieh der Alte sein Geld nur an Leute, die unverschuldeten Grund und Boden hatten. Und von der Art der Schuldscheine, die er sich ausstellen ließ oder selber ausstellte, ist noch ein Stück vorhanden. Das lautet: „Ich der Matthäus Brunnmaier, leihe dir, dem Josef Sonnberger, heute, als am 14. Jänner 1858, so viel wie 82 fl., das heißt zweiundachtzig Gulden C.-M. Und du, Josef Sonnberger, versprichst mir mit Wort

Ihr richtig verstandenes Erbteil ist deshalb das aktive Wahlrecht.

Dem männlichen Geschlechte aber kommt zu, sich dem Vertrauen seiner Wählerinnen im Parlamente würdig zu beweisen. Ihm allein gebührt die passive Wahlfähigkeit.

So fällt die Katzbalgerei vor der Wahl dem weiblichen Geschlechte, die nach der Wahl dem männlichen Geschlechte zu. Kann man sich eine gerechtere Verteilung von Sonne und Wind denken? Und welch ein Wachstum an feinen Formen, welch eine Überfülle von Liebenswürdigkeit und Grazie würde der zurzeit so abscheuliche, im plebejischen Tone verlaufende Wahlkampf aufweisen, wenn nur die Frauen ihn führten! Natürlich könnte den Männern im Interesse der Gesittung kein Zutritt zu den Wahlversammlungen gestattet werden, während die Parlamentstribünen ebenso natürlich den ihre Auserwählten dauernd zu kontrollieren berufenen Wählerinnen stets zugänglich bleiben müßten.

Aber mir scheint: aktive wie passive Wahlfähigkeit bedürften doch noch einer Einschränkung. Die nötige Objektivität den Männern gegenüber besitzt nur die verheiratete Frau und auch sie nur verheiraten Männern gegenüber. Deshalb dürften wählen und gewählt werden nur Frauen, respektive Männer, die verheiratet sind und wenigstens verheiratet waren. Den Geschiedenen gebührte wegen ihrer reichen Lebenserfahrung doppeltes Stimmrecht (Pluralsystem).

Diese Beschränkung des Wahl- und des Parlamentsgeschäftes nur auf Familienmütter und -väter empfiehlt sich aber noch aus einem anderen Grunde. Wahlrecht und Parlamentsrecht dienen allein zum Heile des Gemeinlebens. Nun! Die volle Erkenntnis der Bedürfnisse eines solchen und aller Schwierigkeiten harmonischen Ehelebens geht jedem Menschen erst in der Ehe auf. Nur die Ehefrau ist wahlreif, nur der Ehemann parlamentsreif!

Ich habe die Hoffnung, daß dieser beiden Geschlechtern gegenüber so gleich gerechte Vorschlag allseitigste Anerkennung finden wird. Insbesondere erwarte ich von den Frauen, daß sie gegen ihn den Vorwurf einseitiger Männlichkeit nicht mehr erheben werden.

Eine harmonischere Beteiligung beider Geschlechter am öffentlichen Leben, als sie durch diese höchst merkwürdigerweise noch nie vorgeschlagene Arbeitsteilung unter ihnen herbeigeführt werden würde, läßt sich schlechterdings nicht denken! Ich bin stolz auf diese Lösung!

Leipzig, den 11. Juni 1912. Dr. Karl Binding.

Über den Deutschen Kaiser geht ein Witzwort, den Kriegshafen von Kiel hätte er dem Kommando seiner Admiräle übergeben, die Rhederei und das Geschwader aber hätte er sich behalten. — Heute Spott, morgen Ruhm. Ich meine, die Reden, die Wilhelm II. zu verschiedenen Gelegenheiten gehalten hat und noch halten wird, werden einmal sorgfältig gesammelt werden und einen Schatz des deutschen Volkes bilden. — Natürlich wird man nicht mit allem einverstanden sein, weil sich ja vieles auf ganz bestimmte Fälle bezieht und sich nicht verallgemeinern läßt und weil es manchem gegen den Strich geht. Und wo wäre denn überhaupt etwas, womit alle Menschen einverstanden sind? — Moses hat einst vom Berge Sinai zehn Gebote herabgebracht, die zwar viertausend Jahre lang unangefochten geblieben sind, die der

Meine Lehrer hatten mich nämlich seit jeher als Musterstudenten vorgeritten und so mußten sie achtgeben, das Renommee nicht etwa durch eine mißlungene Examination zu zerstören. Meine Semesterzeugnisse waren allerdings stets glänzend gewesen, jedenfalls nur um — was manchmal nottat — meinen Mut zu stärken und meine Gönner mir warm zu erhalten. Obschon ich in der Handelsakademie weder meine Muttersprache wissenschaftlich erfaßt, noch das Rechnen gelernt habe, so hat doch diese Privatanstalt den Grund zu meiner geistigen Existenz gelegt in einer für mich höchst kritischen Zeit, in der trotz Gesuche und Bitten alle anderen Schulen dem armen Jungen verschlossen blieben. — Die Landes- und Staatsschulen haben gar nichts für mich getan. — Einzig nur zur Entschuldigung und Rechtfertigung für so mancherlei sei es gesagt und wiederholt, daß ich mein Lebtag nicht eine einzige ordentliche Schulprüfung abgelegt habe, ungezählt jene, die der Herrgott mir in der Schule des Lebens aufgegeben. Und auch die habe ich nicht immer bestanden. Das letztere Geschick, dünkt mich, teile ich mit vielen. Auch mit manchem von solchen, die ihre Volksschulprüfungen, Maturationen und Rigorosen glänzend bestanden haben und geringschätzig auf den armen Ungeschulten niederschauen.

Ob die Frau für Wahlen und Parlamente das Stimmrecht erhalten soll? frägt auch mich ein reichsdeutsches Blatt.

Ich denke, daß die deutsche Frau für die Ehre dankt. Ihr ist es lieber so, wie es bisher war: Der Mann regiert den Staat und die Frau den Mann.

Übrigens halte ich die Frage bereits für gelöst, das Verdienst gebührt einem deutschen Gelehrten. Geheimrat Professor K. Binding in Leipzig schreibt im „Leipziger Tagblatt“:

Nach meiner Überzeugung sind die herzbewegenden Klagen der Frauen über den Egoismus der Gesetzgeber männlichen Geschlechtes vollkommen begründet. Die Männlichkeit der Gesetze, die doch alle sächlich sein sollten, schreit in der Tat zum Himmel!

Und auf keinem Gebiete der Gesetzgebung lauter als auf dem der Wahlgesetze!

Es versteht sich für jeden echten Mann — und echt ist nur der, der mindestens die Gleichwertigkeit, wenn er aber ganz echt sein soll, die Überlegenheit des weiblichen Geschlechtes über das männliche anerkennt — ganz von selbst, daß am Wahlrecht beiden Geschlechtern ihr voll bemessener gleicher Anteil zustehen muß.

Kaum ein Recht aber ist für diese gleiche Anteilnahme beider Geschlechter geeigneter — fast möchte ich sagen: gemachter — als das Wahlrecht. Denn es ist ja von Natur zweiteilig: es besteht aus dem Rechte zu wählen und aus dem Rechte gewählt zu werden.

Diese beiden Hälften sind wie prädestiniert zur Verteilung unter die Geschlechter.

Den Frauen, als dem überlegenen Teil, gebührt natürlich die Bestimmung der Personen, die sich im Parlamente für das Vaterland bemühen sollen.

Mahnung, daß man „Helf uns Gott!“ sagen und sich bekreuzigen soll, ehe der Donner einschlägt. Das tun sie auch und dann kann der Donner nichts mehr schaden.

Wenn wegen Ausrottung von Fremdwörtern manchmal ein neues deutsches Wort vorgeschlagen wird, so sagt man ablehnend, man verstünde es nicht, weil der bisherige buchstäbliche Sinn dieses deutschen Wortes ein anderer gewesen sei. Als ob wir nicht schon so viele deutsche Wörter hätten, die mehrsinnig sind oder was anderes bedeuten, als sie buchstäblich sagen. Redlichkeit fällt mir ein. Redlichkeit würde dem Neuling etwa Redseligkeit, Redegewandtheit bedeuten, während wir damit Aufrichtigkeit, Ehrenhaftigkeit meinen.

Wundershalber fragte ich einmal einen Gelehrten, wie wohl das merkwürdige Wort Redlichkeit entstanden sein könne. Da begann der Gelehrte vom Syntax zu sprechen, von dem aus dem Griechischen stammenden Wort Rhetorik, welches Redekunst, Beredsamkeit bedeute und besonders bei den Griechen und Römern, vorwiegend den Sophisten und Staatsmännern geübt wurde. Die alten Germanen hätten das Wort Redlichkeit in dem Sinne gebraucht, daß man rede wie man denke, also im Sinne der Aufrichtigkeit usw. — Da wurde ich plötzlich wieder naseweis und sagte, nach meiner Meinung sei der Ausdruck Redlichkeit nichts anderes als das durch vielen Gebrauch abgeschliffene Wort Rechtlichkeit. — Der Gelehrte zuckte die Achseln: „Na ja! Ein Laie.“

Wie üppig wuchern jetzt druckerschwärzeitle Dilettanten auf! Und gleichzeitig in den Großstädten die schlauangelegten Gimpelfangindustrien! Wie sie ihre Netze auswerfen übers Land, die Schwindler! Fürs erste fordern solche „Anstalten“ öffentlich oder durch Zirkulare die Dichter und Dichterlinge beiderlei Geschlechtes auf, ihre Manuskripte einzuschicken, entweder zum Abdruck in eine „sehr verbreitete“ Zeitschrift oder zur Buchausgabe. Fürs zweite schreiben sie den drauf reingefallenen Einsendern, die Dichtungen wären ganz vorzüglich und würden gedruckt jedenfalls durchschlagenden Erfolg haben, nur müßte der Autor für die ganzen oder einen Teil der Druckkosten aufkommen, die aber der Absatz ganz sicherlich wieder einbringen würde. Andere dieser Firmen verzichten mit bewundernswerter Uneigennützigkeit auf einen Druckkostenbeitrag vom Verfasser, bedingen sich aber einen Beitrag zu den Propagandakosten, die stets sehr kostspielig sind, „aber die Wirkung niemals verfehlen!“ Z. B. 60 Kronen für den Druckbogen. (Stets mehr als die Herstellungskosten!)

Die angehenden Dichter, die ein bißchen Geld haben, aber keine Erfahrung, gehen in die Falle, kriegen nach einer Weile richtig ihre

Grund aller Kultur geworden sind, auch der neuen, und dieser erst recht. Und siehe, es tun sich jetzt Leute zusammen, die allen Ernstes diese Gebote abbringen und durch andere ersetzen wollen. Durch solche, die — bequemer sind. Zum Beispiel: du sollst an keinen Gott glauben, du brauchst deine Eltern und Vorgesetzten nicht zu ehren, ihnen nicht zu gehorchen, du darfst nach Belieben hurren, stehlen, falsch sein, Ehebruch und Raub treiben usw. Dann wird es keine Verbrecher geben! (Natürlich, wenn alles erlaubt ist, kann keiner ein Gesetz übertreten.) — In diesem Sinne haben etliche, die darum berundfragt worden sind, ihre Vorschläge gemacht, wie die alten zehn Gebote zu ändern wären.

Nun, das sind Irrenhausarabesken einer toll gewordenen Dekadenzkultur. Ich wollte noch vom Deutschen Kaiser was sagen. Bei einem Besuche in Italien und einem Gespräche über das italienische Heer bemerkte der Kaiser seinem königlichen Gastherrn ebenso schalkhaft als höflich: „Mit einer solchen Armee, Sir, könnte man die halbe Welt erobern!" — Da hätte man nun jene deutschen Blätter hören sollen, die immer so patriotisch sind, wenn Gelegenheit ist, dem Reichsoberhaupte eins zu versetzen. Die stets kriegerischen Teutonen wurden vor Entrüstung nervös, daß sie zetterten. — Ich hätte sie für gesünder gehalten. — Des Kaisers Bemerkung mag manchen Deutschen erinnern, daß man — ohne sich was zu vergeben — auch gegen Nachbarsvölker artig sein darf.

Bürgermeister Lueger wurde einmal zur Red angelassen, weshalb er die Mariazeller Wallfahrten so begünstige. Darauf soll er geantwortet haben: „Ich bitt Sie, was wolln S denn? Etwas müssen die Leut doch haben. Sonst laufen s mir ins Überbrettl oder ins Unterbrettl."

An diesem Worte hat man Frivolität finden wollen. Wäre es nicht richtiger, man sagte hier anstatt Frivolität — Menschenkenntnis?

Von einem alten belesenen Grobwebergesellen habe ich folgende Bemerkung gehört: „Es mag schon wahr sein, daß die Kirche die alten Wissenschaften besessen und aufbewahrt hat, besonders — wie es heißt — in den Klöstern. Aber dann ist sie zu lang auf diesen Wissenschaften sitzen geblieben, anstatt sie zu verbreiten. Wie ist es denn möglich, daß man im Lande heute noch hören kann: Der Donner hat eingeschlagen! Das haben doch gewiß die alten Griechen und Römer schon gewußt, daß nicht der Donner, sondern der Blitz einschlägt. —

Die alten Leute der hinteren Berggräben sind heute noch der Meinung: Einschlagen tut der Donner. Der Blitz vorher ist nur die

„Muß zu neuem Leben ich einst wieder wandern, so mag ich kein Er sein, und mag auch kein Sie sein. Der Zug des einen zum andern ist immer gemein und selten rein. Er zeugt allzuoft nur Böses und Tolles und Unheilvolles. Ich will kein Teil sein, vielmehr ein Ganzes für mich allein sein. Aber was denn nur, diesem gemäß? Ein Es. Zum Beispiel Wasser. Wasser, wie es frisch und klar im hohen Tale rinnt, der Alpen liebinniges Kind. Oder Feuer, herzdurchglühendes, funkensprühendes Ungeheuer, Leben endend, Leben spendend, sich immer erneuernd und nie vollendend. Oder Licht, das Tiefste zu ergründen, das Höchste zu finden: Einheit in Gott, Welt und Himmelreich. — Er, Sie, Es zugleich."

Dieses Gedicht, oder was es ist, hat sich vor kurzem bei mir im Traum gemacht. Gleich nach dem Erwachen schrieb ich es auf. Mir scheint, es hat einen dunklen Sinn dieses „Er, Sie, Es".

Wenn auf dem Landhause der Sommerfrieden, der einsame stille Sommerfrieden über mich und in mich gekommen ist, da sitze ich gerne im Lehnstuhl der Laube oder auf der Bank unter der Linde und lese aus einem Buch von Adalbert Stifter. Von meiner Jugend bis in das kühle Alter herein bleibt dieser Dichter mir doch der nächste. Am unmittelbarsten, am trautesten weiß er alle Stimmungen meiner Wesenheit zu wecken, die verborgensten, die ich selbst kaum gewahr worden, am deutlichsten. Meine Sehnsucht nach Ebenmaß des Lebens, nach sanfter Beschaulichkeit und Frieden — Adalbert Stifter hat sie mir erfüllt, süßer als irgendein anderer der alten und neuen Dichter.

Aber ich las ihn viele jahrelang arglos wie ein Kind. Ich las ihn wegen der stillen Größe seiner ländlichen Natur, wegen der ruhigen Güte seiner Menschen, wegen des wahrhaft seligen Gottesfriedens, der liegt über seiner Welt. Erst in reifstem Alter habe ich diese Ruhe der Oberfläche, dieses liebliche Kleinleben des Alltags mehr und immer mehr durchgründet und mit Staunen gesehen, welch schwere Leidenschaften, welch dunkle tragische Geschicke, welch unbeugsamer Trotz, welch lechzende Begier bisweilen hinter der milden, geruhsamen Form verborgen liegen. Und von neuem bewundere ich die Züchtigkeit dieses Erzählers, der nicht bloß die Sünde, der auch das Leid schamhaft verhüllt, wie es die Natur ja selbst macht, die nie ausrufen wird: Seht das ist die Sünde, und das ist die Schuld, und das ist die Tugend, und das ist der Schmerz! sondern die aus den folgerichtigen Geschehnissen und folgeschweren Taten des Menschen selbst herausfinden läßt, was ihre Handlungen sind und wohin sie führen.

gedruckten Autorenexemplare, aber nie einen Heller des durch die „große kostspielige Reklame“ in Aussicht gestellten Honorars. Wenn überhaupt einige Exemplare verkauft werden, so fehlt dem Autor jede Kontrolle. — Angehende Dichter aber, die kein Geld haben, kommen gerne zu mir, und fragen mich um Rat wie sie es anstellen sollen, den bedungenen Barbetrag für Herstellung und Herausgabe ihres Werkes aufzubringen. Da habe ich denn an manchem Tage nichts anderes zu tun, als zu warnen vor den Schwindelanstalten und schließlich grob zu werden, wenn eine liebe Eitelkeit unverbrüchlich überzeugt ist, daß sie in den Reihen der Berühmten steht von dem Tage an, als ihr Buch aus der Presse springt. Wie weit der Weg ist von der Presse bis zum Käufer, und wie noch unvergleichlich weiter der Weg vom Käufer bis zum Ruhm — davon haben diese guten Leutchen keine Ahnung.

Aus einer halbdeutschen Stadt Rußlands erhielt ich das Schreiben einer mir urfremden Dame vom Theater. Beim Theater, schreibt sie, sei kein rechtes Vorwärtskommen, so wolle sie sich aufs Überbrettel verlegen, mit humoristischen Vorträgen, die ich ihr verfassen solle. Auch Wiener Walzer wolle sie tanzen und so weiter. Und ich möge so gut sein, zu gestatten, daß sie in ihrer neuen Laufbahn den Namen Rosl Rosegger führen dürfte. Ferner bäte sie, daß ich niemandem außer ihr diese Namenführung gestatte und daß ich ihr in diesem Sinne einen eigenhändigen Attest ausstelle. Sie wolle gelegentlich schon dankbar sein. „Gengens“, schloß sie auf gut Wienerisch, „sein S nett und erlaubens!“

Meine Antwort war natürlich sehr liebenswürdig und nett, wie man Damen gegenüber immer sein muß, wenn sie gelegentlich dankbar sein wollen: Einstweilen bedürfe ich meinen Namen noch selbst. Wohl hätte ich eine alte Muhme, die Rosl Rosegger heiße, aber es ginge auch nicht recht an, der armen Haut jetzt in ihren alten Tagen den ehrlichen Namen wegzunehmen und ihr fürder das Tragen desselben zu untersagen. Außerdem hätte ich Bedenken, ob dieser Name dem kunstsinnigen Fräulein vom Kabarett wohl auf den Leib passe, daß ich mich übrigens für alle Fälle bestens empfehle.

Es gibt gewiß Leser, die das für gefoppt halten von mir oder von der Dame. Das letztere hatte ich selbst geglaubt, bis mir von verläßlicher Seite mitgeteilt wurde, daß es der Bittstellerin mit ihrer Namenschnorrerei blutig ernst sei. Sie hat übrigens selbst einen viel schöneren Namen als ich, selbiger ist auf dem Briefbogen sogar mit einem niedlichen Krönlein versehen. Gengens, wer wird denn so was mit einem Plebejernamen vertauschen wollen?

Aber nicht lange und es klingt anders:

„Wer ein stilles Lächeln erbt, bezahlt
Es mit hundert heißen Tränen bald.
Wer ein hohes Ziel erkämpfte, weiß:
Angst und Müdewerden sind der Preis."

Er hat schon den Gegensatz empfunden zwischen dem Sänger der Höhen und der trostlosen Menge der Flächen. „So viel diese Treppe Stufen hält, so hoch stehe ich über dem Klatsch der Welt!" mußte er am Eingang seiner Wohnung bekennen. — Ein stattliches Paket Nachlaß ist da; seine letzten Gedichte — unmittelbar vor der Todesstunde aufgezeichnet — lauten:

Abschied.

„Die liebe Sonne glühte und versank:
Das ist der letzte Gruß der Mutter Erde.
Mein Leben war ein Schönheitslobgesang
Und einer Sehnsucht bittende Gebärde.

Nun steh' ich lächelnd an dem Saum der Zeit
Und seh' die roten Wolkenschiffe schweben;
Wenn sie verblassen in der Dunkelheit,
Hab' ich die Sehnsucht dir zurückgegeben."

Grabschrift.

„Die Menschen haben mich zu sehr gequält
Und allzu schwer empfand ich meine Bürde.
Da trat ich frierend aus dem Tor der Welt
Und wünschte nichts, als daß mir Ruhe würde.

Die ihr an meinem frühen Grabe steht,
Verlöschet sanft die blassen Totenkerzen,
Gebt mir nicht Tränen, gebt mir kein Gebet:
Es führt kein Weg zu meinem kühlen Herzen."

Wir werden wohl noch mehr von dem so früh geflohenen Sänger hören. Einer seiner Freunde will den gesichteten Nachlaß herausgeben und gewiß Näheres über seiu Leben zu erzählen haben.

„Verachtung für das, was war; Ekel vor dem, was ist; Zweifel an dem, was wird." So lehrte gestern ein moderner Geist. Könnte man nicht vielleicht besser so sagen: „Lernen von dem, was war; verbessern das, was ist; und hoffen auf das, was wird" —?

Solche Gedanken kamen mir, als ich nun wieder einmal Stifters „Die Mappe meines Urgroßvaters“ las, ein einzigartiges Werk der Weltliteratur. Aber der nächstbeste Leser, der das Buch in die Hand nimmt, schleudert es mir schon nach den ersten Seiten von sich, als „das Langweiligste, was ihm je vorgekommen“. Ich hebe das Buch schweigend auf, daß ich es um so andächtiger küsse.

Ein junger Mann, der am Schlusse seiner Universitätsstudien steht, macht im Grazer Universitätsgebäude vom dritten Stocke den Todessprung. Ein Student, hat man gesagt, der sich vor dem Rigorosum gefürchtet. Das war vielleicht anders, es war ein Idealist, der überhaupt dieses Leben nicht mehr ertrug. Er mochte geahnt haben, daß sein Schönheitsdrang ihn zu Ehre und Ruhm führen könne, aber das war ihm zu wenig, ein zu geringer Ersatz für die Qualen eines Erdenlebens unter Philistern. Ernst Goll. Wir haben wahrscheinlich an ihm einen bedeutenden Dichter verloren, ohne ihn zu besitzen. Vielleicht hatte er es wohl bei dieser oder jener Redaktion versucht, seine jungen Lieder in die Öffentlichkeit zu bringen. Und in dem Wust des Dilettantengeschreibsels war er zurückgewiesen worden, unbeachtet geblieben, vielleicht in Spott und Konflikt gekommen. „Die Menschen haben mich zu sehr gequält!“

Auf einem frischen Grabe liest man das Vermächtnis freilich anders — mit erschüttertem Gemüte. Doch Ernst Golls Gedichte hätten nicht durch einen tragischen Tod verklärt zu werden gebraucht, die Glut und das Licht war in ihnen selbst. Welche Jugend das, die so singt:

„Ich will die Kleider von den Gliedern streifen,
Nackt über die beschwerten Hänge geh'n
Und nach den dunkelsten der Trauben greifen,
Die aus dem Gold- und rotem Laube seh'n.“

Und dann, welcher Mut, welche Lust noch hier:

„Die Augen heiß, die Stirnen weinumlaubt,
Und Fahnenwimpeln über unserm Haupt,

So zieh'n wir aus, den Sonnenweg entlang,
Und unser Lied ist Frühlingssturmgesang.“

Und welches Vertrauen in das Geschick noch da:

„Weil unsre Herzen längst die Liebe band,
Leg' ich heut' meine Hand in deine Hand,

Für dieses Leben, das uns heiter fließt
Und für das andre, das noch Nacht umschließt ...

All, was noch kommen mag, ist mein und dein,
Und kann nie ganz voll Weh' und Irrtum sein.“

eine Bewegung Bahn, um doch dieser kindischen und rücksichtslosen Unart der Deutschen einmal ein Ende zu machen. Oder gibt es einige unter uns Schriftstellern, die glauben, sich mit solchen Bereitwilligkeiten beliebt zu machen? Die mögen wissen, daß Literaturfreund und Autographenbettler zwei verschiedene Dinge sind. Und selbst wenn einmal einer der Leser abgeschreckt würde durch eine Ablehnung, so war das keiner der echten. Unser einziger Stolz soll es sein, weder durch unser schönes Auge noch durch unsere schlechte Handschrift Freunde zu erwerben, sondern einzig nur durch die Leistung. Wer damit nichts ausrichtet, den wird seine Handschrift nicht unsterblich machen.

Göttin Mode.

Von Carol de Renaix.

Die Mode, die uns zu allen Jahreszeiten mit neuen Errungenschaften auf dem Gebiete der Bekleidung überrascht. Oft lacht man über die neue Mode, aber man huldigt ihr nach wie vor und befolgt getreulich ihre Launen. Man ist ein Spielzeug der Mode. Voran unsere lieben Frauen. Die sind oft Märtyrerinnen der Mode. Eine große schlanke Frau sieht mit einem großen Hute meist vorteihaft aus. Eine kleine und rundliche gleicht unter einem Riesenhute einem Pilze. Dennoch gibt es keine, die nicht die größte Modedummheit mitmacht, weil man eben mit der Mode gehen muß, denn das gehört ja zum Begriff Dame. — Ebenso wie heutzutage die Bügelfalte im Beinkleide den Gentleman macht.

Es ist mit der Kleidung wie mit so vielen anderen Dingen. Sie ist etwas individuelles. Was den einen gut kleidet, verwandelt den anderen in eine Karrikatur. Aber die Nachäfferei machts halt. Wie schön wäre es, wenn jede Frau und jeder Mann so gekleidet einhergingen, wie sie am vorteihaftesten aussehen!

So viele Redouten werden veranstaltet, warum nicht auch einmal eine, bei der man so angezogen erscheint, wie man sich am besten gefällt und immer gerne angezogen sein möchte?

Zur Vermeidung von Mißverständnissen könnte ja vorher angekündigt werden, daß niemand nackt kommen darf.

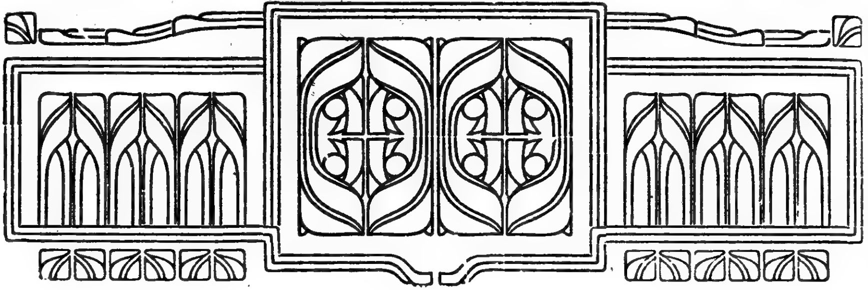
Es wäre interessant, zu beobachten, ob man vor der Freiheit, das steife Hemd einmal abschaffen zu dürfen, Gebrauch machen würde oder ob die meisten erst recht im Frack daherkämen . . . Justament!

Aus vergangenen Tagen.

1. Die deutschen Volksbücher.

Herausgegeben von Richard Benz. (Eugen Diederichs Verlag in Jena.) Band 1: Die sieben weisen Meister. Band 2: Historia von D. Johann Fausten. Band 3: Tristan und Isalde.

„Der Geist ist wie Sonne: sie ist immer da; beleben aber kann sie nur, was da ist“, sagt Rahel Varnhagen sehr treffend, es ist aber hinzuzufügen: was aber vermag diese Sonne, der belebende Geist aus einem einzigen Samenkorn hervorzubringen! Einen Segen, der nicht leicht ermessen werden kann. So ist auch einzuschätzen die Tatsache, daß der emsige und unermüdliche Forscher Dr. Richard Benz



Kleine Laube.

Ein Stammbuchblatt.

„Ach wie so anders beschieden es die Götter
Dem nordischen Sangesgenossen!
Taub bleibt ihm ein „Volk von Denkern“,
Das Tote feiert,
Um Lebendige einzusargen;
Ein Volk,
Das seit jeher
Am liebsten fremden Klängen gelauscht,
An heimischen tadelnd, was es an jenen preist,
Und, schulmeisternd, beständig fordert,
Was es, stumpfsinnig,
Am Gebotenen nicht erkennt.
So, mehr und mehr in sich selbst gedrückt,
Verkümmert er,
Freudlos einsam,
Und lebt — wie sein Geist in ungelesenen Büchern —
Ein löschpapiernes Leben.“

v. Saar.

Autographen.

Man sollte die Dichter doch mehr lesen und weniger belästigen. Es wird ein wenig zu arg mit dem Autographenbettel. Täglich im Durchschnitte zwölf Stück; viele begnügen sich nicht bloß mit dem Namen, sie machen noch Vorschriften. Sie verlangen Sprüche, Gedichte, Photographien, Bücher mit Autographenzeichnung. Ganze große Pakete werden eingesendet, nicht etwa bloß mit allerhand von Büchern, in die man was schreiben soll. Albums, Bilder, Fächer, Schmuckstücke, zu allem soll man literarische Stellung nehmen. Wie viele Adressen müßten da täglich geschrieben werden, wie viele Pakete gebunden, mit Begleitscheinen versehen, zur Post geschleppt, frankiert werden! Wer keinen eigenen Autographendiener hat und das selber machen muß, der vertut täglich mehrere Stunden damit, Sport, Torheit und Eitelkeit ihm stockfremder Leute zu fördern. Ich habe viele Jahre ausgehalten, geduldig und ungeduldig; ich habe meine Autographen gemeinnützigen Zwecken nutzbar zu machen getrachtet, wobei die Erfahrung gemacht wurde, daß die „Verehrung“ dort aufzuhören pflegt, wo die Krone oder die Mark anfängt. Nun bin ich's satt, sie sollen woiseln und winseln wie sie wollen, sie kriegen nichts mehr von mir. Auch will ich kein Paket mehr zurückschicken; so daß es endlich überall bekannt wird, wie kieselhart mein edles Dichterherz ist. Vielleicht wagen es auch andere meiner gleichbelästigten Berufsgenossen, also gründlich zu streiken, vielleicht bricht sich

werden, so notwendig wie der Vers. Dazu will äußerlich die große Frakturtype mithelfen."

Und ich glaube, es hilft übrigens schon die äußere ganze stilvolle Ausstattung dieser Neudrucke mit, daß man in die richtige Stimmung des Gewissens kommt beim Lesen; jeder Band ist mit einem Titelholzschnitt nach Originalen des 15. und 16. Jahrhunderts geschmückt, ist in altertümlich naiv buntem Pappband gebunden und gibt die Illusion voll und ganz wieder, daß wir Überlieferungen aus einer verschwundenen Zeit in unseren Händen halten. Und eine Welt der kühnsten Abenteuer und der schrankenlosen Phantasie tut sich uns auf. Ella Triebnigg.

2. Das Buch der Liebe.

Herausgegeben von Paul Ernst. Zwei Bände. (München und Leipzig. Georg Müller.)

Ein großer Teil der sogenannten mittelalterlichen deutschen Literatur stammt aus sehr, sehr frühen Zeiten; oft dichteten verschiedene germanische Stämme daran, spätere Generationen formten herum, verbanden Verschiedenartiges zu einem und durchsetzten recht heidnische Stoffe mit christlichen Gedankengängen. Typisch für diesen Werdegang ist die Sage von „Tristan und Isalde"; der Name Tristan soll aus der Sprache der alten Pikten stammen, Isalde aus dem Nordgermanischen. Keltisches und Germanisches floß hier zusammen und das Ganze bekam schließlich ein dünnes christliches Mäntelchen, das nur ungenügend die heidnischen Blößen verdeckt. Manche überlieferte Geschichte ist romanischen Ursprungs, aber übersetzt unter den Deutschen volkstümlich geworden.

Paul Ernst hat in der von ihm veranstalteten Neuausgabe unpassende Einschiebungen und Ausschmückungen getilgt, um möglichst mit ursprünglichen Fassungen zu wirken. Als Sammelnamen wählte er den Titel: „Das Buch der Liebe". Ja, von der großen Liebe geht überall die Rede, aber auch von Kämpfen und Totschlägen, von List und Mannestreue. Wie ferne liegt uns Kulturmenschen oft die Denkweise der Recken! Die unbekannten Dichter der wechselnden Geschichten waren wenig psychologisch und starke Liebesleidenschaften erklärten sie gern durch Liebestränke; vielleicht war es ihnen unfaßbar, daß starre Helden in der Liebe so schwach waren, ihren Herrn die Treue brachen und dem Weibe alles aufopferten. Was uns heute menschlich, nur allzu menschlich scheint, das nahmen die Alten als Zauberei. Was werden die Fabulisten in weiteren tausend Jahren tun? Wird sie auch unsere Psychologie kindlich anmuten?

Manche Sage ist im Volke lebendig geblieben, so die von der „Pfalzgräfin Genovefa", die tief in der Bauernlegende wurzelt; „Tristan und Isalde" dagegen ist der Leckerbissen verfeinerter Geschmäcker, die das Thema nach Belieben ausarbeiten und zustutzen; anderes wider („Die Historie vom edlen Ritter Pontus und der schönen Sidonia", „Die schöne Magelona" und „Die Historie von Kaiser Karls Sohn, genannt Lother") wurde tote Überlieferung. „Die schöne Melusina" erwarb im Märchenland Heimatsrechte.

Mit stiller Wehmut liest man die uralten Erzählungen, die eine seltsame Lebenskraft in sich haben. Über die wechselnden literarischen Moden hinweg bleiben sie jung, bleiben sie unvergessen. Nur dem Volkslied vergleichbar.

Paul Ernsts Ausgabe ist mustergültig; mit künstlerischem Feingefühl hat er von den schönen Linien ursprünglicher Fassungen die fade Übertünche späterer Zutaten entfernt und das Original nach Möglichkeit wieder hergestellt. Diesem guten inneren Gehalt entspricht auch die stilgerechte Ausstattung des Werkes. P. L. M.

durch die Herausgabe der Neudrucke der deutschen Volksbücher des 15. und 16. Jahrhunderts sozusagen die versunkene Volkspoesie entdeckt hat, diesen köstlichen naiven Schatz unserer Literatur, der für jene, die außerhalb der Kreise der Spezialfachleute stehen, eigentlich nicht vorhanden war. Ja, tatsächlich nicht vorhanden, denn die früheren Ausgaben von Simrock waren Verstümmelungen — gut gemeint, aber — wie Richard Benz sehr richtig betont, es fehlte an dem genauen Verständnisse für den sprachlichen Reiz und es fehlte Simrock hauptsächlich an dem „sprachlichen Gewissen". Benz beweist das haarscharf mit einer als Textprobe herausgegebenen Vergleichstabelle, wo er der Heidelberger Handschrift eine Ausgabe von Simrock vorangehen und eine Ausgabe seiner eigenen Übertragung folgen läßt, die geradezu klassisch genau sich an das Original hält, Form und Sprache voll berücksichtigend, diese zur besten Geltung bringt und somit das volle Bild wiedergeben, das heißt: neben den Inhalt auch die Kraft, den Klang und den Rhythmus des Ganzen.

Hier hat ein Gelehrter und verstehender Dichter ein Werk der Liebe vollbracht, der Liebe zu seiner Sprache, der Liebe zu seinem Volk, dem er ein reiches Geschenk macht.

„Diese deutschen Volksbücher" — so sagt er: „jeder glaubt sie zu kennen, und keiner kennt sie. Wie alles Echte haben sie nur eine Form gehabt und in der kennt man sie nicht. Auch Goethe und die Romantiker haben die in ihrer natürlichen Einheit von Inhalt und Form nicht gekannt, ihnen kam es auf das Stoffliche an, das sie zu eigenen Schöpfungen brauchten und das fanden sie auch in den verwilderten Jahrmarktsausgaben ihrer Zeit." Was die Dichter aus dem Stoff gemacht, war ihr Werk, es lag mehr in ihnen als in dem Stoffe selbst, den sie weniger ausgearbeitet als vielmehr in ihn hineingearbeitet haben. So die „Historia von D. Johann Fausten" und auch das ewige Liebeslied von „Tristan und Isalde", das besonders in der jüngeren Zeit immer wieder in dramatischer oder auch in Prosaform behandelt wurde. Aber wie müht gerade das ursprüngliche, gesund-sinnliche und sehr einfache Volksbuch an, gegen die Verwässerungen, die überzuckerten Sentimentalitäten oder nervenpeitschend aufgeschürten erotischen Ekstasen, die daraus entstanden sind! Gerade das charakteristische der Volkslegende, der oft derbe Humor, der die Weltanschauung der damaligen Zeit und ihre Moralbegriffe so treffend zeigt, ging in jeder Bearbeitung verloren oder wurde maßlos übertrieben, so daß das Natürliche leicht geradezu abstoßend wurde, nachdem ihm der Zauber, der in der drastischen Knappheit liegt, genommen wurde.

Am wenigsten bekannt ist die Novellensammlung „Die sieben weisen Meister", die älteste unserer Literatur, die mit Recht als ebenbürtiges Gegenstück zu den alten italienischen Novellen bezeichnet wird. Es ist in der Favoritform der Orientalen gehalten, ähnlich wie das berühmte „Papageienbuch" (Tutiname) oder „Tausend und eine Nacht" und in allen drei Büchern herrscht nicht bloß der Grundgedanke, die vielen Märchen, die an und für sich ganz unzusammenhängend sind, in eine Art von Zusammenhang zu bringen, sondern es ist auch immer derselbe Grundzug oder das treibende Motiv, diese grenzenlose Märchenflut auszuströmen und sie dient als Hindernis, ein Verbrechen voreilig auszuführen, verzögert die Ausführung von Tag zu Tag und läßt so alle Besonnenheit zu, die die geplante Tat aussprechen läßt. Der Einfluß von orientalischen Vorbildern zeigt sich auch in den beliebten Gleichnissen und Fabeln, dabei ist aber gerade dieses Buch voll deutscher Schelmerei und mit geradezu musterbildlichem Volkshumor durchsetzt. Richard Benz aber ist ein treuer Lehrer, er ahnt die Gefahr, die in dieser Art liegt und er warnt: „Diese Prosa darf nicht in Neugier nach dem Stofflichen heruntergelesen werden wie ein Roman oder eine Zeitung: sie will gesprochen werden, rhythmisch gesprochen

Passendes Lied. „Was habt ihr gestern euerem Vereinskassier zu seinem Jubiläum für ein Lied gesungen?“ — „Üb' immer Treu' und Redlichkeit.“ („Meggendorfer.“)

Unbedacht. „Weißt Marie“, sagt Herr Pomeisl zu seiner besseren Hälfte, „übermorgen, am Tag von unserer silbernen Hochzeit konnst a Gans kochen.“ — „Was dir net einfallt“, erwidert diese. „Jetzt bei den teuren Zeiten. Ja, wie mir gheirat ham, hast no a Gans billig kriegt, aber jetzt geht s net.“ („Guckkasten.“)

Ich blättere das **Stammbuch** meines Jungen durch und lese darin folgendes: „Ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und sei fromm. Dein Freund Pepi Stangl.“ („Jugend.“)



Bücher

Alraune, die Geschichte eines lebenden Wesens. **Roman von Hanns Heinz Ewers.** Titel und Bildbeigaben zeichnete Ilma Ewers-Wunderwald. (München. Georg Müller.)

Ewers ist ein Phantast. Ich halte ihn für einen Schüler Gustav Meyrinks, dessen Meisterschaft er in seinen Skizzen und Novellen nicht erreicht und den er mit seinen größeren Werken übertrifft. — In dem vorliegenden Roman kommt uns der Verfasser symbolisch, vielleicht mehr aus Laune, denn durch das Problem begründet, da Alraune v. Brinken nicht gerade ein weiblicher Homunkulus, ein auf halb künstlichem Wege hergestelltes Wesen, sein müßte. Solche Alraunens, Frauen ohne Herz, aber mit Sinnen, gibt es auch unter den sehr normalen Menschenmädeln in Masse! So halte ich die Symbolik hier für eine pikante Zutat zu einer sehr realistisch-naturalistischen Erzählung. Für einen Trick. Fast interessanter als die „Titelheldin“ ist der medizinische Geheimrat, dessen Wissenschaft und Gewissenlosigkeit sie ihr Dasein verdankt. Überhaupt sind die verschiedenen Gestalten glänzend gezeichnet und die Spannung des Aufbaues wächst stetig — aber unser Interesse wird zum Schluß nicht ganz befriedigt. Ewers schrieb das Buch in Miramar — Lesina — Brioni ...; wäre er dann noch in einen französischen Weltkurort gefahren, der zweite Teil hätte in dem mondainen Milieu der Umgebung gewiß eine Ergänzung und Vollendung gefunden. Die Exposition ist stark breit, wohingegen die Haupthandlung zu mager geriet. Alraune mußte hinaus in die große Welt und durfte nicht bloß im engen Kreis das Fatum aller sein, die ihr begegnen, die sie lieben und fürchten. Berichtete der Autor etwa von manchem eigenem Erlebnis, malte er die Wirklichkeit allzu getreu und daher die künstlerisch nicht ganz befriedigende Entwicklung? Wie dem auch sei, der Roman im ganzen ist gut, fesselnd und fein psychologisch, seine Ausstattung entspricht dem Inhalt, und wenn ich Ewers etwas raten dürfte, so wäre es, beim Satzbau das Prädikat weniger häufig vorwegzunehmen (z. B. Seite 60: „Ich werde zu Fuß zurückgehen zur Stadt“). Das stört, sei aber nur sehr nebensächlich erwähnt. Noch eins: Das Buch gehört in keine Kinder- und keine Jugendmädchenstube. H. L. R.

Spielzeug. Geschichten von Richard Wengraf. (Wien. Hugo Heller & Cie. 1912.)

Der gute, bescheidene Titel deckt Autor und Leser. Es spielt sich recht angenehm, weiter ist ja nichts bezweckt. Oder sollte man doch unseren Blaustrümpfen die Novelle „Der Becher des Ruhmes“ zu einer aufmerksamen Lektüre angelegentlich empfehlen? Und hätte am Ende nicht auch manches andere der dreizehn liebenswürdigen Stückchen einen tieferen Zweck als den eines flüchtigen Spieles?

Unschuld. (Der „Heiligsten Güter“ zweiter Band.) Novellen von Marie-Madeleine. (Leipzig. B. Elischer Nachf.)

Sehr rasch ließ Marie-Madeleine ihrer im Maiheft besprochenen Novellenserie „Die heiligsten Güter“ eine Fortsetzung folgen (sie enthält: „Unschuld“, „Arbeit“, „Freundschaft“, „Wahrheit“ und „Liebe“) und das über den ersten Teil Gesagte gilt auch für den zweiten. Nur ein bißchen breiter sind die Geschichten diesmal ausgefallen, sonst haften ihnen alle Vorzüge und auch alle kleinen stilistischen Gewöhnlichkeiten an, die für die Verfasserin charakteristisch sind. Tiefere Töne schlägt die Novelle „Freundschaft“ an — ein literarisches Privatissimum darüber, daß dem egoistischen Trieb der Erotik auch ein an sich anständiger Charakter oft nicht standhält und umkippt.

Singvögel.

Wenn dann die späten Sommertage kommen ...

Wenn dann die späten Sommertage kommen,
Will ich zu Abend über erntemüde,
Verblühte Felder wandeln, die schon träumen
Und will mich sanft hinlagern unter Bäumen,
Und durch die Zweige will ich in den Himmel schauen,
In deren Kronen schon das Laub verglühte.
Wo weite Wolken leis in Gold zerrinnen,
Dort will ich mir ein schillernd Traumnetz spinnen
Und meiner müden Sehnsucht Schlösser bauen.
Darüber wird ganz still der Tag hingleiten,
Die milde Nacht wird meine Augen schließen
Und wird versöhnend über Wald und Wiesen
Ein dunkeltiefes Allvergessen breiten;
— Wenn einst die späten Sommertage kommen.

Bernhard Paumgartner.

Das Werdende.

Mich lockt nicht das Strahlende, Ferne
Auf schwindelnd aufsteigender Bahn;
Die Keime, die tief in der Erde
Erharren das weckende Werde,
Die haben mir's angetan.

Geheimnisvoll schlummernde Kräfte
Sind künftige zwingende Macht.
In unsichtbar steten Gestalten,
Anziehende ew'ge Gewalten
Weben im tiefsten Schacht.

Die lockenden Wunder ergründen
Und Werdendes muß ich erspähn:
Das zieht mich in dämmerndes Schweigen,
Und zwingt mich, mich horchend zu neigen
Und lehrt mich das Leben verstehn ...

Ella Triebnigg.

Heute — morgen.

Schau ihn heut, den Dämmerhimmel,
Morgen ist es nebelschwer,
Brich sie heut, die Frühlingsprimmel,
Über Nacht kommt Frost daher!

Nütze heut die stillen Stunden,
Morgen braust der laute Lärm,
Heute laß dein Herz gesunden,
Daß es morgen dich nicht härm'!

Solltest nie und nimmer wähnen:
Heute — morgen ... einerlei!
Still es heut, dein dürstend Sehnen,
Morgen rauscht ein Glück vorbei!

K. Dankwart Zwerger.

Lustige Zeitung.

Von Serenissima. „Ist das Wasser in Lourdes wirklich so heilkräftig, Marschallin?" — „Man sagt es, Hoheit." — „Ich leide bisweilen an Schwindel ..." — „Schwindel ist das einzige, was dort nicht geheilt wird, Hoheit." („Muskete.")

Kunststück. Frau v. Gallenstein läßt nicht so leicht jemanden gelten. Kürzlich erzählte man ihr, daß ein französischer Chirurg an sich selbst eine Operation vorgenommen habe. — „Is da auch was dabei?" wendet sie ein; „heutzutage, wo man die Narkose hat." („Muskete.")

Aus der guten, alten Zeit. „Der Feind hat uns e Schlacht angebote, Hauptma'." — „Weiß scho, aber s ischt koi rechte Nachfrag da!" („Meggendorfer.")

Holla, der Hiesl kommt! Von Otto Rudl. (Berlin und Leipzig. Schuster und Loeffler.)

Neun lustige Tiroler Geschichten sind es, die uns der Verfasser, ein Arzt in Bozen, erzählt. An Tiroler Geschichten- und Geschichtelschreibern leiden wir fürwahr keinen Mangel; das Angebot entspricht eben der Nachfrage. Die vielen Bergreisenden und Naturfreunde, die ihr Heim mit Bildern von Defregger, Schmied, Egger-Lienz u. a. schmücken, greifen gerne nach einer literarischen Kost bezeichneter Gattung. Natürlich gibt es auch auf diesem Gebiete zweierlei Ware. — Rudl läßt seine Bauern reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, frisch von der Leber weg, wobei der trockene Mutterwitz Trumpf spielt. Am besten gelingt dem Autor der Hiesl-Geschichten die Wiedergabe der heimischen Mundart — darin wird es ihm nicht bald einer gleichtun. — Die „Tiroler Humoresken" sind im Burggräfler Dialekt (Meran) geschrieben, der sich, je nach Betonung, auf den Dialekt eines anderen Tiroler Tales (beispielsweise: Sarntal) umschalten läßt; sie bilden eine frische, lustige Lektüre und dürften sich über kurz auch den Vortragssaal erobern.

Franz Goldhann.

Vergessene Lieder und Verse. Mit Zeichnungen von Alfons Woelfle. (München. Albert Langen.)

Hier ist ein künstlerisch wertvoll ausgestattetes Erinnerungsbüchlein an die verschwundenen Idyllen früherer Zeiten, ein Büchlein, das das naiv muntere Liebesspiel zeigt, nach dem wir alle uns in gewissen Stunden sehnen, zu dem wir aber weder Zeit noch Mut finden, denn wir sind auch Menschen von einem meist „ganz infernalischen Ernst", wie der Einleitungsbrief an Leonore sehr richtig sagt, und wir fürchten uns so sehr vor dem Lächerlichwerden, daß es wirklich schon lächerlich ist! Das Büchlein allerdings ist eine erfreuliche Ausnahme und hier wurde nicht nach pedanten Grundsätzen Vergessenes ausgehoben, registriert und etikettiert, sondern es wurde gesammelt, weil es dem Sammler persönliche Freude war und — das wissen wir längst! — nur so entstehen Bücher, die wieder Freude bringen. Reizende schelmische Lieder gibt es da, mit noch reizenderen Vignetten und Textbildern im Geschmacke der exquisiten Rokokokunst, fein durchgebildet, wahrhaft wertvoll! Und dann sind da satyrische Betrachtungen mit trefflichen Pointen von Goeckingk, aus denen „Lieder zweier Liebenden" ganz wunderhübsche Sachen, gewählt wurden, die nicht nur im achtzehnten Jahrhundert, sondern auch im zwanzigsten ihrer Anerkennung sicher sind! Nicht für lüsterne Philister, die sich so gerne, alles Schöne in den Kot zerrend, entrüsten, aber für jeden künstlerisch empfindenden Menschen ist das Buch die richtige Feiertagsgabe zur Erholung von unseren nüchternen Tagen.

Ella Triebnigg.

Hin ist hin! Lustige Marterln von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann.)

Rudolf Greinz, der genaue Kenner des Tiroler Volkes, beschert uns hiermit ein ganz besonders drolliges Buch. Was Marterln sind, weiß jeder, der einmal Tirol durchwandert hat. Er findet hier Gedenksteine oder Gedenktafeln, die u. a. den plötzlichen oder natürlichen Tod von schnurrigen Männlein oder Weiblein in gebundener Form drastisch darstellen. Als Probe sei das Marterl auf einen Abgestürzten herausgegriffen:

„Mitten zwischen Fels und Stein
Muß ich liegen ganz allein.
O Wandersmann, fall' auch herab,
Daß ich ein wenig Gesellschaft hab'!"

Nirgends wird aber in diesen lustigen Marterln, die Greinz uns bietet, der gute Geschmack verletzt, im Gegenteil, alle wirken überwältigend komisch und entfesseln stets stürmische Heiterkeit, Greinz hat somit seinen „Lustigen Tiroler Geschichten" ein neues schlagkräftiges Buch hinzugefügt, das als ein Schatzkästlein deutschen Volkshumors gelten kann. V.

Wilhelm Trübner, eine Kunstausgabe. 20 Bilder aus seinem Lebenswerk. Mit einer Einleitung von Gerhard Krügel. In einem vom Künstler selber entworfenen Karton. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. (Mainz. Jos. Scholz.)

Die Bedeutung Wilhelm Trübners beruht in der Güte seiner Malerei. Schon aus seinen frühesten Werken spricht eine seltsame Meisterschaft, eine Feinheit und Tonschönheit, die an die besten holländischen Meister erinnert. Dennoch bedeutet diese Epoche für sein Lebenswerk erst den Anfang einer zähen, unentwegten künstlerischen Aufwärtsentwicklung, wie sie namentlich in den Reiterbildnissen eine beispiellose Vereinfachung und unvergleichliche Vollendung erreicht. Aber trotz dieser überwiegenden Betonung des Malerischen entraten doch viele seiner Werke nicht eines starken gegenständlichen Interesses, und mehr als Worte sprechen die hier vereinten Bilder von der Vielseitigkeit seiner Kunst. Der Herausgeber hofft, mit der Herausgabe dieses Heftes einem lebhaften Wunsche zahlreicher Kunstfreunde zu begegnen. V.

Freie Zivilehe geschiedener Österreicher in Ungarn. Die diesbezüglichen Bestimmungen sind in dem jetzt erschienenen Werke „Freie Zivilehe geschiedener Österreicher in Ungarn" des Herrn Dr. Ernst Gerö, Advokaten in Budapest, in volkstümlicher deutscher Sprache verfaßt und bearbeitet. Das Buch kann bei

Beide Bücher, „Die heiligsten Güter" und „Unschuld", sind wahrhaftige Tugendpeitschen, die Marie-Madeleine mit Eifer und Temperament schwingt.

Neues vom blauen Blut und allerlei Komtessen. Von Edith Gräfin Salburg. (Leipzig. B. Elischer Nachf.)

Edith Salburg wird von vielen deshalb geschätzt, weil sie vor dem Plebs ausplaudert, was sie in den aristokratischen Zirkeln beobachtet. Und sie beobachtet gut und dazu hie und da spitzige Groteskzutaten, so daß gelungene Satyren, nicht gerade gutmütiger Art, daraus werden. Ihre Gestalt des Nin, eines gräflichen enfant terrible, ist bekannt, und auch in diesem Buch bringt sie wieder Neues von ihm, aber psychologischen und künstlerischen Wert besitzen nur einzelne der flüssig erzählten Geschichten, so „Trix und der Professor", „Papas Komtessel" (eine „Schlüsselskizze") und „Die geplagte Nanette"; die unausstehliche Nanette ist eine hysterische Pietistin, die sich und der Welt das Leben schwer macht.

Edith Salburgs Bedeutung liegt aber nicht in ihrem ein wenig boshaften Humor, sondern in ihren großen Romanen, in denen sie sich weite Ziele steckt. „Neues vom blauen Blut" ist ein lustiges Buch, wie man es gern nach arbeitsreichen Tagen liest, um sich abzulenken und aufzuheitern.

Marianne-Übersee. Von Pierre Milh. Mit einem Vorwort von Hanns Heinz Ewers. Deutsche Übertragung von Maria Ewers-Aus'm Weerth. Den Umschlag zeichnete Ilma Ewers-Wunderland. (München. Georg Müller.)

Es sind französische Kolonialgeschichten, die Hanns Heinz Ewers im Geleitwort kennzeichnet: In französischen Schutzgebieten spielend und von französischem Geist getragen. Sie reichen an Rudyard Kiplings Kunst nicht heran, aber sie treffen vor allem eins gut: den Einfluß des Tropischen auf den Europäer. Ein bißchen verrückt und sehr brutal wird jeder Fremde, der sich in Afrika niederläßt. Das Klima trägt die Hauptschuld daran; und unser Selbstbewußtsein, das die Eingeborenen höchstens als Menschen zweiter Qualität gelten läßt. Das zeigt so recht die Skizze „Saras Abenteuer". Aber auch die anderen Novellen sind wohlgelungene Ausschnitte aus einem Leben, von dem man die Schleier niemals ganz wegziehen darf ... Wir haben manchmal empfindsame Nerven! V. E. S.

Eine originelle Bauernwelt. (Das Volksleben im Semmeringgebiete.) Geschildert in Wort und Sang von Arthur Halberstadt. Mit Originalzeichnungen des Verfassers. (Wien. Verein „Deutsche Heimat".)

Arthur Halberstadt, der ausgezeichnete Kenner des Semmeringgebietes, ist den „Heimgarten"-Lesern bestens bekannt und sie werden das Erscheinen seines fleißigen und eigenartigen Buches mit Freuden begrüßen. Es bietet in jeder Beziehung Gutes und Interessantes und ist geeignet, einen bleibenden Beitrag zur steirischen Kulturgeschichte zu stiften. Nur der Titel könnte ein wenig volkstümlicher gehalten sein, am Inhalt selbst ist nichts auszusetzen. Das Buch beginnt mit allgemeinen Betrachtungen über Sitten, Gebräuche, Volkspoesie u. dgl., daran schließen sich knappe und wurzelechte Lebensbilder aus dem Semmeringgebiete, und den Anharg bilden mit kleinen hübschen Bildchen und Noten versehene Lieder, Jodler, Tanzweisen und erläuternde Bemerkungen. Es wäre dringend zu wünschen, daß auch aus anderen Gegenden Steiermarks derartiges gesammelt würde. Jedes Tal der grünen Mark hat beinahe seine besonderen Eigentümlichkeiten, die der Aufzeichnung und literarischen Konservierung schon wert wären. Tatsächlich schwinden die Urväterbräuche unter dem Einfluß der Zeit ja rasch dahin ... Wir hoffen, daß auch Karl Reiter bald wieder mit einer Sammlung seiner Beobachtungen und Forschungen hervortritt.

Halberstadt hat sich mit der Herausgabe des wirklich gehaltvollen und schön ausgestatteten Werkes bedeutende Verdienste um Steiermark erworben.

Kongogeschichten. Von Juergen Juergensen. Mit einer Einleitung von Dr. K. v. d. Schalk. („Hausbücherei", Band 40.) (Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Großborstel.)

Spannendes, nervenaufpeitschendes Leben ist die Losung dieses Buches. Der Verfasser ist ein dänischer Dichter, der mit äußerst empfindlicher Seele auf Entdeckungen ausgeht in fremde Weltteile, um dort neuartige Reize und Erregungen der Phantasie zu finden. Wer einen fesselnden Einblick in das Leben am Kongo erhalten will, wird dies Buch besonders willkommen heißen. Man erlebt darin die aufregende Niedermetzelung einer Kolonne durch einen verräterischen Negerhäuptling. Man fühlt, wie der europäische Befehlshaber sich mit Gewalt Gehorsam verschaffen muß, wenn es um Leben und Tod geht. Eine andere Novelle berichtet das Abenteuer eines Jägers, dessen Leidenschaft durch das Fieber zur fixen Idee gesteigert wird. Die letzte der Geschichten führt in die Mitte der Eingeborenen und entrollt ein humoristisches Bildchen aus den Ereignissen eines Negerdorfes. Mancher, der neue Reize der Phantasie sucht, wird in Juergensens Schlaglichtern, die in glühenden Farben schillern, eigenartige Genüsse finden. V.

Was zur Liebe reifte. Lyrik von Bruno Tanzmann. (Gartenstadt-Hellerau, Dresden. Wanderschriften-Zentrale.)

Aus den Tiefen eines jungen Herzens. Gedichte von Hans Polaczek. (Graz. Im Selbstverlage des Verfassers.)

Die Insel der Kalypso. Dramatisches Gedicht von Paul Reininghaus. (Wien. Paul Knepler.)

Von Einem der Vielzuvielen. Satire von Rudolf Dattler. (Hannover-Leipzig-Wien. Verlag „Die Quelle", Georg Grote.)

August Brunetti-Pisano. Ein Kampfruf von Bruno Sturm. (Wien. Karl Konegen.)

Ich und mein Rad. Von Hans Wilhelm Hartmann. Mit 30 Textbildern. (München. Gustav Lammers.)

Deutschland für die Deutschen! Vorarbeiten zu Gesetzen gegen die jüdische Ansiedlung in Deutschland. I. Von Dr. Heinrich Pudor. (München und Leipzig. Hans Sachs-Verlag.)

Grundsätzliches und Praktisches von der Verbreitung guter billiger Jugend- und Volkslektüre. Von Hans Brunckhorst. (Hamburg. Selbstverlag der Vereinigten Deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften.)

Die Wahrheit in Sachen des österreichischen Volksliedunternehmens. Von Dr. Josef Pommer. Sonderabdruck aus der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied". (Wien. Verlag des Verfassers, Wien, XIII/2, Hadikgasse Nr. 140. 1912.)

Bericht über den II. österr. Alkoholgegnertag. (Abgehalten in Graz am 8. und 9. Oktober 1911.) Herausgegeben vom Zentralverband österr. Alkoholgegnervereine in Wien. (Wien und Leipzig. Alfred Hölder.)

Die Einweihung des Deutschen Institutes für ärztliche Mission in Tübingen am 20. Oktober 1909. (Stuttgart. Druck von J. F. Steinkopf.)

Internationale Verständigung. **Friedensbewegung und Menschenökonomie.** Von Rudolf Goldscheid. (Berlin und Leipzig. Verlag der „Friedenswarte".)

Ein guter Kamerad für austretende Schüler. Von Josef Könne. (Jägerndorf, Österr. Schlesien. Im Selbstverlage. P. Krotendorf.)

„Die Quelle." Zeitschrift für Literatur, Kunst und Theater. Herausgeber Dr. Robert Reinhard, Georg August Grote, J. K. Ratislav. Diese sehr empfehlenswerte und wohlfeile Halbmonatsschrift, auf die der „Heimgarten" bereits mehrmals hinzuweisen Gelegenheit hatte, erscheint jetzt im Verlag Georg Grote, Hannover, und wird nach wie vor gute Literatur bringen und Spezialnummern zusammenstellen, die auf das Wirken und Schaffen hervorragender Künstler Bezug nehmen. Ein neuer Jahrgang beginnt mit dem 1. Oktober 1912.

Illustriertes Wiener Patiencebuch. Eine Sammlung von 100 der beliebtesten Patiencen von S. Ulmann. Zweite, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen und einem die Kunstausdrücke enthaltenden Anhange. (Wien und Leipzig. A. Hartleben.)

☛ Vorstehend besprochene Werke etc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 3, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten"

Graf Friedrich B. in Wien. Sie schreiben an uns: „Auch mancher guter Katholik, wie z. B. ich einer zu sein mich rühme, betrachtet die Vorbereitungen zum eucharistischen Kongreß, der vielleicht nicht nur das bezweckt, was seine Veranstalter zu bezwecken vorgeben, mit gemischten Gefühlen, aber schließlich geschah seit Adam vieles, das wahrscheinlich besser unterblieben wäre. Ich will bloß einiges herausgreifen, das — bei aller Nachsicht — sehr bedenklich scheint. Hie und da versucht man, die Teilnehmerschaft von Kreisen zu erreichen, die in einem solchen Abhängigkeitsverhältnis stehen, daß ihnen eine Weigerung schlimm anschlagen könnte. — Aber noch eine schier unglaubliche Geschichte, die da und dort flüsternd besprochen wird, sollte an die Öffentlichkeit gebracht werden, obwohl ich die Kunde nur mit großer Reserve wiederhole: Ein Wiener Millionär äußerte die Absicht, eine halbe Million wohltätigen Zwecken zu widmen, wenn ihm dafür eine Auszeichnung zuteil würde. Daraufhin verhandelte mit dem Manne ein einflußreicher Funktionär und die Verhandlungen hatten angeblich das seltsame Ergebnis, daß der Millionär eine ganze Million zu gunsten — des eucharistischen Kongresses auf den Tisch legte! — Verhält sich die Sache wirklich so? Gibt es in Österreich eine maßgebende Persönlichkeit, die eine so bedeutende Summe der Humanität entzieht, um sie — im besten Fall — spekulativen Geschäftsleuten zuzuwenden, denn den materiellen Hauptgewinn aus dem „Weltfest"

der Administration der „Eherechts-Bibliothek“ in Budapest, Königsgasse Nr. 57, gegen Einsendung des Betrages von 1 K bestellt werden.

Und deutsch sei die Erde. Von Wilhelm Kotzde. Aus der Zeit deutscher Größe. Mit Bildern von Fr. Staßen. (Mainzer Volks- und Jugendbücher, Bd. XVII. (Mainz. Josef Scholz.)

Es war eine große Zeit, als die Germanen sich anschickten, den ganzen weiten Osten des heutigen Deutschland in zähem Ringen den Slawen abzunehmen, die sie einst von dort verdrängten. Östlich von der Elbe, dem Böhmerwalde und Inn wurde damals ein neues Deutschland aufgebaut. Ja, diese große Zeit des Vorstoßes über die Elbe und Havel, der den ersten dauernden Erfolg hatte, führt uns Wilhelm Kotzde in seinem Buche „Und deutsch sei die Erde“ vor. Er gibt uns ein Bild jener Zeit, das nach sorgfältigen Studien herausgearbeitet ist mit den großen kräftigen Strichen des Dichters. Manch überraschenden Zug weiß er aufzuzeigen, so z. B. wie viele Germanen von der Völkerwanderung her in den von Slawen überfluteten Landen sitzen blieben, sich ihre Freiheit erhielten und dem Wodansglauben anhingen, bis sie mit den eindringenden christlichen Deutschen zur Zeit Albrechts des Bären verschmolzen. Die Zeit war voll von Gegensätzen, wilde Kampfeslust und asketische Lebensentfremdung, Christen- und Wodansglauben, Deutschtum und Slawentum, unter letzterem der milde Triglaw- und der blutige Swantewitkult, sie stehen wider einander. Das alles weiß der Dichter zu klarem, einheitlichem Bilde zu gestalten. Das ganze ist ein Hoheslied deutschen Wesens, deutscher Ordnung und Sitte, deutschen Mutes und deutschen Glaubens, das uns aufrichten kann und wird. V.

Die Lösung der sozialen Frage. Ein Brief an die Kulturvölker. Von J. Leuner, sächsischer Seminar-Oberlehrer a. D. (Nossen. H. Sturm.)

Der Mann schlägt vor, alle Kulturstaaten, Regierungen und Fürsten sollen sich vereinigen unter einem Präsidenten, dieser Präsident soll Kaiser Wilhelm II. sein — und diese Vereinigung soll den ewigen Frieden festlegen. Für den Fall, als sich doch noch irgendwo ein Feind zeigen sollte, wäre die Jungmannschaft der zur Erhaltung des Friedens vereinigten Reiche bewaffnet zu halten. — Nun also!

Jahrbüchlein für die deutsche Jugend 1912/13. Zeitweiser für Volks- und Bürgerschüler. Sechster Jahrgang. Herausgegeben vom deutsch.mährischen Lehrerbunde und vom Deutschen Schulvereine (Brünn. M. Rohrer).

Dreifachen Wert hat dieses Jahrbüchlein. Kalender (für das Schuljahr und den Schulgebrauch eingeteilt). Nebenbei ein kleines Unterhaltungsbuch und Werbung für deutsches Leben. Deutsches Leben, das wir unserer Jugend immer wieder literarisch vorführen, aber noch besser, persönlich vorleben, gibt mehr aus, als alles andere. Deutsche Literatur, recht gewählt und recht im Volke verbreitet, hat uns bisher der Väter Art und Seele bewahrt und überliefert und muß auch in Zukunft unser bester Helfer sein zur nationalen Erziehung und zur Erhaltung deutschen Charakters, deutscher Gesinnung. Verachtet mir die deutschen Dichter nicht, auch wenn sie nicht Millionen sammeln! Durch deutsches Wort und Vorbild geben sie euch noch viel Wichtigeres. Und das wollte ich einmal sagen. Stiftet solche Jahrbücher, wie dieses, auch für andere Volksschichten, vergrößert sie. Füllet sie mit deutscher Kraft und Innigkeit, mit deutscher Treue, und werdet nicht müde, sie ins Volk zu bringen. Der Anfang hier ist klein, aber gut. Der Deutsche Schulvereinskalender greift schon weiter aus, aber führt den Plan ins Große, vermittelt denen, die bücherdurstig sind, aber zu arm, Bücher zu kaufen, das Beste und Passendste der deutschen Literatur. Und verdrängt damit das Lähmende, das Entheimende. das Verführende, „Gute Bücher“, „Schlechte Bücher“. Wer entscheidet das? Das deutsche Gewissen. Aber man muß es strenge halten. R.

Büchereinlauf.

Hubertusland. Von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Das Geheimnis der Lebenden. Roman von Claude Farrère. (Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening.)

Li oder Im neuen Osten. Von Alfons Paquet. (Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening.)

Der Weg durch die Nacht. Erzählung von Aage v. Kohl. (Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening.)

Allerseelentag. Erinnerungen von Heinrich Hansjakob. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Deutsches Novellenbuch. Zum Besten des Vereines für das Deutschtum im Ausland. Herausgegeben von Dr. Hermann Beuttenmüller. (Leipzig u. Berlin. Franz Moeser Nachf.)

Mein Leben und Streben. Von Karl May. (Freiburg i. Br. Friedrich Ernst Fehsenfeld.)

Heim und Herd. Deutsche Jugend- und Hausbücherei. Band 5: „Aus unseren Kolonien im Sonnenlande Afrika.“ (Lahr in Baden. Moritz Schauenburg.)

Das Wunder. Ein Volksstück aus Kärnten in 4 Akten. Von M. Brücken. (Graz. August Seeligs Nachf.)

ziehen zweifellos die Gastwirte, Hoteliers und die Alkoholverschleißer? Ein Land wie Österreich, dem es an Tuberkuloseheilstätten, vielfach an Krankenhäusern und ähnlichen Wohlfahrtseinrichtungen fehlt, kann nicht leichten Herzens auf eine halbe oder gar auf eine ganze Million verzichten, die dazu bestimmt war, Mängel zu mildern. Der Kongreß findet zur höheren Ehre Gott statt, aber ich zweifle, ob unser Herrgott mit der Verwendung der Million einverstanden ist — immer vorausgesetzt, daß das Gerücht auf Tatsachen beruht."

Wir haben Ihren Zeilen nichts hinzuzufügen, Herr Graf.

L. N., Wien. Das macht nichts. Bedenklicher ist eine andere Eigenheit. Die Deutschen pflegen in ihrer Sprache die Selbstlaute unrichtig auszusprechen. Anstatt an den Grenzen fest Wache zu halten, denken sie an die Festwoche. Anstatt die nationale Warte zu bauen, machen sie nationale Worte. Sie sprechen vom Wart, meinen aber den Wirt.

Richtigstellung. Das im Juliheft des „Heimgarten" besprochene Buch von A. Weghart heißt nicht, wie irrtümlich angegeben, „Aus eigener Kraft", sondern **„Aus neuer Kraft"**.

An unsere Leser.

Der „Heimgarten" hat es eigentlich schon lange nicht mehr nötig, zu Beginn eines neues Jahrganges ein Programm zu entwickeln: sein Name selbst ist ja eins. Aber kein engherziges, wie man zugeben wird. Und schreit vielleicht der eine oder der andere, der darin zu Worte kommt, hie und da zu laut, so schadet es auch nichts. Wir wollen bunt und farbig sein, wie es einem heimatlichen Garten geziemt, in dem Rosen, Nelken, Reseden und Mohn neben Küchenpflanzen wachsen; wir wollen kein lebenskräftiges Gebiet der Gegenwart vernachlässigen und auch manchen Blick in eine bald schöne, bald schlechtere Vergangenheit tun. Wir mischen Ernst und Heiter, Heimatliches und Fernes, voraussetzungslose Kunst und nachdenkliche Betrachtungen, und, wenn's sein muß, scheuen wir auch einen flotten Strauß — was in diesem Fall „Gefecht" bedeutet — nicht.

Denn wir sind unabhängig und auf kein ledernes Programm eingeschworen.

Der „Heimgarten" will ein Spiegel des Lebens sein, das Schönheit und Lust ist, aber auch Mühe und harte Arbeit.

Aber wem sagen wir damit Neues?

Und nun genügen ein paar Worte über das, was in der Manuskriptenlade darauf wartet, im nächsten Jahre ausgesät und ausgesetzt zu werden.

Peter Rosegger steuert nach wie vor „Heimgärtners Tagebuch" bei und auch sonst wird er manches Geschichtchen erzählen. Otto Ernst, Paul Keller, Fritz Müller-Zürich, Josef Wichner, der jubilierende Sechziger (um nur einige zu nennen) haben Schößlinge ihrer Kunst darzubieten. Daß sich Alexander Girardi und Emil Marriot einstellen werden, sei bloß angedeutet.

Von Hans Ludwig Rosegger erscheint u. a. eine umfangreiche Erzählung, „Der Golfstrom" betitelt; darin zieht er den Schleier von einer phantastischen, aber keineswegs unmöglichen Zukunft — aber mehr wollen wir davon vorerst nicht ausplaudern.

Marie zur Megede, die bekannte Romanschriftstellerin bringt die tiefernste Novelle „Ein Wort".

Genug! Wer so frohen und jugendlichen Mutes wie der „Heimgarten" in sein siebenunddreißigstes Lebensjahr tritt, der braucht nicht allzu viele Worte zu machen. Er weiß ja, daß, wer ihn kennt, ihn liebgewonnen hat und treu zu ihm hält.

Die Verlagshandlung.

(Geschlossen am 20. August 1912.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Köck. — Druckerei „Leykam" in Graz.